Friedrich Stadler (Hg.)

Vertriebene Vernunft I

Emigration und Exil
österreichischer Wissenschaft
1930–1940

LIT

Friedrich Stadler (Hg.)

Vertriebene Vernunft

Emigration – Exil – Kontinuität

Schriften zur zeitgeschichtlichen
Kultur- und Wissenschaftsforschung

herausgegeben von

Friedrich Stadler (Wien)

Editorial Board/Review Committee:
Mitchell G. Ash (Universität Wien)
Gary B. Cohen (University of Minnesota)
Christian Fleck (Universität Graz)
Malachi H. Hacohen (Duke University)
Margit Szöllösi-Janze (Universität München)

Band 1

LIT

Friedrich Stadler (Hg.)

Vertriebene Vernunft

Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930 – 1940

Mit einem neuem Vorwort

LIT

Gefördert durch den Zukunftsfonds der Republik Österreich und den Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus

ZukunftsFonds der Republik Österreich

NATIONALFONDS DER REPUBLIK ÖSTERREICH FÜR OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

Korrektorat: Tabitha Anna Teufel, B.A. Germanistik

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://dnb.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-643-66198-2 (PDF)
DOI: https://doi.org/10.52038/661982

© LIT VERLAG GmbH & Co. KG
Wien 2024
Garnisongasse 1/19
A-1090 Wien
Tel. +43 (0) 1-409 56 61 Fax +43 (0) 1-409 56 97
E-Mail: wien@lit-verlag.at https://www.lit-verlag.at

Auslieferung:
Deutschland: LIT Verlag, Fresnostr. 2, D-48159 Münster
Tel. +49 (0) 2 51-620 32 22, E-Mail: vertrieb@lit-verlag.de

VORWORT ZUR E-BOOK AUFLAGE

Als Herausgeber der *Vertriebenen Vernunft* freue ich mich, dass dieses Standardwerk zur österreichischen Wissenschaftsemigration 20 Jahre nach dem Erscheinen der Neuauflage im LIT-Verlag, die zugleich der Beginn der Buchreihe „Emigration – Exil – Kontinuität“ war, nunmehr auch als E-Book erhältlich ist. Damit ist eine globale Open-Access-Verfügbarkeit der beiden Bände im Umfang von 1700 Seiten in elektronischer Form gegeben, die mit der Option einer Suchfunktion für Namen und Sachen verbunden ist. So können neben der herkömmlichen Rezeption gezielte Forschungsfragen beantwortet werden, die im Zuge der wachsenden internationalen Emigrations- und Exilforschung eine wichtige Grundlagenarbeit ermöglichen.

Besonderer Dank für die Realisierung dieses Editionsprojektes gilt dem LIT Verlag für die Veröffentlichung dieser E-Books sowie dem „Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus“ und dem „Zukunftsfonds der Republik Österreich“ als Förderern dieses aufwändigen Vorhabens, das eine umfangreiche Arbeit in Form von Scannen und Redigieren mit sich brachte.

Es ist zu hoffen, dass mit dieser elektronischen Auflage der *Vertriebenen Vernunft* die einschlägige Forschung und Historiografie weiterhin bereichert wird. Gerade angesichts gegenwärtiger Krisen und kriegerischer Konflikte, die mit erzwungener Massenemigration verbunden sind, kann dieses dunkle Kapitel der Zeitgeschichte der Zwischenkriegszeit als eine Fallstudie und zugleich als Lehrstück für mangelnde Humanität und Toleranz dienen, auch wenn sich die Geschichte nicht im gleichen Maße wiederholt.

Univ.Prof..i.R. Dr.Friedrich Stadler

(Institut Wiener Kreis, Universität Wien / Wiener Kreis Gesellschaft)

INHALT

VORWORT ZUR NEUAUFLAGE 7

FRIEDRICH STADLER 9
Emigration der Wissenschaft — Wissenschaft von der Emigration. Ein ungeschriebenes Kapitel österreichischer Zeitgeschichte 9

METHODEN UND THEORIEN 43

JOSEF LANGER 44
Gesellschaftliche Rahmenbedingungen der wissenschaftlichen Emigration aus Österreich 44

IRENE ETZERSDORFER 53
Einige Überlegungen zur Theorie von „Oral History"-Interviews 53

DISZIPLINEN 65

HANS-JOACHIM DAHMS 66
Die Emigration des Wiener Kreises 66

JOHANNES REICHMAYR 123
„Anschluß" und Ausschluß. Die Vertreibung der Psychoanalytiker aus Wien 123

CHRISTIAN FLECK 182
Rückkehr unerwünscht. Der Weg der österreichischen Sozialforschung ins Exil ... 182

ANTON AMANN 214
Soziologie in Wien: Entstehung und Emigration bis 1938 214

KARL H. MÜLLER 238
Die Idealwelten der österreichischen Nationalökonomen 238

OLIVER RATHKOLB 276
Überlegungen zum Exodus der „Jurisprudenz" 276

FRITZ HAUSJELL 304
Österreichische Journalisten und Publizisten im Exil (1933/34 bis 1945). Eine Fallstudie. 304

JOHANN DVOŘAK 343
Die Emigration österreichischer wissenschaftlicher Intelligenz und die Wiener Volksbildung 1918 bis 1938 343

MICHAEL HUBENSTORF **359**
Österreichische Ärzte-Emigration 359

WILHELM FRANK **416**
Emigration österreichischer Technikerinnen und Techniker 416

FRAUEN **443**

EDITH PROST **444**
Emigration und Exil österreichischer Wissenschaftlerinnen 444

ZEITZEUGEN **471**

RUDOLF EKSTEIN **472**
Die Vertreibung der Vernunft und ihre Rückkehr 472

HANS FRIEDMANN **478**
Emigrant in Kolumbien 1938 bis 1947 478

KURT RUDOLF FISCHER **487**
Emigration nach Shanghai 487

EDUARD MÄRZ **499**
Erinnerungen 499

PAUL NEURATH **513**
Wissenschaftliche Emigration und Remigration 513

ERWIN TREBITSCH **538**
Emigration nach Australien 538

HILDE ZALOSCER **544**
Das dreimalige Exil 544

AUTORINNEN/AUTOREN **573**

NAMENSREGISTER **576**

VORWORT ZUR NEUAUFLAGE

Der vorliegende leicht gekürzte Reprint der Trilogie zur österreichischen Wissenschaftsemigration - *Vertriebene Vernunft* I und II, sowie *Kontinuität und Bruch* (im Verlag Jugend und Volk) - hat sich aus dem Bedarf und Bedürfnis ergeben, die seit vielen Jahren vergriffenen Ausgaben der breiteren Öffentlichkeit und Forscherinnengemeinschaft wieder zugänglich zu machen. Seit dem ursprünglichen Erscheinen der Bände im Jahre 1988 hat sich erfreulicherweise eine Weiterentwicklung der Erforschung des lange Zeit vernachlässigten Bereiches des Exils, der Emigration und Remigration im allgemeinen[1] und zur intellektuellen Emigration und Remigration im besonderen im internationalen Zusammenhang ergeben. Außerdem wurde eine „Österreichische Gesellschaft für Exilforschung" gegründet, welche die vielen Projekte, Initiativen und Dokumentationen bündelt und durch einschlägige Veranstaltungen inzwischen wirksam geworden ist. (vgl.: *http://www. exilforschung. ac.at).*

Auch im 1991 gegründeten Institut Wiener Kreis/Vienna Circle Institute (IVC) wurde der Schwerpunkt zur „forced intellectual migration" in Form von Veranstaltungen und Publikationen weitergeführt, (vgl.: *http://www.univie.ac.at/ivc/).*[2]

Die nunmehr wieder lieferbaren Bände entsprangen einerseits zwei Vorlesungsreihen am Wiener Institut für Wissenschaft und Kunst (IWK) seit Mitte der 1980er Jahre, die von Forschungsprojekten über Emigration und Exil der österreichischen Intellektuellen begleitet worden sind, welche durch das Wissenschaftsministerium finanziert wurden. Der zweite Band dokumentiert das große internationale Symposion „Vertriebene Vernunft" im Herbst 1987, welches aus Anlaß des 10-jährigen Bestehens des Ludwig Boltzmann-Instituts für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften (heute: für Geschichte und Gesellschaft) unter der Leitung von Erika Weinzierl zusammen mit dem IWK in Wien veranstaltet worden ist. Da diese Aktivitäten zufällig in den Kontext der sogenannten „Waldheim-Jahre" fielen, ergab sich auch eine außerwissenschaftliche zeitgeschichtliche Aktualität und Brisanz des vergessenen und verdrängten Phänomens der erzwungenen Emigra-

---

1Vgl. als Überblick.: Evelyn Adunka / Peter Roessler (Hrsg.), Die Rezeption des Exils. Geschichte und Perspektiven der österreichischen Exilforschung. Wien 2003.

2 Friedrich Stadler / Peter Weibel (eds.), The Cultural Exodus from Austria. Second revised and en- larged edition. Wien-New York 1995; Edward Timms / Jon Hughes (eds.), Intellectual Migration and Cultural Transformation. Wien-New York 2003; Friedrich Stadler u. a. (Hrsg.), Österreich und der Nationalsozialismus. Die Folgen für das intellektuelle Leben. Wien-New York 2004. Exil et retours d'exil. Quelles Contributions à la vie Culturelle, Politique, Scientifique de la Deuxieme Republique d'Autriche? Ed. par Paul Pasteur et Friedrich Stadler. Rouen 2004 (= Austriaca n" 56, 2003).

tion der österreichischen Intellektuellen sowie der nicht erfolgten Einladung zur Rückkehr der Vertriebenen durch das offizielle Österreich in der Zweiten Republik.

Als Initiator der entsprechenden Veranstaltungen und Projekte und Herausgeber der drei Bände freue ich mich einerseits über das wiedererwachte Interesse an der Thematik der Emigration und des Exils, andererseits über die Bereitschaft des LIT Verlages, diese schwer zugänglichen Werke wieder in erschwinglichen Studienausgaben den Lehrenden, Studierenden und interessierten Laien zugänglich zu machen. Zusammen mit der seit rund 25 Jahren erfolgten einschlägigen Forschung ergibt sich damit die Möglichkeit einer kritischen Bestandsaufnahme und Weiterentwicklung im internationalen Vergleich in der Hoffnung auf eine Renaissance dieses für die österreichische Identität unabdingbaren Themas und dessen entsprechender Förderung in Forschung und Lehre.

Wien, im Februar 2004
Friedrich Stadler

(Vorstand des Instituts für
Zeitgeschichte der Universität Wien,
wissenschaftlicher
Leiter des Instituts Wiener Kreis)
Friedrich.Stadler@univie.ac.at

FRIEDRICH STADLER

Emigration der Wissenschaft — Wissenschaft von der Emigration. Ein ungeschriebenes Kapitel österreichischer Zeitgeschichte

EINLEITUNG

Bis heute, fast fünfzig Jahre nach dem „Anschluß" Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland, konnte sich die Emigration und Exilforschung im allgemeinen und die Aufarbeitung der „intellektuellen Emigration" im speziellen aus mehreren Gründen im akademischen Wissenschaftsbetrieb nicht etablieren:[1]

- *Erstens* mangelt es an einer interdisziplinären Wissenschaftsgeschichte als Institution im Rahmen der österreichischen Zeitgeschichte — was im internationalen Vergleich wohl einzigartig ist.[2]
- *Zweitens* waren die Vertreter der arrivierten, universitären Wissenschaftsdisziplinen mit wenigen Ausnahmen bisher nicht bereit, ihre eigene jüngste Geschichte kritisch aufzuarbeiten.[3] Dies wird plausibler, wenn man um die personellen und institutionellen Kontinuitäten der österreichischen Kultur von der Ersten zur Zweiten Republik weiß.[4] So ist die historiographische Schlüsseldisziplin „Geschichtswissenschaft" in diesem Zeitraum als „nationale" Wissenschaft — im doppelten Sinn des Wortes — kaum hinterfragt worden.
- *Drittens* gab es im koalitionären Nachkriegs-Österreich kein partei- bzw. staatspolitisches Interesse an der sogenannten, jetzt wieder geforderten „Vergangenheitsbewältigung" zweier Faschismen, die Österreich heimgesucht haben. Die ausgebliebene Aufforderung des „offiziellen" Österreich an die Emigranten und Exilanten zur Rückkehr in ihre Heimat ist nur *eine* logische Folge dieser Österreich-Ideologie vor dem Hintergrund der gescheiterten Entnazifizierung und des Mythos' vom „Wiederaufbau" in der „Stunde Null".[5]
- *Viertens* bedeutete Emigration allgemein, und vorwiegend im kulturellen Bereich, *jüdische* Emigration als Konsequenz des Rassismus durch den aufkommenden und in der Folge herrschenden Faschismus. Das aktualisiert die lange verdrängte, zur Zeit wieder virulente Frage nach dem „hausgemachten" österreichischen Antisemitismus, der bereits lange vor 1938 in allen Formen vorhanden war.[6] Mit der Tabuisierung dieses — heute wieder

manifest gewordenen — Antisemitismus und mit dem Vergessen einer ganzen „versunkenen Welt“ wurde bisher in der Zweiten Republik im politischen Alltag wie auch auf Hochschulboden der Holocaust und der gesamte „Exodus der Kultur“[8] im wesentlichen ignoriert.

Fünftens blockiert eine restriktive Archiv-Politik jede systematische Historiographie. So ist der Zugang zu den einschlägigen Primärquellen für die Zeit von 1938 bis 1945 durch eine 40- bis 50-Jahr-Sperre mit wenigen Ausnahmen unmöglich, und es erhebt sich der Verdacht, daß der Hinweis auf den berechtigten Datenschutz im Bereich der Forschung prinzipielle Immunisierungsstrategien verschleiern soll.[8a]

Während in der BRD beispielsweise das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte „Projekt zur Sicherung und Erschließung von Quellen zur deutschsprachigen Emigration 1933/45“ im Rahmen eines eigenen Schwerpunktes „Exil und Emigration“ spürbare Forschungsgrundlagen lieferte,[9] ist es in Österreich am Vorabend zum 50. Jahrestag des „Anschlusses“ nicht möglich, ohne zeitraubende bürokratische Schikanen an die einschlägigen Archiv-Bestände zu gelangen. Beispielsweise ist das im Wiener Universitätsarchiv relevante Quellenmaterial 1938 bis 1945 zum Thema Universität und Nationalsozialismus durch rektorale Anweisung gesperrt, was eine globale Erforschung, so wie es in beeindruckendster Weise für die Universität Göttingen möglich war,[10] verhindert. Somit entsteht der Verdacht, daß mit einer derartigen Archiv-Politik nicht so sehr Personen und Daten geschützt werden sollen als eine „unangenehme“ Vergangenheit.

Im folgenden geht es auch um eine vorsichtige Annäherung an das in den Beiträgen variierte Leitthema der „Vertriebenen Vernunft“ angesichts eines bedauerlichen empirisch-faktischen und methodologischen Forschungsdefizits. Vor allem ist die Beschreibung der *österreichischen* Wissenschaftsemigration im Zusammenhang mit der deutschsprachigen[11] ein praktisch-politisches und theoretisches Problem, das auf den allgemeineren historischen Problembereich der österreichischen Nation und Identität verweist.[12]

Nicht zuletzt wurzelt die marginalisierte Emigrations- und Exilforschung in der österreichischen Wissenschafts- und Zeitgeschichte mit all ihren Stärken und Schwächen — z. B. mit nicht immer geführten Kontroversen, wie sie die bundesdeutsche Geschichtswissenschaft mit Öffentlichkeitswirkung erlebt.[13]

Eine häufig diagnostizierte „Wendezeit“ ist einem Projekt wie dem vorliegenden eher abträglich, doch liegt gerade im wissenschaftlich fundierten Aussprechen und Ansprechen wohlbehüteter Tabus und latenter Gegen-

sätze jenseits von persönlicher Schuldzuweisung und Denunziation eine große Chance auf eine noch ausstehende zeitgeschichtliche Psychohygiene.[14] Dieses könnte — nicht ohne aufklärerische Absicht — den inneren Widerstand brechen und den politischen Widerstand — jeweils gegen das Verdrängte im doppelten Sinn des Wortes — stärken.

Die Vernichtung und Vertreibung der Intellektuellen wird damit nicht zu einem isolierten historischen Ereignis reduziert, sondern verbleibt spürbarer und warnender Bestandteil unserer kollektiven Erinnerung mit der Fähigkeit, zu trauern, ohne zu vergessen.

1. FASCHISMUS, WISSENSCHAFT UND EXIL

Vor dem Hintergrund einer abgebrochenen Entnazifizierung im koalitionären Österreich des „Kalten Krieges“[15] wurde der Bereich „Wissenschaft und Faschismus“ in Alltag und Forschung allzu leicht zugedeckt.

Mit der entlastenden Moskauer Deklaration von 1943, die Österreich als erstes Opfer des Nationalsozialismus festschrieb, ist die anstehende Aufarbeitung dieses dunklen Kapitels österreichischer Zeitgeschichte mit alliierter Hilfe suspendiert worden.

Dadurch kam es einerseits zu einer staatspolitisch motivierten Überzeichnung des von vielen Seiten totgeschwiegenen österreichischen Widerstandes, andererseits zur Verdrängung der brisanten Bereiche „Emigration — Exil — Remigration“. Eine entsprechende Aufarbeitung hätte nämlich die ursächliche Miteinbeziehung der Frage nach der Zerstörung der Demokratie spätestens ab 1933/34 bedeutet, was einem harmonischen „Wiederaufbau“ zuwiderlief. Die stille Konvention blockierte zumindest eine schnelle angemessene Erforschung des „Austrofaschismus“ mit den ideologischen Korrelaten von politischem Katholizismus und Deutschnationalismus. Dem entspricht die offizielle Periodisierung der Zeitgeschichtsschreibung, die die Erste *Republik* mit dem 12. März 1938 enden läßt — auch wenn ein etwas deplatzierter „Ständestaat“ von 1934 bis 1938 herausgehoben wird.[16]

Noch immer dominiert eine kollektive Verdrängung des Wissens um die Massenvernichtung des Judentums sowie von Emigration und Exil von über 150.000 Österreichern — mit fatalen Folgen bis in die Gegenwart, in der das Österreich-Bild vom schuldlosen Opfer der nationalsozialistischen Aggression mit einem „Aufbruch aus dem Nichts“ im Jahre 1945 abzubröckeln droht.[17] Und die für das Jahr 1988 angesagten zahlreichen 50-Jahr-Gedenkveranstaltungen zum „Anschluß“ scheinen mit dem einzigen Fluchtpunkt 1938 unter

dem Eindruck eines vielschichtigen „Waldheim-Komplexes“ den Mythos des im März 1938 nur von außen zerstörten, im Mai 1945 jedoch von innen neu errichteten Österreich zu prolongieren.[18]

Diese Problematik berührt zugleich *einen* Aspekt des spezifisch Österreichischen bezüglich Emigration: die strukturell, d. i. ökonomisch, politisch, rassisch und religiös bedingte Emigration aufgrund des hausgemachten Rassismus und eines aufkommenden Faschismus bereits seit den 20er Jahren mit den traurigen Höhepunkten der gewaltsamen Ausschaltung des Parlaments am 4. März 1933 und der endgültigen Zerstörung der Demokratie nach dem 12. Februar 1934 durch die vereinigte Rechte und die Heimwehr.[19]

Im Zeitgeist nach 1945, zwischen „Befreiung“ und „Zusammenbruch“, konnte ein offener Antifaschismus mit Hilfe totalitaristischer Muster bereits wieder als „bolschewistisch“ diffamiert werden, während eine kulturelle Kontinuität klerikalkonservativer Eliten gesichert war: [20] Der zweite Faschismus übertünchte den ersten, womit die Zeitgeschichte mit begradigter Periodisierung konstruiert und sieben Jahre Krieg mit nationalsozialistischer Gewaltherrschaft als Werk fremder, böser Dämonen septisch ausgesondert wurden. Die Ent-Schuldung funktionierte durch politisch-moralische Projektion.

Eine besondere Problematik dieser fatalen Österreich-Ideologie ist ihre resistente Manifestation im Bereich der spärlichen Wissenschaftsgeschichtsschreibung.[21] Will man nicht in eine individualisierende Schuldzuweisungsautomatik verfallen — womit persönliche Verantwortung keineswegs aufgehoben werden kann —, dann muß die oben angedeutete globale Perspektive als sozioökonomisches, politisches und kulturelles Syndrom auf mehreren Ebenen fächerübergreifend behandelt werden. Zu diesem Zwecke sind biographische, institutionelle und kognitive Elemente im Rahmen einer Wissenschaftsgeschichte zu integrieren, die sich sowohl als Ideengeschichte wie auch als Historie, Psychologie und Soziologie des gesellschaftlichen Subsystems „Wissenschaft“ versteht. Nur eine derartige interdisziplinäre Ausrichtung würde dem bestehenden Forschungsdefizit begegnen und dem internationalen Standard entsprechen können, sodaß die ursächlich zusammenhängenden Bereiche „Faschismus — Wissenschaft — Emigration — Exil“ auch aus österreichischer Perspektive projektorientiert erforscht werden könnten.

Der vorhandene Rückstand in der Exilforschung zeigt sich auch in fehlenden kritisch-historischen Disziplinengeschichten. So wird die bewußte und unbewußte Verweigerung der Proponenten verschiedener universitärer Fächer zur Selbstdarstellung ihrer eigenen jüngsten Vergangenheit bislang nur von einigen, vor allem jüngeren Vertretern durchbrochen.[22] *Eine* Erklä-

rung dafür liegt in der angedeuteten Tatsache einer starken kulturellen Kontinuität, die sich gerade auf akademischem Boden in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg durch eine schul- und bewußtseinsbildende Dominanz auswirkte.[23]

Trotz unzweifelhafter Errichtung eines republikanischen Österreich nach der Zerschlagung des Faschismus durch die Alliierten mit Hilfe eines wenig entscheidenden österreichischen Widerstandes betrieben österreichische Politiker nach 1945 den „Wiederaufbau" eines Österreich vor 1938 — und nicht desjenigen vor 1933 —, was angesichts der großteils nicht remigrierten, weil nicht erwünschten, Österreicher konfliktfreier vollzogen werden konnte.

Und die anstehende Entnazifizierung wurde, wie bereits erwähnt, spätestens ab 1947 unter Mithilfe der Alliierten im Zuge von Kaltem Krieg und Marshall-Plan vom tagespolitischen Programm gestrichen. Auch das freiwillige „Ja" des staatstragenden Karl Renner zum „Anschluß" wurde in diesem Verdrängungszusammenhang nicht mehr problematisiert.

Die vorwiegend antidemokratische Lage auf Österreichs Hochschulen der Zwischenkriegszeit mit einem antisemitischen Kulturkampf gegen alle Formen des Liberalismus und Sozialismus durch sich konkurrenzierende „christlich-deutsche" und „deutschnationale" Gruppierungen[24] bereitete den Nährboden für die endgültige „Säuberung" der Hochschulen durch die neuen Machthaber im März 1938.[25]

Diese antidemokratische Sozialisation ganzer Disziplinen und Schulen wurde nach 1945 nicht kompensiert: Während eine konsequente Entnazifizierung auch auf Hochschulboden scheiterte,[26] verblieb die vertriebene wissenschaftliche Elite im Ausland und zusammen mit der vernichteten Vernunft in Vergessenheit.

Unter diesen Rahmenbedingungen vollzog die durch den deutschnationalen Historismus geprägte, vor 1938 „anschlußfreudige" österreichische Geschichtswissenschaft nach dem Kriege eine Wende zur staatsbürgerkundlichen Österreich-Ideologie.[27] Erst in den 60er Jahren wurde das Fach „Zeitgeschichte" von konservativer Seite immerhin institutionalisiert, sodaß sich in der Folge das bis heute dominierende Forschungsparadigma der Ersten Republik etablierte.[28]

Kontinuitäten deutschnationaler und klerikal-konservativer Ideologie lassen sich personell und kognitiv in der Philosophie, Germanistik, Volkskunde, Völkerkunde, Kunstgeschichte, Theaterwissenschaft oder im Bereich der Medizin — nicht zuletzt in ganzen Hochschulen nachweisen.[29]

Mit diesen provokanten, aber belegbaren Thesen soll nun keine plakative „Schwarz-Braun-Malerei" versucht werden, sondern das verschüttete

Bedingungsgefüge für den Nachkriegsdiskurs einer „nationalen Wissenschaft“ (in jedem Sinn des Wortes) vorsichtig rekonstruiert werden, um die weißen Flecken in der Emigrations- und Exilforschung plausibler machen zu können.

Dies läßt sich vielleicht deutlicher am — jetzt wieder akut gewordenen — Antisemitismus in Österreich veranschaulichen: Der traurige, spezifisch österreichische Beitrag zur Vertreibung und Vernichtung des österreichischen Judentums bis hin zur „Endlösung“ wird durch eine gemütlich-zynische Mentalität à la „Herr Karl“ von einem Großteil der Massenmedien und einem Teil der Politiker kommentiert.[30] Auch Sozialwissenschaftler leisten mit zweifelhaften Umfragen und Interpretationen problematische Beschwichtigungsarbeit.[31] Gleichzeitig werden die kausalen Bedingungen der Emigration und nicht erfolgter Remigration mitverdrängt, zur „quaestio non grata“ erklärt. Damit aber auch die konkrete Tatsache, daß von insgesamt 300.000 jüdischen Emigranten aus Mitteleuropa allein an die 150.000 bis zum Jahre 1943 aus Österreich wieder vertrieben wurden.[32]

Von der gesamtjüdischen Bevölkerung Österreichs im Jahre 1938 mit ca. 220.000 lebten — durch die nationalsozialistische Vernichtung und Vertreibung verursacht — im Frühjahr 1945 nur mehr 5816 Personen und nach 1945 nur mehr zwischen 8000 und 9000 in ihrer ursprünglichen Heimat[33] — eine kleine Gemeinde, die 50 Jahre nach dem „Anschluß“ in aller Öffentlichkeit wieder Vorurteile und Rassismus zu spüren bekommt, auch wenn eine großangelegte sozialwissenschaftliche Studie den Kern der „harten Antisemiten“ mit 7% als international unterdurchschnittlich präsentiert.[34]

Der jüdische Anteil an der Wissenschaftsemigration ist — der allgemeinen Emigration entsprechend — relativ hoch, obwohl eine definitive Quantifizierung aussteht.[35] Damit soll nur vorweg darauf verwiesen werden, daß auch die Erinnerung verbannt wurde und hierzulande die Motivation zur Erinnerungsarbeit angesichts der mit wirtschaftlichem und psychischem Profit für Tausende von Österreichern erfolgten Arisierungen und Massendeportationen gering ausfallen muß.[36]

Diese Mentalität des (Ver)Schweigens korrespondiert mit dem bereits erwähnten Forschungsdefizit. Durch eine fehlende bundesweite Schwerpunktsetzung in Verbindung mit der unbefriedigenden Archiv-Politik sind vereinzelte unkoordinierte Projekte die logische Folge, wofür neben finanziellen Problemen und bürokratischen Sachzwängen auch systematisches Verhindern bei der Erforschung einer vergessenen Republik in einer „Republik des Vergessens“ verantwortlich sind. Deshalb ist zu befürchten, daß im Jahre 1988 zwar viele, aber kurzatmige spektakuläre Aktivitäten zuungunsten einer langfristigen, projektorientierten Forschung dominieren werden. Wenn die Parolen von Politikern und Wissenschaftlern zur „Vergangenheitsbewälti-

gung“ ernst gemeint sind, könnte ihr wichtigster Beitrag dazu auch in einer Liberalisierung des Quellenzugangs für die zeitgeschichtliche Forschung liegen. Ein zweiter forschungspolitischer Schritt wäre die Installierung eines gesamtösterreichischen Projektteams „Emigration und Exil“ mit längerfristiger Finanzierung zur Erschließung einschlägiger in- und ausländischer Quellen mit anschließender historiographischer Aufarbeitung.

2. „VERTRIEBENE VERNUNFT“ GLOBAL — ÜBER EMIGRATION UND EXIL ÖSTERREICHISCHER WISSENSCHAFT

Die im Jahre 1983 — aus Anlaß des 50. Jahrestages der nationalsozialistischen Machtübernahme — geäußerte Feststellung, daß eine Gesamtdarstellung der deutschsprachigen wissenschaftlichen Emigration von 1933 bis 1945 genauso ausstehe wie eine Gesamtdarstellung der Geschichte der Emigration jener Zeit im allgemeinen,[37] ist fünf Jahre danach — trotz einzelner neuer Publikationen und Projekte[38] — im wesentlichen noch immer gültig. Dies gilt umso mehr für die österreichische Wissenschaftsemigration, die — analog zur literarischen — bislang unter die deutschsprachige subsumiert wurde und damit als genuines Forschungsprojekt nicht zur Debatte stand,[39] was auch eine Konsequenz aus der bereits kritisierten Periodisierung österreichischer Zeitgeschichte mit dem magischen Jahr 1938 ist — obwohl durch einschlägige Forschungen die politisch-kulturellen Zäsuren von 1927, 1933 und 1934 hinreichend dokumentiert sind[40] und auch die Phänomene „Austrofaschismus“ und „Nationalsozialismus“ langsam systematischer bearbeitet werden.[41]

Mit dem damals vorherrschenden ideologischen Klassenkampf wider den kritischen Geist und mit dem geistigen Anschluß zwischen 1934 und 1938 ergeben sich aber kausale Bedingungen für die rassisch, religiös, politisch und ökonomisch bedingte Vernichtung und Vertreibung.

Der schleichende Untergang der wissenschaftlichen Vernunft läßt sich seit Ende der 20er Jahre verstärkt rekonstruieren: [42] Hans Kelsen, Erwin Chargaff, Julius Tandler, Hilde Spiel u.v.a. verlassen das Land vor 1938 gleich manchen anderen wegen des antisemitischen Klimas und wegen des politischen Rechtsrucks. In diesen Prozeß des Ausschlusses bis zum „Anschluß“ fügt sich nahtlos die Rolle Österreichs als ungeliebtes Exilland nach Hitlers Machtübernahme, das bis zum Februar 1934 für die unwillkommene antifaschistische Intelligenz nur zu einem notwendigen Durchgangsland herabsank, während die klerikale und rechtsbürgerliche Presse die Bücherverbrennung am

10. Mai 1933 beklatschte: [43] „Das Land stieß ab, noch vor der Zeit, was es an Geist aus sich geboren hatte...“, schrieb der von diesen Zuständen selbst betroffene Jean Améry. Auf Hochschulboden erzwang der bis zu physischen Auseinandersetzungen eskalierende Rassismus mit antiliberaler Personalpolitik und gezielten Verhinderungen bei Habilitationen und Berufungen den freiwilligen und unfreiwilligen Weggang vorwiegend jüdischer Wissenschaftler(innen) bis zur endgültigen „Säuberung“ nach dem März 1938.[44] Die gesetzliche Untermauerung erfuhr die antidemokratische Hochschulpolitik mit der Verordnung des politischen Katholizismus, der allerdings spätestens seit dem Juli-Abkommen 1936 sukzessive in den Sog der katholisch-nationalen oder nationalsozialistischen stillen Mehrheit auf Hochschulboden geriet.[45] Ein weiterer Schlag gegen den noch verbliebenen Rest fortschrittlicher Intelligenz und demokratischer Wissenschaft erfolgte mit der Ausschaltung der Arbeiterbewegung und dem Verbot aller sozialdemokratischen Vereinigungen nach dem Februar 1934.[46]

Der öffentliche Applaus der ständestaatlichen Presse zur Ermordung des Philosophie-Professors Moritz Schlick, des Hauptes des weltberühmten „Wiener Kreises“, signalisierte die schleichende kulturelle Faschisierung und nahm die Diktion eines *Stürmers* oder *Völkischen Beobachters* vorweg — so etwa mit der Forderung nach einer „wirklich befriedigenden Lösung der Judenfrage“.[47]

Die Tatsache, daß ein Teil der geistigen Exponenten des Ständestaates, wie Othmar Spann und seine Anhänger, von den freudig begrüßten Machthabern selbst eliminiert wurden, verweist einmal mehr auf den Verblendungszusammenhang der „katholisch-nationalen“ Liaison.[48] Diese Spielart des Politischen Katholizismus wurde nach 1945 nicht zuletzt im Zuge des Innitzer-Renner-Komplexes und des Geistes der „Lagerstraße“ zugedeckt und ließ in nicht unproblematischer Weise auch diejenigen als Widerstandskämpfer und Opfer des Nationalsozialismus erscheinen, die zumindest ideologisch vor dem „Anschluß“ für die Zerstörung der demokratischen Wiener Volksbildung, der Schulreform wie auch der gesamten Sozial- und Kulturpolitik mitverantwortlich waren.

Die Vertreibung der verhaßten „verjudeten, liberalen Wissenschaft“[49] (Psychoanalyse, Austromarxismus, Wiener Kreis, Wiener Schule der Kunstgeschichte, Nationalökonomie und Rechtstheorie u.a.) zeigte irreparable Folgen dieses hilflosen „vaterländischen Kurses“ im Kräftespiel zwischen Mussolini und Hitler.[50]

Die gängige Praxis, alle im Jahre 1938 verhafteten, deportierten und emigrierten Österreicher zu antinazistischen Widerstandskämpfern ex post zu stilisieren, übergeht das klerikalfaschistische Potential,[51] wiewohl daraus

eine oft unterstellte Gleichsetzung von „Austrofaschismus“ und Nationalsozialismus als politisches Herrschaftssystem nicht folgt. Dies würde auch die Perspektive für den tatsächlichen authentisch-katholischen Widerstand und den humanistischen Antinationalsozialismus, wie er beispielsweise bei Ernst Karl Winter, Dietrich von Hildebrand oder Alois Dempf u.a. zu finden war, zu Unrecht verzerren.[52]

Für die endgültige Vertreibung des Geistes war schließlich der seit dem März 1938 in aller Eile durchgeführte Nachvollzug der in Hitler-Deutschland seit 1933 erfolgten gesetzlichen rassistischen Diskriminierungsmaßnahmen mit begleitenden Arisierungen verantwortlich, der die „Ostmark“ innerhalb kürzester Zeit zur intellektuellen Tabula rasa herabkommen ließ. Der kulturellen Gleichschaltung seit Beginn der 30er Jahre folgte mit zwingender Logik der Entäußerung die politische von innen und außen. Die Züge waren im wahrsten Sinne des Wortes abgefahren ...

Beim Versuch eine Quantifizierung österreichischer Wissenschaftsemigration stößt man erwartungsgemäß auf forschungsbedingte Grenzen, die auch die zahlenmäßige Erfassung der allgemeinen Emigration betreffen. So wenig es exakte Werte der „Auswanderung“ vor 1933 gibt, so unpräzise sind Zahlen für die Emigration von 1933/34 bis 1938.[53] Die Anzahl der vertriebenen Österreicher während der nationalsozialistischen Herrschaft von 1938 bis 1945 wird vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes mit ca. 130.000 angegeben, was im Vergleich zu anderen Statistiken eher nach oben zu korrigieren sein wird.[54]

Den größten Anteil am geistigen Exodus bildete auch in diesem Bereich, wie bereits angedeutet, die jüdische Bevölkerung, wobei hier selbstverständlich keine klaren Grenzen zwischen „orthodox“ oder „aufgeklärt-assimiliert“ gezogen werden können. Allein die Anzahl der von 1938 bis 1941 emigrierten jüdischen Bürger insgesamt signalisiert das ungefähre Ausmaß: Von den ab 1938 insgesamt 130.000 bis 150.000 Emigrierten sind es um die 128.000.[55] Die zunehmende Zernierung des nationalsozialistischen Machtbereiches stoppte schließlich mit dem Beginn der „Endlösung“ ab 1941 die letzten Möglichkeiten einer Auswanderung, was zwangsweise für die Betroffenen Verfolgung und Vernichtung bedeutete. Restriktive Aufnahmebedingungen der Einwanderungsländer verschärften die lebensbedrohliche Lage der Gegner des Nationalsozialismus. Emigration und Exil sind damit nicht ohne die Millionen Opfer des Faschismus zu behandeln — nicht ohne diejenigen, die den Weg über die rettende Grenze nicht mehr schafften oder aufgrund ihres aktiven oder passiven Widerstandes ihr Leben lassen mußten.[56]

Das gesamte Ausmaß der durch den Faschismus in Mitteleuropa verursachten jüdischen Emigration liegt im Bereich zwischen 300.000 und 500.000 Personen bei einem Anteil von ca. 30.000 „politischen Emigranten“ als aktive Regimegegner.

Eine erste personenbezogene Bestandsaufnahme dieser Massenauswanderung liefert das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933,* das mit 8 700 Kurzbiographien aus den Bereichen Politik, Wirtschaft, öffentliches Leben, Kunst, Literatur und Wissenschaft eine Elite-Auswahl aus 25.000 erfaßten Personendaten bietet.[57] Ein Österreich-Band für den kulturellen Bereich (Kunst, Wissenschaft und Literatur) ist für 1988 in Vorbereitung.[58] Bei all diesen Quantifizierungen ist zu bedenken, daß es sich erstens um eine Auswahl von vornehmlich arrivierten Persönlichkeiten handelt, daß mit dem Stichjahr 1933 (1934 für Österreich) eine große Anzahl rassisch und politisch bedingter Emigranten unberücksichtigt bleibt, und daß der österreichische Anteil in beiden Bänden einerseits erst vollständig herausgefiltert werden müßte, andererseits die eigentliche Wissenschaftsemigration zu ermitteln und durch fehlende Biographien zu ergänzen wäre.

Wenn also im folgenden der Versuch einer Quantifizierung österreichischer Wissenschaftsemigration unternommen wird, dann sind diese einschränkenden Auswahlkriterien genauso mit zu berücksichtigen wie die oft ignorierte Tatsache, daß eine zahlenmäßige Erfassung von Emigration und Exil wohl nur *einen* Aspekt dieser vielschichtigen Problematik erfaßt, der als objektive Spiegelung zwar notwendig ist, keinesfalls jedoch hinreichend das großteils leidvolle Phänomen angemessen beschreiben kann.

In einem 1986 begonnenen und vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung finanzierten laufenden Projekt „Österreichische Wissenschaftsemigration“[59] wird versucht, auf der Basis vorliegender Literatur und Archivmaterialien eine erste quantitative Bestandsaufnahme der einschlägigen Emigration, Exilierung und Remigration mit Hilfe von EDV und einem Abfrageprogramm zu liefern. Im Rahmen dieses Pilotprojektes konnte eine erste vorläufige Namensliste von 1670 dokumentierbaren österreichischen Wissenschaftlern(innen) erstellt werden, von der rund ein Drittel in Form von Kurzbiographien vorliegt.

Die Auswahlkriterien für „österreichische(r) Wissenschaftler(in)“ wurden bewußt großzügig gewählt, um über die rein universitär-akademische Emigration hinauszukommen. In diesem Sinne sind bisher alle Personen erfaßt, die — innerhalb der Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie und

in der Ersten Republik geboren — in der Zwischenkriegszeit vorwiegend in deutscher Sprache mehrere Jahre theoretisch-publizistisch wirkten und/oder bis 1938 an einer österreichischen Hochschule lehrten bzw. sich ebendort einen akademischen Grad erwarben. Damit konnten neben der universitären Elite auch diejenigen zahlreichen Personen aufgenommen werden, die auf österreichischem Boden haupt- oder nebenberuflich „wissenschaftlich" im weiteren Sinne in Studium, Forschung, Lehre und Publikation nachweisbar wirksam wurden und die insgesamt das ausmachen, was man heute euphorisch als „kulturelles Erbe" zur Image-Pflege instrumentalisiert.[60] Eine pragmatische, nicht immer klare Abgrenzung erfolgte also gegenüber ausschließlich politischer, literarischer und künstlerischer Arbeit, die sich aber bei vielen Emigranten — wie z. B. Friedrich Adler, Hermann Broch, Elisabeth Freundlich, Ernst Krenek — mit theoretischer Tätigkeit paarte bzw. überschnitt. Somit war für diese umfassende „intellektuelle Emigration" nicht nur die österreichische Staatsbürgerschaft, sondern auch ein deutliches, mehrjähriges Wirken im Lande bis 1938 ausschlaggebend.

Um das traurige Ausmaß dieses kulturellen Verlustes und Wissenschaftstransfers präziser ermitteln zu können, wird auch die jüngere Emigrantengeneration mitaufgenommen, die bis 1938 einen Hochschulabschluß nicht erreichte, wegen des aufkommenden Faschismus das Studium im Einwanderungsland fortsetzen mußte und dort wissenschaftlich-publizistisch weiterwirkte wie z. B. Kurt Rothschild , Egon Schwarz oder Felix Kreissler. Mit der Berücksichtigung der öffentlichkeitsrelevanten Sektoren Schule,[601] Volksbildung und vor allem Journalismus/Publizistik gelingt auch eine Erklärung dafür, daß die Berichterstattung über Emigration und Exil nach 1945 so schwach und mühsam angelaufen ist: ein Großteil der Journalisten remigrierte nicht mehr, und auch in diesem Bereich ist mehr Kontinuität als Bruch gegeben. Analog kann der verhältnismäßig hohe Anteil der Ärzteemigration bestimmt werden, ebenso wie die wenig beachtete Exilierung naturwissenschaftlich-technischer Intelligenz, was einen kaum kompensierbaren Verlust auch in wirtschaftlicher Hinsicht nach 1945 bedeutete.

Aufgrund einer repräsentativen Stichprobe von 304 Emigranten und Emigrantinnen wurden erste statistische Informationen von R. Kager aufbereitet: Für die *Remigration* ergibt sich eine Quote von 19,4% (für die deutschsprachige Emigration im Vergleich insgesamt ein Drittel),[61] sodaß nur jede(r) fünfte Österreicher(in) in seine (ihre) Heimat zurückgekehrt ist. Den größten Anteil von Remigranten gibt es bei Juristen, Rechtswissenschaftlern, Publizisten, Politikern und Beamten mit je 20 %. Die motivationalen Faktoren der Rückkehr sind vielfältig und stellen einen eigenen, bisher kaum erforschten Problembereich dar. Weiters auffallend an dieser ersten Auswertung ist die

Tatsache, daß der jüdische Anteil an der Emigration bei ca. 50 % liegt, während er bei der Remigration weniger als ein Drittel ausmacht. Vergleichsweise interessant ist demgegenüber die 100%ige Remigration z. B. bei katholischen Theologen. Innerhalb einzelner Berufssparten ist der Remigrationsanteil bei Künstlern, Theologen, Rechtswissenschaftlern mit über einem Drittel signifikant höher als bei vergleichbaren Sparten. Die niedrige Remigrationsquote gibt zu denken und fordert Erklärungen. Zu diesen zählt u. a. das bekannte Faktum, daß es eben keinen Aufruf des offiziellen Österreich mit Ausnahme des Wiener Kulturstadtrates Viktor Matejka an die Emigranten gab, in ihre Heimat zurückzukehren,[62] daß im Österreich des Kalten Krieges und des wirtschaftlichen „Wiederaufbaues" offenbar kein Platz für die exilierten Patrioten war, und daß der latente Antisemitismus — der auch vor der Sozialistischen Partei nicht haltmachte — im Verein mit klerikal-konservativer Eliten-Kontinuität im kulturellen Bereich für eine provinzielle Immunisierung sorgte. Nicht zuletzt gelang vielen Emigranten in ihrer neuen Heimat der gesellschaftliche und berufliche Aufstieg, der eine Rückkehr in die alte Heimat ausschloß, umso mehr, als sie meist zusätzlich mit bürokratischen Schikanen und der schmerzvollen Erinnerung an den Verlust von Verwandten und Freunden als Folge der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik verbunden war. Für die Mehrzahl der älteren Generation war jedoch eine Rückkehr allein aus physischen Gründen ausgeschlossen, was sie wahrscheinlich vor schlechten Erfahrungen bei der beruflichen Integration und Akkulturation bewahrt haben dürfte. Daß eine Rückwirkung durch Emigranten dennoch auf institutioneller und theoretischer Ebene erfolgte, läßt sich am Beispiel der Gründungen des „Institutes für Wissenschaft und Kunst" (1946)[63] sowie des „Institutes für höhere Studien" (1963)[64] demonstrieren, wodurch fortschrittliche Bildungsarbeit sowie Studien auf dem Gebiet der empirischen Sozialwissenschaften als Alternativen zur Arbeit an den konservativen Hochschulen realisiert wurden — u. a. durch Beteiligung „ehemaliger" Österreicher wie Ernst Fischer, Leo Stern bzw. Paul Lazarsfeld, Oskar Morgenstern. Auch wenn es durch verstärkte internationale Kontakte seit den 70er Jahren zu einem langsamen Modernisierungsschub im Bereich der österreichischen Wissenschaft gekommen ist, konnte der Verlust durch die ausgebliebene Remigration nicht mehr wettgemacht werden: Österreich blieb noch lange „geistige Provinz", wie es eine kritische Bestandsaufnahme der heimischen Hochschulen aus den Jahren 1965/67 andeutete.[65]

Alle diese nackten Zahlen über Emigration und Exil können nicht annähernd das Ausmaß des Leidens und Leides der Vertriebenen mit dem trivial-brutalen Alltag der „Auswanderung" und des Exils erfassen, womit der noch

weniger erforschte *qualitative Aspekt* in seiner Vielschichtigkeit und Verschiedenartigkeit angesprochen ist.

Über die allgemeine Misere des Emigrantendaseins — Kampf um Ausreise und Affidavits, existenzielle Bedrohung mit Verlust des Eigentums, Widerstand, Verfolgung und Vernichtung der Angehörigen, die Mühen der meist odysseehaften Transits bis zur Ankunft in einem Land mit fremder Sprache, die Reproduktion des Alltags zwischen Scheitern und Integration, zwischen wissenschaftlicher Karriere und beruflichem Abstieg — wissen wir nur allzu plastisch durch die Korrespondenz und autobiographischen Berichte der Betroffenen. Darüber kann auch die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß ein geringer Teil der Wissenschaftler(innen) eine berufliche Karriere erlebten, die sich durch die Internationalisierung ihrer Disziplin bereits *vor* der Emigration abgezeichnet hatte, wie dies beispielsweise bei Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld, Rudolf Carnap, Friedrich A. v. Hayek, Kurt Gödel, Anna Freud u. a. akademisch etablierten Wissenschaftlern(innen) der Fall war. Dagegen stehen unzählige tragische Biographien mit gescheiterter Rückkehr und mißlungener Akkulturation bis zum Suizid, was sehr stark vom Alter der Betroffenen oder von den spezifischen unterschiedlichen Bedingungen in den Aufnahmeländern abhängig war.

Beim Integrationsprozeß spielen *geographische Gegebenheiten* genauso eine Rolle wie *disziplinenspezifische Sozialisationsbedingungen* mit unterschiedlichen Formen wissenschaftlicher Kommunikation und nationaler, quotenbedingter Aufnahmekapazität.

Während die meisten westeuropäischen Länder bis zur nationalsozialistischen Okkupation typische kurzzeitige Durchgangsstationen des Flüchtlingsstromes waren, konnte beispielsweise in der Türkei durch den Modernisierungsversuch Kemal Atatürks von 1933 bis 1939 eine deutschsprachige „Bildungshilfe im Exil“ geboten werden.[66] Durch quotenfreie Einwanderungsmöglichkeit war — neben Palästina — Shanghai ein weiterer stark frequentierter Fluchtpunkt im asiatischen Bereich,[67] doch blieben insgesamt der angloamerikanische Raum (USA und GB) quantitativ größter Aufnahmebereich der europäischen (Wissenschafts-)Emigration.[68]

Obwohl bisher mehrere Publikationen, weniger zur intellektuellen Emigration aus österreichischer Sicht als über Emigration und Exil im allgemeinen nach geographischen Gesichtspunkten, vorliegen,[69] ist die Komplexität der nationalen Immigration erst mit Hilfe einer noch ausstehenden Wirkungsforschung zu ermitteln. Diese müßte den kulturellen Transfer inklusive Rückwirkung als dynamischen Prozeß sicherlich eingehender untersuchen, als es die vorliegenden Sammelwerke über den „transatlantischen Einfluß“ bio-

graphisch-disziplinär in Form eines vordergründigen „impact“ vermitteln können.[70] Denn hier sind externe und interne Faktoren des Wissenschaftsprozesses im Rahmen einer sozialhistorisch fundierten Historiographie mit zu berücksichtigen. Mit einer derartigen Methodologie müßten dann — die entsprechende Quellenbasis vorausgesetzt — diverse Elemente wie Biographien, Ideen- und Theoriendynamik, Institutionengeschichte in einem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang strukturgeschichtlich eingebettet werden, vor dessen Hintergrund Spezialuntersuchungen erst sinnvoll zugeordnet werden könnten. Exil als Lebensform[71] wird in einer so ausgerichteten Wissenschaftsgeschichte genauso integriert sein müssen wie einzelne Fallstudien[72] der psychosozialen Bedingungen des „geistigen Arbeiters“ in der Fremde. Wir wissen aus den Berichten der wissenschaftlichen Exilanten, wie stark Sprachverlust, veränderte Arbeitsbedingungen und wissenschaftlicher Paradigmenwechsel — vielleicht nicht so intensiv wie bei den Literaten — den Kampf um Identität und theoretische Orientierung sowie den Kampf um die Reproduktion des geistigen Arbeitens bestimmten. Die soziale und berufliche (Des)integration war zusätzlich eine Funktion des Lebensalters der Emigranten. Denn ein Großteil der Vertriebenen, besonders z. B. der Ärzte oder Rechtsanwälte, konnte die erlernten Disziplinen und den im Heimatland praktizierten Beruf nicht mehr weiter verfolgen. Sie mußten meist in nichtakademischen Sparten oder in anderen wissenschaftlichen Bereichen ihre Existenz[52] sichern.

Für eine Minderheit bedeutete das Exil jedoch *die* Chance des Lebens (Peter Drucker, Ernest Dichter, Charlotte Bühler, Karl Popper, Anna Freud, Ernst Gombrich u. a.), sofern nicht von vornherein ein politisch motiviertes Exil gelebt wurde, das mit der Überzeugung verknüpft war, nach der Niederlage des Faschismus in ein demokratisches Österreich zurückzukehren, wie dies zum Beispiel bei Engelbert Broda, Karl R. Stadler, Herbert Steiner der Fall war. In diesem Zusammenhang sind die einschlägigen Exil-Organisationen im Kontext der wissenschaftlichen Emigration kaum untersucht worden,[73] da die (partei-)politischen Exil-Gruppierungen (von Legitimisten, Katholiken, Sozialisten, Kommunisten) im Hinblick auf die Erhaltung und Wiedererrichtung einer österreichischen Nation eindeutig dominierten.

Was für das politische, literarische und künstlerische Exil bereits stärker aufgearbeitet ist, wäre somit analog für das Wissenschaftsexil nachzuholen. Als Themen bieten sich an: Sprache und Lebensform, Psychologie des Intellektuellen, Österreich-Bild und Österreich-Bewußtsein in Theorie und Praxis, Wissens- und Wissenschaftssoziologie des geistigen Arbeiters im Grundmuster von Ursachen — Verlauf — Folgen für das Herkunfts- und

Einwanderungsland sowie für die internationale Forschung. Dazu ist eine weitestgehende Methoden- und Disziplinenvielfalt erforderlich — von der klassischen Wissenschaftsgeschichte bis zur „Feldforschung“ und „Oral History“, die nunmehr — weil viel zu spät gestartet — aus Altersgründen langsam ihr unfreiwilliges Ende finden wird.

Der Tod einer Reihe von angesehenen österreichischen Wissenschaftlern in letzter Zeit (Karl Menger, Gustav Bergmann, Hans Motz u. a.) sollte das verschuldete Dilemma einer verspäteten Dokumentation und Erforschung des österreichischen Exils signalisieren, ein Manko, das begleitet ist von der Mentalreservation eines Teils der Politiker und auch der Bevölkerung gegenüber Emigranten und Exilanten mit dem gängigen absurden Vorwurf der „freiwilligen Auswanderung“ und „Fahnenflucht“.[75]

Unter solchen Vorzeichen ergibt sich eine schiefe Optik der tatsächlich stattgefundenen „inneren Emigration“ als eines legitimen stillen Protestes gegen das totalitäre Regime, wie sie z. B. beim Physiker Hans Thirring oder beim Philosophen Viktor Kraft der Fall war. Diese Oppositionellen aus humanistischen, theoretischen und politisch-ideologischen Motiven mit Verlierern innerfraktioneller Machtkämpfe im Nationalsozialismus oder von ausgeschalteten Vertretern austrofaschistischer Ideologie gleichzusetzen, wäre fatal und jeder politischen Bildung abträglich. Dessen ungeachtet gilt es, tatsächlichen Gesinnungswandel gegenüber dem Faschismus unter dem Schock nationalsozialistischer Herrschaft anzuerkennen und jede Form des — wenn auch verspäteten und erfolglosen — Widerstandes als Beitrag für ein demokratisches Österreich herauszustreichen. Dies wird global auch für die Rolle der Zweiten Republik als Einwanderungs- und Asylland zutreffen, obwohl die offizielle Selbstdarstellung nicht immer mit Ergebnissen der sozialwissenschaftlichen Forschung übereinstimmt.[76] Tatsache ist, daß das staatspolitische Selbstverständnis gerade im Hinblick auf die „Vergangenheitsbewältigung“ *auch* an Österreichs heutiger Politik gegenüber Minderheiten und Fremdarbeitern, Durchwanderern und Einwanderern — und nicht zuletzt gegenüber Remigranten — gemessen wird, die insgesamt nachweisbar mehr oder weniger stark vom Idealzustand entfernt ist.

Auch ein zweites, anscheinend widersprüchliches Phänomen gehörte ausgelotet: nämlich jenes des vorurteilsbelasteten ewigen Klischees gegenüber Emigranten, das in dem gängigen Vorwurf gipfelt, diese hätten es „im sicheren Ausland gut gehabt“.

Damit wird bis zum Zynismus der unverrückbare Zusammenhang von Ursache und Wirkung verdreht. Denn allen Emigranten und Exilanten war eines gemeinsam: Letzten Endes haben sie — erzwungen oder unfreiwillig —

als Folge ihrer Gegnerschaft zum Faschismus aus politischen, rassischen, humanistischen und religiösen Gründen ihre Heimat verlassen, verlassen müssen. Daß in diesem Zusammenhang Exil und Emigration auch mit politischer und wissenschaftlicher Chance verknüpft sein konnte, ändert nichts an dieser Grundsituation, der durch den Faschismus vernichteten und vertriebenen Vernunft. Schließlich ist die Tatsache, daß bestimmte Disziplinen — wie z. B. die Psychologie — unter dem Nationalsozialismus geradezu einen Aufstieg erlebten,[77] eine wenig beachtete Kehrseite der nicht erfolgten Wissenschaftsemigration, womit sich der Kreis „Faschismus — Wissenschaft — Emigration und Exil“ im Hinblick auf eine zukünftige Historiographie schließt.

3. „VERTRIEBENE VERNUNFT“ KONKRET — BEMERKUNGEN ZU DEN BEITRÄGEN

Die vorliegenden Beiträge zur österreichischen Wissenschaftsemigration entsprechen in ihrer Vielfältigkeit und Verschiedenartigkeit dem beschriebenen inländischen Forschungsstand und sind eine erste Bestandsaufnahme der Geschichtsschreibung über „Vertriebene Vernunft“.

Sie stellen mosaikartige Annäherungen an ein allzu lang tabuisiertes Thema mit wissenschaftlicher und politischer Relevanz dar. Dabei signalisiert die Herausarbeitung des spezifisch Österreichischen keinen provinziellen Nationalismus, als vielmehr einen historiographischen Nachholbedarf und eine schwerpunktartige Ergänzung internationaler Forschung. Denn die bereits in der Zwischenkriegszeit begonnene Internationalisierung der Wissenschaften ist selbst Teilaspekt der hier beschriebenen Emigration, die letztenendes auch in einen größeren Zusammenhang von kulturellen Migrationen im 19. und 20. Jahrhundert gestellt werden müßte. Daß der durch Faschismus und Nationalsozialismus bedingte Brain-drain — die Emigration und Exilierung ganzer Wissenschaftsgenerationen — einen traurigen Höhepunkt darstellt, steht außer Debatte.

Auf dieser Basis ist allen Beiträgen gemein, daß das Ausmaß des Verlustes genauso zu denken gibt, wie die verpaßte Chance der Zurückholung der vertriebenen Intellektuellen. Als Kehrseite dieses Phänomens verbleibt das traurige Fazit einer bisher wenig beachteten kulturellen Kontinuität, welche das geistige Klima dieses Landes bis zur Gegenwart bestimmte. Damit blieb ein Verdrängungssyndrom wirksam, das fortschrittliche und experimentelle

Formen in Wissenschaft, Literatur und Kunst gleichermaßen als „Verlust der Mitte“ wirksam bekämpfte.[78] In dieser Tradition ist das heute wieder auftauchende Vokabular einer „entarteten Kultur“ weiteres Indiz für geistige Intoleranz und kleinbürgerlich-reaktionäre Zensur-Mentalität mit mehr oder weniger offenem Antisemitismus.[79] Womit der Bogen von der Ersten zur Zweiten Republik gespannt bleibt und die Gegenwartsrelevanz der scheinbar so entrückten Vergangenheit einmal mehr zum Bewußtsein kommt.

Eine globale gesellschaftliche Perspektive der österreichischen Wissenschaftsemigration umreißt *Josef Langer* in seinem Beitrag, der als methodologische These zur Diskussion steht. Mit dieser Sicht des historischen Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft wird die Frage des Zusammenhangs der Emigration vor und nach 1945 genauso akut wie die politischen, ökonomischen und soziokulturellen Bedingungen derartiger Migrationsprozesse seit Absolutismus, Aufklärung, Reformation und Gegenreformation. Das gesellschaftliche System Wissenschaft kann somit als Resultat des Verhältnisses von niedriger/hoher Kultur bzw. Technologie zwischen Isolierung und Elitarismus beschrieben werden.

Einen zweiten aktuellen methodologischen Impuls liefert *Irene Etzersdorfer* mit kritischen Überlegungen zur „Oral History“ als Teil der Emigrations- und Exilforschung: Die psychoanalytisch fundierte Hinterfragung des Subjekt Objekt-Verhältnisses in Zeitzeugen-Interviews führt zu einer dynamischen Betrachtung von „Quelle“ und „Forscher“, wie sie die Ethnomethodologie bereits schulenbildend formuliert hat. Damit wird zugleich der „subjektive Faktor“ der Exil- und Emigrationsforschung thematisiert: Die in diesem Band versammelten *autobiographischen Berichte* dokumentieren plastisch und bewußt persönlich als Ergänzung und Kontrast zu den übrigen disziplinenorientierten Beiträgen einerseits die subjektive Betroffenheit, andererseits die verschiedenen individuellen Erfahrungen je nach Alter, Ausbildung, Einwanderungsland und Form der Rückkehr. Vor dem Hintergrund des gemeinsamen Schicksals der unfreiwilligen Vertreibung kristallisieren sich die verschiedensten Aspekte persönlicher Schicksale: Der Psychoanalytiker *Rudolf Ekstein* vermittelt das fast zum Alltag gewordene Hin und Her zwischen zwei Sprachen und Ländern, zwischen alter und neuer Heimat und zwischen den geistigen Wiener Wurzeln vom Wiener Kreis bis zur Psychoanalyse. Informative Impressionen über das Exil in Shanghai liefert *Kurt R. Fischer,* der via USA als Philosoph eine späte Remigration nicht ohne schmerzvolle Erlebnisse bis zur Gegenwart vollzogen hat.

Der Chemiker *Hans Friedmann* ist Vertreter der wenig erforschten Emigration nach Südamerika und Beispiel für eine unter schwierigsten Bedingun-

gen vollzogene, politisch motivierte Rückkehr mit letztenendes beruflicher Integration.

Die Erinnerungen des Nationalökonomen Eduard März sind — knapp vor seinem Tod — letzte schriftliche Dokumente einer sich langsam abzeichnenden Emigration in die USA (über die Türkei). Sowohl die dortige Akkulturation des linken Sozialwissenschaftlers als auch die volle universitäre Integration in Österreich mißlang aus politischen und theoretischen Gründen. Trotzdem konnte März hier in Österreich vor allem über die Wiener Arbeiterkammer eine Reihe von Sozialwissenschaftlern sozialisieren und damit zusammen mit seinen einschlägigen Publikationen zumindest indirekt wirksam werden — wobei er sein eigenes Schicksal selbst als positive Ausnahme im Vergleich zur Masse der ausgewanderten Wissenschaftler(innen) empfand. Der Soziologe *Paul Neurath* präsentiert — trotz KZ-Erlebnissen — den Typus einer wissenschaftlich gelungenen Karriere mit erfolgreichem Pendeln zwischen USA und Österreich als Gastprofessor. Die vorsichtige Rückkehr des nach Australien über Shanghai emigrierten *Erwin Trebitsch* verweist auch auf das allen bisherigen Zeitzeugen gemeinsame Problem jüdischer (R)Emigration zwischen gesellschaftlicher Assimilation und Konfrontation. Den mißlungenen Versuch von Rückkehr und beruflicher Integration zeigt schließlich drastisch der Bericht der erstmals nach Ägypten ausgewanderten Kunsthistorikerin Hilde Zaloscer. Allein die schmerzvollen Erfahrungen dieser international anerkannten Wissenschaftlerin sollten Anlaß genug sein, über die *heutige* (Ab)Normalität unserer Kultur nachzudenken.

Die *disziplinenorientierten Beiträge* behandeln mit unterschiedlichen Methoden und Fragestellungen fachspezifische Aspekte der österreichischen Wissenschaftsemigration.

Vom kontinuierlichen Zerfall des weltberühmten Wiener Kreises des Logischen Empirismus seit Beginn der 30er Jahre berichtet der Beitrag von *Hans-Joachim Dahms.* Dieser Ausverkauf einer ganzen Philosophie- und Wissenschaftstradition, die mit den Namen Moritz Schlick, Rudolf Carnap, Otto Neurath, Friedrich Waismann, Karl Menger, Kurt Gödel, aber auch Ludwig Wittgenstein und Karl Popper untrennbar verbunden ist, zeichnete sich bereits mit Beginn der 30er Jahre und mit der Auflösung des Popularisierungsorganes des Kreises, nämlich des „Vereins Ernst Mach“, nach dem Februar 1934 ab und erreichte mit der bereits erwähnten Ermordung von Moritz Schlick am 22. Juni 1936 seinen traurigen Höhepunkt; die letzten Vertreter dieser wissenschaftlichen Weltauffassung mußten dann nach dem „Anschluß“ das Land verlassen. Geblieben sind in Österreich schwache Spuren, zurückgekommen ist kein Mitglied des Wiener Kreises, während die Wiener

Philosophie an christliche Weltanschauungslehre und idealistische Systemphilosophie der Zeit vor 1945 und 1938 anknüpfte. Mit dem irreparablen Exodus des Wiener Kreises verbunden war auch der Transfer der enzyklopädischen Unity of Science-Bewegung und der von Otto Neurath im „Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum“ entwickelten „Wiener Methode der Bildstatistik“, die im holländischen und englischen Exil weiterentwickelt wurde und heute zum internationalen Standard visueller Kommunikation zählt. Wie in vielen anderen Fällen war auch hier Österreichs Verlust der Gewinn der Aufnahmeländer, vor allem Großbritanniens und der USA, wo einerseits die „Philosophie der normalen Sprache“, andererseits die analytische Wissenschaftstheorie („philosophy of Science“) starke Impulse empfing. Der verspätete Reimport dieses geistigen Potentials fand erst in den letzten zwei Jahrzehnten statt und ist noch immer von einem Nachholbedarf im Vergleich zur internationalen Diskussion gekennzeichnet.

Die En-bloc-Exilierung der Wiener psychoanalytischen Bewegung unter Sigmund Freud mit über siebzig Personen wird in dem materialreichen Beitrag von *Johannes Reichmayr* rekonstruiert. Als Feindbild der bürgerlichen Kultur ist diese provokante Richtung schon seit der Jahrhundertwende massiv bekämpft und seit den 30er Jahren sukzessive in die Defensive gedrängt worden, wobei vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen antisemitischen Repression nach 1934 und 1938 auch die politische Innenperspektive dieser internationalen Gruppierung zwischen Anpassung und Widerstand thematisiert wird. Der „Zerstörung einer Zukunft“ nach dem „Anschluß“ folgte schließlich der totale Auslöschungsprozeß gegenüber „seelenzerfasernder Psychoanalyse“. Durch den hohen Internationalisierungsgrad reüssierte ein Großteil der Emigranten vor allem im angloamerikanischen Bereich. Der dramatische Kampf um die Ausreise wird schließlich in betroffen machender Detailliertheit und persönlicher Tragik durch zwei Briefe von Adolf Josef Storfer an Fritz Wittels illustriert, in denen es um die gescheiterte Ausreise in die USA geht.

Mit dem vernachlässigten Gesichtspunkt der — fast systematisch — verhinderten Remigration österreichischer Sozialwissenschaftler(innen) — Soziologie und Sozialforschung — beschäftigt sich auf neuer Quellenbasis *Christian Fleck.* Damit wird auch die Frage der kulturpolitischen Vereinnahmung österreichischer Wissenschaft durch neuere historische Ausstellungen und Symposien angerissen, in denen die sozialen Entstehungsbedingungen im Hinblick auf eine fremdenverkehrsträchtige Vermarktung gerne verschwiegen werden. Im Rahmen externalistischer Wissenschaftsgeschichte wird die Rolle der Soziologie im übrigen Fächerkanon und das Verhältnis von Metropole und Provinz als Erklärungsmodell für Emigration ver-

sucht, was bei der gängigen Wien-Zentrierung eine verdienstvolle Ergänzung darstellt. Eine thematische Analyse des Lehrangebotes der Wiener Universität vermittelt die Einsicht, daß die entscheidenden soziologischer Innovationen vor allem außerhalb der Universität zu finden waren.

Die Emigration traf noch kein ausdifferenziertes Fach und stellte somit den Verlust einer zukunftsweisenden Disziplin in statu nascendi dar. Am Beispiel der abwehrenden Politik des österreichischen Unterrichtsministeriums mit Fallbeispielen (Karl Bühler) wird schließlich die praktische Unmöglichkeit einer geschlossenen Rückkehr der emigrierten Sozialwissenschaftler demonstriert.

Eine schwerpunktartige Analyse der Wiener Soziologie in ihrer Entwicklung bis zur Emigration 1938 liefert *Anton Amann* am Beispiel der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Wiener Universität. Die Durchsicht des einschlägigen Lehrangebotes ergibt eine breit gefächerte Palette einer noch nicht institutionalisierten Soziologie mit langsam wachsender kognitiver Identität, wobei — wie im Beitrag von Fleck — die außeruniversitären sozial-liberalen Zirkel und Bildungsvereine im „Roten Wien“ als mindestens ebenso bedeutsam klassifiziert werden. Mit der Zerschlagung der Fakultät nach dem 12. März 1938 wurde die geistige Austrocknung mit der Konsequenz vollzogen, daß hier eine im Aufbau befindliche moderne Sozialwissenschaft in ihren Wurzeln verlorenging und sich im Ausland als Disziplin mit Weltgeltung etablieren konnte. Im Ursprungsland dagegen mußte auch nach dem Kriege das Erbe von „Universalismus und Faschismus“ erst langsam bewältigt werden.

Während also die Ständestaat-Ökonomen um Othmar Spann das universitäre Feld der Zwischenkriegszeit dominierten, kam es zu einem kontinuierlich erzwungenen „Export“ der austromarxistischen und liberalen Traditionen (von Helene und Otto Bauer, Karl Polanyi, Otto Leichter bis Ludwig Mises, Gottfried Haberler, Oskar Morgenstern u. a.), nach 1934. Und auch in diesem Falle kann von einer verhinderten Rückkehr gesprochen werden, was eine parlamentarische Anfrage im Sommer 1987 im österreichischen Nationalrat, warum es keine österreichische Schule der Nationalökonomie mit Weltgeltung gäbe, in einem makaber-zynischen Licht erscheinen läßt.

Diesen für Österreich verlustreichen Prozeß analysiert *Karl H. Müller* mit institutionellen und ausführlichen kognitiven Informationen zu den exilierten sozialistischen und liberalen Schulen, und nicht zuletzt zur Physiognomie des Spann-Kreises. Diese Verknüpfung von Inhaltsanalysen und gesellschaftlichen Faktoren ermöglicht eine präzisere Erfassung des tatsächlichen Ausmaßes des verlorenen geistigen Potentials, aber auch die genauere wirkungs-

geschichtliche Perspektive bis in die Zweite Republik, z. B. in bezug auf das wiedererrichtete „Institut für Konjunkturforschung“.

Da die Sozialwissenschaften, wie bereits erwähnt, in der Zwischenkriegszeit auf den Hochschulen nicht explizit institutionalisiert waren, gibt es keine klaren Grenzen, sondern vielmehr fließende Übergänge zwischen den Fakultäten.

So finden sich bei der rechts- und staatswissenschaftlichen Emigration, die *Oliver Rathkolb* als Eliten-Studie im soziopolitischen Kontext versucht, auch Namen, die bei der Philosophie, Soziologie und Ökonomie genannt werden. Am Beispiel einer Gruppe von 48 Emigranten gelingt eine präzise Differenzierung nach verschiedenen soziologischen und theoretischen Kriterien: Auswanderungsländer, Arbeitsgebiete, Ausbildungsschwerpunkte, parteipolitische Sozialisation und Remigration. Die Wirkungsgeschichte wird anhand von „Political Science“, „Social Science“ und „International Affairs“ kollektivbiographisch und am Beispiel einzelner bekannter Fachwissenschaftler wie Eric Voegelin, Hans Kelsen, Felix Kaufmann, Josef Dobretsberger behandelt, während sich die sensible Frage nach der „inneren Emigration“ im Hinblick auf die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät in den Jahren 1938 bis 1945 aufdrängt. Dabei ist als signifikantestes Ergebnis die Tatsache herauszustreichen, daß die vom Nationalsozialismus Entlassenen, aber im Lande Gebliebenen nach 1945 zum „Wiederaufbau“ der Fakultät herangezogen wurden.

Die statistisch ausgerichtete Fallstudie zur Exilierung österreichischer Journalisten und Publizisten von *Fritz Hausjell* bietet eine erste Annäherung an dieses für den kulturellen und politischen Alltag relevante Thema.

Dabei wird die geringe Präsenz von Exiljournalisten in der österreichischen Tagespresse der ersten Nachkriegsjahre ermittelt und festgestellt, daß über ein Drittel der in den Jahren vor 1945 Tätigen ihre journalistische Praxis im Nationalsozialismus und Faschismus ausgeübt hatten. Im Rahmen einer quantitativen Analyse von 172 Personen — nach Geschlecht, Alter, Tätigkeit vor der Emigration, Religion, politische Position, Österreich als Immigrationsland 1933, Exilwege, Remigration und Nichtrückkehr — können wichtige Ergebnisse dieser detaillierten und materialreichen Studie nur angedeutet werden: Der größte Teil der Emigranten waren meist jüngere jüdische Journalisten mit sozialdemokratischer und kommunistischer Ausrichtung, wobei ein Drittel bereits nach 1933/34 als Folge des Dollfuß/Schuschnigg- Regimes ins Exil ging und über Umwegen in den USA landete. Ebenfalls rund ein Drittel kehrte wieder nach Österreich zurück, von ihnen ist die Mehrheit den Linksparteien zuzurechnen. Zur weiteren Erforschung dieses vernachlässigten Problembereichs wäre auch hier eine systematische Einbindung der

heutigen universitären Publizistik und Kommunikationswissenschaft erforderlich, nicht zuletzt, um demokratische Traditionen des österreichischen Journalismus als politische Leitbilder und Identifikationsfelder herauszustreichen.

Die international anerkannte Wiener Volksbildungsbewegung wurde mit dem 12. Februar 1934 zerstört und damit auch eine funktionierende umfassende Bildungsarbeit „von unten" unter Mitwirkung hervorragender Wissenschaftler(innen) wie Karl und Charlotte Bühler, Alfred Adler sowie Mitgliedern des Wiener Kreises u. v. a.

Von diesem vergessenen Zusammenhang zwischen fortschrittlicher Intelligenz und Volkshochschulen ausgehend, zeichnet *Johann Dvořak* trotz vorgegebener schmaler Quellen- und Literaturbasis die Entwicklungslinien einer diesbezüglichen Exil- und Emigrationsforschung am Beispiel der Wiener Volkshochschule „Volksheim".

Der „Ständestaat" sorgte auch in diesem Bereich für eine „Säuberung" der wissenschaftlich orientierten Volksbildung im Sinne christlich-deutscher Ideologie, die als Vorarbeit für die Gleichschaltung durch die Nationalsozialisten diente, sodaß ein Großteil der Dozenten vor 1938 auch nach dem März 1938 weitere Verwendung finden konnte. Damit wird auch klar, daß die Emigration der Wiener Volksbildung — wie auch der Schulreformbewegung — im Rahmen einer noch ausstehenden Sozialgeschichte der Intellektuellen geschrieben und im institutionellen Bildungsdreieck Schule — Volkshochschule — Hochschule konkretisiert werden muß.

Ein völlig vernachlässigtes Forschungsthema ist — besonders seit dem Tode des im englischen Exil gewesenen Engelbert Broda[80] — die technische und naturwissenschaftliche Emigration und ihr gesellschaftspolitischer Hintergrund.

Während es im Zuge der Vorbereitungen für diesen Band trotz vielfacher Bemühungen leider unmöglich war, eine(n) Vertreter(in) für die Naturwissenschaften zu finden,[81] konnte zumindest für die Technik der zurückgekehrte Emigrant *Wilhelm Frank* gewonnen werden, der das Ausmaß des Verlustes am Beispiel von acht biographischen Skizzen exemplarisch andeutet. Die wissenschaftliche Würdigung dieser großteils berühmten Emigranten und einer Emigrantin — nämlich Karl von Terzaghi, Richard von Mises, Hilda Geiringer, Alfred Basch, Walter Goldstern, Emanuel Rosenberg, Johannes Grabscheid, Franz Doppler — läßt das Fehlen einer Zeitgeschichte der technischen Wissenschaften — und der Naturwissenschaften — nicht zuletzt mit Blick auf den wirtschaftlichen Aderlaß als noch schmerzlicher und unverständlicher erscheinen. Als Ergebnis müßte das Thema „Technische Intelligenz im Exil" umfassend dargestellt werden, wie es ansatzweise für die Emigration deutsch-

sprachiger Ingenieure nach Großbritannien geschehen ist.[82] Eine solche interdisziplinäre Wissenschaftsgeschichtsschreibung kann jedoch nur in dem eingangs erwähnten institutionalisierten Rahmen in Zusammenarbeit mit den entsprechenden Instituten und Archiven realisiert werden.

Die quantitativ umfangreiche und qualitativ folgenreiche österreichische Ärzte-Emigration wird in einem größeren zeitlichen und geographischen Zusammenhang — wider eine lokalpatriotistische Nachkriegs-Historiographie — von *Michael Hubenstorf* auf breiter Literatur- und Quellenbasis beschrieben. Aufgrund der Emigration von vielen tausenden Ärzten aus Mitteleuropa — davon ca. 3000 aus Österreich — verschwindet auch die Einteilung in medizinische Wissenschaftler, Psychiater, Psychotherapeuten und praktisch tätige Ärzte, die das Land in den drei skizzierten Perioden (vor 1933, 1934 bis 1938 und nach 1938) aus ökonomischen, politischen und rassischen Gründen schon seit Beginn der Ersten Republik verlassen mußten. Die universitären, antisemitisch gefärbten Ausschließungsmechanismen verschärften sich mit der ökonomischen Krise und favorisierten „vaterländische“ und deutschnationale Mediziner gegenüber liberalen, sozialistischen und/oder jüdischen Fachkollegen. Mit der austrofaschistischen Machtübernahme beginnt vor allem die Emigration linker Ärzte — neben dem Abgang einiger Nationalsozialisten und einer katholischen Immigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland. Der Einmarsch deutscher Truppen in Österreich und die nationalsozialistische Machtübernahme führten schließlich zur größten Vertreibung von Ärzten von österreichischem Boden, die von Selbstmord, Konzentrationslager oder innerer Emigration zwangsweise begleitet war. Von den Wiener medizinischen Hochschullehrern emigrierten rund ein Drittel, von welchen mehr als die Hälfte schließlich in den USA landeten, womit die österreichische Medizingeschichte und Sozialmedizin praktisch auf einen Schlag exiliert wurden. Die wenig bekannten berufsspezifischen Exil-Organisationen stellten für viele Ärzte eine geeignete Plattform für die angestrebte Rückkehr in ein demokratisches Österreich dar. Diese Rückkehr war letzenendes allerdings minimal im Vergleich zur Emigration, die den Einwanderungsländern zugleich wichtige Innovationen, vor allem durch die Psychoanalyse, die Individualpsychologie oder auch durch die Nobelpreisträger wie Wolfgang Pauli und Otto Loewi — brachte. Daß mit dem Weggang einer ganzen Berufssparte ein kognitiv-praktisches Potential gegenüber dem nationalsozialistischen biologistischen Rassenwahn blockiert und eine internationale Wissenschaftsentwicklung brutal unterbrochen wurde, sollte Anlaß genug sein, um über die angebliche und tatsächliche „Krise der Medizin“ im historischen Rückblick nachzudenken.

Die patriarchalische Struktur der Wissenschaft und ihrer Historiographie

und die darüber hinausgehende Marginalisierung von Frauen speziell in der Exil- und Emigrationsforschung ließ einen geschlechtsspezifischen Beitrag von *Edith Prost* zur Emigration österreichischer Wissenschaftlerinnen als notwendig erscheinen. Der weibliche Anteil an der „vertriebenen Vernunft“ wird darin in Form von kurzen Fallstudien nicht nur am Beispiel berühmter, sondern auch unbekannter und vergessener österreichischer Frauen illustriert. Angesichts des geringen einschlägigen Forschungsstandes ist die qualitative Interpretation der Biographien für weitere Forschungsthemen richtungsweisend. Neben der noch ausstehenden zahlenmäßigen Erfassung — die sich im Zusammenhang mit dem männlich dominierten Phänomen „Wissenschaft“ als schwierig herausstellt — blieb die Rolle von Frauen im Exil als autonome Wissenschaftlerinnen ein Minderheitenthema. Zwar sind die Leistungen von Lise Meitner, Charlotte Bühler, Anna Freud, Marie Jahoda u. a. international gewürdigt worden, doch sind die vielen Frauen, die als absolvierte Akademikerinnen und/oder wissenschaftliche Autorinnen emigrieren mußten — auch im Vergleich zu Künstlerinnen und Literatinnen — eine unbekannte Größe geblieben oder meist über das männliche Geschlecht definiert worden. Eine erste quantitative Auswertung statistischen Materials über Studentinnen der Universitäten Wien, Graz und Innsbruck zeigt den langsamen Kampf um Emanzipation sowie schichtenspezifische Sozialisationen. Nach 1934 setze die politische, spätestens mit 1938 auch die rassisch bedingte Emigrationswelle ein, die allerdings nicht von ökonomisch verursachter „Fachemigration“ — wie z. B. bei der Architektin Margarete Schütte-Lihotzky — zu trennen ist. Die zahlreichen biographischen Fallbeispiele vermitteln auch die meist tristen Lebens- und Arbeitsbedingungen im Exil, meist im Schatten der Männer. Eine relativ günstige Integrationsmöglichkeit bot sich Psychoanalytikerinnen und Psychologinnen besonders in den USA und in Großbritannien. Einigen Akademikerinnen ermöglichte das Exil aber auch, aus dem traditionell feminisierten Lehrberuf auszubrechen und eine wissenschaftliche Karriere einzuschlagen. Der Anteil am Lehrpersonal der Hochschulen im In- und Ausland insgesamt im Verhältnis zur Anzahl der Studierenden ist jedoch als zu gering zu bezeichnen. Die berufliche Perspektive für die politisch engagierten Frauen war jedoch sekundär gegenüber der geistigen und organisatorischen antifaschistischen Arbeit in den Exil-Vereinigungen mit dem Ziel einer Rückkehr wie z. B. für Elisabeth Freundlich oder Hilde Spiel.

Von der vorliegenden Stichprobe von 145 emigrierten Frauen kehrte rund ein Drittel in das befreite Österreich zurück, was über dem Durchschnitt in der allgemeinen Remigrantenquote von 20 Prozent liegt. Die persönlichen Erfahrungen der mit viel Hoffnung zurückgekehrten Frauen waren allerdings

im Durchschnitt alles andere als rosig, vor allem, wenn keine parteipolitische Verankerung verbanden war. Und die allgemeine gesellschaftliche Diskriminierung der Frau in einer Zeit des gewaltsamen „Wiederaufbaus“ hatte für intellektuelle Frauen noch weniger übrig als für deren männliche Kollegen. Man kann in dieser Hinsicht von einem Rückfall in gesellschaftliche Strukturen der Monarchie sprechen, nachdem die proletarische und die bürgerliche Frauenbewegung bis 1934 bereits wesentliche Fortschritte im Kampf um die Gleichberechtigung erzielt hatten. Diese Zäsur schien schon eher der strapazierten Metapher von der „Stunde Null“ zu entsprechen.

Die heterogenen Beiträge dieses erstmals in seiner Art vorliegenden Sammelbandes sind Variationen auf ein vernachlässigtes Forschungsthema. Sie sollen insgesamt das Feld der offenen Fragen und Probleme abstecken und mit ihren ersten Ergebnissen für die weitere Forschung — in Verbindung mit dem geplanten Symposionsband „Vertriebene Vernunft II“ und dem Forschungsprojekt „Österreichische Wissenschaftsemigration“ richtungsweisend sein. Nur wenn auch diese Emigrations- und Exilforschung zum selbstverständlichen Bestandteil des heutigen Österreich-Bewußtseins zählt, kann ein glaubwürdiges Verhältnis zur eigenen Geschichte wachsen. Die mühsame authentische Rekonstruktion — nicht die „Bewältigung“ — dieses traurigen Kapitels österreichischer Zeitgeschichte ist ein bescheidener Baustein für ein demokratisches Österreich-Bild, das derzeit nicht ganz „zufällig“ von der Vergangenheit eingeholt wird.

Anmerkungen:

1 Außerhalb der Universitäten sind hier die einschlägigen verdienstvollen Aktivitäten des „Dokumentationsarchives des Österreichischen Widerstandes“ in Wien zur allgemeinen Exil- und Emigrationsforschung zu erwähnen. Vgl. dazu: P. Eppel, „Der Schwerpunkt Exilforschung im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes“, in: *DÖW Jahrbuch 1986.* Wien 1986, 104—112.

2 Sowohl in angloamerikanischen wie in den übrigen deutschsprachigen Ländern existieren eigene Lehrstühle für Wissenschaftsgeschichte. In der BRD z. B. hat der Inhaber der Professur für Wissenschaftsgeschichte an der Universität Bielefeld, Peter Lundgreen, den Sammelband *Wissenschaft im Dritten Reich* (Frankfurt/Main 1985) herausgegeben. Außerdem gibt es eine „Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte (1978 ff.), die als Band 7/1984 ihr Symposion ‚Vor fünfzig Jahren: Emigration und Immigration von Wissenschaft‘ publizierte. Daneben sind das internationale Jahrbuch *Exilforschung* (1983 ff.) und die *Nachrichtenbriefe* der „Gesellschaft für Exilforschung“ zu nennen. Die in Österreich seit 1980 gegründete „Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften“ hat bislang kein zeitgeschichtlich orientiertes Vortragsprogramm angeboten.

3 Es fehlen sowohl globale Monografien zur Zeitgeschichte der Hochschulen als auch über einzelne Fakultäten, Institute und Disziplinen im kognitiven, institutionellen und gesamt-

gesellschaftlichen Zusammenhang — abgesehen von Festschriften und einer Reihe von materialreichen Dissertationen über die Universität Wien, die mit wenig methodologischem Rüstzeug und geringer theoretischer Distanz verfaßt worden sind. Vgl. Anm. 44.

Erste kritische Übersichtsdarstellungen sind bisher:

E. Weinzierl, *Universität und Politik in Österreich.* Salzburg—München 1969; J. Hochgerner, *Studium und Wissenschaftsentwicklung im Habsburgerreich. Studentengeschichte seit Gründung der Universität Wien bis zum Ersten Weltkrieg.* Wien 1983; M. Fischer/H. Strasser, *Selbstbestimmung und Fremdbestimmung der österreichischen Universitäten. Ein Beitrag zur Soziologie der Universität.* Wien 1973. (IHS-Manuskript); B. Lichtenberger-Fenz, *Die österreichischen Hochschulen 1938-1945.* Wien 1981. (Unveröffentlichtes Manuskript); B. Lichtenberger-Fenz, „ *Von Katastrophe zu Katastrophe". Knebelung und Mißbrauch der Wissenschaften 1930 bis 1945.* Wien o. J. (Manuskript, Publikation in Vorbereitung); *Vernunft als Institution? Geschichte und Zukunft der Universität.* Hrsg., von der Projektgruppe kritische Universitätsgeschichte. Wien o. J.; S. Preglau-Hämmerle, *Die politische und soziale Funktion der österreichischen Universität.* Innsbruck 1987.

4 F. Stadler (Hrsg.), *Kontinuität und Bruch 1938-1955. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte.* (Vortragsreihe des Instituts für Wissenschaft und Kunst, Wien, Publikation für 1988 in Vorbereitung). Angesichts des einschlägigen Forschungs defizites ist es vielleicht für den etablierten Wissenschaftsbetrieb symptomatisch, daß dieses im Februar 1986 im Forschungsförderungsfonds eingereichte Manuskript aufgrund eines unsachlichen „Gutachtens" und zeitlichen Hinauszögerns durch einen Gutachter bis dato blockiert wurde.

5 O. Rathkolb (Hrsg.), *Gesellschaft und Politik am Beginn der Zweiten Republik. Vertrauliche Berichte der US-Militäradministration aus Österreich 1945 in englischer Originalfassung.* Wien 1985.

6 Zum österreichischen Antisemitismus: A. Drabek/W. Häusler/K. Schubert/K. Stuhlpfarrer/N. Vielmetti, *Das österreichische Judentum. Voraussetzungen und Geschichte.* Wien—München 1982; *Der gelbe Stern in Österreich. Katalog und Einführung zu einer Dokumentation.* Eisenstadt 1977; J. Bunzl/B. Marin, *Antisemitismus in Österreich. Sozialhistorische und soziologische Studien.* Innsbruck 1983; H. Weiss, *Antisemitische Vorurteile in Österreich. Theoretische und empirische Analysen.* Wien 1984; L. Spira, *Feindbild Jud. 100 Jahre politischer Antisemitismus in Österreich.* Wien—München 1981; E. Weinzierl, „Antisemitismus in Österreich. Seine Wurzeln und sein Weiterbestehen", in: *Austriaca* 1979, 309—332; E. Weinzierl, *Zu wenig Gerechte. Österreicher und Judenverfolgung 1938-1945.* Wien—Graz—Köln [2]1985.

7 J. Riedl (Hrsg.), Red. H. P. Hofmann, *Versunkene Welt.* Wien 1984.

8 H. Möller, *Exodus der Kultur. Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler in der Emigration nach 1933.* München 1984.

8a Vgl. dazu aus aktuellem Anlaß: „Dürfen wir die Vergangenheit bewältigen? Österreichs Archivsperren im internationalen Vergleich." Eine Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Zeitgeschichte. 7. September 1987. Besonders die Resolution zur Verbesserung der Archiv-Benützung.

9 M. Briegel, „Der Schwerpunkt Exilforschung bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft", in: *Nachrichtenbrief* der Gesellschaft für Exilforschung 3, 1984, 11—23. Die Förderung des Schwerpunktes erfolgte im Ausmaß von ca. 70 Mill. öS.

10 H. Becker/H.-J. Dahms/C. Wegeler (Hrsg.), *Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus. Das verdrängte Kapitel ihrer 250jährigen Geschichte.* München—London— New York—Oxford—Paris 1987.

11 Für diesen Problembereich im Hinblick auf das literarische Exil: U. Weinzierl, „Zur Problematik des österreichischen Exils und seiner Erforschung", in: H. Würzner (Hrsg.), *Österreichische Literatur in den Niederlanden 1934-1940.* Amsterdam 1986, 9—22.

12 Zur vielschichtigen Diskussion über Österreich-Bewußtsein und „österreichische Identität" bis zur Gegenwart vgl.: F. Heer, *Der Kampf um die österreichische Identität.* Wien—Köln— Graz 1981; F. Kreissler, *Der Österreicher und seine Nation. Ein Lernprozeß mit Hindernissen.* Wien—Köln—Graz 1984.

13 *„Historikerstreit". Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung.* München—Zürich 1987.

14 A. Pelinka/E. Weinzierl *(Hrsg.), Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit.* Wien 1987.

15 S. Meissl/K.-D. Mulley/O. Rathkolb (Hrsg.), *Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945-55.* Symposion des Instituts für Wissenschaft und Kunst. Wien 1986.

16 Diese wenig hinterfragte Periodisierung findet sich in fast allen Standardwerken und Schulbüchern zur Geschichte der Zwischenkriegszeit.

17 Dieses Bild der Österreich-Ideologie vermittelte in den letzten Jahrzehnten vor allem eine pädagogisierende, harmonisierende Zeitgeschichte, die sich u. a. um eine eingehende Diskussion über „Zusammenbruch", „Befreiung". „Besetzung" bis zum Staatsvertrag drückte.

18 Eine treffende literarische Verarbeitung der österreichischen Verdrängungsmentalität bis zur Gegenwart liefern: J. Haslinger, *Politik der Gefühle. Ein Essay über Österreich.* Darmstadt—Neuwied 1987; E. Fried, *Nicht verdrängen, nicht gewöhnen. Texte zum Thema Österreich.* Hrsg. von M. Lewin. Wien 1987.

19 Zur Erforschung dieser politischen Zäsuren: *Die Ereignisse des 15. Juli 1927.* Wien 1979; E. Fröschl/H. Zoitl (Hrsg.), *Der 4. März 1933: Vom Verfassungsbruch zur Diktatur.* Wien 1984; E. Fröschl/H. Zoitl (Hrsg.), *Februar 1934: Ursachen. Fakten, Folgen.* Wien 1984. W. R. Garscha/H. Hautmann, *Februar 1934 in Österreich.* Wien 1984; *Das Jahr 1934: 12. Februar.* Wien 1975; H. Maimann/S. Matti (Hrsg.) *Die Kälte des Februar. Österreich 1933-1938.* Wien 1984; *Österreich 1927-1938.* Wien 1973; L. Jedlicka und R. Neck (Hrsg.), *Vom Justizpalast zum Heldenplatz.* Wien 1975; *Das Juliabkommen 1936. Vorgeschichte, Hintergründe und Folgen.* Wien 1977; *Anschluß 1938.* Wien 1981.

20 So lautete der Kommentar des in der Zweiten Republik einflußreichen katholischen Kulturpolitikers Rudolf Henz über die erste antifaschistische Ausstellung mit dem Katalog: *„Niemals Vergessen!" Ein Buch der Anklage, Mahnung und Verpflichtung.* Wien 1946. Zu dieser exemplarischen Elitenkontinuität vgl. auch: Th. Venus, „Rudolf Henz — Versuch über einen katholischen Medienpolitiker", in: *Medien und Zeit* 1/2, 1986, 5—48.

21 Zur Randlage der Wissenschaftsgeschichte vgl. beispielsweise: S. Matti, *Bestandsaufnahme zeitgeschichtlicher Forschung in Österreich.* Hrsg. vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung. Wien 1983; *Nachrichten des Projektteams Zeitgeschichte.* Wien 1985 f.; P. Malina/G. Spann, *Bibliographie zur österreichischen Zeitgeschichte 1918-1985. Eine Auswahl.* Wien 1985.

22 K. Amann, *P.E.N. Politik, Emigration, Nationalsozialismus. Ein österreichischer Schriftstellerklub.* Wien—Köln—Graz 1984; K. Amann/A. Berger (Hrsg.), *Österreichische Literatur der dreißiger Jahre. Ideologische Verhältnisse, institutionelle Voraussetzungen, Fallstudien.* Wien—Köln—Graz 1985; M. G. Hall, *Österreichische Verlagsgeschichte 1918-1938.* 2 Bände, Wien 1985; Forschungsprojekt „Österreichische Literatur im Nationalsozialismus" am Institut für Germanistik an der Universität Graz 1987/88.

23 Zur universitären Kontinuität vgl. B. Lichtenberger-Fenz, *„Von Katastrophe zu Katastrophe",* a. a. O. Die Beiträge von W. Weinert, R. Knoll, S. Meissl, A. Massiczek in: S. Meissl u. a. (Hrsg.), *Verdrängte Schuld - verfehlte Sühne,* a. a. O.

24 F. Stadler, „Aspekte des gesellschaftlichen Hintergrunds und Standorts des Wiener Kreises am Beispiel der Universität Wien“, in: H. Berghel/A. Hübner/E. Köhler (Hrsg.), *Wittgenstein. der Wiener Kreis und der kritische Rationalismus.* Wien 1979, 41—59; W. Rosar, *Deutsche Gemeinschaft. Seyß-Inquart und der Anschluß.* Wien—Frankfurt/Main—Zürich 1971; K.-J. Siegfried, *Universalismus und Faschismus. Das Gesellschaftsbild Othmar Spanns.* Wien 1974.

25 Zum Thema Hochschulen und „Anschluß“ außer den zitierten Arbeiten von LichtenbergerFenz: A. Massiczek, „Die Situation an der Universität Wien März/April 1938“; E. Broda, „Das Jahr 1938 und die Naturwissenschaft in Österreich“, beide in: *Wien 1938. Verein für Geschichte der Stadt Wien.* Wien 1978, 216—236; W. Weinert, „Die Maßnahmen der reichsdeutschen Hochschulverwaltung im Bereich des österreichischen Hochschulwesens nach der Annexion 1938“; G. Oberkofler, „Politische Stellungnahmen der Akademie der Wissenschaften in Wien in den Jahren der NS-Herrschaft“, beide in H. Konrad/W. Neugebauer (Hrsg.), *Arbeiterbewegung - Faschismus - Nationalbewußtsein.* Wien—München—Zürich 1984, 115—136.

26 Zur Entnazifizierung auf Hochschulboden vgl. Anm. 23 und als allgemeinen Überblick: D. Stiefel, *Entnazifizierung in Österreich.* Wien—München—Zürich 1981.

27 G. Fellner, *Ludo Moritz Hartmann und die österreichische Geschichtswissenschaft. Grundzüge eines paradigmatischen Konfliktes.* Wien—Salzburg 1985.

28 Vgl. P. Malina/G. Spann, *Bibliographie,* a. a. O., und: E. Weinzierl/K. Skalnik (Hrsg.), *Österreich 1918-1938. Geschichte der Ersten Republik.* 2 Bd. Graz—Wien—Köln 1983.

29 F. Stadler (Hrsg.), *Kontinuität und Bruch,* a. a. O. Weiters: *Grenzfeste Deutscher Wissenschaft. Über Faschismus und Vergangenheitsbewältigung an der Universität Graz.* Hrsg. vom Verein Kritische Sozialwissenschaft und Politische Bildung. Wien 1985; *Verdrängte Geschichte. Die Hochschule für Bodenkultur im Austrofaschismus und Nationalsozialismus.* Wien 1985.

30 Dazu zwei Forschungsprojekte des Institutes für Publizistik an der Universität Wien. Vgl. M. Gottschlich, „Buchstäblich antisemitisch. Der Beitrag österreichischer Medien zum Antisemitismus“, in: *profil* 29, 20. Juli 1987, 18.

31 Vgl. die kontroversielle Diskussion um die von mehreren Meinungsforschungsinstituten im Auftrag der Österreichischen Nationalbank unter Leitung von Ernst Gehmacher und Heinz Kienzl erstellte Studie über *Antisemitismus in Österreich. Ergebnisse einer Untersuchung der demoskopischen Institute Österreichs.* Wien 1987. Dazu eine prinzipielle Kritik von B. Marin in: *profil* 23. März 1987, 22 f.

32 H. A. Strauss, „Jews in German History: Persecution, Emigration, Acculturation“, in: *International Biographical Dictionary of Central European Emigres 1933-1945.* Vol. II: *The Arts, Sciences, and Literature.* Ed. by H. A. Strauss/W. Röder. München—New York— London—Paris 1983, XV.

33 *Ebda.* Weitere Daten zur Emigration und Vernichtung österreichischer Juden auch bei J. Moser, „Die Katastrophe der Juden in Österreich 1938—1945 — ihre Voraussetzungen und ihre Überwindung“, in: *Der gelbe Stern in Österreich,* a. a. O., 67—133.

34 Vgl. Anm. 31.

35 Zur Quantifizierung vgl. den folgenden Abschnitt.

36 Zum vergessenen Kapitel der Arisierungen: G. Botz, *Wien vom „Anschluß“ zum Krieg.* Wien—München 1978.

37 *Vor fünfzig Jahren. Die Emigration deutschsprachiger Wissenschaftler 1933-1939.* Im Auftrag der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte zusammengestellt von P. Kröner. Münster 1983. Darin in der Einleitung ein kurzer Überblick zum einschlägigen Forschungsstand.

38 Neueste Literatur mit Relevanz für die deutschsprachige Wissenschaftsemigration: E. Böhne/W. Motzkau-Valeton, *Die Künste und Wissenschaften im Exil.* Bd. 1. Heidelberg

1984; die Beiträge „Vor fünfzig Jahren. Emigration und Immigration von Wissenschaft“ im Band 7 der *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* (1984); W. Mock, *Technische Intelligenz im Exil. Vertreibung und Emigration deutschsprachiger Ingenieure nach Großbritannien 1933 bis 1945.* Düsseldorf 1986; Horst Möller, *Exodus der Kultur,* a. a. O. F. C. Jackson/C. M. Borden (Eds.), *The Muses Flee Hitler. Cultural Transfer and Adaption 1930-1945.* Washington D. C. 1983; A. Heilbut, *Kultur ohne Heimat. Deutsche Emigranten in den USA.* Weinheim—Berlin 1987; L. A. Coser, *Refugee Scholars in America. Their Impact and their Experiences.* New Haven—London 1984; *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch.* München 1983 ff.

39 Zur österreichischen Wissenschaftsemigration: *Österreicher im Exil 1934 bis 1945.* Hrsg., vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes und Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Wien 1977. (Speziell Teil III); Ch. Klusacek, *Österreichs Wissenschaftler und Künstler unter dem NS-Regime.* Wien—Frankfurt—Zürich 1966; die Beiträge von P. Lazarsfeld, M. Jahoda, H. Levin und H. Feigl in: *The IntellectualMigration. Europe and America, 1930-1960.* Ed. by D. Fleming and B. Bailyn. Cambridge-Mass., 1969; *Österreicher im Exil 1933-1945.* AK Linz o. J.; *Kultur des Exils. Am Beispiel Großbritannien.* Themenheft von *Aufrisse. Zeitschrift für politische Bildung* 1. 1987; M. Hubenstorf, „Österreichische Ärzteemigration“, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 7, 1984, 85—107; J. Langer, *Zur Konstituierung der Soziologie in Österreich,* im Erscheinen. (Speziell der Abschnitt „Emigration und internationale Beziehungen“); C. Maurer-*Zenck, Ernst Krenek - Ein Komponist im Exil.* Wien 1980; P. Eppel, „Österreichische Emigranten in den USA 1938—1945“, in: *Exil* 1, 1985,56—66; E. W. Spaulding, *The Quiet Invadors. The Story of the Austrian Impact upon America.* Wien 1986; E. Schwager, *Die österreichische Emigration in Frankreich 1938-1945.* Wien—Köln—Graz 1984. (Speziell drittes Kapitel.) Die entsprechenden Abschnitte in der vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes hrsg. Reihe „Österreicher im Exil“: *Frankreich 1938-1945. Eine Dokumentation.* Wien 1984; *Belgien 1938-1945. Eine Dokumentation.* Wien 1986; *Für Spaniens Freiheit. Österreicher an der Seite der Spanischen Republik 1936-1939. Eine Dokumentation.* Wien 1986; *USA 1938-1945. Eine Dokumentation.* (In Vorbereitung); Zur österreichischen Wissenschaftsemigration in Form von (Auto)Biografien und Fallstudien: U. Weinzierl, „Albert Fuchs (1905—1946). Ein Intellektueller im Exil“, in: H. Konrad/W. Neugebauer (Hrsg.), *Arbeiterbewegung - Faschismus - Nationalbewußtsein,* a. a. O., 315—330; A. W. Kneucker, *Zuflucht in Shanghai. Aus den Erlebnissen eines österreichischen Arztes in der Emigration 1938-1945.* Bearbeitet und hrsg. von F. Gamillscheg. Nachwort von K. R. Fischer. Wien— Köln—Graz 1984; F. Tausig, *Shanghai-Passage. Flucht und Exil einer Wienerin.* Wien 1987; F. R. Reiter (Hrsg.), *Unser Kampf in Frankreich für Österreich. Interviews mit Widerstandskämpfern.* Wien—Köln—Graz 1984; H. K. Heinz, *E. K. Winter. Ein Katholik zwischen Österreichs Fronten.* Wien—Köln—Graz 1984; R. A. Metall, *Hans Kelsen. Leben und Werk.* Wien 1969; Th. Prager. *Zwischen London und Moskau.* Wien 1975; K. Sablik, *Julius Tandler. Mediziner und Sozialreformer.* Wien 1983; W. Neugebauer (Hrsg.), *J. T. Simon, Augenzeuge. Erinnerungen eines österreichischen Sozialisten.* Wien 1979; H. J. Thalberg, *Von der Kunst, ein Österreicher zu sein. Erinnerungen und Tagebuchnotizen.* Wien—Köln—Graz 1984; J. Schneeweiß, *Keine Führer - keine Götter. Erinnerungen eines Arztes und Spanienkämpfers.* Wien 1986. Weitere (auto)biografische Literatur von bzw. über österreichische Emigrantinnen im Beitrag von E. Prost in diesem Band.

40 Vgl. Anm. 19.

41 E. Tálos/W. Neugebauer, *Austrofaschismus,* a. a. O.; U. Kluge, *Der österreichische Ständestaat 1934-1938.* Wien 1984; K.-J. Siegfried, *Klerikalfaschismus. Zur Entstehung und sozialen Funktion des Dollfußregimes in Österreich.* Frankfurt/Main—Bern—Cirencester 1979; E. Hanisch, *Die Ideologie des politischen Katholizismus in Österreich 1918-1938.* Wien 1977.

42 F. Kadrnoska (Hrsg.), *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938.* Wien 1981; F. Stadler, „Die Zerstörung der wissenschaftlichen Vernunft 1933—1945", in: F. Stadler/A. Pfoser (Red.), *Die verbrannten Bücher 10. Mai 1933.* Wien 1983, 16—21. F. Stadler, „Öffnung des Wissenschaftssystems: Wiener Kreis und Austromarxismus", in: *Vernunft als Institution?,* a. a. O., 77—81.

43 A. Pfoser, „Öffentliche Reaktionen in Österreich auf die Bücherverbrennungen 1933", in: F. Stadler/A. Pfoser (Red.), *Die verbrannten Bücher,* a. a. O., 4—9.

43a J. Améry, *Unmeisterliche Wanderjahre.* Stuttgart 1971, 49.

44 E. Cermak, *Beiträge zur Geschichte des Lehrkörpers der Philosophischen Fakultät der Universität Wien zwischen 1938 und 1945.* Diss. Wien 1980; M. Kowall, *Die 1938 von der Universität verwiesenen Mitglieder der akademischen Lehrkörpers der Philosophischen Fakultät der Universität Wien.* Wien 1983; A. Vetricek, *Die Lehrer der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät, die 1938 entlassen wurden.* Diss. Wien 1980; B. Pakes, *Beiträge zur Geschichte des Lehrkörpers der Juridischen Fakultät der Universität Wien zwischen 1918 und 1938.* Diss. Wien 1981; J. Merinsky, *Die Auswirkungen der Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich auf die Medizinische Fakultät Wien im Jahr 1938.* Diss. Wien 1981; W. Weinert, „Die Maßnahmen der reichsdeutschen Hochschulverwaltung", a. a. O.

45 W. Rosar, *Deutsche Gemeinschaft,* a. a. O.; P. Eppel, *Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Die Haltung der Zeitschrift „Schönere Zukunft" zum Nationalsozialismus in Deutschland 1934-1938.* Wien—Köln—Graz 1980; S. Maderegger, *Die Juden im österreichischen Ständestaat 1934-1938.* Wien—Salzburg 1973.

46 *Die Kälte des Februar. Österreich 1933-1938,* a. a. O.; *Mit uns zieht die neue Zeit. Arbeiterkultur in Österreich 1918-1934.* Ausstellungskatalog. Wien 1981.

47 F. Stadler, „Die Zerstörung der wissenschaftlichen Vernunft", a. a. O.; M. Siegert, „Der Mord an Professor Moritz Schlick", in: L. Spira (Hrsg.), *Attentate, die Österreich erschütterten.* Wien 1981, 123—131; M. Siegert, „Mit der Browning philosophiert. Der Mord an Moritz Schlick am 22. Juni 1936"; „Die Gelbe Liste. Aus der Geheimgeschichte des Antisemitismus der 1. Republik", beide in: *Forum* 331/332, 1981, 18—25; E. T. Gadol, „Philosophy, Ideology, Common Sense and Murder — The Vienna of the Vienna Circle Past and Present", in: E. T. Gadol (Ed.), *Rationality and Science.* Wien—New York 1982, 1—35.

48 E. Weinzierl, „Kirche und Politik", in: *Österreich 1918-1938. Geschichte der Ersten Republik,* a. a. O., 437—496; E. Hanisch, „Der Politische Katholizismus als ideologischer Träger des ‚Austrofaschismus'", in E. Tálos/W. Neugebauer (Hrsg.), *„Austrofaschismus",* a. a. O,, 53—73.

49 Vgl. die entsprechenden Beiträge in diesem Band. Zur Bestandsaufnahme dieses Verlustes im Überblick: *Österreichs Avantgarde 1900-1938. Ein unbekannter Aspekt.* Zusammengestellt von O. Oberhuber/P. Weibel. Wien 1976; E. Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus.* Wien—München— Zürich 1981; W. Huber, „Zur Geschichte der Wissenschaften", in: *Österreich 1918-1938,* a. a. O,, 559—588.

50 L. Kerekes, *Abenddämmerung einer Demokratie.* Wien—Frankfurt/Main—Zürich 1966; *Das Juliabkommen 1936,* a. a. O.

51 K.-J. Siegfried, *Klerikalfaschismus,* a. a. O.

52 R. Ebneth, *Die österreichische Wochenschrift „Der christliche Ständestaat". Deutsche Emigration in Österreich 1933 bis 1938.* Mainz 1976.

53 Es gibt nur Schätzungen, die von einigen Tausend sprechen. Vgl.: K. R. Stadler, „Leben in der Fremde", in: *Österreicher im Exil 1934-1945,* a. a. O., 17; K. R. Stadler, *Opfer verlorener Zeiten. Geschichte der Schutzbund-Emigration 1934.* Wien 1974.

54 Es ist ein Spielraum von 130.000 bis 150.000 Emigranten anzunehmen, davon mindestens 126.000 bis 128.000 österreichische Juden, von denen nur 4514 (oder 3,6 Prozent) zurück-

gekehrt sind. Vgl.: F. Wilder-Okladek, *The Return Movement of Jews to Austria after the Second World War.* Den Haag 1969. Vgl. auch den Beitrag von F. Hausjell in diesem Band.

55 H. A. Strauss, „Jews in German History", a. a. O., XV.

56 2700 Österreicher wurden zum Tode verurteilt, 16.493 in Konzentrationslagern umgebracht, 9687 in Gestapo-Gefängnissen ermordet, 6420 in Zuchthäusern und Gefängnissen zu Tode gebracht; hinzu kommen 65.459 Österreicher jüdischer Abstammung als Opfer der nationalsozialistischen Terrorherrschaft. (Angaben nach DÖW.)

57 *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* Hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte, München, und von der Research Foundation for Jewish Immigration, New York. Unter der Gesamtleitung von Werner Röder und Herbert A. Strauss. München—New York—London—Paris. Band I: *Politik, Wirtschaft, Öffentliches Leben* (1980). Band II: *Sciences, Arts, and Literature.* (1983). Band III: *Gesamtregister* (1983).
Dazu die Ergänzung: M. Hepp (Hrsg.), *Die Ausbürgerung deutscher Staatsangehöriger 1933-45 nach den im Reichsanzeiger veröffentlichen Listen.* 3 Bände. München—New York—London—Paris 1985—87.

58 Band II des *Biographischen Handbuchs* wird in einer Übersetzung und Ergänzung der österreichischen Biographien vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes 1988 (Redaktion: S. Ganglmair) herausgegeben.

59 Forschungsprojekt „Österreichische Wissenschaftsemigration — Dokumentation — Forschung — Publikation" am Institut für Wissenschaft und Kunst. Finanzierung: Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung. Projektleitung: Mag. Dr. Friedrich Stadler, Projektmitarbeiter: Dr. Reinhard Kager und Mag. Dr. Thomas Mück. Laufzeit: 1986 bis 1988. Zum Projektstand Oktober 1987 vgl. den Endbericht „Österreichische wissenschaftliche Emigration I". Wien: Institut für Wissenschaft und Kunst 1987.

60 Beispiele einer ahistorischen und nostalgischen Festkultur sind Ausstellungen und Kataloge *Traum und Wirklichkeit 1870-1930.* Wien 1985; *A.E.I.O.U. Mythos Gegenwart. Der österreichische Beitrag.* Broschüre und Katalogbuch zur Ausstellung 1985 bzw. 1986.

60a Es fehlt ein österreichisches Pendant zu: H. Feidel-Mertz (Hrsg.), *Schulen im Exil. Die verdrängte Pädagogik nach 1933.* Reinbek bei Hamburg 1983.

61 H. Möller, „Wissenschaft in der Emigration. Quantitative und geographische Aspekte", in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 7, 1984, 6.

62 V. Matejka, „An die österreichischen Künstler und Wissenschaftler in den USA", in: *Austro-American Tribune,* November 1945; V. Matejka, *Widerstand ist alles. Notizen eines Unorthodoxen.* Wien 1984. Speziell das Kapitel „Wie Arnold Schönberg zu Ehren kam", 189—202.

63 Zur Geschichte des IWK vgl. die zum 40-Jahr-Jubiläum erschienene Sondernummer der *Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst* 3, 1986.

64 P. Lazarsfeld/O. Morgenstern, *The Pre-History of the Vienna Institutefor AdvancedStudies.* (Unveröffentlichtes Manuskript)

65 *Österreich - geistige Provinz?* Wien—Hannover—Bern 1965; H. Fischer (Hrsg.), *Versäumnisse und Chancen. Beiträge zur Hochschulfrage in Österreich.* Wien 1967.

66 H. Widmann, *Exil und Bildungshilfe. Die deutschsprachige akademische Emigration in die Türkei nach 1933.* Bern—Frankfurt/Main 1973; F. Neumark, *Zuflucht am Bosporus. Deutsche Gelehrte, Politiker und Künstler in der Emigration 1933-1953.* Frankfurt/Main 1980.

67 Vgl. die Literaturangaben bei K. R. Fischer in diesem Band.

68 P. Eppel, „Österreichische Emigranten in den USA 1938—1945", a. a. O. Für die deutschsprachige Kulturemigration ergibt sich hinsichtlich des Einwanderungslandes die Reihung USA (48%), Großbritannien (10%), Palästina (8%), Schweiz(4%). Vgl. H. Möller, „Wissenschaft in der Emigration", a. a. O., 4.

69 Nach geographischen Gesichtspunkten ist die Wissenschaftsemigration mehr oder weniger gut nur indirekt erschließbar aus: F. Goldner, *Die österreichische Emigration 1938 bis 1945.*

Wien [2]1977; F. Goldner, *Flucht in die Schweiz. Die neutrale Schweiz und die österreichische Emigration 1938-1945.* Wien 1983.
Weiters die bereits zitierte DÖW-Reihe und der Sammelband *Österreicher im Exil 1934-1945,* a. a. O. Die DDR-Reihe „Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933—1945", 7 Bände (UdSSR, Schweiz, USA, Lateinamerika, Tschechoslowakei — Großbritannien — Skandinavien — Palästina, Niederlande — Spanien — Frankreich). Leipzig— Frankfurt/Main 1979 ff. H. Müssener, *Exil in Schweden. Politische und kulturelle Emigration nach 1933.* München 1974; *Deutschsprachiges Exil in Dänemark nach 1933. Zu Methoden und Einzelergebnissen.* Sonderreihe Text und Kontext, Band 21. Kopenhagen—München 1986; *Jahrbuch für Amerikastudien* 10, 1965. (Schwerpunkt USA); S. Patsch, *Österreichische Schriftsteller im Exil in Großbritannien.* Wien—München 1985; H. Maimann, *Politik im Wartesaal. Österreichische Exilpolitik in Großbritannien 1938-1945.* Wien—Köln—Graz 1975; E. Schwager, *Die österreichische Emigration in Frankreich,* a. a. O.; *Unser Kampf in Frankreich,* a. a. O.; F. Pohle, *Das mexikanische Exil.* Stuttgart 1987; K. Vogelmann, *Die Propaganda der österreichischen Emigration in der Sowjetunion für einen selbstständigen österreichischen Nationalstaat* (1938—1945). Diss. Wien 1973; *Kultur des Exils. Am Beispiel Großbritannien,* a. a. O.; H. Würzner (Hrsg.), *Österreichische Exilliteratur in den Niederlanden,* a. a. O.

70 Wie z. B. bei Bailyn/Fleming, Spaulding, Coser, a. a. O. und: L. Fermi, *Illustrious Immigrants. The Intellectual Migration from Europe 1930-1941.* Chicago 1968.

71 H. Maimann, „Exil als Lebensform", in: *Jahrbuch für Zeitgeschichte 1979.* Hrsg. von der Österreichischen Gesellschaft für Zeitgeschichte. Wien o. J., 9—57.

72 Z. B. D. Oberläuter, *Rudolf Ekstein - Leben und Werk. Kontinuität und Wandelin der Lebensgeschichte eines Psychoanalytikers.* Wien—Salzburg 1985. Vgl. dazu den Beitrag von R. Ekstein in diesem Band; J. Dvořak, *Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis.* Wien 1981.

73 U. a. die Londoner „Society for the Protection of Science and Learning", das New Yorker „Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars" oder die „University in Exile" an der New Yorker „New School for Social Research". Siehe auch: E. Broda, „Österreichische Naturwissenschaftler im Exil", in: *Österreicher im Exil 1934-1945* a. a. O., 575—581.

74 Dieser traurige Wettlauf mit der Zeit überschattete auch den vorliegenden Sammelband, zu dem der Historiker Karl R. Stadler seinen schriftlichen Beitrag nicht mehr beisteuern konnte, während der Nationalökonom Eduard März nur wenige Tage, nachdem er seine Erinnerungen noch persönlich zum Verlag gebracht hatte, unerwartet verstarb.

75 Beispielsweise die abfälligen Bemerkungen des FPÖ-Politikers Josseck über Emigranten. Vgl. U. Weinzierl, „Zur Problematik des österreichischen Exils", a. a. O., 21 f.

76 Zur österreichischen Gastarbeiter-, Asyl- und Minderheitenpolitik: W. Filla/L. Flaschberger/ F. Pachner/ A. F. Reiterer, *Am Rande Österreichs. Ein Beitrag zur Soziologie der österreichischen Volksgruppen.* Wien 1982; E. Lichtenberger, *Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften.* Wien—Köln—Graz 1984.

77 U. Geuter, *Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus.* Frankfurt/Main 1984.

78 Über Vertreibung und Verdrängung österreichischer Kunst und Kultur: *Die Vertreibung des Geistigen aus Österreich. Zur Kulturpolitik des Nationalsozialismus.* Ausstellungskatalog. Wien 1985; *Die verlorenen Österreicher 1918-1938. Expression - Österreichs Beitrag zur Moderne.* Ausstellungskatalog. Wien—München 1982; *Die uns verließen. Österreichische Maler und Bildhauer der Emigration und Verfolgung.* Ausstellungskatalog. Wien 1980; H. Zaloscer, *Der Schrei. Signum einer Epoche. Das expressionistische Jahrhundert. Bildende Kunst, Lyrik und Prosa.* Wien 1985.

79 Jüngstes Beispiel ist die heftige öffentliche Kontroverse um George Taboris Inszenierung zu Franz Schmidts "Das Buch mit sieben Siegel" bei den Salzburger Festspielen 1987.

80 E. Broda, *Wissenschaft - Verantwortung - Frieden. Ausgewählte Schriften.* Hrsg. von P. Broda/G. Deutsch/P. Markl/Th. Schönfeld/H. Springer—Lederer, Wien 1985. (Speziell 162—200).

81 Einen Überblicksartikel zur Emigration der Physiker liefert W. Reiter zum Symposions-Band *Vertriebene Vernunft II,* der im Jahre 1988 erscheinen wird.

82 W. Mock, *Technische Intelligenz im Exil*, a. a. O. Eine wertvolle Grundlage für eine derartige Exil- und Emigrationsforschung bieten: H. Mehrtens/St. Richter (Hrsg.), *Naturwissenschaft, Technik und NS-Ideologie. Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte des Dritten Reiches.* Frankfurt/Main 1980; P. Lundgreen (Hrsg.), *Wissenschaft im Dritten Reich*, a. a. O. Zur allgemeinen Wissenschaftsgeschichte im Nationalsozialismus: J. Tröger (Hrsg.), *Hochschule und Wissenschaft im Dritten Reich.* Frankfurt/Main—New York 1984.

METHODEN UND THEORIEN

JOSEF LANGER

Gesellschaftliche Rahmenbedingungen der wissenschaftlichen Emigration aus Österreich

Man spricht heute über sie, zumindest in intellektuellen Kreisen: die wissenschaftliche Emigration aus Österreich. Deshalb zu sagen, das Thema sei en vogue, wäre allerdings übertrieben, wenn auch die eine oder andere Diskussion von der Öffentlichkeit aufgenommen wird. Im großen und ganzen bleibt die Frage verdrängt und das damit verbundene Gefühl ambivalent. Schon sind wir bei der Vergangenheitsbewältigung angelangt. Aber ist sie das Motiv? Wenn ja, dann nur zum Teil, denn begonnen hat es mit dem Erwachen des Interesses an Ideengeschichte hauptsächlich in den angelsächsischen Ländern, von wo derartige Gedanken Österreich Ende der siebziger Jahre erreichten und hier eine seltsame Betriebsamkeit zur Folge hatten. Wir erinnern uns: *Wittgenstein's Vienna* (Janik/Toulmin 1973), *The Austrian Mind* (Johnston 1974) und *Fin-de-Siècle-Vienna* (Schorske 1981). Seltsam muteten die dadurch ausgelösten „Parallelaktionen" (Ausstellungen, Symposien, Rezensionen etc.) schon deshalb an, weil ähnliche Arbeiten von Inländern (Fuchs 1949/1978; Winter 1968) nach wie vor völlig unbeachtet blieben.

Österreichische Ideengeschichte und die wissenschaftliche Emigration aus diesem Lande sind in vielen Punkten identisch, jedenfalls beruhen sie auf denselben Voraussetzungen. Das ist die These, der ich hier folgen möchte. Es wäre meines Erachtens verfänglich, die Emigration von Wissenschaftlern und Intellektuellen aus Mitteleuropa nur im Zusammenhang mit Faschismus und Nationalsozialismus zu sehen. Die Bedingungen dafür scheinen mir langfristigerer Natur. Nicht nur, daß bedeutende Gelehrte Österreich schon vor der „Kälte des Februar" 1934 und vor der „Reichskristallnacht" 1938 verließen, die Abwanderung von Intelligenz konnte auch nach 1945 nicht gestoppt werden. Von 1955 bis 1970 sollen 17 Prozent aller Hochschulabsolventen Österreich verlassen haben (vgl. Steindl 1976). Anders als in der Bundesrepublik Deutschland gab es hier weder eine nennenswerte Remigration noch eine ins Gewicht fallende Zuwanderung von Akademikern aus weniger entwickelten Ländern. Obwohl mir die neueste Situation nicht bekannt ist, kann ich zumindest für die Soziologie sagen, daß ein beträchtlicher Teil des qualifizierten Nachwuchses nach wie vor emigrieren muß. Sollte aber alles in allem der „Brain-drain" (Glaser 1978) seit 1970 gestoppt worden

sein, so ist das noch kein Beweis dafür, daß auch der Emigrationsdruck verschwunden ist.

Die Tatsache, daß die „Emigration der Vernunft“ zur Zeit des Faschismus und Nationalsozialismus besonders dramatische Formen annahm, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich hier für Österreich um ein weiterreichendes soziales Problem handelt. Auch wäre es falsch, wenn man das eine Mal die Ursachen dafür nur „politisch“ und das andere Mal nur „ökonomisch“ definieren wollte. Meines Erachtens muß diese Frage grundlegender vor dem Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft analysiert werden, das ja bekannterweise von Land zu Land verschieden ist. Zur Orientierung sei hier nur auf die von Johan Galtung (1982) getroffene Unterscheidung zwischen einem „saxonic“, einem „teutonic“, einem „gallic“ und einem „nipponic“ Wissenschaftsstil verwiesen. Leider hat Galtung dieses Konzept nicht besonders ausgearbeitet, weshalb es hier auch nicht weiter nutzbar ist. Man kann sich aber vorstellen, daß der „Stil“ eine Reihe von Sachverhalten impliziert, die auch im Zusammenhang mit Emigration relevant werden können.

Um für Österreich einen ersten Eindruck vom Verhältnis Wissenschaft und Gesellschaft zu bekommen, ist es wahrscheinlich am besten, den Blick auf die Zwischenkriegszeit zu richten. Verfall und Untergang bringen oft die Charakteristiken eines Systems am deutlichsten zum Vorschein. Wissenschaft war mehr oder weniger nur an den Universitäten institutionalisiert. Wenige Professoren, wenn nicht nur einer, dominierten das jeweilige Fach. Außerhalb der Universitäten gab es nur vereinzelte Ansätze (z. B. die „Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle“ von Paul Lazarsfeld), wodurch wissenschaftliche Tätigkeitsfelder erschlossen wurden. Obwohl institutionell einflußlos, bildete sich dort und in den Randbereichen der Politik trotzdem jenes Potential von Talenten heran, aus dem sich schließlich die Emigration überwiegend zusammensetzte. Im eigenen Land marginalisiert, fand es später in der angelsächsischen Welt Aufgaben und Anerkennung (vgl. Spaulding 1968).

Dies führt zu einer anderen Beobachtung, nämlich zum Dreieck zwischen liberalistischer Wirtschaftstheorie (Ludwig von Mises), universalistischer Gesellschaftslehre (Othmar Spann) und Austromarxismus. An den Universitäten waren davon nur die ersten beiden Richtungen ausreichend vertreten. Interessanterweise entstanden aber gerade im Umkreis des akademisch diskriminierten Austromarxismus jene Innovationen, die später als Beiträge zur empirischen Sozialforschung so bedeutsam werden sollten. Die außeruniversitäre Intelligenz hatte aber zum Teil auch ganz andere Erkenntnisprämissen als die Personen in jenen Stellen, die die Machtzentren der Gesellschaft als „wissenschaftlich“ anerkannten. Dies gilt vor allem für die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften. An den Universitäten gab es starke katholische

Positionen und zunehmend die atavistischen Rassentheorien des aufstrebenden Nationalsozialismus. Weder das eine noch das andere wurde schließlich in das aufgenommen, was sich nach 1945 als Weltwissenschaft etablierte, wohl aber die österreichischen Varianten des Positivismus und der individualistischen Wirtschaftstheorie. Für den Soziologen interessant ist noch, daß in keinem Fall eine makrosoziologische Theorie entstanden ist, die mit Entwicklungen in Deutschland oder in den USA vergleichbar gewesen wäre, dafür wurden aber viele praktische Anleitungen und Konzeptionen entwickelt.

Diese Sachverhalte, die das österreichische Wissenschaftssystem in den 20 Jahren zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg kennzeichneten, stellten sowohl logisch wie auch sozial einen sehr inkohärenten Bedeutungszusammenhang dar. Ein Othmar Spann und ein Paul Lazarsfeld, was hatten die einander zu sagen? Wahrscheinlich nicht viel, denn sie hatten nicht nur unterschiedliche Begriffe von der Welt, sondern standen auch auf verschiedenen Seiten der Barrikaden politischer Auseinandersetzung. Die Emigration war vielleicht eine Antwort auf diese in vieler Hinsicht — nicht nur politisch — widersprüchliche Situation. Wie konnte es aber dazu kommen, wo Wissenschaft in der Regel insgesamt ein privilegiertes System darstellt? Um das herauszufinden, ist es meines Erachtens notwendig, das historische Österreich in seinem Verhältnis zur Entwicklung der modernen Gesellschaft zu sehen, und zwar schon dort, wo sich deren charakteristische Strukturen abzuzeichnen begannen.

An dieser epochemachenden Entwicklung, die sich zu Beginn auf den Nordwesten Europas konzentrierte, hat Österreich meist verspätet und oft nur partiell teilgenommen. Die Herausbildung von Wissenschaft und einer gesellschaftlichen Intelligenz blieben davon nicht unberührt. Meiner Ansicht nach sind für die Interpretation der Veränderungen zwei Gruppen von Faktoren relevant, nämlich eine „politökonomische“ und eine „kultursoziologische“. Obwohl sie sich für den Soziologen aus der historischen Literatur ablesen lassen, muß man mit dieser Klassifizierung nicht übereinstimmen, weshalb ich an anderer Stelle auch von „Hypothesen“ und nicht von „Faktoren“ gesprochen habe (vgl. Langer 1985).

Politökonomisch ist davon auszugehen, daß sich der Kapitalismus in Österreich langsamer durchgesetzt hat als in den meisten Ländern des Nordwesten Europas. Dies wird unter anderem durch die periphere Lage des Reiches zum europäischen Städtegürtel, der sich geographisch zwischen Oberitalien und den Niederlanden hinzog, erklärt (vgl. Flora 1981). Daraus entstanden Nachteile wie die nur zögernd einsetzende Integration in den Welthandel sowie das Zurückbleiben des kommerziellen Sektors in fast allen Kronländern. Noch Ende des 19. Jahrhunderts hinkte die Donaumonarchie in der indu-

striellen Entwicklung Dekaden hinter Nord Westeuropa nach. Der Anteil der in der Landwirtschaft beschäftigten Bevölkerung war auch entsprechend hoch. Die relativ geringe Wirtschaftskraft wurde schließlich mehr und mehr zum Verhängnis für das in imperialen Traditionen stehende politische System. Der Widerspruch zwischen den drängenden ökonomischen Problemen und der sich selbst gewissen Machtstruktur resultierte in einer frustrierten Gesellschaft.

Die österreichische Aufklärung im 18. Jahrhundert war für eine grundlegende Modernisierung nicht konsequent genug und hat wahrscheinlich auch zu spät eingesetzt. Auch waren die sozialen Strukturen offensichtlich so verfestigt, daß die Veränderungsversuche von „oben" (Symbol dafür ist Joseph II.) orchestriert und utilitaristisch verkürzt erfolgen mußten. Mit anderen Worten, die herrschenden Kräfte waren bestrebt, die Aufklärung auf das ökonomische System einzugrenzen, also ihre politischen und geistigen Implikationen zu umgehen. Meines Erachtens war dies die zweite wichtige Zäsur für die sich langsam formierenden Wissenschaften in Österreich. Noch heute herrscht das Bewußtsein vor, daß eigentlich nur jene Disziplinen gefördert werden sollen, deren Nutzen für die Gesellschaft (Wirtschaft) unmittelbar gegeben ist. Wenn überhaupt etwas gefördert wird, dann die Technik und die Naturwissenschaften (in dieser Reihenfolge). Das wirtschaftliche Subsystem — das ist eine paradoxe Situation — ist dabei oft gar nicht in der Lage, die technischen Innovationen aufzunehmen und kommerziell zu verwerten. Vielleicht ist es gerade die hartnäckige Negation der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften, die in den maßgeblichen Kreisen ein Bewußtsein über den komplexen Zusammenhang von sozialen, technischen und ökonomischen Sachverhalten, das wahrscheinlich Voraussetzung für eine erfolgreiche Steuerung der gesellschaftlichen Entwicklung ist, nicht entstehen ließ.

Die *kultursoziologische* These setzt bei den Ereignissen von Reformation und Gegenreformation an, die Österreich zum Katholizismus zurückführten. (Für mich ist das die erste Zäsur, die die Wissenschaftsentwicklung in Österreich in neuerer Zeit erfahren hat.) Dadurch wurden die traditionellen Kräfte gestützt, was zur Folge haben mußte, daß der für die Modernisierung damals so wichtige Individualisierungsprozeß nicht in der gleichen Stärke einsetzen konnte, wie das im protestantischen Europa der Fall war. Dies bedeutete zusätzliche Hemmnisse für das Werden eines selbstständigen österreichischen Bürgertums und damit auch für die Entwicklung von Wissenschaft und Wirtschaft. Der Versuch der Jesuiten, Religion und Wissenschaft als Einheit zu bewahren, konnte nicht gelingen.

Die barocke Kultur förderte eher eine Atmosphäre der Submission als der Diskussion. Ideen, die tatsächlich oder nur vermeintlich nicht kohärent mit ihr

waren, wurden über Zensur und brachiale Gewalt ferngehalten. Dies betraf mehr oder weniger alle säkularisierten Vorstellungen über die Ordnung gesellschaftlicher Beziehungen. Das Abblocken des Denkens in diese Richtung, bei gleichzeitigem Drängen der ökonomisch-technischen Probleme, begünstigte später die Ausrichtung der Wissenschaft auf überwiegend realistische und formale Ansätze. Makrosoziale Fragen wurden zur Interpretation in den Bereich der Ethik und Religion verbannt. (Die drängenden Probleme der Technik werden an den Universitäten auch heute noch lieber ethisch als soziologisch diskutiert.) In den verschiedenen Varianten des österreichischen Positivismus sollten diese Tendenzen später internationale Anerkennung finden. Wien hat man sogar als fruchtbarste „Brutstätte" der ungeschichtlichen Kultur der Moderne bezeichnet (Schorske 1981).

Das Wissenschaftssystem scheint mir eine Resultante der in diesen beiden Sachverhaltsgruppierungen angedeuteten Faktoren zu sein, durchaus auch im Sinne der Dialektik von Basis und Überbau. Überlegt sollte aber auch werden, welche Rolle es spielte, daß „Schlüsseltechnologien" immer wieder aus anderen Gesellschaften importiert werden mußten. Die negative Patentebilanz ist wahrscheinlich nicht neu, sondern dürfte chronischen Charakter haben. Unter Technologie verstehe ich hier Mittel und Verfahren, die einer Gesellschaft zur Lösung von Problemen in Produktion und Reproduktion zur Verfügung stehen. Insbesondere meine ich damit ganz konkrete sinnliche Gegenstände unter Berücksichtigung ihrer Anwendungspotentiale bzw. Entwicklungsniveaus. Dies läßt sich zum Zwecke der Diskussion als Variable stellvertretend für die „politökonomischen" Faktoren formulieren. Hingegen verwende ich den Kulturbegriff im Sinne von Alfred Weber und Bronislav Malinowski als immaterielles Korrelat des gesellschaftlichen Lebens. Er umfaßt Sachverhalte wie Wissen, Glaube, Moral, Werte, Bräuche und Sitten.

Es soll hier nicht unberücksichtigt bleiben, daß manche Soziologen dem Kulturbegriff skeptisch gegenüberstehen, insbesondere dann, wenn darunter nur ein integriertes und kohärentes System von Symbolen verstanden wird. Die jüngste Diskussion hat aber auch hier neue Perspektiven eröffnet (vgl. Archer 1985). Die Betonung von „Integration" wird aufgegeben und dafür auf Widersprüche logischer und sozialer Art hingewiesen. Nur das festzustellen, wäre aber zu wenig, würde man sie nicht mit anderen Überlegungen verbinden, die auch die Bedeutung von Kulturtransfer und -differenz einschließen müßten. Man denke nur an eine traditionelle Gesellschaft (etwa im Sinne der Unterscheidung von „Gemeinschaft" und „Gesellschaft" bei Ferdinand Tönnies oder der „pattern variables" von Talcott Parsons: Vormoderne Gesellschaften sind in ihren Beziehungen „diffus" und „partikularistisch", der persönliche Status beruht auf Zuschreibung, nicht auf Leistung), die bisher

über Brauch, Sitte und Senioritätsprinzip integriert war und nun zum Beispiel in den Besitz eines Assemblywerkes für Lastkraftwagen kommt (zu diesem Thema auch Berger/Berger/Kellner 1974). Es ist bekannt, daß das in der Regel zu Widersprüchen zwischen der Kultur des einheimischen Personals und den Erfordernissen der importierten Technologie führt. Der vorerst oft nur logische Gegensatz zwischen unterschiedlichen Bedeutungshorizonten kann soziale Konflikte produzieren, wenn zum Beispiel durch die Fabrik arbeitsfähige Bevölkerung von den Dörfern abgezogen wird und dadurch traditionelle Autoritäten Einfluß verlieren. Anderseits würde ich annehmen, daß immer dort, wo sich eine Technologie endogen entwickelt, also aus der Gesellschaft selbst entsteht, die Kohärenz der Kultur wahrscheinlicher ist und Konflikte moderater verlaufen.

Ich habe diese Gedanken an anderer Stelle weiter ausgeführt (vgl. Langer 1985) und die Beziehung zwischen „Kultur“ und „Technologie“ hinsichtlich des „Wissenschaftssystems“ auf ein einfaches Schema zu reduzieren versucht (siehe Schema: Wissenschaft und Gesellschaft). Nach dieser Vorstellung wäre zwischen einem „isolierten“, einem „dominanten“, einem „hegemonialen“ und einem „elitären“ Wissenschaftssystem zu unterscheiden, je nach der Konstellation, in der sich „Kultur“ und „Technologie“ zueinander befinden. Die österreichische Situation ist meines Erachtens charakterisiert durch das Verhältnis von immer wieder hochkommenden vormodernen Kulturmustern und exogen induzierten technologischen Entwicklungen. Das Wissenschaftssystem bewegt sich dabei von relativer Isolierung zu elitärer Überhöhung. Beide Zustände können auch gleichzeitig auftreten, wenn man verschiedene Segmente des Systems betrachtet. Eine elitäre Position nahm die Wissenschaft insgesamt in Österreich Ende des 19. Jahrhunderts ein, während sie noch in der nachnapoleonischen Zeit eher isoliert war. Die Psychoanalyse wiederum ist in dieser Gesellschaft bis heute noch nicht hoffähig. Der Austromarxismus hingegen konnte nach dem Ersten Weltkrieg über die Arbeiterbewegung zumindest eine temporäre Wirksamkeit entfalten, ohne aber akademische Anerkennung zu finden.

WISSENSCHAFT und GESELLSCHAFT

ENTWICKLUNGS STAND DER TECHNOLOGIE	GELTUNGSGRAD VORMODERNER KULTURMUSTER	
	NIEDRIG	HOCH
NIEDRIG	WS DOMINANT	WS ISOLIERT
HOCH	WS HEGEMONIAL	WS ELITÄR

WS = Wissenschaftssystem

Wie kann man sich das dynamisch vorstellen? Es wird fortgeschrittene Technologie importiert (z. B. Webereimaschinen aus England), dies verändert die sozialen Beziehungen, die traditionellen Eliten reagieren darauf verunsichert mit Isolation und Kontrolle, was sie aber in Konkurrenznachteile zu den Nachbargesellschaften bringt, weshalb sie doch wieder Innovation zulassen müssen. Schließlich — und das war die Situation Österreichs zur Jahrhundertwende — bilden sich in der traditionellen Gesellschaft Neuerungsinseln, die sowohl im Austausch mit den Weltzentren der modernen Entwicklung stehen als auch autochthone Prozesse zur soziokulturellen Transformation einleiten. Wien und zum Teil auch Budapest und Prag waren zur Jahrhundertwende solche Inseln der Innovation. Die hier entstandenen Theorien und Ideensysteme boten den sozialen Eliten die Möglichkeit einer Neuorientierung, was die Probleme der industriellen Gesellschaft betrifft.

Man hätte erwarten können, daß sie genutzt werden, um die Modernisierung des Reiches fortzusetzen, vor allem nach den zahlreichen militärischen Niederlagen in den Jahrzehnten zuvor, die alle auch etwas mit kultureller und technologischer Rückständigkeit zu tun hatten. Daß dies nicht geschah, kann ich mir nur so erklären, daß die Affinität zwischen herrschender Klasse und Traditionalismus aufgrund vergangener Erfolge bei der Stabilisierung der inneren Beziehungen zu groß war. Wien mag zur Jahrhundertwende ein Stützpunkt der Moderne gewesen sein, das Habsburgerreich insgesamt war es nicht. Nachdem die traditionelle Gesellschaft gleichzeitig Österreichs große Vergangenheit darstellt, darf man sich nicht wundern, daß ihre Überwindung

langwierig und schmerzhaft ist. Ich sage „ist“, weil ich meine, daß sie das Handeln des Österreichers auch heute noch beträchtlich beeinflußt.

Sie haben mir dreimal Haus und Existenz umgeworfen, mich von jedem Einstigen und Vergangenen gelöst und mit ihrer dramatischen Vehemenz ins Leere geschleudert, in das mir schon wohlbekannte ‚Ich weiß nicht wohin'. Aber ich beklage das nicht; gerade der Heimatlose wird in einem neuen Sinne frei, und nur der mit nichts mehr Verbundene braucht auf nichts mehr Rücksicht zu nehmen. So beschreibt Stefan Zweig in der *Welt von Gestern* sein Lebensschicksal in Österreich zwischen 1914 und 1939. Viele seiner Zeitgenossen werden sich mit diesen Sätzen identifizieren können. Ich kenne keine soziologische Analyse, die die Emigration eindrucksvoller darzustellen in der Lage wäre. Für den Soziologen stellt sich das Thema aber auch anders. Was Stefan Zweig beschreibt, erscheint als durchaus wahrscheinliches soziales Handeln in einer Gesellschaft, die sich auf dem Übergang von traditionellen Verhältnissen zur Moderne befindet — damals in Mitteleuropa unter ganz spezifischen historischen Bedingungen. Eine derartige Sichtweise impliziert, daß bei diesem Prozeß längere Zeiträume im Auge zu behalten sind und das Studium der Emigration von damals also durchaus auch für das Heute noch Erkenntnisse liefern kann, insofern Bedingungen an den Tag kommen, die nach wie vor existieren, nämlich das Fortwirken der traditionellen Gesellschaft.

Wissenschaft braucht zu ihrer Entfaltung besondere Verhältnisse. Zum Beispiel eine „kritische Masse“, also eine ausreichende Zahl von Personen, die sich mit einer bestimmten Frage unter gleichen Perspektiven beschäftigen. Dies setzt in jeder Disziplin ein Mindestmaß an Positionen voraus, die von der Gesellschaft als „wissenschaftlich“ definiert und ausgestattet werden. Zusätzlich bedarf es wissenschaftlicher Vereinigungen, die die Kommunikation über einzelne Institutionen hinaus ermöglichen. Intellektuelle brauchen auch eine Atmosphäre, die den Diskurs anregt, ohne daß bei Kritik existentielle Bedrohung befürchtet werden muß. Moderne Wissenschaft ist in der Regel auch kapitalintensiv, das heißt, sie braucht aufwendige Anlagen und Kommunikationsnetze. Schließlich — und das scheint mir das Wichtigste zu sein — ist sie darauf angewiesen, daß die Gesellschaft bereit ist, praktisch alle ihre Probleme (auch) nach den Kriterien der Wissenschaft definieren zu lassen. Sie muß — zumindest tendenziell — auf Tabus verzichten. All dem setzt aber eine traditionelle Gesellschaft Widerstände entgegen und zwar umso mehr, je erfolgreicher sie mit den bisherigen Modi der Problemlösung gewesen ist.

Einige dieser Faktoren, die auch für das Verständnis wissenschaftlicher Emigration relevant sind (z. B. „kritische Masse“, Kommunikationsnetze), waren trotz vorherrschendem Traditionalismus zur Jahrhundertwende in

Österreich schon gut entwickelt, nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie aber wieder geschwächt worden. Für das heutige Österreich finde ich, daß sich das Wissenschaftssystem in einer Situation befindet, die logisch irgendwo zwischen den beiden genannten Perioden zu orten wäre. Danach müßte auch das gegenwärtige Emigrationspotential studiert werden.

Noch etwas: Es wird in letzter Zeit, nach ausländischen Vorbildern, gern von der „Postmoderne" schwadroniert. Mir scheint, daß man sich mit diesem Begriff noch jenseits der österreichischen Erfahrungswirklichkeit bewegt. Mehr als die Zukunft ist hier die Vergangenheit präsent — zumindest in gewissen Facetten und Bereichen des gesellschaftlichen Lebens und der Kultur. Sie in Bezug auf die Moderne zu reflektieren, kann zur Überlebensfrage der österreichischen Gesellschaft werden. Vor diesem Hintergrund sehe ich auch die Diskussion um die „Emigration der Vernunft".

Literatur:

M. S. Archer, „The Myth of Cultural Integration", in: *The British Journal ofSociology* 3, 1985, 333-353.

P. Berger/B. Berger/H. Kellner, *The Homeless Mind.* New York 1974.

P. Flora, „Stein Rokkans Makro-Modell der politischen Entwicklung Europas. Ein Rekonstruktionsversuch", in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 3, 1981, 397-426.

A. Fuchs, *Geistige Strömungen in Österreich 1867-1918.* Wien 1949.

J. Galtung, „On the Meaning of ‚Nation' as a Variable", in: M. Niessen/J. Peschar (Eds.), *International Comparative Research.* Oxford 1982, 17-34.

W. Glaser, *The Brain-drain: Emigration and Return.* Oxford 1978.

A. Janik/S. Toulmin, *Wittgenstein's Vienna.* New York 1973.

W. Johnston, *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte (The Austrian Mind).* Wien 1974 (englisch 1972).

J. Langer, „Zur Wissenschaftsentwicklung und Soziologie in Österreich" in: *Zeitschrift für Hochschuldidaktik* 3/4 1985, 463-474.

J. Langer, *Bewußtseinsverläufe von Studenten und die gesellschaftlichen Funktionen der Universität.* Klagenfurt 1987 (im Druck).

C. Schorske, *Fin-de-Siècle Vienna.* Cambridge 1981.

W. Spaulding, *The Quiet Invaders. The Story of the Austrian Impact upon America.* Wien 1968.

J. Steindl, „Emigration, Ersatzbedarf und Nachwuchs an Akademikern bis 1981", in: *WIFO* 7, 307-325.

E- Winter, *Romantismus, Restauration und Frühliberalismus im österreichischen Vormärz.* Wien 1968.

IRENE ETZERSDORFER

Einige Überlegungen zur Theorie von „Oral History"-Interviews

In zunehmendem Maße bedient sich die Erforschung des wissenschaftlichen Exils — wie überhaupt die gesamte heutige Exilforschung — der Technik des Interviews. Diese Bereicherung der zeitgeschichtlichen Forschung durch neues Material und neue, damit korrespondierende Methoden ist grundsätzlich zu begrüßen, gleichzeitig muß aber darauf hingewiesen werden, daß mit dieser neuen Technik eine Fülle von — vorwiegend methodischen — Problemen verbunden ist. Es scheint mir, daß die österreichische Exilforschung sich diesen bisher nur unzureichend genähert hat. Ohne den Anspruch, „Lösungen" anzubieten, möchte ich hier in geraffter Form einige dieser Probleme nennen. An den Anfang werde ich eine scheinbar banale Feststellung setzen: Interviewen ist ein vielschichtiger, kommunikativer Akt. Dem wird wohl niemand widersprechen, doch darf man nicht bei dieser Feststellung stehenbleiben, sondern muß diese „Vielschichtigkeit" konzeptuell in den Umgang mit der Interviewsituation und später in die Arbeit mit dem fertigen Interview einbauen.

Was geschieht, von außen betrachtet, in einem Interview? Ein Gespräch findet statt, das durch ein technisches Verfahren für die „Ewigkeit", zumindest aber für die „Zukunft" festgehalten wird. Das Produkt des Gesprächs, das bespielte Tonband und später das Transkript, ist für die historische Forschung bestimmt. Dieser Umstand ist den Gesprächspartnern bekannt. So erhält das scheinbar private Gespräch — oft mit den Attributen einer „Erzählstunde", Kaffee und Kuchen, versehen — durch die Hinzufügung eines „öffentlichen Ohres" und durch die Widmung für die Forschung eine andere Dimension, die das Geschehen wesentlich beeinflußt: die Gewißheit, hier wird etwas Bleibendes geschaffen, das auch anderen zugänglich gemacht werden soll.

„Geschichte" heißt meist auch „länger, als ich lebe", „über meine Lebensperiode hinausgehend". Zwangsläufig erlebt sich der Interviewte als Teil eines kollektiven Ganzen, setzt Zeichen der Zugehörigkeit zu einer sozial, politisch, wirtschaftlich oder kulturell abgegrenzten Gruppe. Die Interviewsituation zwingt ihn, „Gerichtstag zu halten" über sein eigenes Leben — kann er sich zu ihm bekennen oder muß er sich kritisch distanzieren?

Schon diese kleine Skizze der Atmosphäre eines Interviews zeigt: Hier geschieht „Besonderes". Über den scheinbar privaten Rahmen des Gespräches

hinausgehend, erhebt „Oral History“ diesen Anspruch auch wissenschaftsimmanent. Sie gilt heute, vor allem im angelsächsischen Raum, als gerechtfertigter methodischer Ansatz innerhalb der Zeitgeschichtsforschung, der Sozialgeschichte und der Politologie. Mit dieser internationalen Wertschätzung kontrastiert peinlich das niedere Ansehen, das Interviews innerhalb der (wieder im internationalen Vergleich gesehen, I. E.) eher theoriefeindlichen österreichischen Geschichtswissenschaft genießen. Interviewer gelten als „Witwentröster“ und „Erbschleicher“ (nämlich nach den vielbegehrten Nachlässen, I. E.), bestenfalls als „Sozialbetreuer“, das Interview wird als „Kaffeehaustratsch“ diffamiert und die Interviewten als „Storyteller“.

Das habe sich doch mittlerweile, wird man mir entgegenhalten, auch hierzulande ein wenig geändert. Trotz des Ausbleibens einer profunden wissenschaftlichen Auseinandersetzung über methodische „Oral History“-Ansätze auf österreichischem Boden haben „Oral History“-Interviews und solche, die einfach per definitionem zu solchen gemacht wurden, eine gewisse Breitenwirkung erfahren, die sich in zahlreichen teuren, wissenschaftlichen Projekten und Publikationen niederschlägt. Doch leider war diese unbestreitbare Popularisierung der „Oral History“ nicht von der nötigen methodischen Diskussion begleitet: Unausgebildete Interviewer produzierten Transkripte, die journalistisch ausgewertet und in der Rezeption Bestandteil einer an Institutionen gebundenen, letztlich legitimatorischen Geschichtswissenschaft wurden. Oft folgte die Auswertung der Interviews einem — erkenntnistheoretisch gesehen — naiven Realismus, das Gesagte galt als eindeutiges sprachliches Abbild des berichteten historischen Vorgangs. Auch hier wurde dem Wort „erzählen“ primär eine journalistische Bedeutung gegeben, die Bedeutung der Erzählung als „historischer Prozeß“ wurde vernachlässigt.

Hauptadressat dieser Kritik sind die zahlreichen außeruniversitären „Oral History“-Projekte. Die sich als qualitative Sozialforschung verstehende universitäre „Oral History“-Forschung kennt zwar das Phänomen der „Interaktion“ zwischen Interviewtem und Interviewer, bezieht sich jedoch bei der Entwicklung methodischer Ansätze zur Aufarbeitung des Interviews weitgehend auf ein Verfahren der Textinterpretation. Der Wiener Sozialhistoriker Reinhard Sieder und sein Team haben hier zweifelsohne nicht nur in praktischer, sondern auch in theoretischer Hinsicht Pionierarbeit geleistet.[1] Der Schwerpunkt ihrer analytischen Arbeit setzt allerdings beim fertigen Transkript an: Dieses soll ein möglichst getreues schriftliches Abbild des Gespräches bieten. Das aus gemeinsamer Arbeit entstandene Produkt wird interpretativ als autobiographische Aufzeichnung, als Quelle, behandelt und einer quellenkritisch korrekten Lesart unterzogen. Mit der Entwicklung einer allgemein handhabbaren Lesemethode wurde auf diese Weise ein wichtiges

hermeneutisches Verfahren geschaffen, das erlaubt, die „autobiographischen Erinnerungen“ als neugeschaffene Quelle anzusehen und zu behandeln. Auch am Interview selbst nicht Beteiligte können sich der Abschrift bedienen und sie für ihre Arbeit heranziehen.

Wie gesagt, damit wurde ein wichtiger Fortschritt gesetzt, doch gleichzeitig wurde einem erheblichen, in der internationalen Diskussion bereits thematisiertem Problem ausgewichen: Was heißt eigentlich „lesen“? Der deutsche Literaturwissenschaftler Manfred Schneider vertritt zum Lesen eines Textes eine interessante These: Beim Lesen (und natürlich auch beim Interpretieren) eines Textes fanden sog. „Übertragungsaffekte“ vom Leser zum Text statt, die die Interpretation jeweils individuell beeinflußten.[2]

Es vollzieht sich nun keine überraschende Wende, wenn wir feststellen, daß die Konstellation der Übertragung und Gegenübertragung von persönlichen Empfindungen sowie ihre gemeinsame analytische Betrachtung - auch für andere Bereiche, in denen Prozesse empathischen Verstehens ablaufen - konstitutiv sein kann, und daß sie daher in ihre theoretischen wie praktischen Untersuchungen einbezogen werden sollte; dies gilt ebenso für sprachwissenschaftliche Betrachtungen kommunikativer Akte wie für jenen Bereich der Literaturwissenschaft, wo einfühlendes Verstehen in literarische Texte und Aussagen vollzogen wird.[3]

Zu diesen Bereichen, in denen es vornehmlich um empathisches Verstehen geht, sind wohl auch die Ergebnisse der „Oral History“ zu zählen. Jenes „weite Land“, das die Einsicht in — unbewußte — Übertragungsprozesse beim Lesen andeutet, kann hier nur angesprochen, aber nicht seriös thematisiert werden. Für den Historiker praktikabel scheint mir die den textinterpretierenden Ansatz ein wenig modifizierende These des amerikanischen Forschers Benison zu sein, der in „Oral History“ die autobiographische Erinnerung sieht, die durch die Rolle des Historikers bzw. Interviewers eine „durch eine bestimmte individuelle Erfahrung zu einem bestimmten Zeitpunkt gefilterte Interpretation“ erfährt.[4] Dieser Ansatz ist nicht unwidersprochen geblieben, die kontroversielle Richtung definiert „Oral History“ selbst als „Geschichte“, als Form eines sich artikulierenden Bewußtseins, das vor allem jenen Artikulationsmöglichkeit verschaffen soll, die sonst dazu keine Möglichkeit haben.

Diese unterschiedlichen Ansätze, die tiefe Probleme aufwerfen und zwischen denen es sich zu entscheiden gilt, sind in Österreich nur von wenigen auf dem Gebiet der „Oral History“ Arbeitenden zur Kenntnis genommen worden. Hektische Aktivitäten, der Run auf die Erinnerungen der (noch) Überlebenden der Nazi-Zeit, überdeckten die kritische Auseinandersetzung. Auch ist „Oral History“ in gewissem Sinne ein oppositionelles Unternehmen: Die Tatsache, daß meist junge Historiker/Historikerinnen, die häufig persönlich eine gewisse Parteilichkeit für die Arbeiterbewegung zeigen, sich ihrer

anzunehmen begannen, erleichterte der etablierten Historikerzunft die Nicht- zur-Kenntnisnahme bzw. das Nicht-ernst-Nehmen und das Abschieben von Verantwortung. Die etablierte Zeitgeschichtsforschung rettete sich — bis auf wenige Ausnahmen — mit den sogenannten „Experteninterviews", die ausschließlich an Informationsweitergabe interessiert sind.[5]

Der teilweise Ausschluß der „Oral History" aus dem akademischen Diskurs hat ihr nicht gut getan. Halbwissenschaftliche Institutionen haben mitgeholfen, den Begriff „Oral History" hierzulande derart zu verwässern, daß er auf Publikationen angewandt wurde, die zwar zweifellos auf Interviews basieren, ansonsten aber nur wenig mit der Arbeitsweise und der Problemsicht von „Oral History" zu tun haben.

Ausgangspunkt einer jeden Diskussion über methodische Probleme der „Oral History" ist wohl die Feinmechanik der Interviewsituation — ein hochkomplexer und auf vielen Ebenen strukturierter Prozeß. Daß das Interviewgeschehen durch den Interviewer in bedeutender Weise beeinflußt wird, ist eine Erkenntnis, die weder neu noch originell ist. Sie jedoch in den wissenschaftlichen Diskurs als bestimmenden Faktor miteinzubeziehen, zu thematisieren und ein Analyseverfahren zu entwickeln, das diese Beteiligung in Rechnung stellt, hat sich in den verhaltenswissenschaftlichen Disziplinen nicht durchgesetzt.

Dem verstorbenen Ethnopsychoanalytiker George Devereux verdanken wir ein grundlegendes theoretisches Werk mit dem Titel *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften,* das auch für die „Oral History"-Forschung wesentliche Überlegungen enthält. Am wichtigsten erscheint mir der Hinweis auf die „Gegenübertragung"[6], die — wieder analog zur psychotherapeutischen Situation — im Beobachter (also in unserem Fall im Interviewer) entsteht und seine Beobachtung (die sich etwa in seiner Fragetechnik ausdrückt) beeinflußt, bzw. wenn dieser Einfluß nicht adäquat gehandhabt wird, verzerrt. Der Beobachter und sein Objekt lösen in einander eine Fülle von Prozessen aus; jede Beobachtung kann also als System von Übertragung und Gegenübertragung gesehen werden. Auch das Interview entsteht im Wechselspiel von affektiven Regungen der Beteiligten im Hinblick auf die Person vom anderen, auf das Gespräch und auf sein zukünftiges Ergebnis.

Devereux führt einige triftige Gründe für die bisherige Tabuisierung der Wahrnehmung des „Forschers" an: Die Unkenntnis des eigenen „Reizwertes", wie er es nennt, und das gleichzeitige Desinteresse, jenen kennenlernen zu wollen, sowie den Wunsch des Wissenschaftlers, verhindern zu wollen, daß die beobachteten Subjekte, also die Interviewten, selbst beobachten und verstehen. Der Informationsgehalt bei jedem narrativ gehaltenen Interview ist äußerst reichhaltig und folgt bewußten und unbewußten Motiven. Erst seit

Sigmund Freud haben wir zu ahnen begonnen, was „Sprechen“ (und „Schweigen“ als dessen Pendant) eigentlich sagen wollen und daß dieses „Sagen-Wollen“ hinter der vordergründigen Selbstverständlichkeit des Sprechens und Hörens die bestimmbare Tiefe einer ganz anderen Sprache enthüllt: die Sprache des Unbewußten. Der strukturalistische Marxist Louis Althusser geht einen Schritt weiter, indem er behauptet, man wisse dies bereits seit Karl Marx, der eine Ahnung entwickelte, was „Lesen“ und „Schreiben“ — zumindest in der Theorie — eigentlich sagen wollen. Für das Lesen von Karl Marx entwickelte Althusser eine Methode, die er „symptomatisches Lesen“ nannte. In diesem Zusammenhang muß wohl auch erwähnt werden, daß sich Jaques Lacan ähnlicher Überlegungen bei seiner Lektüre Sigmund Freuds bediente. Um eine ähnliche, den Bedürfnissen der „Oral History“ gerecht werdende Lesart sind auch die Historiker bemüht. Die Dechiffrierung der Sprache des Unbewußten zielt allerdings nicht auf Heilung oder Veränderung eines Zustandes ab, sondern auf die umfassende Erfassung der „kulturellen Vision“ eines Menschen. Darunter ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als seine „Weitsicht“ zu verstehen.

Neben dem scheinbar so „offen“ sich der Interpretation anbietenden Transkript des Interviews gibt es also eine verborgene, weil unbewußte Ebene des Diskurses. Der Umweg, die Einbeziehung dieser Ebene, erlaubt uns erst den Blick hinter die Kulissen des „Textes“, den Blick auf die Beziehung eines Individuums zu *seiner* Vision von Geschichte. Betontes und Weggelassenes, Antworten auf nie gestellte Fragen, Verweigerungen, Verzerrungen sowie stark affektive Regungen sind wichtige Wegweiser zu den verdeckten Feldern eines sich artikulierenden Bewußtseins. Damit in Zusammenhang steht die Frage nach dem „Wahrheitsgehalt“ von Erzähltem. Abgesehen von einfachen Irrtümern, deren allfällige Hintergründigkeit wir nicht erfahren können, gibt es hier ein offenes Feld für den Transport von Mythen und Legenden. Falsch wäre es, diese als historische Quellen abzuwerten. Zum einen ist ihre Existenz Indiz für eine bestehende Spannungssituation, zum anderen bilden sie eine zentrale Beziehungsbrücke zum Verständnis unserer kulturellen Gegebenheiten.

Gehen wir also davon aus, daß alles Erzählte für den Erzählenden in irgendeiner Weise sinnvoll ist, auch wenn es nicht prima vista für ihn selbst und den Interviewer erkennbar ist. Jede Aussage erfüllt, wenn auch oftmals verzerrt, einen bestimmten Zweck.

Nennen wir das, was wir zu hören bekommen, zunächst einmal den Text. In diesem Text, der zugleich auch immer ein Text der „Geschichte“ ist, spricht nicht nur eine Stimme. Es entsteht ein mindestens doppelter Dialog. Der Interviewte spricht außer zum konkreten Interviewer auch zu einer größe-

ren Gemeinschaft und deren Geschichte, wie er sie sieht. Das heißt, neben dem Dialog zwischen Informanten und Historiker finden wir auch den zwischen Informanten und seinem eigenen historischen Bewußtsein. Letzteres ist die bereits erwähnte, jedoch am schwierigsten zu erfassende Komponente eines Interviews. Als Teil einer vielschichtigen kognitiven Struktur beinhaltet sie Vorstellungen über das Denken und Handeln in gesellschaftlichen Hierarchien. Solche Überlegungen enthalten immer eine Vorstellung vom Phänomen der Vergangenheit, der Beziehung eines Individuums zu Mythos und Ideologie.

Antonio Gramsci hat uns wesentliche Erkenntnisse über dieses Verhältnis vermittelt.[7] Um dem Wesen von Ideologien auf den Grund zu gehen, müssen wir ihre Strukturen erforschen, müssen wir versuchen, alle Ideen zu analysieren, auf denen sie aufbauen, und müssen in letzter Instanz die Analyse bis hin zu jenen Empfindungen ausdehnen, die Ideen produzieren. Das fertige Interview ist also in jedem Fall Ergebnis einer Arbeit zweier Menschen, das durch die historischen Perspektiven beider geprägt wird.

Devereux hat uns gezeigt, daß es keinen neutralen Forscher und Beobachter gibt, Manfred Schneider verdanken wir den Hinweis, daß auch der Leser nicht neutral ist. Texte „auswerten“, also analysieren, heißt, sie interpretieren. Und dieser Vorgang bezieht das historische Bewußtsein (inklusive der innerpsychischen Realität) des Interpreten mit ein. Es verzerrt ja nicht nur der Erzählende, nicht nur er entstellt und vergißt, sondern auch der Interviewer ist Gefangener seiner eigenen Wahrnehmung und seiner Geschichte. Wir können nicht davon abstrahieren, daß für jeden Forscher sein logisches und wissenschaftliches Gedankengebäude subjektive Bedeutung für sein Unbewußtes hat. Als Abwehr gegen Angst und Desorientierung entspringt jedes Gedankensystem dem Unbewußten: dem des Erzählenden und jenem des Erzählers. Die oft betonte und konstruierte „Abstinenz des Wissenschaftlers“ in seinen Disziplinen, sein Versuch, quasi über den Inhalten der Forschungen zu stehen, ermöglicht ihm in Wirklichkeit in vielen Fällen psychische Abwehrreaktionen, die ganz anderen Motiven entspringen und das Entstehen von Verzerrungen begünstigen. Erst wenn wir akzeptieren, daß hier ein duales System von gegenseitiger Wahrnehmung und Selbstbeobachtung konstruiert wird, das beide Personen in die Lage versetzt, zu sagen: „Ich nehme außerdem wahr, daß ich wahrnehme, und nehme auch wahr, daß das beobachtete Objekt wahrnimmt“[8], werden wir uns den hochkomplizierten Übertragungsprozessen nähern können, um sie als Gegenstand der Analyse miteinzubeziehen. Je mehr der Interviewer sich seiner eigenen Affekte bewußt ist, desto mehr wird er die Übertragung, die er auslöst, einzuschätzen imstande sein und Verzerrungen des Materials, die seinem intrapsychisch determinierten Mangel

an Objektivität zuzuschreiben sind, erkennen. Wie sehr und auf welche Weise ein Interviewer aufgrund seiner Persönlichkeitsstruktur, seiner unbewußten Impulse und Konflikte die Interviewsituation beeinflußt, ist schwer vom gesamten Interviewsystem zu destillieren. Was Devereux der Verhaltenswissenschaft in ihrer Gesamtheit vorgeworfen hat, gilt aber wohl auch für die „Oral History“: Der analytisch nicht geschulte Interviewer läuft Gefahr, kulturell-politische „Folklore“ oder unreflektierte Autobiographie zu produzieren.

Die Psychoanalyse und ihre Anwendung auf die Ethnologie haben uns gelehrt, daß solche Verzerrungen dort am weitreichendsten sind, wo das beobachtete Material Angst erregt. Um diese Angst abzuwehren, neigt der Betroffene zur Unterdrückung, Entschärfung und Neuarrangierung des Materials.

In meiner eigenen Interviewerfahrung wie auch in der meiner Kollegen gab es einen Punkt, in dem sich einige der angeschnittenen Problematiken sozusagen fokussierten: die Frage nach dem deutsch-sowjetischen Nichtangriffsabkommen im August 1939, dem sogenannten Hitler-Stalin-Pakt. Die zentrale Aufmerksamkeit in diesem Interview, das im Rahmen des erwähnten, später unter dem Titel *Erzählte Geschichte* publizierten Projektes des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes entstanden ist, galt der Lebensgeschichte der Interviewten bis 1945.[9] Für Mitglieder der Kommunistischen Partei bedeutete dieser Pakt die größte, angsterregendste Irritation der Kriegsjahre, die ungeheure Auswirkungen auf das Sicherheitsgefühl der in Spanien kämpfenden beziehungsweise exilierten österreichischen Kommunisten hatte. Nicht nur das geistige, sondern auch das lebenswichtige materielle Lebensumfeld schien plötzlich gefährdet, lebte doch die Mehrheit der aktivistischen österreichischen Kommunisten, vor allem aber die Spanienkämpfer und das politische Exil, von Geldern der Komintern bzw. ihrer Nebenorganisationen. Dissidentes Aussteigen in solch einer Situation bedeutete Gefährdung des gesamten Lebenszusammenhanges. Das soziale und finanzielle Netz der Parteiorganisationen garantierte — abgesehen von der realen Gefährlichkeit der Kampfsituation — das bestmögliche Überleben.

Zweifelsohne gab es eine Vielzahl von gewichtigen Argumenten, die es damals erlaubten, den Pakt als taktisches Manöver der Sowjetunion zu sehen, und es gab auch eine Vielzahl von ebenso gewichtigen inneren Gründen, dieser Interpretation Glauben zu schenken, um den ohnehin bis aufs Äußerste gefährdeten Lebenszusammenhang nicht in Frage zu stellen. Dennoch führte das Ansprechen des Paktes im Interview in der Regel zu peinlichen Irritationen auf beiden Seiten. Die Erinnerung an diese angsterregende Situation produzierte bei unseren Gesprächspartnern einander widersprechende Aussagen, Aggressionen gegen die Interviewer und den Versuch einer sozusagen

schizoiden Betrachtungsweise: „Damals habe ich das so gesehen — bzw. heute weiß man ja viel mehr, was wir damals nicht gewußt haben.“ Die meisten Interviewer hatten eine affektiv starke, politisch begründete Gegnerschaft zu diesem Pakt und dem stalinistischen System in Rußland. Das führte häufig zum „Vergessen der Frage“, zu Angst vor unangenehmen Situationen und zur Furcht, ein affektiv positiv besetzter Interviewpartner könnte uns „enttäuschen“. In diesem kommunikativen Klima ist das folgende Interview mit Herrn X, einem Mitglied der Kommunistischen Partei Österreichs, der damals im Lager Argèles an der französisch-spanischen Grenze interniert war, zustande gekommen.

Herr X: *Und da begann also auch meine politische Entwicklung. Da begannen politische Kurse, wir wurden in Zellen eingeteilt, mit Vorträgen. Ich erinnere mich an die ersten Diskussionen über den deutsch-sowjetischen Pakt.*

Interviewer: *Das war erst im August '39 - -*

Herr X: *Den ich überhaupt nicht verstanden habe, denn ich war ja politisch noch sehr dumm. Der* F, *heute Mitglied des Polbüros, damals schon so stur wie heute, ging stundenlang mit mir spazieren, um mir den sowjetisch-deutschen Pakt zu erklären - ich habe ihn bis heute nicht verstanden, das heißt, heute schon, aber damals nicht verstanden.*

Interviewer: *Man muß die Dialektik auch ziemlich drehen, um das zu verstehen.*

Herr X: *Dann begann die Volkshochschule Gurs, was ich als großartiges Ereignis bezeichnen möchte. (...)*

Interviewer: *Das mit dem Pakt, das würde mich noch ziemlich interessieren. Wie das innerhalb der österreichischen Gruppe diskutiert worden ist.*

Herr X: *Na ja, sehen Sie, zumindest was ich für einen Eindruck habe. Damals hat es den 7. Parteitag der KPdSU gegeben, vor dem Pakt. Mit einem Referat vom - - - er lebt nicht mehr (...), ich glaube, es war Malenkow, da hat er schon den Pakt angekündigt. Es war kein Wort wahr. Nach '45, wie ich also politisch schon etwas gebildeter war, habe ich mir dieses ganze Parteitagsmaterial durchgelesen. Keine Spur von einer Andeutung, aber wir haben es geglaubt, alles haben wir geglaubt.*

Herr X, dessen Einstellung zur Kommunistischen Internationale, zur Kommunistischen Partei Österreichs und zum sogenannten Hitler-Stalin-Pakt sich mittlerweile geändert hat, sieht seine Vergangenheit aus der Warte seiner heutigen Sicht — er benützt den späteren Wechsel, die seine politischen Handlungsweisen leitenden Ideologien als Schlüssel zum Verständnis seines vergangenen Handelns. Das bedeutet im Interview eine abwartende Haltung zu dieser Vergangenheit: Herr X sieht sich in der Retrospektive als jemand, der seinen (heutigen) Ansprüchen nicht genügt und sich — und via Generalisierung auch seine Kombattanten — ein wenig verachtet. Die Hauptaussage seines umständlich wirkenden Redens ist offensichtlich: „Damals habe ich an etwas geglaubt, hatte ich eine Ideologie, und heute habe ich diese Ideologie nicht mehr. Aber heute finde ich das, was ich jetzt bin und was ich jetzt tue, richtig, und das, was ich damals gemacht habe, nicht ganz in Ordnung.“ Solche Ideologien sind immer Glaubenssache, und das Faktum, daß Herr X damals „alles“ geglaubt hat, spricht nur in seinem eigenen, heutigen Wertsystem gegen ihn. Dieses heutige Wertsystem wird durch die Haltung des Interviewers bekräftigt, sie ist nicht neutral, sondern zeigt deutlich die dem Pakt gegenüber ablehnende Einstellung des Interviewers. Die Verwirrung, die dadurch im Interview entsteht, findet ihre Lösung in einer geordneten Flucht: Herr X springt auf ein eindeutig von beiden positiv besetztes Thema über, auf die Volkshochschule Gurs. Diese Strategie findet offensichtlich fürs erste auch die Zustimmung des Interviewers — er holt seinen Gesprächspartner nicht gleich zum Ausgangspunkt zurück.

Es wäre falsch, wenn wir dieses kleine Beispiel dazu benützen würden, dem Interview mit Herrn X historischen Erkenntniswert abzusprechen. Ich hoffe aber, ausreichend gezeigt zu haben, daß dieses Interview — wie jedes seiner Art — ein höchst persönliches Dokument ist, das nur dann zu einer allgemeineren kulturspezifischen Aussage führen kann, wenn auch ein Durcharbeiten der Widerstände, die sich dem Geschichtsforscher entgegenstellen, gelingt. Wir haben hier ein sehr einfaches Beispiel gewählt, bei anderen sind die Probleme weitaus größer. In jedem Fall muß es dem Forscher durch empathisches Verstehen möglich sein, die Basis für eine Übertragungssituation zu schaffen, die der Äußerung von Widerständen, die sich dem Erinnern entgegenstellen, günstig ist. Die deutsche Psychologin Regine Lockot meinte jüngst in einer Arbeit zur Geschichte der deutschen Psychoanalyse im Nationalsozialismus: *Die Analyse des Übertragungswiderstandes bietet die Grundlage dieser besonderen Form des Erinnerns, die der um historische Zusammenhänge Bemühte vornehmen muß. In dieser Form des Erinnerns geht es allerdings nicht um ein „scharfes Nachdenken“, wie der Laie „Erinnern“ verstehen könnte -, um die freie Assoziation, die im psychoanalytischen Prozeß die Quelle*

des übertragenen Erinnerns darstellt, oder schließlich um ein mechanisches Zusammenstellen von Dokumenten, zu dem der Historiker neigen könnte, sondern um das Zulassen der Vielfältigkeit vergangener Wirklichkeit, so wie sie in Quellen und zeitgenössischen Berichten erkennbar wird.[10]

Wer Geschichtsschreibung mit einem an der Mathematik orientierten Ideal von exakter Wiedergabe des Vergangenen mißt, wird also „Oral History" zwangsläufig als „diffus" verwerfen müssen. Wer nicht diesem überholten Ideal anhängt, wird mit Freude die Vielfältigkeit registrieren, die dieser Ansatz demjenigen bietet, der sich auf seine spezielle Problematik einläßt. Eine Umgangsweise mit „Oral History", die dieser Vielfältigkeit keine Artikulationsmöglichkeit bietet, neigt zur Reproduktion totalitärer Machtverhältnisse, da sie die Geschlossenheit eines Weltbildes zu suggerieren versucht und dabei gerade jene „Brüche", für deren Aufspürung die „Oral History" ein besonderes geeignetes Instrument ist, negiert. Für ein ideologisierendes Geschichtsverhältnis, das häufig mit der Bindung des Forschers an Institutionen oder (manchmal auch recht unbedeutende) Machtträger verbunden ist, sind solche „Brüche" oft eine Provokation. „Oral History" ist nicht selten gegenüber einer ideologisierenden Geschichtsbetrachtung subversiv. Wer sich wirklich mit „Oral History" einlassen will, wird einen anderen Zugang zu den Gesprächspartnern und den Interviews finden müssen. Jedes Interview kann eine Überraschung darstellen, die das Selbstverständnis des Interviewers angreift. Doch das geschieht wohl in jeder Verhaltenswissenschaft. Forscher sind ständig der Tücke ihrer eigenen Projektionsfelder ausgesetzt.

Nur durch das Wahrnehmen der eigenen Gegenübertragung, der gelungenen Trennung von eigenen Triebimpulsen, der Aufgabe von Identifikationen etc. wird ein Einfühlen in die innere Dynamik der vom Interviewten dargestellten Verhältnisse ermöglicht. Jeder Schreibende macht sich selbst zu einem Teil des historischen Prozesses, den er, je nach seinem Selbstverständnis, auch zu einem Diskurs zur Stabilisierung seiner eigenen, sich selbst immer wieder von außen zu beweisen genötigten Integrität mißbrauchen kann.

Anmerkungen:

1 R. Sieder, „Bemerkungen zur Verwendung des Narrativinterviews für eine Geschichte des Alltags", in: Zeitgeschichte, 5, 1982.

2 Schneider bezieht sich dabei auf den psychoanalytischen Begriff der Übertragung. Damit wird der Vorgang bezeichnet, wodurch die unbewußten Wünsche an bestimmten Objekten im Rahmen eines bestimmten Beziehungstypus, der sich mit diesen Objekten ergeben hat, aktualisiert werden. Meist handelt es sich dabei um die Wiederholung infantiler Vorbilder, die mit einem besonderen Gefühl von Aktualität erlebt werden.

3 M. Schneider, *Die Angst und das Paradies des Nörglers. Versuch über Karl Kraus.* Frankfurt/Main 1977, 27.

4 S. Benison, „„Oral History'; A Personal View“, in: E. Clark (Ed.), *Modern Methods in the History of Medicine.* New York 1971, zit. nach Grele J., 148.

5 Diese Kritik zielt vornehmlich auf die Collage von zerstückelten Interviewfragmenten, die das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes unter dem Titel *Erzählte Geschichte – Widerstandskämpfer erzählen* herausgegeben hat und für die einer der Redakteure (Konstantin Kaiser) im Vorwort den Status der „Oral History“ beansprucht. Es sei aber auch festgehalten, daß diese Kritik auch die von Hans Schafranek und mir im Februar 1984 veröffentlichte Broschüre *Der Februar 1934 in Wien - Erzählte Geschichte* trifft. Diese Publikation, eine Blitzproduktion zu einem Jahrestag, dokumentiert u. a. unser damaliges Scheitern gegenüber dem Verlag, der in eigenmächtiger Weise ihm nicht gefällige Passagen aus dem Text strich. Dazu zählten vor allem die wissenschaftlichen Überlegungen zur Verwendung der Interviews.

6 Als Gegenübertragung wird in der psychoanalytischen Theorie die Gesamtheit der unbewußten Reaktionen des Analytikers auf die Person des Analysanden und ganz besonders auf dessen Übertragung bezeichnet.

7 A. Gramsci, *Philosophie der Praxis. Eine Auswahl.* Frankfurt/Main 1967, 168ff.

8 G. Devereux, *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften.* Frankfurt/Main 1976,48.

9 Das ist im übrigen ein nicht unwichtiges Merkmal des institutionalisierten Umganges mit dem Begriff „Exil“: Die heutige Forschung endet 1945, mit Kriegsende und sog. „Neuanfang“, der — wie uns jüngst publizierte Forschungsergebnisse über bisher tabuisierte Themen zeigen — so neu wieder auch nicht war. Vergleiche dazu etwa: S. Meissl, K.-D. Mulley und O. Rathkolb (Hrsg.), *Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne - Entnazifizierung in Österreich 1945-1955.* München 1986.

10 R. Lockot, Erinnern und Durcharbeiten. Zur Geschichte der Psychoanalyse und Psychotherapie im Nationalsozialismus. Frankfurt/Main 1985, 24.

”

DISZIPLINEN

HANS-JOACHIM DAHMS

Die Emigration des Wiener Kreises

EINLEITUNG

Die akademische Emigration aus Mitteleuropa hat als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung in den Ländern, aus denen sie stattfand, nach 1945 ein merkwürdiges Schicksal gehabt. So erschien in der Bundesrepublik schon relativ früh, nämlich 1955, Helge Pross' kleines Buch *Die deutsche akademische Emigration nach den Vereinigten Staaten 1933-1941.* Aber in den nachfolgenden 30 Jahren ist dann kaum zu diesem Thema gearbeitet worden. Erkenntnisse über die akademische Emigration kamen meist nur am Rande von Forschungen über die politische oder literarische Emigration zustande und dürften deshalb wissenschafts- oder philosophiehistorisch Interessierten weitgehend unbekannt geblieben sein.

Wer sich überhaupt mit dem genannten Thema beschäftigen wollte, mußte und muß sich heute noch an die in den Aufnahmeländern der Emigration, vor allem in den USA, erschienenen Standardwerke von Fermi (1968) oder von Fleming und Bailyn (1969) halten. Da diese die Emigration jedoch hauptsächlich aus der Perspektive des *Aufnahmelandes* sehen, kann man aus ihnen zwar einen Eindruck davon erhalten, welchen *Gewinn* die einzelnen Wissenschaftszweige und die gesamte Kultur in diesen Ländern durch die Emigranten erfahren haben; welchen unermeßlichen — und auf Generationen hin unwiederbringlichen[1] — *Verlust* die faschistischen Säuberungen und die anschließende Emigration im wissenschaftlichen Bereich und in der Kultur der *Herkunftsländer* angerichtet haben, wird jedoch meist nicht so leicht ersichtlich.

Ziel der folgenden Bemerkungen ist es, diesen Verlust für einen kleinen Teilausschnitt, nämlich den logischen Positivismus und seine Vertreter in *Österreich,* anschaulicher zu machen.

Für diese Bewegung sieht die Literaturlage ähnlich wie für die akademische Emigration im ganzen aus: das schiere Faktum der Emigration logischer Positivisten war in weiten Kreisen, etwa der BRD, so weit in Vergessenheit geraten, daß Wolfgang Köhlers[2] 1979 in einer Tageszeitung publizierte Erinnerung daran, daß es neben der Frankfurter Schule auch eine „andere" deutschsprachige Emigrationsphilosophie gegeben hat, schon einen gewissen

Neuigkeitswert hatte. Seitdem sind — vor allem aus Anlaß der 50jährigen Wiederkehr der nationalsozialistischen Machtübernahme — einige Artikel von Hegselmann (1983), Kamlah (1983) und Thiel (1984) erschienen, die sich mit dem Thema befassen.

Trotzdem muß auch hier jede Darstellung dieses Kapitels der akademischen Emigration ihren Ausgangspunkt bei dem schon genannten amerikanischen Standardwerk von Fleming und Bailyn nehmen. Denn dort hat Herbert Feigl, einer der letzten heute noch lebenden Exponenten des logischen Positivismus — dem wir im übrigen auch diesen „Firmennamen" der Bewegung verdanken —, einen Beitrag mit dem Titel „The ‚Wiener Kreis' in America" veröffentlicht.[3] Die folgenden Bemerkungen verstehen sich als Bemühungen, das von ihm gezeichnete Bild in verschiedenen Richtungen zu ergänzen. Die Notwendigkeit solcher Ergänzungen für einen Gesamtüberblick der Emigration des logischen Positivismus ergibt sich aus verschiedenen, von Feigl teils bewußt gewählten, teils nicht zu vermeidenden Beschränkungen. Die eine Beschränkung besteht darin, daß Feigl als allererster Emigrant des Wiener Kreises, der zudem 1935 zuletzt zu Besuch in Wien gewesen war, den Verlauf der Emigration nur aus der Ferne verfolgen konnte und besonders auf die *Emigrationsmotive* und markante *auslösende Ereignisse* kaum eingeht. Die andere Einschränkung bezieht sich auf die *USA* als Aufnahmeland. So wird das andere *Endverbleibsland* Großbritannien ebensowenig behandelt wie die *Durchgangsstationen,* die verschiedene logische Positivisten durchliefen, bevor sie sich in den USA oder in Großbritannien niederließen.

Schließlich sieht Feigl, wie schon vor ihm Fermi, die Emigration hauptsächlich aus dem Blickwinkel des wissenschaftlichen Zugewinns für die USA und der dort bewirkten Veränderungen. Für den deutschen Sprachraum stellt sich dagegen natürlich auch die Frage des Verlustes und seiner Konsequenzen für die wissenschaftliche und philosophische Situation in den Nachfolgestaaten des früheren „Großdeutschen Reiches".

Nach diesen Überlegungen fallen meine Bemerkungen in folgende Teile:

In einem ersten Schritt wird der *Verlauf der Emigration* geschildert. In einem zweiten Schritt kommen dann sowohl die *Durchgangsstationen* Türkei, Belgien und Niederlande als auch die beiden *Endverbleibsländer* USA und Großbritannien an die Reihe. Dabei wird jeweils gefragt, welchen Einfluß die emigrierten Neopositivisten dort ausgeübt haben. Schließlich wird die — zunächst prekäre — *Situation des logischen Positivismus in seinen Herkunftsländern nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs* geschildert. Da kein Emigrant — außer zu gelegentlichen Besuchen — zurückkehrte, stellt sich hier die Frage von Kontinuität und Diskontinuität besonders eindring-

lich. Insbesondere wird zu untersuchen sein, wie sich mangelnde personelle Kontinuität des deutschsprachigen Positivismus in Veränderungen seines Gehalts niedergeschlagen hat.

Als *Quellen* ziehe ich dabei jeweils die autobiographischen Äußerungen von Vertretern und Zeitzeugen des logischen Positivismus heran. Außer dem bereits zitierten Bericht Feigls sind dabei die Erinnerungen Carnaps[4] als eines weiteren prominenten Mitglieds des Kreises und von Popper[5] als seiner „offiziellen Opposition“ besonders zu erwähnen. Hinzu kommen kürzere Äußerungen anderer Mitglieder, Erinnerungen von Verwandten, Bekannten und Freunden, wie sie in Erinnerungsbänden, Festschriften und Nachrufen zu finden sind. Nützlich waren mir auch die Einleitungen, Vor- und Nachworte zu Neuauflagen von Schriften der logischen Positivisten sowie die inzwischen erschienene Sekundärliteratur, die gelegentlich auch schon ungedruckte Quellen wie Tagebücher und Briefe auswertet.

1. DER VERLAUF DER EMIGRATION

Zur genaueren inhaltlichen Charakteristik des Wiener Kreises muß ich auf meine Arbeit (Dahms 1985 b) sowie auf die ähnlich gelagerten Bemühungen von Hegselmann und Karnitz verweisen.[6] Hier genügt es zu betonen, daß die positive Anknüpfung an die Ergebnisse und Arbeitsmethoden der neuen Logik, Mathematik und Physik und die Frontstellung gegen jede Religion und Metaphysik im geistigen Umfeld der Zwischenkriegszeit in Österreich und besonders in Deutschland von vornherein *innerhalb* des Wissenschaftsbereichs die Gegnerschaft der späteren Vertreter von Konzepten von „Deutscher Physik“ und „Deutscher Mathematik“ implizierte. *Außerhalb* des akademischen Betriebs bedeutete dies die Gegnerschaft klerikaler und gegenaufklärerischer Kräfte. Zum Verständnis des folgenden ist es aber wichtig, noch auf einige weitere Punkte hinzuweisen: Zum einen waren am Wiener Kreis Wissenschaftler aus ganz unterschiedlichen Fachrichtungen beteiligt, zum anderen setzte er sich aus Personen ganz unterschiedlichen Alters und entsprechend auch ganz verschiedener Stellung in der akademischen Hierarchie — vom fortgeschrittenen Studenten bis hin zum Lehrstuhlinhaber — sowie auch aus Nichthochschulangehörigen zusammen. Diese enzyklopädische Zusammensetzung ist ebenso wie die hierarchieübergreifende Kooperation und der Aspekt der die Hochschulgrenzen überwindenden Popularisierung Teil des Selbstverständnisses des „Kreises“ und, gemessen an den sonst damals im Universitätsbereich anzutreffenden Zirkeln, völlig ungewöhnlich.

Besonders die beabsichtigte Außenwirkung schlug sich einerseits in der Herausgabe einer eigenen Zeitschrift, der *Erkenntnis,* sowie von verschiedenen Veröffentlichungsreihen wie den *Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung* und der Veranstaltung von eigenen Tagungen wie denen von Prag (1929) und Königsberg (1930) und später großen internationalen Kongressen nieder.[7] Andererseits wurde Außenwirkung im Bereich der Wiener Volkshochschule und Erwachsenenbildung und im Schulwesen betrieben. Für die letzteren Zwecke hatte sich der Wiener Kreis im „Verein Ernst Mach" ein eigenes Popularisierungsorgan geschaffen.

Für die Schilderung der Emigration kommt es zunächst jedoch hauptsächlich auf die Frage an, *wer* im einzelnen Mitglied des Kreises war. Da so etwas wie Vereinssatzungen nicht existierten, sondern offenbar nur Kreismitglied werden konnte, wer von Moritz Schlick zu seinen „Donnerstagabenden" eingeladen wurde, ist diese Frage nicht einfach zu beantworten. Ich verlasse mich für das Folgende auf die der Programmschrift *Wissenschaftliche Weltauffassung: Der Wiener Kreis*[9] als Anfang beigegebene Liste von Mitgliedern und dem Kreise nahestehender Autoren, wenngleich unter Weglassung der Namen einiger, die später nicht mehr wissenschaftlich hervorgetreten sind. Es handelt sich also um: Gustav Bergmann, Rudolf Carnap, Herbert Feigl, Philipp Frank, Kurt Gödel, Hans Hahn, Viktor Kraft, Karl Menger, Otto Neurath, Olga Hahn-Neurath, Moritz Schlick und Friedrich Waismann. Dazu ist wohl auch noch der als „nahestehend" bezeichnete Edgar Zilsel zu zählen[9] und, wenngleich mit gewissen Abstrichen, Felix Kaufmann.[10] Später kam noch Bela von Juhos hinzu. Von den Genannten hielt sich allerdings Frank als Professor für theoretische Physik in Prag nur besuchsweise in Wien auf, ebenso wie seit 1931 Rudolf Carnap, sodaß man von einer Filiale des Kreises in Prag sprechen kann. Auf diese kann hier allerdings ebensowenig eingegangen werden wie auf ähnliche Gruppen in Berlin und Göttingen.

Die Auswanderungsbewegung von Mitgliedern des „Wiener Kreises" läßt sich nun in folgende Abschnitte teilen:

— Bis zum Februar 1934
— Vom Februar 1934 bis zum Juni 1936
— Vom Juni 1936 bis zum März 1938
— Nach dem März 1938

Die grobe Einteilung dieser Abschnitte ist dabei durch die markanten Ereignisse des Februars 1934, die Ermordung Schlicks 1936 und den „Anschluß" Österreichs an das Deutsche Reich 1938 gegeben.

Nicht jede beliebige grenzüberschreitende Wanderung ist schon per se als Emigration zu bezeichnen. Mit Helge Pross verstehe ich im folgenden unter *Emigration* „die unfreiwillige Auswanderung von einzelnen oder von Gruppen in ein fremdes Land".[11] Pross erläutert den für die Definition zentralen Begriff „Unfreiwilligkeit" dann so: *Sie (die Emigration, der Verf.) ist die Folge direkter oder indirekter - politischer, sozialer, religiöser oder ökonomischer - Ächtung, die dem Geächteten nur die Alternative läßt, entweder zu emigrieren oder mit der Verkümmerung bzw. dem Ende seiner bisherigen Existenz zu rechnen. Der Geächtete gerät ohne persönliches Verschulden in eine Zwangslage, die durch eine entscheidende Veränderung in den politischen Bedingungen des Staates heraufbeschworen ist. Die Obrigkeit zwingt also (direkt oder indirekt) zur Emigration.*[11] Welchen Interpretationsspielraum der Begriff der Unfreiwilligkeit bzw. des Zwangs noch läßt, wird an den ersten grenzüberschreitenden dauerhaften Wanderungen von Mitgliedern des Wiener Kreises nach dessen öffentlicher Konstituierung deutlich.

1.1 BIS ZUM FEBRUAR 1934

Im Jahre 1931 verließ Rudolf Carnap Wien, um eine Stelle in Prag anzunehmen, Herbert Feigl ging in die USA, um dort zunächst ein Stipendium und anschließend eine Stelle anzutreten. Handelte es sich dabei, drei Jahre vor den Februarereignissen des Jahres 1934, schon um Emigration, also um unfreiwillige Wanderung?

Für Carnap liegt der Fall relativ klar: Er war jedenfalls kein Jude bzw. „Nichtarier" im Sinne der NS-Gesetze. Andererseits war ihm vor seiner Ankunft in Wien im Jahre 1926 der Ruf eines „roten Professors"[13] vorausgeeilt. Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatte sich Carnap in Jena bei den Wandervögeln engagiert, war auf der Jahrhundertfeier auf dem Hohen Meißner des Freideutschen Jugendtages dabei und bei dieser Gelegenheit zum „Leiter des Druckamtes"[14] bestimmt worden. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte Carnap den „Aufruf an die Freideutsche Jugend", herausgegeben von der „Demokratisch-sozialistischen Gruppe der Freideutschen Jugend", mitunterzeichnet, einer Gruppe, die sich am „Revolutionssonntag", dem 10. November 1918, konstituiert hatte.[15] Insofern konnte Carnap in seiner Autobiographie mit Recht schreiben: „Thus the general trend of our political thinking was pacifist, antimilitarist, antimonarchist, perhaps also socialist."[16] Auch nach seiner Übersiedlung 1926 nach Wien war Carnap als „somewhat utopian social reformer" bekanntgewesen. Vielleicht war er bei seiner Habilitation im Jahre 1926 gerade wegen seines politischen Hintergrundes einer Feuerprobe hin-

sichtlich seiner religiösen Kenntnisse unterzogen worden. Er wurde nämlich gefragt, ob er die Lehre von der Allgegenwart Christi kenne. Das mußte er zwar verneinen. Glücklicherweise konnte er ihren ungefähren Inhalt aber erraten. Daraufhin war Carnap habilitiert worden, anders als das spätere Kreismitglied Edgar Zilsel, dessen Habilitation man mit fadenscheinigen Vorwänden torpediert hatte.[17]

Da Carnap selbst sich zu seinem Weggang nach Prag nicht anders äußert, hatte er dafür wohl ausschließlich berufliche Gründe. Seine Übersiedlung in die USA im Jahre 1935 war jedoch eindeutig politisch motiviert,[173] ebenso wie die 1938 erfolgte Immigration seines dortigen Kollegen und Kreismitglieds Philipp Frank.

Anders als bei Carnap lag die Sache 1931 bei Herbert Feigl. Denn Feigl war jüdischer Abstammung[18] und hatte die Folgen dieses Umstandes schon bei seinem Studienbeginn 1921 in München zu spüren bekommen. Dort war „twelve years before Hitler's rise to power, the antisemitism ... already quite noticeable".[19] Feigl ging dann nach Wien und promovierte dort 1928 bei Moritz Schlick. Schlick war auch davon überzeugt, daß sein Lieblingsschüler sich in Wien habilitieren und damit Privatdozent werden könnte. Aber nach Lage der Dinge war das eine zu optimistische Einschätzung. Denn das sprichwörtliche „Privatdozentenelend" des wissenschaftlichen Nachwuchses hatte sich infolge der Weltwirtschaftskrise weiter verschärft und zu einer allgemeinen Verschlechterung der Anstellungsmöglichkeiten an den Hochschulen geführt. Zusätzlich hatte sich nun aber im Zusammenspiel von nationalsozialistischen Studenten und Hochschullehrern der „deutschen Gemeinschaft", die regelmäßig Proskriptionslisten jüdischer und politisch unerwünschter Hochschullehrer zirkulieren ließen,[20] die Atmosphäre soweit verschlechtert, daß Feigls Einschätzung, „that my chances for a teaching Position in an Austrian or German University were extremely slim[21]", durchaus realistischer war als Schlicks Hoffnungen; wie Menger bemerkt, galten derartige Schwierigkeiten nicht nur für Philosophen wie Feigl, sondern auch für Mathematiker, und sogar solche vom Kaliber Kurt Gödels und Abraham Walds.[22]

Derartige Schwierigkeiten zwangen auch gelegentlich zu Umorientierungen im Studium und anschließenden Karrieren außerhalb der Wissenschaft. Bestes Beispiel im Wiener Kreis dafür ist wohl der Werdegang Gustav Bergmanns. Bergmann hatte — unter anderem bei Karl Menger — ein Studium der Mathematik begonnen, promovierte dann in Philosophie (1928) und ließ dann 1935 noch eine juristische Promotion folgen. Anschließend ging er bis zu seiner Emigration einer juristischen Tätigkeit nach.[23]

Vor diesem Hintergrund kann man bei Feigl, der sich entschloß, sich nach

der Beendigung eines Studienaufenthalts in den USA an amerikanischen Universitäten um eine Stelle zu bewerben und damit auch schließlich Erfolg hatte, durchaus schon von Emigration sprechen.[24] Denn der österreichische Staat war schon 1931 nicht mehr in der Lage oder willens, das Gleichheitsgebot seiner Verfassung auch für Angehörige rassischer Minderheiten zu garantieren.

Feigl wird es im übrigen nicht gerade begeistert haben, daß man sich vor seiner Einstellung in den USA unter anderem erkundigt hatte: „Is he a Jew?" Anders als das in Österreich geschehen wäre, hatte der so befragte C.I. Lewis darauf geantwortet: „I am sure I don't know, but if he is, there is nothing disturbing about it."[25] Auf Feigls Rolle als Propagandist und Wegbereiter des logischen Positivismus in den USA wird noch zurückzukommen sein.

Das Jahr 1933 hatte trotz der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland und vor allem dem anschließenden Dollfußputsch im März des Jahres in Österreich (mit der Auflösung des Parlaments, Beschränkungen der Pressefreiheit, Verbot der Kommunistischen Partei etc.) keine weiteren Auswanderungen von Mitgliedern des Wiener Kreises ausgelöst.

Aber der österreichische Freidenkerbund, einer der Träger des „Vereins Ernst Mach", war aufgelöst worden und der Weg des Vereins damit eigentlich vorgezeichnet.[26] Auch die Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland hatte Unruhe und erste Reaktionen ausgelöst. Otto Neurath, der in diesem Jahr noch nicht emigrierte, sah sich nach einem geeigneten Aufenthaltsort für die Fortsetzung seiner Arbeiten an der bildstatistischen Aufklärungsarbeit nach Wiener Methode um, die er im Wiener „Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum" initiiert und zu weltweitem Ansehen gebracht hatte.[27] Interessant dabei ist, daß er trotz gerade laufender Arbeiten im Rahmen eines Werkvertrages mit der Regierung der Sowjetunion und trotz der später vielfach fälschlich aufgetauchten Gerüchte, er sei Kommunist, Moskau nie ernstlich als Exilort in Erwägung gezogen hat.[28] Prag, das nach der Machtübernahme Hitlers vielen deutschen oppositionellen Parteien, Gruppen und Individuen als Zufluchtsort diente, wurde ihm von einem Bekannten, einem tschechischen Minister, ausgeredet. Die USA und auch Großbritannien lagen andererseits von seinem Heimatland schon zu weit weg, sodaß Neurath als Standort für seine „International Foundation for Visual Education" Den Haag (Niederlande) wählte, das immer noch im Zweifelsfall „free access to the Western world"[29] zu bieten schien. Nach ähnlichem Muster, wenngleich in wesentlich größerem Maßstab, hatte zuvor in Deutschland Max Horkheimer die Umsiedlung seines Frankfurter Instituts für Sozialforschung vorbereitet.[30]

Das Jahr 1933 brachte aber noch ein besonderes Ereignis mit sich, das bereits andeutet, daß die Position des Wiener Kreises im damaligen Nazideutschland schon in jedem Fall unhaltbar geworden wäre. Dort hatte es nämlich Hugo Dingler für richtig gehalten, dem Vorwort zu seinem Buch *Grundlagen der Geometrie* einige Bemerkungen beizugeben, die die „zeitnahe Denkweise" Dinglers wie auch die prekäre Situation des logischen Positivismus im deutschen Faschismus beleuchten. Dingler schrieb im genannten Vorwort unter anderem:

Das rein formalistisch-rechnerische Denken, welches den Kalkül nicht als vielfach nützliches Hilfsinstrument, sondern als die Sache selbst, als das Absolutum betrachtet (Einstein, Der sogenannte Wiener Kreis, Gesellschaft für wissenschaftliche Philosophie in Berlin, Kreis der Zeitschrift Erkenntnis *bei Felix Meiner, im Bereiche des Naturphilosophischen besonders auch die Zeitschrift* Die Naturwissenschaften *von Arnold Berliner), und das eine so starke Analogie zur sinnlosen Verabsolutierung von Organisationsformen im politischen Bolschewismus (auch in soziologischer und personeller Richtung) zeigt, wird hier in seiner vollen Unfruchtbarkeit und Hohlheit nachgewiesen und im Gegensatz dazu dem wirklich schaffenden Tun und schöpferischen Denken des Menschen in der Idee wieder sein volles Recht geben.*[1]'

Diesen Angriff auf „die ganze Richtung" hatte Dingler dann noch mit einer persönlichen Spitze auf Hans Reichenbach, der zusammen mit Carnap Herausgeber von *Erkenntnis* war, versehen: *Die Ausführungen dieser Schrift sind natürlich nur für den bindend und überzeugend, der die Regeln des logischen und systematischen Denkens anerkennt. Diese Bemerkung ist heute leider nicht mehr überflüssig. Um sich nämlich den recht unangenehmen Wirkungen streng systematischen Denkens auf den Bestand der Relativitätstheorie und ihre Annexe, die sich in steigendem Maße geltend machen, rechtzeitig zu entziehen und diese Wirkungen zu neutralisieren, schreiten die Relativisten zur Leugnung der logischen Regeln und Gesetze. So proklamiert Herr Hans Reichenbach, Einsteins nominierter Leibphilosoph... dem Sinne nach etwa, daß die Logik etwas sei, das von dem jeweils „obersten" Physiker jeweils festgesetzt werden müsse (offenbar so, daß dessen „Theorie" dabei richtig wird)...*[32]

Dinglers Handlungsweise ist bemerkenswert. Er hatte sich in den 20er Jahren vor allem als Kritiker der Einsteinschen Relativitätstheorie einen Namen gemacht und dabei den Umstand, daß er Vertrauensperson Ernst Machs gewesen war, wohl nicht immer ganz korrekt ausgeschlachtet.[33] Mit dem Wiener Kreis hatte er trotzdem gute Beziehungen gepflegt. So hatte er mit Carnap vor dessen Fortgang nach Wien in regem Gedankenaustausch gestanden, ohne Carnap freilich von der Falschheit der Relativitätstheorie

überzeugen zu können.[34] Auch in der von ihm nunmehr so heftig kritisierten *Erkenntnis* hatte er schon selbst publiziert, und hier waren auch seine Publikationen besprochen worden.[35] Sein persönlicher Angriff auf Reichenbach als „Leibphilosoph Einsteins“ (auf Einsteins Kopf hatten die Nationalsozialisten immerhin eine Prämie von 50.000 Reichsmark ausgesetzt[36]) mußte Reichenbach als Versuch erscheinen, ihn als Herausgeber der *Erkenntnis* unmöglich zu machen und womöglich die Einstellung oder „Gleichschaltung“ der Zeitschrift zu bewirken. Reichenbach reagierte prompt mit einer Erklärung „In eigener Sache[37]“, in der er Dinglers Ausführungen der Sache und der Form nach kritisierte. Dabei sah er sich genötigt, *noch auf die politische Entgleisung hinzuweisen, die Herrn Dingler in diesem Zusammenhang passiert ist. Unsere wissenschaftliche Richtung dadurch bekämpfen zu wollen, daß man sie mit dem politischen Bolschewismus in Zusammenhang bringt - das ist ein Verfahren, gegen das sich aller wissenschaftliche Anstand sträuben sollte. Vor allem dann, wenn es sich um eine Zeitschrift handelt, die durch die rein sachliche Auswahl ihrer Mitarbeiter ihre politische Unabhängigkeit gezeigt hat, und die, der Natur ihres Interessengebiets nach, mit Politik schlechterdings nichts zu tun hat.*[38]

Diese Erklärung und eine Dingler ebenfalls bloßstellende Feststellung des Herausgebers Felix Meiner bewahrte die *Erkenntnis* wohl nur deshalb vor der unmittelbaren „Säuberung“ und „Gleichschaltung“, weil bei ihr als einer internationalen Zeitschrift mit Reichenbach ein — damals schon von der Hochschule entlassener und zudem emigrierter — Jude als Herausgeber hingenommen werden mußte. Es wäre sicher interessant zu erfahren, wer die „gelehrten Kreise“ gewesen sind, die später nach Äußerungen Meiners gegen den Verlag mit Hinweis auf den jüdischen Mitherausgeber „unter der Oberfläche agitiert“ hatten und es „für unmöglich befinden, in einem Verlag etwas zu veröffentlichen, der noch irgendwelche Beziehungen zu Juden hat“ und mit ihren Säuberungsforderungen noch über die Vorstellungen des Reichserziehungsministeriums hinausgingen.[39]

Der geschilderte Vorgang ist nun in zweierlei Hinsichten von historischem Interesse. Erstens nämlich ist schon der Zeitpunkt von Dinglers Vorgehen bemerkenswert: Diese Attacke ist sicherlich einer der allerersten Versuche zur Gleichschaltung des philosophischen Zeitschriftenwesens im Dritten Reich. Die einflußreichen *Kantstudien* kamen etwa erst 1935 an die Reihe.[40] Auch die Versuche von Vertretern der „Deutschen Physik“ und „Deutschen Mathematik“ — bei denen Dingler wiederum eine führende Rolle spielte —, das naturwissenschaftliche Zeitschriftenwesen gleichzuschalten, datieren erst von 1935.[41] Sie blieben weitgehend erfolglos und führten in der Folge

zur Gründung eigener Zeitschriften wie der *Zeitschrift für die gesamte Naturwissenschaft* und der *Deutschen Mathematik.*

Zweitens hatten diese Vorträge nach 1945 noch ein ausgedehnteres Nachspiel. Viktor Kraft interpretierte nämlich an einer der wenigen Stellen, an denen er überhaupt auf den politischen Stellenwert des Wiener Kreises und des logischen Positivismus eingeht, Reichenbachs Erklärung als ein Indiz dafür, *daß eine politische Tendenz, wie sie Neurath manchmal in die Veröffentlichungen hineinzutragen versuchte und wie sie Dingler ... dem „ Wiener Kreis" vorgeworfen hat,* mit (seinen) Bestrebungen, *die rein philosophische waren, nichts zu tun* gehabt habe.[42] Man fragt sich, was Reichenbach, der gewiß wie Neurath, Hahn und Carnap eine enge Verbindung von wissenschaftlicher Weltauffassung und radikaler Gesellschaftsreform sah, in seiner speziellen Situation als enger Freund Einsteins und bereits von den Nationalsozialisten an der Universität Berlin entlassener und mittlerweile nach Istanbul emigrierter Hochschullehrer anderes hätte tun sollen. Daß er zwar keine Analogie zwischen „formalistisch-rechnerischem Denken" und einer „sinnlosen Verabsolutierung von Organisationsformen im politischen Bolschewismus", aber eine enge Verbindung zwischen den aufklärerischen Intentionen wissenschaftlicher Weltauffassung und einer sozialistischen Gesellschaftsreform sah, hätte er wohl kaum in eine Erklärung schreiben können, deren Ziel die Kontinuität der *Erkenntnis* sein sollte.

1.2 VOM FEBRUAR 1934 BIS ZUM JUNI 1936

Die Februarereignisse des Jahres 1934, bei denen der Widerstand der österreichischen Arbeiterbewegung von den militärisch überlegenen Kräften der faschistischen Heimwehren unter Mithilfe des österreichischen Bundesheeres niedergeschlagen wurde, markierte für diese Bewegung mit dem Verbot der Sozialdemokraten und den Hunderten ihr angeschlossenen Unterorganisationen und mit ihr verbundenen Gruppen einen tiefen Einschnitt.[43] Auch für den Wiener Kreis waren die Folgen weitgehend, denn sie führten einerseits zur Emigration seines politisch exponiertesten Mitglieds und unermüdlichen organisatorischen Motors Otto Neurath und andererseits zum Verbot seines Popularisierungsorgans, des „Vereins Ernst Mach". Öffentliche Äußerungen von Mitgliedern des Kreises zu diesen Ereignissen hat es zwar gegeben, aber sie sind mir dem Inhalt nach nicht bekannt. In der Kommentierung Poppers („the final suicide of the Social Democratic Party brought about the end of democracy in Austria")[44] werden die Opfer der Ereignisse mit den Tätern vertauscht. Wesentlich plausibler scheint es mir, davon

auszugehen, daß das Faktum des bewaffneten, wenn auch erfolglosen Widerstands es der österreichischen Arbeiterbewegung wesentlich leichter als der deutschen gemacht hat, nach 1945 von neuem zu beginnen.

Wie sahen nun die Folgen der Februarereignisse für den Wiener Kreis aus?

Otto Neurath hatte den Februar in Moskau verbracht[45], wo er Arbeiten im Rahmen eines Werkvertrags mit der sowjetischen Regierung zu erledigen hatte. Währenddessen war in Wien in seinem Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum eine polizeiliche Hausdurchsuchung durchgeführt worden, bei der man sich besonders für seine Personalakte interessiert hatte, was seine damalige Mitarbeiterin und spätere Frau Marie geb. Reidemeister sich nur damit erklären konnte, daß Neurath als Kommunist denunziert worden sein mußte. Sie warnte daraufhin Neurath telegrafisch und verschlüsselt, nicht nach Wien zurückzukehren und stattdessen in die Tschechoslowakei zu Carnap zu gehen. Durch Vermittlung eines österreichischen Konsuls in Schweden bekam Neurath einen Paß ohne die verräterischen sowjetischen Visa und emigrierte über Polen und Dänemark — das Deutsche Reich weiträumig umfahrend — in sein vorbereitetes Exil in Den Haag. Seine Frau Olga, mit der zusammen er mehrere Arbeiten über logische Themen verfaßt hatte, folgte kurze Zeit später.

Damit war gerade das politisch exponierteste Mitglied des Wiener Kreises das erste, das Wien nach 1933 den Rücken kehrte. Diese Tatsache wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß Neurath gleichzeitig bei weitem auch das gefährdetste Mitglied gewesen sein dürfte. Zwar hatte er nicht etwa zum Parteivorstand der SDAPÖ gehört. Aber seine exponierte Stellung in der österreichischen Siedlungsbewegung, im Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum und als regelmäßiger Autor in führenden austromarxistischen Organen wie dem *Kampf* hatten ihn schon lange in rechten Kreisen unliebsam gemacht. Deutlicher Ausdruck dafür ist die Schließung des Museums, die in der inzwischen im Brünner Exil erscheinenden Mai-Nummer 1934 des *Kampf* als wichtiges Resultat der „Zerstörung der österreichischen Volksbildung“ angeprangert wurde: „Das Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum Otto Neuraths hat man beseitigt, weil man seine Methoden der Bildstatistik für marxistisch[4] oder bolschewistisch[4] hält.“[46]

Erst recht war eine Gefährdung Neuraths im Deutschen Reich gegeben, da die nationalsozialistische Regierung einen ehemaligen „Novemberverbrecher“, als der Neurath als hoher Funktionär der Sozialisierung in der bayrischen Regierung Hoffmann und auch später noch in der kurzen Phase der Räterepublik[47] in der NS-Diktion ja galt, sicherlich nicht — auch nicht als Ausländer — ungeschoren das Reichsgebiet hätte passieren lassen.

Was mit Neurath hätte geschehen können, läßt sich ermessen, wenn man

das Schicksal seines Sohns *Paul* zum Vergleich nimmt. Dieser war nämlich 1934 zur Fortsetzung seines Studiums in Wien geblieben[48] und gehörte dann nach dem „Anschluß“ 1938 zu den ersten österreichischen Häftlingen, die in das KZ Dachau (und später nach Buchenwald) gebracht wurden.[49] Die weiträumige Umfahrung des Hitlerreiches auf dem Fluchtweg nach Holland war insofern dringend nahegelegt.

Mit Neurath verlor der Wiener Kreis zunächst einmal seinen organisatorischen Motor und den Mann, der — wenngleich als 2. Vorsitzender hinter dem als Repräsentationsfigur vorgeschobenen Moritz Schlick — den Anschluß des Kreises an die Wiener progressive Volksbildungsszene im „Verein Ernst Mach“ in Gang gehalten hatte.

Das zweite Resultat der Februarereignisse für den Wiener Kreis war nun, daß dieser Verein plötzlich verboten wurde. Das Verbot ist im Rahmen des Verbots der SDAPÖ und ihrer Organisationen und Suborganisationen zu sehen. Denn in seiner Begründung hieß es, daß es „amtsbekannt (sei, der Verf.), daß er für diese Partei tätig war und noch ist“.[50] Schlicks persönliche Vorstellung beim zuständigen Beamten Ende Februar und ein ausführliches Protestschreiben änderten am Verbot nichts mehr. Wesentlich später wurde es mit gleicher Begründung durch Vermögenseinzug und Löschung im Vereinsregister abgeschlossen. Auf Einzelheiten des Vortrags braucht hier nicht eingegangen zu werden. Immerhin ist erwähnenswert, daß Schlick den Verein in seinem Brief als „absolut unpolitisch“ hinstellte und sich insbesondere um den Nachweis bemühte, daß er trotz der Zusammensetzung seines Vorstands, der Adresse des Vereinssitzes im Wiener Arbeiterviertel und einer Rede des sozialdemokratischen Parteivorsitzenden Otto Bauer im Verein nichts mit der sozialdemokratischen Partei zu tun gehabt habe. Er sei selbst jedenfalls nie in seinem Leben Mitglied einer Partei gewesen, „am allerwenigsten der sozialdemokratischen“[51]. Es wundert nicht, daß Neurath und Carnap gegen den Inhalt des Briefes Stellung nahmen.

Der Rückschlag für den Wiener Kreis wurde im selben Jahr noch durch ein weiteres Ereignis verstärkt, das allerdings nicht im Zusammenhang mit den Februarereignissen zu sehen ist. Ich meine den Tod von Hans Hahn. In gewissem Sinne ist es sicher nicht übertrieben, wenn Philipp Frank in seinem Nachruf in *Erkenntnis* von Hahn „als dem eigentlichen Begründer des ‚Wiener Kreises‘“ spricht.[52] Denn schon vor dem Ersten Weltkrieg hatte Hahn mit Frank und Neurath einem Diskussionszirkel angehört, der als die Keimzelle des späteren Wiener Kreises angesehen werden kann. Der 1921 von Bonn nach Wien berufene Hahn hatte dann nach dem Ersten Weltkrieg gegen erheblichen Widerstand die Berufung Moritz Schlicks ein Jahr

später betrieben, und auch als erster in seinem Seminar die *Principia Mathematica* von Russell und Whitehead sowie Wittgensteins *Tractatus* behandelt. Auch in öffentlichen Vorträgen war Hahn verschiedentlich als Verfechter der Ideen des Kreises aufgetreten.

Sein Tod war insbesondere aber auch ein Verlust für den linken Flügel des Wiener Kreises und die Linke auf der Universität Wien insgesamt, denn in der Tat war Hahn „a socialist of deep conviction“[53] gewesen, der „in several phases of the social-democratic movement“ aktiv gewesen war. So war Hahn Obmann der kleinen, aber sehr aktiven „Vereinigung sozialistischer Hochschullehrer“ in Wien gewesen und hatte sich schon sofort nach seiner Berufung durch Proteste gegen rassische Diskriminierung von Studenten den Zorn nationaler Kreise zugezogen.[54] Sein Name — er war nach seiner Abstammung Jude — erschien mehrfach auf Proskriptionslisten gegen jüdische und marxistische Professoren. Er mußte sich Diffamierungen wegen der „Wühlereien der judäo-marxistischen Hochschullehrer“ gefallen lassen. Als die Polizei bei den Juli-Ereignissen 1927[55] unter demonstrierenden Zivilisten ein Blutbad angerichtet hatte und der Universitätsrektor zu einer Spende für die Opfer aus den Reihen des Polizeikorps aufrief, hatte Hahn sofort mit einer Spende an das „Hilfskomitee der sozialdemokratischen Partei und Gewerkschaft“ reagiert[56], ein Vorgehen, das wiederum in bezeichnendem Gegensatz zu Poppers Einstellung zu den genannten Ereignissen steht. Popper hatte die Politik der sozialdemokratischen Führung in diesem Zusammenhang „irresponsible and suicidial“[57] genannt.

Über die Hochschule hinaus hatte sich Hahn als Mitglied des Wiener Stadtschulrates für die Wiener Schulreform engagiert. Auch außerhalb Österreichs war Hahns Name durch seine Unterschrift als einziger Ausländer unter die „Protesterklärung republikanischer und sozialistischer Hochschullehrer“[58] vom Juli 1931 gegen das Vorgehen der Deutschen Studentenschaft gegen den Heidelberger sozialistischen und pazifistischen Statistikprofessor Emil Gumbel bekannt geworden. Diese Liste ist weitgehend identisch mit der Liste der ersten Opfer nationalsozialistischer Säuberungen im Lehrkörper der deutschen Hochschulen. Hahns Lehrstuhl wurde später nicht wieder besetzt.[59]

Dem Nachruf auf Hans Hahn geht in *Erkenntnis* unmittelbar der Bericht Kurt Greilings über den 8. Internationalen Philosophiekongreß in Prag voraus, der mit der Prager Vorkonferenz für den 1935 in Paris geplanten „Ersten Kongreß für Einheit der Wissenschaft“ verbunden war. Auf dem Prager internationalen Kongreß beherrschten die logischen Positivisten in vielen Sektionen schon die Szene. Wesentliche Kontakte ins Ausland wurden hier

geknüpft. Hier begann die Internationalisierung der Bewegung des logischen Positivismus im großen Maßstab.

Angesichts der gleichzeitigen Verhältnisse in Wien muß man jedoch zu dem Schluß kommen, daß die Internationalisierung die Kehrseite des Umstands ist, daß der logische Positivismus an seinem Ursprungsort Wien jede Möglichkeit öffentlicher Wirksamkeit eingebüßt hatte. Dieser Zusammenhang ist von Vertretern der Bewegung auch durchaus so gespürt worden. So schreibt Gustav Hempel rückblickend: „Der stärkste Antrieb zur Verbreitung des logischen Empirismus bestand tragischerweise in dem Aufbrechen der Wiener, Berliner und anderer Gruppen unter dem ideologischen Wahnsinn und dem Terror des Nationalsozialismus.“[60]

Nach 1934 hatte Moritz Schlick den Wiener Kreis — nun ausschließlich als akademischen Zirkel und ohne öffentliche Wirkungsmöglichkeit — weitergeführt. Währenddessen mußte er erleben, daß er und seine Mitarbeiter auch im akademischen Bereich immer geringere Gestaltungsmöglichkeiten hatten. Bezeichnend dafür ist das Schicksal Friedrich Waismanns, der mit Herbert Feigl zusammen zu den Lieblingsschülern Schlicks gehört hatte. Waismann hatte am Philosophischen Institut zunächst unentgeltlich als wissenschaftliche Hilfskraft, seit 1930 als Bibliothekar gearbeitet.[61] Im Januar 1936 wurde die Nichtverlängerung seines Vertrages verfügt, eine Aktion, die im Zusammenhang mit entsprechenden Vertragsauflösungen gegenüber gleichfalls jüdischen Assistenten bei Schlicks Kollegen Reininger und Bühler zu sehen ist. Schlicks Protest blieb ungehört, sein Vorschlag, Waismann wenigstens als wissenschaftliche Hilfskraft anzustellen, wurde kommentarlos übergangen. Dabei hatte Waismann sich schon durchaus einen Namen in der Philosophie gemacht. Unter seinen publizierten Arbeiten und Vorträgen war ein Aufsatz über das Reduzibilitätsaxiom und vor allem seine Prager Rede über die „Logische Analyse des Wahrscheinlichkeitsbegriffs“, die die erste publizierte Fassung des berühmten Verifizierbarkeitsprinzips enthielt und auch Carnaps spätere Konzeption einer induktiven Logik vorbereitete.[62] Zum Zeitpunkt seiner Entlassung war sein mit einem Vorwort von Karl Menger versehenes Buch *Einführung in das mathematische Denken* gerade ebenso im Druck wie sein Aufsatz „Über den Begriff der Identität“, der schließlich zu seinem folgenschweren Zerwürfnis mit Wittgenstein führte, dessen *Tractatus* er als ersten Band der *Schriftenreihe zur wissenschaftlichen Weltauffassung* in eine leichter verständliche Form hatte bringen sollen.

Schlick beklagte sich nach seinem erfolglosen Vorstoß zugunsten Waismanns nicht zu Unrecht, daß „der akademische Unterricht … gegenwärtig schon sehr schwer“[63] sei. Das muß nur kurz vor seinem gewaltsamen Tod gewesen sein.

1.3. VOM JUNI 1936 BIS ZUM MÄRZ 1938

Die Ermordung Moritz Schlicks am 22. Juni 1936 ist inzwischen vor allem von Siegert[64] auf ihre Hintergründe untersucht worden. Dabei ist klargeworden, daß der Attentäter, Schlicks ehemaliger Student Nelböck, aus einer Mischung von Rachemotiven handelte, die teils aus dem Gefühl resultierten, von Schlick wirtschaftlich ruiniert worden zu sein, teils auf — ebenfalls unbegründete — Eifersuchtsvorstellungen Nelböcks zurückzuführen sind. Insofern hat sich Feigls aus der Ferne getroffene Einschätzung bestätigt, der Mörder sei „not a political assassin but a paranoid personality"[65] gewesen, obwohl Nelböck nach dem „Anschluß" politische Motive für sich geltend machen wollte und etwa darauf hinwies, *daß er durch seine Tat und die hierdurch erfolgte Beseitigung eines jüdischen, volksfremden und volksschädliche Lehrsätze verbreitenden Lehrers dem Nationalsozialismus einen Dienst erwiesen und wegen dieser Tat auch für den Nationalsozialismus gelitten habe.*[66]

Dies ist aber nur die eine Seite. Denn statt den Mord zu verurteilen oder zu bedauern, nahmen verschiedene „national"-gesonnene Publikationsorgane die Tat zum Anlaß, ihren langgehegten Haß auf den „zersetzenden" logischen Positivismus und seine Vertreter abzureagieren und damit die Tat im Nachhinein zu rechtfertigen. In der maßgeblichen katholischen Wochenschrift *Schönere Zukunft,* die im Verein mit der offiziösen Zeitung des Dollfußregimes, *Reichspost,* auch bereits im Mai 1933 die nationalsozialistischen Bücherverbrennungen im Nachbarstaat begrüßt hatte[67], äußerte sich ein „Prof. Austriacus" etwa so: *Jetzt werden die jüdischen Kreise nicht müde, ihn als den bedeutendsten Denker zu feiern. Wir verstehen das sehr wohl. Denn der Jude ist der geborene Ametaphysiker, er liebt in der Philosophie den Logozismus, den Mathematizismus, den Formalismus, also lauter Eigenschaften, die Schlick in höchstem Maße in sich vereinigte. Wir möchten aber doch daran erinnern, daß wir Christen in einem christlich-deutschen Staat leben, und daß* wir *zu bestimmen haben, welche Philosophie gut und passend ist. Die Juden sollen in ihrem Kulturinstitut ihre jüdische Philosophie haben! Aber auf die philosophischen Lehrstühle der Wiener Universität im christlich-deutschen Österreich gehören christliche Philosophen! Man hat in letzter Zeit wiederholt erklärt, daß die friedliche Regelung der Judenfrage in Österreich im Interesse der Juden selbst gelegen sei, da sonst eine gewaltsame Lösung derselben unvermeidlich sei. Hoffentlich beschleunigt der schreckliche Mordfall an der Wiener Universität eine wirklich befriedigende Lösung der Judenfrage!*[68]

Diese Folgeerscheinung, des Attentats sind auch einem entfernteren Beobachter der österreichischen Szenerie, der als deutscher Emigrant im

Wiener Kreis, als dem „Kreis aller Kreise“[69], „eine feste Burg“ und in der „Gottlosigkeit positivistischer Färbung eine gute Wehr und Waffen“ verspürt hatte, nicht verborgen geblieben, und zwar Jean Améry. Er erinnerte sich nämlich an den „deutlich vernehmbaren Beifall der kleriko-faschistischen Rechten“[70] zum Attentat des „rechtsorientierten querköpfigen Studenten“.

Umso mehr wird den Mitgliedern des Kreises, insbesondere den in Wien verbliebenen, die wachsende Pogromstimmung bewußt gewesen sein. So erklärt sich wohl auch, daß in den Nachrufen seiner Lieblingsschüler Waismann und Feigl von diesen Dingen keine Rede ist.[71] Zum damaligen Zeitpunkt eine Auseinandersetzung mit den geistigen Nutznießern des Attentats zu beginnen, wäre nicht nur sinnlos, sondern geradezu selbstmörderisch gewesen.

Da die Ermordung Schlicks von einem publizistischen Angriff auf den „zersetzenden jüdischen Positivismus“ begleitet worden war, ist es nicht verwunderlich, wenn die noch in Wien verbliebenen Mitglieder nun versuchten, sich ins Ausland in Sicherheit zu bringen. Mit dem Weggang Feigls in die USA und Carnaps nach Prag 1931, der Emigration Neuraths 1934 und dem Tod Hahns im gleichen Jahr sowie der Ermordung Schlicks war der Kreis inzwischen um seine prominentesten Mitglieder gebracht. An dem kleinen Kreis, der nun weiter unverzagt unter der Leitung Friedrich Waismanns tagte, scheint sich nun aber nur noch der „harte Kern“ von in Wien verbliebenen logischen Positivisten beteiligt zu haben.

Das Jahr 1936 brachte trotz der Ermordung Moritz Schlicks keine weiteren Emigrationsbewegungen für den Wiener Kreis. Erwähnenswert ist aber die Emigration eines Mannes, der dem Wiener Kreis schon deshalb nie angehört hatte, weil er von Schlick nicht zu den berühmten Donnerstagabenden eingeladen worden war[72], der aber in verschiedenen Hinsichten enge Verbindungen zum Kreis gehabt hatte, nämlich Karl Popper. Popper hatte nach seinem Lehrerexamen und seiner Doktorarbeit keine Karriere an der Universität machen können, sondern war als Hauptschullehrer tätig, ähnlich wie das Wiener-Kreis-Mitglied Edgar Zilsel. Daneben hatte er sich in verschiedenen sozialen Bereichen, unter anderem auch in der sozialistischen Mittelschülerorganisation, engagiert.

Dem Wiener Kreis war er dadurch verbunden, daß er einen Vortrag[73] vor Mitgliedern des Kreises gehalten hatte und sein frühes wissenschaftstheoretisches Hauptwerk *Logik der Forschung,* das die Gedanken dieses Vortrags weiter ausführte, als Band in die *Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung* aufgenommen wurde. Während Poppers Ideen von Carnap und Feigl, mit denen er auch zusammen Urlaub machte und häufig diskutierte, mit

Interesse und Sympathie betrachtet wurden, begegnete ihnen Otto Neurath und auch der „Berliner“ Hans Reichenbach wesentlich kritischer. Seine *Logik der Forschung* hatte auch im Ausland Aufmerksamkeit erregt und eine Anzahl von Besprechungen ausgelöst. So war Popper in den Jahren 1935 und 1936 für eine längere Zeit zu Vorträgen in Großbritannien eingeladen gewesen.[74] Bei dieser Gelegenheit war ihm angesichts der ungünstigen Perspektiven in Österreich für eine akademische Karriere — Popper war ebenfalls seiner Abstammung nach Jude — empfohlen worden, sich auf eine Stellenausschreibung in Neuseeland zu bewerben. Gleichzeitig hatte er Kontakte mit dem „Academic Assistance Council“, das sich um Stellenvermittlungen für Emigranten bemühte. Fast zur selben Zeit erhielt Popper nun die Einladung für eine Lehrtätigkeit in Neuseeland und für eine Lehrposition in Cambridge. Da letztere nur für Emigranten in Frage kam, stellte er seine Präferenzen für Cambridge zurück und bat darum, an seiner Stelle Friedrich Waismann nach Cambridge einzuladen, was auch geschah.

Popper kam im März 1937 in Neuseeland an. Den „Anschluß“ Österreichs im März 1938 nahm er dann offenbar zum Anlaß, seine Totalitarismustheorien unter dem Titel *Das Elend des Historizismus* publikationsreif zu machen. Während er sich bis dahin zurückgehalten hatte, „to publish anything against Marxism: where they still existed on the Continent of Europe the Social Democrats were after all the only political forces still resisting tyranny“[75], sah er jetzt keinen Anlaß mehr, mit seiner Kritik hinter dem Berg zu halten. Daraus entstand außer dem *Elend des Historizismus* noch seine *Offene Gesellschaft und ihre Feinde.* Es ist bisher nur wenigen aufgefallen, daß darin jeweils eine politische, Sozial- und Geschichtsphilosophie vertreten wird, die den Lehren aller Mitglieder des Wiener Kreises, die auf diesen Gebieten veröffentlicht haben, entgegengesetzt ist.

Im Jahr 1937 emigrierte dann ein weiteres Kreis-Mitglied, nämlich Karl Menger,[76] der seit der Ermordung Schlicks auch nicht mehr an den Sitzungen des Kreises teilgenommen hatte. Menger hatte als Schüler Hans Hahns Mathematik studiert und sich früh mit seinen Forschungen zur Dimensionstheorie einen Namen gemacht. Dadurch war er in Kontakt zum holländischen Mathematiker Brouwer gekommen[77], der sich als einer der Väter des „Intuitionismus“ in der Mathematik und außerhalb durch seine extremen politischen Ansichten ein Profil erworben hatte. Menger hielt sich von 1925 bis 1927 als Assistent Brouwers in Amsterdam auf, bis ihm Brouwers Machenschaften bei der Verwaltung eines Nachlasses und seine zunehmenden antisozialistischen und reaktionären Tiraden unerträglich wurden. Hans Hahn hatte sich in der Zwischenzeit darum bemüht, Menger als Nachfolger des nach Königsberg weggegangenen Kurt Reidemeister nach Wien zu holen,

nach dessen Fortgang der Lehrstuhl für Geometrie unbesetzt geblieben war. Diesen trat Menger 1927 an.

Vom gleichen Jahr datiert auch seine Mitgliedschaft im Wiener Kreis, an dessen Sitzungen er jedoch nicht regelmäßig teilnahm und dessen „Öffentlichkeitsarbeit“ er ebenso wie gewisse seiner sozialwissenschaftlichen Theorien reserviert betrachtete. Das hinderte Menger aber nicht daran, zusammen mit Hahn und anderen Mitgliedern der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät eine öffentliche Vortragsreihe unter dem Titel „Krise und Neuaufbau in den exakten Wissenschaften“ zu betreiben. Diese Reihe wurde mit großem Interesse in Wiens „extraacademic intelligentsia“ aufgenommen, die, „until Hitlers invasion brought it all to an abrupt end …, was teeming with physicians and engineers, lawyers und public servants, businessmen and bankers, seriously interested in the ideas and the philosophy of Science“, eine Umgebung, wie sie Menger nach seinen Worten „never found … anywhere else[78]“.

Menger war schon für das Wintersemester 1930/31 zu einer Vortragsreihe in den USA gewesen. 1937 emigrierte er dorthin, wurde Professor an der University of Notre Dame (Indiana) und ging 1946 bis zu seiner Emeritierung 1971 an das Illinois Institute of Technology in Chicago.[79] Er kam so den Folgen des „Anschlusses“ Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 zuvor.

1.3 NACH DEM MÄRZ 1938

Der gewaltsame „Anschluß“ Österreichs an das nationalsozialistische Deutsche Reich durch den Einmarsch der deutschen Truppen beendete schließlich die noch verbliebene Aktivität des Wiener Kreises, zwang den größeren Teil der bis dahin in Wien ausharrenden Mitglieder in die Emigration und beendete für die wenigen, die im Land blieben, bis zum Kriegsende ihre Hochschullaufbahn bzw. ihre Weiterqualifikation an der Hochschule. Anders als das vorherige langsame Abbröckeln des Kreises durch die Emigration einzelner infolge einschneidender Ereignisse bewegte sich die dem „Anschluß“ folgende Entlassungswelle, die den Auslöser für die anschließende Emigration bildete, in den Bahnen staatlichen Verwaltungshandels. Das „Gesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“ vom 13. März 1938[80] gliederte Österreich in Artikel I als „ein Land des Deutschen Reiches“ ins Reichsgebiet ein und enthielt für die Regelung von Einzelheiten die entsprechenden Verordnungsermächtigungen. Schon zwei Tage später wurde die Vereidigung der Beamten des Landes Österreich[81] auf den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler auf

dem Erlaßwege geregelt. Jüdische Beamte waren dabei nicht zu vereidigen, wobei Juden wie im Reichsbürgergesetz vom September 1935 als Personen mit mindestens drei „der Rasse nach volljüdischen Großeltern“ definiert und zusätzlich Personen mit zwei solchen Großeltern als „Geltungsjuden“ unter bestimmten weiteren Bedingungen erfaßt wurden. Nach diesen Vorbereitungen folgte am 31. Mai 1938 die „Verordnung zur Neuordnung des österreichischen Berufsbeamtentums[82]“, die im Titel zwar nicht ganz, im Aufbau aber weitgehend das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 kopierte. Es enthielt also mit § 3 einen „Arierparagraphen“, demzufolge „jüdische Beamte, Beamte, die jüdische Mischlinge sind und Beamte, die mit einer Jüdin (einem Juden) verheiratet sind“, in den Ruhestand zu versetzen waren. Nach § 4 konnten darüber hinaus Beamte, „die nicht die Gewähr bieten, daß sie jederzeit rückhaltlos für den nationalsozialistischen Staat eintreten“, in den Ruhestand versetzt werden. Diese Bestimmungen betrafen alle Beamten, also nicht nur Hochschullehrer.

Edgar Zilsel war einer von denen, die nie eine Stellung an der Universität hatten erlangen können. Zilsel war Mittelschullehrer und Volkshochschuldozent und hatte sich auch politisch in Schulreform und Arbeiterbildung engagiert. Der SDAPÖ gehörte er seit 1920 an, und seit 1929 hatte er wie Neurath regelmäßig im *Kampf* publiziert. Seit dieser Zeit datiert auch seine Mitarbeit im Wiener Kreis.

Zilsel war schon einmal, nämlich im Frühjahr 1934, mit den faschistischen Herrschaftsträgern in Konflikt geraten und hatte daraufhin seine Tätigkeit als Volkshochschuldozent verloren. Der Anschluß brachte für Zilsel als Staatsbeamten und Juden im Sinne der genannten Verordnung nun die Zwangspensionierung.[83] Sein Ruhegehalt wurde nur „für den Bezug und Genuß im Inlande“ ausbezahlt, verfiel also mit einer Emigration. Trotzdem wanderte Zilsel mit Frau und Sohn zuerst nach Großbritannien aus, kurze Zeit später ging er dann weiter in die USA.

Wie sah nun die Lage an der Universität Wien aus?

An der gesamten Universität Wien wurden in Ausführung des Säuberungserlasses — mitten im bereits angefangenen Sommersemester 1938 — mehrere hundert Professoren und Dozenten in den Ruhestand versetzt bzw. verloren ihre Lehrbefugnis. An der am härtesten betroffenen Medizinischen Fakultät waren es 15 von 29 Professoren und 165 von 286 Dozenten, an der Philosophischen Fakultät 97 von 267 Professoren, Dozenten und Lehrbeauftragten.[84] Am Philosophischen Institut fielen den Säuberungen nicht nur logische Positivisten zum Opfer. Auch andere Personen, die aus Nazideutschland geflohen waren und die erst der Ständestaat an der Universität eingesetzt hatte, wie der antinazistische christliche Weltanschauungsphilosoph

Dietrich von Hildebrand, der Ende 1934 als Nachfolger von Heinrich Gomperz, Schlicks Ordinarienkollege, berufen worden war, wurde entlassen und emigrierte nach abenteuerlicher Flucht in die USA. Wie wirkte sich nun aber der „Anschluß" auf die an der Hochschule verbliebenen Mitglieder des „Wiener Kreises" aus?

Im Winter 1937/38 hielt sich Waismann — vermutlich der bereits bei Popper erwähnten Einladung des Hilfskomitees folgend — in Cambridge auf und beobachtete von dort besorgt die Entwicklung in Österreich im Frühjahr 19 3 8.[85] Der „Anschluß" verhinderte, daß sein seit Mitte 1937 druckfertiges Manuskript über *Logik, Sprache, Philosophie* noch bei Springer in Wien erscheinen konnte. Waismann kehrte dann nur noch kurz nach Wien zurück, um sofort mit Frau und Kind endgültig nach Großbritannien zu emigrieren. Offenbar hat er von dort aus noch versucht, sein Manuskript durch die Vermittlung Neuraths bei einem holländischen Verlag in deutscher Sprache unterzubringen. Daraus wurde dann jedoch letztlich nichts, weil Manuskript samt Verlagsgebäude nach dem Einmarsch der deutschen Truppen durch eine Brandbombe zerstört wurden.

Nach Beendigung des Beschäftigungsverhältnisses von Waismann und der Ermordung Schlicks im Sommer 1936 war Viktor Kraft der einzige am Institut im Staatsdienst beschäftigte Vertreter des Wiener Kreises gewesen.[86] Bemerkenswert von seinen Vorkriegswerken ist seine *Wissenschaftliche Wertlehre,* die 1937 als 10. und letzter Band der genannten Schriftenreihe erschien und durch den „Anschluß" um die wohlverdiente Wirkung gebracht wurde. Nach Schlicks *Fragen der Ethik* und Mengers *Moral, Wille und Weltgestaltung* war es immerhin schon das dritte von Mitgliedern des Wiener Kreises veröffentlichte Buch über ethische Fragestellungen.

Kraft wurde mitten im bereits angefangenen Sommersemester die Lehrbefugnis entzogen. Das war die Methode, mit der man in Deutschland bereits seit 1933 außerordentliche Professoren (diese Position hatte Kraft damals inne) und Privatdozenten aus dem Lehrkörper entfernte. Kraft war nicht Jude, galt aber in der Nazi-Terminologie als „jüdisch versippt". Politisch hatte er sich nicht sonderlich exponiert, wenn man von seinem Engagement in der freigeistigen „Ethischen Gemeinde" absieht, der auch Schlick und Carnap angehört hatten.[87] Kraft wurde nun an die Bibliothek überwiesen und 1939 auch dort zwangspensioniert.[88] Er war einer von zwei Mitgliedern des Wiener Kreises, die nicht emigrierten. Bis 1945 hat er keine einzige wissenschaftliche Arbeit in Österreich veröffentlichen können, einzelne Artikel konnte er wenigstens im Ausland publizieren.[89] Während dieser Zeit war er ebenso wie das andere in Österreich gebliebene Mitglied des Wiener Kreises, Bela Juhos, völlig von der Weiterentwicklung des logischen Positivismus und der Philo-

sophie überhaupt im westlichen Ausland abgeschnitten. Auf Krafts und Juhos' Tätigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg werde ich noch zurückkommen.

Außer in der philosophischen Fakultät hatten zum Zeitpunkt des „Anschlusses" noch in der juridischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät Mitglieder des Wiener Kreises Lehraufträge gehabt, nämlich Felix Kaufmann für Rechtsphilosophie und Kurt Gödel für Mathematik.

Kaufmanns Verhältnis zum Wiener Kreis ist etwas unklar: Während er in der „Programmschrift" weder als Mitglied des Kreises noch als „nahestehend" bezeichnet wird, führt Neurath ihn in seinen „Historischen Anmerkungen" als „nahestehend"[90]. Kaufmann, der 1920 mit einer juristischen Arbeit promoviert worden war, hatte mit seiner Habilitation 1922 den Titel eines Privatdozenten erworben. Da die Befähigung zum universitären Lehramt aber nicht mit einem Gehalt verknüpft war, hatte er sich nach einem „Brotberuf" umsehen müssen. So hatte er die Lehrtätigkeit an der Universität, die er bis 1938 ausübte, nur dadurch aufrechterhalten können, daß er als Manager des österreichischen Zweiges des Mineralölkonzerns „Shell" tätig war.[91] Ob Rücksichten auf seine berufliche Position dazu geführt haben, daß er nicht in der „Programmschrift" des Wiener Kreises genannt sein wollte[92], wissen wir nicht. Es ist auch durchaus möglich, daß Kaufmann, der sich auf rechtsphilosophischem Gebiet seinem Lehrer Hans Kelsen und im allgemeinen philosophischen Bereich mehr der husserlschen Phänomenologie verpflichtet fühlte, sich nicht auf die stark positivistische Orientierung des Wiener Kreises festlegen wollte. Seinen wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen zum Wiener Kreis tat seine Distanzierung allerdings keinen Abbruch: Er nahm mehrfach an Kongressen der logischen Positivisten teil und veröffentlichte auch mehrfach in *Erkenntnis.* Die Abende des „Schlick-Kreises" besuchte er regelmäßig.

Kaufmann war schon kurz nach der Verleihung der Venia legendi erstmals auf antisemitischen Proskriptionslisten aufgetaucht[93], und der Umstand, daß er es trotz der außerordentlichen Spannweite seiner wissenschaftlichen Interessen (die außer Rechtsphilosophie Grundlagenprobleme der Mathematik und die Methodologie der Sozialwissenschaften einschlossen) in Wien nie zum Professor gebracht hat, ist wohl im Zusammenhang damit zu sehen. Kaufmann wurde nach dem „Anschluß" sofort seine Lehrerlaubnis entzogen. Er emigrierte daraufhin in die USA und wurde dort Lecturer an der „New School for Social Research" in New York.

Das letzte Mitglied des Wiener Kreises, das noch an der Universität Wien lehren durfte, war damit Kurt Gödel. Seine Verbindungen zum Kreis sind vielfältig und sowohl für seinen eigenen wissenschaftlichen Werdegang wie

für diejenigen der Mitglieder, mit denen er in engerem Kontakt stand, von Wichtigkeit. Aber obwohl Gödel wegen seiner akademischen Lehrer Hahn und Menger (in Mathematik) und Schlick (in Philosophie) sowie seiner Gesprächspartner Feigl und besonders Carnap zu Recht als „ein Produkt des Wiener Kreises“[94] bezeichnet werden kann, stand er ihm doch in vielen Hinsichten distanziert gegenüber. Nicht nur der politische und intellektuelle Aktivismus seit Beginn der öffentlichen Phase des Kreises schien ihn abgestoßen zu haben. In Grundlagenfragen der Mathematik war er von vornherein platonistisch orientiert, seine philosophischen Lieblingsautoren waren Leibniz und — in diesem Jahrhundert — Husserl.

Auch wenn Gödel häufiger am „Schlick-Kreis“ teilnahm, ergriff er selten das Wort. Die Prager Tagung von 1929 scheint auch die einzige Gelegenheit gewesen zu sein, wo er sich bei Kongressen der logischen Positivisten beteiligte.

Im Anschluß an mehrere Reisen in die USA, zu denen er nach seinen aufsehenerregenden Beweisen der Vollständigkeit der Prädikatenlogik erster Stufe (in seiner 1929 angenommenen Doktorarbeit) und der Unvollständigkeit der *Principia Mathematica* und verwandter Systeme eingeladen worden war, kehrte er zuletzt von einem Aufenthalt an der Notre Dame Universität nach Wien, an der er 1938 — zusammen mit Karl Menger — Vorlesungen gehalten hatte, zurück. Er wurde dann im Sommer 1939 zum Wehrdienst gemustert[95] und zu seiner Verwunderung für tauglich befunden. Etwa zum gleichen Zeitpunkt wurde er, obwohl er trotz seiner bahnbrechenden Arbeiten in Wien über den Status eines Privatdozenten noch nicht hinausgekommen war, zum „Privatdozenten neuer Ordnung“ gemacht, bezog also von diesem Zeitpunkt ab auch (wenngleich bescheidene) Diäten. Bei dieser Gelegenheit mußte er auch einen „Ariernachweis“ führen. Man kann also davon ausgehen, daß Gödel kein Jude war, obwohl er wegen seiner engen Kontakte etwa zu Hans Hahn als „suspekt“ galt und auch später nach seiner Emigration verschiedentlich als Jude angesehen wurde. Gödel, der nicht zum Kriegsdienst eingezogen worden war, bemühte sich nach Kriegsausbruch intensiv um eine Ausreisemöglichkeit. Noch 1940 gelang ihm — sicherlich als einem der letzten Emigranten aus dem „Großdeutschen Reich“ überhaupt — die Ausreise: Wegen der zu gefährlichen Schiffsverbindungen über den Atlantik wählte er den Weg über Litauen, Lettland, dann weiter mit der sibirischen Eisenbahn in die Mandschurei und schließlich per Schiff von Yokohama nach San Franzisko. Gödel arbeitete in den USA am Institute for Advanced Studies in Princeton, das er schon 1934 in seiner Aufbauphase besucht hatte.

Mit dieser letzten Emigration war nicht nur der Wiener Kreis vollständig zerstört, auch von seinen früheren Mitgliedern waren — bis auf wenige Aus-

nahmen — fast alle in die Emigration gegangen. Bevor wir uns jedoch der Situation in den Aufnahmeländern zuwenden, ist ein Blick auf die übrigen Stützpunkte des Logischen Positivismus in Mitteleuropa angebracht.

Welche Wirkungen hatten die Emigration der Mitglieder des Wiener Kreises und die eingeschränkten Wirkungsmöglichkeiten der wenigen im Lande gebliebenen Vertreter wissenschaftlicher Weltauffassung für die Philosophie im deutschsprachigen Raum?

Um diese Fragen beantworten zu können, muß man außer dem Fortgang von Personen noch einige weitere Faktoren in die Betrachtung einbeziehen. Denn zunächst einmal wurden nicht nur die Vertreter von Logischem Positivismus bzw. Empirismus entlassen bzw. zum vorzeitigen „freiwilligen" Weggang gezwungen, sondern auch zum Teil ihre Stellen einbehalten bzw. umgewidmet. Die Besetzung des ehemaligen Schlick-Lehrstuhls nach Schlicks Ermordung ist dafür nur ein schlagendes Beispiel: er wurde in der Folge mit einem katholischen Religionsphilosophen besetzt. Was mit den übrigen Stellen geschah, wäre im einzelnen zu untersuchen. Schlicks Lehrstuhl bietet gleichzeitig ein Beispiel für die nachfolgende Besetzungspolitik; sie dürfte in Deutschland sofort dem Nationalsozialismus genehme Hochschullehrer auf die freigewordenen Stellen gebracht haben.

Diese personellen Veränderungen konnten natürlich nicht ohne Folgen für den heranwachsenden *wissenschaftlichen Nachwuchs* bleiben. Quantitativ waren die Zahlen der Philosophiestudenten überproportional im Vergleich mit den seit 1933 ohnehin dramatisch zurückgegangenen Studentenzahlen gesunken.[96] Das hing auch mit der Einführung neuer Richtlinien für das Philosophiestudium zusammen, die 1937 im Deutschen Reich verbindlich wurden und deren Geltungsbereich nach dem „Anschluß" auf Österreich ausgedehnt wurde. Eine der Folgen dieser neuen Richtlinien war, daß die Philosophie (als „philosophische Propädeutik") als Staatsexamensfach abgeschafft wurde und nur noch im philosophisch-pädagogischen Begleitstudium ein Schattendasein spielte.

Aber die Heranbildung von wissenschaftlichem Nachwuchs von dieser stark reduzierten Selektionsbasis aus hatte noch stärkere Auswirkungen. Während schon in diesem Begleitstudium nun für die Philosophie unter anderem „Weltanschauung des Nationalsozialismus" geprüft wurde, gerieten die weiterführenden Qualifikationsstufen Promotion und besonders die Habilitation unter politischen Druck. Mit der Reichshabilitationsordnung vom Dezember 1935 wurde im Deutschen Reich und seit 1938 auch in Österreich von jedem zukünftigen Dr. habil, der Besuch eines „Gemeinschaftslagers" und einer „Dozentenakademie" verlangt, Synonyme für Wehrsport und Ideologievermittlung. Der dadurch ausgeübte politische Druck

brachte vielfach Unangepaßte um ihre Chance und ebnete Parteigängern und Mitläufern des Nationalsozialismus den Weg.

Dadurch konnte nach 1933 in Deutschland und spätestens seit 1938 in Österreich kein wissenschaftlicher Nachwuchs mehr im Sinne einer „wissenschaftlichen Weltauffassung“ herangezogen werden. Aber selbst die *Kenntnis von der bloßen Existenz* dieser Bewegung mußte in Vergessenheit geraten. Daß die Zeitschrift *Erkenntnis* mit tatkräftiger Mitwirkung von universitären Helfershelfern des Nationalsozialismus zugrundegerichtet wurde, haben wir schon gesehen. Auch die Publikationsreihen konnten nicht weitergeführt werden, Nachdrucke früher erschienener Werke waren verboten. Diskussionen und Besprechungen in Zeitschriften blieben aus. Lehrbücher der Philosophiegeschichte und vergleichbare Überblickswerke behandelten den „Positivismus“ entweder überhaupt nicht oder sehr lückenhaft, falsch und polemisch. Die Korrektheit solcher Darstellungen konnte ebensowenig überprüft wie die Weiterentwicklung in der Emigration verfolgt werden. Devisenschwierigkeiten hatten den Ankauf ausländischer Literatur schon zum Erliegen gebracht, bevor der Zweite Weltkrieg jegliche Kontakte abbrach. Wenn schon sogar nicht emigrierte Mitglieder des Wiener Kreises wie Kraft in den ersten Nachkriegsjahren noch kaum Kenntnisse vom Fortgang des logischen Positivismus in der Emigration hatten[97], wird das umso mehr für Personen gegolten haben, die dieser Bewegung fernestanden oder ihr feindlich gesonnen waren.

Daß schließlich der außeruniversitäre „Unterbau“ der wissenschaftlichen Weltauffassung in Schulreform, Volkshochschule, Arbeiter- und Erwachsenenbildung „weggefallen“ war, bedarf keiner besonderen Erwähnung mehr.

Welche inhaltlichen Folgen hatte die Summe dieser Faktoren nun in den „Herkunftsländern“ der Emigration?

Zunächst einmal mußten sie sich als Rückschritt in der Bearbeitung bestimmter philosophischer Teildisziplinen auswirken, die von den logischen Positivisten besonders gepflegt worden waren, also insbesondere in der Logik und Wissenschaftstheorie. In der Philosophie der Mathematik und in der Naturphilosophie machte sich zusätzlich die Emigration eines Großteils der philosophisch interessierten Mathematiker und Physiker bemerkbar.

In der Wissenschaftstheorie beherrschte stattdessen die Auffassung Dinglers und seiner Anhänger die Szene, wenn man von gelegentlichen philosophischen Äußerungen bedeutender im Lande gebliebener Physiker wie Planck und Heisenberg absieht.

Zweitens ging der enzyklopädische Ansatz verloren, der durch fächerübergreifende Zusammenarbeit und mit programmatischen Ansätzen wie dem Konzept der Einheitswissenschaft betrieben worden war. Soweit die

in der deutschsprachigen Philosophie dominierenden Dualismen von Natur- und Geisteswissenschaften nicht weiter das Feld beherrschten, gab es in dieser Richtung höchstens synthetisierende Ansätze im Sinne einer philosophischen Anthropologie, wie sie vor 1933 etwa von Scheler und Plessner und nachher — unter anderen Vorzeichen — etwa von Gehlen betrieben wurde.

Drittens verlor natürlich der Philosophie- und Wissenschaftsbetrieb unter den Bedingungen von Ständestaat und Nationalsozialismus — sozusagen a fortiori — den aufklärerischen Ansatz und popularisierenden Impetus, den der logische Positivismus gehabt hatte und mit dem er ohnehin schon vor 1933 ziemlich isoliert dagestanden war.

Wenn man nun nicht nur die positivistische Bewegung als Beschreibungseinheit ins Blickfeld nimmt, sondern das weitere Spektrum der vor 1933 im deutschen Sprachraum vertretenen philosophischen Schulen einbezieht, ergeben sich im Hinblick auf dieses Gesamtspektrum noch einige zusätzliche Folgen.

Da außer dem Logischen Empirismus auch die verschiedenen Schattierungen marxistischer Philosophie vom Nationalsozialismus ausgelöscht wurden, ist Kamlahs These sicher richtig, daß die deutsche Philosophie ihre „provokanten Außenseiter, die sie zu einer Auseinandersetzung mit dem eigenen Jahrhundert genötigt hätten“[98], verlor. Weniger als intendierte Folge, sondern mehr als nicht unbedingt beabsichtigtes Nebenresultat führte der Nationalsozialismus zum fast vollständigen Verschwinden der Lebensphilosophie Diltheyscher Prägung[99], über deren Verhältnis zur Nazi-Ideologie man sich streiten mag. Außerdem ist die faktische Spaltung der übrigen im deutschen Sprachraum vor 1933 dominierenden philosophischen Optionen wie der Neukantianismus oder die Phänomenologie in der Zeit danach zu erwähnen. Die Emigration des Wiener-Kreis-Mitglieds Felix Kaufmann kann man etwa ebensogut auch der Phänomenologie als Verlust anrechnen. Chancen zu Kontakten und fruchtbarer Kooperation, wie man sie sich wegen ähnlicher Interessenlage etwa zwischen logischen Positivisten und einzelnen Vertretern der Phänomenologie oder des Neukantianismus (wie insbesondere Cassirer) hätte vorstellen können, gingen verloren.

Die eigentliche NS-Philosophie, wie sie etwa durch Namen wie Bäumler, Heyse und Krieck auf akademischem Boden und außerhalb durch durchaus auch in Philosophielehrbüchern breit diskutierte Ideologen wie Rosenberg repräsentiert wurde, muß hier nicht im einzelnen dargestellt werden.[100] Sie blieb letztlich Episode, weil ihre akademischen Vertreter nach 1945 der Entnazifizierung anheimfielen ebenso wie der 1933 angesehenste deutschspra-

chige Philosoph Martin Heidegger. Daß dieser sich den Nationalsozialisten als Propagandist zur Verfügung gestellt hatte, bleibt ein Skandal der deutschen *Philosophiegeschichte* ebenso wie der Umstand, daß erst in den letzten Jahren die von Heidegger und seinen Anhängern sorgsam gewebte Legende zusammenbrach[101], er habe sein Freiburger Rektorat aus Protest gegen den Nationalsozialismus niedergelegt — gleichermaßen ein Skandal der deutschen *Philosophiegeschichtsschreibung.*

Im ganzen gesehen brachte also der Nationalsozialismus eine spürbare Verengung des Spektrums philosophischer Richtungen und die politische Kompromittierung eines Teils der Vertreter der verbliebenen Optionen. Die unmittelbare Nachkriegsentwicklung der deutschen Philosophie war damit eigentlich vorgezeichnet, wenn man vom Import des französischen Existentialismus einmal absieht.

2. DIE AUFNAHMELÄNDER

Die Emigration der logischen Positivisten nahm einen ziemlich unterschiedlichen Verlauf. Während nämlich die Mitglieder des Wiener Kreises meist sofort die „Endstationen" ihrer Auswanderung ansteuerten (mit wenigen Ausnahmen die USA), verlief die Emigration der Mitglieder der mit ihnen kooperierenden Berliner Gruppe um Greiling, Hempel, v. Mises und Reichenbach zum beträchtlichen Teil über zwei Zwischenstationen, nämlich die *Türkei* und *Belgien.* Vermutlich erklärt sich dieser Unterschied nicht aus spezifischen Affinitäten der Wiener bzw. Ressentiments der Berliner gegenüber den USA, sondern aus dem Umstand, daß die Entlassungen in Berlin und die anschließende Emigration vergleichsweise meistens einige Jahre früher lagen. Wie wir von anderen Emigranten wissen, wollten die Betroffenen offenbar noch nicht den Schritt über den Atlantik tun, der von ihnen als endgültig angesehen wurde, und stattdessen in Reichweite ihres Heimatlandes zunächst die weitere Entwicklung abwarten.

2.1 ZWISCHENSTATIONEN

Da sich mehrere Vertreter des logischen Positivismus in diesen „Zwischenstationen" jeweils für mehrere Jahre aufhielten, wissenschaftlich weiterarbeiteten und auch gewisse Wirkungen auf die kulturelle und philosophische Situation in diesen Ländern ausübten, sollen diese Stationen zunächst kurz geschildert werden.

2.1.1 TÜRKEI

Daß das zunächst aufgesuchte Emigrationsland die Türkei (und nicht etwa Frankreich, Großbritannien, die Schweiz oder Schweden) war, erscheint zunächst erstaunlich. Das hatte ganz spezielle innertürkische Gründe.[102] Denn schon vor dem Zeitpunkt der Machtübernahme der Nationalsozialisten war hier die Unzufriedenheit der Regierung *Atatürk* über den schleppenden Gang der — in anderen Bereichen schon weit fortgeschrittenen — Reform im türkischen Bildungswesen so weit gediehen, daß der Schweizer Pädagoge Malche mit einem Gutachten über die universitäre Situation beauftragt wurde. Die Folgen seiner Vorschläge waren drastisch: Mit Gesetz vom 31. Mai 1933 wurde die alte Universität Istanbul geschlossen und die Neugründung einer Universität zum 1. August des gleichen Jahres verkündet. Nur ein Bruchteil der Angehörigen des früheren Lehrkörpers wurde übernommen. Statt dessen sollten Wissenschaftler aus dem westlichen Ausland angeworben werden. Die nationalsozialistische Säuberungspolitik in Deutschland und die Politik des Ständestaats in Österreich boten nun die Möglichkeit, die offenen Stellen mit erstklassigen Kräften zu besetzen.

Noch 1933 wurden so durch Vermittlung der zunächst in Zürich wirkenden „Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland“ auch einige der namhaftesten Mitglieder der Berliner Gruppe gewonnen, nämlich Richard von Mises und Hans Reichenbach. Möglicherweise wären es noch mehr geworden, wenn wegen der Auslesegrundsätze nicht nur Professoren hätten berufen werden können.

Richard von Mises wurde in Istanbul sofort Leiter des Instituts für Mathematik.[103] Er galt unter den Emigrantenprofessoren „wohl als der erfahrenste und angesehenste“[104]. Seine distanzierte Haltung erschwerte ihm aber den Kontakt zu Studenten und Kollegen. Einer von ihnen, Fritz Neumark, erinnert sich so an ihn: *Er gehörte zu den zahlreichen Persönlichkeiten unter den Emigranten, die - obwohl durch weltweit anerkannte Leistungen in ihrer Disziplin ausgewiesen - alles andere als das waren, was heute manche als „Fachidioten“ bezeichnen. Er war unter anderem ein großer Bibliophile, in besonderem Maße an Rilke interessiert, ganz allgemein ein Mensch mit ungewöhnlich breiter Bildung.*[105]

Daß dieser Eindruck zutrifft, wird gerade in dem Buch deutlich, das v. Mises während seines Exils in Istanbul schrieb, sein *Kleines Lehrbuch des Positivismus.* Dieses — ganz im Gegensatz zu seinem bescheidenen Titel — bedeutende Kompendium erschien als Band I der *Library of Unified Science* noch 1939 auf deutsch in Den Haag und enthält — für logische Positivisten

ungewöhnlich — auch Kapitel mit Titeln wie „Natur- und Geisteswissenschaft“, „Methaphysik und Kunst“ und „Verhaltensweisen“ und unterscheidet sich auch sonst von in Positivistenkreisen zuweilen anzutreffenden Einseitigkeiten. Durch Erscheinungsdatum, -ort und -sprache wurde es leider bis zum Erscheinen der umgearbeiteten englischen Fassung von 1953 um seine Wirkung gebracht.

Von Mises betätigte sich auch als Berater der türkischen Regierung[106] und wurde der erste (von insgesamt fünf) Ehrendoktoren der Universität Istanbul aus Emigrantenkreisen. Er emigrierte 1939, einem Ruf der Universität Harvard und des MIT folgend, in die USA. Dort wurde er bekannt „both as a mathematician and a foremost expositor of the philosophy of positivism“.[107]

In der philosophischen Fakultät leitete Hans Reichenbach das philosophische Institut. Reichenbach wird von seinem damaligen Kollegen Nissen enthusiastisch als „wenn man so will, ein zweiter Bertrand Russell oder, in die jüngere Generation übertragen, ein geistiger Weggenosse Friedrich von Weizsäckers“[108], von Widmann als „der international bekannteste unter den emigrierten Professoren“ geschildert. Anders als v. Mises scheint er starken Einfluß auf Fachkollegen und Studenten ausgeübt zu haben. In Istanbul entstand auch sein Buch *Experience and Prediction,* sein erstes größeres Werk in englischer Sprache, das 1937 in Chicago herauskam und ihn in den USA weiter bekanntmachte. Reichenbach ging 1938 an die UCLA in Los Angeles.

2.1.2 BELGIEN

Weniger bedeutsam als das „Asyl am Bosporus“ war Belgien für emigrierende Wissenschaftler. Eine Darstellung der wissenschaftlichen Emigration in dieses Land ist mir nicht bekannt. Da sich einige der Mitglieder der Berliner Gruppe zwischen 1934 und 1938 in Belgien aufgehalten haben und dort wichtige Arbeiten hervorbrachten, muß die Situation an dieser Stelle kurz beschrieben werden.

Von Berlin aus ging der reiche jüdische Privatgelehrte Paul Oppenheim im Frühjahr 1934 auf der Flucht vor den Nazis nach Brüssel.[109] Ihm folgte kurze Zeit später Carl G. Hempel und noch im selben Jahr Kurt Greiling. Ihre wissenschaftliche Arbeit dort konnte sich nicht auf die finanzielle Absicherung durch eine akademische Lehrtätigkeit abstützen, da alle drei in Deutschland keine Lehrbefugnis erworben hatten.

Zusammen veröffentlichen Hempel und Oppenheim in dieser Zeit zwei Aufsätze und ein Buch[110], das sich mit einem für Wiener Verhältnisse ungewöhnlichen, aber angesichts der starken Präsenz von Psychologen (wie Wolfgang Köhler und Kurt Lewin) in der Berliner Gruppe naheliegendem Thema befaßte, nämlich dem Typusbegriff im Lichte der neuen Logik. Auch Greiling veröffentlichte mit Oppenheim einige Arbeiten, die sich hauptsächlich mit dem Gestaltbegriff beschäftigten und zum Teil bei internationalen Kongressen vorgetragen worden waren. Wie Greilings letzte Arbeiten belegen[111], scheint es in dieser Zeit auch einen Austausch mit bedeutenden belgischen Philosophen gegeben zu haben, so etwa mit Chaim Perelman.

Das belgische Exil hatte auch noch in anderer Hinsicht Konsequenzen. Denn auf einer seiner Reisen machte auch die „offizielle Opposition" des Wiener Kreises, Karl Popper, im Frühjahr 1936 in diesem Land Station und trug im Haus seines Freundes Braunthal aus dem *Elend des Historizismus*[112] vor. An der anschließenden Diskussion beteiligten sich auch Hempel und Oppenheim. Diese Diskussion hat offenbar bei allen Beteiligten weitere Überlegungen zur Problematik des Erklärungsbegriffs, insbesondere aber zum Begriff der kausalen Erklärung und zu dessen Anwendbarkeit in der Geschichtswissenschaft geführt. Die anschließende Publikation der Arbeiten Poppers[113] und Hempel/Oppenheims[114] haben unter anderem deutlich gemacht, daß Popper hinsichtlich der Erklärungsproblematik in den historischen Wissenschaften im wesentlichen am Dualismus von Natur- und Geisteswissenschaften festhält, wie sie in der deutschen Philosophie seit der Jahrhundertwende weit verbreitet ist, während Hempel/Oppenheim (wie auch die Wiener Neurath und Zilsel) historische Erklärungen im Sinne von deduktiv-nomologischen Erklärungen *mit Gesetzesaussagen unter den Prämissen* für möglich halten.

Im September 1937 verließ Hempel auf Einladung Carnaps Brüssel, um in Chicago gastweise für ein Jahr dessen Forschungsassistent zu werden.[115] Er kehrte danach nur kurz nach Brüssel zurück, um im Jänner 1939 definitiv in die USA überzusiedeln. Oppenheim folgte im August des Jahres, wenige Tage vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

Greiling dagegen kehrte offenbar vor Kriegsausbruch nach Berlin zurück, von wo er nach Beginn des Krieges wieder nach Brüssel floh. 1940, kurze Zeit nach dem Einmarsch der deutschen Besatzungstruppen, wurde er von den Belgiern als „unerwünschter Ausländer" nach Paris abgeschoben und dort in ein Lager für feindliche Ausländer gebracht. Am 16. September 1942 wurde Greiling, der jüdischer Abstammung war, mit seiner „arischen" Frau nach Auschwitz deportiert und umgebracht.[116]

2.1.3 NIEDERLANDE

Die Niederlande haben für die Emigration des logischen Positivismus, was die Anzahl der nach dort geflohenen Emigranten betrifft, keine der Türkei oder auch Belgien vergleichbare Rolle gespielt, da nur ein einziges Mitglied des Wiener Kreises dorthin ging, nämlich Otto Neurath im Jahre 1934. Wegen seiner von dort aus geleisteten Arbeit für Internationalisierung des logischen Positivismus ist diese Station jedoch bedeutsam geworden. Da sie von Marie Neurath[117] und anderen dokumentiert und von Hegselmann[118] zusammenfassend dargestellt worden ist, kann ich mich auf wenige Bemerkungen beschränken.

Bereits 1933 — also vor seiner schließlichen Emigration — hatte Neurath in Den Haag eine Stiftung und ein Institut (das Mundaneum Institut) gegründet, deren Zweck die Verbreitung und Fortentwicklung der von Neurath und anderen im Wiener Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum entwickelten Volksaufklärung nach Wiener Methode war.

Zusätzlich bereitete Neurath nun von einem Sekretariat aus, zu dem er einen Teil seiner Wohnung umgestaltet hatte, zusammen mit dem französischen Philosophen Rougier den 1. Internationalen Kongreß für Einheit der Wissenschaft 1935 in Paris vor. In Ausführung der Beschlüsse dieses Kongresses, der sich — u.a. auf Neuraths Antrag hin — auf die Herausgabe einer umfangreichen Enzyklopädie festgelegt hatte, gründete er dann 1936 als Abteilung des Mundaneum Instituts das „Unity of Science Institute“ (1937 umbenannt zum „International Institute for the Unity of Science“), das das Enzyklopädieprojekt organisatorisch abwickeln sollte. Das in immer gigantischeren Dimensionen geplante Enzyklopädieunternehmen konnte damit beginnen.[119]

Weniger bekannt als diese Vorgänge sind Neuraths Reisen in die USA. Die erste fand 1936 statt und diente unter anderem zur Absprache mit Carnap und Morris über das Enzyklopädieprojekt. Die letzte war im August und September 1939. Neurath verband dabei als Reisezwecke den Besuch des vorletzten Internationalen Kongresses für Einheit der Wissenschaft in Harvard mit der Vorstellung seines Buches *Modern Man in the Making.* Die Präsentation des Buches fand am *Vortag des Ausbruchs* des Zweiten Weltkriegs statt. [120] In seinem Inhalt wird anhand von Bildstatistiken über Wirtschaftskraft, Rohstoffreserven etc. vorgerechnet, daß die Achsenmächte gegen keine einzige der wahrscheinlichen Kriegsgegnerkoalitionen einen möglichen Krieg gewinnen könnten.

Neurath scheint auch auf eine Reihe von amerikanischen Wissenschaftlern Eindruck gemacht zu haben. Sein Gleichnis des Verhältnisses von natürlichen

und künstlichen Sprachen als einem der Schiffsreparatur auf offener See mit dort vorhandenen Bauteilen vergleichbaren Vorgang hat nicht nur Quine, sondern — indirekt — auch Einstein beeindruckt.[121] Quine scheint auch bei seiner Vertiefung des wissenschaftstheoretischen Konventionalismus von Neurath beeinflußt worden zu sein, sodaß man mit gewissem Recht von einer Duhem-Neurath-Quineschen These sprechen kann.[122]

Von einem Einfluß Neuraths auf die niederländische Philosophie ist mir dagegen nur wenig bekannt. Offenbar bestanden Kontakte und gab es auch Diskussionen mit der Gruppe der holländischen „Signifiker"[123], die sich mit der Zeitschrift *Synthese* 1936 ein eigenes Organ geschaffen hatten, das später auch zunehmend für die analytische Philosophie und Wissenschaftstheorie eine Rolle spielte.

Wegen des Weltkriegsausbruchs hatte Neurath schon bei der Rückkehr aus den USA nach Holland erhebliche Schwierigkeiten gehabt, durch die britische Schiffsblockade zu kommen. Die absolut abenteuerliche Rettung nach dem Einmarsch der deutschen Truppen muß man in den Erinnerungen seiner damaligen Mitarbeiterin und späteren Ehefrau Marie nachlesen.[124] Die Flucht auf einem Rettungsboot ohne jede Habe ging letztlich bis auf den Umstand glücklich aus, daß die Flüchtlinge wegen ihrer Einreise ohne Visum voneinander getrennt wurden und die ersten Monate in Großbritannien in Internierungslagern zubringen mußten.

3. DIE ENDSTATIONEN DER EMIGRATION: USA UND GROSSBRITANNIEN

Mit der Emigration in die USA und Großbritannien war für alle Vertreter des Positivismus ein definitiver Schritt getan, der von keinem von ihnen je wieder rückgängig gemacht wurde.[125]

Die folgenden Bemerkungen verstehen sich nicht als eine Gesamtdarstellung des logischen Positivismus in den USA oder Großbritannien, sondern verfolgen den bescheideneren Zweck, einige Gesichtspunkte zum Wechselverhältnis der dort bei Beginn der Emigrationsbewegung jeweils vorherrschenden philosophischen Strömungen mit dem importierten logischen Positivismus beizusteuern. Dabei konzentriere ich mich auf Vorgeschichte und Beginn dieses Wechselverhältnisses und seine Auswirkungen. Für seinen Verlauf seit Mitte der 30er Jahre muß für die USA auf die Darstellung bei Feigl (1981) und Carnap (1965) (aus Sicht der Emigration) sowie Morris (1977) (aus der Sicht eines mit dem Positivismus sympathisierenden einheimischen

Philosophen) sowie für Großbritannien auf Ayer (1977, 1982 und 1983) verwiesen werden.

3.1 EMIGRATION IN DIE USA

Die geistige und philosophische Situation in den USA zu Beginn der Einwanderungswelle zu schildern, würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen. Dafür muß auf zeitgenössische Überblicke etwa bei Schneider und Blau verwiesen werden.[126] Daraus wird deutlich, daß damals auf den amerikanischen Hochschulen durchaus nicht nur der dem logischen Positivismus in gewissen Hinsichten „wahlverwandte" Pragmatismus vertreten wurde, und auch das Ausmaß dieser Wahlverwandtschaft darf man keineswegs überschätzen. Erhebliche Divergenzen zeigen sich etwa in unterschiedlichen Einschätzungen der Berechtigung von Metaphysik und Ethik, und auch die häufig angeführte Gemeinsamkeit der sinnkritischen Intention reduziert sich bei näherem Hinsehen in der Tat wohl auf nicht mehr als das hübsche Feiglsche dictum, „A difference must make a difference in order to be a cognitive difference"[127], mit dem er zu umschreiben pflegte, worin Peirce, James und die logischen Empiristen übereinstimmten.

Den Großteil der übrigen einheimischen oder aus Europa importierten philosophischen Richtungen, die außer dem Pragmatismus in den USA vertreten wurden, hätten die logischen Positivisten — zumindest im radikalen Schwung ihrer Anfangsphase in Wien — ebenso als sinnlose Metaphysik verdammen müssen, wie sie umgekehrt diesen Richtungen zum Teil als philosophische Nihilisten erschienen sind. Spuren solcher Frontstellungen lassen sich in Carnaps Autobiographie nachweisen, wo er sich trotz seiner negativen Erfahrungen mit der „Schulphilosophie" in Europa über ein „cultural lag in Contemporary philosophy"[128] in den USA beklagt und dies mit Beispielen wie einer unkritischen Darstellung des ontologischen Gottesbeweises und dem „Beweis" der Unmöglichkeit einer menschlichen Abstammung vom Affen „on the basis of purely metaphysical principles" belegt. Er kommentiert dann diese Vorträge so: *I was depressed to see that certain philosophical views which seemed to me long superseded by the development of critical thought and in some cases completely devoid of any cognitive content, were either still maintained or at least treated as deserving serious consideration*[129] Seine Ablehnung einer unangebrachten „openmindedness" gegenüber überlebten und längst widerlegten Ansichten im wissenschaftlichen Betrieb kontrastiert im übrigen lebhaft mit seiner Kritik an dem „strong conformism, the insistence that the individual adjusts his behavior to the

generally accepted standards“, den er — wie auch Einstein — im öffentlichen Leben der USA beklagte.[130]

Daß umgekehrt die Lehren der Positivisten einigen amerikanischen Philosophen als Form der Destruktion der Philosophie überhaupt erschienen sein müssen, ergibt sich etwa aus einem von Feigl zur Verteidigung gegen solche Vorwürfe gehaltenen Vortrag, der schon im Titel die konstruktiven Aspekte der neuen Philosophie herausstreicht: „Positivism, not Negativism.“[131]

Aus diesen Gründen waren die Kooperationsaussichten der Emigranten, was die amerikanische Philosophie anging, von vornherein nur auf einen ihrer Sektoren bezogen, nämlich den Pragmatismus. Außerhalb der Philosophie sind dazu noch die vom Pragmatismus ihrerseits stark beeinflußten Strömungen des Behaviorismus in der Psychologie und des Operationalismus in der Physik zu zählen.

Wie stand es nun mit der Bekanntschaft der logischen Positivisten mit diesen Richtungen *vor* der Emigration? Im großen und ganzen trifft sicher Feigls Urteil zu: „Most of us in the Vienna Circle were largely ignorant of American philosophy.“[132] Zu dieser Regel gab es jedoch auch bemerkenswerte Ausnahmen. Die auffälligste dabei ist Moritz Schlick selbst gewesen, der sich ja auch sonst — „in contrast to many other members of the Circle“ — in Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte gut auskannte.

Schlick hatte nämlich einen ganzen Abschnitt seiner 1910 erschienenen Habilitationsschrift *Das Wesen der Wahrheit nach der modernen Logik* der Auseinandersetzung mit der von W. James verkündeten Wahrheitstheorie gewidmet, die nach James’ Darstellung nichts anderes sein wollte als die Anwendung der pragmatischen Maxime auf die Klärung des Wahrheitsbegriffs. Schlick hatte darin gegen James, der nach einigen seiner Formulierungen die Wahrheit einer Überzeugung mit ihrer Verifikation, nach anderen mit dem Nutzen für den Träger dieser Überzeugung gleichgesetzt hatte, auf der Notwendigkeit einer Unterscheidung von Wesen (= *Definition)* und *Kriterium* der Wahrheit bestanden und die Verifikation, nicht aber den Nutzen als allenfalls geeignetes Wahrheitskriterium angesehen. Ich erwähne das hier nur, weil Schlick damit einer der allerersten deutschsprachigen Philosophen überhaupt war, der sich inhaltlich mit dem Pragmatismus auseinandergesetzt hatte. Nur der an der deutschen Universität in Prag und später in Wien lehrende Wilhelm Jerusalem, der James’ *Pragmatism, a new name for an old way of thinking* übersetzt und damit im deutschen Sprachraum bekanntgemacht hatte, war als Philosoph schon vor Schlick mit dem Pragmatismus beschäftigt.[133]

Schlicks Diskussion des Pragmatismus hatte sich in seiner *Allgemeinen Erkenntnislehre* fortgesetzt, ein ebenfalls bemerkenswerter Vorgang, denn in Deutschland wurde Eduard Baumgarten, der erste junge Philosoph, der sich über den Pragmatismus habilitieren wollte, schon vor 1933 von Heidegger davon abgeraten, weil Leute wie Dewey „ohne eigene geistige Substanz“ seien, von Heideggers Eingreifen in diesen Vorgang nach 1933 ganz zu schweigen.[134]

Schlick war also einer von den ersten, die sich vor dem Ersten Weltkrieg für den Pragmatismus interessiert hatten, und einer von den wenigen, die dies auch danach in der Zwischenkriegszeit noch taten. Dies mag auch mit Grund dafür gewesen sein, warum er 1929 für ein Semester als Gastprofessor nach Stanford eingeladen wurde. Die Kunde vom „Wiener Kreis“ dürfte es dagegen noch kaum gewesen sein, denn dieser wandte sich erst während seiner Abwesenheit von Wien auf der ersten Prager Tagung mit seiner Programmschrift *Wissenschaftliche Weltauffassung. Der Wiener Kreis* an die Öffentlichkeit.

Schlick wurde für das Wintersemester 1931/32 noch einmal in die USA eingeladen, diesmal nach Berkeley. Er war mit diesen Besuchen der erste, der die „Vienna Gospel“ in den USA verbreitete — und darüber auch im „Verein Ernst Mach“ nach seiner Rückkehr berichtete.[135] Seine Besuche scheinen auch bei seinen berühmten Zusammenkünften mit Wittgenstein und Waismann besprochen worden zu sein. Als Wittgensteins Meinung ist etwa überliefert: „Was soll man denn den Amerikanern geben? Etwa unsere halb verfaulte Kultur? Die Amerikaner haben noch keine Kultur. Aber von uns haben sie nichts zu lernen.“[136]

Auch *Operationalismus* und *Behaviorismus* waren einigen logischen Positivisten vor dem Beginn der Emigration nicht unbekannt. So war etwa Philipp Frank schon 1928 persönlich mit P. E. Bridgman in Cambridge bekanntgeworden[137], also nur ein Jahr nach Erscheinen von dessen *The Logic of Modern Physics.* Die meisten *Äußerungen* der logischen Positivisten zum Operationalismus datieren allerdings erst jeweils nach ihrer Emigration.

Der *Behaviorismus* dagegen, obwohl älter als der Operationalismus, scheint in Wien erst relativ spät bekanntgeworden zu sein. Otto Neurath erwähnt ihn erstmalig 1930 in einer Rezension unter dem Titel „Der Erfolg“ im *Kampf*[138.] Für Neuraths Programm des Physikalismus hat der Behaviorimus dann sofort eine große Rolle gespielt, sah er doch darin die Möglichkeit angedeutet, die Psychologie durch Reduktion auf raum-zeitliche Beschreibungen von Handlungen „materialistisch“ (in seinem Verständnis) umzudeuten.

Im Ganzen waren Kenntnisse der amerikanischen Philosophie des Prag-

matismus und verwandter Strömungen also durchaus bei den logischen Positivisten vorhanden, wenngleich vielfach nicht gerade bei denjenigen seiner Vertreter, die schließlich in die USA emigrierten.

Wie sah es nun umgekehrt mit der *Bekanntschaft mit logischem Positivismus und Wiener Kreis in den USA* vor der Emigration aus? Hier ist davon auszugehen, daß vor Schlicks erstem Besuch von der „Vienna Gospel" noch nicht viel bekannt gewesen sein wird. Dieser Besuch wird daran auch noch nicht viel geändert haben, da er die neue Botschaft nur wenigen brachte und die provokative programmatische Zuspitzung dieser Botschaft durch das Verifikationsprinzip und die damit verbundene Sinnlosigkeitsbehauptung gegen alle Metaphysik erst in Waismanns Prager Beitrag erstmals öffentlich ausgesprochen wurde, während Schlick gerade in den USA war. Schlicks zweite Reise fand dagegen schon nach der Publikation des Artikels „Logical Positivism. A New Movement in European Philosophy" von Feigl und Blumberg im Mai 1931 statt. Darin wird der neuen Botschaft erstmals ein griffiger Name gegeben und die „sound theory of logic which differentiates logical positivism from the older positivism, empiricism and pragmatism"[139] als seine differentia specifica angegeben. Weiterhin wird die doppelte Tendenz entwickelt, konstruktiv an die neuesten Ergebnisse in Logik und Mathematik einerseits und der Physik andererseits anzuknüpfen und die traditionelle Metaphysikkritik der früheren Positivisten (und auch Pragmatisten[140]) durch das Verifikationsprinzip zu überbieten.

Von den weitergehenden aufklärerischen und sozialreformerischen Absichten der europäischen Anhänger einer „wissenschaftlichen Weltauffassung" ist in diesem Manifest nichts zu spüren; Blumberg soll aus seinen Erfahrungen bei seinem Studienaufenthalt in Wien[141] jedoch für seine Person die Konsequenz eines linksorientierten Engagements in die USA gezogen haben.[142] Der Artikel hatte sofort eine Vielzahl von Reaktionen zur Folge, deren Niederschlag etwa im *Journal of Philosophy* zu beobachten ist.

Feigl und Blumberg, die spürten, daß sie „a mission in America"[143] hatten, bot sich nun vor allem Gelegenheit, auf Tagungen der verschiedenen Sektionen der „American Philosophical Society" zu sprechen und dadurch jeden Interessierten oder neugierig Gewordenen mit der Wiener Botschaft zu konfrontieren.

Neben der propagandistischen Tätigkeit widmete sich Feigl vor allem auch der Vermittlung persönlicher Bekanntschaften zwischen amerikanischen Interessenten und Mitgliedern des Kreises. So inspirierte er den jungen W.V.O. Quine zu einem Studienaufenthalt bei Carnap in Wien und Prag.[144] Quine hielt beeindruckt direkt nach seiner Rückkehr 1934 Vor-

lesungen über die Philosophie Carnaps und bewegte sich nach eigener Aussage „as henchman through the metaphysicians camp".[145]

Feigl ermunterte ebenfalls Charles Morris, der schon seit 1933 mit Carnap korrespondiert hatte[146], diesen 1934 in Prag zu besuchen. Dies tat Morris auch bei Gelegenheit des 8. Internationalen Philosophiekongresses dort. Morris — „realizing what tremendous contributions Carnap would make on the American scene"[147] — holte Carnap dann 1936 auf einen Lehrstuhl in Chicago.

Durch den „vorgeschobenen Brückenkopf" Feigl/Blumberg war das Terrain bereits weitgehend für eine gedeihliche Zusammenarbeit in den USA vorbereitet, bevor der Großteil der logischen Positivisten dorthin emigrierte. Allerdings kamen nicht allen von ihnen diese Möglichkeiten in gleicher Weise zugute. Dies hing sicherlich mit dem Zeitpunkt der Emigration, dem wissenschaftlichen Bekanntheitsgrad, der vorher innegehabten akademischen Stellung, der fachlichen Ausrichtung und wohl auch mit politischen Faktoren zusammen. Was man ganz generell für die akademische Emigration feststellen kann, trifft auch für die logischen Positivisten zu: je eher der Auswanderungszeitpunkt, je höher die Stellung in der wissenschaftlichen Hierarchie, und je stärker naturwissenschaftlich und mathematisch orientiert die Emigranten waren, desto besser sahen ihre Anstellungschancen aus.

Die meisten logischen Positivisten konnten sich durch die Emigration hinsichtlich ihrer beruflichen Situation halten oder verbessern. Vorher waren nur Carnap und Frank (beide in Prag) sowie v. Mises (in Berlin) ordentliche Professoren gewesen, Reichenbach war es erst in der Emigration (in Istanbul) geworden. Alle von ihnen bekamen auch in den USA Lehrstühle.

Für viele andere brachte die Emigration einen Aufstieg im akademischen Status, so für Menger und Gödel, die in Wien nicht ordentliche Professoren, sondern nur außerordentliche Professoren bzw. „Diätendozenten" hatten werden können. Erst recht gilt das für Feigl und Hempel, die zum Zeitpunkt der Emigration erst gerade promoviert waren, und für Bergmann, der noch nicht habilitiert war.

Wesentlich schlechter erging es dagegen den Sozial- und Geisteswissenschaftlern des Wiener Kreises. Felix Kaufmann, der ja schon vor seiner Emigration in einer Vielzahl von Wissenschaftsgebieten wie der Rechtsphilosophie, der Philosophie der Mathematik und der Methodologie der Sozialwissenschaften bedeutende Arbeiten veröffentlicht hatte, wurde nur Lecturer an der „New School" for Social Research in New York, wo er 1949 starb.[148]

Am schlimmsten traf es aber Edgar Zilsel, der als einer der letzten logischen Positivisten im April 1939 in die USA kam. Er, dessen Habilitation schon in Wien an nicht fachlich motiviertem Widerstand gescheitert war,

fand auch in den USA keine permanente wissenschaftliche Stellung. Nur für kurze Zeit konnte er vom emigrierten Frankfurter „Institut für Sozialforschung" eines jener 14 Stipendien bekommen, die zwischen 1934 und 1944 an promovierte Forscher vergeben wurden. Die Vergabe an Zilsel wird von Martin Jay als Beispiel dafür geschildert, daß „einziges Kriterium für die Vergabe leidenschaftlicher Antinazismus" gewesen sei, weshalb man „selbst Positivisten" wie Zilsel „ohne Versuch, sie auf die Linie des Instituts zu bringen"[149], unterstützt habe. Zilsel bearbeitete während seiner Zeit am Institut ein Forschungsprojekt, das dann nicht mehr dort fertiggestellt werden konnte[150] und erst 1979 posthum unter dem Titel *Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft* herauskam. Aus welchen Gründen Zilsel nicht weiter am Institut bleiben konnte, wissen wir nicht. Er unterrichtete dann an verschiedenen Colleges, zuletzt am Mills College in Oakland, California. Er beging am 11. März 1944 Selbstmord[151], da er die Erfordernisse des Broterwerbs nicht mehr mit seiner wissenschaftlichen Weiterarbeit verbinden konnte. Nach dem bei Dvořak[152] abgedruckten Nachruf in der sozialistischen Emigrantenzeitschrift *Austrian Labour Information* zu schließen, scheint er aber auch verzweifelt über die Entwicklung des Sozialismus im Exil gewesen zu sein. Edgar Zilsel ist neben Bergmann der einzige Emigrant des Wiener Kreises nach 1933, der nicht mit einem eigenen Eintrag in das Emigrantenlexikon von Strauss und Röder aufgenommen wurde.[153]

Welche *Wirkungen* hat die *Emigration der logischen Positivisten* nun *in den USA* gehabt? Es ist naheliegend, die Beantwortung dieser Frage zweizuteilen, nämlich zuerst auf die *Wirkungen* des logischen Positivismus auf das geistige Leben und die Philosophie in den USA einzugehen und dann die *Rückwirkungen* der Situation dort auf die „Wissenschaftliche Weltauffassung" zu untersuchen.

Im allgemeinen mag für die deutsche Emigrationsphilosophie gelten, was Helge Pross behauptet hat: „... es (erscheint, der Verf.) zweifelhaft, daß die deutschen Emigranten wesentlich zur Fortbildung der Philosophie in den Vereinigten Staaten beigetragen haben."[154] Das trifft vielleicht für den bedeutenden Ernst Cassirer trotz des noch im Zweiten Weltkrieg über ihn erschienenen Bandes in Schilpps *Library of Living Philosophers* zu und ist in diesem Fall auf seine über mehrere Zwischenstationen führende Emigration, seine deshalb relativ späte Ankunft in den USA und seinen frühen Tod dort zurückzuführen. In neuerer Zeit wird seine Bedeutung aber auch in den USA anerkannt und hervorgehoben.

Mit Sicherheit gilt Pross' Einschätzung für die Philosophen der Frankfurter Schule, deren Studien über den autoritären Charakter nur den Insidern unter

den amerikanischen Soziologen bekanntgeworden sind und deren philosophische Arbeiten dort bis in die späteren 60er Jahre weitgehend unbekannt waren und erst durch die aufkommende Popularität des in den USA gebliebenen Herbert Marcuse ein Publikum auch in den USA gewannen.[155] Selbst der Weggang etwa Adornos aus den USA im Jahre 1952 wurde „kaum bemerkt und noch weniger beklagt".[156] Zum Ausbleiben von Nachwirkungen hat allerdings bei Angehörigen der Frankfurter Schule auch das Sprachproblem beigetragen. Zu dessen Behebung hatten Cassirer und die logischen Positivisten teils vor ihrer Emigration, teils während ihrer „Zwischenstationen" erhebliche Anstrengungen unternommen, während etwa Adorno es vorzog, weiterhin an eine engere Wahlverwandtschaft des Deutschen zur Philosophie zu glauben.[157]

Die logischen Positivisten (und auch die von Pross offenbar übersehenen Deutschen unter ihnen) hatten jedenfalls im Unterschied zu anderen emigrierten deutschsprachigen Philosophen erheblichen Einfluß auf die Weiterentwicklung von Philosophie und wissenschaftlichem Leben in den USA. Dieser Einfluß ist vor allem bei der Befruchtung bestimmter, von den Positivisten besonders gepflegter, philosophischer Teildisziplinen und dem relativen Anwachsen dieser Bereiche im Vergleich zu anderen zu spüren.

Dies gilt zunächst für die *Logik,* die allerdings seit Peirce in den USA immer herausragende Vertreter gehabt hatte und in der Emigrationsperiode etwa mit Lewis und Langford herausragende Resultate beitrug. Der Eindruck, daß „die mathematische Logik in Amerika kaum vertreten war" und daß ihre Vertreter, sofern es sie überhaupt gab, in Göttingen Logik beigebracht bekommen hatten[158], ist also nichts weiter als ein Eindruck von unangebrachtem Ethnozentrismus. Der Einfluß der Positivisten trug auch 1936 im Zusammenwirken mit amerikanischen Logikern und weiteren Emigranten aus Polen (vor allem Alfred Tarski, mit dem der Wiener Kreis schon seit 1930 in Kontakt gestanden hatte) zur Gründung einer eigenen Zeitschrift bei, des *Journal of Symbolic Logic.* Unter dem Gesichtspunkt der Zusammenfügung unterschiedlicher importierter Logikansätze — also etwa der von Carnap in seiner Prager Zeit ausgearbeiteten logischen Syntax, und der von Tarski entwickelten Semantik — mit der amerikanischen pragmatistischen Tradition gewinnt auch die von Charles Morris unternommene integrative Anstrengung seiner allgemeinen Zeichentheorie in *Signs, Language and Behavior* eine neue Interpretationsperspektive.

Die größten Wirkungen haben die logischen Positivisten in den USA aber mit der *Durchsetzung der Wissenschaftstheorie* erzielt. Hier hatte ebenfalls der große Peirce den Grundstein gelegt. Aber bis auf Morris R. Cohen und

seinen Schüler Ernest Nagel sowie einige interessierte Naturwissenschaftler wie Bridgman und Lenzen war diese Tradition in den USA doch ziemlich abgerissen. So wirkten in den 30er Jahren die Herausgabe von Peirce's *Collected Papers* mit der Einwanderung der logischen Positivisten zu einer Renaissance dieser philosophischen Disziplin zusammen. Das wirkte sich rasch in anwachsenden Stellenvermehrungen, Gründung von Forschungszentren und Gründung von Zeitschriften wie *Philosophy of Science*[159] aus.

Wie sahen demgegenüber die Rückwirkungen aus? Herbert Feigl hat zweifellos recht, wenn er schreibt: „Great changes had taken place in our own outlook."[160]

Ich möchte diese Veränderungen unter folgenden Stich Worten skizzieren:

1. Entpolitisierung,
2. Liberalisierung und
3. Akademisierung.

Daß der Weg von der auch auf eine allgemeine Lebenspraxis und radikale Gesellschaftsreform gerichteten „wissenschaftlichen Weltauffassung" der „Programmschrift" des Wiener Kreises zu Feigl/Blumbergs *Manifest* ein Schritt in Richtung *Entpolitisierung* ist, wurde schon angedeutet. Dieses „Nachlassen der Radikalität" ist aus der Entwicklung vieler intellektueller Linker, die nach den USA kamen, bekannt und wurde etwa von Jay auch für Adorno konstatiert.[161] Die weite Verbreitung des Phänomens weist weniger auf individuelle als vielmehr auf gesellschaftliche Ursachen hin.

Diese sind nicht so sehr in dem weitgehenden Fehlen einer organisierten Arbeiterbewegung in den USA — zumindest im Vergleich zu Österreich und Deutschland — an sich zu sehen, sondern vor allem in den vielen aktiven Gruppen und dem blühenden Vereinsleben, das sich im „Umkreis des Austromarxismus"[162] tummelte und zu allererst den Humus für eine Organisation wie etwa den „Verein Ernst Mach" abgegeben hatte und nun völlig fehlte. Das Fehlen derartiger Anknüpfungspunkte schlug sich im übrigen auch außerhalb der Philosophie im Funktionswandel der ausgewanderten Psychoanalyse und empirischen Sozialforschung aus Wien nieder.[163] In allen diesen Fällen veränderte die andersartige Umgebung zunächst noch nicht den Inhalt, sondern den *Stellenwert* dieser Strömungen im Gesamtzusammenhang von Kultur und Politik.

Für einzelne Vertreter des logischen Positivismus ist immerhin bemerkenswert, daß sie *als Individuen* nicht mit ihren früheren Überzeugungen brachen. Zwar ist mir außer bei Zilsel kein Fall einer Mitarbeit in einer sozialistischen Emigrantenorganisation bekannt. Aber etwa von Carnap weiß man, daß er nicht nur an seiner alten, noch aus der Wandervogelbewegung herstammenden Nikotin- und Alkoholabstinenz festhielt und gut atheistisch mit gleich-

bleibender Energie auch sonntags arbeitete, sondern sich bis in seine letzten Lebenstage auch politisch engagierte. Dies wird etwa aus seinem Briefwechsel mit Russell deutlich. Dort setzt er sich 1962 „in complete agreement“ mit Russell für „serious negotiations instead of the cold war, no bombtesting, no fallout shelters“[164] ein und erwähnt seine eigene Teilnahme an öffentlichen Appellen und Petitionen sowie seine Briefe an Politiker. Stegmüller nennt in seinem Nachruf auf Carnap den Vietnamkrieg als eine der „schrecklichsten Erfahrungen der Jahre vor seinem Tode“ und seine Mitarbeit — offenbar als einziger Weißer — in einer Negerhilfsorganisation.[165] Es wäre interessant, über diesen Aspekt der Emigration von Vertretern des logischen Positivismus etwa aus Briefen, Tagebüchern und Berichten von Zeitzeugen Näheres zu erfahren.

Die veränderte Umgebung in den USA begünstigte andererseits in mehrfacher Hinsicht eine *Liberalisierung* des logischen Positivismus. Nun war man nicht mehr als kleine radikale Außenseitergruppe wie an der Universität Wien an den Rand gedrängt und mußte sich nicht mehr mit allen Mitteln behaupten, sondern war anerkannt und hatte es dadurch leichter, sich auch anderen Einflüssen zu öffnen. Abgesehen von dieser Veränderung der psychologischen Situation hatten die großen, teils nur programmatisch verkündeten Ideen des frühen logischen Positivismus wie das empiristische Sinnkriterium oder das Programm der Einheitswissenschaft auf physikalistischer Grundlage bei dem Versuch ihrer Durchführung zu erheblichen, zum Teil unüberwindlichen Schwierigkeiten geführt, die aus sachlichen Gründen zu Revisionen gezwungen hatten. Diese beiden Tendenzen verstärkten sich in der Emigration, etwa hin zur Aufgabe der Verifizierbarkeit als Sinnkriterium und seiner Ersetzung durch die liberalere Forderung der Testbarkeit. Es wäre historisch interessant, bei wichtigen inhaltlichen Transformationen des logischen Positivismus wie dieser den Anteil genauer zu bestimmen, den Kritik und Selbstkritik für die Aufgabe früherer Positionen und für Umformulierungen gespielt haben. Daß die schiere Wucht einer einzelnen Kritik den logischen Positivismus „getötet“ hätte, wie es Popper gern haben möchte[166], ist angesichts der vielen verschiedenen wirksam gewordenen Einflußfaktoren und dem trotzdem erkennbaren Grad an Kontinuität abwegig.[167]

Schließlich ist eine *Akademisierungstendenz* als Folge der Emigration zu beobachten. Diese Akademisierung hatte darin einen Aspekt, daß „Wissenschaftstheorie und Logik, die man nun bevorzugt behandelte,... nach und nach immer mehr den weltanschaulichen Boden unter ihren Füßen (verloren, der Verf.), der sie anfangs noch getragen hatte“.[168] Außer der von mir als „Entpolitisierung“ bezeichneten Trennung von einer volksbildnerischen

und gesellschaftsreformerischen Intention hatte die Akademisierung auch die Vernachlässigung von Fragen zur Folge, die sich mit den sozialen Umständen und Folgen der Wissenschaft befaßten, wie sie für Neurath, Zilsel und Frank selbstverständlich gewesen waren. Der merkwürdige Beitrag Franks zum Carnap-Band von Schilpps *Library of Living Philosophers,* bei dem Frank sich hinter einer 1923 veröffentlichten Arbeit des sowjetrussischen Philosophen Brushlinsky zu verstecken scheint, zeigt, daß dieser Aspekt der Akademisierung von einigen auch durchaus gefühlt wurde. Denn dort ist von einem „lack of coordination between theory and practice and, in connection with it, an exaggerated importance to the logical component"[169] die Rede.

3.2 EMIGRATION NACH GROSSBRITANNIEN

Mit der Schilderung der Emigration logischer Positivisten nach Großbritannien kann ich mich aus mehreren in der Sache liegenden Gründen wesentlich kürzer fassen. Denn erstens waren daran nur zwei Mitglieder des Wiener Kreises beteiligt, nämlich Friedrich Waismann und Otto Neurath, zweitens fand sie wesentlich später statt als das Gros der Auswanderungen in die USA, und drittens starb einer der beiden, nämlich Neurath, schon kurz nach Kriegsende, sodaß keine besonders intensive Wirkung von den emigrierten logischen Positivisten in England ausgehen konnte. Wesentlich anders ist es in Großbritannien natürlich Karl Popper ergangen, obwohl er erst nach Kriegsende von Neuseeland an die „London School of Economics" kam.

Anknüpfungspunkte zwischen dem Wiener Kreis und der englischen Philosophie waren in weit größerem Maße gegeben als zur amerikanischen. Denn die analytische Philosophie von Russell und Moore und ihren Nachfolgern beherrschte die philosophische Szene seit der Überwindung des englischen Neuhegelianismus weit unangefochtener[170] als der Pragmatismus die amerikanische philosophische Landschaft. Außerdem lag nicht nur eine gewisse Artverwandtschaft und enge Bekanntschaft der Positivisten mit der analytischen Philosophie (vor allem Russells) schon weit vor der Emigration vor, sondern die gemeinsame Fortentwicklung einer von beiden Seiten geteilten Programmatik. Denn der Neopositivismus Machs war von Russell in programmatischen Arbeiten (wie *The Relation of Sense-data to Physics* oder *Our Knowledge of the External World)* aufgegriffen und in eine logisch befriedigendere programmatische Fassung gebracht worden, die dann von dem „Wiener" Carnap im *Logischen Aufbau der Welt* eine erste Durchführung im Detail erhielt.

Auch die — wenngleich ziemlich verschlungenen — Wege der Vermittlung zwischen englischer und österreichischer Philosophie durch Wittgenstein sind hier zu nennen. Offensichtlich ist dabei im Wiener Kreis übersehen worden, daß Wittgenstein sich mit seinem *Tractatus* nicht in den Bahnen der neopositivistischen Tradition, sondern des konkurrierenden Helmholtz-Hertzschen Programms bewegte.[171]

Ähnlich wie nach den USA ebnete Schlick auch nach Großbritannien durch eine Reise zum 7. Internationalen Philosophiekongreß in England den Weg,[172] und weitere Besuche von Kreismitglieder folgten schon vor der Emigration.

So wie in Herbert Feigl für die USA hatte der logische Positivismus auch für Großbritannien in dem jungen Alfred Ayer, der sich im Winter 1932 auf Vorschlag Gilbert Ryles in Wien aufhielt, einen Propagandisten.[173] Ayer legte unter dem Titel *Language, Truth and Logic* etwas später als Feigl und Blumberg eine programmatische Schrift vor, die in Großbritannien ähnliches Aufsehen erregte und Auseinandersetzungen auslöste. Angesichts all dieser Umstände ist es eigentlich umso erklärungsbedürftiger, wieso von den in der „Programmschrift" genannten logischen Positivisten nur zwei nach Großbritannien emigrierten. Dafür sind vermutlich allgemeine politische und vor allem auch wirtschaftliche Gründe maßgeblich, da die Emigration nach Großbritannien im Ganzen ebenfalls sehr viel geringer war als nach den USA.

Die beiden Emigranten hatten, anders als der Großteil ihrer nach den USA ausgewanderten Kollegen, auch kein günstiges Los. Friedrich Waismann, der 1938 nach dem „Anschluß" nach Cambridge gekommen war, wurde dort durch den fortdauernden Zorn Wittgensteins verfolgt, der Studenten riet, Waismanns Lehrveranstaltungen nicht zu besuchen. Er ging daraufhin 1939 nach Oxford, wo er bis zu seinem Lebensende blieb.

Auf privater Ebene vereinsamte Waismann dort völlig; wegen des auch in England grassierenden Antisemitismus nahmen seine Frau und sein einziger Sohn sich das Leben.[174]

Zu Fachkollegen hatte Waismann einige Kontakte, so zu Ayer und Ryle. Inhaltlich haben diese Kontakte sich etwa in einigen Passagen von Ryles *Concept of Mind* niedergeschlagen, wie sich aus einem Vergleich mit Waismanns posthum veröffentlichtem Buch *Wille und Motiv* ergibt.[175] Waismann wurde im Exil zunehmend von seinem früheren Lehrmeister und Idol Wittgenstein unabhängig. Er soll sich schließlich sogar beklagt haben, daß Wittgenstein mit seiner Spätphilosophie „völlig ins Lager der Dunkelmänner" übergegangen sei.[176] Trotz einiger einflußreicher Aufsätze blieben Waismanns Wirkungen im Exil begrenzt.

Otto Neurath konnte nach der Entlassung aus der Internierung mit Ausnahme einer Einladung zu zwei philosophischen Vorlesungsreihen in Oxford nicht in der akademischen Landschaft Fuß fassen.[177] Er schrieb außer seinem Buch *Foundations of the Social Sciences* aber einige bemerkenswerte Aufsätze[178], die seine Faschismustheorie beleuchten und mit ihrer Platonkritik erstaunliche Parallelen zu gleichzeitig entstandenen Werken Poppers aufweisen.

Trotz zunehmender Distanzierung vom „realen Sozialismus" in der Sowjetunion unter dem Eindruck der Enthüllungen über die Stalinschen Schauprozesse und vor allem des Hitler-Stalin-Paktes[179] hat er doch bis in seine letzten Tage an die Möglichkeit einer demokratischen kontrollierten Planwirtschaft[180] geglaubt und ist — zumindest in dieser Hinsicht — niemals ein Liberaler geworden.[181] Für die Fortführung des Enzyklopädieprojekts hatte Neurath enorme Pläne für die Nachkriegszeit.[182] Auch in anderen Bereichen hätte man seine Phantasie und seinen Schaffensdrang in der Nachkriegszeit benötigt. Angesichts des Umstands, daß Neuraths Denken so sehr „in tune with the post 1945 world" gewesen ist, kann Johnstons Annahme durchaus als realistisch gelten: „Had he lived ten years longer, he might have become a culture hero".[183] Neurath starb am 22. Dezember 1945, bevor für ihn die Frage einer Rückkehr aus dem Exil hätte realistisch werden können.

4. DER REIMPORT DES LOGISCHEN POSITIVISMUS IN SEINE HERKUNFTSLÄNDER

In einem Gespräch mit Heinrich Neider hat R. Haller treffend bemerkt: „Das Nachfolgekapitel des Wiener Kreises ist ja erschütternd."[184] Diese Bemerkung gilt auch für das Nachfolgekapitel des logischen Positivismus in Deutschland nach der bedingungslosen Kapitulation und vielleicht wegen der völlig abgebrochenen personellen Kontinuität in Deutschland und seinen beiden Nachfolgestaaten sogar in noch höherem Maße. Denn von den emigrierten logischen Positivisten und den mit ihnen kooperierenden Gruppen und Individuen kehrte nach 1945 kein einziger zurück.[185] Einige wie Greiling und Zilsel waren schon vor Kriegsende tot, kurze Zeit danach starb Neurath. Warum die noch lebenden Emigranten ohne Ausnahme nicht zurückkamen, ist mir nicht bekannt. Wie bei all den anderen Emigranten, die das ebenfalls nicht taten und deren Motive bekannt sind, spielten die erreichte berufliche Position (im Unterschied zur unsicheren Lage in Österreich und Deutschland in der Nachkriegszeit), soziale Kontakte (insbesondere auch der übrigen, zum Teil erst im Emigrationsland geborenen Familienange-

hörigen), Dankbarkeit gegenüber dem Aufnahmeland und fortdauernde Trauer oder Zorn über Entlassung und Vertreibung sowie über das erst nach Kriegsende durch die Nürnberger Prozesse ins Bewußtsein einer breiteren Öffentlichkeit gedrungene Ausmaß der nationalsozialistischen Greueltaten eine Rolle. Darüber hinaus — und das muß hier gegenüber immer wieder auftauchenden Verharmlosungen[186] betont werden — errichteten auch die Herkunftsländer — (also die potentiellen Rückkehrländer) gegenüber trotz allem rückkehrbereiten Emigranten auch enorme Hindernisse. So wurde häufig Emigranten, die vor 1955 keine gesicherte akademische Position gehabt und seitdem vielfach — vor allem im naturwissenschaftlichen Bereich — in den Aufnahmeländern glänzende wissenschaftliche Karrieren gemacht hatten, eine Rückkehr nur unter den „alten Bedingungen“ zugemutet.[187] Auch der Erwerb der Staatsangehörigkeit des Aufnahmelands erwies sich gelegentlich als bürokratisches Hindernis für eine Einstellung als Beamter in den früheren Herkunftsländern. Hinzu kam eine sehr weit verbreitete Aversion gegen Emigranten, die ja vielfach nur durch die Emigration einem sicherem Tod entgangen waren, wie für die logischen Positivisten das Beispiel Greilings deutlich macht. Der damalige Wiener Stadtrat für Kultur und Volksbildung, Viktor Matejka, erinnert sich etwa, daß er sich „die kältesten Füße (seines, der Verf.) Lebens“ holte, als er darauf hinwies, „es sei unser aller Pflicht und Bedarf, alle diese wertvollen Österreicher zur Heimkehr einzuladen“.[188] Selbst die „theoretische“ Erklärung, die Emigranten „seien wieder herzlich willkommen in der befreiten Heimat“, wollte keine österreichische kompetente Stelle damals abgeben. In Deutschland war es nicht anders, sodaß nur sehr wenige Philosophen, und dies oft relativ spät, wieder zurückkamen.

Allerdings war das Nachfolgekapitel hinsichtlich der unmittelbaren personellen Kontinuität in Österreich weniger dramatisch als in Deutschland, da wenigstens zwei Mitglieder des Wiener Kreises in Wien geblieben waren. Diese beiden, nämlich Viktor Kraft und Bela Juhos, bekamen aber auch nach 1945 das Fortwirken antipositivistischer Emotionen zu spüren. Denn dem damaligen Unterrichtsminister Drimmel als überzeugten Katholiken galt die Philosophie des Wiener Kreises als ebenso „zersetzend“ wie vorher den Nationalsozialisten, und er äußerte sich auch durchaus öffentlich unter Schlagworten wie „Positivismus ist gleich Kommunismus“.[189]

So wurde Viktor Kraft zwar nach dem Krieg wieder rehabilitiert.[190] Aber zunächst setzte man ihn nur wieder in den Bibliotheksdienst ein, wo er 1947 als Generalstaatsbibliothekar in den Ruhestand versetzt wurde, bevor er seine Stelle als Extraordinarius wiederbekam, die er zum Zeitpunkt des Entzugs seiner Venia legendi innegehabt hatte. Erst zwei Jahre vor seiner

Emeritierung wurde er noch Lehrstuhlinhaber. Nach diesen beiden „Ehrenjahren“ wurde seine Lehrkanzlei nicht mehr im Sinne einer kritisch-rationalen Philosophie besetzt.

Schon kurz nach 1945 hatte Kraft einen Nachruf auf Moritz Schlick veröffentlicht, der in der Wiener *Arbeiterzeitung* erschien und damit nicht gerade dazu beigetragen haben dürfte, die politischen Vorbehalte gegen den logischen Positivismus abzubauen. Möglicherweise erklären sich Krafts Äußerungen über die „unpolitische“ Rolle des früheren Wiener Kreises in seinem 1951 erschienenen Buch *Der Wiener Kreis* zum Teil eben auch mit der Kontinuität antipositivistischer Vorbehalte im Nachkriegsösterreich.[191] In der Bundesrepublik Deutschland sah sich übrigens ausgerechnet Hugo Dingler aufgerufen, seine Vorwürfe (denn so waren sie gemeint) — wenngleich in weniger drastischer Form als 1933 — als Reaktion auf Krafts Buch zu erneuern.[192]

In seiner kurzen Lehrtätigkeit nach 1945 konnte Kraft nicht mehr schulbildend wirken.

Aber immerhin hat der sich um ihn bildende *Kraft-Kreis*[193] einige begabte Studenten angezogen, die alle entweder in die Industrie gingen oder nur außerhalb Österreichs wissenschaftliche Karriere machen konnten — wie etwa der bekannteste von ihnen, Paul Feyerabend.

Daß einem die ehemalige Zugehörigkeit zum Wiener Kreis auch nach 1945 eine akademische Karriere erschweren und seinen Schülern zum Teil unmöglich machen konnte, mußte Bela Juhos erleben. Er konnte sich zwar 1948 unter der Ägide Viktor Krafts habilitieren, ist aber an der Universität Wien nie über den Titel eines „Titular - außerordentlichen Professors“ hinausgekommen und hatte damit das „Recht, ohne Bezahlung Vorlesungen zu halten“[194]. Nur ein gewisses privates Vermögen erlaubte ihm weitere wissenschaftliche Arbeit. Seine Vorlesungen waren nach der Erinnerung seines Schülers Hubert Schleichen nur von einem kleinen Hörerkreis besucht. Von den Schülern, die er hatte, konnte keiner in Österreich akademische Karriere machen. Zweien von ihnen (Leinfellner und Schleichen) wurde — wie schon in den 20er Jahren Zilsel — die Habilitation in Wien verwehrt.[195]

So ist es kein Wunder, daß sich Juhos noch in den 60er Jahren als einziger, der überhaupt die Tradition des Wiener Kreises in *Wien* fortführte, in seinem (von A. E. Blumberg übersetzten Artikel) „Moritz Schlick“ bitter über die Situation wissenschaftlicher Philosophie und des logischen Positivismus in Österreich beklagte: *After the interruption caused by World War II, all the official chairs in the Austrian universities were systematically filled by speculative philosophers generally committed to a theological outlook.*

Only exceptionally was a representative of scientific philosophy able to qualify as a lecturer. But since lecturers and associate or titular professors, unlike regular professors, are not paid a salary in Austria, the authorities had an effective economic means of compelling unwanted logical analysts of knowledge elsewhere. The necessary consequence of a policy so harmful to science has been a shocking decline in the level of scholarship.[196]

Solche pessimistischen Einschätzungen fanden ehemalige Mitglieder des Kreises bei gelegentlichen Gastaufenthalten in Österreich noch Mitte der 60er Jahre vollauf bestätigt.[197] Erst danach änderte sich — außerhalb Wiens — diese Situation allmählich.

Im Wiener Kreis hatte es gelegentlich Diskussionen darüber gegeben, ob die übliche und auch von Schlick und Russell geteilte Ansicht, „that a widespread acceptance of a philosophical doctrine depends chiefly on its truth"[198], tatsächlich zutrifft. Neurath hatte demgegenüber stets betont, „that the sociological situation in a given culture and in a given historical period is favorable to certain kinds of ideology or philosophical attitude and unfavorable to others".[199] Als sich diese Diskussionen im Wiener Kreis abspielten, konnten seine Mitglieder noch nicht ahnen, daß das spätere Schicksal ihrer eigenen Philosophie eindrucksvollstes Anschauungsmaterial für die Beurteilung dieser Kontroverse abgeben würde. Denn zwar hat sich der logische Positivismus und mit ihm die Wissenschaftstheorie gerade *infolge* der politischen Vertreibung und anschließenden Emigration des Großteils seiner Vertreter zuerst in den Exilländern und auch — mit erheblicher Verzögerung — auch in seinen Herkunftsländern durchgesetzt. Aber dieser Siegeszug hat einen Preis gekostet: den des Rückzugs der sozialreformerisch angelegten „wissenschaftlichen Weltauffassung" in den akademischen Elfenbeinturm.

Anmerkungen:

Dieser Beitrag ist eine überarbeitete und wesentlich erweiterte Fassung von Dahms (1985 c).

1 Die optimistische Bewertung von Thiel (1984), 255, daß der „Anschluß an den Ausbildungsstand und das Forschungsniveau der wissenschaftlich führenden Nationen erst im Laufe einer Generation und mit dem Heranwachsen einer neuen Wissenschaftlergeneration in Deutschland und Österreich wiedergewonnen werden konnten", kann ich nicht teilen.
2 Siehe W. Köhler (1979).
3 Im folgenden zit. nach Feigl (1981 c).
4 In: Schilpp (1963).
5 In: Schilpp (1974).
6 Hegselmann (1979), 10—18, und Karnitz (1973), 116 ff.
7 Siehe dazu Thiel (1984), 244—48.

8 Abgedruckt in Haller/Rutte (1981), 299—336.
9 Die unterschiedlichen Ansichten zu Zilsels Mitgliedschaft stellt Dvořak (1981), 30, dar.
10 Siehe Helling (1985).
11 Pross (1955), 18.
12 *Ebda.*
13 Mohn (1978), 11.
14 A. a. O., 931; siehe dazu auch Neider (1977), 28.
15 Mohn (1978), 84.
16 A. a. O,, 9.
17 Zu diesen Vorträgen siehe Stadler (1979), 48 f.
17a Siehe dazu Carnap in Schilpp (1963), 34.
18 18 Feigl (1981 b), 1.
19 A. a. 0., 5.
20 Stadler (1979), 52 f.
21 Feigl (1981 c), 73.
22 Menger (1979), 17.
23 Thiel (1984), 230.
24 Feigl sieht sich selbst als Emigrant; siehe dazu Feigl (1981 b) und Thiel (1984), 229. Das Lexikon von Strauss/Röder berücksichtigt Feigl wegen der Wahl des „Stichtages" nicht.
25 Feigl (1981 c), 54.
26 Stadler (1982 b), 194 ff.
27 Siehe dazu Hegselmann (1979 b), 47 ff., und vor allem den Ausstellungskatalog von Stadler (1982 a) über die Arbeit des Museums.
28 Siehe dazu und zum Folgenden die Erinnerungen von Marie Neurath in: M. Neurath/ R. S. Cohen (1973), 62 ff.
29 *Ebda.*
30 Jay (1976), 48 ff.
31 Dingler (1933), IV.
32 A. a. O., VI. Die Hypothese, daß Dingler 1934, „wie es heißt, wegen lobender Äußerungen über die Leistungen Einsteins" (Thiel 1984, 242) seine Stelle an der TH Darmstadt verloren habe, ist nach den hier zitierten Äußerungen nicht besonders gut gestützt. Falsch auf jeden Fall ist die Ansicht, Dinglers „Wende gegen die moderne theoretische Physik" sei „wenig später" *(ebda.),* also erst *nach* seiner Entlassung, „sichtbar" geworden.
33 Siehe dazu die Arbeiten von Wolters.
34 So Carnap in Schilpp (1963), 15.
35 Siehe von Aster/Vogel (1931).
36 Wickert (1972), 94.
37 Reichenbach (1934).
38 A. a. 0., 76.
39 Alle diese Zitate aus einem Brief Meiners an Carnap vom 14. September 1937, zitiert nach Hegselmann (1985), 279.
40 40 Siehe dazu Dahms (1985 b).
41 Siehe Richter (1980), 126.
42 Kraft (1951), 1 auf 3 f.
43 Siehe dazu die eindrucksvollen Ausstellungskataloge von Maimann (1981) und Maimann/Mattl (1984) sowie die dort angegebene Literatur.
44 So Popper in Schilpp (1974), 85.
45 Siehe dazu und zum Folgenden die Erinnerungen Marie Neuraths in M. Neurath/Cohen 1973, 62.
46 Brügel (1934); siehe dazu neuerdings Exenberger (1983).

47 Siehe dazu Mohn (1985).
48 P. Neurath in M. Neurath/Cohen (1973), 38.
49 Strauss/Röder, 859; siehe dazu auch seine nach Freilassung (1939) und Emigration in die USA (1941) geschriebene Doktorarbeit *Social Life in the German Concentration Camps Dachau and Buchenwald.*
50 Stadler (1982 b), 196.
51 A. a. O., 198.
52 Frank (1934); siehe zum Folgenden auch die Einleitung von Menger in Hahn (1980).
53 Menger in Hahn (1980), XVII.
54 Stadler (1979), 52 f.
55 Siehe dazu Kulemann (1979), 347 ff.
56 Stadler (1979), 53.
57 In Schilpp (1974), 85.
58 Abgedruckt in Gumbel (1979), Anhang, 9 f.
59 Stadler (1979), 51.
60 Hempel (1981), 209.
61 Siehe dazu und zum Folgenden Stadler (1979), 58.
62 Siehe dazu die Einleitung von Reitzig in Waismann (1973).
63 Stadler (1979), 54.
64 Siehe dazu vor allem Siegert (1981) und die Bemerkungen von Stadler in Pfoser/Stadler (1983).
65 Feigl (1981 c), 81.
66 Siegert (1981), 130 f.
67 Pfoser in Pfoser/Stadler (1983), 5 ff.
68 Zitiert nach Stadler, *ebda.,* 19.
69 Améry (1971), 36.
70 Améry (1980), 197; siehe dazu die Belege bei Siegert und Stadler, a. a. O.
71 Waismanns Vorwort zu Schlick (1938) ist die umgearbeitete Fassung einer Gedenkrede, die Waismann im Oktober 1936 in der Philosophischen Gesellschaft der Universität Wien gehalten hatte. Siehe auch den Nachruf Feigl (1938).
72 Popper in Schilpp (1974), 66.
73 Die Grundgedanken des Vortrags sind in Popper (1933) wiedergegeben.
74 Siehe dazu und zum Folgenden Popper in Schilpp (1974), 87 f.
75 *Ebda.* 90.
76 Menger (1979), 3.
77 Siehe zu Mengers Amsterdamer Jahren und insbesondere zu seinem Verhältnis zu Brouwer Menger (1978).
78 Menger (1979), 17.
79 Strauss/Röder (1983), 803 f.
80 Reichsgesetzblatt (RGBL) 1938 I, 237.
81 RGBL 1938 I, 245.
82 RGBL 1938 I, 607.
83 Siehe dazu Dvořak, 23 f.
84 Alle diese Angaben nach Weinzierl (1981), eine — nicht ganz vollständige — namentliche Liste enthält Kröner (1983).
85 Siehe dazu das Nachwort der Herausgeber in Waismann (1976), 653.
86 Frey (1975), 2.
87 Stadler (1982 b) 7, 163 f.
88 Frey (1975), 2.
89 Siehe die Bibliographie der Werke Krafts in Frey (1975 b).
90 Neurath (1930 a), 390.

91 Siehe dazu die Einleitung von Nagel zu Kaufmann (1978), 1.
92 Siehe dazu Helling (1985), 237.
93 Stadler (1979), 52 f.
94 Gödels Verhältnis zum Wiener Kreis beschreibt E. Köhler (1986), 1 f.
95 Diese und die folgenden Informationen über Gödel entnehme ich Dawson (1984), der sie aus seinen Forschungen im Gödel-Nachlaß gewonnen hat. Dementsprechend sind die Angaben in Strauss/Röder (1983), 384, über seinen Emigrationszeitpunkt zutreffend, aber ergänzungsbedürftig.
96 Siehe dazu und zum Folgenden Dahms (1987 b), 188.
97 Kraft (1951), VI.
98 Kamlah (1983), 39.
99 Dahms (1987 b).
100 Siehe dazu Del Negro (1942) und Lehmann (1943).
101 Siehe dazu die Arbeiten von Ott, *Martin Heidegger. Ein Philosoph und die Politik* (= Freiburger Universitätsblätter Juni 1986).
102 Zum Folgenden siehe Widmann (1973) und Neumark (1980).
103 Widmann (1973), 93.
104 Nissen (1969), 212.
105 Neumark (1980), 98.
106 Widmann (1973), 94.
107 Fermi (1968), 296.
108 Nissen (1969), 216.
109 Siehe Oppenheim (1969), 4.
110 *Ebda.*
111 Siehe die Literaturliste bei Schröder (1980).
112 Popper in Schilpp (1974), 90 ff.
113 Besonders Popper (1944/45).
114 Hempel (1942).
115 Oppenheim (1969),2, Carnap in Schilpp (1963), 34.
116 Schröder (1980).
117 In M. Neurath/Cohen (1973).
118 Hegselmann (1979 b).
119 Morris in M. Neurath/Cohen (1973), 66 f.
120 Mündliche Mitteilung von Prof. Paul Neurath.
121 So Carnap in Schilpp (1963), 38.
122 Siehe dazu Haller (1985).
123 Siehe als Indiz dafür Neurath (1938).
124 M. Neurath/Cohen (1973), 68 ff.
125 Bis auf Carl Ludwig Siegel gilt das auch für die „Göttinger".
126 Siehe dazu Schneider (1947) und Blau (1952) sowie die Anthologie von Muelder und anderen (1940).
127 Feigl (1981 b), 13.
128 Carnap in Schilpp (1963), 42.
129 *Ebda.*
130 A. a. O., 39.
131 Im *Journal of Philosophy 32* (1935), 292 f., erscheint nur eine Zusammenfassung dieses in der Literaturliste von Feigl (1981 a) nicht enthaltenen Vortrags.
132 Feigl (1981 c), 69
133 Im Jahre 1908 hatte Wilhelm Jerusalem außer seiner Übersetzung auch einen Artikel „Der Pragmatismus" geschrieben (abgedruckt in Jerusalem, 1925; siehe dazu auch Marcuse, 1964, 197).

134 Zu diesem Vorgang siehe Dahms (1987 b), 181 ff.
135 Stadler (1982 b), 182; Schlicks Vorträge in Berkeley und seine Auseinandersetzung mit C.I. Lewis machen im übrigen einen wesentlichen Teil der — zumindest jener nach 1930 — erschienenen Artikel von Schlick (1938) aus.
136 McGuinness (1967), 142, und Anm. 83.
137 Hilda von Mises in Cohen/Wartofsky (1965), XXII.
138 Haller/Rutte (1981), 394—397.
139 Blumberg/Feigl (1931), 282.
140 A. a. O., 293.
141 Zu Feigls Bekanntschaft mit Blumberg siehe Feigl (1981 b), 7, und Feigl (1981 c), 68 f. und 70 f.
142 Mündliche Information von Prof. R. S. Cohen.
143 Feigl (1981 c), 71.
144 Siehe dazu Feigl (1981 c), 70, Carnap in Schilpp (1963),34, und Quine in Cohen/Wartofsky (1971), XXIII ff. sowie Quine (1985), 86 ff.
145 *Ebda.*
146 Morris in Cohen/Wartofsky (1971), LVIII.
147 Feigl (1983), 605 f.
148 Strauss/Röder (1983), 606 f.
149 Jay (1976), 145.
150 Stadler (1982), 185.
151 Dvořak (1981), 26, und Behrmann in Zilsel (1976), 46.
152 *Ebda.*
153 Strauss/Röder (1983) führt ihn nur als Vater von Paul Rudolf Zilsel.
154 Pross (1955), 66.
155 Jay (1983), 362.
156 A. a. 0., 355.
157 *Ebda.*
158 Thiel (1984), 253, referiert diese Meinung, um sie dann sofort mit ausführlichen Hinweisen zu widerlegen.
159 Feigl (1981 c), 81 ff.
160 A. a. O,, 85.
161 Jay (1983), 359.
162 So der Titel des Buchs von Glaser (1981), das neben den Sammelbänden von Kadrnoska (1981) und Leser (1981) sowie den Ausstellungskatalogen von Maimann (1981) und Maimann/Mattl (1984) den besten Einblick in diese Szene vermittelt; siehe zur Lage in den USA Jahoda (1979).
163 Siehe dazu die Beiträge von Jahoda zu Fleming/Bailyn (1969) und Leser (1981).
164 Russell (1967), 626 f.
165 Stegmüller (1971), 13.
166 Popper in Schilpp (1974), 69 ff.
167 Dazu hat Haller (1982) schon ein paar passende Bemerkungen gemacht.
168 Kamlah (1983), 41.
169 In Schilpp (1963), 164; Carnap hat diese Kritik im übrigen auch partiell akzeptiert, wie seine Replik auf Brushlinsky/Frank, a. a. O., 867 f., zeigt.
170 Nach der Darstellung von Ayer (1982) scheint allein der aus der neuen hegelianischen Schule stammende und stark von Croce beeinflußte R. G. Collingwood in dieser Zeit noch ein — wie ich meine , weithin unterschätztes — Kontrastprogramm zur analytischen Philosophie angeboten zu haben. Collingwoods Beiträge etwa zur Kausalität, Intentionalität und zur Logik der Fragen sind auch heute noch durchaus aktuell.
171 Siehe dazu Majer (1985).

172 Wenn man nach Jörgensen (1951), 41, geht, hat Schlicks Rede dort aber kein großes Aufsehen erregt.
173 Ayer (1982), 138.
174 Ayer (1977), 132 f.
175 Siehe dazu den Beitrag von Schulte.
176 Neider (1977), 33.
177 M. Neurath/Cohen (1973), 983—996.
178 Neuerdings zugänglich gemacht in Haller/Rutte (1981), 983—996.
179 Neider (1977), 41.
180 Siehe dazu seine Kritik an von Hayeks *Road to Serfdom,* abgedruckt in Haller/Rutte, 979 ff, die deutlich mit Poppers Wertschätzung für von Hayek konstrastiert.
181 Neider (1977), 41, berichtet, Neurath sei „als Liberaler gestorben".
182 Morris in M. Neurath/Cohen, 67.
183 Johnston (1972), 195.
184 Neider (1977), 42.
185 Der in Thiel (1984), 241, als Ausnahme erwähnte Helmuth Plessner gehört jedenfalls nicht zu den logischen Positivisten und ihrem Umfeld. Siehe zu Plessners Rückkehr nach Deutschland Neumann (1987), 307 ff.
186 So etwa in Strauss/Röder (1983), LXV.
187 Siehe dazu und zum Folgenden Dahms (1987 b), 49.
188 Matejka (1983), 192 f.
189 Neider (1977), 42.
190 Frey (1975), 2.
191 Für diese Hypothese spricht, daß Kraft später durchaus einräumte, daß der Wiener Kreis „eine Bewegung der linksgerichteten Denker gewesen" sei und die Folge davon war, „daß ihn die Nationalsozialisten gleich verboten haben". Kraft (1973), 14.
192 In Dingler (1951), 25, Fußnote 1, wird die Entstehung der „wissenschaftlichen Weltauffassung" nun aus dem Geiste eines „revisionistischen Marxismus" gedeutet (und damit nicht mehr mit dem Bolschewismus in Zusammenhang gebracht). Diese Darstellung ist, nach Stadler (1982 b) zu urteilen, nicht unzutreffend. Siehe zu Dinglers Erklärung (1951) die Replik von Kraft (1954), besonders 266.
193 Feyerabend (1979), 192; das Kapitel „Ursprung der Ideen dieses Essays" (189—215) ist eine der interessantesten Quellen für die Nachkriegsgeschichtsschreibung der Philosophie in Österreich.
194 Schleichert (1971), 5.
195 Kraft (1971), 164.
196 Juhos in Edwards (1967), Vol. 7, 320.
197 So etwa Feigl (1981 c), 89.
198 Carnap in Schilpp (1963), 22.
199 *Ebda;* ähnlich und (aus der Rückschau) pointierter auch Schleichen (1971), 6 und 9.

Literatur:

J. Améry (1971), *Unmeisterliche Wanderjahre.* Stuttgart.
Ders. (1980), *Widersprüche.* Frankfurt.
E. v. Aster (1935), *Philosophie der Gegenwart.* Leipzig.
E. v. Aster/Th. Vogel (1931), „Kritische Bemerkungen zu Hugo Dinglers Buch .Das Experiment" in: *Erkenntnis 2,* (1931), 1—20.
A. J. Ayer (1936), *Language, Truth, and Logic.* London.
Ders. (Ed.) (1959), *Logical Positivism.* Glencoe (Illinois).

Ders. (1977), *Part of my Life.* Oxford.
Ders. (1982), *Philosophy in the Twentieth Century.* London.
Ders (1984), *More of my Life.* London.
H. Becker / H.-J. Dahms / C. Wegeler (Hrsg.) (1987), *Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus.* München etc.
A. Beckermann (1979), „Logischer Positivismus und radikale Gesellschaftsreform", in: *Analyse und Kritik I.* (1979), 30—45.
J. Behrmann (1976), „Bibliographische Notiz", in: Krohn (1976), 44—46.
M. Bense (1941), *Aus der Philosophie der Gegenwart.* Köln.
A. D. Beyerchen (1977), *Scientists under Hitler.* New Haven (Deutsch: Köln 1980).
J. L. Blau (1952), *Men and Movements in American Philosophy.* Englewood Cliffs (N. J.).
A. E. Blumberg/H. Feigl (1931), „Logical Positivism. A New Movement in European Philosophy", in: *Journal of Philosophy 28.* (1931), 281—296.
I. M. Bochenski (1947), *Europäische Philosophie der Gegenwart.* Bern.
Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitler-Terror. (1933). Basel (Nachdruck Frankfurt 1979).
E. Broda (1981), „Naturwissenschaftliche Leistungen im gesellschaftlichen Zusammenhang", in: Leser (1981), 119—132.
F. Brügel (1934), „Die Zerstörung der österreichischen Volksbildung", in: *Der Kampf,* 1 (1934), 89—93.
R. Carnap (1932), „Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache", in: *Erkenntnis* 2 (1932), 219—241.
R. S. Cohen/M. W. Wartofsky (Eds.), (1965), *In Honor of Philipp Frank.* New York.
Dies. (1971), *In Memoriam of Rudolf Carnap,* PSA 1970. Dordrecht.
H.-J Dahms (Hrsg.) (1985 a), *Philosophie, Wissenschaft, Aufklärung. Beiträge zur Geschichte und Wirkung des Wiener Kreises.* Berlin—New York.
Ders. (1985 b), „Versuch einer Charakterisierung des Wiener Kreises", in: Ders. (1985 a), 1—29.
Ders. (1985 c), „Vertreibung und Emigration des Wiener Kreises zwischen 1931 und 1940", in:
Ders. (1985 a), 307—365.
Ders. (Hrsg.) (1987 a), „Einleitung", in: Becker (1987), 15—60.
Ders. (1987 b), „Aufstieg und Ende der Lebensphilosophie. Das philosophische Seminar der Universität Göttingen zwischen 1917 und 1950", in: Becker (1987), 169—199.
J. W. Dawson (1984), „Kurt Gödel in Sharper Focus", in: *The Mathematical Intelligencer 6,* 1984, 9—17.
W. Del-Negro (1942), *Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland.* Leipzig.
H. Dingler (1933), *Die Grundlagen der Geometrie.* Stuttgart.
Ders. (1951), *Das physikalische Weltbild.* Meisenheim.
Ders. (1969), *Die Ergreifung des Wirklichen* (Einleitung von Kuno Lorenz und Jürgen Mittelstraß). Frankfurt.
J. Dvořak (1981), *Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis.* Wien.
P. Edwards (Ed.) (1967), *The Encyclopedia of Philosophy.* New York.
H. Exenberger (1983), „Bibliotheken in Österreich 1933—1945", in: A. Pfoser/F. Stadler, (1983), 10—15.
L. Fermi (1968), *Illustrious Immigrants. The Intellectual Emigration from Europe 1933-1941.* Chicago.
H. Feigl (1935), „Positivism — Not Negativism", in: *Journal of Philosophy 12,* 1935, 292—3, Ders. (1938), „Moritz Schlick", in: *Erkenntnis 8* (1938), 393—419.
Ders. (1981 a), *Inquiries and Provocations. Selected Writings 1929-1974.* Dordrecht.
Ders. (1981 b), „No Pot of Message", in: H. Feigl (1981 a), 1—20.
Ders. (1981 c), „The Wiener Kreis in America", in: H. Feigl (1981 a), 57—94.
P. Feyerabend (1979), *Erkenntnis für freie Menschen.* Frankfurt.

K. Fleck (1979), *Otto Neurath. Eine biographische und systematische Untersuchung* (Phil. Diss.). Graz.
D. Fleming/B. Bailyn (Eds.), (1969), *The Intellectual Migration.* Cambridge (Mass.).
P. Frank (1932), *Das Kausalgesetz und seine Grenzen.* Wien.
Ders., „Nachruf auf Hans Hahn", in: *Erkenntnis 4,* 1934, 314—5.
G. Frey (1975 a), „Logik, Erfahrung und Norm. Zum Tode Viktor Krafts", in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie 6,* 1975, 1—6.
H. Frey (1975 b), „Nachträge und Ergänzungen zur Bibliographie der Schriften von Viktor Kraft", in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie 6,* 1975, 179—181.
H.-G. Gadamer (1977), *Philosophische Lehrjahre.* Frankfurt.
Germanicus (1933), „Hitler an der Macht", in: *Der Kampf 26, 1933,* 185—194.
E. Glaser (1981), *Im Umfeld des Austromarxismus.* Wien.
E. J. Gumbel (Hrsg.) (1938), *Freie Wissenschaft. Ein Sammelband aus der deutschen Emigration.* Straßburg.
Ders. (Hrsg.), *Verschwörer. Zur Geschichte und Soziologie der deutschen nationalistischen Geheimbünde 1918-1924* (Neuauflage mit einem Vorwort von Karin Buselmeier). Heidelberg.
I. Hahn (1980), *Empiricism, Logic and Mathematics* (Ed. Brian McGuinness). Dordrecht.
R. Haller (1982 a), „New Light on the Vienna Circle", in: *The Monist 65* (1982), 25—37.
Ders. (Hrsg.) (1982 b), *Schlick und Neurath. Ein Symposium.* Amsterdam.
Ders. (1985), „Das Neurath-Prinzip — Grundlagen und Folgerungen", in: Dahms (1985 a), 205—220.
R. Haller/H. Rutte (Hrsg.) (1981), *Otto Neurath: Gesammelte philosophische und methodologische Schriften.* 2 Bände, Wien.
R. Hegselmann (Hrsg.) (1979 a), *Normativität und Rationalität. Zum Problem praktischer Vernunft in der analytischen Philosophie.* Frankfurt.
Ders. (Hrsg.) (1979 b), *Otto Neurath. Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und Logischer Empirismus.* Frankfurt.
Ders. (1985), „Die Korrespondenz zwischen Otto Neurath und Rudolf Carnap aus den Jahren 1934 bis 1945 — ein vorläufiger Bericht", in: Dahms (1985 a), 276—290.
J. Helling (1985), „Logischer Positivismus und Phänomenologie: Felix Kaufmanns Methodologie der Sozialwissenschaften", in: Dahms (1985 a), 237—256.
C. G. Hempel (1942), „The Function of General Laws in History", abgedruckt in: Ders. *Aspects of Scientific Explanation.* New York 1965, 231—244.
Ders. (1981), „Der Wiener Kreis und die Metamorphosen seines Empirismus", in: Leser (1981), 205—215.
K. Hintikka (Ed.), *Rudolf Carnap, Logical Empiricist.* Dordrecht.
M. Jahoda (1979), „Ich habe die Welt nicht verändert (ein Gespräch mit Matthias Greffrath)", in: Greffrath (Hrsg.), *Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern.* Hamburg.
M. Jay (1973), *The Dialectical Imagination. A History of the Frankfurt School and the Institute of Social Research 1923-1950.* Boston. (Deutsch: Frankfurt 1976).
M. Jay (1983), „Adorno in Amerika", in: Ludwig von Friedeburg und Jürgen Habermas (Hrsg.), *Adorno-Konferenz 1983.* Frankfurt. 354—387.
W. Jerusalem (1925), *Gedanken und Denker. Gesammelte Aufsätze.* Wien.
J. Jörgensen (1951), *The Development of Logical Empiricism.* Chicago.
W. M. Johnston (1972), *The Austrian Mind.* Berkeley.
F. Kadrnoska (Hrsg.) (1981). *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938.* Wien.
R. Karnitz (1973), *Positivismus. Befreiung vom Dogma.* München.

A. Kamlah (1983), „Die philosophiegeschichtliche Bedeutung des Exils (nichtmarxistischer) Philosophen zur Zeit des Dritten Reiches“, in: *Dialektik 7,* 1983, 29—43.
F. Kaufmann (1978), *The Infinite in Mathematics* (Introduction by Ernest Nagel). Dordrecht.
E. Köhler (1986), „Gödel und der Wiener Kreis“ (Manuskript), erscheint in: Schimanovich u. a. (Hrsg.), *Kurt Gödel. Sein Leben und Wirken.*
W. Köhler (1979), „Der Wiener Kreis. Zur Geschichte der anderen deutschen Exilphilosophie“, in: *Frankfurter Rundschau* vom 20. Jänner 1979.
V. Kraft (1951), *Der Wiener Kreis. Der Ursprung des Neopositivismus. Ein Kapitel der jüngsten Philosophiegeschichte.* Wien.
Ders. (1954), „Dinglers .Methodische Philosophie' und der Neopositivismus“, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung 8* (1954), 258—266.
Ders. (1971), „Nachruf auf Bela Juhos“, in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie 2* (1971), 163—173.
Ders. (1973), Ein Gespräch mit V. K., in: *Conceptus7* (1973). 9—25.
P. Kröner (1983), *Vor fünfzig Jahren. Die Emigration deutschsprachiger Wissenschaftler 1933-1939.* Münster.
P. Kulemann (1979), *Am Beispiel des Austromarxismus.* Hamburg.
G. Lehmann (1943), *Die deutsche Philosophie der Gegenwart.* Stuttgart.
N. Leser (Hrsg.), (1981), *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit.* Wien.
H. Maimann (Hrsg.) (1981), *Mit uns zieht die neue Zeit. Arbeiterkultur in Österreich 1918-1934* (Ausstellungskatalog). Wien.
H. Maimann/S. Matti (Hrsg.) (1984), *Die Kälte des Februar. Österreich 1933-1938.* Wien.
U. Majer (1985), „Hertz, Wittgenstein und der Wiener Kries“, in: Dahms (1985), 40—66.
L. Marcuse (1960), *Mein zwanzigstes Jahrhundert.* München.
Ders. (1964), *Meine Geschichte der Philosophie.* München.
J. Marek u. a. (Hrsg) (1977), *Österreichische Philosophen und ihr Einfluß auf die analytische Philosophie der Gegenwart.* Band 1 (= Coracepruj-Sonderband 11), Innsbruck.
V. Matejka (1983), *Widerstand ist Alles.* Wien.
8. F. McGuinness (Hrsg.) (1967), *Wittgenstein und der Wiener Kreis.* Frankfurt.
H. Mehrtens/St. Richter (Hrsg.) (1980), *Naturwissenschaft, Technik und NS-Ideologie.* Frankfurt.
K. Menger (1978), „My Memories of L.E.J. Brouwer“, in: K. Menger (1979), 237—258.
Ders. (1979), *Selected Papers in Logic and Foundations, Didactics, Economics.* Dordrecht.
R. K. Merton (1968), *Social Theory and Social Structure,* New York.
E. Mohn (1978), *Der logische Positivismus. Theorien und politische Praxis seiner Vertreter.* Frankfurt.
Ders. (1985), „Die politische Praxis Otto Neuraths während der Räterepublik in Bayern“, in: Dahms (1985), 30—39.
Ch. W. Morris (1977), *pragmatische Semiotik und Handlungstheorie* (mit einer Einleitung herausgegeben von Achim Eschbach). Frankfurt.
W. Muelder u. a. (Hrsg.) (1940), *The Development of American Philosophy.* Cambridge (Mass.). H. Müssener (1974), *Exil in Schweden. Politische und kulturelle Emigration nach 1933.* München. E. Nagel (1934), „The Eighth International Congress of Philosophy“, in: *Journal of Philosophy 31* (1934), 589—601.
H. Neider (1977), „Persönliche Erinnerungen an den Wiener Kreis (ein Gespräch mit Rudolf Haller und Heiner Rutte)“, in: J. Marek (1977).
E. Nemeth (1981), *Otto Neurath und der Wiener Kreis. Revolutionäre Wissenschaftlichkeit als Anspruch.* Frankfurt.
M. Neumann (1985), „Über den Versuch, einfach zu verhindern: *Soziologie in Göttingen 1920-1950“,* in: Dahms (1987 a), 298—312.

F. Neumark (1980), *Zuflucht am Bosporus. Deutsche Gelehrte. Politiker und Künstler in der Emigration 1933-1953.* Frankfurt.
M. Neurath/R. S. Cohen (Eds.) (1973), *Otto Neurath. Empiricism and Sociology.* Dordrecht.
O. Neurath (1928), *Lebensgestaltung und Klassenkampf.* Wien.
Ders. (1930), *Historische Anmerkungen,* in: Haller/Rutte (1981), 389—391.
Ders. (1930 b), „Der Erfolg", in: Haller/Rutte (1981), 363—367.
Ders. (1931), *Empirische Soziologie,*in: Haller/Rutte (1981), 423—528.
Ders. (1938), „Vereinheitlichungstendenzen holländischer Signifiker", in: Haller/Rutte, 853—4.
Ders. (1945 a), „F. A. Hayek: ‚The Road to Serfdom" (Rezension)", in: Haller/Rutte (1981), 979—982.
R. Nissen (1969), *Helle Blätter - dunkle Blätter.* Stuttgart.
P. Oppenheim (1969), „Reminiscences of Peter", in: Rescher (1969), 1—4.
H. Ott (1983), „Martin Heidegger als Rektor der Universität Freiburg i. B. 1933/34, Teil 1", in: *Zeitschrift des Breisgauer Geschichtsvereins* („Schau-ins-Land") 102, 1983, 121—136.
Ders. *Martin Heidegger und die Universität Freiburg nach 1945.* (Manuskript).
A. Pfoser/F. Stadler (1983), *Die verbrannten Bücher, 10. Mai 1933.* Wien.
A. Pfoser (1983), „Öffentliche Reaktionen auf die Bücherverbrennungen 1933", in Pfoser/Stadler (1983), 4—9.
K. R. Popper (1933), „Ein Kriterium des empirischen Charakters theoretischer Systeme", in: *Erkenntnis 3,* 1933, 426—27.
Ders. (1944/45), „The Poverty of Historicism", in: *Economica 11,* 1944, 86—103 und 119—137;
Economica 12, 1945, 69—89. (Deutsche Ausgabe 1965, 1969[2])
Ders.(1945), *The Open Society and its Enemies.* London.
Ders. (1963), *Conjectures and Refutations.* London.
Ders. (1982), *The Open Universe. An Argument for Indeterminism.* London.
Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (1969), mit einer Einleitung von Theodor W. Adorno und einem Nachwort von Hans Albert. Neuwied.
H. Pross (1955), *Die deutsche akademische Emigration nach den Vereinigten Staaten 1933-1941.* Berlin.
H. Reichenbach (1934), „In eigener Sache", in: *Erkenntnis 4,* 1934, 75—78.
N. Rescher (Ed.) (1969), *Essays in Honor of Carl G. Hempel.* Dordrecht.
St. Richter (1980), „Die .Deutsche Physik"", in: Mehrtens/Richter (1980), 116—141.
U. Rosenow (1987), „Die Göttinger Physik unter dem Nationalsozialismus", in: Becker (1987), 374—409.
B. Russell (1967), *Autobiography* (3 Bände). London.
H. Rutte (1973), „Viktor Kraft. Eine philosophische Standortbestimmung", in: *Conceptus 7,* 1973. 5—8.
Ders. (1977), „Positivistische Philosophie in Österreich", Nachwort zum Gespräch mit Heinrich Neider, in: Marek (1977), 43—56.
W. Salmon (Ed.) (1979 a), *Hans Reichenbach: Logical Empiricist,* Dordrecht.
Ders. (1979 b), „The Philosophy of Hans Reichenbach", in: ders. (1979 a).
M. Siegert (1981), „Der Mord an Professor Moritz Schlick", in: Leopold Spira (Hrsg.), *Attentate, die Österreich erschütterten.* Wien 1981.
J. M. Spalek (1978), *Guide to the Archival Materials of the Germanspeaking Emigration to the United States after 1933.* Charlottesville (Virginia).
N. Schappacher (1987), „Das Mathematische Institut der Universität Göttingen 1929—1950" in: Becker (1987), 345—373.
P. A. Schilpp (Ed.) (1963), *The Philosophy of Rudolf Carnap.* La Salle (Illinois).
P. A. Schilpp (Ed.) (1974), *The Philosophy of Karl Popper.* La Salle Illinois).

H. Schleichert (1971), „Denker ohne Wirkung. Bela Juhos — ein typisches Schicksal“, in: *Conceptus 5.* 1971,5—12.
M. Schlick (1910), „Das Wesen der Wahrheit nach der modernen Logik“, in: *Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie 34.* 1910. 386—477.
Ders. (1938), *Gesammelte Aufsätze 1926-1936.* Wien.
Ders. (1979), *Philosophical Papers, Vol. I. 1909-1922.* (Ed. Henk Mulder und Barbara F. B. van de Velde-Schlick). Dordrecht.
Ders. (1984), *Fragen der Ethik* (Mit einer Einleitung, herausgegeben von Rainer Hegselmann). Frankfurt.
H. W. Schneider (1974), *A History of American Philosophy.* New York.
H. Scholz (1941), *Metaphysik als strenge Wissenschaft.* Köln.
J. Schreiter (1977), *Zur Kritik der philosophischen Grundpositionen des Wiener Kreises.* Frankfurt.
P. Schröder (1980), „Kurt Greiling“, in: Jürgen Mittelstraß (Hrsg.) (1980), *Enzyklopädie, Philosophie und Wissenschaftstheorie 1,* Mannheim, 813.
F. Stadler (1979), „Aspekte des gesellschaftlichen Hintergrundes und Standorts des Wiener Kreises am Beispiel der Universität Wien“, in: H. Berghel u. a. (Hrsg.) (1979), *Wittgenstein, der Wiener Kreis und der kritische Rationalismus.* Wien, 41—59.
Ders. (1982), *Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit: Otto Neurath, Gerd Arntz.* (Ausstellungskatalog) Wien.
Ders. (1982 b), *Vom Positivismus zur „Wissenschaftlichen Weltauffassung“.* Wien.
Ders. (1983), „Die Zerstörung der wissenschaftlichen Vernunft 1933—1945“, in: Pfoser/Stadler (1983), 16—21.
W. Stegmüller (1952), *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie.* Stuttgart.
Ders. (1971), „Nachruf auf Rudolf Carnap“, in: *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie 2* (1971), 1—13.
H. A. Strauss/W. Röder (Eds.) (1983), *International Dictionary of Central European Emigres 1933-1945,* Volume II: *The Arts, Sciences, and Literature.* München.
E. Talos/W. Neugebauer (Hrsg.) (1984), *Austrofaschismus.* Wien.
Ch. Thiel (1984), „Folgen der Emigration deutscher und österreichischer Wissenschaftstheoretiker und Logiker zwischen 1933 und 1945“, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 7.* 1984, 227—256.
L. G. Tirala (1936), „Nordische Rasse und Naturwissenschaft“, in: A. Becker (Hrsg.) (1936), *Naturforschung im Aufbruch.* München, 27—38.
F. Waismann (1973), *Was ist logische Analyse?* (Mit einer Einleitung, herausgegeben von Gerd Reitzig). Frankfurt.
Ders. (1976), *Logik, Sprache, Philosophie* (Herausgegeben und mit einem Nachwort von P. Baker und B. McGuinness), Stuttgart.
Ders. (1983), *Wille und Motiv* (Mit einer Vorbemerkung und einem Nachwort von J. Schulte). Stuttgart.
M. W. Wartofsky (1982), „Positivism and Politics. The Vienna Circle as as Social Movement“, in: Haller (1982), 79—162.
E. Weinzierl (1981), „Hochschulleben und Hochschulpolitik zwischen den Kriegen“, in: Leser (1981), 72—85.
J. Wickert (1972), *Albert Einstein in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten.* Hamburg.
H. Widmann (1973), *Exil und Bildungshilfe. Die deutschsprachige akademische Emigration in die Türkei nach 1933.* Frankfurt.
„Wissenschaftliche Weltauffassung. Der Wiener Kreis“ (1929), in: Haller/Rutte (1981), 299—336.

G. Wolters (1983), „Ernst Mach und die Relativitätstheorie. Ein neuer Anfang“, in: *Abstracts of the 7th International Congress of Logic, Methodology and Philosophy of Science.* Salzburg, Vol. VI, 206—209.

Ders. (1985), „The first man who almost wholly understands me: Carnap, Dingler, and Conventionalism“, in: N. Rescher (Ed.), *The Heritage of Logical Positivism.* Lanham—New York—London, 93—107.

E. Zilsel (1929), „Philosophische Bemerkungen“, in: *Der Kampf 22,* 1929, 178—186.

Ders. (1930), „Soziologische Bemerkungen zur Philosophie der Gegenwart“, in: *Der Kampf 23.* 1930, 410—424.

Ders. (1931), „Albert Kranold: Vom ethischen Gehalt der sozialistischen Idee“, in: *Der Kampf 24.* 1931, 189—140.

Ders. (1932 a), „Die geistige Situation der Zeit?“, in: *Der Kampf 25,* 1932. 168—176.

Ders. (1932 b), „Otto Neurath: Empirische Soziologie (Rezension), in: *Der Kampf 25,* 1932, 91—94.

Ders. (1933 a), „Die gesellschaftlichen Wurzeln der romantischen Ideologie“, *in : Der Kampf 26,* 1933, 154—164.

Ders. (1933 b), „SA philosophiert“ (unter Pseudonym Rudolf Richter), in: *Der Kampf 26,* 1933, 487—498.

Ders. (1976), *Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft* (Herausgegeben und mit einer Einleitung von Wolfgang Krohn). Frankfurt.

JOHANNES REICHMAYR

„Anschluß“ und Ausschluß. Die Vertreibung der Psychoanalytiker aus Wien

Materialien und Bemerkungen zur Wissenschafts- und Sozialgeschichte der Psychoanalyse vor und nach der nationalsozialistischen Machtergreifung in Österreich

EINLEITUNG

Mit dem hier unternommenen Versuch, eine Skizze der Vertreibung der Wiener Psychoanalytiker vorzulegen, können nur einige Lücken ausgefüllt werden, die durch das seit Jahrzehnten herrschende Desinteresse an diesem Stück Wissenschaftsgeschichte entstanden sind. Die Arbeit enthält die Tendenz, die Exilierung der Wiener Psychoanalyse nicht auf die Geschichte der Vertreibung ihres Begründers zu beschränken, sondern einen Eindruck von der „psychoanalytischen Bewegung“ in ihren letzten Jahren in Wien zu vermitteln. Die Arbeit, in der Materialien versammelt sind, die zu weiteren Forschungen in diesem Bereich anregen und auffordern sollen, hat einen vorläufigen, unabgeschlossenen und offenen Charakter.

Auf welche Weise sich die Auswanderung der Psychoanalytiker aus Wien vollzog, was mit den Patienten, speziell des Ambulatoriums, geschah, darüber ist wenig in Erfahrung zu bringen. Fest steht, daß August Aichhorn Lehranalysanden von anderen Analytikern, die abwanderten, übernahm und daß er zum Teil bis Mitte 1939 jüdische Klienten in Lehranalyse hatte, konstatierte Wolfgang Huber nach seinen Ausführungen über die „Liquidierung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung“. (Huber 1977, 56)

Es ist immer noch nicht möglich, diese Fragen befriedigend zu beantworten. In meiner Darstellung werde ich versuchen, mit der Skizzierung dieses Stückes Wissenschaftsgeschichte einen Eindruck über das Ende der Psychoanalyse in Wien und die Vertreibung der Psychoanalytiker aus dieser Stadt zu vermitteln. Ich orientiere mich dabei an der Vereins- und Zeitgeschichte und beziehe Erfahrungen und Erlebnisse von einzelnen Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytikern mit ein. Die über diesen Zeitabschnitt verbreitete grobe und verkürzte Darstellung und Sichtweise beschränkt sich auf die Angabe der Zahl der exilierten Analytiker, ohne die Personen, die näheren Umstände und Bedingungen der Vertreibung zu beschreiben (zum Beispiel: „Insgesamt mußten 102 Psychoanalytiker und Kandi-

daten Wien verlassen“, Sigmund Freud-Gesellschaft 1986). Es kam mir auch darauf an, diese Sichtweise zu korrigieren und Anregungen für neue Fragestellungen zu geben.

Ich werde nicht ausführlich auf die Exilierung Sigmund Freuds und seiner Familie eingehen und auch nicht im Detail die Auflösung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung schildern. Zu beiden Themen liegen Darstellungen, Überblicke und Dokumentationen vor. (Jones 1962; Schur 1982; Huber 1977; Lockot 1985; Brecht 1985)

Die Literatur zur „Emigration und Exilierung der Psychoanalytiker“ oder zur „Psychoanalyse im Exil“ ist spärlich und in der Regel nicht an den Bedingungen und Umständen von Vertreibung, Flucht und Exilierung interessiert. Im Mittelpunkt stehen Fragen des Wissenschaftstransfers und seiner Auswirkungen, Probleme der sozialen und kulturellen Integration, Rückwirkungen auf die Theoriebildung etc. So beginnt etwa Lewis A. Coser sein Kapitel „European Psychoanalysts in America. The Promised Land“ mit den Sätzen:

Between 1933 and 1941 about forty European refugee psychoanalysts came to the United States. Within a few years almost all of them hadmanaged to move to prominent positions in the American psychoanalytic movement. (Coser 1984, 42) Auch in anderen Arbeiten dominiert diese Perspektive (Fermi 1968; Hale 1978; Jacoby 1985)

Dagegen bietet der Bericht von Walter C. Langer außerordentlich interessantes Material zu unserer Fragestellung. (Langer und Gifford 1978)

Vereinzelt erschienene biographische und autobiographische Arbeiten von im Wiener Institut ausgebildeten Analytikern geben direkte Einblicke zur Lage der Psychoanalyse und der Zeit der Vertreibung ihrer Vertreter. (Dorsey 1976; Gardiner und Buttinger 1978; Sterba 1985; Oberläuter 1985; Langer 1986). Ebenso trug dazu das Studium von Transkriptionen von „Oral- History“-Interviews bei, die in der Abraham A. Brill Library des New York Psychoanalytic Institute und im Oral Research Office der Columbia University gesammelt wurden. Meine eindrücklichsten Erfahrungen mit diesem Thema boten mir Gespräche und Interviews mit emigrierten Analytikern, die ich im Sommer 1986 führen konnte. Frau Dr. Marie Langer, Frau Dr. Else Pappenheim und den Herren Dr. Kurt R. Eissler, Dr. Eduard Kronold und Dr. Otto Sperling danke ich dafür herzlich. Frau Dr. Jeanne Lampl-de Groot war so freundlich, mich im März 1987 zu mehreren Gesprächen in Amsterdam zu empfangen. Im Juni 1987 konnte ich mit Frau Dr. Margit Hohenberg-Herz sprechen.

I. EINE SITUATIONSBESCHREIBUNG DER WIENER PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG AUS DEM JAHRE 1932

Vom 4. bis 7. September 1932 fand in Wiesbaden der XII. Internationale Psychoanalytische Kongreß statt. Den Vorsitz führte der Gründer des Berliner psychoanalytischen Ausbildungsinstituts, Max Eitingon. In seinem ausführlichen Geschäftsbericht gab er zur Lage der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung unter anderem folgende Schilderung:

Die Gesamteinstellung der jüngeren wissenschaftlich gebildeten, an der Analyse irgendwie interessierten Generation ist nicht einheitlich. Interessant ist, daß der Zwiespalt dieser Einstellung weitgehend dem Zwiespalt der Weltanschauungen und politischen Richtungen entsprechen soll.

Aus allem ist ersichtlich, daß auch unsere Wiener Kollegen nach wie vor mitten im Kampf um die Psychoanalyse stehen. In den letzten Jahren haben auch sie versucht, diesen Kampf auf gemeinsamem Boden mit Vertretern der verschiedensten Richtungen durch Diskussionen und Vorträge durchzuführen. Es wird Sie alle sehr interessieren zu hören, daß die Erfahrung auch die Wiener Vereinigung belehrt hat, daß es auch heute noch der richtige Weg bleibt, die Wissenschaft der Analyse in Theorie und Praxis mit allen Kräften und allem Verantwortungsgefühl vor uns selbst zu fördern und es der Zeit zu überlassen, wie viele jenseits unserer Kreise allmählich von den Erkenntnissen Freuds und seiner Schule anzunehmen und in die Tat umzusetzen imstande sind. (IZP - Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse — 1933, 261)

Im Bericht von Helene Deutsch über das Wiener Psychoanalytische Lehrinstitut, das sie leitete, wurde auch im Detail auf die Situation der Psychoanalyse in Wien eingegangen:

Die Zahl der Schüler ist in stetem Anwachsen, wenn sich die Auswirkung der finanziellen Weltsituation auch hier fühlbar machen muß. Merkwürdiger-, aber für uns klarerweise litten unter den materiellen Schwierigkeiten vor allem die einheimischen Kandidaten. Die studierende Jugend Wiens drängte immer intensiver zur Ausbildung in der Psychoanalyse, und zwar ebenso die medizinische wie auch die von den philosophischen Universitätsfächern (Psychologie und Pädagogik); der Unmöglichkeit vieler Kandidaten, die Kosten der Ausbildung selbst zu tragen, wurde früher zum Teil vom Lehrinstitute Rechnung getragen, indem bescheidene Stipendien zugeteilt werden konnten. In der letzten Zeit versagten unsere Mittel, und diese Tatsache bringt es mit sich, daß die Schülerschaft des Lehrinstituts sich zum größten Teil aus Ausländern rekrutiert.

Wir hatten im letzten Semester 22 Ausbildungskandidaten, und zwar 12 Amerikaner, 2 Deutsche und 8 Wiener. Die Mehrzahl der Kandidaten rekrutierte sich aus Ärzten (12); die übrigen 10 Kandidaten waren Pädagogen (5) und

Laienanalytiker (5)- die letzteren fast durchweg mit philosophischer Vorbildung.

Besondere Anziehungskraft scheint das Wiener Lehrinstitut auf die pädagogisch interessierten Kreise auszuüben, was sich aus den zahlreichen Anmeldungen zu den Kursen und Seminaren ergibt. Dieses Interesse betrifft vor allem Kindergärtnerinnen, aber auch Mittelschullehrer. Der Wunsch vieler am Kleinkinde interessierter Personen, sich zu Kinderanalytikern auszubilden, kann leider auch aus oben erwähnten Gründen nur in geringem Ausmaße befriedigt werden.

Die oben erwähnte Anziehungskraft des Wiener Lehrinstituts ergibt sich aus der besonders erfolgreichen Tätigkeit von Anna Freud und A. Aichhorn. Die von dem letzteren für Fürsorger und Pädagogen abgehaltenen Kurse erfreuen sich in den interessierten Kreisen einer außerordentlichen Popularität und haben bereits den Charakter einer konsequent durchgeführten Ausbildung angenommen. Eine gute Unterstützung dieser Leistung bringen die Kurse von W. Hoffer und die Arbeit von Editha Sterba in den Elternberatungsstellen sowie Schülerberatungen in den Mittelschulen.

Propagatorisch hatte sich das Lehrinstitut in der vergangenen Arbeitsperiode weniger an das weitere Publikum gewendet und sich nur an wissenschaftlich interessierten Organisationen betätigt. Im psychologischen Medizinerverein wurden ständige Kurse abgehalten (Dr. Jekels).

Die Geisteswissenschaften waren - wie die Kursprogramme ergeben - leider sehr stiefmütterlich behandelt. Die Inanspruchnahme durch die oben besprochenen Arbeitsrichtungen hatte nicht genügend Zeit und Interesse für die Geisteswissenschaften übriggelassen. Waren wir doch andauernd - bei sehr reger Teilnahme - fünf Abende der Woche beschäftigt. Daraus ergibt sich nur ein Vorwurf, den man dem Wiener Lehrinstitut machen kann: Wir arbeiten zu viel! (IZP 1933, 267 und 268)

Siegfried Bernfeld, der 1932 von Berlin nach Wien zurückkehrte, hatte in seinen Kursen im Winter-Semester 1932/33 die höchsten Hörerzahlen, die je ein Kurs des Lehrinstituts verzeichnete. Bei seiner „Einführung in die Psychoanalyse“ im I. Quartal des Winter-Semesters waren 250 Teilnehmer, im Kurs über „Die Psychoanalyse für Erzieher und Fürsorger“ im II. Quartal des Semesters 200 Hörer. *(IZP* 19, 1933, 278 und 468) Er intensivierte auch die Verbindungen zu den Geisteswissenschaften (zum Beispiel zum „Verein Ernst Mach“, zur akademischen Psychologie über einen Kreis von Bühler-Schülern und Gestaltpsychologen).

Diese ausführlichen Zitate aus den Berichten von M. Eitingon und H. Deutsch und der Hinweis auf die Aktivitäten Siegfried Bernfelds sollten einen Eindruck von der Situation der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung verschaffen und die Voraussetzungen angeben, unter denen sich die weiteren

Entwicklungen nach Hitler 1933 und Dollfuß/Schuschnigg 1933/34 vollzogen. In den Berichten der darauffolgenden Jahre, die sich auf das Wiener Institut bezogen, wurde nie mehr so deutlich auf politische Einstellungen und wissenschaftliche Strömungen innerhalb der Institution hingewiesen und auf die sozio-ökonomischen Bedingungen der Ausbildung Bezug genommen, sowie dem Verhältnis von Psychoanalyse und Öffentlichkeit Gedanken gewidmet.

2. PSYCHOANALYTISCHES ARBEITEN UNTER HEIMISCHEM FASCHISMUS

And that was the nicest time there analytically, you see. Of course politically it was terrible. (Lampl-de Groot 1973)

Nach der Machtergreifung Hitlers in Deutschland und der schrittweisen Ausschaltung des wichtigsten Zentrums psychoanalytischer Ausbildung, des Berliner Psychoanalytischen Instituts, verlagerte sich der Schwerpunkt der psychoanalytischen Bewegung nach Wien. Die psychoanalytischen Aktivitäten erreichten hier jedoch nicht die gesellschaftliche und politische Offenheit, wie sie für das Berliner Institut charakteristisch waren. Nach der Errichtung des katholisch-autoritären Ständestaates ging die Zerstörung der geistigen Freiheit rasch voran; in Wien wurde die Gefährdung der Psychoanalyse unmittelbar und ließ Vorsichtsmaßnahmen ratsam erscheinen. Die politische Situation und die Lage der Psychoanalyse in Wien kommentierte Sigmund Freud nach der Niederschlagung des Arbeiteraufstandes durch den Austrofaschismus im Februar 1934:

Die Zukunft ist ungewiß: entweder ein österreichischer Faschismus oder das Hakenkreuz. Im letzteren Falle müssen wir weg: vom heimischen Faschismus wollen wir uns einiges gefallen lassen, da er uns kaum so schlecht behandeln wird wie sein deutscher Vetter. Schön wird auch er nicht sein... (Freud 1934)

Und in einem Brief an Arnold Zweig kommentierte er am 25. Februar 1934:

Unser Stückchen Bürgerkrieg war gar nicht schön. Ohne Paß konnte man nicht auf die Straße, die Elektrizität versagte über einen Tag, die Vorstellung, daß das Wasser ausbleiben könnte, war sehr unbehaglich. Jetzt ist alles ruhig, die Ruhe der Spannung meint man, wie wenn man im Hotelzimmer darauf wartet, wann der zweite Stiefel gegen die Wand geworfen wird. So kann es nicht bleiben, etwas muß geschehen. Ob die Nazis kommen oder unser heimgebackener Faschismus fertig wird, oder ob der Otto von Habsburg naht, wie man jetzt vermutet. Mir schwebt eine undeutlich erinnerte Erzählung vor: The Lady and

the Tiger, nach der ein armer Gefangener im Zirkus wartet, ob die Bestie auf ihn losgelassen wird oder ob die Dame eintritt, die ihn durch ihre Wahl zum Gatten straffrei macht. Die Pointe ist, daß die Geschichte zu Ende ist, ohne daß man erfahren hat, wen die Türe einläßt, ob die Lady oder den Tiger. Das kann nur bedeuten, daß es für den Gefangenen ziemlich gleichgültig und darum nicht mitteilenswert ist.

Sie erwarten richtig, daß wir in Ergebung hier ausharren wollen. Wohin sollte ich auch in meiner Abhängigkeit und körperlichen Hilflosigkeit? Und die Fremde ist überall so ungastlich. Nur, wenn wirklich ein Hitlerscher Statthalter in Wien regiert, muß ich wohlfortziehen, gleichgültig wohin. (Freud und Zweig 1968, 76)

Verhaftungen im engeren oder weiteren Bekanntenkreis dürften zu politischer Zurückhaltung beigetragen haben. Aus dem Kreis der Wiener Analytiker wurde der sozialistische Gemeinderat und Kinderarzt Josef K. Friedjung im Anhaltelager Wollersdorf interniert, Martin Pappenheim, Sozialdemokrat und Primarius in Lainz, entging seiner Verhaftung, indem er nach einer Vortragsreise in Palästina nicht mehr zurückkehrte; Siegfried Bernfeld, der als Sozialist und hervorragender Vertreter der Psychoanalyse in der Öffentlichkeit bekannt war, ging 1934 nach Frankreich. Edith Buxbaum, eine sozialdemokratische Gymnasiallehrerin, wurde 1935 verhaftet und kurze Zeit interniert. 1935 emigrierten auch Felix und Helene Deutsch. Maßgebend dafür war auch, daß sich ihr Sohn gegen das Ständestaatregime politisch engagiert hatte. (Deutsch 1975) Die Bedrohung der jüdischen Psychoanalytiker und die „Arisierung" der Psychoanalyse im Deutschen Reich waren bereits bittere Wirklichkeit geworden.

Eduard Kronold erinnerte sich, daß nach dem Februar 1934 bei den Versammlungen der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung stets ein wenig Beachtung findender und auch wenig Aufmerksamkeit suchender Beamter der Vereinspolizei anwesend war. (Kronold 1986) Ein Ratschlag Siegfried Bernfelds:

Sterba, merken Sie sich, wenn ich Österreich verlasse, ist es hohe Zeit, das gleiche zu tun. Ich habe ein Gefühl dafür, wann es Zeit ist, zu fliehen. (Zit. nach Sterba 1985, 160)

Marie Langer unterbrach ihre Ausbildung und verließ 1936 das Institut, um als Ärztin in Spanien den Kampf gegen den Faschismus zu unterstützen.

Im Einflußbereich des Instituts werden Politik, politische Haltungen, politische Widerstandsformen tendenziell ausgegrenzt.

Nach der Festnahme der in Berlin tätigen Analytikerin Edith Jacobson durch die Gestapo — sie hatte sich geweigert, Auskünfte über eine Patientin zu geben, die dem Widerstand zugerechnet worden war, auch bedingt durch die Verhaftung einer Wiener Kandidatin, Marie Manowil (= Marie Langer),

und möglicherweise auch noch durch andere Nahverhältnisse zum politischen Widerstand — wurde in Wien das „Abstinenzgebot“ ausdrücklich verschärft und ausgeweitet. Die Vereinsführung verbot die Behandlung politisch engagierter Patienten ebenso wie eigene Aktivitäten im Widerstand.

Entsprechend seiner Einschätzung der politischen Lage und der herrschenden ideologischen Werte scheute Sigmund Freud vor einer Veröffentlichung des dritten Teils seines Hauptwerkes dieser Zeit, *Der Mann Moses und die monotheistische Religion,* zurück.

Ich lebte damals unter dem Schutz der katholischen Kirche und stand unter der Angst, daß ich durch meine Publikation diesen Schutz verlieren und ein Arbeitsverbot für die Anhänger und Schüler der Psychoanalyse in Österreich heraufbeschwören würde. (Freud 1939, 159)

Im katholischen autoritären Ständestaat konnte seine Theorie der Religion leicht als Angriff auf die „Grundfesten“ dieses undemokratischen Staatsgebildes gewertet werden, dem auch altbewährte Gegner der Psychoanalyse nun an einflußreichen Stellen angehörten.

Denn wir leben hier in einer Atmosphäre katholischer Strenggläubigkeit. Man sagt, daß die Politik unseres Landes von einem Pater Schmidt gemacht wird, der in St. Gabriel bei Mödling lebt, der Vertrauensmann des Papstes ist und zum Unglück selbst ein Ethnologe und Religionsforscher, der in seinen Büchern aus seinem Abscheu vor der Analyse und besonders meiner Totemtheorie kein Geheimnis macht. (Freud 1934)

Fragen der Religion und der jüdischen Identität beschäftigten Freud zunehmend in den Jahren, in denen die Nationalsozialisten zur Macht kamen. Seine Situation als assimilierter Jude bestimmte die Antworten auf diese Fragen mit, denen eine universalisierende Tendenz innewohnt, indem er zum Beispiel die Besonderheit des Judenhasses auflöst und als verschobenen Christenhaß interpretiert.

Er reduziert den Konflikt von Antisemitismus und Aufklärung auf einen Religionskonflikt. Damit kann er dem aktuellen Konflikt auch seine Besonderheit rauben und ihn zu einem Auswuchs des immerwährenden Konflikts zwischen Religion und Vernunft entwerten. (Heenen-Wolff 1987, 109)

Weder Aufklärung noch Assimilation haben den Antisemitismus überwunden, doch war die Zeit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts über die Jahre nach der Jahrhundertwende und der Ersten Republik hinweg für die österreichischen Juden, trotz aller vorhandenen Schwierigkeiten eine Zeit, in der ihre Assimilation gelang und Zugehörigkeits- und Heimatgefühle entstanden. Die Bindungen zum „Vaterland“ erhielten vor allem auch im Ersten Weltkrieg Bestätigung und Befestigung. Mit der Assimilation konnten lange gehegte Hoffnungen und Erwartungen der Juden erfüllt werden. Auch die Entstehung und

Etablierung der Psychoanalyse in Wien war ein Ausdruck gelungener Assimilation, in und mit deren Rahmen und Spannungsfeld soziale, berufliche, wissenschaftliche etc. Existenzen und Identitäten angestrebt und auch verwirklicht werden konnten. (Vgl. Heenen-Wolff 1987)

Viele Intellektuelle im Spektrum der Verbindung von liberal und jüdisch, dem auch die Gruppe der Psychoanalytiker zuzurechnen war (Sigmund Freud war lange Jahre Mitglied der jüdisch-liberalen B'nai-Brith-Loge), neigten über ihre Assimilationsgeschichte auch zu Fehleinschätzungen in bezug auf den Nationalsozialismus und Austrofaschismus. Oft wurden Nationalsozialismus und Austrofaschismus als eine neue Welle des altbekannten Antisemitismus abgetan. Gleichzeitig wurde der Austrofaschismus oft als Bollwerk gegen den Nationalsozialismus eingeschätzt. Dabei standen die Ausdrucksformen und Zeugnisse des politischen Katholizismus der nationalsozialistischen Hetzpropaganda in nichts nach. Die kleriko-faschistische, deutsch-völkische Terminologie ging fließend in die nationalsozialistische Herrschaftssprache über.

Das Land stieß ab, noch vor der Zeit, was es an Geist aus sich geboren hatte. Freud wurde zu einer inter-jüdischen Sache, der gegenüber christliche Wachsamkeit man empfahl. Hinter den Männern des Wiener Kreises standen schon die thomistisch orientierten jungen Assistenten und hinter diesen die RosenbergSchüler, die dem Christentum durchaus mit jener koexistentiellen Loyalität zu begegnen gestimmt waren, welche Österreichs Kirche ihrerseits den Nazis kreditierte. Die Literatur erfreute sich öffentlicher Förderung und Anerkennung, sofern sie sich älplerisch-christlichen Jodelns befleißigte, das aus der feierlich katholischen Tonart sich schnellstens und ohne formale Schwierigkeiten in die nazistische transponieren ließ. Die heimatlichen Literaten verhielten sich wie Betrunkene, deren Gerührtheit, unversehens, jedoch vorgesehen, umschlug ins Wutgeheul. (Améry 1971)

Die Fakten über den Verlust der daraus resultierenden Abenddämmerung geistiger Kultur sprechen bekanntlich für sich und ernüchtern bis heute. Die Zerstörung der demokratischen Wiener Volksbildung, Schulreformbewegung wie der gesamten Sozial- und Kulturpolitik des „Roten Wien" mit Julius Tandler, Otto Glöckel, Otto Neurath, Max Adler u. v. a., die Auflösung des Wiener Kreises und des „Verein Ernst Mach", die Unterdrückung der empirischen Sozialforschung um Paul Lazarsfeld wie allgemein die Boykottierung von Austromarxismus, Psychoanalyse und Rechtspositivismus um Max Adler, Sigmund Freud und Hans Kelsen lange Zeit vor der gewaltsamen Annexion war und bleibt traurige Bilanz einer ohne Hitler praktizierten Kulturpolitik des Austrofaschismus und seiner geistig-politischen Wegbereiter. Die Vollendung der Kulturzerstörung blieb den (von der Mehrheit freudig begrüßten) Herrenmenschen überlassen! (Stadler 1983)

Mit den großen politischen und sozialen Veränderungen dieser Zeit, der Etablierung von Nationalsozialismus und Austrofaschismus, wurde die politische Reflexion aus der Psychoanalyse ausgetrieben, sie wurde zur „Privatsache“ der Analytiker. Die Analytiker formierten sich hinter der Psychoanalyse als „entpolitisierter“ Wissenschaft und nahmen am politischen Geschehen als Privatpersonen mehr oder weniger lebhaften Anteil.

Politische Einschätzungen und Stellungnahmen, Unmut und Unbehagen über herrschende Verhältnisse, direkte Einflüsse der politischen Ereignisse auf die psychoanalytische Bewegung und ihre Vertreter, darüber wurde privat diskutiert und korrespondiert, bis hin zu geheimen „Rundbriefen“ der sich explizit als marxistisch verstehenden Gruppe um Otto Fenichel.

Im Bericht über den XIII. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß, der in der Zeit zwischen dem 26. und 31. August 1934 in Luzern abgehalten wurde, gab der Präsident, Ernest Jones, dieser Haltung ihren offiziellen Anstrich:

Es wäre ein leichtes, einen empörten Protest einzulegen gegen die Art, in der diese politischen Geschehnisse unsere Arbeit gehindert und das Leben unserer Kollegen gestört haben. Ein solches Vorgehen wäre jedoch sicherlich nutzlos und vielleicht sogar schädlich. Es hieße überdies, von unserem eigenen Niveau herabsteigen und an dem Gefühlsaufruhr unserer Gegner teilnehmen. Es wird würdiger und auch von größerem Nutzen sein, diese Art Politik mit der Einstellung der Wissenschaft in Gegensatz zu bringen. Wenn die Wissenschaft angegriffen wird, ist ihre beste Antwort, einfach ihre Prinzipien noch einmal festzustellen. ... Da die Wissenschaft fraglos das wesentlichste Merkmal unserer heutigen Zivilisation ist, ja die unumgänglich notwendige Basis für deren Bestehen, ist eine solche Störung eine Schädigung der Zivilisation. ... Wir würden unseren Bereich verlassen, wenn wir diese Eingriffe richten oder sie verurteilen wollten, doch konnte ich es mir nicht versagen, ihre unvermeidliche Bedeutung aufzuzeigen. (IZP 1935, 113 und 114)

Eine Distanzierung von der gesellschaftlich-politischen Realität und ein Rückzug auf die ideelle Position einer „Wissenschaft an sich“ ist in diesen Sätzen, mit denen das politische Mandat der Psychoanalyse aufgegeben wurde, unschwer zu erkennen. Gleichzeitig sollte mit dieser entpolitisierten Wissenschaftspolitik den konkreten Angriffen und Verfolgungen durch die nationalsozialistische antisemitische Hetzpropaganda gegen die Psychoanalyse und ihre Institutionen Paroli geboten werden.

Wilhelm Reich kommentierte diese Haltung mit den Worten: *Man wird zwar geprügelt, bleibt aber vornehm dabei.* (Reich 1935, 59)

In der privaten Korrespondenz blieb man durchaus nicht so vornehm, wenn die politischen Verhältnisse beurteilt oder der politische Gegner dingfest

gemacht wurde. Dabei blieb eine realitätstüchtig-pragmatische Einschätzung im Vordergrund:

Nun darf man wohl erwarten, daß eine Publikation von mir ein gewisses Aufsehen machen und der Aufmerksamkeit des feindlichen Paters nicht entgehen wird. Damit würde man ein Verbot der Analyse in Wien und die Einstellung aller unserer Arbeiten hier riskieren. Beträfe die Gefahr nur mich, so würde sie mir wenig Eindruck machen, aber alle unsere Mitglieder in Wien erwerbslos zu machen, ist mir eine zu große Verantwortlichkeit. (Freud 1934, 437)

In Ernest Jones' Geschäftsbericht auf dem XIV. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Marienbad (vom 2. bis zum 3. August 1936) sind keine direkten Verbindungen zur politischen Situation mehr erkennbar.

Das hervorstechendste Ereignis war sicherlich die Einrichtung der neuen und besonders adaptierten Räume in der berühmten Berggasse, die zu eröffnen ich gelegentlich des achtzigsten Geburtstages Prof. Freuds die Ehre hatte. (IZP 1937, 185)

Mit der Etablierung des austrofaschistischen Ständestaates und der Auflösung, Demontage und Illegalisierung wichtiger bildungs- und kulturpolitischer Einrichtungen des „Roten Wien" wurde die Psychoanalyse in Wien von einem wesentlichen Teil ihres Publikums, von ihrem kulturellen und intellektuellen Wirkungs- und Einflußbereich, isoliert. (Vgl. Reichmayr und Wiesbauer 1978; Glaser 1981)

Die Psychoanalytiker reagierten mit einer Haltung von politischer Abstinenz, die zur Vereinsdoktrin erklärt wurde und mit taktierender Selbstzensur einherging. Präsenz- und Einflußmöglichkeiten der Psychoanalyse in der Öffentlichkeit, im Bildungs- und Kulturbereich nahmen nach 1934 ab. Die „Kultur der Psychoanalyse", die ja weit über den engen Kreis der Wiener Vereinigung hinausging, schrumpfte.

Mit dieser Entwicklung verlor nicht nur die angewandte Psychoanalyse, insbesondere ihre Kulturtheorie, als Teil der intellektuellen Kultur an Öffentlichkeit und Einfluß, sondern unterlag auch innerhalb der Psychoanalytischen Vereinigung einer Abwertung. Auch die ökonomische Bedrohung des psychoanalytischen Betriebes (einschließlich des Verlages) förderte eine Entwicklung der Einengung auf Ausbildungs- und Klinikarbeit. Im Bewußtsein der Analytiker wird das psychoanalytische Unternehmen immer mehr eine Welt für sich, die gemeinsame Sache — die „objektive" und „wertfreie" „Wissenschaft Psychoanalyse" — hochbesetzt und idealisiert. Die Wiener Psychoanalytiker verhielten sich nun ähnlich, wie Sigmund Freud es 1919 schon Sándor Ferenczi riet, als dieser sich in der ungarischen Räterepublik politisch engagierte: *Ziehen Sie Ihre Libido rechtzeitig vom Vaterlande ab und bringen Sie sie in*

der Ps.A. unter, sonst werden Sie sich unbehaglich fühlen müssen. (Zit. n. Jones 1962, 241)

Der politisch radikal auftretende Wilhelm Reich kommentierte bereits 1933 in der Vorrede seiner *Massenpsychologie des Faschismus* diese auch wissenschaftspolitisch bedeutsamen Erfahrungseinengungen der Psychoanalytiker:

Sollte die politische Reaktion sich für den Inhalt dieser Schrift an der Psychoanalyse oder ihren Vertretern revanchieren wollen, so würde sie fehlgreifen. Freud und die Mehrheit seiner Schüler lehnen die soziologischen Konsequenzen der Psychoanalyse ab und bemühen sich sehr, den Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft nicht zu überschreiten. (Reich 1933, 10 und 11)

Zweifellos wurden die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse auch unter Psychoanalytikern weiter diskutiert, jedoch war diese Diskussion privatisiert und wurde nicht öffentlich wirksam. Sicher war ihre politische Haltung gegen das Regime gerichtet, auch wenn sie „unpolitisch“ eingestellt waren und aufgrund ihrer „wissenschaftlichen“ Orientierung „die Politik“ von „ihrer Wissenschaft“ fernhielten.

Die Psychoanalytiker wurden gleichzeitig aber wieder über ihre Patienten mit der gesellschaftlichen Realität konfrontiert. Die Verbindung zur gesellschaftlichen Wirklichkeit konnte nie vollständig unterbrochen werden, und sicherlich haben die Analytiker auch von ihren Patienten gelernt, die Zeichen der Zeit rechtzeitig zu erkennen.

Der Briefwechsel zwischen Sigmund Freud und Arnold Zweig gibt uns Einblicke in einen privaten Bereich des Verständnisses aktuellen politischen Geschehens und der Wahrnehmungen gesellschaftlicher Veränderungen. Der Briefwechsel kann als ein Tagebuch zweier Zeitzeugen gelesen werden und enthält neben persönlichen Belangen und dem Austausch zu den laufenden schriftstellerischen und wissenschaftlichen Arbeiten Kommentare, Beobachtungen, Einschätzungen wie Befürchtungen und Hoffnungen zur Lage in Deutschland, Österreich und Palästina, zum Antisemitismus, Nationalismus und Judentum, zur Vaterlandsliebe und Emigration, zum vergangenen Krieg und den Vorstellungen über weitere Entwicklungen, der Dauer und dem erhofften Ende der nationalsozialistischen und kleriko-faschistischen Diktatur.

Sigmund Freud war sich der Gefährlichkeit der politischen Entwicklung durchaus bewußt, auch wenn die Zeitdimensionen nicht absehbar waren. Er warnte Arnold Zweig vor einer Rückkehr nach Deutschland, nachdem dieser bereits geflohen war: *Sie und kein anderer haben mich vor der Tollheit zurückgehalten, im Mai 1933 nocheinmal nach Eichkamp, d. h. ins Konzentrationslager und den Tod zu gehen. Außer Ihnen hat von meinen Freunden nur noch Feuchtwanger so klar gesehen.* (Freud und Zweig 1968, 131)

Die Bedeutung des Wiener Instituts ist nochmals den Worten Max Eitingons zu entnehmen, die er als Vorsitzender der Plenarversammlung der Internationalen Unterrichtskommission am Pariser Kongreß 1938 sprach:

Nach der Auflösung der Berliner Institution sei der tröstliche Gedanke geblieben, daß das Institut der Wiener Vereinigung nicht nur noch existierte, sondern daß es sich nachher, als hätte es einen neuen Impuls empfangen, vergrößerte und straffer organisierte. Dieser Trost sei nun durch die Katastrophe des Anschlusses zerstört worden. (IZP 24, 1939, 483)

Die Berichte über die Arbeit des Wiener Instituts sind beeindruckend: Die durchschnittlichen Kapazitäten anderer Institute werden weit übertroffen. Nachstehend werden die knapp gefaßten Berichte im Korrespondenzblatt der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung wiedergegeben:

WIENER PSYCHOANALYTISCHES LEHRINSTITUT
1936/37

I. Kandidatenstand: Gesamtzahl am Ende des Arbeitsjahres: 37 (Vorjahr 39); davon in Lehranalyse 28 (25); in Analysenkontrolle 15 (15); mit Erfolg entlassen 4 (4); theoretische Ausbildung beendet 1(1); beurlaubt 3(1); ausgetreten 3 (5); an andere Institute abgegeben 4 (4); neu aufgenommen 11; wieder angemeldet 2.

II. Lehr- und Kontrollanalytiker: E. Bibring, Grete Bibring, Berta Bornstein, Ruth Brunswick, P. Federn, Anna Freud, H. Hartmann, E. Hitschmann, W. Hoffer, O. Isakower, L. Jekels, Jeanne Lampl, R. Sterba, Jenny Waelder.

III. Lehrveranstaltungen (I.—III. Quartal):

A. Für Kandidaten:

Kurse: O. Isakower: Trieblehre — R. Sterba: Traumlehre (nur I. und II. Qu.) — R. Waelder: Ichpsychologie (nur Lu. II. Qu.)— H. Hartmann: Allgemeine Neurosenlehre — E. Hitschmann: Spezielle Neurosenlehre, I — O. Fenichel: (als Gast): Probleme der Technik (nur I. und II. Qu.).

Seminare: E. Bibring: Lektüre Freudscher Schriften — Anna Freud: Seminar für Kinderanalyse — Jeanne Lampl: Analysenkontrolle in Gruppen.

Vorlesungen: E. Hitschmann: Übungen in Diagnostik und Indikationsstellung — E. P. Hoffmann: Einführung in die Psychoanalyse — H. Hartmann: Die Abfallsbewegungen von der Psychoanalyse.

Arbeitsgemeinschaften: P. Federn, E. Stengel: Psychoanalyse der Psychosen — H. Hartmann, W. Hoffer: Lektüre Freudscher Schriften (für Mitglieder des Vereines für medizinische Psychologie).

Kolloquien: A. Aichhorn: Verwahrlostenanalyse — Grete Bibring: Klinische Fragen: Hysterie — Berta Bornstein: Probleme der Kinderanalyse — Anna Freud: Probleme der Technik — Editha Sterba: Probleme der Pubertätsanalyse — Jenny Waelder: Besprechung typischer Analysesituationen.

B. Für Pädagogen:

Kurse: A. Aichhorn: Einführung in die Erziehungsberatung — Anna Freud und W. Hoffer: Entwicklung der psychoanalytischen Pädagogik — Jeanne Lampl: Grundzüge der psychoanalytischen Psychologie — Jenny Waelder: Psychologie der frühen Kindheit.

Seminare: A. Aichhorn: Seminar für Erziehungsberater — Grete Bibring, Hedwig Hoffer, Marianne Kris, Jeanne Lampl, R. Sterba: Lektüre Freudscher Schriften (in Gruppen).

Arbeitsgemeinschaften: A. Angel, B. Bornstein, D. T. Burlingham, E. Buxbaum, W. Hoffer, E. Sterba: Arbeitsgemeinschaften zur Psychologie der Kindheit und Pubertät (in Gruppen).

Unter Leitung von Anna Freud: Gemeinsame Besprechungen der Arbeitsgemeinschaften.

E. Bibring

Schriftführer

(*IZP2J* 1939, 227 u. 228)

WIEN

Die Arbeit des Ambulatoriums bewegte sich im Berichtsjahr in den gewohnten Bahnen. Gesamtzahl der Konsultationen von Erwachsenen: 141; zur Behandlung empfohlen: 68, behandelt: 39, Warteliste: 37, die übrigen Fälle wurden einer Beratung zugeführt. Am Ende des Berichtsjahres standen insgesamt 45 Personen in Behandlung. Die Abteilung für Kinderanalyse setzte ihre gewohnte Tätigkeit fort; in Behandlung standen 30 Fälle. Die Abteilung für Erziehungsberatung war wie immer voll beschäftigt.

JZP 24, 1939, 360)

BERICHT ÜBER DIE PLENARVERSAMMLUNG DER I.U.K. AUF DEM XV. INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN KONGRESS IN PARIS

Hierauf gab W. Hoffer einen längeren Bericht über den Ausbildungsgang für Pädagogen am Lehrinstitut der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung.

„Der Lehrgang für Pädagogen wurde im Jahre 1933 eingerichtet; hier sollten berufstätige Pädagogen, analysierte und nichtanalysierte, eine theoretische Schulung erhalten und in kleinen Arbeitsgruppen Gelegenheit haben, die Anwendung der Psychoanalyse in der Erziehungspraxis zu besprechen.“ Später sollten die besonders Qualifizierten, soweit sie noch nicht analysiert waren, der eigenen Analyse zugeführt und dann mit den schon Analysierten zu einer ständigen Arbeitsgemeinschaft vereinigt werden; diese sollte dann der Fortbildung der analytischen Erzieher überhaupt dienen. Es gelang, diesen Plan bald zu verwirklichen. Die Frequenzziffern der beiden bis März 1938 veranstalteten Jahrgänge und die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaften bewiesen, daß damit einem intensiven Bedürfnis der Erzieher entgegengekommen wurde. Beide Lehrgänge waren von etwa 180 Pädagogen besucht; bei der Auflösung des Instituts wurden mehr als 40 analysierte berufstätige Pädagogen gezählt; ein Drittel aller Teilnehmer waren Ausländer.

(*JZP* 24, 1939, 483 u. 484)

WIENER PSYCHOANALYTISCHES LEHRINSTITUT

Das Wiener Lehrinstitut hat im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen seine Tätigkeit einstellen müssen. Die für das Sommersemester 1938 festgesetzten Kurse und

Seminare hatten teilweise schon begonnen. Im Wintersemester 1937/38 wurden folgende Lehrkurse und Veranstaltungen abgehalten:

1. Für Kandidaten:

Kurse: O. Isakower: Trieblehre — R. Sterba: Traumlehre — H. Hartmann: Ichpsychologie — O. Fenichel (a. G.): Allgemeine Neurosenlehre — E. Hitschmann: Spezielle Neurosenlehre — J. Lampl-de Groot: Probleme der Technik.

Seminare: E. Bibring, P. Federn: Lektüre Freudscher Schriften — Anna Freud: Seminar für Kinderanalyse — Grete Bibring-Lehner: Analysenkontrolle in Gruppen.

Vorlesungen: P. Federn: Besetzungsvorgänge am Ich — M. Steiner: Traumsymbolik der analytischen Situation.

Arbeitsgemeinschaften: P. Federn, E. Stengel: Psychoanalyse der Psychosen — H. Hartmann, W. Hoffer: Lektüre Freudscher Schriften — E. Bibring, H. Hartmann, W. Hoffer, E. Kris, R. Wälder: Wissenschaftliche Arbeitsgruppe.

Kolloquien: A. Aichhorn: Verwahrlostenanalyse — Grete Bibring: Übertragungsschwierigkeiten — B. Bornstein: Kinderanalyse — O. Fenichel: Grundbegriffe der psychoanalytischen Theorie — E. Kris: Über den Traum — E. Sterba: Probleme der Pubertätsanalyse — R. Sterba: Theorie der Therapie — J. Wälder: Besprechung typischer Analysesituationen.

2. Für Pädagogen:

Kurse: A. Aichhorn: Einführung in die Erziehungsberatung — G. Bibring: Die Angst des Kindes — D. T. Burlingham: Grenzen der psychoanalytischen Pädagogik — E. Buxbaum: Unterrichtsfragen — W. Hoffer: Erziehen, Spielen, Lehren — E. Sterba: Typische Störungen bei Kindern — R. Sterba: Zur psychoanalytischen Psychologie.

Seminare: A. Aichhorn: Seminar für Erziehungsberater — G. Bibring, B. Bornstein, H. Hoffer, W. Hoffer, M. Kris, J. Lampl-de Groot, R. Sterba: Lektüre Freudscher Schriften.

Arbeitsgruppen: B. Bornstein, D. Burlingham. E. Buxbaum, W. Hoffer, E. Sterba: Zur Psychologie der Kindheit und Pubertät. — Unter Leitung von Anna Freud: Gemeinsame Besprechungen der Arbeitsgruppen.

Kandidatenstand: Zur Zeit der Unterbrechung der Institutstätigkeit in Ausbildung: 38 Kandidaten, davon etwa die Hälfte in theoretischer und praktischer, etwa 10 nur in theoretischer Ausbildung.

Lehrausschuß: Anna Freud (Obmann); A. Aichhorn; E. Bibring (Sekretär); G. Bibring, P. Federn, E. Hitschmann, W. Hoffer.

E. Bibring

fZP 24, 1939, 488 u. 489)

3. DIE WIENER PSYCHOANALYTISCHE VEREINIGUNG UND IHRE EINRICHTUNGEN NACH DEM MÄRZ 1938 IN DEN BERICHTEN IM KORRESPONDENZBLATT DER INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

In der Zeit zwischen dem 1. und 5. August 1938 fand in Paris der XV. Internationale Psychoanalytische Kongreß statt. Im ersten Teil der Eröffnungsansprache des Präsidenten Ernest Jones wird auf die Lage der Psychoanalyse in Wien nach dem „Anschluß“ eingegangen. Ich zitiere ausführlich:

Unsere heutige Zusammenkunft steht unter dem Eindruck eines neuerlichen fürchterlichen Schlages, den die Psychoanalyse erlitten hat, das ist die Auflösung

der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Dies ist ein Schlag von viel weiter tragender Bedeutung als alle vorausgegangenen, die unser Werk in seiner kurzen Lebensgeschichte vor vierzig Jahren erlitten hat: der Abfall unseres ersten Präsidenten Jung, der Tod zweier anderer, Abraham und Ferenczi, und der gewaltsame Eingriff in die Freiheit einer unserer bedeutendsten Gruppen, der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung. Dieser neue Schlag von außen hat eine zentrale, ja vitale Stelle getroffen - die Mutter aller psychoanalytischen Vereinigungen, den eigentlichen Geburtsort der Psychoanalyse. Daß von allen Stätten der Welt gerade in Wien keine Psychoanalyse mehr betrieben werden soll, ist ein Gedanke, der einem den Atem raubt. Es wird längere Zeit brauchen, bis wir uns mit dieser Vorstellung vertraut gemacht haben.

Dem menschlichen Geist eignet jedoch eine solche Elastizität, daß er nach dem ersten betäubenden Schock gerade auf das am stärksten vernichtende Unheil mit neuem Antrieb reagiert. So sind es zwei Erwägungen, die diesem Mißgeschick die Bedeutung einer Katastrophe nehmen. Einmal der Gedanke, daß heutzutage die Zivilisation auf viel zu festem und weitem Grunde steht, als daß es noch in der Macht des Menschen stünde, und sei er noch so sehr von Vernichtungswillen und Torheit beseelt, den Vormarsch des wissenschaftlichen Gedankens für die Dauer aufzuhalten. Und wir können es heute mit Zuversicht aussprechen, daß die Zeit, da man die Psychoanalyse vernichten konnte, vorbei ist; sie wird alle Gegnerschaft überleben, die ihr in den Weg treten mag. Rückschläge, sogar schwere Rückschläge, sind nur lokal und vorübergehend, sie können höchstens unsere Reihen gelegentlich in Unordnung bringen, aber der Vormarsch zur Erkenntnis ist nicht mehr aufzuhalten.

Die zweite Überlegung, die uns anspornen mag, gilt dem Umstand, daß sich die Psychoanalytiker der ganzen Welt ungeachtet aller Meinungsverschiedenheit, die etwa unter ihnen bestehen möge, zusammengeschlossen haben, um die schwierige Situation in gemeinsamer Anstrengung zu bewältigen, was wieder einmal zeigt, daß gemeinsame Bande bestehen. Unabhängig voneinander und gleichzeitig wurden in Amerika, in England, Frankreich und in anderen Ländern Schritte unternommen, die bereits zu sichtbaren Resultaten geführt haben. Die Katastrophe in Österreich war - wenigstens für einige unter uns - nicht so unerwartet wie die erste in Deutschland, so daß wir die Möglichkeit hatten, voraussichtig einiges zu unternehmen. Mit Rücksicht auf meine verantwortungsvolle Funktion begab ich mich sofort nach Wien und verhandelte mit den dortigen Vorstandsmitgliedern über die Maßnahmen, die am besten zu ergreifen wären. Es wurde sofort ein Aufruf zur Schaffung eines internationalen Fonds erlassen und ich konnte feststellen, daß unsere amerikanischen Kollegen mit bewundernswerter Raschheit ähnliche Schritte bereits unternommen hatten. Der englische Innenminister, Sir Samuel Hoare, an den ich herantrat, bot ohne Zögern und getreu

den besten Traditionen seines Landes Professor Freud und seiner Familie eine dauernde Zuflucht an und gab das Versprechen, das seither auch in Tat umgesetzt wurde, einer Anzahl von Freuds Wiener Mitarbeitern bei ihrer Niederlassung in England seine teilnehmende Hilfe zu leihen. In den Vereinigten Staaten wurde ein besonderes Refugee-Komitee unter der Leitung von Dr. Kubie geschaffen. Dieses Komitee beschränkte sich nicht darauf, durch finanzielle Hilfe und andere Maßnahmen die Einreise nach Amerika zu erleichtern, sondern verfaßte mit echt amerikanischem Sinn fürs Praktische ein Memorandum, das in bündiger Weise die Arbeits- und Lebensbedingungen schilderte, denen unsere Einwanderer bei ihrer Ankunft gegenüberstehen würden. Ein reichliches Maß privaten Beistands wurde auch von einzelnen Analytikern und persönlichen Freunden geleistet, was ich nicht in allen Einzelheiten wiedergeben kann. Es möge genügen, hier das Resultat zu erwähnen: Von den 102 Analytikern und Kandidaten in Wien ist nur noch ein halbes Dutzend in dieser unglückseligen Stadt und wir hoffen, daß sie ebenfalls binnen kurzem werden ausreisen können. (IZP 24, 1939, 361 und 362)

Einen wichtigen Stellenwert bei der Geschäftssitzung am Kongreß in Paris nahm im Bericht des Präsidenten die statuarische Verselbstständigung der American Psychoanalytic Association ein, die einem Austritt aus der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung gleichkam. *Ferner wird uns mitgeteilt, daß von nun ab kein in den Vereinigten Staaten lebender und praktizierender Analytiker mehr die Wahl haben sollte, direktes Mitglied der I. P. V. oder sonst Mitglied irgend einer ausländischen Psychoanalytischen Vereinigung zu werden. (IZP* 24, 365) Die Regelung der direkten Mitgliedschaft und der Anerkennung der Mitgliedschaften verschiedener Zweigvereinigungen untereinander sollte insbesondere politischen Flüchtlingen aus dem Deutschen Reich nach 1933 helfen, ihre berufliche Existenz im Exilland aufzubauen. Die Restriktionen der American Psychoanalytic Association berühren sich in fataler Weise mit den Verschärfungen der Einreisebestimmungen und -bewilligungen durch das State Departement nach der Machtübernahme Hitlers. Je größer die Notwendigkeit der Aufnahme wurde, desto stärker waren die Restriktionen. (Vgl. Krohn 1985)'

In seinem Bericht kommt Ernest Jones nochmals auf die Wiener Vereinigung zu sprechen:

Ich habe nun über das unglückselige Schicksal zu berichten, das die Wiener Vereinigung betroffen hat. Wer hätte, als ich an ihren ersten Zusammenkünften vor mehr als zweiunddreißig Jahren teilnahm, gedacht, daß mir die Aufgabe zufallen würde, am 20. März dieses Jahres die praktische Auflösung dieser Vereinigung, der Mutter aller psychoanalytischen Gesellschaften, zu beantragen. Der Obmann der Wiener Vereinigung, Professor Freud, gab seine Zustimmung,

als ihm empfohlen wurde, die Rechte und Pflichten der Vereinigung treuhändig an die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft zu übertragen; über das endgültige Resultat dieses Verfahrens sind wir noch im Unklaren. Sofort kam ausgedehnte Hilfe für unsere heimatlos gewordenen Wiener Kollegen, die sich mit nur vier Ausnahmen alle in englisch sprechenden Ländern niedergelassen haben.

Es wurden dann verschiedene Fragen, die sich aus den Statuten der I. U.K. und aus der direkten Mitgliedschaft bei der LP. V. ergeben, in Betracht gezogen. Nach einer längeren Diskussion (Staub, M. Bálint, Lorand, Nunberg, Mack-Brunswick, Laforgue, Finlayson, Eitingon, Anna Freud, Marie Bonaparte) wurde der Antrag Dr. Staub und Dr. M. Bálint angenommen, diese Fragen dem besonderen Ausschuß zu überlassen. Es wurde auch beschlossen, die Wiener Vereinigung als weiter bestehend zu betrachten, um dadurch die offizielle Mitgliedschaft ihrer Mitglieder zu sichern. (IZP 24, 1939, 367 und 369)

Auch in der Plenarversammlung der Internationalen Unterrichtskommission auf dem Kongreß in Paris stand die Auflösung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung und die dadurch entstandene Situation an erster Stelle:

Am 30. Juli nachmittags fand die Plenarversammlung der I.U.K. statt. M. Eitington, der den Vorsitz führte, widmete die ersten Worte seiner Ansprache zunächst dem schweren Verlust, den die Zerstörung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung und des Wiener Lehrinstitutes vor allem für die I.U.K. unmittelbar bedeutete.

Nach der Auflösung der Berliner Institutionen sei der tröstliche Gedanke geblieben, daß das Institut der Wiener Vereinigung nicht nur noch existierte, sondern daß es sich nachher, als hätte es einen neuen Impuls empfangen, vergrößerte und straffer organisierte. Dieser Trost sei nun durch die Katastrophe des Anschlusses zerstört worden.

Dr. Eitingon hob als weitere Enttäuschung die Abwesenheit der Vertreter der amerikanischen Unterrichtsausschüsse in dieser Plenarversammlung der I.U.K. hervor. Das gehe auf einen offiziellen Beschluß der American Psychoanalytic Association zurück, ihre Vertreter sowohl aus dem Vorstande der I.U.K. als auch aus der Exekutive der LP. V. zurückzuziehen.

Im Anschluß an die Rede Dr. Eitingons wurde nach einigen informativen Anfragen beschlossen, die Regelung der Verhältnisse zwischen der American Psychoanalytic Association und der I.U.K. dem Vorstand der I.P. V., bzw. der Geschäftssitzung des Kongresses zu überlassen.

Dann erstatteten die Vertreter der einzelnen Institute ihre Berichte, und zwar Budapest, Holland, London, Oslo, Palästina, Paris, Rom, Schweiz, Stockholm, Wien.

Nach Abschluß der Berichte wurden Fragen über die infolge der politischen Ereignisse aufgelösten Institute in Österreich und Deutschland gestellt, die Dr. Eitingon beantwortete. (IZP 24, 1939, 483)

Die am Beginn dieses Abschnittes zitierten Ausführungen von Ernest Jones verdienen Beachtung. Die Geschichte der Psychoanalyse wird darin personalistisch verkürzt und auf die Linie einer Lebensgeschichte gebracht, die genug Elastizität besitzt, um einer Reihe von Schlägen zu widerstehen. Es wurde eine aller psychoanalytischen Erfahrung widersprechende Durchhalteparole vorgestellt, die auf den „Vormarsch des wissenschaftlichen Gedankens" in naturgesetzlicher Zuversicht baute. In dieser Logik steht auch „die Katastrophe" als Naturereignis.

In diesem Rahmen ist für Jones auch nicht unterzubringen, daß sich die Auflösung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung durch die nationalsozialistische Hetze und Verfolgung der Psychoanalyse als „jüdischer Wissenschaft" beschleunigte. Die überwiegende Mehrzahl der Wiener Psychoanalytiker wurden aus rassischen Gründen vertrieben. Damit waren auch die personellen Ressourcen zur Weiterführung der Einrichtungen erschöpft. (Vgl. Lockot 1985, 302)

Wertet man seinen Text auch als Stellungnahme zur politischen Situation in Österreich, so ist anzumerken, daß nicht nur die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse nicht beim Namen genannt werden, Faschismus, Antisemitismus und „Anschluß" sich zur „Katastrophe" verwandeln, sondern daß der mögliche Widerstand auf den „Vormarsch der Erkenntnis" reduziert beziehungsweise mit den durchaus wichtigen Hilfsmaßnahmen identifiziert wurde, von denen Jones im zweiten Absatz spricht. Nicht nur nach den konkreten Bedingungen der Gesellschaft dieser Zeit wurde nicht gefragt, diese Passage aus der Rede von Ernest Jones drückt auch aus, daß die Psychoanalyse bzw. die psychoanalytische Kulturkritik keine Antworten und Erklärungen zur Ergründung des Antisemitismus fand.

Daß Freud der Ideologie der Aufklärung verhaftet blieb und die Vernunft bis zum Schluß in der Kultur aufgehoben sah, während das Individuum mit seiner Triebwelt zu bändigen sei, wurde verstanden als Ausdruck seiner Hoffnung und seiner Notlage als Jude angesichts eines Antisemitismus, der sich keiner Vernunft mehr unterzuordnen schien. (Heenen-Wolff 1987, 134)

In ähnlicher Weise hat Ernest Jones die Entwicklung im Deutschen Reich nach 1933 in seiner Eröffnungsansprache zum XIII. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Luzern im Jahre 1934 kommentiert (vgl. *TZP1X,* 1935, 113, 114 und 135)

4. DIE WIENER PSYCHOANALYTISCHE VEREINIGUNG: MITGLIEDER 1937 — EMIGRANTEN 1938

Die nachfolgend abgedruckte Liste der ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung erschien Ende 1937 im Korrespondenzblatt der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung im letzten Heft (Heft 4) des 23. Jahrganges der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse. Sie dürfte dem Stand vom Beginn des Jahres 1937 entsprochen haben, der sich bis zum März 1938 nicht wesentlich veränderte. Genaue Angaben zu den Kandidaten existieren nicht. Hinweise dazu werde ich im nächsten Abschnitt behandeln.

Das Emigrationsjahr wurde dem Namen vorangestellt; die verschiedenen Exilländer und fallweise bekannte Inhaftierungen sind nach den Adressenangaben eingetragen. Bei ausländischen Adressen, insbesondere solchen in den Vereinigten Staaten, gilt dies auch als Hinweis auf die Staatsbürgerschaft.

Die Mitglieder der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung waren, mit wenigen Ausnahmen, durch die antijüdischen Maßnahmen der Nationalsozialisten und durch die Einführung der Nürnberger Rassegesetze der Verfolgung und Vertreibung ausgeliefert und als Psychoanalytiker bedroht. Die Mehrzahl von ihnen verließ zwischen Mitte Mai und Mitte Juli 1938 das okkupierte Land. Die guten internationalen Verbindungen der Psychoanalytiker untereinander, ihre hohe akademische und wissenschaftliche Qualifikation und Reputation und die vorhandenen Voraussetzungen materieller Art trugen dazu bei, daß Hilfe rasch wirksam wurde und sich Fluchtmöglichkeiten eröffneten. Dies galt jedoch oft nicht mehr für Angehörige, Verwandte, Freunde und Bekannte. Erleichterungen ergaben sich aus den Anfang der 30er Jahre gegründeten ersten ausländischen Ausbildungsinstituten. In New York, Boston und Chicago wirkten bereits immigrierte europäische Analytiker wie Sandor Rado, Fritz Wittels, Hanns Sachs, Franz Alexander und Paul Schilder. Trotzdem kann man nur zum Teil von einer organisierten Fluchthilfe innerhalb der Psychoanalytiker, die über die eigene Institution geregelt wurde, sprechen; die Hilfe wurde vor allem über informelle Kanäle organisiert und gefördert. Diese berufsspezifische Solidarität war keine übliche Erscheinung unter vergleichbaren Emigrantengruppen (Schauspieler und Künstler vielleicht ausgenommen), wenn sich auch für nichtärztliche Psychoanalytiker zusätzliche Schwierigkeiten und Komplikationen ergaben.

Dabei spielten die Struktur und die Hierarchie der inhomogenen Wiener Psychoanalytikergruppe eine wichtige Rolle. Mitglieder, die mit Funktionen

betraut waren, zum Beispiel die Angehörigen des Lehrausschusses und des Lehrkörpers, konnten leichter an Hilfestellungen gelangen als Kandidaten, Kursteilnehmer oder Mitglieder, die nicht mehr in der Vereinigung integriert waren, wie etwa Adolf Josef Storfer, dem es Ende November 1938 gelang, zu flüchten. Als letztes Mitglied der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung verließ Dr. Margarete Hohenberg-Herz im Februar 1939 Wien.

Über das Schicksal von Frau Rosa Walk informierte mich Herr Kurt R. Eissler. Sie wurde in Frankreich von der Gestapo verhaftet und kam durch einen Sprung aus dem Fenster ums Leben. Der Tod von Dr. Ernst Paul Hoffmann kann in indirekten Zusammenhang mit seiner Internierung und Flucht gebracht werden. Er wurde von Brüssel aus interniert und nach seiner Befreiung an einem alten Magenleiden operiert. Er verstarb nach der Operation, wahrscheinlich durch einen ärztlichen Fehler. (Persönliche Information von seiner Witwe, übermittelt von Ernst Federn.) Nikolaus Sugar wurde von den Nationalsozialisten umgebracht. Der 1933 aus der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung ausgetretene Isidor Sadger wurde im September 1942 nach Theresienstadt deportiert und starb dort im Dezember 1942 (Steinhäuser und Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands, 1987)[2].

WIENER PSYCHOANALYTISCHE VEREINIGUNG

Ordentliche Mitglieder:

Aichhorn, August, Wien V., Schönbrunner Straße HO.

1936 Angel-Katan, Dr. Anny, R. J. Schimmelpennincklaan 22, Den Haag. **Niederlande, 1946 USA**

1938 Bergler, Dr. med. Edmund, Wien I., Seilerstätte 7. **USA**

1934 Bernfeld, Dr. phil. Siegfried, 3301 Broderick Street, San Francisco. **Frankreich, 1937 USA**

1938 Bibring, Dr. med. Edward, Wien VII., Siebensterngasse 31 *(Kassier)*. **Großbritannien, 1941 USA**

1938 Bibring-Lehner, Dr. med. Grete, Wien VII., Siebensterngasse 31. **Großbritannien, 1941 USA**

1938 Bornstein, Berta, Wien I., Universitätsstraße 4. **USA**

1933 Bornstein-Windholzova, Steff, Praha-Bubenec, Oveneöka 23a. CSR., f **15. Juli 1939 Prag**

1938 Burlingham, Dorothy, Wien IX., Berggasse 19. **Großbritannien**

1937 Buxbaum, Dr. phil. Edith, 110 East 87th Street, New York City. **USA, 1935 interniert wegen politischer Aktivitäten**

1939 Bychovski, Dr. med. Gustav, Warschau, Wilcza 47. **USA**

1938 Deri, Frances, 123 North Plymouth Blvd., Los Angeles, Kalifornien. USA

1935 Deutsch, Doz. Dr. med. Felix, 44 Larchwood Drive, Cambridge, Mass. **USA**

1935 Deutsch, Dr. med. Helene, 44 Larchwood Drive, Cambridge, Mass. **USA**

1938 Eidelberg, Dr. med. Ludwig, Wien IV., Gußhausstraße 15. **Großbritannien. 1940 USA**
1938 Federn, Dr. med. Paul, Wien VI., Köstlergasse 7 *(Obmannstellvertreter).* **USA.**
1938 Fenichel, Dr. med. Otto, Prag II, Jecna 18. **USA, 1933 Norwegen, 1935 ÖSR**
1938 Freud, Anna, Wien IX., Berggasse 19 *(Obmannstellvertreter).* **Großbritannien**
1938 Freud, Prof. Dr. med. Sigmund, Wien IX., Berggasse 19 *(Obmann).* **Großbritannien**
1938 Friedjung, Doz. Dr. med. Josef, Wien **I.,** Ebendorferstraße 6. **Palästina, 1934 Lager Wöllersdorf**
1938 Gutmann, Dr. med. Salomea, Wien IV., Frankenberggasse 13. (= Isakower). **Großbritannien, 1940 USA**
1938 Hartmann, Dr. med. Heinz, Wien **L,** Rathausstraße 15 *(Schriftführer).* **Frankreich, 1939 Schweiz, 1941 USA**
1938 Heilpern, geb. Fuchs, Else. Wien XVII., Jörgerstraße 32. **USA**
1938 Hitschmann, Dr. med. Eduard, Wien IX., Währinger Straße 24. **Großbritannien, 1940 USA.** *(Leiter des Ambulatoriums)*
1938 Hoffer, Dr. med. et phil. Wilhelm, Wien I., Dorotheergasse 7. **Großbritannien**
1938 Hoffer-Schaxel, Hedwig, Wien L, Dorotheergasse 7. **Großbritannien**
1938 Hoffmann, Dr. med. Ernst Paul, Wien VI., Mariahilfer Straße 23—25. Belgien, **1940 Frankreich (interniert), Schweiz (f 1944)**
1938 Isakower, Dr. med. Otto, Wien VIII., Piaristengasse 38. *(Kassier).* **Großbritannien, 1940 USA**
1938 Jekels, Dr. med. Ludwig, Wien I., Lobkowitzplatz 1. **USA, 1935 Schweden, 1937 Australien**
1938 Jokl, Dr. med. Robert Hans, Wien I., Opernring 19. Frankreich (interniert), 1946 Österreich, 1947 USA
1938 Kris, Dr. phil. Ernst, Wien IX., Schwarzspanierstraße 11. **Großbritannien, 1940 USA**
1938 Lampl, Dr. med. Hans, Wien XIX., Pyrkergasse 29. **Niederlande**
1938 Lampl-de Groot, Dr. med. Jeanne. Wien XIX., Pyrkergasse 29. **Niederlande**
1938 Mack-Brunswick, Dr. med. Ruth, Wien XVIII., Hasenauerstraße 19. **USA**
Nepallek, Dr. med. Richard, Wien VIII., Alserstraße 41. f **31. Oktober 1940 Wien**
1938 Newton, Caroline, Berwin P. O. Daylesford, Pa., USA. **USA**
1932 Nunberg, Dr. med. Hermann, 875 Park Avenue, New York City. **USA**
1938 Rank, Beate, c/o. Judge Baker Guidance Center 38 1/2 Beacon Street, Boston, Mass. **USA**
1938 Reich, Dr. med. Annie, Praha-Bubenec, Ovenecka 23b. **USA, 1933** CSR
1938 Sperling, Dr. med. Otto, Wien IV., Wiedner Gürtel 40. **USA**
1938 Steiner, Dr. med. Maximilian, Wien I., Rotenturmstraße 19. **Großbritannien**
1938 Stengel, Dr. med. Erwin, Wien I. Bognergasse 7. **Großbritannien**
1938 Sterba, Dr. med. Richard, Wien VI., Mariahilfer Straße 71 *(Bibliothekar).* **Schweiz, 1939 USA**
1938 Sterba, Dr. phil. Editha, Wien VI., Mariahilfer Straße 71. **Schweiz, 1939 USA**
1938 Storfer, A. J. Wien VIII., Alserstraße 45. **Shanghai, 1944 Australien**
Sugar, Dr. med. Nikolaus, Strosmajerova ul. 8/1. Subotica, Jugoslawien
1938 Wälder, Dr. phil. Robert, Wien II., Obere Donaustraße 35 *(Schriftführer).* **USA**
1938 Wälder, Dr. med. Jenny, Wien II., Obere Donaustraße 35. **USA**
1938 Weiß, Dr. med. Karl, Wien IV., Schwindgasse 12. **Großbritannien**
Winterstein, Dr. phil. Alfred Freiherr von, Wien XIII., Wattmanngasse 38

Außerordentliche Mitglieder:
Betlheim, Dr. med. Stefan, Zagreb, trg Kralja Petra 3.
1938 Deming, Dr. med. Julia, Wien VIII., Langegasse 32. USA.
1938 Eissler-Selke, Dr. Ruth, Wien VIII., Trautsohngasse 2b. **USA.**
1938 Freud, Dr. jur. Martin, Rechtsanwalt, Wien IX., Berggasse 7. **Großbritannien.**

1938 Grünspan, Dr. Berta, Wien IX., Wasagasse 2. **Palästina.**
1938 Hawkins, Dr. Mary Oneil, Wien IX., Lazarettgasse 9. **USA.**
1939 Herz, Dr. med. Margit, Wien VI., Gumpendorferstraße 78. **Großbritannien.**
1938 Jackson, Dr. Edith B., Yale Medical School, New Haven, Connecticut. **USA.**
1938 Kris, Dr. med. Marianne, Wien IX., Schwarzspanierstraße 11, Großbritannien. **1940 USA.**
1938 Kronengold, Dr. med. Eduard, Wien IV., Gußhausstraße 5. **USA.**
1938 Levy, Estelle, 513 South Mariposa Avenue. Los Angeles. **USA.**
1938 Löwenfeld, Dr. Heinrich, Prag XII, Bretislavova 8. **USA.**
1938 Mahler-Schönberger, Dr. med. Margarete, Wien VIII., Pfeilgasse 30. **Großbritannien, USA.**
1938 München, Dr. Anna, Wien IX., Schwarzspanierstraße 11. **USA, 1933 Österreich.**
1938 Schur, Dr. med. Max, Wien VIII., Mölkergasse 5. **Großbritannien, 1939 USA.**
1938 Stroß, Dr. med. Josefine, Wien I., Stroblgasse 2. **Großbritannien.**
1938 Walk, Dr. med. Rosa, Wien VIII., Friedrich Schmidtplatz 4, II/6. **Frankreich, Verhaftung durch die Gestapo.**
1938 Winnik, Dr. med. Heinrich, Bukarest **I,** Str. Spatarului 32. **Rumänien, 1933 Österreich, 1942 Palästina.**

WIENER PSYCHOANALYTISCHE VEREINIGUNG
(Sekretär: Dr. Edward Bibring, London)

Ordentliche Mitglieder :
Bornstein, Berta, 27 West 96th Street, New York City
Buxbaum, Dr. Edith, 110 East 87th Street, New York City
Bychowski, Dr. Gustav, Wilcza 47, Warschau.
Deri, Frances, 123 North Plymouth Blvd., Los Angeles, Kalifornien.
Federn, Dr. Paul, 239 Central Park West, New York City.
Heilpern-Fuchs, Else, The Menninger Clinic, Topeka, Kansas.
Hoffmann, Dr. Ernst Paul, 26 Rue du Chatelain, Brüssel.
Jekels, Dr. Ludwig, 61 East 86th Street, New York City.
Jokl, Dr. Robert Hans, Hotel du Louvre, Nizza.
Kronengold, Dr. Eduard, 53 West 70th Street, New York City.
Newton, Caroline, Berwin, P.O. Daylesford. Pa.
Nunberg, Dr. Hermann, 875 Park Avenue, New York City.
Reich, Dr. Annie, 20 West 72nd Street, New York City.
Sperling, Dr. Otto, 958 St. Johns Place, Brooklyn, New York City.
Sterba. Dr. phil. Editha, 781 Bedford Road, Grosse Pointe Park, Michigan.
Storfer, A. J., 117 Hong Kong Road, Shanghai.
Sugar, Dr. Nikola, Knjeginje Ljubice ul. 32, Belgrad.
Weiss, Dr. Karl, 56 Clifton Court, London, N.W. 8.

Außerordentliche Mitglieder:
Betlheim, Dr. Stefan, trg. Kralja Petra 3, Zagreb, Jugoslavien.
Deming, Dr. Julia, 406 Marlborough Street, Boston, Mass.
Eissler-Selke, Dr. Ruth, Albert Merritt Billings Hospital, Ellis Avenue, Chicago, 111.
Hawkins, Dr. Mary Oneil, c/o American Express Company, New York City.
Hohenberg-Herz, Dr. Margit, 277 Long Lane, Hillingdon, Uxbridge, England.
Levy, Estelle, 513 South Mariposa Avenue, Los Angeles, Kalifornien.
Löwenfeld, Dr. Heinrich, 130 West 86th Street, New York City.
Mahler, Dr. Margarethe, 336 Central Park West, Apt. 9D, New York City.
Maenchen, Dr. Anna, 469 Jean Street, Oakland, Kalifornien.

Walk, Dr. Rosa, 232 Blvd. Raspail, Paris XIVe.
Winnik, Dr. Heinrich, 152 Strada Spatarului, Bukarest.

Aus: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* und *Imago,* Jg. 24, 1939, 15/16.

Nach dem „Anschluß“ verließen von den 50 ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung mit Wiener Wohnsitz sämtliche außer August Aichhorn, Richard Nepaliek und Alfred Winterstein Österreich. Dr. Richard Nepallek, der langjährige Kassier der Vereinigung, starb 1940 in Wien. Er gehörte zu den wenigen Wiener Analytikern, die nicht von den nationalsozialistischen Rassengesetzen bedroht, also „arisch“ waren (wie A. Aichhorn, D. Burlingham. J. Lampl-de Groot, E. und R. Sterba, J. Deming, M. Hawkins, E. Jackson).

Im Zusammenhang mit dem Überblick zu Mitgliederstand und Zahl der Exilanten der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung ist eine durch Ernest Jones bekanntgegebene und häufig in der Literatur verwendete Angabe zu korrigieren. Er sprach als Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung am 1. August 1938 in Paris über das Resultat von Hilfsmaßnahmen: *Von den 102 Analytikern und Kandidaten in Wien ist nur noch ein halbes Dutzend in dieser unglückseligen Stadt und wir hoffen, daß sie ebenfalls binnen kurzem werden ausreisen können.*

Diese pseudopräzise und vor allem nie hinterfragte Angabe von Ernest Jones wurde und wird in der Literatur in der Regel als Exilantenzahl wiedergegeben, um die „Katastrophe des Anschlusses“ und ihre Auswirkungen zu belegen. Diese „102“ erscheinen dann im Kontext als „Katastrophenopfer“. Die nahezu ausschließliche Verwendung dieser Zahl entspringt einem historischen Bewußtsein, das mit einem der lebendigsten Abschnitte in der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung, der Psychoanalyse in Wien vor 1938, wenig anzufangen weiß, ihn „quantifiziert“. Die offizielle Psychoanalyse in Österreich nach 1945 hat dazu beigetragen, diese Unbewußtmachung von Geschichte, mit oder ohne Quantifizierung, aufrechtzuerhalten. Nur bei Solms-Rödelheim (1976) werden 68 Mitglieder namentlich genannt. Das Vergessene fiel einer Art „Seligsprechung“ und „Denkmalspflege“ anheim. Das machte zum Beispiel aus „Sigmund Freud“ und „Berggasse 19“ werbewirksame Markenzeichen, die auch von der österreichischen Fremdenverkehrswerbung und zur Österreich-Image-Pflege verwendet werden. Auch dieser „Ausverkauf* in Form einer banalisierenden Popularisierung ist ein Zeichen dafür, daß sich in der Wiener intellektuellen Kultur nach 1945 der Geist psychoanalytischen Denkens nicht mehr verankerte.

Einzelne Vertreter der Zunft tragen zu einem vordergründigen Präsentismus dieser Wissenschaft bei.

Äußere und innere Umstände und Bedingungen der Psychoanalyse in Wien trugen zu diesem Niedergang bei. Als innere Gründe wirken hierbei etwa die völlige Isoliertheit und Profillosigkeit der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung und der Ausverkauf der Psychoanalyse durch die Politik des Präsidenten der Sigmund Freud-Gesellschaft, Doz. Dr. Leupold-Löwenthal.

Über die in Ausbildung gestandenen Kandidaten im Zeitraum 1937/38 gibt es bisher keine genaueren Unterlagen. In einem Bericht nennt der Sekretär des Lehrausschusses, Edward Bibring, die Zahl von 38 Kandidaten, die zur Zeit der Unterbrechung der Institutstätigkeit in Ausbildung standen, „davon etwa die Hälfte in theoretischer und praktischer, etwa 10 nur in theoretischer Ausbildung."

Die Kandidaten- und Mitgliederzahl summiert, ergibt annähernd die von Jones genannte Zahl. Der überwiegende Teil der Kandidaten kam aus dem Ausland, wobei die größten Gruppen die Holländer und die Amerikaner stellten, aber auch aus der Schweiz und Schweden waren zu dieser Zeit mehrere Personen zur psychoanalytischen Ausbildung in Wien. Zwischen 10 und 15 inländische Kandidaten dürften durch den Einmarsch der Nationalsozialisten unmittelbar gefährdet gewesen sein. Unter ihnen waren Else Pappenheim, Rudolf Ekstein, Kurt Eissler, Heinrich Racker, Walter Hollitscher, Thea Erdheim, Isidor Silberman, Gerhard Pisk, Lothar Rubinstein.

Laura Fermi geht von einer Gesamtzahl von 190 Personen aus, die als Analytiker oder Psychiater mit psychoanalytischer Orientierung ab 1930 nach den Vereinigten Staaten kamen. Davon reisten zwei Drittel im Zeitraum 1938 bis 1942 und ein Drittel in den 8 Jahren vor 1938 ein. 1930 bis 1933 zählte Laura Fermi elf Ankünfte, im Jahre 1934 zehn, in einer Zeit, wo die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft nahezu zweigeteilt wurde. Die deutschen jüdischen Analytiker wählten zunächst europäische Exilländer. (Fermi 1968, 152)

Wesentlich über den Rahmen der Mitglieder und Kandidaten der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung hinaus ging das, was als „Kultur der Psychoanalyse" bezeichnet werden kann und Teil einer kohärenten intellektuellen Kultur war, die zerstört wurde — die zahlreichen Analysanden und Teilnehmer an Kursen und Seminaren, vor allem Lehrer, Erzieher, Sozialarbeiter und Kindergärtnerinnen, die ebenso wie viele Schriftsteller und Künstler, Wissenschaftler und Gelehrte, Ärzte, Juristen und Philosophen Träger psychoanalytischen Gedankengutes waren.

5. STIMMEN UND STIMMUNGEN AUS DER WIENER PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG VOR DEM MÄRZ 1938. AUS GESPRÄCHEN UND INTERVIEWS MIT EMIGRIERTEN PSYCHOANALYTIKERN

Wir leben schlechten Zeiten entgegen. (Sigmund Freud an Arnold Zweig, 7. Dezember 1930).

Auch in den 30er Jahren war die Psychoanalyse als Wissenschaft des Unbewußten für Anhänger und Interessenten ein anziehendes und faszinierendes Unternehmen. Sie eröffnete Möglichkeiten, mit ihr zu neuen wissenschaftlichen Entdeckungen und Erkenntnissen zu gelangen, Anwendungsbereiche standen offen, berufsbezogene Interessentengruppen stellten neue Anforderungen an die Lehrenden, die Popularisierung war kaum in Angriff genommen. Innerhalb des Instituts herrschte eine intensive Lern- und Forschungsatmosphäre, die sich bis in die Geselligkeiten des Privatlebens hineinzog. Ein tolerantes Klima und der enge Kontakt zwischen Lehrenden und Lernenden, der auch durch einen oft geringen Altersunterschied aufgelockert wurde, schufen ein Refugium. Dora Hartmann, die mit Heinz Hartmann eine dieser Gruppen von befreundeten Analytikern miterlebte, berichtete dazu:

You were part of an enthusiastic group of young rebels if you belonged to this psychoanalytic mouvement at that time. And by this fact, already, all these people were very close, felt very close together. They all believed in something that was quite different, that was quite revolutionary, for which one got ostracized from the real academic circles, from which one knew one did not get prestigeous and could not make a lot of money. ... Nevertheless, it was so important for this group at that time to gather around Freud and to feel that there was something completely new and completely different, and they were part of it, had started something new. ... There was nothing but talk about the new discoveries. (Hartmann 1973, 24 und 25)

Dora Hartmann nennt die Ehepaare Kris, Hoffer, Deutsch, Bibring und Waelder, die zu dieser engen Freundesgruppe gehörten und zu der 1933 noch Hans und Jeanne Lampl-de Groot stießen.

Every month or every year something new was discovered, some concept that hadn't been there before, or some new theoretical idea that made things different and that you had to discuss and explore. The constant comparison of theoretical and the constant exchange of clinical experience went on day and night. We had these groups at least once a week or twice a week. In the evening we had groups

where we all came together to play cards. One usually played cards for an hour, and then somebody said, „I have to tell you all what happened to me today with that patient. Have you ever heard about... ?" Then the whole thing came out and everybody listened, and gave his opinion as to what that could have meant, and if that fitted with the latest that Abraham had discovered, or if that was something that seemed not to fit any other thing. It was a constant interchange of ideas. (Hartmann 1973, 25)

Frau Jeanne Lampl-de Groot, die mit ihrem Mann Hans Lampl 1933 von Berlin nach Wien kam und hier bis 1938 auch als Lehranalytikerin arbeitete, wurde von dieser Atmosphäre des Wiener Instituts angezogen:

... and I knew that it was stupid from a political side, and I always had the feeling when Hitler is in Germany he will come to Austria too. But it was then, at that time, that the analysis was so wonderful because then there were the Hartmanns, Bibrings, Waelders, Deutsches, the Krises, Maenchen, so we decided to go to Vienna. And that was the nicest time there analytically, you see. ... Of course politically it was terrible. (Lampl-de Groot 1973, 13)

Auch die Personen, die Mitte der 30er Jahre ihre psychoanalytische Ausbildung in Wien begannen, waren von der dichten Atmosphäre beeindruckt. Frau Else Pappenheim: *Altogether the atmosphere at the Institute was extremely stimulating.* (Pappenheim 1982, 4)

Walter C. Langer, ein Analytiker aus den USA: *The group seemed to have the common objective, namely, the refining of analytic techniques and the furthering of analytic theory and application. Iwas very happy andcomfortable there, and only wish that it might have lasted longer.* (Langer und Gifford 1978, 51)

Isidor Silberman: *We nearly lived at the Institute. There was something every night.* (Silberman 1985, 32)

Es hat den Anschein, als ob die starke Identifikation mit der gemeinsamen Wissenschaft und das Engagement in der intellektuell und emotional anregenden Gruppenkultur des Wiener Instituts durch die sich verschärfenden politischen Verhältnisse nicht gelockert wurden. Es entsteht im Gegensatz der Eindruck, daß die Psychoanalytiker sich in ihre eigenen Reihen zurückzogen, ihre wissenschaftliche Neugierde von der bedrohlicher werdenden Außenwelt abwandten: Von den politischen Verhältnissen wurde man als Privatperson, aber nicht als Psychoanalytiker betroffen. Im Bereich des Lehrinstituts war Politik durch Psychoanalyse verdrängt: Ein Schutzraum, in dem mehr oder weniger ungestörtes Arbeiten möglich war, wenn die Aufspaltung von Beruf und Politik gelang. Es scheint, daß in den Köpfen der Psychoanalytiker die Welt immer mehr zur Welt der Psychoanalyse wurde.

Die Psychoanalytiker waren mit den gesellschaftlichen, sozialen und politischen Zuständen auch über die Berichte, Erzählungen und durch das Leiden

ihrer Patienten verbunden. Dabei stellt sich die Frage, ob sich durch die Ausbildungstätigkeit der Lehranalytikergruppe und die Auswahl und Zusammensetzung der Kandidaten (soziale Selektion, ausländische Analysanden) eine gewisse Distanz zum gesellschaftlichen Konfliktstoff ergab.

Marie Langer, die wegen ihrer politischen Aktivitäten Schwierigkeiten am Institut bekam, schreibt über die Widersprüche, die ihr dort begegneten: *Ich habe Freud niemals kennengelernt. Für eine junge Studentin des Instituts wie mich, die von ihrer psychoanalytischen Berufung nicht allzu überzeugt war, wäre es sehr schwierig gewesen, mit diesem berühmten, aber damals wegen seiner Krebskrankheit schon sehr zurückgezogen lebenden Mann eine Verbindung anzuknüpfen. Und zur Ehrenfeier seines achtzigsten Geburtstages wollte ich nicht gehen: ich hatte zu viele Vorbehalte gegen diese Leute, die so taten, als würde nichts in der Welt geschehen. Die Psychoanalytiker spielten es besser als alle anderen: dieses heikle Spiel der Verleugnung.*

Das Institut war zu dieser Zeit überfüllt mit geflohenen jüdischen Kollegen, die größtenteils aus Berlin kamen: alle - von Freud abwärts - haben die Gefahr geleugnet. Ich verstehe bis heute nicht - und damals verstand ich es noch weniger -, wie sie die Augen vor dem Offensichtlichen so verschließen konnten. Sogar die jüdischen Kollegen, die hatten fliehen müssen, ließen sich nach ihrer Ankunft von neuem als Analytiker nieder und schienen die auch in Österreich bedrohlichen politischen Entwicklungen gar nicht zu beachten. (Langer 1986, 91 und 92)

Am 22. Juni 1936 schrieb Sigmund Freud an den 1933 nach Palästina emigrierten Arnold Zweig:

Österreichs Weg zum National-Sozialismus scheint unaufhaltbar. Alle Schicksale haben sich mit dem Gesindel verschworen. (Freud und Zweig 1968, 142). Und gegen Ende des Jahres 1937 kamen folgende Zeilen in Haifa an: *In Ihrem Interesse kann ich es kaum bedauern, daß Sie nicht Wien zur neuen Heimat gewählt haben. Die Regierung hier ist eine andere, aber das Volk ist dasselbe, in der Anbetung des Antisemitismus durchaus einig mit den Brüdern im Reich. Die Kehle wird uns immer enger zugeschnürt, wenn wir auch nicht erwürgt werden. Palästina ist wenigstens noch British Empire, das ist nicht zu unterschätzen.* (Freud und Zweig 1968, 163)

Am 23. Dezember 1936 schrieb Edward Bibring aus Wien an den seit 1930 in New York niedergelassenen ehemaligen Wiener Analytiker Fritz Wittels: *Von hier gibt es nicht viel Neues zu berichten, außer, daß wir die leise Hoffnung haben, daß sich die europäischen Verhältnisse doch noch beruhigen werden. Unsere Arbeit hier geht in unvermindertem Ausmaße weiter, trotzdem uns gewisse Möglichkeiten eingeschränkt wurden.* (Bibring 1936, 1)

Ein Jahr später folgte ein ausführlicher Brief, in dem ausschließlich über die „psychoanalytische Welt“ berichtet wird. Im letzten Absatz nahm Bibring

darauf Bezug: *Auch wenn man von der Weltgeschichte absieht, scheint einem die Welt vielfach auf den Kopf gestellt. Da Wünschen nichts kostet, so wünsche ich Dir und mir fürs neue Jahr, die Welt möchte sich wenigstens teilweise grad stellen.* (Bibring 1938, 3)

In bezug auf Wilhelm Reich erinnert sich Dora Hartmann: ... *and something had to be decided about Wilhelm Reich, because he had gone at that time into polittcs. ... and he wanted to combine his political conviction with his scientific teaching. Many people feit that one should keep that separate, that shouldn't be combined.* (Hartmann 1973, 47)

Edith Jacobson benannte die Gründe sehr klar, die Wilhelm Reich für die Berliner Psychoanalytiker-Gruppe nach dem Machtantritt Hitlers untragbar machte:

No, he wasn't a trouble-maker. Of course, he was a Communist, and was a party member and so on. Then it is true that he got into conflict with the psychoanalytic society in Berlin because they didn't want to have a Communist among them. Well, one may understand it. But it wasn't so very nice to exclude him because he was a Communist, you know, but they did. It was entirely that. (Jacobson 1971, 29)

Berücksichtigt man die lokale Nähe zur Wiener Vereinigung und enge Zusammenarbeit der 1933 in Prag gebildeten psychoanalytischen Arbeitsgemeinschaft (der ab 1935 Otto Fenichel, Anni Reich und Steff Bornstein als Lehranalytiker zur Verfügung standen) mit den Analytikern in Wien, so können interessante Vergleiche angestellt werden, was bei unterschiedlichen politischen Bedingungen unter gleichen Zielsetzungen in bezug auf die Entwicklung und Verbreitung der Psychoanalyse möglich war. Vielleicht vertrat diese Gruppe auch das „politische Gewissen" der Wiener Vereinigung.

Fragen, die sich aus dem Verhältnis von Psychoanalyse, Politik und Gesellschaft ergaben, standen in Prag zur Debatte. So referierte zum Beispiel am 3. Februar 1936 Heinrich Löwenfeld „Zur Massenpsychologie des Faschismus" *(IZP* 1936, 292), Otto Fenichel sprach 1936/37 bei einer öffentlichen Veranstaltung zugunsten des Eder Memorial Fonds über „Psychoanalyse des Antisemitismus". *{IZP* 1939, 230)

In seinem Abschiedsvortrag vor der Prager Gruppe, nach der Okkupation Österreichs, gab Fenichel einen Überblick zur Lage und sprach damit vielleicht auch im Sinne mancher Wiener Analytiker.

„Das Schicksal der Psychoanalyse", meinte Fenichel, *"hängt jetzt nicht mehr davon ab, ob sie sich erfolgreich mit dieser oder jener .Abweichung' auseinandersetzt ... Das Schicksal der Psychoanalyse wird vom Schicksal der Welt und der Wissenschaft überhaupt abhängen. "* Er sagte, auch er habe die Begründung und Entfaltung einer Theorie der menschlichen Kultur und Gesellschaft für das

authentische Projekt der Psychoanalyse gehalten. Doch diese Aufgabe und die daran geknüpften Hoffnungen gehörten nun der Vergangenheit an. In den faschistischen Ländern werde der „Geist“ ermordet, würden Lügen verbreitet und jede Anstrengung unternommen, die Menschen dumm statt einsichtig zu machen. Im Angesicht der Barbarei sei es angezeigt, sich in Bescheidenheit zu üben. Große Entdeckungen oder Durchbrüche stünden nicht zu erwarten. Jetzt komme es darauf an, die Psychoanalyse zu bewahren — und standzuhalten. Vielleicht werde die Barbarei sich weiter ausbreiten, und möglicherweise werden die Psychoanalyse mitsamt der Kultur verschwinden. Dennoch gelte es, in ihrer Tradition weiterzuarbeiten. *Nicht darum geht es, daß dieser oder jener Neurotiker gesund gemacht werde, sondern darum, daß das Denken überhaupt auf die Erscheinungen des Seelenlebens angewendet werde. Nicht das grüblerisch zwangsneurotische Denken, das die Wirklichkeit durch Begriffe ersetzt, sondern das lebendige Denken, das an der Fülle der Wirklichkeit orientiert ist. Und um dieses Denken steht es heute schlecht. Der Ratio ist der Krieg angesagt.* (Jacoby 1985, 146 und 147)

Im Vergleich dazu scheinen sich im Wiener Institut stärkere Tendenzen der „Theoretisierung“ und „Verwissenschaftlichung“ der Psychoanalyse durchgesetzt zu haben, die der Trennung von Psychoanalyse, Politik und Gesellschaft entsprochen haben mag. Heinz Hartmanns Vortrag in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung vom 17. November 1937 über „Ich-Psychologie und Anpassungsproblem“ oder ein Vortrag von Walter Hollitscher „Über die Beziehungen zwischen der psychoanalytischen und behavioristischen Begriffsbildung“ in der wissenschaftlichen Arbeitsgruppe des psychoanalytischen Lehrinstituts im Jänner 1938 mögen dafür Anhaltspunkte sein. Mit Hartmanns Postulierung einer konfliktfreien, neutralen Zone in der Instanz „Ich“ mochte sich der Wunsch nach einem Refugium spiegeln, das von den gesellschaftlichen Verhältnissen unberührt bleiben konnte.

6. PSYCHOANALYTIKER ERLEBEN DEN „ANSCHLUSS“

Die Wiener Psychoanalytiker hatten sich über die Möglichkeit der Aufrechterhaltung ihrer psychoanalytischen Arbeit und des relativ ungestörten Betriebes der psychoanalytischen Einrichtungen mit dem austrofaschistischen System arrangiert. Dies bedeutete sicher nicht, daß sie sich auch ideologisch angepaßt hatten. Politik war „Privatsache“, in diesem Rahmen wurde das politische Geschehen behandelt. Spätestens mit der veränderten

politischen Situation nach dem 12. Februar 1938 jedoch dürfte für die Psychoanalytiker das Ende ihrer Arbeit in Wien absehbar und zwingend nähergerückt sein. An diesem Tag erreichte Hitler in Berchtesgaden von Schuschnigg weitgehende Zusagen und Zugeständnisse an die Nationalsozialisten. Der österreichische Nationalsozialist Seyß-Inquart wurde Innen- und Sicherheitsminister, große Demonstrationen und Aufmärsche der Nationalsozialisten fanden ungehindert statt, die Arbeiterschaft wurde an Kampfmaßnahmen gegen die Nationalsozialisten gehindert.

Mit der Perspektive eines Endes der psychoanalytischen Tätigkeit in Wien dürften bei den Psychoanalytikern auch Vorstellungen verbunden gewesen sein, die mit einer absehbaren zeitlichen Unterbrechung rechneten. Wie lange mochte es dauern, bis die „Hitlerei" vorüber war, gab es noch Aussichten, daß es doch nur ein „Hitler-Spuk" war? In diesem Zusammenhang war es naheliegend, sich auch Gedanken darüber zu machen, wie eine Überbrückung, Fortsetzung oder Aufrechterhaltung der psychoanalytischen Arbeit hätte aussehen können.

Zu den Rahmenbedingungen (zumindest für den engeren Kreis der dem Institut angehörenden Analytiker) gehörte auch, daß es offenbar *zu dieser Zeit auch in der obersten Leitung der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung gegensätzliche Auffassungen in der Frage gab, ob eine Weiterarbeit der Psychoanalyse in Österreich unter dem Regime Hitler versucht werden solle.* (Huber 1977, 55)

Einen Monat später, nach der Okkupation Österreichs, wurde am 13. März eine Vorstandssitzung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung einberufen. Das Spektrum der Möglichkeiten, das Unternehmen zu retten, dürfte sich nach einem Monat soweit eingeengt zu haben, daß ein Beschluß und Konsens bald erreicht war und nach dem *jeder, dem es möglich sei, aus dem Lande fliehen solle und der Sitz der Vereinigung dorthin zu verlegen sei, wo sich Freud niederlassen werde.* (Jones 1962,262) Mit der schweren Bürde von Flucht und Exil hatte sich nun jeder auseinanderzusetzen. Die rasch einberufene Sitzung und der Beschluß machen nochmals deutlich, daß die Analytiker ihre theoretische Distanz zum politischen Geschehen praktisch sehr schnell zu überwinden in der Lage waren. Sie wußten ihre gute Realitätsanpassung und -prüfung zur Selbsterhaltung zu nutzen und rechneten mit der sich abzeichnenden „Katastrophe". Solange diese nicht tatsächlich eintrat, setzten sie ihre Arbeit und ihr gewohntes Leben fort.

Ein Spektrum unterschiedlicher Haltungen (abhängig von Generations- und sozialer Gruppenzugehörigkeit, Familientradition etc.) dürfte sich, auch gegen bessere Einsicht, im Hinblick auf die absehbaren Möglichkeiten des Endes des psychoanalytischen Unternehmens gebildet haben.

Beim Versuch von Ernest Jones, Sigmund Freud zur Exilierung zu bewegen, wehrte sich dieser mit der Haltung eines Offiziers: *Dann kam seine letzte Erklärung: er könne sein Heimatland nicht verlassen: das wäre, wie wenn ein Soldat seinen Posten verließe. Ich habe bereits davon erzählt, wie ich mit Erfolg dieser Einstellung begegnete, indem ich den Vergleich mit Lightoller, dem Zweiten Offizier der „Titanic", heranzog, der sein Schiff nie verließ, wohl aber das Schiff ihn. Auf diese Weise erreichte ich schließlich seine Zustimmung.* (Jones 1962, 261)

Eine ähnliche Haltung wird auch Paul Federn, dem Obmannstellvertreter der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, zugeschrieben, der eine geraume Zeit nach Sigmund Freud Wien verließ. In ebensolcher Haltung des „Ehrenmannes" und „Offiziers aus dem Ersten Weltkrieg" begegnete auch Adolf Josef Storfer der Bedrohung (Federn 1987), eine Haltung, die bei einigen älteren Mitgliedern der Vereinigung verbreitet gewesen sein dürfte, in deren Assimilierungsgeschichte die Teilnahme am Ersten Weltkrieg ein wichtiges Element der Zugehörigkeit bildete. In ihr war der Glaube enthalten, daß die aktive Teilnahme, die oft dekoriert und mit Auszeichnungen im Ersten Weltkrieg bestätigt wurde, Schutz böte gegen die Bedrohung, Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung aus politisch-rassischen Gründen.

Bereits in den ersten Tagen nach dem „Anschluß" wurde das Haus Berggasse 7, das Zentrum psychoanalytischer kultureller Einrichtungen und Aktivitäten, von den Nationalsozialisten beschlagnahmt. Die Psychoanalyse, von den Nationalsozialisten als „jüdische Wissenschaft" gebrandmarkt und als „jüdisch-marxistische Schweinerei" propagandistisch verteufelt, war quasi naturgemäß Objekt des nicht zuletzt rassistisch motivierten Feldzuges gegen aufklärerische Wissenschaft überhaupt.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts propagierten die Deutschnationalen und Christlichsozialen Judenhaß und Antisemitismus. Der Katholizismus und sein religiös begründeter Judenhaß waren die kulturelle Basis des in Österreich besonders stark verankerten Antisemitismus. (Bunzl 1983) Diese Haltungen waren in breiten Schichten der Wiener Bevölkerung verbreitet. Nur die Anhänger der seit 1934 illegalisierten sozialdemokratischen Arbeiterschaft und die Kommunisten hielten sich verhältnismäßig frei von antijüdischen Vorurteilen.[3] Bei den von den Nationalsozialisten organisierten Exzessen gegen die Wiener Juden bot die zustimmende und abwartende Haltung der Bevölkerung den besten Nährboden für die Aktionen und Übergriffe der nationalsozialistischen Mitläufer, Profiteure, Akteure und Täter. Die Judenhatzen wurden lebhaft begrüßt.

Der „Umbruch", wie die Ereignisse der Märztage 1938 von den Nazis

bezeichnet wurden, war durch eine Massenhysterie und durch ein schier unentwirrbares Kompetenzchaos in der Verwaltung gekennzeichnet. Durch diese beiden Phänomene wurden die erschreckenden Exzesse gegen die Wiener Juden erst so richtig ermöglicht. SA-Leute und HJ-Mitglieder griffen auf den Straßen Juden tätlich an, fingen sie zusammen und zogen sie zum Gaudium der Zuschauer zum Aufreiben von Straßen oder aber zum Beschmieren jüdischer Geschäfte mit nazistischen Parolen heran. Andere Nazis nützten diese Gelegenheit für persönliche Bereicherung. Sie bedienten sich dabei des altbekannten Tricks der Hausdurchsuchung und der Beschlagnahme. Alles, was ihnen gefiel oder ihnen wertvoll schien, wurde mitgenommen; Wohnungen wurden ausgeräumt und ganze Geschäftsläden geplündert. Diese privaten Raubzüge nahmen solche Ausmaße an, daß sich der für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich Verantwortliche, Gauleiter Bürckel, veranlaßt sah, in mehreren Aufrufen an die Öffentlichkeit dagegen vorzugehen. (Moser 1975, 194)

Hitlers und Görings Absichten waren auf den Raub des jüdischen Vermögens und Besitzes und die Enteignung jüdischer Betriebe und Unternehmungen gerichtet. Gerade in ökonomischer Hinsicht wollten nun auch die „Illegalen“, die gerade legal gewordenen österreichischen Nationalsozialisten, auf ihre Rechnung kommen. Ihr Pogrom der ersten Wochen, auf der Suche nach Pfründen, bestimmte nachhaltig die Atmosphäre von Angst und Terror und paßte in das Konzept der neuen Machthaber, insoferne diese Einschüchterungen zur Vertreibung der Juden beitrugen. Nach wenigen Wochen wurde die antisemitische Vertreibungspolitik in administrative Bahnen gelenkt. Auch waren inzwischen die „wilden“ Arisierungen, Enteignungen und Entlassungen, vor allem auf dem privatwirtschaftlichen Sektor, ökonomisch disfunktional geworden.

Schon sehr bald nach der Volksabstimmung vom 10. April 1938 setzten legistische Maßnahmen gegen die Juden in Wien ein. Vor allem ging es hier um die Sicherung des jüdischen Vermögens, das die Reichsbehörden für die Finanzierung des Vierjahresplanes herangezogen wissen wollten. Denn die Wiener Nazis begannen eine eigene Judenpolitik zu betreiben; dabei ging es ihnen vor allem um die Versorgung verdienter Nationalsozialisten. Aus diesem Wiener Alleingang entstand das Unwesen der kommissarischen Leiter. In mittleren und großen jüdischen Betrieben und Geschäften hatte man solche Leiter eingesetzt, deren einzige Tätigkeit darin bestand, sich die eigenen Taschen auf Kosten der jüdischen Betriebsinhaber zu füllen. Diesem Treiben wollten die Reichsbehörden Einhalt gebieten. Es wurde daher am 26. April 1938 die Verordnung über die Anmeldung des jüdischen Vermögens über 5000 Reichsmark erlassen. Im Zusammenhang damit wurde in Wien die Vermögensverkehrsstelle errichtet, die die systematische Enteignung - die sogenannte Arisierung - der Wiener Juden

durchführte. Die Nürnberger Gesetze, die wichtigsten antijüdischen Gesetze, wurden erst am 20. Mai 1938 in Österreich eingeführt. (Moser 1975, 195 und 196).

Anton Sauerwald wurde für das psychoanalytische Unternehmen als kommissarischer Leiter eingesetzt. Er beschrieb den beschlagnahmten Besitz:

In der Erwägung, das in dem Besitze der „ Wiener Psychoanalytischen Vereinigung", des „ Wiener Psychoanalytischen Ambulatoriums" und des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages" befindliche wertvolle Gut in Form einer ausgedehnten wissenschaftlichen Bibliothek, einer umfänglichen Innenausstattung der Sitzungs-, und Vorlesungs- und Behandlungsräume, des umfangreichen Bücherlagers und eines nicht unbeträchtlichen Barvermögens... (Sauerwald 1938, zit. nach Huber 1977, 52 und 53)

Trotz oder gerade wegen aller gespannten Aufmerksamkeit war der „Anschluß" für die Psychoanalytiker eine Überraschung. Was ihn als „Katastrophe" erscheinen ließ, also mit einem überraschend hereinbrechenden Unglück assoziiert wurde, entsprang wohl kaum einer Verleugnungshaltung, die es möglicherweise auch gab, sondern weit eher der unmittelbaren Bedrohung des hochbesetzten Institutsbetriebes und der Person Sigmund Freuds.

Unter den Psychoanalytikern wurden auch zweifelhafte Chancen in Betracht gezogen, die die drohende „Katastrophe" des „Anschlusses" abzuwehren imstande gewesen wären. So wurden zum Beispiel an die von Schuschnigg angekündigte Volksabstimmung noch starke Hoffnungen auf eine Änderung der politischen Situation geknüpft.

Max Schur, Freuds Hausarzt, schildert die Situation folgendermaßen:

Im Februar zitierte Hitler Schuschnigg, den österreichischen Bundeskanzler, nach Berchtesgaden und stellte ihn buchstäblich vor ein Ultimatum. Niemand konnte im Zweifel sein, daß das Ende Österreichs nur noch eine Sache von Wochen war. Ich persönlich war so überzeugt davon, daß ich wenige Tage später ein Einreisevisum nach den Vereinigten Staaten beantragte. Ich beschwor Freud wiederholt, das Land zu verlassen. Einmal versprach er, es sich zu überlegen, lehnte es dann aber wieder ab. Am 11. März marschierten die Deutschen ein...

Ich machte gerade Nachmittagsvisite in meiner Klinik, als mich die Nachricht von Schuschniggs Rücktritt erreichte. Ich rief daheim an und fuhr dann in die Berggasse. Die Straßen waren voll von aufmarschierenden SA-Männern.

Einige Freunde hatten sich in Freuds Wohnung versammelt und versuchten, Freud zur Abreise zu überreden. Am folgenden Tag gab er nach, aber da war es bereits zu spät, und wir mußten eine offizielle Genehmigung abwarten. (Schur 1982, 582)

In einem Brief an Arnold Zweig, eine Woche nach dem „Anschluß“, beschrieb Sigmund Freud die Ereignisse:

Kaum daß ich die Arbeit wieder begonnen hatte, traten jene Ereignisse ein, die, Weltgeschichte im Wasserglas, unser Leben verändert haben. Ich konnte beim Radio lauschen der Kampfansage wie dem Verzicht, dem einen Jubel und dann dem Gegenjubel. Im Laufe dieser „eventful week“ haben mich die letzten meiner wenigen Patienten verlassen. Ich bin noch nicht ganz schmerzfrei, kann also nichts arbeiten, tue also gar nichts. Unser Haus ist freilich sehr unruhig, Freunde erkundigen sich nach unserem Befinden, zwei sehr erwünschte Besucher, Prinzessin Marie (Bonaparte) und Dr. Jones waren ständige Gäste. Die beiden sind hauptsächlich gekommen, um die internationalen Rechte auf Verlag und Institut zu vertreten. (Freud und Zweig 1968, 167)

Da viele Analytiker in den inneren Bezirken wohnten und arbeiteten, werden sie, gleich anderen Gegnern des Nationalsozialismus, das Geschehen in den Straßen so erlebt haben, wie es ein englischer Journalist beschrieb:

Es war ein unbeschreiblicher Hexensabbat - Sturmtruppleute, von denen viele kaum der Schulbank entwachsen waren, marschierten mit umgeschnallten Patronengürteln und Karabinern, als einziges Zeichen ihrer Autorität die Hakenkreuzbinde auf dem Ärmel, neben den Überläufern aus den Reihen der Polizei; Männer und Frauen brüllten und schrien hysterisch den Namen ihres Führers, umarmten die Wachleute und zogen sie mit sich in den wirbelnden Menschenstrom; Lastwagen mit SA-Leuten, die ihre lang versteckt gehalteten Mordwaffen nun offen trugen, hupten ohrenbetäubend und versuchten vergeblich, sich durch die Menge von Männern und Frauen einen Weg zu bahnen... Die Luft war voll der Geräusche des heillosen Spektakels, und nur hin und wieder konnte man einzelne Schreie, wie „Nieder mit den Juden! Heil Hitler! Sieg heil! Juda verrecke! An den Galgen mit Schuschnigg! Heil Seyß-Inquart! Heil Planetta! Nieder mit den Schwarzen! Ein Volk, ein Reich, ein Führer, ein Sieg!“ unterscheiden. (Gedye 1947, 281 und 282)

Exzesse gegen Juden und Plünderungen jüdischer Geschäfte schlossen sich an.

SA drang in Geschäfte und Privathäuser ein und plünderte Geld- und Wertsachen. Wer sich widersetzte, wurde grausam mißhandelt. Zuerst fiel man über die großen jüdischen Warenhäuser her. SA fuhr mit Automobilen vor und nahm alle Waren fort. Am 12. und 13. März wurden alle jüdischen Warenhausbesitzer, Fabrikanten, Bankiers... verhaftet. (Haaratz 1938, zit. n. Botz 1980, 55)

Ein erster Flüchtlingsstrom aus Wien setzte ein:

Funktionäre des Ständestaates und der verbotenen sozialdemokratischen Opposition, jüdische Intellektuelle, Beamte und Industrielle, Aristokraten und

Monarchisten erkannten die drohende Gefahr und versuchten ins Ausland zu fliehen. Die Landstraßen, die zur tschechoslowakischen Grenze führten, besonders die Preßburger Bundesstraße, waren mit Privatautos und Taxis verstopft. Auf den Wiener Bahnhöfen drängten sich die Abreisenden. Am Ostbahnhof war der Andrang zu dem um 23.15 fahrplanmäßig in Richtung Prag abfahrenden Zug so groß, daß er in zwei Teilen geführt werden mußte. Noch vor der Abfahrt erschienen SA-Leute am Bahnsteig, verhafteten zahlreiche Flüchtlinge und nahmen den übrigen ihre Wertsachen, Geld- und Devisenbeträge ab... Als die Reisenden nach weiteren Kontrollen endlich spätnachts die Grenze erreichten, wurde den meisten von ihnen unter dem Hinweis auf das fehlende Einreisevisum von den tschechischen Grenzorganen die Einreise verwehrt... In den nächsten Tagen wurden durch verstärkte Grenzkontrollen auf österreichischer Seite wie bei den Nachbarstaaten praktisch jeder Grenzverkehr unterbunden. Nur wem es gelang, sich einen gefälschten ausländischen Paß zu besorgen, konnte Österreich verlassen. Erst nach zehn Tagen wurde die Ausreise „nichtarischer" Österreicher teilweise wieder gestattet. (Botz 1980, 55 und 56)[4]

Auch für Dora Hartmann war es durchaus klar, was der „Anschluß" bedeutete:

Look, don't forget that when they came to Austria the Nazis were already, since 1933, in Germany... One knew already pretty much what it was to live in a Nazi regime... (Hartmann 1973, 44)

Für Isidor Silberman war es überraschend, wie sich über Nacht die Atmosphäre in Wien veränderte und der latente Antisemitismus in eine Welle des offenen Hasses nahtlos überging und die Zeit nach dem „Anschluß" bestimmte:

Awful. I said the only brave people were the Jews. Everybody who was not a Jew wore a swastika; an American an American flag; an Englishman an English flag, but the Jews went without anything. So you immediately, when you saw someone without insigna, you knew that he was a Jew. And he was open play to anyone. But as I mentioned before, I worked in a health organization, after the Anschluß, and that was a Social Democratic organization. But the next morning when I came to my work, all of them were in SS-uniforms, all my patients. Guns and so on and so forth. I went upstairs, and the man in charge was very nice – I had known him for a long time - he called me to his office . .we are not going to discharge you because you are very, very precious to us. "... But in June I was fired. Because they found somebody eise. But the life was not very pleasant. (Silberman 1985, 16)

Yes, it was a great surprise. Although Vienna was never free from anti-semitism, but there was a very coherent intellectual Jewish group. But 1 had

many friends who were gentiles who later turned out to be Nazis... It was a surprise to see how the whole city... changed over night... In their heart they were antisemites. They always have - with their Viennese charme, which they have, they have been able to maintain a personal contact, and political matters were not discussed. But inside... (ebda., 17 und 18)

Hausdurchsuchungen und Verhaftungen, wie sie auch die Familie Freud betrafen, waren an der Tagesordnung. Marianne Kris erzählt:

We ourselves, had no Nazi group coming in. But in our house lived our colleague with her husband, Anna und Otto Maenchen, and he had been a member of the German Labor Party and was definitely endangered. Im Haus waren auch Nazis, ein Sozialdemokrat, dessen Frau und Schwiegermutter aus Deutschland kamen und Nazis waren.

So our house was, five minutes after the declaration, full of swasticas and everything. On the same evening, she went around and asked all help to come to the next square where a big meeting would be... Die SS fand bei einer Hausdurchsuchung bei den Maenchens nur ein Bild von Marie Bonaparte und stellte danach ihre Suche ein. *So, he and his wife and son very soon went over the border.... But we had, personally, not too much trouble, really.* (Kris 1972,7 und 10)

Eduard Kronold war eine Woche vor dem „Anschluß" auf dem Schneeberg und hatte dort Gruppen von Nazis in voller Uniform beobachten können. Dies war für ihn ein klares Zeichen. Obwohl man in der Stadt zirkulieren konnte und dies meist mit der Elektrischen (der Straßenbahn, Anm. d. Verf.), blieb einem auf der Straße das Gefühl, schutzlos und exponiert zu sein. Man ging aber aus Wien nicht weg, weil der Professor nicht wegging, erzählte Eduard Kronold. (Kronold 1986)

Otto Sperling, der am Wiedner Gürtel praktizierte und wohnte, wurde von einem Nachbarn gewarnt, der bei den Nazis eine Stellung hatte. Er hatte, wie andere jüdische Ärzte im 4. Bezirk, unangenehme Prozeduren über sich ergehen lassen müssen. So wurde eine Gruppe von ihnen im Hof des Theresianums bedroht und gezwungen, Zigarettenabfälle aufzuheben; bei einem anschließenden Verhör hatte man ihm unterzuschieben versucht, daß er Abtreibungen durchgeführt habe. Als Mitglied der Freimaurer war Otto Sperling zusätzlich gefährdet. (Sperling 1986)

Richard Sterba beschrieb, was für ein Bild sich dem Beobachter nach dem Einmarsch der Nazis in Wien bot:

Das Antlitz Wiens war mit einem Mal völlig verändert. Die Deutsche Wehrmacht mit Tanks, Artillerie und Truppen im Stechschritt zog über den Ring und andere Hauptverkehrsadern der friedlichen Reichshaupt- und Residenzstadt, und Horden von Nazianhängern füllten die Stadt mit ihrem lauten Jubel und

den häßlichsten antisemitischen Liedern und Schlagwörtern. Das „Heil Hitler" wurde einem überall in die Ohren geschrien. Der nicht nazibegeisterte Anteil der Bevölkerung - und es war der größere - war wie gelähmt und tief bedrückt. An diesem Samstagabend begleiteten wir unsere Freunde Weinmann zum Westbahnhof. Sie hatten sich rasch entschlossen, dem Naziübel durch Flucht in die Schweiz und weiter nach England zu entgegehen. Es war uns schwer ums Herz, als der Zug abfuhr. Ungewißheit und Gefahr der Zukunft legten sich drückend auf unser Gemüt. (Sterba 1985, 163 und 164)

Muriel Gardiner, die sich den im Untergrund arbeitenden „Revolutionären Sozialisten" angeschlossen hatte, wurde von der Nachricht des Anschlusses per Telefon informiert:

Ich hatte gerade Connie zum Einschlafen gebracht und eilte zurück zum Radio, wo ich den ganzen Tag über in regelmäßigen Abständen die Nachrichten abgehört hatte, als das Telefon läutete. Es war Berta Bornstein, meine beste Freundin unter den Psychoanalytikern; sie riet mir, so vorsichtig und verhüllt wie sie nur konnte, Wien sofort zu verlassen. Sie war eine der wenigen, die wußten, daß ich noch tief in illegaler Arbeit steckte, wenn sie auch keine Einzelheiten kannte. „Ich mache mir solche Sorgen wegen Connies Bronchitis", sagte Berta. „Ich hoffe, du gehst mit ihr sofort in die Berge. Du weißt, der Doktor hat gesagt, sie braucht dringend Luftveränderung!" Da ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wußte, daß Österreich vor wenigen Minuten an die Nazis gefallen war, wandte ich ein, ich hielte es nicht für gar so dringend. „Aber es ist wirklich dringend", sagte Berta. „Sie könnte Lungenentzündung bekommen, wenn du nicht fährst!" Als ich zum Radio eilte, das in einem auf die Spitalgasse hinausgehenden Zimmer stand, hörte ich von der Straße herauf ungewohnte Töne. Ich zog die Vorhänge zurück, öffnete das Fenster und blickte hinunter, wo sich mir ein unglaubliches Bild darbot. Die Straße war voll von Menschen, einer dichten, sich vorwärtsschiebenden Menge, die Hakenkreuzfahnen schwang und das Horst-Wessel-Lied sang. Welche Veränderung innerhalb einer Stunde! Und klopfenden Herzens wußte ich, daß dies nur ein schwacher Vorgeschmack eines tiefgehenden Wandels war, der unser aller Leben zerrütten sollte - eine Ankündigung kommenden Unheils, ein Auftakt zu Tod und Vernichtung. (Gardiner 1978, 73)

Psychoanalytiker erlebten den Terror, sahen, wie Personen aus Wohnungen geholt wurden und verschwanden, lebten in der ständigen Angst, daß auch an ihre Türe geklopft werden konnte, und wußten, daß sie fliehen müßten. Noch in der Nacht des Einmarsches der Nationalsozialisten bekamen Ärztekollegen an der Klinik Entlassungsschreiben (wie der Psychoanalytiker Erwin Stengel) oder wurden aufgefordert, „Ariernachweise" beizubringen. (Pappenheim 1986)

Von Beginn der nationalsozialistischen Machtergreifung an wurden die Wiener Zeitungen zensuriert und der Parteikontrolle unterworfen. Für jene,

die nicht direkt von den Ausschreitungen, Maßnahmen und Exzessen gegen ihre Mitbürger erfuhren, war das Ausmaß des Terrors nur schwer vorstellbar. Jedoch gehörten gerade in Wien Schikanen und Terror gegen Juden auf öffentlichen Plätzen zum „Stadtbild".

Otto Maenchen, deutscher Sozialist und Ehemann der Psychoanalytikerin Anna Maenchen, wurde von der amerikanischen Ärztin Mary O'Neil Hawkins, die in Wien ihre psychoanalytische Ausbildung absolvierte, mehrere Tage versteckt gehalten. (Langer und Gifford 1978, 38)

SA, SS und Gestapo, denen die mehrere tausend Blätter umfassende sogenannte „Schoberkartei" der österreichischen Polizeibehörden in die Hände gefallen war, gingen dabei nach Konskriptionslisten gegen alle jene vor, die während des christlich-autoritären Regimes hervorgetreten waren oder auch schon früher, in der demokratischen Periode, aus irgendeinem Grund der Polizei Schobers aufgefallen waren. Insbesondere waren ihnen die Mitglieder der Linksopposition ausgeliefert. Mitglieder der gestürzten Regierung, Beamte, besonders solche des Bundespressedienstes, Funktionäre der „ Vaterländischen Front", Legitimisten, ehemals christlichsoziale Politiker, Sozialdemokraten, „revolutionäre Sozialisten", Kommunisten und Juden aller sozialen Schichten wurden zu Tausenden, zu Zehntausenden verhaftet oder unter Hausarrest gesetzt, im Jargon der Zeit: „in Schutzhaft" oder „wegen Verschleppungsgefahr in Verwahrungshaft genommen". In vielen Fällen erfolgten die Verhaftungen nach folgender Methode: Einige Uniformierte und Männer in Zivil mit der Hakenkreuzbinde am Arm erscheinen am frühen Morgen vor der Wohnungstür des Opfers, läuten und zwingen den so aus dem Schlaf Gerissenen ohne Angabe von stichhaltigen Gründen mitzukommen. Nicht wenige Personen sollten kurz darauf ein zweites Mal verhaftet werden, obwohl sie schon in Haft waren. Es scheint, daß manche Namen in den Listen unterschiedlicher Stellen mehrfach eingetragen waren und eine Art Wettlauf um die Opfer zwischen der Polizei und der SA stattfand. Wenn auch ein großer Teil der Verhafteten nach mehreren Wochen, manche schon nach einigen Tagen wieder freigelassen wurden, so kamen doch bei dieser ersten Verhaftungswelle allein schon viele Hunderte in Konzentrationslager, wo sie lange Jahre verbrachten oder getötet wurden. Schon am 2. April kam der erste Transport mit den prominentesten Politikern in Dachau an. Weitere folgten bald darauf (Botz 1980, 57 und 58)

Die Psychoanalytikerin Jeanne Lampl-de Groot, eine Holländerin, die mit dem konfessionslosen jüdischen Arzt und Psychoanalytiker Hans Lampl verheiratet war, erzählte eine Geschichte aus dem Alltag von Angst und Erpressung:

Ich habe, wenn ich in die Stadt mußte - was ich so wenig wie möglich tat ein Hakenkreuz genommen, um mich zu schützen, da ich ja keine Jüdin bin. Mein

Mann ist eigentlich nie ausgegangen, wenn es nicht absolut notwendig war, außerdem hat er nichtjüdisch ausgeschaut, er hatte blaue Augen und ursprünglich etwas rötlichbraunes Haar, aber das war schon ganz weiß, die Leute haben gar nicht gesehen, daß er ein Jude ist. Er hat nie das Hakenkreuz getragen, er hat sich geweigert, wo er ganz recht hatte... Mit seiner Arbeit an der Klinik mußte er sofort aufhören, unser Auto wurde gleich beschlagnahmt, das stand in einer Garage, aber das war nicht so wichtig... Ich habe einmal Besuch gehabt, da ist so ein Nazi gekommen, er stand an der Türe in der Pyrkergasse, er sagte, er hat etwas für mich und wollte in die Wohnung. Da habe ich ihm gesagt: „ Wissen Sie, wenn Sie mich zwingen, können Sie natürlich nehmen, was Sie wollen, denn Sie sind groß und stark, aber ich will Ihnen sagen, ich finde es eine Schande, was Sie da machen. " Er drehte sich um und ging weg. Er war fast wie beleidigt, aber ich war so wütend. Eine Erpressung, eine versuchte Erpressung. Er ist nicht mehr zurückgekommen. Wahrscheinlich hat er den Hausmeister gefragt, ob irgendein Jude im Haus wohnt, und hat es überall versucht. (Lampl-de Groot 1973)

Das herrschende Klima von Mißtrauen, Angst und Unsicherheit nutzten und schürten die Nationalsozialisten geschickt, auch um soziale Unterschiede und Widersprüche für ihre Politik der Verfolgung und Vertreibung der jüdischen Bevölkerung voranzutreiben. Der Denunziation wurde Tür und Tor geöffnet, und der Hausmeister war dazu oft die „Schlüsselfigur". Nachdem die Hausmeister oft über Jahre und Jahrzehnte hinweg Kontakte zu den Hausparteien gehabt hatten, waren sie eine wichtige Informationsquelle. Oft mochten sie sich auch selber Vorteile durch Plünderungsmöglichkeiten erhofft haben, nachdem sie jüdische Hausbewohner bei den Nationalsozialisten denunzierten. Daraus mag sich auch erklären, daß viele Übersiedlungsgüter — auch nachdem eine Spedition den Transport übernahm, die Wohnung versiegelt wurde und die hohen Kosten, inklusive „Reichsfluchtsteuer", bezahlt wurden — nicht mehr die bereits exilierten Besitzer erreichten.

„Wir fütterten ihn mit Trinkgeldern und Geschenken", warf Frau Marie Normann ein. „Am selben Tag, als die Deutschen kamen, hat er uns angezeigt, daß wir über die Nazis schimpfen." (Polgar 1947)

Nicht nur Nationalsozialisten, auch Mitläufer und Leute, die sich um Politik wenig kümmerten, veranstalteten wochenlang Privatraubzüge, mit oder ohne „Legitimation" der NSDAP. Unter diesen Aktionen litten neben den Vereinslokalen der ehemaligen „Vaterländischen Front" die Privatwohnungen der jüdischen Bankiers und Intelligenzschicht, des jüdischen Mittelstandes und der Zehntausenden armen Juden, die jüdischen Großkaufhäuser in der Mariahilferstraße wie die kleinen Läden der Leopoldstadt gleichermaßen. Schmuck, Geld, Kleidungsstücke, Pelze, Teppiche, Kunstwerke, Mobilar wurden von den Plünderern weggeschleppt. (Botz 1980, 95) Dieser von Amts wegen geduldete

und geförderte Terror setzte sich fort in Mißhandlungen einzelner Menschen in der Öffentlichkeit:

Es begann damit, daß man jüdische Mitbürger vor den Augen ihrer „arischen" Volksgenossen, und nicht selten unter deren Beifall, mit Handbürste und Lauge, im Schmutz kniend, die Straße „reinigen" ließ, daß man unschuldige Menschen diffamierende Texte „auf um den Hals gehängten Tafeln" geschmiert, durch die Stadt tragen ließ... Es kam soweit, daß sich Ausländer durch Anstecken kleiner Streifen in ihren Nationalfarben, Nationalsozialisten wie Nicht-Nationalsozialisten, durch ein Hakenkreuzabzeichen davor zu schützen suchten, daß man sie für Juden hielt... Täglich holten SA und SS eine bestimmte Anzahl von Juden aus den Wohnungen und ließen sie eigene und „requirierte", das heißt gestohlene, Autos waschen und in ihren Unterkünften die Klosettanlagen putzen. Andere wurden einfach gezwungen, die enteigneten oder durch Selbstmordfälle freigewordenen Wohnungen für die neuen Herren zu reinigen. (Botz 1980, 94 und 95)

Eine Schriftprobe und einen Schriftvergleich mußte die junge Ärztin Else Pappenheim über sich ergehen lassen, nachdem aus ihrem Haus in der Lederergasse Zettel mit der Aufschrift „Hitler verrecke" gestreut wurden. Einer ihrer Begleiter, ein nichtjüdischer Kollege, mußte sich auf der Straße ausweisen:

Er war dunkel und ich sehr blond, da hat man uns aufgehalten und verlangt, daß er sich ausweist. Die fragten sich wohl, was tut der Jud' mit einem arischen Mädchen... (Pappenheim 1986) In wenigen Tagen hatte das „organisierte Chaos" und der gezielte Terror von NSDAP- und SA-Mitgliedern nach dem Muster von 1933 zur Einschüchterung der übrigen Bevölkerung genügt. Trotz der Konfrontation mit dem täglichen Terror wußte man nicht genau, was vor sich ging, man hat nur immer wieder gehört, daß Leute verschwinden, was einem mehr oder minder gewarnt hat.

Die Nationalsozialisten wußten diesen Terror als Herrschaftsinstrument zu nutzen und konnten „in Ruhe" ihre Machtpositionen nach einigen Wochen in allen Bereichen sichern. Die gleichzeitig ablaufende Propagandamaschinerie, zu der ständige Aufmärsche, marschierende Truppen und Flugzeugformationen gehörten, die einen entsprechenden Lärmpegel und eine Rhythmisierung erzeugten, gab dazu ein Gefühl der Unwirklichkeit, einer Inszenierung, der man gleichzeitig ausgesetzt war, die aber auch wieder eine gewisse Distanz zum Terror schuf. (Pappenheim 1986)

Erst als das damit angestrebte Ziel erreicht war und der Pogrom in den Vereinigten Staaten und in anderen Ländern des Auslandes Empörung ausgelöst hatte, blies man zum Ende der „Judenhatz". Und während die neue Führungsschicht nun das öffentliche Leben in geordnetere Bahnen lenkte, begann auch die systematische Ausschaltung der letzten bisher in ihrer Stellung verbliebenen

Juden. Die Bediensteten in allen privaten und öffentlichen Betrieben begannen sich damit zu beschäftigen, ihre arische Herkunft nachzuweisen, auch auf der „Arbeitgeberseite" setzte sich der Arisierungsprozeß in ruhigeren Formen fort. (Botz 1980, 98)

Welche Berufe von den Entlassungen und Plünderungen am ärgsten betroffen waren, spiegelt sich auch in der hohen Zahl von Selbstmordopfern.

Die Berufe, die am stärksten betroffen waren, waren Ärzte und Spitalsangestellte, Kaufleute, Rechtsanwälte, „Direktoren", Beamte, Vertreter. Aber auch Juweliere, Schuhmacher und andere Gewerbetreibende sowie Künstler und Journalisten waren... auffällig stark vertreten. (Botz 1980, 103)

Nach dem 12. März stieg die Zahl der Selbsttötungsfälle stark an. Am 17. und 18. März wurde mit je 22 Selbstmordopfern der Höhepunkt erreicht. Zwischen 55% und 60% der Opfer im März wurden durch ihre Zugehörigkeit zur jüdischen Religion oder Subsumierung unter die jüdische „Rasse" in den Tod getrieben. (Botz 1980, 104).

Auch nach der „Volksabstimmung" vom 10. April wurde wieder ein starkes Ansteigen der Selbsttötungen verzeichnet.

Max Schur berichtet, daß auch im Hause Freuds über diese Frage gesprochen wurde:

Eines Tages wurde Anna Freud zur Gestapo beordert, von wo viele, ja die meisten, nie mehr zurückkamen, weil man sie in einem Konzentrationslager verschwinden ließ. Martin erwartete jeden Augenblick die gleiche Aufforderung. Beide kamen in meine Wohnung und informierten mich über die Lage. Auf ihr Verlangen - sie befürchteten, nicht ohne Grund, daß man sie foltern werde - händigte ich ihnen eine genügende Menge Veronal aus... Das war der schlimmste Tag. Ich ging in die Berggasse und blieb bei Freud. Die Stunden zogen sich endlos hin... Endlich, spät abends, kam Anna Freud zurück... Martin wurde nicht zur Gestapo zitiert. (Schur 1982, 585)

Erst vor kurzem hat mir Anna Freud folgende Geschichte erzählt und mich ermächtigt, sie zu veröffentlichen: Als die Lage am schlimmsten war und eine Flucht aussichtslos erschien, fragte Anna ihren Vater: „ Wäre es nicht besser, wenn wir uns alle das Leben nähmen?" Darauf erwiderte Freud mit seiner charakteristischen Mischung von Ironie und Empörung: „ Warum? Weil sie gerne möchten, daß wir das tun?" (Schur 1982, 587)

Mit der Einführung der Nürnberger Rassengesetze in Österreich am 20. Mai 1938 wurde eine weitere Grundlage für die antisemitische Politik gelegt, die nach einer Pogrom-Phase der beschriebenen Ausbrüche von Sadismus, Habgier und Machtstreben gegen den jüdischen Bevölkerungsteil auf eine rechtliche und verwaltungsmäßige Basis gestellt wurde. Den Entlassungen im öffentlichen Dienst gingen der Numerus clausus für jüdische Hochschüler und

die Absonderung der jüdischen Schüler voran. Bis zum 1. Juli wurden 183 jüdische Lehrer entlassen.

Auch aus den freien Berufen der Sparten Presse, Literatur, Theater, Film, Musik, Bildende Künste, ebenso aus den Berufsorganisationen der Ärzte (ab 30. September), Apotheker, Rechtsanwälte und Notare (ab 30. November) wurden alle Juden und „Mischlinge" auf Grund von ab Mitte Juni auch in Österreich eingeführten Gesetzen restlos ausgeschieden und verloren damit ihre Approbation zur Berufsausübung an „Arier"…. Am 2. Juli wurde den Juden der Aufenthalt in öffentlichen Gärten und Parkanlagen, am 5. Oktober das Betreten der Sportplätze, deren Benützung ihnen schon lange zuvor untersagt worden war, auch als Zuschauer verboten. (Botz 1980, 243 und 244)

Im Oktober wurden auch zur besonderen Kennzeichnung Personal-Kennkarten eingeführt, die Pässe wurden durch ein großes rotes „J" auf der Vorderseite gekennzeichnet. Die Entlassungen jüdischer Arbeiter und Angestellter setzten in großen Umfang ein. Anfang November wurde angeordnet, alle noch bestehenden jüdischen Geschäfte mit hebräischen Buchstaben zu beschriften.

Der Novemberpogrom der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 („Kristallnacht") stellte eine forcierte Eskalation der bisherigen Verfolgung und Terrorisierung der jüdischen Bevölkerung dar. 42 Synagogen und Bethäuser wurden zerstört und in Brand gesteckt, in Wien (1., 2. und 4. Bezirk) wurden allein 1950 Wohnungen „judenrein gemacht" und Tausende Geschäfte geplündert, danach die Schließung aller 4038 noch in Wien befindlichen jüdischen Geschäfte verfügt.

In Wien wurden 6547 Juden festgenommen und 3700 in das KZ-Lager Dachau transportiert. Mindestens 27 Juden wurden in dieser Nacht getötet, es gab 88 Schwerverletzte, und 600 bis 700 Juden begingen Selbstmord.

Der Besuch von Kinos, Theatern, Gaststätten und Cafés, Parkanlagen und Schwimmbädern wurde den Juden verboten, sie hatten keinen Mieterschutz mehr und mußten alle Gegenstände aus Gold, Silber und Platin und alle Edelsteine innerhalb von zwei Wochen in öffentlichen Ankaufstellen abliefern.

7. WIEN UNTER HITLER

Die Wiener Psychoanalytische Vereinigung hielt am 13. März 1938 eine Vorstandssitzung unter Leitung von Anna Freud ab:

Ergebnis der Sitzung war, daß der Vorstand angesichts der vorausgegangenen Erfahrungen der Psychoanalyse mit dem NS-Regime in Deutschland und speziell in Hinsicht auf den militanten Antisemitismus der Nazis keine Chance für die

Psychoanalyse sah, weiterhin in Österreich zu wirken. So wurde beschlossen, „daß jeder, dem es möglich sei, aus dem Lande fliehen solle und der Sitz der Vereinigung dorthin zu verlegen sei, wo sich Freud niederlassen werde." (Huber 1977, 52)

Von der Vereinigung aus gesehen war damit jeder sich selber überlassen, gleichzeitig setzten Hilfsmaßnahmen auf unterschiedlichen Ebenen ein. Dora Hartmann berichtet darüber:

At that time there were a few people who came to Vienna to see in which way they could help to save all the Viennese analysts; especially of course Freud. Jones came from England and Marie Bonaparte came from Paris and the problem was whom to place where. Some of us had friends in the U.S. and had the possibility to come right away there. Some others wanted to go with Freud to London. (Hartmann 1973, 11 und 12)

Walter C. Langer, ein Amerikaner, der bei Freud in Analyse war, reiste in die Vereinigten Staaten zurück, um Affidavits zu sammeln.

My reception by the President of the New York Psychoanalytic Society was far from heartwarming. He read the letter from Professor Freud that I had brought, and inquired about conditions in Vienna. asked if he and some of the other members of the Society would sign some of the affidavits that I had brought, but he declined saying that he would have to take it up with the Board. I pointed out that this was really a matter of life and death which required prompt action, and suggested that I stop on my way back to Vienna the following week and pick up the affidavits, if they decided in favor of signing them. But he declined, saying that he did not know what they would do with these analysts in New York City and besides they would work through the State Departement, if that was the decision of the Board. I do not know what action the Board decided to take, if any. Fortunately, I had other friends in New York who were more interested in getting the people out of Austria than they were in what they would do with them after they got here. In a matter of a day or two I had collected about a dozen sworn affidavits with the name of the recipient left blank. This was much more encouraging, and I went on to Boston where I had far more friends, particularly at Harvard, with a tinge of optimism. I was not disappointed. Many of my friends, after I described the circumstances, were willing to sign an affidavit for a person or a family, which was really all that I expected in most cases. (Langer und Gifford 1978, 42 und 43)

Wie Walter C. Langer gelang es auch Mary O'Neil Hawkins, Anne Ramer, Elizabeth Geleerd, Ruth Mack-Brunswick und insbesondere der bereits zitierten Muriel Gardiner unter den schwierigsten Bedingungen und mit großem Einsatz Hilfe in verschiedenen Situationen der Exilierung zu geben.

Walter C. Langer stand nach seiner Rückkehr nach Wien vor folgender Situation:

Conditions in Vienna had worsened considerably during my absence and I was immediately besieged by request for help. The analysts themselves had evidently succeeded in making arrangements to emigrate to different countries for one of them asked that they be named in one of my affidavits. They did have brothers and sisters who where not quite so fortunate, and there were some Viennese candidates who had no connections with the outside world. Everybody connected with the analytic community was given priority for affidavits, and as far as I know all succeeded in reaching this country. The real problem began after this category had been taken care of The analysts had friends and I had friends and my friends had friends and all where anxious to find the means which would enable them to get out of Vienna as soon as possible. It proved to be a soul-searching experience. There were all these fine people whose lives were in jeopardy and yet I could only help a limited number of them. In general, Igave preference to professional people of all persuasions who had already established their competence in their chosen field. Only married people were seriously considered because one affidavit would cover both of them. They also had to be in excellent health and usually under fourty years of age. The only exception I made to these requirements, which I considered necessary to meet the uncertainties they might encounter in this country, was made in the case of Anna Freud's firstgrade teacher and her husband.... And so the affidavits were distributed to teachers, doctors of all kinds, physicists, engineers, chemists, artists, anthro- pologists, and what not. I am happy to say that they all succeeded in establishing themselves in this country and not a single Sponsor was ever called upon to contribute a dollar to their support. (Langer und Gifford 1978, 43 und 44)

Muriel Gardiner berichtet über die Stimmung der Tage vor dem „Anschluß" und über ihr letztes Treffen mit der Psychoanalytikerin Ruth Mack-Brunswick:

Eine Folge des Berchtesgadener Treffens war, daß Schuschnigg eine Amnestie erlassen hatte, nicht nur für Nazis, sondern für alle politischen Häftlinge. Bei unserer Rückkehr fanden wir unsere Genossen in Freiheit vor.

Wien brodelte vor Unsicherheit und Unruhe, wenngleich nicht alle so wie Joe (Josef Buttinger, Anm. d. Verf.) *und ich davon überzeugt waren, daß die Nazis auf die eine oder andere Weise bald an die Macht kommen würden. Es war beschlossene Sache, daß Joe, sobald dies eintreten sollte, unverzüglich Österreich verlassen müsse. Er bemühte sich nun, die am meisten gefährdeten politischen Freunde zu überreden, sofort auszureisen oder zumindest Pässe und Papiere in Ordnung zu bringen, so daß sie unverzüglich wegfahren könnten, sobald die Nazis die Macht übernähmen. Nur einige wenige befolgten seinen*

Rat. ... Frau Dr. Brunswick verließ Wien ungefähr zur gleichen Zeit, so um den 8. März herum. Kurz vor ihrer Abreise wollte sie mich noch sehen, und wir besprachen lange die politische Lage, über die wir einer Meinung waren. Frau Dr. Brunswick war sehr bekümmert, daß es ihr nicht gelungen war, Sigmund Freud zum Verlassen des Landes zu überreden, und sie bat mich, alles zu tun, um ihm zur Ausreise zu verhelfen. Sie hatte bereits vielen Freunden Affidavits gegeben, um ihnen die Auswanderung in die Vereinigten Staaten zu ermöglichen. Damals hörte ich zum ersten Mal, was ein Affidavit ist, und ich dachte ernsthaft daran, etwas zu unternehmen, um meine jüdischen Freunde nach Amerika zu bringen. Bis dahin hatte ich mir hauptsächlich darüber Gedanken gemacht, wie man unsere gefährdeten politischen Freunde nach Frankreich, in die Schweiz oder sonstwohin bringen könnte. Die Amnestie und die Hoffnung, Schuschnigg könnte nun den Sozialisten bestimmte Zugeständnisse machen, weil er ihre Unterstützung benötigte, machte einige von ihnen optimistisch und sogar unvorsichtig. (Gardiner 1978, 70 und 71)

Ende September war Isidor Silberman noch in Wien. Er wartete auf sein Visum nach Frankreich, das aber von einem anderen Silberman abgeholt wurde:

But then I was planted in Vienna, and I didn t have anyone who could give me an affidavit. So Mary Hawkins one day... came up and said, you're still here? I said, I can't get out. So she on her own flew to England, went to Jones, said, he's stranded, he must get out. And Jones immediately arranged - he was very influential - a guest permit, and we could leave Vienna. Otherwise l don't know what would have become of us. (Silberman 1985, 18 und 19)

Für Marianne Kris und ihren Mann, die zur Kerngruppe des Wiener Lehrinstituts gehörten, waren die Erfahrungen bei der Exilierung durch gute Verbindungen und Bedingungen begünstigt:

Well, we were in a relatively lucky position, because we very soon, and even somewhat before, were given opportunity to either come to America or - my husband had the Legion d'honneur so he was offered to come to France, which at that time was still not invaded and a safe country for a little while - and then we got the invitation to England to be part of Freud's group, which we then used. Personally, my husband had been an employee of the State of Austria and the museum, Kunsthistorisches Museum... and he had to leave, naturally. (Kris 1972, 7)

Von ihrem Analytiker Otto Isakower wurde Else Pappenheim angehalten zu exilieren. Auf die Frage, ob sie es schwer gehabt hatte, ein Affidavit zu bekommen, erzählte sie:

"Well, it wasn't that easy, it wasn't that hard. You see, all the analysts got affidavits." „They all did?" „Well, there weren't that many, you know. There

may have been twenty. There weren't really that many. They all got affidavits, but I was only a candidate... At any rate, then I got a card from Dr. Kestenberg. ... But she, at any rate, got an affidavit for me; she knew Michael Dunn. " (Pappenheim 1982, 55 und 56)

Das war bereits in der Zeit nach dem August-Kongreß in Paris.

Otto Sperling, der von seinem Cousin ein Affidavit bekam, hatte Schwierigkeiten am Konsulat. Hier wollte man nicht glauben, daß man als Psychoanalytiker in den USA nötig sei und mit diesem Beruf sein Geld verdienen könnte. Er verließ Wien am 5. Mai und bekam seine Bücher, Mobiliar und Hausrat über eine Speditionsfirma nachgeschickt. (Sperling 1986)

Richard und Editha Sterba entschlossen sich kurz nach dem „Anschluß", ins Exil zu gehen:

Es war wichtig, daß wir Österreich aufs schnellste verließen, solange die Grenzen noch offen waren und man keine Ausreisebewilligung brauchte. Man erwartete, daß die Grenzen geschlossen würden. Die Nazibehörden hatten sofort 2000 jüdischen Ärzten in Wien die Praxisbewilligung entzogen und hatten einem arischen Arzt nicht erlaubt, Wien zu verlassen. Ich mußte das Risiko auf mich nehmen, an der Grenze aufgehalten zu werden. Wir mußten natürlich allen unseren Analysanden mitteilen, daß wir Wien verließen. Da viele von ihnen zur Ausbildung am Lehrinstitut nach Wien gekommen waren, war es ihnen verständlich, daß ich das Land verließ, in dem Psychoanalyse nicht mehr gelehrt werden konnte. Den anderen konnten wir das Trauma des plötzlichen Abbruchs ihrer Analyse nicht ersparen. Eine holländische Patientin schlug mir vor, mit mir auf das holländische Konsulat zu gehen; sie würde dafür sorgen, daß ich eine Bestätigung vom Konsulat erhalte, daß ich sie auf Wunsch ihrer Eltern in ihre Heimat begleiten solle, da sie in ihrer neurotischen Verfassung und unter den verstörenden Umständen die Reise nicht allein durchführen könne. Wir beide gingen am Mittwochvormittag auf das holländische Konsulat und erhielten die Bestätigung ohne Schwierigkeit. Um unsere Abreise nicht als Flucht erscheinen zu lassen, hatten Editha und ich beschlossen, uns für die Reise zu trennen und Österreich in verschiedenen Richtungen zu verlassen. (Sterba 1985, 165 und 166)

Sterba versuchte von der Schweiz aus, mit Hilfe der Schweizer Psychoanalytischen Vereinigung, den Kollegen in Wien zu helfen: *Ich fand es am wichtigsten, ihnen anzudeuten, daß die Grenzen nach dem Westen noch nicht gesperrt waren. Wir kamen überein, daß Sarasin als Vorstand der Schweizer Vereinigung jedes der Wiener Mitglieder telegraphisch zu einer wissenschaftlichen Sitzung in Zürich einlud... Unser Versuch war erfolglos, denn zu jener Zeit waren die jüdischen Mitglieder schon so terrorisiert, daß sie nicht den Mut für eine solche immerhin riskante Flucht fanden. So mußten sie mehrere Monate*

in Angst und Bedrücktheit auf eine behördliche Ausreisebewilligung warten; es sind alle aus Österreich ausgereist. Sadger, der im Konzentrationslager umkam, war kein Mitglied der Vereinigung mehr. Er war 1933 ausgetreten. (Sterba 1985, 167)

Unangenehme Erfahrungen mit Konsulaten und Behörden erhöhten oft zusätzlich die schwierige Lage der Exilanten: *Bald nach der Ankunft in Basel fuhr ich nach Zürich zum amerikanischen Konsulat und suchte für mich, meine Familie und die Haushälterin Einwanderungsvisa in die Vereinigten Staaten zu bekommen. Der Konsul, mit dem passenden Namen Mr. Frost, sagte mir, die Haushälterin, ich und die Kinder würden das Visum in wenigen Monaten erhalten, aber für Editha werde es 13 Jahre brauchen, da sie in Ungarn geboren war und die ungarische Quote voll sei. Die Visa wurden nach Quoten erteilt, für die der Geburtsort bestimmend war. Editha war natürlich österreichische Staatsbürgerin und nur zufällig in Budapest geboren, weil ihr Vater als hoher Offizier einmal für sechs Monate in Budapest stationiert gewesen war und mit seiner Familie dort lebte, als sie zur Welt kam. Die Mitteilung des Konsuls, die ich leider als unanfechtbar annahm, machte mich tief niedergeschlagen, und ich gab die Hoffnung auf, nach den Staaten auswandern zu können. In meiner Bedrängnis schrieb ich an Ernest Jones in London, den Präsidenten der Internationalen Psychoanalytischen Association, mir bei dem Ansuchen behilflich zu sein, mich in England niederzulassen. Seine Antwort war ein weiterer schwerer Schlag. Er schrieb, daß ich der letzte sein werde, dem die Internationale Vereinigung Hilfe leiste: ich hätte in Wien bleiben sollen als "a memory of psychoanalysis für a happier future".* (Sterba 1985, 168)

Am 15. März kam Ernest Jones nach Wien. Er schildert die bedrückende Atmosphäre:

Auf dem Flugplatz standen deutsche Kriegsflugzeug in dichten Reihen, andere schwärmten unablässig über der Stadt, um die Bevölkerung einzuschüchtern. Durch die Straßen rollten dröhnende Tanks, und im dröhnenden Schritt marschierten „Heil Hitler" - schreiende Menschen hinterdrein; man konnte aber leicht sehen, daß es meistenteils Leute aus Deutschland waren, die Hitler zu diesem Zweck mit Extrazügen nach Wien befördert hatte. (Jones 1962, 259)

Auf der anderen Seite wurde die Situation von der dringend gebotenen Hilfe bestimmt:

Die wenigen Tage, die ich in Wien verbringen konnte, vergingen in hektischer Unruhe. Beständig wurde ich von Leuten belagert, die mich baten, ihnen zur Ausreise nach England zu verhelfen, und natürlich war ich gar nicht in der Lage, irgendwelche bestimmte Aufträge dieser Art zu übernehmen. Abgesehen vom Problem der Aufenthaltsgenehmigung durch die Regierung fand ich, ich müsse mich vorerst mit meinen eigenen Kollegen beraten und sehen, welches ihre Ein-

stellung gegenüber der Zulassung einer größeren Anzahl Wiener Analytiker sein würde, für die manche ihrer britischen Kollegen nicht unbedingt Gefühle reiner Freundschaft hegten. Nach seiner Rückkehr nach England gelang es E. Jones, seine guten Verbindungen für seine Hilfsmaßnahmen zu nutzen: *Dann kam das Innenministerium. Zu meiner großen Erleichterung fand ich in Sir Samuel Hoare, wie ich gehofft hatte, sofort den Philanthropen, als den man ihn kennt, und er gab mir freie Hand, Einwanderungsbewilligungen, einschließlich der Arbeitsbewilligung, für Freud, seine Familie, Dienstboten, seine Leibärzte und eine bestimmte Anzahl seiner Schüler mit ihren Familien auszufüllen. Sonst waren Flüchtlinge damals in weniger glücklicher Lage; sie mußten jemanden finden, der für ihren Unterhalt bürgte, und erhielten selten die Erlaubnis, ihren Lebensunterhalt zu verdienen.* (Jones 1962, 264)

Ab Mai 1938 verstärkten die Nationalsozialisten Druck und Repressionen, um die Auswanderung von Juden zu erzwingen. Die Einrichtung verschiedener Stellen, insbesondere der „Zentralstelle für jüdische Auswanderung", sollte diesen Prozeß beschleunigen.

Durch ihre Tätigkeit wurde die erzwungene Auswanderung von Juden, die ihren Höhepunkt mit fast 10.000 Auswandernden schon im Monat nach der Gründung der Zentralstelle im September 1938 erreichte, wesentlich beschleunigt. Vom „Anschluß" bis Ende Juli 1938 hatten nur 18.000 Juden Wien als Auswanderer verlassen. In den drei Monaten bis Oktober 1938 wanderten allein 32.000 Juden aus, und bis Juli nächsten Jahres folgten ihnen weitere 54.000. Am 30. November 1939 hielt man schließlich beim Stand von 126.445, der auch später nicht mehr wesentlich überschritten wurde. Bei der Konferenz von Evian im Sommer 1938 sollten zur Lösung der Flüchtlingsnot der Juden nach der Annexion Österreichs Auswege gesucht werden. Die Bemühungen blieben erfolglos, mehrere Staaten erschwerten darauf noch zusätzlich die Einwanderungsbedingungen für jüdische Auswanderer. (Botz 1980, 254)

Aus dem Bericht von Ernest Jones auf dem Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Paris Anfang August 1938 wissen wir, daß sich zu diesem Zeitpunkt noch 6 Analytiker und Kandidaten in Wien aufhielten. Der überwiegende Teil der Analytiker dürfte zwischen Mitte Mai und Mitte Juli exiliert sein. Aus einem Brief von Anna Freud, den sie am 22. Oktober 1938 an Paul Federn in New York schrieb, erfahren wir, daß Maximilian Steiner noch immer in Wien war: *Von Jokl kommen verzweifelte Briefe aus der Schweiz. Er weiß nicht, wohin. Hier in England sind die Möglichkeiten für permits wohl erschöpft. Jones wäre auch für Jokl nicht zugänglich. Was soll man mit ihm machen? Auch Sterbas per mit für Südafrika ist ganz unsicher geworden,*

und er ist sehr verzweifelt. Meinem Vater geht es gut und das gibt einem die Hoffnung, daß auch alles andere mit der Zeit gutgehen wird.

Die Emigration war mit hohen Kosten verbunden, nicht zuletzt für die Bezahlung der sogenannten „Reichsfluchtsteuer". Die Nationalsozialisten ließen keine Möglichkeit ungenutzt, sich an den von ihnen Vertriebenen zu bereichern. Die Exilanten durften nicht mehr als 30.— RM mitnehmen, keine Aktien oder sonstiges Vermögen ausführen. *In vielen Fällen wurden jüdische Auswanderer durch Schikanen absichtlich zurückgehalten, um sie vorher noch finanziell auszupressen.* (Botz 1980, 250)

Daher kamen die jüdischen Auswanderer in den Aufnahmeländern (bis Kriegsbeginn vor allem England, USA, Schweiz, Palästina und China) praktisch mittellos an.

8. RINGEN UM DIE MÖGLICHKEIT ZUR AUSREISE: ZWISCHEN KONSULN UND HELFERN, QUOTEN, AFFIDAVITS UND VISAS. ZWEI BRIEFE VON A. J. STORFER

Adolf Josef Storfer, geboren am 11. Januar 1888 in Botoschani/Rumänien, war eines der letzten Mitglieder der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, das Wien verließ. Margit Hohenberg-Herz und er waren die beiden einzigen Angehörigen dieser Gruppe, die den Pogrom in der sogenannten „Kristallnacht" (9. auf 10. November 1938) aus nächster Nähe erlebten. Vom 2. November 1938 bis zum 28. November 1938, dem Datum seiner Abmeldung, war er im 1. Bezirk in der Universitätsstraße 11/4/17 gemeldet. Davor wohnte er in der Alserstraße 45 im 8. Bezirk.

Seine Meldeunterlagen enthalten die Angaben: Schriftsteller, konfessionslos, ledig. Abgemeldet: Shanghai. Adolf Storfer starb 1944 in Sidney, Australien.

Alfred Polgar hat A. J. Storfer einen Nachruf gewidmet, in dem er schreibt: *Vor einem Jahr etwa glückte es Storfer, aus Shanghai fortzukommen, nach Australien. Unsere Freude, ihn in Sicherheit zu wissen, dauerte nicht lange. In Sidney ist er jetzt, berichtet der „Aufbau", gestorben. Während der letzten Monate seines Lebens arbeitete (nach dem gleichen Bericht) Storfer, ein Mann großen, tiefen Wissens, Schriftsteller, Sprachenforscher und Sigmund Freuds getreuester Evangelist, in einer Drechslerei. Vielleicht tat er so aus Not. Nicht ausgeschlossen wäre immerhin bei Storfer, daß ihn die Idee gewonnen hätte, Knöpfe drehen sei eine vernünftigere Tätigkeit als Bücher schreiben. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß er nach ein paar Wochen mehr vom Wesen und Geheimnis*

des Drechselns gewußt haben wird als seine fachlich lang geschulten Arbeitskameraden. Ihn trieb es immerzu, den Dingen, bedeutenden wie unbedeutenden, die ihn beschäftigten, auf den möglichst tiefen Grund zu kommen. Sein Geist funktionierte mit der Eindringlichkeit eines Drillbohrers. (Polgar 1947)

Im Gymnasium in Klausenburg saß Storfer mit Bela Kun in derselben Klasse; er studierte zwei Semester Philosophie, Psychologie und vergleichende Sprachwissenschaft an der dortigen Universität. In Zürich setzte er mit juristischen Studien fort und begann dort auch mit journalistischer Tätigkeit. Von Zürich aus nahm er 1910 Kontakt zu Sigmund Freud in Wien auf. In den von Sigmund Freud herausgegebenen *Schriften zur angewandten Seelenkunde* erschien 1911 seine Arbeit „Zur Sonderstellung des Vatermordes. Eine rechtsgeschichtliche und völkerpsychologische Studie". 1914 meldete Storfer sich als Kriegsfreiwilliger, mußte aber bald, nach einer Schußverletzung an der Hand, ins Lazarett. Er intensivierte seine Freud-Studien und absolvierte 1916 eine Analyse bei Sigmund Freud. 1921 wurde Storfer Direktor des 1919 gegründeten Internationalen Psychoanalytischen Verlags, nachdem Theodor Reik nach Berlin übersiedelt war. Bis 1932 prägte er dieses Unternehmen durch seinen außerordentlichen Ideenreichtum und seine schöpferische Tätigkeit. Mit Otto Rank und Anna Freud edierte er die erste Gesamtausgabe Freudscher Werke, die 12 Bände *Gesammelte Schriften;* er war Mitherausgeber der *Imago* und begründete die Zeitschrift *Die psychoanalytische Bewegung* (1929—1933). Seine etymologischen Studien brachte er durch seine „Wort-Biographien" zum Ausdruck: *Wörter und ihre Schicksale* und *Im Dickicht der Sprache,* erschienen 1935 bzw. 1937.

A. J. Storfer blieb ein Außenseiter in der Wiener Psychoanalytiker-Szene. Er versuchte im nicht-klinischen Bereich (er selber war nicht als Analytiker tätig) kreative Kontrapunkte zu setzen, die häufig zu Kontroversen führten (vgl. Eppensteiner u. a. 1987). Alfred Polgar charakterisierte ihn so: *Ein grundgütiger Mensch und verläßlichster Kamerad, war Storfer in praxi zu jedem Opfer bereit, im Theoretischen zu keinem. Es gab einmal an seinem Tisch eine Meinungsverschiedenheit darüber, wie Eis richtiger zu servieren wäre, auf dem Teller oder im Glas. Die tiefbohrende Auseinandersetzung führte zu einer in des Wortes Sinn, d. h., die Storfer-Gruppe übersiedelte in ein anderes StammCaféhaus; im bescheidenen Bezirk der Wiener Bohéme ein Ereignis wie etwa in dem der pariserischen der Auszug der Surrealisten vom Montmartre nach Montparnasse.*

Storfer war ein richtiger Bohemien, insofern er ein unbürgerliches Leben führte, eines aus dem täglichen Stegreif sozusagen. Aber in seinem Charakter, der vornehm war und lügelos, gab es keine Bruchstelle. Er nahm alles ernst und hatte naivste Freude an jederlei Gedanken-Spiel und -Spielerei. Seine Beschei-

denheit, die echt war, überschattete seinen Hochmut, der ebenso echt war. Von Storfer stammt die kränkend-konziliante Wendung: „Sie haben Recht, aber Sie wissen nicht warum. "... Er war ein Original, vielleicht das wertvollste unter den vielen Originalen und Käuzen, die zwischen den Kriegen dem geistigen Wien, soweit es unter dem Breitengrad der Cafés „Central" und „Herrenhof ' lag, eine Art von phosphoreszierendem Glanz gaben. Eine sonderbare Gesellschaft war das, ergiebig an Witz, methodischer Narrheit und vielem Talent, das mit Vorliebe ins Leere verpuffte. (Polgar 1947)

Am 1. Mai 1939 erschien in Shanghai die erste Nummer der Zeitschrift *Gelbe Post. Ostasiatische Halbmonatsschrift.* Eigentümer, Herausgeber und Schriftsteller war A. J. Storfer.

Storfer konzipierte seine Zeitschrift anfänglich noch im Dienste der Psychoanalyse. Die *Gelbe Post* erschien zunächst halbmonatlich, wenig später wöchentlich und schließlich, als Nachrichtenblatt für Emigranten, täglich.

Fritz Wittels (1880— 1950), an den die beiden folgenden Briefe Storfers gerichtet sind, war eine ebenso schillernde Figur des Wiener Literaten- und Psychoanalytiker-Lebens wie Storfer selbst. Er schrieb für *Die Fackel,* zettelte mit Karl Kraus einen heftigen Streit an, der auch literarisch ausgefochten wurde. Nach seiner Teilnahme am zweiten Internationalen Kongreß der Psychoanalytiker in Nürnberg (1910) begeisterte er sich für diese neue Wissenschaft und erprobte sie auch gegen Karl Kraus, was dessen negative Einstellung zur Psychoanalyse wesentlich mitbestimmte. Er entfernte sich 1911/12 von der Gruppe der Wiener Psychoanalytiker und arbeitete bis 1924 in Verbindung mit Wilhelm Stekel. Nach dem Krieg, den er als Offizier in der Türkei und in Syrien verbrachte, propagierte er die Thesen von Joseph Popper-Lynkeus („Allgemeine Nährpflicht"). Wittels schrieb 1923 die erste Freud-Biographie und wurde nach 1925 wieder in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung aktiv. Das steigende Interesse an der Psychoanalyse gegen Ende der 20er Jahre zog ihn nach den Vereinigten Staaten, und nach mehreren Einladungen und Aufenthalten ab 1928 übersiedelte er endgültig nach New York. Hier wurde 1931 das erste psychoanalytische Lehr- und Ausbildungsinstitut gegründet, an dem er auch wirkte. Der im folgenden Brief genannte Dr. A. A. Brill war ein Pionier der Psychoanalyse in den USA und Präsident der American Psychoanalytic Association und der New Yorker Gruppe.

A. J. STORFER
Wien VIII, Alserstrasse 45

Wien, 7. September 1938

Lieber Herr Doktor Wittels!

Seien Sie mir bitte nicht böse, daß ich auf Ihren Brief vom 30. Juni und auf Herrn Dr. Brills Brief vom 1. Juli erst jetzt antworte. Es ist seither allerlei bei mir vorgegangen, was mich am Schreiben verhindert oder gehemmt hat. Heute erhielt ich Ihre telegraphische Anfrage, ob ich „Brill Affidavit received". In meinem heutigen Rücktelegramm wich ich einer dezidierten Beantwortung Ihrer Frage aus und verwies auf vorliegenden Brief. Ich konnte nämlich die Frage nicht genau beantworten, denn

1 *. wußte ich nicht, ob Brill-Affidavit nicht etwa die von Herrn Dr. Brill veranlaßte Einladung an die Rand School of Social Science bedeutet oder ob H. Dr. Brill außerdem ein Affidavit im engeren Sinne abgesandt hat. Und*
2 *. wenn er ein solches Affidavit gesandt hat, kann ich nicht sagen, ob dieses angekommen ist oder nicht. Das klingt zunächst unverständlich.*

Kurz nachdem Herr Dr. Brill mir ankündigte, was er bei der obengenannten Rand School für mich durchgesetzt hatte, bekam ich einen Brief von deren Manager, des Inhalts, er habe gehört, daß ich demnächst nach USA käme, und frage an, ob und wann ich bereit sei dort Vorlesungen über PsA abzuhalten; Honorierung würde nach den Sätzen jenes Instituts erfolgen. Dieser Brief an sich hätte in keiner Weise Grundlage für ein Einwanderungsvisums sein können. Aber wenn es auch ein amtlich beglaubigter langfristiger Anstellungsvertrag gewesen wäre, hätte er mir nicht genützt. Das allerdings habe ich, als ich im Juni Ihnen und Herrn Dr. Brill schrieb, noch nicht wissen können. *Ich phantasierte damals von irgend einer Berufung (oder Schein*berufung), *die es mir ermöglichen sollte* außerhalb der „Quote", *d. h. unbeschadet des Umstandes, daß die rumänische Quote, auf die ich wegen meines Geburtsortes zähle, auf Jahre hinaus erschöpft ist, nach USA einzuwandern. Vor dem 12. März hätte ich auf Grund so einer Aufforderung durch die Rand School (wenn Sie nur in amtlicher Form wiederholt worden wäre) wahrscheinlich ein Tourist-Visum für USA bekommen können. Jetzt kann kein deutscher (österr.) Jude ein Tourist-Visum für USA bekommen, denn es ist - wenn es aus den Reisepässen auch nicht ausdrücklich hervorgeht - notorisch, daß der betreffende Jude nach Deutschland nicht zurückkehren kann, also kein Reisender, sondern ein Auswanderer ist. Ebenso wenig kommt für mich das Visum jur Lehrpersonen („Professor-Visum") in Frage, denn um so eines von einem USA-Konsul zu bekommen, müßte ich schon hier 2 Jahre lang eine öffentliche Lehrtätigkeit ausgeübt haben. Mit einem Worte, ich habe beim Konsulat erfahren müssen, daß die Aufforderung der Rand School, dort Vorlesungen zu halten oder irgend eine andere ähnliche Einladung mich keineswegs davon befreit, den Quotenweg einzuschlagen, d. h. also - bei meiner rumänischen Geburt - viele Jahre zu warten, bis meine Nummer dran kommt. Eine Einladung, Berufung, Anstellung kann im besten Falle die Rolle des Affidavits (persönliche Bürgschaft eines in entsprechender Vermögens- oder Einkommenslage befindlichen amerikanischen Bürgers) übernehmen.*

Am 28. Juli bekam ich vom hiesigen amerikanischen Generalkonsulat eine kurze vorgedruckte Verständigung, daß „die für ihre Auswanderung erforderlichen Papiere eingelangt sind; *sobald dieselben hieramts überprüft sind, werden Sie verständigt werden.* Vorherige Anfragen sind zwecklos." *Auf Grund von Erfahrungen, die andere gemacht haben, wußte ich. daß die vorgedruckte Formel „für Ihre Auswanderung erforderlichen Papiere" genau genommen nur bedeutet: „Schriftstücke, die sich auf die von Ihnen erstrebte Auswanderung beziehen".* Was für *Papiere es seien,* wer *sie geschickt hatte, konnte ich aus jenem kurzen Zettel nicht ersehen.*

Ich nahm zunächst an, derjenige, der jene „Papiere“ an das Konsulat gesandt hatte, werde auch mir darüber schreiben und wartete eine Zeitlang. Am 8. August schrieb ich schließlich dem Konsulat einen eingeschriebenen Brief, es bittend, mir mitzuteilen, wer *ihm auf meine Auswanderung bezügliche Papiere gesandt hat. Seither ist ein ganzer Monat verstrichen, aber das Konsulat hat meine Frage nicht* beantwortet, *mich auch nicht etwa schon verständigt, daß jene Papiere schon „überprüft“ wären. Ich muß also weiter warten. (Übrigens sind Tausende in Wien in ähnlicher Lage. Sie haben z. B. ein Affidavit, das amerikanische Freunde* ihnen direkt *gesandt hatten, beim Konsulat eingereicht und warten 4, 6, 8, oder noch mehr Wochen, bis sie vorgeladen werden und ihnen mitgeteilt wird, daß das Affidavit ausreichend sei oder daß es unzureichend sei oder daß es durch eine Bestätigung über die Einkommensteuerzahlungen des Affidavit-Ausstellers oder durch sonst irgendein Dokument ergänzt werden muß. Diese Leute, die das Affidavit direkt bekommen haben, genießen den Vorteil, daß sie wegen irgendwelcher aus der Schilderung anderer Leidensgenossen ihnen schon erkenntlichen Mängel ihres Affidavits mit ihren amerikanischen Freunden schon korrespondieren können, bevor das Konsulat sie vorlädt und auf die Mängel aufmerksam macht; auch lassen sie Photokopien ihres Affidavits anfertigen, und diese Kopien bedeuten nicht nur unter Umständen einen gewissen Schutz, sondern, wenn man einiges Glück hat. kann man an Hand so einer Affidavit-Kopie oder konnte man wenigstens bis vor kurzem zu gewissen Zeitpunkten - je nach Stimmung gewisser Konsulate - Durchreisevisa für gewisse europäische Länder bekommen, was immerhin wenigstens eine Ausreisemöglichkeit bedeutete.*

Nun bekam ich heute Ihre Drahtanfrage, ob ich das Brill-Affidavit bekommen habe. Wenn der Brief der Rand School gemeint ist, so ist die Antwort wohl: ja, *aber ich muß hinzufügen, daß jener Brief keineswegs ausreicht für die Einwanderung überhaupt, geschweige denn für eine außerhalb der rumänischen Quote.*

Wenn aber H. Dr. Brill an das hiesige amerik. Generalkonsulat ein Affidavit für mich geschickt hat, so scheint es nach dem wortkargen Zettel des Konsulats zu urteilen dort angekommen und „in Prüfung“ befindlich zu sein. Wenn es als zureichend befunden werden wird, so werde ich für die Einwanderung im Rahmen der rumänischen Quote vorgemerkt werden können, d. h. in vielleicht 10-12 Jahren drankommen.

Als ich im Juni Ihnen und H. Dr. Brill schrieb, haben gewisse häufig wiederkehrende und sogar im New York Herald (Paris Edition) verzeichnete Gerüchte mir noch eine bestimmte Hoffnung eröffnet. Senator Dickstein sollte vorgeschlagen haben, daß die Quotenziffer jener Länder, die von der Einwanderungsmöglichkeit nicht vollauf Gebrauch machen, auf die notleidenden Länderquoten aufgeteilt werden sollen. (Es wandern z. B. aus Großbritannien bei weitem nicht soviel Leute nach USA ein, wieviele nach dem Quotenplan es tun könnten, dieser unausgenütze, aber nicht unbeträchtliche Quotenteil sollte also der ungarischen, rumänischen, polnischen Quote usw. zu Gute kommen.) Aber es blieb beim bloßen Vorschlag. Das andere hartnäckige Gerücht besagte, nach der Konferenz in Evian (Mitte Juli) würden die amerikanischen Konsulate die Weisung bekommen, alle jene deutschen Staatsangehörigen, die mindestens so und soviele Jahre in Deutschland ansässig sind, jedenfalls auf die ziemlich große deutsche Quote zu zählen, also ohne auf ihren Geburtsort Rücksicht zu nehmen. Aber auch dieser Reformgedanke ist nicht in die Tat umgesetzt worden., daß kein Grund vorliegt,

Angeblich *haben die amerikanischen Konsulate das Recht, in* einigen wenigen *Fällen Ausnahme zu machen und besonders berücksichtigungswürdige Einwanderungskandidaten zu bevorzugen, d. h. ihnen die Einwanderung bei Erfüllung der sonstigen Erfordernisse (Affidavit, Sittenzeugnis, Gesundheit) ohne Rücksicht auf die Quotenbestimmungen zu gestatten. Ob dieses Recht zu Ausnahmen wirklich besteht, kann ich nicht versichern, aber jedenfalls habe ich nicht die geringste Aussicht, eine derartige Möglichkeit jemals für mich in Anspruch nehmen zu können, und ich bin auch objektiv genug, um einzusehen, daß kein Grund vorliegt,*

warum ich als berücksichtigungswürdiger gelten soll als unzählige andere Personen, die sich ebenfalls in höchst verzweifelter Lage befinden.

Die Situation ist als anscheinend die, daß man mich - vielleicht schon in den nächsten Tagen oder Wochen, vielleicht aber erst in einigen Monaten (wenn ich dann noch für Konsulate oder sonstige Behörden erreichbar sein werde) auf das hiesige amerikanische Konsulat vorladen werde, damit man mir eröffne, daß die dort „hingelangten Papiere" (ich muß annehmen. daß es sich um das Brill-Affidavit handelt) nicht ausreichend sind oder daß sie einer gewissen Ergänzung bedürfen oder daß sie vollkommen ausreichend sind. In letzterem optimalen Falle geht das Verfahren weiter, d. h. ich strande nunmehr an der Quotensandbank für viele Jahre hinaus. Allerdings kann ich dann den Versuch unternehmen, auf Grund des Affidavits Aufenthaltsbewilligung in einem Durchgangsland zu bekommen. Doch ist auch diese Hoffnung nicht mehr als ein Strohhalm. Es sind in letzter Zeit so viele deutsche und osteuropäische Juden in die westeuropäischen Länder unter dem Titel gelangt, daß sie sich dort vorübergehend aufhalten wollen, bis sie nach Übersee weiterfahren und sind dann doch in diesen Ländern verblieben, daß diese Länder sich jetzt strengstens absperren. Ohne schon vorhandenes endgültiges amerikanisches Visum und Schiffskarte ist z. B. schweizerisches und französisches Durchreisevisum kaum noch zu bekommen.

Besonders viel würde es mir daran liegen, in die Schweiz gelangen zu können. Ich habe bei Schweizer Bekannten Schritte unternommen und mich um Aufenthaltsbewilligung an die zuständige Schweizer Behörde gewandt. Alles schien auf bestem Wege und ich hatte Aussicht, eine zunächst dreimonatige Aufenthaltsbewilligung zu bekommen. Leider zog sich die Sache aber in die Länge und inzwischen veränderte sich die Lage wesentlich. Die Schweizer Behörden waren in der ersten Augusthälfte draufgekommen, daß während sie einzelnen auf Grund von berücksichtigungswürdigen Gesuchen Einreise und Aufenthalt zubilligten, Hunderte, ja Tausende die Grenze im Geheimen, d. h. ohne Einreisevisum auf Schmuggelwegen übertreten haben. Die relativ wohlwollende Haltung der Schweizer Behörden hat sich nun in Arger und Gereiztheit umgewandelt und ich muß jetzt befürchten, daß mein mehr als einen Monat dort liegendes Gesuch, obschon es sehr triftig begründet ist und sehr maßgebend befürwortet, jetzt abgelehnt werden wird. Genau gesprochen, ich halte die Ablehnung jetzt für fast ganz sicher und nur, daß die Erledigung eben noch aussteht, läßt noch einen winzigen Hoffnungsschimmer übrig. Wenn nun aber das weitaus Wahrscheinlichere eintritt, die Verweigerung der Aufenthaltsbewilligung, so ist das Projekt Schweiz ebenso erledigt wie das Projekt USA - und ich überhaupt. Daß ich nunmehr seit ganzen 6 Monaten jeder Erwerbsmöglichkeit beraubt, auch aus diesem Grunde in meiner Handlungs- und Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt bin, erschwert begreiflicherweise die Lage. (Nebenbei bemerkt entgehen mir auch zufolge des Umstandes, daß ich konfessionslos bin, gewisse Möglichkeiten. Wäre ich Glaubensjude, so könnten meine Auswanderungsbestrebungen vielleicht irgendwelche Förderung durch die Kultusgemeinde erfahren; wäre ich ein zum Christentum übergetretener Jude, so könnte ich ohne weiteres in gewisse Länder, z. B. nach Jugoslawien reisen.)

Entschuldigen Sie bitte, daß ich so ausführlich geschrieben habe. „So jenau wollten Sie's ja jarnischt wissen." Es liegt eben in meiner Art, Fragen, die nur kompliziert beantwortet werden können, entweder überhaupt nicht zu beantworten (daher die mir oft vorgeworfene und auch in diesem Fall Ihnen und Herrn Dr. Brill gegenüber an den Tag gelegte unschöne Saumseligkeit im Briefschreiben) oder erschöpfend zu beantworten. Ich furchte nun mit diesem Brief nicht nur Ihre telegraphische Frage erschöpft zu haben, sondern auch - Ihre Geduld. Und die Geduld des Herrn Dr. Brill, dem ich einfachheitshalber einen Durchschlag dieses Briefes schicke. Ihnen beiden danke ich aber jetzt herzlichst für die Hilfsbereitschaft, die Sie mir bewiesen haben und für die Mühen, die Sie auf sich genommen haben. Es tut mir jetzt auch leid, daß ich Sie beide bemüht habe ohne noch gewußt zu haben, daß ich Sie eigentlich zu vergeblichen Bemühungen veranlaßt habe. Jetzt weiß ich

es, daß mir - was Einwanderung nach USA anbelangt - überhaupt nicht geholfen werden kann. An Ihrer beider Hilfsbereitschaft hat es nicht gefehlt und dafür bin ich Ihnen jedenfalls sehr dankbar.

Es grüßt Sie herzlichst Ihr ergebener
A. J. Storfer

Meinen Handkuß an Ihre Frau Gemahlin

A. J. STORFER, P.O.B. 1105 SHANGHAI (CHINA)

Shanghai, 4. Februar 1939

Lieber Herr Doktor Wittels!

Ich komme erst jetzt dazu, Ihren Brief vom 20. Dezember, den ich vor etwa 10 Tagen erhalten habe, zu beantworten. Vor allem nochmals meinen innigsten Dank - Ihnen und Herrn Dr. Brill - für die Anteilnahme an meinem Schicksal und für die Hilfsbereitschaft.

Das Wichtigste habe ich erreicht, ich bin aus Deutschland heraus. *Wer aus einem brennenden Zimmer zum Fenster herausgesprungen ist, hat nicht viel „Geseres" darüber zu machen, wo und wie er aufgefallen ist. Ich muß sogar sagen, daß ich mich in gewissem Maße* glücklich *hier fühle. Die Schwierigkeit hier das Brot zu verdienen, die grassierenden Epidemien, die Drohung, daß das japanische Bombardement sich wiederholen könnte, die bald kommende und für mich sicher fürchterliche heiße Jahreszeit, dies alles beeinträchtigt mein Glücksgefühl nicht in entscheidendem Maße. Was mich schwer bedrückt, ist der Gedanke an all diejenigen, die noch in Deutschland geblieben sind. Darunter sind auch solche, die mir nahestehen. Ich denke nicht nur an Verwandte (z. B. an einen eingesperrten Vetter), sondern auch an Freunde. Das Ehepaar Lazar*[5] *war noch in Wien, als ich wegfuhr, mit geringen Aussichten wegzukommen. Dr. Lazar hat zwar ein Affidavit für USA und sogar einen Anstellungsvertrag, aber das gleiche schlimme Geburtsland wie ich. Seine Frau hat vorigen Sommer eine Carcinomoperation durchgemacht.*

In der Beilage finden Sie den Durchschlag eines allgemeinen Berichtes, den ich vor 2 Wochen einem Bekannten schrieb. Es hat sich seither bei mir nichts wesentlich verändert. Noch immer such ich Tag für Tag eine geeignete Wohngelegenheit mit erschwinglicher Miete. Mangels eines Zimmers konnte ich mich noch nicht für Privatstunden interessieren. Mittlerweile ist übrigens aus der Reihe der mit neueren Schiffen angekommenen Emigranten eine Konkurrenz herangewachsen. Berliner Versicherungsagenten und Verkäuferinnen mit gutem Mundwerk (mehr mauschelnd als deutsch sprechend) inserieren skrupellos, daß sie „deutsche Konversation" erteilen. Ein für Shanghaier Verhältnisse charakteristisches Beispiel: ein Mann, der in Deutschland anscheinend Reisender war. der Lexika auf Raten verkaufte, gibt hier an, „Verlagsdirektor bei Brockhaus" gewesen zu sein. Was müßte ich dann angeben, der ich mich mit der deutschen Sprache wirklich aus Neigung und Beruf beschäftige und wirklich Verlagsleiter war? Wo Bluff das ABC ist, muß ich Analphabet bleiben. Auch im Schnorren stelle ich nicht meinen Mann. Man muß hier nämlich in den Tempel gehen und beten, dann bekommt man darauf an Ort und Stelle ein Nachtmahl von der Kultusgemeinde. Bei den hiesigen christlichen Missionen genügt es eine fromme Rede anzuhören und da kriegt man schon was zu Essen; aber auch in dieser nobleren Form mag ich auf solchen Handel nicht eingehen.

Dr. Jones, dem ich als Präsidenten unserer Internationale vom Schiff aus meine neue Adresse angab, mit der Bitte, mich bis auf Weiteres als immediate member der Internat. PsA. Association zu führen, sandte mir her - aus einem Fond - 10 Pfund und dieser Betrag ermöglicht es mir, mich über Wasser zu halten. Damit erledigt sich auch Ihre freundliche Frage, ob ich dringend Geld brauche, die ich dankbar zu Kenntnis nehme, aber jetzt negativ *beantworten kann. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, mich hier durchschlagen zu können. Vielleicht werde*

ich von Zeit zu Zeit in der Basler Nationalzeitung, deren Mitarbeiter ich bis zum 10. März 1938 war, Artikel placieren können (über ostasiatische Dinge). Nach einiger Zeit will ich - mit Hilfe eines sprachlichen Korrektors - mich im Schreiben englischer Artikel versuchen.

Sie telegraphierten mir nach Wien, daß Dr. Brill die Hoffnung habe, „verschiedene Pläne würden bald wirksam werden". Ich denke, dies bezieht sich auf eine Einreise für mich nach U.S.A. Genau gesprochen, habe ich es jetzt nicht eilig, von hier wegzukommen. Eilig war mir aus Deutschland wegzukommen und dies habe ich schließlich erreicht. Aber Shanghai ist eine Falle und die Japaner bewachen die Öffnung. Und in der Fremdenkonzession der Stadt - wo wir bis Herbst 1939 als deutsche Staatsangehörige, nachher als Staatenlose zählen - besteht die Polizei zum weitaus überwiegenden Teil aus japanophilen „weißen" Russen. Außerdem ist zufolge des Krieges die Stadt im wirtschaftlichen Niedergang und es ist möglich, daß auch aus Erwerbsgründen keine Bleibe für mich hier sein wird. Aus diesen Gründen möchte ich die Möglichkeit, nach den Vereinigten Staaten zu gelangen, nicht aus den Augen verlieren. Meines Wissens läßt sich die Einreise „out of quota" (bei Vorliegen einer besonderen Qualifikation, eines besonderen Bedarfs einer amerikanischen Institution u. dgl.) nur in Washington *durchsetzen. Ich stelle mir vor, daß Dr. Brill etwas dergleichen im Auge gehabt hat. Hat nicht vielleicht die New Yorker Vereinigung oder einzelne ihrer Herren persönliche Beziehungen zu Mr. Bullitt, dem Pariser U.S.A. Botschafter?*

Aber wie gesagt, zunächst will ich versuchen, mich hier durchzuschlagen, und es ist mir eine große Erleichterung zu wissen, daß ich in New York Freunde habe, die mir wohlgesinnt sind und an die ich mich in ärgster Not wenden kann. Bitte schreiben Sie mir bald wieder. Darin, daß ich nach Post lechze, unterscheide ich mich nicht von den anderen Emigranten. Leider sind die Postwege hierher schrecklich lang und auch Störungen ausgesetzt.

Bitte geben Sie meinen Brief nebst Beilage auch Herrn Dr. Brill zu lesen, den ich bestens grüßen und dem ich herzlichst danken lasse. Dasselbe gilt auch für Herrn und Frau Dr. Federn. Ich weiß nicht, ob die Adresse, die ich in Wien bekam - Hotel Frankonia 20 West 72th Street - noch stimmt! Es würde mich freuen zu hören, welche Nachrichten Dr. Federn aus Wien hat. d. h. ob seine Kinder und sein Bruder schon das Land verlassen konnten.

Es grüßt sie herzlichst Ihr ergebener
A. J. Storfer

Handkuß an Ihre Fr. Gemahlin.
Grüßen Sie bitte auch die anderen
mir bekannten Mitglieder bestens von mir.

Anmerkungen:

1 Die American Psychoanalytic Association organisierte ab 1938 ihre Hilfe über das Emergency Committee on Relief and Immigration. Außerhalb der Vereinigung wurde neben individuellen Unterstützungen vor allem die Menninger Clinic of Topeca, Kansas, für die Flüchtlinge aktiv. Das Komitee der APA unterstützte nicht ausschließlich Mitglieder psychoanalytischer Verbände und deren Familien: "The cormmittee did not limit its aid to analysts alone but extended it to relatives and friends of analysts and even to non-analytically affiliated persons. To have been analyzed abroad, for trainingor treatment, fully or partially, was a sufficient qualification for psychologists, teachers, lawyers, and social workers to apply for and receive assistance. Several physicians, some of them psychiatrists with no analytic training, were also aided, and so was at least one writer. Those who were assisted came from most of the countries where psychoanalysis was sufficiently established to survive the war

or be revived after it but also from countries like Poland and Czechoslovakia where there is now no organized psychoanalysis.“ (Fermi 1968, 149)

Die Arbeit des Komitees bezog sich vor allem auf die sich bereits im Land befindlichen Exilanten und wurde in ihrer Effizienz durch unterschiedliche lokale Bedingungen bestimmt. So beschwerte sich L. S. Kubie, der Sekretär der APA, beim General Committee of Representatives of Agencies Assisting Refugee Physicians in einem Brief vom 4. Februar 1939 über die schlechte Arbeit dieses Dachverbandes, in dem seit zwei Monaten nichts mehr getan wurde. Der Adressat war Dr. Ernst Boas:

„I am sorry to say that I have been considering the advisability of withdrawing from the medical relief work of the National Coordinating Committee.... At the meeting on Tuesday afternoon at your office, we plodded painfully over almost the same material as that which had been the subject of our first meeting in the middle of November.“

Kubie schlägt eine Reorganisation des Komitees am Beispiel des Komitees in Boston vor, das erfolgreiche Arbeit leistet:

„ ...The secret of their succes lies in the person of the Executive Secretary, Mrs. William Herman, — and in the personal of the Committee itself. Mrs. Herman gives her entire time to the work of the Committee. I do not know whether she receives a salary or not, but I rather doubt it. She is the widow of a physician, Dr. William Herman, a Jew. She is the granddaughter of William Maxwell Evarts, once Secretary of State. She comes from an old fighting line of aggressive, liberal Yankees. Her Yankee heritage, her name, the prestige of her family, and her own personality, give her entree anywhere. It was a combination of her energy and prestige which gathered together the group of distinguished names which make up the Boston Medical Emigree Committee, — and which holds it together not as an array of figureheads but as hardworking allies of the struggle. Also because of her Yankee tradition she can fight this fight more effectively than can any purely Jewish organization, where State legislatives are concerned.“ (Kubie 1939)

2 Der 75jährige geriet 1942 in die Maschinerie der „Endlösung“. Die Schonfrist für Alte und Gebrechliche war abgelaufen. Auch für die vier Schwestern Sigmund Freuds, Rosa Graf, Paula Winternitz, Adolfine und Marie Freud, wurde 1942 die Deportation nach Theresienstadt angeordnet, wo Adolfine verstarb; Rosa, Paula und Marie überlebten den Weitertransport nach Maly Trostinec nicht. Insgesamt wurden 152.000 Personen in das nördlich von Prag gelegene „Altersghetto“ im jüdischen „Reichsaltersheim“ Theresienstadt eingeliefert. 34.000 starben dort, 85.000 mußten den Weg nach Auschwitz antreten, wo nur 2000 überlebten. Die nationalsozialistische Propaganda nutzte das angebliche „Vorzugslager“, um dem Internationalen Roten Kreuz eine humane Behandlung vorzugaukeln. Der Propagandafilm trug den zynischen Titel: „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt“. Die Hungerration von täglich 225 g Brot, 60 g Kartoffeln und Wassersuppe ließ die Widerstandskräfte rasch schwinden. Als sowjetische Truppen Ende 1944 von Ungarn nach Norden vorstießen, begann die SS die Spuren zu tilgen. Die Asche von 30.000 Toten wurde in die Eger gestreut.

3 Unter den Mitgliedern der Partei und ihren Aktivisten setzte nach dem März 1933. als die Partei kampflos die Auflösung des Parlaments hinnahm, ein Prozeß der Desillusionierung ein, der nach dem 12. Februar 1934 auch stärkere antisemitische Akzente erhielt. (Spira 1981, 94)

4 Um eine effektive Handhabe gegen die Flüchtenden zu haben und dem Andrang der Flüchtlinge vorzubeugen, hatten die Schweizer Behörden bereits im März gefordert, die Pässe der deutschen und österreichischen Juden mit einem „J“ zu kennzeichnen. Unmittelbar nach der sogenannten „Kristallnacht“ wurde ein solches Abkommen mit den Urhebern des Pogroms unterzeichnet. Auch für die heutige Flüchtlingspolitik der Schweiz sind diese historischen Grundlagen wirksam geblieben. (Vgl. Parin 1986)

5 Dr. Lazar war Psychotherapeut und Anhänger Alfred Adlers.

Literatur:

J. Améry, *Unmeisterliche Wanderjahre.* Stuttgart 1971.
E. Bibring, Brief an Fritz Wittels vom 23. Dezember 1936 und 4. Jänner 1938. Fritz Wittels Collection, Abraham A. Brill Library, New York, Psychoanalytic Institute.
G. Botz, *Wien vom „Anschluß" zum Krieg. Nationalsozialistische Machtübernahme und politischsoziale Umgestaltung am Beispiel der Stadt Wien 1938/39.* Wien—München [2]1980.
K. Brecht u. a. (Hrsg.), *„Hier geht das Leben auf eine sehr merkwürdige Weise weiter..." Zur Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland.* Hamburg 1985.
Z. Bunzl, *„Zur Geschichte des Antisemitismus in Österreich",* in: Z. Bunzl / B. Marin, *Antisemitismus in Österreich.* Innsbruck 1983, 9—88.
L. A. Coser, *Refugee Scholars in America. Their Impact and their Experiences.* New Haven und London 1984.
H. Deutsch, *Selbstkonfrontation.* München 1975.
J. Dorsey, *An American Psychiatrist in Vienna 1935-1937, and his Sigmund Freud.* Detroit 1976.
B. Eppensteiner u. a., „Die Psychoanalyse im Film 1925/26", in: *Psyche* 41/2, 1987, 129—139.
L. Fermi, *Illustrious Immigrants: The Intellectual Migration from Europa 1930-41.* Chicago 1968.
A. Freud, Brief an Paul Federn vom 22. Oktober 1938. Paul Federn Archiv, Library of Con- gress, Manuscript Division, Washington D. C.
S. Freud, Brief an Ernst Freud vom 20. Februar 1934 (a), in: S. Freud, *Briefe 1873-1939.* Frankfurt/Main 1968, 434.
S. Freud, Brief an Arnold Zweig vom 30. September 1934 (b), in: S. Freud, *Briefe 1873-1939.* Frankfurt/Main 1968, 436.
S. Freud, „Der Mann Moses und die monotheistische Religion". Amsterdam 1939. Zit. nach: *Gesammelte Werke Bd. 16,* 101—246.
S. Freud, A. Zweig, *Briefwechsel.* Frankfurt 1968.
M. Gardiner u. J. Buttinger, *Damit wir nicht vergessen. Unsere Jahre 1934 bis 1947 in Wien, Paris und New York.* Wien 1978.
G. Gedye, *Als die Bastionen fielen. Wie der Faschismus Wien und Prag überrannte.* Wien 1947.
E. Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus.* Wien—München—Zürich 1981.
N. G. Hale, „From Berggasse XIX to Central Park West: The Americanization of Psychoanalysis, 1919—1940", in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 14, 1978, 299—315.
D. Hartmann, Dora Hartmann-Interview. Oral History Collection, Abraham A. Brill Library, New York 1973.
S. Heenen-Wolff, „ *Wenn ich Oberhuber hieße..Die Freudsche Psychoanalyse zwischen Assimilation und Antisemitismus.* Frankfurt/Main 1987.
W. Huber, *Psychoanalyse in Österreich seit 1933.* Wien—Salzburg 1977.
E. Jacobson, Edith Jacobson-Interview. Oral History Collection, New York Psychoanalytic Institute, 1971. Zit. nach K. Fallend, *Psychoanalyse und Politik im Wien der zwanziger Jahre. Wilhelm Reich - Dozent der Psychoanalyse, Sexualberater und rebellischer Parteigenosse.* Diss. Salzburg 1987.
E. Jacoby, *Die Verdrängung der Psychoanalyse oder Der Triumph des Konformismus,* Frankfurt/ Main 1985.
E. Jones, *Sigmund Freud. Leben und Werk.* Bd. 3: *Die letzte Phase 1919-1939.* Bern 1962.
Internationale Zeitschrift Jur Psychoanalyse (IZP) 18, 1932 bis 23, 1937.
Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse (IZP) und Imago 24, 193; 25, 1940; 26, 1941.
M. Kris, Marianne Kris-Interview. Oral History Collection, Psychoanalytic Institute, New York 1972.

C. D. Krohn, „Nobody has a right to come into the United States. Die amerikanischen Behörden und das Flüchtlingsproblem nach 1933“, in: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch,* Bd. 3, München 1985, 127—142.
L. S. Kubie, Brief an Dr. Ernst Boas vom 4. Februar 1939. Research Foundation for Jewish Immigration, Inc., L. S Kubie Papers, New York.
J. Lampl-de Groot, Jeanne Lampl-de Groot-Interview. Oral Hist. Coll., New York 1973.
M. Langer, *Von Wien bis Managua. Wege einer Psychoanalytikerin.* Freiburg i. Br. 1986.
W. C. Langer u. S. Gifford, „An American Analyst in Vienna during the Anschluß. 1936—1938“, in: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 14, 1978, 37—54.
R. Lockot, *Erinnern und Durcharbeiten. Zur Geschichte der Psychoanalyse und Psychotherapie im Nationalsozialismus.* Frankfurt/Main 1985.
A. D. Morse. *While Six Million Died. A Chronicle of American Apathy.* New York 1968.
J. Moser, „Die Verfolgung der Juden“, in: *Widerstand und Verfolgung in Wien 1934-1945.* Bd. 3, Wien 1975.
C. Oberläuter, *Rudolf Ekstein - Leben und Werk. Kontinuität und Wandel in der Lebensgeschichte eines Psychoanalytikers.* Wien—Salzburg 1985.
D. Pappenheim, Else Pappenheim-Interview. Oral Hist. Coll., New York 1982.
P. Parin, *„Tretet den, der da hoffet!" Ethnologische Betrachtungen zur Überfremdungsdebatte und Asylpolitik", in: Tages-Anzeiger-Magazin* 12, Zürich 22. März 1986.
A. Polgar, „Sonntag abend“, in: *Austro-American Tribune* V/*7,*1947. Zit. nach A. Polgar, *Kleine Schriften,* Bd. 3: *Irrlicht.* Reinbek bei Hamburg 1984, 233.
W. Reich, *Massenpsychologie des Faschismus.* Kopenhagen—Prag—Zürich 1933.
W. Reich, „Der Ausschluß Wilhelm Reichs aus der Internationalen analytischen Vereinigung“, in: *Zeitschrift für politische Psychologie und Sexualökonomie* 2, 1935, 54—61.
J. Reichmayr u. E. Wiesbauer, „Das Verhältnis von Sozialdemokratie und Psychoanalyse in Österreich zwischen 1900 und 1938“, in: W. Huber (Hrsg.), *Beiträge zur Geschichte der Psychoanalyse in Österreich.* Wien—Salzburg 1978, 25—60.
M. Schur, *Sigmund Freud. Leben und Sterben.* Frankfurt/Main 1982. Sigmund Freud-Gesellschaft, *Die Geschichte der Psychoanalyse in Wien und Deutschland.* Leporello zur gleichnamigen Ausstellung. Wien 1986.
I. Silberman, Isidor-Silberman-Interview. Oral History Collection, Psychoanalytic Institute, New York 1985.
W. Solms-Rödelheim, „Psychoanalyse in Österreich“, in: D. Eicke (Hrsg.), *Psychologie des 20. Jahrhunderts,* Bd. II: *Freud und die Folgen* (1). Zürich 1976.
L. Spira, *Feindbild „Jud". 100 Jahre politischer Antisemitismus in Österreich.* Wien—München 1981.
F. Stadler, „Die Zerstörung der wissenschaftlichen Vernunft 1933—1945“, in: *Die verbrannten Bücher. 10. Mai 1933.* Wien (Institut für Wissenschaft und Kunst) 1983,16—21.
M. Steinhauser und Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hrsg.), *Totenbuch Theresienstadt. Damit sie nie vergessen werden.* Wien 1987.
R. F. Sterba, *Erinnerungen eines Wiener Psychoanalytikers.* Frankfurt/Main 1985.
A. J. Storfer, Brief an Fritz Wittels vom 7. September 1938 und 4. Februar 1939. Paul Federn Archiv. Library of Congress, Manuscript Division, Washington D. C.

Gespräche:

Kurt R. Eissler, Eduard Kronold, Else Pappenheim, Otto Sperling (September 1986, New York), Marie Langer (August 1986, Mexico, D. C.), Jeanne Lampl-de Groot (Januar 1987, Amsterdam), Margarete Hohenberg-Herz (Juni 1987, Haifa).

CHRISTIAN FLECK

Rückkehr unerwünscht. Der Weg der österreichischen Sozialforschung ins Exil

Dem Andenken an Eduard März

EINLEITUNG

Der Versuch, einen Überblick über die Entwicklung der Soziologie und Sozialforschung in der ersten österreichischen Republik zu geben, kann auf Bemühungen aufbauen, die die österreichische Zeitgeschichte und die internationale Soziologiegeschichtsschreibung der letzten Jahre kennzeichnen. Das breite Interesse, das die Erste Republik unter Historikern gefunden hat, brachte auch Veröffentlichungen zur Geistesgeschichte und — was im vorliegenden Fall fast noch wichtiger ist — zum Komplex Emigration und Exil hervor. Allerdings sind die Mängel dieser Arbeiten nicht zu übersehen: So dominiert eine ideengeschichtliche Betrachtungsweise, die die sozialen und institutionellen Aspekte der Wissenschaftsentwicklung nahezu gänzlich ausblendet.[1] Die Erforschung des österreichischen Exils beschränkte sich bislang vornehmlich auf die politische und kulturelle, hier wiederum vorrangig auf die literarische Emigration.[2] Die soziologiegeschichtlichen Veröffentlichungen weisen zwei im hier zu erörternden Fall gravierende Mängel auf: Zum einen wird der Unterscheidung von universitärer und außeruniversitärer Soziologie kaum Beachtung geschenkt, was vielleicht für die Geschichte der Soziologie in Deutschland gerechtfertigt ist, hinsichtlich der österreichischen Entwicklung aber zu groben Verzeichnungen führt,[3] zum anderen ist die fraglose Ineinssetzung von deutscher und österreichischer Entwicklung in einer deutschsprachigen Fachgeschichte wenigstens für den Fall des kleineren Parts mißverständlich.[4] Diese Mängel und Irrtümer, die als solche behebbar scheinen, gewinnen in einer kulturpolitischen Situation, in der es mancher österreichischen Stelle um die Wiederherstellung verlorener internationaler Reputation auf dem Wege der Usurpation bislang verpönter oder vergessener intellektueller Positionen und Strömungen geht, ein Eigenleben denkwürdiger Ambivalenz: Es scheint, als würde man sich hierzulande mit Vorliebe post festum mit jenen schmücken, die man als entbehrlich einst davonziehen ließ oder gar verjagte, um solcherart über eben jene Vergangenheit, die in eine Geschichte Österreichs nur unwillig integriert wird, den Schleier des „aber auch ...“ zu breiten. Einem Patriotismus,

der sich jene Rosinen aus dem Geisteskuchen herauspickt, die anderswo erst als solche erkannt wurden, soll hier nicht das Wort geredet werden. Wenn im Folgenden von der Geschichte der Soziologie in Österreich gesprochen wird, dann geschieht dies unter dem Vorzeichen der selbstverursachten Verlustbilanz. Keinesfalls sollte der Eindruck entstehen, daß Österreich als Staat, Nation oder Kultur darauf stolz sein kann, diesen oder jenen prominenten Soziologen „hervorgebracht" zu haben. Vielmehr ist das Gegenteil wahr: Gegen die herrschenden Institutionen und Geistesströmungen entwickelte sich das, was als Soziologie aus Österreich hervorging und darüber hinaus erst lange nachdem es im westlichen Ausland gewürdigt wurde, auch österreichische Zustimmung fand.

1. AUSGANGSSITUATION

Die Entwicklung der Sozialwissenschaften ist in Österreich während des ausgehenden 19. Jahrhunderts und der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts durch eine zweifache Prädominanz gekennzeichnet: die Vorherrschaft anderer wissenschaftlicher Disziplinen und der Gegensatz von Metropole und Provinz.

Jenseits der Wiener Stadtgrenzen herrsche retardierende Eintönigkeit und ein unterhalb der Mittelmäßigkeit angesiedeltes intellektuelles Niveau. Wachse dort jemand darüber hinaus, dränge er nach Wien, in die Metropole. Nur hier bestünde ein intellektuelles Klima, das Anregung und Herausforderung böte, wo eigene Ideen auf Resonanz stoßen und Ruhm nicht nach provinziellem Mief röche.

Noch so berechtigte Kritik an derartiger metropolitaner Überheblichkeit kann die Richtigkeit dieser Betrachtungsweise nicht hinwegdisputieren. Bleibende intellektuelle Innovationen hatten vielleicht nicht ihre Wurzeln in Wien, ganz sicher wurden sie aber dort erstmals einem größeren Kreis bekannt. Zur kulturellen Hegemonie tritt hinzu, was die Provinzler den Wasserkopf zu nennen gewohnt waren: Entscheidungen politischer und administrativer Natur fielen in Wien, und war man davon in irgendeiner Weise abhängig oder wollte man auf sie einwirken, stand man in der Provinz auf verlorenem Posten. Trotz einiger Besonderheiten, die die Geschichte der Soziologie in Österreich kennzeichnen, unterschied sie sich in dieser Hinsicht nicht von anderen wissenschaftlichen Disziplinen oder Kultursegmenten.

Die Geschichte der Sozialwissenschaften ist in den letzten Jahrzehnten der Habsburgermonarchie durch die Vorherrschaft bestimmter Fächer gekennzeichnet. Während es der Nationalökonomie gelingt, aus dem Schatten der

„Juristen, Cameralisten und Forstbeflissenen“ — so eine noch 1900 verwendete Kennzeichnung der Studienfächer der Juridischen Fakultät[5] — langsam herauszutreten, bleibt die Soziologie bis in die 60er Jahre dieses Jahrhunderts ein Appendix der Nationalökonomie oder der Philosophie. Ganz anders die kognitive Entwicklung: Ludwig Gumplowicz, Eugen Ehrlich, die Wiener Schule der Nationalökonomie, die Austromarxisten und die von Sigmund Freud inaugurierte Psychoanalyse erscheinen heute als die markanten Denkrichtungen des beginnenden 20. Jahrhunderts und vermitteln den Eindruck, daß die österreichischen Sozialwissenschaften dieser Epoche den internationalen Vergleich nicht zu scheuen brauchten.

Doch um wieviel ärmlicher wirkt das Bild, wenn man die institutionellen Gegebenheiten dieser Jahre in Betracht zieht. An den drei zisleithanischen Universitäten Wien, Graz und Innsbruck lehrten 1900 208 Ordinarien und 101 Extraordinarien. Unterstützt von 284 Privatdozenten, Repetitoren, Supplenten und Assistenten betreuten sie rund 10000 Studenten. Unterzieht man die Vorlesungsverzeichnisse einer eingehenderen Betrachtung hinsichtlich des sozialwissenschaftlichen Personals und Lehrangebots, resultiert ein derart mageres Ergebnis, daß es vollständig wiedergegeben werden kann (die folgenden Angaben beziehen sich auf das Sommersemester 1900): An der Universität Wien lehren die Ordinarien Eugen Philippovich von Philipsberg und Carl Menger Volkswirtschaftslehre bzw. Finanzwissenschaften; die ordentlichen Honorarprofessoren Eugen Böhm von Bawerk und Anton Menger lesen in diesem Semester nicht. Der Extraordinarius Carl Grünberg für Nationalökonomie und der Dozent Walter Schiff für Volkswirtschaftspolitik vervollständigen das Lehrangebot, das durch eine Vorlesung des Ordinarius für Verfassungsrecht, Edmund Bernatzik, über „Geschichte der Rechtsphilosophie mit besonderer Berücksichtigung der politischen und sozialen Theorien“ ergänzt wird. An der Medizinischen Fakultät hält der Privatdozent Sigmund Freud eine Vorlesung über „Psychologie des Traumes“. Die Ordinarien Ernst Mach und Friedrich Jodl lesen an der Philosophischen Fakultät über „Psychologie und Logik der Forschung“ bzw. über „Grundzüge der Psychologie“. Privatdozent Wilhelm Jerusalem liest in diesem Semester nicht, und der Privatdozent Alois Höfler kündigt „Gymnasialpädagogik“ an.

An der Universität Graz lehren die Ordinarien Richard Hildebrand Volkswirtschaftslehre und Alexius Meinong von Handschuchsheim Psychologie. Der Titularordinarius Otto von Zwiedinek-Südenhorst liest über „Geschichte Europas 1848—1871“, behandelt also fast Gegenwartsprobleme. Der damals international renommierteste Soziologe, Ludwig Gumplowicz, muß sich als Ordinarius für Staatslehre mit seinem „Brotberuf“ begnügen und hält Vor-

lesungen über Verwaltungslehre und österreichisches Verwaltungsrecht, sowie ein staatsrechtliches Seminar.

An der Universität Innsbruck lesen die Ordinarien Franz Freiherr von Myrbach-Rheinfeld Volkswirtschaft, Franz Hillebrand Psychologie, sowie — an der Theologischen Fakultät — Michael Hofmann über „Die soziale Frage (christliche Wirtschaftslehre und Arbeiterfrage)“.[6]

Verfolgen wir über die nächsten Jahrzehnte die Ausdifferenzierung der jungen Disziplin Soziologie vorerst weiterhin unter dem institutionellen Gesichtspunkt, treten einige Eigentümlichkeiten der österreichischen Entwicklung deutlich hervor. Intellektuell mag die Soziologie von den Erschütterungen, die die erste Hälfte dieses Jahrhunderts kennzeichnen, befruchtet worden sein, institutionell scheinen eben jene Eruptionen eine gegenteilige Wirkung gezeitigt zu haben. Diskontinuitäten im politischen und sozialen System erschweren die Etablierung als Universitätsfach, auch wenn man diese nicht allein verantwortlich machen sollte für die ausgebliebene Institutionalisierung. Mit Gesellschaft und Politik Österreichs teilt die Soziologie jedenfalls das Schicksal, daß die Zäsur 1918 die nachfolgenden Jahre nicht bloß überschattete, sondern nachhaltig beeinflußte. Die Auflösung der Habsburgermonarchie hatte das für die noch kaum Gestalt angenommene Soziologie bedeutsame Subsystem der Universitäten in ein starkes Ungleichgewicht gebracht. Während der ganzen Jahre der Ersten Republik konnte am akademischen Markt ein wenigstens annähernder Gleichgewichtszustand nicht hergestellt werden, von einer Expansion nicht zu reden. Hierin liegt — wohl lange vor individuellen Faktoren, wie mangelndem öffentlichen Interesse, ideologischer Punzierung, aktiver Verhinderung durch Konkurrenten und geringerem Durchsetzungsvermögen jener, die als Protagonisten der neuen Disziplin auftreten hätten können — m. E. der entscheidende strukturelle Grund, der einen berechtigt zu behaupten, daß es vor 1938 eine Soziologie, verstanden als kognitive und institutionelle Einheit, nicht gab.

Was hier mit Bezug auf die Soziologie formuliert wird, gilt in einem allgemeineren Sinn wohl für alle „jungen“ Disziplinen und Schulen: Eine realistische Chance haben solche technologisch nicht effektuierbaren Disziplinen in einem, aufs Ganze besehen, (struktur-)konservativem System wie dem der Universitäten nur in expansiven Perioden. Gegen etablierte Disziplinen können neue nur dann Ansiedlungsansprüche geltend machen, wenn sie additiv hinzutreten, nicht aber, wenn ein Verdrängungswettbewerb stattfinden müßte. Manche Besonderheit des geistigen Lebens der Zwischenkriegszeit — die vielen Beobachtern nicht zu Bewußtsein kommt, weil sie nur darauf schauen, was alles in dieser Periode entstanden ist, aber nicht darauf achten, wo und unter welchen, meist unterpriviliegierten, Bedingungen es Gestalt

anzunehmen genötigt war — scheint darin begründet zu sein, daß die Universitäten (von wenigen Ausnahmen abgesehen) Stillständen. Aber vielleicht liegt gerade in dem Zwang, außerhalb der auf Konformismus programmierten Universitäten existieren zu müssen, eine der Wurzeln für Kreativität und Innovation. Um diesen Aspekt herauszuarbeiten, muß allerdings historisch etwas weiter ausgeholt werden.

Um die Jahrhundertwende standen österreichischen Wissenschaftlern — wenigstens im Prinzip — acht Universitäten zur Auswahl: Neben Wien, Graz und Innsbruck auch noch die 1882 durch Teilung entstandenen zwei Prager Universitäten, die beiden alten Universitäten Krakau (gegründet 1263) und Lemberg (gegründet 1661) und die jüngste, die 1875 eröffnete Universität in Czernowitz. An fünf dieser Universitäten war Deutsch Unterrichtssprache, und an ihnen lehrten zwei Drittel aller Universitätslehrer 62 Prozent aller Studierenden der Monarchie. Von den rund 15000 Studenten aller acht Universitäten waren 46 Prozent Deutsche. Detaillierte statistische Daten fehlen, aber man wird schon aus diesen wenigen Informationen den Schluß ziehen können, daß sowohl bei den Studenten wie bei den Universitätslehrern die deutschsprachigen begünstigt waren.

Die Größe und Differenziertheit des akademischen Marktes (ganz abgesehen von den weniger renommierten Lehranstalten, die allenthalben auch Sozialwissenschaftlern Positionen einräumten, und dem Markt des benachbarten deutschsprachigen Auslandes) war um die Jahrhundertwende in der Lage, dem wissenschaftlichen Nachwuchs ein realistisches Karrieremuster zu offerieren: Nahm man für einige Jahre das Leben in der Provinz in Kauf, konnte man — sonstiges Wohlverhalten vorausgesetzt und akademische Reputation beigebracht — auf den Karrierehöhepunkt Wien berechtigt hoffen. Kam dazu doch noch, daß der Gang in die Provinz durch einen Aufstieg in der universitären Hierarchie in eine bezahlte Stelle sozusagen „versüßt“ wurde. An einer einfachen Maßzahl — dem Verhältnis von Privatdozenten zu Ordinarien — läßt sich dieses Postenkarussell verdeutlichen: Kamen 1899 an der Juridischen Fakultät der Universität Wien auf einen Dozenten nur 0,8 Ordinariate, stieg dieser Wert in Prag und Graz auf 6,5 an, und in Innsbruck und Czernowitz gab es nur noch Ordinarien. (Zum Vergleich die Werte für alle Fakultäten aller deutschsprachigen Universitäten der Monarchie: Wien 0,8, Prag 2,8, Graz 3,0, Innsbruck 4,9 und Czernowitz 16,5.) Die akademische Karriere begann also zumeist in Wien (1899 lehrten 24 Dozenten an der dortigen juridischen Fakultät) und konnte über den Aufstieg an der einen oder anderen Provinzuniversität wieder zum Ausgangspunkt Wien zurückführen. Dieses System funktionierte, weil die Relation Dozenten — Ordinarien insgesamt zugunsten der ersteren deutlich positiv war: 1:2,4 an

den juridischen Fakultäten, 1:1,6 an allen Fakultäten). Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges verschlechterte sich diese Relation npr unwesentlich: 1914 kommen in Wien 0,6 Ordinariate auf einen Dozenten (zum Vergleich der Wert für die gesamte Universität: 0,5), es folgen Prag mit 3,75 (bzw. 1,3 für die ganze Universität), Graz mit 4,6 (bzw. 1,8). Innsbruck und Czernowitz sind wiederum faktisch dozentenfrei (die Vergleichswerte für die ganze Universität sind: Innsbruck 3,8 und Czernowitz 10,6).[7]

Bedauerlicherweise fehlen für die folgenden zwei Jahrzehnte entsprechende Angaben in den publizierten Statistiken, sodaß wir einen Sprung zum Ende der demokratischen Phase der Ersten Republik machen müssen, um die Entwicklung zu illustrieren. 1932/33 hat sich die Relation Dozenten zu Ordinarien an den drei verbliebenen Universitäten ins Negative verkehrt:

	Juridische Fakultät	alle Fakultäten
Wien	0,6	0,4
Graz	2,0	1,3
Innsbruck	2,2	1,8
insgesamt	0,9	0,7

Zum Ende der demokratischen Phase der Ersten Republik bestand also für Dozenten keine reelle Chance mehr, künftig Ordinariate besetzen zu können. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Untersuchung der Emigration aus politischen Gründen eine denkwürdige Färbung, bedeutet diese Marktlage doch, daß im hypothetischen Fall des Nichtauftretens von Emigrationsgründen und -zwängen, wie sie im Gefolge der beiden Faschismen gegeben waren, der wissenschaftliche Nachwuchs, der realiter emigrierte, in Österreich keine Etablierungschancen besessen hätte. Im speziellen Fall der Soziologie kommt noch dazu, daß — wie noch zu zeigen sein wird — fast keiner jener, die in der Emigration zu Soziologen wurden, vorher in Österreich eine entsprechende akademische Tätigkeit ausgeübt hat. Was wiederum für den hypothetisch anzunehmenden Fall des Nichtauftretens von (universitätsexternen) Emigrationszwängen den Schluß nahelegt, daß diejenigen, die sich in der Emigration der Soziologie zuwandten, das in Österreich nicht gekonnt hätten. Aber damit greife ich den weiteren Ausführungen voraus.

Die Gründe für die degressive Entwicklung des akademischen Marktes der Ersten Republik liegen auf der Hand: Im Übergang von der Monarchie zur Republik nahm die Zahl aller Universitätslehrer von 2254 (1913/14) auf 1206 (1917/18) ab. In den folgenden Jahren übernahm die österreichische Republik die sich zu Deutschösterreich bekennenden Universitätsprofessoren

(beispielsweise fast alle früheren Angehörigen der Universität Czernowitz) in den österreichischen Staatsdienst (und pensionierte sie mangels Betätigungsmöglichkeit meistens). Der Beamtenabbau, der auch Ordinarien treffen konnte, und die Sparpolitik praktisch aller Regierungen der Ersten Republik hatten eine Stagnation der Universitätslehrerzahl zur Folge.

Zwei weitere Faktoren kamen noch dazu: eine Überalterung der Institution Universität und eine geringe Abwanderung von Ordinarien ins Ausland. Am Beispiel der Wiener Juridischen Fakultät kann das verdeutlicht werden: Die Ordinarien des Jahres 1918 waren durchschnittlich 57 Jahre alt, sie waren seit 14 Jahren an dieser Fakultät als ordentliche Professoren tätig, und ihr ordentliches Emeritierungsalter hätten sie durchschnittlich im Jahr 1931 erreicht. Tatsächlich wurden die Positionen früher — durchschnittlich 1927 — frei, allerdings nur in einem Fall durch Berufung an eine andere Universität.

Das Bild des Entwicklungsstandes der Soziologie wäre unvollständig gezeichnet, würde man die universitäre Lehre übergehen. In den Studienvorschriften der Monarchie schien Soziologie nicht auf, und in der Ersten Republik fristete sie als Wechselbalg „Gesellschaftslehre“ ein Kümmerdasein: im rechtswissenschaftlichen Studium wurde erst 1945 eine Pflichtvorlesung verankert; im staatswissenschaftlichen Studium war „Gesellschaftslehre“ ab 1926 Prüfungsgegenstand des zweiten Rigorosums und konnte, wie übrigens auch an jenen Philosophischen Fakultäten, an denen Soziologie durch einen Ordinarius vertreten wurde, als Dissertationsfach gewählt werden. Die faktische Unmöglichkeit, Soziologie zu studieren, hatte nicht nur zur Folge, daß bis in die 70er Jahre hinein als Soziologen ausgebildete Universitätsabsolventen fehlten, sie behinderte auch jene, die literarisch an der Entwicklung der Soziologie anteil hatten, dieses Wissen in der Lehre zu vermitteln.

Diese Verhältnisse treten auch deutlich hervor, wenn man die personelle Seite der Sozialwissenschaften in der Ersten Republik betrachtet. An der Wiener Universität wird 1918/19 die Nationalökonomie von einem Emeritus, einem Ordinarius, einem Honorarprofessor, einem Titularordinarius, sechs Titularextraordinarien und einem Privatdozenten gelehrt; Graz weist einen und Innsbruck zwei Ordinarien der Nationalökonomie auf.

Soziologische Lehrveranstaltungen bieten in diesem Studienjahr Edmund Bernatzik und an der Theologischen Fakultät Ignaz Seipel an. In Graz liest ein a.o. Professor neben Statistik und Finanzrecht auch Soziologie, und der Philosoph Hugo Spitzer bemüht sich um eine „philosophische Soziologie“.

Während der Jahre der Ersten Republik ändert sich nur an der Juridischen Fakultät in Wien das soziologische Lehrangebot, an den anderen Universitäten wird Soziologie nebenbei vor allem von Nationalökonomen und — in Graz — von Philosophen vorgetragen. In Wien residiert ab 1919 Othmar

Spann (auch er zugleich Ordinarius für Nationalökonomie und Gesellschaftslehre) und schart in den folgenden Jahren eine treue Anhängerschaft um sich: Jakob Baxa, Wilhelm Andreae, Johann Sauter, Eric Voegelin, Hermann Roeder und August Maria Knoll.[8] Neben diesen Anhängern des Spannschen Universalismus steht der einzige Austromarxist, der an einer österreichischen Universität lehren durfte, Max Adler, als Titular-Extraordinarius auf verlorenem Posten.[9] Welche Gesellschaftslehre zu dieser Zeit an der Wiener Universität gelehrt wurde, kann man folgender Aufstellung von Titeln der zwischen 1925 und 1935 abgehaltenen Vorlesungen entnehmen:

Othmar Spann:	Gesellschaftslehre
	Soziologische Kategorienlehre
	Geschichte und System der Sozialphilosophie
	Geschichte und Kritik des Sozialismus
	Strittige Fragen der universalistischen Gesellschaftslehre und Gesellschaftsphilosophie
	Hauptpunkte der universalistischen Staatssoziologie
	Ideenlehre, Dialektik, Ganzheitslehre
Max Adler:	Theorie der materialistischen Geschichtsauffassung
	Sozialphilosophie und Gesellschaftslehre seit Herder und Feuerbach
	Die Staatslehre des Marxismus
	Geschichte des Sozialismus seit 1848
	Geschichte der Sozialpolitik
	Grundbegriffe der Soziologie
	Geschichte und Kritik des Bolschewismus
	Grundprobleme der marxistischen Gesellschaftslehre (Naturalismus, Universalismus, Gesetzmäßigkeit, Entwicklung)
	Soziologische Gedanken in der griechischen Philosophie
	Die politischen Probleme des Marxismus
	Soziologie und Psychologie
	Erkenntniskritische Grundlegung der Soziologie
Jakob Baxa	Die Sozialkritik Adam Müllers
	Die Geschichte der Demagogie im alten Rom
	Die Gesellschaftslehre des deutschen Klassizismus
	Die Idee der Nation bei Friedrich List

	Die historischen Grundlagen des italienischen Faszismus (sic!) und sein Verhältnis zur Antike und Renaissance
	Die Krise der europäischen Demokratie und die Diktatur seit dem Weltkrieg
	Gesellschaftslehre von Platon bis Friedrich Nietzsche
	Der italienische Faschismus und sein europäisches Echo
Wilhelm Andreae:	Soziologie als wertende und wertfreie Wissenschaft
	Soziologie der Organisation
	Die soziologische Wendung in der neueren amerikanischen Nationalökonomie mit besonderer Berücksichtigung der institutionalistischen Schule
Johann Sauter:	Die modernen Schulen der Gesellschaftslehre und ihre methodologischen Grundlagen
	Die soziologischen Grundlagen der modernen Rechtsphilosophie
	Die moderne Rechtssoziologie
	Die deutsche Sozialphilosophie seit Nietzsche
	Die gegenwärtigen Aufgaben der Rechtsphilosophie
Eric Voegelin:	Verstehende und Kultursoziologie (Dilthey, Max Weber, Alfred Weber, Scheler)
	Kant und Schiller
	Soziologie der Herrschaftsbeziehungen seit dem 16. Jahrhundert
	Die politischen Rassenlehren seit 1880
	Reichsvolk und Staatsnation
Hermann Roeder:	Die Hauptströmungen der neueren Soziologie
	Einführung in die neuere Soziologie
August M. Knoll:	Geschichte und Theorie der berufsständischen Ordnung

Wie leicht zu sehen ist, entzieht sich dieses Spektrum einer Einordnung in eine der gängigen Klassifikationen der Soziologie und ihrer Teildisziplinen. Soweit man von dem Titel der Vorlesungen auf deren Inhalt schließen kann, fällt immerhin auf, daß die Gesellschaftslehre, die an der Wiener Universität gelehrt wurde, ziemlich deutlich die politischen, sozialen und intellektuellen Verhältnisse der Zeit thematisiert; von einer Politik-und Praxisabstinenz wird also nicht gesprochen werden können, wie das beispielsweise Käsler für die Soziologie der Weimarer Republik meint konstatieren zu können.[10] Was damals und heute international als Lehrgehalt der Soziologie angesehen wurde bzw. wird, fand in das Curriculum der Wiener Soziologie kaum Eingang. Der Rechtsphilosoph Felix Kaufmann kündigte im Sommersemester 1933 eine

rechtsphilosophische Übung „in Anknüpfung an Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft* und A. Schütz: *Der sinnhafte Aufbau der Welt*" an, womit letztgenannter wenigstens auf diesem Weg Eingang in ein österreichisches Vorlesungsverzeichnis fand. Davon abgesehen ist das Spektrum der Vorlesungen auf sehr eindeutige Weise der damals herrschenden Lehrmeinung des Othmar Spann verpflichtet — und von Max Adlers Versuch gekennzeichnet, dem ein Gegengewicht entgegenzuhalten. Dies ist an den konträren Titeln der Vorlesungen erkennbar — obwohl man weiß, daß Adler weit weniger Resonanz fand als der Theoretiker des Ständestaates mit seinen autoritativen Verkündigungen.[11]

Der Einfluß, den Repräsentanten anderer sozialwissenschaftlicher Fächer auf die Herausbildung der Soziologie nahmen, kann hier nicht genauer erörtert werden.[12] Als Orientierung sei immerhin erwähnt, daß die Nationalökonomen, die in der Ersten Republik lehrten, bedeutend mehr Affinität zur modernen Soziologie aufweisen als die universitären Fachvertreter; man denke nur an Friedrich Wieser, Friedrich August von Hayek, Ludwig von Mises, Oskar Morgenstern oder den bis 1921 in Graz lehrenden Joseph Schumpeter.

Auf die Bedeutung von Karl und Charlotte Bühler, insbesondere ihre Lehrerrolle für die Gruppe junger Sozialforscher um Paul Lazarsfeld und Marie Jahoda, braucht nicht detailliert eingegangen zu werden. Als Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung wurde dieses Wirken mehrfach gewürdigt.[13]

Auch die Bedeutung des österreichischen Beitrags zur Wissenssoziologie wurde jüngst mehrfach dokumentiert.[14] Erinnert man dann noch an die Bemühungen mancher Mitglieder des Wiener Kreises um eine Berücksichtigung sozialwissenschaftlicher Fragen innerhalb des Programms des logischen Positivismus,[15] so entsteht eben jenes Bild, das häufig als das Typische des Geisteslebens der Wiener Zwischenkriegsperiode ausgegeben wird.[16]
Unter dem doppelten Blickwinkel — der langsamen Ausdifferenzierung des wissenschaftlichen Faches „Soziologie" und der Vorgeschichte der Emigration von Soziologen und Sozialforschern aus Österreich — muß man den Lobeshymnen auf Kreativität, Innovationsfreudigkeit, Genialität — und wie die Etiketten sonst noch lauten mögen — kritisch entgegensetzen, daß das Typische an diesen Jahren darin zu sehen ist, daß sich wissenschaftliche Innovationen außerhalb der gemeinhin für zuständig gehaltenen Institution Universität entfalteten. Ministerialbürokratie und konservativ-klerikale Kräfte in der Universität verhinderten erfolgreich ein Eindringen von Exponenten dieser verschiedenen neuen Richtungen.

Es scheint, als wäre das institutionelle Medium, in dem sich diese neuen und heute weithin geachteten Schulen bildeten, private Zirkel oder (zumeist wohl informelle) Arbeitsgruppen innerhalb der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung bzw. der von Sozialdemokraten verwalteten Stadt Wien gewesen. Dem ersten Modell wären Ludwig von Mises' Privatseminar, die Kreise um Freud und Alfred Adler sowie der Wiener Kreis zuzurechnen. Weniger der Diskussion um die Formulierung neuer Theorien oder Denkhaltungen, sondern primär der Popularisierung von Zwischenergebnissen oder gar Resultaten waren wohl die Wiener Soziologische Gesellschaft und der neopositivistische „Verein Ernst Mach" gewidmet, wobei erstere programmatisch weniger prononciert auftrat. Die Bedeutung der Sozialdemokratie für die Herausbildung neuer Facetten der Sozialwissenschaften lag in zweierlei: einmal bot sie bzw. die Stadt Wien jenen Arbeits- und damit Einkommensmöglichkeiten, denen eine universitäre Laufbahn verschlossen war. Neben der Bildungszentrale, den Volkshochschulen, sind hier insbesondere das von Otto Neurath geleitete Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum, das von Käthe Leichter gegründete Frauenreferat der Wiener Arbeiterkammer, das Pädagogische Institut der Stadt Wien, dem Karl Bühler vorstand, und die verschiedenen Versuche einer sozialpädagogischen Umsetzung der Individualpsychologie zu nennen. Andererseits bildeten die zahlreichen, mehr oder weniger formalisierten Diskussionsrunden sozialdemokratischer Intellektueller einen geeigneten Boden für die Formulierung neuer Fragestellungen. Neben dem vorrangig von Ökonomen frequentierten Zirkel rund um Helene Bauer oder mehr politisch ausgerichteten Diskussionsrunden rund um Max Adler spielten die sozialdemokratischen Jugendorganisationen eine bedeutende Rolle. Zu erinnern ist hier an Paul Lazarsfelds Bericht, demzufolge die Marienthalstudie auf eine Anregung von Otto Bauer zurückgeht.[17] Eine Sonderrolle spielten jene beiden außeruniversitären Forschungseinrichtungen, aus deren Mitarbeiterkreis nicht nur die meisten Emigranten, sondern auch die bekanntesten österreichischen Sozialwissenschaftler hervorgingen: das Österreichische Konjunkturforschungsinstitut, in welchem nicht nur die liberalen Ökonomen der Wiener Schule, sondern auch „Linke" wie Alexander Gerschenkron arbeiteten, und die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle, die erste privat finanzierte Forschungseinrichtung dieser Art in Österreich.

Die auffallende Spaltung der österreichischen Sozialforschung in einen empiriefeindlichen, sozialphilosophischen Universitätszweig und einen von Parteilichkeit und Praxisorientierung gekennzeichneten außeruniversitären Forschungszweig trug wohl auch dazu bei, daß eine universitäre Etablierung des neuen Faches Soziologie ausblieb. Die „Spannianer" waren desinteressiert

an einer im modernen westlichen Sinn verstandenen Soziologie, und diejenigen, die in außeruniversitären Nischen Sozialforschung und Sozialarbeit leisteten, waren für eine Institutionalisierung zu schwach — und gingen im Gefolge der Ausschaltung der Arbeiterbewegung ihrer Subsistenzmittel verlustig.

Die Fragilität nichtinstitutionalisierter Bemühungen um die Etablierung der Soziologie kann man am Beispiel der Grazer Situation verdeutlichen. Der schon erwähnte Ludwig Gumplowicz, der dort ab 1876 lehrte, aber erst 1893 ein Ordinariat für Verwaltungslehre erhielt, scheint trotz seines zurückhaltenden und die Wirkung in der breiteren Öffentlichkeit scheuenden Charakters unter seinen juristischen Schülern immerhin soviel Resonanz gefunden zu haben, daß sich einige 1908 entschlossen, eine Soziologische Gesellschaft mit Sitz in Graz zu gründen. Damit wurde die Absicht verfolgt, „das Verständnis für das Wesen und die Bedeutung der Soziologie und die Kenntnis und Erkenntnis soziologischer Tatsachen in streng wissenschaftlicher Weise zu fördern und zu verbreiten". Von den in den Statuten genannten Zwecken, Vorträge, Kurse und Diskussionen abzuhalten, die Beziehungen zu bestehenden Körperschaften anzuknüpfen und Bestrebungen zur Errichtung von Lehrstühlen für Soziologie an den Hochschulen zu unterstützen sowie Spezialstudien und Veröffentlichungen anzuregen, scheinen nur zwei einigermaßen erfolgreich verfolgt worden zu sein: Vorträge und Publikationen. Als Pressure-group für eine universitäre Etablierung war dieser Honoratiorenverein offenbar zu wenig in der Universität verankert.[18] Dagegen ist es durchaus beachtenswert, was dieser Gesellschaft dort gelang, wo das Resultat nur von eigener Anstrengung abhing: 1917 wurde eine Schriftenreihe, *Zeitfragen aus dem Gebiet der Soziologie,* gegründet, zu deren Autoren unter anderen Ferdinand Toennies, Karl Pribram und Joseph Schumpeter zählten. Schumpeter veröffentlichte in den *Zeitfragen* erstmals seine Studie über die Krise des Steuerstaates. An der Universität scheint er, wie sein 1909 verstorbener Fakultätskollege Gumplowicz, allerdings wenig Spuren hinterlassen zu haben. Er hielt vor 1918 (danach war er zwar noch nominell Professor, aber als zeitweiliger Finanzminister wohl nicht mehr allzu häufig in Graz) auch Lehrveranstaltungen zu Themen ab, die genuin soziologischer Natur waren — wie ein Kolleg über „Das Problem der sozialen Klassen" im Sommersemester 1915 —, beklagte sich aber über das mangelnde Interesse und zu geringe Kenntnisse der Studenten: *Die Haupttätigkeit der Studierenden muß den die Studienzeit und das Prüfungsstudium beherrschenden juristischen Fächern gewidmet werden, nur wenige können das Seminar durch längere Zeit als zwei Semester besuchen, wobei im allgemeinen noch das eine vorübergeht, ehe die Anfangsschwierigkeiten überwunden sind.*[19]

Einige Mitglieder der Soziologischen Gesellschaft bemühten sich in ihrer

akademischen Lehre um die Soziologie. Rudolf Bischoff und Alfred Gürtler hielten mehrfach soziologische Konversatorien und Vorlesungen ab, an der Philosophischen Fakultät wirkte der Mitherausgeber der *Zeitfragen,* der Philosophieordinarius Hugo Spitzer, der ein eigenes „Seminar für philosophische Soziologie" gründete, wobei er diese Namensgebung damit rechtfertigte, daß sie „zur Vermeidung von Mißverständnissen und zur Hintanhaltung von Rivalitäten der Juristen"[20] gewählt wurde. Die treibende Kraft der Grazer Soziologischen Gesellschaft war aber zweifellos der Hofrat der Finanzlandesdirektion Julius Bunzel. Dieser Privatgelehrte verfaßte die erste Geschichte der steirischen Arbeiterbewegung, verschiedene andere historische und sozialwissenschaftliche Abhandlungen und hatte die Schriftleitung der *Zeitfragen* inne. Seine Beförderung und Versetzung ins Finanzministerium nach Wien bedeutete aber auch das Ende der Grazer Soziologischen Gesellschaft, sie wurde 1935 aufgelöst.

Bedeutend schwächer war die Soziologie in Innsbruck repräsentiert: Nur der Nationalökonom Adolf Günther trat dort als Vertreter dieses Faches auf. Seine „Alpenländische Gesellschaft"[21] weist ihn allerdings als jemanden aus, der zu Recht zu den Soziologen der Ersten Republik gezählt werden darf. Ein zeitweilig an der dortigen juridischen Fakultät bestehendes „Institut für Sozialforschung" unter der Leitung des Staatsrechtlers Karl Lamp, scheint dagegen weniger produktiv gewesen zu sein.

Eine nicht gering zu veranschlagende Bedeutung für die Entwicklung und Institutionalisierung der Soziologie nimmt die Selbstdefinition potentieller Vertreter als „Soziologen" ein. In dem Maße, in dem sich Wissenschaftler auch individuell als „Soziologen" zu begreifen beginnen, tragen sie damit nicht nur zu einem in der (wissenschaftlichen) Öffentlichkeit entstehenden Bild von den Soziologen bei, sondern können auch als Vertreter dieses neuen Faches um entsprechende institutionelle Berücksichtigung kämpfen. Die auf Eigenangaben beruhende disziplinäre Zuordnung in einem Gelehrtenlexikon kann diesen Punkt gut illustrieren. In *Kürschners Deutschem Gelehrtenkalender* tritt die Soziologie in der Ausgabe von 1928/29 erstmals als eigene Disziplin auf. Die folgende Übersicht zeigt die Entwicklung des Anteils der Österreicher an den Soziologen, wobei zu berücksichtigen ist, daß es den Gelehrten freistand, sich mehreren Fachrichtungen zuzuordnen.[22]

Ausgabe	1928/29	1931	1935	1940	1950
Gesamtzahl der Soziologen	115	136	170	53	42
Anteil der Österreicher in %	14	17	15	6	12

Berücksichtigt man die beiden Ausgaben der 30er Jahre für die Identifizierung der sich als Soziologen verstehenden österreichischen Gelehrten, ergibt sich folgende Verteilung:

	ordentliche Professoren	außerordentliche Professoren	Dozenten	Privatgelehrte
vorrangig der Soziologie zugeordnet	2	4	6	4
unter anderem der Soziologie zugeordnet	8	1	3	6

Die 16 Männer, die sich 1931 und bzw. oder 1935 als Soziologen definierten, sind:

- die o. P. Walter Heinrich und Friedrich Hertz,
- die ao. P. Max Adler, Jakob Baxa, Ludwig von Mises und Johannes Sauter, - die Privatdozenten August Maria Knoll, Konstantin Radakovic, Hans Riehl, Hermann Roeder, Eric Voegelin und Hans Karl Freiherr von Zeßner- Spitzenberg,
- sowie die Privatgelehrten Rudolf Goldscheid, Oskar Katann, Friedrich Kleinwächter und Wilhelm Stok.

Die statushöheren und prominenteren unter den im *Kürschner* aufscheinenden Gelehrten, wie Othmar Spann, Adolf Günther, Josef Dobretsberger oder Hans Kelsen, nahmen für sich erst in zweiter Linie in Anspruch, Soziologen zu sein — falls sie sich dieser Disziplin überhaupt zurechneten. In der Retrospektive fällt besonders auf, daß die Namen derjenigen, die man wegen ihrer in dieser Zeit erschienenen Bücher zum Traditionsbestand der österreichischen Soziologie zu rechnen gewohnt ist, hier vollständig fehlen: Marie Jahoda, Felix Kaufmann, Paul Lazarsfeld, Käthe Leichter, Otto Neurath, Alfred Schütz und Edgar Zilsel. Sofern sie überhaupt Aufnahme fanden, ordneten sie sich selbst anderen Disziplinen zu; die meisten blieben allerdings generell unberücksichtigt.

Zusammenfassend kann die Besonderheit der Soziologie in Österreich darin gesehen werden, daß die Entwicklung weitgehend außerhalb der Universität erfolgte, daß das Fach vornehmlich von Jüngeren vertreten wurde und daß diejenigen, die sich literarisch um die Soziologie verdient gemacht hatten, sich meist nicht als Soziologen betrachteten. Als Vorgeschichte der Emigration ist diese Konstellation deshalb von Bedeutung, weil die als externer Zwang auf-

tretende Nötigung zur Emigration ein Fach bzw. seine Protagonisten traf, das sich noch kaum etabliert hatte, kein Selbstverständnis entwickeln konnte, und folglich die Vertreibung tiefere Spuren hinterließ als in manch anderem, gefestigterem Fach.

2. DIE EMIGRATION

Sieht man davon ab, daß schon in den Jahren, als keine direkte politisch verursachte Nötigung zum Verlassen des Landes bestand, zahlreiche Österreicher ins Ausland abwanderten, weil das universitäre System sozusagen einen Überschuß produzierte, setzte die Emigration aus Österreich im Gefolge der Niederwerfung der Arbeiterbewegung 1934 ein. Die Welle von Verhaftungen erfaßte auch Wissenschaftler. *Der damals schon schwerkranke einundsechzigjährige Max Adler war an den Kampfhandlungen nicht beteiligt gewesen und wurde dennoch als prominenter Sozialdemokrat am 17. Februar in Anhaltehaft genommen und erst am 2. März enthaftet. „Ausdrücklich wurde mir von der einvernehmenden Behörde gesagt, daß gegen mich nichts vorliegt und ich nur als .prominenter sozialistischer Schriftsteller' in Anhaltung genommen wurde.* "[23] Ähnliches wäre wohl auch Otto Neurath widerfahren. Da er sich während der Februarkämpfe zufällig im Ausland befand, entging er der Verhaftung; er emigrierte nach Holland und später — nach dem Überfall Deutschlands — nach Großbritannien.[24] Käthe Leichter und der junge kommunistische Aktivist Leo Stern verließen unmittelbar nach dem Ende der Kämpfe Wien; Leichter kehrte später unter falschem Namen nach Österreich zurück, wo sie nach dem Anschluß verhaftet und im Februar 1942 bei einer der ersten Vergasungsaktionen in der Nähe des Konzentrationslagers Ravensbrück ermordet wurde. Breitere Kreise der linken Intellektuellen wurden durch die Verbote der sozialdemokratischen Organisationen und die Säuberung in der Wiener Kommunalverwaltung betroffen. Korrekterweise muß man aber hinzufügen, daß einige öffentliche Institutionen nach der Übernahme durch ständestaatliche Kuratoren nicht alle Sozialdemokraten auf die Straße setzten.

Die Auswirkungen des Austrofaschismus auf das intellektuelle Leben in Österreich kann man wohl mit Recht als zweite Gegenreformation[25] kennzeichnen. Bei der Verfolgung oppositioneller Wissenschaftler verfuhr der Ständestaat dennoch unvergleichlich moderater als der nachfolgende Nationalsozialismus. Im Unterschied zu diesem erließ der Ständestaat keine Verordnung, die — wie im Fall des berüchtigten „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" — Kollektive ausgrenzte. Die österreichische

Repression zielte auf die Zerschlagung von Institutionen und die Verfolgung von Personen, denen „subversive“ Aktivitäten zur Last gelegt werden konnten. Vermittelt über das Fehlen von Möglichkeiten, einen Beruf auszuüben, über das autoritär-repressive Klima und die immer bedrohlicher erscheinende Gefahr einer Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, nahm der objektive Emigrationsdruck zu. Neben den schon genannten politisch Verfolgten ist auch Marie Jahoda zu nennen, die wegen illegaler Betätigung für die Revolutionären Sozialisten verhaftet und abgeurteilt wurde, um schließlich — nach ausländischen Interventionen — des Landes verwiesen zu werden.[26] Die meisten anderen Mitarbeiter der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle verließen 1938 Österreich, als die größere der beiden Emigrationswellen das Land erfaßte und zum ersten Mal auch Universitätsangehörige, die während des Ständestaates unbehelligt geblieben waren, ins Ausland vertrieb. Manche jener, die schon Monate vor dem Anschluß ihre Übersiedlung ins Ausland in die Tat umsetzten, wie beispielsweise Eric Voegelin, waren nicht vom Ständestaat dazu gezwungen worden, sondern handelten präventiv.

Unmittelbar nach dem Anschluß wurden Entlassungen und Widerrufe der Habilitationen dann gleich listenweise exekutiert.[27]

Von der nationalsozialistischen Säuberung wurden jüdische, linke, liberale und katholische Wissenschaftler getroffen, aber auch jener „Mohr“, der eine Zeitlang um die Position eines Nazi-Chefideologen gebuhlt hatte: Othmar Spann.[28] Gleich ihm wurden seine Schüler und Kollegen Jakob Baxa, August Maria Knoll, Hans Riehl und Konstantin Radakovic entlassen, von diesen emigrierte aber keiner.[29] Andere exponiertere Repräsentanten des politischen Katholizismus wie Josef Dobretsberger, Johannes Messner und Johann Mokre, verließen das Land. Ihre Universitätsstellen nehmen in den folgenden Jahren Nationalsozialisten ein.

Zur Illustration dieses Vorgangs sei ein Beispiel herausgegriffen: Am 14. April 1938 übermittelt der kommissarische Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Wien dem „österreichischen Unterrichtsministerium“ ein Schreiben, in welchem „die endgültigen Anträge betreffend die personellen Veränderungen im Lehrkörper“ überreicht werden. Einer, um dessen „Beurlaubung“ gebeten wird, ist der o. Professor der Philosophie und Vorstand des Psychologischen Instituts, Dr. Karl Bühler. Tags darauf wendet sich der kommissarische Dekan an einen Kollegen in Graz und teilt ihm „vorläufig noch vertraulich“ mit, daß seitens der Fakultät beantragt wurde, ihn mit der „kommissarischen Leitung des Instituts“ zu betrauen und ihn einzuladen, die „von Prof. Bühler im laufenden Semester angekündigten und begonnenen Vorlesungen und Übungen fortzuführen oder durch andere zu er-

setzen“. Am 20. April antwortet der Grazer Kollege und entschuldigt sich dafür, daß er „während der Ostertage nicht in Graz war“, folglich erst jetzt antworten könne. Nach der Beteuerung, welche Ehre und Auszeichnung das Vertrauen der Wiener Fakultät für ihn bedeute, kommt er zur inhaltlichen Seite: *Eine Fortsetzung der von Prof. Bühler angekündigten Kollegien kommt nicht in Betracht, da ich fürs erste nicht im Handumdrehen ein vierstündiges Kolleg ausarbeiten kann, und da ich, was wohl entscheidender ist, die Aufgabe der deutschen Psychologie im nationalsozialistischen Deutschland anders auffasse als Herr Bühler. Was ich hier (i. e. Graz, C. F.) in den letzten Jahren nur getarnt treiben konnte, anthropologische Ganzheitspsychologie, Rassenpsychologie usw., muß nun auch in Wien eine Pflege finden*.[30]

Das Hervorstechende des weitestgehenden Austauschs von Universitätslehrern, nämlich die *Selbst-Gleichschaltung* der Universitäten, machte rasch erbrachte „Nachweise der arischen Abkunft“, schnell in die Wege geleitete Scheidungen von „Mischlingen 1. Grades“ oder ein der Tageszeitung übermitteltes „Bekenntnis zum Führer“ zu untauglichen Versuchen, der Entlassung entgegenzuwirken — auch dann, wenn der Autor ein Nobelpreisträger war.

Paradox ist das Resultat dieser Universitätsrevolution für die Soziologie. Während der NS-Zeit lehrten in Wien mehr und bedeutend Prominentere: Adolf Günther und Hermann Roeder an der Juridischen Fakultät, Arnold Gehlen und Gunther Ipsen an der Philosophischen, Franz Ronneberger an der Hochschule für Welthandel und Oskar Paul Hausmann an der Technischen und der Hochschule für Bodenkultur — sie zogen es allerdings zumeist vor, nicht Soziologie, sondern Volkslehre vorzutragen.

Am Beginn der Betrachtungen über jene, die in die Emigration gingen, muß auf einen Mangel des Folgenden aufmerksam gemacht werden: Beim derzeitigen Stand der Erforschung des Exils kann nur über jene einigermaßen Verläßliches gesagt werden, die in der Emigration akademisch Fuß fassen konnten. Man wird wohl zu Recht annehmen dürfen, daß dies einem anderen Teil nicht gelang.

Bei rund fünfzig Soziologen kann ihre Karriere auf Wurzeln in Österreich zurückverfolgt werden. Der geringste Teil —jene, die bisher namentlich genannt wurden — war vor 1938 in reputierlichen Positionen oder ist sonstwie zu den damals oder später Arrivierten zu zählen. Von den älteren, also jenen, die in Österreich zumindest das Studium beendet haben, gelang es nur einigen, im Exil (hier verstanden als jene Zeit, in der eine Rückkehr nach Österreich unmöglich war, also zwischen 1938 und 1945) dauerhaft und materiell abgesichert akademisch Fuß zu fassen: Josef Dobretsberger an den Universitäten von Istanbul und später Kairo, Paul Lazarsfeld an der Columbia University,

Eric Voegelin in Alabama, Peter F. Drucker in Vermont, Alfred Schütz an der New School for Social Research in New York, Bruno Bettelheim in Chicago und Adolf Sturmthal am City College in New York.

Der Mehrheit der Emigranten gelang es in den sieben Jahren nicht, permanente Stellen zu erreichen, was für die Jüngeren, die zumeist in den Immigrationsländern erst zu studieren begannen, nicht besonders tragisch gewesen sein dürfte, die Älteren unter den Emigranten aber vor große Probleme stellte, wie das Beispiel von Egon Bergel zeigt. Bergel, der als 44jähriger Rechtsanwalt Österreich verließ, in Harvard noch einmal studierte und 1942 den Grad eines Ph.D. erwarb, zog von einem kleinen College zum nächsten und war schließlich ab 1947 Soziologieprofessor am Springfield College, Massachusetts.[31] In Briefen an Ernst Karl Winter berichtet er u. a.: *Durch mein Wanderleben sind fast alle meine Verbindungen unterbrochen und ich lebe recht isoliert... Aus wirtschaftlichen Gründen muß meine Frau auch arbeiten und ist als Fürsorgerin in New York beschäftigt... Ich selbst bin durch Zeitmangel und Publikationsschwierigkeiten am Schreiben behindert; immerhin habe ich vor kurzem meine* Urban Sociology *bei McGraw-Hill veröffentlicht und bin mit Plänen zu einer Untersuchung über „ Cultural Symbiosis" beschäftigt, doch ist es sehr unsicher, ob ich dafür einen Verleger finden werde.* Und in einem weiteren Brief an denselben Adressaten heißt es: *Auch ich würde gern wieder in Wien arbeiten, aber es ist offenbar kein Platz für mich.*[32] Diese Briefe datieren aus den Jahren 1955 und 1956 und der Empfänger, Ernst Karl Winter, hatte sich schon zehn Jahre vorher vergeblich um seine Rückkehr bemüht. Einer Korrespondenz mit dem ersten Nachkriegskulturstadtrat von Wien, Viktor Matejka, kann entnommen werden, woran diese Bemühungen scheiterten: *Da ich,* schreibt Winter, *Professor für Soziologie an einer vollwertigen am. Universität gewesen bin, kann ich nicht mein Habilitationsgesuch für Soziologie gleichsam zur autoritativen Beschränkung meiner wissenschaftlichen Arbeit auf das mir „zukommende" Gebiet... Wirtschaftsgeschichte verkürzen lassen... Nur wenn die Böotier an der Fakultät sehen, daß ich nicht in der Luft hänge, werden sie ihren Rückzug weiter fortsetzen*.[33]

Ob auf Seiten der Jüngeren unter den Emigranten eine realistischere Beurteilung der Remigrationschancen dafür ausschlaggebend war, daß sie — soweit zu sehen ist — eine Rückkehr gar nicht anstrebten, läßt sich pauschal wohl kaum beantworten; die von offizieller österreichischer Seite häufig unterstellten „sicheren materiellen Verhältnisse",[34] welche die Emigranten nicht gegen die unsicheren Bedingungen in Österreich zu tauschen willens seien, scheinen hingegen eher den Projektionen österreichischer Ministerialbeamter entsprungen zu sein. Sieht man von einigen, wie beispielsweise Ernest Dichter, der sich erfolgreich als kommerzieller Motivforscher eta-

blieren konnte,[35] ab, dürfte bei der Mehrheit unmittelbar nach Kriegsende nicht die materielle Sicherheit den Ausschlag dafür gegeben haben, im Exil zu bleiben. Vier andere Gründe lassen sich identifizieren, die beigetragen haben dürften, eine eventuell vorhandene Remigrationsneigung gerade bei den Jüngeren nicht allzu stark werden zu lassen:

– An erster Stelle ist — handelt es sich doch mehrheitlich um jüdische Emigranten — der Antisemitismus zu nennen und die Erinnerung an die entwürdigenden Erfahrungen während der 30er Jahre, als es zum Beispiel an der Wiener Universität regelmäßig zu antijüdischen Ausschreitungen kam.[36]
– Das Studium in den Exilländern, mit seiner wissenschaftssozialisierenden und kulturintegrativen Wirkung, und der Militärdienst, der Bindungen an das Aufnahmeland wohl intensiviert haben dürfte.
– Die Stellung im Lebenszyklus: Eheschließungen mit Ortsansässigen und Kinder, denen die „fremde" Kultur zur eigenen geworden ist.
– Mit letzterem in Zusammenhang stehend, eine bei den Jüngeren wohl generell geringere Bindung an das verlassene Land, die sich auch darin ausdrückte, daß sie ja nichts „zurückgelassen" hatten, also nicht einmal hoffen durften, eine verlorene Position einnehmen zu können.

Einige Indizien sprechen für die Richtigkeit dieser Vermutungen. In den verschiedenen Dokumenten der zahlreichen politischen und kulturellen Exilorganisationen finden sich keine Hinweise auf eine Beteiligung der Jüngeren, sieht man von wenigen kommunistischen Aktivisten ab. Die den Revolutionären Sozialisten nahestehenden Wissenschaftler scheinen einen ähnlichen Prozeß wie Joseph Buttinger durchgemacht zu haben, den dieser als Beseitigung „gewisser Denkhemmungen geschulter Marxisten" bezeichnete.[37]

Einen weiteren Hinweis enthalten die wissenschaftlichen Veröffentlichungen dieses Personenkreises. Da die Menge dessen, was hier zu prüfen wäre, meine Kapazität (vorläufig) übersteigt, möchte ich den Eindruck als Vermutung äußern: Mir scheint, daß — während die Älteren durchaus eine Kontinuität ihres literarischen Schaffens kennzeichnet — die Jüngeren, da sie ja zumeist vor der Emigration nicht publiziert haben, von Beginn an ihre Publikationstätigkeit stärker an den Relevanzgesichtspunkten der sozialwissenschaftlichen Diskussion der Niederlassungsländer orientierten. Es kann wohl auch nicht ausgeschlossen werden, daß Wirkungen der Auftragsforschung und des Systems der Forschungsförderung eine steuernde Rolle besaßen. Die „Diskontinuität" zeigt sich beispielsweise auch bei jenen, die vor der Emigration politisch aktiv waren, wie etwa Peter M. Blau oder Paul Neurath.[38]

Die kleine Gruppe der Remigranten setzt sich aus Angehörigen folgender Richtungen zusammen:

- Universitätslehrer, die vor 1938 eine beamtete Stelle innehatten: unter diesen vornehmlich solche aus dem katholischen Lager, wie Dobretsberger und Mokre,
- kommunistische Aktivisten, wie Albert Fuchs, Walter Hollitscher, Leo Stern,
- relativ spät einige wenige linkssozialistische Sozialwissenschaftler (Adolf Kozlik, Eduard März, Maria Szeczi).

Die Rückkehrer machten insgesamt nicht einmal ein Zehntel jener aus, die in den 30er Jahren das Land verlassen mußten. Während bislang auf mögliche Gründe der Unwilligkeit zur Rückkehr eingegangen wurde, möchte ich im abschließenden Teil auf die „Unmöglichkeit", zurückzukehren, zu sprechen kommen.

3. DIE UNTERBLIEBENE RÜCKHOLUNG

Über die Gründe der im Vergleich zur Remigration nach Deutschland geringeren Rückwanderungsrate wurden bislang gelegentlich Vermutungen geäußert; Emigranten formulieren sehr zurückhaltend, wenn sie direkt darauf angesprochen werden, und bekannt ist schließlich, daß Viktor Matejka als erster Wiener Kulturstadtrat schon sehr früh Anstrengungen unternahm, Emigranten nach Österreich zurückzuholen.[39]

Die zentrale Rolle für die Rückholung von Wissenschaftlern kam aber dem Unterrichtsministerium zu; daneben haben wohl noch die Besatzungsmächte und die politischen Parteien einen Einfluß ausüben können.

Die folgende Darstellung basiert aber nur auf Akten des Unterrichtsministeriums (Hochschulsektion) aus den Jahren 1945—1948.[40]

Im März 1946 unterrichtet das Bundeskanzleramt, Auswärtige Angelegenheiten, das Unterrichtsministerium von der Absicht der Bundesregierung, die Botschaften in Paris, London, Moskau und Washington anzuweisen, *österreichischen Emigranten bei ihrem Bestreben, in die Heimat zurückzukehren, tatkräftige Hilfe zuteil werden zu lassen,* und ersucht das Unterrichtsministerium, ihm *eine Liste derjenigen Professoren und Gelehrten zu übermitteln, die derzeit noch in der Emigration leben, deren Rückkehr nach Österreich aber vom Standpunkt der praktischen Mitarbeit erwünscht wäre.*[41] Dem Außenministerium scheint die Angelegenheit wichtig gewesen zu sein, da es nach einem Monat um „ehestmögliche Erledigung" ersucht.[42] Die Antwort des Unterrichtsministeriums fußt schließlich einzig auf einer Mitteilung des

Rektors der Wiener Universität, der folgende Namen bekanntgegeben hatte:

1. Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät:
   o. Prof. Dr. Heinrich Mitteis, dzt. Rostock
   o. Prof. Dr. Adolf Merkl, dzt. Tübingen
   Privatdozent Willibald Plöchl, dzt. Katholische Universität Washington, USA
2. Medizinische Fakultät:
   o. Prof. Dr. Richard Wasicky, dzt. Brasilien
3. Philosophische Fakultät:
   o. Prof. Dr. Hermann Mark, dzt. USA
   p. Prof. Dr. Felix Ehrenhaft, dzt. USA
   q. Prof. Dr. Karl Bühler, dzt. USA ao. Prof. Dr. Karl Pfibram, dzt. Brüssel ao. Prof. Dr. Karl Menger, dzt. USA.[43]

Von dieser Aufstellung streicht das Unterrichtsministerium Professor Wasicky und gibt die Liste an das Außenministerium weiter; auch der nächste Absatz des Briefes von Rektor Adamovich wird, mit nur wenig Änderungen, übernommen: *Eine große Zahl von Privatdozenten der Rechts- und Staatswissenschaftlichen und Philosophischen, vor allem aber der Medizinischen Fakultät Wien befindet sich überdies in den USA oder in Großbritannien. Ihre Rückkehr an ihre frühere Wirkungsstätte würde selbstverständlich begrüßt werden, der Antrag darauf müßte aber von ihnen selbst ausgehen. Lehrkanzeln (ordentliche oder außerordentliche Professuren) könnten ihnen selbstverständlich nur im Fall des Freiwerdens von Lehrkanzeln in Aussicht gestellt werden.... Außerordentlich wünschenswert wäre die Rückberufung der beiden Nobel-Preisträger für Physik, Viktor Franz Hess (dzt. USA) und Erwin Schrödinger (dzt. Eires), die beide zuletzt der Universität Graz angehörten.* [44]

Anfang Juli 1946 bedankt sich der Sektionschef der Hochschulsektion, Dr. Otto Skrbensky, beim Chef der Erziehungsabteilung der US-Armee in Österreich, Thomas E. Brenner, für eine ihm einen Monat vorher übersandte Liste ehemaliger österreichischer Hochschullehrer und betont den besonderen Wert derselben, nenne sie doch Persönlichkeiten, mit denen das Unterrichtsministerium bislang keine Verbindung hatte. Aufschlußreich an diesem Brief ist, was nicht in ihm steht! Im Konzept enthält er zusätzlich folgende Passage:

Allgemein möchte ich beifügen, daß es eine Reihe von Professoren gibt, die bis 1938 an österreichischen Hochschulen Lehrstühle (Ordinariate oder Extraordinariate) innehatten und deren Stellung wir reserviert halten. Wir haben erwartet, daß sie sich nach der sicherlich auch im Auslande bekanntgewordenen

Wiederherstellung der österreichischen Hochschulordnung von selbst melden und für die Wiederaufnahme ihrer durch die Nazi unterbrochenen Lehrtätigkeit in Österreich interessieren würden. Dies geschah jedoch nur in vereinzelten Fällen, darunter leider auch in solchen, in denen nach den österreichischen gesetzlichen Bestimmungen wegen Überschreitung der Altersgrenze mittlerweile die Möglichkeit einer Fortsetzung der Lehrtätigkeit weggefallen ist. Anscheinend erwartet die Mehrzahl der in Frage kommenden Wissenschaftler eine förmliche individuelle Einladung unsererseits, die jedoch vor allem auf die Schwierigkeit stößt, vor Verabschiedung des im Nationalrat in Behandlung stehenden Gehaltsgesetzes irgendwelche genauere und verbindlichere Zusagen in materieller Hinsicht nicht geben zu können, ohne die andererseits eine Korrespondenz mit den Einzuladenden von vorneherein zumeist aussichtslos sein dürfte, da niemand geneigt sein wird, gesicherte und zufriedenstellende Positionen im Ausland gegen noch vollkommen unzulängliche und unverbindliche Zusicherungen von österreichischer Seite einzutauschen. Ich bitte Sie jedoch, jedenfalls versichert zu sein, daß die österreichische Unterrichtsverwaltung jede Möglichkeit einer Rückgewinnung emigrierter Forscher und Lehrer mit aller Aufmerksamkeit und mit dem besten Willen zur Wiedergutmachung und Hebung des Hochschulniveaus verfolgen wird.[45]

Der beste Wille, der hier dem Besatzungsoffizier in Aussicht gestellt wurde, erfuhr schon bald eine ernsthafte Prüfung. Die Emigranten warteten nicht auf die förmliche Einladung, sondern meldeten sich selbst, mit Vorschlägen, die zum Erstaunen des Unterrichtsministeriums *über das bisher hier Durchgeführte hinausgehen, z. B. in der Frage der Rückberufung von nicht hochschulgebundenen Wissenschaftlern Amerikas, weiter hinsichtlich der grundsätzlichen Außerkraftsetzung aller während der Nazizeit erworbenen akademischen Grade, Überprüfung, ob die Voraussetzung dafür ordnungsgemäß erworben wurde.*[46]

In Schreiben an den Bundespräsidenten, den Bundeskanzler und den Unterrichtsminister übersandte eine „Austrian University League of America“, eine Gruppe katholisch-konservativer Professoren,[47] ein „Memorandum on the Reconstruction of Austrian Universities“, in welchem jene Vorschläge enthalten waren, die das Unterrichtsministerium beunruhigten. Das 16seitige Memorandum enthält in der Tat einige Forderungen, deren Realisierung das Universitätsgeschehen in Österreich tiefgreifend verändert hätten. Und das, obwohl die Autoren hinsichtlich der Universitätsorganisation (Fakultäten, Dekane, Rektor, Habilitation etc.) keine Änderungen für nötig hielten, weil sie von „demokratischem Geist“ gekennzeichnet sei. Unkonziliant ist das Memorandum beim Problem „der Säuberung der Universitäten von nationalsozialistischen Elementen“: Alle Lehrkräfte sollten vorläufig vom aktiven

Dienst suspendiert werden, bis eine Kommission, bestehend aus einem vorsitzenden Beamten und beisitzenden Professoren (aus dem Kreis jener, die von den Deutschen entlassen wurden oder ins Exil gehen mußten, rekrutiert) über ihre Wiedereinstellung entschieden hätte. Zentrale Aufgabe dieser Kommission sei die Rekonstruktion des Lehrkörpers, danach sollte sie Vorschriften über die Zulassung von Studenten ausarbeiten und schließlich die Bibliotheken, Laboratorien und wissenschaftlichen Sammlungen prüfen. Die Autoren zählen schließlich jene Gruppen auf, aus denen ihres Erachtens die künftigen Lehrkräfte gewonnen werden könnten:

1. *Professoren, Privatdozenten und Universitätsassistenten, die von den Deutschen entlassen wurden, aber Österreich nicht verlassen haben;*
2. *solche, die von den Deutschen im Dienst belassen wurden, aber deren untadeliges Verhalten ohne jeden Zweifel festgestellt wurde;*
3. *emeritierte Professoren, die als Notmaßnahme reaktiviert werden könnten;*
4. *frühere Lehrkräfte, die während der deutschen Okkupation emigrierten. Rückkehrwilligen sollten die österreichische Regierung und die Regierung der Niederlassungsländer jede Hilfe angedeihen lassen;*
5. *österreichische Gelehrte und Wissenschaftler, die keine Universitätslehrer waren, könnten aufgrund ihrer wissenschaftlichen Leistungen zu Professoren, Dozenten oder zeitweilig Assistenten ernannt werden, falls sie in keine Naziaktivitäten verstrickt waren und ihr Verhalten während der Okkupation untadelig war;*
6. *österreichische Gelehrte und Wissenschaftler, die vor 1938 in Österreich keine Universitätslehrer waren, aber während der Emigration in anderen Ländern geforscht oder gelehrt hatten, und*
7. *ausländische Gelehrte und Wissenschaftler, die bereit wären, ständig oder als Gastprofessoren in Österreich zu wirken.*

Die Verfasser des Memorandums betonen schließlich, daß nicht nur „aktive Nazis“, sondern auch jene dauerhaft zu entlassen seien, die seit der Machtergreifung Hitlers freiwillig die Anschlußideologie unterstützt hatten, was auch für Exilierte zu überprüfen wäre. Das Wiedererwachen pan-germanischer Tendenzen an den Universitäten würde den inneren Frieden gefährden und müsse auf jeden Fall verhindert werden.[48]

Bekanntlich nahm die österreichische Universitätsentwicklung einen anderen als den in diesem Memorandum skizzierten Verlauf. Auch wird man trotz der Detailliertheit des Planes und entgegen der Versicherung der Autoren, die Schwierigkeiten seien „nicht unüberwindbar“, auf einige Fehlannahmen hinweisen müssen, welche die Realisierungschancen von vorneherein verkleinerten. Die grundlegende Konzeption des Memorandums, von

deutschen Besatzern und österreichischen Kollaborateuren zu sprechen, die einen Rest von Nicht-Nazis unterdrückten, scheint für sich schon sehr zweifelhaft — auf dieser Fehlannahme die Rekonstruktion der Universitäten personell aufbauen zu wollen, indem aus dem Kreis der Nicht-Diskreditierten Funktionäre gewonnen werden, ist wohl ziemlich naiv, übersieht es doch, daß jene die dafür Ungeeignetsten waren. Obwohl das Memorandum — sehr im Gegensatz zur Unterrichtsverwaltung — die „unteren Chargen" der Universität in seine Überlegungen einbezieht, scheint auch die implizite Hoffnung, aus dem Kreis der Jüngeren unbelastete Lehrkräfte rekrutieren zu können, unrealistisch. Auf der einen Seite zeichnet das Memorandum ein klares Verständnis für Organisationspsychologie aus, wenn es fordert, erst alle zu entlassen und dann darüber zu entscheiden, wer wieder aufgenommen wird, doch können die Autoren auf der praktischen Seite keine gangbaren Wege aufzeigen; vielleicht wäre dieses Entnazifizierungsmodell bei den Universitäten noch praktikabel gewesen, verallgemeinerbar war es jedenfalls nicht, und angesichts aller anderer Widrigkeiten dieser Jahre war mit einem exemplarischen Experiment nicht zu rechnen.[49]

In einem, nicht dem unwichtigsten, Punkt war die Austrian University League of America gegen mögliche Einwände gewappnet: Sie legte dem Memorandum eine Liste von ihrer Auffassung nach geeigneten Wissenschaftlern bei, die allein für den Bereich der Medizinischen und Philosophischen Fakultät über 400 Namen umfaßt, was angesichts des Umstandes, daß es 1937/38 an diesen beiden Fakultäten 231 Professoren (bei insgesamt 1263 Lehrkräften) und 1945/46 146 Professoren (bei 624 Lehrkräften) gab, für eine tiefgreifende personelle Veränderung ausgereicht hätte.[50] Um zu illustrieren, was aus Österreichs Universitäten in einem unwahrscheinlichen, aber nicht unmöglichen Moment historischer Umwälzung hätte werden können, führe ich einige Namen aus dem weiteren Bereich der Sozialwissenschaften an:

Kunstgeschichte: Ernst Gombrich, Walter Ernst Kris Geschichte: Friedrich Engel-Janosi, Viktor Matejka Mathematik: Karl Menger
Philosophie: Karl Popper, Rose Rand, Friedrich Waismann
Psychologie: Karl Bühler, Hans Herma, Julius Klanfer, Lydia Sicher, Gertrude Wagner, Friedrich Weiss, Katharina Wolf

Aus den Schriftstücken, die diesem Akt beiliegen, geht nicht hervor, ob die Universitätsliga mit den Angeführten Rücksprache gehalten oder sich sonstwie dahingehend versichert hat, daß die Zitierten auch willens wären, nach Österreich zurückzukehren. Da nicht nur die Namen, sondern neben dem Geburtsjahr auch noch die letzte österreichische Position, das derzeitige Aufent-

haltsland und die fachliche Spezifikation angeführt wurden, müssen immerhin intensive Recherchen durchgeführt worden sein. Ein Licht auf die Frage der Rückkehrwilligkeit der Angeführten wirft die Tatsache, daß durchwegs nur jene aufscheinen, die in den Niederlassungsländern keine sicheren Positionen besaßen oder von denen eine Rückkehrwilligkeit aus anderen Umständen anzunehmen war.[51]

Eine andere Liste, die von demselben amerikanischen Offizier dem Rektor der Universität Wien übergeben wurde, enthält auch Namen und Adressen von Ökonomen, Juristen und Soziologen, darunter Adolf Kozlik und Oskar Morgenstern, Robert Kann und Felix Kaufmann. Als Soziologen werden angeführt: Joseph H. Furth, Robert Heine-Geldern, Erich Hula, Bruno Schönfeld, Alfred Schütz, Eric Voegelin, Ernst Karl Winter.[52]

Die Politik des Unterrichtsministeriums blieb von diesem Offert unberührt und folgte anderen Prämissen. Im allgemeinen wurde die Entnazifizierung den Universitäten bzw. den dort eingesetzten Sonderkommissionen überlassen. Resultat dieser Vorgangsweise war, daß beispielsweise im Februar 1946 „nur“ 47 Prozent der ordentlichen und außerordentlichen Professoren aller Wiener Hochschulen entlassen, entfernt oder pensioniert worden waren.[53] Unter jenen, die die Universitäten für tragbar hielten, befanden sich zahlreiche NSDAP-Mitglieder, Parteianwärter oder — im Sinne des Memorandums — freiwillige Unterstützer des Anschlußgedankens.[54] Der *Optik* der Entnazifizierung kam eine gesetzliche Verpflichtung zugute, die forderte, daß „Reichsdeutsche“ aufgrund des Behördenüberleitungsgesetzes automatisch zu entlassen waren. Auf diesem Weg wurde man Arnold Gehlen und Gunther Ipsen los, nicht aber die ehemaligen Österreicher, die als prononcierte Nationalsozialisten nach 1938 aus dem Reich nach Österreich übersiedelt waren.[55]

Gegenüber den fallweise anfragenden und mahnenden Besatzungsbehörden — wobei nur die Amerikaner und selten die Briten aktiv wurden — bemühte sich das Unterrichtsministerium um eine günstige Darstellung der österreichischen Aktivitäten. Am 10. September 1947 richtet die amerikanische „Education Division“ an den Sektionschef eine wenig diplomatisch formulierte Demarche: *Es wurde bemerkt, daß 83 Lehrkanzeln frei sind und daß Personen ernannt oder vorgeschlagen wurden, um 47dieser freien Lehrkanzeln zu besetzen. Jedoch war keine Information vorgelegt, welche bezeugt, daß die genannten Personen politisch einwandfrei sind. Als Präsident des Komitees der Universitäten habe ich Instruktionen von der Education Division bekommen, zu verlangen, daß Sie diesem Komitee sobald als möglich alle Informationen über die genannten Personen, die in Ihrem Besitze sind und die politische Qualifikation aufzeigen, unterbreiten.*[56]

Daraufhin ließ sich der Sektionschef eine Aufstellung über die aktuell freien Lehrkanzeln zusammenstellen, aus der unter anderem auch hervorgeht, daß die seit einem Jahr vorliegende Liste der „Universitätsliga" praktisch ungenutzt blieb. Skrbensky antwortet schließlich dahingehend, daß neun (!) der für diese freien Stellen Vorgesehenen Emigranten seien und einer ein politisch Verfolgter wäre; der Schönheitsfehler, daß der dort auch genannte Nobelpreisträger Viktor Hess nie und Friedrich Engel-Janosi erst nach seiner in den USA erfolgten Emeritierung zurückkehrte, sei am Rande vermerkt.

Der allgemeine Eindruck, daß weder die Universitäten noch das Unterrichtsministerium um die Heimkehr der Emigranten großes und wenn, dann selektives Bemühen an den Tag legten, soll abschließend an zwei sehr konträren Beispielen illustriert werden.

Der erste Fall betrifft den vormaligen Privatdozenten für Kirchenrecht, Willibald M. Plöchl. Mit Schreiben vom 5. März 1946 wendet er sich an das Dekanat der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien und ersucht, „meinen Rechtsanspruch auf meine Venia legendi zu sichern und mich für eine allfällige Wiedereinstellung in günstige Erwägung zu ziehen". Postwendend richtet das angeschriebene Dekanat an das Unterrichtsministerium ein Schreiben, in dem es heißt: *Da Dr. Plöchl in wissenschaftlicher und persönlicher Hinsicht von der Fakultät in hohem Maße geschätzt wird, bittet der unterzeichnete Dekan, dem Ansuchen des Dr. Plöchl umso mehr stattzugeben, als seine Lehrtätigkeit an hiesiger Fakultät sehr erwünscht ist und Dr. Plöchl nicht nur durch den Nationalsozialismus schwer geschädigt wurde, sondern auch von jeher als scharfer Gegner des Nationalsozialismus bekannt ist.*

Das Unterrichtsministerium bestätigt im Mai 1946 und richtet zugleich an die Grazer Juridische Fakultät ein Schreiben, in welchem Plöchl für die dort vakante Lehrkanzel für Kirchenrecht offeriert wird.[57] Die Grazer Fakultät scheint über dieses Ansinnen nicht recht froh gewesen zu sein und wartet 21 Monate mit der Antwort, in welcher mitgeteilt wurde, daß man *in der Zwischenzeit in Dr. Heinrich Brandweiner eine junge, tüchtige und vielversprechende Kraft gefunden (hat), die seit dem Wintersemester 1946/47 die Lehrkanzel mit schönem Erfolg suppliert und die bei entsprechenden literarischen Leistungen auch befähigt wäre, die Lehrkanzel ständig zu übernehmen.*[58] Plöchl, der im November 1947 aus dem amerikanischen Exil zurückgekehrt war, übernahm ab 1948 dann eine Lehrkanzel an der Universität Wien.

Plöchl, in den USA in der konservativ-legitimistischen Exilgruppe um Hans Rott und Otto Habsburg aktiv, steht hier stellvertretend für die katholischen Remigranten, die nach 1945 in Österreich immerhin noch Unter-

stützung fanden — und dennoch im „Nahkampf" mit am Ort aktiven ehemaligen Nationalsozialisten den kürzeren zogen.

Der zweite Fall zeigt, welche Schwierigkeiten jene erlebten, die derartige Protegierung nicht erfuhren. Karl Bühler schrieb im April 1946 einen Brief an Hubert Rohracher und ersucht diesen, ihm einige Fragen zu beantworten: *Da ich kein klares Bild der Situation und der Verhältnisse in Österreich habe, möchte ich Ihnen folgendes vorschlagen. Erstens muß ich mich hier(i. e. USA, C. F.) mit dem Ministerium in Verbindung setzen, um herauszufinden, wie es bezüglich einer Reiseerlaubnis nach Europa ist. Zweitens möchte ich natürlich sehr gerne mehr wissen über die gesetzliche Regelung von Löhnen und Pensionen. Und drittens möchte ich die ganze Situation in Österreich mit meinen eigenen Augen sehen. Ich bin natürlich bestimmt daran interessiert, meine Stellung und meine Rechte geltend zu machen; ich würde, falls es das Ministerium erlaubt, sehr gerne nach Österreich kommen, auf der Basis eines Ein-Semester-Lehrvertrages, zum Zwecke weiteren Studien und Besprechungen über die ganze Situation. Ich bin sicher, daß im Hinblick auf die freundliche Einstellung, die Sie... einnehmen, eine zufriedenstellende Lösung der Probleme gefunden werden kann. Ich hoffe, daß dies möglich ist, ohne Sie in Ihrer neuen Stellung zu berühren. Würden Sie in der Zwischenzeit, bis ich die offizielle Antwort vom Ministerium erhalte, mich hinsichtlich der folgenden Fragen informieren: Wird die Universität bereit sein, meine Reise von Kalifornien nach Wien und möglicherweise zurück zu bezahlen? Wird die Universität mir die ausständigen Löhne für die Jahre nach meiner Entfernung 1938 nachzahlen?*[59]

Am 3. Juni 1946 schreibt Sektionschef Dr. Skrbensky an Bühler folgenden Brief: *Sehr geehrter Herr Professor! Prof. Dr. Rohracher hat dem Bundesministerium für Unterricht Ihre Anschrift mitgeteilt und mir auch Einsicht in Ihr geschätztes Schreiben vom 25. April l. J. gewährt. Der Herr Bundesminister für Unterricht hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß er Ihre Rückkehr nach Österreich und damit die definitive Wiederaufnahme Ihrer Lehrtätigkeit an der von Ihnen 1938 innegehabten Lehrkanzel freudig begrüßen würde. Hinsichtlich der weiteren im erwähnten Schreiben gestellten Fragen muß ich Ihnen mitteilen, daß den von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft entfernten österreichischen Professoren die Zeit, in der Sie dem Dienststande nicht angehört haben, bei Ihrer Wiederanstellung für die Vorrückung in höhere Bezüge und die seinerzeitige Pensionsbemessung angerechnet wird. Eine Nachzahlung des während der nationalsozialistischen Okkupation ausständigen Gehaltes kann jedoch durch die österreichische Verwaltung nicht erfolgen, weil in dieser Hinsicht die Rechtsanschauung gilt, daß es sich um Ansprüche gegen das Deutsche Reich handelt. Die Wiedereinstellung in den Dienst setzt voraus, daß der betreffende Professor den von ihm zuletzt bekleideten Dienstposten antritt, der zu diesem Zwecke vorerst*

freigehalten wird, und seinen Auslandsposten aufgibt. Ich bitte Sie hieraus zu entnehmen, daß eine bloß einsemestrige Lehrtätigkeit, die nach den geltenden Vorschriften nur in der Form einer Gastprofessur möglich wäre, nicht zu diesen Rechtsfolgen insbesondere hinsichtlich der seinerzeitigen Pensionsansprüche führen könnte. Auch wäre mangels einer internationalen Geltung unserer Schillingwährung dermalen auch ein Ersatz der Kosten Ihrer Hin- und Rückreise für eine einsemestrige Gastprofessur in Zahlungsmitteln, die im internationalen Verkehre Geltung haben, praktisch unmöglich. Ich bin verpflichtet, Sie, sehr geehrter Herr Professor, über diese dermalen bestehenden Schwierigkeiten nicht im Unklaren zu lassen, darf Sie aber bitten, überzeugt zu sein, daß Ihre Rückkehr in Ihre frühere Stellung von der gesamten österreichischen Wissenschaft mit der größten Freude begrüßt würde. Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung.[60]

Der freundliche Ton kann die Insensibilität des Sektionschefs für die Probleme des 68jährigen Emigranten nicht übertünchen. Skandalöser ist aber, daß Skrbensky offenkundig falsche Informationen an Bühler weitergab.

Erst drei Monate, nachdem er an Bühler schrieb, erkundigt sich Skrbensky beim Finanzministerium über die Regelung bei Besoldung, Pensionen und Übersiedlungskosten und erhält von dort eine Antwort, die der an Bühler übermittelten widerspricht: Das Finanzministerium teilt mit, daß jene, die vor 1938 in einem Dienstverhältnis standen, Anspruch auf Gebühren gemäß der Reisegebührenvorschrift hätten, und bei jenen, die kein früheres Dienstverhältnis nachweisen könnten, ein Beitrag zu den Übersiedlungskosten gegeben werden könnte, wenn der betreffende Hochschullehrer „anders nicht zu gewinnen wäre“.[61]

Auch hinsichtlich der zweiten von Bühler aufgeworfenen Frage, die nach einer vorläufigen Rückkehr, war Skrbenskys Antwort wenn schon nicht falsch, so doch unvollständig. Von amerikanischer Seite wurde dem Unterrichtsministerium ausdrücklich mitgeteilt, daß es Gastprofessuren von in den USA naturalisierten Österreichern unterstützen sollte, und aus einzelnen Fällen weiß man, daß andere Remigranten die erste Zeit als Gastprofessoren tätig waren. Man darf also vermuten, daß, entgegen der behaupteten Interessiertheit an einer Rückkehr Bühlers, das Gegenteil richtig war. Über die Folgen dieser und anderer Unterlassungen war sich Sektionschef Skrbensky allerdings klar. In dem Schreiben an das Finanzministerium heißt es: *Es würde für unser Land einen nicht wiedergutzumachenden Nachteil bedeuten, wenn diese durch den Nationalsozialismus von der Stätte ihres früheren Wirkens vertriebenen hochverdienten Wissenschaftler jetzt nicht für die Rückkehr in die Heimat gewonnen werden könnten und somit der österreichischen Wissenschaft dauernd verloren gehen würden.*[62]

Es blieb nicht beim Konjunktiv.

Anmerkungen:

Dieser Aufsatz beruht auf der Auswertung verschiedenster Archivalien folgender Institutionen: Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (DÖW), Wien; Personendokumentation des Projekts Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933 des Instituts für Zeitgeschichte, München, und Akten des Bundesministeriums für Unterricht, Archiv der Republik, Wien. Ich danke den Genannten für die Benutzungserlaubnis.
Für finanzielle Unterstützung danke ich der Steiermärkischen Landesregierung und dem Kulturamt der Stadt Graz.

1. Besonders deutlich bei: W. Huber, „Zur Geschichte der Wissenschaften", in: E. Weinzierl/ K. Skalnik (Hrsg.), Österreich 1918 - 1938. Graz 1983, Bd. 2, 559-588. Aber auch die wenigen Arbeiten von Soziologen zur Geschichte des Faches sind von geistesgeschichtlichem Zuschnitt. L. Rosenmayr, „Vorgeschichte und Entwicklung der Soziologie in Österreich bis 1933", in: W. Weber (Hrsg.), Einheit und Vielfalt in den Sozialwissenschaften. Festschrift A. Mahr u. a.. Wien 1966, 268-282, und R. Knoll u. a., „Der österreichische Beitrag zur Soziologie von der Jahrhundertwende bis 1938", in: R. M. Lepsius (Hrsg.), Soziologie in Deutschland und Österreich 1918-1945 (Sonderheft 23 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie), Opladen 1981, 59-1012.
2. Siehe Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes und Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur (Hrsg.), Österreicher im Exil 1934 bis 1945. Wien 1977; von der Länderdokumentation des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes sind bislang drei Bände erschienen: Frankreich, Belgien, und Österreicher im Spanischen Bürgerkrieg.
3. Die meisten Darstellungen bauen auf einem Aufsatz von Lazarsfeld auf und übernehmen damit stillschweigend seine im Detail verzeichnende Position: so das sonst anregende Buch von H. Kern, Empirische Sozialforschung. München 1982. Siehe P. F. Lazarsfeld, „Eine Episode in der Geschichte der empirischen Sozialforschung", in: T. Parsons u. a., Soziologie - autobiographisch. Stuttgart 1975, 147-225
4. Besonders ärgerlich ist das im Fall von D. Käsler, Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungsmilieus. Opladen 1984, der den „Anschluß" um 30 Jahre vorverlegt, obwohl er in seinen „Hypothesen" doch gerade auch auf institutionelle Bedingungen einzugehen behauptet.
5. Deutscher Universitätskalender, Ausgabe 1900.
6. Ebda.
7. Eigene Berechnungen aus Daten folgender amtlicher Statistiken: Österreichische Statistik, Jg. 1900ff., Österreichische Statistik, Neue Folge, Bd. 17, Wien 1919, und Statistisches Handbuch für die Republik Österreich. Wien 1920ff.
8. Siehe dazu ausführlicher: Ch. Fleck, „Vertrieben und Vergessen. Ein Überblick über die aus Österreich emigrierten Soziologen" (im Ersch, in dem in Anm. 12 genannten Sammelband von J. Langer), sowie zum soziologiegeschichtlichen Kontext: J. Torrence, „Die Entstehung der Soziologie in Österreich 1885—1935", in: W. Lepenies (Hrsg.), Geschichte der Soziologie. Frankfurt 1981, Bd. 3, 443-495. Zu Spann ausführlich: K.-J. Siegfried, Universalismus und Faschismus. Das Gesellschaftsbild Othmar Spanns, Wien 1974, und der knappe Bericht in: D. Käsler (Hrsg.), Soziologisches Abenteuer. Earle Edward Eubank besucht europäische Soziologen im Sommer 1934. Opladen 1985, 114-120.
9. Über die Versuche der konservativen Professoren, den weiteren Aufstieg Adlers zu unterbinden, unterrichtet M. Siegert, „Warum Max Adler nicht Ordinarius wurde", in: Neues Forum. 215, 1971, 30 ff.

10. Käsler, *Soziologisches Abenteuer*, a. a. O., 250 ff.
11. Joseph Simon berichtet in seinen Erinnerungen, daß Adler oft nur vor einem knappen Dutzend Hörern, „von denen die Hälfte aus Pflichtbewußtsein oder auf Ersuchen der sozialistischen Studentenorganisationen kam", Vorlesungen abhielt. J. Simon, *Augenzeuge.* Wien 1979, 104. Leo Kofler wiederum behauptet, daß die Vorlesungen Adlers gut, wenn auch fluktuierend besucht worden wären: Ders., Interview mit dem Autor am 17. Juli 1987 in Köln (Tonband und Abschrift im „Archiv für die Geschichte der Soziologie in Österreich", Graz).
12. Enzyklopädische Übersichten enthalten: W. M. Johnston, *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte*, Wien u. a. 1974, und E. Glaser, Im *Umfeld des Austromarxismus*. Wien u. a. 1981. Einen ersten Versuch könnte der im Erscheinen befindliche Sammelband Zur Konstitution der Soziologie in Österreich, hrsg. von J. Langer, enthalten.
13. Siehe Lazarsfeld, *Eine Episode*... a. a. O.; L. Rosenmayr, *Geschichte der Jugendforschung in Österreich.* Wien o. J.
14. V. Meja und N. Stehr (Hrsg.), *Der Streit um die Wissenssoziologie,* Frankfurt 1982, und das Sonderheft 22 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*: dies., *Wissenssoziologie*. Opladen 1981.
15. Siehe F. Stadler, *Vom Positivismus zur „Wissenschaftlichen Weltauffassung*. Wien 1982; ders. (Hrsg.), *Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit. Otto Neurath - Gerd Arntz*. Wien 1982; J. Dvořak, *Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis.* Wien 1981. Sowie einige Beiträge in: R. Haller (Hrsg.), *Schlick und Neurath - Ein Symposion.* Amsterdam 1982.
16. Von diesem Stereotyp lebt mittlerweile ein bedeutendes Segment der Kulturindustrie. Siehe den Katalog zur Ausstellung: *Traum und Wirklichkeit Wien* 1870-1930. Wien 1985.
17. Siehe das Interview mit Marie Jahoda, „Ich habe die Welt nicht verändert", in: M. Greffrath, *Die Zerstörung einer Zukunft.* Reinbek b. Hamburg 1979, 122.
18. Ob die von Matthes berichtete Initiative der „Staatswissenschaftlichen (sic!) Fakultät in Graz", die Einführung der Soziologie als Lehrfach und die Errichtung eigener Lehrstühle vom Unterrichtsministerium zu erwirken, unter Beteiligung von Mitgliedern dieser Gesellschaft zustande kam, ließ sich nicht feststellen. Siehe J. Matthes, *Einführung in das Studium der Soziologie.* Reinbek b. Hamburg 1973, 28.
19. J. Schumpeter, in: E. Lederer (Hrsg.), Die Volkswirtschaftlichen Seminare an den Hochschulen Deutschlands und Österreich-Ungarns. Tübingen 1917, 80.
20. Hugo Spitzer, zit. in Matthes, *Einführung*, a. a. O., 22 f.
21. A. Günther, *Die alpenländische Gesellschaft als sozialer und politischer, wirtschaftlicher und kultureller Lebenskreis.* Jena 1930.
22. Berücksichtigt wurden die Ausgaben 1928/29, 1931, 1935, 1940 und 1950 von *Kürnschners Deutscher Gelehrten-Kalender*, Berlin u. a.
23. A. Pfabigan, „Max Adler und die Wiener Universität", in: *Projektgruppe Kritische Universitätsgeschichte:* ders. (Hrsg.), *Vernunft als Institution? Geschichte und Zukunft der Universität.* Wien o. J., 96. Das Zitat im Zitat entstammt einem Brief Adlers an den Dekan.
24. Siehe L. Fleck, Otto Neurath. *Eine biographische und systematische Untersuchung*. Diss. Univ. Graz 1979.
25. Siehe H. Maimann und S. Matti (Hrsg.), *Die Kälte des Februar. Österreich 1933-1938.* Wien 1984, 127. Vgl. auch F. Kadrnoska (Hrsg.), *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938.* Wien 1981.
26. Eine ausführliche Darstellung wird mein Vorwort zur deutschen Erstausgabe von Marie Jahodas bislang unpublizierter Studie *Unemployed Men at Work* enthalten, die unter dem Titel Arbeitslose bei der Arbeit im Frühjahr 1988 in Frankfurt erscheinen wird.
27. DÖW 680 2b.
28. So charakterisiert Rammstedt die Rolle Spanns in seinem informativen Überblick: O. Rammstedt, *Deutsche Soziologie 1933-1945*. Frankfurt 1986, 109.

29. Möglicherweise verzichtete Radakovic von sich aus auf seine Titular-a.o.Professur. Siehe *Grenzfeste deutscher Wissenschaft. Universität und Vergangenheitsbewältigung an der Universität Graz.* Wien 1985.
30. DÖW 680 2b. Siehe *Grenzfeste deutscher Wissenschaft*, a. a. O., 59, 65f., 71, 81 f.
31. DÖW 15059/1 und Personendokumentation des Inst. für Zeitgeschichte, München. Projekt Biographisches *Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*.
32. DÖW 15059/1.
33. DÖW 15060/77.
34. Archiv der Republik. Akten des BM.f.U. 26 742/46 und öfter.
35. E. Dichter, Motivforschung - *mein Leben*. Frankfurt 1977. Und: *Warum? - Warum nicht? Franz Kreuzer im Gespräch mit E. Dichter und P. R. Hofstätter.* Wien 1984.
36. Vgl. beispielsweise die Erzählung von F. West in dem Film von Ruth Beckermann: „Wien — retour".
37. So in einem Brief an Marie Jahoda vom 29. April 1940. DÖW 16145/33.
38. Siehe dazu ausführlicher: Ch. Fleck, „Vertrieben und Vergessen", im Ersch. (Anm. 8).
39. Siehe das Faksimile eines Aufrufs von Matejka, der in der Novemberausgabe der *Austro- American Tribune* 1945 erschien, in: *Mit der Ziehharmonika. Zeitschrift der Theodor-Kramer-Gesellschaft*, 3, 1986, 1.
40. Archiv der Republik. Wien. Zu berücksichtigen bleibt, daß eine unverhältnismäßig große Zahl von Akten skartiert war und daß mir Personalakten nicht zugänglich waren!
41. Archiv der Republik, Wien, Akten des BM.f.U. 10 877/46.
42. *Ebda*., 13 234/46.
43. *Ebda*., 10877/46.
44. *Ebda*.
45. *Ebda*., 22 824/47.
46. *Ebda*., 26 742/46.
47. Ihr gehörten u. a. an: Ernest P. Pick, Viktor Hess, Robert Heine-Geldern, Erich Hula, Wilhelm Berger u. a. Siehe Archiv der Republik, Akten des BM.f.U. 36 270/48. Informationen zu den genannten Wissenschaftlern findet man in: *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* München 1980 bis 1983.
48. *Memorandum on the Reconstruction of Austrian Universities*. DÖW 4477 und Archiv der Republik, Akten des BM.f.U. 26 742/46.
49. Siehe S. Meissl u. a. (Hrsg.), *Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945-1955.* Wien 1986.
50. *Österreichisches Jahrbuch.* 18, 1945-1946.
51. So fehlen praktisch alle, die 1945 bereits an westlichen Universitäten feste Positionen einnahmen.
52. DÖW 6814.
53. Archiv der Republik, Akten des BM.f.U. 3252/46.
54. Der zuständige Dekan plädierte bereits am 7. August 1945 dafür, den als NSDAP-Partei- mitglied — noch dazu ein sog. „Illegaler" — klassifizierten Spann wiedereinzusetzen und einen anderen Ökonomen, der seit September 1938 Parteianwärter war, zu belassen, weil er fachlich tüchtig sei. Von letzterem weiß man, daß er seine Professur nicht verlor, seine fachliche Tüchtigkeit unter Beweis zu stellen allerdings schuldig blieb. Siehe Archiv der Republik, Akten des BM.f.U. 1000/45.
55. *Ebda*., 4111/III/4/45. Für letztere Behauptung siehe: Grenzfeste deutscher Wissenschaft, a. a. O.
56. *Ebda*.,46 813/47. Hier zitiert nach der ministeriellen Übersetzung des Schreibens.
57. *Ebda*., 10 771/46.

58. *Ebda*., 8993/48. Über Brandweiner war man später, als er sich im als kryptokommunistisch bezeichneten Weltfriedensrat betätigte, weniger zufrieden. Siehe dazu demnächst: Ch. Fleck, Der Fall Brandweiner. Universität und Kalter Krieg. Wien 1987.
59. Archiv der Republik, Akten des BM.f.U. 17 169/46.
60. *Ebda.*
61. *Ebda.,* 32 494/46. Dem Akt ist nicht zu entnehmen, daß Bühler von dieser Neuigkeit informiert worden wäre.
62. *Ebda.*

ANTON AMANN

Soziologie in Wien: Entstehung und Emigration bis 1938

Eine Skizze mit besonderer Berücksichtigung
der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät
der Universität Wien

1. ASPEKTE DER UNIVERSITÄREN UND AUSSERUNIVERSITÄREN SITUATION IN WIEN — STREIFLICHTER UND FAKTEN

1.1 DAS ABGRENZUNGSPROBLEM ZWISCHEN SOZIOLOGIE UND VERWANDTEN GEBIETEN

Die Rekonstruktion der Entwicklung der Soziologie in Österreich hat ihren innerwissenschaftlichen Bezug an der, im Vergleich zu anderen Ländern (z. B. Frankreich), erst spät eintretenden Abgrenzung und Differenzierung gegenüber den Wirtschaftswissenschaften und den sogenannten Staatswissenschaften. Diese wurden als eigenes Studium mit Doktoratsabschluß 1919 an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät eingerichtet, im gleichen Jahr, als in dieser Fakultät auch Frauen erstmals zum Studium zugelassen wurden — an der Medizinischen und an der Philosophischen Fakultät war dies 1897 ermöglicht worden. Damit verbunden erfolgte die Herausbildung eigener Forschungsschwerpunkte, eigener Begrifflichkeit und Kategorien und eigener historisch-philosophischer Begründung in der Soziologie zögernd, in der Konkurrenz weltanschaulicher Positionen und vor allem nicht allein an der Universität. Ihren außerwissenschaftlichen Bezug findet sie in den Entwicklungen, die sich mit Weltkrieg, Sozialismus, christlichem Konservatismus, Ständestaat und Naziherrschaft bezeichnen lassen; in jeweils spezifischer Form hatten sie ihre Auswirkungen auf den Wissenschaftsbetrieb. Die Einrichtung des staatswissenschaftlichen Studiums ist in dieser Sicht Ausdruck eines durch Wirtschaft und politische Umstrukturierung entstandenen Bedarfs; es sollte der Ausbildung von Geschäftsleuten, Journalisten und Politikern dienen und entsprach einer Zulassungsberechtigung zu staatlicher Anstellung.[1] 1923 wurden die Institute für Statistik und für Kriminologie gegründet. Die Einführung der ständestaatlichen Verfassung führte zur Entlassung von Professoren,[2] ebenso die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten[3] im Jahre 1938. Ein eigenes Sozial- und Wirtschaftswissenschaftliches Studiengesetz wurde erst 1966 erlassen und somit auch erst der institutionelle Rahmen für die Entstehung einer sozialen Identität der Soziologie geschaffen.

Die Rekonstruktion der Entwicklung der Soziologie stößt für die Zeit seit 1918 (eine außerdem durch die Geschichtsschreibung nahegelegte Zäsur, die auf ihre wissenschaftssoziologische Relevanz erst überprüft werden muß) somit auf sehr vielfältige Aspekte, die sich nicht ohne weiteres in einem einheitlichen und soziologienahen Bezugsrahmen zusammenfassen lassen. Die Unterscheidung in inner- und außerwissenschaftliche Bezüge legt allerdings nahe, einen solchen Bezugsrahmen zum einen über die Achse historisch-politischer Ereignisse und zum anderen über die kognitiven Bereiche der Wissenschaft selbst auszufalten. Somit ergibt sich unter dem ersten Gesichtspunkt eine Soziologie in der Ersten Republik, eine Soziologie im Ständestaat, eine Soziologie im Nationalsozialismus und eine Soziologie in der Emigration; unter dem zweiten Gesichtspunkt lassen sich, durch eine Sichtung des Lehrangebotes an der Universität Wien, erkenntnisphilosophische und erkenntnistheoretische Themen, Theorien und Kategorienlehre der Gesellschaft, starke ideenhistorische Beschäftigung und Grundlegung der Gesellschaftslehre durch Klassikerrezeption, Forschungsanwendungsthemen und eine umfangreiche Beschäftigung mit dem Sozialismus (sowie Marxismus und Anarchismus) und schließlich der Sozialphilosophie erkennen. Vielfach stehen diese Lehrangebote in einem fachlichen Naheverhältnis zur Volkswirtschaftslehre und zu den Rechtsfächern, ja, oft werden die soziologisch relevanten Lehrangebote durch Ökonomen oder Rechtswissenschaftler bestritten (z. B. Edmund Bernatzik, Hans Kelsen, Karl Grünberg u. a.). Auch hier sei jedoch darauf hingewiesen, daß in sozialwissenschaftlicher Arbeitsweise erreichte Diskussions- und Forschungsergebnisse, häufig aus politischen und aktionistischen Motiven, auch außerhalb der Universität geschaffen wurden. Als ein Beispiel unter vielen mag das im Mai 1930 erschienene *Handbuch der Frauenarbeit in Österreich* gelten, an dessen Zustandekommen Käthe Leichter entscheidenden Anteil hatte.[4] Über 50 verschiedene Autorinnen trugen 59 Einzelbeiträge zu dieser Studie zusammen.

In verkürzter Sprechweise mögen die hier recherchierten Diskussionen und Lehrangebote aus der Sicht heutiger Wissenschaftsauffassung als frühe Beiträge zu den Erkenntnisgrundlagen der Soziologie, zur Gesellschaftsanalyse im Sinn von Sozialtheorien, zu Forschungs- und Anwendungsbereichen im Sinne von Objekttheorien und zu Methoden der Forschung (vor allem durch die Statistik, Kriminologie, Wirtschafts- und Sozialpolitik sowie „Spezielle Soziologien“) gelten.

1.2 HINWEISE ZUR LEHRE AN DER UNIVERSITÄT

Titel von angekündigten Lehrveranstaltungen sind behelfsmäßige Krücken, um sich den Inhaltsfeldern zu nähern, die im Rahmen von Lehrveranstaltungen einer Fakultät zugleich das kognitive Repertoire der Vertreter eines Faches repräsentieren. Außerdem ist bekannt, daß die Palette eines solchen Angebotes durch Studienplananforderungen, Spezialitäten und Vorlieben der Dozenten und Professoren, sporadisch auftretende Gelegenheiten externer Angebote (wie im Falle von Gastprofessoren) und das Selbstverständnis der Lehrenden in Hinsicht auf ihre eigene Fachzugehörigkeit mitbestimmt wird. So nahm z. B. Othmar Spann (vgl. Christian Fleck, in diesem Band) für sich erst in zweiter Linie in Anspruch, Soziologe zu sein. Eine persönliche Selbstzuordnung, die sich wohl aus der Lehrbefugnis ergab, mit der literarischen Selbstpräsentation aber kaum übereinstimmt. An kaum einem Buch Othmar Spanns wird dies so deutlich, wie in der erstmals 1914, in erheblich veränderter Weise 1923 in zweiter Auflage erschienenen *Gesellschaftslehre.* Worauf es ihm *am meisten ankam, war die Darstellung und Begründung der Einheitstheorien (Individualismus, Universalismus...), die Herausarbeitung des Gesamtaufbaues der menschlichen Gesellschaft (...) und die Klärung des Systems der gesellschaftlichen Wissenschaften (...), überhaupt die Übersicht, die Zusammenfassung, das Begriffliche und Methodische.*[5]

Eine Revue der wichtigsten Lehrveranstaltungen, die in einem bestimmten Zeitraum angeboten wurden, kann deshalb auch nicht annähernd ausreichen, um das kognitive Potential und die Binnendifferenzierung eines Faches zu umreißen. Es bedürfte der Ergänzung durch Dissertationen, Inskriptionslisten, Vorbereitungsunterlagen der Lehrenden, Mitschriften von Studenten, Skripten, die verteilt wurden, der Verknüpfung solcher Unterlagen mit den Publikationen der Lehrenden etc. Trotzdem kann im Falle der Soziologie eine Übersicht der folgenden Art zumindest dazu dienen, in einer ersten Annäherung Hinweise auf Bandbreite und mögliche Vielfalt vorgetragener und diskutierter Themenbereiche zu geben.

Von den im vorigen Unterkapitel genannten Bereichen im Sinne eines Bezugsrahmens läßt sich bereits in der Zeit ab 1914 eine allmähliche Verdichtung und Häufung soziologienaher Thematiken verfolgen, auch wenn von einer „Soziologie“ im Sinne eines fachgebundenen Angebots noch keine Rede sein kann. Was vorherrscht, sind begriffliche Ankoppelungen an „Gesellschaft“, sind Komposita und adjektivische Kennungen sowie die Verwendung von „Soziologie“ als Rahmenbegriff. Ein eigenes Unterkapitel „Gesellschaftslehre“ innerhalb des Abschnittes *Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät* existiert schon im Vorlesungsverzeichnis der Universität Wien (alle

im folgenden genannten Angaben stammen aus: Vorlesungsverzeichnisse der Universität Wien 1914 —1938. Adelsprädikate werden nicht weitergegeben). Im Wintersemester 1914/15 lesen auf der *Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät* Edmund Bernatzik (o.P.) „Allgemeine Staatslehre und Gesellschaftslehre“ (2 st.), Sigmund Adler (o. P.) „Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaften“ (2 st.) (Bruder: Viktor Adler), Adolf Menzel (o. P.) „Geschichte der Staatstheorien“ (1 st.), Friedrich Wieser (o. P.) „Gesellschaft und Volkswirtschaft“ (2 st.); auf der *Philosophischen Fakultät* Viktor Kraft (P. D.) „Theorie der wissenschaftlichen Erkenntnis“ (1 st.), Emil Reich (ao. P.) „Praktische Philosophie (soziologische Grundlagen der Ästhetik und Ethik)“ (4 st.).

Im Sommersemester lesen auf der *Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät* Edmund Bernatzik „Geschichte der Rechtsphilosophie unter besonderer Berücksichtigung der politischen und sozialen Theorien“ (4 st.), Alfons Dopsch (o. P.) „Die politischen Theorien des Mittelalters“ (3 st.).

Die von Edmund Bernatzik im Wintersemester angebotene „Allgemeine Staats- und Gesellschaftslehre“ und im Sommersemester gelesene „Geschichte der Rechtsphilosophie“ mit ihrem soziologisierenden Zusatz im Untertitel wiederholen sich regelmäßig bis zum Wintersemester 1918/19; am 30. März 1919 stirbt Edmund Bernatzik in Wien. Auch Sigmund Adler liest jedes Wintersemester seine „Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaften“ bis 1919/20; am 18. August 1920 stirbt er in Wien.

Ergänzend zu diesem Angebot allgemeiner Erkenntnisbegründung und Gesellschaftstheorien unter einem sich allmählich herausformenden Näherungsversuch an soziologisch orientierte Begrifflichkeit (hier allerdings nur in den Veranstaltungstiteln nachzuweisen) kommen Forschungs- und Anwendungsthemen hinzu. So liest Carl Grünberg (o. P.) im Sommersemester 1916 „Über Kolonialgeschichte und Kolonialpolititk“ (2 st.) und im Wintersemester 1916/17 „Über nationalen und internationalen Arbeiterschutz“ (1 st.). Die beiden Veranstaltungen werden wiederholt, außerdem liest Carl Grünberg über Agrarpolitik und Agrarordnung.

Eine ausdrücklich soziologisch etikettierte Veranstaltung bietet Wilhelm Jerusalem (P. D.) in den Sommersemestern 1916, 1917 und 1918 an: „Einführung in die Soziologie und Gesellschaftsphilosophie“ (3 st.). Explizit in den Titel einer Veranstaltung wurde der Begriff Soziologie auch von Hans Kelsen (ao. P.) wiederholt aufgenommen: „Allgemeine Staatslehre, mit besonderer Berücksichtigung der Soziologie“ (3 st.) — Wintersemester 1916/17 und 1917/18.

Im Sommersemester 1918 ist Max Weber in Wien; er liest „Wirtschaft und Gesellschaft (Positive Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung)“ (1 st.) und hält ein „Soziologisches Kolloquium“ (1 st.).[6] Der schon genannte

Emil Reich scheint mit „Moral und Kunst in ihren soziologischen Beziehungen“ (4 st.) auf. Im darauffolgenden Wintersemester 1918/19 liest erstmals Ludwig Mises (ao. P.) „Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung Österreichs von 1815—1914“, Viktor Kraft bietet „Grundzüge der Erkenntnistheorie“ (2 st.) an. Kurz darauf, im Sommersemester 1919, tritt zum erstenmal Othmar Spann (o.P.), (er wurde 1919 zum Professor für Nationalökonomie und Gesellschaftslehre berufen) in der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät auf: „Wesen und Geschichte des Sozialismus“ (1 st.); ein Thema, das offensichtlich um diese Zeit in der Universität prominent wird. Carl Grünberg hatte bereits im Wintersemester 1916/17 eine 1-st. Veranstaltung „Über Sozialismus“ abgehalten, später (1919/20) wird Max Adler (P. D.) „Einführung in den Sozialismus“ (1 st.) lesen, noch einige Semester danach wird sich dieses Thema bei ihm häufig wiederholen. In diesem Semester legt außerdem Emil Reich wieder soziologische Interessen an den Tag: „Soziologische Ästhetik des Dramas, erläutert an Ibsens Hauptwerken“ (4 st.).
Im Studienjahr 1919/20 verdichtet sich das soziologieorientierte Angebot, vornehmlich durch das Wirken von Carl Grünberg, Othmar Spann und Max Adler.

- Carl Grünberg: „Über nationalen und internationalen Arbeiterschutz“; „Über Sozialismus (Entwicklungsgeschichte und Theorien der Bewegung)“
- Eugen Schwiedland (ao. P.): „Die soziale Frage (einschließlich der Sozialisierungspläne)“; (im gleichen Jahr erschien Otto Neuraths Die Sozialisierung Sachsens. Verlag des Arbeiter- und Soldatenrates im Industriebezirk Chemnitz. Chemnitz 1919. Otto Neurath war zu dieser Zeit Direktor des Deutschen Wirtschaftsmuseums in Leipzig).
- Othmar Spann: „Allgemeine Gesellschaftslehre“; „Volkswirtschaftliche und gesellschaftswissenschaftliche Übungen“ (eine Veranstaltung, die er Jahr für Jahr unentwegt anbieten wird); „Abbruch und Neubau der Gesellschaft (zugleich eine Darstellung und Kritik des Sozialismus)“.
- Max Adler: „Erkenntnistheoretische Grundlagen der Gesellschaftslehre“; „Theorie der materialistischen Geschichtsauffassung“; „Einführung in den Sozialismus“; „Die Gesellschaftslehre seit August (sic!) Comte“; „Theorie und Entwicklung des Anarchismus“.

Diese Illustrationen mögen an dieser Stelle genügen, um den Sachverhalt einer durchaus schon beträchtlichen Konzentration von Lehrveranstaltungen anzuzeigen, die sich bereits ab dem Ersten Weltkrieg um den Kern einer an gesellschaftlichen Verhältnissen und ihrer sozialtheoretischen und empirischen Analyse orientierten Denk- und Sichtweise scharen. In anderen Worten, es läßt sich an dieser Entwicklung der Hinweis auf eine sich allmäh-

lich herausbildende kognitive Identität (Wolf Lepenies) der Soziologie im universitären Bereich ablesen. Aus der Sicht und dem Stand gegenwärtiger Wissenschaftsgeschichte der Soziologie in Österreich haben wir davon auszugehen, daß vor allem Othmar Spann und Max Adler im hier betrachteten Zeitabschnitt die „Soziologen" der Fakultät waren, Wilhelm Jerusalem (gestorben am 15. Juli 1923) andererseits nicht in einer solchen Abgrenzung wahrgenommen worden sein dürfte, obwohl er vermutlich der einzige Universitätslehrer war, der im Ausland von prominenten Soziologen als „Soziologe" gekannt und zitiert wurde; Emile Durkheim hat sich explizit auf Überlegungen Wilhelm Jerusalems bezogen.

Othmar Spann war der erfolgreichste Lehrer bei den Studenten, vor allem der Rechtswissenschaften, seine vom Katholizismus beeinflußten Konzeptionen fanden aber mit wenigen Ausnahmen bei einigen Schülern kaum Anklang im wissenschaftlichen Bereich — vor allem nicht im internationalen. William Johnston berichtet, daß Reinhard Heydrich 1936 einen erfolglosen Versuch unternahm, Othmar Spann als Nazipropagandisten anzuwerben; eine Auffassung, die in völligem Gegensatz zu jener von Otthein Rammstedt steht, nach der Othmar Spann vorübergehend um die Position eines Nazi-Chefideologen gebuhlt habe.[7] 1938 wurde Othmar Spann aus der Universität vertrieben. Zu den selbständigen Leistungen, die er zur Integration damaliger Konzeptionen zur Gesellschaftstheorie und zur Fundierung soziologischer Kategorien beitrug, zählt sein Versuch, die von Karl Pribram entwickelte Dichotomie von „Individualismus" und „Universalismus" zu einer Sozialphilosophie auszubauen. Seine Beiträge zur Frage des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft knüpften an Gedanken Adam Müllers an und resultierten in den (völlig mechanistisch verstandenen) „Gezweiungen" von Mensch-Gott, Mann-Frau, Jugend-Alter etc. Es darf wohl vermutet werden, daß diese sozialphilosophischen und konzeptuellen Überlegungen auch in seinen Vorlesungen zur „Gesellschaftslehre" ihren merklichen Niederschlag fanden.[8] Daß sie in der Gelehrtenwelt sehr ablehnend wahrgenommen wurden als „ein Arsenal von Etiketten, die beliebigen geschichtlichen Vorgängen und Gegenständen aufgeklebt werden können", zeigt die Rezension, die Dolf Stemberger über Othmar Spanns Buch *Geschichtsphilosophie* (Jena 1932) schrieb.[9]

Max Adler war neben Otto Bauer und Karl Renner ein dritter führender Theoretiker des Austromarxismus; er gab von 1904 bis 1922 die *Marxstudien* heraus und war 1907, zusammen mit Rudolf Eisler, Rudolf Goldscheid, Michael Hainisch, Ludo Hartmann, Bertold Hatschek, Wilhelm Jerusalem, Josef Redlich und Karl Renner an der Gründung der „Soziologischen Gesellschaft in Wien" beteiligt (die „Deutsche Gesellschaft für

Soziologie“ wurde 1909 in Berlin gegründet). Für die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit einer Theorie von der Gesellschaft ist Max Adlers Konzeption eines „sozialen Apriori“ von Bedeutung geworden, im universitären Lehrbetrieb war er, wahrgenommen als der Vertreter jenes weltanschaulichen Lagers, das dem christlichen Konservatismus diametral entgegenstand, in den Augen vieler der Antipode Othmar Spanns[10] (ebenso wie Ernst K. Winter), als Nicht-Ordinarius war er zu inneruniversitärer Nachrangigkeit verurteilt.

Von der Gehässigkeit, die in der Auseinandersetzung zwischen den weltanschaulichen Lagern am Werke war, machen wir uns heute schwerlich eine richtige Vorstellung. Die *Wiener Stimmen* schrieben, daß am 2. Juli 1924 die Hamburger Universität den Staatsrechtslehrer Professor Laun zum Rektor für das kommende Studienjahr gewählt habe; Laun gehöre der sozialdemokratischen Partei an und sei ein Schwiegersohn Ludo Hartmanns, der ebenso der sozialdemokratischen Partei angehöre, die ihn im Umsturzjahr zugleich mit Max Adler und anderen Genossen zum Professor an der Wiener Universität befördert habe. „Ei, ei! Schau, schau! Sieh da, Timotheus!“[11]

Eine weitere Durchsicht der Lehrveranstaltungstitel bis 1938 verdichtet den bisherigen Eindruck. Die Begrifflichkeit nähert sich, trotz der Dominanz des Wortes „Gesellschaft“, immer stärker der Kennung „Soziologie“ an, ohne jedoch eine Subsumierung unter heute gängige Klassifikationen eindeutig zuzulassen. Folgende Themen, in Kürzeln zusammengefaßt, können beispielhaft zeigen, welche Bereiche das Angebot bis 1938 abdeckte.

Gesellschaft:

Gesellschaftslehre, Sozialphilosophie und Gesellschaftslehre, Universalistische Gesellschaftslehre und Gesellschaftsphilosophie, Marxistische Gesellschaftslehre, Gesellschaftslehre des Deutschen Klassizismus, Die Gesellschaftslehre der Deutschen Romantik, Gesellschaftslehre Adam Müllers.

Soziologie:

Staatssoziologie, Grundbegriffe der Soziologie, Soziologische Gedanken, Soziologie und Psychologie, Grundlegung der Soziologie, Soziologie als wertende und wertfreie Wissenschaft, Soziologie der Organisation, Angewandte Soziologie, Soziologie von Fichte bis Feuerbach, Geschichte soziologischen Denkens, Soziologische Hauptlehren des Marxismus, Philosophisch/soziologische Übungen, Einführung in die Soziologie, Neuere Soziologie und Sozialphilosophie, Soziologische Grundlagen der modernen Rechtsphilosophie, Die moderne Rechtssoziologie, Soziologie der Herrschaftsbeziehungen, Hauptströmungen der neueren Soziologie, Einführung in die neuere Soziologie, Verstehende und Kultursoziologie, Soziologische Ethik, Soziologische Kategorienlehre.

Exotische Themen:

Soziologie des Dramas, Die Gesellschaftslehre des Krieges, Soziologische Ästhetik des Dramas, Einführungskolleg: Die Elemente der Bürgerkunde, Ausgewählte kulturgeographische und soziologische Kapitel aus der Muquaddama des Ibn Chaldun.

Zu überprüfen bleibt durch weitere Forschung, ob diese Hypothese einer sich allmählich herausbildenden kognitiven Identität, wie sie am Lehrveranstaltungsangebot der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät jener Zeit abgelesen werden könnte, sich durch Parallelisierung mit einer anderen Entwicklung erhärten läßt: der Herausbildung einer sozialen Identität (also Institutionalisierungsprozesse und organisatorische Stabilisierung). Selbstverständlich gehört diese Zunahme an soziologisch bedeutsamer Lehrtätigkeit auch in den Kontext sozialer und politischer Gegebenheiten — ein stärkerer Zugang zur Universität, nachdem jene, die in Gefangenschaft, Krieg und Militärdienst gewesen waren, zurückkamen und ihre Studien Wiederaufnahmen, die Zulassung von Frauen zur Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät ab 1919, die Attraktivität der „Wiener Schule der Nationalökonomie“ etc. Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät stand zu dieser Zeit durchaus (noch) in Weltruf und vermochte auf breitestem Gebiet junge Intellektuelle und Wissensbegierige anzuziehen. Eugen Böhm-Bawerk, Friedrich Wieser, Ludwig Mises und Josef Schumpeter (der zum Zeitpunkt seines Todes der meistzitierte Ökonom der Welt war)[12], Ernst von Schwind, Sigmund Adler, Armin Ehrenzweig, Edmund Bernatzik, Adolf Menzel, um nur einige wenige zu nennen, machten die „condition of excellence“ aus, wie sie Werner Ogris nannte.[13]

- .3 KREISE, BILDUNGSVEREINE, GESELLSCHAFTEN, SALONS, MITTELSCHULEN UND VOLKSHOCHSCHULEN ALS ÜBERGANGSLÖSUNGEN UND REFUGIEN?

Die in den 20er und beginnenden 30er Jahren noch lebendige Kultur der bürgerlich-liberalen Salons und Zirkel und der sozialdemokratisch getragenen Vereinigungen und Bildungsvereine war, so ist zumindest zu vermuten, für die Formierung und Herausbildung sozialwissenschaftlich-soziologischer Orientierungen mindestens so bedeutsam wie die universitären Entwicklungen. Ja, für zahlreiche Intellektuelle, Schriftsteller und Gelehrte waren diese Gelegenheiten, aus Mangel an Zugang zu den Universitäten, die fast ausschließliche Möglichkeit fachlicher Kommunikation. Dies illustriert eine Episode, die Käthe Leichter berichtet. Gegen Ende des Krieges hatte es an der

Universität „neben den katholischen und deutschnationalen Studentinnenvereinen einen *Akademischen Frauenverein* mit frauenrechtlerischen Tendenzen“ gegeben. Dieser Verein wurde „erobert“ und zu einem Forum gemacht, um Probleme zu diskutieren und weltanschauliche Gegensätze auszutragen. An Samstagnachmittagen wurde „richtiges Seminar“ veranstaltet.

Dann ließen wir in einem der größten Hörsäle der Universität Frauen wie Rosa Mayreder, Therese Schlesinger und - zum starren Erstaunen aller hundertprozentigen Frauenrechtlerinnen - Männer wie Bernatzik, Goldscheid, Ofner und Max Adler über allgemeine Probleme reden. Von Frauenbewegung war dabei nicht mehr viel die Rede. Und plötzlich hatten wir mitten in geistiger Verarmung und im Mangel jeder geistigen Auseinandersetzung in der Kriegszeit wirklich ein kleines geistiges Zentrum geschaffen.[14]

Die Bedeutung solcher und ähnlicher Kreise und Vereinigungen wird, rein äußerlich, bereits durch ihre Zahl nahegelegt, aber auch durch die starke Präsenz von Universitätsangehörigen und Aspiranten einer universitären Karriere. Zudem dürften in einer Reihe solcher Vereinigungen progressive und aus dem Ausland importierte Vorstellungen diskutiert worden sein, die auf Universitätsboden durchaus verpönt waren. Eine kleine Auswahl an Beispielen mag die Bedeutung dieser Einrichtungen illustrieren.

- So scharte sich ein Kreis von Historikern, Germanisten, Turkologen, Ökonomen etc. um Paul Wittek (1912), damals Redakteur der Zeitschrift *Die österreichische Rundschau.* Hier diskutierten, stritten und schrieben in Nähe zu den Sozialwissenschaften Hermann Schmalenbach (über Leibniz), Friedrich Wieser (über Macht und Gesellschaft), Otto Benesch (über Max Webers Musiksoziologie).

- Das „Ludwig Mises-Seminar“ hatte im Schnitt ca. 20 Mitglieder, zu denen der Entwicklung der Soziologie mehr oder weniger nahestehende Personen zählten wie Friedrich Hayek, Gottfried Haberler, Oskar Morgenstern, Felix Kaufmann, Alfred Schütz, Eric Voegelin. (Mit Ausnahme von Alfred Schütz hatten sie sich alle zwischen 1928 und 1938 habilitiert.) Interessanterweise war das Motto des Seminars — es soll von Felix Kaufmann geprägt worden sein —: „Das Verstehen zu verstehen“. Ludwig Mises’ Privatseminar überlappte sich stark mit dem „Geistkreis“.

- Das „Doktorenseminar“, das Othmar Spann führte, brachte die Leute zusammen, die (1921) den „Geistkreis“ bildeten: Herbert Fürth und Friedrich Hayek. Der Kreis existierte von 1921 bis 1938 und zählte im Schnitt ca. 25 Mitglieder. Auch hier gehörten wieder dazu: Gottfried Haberler, Oskar Morgenstern, Eric Voegelin, aber auch Fritz Machlup und Robert Waelder. Mit Berufung auf zwei Briefe von Herbert Fürth legte Friedrich Engel-

Janosi eine „beinahe vollständige Liste“ der Vorträge vor, die in diesem Kreis gehalten wurden. Eine Auswahl daraus mag zeigen, wie (wiederum aus den Titeln) die (klare oder auch fragliche) Nähe zur Soziologie sich andeutet.

1921/22 Voegelin: Methode der Sozialwissenschaft
Schiff: Sinn der Erkenntniskritik
1922/23 Eder: Der Bourgeois
1923/24 Kaufmann: Theorie der Sprachkunst
1924/25 Bousquet: Pareto
Mintz: Frauenfrage
1929/30 Fürth: Sinn der Gesellschaft
1932/33 Voegelin: Partikuläre Gesellschaft
1933/34 Mintz: Rasse, Staat, Gleichheit
Voegelin: Staatsbegriff
1934/35 Mintz: Mengers Logik der Sitten
Waelder: Methode der Sozialwissenschaft I und II
Fröhlich: Der Ständestaat
Morgenstern: Voraussicht in der Wirtschaftstheorie
1937/38 Machlup: Amerikanisches Schulwesen.[15]

- Eine „Deutschakademische Lese- und Redehalle“ hatte liberale Studenten, ökonomisch und politisch Interessierte in ihren Reihen; diese Vereinigung war sozialdemokratisch aufgeschlossen und hatte ähnliche Zielsetzungen wie andere solche Gründungen. Aus ihnen entstand in Verhandlungen durch Ludo Hartmann, Carl Grünberg, Engelbert Pernerstorfer der
- „Sozialwissenschaftliche Bildungsverein“ (SWBV), eine angesehene Einrichtung mit Universitätsnähe, die eine Paralleleinrichtung zur „Gesellschaft der Fabier“ des gebildeten, sozialpolitisch interessierten Bürgertums darstellte. Im SWBV war Karl Renner Schriftführer und dann Obmann. Der Sozialwissenschaftliche Bildungsverein war u. a. auch deshalb von besonderer Bedeutung, weil hier die Gesellschaft betreffende Themen vorgetragen und diskutiert wurden, „deren Behandlung den offiziellen Lehrkanzeln der Universität schier noch als Sakrileg galt.“[16]

Für Mittelschulen als Möglichkeit zum Broterwerb sei auf das Beispiel von Paul F. Lazarsfeld verwiesen und seine Unterrichtstätigkeit als Mathematiklehrer. Für die Volkshochschulen und ihre mögliche Refugienfunktion kann das Beispiel Edgar Zilsels stehen. Seine Habilitationsschrift war von Robert Reininger und Richard Meister nicht positiv begutachtet worden (1924). 1915 hatte er das Doktorat erworben und war ab 1917 (noch ungeprüft) als Mittelschullehrer beschäftigt. 1918 machte er das Lehramt, und vier Jahre später wurde er vom Bundesrealgymnasium Wien III beurlaubt, „um an den

vier Wiener Volkshochschulen“ zu unterrichten. Ab 1925/26 hielt Edgar Zilsel Vorlesungen zu den Lehrerbildungskursen am Pädagogischen Institut der Stadt Wien, 1927 erteilte er täglich Unterricht in vier Volkshochschulen. Nach der Machtergreifung Dollfuß’ wurden nur noch sieben Stunden gewährt, 1934 trat das Ende seiner Tätigkeiten in den Volkshochschulen ein, 1938 erfolgte die Entlassung aus dem Schuldienst. Edgar Zilsel emigrierte nach England und nach den USA und setzte seinem Leben 1944 ein Ende.[17]

2. WAREN ES SOZIOLOGEN, DIE EMIGRIERTEN?

2.1 EINIGE PROGRAMMATISCHE ÜBERLEGUNGEN

Emigrationsforschung steckt im Umfeld von Soziologie und Sozialforschung, trotz beträchtlicher dokumentarischer und publikatorischer Anstrengungen in den letzten Jahren, erst in den Anfängen. Ein breiteres Interesse ist ihr vor allem in der soziologischen Disziplin selbst versagt geblieben; einzelne Beiträge zum Ziel, die Geschichte der Soziologie in Österreich als Forschungsschwerpunkt auszugestalten, und innerhalb dieser hätte die Diskussion über Bedingungen und Folgen der Emigration ja ihren genuinen Platz, können darüber nicht hinwegtäuschen.

Während nun dem Thema der kognitiven Entfaltung der Soziologie in Österreich bisher schon mehr Aufmerksamkeit geschenkt wurde (Christian Fleck verweist in seinem Beitrag zu diesem Band auf entsprechende Quellen), — so z.B. dem Bereich der Sozialforschung in ihren frühen Anfängen, ihrem Transfer in die USA und ihrem möglichen Import zurück nach Österreich unter geänderten Bedingungen —, fehlt es an einer systematischen Bearbeitung des institutionellen (hier besonders des außeruniversitären) und des biographischen Bereiches. Somit eröffnen sich, in programmatischer Absicht, Fragenbereiche, auf die überhaupt erst nachdrücklich aufmerksam zu machen bereits einen ersten Arbeitsschritt darstellen muß. Wie fügen sich z. B. die Muster politisch motivierter und erzwungener Emigration (um 1933/34 und 1938) in die Situation einer viel allgemeineren Auslandsorientierung und Auswanderungsbewegung, die um die Jahrhundertwende und nach dem Ersten Weltkrieg ihre Höhepunkte erlebten? Gab es eine zwar ursprünglich nicht geplant eingesetzte, nach Maßgabe der politischen Entwicklung dann aber gezielt nutzbare Emigrationsvorbereitung durch Stipendiatenaufenthalte und Gastprofessuren im Ausland (wie es z. B. bei Eric Voegelin oder Paul F. Lazarsfeld der Fall war)? Von ähnlich weittragender Bedeutung für die Frage, welche Potentiale für die Soziologie und Sozialforschung durch die Emigration verlorengingen bzw. welche sich dann in

Österreich schwergewichtig durchsetzten (also die Frage nach Kontinuität und Brüchen), ist das Problem der disziplinären Abgrenzung, auf das nun schon wiederholt hingewiesen wurde. Soziologie und Sozialforschung waren institutionell nicht gesichert, und die entscheidende Frage ist in vielen Fällen jene nach dem soziologischen Anteil in der Arbeit von Juristen, Staatslehrern, Philosophen, Ökonomen und Statistikern an der Soziologie. In der weiteren Diskussion wird deutlich werden, daß vor 1938 die Zahl der Personen, die aus heutigen Zuordnungskriterien als „Soziologen" gelten, sehr gering war, die Zahl jener aber, die der späteren Entwicklung der Soziologie im Sinne ihrer historischen Identität „zuarbeiteten", beträchtlich. Häufig sind solche Zuordnungen nur mit Hilfe einer systematischen biographischen Auswertung zu begründen. Nun ist über Eugen Ehrlich, Hans Kelsen, Othmar Spann, Max Adler, Hermann Roeder u. a. vieles bekannt, was für Hunderte andere, die im Wissenschaftstempel keinen Standplatz erhielten, erst noch erforscht werden muß. Welchen Anteil hatten die wohl Hunderte von Schreibenden, Vortragenden, Diskutierenden und unauffällig Wirkenden, die keine universitäre Anstellung, keinen Wissenschaftspreis, keine Spalte in irgendeinem „Who Is Who?" erhielten? Hier geht es neben der wissenschaftsgeschichtlichen Dimension zugleich auch um Emigrationsforschung „von unten" durch Bestandssicherung, Zuordnung und Würdigung auch außerhalb der traditionellen akademischen Raster.

Würdigungen erhalten ihre Berechtigung aber immer erst in der Spiegelung des zu Würdigenden an jenem Allgemeineren, dessen Teil das zu Würdigende ist. Hier stehen einander z. B. für die universitäre Situation in der Zwischenkriegszeit widersprüchliche Einschätzungen gegenüber. Innovationsfreudigkeit, Kreativität und Genialität der österreichischen Sozialwissenschaften werden auf der einen Seite geltend gemacht, Verhinderungspolitik durch die Ministerialbürokratie und eine konservativ-klerikale Ordinarienuniversität auf der anderen Seite. So klar diese Gegensätzlichkeit Hinweise auf Bedingungen für Ausgrenzung und Emigration sowie Etablierung von deren Gegenpart birgt, so klar fordert sie auch eine Analyse im umfassenderen Verständnis der Wissenschaftsentwicklung; eine kognitiv-institutionell-biographisch organisierte Analyse der Emigration der Soziologie und Sozialforschung erhält ihren Stellenwert erst in einem Modell der Wissenschaftsentwicklung Österreichs. Diese Arbeit kann nur ein kleiner Beitrag dazu sein.

2.2 ZUM „SOZIOLOGIEBEITRAG“ DERER, DIE 1938 IHRES DIENSTES ENTHOBEN WURDEN

Die Machtübernahme durch Hitler führte zur Entlassung folgender Lehrpersonen der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät:

Name	Geburtsjahr	Habilitations-jahr	Jüdischer Herkunft nach den Nürnberger Gesetzen
Ludwig Adamovich	1890	1924	+
Rudolf Blühdorn	1887	1937	
Stephan Brossloff	1875	1903	
Ferdinand Degenfeld-Schonburg	1882	1920	
Albert Ehrenzweig sen.	1875	1916	+
Albert A. Ehrenzweig jun.	1906	1936	+
Alexander Gal	1881	1911	+
Emil Goldmann	1872	1905	+
Gottfried Haberler	1900	1928	
Walter Heinrich	1902	1928	
Rudolf Herrmann Herrnritt	1865	1897	+
Joseph Hupka	1875	1901	+
Felix Kaufmann	1895	1922	+
Heinrich Klang	1875	1922	+
August M. Knoll	1900	1934	
Felix Kornfeld	1878	1914	+
Georg Lelewer	1872	1907	+
Arthur Lenhoff	1885	1916	+
Adolf Merkl	1890	1919	
Ludwig Mises	1881	1913	+
Heinrich Mitteis	1889	1919	
Oskar Morgenstern	1902	1929	
Georg Petschek	1872	1902	+
Oskar Pisko	1876	1909	+
Willibald Plöchl	1907	1935	

Name	Geburtsjahr	Habilitationsjahr	Jüdischer Herkunft nach den Nürnberger Gesetzen
Rudolf Pollack	1864	1894	+
Achill Rappaport	1871	1904	+
Richard Reisch	1866	1906	
Hans Schima	1894	1928	
Karl Schmidt	1888	1920	+
Fritz Schreier	1897	1925	+
Richard Schüller	1870	1899	+
Othmar Spann	1878	1907	
Guido Strobele-Wangendorf	1883	1932	
Alfred Verdroß	1890	1921	
Eric Voegelin	1901	1928	
Ferdinand Alois Westphalen	1899	1933	
Wilhelm Winkler	1884	1921	

Von diesen 38 Personen, die ihres Dienstes enthoben wurden, emigrierten 13 nach Amerika, 3 nach Großbritannien, 1 nach Tübingen, 1 nach Rostock, 5 wurden inhaftiert, 9 blieben während der deutschen Besetzung in Österreich, bei 6 ist der Aufenthalt unbekannt. Die Emigration nach Tübingen, die so unwahrscheinlich klingt, weil sie ja ins Land dessen führte, vor dem nur die Flucht das Leben retten konnte, ist wahrscheinlich jene von Adolf Julius Merkl. *Im Oct. 1941 wurde ich durch den Dienstbefehl des Reichswissenschaftsministeriums, den mir nahestehende deutsche Professoren erwirkt hatten, überrascht, eine erledigte öffentlich-rechtliche Professur an der Universität Tübingen vertretungsweise wahrzunehmen. Die Universität schlug mich in der Folge, trotz der ausdrücklichen Weigerung, der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen beizutreten, für das freie Lehramt vor, das ich im Jahre 1943 antrat.*[18]

Das Durchschnittsalter der Lehrenden war bei der Dienstenthebung 53 Jahre, der Jüngste war 31 (Willibald Plöchl), der Älteste 74 (Rudolf Pollack), rund 53% waren jüdischer Herkunft.[19]

Wie wurde die „Soziologie“ von dieser Entvölkerung der Fakultät getroffen? Konnte in den bisherigen Überlegungen noch davon ausgegangen werden, daß auf einer allgemeinen kognitiven Ebene die Durchsetzung von soziologischen Theorie- und Forschungsmustern, abzulesen an Lehrveranstaltungsankündigungen, Diskussionen und Vorträgen in Zirkeln und Ver-

einen, in der Zwischenkriegszeit tatsächliche Erfolge verzeichnete, so läßt sich eine parallele Entwicklung im institutionellen Bereich ungleich schwerer begründen.

Bis 1938 hatte mit einer Ausnahme keine einzige an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät verliehene Venia docendi den Terminus „Soziologie“ oder die adjektivische Kennzeichnung „soziologisch“ enthalten. Die Fachkennungen, die, neben rechtswissenschaftlichen Gebieten, in der Fakultät dominierten, in der damaligen Tradition aber keineswegs notwendig Soziologienähe bedeuteten, waren:

Gesellschaftslehre: Hermann Roeder (... und Rechtsphilosophie), Max Adler, Wilhelm Andreae, Jakob Baxa, Johann Sauter, Eric Voegelin.

Politische Ökonomie: Hans Bayer, Carl Grünberg, Gottfried Haberler (... und Statistik), Friedrich Hayek (... und Statistik), Viktor Mataja, Ludwig Mises, Oskar Morgenstern, Karl Schwiedland, Friedrich Wieser, Alexander Mahr.

Rechtsphilosophie: Felix Kaufmann, Hermann Roeder (siehe oben), Fritz Sauder, Hans Kelsen (Allgemeines und österreichisches Staatsrecht, Rechtsphilosophie und deren Geschichte).

Sozialphilosophie'. August M. Knoll.[20]

Ein Versuch, die Nähe oder Ferne der einzelnen Lehrenden zur Soziologie herzustellen, muß hier notwendig über Umwege erfolgen. Unter dem Titel „Gesellschaftslehre“ läßt sich aus heute gängiger Klassifikation, auch wenn vieles am Bestand der Soziologiegeschichte ihr zugehört, Max Adler als der Soziologie verpflichtet begreifen: Wilhelm Andreae läßt sich bereits schwerer einordnen — er lehrte auch Finanzwissenschaft und Wirtschaftstheorie, publizierte andererseits aber z. B. *Staatssozialismus und Ständestaat* (1931) und *Kapitalismus, Bolschevismus, Faschismus* (1933). Jakob Baxa war ein Schüler Othmar Spanns, schrieb über Adam Müller, über wirtschaftshistorische, sozialhistorische und ideengeschichtliche Themen, und galt zu seiner Zeit als Spezialist auf dem Gebiet der „politischen Romantik“. Auch Johann Sauter ist von Ausbildung und Tätigkeit her gesehen kaum als soziologienahe einzustufen: von 1925—1927 war er Dozent für Nationalökonomie an der Wiener Handelsakademie. Andererseits schrieb er *Franz v. Baaders Schriften zur Gesellschaftslehre* (1925) und über Franz v. Baader und Immanuel Kant. Eric Voegelin wiederum wurde 1935 ao. Professor für „Staatslehre und Soziologie“ (der einzige mir bekannte Fall einer expliziten Kompetenzzuerkennung mit Hilfe des Fachterminus Soziologie), gilt aber heute als eminenter

Historiker, Politikwissenschaftler und Geschichtsphilosoph mit einem breiten Spektrum an publizistisch ausgewiesenen Interessengebieten.

Wiewohl die Abgrenzung zur „Politischen Ökonomie“ eindeutiger scheint, kann auch diese Wegmarke in die Irre führen. Die meisten der genannten Personen würden, auf eine entsprechende Frage an Fachkollegen, unzweifelhaft der Nationalökonomie zugeordnet. Und doch: Hans Bayer schrieb *Soziologischer Strukturwandel unserer Zeit* (1957); Carl Grünberg wurde nach Frankfurt zur Leitung des „Instituts für Sozialforschung“ berufen (1924—1927), war Mitglied der American Academy of Political and Social Science, gab das „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung“ — kurz „Grünberg-Archiv“ — heraus und verfaßte sozialhistorische, politikwissenschaftliche und geschichtssoziologische Arbeiten; Friedrich Wieser schrieb *Recht und Macht* (1910) und *Das Gesetz der Macht* (1926);[21] Alexander Mahr schließlich schrieb über *Hauptprobleme der Arbeitslosigkeit* (1931), *Die Stadtrandsiedlung* (1933), *Der unbewältigte Wohlstand. Probleme der modernen Industriegesellschaft* (1964); der in der obigen Liste nicht genannte Karl Pribram kann an Stelle mancher anderer (auch nicht Genannter) als weiterer Vertreter einer institutionell nicht deklarierten, kognitiv aber einflußreichen Tätigkeit für soziologische Denkansätze gelten. Karl Pribram hatte sich für „Nationalökonomie und Statistik“ habilitiert (1907), war Leiter der Statistischen Abteilung des Internationalen Arbeitsamtes in Genf, schrieb über individualistische Sozial- und Rechtsphilosophie und entwickelte ein theoretisches System, an das, wie bereits erwähnt, Othmar Spann anknüpfte.[22]

Diesen vielschichtig interessierten Ökonomen, Grenzgängern einer Wissenschaft im Umbruch, stehen in heutiger Lesart als eindeutig der Soziologie verpflichtete Lehrer nur gegenüber:

Max Adler, Jakob Baxa, August M. Knoll und — Othmar Spann, der sich 1907 für „Volkswirtschaftslehre“ habilitiert hatte, 1909 in Brünn a. o. Professor, 1911 o. Professor für „Volkswirtschaftslehre“ und 1919 o. Professor für „Nationalökonomie und Gesellschaftslehre“ in Wien wurde. Soziologie war an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien bis 1938 institutionell nicht verankert, eine auf die Lehrenden bezogene Abgrenzung des Faches gegenüber anderen Disziplinen nach Erkenntnisgegenstand, Methode und Theoriebildung ist nur schwer möglich. Soziologie wurde häufig von „fachfremden“ Lehrenden wahrgenommen, und mit „Soziologie“ wurde wohl auch bezeichnet, was allgemein als sozial oder gesellschaftlich gedacht war.

3. 1938: EINE FAKULTÄT IN AUFLÖSUNG
3.1. DAS ENDE DES BISHER GEWOHNTEN

Der „Anschluß“ im März 1938 brachte Veränderungen, die für viele der Beteiligten einen von außen erzwungenen, endgültigen Bruch in ihrem Leben bedeuteten. Am 15. März 1938 wurde Univ.-Prof. Dr. Fritz Knoll vom neuen Unterrichtsminister (Univ.-Prof. Dr. Oswald Menghin) zum „kommissarischen Leiter“ der Universität Wien bestellt, Prof. Dr. Ernst Schönbauer wurde neuer Dekan der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät, am 23. März erfolgte die Vereidigung der Professoren der Universität Wien auf den „Führer“:[23]

> „Ich schwöre: Ich werde dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes Adolf Hitler treu und gehorsam sein, die Gesetze beachten und meine Amtspflichten gewissenhaft erfüllen, so wahr mir Gott helfe.“[24]

Die Menschenverfolgung wurde organisiert: Jüdische Beamte durften nicht vereidigt werden. Am 30. März 1938 wurde eine Neuordnung des Hochschulbetriebes verfügt, alle jüdischen und politisch „untragbaren“ Lehrkräfte wurden vom Dienst enthoben. Die Konsequenzen waren in den meisten Fällen Zwangspensionierung oder politische Verfolgung, jüdische Professoren wurden gleich inhaftiert.[25] Rund 65 Prozent der Lehrenden an der Universität wurden zu diesem Zeitpunkt aus ihrer Tätigkeit entlassen,[26] alle Büsten und Denkmäler jüdischer oder gemischt jüdischer Professoren wurden aus den Arkadengängen der Universität entfernt. Ab dem 29. März 1938 wurden jüdische Studenten von der Inskription ausgeschlossen, schon Inskribierte konnten das Sommersemester beenden.[27] Am 27. April 1938 gab es noch 750 inskribierte Juden, die Gesamthörerzahl der Studenten an der Wiener Universität war von 9.340 im Sommersemester 1937 auf 5.351 im Wintersemester 1938/39 gesunken.[28] Die Zahlen der Lehrenden veränderten sich an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät folgendermaßen:

	Wintersemester 1937/38	Sommersemester 1939
o. Professoren:	15	10
ao. Professoren mit Titel o. Professor:	2	1
Gastprofessoren:		
ao. Professoren:	2	1
Honorarprofessoren:	2	1
Privatdozenten:	52	25

		2
Honorardozenten:	2	
Lektoren:	1	1
Mit Leitung einer Lehrkanzel vorläufig betraut:		1

Summe: Wintersemester 1937/38: 76 Lehrpersonen
Sommersemester 1939: 42 Lehrpersonen.[29]

Das Vorlesungsverzeichnis des Sommersemesters 1938 wurde zum Spiegel jener Dunkelheit, die dann als die Negation der conditio humana sichtbar wurde. Zu Dek. ZI. 290 aus 1938:

Übersicht

über die in Durchführung des Erlasses des österr. Unterrichtsministeriums vom 22./IV. 1938, ZI. 10606-I-I0 erfolgten Änderungen des Vorlesungsverzeichnisses im S. S. 1938. (Eine Auswahl)

Spann, O., o. P.: Einführung in die Gesellschaftslehre, 2 st., — Entfällt!
Sauter, J., Pd. (a. P.): Philosophische Einführung (für Hörer der Rechts- und Staatswissenschaften), 4 st., — Entfällt!
Bartsch, R., Pd. (o. P.): Fürsorgewesen, II. Teil (mit Übungen), 2 st., — Entfällt!
Merkl, A., o. P.: Allgemeine Staatslehre und österr. Verfassungsrecht, 5 st., — Diese Vorlesung wird vom o. P. Dr. A. Verdroß übernommen! (Als Lehrauftrag beantragt).
Voegelin, E., Pd. (a. P.): Grundbegriffe der Staatslehre, 1 st., — Entfällt!
Übungen zur Staatslehre, 1 st., — Entfallt!
Blühdorn, R., Pd.: Die biologischen, psychologischen und soziologischen Grundlagen des Völkerrechts, 1 st., — Entfällt!
Kaufmann, F., Pd.: Übungen über Methodenlehre der Rechtswissenschaft, 1 st., — Entfällt!
Spann, O., o. P.: Volkwirtschaftliche und gesellschaftswissenschaftliche Übungen für Vorgeschrittene, 2 st., — Entfall!
Volkswirtschaftliche Übungen, gern, mit Pd. W. Heinrich, 2 st.,— Entfällt!
Volkswirtschaftliche Pflichtübungen, gern, mit Pd. F. A. Westphalen, 2 st., — Werden vom Pd. (ao. P.) Dr. E. H. Vogel fortgeführt! (Als Lehrauftrag beantragt).
Gesellschaftslehre, 4 st., — Entfällt!
Sozialphilosophie, 1 st., — Entfällt!
Baxa, J., Pd (a. P.): Der Kemalismus (die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Reformideen der modernen Türkei) und sein Verhältnis zu den politischen und sozialen Strömungen Mitteleuropas, 1 st., — Entfallt!
Knoll, August M., Pd.: Übungen aus Fragen der Weltanschauung und Politik der Gegenwart, 2 st., — Entfällt!
Winkler, W., a. P. (o. P.): Allgemeine, österr. und vergleichende Statistik, 4 st., — Entfällt!

Neben den hier genannten Veranstaltungen entfielen zahlreiche des Deutschen Rechts, des österreichischen Verfassungs- und Verwaltungsrechts, des Kirchenrechts, des Bürgerlichen Rechts usw.[30] Es war das vorläufige Ende jenes seit 1914 andauernden Prozesses eingetreten, von dem Hertha Firnberg sagte, daß er Österreich „zu einem Land intellektueller Dürre devastiert" habe.[31]

2.3 NACHBEMERKUNGEN ZU: EMIGRATION DER SOZIOLOGIE

Ich beginne im Jahre 1967 mit Persönlichem. Soziologie als eigene Studienrichtung, basierend auf einem Bundesgesetz, war in Österreich seit einem Jahr eingerichtet, die Studienberatung für die Anfänger war unorganisiert, Soziologie konnte in Wien auf der Philosophischen oder auf der Juridischen Fakultät studiert werden. Was die tatsächlichen Unterschiede ausmachte, war den meisten unklar — mit Ausnahme der fleißig kolportierten Nachricht, daß „auf der Juridischen" ungemein viel „Jus" anfalle. Ich — von zu Hause mit einem Bewußtsein ausgestattet, das mich bei jeder neuen Einsicht, die zu gewinnen war, trieb, danach zu fragen, was daran das Österreichische ausmache — war auf der Suche nach Mustern und Vorbildern und Kollegen in diesem Wien, das ich, mit Ausnahme eines Besuches während einer Klassenreise im Jahre 1963, nie gesehen hatte. Im ersten Einführungsproseminar wurde Literatur von Margret Mead, Bronislav Malinowski, Theodor Geiger, Max Weber referiert und diskutiert — meine Frage nach Autoren der österreichischen Soziologie blieb unvollständig beantwortet. Ich lernte, daß die Soziologie, auf die es damals ankam, im „Positivismusstreit in der Deutschen Soziologie", in der „Dialektik der Aufklärung" und der „Kritik der instrumentellen Vernunft" liege und — seltsam dazu kontrastierend — in den „Uses of Sociology" und der „Language of Social Research". Die kritischen Einsichten in eine Gesellschaft, die mit imperialistischen Eroberungskriegen, Kommerzialisierung und Kanalisierung der Freizeit, mit der Zurichtung der Individuen auf jenen Zustand beschäftigt war, der das Funktionieren des Systems erst gewährleistet — Einsichten, die zu gewinnen vielen von uns ein drängendes Bedürfnis war — konnten in dem, was uns als „österreichische Soziologie" zugänglich war, kaum gefunden werden, und die Medien hatten ohnehin alle Hände voll zu tun, jene, die man auch nur im Entferntesten als Soziologen erkennen konnte, als langhaarige Stabilitätsrisiken zu diagnostizieren. Es ist nicht zuletzt die Situation einer zerbrochenen Tradition der oben beschriebenen Form, die der Soziologie in den 60er Jahren in Österreich die Orientierungsschwierigkeiten in die (neue) Wiege legte. Rückblickend lassen sich einige Motive ausmachen,

die überdies den institutionellen Rahmen möglicher Soziologieentwicklung vor dem Zweiten Weltkrieg einem Studenten zwiespältig erscheinen ließen; so hat mich die in Basisgruppendiskussionen zutage geförderte Information, daß Hans Kelsens Ausschluß aus dem Verfassungsgerichtshof (1929) in der damaligen Juridischen Fakultät akklamiert wurde — die Fakultät, an der ich nun Soziologie studierte —, und die Abwimmelung des Habilitationsantrages von Ernst K. Winter durch eine ultrakonservative, deutschnational eingestellte Professorengruppe in der gleichen Fakultät (1935) erheblich irritiert.

In einer Vorlesung, die mich sehr beschäftigte, wurden John Locke, Thomas Hobbes, Aristoteles, Ibn Chaldun, Averroes, Jean J. Rousseau u. a. besprochen — auch das war also Soziologie. Es dauerte bis zum zweiten Abschnitt des Diplomstudiums, ehe in einer Lehrveranstaltung die Namen Ignaz Beidtel und Gustav Ratzenhofer fielen, ehe ich erfuhr, daß es in Österreich bereits im letzten Jahrhundert eine „Frauen-Enquete“ und eine Tradition der Sozialen Statistik gegeben hatte.

So disparat dieses Bild im Rückblick auch wirken mag, in gewisser Weise spiegelt es wieder, was nach dem Zweiten Weltkrieg in Österreich für einen Studienanfänger Soziologie heißen konnte und wie willkürlich zusammengeholt die Quellen in einer Disziplin sein mußten, die in Österreich ausgelöscht wurde, ehe sie sich als Fach etablieren hatte können — mit all den verschieden klar ausgearbeiteten Modellen und Denkweisen, die unterschiedlichen Disziplinen entstammten. Was in einem großzügigen Verständnis im Laufe der Entwicklung in Österreich der Soziologie zugerechnet werden konnte, läßt sich verschiedenen Wurzeln zuordnen: vor der Wende zum 20. Jahrhundert liegende, der Staatsentwicklung und dem Staatsaufbau gewidmete deskriptive und kritische Studien der Kameralisten, der Staatstheoretiker und Juristen; kritisch die österreichische Gesellschaft der Donaumonarchie betrachtende Arbeiten, die in der Tradition einer aufgeklärten Wissenschaft von der Politik stehen, staatsorganisatorisch und staatsorganizistisch orientierte Analysen und Theorien, sozialstatistische Beschreibungen der österreichischen Gesellschaft; ab der Wende zum 20. Jahrhundert die erste Blütezeit der Soziologie in Österreich mit klaren Bezügen zu marxistischen, neo- kantianischen, neo-positivistischen, neo-romantischen, individualistischen und konflikt-, gruppen- und erkenntnissoziologischen Ansätzen, sowie die frühe Entwicklung der empirischen Sozialforschung. Die Soziologie entwickelte sich in Österreich im Sinne eines wachen, gesellschaftliche Entwicklungen scharf diagnostizierenden Denkens, getragen von philosophischen und erkenntnislogischen Begründungsversuchen, in enger Beziehung zu den Wissenschaften der Staatsverwaltung, des Rechts und der Politik — in weit weniger enger Beziehung zur Völkerkunde, zur Nationalökonomie

(wiewohl hier Ausnahmen zu konstatieren sind, auf die ich bereits hingewiesen habe) und zur Geschichte, wie dies in einigen anderen europäischen Ländern der Fall gewesen ist.[32] Ich bin mir bewußt, daß diese Vermutung noch in erheblichem Ausmaß der empirischen Überprüfung bedarf. Andererseits hat wohl jeder mit Wissenschaftsgeschichte in Österreich Beschäftigte die Erfahrung gemacht, daß ein einigermaßen befriedigender Überblick zur Geschichte der Wissenschaften — sei es in der Ersten Republik, sei es in der Donaumonarchie — zur Zeit fast unmöglich ist. Wolfgang Huber macht — allerdings primär für die Zeit der Ersten Republik — geltend, daß die Darstellung der Geschichte der Einzelwissenschaften als Vorarbeit nur zu einem geringen Teil geleistet ist und daß vor allem der Gedanke, sie in den Rahmen einer nationalen Geltung zu stellen, problematische Konsequenzen hat.[33] Wenn darüber hinaus noch die im Laufe der Entwicklung eingetretenen Ergänzungen, Überlappungen und Diffusionen an Konzepten, Methoden und Theorien aus verschiedenen Disziplinen mitberücksichtigt werden, vervollständigt sich der Eindruck einer höchst ungesicherten Erkenntnislage. Für die Geschichte der Soziologie in Österreich und ihre Ausformung in der Ersten Republik kommt außerdem deutlich der Aspekt entschiedener Politik- und Praxisbezogenheit der theoretischen Bemühungen hinzu. Theorie und Forschung entwickelten sich in enger Verbindung mit sozialen, politischen und kulturellen Bedingungen außerhalb des Wissenschaftsbetriebes. Darin lag einerseits die Stärke z. B. der frühen Entwicklung von Psychologie und Sozialforschung, andererseits aber auch die Tendenz, mit der zunehmenden Verschlechterung der politischen Bedingungen „Emigrationswissenschaft“ zu werden. So war Max Adler Obmann der „Freien Vereinigung Sozialistischer Studenten“, Mitbegründer des Vereins „Zukunft“, der die erste Wiener Arbeitsschule errichtete, und eine Zeitlang Gemeinderat; Walter Heinrich, der Schüler und Assistent Othmar Spanns, war an der Gründung des „Kameradschaftsbundes für volks- und sozialpolitische Bildung“ beteiligt, nach einer Einigung mit Hitler wurde die Bewegung bekämpft und der „Spannkreis“, dem Walter Heinrich führend angehörte, als der „Gefährlichste Gegner der NSDAP“ bezeichnet. Walter Heinrich wurde 1938 verhaftet (Einzelhaft in Dachau, später entlassen); August M. Knoll hatte Kontakt zur Jugendbewegung, war in die christliche Arbeiterbewegung eingetreten, war Privatsekretär Ignaz Seipels, Chefredakteur der *Vorwärts*-Blätter, mit Ernst K. Winter (der 17 Jahre in der amerikanischen Emigration verbrachte) u. a. gründete er die „Österreichische Aktion“ (ihr Wahlspruch lautete: „Rechts stehen, links denken“), 1938 wurde ihm die Venia legendi aus politischen Gründen entzogen; Marie Jahoda war, nach dem Weggang von Paul F. Lazarsfeld nach den USA, bis zu ihrer Verhaf-

tung Direktorin der von Knoll gegründeten „Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“.[34]

Die Auswanderung und Emigration jener, die an der Tradierung der Soziologie in Österreich gearbeitet hatten und die es vermocht hätten, sie weiterzutreiben und zu neuen Erkenntnissen weiter zu entwickeln, begann früh. Es waren Orientierungen an besseren Karrieremöglichkeiten im Ausland,[35] ökonomische, soziale und politische Motive, die zur Auswanderung Anlaß gaben, ehe in Österreich der Bürgerkrieg ausbrach, der katholische Faschismus die Austreibung besorgte, die Sozialistische Partei verboten wurde und der Hitlerfaschismus begann, Menschen organisiert zu fangen und zu vernichten, die Emigration zum letzten Mittel wurde, das nackte Leben zu retten. Eine Liste über amerikanische Universitätsmitglieder österreichischer Herkunft, die nach 1934 ins Land kamen — Michael Pollack berichtet darüber —, läßt indirekt erahnen, welches Ausmaß dieser Verlust hatte: Von 338 Personen gehörten 30 Prozent den Sozialwissenschaften an, mehr als jedem anderen Wissenschaftsgebiet.[36] Emigration der Soziologie aus Österreich heißt, nach all dem Dargestellten, daß dieser größte intellektuelle und wissenschaftliche Exodus, den das Land in seiner Geschichte erlebte, nicht eine fachlich etablierte Soziologie vernichtete, aber die Entwicklungsgrundlagen für eine Soziologie mit Weltgeltung unwiderrufbar zersplittert hat.

Anmerkungen:

1 H. Voltelini, „Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät“, in: *Die Universität Wien. Ihre Geschichte, ihre Institute und Einrichtungen.* Hrsg, vom Akademischen Senat Düsseldorf 1929, 27.
2 F. Gall, *Kleiner Führer durch die Universität Wien.* Wien 1965, 28.
3 *Ebda.,* 29.
4 *Handbuch der Frauenarbeit in Österreich.* Hrsg, von der Kammer für Arbeiter und Angestellte in Wien. Wien 1930.
5 O. Spann, *Gesellschaftslehre.* Leipzig [2] 1933, VIII.
6 Diese Veranstaltung kam wahrscheinlich durch Bemühungen Karl Franks zustande, der Max Weber auch dazu brachte, zu einem Diskussionsabend in die „Jugendkulturgruppe“ zu kommen, eine der vielen Vereinigungen im Rahmen der Jugendkulturbewegung. Karl Frank war zu dieser Zeit Leiter dieses Kreises, dem Studenten, Mittelschüler, Kriegsgegner und „linke“ Sozialisten angehörten. Im Zweiten Weltkrieg war er in den USA unter dem Namen Paul Hagen als Publizist und Radioredner gegen Hitler-Deutschland tätig. Darüber berichtet F. Scheu in: *Ein Band der Freundschaft. Schwarzwald-Kreis und Entstehung der Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler.* Wien 1985. Zur Jugendkulturbewegung vgl. außerdem H. Steiner (Hrsg.), *Käthe Leichter: Leben und Werk.* Wien 1973.
7 O. Rammstedt, *Deutsche Soziologie 1933-1945.* Frankfurt/M. 1986, 109.

8 Vgl. W. Johnston, *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938.* Wien 1974; R. Knoll, *Soziologie aus Österreich.* Unveröff. Manuskript, Wien 1985; R. Amtmann, *Die Geisteslehre Othmar Spanns. Ihre Stellung in der Philosophiegeschichte und gegenüber der modernen Psychologie.* Graz 1960.
9 M. Horkheimer (Hrsg.), *Zeitschrift für Sozialforschung,* Jg. 1/1932, 403. Es mag für die zeitliche Koinzidenz des sich Ausschließenden interessant sein, daß im gleichen Jahr, in dem Othmar Spanns Buch erschien, auch Max Horkheimer seinen Aufsatz „Bemerkungen über Wissenschaft und Krise" veröffentlichte.
10 Bes. W. Johnston, *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte,* a.a.O.
11 Den ganzen blühenden Unsinn dieses Gedankens samt den sprachlichen Entgleisungen hat dann in unübertrefflicher Weise Karl Kraus kommentiert in: *Die Fackel* 657/August 1924, 51 ff.
12 E. Streissler, „Die Wiener Schule der Nationalökonomie", in: P. Berner, E. Brix, W. Mantl (Hrsg.), *Wien um 1900.* Wien 1986, 80.
13 W. Ogris, „Gesetzgebung und Rechtswissenschaft um 1900", in: P. Berner, E. Brix, W. Mantl (Hrsg.), *Wien um 1900,* a.a.O., 240.
14 K. Leichter, *Leben,* a.a.O., 37.
15 Alle Einzelinformationen zu den einzelnen Kreisen stammen aus: F. Engel-Janosi, *... aber ein stolzer Bettler.* Graz—Wien—Köln 1974; sowie: „Ludwig von Mises — seine Ideen und seine Wirtschaft", in: *Wirtschaftspolitische Blätter* 28/4, 1981. Darin besonders Martha Steffy Browne — sie schrieb das erste bedeutende Werk der theoretischen Wirtschaftspolitik. Entgegen der landläufigen Meinung spielten in diesen Zirkeln (mit Ausnahme des „GeistKreises") Frauen bereits eine erhebliche Rolle.
16 K. Renner, *An der Wende zweier Zeiten.* Wien 1946, 282 f. Das Zitat ist entnommen aus J. Hannak, *Karl Renner und seine Zeit.* Wien 1965, 57.
17 J. Dvořak, *Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis.* Wien 1981, Kap. 2.
18 N. Grass, *Österreichische Rechts- und Staatswissenschaften der Gegenwart in Selbstdarstellungen.* Innsbruck 1952, 138/139.
19 Als sehr hilfreiche Unterlagen für Quellenangaben und Zahlenmaterial kamen mir zwei von Franz Gall betreute Dissertationen zustatten: A. Vetricek, *Die Lehrer der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, die 1938 entlassen wurden.* Diss. Wien 1980; sowie: B. Pakes, *Beiträge zur Geschichte des Lehrkörpers der Juridischen Fakultät der Universität Wien zwischen 1918 und 1938.* Diss. Wien 1981. Die hier genannten Zahlen stammen aus eigenen Zusammenstellungen nach A. Vetricek, *ebda.,* und B. Pakes, *ebda.*
20 Eigene Zusammenstellungen nach B. Pakes, *ebda.* und A. Vetricek, *ebda.*
21 Es ist für eine Systematik der Soziologiegeschichte (im Sinne Robert K. Mertons) nicht unwichtig, daß in einem Buch eines so eminenten Ökonomen das Thema der „Masse", das bis in unser Jahrhundert ein Standardthema der Soziologie blieb und zentraler Forschungsbereich so mancher „Klassiker" des Faches war, eine fundamentale Rolle spielt und daß in einer breit angelegten Erörterung von Macht- und Herrschaftsphänomenen durchaus von der Soziologie reklamiertes Denkgut mitverwendet wurde.
22 Alle Einzelinformationen wie Anm. 19; außerdem der Katalog der Universitätsbibliothek Wien.
23 F. Gall, *Kleiner Führer,* a.a.O., 23.
24 *Gesetzblatt für das Land Österreich.* Jg. 1938, § 2, ausgeg. am 15. Mai 1938.
25 F. Gall, *Alma Mater Rudolfina 1365-1965.* Wien 1965, 31.
26 *Ebda.,* 31.
27 A. Vetricek, *Lehrer,* a.a.O., 9.
28 *Ebda.,* 10.
29 *Ebda.,* 25.
30 Zusammenstellungen nach A. Vetricek, *Lehrer,* a.a.O.

31 Zitiert nach F. Kaufmann, *Sozialdemokratie in Österreich.* Wien—München 1978, 482.

32 In detaillierter Weise hat einige dieser Wurzeln und Entwicklungen Leopold Rosenmayr nachgezeichnet: „Vorgeschichte und Entwicklung der Soziologie in Österreich bis 1933“, in: W. Weber (Hrsg.), *Einheit und Vielfalt in den Sozialwissenschaften. Festschrift für Alexander Mahr.* Wien—New York 1966, sowie *Sociology in Austria* (unter Mitarbeit von E. Köckeis), Graz—Köln 1966. Außerdem sind als wichtige Übersichten noch zu nennen: A. Knoll, „Sociology in Austria“, in: J. S. Roucek (Hrsg.), *Contemporary Sociology,* New York 1958; F. A. Westphalen, *Sociology and Economics in Austria.* Library of Congress Report, Washington 1953; I. Torrance, „Die Entstehung der Soziologie in Österreich 1885—1935“, in: W. Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie.* Frankfurt/Main 1981, Bd. 3, in dem sich allerdings einige höchst diskussionsbedürftige Interpretationen finden, wie z. B. jene von der heute betriebenen Soziologie als der „Blüte einer künstlichen Saat, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus Amerika importiert wurde“ (443); R. Knoll/G. Majce/H. Weiss/G. Wieser, „Der österreichische Beitrag zur Soziologie von der Jahrhundertwende bis 1938“, in: *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918-1945.* Sonderheft der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.* Opladen 1981.

33 W. Huber, „Zur Geschichte der Wissenschaften“, in: E. Weinzierl / K. Skalnik, *Österreich 1918-1938. Geschichte der Ersten Republik.* Graz—Wien—Köln 1983, Bd. 2, 559.

34 Zusammengestellt nach A. Vetricek, *Lehrer,* a.a.O., und B. Pakes, *Lehrkörper,* a.a.O.; die Information über Marie Jahoda stammt aus: „Ich habe die Welt nicht verändert. Gespräch mit Marie Jahoda“, in: *Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern, aufgezeichnet von M. Greffrath.* Reinbek b. Hamburg 1979, 118.

35 Dies trifft für eine beträchtliche Zahl von Personen zu, als Beispiel seien nur Ludwig Wittgenstein, Friedrich Hayek, Gottfried Haberler und Friedrich Machlup genannt. In einer Eintragung vom 16. März 1938, als in Ludwig Wittgenstein der Entschluß gereift war, die englische Staatsbürgerschaft zu erwerben, hält er fest: ..... und da ich seit Jahren mit dem Gedanken, auszuwandern, gegangen bin...“, in: M. Nedo/M. Ranchetti (Hrsg.), *Wittgenstein. Sein Leben in Bildern und Texten.* Frankfurt/M. 1983, 297. Wichtige Hinweise verdanke ich Prof. Erich Streissler.

36. M.Pollack, „Paul F. Lazarsfeld – Gründer eines multinationalen Wissenschaftskonzerns“, in: W. Lepenies (Hrsg.), Soziologie, a.a.O., 167.

KARL H. MÜLLER

Die Idealwelten der österreichischen Nationalökonomen

Man geht nicht zum Vergnügen ins Exil.
(Nur, das Vergnügen des Bleibens wäre noch geringer.)
Du liebst ein Land, in dem du Kind warst;
du hängst an Orten, wo du Steuern zahltest...
Und: stets in fremder Sprache schreiben -?

Aus: Alfred Kerr, *Die Diktatur des Hausknechts*

EINLEITUNG

Der Titel zu diesem Aufsatz mag sehr vordergründig als regional eingefärbte Fassung eines bekannten Buches von Benjamin Ward, *Die Idealwelten der Ökonomen)* verstanden werden. Inhaltsbezogener wird's da schon, wenn man auf eine zweite Parallele hinweist: Bei Ward werden nämlich *drei* nationalökonomische Schulen, „Liberale, Radikale, Konservative", *so* charakterisiert, „daß jede der Weltsichten es wert ist, ernstgenommen zu werden ... Jede erfüllt das Kriterium, auf eine Weise darstellbar zu sein, die keinen bekannten Tatsachen widerspricht."[2] Und — mutatis mutandis — es lassen sich ja auch im österreichischen Fall *drei* größere konsistente nationalökonomische Forschungstraditionen identifizieren, welche in vielen Punkten den Raum *möglicher* wirtschaftswissenschaftlicher Meinungen markieren, nämlich: Austromarxisten, Austroliberale[3] und „Spannianer". *Primär* möge der Titel dieses Aufsatzes aber als eine Hommage an eine nationalökonomische Wissenschafts- und Gesprächskultur aufgefaßt werden, welche die seinerzeitigen austromarxistischen und austroliberalen Schulen in so hohem Maße ausgezeichnet hatte. Und um die Dimensionen dessen, was da an *möglicher* Wissenschaftsgeschichte des österreichischen Raums *veruntreut* wurde, überblicksartig und plakativ in *Personennamen* einzufangen — Leute wie Helene und Otto Bauer, Peter F. Drucker, Alexander Gerschenkron, Gottfried Haberler, Friedrich August Hayek, Bert Hoselitz, Otto Leichter, Fritz Machlup, Karl Menger, Ludwig Mises, Oskar Morgenstern, Otto Neurath, Karl Polanyi, Paul Rosenstein-Rodan, Joseph A. Schumpeter, Paul Streeten, Adolph Sturmthal, Gerhard Tintner, Abraham Wald und manch andere, hier unerwähnt Gebliebene teilten bei allen inhaltlichen Differenzen trotz alledem eine *Gemeinsam-*

keit: die Tatsache ihrer Emigration aus Österreich speziell nach den Jahren 1934ff. *und* der versperrten Rückkehr unter den Auspizien eines *Wieder-* und *Nicht-Neu*aufbaus nach 1945, der nur konsequenterweise auf sie verzichten zu können auch noch überzeugt war.[4]

1. RAND- UND STARTBEDINGUNGEN

Zwischen 1914, dem plötzlichen Tod von Eugen Böhm-Bawerk, und 1922, der Emeritierung Friedrich Wiesers, sollte die „Österreichische Schule der Nationalökonomie" einen Generationswechsel auf stark reduzierter Basis durchlaufen. Die Lehrkanzel Böhm-Bawerks wurde zwar zunächst mit dem für den Austromarxismus und das Frankfurter Institut für Sozialforschung gleichermaßen wichtigen Carl Grünberg besetzt. Der aber verließ Wien unter sehr wenig spektakulären Begleitumständen und fand 1924 in Degenfeld-Schonburg einen ebenso mittelmäßigen wie antisemitisch deutschtümelnden Nachfolger mit einer, wenn überhaupt, wirtschafts*historischen* Schlagseite. Auf die Lehrkanzel von Eugen Philippovic wurde — anscheinend wegen eines Mißverständnisses — Othmar Spann geholt, in vielerlei Hinsicht das *genaue* Gegenteil zu der durch Carl Menger inaugurierten Sicht ökonomischer Entwicklungsprozesse. Und da gab's schließlich noch Hans Mayer, der als Wiesers Protegé auch 1922 zu dessen Nachfolger avancierte: Arma virumque *canere debuit.*[5] Unberücksichtigt blieben in diesem Revirement die beiden logischen Nachfolger: Ludwig Mises und Joseph A. Schumpeter. Und mit *diesem* Dreigespann von 1922/24 war dann jenes Trio formiert, welches die *universitäre* Nationalökonomie Wiener Provenienz bis in die Jahre um 1938 hineinführen sollte. Daß es angesichts dieser nicht eben vielversprechenden Umbesetzungen — über Degenfeld-Schonburg wurde bereits alles *Wesentliche* gesagt, Hans Mayers Beiträge zur Nationalökonomie zeigten sich *nach* 1922 von einer vernachlässigbaren *Kleinheit,* Othmar Spanns Werke von einer *ebensolchen* Größe[6] — trotz alledem zu einer, ex post besehen, kreativen *Explosion* nationalökonomischer Arbeiten zwischen 1918 und 1938 gekommen ist,[7] kann daher nicht *allzuviel* mit dem damaligen Universitätsbetrieb, sondern in hohem Ausmaß mit einigen Besonderheiten im damaligen Wissenschaftssystem *insgesamt* zu tun haben. Hier wären einige, mit der Gegenwart oder der Vergangenheit verglichen, *Spezifika* zu erwähnen, die darum in diesem Abschnitt knapp vorgestellt werden sollen.

Das erste Charakteristikum des seinerzeitigen volkswirtschaftlichen Lehrens hängt unmittelbar mit der disziplinären Festlegung von „Nationalökonomie" zusammen, die nämlich für die Jahre zwischen 1918 und 1938 eigent-

lich nie so *richtig* existierte. Es *gab* einfach nicht so etwas wie ein eigensinniges, abgrenzbares, genuin ökonomisches Gegenstands- oder auch Methodenfeld. Viel passender wird's, hier von breiteren *sozialwissenschaftlichen* Traditionen zu sprechen, welche dann, unter Umständen sogar in *über*proportionalen Maßen, ihre spezifisch auf volkswirtschaftliche Objektbereiche bezogenen Applikationen und Erweiterungen erfuhren. Wichtig scheint daher der Hinweis, daß *damals* jedenfalls zwischen Ökonomie, Soziologie, Sozialpsychologie und Geschichte ein *enger* Verbund geknüpft war, der sich in den Jahren nach 1918 nach *drei* unterschiedlichen theoretisch-politischen Richtungen aufspannte: in eine austromarxistische (H. und O. Bauer, Braunthal, Neurath, Polanyi, Renner u. a.), in eine austroliberale (Haberler, Hayek, Mises, Morgenstern, Schumpeter, Wald u. a.) und eine austrofaschistische Linie (Spann und seine Kreise).

Diese drei Traditionen umfingen zweitens ein aus gegenwärtiger Sicht äußerst *reiches* Themenspektrum, das sich — interessant genug — in *allen* drei Lagern bis in die Logik und Erkenntnistheorie, in Grundlagenprobleme der Wissenschaften oder in ethische oder ästhetische Domänen hinein verästelt.[8] Diese hohe inhaltliche Streuung läßt sich dabei sowohl auf *inter*personeller als auch auf *intra*personeller Ebene konstatieren.

Um nur zwei Beispiele, je eines aus dem austromarxistischen und aus dem austroliberalen Lager, zu bemühen: So *finden* sich bei Otto Neurath Arbeiten zur antiken Wirtschaftsgeschichte, Planungsökonomie, Sozialindikatorenkonstruktion, Erkenntnistheorie, zu einer Wissenschaftsenzyklopädie neuen Schlags oder zur Bildstatistik; und Ludwig Mises, „spiritus reactor" des austroliberalen Lagers der Zwischenkriegszeit, besetzt immerhin so divergierende Themenfelder wie Methodologie, Handlungstheorie, Planungsökonomie, Geldtheorie oder Organisationsforschung.

Drittens soll aus dem weiteren, eher wissenschaftssoziologischen Umfeld die vergleichsweise *unkonventionelle* Institutionalisierung *zweier* dieser sozialwissenschaftlichen Traditionen angemerkt werden. Denn die ökonomischen Lehrstühle waren ja auf die eingangs beschriebene Art besetzt gehalten — und darüber hinaus nur die austrofaschistischen Linien schwerpunktmäßig *universitär* organisiert. Darum lag der institutionelle Unterbau der übrigen zwei Richtungen schon notgedrungen anderswo: für die austroliberale Richtung, wie noch zu zeigen sein wird, hauptsächlich in der Handelskammer, zentriert um Ludwig Mises und dessen formelle wie informelle „Umfeldorganisationen" wie das „Österreichische Institut für Konjunkturforschung", den „Geist-Kreis" u. a. m.; und für das austromarxistische Lager im wesentlichen im „Roten Wien": in der Partei, der *Arbeiterzeitung,* in *„Der Kampf",*

der Arbeiterkammer, in den diversen Bildungsstätten wie den Volkshochschulen, dem „Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum“ etc.

Mit dieser, an heute bemessen, nachgerade *alternativen* Institutionalisierung war zudem zweierlei verbunden: ein stärkerer Kurzschluß zwischen der ökonomischen Innenwelt und den nichtökonomischen Außenwelten sowie konsequenterweise als rezeptionsgeschichtliche Besonderheit eine größere Öffentlichkeitswirksamkeit von Inhalten und Reformvorschlägen. Im großen kann daher auch von einer, for better or worse, weitaus *intensiveren* Politisierung, sowohl was die Wahl der Inhalte als auch was die Art ihrer Verbreitung und Verbreitungsformen betrifft, gesprochen werden.

Ökonomie in den Zwischenkriegszeiten — das war auch so etwas wie *Aktionsforschung* für Großgruppen: solche auf der betreffenden und solche auf der betroffenen Seite.

2. BETREFFENDE

Da das Avancement der Faschismen über Europa *das* Epochenmerkmal der 20er und 30er Jahre schlechthin darstellt, fallen in die Rubrik „Betreffende“ primär jene Personen, die innerhalb der Nationalökonomie als Wegbereiter, -begleiter oder zumindest als „nützliche Idioten“ der Faschismen agierten. In Österreich sollte diese Funktion primär einer Person zufallen: Othmar Spann. Dem war es nämlich speziell über seine Sonntagsseminare[9] *schnell* gelungen, eine größere Anzahl von Interessenten um sich zu versammeln, von denen so manchen dann die höheren akademischen Weihen geöffnet wurden: Über den Fachbereich „Gesellschaftslehre“ konnte Spann jedenfalls seit Beginn der 1920er Jahre eine ganze Reihe von Personen wie Wilhelm Andreae, Jakob Baxa, Walter Heinrich, Johann Sauter oder Hans Riehl zunächst als Assistenten und dann als Privatdozenten durchschleusen, deren lehrstuhlmäßige Weiterverwendung sodann von Spann aktiv, mitunter zu aktiv[10], betrieben wurde. Und da die solcherart Favorisierten ihrerseits in einer Art akademischen Kettenreaktion „Spannianer“ rekrutierten oder forcierten — hierunter fällt etwa die Habilitierung von Andreae bei Heinrich in Graz —, war für eine *sehr* erweiterte Reproduktion des Spann-Kreises gesorgt.

Aber damit nicht genug. Schon während der 20er Jahre, aber verstärkt seit Beginn der Weltwirtschaftskrise, die ja vor allem auch Österreich überproportional *stark* getroffen hatte, weitet sich das politische Engagement des Spann-Kreises aus: zunächst zu den österreichischen Heim wehren, deren Schulungskurse, so notwendig, mit Walter Heinrich oder Hans Riehl bestückt

und mit Spannschem Schrifttum garniert waren; zum italienischen Faschismus, dessen korporatistische Wirtschaftsreorganisationen zum empirisch faßlichen *Muster* der Spannschen Gesellschaftsutopien erklärt wurden; zum Nationalsozialismus, mit dessen Liebeswerben Spann anfänglich, so bis in die Jahre 1934/1935, großen Erfolg hatte,[11] wo sich aber dann ab 1936die Szenen einer Beziehung über Liebesentzug bis hin zur regelrechten Verstoßung verschlechterten; und schließlich wieder zum Austrofaschismus, als dessen erster Diener im Geistigen Spann sich ab 1937 nochmals anzuempfehlen gedachte.[12]

Die genauere Geschichte dieses so internationalen Engagements liest sich über weite Strecken wie die Chronologie eines angekündigten Scheiterns. Und dabei war nicht nur jene ganzheitliche Naivität am Werk, als Spann beispielsweise ausgerechnet dem Nationalsozialismus — als ob dieser je so etwas gebraucht hätte[13] — eine prägnantere, durch die Geistesgeschichte abgesegnetere Fundierung und Programmatik geben wollte. Auch Differenzen in den Inhalten, im faschistischen Programm *Spannscher* Prägung, sorgten unausweichlich für Brüche, Abstürze. Und genau um diese konkreteren Inhalte soll es im weiteren Abschnitt gehen.

Es wäre dabei ebenso vordergründig wie einfach, die Spannsche Konzeption bloß mit einigen Zitaten zum Sprechen und damit zum Schweigen zu bringen. So heißt es da zwar bei Spann zum Faschismus:

Zwischen der Szylla und Charybdis des Kommunismus und des Kapitalismus durch die kühne Tat eines einzigen Steuermanns hindurchzuschiffen, das konnte eben noch gelingen. Aber danach kann der Faschismus entweder auf das offene Meer der Abenteuer hinausfahren wie Odysseus, oder er muß sich über Weg und Ziel aufs klarste bewußt werden, er muß eine theoretische Grundlage erlangen... Die jahrhundertelange Arbeit der individualistischen und sozialistischen Theoretiker läßt sich nicht durch die politische Tat allein überwinden, es muß ihr ein tiefdurchdachtes und wohlausgebildetes Gedankengebäude auf allen Gebieten des Lebens, insbesondere des Staates, der Wirtschaft, der ganzen Gesellschaft entgegengestellt werden.[14]

Über den Krieg:

Das Blut der gefallenen Krieger ist die feurige Arznei für die kreisenden Säfte des staatlichen Organismus. Kultur und Staat werden von unten herauf neu geboren. Tausendfältig sind die reinigenden und regenerierenden Wirkungen des Krieges, und die Geschichte zeigt, daß neue Kulturperioden immer innig mit großen Kriegen verknüpft gewesen sind.[15]

Oder für Eliten:

Am größten ist der Abstand und die Kluft zwischen dem Handarbeiterstand (niederen und auch höheren) und dem Stande der Weisen. Die höchste Weisheit ist dem gewöhnlichen Menschen unerreichbar, sie besteht für ihn förmlich nur

in der Potenz, nur durch Verehrung und Sehnsucht kann der Niedere an dem Höheren teilnehmen, was am besten verwirklicht wird durch gläubige Nachfolge, durch freiwillige Unterwerfung unter die geistige Autorität. Umgekehrt besteht der niedere Nährstand für den rein geistigen Menschen nur als gleichsam äußerer Genosse, als Mitmensch schlechthin, als Kind, als ein so primitives Wesen, daß es fast jenseits unmittelbarer Verständigung liegt.[16]

Allein, mit derartigen nahezu beliebig zu erweiternden Collagen müßte die gesamte Causa Spann als unverständliches und damit auch unverstandenes Kuriosum in den Orkus der österreichischen Wissenschaftsgeschichte abgedrängt werden.

Eine sicherlich informativere Aufarbeitung der Affäre Spann dürfte daher sein, einmal ganz global nach jenen besonderen Rezeptionsgewohnheiten zu fragen, mit denen Spann sich innerhalb des damaligen Wissenssystems bewegte. Oder knapper: Auf wen oder was pflegte sich Othmar Spann inmitten jenes Wiens, das gerne so gefährlich verkürzend als „Geburtsstadt der Moderne" tituliert wird,[17] zustimmend zu berufen? Auf dem Gebiet der Logik und Mathematik fühlte sich Spann besonders Aristoteles verpflichtet; hingegen wurde die „neue Logik" durch Frege, Russell oder Carnap *nicht* zur Kenntnis genommen. Im Philosophischen führte eine Ahnengalerie von Platon via Meister Eckhart bis hin zum deutschen Idealismus; aber für die Anfänge der analytischen Wissenschaftsphilosophie wie auch für die österreichische sprachphilosophische Tradition war im großen und ganzen *kein* Platz vorgesehen. Auf naturwissenschaftlich-physikalischem Terrain war es das Newtonsche System, dem Spanns universelle Aufmerksamkeit galt; im Gegensatz dazu firmierten Maxwell, Mach, Boltzmann oder Einstein für Spann weitestgehend als Nichtentitäten. Ambivalent erwies sich die Haltung Spanns zur neueren Biologie, und hier vor allem zu Darwin, der nur zu *geringen* Teilen akzeptiert wurde. Und auf den sozialwissenschaftlichen Feldern werden Adam Müller, Lorenz Stein oder sein Tübinger Lehrer Albert Schäffle hochgehalten, wogegen die Nationalökonomie mathematisch-formalerer Observanz, die frühe empirisch-kritische Sozialforschung jener Jahre, die Psychoanalyse und so vieles andere *keinerlei* Beachtung erfuhren. Schon dieser kurze Rezeptionssketch verdeutlicht vielleicht besser als jede eingehendere inhaltliche Analyse, daß das Spannsche Programm, wenn es so etwas gab, *unzeitgemäß* ausgefallen sein mußte, da gerade die *wesentlichen* Innovationen im Wissenschaftsbetrieb des 19. und frühen 20. Jahrhunderts kaum eine Berücksichtigung, geschweige denn eine konstruktive Weiterverarbeitung oder Fortführung erfuhren; und daß der Spannsche „Universalismus" einer Tradition verpflichtet war, die am ehesten als Amalgam aus Idealismus, Katholizismus und Romantik zu verstehen wäre:

... so wie an Bauwerken schon moderne Werkstoffe Fensterrahmen und Messingklinken ersetzen und dennoch so aussehen sollen, als wären sie so alt wie das Fin de siècle oder das Rokoko, ebenso dachte sich auch Spann seine (Welt) aus, gebildet von Doubletten des Mittelalters und der Romantik und mit Einschüben bester totalitärer Aktualitäten.[18]

Inhaltsbezogener lassen sich dann bei Spann vier Prinzipien festlegen, die als der „überkommene Hintergrund" für sein polit-ökonomisches Wissenschaftsprogramm anzusehen sind:

Prinzip I:

Die seit dem 18. Jahrhundert entwickelte Dualität von empirischen und Wertfragen soll zugunsten einer *einheitlichen* Sein-Sollens-Konzeption aufgehoben werden.

Prinzip II:

Ontologisch ist von einer streng *hierarchischen, nicht*evolutiven Stufenordnung der Welt auszugehen, von der Materie bis hin, als zu ihrem dominanten Niveau, zu der Sphäre des Geistigen.

Prinzip III:

Höheren Stufen soll nicht nur ontologische, sondern auch *methodologische* Priorität zukommen: Das jeweilige *Ganze* ist ein *Vielfaches* seiner *Teile,* deren Funktionen, *an sich* betrachtet, unverständlich bleiben *müssen.* Warum? Weil *nichts für sich selbst, atomistischerweise, allein mit sich einerlei sei, sondern nur mit anderem Ausgegliedertem zusammen, also nur gliedhaftweise, sich gleichbleibend mit sich einerlei sei... Denn alles, was ist, ist aus dem Miteinander der Wesen zu verstehen.*[19]

Prinzip IV:

Der adäquate Zugang zu diesen ontologischen und methodologischen Vorgegebenheiten hat nicht auf empirischem, sinnlich erfaßbarem Weg, sondern über *Intuition* oder *Eingebung* zu erfolgen.

Intuition, so Spann, *kann* aber fehlgehen. Und darum bedarf es, so Spann weiter, der Logik als der „Wissenschaft vom vollkommenen Denken" und, in engstem Zusammenhang damit, einer typisch *ganzheitlichen* Methodologie, einer *Verfahrenslehre.* Deren wesentlichste Begriffswerkzeuge bilden dann, etwas systemtheoretischer rekonstruiert, die folgende Liste:

Unter *diesen* Hierarchien der Welt wird der wissenschaftliche Begriffshaushalt nach zwei Seiten hin ausdifferenziert („Ausgliederungsordnung"): nach Aggregationsniveaus („Begriffe der Stufenordnung"), die auf jeweils typischenraum-zeitlichen Niveaus angesiedelt sind, wie beispielsweise die Begriffe

„Haushalt“, „Dorf“, „Stadt“, „Land“, „Staat“, „Welt“; und zweitens nach aggregationsunabhängigen *System*eigenschaften („Teilinhaltliche Begriffe“), die auf jeder dieser Stufen eine jeweils spezifische Bedeutung annehmen. Beispiele dafür wären etwa „Organisation“, „Markt“, „Leistung“, „Wert“ etc., die ja in Abhängigkeit vom jeweiligen Level ganz divergierende Ausprägungen erhalten können (z. B. Haushalts-Organisation, Dorf-Organisation, Stadt-Organisation etc.)

Eine gewisse „Dynamik“ erlangt diese Spannsche Begriffswelt dann dadurch, daß zusätzlich so etwas wie „Feed-forward“-(„Ausgliederungs“-) Beziehungen und „Feed-back“-(„Rückbefassungs“-) Relationen angenommen werden: Beziehungen, welche den logisch-historischen Differenzierungs*prozeß* von größeren „black boxes“ (Ganzheiten) in ausdifferenziertere „Subsysteme“ („Teilglieder“) einzufassen vermögen.

Und diese ganzheitlichen Relationierungen waren schließlich in eine relativ *arme* Sprache eingebettet, die ganz aristotelisch nur Subjekt, Prädikat und Kopula kannte; und die das Fundament für eine *Urteils*- und *Schluß*lehre bildete, welche gegenüber ihrem aristotelischen Vorbild zusätzlich restringiert wurde, da in ihr nur *eine* der antiken Schlußfiguren — der Modus Barbara — vollinhaltlich zum Tragen kam und die Basis für diverse universalistische Schlußformen — „ausgliedernde, rückverbindende, stufenbaulichteilinhaltliche Schlüsse“ — abgab.

Daß mit solchen Instrumentarien dennoch Staat oder auch Nationalökonomie zu machen ist, wurde von Spann und seinen Anhängern in Österreich — im Ausland fand diese Spätscholastik kaum ein Echo — über Jahrzehnte demonstriert. Und um hier ein Exempel zu geben, wie’s funktionierte — eine genuin *universalistische* Wertlehre wurde etwa auf die folgenden Weisen erschlossen:

Vom Ausgangspunkt her wurde die Wirtschaft nach ganzheitlich-organischer Perspektive als ein Ensemble *gegliederter* Entitäten aufgefaßt, von denen jede bestimmte Funktionen, *„Leistungen“,* innerhalb dieses Wirtschaftskörpers zu erbringen hatte. „Wirtschaft ist daher ein Gliederbau von Leistungen.“[20] Solchen differentiellen Leistungen kommt nun aber auch *Rang* und *Größe* zu: Leistungsgröße *innerhalb* einer solchen Untereinheit (Betrieb, Haushalt etc.) ist für Spann der *Wert, zwischen* ökonomischen „Teilsystemen“ der *Preis.*

„Wert und Preis sind Ausdruck des Gliederbaues der Leistungen.“[21] Solche Werte und Preise können nun, gemäß der integral-*normativen* Komponente bei Spann, *richtig* oder *unrichtig* bzw. *gerecht* oder *ungerecht* ausfallen, je nachdem, ob sich die Gliederung der Wirtschaft als *richtig* oder *unrichtig* erweist. In jedem *richtigen* Wirtschaftsganzen stehen aber *alle* seine

Leistungseinheiten in einem Verhältnis der *„Gleichwichtigkeit“* oder *„Äquipollenz“,* d. h. daß *in einem Ganzen, dessen Teile im Verhältnisse vollkommener Entsprechung stehen - in einem ausgeglichenen Ganzen -, alle Teile zur Erreichung des gemeinsamen Leistungsstandes gleich unentbehrlich sind, und also, da nichts noch wichtiger sein kann als „unentbehrlich“ - gleich wichtig sind*.[22]

Mit den vier Grundregeln für *beliebige* Ganzheiten, nämlich „Keine Ganzheit schafft allein“, „Keine niedere Ganzheit schafft ohne die höhere“, „Nichts ist nur Mitte, nichts ist nur Umkreis“, „Nichts ist nur in einer Ganzheit Mitte, nichts ist nur in einer Ganzheit Umkreis“,[23] können über die verschiedenen *Stufen* und die Produktions*anordnung* in diesem Wirtschaftskörper dann so etwas wie „einfache“ und „zusammengesetzte“ („höherstufige“) Leistungsg*rößen* für die einzelnen gleichwohl unentbehrlichen Leistungs*träger* identifiziert werden. Aus den beiden einfachen Spitzenformeln: *Die höherstufigen Leistungen erscheinen in allen tieferen Stufen wieder, sie leisten in ihnen mit, sind in ihnen mit gesetzt... Die vorgeordneten Teilganzen erscheinen in den nachgeordneten Teilganzen wieder,*[24] resultiert dann, so Spann, eine ebenso subjektive wie objektive Werttheorie, die sich graphentheoretisch am *ehesten* plausibilisieren ließe: Grundlagen für *gerechte* Preisfestlegungen bilden nach Spann jene Graphen, die von einem Knoten (d. h. der jeweiligen Wirtschaftseinheit) nach *unten* und, ordnet man die einzelnen Produktionsphasen von links nach rechts, nach *rechts* weisen.

Es bedarf nur weniger Phantasie, sich vorzustellen, *wie* dergestalt auf familienähnlichen Pfaden die übrigen sozialwissenschaftlichen Gegenstandsfelder erschlossen wurden. Mit diesen vielen Hierarchien more catholico, mit dem Primat des Ganzen vor seinen Teilen, wurde von allerorten eine streng korporatistisch segmentierte Wirtschaftsverfassung angestrebt, in der sich Stufe auf Stufe die Sphärenharmonie im Ganzen entfalten sollte:

Arbeiterrat, Angestelltenrat, Bürgerrat, Bauernrat sind jene größten Gliederungen, welche die wirtschaftlichen Hauptstände zusammenfassen (unangesehen der besonderen Berufe). Diese Räte sind sowohl örtlich wie landschaftlich gegliedert... Nicht mehr die verständnislosen, unbelehrten Massen wählen sich ihre Führer, sondern die Führer der mannigfach gegliederten Massen wählen sich ihre Oberführer.[25]

Dieses Zitat kennzeichnet überaus treffend das dramatisch *Ungleichzeitige* an der Spannschen Gesellschaftsutopie, die sich ihre Bilder, wenn überhaupt, aus der industriellen Vorvergangenheit entlehnt hatte.

Auf eine nicht unwesentliche Modifikation in diesem Versatzstück aus Butzenscheiben und Zunftsymbolik wäre allerdings noch hinzuweisen: Der Staat, anfänglich ein solcher der Weisen, wandelte sich im Lauf der 30er

Jahre, wahrscheinlich unter dem Einfluß von Walter Heinrich, für Spann immer mehr zum starken, *autoritären* Staat, dessen primäre Aufgabe, wohl infolge der vielen Distortionen ringsherum, in der machtvollen *Herstellung* der, gemäß Spannscher Eingebungen, *richtig* gegliederten Gesellschaft erblickt wurde.

3. BETROFFENE

Das intellektuelle Schwergewicht der zwischenkriegszeitlichen Ökonomie lag aber beileibe nicht im Spann-Kreis, sondern bei politisch wie theoretisch weit davon entfernten Gruppierungen: im austroliberalen Camp und im Lager des Austromarxismus, Betroffene der Faschismen beide, wenngleich aus unterschiedlichen Gründen. Neben *dieser* Ähnlichkeit gibt es allerdings eine zweite: Es ist wegen des reichhaltigen Themenspektrums und des dabei erreichten Reflexionsniveaus nachgerade unmöglich, *beide* Schulen im Rahmen eines Artikels auf knappe und konzise Weise zu charakterisieren. Deshalb soll im weiteren nur eine, die austroliberale Richtung, detaillierter, die austromarxistische Linie jedoch nur im Überblick vorgestellt werden.[26]

3.1 AUSTROLIBERALE

Die Organisationsgeschichte der Liberalen österreichischer Provenienz ist rasch erzählt:

An der Universität wäre der Hauptakteur Hans Mayer gewesen, dessen diverse Tätigkeiten jedoch sehr rasch unter das Gesetz von den abnehmenden Grenzerträgen fielen: Das Mayer-Seminar degeneriert nach vielversprechenden Anfängen — auch unter externer nationaler wie internationaler Beteiligung[27] — immer mehr zu einem leeren „Gehäuse“, dem der Geist *endgültig* entwichen ist.

Universitär wichtiger werden aber, neben den Assistenten Mayers wie Alexander Gerschenkron, Oskar Morgenstern oder Paul Rosenstein-Rodan, vor allem die beiden Privatdozenten Gottfried Haberler und Friedrich A. Hayek, denen noch vor 1930 die Habilitation gelungen war.[28] Denn dieser Personenkreis hält — noch verstärkt durch Richard Strigl[29] — zu den Höhepunkten des austroliberalen Lagers in *Österreich,* so um 1930/1931, eine Vielzahl reichlich besuchter universitärer Veranstaltungen ab; im Wintersemester 1930/31 etwa die folgenden:

Haberler: *Theorie des internationalen Handels*

Haberler — Hayek — Morgenstern: *Volkswirtschaftliche Übungen*

Hayek: *Geld- und Bankwesen*
Morgenstern: *Einführung in die Grenznutzentheorie*
Strigl: *Methode der ökonomischen Theorie*[30]

In diesem universitär verursachten Leerraum avanciert dann seit den frühen 20er Jahren hauptsächlich Ludwig Mises — Joseph A. Schumpeter sollte es bis zu seinem Wechsel nach Bonn im Jahr 1925 nicht gelingen, proselytenbildend zu wirken — zum Sammelpunkt der Austroliberalen. Mises, dessen juristische Studien sich anfänglich eher in wirtschafts*historischen* Bahnen abspielen,[31] war nach kurzen Intermezzi in der Finanzlandesdirektion und im Oberlandesgericht Wien im Jahr 1909 zur „Niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer" in Wien gekommen, wo er nach Ende des Ersten Weltkriegs zum leitenden Kammersekretär aufsteigt, eine Position, die er de facto bis zum Sommer 1934, dem Zeitpunkt seiner Übersiedlung nach Genf, de iure aber bis in den August 1938 ausübt. 1912 erscheint als erstes Opus magnum Mises' Werk *Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel*[32] das vom Aufbau her ähnlich einem Folgeband zu den Mengerschen *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*[33] strukturiert ist, d. h. *völlig* in der österreichischen Tradition verwurzelt dort einsetzt, wo die *Grundsätze* enden, nämlich beim Geld- und Münzwesen, und darauf aufbauend eine *endogen monetäre* Konjunkturtheorie entwickelt. Um 1922 wird dann die erste Auflage von Mises' zweitem „großen Wurf": *Die Gemeinwirtschaft. Untersuchungen über den Sozialismus*[34] veröffentlicht, eine Analyse über *notwendigerweise* ineffiziente Preisrechnungssysteme in *jedweder zentral* verwalteten Wirtschaft.

Zur selben Zeit kommt es dann *neben* dem Universitätsseminar von Mises zu einer weiteren Zusammenkunft, dem Mises-„Privatseminar", das vierzehntägig an Freitagabenden in seinem Handelskammerbüro beginnt und seine Fortsetzung im „Ancora Verde" und dem „Künstlerkaffee" findet. Teilnehmer dieser Dreier-Stafette inkludieren in den 20er und frühen 30er Jahren:

Ökonomen: *Victor Bloch, Gottfried Haberler, Friedrich A. Hayek, Marianne Herzfeld, Helene Lieser, Fritz Machlup, Oskar Morgenstern, Paul Rosenstein-Rodan, Karl Schlesinger, Richard Strigl, Ilse Schüller-Mintz, Gerhard Tintner, Konrad Zweig u. a.*
Juristen: *Walter Fröhlich, Herbert Fürth, Emanuel Winternitz u. a.*
Philosophen: *Felix Kaufmann, Alfred Schütz u. a.*
Sonstige: *Friedrich Engel-Janosi, Karl Menger, Eric Voegelin u. a.*[35]

Von den behandelten Themen kreisten die meisten um spezielle Probleme der Methodologie, um besondere Fragen aus der österreichischen Tradition wie das „Zurechnungsproblem" oder das „Zeitelement in der Ökonomie", um

eine genuin *monetäre* Konjunkturtheorie oder, weiter draußen angelegt, um Grundlagenprobleme der Sozialwissenschaften überhaupt. Bei aller Themenvielfalt bestanden aber im Privatseminar, so zumindest in der Erinnerung von Martha Browne (Braun), charakteristische „blinde Flecken“:

Looking back, it seems amazing to observe that many problems discussed in the private seminar developed talents for economic prognosis and sound economic policies in different fields, but that other problems which became very important in later years did not achieve sufficient attention. Despite the remarcable mathematical talents of several seminar members, there was insufficient presentation of econometrics. And in the field of economic policies, problems of ecology, economic development and growth, and the analysis of the importance of natural resources did not find sufficient consideration.[36]

Und um auch die *inter*nationalen Konnotationen dieser Treffen einzufangen, sei aus den Erinnerungen eines anderen Seminarteilnehmers zitiert — Gottfried Haberler:

The seminar attracted numerous visiting scholars from abroad who regarded it a great honor to be invited. Among them were Professor Howard S. Ellis (University of California, Berkeley); the late Ragnar Nurske (later a Professor of Economics at Columbia University, New York); Karl Bode (later at Stanford University, California)...; Professor Alfred Stonie (later at University College in London); the late Hugh Gaitskell (University College, London), who later was a prospective Prime Minister and the leader of the British Labour Party until his death; and many others.[37]

Bereits ein Jahr *vor* dem Privatseminar hat sich, als von Spann nicht-intendierte Konsequenz des Hinauswurfs von Fürth und Hayek aus seinen Veranstaltungen, der „Geist-Kreis“[38] konstituiert, eine männerbündlerische Vereinigung, deren Mitglieder — eben mit Ausnahme der weiblichen Teilnehmerinnen — sich zu großen Teilen mit jenen des Mises-Seminars decken. Vom Themenspektrum ist der Geist-Kreis, der abwechselnd in den Privatwohnungen seiner Partizipanten abläuft, allerdings universeller angelegt; denn hier wird über zeitgenössische Kunst — Thomas Mann, Marcel Proust oder Paul Valery — ebenso debattiert wie über Kunst- und Musikgeschichte — Anton Bruckner oder Palestrina —, über Rechtstheorie und Sozialphilosophie — Rechtslehre, Christliche Sekten im Mittelalter — oder über höchst praktisch-politische Fragen auch — etwa, wie man es angesichts der drohenden Faschisierung Europas mit der Emigration aus Österreich halte.

Wichtig erscheint hier ein zusätzlicher Hinweis: Außer diesen beiden Zirkeln existieren im Wien der Ersten Republik für *sozialwissenschaftlich* interessierte Liberale, sieht man einmal von den vielfältigen Umfeldorganisationen des Wiener Kreises ab, einige *weitere* Gesprächsrunden, die unter

der Patronanz zweier liberaler Historiker — Friedrich Engel-Janosi und Karl Pribram — sowie des Philosophen Heinrich Gomperz stehen; in diesen Gesprächsrunden, die ein recht heterogenes Publikum anziehen, finden sich dann neben manchen der bereits genannten „Ökonomen“ so unterschiedliche Personen wie Sigmund Freud, Ludo Moritz Hartmann, Moritz Schlick oder Friedrich Waismann diskussionsweise zusammen.

Neben dieser so intensiv gepflogenen *privaten* Gesprächskultur jener Tage erlangt für die austroliberale Ökonomie ab 1926 eine *formelle* Organisation an Bedeutung: die „Nationalökonomische Gesellschaft“, zu deren De-iure-Präsident Hans Mayer avanciert wird, und als deren *amtierender* Vizepräsident allerdings Ludwig Mises agiert; Spann und Leute seinesgleichen können erfolgreich „extra muros“ gehalten werden. Die übrigen Vereinsfunktionäre sind am Anfang Friedrich Hayek in der Rolle des Ersten Sekretärs und Fritz Machlup als Kassier; nach Hayeks Abgang 1931 übernimmt Machlup die Funktion des Sekretärs, und Oskar Morgenstern rückt als Kassier nach. Diese „Nationalökonomische Gesellschaft“ bildet dabei bis 1938 nur eine *kleine* Gruppe, die neben den Teilnehmern des Mises-Seminars nur wenig Partizipation von außen kennt: so den Bankier Karl Schlesinger, Richard Schüller, Sektionschef im Handelsministerium, Unternehmer wie Victor Graetz oder Siegfried Strakosch-Feldringen und *kaum* andere mehr. Die Gesellschaft entwickelt sich aber in den zwölf Jahren ihres Bestehens zu einer respektablen offiziöseren Diskussionsplattform: einerseits für die austroliberale In-Group — so referieren Karl Menger über das Petersburg-Paradoxon, Paul Rosenstein-Rodan wiederum zum „Zeitmoment in der mathematischen Theorie des wirtschaftlichen Gleichgewichts“ oder Karl Schlesinger über ökonomische Gleichgewichtstheorie im allgemeinen; andererseits aber auch zu einer Plattform für ausländische Referenten wie Joan Robinson oder den „österreichischsten“ Engländer Lionel Robbins.

Ungefähr zur Gründungszeit der „Nationalökonomischen Gesellschaft“ trägt eine weitere Mises-Initiative Früchte: Am 15. Dezember 1926 konstituieren sich Kuratorium und Vollversammlung des „Instituts für Konjunkturforschung“, das, von Parteien- und Interessenverbänden losgelöst, als eine *unabhängige* Forschungseinheit geführt werden sollte und das am 2. Jänner 1927, für eineinhalb Jahre zwar als Einmannbetrieb, mit Friedrich A. Hayek an der Spitze (?!), seine Aktivitäten aufnimmt. Mit starken Auslandskontakten zu ähnlichen Instituten in den USA oder Europa, zum Völkerbund in Genf und besonders zur Rockefeller-Foundation[39] expandiert dieses Institut in den elf guten Jahren bis zum März 1938 in großem Umfang, rekrutiert aber als Mitarbeiter nahezu ausschließlich Personen aus dem Umkreis von Mises: Oskar Morgenstern beerbt Friedrich A. Hayek 1931 als Direktor und sollte

dies bis zum Einmarsch der Nationalsozialisten bleiben; bald gehören auch Gottfried Haberler, Gerhard Tintner, Abraham Wald zur Institutscrew, die gegen Ende der Periode noch um Personen wie Ernst John, Reinhard Karnitz, Adolf Kozlik oder Josef Steindl erweitert wird. *Vor* 1938 sind es aber besonders Oskar Morgenstern, Gerhard Tintner und Abraham Wald, die Innovatorisches speziell auf dem Gebiet der Zeitreihenanalyse zuwege bringen. Rückblickend schreibt dazu Oskar Morgenstern:

There was, in particular, a problem related to the phenomenon of seasonal variations. The application of Standard procedures... to the series of Austrian unemployment produced patently absurd results. Instead of an elimination of the seasonal, we obtained after a certain point of time an inverted movement as the alleged „corrected" series. Wald became intrigued by the phenomenon and was willing to undertake a thorough theoretical and empirical investigation. By then... he was a full research associate and his connection with the Institute lasted until the Nazis severed it in 1938. Wald's results on seasonal Variation are contained in his first book: Berechnung und Ausschaltung von Saisonschwankungen (Beiträge zur Konjunkturforschung, Vol. IX, Vienna 1936), *which has remained virtually unknown in the Anglo-American literature. It deserves as much attention now as it did then. In the first chapter of his book a still unsurpassed formulation of the problem of decomposition of time series is given. There is a lengthy discussion of the literature, and an entire chapter is devoted to the variate difference method... Wald's own method introduces the hypothesis that the seasonal variation is a slowly changing function multiplied by a periodic function of twelve month with the mean zero. His procedures removed the difficulties encountered by all fixed index methods, as many applications show.*[40]

Sehr spät und von der Entstehungsgeschichte her eher zufällig taucht gegen Ende der hier zu behandelnden Zeit für den Austroliberalismus eine weitere Gesprächsrunde auf: das „Mathematische Kolloquium" von Karl Menger. Diese Gruppe, die 1928 ihre Sitzungs- und 1931 ihre Publikationstätigkeit aufnimmt, orientiert sich anfangs zwar noch an unverdünnt *mathematischen* Problemnestern aus dem Bereich der Topologie und Dimensionstheorie (1931), der Mengentheorie (1932), der Mengen- und Kurventheorie sowie der Axiomatik (1932/34); aber dann schieben sich zwischen 1935 und 1937 neben diese Themata fünf Aufsätze, einer über Wahrscheinlichkeitstheorie[41] und vier Arbeiten, welche der Gleichgewichtstheorie neoklassischer Provenienz ihr *Fundament* bereiten sollten. Drei dieser Artikel, der von Karl Schlesinger und die beiden „Existenzartikel" von Abraham Wald, stammen aus dem Menger-Kolloquium selbst, der vierte geht auf das Konto des damals schon in Princeton residierenden Johann Neumann. Daß in diesen vier Beiträgen die ökonomische Modellwelt *tatsächlich* revolutioniert wurde, müßte aus ihren

Ergebnissen her einsichtig werden: Ausgehend von „Über die Produktionsgleichungen der ökonomischen Wertlehre“ durch Karl Schlesinger[42], dem das große Verdienst zukommt, das „Existenzproblem“ bis zur Vorreife strukturiert zu haben, gelangt Abraham Wald in seiner ersten Arbeit „Über die eindeutige positive Lösbarkeit der neuen Produktionsgleichungen“[43] dazu, ein *eindeutig* und *nicht-trivial* lösbares ökonomisches Konkurrenzmodell nach Schlesinger dergestalt aufzubauen, daß nur Restriktionen, die sich *innerhalb* der überkommenen Grenznutzentheorie bewegen, Verwendung finden. In seinem zweiten Artikel „Über die Produktionsgleichungen der ökonomischen Wertlehre II“[44] kann Wald zudem eine „unrealistische“ Restriktion seines Systems PI, „Der Preis eines Gutes hängt ja nicht bloß von der vorhandenen Menge dieses Gutes, sondern auch von den Quantitäten der übrigen Güter ab“[45], fallenlassen. Johann Neumanns „Über ein ökonomisches Gleichungssystem und eine Verallgemeinerung des Browerschen Fixpunktsatzes“[46] vermag das bisherige Resultat schließlich zu „dynamisieren“:

Neumann had actually solved the problem... of establishing an equilibrium in a uniformly expanding economy. Indeed, von Neumann established that for an economy in such an equilibrium, the rate of interest equalled the rate of growth. Such a result, however, paid explicit attention to the price-quantity duality, the complementary slackness condition induced by the non-negativity constraints, and the convexity of the production and price sets induced by returns to scale and homogeneity... Von Neumann's paper is, in my view, the single most important article in mathematical economics. [47]

Nach so viel an „rückschießenden“ Lorbeeren soll es daher nicht verabsäumt werden, einen allerdings *sehr* impressionistischen Versuch einer wissenschaftshistorischen Rekonstruktion des Austroliberalismus entlang einiger „strukturalistischer Vorgaben“[48] zu unternehmen:

Zunächst scheint es angebracht, für den Austroliberalismus der Zwischenkriegszeit wenigstens *zwei* „große Visionen“ (J. A. Schumpeter) anzunehmen: In der einen, die mit der Person Schumpeters oder dem Menger-Kolloquium (Karl Schlesinger, Abraham Wald) verbunden ist, wird mit so manchen „Lausanner Anleihen“ von einem allgemeinen *Gleichgewichtsmodell* ausgegangen, dessen genaue Spezifizierung und vor allem *Lösung* ebenso diskutiert werden (Schlesinger, Wald) wie, darauf basierend, zwei *dynamische* Probleme (Schumpeter): *daß* nämlich dieses Gleichgewicht durch *systematische* Effekte — „Innovationen“ — gestört wird; und *welche* Ramifikationen ein *diskontinuierlicher* Strom an Innovationen für die übrigen Bereiche einer Wirtschaft — Preise, Warenmengen, Löhne, Zinssätze, Börse u. a. — nach sich zieht.[49] Im *zweiten* Entwurf, für den hauptsächlich Ludwig Mises steht, sollten in *normativer, apriorischer* Manier von einer *allgemeinen* Handlungstheorie

aus die einzelnen *ökonomiespezifischen* Problembereiche deduktiv erschlossen werden. Durch den im *wesentlichen* schul- und schülerbildenden Charakter des Misesprogramms wird es diese Konzeption sein, die es weiterhin näher zu analysieren gilt:

Das austroliberale Paradigma — sein *Kern*bereich: Im Zentrum steht hier, mißt man's an der reifsten Ausformulierung in Mises' *Human Action,*[50] eigentlich keine Entscheidungstheorie heutigen Verständnisses,[51] sondern eine *Handlungstheorie,* die hier durchaus in der Tradition Max Webers den *sozialen* Gegenstandsbereich durch jenes menschliche Verhalten konstituiert sieht, welches *sinnhaft* „auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist."[52]

Die Handlungs*elemente* jedweden Akteurs stellen dabei seine *Ziele* oder *Wünsche* dar, zu deren Erreichung ein *notwendigerweise* begrenztes Set[53] an *Mitteln,* i. e. *Güter,* zur Disposition steht. Solche Güter, deren Typus in materieller wie immaterieller Weise — „Dienste" — gegeben sein kann, bilden *an sich* eine bestimmte *Ordnung* aus, nämlich Güter „erster Ordnung" („Konsumgüter"), Güter zweiter, dritter,..., n-ter Ordnung; diese komplexe Güterwelt wird vom handelnden Subjekt im *Vollzug* der Handlung dadurch „evaluiert", daß eines oder einige aus dem Universum *möglicher* Mittel selektiert werden und damit eine praktisch unendliche Komplementärmenge *ausgeschlossen* wird. So weit, so durchaus „conventional wisdom" der Nutzentheorie. *Österreichisch*[5]* wird's aber, weil *weitere* Bestimmungsstücke in diese *Praxeologie* introduziert werden. Dazu gehören vor allem zwei:

Zeit: (Originalton Mises) *Anteriority and consequence are essential concepts of praxeological reasoning... Action is always directed toward the future; it is essentially and necessarily always a planning and acting for a better future. Its aim is always to render future conditions more satisfactory than they would be without the interference of action.*[55]

Unsicherheit: Gegeben die *Zeitlichkeit* von Entscheidungsabläufen, führen gleich *zwei* direkte Wege zum Faktor „Unsicherheit": Einerseits, weil

future needs and valuations, the reaction of men to changes in conditions, future scientific and technological knowledge, future ideologies and policies can never be foretold with more than a greater or smaller degree of probability;[56] und zweitens, weil das *Wissen* um *gegenwärtige* ökonomische Verflechtungen prinzipiell nur zu *sehr* begrenzten Aussagen imstande ist:

There is neither constancy nor continuity in the valuations and in the formation of exchange ratios between various commodities. Every new datum brings about a reshuffling of the whole price structure... Prediction can never imply anything regarding quantitative matters.[57]

Demgemäß vollziehen sich die je nur *subjektiven* Beziehungen zwischen den Entscheidenden und *ihren* Zielen oder Mitteln — im übrigen eine Relation, die nach Mises weder interpersonelle Vergleiche noch eine *kardinale* Dimensionierung zuläßt — unter den folgenden vier Constraints:

Entscheidungen orientieren sich nicht am totalen Nutzen, sondern an dessen Grenzbereich:

If a man is faced with the alternative of giving up either one unit of his supply of a or one unit of his supply of b, he does not compare the total value of his total stock of a with the total value of his stock of b. He compares the marginal values both of a and b. Although he may value the total supply of a higher than the total supply of b, the marginal value of b may be higher than the marginal value of a.[58]

Für Dezisionen bei Gütern *höherer* Ordnung *existiert* ein Optimum:

The law of returns asserts that for the combination of economic goods of the higher Orders... there exists an Optimum. If one deviates from this Optimum by increasing the input of only one of the factors, the physical Output either does not increase at all or at least not in the ratio of the increased input.[59]

Entscheidungen, menschliche Arbeitskraft, *allgemeine* Arbeit zu verausgaben, werden im Grenzbereich zwischen dem erwarteten Nutzen aus dem Erlös der Arbeitsleistung und den durch die Aufgabe von „Nicht-Arbeit" bedingten Beeinträchtigungen vorgenommen:

The fundamental praxeological insight that men prefer what satisfies them more to what satisfies them less and that they value things on the basis of their Utility does not need to be corrected or complemented by an additional statement concerning the disutility of labor. These propositions already imply the Statement that labor ispreferred to leisure only in so far as the yield of labor is more urgently desired than the enjoyment of leisure.[60]

Bei Dezisionen schließlich, die ein Entscheidungsträger im Kontext einer arbeitsteiligen, *monetarisierten* Wirtschaft durchführt, wird es die *Geld*kalkulation, die zur *wichtigsten* Informationsgrundlage aufsteigt:

Monetary calculation is the guiding star of action under the social system of division of labor. It is the compass of the man embarking upon production.[61]

Der Advent des Geldes, so Mises, führt, wenn nur *richtig* interpretiert, stark *rationalisierende* Zwänge in den Entscheidungsprozeß ein:

It (d. h. die monetäre Kalkulation, K. M.) renders to acting man all the services which he can obtain from numerical computation. It is, of course, not a means of knowing future conditions with certainty, and it does not deprive action of its speculative character... Its task is to adjust his actions as well as possible to his present opinion concerning want-satisfaction in the future.[62]

Das austroliberale Paradigma — seine *„intendierten Anwendungen": Markt*prozesse, der Gegenstandsbereich der *Katallaktik,* sollten dann vor dem *Hin-*

tergrund dieser *über*komplexen Entscheidungs- bzw. Handlungstheorie als *zentrales* Applikationsfeld behandelt werden:

The subject matter of catallactics is all market phenomena with all their roots, ramifications and consequences.[63]

Und da eine eingehendere Betrachtung der *austro*liberalen Analyse von Marktstrukturen und deren Verschiebungen doch zu weit führen würde, soll nur auf drei ganz elementare Prinzipien verwiesen werden, welche die Arbeits- und Funktionsweise *dieser* Form der Katallaktik erläutern mögen:

Aus der so viel *allgemeineren* Praxeologie werden erstens *typische* Dispositionsräume und Handlungsabläufe, „Funktionen", spezifiziert, die sich zwar von der Terminologie, *nicht* aber von der weiteren Interpretation her als personalisierbar ausweisen. So können zwar Handlungsfolgen als solche des „Unternehmers", „Landbesitzers", „Arbeiters" etc. kategorisiert werden, allein über die *aktuelle* Distribution dieser Funktionen in einer *tatsächlichen* Wirtschaft ist damit noch *kein* Urteil verbunden: Die Existenz *hoch* arbeitsteiliger Ökonomien, in denen *jedes* empirische Subjekt zugleich mehrere oder alle diese Funktionen — Unternehmer, Arbeiter, Landbesitzer etc. — okkupiert, ist, aprioristisch wie dieses austroliberale Paradigma nun einmal angelegt ist, von vornherein *nicht* ausgeschlossen.[64]

Das *logische* Zentrum der Katallaktik besteht sozialgemäß im — *Markt,* d. h. in einem System *privater* Verfügungsgewalt über Güter höherer Ordnung:

The market economy is the social system of the division of labor under private ownership of the means of production. Everybody acts on his own behalf; but everybody's actions aim at the satisfaction of other people's needs as well as at the satisfaction of his own. Everybody in acting serves his fellow citizens. Everybody, on the other hand, is served by his fellow citizens. Everybody is both a means and an end in himself; an ultimate end for himself and a means to other people in their endeavors to attain their own ends.[65]

Und den Ausgangspunkt für alle weiteren Untersuchungen von Marktprozessen markieren zwei Denkfiguren: die der *zeitlosen,* „sicheren" „evenly rotating economy", und die der „stationären Wirtschaft", in der sich *sehr* viel, so die Bevölkerungszahlen, die Nachfrage nach bestimmten Produkten, Produktionstechniken etc. *ändern* kann, sofern nur die daraus resultierenden Einkommensströme und Vermögensbestände *konstant* bleiben.

Soweit einige Impressionen zum Paradigma. Was diese austroliberale Forschungstradition aber *auch* schulbildend prägt, liegt in ihrer besonderen Methodologie: Auch ihre heuristischen Prinzipien und Suchstrategien weisen sich durch einige Spezifika aus, die ebenso zur Trademark „made in Austria" gehören wie das Paradigma selbst. Dazu zählen:

Der *methodologische Individualismus:* Vorformuliert wird's als Programmatik ja schon bei Carl Menger zu Zeiten seines und Schmollers „Methodenstreites" :

Wer die Erscheinungen der „Volkswirtschaft", jene komplizierten Menschheitsphänomene, welche wir mit dem obigen Ausdrucke zu bezeichnen gewöhnt sind, theoretisch verstehen will, muß deshalb auf ihre wahren Elemente, auf die *Singularwirtschaften* im *Volke,* zurückgehen und die Gesetze zu erforschen suchen, nach welchen die ersten aus den letztem sich aufbauen. Wer aber den entgegengesetzten Weg einschlägt, verkennt das Wesen der „Volkswirtschaft", er bewegt sich auf der Grundlage einer Fiktion, er verkennt aber zugleich auch die wichtigste Aufgabe der exakten Richtung der theoretischen Forschung, die Aufgabe, die komplizierten Phänomene auf ihre *Elemente* zurückzuführen.[66]

In der Mises-Interpretation wäre diese Maxime vom methodologischen Individualismus dann vielleicht *so* zusammenzufassen: Ökonomen, auch solche vom quantitativ-formalen Zuschnitt, verfallen normalerweise in den Fehler, zu *hoch* gegriffene Abstraktionsniveaus und darauf angesiedelte Ereignisse oder Prozesse analysieren zu wollen: etwa allgemein von *der* Rezession zu sprechen, *ohne* auf die vielfältigen Stellungen der einzelnen Wirtschaftssektoren, *ohne* auf die heterogen positionierten monetären Institutionen u. a. m. einzugehen; oder von Verläufen *des* Preisniveaus, *des* Investitionsverhaltens ausgehend eine *Konjunktur*theorie zu entwickeln, deren Aggregate und erst recht deren funktionale Vereinnahmungen dann *besten*falls nur noch als „spurious" zu klassifizieren wären. Demgegenüber *soll* im Austroliberalismus ein Zug zu solchen Einheiten, die in ihrem *konkreten* Umfeld und in ihren Handlungs- und Entscheidungsabläufen gerade noch *verstehbar* sind, *vorherrschen;* eine Suchstrategie im übrigen, der auch angesichts der seinerzeitig grassierenden ganzheitlichen Obskurantismen nicht nur Spannscher Provenienz[67] eine *aufklärerische* Note nicht abzusprechen ist, da bei *allen* Begriffen und Relationen permanent ein Stück „Entmythologisierung", nämlich deren *handlungs*theoretische Reduktionslinien, wenigstens im groben eingefordert wird.

Ein *starker* Quantifizierungs- und Formalisierungsvorbehalt: Daß in dieser überkomplexen Entscheidungstheorie das Zusammenspiel der vielen einzelnen Dezisionsträger ein subtiles ökonomisches Denken in *Netzwerken* bedingt[68], scheint damit offenkundig. Diese Struktur- und Prozeßfixiertheit[69] zeigt sich aber *durchaus* von einer Radikalität und Konsequenz, was den Einsatz komplexitäts*reduzierender* Techniken, speziell solcher aus dem mathematisch-statistischen Lager, angeht. Mises polemisiert nämlich nicht nur permanent gegen jedes Hineinfallen in falsche *mechanische* Analogien[70]:

The differential equations of mechanics are supposed to describe precisely the motions concerned at any instant of the time travelled through. The economic equations have no reference whatever to conditions as they really are in each instant of the time interval between the state of nonequilibrium and that of equilibrium. Only those entirely blinded by the prepossession that economics must be a pale replica of mechanics will underrate the weight of this objection; [71]sondern Quantifizierungs- und Formalisierungsbestrebungen innerhalb der Ökonomie werden von Mises *insgesamt* sehr wenig schmeichelhafte Effekte attestiert. So heißt's da zum (nichtexistenten) Grenznutzen und Nachteil der Formalisierung für die Ökonomie:

Bisher hat der Gebrauch der mathematischen Form in der Nationalökonomie mehr Unheil als Nutzen gestiftet... Das, was der Verwendung der mathematischen Form in den Naturwissenschaften eine ganz andere Bedeutung verleiht, als ihr in der Soziologie und Nationalökonomie zukommt, ist der Umstand, daß die Physik empirisch konstante Beziehungen zu ermitteln vermag, die sie in ihre Gleichungen einsetzt... Diese konstanten Beziehungen sind in der Nationalökonomie nicht aufzuweisen.[12]

Mises erhält in dieser Haltung nicht nur durch Karl Menger wenigstens partielle Rückendeckung;[73] ihr, dieser Attitüde, entspringt während der zwischenkriegszeitlichen Phase auch eine Reihe von Untersuchungen,[74] deren Skeptizismus hinsichtlich ökonomischer Formalisierbarkeiten, gerade *weil* er — so unähnlich Spann — in *Kenntnis* mathematisch-statistischer Techniken vorgebracht wurde, durchaus heilsame Einsichten zu Tage förderte.

Therapeutischer Nihilismus: Ein solches überkomplexes ökonomisches Netzwerk, dessen Strukturierung nur schwer auch nur *Richtungen* von Einflüssen zu decouvrieren vermag, sollte von wirtschaftspolitischen Akteuren daher nur mit äußerster Behutsamkeit entlang der wenigen *gesicherten* Bahnen modifiziert werden.[75] Sanktioniert werden seitens der Austroliberalen ein moderater Wirtschaftsinterventionismus, der sich etwa im Abbau von Schutzzöllen übt, die Admissibilitäten zu einzelnen Märkten erhöht, jene „Barrieren" beseitigt, welche die „Arbeitsmobilität" behindern, und dergleichen mehr. Konstruktivistische Attitüden, die aufs Gestalten in Richtung bestimmter wirtschaftspolitischer Zwecke abzielen, finden da nur schroffe Ablehnung: Erstens, weil, interpretiert Mises es etwas moderner, weit und breit kein „Attraktor" in Sicht ist, auf den eine zunehmend sozialisierte, aber effiziente Ökonomie hinsteuern *könnte.* Und zweitens: Das schon überkomplexe Entscheidungsensemble im *mikro*logischen Bereich impliziert trivialerweise, so vor allem Hayek,[76] eine nochmalige Komplexitätsanhebung für das *makro*logische System. Nur ein hypertropher planerischer *Dämon könnte*

sich anmaßen, dieses Geflecht „von unzähligen individuellen Interessen und Absichten — sei es von gleichgerichteten, sei es von verschieden gerichteten und feindlichen“,[77] wie's für die *Effizienz* der Steuerung unabdingbar wäre, *korrekt* zu antizipieren.

Paradoxe Effekte: Diese wirtschaftspolitische Abstinenz scheint bei den Austroliberalen aber auch aus einem anderen Grund geboten: Denn *bewußte* Lenkungen zeitigen einen ex ante unberechenbaren *Schwarm* an *nicht*-intendierten Konsequenzen, welche ursprüngliche Intentionen häufiger als nicht konterkarieren und in ihr Gegenteil verkehren. Diese *selbsterzeugte* Menge an neuen Folgelasten tendiert aber nun dazu, sie, so vor allem Hayek, versuchsweise *wiederum* einer *bewußten* Steuerung zu unterziehen, deren paradoxe Wirkungen eine *neue* Runde an Fehlleistungen einläutet etc.: Der Weg zum Chaos wird aber dadurch nur noch akzeleriert. Und es ist wohl von diesem Argumentationsgang her zu sehen, wenn — so Hayek, Mises, Morgenstern oder, von außen, Popper — , behauptet wird, daß *jede* Planung, ob sozialistisch oder andersgeartet, einen Zug zur Knechtschaft in sich tragen *muß.*

Die austroliberale Forschungstradition entfaltet — *neben* Paradigma und Methodologie — in den 20er und 30er Jahren eine Reihe innovativer konkreterer Erweiterungsbereiche —, und hier speziell auf den Feldern der Geld-, Handels- und Konjunkturtheorie; aber auch das mathematisch-statistische Methodengebiet wird besonders in den 30er Jahren durchaus mit Neuigkeitswert bearbeitet, etwa in der Zeitreihenanalyse oder den empirischen konjunkturellen Untersuchungen. Nur drei Punkte seien da gesondert erwähnt.

Auf dem Gebiet der Geldtheorie fällt vor allem auf, daß den *institutionellen* Problemen des Geld- und Kreditapparats eine minutiöse Aufmerksamkeit zukommt. So werden Aufgabenbereiche und Geschäftspraktiken der Banken — „die Vermittlung von Kredit durch das Verleihen fremder Gelder und die Kreditgewährung durch Ausgabe von Umlaufsmitteln ..., die nicht durch Geld gedeckt sind“[78] — einer nahezu ermüdenden Detailanalyse unterzogen. Aber es ist immerhin dieser methodologisch-*individualistisch* vorgehenden Analyse zuzuschreiben, daß Mises im institutionalisierten Bankenensemble *ein* Phänomen ortet, das den Ausgangspunkt für die austro*monetäre* Konjunkturtheorie abgeben sollte: Für Mises wird durch den elastisch gewordenen Geldumlauf, d. h. durch die Möglichkeit der Kredit-*Kreierung* „ex nihilo“, jenes „missing link“ markiert, dessentwegen der „normale“ ökonomische Kreislauf zugunsten *zyklischer* Verlaufsformen durchbrochen wird. Oder in der noch aphoristischen[79] Formulierung bei Hayek:

Auch wenn wir nie Konjunkturschwankungen beobachtet hätten oder wenn alle tatsächlich beobachteten Konjunkturschwankungen sich glaubwürdig als

Folge von Elementarereignissen erklären ließen, so müßte doch ein konsequentes Durchdenken der Wirkungen, die das besondere Funktionieren unserer bestehenden Kreditorganisation ausübt, zu der Erkenntnis führen, daß es monetär verursachte Schwankungen geben muß.[80]

Vollständig endogenisiert wird diese Konjunkturtheorie austroliberaler Provenienz dann durch Hayek, dessen wichtigster Grundgedanke darin besteht, daß es die *vielen, un*koordiniert agierenden Banken als *Verbundsystem* sind, welche einen Kreditmultiplikator entwickeln *müssen,* der die Geldmenge und damit den Zinssatz mit *Notwendigkeit* aus seinem Gleichgewichtspunkt treibt:

... daß die für eine einzelne Bank unter unseren Verhältnissen praktisch nicht gegebene Möglichkeit, über den Betrag der bei ihr erlegten Depositen hinaus zusätzliche Kredite zu gewähren, für das ganze Bankensystem eines Landes dennoch, und zwar prinzipiell in verhältnismäßig weitem Ausmaß besteht. Daß die einzelne Bank nicht kann, was im ganzen Banksystem gewissermaßen automatisch vor sich geht, erklärt zunächst auch einen Umstand..., daß der Zuwachs der Depositen einer Bank nicht ihr selbst, sondern nur der Gesamtheit der Banken die Möglichkeit bietet, in einem größeren Umfang Kredite zu gewähren. [81]

Methodologischer Individualismus exkludiert, so scheint's, die Existenz von Systemeffekten zwischen Mikro- und Makroebenen *nicht.*

Und ein drittes: Um auch etwas von jener übergroßen *Vorsicht* einzufangen, mit der *damals* heutzutage triviale Phänomene, etwa Prognosen, behandelt wurden, sei an eine frühe Arbeit Oskar Morgensterns erinnert, welche den Konnex zwischen jeder möglichen Konjunkturtheorie und den damit operierenden Vorhersagen ausbreitet. Diese Untersuchung, welche unter der restriktiven Annahme, „Jede Prognose muß wahr werden, sonst ist sie völlig wertlos",[82] steht, also von *unbedingten* Voraussagen ihren Ausgang nimmt, arbeitet in typischer aprioristischer Manier zwei für die Prognoseerstellung *letale* Phänomene heraus:

So *entwertet* jede Prognose, da sie ein integrales Moment im Rahmen des von ihr Prognostizierten bildet, *notwendigerweise* sich selbst, weil genau jener Erfahrungsbestand, auf den sich die Prognose stützt, sich dadurch auszeichnet, daß in ihm Wirtschaftsakteure gerade *nicht* auf Prognosen zu reagieren brauchten.

Und ist die *Inhomogenität* des Datenbestandes die *eine* Prognosekonsequenz, die im übrigen durch *wiederholtes* Vorhersagen *nicht* aus der Welt zu schaffen ist, so existiert nach Morgenstern, und dies immerhin einige Jahre *vor* Mertons Analysen zu „self-fullfilling" und „self-destroying prophecies",[83] ein *zweiter,* fataler Prognoseeffekt: Voraussagen *verstärken* oder *schwächen*

notwendigerweise den prognostizierten Ereignisablauf, was Morgenstern dann zur Aussage führt:

Wenn zwischen einer mit Autorität bekanntgegebenen Prognose und dem vorausgesagten Geschehen ein Kausalzusammenhang herstellbar ist, kann solche Prognose nicht wahr werden,[84]

und ihn mit einem pessimistischen Resümee schließen läßt:

... die Institute und Agenturen, die sich gegenwärtig mit der Prognose befassen..., sollen die Prognose aufgeben. Das ist die eine Lehre, die mit aller Deutlichkeit gezogen werden kann. [85]

Und mit diesen Exkursionen in die *Inhalte* des seinerzeitigen Austroliberalismus sei dieser Abschnitt, der ja primär *rekonstruktive* Ziele und Absichten verfolgte, denn auch schon abgeschlossen. Ob's aber *richtig war oder ist,* daß nach Mises

der Liberalismus... die Politik (ist), die dem mit den Mitteln der Wissenschaft über die Probleme des menschlichen Wirkens und Handelns Nachdenkenden als der einzige Weg erscheinen muß, der... zu dauerndem Wohlstand zu führen vermag;[86]

ob's *zutreffend* war oder ist, daß, so Hayek, der Nationalsozialismus *keine* kapitalistische Reaktion gegen die sozialen Tendenzen der Weimarer Republik darstellt, sondern daß

es sich im Gegenteil um eine Fortentwicklung des Sozialismus handelte, die eintritt, wenn er sich jenes demokratischen und liberalen Gedankengutes entledigt, das mit seinen Bestrebungen nach einer vollkommenen Beherrschung des Produktionsapparates unvereinbar ist;[87]

ob's *nur* dem „therapeutischen Nihilismus" zuzuschreiben ist, wenn man nach vier Jahren Weltwirtschaftskrise und mit mehr als 600.000 Österreichern an der Vaterländischen Arbeitslosenfront, im *Neuen Wiener Tagblatt* vom 19. August 1934 zu lesen bekommt:

Ein Prozeß der Erholung, der zu stabilen Verhältnissen führen soll, muß eine Anpassung der relativen Preise und der Produktionsmethoden an die gegebenen Umstände der Produktion enthalten. Die wichtigste Voraussetzung dafür ist, stabile Verhältnisse zu schaffen. Das Vertrauen des Unternehmers, daß seine Kalkulationen auf existierende Preise aufgebaut werden können, darf durch unvorhergesehene Änderungen nicht erschüttert werden, denn dieses Vertrauen ist der bedeutendste Faktor des Aufschwunges. Wenn etwas die Erholung fördern kann, so ist es der Abbau der Ungewißheit über die zukünftige Politik und die Erleichterung der Anpassung an gegebene Bedingungen der Produktion... Die Zeit, da diese Aufgabe hervortreten wird, ist vielleicht gar nicht so fern; aber sie ist leider noch nicht da;[88]

dies alles gehört, da's der Personen und Themen zu erinnern sich ansteht,

nicht mehr zum Thema. Immerhin sei aber zweierlei angemerkt: Erstens, daß das mitteleuropäische Wissenssystem in der Zwischenkriegszeit von katholisch-philosophischen Kreisen durchsetzt war, „die nicht einmal den Stand der bürgerlichen Aufklärung erreicht hatten";[89] daß somit schon allein die *klare* Sprache und Argumentation des Austroliberalismus ein Stück *Aufklärung weiter*getrieben hat; und zweitens, daß — trotz Apriorismen und alledem — Mises wenigstens *ein krasses* Fehlurteil unterlaufen *ist.* So heißt es noch in der zweiten Auflage zur *Gemeinwirtschaft* durchaus im Weiningerschen Sprachduktus:

Im Leben des Mannes kommt dem Geschlechtlichen eine geringere Bedeutung zu als in dem des Weibes. Für ihn tritt mit der Befriedigung eine Entspannung ein, er wird durch sie frei und leicht... Der Mann bleibt doch immer über dem Sexuellen stehen. Von dem, der in ihm ganz aufgeht und in ihm untergeht, wenden sich zuletzt auch die Frauen voll Verachtung ab. Das Weib aber erschöpft sich als Geliebte und als Mutter im Dienste des Geschlechtstriebes... Der Mann, den das Weib immer wieder in die niederen Sphären innerer Unfreiheit herabzieht, kann sich auf die Dauer nicht frei entwickeln.[90]

Frauenemanzipation zählt für den bis 1938 beharrlichen Junggesellen Ludwig Mises eben *auch* zu jenen apokalyptischen Mächten des Sozialismus, die sich der Verwirklichung der liberalen Utopie mit Verve entgegenstemmen.

3.2 AUSTROMARXISTEN

Jene Optik, die schon bei den Austroliberalen eine Verfallsgeschichte seit 1914ff. ortet,[91] trübt derzeit auch die Sichtweise des Austromarxismus, der ja nach gängiger Lesart[92] ebenfalls *vor* 1914 seinen besonderen Kulminationspunkt passiert haben soll. Vergegenwärtigt man sich allerdings das Themenspektrum der Jahre *nach* 1918, dann dürften derartige Diagnosen schon deshalb als unzeitgemäß verfrüht anzusehen sein, weil von den *vier* größeren Themenkomplexen aus jenen Tagen wenigstens *zwei* durchaus als *neu* einzustufen sind. En detail:

Einerseits können für den Austromarxismus *nach* 1914 zwei *normative* Problemkreise identifiziert werden, nämlich Fragen nach der *genauen* Strukturierung einer *effizienten* Planungsökonomie; und andererseits die Suche nach den Konturen einer umfassenden *Lebensreform* sowie jenes „Neuen Menschen" (Max Adler), wie er sich schon seinerzeitig „tiefallsinnig" hätte entfalten müssen. Daneben können aber zwei *empirische* Fragenkomplexe genannt werden, welche in den Fokus der zwischenkriegszeitlichen austromarxistischen Diskurse rückten: Einerseits das Problem einer *immanent* angelegten Theorie des kapitalistischen Zusammenbruchs beziehungsweise der *endogenen*

Tendenz zur Krisen*verschärfung* — etwas, das wegen der *realen* ökonomischen Kontraktionsprozesse seit dem Ende des Ersten Weltkrieges nicht zu weit hergeholt schien; und zweitens die Frage nach den *empirischen* Lebensverhältnissen innerhalb der Arbeiter- und auch Arbeitslosenschaft.

Angesichts dieser vier Brennpunkte im austromarxistischen Erkenntnisinteresse und der heute weitgehend *verschütteten,* sehr intensiv geführten Debatten darüber erscheint es jedenfalls gerechtfertigt, von einem, so paradox dies klingt, um Planungs- und Krisenfragen zentrierten *zweiten* Höhepunkt des Austromarxismus zu sprechen: von einer „Wiener Schule der *Planungs*ökonomie", deren Hauptvertreter eben in Helene und Otto Bauer, Alfred Braunthal, Rudolf Goldscheid, Emil Lederer, Otto Neurath, Karl Polanyi, Walter Schiff, Adolf Sturmthal, Emil Walther und vielen anderen zu suchen sind. Und daß diese Schule durchaus *innovative* Perspektiven in sich barg, soll eine alles andere als vollständige Aufzählung von sogar *heute* rezeptionswürdigen Inhalten demonstrieren:

Zunächst im Bereich *Planungsökonomie:*

Aus der räumlichen Peripherie des Austromarxismus wird durch Emil Lederer[93] die Vision einer „mixed economy", die sowohl Marktsegmente als auch sozialisierte Teilbereiche kennt, zur Diskussion gestellt.

Otto Neurath entwirft über mehr als zwei Jahrzehnte hindurch Grundprinzipien, Heuristiken, Wegweiser für eine komprehensive, *mehrdimensionale* „Sozialökonomische Gesamtrechnung".[94]

Karl Polanyi entwirft die Konturen einer *multiplen Sozialö*konomie, die in differentieller Weise sowohl auf Marktprinzipien als auch auf solchen der Redistribution basiert.[95]

Seitens Walter Schiffs werden arbeitswerttheoretische Elemente *und* Bestandteile aus der Grenznutzentheorie zur Grundlage eines komplexen Wirtschaftsrechnungs- und Evaluierungssystems aufgebaut.[96]

Und aus dem Feld der *Krisentheorien* wären zu erwähnen:

Otto Bauer arbeitet anhand der besonders in den 20er Jahren grassierenden Taylorisierungstendenzen den *Konnex* von *kapitalistischer* Rationalisierung und ihren destruktiven *gesellschaftlichen* Konsequenzen heraus.[97]

Rudolf Goldscheid entwickelt eine finanzwissenschaftliche Alternative zum Besteuerungssystem, wodurch reichere staatliche Gestaltungsmöglichkeiten geschaffen werden sollten.[98]

Natalie Moszkowska, aus dem weiteren räumlichen Umfeld des Austromarxismus, offeriert eine konsequent marxistische Krisentheorie, in deren Zentrum sie die zunehmende Rolle von „toten Kosten" in der Produktionssphäre und die dadurch effektuierten Unterkonsumtionen samt deren Krisen rückt.[99]

Und durch Adolf Sturmthal werden um 1937 *Funktionswandlungen* des Kapitalismus alter Prägung in Richtung eines sich *diktatorisch* organisierenden Kapitalismus analysiert.[100]

Anstatt weitere Detailarbeit zu leisten, soll zum Komplex Austromarxismus Ernst Glaser zustimmend zitiert werden, wenn er schreibt:

Der Austromarxismus beeinflußte in seinem Umfeld mit seinen eigenen sozialistischen und marxistischen Denkelementen eine große Zahl von Personen, Lehrmeinungen und wissenschaftlichen Disziplinen, die zunächst mit sozialistischen Ideen nichts zu tun hatten. Andererseits nahm er aus solchen Bereichen auch selbst Elemente in sich auf die sich bisher einer sozialistischen oder marxistischen Betrachtungsweise entzogen hatten. Bis vor wenigen Jahren wurde in der historischen Forschung die Bedeutung des so betrachteten Austromarxismus arg vernachlässigt, ja sogar ignoriert. Und bis heute werden die erwähnten Wechselwirkungen in der Geistesgeschichte Österreichs überhaupt nicht begriffen oder absichtlich verschwiegen.[101]

Dem gibt's seither in *jeder* Hinsicht *nichts* hinzuzufügen.

4. WANDERUNGEN

Die sowohl für den Austroliberalismus wie den Austromarxismus reklamierte *Hochzeit* zwischen zwei Kriegen ging in zwei Etappen, mit den Februartagen 1934 und dem 12. März 1938, zu Ende. 1938 und danach: *Silence fell, as after the trial of Galilei.*[102]

Die nationalökonomische Emigration hat dabei nicht nur eine unheimisch gewordene Wissenschaftsszenerie verödet. In wenigstens *drei* Richtungen entfalteten diese Auswanderungen, wie am Fall der Austroliberalen und Austromarxisten belegbar, *un*schöpferische Zerstörungsprozesse:

Erstens konnten die *allerwenigsten institutionalisierten* Wissenschaftsschulen[103] diese ihre formale Kohärenz in ihre Destinationsländer hinüberretten. Die Emigration der dreißiger Jahre trug allemal noch einen *individualisierenden,* die Betroffenen jeweils *voll* belastenden Grundzug. Sie, die Emigration, *zerriß* einfach die unmittelbare schul- und identitätsbildende Kontinuität von Inhalten, Orten und Zeiten.

Zweitens bedeutete die Emigration auch die Destruktion jener *größeren* Gesprächs- und Diskussionskultur, die sich im Winter des Fin de République *zwischen* durchaus heterogenen Gruppen herauskristallisiert hatte. Jene intelektuellen Transfers, die im österreichischen Fall etwa im Bereich des gemeinwirtschaftlichen Rechnungswesens, der Wissenssoziologie oder der Finanztheorie zwischen Austroliberalen und Austromarxisten kommutierten,

kamen zur Ruhe. Und etwas *Essentielles* ging damit in Brüche: das für *kreative* Leistungen so wichtige *Unruhe*moment, *ein* Thema von *anderswo* vor dem Hintergrund des *eigenen* Paradigmas zu modifizieren, zu variieren.

Und ein Drittes: Die Emigration kappte in den meisten Fällen auch jene interdisziplinäre Dimension, welche für die Wiener Gesprächskultur so typisch geworden war. Mit Ausnahme des Wiener Kreises, der Inter- und Transdisziplinarität seit Mitte der 30er Jahre zum offiziellen Programm erhob,[104] war für die österreichischen Emigranten, innerhalb ihrer jeweilig neuen intellektuellen Settings, dieses interdisziplinäre Kolloquium zum *Gut*teil verstummt.

Und die Emigration selbst? — Sie verläuft im einzelnen wenig systematisch:

Zunächst, *vor* 1934, sind es einige wenige, die durch zufällige Kontakte im Ausland zu Positionen aufsteigen, die für sie in Österreich unerreichbar gewesen wären. Joseph A. Schumpeter folgt 1925 einem Ruf für Finanzwissenschaft nach Bonn und sollte 1932 dann nach Harvard übersiedeln. Friedrich A. Hayek hielt 1931 vier Vorträge über monetäre Konjunkturtheorie, die sich in eine zwei Jahrzehnte dauernde Professur an der London School of Economics erstreckten.[105] Auch Paul Rosenstein-Rodan nahm die Gelegenheit wahr, Anfang der 30er Jahre als Lecturer am University College in London zu unterrichten. Ebenso verließen, unabhängig voneinander, Emil Lederer und Alfred Braunthal sehr frühzeitig Österreich: zunächst in Richtung Deutschland, von wo aus beide, nach manchen Zwischenstationen, schließlich in den USA Fuß fassen sollten.

Bereits *vor* 1934 formieren sich aber auch schon die ersten Hilfsorganisationen für Emigrationswillige oder -bedürftige. So schreibt der Physiker Leo Szilard über seinen Wienaufenthalt im April 1933:

I met, by pure chance, walking in the Street, a colleague of mine, Dr. Jacob Marschak, who was an economist at Heidelberg... 1 told him that I thought since we were out here we may as well make up our minds what needed to be done and take up this lot of scholars and scientists who will have to leave Germany and the German universities. He said that he knew a rather wealthy economist in Vienna who might have some advice to give. His name was Schlesinger and he had a very beautiful apartment in the Lichtensteinpalais. We went to see him and he said, „Yes, it is quite possible that there will be Wholesale dismissals from German universities; why don't we go and discuss this with Professor Jastrow." Professor Jastrow was an economist mainly interested in the history ofprices, and we went to see him - the three ofus now - and Jastrow said, „Yes, yes, this is something one shouldseriosly consider", and then he said, „You know, Sir William Beveridge is at present in Vienna. He came here to work with

me on the history of prices, and perhaps we ought to talk to him.“ So I said, „Where is he staying?" and he said „He's staying at the Hotel Regina“. It so happened that I volunteered to look up Sir William Beveridge and try to get him interested in this.

I saw Beveridge and he immediately said that at the London School of Economics he had already heard about dismissals, and he was already taking steps to take on one of those dismissed, and that he was all in favor of doing something in England to receive those who have to leave German universities. So I phoned Schlesinger and suggested that he invite Beveridge to dinner. Schlesinger said no, he wouldn't invite him to dinner, because Englishmen, if you invite them to dinner, get very conceited. However, he would invite him to tea. So we had tea, and in this brief get-together, Schlesinger and Marschak and Beveridge, it was agreed that Beveridge, when he got back to England, and when he got the most important things he had on the docket out of the way, would try to form a committee which would set itself the task of finding places for those who have to leave German universities... This is the history of the birth of the so-called Academic Assistance Council in England.[106]

Karl Schlesinger selbst allerdings, über den Oskar Morgenstern notiert —

Schlesinger's most significant contributions were to monetary theory... In addition to his analytical contributions to the numerous discussions about Capital theory, business cycles, and general equilibrium theory... Schlesinger had important economic insights in which his great experience as a financier and administrator provided a valuable counterweight to his theoretical analysis[107]\ und über dessen *Theorie der Geld- und Kreditwirtschaft* von 1914 Joseph A. Schumpeter befand, sie wäre ein deutlicher Beweis *for the fact that in our field first-class performance is neither a necessary nor a sufficient condition for success.*[108]

Karl Schlesinger *verzichtet* auf eine Vermittlung in eigener Sache; er begeht am Tag des Einmarschs — Ein*fahrt*wäre allerdings richtiger — der Nationalsozialisten Selbstmord.

Dann, im Zuge der schrittweisen faschistischen Regierungsübernahme in Deutschland und der österreichischen Februarereignisse werden's mehr, die Österreich verlassen müssen oder wenig Hoffnung mit einem verlängerten Bleiben verbinden:

Die auch *geistige* „Kälte des Februar“ führt zum ersten Exodus des austromarxistischen Lagers: Helene und Otto Bauer verlassen Österreich und siedeln sich in Brünn —

Da war ein Zimmer mit einem Messingbett, darauf hat die Helen' geschlafen und er auf einer Couch. Die Helen' hat uns Tee gemacht, und da sie Deutsch mit einem leichten polnischen Akzent gesprochen hat, bin ich mir vorgekommen wie

bei den russischen Emigranten in Zürich vor der Oktoberrevolution[109] — und später in Paris an.

Otto Neurath, der sich während der Februartage in Moskau aufhält, kehrt, da auf den schwarzen Listen der Austrofaschisten, gar nicht erst zurück, sondern läßt sich in Den Haag und später in England nieder.

Aber auch dem Austroliberalismus schlagen nicht mehr allzu viele Stunden innerhalb der neuen Vaterländischen Frontverläufe: Ludwig Mises, der die Chronik der europäischen Faschisierung immer pessimistischer beurteilt — *He saw the slippery road the Austrian leaders were forced upon. He knew Hitler's rise to power would endanger Austria, and he knew exactly what the future would bring*"[110] — erreicht im Sommer ein Ruf nach Genf. Zum Völkerbund zieht es Gottfried Haberler, der aber schon 1935 nach Harvard wechseln sollte. Fritz Machlup nimmt die Möglichkeit wahr, 1935 eine Anstellung an der New Yorker „State University" anzunehmen. Und Gerhard Tinter verschlägt es 1937 „in the middle of nowhere", in den amerikanischen Mittelwesten, genauer: an die Iowa State University.

Und um den März 1938 wird Emigration für die meisten aus dem Lager der Austroliberalen und Austromarxisten zur *ersten* Pflicht — und das inmitten immer restriktiverer Aus- *und* Einreisebarrieren:

1938 heißt's Abschiednehmen auch, in unsystematischer Reihenfolge, für Oskar Morgenstern, der auf einer Vortragsreise in den USA von Felix Somary aus Zürich ein Telegramm erhält, wonach sich sein Name auf den nationalsozialistischen Proskriptionslisten wiederfinde; Morgenstern verzichtet daraufhin auf die Rückreise und baut sich seinen neuen Lebensmittelpunkt um Princeton auf.[111] Lebensgefährlich gerät die Situation für Abraham Wald, dem die nationalsozialistische Okkupation seiner geplanten Abreise in die USA knapp zuvorkommt. Teilweise auf abenteuerlichen Wegen erreicht Wald schließlich über Rumänien die Vereinigten Staaten, wo er eine Position an der Columbia Universität in New York bei Harold Hotelling aufnimmt. Ilse und Max Mintz verabschieden sich noch im März 1938 von Österreich und wandern illegal in die Schweiz ein; desgleichen werden Alexander Gerschenkron und seine Frau mit Hilfe eines protestantischen Geistlichen außer Landes geschmuggelt. Bert Hoselitz, dessen bewegtes Leben ihn in den 30er Jahren bis in das antifalangistische Spanien geführt hat, kann ein Visum nach China dafür benutzen, nach England zu gelangen, wo er 1938/39 Kinder aus dem noch republikanischen Spanien unterrichtet. Otto Leichter schlägt sich zu dieser Zeit nach England durch, später in die USA. Auch der schon siebzigjährige Walter Schiff zieht England den ostmärkischen Verhältnissen vor, desgleichen Josef Steindl, der noch dazu Gelegenheit bekommt, „next to Michal Kalecki at the Oxford Institute of Statistics from 1940 to 1944-[112] zu

arbeiten. Adolf Kozlik bricht in die USA auf, wo er zunächst mit Tintners Hilfe eine Anstellung findet. Auch der über siebzigjährige Richard Schüller, der immerhin an den Verhandlungen in St. Germain mitgewirkt hatte, verläßt noch im Sommer 1938 Österreich, ohne Hoffnung auf eine „legale" Ausreise, zu Fuß über die Alpen. Mit Eduard März in die USA, Kurt Rothschild und Paul Streeten nach England, Adolph Sturmthal schlußendlich in die USA und mit den hier ungezählten anderen, in alle Windrichtungen Zerstreuten neigt sich diese *zweite* Blütezeit eines im Österreichischen beheimateten ökonomischen Denkstils zu einem bitteren Ende. Wie sich gezeigt hat, irrevokabel, irreversibel.

5. ENDSTATIONEN

Am 14. März 1938 erklärt Adolf Hitler heldenplatzhaft „nunmehr den Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich".

Aus den Dingen gefallen, aus den Tagen geschlagen.[113]

Stellvertretend für alle, die den Exodus *nicht* schaffen, sei an Käthe Leichter erinnert: Sie, die in den Märztagen ihrer Mutter wegen in Wien geblieben ist, stirbt 1942 inmitten der Todesmaschinerien — in einem großdeutschen Konzentrationslager.

Die Vorkämpfer fühlen sich verkannt.

So lamentierte zwar Othmar Spann schon 1936:

Ich mußte erleben, daß diejenigen, für die ich kämpfte, sich nun ohne Grund gegen mich wenden, und zwar mit noch unehrlicheren Waffen, noch unverständlicheren Mißverständnissen als die früheren Gegner... Das ist der Gipfel der Verkehrung, der Gipfel des Unsinns, ein Satyr spiel der Geschichte.[114]

Aber nach dem März '38 werden Spann und seinesgleichen *regelrecht* inhaftiert und nach der Freilassung, der Spannschen nach wenigen Monaten, der von Walter Heinrich erst nach eineinhalb Jahren, weitgehend, aber unbehelligterweise ignoriert.

Der Anschluß wird *vollzogen.*

Am 18. März 1938 expediert Hans Mayer per Rundschreiben alle jüdischen Mitglieder aus der „Nationalökonomischen Gesellschaft". Lionel Robbins *dazu* in seiner Autobiografie: Seine

love-affair with Vienna, its setting and its culture... (was) only terminated on the morrow of Anschluß when, to his eternal shame, Hans Mayer, the senior

Professor of Economics in the University of Menger, Wieser and Böhm-Bawerk, whom I myself had more than once heard denouncing Hitler and all his works, instead of closing it down as he could honourably have done, expelled the Jewish members from the famous Nationalökonomische Gesellschaft of which he was President.[115]

Die *Ostmark* formiert sich.

Manches am institutionellen Unterbau der Austroliberalen, etwa das „Institut für Konjunkturforschung", hatte ja *an sich* über die Märztage hinaus Bestand. Oskar Morgenstern notiert allerdings über die seltsamen Begleitumstände seiner kalten Extradierung:

I was dismissed as „politically unbearable" from the University as well as from my Institute, which I had left in the hands of my deputy who emerged as a Nazi. [116]

Diese Bemerkung muß wohl gegen Reinhard Karnitz[117] gerichtet gewesen sein, der als Mitarbeiter des Instituts dieses nach Monaten der „Vakanz" noch im Jahr 1938 beerbt hatte, ohne aber dessen Subordination unter das Berliner „Institut für Konjunkturforschung" ab 1939 verhindern zu können. Unter der Patronanz aus dem Altreich wird jedenfalls seit 1939 im einstigen Hayek- und Morgenstern-Institut konjunkturelle *Südosteuropaforschung* betrieben.

Der Krieg wird *total.*

Aus einer Aktennotiz des Rektors der Wiener Hochschule für Welthandel, Kurt Knoll:

Herr Dr. Ilgner erklärt einleitend, daß er namens der IG-Farbenindustrie Aktiengesellschaft das praktische Interesse an der Entwicklung der Südostunternehmung an der Hochschule für Welthandel in Wien dokumentieren möchte, und zwar unter dem Eindruck der Mitgliederversammlung des MWT (Mitteleuropäischer Wirtschaftstag, K. M.) in Berlin und der dort gemachten Ausführungen. Das Bestreben der Wirtschaft sei nunmehr eindeutig dahin gerichtet, die gesamte Nachwuchsausbildung für die deutsche Wirtschaft im Südostsektor nach Wien und in den Rahmen der HfW zu verlegen, wie überhaupt Wien und die ganze Ostmark aus den bekannten Gründen für den deutschen Einsatz nach dem Südosten zu mobilisierend. [118]

Die Idealwelten der österreichischen Ökonomen: Sie scheinen um die Jahre 1940 oder 1950 herum *so* versunken zu sein, als ob sie je nur als Ondit existiert hätten.

Anmerkungen:

1 Genauer: B. Ward, *Die Idealwelten der Ökonomen. Liberale, Radikale, Konservative,* Frankfurt—New York 1986.

2 *Ebda.,* XIX f.

3 Eine Notiz zum Terminus „Austroliberalismus“: Gottfried Haberler hat zwar vor nicht allzu langer Zeit „Austro-Monetarismus“ als Sammelname vorgeschlagen (G. Haberler, „Austria's Economic Development after the Two World Wars: A Mirror Picture of the World Economy“, in: S. W. Arndt (Hrsg.), *The Political Economy of Austria.* Washington- London 1981, 67. Es scheint allerdings vor dem Hintergrund der wissenschaftshistorischen Analyse plausibler, von einer austro*liberalen* Tradition, allerdings mit stark *monetaristischen* Untertönen, zu sprechen.

4 Vgl. dazu nur die kollektive Erfahrung der *schwierigen* Rückkehr nach 1945. So notiert etwa Eduard März, selbst Remigrant, über Adolf Kozlik: „So sehr man sich auch bemühte, nirgends war ein geeignetes Betätigungsfeld für einen Mann von der geistigen Statur Kozliks zu entdecken. Unsere Universität, wo bekanntlich sozialwissenschaftliche Begabung nicht allzu dicht gesät ist, machte nicht die geringsten Anstalten, sich der Dienste Kozliks — auch nur in der Form einer bescheidenen Dozentur — zu versichern. Der kaum Dreißigjährige war seinerzeit in Princeton, USA, mit offenen Armen empfangen worden; der nun fast Fünfzigjährige klopfte vergebens an das Tor seiner eigenen Alma Mater.“ (E. März, „In memoriam Adolf Kozlik“, in: ders., *Österreichs Wirtschaft zwischen Ost und West. Eine sozialistische Analyse.* Wien—Frankfurt—Zürich 1965, 233 f.)

5 Eine Anspielung auf die autobiographischen Notizen Wiesers, die dieser mit den Anfängen aus der Äneis, „Arma virumque cano“, betitelt hatte. (Vgl. dazu auch je nach Sprachhintergrund E. Streissler, „Arma virumque cano. Friedrich von Wieser, der Sänger als Ökonom“ (“The Beard as Economist“), in: N. Leser (Hrsg.), *Die Wiener Schule der Nationalökonomie* Wien—Köln—Graz, 59—82 bzw. 83—106). Mit der Paraphrase “Arma virumque canere debuit“ soll primär auf die konjunktivisch-*irreale* Weiterführung durch Hans Mayer hingewiesen werden.

6 Das Spannsche Gesamtoeuvre umfaßt, allerdings ohne einem dialektischen Sprung von der Quantität in die Qualität auch nur *nahe*zukommen, immerhin 22 Bände. Und nicht bloß das: Spanns *Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre* erreichen 1949 (!) bereits die 26. Auflage und insgesamt das 126. — 130. Tausend.

7 Die Tatsache, daß man für die Zeit zwischen 1918 und 1934/38 von einer echten *zweiten* Blüte der Nationalökonomie sprechen kann, scheint bislang kaum entsprechend gewürdigt worden sein. So heißt es etwa in einem Übersichtsartikel zur Wissenschaftsentwicklung der Ersten Republik: „Im Bereich der Nationalökonomie übernahm die Erste Republik das Erbe einer Tradition von Weltruf... Mehr als in anderen Wissenschaftsgebieten hat die Zwischenkriegszeit für die Entwicklung der Nationalökonomie eine ungünstige Wirkung, was eine lebhafte Diskussion der Probleme keineswegs in Abrede stellen soll... Das vielfältige konkrete politische Engagement ihrer Hauptrepräsentanten hinderte die Schule des Austromarxismus an einer Weiterführung in der Zeit zwischen den Kriegen...“ (W. Huber, „Zur Geschichte der Wissenschaften“, in: E. Weinzierl/ K. Skalnik (Hrsg.), *Österreich 1918-1938. Geschichte der Ersten Republik,* Bd. 2. Graz—Wien—Köln 1983, 572 f.)
Und in Kristian Sotriffer (Hrsg.), *Das Größere Österreich. Geistiges und soziales Leben von 1880 bis zur Gegenwart.* Wien 1982, wird — schwer nachvollziehbar — für österreichische Ökonomen *überhaupt kein* Platz reserviert.

8 Diese ubiquitäre Präsenz auf sehr *heterogenen* Wissensfeldern mag dabei überhaupt als ein *Charakteristikum* eines in und um Wien kultivierten Denk- und Arbeitsstils betracht-

tet werden. Vgl. die atmosphärisch dichten Erinnerungen bei P. F. Drucker, *Zaungast der Zeit. Ungewöhnliche Erinnerungen an das 20. Jahrhundert.* Düsseldorf—Wien 1981.

9 Vgl. dazu K. J. Siegfried, *Universalismus und Faschismus. Das Gesellschaftsbild Othmar Spanns.* Wien—Köln 1971, 72.

10 *Ebda..* 72 ff.

11 Hierunter fällt speziell die spektakuläre Gründung des Düsseldorfer „Instituts für Ständewesen" am 23. Juni 1933. Immerhin soll Adolf Hitler diese Institutsgründung wie folgt abgesegnet haben: „Wie die politische Bewegung in München entstand, so soll die wirtschaftliche Reform von Düsseldorf ausgehen." (Zit. nach Siegfried, *Universalismus,* a.a.O., 175.)

12 *Ebda..* 215 ff.

13 Vgl. dazu aus faschismus*theoretischer* Perspektive nur E. Bloch, *Erbschaft dieser Zeit.* Frankfurt/Main 1979.

14 Siegfried, *Universalismus,* a.a.O., 102.

15 *Ebda.,* 47.

16 *Ebda.,* 74 f.

17 Vgl. nur die von „A bis O" *ästhetisch* so gelungene Ausstellung *„Zwischen Traum und Wirklichkeit"* samt Katalog (Wien 1984).

18 R. Knoll, „Goldscheid und Spann. Bedeutungslose Bemerkungen". Unveröff. Vortragstyposkript. Wien 1985, 10.

19 O. Spann, *Ganzheitliche Logik.* Salzburg—Klosterneuburg 1957, 70.

20 O. Spann, „Hauptpunkte der universalistischen Wert- und Preislehre", in: L. Mises/A. Spiethoff (Hrsg.), *Probleme der Wertlehre.* Bd. 1. München—Leipzig 1931, 205.

21 *Ebda.*

22 *Ebda.,* 207.

23 *Ebda..* 223.

24 *Ebda.,* 224 f.

25 Othmar Spann, *Der wahre Staat.* Leipzig 1921, 282 ff.

26 Über die Austromarxisten vgl. meine Arbeit: „Die Wiener Schule der Planungsökonomie", in: J. Dvořak (Hrsg.), *Rote Spuren. Arbeiterkultur im Roten Wien.* (im Erscheinen).

27 So zählen zu den Partizipanten des Mayer-Seminars: Karl Menger, Averett Schams, Karl Schlesinger sowie aus dem Ausland Carl Landauer, Emil Lederer oder Walter Vleugels.

28 Durch den immer stärker und offener zur Schau gestellten Antisemitismus an der Universität Wien dürfte das Jahr 1930 tatsächlich so etwas wie eine „Toleranzscheide" bedeutet haben. Fritz Machlup, der sich beispielsweise zu Beginn der 30er Jahre habilitieren wollte, scheitert *hauptsächlich* am antisemitischen Ressentiment von Degenfeld-Schonburg und Spann.

29 Richard Strigl, einer der großen Vergessenen des austroliberalen Lagers, gehört zu den wenigen, die in Österreich verblieben. Strigl starb aber überraschend 1944 — und auch seinem Sohn sollte, nach verheißungsvollen Anfängen am Wirtschaftsforschungsinstitut, 1954 ein völlig unerwarteter Tod beschieden sein.

30 Vgl. dazu das *Wiener Vorlesungsverzeichnis* (WS 1930/31).

31 Vgl. dazu etwa F. Baltzarek, „Ludwig von Mises und die österreichische Wirtschaftspolitik der Zwischenkriegszeit", in: *Wirtschaftspolitische Blätter* 4 (1981), 129.

32 L. Mises, *Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel.* München—Leipzig 1912.

33 Vgl. dazu auch die nicht uninteressante Übersetzung: *C.* Menger, *Principles of Economics* (übersetzt von J. Dingwall, B. F. Hoselitz und mit einer Einleitung von F. A. Hayek). New York—London 1981.

34 Vgl. etwa die Neuauflage L. Mises, *Die Gemeinwirtschaft. Untersuchungen über den Sozialismus.* München 1981.

35 Vgl. etwa M. St. Browne, „Erinnerungen an das Mises-Privatseminar“, in: *Wirtschaftspolitische Blätter* 4 (1981), HOff. oder — als äußerst verdienstvolle Arbeit hauptsächlich zur *austroliberalen* Tradition der Zwischenkriegszeit — E. Craver, *The Emigration of the Austrian Economists.* Unveröff. Typoscript. California State University 1982.

36 Browne, *Erinnerungen.* a.a.O., 120.

37 G. Haberler, „Mises's Private Seminar. Reminescences“,in: *Wirtschaftspolitische Blätter* 4, 1981, 122.

38 Der Ausdruck „Geist-Kreis“ verdankt seinen Ursprung der Männertümelei seiner Teilnehmer, die von den Frauen im Mises-Seminar ironisierend als „Brüder im Geiste“ bezeichnet wurden.

39 Diese Beziehungen wurden dadurch besonders intensiviert, daß John Sickle, einer der ausländischen Partizipanten des Mises-Seminars, zum “Assistent director“ der Rockefeller Foundation für Europa (mit Sitz in Paris) aufstieg.

40 Morgenstern, „Abraham Wald, 1902—1950“, in: A. Schotter (Hrsg.), *Selected Economic Writings of Oskar Morgenstern.* New York 1976, 493 f.

41 A. Wald, „Die Widerspruchsfreiheit des Kollektivbegriffes der Wahrscheinlichkeitsrechnung“, in: K. Menger (Hrsg.), *Ergebnisse eines Mathematischen Kolloquiums,* Heft 7, Leipzig—Wien 1937, 38—73.

42 Schlesinger, „Über die Produktionsgleichungen der ökonomischen Wertlehre“, in: K. Menger (Hrsg.), *Ergebnisse eines Mathematischen Kolloquiums,* Heft 6, Leipzig—Wien 1935, 10—11.

43 A. Wald, „Über die eindeutige positive Lösbarkeit der neuen Produktionsgleichungen“, in: K. Menger (Hrsg.), *Ergebnisse eines Mathematischen Kolloquiums.* Heft 6, Wien—Leipzig 1935, 12—18.

44 Wald, „Über die Produktionsgleichungen der ökonomischen Wertlehre II“, in: K. Menger (Hrsg.). *Ergebnisse eines Mathematischen Kolloquiums,* Heft 7, Leipzig—Wien 1937, 1—6.

45 *Ebda.,* 1.

46 Neumann, „Über ein ökonomisches Gleichungssystem und eine Verallgemeinerung des Brouwerschen Fixpunktsatzes“, in: K. Menger, *Ergebnisse eines Mathematischen Kolloquiums,* Heft 8, Leipzig—Wien 1937, 73—83.

47 E. R. Weintraub, “On the Existence of a Competitive Equilibrium: 1930—1954“, in: *Journal of Economic Literature,* März 1963 (XXI), 13.

48 Zum wissenschaftstheoretischen Hintergrund vgl. da u. a. M. Balzer / W. Heidelberger (Hrsg.), *Zur Logik empirischer Theorien.* Berlin—New York 1983; W. Balzer/D.A. Pearce/ H. J. Schmidt (Hrsg.), *Reduction in Science. Structure, Examples, Philosophical Problems.* Dordrecht—Boston—Lancaster 1984; J. D. Sneed, *The Logical Structure of Mathematical Physics.* Dordrecht—Boston—Lancaster [2]1979; W. Stegmüller / W. Balzer / W. Spohn (Hrsg.), *Philosophy of Economics.* Berlin—Heidelberg—New York 1982.
Einige Erläuterungen zum hier verwendeten wissenschaftstheoretischen Instrumentarium scheinen angebracht: Wenn im weiteren vom „Kern“, „intendierten Anwendungen“, „primären Erweiterungen“ etc. gesprochen wird, dann bedeutet dies, *sehr* oberflächlich, das folgende:
Als *Theorienelemen*t wird ein Tupel verstanden, bestehend aus einem Kern C und einem Bereich „Intendierte Anwendungen“: $T^i = (C^i, I^i)$, wobei I^i in einer Teilmengenrelation zu C^i stehen muß: $I^i \subseteq C^i$.
Systemtheoretisch läßt sich dann der Begriff des *Theoriennetzwerkes* auf folgende Weise einführen:

$$N = (T, S, E)$$

T: Menge der Theorielemente
S: Struktur zwischen und innerhalb der T^i
E: Umwelt

Ein Netzwerk besitzt eine *zentrierte* Struktur dann und nur dann, wenn es aus einem Zentrum und hierarchischen Erweiterungen besteht:

$$N_1 = \{ N_1^j \in \Sigma^N \mid N_1^j < N_l^k \ \& \ j+1 \leq k \leq j+n \}$$

In Worten: Ein Netzwerk aus der Menge aller konzeptuellen Netzwerke besitzt ein Zentralsystem N^j und primäre (N^{j+1}), sekundäre (N^{j+2}) etc. Erweiterungen.

Oder beispielhafter: Die austroliberale Position läßt sich als zentriertes konzeptuelles Netzwerk fassen, in dessen Zentrum die Praxeologie als Kern und die Katallaktik als intendierte Anwendung stehen; als dessen *primäre* Erweiterungen etwa die Geldtheorie oder die Produktionstheorie, als dessen sekundäre Erweiterungen die Wachstumstheorie, die Konjunkturtheorie oder die Handelstheorie, als dessen tertiäre Erweiterung die Konjunkturtheorie für eine *bestimmte* Region stehen könnte, etc. etc.

Jeder Theorienkomplex, der eine derartige zentrierte Netzwerkstruktur aufweist, soll schließlich Forschungstradition heißen mit dem Zentrum als deren *Paradigma.*

49 Vgl. dazu besonders Schumpeters *wichtigstes* opus magnum: *Konjunkturzyklen. Eine theoretische, historische und statistische Analyse des kapitalistischen Prozesses,* 2 Bde. Göttingen 1961; und explizierend dazu D. Bös / H. D. Stolper (Hrsg.), *Schumpeter oder Keynes? Zur Wirtschaftspolitik der neunziger Jahre.* Berlin—Heidelberg—New York— Tokyo 1984; H. Frisch (Hrsg.), *Schumpeterian Economics.* Eastbourne 1981.

50 L. Mises, *Human Action. A Treatise on Economics.* London—Edinburgh—Glasgow 1949.

51 Man vergleiche die auf den Seiten 19ff. entwickelten Komponenten der Misesschen Konzeption, nehme noch den generellen Quantifizierungs-bzw. Formalisierungsvorbehalt Mises' hinzu — und vergleiche dann das Misessystem mit einem zeitgemäßen entscheidungstheoretischen Standard — etwa: J. O. Berger, *Statistical Decision Theory. Foundations, Concepts and Methods.* New York—Heidelberg—Berlin 1980.

52 Weber, „Soziologische Grundbegriffe", in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre.* Tübingen 1982, 542.

53 So notiert etwa Mises: „Means are necessarily always limited, i. e. scarce with regard to the Services for which man wants to use them. If this were not the case, there would not be any action with regard to them. Where man is not restrained by the insufficient quantity of things available, there is no need for any action." (L. Mises, *Human Action,* a. a. O., 93)

54 Das Epitheton ornans „österreichisch" soll durch *zwei* Bestimmungsstücke spezifiziert sein: dadurch, daß man hier ökonomische Prozesse beharrlich durch *Unsicherheiten* geprägt sieht und durch *beschränktes* Wissen und Rationalität seitens der Akteure zustande- gekommen auffaßt. *Festlegungen,* seien sie quantitativer Natur oder modellhafter Art, werden, so überhaupt, dann aber mit *größten* Mentalreservationen behandelt.

55 Mises, *Action,* a. a. O., 100.

56 *Ebda.,* 106.

57 *Ebda.,* 118.

58 *Ebda.,* 123.

59 *Ebda.,* 128.

60 *Ebda.,* 133.

61 *Ebda.,* 230.

62 *Ebda.,* 215.

63 *Ebda.,* 234.

64 Von daher wäre dann schon aus Konsistenzgründen zu fragen, ob der *logisch* nächste Schritt nicht in die durch Rawls markierte Richtungen, nämlich *mögliche* Funktionsverteilungen zu untersuchen, gehen müßte. Vgl. dazu nur J. Rawls, A Theory of Justice. Harvard University Press 1971; oder R. P. Wolff, *Understanding Rawls'. A Reconstruction and Critique of A Theory of Justice*. Princeton University Press 1977.

65 Mises, *Action,* a. a. O., 258.

66 C. Menger, *Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der Politischen Ökonomie insbesondere.* Leipzig 1883, 58.

67 Vgl. die als *Textsammlung* interessante Darstellung bei H. Kiesewetter, *Von Hegel zu Hitler.* Hamburg 1974.

68 Vgl. dazu auch E. Streissler, „To what Extent Was the Austrian School Marginalist?", in: R. D. C. Black / A. W. Coats / C. D. W. Goodwin (Hrsg.), *The Marginal Revolution in Econo- mics. Interpretation and Evaluation.* Duke University Press 1973, 160—175; oder J. R. Hicks / W. Weber (Hrsg.), *Carl Menger and the Austrian School of Economics.* Oxford 1973; oder neuerdings W. Grassi / B. Smith (Hrsg.), *Austrian Economics - Historical and Philosophical Background.* London—Sydney 1986.

69 Als Caveat vor allzu „entwicklungstheoretischen Interpretationen" der österreichischen Schule sei an A. Gerschenkron erinnert: „Carl Menger ... never showed any interest in the Problems of economic growth and development... Böhm-Bawerk, a man of orthodox financial ideas, had as little concern for economic growth as Carl Menger." Vgl. A. Gerschenkron, *An Economic Spurt that Failed. Four Lectures in Austrian History.* Princeton University Press 1977, 43.

70 Mises avanciert damit gleich in mehrfacher Hinsicht zu einem *Antipoden* der in Wien beheimateten wissenschaftsphilosophischen Tradition Machscher oder Boltzmannscher Abstammung: einerseits durch seine Ablehnung der Mechanik, für Mach immerhin das *Ziel* jeder reifen Wissenschaftsdisziplin; durch Mises' weitgehende Zurückweisung mathematisch-quantitativer Verfahren; und erst recht durch die reklamierte Sonderstellung der Soziologie, die im Wissenschaftshaushalt à la Mises ein eigenes drittes Department, *neben* den Naturwissenschaften und der Geschichte, zugeteilt bekommen sollte.

71 Mises, *Action,* a. a. O., 354.

72 Mises, *Grundprobleme der Nationalökonomie. Untersuchungen über Verfahren, Aufgaben und Inhalte der Wirtschafts- und Gesellschaftslehre.* Jena 1933, 114.

73 Vgl. dazu etwa K. Menger, „Austrian Marginalism and Mathematical Economics", in: Hicks u. a. (Hrsg.), *Carl Menger,* a. a. O. 38 — 60; andererseits gibt's da auch als mathematisches Kolloquium die beiden Mengerartikel „Bemerkungen zu den Ertragsgesetzen", in: *Zeitschrift für Nationalökonomie* VII, 1936, 25 — 56; und „Weitere Bemerkungen zu den Ertragsgesetzen", *ebda.,* 338—397. Immerhin läßt sich aber *insgesamt* feststellen, daß besonders Mengers *Moral, Wille und Weltgestaltung. Grundlegung zur Logik der Sitten,* Wien 1934, einer der Vorläufer zur späteren Spieltheorie, *sehr* stark der Misesschen Sicht differenzierter ökonomischer Prozesse und Handlungsabläufe angelehnt wird.

74 Vgl. dazu nur G. Haberler, *Der Sinn der Indexzahlen. Eine Untersuchung über den Begriff des Preisniveaus und die Methoden seiner Messung.* Tübingen 1927; ders., „Transfer und Preisbewegung", in: *Zeitschrift für Nationalökonomie II* (1931), 100—102, und wiederabgedruckt in: A. Y. C. Koo (Hrsg.), *Selected Essays of Gottfried Haberler.* The MIT Press 1985, 133—142; oder O. Morgenstern, *Wirtschaftsprognose. Eine Untersuchung ihrer Voraussetzungen und Möglichkeiten.* Wien 1928.

75 Zum Terminus „therapeutischer Nihilismus", der ja von William Johnston als eines der Spezifika österreichischen Denkens bezeichnet wurde: Vgl. W. Johnston, *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938.* Wien— Köln—Graz 1972. *Analog* zur Zweiten Wiener Medizinischen Schule, die sich von der reichlich spekulativen, ätherischen Medizin der 1820er und 1830er Jahre abzuheben versucht und sich therapeutisch, da so *wenig* über *Diagnosen* und *Ätiologie* bekannt, *in größter* Zurückhaltung übt, könnte, mit größtem Wohlwollen interpretiert, eine familienähnliche Attitüde auch für den Austroliberalismus angenommen werden.

76 Vgl. etwa *Markt, Plan, Freiheit. Franz Kreuzer im Gespräch mit Friedrich von Hayek und Ralf Dahrendorf.* Wien 1983, 7—59.

77 N. Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation,* Bd. 2. Frankfurt/Main 1979, 221.
78 Mises, *Theorie des Geldes,* a. a. O., 264.
79 Spätestens nach einem Aha-Erlebnis Hayeks in Wien, „Ich habe die *Logik der Forschung* über Nacht ausgelesen ... und fand dort alles, was mir wichtig war.“ *(Markt, Plan, Freiheit,* a. a. O., 18) besitzt die austroliberale Forschungstradition aber eine *zweite* hypothetisch-deduktive Interpretation, dergemäß ihre Sätze *zwar hypothetischen.* aber empirisch falsifizierbaren Charakters sind
80 F. A. Hayek, *Geldtheorie und Konjunkturtheorie.* Salzburg ^{2}1976, 107.
81 *Ebda.,* 92.
82 Morgenstern, *Wirtschaftsprognose,* a. a. O., 95.
83 Vgl. überblicksartig zu diesem Problemkomplex H. Honolka, *Die Eigendynamik sozialwissenschaftlicher Aussagen. Zur Theorie der self-fullfilling prophecy.* Frankfurt—New York 1976.
84 Morgenstern, *Wirtschaftsprognose,* a. a. O., 96.
85 *Ebda.,* 121.
86 Mises, *Grundlagenprobleme,* a. a. O., 37
87 F. A. Hayek, *Der Weg zur Knechtschaft.* München 1976, 11
88 F.A. Hayek, „Volkswirtschaft: Preisentwicklung und Konjunktur“, in: *Neues Wiener Tagblatt,* 19. August 1934, 14.
89 R. Hegselmann, „Otto Neurath. Empirischer Aufklärer und Sozialreformer“, in: Otto Neurath, *Wissenschaftliche Weltauffassung. Sozialismus und Logischer Empirismus.* Frankfurt/Main 1979, 62.
90 Mises, *Die Gemeinwirtschaft,* a. a. O., 80.
91 Vgl. dazu nur etwa Anm. 7.
92 Meinungsführend in dieser Richtung natürlich N. Leser, *Zwischen Reformismus und Bolschewismus. Der Austromarxismus als Theorie und Praxis.* Wien 1968.
93 Zu Emil Lederer vgl. überblicksartig H. Speier, „Emil Lederer: Leben und Werk“, in: E. Lederer, *Kapitalismus, Klassenstruktur und Probleme der Demokratie in Deutschland.* Göttingen 1979 , 253— 272.
94 Vgl. dazu nur O. Neurath, „Inventory on the Standard of Living“, in: *Zeitschrift für Sozialforschung* 6, 1937, 140—151.
95 Vgl. dazu neben seinem *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen.* Frankfurt/Main 1978, vor allem auch die Aufsatzsammlung: K. Polanyi, *Ökonomie und Gesellschaft.* Frankfurt/Main 1979.
96 W. Schiff, *Die Planwirtschaft und ihre ökonomischen Hauptprobleme.* Berlin 1932.
97 Vgl. etwa O. Bauer, *Kapitalismus und Sozialismus nach dem Weltkrieg,* Bd. 1. *Rationalisierung und Fehlrationalisierung.* Wien 1931.
98 Vgl. nur R. Goldscheid / J. Schumpeter, *Die Finanzkrise des Steuerstaats. Beiträge zur politischen Ökonomie der Staatsfinanzen.* Frankfurt/Main 1976.
99 Vgl. nur N. Moszkowska, *Zur Kritik moderner Krisentheorien.* Prag 1935; oder ders., *Zur Dynamik des Spätkapitalismus.* Zürich 1943.
100 A. Sturmthal, *Die große Krise.* Zürich 1937.
101 Glaser, „Austromarxismus und Sozialwissenschaften“. Unveröffentl. Vortragstyposkript. Wien 1984, 2.
102 Bronowski, *The Ascent of Man.* Boston—Toronto 1973, 367.
103 Als eine der seltenen Ausnahmen muß hier das Frankfurter Institut für Sozialforschung erwähnt werden; und als Dokumentation dieses *Glücks*falls vgl. etwa R. Wiggershaus, *Die Frankfurter Schule. Geschichte, Theoretische Entwicklung, Politische Bedeutung.* München 1986.
104 Vgl. als Beleg dafür nur O. Neurath, R. Carnap, Ch. Morris (Hrsg.), *Foundations of the*

Unity of Science. Toward an International Encyclopedia of Unified Science, 2 Bde. University of Chicago Press 1971.

105 Vgl. dazu etwa auch K. R. Leube, „Friedrich August von Hayek. A Biographical Introduction“, in: C. Nishiyama, K. R. Leube (Hrsg.), *The Essence of Hayek.* Hoover Institution Press 1984. XIX.

106 L. Szilard, „Reminiscences“, in: D. Fleming, B. Bailyn (Hrsg.), *The Intellectual Migration: Europe and America, 1930-1960.* Cambridge (Mass.) 1969, 95ff.

107 O. Morgenstern, „Schlesinger Karl“, in: A. Schotter (Hrsg.), *Morgenstern,* a. a. O., 510.

108 J. A. Schumpeter, *History of Economic Analysis.* London—Boston—Sydney [12]1981, 1082.

109 B. Kreisky, „Eine Lehre für mein Leben: Man darf nie aufgeben“, in: H. Maimann, S. Matti (Hrsg.), *Die Kälte des Februar. Österreich 1933-1938.* Wien 1984, 132.

110 M. Mises, *My Years with Ludwig von Mises.* New York 1976, 32.

111 Vgl. dazu überblicksartig auch R. Reichardt, „Oskar Morgenstern zum Gedenken. Werk und Persönlichkeit eines großen Sozialwissenschaftlers“, in: *Zeitschrift für Nationalökonomie* 38, 1978, 161—179.

112 J. Steindl, „Reflections on the Present State of Economics“, in: *Banca Nazionale del Lavoro. Quarterly Review* 148 (1984), 4.

113 K. Merz, *Ein Mensch fällt aus Deutschland.* Frankfurt/Main 1981, 17.

114 K. J. Siegfried, *Universalismus,* a. a. O., 215.

115 L. Robbins, *Autobiography of an Economist.* London 1971, 232.

116 O. Morgenstern, „Collaborating with von Neumann“, in: *Journal of Economic Literature* 14, 1976, 807.

117 Vgl. dazu die camouflierenden Bemerkungen in der offiziösen Selbstdarstellung M. Mautner- Markhof, F. Nemschak, *40 Jahre Österreichisches Institut für Wirtschaftsforschung 1927-1967.* Wien 1967, 25 f.

118 R. Opitz (Hrsg.) *Europastrategien des deutschen Kapitals 1900-1945.* Köln 1977, 677.

OLIVER RATHKOLB

Überlegungen zum Exodus der „Jurisprudenz“

Rechts- und Staatswissenschaftliche Emigration aus dem Österreich der Zwischenkriegszeit

EINLEITUNG

Gleich am Anfang sollte klargestellt werden, daß hier in zweifacher Weise „Minderheitengeschichte“ geschrieben und analysiert wird:

1. Es handelt sich primär um den Versuch einer Elitenstudie über politisch-rassisch verfolgte Wissenschaftler, die an sich schon selbst eine Minderheit in der österreichischen Gesellschaft der 30er Jahre darstellten.

2. Die „wissenschaftlichen“ Exilanten stellten überdies eine zumindest partiell „begünstigte“ Schicht innerhalb des Exils dar — trotz aller existentiellen Probleme und Schwierigkeiten.

Aus diesen Gründen möchte der Verfasser immer wieder versuchen, die Rückwirkungen und Beeinflussungsmechanismen zwischen der Gesellschaft und der Wissenschaftlergruppe darzulegen, um zumindest ansatzweise den gesamtgesellschaftlichen Kontext zu wahren.
Der Bereich der Staats- und Rechtswissenschaftler wurde bewußt eng definiert — unter Ausklammerung der „Politischen Ökonomen“, aber auch der zahlreichen juristischen Praktiker (Rechtsanwälte, Notare, Richter, Beamte etc.) und der Politiker, die Rechts- oder Staatswissenschaften studiert hatten. Jene Absolventen und Träger eines Dr. iur. oder Dr. rer. pol., die in anderen Bereichen gewirkt haben (Kultur etc.), blieben ebenfalls unberücksichtigt. An Hand dieser Definitionsmerkmale wurde eine Gruppe von 48 zusammengestellt, deren Daten dem *Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933,* der Studie *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918-1945,* dem Aufsatz von Gerald Stourzh über *Die deutschsprachige Emigration in den Vereinigten Staaten: Geschichtswissenschaft und Politische Wissenschaft* sowie der Monographie von E. Wilder Spauding, *The Quiet Invaders,* entnommen wurden — ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben.[1] Eine repräsentative Bewertung dieser Gruppe ist jedoch sicherlich möglich.

1. EMIGRATION

1.1. AUSWANDERUNGSLÄNDER

Der erste simple, quantitative Schritt zur näheren Einordnung dieser Gruppe von Wissenschaftlern betrifft die Frage, wohin die betreffenden Rechts- und Staatswissenschaftler, die keineswegs immer an Universitäten lehren mußten, sondern denen neben einer Universitätskarriere in Österreich oder im Exilland definitionsgemäß auch eine „bloße“ Publikationstätigkeit als konstitutives Analyseelement zugeschrieben wurde, ausgewandert sind:

USA:	39
Großbritannien:	3
Brasilien:	2
Ägypten:	1
Ekuador:	1
Kanada:	2

Fast 80 Prozent fanden in den USA Zuflucht und konnten dort großteils ihre Karriere entweder fortsetzen oder sie begannen überhaupt erst mit deren Aufbau. In diesem Zusammenhang taucht bereits eine zweite Frage, und zwar die hinsichtlich der exakten Wissenschaftssparte, auf:

1.2. ARBEITSGEBIETE

Political Science:	11
USA-amerikanisches Recht:	9
Social Science:	7
International Affairs:	7
Patentrecht im weitesten Sinn:	3
Mehrfachdisziplin (Kelsen):	1
Diverse andere:	je 1

(Römisches Recht, Kirchenrecht, Strafrecht, Deutsches Recht, Zivilrecht, Ehe- bzw. Aktienrecht, Rechtsphilosophie, Sozialpolitik, israelisches Verwaltungs- und Verfassungsrecht; 1 ohne Lehrtätigkeit)

Bemerkenswert ist, daß es sich prinzipiell um 4 Sparten handelt, in denen die Exilösterreicher reüssieren konnten, wobei der hohe Anteil an Rechtsexperten im Bereich des inneramerikanischen Rechts (vom Strafrecht bis

hin zur Sozialversicherung) überraschend hoch ist, was immerhin einen hohen Grad an Elastizität und Adaptionsfähigkeit voraussetzt.

In dem folgenden Unterkapitel soll analysiert werden, wann und wo die Wissenschaftler ihre Ausbildung erhalten haben.

1.3. AUSBILDUNGSSCHWERPUNKTE

Österreich etc.:	37
In den USA studiert (mit Abschluß):	22

Dieser „Überhang“ von 11 „Doppelnennungen“ erklärt sich aus der Tatsache, daß 11 Wissenschaftler „neu“ zu studieren beginnen mußten — im Alter von 21 bis 45 Jahren. Die restlichen elf mußten Österreich entweder unmittelbar nach der Matura oder noch während ihrer Mittelschulzeit verlassen.

In inhaltlicher Hinsicht aufschlußreicher werden derartige Zahlen, wenn man den Ausbildungsschwerpunkt Gastland, d. s. großteils die USA, in Korrelation zu den Einzeldisziplinen setzt: Klar ist, daß die 9 Exilanten, die Experten für US-Recht wurden, neu bzw. nochmals zu studieren beginnen mußten. Überraschend hoch ist der entsprechende Anteil bei „Political Science“: 7 der 11 Fachleute in diesem Bereich absolvierten ein entsprechendes Studium — 40 Prozent von diesen sogar ohne entsprechende Vorkenntnisse.

Aus den eben genannten Zahlen ergibt sich ganz eindeutig, daß nur zu etwa 50 Prozent „österreichisches“, europäisches Wissen im Bereich der Ausbildung von Politikwissenschaftlern in den USA prägend und sozusagen „berufsformend“ war. Der innerstaatliche Einfluß des Gastlandes blieb ebensogroß. Ähnliches gilt auch für den Bereich „International Affairs“ — Völkerrecht und Internationale Beziehungen (4 mit US-Studium, 2 von ihnen mit alleiniger US-Ausbildung).

Ganz im Gegensatz dazu stellt sich die Beeinflußbarkeit durch Ausbildung im Bereich der Sozialwissenschaften (Soziologie etc.) dar: Hier gab es nur 2 „US-Studenten“, 1 davon ohne Österreich-Erfahrungen. Der Schluß liegt daher auf der Hand, daß in diesem Bereich eine „autonomere“ inhaltliche Kontinuität zur wissenschaftlichen Arbeit in Österreich (meist in Wien) gegeben war.

Es mag dem Leser überaus befremdend erscheinen, daß bis jetzt noch kein einziger Name oder ein spezifischer inhaltlicher Diskurs vorgekommen ist, doch geht es dem Verfasser nicht um „name dropping“, sondern um den

Versuch, ein Elitenphänomen zu analysieren und zu interpretieren. Inhaltliche und persönliche Entwicklungen sollen erst in weiterer Folge — unter Berücksichtigung der sich in diesem theoretischen Rahmen ergebenden Thesen — miteinbezogen werden.

1.4. PARTEIPOLITISCHE SOZIALISATION

In dieser Kategorie sind sicherlich die meisten „Unsicherheiten“ enthalten, da die vorhandenen Informationen überaus dürftig sind.

Analysiert werden konnten daher primär nur die ganz offensichtlichen parteipolitischen Aktivitäten:

Engagierte Christlichsoziale (während des Austrofaschismus):	7
Sozialdemokraten:	5
Engagierte Konservative während des Exils (bis 1945):	9
Engagierte Sozialisten:	1

Diese Tabelle bestätigt die These des Psychoanalytikers Rudolf Ekstein, der vom Verlust der „Sozialistischen Bewegung“ spricht, jedoch sollten die langfristigen gesellschaftspolitischen Einstellungskriterien im Einzelfall berücksichtigt werden. Und in diesem Bereich gibt es sehr wohl eine tiefgehende Kontinuität, die sich aber nicht in parteipolitischen Aktivitäten, sondern in gesellschaftspolitischen Reformvorschlägen auf akademischer Ebene äußert.

1.5. REMIGRATION

Dieser Bereich ist sicherlich eines der betrüblichsten Indizien für die wunden Punkte in der österreichischen Wissenschaftsgeschichtsschreibung über die Jahre zwischen 193 8 und 1945. Von den 48 angeführten Wissenschaftlern kamen 6 nach Österreich zurück (1946 — 2, 1947,1949,1953 und 1959 je 1), einer von ihnen kehrte jedoch wieder in das Exilland zurück. 5 der Rückkehrer hatten sich parteipolitisch für die „konservative“ Säule innerhalb der beiden großen politischen Bewegungen in der österreichischen Gesellschaft nach 1918 engagiert.

2. EINFLUSS DER EXILANTEN AUF DIE GASTGESELLSCHAFT

Nach diese grundsätzlichen Überlegungen soll versucht werden, im Konkreten den Einfluß und die Frage der Kontinuitäten im Rahmen der Rechtsund Staatswissenschaften primär auf die „Politische Wissenschaft“ in den USA (d. h. Political Science, Social Science, International Relations) zu beschreiben.

Um eine exakte Analyse zu ermöglichen, werden in der Folge die einzelnen Wissenschaftsdisziplinen en bloc diskutiert.

2.1. POLITICAL SCIENCE

Die Umschreibung „Politische Wissenschaft“ entspricht keineswegs der Bedeutung im US-Wissenschaftssystem, doch eignet sie sich als Fremdbezeichnung, d. h. daß die europäischen Definitionskriterien für Politische Wissenschaft auf die jeweiligen wissenschaftlichen Grundpositionen angewandt werden, obwohl beispielsweise viele Völkerrechtler einen Lehrstuhl für Political Science innehaben bzw. umgekehrt und gar nicht auf der „juridischen“ bzw. „geisteswissenschaftlichen“ Fakultät lehren. Der Verfasser ist sich darüber im klaren, daß es sich hierbei um eine willkürliche Termino- logisierung handelt, doch erscheint sie geeignet, die Frage der „Wissenschaftskontinuität“ und des „Wissenschaftstransfers“ exakter zu beschreiben.

Im folgenden die Grunddaten der 11 Wissenschaftler:[2]

Eberstein, William, geb. 11. Mai 1910; 1934 Dr. iur. Univ. Wien; Emigration 1934 nach GB; 1936 USA, 1938 Ph. D. Univ, of Wisconsin; zuletzt (1962 bis 1967) Prof, of Polit. Science Univ, of California, Santa Barbara; gest. 1976

Engelmann, Frederick C., geb. 1921; zuletzt Univ, of Alberta, Kanada

Gross, Franz, geb. 29. Juli 1919; 1940 Emigration in die USA; 1943 MA Harvard, 1952 Ph. D., 1959 Prof, of Polit. Science; Widener College, Chester, Pennsylvania

Hula, Erich, geb. 27. Mai 1900; 1924 Dr. phil. Univ. Wien; 1938 Emigration in die USA; bis 1967 Prof. New School for Social Research, NY

Kautsky, John H., geb. 5. März 1922; 1938 Emigration nach GB, 1939 USA; 1951 Ph. D. Harvard Univ.; Prof. Washington Univ., St. Louis

Mark, Max, geb. 16. Februar 1910; Dr. iur. 1933; 1941 Emigration nach China; 1948 USA; 1952 Ass. Prof. Wayne State Univ.

Possony, Stefan Thomas, geb. 15. März 1913; 1935 Dr. phil. Univ. Wien; 1939 Emigration nach Frankreich; 1940 USA; 1946—1961 Prof. Georgetown Univ., seit 1961 Hoover Institution

Secher, Herbert P., geb. 8. Mai 1924; 1939 in die USA emigriert; 1954 Ph. D. Univ, of Wisconsin; seit 1964 Prof. Case Western Reserve Univ. Cleveland; 1969 bis 1975 Kansas State Univ.

Shell, Kurt Leo, geb. 17. November 1920; 1938 Emigration nach GB, 1940 USA; 1955 Ph. D. Columbia Univ.; 1956 Ass. Prof. Harpur College; 1967 Prof. Univ. Frankfurt/Main

Steiner, Kurt, geb. 10. Juni 1912; Dr. iur. 1935 Univ. Wien; 1938 Emigration in die USA; 1955 Ph. D. Univ, of Stanford, California; 1962 Prof, of Political Science in Stanford

Voegelin, Eric, geb. 3. Januar 1901 in Köln; 1922 Dr. rer. pol. Univ. Wien; 1938 Emigration über die Schweiz in die USA; 1942 bis 1958 Prof. Louisiana State Univ.; 1959 bis 1969 Univ. München; 1969 bis 1974 Hoover Institution

Den größten Einfluß übten diese Exilanten auf die Theorienbildung der US-Politikwissenschaft, betreffend „Kommunismus und Totalitarismus“, aus.[3] Ebenstein, dessen Totalitarismusansatz antifaschistische Wurzeln hat *(Fascism at Work,* London 1934) und der Österreich bereits 1934 verließ, beschäftigte sich nicht nur mit dem italienischen, sondern auch mit dem deutschen Faschismus. Sein 1962 publiziertes Werk, Two *Ways of Life: The Communist Challenge to Democracy,* wurde vom Department of Defense angekauft (100.000 Stück)[4] und entsprach der damals herrschenden Ansicht, Nationalsozialismus bzw. Faschismus und Kommunismus als gleichartige Systeme interpretieren zu können.

Ähnliche Argumentationsmuster — wenngleich nicht derart prominent wie bei Ebenstein — finden sich in den Publikationen John Kautskys und Stefan Possonys. Kautsky beschäftigte sich überdies mit dem Einfluß des Kommunismus auf die postkoloniale Entwicklung in der Dritten Welt *(Moscow and the Communist Party of India,* 1956, *Patterns of Modernizing Revolution: Mexiko and the Soviet Union,* 1975). Die Diskussion über die „Natur“ des Kommunismus erweiterte Possony, der 1934 als Redakteur für den *Christlichen Ständestaat* geschrieben hatte, um militärstrategische Komponenten. Beide, Kautsky und Possony, gehörten überdies dem konservativen Think-Tank der Hoover Institution an.

Die zweitstärkste Gruppe repräsentieren jene Wissenschaftler, die sich mit regionalen politischen Strukturen und Entwicklungen auseinandersetzten: So beispielsweise der kanadische Professor Engelmann mit Kanada und Österreich; Franz Gross mit afrikanischen Staaten und Konfliktmanagement, Herbert Secher mit Österreich und der Bundesrepublik Deutschland, Kurt Steiner von der University of Stanford mit Japan und Österreich. Während diese Gruppe ihre komparatistischen Studien primär für ein amerikanisches Zielpublikum betrieben, verlegte Kurt Shell — vor allem seit seiner Berufung nach Frankfurt/Main — seinen Forschungsschwerpunkt von derartigen Regionalstudien *(The Transformation of Austrian Socialism,* 1962) auf eurozentrierte Studien — teilweise auch über das politische System der USA.

Es ist sicherlich kein Zufall, daß alle aus dieser Gruppe von Politikwissenschaftlern, die ihre Ausbildung in den USA erhalten hatten, sich letztlich auf Regionalstudien spezialisierten. Über „inneramerikanische" Entwicklungen hat keiner von ihnen im umfangreicheren Ausmaß publiziert.

Eine Schulbildung im engeren Sinn hat es jedoch weder im Falle der Totalitarismustheoretiker noch bei den Regionalexperten gegeben. Ausbildungskontinuitäten aus Österreich lassen sich nur ansatzweise nachweisen, so vor allem bei Ebenstein und Hula, die sich beide in den USA mit der Reinen Rechtslehre Hans Kelsens auseinandersetzten.

Eric Voegelin: Vom Mitglied der Wiener Rechtstheoretischen Schule zum „gnostischen Anti-Gnostiker"

Während Ebenstein und vor allem Erich Hula versuchten, die Theoreme Kelsens in die amerikanische Diskussion einzuführen, hatte Voegelin seine Traditionen in mehrfacher Weise nach seiner Emigration 1938 aufgegeben und sich den „ontologischen Grunderfahrungen von Mensch, Gesellschaft und Geschichte" zugewandt.[5] In den letzten Jahren hat sich in den USA ein richtiger Boom an Publikationen über seine philosophisch-historischen Systeme entwickelt, sodaß der Deutsche Voegelin heute sicherlich der am meisten rezipierte Exilant aus der ganzen Gruppe der in Österreich ausgebildeten Rechts- und Staatswissenschaftler ist.[6]

Das merkwürdige an dieser Entwicklung ist, daß Voegelin bereits 1936 eine offene Parteinahme zugunsten der austrofaschistischen „Ständeverfassung" publizierte und in dieser Monographie über *Der autoritäre Staat. Ein Versuch über das Staatsproblem* bewußt gegen den „politischen Liberalismus" und dessen Verfassungsmodell argumentierte. Richard Faber erklärt indirekt die Begeisterung amerikanischer Autoren für Voegelin, wenn er ihn

als „Fetischist von Autorität und Ordnung, von ‚law and order[4]“ bezeichnet.[7] Gerade diese ideologische Grundstimmung beherrscht die USA in den letzten Jahren. Voegelins weitverbreitete Werke wie *The New Science of Politics* und *Order and History* brachten ihm zwar einerseits den „Lippincott Prize“ der American Political Science Association (vorher hatten ihn nur 3 Emigranten erhalten, nämlich Hannah Arendt, Karl Popper und Leo Strauss), aber andererseits auch heftige Kritik, die seine Thesen als „proto-faschistisch“ bezeichneten.[8]

Während Voegelin politische Wissenschaft als autoritäre „Ordnungswissenschaft“ verstand, griff er auch in die Totalitarismusdebatte ein, um als Konsequenz des Antikommunismus Kritik und Unterdrückung von „Progressi- vismus“ sozialdemokratischer und liberaler Spielart zu postulieren — daher konnte er sich auch keine Wiederherstellung der „spanisch-republikanischen“ Regierung vorstellen (1962).[9]

In seiner Auseinandersetzung mit der „Reinen Rechtslehre“ Kelsens formulierte Voegelin seine „Naturrechtslehre“, die darauf basiert, daß sich das „Naturrecht im Menschen ereigne, so wie sich das Sollen überhaupt im Menschen ereignet.“[10]
Kelsen — auf dessen Theorien noch im folgenden konkreter eingegangen wird — argumentierte gegen die „rationale Erkenntnis letzterer — oberster — Normen“," und beantwortete die Frage nach der Möglichkeit von Rechtsdogmatik als Wissenschaft mit seiner Lehre von der Grundnorm. Laut Robert Walter muß allen rechtsdogmatischen Untersuchungen eine „normativ fundierte Annahme — eben die Grundnorm“ vorangestellt werden: „Nur so kann er das von ihm beschriebene System als geltendes System darstellen.“[12]

Während Kelsen um eine eindeutige Trennung von Rechtswissenschaft und Staat bemüht ist, basieren Voegelins Theorien auf dem Willen, aktiv in die politische Entwicklung — repressiv — einzugreifen, um eine „Demokratie“ von oben durchzusetzen. Es ist sicherlich kein Zufall, daß gerade in den letzten Jahren diese antikommunistischen, antisozialistischen Vorstellungen Voegelins großen Zuspruch in den USA gefunden haben, wogegen Kelsen in seinem Exilland in der Gegenwart nur mehr Experten ein Begriff ist.

2.2. US-AMERIKANISCHES RECHT[13]

Ehrenzweig, Albert Armin, geb. 1. April 1906; 1928 Dr. iur. Univ. Wien, 1938 Emigration nach GB, 1939 USA; 1941 J. D. Univ, of Chicago; 1948 bis 1974 Prof. Univ, of California School of Law, gest. 1974

Grad, Frank Paul, geb. 2. Mai 1924; Dez. 1938 nach GB und 1939 in die USA; 1949 LL.B. Columbia Univ. School of Law; ab 1969 Prof. Columbia Univ.

Herzog, Fred F., geb. 21. September 1907; 1931 Dr. iur. Univ. Graz; 1939 Emigration via Schweden in die USA, Iowa College of Law (1942 J. D.); seit 1947 Prof. Chicago-Kent Coll, of Law; seit 1976 Dean John Marshall School of Law, Chicago

Kaufman, Fred (bis 1941 Fritz Kaufmann), geb. 1924; 1939 Emigration via GB und Kanada nach USA, seit 1962 Doz. für Strafrecht an der McGill Univ. (Quebec); 1968 bis 1973 ao. Prof, für Gerichtsmedizin

Kaufman, Robert Max, geb. 17. November 1929; 1938 Emigration über GB in die USA; 1957 J. D. Brooklyn Law School

Lenhoff, Arthur, geb. 25. Oktober 1885; 1908 Dr. iur. Univ. Wien, 1927 bis 1938 ao. Prof, an der Univ. Wien; 1938 Emigration via Schweiz in die USA; 1975 Buffalo Law School, gest. 1965

Rohrlich, George F., geb. 6. Jan. 1914; 1937 Dr. iur., 1939—1941 Refugee Scholar, Harvard; Prof. Univ, of Chicago und Temple Univ, in Philadelphia

Schwind, Michael A., geb. 2. Juli 1924; 1939 Emigration nach Ekuador; 1949 Dr. iur. Univ, of Ecuador, Quito; 1951 USA; 1967 Prof. New York Univ, of Law

Silving Ryu, Helen, geb. 8. März 1906; 1929 Dr. phil., Dr. iur. 1936 Univ. Wien; 1939 USA; 1944 LL.D. Columbia Univ., 1957 Prof. Univ. Puerto Rico School of Law

Ohne die Leistungen der genannten Rechtswissenschaftler für Amerikanisches Recht mindern zu wollen, muß doch festgestellt werden, daß ihr Einfluß auf die amerikanische Rechtsentwicklung — verglichen zum Beispiel mit Felix Frankfurter[14] — ein marginaler blieb. Charakteristisch für alle ist, daß sie als Praktiker in den Wissenschaftsbetrieb integriert wurden — die meisten arbeiteten als Anwälte, Rohrlich als Regierungsexperte. Bemerkenswert ist der hohe Grad an Adaptionsfähigkeit, denn es gibt keinerlei Unterschiede zwischen den „jungen“ Exilanten und jenen, die bereits in Österreich im Berufsleben arriviert waren. Voraussetzung war jedoch in jedem Fall ein (neuerliches) Studium in den USA.

Ein Blick auf die Fachrichtungen beweist, daß es in diesem Bereich keinerlei Schul- oder Themenbildungen gibt wie vergleichsweise bei den Politik-

wissenschaftlern. Die Palette der Forschungs- bzw. Lehrtätigkeit reicht von Vergleichender Rechtswissenschaft (Ehrenzweig und Schwind) über Umweltschutz und Gesundheit (Grad), Arbeits- und Gewerkschaftsrecht (Herzog und Lenhoff) und Strafrecht (Fred Kaufman und Silving-Ryu), Kartellrecht bis zu (Robert M. Kaufman) Sozialversicherungsrecht (Rohrlich). Trotzdem zeigen sich „europäische“ Wurzeln — vor allem bei den Bereichen Arbeits- und Sozialversicherungsrecht, wo die österreichischen Traditionen wesentlich ausgeprägter sind, und im Bereich der Vergleichenden Rechtswissenschaft. Hier wirkte sich auch die Berufsvorbildung der Exilanten aus, und hier war sicherlich die größte Einflußmöglichkeit auf die neue Heimat gegeben — so bei Lenhoff im Arbeitsrecht und durch Albert Armin Ehrenzweig bei der Rechtsvergleichung. Den umfangreichsten Publikationseinfluß übte Grad aus, wobei er jedoch zur Gänze durch seine amerikanische Ausbildung und die gesellschaftlichen Themenumfelder beeinflußt wurde.

2.3. SOCIAL SCIENCE[15]

Dem Verfasser ist bewußt, daß diese Abgrenzung besonders schwierig ist und in einzelnen Fällen nur einen Teilbereich der Forschungsaktivitäten der Exilanten betrifft, doch sollte diese Disziplin nicht nur „Sozialwissenschaften“ im europäischen Sinn vorbehalten bleiben, sondern auch eine Innovation im Bereich der wissenschaftlichen Methodik exemplifizieren — so zum Beispiel im Fall von Peter Drucker, einem der bekanntesten amerikanischen Managementtheoretiker. In diesem Zusammenhang gibt es aber durchaus Wechselwirkungen und dialektische Prozesse mit den klassischen Ausbildungsschwerpunkten und Theoriebildungen des Österreich vor 1938.

Bunzel, Joseph Hans, geb. 20. September 1907; 1932 Dr. iur. Univ. Wien; 1938/1939 via Frankreich Emigration in die USA; 1967 Prof. S.U.N.Y., Buffalo

Drucker, Peter F., geb. 19. November 1909; 1927 Hamburg; 1931 Dr. iur. Univ. Frankfurt, 1933 GB, 1937 USA, 1950 bis 1952 Prof. New York Univ. Grad. School of Business Administration; seit 1971 Prof. Claremont Grad. School, California

Hoselitz, Bert(hold) Frank, geb. 27. Mai 1913; Dr. iur. 1936; 1938 Emigration nach GB, 1939 USA; 1945 MA Univ, of Chicago; 1954 bis 1978 Prof. Univ. of Chicago

Polanyi, Karl, geb. 1886; 1909 Dr. iur; 1936 Emigration nach GB; 1940 USA; 1947 bis 1953 und 1955/56 Gastprofessor Columbia Univ., gest. 1964

Sturmthal, Adolf, geb. 10. September 1903; 1934 aus Österreich ausgebürgert (Emigration via Schweiz 1938 in die USA); ab 1960 Prof, of Labor and Industrial Relations, Univ. of Illinois, Champagne; gest. 1986

Winter, Ernst Karl, geb. 1. September 1895; 1921 Dr. iur. Univ. Wien; 1939 bis 1942 Prof. New School for Social Research, New York

Zeisel, Hans, geb. 1. Dezember 1905; 1927 Dr. iur. Univ. Wien; 1938 USA; seit 1953 Prof. Univ. of Chicago School of Law

Das Signifikanteste an dieser Gruppe von Sozialwissenschaftlern, die sich mit den verschiedensten Themen auseinandersetzten, ist die Tatsache, daß sie parteipolitisch aktiv waren: Hoselitz, Polanyi und Zeisel auf Seiten der Sozialdemokratie und Winter am „linken" Flügel der Christlichsozialen, der nach 1933/34 einen Ausgleich mit der Arbeiterschaft versuchte.

Dies entspricht auch den Forschungsergebnissen über den Einfluß sozialistisch sozialisierter Wissenschaftler auf die Entwicklung der Sozialwissenschaften in den USA — mit direkten Rückwirkungen auf die Entwicklung in Europa (Frankfurter Schule).[16]

Der zweite gemeinsame Nenner liegt in der Tatsache begründet, daß sie, am weitesten von ihrer ursprünglichen Ausbildung an den rechtswissenschaftlichen Fakultäten entfernt, innovative Forschungen in den USA durchgesetzt haben. Peter F. Drucker, der prominenteste Repräsentant der Managementlehre, dessen Epigonen bis nach Japan reichen und dessen Publikationen auch auf dem deutschsprachigen Markt bekannt geworden sind, formulierte diesen Gegensatz treffend: *Was ich als formale Ausbildung vorweisen kann - wobei ich gewisse Zweifel hege, daß ein deutsches Doktorat der Rechtswissenschaften tatsächlich eine solche darstellt -, so erfolgte diese auf dem Gebiet der Staatswissenschaften, der Geschichte rechtlicher und politischer Institutionen und der politischen Philosophie.*[17] Er wurde u. a. in seinem Denken auch von Kelsen beeinflußt, obwohl er dessen philosophischen Standpunkt nicht teilte; Kelsens „Klarheit des Geistes, seine intellektuelle Aufrichtigkeit und Integrität"[18] beeindruckten Drucker sehr. Nicht verschwiegen werden sollte aber auch Druckers Bewunderung für Othmar Spanns Fähigkeit — obwohl dieser kein „großer" Ökonom war — , aus den Wirtschaftswissenschaften eine eigenständige Disziplin zu entwickeln.

Drucker begann sehr früh, sein „Interesse an Institutionen, ihrer Dynamik, ihrem inneren Zusammenhang, ihrer Steuerung, ihrer Moral und ihrer Leis-

tung“[19] in eine extensive und weltweit bekannte Managementforschung umzusetzen.

Ein zweiter, in den USA relativ bekannter Exilant, der aus Ungarn stammende Karl Polanyi, ist insoferne interessant, als er — ganz im Gegensatz zur derzeit so gerühmten „Austrian School of Economics“ konservativer Prägung — seinen ideologischen Grundsätzen treu geblieben war und versuchte, Markt-Systeme zu entwickeln, die — wie Coser schreibt[20] — auf „redistribution“ und „reciprocity“ basierten und über den New Deal hinausgingen. Polanyi stellte eine humane, demokratische, sozialistische Planwirtschaften den Vordergrund seiner Überlegungen — im Gegensatz zu „acquisitive individualism“. Trotz seiner großen Schwierigkeiten während der McCarthy-Ära in den USA gehört Polanyi heute zu den arrivierten „Häretikern“ und wird in einer Reihe mit Thorstein, Vebelen und John Galbraith genannt — obwohl er immer ein Außenseiter im akademischen Leben blieb.[21]

Wesentlich bekannter als akademischer Lehrer wurde Hans Zeisel, einer der Pioniere der empirischen Sozialwissenschaft in Österreich — gemeinsam mit Paul Lazarsfeld und Marie Jahoda. Er initiierte die Anwendung von statistischen Methoden im Bereich der Rechtswissenschaften in den USA (Rechtssoziologie). Zeisels auch international erfolgreiches Buch, *Say it With Figures,* war letztlich aus den Vorarbeiten in der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle während der Ersten Republik hervorgegangen.[22] Hinter diesen methodischen Innovationen stand die Idee, „in Dimensionen der sozialen Wirklichkeit vorzudringen, die vorher noch niemand systematisch gesehen hatte.“[23]

Diese innovatorische Potenz zeigt sich auch bei Hoselitz, der zu den ersten Sozialwissenschaftlern in den USA zählte, die sich systematisch mit dem Einfluß „nicht-ökonomischer“ Faktoren auf wirtschaftliche Prozesse beschäftigten und Auswirkungen sozialer und kultureller Faktoren auf die Volkswirtschaften in Entwicklungsländern analysierten. Ebenso wie Zeisel fand er seine „Forschungsinsel“ im Fakultätsverband der University of Chicago, wo er auf sozialistische Ideen und Ideale nicht verzichten mußte. Der Grund für diese Liberalität lag in der breiten humanistischen College-Erziehung dieser Universität.[24]

Eine ungewöhnliche Karriere machte der Grazer Joseph Bunzel, der sich in der Gerontologie als Praktiker und als Soziologe etablieren konnte. Der einzige „Rückkehrer“ in dieser Gruppe, Ernst Karl Winter — signifikanterweise wieder aus der Gruppe der christlichsozial Engagierten —, ist hingegen mit seinem Publikationsschwerpunkt durchaus auf der Linie der romantischen katholischen Soziallehre geblieben.[25] In den USA unterrichtete er an der New School for Social Research, der „University in Exile“, wo auch Erich Hula oder

Felix Kaufmann für einige Zeit wirkten. Diese 1933 gegründete Exiluniversität sollte die Erkenntnisse „einer spezifischen Wissenschaftstradition“ aufrechterhalten und weiterentwickeln.[26] Es gelang der New School, 167 europäischen Wissenschaftlern zur Emigration und zu einer Anstellung in den USA zu verhelfen. Winter gehörte zu jenen Wissenschaftlern, die keinen langfristigen Kontakt mit der modernen wissenschaftlichen Szene des Asyllandes finden konnten — ein Faktum, das sich auch anhand seiner wenigen Aufsätze in englischer Sprache belegen läßt.[27]

Obwohl kein Jurist oder Staatstheoretiker, soll Sturmthal, ein Schüler des Nationalökonomen und Spann-Gegners Hans Mayer, doch unter dem Kapitel „Social Science“ angeführt werden,[28] da er kein Nationalökonom im klassischen Sinn war, sondern frühzeitig austromarxistische Traditionen auf hoher wirtschaftspublizistischer Ebene fortsetzte. Seine klaren Analysen wirtschaftlicher Entwicklungen der Nachkriegszeit *(Die große Krise)* setzte er in den USA mit Studien über die Entwicklung der Arbeiterklasse fort — durchaus in Opposition zu Otto Bauers „integralem Sozialismus“, aber auch zum Rennerschen politischen Pragmatismus.[29] Früh begann er die Auswirkungen technologischer Entwicklungen auf die Arbeitswelt zu analysieren, noch ehe derartige Probleme in Europa bekannt waren.

2.4. INTERNATIONAL AFFAIRS[30]

Diese Abgrenzung ist genauso unvollkommen wie die vorher genannte, doch insoferne ein nützlicher Denkraster, als es möglich wird, gemeinsame Entwicklungslinien deutlicher herauszuarbeiten.

Zu den Abgrenzungskriterien gehören Diplomatiegeschichte ebenso wie internationale Rechtsvergleichung (aus europäischer Sicht) und auf internationale Beziehungen ausgerichtete Politikwissenschaft.

Alexich, Georg Maria, geb. 14. September 1873; Dr. phil., Diplomat;
1938 Emigration in die USA; Prof, für Internationales Vergleichendes Recht und Diplomatie an der Georgetown Univ., gest. 1949

Bauer, Robert, geb. 29. August 1910; 1938 Emigration nach Prag; 1939 Frankreich; 1940 USA; 1972 bis 1975 Prof, am Kenyon College, Ohio; 1978 Prof, an der American Univ., 1981 an der John Hopkins Univ.

Berger, Peter Ludwig, geb. 7. November 1896; 1938 Emigration nach Brasilien; 1940 in die USA; 1940 bis 1953 Prof, für Öffentliches und Ver-

gleichendes Internationales Recht an der Catholic Univ. of America, Washington, D.C.

Kunz, Josef L., geb. 1. April 1890; Dr. iur., Dr. rer. pol; 1934 Prof, of International Law, Univ. of Toledo

Neumann, Robert G., geb. 2. Januar 1916; 1939 Emigration in die USA; 1946 Ph. D., Univ. of Wisconsin; 1956 bis 1966 Prof. Univ, of California, Los Angeles; 1977 Dir. Institute for Study of Diplomacy, Georgetown Univ.

Schick, Franz B., geb. 5. August 1901; seit 1948 Prof, für Völkerrecht Univ. of Utha

Strausz-Hupe, Robert, geb. 25. März 1903; 1923 Emigration in die USA; 1944 Ph. D. Univ. of Pennsylvania; seit 1952 Prof. Univ. of Pennsylvania

Deutlich wird in diesem Bereich wieder der für das akademische Leben in den USA typische Übergang zwischen Regierungstätigkeit im Bereich Außenpolitik und der Wissenschaft. Neumann und Strausz waren zuletzt als US-Botschafter im Ausland gewesen, Bauer hatte eine hohe Funktion in der Informations- und Kulturabteilung des Department of State bekleidet. Ein zweiter Schwerpunkt weist in Richtung des klassischen Völkerrechts. So publizierte Schick eine Reihe von Abhandlungen zu diesem Thema — auch unter Berücksichtigung der NS-Vergangenheit *(Trials of Major War Criminals).* Bekannt wurde auch einer der Lieblingsschüler Kelsens, Josef L. Kunz, mit völkerrechtlichen Studien.

Hans Kelsen selbst wird außerhalb der herkömmlichen Kategorien skizziert, da er sowohl in die genannte Gruppe passen würde als auch als Staatsrechtslehrer und Rechtsphilosoph tätig war.

3. HANS KELSEN UND DIE WIENER RECHTSTHEORETISCHE SCHULE

In den bisherigen Ausführungen wurden bereits eine Reihe seiner Schüler und Mitarbeiter, die emigrieren mußten, wie z. B. Voegelin, Hula, Ebenstein und Josef Kunz, angeführt — einige dieser Elite-Schule, wie Felix Kaufmann und Josef Dobretsberger, werden noch angeführt werden. Die Bedeutung Kelsens war in den 40er und 50er Jahren größer als es heute der Fall ist, wobei sich in den USA eher die Schule um Voegelin in breitem Umfang durchsetzen konnte.

Während der Kriegs- und Nachkriegszeit war Hans Kelsen einer der wenigen Exilanten, denen in den USA entsprechende Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Deutliche Hinweise finden sich beispielsweise in *der Encyclopedia of the Social Sciences,*[31] obwohl sich die herrschende Rechtstheorie mit seinen Thesen nicht anfreunden konnte:

No doubt such a universal science is possible, but it is achieved by ridding the law of all the doubts and difficulties which make a science of law worth having.

Kelsens Rechtstheorie, basierend auf neukantianischen und positivistischen Vorstellungstraditionen, sollte als „Reine Rechtslehre" dem „Zeitgeist" der ausgehenden Monarchie und ihren Nationalitätenkonflikten, aber auch den parteipolitischen Konflikten entgegenwirken:[32]

Von allem Anfang an war... mein Ziel: Die Jurisprudenz... auf die Höhe einer echten Wissenschaft, einer Geistes-Wissenschaft zu heben... und deren Ergebnisse soweit als irgend möglich anzunähern... Nicht um die Stellung der Jurisprudenz innerhalb der Wissenschaft... geht in Wahrheit der Streit..., sondern um das Verhältnis der Rechtswissenschaft zur Politik, um die saubere Trennung der einen von anderen.

Gerade diese theoretischen Maximen brachten Kelsen in das Kreuzfeuer politisch motivierter Kritik. Als einer der wenigen Theoretiker im Bereich des Staatsrechtes verteidigte er die Demokratie liberaler Prägung nicht nur „gegenüber der monarchischen Autokratie", sondern auch gegenüber der „Parteidiktatur — von links und rechts".[33] Kelsen hatte bei der rechtlichen Diskussion über die österreichische Verfassung vom Jahre 1920 eine entscheidende Rolle gespielt, geriet aber in der Folge immer wieder in Konflikt mit der Verfassungsentwicklung während der Ersten Republik. 1930 zog er im Zusammenhang mit den „Reformen" des Verfassungsgerichtshofes im Sinne einer politischen Ernennung der Verfassungsrichter durch die christlichsoziale Regierung die persönlichen Konsequenzen und verließ Österreich.[34]

Auch im Rahmen der Universität wurde Kelsen, der 1927 gemeinsam mit anderen Persönlichkeiten wie Alfred Adler, Sigmund Freud und Robert Musil eine Art Wahlempfehlung für die sozialen und kulturellen Leistungen der sozialdemokratischen Stadtverwaltung Wiens abgegeben hatte,[35] zusehends isoliert. Ein Grund dafür war neben seinen rechtsdogmatischen Grundsätzen auch seine liberale Vergabe von Dissertationen, sodaß auch Marxisten wie Hugo Huppert oder Leo Stern ihre Denkstrukturen entwickeln konnten.[36]

Trotz Kelsens umfassender rechtstheoretischer Auseinandersetzungen mit der Staats- und Rechtslehre des Sozialismus und seiner Parteinahme für einen Staatssozialismus Lassallescher Prägung blieb die inhaltliche Auseinandersetzung dem von Kelsen habilitierten Max Adler vorbehalten.[37] Ortho-

doxe marxistische Rechtsdogmatiker — so zum Beispiel Eduard Rabofsky[38] — werfen Kelsen antifaschistische Passivität vor, da er den Übergang des bürgerlichen Rechts in das „Recht“ des NS-Staates nicht näher im Rahmen der Reinen Rechtslehre explizierte. Absurd wirken in weiterer Konsequenz Argumente wie jene Johann Josef Hagens, die — so zitiert bei Gerhard Oberkofler — die „Katastrophen von 1934 und 1938“ als Folge der „demokratischen Entwicklung“ seit der österreichischen Bundesverfassung von 1920 interpretieren.[39]

Kelsen selbst hat diese Probleme im Vorwort seiner *Reine Rechtslehre* thematisiert: *Faschisten erklären sie für demokratischen Liberalismus, liberale oder sozialistische Demokraten halten sie für einen Schrittmacher des Faschismus. Von kommunistischer Seite wird sie als Ideologie eines kapitalistischen Etatismus, von nationalistisch-kapitalistischer Seite bald als krasser Bolschewismus, bald als versteckter Anarchismus disqualifiziert.*[40]

Klar unterscheidet Kelsen auch zwischen dem Postulat einer „objektiven Rechtswissenschaft“, die „nur in einer Periode sozialen Gleichgewichts Aussicht auf allgemeine Anerkennung“ habe.[41]

Während die nationalsozialistischen Rechts„wissenschaftler“ wie beispielsweise der Dekan der juridischen Fakultät, Ernst Schönbauer, nach dem „Anschluß“ ganz offen gegen den „Juden“ Kelsen auftraten,[42] versuchte die deutsche Rechtswissenschaft ihn teilweise überhaupt zu negieren — im „Verfassungsrecht des Großdeutschen Reiches“ von Ernst Rudolf Huber wurde Kelsen im Zusammenhang mit der Verfassungsentwicklung in Österreich nicht einmal erwähnt.[43] Bereits am 14. April 1933 „jubelte“ die *Salzburger Wacht:* „Professor Kelsen im Dritten Reich nicht brauchbar.“

Völlig anders geartet war hingegen die Auseinandersetzung und Rezeption Kelsenscher Überlegungen in seinem letzten Exil (nach Köln, Genf und Prag) in den USA. Entsprechend den neuen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen konzentrierte sich Kelsen auf eine Weiterentwicklung seiner rechtsdogmatischen Auseinandersetzung mit Sozialismus und Marxismus — durchaus im Interpretationsraster der damals herrschenden Totalitarismus-Theorien: *The deplorable Status of Soviet legal theory, degraded to a handmaid of the Soviet government, should be a grim warning to social scientists that true social Science is possible only under the condition that it is independent of politics.*[44] Diese Schlußfolgerungen determinieren bis zum heutigen Tag die emotionalisierten Interpretationsraster marxistischer Theoretiker.

Daß Kelsen — trotz seines Bekanntheitsgrades und seiner Anerkennung in den USA — nie jene Anhänger im Sinne einer breiten Schulbildung finden

konnte, wie es in Österreich zumindest punktuell der Fall war, lag sicherlich in den Konflikten zwischen seinen Grundthesen, die er 1945 in Form seiner Abhandlung *General Theory of Law and State* erstmals einem angloamerikanischen Kreis vorlegte (Postulat einer wertfreien Rechtswissenschaft; Unterschied zwischen Kausalität und Norm und „Ablehnung" der Trennung zwischen Recht und Staat)[45] und den amerikanischen Rechtstraditionen:

There is none of Bentham's Utility here, none of the self-evident truths which belonged to America's founding fathers, and none of the panopoly of the natural law tradition which dominated Europe from medieval times.

Trotz seiner Reputation in den USA und seiner erfolgreichen Lehrtätigkeit an der University of California blieb Kelsen auch in den USA — zum Unterschied von der Kelsen-Rezeption in Südamerika — ein Außenseiter, sogar auf dem Gebiet des Völkerrechts, wo er als Experte geschätzt, in den Entscheidungsablauf der politischen Bürokratie jedoch nur ganz am Rande eingebunden wurde.[46]

Rechtsphilosophie und Felix Kaufmann

Als prominentester Exilant der phänomenologischen Rechtslehre soll hier ein Schüler Kelsens, Felix Kaufmann, kurz thematisiert werden. Während sich seine Ergebnisse im wesentlichen mit jenen Kelsens decken, besteht sehr wohl ein Unterschied in der Methodik, wobei Kaufmann stark von Edmund Husserl beeinflußt worden ist.[47]

Obwohl Mitglied des Wiener Kreises um Moritz Schlick, betrachtete er sich als loyale Opposition zu dem atomistischen Empirizismus des Wiener Kreises. Während in seiner *Methodenlehre der Sozialwissenschaften* 1936 noch deutlich der Einfluß der Phänomenologie Husserls zu spüren ist, zeigt sich in der überarbeiteten englischen Fassung 1944 bereits die Verarbeitung von John Deweys Logik.

Diese Rezeption von philosophischen Traditionen des Gastlandes ist für den Verfasser ein wichtiger Faktor bei der Außenwirkung der wissenschaftlichen Arbeit von Exilanten, wobei das Bemerkenswerte an Kaufmann zu sein scheint, daß seine „Entdeckung" erst der aktuellen Diskussion über den Wiener Kreis in den USA zu verdanken ist.[48]

Ein Außenseiter der „Wiener Schule" - Josef Dobretsberger

Dobretsberger, der von seinen Forschungs- und Publikationsschwerpunkten her eher in den Bereich der Wirtschaftswissenschaften gehört, wird

hier deswegen kurz angeführt, weil er gleichfalls aus der Schule Kelsens hervorgegangen ist und 1926 bis 1929 dessen Assistent gewesen war.[49] Im Gegensatz zu Kelsen, der zwar seine Sympathien für die Sozialdemokratie nie verheimlichte, aber nie ein parteipolitisch — auch nur im entferntesten — unterstütztes Amt annahm, engagierte sich Dobretsberger sehr früh im Rahmen der Christlichsozialen Partei, um besonders während des Austrofaschismus am linken Flügel der Vaterländischen Front und als Minister für Soziale Verwaltung tätig zu sein. Nach der Rückkehr aus dem Exil in der Türkei,[50] in Jerusalem und zuletzt in Kairo wurde er Rektor der Universität Graz. Bereits ein Jahr später verließ er die ÖVP und gründete die Demokratische Union, die in weiterer Folge eng mit der KPÖ zusammenarbeitete.

In seinen nationalökonomischen Studien spürt man eher pragmatisches denn dogmatisches Denken — sicherlich eine Folge der Zusammenarbeit mit Kelsen. Dobretsbergers wissenschaftlichen Arbeiten blieben jedoch lange Zeit in der Wissenschaftstradition nach 1945 verdeckt, da seine parteipolitische Tätigkeit und sein Engagement zur Intensivierung des Ost-West-Handels nicht in die Kalten-Kriegs-Klischees hineinpaßten.[51]

4. WISSENSCHAFT, PERIPHERDISZIPLINEN UND PRAXIS

In diesem Abschnitt sollen kurz noch primär praxisorientierte Rechtspraktiker sowie einzelne Randfächer angeführt werden, durchaus mit dem Eingeständnis, daß diese Arbeit ein Fragment bleiben muß, da es nicht möglich war, den Problemkreis der exilierten Rechtsanwälte, Notare, Justizbeamten, Richter, Staatsanwälte etc. zu analysieren. Aus Vergleichen der Anwaltsliste der Rechtsanwaltskammer für Wien, Niederösterreich und das Burgenland für 1938 ergibt sich ein Anteil von 1404 Anwälten, die im Zuge der nationalsozialistischen Machtergreifung in Österreich aus dieser Liste gestrichen wurden.[52] Dies traf auch zusätzlich auf 430 Rechtsanwaltsanwärter zu. In den Bundesländern betrafen die Streichungen 37 Rechtsanwälte und 3 Rechtsanwaltsanwärter. Nur rund 50 wurden zu „Konsulenten“, d. h. Rechtsanwälten für Juden ernannt.

Es bleibt künftigen Arbeiten vorbehalten, Leben und Sterben dieser Berufsgruppe im „Dritten Reich“ näher zu analysieren. Hinsichtlich der Opfer des Nationalsozialismus bietet das Sterbebuch des Konzentrationslagers Theresienstadt einen ersten Ansatzpunkt.[53]

Was die Schwierigkeiten im Exil betrifft, war sicherlich der austro-zentrierte Ausbildungs- und Berufsschwerpunkt ein besonders großer Nachteil

beim Einstieg in ein neues Berufsleben. Einzelschicksale sind genügend bekannt: Der Presseattache in Paris, Dr. iur. Martin Fuchs, fand in den USA vorerst keine Stellung, seine Frau Ludovika arbeitete in einer Fabrik. Ebenso schwierig waren die ersten Jahre für einen ehemaligen Rechtsanwaltsanwärter und späteren US-Legal Officer des amerikanischen Besatzungselements in Österreich, Albert Löwy.[55]

Eine Sonderstellung nahmen in dieser Beziehung Experten für Marken-, Urheber- und Patentrecht ein: Paul Abel in London, Theodore Hafner in Großbritannien und in den USA, Paul Klemperer in New York.[56] Im folgenden sollen noch kurz die Positionen der übrigen Wissenschaftler des vorliegenden Samples skizziert werden:[57] Emil Hofmannsthai, 1937 nach London emigriert, 1939 nach Argentinien und dort als Hochschullehrer tätig. Ebenfalls nach Südamerika war Yitzhak Hans Klinghoffer emigriert; seit 1953 in Israel Professor für Verwaltungs- und Verfassungsrecht. Der Zivilprozeßdozent Georg Petschek emigrierte in die USA und konnte bis zu seinem Tod 1947 als Forscher an der Harvard University School of Law arbeiten. Der Experte für Militärstrafrecht, Georg Lelewer, konnte 1939 auf Intervention eines Britischen Komitees von Richtern auswandern und kehrte 1946 auf Aufforderung des österreichischen Justizministeriums kurzfristig nach Österreich zurück. Als Rechtssachverständiger in einer Abteilung des Department of State, die sich auch mit Österreichfragen beschäftigte, war seit 1943 der Kirchenrechtler Willibald Plöchl tätig — zusätzlich mit einer Gastprofessur an der Catholic University. Der in Österreich geborene Romanist Reuven Yaron (ursprünglich Rosenkranz) hatte erst in Israel bzw. in Großbritannien seine wissenschaftliche Ausbildung als Experte für Römisches Recht erhalten. Der Professor für Deutsches Recht, Emil Goldmann, starb im Exil in Cambridge; der Versicherungsrechtsexperte Albert Ehrenzweig kehrte 1949 aus den USA nach Österreich zurück.

Diverse „berufsständische“ Vereinigungen im Exil, wie die Association of Austrian Engineers, Chemists and Scientific Workers in Great Britain,[58] spielten nur eine untergeordnete Rolle — vor allem in der von Kommunisten dominierten Free Austrian Movement, der jedoch auch zahlreiche konservative und liberale Wissenschaftler wie Lelewer angehörten. „Schlagkräftiger“ im Sinne einer reinen „Juristenlobby“ in den USA war die American Association of Former Austrian Lawyers, die für eine entsprechende Wiedergutmachung und Rückstellung von durch Nationalsozialisten beschlagnahmten Vermögenswerten eintrat,[59] sich allerdings nur in einzelnen Fragen durchsetzen konnte.

5. „INNERE EMIGRATION“ AM BEISPIEL DER WIENER UNIVERSITÄT

Ein häufiger Vorwurf, der gerade in den aktuellen politischen Diskussionen der Gegenwart immer wieder erhoben wird, ist, daß wohl das Exil im Ausland, nicht aber die politische Verfolgung von Wissenschaftlern im Lande bzw. das „innere Exil“ analysiert werden. An dieser Stelle soll daher der Versuch gemacht werden, dieses Informationsdefizit ansatzweise zu schließen, um eine Überleitung zu der Schlußbetrachtung über die Fragen der Rezeption der wissenschaftlichen Erkenntnisse des Exils im Nachkriegsösterreich herzustellen.

Die Lage an der rechtswissenschaftlichen Fakultät in Wien nach dem „Anschluß“ wurde in vertraulichen SD-Berichten in mehrfacher Hinsicht als „beachtenswert“ geschildert. Durch die „Entfernung der Lehrkräfte, die nichtarischer Abstammung waren oder sich besonders stark im Sinne des Systems betätigt hatten“, waren von den 19 ordentlichen Professoren 1939 nur 7 übriggeblieben.[60] Überdies war die Zahl der Hörer in Wien von 11.000 auf 5.000 zurückgegangen.

Um hier einer ungerechtfertigten Mythenbildung entgegenzuwirken, soll jedoch genau analysiert werden, aus welchen Gründen und für welche Dauer die Entlassungen, Pensionierungen etc. erfolgt waren.

5.1. VERFOLGUNG JÜDISCHER PROFESSOREN, DOZENTEN UND LEHRBEAUFTRAGTEN IM EXIL

Emil Goldmann und Albert Ehrenzweig, der Vater von Albert Armin Ehrenzweig) mußten emigrieren:[61] Goldmann, Professor für deutsche Rechtsgeschichte und deutsche Rechtsaltertümer, starb 1942 in Cambridge; Albert Ehrenzweig, seit 1923 als außerordentlicher Professor aufgrund seiner Tätigkeit im Bundeskanzleramt pensioniert, emigrierte über die Niederlande in die USA, von wo er 1949 zurückkehrte.

Um das Ausmaß der Vertreibung des intellektuellen Potentials der Rechtswissenschaftlichen Fakultät in seinem vollen Umfang darzulegen, sollen hier auch die „Politischen Ökonomen“ taxativ aufgezählt werden, die Österreich verlassen mußten — keineswegs alle aus „rassischen“ Gründen:[62] Gottfried Haberler (seit 1936 in Harvard; 1938 Entzug der Venia legendi an der Universität Wien), Friedrich August von Hayek (seit 1931 an der London School of Economics; 1938 britischer Staatsbürger), Ludwig von Mises (Emigration in die Schweiz; 1940 in die USA), Oskar Morgenstern (Entzug der Venia legendi; Emigration in die USA — Princeton University); Richard

Schüller (1938 aus politischen Gründen suspendiert; über Italien in die USA emigriert).

Nicht allen gelang die Flucht vor der Verfolgung durch den Nationalsozialismus — Josef Hupka, ehemaliger Dekan und Professor für Handels- und Wechselrecht, konnte zwar nach Holland entkommen, wurde aber von dort 1939 von den Nationalsozialisten in das Konzentrationslager Theresienstadt gebracht, wo er im Mai 1944 starb.[63] Ein ähnliches tragisches Schicksal wurde dem Professor für römisches Recht, Stephan Brassloff, bereitet — er starb am 28. Februar 1943 in Theresienstadt.[64] Theresienstadt überlebt hat der spätere Präsident des Obersten Gerichtshofes, Heinrich Klang, der seine Venia für allgemeines österreichisches Privatrecht nach „1938" nicht ausüben durfte.[65]

Karl Wolff, ein prominenter Experte für Handels- und Wechselrecht, der, in Wien habilitiert, in Innsbruck eine Professur innehatte, wurde in „Schutzhaft" genommen und dann ohne Pension in den zeitlichen Ruhestand versetzt.[66] Erst Mitte 1939 erhielt er einen Unterhaltsbeitrag von 300 Reichsmark.

5.2. ENTFERNUNG DER „SPANN-ANHÄNGER" UND VON FUNKTIONÄREN DES STÄNDESTAATES

Die Leitfigur einer umfassenden universalistischen Gesellschaftstheorie, die in einem Ständestaat realisiert werden sollte, war Othmar Spann gewesen, der noch 1931 in einem Kommentar des NS-Programm-Denkers Feder als wissenschaftlicher Begründer des „Hochziels der universalistischen Ordnung der Gesellschaft" gefeiert wurde.[67] Erst 1935/36 geriet Spann im Zuge von ideologischen Fraktionskämpfen innerhalb der NSDAP auf die Ebene der politischen Gegner der NSDAP. Daher kann die bewußte Zerstörung des Spann-Kreises nach dem „Anschluß" auch keineswegs als Folge der demokratischen Ideologie der Spannschen Theoreme interpretiert werden, sondern nur als Folge von Fraktionskämpfen.

An dieser Stelle seien Jakob Baxa, Walter Heinrich und Ferdinand Alois Graf Westphalen genannt, die als „Spann-Gefolgsleute" 1938 entlassen wurden.[68] Othmar und Raffael Spann sowie Heinrich wurden inhaftiert bzw. kamen in Konzentrationslager.

Die Hauptgruppe der Entlassungen 1938 an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät setzte sich aus jenen Rechtswissenschaftlern zusammen, die während des Ständestaates auch in politischer Hinsicht aktiv geworden waren — so beispielsweise Ludwig Adamovich als Mitglied des 34er-Staatsrates und 1-Monats-Justizminister 1938, Graf Degenfeld-Schonburg (1933/34 Dekan),

Ferdinand Kadecka als hoher Beamter im Justizministerium oder Hans Schima, Rat im Bundesgerichtshof 1936 bis 1938, oder Alfred Verdroß, der sich vor allem in katholischen und monarchistischen Kreisen exponiert hatte.[69] Während der Verwaltungs- und Verfassungsexperte Adamovich trotz Interventionen von prominenten Nationalsozialisten wie Schönbauer nicht wieder seine wissenschaftliche Arbeit aufnehmen konnte — ebenso wie Degenfeld —, war es Verdroß möglich, trotz Entzug der Lehrbefugnis für Rechtsphilosophie 1939 wieder Völkerrecht zu lehren.[70]

Am Beispiel von Verdroß zeigt sich das ambivalente Verhältnis von Nationalsozialisten zu politisch nicht eindeutig festlegbaren Persönlichkeiten wie Verdroß, der, obwohl Schüler von Kelsen, insbesondere seit 1933 durchaus auf Distanz zur Reinen Rechtslehre gegangen war. Schönbauer bezeichnet ihn als „starke wissenschaftliche Begabung und ausgezeichneten Lehrer... Er war immer Opportunist und ‚Diplomat*.‘“[71] Auf der einen Seite sprach Verdroß öffentlich für den politischen Katholizismus, auf der anderen Seite protestierte er in einem geheimen Schreiben an Bundespräsident Miklas gegen die Beseitigung der demokratischen Verfassung 1920 idF. 1929 — gemeinsam mit den Dekanen der juridischen Fakultäten in Graz und Innsbruck.[72] Seit 1936 näherte er sich aber immer mehr den Nationalsozialisten und begutachtete deren Proklamationen.[73]

Nach dem Umbruch benahm er sich zunächst radikal nationalistisch. ... ließ davon ab und benahm sich seither würdig (Schönbauer).[74]

Einem weiteren prominenten Vertreter der rechtstheoretischen Wiener Schule, Adolf Julius Merkl,[75] der im Ständestaat eine bestimmte Legitimierungsfunktion erfüllte, wurde 1943 wieder ein Lehrstuhl zugesprochen (Tübingen). In Wien war er entlassen und kurzfristig von Verdroß ersetzt worden, der „Staatsrecht vortrug, gut und im nationalsozialistischen Sinn“.[76]

Heinrich Mitteis, ein bekannter Professor für deutsche Rechtsgeschichte, wurde 1938 vom Dienst suspendiert und arbeitete 1940 bis 1946 wissenschaftlich in Rostock.[77]

Weitere Pensionierungen betrafen den Zivilrechtler Oskar Pisko, einen der prominentesten österreichischen Rechtsgelehrten der Zwischenkriegszeit (gestorben 1939), den Gerichtsmediziner Fritz Reuter (1938 verhaftet), den Zivilprozeßexperten Hans Sima (1939 bis 1945 in Rechtsanwaltskanzlei), und den Statistiker und Ökonomen Wilhelm Winkler.[78]

Die Liste der Privatdozenten und Lektoren enthält noch eine Reihe von Emigranten[79] — Josef Dobretsberger, Felix Kaufmann, Felix Kornfeld, Josef Laurenz Kunz, Arthur Lenhoff, Willibald Plöchl —, zu denen auch der Zivilprozeßexperte Professor Georg Petschek und der Militärstrafrechtler und außerordentliche Professor Georg Lelewer gehörten.

6. KONTINUITÄTEN NACH 1945

Aus einem Vergleich zwischen den Ausführungen über das Exil und die „innere Emigration“ ergibt sich unter Einbeziehung der Karriereentwicklung nach 1945 eine klare Aussage: Jene, die von Nationalsozialisten entlassen wurden, aber im Lande bleiben konnten, wurden auch zum Wiederaufbau der rechtswissenschaftlichen Fakultäten nach 1945 herangezogen. Eine Diskussion über das demokratische Verhalten dieser Rechtswissenschaftler oder über die demokratischen Grundlagen mancher ihrer Wissenschaftsaussagen (Spann-Kreis) hat es nie gegeben.

Es ist daher sicherlich kein Zufall, daß es bis 1985 dauern sollte, ehe in den Arkaden der Universität eine Büste Kelsens aufgestellt wurde. Zwar gab es gerade im Bereich der Reinen Rechtslehre seit Mitte der 60er und vor allem in den 70er Jahren einen regen wissenschaftlichen Meinungsaustausch und eine rege Publikationstätigkeit, die 1971 durch die Errichtung eines Kelsen-Institutes und einer Nationalstiftung von Seiten der österreichischen Bundesregierung unter Bruno Kreisky verstärkt wurde, aber Hans Kelsen wurde nicht zurückgeholt, ebenso wie keiner seiner Schüler, die emigriert waren, nach Österreich als Universitätslehrer zurückkam. Erst allmählich gab es inhaltliche Kontinuitäten im Bereich der Sozialwissenschaften, doch ohne eine breit angelegte und von Seiten staatlicher Stellen geförderte personelle Reintegration. Stellvertretend für diese Einzelschicksale soll zum Abschluß aus den noch nicht publizierten Erinnerungen Sturmthals zitiert werden, damit nicht der an sich zutreffende Eindruck entsteht, nur konservative Unterrichtsminister hätten eine Rückkehr verhindert — eine Feststellung, die sicherlich im Falle Kelsens und seiner emigrierten Schüler zutrifft:

I succeeded in turning the extremely friendly conversation with Schärf to the question of the return of those emigres who were still in America... „We need theorists“, Schärf said. „People like Benedikt Kautsky or you would be very welcome to us. . . you know, there is not a single party board meeting without Schneidmadl asking why Sturmthal does not return.“

Of all people, Schneidmadl, who hardly knew me personally, and was considered the leading anti-Semite of the party, was supposed to be interested in my return?... Even Schärf, who knew me as an admirer of Bauer, had, according to my best judgement, made no real efforts to further my return. Admittedly, Schärf was not an anti-Semite, but even he would probably have regarded a flood of returning Jewish emigres as a problem for the party in a country with a lang anti-Semitic tradition.

... Out of curiosity 1 asked him: „What do you want to do with me? Am I supposed to accept a chair at the University of Vienna?“... „You know“, he

said, „the coalition means that the parties do not interfere with each other's responsibilities. But we will surely find something else for you. “

Aber auch jene Besatzungsmacht, die den Österreichern „Demokratie“ lehren sollte, hatte keineswegs emigrantenfreundliche Reedukationskonzepte, wie Sturmthal berichtet:

He (the official of the educational agency of the American occupation army, a professor of geology somewhere in Pennsylvania)... said...: „I quite understand that people like Oskar Morgenstern and Gottfried Haberler want to return to Austria, but from our point of view it would be much better if they did not.“... Did he perhaps take me for a Gentile, but Morgenstern and Haberler for Jews whose visit he would not welcome?

Anmerkungen:

1 W. Röder/H. A. Strauss (Hrsg.), *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933,* Bd. 1: *Politik, Wirtschaft, Öffentliches Leben:* Bd. 2 (Teil 1 u. 2): *The Arts, Sciences, and Literature;* Bd. 3: *Gesamtregister.* München 1980-1983; M. R. Lepsius (Hrsg.), *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918-1945.* Opladen 1981 (= *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsycholgie,* Sonderheft 23); G. Stourzh, „Die deutschsprachige Emigration in den Vereinigten Staaten, Geschichtswissenschaft und Politische Wissenschaften“, in: *Jahrbuch für Amerikastudien* 10/1964, 59-266; E. W. Spaulding, *The Quiet Invaders. The Story of the Austrian Impact upon America.* Vienna 1968.

Folgende Rechtswissenschaftler wurden nicht in das vorliegende Sample aufgenommen: Der polnische Rechtshistoriker Adolf Berger *(Handbuch,* a. a. O., Bd. 2, 85), da 1919—1938 polnischer Staatsbürger; Hermann Ignaz Heller, prominenter Staatsrechtler der Weimarer Republik, geboren und ausgebildet in Österreich, aber seit 1919 im Deutschen Reich tätig *(Handbuch,* a. a. O., Bd. 2, 484); Gustav E. Kafka, deutscher Staatsrechtler, 1933 entlassen, 1941 zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt, seit 1943 in Graz in Haft, erst nach 1945 Tätigkeit in Österreich *(Handbuch,* a. a. O., Bd. 2, 579); Hans Nawiaski, Professor für Staats- und Verfassungsrecht, seit 1919 jedoch in München, 1933 Emigration in die Schweiz *(Handbuch,* a. a. O., Bd. 2, 847f.); Ernst Rabel, Experte für Römisches Recht und Rechtsvergleichung, seit 1904 Professor in Leipzig, 1933 Emigration in die USA *(Handbuch,* a. a. O., Bd. 2,934); Egon Ranshofen-Wertheimer, nach 1938 Professor an der American University; Francis Seidler, 1948 Professor an der Georgetown University (Spaulding, *Invaders,* a. a. O., 244) — weil keinerlei wissenschaftliche Publikationen dem Verfasser bekannt sind, ebenso wie im Falle von Otto Zimble, Redakteur der *Juristischen Blätter* vor 1938.

2 Ebenstein *(Handbuch,* a. a. O., Bd. 2, 232); Engelmann (Information Professor Kurt Steiner an den Verfasser); J. H. Herz (Hrsg.), *From Dictatorship to Democracy. Coping with the Legacies of Authoritarianism and Totalitarianism.* Westport (Connecticut) 1982, 309; Hula *(Handbuch,* a. a. O., Bd. 2, 545L); Gross *(ebda.,* 420); Kautsky *(ebda.,* 607); Mark *(Soziologie,* a. a. O.), 498, bzw. J. Catteil (Hrsg.), *American Men of Science. A Biographical Directory,* Bd. III, *Social and Behavioral Sciences.* New York[9]1956, 451); Possony *(Handbuch,* a. a. O., 922); Secher; (*ebda*., 1068); Shell *(ebda.,* 1077); Steiner *(ebda.,* 1115f.); Voegelin *(ebda.,* 1193).

3 Vgl. dazu auch M. R. Lepsius (Hrsg.), „Die sozialwissenschaftliche Emigration und ihre Folgen“, in: Ders. (Hrsg.), *Soziologie,* a. a. O., 472ff.

4 *Handbuch,* a. a. O., Bd. 2, 232.

5 Vgl. dazu A. Dempf/H. Arendt/F. Engel-Janosi (Hrsg.), *Politische Ordnung und menschliche Existenz. Festgabe für Eric Voegelin zum 60. Geburtstag.* München 1962. Ferner als seriösen Einstieg zur aktuellen Voegelin-Interpretation F. Bondy, „Ein Verächter der Moderne", in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24. August 1985.
6 St. A. McKnight (Hrsg.), *Eric Voegelin's Search for Order in History*, Baton Rouge 1978; E. Webb, *E. Voegelin. Philosopher of History.* Seattle 1981; L. A. Coser, *Refugee Scholars in America. Their Impact and Their Experiences.* New Haven 1984, 214-218.
7 R. Faber, *Der Prometheus-Komplex. Zur Kritik der Politotheologie Eric Voegelins und Hans Blumenbergs.* Würzburg 1984, 67.
8 Coser, *Refugees*, a. a. O., 217.
9 Faber, *Prometheus-Komplex*, a. a. O., 58.
10 Manuskript F. M. Schmölz, *Eric Voegelin und das Rechtsdenken in der Zweiten Republik* (Rundfunksendung), 8.
11 R. Walter, *Hans Kelsen. Ein Leben im Dienste der Wissenschaft.* Wien 1985, 16 f. (= Schriftenreihe des Hans Kelsen-Institutes 10).
12 *Ebda.*
13 Ehrenzweig (*Handbuch*, a. a. O., Bd. 2, 240); Grad (*ebda.,* 408); Herzog (*ebda*., 502); Fred und Robert Kaufmann (*ebda*., 355); Lenhoff (*ebda*., 708); Rohrlich (Mitteilung von Professor Kurt Steiner an den Verfasser bzw. Catteil, American Men,a.a. O., 574); Schwind (*Handbuch*, a. a. O., Bd. 2, 1066); Silving-Ryu (*ebda*., 1082).
14 Vgl. dazu die diversen Dissertationen über Felix Frankfurter und dessen Entscheidungspraxis am Obersten Bundesgerichtshof bei A. W. Höglund, *Immigrants and their Children in the United States. A Biography of Doctoral Dissertations 1885-1982*. New York 1986, 88, 141, 176, 246, 387, 403, 418, 436.
15 Bunzel (*Handbuch*, a. a. O., Bd. 2, 170); Drucker (*ebda*., 228); Hoselitz (*ebda*., 543); Polanyi (*ebda*., 914); Sturmthal (*ebda*., 749); Winter (*ebda*., Bd. 1, 823); Zeisel (*ebda*., 1275f).
16 Vgl. dazu Lepsius, *Soziologie*, a. a. O., 471, mit weiterführenden Literaturangaben.
17 F. Drucker, „Gedanken über mein Leben und Werk", in: P. Kruntorad (Hrsg.), A. E. I. O. U.. Wien 1985, 43; vgl. auch Coser, *Refugees*, a. a. O., 181.
18 Drucker, *Gedanken*, a. a. O., 44.
19 *Ebda*., 44f.
20 Coser, *Refugees*, a. a. O., 172; vgl. dazu auch E. Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus.* Wien 1981, 250ff.
21 Coser, *Refugees*, a. a. O., 173.
22 H. Zeisel, „Der Anfang moderner Sozialforschung in Österreich. Die Österreichische Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle 1925—1938", in: L. Rosenmayr/S. Höllinger (Hrsg.), *Soziologie - Forschung in Österreich. Methoden, theoretische Konzepte und praktische Verwertung.* Graz 1969, 46.
23 Zeisel, *Anfang*, a. a. O., 44. Vgl. dazu auch Coser, Refugees, a. a. O., 1 lOff. Vgl. dazu auch R. Knoll/G. Majce/H. Weiss/G. Wieser, „Der österreichische Beitrag zur Soziologie von der Jahrhundertwende bis 1938", in: Lepsius (Hrsg.), *Soziologie*, a. a. O., 92.
24 Lepsius, *Soziologie*, a. a. O., 471.
25 Knoll u. a., „Beitrag", in: *Soziologie*, a. a. O., 70f.
26 Luckmann, „Eine deutsche Universität im Exil: Die .Graduate Faculty* der ‚New School for Social Research*", in: Lepsius (Hrsg.), *Soziologie*, a. a. O., 427ff.
27 Vgl. dazu Stourzh, *Emigration*, a. a. O., Teil II, 317.
28 Seine Autobiographie wird 1988 posthum im Böhlau-Verlag (Graz-Wien-Köln) unter dem Titel *Zwei Leben* erscheinen.
29 Glaser*, Umfeld Austromarxismus*, a. a. O., 239ff.
30 Alexich (*Handbuch,* a. a. O., Bd. 1, l0 f); Bauer (*ebda*., 40); Berger (*Handbuch*, a. a. O., Bd. 2, 87); Neumann (*Handbuch*, a. a. O., Bd. 1, 27); Schick/Lepsius (Hrsg.), *Soziologie,*

a. a. O., 499, und Cattell, *American Men*, a. a. O., 596); Strausz-Hupe, *Who's Who in America*, 40th Edit. 1978—1979, Vol. 2, Chicago 1979, 3148).

31 E. R. A. Seligman u. a., *Encyclopedia of the Social Sciences*, Vol. VII—VIII, New York 1948, 484; vgl. auch *ebda.* Vol. I—II, 216; Vol. XI—XII, 658, und Vol. XIII—XIV, 328ff.

32 R. Walter, *Hans Kelsen. Ein Leben...* a. a. O., 18; Vorwort der *Reinen Rechtslehre,* 1934.

33 H. Kelsen, *Vom Wesen und Wert der Demokratie.* Aalen ^{2}1981, 2.

34 R. Walter, „Hans Kelsen“, in: W. Brauneder (Hrsg.), *Juristen in Österreich 1200-1980.* Wien 1987, 290-295.

35 Unter anderem abgedruckt bei Glaser, *Umfeld Austromarxismus,* a. a. O., 19.

36 H. Huppert, *Die angelehnte Tür,* Halle/Saale 1976, 444ff, 485 ff; zu Stern vgl. *Handbuch,* Bd. 1, 732. Obwohl Stern 1945 nach dem Krieg an der Universität lehrte (Gesellschaftslehre und Staatstheorie des Marxismus) — Werner Ogris, „1884—1984. Einhundert Jahre Rechtswissenschaft im Hause am Ring“, in: G. Hamann, K. Mühlberger, F. Skacel (Hrsg.), *100 Jahre Universität am Ring. Wissenschaft und Forschung an der Universität Wien seit 1884.* Wien 1986, 59 (= Schriftenreihe des Universitätsarchivs 3), schreibt in diesem Zusammenhang eher polemisch über einen „Herrn Stern, Professor der Universität Moskau“ —, wurde er hier nicht aufgenommen, da sein Forschungs- und Publikationsschwerpunkt im Bereich Geschichtswissenschaften lag.

37 Vgl. dazu A. Pfabigan, „Hans Kelsen und Max Adlers Auseinandersetzung um die marxistische Staatstheorie“, in: *Reine Rechtslehre und Marxistische Staatstheorie* (= Schriftenreihe des Hans Kelsen-Instituts 3), Wien 1978, 63ff., sowie 82ff, und weitere Hinweise bei R. Walter, *Hans Kelsen. Ein Leben...,* a. a. O., 22.

38 E. Rabofsky, „Antifaschistischer Widerstand und Hegel“, in: *Weg und Ziel* IX/1981, 320ff.

39 G. Oberkofler, „Das Sowjetrecht in der Wertung österreichischer Juristen der Zwanzigerjahre“, in: *Österreich und die Sowjetunion 1918-1955. Beiträge zur Geschichte der österreichisch-sowjetischen Beziehungen,* hrsg. Von der Historikersektion der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft. Wien 1984, 174.

40 H. Kelsen, *Reine Staatslehre. Einleitung in die rechtswissenschaftliche Problematik.* Leipzig und Wien 1934, Vlf.

41 *Ebda.,* VIII. Zur Diskussion über die Frage, inwieweit der Rechtspositivismus den Nationalsozialismus gefördert habe, vgl. die zahlreichen Literaturangaben bei R. Walter, „Hans Kelsen und die ‚Reine Rechtslehre*‘“, in: N. Leser (Hrsg.), *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit* (= Quellen und Studien zur österreichischen Geistesgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert 1), Wien 1981, 20, und Anm. 20.

42 Österreichisches Institut für Zeitgeschichte, Unterlagen Eduard Rabofsky, Schreiben Schönbauers an den Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich, 14. Februar 1939, I.

43 E. R. Huber, *Verfassungsrecht des Großdeutschen Reiches.* Hamburg ^{2}1939.

44 H. Kelsen, *The Communist Theory of Law.* Neudruck Aalen 1976, 193.

45 M. Francis (Hrsg.), „The Austrian Mind in Exile: Kelsen, Schumpeter and Hayek“, in: *The Viennese Enlightenment.* London 1985, 68; vgl. auch P. Silverman, „Society as Factory and Society as Norm: Kelsen and Mises on the Problem of Social Control“, in: *Wirtschaftspolitische Blätter* 4/1981, 80ff. Vgl. dazu auch vom selben Autor: *Law and Economics in the Interwar Vienna: Kelsen, Mises, and the Regeneration of Austrian Liberalism.* Ph. D. Thesis, Univ, of Chicago 1984.

46 Dazu R. A. Métall, *Hans Kelsen. Leben und Werk,* Wien 1969, sowie die Bibliographie bei R. Walter, *Hans Kelsen. Ein Leben…*, a. a. O., 30ff.

47 Vgl. dazu F. Kaufmann, *The Infinite in Mathematics,* hrsg. von B. McGuinness. Dordrecht 1978, 4.

48 *Ebda.* Vgl. auch *Handbuch,* a. a. O., Bd. 2, 606

49 *Handbuch*, a. a. O., Bd. 1, 133; als signifikantes Beispiel seiner ersten, von Kelsen beeinflußten Forschungen siehe J. Dobretsberger, „Die Begriffsbestimmung des Rechts in der Phänomenologischen Rechtsphilosophie", in: R. A. Metall (Hrsg.), *33 Beiträge zur Reinen Rechtslehre*. Wien 1974, 47ff.
50 Vgl. dazu F. Neumark, Zuflucht am Bosporus. *Deutsche Gelehrte, Politiker und Künstler in der Emigration 1933-1953.* Frankfurt/Main 1980.
51 E. März, „Der Österreicher Dobretsberger", in: Neues Forum, März/April 1968, 257.
52 F. Kübl, „Geschichte der jüdischen Advokaten und Rechtsgelehrten in Österreich", in: H. Gold, Geschichte der Juden in Österreich. Ein Gedenkbuch. Tel Aviv 1971, 123.
53 M. Steinhäuser (Hrsg.), *Totenbuch Theresienstadt. Damit sie nicht vergessen werden.* Erw. Aufl. 1987, 1.38 und 3.1ff.
54 *Handbuch*, a. a. O., Bd. 1, und persönliche Information von Frau Ludovika Fuchs.
55 Information von Albert Löwy an den Verfasser.
56 Abel (*Handbuch*, a. a. O., Bd. 1,311); Hafner (Handbuch, a. a. O., Bd. 2, 449); Klemperer (*ebda*., 63 1f.).
57 Hofmannsthal (*Handbuch*, a. a. O., Bd. 1, 311); Klinghoffer (*ebda*., 371); Petschek (Handbuch. a. a. O., Bd. 2, 900); Lelewer (Handbuch, a. a. O., Bd. 1, 429); Plöchl (*ebda*., 566); Yaron (Handbuch, a. a. O., Bd. 2, 1272).
58 Vgl. dazu Einladungen zur Veranstaltung im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Wien, ZI. 11.988.
59 Entsprechende Briefwechsel befinden sich im Nachlaß Albert Löwy am Österreichischen Institut für Zeitgeschichte, Wien (Archiv).
60 Boberach (Hrsg.), *Meldungen aus dem Reich 1938-1945. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS*, Bd. 2. Herrsching 1984, 84.
61 Pakes, *Beiträge zur Geschichte des Lehrkörpers der juridischen Fakultät der Universität Wien zwischen 1918 und 1938.* Phil. Diss. Wien 1981 (Ehrenzweig und Goldmann).
62 *Ebda.*
63 *Ebda*., 105.
64 *Ebda*., 114.
65 *Ebda*., 114.
66 Oberkofler, „Bericht über die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Innsbruck", in: *Zeitgeschichte* 1980/81 (8. Jg.), 145.
67 M. Dahlheimer, „Ständische Ordnung statt pluralistischer Gesellschaft", in: E.-W. Böckenförde (Hrsg.), *Staatsrecht und Staatsrechtslehre im Dritten Reich.* Heidelberg 1985, 125.
68 K.-J. Siegfried, *Universalismus und Faschismus. Das Gesellschaftsbild Othmar Spanns.* Wien 1974, 218.
69 B. Pakes, *Beiträge*, a. a. O.. (Adamovich, Degenfeld, Kadecka, Schima).
70 Österreichisches Institut für Zeitgeschichte, Unterlagen E. Rabofsky, Schreiben Schönbauers an den Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich, 14. Februar 1939, I ff., und Ignaz Seidl-Hohenveldern, „Alfred Verdroß", in: W. Brauneder (Hrsg.), *Juristen*, a. a. O., 305.
71 *Ebda*. (Schönbauer-Schreiben), o 1.
72 Seidl-Hohenveldern, „Alfred Verdroß", in: H. Brauneder (Hrsg.), *Juristen*, a. a. O., 305.
73 Schopper, *Presse im Kampf*. Brünn, o. J., 231: „Bevor der Text (einer Proklamation der zentralen Führung der illegalen NSDAP in Österreich vom 18. Jänner 1936, Anm. d. Verf.) in Satz gegeben wurde, ließ man ihn von dem Rechtslehrer Universitätsprofessor Verdroß überprüfen, der ihn als äußerst geschickt und klug bezeichnete."
74 Schönbauer, III (Zitat Anm. 70).
75 R. Walter, „Adolf Julius Merkl", in: W. Brauneder (Hrsg.), *Juristen*, a. a. O., 300ff.
76 Schönbauer, III (Zitat. Anm. 70). Zu Merkl siehe auch die entsprechende Biographie bei B. Pakes, *Beiträge*, a. a. O., 155.

77 B. Pakes, *Beiträge*, a. a. O., 161f.
78 Entsprechende Biographien bei B. Pakes, *Beiträge*, a. a. O.
79 *Ebda*., 278ff.

FRITZ HAUSJELL

unter Mitarbeit von Josef Gebetsroither

Österreichische Journalisten und Publizisten im Exil (1933/34 bis 1945). Eine Fallstudie.

1. FORSCHUNGSSTAND

Eine Reihe von Arbeiten über Emigration und Exil von Österreichern und Österreicherinnen zwischen 1933/34 und 1945 enthält Daten über österreichische Journalisten und Publizisten.[1] Auch in der Erinnerungsliteratur stößt man gelegentlich auf einige Informationen über einzelne exilierte Journalisten.[2] Die meisten biographischen Daten enthält zweifellos das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933,* das demnächst in einer eigenen Österreich-Ausgabe — bearbeitet von Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes — erscheinen wird.[3]

Eine eingehende Analyse des Exils und der Emigration österreichischer Journalisten, wie sie etwa Michael Groth für einen Teil der Berliner Journalisten in einer bemerkenswerten Studie kürzlich vorgelegt hat, steht für Österreich allerdings noch aus. Abgesehen von einer Fallstudie Wilfried Sey- walds über deutschsprachige Exiljournalisten in Schanghai, in deren Rahmen dieser neben primär deutschen etwa sechs bis acht österreichische Journalisten erfaßte,[4] wurden bisher nur einige herausragende Persönlichkeiten der Publizistik[5] sowie Produkte emigrierter österreichischer Journalisten untersucht.[6]

Wie viele österreichische Journalisten und Publizisten in den 30er Jahren emigrierten bzw. ins Exil gedrängt wurden, wissen wir heute noch nicht. Daß es wahrscheinlich relativ viele waren, dafür spricht schon der Umstand, daß gerade der Wiener Journalismus der Ersten Republik, der damals qualitativ und quantitativ dominierte, zu rund 50 bis 70 Prozent von Juden gestaltet worden war.[7] In den Bundesländern außerhalb Wiens hingegen wurden Zeitungsjournalisten aus sogenannten „rassischen" Gründen ab 1938 selten entlassen.[8] Über die politischen, sozialen und psychologischen Situationen, in denen österreichische Exiljournalisten dann in den Exilländern lebten, herrscht ebenso noch weitgehende Unkenntnis.

Der Forschungsstand ist also als sehr niedrig zu charakterisieren und liegt, was das Ausmaß der beantworteten Untersuchungsfragen betrifft,

sehr deutlich unter dem Niveau der einschlägigen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland.

1.1 EXILJOURNALISTEN IN DER ÖSTERREICHISCHEN TAGESPRESSE 1945 bis 1947

Wir wissen heute also weder darüber Bescheid, wie viele österreichische Journalisten und Publizisten im Exil und in der Emigration lebten und noch leben, noch wie groß der Anteil jener ist, die nach Österreich zurückkehrten. In meiner Dissertation konnte ich lediglich beantworten, wie stark die remigrierten Journalisten in der österreichischen Tagespresse in den ersten drei Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg in Relation zu anderen Gruppen vertreten waren.

Insgesamt waren 9 Prozent der Tageszeitungsjournalisten — Chefredakteure, Redakteure und freie Mitarbeiter — der Jahre 1945—1947 zuvor zumindest zeitweise im Exil. Von diesen 39 Personen waren allerdings 10 vor 1945 noch nie journalistisch aktiv gewesen. Engt man den Begriff „Exiljournalist" dahingehend ein, so waren in der österreichischen Nachkriegspresse lediglich 29, oder 6,5 Prozent, Exiljournalisten beschäftigt.[9]

Zum Vergleich: Journalisten, die im Nationalsozialismus diesen Beruf ergriffen hatten, waren genauso stark in der Nachkriegspresse vertreten.[10] Davon abgesehen stellte im österreichischen Nachkriegsjournalismus jener Typus, der zwischen etwa 1930 und 1947 unter allen politischen Verhältnissen — zumindest zeitweise — sich anzupassen und den Beruf auszuüben wußte, mit insgesamt 22 Prozent die größte Einzelgruppe dar.[11] Die aus dem Exil und der Emigration heimgekehrten Journalisten bildeten eine Minderheit, die am Aufbau einer demokratischen Presse in einem Umfeld mitwirkte, das sich ergänzend durch folgende Verhältnisse beschreiben läßt: Insgesamt 37 Prozent der Journalisten der Presse in den Jahren 1945—1947 verfügten über journalistische Erfahrungen im nationalsozialistischen „Dritten Reich" oder in anderen faschistisch verwalteten Staaten. Dagegen hatten lediglich ein Drittel der Tageszeitungsjournalisten zuletzt ausschließlich vor 1938 bzw. vor 1933/34 in ihrem Beruf gearbeitet — jene 6,5 Prozent journalistisch versierter Remigranten sind hierbei bereits mitgerechnet.[12]

Untersuchen wir weiters, wie sich die aus Exil und Emigration in den ersten Nachkriegsjahren zurückgekehrten Journalisten regional und politisch auf die einzelnen Zeitungsredaktionen verteilten, so stoßen wir auf markante Unterschiede. Zum einen war Wien absolut sowie relativ das Zentrum, aber

auch in Tirol und Oberösterreich waren anteilsmäßig „viele“ Exiljournalisten tätig.[13]

In Wien war es vor allem die *Arbeiter-Zeitung* der SPÖ, die, wie die *Österreichische Volksstimme* der KPÖ, in den Jahren 1945/1947 etwas mehr als die Hälfte ihres Redaktionspersonals aus heimgekehrten Exilanten rekrutierte. Das SPÖ-Blatt wurde damals bekanntlich von Oscar Pollak geleitet. Weitere Exiljournalisten waren neben ihm der Wirtschaftsredakteur Karl Michael Ausch, der stellvertretende Chefredakteur Karl Heinz Sailer, der Redakteur für Außenpolitik Alexander Gottlieb sowie Jacques Hannak, der im März 1946, aus New York kommend, wieder als Redakteur zur *Arbeiter-Zeitung* kam, wo er vor seiner Emigration wie andere Kollegen bereits gearbeitet hatte.

Kurzzeitig im Exil befanden sich auch der damalige Kulturredakteur Felix Hubalek sowie der Redaktionssekretär Hans Philipp. Nach ihrer Rückkehr aus dem Exil arbeiteten zudem Marianne Pollak und Hans Maria Thonet am wiedergegründeten Parteiorgan der SPÖ mit, ohne jedoch der Redaktion anzugehören.[14]

Bei den sozialdemokratischen Parteizeitungen in der Provinz war die Situation in der unmittelbaren Nachkriegszeit hingegen deutlich anders. Lediglich die Tiroler *Volkszeitung* und der *Vorarlberger Volkswille* wurden von einem aus der Schweiz zurückgekehrten Exilanten, nämlich dem damaligen Neo-Journalisten Ludwig Klein, geleitet. Und bei der Ausseerland-Ausgabe des *Demokratischen Volksblattes* (Salzburg) wirkte 1945 für einige Monate der damals journalistisch noch unerfahrene Peter Griebichler als Redakteur, der in der Folge als freier Mitarbeiter für fast alle sozialdemokratischen Blätter tätig wurde.[15] In Redaktionen anderer SPÖ-Zeitungen arbeiteten hingegen gar keine aus dem Exil zurückgekehrten Personen mit, sondern diese waren mehr oder weniger stark von Redakteuren getragen, die kurz zuvor noch dem NS-Regime publizistisch gedient hatten, wobei das Beispiel des Kärntner SPÖ-Organs *Die Neue Zeit* — später in *Kärntner Tageszeitung* umbenannt — besonders hervorsticht.[16]

Ebenso stark wie die *Arbeiter-Zeitung* war das kommunistische Parteiorgan in Wien von aus dem Exil zurückgekommenen Alt- und Neo-Journalisten geprägt. Chefredakteur Erwin Zucker-Schilling und sein Stellvertreter Jenö Kostmann arbeiteten dort in den ersten Nachkriegsjahren mit den Redakteuren Leopold Hornik, Siegfried Klausner, Jakob Rosner, Richard Schüller und kurzfristig auch Karl Sacher-Rabinowitz zusammen. Kurt Seliger war ebenfalls im Exil und stieß bald als Aspirant zur *Österreichischen Volksstimme,* während Arpád Haasz und Franz Marek damals als freie Mitarbeiter Beiträge lieferten.[17]

Auch der größere Teil der KPÖ-Zeitungen außerhalb Wiens stand damals unter redaktioneller Leitung eines Remigranten. So war Ernst Fuchs Chefredakteur der Linzer *Neuen Zeit,* wo ihm als Redakteur Hugo Frischmann assistierte. Franz Haider, 1939 im tschechischen Exil verhaftet, steuerte als freier Mitarbeiter ebenfalls Beiträge bei. Der *Tiroler Neuen Zeitung* der KPÖ stand anfangs der journalistisch erfahrene Remigrant Emil Huk als Chefredakteur vor. Unter den wenigen Redakteuren dieses Blattes war auch Stefan Benković zuvor im Exil gewesen; er löste Huk bald als Chefredakteur ab. Der erste Chefredakteur des kommunistischen *Salzburger Tagblattes* war Max Stern, der zuvor nie als Journalist gearbeitet hatte. Ihm folgte bald der journalistisch ebenfalls unerfahrene Remigrant Fritz Lettner als redaktioneller Leiter nach. In der Redaktion des Salzburger KP-Organs wirkten zudem zwei zurückgekehrte Emigrantinnen: Wilma Lettner, die journalistisch ein wenig erfahren war, und die damals noch nicht versierte Edeltrud Stern. Die Redaktion der Grazer *Wahrheit* leitete schließlich der Exiljournalist Willy Scholz. Neben ihm arbeitete dort auch der journalistische Anfänger Karl Schiffer, der ebenfalls aus dem Exil zurückgekommen war.[18]

Die meisten heimgekehrten Emigranten der ersten drei Nachkriegsjahre fanden sich in der KPÖ-Presse ein. Weniger als halb so stark waren sie in Redaktionen der SPÖ-Tageszeitungen vertreten, während in der ÖVP-Presse der Jahre 1945—1947 kein zurückgekehrter Emigrant als Journalist arbeitete.[19]

In der „parteiunabhängigen" Tagespresse wiederum, die mehrheitlich bürgerlich-konservativ orientiert war, arbeiteten nur ganz wenige aus dem Exil heimgekehrte Journalisten. Lediglich bei den *Vorarlberger Nachrichten* schrieben in den ersten drei Nachkriegsjahren zwei Remigranten als freie Mitarbeiter: der erfahrene Journalist Wilhelm Viktor Steiner und der junge und beruflich unerfahrene Heinz Badner. Keine Exiljournalisten trifft man hingegen in den Redaktionen der *Tiroler Tageszeitung,* der *Salzburger Nachrichten* und der *Oberösterreichischen Nachrichten* an.

Das Dreiparteienblatt *Neues Österreich* in Wien wurde bis 1947 vom Kommunisten Ernst Fischer als Chefredakteur geleitet und mitherausgegeben. Außer ihm war aber auch in diesem Blatt kein zurückgekehrter Emigrant beschäftigt. Einige wenige Remigranten gestalteten schließlich auch noch die Blätter der alliierten Besatzungsmächte mit.[20]

Betrachtet man diese Ergebnisse für den Bereich Tagespresse isoliert, so könnte der Eindruck entstehen, daß viele Journalisten aus dem Exil nach Österreich zurückgekehrt seien. Es gilt jedoch, sie in Relation zur gesamten Gruppe emigrierter österreichischer Journalisten zu sehen. Nur, wie viele Journalisten und Publizisten waren ab 1933/34 und um 1938 aus Österreich

eigentlich emigriert? 10 Prozent, 20 Prozent, ein Drittel oder vielleicht sogar mehr? Solange hierzu keine speziellen Studien erstellt werden, kann man sich bloß in Schätzungen ergehen.

1.2 RESÜMEE DES FORSCHUNGSSTANDES

Faßt man die Ausführungen in den Abschnitten 1 und 1.1 zusammen, so wird trotz erster Forschungsergebnisse eines sehr deutlich: Auf der Landkarte der historischen Medien- und Kommunikationsforschung für das Österreich der 30er und 40er Jahre sehen wir viele weiße Flecken, die uns beunruhigen müssen. So können wir beispielsweise das Ausmaß der „Vertreibung des Geistigen aus Österreich" in den Jahren 1933/34 bis 1945 für die Journalistik nicht angeben. Auch hat sich die österreichische Medien- und Kommunikationsgeschichtsforschung bisher noch kaum mit dem Exil, das für viele Journalisten vermutlich große Not und Bedrängnis bedeutete, eingehend auseinandergesetzt. Aber auch die Situationen, in denen sich nach dem „Anschluß" 1938 in Österreich verbliebene Journalisten und Publizisten zwischen Opposition, Anpassung und Unterstützung befanden, sind noch nahezu völlig unaufgearbeitet.

2. FALLSTUDIE

In der im folgenden dargestellten Studie wird der Versuch unternommen, einige Merkmale, die für viele österreichische Exiljournalisten und -Publizisten zutreffen, zu analysieren. Im Rahmen einer quantitativen Untersuchung wurden folgende Fragen zu beantworten versucht:

- Emigrierten eher ältere oder eher jüngere Journalisten und Publizisten?
- In welchen Tätigkeitsfeldern waren diese haupt- bzw. nebenberuflich tätig (Presse, Rundfunk usw.)?
- Welche politischen Positionen bezogen diese Journalisten und Publizisten vor ihrer Emigration (Parteizugehörigkeit)?
- Waren Juden unter ihnen überproportional vertreten?
- War Österreich für jene Journalisten, die ab 1933 aus Deutschland nach Österreich emigrierten, nur eine kurze Zwischenstation?
- Wie verliefen die Exilwege: Welche Länder waren für die meisten österreichischen Publizisten und Journalisten die erste Station, welche das Exilziel?

- Wie viele von ihnen kehrten wann und wie viele kehrten nicht mehr zurück?
- Kehrten Journalisten einzelner politischer Parteien häufiger als andere zurück?
- Hing die Rückkehr bzw. Nichtrückkehr nach 1945 wesentlich vom Exilort ab?
- Kehrten eher jüngere oder eher ältere Exiljournalisten nach Österreich zurück?
- Zogen es mehr Juden als etwa Katholiken vor, nach 1945 nicht nach Österreich zurückzukehren?

Die Resultate dieser Fallstudie sind primär quantitativer Art, und es sei schon hier darauf hingewiesen, daß weitere Studien folgen sollen, die mehr Augenmerk auf qualitative Erkenntnisse legen, damit zum Beispiel nicht nur die Frage, wie viele Köpfe dem österreichischen Journalismus infolge der Vertreibung durch „Ständestaat“ und NS-Regime verloren gingen, beantwortet wird, sondern auch jene nach der journalistischen Qualität, die mit dem Verlust dieser Vertreter der Publizistik und des Journalismus verbunden war.

2.1 METHODISCHE VORGANGSWEISE

Die historische Kommunikationsforschung beschäftigte sich bisher fast ausschließlich mit führenden Persönlichkeiten. Wie in einer früheren Studie zu den österreichischen Nachkriegsjournalisten,[21] soll auch hier die Elitenorientierung überwunden werden, indem eine möglichst große Gruppe von nicht nur führenden Publizisten und Journalisten untersucht wird.

In die vorliegende Untersuchung wurden alle österreichischen Journalisten und Publizisten einbezogen, die im ersten Band des *Biographischen Handbuches der deutschsprachigen Emigration nach 1933* aufgenommen sind.[22] Als österreichische Exiljournalisten und -publizisten wurden dabei alle jene Personen erfaßt, die in Österreich — wenn auch nur zeitweise — zwischen 1918 und 1938 journalistisch tätig waren, selbst wenn dies lediglich nebenberuflich war. So fanden also auch Politiker, Parteifunktionäre und Schriftsteller Berücksichtigung, falls sie sich nebenbei als Journalisten betätigt hatten. Weiters wurden alle jene Journalisten in diese Analyse einbezogen, die ab 1933 aus Deutschland nach Österreich emigriert waren, auch wenn diese bloß ein paar Monate in Österreich blieben. Ausgeklammert wurden hingegen „reine“ Verleger, Schriftsteller und Zeitungsverlagsdirektoren.

Die durch eine Durchsicht[23] des oben genannten Handbuches gewonnenen Biographien wurden nicht weiter ergänzt. Die Liste mit den Namen der insgesamt 172 in diese Analyse einbezogenen Publizisten und Journalisten befindet sich im Anhang (Abschnitt 3.1).

In der Folge wurden die biographischen Daten in einem aus den in Abschnitt 2 formulierten Untersuchungsfragen resultierenden Erhebungsbogen eingetragen.[24] Die anschließende Auswertung erfolgte ohne EDV.

Vermutlich ist die hier untersuchte Gruppe aus mehreren Gründen für die Gesamtgruppe emigrierter österreichischer Journalisten und Publizisten nicht repräsentativ. So sind im *Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933,* das die Basis bildet, u. a. aufgrund regional unterschiedlicher Forschungsbedingungen einzelne Exilländer stärker — etwa USA, Großbritannien und Israel — als andere — wie etwa Tschechoslowakei, Polen und die UdSSR — vertreten, ohne hier jedoch detaillierter auf die Genese dieses Handbuches eingehen zu wollen.[25] Weiters dürften Rückkehrer in diesem Handbuch stärker als im Exil Verbliebene aufscheinen. Wenn im folgenden die Ergebnisse der Fallstudie dargestellt werden, gilt es, diese Umstände immer wieder zu berücksichtigen.

2.2 ERGEBNISSE

2.2.1 GESCHLECHT

Von den insgesamt 172 erfaßten Personen waren 14 (oder 8,1 Prozent) Frauen und 158 (oder 91,9 Prozent) Männer. Somit waren Publizistinnen und Journalistinnen aus Österreich tendenziell ein wenig häufiger als ihre männlichen Kollegen emigriert, da in den 20er Jahren der Anteil der Frauen in dieser Berufsgruppe unter 8 Prozent lag.[26]

2.2.2 ALTER AM BEGINN VON EMIGRATION UND EXIL

Wie aus Tab. 1 deutlich wird, waren zwei Drittel der emigrierten Journalisten und Publizisten 1933 zwischen 25 und 44 bzw. im Jahr 1938 zwischen 30 und 49 Jahre alt. Diese Journalisten waren durchwegs schon einige Jahre im Beruf tätig und somit von ihrem Einkommen her eher in der Lage zu emigrieren als ganz junge Kollegen und Kolleginnen, die 1938 20 bis 29 Jahre jung waren. Ältere Journalisten, also jene im Alter von über 55 bzw. 60 Jahren, waren noch seltener unter den ins Exil gehenden Publizisten und Journalisten

vertreten als die ganz junge Generation. Die Ursache dürfte primär in der mit höherem Alter abnehmenden Bereitschaft zum Weggehen zu finden sein.

Tab. 1: Alter der Exiljournalisten zu Beginn der Emigration

Geburtsjahr	Alter		Journalisten	
	im Jahr 1933	im Jahr 1938	Anzahl	in %
bis 1868	65 und älter	70 und älter	3	1,7
1869—1878	55—64	60—69	8	4,7
1879—1888	45—54	50—59	27	15,7
1889—1898	35—44	40—49	59	34,3
1899—1908	25—34	30—39	56	32,6
1909—1918	15—24	20—29	13	7,6
ab 1919	14 und jünger	19 und jünger	0	0
unbekannt			6	3,5
Summe			172	100,1

n = 172

Nun war aber die Gesamtgruppe der Journalisten in Österreich zur Zeit der Ersten Republik nicht gleichmäßig über alle Altersgruppen verteilt, wie schon aus einer geringen Kenntnis der historischen Entwicklung des Journalismus geschlossen werden kann. Hölzl weist darauf hin, daß „die Wiener Journalistik strukturell überaltet war".[27]

Zieht man die Daten der Wiener Journalisten aus dem Jahr 1926[28] zum Vergleich heran, so ergibt sich das in Tab. 2 wiedergegebene Bild.[29] Hierbei muß angemerkt werden, daß die Wiener Situation aufgrund der dominierenden Stellung der Wiener Journalistik — 76 bis 83 Prozent der österreichischen Journalisten arbeiteten in den 30er Jahren in der Bundeshauptstadt[30] — durchaus zum Vergleich herangezogen werden kann, da zudem die in dieser Fallstudie erfaßten Exiljournalisten in der Ersten Republik nur zu einem kleinen Teil außerhalb Wiens tätig waren.

Nun kann man sicherlich die Daten aus dem Jahr 1926 nicht einfach bis ins Jahr 1933 oder 1938 fortschreiben. Es ist einerseits anzunehmen, daß viele der älteren Journalisten des Jahres 1926 sieben bzw. 12 Jahre später altersbedingt bereits aus dem Beruf ausgeschieden sowie einige verstorben waren. Auf der anderen Seite drängten seit Mitte und Ende der 20er Jahre viele junge Kräfte in diesen Beruf.[31] Dies wird schon allein dann deutlich, wenn man die Altersgruppe der 1933 25- bis 34jährigen betrachtet: Von allen Wiener Journa-

listen waren 1933 nur 11 25 bis 34 Jahre alt, ab 1933 emigrierten jedoch dann insgesamt 56 Publizisten dieser Altersgruppe. Von Mitte der 20er Jahre bis Anfang bzw. Mitte der 30er Jahre muß also ein Nachwuchs in starkem Ausmaß herangebildet worden sein, der dann nach wenigen Berufsjahren zu einem großen Teil ins Exil vertrieben wurde.

Tab. 2: Alter der Wiener Journalisten (1926)

Geburtsjahr	Alter		Journalisten	
	im Jahr 1933	im Jahr 1938	Anzahl	in %
bis 1871	62 und älter	67 und älter	152	31,0
1871—1881	52—62	57—67	111	22,6
1881—1891	42—52	47—57	127	25,9
1891—1901	32—42	37—47	90	18,3
1901—1906	27—32	32—37	11	2,2
Summe			491	100

n = 491

Besonders stark betraf die Vertreibung auch die nächstältere Generation der 1933 35- bis 40jährigen. Waren in Wien auf Basis der Erhebung aus dem Jahr 1926 insgesamt 90 Journalisten und Journalistinnen in diesem Alter, so emigrierten davon immerhin zumindest 59. Freilich sind diese Zahlen nicht direkt in Beziehung zu setzen, da in dieser Fallstudie einerseits nicht nur Berufsjournalisten und andererseits nur ein Teil aller Exiljournalisten erfaßt wurden, während es sich bei jenen 90 Journalisten ausschließlich um in Wien hauptberuflich arbeitende handelt. Wenn man dies berücksichtigt, wird dennoch deutlich, daß nur verhältnismäßig wenige alte Journalisten der Ersten Republik, hingegen aber viele der versierten Journalisten mittleren Alters, die 1938 zwischen 30 und 49 Jahre alt waren, ins Exil gingen.

2.2.3 TÄTIGKEITSFELDER VOR DER EMIGRATION

Aufgrund sich verändernder Tätigkeitsprofile — so wurden aus etlichen Berufsjournalisten bald hauptberufliche Parteifunktionäre, die dann nur mehr nebenher journalistisch arbeiteten — ist es schwierig, exakt anzugeben, wie viele der hier untersuchten Personen vor dem Exil hauptberuflich Journalisten und wie viele es nebenberuflich waren. Die Zahlen in Tab. 3 geben aber immerhin eine gewisse Orientierung.

Tab. 3: Tätigkeitsfelder vor der Emigration

		Journalisten	
	Medium	Anzahl[32]	in %
Journalist im Hauptberuf	Presse (Zeitungen, Zeitschriften)	85	49,4
	Rundfunk	1	0,6
	Pressestelle	7	4,1
	andere Medien / keine Angabe	6	3,5
	alle Medien	99	57,6
Journalist im Nebenberuf	Presse (Zeitungen, Zeitschriften)	55,5	32,3
	Rundfunk	0	0
	Pressestelle	11	6,4
	andere Medien/keine Angabe	6,5	3,8
	alle Medien	73	42,4
Summe		172	100,1

n = 172

So übten mit 99 mehr als die Hälfte der hier Untersuchten den Journalismus vor der Emigration hauptberuflich aus, wobei auch bei den nebenberuflichen Journalisten der überwiegende Teil in Zeitungen und Zeitschriften mitarbeitete. Da in den 20er und 30er Jahren im Vergleich zu heute nur wenige Pressestellen existierten, sind deren Journalisten auch in der Untersuchungsgruppe nur in geringem Ausmaß anzutreffen.

Was auf den ersten Blick noch recht deutlich auffällt, ist das weitgehende Fehlen von Rundfunkjournalisten. Der einzige Radiojournalist, der durch diese Fallstudie erfaßt wurde — Carl W. Mayer[33] —, kam zudem erst 1934 als deutscher Emigrant über die Schweiz zur „Ravag“. Für das fast völlige Fehlen von Rundfunkjournalisten unter den Emigranten sind zwei Momente ausschlaggebend: Da dieses Medium in Österreich erst Mitte der 20er Jahre ein-

geführt wurde, kam es bis 1938 zur Herausbildung von nur wenigen Radiojournalisten. Und diese kleine Gruppe war wiederum schon früh — vor 1938 — stark mit deutschnationalen und nationalsozialistischen Kräften durchsetzt.[34]

2.2.4 ZUGEHÖRIGKEIT ZU RELIGIONSGEMEINSCHAFTEN VOR DER EMIGRATION

Die österreichische Emigration bestand infolge der Bedrohung durch „rassenpolitische" Maßnahmen des NS-Regimes zu einem sehr großen Teil aus Juden. Es stellt sich daher die Frage, ob auch die Emigration innerhalb der Berufsgruppe der Journalisten stark auf die Bedrohung der Juden durch den Nationalsozialismus zurückzuführen ist. Tatsächlich sind mit einem Fünftel der hier untersuchten Publizisten und Journalisten Juden die größte betroffene Einzelgruppe, wie aus Tab. 4 ersichtlich ist.

Tab. 4: Zugehörigkeit zu Religionsgemeinschaften

Religion	Journalisten	
	Anzahl[35]	in %
Dissident/ohne Bekenntnis	28,66	16,7
evangelisch	3,33	1,9
jüdisch	34,33	20,0
katholisch	30,66	17,8
andere/unbekannt	75	43,6
Summe	172	100

n = 172

Mitglieder der römisch-katholischen Kirche sind absolut etwas weniger stark unter den Exiljournalisten vertreten. Zwar war die überwiegende Mehrheit der österreichischen Bevölkerung in der Ersten Republik der römischkatholischen Kirche verbunden, doch arbeiteten im Journalismus damals wie in einigen anderen Berufen überdurchschnittlich viele Personen jüdischen Glaubens oder jüdischer Herkunft. So wird der Anteil der Juden unter den Wiener Journalisten der Ersten Republik auf 50 bis 70 Prozent geschätzt.[363] Exakte Studien dazu stehen allerdings noch aus.

Ob indes die Religionsdissidenten, die immerhin ein Sechstel der Untersuchungsgruppe ausmachen, vor ihrem Austritt mehr der jüdischen Religion

oder dem katholischen Glauben angehörten, kann mangels entsprechender Informationen nicht beantwortet werden. Ebenso verhält es sich mit der größten Gruppe, für die keine Angaben zur Religion vorliegen.

2.2.5 POLITISCHE POSITION VOR DER EMIGRATION

Die Analyse der politischen Mitgliedschaften vor der Emigration zeigt — siehe Tab. 5 —, daß überwiegend linke — sozialdemokratische und kommunistische — Journalisten und Publizisten vertrieben wurden. Ebensowenig überrascht aufgrund des Verbots der kommunistischen sowie der sozialdemokratischen Partei durch die autoritäre Regierung Dollfuß in den Jahren 1933/34, daß ein Drittel der österreichischen Exilanten bereits vor 1938 das Land verließen (siehe Abschnitt 2.2.7.1).

Tab. 5: Politische Einstellung vor der Emigration

Politische Einstellung vor der Emigration (politische Mitgliedschaft)	Journalisten	
	Anzahl [36 b]	in %
christlichsozial (Christlich-Soziale Partei)	15	8,7
großdeutsch (Großdeutsche Volkspartei, Landbund)	0	0
kommunistisch (KPÖ)	32	18,6
kommunistisch (KPD)	4,5	2,6
sozialdemokratisch (SDAPÖ)	62,5	36,3
sozialdemokratisch (SPD)	12	7,0
andere/unbekannt	46	26,7
Summe	172	99,9

n = 172

Möglicherweise waren kommunistische Journalisten und Publizisten insgesamt in einem stärkeren Ausmaß, als durch diese Fallstudie erhoben wurde, betroffen. Die geringere Erfassung des Exillandes UdSSR, das von vielen Kommunisten bevorzugt wurde, würde diese Auffassung nahelegen. Anderseits war die kommunistische Presse vor 1933 nicht so stark ausgeprägt wie die sozialdemokratische vor 1934.

Mit einem schwachen Elftel gingen überraschend wenige Parteigänger der Christlich-Sozialen Partei ins Exil. Großdeutsche Publizisten und Journalisten waren hingegen überhaupt nicht vertreten.

Dieses Bild setzt sich im übrigen entsprechend fort, wenn man auch das politische Verhalten und die politischen Aktivitäten in der Zeit des „Ständestaates“ (1934—1938) untersucht.

Tab. 6: Politisches Verhalten im „Ständestaat“ (1934—1938)

Politisches Verhalten im „Ständestaat“ (1934—1938)	Journalisten	
	Anzahl	in %
Mitglied der „Vaterländischen Front“ (VF)	11	6,4
Mitglied der „Ostmärkischen Sturmscharen“	3	1,7
in Haft	19	11,0
illegale politische Tätigkeit	47	27,3
Exil/Emigration	38	22,1

n = 172

Summiert man die Gruppen der Inhaftierten, der illegal politisch Tätigen sowie der bereits emigrierten (in Tab. 6: 60,4 Prozent), so entspricht dies in etwa den kommunistischen und sozialdemokratischen Parteigängern (in Tab. 5: 64,5 Prozent). Die meisten sozialdemokratischen und kommunistischen Publizisten und Journalisten waren im „Ständestaat“ entweder inhaftiert oder/und in der Illegalität politisch aktiv oder/und ins Exil gegangen. Daneben gab es sicherlich auch linke Journalisten und Publizisten, die sich nach 1933/34 zurückgezogen oder politisch untergeordnet hatten; jene wurden durch diese Studie aber nicht erfaßt. Ein kleiner Teil der Exiljournalisten unterstützte hingegen den undemokratischen „Ständestaat“.

2.2.6 ÖSTERREICH ALS ZWISCHENSTATION FÜR DEUTSCHE EMIGRANTEN

Insgesamt 24 Publizisten und Journalisten, das ist etwa ein Siebtel der gesamten Untersuchungsgruppe, flohen ab 1933 von Deutschland direkt oder über andere Länder nach Österreich. Zum größten Teil handelte es sich dabei um Mitglieder der deutschen Sozialdemokratie.

Tab. 7: Deutsche Journalisten, ab 1933 nach Österreich emigriert / politische Einstellung vor der Emigration

Politische Einstellung vor der Emigration (politische Mitgliedschaft)	Journalisten	
	Anzahl	in %
KPD	3	12,5
Schwarze Front	1	4,2
SPD	11	45,8
Zentrumspartei	2	8,3
andere/unbekannt	7	29,2
Summe	24	100

n = 24

Daß primär SPD-Journalisten und -Publizisten ab 1933 nach Österreich kamen, liegt einfach daran, daß die Schwesterpartei in Österreich noch existierte. Infolge des Verbots der SDAPÖ durch die Regierung Dollfuß emigrierte mehr als die Hälfte (6 von ll)[38] dieser SPD-Journalisten spätestens 1934 weiter; ein weiteres Fünftel (2 von 11)[39] folgte bis 1938, und ein Viertel (3 von ll)[40] blieb entweder nach 1938 in Österreich oder kehrte davor nach Deutschland zurück.

Deutlich schwächer waren KPD-Mitglieder unter den vor dem NS-Regime nach Österreich fliehenden deutschen Journalisten und Publizisten vertreten. Alle drei in dieser Fallstudie erfaßten Journalisten verließen Österreich spätestens 1938 wieder.[41]

Für die überwiegende Mehrheit (79,2 Prozent) dieser deutschen Emigranten war Österreich nur eine Zwischenstation, die längstens bis März 1938, in den meisten Fällen allerdings nur wenige Monate dauerte[42] wie in Tab. 8 deutlich wird.

Tab. 8: Deutsche Journalisten, ab 1933 nach Österreich emigriert / Verhalten nach der Immigration

Verhalten nach der Emigration nach Österreich (vor und nach 1938)	Journalisten	
	Anzahl	in %
Rückkehr nach Deutschland	2	8,3
Verbleib in Österreich	3	12,5
Weiteremigration	19	79,2
Summe	24	100

n = 24

2.2.7 EXILWEGE
2.2.7.1 ERSTES EXILLAND UND EXILZEITPUNKT

In Tab. 9 wird dargestellt, in welche Länder österreichische Journalisten und Publizisten zuerst emigrierten. Auch die aus Deutschland ab 1933 nach Österreich exilierten Personen sind hierin enthalten, wobei bei diesen das Land, in das sie nach dem Verlassen Österreichs gingen, als „erstes Exilland“ in diese Analyse einging. Es handelt sich dabei um 20 Personen, da jene vier deutschen Journalisten und Publizisten, die nach 1938 in Österreich blieben.

Tab. 9 (Teil 1): Exilwege: Erstes Exilland und Exilzeitpunkt

Exilbeginn / Erstes Exilland	vor 1933	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940
Tschechoslowakei	—	5	25	3	1	1	8	—	—
Frankreich	—	7	2	—	1	—	16	2	—
Schweiz	—	2	5	—	—	1	17	1	—
Großbritannien	1	—	2	—	1	1	9	4	—
UdSSR	3	3	1	2	—	1	—	1	—
USA	—	1	1	1	—	—	3	2	1
Belgien	—	—	—	1	1	—	3	1	—
Niederlande	—	—	1	—	—	—	3	1	—
Palästina	—	—	1	—	—	—	2	2	—
Schweden	—	—	—	—	—	—	4	1	—
Ungarn	—	—	—	—	—	—	2	—	—
Italien	—	—	—	—	—	—	2	—	—
Jugoslawien	—	—	1	—	—	—	—	1	—
Argentinien	—	—	1	—	—	—	1	—	—
Spanien	—	—	—	—	1	—	—	—	—
Polen	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Schanghai (China)	—	—	—	—	—	—	—	1	—
Brasilien	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Alle Länder Anzahl	4	19	41	7	5	4	70	17	1
Alle Länder in %	2,3	11,0	23,8	4,1	2,9	2,3	40,7	9,9	0,6

n = 172 (= 100%)

oder vor 1938 nach Deutschland zurückkehrten, hier nicht mehr berücksichtigt wurden, sodaß in den Tabellen 9 und 10 jeweils nur 168 Personen aufscheinen. Die Prozentwerte beziehen sich aber weiterhin auf die Gesamtgruppe (n = 172).

Aus dieser Analyse der ersten Exilstationen wird mehreres deutlich: Zum einen kann Tab. 9 entnommen werden, wann wie viele Journalisten und Publizisten in welches Land emigrierten. Summiert man die Personen nach dem Zeitpunkt des Beginns ihrer Emigration, so zeigt sich, daß zwischen 1933 und 1937 mit 56 ein Drittel[43] der hier untersuchten — österreichischen —

Tab. 9 (Teil 2): Exilwege: Erstes Exilland und Exilzeitpunkt

Exilbeginn (Jahr) / Erstes Exilland	Summe			
	Anzahl	in %	1933—37	1938—40
Tschechoslowakei	43	25,0	35	8
Frankreich	28	16,3	10	18
Schweiz	26	15,1	8	18
Großbritannien	18	10,5	4	13
UdSSR	11	6,4	7	1
USA	9	5,2	3	6
Belgien	6	3,5	2	4
Niederlande	5	2,9	1	4
Palästina	5	2,9	1	4
Schweden	5	2,9	—	5
Ungarn	2	1,2	—	2
Italien	2	1,2	—	2
Jugoslawien	2	1,2	1	1
Argentinien	2	1,2	1	1
Spanien	1	0,6	1	—
Polen	1	0,6	1	—
Schanghai (China)	1	0,6	—	1
Brasilien	1	0,6	1	—
Alle Anzahl	168	97,9	76	88
Länder in %	97,7		44,2	51,2

n = 172 (= 100%)

Publizisten und Journalisten infolge der Maßnahmen der Regierungen Dollfuß und Schuschnigg ins Exil gingen (die ab 1933 aus Deutschland nach Österreich emigrierten Journalisten wurden hier ausgeschieden). Der größere Teil, nämlich 88 Personen (oder 51,2 Prozent), flüchtete in den Jahren 1938—1940 vor dem NS-Regime.

Für alle Flüchtlinge der Jahre 1933—1937 — also Deutsche vor dem NS-Regime und Österreicher vor den autoritären Regierungen Dollfuß und Schuschnigg — war die Tschechoslowakei, der demokratische Nachbar im Norden, der bevorzugte erste Zufluchtsort. Mit deutlichem Abstand folgten die Länder Frankreich, Schweiz, UdSSR und Großbritannien (in dieser Reihenfolge).

Die ersten Exilstationen für die in den Jahren 1938—1940 vor dem NS-Regime flüchtenden österreichischen Journalisten und Publizisten sind hingegen Frankreich und die Schweiz, sowie — etwas schwächer — Großbritannien, während die Tschechoslowakei erst vierthäufigste erste Anlaufstation war, gefolgt von den USA und Schweden.

Welche Länder die bevorzugten ersten Ziele beider Gruppen österreichischer Exiljournalisten zusammen waren, kann ebenfalls aus Tab. 9 entnommen werden.

2.2.7.2 ZIELLÄNDER

Hier werden nun nicht die von den einzelnen Emigranten beabsichtigten Zielländer, die sich im Verlauf der Exilierung in vielen Fällen sicherlich verändert haben, untersucht, sondern in welchen Ländern jene Journalisten und Publizisten sich zuletzt — vor ihrer Rückkehr bzw. 1945 oder vor ihrem Tod (falls vor Ende des Jahres 1945) — tatsächlich aufgehalten haben.[44]

Die meisten Publizisten und Journalisten dieser Untersuchungsgruppe, nämlich fast ein Drittel, erreichten im Verlauf ihres Exils schließlich die USA. Mit deutlichem Abstand war Großbritannien das zweite Zentrum der österreichischen Exiljournalisten. Dies gilt sowohl für die infolge der Maßnahmen der Regierungen Dollfuß und Schuschnigg in den Jahren 1933 bis 1937 Emigrierten als auch für die vor dem NS-Regime in der Zeit 1938—1940 fliehenden österreichischen Publizisten und Journalisten.

Während für die zwischen 1933 und 1937 ins Exil Gehenden die UdSSR nach den USA und Großbritannien als das dritthäufigste Exilziel zu nennen ist, war dies für jene, die Österreich zwischen 1938 und 1940 verließen, die Schweiz.

Tab. 10 (Teil 1): Exilwege. Zielland und Exilzeitpunkt

Exilbeginn (Jahr) / Exilziel	vor 1933	1933	1934	1935	1936	1937	1938	1939	1940
USA	1	5	11	1	1	1	28	5	1
Großbritannien	—	1	7	3	2	—	12	5	—
UdSSR	2	2	5	2	—	1	—	1	—
Schweiz	—	—	2	—	—	1	8	—	—
Frankreich	—	4	2	—	1	—	2	1	—
Schweden	—	2	1	—	—	—	6	1	—
Palästina	—	—	1	—	—	—	2	2	—
Argentinien	—	—	1	—	—	—	3	—	—
Brasilien	—	1	—	1	—	—	1	—	—
Mexiko	—	2	1	—	—	—	—	—	—
Niederlande	—	—	1	—	—	—	2	—	—
Tschechoslowakei	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Spanien	—	1	—	—	—	—	—	—	—
Schanghei (China)	—	—	—	—	—	—	—	1	—
Nordirland	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Algerien	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Marokko	—	—	—	—	—	—	1	—	—
Kanada	—	—	—	—	—	—	1	—	—
Ungarn	—	—	—	—	—	—	1	—	—
Rückkehr vor 1945 nach Österreich oder Deutschland	—	—	3	—	1	—	1	—	—
Auf Exilweg in die Hände des NS-Regimes geraten	1	1	3	—	—	1	2	1	—
Alle Länder — Anzahl	4	19	41	7	5	4	70	17	1
Alle Länder — in %	2,3	11,0	23,8	4,1	2,9	2,3	40,7	9,9	0,6

n = 172 (= 100%)

Tab. 10 (Teil 2): Exilwege. Zielland und Exilzeitpunkt

Exilbeginn (Jahr) / Exilziel	Summe Anzahl	Summe in %	1933—37	1938—40
USA	54	31,4	19	34
Großbritannien	30	17,4	13	17
UdSSR	13	7,6	10	1
Schweiz	11	6,4	3	8
Frankreich	10	5,8	7	3
Schweden	10	5,8	3	7
Palästina	5	2,9	1	4
Argentinien	4	2,3	1	3
Brasilien	3	1,7	2	1
Mexiko	3	1,7	3	—
Niederlande	3	1,7	1	2
Tschechoslowakei	1	0,6	1	—
Spanien	1	0,6	1	—
Schanghai (China)	1	0,6	—	1
Nordirland	1	0,6	1	—
Algerien	1	0,6	1	—
Marokko	1	0,6	—	1
Kanada	1	0,6	—	1
Ungarn	1	0,6	—	1
Rückkehr vor 1945 nach Österreich oder Deutschland	5	2,9	4	1
Auf Exilweg in die Hände des NS-Regimes geraten	9	5,2	5	3
Alle Länder – Anzahl	168	97,6	76	88
Alle Länder – in %	97,7		44,2	51,2

n = 172 (= 100%)

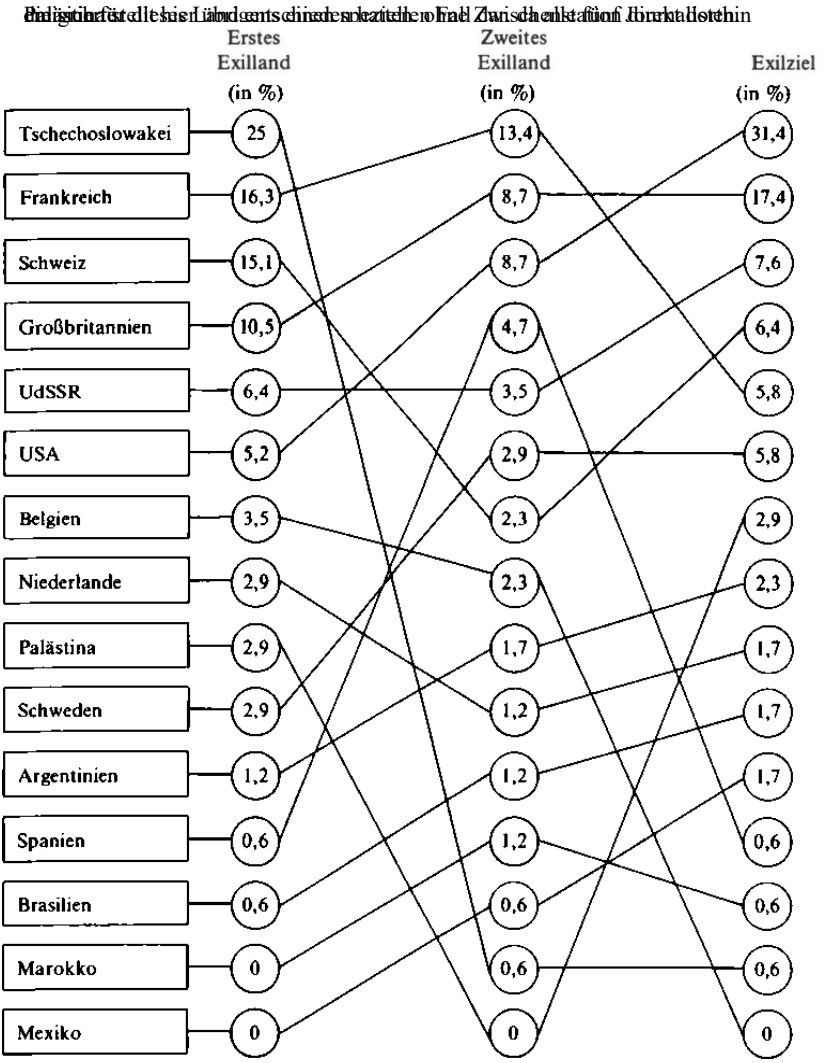
Diese Ergebnisse nähren im übrigen die Vermutung, daß die Fallstudie nicht repräsentativ ist, da im *Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933* Daten aus und über Exilländer wie USA und Großbritannien stärker als jene aus der UdSSR herangezogen wurden.

2.2.7.3 VERGLEICH: ERSTES EXILLAND, ZWISCHENSTATION, ZIELLAND

Stellt man die Ergebnisse zur ersten Exilstation neben jene zum Zielland und fügt dazwischen auch noch jene zum zweiten Exilland[45] ein, so ergibt sich folgendes, in Tab. 11 dargestelltes Bild:[46] Abfallende Linien bedeuten, daß diese Exilländer mit Fortdauer der Expansionspolitik des „Dritten Reiches" von österreichischen Journalisten und Publizisten wieder verlassen wurden bzw. werden mußten. Länder mit aufsteigender Linie wurden hingegen mit Fortdauer des Exils für immer mehr Personen dieser Untersuchungsgruppe zum letzten Zufluchtsort. Es sind dies vor allem die USA und Großbritannien, in wesentlich geringerem Umfang auch Schweden, Argentinien, Brasilien und Mexiko.

Palästina stellt hier übrigens einen speziellen Fall da, da alle fünf Journalisten, die sich für dieses Land entschieden hatten, ohne Zwischenstation direkt dorthin emigrierten.

Tab. 11 : Exilwege: Erstes Land – Zwischenstation – Zielland



n=172(= 100%)

2.2.8. REMIGRATION UND NICHTRÜCKKEHR AB 1945

2.2.8.1. REMIGRATION UND NICHTRÜCKKEHR INSGESAMT

Wie aus Tab. 12 ersichtlich ist, kehrten relativ viele Journalisten und Publizisten nach Österreich (bzw. in andere deutschsprachige Länder) zurück. Dies dürfte auf mehrere Ursachen zurückzuführen sein. Zum einen wurde bereits einmal die Vermutung ausgesprochen, daß im *Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933,* das als Basis dieser Fallstudie diente, Remigranten stärker berücksichtigt wurden als im Exil.

Tab. 12: Exilwege nach 1945: Remigration, Nichtrückkehr u. a.

Wege nach 1945		Journalisten Anzahl	Journalisten in %
Rückkehr nach Österreich	1945	19	11.0
	1946	10	5,8
	1947	8	4,7
	1948	4	2,3
	1949	3	1,7
	1950	4	2,3
	später	7	4,1
	Zeitpunkt unbekannt	5	2,9
Rückkehr in ein anderes deutschsprachiges Land		16	9,3
keine Rückkehr/Verbleib im Exil		56	32,6
im Exil gestorben (vor Ende 1945)		16	9,3
eigene Rückkehr vor 1945 nach Deutschland oder Österreich/ auf Exilweg in Hände des NS-Regimes geraten		18	10,5
keine Daten zur Zeit nach 1945		6	3,5
Summe		172	100
Rückkehr nach Österreich 1945—1950		48	27,9

n = 172

verbliebene Personen. Die relativ hohe Rückkehrerrate erklärt sich weiters durch die in dieser Fallstudie stark vertretenen (Auch-)Parteifunktionäre. Und schließlich kann auch noch angenommen werden, daß Personen dieser Berufsgruppe, die neben den Schriftstellern wie kaum eine andere auf die Beherrschung der örtlichen Sprache angewiesen ist und die im Exil den Ein-

stieg in die dortigen, für sie zumeist fremdsprachigen Medien nicht geschafft hatten, eher zurückkehrten als Emigranten in anderen Berufen.

Während also bis 1950 insgesamt 48 (oder 27,9 Prozent) der Journalisten und Publizisten nach Österreich zurückkehrten, denen später oder zu unbekanntem Zeitpunkt noch insgesamt weitere 12 folgten, verblieben 56 (oder 32,6 Prozent) im Exil und 16 (9,3 Prozent) starben noch vor Ende 1945 im Exil.

2.2.8.2. REMIGRATION, NICHTRÜCKKEHR UND POLITISCHE EINSTELLUNG

Betrachtet man zunächst nur die politische Mitgliedschaft jener 60 aus dem Exil nach Österreich zurückgekehrten Publizisten und Journalisten für die Zeit vor und nach dem Exil, so erhält man für die hier analysierte Gruppe folgendes — in Tab. 13 ausgewertetes — Ergebnis:

Tab. 13: Politische Einstellung österreichischer Remigranten

Politische Position (Mitgliedschaft) vor Emigration — nach 1945	Journalisten	
	Anzahl	in %
sozialdemokratisch — sozialdemokratisch	19	31,7
sozialdemokratisch — kommunistisch	3	5,0
sozialdemokratisch — unbekannt	7	11,7
kommunistisch — kommunistisch	13	21,7
kommunistisch — sozialdemokratisch	2	3,3
kommunistisch — unbekannt	3	5,0
christlichsozial — ÖVP	1	1,7
christlichsozial — unbekannt	5	8,3
andere/unbekannt — andere/unbekannt	7	11,7
Summe	60	100,1

n = 60 (= 100%)

Die meisten Remigranten unter den österreichischen Publizisten und Journalisten waren vor und nach dem Exil Anhänger der Sozialdemokratie. Die zweitstärkste Gruppe bildeten Parteigänger der KPÖ, während nur ein Rückkehrer, der vor der Emigration Mitglied der Christlich-Sozialen Partei gewesen war, nach 1945 der Nachfolgepartei ÖVP angehörte.

Die Veränderung der politischen Einstellung infolge des Exils hält sich indes in relativ engen Grenzen. Lediglich 5 Prozent der emigrierten Journalisten und Publizisten wechselten von der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei zur Kommunistischen Partei und anderseits 3,3 Prozent von der KPÖ zur SPÖ.

Resümiert man die Ergebnisse aus Tab. 13 nur nach der politischen Position vor dem Exil, so ergibt sich folgendes: mit 29 (oder 48,3 Prozent) Remigranten war die größte Gruppe vor der Emigration sozialdemokratisch orientiert. 18 (= 30 Prozent) waren kommunistisch, 6 (= 10 Prozent) christlichsozial und 7 (= 11,7 Prozent) anders oder unbekannt eingestellt.

Die politische Einstellung der Nichtrückkehrer unterschied sich von jener der Remigranten insofern, als zwar auch hier die Sozialdemokratie die größte Gruppe war, ehemalige Christlichsoziale aber etwas stärker als Kommunisten im Exil verblieben. Die größte Gruppe stellen hier allerdings — wie Tab. 14 auch zeigt — jene dar, zu deren politischer Einstellung vor dem Exil zu wenig oder keine Daten in den analysierten Biographien enthalten sind.

Tab. 14: Politische Einstellung der Nichtrückkehrer

Politische Position (Mitgliedschaft) vor Emigration	Journalisten	
	Anzahl	in %
sozialdemokratisch (SDAPÖ)	14	25,0
sozialdemokratisch (SPD)	3	5,4
kommunistisch (KPÖ)	5	8,9
christlichsozial (Christlich-Soziale Partei)	6	10,7
andere/unbekannt	28	50,0
Summe	56	100

n = 56 (= 100%)

Welches Wissen und welche Fertigkeiten dem Journalismus und der Publizistik der Zweiten Republik infolge der Vertreibung dieser Personen auf Dauer vorenthalten wurden, kann im Rahmen dieses Beitrages nicht beantwortet werden. Das Nennen ihrer Namen wie das Referieren ihrer Leistungen in der Ersten Republik sowie im Exil bliebe unsystematisch und ohne konkretes In-Beziehung-Setzen zur Entwicklung des Journalismus in der Ersten Republik und folglich wenig aussagekräftig. Diese Leistung müßte in einer eigenen Studie erfolgen, für die die Ergebnisse der vorliegenden Fallstudie eine gewisse Basis sein können.

Abschließend soll noch die Frage geklärt werden, ob vielleicht die Zugehörigkeit bzw. Nichtzugehörigkeit zu politischen Parteien einen Einfluß auf Remigration und Verbleib im Exil hatte.

Tab. 15: Politische Einstellung der österreichischen Emigranten, Remigranten und Nichtrückkehrer (Vergleich)[47]

Politische Position (Mitgliedschaft) vor Emigration	Österr. Emigranten		Österr. Remigranten		Österr. Nichtrückkehrer		
	Anzahl	in %	Anzahl	in %	Anzahl	in %	
christlichsozial (Christlich-Soziale Partei)	15	100	6	40,0	6	40,0	n=15
kommunistisch (KPÖ)	32	100	18	56,3	5	15,6	n=32
sozialdemokratisch (SDAPÖ)	62,5	100	29	46,4	14	22,4	n= 62,5
andere/unbekannt	38,5	100	7	18,2	28	72,7	n = 38,5
alle politischen Positionen (Gesamtgruppe)	148	100	60	40,5	53	35,8	n= 148

Hier wird deutlich, daß die Rückkehrerquote in bezug auf die einzelnen politischen Parteien unterschiedlich hoch ist. Kommunistische Journalisten und Publizisten kehrten am relativ häufigsten zurück, mit einigem Abstand folgten die Sozialdemokraten, dann erst ehemalige Christlichsoziale. Daß Kommunisten am relativ stärksten aus dem Exil nach Österreich zurückkehrten, liegt wohl primär daran, daß die KPÖ eine Kaderpartei ist.

Daß von den Journalisten, die aufgrund ihrer Biographie keiner politischen Gruppierung zugeordnet werden konnten, die wenigsten nach Österreich zurückkehrten, könnte dahingehend interpretiert werden, daß einerseits es Parteilosen an organisatorischen Hilfestellungen seitens der politischen Parteien fehlte und anderseits politisch Inaktive weniger Motivation zur Rückkehr hatten. Beide und sicherlich noch weitere Interpretationen sind möglich, aber keinesfalls zwingend, da in der Gruppe mit „unbekannten bzw. anderen“ politischen Positionen sich sehr vieles versammelt: Datenmangel, tatsächliche politische Inaktivität, andere politische Positionen als die hier erfaßten u. a. m.

Auch die Frage, ob politisch engagierte Journalisten generell häufiger ins Exil gingen und danach wieder zurückkamen als „Nur-Berufsjournalisten“, kann mittels dieser Fallstudie nicht beantwortet werden, da dafür im Untersuchungsschema keine eigenen Kategorien gebildet wurden.

2.2.8.3. REMIGRATION, NICHTRÜCKKEHR UND EXILZIEL

Gibt es einen Zusammenhang zwischen dem Exilziel, also dem letzten Exilort, und der Remigration bzw. Nichtrückkehr österreichischer Exiljournalisten und -publizisten? Eine Antwort darauf wird in Tab. 16 versucht.

Zunächst einmal kann festgestellt werden, daß aus den USA, absolut gesehen, die meisten Exiljournalisten zurückkehrten, gleichzeitig aber auch, wieder in absoluten Zahlen gemessen, die meisten dort verblieben.

Weiters wird deutlich, daß Exilländer, aus denen relativ viele Exiljournalisten zurückkehrten, nahe zu Österreich (bzw. Deutschland) liegen. So kamen aus den Ländern UdSSR, Niederlande, Großbritannien, Schweden, Schweiz und Frankreich immerhin zwischen 69,2 und 40 Prozent der zuvor dorthin Emigrierten zurück. Daß die Quote für Remigranten aus der UdSSR in dieser Gruppe europäischer Länder am höchsten ist, wurde auch durch den Umstand,

Tab. 16 (Teil 1): Remigration und Nichtrückkehr aus Exilländern

Journalisten / Exilziel	Remigranten		Nicht-Rückkehrer		Im Exil vor Ende 1945 gestorben	
	Anzahl	in %	Anzahl	in %	Anzahl	In %
Mexiko	3	100	0	0	0	0
UdSSR	9	69,2	1	7,7	3	23,1
Niederlande	2	66,7	0	0	1	33,3
Großbritannien	18	60	11	36,7	1	3,3
Schweden	6	60	2	20	0	0
Schweiz	6	54,5	4	36,4	0	0
USA	22	40,7	26	48,1	5	9,3
Frankreich	4	40	2	20	4	40
Brasilien	1	33,3	1	33,3	0	0
Argentinien	1	25	3	75	0	0
Palästina	0	0	5	100	0	0
andere	4	—	1	—	2	–
Summe	76	49,4	56	36,4	16	10,4

daß dorthin fast ausschließlich kommunistische Journalisten emigriert waren, die überdurchschnittlich stark unter den Remigranten vertreten sind (siehe Abschnitt 2.2.8.2), bewirkt.

Nur aus einem Land, nämlich Mexiko, kamen alle Exiljournalisten dieser Fallstudie zurück. Dieses Ergebnis könnte atypisch sein und dürfte sich primär darauf zurückführen lassen, daß nur drei Personen, die nach Mexiko emigriert waren, in diese Analyse einbezogen werden konnten.

Aus außereuropäischen Ländern kehrten von den hier untersuchten Journalisten und Publizisten durchwegs weniger zurück als aus europäischen Exilländern. Der Rückkehreranteil der Länder Palästina, Argentinien, Brasilien und USA liegt zwischen 0 und 40,7 Prozent.

Das heißt: je weiter Journalisten und Publizisten aus Österreich sich räumlich im Zuge der Emigration entfernten, desto seltener kamen sie nach 1945 zurück.

Tab. 16 (Teil 2): Remigration und Nichtrückkehr aus Exilländern

Journalisten Exilziel „	Keine Daten zur Zeit ab 1945 Anzahl	in %	Alle Emigranten Anzahl	in %	
Mexiko	3	0	3	100	n=3
UdSSR	0	0	13	100	n=13
Niederlande	0	0	3	100	n=3
Großbritannien	0	0	30	100	n= 30
Schweden	2	20	10	100	n = 10
Schweiz	1	9,1	11	100	n = 11
USA	1	1,9	54	100	n = 54
Frankreich	0	0	10	100	n = 10
Brasilien	1	33,3	3	100	n = 3
Argentinien	0	0	4	100	n = 4
Palästina	0	0	5	100	n = 5
andere	1	—	8	—	n= 5
Summe	6	3,9	154*	100	n = 154

*) Jene 18 Emigranten, die das „Exilziel“ nicht erreichten, weil sie entweder vor 1945 nach Österreich oder Deutschland zurück kehrten, nach 1938 als Deutsche aus Österreich nicht mehr weiter emigrierten oder im Verlauf des Exils in die Hände des NS-Regimes gerieten, sind hier nicht berücksichtigt.

2.2.8.4. REMIGRATION, NICHTRÜCKKEHR UND EXILZEITPUNKT

Man kann sich auch die Frage stellen, ob die Rückkehr bzw. Nichtrückkehr in einer Relation zur Ursache des Weggehens steht. Da die Journalisten und Publizisten aus hauptsächlich zwei Gründen — die einen exilierten zunächst wegen des „Ständestaates“ und die anderen wegen des NS-Regimes — Österreich verließen bzw. verlassen mußten, könnte dies einen Einfluß auf ihre Bereitschaft zur Rückkehr gehabt haben.

Tab. 17: Remigration, Nichtrückkehr und Exilzeitpunkt

Exilbeginn (Jahr)	Remigranten Anzahl	Nichtrückkehrer Anzahl	Im Exil vor 1945 gestorben	Keine Daten zur Zeit ab 1945 Anzahl	„Eigene Rückkehr“ (siehe * Tab. 16) Anzahl	Alle Emigranten Anzahl
vor 1933	2	1	—	—	1	4
1933	8	5	4	1	1	19
1934	20	7	7	1	6	41
1935	5	2	—	—	—	7
1936	2	2	—	—	1	5
1937	2	1	—	—	1	4
1938	28	31	4	4	3	70
1939	9	6	1	—	1	17
1940	—	1	—	—	—	1
Summe	76	56	16	6	14 (+ 4 ohne Zeitangabe)	168 + 4 = 172
1933—1937	37	17	11	2	9	76
1938—1940	37	38	5	4	4	88

Die Ergebnisse dieser Teilanalyse, die im Tab. 17 aufbereitet sind, zeigen, daß die zwischen 1933 und 1937 Exilierten relativ häufig in ihre „alte Heimat“ zurückkehrten (das Verhältnis Remigranten: Nichtrückkehrer beträgt hier 6,8:3,2). Die vor dem NS-Regime in den Jahren 1938—1940 Geflohenen kamen indes deutlich seltener aus dem Exil zurück (Remigranten: Nichtrückkehrer = 4,9:5,1).

2.2.8.5. REMIGRATION, NICHTRÜCKKEHR UND ALTER

Einer der weiteren bestimmenden Faktoren für Rückkehr aus dem Exil und Verbleib daselbst ist, neben den in den vorhergehenden Abschnitten bereits dargelegten, vermutlich das Alter der Betroffenen. Die diesbezügliche Analyse brachte die in Tab. 18 dargestellten Ergebnisse.

Tab. 18: Remigration, Nichtrückkehr und Alter

Alter		Remigranten		Nichtrückkehrer		Emigranten (Gesamtgruppe)	
				Anzahl	in %	Anzahl	in %
bis 1868	77 und älter	0	0	1	1,8	3	1,7
1869—1878	67—76	2	2,6	3	5,4	8	4,7
1879—1888	57—66	10	13,2	11	19,6	27	15,7
1889—1898	47—56	31	40,8	15	26,8	59	34,3
1899—1908	37—46	27	35,5	18	32,1	56	32,6
1909—1918	27—36	6	7,9	5	8,9	13	7,6
unbekannt	unbekannt	0	0	3	5,4	6	3,5
Summe	—	76	100	56	100	172	100,1
			n = 76		n = 56		n = 172

Insgesamt sind mehrere — jedoch nicht sehr markante — Tendenzen festzustellen. So ist etwa eindeutig zu erkennen, daß ältere Journalisten und Publizisten — und zwar jene, die 1945 mindestens 57 Jahre alt waren — eher im Exilland blieben. Für diese Tendenz zum Verbleiben im Exil dürften bei älteren Personen zumindest zwei Faktoren auch ausschlaggebend gewesen sein: die erreichte bzw. bevorstehende Pension sowie die Belastungen, die bei älteren Menschen mit Reisen verbunden sind.

Die meisten Rückkehrer sind unter den 1945 47- bis 56jährigen zu finden. Auch von der Generation der zu Kriegsende zwischen 37 und 46 Jahre alten Exiljournalisten und -publizisten remigrierten mehr als im Exil blieben. Das Verhältnis ist jedoch nicht so eindeutig wie in der nächsthöheren Altersstufe. Und bei der jüngsten Generation, den 1945 27- bis 36jährigen, halten sich Remigranten und Nichtrückkehrer die Waage.

Somit liegt der Schluß nahe, daß das Alter für Remigration bzw. Verbleib im Exil primär bei der ältesten Generation der Publizisten und Journalisten insofern eine Rolle spielte, als diese es eher vorzogen, nicht zurückzukehren; die 1945 47- bis 56jährigen verblieben hingegen relativ selten im Exil.

2.2.8.6. REMIGRATION, NICHTRÜCKKEHR UND ZUGEHÖRIGKEIT ZU EINER RELIGIONSGEMEINSCHAFT

Der letzte hier analysierte Faktor im Zusammenhang mit Remigration bzw. Nichtrückkehr ist die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft (vor dem Exil). Vergleicht man die Gruppe der Rückkehrer sowie jene der Nichtrückkehrer mit der gesamten Untersuchungsgruppe hinsichtlich der Religionszugehörigkeit, so fällt folgendes signifikant auf (siehe Tab. 19):

Jüdische Publizisten und Journalisten machen unter den Remigranten lediglich ein Achtel aus, bei den Nichtrückkehrern allerdings ein Drittel. Daß Juden, die ihr Leben gerade erst vor den Verfolgungen durch das NS- Regime gerettet hatten, Zweifel daran hegten, daß mit der militärischen Besiegung des Faschismus auch schon ein Ende des Antisemitismus in Österreich verbunden sei, dürfte ein Hauptmotiv für die Nichtrückkehr vieler Juden sein.

Ganz anders verhält es sich hingegen mit den katholischen Publizisten und Journalisten, die unter den Rückkehrern doppelt so stark wie unter den im Exil Verbleibenden vertreten sind.

Bei den Religions-Dissidenten und Personen ohne religiösem Bekenntnis gibt es wiederum keine nennenswerten Unterschiede zwischen Remigranten und Nichtrückkehrern. Und die Gruppe der evangelischen Exiljournalisten und -publizisten ist zu klein, um repräsentativ zu sein.

Tab. 19: Remigration, Nichtrückkehr und Religion

Religion	Remigranten		Nichtrückkehrer		Emigranten Gesamtgruppe	
	Anzahl*	in %	Anzahl	in %	Anzahl	in %
Dissident/ohne Bekenntnis	12,16	16,0	10,5	18,8	28,66	16,7
evangelisch	2,33	3,1	0	0	3,33	1,9
jüdisch	9,33	12,3	18,5	33,0	34,33	20,0
katholisch	16,16	21,3	6	10,7	30,66	17,8
andere/ unbekannt	36	47,4	21	37,5	75	43,6
Summe	75,98	100,1	56	100	171,98	100
		n = 76		n = 56		n = 172

*) zu Werten wie 12,16 siehe Tabelle 4 und Anmerkung 35

2.3. RESÜMEE

Die Ergebnisse der 172 in dieser Fallstudie analysierten Biographien österreichischer Exiljournalisten und -publizisten, die trotz der großen Untersuchungsgruppe vermutlich nicht repräsentativ für die Gesamtgruppe der Emigrierten dieses Berufsstandes sind, zeigen, daß in erster Linie jüngere Personen und Personen mittleren Alters ins Exil gingen. Diese Emigranten waren weiters zu einem großen Teil Juden; und sie waren mehrheitlich sozialdemokratisch oder kommunistisch eingestellt.

Infolge der Maßnahmen der Regierungen Dollfuß und Schuschnigg ging ein Drittel der hier kollektivbiographisch untersuchten österreichischen Journalisten und Publizisten ins Exil, die meisten zunächst in die Tschechoslowakei. Die ersten Exilstationen für die in den Jahren 1938-1940 vor dem NS-Regime geflüchteten Personen waren hingegen Frankreich, die Schweiz und Großbritannien. Von beiden Gruppen gelangten die meisten — insgesamt fast ein Drittel — im Verlauf ihres Exilweges schließlich in die USA.

Da unter den Publizisten und Journalisten dieser Fallstudie viele (Auch-) Parteifunktionäre vertreten sind, ist die Quote der Remigranten im Vergleich etwa zur gesamten jüdischen Emigration relativ hoch. Von den zwischen März 1938 und November 1941 aus Österreich emigrierten 126.500 Juden kehrten bis 1952 lediglich 4514 — das sind 3,6 Prozent — nach Österreich zurück.[48] Von den jüdischen Journalisten dieser Fallstudie kamen bis 1950 hingegen immerhin 22 Prozent nach Österreich zurück.[49] Die Rückkehrrate der Gesamtgruppe dieser Fallstudie liegt mit 27,9 Prozent (bis 1950) bzw. 44,2 Prozent (insgesamt, einschließlich der Spätrückkehrer) noch höher (siehe Tab. 12). Die relativ hohe Remigrationsrate liegt weiters einerseits an der Basis dieser Fallstudie sowie andererseits wesentlich auch daran, daß Personen dieser Berufsgruppe — neben Schriftstellern — wohl wie kaum eine andere Profession auf die Beherrschung der örtlichen Sprache angewiesen sind.

Auf der anderen Seite kehrte ein Drittel nie in die „alte Heimat“ zurück, und ein weiteres Zehntel starb noch vor Ende 1945 im Exil.

Am relativ stärksten waren Kommunisten unter den Rückkehrern vertreten, was vermutlich wesentlich mit der kadermäßig organisierten KPÖ zu tun hat. Vergleicht man die Ergebnisse dieser Fallstudie hinsichtlich der politischen Einstellung mit den Resultaten meiner Dissertation (siehe Abschnitt 1.1), so besteht zwischen ihnen ein kleiner Widerspruch. Absolut sind unter den Remigranten dieser Fallstudie die meisten politisch der Sozialdemokratie zugehörig, bei den Tageszeitungsjournalisten der unmittelbaren Nachkriegszeit arbeiteten jedoch die meisten Exiljournalisten bei der KPÖ- Presse. Sonst aber stimmen die Ergebnisse überein: Beide Linksparteien

dominieren unter den Remigranten der vorliegenden Fallstudie ganz deutlich gegenüber jenen der Christlich-Sozialen Partei. Dementsprechend findet man in der unmittelbaren Nachkriegszeit nur bei SPÖ- und KPÖ-Tageszeitungen Exiljournalisten, nicht aber in den Redaktionen der ÖVP-Presse.[50]

Weiters zeigt diese Fallstudie, daß aus den europäischen Exilländern mehr Journalisten und Publizisten als aus den außereuropäischen zurückkehrten. Dazu kommt, daß die vor dem NS-Regime Geflohenen in einem deutlich geringeren Maß nach Österreich zurückkehrten als die Emigrierten der Jahre 1933 bis 1937.

Einen Einfluß auf Rückkehr bzw. Verbleib im Exil hatte — allerdings nicht sehr markant — auch das Alter der Personen. So blieben ältere Emigranten häufiger im Exil als jene der mittleren und jungen Generation. Schließlich spielte auch noch die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft eine wesentliche Rolle. Daß nur sehr wenige jüdische Journalisten und Publizisten nach Österreich zurückkehrten, lag wohl primär an deren Zweifel, ob denn mit der militärischen Besiegung des Faschismus auch schon ein Ende des Antisemitismus in Österreich verbunden sei.

Die Erforschung weiterer Motive für Remigration und Verbleib im Exil bedarf einer zusätzlichen Studie und würde im übrigen den Rahmen dieses Beitrages überschreiten. Vielfältige politische Machtkämpfe spielten hierbei sicherlich eine Rolle. Ein wesentlicher, das Klima für die Exilanten, die sich ab 1945 die Frage bezüglich ihrer Rückkehr stellten, bestimmender Umstand war zweifellos ein von offizieller österreichischer Seite ausgebliebener Aufruf zur Rückkehr. Anläßlich der Ehrung von im Exil verbliebenen Emigranten des Jahres 1938 in New York, vorgenommen durch die Stadt Wien, wies der emigrierte Verleger Paul Steiner deutlich daraufhin: Er habe es nie verstanden, daß nach 1945 niemand aus Wien sie ersuchte, zurückzukommen bzw. das ihnen Angetane zu vergessen.[51]

Im Bereich des Journalismus ist dem Verfasser bisher nur ein Fall bekannt, wo sich offizielle österreichische Stellen für die Rückkehr eines Emigranten einsetzten. Bruno Frei (eigentlich Benedikt Freistadt) kam 1947 „auf Ersuchen der KPÖ und mit Unterstützung der Presseabteilung der österreichischen Regierung“ aus Mexiko nach Österreich zurück.[52] Auch die Journalistengewerkschaft bemühte sich im September 1946 beim Bundespressedienst des Bundeskanzleramtes um die Rückholung von Bruno Frei:

Wir ersuchen höflichst, den (sic!) Journalisten Dr. Brunno Freistadt (Brunno Frey) die Rückkehr nach Oesterreich zu ermöglichen.

Dr. Brunno Freistadt war viele Jahre lang in Oesterreich tätig und seine journalistische Arbeit hat allgemeine Beachtung gefunden. Er galt als einer der erfahrensten und in seinem Beruf tüchtigsten Zeitungsleute. Angesichts des grossen

Mangels an erfahrenen Journalisten, der derzeit in Oesterreich herrscht, ist es vom Standpunkt der Gewerkschaft aus wünschenswert, dass Journalisten, die während der Zeit der nationalsozialistischen Okkupation aus politischen Gründen Oesterreich verlassen mussten, die Möglichkeit gegeben wird, ihren Beruf wieder in ihrer Heimat auszuüben.

Im Hinblick auf die angeführten Umstände bitten wir, die geeigneten Maßnahmen zu ergreifen, damit Dr. Brunno Freistadt wieder nach Wien zurückkommen kann.[53]

In welcher Weise die österreichische Bundesregierung darauf reagierte und ob die Journalistengewerkschaft auch in anderen Fällen aktiv wurde, kann hier noch nicht beantwortet werden.

Daß in Österreich, im Gegensatz etwa zur Bundesrepublik Deutschland, noch kein Exiljournalist in der einen oder anderen Form geehrt wurde, um so zum Beispiel berufliche Identifikationsfiguren für demokratischen Journalismus zu schaffen, wie dies die Universität Dortmund mittels einer Ehrenpromotion des deutschen Exiljournalisten Will Schaber im Mai 1985 getan hat[54], liegt einfach an mangelndem Bewußtsein und weitgehendem Fehlen von Informationen über österreichische Exiljournalisten. Die heimische Medien- und Kommunikationsforschung hat zur positiven Veränderung dieses Zustandes bisher jedenfalls nur marginal beigetragen.

In der Kommunikationsgeschichtsschreibung müßte in diesem Zusammenhang generell das Bewußtsein über die von Austrofaschismus und Nationalsozialismus bewirkten einschneidenden Unterbrechungen der gesellschaftlichen Entwicklung — und damit auch des Journalismus —, die über den Zeitraum 1933/34—1945 wirksam wurden, wesentlich stärker erkenntnisleitend werden.[55] So wichtig es heute ist, die Nachwirkungen des NS-Regimes und des „Ständestaates“ auf den Journalismus und die Publizistik der Zweiten Republik zu erheben, so intensiv müßte sich die Forschung einem zweiten, bisher nur ansatzweise bearbeiteten Komplex zuwenden: der „inneren Emigration“ im österreichischen Journalismus der Jahre 1938 bis 1945 einerseits sowie anderseits dem Exil und der Emigration österreichischer Journalisten ab 1933/34 und 1938. Es ginge dabei eben auch um eine Aufarbeitung positiver, demokratischer Traditionen im Journalismus.

Ich bin zur Überzeugung gekommen, daß die Entwicklungen des Journalismus zwischen Kriegsende 1945 und etwa Ende der 60er Jahre — gerade wegen des Wissens um die im Journalismus der Ersten Republik vorhandenen Qualitäten — erst dann hinreichend erklärt werden können, wenn wir ausreichende Kenntnisse über die durch „Ständestaat“ und NS-Regime auf Dauer vertriebenen Köpfe des alten österreichischen Journalismus haben.

Die österreichische Exilforschung[56] ist heute allerdings schon sehr spät dran. In einigen Jahren werden Forscher kaum noch überlebende Betroffene dazu befragen können.

3. ANHANG

3.1 LISTE DER NAMEN DER IN DER FALLSTUDIE ERFASSTEN EXILJOURNALISTEN UND -PUBLIZISTEN

Die zur Analyse herangezogenen Biographien wurden dem *Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933,* Band 1, entnommen.[57]

Adler, Friedrich
Albert, John
Ausch, Karl Michael
Bach, David Josef
Bauer, Helene
Bauer, Otto
Beer, Sanel
Benedikt, Ernst
Benedikt, Otto
Benkovićs, Stefan
Bienenfeld, Frank Rudolf
Bittner, Karl
Blum, Franz
Bohl, Robert
Bosch, Franz Xaver
Braunthal, Julius
Breitenfeld, Walter
Brüll, Theodor
Buttinger, Joseph
Coudenhove-Kalergi, Richard
Czernin, Ferdinand
Deutsch, Hans
Deutsch, Julius (geb. 2. 2. 1884)
Dohrn, Klaus
Duczynska, Ilona
Dutch, Oswald O.
Eisler, Josef
Elan, Ephraim
Ellenbogen, Wilhelm
Fabri, Ernst
Färber, Otto
Felder, Josef
Fent, Paul
Fischer, Ernst
Fischer, Walter (geb. 6. 1. 1901)
Fischer, Zyrill
Frank, Karl
Frei, Bruno
Freud, Walter
Freundlich, Elisabeth
Frey, Josef
Friedländer, Paul
Frischauf, Marie
Fuchs, Martin
Geiringer, Alfred
Gelber, Nathan Michael
Glaesser, Wolfgang
Glaubauf, Fritz
Gnevkow gen. Blume, Rudolf
Goldhammer-Sahawi, Leo Aryeh
Grossmann, Oskar
Grün, Anna
Grün, Josef
Gruschwitz, Max

Günther, Otto
Haas, Kurt
Haasz, Arpád
Hannak, Jacques
Harand, Irene
Harpuder, Heinrich
Heilig, Bruno
Heinz, Karl
Heller, Frederico
Hildebrand, Dietrich von
Hirsch, Hans
Hirsch, Werner
Hoegner, Wilhelm
Hofmannsthal, Emil
Hollitscher, Johann
Hornik-Ströhmer, Anna
Hubalek, Felix
Hütter, Helmut
Ingrim, Robert
Kanitz, Otto Felix
Katz, Leo
Kauffungen, Baron Kunz von Kaut, Josef
Kautsky, Karl (geb. 16. 10. 1854)
Ketzlik, Alois
Klahr, Alfred
Kohlich, Herbert
Kolb, Karl
Koplenig, Johann
Koritschoner, Franz
Kreisky, Bruno
Krould, Harry John
Kubasta, Gottfried
Kulcsar, Ilse
Kulcsar, Leopold
Kurz, Oskar
Lämmel, Josef Otto
Lakenbacher, Ernst
Landau, Kurt
Lang, Josef (geb. 5. 11. 1882)
Lania, Leo
Lederer, Leo
Lehman, Emil
Leichter, Käthe Leichter, Otto
Linder, Anton
Löw, Rudolf
Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Hubertus
Lucas, Robert
Lustig-Prean, Karl
März, Eduard
Magaziner, Alfred
Marmorek, Schiller
Mayer, Carl W.
Messner, Johannes
Meth, Jakob
Missong, Alfred
Moenius, Georg
Morawitz, Hans
Muckermann, Friedrich
Neumann, Richard
Olberg-Lerda, Oda
Pereszlenyi, Paul
Philipp, Hans
Plöchl, Willibald
Podlipnig, Josef
Pollak, Marianne
Pollak, Oscar
Popper, Siegmund
Price, Hugo H.
Ramus, Pierre
Redler, Richard
Redlich, Oswald
Reiche, Erwin
Reventlow, Rolf
Robinson, Moritz
Rosak, Robert
Rutra, Arthur
Sailer, Karl Heinz

Schechter, Edmund
Scheu, Friedrich
Scheuer, Georg
Schirn, Otto
Schlamm, Willi
Schlesinger, Josef
Schlesinger, Rudolf
Schlesinger, Therese
Schneeweiß, Josef
Schönfelder, Gustel
Schüller, Richard (geb. 28. 5. 1870)
Schüller, Richard (geb. 30. 4. 1901)
Schwarzschild, Leopold
Sebald, Josef
Seiden, Rudolf
Sessler, Thomas
Stadler, Karl R.
Steiner, Paul (geb. 1. 1. 1913)
Steiner, Wilhelm Viktor
Stern, Josef Luitpold
Stolper, Toni (Antonie)
Strachwitz, Kurt
Stricker, William
Sturmthal, Adolf
Teclaw, Richard
Toch, Josef
Torczyner, Joshua
Vaupotic, Willy
Weltsch, Robert
West, Franz
Winkler, Ernst
Winter, Ernst Karl
Winter, Max
Wirlander, Stefan
Wurm, Christoph
Zernatto, Guido
Zerner, Liesl
Zucker-Schilling, Erwin
Zwehl, Hans Wilhelm von

Anmerkungen:

1 U. a. Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hrsg.): *Österreicher im Exil - Frankreich 1938-1945.* Wien—München 1984; ders. (Hrsg.): *Österreicher im Exil - Belgien 1938-1945.* Wien 1987; F. Goldner, *Die österreichische Emigration 1938-1945.* Wien—München ^{2}1977; ders.: *Flucht in die Schweiz. Die neutrale Schweiz und die österreichische Emigration 1938-1945.* Wien 1983; H. Maimann, *Zur Politik der österreichischen Emigration in Großbritannien 1938-1945.* Phil.Diss., Wien 1973; K. Vogelmann, *Die Propaganda der österreichischen Emigration in der Sowjetunion für einen selbständigen österreichischen Nationalstaat* (1938—1945). Phil.Diss., Wien 1973. Österreicher im Exil 1934 bis 1945. Protokoll des internationalen Symposions zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934 bis 1945, abgehalten vom 3. bis 6. Juni 1975 in Wien. Wien 1977.

2 Exemplarisch sei hier nur erwähnt M. Dubrovic, *Veruntreute Geschichte.* Wien—Hamburg 1985.

3 W. Röder/H. A. Strauss, (Hrsg.): *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* Bd. 1. *Politik, Wirtschaft, Öffentliches Leben.* München 1980; H. A. Strauss/W. Röder (Hrsg.): *International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933-1945.* Vol. II/Part. 1: *A-K,* Part 2: *L-Z. The Arts, Sciences, and Literature.* München—New York—London—Paris 1983.

4 W. Seywald, *Deutschsprachiger Exiljournalismus in Shanghai 1939-1949. Strukturen - Funktionen - Motivationen - Dependenzen.* Phil.Diss., Wien 1986. Da diese Dissertation bei

Redaktionsschluß noch in Begutachtung war, konnte sie nicht eingesehen werden; die hier zitierten Daten basieren auf persönlichen Informationen des Dissertanten gegenüber dem Verfasser.

5 Beispielsweise E. Gründel, Oscar Pollak, Parteijournalist zwischen Politik und Ideologie. Phil.Diss., Wien 1973; F. Wanek, *Karl Ausch (1893-1976), Wirtschaftspublizist der österreichischen Sozialdemokratie.* Phil.Diss., Wien 1984; U. Weinzierl, *Alfred Polgar. Eine Biographie.* Wien—München 1985.

6 B. Link, *Die österreichische Emigrantenpresse in den Subkulturen von New York City 1942 bis 1948. Inhalts- und Strukturanalyse der Anpassungsleistung und des politischen Inhalts.* Phil.Diss., Salzburg 1972; A. C. Breycha-Vauthier, *Die Zeitschriften der österreichischen Emigration 1934-1946.* Wien 1960 (= Biblos-Schriften, 26); F. Scheu, *Die Emigrationspresse der Sozialisten 1938-1945.* Wien—Frankfurt—Zürich 1968. — In Studien zur deutschen Exilpresse wurden Publikationen der österreichischen Emigration gelegentlich mitbehandelt, z. B. H. Hardt/E. Hilscher/W. B. Lerg (Hrsg.), *Presse im Exil. Beiträge zur Kommunikationsgeschichte des deutschen Exils 1933-1945.* München 1979; L. Maas, *Handbuch der deutschen Exilpresse 1933-1945.* (Hrsg, von E. Lämmert), Bd. 1—3. München—Wien 1976—1981.

7 F. Hausjell, *Österreichische Tageszeitungsjournalisten am Beginn der Zweiten Republik (1945-1947). Eine kollektivbiographische Analyse ihrer beruflichen und politischen Herkunft.* 3 Bde. Phil.Diss., Salzburg 1985, 320 ff.

8 Dies ergibt eine unsystematische erste Durchsicht der von der Reichspressekammer geführten Aufzeichnungen über die Entlassungen nach dem „Anschluß“ 1938 (Reichsverband der deutschen Presse, (RDP), Akt „Warnungen“).

9 F. Hausjell, *Tageszeitungsjournalisten,* a.a.O., 92: Die Zahl 39 ergibt sich aus den Personen der Kategorien „D“ und „E“ in Tab. 1 — zusammen 30 — sowie den exilierten Journalisten, die in dieser Studie den Kategorien „M“ und „P“ zugeordnet wurden (eine Durchsicht der entsprechenden Biographien in Bd. 2 und 3 meiner Dissertation ergab 9 Personen).

10 *Ebda.,* 92, Tab. 1, siehe Kategorie „J“ mit 6,4%.

11 *Ebda.,* Kategorie „I“.

12 *Ebda.,* Hauptkategorie „III“ (37,1%) und „II“ (33,2%).

13 *Ebda.,* 268 f., Tab. 43, siehe Kategorie „E“.

14 *Ebda.,* 125-130, sowie die entsprechenden Biographien in Bd. 2 und 3.

15 *Ebda.,* siehe die entsprechenden Biographien in Bd. 2 u. 3.

16 *Ebda..* 141—144.

17 *Ebda.,* 185—188, sowie die Biographien in Bd. 2 und 3.

18 *Ebda.,* siehe die betreffenden Redaktionen in Abschnitt 5.2,122-126, sowie die Biographien in Bd. 2 u. 3.

19 *Ebda.,* 287 f.

20 *Ebda.,* siehe entsprechende Abschnitte und Biographien.

21 *Ebda.*

22 Röder/Strauss, *Handbuch,* a.a.O.; aus arbeitsökonomischen Gründen wurde Band 2 (Strauss/Röder, *Handbuch,* a.a.O.) nicht berücksichtigt, da die Durchsicht des voluminösen ersten Bandes schon sehr zeitaufwendig war und 172 ermittelte Personen für eine derartige Fallstudie aussagekräftig genug erscheinen.

23 Es konnte nicht mittels Berufsindex vorgegangen werden, sondern es mußte jede Biographie mit den Auswahlkriterien verglichen werden.

24 Die Eintragung der Daten in die Erhebungsbögen wurde von Josef Gebetsroither vorgenommen.

25 Siehe dazu Röder/Strauss, *Handbuch,* a.a.O.; in der Einleitung wird der Ablauf des Projektes, das dem Handbuch zugrunde lag, detailliert dargestellt und dabei auf Probleme

verwiesen, beispielsweise auf die Schwierigkeiten bei der Informationsbeschaffung in osteuropäischen Ländern (DDR, Tschechoslowakei, Polen und UdSSR) — *ebda.,* LIII.

26 1920 waren 45 Frauen oder knapp 7% Mitglieder der gewerkschaftlichen „Organisation der Wiener Presse" (W. Hölzl, *Die Organisation der Wiener Presse 1917-1934. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der österreichischen Journalisten.* Phil.Diss., Wien 1965, 41); 1927 waren „ungefähr 20 Frauen bei den Wiener Zeitungen fest angestellt, d. h. ungefähr 3 Prozent der Journalisten der Hauptstadt. Etwas zahlreicher sind die nicht fest angestellten Frauen, die literarische Kritiken schreiben oder Übersetzungen für Zeitungen liefern." (Internationales Arbeitsamt (Hrsg.) *Studien und Berichte, Reihe L - Geistige Arbeiter - Nr. 2, Lebens- und Arbeitsbedingungen der Journalisten.* Genf 1928, 30 f.)

27 Hölzl, *Organisation,* a.a.O., 105.

28 *Ebda.:* die Daten zur Altersstruktur entnahm Hölzl den im Organ der Journalistengewerkschaft abgedruckten Angaben des Pensionsversicherungsinstituts über die im Mai 1926 in Wien berufstätigen versicherten Journalisten. Die freien Journalisten sind dabei nicht berücksichtigt. Leider sind die Altersstufen hierbei etwas unscharf angegeben (25—30, 30—35 Jahre usw.).

29 Die bei Hölzl, *Organisation,* a.a.O., 105, zitierten Daten wurden für diese Tabelle angepaßt, indem das Geburtsjahr rückgerechnet und einzelne Altersstufen zusammengefaßt wurden.

30 Der Wert 76,1% gilt für das Jahr 1930 (Hölzl, *Organisation,* a.a.O., 193, Zahl der versicherten Redakteure 1930 für Wien 553 und für Österreich gesamt 727; in der Tabelle Hölzls fehlen übrigens die Werte für das Bundesland Steiermark, die in der Summe dann allerdings wieder berücksichtigt sind). Der Wert 82,9% ergibt sich ebenso durch eigene Berechnungen der für den Zeitpunkt 1. 1. 1936 angegebenen Mitgliederzahlen bei der ständisch organisierten „Gewerkschaft der Journalisten" — *ebda.,* 171.

31 Vgl. Hölzl, *Organisation ,* a.a.O., 106.— Die Journalistengewerkschaft hatte sich bis Mitte der 20er Jahre stark gegen das Einströmen junger und damit für die Zeitungseigentümer billigerer Kräfte zur Wehr gesetzt — *ebda.,* 102 ff.

32 Manchmal wurde ein Journalist zwei Tätigkeitsfeldern zugeordnet, die dann jeweils mit 0,5 gewertet wurden; dadurch ergeben sich in der Tabelle Werte wie 55,5.

33 Röder/Strauss, *Handbuch.* a.a.O., 485 f.

34 Siehe dazu Th. Venus, „Der lange Weg zum Juliputsch 1934 — Hallwich und Hugenberg, Habicht und Huber", in: W. Duchkowitsch (Hrsg.), *Mediengeschichte, Forschung und Praxis. Festgabe für Marianne Lunzer-Lindhansen zum 65. Geburtstag.* Wien—Köln—Graz 1985, 143—172.

35 Konvertierten Personen im Laufe des Zeitraumes 1918—1938 von einer Religion zur anderen bzw. dissidierten sie, so wurde jeweils mit 0,5 und gelegentlich mit 0,33 gewertet.

36a Hausjell, *Tageszeitungsjournalisten,* a.a.O., 320 f.; siehe auch F. Hausjell, „Rassengesetz und Journalismus", in: *Wiener Zeitung,* 18. 10. 1985, Beilage „Extra zum Wochenende", 6.

36b Änderte eine Person die politische Mitgliedschaft im Zeitraum 1918—1938, so wurden in beiden entsprechenden Spalten jeweils die Werte 0,5 eingetragen.

37 Mehrfachwertungen waren möglich, die hier jeweils mit 1 angegeben wurden; allerdings war dies nicht häufig der Fall. Die Gruppe mit unbekannter politischer Aktivität wurde in dieser Tabelle nicht extra ausgewiesen.

38 Harpuder, Heller, Hoegner, Reventlow, Teclaw und Frank.

39 Kauffungen und Zwehl.

40 Blum, Felder und Sebald.

41 Friedländer, Reiche, Sessler.

42 Siehe dazu etwa die Biographien von Friedländer, Harpuder, Heller, Hoegner, Kauffungen, Löwenstein, Muckermann, Reventlow, Schwarzschild, Teclaw und Frank in: Röder / Strauss, Handbuch, a.a.O.
43 Die Summe der Jahre 1933—1937 ergibt zunächst 76, abzüglich jener 20 ab 1933 aus Deutschland nach Österreich emigrierten Personen, ergibt 56 (= 32%, n = 172).
44 Liegen keine Informationen zu Rückkehr oder Verbleib im Exil vor, so wurde der letzte Aufenthaltsort im Exil als „Zielland" gewertet.
45 Nicht für alle Personen gab es ein zweites Exilland, da manche im ersten Exilland verblieben, sodaß die Summe der Prozentwerte hier nicht 100 ergibt.
46 Länder mit unbedeutenden Anteilen wurden wegen besserer Übersichtlichkeit in dieser Graphik nicht berücksichtigt.
47 Hier wurden nur *österreichische* Emigranten berücksichtigt. Zu Werten wie 62,5 siehe Anm. 36.
48 Wilder-Okladek, „The Return movement of Jews to Austria after the Second World War", in: *Publications of the Research Group for* European *Emigration Problems,* 16, Den Haag 1969, 34—37.
49 Hierbei wurde — entgegen der Vorgangsweise in Tab. 4 — jede Person jüdischen Glaubens, auch wenn sie die Religion wechselte oder verließ, mit 1 gewertet. 41 Personen dieser Fallstudie sind oder waren Juden, 9 davon kehrten bis 1950 nach Österreich zurück, wobei mehr als die Hälfte dieser jüdischen Remigranten vor der Emigration ihre Religionsgemeinschaft wechselten oder verließen; bei den Nichtrückkehrern war dies in einem deutlich geringeren Ausmaß der Fall (7 von 32).
50 Vgl. Tab. 15 der vorliegenden Studie mit Tab. 44 in Hausjell, *Tageszeitungsjournalisten,* a.a.O., 288.
51 Das österreichische Fernsehen (ORF) berichtete darüber am 3. 7. 1986 in der Nachrichtensendung „Zeit im Bild". Zur Biographie Paul Steiners siehe Röder/Strauss, *Handbuch,* a.a.O., 727. Vgl. dazu auch die Kritik Viktor Matejkas, der als Wiener Kulturstadtrat in einer einmalig gebliebenen Art Exilanten in persönlichen Briefen zur Rückkehr aufforderte (V. Matejka, *Widerstand ist alles. Notizen eines Unorthodoxen.* Wien 1984, 190 ff.).
52 Röder/Strauss, *Handbuch,* a.a.O., 191 (Abkürzungen vom Verfasser ausgeschrieben); hier wird Frühjahr 1946 als Rückkehrzeitpunkt genannt. Dies steht im Widerspruch zu den Daten, die Frei gegenüber der Journalistengewerkschaft angab (Journalistengewerkschaft, Personalakt Benedikt Freistadt, Fragebogen).
53 Journalistengewerkschaft, Personalakt Benedikt Freistadt, Brief Journalistengewerkschaft an das Bundeskanzleramt, Sektion III (Bundespressedienst) zu Händen von Herrn Min.-Rat Dr. Pfaundler vom 28. September 1946.
54 „Dortmunder Universitätsreden 2, Ehrenpromotion Will Schaber im Fachbereich 15, Fach Journalistik der Universität Dortmund", in: *Schriftenreihe der Universität Dortmund,* 17, o. J. So führte Gerd Köpper in seiner Ansprache u. a. aus: „Sie verkörpern, Herr Schaber, für uns...die Tradition von Journalismus in Deutschland, die uns Anknüpfungspunkte liefert und, wichtiger noch, berufliche Identifikation, uneingeschränkte und ungebrochene Identifikation — nämlich mit demokratischem Journalismus" — *ebda.,* 19.
55 Siehe dazu F. Hausjell, „Neue Wege — alte Pfade. Thesen zum Wandel journalistischer Kulturen in Österreich", in: *Medien-Journal,* 1987, 8—14 (hier besonders die ersten drei Abschnitte).
56 Siehe dazu die Bestandsaufnahme zu den Bemühungen des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes von P. Eppel, „Der Schwerpunkt Exilforschung im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes", in: *Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Jahrbuch 1986* (Red.: S. Ganglmair). Wien 1986, 104—112.
57 Röder/Strauss, *Handbuch*, a.a.O.

JOHANN DVOŘAK

Die Emigration österreichischer wissenschaftlicher Intelligenz und die Wiener Volksbildung 1918 bis 1938

VORBEMERKUNG

Die folgenden Ausführungen können nur als der Versuch einer *Vorarbeit* zum Themenkomplex „Wissenschaft — Volksbildung — Faschismus — Emigration" verstanden werden.

Es existieren bisher keine ausreichenden Grundlagen für eine systematische, empirisch fundierte Analyse sowohl der Wiener Volksbildung, der Tätigkeit verschiedener Gelehrter an Wiener Volkshochschulen als auch der Emigration aus dem Bereich der Wiener Volksbildung.

Daher werden am Beispiel der Volkshochschule Wien-Volksheim die spezifische wissenschaftliche Orientierung der Wiener Volksbildung und die Maßnahmen unter den beiden faschistischen Regimen skizziert und in der Folge Probleme der Forschung diskutiert und Hinweise auf notwendige künftige Arbeiten zum Thema Vertreibung, Auswanderung und Flucht der wissenschaftlichen Intelligenz aus Österreich 1918 bis 1938 gegeben.

1. WISSENSCHAFT UND VOLKSBILDUNG IN WIEN VON DER JAHRHUNDERTWENDE BIS 1934 (AM BEISPIEL DER VOLKSHOCHSCHULE WIEN-VOLKSHEIM)

Hervorgegangen aus den *volkstümlichen Universitätskursen,* dem Bemühen liberaler Universitätsgelehrter um die Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Denkweisen, wurde 1901 der Verein „Volksheim" gegründet.

Im Gründungsaufruf von 1900 war noch die Rede von einer „Volksuniversität", die Behörden untersagten allerdings dann die angestrebte Bezeichnung „Volkshochschule". 1905 wurde schließlich das neuerbaute Volksheim (die heutige Volkshochschule Ottakring) eröffnet.

Die eigentümliche Qualität der Wiener Volksbildung und insbesondere der Arbeiten des Volksheimes bestand in der ausgeprägten wissenschaftlichen Orientierung.

Wissenschaftliche Orientierung bedeutete nicht unbedingt nur die Herablassung bürgerlicher Gelehrter zum zu bildenden Volk, sondern, gemäß der damaligen Wissenschaftsauffassung, wie sie etwa von Ernst Mach vertreten wurde, die Vermittlung von Denkwerkzeugen zum alltäglichen Gebrauch. Wissenschaft galt — ebenso wie Bildung — nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck: es ging also nie um „reine", zweckfreie Wissenschaft oder Bildung, sondern stets auch um die praktische Anwendung erworbenen Wissens, sowohl bei der individuellen Lebensgestaltung als auch bei der Gestaltung der Gesellschaft. „Popularisierung ohne Simplifizierung" war ein wichtiger Leitgedanke.

Ein weiteres wichtiges Merkmal der damaligen Wiener Volksbildung war ihr relativ hoher Organisationsgrad: Mit der Errichtung eines eigenen Volksbildungshauses fiel zusammen die Erstellung systematischer, längerfristiger Bildungsangebote (vom Einzelvortrag zur Vortragsreihe und zum Kurs) mit relativ breiter Zielgruppenstreuung; ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung (Arbeiter wie auch Beamte) war in den Volksbildungsveranstaltungen vertreten.

In der Zeit der Ersten Republik machte die Wiener Volksbildung, insbesondere im Bereich des Volksheimes Ottakring, einen gewissen qualitativen Wandel durch: Zumindest ansatzweise wurde Bildungsarbeit geleistet, die über die bisherige Theorie und Praxis der Volksbildung noch hinauswies. Versucht wurde der Übergang vom Konzept der „volkstümlichen Universitätsvorträge", der Universitätsausdehnung, zum Programm einer radikalen Demokratisierung von Wissenschaft und Bildung.

Viele Ansätze der Erneuerung und der Reform des Bildungswesens und der Wissenschaft im Europa der Neuzeit sind gekennzeichnet durch den Versuch der Herstellung eines Zusammenhanges zwischen Prozessen wissenschaftlicher Erkenntnis, der Bildungsarbeit und dem Alltagsleben.

Nicht totes Wissen soll im Wissenschaftsbetrieb produziert und in den Schulen reproduziert (und auf diese Weise jegliches Sachinteresse der Schüler zerstört) werden, sondern lebendiges Wissen, das sich mit dem alltäglichen Leben der Masse der Bevölkerung verknüpfen läßt und es verbessern helfen kann.

In den 20er und frühen 30er Jahren unseres Jahrhunderts waren in Wien Wissenschaftler in- und außerhalb der Universität darum bemüht, diesen Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Alltagsleben herzustellen. Maßgebliche Vertreter des Wiener Kreises, jenes Diskussionszirkels um Moritz Schlick — z. B. Hans Hahn, Ludwig Wittgenstein, Friedrich Waismann, Otto Neurath, Rudolf Carnap, Edgar Zilsel —, beschäftigten sich oft ebensosehr mit einer Neugestaltung der wissenschaftlichen philosophischen Tätigkeit wie mit der Schulreform und der Volksbildungsarbeit.

Allerdings wird der Wiener Kreis immer wieder vor allem als ein Philosophenzirkel betrachtet und das Engagement vieler seiner Mitglieder auf dem Gebiet der Reform des gesamten Bildungswesens sowie in der Volksbildung vernachlässigt. Dabei hatten Carnap, Hahn und Neurath in ihrem 1929 erschienenen Manifest *Wissenschaftliche Weltauffassung - Der Wiener Kreis* die Verbundenheit mit „Bestrebungen... zur Erneuerung der Schule und Erziehung“[1] hervorgehoben und sich selber in der Tradition liberaler Gelehrter im Wien des 19. Jahrhunderts gesehen, die im Geiste der Aufklärung agiert und sich von daher auch der Volksbildung angenommen hatten.

Diesem Geist der Aufklärung ist es zu verdanken, daß Wien in der wissenschaftlich orientierten Volksbildung führend gewesen ist. Damals wurde unter Mitwirkung von Victor Adler und Friedrich Jodl der Volksbildungsverein gegründet und weitergeführt; die „volkstümlichen Universitätskurse“ und das “Volksheim" wurden eingerichtet durch Ludo Hartmann, dem bekannten Historiker, dessen antimetaphysische Einstellung und materialistische Geschichtsauffassung in all seinen Werken zum Ausdruck kam. Aus dem gleichen Geist stammt auch die Bewegung der „Freien Schule“, die die Vorläuferin der heutigen Schulreform gewesen ist.[2]

Den Mitgliedern des Wiener Kreises war gemeinsam das Bestreben, in Opposition zum grassierenden Irrationalismus von Religion und Politik (in Kontakt mit ähnlich gesinnten Gelehrten aus dem Ausland) in gemeinsamer Arbeit ein „System“ rationalen, wissenschaftlichen Denkens und Handelns zu entfalten. Wissenschaftliche Gesellschaften, Zeitschriften, Publikationsreihen oder internationale Kongresse waren die Instrumente dazu. Die Bemühungen gingen dahin, sowohl „die Leistungen der einzelnen Forscher auf den verschiedenen Wissenschaftsgebieten in Verbindung und Einklang zu bringen“ als auch durch „Vorträge und Veröffentlichungen“ einer weiteren Öffentlichkeit den „augenblicklichen Stand der wissenschaftlichen Weltauffassung“ zu vermitteln. Beabsichtigt war, „Denkwerkzeuge für den Alltag zu formen, für den Alltag der Gelehrten, aber auch für den Alltag aller, die an der bewußten Lebensgestaltung irgendwie mitarbeiten.“ Es sollten „die gedanklichen Werkzeuge des modernen Empirismus geformt werden, deren auch die öffentliche und private Lebensgestaltung bedarf“.[3]

Ein wesentliches Ziel der Vertreter der wissenschaftlichen Weltauffassung war die Einheit der Wissenschaft. Aus dieser Zielsetzung ergab sich „die Betonung der Kollektivarbeit“, „die Hervorhebung des intersubjektiv Erfaßbaren“, „das Suchen nach einem neutralen Formelsystem, einer von den Schlacken der historischen Sprachen befreiten Symbolik“:

Sauberkeit und Klarheit werden angestrebt, dunkle Fernen und unergründliche Tiefen abgelehnt. In der Wissenschaft gibt es keine „Tiefen"; überall ist Oberfläche: alles Leben bildet ein kompliziertes, nicht immer überschaubares, oft nur im einzelnen faßbares Netz. Alles ist dem Menschen zugänglich; und der Mensch ist das Maß aller Dinge. Hier zeigt sich die Verwandtschaft mit den Sophisten, nicht mit den Platonikern; mit den Epikuräern, nicht mit den Pythagoräern; mit allen, die irdische Wesen und Diesseitigkeit vertreten. Die wissenschaftliche Weltauffassung kennt keine unlösbaren Rätsel.[4]

Bemerkenswert ist, in welchem Maße die Notwendigkeit gemeinsamer Arbeit der Wissenschaftler und die Einheit der Wissenschaft hervorgehoben werden.

Rudolf Carnap schrieb im Mai 1928 im Vorwort zu seinem Buch *Der logische Aufbau der Welt:*

Die hier niedergeschriebenen Gedanken fühlen sich getragen von einer Schicht von tätig oder aufnehmend Mitarbeitenden... der einzelne unternimmt nicht mehr, ein ganzes Gebäude der Philosophie in kühner Tat zu errichten. Sondern jeder arbeitet an seiner bestimmten Stelle innerhalb der einen Gesamtwissenschaft.[5]

Und Otto Neurath vertrat in seinem 1931 erschienenen Werk *Empirische Soziologie* die Ansicht:

Die Entfaltung der modernen Wissenschaft, die schließlich das ganze Leben einbezieht, festigt die enge Verbindung der Theoretiker mit den Praktikern. - An die Stelle des „Philosophierens" tritt dann „Arbeit an der Einheitswissenschaft". Alle Bemühungen um Klarheit und Selbstbesinnung sind dann nicht verselbständigt, sondern eingefügt in einen handwerklichen Betrieb, der ein Werkzeug des Lebens bauen hilft.[6]

Wissenschaft wird hier als kollektive Tätigkeit, als bewußt geplante und betriebene, zusammenhängende gemeinsame Arbeit der diversen Spezialisten, als Beitrag zur Verbesserung des menschlichen Daseins begriffen. Sie soll nicht länger abgehoben und isoliert sein von Alltag und Leben der Masse der Bevölkerung.

Die „wissenschaftliche Weltauffassung" sollte „die Formen des öffentlichen und privaten Lebens" durchdringen und „die Gestaltung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens nach rationalen Grundsätzen leiten" helfen. Wissenschaftliche Erkenntnisse und Einsichten durften demnach auch nicht länger das Monopol einiger weniger sein, sondern waren möglichst allen Menschen zugänglich zu machen: Alle sollten „tätig oder aufnehmend" mitarbeiten: *Die wissenschaftliche Weltauffassung dient dem Leben und das Leben nimmt sie auf.*[7]

Von daher ergibt sich auch mit Notwendigkeit der enge Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher Tätigkeit und Bildungsarbeit. Es existieren allerdings nur wenige theoretische Äußerungen von Vertretern des Wiener Kreises über Volksbildung, aber es gibt einen längeren Aufsatz von Edgar Zilsel zur Reform des Philosophieunterrichts an den Oberschulen in der Zeitschrift *Volkserziehung* aus dem Jahre 1921.

Der Mathematiker, Philosoph und Wissenschaftshistoriker Edgar Zilsel (1891—1944) war von Beruf Mittelschullehrer und unterrichtete Mathematik und Physik; darüber hinaus hielt er an verschiedenen Wiener Volkshochschulen Vorlesungen über Philosophie und Physik. Von 1922 bis zum Februar 1934 wurde er vom Unterrichtsministerium für seine Lehrtätigkeit an Volkshochschulen freigestellt. Er bezieht sich bei seinen Reformvorstellungen bezüglich des Philosophieunterrichts ausdrücklich auf seine Erfahrungen in der Bildungsarbeit mit Erwachsenen — und seine für die Schule bestimmten Vorschläge lassen sich auch ohne weiteres auf die Volksbildung übertragen.

Zilsel umschrieb als Aufgabe der Philosophie, ein *einheitliches Gebäude der Wahrheit zu errichten, das die ganze Natur und alle Ziele des Lebens und der Kunst umspannt,* das Ziel wäre *die Synthese des Einzelwissens und lebendigen Handelns zu einer einheitlichen Weltanschauung.*[8]

Die Philosophie hätte angesichts der Differenzierung und Spezialisierung der Einzelwissenschaften die Aufgabe, zu versuchen, *nicht nur die Einheit des Wissens herzustellen,* sondern auch *mit den Grundproblemen des Forschers die des lebendig handelnden Menschen, mit dem menschlichen Erkennen sein Sollen und Fühlen zu vereinen. - Der philosophische Geist will und muß Lebensziel, Spezialwissenschaften, Religion und Kunst zu einer unlösbar verkitteten Einheit zusammenschließen: das einheitlich geschlossene philosophische System ist seine letzte Aufgabe. - Der Aufbau einer lebendigen Einheit durch Erkenntnis* ist *in der Schule ganz ebenso wie im Geistesleben der erwachsenen Menschheit die eigentliche Aufgabe der Philosophie.*[9]

Philosophie ist hier an menschlichem Handeln und menschlicher Handlungsfähigkeit und der Vorbereitung darauf orientiert; sie ist kein Unterrichtsgegenstand, in dem es darauf ankommt, möglichst viel an Wissensstoff darzubieten und wiederzugeben: Die Schüler sollen vielmehr lernen, Zusammenhänge zwischen einzelnen Unterrichtsfächern ebenso herzustellen wie zwischen Theorie und Praxis, Wissenschaft und Leben.

Der Philosophie-Unterricht soll die Schüler *fähig machen, beim Aufbau des eigenen Weltbildes und Lebensplanes die Denkarbeit der Jahrhunderte in ihren Dienst zu stellen.*[10] Es geht darum, *nicht fix und fertige Weltanschauungen dem Schüler in den Mund zu stopfen, sondern mit den Schülern gemeinsam, ehrlich, sachlich*

und gerecht jene Problemstellungen und Begriffe zu erarbeiten, die es dem jungen Menschen möglich machen, gestützt auf die Denkarbeit der Vergangenheit eine einheitliche Antwort auf die Grundfragen der Natur, des eigenen Lebens und der menschlichen Gesellschaft selber zu finden.[11]

Im Vorwort zu seinem 1926 erschienenen Buch *Die Entstehung des Geniebegriffes* heißt es dann auch:

Nun spiegeln sich die gegebenen Bedingungen der Volkshochschule auch in ihrer Art, Wissenschaft zu treiben: enge Abgrenzung der einzelnen Fächer ist der Entwicklungsstufe der Lehranstalt nicht gemäß, denn ein junger Organismus will Früchte, nicht Holz; der Bezug auf große Probleme ist unentbehrlich, denn polemische Auseinandersetzungen über gelehrte Einzelfragen allein vermögen die Hörerschaft nicht zu interessieren: metaphysisch gefärbte Unsachlichkeit hat keinen Reiz, denn Arbeiter und Angestellte - sie überwiegen unter den Wiener Volkshochschülern - stehen auch dem schöngeistigen Wissenschaftsbetrieb, auch dem Literatentum ferne.[12]

Daß an Volkshochschulen Wissenschaft betrieben wird, erscheint heute als völlig abartiger Gedanke, aber er entspricht den Überlegungen Zilsels zum schulischen Philosophieunterricht. Die Lehrer der Philosophie — aber auch der anderen Gegenstände — tragen nicht länger (oft von ihnen selber nur mangelhaft verstandene) Bruchstücke diverser wissenschaftlicher Lehren vor, sondern bereiten auf der Grundlage souveräner Kenntnisse den jeweiligen Stoff neu auf, stellen Zusammenhänge her und erarbeiten — gemeinsam mit den Schülern — Wissen. Reorganisation und Neu-Strukturierung vorhandener wissenschaftlicher Kenntnisse und dabei die durchaus mögliche, ja häufig notwendige Gewinnung neuer Einsichten — darin besteht vernünftige Bildungsarbeit. Dies aber ist stets auch ein wesentlicher Bestandteil wissenschaftlicher Arbeit gewesen: Die wissenschaftliche Tätigkeit hat nie in „reiner“ Forschung bestanden (deren Ergebnisse dann in Form der „Lehre“ verbreitet werden sollten), zu neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen gelangte man immer auch durch die neue Aufbereitung bereits vorhandener Kenntnisse.

Es existiert ein enger struktureller Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher Tätigkeit und vernünftiger Bildungsarbeit: vor allem dann, wenn Bildung als Prozeß der Herstellung des Zusammenhanges zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen, individuellen und gesellschaftlichen Lebensperspektiven begriffen wird.

An den Wiener Volkshochschulen wurde dies in den 20er und frühen 30er Jahren zumindest ansatzweise versucht: Die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse und ihre Verbindung mit Weltbild und Persönlichkeitsentwicklung der Teilnehmer dürfte der damaligen Wiener Volksbildung, vor allem im

Bereich des Volksheimes Ottakring (das waren jene Volkshochschulen, an denen Zilsel arbeitete) in einem beträchtlichen Umfang gelungen sein.

Die Volkshochschule erreichte damals alle Bevölkerungsschichten, Arbeiter und Angestellte waren in manchen Jahren sogar beträchtlich überrepräsentiert (verglichen mit ihrem Anteil an der gesamten Wiener Bevölkerung).[13]

Obwohl die strikte Einhaltung weltanschaulicher und politischer Neutralität zum Programm der Wiener Volkshochschule zählte, waren zahlreiche Arbeiter offenbar der Meinung, daß die angebotenen Programme für ihr Leben von Bedeutung sein könnten; sie wurden durch die Bildungsangebote offenbar sehr wohl in die Lage versetzt, den „Aufbau des eigenen Weltbildes und Lebensplanes“ zu betreiben.

Die Ansätze einer Bildungsarbeit mit Erwachsenen im Sinne einer umfassenden Aufklärung, der Vermittlung jener Kenntnisse und Fertigkeiten, die es den einzelnen Teilnehmern gestatteten, selbstständig weiterzudenken und gemeinsam mit anderen ihr Leben und ihre gesellschaftliche Umwelt besser zu verstehen und zu gestalten, konnten nur wenige Jahre betrieben werden.

Die Zerstörung der parlamentarischen Demokratie und die Errichtung des austrofaschistischen Regimes unter den Bundeskanzlern Dollfuß und Schuschnigg führten auch zu einer gründlichen Auslöschung jener Ansätze der Wiener Volksbildung.[14]

In der Folge ging es ausdrücklich nicht um die Ausbildung intellektueller Fähigkeiten, sondern um die „Pflege des Gemüts“, um die Vermittlung primitiverer Handfertigkeiten, um „künstlerisches“, (angeblich) kreatives Werken (das jedenfalls jede theoretische Auseinandersetzung mit Kunst und vor allem jede Beziehung zur modernen Kunst weitgehend ausschließt), allenfalls noch um die Vermittlung eher elementarer Fremdsprachenkenntnisse ...

In einer der wenigen historischen Darstellungen der Wiener Volkshochschulen — bei Wilhelm Bründl — heißt es dazu euphemistisch:

Was das neue Regime 1934 wollte, war klar: die Menschen zur christlichen, österreichischen und ständischen Weltanschauung und Auffassung erziehen. Das konnte natürlich nicht durch Wissenschaft und formale Ausbildung des Denkens allein geschehen, insbesondere nicht durch voraussetzungslose, objektive Wissenschaft. Überall trat also neben die Wissenschaft ein künstlerisches oder sonstwie gefühlsmäßig betontes oder beeinflußbares Programm. In der Wissenschaft selber traten Männer und Gegenstände in den Vordergrund, die eine solche Beeinflussung in positivem Sinne erwarten ließen.

Die neue Volksbildung zeigt ein stärkeres Streben weg vom Intellekt zur Erfassung des ganzen Menschen.[15]

2. DIE VOLKSHOCHSCHULE WIEN-VOLKSHEIM VOM FEBRUAR 1934 BIS ZUM MÄRZ 1938

Es existiert eine „Liste der im Wintersemester 1937/38 in der Volkshochschule Wien-Volksheim (Stammhaus und Zweigstellen) tätigen Kursleiter“ „nach dem Stand vom 22. Juni 1937“.

Dabei zeigt es sich, daß die Vertreter der wissenschaftlichen Weltauffassung, ebenso wie andere politisch mißliebige Vortragende, restlos eliminiert und etwa durch Philosophen wie Leo Gabriel ersetzt wurden. Fast alle Kursleiter waren Mitglieder der Vaterländischen Front, manche hatten die Mitgliedschaft beantragt, aber es war die „Einreichung noch nicht erledigt“; vereinzelte Ausländer wurden mit der Mitgliedschaft offensichtlich nicht behelligt. Viele Vortragende waren erst seit 1934 am Volksheim tätig.

Das zeigt deutlich, daß die entscheidende politische Säuberung bereits nach 1934 unter dem Austrofaschismus stattfand. 1938 brauchte dann von den Nationalsozialisten nicht mehr viel getan zu werden.

Das Verzeichnis der Kursleiter aus dem Jahre 1937 registrierte allerdings auch sorgfältig die jeweilige religiöse Konfession — *eine* wichtige Grundlage für die späteren Maßnahmen der Nationalsozialisten gegen jüdische Dozenten.

Nach der Auslieferung Österreichs an die Nationalsozialisten durch das Schuschnigg-Regime und dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht verschickte der neue kommissarische Leiter der Volkshochschule Wien-Volksheim, der akademische Maler Viktor Winkler, mit Datum vom 22. März 1938 an die Kursleiter einen Brief sowie einen Fragebogen, der der Erfassung der „arischen und nichtarischen Dozenten“ dienen sollte (siehe Abb. 1 und 2).

Die Befragten sandten die „Erklärungen“, wie verlangt, „postwendend“ zurück, und es finden sich zahlreiche Beispiele dafür, wie biedere Mitglieder der „Vaterländischen Front“ zugleich bereits Mitglieder der NSDAP oder von Nazi-Organisationen, wie dem NS-Lehrerbund, waren bzw. sich dazu zumindest angemeldet hatten.

Viele begnügten sich auch nicht mit nüchternen Tatsachenangaben (wie „Volkszugehörigkeit: Deutsch“), sondern schmückten ihre Erklärung eifrig aus (z. B. Leo Gabriel: „deutsch-arisch“) oder fügten zumindest ein begeistertes „Heil Hitler!“ hinzu und gaben auch sonst auf allerlei Weise zu verstehen, daß sie dem Nationalsozialismus, wenn nicht schon ohnehin formell organisatorisch, so doch im Herzen und der Gesinnung nach schon vor dem März 1938 nahegestanden hatten.

Nicht weiter verwunderlich daher, daß ein Großteil der Dozenten des Volksheimes weiter verwendet werden konnte.

Der kommissarische Leiter der Volkshochschule konnte sich, nach der rasch durchgeführten Erhebung, mit ein paar Aufzeichnungen, einigen sogleich (am 25. März 1938) ergehenden Absagebriefen und dann der Anlegung zweier Listen mit „nicht-arischen“ und politisch mißliebigen Dozenten (insgesamt 22) begnügen. Diesen zweiundzwanzig betroffenen Vortragenden wurde schließlich Anfang Juli 1938 mitgeteilt, daß eine Abhaltung von Kursen durch sie nicht in Frage käme (siehe Abb. 3 bis 6).

V o l k s h o c h s c h u l e W i e n V o l k s h e i m
Wien 16., Ludo-Hartmann-Platz 7
U 30 - 9 - 44

Wien, 22. März 1938

An die Kursleiter der Volkshochschule Wien Volksheim !

Die Volkshochschule Wien Volksheim bekennt sich freudig zum neuen Reich eines Großdeutschlands. Sie ist gewillt, mit allen ihren Kräften und Möglichkeiten in diesem Sinne zu arbeiten.

Ich gestatte mir, Innen bekanntzugeben, daß ich zum kommissarischen Leiter der Volkshochschule Wien Volksheim ernannt wurde. Als solcher teile ich Ihnen mit, daß wir am Montag, den 28. März wiederum den Kursbetrieb in der Volkshochschule Ottakring und in einigen Zweigstellen aufnehmen wollen. Welche Zweigstellen zu diesem Zeitpunkt eröffnet werden können, steht heute noch nicht fest, da einige von diesen Schulen mit Militär belegt sind. Ich bitte daher die Kursleiter unserer Zweigstellen, sich gegen Ende dieser Woche in der Zentrale unter U 30-9-44 über den Wiederbeginn zu erkundigen.

Im Sinne der uns bisher erteilten Weisungen kommen vorläufig für die weitere Mitarbeit als Kursleiter in unseren Volkshochschulen nur jene bisherigen Dozenten in Betracht, die im Sinne der Nürnberger Gesetze Arier sind. Ich ersuche Sie daher um die Freundlichkeit, mir p o s t w e n d e n d die beigelegte Erklärung ausgefüllt zurückzusenden. Im Interesse einer notwendigen Klarstellung bitte ich auch jene Kursleiter, die im Sinne der Nürnberger Gesetze nicht Arier sind, um Einsendung der Erklärung. Kursleiter, deren weitere Verwendung im Rahmen unserer Volkshochschule nicht mehr in Frage kommt, werden dann hievon durch eine gesonderte Zuschrift endgültig in Kenntnis gesetzt.

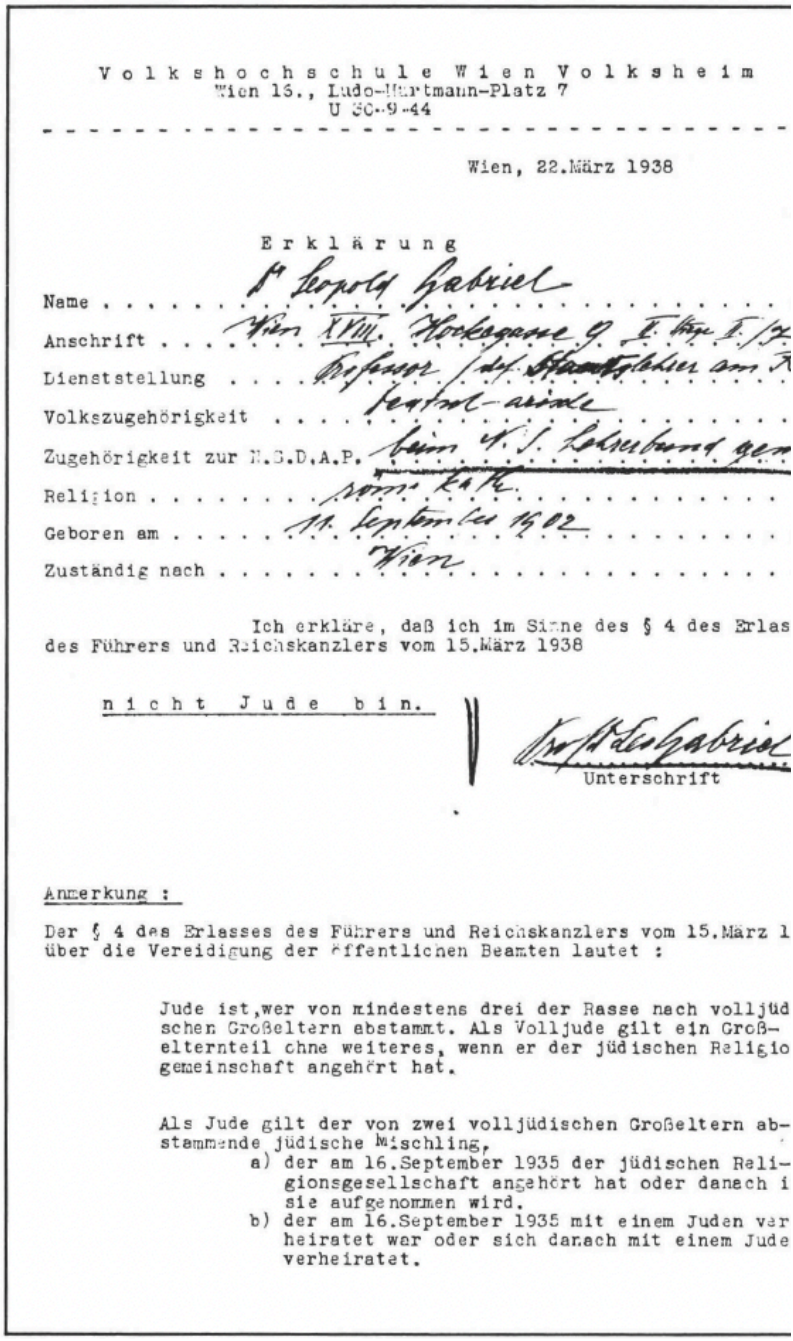
Heil Hitler !

Für die

Volkshochschule Wien Volksheim
Der kommissarische Leiter:

akad. Maler Viktor Winkler e.h.

Abb. 1



Volkshochschule Wien Volksheim
Wien 15., Ludo-Hartmann-Platz 7
U 30-9-44

Wien, 22.März 1938

Erklärung

Name . . . . . Dr Leopold Gabriel

Anschrift . . . . . Wien XVIII. Hockegasse 9 I. Stg. T. /3

Dienststellung . . . . . Professor / d. Hauptlehrer am K
Lehrer-akademie

Volkszugehörigkeit . . . . . .

Zugehörigkeit zur N.S.D.A.P. beim N. S. Lehrerbund gem

Religion . . . . . röm. kath.

Geboren am . . . . . 11. September 1902

Zuständig nach . . . . . Wien

Ich erkläre, daß ich im Sinne des § 4 des Erlas
des Führers und Reichskanzlers vom 15.März 1938

nicht Jude bin.

Unterschrift

Anmerkung :

Der § 4 des Erlasses des Führers und Reichskanzlers vom 15.März 1
über die Vereidigung der öffentlichen Beamten lautet :

Jude ist,wer von mindestens drei der Rasse nach volljüd
schen Großeltern abstammt. Als Volljude gilt ein Groß-
elternteil ohne weiteres, wenn er der jüdischen Religio
gemeinschaft angehört hat.

Als Jude gilt der von zwei volljüdischen Großeltern ab-
stammende jüdische Mischling,
a) der am 16.September 1935 der jüdischen Reli-
gionsgesellschaft angehört hat oder danach i
sie aufgenommen wird.
b) der am 16.September 1935 mit einem Juden ver
heiratet war oder sich danach mit einem Jude
verheiratet.

Abb. 2

f. Prof. [illegible]

Liste jener Kursleiter die

1. Mischlinge oder 2) mit Juden oder Mischlingen verheiratet od. 3) Freimaurer sind:

Dr.Olga Bobek (Mischling I)
Elisabeth Hornischer
(deutschblütig, kann jedoch vom Vater keine Dokumente beibringen)

Prof.Hans Hüber
(Mitglied einer gemischten Loge bis Jänner 1934)

Prof.Dr.Leo Kasper
(Jüdische Frau)

Johanna Kolm (Mischling I)

Frank Litwin
(Halbarischen Vater)

Dr.Anton Macku
(Jüdische Frau)

Dr.Ernst Mayer (Mischling I)

Josef Mertin
(Halbjüdin z.Frau)

Louis H.Paulovsky
(Nov.1932-Febr.1934 "Lessing")

Margarete Pelhak(Mischling II)

Prof.Oswald Rossi
(unklare Angabe in Rubrik Ehegattin mit "nein")

Dr.Ernst Schönwiese
(Gattin Mischling I)

Margrit Steiner-Brion
(Gatte ist Jude)

Charlotte Weinstock
(Gatte ist Jude)

Priv.-Doz.Dr.A.Zeller
(Rubrik „Ehegattin mit " nein " ausgefüllt ?)

Wilhelm Zorn (Mischling I)

Abb. 3

2. Juli 193[illegible]

Kameraden, die zur Sonderbehandlung (für das nächste Schuljahr) zu empfehlen sind:

1) Prof. Dr. Leo Kaufmann. 13. Kaiserstraße 21. A 51-2-58. (Frau Jüdin). (bisher Schulf. Altstadt)

2) Dr. Karl Reininger. 12. Schillerstraße 19. B 23-8-49. (Vater Pfarrer gestorben) " Hochschl. ")

3) Prof. Dr. Alexander Nowotny. 5. Friedrich-Ferd. 39. B 27-1-22-B. (Vater Dr. Pfarrer abgelehnt). " Leibnitz ")

4) Dr. Anton Marks. 3. Vogeltenstraße 4/8. B 50-2-43 (Frau Jüdin) (" Kaiserl. ")

5) Kapellmeister Joh. Martin. 13. Stadlerstraße 4. A 50-109. (Frau Halbjüdin). (" Musik ").

6) Prof. Franz Lübbe. 2. Friedrichstr. 31. R 43-6-38. (Vater Freimaurer). (" Englisch ").

7) Wilhelm Zorn. 13. Lerchenfeldstr. 8/11 A 28 500 (Kl. 621) (Mischling) (" Germ. ")

8) Margit Weiner-Lorion. 6. Schönau-Burgstraße 7/8. (Mit Judenschein) (" Französ. ").

9) Johanna Kolm. 4. Schönau-Neustift-Straße 35. U 42-8-78. (Mischling) (" Physik-Chem. "

10) Dr. Karl Meyer, 4. Schönbergstraße 14. (Mischling) (" Math. Chemie " " Lt. Math. Chem.

11) Hochschulprof. Dr. Joh. Kissner, 13. Lehmannstraße 93. U 34-1-67. (Vater Dr. Pfarrer abgelehnt). (" Lehramt an Oberl.

12) Dr. Anna Heitzmüller, 6. Mariahilfgürtel 15. B 28 450. R 23069. (" Kunst an Oberl.

13) Kunst-Wissenschaftl. Dr. Engelbert Hamacher, 10. Mariahilfstraße 14. B 48-3-54. (" " "

Abb. 4

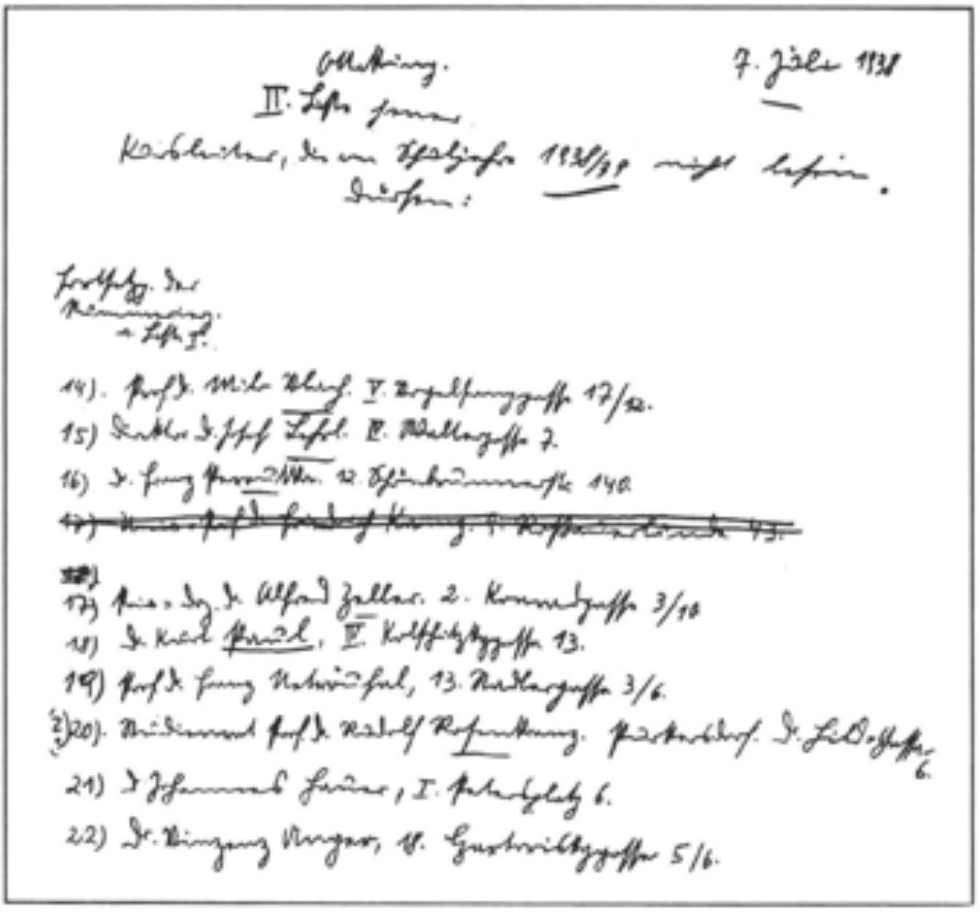
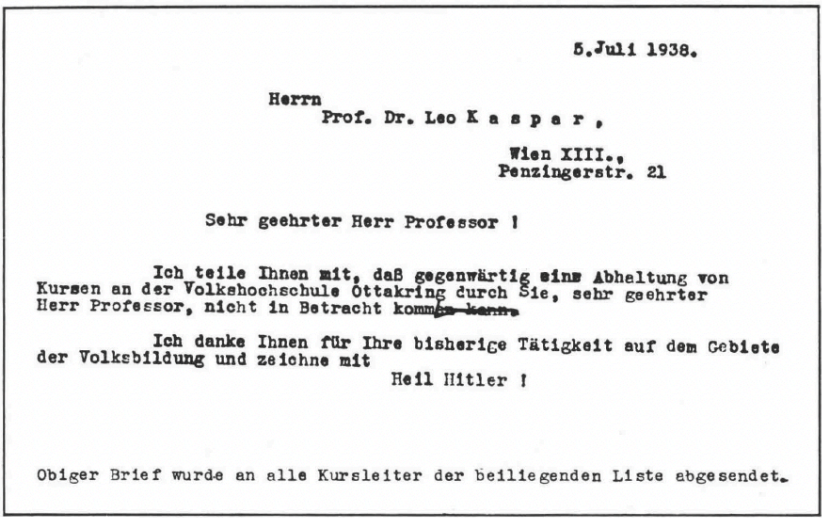


Abb. 5



5.Juli 1938.

Herrn
Prof. Dr. Leo K a s p e r ,

Wien XIII.,
Penzingerstr. 21

Sehr geehrter Herr Professor !

Ich teile Ihnen mit, daß gegenwärtig eine Abhaltung von Kursen an der Volkshochschule Ottakring durch Sie, sehr geehrter Herr Professor, nicht in Betracht kommt.

Ich danke Ihnen für Ihre bisherige Tätigkeit auf dem Gebiete der Volksbildung und zeichne mit

Heil Hitler !

Obiger Brief wurde an alle Kursleiter der beiliegenden Liste abgesendet.

Abb.6

3. PROBLEME DER FORSCHUNG

Ich erinnere mich, wie man in Österreich, um sich nicht unbeliebt zu machen, den Anschein der Oberflächlichkeit erwecken mußte, wie man um alles in der Welt vermied, nach außen hin allzu subtil zu sein. Ich kenne es genau, dieses Spiel, ich habe es selbst in meiner Jugend gespielt, und nirgends so heuchlerisch wie an der Wiener Universität. Analytisches Talent, die Gabe zu durchdringender Einsicht wurden durch argloses Aussehen abgeschirmt, durch mattes Ge- witzel und häufiges, obschon nicht immer begründetes Gelächter. Sobald jemandes Gesicht einen unverhüllten Ausdruck der Ernsthaftigkeit oder gar des angestrengten Nachdenkens annahm, geriet er in Gefahr, als Roter oder gar als Jude ab gelehnt zu werden.

Hilde Spiel

Schon die überblicksartigen Skizzen zur Entwicklung der Wiener Volksbildung bis 1938 weisen auf eine Reihe von Schwierigkeiten bei der Erforschung des Bereiches „Wissenschaftliche Emigration und Volksbildung“ hin.

Nicht erst im März 1938 setzte eine Auswanderungswelle österreichischer Intellektueller ein, sondern schon nach 1934. Darüber hinaus ging der Zerstörung der wissenschaftlich orientierten Volksbildung (und das Volksheim

galt als deren Hochburg) ein Kampf gegen aufgeklärte und aufklärende Wissenschaft überhaupt voraus — sowohl in der Monarchie, in der Luegers christlich-soziale Antisemitenpartei gegen Juden, Sozialisten und Liberalismus kämpfte, als auch in der Zeit der Republik, als Habilitationen (z. B. die Edgar Zilsels) und Berufungen an die Universität verhindert wurden.[16]

Das geistige und politische Klima in Wien war keineswegs derart, daß Intellektuelle hier großartige Berufsaussichten, Perspektiven akademischer Karriere gehabt hätten.

So kann bereits für die 20er Jahre konstatiert werden, daß die Volkshochschule eine Art alternativer Universität darstellte, an der hervorragende Gelehrte überhaupt unterrichten und etablierte Universitätsgelehrte vortragen konnten, ohne antisemitischen Anpöbelungen und Krawallen ausgesetzt zu sein.

Wer eine Anstellung im Ausland finden konnte, nützte die Chance und ging nach Deutschland, nach England, in die USA...

Die Volkshochschule war so in der Ersten Republik auch eine Durchgangsstation für viele Wissenschaftler; wir finden unter Kursleitern berühmte Namen oft nur für ein oder zwei Semester, dann emigrierten ihre Träger ins Ausland, weil sie nur dort dauerhafte Berufs- und Lebensperspektiven hatten.

Wer ausdrücklich der Arbeiterbewegung und dem „Roten Wien“ und somit einer kollektiven Lebensperspektive in Richtung einer sozialistischen Gesellschaft verbunden war, emigrierte — so eine Möglichkeit bestand — ab 1934, und 1938 war nur das Ende eines längeren Prozesses der wissenschaftlichen Emigration aus Österreich (zu der es eine Parallele im Bereich der Kunst gibt: von Schönberg bis Kokoschka).

Notwendig ist es also, den gesamten Prozeß der Emigration österreichischer Intellektueller zwischen 1918 und 1938 sowie seine gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu untersuchen: Dazu gehören die Situation des universitären Wissenschaftsbetriebes ebenso wie die Ansätze außeruniversitärer Wissenschaft und die Bedeutung der Wiener Volksbildung.

Dabei geht es hier oft um Pionierarbeiten, um das erste Sammeln von Daten, um neue Forschungsschwerpunkte und -perspektiven.

Für den Bereich der Wiener Volksbildung wird derzeit von Ulrike Rieger in einer umfangreichen Arbeit erstmals ein systematisches Verzeichnis aller Kursleiter und Vortragenden am Volksheim und seinen Zweigstellen — im Zeitraum von der Gründung bis 1938 — angelegt. Ausgehend davon wird es dann möglich sein, individuelle „Karrieren“ zu verfolgen und genau festzustellen, wer wann, wo und wie lange an der Volkshochschule tätig war, wer der politischen Säuberung zum Opfer fiel oder aus Österreich emigrierte...

Insgesamt ermöglichte gerade die Untersuchung des Zusammenhanges „Wissenschaft — Volksbildung — reale Lebensbedingungen der Intellektuellen“ die Entfaltung einer *Sozialgeschichte von Wissenschaft und Bildung* und damit verbunden die Rekonstruktion von Ideen, Programmen und Experimenten, die bis heute bedeutsam sind und die fortzusetzen wären.

Anmerkungen:

1 R. Carnap/H. Hahn/O. Neurath, *Wissenschaftliche Weltauffassung - Der Wiener Kreis.* Wien 1929, 14.
2 *Ebda.,* 10.
3 *Ebda.,* 15, 14.
4 *Ebda.,* 15.
5 R. Carnap, *Der logische Aufbau der Welt.* Frankfurt/Main—Berlin—Wien XVIII, XX.
6 O. Neurath, *Empirische Soziologie.* Wien 1931, 17 f.
7 Carnap/Hahn/Neurath, *Wissenschaftliche Weltauffassung,* a. a. O., 30.
8 E. Zilsel, „Der einführende Philosphieunterricht an den neuen Oberschulen“, in: *Volkserziehung.* Wien 1929, 325, 328.
9 *Ebda.,* 325.
10 *Ebda.,* 326 f.
11 *Ebda.,* 328.
12 E. Zilsel, *Die Entstehung des Geniebegriffs.* Tübingen 1926, V.
13 N. Kutalek/Hans Fellinger, *Zur Wiener Volksbildung.* Wien—München 1969, 199.
14 F. Brügel, „Die Zerstörung der österreichischen Volksbildung“, in: *Der Kampf* 1, 1934, 89—93.
15 W. Bründl, *Eigenart und Entwicklung der Wiener Volkshochschulen.* Wien o. J., 81 f., 84.
16 F. Stadler, „Aspekte des gesellschaftlichen Hintergrundes und Standorts des Wiener Kreises am Beispiel der Universität Wien“, in: *Wittgenstein, der Wiener Kreis und der kritische Rationalismus.* Wien 1979,41—59. J. Dvořak, *Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis.* Wien 1981, 20—22

MICHAEL HUBENSTORF

Österreichische Ärzte-Emigration

EINLEITUNG

Die Emigration wissenschaftlich tätiger Ärztinnen und Ärzte aus Österreich ist bislang kaum in die Betrachtung der Geschichtsschreibung oder der engeren Disziplin der Medizingeschichte aufgenommen worden. Dies ist umso erstaunlicher, als schon die Medizingeschichte der Zwischenkriegszeit, ja selbst jene vor dem Ersten Weltkrieg, prominente Beispiele von Emigration kannte und beschrieb. Emigration und internationaler Austausch schienen gleichsam das Zusammenwachsen europäischer und amerikanischer Gesellschaften zu einer einheitlichen Weltzivilisation zu bestätigen. Kriege, insbesondere der Erste Weltkrieg, erschienen als ein Element der Unvernunft; die funktionale Zusammenarbeit,[1] gerade auf den Gebieten Gesundheit und Wissenschaft, war gleichsam ein Gebot der Notwendigkeit, demgegenüber zeitweilige übersteigerte Nationalismen allenfalls als letzte Zuckungen früher unzivilisierter Epochen erscheinen mochten. Von diesem weltoffenen, vielleicht naiven Geist ist auch die Medizingeschichtsschreibung in Wien bis 1938 geprägt,[2] was sicher nicht zuletzt auf die internationale Struktur der alljährlichen „Wiener internationalen ärztlichen Fortbildungskurse“ und die Vielzahl ausländischer Studenten und Ärzte zurückzuführen ist, die in Wien, aber auch auf den anderen medizinischen Fakultäten Österreichs, ihre Kenntnisse zu vervollkommnen suchten.

Demgegenüber blieb die Geschichtsschreibung der Wissenschaften nach 1945 ungemein eng nationalstaatlich beschränkt;[3] es wird wohl noch langer Anstrengung bedürfen — von einer mittlerweile selbst schon der Geschichte angehörenden Medizinhistoriker(innen)-Generation[4] eingeleitet —, um jenes weltoffene Reflexionsniveau auf neuer methodischer Grundlage wieder zu erreichen, das im ersten Drittel unseres Jahrhunderts quasi selbstverständlich schien und zu berechtigten Hoffnungen Anlaß gab. In dieser notwendig erscheinenden Entwicklung der Forschung — soll sie nämlich das international übliche Format erreichen und sich in weltweit stattfindende Debatten eingliedern — wird wohl auch die Revision einiger Urteile unvermeidlich sein, die ihre anhaltende Prägekraft nur der geistigen Enge eines mitunter erstaunlichen Neo-Nationalismus verdanken. Im Rahmen dieser Bemühungen nimmt die Erforschung der Emigration einen zentralen Platz

ein, denn gerade der Bruch, der durch die österreichische Medizinhistoriographie geht, wurde von der Vertreibung der beiden damals prominentesten österreichischen Medizinhistoriker, des Wiener Institutsvorstandes Max Neuburger und des Gynäkologen und Archivars der Gesellschaft der Ärzte in Wien, Isidor Fischer, verursacht.[5]

Das einschneidende Ereignis der Emigration von mehreren tausend Ärzten aus Mitteleuropa im Verlauf der 30er Jahre,[6] von einer steigenden Welle des Antisemitismus und der Machtausübung des nationalsozialistischen Regimes ausgelöst, radikalisierte zugleich das längerfristige Problem der Emigration. Innerhalb kürzester Zeit suchten Tausende eine neue Arbeitsmöglichkeit irgendwo auf der Welt; kleine Runden von früheren Emigranten, manchmal schon vereinsmäßig organisiert, erlebten vor allem in den USA plötzlichen Zuwachs; waren es da und dort ein Dutzend oder gleich mehrere, so entwickelte sich in wenigen Jahren ein Netz von Hilfs- und Unterstützungsorganisationen,[7] das Hunderte und Tausende Menschen zusammenführte, organisierte, vermittelte.

Zugleich wurde die Beschränkung auf Länder der nördlichen Halbkugel einschließlich Chinas und vielleicht noch Südamerikas aufgebrochen; angesichts der standespolitisch motivierten Abschottungsmaßnahmen vieler europäischer Staaten[8] boten nur die Länder der „Dritten Welt“ prekäre Möglichkeiten zumindest vorübergehender Zuflucht. Welche Änderung medizinischer Sichtweisen und Problemstellungen allein dadurch herbeigeführt wurde, ist beim gegenwärtigen Stand der Forschung noch gar nicht absehbar.[9]

Parallel zur Emigration der Ärzte, die teilweise schon vor 1933 einsetzte,[10] berücksichtigte die zeitgenössische österreichische Medizingeschichte, insbesonders Isidor Fischer,[11] weit genauer als je vorher die historischen Beispiele und Vorbilder früherer Emigration. Diese ergänzende Sichtweise, die sich in den Bestrebungen zur Aufarbeitung des jüdischen Beitrags zur Medizin in der Emigration fortsetzte,[12] sollte uns davor bewahren, die Auswanderungswellen der 30er Jahre isoliert zu sehen, so als ob die Vertreibung jüdischer und politisch engagierter Ärzte nur ein historischer Unfall wäre, der mit früheren Tendenzen der österreichischen Gesellschaft nicht das geringste zu tun hätte.

Damit sind drei Grundprobleme benannt: Die Emigration ist zahlenmäßig enorm, insbesondere im Vergleich zu früheren Perioden, was zu einer neuen Vielfalt an Gedanken und Erfahrungen in den Einwanderungs- und einer dementsprechenden Verarmung in den Auswanderungsländern führt, wobei gleichzeitig neue Organisationsformen entstehen, die ein bis dahin in solchem Ausmaß unbekanntes berufliches Eingliederungsproblem

in den Immigrationsländern zu ihrem Aufgabengebiet machen; weiter ist sie global und damit bisher weitgehend geltende Kulturschranken überwindend, und schließlich läßt sie alle früheren Formen von Emigration in einer neuen Perspektive erscheinen.

Daneben ergeben sich einige methodische Schwierigkeiten:

a) Wissenschaftler versus Ärzte: Die vielleicht ansonsten einfach zu bewerkstelligende Unterscheidung zwischen medizinischen Wissenschaftlern und praktisch tätigen Ärzten wird am Beispiel der Emigration fragwürdig. Langjährig tätige Wissenschaftler mußten vielfach in einer ärztlichen Praxis ihren weiteren Unterhalt sichern; der Verlust des institutionellen Rückhalts, von Unterlagen und Bibliotheken, die Belastung durch das ungewisse Schicksal oder durch die Ermordung naher Verwandter, all dies ließ fruchtbare wissenschaftliche Tätigkeit auf Jahre hinaus verkümmern. Umgekehrt bot Wissenschaft einen geeigneten Vorwand, sonst bestehende Berufsverbote und Arbeitseinschränkungen zu umgehen, sodaß sich mancher einer wissenschaftlichen Tätigkeit zuwandte, der sonst vielleicht längst eine gutgehende Praxis oder Privatklinik geleitet hätte. Grundsätzlich muß man daher immer die gesamte emigrierte Ärzteschaft im Blick haben, will man kein schiefes Bild der „wissenschaftlichen“ Emigration zeichnen.

b) Am leichtesten sind der Forschung natürlich die prominenten Kräfte in führenden Positionen zugänglich. Ihre Entfernung mußte auch den Zeitgenossen deutlich auffallen. Daneben ist aber auch ein nicht unbeträchtlicher Teil des wissenschaftlichen Nachwuchses emigriert, der vor 1938 kaum schon eine prominente Stellung innehatte, ja am weiteren Aufstieg durch bereits frühzeitig einsetzende Diskriminierungsmaßnahmen[13] gehindert worden war. Als dritte Gruppe kommen jene in Frage, die erst im Ausland ihr Medizinstudium beendeten oder aufnahmen. Nachschlagwerke zur mitteleuropäischen Emigration[14] versuchen alle Gruppen zu erfassen. Läßt sich für die fertig ausgebildeten Ärzte eine ungefähre Zahl, nämlich ca. 3OOO[15] aus ganz Österreich, angeben, so bleibt die Anzahl der als Kinder und Jugendliche emigrierten späteren Mediziner weitgehend im Dunkeln.

c) Zahl versus Einzelschicksal: Die medizinische Emigration ist derart umfangreich, daß man nicht mit der Schilderung etwa eines Dutzends von Einzelschicksalen durchkommt. Das Mißverständnis von Massivität der Emigration, Vielfalt der Einzelschicksale und kaum existierender Aufarbeitung macht diese Problemstellung beinahe unüberwindlich, sodaß noch auf lange Jahre hinaus nur vorläufige, skizzenhafte Darstellungen geboten werden können. Mit der Vielfältigkeit der einzelnen Lebenswege

multiplizieren sich auch die Schwierigkeiten, da eine methodisch wohlfundierte Bearbeitung die Kenntnis der allgemeinen Geschichte und der speziellen Wissenschaftsgeschichte etwa mindestens eines Dutzends von Ländern erforderlich macht.

d) Medizin als Ganzes versus Spezialdisziplinen: Dazu kommt noch eine Problemstellung, die allenfalls mit den Schwierigkeiten im Bereich der technischen Wissenschaften oder eventuell der Jurisprudenz verglichen werden kann, nämlich die Aufspaltung der Medizin in eine Unzahl von Einzeldisziplinen. Ob dies nun Röntgenologie oder Kinderheilkunde, Chirurgie oder Sozialmedizin ist, ein angemessenes Urteil müßte adäquate Kenntnis der Disziplingeschichte sowohl in Österreich wie in den Einwanderungsländern über ein Spektrum von etwa zwei bis drei Dutzend Spezialfächern voraussetzen, wofür weder die gegenwärtigen Mittel der österreichischen noch die der internationalen Medizinhistoriographie ausreichen.

Angesichts der Schwierigkeiten und der Größe der Problemstellung müssen die bislang eingesetzten wissenschaftlichen Mittel als erschreckend bescheiden angesehen werden. Im folgenden will ich daher, nach einer kurzen Skizzierung der Vorgeschichte im 19. Jahrhundert, in drei Abschnitten die unterschiedlichen Emigrationsperioden vor 1933, zwischen 1934 und 1938 und nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1938/39 beleuchten, um abschließend kurze Bemerkungen zur Organisationsweise der ärztlichen Emigration, zur Remigration und Wiederaufnahme der Verbindung mit Österreich und zum Einfluß der Emigranten auf die Wissenschaft der Einwanderungsländer anzufügen.

1 VORGESCHICHTE IM 19. JAHRHUNDERT

Im Verlauf der österreichischen Geschichte seit Beginn des 19. Jahrhunderts lassen sich verschiedentlich Emigrationsbewegungen von Ärzten ausmachen. Grundsätzlich spielen dabei zwei gesellschaftliche Mechanismen eine Rolle. Erstens: jede politisch-gesellschaftliche Repression nach innen hatte Emigration zur Folge, sei es die von Anhängern des aufgeklärten Absolutismus, liberaler und radikal-demokratischer Ideen bzw. in unserem Jahrhundert von Sozialisten und anderen Anhängern der politischen Linken bis hin zu den wenigen übriggebliebenen Liberalen, sei es die von religiösen und nationalen Minderheiten, vorab der sich meist gar nicht so verstehenden, zumeist von ihrer Umwelt so definierten „Juden“. Zweitens: Wurde das Gefälle des sozioökonomischen Entwicklungsniveaus und damit

einhergehend der Finanzierung des Wissenschaftssystems zwischen Österreich und dem zumeist westlichen Ausland größer, so ergaben sich Schritte der Emigration entlang einer Skala besserer oder schlechterer ökonomischer, institutioneller und wissenschaftlicher Möglichkeiten. Für das 20. Jahrhundert vor allem ergibt sich die Komplikation, daß sich beide Mechanismen verschränken können. Betont man die Anziehungskraft besser ausgestatteter wissenschaftlicher Zentren, so vergißt man die durchaus vorhandenen Mechanismen der Vertreibung; hebt man vor allem die erzwungene Emigration hervor, so läßt man Vorgänge eines allgemein bemerkbaren Brain-Drain im internationalen Zusammenhang außer acht.

Zur Illustration will ich einige Beispiele benennen:

1 Der Übergang vom relativ liberalen aufgeklärten Absolutismus der Ära Josefs II., Leopolds II. und noch der franziszeischen Anfangszeit zu einer Politik antirevolutionären „Containments“ am Beginn des 19. Jahrhunderts provozierte die Emigration der hervorragendsten Vertreter der Aufklärungsmedizin: des Systematikers der „medicinischen Polizey“ Johann Peter Frank (1745—1821) und des Hirnanatomen Franz Joseph Gall (1758—1828).[16]

2 Innerpolitische Repression unter dem Metternichschen System vor 1848 bewirkte tatsächliche Emigration oder mindestens Emigrationsgedanken selbst in einem aus Einsicht bzw. gesellschaftlicher Notwendigkeit relativ liberal behandelten Bereich wie der Medizin: die Emigration der Mikroskopiker Louis Mandl (1812—1881) und David Gruby (1810—1898) nach Frankreich,[17] das Wirken mehrerer Österreicher bei der Reform des türkischen Medizinalwesens in Konstantinopel,[18] Überlegungen zur Emigration bei dem späteren Revolutionär von 1848, Adolf Fischhof,[19] und die kontinuierliche Pflege von Auslandskontakten in das wesentlich liberalere Sachsen,[20] wo selbst wieder österreichische Emigranten aus anderen Kulturbereichen[21] ansässig waren, können in diesem Zusammenhang aufgeführt werden.

3 Die brutale Unterdrückungspolitik nach der erfolglosen Revolution von 1848/49 bis zum Beginn der Verfassungsära ist wohl das hervorragendste Beispiel für politisch motivierte Emigration im 19. Jahrhundert. Der Kürze halber kann hier nur eine höchst unvollständige Liste von Namen angegeben werden: Joseph Goldmark[22] und Hans Kudlich,[23] die in die USA gingen; Alexander Reyer[24] und Carl Maria Lautner,[25] die in Ägypten unterkamen; Karl Hammerschmidt[26] in der Türkei; Philipp Hauser[27] in Spanien; Joseph Seegen[28] in Frankreich; Ludwig von Löhner[29], der in Marseille starb, und der noch zuletzt 1861 wegen Hochverrat zuungunsten Österreichs aus der Schweiz vertriebene Eduard Reich.[30]

4 Am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs findet sich eine Reihe von Beispielen der Emigration aus vorwiegend ökonomischen Gründen oder infolge besserer wissenschaftlicher Möglichkeiten, wobei die Auslandsaufenthalte bisweilen nur von kurzer Dauer sind und von einem Karrieresprung in Österreich gefolgt werden. Anzuführen sind hier: die Chirurgen Vinzenz Czerny 1871 und Anton von Eiseisberg 1893—1901, der Pädiater Adalbert Czerny 1894, der Internist Friedrich Kraus und der Hygieniker Max Gruber 1901, der Psychiater Gabriel Anton 1904, der Hygieniker Ignaz Kaup 1907, der Pädiater Clemens von Pirquet 1908—1911, der Bakteriologe Rudolf Kraus 1913 und der Ohrenarzt Robert Baranyi 1916. Selbst bei dem Psychiater Julius Wagner-Jauregg[31] finden sich Überlegungen zur Emigration, und der Chirurg Burghard Breitner[32] arbeitete eine Zeitlang als Schiffsarzt auf den Weltmeeren. Gerade in diesem Zeitraum sind die verschiedensten Motive und Gründe zu bedenken: die Internationalisierung einer durchlässigen bürgerlich-liberalen Gesellschaft; damit einhergehend Staatenwechsel als Normalfall im akademischen Bereich; „Deutschland“ als Einheit im großdeutschen Sinn;[33] dementsprechend auch eine umgekehrte Emigration nach Österreich,[34] Vermittlung internationaler Kontakte besonders im Rahmen der Billroth-Schule (Czerny, Eiseisberg); geringe Beförderungschancen in Spezialfächern bzw. Kriegsereignisse (Baranyi); Vernachlässigung ganzer Fachrichtungen durch die Unterrichtsverwaltung (z. B. im Fach Hygiene: Gruber, Kaup).

Nicht ganz in dieses Bild einer transnationalen Verflechtung der Wissenschaft paßt hingegen die Tatsache, daß gerade in der Periode der Herausbildung des modernen Antisemitismus in Österreich[35] in den 80er- und frühen 90er Jahren mindestens sechs später prominente Ärzte jüdischer Herkunft[36] auswanderten: der Neurologe Max Nordau (1849—1923) 1880 nach Paris, der spätere Psychiater Bernard Hollander (1864—1923) schon während des Studiums nach London, die Augenärzte Emil Berger (1835 — 1926) und Carl Koller(1857—1944) 1887 nach Paris bzw. 1888 nach New York, der Dermatologe Joseph Zeisler (1858—1919) 1888 nach Chicago und der Pathologe Alexander Marmorek (1865—1923) in den 90er Jahren ans Institut Pasteur in Paris. Hier ist eine spätere Tendenz mindestens schon angedeutet, und sowohl Nordau als auch Marmorek reagierten auf den Antisemitismus mit einem entschiedenen Engagement in der zionistischen Bewegung.

Alle bislang aufgeführten Beispiele erscheinen angesichts jener Emigrationswellen, die durch die politischen Umwälzungen von 1934 und 1938 provoziert wurden, gleichsam als Randphänomene, als minimale Verän-

derungen, fast schon als Selbstverständlichkeiten. Am ehesten ist noch die Emigration von 1848/49 den Ereignissen des 20. Jahrhunderts vergleichbar, die sozusagen die „eigentliche Emigration“ darstellen. Nur als Vor- und Randgeschichte einer heute noch kaum aufgearbeiteten „Katastrophe“ der 30er Jahre scheinen sie ihre nachträgliche Bedeutung zu erhalten. Auch diese Vorgeschichte ist in Wirklichkeit historisch nicht näher untersucht. Ansätze bei Isidor Fischer[37] und Andeutungen bei Erwin Ackerknecht[38] versuchten die Ereignisse rund um 1848 erstmals in einen politischen Gesamtkontext zu stellen, kaum aber eine Darstellung der Emigration zu geben. Erna Lesky hat vor allem auf die Emigration von 1804/05 das Erklärungsmuster einer Parallelität von wissenschaftlichem und politischem Fortschritt bzw. Reaktion anzuwenden versucht,[39] diesen Gedanken wohl für die Wissenschaftsentwicklung nach 1848, nicht aber für die Emigration fortgeführt.[40] Die Parallelisierung von Wissenschaft und Politik erscheint zwar verlockend — gerade angesichts der politisch verursachten Emigration im 20. Jahrhundert; allerdings erwies sie sich dort, wo sie schon von Erwin Ackerknecht in der Medizingeschichte fast paradigmatisch[41] angewandt wurde, bei präziseren Studien als letztlich nicht schlüssig.[42]

Wenn ich hier Beispiele von Emigration aus dem 19. Jahrhundert und der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg angeführt habe, so gerade nicht zum Zweck der Verharmlosung, des Vergleichens und Aufrechnens oder der Einebnung epochaler Unterschiede.[43] Ganz im Gegenteil, diese Beispiele sollen gerade den Unterschied, die verschiedenen Vorbedingungen und auch die zeitgenössischen Vorerfahrungen der 1934 bzw. 1938 handelnden bzw. Mißhandlungen erleidenden Personen verdeutlichen. Daß sich jedoch in der Auswirkung des Antisemitismus und politischer Repression Anzeichen der Kontinuität ergeben, dürfte durchaus der Logik der Sache selbst entsprechen.

Die vereinfachende Parallelisierung von Politik und wissenschaftlicher Emigration verdeckt gerade mehr als sie erklärt. In einem simplen Schema, das vielfach zur zeitgeschichtlichen Erklärung angewandt wird, ergeben sich dann die verkürzten Aussagen: 1934 wurden radikale Sozialdemokraten, Kommunisten und Nationalsozialisten zur Emigration gezwungen, 1938 dagegen alle politisch Linksstehenden bis einschließlich Bürgerlich-Liberalen, als Hauptgruppe alle als „Juden“ nach den Nürnberger Rassegesetzen definierten Personen und mindestens teilweise sogenannte „Vaterländische“, also Anhänger des Ständestaats. So einfach ist die Entwicklung der Emigration jedoch nicht. Gerade die in diesem Zusammenhang meist ausgesparte Periode der 20er Jahre macht die Komplexität des Phänomens deutlich.

2. EMIGRATION ZWISCHEN 1920 UND 1933

Soweit die Medizingeschichte Österreichs aus der Zeit der Ersten Republik überhaupt bekannt ist, wird immer wieder auf einen prominenten Emigranten dieser Zeit verwiesen: auf den späteren Nobelpreisträger und Entdecker der Blutgruppen bzw. einiger Blutgruppenuntersysteme, Karl Landsteiner (1868—1943).[44] Dem singulären Fall entspricht eine ebenso einfache Deutung: Das kleingewordene Österreich nach 1918 habe einfach nicht die nötigen ökonomischen und institutionellen Mittel besessen, genialen Forschern wie Landsteiner adäquate Forschungsmöglichkeiten zu bieten. Die Interpretation des berühmten Falles Landsteiner stützt sich also eindeutig auf die These des ökonomisch bedingten Brain-Drain. Analysiert man den Fall Landsteiner genauer und stellt ihn in den Zusammenhang der sonst weitgehend unbekannten Emigration während der republikanischen Zeit, so erscheinen die Verhältnisse keineswegs so eindeutig. Vielmehr muß man den heute vielfach verdrängten Vertreibungs- und Diskriminierungsmechanismen einen mindestens ebenso großen Stellenwert beimessen.

Zum einen hatten sich die Schwierigkeiten im Bereich der Forschungsmittel für Landsteiner schon in den Jahren 1911/12 ergeben. Landsteiner und dem Kinderarzt am Wilhelminenspital, Erwin Popper, war 1908 die Übertragung der Poliomyelitis vom Menschen auf einen Affen und damit der Nachweis eines der Kochschen Postulate für Infektionskrankheiten gelungen.[45] Diese frühen Forschungen, die sogar schon auf die Entwicklung eines Impfstoffes abzielten, mußten wegen Geldmangel bei der Beschaffung der Affen eingestellt werden.[46] Andere Forscher hatten aus ähnlichen Situationen schon vor dem Ersten Weltkrieg Konsequenzen gezogen und waren wie der Pädiater Clemens von Pirquet 1908 an die Johns Hopkins University, Baltimore, gegangen, oder wie der Gynäkologe Isidor Isfred Hofbauer, der zunächst nach Königsberg übersiedelte,[47] von wo er schließlich 1924 „associate professor“ ebenfalls in Johns Hopkins wurde.

Zum anderen stand 1920, im Jahr der Emigration Landsteiners, schon seit einiger Zeit die Besetzung genau jenes pathologisch-anatomischen Instituts der Universität Wien an, aus dem Landsteiner hervorgegangen war. Die Fakultät suchte aus dem Ausland zuerst Ludwig Aschoff (1866—1943) aus Freiburg und dann Anton Ghon (1868—1936) aus Prag zu gewinnen. Beide lehnten ab: Aschoff nach längerem Überlegen, wobei sich schon seine Mitarbeiter Hoffnungen auf eine Übersiedlung nach Wien gemacht hatten;[48] Ghon, weil er in einer schwierigen Situation der deutschen Hochschule in Prag bis zur Stabilisierung der Verhältnisse ausharren wollte.[49] In den mehrjährigen Auseinandersetzungen war zwischenzeitlich auch Carl Sternberg —

vormals Brünn, schließlich Wien — an die erste Stelle der Bewerber gerückt, um im letzten Vorschlag aequo loco mit dem schließlich erfolgreichen Heinrich Albrecht auf dem zweiten Platz zu stehen.[50] Daß Landsteiner in einer politischen Situation, die von heftigen antisemitischen Ressentiments durchtränkt war,[51] nicht einmal unter die fünf im Fakultätsvorschlag benannten Anwärter kam, mag seinem Entschluß zum Weggang nach Holland ans R. K. Zuikenhuis in Den Haag wohl ebenso beeinflußt haben, wie die 1920 vielleicht noch gar nicht so absehbaren ökonomischen Einschränkungen. Wir sollten uns davor hüten, aus unserer heutigen Kenntnis der wirtschaftlichen Dauerkrise Österreichs in den 20er Jahren[52] und des großen Bankenkrachs nach 1929[53] auf eine ähnliche Perzeption bei den zeitgenössischen Wissenschaftlern zu schließen; es ist auch fraglich, ob die tatsächliche Elendssituation in den ersten Nachkriegsjahren als eine bleibende Erscheinung aufgefaßt wurde. Die ökonomistische Erklärungshypothese verführt hier allenfalls zum Kardinalfehler historischer Argumentationen, spätere Zustände in zeitlich frühere hineinzuinterpretieren. So weit lag Österreich damals ökonomisch nicht darnieder, daß es nicht gelang, Universitätslehrer der Pathologie aus dem Ausland nach Österreich zu holen, wie 1920/21 Alexander Schminke (1877—1953) aus München nach Graz, 1922 Hermann Beitzke (1875—1953) aus Düsseldorf nach Graz und 1923 Georg Benno Gruber (1884—1977) aus Mainz nach Innsbruck. Die ökonomische Hypothese wird weiter dadurch fragwürdig, daß zwischen 1919 und 1922 sieben Besetzungen von pathologisch-anatomischen Instituten bzw. Instituten für Allgemeine und experimentelle Pathologie erfolgten, bei denen Landsteiner nicht zum Zug kam.[54] Landsteiners Situation war auch in Holland nicht gerade rosig,[55] und nach seiner Übersiedlung ans New Yorker Rockefeller Institute (Anfang 1923) ergaben sich noch einmal zwei Vakanzen in Österreich, darunter die des prestigereichen Instituts für Allgemeine und experimentelle Pathologie in Wien (1924), das unter Richard Paltauf (1858—1924) Weltgeltung besaß und nach 1924 nur mehr provisorisch besetzt wurde. Betrachtet man die Situation also in größerem Zusammenhang, so muß man mit Paul Speiser konstatieren: „Daß das damalige medizinische Wien (und Österreich — M. H.) die Qualitäten Landsteiners nicht erkannt haben soll, ist heute schwer zu fassen.“[56] Die persönlichen Motive Landsteiners sind heute ohne eine eingehende Spezialstudie schwer zu erfassen, doch muß auf seine Tendenz verwiesen werden, seine jüdische Herkunft möglichst zu verbergen,[57] was im antisemitisch geprägten Wien seiner Zeit schon aufgrund der Prominenz seines Vaters in der österreichischen Publizistik des 19. Jahrhunderts kaum möglich gewesen wäre. So muß man zu dem Schluß kommen, daß der Antisemitismus, der später eine so deutliche und entscheidende

Rolle für die wissenschaftliche Emigration spielte, auch 1920 nicht gänzlich wirkungslos war.

Dieselbe Vielzahl der Motive spielt in einem anderen Fall des Jahres 1920 eine fast noch größere Rolle: Mit dem Abgang Ludwig Telekys (1872—1957) 1920 nach Düsseldorf kam das Ende gleich für eine ganze Fachrichtung, nämlich die Sozialmedizin, die sich seit 1909 in Österreich hoffnungsvoll entwickelt hatte. Hatte 1911 der Internist Carl von Noorden Teleky eine Arbeitsstätte (Seminar für Soziale Medizin) an seiner neueröffneten I. Medizinischen Klinik geboten, so zog 1914 dessen Nachfolger Karel Frederick Wenckebach diese Unterstützung ebenso wie die der Medizingeschichte unter Max Neuburger abrupt zurück.[58] Die Begründung, die Wenckebach dafür gab, daß nämlich Soziale Medizin mit der Internen Medizin nichts zu tun habe, klingt angesichts der tatsächlichen Orientierung der Sozialmedizin Telekys in ihrer Herkunft aus der Internistenschule Ludwig von Schrötters,[59] merkwürdig aufgesetzt und sachlich unangemessen. In der Tat gingen praktisch alle Wiener Sozialmediziner (neben Teleky: Maximilian Sternberg, Alfred Arnstein, Alfred Götzl, Sigismund Peller, Paul Otto Gerber, Ludwig Popper) von der Internen Medizin aus, was zugleich auch für die Arbeitsmediziner (neben einem Teil der oben genannten: Jenny Adler-Herzmärk, Alfred Selinger, Hermann von Schrötter, Wilhelm Mager etc.) galt. Teleky stand also schon 1914 ohne Lehreinrichtung da, was er mehrmals bis 1920 zu seinen Gunsten zu verändern trachtete.[60]

Wie alle Sozialmediziner des deutschen Sprachraums engagierte sich Teleky energisch in einer Vielzahl von Institutionen und Komitees zur Bekämpfung der Tuberkulose,[61] zur Heilung der Kriegsschäden[62] und für soziale Fürsorge,[63] was die ökonomische Grundlage seiner Praxis schließlich ruinierte und ihn zu verzweifelten Bittgesuchen veranlaßte.[64] Ein ihm offenbar versprochener Lehrauftrag kam bis 1920 nie zustande, was wohl auch auf Untätigkeit der Unterrichtsverwaltung unter dem Staatssekretär Glöckel zurückzuführen war, während 1923 schließlich für diese Gebiete gleich zwei Universitätslehrer, der Hygieniker Heinrich Reichel und der Gerichtsmediziner Karl Meixner,[65] ihre Lehraufträge bekamen. Daneben beeinträchtigte eine gleichsam dauernde Kontroverse mit dem (Sozial-)Hygieniker Roland Graßberger[66] Telekys Stellung, indem Graßberger ihm politische Einseitigkeiten vorwarf[67] — die allerdings ebensosehr dem Urheber des Vorwurfs anzulasten waren.[68] Tatsächlich war Teleky Sozialdemokrat und Hausarzt des sozialdemokratischen Parteiführers Viktor Adler, was aber seine Karriere vor 1914 nicht zu beeinträchtigen schien.[69]

Nun hatte sich aber im Verlauf des Ersten Weltkriegs unter dem Stich-

wort „Sozialhygiene“ eine mächtige Konkurrenzgruppe von ehemaligen Schülern des Hygienikers und Rassenhygienikers Max Gruber zusammengefunden, die eine politisch gänzlich anders geartete und biologistischrassenhygienische „Sozialhygiene“ als Grundkonzept österreichischer Gesundheitspolitik vorantrieben. Mit dem Sektionschef Ignaz Kaup (1870 bis 1944) in der Abteilung Volksgesundheit[70] des 1918 geschaffenen, noch kaiserlichen Gesundheitsministeriums hatte sie eine vorteilhaft Stellung. In der ersten republikanischen Regierung[71] wurde Kaup sogar Staatssekretär (d. h. Minister für Volksgesundheit) und gehörte zur Gruppe der deutschnationalen Minister, die u. a. auch das Unterrichtsressort (Raphael Pacher) und Finanzressort (Otto Steinwender) besetzten und einen Staatsratsvorsitzenden (Franz Dinghofer) stellten. Die Jahre 1919/20 schienen, so wie in Deutschland,[72] den endgültigen Durchbruch der Sozialmedizin anzukündigen. Neuordnungspläne für die Amtsarztausbildung waren auf einen Kompromiß zwischen den beiden Richtungen der Sozialmedizin angelegt,[73] die Neubaupläne für das Wiener Allgemeine Krankenhaus stellten eine bedeutende Abteilung für Sozialmedizin in Rechnung,[74] aber während der Internist K. F. Wenckebach nun eine repräsentative Institutionalisierung der von ihm vor sechs Jahren exilierten Medizingeschichte betrieb,[75] blieb er im Fall der Sozialmedizin passiv.

Zu all diesen Schwierigkeiten gesellten sich noch solche in Telekys politischer Herkunftsgruppe. Ein wohl etwas fragwürdiger Artikel in einer medizinischen Zeitschrift, der vom sozialmedizinischen Standpunkt einen sogenannten „Siegfrieden“ der Mittelmächte als wünschenswert anvisiert hatte, geriet unter heftige Kritik des linken Parteiflügels unter Josef K. Friedjung.[76] Seine publizistische Entgegnung nahmen offenbar Telekys bisherige politische Gegner zum Anlaß, nun ihrerseits zu vermuten, er sei unter die Autoren eines linksradikalen Blattes eingetreten, was wiederum Teleky in einer Stellungnahme gegenüber der Fakultät als vollkommen haltlos berichtigen mußte.[77] Der Tod Victor Adlers beraubte ihn im November 1918 seines stärksten Bundesgenossen, die Beteiligung seines Neffen Franz Koritschoner in einem kommunistischen Putschversuch[78] brachte ihn in politische Verlegenheit bzw. qualvolle Loyalitätskonflikte.[79] Darüber hinaus baute Telekys sozialmedizinisches Konzept auf der gegebenen Verbände- struktur, auf freier Wohlfahrtstätigkeit und allenfalls auf einer demokratischen Vergesellschaftung von unten auf, wie sie den traditionellen sozialistischen Anschauungen entsprach. Die Sozialdemokratie hingegen setze nunmehr im Zuge der Umstrukturierungen des Krieges ebenfalls auf etati- stische, quasimilitärische Organisationsformen, wofür die Konzeptionen des Anatomen Julius Tandler, der kaum je professionell sozialmedizinische

Arbeit betrieben hatte,[80] nun praktisch optimal erschienen. Telekys Konzepte als überholt, jene Tandlers jedoch als fortschrittlich zu kennzeichnen, wie es Karl Sablik tut,[81] mag der Situationslogik des Augenblicks entsprechen, wie sie sich 1919 praktisch überall durchsetzte.[82] Auf lange Sicht war dies jedoch für die Sozialmedizin problematisch.[83]

In dieser schwierigen Situation zog Teleky die Konsequenzen und nahm ein Angebot auf eine Stelle als preußischer Landesgewerbearzt des Rheinlandes bzw. Dozent an der Düsseldorfer Sozialhygienischen Akademie an.[84] Innerhalb der Fakultät gab es jedoch eine keineswegs einflußlose Unterstützergruppe, die die Telekysche Sozialmedizin erhalten wollte. Der Internist Jakob Pál (1863—1936), der Dermatologe Salomon Ehrmann (1854—1926) und Prof. Fraenkel[85] setzten sich für die Habilitation eines Nachfolgers ein. Doch die Dozentur von Telekys Schüler Sigismund Peller (1890—1985) wurde mit organisatorischen Winkelzügen von den Gegnern aus dem Hygieneinstitut durch zehn Jahre hintertrieben.[86] Man sprach Peller die moralisch richtige Gesinnung ab,[87] worauf er 1926 nach Palästina als Gesundheitsorganisator der Jewish Agency emigrierte.[88] Alfred Götzl, ein weiterer Teleky-Schüler, konnte sich nur nach jahrelanger Verzögerung als Internist habilitieren und leitete bis 1938 die Tbc-Fürsorge der Stadt Wien.[89] Akademisch war die eine Richtung der Sozialmedizin nach 1920 vertrieben, während die andere, biologistische Richtung 1920 noch keinen Erfolg verbuchen konnte.

An den Entscheidungen des Jahres 1920/21 ist auch auffällig, daß man den Erlanger Gynäkologen Ludwig Seitz (1872—1961) als Nachfolger Schautas' nach Wien bringen wollte und bei beiden anstehenden Klinikbesetzungen der Gynäkologie keiner der bekannten jüdischen Schüler Schautas' zum Zug kam. Das repräsentativste Sammelwerk der Gynäkologie der 20er Jahre [90] dagegen wurde aber gerade von den Vertretern dieser Gruppe dominiert: Joseph Halban (1870—1937), Ludwig Adler (1879—1958) und Josef Novak (1879 bis nach 1963). Die Wiener Peripheriespitäler, Privatkliniken und das Laboratorium der Bettina-(von Rothschild)-Stiftung boten eine Ausweichmöglichkeit, sodaß erst 1938 eine Emigrationswelle einsetzte.

1923/24 stand eine weitere Runde von Entscheidungen an. Eine offenbar nicht ganz einflußlose Gruppe der Wiener Fakultät versuchte 1923 den 1919 nach Basel emigrierten ehemaligen österreichischen Militärhygieniker Robert Doerr (1871—1952) zurückzuholen, um mit ihm das Hygieneinstitut nach dem eher mediokren[91] Arthur Schattenfroh (1869—1923) zu besetzen. Ebenso erfolgte der Versuch, Doerr 1924 zum Nachfolger des experimentellen Pathologen Paltauf zu machen. Die Vorschläge der Fakultät, von Wagner-

Jauregg, Arnold Durig und Anton von Eiseisberg vorangetrieben, scheiterten an den Aktionen des Unterrichtsministeriums. Wagner-Jauregg spricht in seinen Memoiren[92] von einer böswilligen Intrige einer kleinen Gruppe innerhalb der Fakultät, die schließlich zu Entscheidungen führte, die den Anfang des „Niedergang(s) der Wiener medizinischen Fakultät ein- leitete(n)". Diese etwas kryptische Äußerung Wagner-Jaureggs könnte einen ersten Schlüssel zur Enträtselung so mancher etwas überraschender Personalentscheidungen im Bereich der Universität Wien bieten. Es scheint mir höchst wahrscheinlich, wenn auch heute nicht gänzlich gesichert, daß sich Wagner-Jauregg hier auf jene in den 20er Jahren immer wieder auftauchende Geheimgesellschaft namens „Deutsche Gemeinschaft" bezieht, die Personalentscheidungen im gesamten Staatsbereich in einem antisemitischen und „christlich-deutschen" Sinn zu beeinflussen suchte.[93] Personen mit der richtigen Gesinnung (die „Geraden") sollten durch diese gleichsam der „Freimaurerei" abgeschaute Karrierebeförderungsgesellschaft auf die entscheidenden Positionen befördert werden, um damit die Reste liberaler Dominanz im akademischen Bereich, Freiräume für jüdische Wissenschaftler und allenfalls virtuelle Sprungbretter für akademische „Marxisten" bzw. Sozialdemokraten — also die Vertreter des verhaßten „Ug-tums" (der „Ungeraden") — zu beseitigen. Strukturell wird diese Deutung noch weitaus plausibler, wenn man bedenkt, daß Wagner-Jauregg damals mit dem Chirurgen Eiseisberg und dem Anatomen Tandler zum einflußreichen Salon der Bertha von Zuckerkandl[94] gehörte, der gleichsam eine konservativ gewordene liberale Tradition in der Republik fortsetzte, wenn auch Wagner- Jauregg selbst um 1930 den deutschnationalen Schober-Block[95] und zur Mitte der 30er Jahre die Nationalsozialisten[96] unterstützte.

Man darf sich nun derartige Kämpfe in academicis nicht als brutale, nach außen getragene Auseinandersetzungen vorstellen. Ganz im Gegenteil, in den wissenschaftlichen Journalen herrschte ein höflich-anerkennender Ton im Rezensionsteil auch gegenüber den Leistungen jüdischer und liberaler Wissenschaftler, allenfalls die Arbeiten von deklarierten Sozialdemokraten wurden häufig von ideologisch motivierten Entgegnungen kommentiert.[97] Nur die Personalentscheidungen, offenbar in geheimen Zirkeln beeinflußt, lassen die Struktur der Diskriminierung erkennen, während auf dem Boden der Studentenschaft[98] die Auseinandersetzungen schon weitgehend von Brutalisierung und Gewalttätigkeiten gekennzeichnet waren, die mit der antisemitischen Universitätsordnung von 1930 unter dem Rektor Wenzeslaus Graf von Gleispach[99] und dem Unterrichtsminister Emmerich Czermak[100] auch den akademischen Senat und die Unterrichtsverwaltung erfaßten.

Drei wegweisende Entscheidungen fielen 1923/24: In der Hygiene folgte auf Schattenfroh Roland Graßberger,[101] das Institut für Allgemeine und experimentelle Pathologie wurde nur mehr provisorisch mit dem tauben Carl Julius Rothberger (1871—1945) und daher Friedrich Silberstein (1888—?) als Prüfer besetzt, und eine neue Abteilung für Amtsarztausbildung des Hygieneinstituts übernahm unter Leitung des Rassenhygienikers Heinrich Reichel (1876—1943)[102] den alten Lehrapparat des Sozialmedizinischen Seminars,[103] während Sigismund Peller noch vor der Ablehnung seiner Habilitation emigrierte. Noch aber schien nicht alles so eindeutig. Nach einer Interpellation sozialdemokratischer Abgeordneter versprach der Unterrichtsminister, die fragwürdigen Vorgänge zu prüfen.[104] Regierungswechsel ließen das liberale Versprechen versanden, und in der Ära des antisemitischen Ministers Czermak kam 1930/31 die endgültige Ablehnung, zu einer Zeit, wo Peller — seit 1928 als Leiter des städtischen Berufsberatungsamtes wieder in Wien — schon längst internationale Anerkennung besaß, wie er in neuen Eingaben vorführte.[105]

Die Entscheidung im Bereich Hygiene/Pathologie blieb nicht ohne Folgen. Professor Ernst Pribram (1879—?), der in Wien immerhin einen Lehrauftrag für Bakteriologie und Immunitätsforschung hatte, wurde 1925/26 Professor der University of Chicago und schließlich 1928 Professor für Bakteriologie und Präventivmedizin an der Loyola University in Chicago.[106] Schon 1924 war der junge Otto Saphir (geb. 1896) „instructor“ an der Western Reserve University, Chicago, geworden, ab 1929/30 lehrte er dann an der University of Illinois, Chicago, bzw. leitete die Abteilung für Pathologie am Michael Reese Hospital.[107] Diese frühe Auswanderung von Pathologen nach Chicago ist insofern bedeutsam, als genau in diesen Institutionen 1938 eine Vielzahl österreichischer Pathologen und Internisten unterkamen, die möglicherweise hier schon ein vorbereitetes Feld und Anknüpfungspunkte fanden. Rudolf Kraus (1868—1932), 1924 als Direktor des nach dem Ersten Weltkrieg privatisierten Serotherapeutischen Instituts[108] aus Brasilien zurückgekehrt, seit 1927 Schriftführer der Internationalen mikrobiologischen Gesellschaft[109], verließ Wien 1928 schon wieder, um eine ähnliche Institution in Santiago de Chile zu übernehmen. 1930 wurde er schließlich Direktor des chilenischen Sanitätswesens. Zweifellos war das serologisch-bakteriologische Imperium Richard Paltaufs 1918 durch die Aufteilung Österreich-Ungarns ökonomisch in Mitleidenschaft gezogen worden, aber erst 1924 nach seinem Tode begann es tatsächlich zu zerfallen; erste Mitarbeiter emigrierten, während 1938 beinahe die gesamte Schülerschar Österreich verlassen mußte.

Zwischen 1928 und 1930 ergaben sich erneut schwerwiegende Entscheidungen. Die Psychiatrische Klinik in Wien wurde mit Otto Pötzl (1877—1962) aus Prag besetzt, wodurch zur Freude des Nobelpreisträgers Wagner-Jauregg[110] der Grazer Psychiater und frühe Organisator[111] des völkischen Heimwehrflügels in der Steiermark, Fritz Hartmann (1871 —1937), nicht zum Zuge kam. Während Hartmann aus politischen Gründen 1934 von seinem Lehrstuhl in Graz entfernt wurde und sein Schüler Maximinian de Crinis (1889—1945) nach einer Verhaftung im Mai 1934 das Land verließ, um später zum prestigereichen Nachfolger Karl Bonhoeffers in Berlin und damit zum führenden Psychiater und Wissenschaftspolitiker aufzusteigen,[112] zog ein anderer schon zwischen 1928 und 1932 die Konsequenzen: Paul Schilder.[113] Schilder (1886—1940), ein Schüler des ehemaligen Grazer und Hallenser Organpsychiaters Gabriel Anton, zugleich Psychologe und Mitglied der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, war 1919 in einem günstigen Augenblick habilitiert worden; innerhalb der psychiatrischen Klinik zog er eine beträchtliche Mitarbeiterschar heran, dominierte zum Mißvergnügen[114] anderer, meist Psychoanalyse-gegnerischer Psychotherapeuten (Kogerer, Stransky) das psychotherapeutische Feld und setzte die berühmte „Samstag-Vorlesung" Freuds fort. Wenn schon nicht auf die immer wieder ventilierte zweite psychiatrische Lehrkanzel[115], so doch zumindest auf eines der zu vergebenen Primariate durfte er sich Hoffnungen machen. Die Erfahrung, übergangen zu werden, Feindschaft gegenüber der Psychoanalyse — obwohl Schilder diese immer sehr undogmatisch vertrat —, Spannungen innerhalb der Klinik mit antisemitischen Untertönen, private Probleme und schließlich ein Angebot von der Henry Phipps Clinic of Johns Hopkins University, Baltimore, unter Adolf Meyer veranlaßten Schilder erstmals zu Gastsemestern in den USA. Ungefähr ab 1930, endgültig ab 1932 entschied sich Schilder dazu, in Amerika zu bleiben, und wurde zu einem der Protagonisten der neuen, von New York ausgehenden *Bellevue School of Psychiatry*[6] Seine vielen Schüler, die meist schon in Wien zur Mitte der 20er Jahre ihre Ausbildung genossen hatten, faßte man wiederholt unter dem Sammeltitel der „Schilderians" zusammen, insbesondere in den Neu-England-Staaten, wo einige von ihnen in die Leitung größerer State Mental Hospitals kamen. Gerade Schilders undogmatisch-integrative Position in der Psychiatrie, die ihn die Verbindung von strenger organischer Neurologie, klassischer Psychiatrie, Psychoanalyse und Psychologie suchen und abschreiten ließ, machte nicht nur die in Amerika kompilierte Exposition seiner Gedankenwelt möglich,[117] sondern förderte auch stark das Eindringen der Psychoanalyse in die amerikanische Psychiatrie, wobei gleichzeitig auch das geistige Klima dafür äußerst günstig war,[118] da die

einsetzende Diskussion über eine Annäherung von Neurologie und Psychiatrie gerade Vertreter einer europäischen Tradition, die diese beiden Fächer immer als Einheit betrachtet hatte, interessant erscheinen ließ.

1929/30 war nach dem Tod Clemens von Pirquets die Klinik für Kinderheilkunde zu besetzen. Den pazifistischen Humanisten Pirquet, der nach dem Ersten Weltkrieg die Kinderhilfsaktion des amerikanischen Roten Kreuzes koordiniert hatte und in der internationalen Verflechtung Österreichs mit der Arbeit diverser Stiftungen, insbesondere der Carnegie Foundation, eine wichtige Rolle gespielt hatte, ersetzte nun der immer deutlicher zum Nationalsozialismus tendierende Franz Hamburger. Damit änderte sich auch der Charakter der Klinik vollkommen. Der älteste Assistent Pirquets, Bela Schick (1877—1967), war schon 1923 als Chefarzt ans Mount Sinai Hospital, New York, gegangen und lehrte seit 1936 an der Columbia University. Edmund Nobel und Richard Wagner traten in den Dienst der städtisch geleiteten Kinderspitäler; sie verließen erst 1938 Österreich, der eine nach Großbritannien, der andere in die USA. Was vorher undenkbar gewesen war — nun kamen mehr und mehr nationalsozialistische Assistenten an die Klinik, von denen einer — Erwin Jekelius — schließlich 1940 in Wien die Ermordung behinderter Kinder initiierte.[119]

1933 erfolgte schließlich ein letzter Schritt — nachdem 1931/32 schon die beiden chirurgischen Lehrkanzeln mit den „vaterländisch"-konservativ gesinnten Professoren Egon Ranzi und Wilhelm Denk besetzt worden waren —, nämlich die Übernahme der I. Medizinischen Universitätsklinik durch den aus Köln berufenen ehemaligen Wiener Internisten Hans Eppinger. Unter seinem Vorgänger Wenckebach war sie ein Zentrum der Kardiologie (Hans Winterberg, David Scherf, Herbert Elias) und der Gastroenterologie (Otto Porges) gewesen.[120] Zwischen dem Abgang Wenckebachs (1929) und der Ankunft Eppingers verging längere Zeit, in der Otto Porges (1879— 1968) die Klinik führte; auch hier fiel offenbar die Entscheidung nicht leicht.

Schon bei Eppingers Ankunft in Wien wurde erkennbar,[121] daß sich seine frühere neutrale, wissenschaftsorientierte Gesinnung zu einer deutlicheren Sympathie für den Nationalsozialismus verändert hatte. Obendrein entstand noch das Problem, daß die I. und die III. Medizinische Klinik (ehemals Franz Chvostek) vereinigt wurden, wobei etliche der extrem deutschnationalen Assistenten Chvosteks (darunter hauptsächlich Mitglieder der Burschenschaft Olympia) übernommen wurden, sodaß in der nationalsozialistischen Zeit der Hauptteil der schon langjährigen Assistenten Eppingers der SS angehörten (Risak, Roller, Moeschl, Lainer).[122] Habilitationsansuchen jüdischer Internisten[123] verschwanden in den Schreibtischladen

des Chefs, während die verbliebenen jüdischen Mitarbeiter — darunter Hans Popper und Hans Kaunitz — unter prekären Arbeitsbedingungen noch bis 1938 forschen konnten.[124]

Faßt man diese Entwicklungslinie zusammen, so ergibt sich, daß bereits lange vor 1938, aufgepfropft auf institutionelle und ökonomische Engpässe, Beamtenabbaustrategien und Budgetrestriktionen eine Konkurrenz um Stellen einsetzte, die im Sinne ideologischer Vorgabe nichtjüdische „vaterländische" oder „großdeutsche" Wissenschaftler bevorzugte, Sozialdemokraten und jüdische Wissenschaftler dagegen diskriminierte. Neben der durch die politischen Verhältnisse klar formulierten Diskriminierung von Sozialisten,[125] die neben einzelnen Beispielen der Emigration einen Rückzug in die Institutionen der Gemeinde Wien bzw. der Krankenkassen bewirkte, ist aufgrund einer neuerlichen Analyse[126] stärker zu betonen, daß der offizielle und inoffizielle Antisemitismus aller „Bürgerblock"-Regierungen der Ersten Republik und immer weiterer Kreise in den universitären Institutionen vor allem die Emigration vielfach „unpolitischer"[127] jüdischer Wissenschaftler auslöste. Dabei mußten die erfolgreich berufenen und beschäftigten Wissenschaftler nicht unbedingt den politischen Vorgaben der offiziellen Kulturpolitik Beifall klatschen; allein die Eigenschaften, „nicht-jüdisch" und „nicht-sozialistisch" und möglichst „katholisch" (zumindest formell) zu sein, waren ausschlaggebend. In gewissem Sinn setzte sich dabei eigentlich nur eine traditionelle Politik aus der Zeit der Monarchie fort, die bei einem Anteil von etwa 50% jüdischen Studenten und Ärzten in Wien und einem meist noch höher liegenden Prozentsatz unter den Privatdozenten[128] schon immer den Anteil jüdischer Vertreter unter den ordentlichen Universitätsprofessoren gering zu halten versucht hatte.

Neben diesen prominenten Beispielen sollte man nicht vergessen, daß Diskriminierung natürlich weitaus diffuser praktiziert wurde. Ganze Kliniken blieben jüdischen Ärzten von vornherein verschlossen. So rühmte die Wiener Medizinische Wochenschrift in einem Nachruf[129] auf den Dermatologen Gustav Riehl (1855—1943), dieser habe die I. Hautklinik nach einem langjährigen schwierigen Durchsetzungsprozeß 1926 „judenrein" an seinen Nachfolger übergeben, was umso schwerer wiegt, als gerade die Dermatologie seit dem 19. Jahrhundert in Wien das besondere Interesse jüdischer Ärzte fand.[130] 1926/27 wurden auch beide Hautkliniken mit Schülern Riehls besetzt, nämlich Leopold Arzt (1883—1955) und Wilhelm Kerl (1880—1945); beide waren konservativ orientiert und wurden während der austrofaschistischen Diktatur zentrale akademische Funktionsträger und Mitglieder des ständestaatlichen Scheinparlaments; 1938 verhaftete man beide, während sie 1945 zu den ersten Initiatoren des medizinischen Neuauf-

baus gehörten. Dennoch waren unter Kerl an der II. Hautklinik weiterhin jüdische Ärzte tätig.[130a]

An manchen Kliniken gab es jedoch jeweils nur einen „Paradejuden", der als Alibi diente.[131] So ist wohl verständlich, daß viele junge Ärzte schon damals ihr Glück im Ausland versuchten. Die Beispiele des Pädiaters Alphons Solé (1901—1983), der 1928—1931 Assistent der Greifswalder Kinderklinik war[132], und der beiden Psychiater Leo Alexander (geb. 1905), der schon vor Studienende 1928 am Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung in Berlin-Buch gearbeitet hatte und von 1929 bis 1931 in Frankfurt wirkte,[133] sowie Manfred Sakel (1900—1957), der die Jahre 1927 bis 1933 in Berlin verbrachte,[134] sind allenfalls zufällig herausgegriffene Fälle. Sie machen deutlich, daß es hier wohl noch ein weitgehend unentdecktes Feld der Emigration des wissenschaftlichen Nachwuchses gibt.

Indessen, so unilinear verlief die wissenschaftliche Entwicklung der Ersten Republik nun auch wieder nicht. Noch saßen der Anatom Tandler, die Otorhinolaryngologen Neumann und Hajek auf ihren Lehrstühlen; das pharmakologische Institut unter Ernst Peter Pick (1872—1960) konnte sich erfolgreich gegen die politischen Brandungen abschirmen; die Wiener Biologische Gesellschaft — maßgeblich bestimmt von dem Physiologen Walter Kolmer (1879—1931) und dem Pharmakologen Alfred Fröhlich (1871 bis 1953) — konnte Liberalität, wissenschaftliches Niveau und die Selbstverständlichkeit internationalen Austausches im Bereich medizinischer Grundlagenforschung erhalten, und auch die medizinische Chemie einschließlich der Kolloidforschung unter Wolfgang Pauli (1869—1955) bewahrte sich Offenheit und internationales Ansehen.[135]

Auch gegenläufige Entwicklungen sind zu konstatieren: aus Dankbarkeit für die Behandlung durch Wiener Ärzte stiftete 1929 der amerikanische Lebensmittelindustrielle Stuart Canning Childs[136] eine Krebsklinik, das Childs Spital (die heutige Privatklinik), an der der Internist Otto Porges, der Chirurg Felix Mandl und der experimentelle Pathologe Fritz Silberstein eine Arbeitsstätte fanden.[137] Zusammen mit dem von der ebenfalls amerikanischen Pearson-Foundation finanzierten Institut Ernst Freunds[138] am Rudolfspital, später — nach Freunds Pensionierung — noch einmal in der Wiener Mariannengasse und in Linz neu aufgebaut, schien Wien zu Beginn der 30er Jahre zu einem Zentrum der internationalen Krebsforschung zu werden. 1938 wurden die Forscher in alle Winde zerstreut: Silberstein und Freund nach Großbritannien, wo die Pearson-Foundation erneut ein Labor aufbaute, Mandl nach Palästina und Porges nach Chicago, an die Loyola University.

Schließlich ist noch an eine Auswirkung der Förderungspolitik inter-

nationaler Stiftungen — besonders der Rockefeller-Foundation — zu denken, die kurzfristige Auslandsaufenthalte zum Regelfall im internationalen Forschungsgeschehen werden ließ: so war zum Beispiel der Ophthalmologe Arnold Pillat (1891—1975) einige Jahre als akademischer Lehrer und Trachomforscher in Peking;[139] der Pathologe Franz Joseph Lang (1894—1975) brachte von einem Amerikaaufenthalt Methoden der Zellkultur, die Alexis Carrell am Rockefeller Institute in New York entwickelt hatte, nach Innsbruck zurück[140] und lud Karl Landsteiner 1933 zu einem Österreichaufenthalt [141] ein. Der Hygieniker Heinrich Ritter von Jettmar (1889—1971) hielt sich im Anschluß an seine Kriegsgefangenschaft lange Jahre in Rußland (1915—1921, 1922—1924) und China (1924—1931) auf, um sich erst 1934 in Wien für Hygiene zu habilitieren.[142] Dies sind nur drei Beispiele einer wohl bei gründlicher Forschung weit umfassender erscheinenden Entwicklung, die die kommende und letztlich unmittelbar anstehende Internationalisierung medizinischer Forschung ankündigte, wie sie sich nach 1945 unter vorerst weitgehender Abstinenz Österreichs durchsetzte.

3. EMIGRATION UND AUSTROFASCHISMUS: 1934 BIS 1937

Die Errichtung der austrofaschistischen Diktatur unter Engelbert Dollfuß und Kurt Schuschnigg bei gleichzeitiger Machtergreifung des Nationalsozialismus in Deutschland ist für Wissenschaftspolitik und Emigration ein höchst komplexes Ereignis. Drei überkreuzende Linien können als Auswirkung namhaft gemacht werden:

1. Die Flucht prononcierter sozialistischer Wissenschaftler aus Österreich
2. Die Flucht kompromittierter Nationalsozialisten nach Deutschland
3. Die Emigration von Personen unterschiedlicher Intention aus Deutschland nach Österreich

Entgegen anderslautenden Vermutungen ist die 1934 und danach einsetzende Emigration sozialistischer Ärzte relativ begrenzt. Die meisten blieben im Land, harrten aus und versuchten in begrenztem Umfang politisch weiterzuarbeiten. Nur drei prominente Beispiele lassen sich vorerst namhaft machen: der Sozialmediziner und Leiter des Berufsberatungsamtes, Sigismund Peller, emigrierte erneut nach Palästina, wo er schon 1932 eine Orangenplantage erworben hatte; aber erst nach seiner Übersiedlung in die Vereinigten Staaten nach 1936 begann er wieder wissenschaftliche Arbeit, vorerst hauptsächlich zum Krebsproblem, das ihn schon in seinen frühen Jahren beschäftigt hatte;[143] der Anatom Julius Tandler (1869—1936) kehrte demonstrativ von einem Auslandsaufenthalt in das Wien des Nach-Februar 1934

zurück, wurde verhaftet (was zu Protesten einer von dem emigrierten Pädiater Bela Schick in New York organisierten Gruppe führte), verlor schließlich seine Professur und setzte seine wissenschaftliche Beratertätigkeit im Gesundheitswesen bis zu seinem Tod in der UdSSR fort;[144] auch der Privatdozent für Neurologie und Leiter der Nervenabteilung im städtischen Versorgungsheim Lainz, Martin Pappenheim (1881—1943), befand sich auf Auslandsreise und befolgte den Rat, nicht mehr zurückzukehren — eine Privatpraxis in Tel Aviv sowie Konsultation in Ägypten und Syrien stellten nun seine Arbeit dar; andererseits war er ein relativ reges Mitglied der psychoanalytischen und neuropsychiatrischen Vereinigungen Palästinas und gehörte zu den Mitbegründern der Vereinigung für psychische Hygiene Palästinas.[145]

Neben Pappenheims Tochter, der Dermatologin Marie Frischauf (1882 bis 1966), die aus eindeutig politischen Gründen 1934 Wien in Richtung Paris und später Mexiko verließ,[146] waren es vor allem die Psychotherapeuten, die frühzeitig auswanderten: 1935 die zentralen Vertreter der Individualpsychologie Alfred Adler (1870—1937) und seine Tochter Alexandra Adler (geb. 1901), die das schon vorher durch Vortragsreisen Alfred Adlers ausgelöste diffuse Eindringen dieser psychotherapeutischen Schule in die amerikanische Öffentlichkeit[147] weiter ausbauen konnten; bereits 1934 war ein weiterer Individualpsychologe, Leopold Erwin Wexberg (1899—1957), nach Louisiana gegangen; 1935/36 folgten der Internist und Psychoanalytiker Felix Deutsch (1884—1964) und seine Frau Helene Deutsch (1884—1982), die sich in Boston niederließen und der schon u. a. durch Schüler Paul Schilders verbreiteten Psychoanalyse in den Neu-England-Staaten eine stärkere Verbreitung sicherten.[148]

Neben den Psychotherapeuten darf man aber nicht die wesentlich weniger bekannten Vertreter anderer Fächer vergessen: unter den Internisten den arbeitsmedizinisch orientierten Assistenten Maximilian Sternbergs am Krankenhaus Wieden, Alfred Selinger, der 1936 in die USA wollte;[149] unter den Pharmakologen Hans Heller (1905—1974), der Wien 1934 verließ und später Professor in Bristol, Großbritannien, wurde, wo er vor allem endokrinologische Forschungen durchführte; Klaus Unna (geb. 1908), der 1933 aus Hamburg nach Wien gekommen war und 1937 Hans Molitor (1895—?) ans Merck Institute of Therapeutic Research in Rahway, New Jersey, folgte, welcher wiederum dort schon seit 1932 als Forschungsdirektor arbeitete und für die Auswanderung der österreichischen Pharmakologen eine zentrale Rolle spielte;[150] auch die Laborleiterin der österreichischen Heilmittelstelle, Friederike Fedora Ausländer (geb. 1900), Chemikerin, Ärztin und

Pharmazeutin, emigrierte 1935 nach Palästina, wo sie bis 1972 wissenschaftliche und technische Direktorin der pharmazeutischen Fabrik Hillel war, während der Arzt und Schriftsteller Leon Kolb (geb. 1890), der in Wien an einem Sanatorium beteiligt war und gleichzeitig am pharmazeutischen Institut arbeitete, 1937 Wien verließ und in den 50er Jahren als Pharmakologe am Stanford University Medical Center arbeitete,[151] später sich aber eher seinen kulturellen Interessen widmete.

Nicht immer müssen bei diesen Emigranten der Jahre 1934 bis 1938 politische Gründe im Sinne einer Gegnerschaft zum Austrofaschismus angenommen werden; vielfach hat wohl eine vorausschauende Reaktion auf die Gefahr des Nationalsozialismus aus Deutschland eine Rolle gespielt, wenn nicht die entschieden antisemitische Politik der austrofaschistischen Institutionen[152] unmittelbar auslösend wirkte.

Sozialismus und internationaler Antifaschismus bestimmten dagegen die Auswanderung der wissenschaftlich kaum tätigen, meist noch sehr jungen Ärzte, ja Medizinstudenten, die in den Spanischen Bürgerkrieg gingen: 1935 der ehemalige Sprengelarzt der Arbeiterkrankenkasse am Wienerberg, Walter Fischer (1901 —1978), den man zehn Monate inhaftiert hatte und der vorerst in der Sowjetunion, teilweise als Mitarbeiter Julius Tandlers, unterkam;[153] 1936 der Student Josef Schneeweiß (geb. 1913)[154] und die junge Adeptin der Psychoanalyse, Marie Langer (geb. 1910),[155] die mit ihrem Mann, einem Unfallchirurgen, am Spanischen Bürgerkrieg teilnahm und später die argentinische Psychoanalytische Vereinigung aufbauen half; 1937 schließlich Emanuel Edel (geb. 1910) und Walter Freudmann, der später im Dienst der chinesischen Kuomintang-Regierung gegen die Japaner kämpfte und während des Zweiten Weltkriegs als Militärarzt in Burma tätig war.[156] Die *zweite* Entwicklungslinie ist für unser Thema nur von sekundärem Belang und bis heute noch kaum erforscht, da man in Österreich selten gewillt zu sein scheint, der massiven Beteiligung österreichischer Mediziner an den Taten und vor allem auch Untaten ihrer Disziplin unter dem Nationalsozialismus ins Auge zu sehen. Die Absetzbewegung nationalsozialistischer Ärzte ist wahrscheinlich viel umfangreicher, doch können hier nur wenige Beispiele genannt werden: der Fall des Grazer Psychiaters Maximinian de Crinis wurde hier schon erwähnt,[157] wobei er einige Mitarbeiter nach Deutschland brachte; der Grazer Rassenbiologe Friedrich Keiter (1906—1967) wechselte 1934 nach Hamburg und 1939 nach Würzburg, und der Sanitätsoberführer des Hilfswerks Nord-West der SA in Bad Godesberg, Hermann Stühlinger (1930 zum Dr. med. promoviert), stieg 1938 zu einer einflußreichen Position in der Wiener Gesundheitsadministration auf, die die Übertragung der ehemaligen Fondskran-

kenanstalten an die Gemeinde Wien bewerkstelligte.[158] Die *dritte* Entwicklungslinie, Österreich zumindest als vorübergehendes Einwanderungsland deutscher Emigranten, ist in der politisch-zeitgeschichtlichen Literatur, insbesonders in Hinblick auf katholisch-konservative Ideologen, durchaus bekannt. Auch in der Medizin finden sich Beispiele: der ehemalige österreichische Sozialmediziner Ludwig Teleky kehrte 1933 auf einem Umweg über Dänemark nach Österreich zurück und wurde hier bei einem Versicherungsverband tätig; sein Gesuch um Wiederaufnahme seiner Dozentur an der Wiener Fakultät wurde auf Geheiß seines alten Gegners Roland Grassberger abschlägig beschieden, dennoch blieb er als Diskussionsredner in der Österreichischen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik und Fürsorgewesen zur Mitte der 30er Jahre hoch aktiv.[159]

Dort, wo 1934 sozialistische Ärzte im Gemeindedienst entlassen worden waren, vor allem in der Eheberatung und Schwangerschaftsfürsorge, übernahm nun der aus Deutschland geflüchtete Sozialgynäkologe Albert Niedermeyer die Führung.[160] Niedermeyer hatte als einer der wenigen deutschen Ärzte gegen die nationalsozialistischen Zwangssterilisierungsgesetze protestiert und mußte deshalb das Land verlassen. 1938 wieder aus dem Dienst verjagt, wurde er nach 1945 Professor der Pastoralmedizin in Wien, eine Fachrichtung, die den säkularen Aufstieg katholischer Mediziner in Österreich ideologisch klar zum Ausdruck brachte und auf Jahre hinaus befestigte.[161]

Den Fall des Pharmakologen Klaus Unna habe ich oben schon kurz angerissen; daneben wäre auch der Erfinder des Insulinschocks in der psychiatrischen Therapie, Manfred Sakel, zu erwähnen, der ebenfalls nur drei Jahre in Österreich weilte, um 1936 in die USA zu gehen. Österreich als kurze Zwischenstation wird wohl des öfteren eine Rolle gespielt haben, daß dabei aber genau in diesem Zeitraum eine scheinbar epochemachende Entdeckung publiziert wurde, ist das Außergewöhnliche am Fall Sakel.[162]

4. EMIGRATION UND NATIONALSOZIALISTISCHE MACHTÜBERNAHME: 1938/39

So kommen wir zu jenen Vorgängen, die zumeist in einem falschen verengenden Sinn mit der weithin unbekannten „Emigration“ assoziiert werden, nämlich zur größten Vertreibung von Ärzten, die Österreich im Verlauf seiner Geschichte erlebt hat. Von zwei Seiten muß man eine Korrektur anbringen, will man den Gesamtzusammenhang dieser Emigration verstehen.

Einmal kulminiert 1938 nur ein gesellschaftlicher Prozeß, der schon längst

1920, wenn nicht gar in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen hatte. Die rechtliche Gleichstellung durch das Staatsgrundgesetz von 1867 war von keiner tatsächlichen und vollständigen Integration des jüdischen Bevölkerungsteils in die österreichische Gesellschaft gefolgt, trotz einer hochgradigen Assimilationsbereitschaft gerade unter den Ärzten. Eben diese gesellschaftliche Diskriminierung aber bewirkte, daß sich viele Angehörige des jüdischen Bevölkerungsteils ganz bestimmten Berufssparten zuwandten, die ihnen Aussicht auf gesichertes Fortkommen versprachen.[163] Darunter war der ärztliche Beruf einer der prominentesten, sodaß es nicht wunder nimmt, wenn nationalsozialistische Statistiker im Wien des Jahres 1938 unter 4900 Ärzten nach ihrer Definition 3200 „Juden", also ungefähr 65 %, fanden.[164] Unter den 197 in diesem Jahr an der medizinischen Fakultät lehrenden Hochschullehrern wurden 1938 allein 132 wegen „jüdischer" oder „ungeklärter" Abstammung entlassen, also etwas mehr als 67 %.[165] Daß sich die größte Zahl dieser entlassenen Universitätslehrer überproportional unter den einfachen Dozenten oder den außerhalb der Universität wirkenden Titularprofessoren fand,[166] bestätigt nur die schon lange anhaltende Diskriminierung im Aufstieg zu den zentralen akademischen Würden. Unter den Instituts- und Klinikleitern waren nur die Vorstände der Institute für medizinische Chemie, Pharmakologie, Pharmakognosie und der beiden HNO-Kliniken betroffen, daneben die Leiter der nicht direkt dem Unterrichtsbetrieb dienenden Institute für Kolloidchemie, allgemeine und experimentelle Pathologie, Neurologie, Elektropathologie und Geschichte der Medizin. Fünf weitere Instituts- und Klinikleiter wurden aus politischen Gründen entfernt.

Zweitens ist zu beachten, daß die Emigration nur der relativ glückliche Ausweg aus den allgemeinen brutalen Verfolgungsmaßnahmen war. Will man die Gesamtveränderung in den Blick bekommen, muß man die teilweise wesentlich tragischeren Resultate berücksichtigen:

1. Selbstmord: Wie so viele andere prominente Zeitgenossen begingen manche Ärzte vor dem Zugriff des nationalsozialistischen Gewaltapparats Selbstmord.[167] Die Fälle des Pädiaters und Leiters des Wiener Karolinen-Kinderspitals, Prof. Wilhelm Knöpfelmacher (1866—1938),[168] des Dermatologen der Wiener Poliklinik, Prof. Gabor Nobl (1864—1938) und des Gynäkologen und Laborvorstands der I. Frauenklinik, Prof. Oskar Frankl (1873—1938), sind darunter nur die hervorstechendsten.[169] Viele Einzelfälle von Wissenschaftlern, die 1938/39 starben, sind bis heute unklar[170] oder wurden nach 1945 mit zudeckenden und verdrängenden Begriffen wie „tragisch" oder „in schwerer Zeit" beschrieben.

2. Einweisung ins Konzentrationslager: Obwohl keineswegs alle medizinischen Wissenschaftler schnell emigrieren konnten und 367 Ärzte, darunter mindestens 13 Universitätslehrer, im Oktober 1938 als „Krankenbehandler" für die jüdische Bevölkerung mit minderem Status zugelassen wurden,[171] ist über das Schicksal von ins KZ eingelieferten Hochschullehrern wenig bekannt. Obwohl in vielen Berichten ehemaliger Lagerhäftlinge von namentlich meist nicht genannten älteren Wiener Ärzten und Universitätslehrern berichtet wird, stehen nur wenige Schicksale eindeutig fest: der Professor der Otorhinolaryngologie und führende Vertreter der Wiener Freimaurer, Viktor Hammerschlag (1870—1943), starb im KZ Theresienstadt,[172] während die Individualpsychologin, praktische Ärztin und ehemalige sozialdemokratische Bezirksrätin in Favoriten, Margarethe Hilferding-Hönigsberg (1871—1943), entweder in Auschwitz oder in Theresienstadt ums Leben kam.[173] Noch 1945 wurde der erst 1939 entlassene Serologe Prof. Michael Eisler-Terramare ins KZ Theresienstadt verschleppt, das er glücklicherweise überlebte.[174]
3. Verzweifelte Überlebensstrategien: Die Tatsache, daß das Rothschild-Spital als jüdisches Krankenhaus [175] zwar verlegt, aber nie ganz geschlossen wurde, sicherte das prekäre Überleben einer kleinen Gruppe von Ärzten. So konnten der spätere Chefarzt der Wiener Gebietskrankenkasse, Emil Tuchmann, und der spätere Vorsitzende der Sozialistischen Ärzte, Marcel Schnardt, die NS-Zeit überstehen.[176] — Ganz anders liegt der Fall des prominenten Psychiaters Prof. Erwin Stransky. Dieser, schon immer großdeutsch eingestellt, hatte während der Ersten Republik verschiedenen deutschnationalen Parteien angehört[177] und unter der austrofaschistischen Diktatur tatkräftig Nationalsozialisten sowie die Rassenpsychiatrie[178] unterstützt. 1938/39 versuchte er verzweifelt zuerst Ausnahmegenehmigungen für seine Frau, eine Schauspielerin, und sich selbst zu erlangen, wobei er auf seine früheren Verdienste hinwies; schließlich strebte er sogar eine Reichsbürgerschaft durch Sondergenehmigung des Stellvertreters des „Führers" bzw. eine Tätigkeit beim Militär an. Unter jenen 73 medizinischen Hochschullehrern, die nach eigener Angabe den Diensteid auf Adolf Hitler aus rassischen Gründen nicht ablegen konnten, ist er der einzige, den eine diensteifrige Beamtenseele nicht abhakte, sondern mit dem Vermerk „ruhen" (d. h. der Hochschullehrereigenschaft) versah.[179]
4. Ärzte mit jüdischen Frauen: Dieser Gruppe von Ärzten, als prominentester wohl der kurzjährige Grazer Psychiatrieordinarius Otto Kauders (1893—1949),[180] konnte prinzipiell nicht viel passieren. Ließen sie sich von ihren Frauen nicht scheiden und sicherten damit deren Überleben,

verloren sie jedoch alle öffentlichen Ämter.[181] Kauders erhielt 1938 einen Ruf an die katholische Washington University, kehrte aber 1939 schon wieder nach Wien zurück und war bis zu seiner Rehabilitierung im Juli 1945 als praktischer Nervenarzt tätig.

5. Politisch Verfolgte: Neben der Vertreibung der jüdischen Ärzte und Wissenschaftler richteten sich die nationalsozialistischen Maßnahmen auch gegen die „politisch neutralen oder weltanschaulich gegnerischen"[182] Ärzte. Damit waren weniger ehemalige nichtjüdische, sozialdemokratische Ärzte gemeint, als vielmehr so „mancher CVer, der in der Systemzeit ein gehässiger Gegner der Nationalsozialisten war". Man habe noch einmal „Gnade vor Recht ergehen lassen", und so sei „ihnen nur durch eine gewisse Duldung unsererseits noch einmal die Gelegenheit gegeben worden..., ihr deutsches Herz zu entdecken …". Auch diese Geschichte der Amtsenthebungen ist mit Ausnahme der prominenten Fälle der Professoren Leopold Arzt, Wilhelm Kerl, Egon Ranzi, Fritz Reuter, Gustav Sauser und Erwin Knaffl-Lenz wenig studiert.[183] Vor allem katholisch-vaterländische Ärzte wurden aus Niederösterreich nach Wien vertrieben, um das hier entstandene Vakuum in der medizinischen Versorgung aufzufüllen.[184]

Erst im Rahmen dieser Gesamtperspektive wird der Stellenwert der wissenschaftlichen Emigration von 1938/39 deutlich. Geht man von der bei Judith Merinsky185 angegebenen Liste von 308 Lehrkräften der Wiener Universität aus und ergänzt sie um 15 dort nicht aufgeführte, teilweise 1933/34 vom Lehramt entlassene, die 1938 noch in Wien lebten, sowie schon ausgeschiedene, aber nun als „jüdische Krankenbehandler" wieder tätige Wissenschaftler, so kommt man auf 323 Personen. Mit Sicherheit ist heute festzustellen, daß 97 (98) von ihnen (ca. 30%) emigrierten. Es ist anzunehmen, daß sich unter den sicher rassisch Verfolgten bzw. einigen, deren Schicksal noch unbekannt ist,186 weitere Emigranten befinden. Den gegenwärtigen Forschungsstand habe ich in der nachfolgenden Tabelle zusammenzufassen versucht. Danach ist der größte Teil der sicher emigrierten Wissenschaftler (59 Personen) bis 1945 in die USA gegangen bzw. dort verstorben.187 15 Wissenschaftler gelangten nach Großbritannien, 6 nach Palästina, 2 nach Belgien, und bei drei Personen sind die Emigrationsländer gegenwärtig nicht feststellbar. Jeweils ein medizinischer Hochschullehrer gelangte in die Schweiz, die Niederlande, nach Frankreich, Schweden, Griechenland, Albanien, die Türkei, Australien, Indien, China, Brasilien bzw. Holländisch-Westindien.

Übersicht über die 1938 in Wien lebenden oder bei der medizinischen Fakultät gemeldeten (ehemaligen) Hochschullehrer der Medizin und ihr weiteres Schicksal.

Fachrichtung	Anzahl der Hochschul-lehrer[1]	Mit Sicherheit emigriert[2]	Politisch oder anders motivierte Entlassung[3]	Sicher rassisch verfolgt[4]	1938/39 oder im KZ verstorben[5]	Schicksal unbekannt	1941 im Land, ohne „polit." Entlassene[6]	Emigrationsländer[7]
Geschichte der Medizin	2	2	—	—	—			2 GB
Anatomie	5	—	1	—	1gefallen	—	3	—
Histologie/ Embryologie	5	2	—	—	1 nach Op.	—	2	1 USA 1 Indien
Physiologie	10+3	5	1	2		2	3	3 USA, 1 GB, 1 PAL
Medizin. Chemie Patholog. Anatomie allg. u. experim. Pathologie	7+2 8 6	3 2	1	1 1 2(1 i. KZ)	2	1	2 7 1	1 USA (1930), 1 GB, 1 CH 1 USA, 1 GB
Pharmakologie	5+1	3	1	—	1	—	1	3 USA (davon 1 1931/32)
Pharmakognosie	5	1	—	—	—	—	4	1 Brasilien
Gerichtsmedizin	3	1	1	—	—	—	1	1 GB
Hygiene Interne Medizin	2 54+3	1 22		9		4	1 22	1 China 16 USA (1 1935/36), 1 Albanien, 2 GB, 3 unbekannt
Kinderheilkunde	17+4	5		5	1 Selbst-mord	3	7	3 USA, 1 GB, 1 PAL
Psychiatrie	21	9		4		1	7	5 USA (2 1930), 1 GB, 2 PAL (1 1934), 1 AUS
Chirurgie, Urologie, Orthopädie Augenheilkunde	47 12	10 1(2)	1 1	1		4 -	31 9(8)	7 USA, 1 GB, 1 PAL, 1 Schweden 1(2) USA
Gynäkologie	21	6	1	2	1 Selbst-mord	—	11	5 USA, 1 Holl.-Westindien
Haut- und Geschl. krankheiten	15+1	2	2	4	1 Selbst-mord	—	7	2 USA
Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten Zahnheilkunde	31 19	11 5	—	5 3	I (im KZ 1943)	2	14 9	USA, 4 GB, 1 F, 1 GR (1931), 1 TR (1934), 1 Belgien 4 USA, 1 NL
Radiologie	13	5	2	—	—	—	6	3USA, 1 PAL, 1 Belgien
Sozialmedizin	0+1	1	—	—	—	—	—	1 USA
Summe	308+15	97(98)	12	39	9	18	148 (147)	97(98) dav. 7 vor 1938

1 Nach Merinsky (1981) ergänzt um in sonstigen Listen auftauchende Personen, die 1938 noch in Wien lebten.

2 Nach Strauss/Röder (1980/83); Angaben der div. Erlanger Dissertationen; Kaplan (1952); Merinsky (1981); Liste II jener Privatdozenten der Wiener Med. Fakultät, die nicht in der Lage sind, aus rassischen
Gründen den Diensteid abzulegen, AVA, BMU 12475-1/1/1938_,i die von US-Behörden 1946 dem Rektorat übergebene Liste und Verzeichnis der Emigranten des DÖW.

3 Nach Merinsky (1981); Angaben der div. Erlanger Dissertationen; Liste II (wie oben) bzw. ,.Verzeichnis d. Beurlaubungen" (ebda.) soweit 1941 noch im Lande.

4 Nach Kaplan (1952); Listen I und II, AVA, BMU 12475-1/1/1938; zusätzl. Angaben bei Merinsky (1981).
Ohne Emigranten und Verstorbene.

5 Nach Poggendorff Vlla; Angaben der div. Erlanger Dissertationen; Botz (1978).

6 Nach Nachtrag 7 zum Reichsmedizinalkalender (1941).

7 Angaben über Emigrationsländer beziehen sich auf die zuletzt oder 1945 erreichten Länder.

Betrachtet man den Anteil der Emigranten in den einzelnen Fächern, so ergeben sich vielsagende Indikatoren für die Disziplinentwicklung der Wiener Medizinischen Fakultät, deren differenzierte Interpretation noch aussteht. Praktisch alle Lehrkräfte der Medizingeschichte und Sozialmedizin finden sich unter den Emigranten, die Hälfte der Pharmakologen und der wenigen Hygieniker, ca. 40% der Histologen-Embryologen, Physiologen, Internisten, Psychiater und Röntgenspezialisten. Etwa ein Drittel emigrierte in den Fächern medizinische Chemie, allgemeine und experimentelle Pathologie, Hals-Nasen-Ohrenheilkunde und Gerichtsmedizin sowie ein Viertel der akademischen Kinder-, Frauen- und Zahnärzte. Daß sich 1938 keine Emigranten unter den Anatomen finden, hängt mit dem Kahlschlag in diesem Fach nach der Entlassung Julius Tandlers von 1934 zusammen; die Situation in der Pathologischen Anatomie ist offenbar ein nachträglicher Kommentar zum Schicksal Karl Landsteiners; die Zustände im Bereich Augenheilkunde und auch der Chirurgie, wo nur die Spezialfächer Urologie und Orthopädie (4 von 10 Urologen, 3 von 6 Orthopäden, aber nur 3 von 31 Chirurgen) die größere Emigrantenzahl bewirken, deuten auf eine schon länger zurückgehende Diskriminierung hin. Für eine Reihe von Fächern wird erst die Aufklärung der bislang noch unbekannten Schicksale nähere Aussagen zulassen, während die hohen Prozentsätze bei Hygiene und Gerichtsmedizin als der staatlichen Machtausübung nahestehende Fächer für deren Situation vor 1938 durchaus untypisch sind.

Grundsätzlich muß man natürlich bedenken, daß diese Verteilung das Resultat eines vielstufigen Prozesses ist: zuerst der Diskriminierung oder Nichtdiskriminierung von „jüdischen“ oder politisch engagierten Ärzten, dann der außeruniversitären institutionellen Möglichkeiten bzw. der wissenschaftspolitischen Eingriffe besonders von 1934, weiters der internationalen Kontakte und Ressourcen, die für den Emigrationsprozeß einsetzbar waren, des wissenschaftlichen Bekanntheitsgrades, natürlich auch des Alters und zuletzt wohl immer wieder des Zufalls und des Glücks. Die letzte Komponente trifft vor allem bei den oft mehrstufigen Emigrationswegen zu. Wer 1938 Österreich glücklich verließ oder sich im Ausland aufhielt, den erfaßte die nationalsozialistische Expansion unter Umständen in anderen Ländern wieder. So starben der Radiologe Leopold Freund 1943 (an einem Karzinom) und der HNO-Spezialist K. M. Menzel 1944 in Belgien, der Stimmtherapeut Hugo Stern 1941 in Nizza, und das Schicksal des beinahe siebzigjährigen Internisten Wilhelm Schlesinger in Albanien ist ungewiß.

Die Emigranten unter den Institutsvorständen der Grazer und Innsbrucker Fakultät sind nur gering an Zahl, wenn auch keineswegs an Bedeutung: dem Grazer Pharmakologen und Nobelpreisträger Otto Loewi (1973—1961)

preßte man in Anwesenheit des schwedischen Botschafters die Geldprämie des Nobelpreises ab, bevor er 1938 nach England emigrieren durfte. Nach Lehrtätigkeiten in Oxford und Brüssel konnte er 1940 in den USA mit Unterstützung der Rockefeller Foundation Weiterarbeiten, wobei 1941 schließlich auch seine Frau ausreisen durfte.[188] Der Grazer Internist Wilhelm Berger (1889—1969) wurde zwar nicht entlassen, emigrierte aber 1939 über Italien und die Schweiz nach den USA, wo er an der Columbia University, New York, arbeitete und 1945 bis 1959 an der New York University School of Medicine lehrte.

Wegen der „jüdischen" Abstammung seiner Mutter und seiner Frau mußte 1938 der Physiologe Ernst Theodor von Brücke (1880—1941) Innsbruck verlassen. Prof. A. Forbes verschaffte ihm eine Gastprofessur an der Harvard University in Boston.[189] Das Schicksal seiner Frau, Dr. Dora Brücke-Teleky, 1919 Gründerin der Organisation der Ärztinnen in Wien und Mitarbeiterin bei der Organisation der Wiener internationalen Fortbildungskurse unter Adolf Kronfeld, macht deutlich, daß die Emigration auch einen wesentlichen Teil der wissenschaftlich tätigen Ärztinnen erfaßte.[190] Mit dem Tod des experimentellen Pathologen Gustav Bayer (1879—1938) am 15. März 1938 (vermutlich durch Selbstmord) zerfiel in Innsbruck ein anregender Gesprächskreis von Physiologen, Pathologen (F. J. Lang), experimentellen Pathologen und Pharmakologen (A. Jarisch).[191] Auch der Innsbrucker Zahnmediziner Wilhelm Bauer (geb. 1886—?) wurde (1938) entlassen und war später Professor in St. Louis, USA.[192] Vermutlich gibt es neben diesen vier ausgewanderten ordentlichen Professoren der Innsbrucker und Grazer Universität noch andere Emigranten, doch läßt die noch wesentlich dürftigere Literatur für diese beiden Universitäten derzeit keine weitergehenden Aussagen zu. Entlassungen ohne Emigration gab es jedoch auch hier.[193]

5. DIE ORGANISATIONSWEISE DER ÄRZTLICHEN EMIGRATION

Ohne organisatorischen Rückhalt wäre die Emigration so vieler Wissenschaftler kaum möglich gewesen. Das Netz dieser Organisationen ist aber zum gegenwärtigen Zeitpunkt nur höchst lückenhaft zu zeichnen. Auf vier allgemeine Organisationsstränge kann hier nur verwiesen werden, die teilweise wesentlich allgemeineren, nicht unbedingt medizinspezifischen Charakter tragen: die jüdischen Organisationen, die der Arbeiterbewegung, internationale Stiftungen und die in London ansässigen Organisationen „Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland" unter Fritz Demuth[194] und die „Society for the Protection of Science and Learning".[195]

Schon zu Beginn der austrofaschistischen Diktatur hatte eine Organisation jüdischer Ärzte in Wien aufgrund der Enttäuschung über die Niederlage der Sozialdemokratie, die sie deutlich auszubeuten versuchte, regen Zulauf.[196] Das Studium ihres näheren Wirkens steht noch aus. Die „Internationale Vereinigung sozialistischer Ärzte“ mit Stützpunkten in Prag und Paris verfolgte in ihrem *Internationalen Ärztlichen Bulletin* relativ akribisch auch die Vorgänge in Österreich, ging es doch besonders um illegale Arbeit in Österreich zwischen 1934 und 19 38.[197] Ihre Funktion bei der Emigration ist ebenso wie die der kommunistischen Organisationen gegenwärtig noch unklar, doch gab es vielfältige Hilfen etwa des deutsch-amerikanischen „Labor Aid Project“, der „American Friends of Austrian Labor“, diverser Gewerkschaften und anderer Organisationen für die ausgewanderten sozialdemokratischen Ärzte.[197]“ Beinahe ubiquitär ist die Hilfestellung amerikanischer Stiftungen, die die österreichische Forschung schon lange unterstützt hatten. Dennoch waren die Mittel all dieser Gruppen und Grüppchen gering im Vergleich zur Zahl der bedrohten Emigrationswilligen.

Noch spezifischer medizinorientiert ist das Fortwirken der „American Medical Association of Vienna“, einer Organisation der vielen in Wien zu Gast weilenden amerikanischen Ärzte, der gerade Julius Tandler immer wieder seine Hilfe angedeihen ließ. Die vielfältigen, langjährigen Kontakte nach Wien spielten offenbar bei der Emigration eine Rolle, und es ist daher nicht erstaunlich, daß schon 1945 eine Würdigung des Werkes von Tandler durch den langjährigen Vorsitzenden dieser Wiener Organisation, Dr. Reynolds, veröffentlicht werden konnte.[198] Der Protest Bela Schicks gegen die Verhaftung Tandlers hatte 1934 erstmals in New York eine Gruppe zusammengebracht; die heute noch kaum durchsichtige Rolle der Universitäten im Raum von New York, Chicago, Philadelphia, Boston und der Johns Hopkins University, Baltimore, bei der Aufnahme von Emigranten ist offenbar auf die Tätigkeit früherer Emigranten von vor 1933 zurückzuführen. Andererseits spielen dabei die Organisationen der jüdischen Spitäler in New York, Chicago und Boston und spezifische Traditionen der amerikanischen Arbeiterbewegung, die teilweise in sie eingingen, eine deutliche Rolle.[199]

An entscheidenden Punkten wurden die österreichischen Mediziner auch in der politischen Emigration wirksam. Der Ohrenspezialist Prof. Heinrich Neumann (1873—1939) nahm an der Konferenz von Evian 1938 teil;[200] der Pharmakognost Richard Wasicky (1884—1970) versuchte 1938/39 in Paris vor allem mit konservativen Emigranten eine quasi Exilregierungs-ähnliche Organisation zustandezubringen;[201] der Sozialdemokrat Wilhelm Ellenbogen (1863—1951), aus der ältesten Generation sozialdemokratischer Ärzte

stammend, protestierte 1941 öffentlich mit anderen Emigranten gegen den Versuch konservativer Emigrantenkreise in den USA, eine österreichische Exilregierung zu installieren,[202] während 1942 Edmund Nobel, Fritz Silberstein und Ernst Freund zu den Unterzeichnern einer der wenigen gemeinsamen politischen Deklarationen der österreichischen Emigranten in Großbritannien zählten.[203] Der Kommunist Walter Fischer widmete sich seit seinem Engagement im Spanischen Bürgerkrieg nur noch der Politik im Moskauer Exil, wo auch der schon 1928 emigrierte Chirurg Franz David (geb. 1900), 1933 bis 1935 und 1941 Dozent in Moskau, politisch wirkte, der sich im Oktober 1944 den jugoslawischen Partisanen anschloß. Der Röntgenologe Georg Fuchs (geb. 1908) hatte 1942 das „Free Austrian Movement" in Palästina mitbegründet und war 1944/45 wohl Vizepräsident derselben Gruppierung in Bari, Italien.[204]

Aus diesen vielfältigen Zusammenhängen entstanden schließlich in der Emigration zwei Ärzteorganisationen: in New York der „Medical Circle" der „Austrian University League" unter Ernst Peter Pick und der Histologin Carla Zawisch-Ossenitz (1888—1961). Gemeinsam mit amerikanischen Freunden Österreichs versuchte diese Organisation vor allem die Emigranten zusammenzufassen und humanitäre und organisatorische Hilfe für das Nachkriegsösterreich zustandezubringen.[205] Da der Großteil der nach Amerika Emigrierten auch dort verbleiben wollte,[206] hatte die Gruppe den längsten Bestand, machte sich als „Medical Circle" schließlich selbständig, gab sich einen neuen Namen als „Pirquet Medical Society", edierte eine Zeitschrift,[207] die zu einer der hervorragendsten Quellen der Emigrationsforschung gehört, und vereinigte sich schließlich mit der deutschen Schwesterorganisation zu der Gruppe „Virchow and Pirquet Medical Societies". Mit ihrem Vorsitzenden Sigismund Peller stellte die Gruppe auch eine Zeitlang einen der Vizepräsidenten der „Vereinigung der European-American Medical Societies".

Die andere Gruppe, die „Association of Austrian Doctors in Great Britain", entstand noch zu einer Zeit, da zumindest ein Zusammengehen von monarchistischen, bürgerlich-demokratischen und kommunistischen Exilgruppen im Londoner „Austrian Center" möglich schien.[208] So taucht sie auch als eine der Untergruppen der zumindest formal größten österreichischen Exilorganisationen, „Free Austrian Movement" und „Free Austrian World Movement", auf. Mit den politischen Auseinandersetzungen unter den österreichischen Emigrantengruppen und den Vorstufen des kalten Krieges geriet auch sie ins Zwielicht und erschien dem britischen Geheimdienst oder mindestens seinen Konfidenten als „kommunistisch verseucht". Der experimentelle Pathologe Fritz Silberstein war ihr Obmann bis 1945, danach

der Neurologe Max Schacheri.[209] Da die österreichischen Mediziner in Großbritannien zum größten Teil nur „temporary registered“ waren, d. h. mit einer Sondergenehmigung ohne britische Lizenzierung nur während der Kriegszeit arbeiten durften, strebten sie zumeist die baldige Rückkehr nach Österreich an, was auch vielen trotz Zurückhaltung der alliierten Mächte gelang. Auch diese Gruppe gab eine allerdings nur kurzfristige Zeitschrift heraus und entwickelte sogar ein gesundheitspolitisches Nachkriegsprogramm[210] für einen in etwa den damaligen britischen Planungen abgeschauten staatlichen Gesundheitsdienst. Allein die Realisierungschancen schienen den Verfassern — trotz internationaler Kontakte im sogenannten „Health Charter Movement“, das besonders von den tschechischen Emigranten gefördert wurde — schon zum damaligen Zeitpunkt fraglich,[2103] und die Gruppe löste sich auch bald auf; Max Schacheri, schon vor 1938 Dozent, kehrte als Leiter der neurologischen Ambulanz der Krankenanstalt Rudolfstiftung nach Wien zurück.[211] Daneben bestand in Großbritannien noch eine eigene Gruppe sozialdemokratischer Ärzte, die sich der Labour Party eng verbunden fühlte.

6. REMIGRATION UND KONTAKT MIT ÖSTERREICH

Neben der kaum erforschten Geschichte der Emigration ist bislang der Prozeß der Rückwanderung fast gänzlich der Aufmerksamkeit entgangen. Als Mitglied des österreichischen Freiheitsbataillons in Jugoslawien, mit Hilfe der Roten Armee oder auch als Offizier der britischen Armee kehrten viele schon 1945 wieder heim. Darunter war es den kommunistischen Ärzten taktisch geschickt gelungen, relativ bald wieder in Österreich zu sein, sodaß bisweilen anfangs der Eindruck entstand,[212] als seien neben den konservativen, nun vielfach rehabilitierten, und den nationalsozialistischen Ärzten sie die zweit- oder drittstärkste Gruppe im Land. Franz David, als Staatssekretär für Gesundheitswesen 1945 in der Regierung und als Chefarzt des Hanuschkrankenhauses bzw. Vorsitzender der kommunistischen Ärztegruppe (1946—1966), verkörperte diese Tendenz.[213] Wenn auch durchaus wissenschaftlich tätig, so schaffte es kaum einer bis zu akademischen Würden. Schon erfolgreicher waren die Sozialdemokraten: Der Chirurg Felix Mandl kehrte 1947 aus Palästina zurück und übernahm die chirurgische Abteilung des Kaiser-Franz-Josef-Spitals; nach seinem Tod benannten die sozialistischen Ärzte einen Gesprächskreis nach ihm.[214] Ein Heimkehrer aus der bolivianischen Emigration, Ludwig Popper, verstärkte die sozialistische Ärztegruppe und wurde nach über zehn Jahren endlich habili-

tiert. Ihm vor allem ist das Anknüpfen an die österreichische sozial- und arbeitsmedizinische Tradition zu danken.[215] Der Pädiater Josef K. Friedjung plante dagegen die Rückkehr, wurde vorerst vertröstet und starb, bevor er heimkehren konnte.[216]

Das letzte Beispiel weist darauf hin, daß die Rückkehr keineswesg leicht war. Wer es nicht gleich 1945 schaffte, hatte vorerst einmal mit der Zurückhaltung der Besatzungsmächte zu tun. Während die durch Gegner des Nationalsozialismus im Aufbau befindliche Ärztekammer der Rückkehr der Emigranten aller Wahrscheinlichkeit nach noch positiv gegenüberstand, gab es doch auch Forderungen, die zur Aufrechterhaltung der medizinischen Versorgung im Dienst belassenen Nazi-Ärzte endlich zu entfernen.[210] 1946 stellte dann der Wiener Ärztekammerpräsident Hans Karmel neutral fest, daß die meisten Emigranten im Amerika gar nicht zurückkehren wollten, während die 350 englischen Emigranten und sonstige kleine verstreute Gruppen eher die Rückkehr anstrebten und im selben Jahr ein amerikanischer Offizier dem Rektor der Universität Wien eine Liste von in Amerika lebenden ehemaligen österreichischen akademischen Lehrkräften übergab — zumeist Mediziner —, die offenbar für die österreichische Wissenschaftspolitik folgenlos blieb.[218] Als schließlich 1947 eine kleine Gruppe ehemaliger Hochschullehrer zurückkehrte, wurden in Paris ankommende Remigranten schon abwehrend als prospektive Kommunisten verdächtigt undinquiriert,[219] während der wieder einmal ausgetauschte Wiener Ärztekammerpräsident Alexander Hartwich schon auf eine drohende Überfüllung des Ärztestandes hinwies und vor den schlechten ökonomischen Verhältnissen warnte.[220] Bei der Rückkehr weiterer Ärzte um 1949/50 diskutierte man in Wien bereits wieder die Auswanderung von arbeitslosen Ärzten nach Schweden,[221] forderten die steirischen Jungärzte die Diskriminierung von Ärztinnen[222] und hatte sich ganz allgemein ein unfreundliches Klima gegenüber den Emigranten herausgebildet. Diese Stimmung wie auch der einsetzende kalte Krieg sind wohl die Ursachen dafür, daß über die wahrscheinlich zahlenmäßig drittstärkste Emigrantengruppe, nämlich die in Shanghai, am wenigsten bekannt ist. Auch hier dürfte mindestens 1943/44 eine Emigrantenzeitschrift, *Medizin und Kultur,* bestanden haben; viele der Shanghaier Emigranten gingen jedoch relativ spät gleich in die Vereinigten Staaten, so der Chirurg und Medizinphilosoph Alfred Walter Kneucker, der mit seinen Büchern unbewußt an eine Tradition anknüpfte, die in den 20er Jahren schon einmal der vermutlich nach Kanada emigrierte[222a] Internist und Sozialhygieniker Paul Otto Gerber entwickelt hatte.

Umso bemerkenswerter ist, daß von den 1938 emigrierten Wissenschaftlern bis 1955 mindestens zwölf zurückkamen, wenn auch vielfach nur in ihren

wissenschaftlich meist nicht mehr produktiven Altersjahren. Es sind dies: die Histologin Carla Zawisch-Ossenitz (1947) nach Graz; der Embryologe Georg Politzer (1950) aus Indien, die Internisten Julius Donath, Heinrich Schur und Richard Bauer (dieser 1955), der Neurologe Max Schacheri (1947), der Psychiater Hans Hoff (1949), der Chirurg Felix Mandl (1947), der Orthopäde Alfred Saxl (vor 1948), der Gynäkologe Robert Joachimovits (vor 1948) aus Holländisch-Westindien, der Hygieniker Heinrich Ritter von Jettmar (1947) aus China nach Graz, der Zahnmediziner Franz Peter (1946) und der Medizinhistoriker Max Neuburger (1952).[223]

Eine andere Form des Rückwirkens der Emigranten auf Österreich findet sich in der medizinischen Publizistik. Beginnend schon 1946, verstärkt aber seit 1948, schrieben in der jeweiligen Festnummer der *Wiener Klinischen Wochenzeitschrift* zur Österreichischen Ärztetagung eine Reihe von Emigranten aktuelle medizinische Beiträge oder auch historische Reminiszenzen. Nach dem Tod von Leopold Arzt (1955), dem Herausgeber der Zeitschrift, nach dem österreichischen Staatsvertrag und der neuen internationalen Anerkennung Österreichs hörte diese Übung beinahe schlagartig auf. In späteren Festnummern erschienen solche Beiträge nur mehr vereinzelt, obwohl noch genügend Emigranten in anerkannten Positionen tätig waren.[224] Bedenkt man die teilweise erstaunlich freundliche und positive Haltung vieler Emigranten dem neuen Österreich gegenüber, bleibt wohl noch für künftige medizinhistorische Arbeit kritisch zu klären, wie dieses Phänomen zustande kam.

7. DIE AUSWIRKUNG AUF DIE IMMIGRATIONSLÄNDER

Wirkungsanalysen gehören zu den problematischsten Unternehmungen der Wissenschaftsgeschichte. Was gleichzeitiges Aufkommen von Ideen, was direkte Wirkung, was Neuentwicklung aus ganz anderem Kontext sein könnte, ist oft schwer zu entscheiden.

Gravierend war zweifellos der Einfluß der Psychoanalytiker, insbesondere aber der speziellen Kinderpsychoanalyse.[225] Daneben ist auch an die Individualpsychologen und sonstigen Psychotherapeuten (Rudolf Alters, Oswald Schwarz, Paul Schilder) zu denken. Am Aufbau der psychoanalytischen Vereinigungen in Palästina und Argentinien waren Österreicher(innen) beteiligt, wenn auch — wie überall — zu bedenken ist, daß deutsche Emigranten neben einheimischen Kräften meist den bedeutenderen Einfluß hatten.[226] Gegenüber einem unkritischen Projizieren des österreichischen, meist nur Wiener, Einflusses auf die ganze Welt sollte man bedenken, daß die öster-

reichischen Emigranten allenfalls einen Bruchteil der gesamten jeweils eingewanderten Wissenschaftlergruppe ausmachen. In der internationalen Kommunität der Wissenschaftshistoriker wird es oft übel vermerkt, daß man österreichischerseits vielfach überbordend alle wesentlichen wissenschaftlichen Entwicklungen „Österreichern" zuzuschreiben bereit ist. Gegenüber diesem geistesgeschichtlichen Imperialismus ist Zurückhaltung geboten. In der kaum existierenden Reflexion über die historische Genese der psychosomatischen Medizin wird wohl der Einfluß Franz Alexanders und seiner manchmal kurzschlüssigen Analogisierung überbewertet; hier wäre zu prüfen, ob nicht die zumeist übergangenen Beiträge von Felix Deutsch, Paul Schilder und Oswald Schwarz langfristig bedeutsamer und reflektierter waren.[227] Insbesondere das gesellschaftskritische Potential mancher wenig bekannter Vertreter der Wiener Psychoanalyse wurde in den letzten Jahren erneut ausgegraben, um der weltweiten Entwicklung der psychoanalytischen Therapieschulen einen kritischen Spiegel vorzuhalten.[228] Daß der gesellschaftskritische Aspekt im Zuge der Anpassung an die Einwanderungsländer vielfach verloren ging, ist nicht nur hier zu konstatieren.[229] Auf der anderen Seite ist die auch von Österreichern (Manfred Sakel, Leo Alexander) mitbetriebene Entwicklung und Propagierung psychiatrischer Schocktherapien, die ja gerade auf kurzfristige Anpassung an gesellschaftliche Normen orientiert sind, entweder von der Therapieentwicklung überholt worden oder zunehmend unter methodische bzw. humanistisch orientierte Kritik geraten.[230]

In den beiden Fächern, die in Österreich vollständig von der Emigration betroffen waren, der Medizingeschichte und der Sozialmedizin, ist jeweils der Einfluß deutscher Emigranten bedeutender. Die Medizinhistoriographie Henry Ernest Sigerists und anderer deutscher Emigranten war methodisch weitaus fortgeschrittener als die durchaus verdienstvolle Sammlerwut Neuburgers oder Fischers,[231] nur bezüglich der Aufarbeitung der spezifisch „jüdischen" Tradition in der Medizin waren diese vielleicht bedeutsamer. Die Wirkung der Sozialmediziner ist dagegen beinahe nicht feststellbar, deutsche Sozialhygieniker wie Franz Goldmann oder Bruno Gebhardt waren da weit einflußreicher; Telekys Konzeption der Sozialmedizin vom Begriff der „Klasse" her ist allenfalls durch die medizinhistorische Rezeption für zukünftige Wissenschaftsentwicklungen als methodischer Ansatz erhalten geblieben,[232] während Sigismund Peller eher durch seine Arbeiten zur Statistik und Theorie der Krebskrankheit die Diskussion bestimmte. Zur Entwicklung der Sozialmedizin gibt allenfalls der Titel von Pellers Autobiographie einen deutlichen Hinweis: *Not in my time,*[233] also nicht in diesem Zeitalter.

Unter den 15 sicheren Emigranten der experimentellen Fächer der Medizin, also Chemiker, Physiologen, Pharmakologen und experimentellen Pathologen, befanden sich mit Ernst Freund, Wolfgang Pauli, Eugen Steinach, Ernst Peter Pick, Alfred Fröhlich, Ernst Löwenstein sowie dem Grazer Otto Loewi und dem Innsbrucker E. T. von Brücke zweifellos bedeutende wissenschaftliche Persönlichkeiten, darunter ein Nobelpreisträger. Aber zumeist hatten sie den Höhepunkt ihres Wirkens schon überschritten, während gerade in den 30er Jahren jene intensive Kombination von Physik, Chemie und Biologie als Grundlagentrias der theoretischen Bio-Wissenschaften durch die Förderungspolitik vor allem der Rockefeller Foundation Allgemeingültigkeit erlangte, die sie mit vorangetrieben hatten.[234] Auch hier waren in der Emigrationsperiode „deutsche" Forscher wie Hans Krebs oder Max Delbrück bedeutsamer.[235] Natürlich kann man versuchen, Erwin Char- gaff, Hans Selye oder Samuel Mitja Rapaport als Österreicher zu reklamieren, immerhin erhielten sie hier ihre Ausbildung oder wurden in Wien geboren.[236] Aber gerade auf diesem Sektor werden nationale Zuordnungen problematisch: die Forschung hatte sich weitgehend internationalisiert, neue Entwicklungen sind nur mehr selten einzelnen Personen zuzuschreiben, und selbst die räumliche Zuordnung, wo nämlich welche Entdeckungen gemacht wurden, ist meist wenig zielführend. Allenfalls eine genauere Analyse der Tätigkeit österreichischer Pharmakologen für den Merck-Konzern oder in dessen Umkreis könnte vielleicht noch Überraschendes zu Tage fördern. Wie aber die Beispiele von Chargaff, Selye, Rapaport andeuten, könnte sich bei einer Analyse der jüngeren wissenschaftlichen Entwicklungen und des Wirkens vor allem der wissenschaftlichen Nachwuchsgeneration ein weitergefächertes Bild ergeben. Dies geht jedoch über den gegenwärtigen wissenschaftshistorischen Forschungsstand weit hinaus.

Betrachtet man zuletzt die Vertreter der klinischen Fächer, so ist deren Wirken noch weitaus diffuser, als daß man von einer spezifischen „Wirkung" sprechen könnte. Dies hängt wohl damit zusammen, daß in diesen Fällen kaum paradigmatische Veränderungen auftraten, sieht man von der Entwicklung der Antibiotikatherapie ab, an deren Erforschung österreichische Wissenschaftler nicht unbedingt zentral beteiligt waren. Vielmehr ergibt sich das Bild eines trägen Flusses der „normal Science", wo es schwerfällt, entscheidende Entwicklungen abzugrenzen. Auch hier ist es vor allem die Nachwuchsgeneration, die an interessanten Neuentdeckungen arbeitete und sich vielfach etwa von der Internen Medizin zur experimentellen Pathologie entwickelte. So wurde der Wiener Internist aus Wenckebachs I. Medizinischer Klinik, Hans Popper (geb. 1903), in den USA zum führenden Leberpathologen.[237] Die Gruppe der Assistenten Julius Bauers in der internen

Abteilung der Wiener Poliklinik widmete sich in den USA vor allem der Hämatologie, Endokrinologie und genetischen Forschungen, und einige ihrer Vertreter waren an der Aufklärung der sogenannten Hämoglobinopathien, insbesonders des Sichelzellhämoglobins, beteiligt.[238]

Gerade an dieser Stelle wird ein Problem der gegenwärtigen Emigrationsforschung sichtbar: Wenn deutlich wird, daß es vor allem das Wirken der jüngeren emigrierten Nachwuchskräfte ausmacht, ob wir unsere Fragestellung angemessen beantworten können, dann muß die Perspektive bisheriger Forschungsarbeit erheblich verändert werden. Erstmals hätte die Situation, Struktur und Emigrationsproblematik der wissenschaftlichen Assistenten in den Blick zu kommen; auf der Seite ihrer Eingliederung in die wissenschaftlichen Institutionen der Immigrationsländer sind dabei allenfalls erste lexikalische Vorarbeiten geleistet;[239] schließlich wären monographische Übersichtsarbeiten zu einzelnen Disziplinen gefragt, wie sie singulär schon — gerade aus der Feder von Emigranten[240] — vorliegen. Solange aber diese Voraussetzungen nicht erfüllt sind, bleibt es auch in der Emigrationsforschung bei der Reduktion auf einige wenige exemplarische Biographien, die dem verfälschenden Geschichtsmythos Vorschub leisten, daß wenige Männer — und dabei fallen gerade die sich in den 20er Jahren an die hehren Hallen der Wissenschaft herantastenden Frauen wieder aus dem Bild — Wissenschaftsgeschichte machen.[241]

8. SCHLUSSBEMERKUNG

Durch ihre simple Existenz und ihr beharrliches Weiterarbeiten haben die Vertreter der Emigration jenes medizinkritische Philosophem der 20er Jahre ad absurdum geführt, mit dem eine rabiate Weltanschauungsgemeinde vermeinte, ihre Vertreibungsgelüste drapieren zu können: die „Krise der Medizin".[242] „Jüdische" Medizin wurde aus dieser Richtung als „mechanistisch-materialistisch", „entseelt", szientifisch-experimentell", „zersetzend" usw. diffamiert, wobei man an durchaus ältere medizinkritische Topoi der antisemitischen Bewegung anknüpfen konnte.[243] Das neue vorwärtsbringende Moment sah diese Bewegung in einer mythisierten „Ganzheit", im geheimnisvollen Raunen des „Blutes" oder den diffusen Eigenschaften der Kolloidstrukturen verkörpert.[244] Innerhalb kürzester Zeit aber stellte sich heraus, daß die geheimnisvoll wabernde Mystik in der Medizin nichts vorwärtsbrachte, sodaß sich die herrschende medizinische Wissenschaft technokratisch präformierten, unmittelbar anwendungsorientierten Aufgaben zuwandte und dabei jegliche humanistische Ethik hinter sich ließ.[245]

Was man der „jüdisch-zersetzenden“ Medizin beständig unterstellt hatte, wurde nun pflichteifrig im Dienste des Krieges und der „Volksgemeinschaft“ praktiziert. Gegenüber diesem sich „ganzheitlich“ und naturwissenschaftlich gebendem Amalgam hatten präsumptive Emigranten schon frühzeitig protestiert.[246] Wenn überhaupt in diesen wenigen Jahren, dann brachte die experimentell-biochemische Arbeit zu Grundlagenproblemen weiters die Entwicklung der Biophysik, die Modifikation klassischer Genetik durch Populations- und Molekulargenetik; Blutgruppenforschung und Populationsgenetik hatten schon zu Beginn der 30er Jahre dem Rassenwahn jegliche Legitimationsgrundlage entzogen, ohne daß dies innerhalb des nationalsozialistischen Machtbereichs in nennenswertem Ausmaß rezipiert worden wäre. Mag auch das Erschrecken vor den Kontinuitäten über den Nationalsozialismus hinaus und der Gleichklang mancher Forschung innerhalb und außerhalb des NS-Machtbereichs[247] heute zu manch kritischer Reflexion Anlaß geben, die Intentionen und die allgemeine kulturelle Einbettung der Forschungsarbeit der Emigranten — insbesondere in ihrer Bindung an die Kritikpotentiale einer funktionierenden demokratischen Öffentlichkeit — standen zu der Medizin unter dem Nationalsozialismus in stärkstem Gegensatz.

Auf der anderen Seite finden sich gerade unter den Emigranten jene, die auf die durchaus berechtigten Seiten der zeitgenössischen Medizinkritik frühzeitig eine Antwort zu geben versuchten. Gerade sie, die medizinische Tätigkeit um ihre sozialen und psychischen Komponenten erweitert sehen wollten, wirkten im Ausland weiter, während im NS-Machtbereich sozialbiologische und biopsychologische Konzepte zur Lösung krisenhafter Erscheinungen der „Volksgemeinschaft“ ihre menschenvernichtende Logik entfalteten.[248] Und selbst durchaus respektable Ansätze zu einer reflektierten „Ganzheitsmedizin“ wurden von emigrierten Forschern wie Bernhard Aschner[248] geliefert. Dieser untergegangenen und vernachlässigten Denklinien gilt es sich zu erinnern, sollte die heutige Medizinkritik und „Ganzheitsmedizin“ nicht eine bewußtlose Wiederaufnahme der inhumanen Tendenzen ihrer antisemitischen Vorgänger betreiben.

So wird auch der Beitrag deutlich, den Emigrationsforschung für die heute aktuelle Auseinandersetzung über die Medizin liefern kann. Indem sie Vergessenes wieder ins Blickfeld rückt und scheinbar Neuartiges, aus dem Ausland Importiertes mit hierzulande vor fünfzig Jahren abgebrochenen Entwicklungen zu verbinden vermag, könnte sie imstande sein, gegenwärtigen Kontroversen die Orientierungslosigkeit, die Verknüpfung mit ideologischer Vereinseitigung und unausgesprochenen Verdachtsmomenten

zu nehmen. Erweiterung des Blickfeldes, realistische Darstellung des Geschehenen, Trauerarbeit und Anstoß zur Reflexion sind ihre Aufgaben.

Anmerkungen:

1 Zu den zentralen Institutionen funktionaler Zusammenarbeit im Gesundheitswesen, z. B. dem Comité Internationale d'Hygiene des Völkerbundes: J. Parnas (Hrsg.), *T. Madsen 1870-1957. Leader in International Public Health.* Kopenhagen 1980; zum Funktionalismus: D. Mitrany, *A Working Peace System. Royal Institute of International Affairs.* London 1943, und E. B. *Haas, Beyond the Nation State, Functionalism and International Organization.* Stanford 1964.

2 Vgl. besonders die Festschriften für Max Neuburger: *Internationale Beiträge zur Geschichte der Medizin. Festschrift zur Feier seines 60. Geburtstages am 8. Dezember 1928. Max Neuburger gewidmet von Freunden. Kollegen und Schülern.* Wien 1928; *Festschrift zum 80. Geburtstag Max Neuburgers* (Wiener Beiträge zur Geschichte der Medizin, Hrsg. E. Berghoff, Bd. II), Wien 1948 (schon für 1938 geplant), und Fischer (Hrsg.), *Biographisches Lexikon der hervorragenden Arzte der letzten fünfzig Jahre.* München—Berlin 1962 (2. u. 3. unveränderte Auflage; Erstausgabe 1932).

3 L. Schönbauer, *Das Medizinische Wien. Geschichte. Werden. Würdigung.* Wien [2]1947; B. Breitner, *Geschichte der Medizin in Österreich* (Veröffentlichungen für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, 2. Osterr. Akademie d. Wissenschaften, Philosophischhistorische Klasse. Sitzungsberichte 226,5). Wien 1951.

4 E. Lesky, *Die Wiener Medizinische Schule im 19. Jahrhundert* (Studien zur Geschichte der Universität Wien, Bd. VI). Graz—Köln [2]1978.

5 Max Neuburger (1868—1955), E (= Emigration): 1939 GB, 1948 USA, 1952 A; Isidor Fischer (1868—1943), E: 1938 GB, gest. in Bristol; die Hauptemigrationsländer werden im folgenden mit Hilfe der internat. Autokennzeichen angegeben.

6 S. Leibfried, „Stationen der Abwehr. Berufsverbote für Ärzte im Deutschen Reich 1933—1938 und die Zerstörung des sozialen Asyls durch die organisierten Ärzteschaften des Auslandes", in: *Bulletin des Leo-Baeck-Instituts,* 62, 1982, 3—39.

7 K. Düwell, „Hilfsorganisationen für deutsche Wissenschaftler im Ausland", in: *Emigration. Deutsche Wissenschaftler nach 1933. Entlassung und Vertreibung.* Hrsg, von H. A. Strauss/T. Buddensieg/K. Düwell. Berlin 1987, VIII—X.

8 Detaillierte Angaben finden sich jeweils in: *Mitteilungen der Wirtschaftlichen Organisation der Arzte Wiens: Ärztliche Reformzeitung* (ist die Zeitschrift des Vereins deutscher Ärzte in Österreich); *Ziel und Weg - Zeitschrift des nationalsozialistischen deutschen Ärztebundes: Deutsches Ärzteblatt.* Vgl. auch Leibfried (1982) und C. Pearle, *Preventive Medicine. The Refugee Physicians and the New York Medical Community 1933-1945.* (Working Papers on Blocked Alternatives in the Health Policy System 11). Bremen 1981.

9 Als zwei Beispiele für die Rezeption medizinischer Probleme der 3. Welt nach 1945 vgl.: L. Popper, „Medizinisches aus Bolivien", in: *Wr. klin. Wschr.* 60, 1948, 297— 301; H. .Jettmar, „Persönliche Erfahrungen über einige Seuchen Chinas", in: *Wr. klin. Wschr.* 59, 1947, 33—36, 65—67.

10 Vgl. Abschnitt „Emigration zwischen 1920 und 1933" und M. Hubenstorf, „Österreichische Ärzteemigration 1934—1945. Zwischen neuem Tätigkeitsgebiet und organisierten Rückkehrplänen", in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 7, 1984, 86—88 und 90—92.

11 J. Fischer, *Wiens Mediziner und die Freiheitsbewegung des Jahres 1848* (Wiener medizingeschichtliche Beiträge 1). Wien 1935, und Fischer (1932), (wie Anm. 2).

12 S. R. Kaplan, *Jewish Medicine.* Boston 1952, 17 f. (Max Neuburger, „A Tribute to Solomon R. Kaplan“) und 14 zur Mitarbeit weiterer Wiener Wissenschaftler; J. Fischer, *Jews in Modern Medicine.* London 1940.
13 L. Popper, *Soziale Medizin - Eine Medizin von Gestern? Persönliche Erinnerungen an ein verdrängtes Kapitel der Medizingeschichte und zur sozialen Dimension der Medizin.* Hrsg. v. M. Hubenstorf/P. Klein/D. Milles (Universität Bremen. Arbeitsberichte zu verschütteten Alternativen in der Gesundheitspolitik 4). Bremen o. J. (1986). Bes. 106—115 (6. Kapitel, Jüdische Ärzte). Dies ist ein Vorabdruck in begrenzter Auflage.
14 H. A. Strauss/W. Röder (Hrsg.), *International Biographical Dictionary of Central European Emigres 1933-1945.* München—New York—London—Paris 1980/83. 3 Bde. Problematisch macht sich bemerkbar, daß die Emigranten aus der Zeit vor 1933 allesamt fehlen.
15 Hubenstorf (1984), 94 (wie Anm. 10). Es handelt sich um die ungefähre Zahl der Emigranten, nicht der Verfolgten; diese dürfte bei über 3370 (allein für Wien und Niederösterreich und nur für „rassisch“ Verfolgte) liegen.
16 Lesky [2]1978, 18—22 (wie Anm. 4).
17 Kaplan 1952, 291 und 244 (wie Anm. 12).
18 Z. B. Dr. Lorenz Rigler und Dr. Eder, vgl. A. Hirsch (Hrsg.), *Biographisches Lexikon der hervorragenden Arzte aller Zeiten und Völker.* München—Berlin [3]1962, Bd. IV., 815, und der 1844 verstorbene Dr. Karl Ambros Bernard, Direktor und Professor der medizinischen Schule von Konstantinopel (Hirsch, Bd. I, 489 und Charmatz 1910, 12 (wie Anm. 19)). Insgesamt: A. Terzioglu, „Deutsche Einflüsse auf die osmanischen Krankenhäuser im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert“, in: H. Goerke und A. Terzioglu (Hrsg.), *Die medizinischen Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei.* München 1978, 35.
19 R. Charmatz, *Adolf Fischhof. Das Lebensbild eines österreichischen Politikers.* Stuttgart—Berlin 1910, 13 f., über Emigrationspläne nach Ägypten und Java.
20 Vgl. die Protokolle der Medicinischen Gesellschaft zu Leipzig in *Schmidt's Jahrbücher der gesamten in- und ausländischen Medizin.* Es finden sich u. a. die Ärzte Dr. Theodor Jurie und Dr. Hoffmann v. Hoffmannsthai, die nach Spende ihrer Schriften zu Mitgliedern gemacht wurden.
21 Zum Emigrantenkreis um die Zeitschrift *Grenzboten:* M. Pollak, *Vienne 1900. Une identité blessée.* Paris 1984, 37 und 39.
22 J. Goldmark, *Pilgrims of'48. One Man's Part in the Austrian Revolution of 1848 and a Family Migration to America.* New Haven—London 1930.
23 F. Prinz, „Hans Kudlich“, in: *Hans Kudlich und die Bauernbefreiung in Niederösterreich* (Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, N. F., Nr. 134) Wien 1983. 54. Kudlich studierte erst in Bern Medizin und promovierte dort 1853.
24 Fischer (1935), 86 (wie Anm. 11).
25 Fischer (1935), 80 (wie Anm. 11); Lesky [2]1978, 169 (wie Anm. 4); E. Ackerknecht, „Beiträge zur Geschichte der Medizinalreform von 1848“, in: *Sudhoffs Arch. Gesch. Med.* 25, 1932, 83.
26 Wurzbach, Bd. 28, 1974, 346 und Fischer 1935, 73 f. (wie Anm. 11).
27 E. R. Ocafia, „Aproximacion al concepto y practica de la Medicina. Social en Ludwig Teleky (1972—1957)“, in: *Dynamis* 2, Granada, 1982, 302 f. und Fischer 1932. Bd. 1, 589 (wie Anm. 2).
28 Lesky [2]1978, 334 (wie Anm. 4). Seegen kehrte 1853 nach Karlsbad zurück.
29 E. K. Sieber, *Ludwig von Löhner. Ein Vorkämpfer des Deutschtums in Böhmen. Mähren und Schlesien im Jahre 1948/49* (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 18). München 1965, 46 f.
30 M. Hubenstorf, „Von der Medizinischen Reform zum Leibregiment des Hauses Hohenzollern“ — „Ärzte, Krieg und Frieden im Jahre 1870/71“, in: J. Bieker und H. Schmiede-

bach (Hrsg.), *Medizin und Krieg. Vom Dilemma der Heilberufe 1865 bis 1985.* Frankfurt/ Main 1987, 62—64 und 84 (wie Anm. 84).

31 J. Wagner-Jauregg, *Lebenserinnerungen.* Hrsg, und ergänzt von L. Schönbauer und M. Jäntsch. Wien 1950, 22—24 und 34 f.

32 V. Reimann, „Burckhard (sic, M. H.) Breitner (1884—1956)", in: *Neue Österr. Biographie,* XX, 1979, 182 f.

33 Von den oben angeführten Emigranten gingen G. Anton, A. Czerny, V. Czerny, F. Kraus, M. Gruber, I. Kaup nach Deutschland, Pirquet kehrte über Deutschland wieder zurück. Eiseisberg ging zuerst nach Utrecht und 1896—1901 nach Königsberg, R. Kraus nach Argentinien und Brasilien, Baranyi aus russischer Kriegsgefangenschaft nach Schweden.

34 Die Internisten Hermann Nothnagel, Carl v. Noorden und Karel Frederick Wenckebach wurden aus Deutschland berufen; ebenso der Psychiater Krafft-Ebing, die Hygieniker Ferdinand Hueppe (nach Prag) und Wilhelm Prausnitz sowie die Pharmakologen Otto Loewi und Hans Horst Meyer.

35 J. Bunzl, „Zur Geschichte des Antisemitismus in Österreich", in: ders./B. Marin, *Antisemitismus in Österreich. Sozialhistorische und soziologische Studien* (Vergleichende Gesellschaftsgeschichte und politische Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 3). Innsbruck 1983, 15—38.

36 Zu den Biographien vgl. Kaplan (1952) (wie Anm. 12).

37 Fischer (1935) (wie Anm. 11).

38 Ackerknecht (1932) (wie Anm. 25).

39 Lesky [2]1978, 32—39 bzw. 22 f. und 26—28 (wie Anm. 4).

40 Lesky [2]1978, 1 19 (wie Anm. 4) und öfter, aber nur verstreute Hinweise, 169 und 334 zur Emigration.

41 E. Ackerknecht, „Anticontagionism between 1821 and 1867", in: *Bull. Hist. Med.* 22,1948, 562—593.

42 M. Pelling, *Cholera, Fever and English Medicine 1825-1865.* Oxford 1978; F. Delaporte, *Disease and Civilisation. The Cholera in Paris 1832.* Cambridge 1986; E. R. Ocana, „La dependencia social de un comportamiento cientifico: los medicos espaftoles y la cölera de 1833—35", in: *Dynamis* 1, 1981, 101—130.

43 Zu einer auch die methodischen Mängel hervorkehrenden Kritik jener jüngsten scheinphilosophischen Versuche zur „Historisierung des Nationalsozialismus" jenseits oder gerade gegen historische Fakten vgl. besonders E. Jäckel, „Die elende Praxis der Untersteller. Das Einmalige der nationalsozialistischen Verbrechen läßt sich nicht leugnen", in: *„Historiker-Streit". Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung.* München—Zürich 1987, 115—122.

44 P. Speiser, *Karl Landsteiner - Entdecker der Blutgruppen.* Wien [2]1976, 60 f. P. Speiser, „Landsteiner Karl", in: *Dictionary of Scientific Biography,* Vol. VII, 1973, 622; G. R. Simms, *The Scientific Work of Karl Landsteiner.* Diss. Zürich 1963, 7; W. Huber, „Zur Geschichte der Wissenschaften", in: E. Weinzierl/K. Skalnik (Hrsg.), *Österreich 1918 bis 1938, Geschichte der Ersten Republik.* Graz—Wien—Köln 1983, Bd. 2, 560 f.

45 K. Landsteiner/E. Popper, „Übertragung der Poliomyelitis acuta auf Affen", in: *Ztschr. Immunit. forsch.,2,* 1909, 377—390; dazu: R. Kraus, „Gibt es experimentelle Grundlagen für eine prophylaktische Schutzimpfung der Poliomyelitis?" Vortr. i. d. Ges. f. Innere Med. u. Kinderheilkde. in Wien, 14 Nov. 1927, Protokoll in: *Wien. klin. Wschr.* 40,1927,1497 f., und Speiser [2]1976, 103—107 (wie Anm. 44).

46 Brief von Frau Elise Popper (Cambridge) an Prof. Paul Speiser vom 3. IX. 1962. Für den Zugang zu den Dokumenten über Erwin Popper bin ich Prof. Paul Speiser, Wien, zu größtem Dank verpflichtet.

47 Hofbauer habilitierte sich erst 1907 in Königsberg, nachdem er vorher an der Klinik Schauta und am Bettina-Pavillon unter Wertheim gearbeitet hatte; vgl. Fischer (1932), Bd.

1,645 (wie Anm. 2); Pirquet kehrte schon bald über Breslau (1910) wieder nach Wien (1911) zurück.

48 W. Hagen, *Auftrag und Wirklichkeit. Sozialarzt im 20. Jahrhundert.* München—Gräfelfing 1978, 79 f.; A. Eiseisberg, *Lebensweg eines Chirurgen.* Innsbruck—Wien 1938, 351 f.; *Münch, med. Wschr.* 67, 1920, 710.

49 *Münch, med. Wschr.* 66, 1919, 1250.

50 „Wiener Brief', von K. (ist wahrscheinlich nicht Ignaz Kaup), in: *Münch, med. Wschr.* 66, 1919, 765; *Münch, med. Wschr.* 67, 1920, 798 und 1280 (hier mit Hinweis auf „persönliche Differenzen" anläßlich der wechselnden Vorschläge); Carl Sternberg (1872—1935) war neben dem ex aequo drittplazierten Leiter der Lehrkanzel für pathologische Histologie (einschließlich der Bakteriologie), Oskar Stoerk (1870—1926), der einzige jüdische Arzt auf dem Vorschlag. *Münch, med. Wschr.* 67, 1920, 798, wohl durch Druckfehler: Stoerz-Wien.

51 A. Pelinka, *Stand oder Klasse? Die christliche Arbeiterbewegung Österreichs 1933-1938.* Wien—München—Zürich 1972, 213—233 und 297—300; F. L. Carsten, *Faschismus in Österreich. Von Schönerer zu Hitler.* München 1977, 40 f., 67—73, 82—85 und 91—97; A. Staudinger, „Christlichsoziale Judenpolitik in der Gründungsphase der österreichischen Republik", in: *Jahrbuch für Zeitgeschichte 1978.* Wien 1979, 11—48; L. Spira, *Feindbild „Jud". 100 Jahre politischer Antisemitismus in Österreich.* Wien 1981, 74—86; Bunzl (1983) 39—57 (wie Anm. 35). An der Spitze der antisemitischen Propaganda standen ausgerechnet zwei Arzte (!): der Nervenarzt, Abgeordneter der Deutschvölkischen Partei in der Nationalversammlung, dann der Großdeutschen Volkspartei im Nationalrat, Obmann des Alldeutschen Vereins in Österreich und spätere Nationalsozialist Dr. Josef Ursin (1863—1932) und der Wiener Stadtarzt, christlichsoziale Reichsrats- bzw. Nationalratsabgeordnete und zeitweilige Obmann des Antisemitenbundes bzw. Führer des radikalantisemitischen Flügels der Christlichsozialen Dr. Anton Jerzabek (1867—1939).

52 F. Weber, „Hauptprobleme der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Österreichs in der Zwischenkriegszeit", in: F. Kadrnoska (Hrsg.), *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938.* Wien—München—Zürich 1981, 593—621; F. Traxler, *Evolution gewerkschaftlicher Interessenvertretung - Entwicklungsdynamik und Organisationsdynamik gewerkschaftlichen Handelns am Beispiel Österreich.* Wien— Frankfurt 1982, 133—145; H. Kernbauer/E. März/F. Weber, „Die wirtschaftliche Entwicklung", in: Weinzierl/Skalnik 1983, Bd. 1, 343—379 (wie Anm. 44).

53 K. Ausch, *Als die Banken fielen. Zur Soziologie der politischen Korruption.* Wien— Frankfurt—Zürich 1968.

54 Die Daten sind H. H. Eulner, *Die Entwicklung der medizinischen Spezialfächer an den Universitäten des deutschen Sprachgebietes,* Stuttgart 1970, entnommen. Besetzungen erfolgten im Fach Allgemeine und experimentelle Pathologie: 1919 und 1922 Innsbruck, 1921 Graz; in der Pathologischen Anatomie: 1920 und 1922 Wien, 1920/21 und 1922 Graz.

55 P. Speiser, *Karl Landsteiner - Entdecker der Blutgruppen.* Wien 1961, 65. Simms 1963, 7 (wie Anm. 44).

56 Speiser ^{2}1976, 109 (wie Anm. 44). Noch erstaunlicher ist die Tatsache, daß nach 1926/27 die Blutgruppenbestimmung an der I. Chirurg. Klinik in Wien nicht nach dem dann 1928 von der Ständigen Kommission für biologische Standardisierung des Völkerbundes empfohlenen ABO-System von Landsteiner, sondern nach der Klassifikation von Moss und Jansky erfolgte. Vgl. Näther, „Über die Bluttransfusion", Sonderbeilage der *Wien, klin. Wschr.* 39, 1926, Heft 2, und W. H. Schneider, „Chance and social setting in the application of the discovery of blood groups", in: *Bull. Hist. Med.* 57, 1983, 548 f.

57 Vgl. L. Y. Bato, „Die Leiden der Assimilation", in: unbekannte Zeitschrift (Fundort: Institut f. Geschichte d. Medizin d. Univ. Wien). Landsteiner strengte danach in den USA sogar einen Prozeß über einen Streitwert von 100.000 Dollar gegen die Herausgeber eines

Lexikons *Who's Who in American Jewry* an, damit sie die Nennung seines Namens unterließen. Ein anderer möglicher Grund könnte eine späte Reaktion auf die Friedensbedingungen von St. Germain sein; zur Reaktion von Richard Paltauf vgl. *Münch, med. Wschr.* 66, 1919, 704. Zu einer vielleicht tatsächlich ökonomisch begründeten Emigration des Ernährungsspezialisten Hugo Salomon vgl. *Münch, med. Wschr.* 67, 1920, 798;dagegen aber andere Begründung in: H. Salomon, „Abschied von Wien", in: *Wien. klin. Wschr.* 33, 1920, 593 f. Ebenso könnte Landsteiners Konfrontation mit der Paltauf-Schule eine Rolle spielen, dazu Speiser [2]1976, 109 gestützt auf einen Brief Max von Grubers von 1908. Eine weitere, wenig ernst zu nehmende Hypothese äußert G. W. Corner,/! *History of the Rockefeller Institute 1901-1953. Origins and Growth.* New York 1964, 202 f.: „national poverty worsened conditions for research, and the advance of communism threatened Landsteiner's security".

58 Prof. Wenckebach an Dekanat d. med. Fak. vom 9. Nov. 1914, UA (= Universitätsarchiv Wien), Med. Fak. 1289 ex 1918/19.

59 Teleky hatte seine Ausbildung 1893—97 bei Ludwig von Schrätter (III. Med. Klinik) und 1898—1903 bei dem Chirurgen Alexander Fraenkel (Poliklinik) absolviert, nie jedoch im Bereich der disziplinären Hygiene, wie Erna Lesky [2]1978, 602 andeutet. Vgl. Curriculum vitae Ludwig Teleky in: AVA (Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien), MKU (= Minist. f. Kultus u. Unterr.), 13047—VIII/1909.

60 Komiteebericht (Paltauf, Wagner-Jauregg. H. H. Meyer, K. F. Wenckebach) vom 3. Mai 1915, in Abschrift in UA, Med. Fak. 1299 ex 1918/19 mit Vorschlag, ein oder zwei Räume in der alten Irrenanstalt für das Seminar für Soziale Medizin zur Verfügung zu stellen; L. Teleky an Med. Dekanat vom 1. 1. 1916, UA, Med. Fak. 1160 ex 1915/16; Antwortentwurf auf die Eingabe Telekys betreffend Errichtung einer Lehrkanzel für Soziale Medizin vom 15. 12. 1917, UA, Med. Fak. 252 ex 1917/18; mit Schreiben Z. 18439/15 St. U.-Abt. 2 vom 2. April 1919 verweist das Unterrichtsministerium auf die zwischenzeitliche Unterbringung im Universitätshauptgebäude, UA, Med. Fak. 1299 ex 1918/19; zuletzt: Intervention Telekys in der Sitzung d. Gesellschaft d. Ärzte, Wien, vom 9. 1. 1920, Protokoll in: *Wien. klin. Wschr.*. 33, 1920, 95.

61 Z. B. „Verhandlungen des II. österreichischen Tuberkulosetages, Wien, 29. Juni 1912, Im Auftrag des Präsidiums des Zentralkomitees hrsg. von dessen Schriftführer Dr. Ludwig Teleky", in: *Veröffentlichungen des österreichischen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose,* Heft III (= Beiheft der Wochenschrift *„Das österreichische Sanitätswesen"* 1913, Nr. 7), Wien 1913. Teleky war zusammen mit Hermann von Schrötter seit Gründung des Komitees Schriftführer und edierte das *Tuberkulosefürsorgeblatt* des Zentralkomitees vom 1. 8. 1917 bis Anfang März 1921.

62 „Die Heilung der sanitären Kriegsschäden. Ein Memorandum von Julius Tandler, Ernest Finger, Ludwig Teleky", in: *Wien. klin. Wschr.* 29, 1916, 912—915; K. Sablik, *Julius Tandler. Mediziner und Sozialreformer. Eine Biographie.* Wien 1983, 124—128.

63 L. Teleky, *Aufgaben und Probleme der sozialen Fürsorge und der Volksgesundheitspflege bei Kriegsende.* Wien—Leipzig 1917; L. Teleky, *Grundzüge der sozialen Fürsorge in der öffentlichen Gesundheitspflege. Ein Lehr- und Nachschlagebuch für österreichische Krankenpflegerinnen* (Lehrbücher für Krankenpflegeschulen, hrsg. v. Departement für Sanitätsangelegenheiten im k.k. Ministerium d. Inneren, II., Sonderschriften der Zeitschrift *Das Österreichische Sanitätswesen.* Wien—Leipzig 1917.

64 Teleky an Staatsamt für Unterricht vom 23. VIII. 1919 mit Gesuch um Verleihung des Gehaltes eines Beamten der VII. Rangsklasse, AVA, St.A.f.U. (= Staatsamt f. Unterricht), 4 Med Teleky, 21.877-7/19; zum Lehrauftrag vlg. AVA, St.A.f.U. 15.944/19; zum 01. 12. 1918 wurde Teleky neben mehreren anderen „wissenschaftlicher Mitarbeiter" des Volksgesundheitsamtes mit dem Spezialbereich „Sozialhygiene" (vgl. *Wien. klin. Wschr.* 31, 1918, 1334), offenbar als Vertragsbediensteter. Über seine Tätigkeit ist bislang nichts

bekannt. Andere zugleich berufene Mitarbeiter (z. B. Ernst Brezina) beantragten 1920 unter größten Schwierigkeiten die Bezüge eines Beamten der VII. Rangsklasse.

65 Im Bestand AVA, 4 Med Reichel, findet sich ein Verweis auf die Erteilung von Lehraufträgen an Heinrich Reichel und Karl Meixner unter der Zahl 12.955/20.

66 L. Teleky, „Ketzerische Betrachtungen zur Schularztfrage", in: *Wien. klin. Wschr.* 26,1913, 894—896; A. Schattenfroh, „Bemerkungen zur Schularztfrage", in: *Wien klin. Wschr.* 26, 1913, 1214—1216 — Hauptsprecher der Hygieniker in der Schulärztlichen Enquete von 1913 war jedoch Roland Graßberger, vgl. *Stenographisches Protokoll der von der Wiener Ärztekammer abgehaltenen Schulärztlichen Enquete 8., 10., 12. und 14. April 1913.* Wien 1913; R. Graßberger, „Zur Reform der Physikatsprüfungen. Ein Beitrag zur Psychohygiene des Unterrichtes", in: *Wien. klin. Wschr.* 33, 1920, 316—321; L. Teleky, „Über Soziale Hygiene. Eine Erwiderung auf R.
Graßbergers Ausführungen in Nr. 8 (richtig: Nr. 15,M.H.)dieser Wochenschrift",in: *Wien. klin. Wschr.* 33,1920, 519 f.; R. Graßberger, „Bemerkungen zu vorstehendem Aufsatz des Herrn Teleky", in: *Wien. klin. Wschr.* 33, 1920, 520 f.

67 Graßberger (1920), 520 (wie Anm. 66): „Er (Teleky, M. H.) gibt ohneweiters (sic) zu, daß die Soziale Hygiene der Politik und Propaganda näher steht, ergänzt diese Andeutung noch durch den Zusatz .Politisch Lied, ein garstig Lied', betritt den Kampfboden und läßt seine Stimme laut erschallen".

68 Vgl. R. Graßberger, „Krankheit, Fortschritt und Hygiene", in: *Arch. Hyg., Berlin 93,*1923, 218—238 (Festschrift f. Max von Gruber); R. Graßberger, „Aufgaben der Hygiene in Forschung, Unterricht und öffentlichem Leben", in: *Wien. klin. Wschr.* 37, 1924, 1251— 1256, bs. 1255; Graßberger argumentiert jeweils gegen die Rechte des Individuums und für die Ansprüche des Staates/der „Gesamtheit"; in: Graßberger 1920, 320 (wie Anm. 66), spricht er von „Fürsorgeunfällen", der „Rentenkrankheit", den „Zudringlichkeiten alter Spitalsbrüder und Frechheiten junger Gesundkranker".

69 Z. B. K.k.nö. Statthalterei an MKU vom 27. März 1919, in: AVA, MKU, 13.047—VIII/09 bezüglich der sozialistischen Einstellung Telekys und einer dreitägigen Haft im Jahre 1897, was ohne Konsequenzen blieb; in AVA, BMU (= Bundesministerium f. Unterricht), 7.129—1/1/35, wurden beide Fakten wieder ausdrücklich hervorgehoben.

70 Manchmal wird diese Abteilung oder Sektion 3 (vgl. *Wien. med. Wschr.* 68, 1918, 1468) des Ministeriums für Volksgesundheit auch als „sozialhygienische Abteilung" bezeichnet; vgl. I. Kaup, „Das Volksgesundheitsamt in Österreich als selbständiges Staatsamt", in: *Münch, med. Wschr.* 67, 1920, 187.

71 30. Okt. 1918 bis 15. März 1919. Mit der Fortführung der Geschäfte der Volksgesundheit beauftragt bis 9. Mai 1919, vgl. Weinzierl/Skalnik (1983), Bd. 2, 1068 (wie Anm. 44).

72 A. Labisch/F. Tennstedt, *Der Weg zum „Gesetz über die Vereinheitlichung des Gesundheitswesens" vom 3. Juli 1934. Entwicklungslinien und -momente des staatlichen und kommunalen Gesundheitswesens in Deutschland* (Schriftenreihe der Akademie für öffentliches Gesundheitswesen, Bd. 13). Düsseldorf 1985, 139—144; D. S. Nadav, *Julius Moses und die Politik der Sozialhygiene in Deutschland* (Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte, Universität Tel Aviv 8). Stuttgart 1985, 241—254.

73 Graßberger (1920), 316—321 (wie Anm. 66).

74 J. Hochenegg, „Die Ausgestaltung unserer Kliniken und Wien als ärztliche Zentrale", in: *Wien. med. Wschr.* 69, 1919, 477—489, bes. 485; vgl. auch Intervention von Ignaz Kaup in der Sitzung der Gesellschaft der Ärzte, Wien, vom 30. Jänner 1920, Protokoll in: *Wien, klin. Wschr.* 33, 1920, 159 f. Kaup wurde 1919 von der Medizinischen Fakultät erneut (1903 TH Wien, 1907 TH Charlottenburg) habilitiert, 1920 tit. a. o. Prof., und erhielt einen Lehrauftrag für Soziale Hygiene. Im Oktober 1920 wurde er wieder nach München berufen.

75 K. F. Wenckebach, „Ein österreichisches medikohistorisches Museum im Josephinum", in: *Wien. klin. Wschr.* 3 3, 1920, 75—77 bzw. Sitzungen der Gesellschaft d. Ärzte, Wien

vom 14. März 1919 und 9 . bzw. 30. Jänner 1920 *(Wien. klin. Wschr.* 32, 1919, 354 f. und 33, 1920, 94—96, 157—160); L. Schönbauer, „Wenckebachs Verdienste um das Institut für Geschichte der Medizin", in: *Wien. klin. Wschr.* 67, 1955, 640; UA, Med. Fak. 1299 ex 1918/19.

76 L. Teleky, „Menschenopfer. Eine Kriegs-und Friedensbetrachtung",in: *Wien. klin. Wschr.* 31, 1918, 533—535; Dr. J(osef) K. Fr(iedjung), „Menschenopfer. Eine Kriegs- und Friedensbetrachtung", in: *Der neue Abend* vom 1. Juli 1918, 3 f, mit dem Vorwurf, Teleky nähere sich den Schlußfolgerungen der Alldeutschen; L. Teleky, „Menschenopfer", in: *Der neue Abend* vom 2. September 1918, 3, und *ebda.,* Anmerkung von „Dr. J. K. Fr.".

77 L. Teleky an Professorenkollegium d. Med. Fak. vom 9. Oktober 1919, UA, Med. Fak. 108 ex 1919/20, worin sich Teleky darauf bezieht, in der letzten Kollegiumssitzung habe man gelegentlich einer Debatte über seine Person ihn als Mitarbeiter des *Abend* bezeichnet.

78 Nach Aussagen von Anna Teleky, Wien, dürfte es sich vor allem um die Aktion der KPDÖ am 12. November 1918 (Ausrufung der Republik) handeln, doch kämen auch der 18. April und der 15. Juni 1919 in Frage; vgl. H. Steiner, *Die kommunistische Partei Österreichs von 1918-1933. Bibliographische Bemerkungen* (Marburger Abhandlungen zur Politischen Wissenschaft, Bd. 11). Wien—Meisenheim a. d. Glan 1968, 8 und 14 f. sowie H. Hautmann, *Die verlorene Räterepublik. Am Beispiel der kommunistischen Partei Deutschösterreichs.* Wien—Frankfurt—Zürich 1971, 84, 150, 180—183.

79 Persönl. Mitteilung Anna Teleky, Wien, vom 5. Oktober 1980 gegenüber M. Hubenstorf und Paul Klein.

80 Niederschrift eines Interviews von Paul Klein mit Dr. Sigismund Peller in Walnut Creek, Calif. USA, 1982, S. 21, im Besitz des Verfassers. Peller spricht von einer „theoretischen Sozialhygiene" bei Tandler, die jeder Effektivitätskontrolle entbehrte.

81 K. Sablik (1983), 124, 126—129, 177 f. und 197 f. (wie Anm. 62), wobei er wenig differenzierend Teleky als Tandlers Ideengeber vermutet, dessen Konzepte Tandler realistisch und mit politischer Verankerung umgesetzt habe.

82 Zu Deutschland: Ch. Sachße, *Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit. Sozialreform und Frauenbewegung 1871-1929.* Frankfurt/Main 1986, 149—259 und 305—311; zur UdSSR: F. Meyer, „Sozialistische Opposition gegen den Staatskapitalismus in Rußland", in: R. Dutschke/M. Wilke, *Die Sowjetunion, Solschenizyn und die westliche Linke.* Reinbek 1975, 164—174.

83 A. Labisch/F. Tennstedt (1985), 57—67,84—93,102—106,230—235,266—271,349—351 und 372—374 (wie Anm. 72); Sachße (1986) (wie Anm. 82).

84 Ocafia (1982) (wie Anm. 27); M. Hubenstorf/D. Milles/E. R. Ocafia, „Die Errungenschaften der Hygiene und der Medizin allen zugänglich machen! Die soziale Verantwortung des Arztes im bewegten Leben von Ludwig Teleky (1872—1957)", in: R. Müller/ D. Milles (Hrsg.), *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterkrankheiten und der Arbeitsmedizin in Deutschland* (Schriftenreihe der Bundesanstalt für Arbeitsschutz, Sonderschrift 15). Dortmund 1984, 465 f.

85 S. Peller, *Not in my Time. The Story of a Doctor.* New York 1979, 102. Es ist unklar, ob es sich um den Chirurgen Alexander Fraenkel (Poliklinik) oder den medizinischen Chemiker Sigmund Fraenkel handelt. Im Jahr 1921 hielt Peller nach einführenden Worten von (offenbar) Alexander Fraenkel (vgl. Peller-Interview, 34 und 66 f.) einen Vortrag in der Gesellschaft zur Bekämpfung der Krebskrankheit in Wien, doch leitete auch S. Fraenkel gerade das Labor dieser Gesellschaft.

86 Habilitations-Akt Sigismund Peller, UA, Med. Fak. 322 ex 1921/22. Ein erstes Gutachten von Prof. Reichel von 1925 (vgl. Peller 1979, 102) bestätigte zwar die wissenschaftliche Leistung, lehnte aber die Habilitation ab, worauf die Fakultät das Gutachten ablehnte. Das entsprechende Gutachten fehlt im Habilitationsakt.

87 Mit Schreiben vom 29. X. 1924 (Nr. 8) forderte Prof. Graßberger die Heranziehung des Strafaktes Vr VIII 38/16 des Kreisgerichts Korneuburg zur Beurteilung Pellers (Strafsache wegen § 431 StGB, Gefährdung d. körperl. Sicherheit). Graßberger und Prof. Haberda waren im Verfahren Gutachter gewesen. Vgl. auch Peller (1979), 48—53,76, 100,130 f. (wie Anm. 85). Am 28. Oktober 1925 (Nr. 13) erinnerte der Dekan den Gutachter Reichel (ehem. UA, Med. Fak. 200 ex 1925/26; ab 1928 unter 322 ex 1921/22 geführt) an die Berichterstattung bis 15. November 1925. Trotzdem das Strafverfahren von 1916 eingestellt und Peller mehrfach rehabilitiert worden war, sprachen Graßberger und Reichel in ihrem Gutachten vom 5. Jänner 1926 (Nr. 15bzw.„zu 15“) von einem Mangel „jener Gesinnungsart, die bei einem kulturell höher stehenden Arzt vorausgesetzt werden muß“, und insbesondere in Bezug auf seine Abortusarbeit (S. Peller, „Der Abortus und das Bevölkerungsproblem“, in: *Arch. soz. Hyg. Dem.* 1919) kamen sie zum Schluß: „Dies beweist eine Charaktereigentümlichkeit, die zum gefühlsmäßigen Abweichen von echt wissenschaftlicher Denkweise neigt, so daß nach aller Voraussicht Dr. Peller die zur Ausübung der akademischen Lehrtätigkeit erforderliche geistige Haltung niemals besitzen wird... Die Anschauungen Dr. Peller (sic) in der Abortusfrage stehen aber andererseits unter seinen Anschauungen nicht ganz vereinzelt als bedenklich da; er neigt im allgemeinen zu einschneidenden, vom Bisherigen stark abweichenden, z. T. den Bestand von Sitte und Familie berührenden Abhilfsmaßnahmen in der sozialen Hygiene, und er scheint bei seiner anerkennenswerten Energie und Ausdauer ganz der Mann zu sein, solche Vorschläge gegebenenfalls zu verwirklichen und damit großes Unheil anzurichten.“ (Zitiert nach der zweiten, offenbar späteren Version des Gutachtens, bezeichnet als „Abschrift!“, nummeriert als „zu 15“).

88 Peller 1979, 103 und 106—129 (wie Anm. 85).

89 Habilitationsakt Alfred Götzl, UA, Med. Fak. 302 ex 1918/19 und AVA, BMU 16.666-1/ 2/26. Götzl reichte den Antrag bereits Ende 1918 ein, doch wurde er nach zahlreichen Interventionen vor allem von Seiten der Hygieniker Schattenfroh, Graßberger und Reichel erst am 16. Juni 1926 mit Stimmenmehrheit für „Interne Medizin unter besonderer Berücksichtigung der Tuberkulosefürsorge“ habilitiert; L. Teleky, „In memoriam Dr. Alfred Goetzl“, in: *Austrian Medical Bulletin,* September 1946, 9.

90 J. Halban/L. Seitz (Hrsg.), *Biologie und Pathologie des Weibes. Ein Handbuch der Frauenheilkunde und Geburtshilfe,* 8 Bde., Berlin—Wien 1924—1929; zur primo et unico loco Berufung von Seitz nach Wien vgl. *Münch, med. Wschr.* 66, 1919, 1310; zum nächsten Dreiervorschlag *ebda.* 67, 1920, 710 und 1280. Seitz erhielt eine Berufung nach Frankfurt, die er annahm. Zur Schilderung der internen Struktur der gynäkologischen Kliniken vgl. Peller (1979), 93—95 (wie Anm. 85) und Peller-Interview (1982), 34 (wie Anm. 80). Als Überblick: B. Lorenzsonn, *Personalbibliographien von Professoren und Dozenten der I. und II. Frauenklinik und der III. Geburtshilflichen Klinik in Wien im ungefähren Zeitraum von 1905-1930,* Diss. Erlangen 1973. Im folgenden wird öfters summarisch auf eine Gruppe ähnlicher Dissertationen aus Erlangen verwiesen; zur vollständigen Liste vgl. G. Fichtner, *Index wissenschaftshistorischer Dissertationen (IWD). Verzeichnis abgeschlossener Dissertationen auf dem Gebiet der Geschichte der Medizin, der Pharmazie, der Naturwissenschaften und der Technik,* Nr. 1: 1970—1980. Tübingen 1981,65—86. Diese Dissertationen sind in den Bibliotheken der Institute für Geschichte der Medizin der Universität Wien bzw. der Freien Universität Berlin vorhanden.

91 Peller 1979, 101 (wie Anm. 85).

92 Wagner-Jauregg 1950, 84 f. (wie Anm. 31).

93 W. Rosar, *Deutsche Gemeinschaft. Seyß-Inquart und der Anschluß,* Wien—Frankfurt— Zürich 1971, 29—37; M. Siegert, „Numerus Juden raus. Professoren nehmen sich Freiheit der Wissenschaft“, in: *Neues Forum* 21, 1974, 35—37; G. Jagschitz, *Der Putsch. Die Nationalsozialisten 1934 in Österreich.* Graz—Wien—Köln 1976, 26, 60, 63 f.

94 L. O. Meysels, *In meinem Salon ist Österreich. Berta Zuckerkandl und ihre Zeit.* Wien—München 1984, 188, 218, 243.

95 Zur Teilnahme Wagner-Jaureggs am Fackelzug der Sängerschaft „Ghibellinen" für Bundeskanzler Schober von der Universität zum Ballhausplatz gemeinsam mit dem Landbund-Abgeordneten Schönbauer und den Professoren der Hochschule für Bodenkultur Robert Stigler und Wilhelm Olbrich vgl. *Arbeiter-Zeitung* vom 1. Dezember 1929, 3.

96 Rosar (1971), 105 (wie Anm. 93); Th. Wagner-Jauregg, *Mein Lebensweg als bioorganischer Chemiker* (Große Naturforscher, Bd. 46), Stuttgart 1985, 12.

97 Z. B. J. K. Friedjung, „Die hohe Kindersterblichkeit in kinderreichen Familien", in: *Wien, klin. Wschr.* 40, 1927, 1578 f.; Bemerkungen Prof. Kermauners, *ebda.* 1645.

98 Sablik (1983), 298—301 (wie Anm. 62) über Unruhen im Anatomischen Institut in den Jahren 1923, 1925, 1927, 1929 bis 1931 und 1933; H. Zoitl, „Akademische Festkultur", in: Kadrnoska (1981), 167—204 (wie Anm. 52); W. Höflechner, „Zur Geschichte der Universität Graz", in: *Almae matri Carolo-Francisceae Graecensis Quadrigentesimo Aetatis Suae Anno Completo.* Hrsg. v. K. Freisitzer/W. Höflechner/H.-L. Holzer/W. Mantl. Graz 1985, 46 f., über antisemitische Vorfälle in Graz 1923 mit zentraler Beteiligung von Maximinian de Crinis.

99 E. Rabofsky/G. Oberkofler, *Verborgene Wurzeln der NS- Justiz. Strafrechtliche Rüstung für zwei Weltkriege.* Wien—München—Zürich 1985.

100 Auch Emmerich Czermak (1885—1965) war Mitglied der „Deutschen Gemeinschaft"; vgl. Rosar (1971), 32 (wie Anm. 93).

101 Zu seiner wissenschaftlich-politischen Position vgl. Literatur zu Anm. 68; Graßberger wurde schon Anfang 1922 Leiter einer selbständigen Abteilung für den Unterricht der Physikatskandidaten am Hygiene-Institut, UA, Med.Fak. 243, 970 und 1380 ex 1921/22, AVA, Unterr. A. (+ Unterrichtsamt im Bundesministerium für Inneres und Unterricht) 24.806-2/20 bzw. 24.936-1-2/21 und 6.277-1-2/22. Die Abteilung unterrichtete auch Soziale Hygiene.

102 Heinrich Reichel, 1876 in Wels geb., 1901 Dr. med. Wien, Studium d. Naturwiss. an div. dt. Universitäten, 1905 Assist. Hyg. Institut Wien, 1910 Dozent, 1914 a. o. Prof., seit 1919 Vorlesungen über Volksgesundheitslehre (Soziale Hygiene) an d. jurid. Fakultät, 1920 erstmals Vorl. über Rassenhygiene, 2. Juni 1922 Vortrag über Rassenhygiene in einem Expertenkreis des Bundespräsidenten M. Hainisch, 1923/24—33 Leiter d. Abteilung f. d. Unterricht d. Physikatskandidaten und soziale Hygiene, 1933—42 o. Prof. Hygiene Graz, 1936/37 Dekan, ca. 1939 Hauptgutachter des Reichs-Sippenamtes. UA, Personalblatt H. Reichel; H. Reichel, *Die Hauptaufgaben der Rassenhygiene in der Gegenwart* (Veröff. Volksgesd.amt, Wien, XVIII). Wien 1922; H. Reichel, „Die Stellung der Rassenhygiene zur Hygiene und Medizin", in: *Beil. z. Wien. klin. Wschr.* 38, 1925, Heft 18, anl. d. Eröffnung d. Hygieneausstellung in Wien 1925, 15 f.; H. Reichel, „Alfred Ploetz und die rassenhygienische Bewegung der Gegenwart", in: *Wien. klin. Wschr.* 44, 1931, 284—287; H. Reichel, „Welches sind heute die dringlichsten Forderungen der Rassenhygiene?", in: *Wien. klin. Wschr.* 47, 1934, 705—708, 740—743; H. Reichel, „Die Stellung der Rassenhygiene zur Hygiene und Medizin", in: *Wien. klin. Wschr.* 48, 1935, 2—5; M. Hainisch, *75 Jahre aus bewegter Zeit, Lebenserinnerungen eines österreichischen Staatsmannes* (Veröff. d. Komm. f. Neuere Geschichte Österreichs, Bd. 64). Wien—Graz—Köln 1978, 284; M. Hubenstorf, „Sozialmedizin, Menschenökonomie, Volksgesundheit", in: Kadrnoska (1981), 252 (wie Anm. 52); H. Seidler/A. *Rett, Das Reichs-Sippenamt entscheidet. Rassenbiologie im Nationalsozialismus.* Wien—München 1982, 175; *ÖBL (= Österr. Biograph. Lex.)* Bd. 9, 1984, 29.

103 Antrag Schattenfroh auf Erteilung eines Lehrauftrages f. Soziale Hygiene an Heinr. Reichel und Übernahme d. Bestände des Seminars f. Soziale Medizin vom 27. Feber 1923, UA, Med. Fak. 767 ex 1922/23, und Ausdehnung d. Lehrverpflichtung von Reichel

auf Soziale Hygiene mit Schreiben d. Unterrichtsamts Z. 26.223/21/I-Abt. 2 v. 30. April 1923, UD, Med. Fak., 976 ex 1922/23.

104 Anfrage d. Abgeordneten Seitz, Eldersch, Danneberg und Genossen an den Bundesminister f. Unterricht wegen der parteiischen Beugung der Habilitationsnorm gegen Sozialdemokraten, in: Beiblatt zur Staatskorrespondenz LVIII, II. Gesetzgebungsperiode, 49. Sitzung, Wien am 15. Juli 1924, Anfrage 98/J., 754—757; Anfragebeantwortung des Bundesministers für Unterricht Dr. Schneider, betreffend die..., in: *ebda.* LXVII, II. Gesgeb. per. 52/A. B./ zu 98/J., Wien 21. August 1924, 822—825.

105 Rechtsanwalt Erich Dornfeld an BMin. f. Unterr. vom 3. Dezember 1928 im Nachtrag zur Beschwerde gegen den Bescheid von 1926 (UA, Med. Fak. 322 ex 1921/22), mit Beifügung des *Report on the Work of the Cancer Commission for the Years 1923 to 1927*(Publications of the League of Nations, II. Health. 1927.III. 17). Geneva 1927.

106 Fischer 1932, Bd. 2, 1247 f. (wie Anm. 2); Kaplan 1952, 258 (wie Anm. 12).

107 Kaplan 1952, 241 f. (wie Anm. 12).

108 Fischer 1932, Bd. 2, 816 (wie Anm. 2); Kaplan 1952, 253 (wie Anm. 12); M. Eisler, „Rudolf Kraus“, in: *Wien. klin. Wschr.* 45, 1932, 1072 f. Zur Privatisierung: Wagner-Jauregg(1950) 85 (wie Anm. 31) und ders.: „Erinnerungen an Hofrat Dr. Bruno Busson“, in: *Wien. klin. Wschr.* 49,1936,218; dagegen abweichend eingeschätzt von: M. Eisler, „Zur Geschichte des Serotherapeutischen Institutes“, in: *Wien. klin. Wschr.* 65, 1953, 767 f.

109 *Wien. klin. Wschr.* 40, 1927, 895 über die Gründung einer internationalen Gesellschaft für Mikrobiologie unter dem Vorsitz von Thorwald Madsen. Präsident wurde der Belgier Jules Bordet. Kraus war gleichzeitig auch Vorsitzenderder Wiener Gesellschaft für Mikrobiologie.

110 Wagner-Jauregg 1950, 91 f. (wie Anm. 31).

111 L. Rape, *Die österreichischen Heimwehren und die bayerischen Rechte 1920-1923.* Wien 1977, 222, 283, 303, 307, 316, 333, 339.

112 G. Jäckel, *Die Charite. Die Geschichte des berühmtesten deutschen Krankenhauses.* Bayreuth 1963, 377—401; G. Aly, „Der saubere und der schmutzige Fortschritt“, in: *Beiträge zur Nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik:* 2, Berlin 1985, 9—78 und K.-H. Roth, „Filmpropaganda für die Vernichtung der Geisteskranken und Behinderten im „Dritten Reich““, in: *ebda.,* 125—193; R. J. Lifton, *The Nazi Doctors. Medical Killing and the Psychology of Genocide.* New York 1986, 63—65, 81, 170 f.

113 Angaben über Schilder beziehen sich, wenn nicht anders angegeben, auf: D. Langer, *Paul Ferdinand Schilder. Leben und Werk,* Diss. Mainz 1979 und Popper (1986) (wie Anm. 85).

114 A. Adler, „The Work of Paul Schilder“, in: *Bull. N. Y. Acad. Med.* 41, 1965, 850, über einen Konflikt (ca. 1927) zwischen Schilder, bei dem 20 Ärzte, und Kogerer, bei dem nur mehr ein Arzt arbeitete. Auf Entscheidung von Wagner-Jauregg mußte daraufhin Alexandra Adler Schilders Arbeitsgruppe verlassen.

115 Die früher bestehenden beiden Lehrkanzeln wurden 1902 von Wagner-Jauregg vereinigt bzw. eine Klinik noch eine Zeitlang suppliert; nach Wagners Emeritierung gab es offenbar Diskussionsansätze, wieder zwei Lehrkanzeln bzw. Kliniken einzurichten; vgl. Langer 1979, 71 f. (wie Anm. 113).

116 W. Bromberg, *Psychiatry between the Wars, 1918-1945. A Recollection* (Contributions in Medical History, No. 10). Westport—London 1982, 81—90; D. Shakow, „The Contributions of the Worcester State Hospital and Post-Hall Clark University to Psychoanalysis“, in: G. E. Gifford, jr. *(Hrsg.), Psychoanalysis, Psychotherapy andthe New England Medical Scene. 1894-1944.* New York 1978, 40 f. und *ebda.* 350.

117 P. Schilder, *The Image and Appearance of the Human Body. Studies in the Constructive Energies of the Psyche.* London 1935; ders., *Psychotherapy.* New York 1938; ders., *Mind, Perception and Thought in their Constructive Aspects.* New York 1942 (posthum); ders., *Goals and Desires of Man. A Psychoanalytical Survey of Life.* New York 1942 (posthum).

118 Bromberg (1982), 28—53 (wie Anm. 116).
119 E. Atuanya, *Personalbibliographien der Professoren und Dozenten der Kinderklinik an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien von 1850 bis 1930,* Diss. Erlangen 1972; R. Wagner, *Clemens von Pirquet. His Life and Work,* Baltimore 1968; Popper (1986), 55 f. (wie Anm. 13); A. Payer „Kameradenlebewohl an Professor Dr. Hamburger", in: *Der Panther* vom 24. Mai 1930, 3 f., spricht von Hamburger als einem „offene(n) Parteigänger des (steirischen, M. H.) Heimatschutzes"; Personalakten des Dr. Erwin Jekelius, Stadt- und Landesarchiv Wien, DÖW 19.209.
120 A. Vogl, „The Vienna School of Cardiology", in: *Proceedings of the Virchow and Pirquet Medical Societies* 23, 1975, 28—36; H. Kaunitz, „Orbituary for Herbert Elias", in: *ebda.* 21 f.; O. Sternberg (1968) (wie Anm. 137).
121 Popper (1986), 54 f. (wie Anm. 13) und persönl. Mitteilung Prof. Ludwig Poppers über ein Zusammentreffen mit H. Eppinger kurz nach dessen Rückkehr aus Deutschland im Café „Klinik".
122 Dies ergibt ein Vergleich der Assistenten in *Handbuch Reichsgau Wien,* 63./64. Jg. (1941), 441, bzw. *Nachtrag 6 zum Ärzteverzeichnis 1937* (Verzeichnis der Ärzte und Heilanstalten der Ostmark, Leipzig, Mai 1941) mit der SS-Mitglieder-Liste im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Wien.
123 Popper (1986), 70 f. (wie Anm. 13).
124 Popper (1986), 54 f. (wie Anm. 13); Strauss/Röder (1983), Bd. 2, 919 (wie Anm. 14). Kaunitz emigrierte über die Philippinen in die USA.
125 Hier ist auf die Beispiele Tandler, Teleky, Peller und Goetzl zu verweisen, was mich veranlaßte, die Diskriminierung der politischen Linken schon vor 1934 in den Vordergrund zu stellen; vgl. Hubenstorf (1984), 90—92 (wie Anm. 10), Popper (1986), 100—103 (wie Anm. 13).
126 Als methodisches Beispiel kann die Dissertation über Paul Schilder von Langer (1979) (wie Anm. 113) dienen; die Veränderung ergibt sich vor allem bei Durchsicht von Kaplan 1952 (wie Anm. 12).
127 Z. B. die Angaben Schilders in: *Wer ist's?,* IX. Ausgabe, Berlin 1928, 352: „parteilos".
128 Auch über dieses Problem gibt es keine besondere Studie. Auffälligkeiten ergeben sich vor allem an Hand der bei K. R. Eissler, *Sigmund Freud und die Wiener Universität. Über die Pseudo-Wissenschaftlichkeit der jüngsten Wiener Freud-Biographik.* Bern—Stuttgart 1966, 181—183, abgedruckten Dozentenliste; zur Auseinandersetzung um die Stellung der Privatdozenten vgl. die „Wiener Briefe" in: *Münch, med. Wschr.* 52, 1905, 1260—1262, 1413 f. und 54 (1907) 1451. Nachdem auch in diesem Fall parlamentarische Interpellationen im Reichsrat 1905 von Seiten fachlich kaum qualifizierter, antisemitischer Abgeordneter aus Niederösterreich kamen, ist anzunehmen, daß es — neben standespolitischen Fragestellungen — um eine Diskriminierungskampagne gegen jüdische Privatdozenten ging. Der Abgeordnete Dr. jur. Alois Heilinger, Magistratsbeamter und Dozent am k.k. technologischen Gewerbemuseum, forderte gar das Einstellen der Erteilung von Dozenten-Titeln.
129 Kumer, „Gustav Riehl f. 19. Februar 1855—7. Jänner 1943", in: *Wien. med. Wschr.* 93, 1943, 134: „Eine Leistung kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden: Die Ent- judung der Dermatologie. Als Assistent bei Kaposi hatte er bei den gegensätzlichen Weltanschauungen einen schweren Stand. Seine Klinik übergab er seinem Nachfolger judenrein."
130 So betrug der Prozentsatz der „jüdischen" Ärzte unter den Wiener Dermatologen 1938 ca. 68%, vgl. Hubenstorf 1984, 93 (wie Anm. 10); unter den berühmten jüdischen Dermatologen im 19. Jahrhundert: Isidor Neumann, Heinrich Auspitz, Moritz Kaposi; vgl. Kaplan 1952 (wie Anm. 12).

130a So z. B. Erich Urbach (1893—1946); E: 1938 USA, und Rudolf Müller (1877—1934), Leiter der Serodiagnostischen Untersuchungsstation.

131 Popper (1986), 60 (wie Anm. 13) nennt: Oskar Weltmann (1885—1934) an der III. Medizinischen Klinik, Ernst B. Gold (1891—1967) an der I. und Felix Mandl (1892—1957) an der II. Chirurgischen Klinik, Ludwig Sallmann (1892—?) an der II. Augenklinik, Emanuel Klaften (1892—1971) an der I. Frauenklinik. Gold, Sallmann und Klaften emigrierten in die USA, Mandl nach Palästina.

132 132 Strauss/Röder (1983), Bd. 2, 1092 (wie Anm. 14): 1931—37 Wien, 1937—1947 Prof, in Kabul, Afghanistan.

133 133 Strauss/Röder (1983), Bd. 2, 17 (wie Anm. 14): 1931 nach China, 1933 USA; untersuchte 1945/46 die Vorgänge in den deutschen psychiatrischen Anstalten bzw. Hirnforschungsinstituten und war einer der Hauptsachverständigen im Nürnberger Ärzteprozeß 1946/47.

134 Strauss/Röder (1983), Bd. 2, 1009 f. (wie Anm. 14): E. 1933 A, 1936 USA.

135 Wenngleich Anna Simona Spiegel-Adolf schon 1930 nach Philadelphia ging, vgl. Kaplan (1952), 199 (wie Anm. 12).

136 Zur Gründung vgl. z. B.: „Dank an einen Wohltäter", in: *Neue Freie Presse,* Abendausgabe 19. III. 1929, 1; J. Kreisberg, „Die Gründung des Wiener Krebsinstitutes", in: *ebda.* 20. III. 1929, 8; „Der amerikanische Philantroph Mr. S. Canning Childs in Wien", in: *ebda.* 10. VII. 1929,6; „Besuch im S. C. Childs-Spital", in: *Neues Wiener Tagblatt* 25. VI. 1930,6; „Ein Krebsinstitut in Wien", in: *ebda.* 10. VII. 1929, 5; „Die Eröffnung des Childs-Spitals für Innere Medizin und Krebs", in: *Neue Freie Presse 3.*1. 1930,6; „Die Zukunft des Childs-Institut", in: *ebda.* 25. VI. 1930, 9.

137 Fritz Silberstein war stellvertretender Direktor; O. Porges wurde 1934 Leiter der internen Abteilung, vgl. O Sternberg, „In memoriam Otto Porges", in: *Pirquet. Bull.* 15,1968, No. 2, 12; F. Mandl war 1932—38 Leiter der chirurgischen Abteilung, vgl. A. Schweinitz, *Personalbibliographien der Professoren und Dozenten der 11. Chirurgischen Klinik der Universität Wien im ungefähren Zeitraum von 1880-1930,* Diss. Erlangen 1974, 111.

138 J. Merinsky, *Die Auswirkungen der Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich auf die medizinische Fakultät Wien im Jahr 1938,* Wien 1981, 56—58. Hubenstorf (1984), 97 (wie Anm. 10).

139 A. Pillat, *Lebenslauf.* Wien 1971, 6—11. Pillat war 1927—1933 Prof. d. Ophthalmologie am Peiping Union Medical College in Peking. Alan Gregg von der Rockefeller Foundation hatte ihn dazu überredet. In China widmete sich Pillat sowohl Trachomstudien wie auch Studien über die Vitamin-A-Mangel-Krankheit. 1930/31 war auch Ludwig Sallmann Associate Professor am Union Medical College, vgl. Strauss/Röder (1983), Bd. 2, 1010 (wie Anm. 14).

140 F. J. Lang, „Über Gewebszüchtung", Vortrag vor der Wissenschaftlichen Gesellschaft der Ärzte in Innsbruck am 3. Juni 1927, Protokoll in: *Wien. klin. Wschr.* 40, 1928, 958 f.; Fischer (1932) Bd. 2, 859 (wie Anm. 2).

141 Speiser (1961), 53 f. (wie Anm. 55).

142 142 Strauss/Röder (1983) Bd. 2., 570 (wie Anm. 14).

143 143 Peller (1979) 157—187 (wie Anm. 85).

144 144 Sablik (1983) 312—321 (wie Anm. 62).

145 145 Strauss/Röder (1983) Bd. 2, 887 f. (wie Anm. 14).

146 146 Strauss/Röder (1980), Bd. 1, 102 (wie Anm. 14): E: 1934 F, 1940 Mexiko (Heinrich Heine Club), 1947—52 Dermatologin der Wiener Gebietskrankenkasse.

147 147 Strauss/Röder (1983) Bd. 2, 7 f. (wie Anm. 14); Zur Emigration der Individualpsychologen vgl.: B. Handlbauer, *Die Entstehungsgeschichte der Individualpsychologie Alfred Adlers* (Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann-Institutes für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften, Bd. 12). Wien—Salzburg 1984, 195 f.

148 Strauss/Röder (1983), Bd. 2, 212 f (wie Anm. 14); Gifford (1978), passim (wie Anm. 116); E: Helene Deutsch Sept. 1935, Felix Deutsch Jan. 1936; *Mitteil. Wirtsch. Org. Ärzte Wien* 16, 1936, 170, vermeldet erst in Heft 9 vom September die Übersiedelung ins Ausland. Im Fachärzteverband wird die Austrittsmeldung erst in der Sitzung vom 19. Nov. 1936 „zur Kenntnis" genommen, vgl. *ebda.* 218.

149 *Ebda.* 222 (Nr. 12 vom Dez. 1936); Prof. Ludwig Popper, pers. Mitteilung vom 3. August 1983, und Popper 1986, 335 (wie Anm. 13).

150 Strauss/Röder (1983), Bd. 2, 484 (wie Anm. 14).

151 Strauss/Röder (1980), Bd. 1, 26 (wie Anm. 14).

152 *Ebda.,* 383.

153 *Ebda.,* 179; Sablik (1983), 319 und 321 (wie Anm. 81); Dr. Marina Fischer-Kowalski, pers. Mitteilung.

154 J. Schneeweiß, *Keine Führer – keine Götter. Erinnerungen eines Arztes und Spanienkämpfers.* Wien 1986.

155 Gebauer und Branscheidt, „Psychoanalyse für die Unterdrückten", in: *Tageszeitung.* Berlin 7. X. 1985, 11; Vortrag und Diskussion mit Marie Langer, Institut für Psychotherapie e. V., Berlin, 8. Oktober 1985.

156 Strauss/Röder (1980), Bd. 1, 145, 192 (wie Anm. 14).

157 Vgl. Anm. 112.

158 Zu Keiter: *Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender 1935,* 5. Ausgabe, Berlin—Leipzig 1935, 656 und 1940/41, 6. Ausgabe, Berlin 1941, 878 und 1062; zu Stühlinger: *Verzeichnis der deutschen Ärzte und Heilanstalten. Reichs-Medizinal-Kalender für Deutschland,* Teil II, 58. Jg., Leipzig 1937, 79; „Die Neuordnung des Volksgesundheitsamtes", in: *Mitteilungen der Unterabteilung Gesundheitswesen im Ministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten,* 1938, 85 f. (Referent für Standesangelegenheiten der Ärzte und übrigen Sanitätspersonen und Vertreter des Referenten für Krankenanstalten aller Art, einschließlich Irrenwesen); *Handbuch* 1941, 8 (wie Anm. 122): Leiter der Hauptstelle Gesundheitswesen und Bevölkerungspolitik im Gauamt für Volksgesundheit der NSDAP:

159 L. Teleky, „Geschichtliches, Biographisches, Autobiographisches", in: E. Lesky (Hrsg.), *Sozialmedizin - Entwicklung und Selbstverständnis* (Wege der Forschung, Bd. CCLXXIII). Darmstadt 1977, 366; W. Hecke, „Die 17. Fürsorgetagung der Österreichischen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik und Fürsorgewesen", in: *Münch, med. Wschr.* 83, 1936, 1074, und ebenso W. Hecke, „Die 18. Fürsorgetagung...", in: *ebda.* 84, 1937, 454, und mehrfache Auftritte in der Gesellschaft der Ärzte Wien; AVA, BMU, 4 Med. Teleky, 7.129-1/1/1935.

160 A. Niedermeyer, *Wahn, Wissenschaft und Wahrheit. Lebensbekenntnisse eines Arztes.* Innsbruck—Wien—München 1956,261—406 (erweiterte Neuausgabe der Autobiographie unter demselben Titel, Salzburg 1934); Hubenstorf (1984), 87 f. (wie Anm. 10). Die damalige Ansiedlung von Niedermeyers Professur in Innsbruck beruht auf einem Irrtum; Niedermeyers Sohn wurde nach 1945 Psychiater in Innsbruck und emigrierte später in die USA.

161 A. Niedermeyer, *Handbuch der Speziellen Pastoral-Medizin,* 6 Bde. Wien 1948—1952; ders., *Allgemeine Pastoral-Medizin,* 2 Bde. Wien 1954—1955.

162 M. Sakel, *Neue Behandlungsmethoden der Schizophrenie.* Wien ^{2}1938.

163 W. Häusler, „Toleranz, Emanzipation und Antisemitismus. Das österreichische Judentum des bürgerlichen Zeitalters (1782—1918)", in: Drabek u. a., *Das österreichische Judentum. Voraussetzungen und Geschichte.* Wien—München ^{2}1982, 104—108, 122 f.; H. D. Heilige, „Generationskonflikt, Selbsthaß und die Entwicklung antikapitalistischer Positionen im Judentum. Der Einfluß des Antisemitismus auf das Sozial verhalten jüdischer Kaufmanns- und Unternehmersöhne im Deutschen Kaiserreich und in der K.u.k. Monarchie", in: *Geschichte und Gesellschaft* 5, 1979, 476—518.

164 R. Ramm, „Sechs Monate ärztliche Aufbauarbeit in Österreich“, in: *Ärzteblatt für die deutsche Ostmark* 1, 1938, 219—221.

165 J. Merinsky (1981), XIX—XX (wie Anm. 138). Laut telefonischer Auskunft von Frau Dr. Bauer-Merinsky, Wien, bezieht sich diese Zahl auf die 1938 aktuell lehrenden Hochschullehrer, während die *ebda.*, IV—XV, angegebene Übersicht (308 Personen) den Lehrkörper nach dem Personalverzeichnis wiedergibt. Ein Teil der dort für 1938 angegebenen Personen war aber schon, teilweise seit 1930, emigriert. So kam bei der Korrektur eine weitere Emigration von vor 1938 zutage: der Urologe Oswald Scharz emigrierte bereits mindestens 1936 nach den USA (vgl. *Mitteil. Wirtsch. Org. Ärzte, Wien* 16, 1936, 222 vom Dez. 1936). In der nachfolgenden Tabelle ist er jedoch schon ohne diese Korrektur als Emigrant berücksichtigt. Einschließlich der „politisch“ Entlassenen wurden 153 von 197 Hochschullehrern, also 77,5%, entfernt. Unter der Gesamtzahl der Habilitierten ist der Anteil der als approbierte Ärzte im Land, wenn auch nicht im Amt Verbliebenen mit 148 von 323, ca. 45,8%, um etliches höher.

166 Aus 15 Klinikleiterpositionen wurden nur 2 Professoren aus „rassischen“ Gründen entlassen, aus 10 theoretischen Instituten nur 3 Institutsvorstände, aber aus 5 teilweise selbständigen Instituten oder verselbständigten Abteilungen mindestens 4.

167 G. Botz, *Wien vom „Anschluß“ zum Krieg. Nationalsozialistische Machtübernahme und politisch-soziale Umgestaltung am Beispiel der Stadt Wien 1938/39.* Wien—München 1978, 98—105.

168 Atuanya (1972), 75 (wie Anm. 119); *Österr. Biograph. Lex..* Bd. 3, 1965,446: 23. April 1938.

169 Botz (1978), 105 (wie Anm. 167); *Österr. Biograph. Lex.,* Bd. 7, 1978, 141: G. Nobl, 14. März 1938; Das *Internationale Ärztliche Bulletin - Zentralorgan der Internationalen Vereinigung sozialistischer Ärzte,* Prag 5, 1938, 25 f., vermeldet unter dem Titel „Österreich“ im April/Mai 1938 ebenfalls den Selbstmord der Gynäkologen (!) Prof. Nobel (sic) und Prof. Oskar Frankl, aber auch offenbar unzutreffend von „Prof. Denk, Leiter der 2. Medizinischen Klinik“. Prof. Wilhelm Denk war Vorstand der II. Chirurgischen Klinik und blieb es auch.

170 So sind die Todesumstände des Lichtbiologen Walter Hausmann (11. April 1877, Meran — 27. April 1938, Wien), des medizinischen Chemikers Sigmund Fraenkel (22. Mai 1868 Krakau — 7. Juni 1939, Wien) und des HNO-Spezialisten Rudolf Leidler (11. März 1880, Prag — 7. August 1938, Wien) in den gängigen Nachschlagewerken nicht angegeben, der Pädiater Adolf Hecht (geb. 8. August 1876, Wien) verstarb laut *Österr. biograph. Lex.,* Bd. 2, 1959, 233 „zwischen 1938 und 1945“. Aus den Entlassungslisten von 1938 ist in allen Fällen bekannt, daß es sich um jüdische Hochschullehrer handelte.

171 „Bestallungsentzug der jüdischen Ärzte und Zahnärzte“, in: *Ärzteblatt für die deutsche Ostmark* 1, 1938, 225—231.

172 Strauss/Röder (1983), Bd. 2, 457 (wie Anm. 14) unter seinem Sohn Peter Hammerschlag (1902—1942?), der in Auschwitz umgebracht wurde.

F. Stadler, „Spätaufklärung und Sozialdemokratie in Wien 1918—1938“, in: Kadrnoska (1981), 461 und 465 (wie Anm. 52); L. Hass, *ambicje. rachuby, rzeszywistość. wolnomularstwo w Europie Srodkowo-Wschodniej 1905-1928* (Ambitionen, Berechnungen, Wirklichkeit. Freimaurerei in Mittel-Ost-Europa 1905—1928). Warszawa 1984, 185; das *Jahrbuch der Wiener Gesellschaft.* (Wien 1930, 224) bezeichnet Hammerschlag als Gründer des Wohltätigkeitsvereins „Bereitschaft“.

Der Pädiater und Präsident der ärztlichen Kraftfahrvereinigung, Carl Hochsinger, starb nach 1942 vermutlich in Theresienstadt, vgl. *Österr. Biograph. Lex.,* Bd. 2, 1959, 344.

173 Handlbauer (1984), 200 und 365, Anm. 85 (wie Anm. 147). Natürlich ist eine größere Zahl von Ärzten, wenn auch nicht Hochschullehrern, bekannt, die den Terror der KZs und Lager überlebten, vgl. Popper (1986), 329 (wie Anm. 13).

174 P. Speiser, „In memoriam Prof. Dr. Michael Eisler-Terramare“, in: *Wien. klin. Wschr.* 82, 1970, 450 f.
175 E. Stern, *Die letzten zwölf Jahre Rothschild-Spital Wien 1931-1943.* Wien 1974.
176 Popper (1986), 328 f. (wie Anm. 13).
177 Stransky trat 1918/19 in Wien der Nationaldemokratischen Partei bei, wurde aber wegen seiner jüdischen Herkunft „gebeten“, die Partei wieder zu verlassen; danach war er Sprecher der deutschnationalen Czernin-Gruppe in der Bürgerlich-demokratischen Arbeitspartei und um 1930 Sprecher des Schoberblocks, vgl. Denkschrift Prof. Erwin Stransky vom 5. VIII. 1938,6, in : AVA, RST III, Karton 7.700, GZ. 79.310/39. Den Hinweis auf diesen Aktenbestand verdanke ich Dr. Oliver Rathkolb.
178 Zu Stranskys Vortrag „Rasse und Psychotherapie“ von 1936 in der Landesgruppe Österreich der Überstaatlichen allgemeinen Gesellschaft für Psychotherapie vgl. „Rassenfragen unter österreichischen Psychotherapeuten“, in: *Intern. Ärztl. Bull.* 4, 1937, 16. und Stransky-Denkschrift (1938), 10 f. (wie Anm. 177).
179 AVA, RSt III, Karton 7.700, GZ. 79.310/39, Brief Stranskys vom 11. August 1939; Brief von Prof. Erwin Stransky an Unbekannt vom 21. IX. 1938, im Besitz des Verfassers; Liste I jener „Privatdozenten der Wiener medizinischen Fakultät, die nicht in der Lage sind, aus rassischen Gründen den Diensteid abzulegen“, AVA, BMU 12.475-1/1/1938. Für den Zugang zu diesem und einer Reihe weiterer Dokumente bin ich den Mitarbeitern des Emigrationsprojekts des Instituts für Wissenschaft und Kunst, insbesondere Heimo Gruber, zu Dank verpflichtet.
180 F. Ehlert, *Personalbibliographien von Professoren und Dozenten der Psychiatrie und* Neurologie an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien im ungefähren Zeitraum von *19251945.* Diss. Erlangen, 1972, 82.
181 §3. Abs. 1 der *Verordnung zur Neuordnung des österreichischen Berufsbeamtentums* vom 31. Mai 1938 (Ges. Bl. f. d. L. O. 160/38) bestimmte: „Jüdische Beamte, Beamte, die jüdische Mischlinge sind, und Beamte, die mit einer Jüdin (einem Juden) oder mit einem Mischling ersten Grades verheiratet sind, sind in den Ruhestand zu versetzen.“
182 Ramm (1938), 220 f. (wie Anm. 164).
183 Merinsky (1981) (wie Anm. 138) und Angaben der diversen Erlanger Dissertationen.
184 Dies ergeben u. a. die Ermittlungsakten gegen Dr. Eisenmenger, Vg 2c Vr 5373/46, Hs 222/46 in den Beständen des DÖW.
185 Merinsky (1981), IV—XV (wie Anm. 138).
186 Nachträglich fanden sich unter den rassisch verfolgten Dermatologen Stefan Robert Brünauer, der in die USA emigrierte, und unter den Zahnärzten mit unbekanntem Schicksal Otto Hofer, der 1939 a. o. Prof, in Berlin wurde. Ein Teil der Personen mit „unbekanntem Schicksal“ dürfte also im Machtbereich des Nationalsozialismus Karriere gemacht haben.
187 Berücksichtigt wurden jeweils die beim Tod oder bis 1945 zuletzt erreichten oder zumindest bekannten Länder. Teilweise stützen sich die Angaben nur auf die Autorschaft und die entsprechenden Institutionsangaben bei Artikeln der *Wiener klinischen Wochenschrift,* sodaß über den genauen Emigrationsweg nichts bekannt ist.
188 Strauss/Röder (1983), Bd. 2, 744 (wie Anm. 14). Zu Berger *ebda.,* 87, und H. Braunsteiner, „In memoriam Prof Dr. Wilhelm Berger“, in -*.Wien. klin. Wschr.* 81, 1969, 529 f.
189 Strauss/Röder (1983), Bd. 2, 161 (wie Anm. 14); F. Scheminzky/Th. Wense, „Die Geschichte des Physiologischen Institutes der Universität zu Innsbruck“, in: *Forschungen und Forscher der Tiroler Ärzteschule (1948-1950).* II. Band. Innsbruck 1950, 155.
190 Pers. Mitteilung Anna Teleky, Wien, 5. Oktober 1980: Hier wären u. a. zu nennen: die Kooloidchemikerin Anna Simona Spiegel-Adolf (vgl. Anm. 135), die Physiologin Helene Wastl (vgl. Scheminzky/Wense (1950), 155 (wie Anm. 189), die Histologin Carla Zawisch-Ossenitz (vgl. Anm. 223), die einzige Ärztin der Gewerbeinspektion und Arbeitsmedi-

zinerin Jenny Adler-Herzmark (1877—1950) und natürlich eine Reihe von Psychotherapeutinnen.

191 Th. Wense, „Die Lehrkanzel für allgemeine und experimentelle Pathologie in Innsbruck und ihr Vorstand Prof. Dr. Gustav Bayer", in: *Forschungen und Forscher...* 1950, 207 f. (wie Anm. 189).

192 „Die Vorstände der Lehrkanzel für Zahnheilkunde", in: *ebda.* 519.

193 In Graz: Hans Zacherl (Gynäkologie), Walter Schwarzacher (Gerichtsmedizin); in Innsbruck: Hubert Urban (Psychiatrie); auch die Emeritierung oder Entlassung F. W. Martin Henzes (Med. Chemie) und Anton Steyrers (Interne Medizin) knapp an der Altersgrenze von 65 Jahren in Innsbruck könnte politisch motoviert gewesen sein.

194 Strauss/Röder (1980), Bd. 1, 124 f. (wie Anm. 14). Zu einer äußerst kritischen Beurteilung Demuths vgl. Groupement interallie pour l'etude des activites des Allemands et de leurs satellites, Note de Bureau No. 18F vom 20. I. 1943, If., Public Record Office, London, FO,371—34.474—7451. (Zit. nach DÖW-Akt Nr. 13.161).

195 Düwell (1987) (wie Anm. 7).

196 Dies geht besonders aus den ersten Leitartikeln des *Mitteilungsblatt der Vereinigung jüdischer Ärzte,* Wien 1934—1938, hervor.

197 So schmuggelten sozialistische Ärzte 1937 ein illegales Flugblatt mit einer knappen Darstellung der austrofaschistischen Destruktionspolitik gegenüber der Wiener medizinischen Schule in die Tagungsunterlagen der Teilnehmer der „Wiener ärztlichen Festwochen"; vgl. das Flugblatt im Polizeibericht unter AVA, BMU, 20.148/1937. Verantwortlich zeichneten: „Die sozialistischen Ärzte im Roten Ring der geistigen Arbeiter".

197a Die Mithilfe solcher Organisationen kann anhand der Emigrationsschicksale von Richard Berczeller, Wilhelm Ellenbogen und Karl Kautsky jr. erschlossen werden. Vgl. Strauss/Röder (1980), Bd. 1, 52 f., 154, 357 f. (wie Anm. 14).

198 A. Goetzl/R. A. Reynolds, *Julius Tandler. A Biography.* San Francisco 1945.

199 Vgl. z. B.: D. Levenson, *Montefiore. The Hospital as Social Instrument, 1884-1984.* New York 1984, oder auch die Ausführungen W. Brombergs (1982) (wie Anm. 116).

200 Strauss/Röder (1983), Bd 2, 857 (wie Anm. 14).

201 Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hrsg.), *Österreicher im Exil, Frankreich. 1938-1945. Eine Dokumentation.* Wien—München 1984, 19, 141—148.

202 Strauss/Röder (1980), Bd. 1, 154 (wie Anm. 14).

203 *Deklaration Österreichischer Vereinigungen in Großbritannien vom 24. Jänner 1942,* DÖW-Akt Nr. 2991.

204 Strauss/Röder (1980), Bd. 1, 123, 179, 205 f. (wie Anm. 14) und Briefe von Dr. Franz David (vom 12. August 1982) und Dr. Georg Fuchs (vom 11. August 1982) an Paul Klein, Univ. Bremen, Sozialpolitisches Archiv.

205 C. Zawisch, „Die Österreichische Universitätsliga in Amerika", in: *Wien. klin. Wschr.* 58, 1946, 266 f.

206 H. Karmel, „Kunde von den emigrierten Ärzten Österreichs", in: *Österr. Ärzte-Ztg.* 1, 1946, Nr. 4, 6 f.

207 *Medical Circle Bulletin* 1954—1963; *Pirquet Bulletin of Clinical Medicine* 1963—1975, gefolgt von den *Proceedings of the Virchow and Pirquet Medical Societies* seit 1976/77 (Jg. 30).

208 Public Record Office, London, FO 371—34.474—7451, Notedebureau No. 20,23. (Zitiert nach DÖW-Akt öNr. 13161).

209 *Austrian Medical Bulletin,* Jan. 1946, 12 (Annual General Meeting of Oct. 21st, 1945).

210 Association of Austrian Doctors in Great Britain, *The Health Services in Austria. Essays collected by the Committee for Postwar Medical Relief in Austria,* London 1945.

210a Association... 1945, 5 f. und öfter (wie Anm. 210); z. Health Charter Movement: A. Czech/F. Bauer, „The Inter-allied Health Charter Movement", in: *Austrian Medical Bulletin,* April—May 1946, 10 f.

211 Strauss/Röder (1983), Bd. 2, 1019 (wie Anm. 14).
212 Popper (1986), 305 f, 309, 330—332 (wie Anm. 13). Insbesondere Chefarzt Tuchmann, Wiener Gebietskrankenkasse, soll 1947 einen Mangel an sozialistischen Ärzten, die er einstellen könnte, beklagt haben; pers. Mitteilung, Prof. Ludwig Popper.
213 Strauss/Röder (1980), Bd. 1, 123 (wie Anm. 14).
214 Popper (1986), 327 (wie Anm. 13).
215 *Ebda.,* 332—367.
216 Strauss/Röder (1980), Bd. 1, 197 (wie Anm. 14).
217 H. Karmel, „Die erste Tagung der österreichischen Ärztekammern in Salzburg am 17. November 1945", in: *Österr. Ärzte-Ztg.* 1, 1945/46, 25. November 1945, 9 (Punkt II. Die Frage der Naziärzte); „Die Wahl des neuen Präsidenten", in: *ebda.*, Juni/Juli 1946,5 f., und A. Seidl, „Referat zur Berufsbereinigung", in: *ebda.,* 8—10. In der zeitgenössischen Tagespresse sind die Forderungen von nicht-ärztlichen Kreisen noch wesentlich deutlicher.
218 Liste von ehemaligen österreichischen Hochschullehrkräften, die sich gegenwärtig in den Vereinigten Staaten von Amerika aufhalten, Beilage zum Brief d. Rektors der Universität Wien an den Dekan der philosophischen Fakultät vom 4. Mai 1946, UA, Phil. Fak 1401 aus 1945/46; nach DÖW-Akt Nr. 6814.
219 Popper (1986), 300 f. (wie Anm. 13).
220 A. Hartwich „Zur Heimkehr der emigrierten Kollegen", in: *Österr. Ärzte-Ztg.* 1, 1945/46, Juni/Juli 1946,7; zu den zahlenmäßigen Veränderungen der Ärzteschaft von 1938 bis 1946 vgl. E. Sonnenfeld, „Eine Statistik des Ärztestandes", in: *ebda.* 1,1945/46, September 1946, 2—4.
221 Vgl. die regelmäßige Berichterstattung des Auslandsreferats in der *Österr. Ärzte-Ztg:,* zur Arbeitsmarktlage: K. Bier, „Die Nachwuchsfrage im Ärztebedarf', in: *Österr. Ärzte-Ztg.* 6, 1950/51, 116—125.
222 Neben den Auseinandersetzungen in der österreichischen Ärztezeitung vgl. auch: T. Antoine, „Neigung und Eignung der Frau zum Beruf', in: *Wien. med. Wschr.* 98, 1948, 132 f.
222a A. M. E. Bergler, *Medicina Viennensis. Personalbibliographien der Professoren und Dozenten der Hygiene an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien im ungefähren Zeitraum von 1875-1973 mit kurzen biographischen Angaben und Überblick über die Sachgebiete,* Diss. Erlangen 1976, 99 f., Nr. 54—56; A. W. Kneucker, *Richtlinien einer Philosophie der Medizin.* Wien 1949; ders., *Das Denken in der Heilkunde.* Remscheid-Lennep 1958; P. Gerber, „Medizinische Philosophie. Bemerkungen zur Diskussion in Deutschland über Philosophie und Medizin", in: *Wien. klin. Wschr.* 40, 1927, 975—979, 1003—1005.
223 Rückkehr, soweit nicht anders angegeben, immer nach Wien; Emigrationsländer: USA (Zawisch-Ossenitz, Bauer, Hoff — 1938—42 Irak-, Neuburger — 1938—48 GB), GB (Saxl, Schacheri), NL (Peter), Palästina (Mandl); die Emigration von Julius Donath (1870—1950) und Heinrich Schur (1871—1953) ist eher fraglich. Strauss/Röder (1983), Bd. 2, 527, 570, 767, 854, 1019 (Hoff, Jettmar, Mandl, Neuburger, Schacheri); W. Heindel, *Personalbibliographien von Professoren und Dozenten des Histologisch-Embryologischen Institutes der Universität Wien im ungefähren Zeitraum von 1848-1968,* Diss. Erlangen 1971, 89 f. und 183 (Zawisch-Ossenitz, G. Politzer); J. Frohne, *Personalbibliographien von Professoren und Dozenten der Universitäts-Zahnklinik und Universitätsklinik für Kieferchirurgie Wien im ungefähren Zeitraum von 1930-1971.* Diss. Erlangen 1971, 11 (Peter); G. Holler, „Professor Dr. Richard Bauer", in: *Wien. klin. Wschr.,* 72, 1960, 13—15; K. Chiari, „Nachruf für Herrn Prof. Dr. Saxl" in der Sitzung der Gesellschaft der Ärzte Wien, vom 30. März 1962, Protokoll in: *Wien. klin. Wschr.* 74, 1962, 279 mit dem Hinweis auf eine Rückkehr Saxls im Jahr 1946.
E. Lauda, „Professor Dr. Heinrich Schur", in: *Wien. klin. Wschr.* 65, 1953, 1028, und der Nachruf auf J. Donath im Protokoll der Gesellschaft d. Ärzte, Wien, Sitzung vom 13.

Oktober 1950, in: *Wien. klin. Wschr.* 62, 1950, 818, geben keine Hinweise auf eine Emigration; beide Ärzte waren 1938 „Krankenbehandler" für die jüdische Bevölkerung bzw. Abteilungsvorstände im Rothschild-Spital; L. Popper vermutete gegenüber dem Autor eine Emigration in beiden Fällen und sprach von Rückkehr, bei der Hofrat Tuchmann Heinrich Schur im Ambulatorium Strohgasse unterbrachte. Die Ausführungen von H. Schur, „Klinische Erfahrungen über den Diabetes mellitus unter den besonderen Verhältnissen der Kriegszeit", in: *Österr. Ärzte-Ztg.* 1, 1945/46, 25. Jänner 1946, 8—10 und März/April 1946, 12—15, sprechen eher gegen eine Emigration. Ähnlich unklar ist der Lebenslauf von Robert Joachimovits (geb. 1892, Doz. 1930), vgl. H. Kirchhoff/R. Polacsek, *Gynäkologen deutscher Sprache. Biographie und Bibliographie*. Stuttgart 1960, 230 f., *Kürschners Gelehrtenkalender* und Liste II (wie Tabelle): 1938 hielt sich Joachimovits in Holländisch-Westindien (wohl Batavia) auf, 1945 wurde er a. o. Prof, in Wien, emigrierte aber 1953 oder 1957 als Gynäkologe oder Endokrinologe nach Rio Grande do Sui in Santa Maria, Brasilien.

Auch das Schicksal der nach 1945 in Wien verstorbenen ehem. Krankenkassen-Chefärzte Arthur Schiff (1871—1953) und Julius Weiß (1867—1954) ist ähnlich unklar.

224 Diese Beurteilung stützt sich auf die Durchsicht der Festnummern der *Wiener klinischen Wochenschrift* von 1946 bis 1972.

225 Hubenstorf (1984), 98—100 (wie Anm. 19).

226 So wurde das Psychoanalytische Institut in Israel nach dem Berliner Max Eitingon (1881—1943) benannt, vgl. Strauss/Röder (1983), Bd. 2, 254 (wie Anm. 14).

227 O. Schwarz (Hrsg.), *Psychogenese und Pyschotherapie körperlicher Symptome.* Wien 1925.

228 R. Jacoby, *Soziale Amnesie. Eine Kritik der konformistischen Psychologie von Adler bis Laing.* Frankfurt 1980; ders., *The Repression of Psychoanalysis. Otto Fenichel and the Political Freudians.* New York 1983.

229 D. Niederland, „Deutsche Ärzte-Emigration und gesundheitspolitische Entwicklungen in „Eretz Israel" (1933—1948)", in: *Med. hist. Journal* 20, 1985, 175—183.

230 American Psychiatrie Association, *Electroconvulsive Therapy* (Task Force Report 14), Washington 1978; L. R. Frank (Hrsg.), *The History of Shock Treatment.* San Francisco 1978.

231 E. Berg-Schorn, *Henry E. Sigerist* (1891-1957). *Medizinhistoriker in Leipzig und Baltimore. Standpunkt und Wirkung* (Kölner Medizinhistorische Beiträge, Bd. 9), Köln 1978; A. Thom/K.-H. Karbe, Henry Ernest Sigerist (1891-1957). Begründer einer modernen Sozialgeschichte der Medizin. Ausgewählte Texte (Sudhoffs Klassiker der Medizin, N. F. 1). Leipzig 1981.

232 G. Rosen, „What is Social Medicine? A Genetic Analysis of the Concept", in: Bull. Hist. Med., Baltimore 21, 1947, 715 f.

233 Peller (1979) (wie Anm. 85).

234 P. G. Abir-Am, „Re/constituting meaning, social Order and power in a transdisciplinary group: the Biotheoretical Gathering in England in the 1930s", Vortrag (verlesen von Joy Harvey) vor dem 17. Internationalen Kongreß für Wissenschaftsgeschichte, Abstract in: *Acts of the XVIIth International Congress of History of Science*, Univ, of California. Berkeley, 31 July — 8 August 1985, Vol. 2, 11.1.

235 H. Krebs, *Otto Warburg. Zellphysiologe - Biochemiker - Mediziner 1883-1970* (Große Naturforscher, Bd. 41). Stuttgart 1979; H. Krebs, *Reminiscences and Reflections.* Oxford 1981; P. Fischer, *Licht und Leben. Ein Bericht über Max Delbrück, den Wegbereiter der Molekularbiologie* (Konstanzer Bibliothek, Bd. 2), Konstanz 1985.

236 Strauss/Röder, Bd. 2, 186, 940 (wie Anm. 14); Who's Who in America, 1980/81, 2977. *Chargaff*: geb. 1905, Czernowitz; Schule und Studium in Wien, Dr. phil. 1928 Wien, 1928—1930 Yale, USA; 1930—1933 Berlin; 1933—1934 Paris; seit 1935 Columbia Univ., New York. *Rapaport:* geb. 1912, Woloczysk/Ukraine, 1936 Dr. med. Wien, 1937—1950

Cincinatti/USA, 1950—1952 Wien; seit 1952 Berlin/DDR. Selye: geb. 1907, Wien; Schulzeit in Komärom/Ungarn; Studium Prag, Paris, Rom; Dr. med. 1929 Prag; 1929—1931 Baltimore/USA; seit 1931 Montreal/CDN.

237 Strauss/Röder, Bd. 2, 919 (wie Anm. 14).

238 J. Bauer, *Medizinische Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts im Rahmen einer Autobiographie.* Wien 1964, 60.

239 Strauss/Röder (wie Anm. 14).

240 So z. B. die in England erschienene *History of Endocrinology* von V. C. Medvei, ehem. Assistent in der Wiener Poliklinik. Das Buch lag dem Autor bei Beendigung der Arbeit noch nicht vor.

241 Im Rahmen des 17. Internationalen Kongresses für Wissenschaftsgeschichte hat das Symposium über „Women and Science" eine große Zahl von Beiträgen über wissenschaftliche Aktivitäten von Frauen vor allem in der Zwischenkriegszeit aus so verschiedenen Ländern wie Großbritannien, USA, Ungarn, Japan und China zusammengetragen. Überblicksstudien zu Österreich fehlen noch, mit Ausnahme älterer Beiträge, wie: M. Forkl/ E. Koffmahn (Hrsg.), *Frauenstudium und akademische Frauenarbeit in Österreich.* Wien— Stuttgart 1968, aber ohne Hinweis auf die in Anm. 190 aufgeführten Frauen.

242 E.-M. Klasen, *Die Diskussion über eine „Krise" der Medizin in Deutschland zwischen 1925 und 1935,* Diss. Mainz 1984; Bauer (1964), 68—70 (wie Anm. 238); in Österreich erreichte die Diskussion offenbar um 1933 ihren Höhepunkt, vgl. G. B. Gruber, „Zur angeblichen Krisis der Medizin", in: *Wien. klin. Wschr.* 46,1933, 801—8076; B. Mayerhofer „Über neuzeitliche Kieferheilkunde", Rektoratsrede 28. November 1932, Innsbruck, in: *ebda.* 46, 1933, 1—5; H. di Gaspero, „Die Krise der Medizin", Vortrag im Verein der Ärzte in Steiermark 27. Jänner 1933, Protokoll in: *Wien. klin. Wschr.* 46, 1933, 894; F. Hamburger, „Über die ärztliche Kunst", Vortrag anläßlich des 70jährigen Stiftungsfestes des Vereins der Ärzte in Steiermark, in: *Med. Klin.* 29, 1933, 1699—1702.

Während ein Teil dieser Autoren die „Krise der Medizin" zu bestreiten versuchte oder die Entwicklung von Spezialfächern verteidigte, dagegen aber andere ideologische Wendungen aus dem Arsenal der Krisendebatte, wie sie vor allem von dem Danziger Chirurgen Erwin Leik vorgetragen wurden, begeistert übernahmen, finden wir den radikalsten Standpunkt bei Maximinian de Crinis, vgl. M. de Crinis, „Gegenwartsprobleme des deutschen Ärztestandes", Vortrag vor dem Verein Deutscher Ärzte in Österreich, Gau Steiermark, am 27. März 1933, Ref. in: *Ärztl. Reform-Ztg.* 35, 1933, 108: „In dem ausgezeichnet aufgebauten Vortrag zeichnete der Redner die Entwicklung der Medizin als Wissenschaft, ihr allmähliches Abgleiten von der Höhe einer Disziplin, die alles Geschehen in der belebten Natur in den Kreis der von jedem ihrer Schüler zu betrachtenden Tatsachen stellte, in die Aufsplitterung in Spezialgebiete, die zunehmende Teilung in klinische und Laboratoriumsforschung, die eine vollkommene Entseelung und Amerikanisierung, einen Forschungsbetrieb am laufenden Band zur natürlichen Folge hatten. Diese Entwicklung schuf den Boden für das massenhafte Eindringen rassefremder Elemente in die Medizin, die Wissenschaft wurde nur allzu oft zum Geschäft mit allen üblen Begleiterscheinungen ... Eine dann gebrachte Statistik über die Besetzung ordentlicher und außerordentlicher Lehrstellen an den deutschen Universitäten und Forschungsinstituten und über den Prozentsatz rassefremder Inhaber dieser Stellen beleuchtete besser als jedes erklärende Wort die Lage.... Denn, während man die Bodenständigen vor dem Studium warnte, seien seit 1918 allein in Wien eine namhafte Zahl ostjüdischer Mediziner und Ärzte eingebürgert worden.... Er schloß mit dem Hinweis auf die wunderbare Erhebung des deutschen Volkes, die wir in diesen Tagen miterleben, und mit Worten der festen Überzeugung, daß auch für den deutschösterreichischen Arzt die Zeit der Hoffnungslosigkeit endgültig vorüber ist."

243 Vgl. für Paris jetzt: T. Gelfand, „Medical Nemesis, Paris, 1894: Leon Daudet's Les Morticoles, in: *Bull. Hist. Med., Baltimore* 60, 1986, 155—176; eine Aufarbeitung der paralellen

christlichsozial-antisemitischen Hetze gegen die Ärzteschaft, die in dem geflügelten Ausspruch Luegers gipfelte, „er traue einem alten Weib mehr als allen Ärzten", steht bislang noch aus.

244 A. Pöschl, *Das Gesetz der geschlossenen Blutkreise (Konfluenzgesetz).* Graz 1943; W. Wuttke-Groneberg, *Medizin im Nationalsozialismus. Ein Arbeitsbuch.* Tübingen 1980, 138—236; ders., „Leistung, Vernichtung, Verwertung. Überlegungen zur Struktur der Nationalsozialistischen Medizin", in: Projektgruppe „Volk und Gesundheit", *Heilen und Vernichten im Nationalsozialismus,* Tübingen 1982, 38—54.

245 H. Mehrtens, „Entartete Wissenschaft? Naturwissenschaften und Nationalsozialismus." Vortrag im Rahmen der Ausstellung „Der Kongreß denkt", Berlin 1987.

246 J. Bauer, „Erbpathologie und ihre praktischen Konsequenzen", in: *Wien. klin. Wschr.* 47, 1934, 1460—1462 (gegen Heinrich Reichel gerichtet); ders., „Gefährliche Schlagworte auf dem Gebiet der Erbbiologie", in: *Schweiz, med. Wschr.* 65, 1935, 633—635; Bauer (1964), 73—77 (wie Anm. 238).

247 K. H. Roth, „Schöner neuer Mensch. Der Paradigmenwechsel der klassischen Genetik und seine Auswirkungen auf die Bevölkerungsbiologie des Dritten Reichs", in: H. Kaupen-Haas (Hrsg.), *Der Griff nach der Bevölkerung. Aktualität und Kontinuität nazistischer Bevölkerungspolitik* (Schriften der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 1). Nördlingen 1986, 11—63.

248 R. Hippius u. Mitarbeiter, *Volkstum, Gesinnung und Charakter. Bericht über psychologische Untersuchungen an Posener deutsch-polnischen Mischlingen und Polen. Sommer 1942* (Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft für Ostsiedlung. Reichsstiftung für deutsche Ostforschung). Stuttgart—Prag 1943; K. H. Roth (1986) (wie Anm. 247).

249 B. Aschner, *Die Krise der Medizin. Lehrbuch der Konstitutionstherapie.* Stuttgart—Leipzig [6]1934; zur Einschätzung vgl. G. Baader, „Rassenhygiene und Konstitutionslehre in Österreich im 20. Jahrhundert", Vortrag vor der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte, Wien, Jänner 1986. Unveröff. Manuskript, 31 f.

WILHELM FRANK

Emigration österreichischer Technikerinnen und Techniker

Das mir gestellte Thema erfordert einige Definitionen und Abgrenzungen. Zunächst die Klärung des Begriffes „Österreicher".

Darunter verstehe ich alle Personen, die im alten k.u.k. Reichsverband Heimatrecht in der österreichischen Reichshälfte hatten und wenigstens zeitweilig im heutigen Staatsgebiet ansässig waren.

Bekanntlich hat das alte Österreich zwar über ein bereits sehr entwickeltes Bankensystem verfügt — der Finanzbedarf des Adels und des Staates war unerschöpflich —, aber nur über eine im allgemeinen bloß schwach entwickelte Industrie. Die österreichischen Banken waren bei der Gründung von industriellen Unternehmen selten initiativ, und ihre Industriebeteiligungen waren zumeist das Ergebnis der Insolvenzen von Kunden und nicht einer aktiven Förderung innovatorischer Tätigkeit durch die Geldleute. An diesem aus der Monarchie stammenden Erbe, das durch die Unfähigkeit der Regierungen, die wir in der Ersten Republik hatten und die keinen Glauben an die Lebensfähigkeit des von ihnen politisch geleiteten Kleinstaates besaßen, verschärft wurde, tragen wir sichtlich noch bis heute.

Die Folge dieses Umstandes war schon in der Monarchie die ständige Abwanderung von hochbegabten Kräften in das Ausland: Ich erwähne hier beispielhaft nur Nikola Tesla, Friedrich Eichberg, Aurel Stodola, Franz Pfäsil, die durch keine entsprechende Zuwanderung kompensiert wurde. Für die Erste Republik möchte ich als einziges illustratives Beispiel daran erinnern, daß es dem Vorstand der damaligen Creditanstalt (CA) nicht genügt hat, Ferdinand Porsche einmal, nämlich 1923, als Generaldirektor der Daimler-Werke nach Deutschland zu vertreiben; er wurde noch ein zweites Mal bei der Übernahme der Bodenkreditanstalt durch die CA im Jahre 1929, als er Chefkonstrukteur der Steyrwerke war, veranlaßt, Österreich zu verlassen. (Siehe P. Müller, *Ferdinand Porsche, ein Genie unserer Zeit.* Graz [2]1965)

Die Machtergreifung Hitlers in Deutschland hat jene Österreicher, die dort lebten und auf Grund der Doktrin dieses Regimes Verfolgungen ausgesetzt waren, zur Auswanderung schon zu einer Zeit gezwungen, als Österreich selbst zwar noch frei war, aber keine Arbeitsmöglichkeit bieten konnte. 1938 kam dann noch die Welle jener hinzu, die durch die Besetzung Österreichs der NS-Herrschaft entgehen wollten oder mußten — soweit sie in der Lage waren, sich dieser zu entziehen.

Ich bin weder Historiker noch Bevölkerungsstatistiker. Es stehen mir keine Daten über die tatsächliche Anzahl der österreichischen Techniker und Technikerinnen zur Verfügung, die die Auswanderung vor politischen und/ oder rassischen Verfolgungen bewahrt hat. Ich werde mich vielmehr darauf beschränken, durch Einzelbeispiele von prominenten Persönlichkeiten zu illustrieren, welchen Verlust Österreich allein durch deren Emigration erlitten hat. Natürlich haftet der von mir getroffenen Auswahl — wie jeder anderen — eine gewiße Willkürlichkeit an, und ich überlasse es gerne fachkundigen und professionellen Historikern, das Bild, das ich hier vermittle, zu ergänzen. Dabei werde ich die Generation, der ich selbst angehöre, aus meinem Bericht nehmen, da sich deren Angehörige damals erst in der Ausbildung befunden haben, obwohl aus ihr später zum Teil prominentgewordene Fachleute hervorgegangen sind, von denen ich hier nur zwei nennen will: Dr. Robert Adler, Vizepräsident und Forschungsdirektor der Zenith Radio Corp. Chicago, und Sir Hermann Bondi, der zwar der Ausbildung nach Astronom ist — und als solcher hat er sich seine Sporen verdient —, der aber wegen seiner langjährigen Tätigkeit als Generaldirektor der Europäischen Weltraumorganisation und danach als wissenschaftlicher Berater des britischen Energieministeriums wohl auch als Techniker einzustufen ist.

Gerade bei durch wissenschaftliche Leistungen prominent gewordenen Technikern verschwinden notwendigerweise die Konturen zwischen mathematisch-naturwissenschaftlicher Durchdringung des Fachgebietes und konstruktiver Betätigung.

Ich beschränke meine Ausführungen auf drei Fachgebiete, nämlich: Bauingenieurwesen, Maschinenbau einschließlich Mechanik und elektrische Energietechnik, und auf die Leistungsbilanzen von insgesamt neun Personen.

KARL VON TERZAGHI

Terzaghi war der maßgebliche Begründer der modernen Erdbaumechanik. Sein Lebensbild wurde von seinem früheren Wiener Assistenten und späteren MIT-Professor Casagrande in der 1960 bei John Wiley & Sons erschienenen Festschrift *From Theory to Practice in Soil Mechanics* plastisch gezeichnet und — in verkürzter Form — von Prof. Borowicka in der Festschrift zum 150jährigen Bestand der TU Wien wiedergegeben.

Terzaghi wurde als Sohn des Bataillonskommandanten Anton Terzaghi Edler von Pontenuovo am 2. Oktober 1883 in Prag geboren.

Er maturierte im Jahre 1900 an der Landesoberrealschule in Graz und studierte anschließend an der Technischen Hochschule in Graz Maschinenbau,

wandte sich jedoch nach Ableistung seiner Militärdienstpflicht den Bauingenieurwissenschaften und der Geologie zu. Im Jahre 1904 erwarb er das Ingenieurdiplom und war in der Folgezeit bei verschiedenen Bauvorhaben im In- und Auslande tätig, darunter in St. Petersburg.

Nach Erwerbung des Doktorates der Technischen Wissenschaften an der Technischen Hochschule in Graz im Jahre 1911 begab sich Terzaghi zum ersten Male nach Amerika, wo er an umfangreichen Bewässerungsprojekten in den USA mitarbeitete. Nach Österreich zurückgekehrt, rückte er nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges nach Serbien ein und wurde später mit der Organisation des Flugdienstes und dem Ausbau des Flugfeldes Aspern betraut. Im Jahre 1916 wurde er an die Ottomanische Ingenieurschule in Konstantinopel zur Abhaltung von Vorlesungen über Wasserbau und Grundbau eingeladen.

Nach dem Zusammenbruch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie im Herbst 1918 wurde er aus türkischen Diensten entlassen und übernahm einen Lehrauftrag am amerikanischen Robert-College in Konstantinopel. Durch die Einrichtung eines kleinen Laboratoriums wurde ihm dort die Möglichkeit gegeben, die Festigkeitseigenschaften der Böden experimentell zu untersuchen. In diese Zeit fiel Terzaghis grundlegende Erkenntnis über das Auftreten von Porenwasserüberdrücken in belasteten Tonen und die Erklärung der Schwell- und Schrumpfvorgänge. Diese und viele andere Erkenntnisse über die Eigenschaften der Böden faßte er in seinem grundlegenden Buche *Erdbaumechanik* zusammen, das im Jahre 1925 erschien und die Entwicklung der modernen Bodenmechanik einleitete.

Natürlich hat man schon viel früher versucht, das mechanische Zusammenwirken von Bauwerk und Baugrund zu verstehen. Stellvertretend für viele andere seien hier etwa Coulomb und Rankine genannt. Doch blieben diese Versuche sachlich unzulänglich und in ihren quantitativen Ergebnissen weitgehend unbefriedigend. Der Fortschritt, der maßgeblich Terzaghi zu danken ist, bestand in der klaren Erfassung des jeweils wesentlichen mechanischen Problems und dessen rechnerischer Durcharbeitung an Hand von Modellen, die den tatsächlichen Bodenverhältnissen entsprechen, die insbesondere den inhomogenen Schichtungen der Böden und allenfalls vorhandenen lufterfüllten Räumen Rechnung tragen und deshalb Ergebnisse liefern, die mit der Erfahrung ausreichend übereinstimmen.

Gleich nach der Publikation dieses Buches erhielt Terzaghi eine Einladung als Gastprofessor an das Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Cambridge (Mass.). Während dieses zweiten Aufenthaltes in Amerika wurden Erddruckgroßversuche durchgeführt, durch welche der Einfluß der Stützwandbewegung auf die Größe und Lage des resultierenden Erddruckes geklärt wurden.

Im Jahre 1929 wurde Terzaghi an die Technische Hochschule Wien berufen, wobei ein neuer Lehrstuhl für Grundbau und Bodenmechanik geschaffen wurde, dem ein Erdbaulaboratorium angegliedert wurde. In diesem wirkte als Assistent der bereits genannte Arthur Casagrande, der 1933 nach USA auswanderte und dort als Professor am MIT bei der weiteren Entwicklung der Bodenmechanik eine führende Rolle spielte, wobei er stets freundschaftliche Beziehungen zu Terzaghi unterhielt.

Damit wurde damals die Technische Hochschule Wien zum Mittelpunkt der bodenmechanischen Forschung. Neue Standardapparate und -methoden zur Untersuchung der mechanischen Eigenschaften der Böden wurden entwickelt und von anderen Ländern übernommen. Daneben wurden wissenschaftliche Versuche zur Erforschung der Scherfestigkeit von Tonböden durchgeführt. Grundlegend waren die Versuche über die wirksame Flächenporosität des Zementmörtels. In diese Zeit fällt auch das Erscheinen der Bücher *Ingenieurgeologie* (1929 mit Redlich und Kampe als Koautoren) und *Theorie der Setzung von Tonschichten* (1936 mit O. K. Fröhlich als Mitautor) von Terzaghi.

Terzaghi wurde auch in der Zeit seines Wirkens in Wien ständig ins Ausland gerufen. So auch zum Bau des Wolga-Don-Kanals in der UdSSR.

1935/36 wurde er von Dr. Todt, dem damaligen Generalinspekteur für das Straßenwesen, im Deutschen Reich, als Konsulent bei der Sanierung der Autobahn München—Salzburg zu Rate gezogen, und 1936 hielt er eine Gastvorlesung an der TH Charlottenburg. Es waren wahrscheinlich diese Besuche, die ihn die Realität des NS-Staates voll erkennen ließen und ihn, den humanistisch gesinnten Weltbürger, offenbar mit tiefer Abneigung gegen das Regime erfüllten.

So kam es, daß Terzaghi — der sich mit seiner Familie beim Einmarsch Hitlers in Österreich im Jahre 1938 gerade in Frankreich aufhielt, weil er als Konsulent für den Bau von Staudämmen in Nordafrika herangezogen worden war — es für ratsam hielt, nicht mehr nach Österreich zurückzukehren und auf sein Lehramt an der TH Wien zu verzichten.

Dieser Entschluß dürfte ihm auch aus einem anderen Grund, den ich kurz schildern möchte, erleichtert worden sein. Im Dezember 1936 veröffentlichte der Prof, für Elastizitäts- und Festigkeitslehre an der TH Wien, Dr. Paul Fillunger, im Selbstverlag eine Druckschrift *Erdbaumechanik?,* in der er höchst aggressiv und in persönlich beleidigender Weise den Vorwurf erhob, daß die von Terzaghi gegebenen Ableitungen mathematisch nicht konsistent und die bodenmechanischen Modellvorstellungen für praktische Zwecke überdies unbrauchbar seien und die Bodenmechanik eine für das Bauwesen wert- und zwecklose „Aufblähung“ darstelle. Bereits einen Monat später — im

Jänner 1937 — erschien die Gegenschrift von Terzaghi und Fröhlich im Verlag Deuticke unter dem Titel *Erdbaumechanik und Baupraxis - eine Klarstellung,* die auf 33 Seiten eine komplette Widerlegung der sachbezogenen Vorwürfe Fillungers enthält. Diese Schrift überzeugte nicht nur die Kollegenschaft, auch Fillunger sah ein, daß er sich getäuscht hatte. Fillunger war ein ausgezeichneter Lehrer, der uns Studenten stets predigte, „der Ingenieur darf sich irren, nur muß er wissen, daß er sich irrt" — so beispielsweise, wenn in der sogenannten Theorie 1. Ordnung das Gleichgewicht der Kräfte, die an einem Körpersystem angreifen und dieses deformieren, am unverformten System angesetzt wird, was für viele Zwecke (ausgenommen vor allem Stabilitätsfragen wie Knickung oder Beulung) ausreicht. Fillunger, der Wahrheitsfanatiker, hatte sich geirrt, ohne es zu wissen! Die Konsequenz, die er aus diesem Umstand zog, war tödlich: Er brachte sich gemeinsam mit seiner Gattin mit Leuchtgas um und hinterließ einen Entschuldigungsbrief an Terzaghi.

Natürlich war letzterer an diesem Vorfall völlig unschuldig — er hatte sich sachlich verteidigt und jedes persönlichen Angriffes gegen seine Kollegen enthalten. Trotzdem läßt ein solcher Ausgang einen feinfühligen Menschen nicht gleichgültig und fördert nicht das Verlangen, an dem Schauplatz dieses Ereignisses zu verbleiben.

Die Bodenmechanik hat sich jedenfalls gerade in der Heimat Terzaghis nicht leicht und von selbst als technische Disziplin durchgesetzt.

Die Persönlichkeit Terzaghis wird durch eine Episode deutlich beleuchtet, die Arthur Casagrande in der schon erwähnten Festschrift für Terzaghi schildert und die sich im Frühjahr 1938, als Terzaghi in Paris weilte, zugetragen hat. Terzaghi wurde telegrafisch um eine Konsultation wegen eines Erddammes in England gebeten. Terzaghi erbat telefonisch eine Besprechung an Hand der Pläne und Bohrergebnisse in Paris, worauf er den Besuch des leitenden Ingenieurs erhielt, der ihm schweigend die Unterlagen auf den Tisch legte. Nachdem einige Zeit mit ihrer Durchsicht verflossen war, entspann sich folgendes Gespräch:

Terzaghi: *„ Wo ist der Damm situiert?"*
Ingenieur: *„Nördlich von London."*
Terzaghi *(offenbar erregt): „Dieser Damm muß von einem Feind Englands konstruiert worden sein, denn er wird brechen, wobei die Westminster Abtei und das Parlament in die Themse geschwemmt werden. "*
Ingenieur: *„Er ist schon gebrochen. "*
Terzaghi: *„ Welche Anweisungen haben Sie von Ihrem Vorgesetzten erhalten?"*

Ingenieur: *„Zeig ihm die Pläne und beobachte sein Gesicht. Bleibt er ruhig, nimm deinen Hut und gehe. Wenn er sich erregt, bring ihn mit dem nächsten Flugzeug mit. "*

Im nächsten Flugzeug war Terzaghi Passagier.

Auch ich wurde — indirekt — von Terzaghis damaliger Konsulententätigkeit berührt. Er prophezeite den Franzosen den Bruch eines von ihnen in Nordafrika für Bewässerungszwecke projektierten Dammes; die Franzosen waren aber von der Richtigkeit ihrer ursprünglichen Disposition überzeugt — jedenfalls, bis sich Mitte 1939 die Prophezeihung Terzaghis als richtig erwies. Sie wandten sich daraufhin an das Institut für Bodenkunde an der ETH Zürich, um die Wirkungsweise der ihnen von Terzaghi empfohlenen, aber von ihnen nicht befolgten Injektionen mit speziellen Tonsorten (Bentonite) überprüfen zu lassen. Mit der Ausführung der Versuche wurde der damalige Hilfsassistent und später — leider bereits 1958 verstorbene — Institutsvorstand Hans Deuel beauftragt, mit dem ich persönlich befreundet war und der sich an mich, den Maschinenbauer, wegen der Konstruktion für ein Gerät, mit dem er bequem die Festigkeit der Bodenproben messen konnte, wandte. Ich lieferte ihm die Konstruktionszeichnung, und im Gegenzug brachte er mir Grundkenntnisse der Bodenkunde bei, die mir später sehr zustatten kamen, zumal Absolventen meiner Fakultät in diesem Bereich gewöhnlich ahnungslos sind.

Terzaghi wurde bereits 1938 an die Harvard Universität berufen. Das Lehramt übte er bis 1956 aus. Daneben wurden ihm in USA und darüber hinaus in der Welt bedeutende und vielseitige Ingenieuraufgaben übertragen. Diese Tätigkeit übte er bis zu seinem Tode 1963 aus. Im Jahr 1943 erschien sein Buch *Theoretical Soil Mechanics* und 1948 *Soil Mechanics in Engineering Practice* (mit Peck als Mitautor). Beide Bücher gelten heute als Standardwerke der Bodenmechanik und wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Über die Initiative von Terzaghi wurde im Jahre 1936 die „Internationale Gesellschaft für Bodenmechanik und Grundbau“ gegründet. Der erste internationale Kongreß fand 1936 in Cambrigde statt. Sowohl bei diesem Kongreß als auch bei den folgenden in Rotterdam 1948, Zürich 1952 und London 1956 fungierte Terzaghi als Präsident. Der fünfte internationale Kongreß, der im Jahre 1960 in Paris stattfand, wählte ihn zum Ehrenpräsidenten.

Die internationale Gesellschaft für Bodenmechanik hat sich in dieser Zeit zu einer mächtigen und umfassenden Organisation entwickelt, was zum großen Teil ein persönliches Verdienst Terzaghis war.

Insgesamt 9 Ehrendoktorate, Mitgliedschaften in verschiedenen Akademien der Wissenschaften und andere hohe Auszeichnungen dokumentieren

die Wertschätzung und das Ansehen, deren sich Terzaghi erfreuen konnte.

Borowicka, der im Jahr 1965 den Wiener Lehrstuhl Terzaghis innehatte, würdigte Leistung und Persönlichkeit Terzaghis in der schon erwähnten Festschrift der TU Wien in einer Art Zusammenfassung mit folgenden Worten:

Die Erkenntnisse, die Karl Terzaghi auf dem Gebiet der Bodenmechanik gewonnen hatte, haben auch die Randgebiete wie Ingenieurgeologie, Betonforschung usw. in entscheidender Weise beeinflußt. Sie können daher als bahnbrechend bezeichnet werden. In keinem anderen Teilgebiet der technischen Wissenschaften hat eine einzelne Persönlichkeit in so entscheidender Weise zu dessen Entwicklung beigetragen und eine so große Autorität Zeit seines Lebens besessen, wie Karl Terzaghi auf dem Gebiete der Bodenmechanik.

Das Bild von der Persönlichkeit Terzaghis wäre aber nicht vollständig, würde man nicht erwähnen, daß er den Schönheiten der Welt zugetan war und diese sowohl in seinen zahlreichen Skizzenbüchern als auch in Fotografien von hohem künstlerischen Wert festgehalten hat.

Vor drei Jahren hat die österreichische Postverwaltung Terzaghi eine Sondermarke gewidmet.

RICHARD VON MISES

Seine wissenschaftliche Tätigkeit weist teilweise enge Berührungspunkte mit jenen von Terzaghi auf, da er auch wichtige Beiträge zur Mechanik deformabler Medien geliefert hat.

Richard v. Mises kam am 18. April 1883 in Lemberg als Sohn des Arthur v. Mises und dessen Gattin Adele, geb. Landau, und als jüngerer Bruder des Ludwig v. Mises zur Welt. Ludwig v. Mises war Nationalökonom und ab 1913 Professor an der Universität Wien. Er trat als wissenschaftlicher Konsulent der Wiener Handelskammer 1926 maßgeblich für die Gründung des Wiener Institutes für Konjunkturforschung — heute Österreichisches Institut für Wirtschaftsforschung — ein. Er emigrierte 1940 in die USA und lehrte dort vor allem an der New York University. Er ist einer der profiliertesten Vertreter des Neoliberalismus. Er starb angesehen und vielfach ausgezeichnet 1971.

Richard besuchte wie sein Bruder das Akademische Gymnasium in Wien, studiert dann Maschinenbau an der TU Wien und legte 1906 die zweite Staatsprüfung ab. Danach war er — ich folge hier den bibliographischen Angaben der Laudatio, die Prof. Dr. Girkmann anläßlich der Ehrenpromotion von R. v. Mises an der TU Wien im Jahre 1951 gehalten hat — bis 1909 als

Assistent und Konstrukteur bei Prof. Hamel an der Deutschen Technischen Hochschule in Brünn tätig. Innerhalb dieser Zeit erwarb er nicht nur das technische Doktorat, sondern vermochte sich auch als Privatdozent für Mechanik zu habilitieren. Schon im Alter von 26 Jahren wurde er als ao. Professor für angewandte Mechanik an die Universität Straßburg im Elsaß berufen; er gehörte dieser Hochschule bis 1918 an, mußte aber nach Beginn des Ersten Weltkrieges seine Lehrtätigkeit unterbrechen und zur österreichisch-ungarischen Armee einrücken. Seine Kriegsdienstleistung als Oberleutnant der k.u.k. Luftfahrttruppe währte bis 1918.

Während seiner Militärdienstzeit erhielt v. Mises im November 1915 den Auftrag zur Konstruktion eines mit vorgegebenen 2 x 300 PS-Daimler-Motoren ausgerüsteten Großflugzeuges mit vorgegebener Bewaffnung. Er hatte auch die Leitung des Baues inne. Am 2. Juli 1916 fand auf dem Flugfeld Aspern der erste Aufstieg statt. Von Mises hat über die Durchführung dieses Auftrages in der Denkschrift *Beiträge zur Flugtechnik* (Springer 1937) einen Bericht gegeben, der ihn als brillanten, zugleich selbstkritischen, praxisorientierten Techniker ausweist. Das Flugzeug hatte eine Spannweite von 22,6 m, 4 Propeller, ein Leergewicht von 3008 kg und ein Vollgewicht von 4720 kg. Die maximale Horizontalgeschwindigkeit betrug 150 km/h, die Aufstiegsmöglichkeit auf 1000 m Höhe etwas weniger als 8 Minuten, was für die damalige Zeit ausgezeichnete Leistungswerte waren. Am Einfliegen des ersten Prototyps, der aus nicht ganz geklärter Ursache bei einem Landeanflug Ende Juli, kurz vor dem Aufsetzen auf den Boden, abschmierte und zu Bruch ging, nahm auch v. Mises als Kopilot teil, blieb aber ebenso wie der Pilot unverletzt. Die Probeflüge mit dem zweiten Prototyp gelangen anstandslos, und der abschließende Bericht des Testpiloten ergab, daß alle geforderten Eigenschaften erfüllt waren. Nur die Motoren wurden beanstandet: Sie verölten leicht und ließen sich schwer abstellen. Als das Flugzeug im Februar 1917 nach Wiener Neustadt zu den Luftfahrersatztruppen überstellt wurde, war v. Mises bereits mehrere Monate zu einer anderen Verwendung abkommandiert und auch das Interesse der Heeresleitung an diesem Flugzeug, das sie in Auftrag gegeben hatte, geschwunden.

Von Mises schreibt abschließend in dem genannten Bericht:

Viele von denen, die mit Begeisterung... an dem ersten Großflugzeug der Monarchie gearbeitet hatten, fühlten sich... (dadurch)... schwer enttäuscht. Es mag auch sein, daß bei diesem Entschluß (das Vorhaben nicht weiter zu verfolgen) im ersten Augenblick auch persönliche Umstände eine Rolle gespielt haben, deren Geschichte zu schreiben die Zeit noch nicht gekommen ist. Aber wer die Verhältnisse übersah. die äußerst schwierige Luftkriegslage im Frühjahr 1917 und die immer fühlbarer werdende industrielle Begrenztheit der Monarchie,

der mußte den Standpunkt des Armeekommandos berechtigt finden. Als mir selbst, von Juli 1917 an, die maßgebliche Verantwortung in allen Fragen der Flugzeugbeschaffung zufiel, habe ich aus den angeführten Gründen auf jede weitere Förderung der von mir begonnenen Arbeit am Großflugzeug verzichtet. So blieb der im Jahre 1916 unternommene, seiner Zeit etwas vorauseilende Versuch ohne unmittelbare Folge; aber er mag seinen bescheidenen Platz in der Geschichte der österreichischen Flugtechnik finden, die so reich ist an originalen Leistungen, denen eine weitreichende Wirkung beschieden war.

Im Studienjahr 1918/19 lehrte Prof, von Mises an der Universität Frankfurt am Main, im folgenden Jahr war er als ordentlicher Professor der Festigkeitslehre und der Hydromechanik an der Technischen Hochschule Dresden tätig. 1920 erfolgte seine Berufung an die Universität Berlin, an der er bis 1933 als Ordinarius und Direktor des Institutes für angewandte Mathematik wirkte. Dann mußte er Deutschland verlassen und lehrte in der Zeit von 1933 bis 1939 als Ordinarius und Direktor des Institutes für reine und angewandte Mathematik an der Universität Istanbul. Seit 1939 bis zu seinem Tod am 19. April 1953 war v. Mises Gordon McKay-Professor der Aerodynamik und angewandten Mathematik an der Harvard Universität in Cambridge, USA.

Die wissenschaftliche Position, die v. Mises bezüglich der angewandten Mathematik einnahm, lief darauf hinaus, daß die Anwendung der Mathematik ein eigenständiges, der reinen Mathematik gegenüberstehendes Teilgebiet der gesamten Mathematik sei, zwar nicht, wie er schreibt, in dem Sinne, daß ... *die angewandte Mathematik, wie viele meinen, eine erleichterte Mathematik sei, in der auf die Strenge der Schlußweise verzichtet und mit unscharfen, ungenauen Begriffen gearbeitet wird. Sie ist vielmehr durch zwei unerbittliche Forderungen gekennzeichnet: die eine geht dahin, daß jede rechnerische Überlegung so weit geführt werden muß, bis sie die unmittelbare Anwendung auf konkrete Aufgaben gestattet. Zum zweiten wird verlangt, daß in ihren Ansätzen, am Ausgangspunkt der Theorie, der Zusammenhang mit den aus der Erfahrungswelt hervorgegangenen Problemstellungen gewahrt bleibt.*

Die Position der Eigenständigkeit der angewandten Mathematik, die v. Mises vertrat, rief — meiner persönlichen Meinung nach zu Recht — die Gegnerschaft der Göttinger Schule hervor, die die Einheit und Einheitlichkeit der Mathematik betonte und dieser Ansicht auch durch Richard Courant, den späteren Begründer des heutigen Courant-Instituts an der New York University, Ausdruck gab (vgl. C. Reid, *Richard Courant,* Springer, 138/140).

Noch in einem ganz anderen — politischen — Zusammenhang kam v. Mises mit den Göttingern, in diesem Fall direkt mit derem unumstrittenem Oberhaupt, David Hilbert, in Konflikt (vgl. C. Reid, a. a. O., 144/146; Ein-

stein/Born, *Briefwechsel,* Rowohlt 1972, 103/107). Er schloß sich 1928 gemeinsam mit seinem Berliner Kollegen Bieberbach einer vom Holländer L. E. J. Brouwer entfachten Kampagne an, der wegen der bis dahin nicht zurückgenommenen Ausfälle französischer Mathematiker gegen die Deutschen im Ersten Weltkrieg bezweifelte, ob die Deutschen der Einladung zum internationalen Mathematiker-Kongreß in Bologna Folge leisten könnten, *ohne Verhöhnung des Andenkens von Gauss und Rieman, des humanistischen Charakters der mathematischen Wissenschaft und der Unabhängigkeit des menschlichen Geistes.* Hilbert jedoch forderte zur Teilnahme an diesem Kongreß auf, an dem er schließlich trotz damaliger schwerer Krankheit selber an der Spitze einer 76köpfigen Delegation teilnahm und erfolgreich den persönlichen Kontakt zu den Mathematikern der ganzen Welt erneuerte. Wie sehr Herr Bieberbach, der sich damals als liberal-konservativer Deutschnationalergab, die Ansicht vom humanistischen Charakter der mathematischen Wissenschaften und der Unabhängigkeit des menschlichen Geistes später geteilt hat, kann man u. a. in der von ihm nach 1933 begründeten Zeitschrift *Deutsche Mathematik* nachlesen, die sich vor allem die rassenbiologische Analyse der mathematischen Tätigkeiten zum Ziel gesetzt hatte. Richard v. Mises war unter den ersten Opfern der Vertreter dieser Auffassungen.

Von Mises hat im Verlauf seines Lebens 143 wissenschaftliche Abhandlungen publiziert und eine Anzahl von Büchern bzw. größere Arbeiten, von denen einige auch in andere Sprachen übersetzt wurden. Namentlich, ohne Vollständigkeit, seien genannt:

Die Elemente der Technischen Hydromechanik, 1914

Dynamische Probleme der Maschinenlehre in der Enzyklopädie der Mathemat. Wissenschaften, Bd. 4 (Mechanik)

Fluglehre, 1. Aufl. 1918, 6. Auflage (bearbeitet von Hohenemser) 1958

Wahrscheinlichkeit, Statistik und Wahrheit, 1. Aufl. 1928, 3. Aufl. 1957

Wahrscheinlichkeitsrechnung und ihre Anwendungen, 1931, Neudruck New York, 1945

Kleines Lehrbuch des Positivismus, 1939

Theory of Compressible Fluid Flow, 1958 — posthum mit Beiträgen von Hilde Geiringer herausgebracht.

1925 hat v. Mises es gemeinsam mit Philipp Frank übernommen, das klassische Werk von Riemann-Weber, *Die partiellen Differentialgleichungen in der Physik,* neu herauszugeben. Die zweite Auflage (Bd. 1/1930, Bd. II/ 1934) dieses heute noch als Standardwerk geltenden Buches, das den Titel *Differential- und Integralgleichungen der Mechanik und Physik* trägt, umfaßt über 1900 Seiten, wozu v. Mises, teilweise mit je einem Mitarbeiter, die Kapitel: Lineare Gebilde; Randwertaufgaben zweiter Ordnung; Besondere

Randprobleme; Integralgleichungen und Potential: Übersicht der Probleme und Resultate; Auflösung der Integralgleichungen; Anwendung der Integralgleichungen auf Randwertprobleme; Potential; ferner über die Grundgleichungen der Hydromechanik; Ideale Flüssigkeiten; Zähe Flüssigkeiten, verfaßt hat. Dieses Aufzählung läßt die Breite der v. Misesschen Interessen und Betätigungen deutlich erkennen.

Große praktische Bedeutung kommt seinen Arbeiten auf dem Gebiete der Plastizitätstheorie zu. Schon im Jahre 1913 entwickelte er die Fließbedingung für den ideal-plastischen Körper. Durch eine Modifikation der Coulombschen Schubspannungshypothese gelang es ihm, die 3 x 2 Bedingungen dieser Hypothese durch eine einzige Aussage — Quadratsumme der Hauptspannungsdifferenzen gleich einer materialgebundenen Konstanten — zu ersetzen. Diese Bedingung ist heute im Stahlbau nicht nur als Fließbedingung, sondern auch als Maß für die Anstrengung des noch elastisch verformten Werkstoffes allgemein in Verwendung. Diese Fließbedingung wird nach Huber, v. Mises und Henky benannt. Nach Henky deshalb, weil er zeigte, daß die Misessche Spannungsfunktion auch als Gestaltänderungsenergie gedeutet werden könnte. Nach Huber deshalb, weil dieser schon früher für Spannungszustände mit überwiegendem Druck nur diesen Teil der Formänderungsenergie als für die Anstrengung maßgebend betrachtete. Daß aber diese Fließbedingung zugleich auch den Zusammenhang der Spannungskomponenten während des Fließens regelt, das hat erst v. Mises gezeigt. Ausgehend von der Überlegung, daß beim plastischen Körper nicht die Verzerrungen, sondern die Deformationsgeschwindigkeiten mit den Spannungen in Beziehung zu setzen sind, hat er in späteren Arbeiten (1925 und 1928) die Theorie des plastischen Körpers verallgemeinert und den Begriff des Fließpotentials für die Fließfunktion eingeführt.

Auf dem Gebiete der Stabilitätstheorie verdankt man v. Mises vor allem eine präzisere Fassung der Begriffe „Stabiles Gleichgewicht“, „Stabilitätsgrenze“ und die entsprechende Unterscheidung zwischen Spannungs- und Stabilitätsproblemen. Seine erste Veröffentlichung auf diesem Gebiete erfolgte im Jahre 1911; sie befaßt sich mit der Ermittlung kritischer Drehzahlen. Es folgte 1914 eine Abhandlung über den kritischen Außendruck von Rohren.

Für die Baustatik allgemein und den Flugzeugbau im besonderen war seine Knicktheorie der fachwerk- und rahmenartigen Stabwerke von großer Bedeutung. Er zeigte, daß auch bei entsprechender seitlicher Abstützung der Knoten noch immer einzelne Druckstäbe für sich ausknicken können, wie auch ein Knicken des Gesamtsystems in seiner Ebene möglich ist.

In der Aerodynamik der Tragflügel hat v. Mises gegenüber Joukowski — der nur zwei wesentliche Parameter eingeführt hat — und v. Kármàn und

Trefftz, die deren drei verwendeten, die es bereits ermöglichten, rückwärts eine Spitze mit bestimmten endlichen Winkeln zu berücksichtigen — einen wesentlichen Fortschritt durch einen Ansatz mit beliebig vielen Parametern erreicht; je nach Form des Ansatzes endet dann das Flügelprofil in einer Spitze beliebigen Winkels. Die so gewonnenen Flügelprofile sind in der Aerodynamik als Mises-Familie bekannt.

Ferner sei hier noch sein Beitrag zur Grenzschichtsströmung genannt. Ursprünglich wurde angenommen, daß alle Strömungsgleichungen, die die Zähigkeit des Mediums berücksichtigen, für alle Werte der Reynoldschen Zahl gültig sind. Später glaubte man, es gäbe eine obere Grenze, einen kritischen Wert, nach dessen Überschreitung im Inneren der Strömung die stationären Lösungen von Navier-Stokes versagen. Dagegen bleiben sie an der Grenzschichte gültig. Prandtl und Kármàn waren der Meinung, daß auch in der Grenzschichte ein kritischer Wert existiere, der aber höher liege als im Inneren. Von Mises hat nun nachgewiesen, daß kein ausgesprochener Gegensatz zwischen der Randschichte und der übrigen Strömung vorhanden ist. Er kommt zu dem Ergebnis, daß eine Randschichte mit steilem Geschwindigkeitsabfall immer dann besteht, wenn der Druck längs des Randes nicht konstant ist. Möge die Druckdifferenz auch noch so gering sein, bei hinreichend großer Reynoldscher Zahl bildet sich eine Grenzschichte aus, die nur dann ausbliebe, wenn keine Druckdifferenz vorhanden wäre.

Einen guten Teil seiner Forschungsarbeiten ab dem Jahr 1919 hat v. Mises der Wahrscheinlichkeitstheorie und der Statistik gewidmet, wobei er das Prinzip der Regellosigkeit in den Vordergrund gestellt hat. Diese Ansätze v. Mises' sind nicht ohne Kritik geblieben, sie haben aber jedenfalls Anlaß zu einer tiefgründigen Diskussion der Grundlagen gegeben und damit zur Entwicklung eines axiomatischen Aufbaues der Wahrscheinlichkeitslehre, wie er beispielsweise 1931 von Kolmogoroff gegeben wurde.

Nur mit einem Beispiel möchte ich illustrieren, wie anregend v. Mises auch auf die Entwicklung von Gebieten eingewirkt hat, die er selbst gar nicht im Auge hatte. In der allgemeinbildenden Höheren Schule lernt man bereits, bei intelligenten Lehrern, daß man die Lösung einer Gleichung

$$x = f(x) \text{ bzw. } f(x) - x = M(x) = 0$$

durch ein sogenanntes Iterationsverfahren finden kann, das darauf beruht, daß man mit einem beliebigen Wert $x = x_0$ beginnt und die Folge

$$x, = f(x_0),\ x_2 = f(x_1),\ x_3 = f(x_2)...$$

bildet, die dann gegen die gesuchte Lösung

$$A: x = \overline{x}\ (\overline{x} = f(\overline{x}))$$

konvergiert, wenn

$$\left.\frac{df}{dx}\right|_{x=\bar{x}} < 1$$

In einem Aufsatz, den R. v. Mises gemeinsam mit H. Geiringer 1929 in der ZAMM unter dem Titel *Praktische Verfahren zur Gleichungsauflösung* veröffentlicht hat, haben diese Autoren ein Iterationsverfahren zur Lösung der Gleichung M(x) = 0 angegeben, das ohne die Voraussetzung, daß M(x) bzw. f(x) differenzierbar ist, auskommt. 1951 haben Robbins und Munro dieses Iterationsverfahren auf den Fall übertragen, daß M(x) der a priori noch unbekannte Mittelwert einer einpaarmetrigen Schar von unbekannten Verteilungsfunktionen ist, doch hat erst Leopold Schmetterer, Wien, in einem R. v. Mises zu dessen 70. Geburtstag gewidmeten Aufsatz, *Bemerkungen zum Verfahren der stochastischen Iteration* (Österr. Ing. Archiv 1953), dabei die Größenordnung der asymptotischen Streuung der die Lösung approximierenden zufälligen Variablen abgeschätzt, wobei hier Approximation im Sinne stochastischer Konvergenz zu verstehen ist.

Mittlerweile hat sich gezeigt, daß dieses heute „Stochastische Approximation" genannte Verfahren eine entscheidende theoretische Grundlage für das Verständnis von Lernprozessen und damit ihrer Simulation im Bereich der sogenannten künstlichen Intelligenz bildet. (Vgl. u. a. J. S. Zypkin, *Adaption und Lernen in automatischen Systemen,* Oldenburg 1966).

Erwähnt muß schließlich werden, daß Richard v. Mises 1921 die heute noch bestehende *Zeitschrift für angewandte Mathematik und Mechanik* (ZAMM) begründete und bis 1933 ihr Herausgeber blieb. Seit 1948 war er bis zu seinem Tode Mitherausgeber der *Advances in Applied Mechanics.*

Philosophisch wird er mit gutem Grund dem Wiener Kreis zugerechnet, in dessen Schriftenreihe *Zur wissenschaftlichen Weltauffassung* sowohl sein Buch über *Wahrscheinlichkeit, Statistik und Wahrheit* als auch sein *Kleines Lehrbuch des Positivismus* erschienen sind.

Richard v. Mises war aber nicht nur Ingenieur und Mathematiker von hohem Range, er war auch ein gründlicher Kenner der deutschen schöngeistigen Literatur. Bei der Erforschung der Schaffensperiode des jungen Rilke war er eine weltweit anerkannte Autorität und hat in insgesamt 6 einschlägigen Veröffentlichungen zwischen 1934 bis 1951 seine Forschungsergebnisse publiziert und dabei auch bisher unbekannte Werke Rilkes bekannt gemacht. Je eine dieser Veröffentlichungen ist in englischer und in französischer Sprache abgefaßt. Er besaß die größte im Privatbesitz befindliche Rilke-Sammlung, die nach seinem Tod in den Besitz der Harvard Universität überging.

HILDE GEIRINGER

Sie war die Gattin Richard v. Mises' und die Tochter des Wiener Kaufmannes Ludwig Geiringer sowie dessen Frau Martha, geb. Wertheimer. Ihr etwas jüngerer Bruder Karl war Musiker. Er erwarb nach Studien in Berlin das philosophische Doktorat 1922 an der Wiener Universität und war von 1930 bis 1938 Kurator des Archivs der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien. Nach Zwischenstationen in England wurde er 1941 Professor an der Universität Boston, School of Fine and Applied Arts. Hilde hingegen promovierte 1921 an der Universität Wien im Hauptfach Mathematik und ging unmittelbar darauf als Assistentin zu v. Mises nach Berlin, wo sie sich an der Universität für das Fach Mechanik habilitierte. In erster Ehe war sie mit dem Mathematiker Felix Polaczek verheiratet. 1933/34 war sie Forschungsassistentin an der Universität Brüssel und folgte 1935 v. Mises nach Istanbul, wo sie bis 1939 eine a.o. Professur bekleidete. Mit v. Mises ging sie 1939 in die USA und unterrichtete an verschiedenen Colleges und Universitäten, darunter im Bryn Mawr College, das auch der berühmten deutschen Mathematikerin Emmy Noether (f 1935) eine Zuflucht geboten hatte, und an der Brown University, wo vor allem der deutsche Emigrant William Prager eine international anerkannte Schule der theoretischen und technischen Mechanik aufbaute. Erst nach dem Tod v. Mises' wurde sie zunächst als Research Fellow an die Harvard Universität berufen, wo sie schließlich als Full Professor emeritiert wurde. Sie starb am 22. März 1973.

Hilde Geiringer, die Vorlesungen in Deutsch, Französisch, Türkisch und Englisch hielt, hat neben ihrem gemeinsam mit A. M. Freudenthal im Handbuch der Physik verfaßten Beitrag, *Die mathematischen Theorien des inelastischen Kontinuums,* der rund 200 Seiten umfaßte, eigenen Beiträgen zu dem 5 Jahre nach dem Tode R. v. Mises 1958 erschienenen Buch von R. v. Mises, *Theorie der kompressiblen Flüssigkeitsströmungen,* und einem 1964 veröffentlichten Werk, *Mathematische Theorie der Wahrscheinlichkeit und Statistik,* rund 100 Arbeiten publiziert, vor allem — aber nicht nur — auf den Gebieten der Plastizitätstheorie, der Genetik und der zufällig miteinander verbundenen Ereignisse.

Sie wurde 1956 Fellow der American Academy of Arts and Sciences und wurde 1960 durch ein Ehrendoktorat ausgezeichnet. Auch sie war außer an der Wissenschaft an Schöner Literatur interessiert. Ihre dieser Neigung entsprechende private Bibliothek umfaßte mehr als 8000 Bände. Zu ihren Freizeitinteressen gehörte insbesondere auch das Bergsteigen.

ALFRED BASCH

Alfred Basch hat zu Anfang des Jahrhunderts an der TU Wien studiert und war dann nacheinander Assistent an den Technischen Hochschulen in Wien, Prag und Dresden. 1911 trat er in den Dienst des Eichamtes, wo er es bis zum Wirklichen Hofrat brachte. Sein Spezialgebiet war die Gefäßeichung. Er erinnerte sich lebhaft in einem Gespräch mit mir, wie er bei den Tankanlagen am Praterspitz und im Winterhafen, an deren Errichtung mein Vater im Ersten Weltkrieg und nachher mitgewirkt hatte, die Gefäßeichung durchführte. Natürlich muß man dabei die Gefäßdeformation unter der Belastung berücksichtigen, was eine gute Beherrschung der Elastizitätstheorie voraussetzt. Diese war auch ein Hauptgebiet für die wissenschaftliche Tätigkeit von Basch, der sich daneben auch mit allgemeinen Problemen der technischen Mechanik und der Potentialtheorie befaßte. Unter anderem hat er zusammen mit A. Leon erstmals eine strenge Lösung für die Dicke der mit konstanter Winkelgeschwindigkeit rotierenden Scheibe gleichen Fliehwiderstands angegeben.

1938 mußte Basch, der an der TH Wien für Praktische Mathematik habilitiert war, nach den USA emigrieren, wo er an verschiedenen Universitäten, darunter der Catholic University in Washington, lehrte. 1948 wurde er als Nachfolger von Franz Jung an die Lehrkanzel für Allgemeine und Analytische Mechanik an der Technischen Hochschule Wien berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1954 verblieb.

WALTER GOLDSTERN

Goldstern, den ich 1964 persönlich bei der Weltenergiekonferenz in Lausanne kennenlernte und der sich mir gegenüber als „ehemaliger Österreicher“ bekannte, hat sein Studium bereits 1928 in Deutschland und zwar an der TH München abgeschlossen. Er hatte bald darauf in Berlin eine Stelle bei der Firma Ruths Dampfspeicher angenommen, die ihrerseits eine Niederlassung der schwedischen Firma Aktiebolaget Vaporakkumulator in Stockholm war, der 1919 und 1925 die Grundpatente für die nach dem Erfinder Ruths benannten Wärmespeicher in Deutschland erteilt worden waren. Dem Gebiet der Wärmespeicherung ist Goldstern zeitlebens treu geblieben. Nach Hitlers Machtergreifung wurde seine Stellung in Deutschland, wo er auch im Wärmeausschuß des Vereines Deutscher Ingenieure aktiv mitgearbeitet hatte und u. a. ein Buch bei Springer, Berlin, über *Dampfspeicheranlagen* veröffentlichte, unhaltbar. Dank der Firma konnte er jedoch in deren Zweig-

niederlassung nach Großbritannien überwechseln, wo er bald Fellow of the Institute of Fuels und Member of the Institution of Mechanical Engineers und ein angesehener Konsulent für industrielle Energiewirtschaft wurde.

1948 gründete er in Leeds die Firma „Steam Storage Co. Ltd.“, die 1957 eine Filiale in Toronto und Zweigniederlassungen in Essen eröffnete.

1963 publizierte Goldstern, der in vielen Fachorganen in Großbritannien und in der Bundesrepublik Deutschland seine praktischen Erfahrungen mit der Rationalisierung der Wärmewirtschaft in wärmeintensiven Industriebetrieben veröffentlichte, die 2. verbesserte und vermehrte Auflage seines Buches über Bau, Berechnung und Betrieb industrieller Wärmespeicher bei Springer in Berlin. Seine Tätigkeit verlagerte er in dieser Zeit stark nach Essen, wo er maßgebend an der *Wärmemappe des VDI* — eine außerordentlich nützliche Sammlung von Auslegungsregeln für Wärmetechnische Anlagen und Anlagenteile — mitgearbeitet hat.

Meine Korrespondenz mit dem Kollegen Goldstern, der stets hilfsbereit und auskunftsfreudig war, ist Ende der 60er Jahre, als ich durch meine damalige berufliche Verwendung — besser gesagt Nicht-Verwendung unter dem Bundesminister Dr. Kotzina — glaubte, nichts mehr mit dem Energiegebiet zu tun zu haben, eingeschlafen, sodaß ich über diese Zeit hinaus nichts über ihn zu berichten vermag.

EMANUEL ROSENBERG

Rosenberg war in der Zwischenkriegszeit einer der maßgebenden Techniker der österreichischen Elektroindustrie. Seine Tätigkeit hat vor allem im Bereich der Förderung und der Entwicklung des elektrischen Schweißens eine weit über die Elektroindustrie hinausgehende Bedeutung erlangt.

Rosenberg wurde am 28. November 1872 in Wien geboren und absolvierte hier die Schulen einschließlich der Technischen Hochschule. Seinen sehr bemerkenswerten Lebenslauf hat er in einem Buch, *Der Werdegang eines Ingenieurs,* geschildert, das 1950 beim Springer Verlag in Wien erschien. Für seine großen Verdienste wurde Rosenberg 1954 das Ehrendoktorat der Technischen Hochschule in Wien verliehen. Er starb 1962 90jährig in Bogota, Kolumbien, wohin er 1940, nach einem Zwischenaufenthalt in England, emigriert war.

Ich kann hier nur die Hauptstationen von Rosenbergs vielseitiger Ingenieurtätigkeit oberflächlich berühren und verweise nachdrücklich auf seine 207seitige Autobiographie, die allein durch den feinsinnigen Humor und die selbstkritischen Bemerkungen für alle Techniker eine sprudelnde Quelle von

köstlichen Belehrungen darstellt, weil sie in anschaulicher Weise vorführt, wie Irrtum und Wahrheit, Rückschlag und Fortschritt in diesem Gebiet Hand in Hand gehen. Rosenbergs Stärke bestand offensichtlich in seiner stets sehr klaren Erfassung der ihm gestellten Aufgaben und in einer glücklichen Verbindung von theoretischer Analyse und zielgerichteter Versuchsarbeit. Seine Neigung zu wissenschaftlicher Denkweise fand ihren Ausdruck in der Erwerbung des Doktorates der Technischen Wissenschaften an der TH im Jahr 1904 — nur drei Jahre, nachdem der Hochschule das Promotionsrecht verliehen worden war — mit einer Arbeit über den Parallelbetrieb von Wechselstrommaschinen.

Der äußere Werdegang Rosenbergs läßt sich durch folgende Daten chronologisch — wenn auch nicht inhaltlich — skizzieren:

1890—1895: Studium an der TH Wien, unterbrochen durch 1 Jahr als Einjährig-Freiwilliger bei der k.u.k. Kriegsmarine in Pola.
1895—1899: Nach 3monatiger Tätigkeit in einem Kabelwerk und vergeblicher Bewerbung bei der Firma Ganz in Budapest Beschäftigung im Dynamowerk der Firma Kremenenzky/ Schuckert in Wien, dort Avancement zum Leiter des Prüffeldes.
1900—1903: Oberingenieur bei Körting in Hannover.
1903—1907: Übertritt zur AEG als Abteilungsvorstand für die Konstruktion von Gleichstrommaschinen in Berlin. Anläßlich der Fusion der AEG mit der Union Elektrizitätsgesellschaft 1904 Beschränkung auf die Entwicklung der elektrischen Zugsbeleuchtung. Erfindung der Querfeldmaschine.
1907—1914: Chefingenieur der Elektro-Abteilung der British Westinghouse Co, Manchester. (Weihnachten 1908 Heirat mit Mary Robinson)
Oktober 1914: Internierung als österreichischer Staatsbürger, da er die Möglichkeit, britischer Staatsbürger zu werden, aus Patriotismus zurückwies.
Dezember 1916: Entlassung nach Holland.
März 1917—März 1938: Technischer Direktor der Elin in Weiz.
1. Juli 1938: Tod der herzkranken Gattin.
3. Juli 1938: Emigration nach England.
Frühjahr 1940: Weiterwanderung zu der in Columbien verheirateten Tochter aus berechtigter Furcht vor erneuter Internierung als österreichischer Emigrant.

Diese dürre Liste läßt immerhin erkennen, daß Rosenberg über reiche Auslandserfahrung verfügte. Er unternahm sehr viele Reisen, erwarb Patente auf dem Gesamtgebiet der Elektrotechnik und kam mit vielen in der Technik und

Geschäftswelt bedeutenden Persönlichkeiten zusammen: u. a. mit Wilhelm Kress als Gasthörer an der TH Wien und mit Ferdinand Porsche. Es finden sich so ziemlich alle Größen der Elektrotechnik darunter, und er berichtet instruktiv über Patentstreitigkeiten, über Verkäuferkniffe und über ständigen Widerspruch zwischen kaufmännischen Erwägungen und dem Streben nach technischer Perfektion.

In diesem Zusammenhang beleuchtet vielleicht das folgende Zitat Rosenbergs sehr deutlich seine grundsätzliche Auffassung von der innovatorischen Arbeit des Ingenieurs (109):

Der Leser wird sich darüber wundern, daß ich stets von Schwierigkeiten erzähle, und glaubt vielleicht, daß heutzutage die Techniker besser daran sind, weil Wissenschaft und Kunst weiter vorgeschritten sind. Aber es ist nicht so. Das Konstruieren wird niemals eine exakte Wissenschaft sein, und jedesmal, wenn ein neues Problem in Angriff genommen wird, muß der Konstrukteur auf Überraschungen gefaßt sein. Es ist das Privilegium des Ingenieurs, Probleme zu lösen und Schwierigkeiten zu überwinden. Der Ingenieur, der sich fürchtet, ein neues Problem anzugehen, taugt für seine Stelle nicht: ebensowenig wie ein anderer, der sich nie *damit begnügt, eine einmal gefundene Lösung zu wiederholen und* jedes Mal *Neues versucht.*

Man braucht die richtige Mischung von Routinearbeit mit einem mäßigen Prozentsatz neuer Versuche. Sowohl Werkstatt und Verkäufer als der Konstrukteur selber brauchen diese Mischung, um nicht zu erstarren. Nebenbei nützt es dem zaghaften Ingenieur nicht, immer das Alterprobte zu wiederholen und neue Konstruktionen aus Furcht vor Schwierigkeiten abzulehnen. Auch bei einer erprobten Konstruktion kann es geschehen, daß auf einmal Schwierigkeiten auftreten, die zuerst kein Mensch sich erklären kann.

Über die tatsächliche Tragweite von Erfindungen äußert er, der erfolgreiche Patentinhaber, sich so (86/87):

Verwandte und Freunde, die Laien in der Technik sind, haben in der Regel eine übertriebene Vorstellung vom Umfang und der Wichtigkeit, die irgend eine Erfindung in der Geschichte der Technik gespielt hat. Sie wissen nicht, daß es für jede Erfindung Alternativen gibt. Eine Bekannte von mir war einmal ganz betroffen, als sie in der Zeitung einen Artikel sah, der die allgemeine Einführung der elektrischen Zugbeleuchtung forderte und eine ganze Reihe von ausländischen Systemen anführte. Sie war der Meinung, ich hätte die elektrische Zugbeleuchtung erfunden, und las jetzt die Namen von einem halben Dutzend anderer Erfinder! Sie hätte sich noch mehr gewundert, wenn sie gewußt hätte, daß dieser Zeitungsartikel von meinen eigenen Freunden, der Gesellschaft für elektri-

sehe Zugbeleuchtung, inspiriert war. Sie wollten, daß aus der Öffentlichkeit das Verlangen nach Einführung des elektrischen Lichtes käme, wollten aber vermeiden, als die Urheber des Artikels zu erscheinen und erwähnten deshalb alle möglichen Zugbeleuchtungssysteme, mit Ausnahme des eigenen. ..

Einige zwanzig Jahre später erwähnte ich einmal im Gespräch mit meiner Frau und meinen Töchtern, daß elektrische Schweißung vor fünfzig Jahren erfunden wurde, und das verblüffte sie: sie hatten geglaubt, daß ich das Schweißen erfunden hätte.

Nicht nur Frauen und Kinder überschätzen den Umfang der Erfindung eines Freundes oder Verwandten, sondern oft auch populäre Schriftsteller und Autoren von biographischen Filmen.

Ich möchte bloß auf die vielleicht wichtigste Erfindung Rosenbergs etwas näher eingehen, die international als die „Rosenberg-Maschine“ bekannt ist. Sie wurde ursprünglich als Dynamomaschine für die elektrische Zugsbeleuchtung entwickelt, ihr Prinzip hat sich aber als vielseitig anwendbar erwiesen, vor allem auch als Umformungsaggregat für das Elektroschweißen.

Das Problem beim Dynamo für die elektrische Zugsbeleuchtung, die ja mit Gleichstrom über eine Batterie erfolgte, bestand darin, daß der nach Vorschrift der Eisenbahnverwaltung direkt von der Wagenachse angetriebene Dynamo bei jeder Fahrtrichtung des Zuges seine Polarität beizubehalten hatte und überdies ab einer gewissen Zugsgeschwindigkeit eine weitgehend konstant bleibende Leistung abgeben sollte.

Rosenberg beschreibt die von ihm gefundene Lösung folgendermaßen (73):

Die Idee war, mit der Maschine eine kleine Erregermaschine zu kuppeln und diese von der Batterie aus zu erregen. Bei Umkehr der Drehrichtung gibt der Anker der Erregermaschine verkehrte Polarität, und der Anker der Hauptmaschine, bei der sich sowohl der Feldmagnetismus als die Drehrichtung umkehrt, gibt Strom der gleichen Richtung wie zuvor. Nun verfolgte mich der Gedanke, Erregermaschine und Hauptmaschine miteinander zu vereinigen. War es überhaupt möglich, einem einzigen Anker zwei Ströme zu entnehmen, deren einer sich verkehrte und deren anderer bei jeder Drehrichtung den gleichen Sinn behielt?

Vier Jahre vorher hatte ich die kombinierte Deri-Maschine geprüft, die mit Wechselstrom und Gleichstrom arbeiten konnte. Das war eine Maschine, die vierpolig in einem Gleichstromfeld und mit einer anderen Polzahl in einem Wechselstromfeld gearbeitet hatte. Das jetzige Problem hatte Ähnlichkeit mit dem damaligen.

Diese theoretisch richtige Idee führte zu keinem praktischen Resultat, aber die durchgeführten Versuche zeigten einen viel besseren Weg, um das Ziel zu erreichen: eine zweipolige Maschine mit zwei zueinander rechtwinkeligen Magnetfeldern und zwei feststehenden Bürstensätzen, die gegeneinander um eine halbe Polteilung verschoben sind. Ein Feld hat ständig die gleiche Richtung, und die ihm zugehörigen Bürsten geben bei Umkehrung der Drehrichtung entgegengesetzte Stromrichtung. Diese Bürsten liefern den Erregerstrom für das Hauptfeld und die letzterem zugeordneten Bürsten liefern den Hauptstrom von ständig gleichbleibendem Sinne.

Ich möchte das doch ein wenig erläutern, wobei jene Zuhörer, die die Erinnerung an die Grundgesetze der Elektrotechnik, wie sie auch allgemeinbildende Schulen vermitteln, verlassen hat, jetzt vor die Alternative gestellt sind, drei Minuten lang zu versuchen, das ehedem Gewußte aufzufrischen oder aber eine ebensolange Pause einzulegen, bis es anders weitergeht.

1. Wenn eine Leiterschleife in einem räumlich und zeitlich konstanten Magnetfeld gedreht wird, wird in dieser Schleife eine Urspannung e induziert, die der zeitlichen Änderung des magnetischen Flusses entspricht. Der magnetische Fluß Ø ist einfach die Menge der Magnetfeldlinien, die die Leiterschleife durchsetzen. Auf diese Weise erhält man bei einer vollen Drehung der Leiterschleife eine Spannung, die ihre Richtung einmal umkehrt, und entsprechend auch einen solchen sogenannten Wechselstrom. Daraus kann man jedoch einen Gleichstrom erhalten, wenn man die durchgehenden leitenden beiden Schleifringe, über die man durch im Raum feststehende Bürsten den Strom aus den Enden der Leiterschleife für einen Stromkreis entnimmt, zu einem Ring vereinigt, diesen aber gleichzeitig durch zwei isolierende um je 180° versetzte Zwischenstücke unterteilt und so einen Kollektor (oder Stromwender) erhält.

2. Ein Magnetfeld bildet bereits die — nach einer vorhergehenden Magnetisierung — im Eisen verbleibende magnetische Polung. Wesentlich stärkere Felder erhält man aber durch das den Strom begleitende Magnetfeld (Oerstedsche Entdeckung), wobei die magnetische Wirkung proportional der Stromstärke ist.
   Daher werden in elektrischen Maschinen für die Erzeugung von Magnetfeldern durchwegs Elektromagnete verwendet, wobei man den Strom für das Magnetfeld des den Strom für einen äußeren Stromkreis liefernden Dynamos durch einen eigenen kleinen Dynamo — die sogenannte Erregermaschine — erzeugt.

3. Wie Rosenberg ausführt, hatte seine ursprüngliche Idee, das Prinzip der Deri-Maschine für die Vereinigung von Erreger und Hauptmaschine zu verwenden, keinen praktischen ausreichenden Erfolg. Dieser wurde vielmehr durch Auswertung einer Erscheinung erzielt, die bei Gleichstrommaschinen als unangenehme Begleiterscheinung auftritt und für deren Abwehr (Kompensation) in der Regel erheblicher Aufwand getrieben wird: der sogenannten Ankerrückwirkung. (Auch die Deri-Maschine war ursprünglich zur Kompensation der Ankerrückwirkung entwickelt worden!)
   Unter dem Anker einer Maschine versteht man den rotierenden Teil. Bei der Gleichstrom

maschine schreibt die Bürstenachse in allen Leitern des Ankers die Stromrichtung so vor, daß alle Leiter oberhalb der Bürstenachse die gleiche Stromrichtung besitzen, die damit verkehrt zur Stromrichtung in den Leitern unterhalb der Bürstenachse ist. Damit aber ergibt die Ankerwicklung in der Richtung der Bürstenachse ein Magnetfeld, das demnach quer (senkrecht) zum Hauptmagnetfeld der Maschine steht, das sogenannte Querfeld. Obwohl sich der Anker dreht, bleibt das Querfeld ebenso wie das Hauptfeld konstant. Im Leerlauf, also bei unbelasteter Maschine, ist das Querfeld entsprechend schwach, bei Kurzschluß am höchsten.

Durch einen zweiten Bürstensatz, der um 90° gegen den ersten versetzt ist, kann die durch das Querfeld im Anker induzierte Spannung entnommen werden.

4. Damit ergibt sich die Funktionsweise der Rosenbergmaschine, die in der Festschrift zur 150-Jahresfeier der TU Wien (Wien 1965, Bd. I. 389) ausschließlich mit Unterstützung durch Skizzen beschrieben ist. Hier können aus verlagstechnischen Gründen keine Skizzen gebracht werden, weshalb ich mich mit folgenden bloß verbalen Hinweisen begnügen muß: Die Erregermaschine besteht aus einer von einer Batterie fremderregten festen Wicklung, die entsprechende Magnetpole ausbildet, und dem Anker mit einem Bürstenpaar. Diese Erregermaschine erzeugt das Erregerfeld der Hauptmaschine durch ein kräftiges Ankerquerfeld mit entsprechender Polarität. Zu diesem Zweck werden einerseits die Bürsten der Erregermaschine kurzgeschlossen und andererseits die Polschuhe entsprechend breit ausgebildet. In der neutralen Zone dieses Querfeldes als Erregerfeld der Hauptmaschine liegt die Achse des Bürstenpaares der Hauptmaschine, wobei über diese Bürsten die Batterie gespeist wird. Bei Umkehr der Drehrichtung bleibt das Erregerfeld der Erregermaschine mit seiner Polarität natürlich ungeändert, jedoch kehrt sich der Ankerstrom der Erregermaschine und damit die Polarität des Ankerquerfeldes um. Einer Umkehr des Querfeldes als Erregerfeld der Hauptmaschine und einer Umkehr der Drehrichtung entspricht aber die gleiche Polarität der Bürsten der Hauptmaschine.

Rosenberg hat sich auch um die Durchsetzung des einfachen robusten Drehstromkäfigankermotors, auf den heute rund 90% der elektrischen Antriebsleistung in der Welt entfallen, verdient gemacht. Die E-Werke haben wegen der Verschlechterung des Phasenwinkels, den der Betrieb dieser Motorenbauart zur Folge hat, den Motor allgemein nur für kleinste Leistungen zugelassen, bis es der Hartnäckigkeit Rosenbergs 1928 erstmalig bei den Wiener E-Werken gelang, eine wesentliche Erleichterung für den Anschluß von Kurzschlußläufermotoren durchzusetzen, die daraufhin auch international angewendet wurde, worauf schrittweise weitere Fortschritte erzielt worden sind.

Es ist bemerkenswert, daß Rosenberg über die ersten Jahre seiner Berufslaufbahn ausführlicher berichtete als über seine späteren — es waren dies ja die Jahre, die ihn geprägt haben, und das entspricht auch dem Titel seines Buches. Er, der international angesehene Fachmann, erhebt auch keine Klage darüber, daß er, nachdem er als Flüchtling 1938/39 ins Ausland gekommen war, sich dort mit unerwarteten Schwierigkeiten konfrontiert sah: Er hat das Schicksal, das ihm zuteil wurde, nur zu gut begriffen.

JOHANNES GRABSCHEID

Erstmals kam mir der Name Grabscheid Anfang des Jahres 1945 unter, als mir mein Freund Dr. Theodor Prager aus England nach Zürich eine hektographierte Schrift des Free Austrian Movement zusandte, in der ein Prof. Dr. J. Grabscheid aus Istanbul sich in einer, meiner Meinung nach recht vernünftigen, weil mit meinen Darstellungen im Organ der „Freien österreichischen Bewegung in der Schweiz" vielfach übereinstimmenden Weise über die wirtschaftlichen Möglichkeiten eines neu zu errichtenden österreichischen Staates äußerte.

Persönlich lernte ich Prof. Grabscheid erst 9 Jahre später kennen. Er erzählte mir, daß es ihm, der bis 1938 bei der Elin beschäftigt gewesen war, danach gelungen sei, bei einer Firma in Athen, die früher mit der Elin in Geschäftsverbindung gestanden war, unterzukommen. Beim Überfall der deutsch-italienischen Verbände in Griechenland im Mai 1941 wurde er, da er beim deutschen Konsulat in Athen wegen seines Passes registriert war, zunächst als ehemaliger Oberleutnant der k.u.k. Armee ohne nähere Prüfung seiner Rassereinheit eingezogen, und mußte den Feldzug am Peloponnes mitmachen, wobei er eine Schädelblessur durch ein britisches Schrappnell erhielt. Während seines Lazarettaufenthaltes gelang es ihm, aus der deutschen Wehrmacht entlassen zu werden und seine schon früher eingereichte Bewerbung um eine Professorenstelle an der TU Istanbul perfekt zu machen. Er blieb dann in Istanbul bis 1954, bis ihn eine Erbschaft nach einer in der Schweiz verstorbenen Tante in die Lage versetzte, in Zürich zu privatisieren. Wohl strebte er eine Bindung an die Elin an, aber über ein loses Konsulentenverhältnis gediehen diese Bemühungen nicht hinaus.

Grabscheid befaßte sich in Istanbul und seither intensiv mit dem damals noch neuen Gebiet des sogenannten transienten Verhaltens elektrischer Maschinen, d. h. des Überganges zwischen zwei stationären Zuständen, und widmete diesem — heute in die moderne Regelungstechnik eingeordneten — Problemkreis der Dynamik elektrotechnischer Anlagen zahlreiche Publikationen, darunter 1952 einen Bericht an die CIGRE (Commission Internationale des Grands Réseaux Electrique) und Aufsätze in der Zeitschrift *Elektrotechnik und Maschinenbau (Verbesserung der dynamischen Stabilität von Synchrongeneratoren...*, E & M 70 (Heft 7, 1953) und in der *Elin Zeitschrift* („Vorübergehende Wirkleistungs-Lastwinkel, Charakteristik des Ausgleichzustandes synchroner Kraftübertragungsstromkreise"; *Elin Zeitschrift* Heft IV/1952, Heft IV, 1954).

Daß Grabscheid trotz seiner Bemühungen keinen festen Fuß bei der Elin fassen konnte, hing weniger mit seiner etwas schwierigen Persönlichkeit zu-

sammen, als damit, daß das gleich im Jahre 1945 bei der Elin von deren damaligem Generaldirektor Siegert ins Leben gerufene „Technisch-wissenschaftliche Direktionsbüro“ unter dessen Nachfolger Dr. Wittmann schrittweise aufgelöst wurde; dieser frühere Werksleiter von Weiz brauchte Leute „zum Konstruieren und Aquirieren“ und nicht solche zum „Spintisieren und Tachinieren“. Diese personalpolitische Linie war natürlich Ausfluß einer nur auf kurzfristige Ziele orientierten Unternehmenspolitik, die sich bekanntlich nach zwei Jahrzehnten bitter gerächt hat und eine wesentliche Wurzel der Übel ist, an denen diese Firma seither für alle Steuerzahler offensichtlich krankt.

Grabscheids Interesse an transienten Vorgängen in den elektrischen Anlagen verband sich mit einer lebhaften Anteilnahme an der Entwicklung der Kernenergie als künftig weltweit wichtige Energiequelle, was natürlich zu einer eingehenden Befassung mit den regeltechnischen Aspekten von Kernkraftwerken führte. So lieferte Grabscheid anläßlich der 5. Weltenergiekonferenz, die in Wien im Juni 1956 stattfand — es war dies noch vor der Inbetriebnahme des ersten kommerziellen Kernkraftwerkes in der Welt, Calder Hall in England, die damals mit Spannung erwartet wurde — und auf der mehr als 20 Beiträge den der Kernenergie gewidmeten Sektionen vorgelegt wurden, den einzigen diesen Fragenkreis betreffenden Beitrag, nachdem er schon im Jahr 1955 in der E & M einen umfassenden Aufsatz mit dem Titel *Der Ausgleichszustand und die Regelung von künstlich stabilisierten und von temperaturstabilisierten Kraftwerksreaktoren* veröffentlicht hatte. In dieser Zeit besuchte mich Grabscheid häufig, einerseits, um mit mir gewiße Aspekte seiner Arbeit zu diskutieren, andererseits aber um die Hilfe meiner Mitarbeiter für die Herstellung der Graphiken für seine Veröffentlichungen in Anspruch zu nehmen, da die Elin ihm selbst in dieser Hinsicht nicht entgegenkam.

Im Hinblick auf den Reaktorunfall, der sich im April des Vorjahres in Tschernobyl ereignet hat und dessen Ablauf heute weitgehend geklärt ist, besitzen die folgenden Ausführungen, die ich der Zusammenfassung des von Grabscheid der Weltkraftkonferenz vorgelegten Berichtes entnehme, durchaus aktuelle Bedeutung:

Der sich nach stoßartigen Zustandsänderungen ergebende Ausgleichszustand von Kernreaktoren muß stabil verlaufen.

Die Regelung der Reaktoren, welche durch die natürliche selbstregelnde Wirkung des negativen Temperaturkoeffizienten der Reaktivität oder, wo diese allein nicht ausreicht, durch zusätzliche künstliche, selbsttätige Regeleinrichtungen, beispielsweise durch Regelstäbe, herbeigeführt wird, muß dieser Bedingung entsprechen.

Beispiele für eine plötzliche Zustandsänderung bilden stoßartige Laständerungen oder ein stoßartiges Auftreten von Überschußreaktivität.

Eine Überschußreaktivität kann stoßartig auftreten, wenn die künstlichen Regel- und Sicherheitseinrichtungen versagen, unrichtig funktionieren oder falsch betätigt werden.

Bei Versagen der künstlichen Regel- und Sicherheitseinrichtungen soll die Wirkung des negativen Temperaturkoeffizienten allein ausreichen, um eine stabile Selbstregelung des Reaktors zu gewährleisten.

Sowohl die selbsttätige künstliche als auch die natürlich wirkende Regelung müssen im Falle eines plötzlichen Wirksamwerdens einer Überschußreaktivität so rasch eingreifen, daß ein „Durchgehen" des Reaktors, das heißt unbeherrschtes Ansteigen der Neutronendichte und damit auch der von der Kernspaltung herrührenden Wärmeleistung, verhindert wird, da sonst, falls die Temperatur des strukturellen Phasenumwandlungspunktes oder gar des Schmelzpunktes der Spalt Stoffüllung überschritten wird, Zerstörungen der Spaltstoffelemente mit schwerwiegenden Folgen eintreten können.

Diese Ausführungen gelten allgemein für jede Reaktorbauart.

Grabscheid befaßte sich in seinem Bericht nicht speziell mit graphitmoderierten Reaktoren, zu denen der Tschernobyltyp gehört, sondern einerseits mit wassergekühlten und wassermoderierten heterogenen Reaktoren und andererseits mit homogenen Reaktoren.

Nach 1957 wandte sich Grabscheids Interesse vor allem der Kernfusion zu. Er war von den Möglichkeiten, die sich hier künftig bieten würden, überzeugt, und ich hatte ihm viele Informationen von der 2. Atomkonferenz der Vereinten Nationen, die im Jahre 1958 in Genf stattfand, zu verdanken.

FRANZ DOPPLER

Ich hatte vorhin erwähnt, daß es Grabscheid glückte, auf einen vakant gewordenen Lehrstuhl für elektrische Anlagen an der Universität Istanbul berufen zu werden.

Diese Vakanz hatte ihre eigene, unsere Thematik berührende Geschichte. Auf die Lehrkanzel war 1936 der damalige Assistent am Institut bei Prof. Wist der TH in Wien, Dr. Franz Doppler, der 1900 in Wien geboren wurde, berufen worden mit der Aufgabe, dort den gesamten Unterricht in Starkstromtechnik aufzubauen. Diese Aufgabe hat Doppler vorbildlich gelöst. Doppler war — zum Unterschied von seinem Wiener Vorgesetzten Prof. Wist — ein überzeugter Österreicher, der sich in der neutralen Türkei kein Blatt über die

Auslöschung Österreichs im Jahre 1938 vor den Mund nahm. 1940 erkrankte seine Tochter. Da er wenig Vertrauen in die türkische Ärzteschaft setzte, entschloß er sich, trotz Warnungen von Freunden, mit ihr zu einer Konsultation nach Wien zu fahren. Prompt wurde er hier von der Gestapo verhaftet und in das KZ Dachau eingeliefert. 1942 holte ihn die Firma Siemens dort heraus, und er war für diese bis Kriegsende in deren Abteilung für elektrische Schiffsausrüstungen in Berlin tätig. Danach kehrte er nach Wien zurück und baute hier das neugeschaffene Institut für elektrische Anlagen und Hochspannungstechnik an der TH auf; darüber hinaus stellte er sein gediegenes Fachwissen der Industrie und der öffentlichen Verwaltung zur Verfügung. Ich erinnere mich dabei besonders an zwei seiner Aktivitäten: an seine Mitwirkung im internationalen Beratungskomitee für die der Elin im Jahre 1948 in Auftrag gegebenen 55.000 kVA-Generatoren für die Hauptstufe in Kaprun und an das gemeinsam mit Prof. Gauster-Filek Ende 1947 verfaßte Gutachten für das Bundesministerium für Energiewirtschaft und Elektrifizierung über die Übertragungsverhältnisse im österreichischen Hochspannungsverbundnetz, das für mehr als eine Dekade bestimmende Grundlage für dessen weitere systematische Ausgestaltung war.

1952 nahmen die türkischen Staatsbahnen Prof. Doppler als Berater für ihre damals geplante großzügige Elektrifizierung in Aussicht. Von einer Besprechung hierüber in Istanbul kehrte er mit einer Typhusinfektion nach Wien zurück, wo er im März 1953 seiner Erkrankung erlag.

GUSTAV HAMERSCHLAG

kam 1892 in Nordböhmen auf die Welt. Seine Familie übersiedelte später nach Wien. Sein Entschluß, an der TH Elektrotechnik zu studieren, war durch einen in leitender Stellung bei der Nordbahn beschäftigten Onkel bestimmt, der die Bahnelektrifizierung für unerläßlich hielt. Der junge Hamerschlag konnte seine berufliche Zukunft für gesichert halten. Unmittelbar nach der Absolvierung der TH brach aber der Erste Weltkrieg aus, den Hamerschlag als Oberleutnant der Reserve an der italienischen Front beendete, wo es ihm während des Zusammenbruchs der Front gelang, einen Porsche-C-Zug (das heißt einen benzin-elektrischen Artillerietraktor mit Allrad-Radnabenmotorenantrieb) samt der Mannschaft vor der Gefangenschaft zu bewahren und über den Katschberg bis St. Pölten zu bringen. Gedankt hat ihm das allerdings niemand.

Nach Zeiten der Arbeitslosigkeit fand er schließlich eine Stelle bei der Firma Mix und Genest, die auf den Bau von Rohrpostanlagen spezialisiert war, wo-

bei er auch zeitweilig in Deutschland arbeitete. 1938 mußte er nach England emigrieren, wo er — mit Unterbrechung durch Internierung auf der Isle of Man — vor allem in einem Betrieb arbeitete, der Lüftungsanlagen für die Industrie herstellte.

Mitte 1946 kam er nach Österreich zurück, fand aber nicht in der Industrie, wie er hoffte, sondern im damaligen Energieministerium eine Anstellung, wo er sich zunächst und mit Erfolg für die Freigabe der bei Siemens in der britischen Besatzungszone in Deutschland lagernden Generatoren für die baulich bereits fertiggestellten Ennskraftwerke Staning und Mühlrading verwendete. Seine ausgezeichneten Sprachkenntnisse prädestinierten ihn für den Verkehr mit den Besatzungsmächten, vor allem mit dem britischen und amerikanischen Element, und der Erfolg der Stromübereinkommen mit der amerikanischen Besatzungszone in Deutschland, die 1946 und 1947 abgeschlossen und wesentlich zur Verbesserung der Stromversorgung in Österreich beigetragen haben, ist in hohem Maße seinem Geschick zuzuschreiben.

Mitte 1947 wurde Hamerschlag als an Jahren ältester technischer Mitarbeiter des Ministeriums mit der Sektionsleitung betraut, die er bis zur Auflösung des Ministeriums im Jänner 1950 innehatte. Zu diesem Zeitabschnitt erfolgte die weitgehende Normalisierung der Versorgungslage, und zugleich wurde die Bedeutung Österreichs als wesentlicher Stützpunkt für den sich entwickelnden europäischen Verbundbetrieb international anerkannt. Zu beiden Ergebnissen hat Hamerschlag durch seine umsichtige und auf strikte Kollegialität bedachte Führung der Sektion sowie als Leiter der österreichischen Delegation bei den Konferenzen am Arlberg im Juni 1947 über den europäischen Verbundbetrieb, der Vorkonferenz für den Marshallplan in Paris im August 1947 und bei der Gründung des Elektrizitätskomitees der ECE in Genf im gleichen Jahr den seiner Funktion entsprechenden Beitrag voll geleistet.

Da das Handelsministerium, in das Hamerschlag nach der Auflösung des Energieministeriums überstellt wurde, ihm weder einen seinem Dienstgrad als Ministerialrat noch seiner Funktion als Sektionsleiter entsprechenden Wirkungskreis zu eröffnen bereit war, nahm Hamerschlag das Angebot einer vorzeitigen Pensionierung an. Er war danach noch etwa 10 Jahre lang freiberuflich als Konsulent in der Privatwirtschaft tätig.

Ich bin damit am Ende meiner lediglich illustrativen Übersicht angelangt. Im Rückblick waren die Intoleranz und Brutalität des Regimes, vor dem die genannten neun Persönlichkeiten — und Zehntausende andere — geflüchtet sind, soweit sie ihm nicht zum Opfer fielen, völlig sinnlos und haben unserem Land und der Welt nur schweren Schaden zugefügt.

Haben wir nun etwas aus diesen Ereignissen seit 1945 gelernt? Meiner Meinung nach sicher nicht genug, wenn auch die Konsequenzen intoleranten Verhaltens bisher andere waren als unter Hitler. Um nicht im Allgemeinen zu bleiben, will ich in diesem Zusammenhang konkret auf die in diesem Institut („Institut für Wissenschaft und Kunst" in Wien) unter schändlichen Begleitumständen 1953 erfolgte Auflösung der von Engelbert Broda Ende der 40er Jahre erfolgreich aufgebauten naturwissenschaftlich/naturphilosophischen Abteilung erinnern.[1] Die von McCarthy inspirierte Hetze, zu der sich die in diesem Institut Maßgebenden hergegeben haben, hat auch Personen, die Brodas persönliche Ansichten nicht teilten, angewidert und sie bewogen, dem Institut den Rücken zu kehren. Keiner, der damals das Institut verließ, hat das je zu bereuen gehabt — den Schaden hat nur das Institut gehabt, und es hat außerdem einen mehr als dunklen Punkt in seiner Geschichte aufzuweisen, den es — meines Wissens — bis heute nicht zu bewältigen vermochte.

Anmerkung:

1 Zur davon abweichenden Darstellung vgl. Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst 3, 1986 (Sondernummer zum 40jährigen Jubiläum. — Anm. d. Hrsg.)

FRAUEN

EDITH PROST

Emigration und Exil österreichischer Wissenschaftlerinnen

EINLEITUNG

Aufgeklärte Leser werden sich über ein eigenes Kapitel „Frauen“ nicht wundern, gehört es doch zur neuen Höflichkeit, den Frauen ebenfalls Platz in der Geschichte einzuräumen.

Ein feministischer Ansatz würde bedeuten, daß in jedem Kapitel zum jeweiligen Wissenschaftsgebiet Frauen und Männer entsprechend ihrem realen Vorhandensein berücksichtigt werden. Da dies aber noch immer nicht mit aller Konsequenz geschieht, überdies die Quellenlage zu Wissenschaftlerinnen sehr gering ist, sei die Tatsache, daß deren Emigrationsgeschichte gesondert dargestellt wird, verantwortet.

Das Thema der wissenschaftlichen Emigration in den einzelnen Wissenschaftsgebieten mit einem Vergleich von Frauen und Männern und ihrer unterschiedlichen Lebenssituation aufzuarbeiten, ergäbe möglicherweise andere Erkenntnisse als die En-bloc-Methode, die „nur“ die Situation von Frauen aufzeigen kann. Es ist ungleich schwerer, weil das einzig Gemeinsame — zugleich Frau und Wissenschaftlerin sein — ganz unterschiedliche Lebensgeschichten ergibt.

Das wissenschaftliche Potential Österreichs, das durch den Austrofaschismus und Nationalsozialismus schwere Einbußen erfahren hatte, umfaßte auch viele bedeutende und bekannte, aber auch viele unbekannte, jedoch nicht unbedeutende Frauen. Namen wie Charlotte Bühler, Marie Langer, Marie Jahoda, Helene Deutsch, Anna Freud, Lise Meitner u. a. sind eng verbunden mit österreichischer Wissenschaft. In diesem Beitrag soll der weibliche Anteil der „vertriebenen Vernunft“ nicht nur am Beispiel der großen Vertreterinnen, sondern auch an den Beispielen der schon wieder fast vergessenen aufgezeigt werden.

Als Quellenmaterial für diese Untersuchung wurde das *Biographische Lexikon der österreichischen Frau,* hrsg. von Erika Weinzierl und Ruth Aspöck, sowie das *Österreichische Biographische Lexikon* und das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933* verwendet. Weitere Quellen waren Autobiographien und Biographien von und über Emigrant/innen/en.[1]

Der quantitativen Sammlung von Daten und Biographien zu Wissenschaftlerinnen steht die qualitative Untersuchung des Materials gegenüber.

Das Auswahlkriterium der „Wissenschaftlichkeit“ verlangt einen traditionellen Erfassungsrahmen. Weibliche Lebensformen erleben zahlreiche Brüche. Die Rollen der Ehefrau, Hausfrau, Mutter, oft auch Tochter stehen einer gradlinigen wissenschaftlichen Karriere im Wege. Die hier angewandten Wissenschaftskriterien sind daher weit gesteckt: Hochschulabschluß und/oder wissenschaftliche Publikationen und/oder eigenständige wissenschaftliche Leistungen.

Die biographischen Beispiele werden in den Text als Fallbeispiele eingebaut. Dieser Beitrag ist das Ergebnis erster Forschungen und kann keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben.

1. QUALITATIVE AUFARBEITUNG DES MATERIALS

Versucht man/frau der Exilgeschichte der Männer die Exilgeschichte der Frauen gegenüberzustellen, so heißt das die Quellen neu sichten, neue Quellen aufspüren.

Die Tabuisierung von Emigration und Exil trifft die Frauen doppelt; einerseits durch die Praxis des Verschweigens und andererseits durch die Verniedlichung der wissenschaftlichen Leistungen von Frauen in der männlich dominierten Forschung.

Die Darstellung der Frauen in der Exilforschung spiegelt den Stellenwert der Frauen in der Gesellschaft wider. Frauen werden als Anhängsel der Männer, als Ehefrauen, Begleiterinnen, Assistentinnen und Musen beschrieben. Man/frau findet Namen, aber keine Biographien. Das Bildmaterial zu Frauen ist spärlich; sie finden sich meist nur auf Gruppenfotos, selten gibt es Porträtfotos von Frauen. Die wissenschaftlichen Leistungen von Frauen werden verniedlicht, verschwiegen; sie werden als Helferinnen, Zuarbeiterinnen und bestenfalls als Mitarbeiterinnen von Männern beschrieben.

Jolande Jacobi, geboren 1890, studierte in Wien bei Charlotte Bühler und in Zürich bei C. G. Jung. Sie promovierte 1938 bei Charlotte Bühler über das Thema „Psychologie der Lebenswende“, emigrierte 1938 nach Zürich, wo sie eine enge Mitarbeiterin von C. G. Jung wurde und eine eigene Privatpraxis für Psychotherapie führte. Sie publizierte zahlreiche Arbeiten, u. a. über C. G. Jung.

In der Biographie von Paul Michael Lützeler über Hermann Broch findet sich folgende Stelle über Jolande Jacobi:

Jolande Jacobi war (ähnlich wie Ea von Allesch) eine Freundin „bedeutender Männer", nur daß sie intellektuell reger, wissenschaftlich interessierter war als die fünfzehn Jahre ältere Ea. War Eas Milieu das Kaffeehaus, so ist Jolande die „femme inspiratrice" im Doktoranden-Kolloquium, im Vortragssaal, im Salon und im Bankett.[2]

Lise Meitner, geboren 1878, studierte in Wien Physik, Mathematik und Philosophie. Sie promovierte 1906. Lise Meitner arbeitete bei Ludwig Boltzmann und ging nach dessen Freitod nach Berlin zu Max Planck. 1917 richtete sie die physikalische Abteilung am Kaiser-Wilhelm-Institut ein und leitete diese bis 1938. Die berühmte „Mitarbeiterin" von Otto Hahn, Leiter des Instituts für Chemie, war also sehr selbständig.

Lise Meitner hatte das Pech, nach 30jähriger Zusammenarbeit 1938 Berlin fluchtartig verlassen zu müssen, wenige Wochen bevor Otto Hahn die Entdeckung der Kernspaltung machte, das Ergebnis jahrelanger Studien von Hahn, Meitner und Fritz Straßmann.

Man bezeichnet sie in der Literatur gerne als eine Art „Sprachrohr" von Otto Hahn.

Ich bin im Jahre 1917 vom Verwaltungsrat des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Chemie offiziell mit der Einrichtung der Physikalischen Abteilung betraut worden und habe sie 21 Jahre geleitet. Versuche Dich mal in meine Lage hineinzudenken! Soll mir nach den letzten 15 Jahren, die ich keinem guten Freund durchlebt zu haben wünsche, auch noch meine wissenschaftliche Vergangenheit genommen werden? Ist das fair? Und warum geschieht es? Was würdest Du sagen, wenn Du auch charakterisiert würdest als der langjährige Mitarbeiter von mir?[3] schrieb Lise Meitner wütend an Otto Hahn, als sie in einem Artikel von 1953 als „die langjährige Mitarbeiterin von Otto Hahn" bezeichnet wurde.

Im Deutschen Museum in München steht heute der Arbeitstisch von Otto Hahn, Lise Meitner und Fritz Straßmann (von ihnen selbst gebaut). Eine Tafel an der Wand erwähnt Fritz Straßmann in Zusammenhang mit der Kernspaltung. Der Arbeitstisch — unter einer Glasvitrine — wird auf einem Schild als „Arbeitstisch von Otto Hahn" bezeichnet. Von Lise Meitner kein Wort!

Die Durchforstung der Lexika ergibt ein ähnliches Bild. Frau findet einen Platz im Lexikon, wenn sie zu den reproduzierenden Künstlerinnen zählt — Schauspielerinnen, Sängerinnen u. a. — produzierende Künstlerinnen, Literatinnen finden sich bereits seltener, aber Wissenschaftlerinnen sind eine Rarität. Die beschriebenen Frauen haben immer Väter, Ehemänner, Söhne, aber vor allem Entdecker, Förderer, Lehrer. Darüber werden ihre eigenständigen Leistungen oft vergessen. Die männlichen Wissenschaftler in

den Lexika leben meist ohne familiale Beziehungen und Zusammenhänge. Dies erschwert die Spurensuche nach Frauen erheblich. Es ist fast unmöglich, über die biographischen Daten eines Mannes zu Angaben (s)einer Frau zu kommen, umgekehrt ist das wesentlich einfacher.

Es verfälscht die Tatsache, daß auch männliche Wissenschaftler nicht als solche geboren wurden, sondern ebenfalls Lehrer, Förderer und vor allem helfende Frauen — meist Ehefrauen, Töchter und Assistentinnen — hatten.

Das gängige Frauenbild unterschlägt die wissenschaftlichen und kreativen Leistungen von Frauen. Es läßt die Frauen in vollster Abhängigkeit von fördernden und helfenden Männern erscheinen. Die Wirklichkeit zeigt, daß Frauen nicht selten trotz Ablehnung, Mißtrauen und Feindseligkeiten zu großen wissenschaftlichen Leistungen gelangten. Der wirkliche Unterschied lag darin, daß Frauen weder auf weibliche Vorbilder noch auf eine akademische Tradition zurückblicken konnten und ihr wissenschaftliches Selbstverständnis, ihre Identität oft erst mühsam erkämpfen mußten.

Lise Meitner, deren Vater ihre Studienpläne zwar voll unterstützte, mußte ihre Matura als Externe am Akademischen Gymnasium ablegen, weil es für Mädchen damals noch keine Gymnasien gab. In Berlin arbeitete sie die ersten Jahre am Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie noch in den Kellerräumen. Der Institutsvorstand Emil Fischer duldete Frauen nur als Putzfrauen an seinem Institut. Er wolle keine „Weiberwirtschaft“ anfangen.

Aber auch die Art der Darstellung in der Literatur sagt viel über die Bewertung der Leistungen von Frauen aus. Für Arbeiten von Frauen werden allgemeine, umschreibende Begriffe verwendet. Heißt es bei Männern „politischer Schriftsteller“ oder „wissenschaftliche Arbeiten“, so finden sich bei Frauen Benennungen wie „Kulturschriftstellerin“ oder „kulturelle Leistungen“.

Die Arbeiten einer *Berta Eckstein-Diener,* bekannt unter dem Pseudonym *Sir Galahad,* werden generell als Romane eingestuft. Ihre Arbeit *Mütter und Amazonen* (erschienen 1932) zu Matriarchatskonzepten wurde von der Frauenbewegung zentral rezipiert. Berta Eckstein-Diener wurde 1874 in Wien geboren, 1938 mußte sie in die Schweiz emigrieren, wo sie 10 Jahre später starb.

2. QUANTITATIVE AUSWERTUNG DES MATERIALS

Die folgenden Tabellen sollen die Zahl der Studentinnen in Wien, Graz und Innsbruck zeigen und ihre Verteilung auf die Fakultät. Da es keine einheitlichen Statistiken gibt, werden nur exemplarische Jahrgänge angegeben, die doch ein ungefähres Bild der Verteilung bieten können.

Tab. 1: Philosophische Fakultät, Wien
ordentliche und außerordentliche Hörerinnen[4]

1897—1914		1929/30	1930/31
1647		1865	2070
davon			
römisch-katholisch	894		
mosaisch	561		
andere	192		

Tab. 2: Medizinische Fakultät, Wien ordentliche Hörerinnen[5]

1900/01—1914		1929/30	1930/31
344		412	509
davon			
römisch-katholisch	112		
mosaisch	196		
andere	36		

Von den 344 Medizin-Studentinnen zwischen 1900/01—1914 haben 300 ihr Studium beendet.[6]

Tab. 3: Juridische Fakultät, Wien
ordentliche und außerordentliche Hörerinnen[7]

1919	1923/24	1929/30	1930/32
60	111	306	334
davon römisch-katholisch 14 mosaïsch 31 andere 15	davon römisch-katholisch 56 mosaïsch 43 andere 12		

An der evangelisch-theologischen Fakultät Wien studierten von 1921 bis 1934 18 Frauen.[8]

Tab. 4: Technische Hochschule, Wien
ordentliche und außerordentliche Hörerinnen[9]

1918/19	1919/20	1920/21	1921/22	1922/23	1923/24	1924/25	1925/26
1	65	81	88	118	112	82	63

Tab. 5: Hochschule für Bodenkultur, Wien
ordentliche und außerordentliche Hörerinnen[10]

1919/20	1920/21	1921/22	1922/23	1923/24	1924/25	1925/26
44	31	31	27	24	16	17

Tab. 6: Universität Graz ordentliche Hörerinnen[11]

	1904/05	1918/19	1921/22	1925/26
philosophische Fakultät	12	60	58	96
medizinische Fakultät	4	49	134	86
juridische Fakultät		6	20	20

Tab. 7: Universität Innsbruck ordentliche Hörerinnen[12]

	1904/05	1918/19	1921/22	1925/26
philosophische Fakultät	1	35	79	102
medizinische Fakultät		23	50	25
juridische Fakultät		1	13	19

Aus den ersten drei Tabellen ist ersichtlich, daß ein Großteil der Studentinnen dem jüdischen Bürgertum angehörten. Für das aufgeklärte jüdische Bürgertum war es selbstverständlich, auch den Töchtern eine seriöse Bildung angedeihen zu lassen. Bildung war eine Möglichkeit zur Emanzipation — Emanzipation als Jüdin und als Frau.

Stella Klein-Löw schreibt in ihren Erinnerungen über ihre jüdischen Schüler: *... Ihnen wurde zu Hause eingeprägt, daß sie es im Leben schwerer haben würden als ihre andersgläubigen Altersgenossen. Sie hörten immer wieder von ihren Eltern, daß kein Opfer zu groß sei, wenn man es für die Zukunft der Kinder bringt. Sie wußten von ihren Groß eitern, daß ihnen im Leben nichts geschenkt werden würde, daß sie mehr wissen, mehr lernen, mehr können müßten, wenn sie mit anderen Schritt halten wollten. Das motivierte sie.*[13]

Für Töchter aus sozialistischem Elternhaus war Bildung Teil des Kampfes für eine sozialistische Gesellschaft und ein neues Frauenbild. Für proletarische Familien war ein Universitätsstudium der Kinder meist nicht finanzierbar; trotzdem schafften es viele junge Frauen, indem sie ihr Studium mit Nachhilfestunden erarbeiteten.

Genia Quittner, geb. Lande, wurde 1906 in Wien geboren, wo sie reformierte Mädchenschulen im 3. und im 2. Bezirk besuchte. Aufgrund ihrer Begabung war sie alle Schuljahre hindurch vom Schulgeld befreit. Ihr Vater starb kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Nach der Matura wollte der Vormund von einem Studium nichts wissen. Genia Quittners Familie gehörte zum verarmten jüdischen Kleinbürgertum, und es wurde von ihr erwartet, daß sie zur Familienexistenzerhaltung beitragen werde. Durch die Unterstützung ihrer Lehrerinnen konnte sie so viele Nachhilfestunden halten, daß sie nicht nur der Familie Unterstützung brachte, sondern sich auch ihr Studium der Staatswissenschaften finanzierte. 1928 promovierte sie bei Hans Kelsen.

Minna Lachs, geb. Schiffmann, wurde 1907 in Trembowla in Polen geboren. Sie entstammte einer jüdischen Kaufmannsfamilie, die aber 1914 durch die Flucht nach Wien ihr Vermögen verlor. Ihr Vater war sehr gebildet, aber ein reiner Autodidakt. Er befürwortete das Bildungsstreben seiner

Tochter. Auch Minna Lachs gab Nachhilfestunden und übersetzte als Gymnasiastin hebräische Kurzgeschichten für die *Neue Freie Presse* unter dem Pseudonym „Niomi“.

Die folgende Tabelle zeigt die Verteilung der bisher von mir gesammelten und bearbeiteten Frauenbiographien auf die verschiedenen Wissenschaftsgebiete. Die größte Schwierigkeit war die Zuordnung. Denn für viele Frauen stimmten die gelernten Berufe bzw. die Studienausbildung nicht mit den tatsächlich ausgeübten Berufen überein. Die vorgenommene Zuordnung richtet sich weitestgehend nach dem Studium.

Tab. 8: Verteilung der Studienrichtungen

Medizin	6	Kunstgeschichte	2
Dermatologie	1	Musik	3
Neurologie/Psychiatrie	7	Architektur	2
Psychoanalyse	15	Rechts- und Staatswissenschaften	9
Kinderanalyse	3	Wirtschaftswissenschaft	2
Psychologie	8	Naturwissenschaft (nicht spezifizierbar)	3
Entwicklungspsychologie	2	Botanik	1
Psycholinguistik	1	Chemie	6
Pädagogik	2	Biochemie	1
Germanistik	9	Pharmazie	2
Romanistik	4	Mikrobiologie	1
Anglistik	2	Physik	7
Altphilologie	5	Mathematik	7
Orientalistik	2	Geodäsie	1
Ethnologie	1	Lehrerin	1
Theaterwissenschaft	1	Schriftstellerin/Journalistin	1
Geschichte	2	Übersetzerin	3

Die Frauen waren besonders stark in den medizinisch-naturwissenschaftlichen Bereichen vertreten. Es steht dies dem traditionellen Frauenbild — Frauen interessieren sich nur für die Geisteswissenschaften — entgegen.

Die Zahl der Studentinnen in den einzelnen Wissenschaftsbereichen gibt also annähernd die reale Verteilung wieder, wenn man mit den vorigen Tabellen vergleicht. Doch muß dabei beachtet werden, daß es sich bei diesen Nennungen um Frauen handelt, die es „geschafft“ haben. Sie haben in irgendeiner Art „Karriere“ gemacht.

Nicht vergessen darf man/frau all jene Studienabgängerinnen, die in den Konzentrationslagern umgekommen sind, die im Exil nicht Fuß fassen konnten, die als überqualifizierte Sekretärinnen oder Korrespondentinnen arbeiteten, und nicht vergessen dürfen jene Frauen werden, die den Rückzug in die Familie antreten mußten oder wollten.

Genia Quittner z. B. konnte nach Abschluß ihres Studiums keine adäquate Arbeit finden. Aufgrund ihrer guten Sprachkenntnisse in Französisch und Englisch arbeitete sie als Korrespondentin bei dem Seidenwarenfabrikanten Spielmann & Söhne am Graben. Da Herr Spielmann sen. Präsident des Seidenweberverbandes war und in dieser Funktion auch manchmal Artikel für Fachzeitschriften schreiben mußte, ist verständlich, warum er sich statt einer guten Sekretärin eine „Frau Doktor" ins Büro setzte.

Die große Anzahl der Psychoanalytikerinnen läßt sich auf die relativ guten Arbeitsmöglichkeiten im amerikanischen oder englischen Exil zurückführen. Ebenso war es für eine Chemikerin leichter, im Ausland Arbeit zu finden als beispielsweise für eine Juristin oder Germanistin. Die Sprachbarrieren lassen sich in einem Beruf, der auf der Sprache basiert, ungleich schwerer überwinden als in einem naturwissenschaftlichen Beruf. Und die Kenntnisse der österreichischen Gesetze nützten gar nichts für eine juristische Tätigkeit im Ausland. Umschulungen, ein neues Studium kosteten Geld, und die meisten Emigrantinnen waren gezwungen, sofort Geld zu verdienen und meist nicht nur für sich, sondern für mehrere Familienangehörige.

Gina Kaus, Schriftstellerin, wurde 1894 in Wien geboren. Sie verkehrte im Café Herrenhof im literarischen Kreis um Hermann Broch, Robert Musil, Paul Streker u. a. und war befreundet mit dem Ehepaar Werfel. Nach zwei Ehen lebte sie ab 1933 mit dem Rechtsanwalt Eduard Frischauer zusammen. Sie hatte bereits einen guten Ruf als Schriftstellerin und befand sich 1933 unter jenen Autoren, deren Werke der Bücherverbrennung zum Opfer fielen. „Nie war ich in besserer Gesellschaft", kommentierte sie dazu.[14] 1938 emigrierte sie über Frankreich in die USA. Sie verdiente ihren Lebensunterhalt für sich und ihre Familie als Drehbuchautorin und konnte es sich nicht leisten, darüber nachzudenken, ob die jeweiligen Jobs gut für ihre Reputation waren, da sie für ihre beiden Kinder, ihren Mann, ihre Mutter und ihren Bruder zu sorgen hatte.

3. GRÜNDE FÜR DIE EMIGRATION

Der erste Emigrationsschub von 1934 betraf nur die politisch engagierten Frauen — von diesen emigrierten einige in die Tschechoslowakei bzw. weiter in die Sowjetunion. Die Zurückgebliebenen spürten das neue Regime durch Berufsverbote, durch den Zwang zur illegalen politischen Arbeit.

Die große Emigrationswelle kam 1938.

Es können mehrere Emigrationsformen unterschieden werden. In den 30er Jahren gab es einige Beispiele einer Fachemigration. Damit ist die Auswande-

rung aus wirtschaftlichen Gründen gemeint, wobei nicht übersehen werden darf, daß dabei fast immer politische Ursachen mitspielten.

Zwischen den aus politischen und den aus rassischen Gründen Emigrierten gibt es viele Überschneidungen; viele hatten sich einfach durch ihre Arbeit im Roten Wien, in den reformierten Schulen, an den Universitäten, durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten oder durch kritische Äußerungen über das faschistische Regime exponiert.

Als Nicht-Jüdin und Politisch-Unbeschriebene konnte auch der Weg der inneren Emigration beschritten werden.

Als Beispiel für die innere Emigration kann *Adele Juda* gelten. 1888 in München geboren, studierte sie Musik und Medizin. Sie arbeitete zuerst in Basel bei E. Rüdin und anschließend in der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie in München. Adele Juda verfaßte eine großangelegte Forschung über Höchstbegabungen, die sich auf beinahe alle bedeutenden Dichter, Maler, Bildhauer und Forscher des deutschen Sprachraums erstreckte und deren gesamte Nachkommen erfaßte. Dieses großangelegte Werk blieb leider ein Fragment. 1938 erhielt sie von den Nationalsozialisten Vortragsverbot. Nach 1945 war Adele Juda in Innsbruck in der Jugendfürsorge aktiv, beschäftigte sich mit Familienbiologie und Geisteskranken-Nachsorge und gründete die „Zentralstelle für Familienbiologie". Sie starb 1949 in Innsbruck.

Marianne Thalmann ist vielleicht das eindeutigste Beispiel einer Fachemigration. Sie wurde 1888 in Linz geboren, besuchte die Volksschule in Kremsmünster und das Mädchenlyzeum in Linz. Sie studierte Germanistik in Wien und Graz und promovierte 1919 an der Universität Wien. 1924 habilitierte sie sich an der Universität Wien und war bis 1932 als Dozentin für Neuere Deutsche Literaturgeschichte tätig. 1933 erhielt sie die außerordentliche Titularprofessur. Die Chancen, an der Wiener Germanistik, einer reinen Männerphalanx, eine ordentliche Professur zu erhalten, waren sicher sehr gering, und als sie ein Angebot aus den USA erhielt, ließ sie sich von der Universität Wien beurlauben und arbeitete bis 1940 als Associated Professor im Wellesley College, wo sie 1940 die volle Professur erhielt. Sie unterrichtete Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts.

Schon etwas anders liest sich die Lebensgeschichte der *Margarete Schütte-Lihotzky.* In Wien 1897 geboren, studierte sie als erste Frau an der Wiener Kunstgewerbeschule (heute Hochschule für angewandte Kunst) Architektur bei Oskar Strnad und Heinrich Tessenow. 1917 erhielt sie den 1. Preis bei einem Wettbewerb für Arbeiterwohnungen, 1919 gewann sie den Lobmayr-Preis für den Entwurf eines Kulturpalastes mit Theater- und Konzertsälen, Museen und anderem. 1920 erhielt sie den 2. Preis für eine große Kleingartenkolonie am Schafberg, die sie gemeinsam mit Alois Ferker

entworfen hatte. Auf diese Weise lernte sie Max Ermer, den Leiter des Siedlungsamtes, kennen, der sie wiederum mit Adolf Loos zusammenbrachte, mit dem sie bis 1925 an der Werkbundsiedlung arbeitete. Nach der Auflösung des Siedlungsverbandes war Margarete Schütte-Lihotzky arbeitslos. Ernst May holte sie und ihren Mann nach Frankfurt. 1926—1930 arbeitete sie an Entwürfen für Wohnungen berufstätiger Frauen und entwickelte in dieser Zeit die „Frankfurter Küche", ein Modell für rationelle Haushaltsführung. Wilhelm Schütte arbeitete wie sie ebenfalls im Hochbauamt in Frankfurt am Main. Als 1928/29 die Propaganda gegen Doppelverdiener begann, mußte Margarete Schütte-Lihotzky ihre Stelle verlassen, nicht ihr Mann.

1930 ging sie mit einer Architektengruppe — darunter auch May und ihr Mann — in die Sowjetunion, wo sie sich am Aufbau neuer sowjetischer Städte der Schwerindustrie beteiligten. Nebenbei spezialisierte sich Grete Schütte- Lihotzky noch auf Kindereinrichtungen. 1938 verließ sie die UdSSR, ging nach Frankreich und folgte von dort einer Berufung des türkischen Unterrichtsministeriums an die Akademie der Schönen Künste in Istanbul. 1939 trat sie der KPÖ bei, verließ jedoch 1940 ihr sicheres Exil, um nach Wien zu fahren und im Widerstand gegen die Nationalsozialisten zu arbeiten. Sie wurde verraten und verbrachte die Jahre bis 1945 in nationalsozialistischen Gefängnissen.

Als drittes Beispiel für eine Fachemigration, die aber eng an politische Verfolgung geknüpft ist, sei *Genia Quittner* genannt.

Wie schon erwähnt, konnte sie nach ihrem Studium nur als Korrespondentin Arbeit finden. Am 1. August 1929 nahm Genia Quittner als Beobachterin der *Roten Fahne* an der Friedensdemonstration in Wien teil. Genia Quittner war schon seit ihrer Schulzeit aktives Mitglied der Sozialistischen Arbeiterjugend, ab 1925 bei der Kommunistischen Jugend und seit 1928 im Exekutivkomitee der Kommunistischen Jugendinternationale.

An diesem 1. August 1929 wurde Genia Quittner festgenommen, und ihr Bild war am Tag darauf in der Presse. Sie war wieder arbeitslos. Ihr Mann, Franz Quittner, war zu diesem Zeitpunkt Assistent am Physikalischen Institut der Universität Wien und hätte eine große Karriere vor sich gehabt. Man fand heraus, daß er ebenfalls Mitglied der Kommunistischen Partei war, und sein Vertrag mit der Universität wurde nicht mehr verlängert.

Franz Quittner hatte Angebote aus Deutschland, Frankreich und den USA. Aber aus politischer Überzeugung entschlossen sich er und seine Frau Genia, in die Sowjetunion zu gehen, um am Aufbau eines neuen sozialistischen Landes mitzuarbeiten. Die Sowjetunion brauchte Spezialisten für ihren industriellen und wirtschaftlichen Aufbau.

Genia Quittner galt in der Sowjetunion als großartige Aktivistin der österreichischen Bruderpartei, wurde 1931 Mitglied der KPdSU und erhielt die sowjetische Staatsbürgerschaft. Sie wurde wissenschaftliche Mitarbeiterin am Industrieforschungsinstitut des Volkskommissariats für Schwerindustrie, nicht zuletzt wieder auf Grund ihrer guten Französisch- und Englischkenntnisse. 1932 wurde sie in den Abendkurs des Ökonomischen Instituts der Roten Professur aufgenommen. Ab 1935 wechselte sie ihre Tätigkeit und wurde Lektorin für politische Ökonomie an der Leninschule in Moskau; die Schule wurde 1937 geschlossen. 1938 wurde Franz Quittner verhaftet; er war eines der vielen Opfer der stalinistischen Säuberungsaktionen. Genia Quittner verlor als „Frau eines Volksverräters" ihre Wohnung; es begann der Leidensweg einer Frau mit zwei Kindern durch die Sowjetunion der Kriegsjahre, durch Hunger und Krankheit, bis sie 1946 auf Antrag der österreichischen Kommunistischen Partei die Sowjetunion verlassen und wieder nach Wien zurückkehren konnte.

Der folgende Abschnitt bringt biographische Beispiele von politischer oder rassischer Verfolgung.

Minna Lachs gehörte zu den geflüchteten Ostjuden des Ersten Weltkrieges. An der Universität Wien erlebte sie die antisemitische Hetze; der Sturz des jüdischen Studenten Blum über die Universitätsrampe, von nationalsozialistischen Studenten blutig geschlagen, war für sie ein prägendes Erlebnis. Einige Male entging sie nur sehr knapp solchen „Prügelrunden" der Nationalsozialisten durch Hörsäle und Bibliotheken. 1930 hatte sie die ersten Kontakte zu den sozialistischen Studenten. Sie studierte Germanistik, Romanistik und Pädagogik und hörte Vorlesungen bei Charlotte Bühler in Psychologie; bald gehörte sie zu deren engerem Mitarbeiterkreis. Ihre Dissertation zur „Gegenüberstellung von ost- und westjüdischer Mentalität in der deutschsprachigen jüdischen Literatur" am Beispiel des Dichters Karl Emil Franzos schrieb sie bei Eduard Castle. Dafür unternahm sie eine Reise durch Ostgalizien, den Spuren von K. E. Franzos und ihren eigenen Kindheitsspuren folgend.

In das Jahr 1932 fiel ihre Promotion und ihre Heirat mit dem Sozialdemokraten und Juristen Ernst Lachs. 1933 legte sie die Lehramtsprüfungen für Deutsch und Französisch ab. In den Februartagen 1934 unterzog sie sich einer akuten Blinddarmoperation; kaum genesen, übernahm sie als Probelehrerin die Maturaklasse der verhafteten Sozialdemokratin Aline Furtmüller.

Aufgrund des Doppelverdienergesetzes bekam Minna Lachs keine Stellung in einer öffentlichen Schule; sie unterrichtete in der Privatschule „Universum". 1938, nach dem Einmarsch Hitlers, mußten die Lachs' emigrieren. Minna Lachs war zu diesem Zeitpunkt schwanger, und die Geburt des Kindes sollte noch abgewartet werden. Die ehemaligen Schüler ihres Französischkurses

organisierten zu ihrem Schutz einen Arbeitslosen in SA-Uniform, der sie auf all ihren Wegen begleitete. Im September, mit einem zwei Monate alten Kind, erreichten die Lachs Zürich. Minna Lachs schrieb für Zeitungen und verfaßte Buchrezensionen; ihr Mann arbeitete zuerst in einer Metallfabrik, später bei „Pro Juventute“ und dann in der Bibliothek der jüdischen Kultusgemeinde, von der sie eine monatliche finanzielle Unterstützung bezogen.

1941 kamen Minna und Ernst Lachs mit dem berüchtigten Flüchtlingsschiff „Navemar“ nach Washington, wo Minna Lachs in der Folge an Privatschulen unterrichtete. 1947 kehrte sie nach Wien zurück.

Frieda Eisler, geb. Leib, wurde in Tarnow in Galizien 1907 geboren. Sie studierte an der Universität Wien Sprachwissenschaft und Psychologie, wo sie 1931 promovierte. Sie war Mitglied der Sozialdemokratischen Partei und arbeitete als Journalistin und Filmkritikerin u. a. bei der *Weltbühne.* 1934 emigrierte sie nach Großbritannien, wo sie ihre Studien fortsetzte und ihre psycholinguistische Ausbildung vollendete. Sie profilierte sich an der Universität London und erhielt dort 1970 den Professorentitel.

Maria Frischauf, geb. Pappenheim, wurde 1882 in Preßburg geboren. Sie studierte in Wien Medizin und war von 1918 bis 1934 Fachärztin für Dermatologie in Wien.

Schon während des Studiums war sie schriftstellerisch tätig; sie ist Koautorin der Schrift *Ist Abtreibung schädlich,* die 1930 erschien; sie war auch Mitarbeiterin der *Fackel.* Sie gehörte der illegalen KPÖ an und war kurzzeitig inhaftiert. Ihre Emigration führte sie nach Paris und 1940 weiter nach Mexiko City. Während ihrer Exiljahre war sie als Schriftstellerin und als kosmetische Ärztin tätig und leistete politische Arbeit in Exilgruppen der österreichischen Kommunisten. Im Mai 1947 kehrte sie nach Wien zurück und war bis 1952 Fachärztin für Dermatologie in der Ambulanz der Wiener Gebietskrankenkasse. Sie starb 1966 in Wien.

Aline Furtmüller, geb. Klacko, wurde in Wien 1883 geboren. Sie studierte Französisch und promovierte 1908. Danach war sie Gymnasiallehrerin. Seit 1900 hatte sie enge Verbindung zum „Sozialwissenschaftlichen Bildungsverein“ und war Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. 1904— 1909 hielt sie sich in Kladno/Nordböhmen auf, wo sie die Ortsgruppe Kladno „Verein Freie Schule“ mitbegründete. In Wien unterrichtete sie an der Schwarzwald-Schule.

Im Februar 1934 wurde sie verhaftet und verbrachte mehrere Wochen im Gefängnis; anschließend arbeitete sie mit den Revolutionären Sozialisten zusammen. 1939 emigrierte sie nach Paris und war dort Mitglied des „Kreises österreichischer Sozialisten“ in der Auslandsvertretung der österreichischen Sozialisten. Im Sommer 1940 flüchtete sie nach Südfrankreich, wurde aber

beim illegalen Grenzübertritt nach Spanien verhaftet. Im Jänner 1941 erreichte sie die USA, wo sie im Dezember desselben Jahres starb.

Marianne Beth, geb. Weisl, wurde 1890 in Wien geboren. Sie erhielt Privatunterricht bei ihrer Mutter und durch Hauslehrer; ihre Semesterprüfungen legte sie am Knabengymnasium ab. Ab 1908 studierte sie Orientalistik an der Universität Wien, wo sie 1912 promovierte. Marianne Beth stand der Frauenbewegung sehr nahe und war eng mit Marianne Hainisch befreundet. Sie gehörte zu den Gründerinnen des „Vereins berufstätiger Frauen", der ab 1930 „Vereinigung österreichischer Klubs berufstätiger Frauen" hieß und 1938 aufgelöst wurde.

Mit der Zulassung der Frauen zum juristischen Studium 1919 begann sie Jus zu studieren und promovierte 1921 als erste Frau, war erster weiblicher Konzipient in einer Rechtsanwaltskanzlei und wurde 1924 erste Rechtsanwältin in Österreich. Später war sie Generalsekretärin des Internationalen Anwaltverbandes. Als Anwältin setzte sie sich für juristische Forderungen der Frauenbewegung und für die rechtliche Information der Frauen überhaupt ein. 1926 war sie Mitbegründerin der „Österreichischen Frauenorganisation", die eine „Neugestaltung des politischen Lebens durch die Frauen" anstrebte.

1938 emigrierte sie in die USA und war von 1939 bis 1942 Gastlektorin und bis 1945 als Professur für Soziologie am Reed College in Portland/USA tätig. Nach 1945 bezeichnete sie sich als „Privatgelehrte". Marianne Beth betrieb Literaturforschungen in zehn und Übersetzungsarbeiten in acht Sprachen.

Elisabeth Boyka, geb. Spitzer, wurde 1892 in Wien geboren. Sie studierte an der Hochschule für Bodenkultur in Wien und promovierte 1931.1935 emigrierte sie mit ihrer Familie nach Palästina. 1935—1942 war sie dort als Lehrerin für Gartenbau und Leiterin der Abteilung Gemüsebau der „Women's International Zionist Organization" tätig. 1942—1946 war sie Regierungsbeamtin und ab 1948 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Negev-Institut für Trockenzonen-Forschung. 1959 erhielt sie die John-Fleming-Medaille für „Förderung des menschlichen Wohls durch hervorragende Leistungen" und Auszeichnungen für ihre wissenschaftlichen Forschungen.

Gertrud Herzog-Hauser, geboren 1894 in Wien, studierte in Wien und Berlin klassische Philologie. Sie war bis 1938 Gymnasiallehrerin und -direktorin am Mädchengymnasium in der Rahlgasse. Ab 1932 hielt sie als Dozentin an der Universität Wien Seminare für Probelehrer. 1939 verließ sie Österreich und hielt sich bis 1945 in Holland bzw. in der Schweiz auf, wo sie ihre Forschungs- und Lehrtätigkeit fortsetzte. Nach ihrer Rückkehr nach Wien 1945 war sie Direktorin am Mädchengymnasium in der Wenzgasse. 1946 erhielt sie die außerordentliche Professur und Lehraufträge an der Universität Wien für

klassische Philologie. Nach einem Schlaganfall 1950 gab sie ihre Lehrtätigkeit auf und starb 1953 in Wien.

Betty Kurth, geb. Kris, wurde in Wien 1878 geboren. Sie war die erste Kunstgeschichtestudentin an der Universität Wien, wo sie 1911 promovierte. Betty Kurth thematisierte in ihrem pseudonym im Jahre 1900 veröffentlichten Buch *Eine für viele* die sexuellen Nöte und Sehnsüchte eines jungen Mädchens und dessen Umgang mit der bürgerlichen Doppelmoral. Dieses „Tagebuch" löste die sogenannte „Vera-Debatte" aus, im Zuge derer eine Reihe von Gegenschriften erschienen; dieses Werk galt z. T. auch innerhalb der Frauenbewegung als Skandal und erlebte in zwei Jahren sechs Auflagen.

1939 emigrierte Betty Kurth nach Großbritannien und machte sich dort als Kunsthistorikerin einen Namen. Sie galt als Spezialistin für mittelalterliche/ gotische Kunst. Sie starb 1948 in London.

Margaret Mahler, geb. Schönberger, wurde 1907 in Ödenburg (Sopron) geboren. Sie studierte in Budapest, Jena, Heidelberg und promovierte schließlich zum Doktor der Medizin in Wien. Daneben machte sie eine Lehranalyse. 1933 bis 1938 war Margaret Mahler Vorstand der Mauthner- Markhof Kinderklinik. Ihr Hauptinteresse galt neurologisch-psychiatrischen Arbeiten. Sie war Vorstand der I. Psychoanalytischen Kinderklinik in Wien. 1938 emigrierte sie in die USA, wo sie zuletzt Klinikprofessor für Psychiatrie am Albert-Einstein-College of Medicine in New York war.

Elisabeth Rona wurde 1890 in Budapest geboren, studierte dort Chemie und promovierte 1916. Von 1918 bis 1920 war sie Assistentin für Biochemie in Budapest; 1922 bis 1926 arbeitete sie in Berlin am Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie. 1927 war sie in Paris im Labor Curie und von 1927 bis 1938 Assistentin am Institut für Radiumforschung in Wien. 1939 emigrierte sie in die USA, wo sie in der Nuklearforschung tätig war. 1970 wurde sie Professor für Chemie.

Klara Weingarten wurde 1909 in Wien geboren. Sie studierte Medizin und promovierte 1933. Bis zu ihrer Emigration 1938 arbeitete sie in der Nervenheilanstalt am Rosenhügel. Sie verbrachte die Emigrationsjahre in Südamerika. 1947 kehrte sie nach Wien zurück und arbeitete in den neurologischen Ambulanzen der Wiener Gebietskrankenkasse und im Hanuschkrankenhaus. 1957 habilitierte sie sich und wurde der erste und einzige weibliche a.o. Professor für Neurologie in Österreich. Sie starb 1973 in Wien.

4. LEBENS- UND ARBEITSBEDINGUNGEN IM EXIL

Das Leben im Exil riß die Frauen und Männer nicht nur aus ihrem gewohnten Lebensraum, sondern veränderte sehr oft auch entscheidend ihre gesellschaftliche Position.

Da waren die Emigranten: der Prokurist aus Bielefeld, der dachte, er hätte Aussichten auf eine Stellung in einem großen Warenhaus. Da war der bekannte Rechtsanwalt aus Berlin, der träumte von einem Angebot eines Konzerns. Den berühmten Herzspezialisten erwartete eine umfangreiche Praxis. Der Schriftsteller glaubte einen Kontrakt in der Tasche zu haben, der ihm die Aufführung seines Stückes auf dem Broadway sicherte. Da war der große Schauspieler, dem die Karriere in Hollywood winkte.

Aber es kam anders, ganz anders.

Der Prokurist konnte froh sein, wenn er eine Gelegenheitsarbeit fand und etwa in einer Fabrik Puppen ausstopfen durfte für den Weihnachtsbedarf. Der Rechtsanwalt lief treppauf treppab mit einem Köfferchen voller Würste und verhandelte sie zumeist an Emigranten, weil sein Englisch zu schlecht war für amerikanische Kunden. Der Herzspezialist saß in irgendeiner elenden Bude und stuckte wie ein Gymnasiast für seine Prüfungen...

Es heißt wieder ganz von Anfang anfangen. „To start all over again" ist einer der bedeutsamsten Sätze, die Amerika geformt hat...

Die Frauen waren zumeist der ruhende Pol in den ersten Jahren der Emigrationsgeschichte. Sie wurden Putzfrauen, oder sie verkauften Seifen und Bürsten und ermöglichten auf diese Weise Studium und Berufsausbildung der Männer.[15]

Wie viele Frauen auf ihre wissenschaftliche Karriere verzichtet haben, um ihren Männern den Neuanfang im Exil zu ermöglichen, kann nur geahnt werden. Auf jeden Fall waren die meisten Emigrantinnen und Emigranten gezwungen, rasch ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Oft kam es zu einer Rollenumkehr, und die Frauen sorgten für den Familienunterhalt, um damit aber zugleich doch wieder traditionelle Verhaltensmuster zu verfestigen, indem nämlich die männliche Forschungsarbeit wichtiger galt als die weibliche.

Die Frauen waren im allgemeinen viel fähiger, sich der neuen Situation anzupassen. Sie veränderten sich mit den neuen Lebensumständen und wuchsen an den Aufgaben, die ihnen diese veränderten Lebensumstände stellten. *Und zwar - und das ist wichtig! - nicht nur für und durch den Mann...*[16] *Ich bin überhaupt erst im Exil zu meiner Person geworden. Diese Jahre waren für mich entscheidend. Man ist natürlich herausgerissen gewesen aus seiner Laufbahn... Aber das, was man statt dessen erlebt hat, war prägender!* Meinte *Elisabeth Freundlich.*[17]

Als schwere Last hat z. B. *Gina Kaus* ihren Mann, den Rechtsanwalt Eduard Frischauer, empfunden; das juristische Zweitstudium, das ihm seine Frau finanzieren wollte, war ihm zu anstrengend. Er versuchte lieber sein Glück als Bridgespieler. Seine Untätigkeit führte schließlich 1945 zur Trennung. *Es gab da keine andere Frau, keinen anderen Mann. Ich konnte nur Eduards völlige Untätigkeit nicht länger ertragen (...). Manchmal kam ich in der Mittagspause heim, um mit meiner Familie zu essen. Dann lag er meist noch im Bett. Eines Abends kam ich ziemlich müde nach Hause, ich setzte mich neben Eduard aufs Sofa und zündete mir eine Zigarette an. Wir plauderten. Nach einer Weile sagte ich: ‚Gib mir mal den Aschenbecher.' Er rührte sich nicht. „Nimm ihn dir selbst." Ich sagte: „Ich lasse mich scheiden."*[18]

Den Frauen war es — vor allem in den ersten Emigrationsjahren — nicht möglich, ihre gelernten Berufe auszuüben; die sprachlichen und ausbildungsmäßigen Hindernisse waren zu groß.

Aber was macht nun eine Pädagogin, eine Ärztin, eine Theaterwissenschaftlerin oder eine Schriftstellerin im Exil?

Meist waren die Frauen gezwungen weit unter ihrer Qualifikation zu arbeiten:

Stella Klein-Löw, geb. Herzig, wurde 1904 in Przemysl in Galizien geboren. Sie studierte klassische und moderne Philologie und Psychologie an der Universität Wien. Zu ihren Lehrern zählten Karl und Charlotte Bühler und Wilhelm Reich. Sie war Mitglied des Verbandes der sozialistischen Studenten und ab 1922 auch Mitglied der Sozialdemokratischen Partei. Von 1933 bis 1939 unterrichtete sie an einem jüdischen Privatgymnasium mit Öffentlichkeitsrecht. Als Jüdin und Sozialistin hatte sie keine Chancen auf eine andere Stelle. 1939 erhielt sie eine Einreisebewilligung als Hausgehilfin nach Großbritannien, wo Stella Klein-Löw mehrere Jahre als Kindermädchen, Putzfrau und Köchin arbeitete. Sie litt unter Hunger, Vitaminmangelerkrankungen und Übermüdung. Durch Vermittlung von Leah Manning, einer englischen Sozialistin, übernahm sie eine Aufgabe in der „School for unbilletable boys" in Hertfordshire. Diese Tätigkeit entsprach ihrer psychologischen und pädagogischen Ausbildung.

Margarethe Kollisch wurde 1893 in Wien geboren. Sie war Philologin. In ihrem Emigrationsland USA arbeitete sie als Heilmasseuse und Sekretärin.

Lilly Körber, geboren 1897 in Moskau, studierte in Wien und Frankfurt. Sie war Mitglied des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Österreichs". 1934 veröffentlichte sie ein Buch über die Judenpolitik der Nationalsozialisten, das vom austrofaschistischen Regime in Österreich verboten wurde und in der Schweiz erschienen ist. 1938 emigrierte sie nach Paris und arbeitete

dort als Deutschlehrerin und Journalistin. 1941 kam sie in New York an und fand einen Arbeitsplatz als Fabriksarbeiterin, dann als Krankenschwester, daneben war sie immer wieder als Schriftstellerin und Journalistin tätig.

Emma N. Plank, geb. Spira, geboren 1905, studierte in Wien. 1924 bis 1938 arbeitete sie an der Montessori-Schule in Wien. 1938 emigrierte sie in die USA und verdiente ihren Lebensunterhalt im ersten Jahr als Hausmutter in einem Kinderheim in West Oakland in Kalifornien. Nach dem Krieg kam sie 1948/49 auf Einladung des Wiener Jugendamtes nach Wien und half bei der Errichtung von Kindergärten. Sie hielt Vorträge am Pädagogischen Institut in Wien. 1952 bis 1964 war sie Assistent Professor für Entwicklungspsychologie in Cleveland/Ohio; 1964 wurde sie dort Associated Professor.

Helene Papanek, geb. Goldstern, wurde 1901 in Wien geboren. Nach dem Medizinstudium war sie 1925 bis 1929 als Internistin am Allgemeinen Krankenhaus in Wien beschäftigt. Weitere Studien der Neurologie folgten. 1929 bis 1938 war sie in der Wiener Kuranstalt für Psychiatrie und Neurologie, ab 1936 als deren Vorstand tätig. Sie arbeitete mit Alfred Adler zusammen und machte ihre Lehranalyse bei Joseph Friedjung. 1938 emigrierte sie nach Frankreich, wo sie bis 1940 in Paris in einer Klinik arbeitete. 1940 kam sie in die USA und arbeitete als Krankenschwester, bis ihr akademischer Titel anerkannt wurde.

Ebenso arbeitete *Irene Hitchman, geb. Link,* in ihren ersten Emigrationsjahren in den USA als Krankenschwester. Irene Hitchman wurde 1908 in Hohenems geboren, studierte in Innsbruck Medizin und war von 1933 bis 1938 Assistentin an der neurologischen Klinik im Maria-Theresien-Schlössel in Wien.

Die Selbstverständlichkeit, mit der Frauen jede Arbeit versuchten, liegt auch darin begründet, daß sich Frauen für das Funktionieren des Alltagslebens stärker verantwortlich fühlten als die Männer. Und die Tätigkeiten einer Köchin, Putzfrau und Pflegerin waren sie ja auch gewohnt.

Die Frauen - kein Zweifel! - erweiterten ihr Aufgabengebiet: Die traditionelle Hüterin und Versorgerin der Familie verließ den Ort ihres Wirkens - Haus und Herd. Sie ging hinaus in die Welt, um Geld zu verdienen, und wenn sie zurückkehrte, dann - in die vertrauten Verhältnisse; dann, um weiterhin sein zu können, was sie immer war: Hüterin und Versorgerin der Familie.[19]

Natürlich waren die akademisch-gebildeten Frauen mehr motiviert, eine ihnen adäquate Arbeit zu finden, als Frauen, die keine Ausbildung hatten und „nur“ durch die Umstände des Exils zum Gelderwerb gezwungen worden waren.

Die Möglichkeiten für wissenschaftliche Tätigkeit waren ganz allgemein sehr unterschiedlich. Die Psychoanalytikerinnen und Psychologinnen fanden

in Großbritannien und den USA eine gute Aufnahme. Die große Zahl der Frauen dieses Wissenschaftszweiges läßt auf gute Weiterbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten schließen.

Grete Bibring, geb. Lehner, geboren 1899 in Wien, promovierte 1924 zum Doktor der Medizin in Wien. Sie gehörte von 1924 bis 1927 der Wiener Psychoanalytischen Gesellschaft an. Von 1926 bis 1930 war sie Assistentin an der Neurologischen Universitätsklinik in Wien. Zwischen 1933 und 1938 machte sie ihre Lehranalyse am Wiener Psychoanalytischen Institut. Grete Bibring emigrierte 1938 nach Großbritannien, dort war sie Mitglied der Britischen Psychoanalytischen Gesellschaft bis 1941. 1941 emigrierte sie in die USA, wo sie später Vizepräsidentin der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung wurde. Ab 1961 war sie Klinikprofessor für Psychiatrie in Harvard. Sie starb 1977 in Cambridge/USA.

Kate Friedlander geb. Frankl, wurde 1902 in Innsbruck geboren, wo sie auch Medizin studierte und als Kinderpsychotherapeutin arbeitete. 1926 bis 1931 war sie Assistentin an der psychiatrischen Klinik der Universität Berlin, ab 1929 Psychiater am Jugendstrafgericht in Berlin. Sie emigrierte 1933 nach London. Von 1943 bis 1949 arbeitete sie am dortigen kriminologischen Institut. Sie starb 1949 in London.

Einige Frauen aus den naturwissenschaftlichen und technischen Bereichen konnten in den Exilländern Karriere machen.

Die Schwestern Ehrlich machten beide in den USA ihren Weg. *Gertrude Ehrlich,* geboren 1923 in Wien, war Mathematikerin. Sie emigrierte 1938 und wurde Professor für Mathematik. *Margarethe Ehrlich,* geboren 1915 in Wien, war Physikerin und machte sich als Atomphysikerin einen Namen. 1960/61 war sie bei der International Atomic Energy Agency in Wien tätig.

Irene Fischer, geb. Kaminka, wurde 1907 in Wien geboren. Sie studierte an der Universität Wien und an der Technischen Hochschule Mathematik, legte 1931 die Lehramtsprüfungen ab und unterrichtete bis 1938. Sie emigrierte zuerst nach Palästina und 1941 in die USA. Dort studierte sie neben Mathematik auch Geodäsie und ergriff als Geodäsistin die Universitätslaufbahn.

Regine Feigl, geb. Freier, studierte bei ihrem späteren Mann, Prof. Fritz Feigl, Chemie. 1938 emigrierte sie in die Schweiz und weiter nach Belgien, 1940 nach Frankreich, wo sie interniert wurde, und kam schließlich nach Rio de Janeiro. Während ihrer Assistentinnenzeit in Wien hatte sie auch an der Hochschule für Welthandel studiert. Dieses Wissen half ihr bei der Leitung einer Koffeinfabrik sowie beim Aufbau eines Bauunternehmens. Sie erwarb bedeutenden Grundbesitz. Ihren großen Reichtum verwendete sie u. a. auch für philanthropische Aktivitäten: Sie stiftete Häuser für jüdische Kinder, ein Alters-

heim und ein Armenkrankenhaus für Frauen, Spitäler und Studentenheime sowie zahlreiche Universitätsstipendien.

Gabriele Benton, geb. Munk, wurde 1903 in Wien geboren. Sie studierte Romanistik in Wien, promovierte 1928 und war bis 1938 Lehrerin an einem Gymnasium. Sie emigrierte 1938 nach Großbritannien und 1939 weiter in die USA, wo sie Assistent Professor für romanische Sprachen im Western College in Oxford/Ohio wurde. 1942 bis 1947 war sie Associated Professor für Spanisch, 1947 bis 1952 Gastprofessor für Spanisch (in Los Angeles) und schließlich 1952 Professor für romanische Sprachen.

Bei einigen Biographien liegt die Frage nahe: Wären sie das alles geworden, wenn sie ihre Heimat nicht verlassen hätten müssen? — Traditionelle Frauenerwerbstätigkeiten wie der Lehrberuf, den viele Akademikerinnen ergriffen hatten, konnten im Exil nicht so ohne weiteres ausgeübt werden. So setzten einige Frauen ihre Forschungstätigkeit fort — oft vielleicht aus verzweifelter „Beschäftigungstherapie", um dem Trauma des Exils entgegenzuwirken — und entdeckten in sich die Fähigkeit zu einer weiteren wissenschaftlichen Laufbahn.

Betrachtet man/frau die Lebensläufe der exilierten Akademikerinnen, so fällt die hohe Zahl an Universitätskarrieren auf.

Der Grund liegt darin, daß eben Biographien von prominenten Frauen leichter zugänglich und auffindbar sind als Biographien der großen Menge der „Durchschnittsfrauen". Aber repräsentativ für die wissenschaftlichen Karrieremöglichkeiten für Frauen sind diese Zahlen nur bedingt, betrachtet man weltweit den weiblichen Anteil von Spitzenpositionen an den Universitäten.

Die folgende Liste zeigt aber, was Österreich an wissenschaftlichem Potential bedeutender Frauen verloren ging — und das ist nur ein Bruchteil des Verlustes. Zu beachten ist, daß nur zwei der angeführten Frauen ihre Universitätskarriere nach 1945 in Wien machten.

Alexandra Adler, Neurologie, USA
Helene Adolf, Literaturhistorikerin, USA
Franziska Ascher-Nasch, Musikhistorikerin, USA
Gabriele Benton, Romanistik, USA
Marianne Beth, Orientalistik, Jus, USA
Grete Bibring, Psychiatrie, USA
Klara Blum, Deutsche Sprache, China
Katharina Boll-Dornberger, Naturwissenschaften, DDR
Elisabeth Boyka, Botanik, Israel

Charlotte Bühler, Psychologie, USA
Gertrude Ehrlich, Mathematik, USA
Margarethe Ehrlich, Physik, USA
Frieda Eisler, Psycholinguistik, GB
Irene Fischer, Geodäsie, USA
Liselotte Fischer-Köstler, Kinderpsychologie, USA
Anna Freud, Psychoanalyse, GB, USA
Olga M. Haring, Medizin, USA
Helga Francis Havas, Mikrobiologie, USA
Gertrud Herzog-Hauser, Philologie, Wien
Irene Hitschman, Psychiatrie, USA
Marie Jahoda, Soziologie, GB
Anny Katan, Kinderpsychoanalyse, USA
Eva Kolmer, Medizin, DDR
Marie Langer, Psychoanalyse, Argentinien, Mexiko
Herta Regina Leng, Physik, Mathematik, USA
Anita Victoria Luisada-Opper,
Biochemie, Medizin, USA
Gertrude Diane Maengwyn-Davies, Pharmakologie, Biophysik, USA
Margaret Mahler, Psychiatrie, USA
Ines Mandl, Biochemie, USA
Lise Meitner, Physik, Schweden, GB
Ilse Mintz, Ökonomie, USA
Hilda von Mises, Mathematik, Türkei, USA
Rosemarie Ostwald, Ernährungswissenschaft, USA
Helene Papanek, Psychiatrie, Neurologie, USA
Senta Raizen, Chemie, USA
Elisabeth Rona, Chemie, Radiumforschung, USA
Helen Silving-Ryu, Rechtswissenschaft, USA
Melitta Sperling, Psychiatrie, USA
Anna Spiegel, Medizin, USA
Anna Stearns, Ethnologie, Kanada
Olga Taussky, Mathematik, USA
Marianne Thalmann, Germanistik, USA
Klara Weingarten, Neurologie, Wien
Hilde Zaloscer, Kunstgeschichte, Ägypten

Aber es gab auch Universitätskarrieren, die in Europa begonnen und durch die Emigration abgebrochen wurden, z. B.:

Helene Deutsch, Psychoanalyse, Neurologie, Wien
Else Frenkel-Brunswik, Psychologie, Wien
Kate Friedlander, Psychiatrie, Berlin
Adele Juda, Neurologie, Erbprognostik, Innsbruck

Anders verlief die Zeit des Exils für die politisch engagierten Frauen.

Sie arbeiteten weniger an ihrer Karriere, sondern setzten ihre Kraft und ihr Engagement für den antifaschistischen Kampf im Ausland ein. Sie arbeiteten in politischen Hilfsorganisationen, schrieben für antifaschistische Zeitschriften und halfen anderen Menschen ins Exil und im Exil.

Elisabeth Freundlich, wurde 1910 in Wien geboren, wo sie das Studium der Germanistik, Romanistik und Theaterwissenschaft absolvierte. Sie promovierte 1932. 1930/31 arbeitete sie am Wiener Schauspielhaus als Dramaturgin und Regisseurin. Das austrofaschistische Österreich hatte keine Arbeit für die Sozialistin jüdischer Herkunft. Sie lebte von Einkünften aus ihrer journalistischen Tätigkeit. Sie reiste mehrmals als Vertreterin einer internationalen Friedensinitiative nach Frankreich; arbeitete mit dem „Schutzverband deutscher Schriftsteller“ zusammen; ab 1937 leistete sie Mitarbeit im spanischen Hilfskomitee.

Im Mai 1938 emigrierte sie mit ihrer Familie nach Paris. Sie gründete die „Liga für das geistige Österreich“, deren Tätigkeit mit dem Kriegsbeginn 1939 endete. Sie arbeitete mit KPÖ-Vertretern in Paris zusammen.

Elisabeth Freundlich konnte mit Hilfe des Informationsministers Girau- doux kurzzeitig im Deutschland-Programm des französischen Senders täglich Kurzberichte für Österreich senden. Die französischen Zeitungen vermuteten einen illegal in Österreich stationierten Sender.

Im Sommer 1940 flüchtete sie vor den Deutschen nach Südfrankreich und erhielt 1940 ein Visum in die USA. Zuerst übte sie Jobs aller Art aus. Sie arbeitete journalistisch, gab die Literaturbeilage der *Austro-American-Tribune* heraus und veranstaltete deutschsprachige Lesungen und Theaterabende.

5. RÜCKKEHR

Aus den hier bearbeiteten Biographien geht hervor, daß nur etwa ein Drittel der Emigrantinnen wieder nach Österreich zurückkehrte. Die meisten blieben im Ausland, weil sie eine neue Heimat, neue Arbeit, oft eine

neue Familie fanden, und weil sie auch niemand nach Hause rief. Das Österreich von 1945 begann so sehr bei der Stunde Null, daß es auch auf seine Vertriebenen vergaß. Die Kluft zwischen den „Abgewanderten“ und den „Hiergebliebenen“ blieb groß.

Die Frage: „Gnädige Frau, wo waren Sie so lange? Ah, im Ausland. Recht haben Sie g’habt! Sie können sich nicht vorstellen, was wir alles aushalten mußten!“ wurde wohl vielen Zurückgekommenen gestellt.[20]

Viele wußten mit dem neuen Österreich nichts anzufangen. Mimi Grossberg sagte auf die Frage, ob sie je daran gedacht hätte, nach Wien zurückzukehren: „Nein. Warum? Meine Familie ist tot. Alle umgebracht. Hier geht es mir gut. Hier kann ich Wienerin bleiben. In Wien konnte ich das nicht.“[21]

Mimi Grossberg, geb. Buchwald, geboren in Wien 1905, maturierte 1922 und studierte anschließend Sprachen. 1927 bis 1929 machte sie eine Ausbildung als Modistin, sodaß sie im amerikanischen Exil in Hutfabriken arbeiten konnte. 1935 veröffentlichte sie ihre ersten literarischen Arbeiten. Nach 1945 schrieb sie Werke zur Österreichischen Exilliteratur. 1974 erhielt sie das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich.

Leichter bzw. fragloser war die Rückkehr für die politisch engagierten Frauen. Sie kehrten heim mit dem Wunsch, ein neues, antifaschistisches, vielleicht auch sozialistisches Österreich aufzubauen.

Aber oft hatten sie sich ihre Rückkehr anders vorgestellt.

Elisabeth Freundlich meint dazu: „Ich hab’ mir nie etwas anderes vorgestellt. Aber ich muß bekennen, wenn ich gewußt hätte, wie schwierig es werden wird, durch den kalten Krieg, die Ablehnung und all das... Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich den Mut nicht aufgebracht. Aber rückblickend bin ich froh, daß ich es getan habe, denn ich bin die geblieben, als die ich angetreten bin: eine politisch bewußte, aber unabhängige Schriftstellerin.“[22]

Für *Genia Quittner* waren die Kriegsjahre in der Sowjetunion, ihre Stellung als Frau eines „Verräters“, so furchtbar gewesen, daß sie nur mehr den Wunsch zur Rückkehr hatte. Aber die Lösung von der Kommunistischen Partei war erst nach Abzug der sowjetischen Besatzung möglich; sie erhielt auch wieder die österreichische Staatsbürgerschaft. Als ehemalige Sowjetbürgerin und Kommunistin blieb sie im Österreich der Nachkriegsjahre „verdächtig“. Sie war arbeitslos und stand wieder — wie schon oft — zwischen den Lagern. Die einen wollten nichts von ihr wissen, die anderen nichts mehr.

Genia Quittner gehörte zu jenen Frauen, die aus der politischen Sicherheit gefallen waren. Nur durch persönliche Intervention — ihr Bruder hatte inzwischen Karriere bei der UNO gemacht — erhielt sie eine Stelle bei der Länderbank, wo sie bis zu ihrer Pensionierung 1966 blieb. Da sie 1930 Öster-

reich „freiwillig“ verlassen hatte, hatte sie auch keinen Anspruch auf eine Entschädigung als Naziopfer.

Auch für eine so bedeutende Architektin wie *Margarete Schütte-Lihotzky* gab es im Wien des Wiederaufbaus keine Arbeitsaufträge. Zwei Kindergärten und einige Ausstellungen war alles, was man von ihr forderte.

Leichter hatten es die Frauen, die zu einer der herrschenden Parteien gehörten. Es gelang ihnen schneller, in diesem Nachkriegs-Wien wieder Fuß zu fassen.

Die Sozialdemokratin *Minna Lachs* kehrte heim „aus dem Glauben an das andere Österreich“. Sie nahm ihre Lehrtätigkeit wieder auf. 1954 wurde sie Direktorin einer Wiener Mittelschule in Währing. Ab 1950 arbeitete sie für die UNESCO, 1956 war sie Vizepräsidentin der österreichischen UNESCO-Kommission. Minna Lachs lebt in Wien.

Stella Klein-Löw nahm nach 1945 ihre Arbeit in der Sozialistischen Partei und in der Gewerkschaft wieder auf. Sie war von 1955 bis 1970 Nationalratsabgeordnete und 1963 bis 1970 Mitglied der „Interparlamentarischen Union“; weiters Chefredakteurin der Zeitschrift *Sozialistische Erziehung,* bis 1972 Vorsitzende des Bundesbildungsausschusses der SPÖ und Mitglied des Bundesvorstandes der Österreichischen Kinderfreunde. Sie erhielt das Große Silberne Ehrenzeichen für die Verdienste um die Republik Österreich und die Victor-Adler-Plakette der SPÖ. Stella Klein-Löw starb 1986 in Wien.

Aber oft passierte es, daß die zurückgekehrten Frauen im Ausland bekannter waren und blieben als in Österreich.

Hilde Zaloscer wurde 1903 in Bosnien geboren. Sie studierte ab 1922 in Wien Kunstgeschichte und promovierte 1927. An der Wiener Volkshochschule war sie Dozentin für europäische und orientalische Kunst.

1936 fuhr sie nach Ägypten, um ihre schon in Wien begonnenen Studien über koptische Kunst fortzusetzen. Der Einmarsch Hitlers machte ihre Rückkehr unmöglich. Sie arbeitete in Ägypten zuerst als Hausdame; sie befreite sich von dieser Tätigkeit und lebte bis 1947 als freie Autorin in Ägypten. 1947 kam sie nach Österreich zurück und versuchte ihre unterbrochene Karriere fortzusetzen. Die offiziellen Stellen in Österreich nahmen die Emigranten aber nicht mit offenen Armen auf. Sie kehrte nach Ägypten zurück, wo sie im selben Jahr eine Berufung als Professor an die Universität von Alexandrien erhielt. Nach dem Sechs-Tage-Krieg mit Israel mußte sie ein zweites Mal emigrieren: Die Jüdin war in Ägypten nicht mehr erwünscht. Ein drittes Mal versuchte Hilde Zaloscer, in Wien ihre kunsthistorische Karriere aufzubauen. Sie scheiterte wieder, nicht zuletzt am ungebrochenen Antisemitismus an der Kunsthochschule. Zum dritten Mal emigrierte sie — dieses Mal nach Kanada, wo sie eine Berufung an die Carlton-University in Ottawa erhielt. 1971 kehrte

sie endgültig nach Österreich zurück. Zwischen 1975 und 1978 erhielt sie einen Lehrauftrag an der Universität Wien für Kunstgeschichte. Sie erhielt den Theodor-Körner- und den Adolf-Schärf-Preis, und 1977 wurde ihr das „Goldene Doktordiplom“ der Universität Wien verliehen. Sie ist im Ausland als Kunsthistorikerin weitaus bekannter als in Österreich.

Viele Frauen, trotz ihres Wissens, ihres Könnens, scheiterten am herrschenden Frauenbild. Frauen als Architektinnen, als Universitätsprofessorinnen oder in Spitzenpositionen von Wirtschaft, Politik und Kultur waren in den 40er und 50er Jahren und sind bis heute nicht gefragt.

In den traditionellen Bereichen wie Pädagogik oder Gesundheit hatten die Frauen noch eine kleine Chance. Es wurde nicht nur nach politischen Bindungen gefragt, sondern noch viel mehr nach dem Geschlecht. In den kalten, kriegsbeschädigten Schulen konnte es schon eine Direktorin geben, die ihre eigene Putzfrau war. Sobald die Schule aber gesäubert, geheizt, eine Putzfrau angestellt war, zog sehr oft wieder ein „Herr“ Direktor in die Kanzlei ein — selbst wenn er ein wenig „belastet“ war.[23]

Die „Stunde Null“ — 1945 — hieß für die Frauen, wieder von vorne anzufangen, und das bedeutete für sie, in Haus und Kinderstube zurückkehren zu müssen.

6. ZUSAMMENFASSUNG

Beim Schreiben dieses Artikels stellten sich viele Fragen neu. Kriterien wie Objektivität, Zahlen, Statistiken u. a. verlieren an Bedeutung angesichts der einzelnen Lebensgeschichten. Das Gemeinsame dieser Frauen — ihre Geschlechtszugehörigkeit — zeigt sich in seinen unterschiedlichsten Ausformungen.

Neben dem Frau-Sein bestimmten die soziale Herkunft, der Familienstand, das Alter, die Studienrichtung, der Zeitpunkt der Emigration, das Exilland u. a. das Leben im Exil. Keine und jede dieser Frauen ist repräsentativ; jede steht für sich. Die Lebensgeschichte als Ganzes ist relevant und aussagend.

Dieser Beitrag, der sich speziell mit den Wissenschaftlerinnen auseinandersetzte, zeigt, welch tragische Zäsur der Austrofaschismus und Nationalsozialismus für das Frauenstudium, die Frauenbildung und damit für das Frauenbild bedeuteten. Mit Beginn der Studienberechtigung für Frauen, ab 1897 an der philosophischen, ab 1900 an der medizinischen und ab 1919 an der juridischen Fakultät und an der Technischen Hochschule, hatten sich die Frauen die Universitäten langsam erobert. Die Zahl der Studierenden und

der Studienabsolventinnen nahm kontinuierlich zu, fiel jedoch nach 1922/23 und noch einmal gegen Mitte der 30er Jahre ab. Schon an diesen Zahlen ist das politische Klima in Österreich abzulesen.

Die ersten Studentinnen wandten sich den naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächern zu. Die Literatur- und Sprachstudien hatten nicht diesen absoluten Vorrang, wie heute oft der Anschein erweckt werden soll, um Frauen von den zukunftsträchtigen Studienrichtungen fernzuhalten.

Dieser Vorstoß, dieser Aufbruch der 20er Jahre, gefördert durch die Reformen der Arbeiterbewegung und der Frauenbewegung im Roten Wien, fanden mit dem Jahre 1934 ein jähes Ende. Das Bild der „neuen Frau" der 20er Jahre, die beginnende Emanzipation der Frauen, auch als Wissenschaftlerinnen und Politikerinnen, wurde umgepolt in ein Bild der sorgenden Gefährtin des Mannes, der selbstlosen Mutter. Die Propaganda des deutschen Faschismus reduzierte die Frauen endgültig zu Gebärmaschinen und Arbeitsmaiden für den Krieg.

Und nach 1945 wurde durch die Nicht-stattgefundene Entnazifizierung ein Frauenbild propagiert, das eher an das faschistische Bild der Frau anschloß, als an die Aufbruchsstimmung der Frauen der Ersten Republik.

Die 50er Jahre — das „goldene Zeitalter" der Familiengründung — verstärkten durch die Periode des kalten Krieges und durch die Entpolitisierung der Menschen die Restauration traditioneller und konservativer Geschlechtsrollen. Dieser dadurch erzeugte politische und soziale Konformismus erlaubte den Frauen wieder nur einen einzigen Lebensentwurf: Ehefrau und Mutter zu sein. Die zwischen 1930 und 1945 geborenen Frauen waren zu 90 Prozent verheiratet, und von diesen hatten wiederum 90 Prozent Kinder. Das ist der absolute Höhepunkt der Heirats- und Kinderrate des 20. Jahrhunderts.[24] Und es dauerte bis in die 60er Jahre, daß mit dem Aufstand der Jungen gegen die Väter auch der Widerstand der Frauen gegen dieses patriarchale Frauenbild einsetzte.

Durch die Vertreibung des weiblichen wissenschaftlichen Potentials als Folge der Ereignisse 1934 und 1938 — und das Schweigen darüber — war den Frauen der Nachkriegsjahre die Erinnerung an einen Aufbruch genommen worden. Die Studentinnen der Nachkriegszeit konnten nicht an die Traditionen ihrer Vorgängerinnen anschließen. Es war ein Neubeginn und dauerte weitere Jahrzehnte, bis die Geschichte des Frauenstudiums und die bedeutsame Rolle der Frauen in Wissenschaft und Forschung rezipiert wurden.

Die Aufarbeitung der wissenschaftlichen Emigration als Teil der Frauengeschichte ist ein Beitrag zur Entwicklung eines feministischen Geschichtsbewußtseins.

Anmerkungen:

1 E. Freundlich, *Finstere Zeiten. Vier Erzählungen.* Mannheim 1986. — A. Herdan-Zuckmayer, *Die Farm in den grünen Bergen.* Frankfurt/Main 1956. — A. Herdan-Zuckmayer, *Genies sind im Lehrplan nicht vorgesehen.* Frankfurt/Main 1979. — G. Kaus, *Und was für ein Leben...* Hamburg 1979. — Ch. Kerner, *Lise, Atomphysikerin. Die Lebensgeschichte der Lise Meitner.* Weinheim-Basel 1986. — St. Klein-Löw, *Erinnerungen. Erlebtes und Gedachtes.* Wien 1980. — G. Kreis, *Frauen im Exil. Dichtung und Wirklichkeit.* Düsseldorf 1984. — M. Lachs, *Warum schaust du zurück. Erinnerungen 1907-1941.* Wien 1986. — M. Langer, *Von Wien nach Managua. Wege einer Psychoanalytikerin.* Frankfurt/Main 1986. — P. M. Lützeler, *Hermann Broch. Eine Biographie.* Frankfurt/Main 1985. — R. Mayenburg, *Blaues Blut und Rote Fahnen. Ein Leben unter vielen Namen.* Wien-Zürich-München 1969. — R. Mayenburg, *Hotel Lux.* München 1978. — H. Pauli, *Der Riß der Zeit geht durch mein Herz.* Wien-Hamburg 1970. — U. H. Peters, *Anna Freud. Ein Leben für das Kind.* München 1979. — G. Quittner, *Weiter Weg nach Krasnogorsk. Schicksalsbericht einer Frau.* Wien- München-Zürich 1971. — F. Scheu, *Ein Band der Freundschaft. Schwarzwald-Kreis und Entstehung der Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler.* Wien-Köln-Graz 1985. — M. Schütte- Lihotzky, *Erinnerungen aus dem Widerstand 1938-1945.* Hamburg 198 5. — H. Spiel, *Rückkehr nach Wien. Tagebuch 1946.* München 1968. — H. Zaloscer, *Das dreimalige Exil,* in diesem Band.

2 Lützeler, Hermann *Broch,* a. a. O., 148.

3 Kerner, *Lise, Atomphysikerin,* a. a. O., 115 f.

4 W. Heindl/M. Tichy, *Die Studentinnen an der Universität Wien. Ein Beitrag zur Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte (vom Ende des 19. Jahrhunderts an).* Zwischenbericht über das Projekt 1985—1987. Dieses Projekt, das im August 1987 abgeschlossen wurde, versucht erstmalig die Geschichte des Frauenstudiums an der Universität Wien empirisch aufzuarbeiten. Ein wichtiger Beitrag für die Erforschung des weiblichen wissenschaftlichen Verlustes, den Österreich durch den Austrofaschismus und den Nationalsozialismus erlitten hat.

5 *Ebda.*

6 *Ebda.*

7 *Ebda.*

8 *Ebda.*

9 *Dreißig Jahre Frauenstudium in Österreich 1957-1987.* Festschrift, hrsg. vom Festausschuß anläßlich des dreißigjährigen Frauenstudiums-Jubiläums. Wien 1927, 28ff.

10 *Ebda.*

11 *Ebda.*

12 *Ebda.*

13 Klein-Löw, *Erinnerungen,* a. a. O., 110.

14 Kaus, *Und was für ein Leben,* a. a. O., 184.

15 Herdan-Zuckmayer, *Farm,* a. a. O., 12 f.

16 Kreis, *Frauen im Exil,* a. a. O., 72.

17 *Ebda.,* 72 f.

18 *Ebda..* 185.

19 *Ebda.,* 83.

ZEITZEUGEN

RUDOLF EKSTEIN

Die Vertreibung der Vernunft und ihre Rückkehr

Das Vergessenwollen verlängert das Exil, und das
Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.

Jüdische Weisheit, zitiert vom Bundespräsidenten der BRD
Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985,
dem 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges.

Als es mir im Sommer 1938 gelang zu flüchten und ein neues Leben im Ausland zu beginnen, war ich voller Angst und Wut. Aller Widerstand war vergebens gewesen. Der Kampf gegen den Faschismus, seit 1934 sogenannter illegaler Widerstand, war verloren. Ich mußte weg, aber nicht nur als Jude, sondern auch als Illegaler, als Widerstandskämpfer. Ich war ein junger Mann und versprach mir, ich würde nie wieder zurückkommen, ich würde nie wieder Deutsch sprechen. Deutsch war für mich die Sprache der Unterdrücker, der Hakenkreuzler. In den Wochen vorher hatte ich mit gleichgesinnten Freunden viel Zeit verwendet, um Englisch zu lernen, englische Phrasen, und ich entsinne mich, wie mir meine Freunde sagten, ich sollte, käme ich zur belgischen Grenze, mich an die Phrase erinnern: „To sigh with relief", also mit Erleichterung aufatmen. Und als ich nun zur Grenze kam, dachte ich wohl an diese Aufgabe, aber der Vorsatz war verdrängt, es fiel mir nichts besseres ein als: „Und der Riese hat wieder die Mutter berührt, es wuchsen ihm neu die Kräfte." Als Heinrich Heine vom Exil in Paris einmal heimlich nach Deutschland zurückkehrte und wieder die deutsche Sprache vernahm, „da wuchsen ihm Zauberkräfte". Aber er kehrte ja zurück — ich wanderte aus.

Ich ging ins Exil und dachte, ohne es damals ganz zu wissen, ich will ja doch wieder zurück. Ich habe diese Fehlleistung nie vergessen. Oder war es gar keine Fehlleistung? Sicherlich war es ein innerer Kampf zwischen dem verzweifelten Wunsch, sich an die neue, nun Englisch sprechende Welt in England, und später in Amerika, anzupassen — und dem geheimen Wunsch, in meine Heimat zurückzukehren.

Wie oft dachte ich an die Universitätsjahre, an meine Lehrer, Charlotte und Karl Bühler in der Psychologie, und deren Assistenten; Schlick und Waismann, Josef Schächter, Gomperz und Reininger in der Philosophie; Max Adler und Edgar Zilsel für Geschichte und Soziologie; und viele andere.

Damals hat man aber auch außerhalb der Universität studiert. Ich denke an das Ottakringer „Volksheim" auf dem Ludo-Hartmann-Platz, die Vor-

lesungen von Edgar Zilsel, sein Buch über den Geniebegriff. Ich denke an die politischen Führer in der Jugendbewegung und in der sozialdemokratischen Partei. Im Kopf ist mir immer noch ein Wort von Otto Glöckel: „Wir haben die Wiener Arbeiter von der Schnapsflasche zum Arbeitersymphoniekonzert geführt", und ein anderes von Julius Tandler: „Wer Kindern Paläste baut, reißt Kerkermauern nieder."

Es war eine unglaubliche Welt, die mir viel Reichtum gegeben hat, die deutsche Welt der Dichter und Denker, für mich aber auch die Welt des Austromarxismus der damaligen Zeit wie auch die Welt der psychoanalytischen Bewegung. Ich hörte Alfred Adler und lernte über Individualpsychologie, außerhalb der Universität, ich begann meine psychoanalytische Ausbildung als psychoanalytischer Pädagoge in der Berggasse unter dem Einfluß der Bücher von Freud, der Vorträge von Anna Freud und Dorothy Burlingham, von August Aichhorn und von vielen anderen der damaligen Pioniere, und ich hatte das Glück, mit vielen später in Amerika wieder Kontakt zu haben. Das war meine deutsche Welt — und ich wollte die deutsche Sprache vergessen und nie wieder in die Urheimat zurückkommen ...

Manchmal schien diese Welt verloren. Für den jungen Flüchtling begann der Kampf um die Existenz. Viele Umwege mußte man gehen, um sich zu erhalten. Nur langsam gelang es mir, wieder zur geistigen und wissenschaftlichen Welt zurückzukehren, der Wiener geistigen und wissenschaftlichen Welt, die mir nun für einige Zeit versagt war.

Vor zwei, drei Jahren hat eine junge Salzburgerin, Frau Dr. Dorothea Oberläuter, eine Biographie über mich geschrieben, betitelt: *Das Werk und Leben von Rudolf Ekstein)* Ich habe mich wohl wirklich verstanden gefühlt, obwohl sich diese Arbeit hauptsächlich mit meinem wissenschaftlichen und klinischen Leben beschäftigt. Ich habe oft gedacht, wie konnte sich diese junge Frau wirklich mit meinem inneren Leben beschäftigen, dem Schmerz der Kindheit und Jugend, der inneren Bedeutung des Verjagt-worden-Seins, der Anpassung in der neuen Heimat, dem Verlust fast aller Verwandten, der amerikanischen Familie und dem steigenden Wunsch, einmal doch wieder die Heimaterde, die ich so verdammt hatte, zu betreten. Ich möchte fast sagen, daß sie den Teil von mir, der mit der Vernunft zu tun hatte, wohl verstand. Ein bißchen schwerer war es mit jenem Anteil, der mit der Unvernunft zu tun hat, dem Emotionellen, dem Kindlichen, dem Teil, den man nicht einmal sich selbst erzählen will. Wie oft wollte ich vergessen und ein neues Leben beginnen, nichts mehr von jener Vergangenheit wissen!

Aber da blieb doch der Kontakt mit alten Freunden aus der Jugendbewegung, da waren die neuen Kontakte und die Tatsache, daß meine psychoanaly-

tische Ausbildung, meine Arbeit als Kliniker mich doch immer wieder zurückführten zu meiner eigenen Vergangenheit. Man kann zwar versuchen, sie zu verdrängen, sie zu unterdrücken, aber in diesem Zweikampf muß man ihr wieder Raum geben. Die ursprüngliche Entfremdung, der Schmerz, der Haß, das Auswanderersymptom stehen im Wettbewerb mit dem Wunsch, die Vergangenheit zu bewältigen — zu erinnern.

Als ich zum ersten Mal, es war im Jahre 1961, nach Wien zurückkam, ängstlich zuerst, neugierig und mit dem Wunsch, meiner Familie meine Heimatstadt zu zeigen, traf ich wieder meinen alten Freund und Gesinnungsgenossen, den nun verstorbenen ehemaligen Justizminister Dr. Christian Broda. Wir hatten den Justizpalast brennen gesehen — 1927 war es gewesen —, die Ereignisse dieser Zeit haben uns in die sozialistische Bewegung gebracht. Wir sprachen über das neue Österreich, die neue Hoffnung, die neue politische Philosophie, von der er mir erzählte — nämlich: Um gerechte Gesetze zu schaffen, muß man sich um eine Gesetzgebung bemühen, die von allen angenommen werden kann, von beiden Großparteien unterstützt werden kann, mit anderen Worten, es müssen Gesetze sein, die die übergroße Mehrheit der Bevölkerung in Österreich verinnerlichen kann.

Wir sprachen damals über die Einsicht, daß die politischen Konflikte auch psychologisch verstanden werden müssen. Und ich dachte an einen alten Lehrer, Siegfried Bernfeld, der über diese Probleme in seinem Werk *Sysiphus oder die Grenzen der Erziehung* gesprochen hat. Soziologie und Psychologie gehören zusammen, müssen einander unterstützen. Die neue Vernunft in Österreich? Was für Freude es dann war, im kommenden Jahr für die Bewährungshilfe oder für das Jugendamt zu arbeiten, am Universitätsleben wieder teilzunehmen und zur Psychiatrie, zur Tiefenpsychologie amerikanisches Wissen zu bringen. Ich begann zu begreifen, wie die Jahre der Diktatur und des Krieges Österreich verarmt hatten, und habe dann innerlich langsam alle jene aufgezählt, die vertrieben worden sind, die nichts mehr beitragen konnten während der Jahre der Verfolgung, der Unterdrückung, des Massenmordes und des Krieges.

Aber da war dann auch ein neues Beginnen. Viele von uns, langsam zuerst, später ein bißchen schneller, kamen, um mitzuhelfen und ihr Wissen zur Verfügung zu stellen. Für viele war das gar nicht leicht, und ich kenne jetzt noch Freunde in den Vereinigten Staaten und England oder in anderen Teilen in der Welt, die es nicht zusammenbringen, zurückzukehren, und mich oft verwundert fragen, wie ich das eigentlich täte.

Verarbeitung der Vergangenheit ist ein Schicksalsproblem, nicht nur für uns, die weggetrieben wurden, die im Exil ihr Leben leben mußten, sondern auch für die, die zurückgeblieben sind, die es überlebt haben. Dieser Kampf

ist nicht vorbei. Wie kann man alles erinnern oder auch alles verzeihen? Meistens glaube ich, daß ich dieser Aufgabe näher gekommen bin. Die deutsche Sprache, den wienerischen Dialekt, habe ich natürlich wiederentdeckt und schäme mich fast, daß ich sie aufgeben wollte, die Muttersprache, die Sprache meiner großen Lehrer und auch meiner Freunde hier (in Wien, Anm. d. Hrsg.).

In den letzten Jahren durfte ich hier Gastprofessor sein. Es war nicht schwer, die Lücken zu entdecken, die der Faschismus, der Krieg, die Verfolgung in jenen Jahren angerichtet haben. Aber ich konnte auch bemerken, daß mit dem unermüdlichen Fleiß der Zurückgebliebenen und mit der Hilfe jener, die zurückkamen, vieles aufgeholt werden konnte. Für einige von uns war es mehr als ein gelegentlicher Besuch, und wir entdeckten, daß die Kontinuität der Bemühungen, nur die Kontinuität, wirklich Erfolge hat. Ich spreche über die Funktion des Aufarbeitens, des Wiederholens, der Kontinuität der menschlichen Beziehungen, der Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler, zwischen Universität hier und Universität dort. Viele der österreichischen Freunde kamen gelegentlich nach Amerika, und ein Austausch begann. Man entdeckte dann, daß man nicht nur Lehrer, sondern auch Schüler ist. Lehren und lernen ist eine wechselseitige Beziehung. Ich hatte die Gelegenheit, an der Universität, in den Universitätsspitälern, mit den Gruppen des Jugendamtes und der Sozialarbeiter Wissen und klinische Technik auszutauschen. Ich lernte von den verschiedenen psychotherapeutischen und psychoanalytischen Vereinigungen und deren Ausbildungsinstituten. Ich konnte einige jüngere Leute beobachten, deren berufliche und persönliche Weiterentwicklung, und meine Arbeit mit ihnen — wie die Jahre so vorbeigingen — zeigte Erfolg. Sigmund Freud liebte es, Goethe zu zitieren, und ich erinnere mich besonders an das Zitat: „Was Du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Es geht nicht nur um das Erbe, sondern um den Prozeß, das Erbe zu verwirklichen, innerlich zu erweitern. Wir sprechen natürlich über geistiges Erbe und über den ewigen Prozeß, daran zu arbeiten, nicht zu vergessen.

Ich brachte dann vieles in die alte Heimat: Wissen, das ich in Amerika erworben hatte, und plötzlich sprach ich nicht mehr vom Exil, denn ich brachte nun vieles aus der Urheimat zurück in die Wahlheimat: ein innerer Austausch, ein Hin und Her, eine Brücke zwischen zwei Kontinenten.

Während ich in Salzburg lehrte, sah ich in einer der Arbeitsgruppen ein Plakat an der Wand. Ich habe mir das Plakat nach Amerika mitgenommen. Die Freunde in Salzburg haben es mir gegeben. Es sagte: „Sage mir, in welcher Sprache soll ich mit Dir sprechen." Seit Jahren habe ich mich mit der Sprache beschäftigt. Ich dachte wieder an den Wiener Kreis, den Einfluß von Schlick

und Wittgenstein, die Aufgabe der Klärung der Sprache, und ich dachte an die Arbeit des Psychoanalytikers, des Psychotherapeuten, der die Sprache seines Patienten verstehen soll und sie deuten soll, und meine Bemühungen in diesen vielen Jahren, eine Beziehung herzustellen zwischen Klärung und Deutung.

Ein jetzt in Druck stehendes Werk, in Deutschland veröffentlicht, sammelt meine Gedanken über die Sprachen der Psychotherapie, der psychoanalytischen Schule.[2]

Als ich von Europa wegfuhr — ein Vertriebener —, wollte ich die deutsche Sprache nicht mehr sprechen, die Brücke zu meiner Heimat abbrechen. Durch all diese Jahre habe ich mich aber mit der Psychologie der Sprache beschäftigt, versucht, eine Brücke herzustellen zwischen verschiedenen Denkweisen, den Fragen der Grammatik, der Psychologie der Sprache, und habe natürlich dann meinen Weg zurückgefunden zur Heimatsprache, zur Muttersprache. Ich kann jetzt mehr als eine Sprache sprechen. Ich habe manchmal Vergnügen am Hin- und Hergehen zwischen der einen und der anderen Sprache. Ich verlange nicht mehr, daß der andere meine Sprache spricht, sondern versuche, mich in seine Sprache hineinzuleben. Ich spreche natürlich auch über die Arbeit mit schwer gestörten Menschen, die eine eigene Sprache haben, die Sprache des Autismus, der Neurose, der psychotischen Sudoranpassung usw.

Ich spreche aber auch über die Sprache der beiden Kulturen, zum Beispiel Westeuropa und Amerika. Einst hatte ich mir ein Sprachverbot auferlegt, ein Versprechen, das ich nicht gehalten habe. In der Rückkehr zur Muttersprache, zur deutschen Sprache, ohne die neuen Sprachen aufzugeben, erkenne ich ein Durcharbeiten der versuchten Verdrängungen, eine Überwindung, vergessen zu wollen — das ist ja auch der tiefere Sinn unserer Konvention über das Vertreiben der Vernunft und deren Rückkehr. Es ist ein Sich-Wiederfinden und mit Kollegen Zusammensein, die ähnliche Schicksale erlebt haben. Das gilt nun für die, die uns eingeladen haben, nicht nur für die, die als Gäste zurückkommen. Es ist ein wechselseitiger Prozeß, ein Sich-Wiederfinden, ein Zusammenkommen, ein Miteinander-Durcharbeiten, ein Brücken-Bauen.

Vor kurzem wurde mir für einen Vortrag das Thema gestellt: Ich sollte über „Es ist nur die Beziehung, die heilt“ sprechen. Die Herstellung von guten, von alten Beziehungen — einmal tief geschädigt — ist ein langsamer Prozeß. Sie hat mit Gefühlen, mit tiefen Emotionen zu tun, und ich kann meine Gedanken am besten zusammenfassen, wenn ich wieder einmal Santayana zitiere, der sagt: „Die, die sich ihrer Vergangenheit nicht erinnern, sind verurteilt, sie zu wiederholen.“ Vielleicht kann ich es noch besser sagen, wenn

ich an Freud erinnere, der uns klarmacht: „Die Stimme des Intellekts ist leise, aber unaufhörlich, bis sie sich ein Gehör verschafft hat."

Diese Konvention dient dieser Aufgabe.

Literatur:

D. Oberläuter, *Rudolf Ekstein - Leben und Werk. Kontinuität und Wandel in der Lebensgeschichte eines Psychoanalytikers.* Wien 1985.

R. Ekstein, *The Language of Psychotherapy.* Amsterdam-Philadelphia. (In Vorbereitung)

HANS FRIEDMANN

Emigrant in Kolumbien 1938 bis 1947

Im März 1938 war ich als Student der Chemie an der Universität Wien unter Anleitung von Prof. Philipp Gross (damals schon in Istanbul tätig) und seiner Assistentin Käthe Schiff mit meiner Dissertation beschäftigt. Ich war im 11. Semester, 24 Jahre alt, und hätte die Dissertation bis zum Sommer 1938 abschließen können, um mein Studium im Herbst mit den Schlußrigorosen zu beenden. Infolge meiner politischen Aktivität im „Roten Studentenverband" war ich nicht nur aus „rassischen" Gründen gefährdet und betrieb sofort nach der Okkupation Österreichs meine Auswanderung. Ein Visum nach geeigneten europäischen Ländern oder Überseekolonien war für einen mittellosen Studenten nicht zu bekommen; ich ergriff daher die Gelegenheit, die mir ein fiktiver Arbeitsvertrag der Firma meines älteren Bruders bot, der sich seit 1936 in Kolumbien befand und dort mit einem Kompagnon eine Handelsfirma hatte. Mit diesem Vertrag konnte ich ein kolumbianisches Visum bekommen und mußte nicht die hohe Einwanderungskaution erlegen. Mein Vater besorgte mir eine Schiffskarte, ich verließ Wien am 21. April 1938 mit den bewußten 10 Reichsmark in der Tasche und schiffte mich ca. drei Wochen später von Amsterdam nach Puerto Colombia/Barranquilla ein.

Während der drei Wochen dauernden Überfahrt lernte ich Spanisch, was mir auf Grund meiner Latein- und Französischkenntnisse relativ leicht fiel. Mitreisende auf dem Schiff waren u. a. jüdische Auswanderer nach Zentralamerika und spanische Antifaschisten auf dem Weg nach Kolumbien. Bei meinem Bruder gab es keinen Arbeitsplatz für mich, ich mußte sofort mit der Arbeitssuche beginnen, was wegen des fast völligen Fehlens von Industrie, insbesondere der chemischen, auch in der Nähe der Hauptstadt Bogota sehr schwierig war. In dieser Zeit versuchte ich auch, im Hause meines Bruders durch Herstellung chemisch-technischer und kosmetischer Produkte eine Kleinigkeit zu verdienen. Eine gewisse Fertigkeit auf diesem Gebiet hatte ich mir in einer Ferialpraxis und durch die daraus sich ergebende Halbtagsarbeit während des Studiums in Wien erworben. Der Erfolg war sehr gering. Schließlich, nach ca. 3 Monaten, sah ich eine Zeitungsannonce, in der ein Mittelschullehrer in der entlegenen Kleinstadt Tumaco an der pazifischen Küste nahe der Grenze von Ecuador für das im Oktober beginnende Schuljahr gesucht wurde. In der Zwischenzeit war meine Studienkollegin Christina Popper nach Bogota nachgekommen, ebenfalls dank eines Arbeitsvertrages, und zwar als

Kindermädchen mit Französischkenntnissen. Auf ihrem Posten bei einem kolumbianischen Politiker verblieb sie wegen der unangenehmen Arbeitsbedingungen nur kurze Zeit. Wir heirateten Anfang Oktober und reisten, nachdem ich den annoncierten Posten bekommen hatte, sofort mit dem Fahrgeld, das mir die Schule geschickt hatte, und ausgeborgtem Geld nach Tumaco. Die Reise ging mit der Eisenbahn von Bogota nach Ibague, mit einem Taxi über den ca. 3500 m hohen Quindio-Paß nach Armenia (die Überquerung dieses Passes hatte 150 Jahre vorher Alexander von Humboldt größere Mühe gemacht), nach Übernachtung neuerliche Bahnfahrt über Cali nach dem Pazifikhafen Buenaventura, Übernachtung in einem elenden Wellblechhotel, und schließlich Flug mit einem Wasserflugzeug mit Schwimmern (Modell Junkers der zwanziger Jahre mit 4 Passagierplätzen neben dem Piloten) entlang der Küste nach Tumaco. Das ist eine Stadt auf einer kleinen, der Küste vorgelagerten Insel, ca. 8000 Einwohner (fast durchwegs Schwarze und Mulatten), durchwegs niedrige Holz- und Bambushäuser. Die Stadt war früher dank Goldvorkommen in der Nähe, Export von Tagua (Steinnuß) und Kakao wohlhabend gewesen. 1938 aber waren die Taguas bereits durch Kunststoffe verdrängt, die Kakaopflanze durch Krankheiten ausgestorben, das Gold zu Ende. Die Armut war groß, und es hieß, daß der Schmuggel über die ekuadorianische Grenze für viele die einzige Einnahmequelle sei. Zur Zeit der Prosperität, zu Anfang des Jahrhunderts, gründete man eine Mittelschule und holte sich dafür einen deutschen Pädagogen aus Europa (ca. 1910). Dieser war noch 1938 der Direktor der Schule, hatte aber durch das Tropenklima und den Alkohol schon sehr gelitten. Er war froh, mich als Hilfe zu bekommen. Die Wohnverhältnisse waren primitiv. Süßwasser — natürlich nur abgekocht zu genießen — gab es nur aus den Regentonnen auf dem Dach, d. h. es fehlte eine Wasserleitung ebenso wie die Kanalisation; elektrischen Strom gab es nur von der Abenddämmerung an (um 6 Uhr) für wenige Stunden, und das auch nicht immer. Der Hafen war für größere Schiffe nicht zugänglich. Die Post kam zweimal in der Woche mit dem erwähnten Flugzeug. Man lebte vor allem von Fischen, Krebsen, Reis, Bananen und Orangen. Etwas Milch kam vom Festland in kleinen Booten. Die sanitären Verhältnisse waren schlecht, doch gab es keine Malaria, weil die Moskitos ausgerottet waren. Die Schule war in einem verhältnismäßig stattlichen Gebäude untergebracht, und die Lehrer konnten den Vorteil größerer Regenwassertanks zum Duschen und das Vorhandensein eines der wenigen Radios auf der Insel ausnützen.

Die Schule hatte 6 Klassen und war koedukativ. Wegen der miserablen Volksschule konnten die Kinder in der 1. Klasse meist kaum richtig lesen und schreiben. Trotzdem wurden sie nach einem europäischen (ich glaube, belgischen) Lehrplan unterrichtet, der auf vielen Gebieten völlig unpassend

war. Ich mußte schon in den Unterklassen Französisch, außerdem in den Oberklassen Chemie und Physik unterrichten. Trotz meiner noch spärlichen Spanischkenntnisse (in der ersten Zeit) kam ich mit der Lehrtätigkeit gut zurecht, weil das Lerninteresse bei den meisten Schülern groß war. Dank meiner europäischen Universitätsausbildung stand mir eines der höchsten Lehrergehälter zu. Allerdings stellte sich nach einigen Monaten heraus, daß es mir zwar zustand, aber nicht vorhanden war. Die Schule konnte nämlich wegen des Ausbleibens der Zahlungen von Seiten der Gemeinde, der Departamentairegierung und der Zentralregierung die Lehrer nicht regelmäßig bezahlen. Der Direktor mußte mit ca. einem Drittel seines ihm zustehenden Budgets auskommen. Also wurden die Lehrer turnusmäßig bezahlt, und nun war es mein Turnus, nichts zu bekommen. Die anderen Lehrer pflegten dann vom „Aufschreiben" zu leben, worauf ich aber nicht eingehen wollte, um mir die Möglichkeit der Abreise nicht zu versperren. Für kurze Zeit hatten meine Proteste Erfolg: Ich bekam von der Agentur der Departamentairegierung, die auch das Alkoholmonopol verwaltete, in Ermangelung von Bargeld Spirituosen, d. h. Whisky, der teuer war, und von dessen Verkauf wir eine Zeitlang leben konnten. Dann unterstützte uns ein reicher, alter Kaufmann (1898 zugewandert aus Deutschland und dem Hitlerismus vollkommen fremd) mit Lebensmitteln. Schließlich — die Schule schuldete mir schon 5 Monatsgehälter, aber das Schuljahr näherte sich seinem Ende — lieh ich mir von meinem Bruder Geld, und wir reisten nach Bogota zurück.

Immerhin muß ich zu Ehren des Schuldirektors sagen, daß ich nach 5 Jahren den ausständigen Betrag (minus 25% Anwaltskosten und Inflationsverlust) erhielt.

Nach 2 Monaten Arbeitslosigkeit fand ich dank der Geschäftsverbindungen meines Bruders — der unter anderem die Radentheiner Magnesitwerke vertrat, die feuerfeste Ziegel an Zementwerke lieferten — eine Anstellung als Chemiker in der Zementfabrik „Cemento Samper" in „La Siberia", ca. 50 Straßenkilometer von Bogota in fast 3000 m Seehöhe. Die Bezahlung war sehr schlecht, aber der Krieg hatte schon begonnen, und die Aussichten waren traurig. Die Nachrichten aus Europa waren deprimierend, die noch bestehenden Verbindungen zu den Freunden rissen zum Großteil ab, doch mußte man froh sein, einen Posten zu haben. Nach Anfangsschwierigkeiten mit der Unterbringung wohnten wir in einer nach dortigen Begriffen akzeptablen Werkswohnung. Meine gute analytische Ausbildung war mir sehr nützlich, nur brachte die primitive und zum Teil veraltete Laboratoriumseinrichtung manche Schwierigkeiten mit sich. Die Zementfabrik war deutscher Herkunft und ziemlich modern. Ich arbeitete mich rasch ein, war bald Chefchemiker und ab 1944 Produktionschef—alles mit elender Entlohnung. Auch

meine Frau, die 5 Semester Chemie an der Universität in Wien absolviert hatte, arbeitete zeitweilig als Analytikerin im Laboratorium der Zementfabrik.

In diesen Jahren (1940—1946) kamen unsere drei Kinder zur Welt, denen wir in der Einsamkeit der Werkssiedlung unsere ganze freie Zeit widmen konnten. La Siberia liegt in einer landschaftlich schönen Gebirgsgegend mit kaltem (siehe Name!) und feuchtem Klima. Das nächste kleine Dorf ist 5 km entfernt. Mit dem Personal der Fabrik gab es meist nur lose Kontakte. Die meisten Techniker standen den wenigen europäischen Ingenieuren, die sich hauptsächlich ihrer besseren Ausbildung wegen halten konnten, eher ablehnend gegenüber.

Obgleich es meiner Frau und mir in Kolumbien im Vergleich zu vielen anderen Flüchtlingen relativ gut ging, empfanden wir als größte psychische Belastung die Trennung von unserem Freundeskreis, mit dem uns die politische Tätigkeit im „Roten Studentenverband“ verbunden hatte, und die Ungewißheit über ihr Schicksal unter der expandierenden Naziherrschaft. Obwohl sich meine Bezahlung nach Kriegsende wesentlich verbesserte, wollten wir nicht im Lande bleiben. Ein wichtiger Beweggrund war die Unmöglichkeit für uns Unbemittelte, den Kindern eine gute Schulbildung zukommen zu lassen. Dazu kam die sehr verbreitete, deutlich merkbare Fremdenfeindlichkeit, u. a. weil wir oft als Repräsentanten des USA-Imperialismus angesehen wurden, und unsererseits die Ablehnung der Zugehörigkeit zu einer sozialen Oberschicht, ähnlich einer kolonialen Herrenschicht, inmitten des gräßlichsten sozialen Elends. 1945—1946 war die Verbindung zur Heimat noch sehr schlecht, und da die Eltern meiner Frau nach Schweden emigriert waren, verwendeten wir unsere gesamten Ersparnisse, um Ende 1947 dorthir zu übersiedeln.

In Schweden konnte ich eine befriedigende Entwicklungsarbeit in der Zementindustrie finden. Nach Österreich kamen wir endgültig erst 1953 zurück. Während meiner Arbeit in der Loba Chemie Wien legte ich die Schlußrigorosen ab und promovierte 1956 zum Dr. phil.

Nach diesem Abriß über meine Emigrationszeit noch einige Bemerkungen zu den Lebens- und Arbeitsbedingungen in Kolumbien, das ja kein Einwanderungsland wie andere südamerikanische Länder war. Während des Krieges dürfte es kaum mehr als ein paar hundert Österreicher in Kolumbien gegeben haben, wovon die meisten Emigranten waren. Es war schwer, Fuß zu fassen, besonders für Leute mit nicht-kaufmännischen Berufen. Auch für Ärzte, Ingenieure, Chemiker gab es nur sehr spärliche Möglichkeiten, in ihrem Beruf zu arbeiten. Menschen mit professionellen Kenntnissen fehlte es zur

Gründung einer eigenen Firma oder zur Lokalmiete fast immer an Mitteln. Es gab aber einen bestimmten Bedarf an Leuten, die aus Europa Fertigkeiten mitbrachten, die in Kolumbien noch nicht oder kaum bekannt waren. In den ersten Kriegsjahren wurden die österreichischen Emigranten als Angehörige der „Achsenmächte“ Schikanen unterworfen wie Reiseverbote, häufige Meldung bei der Polizei, Verdächtigungen, zur „5. Kolonne“ zu gehören etc. Später besserten sich diese Zustände. Die Österreicher gründeten in der späteren Phase des Krieges einen Verein der Freien Österreicher (Austriacos Libres), der hauptsächlich in Bogota aktiv war. Da ich außerhalb der Stadt wohnte, nahm ich nur an wenigen Veranstaltungen teil. Die Techniker hatten eigene Zusammenkünfte. Dort lernte ich den international bekannten bedeutenden Ingenieur Emanuel Rosenberg kennen, der u. a. Direktor der ELIN gewesen und 1940 als Emigrant nach Kolumbien gekommen war (siehe den Beitrag von Wilhelm Frank). Ich erinnere mich auch, daß ich bei so einem Treffen ein kurzes Referat über das Funktionsprinzip des Elektronenmikroskops (nach einem Zeitschriftsartikel) hielt, das damals noch kaum bekannt war. Dem Österreicherverein gelang es vielleicht, in der Öffentlichkeit ein gewisses Verständnis zu erreichen, aber es gab oft genug Äußerungen der Sympathie für die faschistischen Mächte. 1945 wurde das aber bald anders. So machte auf mich die Siegesfeier, die Anfang Mai 1945 in dem kleinen Dorf La Calera nahe der Zementfabrik stattfand, großen Eindruck. Unter den Fahnen der Alliierten versammelten sich viele Arbeiter und etliche Angestellte der Fabrik, die in geschlossenem Zug vom Fabriksgelände ins Dorf marschiert waren, zu einer Feier, bei der unter anderem der Bürgermeister und der Lehrer Ansprachen hielten.

Für mich gab es das Problem, unter den Gegebenheiten meine Qualifikation als Chemiker zu bewahren und womöglich auszuweiten. Zeit hierfür gab es in der Isolierung reichlich, doch an anderen Voraussetzungen war Mangel. Im ersten Jahr, in dem feuchtheißen Klima vom Tumaco (1,5 Grad vom Äquator), war ich zu einer ernsthaften geistigen Tätigkeit kaum imstande. Das war allerdings in dem kühlen La Siberia besser. Hingegen fehlte es völlig an Kontakten mit naturwissenschaftlich gebildeten Menschen. An wissenschaftlicher Literatur gab es außer ein paar mitgebrachten Büchern nichts, zum Ankauf kein Geld. Ganz wenige Zementfachbücher und Zementzeitschriften waren in der Fabrik, kaum das Notwendigste. Die Unwahrscheinlichkeit, meine Dissertation (es fehlte noch ein geringer experimenteller Teil) fertigstellen zu können, ließ mich zögern, aber schließlich begann ich die ziemlich umfangreichen Versuchsaufzeichnungen zu ordnen und zusammenzufassen. In der letzten Zeit meines Aufenthalts besserte sich meine materielle Situation einigermaßen, und ich konnte mir

den Kauf von Fachbüchern und Zeitschriften der American Chemical Society leisten.

Nichtsdestoweniger hatte ich reichliche Gelegenheit, praktische Erfahrungen in technischer Hinsicht zu sammeln. Die Fabrik beutete ein Vorkommen von tertiärem Kalk zwischen 3000 und 4000 m Höhe neben Ton und Quarzsand aus. Dem Rohgemisch wurde etwas von auf einer Wiese zutagetretendem Raseneisenerz (mit Ochsenkarren angeliefert) zugesetzt. Das Werk, von POLYSIUS 1934 errichtet, arbeitete nach dem Naßverfahren und hatte eine Leistung von 200 bis 250 Tagestonnen. Meine Aufgabe, nach anfänglich mehr analytischer Tätigkeit, war die Überwachung der Rohmaterialqualität und -quantität, der Produktion und der Zementqualität. Der Ofen wurde mit im Tagbau gewonnener Kohle von schlechter Qualität beheizt. Die Versorgung des Betriebes mit neuen Maschinen und Ersatzteilen sowie die Beschaffung von Laboratoriumsgeräten und Reagentien war zeitweilig schwierig, ja unmöglich. Man lernte improvisieren.

Wie auch sonst in Kolumbien, waren in La Siberia die wichtigsten technischen Posten mit Ausländern, eigentlich durchwegs Europäern, besetzt. Ich konnte einiges an maschineller Technik von Ing. Steckl, einem Emigranten aus Bratislava, lernen; auch mein Vorgänger auf dem Chemikerposten, Ingenieur Weymayr aus Ried im Innkreis, vermittelte mir in den ersten Monaten eine Reihe von wertvollen Erfahrungen. Er war 1934 als arbeitsloser Techniker mit Nazisympathien, aber ohne das „Dritte Reich“ kennenzulernen, aus Österreich nach Kolumbien gekommen, verurteilte den Antisemitismus und fuhr 1940 über Japan—Sibirien in der Überzeugung, daheim eine Art Sozialismus vorzufinden, nach Österreich zurück. 1946 sah ich ihn in Bogota wieder.

Mit den Arbeitern hatte ich es oft schwer, weil die meisten Analphabeten waren und doch verantwortungsvolle Arbeiten im Dreischichtbetrieb ausführen mußten. Das Ablesen von Instrumenten, von Temperaturkurven, das Verständnis der technischen Vorgänge fiel ihnen schwer genug. Das Verhältnis zu den ausländischen Technikern war im allgemeinen gut, weil diese sie weniger herablassend und grob behandelten als die kolumbianischen Vorgesetzten, die, fast durchwegs aus der reichen Oberschicht stammend, in halbfeudalen Vorstellungen befangen waren (manche gingen immer bewaffnet in die Fabrik). Im Laboratorium gab es intelligente Laboranten, die die notwendigen Analysen und Kontrollversuche ausführen gelernt hatten und ziemlich frei von der allgemein vorherrschenden Unzuverlässigkeit waren. Nur der Alkohol war ein schweres Problem.

Wegen der kontinuierlichen Produktion war meine Anwesenheit im Werk oder in seiner Nähe Tag und Nacht sowie sonn- und feiertags meistens uner-

läßlich, denn Vertreter hatte ich keinen. Gelegentlich konnte ich mir dafür einen Werktag freinehmen, um Besorgungen in Bogota zu erledigen. Den spärlichen Urlaub konnte ich jahrelang nicht konsumieren. Nicht selten mußte ich, durch das Werkstelefon oder von Boten gerufen, des Nachts in den Betrieb eilen, um mit irgendwelchen Störfällen fertig zu werden. Kolumbien hatte damals verhältnismäßig fortschrittliche Arbeitsgesetze wie Achtstundentag und Überstundenbezahlung, aber keine Sozialversicherung. Urlaub und Krankenstand wurden nicht bezahlt. Außerdem wurden die Gesetze oft nicht eingehalten. Gewerkschaften gab es wohl, aber in der Zementfabrik wurde jeder Versuch der Gründung einer betrieblichen Gewerkschaftsgruppe unterbunden. Das gelang erst 1945 und da nur für kurze Zeit, als sich die Befreiung der Welt vom Faschismus auch in diesem Winkel der Welt auswirkte. So gelang es Arbeitern der Zementfabrik, bei Nacht und Nebel das Gründungsdokument der Betriebsgewerkschaft aufzusetzen und zu Pferd über die Berge nach Bogota ins Arbeitsministerium zu schaffen. Nach der Registrierung waren dann die Gewerkschafter vor der Entlassung geschützt. Es kam auch zu einem Streik im Rahmen einer landesweiten Arbeitsniederlegung. Es gelang den Arbeitern damals, die sogenannte „Cooperativa“, den einzigen Laden, aus den Händen der Firmeninhaber in die eigene Verwaltung überzuführen. Damit besserte sich auch das System der „Schuldsklaverei“, d. h. des Einkaufs auf Kredit (den die vielen Analphabeten ja nicht kontrollieren konnten), der gegen den Lohn verrechnet wurde, sodaß viele Arbeiter fast nie etwas ausbezahlt bekamen und sich keine andere Arbeit suchen konnten. Soweit mir erinnerlich, blieb ein anderes schändliches System, das der Leiharbeiter, aber bestehen. Es bestand darin, daß ca. 40 der allerärmsten und unwissendsten Arbeiter einem „Contratista“ (eine Art Menschenvermieter) unterstanden und nur bei Bedarf beschäftigt wurden. Sie waren von ihm völlig, auch in bezug auf Unterbringung und Verpflegung, abhängig.

Von den Österreichern in der Hauptstadt weiß ich infolge meiner spärlichen Kontakte nur wenig zu berichten. Die meisten schlugen sich wohl als kleine Vertreter oder Angestellte, als „Produzenten“ von z. B. Fußbodenpaste, Bäckereien, Strickwaren etc. etc. durch.

Manche gründeten Werkstätten, Ausspeisungen für Emigranten, kleine Restaurants, Pensionen in der Stadt und auf dem Lande — wiederum meist für Emigranten —, Kaffeekonditoreien, wo erstmals auch Frauen Zutritt hatten; es gab Buchhandlungen und andere Geschäfte von Österreichern, aber auch größere Handelsfirmen und wichtige Auslandsvertretungen, die für ein Land fast ohne Industrie von Bedeutung waren. Zu meinen Bekannten zählte Dipl.-Ing. Hans Bloch, ein Forstingenieur, der in einem Wiederauf-

forstungsprojekt der Wasserleitungsverwaltung der Hauptstadt Bogota Erfolge erzielte, und der Wiener Chemiker Dr. Emil Krakauer, der einen Posten beim Alkoholmonopol hatte. Einige Musiker trugen zur Entwicklung des Musiklebens in Bogota bei. Meine Schwester Hermi Friedmann hatte ein Fotoatelier und wurde durch ihre Porträtaufnahmen von international bekannten Musikern und Künstlern, deren Tourneen sie nach Bogota führten, bekannt.

Weil, wie gesagt, Einwanderer in Kolumbien nie zahlreich waren, war ihre Position in der Gesellschaft oft schwierig. Oft wurden sie nur ungern akzeptiert. Die Ausländer aus Europa wurden als „gringos" bezeichnet, was ursprünglich eine herabsetzende Bezeichnung für USA-Bürger war. Die Vereinigten Staaten hatten sich ja durch die Losreißung von Panama, einem kolumbianischen Departamento, und später durch das Massaker unter den Bananenarbeitern von Santa Marta (von Gabriel Garcia Märquez in *Hundert Jahre Einsamkeit* geschildert) unbeliebt gemacht. Die mangelnde Eingliederung und Integrierung der österreichischen Emigranten war daher schwer und gelang häufig nur schlecht, was zum Teil noch heute der Fall ist. Trotzdem mußten natürlich alle Flüchtlinge vor dem Faschismus, die in Kolumbien vor oder während des Krieges Zuflucht fanden, von Glück sprechen, daß sie dort die „Zeit ohne Gnade" überstehen konnten. Da nur die politisch interessierten und motivierten Österreicher, die in Kolumbien Aufnahme fanden, in ihre Heimat zurückkehrten, sind die meisten der dorthin emigrierten Österreicher in ihrem Gastland geblieben.

Eine Erklärung dafür mögen die Befürchtungen der Emigranten gewesen sein, in einer fremdgewordenen „alten" Welt nur schwer wieder Fuß fassen zu können, und die Tatsache, daß wenigstens die materielle Existenz für viele in dem Gastland gesichert war. Auch mochte ihnen nach einem ein Jahrzehnt währenden Aufenthalt in der Dritten Welt die neuerliche Umstellung auf europäische Verhältnisse zu schwierig erschienen sein.

Was hat aber meine Frau und mich dazu bewogen, mit drei kleinen Kindern und ohne Geld in das von Krieg und Faschismus verwüstete Europa zurückzugehen? Dafür gab es kein Verständnis bei meinen Verwandten in Kolumbien (darunter meine Eltern und drei Geschwister) — die einzige Ausnahme waren meine Cousine Elfi Lichtenberg und ihr Mann Franz, alte Sozialdemokraten, die selber Anfang 1948 nach Wien zurückfuhren. Für meine Frau und mich hatte das Erlebnis der Gemeinschaft im „Roten Studentenverband", die vier Jahre intensiver politischer Aktivität in der Illegalität des „Ständestaats", maßgebenden Einfluß. Die ganzen Jahre hindurch war unser Zugehörigkeitsgefühl zu Österreich und zur europäischen Arbeiterbewegung aufrecht geblieben, wozu die Lektüre mitgebrachter oder antiquarisch erworbener

Literatur (Belletristik, Karl Kraus, marxistische Werke u. a.) sowie das tägliche Miterleben der politischen und militärischen Entwicklung über Radio und Presse beitrugen. Ab 1945/46 begannen schriftliche Kontakte mit Überlebenden und Zurückgekehrten in Wien, und schließlich war es auch der Brief des Vaters unseres Freundes Kurt Horeischy — durch den wir von dessen Ermordung durch einen Naziprofessor am Chemischen Institut am 5. April 1945 erfuhren —, der uns Anstoß zu Rückkehr gab.

KURT RUDOLF FISCHER

Emigration nach Shanghai

Mein Schicksalsgenosse in Shanghai war mein Freund Erwin Trebitsch. So wie ich war auch er bestrebt, einen kleinen Beitrag zur dortigen Kulturszene zu leisten, d. h., daß wir im Ghetto — einem Konzentrationslager eher im Stile des ursprünglich von Lord Kitchener im Burenkrieg errichteten Lagers im Gegensatz zu den von den Nazis eingerichteten KZs (von den Vernichtungslagern ganz zu schweigen) — eine Vortragsreihe und Organisationsrunde organisierten.

Äußerlich war der Mittelpunkt dieser Veranstaltungen, in denen eine Diskussion dem Referat über irgendein intellektuelles oder kulturelles Thema folgte, die LION-Bibliothek, ein Buchladen, der einem Herrn Bruno Löwenberg gehörte, der durch Aussehen, Benehmen und Sprache mit einer Aura deutschen Geistes auftrat und so den Emigranten ihr Bedürfnis nach Kultur, und auch ihre Nostalgie nach dem verlassenen Europa befriedigen konnte. Löwenberg verstarb vor einem Jahr im Alter von fünfundneunzig Jahren in San Francisco.

Erwin Trebitsch war mir bildungsmäßig weit voraus: Er hatte in Wien maturiert, und sein Onkel, den wir ebenfalls als Vortragenden hatten, war Doktor der Germanistik aus Wien und sollte später Professor in Australien werden. Ich hatte nur die Textilschulen in Wien und Brünn besucht. Aber ich besaß einen älteren Freund, der eine Art Onkelrolle spielte, einen Doktor Fritz Kuttner aus Berlin. Dieser hatte Nationalökonomie studiert, sich dann aber der Musikwissenschaft zugewendet, war Musikkritiker geworden und dirigierte auch in privatem Rahmen.

Eigentlich war er dafür verantwortlich, daß ich noch vor Kriegsende versuchte, das Universitätsstudium aufzunehmen, allerdings unter großen Schwierigkeiten und Opfern. Um die Aufnahmsprüfung an der St. John's University bestehen zu können, hatte ich mir für die verschiedenen Fächer Hauslehrer genommen. Vorher hatte ich mir schon, aus purem Interesse, einen Hauslehrer für Philosophie genommen, einen Ingenieur und dreifachen Doktor namens Blau. Seine Doktorate waren allerdings aus Chemie, Jurisprudenz und Staatswissenschaften, aber er hatte bei Jodl gehört und sich immer für Philosophie interessiert. Meine Hauslehrer zur Vorbereitung für die Aufnahmsprüfungen waren ein Dr. Ing. Stricks und ein Dr. Weiner, die beide am Lester-Institut, einer Art Technischen Hochschule, Chemie bzw.

Physik unterrichteten, sowie ein fortgeschrittener Student der St. John's University namens Robert Sokal, der später in den USA ein bedeutender theoretischer Biologe und Mitbegründer der sogenannten Numerischen Taxonomie werden sollte. Aber bevor ich weiter über meine Eindrücke und Kontakte mit der Kultur in Shanghai, besonders der Emigrantenkultur, berichte, möchte ich ein paar historische Fakten über die Shanghaier Emigration, die zum Verständnis unerläßlich sind, erwähnen.

Die ersten Emigranten, präziser gesprochen, die ersten Flüchtlinge, kamen schon kurz nach der Machtergreifung Hitlers nach Shanghai. Eine zweite, größere Welle folgte Ende 1938, Anfang 1939, also nach dem „Anschluß" und nach der Kristallnacht. Denn damals gab es viele Einweisungen in Konzentrationslager, die nur dann verlassen werden konnten, wenn man die Möglichkeit hatte, auszuwandern. Die dritte Periode der europäischen Zuwanderung kann nach Kriegsbeginn angesetzt werden, also ab 1. September 1939. Es war am Anfang dieser dritten Periode, daß es meinen Eltern gelang, das nötige Fahrgeld und Deposit (US $ 400.- pro Person) durch einen entfernten Verwandten aus Amerika nach Shanghai überwiesen zu bekommen, sodaß wir am 1. Februar 1940 Brünn verlassen und nach ein paar Tagen Aufenthalt in Wien von Triest mit dem Lloyd Triestino, der Conte Rosso, nach Shanghai fahren konnten. Danach gab es nur noch wenige Schiffstransporte, denn nach dem Kriegseintritt Italiens konnte man nur mehr mit dem Sibirienexpreß via Wladiwostok dem — wir wußten es natürlich damals nicht — fast sicheren Tod entrinnen.

Unter den Emigranten gab es keine bedeutenden Persönlichkeiten wie einen Einstein oder Freud oder Thomas Mann. Wir waren vor allem Deutsche, Österreicher, Tschechen, ein paar Ungarn und polnische Juden, manche von diesen orthodoxe Juden, die sich von den assimilierten Juden auch abgrenzten. Nach der Ankunft in Shanghai trennten sich die Emigranten in zwei Gruppen: Die, die etwas Geld hatten, zogen in die sogenannte Frenchtown oder in das International Settlement — Bezirke mit Extraterritorialrechten, in denen die chinesische Verwaltung, bzw. damals auch die japanische, ausgeschaltet waren. Die zweite Gruppe, die ohne Geld, mußte nach Hongkew ziehen und war auf Unterstützung angewiesen. Hongkew war ein unter japanischer Oberhoheit stehender Stadtteil von Shanghai mit miserablen hygienischen und sanitären Bedingungen. Es ist klar, daß das Verhältnis zwischen ersteren und letzteren Gruppen von Emigranten etwa dem Verhältnis der Juden in Wien entsprach, die entweder in Hietzing oder Döbling wohnten oder in der Brigittenau und in der Leopoldstadt. Meine Eltern und ich wohnten zuerst in einem englischen Boarding-House im französischen Stadtteil von Shanghai, später in einer Wohnung im Internationalen Settlement, und noch

später, ab Frühjahr 1943, in Hongkew. Dahin mußten alle staatenlosen Flüchtlinge ziehen, und zwar in das Ghetto oder den „District“, einem innerhalb von Hongkew abgegrenzten, mit Stacheldraht umgebenen Bezirk, der ohne Sondererlaubnis nicht wieder verlassen werden durfte. Diese Sondererlaubnis war durch die japanische Gendarmeriebehörde, und nur durch sie, zu bekommen. Um erfolgreich zu sein, mußte man oft stundenlang warten und etwa einen halben Tag in der Shanghaier Sommersonne stehen. Aber manchmal war man auch nicht erfolgreich und bekam dann anstatt des Passes von dem diensthabenden Beamten, einem paranoiden Japaner namens Ghoya, ein paar Ohrfeigen.

Was nun die Intelligenz unter den Emigranten betrifft, so wäre folgendes zu sagen: Prominente gab es keine, wie schon erwähnt. In dieser Sparte kann Shanghai nicht mit den USA oder England verglichen werden, aber auch nicht einmal mit Skandinavien oder Südamerika. Aber es waren doch Akademiker, Ärzte, Künstler, Journalisten und Wissenschaftler nach Shanghai gekommen, die der kulturellen Szene ihren Stempel aufdrückten, sowohl außerhalb als auch später fast nur innerhalb des Ghettos. Von diesen will ich eine Skizze vorlegen und mich dann ein wenig mit jenen beschäftigen, die in den zwanziger Jahren geboren wurden, in den vierziger Jahren in Shanghai waren und später trotzdem — muß man wohl sagen — Erfolg hatten und Leistungen erbrachten, die in der Akademie oder in der Öffentlichkeit Anerkennung fanden.

Schon auf der Conte Rosso, dem Schiff, das uns nach Shanghai brachte, lernte ich einen Wissenschaftler kennen, der mich sehr beeindruckte; ebenso sehr beeindruckte mich seine Frau. Sie war in Oxford in den Alten Sprachen, also in den „Classics“, erzogen worden. Er war Universitätsprofessor der Bakteriologie und im Gehaben ein echter Gelehrter, so wie man sich einen deutschen Gelehrten oder Wissenschaftler eben vorstellt: von starker, nach innen gerichteter Intellektualität und etwas unbeholfen in Bewältigung der Außenwelt. Später nahm ich immer wieder Kontakt mit den Raubitscheks auf und glaube mich auch erinnern zu können, dem Professor Englisch-Stunden gegeben zu haben. Mein Englisch war sehr mangelhaft, und ich schwitzte Blut und Wasser beim Unterricht, denn erstens war ja die Frau Professor ein „graduate“ von Oxford, und zweitens kannte der Professor das englischdeutsche Wörterbuch auswendig, und dazu hatte er alle grammatischen Regeln der englischen Sprache gelernt, natürlich ohne sie auch nur minimal anwenden zu können. Auch später, wie wir schon im Ghetto waren, habe ich die Raubitscheks besucht, und diese Besuche hatten auch die Wirkung, daß sich mein Entschluß, zu studieren, festigte. Von Stricks und Weiner habe ich schon berichtet. Es gab auch einige sehr tüchtige Ärzte unter den Emigranten.

Der Chef des gar nicht so schlechten Spitals im Ghetto war Tibor Kúnfi, der Sohn Zsigmond Kúnfis, des früheren Unterrichtsministers der Räterepublik Ungarn, der nach dem Zusammenbruch der Revolution nach Wien geflüchtet war.

Tibor, ein in Wien ausgebildeter Gynäkologe, floh dann zusammen mit seiner Familie wieder, diesmal nach Shanghai. An der französischen Aurora- Universität gab es einen Sinologen namens Raffer, er war schon etwas früher nach Shanghai gekommen, ob aus Deutschland oder Österreich, das weiß ich nicht. Später wurde er Professor an der University of Washington in Seattle. An der St. John's University, an der ich von 1944 bis Ende 1948 studierte, war Lothar Brieger Lektor der Kunstgeschichte. In Berlin war er beim Ullstein Verlag gewesen. Oft saß ich mit ihm im Kaffeehaus und hörte ihm beim Dozieren zu. In seiner Gesellschaft war auch ein Ehepaar Löbl mit Sohn, die engagierte Sozialisten, vielleicht auch Kommunisten waren: Er war Tierarzt in Wien gewesen und ein Student Professor Paul Kammerers. Dieser hatte Selbstmord verübt, eine der tragischen Gestalten der Wissenschaft der Zwischenkriegszeit. Frau Fini Löbl wurde einmal verhaftet und von den Japanern einige Zeit im „Bridgehaus" festgehalten, einem Gefängnis, in dem die Gefangenen gefoltert wurden — ein japanisches Gestapogefängnis, könnte man sagen. Es gab auch einen sehr feinsinnigen Dr. Fritz Friedländer, ein Berliner, glaube ich, der an der Universität lehrte, und eine Frau Dr. Weinberg — aus Wien, die Deutsche Sprache und Literatur unterrichtete. Richard Paulick lehrte Architektur. Paulick war ein arischer politischer Flüchtling aus Hitler-Deutschland, der mit seinem Bruder nach Shanghai gekommen war. Der Vater war, glaube ich, sozialdemokratischer Senatspräsident von Dessau gewesen, und Richard war ein Schüler von Gropius und einer seiner Mitarbeiter. Er brachte es in Shanghai als Architekt zu beträchtlichem Wohlstand. Nach seiner Rückkehr in die DDR erhielt er wichtige bauliche Aufträge, erntete beachtlichen Ruhm und empfing mehrere Auszeichnungen. In Shanghai war er als Deutscher praktisch unbehelligt, obwohl er mit einer Jüdin verheiratet war: Seine politischen Tätigkeiten waren während der japanischen Besatzung geheim gehalten worden; sie waren illegal. Sein Stiefsohn Peter Hess ist jetzt Professor für Kapitalismusforschung an der Humboldt- Universität in Berlin. Seine Stieftochter Evalore (Wulff) — eine gute Freundin — wurde Journalistin.

Wenn Paulick der eine wichtige führende Mann der politischen Emigration war, so war der andere — nach dem Bericht von Alfred Dreifuß und aus dessen Sichtweise — Ossi Lewin. Paulick war Kommunist, Ossi Lewin Zionist gewesen. In der Shanghaier Emigrationsgeschichte ist Lewin eine umstrittene Figur. Ihm und anderen hat oder hätte man Kollaboration vorwerfen können.

Daß es strafwürdige Kollaboration gegeben hat, ist wohl nicht abzustreiten. Aber jeder einzelne Fall muß m. E. sehr sorgfältig daraufhin untersucht werden, ob es sich um Kollaboration handelte, die in gutem Glauben geschah oder böswillig, ob die Mitarbeit mit den Japanern motiviert war davon, daß man den Leidensgenossen helfen wollte, ober ob sie lediglich um persönlicher Vorteile willen erfolgte. Daß dies zu ermitteln zumeist schwierig, oft unmöglich ist, scheint klar zu sein. Sicherlich sind jene Extremfälle, in denen nachgewiesen werden konnte, daß ein Emigrant Informationen an deutsche Gestapostellen weitergegeben hat, verwerflich und strafwürdig.

Was Lewins Zeitung, die *Jewish Chronicle,* anlangt, ist dazu folgendes zu sagen: Sie war die einzige Zeitung im ganzen Fernen Osten, die nach dem 8. Dezember 1941, also nach dem Angriff auf Pearl Harbor, weiter erscheinen durfte — die einzige Emigrantenzeitung, meine ich natürlich. Ossi Lewin stellte selber triumphierend fest, daß andere Zeitungen, solche, die „fremden Göttern gedient haben", nicht publiziert werden durften.

Ein anderer Fall war der des Obersten des Ghettos, Kardos. Er kam bei dem Bombenangriff der Amerikaner auf die im Ghetto befindliche Radiostation der Japaner ums Leben. Ihm hätte man sicher einen Kriegsverbrecherprozeß gemacht! Aber die Mehrzahl der Emigranten waren unpolitisch, wenn man Menschen mit bürgerlicher und liberaler Einstellung so bezeichnen darf, und dachten an Weiterwanderung, meist nach Nordamerika oder Australien (und Neuseeland), oder Palästina (Israel), oder — besonders die älteren Deutschen und Österreicher — an Rückkehr an den Ursprungsort. Für mich waren eher psychologische als politische Erwägungen bestimmend, mit einem Studentenvisum an die kalifornische Staatsuniversität in Berkeley/ USA zu gehen, denn ich fühlte mich sehr von meinen Eltern abhängig und ergriff die Gelegenheit, mein Studium fortzusetzen.

Außer Lewin gab es auch einige andere ausgezeichnete Publizisten in der Emigration. Da ist vor allem A. J. Storfer zu nennen, von dem und über den man auch in den *Protokollen der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung* lesen kann: Er war Geschäftsführer des Psychoanalytischen Verlags und auch Schriftsteller gewesen. In Shanghai gründete er die *Gelbe Post.* Ich suchte durch Vermittlung meines Freundes Ferdinand Eisfelder (jetzt Fred Fields; er wurde in New York City seßhaft) eine Anstellung bei Storfer. Dieser prüfte mich schriftlich und mündlich, und ich fiel prompt wegen mangelnder Geographiekenntnisse — schon in der Mittelschule meine große Schwäche — durch. Ich war dann aber doch kurzfristig journalistisch, wenn man das so ausdrücken darf, tätig, denn ich wurde Sportreporter bei der *Schanghai Morgenpost.* Ihr Redakteur war ein Dr. Ladislaus Frank, ein Ungar. Nach dem Angriff auf Pearl Harbor wurde diese Zeitung aber verboten. Meine kurze

Tätigkeit beschränkte sich auf einen Artikel über Joe Louis und seine letzten Kämpfe.

Die Information, die ich kritisch referierte, bezog ich aus amerikanischen Tageszeitungen und aus dem *Ring*-Magazin. Außer dem schon erwähnten Ferdi Eisfelder, einem Mann, der einfach alles wußte und durch seinen „outgoing character" und auch noch durch seine Beziehung zum Café Louis — er war der Neffe des Inhabers — eine gewisse Prominenz hatte und bei mehreren Zeitungen arbeitete, wäre noch Dr. Harry Klepetar, ein entfernter Verwandter von mir, zu erwähnen, der unter Max Brod beim *Prager Tagblatt* politischer Redakteur gewesen war. (Das Café Louis übrigens war vor und nach dem Umzug ins Ghetto, zuerst im International Settlement, später in Hongkew, ein Mittelpunkt der Gesellschaftlichkeit gewesen. Das Ins-Kaffeehaus-Gehen war ebenso selbstverständlich für die Mitteleuropäer in Shanghai, wie es für sie in Berlin, Prag und Wien zur Tagesordnung gezählt hatte. Zudem hatten sie noch mehr Zeit, denn viele waren beschäftigungslos.

Es gab eine starke Musiktätigkeit, nicht nur innerhalb der Emigrantengemeinschaft, sondern in Shanghai überhaupt. Besonders hervorragend war ein junger Pianist namens Kohner: Er spielte mit dem Shanghaier Orchester. Und es gab gute Stimmen: Sabine Rapp zum Beispiel, eine Mezzosopranistin, und Rosi Albach-Gerstl, die mir einmal, ihrem Mann assistierend, einen Weisheitszahn herauszog, als der Zahnarzt so zitterte, daß er nicht Weiterarbeiten konnte.

Auch Theatertätigkeit gab es. Besonders ist Fritz Melchior zu erwähnen, unter dessen Regie viele Aufführungen stattfanden; er und seine Frau spielten dabei meist die Hauptrollen. Ich erhielt einmal eine Audition und wurde von Melchior dazu verpflichtet, neben ihm den zweiten „Lead" zu spielen. Das Stück war von Ladislaus Bus-Fekete, ursprünglich auf Ungarisch geschrieben, und hieß „Arm wie eine Kirchenmaus". Aber ich gab beim Proben auf. Das Ende des ersten Aktes, wie ich mich erinnere, flößte mir großes Unbehagen ein: Ich mußte meinem Vater (Melchior) einen schnellen Abschiedskuß geben und auf sein Erstaunen wegen dieses Kusses erklären: „Das ist, weil die Mama schon tot ist." Die Kombination von dem Geruch Melchiors (der stark parfümiert war), der beiden „ist" in dem Satz, und das ungewohnte und arrogante „Mama" — ich hatte immer „Mama" gesagt — versetzten mich in Panik, und ich gab auf. Natürlich krankte das Emigrantenpublikum auch an Snobismus.

Ich erinnere mich, einmal eine Aufführung des „Eingebildeten Kranken" gesehen zu haben: Beim Hinausgehen aus dem Theater, nach einer ganz ausgezeichneten Aufführung, konnte ich es mir doch nicht verkneifen, meiner Partnerin zu sagen, daß ich Max Pallenberg in dieser Rolle im (Wiener) Volks-

theater gesehen hätte und daher die Aufführung nicht genießen konnte. Dieses Hin und Her zwischen einem Früher — was man und wer man gewesen war und geworden wäre — und der deprimierenden Shanghaier Gegenwart mit ihrer ungewissen Zukunft stand selbstverständlich sehr oft im Mittelpunkt der Konversation. Ich erinnere mich noch sehr an späte Spaziergänge im Ghetto mit zwei etwas jüngeren Freunden. Wir tranken eiskaltes CocaCola — das ein sehr angenehmes Gefühl in der entsetzlich schwülen Hitze der Shanghaier Sommernacht auslöste und uns aber auch noch „high“ machte, denn damals schien das Coca-Cola noch etwas Kokain zu beinhalten. Und wir sprachen über unsere Zukunft.

Unsere Zukunftspläne sollten sich erfüllen: Wir alle wollten in den USA studieren, was uns auch gelang. Der eine leider schon verstorbene Freund, Harry Kühns (später Harry Keaton), wurde Jurist und Vorsitzender des Klubs der „Young Republicans“ in Südkalifornien.

Der andere, Werner Blumenthal (später W. Michael Blumenthal), studierte zuerst in Berkeley, dann in Princeton, schrieb eine Dissertation — wenn ich mich nicht irre, über die deutschen Gewerkschaften, war mit der demokratischen Partei involviert, besonders mit Robert Kennedy, und wurde unter Präsident Carter „Secretary of the Treasury“. Heute ist er Großindustrieller. Blumenthals Karriere war eine typisch amerikanische, eine Art von Karriere, von der man in Europa sagt, daß es sie nicht wirklich — außer in billigen Romanen — gibt. Er kam 1947, wenn ich mich recht erinnere, mit ein paar Dollar in der Tasche von Shanghai nach San Francisco, war nachmittags und abends Platzanweiser in einem Kino, und vormittags studierte er am San Francisco Junior College (jetzt: City College); später transferierte er nach Berkeley, wo er so wie ich im International House wohnte. Beide Freunde — zu Blumenthal verband mich vor allem die Freundschaft mit seiner Schwester Steffi — waren keine Österreicher. Aber österreichischen Patriotismus zu fühlen und zu zeigen und mich besonders mit Österreichern anzufreunden, ist mir immer schwer gefallen. Die an die Nationalitätenkonflikte der alten Monarchie grenzenden kleinen Zänkereien unter den Emigranten schienen mir immer lächerlicher: Da warfen die Preußen den Österreichern vor, daß sie im Ersten Weltkrieg nicht gut gekämpft hätten, die Österreicher warfen den Polen, den polnischen Juden, vor, daß es ohne ihren Zuzug nach Wien z. B. — sie hatten ja auch vielleicht recht — (und Deutschland) gar nicht zu einer antisemitischen Reaktion gekommen wäre, wie sie von der Hitler-Bewegung getragen wurde, ja daß die bodenständigen Juden schon sehr schön im Begriffe waren, sich zu assimilieren und weniger aufzufallen usw. usw. Solche Ansichten waren natürlich immer ambiguös, denn wir wußten alle sehr wohl, daß wir ein gemeinsames Schicksal zu tragen hatten. Ich selber hatte ein unangenehmes Gefühl in

Verbindung mit jedem prononzierten Österreichertum — außer, wohlgemerkt, einer bedingungslosen Anhängerschaft und Hingabe zum sogenannten „Wunderteam“ im Fußball, die mir mein ganzes Leben geblieben ist. Allerdings sollte ich gerade durch die Nationalmannschaft nach meiner Rückkehr nach Wien — vor einem Jahrzehnt etwa — viele Enttäuschungen erleben. Aber dieses Wunderteam bestand nur aus Wienern, „die Provinz“ hatte damals im Fußball noch nicht mitzureden und konnte mit Wien nicht konkurrieren. (Inzwischen ist das anders geworden, und auf gar manchen Gebieten sollten die Landeshauptstädte die Bundeshauptstadt überflügeln!) Also fühlte ich mich höchstens als Wiener, nicht als Österreicher. Auch als Deutscher fühlte ich mich, denn der kulturelle Anschluß an die frühere Heimat war durch die deutsche Kultur gegeben, eine Tradition, auf die übrigens „das andere Deutschland“ auch rekurriert. Es war wohl auch leichter, sich gegen die kleinliche Tyrannei der „Vaterländischen Front“ zu stellen, als sich wirklich mit dem Nationalsozialismus und seinem mörderischen Antisemitismus auseinanderzusetzen, der übrigens seine Wurzeln ohnehin vielfach in Österreich hatte. Auch als Jude fühlte ich mich, aber nie war ich Zionist gewesen, denn erstens war ich ein katholisch getaufter Jude (der übrigens auch bei der Unterstützung zum Universitätsstudium wegen seiner Taufe übergangen wurde — die Katholiken glaubten ja ohnehin nicht sehr an materielle Unterstützung und verlegten sich mehr auf die Empfehlung, zu beten) —, und zweitens war ich gegen jede Art von Absonderung von Völkern (oder Rassen), eine Anschauung, die ich in meinem Leben auch existentiell unter Beweis gestellt habe. Aber ich war Mitglied der „Freilandbewegung“ geworden, die anderen Mitglieder waren meist polnische Juden, die mehr Jiddisch als Deutsch sprachen, und nach Kriegsende kämpfte ich mit einem „Mögen Dovid“ auf meiner Hose in der jüdischen Mannschaft gegen andere, als die verschiedenen Flotten ihre Mannschaften zu Boxkämpfen nach Shanghai in den Ring brachten. (Ich hatte schon ab 1941 geboxt und war „Middle- weight Champion of China“ geworden, ein Titel, der verehrungswürdiger klingt, als er es tatsächlich war, denn erstens boxte ich nur in Shanghai, und zweitens waren wir Amateure. (Ich kann mich erinnern, einmal für einen Kampf so viel Geld bekommen zu haben wie für ein halbes Jahr Arbeit als Nachtwächter in einer Fabrik von Hoffmann-Laroche.) Und später fühlte ich mich dann auch als Amerikaner, besonders nachdem ich drei sehr amerikanische Kinder hatte und dazu auch noch in Europa lebte. Etwas überspitzt, aber wahrheitsgetreu, kann ich formulieren: Außerhalb von Wien fühle ich mich als Wiener, besonders in Amerika, und als Deutscher; unter Juden fühle ich mich oft als Christ, unter Christen als Jude, in Wien fühle ich mich als Amerikaner, und in Deutschland war ich nicht oft genug — dreimal je drei

Tage: in Berchtesgaden, in Kassel und in Hamburg —, um mich je wirklich als Österreicher fühlen zu können.

Intern also war die Kultur, an der ich teilnehmen konnte, unter den Flüchtlingen aus Mitteleuropa die deutsche Kultur der Zwischenkriegszeit im weitesten Sinn; Prag und Wien waren ein Teil von ihr genauso wie Berlin oder Leipzig oder München. Ja noch mehr, denn Nazi-Deutschland gab es in Prag erst 1939, in Wien erst seit 1938, aber in Berlin, Leipzig und München schon seit 1933.

Die andere Seite, von der ich anfing, sozialisiert zu werden, sozusagen extern, waren die Amerikaner und Engländer. Einerseits erlebte ich diese in der Shanghaier Wirklichkeit als abschreckend, besonders die Engländer. Schon der Empfang, dem wir Flüchtlinge in Shanghai durch den britischen Einwanderungsoffizier, einem Mr. Pitt, ausgesetzt waren, ließ uns die Nazi-Behörden weniger vergessen, als an sie erinnern, vor allem durch seine abweisende Schroffheit, die keinen Zweifel darüber ließ, daß man nicht willkommen war. Natürlich gab es keine Schläge, aber die gab's bei Nazi-Behörden auch nicht — damals noch nicht — oder doch zumindest hatte ich das Prügeln selber nicht erlebt, denn ich war nur einmal, im April 1938, im Augarten verprügelt worden, und mein Vater einmal in Prag, wohin er mit meiner Mutter gereist war, um sich Papiere für die Auswanderung zu beschaffen. Zudem galt ich ja auch während meiner Brünner Zeit als „Mischling" und konnte bis einen Tag vor unserer Auswanderung in die deutsche Textilschule gehen. Die Schulfreundschaft meines Onkels, Kommerzialrat Rudolf Schlesinger, mit dem damaligen Gestapo-Chef von Brünn hatte geholfen. Ich war nach deutschem Gesetz Jude in der „Ostmark", als ich illegal im Mai 1938 nach Brünn fuhr. Wenige Monate später wurde ich katholisch getauft, und da ich zwei Großeltern mit Taufscheinen hatte, wurde ich zum Mischling erklärt, obwohl ich nach „Ostmark"-Bestimmungen keiner war. Aber da half die Verbindung, die mein Onkel hatte. Leider wurde der Gestapo-Chef später versetzt, ein anderer kam auf seinen Platz, und das kostete meinem Onkel das Leben: Nachdem er einmal im Konzentrationslager gewesen war, sollte er wieder verhaftet werden — sein Anwalt und demokratischer Parteifreund, ein Dr. Lammatsch, dem es gelungen war, ihn aus dem Lager herauszuholen, hatte ihn von der bevorstehenden Verhaftung in Kenntnis gesetzt —, und da zog mein Onkel den Freitod vor: Er begab sich in eine Badeanstalt, mietete eine Kabine und schnitt sich die Pulsadern auf.

Ich wollte in die englische Mittelschule gehen, wurde aber nicht aufgenommen. Der „Headmaster", ein Major Cross, meinte, daß ich ja ein Jahr älter als die anderen Schüler wäre. Das war wohl Antisemitismus, aber „beweisen" läßt es sich, wie so oft, nicht. (Als Katholik konnte ich nicht in die „Jewish

School“ gehen, oder glaubte, daß ich es nicht konnte —jedenfalls hätte ich damals auch gar nicht in diese Schule gehen wollen.) In den „Foreign YMCA (Young Men’s Christian Association)“konnte ich auch nicht aufgenommen werden: So trainierte ich später im „Chinese YMCA.“ Der Shanghaier Antisemitismus — wenn er einer war, denn es gab unter den Mitgliedern des YMCA amerikanische und arabische Juden — war sicher stark klassenbezogen. Als Flüchtling aus Mitteleuropa gehörte man nicht der Oberschicht an und konnte die entsprechenden Bank- und andere Referenzen nicht vorweisen. Einen sehr schlechten Eindruck machten die Angelsachsen dadurch, daß man Polizisten in Uniform des International Settlements, das hauptsächlich von Engländern und Amerikanern beherrscht war, täglich Fußtritte an Rikscha-Kulis austeilen sah. Einmal wohnte ich einer Aufführung des Filmes „The Good Earth“ (mit Luise Reiner und Paul Muní) bei. Eine gutgekleidete angelsächsische Dame, die während der Aufführung — in dem Film wurde das Elend der Chinesen gezeigt — geweint hatte, gab einem vor dem Kinotheater lungernden und sie um Geld anbettelnden Chinesen einen Fußtritt. Aber es gab auch eine andere Seite der angelsächsischen Mentalität, die ich an der und durch die Universität kennen lernen sollte: An der St. John’s University, einer Gründung der „Episcopelian Mission“, gab es unter den Dozenten sozusagen drei Schichten von Fakultätsmitgliedern: Erstens die Chinesen, die von der Mission nach den USA oder nach England zur Fortsetzung ihrer Studien geschickt worden waren — ich stand einem Dr. Edmond Hsü besonders nahe, der seinen Doktor der Theologie von Harvard hatte und dort drei Jahre lang Philosophie studierte, das philosophische Doktorat aber wegen der Gebühr, die er sich hätte selber bezahlen müssen, nicht erlangen konnte —; zweitens „Foreigners“, Weiße, meist amerikanische Missionare, die nur ein „Bachelor’s“ oder höchstens ein „Master’s Degree“ besaßen, und drittens Chinesen, die nicht im Ausland studiert hatten. Manche von ihnen wollten noch im Ausland studieren und waren durch den Kriegsausbruch daran gehindert worden. Ein Freund von mir, mit dem ich viel Deutsch sprach, Anthony Shen — er war allerdings nicht an der St. John’s University, sondern an einer anderen Universität tätig — ging gleich nach dem Krieg nach Harvard und erwarb den PhD aus Chemie. Die Missionare nun vermittelten eine kulturelle Tradition, oft eine noch sehr durch die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bestimmte, die sich mit der deutschen Tradition messen konnte und — besonders was die Amerikaner anlangte —, sich auch wohl auf diese bezog, eine Tradition, die ich sehr schätzen lernte. Äußerlich zeigte sich das dadurch, daß ich in das Büro der US- Information Agency ging, Kataloge und Zeitschriften las und mich in einen veritablen Rausch über die angelsächsische Kultur durch die, oder anläßlich dieser Lektüre hineinsteigerte. Ich sollte dann an der Staatsuniversität von

Kalifornien in Berkeley Aufnahme finden, dort mein Studium absolvieren und später noch der Ehre teilhaft werden (damals in Shanghai hätte ich mich kaum darüber zu phantasieren getraut), an der Harvard University und an der University of Chicago so wie auch schon vorher in Berkeley lehren zu dürfen.

Aber zuletzt noch zurück zu den in den zwanziger Jahren geborenen, in den vierziger Jahren in Shanghai gewesenen und später zu akademischem Erfolg gekommenen Österreichern.

Mein Freund Leo Roth, der in Shanghai Biologie studierte, eine ausgezeichnete Gesangsstimme besaß und Kantor in Wien und später Berlin wurde — es gibt von ihm herrliche Platten —, gehörte nicht ganz in die akademische Gruppe. In ihr ist besonders Rudolf Königstein zu erwähnen und seiner zu gedenken, denn er starb vor einem Jahr (1986). Königstein studierte Medizin an der St. John's University (ich selber war ein Pre-Medical-Student an der St. John's gewesen, konnte mir aber als Ausländer das Medizinstudium in den USA wirtschaftlich nicht erlauben), kehrte nach Wien zurück, habilitierte sich und war als Internist und Professor für Tropenmedizin am Krankenhaus Lainz und auch an der Universität tätig. Der schon erwähnte Sokal erlangte Ruhm als theoretischer Biologe. Er hatte sein Studium in Chicago fortgesetzt und ist jetzt Professor an der State University of New York, Stony Brook. Der Sohn eines Wiener Dermatologen namens Schneck (ich glaube, daß er Otto hieß) studierte auch an der St. John's University und setzte sein Studium später in Berkeley fort, erwarb ein Doktorat aus physikalischer Chemie und ging dann nach Israel.

Und damit wäre dieser Bericht abgeschlossen. Das wichtigste, irgendwie alle betreffende Ereignis der Shanghaier Emigration — nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbor und nach der Niederlage Japans — war sicherlich die Bombardierung Shanghais durch die amerikanische Luftwaffe am 7. Juli 1945, bei der viele Menschen ums Leben kamen und andere zu Krüppeln wurden. Ich habe diesen Tag und anderes in meinem „Nachwort" zu Kneuckers Roman (auf Seite 258) beschrieben.

Für meine Ausführungen habe ich auch folgende Schriften verwendet: 1. einen Bericht von Alfred Dreifuss, „Shanghai — Eine Emigration am Rande", der im dritten Band eines siebenbändigen Werkes 1983 bei Reclam herausgekommen ist, betitelt *Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933-1945;* der Bericht findet sich auf den Seiten 549 bis 673; 2. mein Nachwort zu Alfred W. Kneuckers autobiographischem Roman *Zuflucht in Shanghai. Aus den Erlebnissen eines österreichischen Arztes in der Emigration 1938-1945,* 1984 im Böhlau Verlag erschienen; mein auf den Seiten 249—264 abgedrucktes Nachwort trägt den Titel „Zeitgeschichtliche Bemerkungen eines Zeugen"; 3. ein Interview, das ich Dr. Irene Etzersdorfer am 14. Oktober und 1. November 1985 gegeben habe. Das zweite Interview beschäftigt sich mit meinen Erinnerungen an die Shanghaier Emigration; es ist als *Erzählte Geschichte* im

Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes in Wien vorzufinden; 4. das Buch von David Kranzier aus dem Jahre 1976, *Japanese*, *Nazis und Jews - The Jewish Refugee Community of Shanghai 1938-1945*; 5. das Kapitel „Die österreichische Emigration in Shanghai" in einem von Gerd Kaminski und Else Unterrieder herausgegebenen Band Von Österreichern und Chinesen, und 6. eine Dissertation aus dem Institut für Publizistik der Universität Wien von Wilfried Seywald, die sich mit der Emigrantenjournalistik in Shanghai beschäftigt und auf sehr gründlichen Recherchen und Interviews beruht. Sie ist publiziert und trägt als Buch den Titel *Shanghai Exit. Deutsche und Österreichische Journalisten im Exil* (Wien—New York—Berlin 1987

EDUARD MÄRZ

Erinnerungen

Ich wurde am 21. Dezember 1908 in Lemberg, der Hauptstadt Ostgaliziens, geboren. Mein Vater war ein Uhrmacher, der sein Handwerk in Wien erlernt hatte. Er war dann auf die Walz gegangen und hatte sich schließlich in der französischen Schweiz niedergelassen, um seiner Kunst den letzten Schliff zu geben. In Neuchâtel lernte er einen österreichischen Unternehmer kennen, der ihm vorschlug, mit ihm nach Lemberg zu gehen, um dort eine Uhrenmontage-Fabrik aufzubauen. Meinem Vater gefiel das Anerbieten, weil er sich danach sehnte, wieder in Österreich zu leben. In Lemberg heiratete er sehr bald, und meine Mutter — eine Volksschullehrerin — schenkte ihm zwei Kinder, die beide wenige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg auf die Welt kamen.

Meine Erinnerungen an die Zeit vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges sind vage und lückenhaft. Ich soll zu dieser Zeit drei Sprachen gesprochen haben, Ruthenisch mit meiner Amme, Polnisch mit unserer Haushälterin und Deutsch mit meinen Eltern. Als mir ein Hauslehrer die hebräische Sprache beibringen sollte, lehnte ich mich dagegen auf, was mir seitens des Lehrers den Vorwurf eintrug, daß ich ein gutaussehendes Kind sei, aber zu nichts tauge. Ich habe ein Leben lang gegen diesen Vorwurf anzukämpfen versucht.

Als der Krieg begann, lebten wir in einem Dorf in der Nähe von Lemberg. Meine Eltern waren erregt und die Bäuerinnen weinten. In der Nacht glaubte ich das Marschieren von soldatischen Kolonnen zu hören. Wir kehrten rasch in die Stadt zurück, wo mein Vater seinen zivilen Anzug gegen die Uniform vertauschte. Schon nach wenigen Tagen brachte er uns zum Bahnhof, wo wir in einem Viehwagen neben verwundeten Soldaten ein Plätzchen fanden. Unser Ziel, die märchenhafte Stadt Wien, von der mein Vater so oft erzählt hatte, erreichten wir nach einer Fahrt von mehreren Tagen und Nächten. Dann entschwand mein Vater für vier lange und bange Jahre, in denen meine gute Mutter die Sorge für unser immer schmäler werdendes Brot übernahm. Als der Krieg zu Ende war, kehrte auch Vater heim. Er wirkte auf mich blaß, müde und seltsam niedergeschlagen. Er erklärte uns, daß Lemberg eine fremde Stadt geworden sei und daß wir von nun an in Wien leben würden. Wir ließen uns in der Leopoldstadt nieder, wo Vater mit seiner Hände Arbeit sich und die Seinen am Leben erhielt.

Ich besuchte in Wien die Volks- und Mittelschule sowie eine höhere technische Lehranstalt, die ich mit Auszeichnung absolvierte. Bald fand ich

auch einen Platz in einer Fabrik als technischer Angestellter und entlastete meine Familie von den Sorgen um das tägliche Brot. Aber mein Herz schlug schon in der Mittelschule für das Theater und die anderen schönen Künste. Im geheimen begann ich auch, meine ersten Verse zu schmieden. Ich war sicher, daß ich es sehr bald den großen österreichischen Dichtern des Fin de Siede gleich tun würde, insbesondere Arthur Schnitzler und Franz Werfel, deren Erzählkunst mich zutiefst beeindruckte.

Der 15. Juli 1927 war ein wirklicher Wendepunkt in meinem bis dahin recht unpolitischen Dasein. Nach dem Freispruch der Mörder von Schattendorf hatte eine demonstrierende Menge den Wiener Justizpalast in Brand gesteckt. Die Polizei zerstreute die aufgebrachten Demonstranten, indem sie ein Blutbad unter ihnen anrichtete. Ich erkannte, daß es nicht genügte, von einer besseren Welt zu träumen, daß es vielmehr nottat, falls die Waffen der Kritik versagten, zur Kritik der Waffen zu greifen. Otto Bauer, der nach dem 15. Juli eine große und herzbewegende Rede im Parlament hielt, hatte, so schien es mir damals, diese letzte Konsequenz nicht gezogen. Ich trat dennoch wenige Wochen später der Sozialdemokratischen Partei bei, wo ich bald zum Vertrauensmann avancierte.

Mein Schulfreund Walter Wodak meinte eines Tages, daß ich mich in die Werke von Marx und Engels vertiefen sollte. Ein Sozialist, der dieses Namens wert sei, müsse sich aus den Tälern von Voltaire und Rousseau auf das erhabene Gebirgsplateau der sozialistischen Klassiker erheben. Bei Heinrich Heine fand ich später eine klare Begründung für die Abkehr von meinen alten Göttern: „Es handelt sich nicht mehr um die Gleichheit der Rechte, sondern um die Gleichheit des Genusses auf dieser Erde."

Es begann nun eine seltsame Zeit des Suchens, des Verzweifelns und des allmählichen Sich-Findens. Mein Aufstieg auf das Gebirgsplateau begann mit der Lektüre des *Kommunistischen Manifests,* an dessen Worten ich mich berauschte. Ich las dann die historischen Werke der beiden Klassiker, die mir einen Schlüssel zum Werdegang und zur Logik der Geschichte gaben. Schließlich versuchte ich mich am *Kapital,* mußte aber schon beim Lesen der beiden ersten Kapitel erkennen, daß meine Kräfte für diesen geistigen Aufstieg noch nicht ausreichend waren.

Die nächsten Jahre waren eine Zeit großer Hektik, ehrlichen Bemühens und wachsender geistiger Frustration. Ich begann als Werkstudent an der Hochschule für Welthandel (heute Wirtschaftsuniversität) zu studieren und schrieb Gedichte und Texte für linksradikale Spielgruppen, die sich spontan zusammenfanden, um sich bald wieder aufzulösen. Fast keiner meiner Texte aus dieser Zeit hat sich erhalten. Nur ein längeres Gedicht über die Negerknaben von Scottsboro, für die Linkssozialisten und Kommunisten eine Ret-

tungskampagne organisierten, ist unlängst aufgetaucht. Ich füge es diesem Text bei.

Unter den Menschen, die ich traf, beeindruckte mich ganz besonders Ernst Fischer, der mir der Inbegriff eines professionellen Revolutionärs und Literaten schien. In seiner Gesellschaft begegnete ich Elias Canetti, dessen Roman *Die Blendung* in Form eines Manuskriptes unter uns die Runde machte. Ich las ihn mit Interesse und wachsendem Widerstreben. Als ich ihn dann mit den Worten zurückgab, daß es sich um ein „blend" (Mischung) von Kafka und Karl Kraus handle, würdigte mich der Autor keines Wortes mehr.

Eine enge Freundschaft verband mich hingegen mit Fritz Jensen (alias Fritz Jerusalem), der später als Arzt im Spanischen Bürgerkrieg und in China tätig war und bei einem geheimnisvollen Flugzeugunglück auf der Fahrt nach Bandung ums Leben kam. Er schrieb wenige Jahre vor seinem Tod das vielgelesene Buch *China siegt.*

Gemeinsam mit Ernst Fischer verehrte ich Otto Bauer als die leibhaftige Inkarnation der sozialistischen Klassiker. Gleichzeitig war er auch Zielscheibe meiner wachsenden Kritik, weil ich seine „Gewehr-bei-Fuß-Taktik" als sicheres Rezept für die Niederlage von Partei und Arbeiterbewegung verstand. Heute, da uns mehr als ein halbes Jahrhundert von den tragischen Februarereignissen trennt, glaube ich ein besseres Verständnis für seine „hamletische" Befangenheit zu besitzen. Er wußte um die Schwäche des von der jahrzehntelangen Arbeitslosigkeit entkräfteten österreichischen Proletariats, und er erkannte, daß seine Gegner sich nicht scheuen würden, einen Bürgerkrieg mit Hilfe der italienischen Faschisten für sich zu entscheiden. Und so machte er Konzession um Konzession in der Hoffnung, daß er dem Land den Bruderkrieg und die totale politische Entmündigung ersparen könnte.

Ich glaube, es muß im Frühjahr 1931 gewesen sein, daß ich eine Versammlung der Nationalsozialistischen Partei in der Absicht besuchte, das Geheimnis ihrer zunehmenden Anziehungskraft zu entdecken. Herr Frauenfeld, Gauleiter der Wiener Nazis, war der Referent des Abends. Er zog gegen den jüdischen Unternehmer ins Feld, der den Arbeiter nicht bloß ausbeute, sondern auch seine arischen Mitarbeiterinnen zum Geschlechtsverkehr zwinge, und sie, mit einer venerischen Krankheit behaftet, um Brot und Gesundheit bringe. Ich hatte nie zuvor eine so abstoßende, hemmungslose, demagogische Tirade gehört, die zu meiner Bestürzung von der Menge mit Zustimmung und Beifall aufgenommen wurde. Es wurde mir klar, daß wir von einem solchen Gegner, falls es ihm gelingen sollte, die Massen zu betören, nur Schmach und Vernichtung erwarten konnten.

Im Sommer 1932 wurde die Fabrik, in der ich arbeitete, zugesperrt, und ich war nun einer von einer halben Million Menschen, die aus dem Arbeitsprozeß ausgeschlossen waren. Ich gehörte zu den wenigen, die dieses Los nicht als Unglück empfanden, sondern die aufgezwungene Muße dazu nutzten, um die Studien rasch zu beenden. Nachdem mir der akademische Grad eines „Diplomkaufmanns“ verliehen worden war, wechselte ich zur Universität über, um dort „Staatswissenschaften“ zu studieren. Aber bevor ich der Franz-Klein-Gasse, die die „Welthandel“ beherbergt, den Rücken zuwandte, hatte ich noch eine Begegnung mit dem sogenannten „Zeitgeist“. Nach der erfolgreich bestandenen dritten Diplomprüfung rief mich ein Professor der Betriebswirtschaftslehre zu sich und machte mir das Anerbieten, eine Assistentenstelle bei ihm zu übernehmen. Nun hatte ich ein eher gestörtes Verhältnis zur Betriebswirtschaftslehre. Josef Steindl, der bekannte österreichische Ökonom, der ein Studienkollege von mir war, hatte einmal einen Betriebswirtschaftler einen „wild gewordenen Buchhalter“ genannt. Als der Professor mein Zögern erkannte, meinte er resignierend, seine einzigen begabten Studenten seien leider Juden. Als ich darauf bemerkte, was denn gegen die Anstellung eines begabten Juden spräche, sah er mich verwundert an und bemerkte trocken, daß dies überhaupt nicht in Betracht käme. Es war nicht das erste Mal, daß ich erfahren mußte, daß ich einer Pariaschicht angehörte.

Ein knappes Semester lang konnte ich die Universität als ordentlicher Hörer besuchen. Ich belegte Vorlesungen von Max Adler, Walter Schiff und Othmar Spann. Adler, dessen kantianische Grundeinstellung ich ablehnte, faszinierte mich durch die meisterhafte Beherrschung seiner Materie und durch seinen formvollendeten Vortrag. Schiff führte mich in seiner soliden und jeder Phraseologie abholden Redeweise in die Grundlagen der mathematischen Statistik ein. Ich arbeitete mit ihm später an einer Broschüre *Ständestaat Österreich,* die von der Polizei prompt beschlagnahmt wurde. Die Vorlesungen Spanns besuchte ich nur einige wenige Male. Er erschien mir als das „intellektuelle“ Pendant zu dem Agitator Frauenfeld. Über Sigmund Freud wußte er nichts anderes zu sagen, als daß dieser mit dem für seine „Rasse“ charakteristischen Behagen am Wühlen im Schmutz sich mit der angeblichen Sexualität des Kleinkindes befaßt hätte. Dennoch würden seine Bücher zu Tausenden verlegt, was logischerweise verboten werden müßte. Die Studenten lohnten diese und ähnliche Bemerkungen mit einem heftigen Getrampel ihrer Stiefel und sahen sich dabei drohend nach einem jüdischen Kommilitonen um, der sich in den Hörsaal verirrt haben könnte.

In diese Zeit fiel auch meine Bekanntschaft mit Richard Strigl, Otto Neurath und Edgar Zilsel. Strigl leitete gemeinsam mit Oskar Morgenstern ein Seminar, in welchem neuere ökonomische Theorien kritisch präsentiert

und diskutiert wurden. Ich kam so zum ersten Mal in Kontakt mit den Lehren von Keynes, Hayek, Schumpeter u. a. m. Meine marxistische Orientierung blieb Strigl nicht lange verborgen, und er schlug mir nachsichtig und lächelnd vor, daß ich mich mit der gleichen Hingabe den Werken eines Carl Menger und Eugen Böhm von Bawerk zuwenden sollte. Strigl verkörperte den Typus des humanen bürgerlichen Gelehrten, der der Wiener Universität einst Glanz und Ansehen verliehen hatte. Er ist während des Krieges an einem Gehirntumor gestorben.

Die Bekanntschaft mit Otto Neurath und Edgar Zilsel machte ich an den Wiener Volkshochschulen, die zu dieser Zeit der Begegnungsort vieler bekannter Wissenschaftler und leidenschaftlich engagierter Arbeiterhörer waren. Den beiden Gelehrten war es verwehrt, nicht zuletzt wegen ihres entschiedenen Bekenntnisses zum Marxismus, an der Wiener Universität zu lehren. So trugen sie beide Philosophie vor Hunderten von Arbeiterhörern vor.

Ich, der ich bisher den im *Anti-Dühring* vertretenen „Dialektischen Materialismus“ gläubig und unkritisch als das philosophische Fundament des Marxismus hingenommen hatte, begriff nun, daß dieser auch „positivistisch“ untermauert werden könnte, und daß der Versuch, Natur- und Gesellschaftswissenschaft mit einem universellen philosophischen Gerüst zu umgeben, vorläufig als gescheitert zu betrachten war. Im übrigen hat meiner Meinung nach Friedrich Engels, der Verfasser des *Anti-Dühring,* diesen Schluß selbst gezogen und zwar in seiner kleinen, meisterhaften Schrift *Ludwig Feuerbach und der Ausgang der Klassischen Philosophie.*

Ich hatte später auch privaten Umgang mit Neurath und Zilsel. Insbesondere mit dem letzteren verband mich eine enge Freundschaft, die erst mit seinem frühen, unerwarteten Freitod in den Vereinigten Staaten endete. Zilsel war mit seinem Buch *Der Geniebegriff* schon als junger Mensch hervorgetreten, und obwohl er sich unter Philosophen und Historikern allgemeinen Ansehens erfreute, waren ihm die Tore der Wiener Universität verschlossen geblieben. Als ich ihn näher kennenlernte, begann er mit den Vorarbeiten für ein großes wissenschaftliches Projekt, das man als die „Genese der modernen Wissenschaft“ bezeichnen könnte. Zilsel brachte für dieses Vorhaben die besten Voraussetzungen mit. Er hatte in seiner Jugendzeit Mathematik und Physik studiert und sich später die deutsche Philosophie und den Marxismus mit eiserner Disziplin angeeignet. Die Entstehung der Wissenschaft glaubte Zilsel auf die Vereinigung zweier „Schulen“ zurückführen zu können, auf die italienischen „Literati“ der Renaissance und die Meistermechaniker des ausgehenden Mittelalters. In den Vereinigten Staaten, wohin er mit seiner Familie im Jahre 1938 emigrierte, widmete Zilsel diesem Thema

eine Reihe von Aufsätzen, die vor wenigen Jahren vom Max-Planck-Institut in Buchform herausgegeben wurden.[1]

Im Herbst 1933 erhielt ich völlig unerwartet eine Stelle in der neugegründeten Wiener Filiale der „International Business Machines Corporation“ (IBM). Mit meinem Chef, der mein Altersgenosse war, verband mich bald eine enge Freundschaft, die sich bis zum heutigen Tag erhalten hat. Die IBM verhalf uns beiden zur Emigration in die Vereinigten Staaten, aber während er es dort zu Ansehen und Wohlstand gebracht hat, zog ich es vor, dem Kommerz den Rücken zuzuwenden und schließlich nach Österreich zurückzukehren. Auf meine Beweggründe hierfür werde ich später eingehen.

Nach dem Februar 1934 folgte ich Ernst Fischer, Ludwig Wagner, Fritz Jensen und einigen anderen Freunden in den politischen Untergrund. Was uns in diesen tragischen Stunden und Tagen verband, war der Glaube, daß uns ein letztes antifaschistisches Bollwerk verblieben war, die Sowjetunion. Aber sehr bald nach dem Februar begann Stalin seine Hexenjagd auf die alten Bolschewisten zu inszenieren, und meine ersten tiefen Zweifel an dem sozialistischen Charakter dieses Landes erwachten. Aus diesen quälenden Überlegungen befreite mich Viktor Matejka, der damals leitender Sekretär der Kulturabteilung der Wiener Arbeiterkammer war. Matejka, der ein aufrechter linksorientierter Katholik geblieben war, schlug mir vor, an einigen Volkshochschulen Nationalökonomie zu unterrichten. Ich nahm das Anerbieten mit Freude an, nicht zuletzt deshalb, weil ich auf diese Weise aus dem politischen Untergrund wieder an die Oberfläche gelangte. Durch zwei Semester konnte ich vor Hunderten von Arbeiterhörern im Rahmen einer Vorlesung über den modernen Imperialismus — ohne einer Zensur von oben unterworfen zu sein — und über die Kriegswirtschaft des Dritten Reiches sprechen. Im Sommer 1936 erhielt ich, ebenso wie einige andere „unbotmäßige“ Referenten, das lang erwartete Kündigungsschreiben. Auch über Viktor Matejka wurde ein Redeverbot verhängt.

Es war mir klar, daß die braunen Schatten über Österreich immer länger wurden. Doch wiesen meine Freunde, meine Familie und auch ich den Gedanken der Emigration weit von uns. Wir wollten unserer Umgebung nicht das Beispiel der Fahnenflucht geben. Noch hofften wir auf das Entstehen einer breiten antifaschistischen Front, die der braunen Mordpest, wie wir den Nationalsozialismus hellsichtig nannten, die Stirne bieten würde. In dieser Zeit ging ich meinem Beruf nach und nahm die Arbeit auf an einer Dissertation über die „Wirtschaftspolitik der sozialdemokratischen Partei“, bei der die Professoren Strigl und Degenfeld-Schonburg Pate standen. Je mehr ich in die Materie eindrang, desto mehr mußte ich zu meinem Erstaunen erkennen, daß Rudolf Hilferding und Otto Bauer in Fragen der Wirtschaftspolitik im

wesentlichen liberale Positionen angenommen hatten. Erst im Jahre 1933, also kurz vor der Katastrophe des Februar, hatte Bauer ein Programm entwickelt, das sehr deutliche Keynesianische Züge trug.

Ich hatte keine Gelegenheit mehr, meine Dissertation in Österreich abzuschließen. Als die deutschen Truppen im März 1938 Österreich überfluteten, faßte ich nach einigen Tagen des Zögerns den Entschluß, mit einem österreichischen Paß ausgestattet einen Zug nach dem Westen zu nehmen und in die — für Österreicher noch immer offene — Schweiz einzureisen. Das Vorhaben glückte. Unser Zug wurde wohl in Feldkirch, also auf österreichischer Seite, mehrere Stunden von Braunhemden und deutschen Zollbeamten durch- kämmt, durfte jedoch schließlich die Grenze in Richtung Buchs passieren. Da ich während der langen Wartestunden, die mir wie eine Ewigkeit erschienen waren, in meinem Abteil ausgeharrt hatte, kann ich nichts über die menschlichen Tragödien sagen, die sich so knapp vor der ersehnten Schweizer Grenze abgespielt haben mögen.

Ich hatte nun doch das gefürchtete Emigrantenlos auf mich nehmen müssen. Aber im Gegensatz zu den Tausenden, die einem ungewissen Schicksal entgegensahen, fand ich, zweifellos auf Empfehlung meines Chefs, der mit mir ausgereist war, bei der mächtigen IBM einen festen Rückhalt. In Genf, wo sich das europäische Hauptquartier des amerikanischen Unternehmens befand, wurde mir nach wenigen Tagen des Wartens mitgeteilt, daß ich die Stelle eines „special representative“ der Firma in der Hauptstadt der Türkei, Ankara, umgehend einnehmen könne. Ich fuhr dann über Holland, Dänemark, Polen und die Balkanländer — die Berührung mit Deutschland vermeidend — in die Türkei. In Den Haag, wo ich kurzen Aufenthalt nahm, besuchte ich Otto Neurath, der dort einem kleinen Forschungsinstitut vorstand, das er nach seiner Emigration im Jahre 1934 in zäher Arbeit aufgebaut hatte. Es war unsere letzte Begegnung. Neurath konnte sich nach der Nazi-Invasion im Frühjahr 1940 in einem Ruderboot nach England retten, wo er wenige Jahre später einem Herzschlag erlag.

Die Türkei war für mich „terra incognita“. Ich kannte weder die Menschen noch deren Sprache noch das ausgedehnte Land, das man Anatolien nennt. Aus meinen Kontakten mit dem Führungspersonal der Staatsindustrie gewann ich den Eindruck, daß der Einfluß Kemal Mustafa Atatürks, des aufgeklärten Diktators dieses Landes, allgegenwärtig war. Er machte den verzweifelten Versuch, sein armes, rückständiges Volk mit einem gewaltigen Kraftaufwand in die Moderne zu führen. Er konnte sich dabei auf eine kleine, loyale wiewohl auch korruptionsanfällige Intelligenzschicht stützen, die ihrer utopischen Aufgabe in keiner Weise gewachsen war. Nach dem frühen Tod Atatürks — er starb im Spätherbst 1938 an einer Leberzirrhose —, ver-

sank das Land in seinen früheren Zustand der Apathie und des In-den-Tag-hinein-Lebens.

Da ich schon nach wenigen Monaten des Aufenthalts in der Türkei von der IBM eine Einladung erhielt, nach den USA auszuwandern, hatte ich keinen Ehrgeiz, mir mehr als einige Brocken der türkischen Sprache anzueignen. Dagegen setzte ich mit großem Eifer das Studium der Nationalökonomie fort, angeregt durch gelegentliche Gespräche mit den exilierten deutschen Professoren Neumark und Rüstow und dem Grazer Josef Dobretsberger. Mit letzterem, dem ich nach dem Krieg in Österreich wieder begegnen sollte, verband mich sehr bald eine nähere Beziehung. Die stärksten persönlichen Eindrücke meines türkischen Exils gingen jedoch von dem großen österreichischen Mathematiker und Philosophen Richard von Mises und dem späteren Oberbürgermeister von Berlin, Reuter, aus. Insbesondere Mises, der ein Polyhistor im besten Sinn des Wortes war, war der natürliche Mittelpunkt der kleinen Kolonie von deutschen und österreichischen Professoren, die auf Einladung Atatürks an der Universität von Istanbul lehrten. Nach dem Tode Atatürks wanderten die besten dieser Leute nach den Vereinigten Staaten aus. So konnte ich meine Bekanntschaft mit Richard von Mises schon zwei Jahre später in Cambridge, USA, erneuern, wo dieser an der Harvard-Universität in seinen Fächern Mathematik und Mechanik tätig war.

Aus Österreich drang zu dieser Zeit nur spärliche Nachricht zu mir. Manchmal erhielt ich Hilferufe von mir völlig fremden Menschen, denen der Zufall in Gestalt eines gemeinsamen Bekannten meinen Namen zugespielt hatte. Als Flüchtling von höchst unsicherem Status — ich besaß ja keinerlei Rückhalt in „meiner“, d. h. der deutschen Botschaft — konnte ich ihnen zu meinem Leidwesen weder Rat noch Hilfe angedeihen lassen. An einem Sommerabend im Jahre 1939 lernte ich in einer Gesellschaft junger Leute einen Architekten Eichholzer aus Graz kennen, der als Assistent bei dem großen Clemens Holzmeister tätig war. Da die meisten dieser Menschen aus ihrer Antipathie gegen Hitler kein Hehl machten, war ich recht erstaunt, als mir Eichholzer auf dem Heimweg die Mitteilung machte, daß er im Begriff sei, nach Österreich zurückzukehren. Viele Jahre später erfuhr ich, daß er als aufrechter Antifaschist in der Heimat gewirkt hatte und daß er unter den Händen eines Nazi-Henkers sein junges Leben beschließen mußte. Die Erinnerung an diesen schlichten, unpathetischen und todesmutigen Menschen wird mich niemals verlassen.

Die Menschen, denen ich täglich begegnete, waren politisch desinteressiert und daher auch weitgehend desorientiert. Man gewann den Eindruck, daß sie ihre Ignoranz für eine Tugend hielten. Was den Krieg in Europa anlangte, so vertraten sie fast durchgehend die Meinung, daß die Europäer besonderen

Gefallen am Führen von Kriegen fänden und daß es nicht Sache der Amerikaner sein könne, für irgendjemanden die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Nach dem Angriff auf Pearl Harbor jedoch schlug die Stimmung jählings um. Nun drängten die meisten meiner Kollegen zu den Waffen. Auch ich bot der Militärbehörde meine Dienste an, wurde aber zunächst als „feindlicher" Ausländer abgewiesen.

Noch vor Ausbruch des Krieges hatte ich Verbindung zur Harvard Universität geknüpft. Professor Gottfried Haberler, der aus Wien stammte, riet mir, eine Reihe von Vorlesungen zu hören, um die Vorbedingungen für die Erreichung eines Doktorgrades zu erfüllen. Dies war natürlich kein leichtes Unterfangen, da ich ja tagsüber den Verpflichtungen eines Angestellten der IBM nachkommen mußte. Meine persönliche Situation änderte sich jedoch nach Anfang des Krieges, da ich sehr bald im Rahmen von WRUL, eines der größten Kurzwellensenders Amerikas, Österreich-Berichte abfaßte, die von Boston in die Heimat ausgestrahlt wurden. Meine Tätigkeit bei WRUL gab mir die gewünschte Gelegenheit, mich etwas intensiver meinen Studien an der Harvard Universität zu widmen. Ich begann auch, die ersten Kapitel meiner Dissertation zu konzipieren, die die wirtschaftlichen Konsequenzen des Zusammenbruchs der Habsburg-Monarchie behandeln sollte.

So konnte ich die Magisterwürde an der Harvard Universität binnen Jahresfrist erlangen und darüber hinaus den ersten, noch sehr unvollkommenen Entwurf meiner Dissertation zu Papier bringen. Aber ich tat dies alles mit einem schlechten Gewissen, da ich meine Rundfunksendungen nach Österreich nicht als einen hinreichenden Ersatz für den direkten Einsatz beim Heer oder bei der Flotte betrachtete. Im Frühherbst 1943 bot ich der amerikanischen Militärbehörde ein zweites Mal meine Dienste an. Da zu diesem Zeitpunkt die Menschenreserven schon weitgehend erschöpft waren, wurde mein Anliegen positiv beschieden. Im November 1943 rückte ich endlich als Rekrut in ein Ausbildungslager der amerikanischen Marine ein.

Über meine Erfahrungen in der Flotte könnte ich ein kleines Buch schreiben. Erst jetzt lernte ich den Homo americanus so richtig kennen. Im Gegensatz zu meinen Kollegen in der Bostoner Filiale der IBM erwies sich der amerikanische Menschenschlag als freundlich, kameradschaftlich und intelligent. Als Lehrer des „War Orientation Department", in einem der Ausbildungslager im Bundesstaat Virginia, kam ich mit vielen Hunderten von Rekruten zusammen, die gewöhnlich ein aufgeschlossenes und bildungshungriges Forum bildeten.

In meine Baracke, die ich mit etwa zwei Dutzend Lehrern teilte, zurückgekehrt, nahm ich an Diskussionen teil, die oft bis tief in die Nacht andauerten. Die Ansicht war allgemein, daß wir für ein besseres Amerika kämpften und

daß das amerikanische Bündnis mit der Sowjetunion eine Ära des Weltfriedens einläuten würde. Keiner von uns ahnte, daß der heiße Krieg sehr bald von einem kalten gefolgt sein würde.

Ich rüstete im Frühjahr 1946 ab. Gegen Ende des nächsten Jahres konnte ich meine Dissertation abschließen, bei der die beiden Harvard-Professoren, Joseph Schumpeter und A. P. Usher, Pate standen. Insbesondere Schumpeter, der universelles Wissen mit einem durchdringenden Verstand verband, hinterließ bei mir einen Eindruck, der auch heute noch kaum verblaßt ist. Schon zu Anfang des Jahres 1947 hatte ich Nationalökonomie an der Universität von Massachusetts zu unterrichten begonnen. Meine Studenten, unter denen ich viele gleichgesinnte Gemüter fand, waren in ihrer großen Mehrheit Veteranen des Zweiten Weltkriegs. Noch schien die menschenfreundliche und zukunftsbejahende Sicht der Kriegsgeneration die Stimmung des Landes weitgehend zu bestimmen.

Nach Abschluß meines Studiums stand die Frage meiner Rückkehr zur IBM neuerlich zur Diskussion. Aber meine Erfahrungen in der Flotte und im ersten Nachkriegsjahr vermittelten mir das Gefühl, daß Forschen und Lehren meine ureigenste Domäne seien. Ich wußte zwar, daß es relativ spät für eine neue Laufbahn war, aber selbst ein halber Erfolg in meiner neuen Profession schien mir verlockender als ein voller Erfolg im Bereich des Kommerz. Als mir der Dekan von Union College, einer angesehenen Schule im Norden des Staates New York, eine Professur anbot, willigte ich gerne ein, obwohl mir die Zahl der zu leistenden Vorlesungen ungebührlich hoch erschien. Ich sollte bald erkennen, daß die Wahl von Union College auch aus anderen, zwingenderen Gründen nicht die glücklichste gewesen war.

Als ich meine neue Stelle antrat, hatte sich die politische Atmosphäre in dem Land, das einen so entscheidenden Beitrag zur Niederlage des Faschismus geleistet hatte, grundlegend gewandelt. Der Wind des kalten Krieges blies nun all jenen ins Gesicht, die sich während der Kriegsjahre für eine „Zweite Front“ oder für vermehrte Hilfsleistungen für die Sowjetunion ausgesprochen hatten.

Journalisten, Schrifststeller, Schauspieler und andere Künstler wurden vor das „Un-American Activities Committee“ gezerrt und verloren, falls sie sich nicht von dem Verdacht der Sympathie für den Kommunismus reinwaschen konnten, Brot und Arbeit. Schließlich tauchte der Senator Joseph McCarthy auf, und bald ging die Hexenjagd auch auf die hohe Bürokratie und auf die Hochschulprofessoren über. Viele der mir bekannten Professoren, obgleich nicht von Union College, blieben auf der Strecke.

Ich hatte als Lehrer meiner sozialistischen Gesinnung Ausdruck gegeben. Allerdings bot ich meinen Hörern nicht die Sowjetunion als nachahmens-

wertes Modell an, sondern setzte ihnen die Theorien von John M. Keynes und deren Nutzanwendung auf die amerikanische Wirtschaftpolitik auseinander. Aber auch die Thesen einer rigorosen Beschäftigungs- und Wirtschaftspolitik à la Keynes erschien manchen meiner Kollegen und vor allem der Administration von Union College als „zu starker Tobak". In der Ära des kalten Krieges und des McCarthyismus wurde Friedrich von Hayeks *Der Weg zur Knechtschaft* in den Rang eines Evangeliums erhoben. Ich fing an, an einem Gefühl der wachsenden Isolierung zu leiden.

Im Sommer 1952 besuchte ich zum ersten Mal die österreichische Heimat. Ich traf viele alte Freunde, die mich zur Rückkehr nach Wien ermutigten. Ich sollte, so meinten sie, meine Arbeitskraft, meine in der Neuen Welt er- erworbenen Kenntnisse und meine sozialistische Gesinnung in den Dienst des österreichischen Aufbauwerkes stellen. Insbesondere Ernst John, der damals stellvertretender Leiter des Österreichischen Instituts für Wirtschaftsforschung war, plädierte sehr nachdrücklich für die Heimkehr des verlorenen Sohnes. Ich muß gestehen, daß mir die Entscheidung, Amerika zu verlassen, nicht leicht fiel. Ich hatte zwei Kinder, deren Wurzeln in den Vereinigten Staaten lagen. Meine Frau und ich übten interessante und befriedigend besoldete Berufe aus. Diese positiven Seiten meiner amerikanischen Existenz standen die negativen Seiten eines zunehmend fühlbar werdenden konservativen Klimas gegenüber, das mich in eine Art innere Emigration getrieben hatte.

Ich kehrte im Frühjahr 1953 endgültig nach Österreich zurück. Es war mir klar, daß es mir schwerfallen würde, mich an die alte und zugleich so völlig neuartige Umgebung anzupassen, aber ich glaubte auch, noch jung genug zu sein, um ein solches Experiment zu wagen.

Ich muß offen gestehen, daß ich diesen folgenschweren Schritt vielleicht nicht getan hätte, wenn ich mir des vollen Ausmaßes der österreichischen Tragödie in der Zeit der Nazi-Okkupation bewußt gewesen wäre. Je mehr ich mit den Verhältnissen vertraut wurde, desto deutlicher konnte ich erkennen, welche tiefen Wurzeln der Nationalsozialismus im österreichischen Boden geschlagen hatte. Zugleich wuchs auch meine Entschlossenheit, eine Wiederkehr der faschistischen Barbarei mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern.

Die Etappen meiner zweiten österreichischen Existenz seien im folgenden kurz beschrieben. Ich schrieb zuerst im Auftrag der Creditanstalt-Bankverein ein Buch über die Entwicklung des österreichischen Bankwesens im 19. Jahrhundert.[2] (Es sollte mit einer Verzögerung von mehr als einem Dutzend Jahren im Europa-Verlag erscheinen.) Zur gleichen Zeit veröffentlichte ich unter dem Namen Sigmund Schmerling in den Spalten von *Arbeit und Wirt-*

schaft, dem Organ der Wiener Arbeiterkammer, eine Reihe von Aufsätzen über Keynesianismus und Marxismus. Nachdem ich meine Studie über das österreichische Bankwesen abgeschlossen hatte, lud mich Ernst Lakenbacher, der Chefredakteur von *Arbeit und Wirtschaft,* ein, ein Buch über die Geschichte der Arbeiterkammer zu schreiben. Lakenbacher war ein Sozialist der alten Schule. Er kam aus einem bürgerlichen Haus, aber Menschenliebe, Intelligenz und eine warme Freundschaft mit Julius Braunthal, dem bekannten Historiker der Arbeiterbewegung, hatten ihm den Zugang zur Sozialdemokratischen Partei schon in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg geebnet.

Die Geschichte der Arbeiterkammer gedieh nur zu einem kurzen Essay.[3] Kurze Zeit nach meiner Übersiedlung in die Arbeiterkammer machte mir Stefan Wirlandner, damals der Chefökonom der Sozialistischen Partei, das Angebot, eine Wirtschaftswissenschaftliche Abteilung im Rahmen der Kammer zu gründen. Ich willigte gerne ein und konnte sehr bald eine Reihe von begabten und der guten Sache ergebenen Menschen um mich sammeln. Im Laufe der Zeit entstand eine lange Serie von wirtschaftspolitischen Studien, die Bruno Kreisky und einige ihm nahestehende Ökonomen geschickt zu einem „Wirtschaftsprogramm der SPÖ“ zu verwerten verstanden. Es ist eine offene Frage, wie weit dieses Programm zum ersten großen Wahlsieg Kreiskys beigetragen hat.

Mitte der 60er Jahre machte ich auch den Versuch, mich an der Wiener Universität zu habilitieren. Da ich der Verfasser eines viel gelesenen Lehrbuches der Marxschen Ökonomie[4] war, leisteten einige der maßgeblichen Professoren entschiedenen Widerstand. Ich zog meine Bewerbung zurück und folgte einem Ruf der OECD nach Paris, wo ich Gelegenheit hatte, Arbeitsmarktpolitik in Westeuropa und Skandinavien zu studieren. Nach Wien zurückgekehrt, erhielt ich eine Einladung der Universität Salzburg, im Rahmen einer Gastprofessur Vorlesungen über österreichische Wirtschaftsgeschichte abzuhalten. Die Verbindung zum Historischen Institut der Universität Salzburg ist seither nicht mehr abgerissen.

Zu Anfang der 70er Jahre schied ich offiziell aus der Wiener Arbeiterkammer aus. Nun trat Hans Holzer, der damals Vorstandsmitglied der Creditanstalt-Bankverein war, an mich mit dem Vorschlag heran, einen Fortsetzungsband meiner österreichischen Bankgeschichte zu schreiben. Ich nahm das Anerbieten dankbar an, weil ich so Gelegenheit fand, meine Kenntnisse der österreichischen Wirtschaftsgeschichte wesentlich zu vertiefen. Zur selben Zeit lud mich Erich Streissler von der Universität Wien ein, Vorlesungen über österreichische Wirtschaftsgeschichte im Rahmen des Wiener Insti-

tuts für Wirtschaftswissenschaft abzuhalten. Nicht lange nachher verlieh mir die Wiener Universität den Titel eines Honorarprofessors.

Ich habe so auch im fortgeschrittenen Alter Gelegenheit, mit der heranreifenden Jugend in engem Kontakt zu bleiben. Gewiß, der weltbewegende, himmelstürmende Enthusiasmus der 60er Jahre ist längst verflogen. Die Generation der 80er Jahre ist nüchterner, skeptischer und vielleicht auch karrierebewußter als ihre weitaus älteren Brüder und Schwestern. Aber ich habe weder in Wien noch in Salzburg noch in Linz, wo ich gelegentlich Vorlesungen halte, Strömungen gefunden, welche das „Waldheim-Syndrom" erklären würden. Aber auch wenn die Atmosphäre an den österreichischen Hochschulen sich seit den 30er Jahren grundlegend gewandelt hat, müssen wir uns dennoch darüber im klaren sein, daß der Schoß, aus dem der Nationalsozialismus kroch, in Österreich leider noch immer fruchtbar ist.

Anmerkungen:

1 E. Zilsel, *Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft.* Hrsg. u. übers, von W. Krohn. Mit einer biobibliographischen Notiz von J. Behrmann. Frankfurt/Main 1976.
2 E. März, *Österreichische Industrie- und Bankpolitik in der Zeit Franz Josephs I. Am Beispiel der k.k. privaten Österreichischen Creditanstalt für Handel und Gewerbe.* Wien u. a. 1968.
3 E. März, „Die Kammer für Arbeiter und Angestellte (Arbeiterkammer)". In Zusammenarbeit mit E. Weissel in: *Verbände- und Wirtschaftspolitik in Österreich.* Schriftenreihe des Vereins für Sozialpolitik, Neue Folge, Bd. 39. Bern 1966.
4 E. März, *Die Marxsche Wirtschaftslehre im Widerstreit der Meinungen.* Wien 1958.
5 E. März, *Einführung in die Marxsche Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Frühkapitalismus und Kapitalismus in der freien Konkurrenz.* Wien 1976.

RUF AUS DEM GEFÄNGNIS ZU SCOTTSBORO

Wir wurden wegen einer Sache
zu Tode verurteilt,
Die wir gar nicht begangen haben.
Unsere Hautfarbe ist schwarz.
Wir sind Negerknaben .
Und arbeitslos - das ist unser Verbrechen.
Ich heiße Andy Wright
Und bin kaum 20 Jahre alt
Und zu Hause weint meine Mutter um mich.
Aber zwei von uns
Sind erst 13 und 14 Jahre,
Eugene Williams und Willie Robertson,
Und sie haben niemals ein Weib berührt.
Wir waren Tramps, die am Güterzug hangen,
Die nach Süden fahren,
Arbeit zu suchen!
Wir hatten keine Arbeit -
Das ist unser Verbrechen.
Wer aber ist schuld, daß Millionen ohne
Arbeit sind?
Wer aber ist schuld, daß Millionen ohne
Arbeit sind?
Wir schliefen nachts auf den Puffern
Und im Rädergetriebe.
Wir fuhren Tag und Nacht,
Und wir hatten Hunger.
Haywood Paterson sprach im Fieber
Und haschte nach den Sternen,
Und wäre beinahe unter die Räder gekommen,
Hätten wir ihn nicht aufgefangen.
Da kamen Konstabler
Und rissen uns vom Güterzug,
Denn wir waren schwarz
Und ohne Arbeit,
Und durften uns nicht wehren.
Denn in diesem Lande
Ist man nur höflich
Gegen Leute,
Die im Abteil
Erster Klasse fahren
Und für die Ordnung des Dollars sind.
Und dann kamen viele,
Die trugen Hüte und weiße Kragen
Und schrien:
Die Negerschweine haben weiße Frauen
beleidigt.
Die Negerschweine haben weiße Frauen
beschmutzt.
Lynchet sie, lynchet sie ...
Wir aber hatten bloß Hunger,
Und suchten Arbeit,
Und weiße Frauen waren uns gleichgültig.
Als wir vor den Richtern
In Scottsboro standen,
Weinte Clarence Norris.
Er ist erst 16 Jahre alt.
Aber Tausende schrien:
Lynchet die Neger!!!
Da wandten wir unsere Köpfe
Und sahen Gewehrläufe in den Fenstern.
Das war kein gutes Gericht in Scottsboro.
Sie sprachen uns schuldig,
Denn sie waren nicht arbeitslos,
Wie wir . ..
Sie hatten Richterarbeit
Sie sprachen uns schuldig,
Denn sie waren nicht schwarz
Wie wir ...
Sie trugen nur schwarze Talare,
Sie sprachen uns schuldig,
Denn sie waren sehr höflich
Gegen Leute
Aus dem Zuschauerraum,
Die für die Ordnung des Dollars waren -
Und strenge mit uns,
Die wir arbeitslos waren
Und schwarz.
Das war kein gutes Gericht in Scottsboro ...
Wir warten schon lange
In unseren Zellen
Auf den Tod
Im elektrischen Stuhl.
Denn es gibt in. diesem Lande
Keine Gnade
Für Neger und Arbeitslose.
Sie haben den elektrischen Stuhl
Vor unserem vergitterten Fenster errichtet
Und jeden Morgen führen sie uns hinaus,
Hinnchtungen beizuwohnen.
Charley Weems ist einmal in Ohnmacht gefallen,
Er ist 18 Jahre alt;
Doch die weißen Wächter,
Die die Ordnung des Dollars beschützen,
Schleppten ihn trotzdem hinaus
Und drohten ihm
Mit dem baldigen Tode.
Denn es gibt keine Gnade für Neger und
Arbeitslose.
Helft uns, Kameraden!
Helft uns, Kameraden!
Helft uns, Kameraden!
Daß wir nicht schuldlos sterben.
Wir sind Arbeiter,
Nur unsere Hautfarbe ist schwarz.
Wir sind arbeitslos,
Nur unsere Hautfarbe ist schwarz.
Wir haben um Arbeit
Unter vielen Millionen gekämpft,
Bevor sie uns ins Gefängnis warfen.
Wir kämpften auf der Straße
Unter Weißen, Schwarzen,
Gelben und Braunen,
Doch das Blut,
Das der Konstabler vergoß,
War rot.
Nicht schwarz oder weiß
Oder gelb oder braun.
Und die Schreie, die wir ausstießen,
Wenn er uns mit dem Gummirohr traf,
Waren Schreie von geschlagenen Menschen.
Wir wurden wegen einer Sache
Zum Tode verurteilt,
Die wir gar nicht begangen haben,
Unsere Hautfarbe ist schwarz.
Wir sind Negerknaben,
Und arbeitslos - das ist unser Verbrechen.
Helft uns, Kameraden!
Rettet uns vor dem elektrischen Stuhl!!!

Eduard März

PAUL NEURATH

Wissenschaftliche Emigration und Remigration

1. VORSPIEL. VERHAFTUNG, DACHAU UND BUCHENWALD (1938—1939)

Da der Titel unserer Vortragsreihe von „Wissenschaftlicher Emigration und Remigration“ spricht, schicke ich besser voraus, daß auf mich beides nicht ganz genau zutrifft. Zwar habe ich noch gerade vor Torschluß, zu Weihnachten 1937, in Wien meinen Doktor gemacht, aber das war ein Dr. jur. Den PhD, das Doktorat zu jener Wissenschaft, die ich nun schon seit über vierzig Jahren betreibe — nämlich Soziologie und Statistik —, habe ich erst in Amerika erworben. Und ein ganz richtiger Remigrant bin ich auch nicht, weil ich zwar schon seit über 25 Jahren in mehr oder weniger ständigem Kontakt mit der Universität Wien stehe und besonders in den letzten acht Jahren mehr in Wien als Gastprofessor war als in New York, mein ordentlicher Wohnsitz aber immer noch in New York ist. Ich bin also vielleicht in einem noch viel buchstäblicheren Sinn als die meisten Teilnehmer, die aus- und wieder rückgewandert sind, ein Wanderer zwischen zwei Welten, wenn auch mit starken Bindungen nach beiden Seiten.

Wie für die meisten von uns, war auch für mich die Emigration nicht etwas von langer Hand Vorbereitetes, sondern eine recht plötzliche Angelegenheit — Bestandteil der damals sich überstürzenden Ereignisse. Meine Eltern mußten schon 1934 emigrieren. Es war reiner Zufall, daß mein Vater während der Februarkämpfe nicht in Wien war und die Polizei, die mehrmals kam, um ihn zu verhaften, ihn vergeblich suchte. Mein Vater leitete dann von außen her die Übersiedlung des Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums und einiger seiner Mitarbeiter und auch meiner Mutter nach Holland. Ich blieb in Wien, um mein Studium zu vollenden. Ich war damals gerade im fünften Semester. Mir war natürlich klar, daß ich als Sozialist in Österreich auf absehbare Zeit keine Zukunft hatte und irgendwann einmal Weggehen müßte, aber zunächst unternahm ich nichts dergleichen. Meine Eltern konnten mich nicht unterstützen, und so schlug ich mich die nächsten Jahre zum Teil auf etwas abenteuerliche Weise durch. Das ganze Jahr 1935 war ich kaufmännischer Angestellter. Danach wurde es eine Kombination von Arbeitslosenunterstützung und Gelegenheitsarbeit vom Hauslehrer bis zum Plakatankleber, dazwischen fuhr ich auf einem Motorrad oder Fahrrad hoch bepackt mit einem schweren

Rucksack Bücher zustellen für eine Leihbibliothek. Nebenbei mußte ich die Kunden beraten, was sie lesen sollten; deshalb wurde als Zusteller ein Universitätsstudent benötigt. — Dann hatte ich von einem kleinen Erzeuger Schokoladen und Pralinen an einige Zuckerlgeschäfte zuzustellen usw. Alles immer gleichzeitig mit dem Jusstudium, das auf die Weise um zwei Jahre länger dauerte als geplant. Aber zu Weihnachten 1937 war es dann endlich soweit. Allerdings war ich am Tag meiner Promotion damit beschäftigt, auf dem Fahrrad für die Firma Bayer-Aspirin Vormerkkalender an Zahnärzte zuzustellen. Im Lauf des Vormittags bat ich dann den Portier im Stadtschulratsgebäude am Ring, mich Fahrrad und Rucksack für zwei bis drei Stunden einstellen zu lassen, damit ich heimfahren konnte, mich umzuziehen, um zur Promotion zu gehen. Der Mann hatte Verständnis, und so konnte ich doch hingehen und mir, wie alle anderen auch, feierlich das Doktordiplom abholen. Dann aber gleich wieder zum Portier, Fahrrad und Rucksack abholen und als frischgebackener Dr. jur. den Rest des Tages Zahnärztekalender zustellen.

In der letzten Februarwoche 1938 begann ich mein Gerichtsjahr als Schriftführer beim Wiener Gewerbegericht. Die Herrlichkeit dauerte aber nur drei Wochen. Am 11. März dankte Schuschnigg ab, in der Nacht kamen die ersten deutschen Truppen nach Wien, und am Sonntag Abend, dem 13. März, kam die SS oder Gestapo, mich zu verhaften. Sie hatten mich auf einer guten politischen schwarzen Liste. Die Staatspolizei war in den Jahren davor mehrmals bei mir gewesen, und was immer die über mich wußte, wußte ja nun auch die Gestapo.

Als sie kamen, war ich gerade damit beschäftigt, Bücher und gefährliches Material zu verbrennen. Der kleine Ofen glühte, und es war richtig heiß im Zimmer. Ich hatte nur einen schwarzen Trainingsanzug und Turnschuhe an. Ich wohnte in einem hofseitig gelegenen Einzelraum in einem Gemeindebau in der Penzingerstraße. Plötzlich sah ich zwei Männer in Zivilmänteln, aber mit Gewehren über der Schulter, am Fenster vorbeigehen und hörte, wie der eine sagte: „Den ober'n Ausgang aa besetz'n." Ich dachte, sie kämen, die Gemeindebauten nach Waffen zu durchsuchen und daß es vielleicht keine gute Idee wäre, wenn sie mich hier beim Bücherverbrennen anträfen. Ich sauste darum, gleich wie ich war, nur mit dem schwarzen Trainingsanzug und den Turnschuhen bekleidet, zur Tür hinaus und steckte lediglich noch rasch Schlüssel und Geldbörsel ein.

In der Hauseinfahrt hielt mich ein Mann im Zivilmantel, aber mit schwarzen Aufschlägen auf dem Uniformhemd, und mit einem Revolver in der Hand, auf: „Heil Hitler — wo gehen Sie hin?" — „Oh, nur zu einem Nachbarn." — „Bleiben Sie vorläufig hier." — „Warum, was ist los?" — „Oh, nichts weiter,

nur ein kleiner Zwischenfall.“ Er tastete mich rasch ab, offenbar kontrollierend, ob ich nicht vielleicht eine Waffe hätte. Bei den Schlüsseln fragte er: „Sind das die Schlüssel von dem Haus?“ Als ich bejahte, steckte er sie in seine Manteltasche. Das Geldbörsel gab er mir zurück. Ansonsten war er ruhig und freundlich und bot mir eine Zigarette an. „Wir suchen hier einen Propagandaleiter. Neumann oder so ähnlich heißt er.“ Meines Wissens gab es keinen „Neumann oder so ähnlich“ im Haus außer mir selbst. Ich blieb aber ebenso ruhig und wünschte ihm viel Glück bei seinem Unternehmen. Plötzlich kam Frau Merwarth, die zwei Stock über mir wohnte, auf ihren Balkon heraus und rief aufgeregt: „Um Gottes Willen, was ist denn da los, da wird ja g’schossen im Haus!“ — also wenn geschossen wurde, dann konnte es nicht mich angehen, es war niemand in meinem Zimmer. Der Mann mit dem Revolver beruhigte sie auch gleich: „Es wird überhaupt nicht geschossen, das muß ein Irrtum sein.“

Nach ein paar Minuten kamen ein paar Männer herausgestürmt, mit Gewehren in der Hand, ein oder zwei mit den Kolben nach oben, die hatten, wie sich nachher herausstellte, meine Türe eingeschlagen. Den Knall, den das machte, hatte Frau Merwarth offenbar für einen Schuß gehalten. „Wo is der Hund hin, dös is a Einzelraum, da war no grad a Liacht drin, der kann net weit sein, den hau’n ma ’s Hirn ei, wann ma eahm darwischn...“ Ich war kaum zwei oder drei Meter weit und stand vor dem Lauf eines Revolvers. Die Männer steckten die Köpfe zusammen, offenbar beratend, was tun. Einer, vielleicht der Anführer, rief zu Frau Merwarth hinauf: „Sagen Sie, was wissen Sie denn eigentlich von diesem Neurath?“ „I woass ja net; a Doktor soll er sein.“ Wieder steckten sie die Köpfe zusammen, und ich fragte in aller Ruhe meinen Mann mit dem Revolver: „No, und was ist jetzt mit mir?“ — „Ja, Sie können gehen, wohin Sie wollen.“ Er gab mir meine Schlüssel zurück, und ich ging langsamen Schrittes „wohin ich wollte“. Plötzlich ein gellender Ruf hinter mir von Frau Merwarth: „Da is er ja, der Neurath!“ — und ich sauste los. Mittlerweile war es schon halb dunkel geworden, die Straßenlichter gingen gerade an. Jetzt kamen mir der schwarze Trainingsanzug und die Turnschuhe zugute, weil ich im Halbdunkel nicht so gut sichtbar und außerdem praktisch lautlos war. Ich sauste die Straße entlang und hüpfte dabei etwas auf und nieder, um kein zu gutes Ziel zu bieten. Als ich das alles viele Jahre später meinem Freund Janek Merkel erzählte, sagte er an dieser Stelle: „Du Trottel. Was glaubst Du, tut ein Hirsch? Und wird doch erschossen.“

Ich wandte etwas pikiert ein: „Also mich haben sie jedenfalls nicht erschossen.“ Da sagte er: „Und ich kann Dir auch sagen, warum nicht. Wie sie die Gewehre angelegt haben, haben die herumstehenden Frauen geschrien: ‚Net schiassn! Net schiassn![1] Und da haben die offenbar gefunden, daß es

ohnedies egal war, sie mußten Dich ja doch gleich haben — wozu sich was mit der Bevölkerung anfangen. Sind in ihre Autos gesprungen und Dir nachgefahren.“ — „Ja, und woher weißt denn Du das so genau?“ — „Weil ich dabei war.“ Janek wohnte im nächsten Gemeindebau und war gerade am Weg nach Hause gewesen. Er war eben gerade zurecht gekommen, um die ganze Szene mit anzusehen.

Also jedenfalls — ich sauste um die nächste Ecke und war weg. Durch den Zufall, daß ich mit Janek befreundet war, kannte ich die Ausgänge durch und von seinem Gemeindebau. Der Rest war etwas abenteuerlich, gehört aber nicht ganz hierher. Außer, daß ich schließlich bei einer alten Tante nicht allzu weit weg landete, die mich ein bißchen anzog mit Sachen vom alten, längst verstorbenen Onkel. Die Schwierigkeit war nur, daß der um einen Kopf kleiner gewesen war als ich. Alles war zu kurz, zu eng. Am schlimmsten waren die Schuhe: Ich konnte die Fersen nicht hineinbringen. Ein bißchen Geld gab sie mir auch mit, aber nur wenig — was sie gerade im Börsel hatte. Dann kamen vier abenteuerliche Tage und Nächte, mit vielen Zwischenfällen, die alle nicht hierher gehören. Immer im Freien schlafen, einfach irgendwo im Wald niederlegen. In den Nächten gab es Rauhreif, die Hände schwollen an, die Füße schwollen an usw. usw. In Stockerau kaufte ich mir Schuhe und das erste Brot. Und nahm einen Autobus Richtung Waidhofen an der Thaya, stieg aber vorsichtshalber schon im Ort davor aus und marschierte Richtung tschechische Grenze. Am vierten Tag, spät abends, war Schluß, ich stand drei Kilometer vor der Grenze mit einem Bajonett auf der Brust und einem Mann am anderen Ende des Gewehrs. Er schrie aufgeregt: „Woher san’s, reden’s Ihna aus!“ Ich tat, als hätte ich ihn falsch verstanden, und sagte: „Was soll i mi no ausredn, jetzt habt’s mi ja scho!“ Er verstand aber keinen Spaß und kam mir mit dem Bajonett beinahe durch den Mantel. Der Rest gehört nicht hierher. Ich war dann 12 Tage in Einzelhaft in Raab an der Thaya, und am 30. März brachte mich ein Gendarm in Ketten nach Wien und lieferte mich bei der Gestapo auf der Rossauer Lände in der „Liesl“ ab. Am 1. April ging ich mit dem ersten Österreichertransport ab nach Dachau.

Wir waren 150 auf diesem ersten Dachautransport, dem sogenannten Prominententransport, vorwiegend Politische, manche, die in der eben vergangenen, und andere, die erst in der nach dem Krieg kommenden Regierung eine Rolle spielten, eine ganze Anzahl sozialdemokratischer und christlichsozialer Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre, Rechtsanwälte, Journalisten, Richter, Polizeikommissäre, ein paar ganz junge Kommunisten, eine Anzahl jüdischer Geschäftsleute und Funktionäre der Kultusgemeinde und ein paar Leute, von denen keiner begriff, warum sie gleich beim ersten Transport dabei waren. Die Liste ist bekannt und öfter abgedruckt worden. Über Konzentrationslager

selbst ist genug geschrieben worden, das gehört nicht zu unserem heutigen Thema.

Im Zug der Tschechenkrise im September 1938, als offenbar angenommen wurde, daß Dachau im Kriegsfall als Truppenlager benötigt würde, kamen wir nach Buchenwald. Von dort wurde ich am 26. Mai 1939 entlassen. Wieso, kann ich auch nicht sagen. Die Posaune des Jüngsten Gerichts, soll heißen der Lautsprecher, ertönte und verkündete: „Am Schild 3 treten an:..." Und da war auch mein Name dabei. Ich weiß nur, daß meine Freundin Lucie in Wien alles unternommen hatte, was man damals unternehmen konnte, mit Visa-und Schiffskarten-Besorgen, auf die Gestapo laufen usw. usw. Nach meiner Entlassung war ich dann nur 10 Tage in Wien und ging von da nach Schweden.

2. ERSTE EMIGRATION. METALLARBEITER IN SCHWEDEN (1939—1941)

Visa nach Schweden gab es damals beinahe keine. Ich hatte phantastisches Glück. Der damalige Landeshauptmann von Göteborg, Prof. Malte Jacobsson, war mit meinem Vater noch aus der Studienzeit befreundet. Im Sommer 1937 hatte ich noch Sohn und Tochter Jacobsson in Stockholm besucht. Durch Prof. Jacobsson also bekam ich das Visum und kam damit Anfang Juni nach Göteborg, wo die Jacobssons mich aufnahmen wie ein Familienmitglied. Prof. Jacobsson sollte noch mehrere Male als rettender Engel in mein Schicksal eingreifen.

Gleich am ersten Abend große Frage: „Kleiner Mann, was nun? Was kannst Du?" Nun konnte ich ja allerlei, weil ich in Anbetracht der unsicheren Zeiten auch neben dem Studium manches betrieben hatte, was Studenten normalerweise nicht betreiben.

Also da war erst einmal das Jus-Doktorat: Kommt überhaupt nicht in Frage. Dann hatte ich während des ersten Universitätsjahres den Abiturientenkurs der Neuen Wiener Handelsakademie besucht. In den hatte mich mein Vater geschickt, weil er wußte, wie nützlich der im Notfall sein konnte; er hatte selbst dort vor dem Ersten Weltkrieg Nationalökonomie unterrichtet. Ich war ja dann aufgrund dieser Ausbildung das ganze Jahr 1935 kaufmännischer Angestellter gewesen. Nein, das war auch nichts. Man bekam so gut wie keine Arbeitsbewilligung außer für manuelle Berufe. Ja, dann hatte ich, parallel zum zweiten und dritten Universitätsjahr, den zweijährigen Werkmeisterkurs in Elektrotechnik und Maschinenbau an der Maschinenfachschule Arsenal gemacht. Da wurde Jacobsson etwas nachdenklich und sagte schließlich etwas bedauernd: „Nein, das ist auch nicht das Richtige: für

einen Arbeiter zu wenig Praxis und für einen Ingenieur zu wenig Theorie.“ Was noch? Ja, ich hatte außerdem noch — da waren meine Eltern längst in Holland — 1934 drei Kurse in autogenem Gasschweißen gemacht, das war damals noch etwas relativ Neues, an der Schweißtechnischen Lehr- und Versuchsanstalt. Ja, das klang schon etwas brauchbarer.

Diese ganze Information gab Jacobsson seiner Tochter nach Stockholm durch, und schon nach wenigen Tagen kam sie mit einer Antwort: Es gab da einen einjährigen Umschulungskurs, in dem Flüchtlinge, vor allem Intellektuelle und Handelsangestellte usw., als Metallarbeiter ausgebildet wurden, sowohl für Bankmechanik wie für Arbeit an Werkzeugmaschinen. Der Kurs dauerte ein ganzes Jahr. Eingerichtet war er vom Hilfskomitee der schwedischen Arbeiterbewegung (Arbetarroerelsens Flyktingshjaelp), also vor allem von der sozialdemokratischen Partei und den Gewerkschaften in Zusammenarbeit mit den entsprechenden politischen Flüchtlingskomitees. Der Kurs fand in der Stockholmer Berufsschule statt und war einfach phantastisch gut. 46 Stunden die Woche, fast durchwegs Arbeit an Werkbank und Werkzeugmaschinen, nur einmal die Woche ein paar Stunden theoretischer Unterricht, geleitet von ausgezeichneten Berufsschullehrern. Die Teilnehmer bekamen zusätzlich zum Kurs auch noch ein wöchentliches Unterstützungsgeld, das knapp für bescheidene Unterkunft und Ernährung reichte. Das ganze war eine großartige Leistung der schwedischen Arbeiterbewegung, für die viele von uns auch heute noch allen Grund haben, dankbar zu sein.

Und so fand ich mich denn ein paar Tage später, keine drei Wochen nach der Entlassung aus Buchenwald, in der Metallarbeiterschule in Stockholm, zusammen mit etwa 20 oder 25 zumeist Flüchtlingen aus Deutschland und Österreich und einzelnen anderen, fast durchwegs Intellektuellen oder Handelsangestellten usw., mit ein paar Arbeitern und einem Ingenieur dazwischen. Wie gesagt: 46 Stunden praktische Arbeit, wie in einer Fabrik, mit nur etwas „Theorie“. Von der letzteren erinnere ich mich vor allem daran, daß wir an einem Nachmittag lernten, mit einem Rechenschieber umzugehen. Nur die Anfangsgründe — aber gerade das brachte mir später in Amerika einmal ein paar extra Dollar ein, wenn jemand, der mit einem Rechenschieber umgehen konnte, rasch für ein paar Stunden als Aushilfe gebraucht wurde.

Als der Kurs nach einem Jahr zu Ende war, brachte mich Malte Jacobsson in den Goetaverken in Göteborg unter, damals die größte schwedische Schiffswerft. Ich war Dreher auf Karusselldrehbänken — im Akkord —, das war auch im Rahmen der Arbeit an Werkzeugmaschinen eine besonders hohe Qualifikation. Bei dieser Arbeit blieb ich fast ein ganzes Jahr, bis zwei Tage vor der Abreise nach Amerika im Mai 1941.

Malte Jacobsson hatte mich in sein Haus wie ein Familienmitglied aufge-

nommen, und während ich tagsüber im blauen Overall an der Karusselldrehbank stand und mit dem üblichen Gemisch von Metallstaub und Öl voll war, saß ich zum Nachtmahl mit Herrn und Frau Landeshauptmann, außer in jenen Wochen, in denen ich Nachtschicht hatte. Nach einiger Zeit fragte mich einmal der Gewerkschaftsvertreter für die Maschinenhallen: „Sag einmal, wir sehen Dich immer nach der Arbeit in die Residenz hineingehen und nicht mehr herauskommen — was machst Du denn da?“ „Ja, ich wohne da!“ — „???? Ja, vermietet denn der Malte Jacobsson Zimmer?“

Drei Monate, nachdem ich nach Schweden gekommen war, brach der Krieg aus. Wie viele andere auch, rechnete ich sehr damit, daß die Deutschen binnen kurzem Schweden besetzen würden. Da würde ich dann, wenn irgend möglich, versuchen, mich in die Waldgebiete im Norden durchzuschlagen, hoffend, daß irgendwo in den Wäldern die Macht der Besetzer aufhören würde. Als eine mehr allgemeine Vorsichtsmaßnahme ging ich für alle Fälle aufs amerikanische Konsulat in Stockholm und meldete mich zur Emigration nach Amerika an. Das war zwar damals ein so gut wie aussichtsloses Beginnen, weil die österreichische Quote, nach der man die für die Einwanderung nötige Quotennummer bekam, auf Jahre hinaus überzeichnet war. Aber ich dachte mir: „Nutzt’s nix, so schad’ts nix — in den Wäldern im Norden gibt es ja dann keine amerikanischen Konsulate mehr.“ Es gab damals die Geschichte von dem Mann, der ebenfalls aufs amerikanische Konsulat kam, um sich für die Einwanderung vormerken zu lassen, und dem gesagt wurde: „Kommen Sie in 10 Jahren wieder!“ — „Ze Vormittag, ze Nachmittag?“ Also genau das passierte mir: Die Sekretärin am Konsulat sagte mir: „Das hat überhaupt keinen Sinn, die österreichische Quote ist auf Jahre hinaus überzeichnet, Sie werfen nur Ihr Geld hinaus für die Anmeldungsgebühr.“ Ich aber, obwohl wirklich mit so gut wie keinem Geld in der Tasche — aus Deutschland hatte ich nur die berühmten 10 DM mitnehmen dürfen, und hier in Schweden hatte ich lediglich das erwähnte bescheidene Wochengeld — sagte sehr ruhig: „Bitte, wofür ich mein Geld ausgebe, das müssen Sie schon mir überlassen.“ Das sollte sich später als einer der entscheidensten Schritte meines Lebens erweisen: Als die Deutschen im weiteren Verlauf Norwegen und Dänemark besetzten, trafen die Amerikaner eine großzügige Regelung: Sie wiesen ihre Konsulate in diesen Ländern an, die dort vorliegenden Quotennummern, die ja nun nicht mehr in Einwanderungsvisen umsetzbar waren, nach Schweden zu überweisen, wo nun die Konsulate reihum Leute, die zur Einwanderung nach Amerika vorgemerkt waren, verständigten, daß Quotennummern frei waren, sie sollten sich, falls sie noch an der Auswanderung nach Amerika interessiert waren, bei den entsprechenden Konsulaten melden. So bekam auch ich eines Tages, damals längst Werftarbeiter in Göteborg, eine solche Verständigung, ging aufs Konsu-

lat, füllte allerlei Formulare aus und erlegte, wie damals üblich, bei einem Reisebüro eine Anzahlung für die Fahrt nach Amerika, damals noch über Rußland und Japan.

Im April 1941 verbreitete sich die Nachricht, daß die Japaner keine Durchreisevisen mehr erteilten, angeblich, weil sich zu viele Flüchtlinge in den Häfen stauten und keine Schiffe zur Weiterfahrt hatten. Was wir nicht wissen konnten, war, daß das schon wegen der Vorbereitungen für den deutschen Angriff auf Rußland geschah. Jedenfalls gab es damals noch eine zweite, allerdings nur sehr geringe Ausreisechance nach Amerika: Mit Bewilligung sowohl der Deutschen wie der Engländer konnte Schweden, das ja gewisse Einfuhren aus dem damals noch neutralen Amerika benötigte, jeden Monat einige Lastschiffe durch die doppelte Blockade führen. Diese Schiffe hatten gewöhnlich kleine Kabinenaufbauten, in denen Leute in friedlicheren Zeiten lange Kreuzfahrten durch die Welt unternahmen. Die kriegführenden Mächte erlaubten nun Schweden, weiterhin auf diesen Schiffen auch Passagiere mitzunehmen — es mußten aber die Passagierlisten jeweils von beiden Mächten gutgeheißen werden. Das war nicht einfach: Wen die Deutschen durchließen, der war den Engländern verdächtig, und wen die Engländer durchließen, der war den Deutschen verdächtig.

Wie dem auch sei, Anfang Mai 1941 erfuhr ich, daß jemand, der die Passage auf einem solchen Schiff gebucht hatte, von einer der beiden Seiten nicht durchgelassen wurde, daß somit plötzlich ein Platz frei war.

Es würde zu weit führen, wollte ich die Geschichte im Detail erzählen. Es wurde noch recht aufregend. Jedenfalls verdanke ich Prof. Jacobsson erst die Buchung auf dem Schiff und dann, buchstäblich im allerletzten Moment, die Erlaubnis, durch die englische Blockade zu fahren. Die Erlaubnis kam erst um 2 Uhr Nachmittag telephonisch aus Stockholm an dem Tag, an dem um 10 Uhr abends das Schiff ging. Hätte Prof. Jacobsson mir nicht im allerletzten Moment noch diese Erlaubnis erwirkt, so wäre ich wahrscheinlich nicht mehr nach Amerika gekommen. Diese sogenannten „Neutralitätsschiffe“ fuhren zwar jeweils im Geleitzug, immer drei oder vier zusammen, und bei Nacht mit allen Scheinwerfern auf, nichtsdestoweniger wurden etliche davon von deutschen U-Booten versenkt — das eine, mit dem ich selbst fuhr, wurde kurz nach Antritt der übernächsten Fahrt versenkt.

Einige Stunden nach der Ausfahrt gab es noch ein paar gruselige Momente, als das Schiff beim Durchgang durch die deutsche Blockade beidrehen mußte und ein deutscher Offizier in schwarzer SS-Gala an Bord kam, um die Papiere der Passagiere zu kontrollieren. Aber nach einer Stunde war der Spuk vorüber, und wir waren auf hoher See. Die Kontrolle der Engländer war harmlos und spielte sich nur per Signal zwischen zwei Schiffen ab.

Ich kam also am 3. Juni 1941 in New York an — auch wieder recht knapp vor Torschluß: Am 22. Juni kam der Angriff auf Rußland und ein halbes Jahr später Pearl Harbor und damit das Ende der letzten Möglichkeiten, aus Schweden nach Amerika zu kommen.

3. ZWEITE EMIGRATION. AMERIKA (AB 1941)

In New York meldete ich mich schon am zweiten Tag bei einem Cousin meines Vaters, Waldemar Kämpffert, damals Science Editor der New York Times. Ich kannte ihn nicht, er wußte aber von meiner Existenz. Auf seine Frage, was ich nun anfangen wollte, sagte ich: „Jetzt will ich endlich Soziologie studieren." Das hatte ich schon vor 10 Jahren gewollt, als ich in Wien auf die Universität gekommen war. Mein Vater hatte mir das damals mit guten Gründen ausgeredet und mich mit ebenso guten Gründen ins Jus-Doktorat hineingeredet. Das hatte ich ja dann auch wirklich fertiggemacht. Aber nun war ich dreißig Jahre alt und in Amerika und fand, daß es an der Zeit war, daß ich endlich tat, was ich wirklich wollte. Zwar hatten mir Bekannte sofort geraten, mich in der Brooklyn Navy Yard, also in der Schiffswerft der Kriegsmarine, um Arbeit umzusehen, Spezialarbeiter wie ich würden dort gesucht und hoch bezahlt — als Karusselldreher hätte ich etwa 3 Dollar die Stunde machen können zu einer Zeit, in der der Stundenlohn für die schiechtest bezahlten Hilfsarbeiter 30 Cent betrug. Ich war aber am Geld überhaupt nicht interessiert — ich wollte Soziologie studieren. Eine mütterliche Freundin in Schweden, Gerda Gustafson, hatte mir etwas Geld mitgegeben und gehofft, daß es mich durch das erste Jahr durchbringen würde — wie die Lebenskosten damals lagen, hätte es nur für ein paar Monate gereicht. Immerhin hatte ich etwas Spielraum, ich mußte nicht gleich in der ersten Woche Arbeit finden. Kämpffert riet mir also, mich an der Columbia University zu erkundigen, was in punkto Studium zu tun sei. Er sandte mich — es waren schon Sommerferien und die meisten Professoren bereits nicht mehr da — zu einem ihm bekannten Professor, der würde mich beraten. Dieser meinte dann, daß es das Beste wäre, wenn ich mir von ein paar Professoren raten ließe, was ich über den Sommer lesen sollte, damit ich im Herbst mit etwas Background, der mir ja völlig fehlte, anfangen könnte. Bis dahin könnte ich dann vielleicht auch genug Englisch — meine Kenntnisse waren etwas mangelhaft.

Während er mir also aus dem Katalog ein paar Namen diktierte, fiel auch der Name Paul Lazarsfeld. „Ist das unser Wiener Paul Lazarsfeld?" Ja, das war er. Also dann geh ich am besten gleich zu dem. Der kennt mich und meinen Vater, und außerdem kann er Deutsch. Ich war schon als Bub zu Weihnachten

1924 und dann im Sommer 1926 in Kolonien der sozialistischen Mittelschüler gewesen, die er geleitet hatte.

Es war erst mein dritter Tag in Amerika. Ich rief bei Lazarsfeld im Office an, kam aber nicht durch. Noch ein Tag und noch ein Tag — es war nichts zu wollen. Wie ich nachher begriff: er half so vielen Menschen, daß seine Sekretärin ihn abschirmte, wenn wieder wer mit einem ausländischen Akzent daherkam. Das war zwar gut und schön, brachte mich aber nicht weiter. Nachdem das drei Tage so gegangen war, schrieb ich ihm mit klugem Bedacht eine offene Postkarte auf Deutsch. Entweder die Sekretärin konnte nicht Deutsch — dann mußte sie ihm die Karte vorlegen. Oder sie konnte Deutsch — dann mußte sie aus dem Text ersehen können, daß ich nicht abzuwimmeln war. Was ich schrieb, lautete etwa wie folgt:

Lieber Paul! Das Geräusch von herunterfallenden Nickeln in Telephonautomaten fängt an, mein Trommelfell zu beleidigen. Ich bin seit fünf Tagen in Amerika und möchte Dich gerne sprechen. Ich komme aber nicht an Deiner Sekretärin vorbei. Kann man da nicht irgend etwas machen? Herzliche Grüße - Paul Neurath.

Am nächsten Tag kam ich dann doch an der Sekretärin vorbei und war eine Stunde später bei Paul Lazarsfeld. Damit begann meine amerikanische Karriere.

4. STUDIUM IN NEW YORK. DAS ZWEITE DOKTORAT — SOZIOLOGIE (1941—1943)

Paul Lazarsfeld war schon seit 1933 in Amerika, war 1939 mit einem kleinen Sozialforschungsinstitut, das er an der University of Newark gegründet und geleitet hatte, an die Columbia University in New York übersiedelt und hier gerade im Jahr zuvor zum Professor ernannt worden. Er gab mir sogleich die nötigen Ratschläge in punkto Studium, insbesondere den folgenden: Ich sollte keineswegs bis zum Herbst warten, sondern lieber gleich in die in wenigen Wochen beginnende Summer School eintreten, das wären sehr kompakte reguläre Universitätskurse während der Ferienmonate. Statt der üblichen einen Vorlesung pro Woche gebe es eine Vorlesung pro Tag, aber damit kann man in sechs Wochen einen einsemestrigen Kurs absolvieren. Und zwar riet er mir, gleich den einjährigen Statistikkurs in der Summer School zu nehmen, also zwei Vorlesungen pro Tag. Und erklärte mir: Dieser Statistikkurs ist bei den Studenten das gefürchtetste Erfordernis für das Doktorat in Soziologie. Wenn Du diesen Kurs machst, wird eines von zwei Dingen passieren: Ent-

weder, Dir ist der Kurs genauso zuwider wie den meisten Studenten, dann bist Du ihn in sechs Wochen los und kannst dann im Herbst in Ruhe die regulären Soziologiekurse inskribieren. Oder aber der Gegenstand interessiert Dich, dann werden wir Dich im Herbst in einen anständigen Kurs schicken, denn dieser hier ist ein reiner Kochbuchkurs, gerade gut genug, um das vorgeschriebene Pensum fürs Doktorat zu erfüllen."

Ja, und wie schaut es mit Geld aus? No ja, schlecht. Also was tut man, um Geld zu verdienen? Lazarsfeld rief zunächst ein paar Leute an, die mir möglicherweise Arbeit geben konnten. Als aber das innerhalb von wenigen Tagen zu nichts führte, sagte er: „Dann fang eben einmal hier an, und dann werden wir weiter sehen." Und so begann ich, kaum eine Woche vom Schiff herunter und mit noch etwas mangelhaften Englischkenntnissen, als Kodierer oder Stricherlmacher im damaligen Office of Radio Research, Vorläufer des nachmals berühmten Bureau of Applied Social Research. Zunächst nur stundenweise und jeweils nur auf Projektdauer, wie eben Arbeit anfiel. Aber es war der Anfang. Lazarsfeld half damals vielen österreichischen und deutschen Refugees auf diese Weise bei ihren ersten Schritten in Amerika. Als mich meine Freunde fragten, wie es mir ergangen sei, sagte ich triumphierend: „Geld wie Heu!" — ich bekam 56 Cents die Stunde.

Die Columbia University rechnete mir für mein Wiener Doktorat etwa das Äquivalent eines amerikanischen Master's Degrees an, d. h., ich mußte statt der ansonsten vorgeschriebenen 20 nur 10 einsemestrige Vorlesungen belegen und, was das viel Wichtigere war: bezahlen. Die Columbia University ist, wie viele der bekannteren amerikanischen Universitäten, eine private Institution, und das Studium ist nicht billig.

Wäre alles normal verlaufen, dann hätten diese 10 Vorlesungen für einen Full-time-Studenten etwa drei Semester beansprucht, jeweils drei bis vier Vorlesungen pro Semester. Danach etwa ein Jahr Vorbereitung für die große mündliche Gesamtprüfung, die sogenannten „orals", und dann vielleicht zwei Jahre für die Dissertation — alles in allem etwa vier bis fünf Jahre. Aber, wie Alfred Polgar einmal bemerkte: „Das Leben ist zu kurz für solche Zeitlupenscherze!" So lange hätte ich finanziell auf keinen Fall durchhalten können. Das Geld, das ich von Gerda Gustafson mithatte, konnte zusammen mit dem, was ich bei Lazarsfeld verdiente, bestenfalls für das erste Jahr reichen. Es verlief aber alles ganz anders.

Im ersten Sommer absolvierte ich nicht nur den erwähnten Doppelkurs in Statistik, sondern nahm auch gleich noch einen dritten Kurs dazu, für den man eine besondere Bewilligung brauchte.

Was den Statistikkurs anlangte, verlief der Fall etwas anders, als Lazarsfeld erwartet hatte: Ich bekam die fürs Doktorat notwendige gute Note und war

damit in der Tat das Erfordernis los. Im übrigen aber war mir der Kurs zwar nicht zuwider wie den anderen, ich war aber auch nicht am Gegenstand interessiert. Nur war ich furchtbar verbittert, daß ich zwar alle Formeln auswendig konnte, aber in Wirklichkeit nicht wußte, wozu das Zeug gut war, wie es mit der Soziologie Zusammenhängen sollte usw. Ich ging darum im Herbst in den von Lazarsfeld vorgeschlagenen Kurs bei Prof. Wm. S. Robinson, nur um herauszufinden, was es mit dem Gegenstand eigentlich für eine Bewandtnis hatte. Erst dort passierte es dann: Ich verliebte mich in den Gegenstand und wurde schon nach einem Jahr Robinsons Assistent, was allerdings nicht, wie heute in Österreich, eine bestimmte Art von Anstellung bedeutete, sondern nur eine kleine Nebenbeschäftigung mit einem geringen Honorar, eher nach Art eines kleinen Stipendiums. Gleichzeitig aber bekam ich für mein zweites Jahr bereits ein sogenanntes Columbia University Fellowship, eines der besten Stipendien, die die Universität zu vergeben hatte. Gedacht war es ja eigentlich zur Deckung der Inskriptionskosten für ein Jahr und um die finanziellen Kosten des Studiums etwas zu erleichtern. Ich hatte aber im ersten Jahr schon alle meine vorgeschriebenen Kurse hinter mich gebracht und konnte darum mit dem Stipendium plus dem Honorar als Assistent plus dem, was ich, immer noch als Gelegenheitsarbeiter, bei Lazarsfeld verdienen konnte, durch das ganze zweite Jahr und den darauffolgenden Sommer kommen. Das war aber dann zunächst auch wirklich alles. Was wiederum nach meiner Rechnung hieß: Dann mußte ich eben in diesen zwei Jahren das ganze Doktorat hinter mich bringen und schon fertig sein für das, was ich wirklich wollte: Soziologie und — mittlerweile als weiterer Wunsch dazugekommen — Statistik an einem College oder an einer Universität unterrichten können.

Es wurden zwei irrsinnige Jahre. Als Assistent durfte ich eine ganze Reihe von Vorlesungen gratis besuchen. In andere ging ich als stiller, soll heißen als nicht zahlender Zuhörer mit Bewilligung der einzelnen Professoren, und in wieder andere mit vollen Hörsälen setzte ich mich einfach hinein. Insgesamt besuchte ich in diesen zwei Jahren, einschließlich dem Sommer davor, dem Sommer danach und dem Sommer zwischen den beiden Jahren, 50 einsemestrige Vorlesungen, hauptsächlich in Soziologie, Sozialforschung, Massenkommunikation, Statistik einschließlich mathematischer Statistik, was damals Soziologen noch so gut wie gar nicht taten — an der Columbia University war ich damals der einzige — und daneben alle möglichen Vorlesungen in Nationalökonomie, Anthropologie, Sozialpsychologie und ich weiß nicht mehr, was noch alles. Es war an reinem Kursbesuch das Äquivalent von etwa 5 Jahren für einen regulären Full-time-Studenten. Gleichzeitig arbeitete ich weiter bei Lazarsfeld, war Assistent bei Robinson, bereitete mich auf die

„orals“ vor und schrieb meine Dissertation. Für diese hatte ich allerdings das sogenannte „field work“ schon vorher hinter mich gebracht: Ich schrieb über die Gesellschaftsstruktur, wie sie unter den Gefangenen in Dachau und Buchenwald entstanden war.

Und an einem schönen Tag im Monat Mai 1943 bestand ich zwischen 9 und 11 meine „orals“, verteidigte anschließend gleich vor derselben Kommission die Dissertation und war mittag um 12 fertig mit dem Doktorat — nicht ganz zwei Jahre, nachdem ich in New York angekommen war. Das einzige, was noch fehlte, waren die damals noch vorgeschriebenen 125 gedruckten Exemplare der Dissertation. So viel Geld hatte ich ganz einfach nicht, und zwar noch sehr lange nicht. Also mußte ich warten, bis die Columbia endlich 1950 dieses Erfordernis abschaffte und sich mit einer Kopie auf Mikrofilm begnügte. Zum nächsten Termin, Sommer 1951, bekam ich dann das formale Doktordiplom.

Daß ich das formale Diplom jetzt noch nicht hatte, brauchte mich aber weiter nicht zu stören: Für das, was ich wollte, nämlich Soziologie und Statistik an einem College unterrichten, genügte es, daß ich die beiden Fächer genügend beherrschte, von der Columbia die Bestätigung hatte, daß alle Erfordernisse außer dem Drucken der Dissertation erfüllt waren, und daß ich ja mein Wiener Doktorat hatte.

5. COLLEGE-PROFESSOR (AB 1943)

Die Rechnung, daß ich mit dem Columbia University Fellowship und mit dem, was ich für meine Arbeit bei Lazarsfeld und bei Robinson bekam, einigermaßen durch das zweite Jahr und den darauffolgenden Sommer kommen konnte, und daß ich mit dem irrsinnigen Quantum an Vorlesungen während dieser zwei Jahre genügend vorbereitet sein würde für das Unterrichten beider Fächer, Soziologie und Statistik, ging in der Tat, wenn auch äußerst knapp, auf:

In den letzten Septembertagen 1943 kam ein Telefonanruf, ob ich gleich zu einem Interview in die School of Business des City College of New York kommen könnte? „Ja, gewiß, aber bitte erst in einer Stunde.“ — „Gut, gut, kommen Sie in einer Stunde.“ Die Stunde brauchte ich, um mir in einem „ While you wait“ (während Sie warten)-Shop rasch an meinem einzigen Anzug die ausgefransten Ärmel und die abgestoßenen Hosenbeine etwas herrichten, die Schuhe etwas zurechtklopfen und die Haare schneiden zu lassen.

Die erste Frage beim Interview war nicht nach meinen Qualifikationen, sondern: „Are you available?“ „Sind Sie zu haben?“ Ja, ich war zu haben. Und

das war die Situation: die beiden Professoren, die Vorgeschrittene Statistik unterrichteten, waren längst als Offiziere eingerückt — Amerika war ja schon seit bald zwei Jahren im Krieg. Ihr letzter Assistent, der die Kurse irgendwie weitergeführt hatte, war während des Sommers ebenfalls einberufen worden, und nun hatte die Schule seit Semesterbeginn vor etwa zwei Wochen die Statistik-Studenten jeden Tag heimgeschickt und sie vertröstet, daß schon noch ein Lehrer gefunden werden würde. Und hatte verzweifelt in New York herumtelefoniert nach jemandem, der eine ganze Serie von vorgeschrittenen Statistikkursen übernehmen konnte. An der Columbia University erinnerte sich einer meiner Lehrer an mich und daß ich bei Lazarsfeld arbeitete. Dort erreichte mich der Telefonanruf.

Daß ich selbst, obwohl als regulärer Immigrant sofort militärpflichtig, nicht eingerückt war, geschah nur, weil ich bei der militärärztlichen Untersuchung aufgrund einer Verletzung, die ich aus dem Konzentrationslager mitgebracht hatte, als dienstuntauglich befunden worden war.

Auf die Frage nach meinen Gehaltsansprüchen konnte ich, völlig unerfahren, wie ich war, nur sagen: „Sie müssen ja ein Gehaltsschema haben, aus dem hervorgeht, was mir nach meiner Qualifikation zukommt. Das wird mir dann schon recht sein.“ So rief der Departmentvorstand, der das Interview machte, den Präsidenten des City College an und fragte, was ich bekommen sollte. Die Antwort war offenbar: „Geben Sie ihm, was der vorige Mann bekommen hat.“ Da wandte der Professor ein: „Der vorige Mann hat 5 Dollar pro Unterrichtsstunde bekommen, aber der hat nur ein Master’s Degree gehabt. Dieser Mann hier hat zwei Doktorate.“ — „Gut, dann geben Sie ihm 5,50.“ Und mit diesem, auch nach damaligen Begriffen schrecklich unterbezahltem Gehalt begann ich meine Stelle als provisorischer Ersatzlehrer für zwei eingerückte Professoren.

Ich stellte aber doch eine Bedingung: „School of Business“, also etwa ein Mittelding zwischen Handelsakademie und den ersten beiden Jahren einer Hochschule für Welthandel, bedeutete für mich eine Art von Exil: Ich gehörte meiner Ausbildung und meinen Wünschen nach in das Soziologische Department eines Liberal Arts College. Und sagte mir: Wenn ich je von hier weg und in ein Soziologie Department kommen will, dann brauche ich dazu die fortdauernde Verbindung mit dem Soziologie Department der Columbia University. Daher meine einzige Bedingung: daß ich gleichzeitig weiterhin Assistent bei Prof. Robinson an der Columbia University bleiben konnte, und daß mein Stundenplan entsprechend einzurichten sei. Eingesehen und bewilligt.

„Ja, und wann soll ich anfangen?“ — „Morgen früh um 9.“ Das Interview fand an einem Donnerstag Nachmittag statt. „Also wenn Sie die Studenten

schon so lange heimgeschickt haben, dann können Sie das vielleicht noch einen Tag länger tun, damit ich wenigstens dieses dreitägige Wochenende habe, um mich auf meinen neuen Beruf als College-Lehrer vorzubereiten.“ Ebenfalls eingesehen und bewilligt.

Die Vorbereitung bestand vor allem darin, daß ich die letzten 100 Dollar von der Bank abhob, mir einen neuen Anzug und ein paar Lehrbücher für Business-Statistik kaufte — der verbleibende Rest reichte dann knapp bis zum ersten Gehalt — und dann ein paar Leute anrief, die Bescheid wußten, wie man Statistik an einer School of Business unterrichtet. Ich war ja nur auf Anwendung in Soziologie und Sozialforschung eingerichtet. Übers Wochenende vertiefte ich mich dann in die eben gekauften Bücher und stand am Montag vor meinen ersten Klassen, alles Vorgeschrittene mit Statistik als Hauptfach, die alle schon ein ganzes Jahr Einführungskurs hinter sich hatten. Es ging aber alles ganz gut aus — abgesehen von der etwas unzureichenden Lehrerfahrung und der fehlenden Anwendung auf Businessprobleme war ich ja, dank der Unmengen von Statistik-Kursen, die ich in den vorangegangenen zwei Jahren angehört hatte, de facto überqualifiziert.

Auch die zweite Überlegung, daß ich, um schließlich doch in ein Soziologie Department kommen zu können, weiterhin als Assistent bei Prof. Robinson verblieb — jetzt, wo ich selber zwei Assistenten hatte und zwei Doktorate, und nur vorgeschrittene Kurse unterrichtete, während Robinson nur einen Assistenten hatte — das war ich —, nur ein Doktorat und so gut wie nur Einführungskurse unterrichtete und außerdem um zwei Jahre jünger war als ich — diese Rechnung ging schließlich auch auf: 2*/2 Jahre später, im Jänner 1946, kam eine Anfrage vom Queens College — ebenfalls eines der Colleges der Stadt New York — an das Department of Sociology der Columbia University um jemanden, der, beginnend schon im nächsten Monat, gleichzeitig Statistik und Soziologie unterrichten könnte. Erste Antwort: „Gibt es nicht!“ Soziologen studierten damals noch keine Statistik außer dem einen vorgeschriebenen einjährigen Kurs. Bis Prof. Robert S. Lynd sagte: „Aberda ist ja der Neurath, der Assistent vom Robinson; der kann beides.“

Damit endete für mich das Exil in der School of Business, und ich kam genau dorthin, wo ich von Anfang an hingehörte und wofür ich diese irrsinnigen zwei Jahre investiert hatte: In ein gutes Liberal Arts College, wo ich endlich Soziologie und Statistik unterrichten konnte samt den dazugehörenden Spezialfächern wie Methodik der Sozialforschung, Bevölkerungsprobleme usw. Am Queens College blieb ich dann die nächsten 31 Jahre bis zu meiner Emeritierung 1977. Und als 1962 die verschiedenen Colleges der Stadt New York zusammengefaßt wurden als die City University of New York, mit

einem gemeinsamen Doktoratsprogramm, wurde ich auch noch Mitglied der dazu aus den verschiedenen Colleges speziell ernannten Doktoratsfakultät.

Es war ein etwas zufälliges, aber für mich symbolisches Zusammentreffen, daß ich im gleichen Jahr 1946, in dem ich mit meiner Übersiedlung ans Queens College endlich in den erwünschten akademischen Beruf kam, auch nach dem in den Einwanderungsbestimmungen vorgesehenen 5jährigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten, die amerikanische Staatsbürgerschaft bekam. 1949 kam dann nach den üblichen drei Probejahren auch noch die „tenure", d. h. die Ernennung zum permanenten Mitglied der Queens College Faculty. Damit kam die eigentliche Immigrationsphase zum Abschluß. Von da an war ich, wie andere auch, einfach ein amerikanischer College-Professor und durchlief im Lauf der nächsten Jahre die übliche Rangleiter vom Instructor bis zum Full Professor. Daß ich ein ehemaliger Österreicher war, galt bei den Kollegen, wie überhaupt in Universitätskreisen, eher als ein Plus, weil in eben diesen Kreisen die europäische allgemeine Bildung und Kulturtradition als etwas Positives geschätzt wird. Das ist allerdings nichts Neues, sondern geht seit bald zweihundert Jahren so. Das bedeutet, ich möchte hier nicht mißverstanden werden, nicht, daß der Immigrant überall und zu jeder Zeit positiv aufgenommen wird — es gibt immer wieder auch einmal Vorurteile und Zwischenfälle und auch gesellschaftliche Abgrenzungen. Es bedeutet aber, daß der Immigrant, insbesondere in den großen Städten, jederzeit und ohne besondere Anstrengung, und vor allem: ohne besondere Abschließung in irgendein Ghetto, große Gruppen von Menschen findet, die ihn freundlich und als einen der Ihren aufnehmen, mit denen er normale berufliche und private gesellschaftliche Bindungen eingehen kann, ohne daß allfällige Vorurteile oder Ablehnungen von Fremden und Immigranten, die es natürlich gibt, relevante Bestandteile seines Lebens sein müßten.

Daran möchte ich, nachdem ich über die mehr persönliche Seite meiner Immigration berichtet habe, auch ein paar allgemeine Bemerkungen anknüpfen:

Als ich 1941 nach Amerika kam, waren erst drei Jahre vergangen seit dem „Anschluß", und die Zeit, da der Einwanderungsstrom von in Deutschland aus politischen oder rassischen Gründen Verfolgten in größerem Ausmaß eingesetzt hatte, lag noch nicht um sehr viel mehr Jahre zurück. Damals konnte man unter den neueren Einwanderern noch deutlich zwei einander kraß entgegengesetzte Extreme wahrnehmen: am einen Ende die Berufsemigranten, deren gesamtes Leben, soweit irgend möglich, sich unter anderen Emigranten abspielte; und am anderen Ende die Hyperamerikaner, die versuchten, sich mit Gewalt und über Nacht zu amerikanisieren.

Die Politischen unter den Berufsemigranten schlossen sich, je nach ursprünglicher Einstellung, in den traditionellen politischen Parteien und Splittergruppen zusammen und die unpolitischen in kulturellen und gesellschaftlichen Vereinigungen. Die einen wie die anderen pflegten ihre Tradition, und viele von ihnen hatten vom ersten Tag an nichts als die Vorbereitung ihrer Rückkehr im Kopf.

Die Hyperamerikaner lehnten alles ab, was nach europäischer, insbesondere nach deutscher oder österreichischer, Tradition oder Kultur roch, sie gingen in keine Konzerte oder Theater, wo deutsche Stücke gespielt wurden, suchten amerikanische Kontakte und waren stolz auf jeden Amerikaner, der sie duzte oder gar in seine Wohnung einlud. In Extremfallen sprachen sie nicht einmal zu Hause Deutsch miteinander.

Dazwischen gab es die verschiedensten Abstufungen und Varianten von Anpassung und Assimilation, wobei mit fortschreitenden Jahren die Extreme an beiden Enden etwas abbröckelten, besonders wo Kinder in amerikanische Schulen oder Colleges gingen und sich dort mehr oder weniger automatisch amerikanisierten.

Ich selbst beschloß ganz bewußt gleich zu Beginn, weder in das eine noch in das andere Extrem zu verfallen. Meine Arbeit bei Lazarsfeld und der Besuch von so vielen Vorlesungen an der Columbia University sorgten von Anfang an für eine gute Mischung: Bei Lazarsfeld gab es eine ganze Anzahl von Emigranten, denen er, so wie mir, teils weniger, teils mehr permanente Arbeit gab, aber natürlich auch eine ganze Anzahl gebürtiger Amerikaner; und in den Vorlesungen waren meine Mitstudenten natürlich zum größten Teil gebürtige Amerikaner, allerdings sehr viele von ihnen die Kinder oder allenfalls die Enkel von Einwanderern. Für ein richtiges Privatleben mit geselligen Zusammenkünften usw. hatte ich während der ersten beiden Jahre mit ihrer wahnsinnigen Arbeitsüberlastung, die sich dann weitgehend auch noch ins dritte Jahr, meinem ersten Jahr als College-Lehrer, fortsetzte, so gut wie überhaupt keine Zeit. Das aber machte, daß sich mein eigener Akklimatisierungsprozeß etwas anders vollzog als bei den meisten anderen Immigranten. Als ich endlich wieder etwas Zeit bekam zum Atemholen, war ich schon nach beiden Richtungen eingewöhnt und hatte nach beiden Richtungen Kontakte: mit anderen Emigranten und mit ein paar Freunden aus Wien und ebenso mit vielen Amerikanern.

Sowohl am City College wie auch am Queens College gab es jeweils ein paar Immigranten aus jüngster Zeit und zahlreiche Kollegen, die, obwohl selbst schon in Amerika geboren, europäische Eltern oder Großeltern hatten, und für die der Neuankömmling schon nach kurzer Zeit, wenn nicht notwendigerweise persönlicher Freund, so doch völlig akzeptierter Berufskollege war.

Gewiß gab es unter den Kollegen auch einige mit Abneigung gegen Fremde und Immigranten, ja auch einige, allerdings nur wenige, Antisemiten. Aber ich kann ruhig behaupten, daß ich selber nie, und ich meine wirklich nie, auf Ablehnung als Außenseiter und Emigrant gestoßen bin, und ich glaube sagen zu können, daß das auch auf so gut wie alle meine Kollegen zutrifft, die ebenfalls, wie ich, neuere Immigranten waren. Auch bei meinen Studenten fand ich immer vollstes Entgegenkommen. Eine meiner nettesten Erinnerungen ist, wie ich mich an meinem ersten Unterrichtstag am City College den Studenten vorstellte und so nebenhin bemerkte: „Und wenn ihr mich vielleicht wegen meines Wiener Akzents schlecht versteht, dann unterbrecht mich ruhig, dann sag ich's eben noch einmal!" — und wie sie daraufhin teils lächelten, teils lachten, und wie ich fragte: „Ja was hab' ich denn jetzt wieder angestellt?" sie fröhlich erwiderten: „We have accents ourselves!" „Wir haben selber auch Akzente."

Während ich noch an der School of Business Statistik unterrichtete, vermittelte mich 1944 ein Kollege als statistischen Konsulenten an eine Economic Research Firma, die ihrerseits als Konsulent für einige der größten amerikanischen Industriekonzerne fungierte. Meine Aufgabe war es, gewisse statistische Analysen zu organisieren und den gesamten statistischen Betrieb zu betreuen. Ich war etwa zwei bis drei Nachmittage pro Woche dort. Es war eine sehr interessante Arbeit, und ich war in dieser Firma durch zehn Jahre hindurch tätig, bis ich 1955 für zwei Jahre nach Indien ging. Wesentlich für unser Thema „Emigration" ist, daß es sich um eine rein amerikanische Firma handelte, mit durchwegs amerikanischem Personal, und daß ich vom ersten Tag an als regulärer Mitarbeiter akzeptiert wurde, ohne daß die Tatsache, daß ich ein erst kürzlich eingewanderter Immigrant war, irgend etwas dazu oder davon getan hätte, obwohl vor allem am Beginn meiner Tätigkeit, erst drei Jahre nach meiner Ankunft in Amerika, mein Akzent, wie man in Amerika sagt, zum Schneiden dick war (nicht, daß er heute um soviel „dünner" wäre). Das galt für absolut alle Leute, mit denen ich dort zu tun hatte, vom Präsidenten und dem höheren Mitarbeiterstab bis zur Telefonistin.

Von 1949 bis 1967 unterrichtete ich im Nebenberuf gleichzeitig mit meiner Tätigkeit am Queens College — und bis 1955 auch gleichzeitig mit der eben erwähnten Konsulententätigkeit — an der Graduate Faculty (das ist die Doktoratsfakultät) der New School of Social Research in New York, die während der dreißiger Jahre als „University in Exile" gegründet worden war, um in Europa von Nationalsozialismus und Faschismus verfolgte Professoren nach Amerika bringen zu können. Dort fand ich in der Tat ein richtiges europäisches Emigrantenklima vor. Den weitaus überwiegenden Teil der Fakultät stellten immer noch schon vorher in Deutschland und Österreich be-

kannt gewesene Wissenschaftler, und es war gerade das europäische Klima, das die Studenten anzog.

Ich selbst wurde eingeladen, Statistik und Methodik der Sozialforschung vorzutragen, weil die Studenten diese Fächer als Bestandteil ihrer Berufsausbildung benötigten, die europäischen Kollegen aber auf diese Fächer nicht spezialisiert waren. Ich schien besonders geeignet für die Rolle, weil ich einerseits dank meiner amerikanischen Ausbildung diese Fächer beherrschte, andererseits aber dank meiner europäischen Ausbildung gut in das europäische Klima der New School paßte.

Zwar waren damals mehrere der ursprünglichen Mitglieder der „University in Exile“ schon durch jüngere Nachfolger, und im Laufe der Jahre mehr und mehr durch gebürtige Amerikaner, ersetzt, die Graduate Faculty und die gesamte New School war aber immer noch eine sehr europäische Enklave. Über die New School ist viel geschrieben worden, insbesondere auch im Zusammenhang damit, daß sie für viele europäische Wissenschaftler als Anlauf- und Durchgangsstelle zum Übergang in den normalen amerikanischen akademischen und allgemeinen Wissenschaftsbetrieb diente, aber auch weil sie fortlaufend als eine Art Ausstrahiungszentrum für europäische Kulturtradition von der amerikanischen wissenschaftlichen Welt akzeptiert und geschätzt wurde und immer noch wird. Sie war vor allem in den ersten Jahrzehnten, und ist es heute noch, eine Stelle, an der der Emigrant in seiner Eigenschaft als Immigrant fungieren kann und als solcher akzeptiert wurde und noch wird.

6. FULBRIGHT PROFESSOR IN INDIEN (1955—1957)

An den meisten amerikanischen Universitäten gibt es die Einrichtung des sogenannten „Sabbaticals“, das seinen Namen davon trägt, daß die permanenten Fakultätsmitglieder zumeist jedes siebente Jahr als Freijahr bekommen, wobei die Bedingungen von Universität zu Universität stark variieren können. An den New York City Colleges war die Bedingung damals im wesentlichen so: jedes siebente Jahr entweder ein halbes Jahr mit vollem oder ein volles Jahr mit halbem Gehalt.

Ich hatte mein erstes Sabbatical 1955/56 und ging als Fulbright Professor nach Bombay an das Tata Institute of Social Science vor allem mit der Aufgabe, Sozialforschung mit allen dazugehörigen Kursen in Forschungsmethodik und Statistik als neues Hauptfach einzurichten und vorzutragen. Gegen Ende 1955 betrauten UNESCO und All India Radio das Tata Institute mit der Bewertungsarbeit für ein großes Experiment im Gebrauch von Radio,

insbesondere in der Form von organisierten permanenten Hörergruppen, zur Verbreitung von besseren Agrarmethoden und allgemeinen Dorfverbesserungen in Hygiene usw. Mein indischer Kollege Dr. A. M. Lorenzo und ich wurden mit der Planung und Durchführung dieser Studie betraut. Als Dr. Lorenzo mit Ablauf des akademischen Jahres vom Tata Institute in eine höhere Regierungsposition umstieg, wäre, wenn ich ebenfalls, wie vorgesehen, mit Ablauf des Jahres weggegangen wäre, die Studie völlig verwaist gewesen. Ich wurde also eingeladen, ein zweites Jahr zu bleiben, führte die Studie zu Ende und schrieb die entsprechenden Berichte, die dann von der indischen Regierung und von der UNESCO veröffentlicht wurden.

Wesentlich unter dem Gesichtspunkt „Wissenschaftliche Emigration" ist dabei folgendes: Um Fulbright Fellowships bewirbt man sich aufgrund von jährlichen Ausschreibungen, die an alle Universitäten und ähnliche Institutionen ergehen. Die Fulbright Kommission in Washington, die dem State Department untersteht, trifft eine erste Auswahl von jeweils etwa doppelt so vielen Kandidaten wie für jedes teilnehmende Land Fellowships vorgesehen sind. Diese Liste geht an ein örtliches paritätisch zusammengesetztes Komitee, das zur Hälfte aus Amerikanern, zur Hälfte aus örtlichen Mitgliedern besteht und die endgültige Auswahl trifft. Und nun ist es wesentlich, festzuhalten, daß im Laufe der Jahre nicht nur ich, sondern auch eine ganze Reihe anderer amerikanischer Immigranten solche Fulbright Fellowships bekamen, wobei eben die Tatsache, daß wir Immigranten waren, offenbar überhaupt keine Rolle spielte. Es ging lediglich um die wissenschaftliche und sonstige erforderliche Qualifikation. Amerikanische Staatsbürgerschaft ist Voraussetzung, sonst aber gibt es nichts, was einen Immigranten an der Bewerbung und letztlich am Erhalt eines Fulbright Fellowship hindern könnte. Ich habe, wie noch zu berichten, später noch zwei weitere Fulbright Fellowships bekommen, eines nach Köln und eines nach Wien, wobei insbesondere das letztere eine phantastische Ausnahme war, weil eine nur sehr selten durchbrochene Regel vorsieht, daß niemand mehr als zwei Fulbright Fellowships in einer akademischen Karriere bekommen kann. Ich betone das als besonders dramatische Unterstreichung der Tatsache, daß hier wirklich europäische (und übrigens auch andere) Immigranten völlig gleich den gebürtigen Amerikanern behandelt wurden. In diesem besonderen Fall: daß auch, weil ein besonderer Grund vorlag, nämlich das besondere Verlangen der Universität Wien, diese ganz seltene Ausnahme auch für einen nach Amerika immigrierten Europäer gemacht wurde.

Ich war dann noch zweimal in Indien — den ganzen Sommer 1962 und das ganze Jahr 1964/65, beide Male im gleichen Zusammenhang: Die Delhi Schulverwaltung machte, mit Unterstützung der Ford Foundation, ein

vierjähriges Experiment im Gebrauch von Fernsehen beim Unterricht von Physik und Chemie in Sekundarschulen. Meine Aufgabe war die Leitung der entsprechenden Bewertungsstudie, über die ich dann ebenfalls die Berichte schrieb, einen provisorischen 1962 und einen im Staatsverlag erschienenen über das Jahr 1964/65. Diesmal wurde ich auf Vorschlag von All India Radio, wo ich noch von der ersten großen Studie her bekannt war, von der Ford Foundation nach Indien gebracht, um diese Studie zu organisieren und zu leiten.

Wesentlich für unser Thema „Wissenschaftliche Emigration" ist, daß es auch für die Ford Foundation nicht die geringste Rolle spielte, daß es sich dabei um einen Immigranten handelte. Ich habe überhaupt in Indien Dutzende von Wissenschaftlern getroffen, die dort entweder im Auftrag der Ford Foundation oder als Fulbrighter oder für amerikanische Regierungsstellen entweder unterrichteten oder alle möglichen wissenschaftlichen Forschungsprojekte und andere Arbeiten durchführten. Die meisten von diesen Wissenschaftlern waren zwar gebürtige Amerikaner, es fanden sich aber eben auch eine ganze Anzahl gebürtiger Europäer darunter. Und bei keinem der letzteren spielte es auch nur die geringste Rolle, daß er ursprünglich als Immigrant nach Amerika gekommen war. Sie alle wurden sowohl von ihren Kollegen wie von den entsprechenden übergeordneten Stellen wie jeder andere Amerikaner behandelt.

7. DER „WEG ZURÜCK" I : FULBRIGHT PROFESSOR IN KÖLN (1959—1960)

Im Sommer 1954, ein Jahr vor der ersten Reise nach Indien, begann mein Kontakt mit Prof. Rene König in Köln, der letztlich indirekt zu meiner Rückkehr nach Wien führen sollte. Es begann damit, daß, während ich gerade Urlaub in Paris machte, mir mein Freund Max Ralis aus München schrieb, ich sollte doch einmal seinen Freund Rene König in Köln besuchen. Wir würden sicher Gefallen aneinander finden, und das könnte uns beiden nur gut tun. Gut, warum nicht. Wir fanden in der Tat Gefallen aneinander. König gefiel besonders, was ich ihm über meine Art berichtete, widerstrebenden Soziologiestudenten Statistik beizubringen, und auch die Skripten, die ich dazu geschrieben hatte, fanden seine Zustimmung.

Am letzten Tag, nur Stunden, bevor ich nach Paris zurückfuhr, hielt ich, hauptsächlich auf Veranlassung von Peter Heintz, damals noch Assistent bzw. Dozent bei König, später Professor in Zürich, vor einer mitten im Sommer rasch zusammengetrommelten Gruppe von Assistenten und anderen völlig

aus dem Stegreif einen Vortrag über „Mathematische Modelle in den Sozialwissenschaften“, ein damals noch verhältnismäßig neues Thema, über das ich im „Summer Institute in Mathematics for Social Scientists“ des Social Science Research Council im Jahr zuvor viel gehört hatte. Ein paar Monate später, im Jänner 1955, machte ich auf der Rückreise von einem Besuch in Wien noch einmal in Köln halt und hielt einen Vortrag über „Statistische Probleme des Kinsey Reports“.

1956 erreichte mich dann in Bombay ein Brief vom Enke-Verlag in Stuttgart: Prof. Rene König hatte vorgeschlagen, sie sollten mich einladen, ein Lehrbuch der Statistik für Soziologen zu schreiben. Das Buch erschien schließlich 1966. Dazwischen schrieb ich das Kapitel „Statistik“ für Königs *Handbuch der empirischen Sozialforschung,* das 1962 erschien.

Der ganz große Schritt auf dem „Weg zurück“ aber kam, als Prof. König mich für das Jahr 1959/60 als Fulbright Professor nach Köln brachte, sozusagen in Umkehrung dessen, was mich seinerzeit an die New School in New York gebracht hatte. König fand, daß ich mit meiner doppelten Ausbildungin Amerika und in Europa besonders geeignet wäre, deutschen Studenten die neueren quantitativen Methoden der amerikanischen Soziologie zu vermitteln, um deren Verbreitung in Deutschland er sich damals bemühte.

Wobei, das sei zugegeben, ein Teil der Attraktion für mich war, daß, wie ich meinen amerikanischen Freunden erklärte, „Köln 3000 Meilen näher an Wien ist, als New York jemals sein wird“. Ich fuhr auch unmittelbar vor meinem Antritt in Köln noch zu einem Demographen-Kongreß nach Wien. Da schrieb Prof. König mir, ich solle mich doch in Wien um einen jungen Mann namens Poldi Rosenmayr umsehen, damals noch Assistent bei August Maria Knoll. Der würde mir sicher gut gefallen. Was auch stimmte, und zwar so sehr, daß jedesmal, wenn wir während Kölner Ferien oder Feiertagen nach Wien fuhren, ich stundenlang mit Rosenmayr und seinen Leuten an der Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle beisammen war, die er damals noch an der Lehrkanzel Knoll aufbaute und aus der er letztlich das heutige Institut für Soziologie entwickelte.

8. DER „WEG ZURÜCK“ II: KURZE GASTSPIELE UND LANGE GASTPROFESSUREN IN WIEN SEIT 1961

Während der New Yorker Semesterferien im Jänner 1961 und noch einmal im Jänner 1962 brachte Prof. Rosenmayr mich mit Hilfe von OECD-Fellow- ships nach Wien, wo ich, jedesmal vier Wochen lang mit drei mal drei Stunden pro Woche, die ersten Statistik-Vorlesungen an der Universität spezifisch für

Soziologen hielt, zusammen etwa das Äquivalent einer einjährigen Einführungsvorlesung, wobei wir noch in Windeseile beim ersten Mal 130 und beim zweiten Mal etwas weniger als 100 Seiten Skripten fabrizierten — eine vor dem Xerox- und Computerzeitalter sehr beachtliche Leistung auch von Prof. Rosenmayrs Sekretärinnen.

Von da ab kam ich mehrmals zu kurzen Gastspielen nach Wien, wie es sich gerade mit meinen Ferien in New York und mit meinen Reisen nach Indien ausging. Von Mai bis Juni 1965 trug ich — ebenfalls auf Veranlassung von Prof. Rosenmayr, der mittlerweile selber Ordinarius für Soziologie geworden war — etwas Statistik am damals noch in den Anfängen begriffenen Institut für Höhere Studien in der Stumpergasse vor. Und als ich 1971/72 wieder einmal ein Sabbatical hatte, brachte mich Prof. Rosenmayr für das ganze Jahr als Gastprofessor nach Wien. Danach gab es wieder das eine oder andere kurze Gastspiel, und schließlich, schon nach meiner 1977 erfolgten Emeritierung vom Queens College, noch einmal eine Fulbright-Professur in Wien 1978/79. Das war, wie schon erwähnt, eine phantastische Ausnahme, erstens, weil es entgegen der Regel ein drittes Fulbright Fellowship war, und zweitens, weil Fulbrights so gut wie nie an bereits emeritierte Personen vergeben werden. Item, hier war ich, und Prof. Rosenmayr beantragte und die Fakultät befürwortete gleich anschließend eine reguläre Gastprofessur für 1979/80, was vom Ministerium bewilligt wurde. Dann kamen, wiederum auf Antrag von Prof. Rosenmayr und mit Befürwortung der Fakultät, Gastprofessuren für 1982/83 und 1983/84, und jetzt bin ich noch einmal hier für 1985/86. (Während ich dies zur Drucklegung vorbereite, im Februar 1987, bin ich weiter hier in Wien aufgrund einer Verlängerung für 1986/87 und einer weiteren Gastprofessur für 1988/89, die bereits beantragt, beschlossen und bewilligt worden ist.)

Beginnend mit der Gastprofessur 1978 und nominell im Jahre 1980 begann ich mit Hilfe des Wissenschaftsministeriums am Institut für Soziologie das Paul-Lazarsfeld-Archiv aufzubauen — Paul Lazarsfeld war 1976 in New York gestorben —, das ich seither neben meiner eigentlichen Lehr- und sonstigen Tätigkeit betreue und das eben daran ist, seine ersten Publikationen herauszubringen.

Auch hier möchte ich über die mehr persönliche Seite meiner Remigration hinaus — soweit man von einer solchen sprechen kann, weil ich ja meinen ordentlichen Wohnsitz immer noch in New York habe — ein paar allgemeine Bemerkungen zum Thema Remigration anfügen. Die erste betrifft die ungemein freundliche Aufnahme, die mir vom ersten Tag an und von allen Seiten zuteil wurde. Nicht nur von Prof. Rosenmayr und seinen, und nunmehr auch meinen, engeren Kollegen und auch seitens der Studenten, sondern auch von allen Kollegen über den unmittelbaren Institutsbereich hinaus, mit denen ich,

sei es dienstlich, sei es anderweitig, in Berührung kam. Dazu kommen die wiederholten Befürwortungen meiner Gastprofessuren seitens der Fakultät an das Ministerium und diejedesmalige reibungslose Bewilligung dieser Anträge durch das Ministerium.

Mir ist selbstverständlich klar, daß nicht alle Remigrationen so glatt und reibungslos vor sich gehen können, mit so völlig herzlicher und freundlicher Aufnahme nicht nur seitens aller in Betracht kommenden Einzelpersonen und Gremien, sondern auch seitens der mit der Sache befaßten jeweiligen Stellen im Ministerium. Daß es sich eben nicht um eine komplette Remigration handelte, bei der ein ganzer planmäßiger Dienstposten zur Verfügung gestellt werden mußte, mag vielleicht technisch die Dinge erleichtert haben.

Obwohl — und das sei an dieser Stelle besonders hervorgehoben — auch das seitens der Fakultät und des Ministeriums nicht nur in Betracht gezogen, sondern — soweit es auf Fakultät und Ministerium ankam — auch durchgeführt wurde. Die Geschichte verdient festgehalten zu werden.

Im Frühjahr 1973 wurde ich auf Vorschlag von Prof. Rosenmayr und mit Zustimmung der Fakultät zum Honorarprofessor ernannt. Wenige Monate später gab es plötzlich eine Vakanz, und ich wurde im Herbst 1973 zur Berufungsverhandlung für ein Ordinariat eingeladen. Ich kann nur mit Rührung an diese Berufungsverhandlung zurückdenken. Wie ich da beinahe stumm immer nur zustimmend nicken und dann ein ums andere Mal Ja sagen konnte, während der Herr Ministerialrat die sehr großzügig formulierten Bedingungen eine nach der anderen ins Protokoll diktierte. Daß ich letztlich doch nicht annehmen konnte, hatte absolut nichts mit der Fakultät noch mit den mir seitens des Ministeriums angebotenen Bedingungen zu tun, die so gut waren, wie man sie sich nur wünschen konnte. Es scheiterte schließlich an einer Komplikation, die außerhalb unser aller Einflußbereiches lag. Daß ich also letztlich doch ablehnen mußte, machte uns zwar alle sehr traurig, es änderte aber nichts an meinem guten Verhältnis zur Universität und zum Ministerium. Nur wenige Monate später, im Mai — Juni 1974, war ich schon wieder zu einer meiner gewohnten kurzen Gastprofessuren in Wien; dann kamen noch weitere kurze Gastspiele und dann die langen Gastprofessuren, beginnend 1978/80, wie oben beschrieben.

Ich kann insgesamt nur mit tiefer Dankbarkeit an alle Beteiligten von dieser nun schon so langen Geschichte meiner Teil-Remigration sprechen, mit all den Zwischenstationen, von kurzen Gastspielen über die Honorarprofessur und Beinahe-Berufung bis zu den langen Gastprofessuren der letzten Jahre. Ich fühle mich schon längst nicht mehr als ein Wanderer zwischen zwei Welten, sondern als ein richtiger Bewohner von gleichzeitig zwei Welten, und wenn man mich fragt, wo nun wirklich mein „zu Hause“ ist, in Wien oder in New

York, dann kann ich nur antworten wie das Kind, das gefragt wird: „Wen hast du lieber, den Papa oder die Mama?“ — „Beide!“

Zum Abschluß möchte ich noch anfügen: Ich habe es vermieden, mit Ausnahme von Prof. Rene König und Prof. Leopold Rosenmayr, die Namen all jener anzuführen, denen individueller Dank für ihren Anteil an meiner Heimkehr nach Wien gebührt. Einen dritten Namen möchte ich aber doch zum Schluß noch anfügen: Frau Minister Dr. Hertha Firnberg, ohne deren immer wieder erwiesene Hilfe und freundlichstes Entgegenkommen durch all die Jahre diese ganze Geschichte nicht so wunderbar hätte verlaufen können, wie sie de facto verlaufen ist. Zum Abschluß also auch noch meinen Dank an Frau Minister Dr. Firnberg.

“All I know is it does
something to within a ten-thousandth of an inch. “

Die eine Frau zur anderen: „Das einzige, was ich weiß, ist, daß sie irgendetwas auf ein zehntausendstel von einem Zoll tut.“ — Die Zeichnung stammt aus dem Zweiten Weltkrieg und erschien in der amerikanischen Wochenschrift *The New Yorker* — eine Anspielung darauf, daß damals viele Hausfrauen ohne alle Vorkenntnisse als Arbeiterinnen in der Industrie eingestellt wurden. Der Mann arbeitet an einer Karusselldrehbank — so wie der Autor dieses Beitrages damals in Schweden. (*Drawing by R. Macdonald; © 1943, 1971. The New Yorker Magazine, Inc.*)

ERWIN TREBITSCH

Emigration nach Australien

Zunächst muß festgestellt werden, daß diese Emigration die zweite Auswanderung war, nämlich eine Auswanderung von Shanghai nach Australien. Sie fand nach Kriegsende (1946) statt, es war daher eine gewisse Willens- und Entscheidungsfreiheit gegeben, was bei der ersten Emigration nach Shanghai nicht der Fall war. Da das Thema sich mit subjektiver und nicht mit objektiver Schilderung befaßt, soll hier kurz die geistige Haltung des Ausführenden aufgezeigt werden.

Zwei Illusionen wurden bei der ersten Emigration zerstört: Der Begriff der Heimat, der man sich automatisch zugehörig fühlte; auch wenn man von einer Rückkehr träumte, war es nicht eine Rückkehr in die Geborgenheit, da man wußte, daß man nicht allgemein willkommen war. Die zweite Illusion, die zerstört wurde, war die, daß man außerhalb des Deutschen Reiches den Juden wohlgesinnt sei oder ihnen wenigstens neutral gegenüberstünde. Diese Desillusionierung war nun eine starke Komponente, welche Shanghai für einen Emigranten attraktiv gestalten konnte. Die weiße Bevölkerung bestand dort eben nur aus Ausländern. Mit Glück konnte man auch in einer mittleren Position etwa alle sieben Jahre auf drei bis sechs Monate nach Europa fahren beziehungsweise in den Bergen Chinas einen angenehmen Sommeraufenthalt verbringen. Da ich nach dem Krieg in einem der größten Hotels in Shanghai, dem Cathay Hotel am Bund (ich glaube, es heißt heute Peace Hotel), in der internen Revision tätig war, wollte ich nicht wegfahren. Ein Verwandter sandte uns (meiner Mutter, meinem Onkel und mir) die Einreiseerlaubnis nach Australien, die ohne das damals übliche Landungsgeld von £ 200 pro Kopf gewährt wurde, da wir von den Japanern, damals die Erzfeinde der Australier, interniert worden waren. Es war eine lange Überlegung meinerseits. Shanghai war durch seine Zugehörigkeit zum eurasischen Festland — wenn auch am äußersten Zipfel — irgendwie mit Europa verbunden. Australien lag praktisch außerhalb der Welt. Ich hatte das chinesische Volk wenigstens ein wenig kennen und lieben gelernt. Die australische Bevölkerung von damals 4 Millionen war wieder etwas Unbekanntes.

Ausschlaggebend für die zweite Emigration war schließlich der Umstand, daß die weitere politische Entwicklung in China vorauszusehen war und daß man wußte, daß die Kommunisten an einem Verbleib der Europäer, wenn es sich nicht um hochqualifizierte Techniker handelte, nicht interessiert waren.

Am 27. Juli 1946 verließen wir die uns liebgewordene Zufluchtsstätte und fuhren nach einem dreiwöchigen Zwischenaufenthalt in Hongkong — bedingt durch Warten auf einen Frachter der dezimierten Handelsflotte — nach Sydney.

Den ersten Eindruck von Australien erhielten wir im Kanal zwischen dem Korallenriff und dem australischen Festland. Um mich kurz zu fassen: Es war eine Bilderbuchlandschaft. Kleine, saubere, gepflegte Häuschen mit geschickt angelegten Gärten, überall sattes Tropengrün. Irgendwie begann man davon zu träumen, in so einem abgelegenen Heim innere Ruhe und Frieden zu finden. Je näher man aber natürlich dem Reiseziel kam, desto nüchterner und beklemmender wurden die Gedanken, und beim Anblick der berühmten Hafenbrücke in Sydney dachte ich unwillkürlich: „Wer weiß, ob wir nicht darunter schlafen müssen." Wir wurden schon in Shanghai vor der Unterkunftknappheit in Australien gewarnt. Als das Schiff unter der Brücke passierte, donnerten gerade zwei Vorortezüge über uns weg. Seit Wien hatten wir diese Art Lärm nicht mehr gehört, und je nach Bezirkszugehörigkeit erinnerte sich der ehemalige Wiener entweder an die Stadtbahn am Donaukanal oder an die Verbindungsbahn.

Australien hatte zu jener Zeit eine Arbeiterparteiregierung. 1942 war die damalige konservative Regierung bereit gewesen, den nördlichen Teil Australiens den damals bis nach New Guinea vordringenden Japanern zu opfern. England betrachtete den fünften Kontinent als „Vorposten des Imperiums", den man „unter Umständen zeitweise aufgeben müßte" (aus einer Rede Churchills). Die konservative Partei war England immer besonders eng verbunden, während die Arbeiterpartei größere Unabhängigkeit anstrebte. Die Gegensätze zwischen den Parteien waren nicht nur ideologisch und national, vor allem waren sie religiös, wobei bei der Arbeiterpartei das irische, d. h. daher das katholische Element vorherrschte. Die konservative Partei wurde nun 1942 mit ihrem Programm der „Brisbane Line" (Brisbane Verteidigungslinie) buchstäblich hinausgeworfen, und die Arbeiterpartei unter Premierminister Curtin ersuchte um amerikanische Hilfe, die sie auch sofort erhielt.

Zur Zeit meiner Ankunft war Curtins Nachfolger Chifley (Curtin war gestorben) Premierminister. Um einige Ereignisse vorwegzunehmen: Chifley war von der Pike auf Praktiker, besaß aber zugleich fundiertes theoretisches Wissen, das er sich in seinen Freizeitstudien angeeignet hatte. Um Australien aus der Isolation zu führen, begann unter seiner Regierung ein gezieltes Einwanderungsprogramm, das die Industrialisierung vorantrieb. Er war Demokrat und Sozialist und scheiterte schließlich am Versuch, die Banken zu verstaatlichen. — Australien ist außerdem sehr gewerkschaftsorientiert. Da nun viele Gewerkschaften eine Art Numerus clausus betrieben, um die Ar-

beitsbedingungen so günstig wie möglich zu halten, war es für Einwanderer trotz Mangel an Arbeitern schwer, eine Stellung zu finden. Bei den „White Collar Jobs“, den Angestelltenposten, war es noch schwieriger, obzwar in meinem Fall keine Sprachschwierigkeiten bestanden. „No local experience“, „Keine hiesige Erfahrung“, war der stereotype Bescheid, trotz englischer Buchhaltungszeugnisse und praktischer Erfahrung in einem britischen Hotel. Von 1946—1949 arbeitete ich als Lastträger und Lagerist. Dann erhielt ich eine Stelle in der Kalkulationsabteilung der Hafentransport- und Fährengesellschaft „Sydney Ferries“. Die „hiesige Erfahrung“ war gegeben, obzwar ich das frühere kommerzielle Training eher vergessen hatte. In manchen Gewerkschaften war es auch für einen Australier unmöglich, Mitglied zu werden, wenn er nicht entweder große Protektion hatte oder der Familie des Gewerkschafters angehörte. Die Bergbaukumpel und die Hafenarbeiter gehörten zum Beispiel zu dieser „Aristokratie“.

Bevor ich über weitere Eindrücke berichte, muß auf einen besonderen Umstand aufmerksam gemacht werden: Heute hat Australien 15 Millionen Einwohner, eine zum Teil aggressive Industrie und scheint auf dem Weg, ein multinationales Gemisch zu werden. Ich sage „scheint“, da ich schließlich seit 1973 nicht mehr in Australien war. 1946 hatte es, wie schon erwähnt, 4 oder 5 Millionen Einwohner, hatte eine homogene britische Bevölkerung, schimpfte auf England und Amerika, bewunderte die Amerikaner und betrachtete England als „die“ Heimat, auch wenn die Familien seit Generationen in Australien geboren waren. „I am going home“, sagte der Australier, wenn er auf 3 Monate nach London fuhr.

Vom Einwanderer erwartete man vor allem, daß er sich konform verhielt, als Arbeitnehmer sollte er nicht zu viel arbeiten, um die Arbeitsplätze und das Tempo nicht zu gefährden. Solange man um Stundenlohn arbeitete, wählten die meisten Labor (Arbeiterpartei), wurde man Vorarbeiter (Foreman) oder kam man gar ins Bureau, wählten die meisten dann konservativ, ohne das in irgendeiner Weise als „Verrat“ oder ungehörig zu empfinden. Man gehörte eben zum Management und war daher etwas Besseres. Im allgemeinen wurde untereinander relativ wenig politisiert, da man auf jeden Fall die Politiker als Betrüger betrachtete. Im Gegensatz zu hier bedeutet diese Haltung im angelsächsischen Gedankengang keine Demokratiemüdigkeit und keinen Ruf nach einem „starken Mann“, da das parlamentarische System noch immer als das beste angesehen wird. Solange man sich konform verhält, kann man auch ruhig Karriere machen, ohne deshalb als Ausländer angefeindet zu werden. Es ist dann sehr wichtig und notwendig, Australien als das beste Land der Welt zu bezeichnen. Und bis zu einem gewissen Grad war das auch richtig. Als Emigrant und Jude keine Befürchtung haben zu müssen, etwa beim Verlassen

einer Synagoge angepöbelt zu werden, einen durchaus oberflächlichen Antisemitismus zu finden, den man als Teil einer allgemeinen Fremdenfeindlichkeit erwarten konnte, am größten Nationalfeiertag, dem ANZAC-Day, der dem Andenken der Gefallenen bei Gallipoli im Ersten Weltkrieg gewidmet ist, den Soldatenrabbiner wie jeden anderen Feldgeistlichen zu hören, wie er einen kurzen Gottesdienst abhielt und dann eine Predigt für alle Anwesenden sprach, gab ein Gefühl der Befreiung, wie man es bisher nicht gekannt hatte. Wenn sich nun trotz allem bei mir Heimweh einstellte, war das letzten Endes meiner Natur zuzuschreiben, wobei aber auch durchaus andere Gründen maßgebend waren, die ich zumindest teilweise erwähnen möchte:

Das Kulturleben in Sydney floriert, ist aber auf ziemlich enger Grundlage aufgebaut. Es gibt ein paar Kleintheater, die oft talentierte Schauspieler haben. Sind sie sehr talentiert, bekommen sie ein Stipendium, gehen nach London und bleiben meistens dort. Eine kurze Zeit im Jahr kann es vorkommen, daß eine englische Truppe wie etwa die Shakespeare Company Gastspiele gibt. In jeder Hauptstadt ist ein gut subventioniertes Orchester von guter europäischer Qualität, das von März bis Oktober 10 bis 12 Abonnementkonzerte gibt, die ausgebucht sind. Ein Abonnement ist gewöhnlich nur dann zu erhalten, wenn der Inhaber stirbt oder lange von Australien fernbleibt. Die Chancen werden etwas besser durch die Einführung von Abonnementserien, sodaß das Orchester tatsächlich etwa 30 bis 50 Konzerte gibt und außerdem Provinztouren durchführen muß. Die Orchester erhalten dadurch einen ungeheuren Einfluß auf die Gestaltung des Kulturlebens, der an einem Beispiel besonders kraß zutage tritt: Als das Sydneyer Opernhaus gebaut wurde, war beabsichtigt, ein Theater für Grand Opera, also z. B. Verdi- oder Wagneropern, ein kleineres für Kammeropern oder Opern mit kleinerem Orchester (z. B. Bajazzo etc.) und eine Konzerthalle zu errichten. Die Bühnenmaschinerie wurde von Waagner-Biro speziell für die große Oper hergestellt. Plötzlich bestand das Sydney Symphony Orchestra darauf, die Konzerte im großen Operntheater auf der Bühne zu spielen, andernfalls es sich weigern würde, im Opernhaus aufzutreten. Die dadurch hervorgerufenen akustischen Probleme machten es nötig, die Bühne gegen den Zuschauerraum zu verlängern und den eigentlichen Orchesterraum zu verkleinern. Als Konsequenz ist es unmöglich, eine Wagneröper aufzuführen, da das entsprechende Orchester keinen Platz findet. Ein ebenfalls dadurch notwendiger Umbau der Bühne machte es unmöglich, die speziell hergestellte Bühnenmaschinerie zu installieren, und die gesamte Maschinerie landete auf dem Schrotthaufen.

In der Nicht-Saison wird die Oper für Kongresse u. dgl. verwendet, etwas, was z. B. bei der Wiener Oper kurzerhand nicht vorstellbar wäre. Es gibt auch verschiedene Musikvereine, die aber auf enger Basis operieren. Eine Schubert-

gesellschaft konzentriert sich nur, aber nur auf Schubert, und bei einer Wagnergesellschaft den Namen Brahms zu erwähnen, grenzt an Sakrileg. Zweifellos gibt es ähnliches auch hier, aber nicht ausschließlich. Die Orchesterprogramme waren zumindest bis 1973, als ich das Land verließ, durchaus konservativ, Modernes wurde kaum gespielt.

Von der Pionierzeit her sind die Australier hilfsbereit, und das nicht nur auf dem Lande, wo es durch die großen Entfernungen — mehrere Kilometer zwischen den einzelnen, Gutshöfen gleichenden Farmen — geradezu geboten ist, Nachbarschaftshilfe zu leisten, sondern auch in den Städten. Einen direkten Fremdenhaß konnte ich nie bemerken, höchstens eine Art Abneigung. Dadurch entstanden auch keine Ghettos oder Ballungszentren einer homogenen Volksgruppe. Eine gewisse Ausnahme bildeten die sehr stark vertretenen Italiener und Griechen, die sich auf den Obst- bzw. Fischhandel konzentrierten und durch ihren ausgeprägten Familiensinn eine gewissermaßen abgesonderte Gemeinschaft bildeten. Die australische Familie ist nicht mit übergroßer Sentimentalität belastet. Es war nicht ungewöhnlich für ein Mädchen — oder auch für den Sohn —, bei Erreichen der Großjährigkeit (manchmal schon früher) aus dem Elternhaus auszuziehen und allein oder mit Gleichaltrigen zu wohnen. Die Eltern wurden manchmal besucht, und mit der Heirat änderte sich dadurch praktisch nichts. Die Eltern erwarteten auch nicht, daß sich die Kinder um sie kümmern sollten, genausowenig wie es sich die Kinder von ihren Kindern erwarteten. Das Leben an sich wurde leichter genommen, und das Hauptinteresse galt dem Ballsport (Cricket, Tennis, Rugby etc.) und den Pferderennen, wo oft ziemliche Summen verspielt wurden.

Subtropisches Klima, praktisch unbegrenzte Karrieremöglichkeiten (einstige Emigranten wurden auch in den Adelsstand erhoben) lassen es schwierig scheinen, dem Schreiber dieser Zeilen — und manchen anderen — Heimweh zuzubilligen. Zu Beginn war auch — zumindestens im Bewußtsein — keines vorhanden. Zunächst waren es die Existenz- und Etablierungssorgen, die zu einer Nostalgie keine Zeit ließen. Später war es das Kennenlernen von Land und Leuten, das das Leben abwechslungsreich gestaltete. Erst nach einigen Jahren begann das Gefühl des Heimwehs, daß sich vor allem im Bewußtsein, Europäer geblieben zu sein, äußerte. Dann kamen Filme von Burgtheateraufführungen und Radioübertragungen der ersten Bayreuther Festspiele. Den Gipfelpunkt bildete die Übertragung der Wiedereröffnung der Wiener Staatsoper. Trotzdem war eine Rückkehr zumindest fragwürdig: als Tourist willkommen, als Rückwanderer abgelehnt, war eine starke existentielle und familiäre Bindung an das Gastland vorhanden. Jene Emigranten, die eine Australierin geheiratet und Kinder hatten, dachten natürlich nicht an Rück-

kehr, da dies eine Entwurzelung der anderen Familienangehörigen bedeutet hätte. Die Kinder waren Australier, und die Aussicht vom Belvedere in Wien konnte dem herrlichen Strand mit dem blauen Pazifik dahinter nicht das Wasser reichen. Manchmal fuhren ältere Leute zu einem Kurzaufenthalt zurück nach Europa, blieben aber in ihrem Urteil distanziert, oft ausweichend. Es würde zu weit führen und gehört außerdem zur Privatsphäre des Schreibers dieser Zeilen, weitere Ausführungen über Heimweh und Nostalgie zu machen. Durch seinen Beruf, der der eines Spezialisten und international war, suchte er als ein der deutschen Sprache kundiger Ausländer eine angemessene Anstellung in Wien, nicht als Rückkehrer, sondern als ein mit Visum versehener Spezialist. Die Suche war erfolgreich, und man möge es damit Genüge sein lassen, wenn festzuhalten ist, daß der Daueraufenthalt in diesem schönen Land bisher noch nie einen Anlaß zur Reue gegeben hat, ohne deshalb dem Land, dessen Staatsbürgerschaft vor Jahrzehnten erlangt worden war, in irgendeiner Weise Abbruch zu tun.

HILDE ZALOSCER

Das dreimalige Exil

Der Zufall wollte es, daß ich in Tuzla geboren wurde, wohin meine Mutter zur Entbindung gefahren war. (Aus dem Gymnasium in Tuzla kamen zwei von den drei Mördern des Thronfolgers: Gavrilović und Cabrinović, der dritte — Princip — stammte, so glaube ich, aus Serbien.)

Ich bin also das, was man, wenn man es als Jude zu etwas gebracht hat, als „Altösterreicher" bezeichnet. Bringt man es zu nichts, hat das Vaterland keinen Grund, irgendeinen Profit aus unserer Zugehörigkeit zu ziehen, so ist man ein „Tschusch"! Als mich bei der Verleihung des „Goldenen Ehrendoktorates" der Rektor fragte, woher ich stammte — mein Name wäre ja nicht gerade deutsch — , sagte ich ihm, zu seinem Erstaunen oder Entsetzen, ich wäre eine „Tschuschin".

Ich wuchs in Banjaluka auf, wo mein Vater eine Kanzlei hatte. Meine Jugendjahre verliefen ganz unproblematisch, es war die Jugend einer Tochter aus großbürgerlichem Haus, wo alles da war von der Gouvernante bis zum Chauffeur, wo man materielle Sorgen nicht kannte und sich umso mehr den sogenannten schönen Seiten des Lebens hingeben konnte. Als ich vor nicht allzu langer Zeit die Autobiographie von Elias Canetti las, dachte ich mir: So, genau so war es bei mir zu Hause, nur hieß mein Rust- schuk eben Banjaluka.

Wir waren ein geistig interessierter, musischer Haushalt. Die Familie meiner Mutter blickte auf fünf Generationen Akademiker zurück, irgendwo waren wir mit Gustav Mahler verwandt, und Musik spielte — und spielt bis zum heutigen Tag — eine große Rolle in unserem Haushalt. Man las viel, mein Vater ebenso wie meine Mutter, es waren immer die letzten Neuerscheinungen da, und ich erinnere mich, wie mir meine Mutter zum 15. Geburtstag Thomas Manns *Buddenbrooks* schenkte. Mein Leben verlief ohne größere Ereignisse bis zum Krieg, in einem gleichförmigen, spannungslosen Ablauf, alljährlich unterbrochen durch den so heißgeliebten Urlaub am Meer, dem bis heute meine Liebe gilt.

An den 28. Juni 1914 erinnere ich mich genau. Es war ein Feiertag, der Vidov-Dan, ein Nationalfeiertag; draußen paradierten die jungen Burschen in ihren hübschen Kostümen mit dem federgeschmückten Barett und der rotgefütterten Pelerine. Ich hatte Klavierstunde. Da trat mein Vater ins Zimmer und sagte: „Ich hatte gerade ein Telefongespräch mit Sarajevo.

Der Thronfolger und seine Gemahlin sind ermordet worden! Ich fürchte, das wird noch große Schwierigkeiten bringen.“ Wie recht er haben sollte, wußte damals niemand!

Wir lebten also in Bosnien das gehobene Leben einer bürgerlichen Familie, waren an allem interessiert, außer an einem: an der Politik! Und doch saßen wir auf einem Pulverfaß, das ja auch tatsächlich bald explodieren sollte.

Bosnien war im Jahre 1878 erst um einen bestimmten Preis okkupiert und 1908 von Österreich schließlich annektiert worden. Knapp vorher dürfte mein Großvater nach Bosnien gekommen sein. Viele Österreicher kamen in diese neue Provinz, die vielversprechend war. So ergab es sich, daß in Bosnien und der Herzegovina die „Oberschicht“, die „Intelligenzija“ — Ärzte, Anwälte, Richter —, Österreicher waren, sich auch als Oberschicht fühlten. Die Einheimischen waren „Bürger zweiter Klasse“. Die Tatsache, daß die Österreicher zweifellos kulturell höher standen, andererseits nichts taten, um das annektierte Land zu kultivieren, muß auch erwähnt werden. So wuchs ich auf in einem Heim, in dem man Deutsch und Französisch, die Landessprache Kroatisch aber nur mit der Köchin, dem Stubenmädchen oder dem Chauffeur sprach.

Die Österreicher und die eigentlichen Bewohner des Landes verkehrten nicht miteinander. Von dem Urgrund der Spannungen wußte ich natürlich nichts, ich wunderte mich nur, als mich meine Mutter bei meinem Eintritt in das Gymnasium etwas ärgerlich fragte, ob ich denn unbedingt mit den Serbinnen herumlaufen müsse, statt mit der Karolina oder der Sofie — so wie ich Töchter von Österreichern. Ich verstand die Frage nicht, für mich waren die Serbinnen — durchwegs große, schöne Mädchen — viel interessanter als die anderen. Daß Österreich in den Kronländern die Politik eines Kolonisators betrieb, erfuhr ich erst viel später. Wir sollten ja auch dafür bezahlen.

Der Krieg brach aus, mein Vater — ein großer Patriot — meldete sich freiwillig, und da er zu alt war für den „Kampf mit der Waffe“, kam er an das Kriegsgericht: erst in Banjaluka, dann, als die österreichische Armee siegreich vordrang, nach Belgrad, und schließlich nach Podgorica — dem heutigen Titograd.

Eines Tages kam mein Vater mittags mit einem merkwürdigen Gesicht vom Gericht nach Hause. Bei Tisch erzählte er entsetzt und empört, man hätte den Popen Kostic auf dem Marktplatz von Banjaluka gehenkt. Er wäre als Geisel für eine Brücke genommen worden, und die Brücke wäre eingestürzt. Mein Vater fügte hinzu: „Jeder wußte, daß die Brücke nicht halten konnte!“ — Dann rückte mein Vater ein, die Kriegslage verschlechterte sich, besonders im Osten, dann allmählich auch in unserem Eck. Und eines

Tages — es war Ende Oktober 1918 — kam meine Mutter kreidebleich, einen Zettel in der Hand, ins Zimmer. Es war ein anonymer Brief in serbischer Sprache: „Wo ist das Blut der von Dir Verurteilten?“

Damit fing es an. Während der Nacht hörte man schießen. Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß die österreichische Armee aufgelöst und die Räterepublik ausgerufen worden war. Und das Ärgste: Die Gefängnisse waren alle geöffnet worden!

Eine für uns arge Zeit begann. Die bisher unterdrückten Bosniaken waren plötzlich die Herren, nun konnten sie sich rächen, an Schuldigen und Unschuldigen, vor allem konnten sie „hinauf[1] — dorthin, wo bisher nur die „Swabos“, die Österreicher, gewesen waren. Der Konzipient meines Vaters, ein Bruder jenes von den Österreichern gehenkten Popen Kostic, sah den Augenblick gekommen, sich die gutgehende Kanzlei meines Vaters anzueignen. Wäre Vater zurückgekommen, dann hätten sie ihn, wie einst den Popen, ohne Federlesens gehenkt.

Es vergingen Tage und Wochen, ehe wir erfuhren, daß mein Vater gewarnt worden war und sich in Wien befand. Dann kam der Ausweisungsbefehl. Innerhalb von 24 Stunden mußte Mutter mit den Kindern das Land verlassen! Wir verloren alles, alle Häuser und Güter wurden konfisziert. Mutter konnte gerade noch etwas von ihrem Schmuck retten, doch im Prinzip verließen wir das Land als Bettler. Dennoch muß ich sagen, besonders wenn ich bedenke, wie sich die Sieger (und ich sollte im Laufe meines Lebens noch viele ähnliche Situationen erleben) gegen die Unterdrückten verhielten, muß man den Bosniaken viel zugute halten. Wenn auch mein Vater nicht „Frauen und Kinder bei lebendigem Leib verbrennen ließ“, wenn er im Gegenteil bei den Österreichern als slavophil verschrien war und im berühmten Meuterei-Prozeß in Cataro als „roter Hauptmann“ auf der Seite der Meuterer gestanden war, so hatten die Österreicher im zurückgebliebensten Teil der Monarchie sich nicht nur arrogant als Herren, sondern mit der ganzen Willkür von solchen aufgeführt. Ob die Bosniaken besonders grausam gegen die Österreicher vorgingen, weiß ich nicht, wir hörten nichts davon.

Ende 1918 fanden wir uns in Wien wieder. Über die Hauptstadt Österreichs, in die von allen nunmehr abgefallenen Kronländern Flüchtlinge strömten, ist schon viel geschrieben worden. Wir teilten das Los vieler Zehntausender. Wir hatten keine Wohnung, mein Vater konnte keinen Beruf ausüben. Daß er es schaffte, eine vierköpfige Familie durchzubringen, ist ein Wunder. Wir wohnten in getrennten Zimmern, im Sommer auf dem Lande, wo es billiger war, und erst 1921 gelang es meinem Vater mit Hilfe eines ehemaligen Kameraden vom Kriegsgericht, dem ehemaligen Major

Drögsler, der inzwischen wieder seinen Friedensberuf ergriffen hatte und Oberlandesgerichtsrat geworden war, von einer Wohnung zu hören. Sie war versiegelt, denn die Bewohnerinnen, zwei alte Schwestern, hatten Selbstmord begangen.

So kamen wir in die Wohnung am Hamerlingplatz, wo wir bis 1938 lebten, d. h. meine Familie lebte — ich verließ Wien bereits 1936. Der Lebenskampf der sogenannten Intellektuellen im damaligen Wien ist bekannt. Dennoch gelang es meinem Vater, erst die serbisch-deutsche Dolmetsch-Prüfung abzulegen und sich dann allmählich eine Kanzlei aufzubauen. Erwähnenswert ist vielleicht, daß es selbst in dieser schwersten Zeit meinen Eltern niemals in den Sinn kam, uns drei Mädel dazu anzuhalten, eine Lehre oder irgendetwas zu machen, was Geld bringt. Wir durften alle drei studieren. Ja, selbst Klavierunterricht erhielten wir. So hartnäckig sind bürgerliche Gewohnheiten!

Ich, die Älteste, wollte Kunstgeschichte studieren. Ein brotloseres Studium hätte ich mir kaum aussuchen können. Abgesehen davon hatte es bisher nur Ärzte und Anwälte in der Familie gegeben. Aber es ist bezeichnend für meinen Vater, daß er mir volle Freiheit ließ. Schließlich ging es um *mein* Leben, und er hatte zeitlebens unter einem ungeliebten Job gelitten — er wäre liebend gerne Arzt geworden.

Ich studierte also Kunstgeschichte bei dem später so berüchtigten Strzygowski, der aber um jene Zeit politisch weniger aktiv, hingegen kunsthistorisch höchst anregend war. Von seinen Kollegen wurde er wegen seiner höchst unorthodoxen Lehrweise angefeindet: Er stellte die Kunstgeschichte auf eine breite Basis, entfernte sich folglich von der an der Wiener Kanzel geübten rein formalistischen Kunstauffassung und zog sich daher die Feindschaft seiner Kollegen zu.

Allmählich wurde aus der kleinen „Tschuschin“ ein am Wiener Geistesleben höchst interessierter Mensch. Dazu ist zu sagen, daß Wien trotz Elend und Armut geistig damals sehr aktiv war. Am Institut lernte ich Fritz Novotny kennen, der später als Cézanne-Forscher bekannt wurde. Er wurde mein Mentor, mit ihm besuchte ich die Karl-Kraus-Vorlesungen, von denen wir nie eine versäumten. Wir gingen in Konzerte, in Vorlesungen. Yvette Guilbert kam nach Wien. Das Theater war up-to-date, ebenso Ausstellungen wie die großen über Egon Schiele, die Impressionisten. All das belebte, bereicherte uns. Die geistige Atmosphäre war durch eine Art expressionistisches Weltgefühl geprägt. „Intensität“ war unser Schlüsselwort. Und hört man heute Karl-Kraus-Platten, dann erkennt man in dem Pathos, das uns heute gar nicht mehr so gefällt, das gesteigerte Lebensgefühl jener Zeit.

Ich promovierte 1927. Der Ernst des Lebens sollte beginnen. Ich lebte wohl noch im Familienverband, aber es war hoch an der Zeit, daß ich nicht mehr Taschengeld bekam. Das hatte sich auch allmählich abgestellt, denn mein Studium verdiente ich mir durch Stundengeben. In den letzten Semestern war ich, angeregt durch Prof. Heinrich Glück, in die Volksbildung gekommen, an der ich bis zu meiner Abreise sehr intensiv teilnahm. Mein Stammhaus war in der Zirkusgasse, der Sekretär hieß Dr. Langhammer, aber auch in der Brigittenau und am Ludo-Hartmann-Platz hielt ich Kurse. Auf das Zeugnis, das mir Dr. Zwicklitzer bei meiner Abreise ausstellte, darf ich stolz sein!

Volkserziehung war damals ein Gebiet, das wir sehr ernst nahmen. Einige Kollegen und ich unternahmen es, „Kunst ins Volk" zu bringen. Mit fast naturgetreuen Reproduktionen gingen wir in die Arbeiterbezirke, zeigten, wo immer es sich ergab, die Bilder — meist Reproduktionen von Gemälden aus dem Museum —, um das, was man heute „Schwellenangst" nennt, zu brechen und die Leute ins Museum zu locken. Dafür habe ich ebenfalls einen Lobesbrief, diesmal von Viktor Matejka, der damals Kulturrat oder ähnliches war. An ein Erlebnis, das die damalige Zeit charakterisiert, erinnere ich mich noch heute. Es war jener entsetzlich kalte Winter, ich glaube, 1929. Die Leute hungerten, die Arbeitslosigkeit war enorm. Am Donaukanal, wo ich umsteigen mußte, fror ich ganz erbärmlich. Und ich dachte, wie jene frieren müßten, die auch noch hungrig waren. Ich hielt meinen Kurs — ich glaube, es ging um die Selbstporträts von Rembrandt. Der Saal war fast voll, es war ja auch warm drin. Nach der Stunde kam eine abgehärmte, ältere Frau auf mich zu, grau in grau, eine abgewetzte Pudelmütze über der Stirn, und sagte in diesem unverfälschtem Vorstadtdialekt: „I möcht' Ina von Herzen danken, Frau Doktor, für a Stund' hab' i mei' Ölend vergessen!" Ich glaube, alle Ehrungen und Preise, die ich in meinem Leben bekommen habe — auf keine bin ich mehr stolz.

Nach dem Doktorat begann also der Start ins Leben. Da stellte es sich heraus, daß die meisten von meinen Kollegen bald nach dem Doktorat eine Anstellung hatten: im Museum, als Sekretäre von kunsthistorischen Institutionen etc. Nur zwei waren auf der Strecke geblieben: Fritz Grossmann und ich. Beide waren wir Juden. War das Zufall? Wir waren beide sicher nicht die unbegabtesten.

Wir suchten und suchten. Fritz wurde Mitarbeiter bzw. Redakteur einer ausländischen Kunstzeitschrift *Forum,* in der ich ebenfalls publizierte, aber eine Karriere war dies nicht. Wir suchten weiter. Währenddessen verlor ich nicht meine Zeit. Ich besuchte Kurse, bereicherte mein Wissen. Was habe ich damals nicht alles getan! Ich wurde Hörerin von Prof. Strnad am Museum

für angewandte Kunst, wo ich Innenarchitektur hörte. Tatsächlich habe ich dann auch zwei Aufträge für Wohnungseinrichtungen bekommen. Ich besuchte auch die Graphische Lehr- und Versuchsanstalt. Dort war Peter Hammerschlag mein Kollege. Ich lernte Buchbinden. Im Jahre 1930 veranstaltete Prof. Hans Tietze eine Ausstellung „Kunst in unserer Zeit". Ich wurde eine seiner Mitarbeiterinnen und hatte die Abteilungen „Das Soziale in der Kunst" zu gestalten. Schließlich besuchte ich die Kurse von Prof. Robert von Heine-Geldern, dem bekannten Ethnologen, der so sang- und klanglos nach seiner „Heimkehr" nach Wien in der Versenkung verschwand, daß es mir ein ganz besonderes Bedürfnis ist, hier des großen Gelehrten zu gedenken. Heine-Geldern war einer der Anstöße, die mich veranlaßten, nach Ägypten zu reisen, sodaß, was als Studienfahrt geplant war, schließlich mein Exil wurde.

Aber noch war ich in Wien, auf der verzweifelten Suche nach einer mir entsprechenden Arbeit. Heute weiß ich, daß nicht nur die Tatsache, daß ich Jüdin war, ein Hindernis darstellte. Ich gehörte außerdem auch keiner Partei an, ich hatte kein Parteibuch! Und würde auch in der Folge nie eines besitzen.

Dann hörte Otto Neurath von mir. Er war Begründer des „Mundaneum", Begründer einer neuen Disziplin. Er trat an mich heran mit dem Vorschlag, eine Untersuchung über Hexenprozesse und ihre Ausbreitung zu machen. Ich sollte diese Arbeit nach einer von ihm ausgearbeiteten und heute weltweit anerkannten Methode ausführen. Da ich immer die interdisziplinäre Komponente der Kunstgeschichte gesehen habe, übernahm ich diese Aufgabe, auch wenn sie wenig Zusammenhang mit meinem eigentlichen Fach hatte. Es scheint paradox: Nicht nur konnte man aus den Resultaten der Arbeit erschreckende Schlüsse auf unsere Gegenwart ziehen, auch kunsthistorische Probleme konnten aus den damaligen Ergebnissen gelöst werden. Wo die meisten Hexenprozesse stattgefunden hatten, erheben sich die prächtigsten barocken Dome. Und Otto Neurath meinte, als ich dies feststellte: „Man brauchte ja Geld für diese Prachtbauten." Ja, und in Wien würde man bald die Wohnungen, die Fabriken, die Wertsachen der Juden brauchen —!

Es scheint nahezu unfassbar: verhältnismäßig intelligente Menschen, — darunter Fritz Novotny zum Beispiel —, wir alle erkannten noch immer nicht die „Schrift an der Wand". Die Nachrichten aus Deutschland wurden immer ärger, Flüchtlinge kamen, aber Fritz wiederholte immer wieder: „Das ist bei uns nicht möglich!" Daß man sich so irren konnte, daß man nicht erkannte, daß überall ein „Herr Karl" war, von den obersten bis zu den niedrigsten Rängen ...

Bis ich mir die Nase selbst blutig schlagen sollte.

1927 war es mit gelungen, als Schriftleiterin des *Belvedere,* einer der seriösesten Kunstzeitschriften, aufgenommen zu werden. Sie wurde vom Amalthea-Verlag herausgegeben. Diese Arbeit war endlich etwas, das zukunftsversprechend schien, war gut dotiert und, da es sich nur um eine Halbtagsanstellung handelte, mir Zeit für meine wissenschaftliche Arbeit ließ.

Das ging so einige Jahre, bis ich eines Tages in den Verlag kam, und der Direktor mir einen Brief reichte und sagte: „Lesen Sie das." Da schrieb ein Kollege, Hermann Leber, daß er es für seine Pflicht halte, dem Verlag mitzuteilen, daß ich Werkspionage betriebe. Werkspionage — was das wohl sei, fragte ich den Direktor. Und wie sähe überhaupt Werkspionage in einem Verlag aus? Im übrigen war der Brief auch von Ferdinand Eckhard unterschrieben. Der hatte wohl noch mehr „Dreck am Stecken", denn er „setzte" sich 1945 nach Kanada ab. Auf Anraten von Günther, dem Direktor, schrieb ich an Leber und teilte ihm mit, daß das, was er geschrieben habe, eine dreckige Lüge sei. Leber klagte auf Ehrenbeleidigung, und da er den Wahrheitsbeweis nicht antreten konnte, verlor er den Prozeß. Nach der Urteilsverkündung kam er auf mich zu und sagte mit haßverzerrtem Gesicht — und das ist kein Euphemismus, sondern die nackte Wahrheit —, er würde mit mir abrechnen, wenn die Zeit günstiger für ihn stehen werde. Ich verstand seine Worte nicht, hielt sie vielmehr für Gefasel. Zum Glück verstand mein Vater. Denn als ich nach dem „Anschluß" schnellstens zu meiner Familie nach Wien wollte, schrieb mir mein Vater, ich sollte lieber nicht kommen, das Klima wäre für mein altes Leberleiden wenig zuträglich. Da erst begriff ich. Vielleicht wäre ich ohne Leber in einem Lager verkommen.

Ich möchte hier noch weiter vorgreifen: Als ich 1947 zum ersten Mal nach Wien kam und Mitglied des Autorenverbandes wurde, wen fand ich im Ausschluß des Direktoriums als Direktor!? Hermann Leber, und als Vize-Direktor einen ebenso üblen Illegalen, Alfred Aichinger, den ich für das Rigorosum eingepaukt hatte.

Ich habe schon zu Beginn geschrieben, daß ich neugierig an allem teilnehmen wollte, nur an Politik wäre ich nicht interessiert gewesen. Allmählich eroberte ich mir die geistige Welt, blieb aber an Politik weiterhin nicht interessiert. Es fehlte mir vor allem an theoretischer Vorbildung. Diese kam mit der Zeit. Meine jüngere Schwester zum Beispiel hatte seit ihrer frühesten Jugend erst den „Roten Falken", dann den „Sozialistischen Mittelschülern" und schließlich den „Sozialistischen Hochschülern" angehört, wo sie auch ihren Mann Hans Sailer kennenlernte. Natürlich las sie die *AZ,* während meine Eltern — wie Generationen vor ihnen — damals die *Neue*

Freie Presse lasen. Bei Tisch gab es dann zwischen den Parteigängern dieser Zeitungen höchst hitzige Debatten, denen ich gelangweilt zuhörte. Ich war wohl Kunstkritikerin an einigen Wiener Zeitungen, den politischen Teil las ich jedoch nicht!

Die Atmosphäre um uns wurde immer explosiver, man konnte kaum so blind bleiben. Ich entsinne mich, wie Fritz und ich an einem herrlichen Sommertag durch die Alserstraße und am Landesgericht vorbeigingen; eine aufgebrachte Menschenmenge stand da und brüllte — wir erfuhren vom Urteil des Schattendorf-Prozesses. Nach Hause zurückgekehrt, erzählte ich meinem Vater, was wir gehört hatten. Seine Antwort werde ich ewig im Ohr haben: „Das gibt es nicht, es gibt in Österreich keine Klassenjustiz!“ Damit ist mein Vater vielleicht am besten charakterisiert. Es gab Dinge, die nicht sein konnten, es gab moralische Werte, von denen man nicht abgehen konnte. Und in diesem Sinne waren wir erzogen worden.

Leider gab es sie, die Klassenjustiz, wie es ebensobald auch die Rassengesetze geben sollte. Es kam zum Brand des Justizpalastes bei uns, während wir 1933 vom Reichstagsbrand in Berlin kaum Notiz nehmen sollten. Wir waren also mittendrin in der braunen Jauche —! Im Institut tauchten gestiefelte junge Männer auf mit braunen Hemden und alterierten sich darüber, daß wir Bücher von jüdischen Wissenschaftlern lasen! Weiße Strümpfe wurden modern, weniger des Modischen als des Ideologischen wegen. Immer noch glaubte und hoffte man, doch die Atmosphäre wurde immer unerträglicher. Dann mußte das *Belvedere* aus materiellen Gründen aufgelassen werden: Ich war wieder ohne Arbeit! Eine Arbeit, die ich für Prof. Heine-Geldern geschrieben hatte, wurde publiziert, er meinte, nun wäre der zweite Teil über „Die Lotusranke in Ägypten“ fällig. Und dann rief eines Tages ein Freund meines Vaters an, ob ich nach Ägypten wollte. Um die Sache kurz zu machen: Aus dem Ekel vor der Enge der geistigen Atmosphäre in Wien heraus, wegen des immer größer werdenden Antisemitismus, den jetzt nur ein total Blinder übersehen konnte — aus einem unerklärlichen Trieb heraus, verließ ich 1936, als es noch keineswegs eine Frage von Tod oder Leben war, Wien, um nach Ägypten zu reisen.

Eine Reihe von dem, was man Zufälle nennt, kam zusammen: Eine bedeutende Persönlichkeit in Alexandrien suchte einen „Housekeeper“ — ich hatte keine Ahnung über die Funktionen eines „Housekeepers“ (damals hatte man bei uns kein so gehobenes Hauspersonal, wenn man überhaupt eines hatte); aber ich schickte Empfehlungen, Fotografien, wurde als passend gefunden, und so fuhr ich, ein ahnungsloses Geschöpf, für den sogenannten Lebenskampf total unvorbereitet, in ein total fremdes Land!

Man muß bedenken — heute, im Zeitalter des Massentourismus, fährt

jede Hausmeisterin nach den Malediven oder sonst wohin, aber damals, 1936, war es ein Wagnis, ein Zeichen von Mut oder Ahnungslosigkeit, als Frau nach Ägypten zu fahren und das als Hausangestellte für einen arabischen Haushalt! Aber irgendwie schwebte mir doch vor, daß ich vielleicht die Anregung von Heine-Geldern würde aufnehmen können, jene Arbeit über die „Ikonographie der Lotosranke“ zu realisieren. So schiffte ich mich am 6. August 1936 in Triest auf der „Kraljica Maria“ ein. Mein Ritt über den Bodensee nahm seinen Anfang.

Ägypten war damals offiziell unabhängig, in Wahrheit aber englisches Mandat. Alle höheren Stellen waren von Ägyptern besetzt, daneben gab es immer einen Vice, und der war Engländer, der machte die eigentliche Arbeit. Und daneben gab es die Korruption oder besser: Die Engländer besetzten soweit wie möglich die wichtigen Posten mit korrumpierbaren Beamten. Das alles mußte ich lernen, denn als ich hinkam, hatte ich keine Ahnung, wußte nichts von Kolonien, Mandaten, von Vorurteilen; ich war im Grunde nur eine recht brauchbare Kunsthistorikerin. Vom Marxismus wußte ich nichts, hatte wohl in Wien mit F. N. (Fritz Novotny, Anm. d. Hrsg.) Hitlers *Mein Kampf* gelesen, ebenso einiges von Lenin. Wir waren uns beide einig, daß allein schon die Sprache, die Diktion beider Männer entscheidend und aussagekräftig war. Der Abessinien-Krieg und der Einfall der Chinesen in der Mandschurei hatten uns, wie zum Beispiel auch das Meisterwerk Eisensteins *Der Panzerkreuzer Potemkin* oder gewisse Karl-KrausVorlesungen, zu dem gemacht, was man heute „linkslastig“ nennt. Aber es war alles Theorie, eine rein gefühlsmäßige Haltung. Sie blieb ohne Folgen — für den Augenblick.

Erst langsam, zum Teil am eigenen Leib, sollte ich das politisch und sozial so komplizierte, so ungerechte System verstehen lernen. Die Tatsache, daß ich bisher politisch kaum geschult war und weder von Ideologien beschwert noch irgendwie indoktriniert war, sollte es mir erleichtern, mit einer gewissen Gerechtigkeit, das auf den ersten Blick verworren scheinende sozio-politische Gefüge zu durchschauen, das System, das von der damals herrschenden Macht, dem Kolonialismus, sehr streng und konsequent gehandhabt wurde.

Wie einst in Bosnien, lebte ich in einem Land, das von einer unterdrückten Bevölkerung, den eigentlichen Ägyptern, und von einer fremden Herrenschicht bewohnt war. „Araber“ war zu jener Zeit in Ägypten ein Schimpfwort, und es waren damals die Ägypter, die sich als erste schämten, Ägypter oder, besser, Araber zu sein. Der kollektive Minderwertigkeitskomplex der Bevölkerung, diese völlig irreale Angst, „das Gesicht zu verlieren“, ist bis heute mit ein Grund, daß es im Nahen Osten mit den kulturell um so vieles

höher stehenden Israelis nicht zu einem Frieden kommt. Natürlich spielen weltpolitische Faktoren eine wesentliche Rolle, aber dieser Komplex trägt viel dazu bei. Wie einst in Bosnien, sprach auch hier die „gute“ Gesellschaft Französisch oder Englisch, oder auch Griechisch und Italienisch. Arabisch radebrechte man, denn man hatte ja eine arabische Dienerschaft. Die „Oberen“ spielten Golf, die Araber trugen die Golfschläger. Beide Kreise hatten kaum Berührung miteinander, es gab europäische Klubs, in die jedoch die Ägypter keinen Zutritt hatten. In so einer Zeit kam ich als Europäerin als Angestellte in einen arabischen Haushalt! In der europäischen Kolonie war ich völlig diskreditiert, umso mehr, als es für alle klar war, daß ich im Grunde das neue Pupperl von Dr. Nakeeb sein mußte.

Nach sechs Monaten gelang es mir — trotz meines Jahresvertrages — aus dem Haus zu kommen, wo mich die Frau von Dr. Nakeeb mit unversöhnlichem Haß verfolgt hatte. Sie mußte einmal sehr schön gewesen sein, inzwischen war sie aber unmenschlich dick geworden. Sie war eine Griechin, die ihren Mann „sale arabe“ nannte, ihre Kinder als Bastarde bezeichnete. Damit ist ein kleines Streiflicht auf die Einstellung der Europäer oder, besser, Levantiner, den Einheimischen gegenüber gegeben. Ich hatte mir zum Beispiel das Entsetzen aller Anwesenden eingeheimst, als ich voller Bewunderung sagte, Lila — die Tochter von Doktor Nakeeb — wäre ein wunderschönes Arabermädchen. Oh Gott — das Entsetzen! Ich dachte eben noch in den Kategorien von „1001 Nacht“ —!

Ich verließ das Haus Nakeeb und hatte kein Geld, da ich meinen ganzen Verdienst nach Hause geschickt hatte. Ich erfuhr von einer Dame, daß sie ein Dienerzimmer unter dem Dach besaß, das sie mir zu vermieten gewillt war. Warum sie das tat, um elende 20 Piaster, weiß ich nicht. Ich habe daraus gelernt: Dann, als ich selbst eine gesicherte Existenz hatte, nahm ich jeden Emigranten auf, um ihm über die erste Zeit hinwegzuhelfen.

Ich lebte also, umgeben von arabischen Dienern, in einem Dachzimmer, in dem einst ein englisches Stubenmädchen gewohnt hatte. Das Zimmer war etwa 4 m^2 groß, aber über meinem schmalen Bett prangte ein lebensgroßes Foto des englichen Königspaares. Eine nette Ankedote gehört hierher: Als ich einzog und vor der geschlossenen Tür meines Zimmers stand, kam eine etwas füllige Person vorbei, musterte mich und meine Koffer und fragte mit einem etwas verächtlichen Unterton auf Italienisch: „Bist du eine Dame oder ein Dienstmädchen?“ Die Frage frappierte mich, sie war mir noch nie gestellt worden. Und nach bestem Wissen und Gewissen, wenn auch zögernd, antwortete ich: „Ich glaube, ich bin eine Dame.“ Worauf die Frau erhobenen Kopfes entgegnete: „Ich bin die Köchin aus dem dritten Stock.“

Ja, im dritten Stock wohnte ein bekannter Architekt, bei dem ich in der Folge oft eingeladen war.

Ich zog also ein, hatte den herrlichsten Blick auf die Stadt, bis an das Meer. Bezeichnend ist, daß — ohne Geld, in einem Dienerzimmer wohnend — ich keinen Augenblick daran dachte, meine Rückfahrkarte, die ich ja besaß, zu benützen und heimzufahren! Hier war ich, hier blieb ich! Inzwischen hatte ich einige Emigranten bzw. Emigrantinnen kennengelernt, wobei mir meine Mitgliedschaft im „Verein akademischer Frauen", dem ich schon in Wien angehört hatte, half. Kannte man einen Emigranten, so wurde man herumgereicht, lernte neue kennen und wurde allmählich in die Emigrantenkolonie integriert. Es waren vor allem Deutsche und darunter insbesondere deutsche Ärzte. Es hieß damals, daß die israelitischen Hospitäler in Alexandrien, Kairo und Ankara als die besten Spitäler im Vorderen Orient angesehen wurden, da die prominentesten jüdischen Ärzte aus Mitteleuropa hier gelandet waren. Das war einer der geistigen Aderlässe Europas!

Da ich fließend Französisch sprach, lernte ich aber auch Alexandriner kennen, sogenannte Intellektuelle. Und am Tage, an dem ich das Haus Na- keeb verließ, hielt ich durch Vermittlung eines kunstinteressierten Griechen meinen ersten Vortrag in einer Künstlervereinigung „Atelier". Damit war mein Entree in die sogenannte „Gesellschaft" gesichert. Ich sprach über „L'amitie tragique de Cézanne et de Zola". Immer aber noch bewegte ich mich in der sogenannten levantinischen Gesellschaft, hatte außer Nakeeb keine wirklichen, echten arabischen Ägypter kennengelernt.

Endlich hatte ich genug Geld gespart, um nach Kairo zu fahren. Dort stellte ich mich dem Direktor des schönsten und größten Museums, Etienne Drioton, vor und erklärte ihm, wer ich war. In der Folge wurde er ein Freund und Helfer. Er war geistlicher Herr, Franzose — wegen der Entzifferung der Hieroglyphen durch Champollion, die zur Begründung der neuen Disziplin, der Ägyptologie, geführt hatte, war Ägypten verpflichtet, als Direktor des Museums, das ohnedies von den Franzosen gebaut und finanziert wurde, einen Franzosen zu bestellen. En passant: Strzygowski, bei dem ich ja studiert hatte, war einer der ersten gewesen, der die Bedeutung der koptischen Kunst, der christlichen Kunst der Niloase, erkannt hatte. Und nun widmete *ich* mich — jetzt, da ich in Ägypten, an der Wiege dieser Kunst, war — der Erforschung der koptischen Kunst.

In der Folge publizierte ich eine ganze Reihe von Arbeiten über koptische Kunst. Drioton wies mich zuerst an das „Ministere de Tourisme", für das ich einen Fremdenführer für Kairo machen sollte. Grotesk, wenn man bedenkt, daß dafür eine Ausländerin erkoren wurde! Aber einen Ägypter hätte es damals für eine derartige Aufgabe nicht gegeben! Ich nahm das Angebot an,

lieferte meine Arbeit zeitgerecht ab und wurde niederträchtig über's Ohr gehauen: ich hatte keinen schriftlichen Vertrag gemacht —! Das sollte eine Lehre sein. Aber wie sich später herausstellte, halfen auch Verträge nicht. Als Ägypten sich im Laufe seiner Selbstbefreiung, der Entkolonisierung, vom verhaßten Joch befreite, mußten Unschuldige bezahlen, darunter auch Etienne Drioton, der mit Schimpf und Schande vertrieben wurde, angeblich, weil er kostbare Objekte aus dem Museum gestohlen hatte. Es wußte aber jeder, daß König Faruk, der gerne etwas „mitgehen ließ", sich diese Dinge angeeignet hatte.

Eines Tages gab Drioton mir eine Pappschachtel mit etwa 30 Fotos, dem neuesten Ankauf des Koptischen Museums, und sagte: „Untersuchen Sie das, machen Sie etwas daraus." Das wurde dann meine erste durchschlagende Untersuchung über koptische Kunst, in Französisch geschrieben und heute längst vergriffen. (Ich bekomme immer wieder Anfragen — die letzte kam aus Moskau—, wo man sich das Buch verschaffen könnte.) Die Publikation wurde von der „Societe d'Archeologie Copte" gesponsert und auf ihre Kosten publiziert, und ich wurde zum Mitglied der Gesellschaft ernannt.

Inzwischen war der Zweite Weltkrieg ausgebrochen. Ich hatte noch im August 1939 meine inzwischen aus Wien geflüchtete Familie in Paris gesehen und war mit dem letzten Schiff, das Marseille verließ, nach Ägypten zurückgekommen. Aber mein Status hatte sich geändert: Mein Visum als Touristin hatte keine Gültigkeit mehr — ich war als Österreicherin inzwischen in das Deutsche Reich eingegangen, in englischem Mandatsgebiet. Ich stand vor der schweren Wahl: Zurück nach Österreich, direkt in die Arme von Hermann Leber, oder als „enemy alien" in ein Lager in Ägypten.

Mit Hilfe von Freunden umschiffte ich diese Klippe: Ich schloß eine Scheinehe mit einem Ägypter, wurde also Ägypterin und gleich in einem Aufwaschen auch Muselmanin. (Ich vergaß zu sagen, daß ich Jugoslawien ebenfalls mit einem falschen Paß, auf den Namen Maria Klofutar lautend, verlassen hatte, da der Name Zaloscer auf der Kriegsverbrecherliste stand.) Und jetzt hieß ich Samira Shukri —!

Der Krieg brach aus, Ägypten lag im Blackout. Bald sollten die Bombardements beginnen und immer schwerer werden. Alexandria und besonders der Suez-Kanal waren wichtige strategische Stützpunkte: Nach den ersten siegreichen Jahren Hitlers — als England blockiert war — kam das gesamte Kriegsmaterial via Suezkanal, Mittelmeer und Gibraltar. Damals waren die Deutschen die alleinigen Herren im Mittelmeer, einzig Alexandrien und Malta waren noch alliierte Stützpunkte. Alexandrien machte damals schwere

Zeiten durch, besonders in den Vollmondnächten. Diese verloren viel von ihrer Romantik, wenn man im Keller saß.

Um diese Zeit spielte wieder ein Zufall eine wichtige Regie in meinem Leben. Es hatte sich ergeben, daß während des Krieges jene Kairoten, die jetzt nicht mehr nach Europa fahren konnten, den Sommer in Alexandria verbrachten. Dieses war mit seinen Stränden immerhin kühler als die sommerliche Hölle der Großstadt. Die Alexandriner vermieteten daher ihre Wohnungen, was ein ganz brauchbares Sümmchen einbrachte. Ich hatte inwischen Freunde in Kairo, und durch Vermittlung der Musikhistorikerin Brigitte Schiffer vermietete ich meine Wohnung an ein ägyptisches Ehepaar, Mahmoud Azmi und dessen russische Frau Clara, die er an der Sorbonne kennen gelernt hatte. Beide gehörten damals zur gefährdeten, intellektuellen Opposition in Ägypten, die gegen die Engländer, gegen den korrupten König Faruk agitierten und schrieben. Sie repräsentierten die Ägypter, die nicht nach dem Westen schielten, die ein eigenes freies Ägypten wollten. Allerdings: Beide hatten an der Sorbonne studiert.

Wir verstanden uns auf den ersten Blick, wir waren, so sollte sich noch herausstellen, aus sehr, sehr ähnlichem Holz geschnitzt. Durch Zufall las Clara einen meiner Artikel: „Die Eisenbahn als Symbolmotiv in der russischen Literatur." Der Artikel gefiel ihr, sie gab ihn ihrem Mann zu lesen, und dieser bat mich, ihn Taha Hussein zu geben, dem „great old man" des damaligen Ägypten. Taha Hussein war ein Fellachensohn und seit seiner Kindheit durch die in Ägypten grassierende endemische Augenkrankheit blind. Er hatte erst am Azhar, dann auch an der Sorbonne studiert und arbeitete wie Mahmoud Azmi und Clara auf das Erwachen eines neuen, freien Ägpten hin. Ich wurde bei Taha Hussein eingeführt, und er sagte mir bald, daß — sollte seine Partei, der Wawd, an die Macht kommen — es seine erste Tat sein würde, mich an die Alexandriner Universität zu berufen. Denn inzwischen hatte ich die sozio-politische Situation des Landes erfaßt, ich neigte immer mehr zur Seite der Ägypter und lehnte mich gegen die Kolonisatoren auf. Und heute begreife ich, daß all das Elend, der Fundamentalismus, ja selbst der Terror eine logische Folge dessen waren, was man in den Schulbüchern als Kolonialismus bezeichnet — der mit Kolumbus begonnen hatte und in Wirklichkeit reine Piraterie, Gewaltherrschaft im Namen einer Religion, einer Hautfarbe war. Damals hatte ich allerdings das Buch von Franz Fanon, *Die Erniedrigten und Beleidigten,* noch nicht gelesen, und all das, was ich jetzt, im Jahre 1987, niederschreibe, weiß bereits jeder kleine Journalist. Ich habe es mir aber damals erarbeiten müssen, paradigmatisch gleichsam. Ich stand als Europäerin zwischen zwei Fronten, hörte mir beide Seiten an und mußte mir langsam die Wahrheit erarbeiten: den

Wahnsinn des Aufzwingens einer Monokultur, der Baumwolle zum Beispiel in einem Land, das durch seinen Weizenreichtum einst die Kornkammer Europas gewesen war und jetzt — je nachdem wie die Baumwollpreise am Weltmarkt stehen — am Verhungern war, die komplizierten Handelsabkommen mit den Engländern (die ich sehr wohl kennengelernt habe!), deren Verachtung für den „sale arabe“ oder den „bloody native“!

Der Wawd kam an die Macht, Taha Hussein wurde Minister, ich wurde an die Universität berufen. Und hier erlebte ich einen neuen Schock. Wie sollte ich diesen Fellachensöhnen, deren Eltern Analphabeten waren und in Lehmhütten lebten, ästhetische Werte der griechischen Kunst oder irgendeiner abendländischen Kunst beibringen?

Stundenlang stritt ich mit Kollegen, denen ich zu beweisen versuchte, daß es sinnlos war, mit diesen jungen Leuten Shakespeare zu lesen und zu analysieren, wo ihnen doch die primitivsten Ansatzpunkte, etwa die der Mythologie, fehlten!

Es war alles kompliziert, verwirrend. Sicher war nur, daß es sich um eine große Ungerechtigkeit handelte. Wie aber sollte man vorgehen? Hier lag die unlösbare Frage — bzw. das, was ihre Lösung bedeutete (wie, das wußte ich damals nicht —), ähnlich dem, was wir heute im Iran sehen mit dem Fundamentalismus. Können wir hier entscheiden? Haben *wir,* von abendländischen Werten geprägt, das Recht oder auch nur die Möglichkeit, zu entscheiden?

Ein Erlebnis mag hier stellvertretend für vieles andere stehen: Als endlich die Universität in Alexandrien eröffnet wurde — die Engländer hatten zuvor alles getan, um Schulung, d. h. Schulen, zu unterbinden — nach dem Prinzip „N’eduquez pas la Canaille“ oder auch „Wissen ist Macht“ — und wir (ich und meine Kollegen, die wir alle in Europa geschult waren) an die Arbeit gingen, hatten wir die erste Generation emanzipierter Mädchen, Töchter reicher Familien, die im Lycee Fran^ais oder im English Girls’ College die Mittelschule absolviert hatten. Denn die arabischen Schulen taugten mangels Personal ebensowenig wie einst die bosnischen Schulen im Vergleich etwa zur Klosterschule in Banjaluka. Nun — da waren sie, unsere Mädchen, und hörten sich Vorlesungen über Proust oder Shakespeare oder den Expressionismus an! —

Dreißig Jahre später war ich als Visiting Professor wieder in Ägypten. Dazwischen lag die Ausrufung der Republik unter Nasser und die Verabschiedung von Faruk, dazwischen lagen drei verlorene Kriege mit Israel, die Abnabelung von den USA und die Annäherung an die UdSSR, der das Land den unglückseligen Highdam verdankt. Ich war also, nachdem ich erst um mein Leben gelaufen war — als Jüdin — wieder einmal eingeladen...

Es war großer Bahnhof, roter Teppich und alles, was man sich wünschen kann, die übliche Schizophrenie. Ich war eingeladen, ein Semester über koptische Kunst zu lehren. Und als ich in den Vorlesungssaal trat, erstarrte ich: Mädchen und Knaben getrennt — und die Mädchen vom Scheitel bis zur Sohle in die „Melaja“, den ägyptischen Schador, der nur die Augen freiläßt, gehüllt! Das war von der Emanzipation geblieben —! Aber wieder fragte ich mich, ist es wirklich das, was wir ein „Zurück ins Mittelalter“ nennen? Wessen Mittelalter? Nach einer Umfrage bei ägyptischen Kolleginnen erfuhr ich auch, daß die Mädchen sich freiwillig verhüllten! Also —: Auswüchse des Fundamentalismus, ja sicher. Aber ist nicht auch der verständlich? Die sprichwörtlichen Späne? Wir, in unserer europäischen Arroganz, vergessen so leicht, was wir alles verbrochen haben! Die jugendlichen Soldaten im Iran, die sterben wollen, denn dann sind sie Märtyrer — die germanischen Krieger wollten ja auch auf dem Felde der Ehre sterben, um ins Walhallah zu kommen! Das menschliche Leben ist für uns so heilig geworden, daß wir uns den Kopf zerbrechen, ob der Fötus bereits Gefühle hat. Aber für den Japaner ist das menschliche Leben nicht der höchste Wert! Wer hat recht? Jeder für sich, und man hüte sich, fremde Werte mit eigenen Maßstäben zu messen! Ich habe nirgendwo mehr Freundlichkeit, mehr Gastfreundschaft, mehr Hilfsbereitschaft gefunden als bei den Arabern — sicher nicht bei den Österreichern! —

So lernte ich allmählich die Diskrepanz der Werte, die Arroganz der sogenannten Herren kennen. Und der Erfolg meines Buches über koptische Kunst geht nicht zuletzt auf die Tatsache zurück, daß es nicht am grünen Schreibtisch entstanden ist, sondern in einem ähnlichen Milieu, unter ähnlichen sozio-politischen Gegebenheiten und ihren psychologischen Folgen wie einst im frühen Mittelalter. Nur hießen die Herren damals Griechen und Römer, jetzt waren es Franzosen oder Engländer. Natürlich hebt sich einem das Herz, wenn junge englische Soldaten bei lebendigem Leib verbrannt werden. Aber was war zur Kolonialzeit, als englische Offiziere die Bewohner eines halben Dorfes aufhängen ließen, weil die Bauern sich zur Wehr gesetzt hatten, als man ihre Truthühner und Tauben abschoß? Zu lesen bei Bernard Shaw: *John Bulls other Island.* Er, der Ire, kannte die Engländer!

Inzwischen hatte die Weltgeschichte das einst so friedliche Ägypten eingeholt, und ich kam auch hier wieder unter die Räder, weil ich Jüdin war! Während des Weltkrieges war Ägypten mit dem Suezkanal einer der wichtigsten militärischen bzw. strategischen Punkte des Kriegsschauplatzes, und wir wissen heute: Der Weltkrieg wurde in Stalingrad bzw. El-Alamein entschieden. Nach den militärischen Erfolgen von Rommel, als das Mittelmeer praktisch unter deutscher Herrschaft stand, sah die Situation für die Alliierten böse

aus. Dann kam allmählich der Durchbruch: Der Eintritt der USA in den Weltkrieg mit dem Desaster von Pearl Harbor — das vergißt man, wenn man von Hiroshima spricht —, dann kam die Gegenoffensive von Montgomery bei El- Alamein mit dem spektakulären Sieg der Engländer. Die deutsche Armee erlitt die erste entscheidende Niederlage. Es folgte das Debarquement der Amerikaner in Nordafrika und der Brückenkopf in Italien, dann in der Normandie — den Rest kennt man.

In Ägypten hatten sich wichtige interne Änderungen ereignet. Faruk war gegangen worden, Nasser gekommen und, geschürt von deutschen Agenten und weltpolitischen Überlegungen etwa bezüglich des Suez-Kanals, begann in Ägypten ein Stellvertreterkrieg im kleinen. Die USA und die UdSSR stritten um eine Einflußsphäre. Und 1948 wurde der Staat Israel gegründet! Es steht außer Zweifel, daß — hätte man Israel und die arabischen Nachbarn nicht indoktriniert und hätte nicht jeder versucht, sein eigenes Süppchen zu kochen — in Ägypten lebte ein Hess als Propagandaminister Nassers, in Jerusalem der Groß-Mufti, paradoxerweise ein Freund Hitlers —, dann hätte sich eine äußerst günstige Symbiose ergeben. Das Know-how der Israelis mit dem Geschick der handwerklich so begabten Ägypter — was hätte das ergeben, wenn nicht fremde Interessen mit beiderseitig gehässiger Propaganda gewesen wären! Während des Weltkrieges hatte jeder ärmste Fellach in seinem Lehmdorf einen Radioapparat. Woher das Geld kam? Bayer, die deutsche Pharma-Industrie, hatte die Apparate verteilt und die kritiklosen Fellachen wurden damit pausenlos mit Propaganda überflutet. Im Falle einer deutschen Invasion sollten die Apparate außerdem der Orientierung dienen. Heute hat jeder Fellache einen Fernseher, die Lehmdörfer sind von einem Wald von Antennen gekrönt. Die Programme? Haßtiraden gegen Israel! Und ein ägyptischer Kollege sagte mir einmal: „Ich kann nichts ausrichten bei meinen Kindern, für sie sind die Israelis Untermenschen mit Hörnern, die arabische Kinder fressen!“ Jetzt liegt wohl die Propaganda in anderen, aber ideologisch ähnlich ausgerichteten Händen!

Ich wurde Zeuge, wie ein sonst so friedliches, liebenswertes Volk aus Frustration nach jedem an Israel verlorenen Krieg immer aggressiver wurde. Immer häufiger wurden anonyme Anzeigen gegen mich gerichtet, ich sei eine zionistische Spionin. Verständlich: Ich hatte eine große Wohnung, die Straßen von Alexandria aber wimmelten von Flüchtlingen aus Ismailija, Suez, der Kanalzone, wo die israelischen Kriege die Städte dem Erdboden gleichgemacht hatten.

Es gab die paradoxesten Erlebnisse: Ich stand mit einigen Studenten auf der Treppe der Universität. Sie entschuldigten sich, daß sie in den Krieg müßten, um ihr Land gegen diese Schweine, die Engländer und die Israelis,

zu verteidigen. In diesem Augenblick stolperte der halbblinde Professor John Stubbs — denn immer noch lehrten Engländer, Franzosen und — Juden — wie ich — die Treppe hinauf, und meine Studenten rissen sich los, um dem englischen Professor, dem „Schwein“, die Treppen hinauf zu helfen! Oder: Ich stand bei einer Kreuzung, ein junger Ägypter kam auf mich zugelaufen: „Professor Zaloscer, kennen Sie mich noch, ich war Ihr Student. Ich danke Ihnen, daß Sie so streng waren! Ich wurde Offizier.“ Er kam gerade aus dem Sinai nach dem Sechs-Tage-Krieg. Wie es denn gewesen wäre, fragte ich blöd, denn ich mußte es ja wissen. „Schrecklich, Frau Professor, schrecklich, wir nahmen unsere Schuhe in die Hand und rannten!“ Die armen Kerle! Sie rannten um ihr Leben, für sie bestand keine Motivation, zu kämpfen —. Was war ihnen die Wüste Sinai? Wir erfuhren nachträglich, daß damals die ersten, die flohen, die Offiziere gewesen waren, sie ließen die Mannschaft zurück in einer Hölle, in der es angeblich auch zu Fällen von Kannibalismus kam.

Über die Israelis wußten wir, daß bei ihnen die größten Verluste unter den Offizieren waren. Ich verstand beide Seiten, verstand die politischen, psychologischen Implikationen, konnte nicht richten noch rechten, während doch allmählich meine eigene Situation immer unhaltbarer wurde.

Bereits im Jahre 1947, als meine Familie — fast zur Gänze intakt, selbst meine Schwester hatte Auschwitz überlebt — wieder in Wien war, hatte ich — was lag näher — versucht, meine durch die Nazis unmöglich gemachte wissenschaftliche Karriere wieder aufzubauen! Sie — das waren wohl die jüdischen Emigranten — nun, sie kamen wohl wieder, aber sie gingen auch wieder! Als ich mich mit Fritz Novotny beriet, wie ich es wohl anfangen könnte, wieder in den kunsthistorischen Betrieb einzusteigen, fragte Fritz, was ich denn im Sinn hätte. Auf meine Antwort, es käme doch wohl nur Museum oder Uni in Frage, meinte Fritz, da stünden meine Chancen aber schlecht, der Antisemitismus wäre immer noch präsent. Er mußte es ja wissen, er saß ja in der Entnazifizierungskommission und wußte, was da hinter den Kulissen gespielt wurde. Er kämpfte verbissen um ein Ziel, er wollte wenigstens die Lehranstalten säubern, Lehrern, Professoren sollte die Möglichkeit genommen werden, die Jugend mit ihren kranken Ideen zu infizieren! Der Fall des Germanisten Josef Nadler ist ein Paradebeispiel! Fritz schrieb damals ein Pamphlet mit dem ironisch gemeinten Titel „Die Wehrlosen“. Nadler hatte sich, als die Anschuldigungen gegen ihn erhoben wurden, als ein „Wehrloser“ bezeichnet!

Ich verließ also wieder — ein zweite Mal — Wien. Inzwischen war meine Berufung an die Universität Alexandrien perfekt geworden, noch gab es

keine Spannungen mit Israel (der Staat wurde ja erst 1948 gegründet) — in Wien hatte ich also auch nach dem Krieg kaum eine Chance.

Ich konnte mir in Alexandrien eine schöne, gesicherte Situation schaffen. Ich wurde Mitglied der Archäologischen Gesellschaften, publizierte Arbeiten, deren Ergebnis als wichtig bezeichnet wurden, ich hatte Freunde. Die Emigranten allerdings waren nach dem Krieg allmählich wieder weggewandert, die meisten in die USA. Nur einige — darunter ich —, denen das Land, die Landschaft und die Menschen ans Herz gewachsen waren, waren geblieben. Meine besten und treuesten Freunde, bis zum heutigen Tag, aber sind Ägypter; die meisten allerdings gehörten jener Klasse an, die mit der Entwicklung, die der Osten allmählich annahm, nicht einverstanden waren. Sie emigrierten ebenfalls!

Gemeinsam sahen wir, wie Ägypten, verständlicherweise, einen Weg einschlug, auf dem wir ihm nicht folgen konnten. Der Fremdenhaß stieg von Tag zu Tag. Ein Chauffeur spuckte mich an und wollte mich nicht fahren, ich wurde angepöbelt. Und ich erinnerte mich an die Zeiten, als ich oben auf der Terrasse mit arabischen Dienern gewohnt hatte, die immer höflich, freundlich gegen die „fremde“ Dame da oben gewesen waren.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges begannen in fast gleichmäßiger Reihenfolge die Kriege mit Israel: 1948 „the War of Independence“, 1956 die „Sinai-Kampagne“. Nasser hatte einseitig den Kontrakt, den er mit den Westmächten bezüglich der Verpachtung des Suez-Kanals abgeschlossen hatte, vor seinem rechtmäßigen Ablaufen gekündigt. Das ließen sich die englischen und französischen Aktienbesitzer nicht gefallen und zogen Israel in diesen Krieg hinein. Er endete mit dem Sieg Israels, nur griff da die UNO ein, der militärische Sieg wurde — wie alle folgenden — kein politischer. Es folgte 1967 der erbärmlichste Krieg mit der erbärmlichsten Niederlage, dessen Namen alles sagte: „Der Sechs-Tage-Krieg“! Drogensüchtige Offiziere und eine verhungerte, unausgebildete Armee konnten der technisch vollkommensten und — das darf nie vergessen werden — um ihre Existenz kämpfenden Armee der Israelis genau sechs Tage wiederstehen. Tatsächlich war aber der Krieg am ersten Vormittag, in den ersten Stunden, bereits verloren. Es war traurig, beschämend und mitleiderregend mitanzusehen, wie sich die Ägypter in ihrem Stolz, in ihrer Selbstachtung frustriert sahen! Im Grunde, glaube ich, wollten sie alle den Frieden, aber den Großmächten hätte damals ein Frieden ebensowenig zugesagt wie heute, nur daß heute noch Größeres auf dem Spiel steht.

Für mich wurde immer klarer, daß ich nicht mehr im Land bleiben konnte, der Xenophobismus, bei mir noch um den Antisemitismus gesteigert, wurde nicht nur unerträglich, sondern lebensgefährlich. Die Europäer, die

Italiener und Griechen, deren Anzahl am größten war, wurden gezwungen, das Land zu verlassen, ihre Besitztümer konfisziert! Auch der Besitz der reichen ägyptischen Paschas, darunter auch jener von Dr. Nakeeb. Er, der rechte Arm des Königs, wurde wegen Korruption eingesperrt. Engländer, Franzosen und Juden, falls sie nicht im Gefängnis saßen, waren ebenfalls weg, Ägypten folgte der Monroe-Doktrin: Ägypten den Ägyptern! Die europäischen Inschriften von Straßennamen und Geschäften wurden durch arabische ersetzt, nur: ungefähr 90 % der Araber konnten nicht lesen! Haß gemengt mit Schizophrenie lag in der Luft.

Ich bereitete mich darauf vor, das Land, das ich so liebte, diese Landschaft, die Wüste, das Meer, den hohen lichten Himmel — all das, was mir so sehr ans Herz gewachsen war, in dem ich meine Tage zu beenden gedacht hatte — zu verlassen. Das bedeutete natürlich, daß ich alles — meine Wohnung, meine Bibliothek, meine Pension verlieren würde. Aber ich mußte weg, dazu mußte ich ein Exit-Permit haben, ich war ja de jure Ägypterin mit einem ägyptischen Paß. Und Ägypten, ähnlich wie Rußland heute, ließ Juden und auch ägyptische Intellektuelle nicht heraus. Mein Kampf um meine Ausreisebewilligung dauerte über ein Jahr, und nur der aufopfernden Hilfe eines ägyptischen Freundes, des ältesten Sohnes von Dr. Nakeeb — der viel aufs Spiel setzte für mich — gelang es, mir dieses lebensrettende Stück Papier zu erringen.

Mich muß wohl der Teufel geritten haben, als ich den hohen Beamten, von dem ich mir am nächsten Morgen das Exit-Permit in den Paß stempeln ließ, fragte, warum ich denn solche Schwierigkeiten gehabt hätte. Er — ein ausnehmend schöner Mann in prachtvoll sitzendem Anzug, eine Art Omar Sharif — sah mich eiskalt an und antwortete: „Fragen Sie nicht so viel, überlegen Sie statt dessen, was die Deutschen mit Ihnen gemacht hätten!“ Das war deutlich.

Am 8. August 1968, fast auf den Tag genau 33 Jahre, nachdem ich Ägypten betreten hatte, verließ ich das Land. Die Reise war abenteuerlich, ich durfte kein Geld mitnehmen, und in Venedig saß ich dann mit meinem Köfferchen — alles, was ich mitnehmen durfte — am Kai und hatte kein Geld, um nach Wien zu fahren. In die österreichische Botschaft konnte ich auch nicht, da ich ja keine Österreicherin war! Und wieder war es ein Ägypter, ein Angestellter von Cooks in Wien, der mir half. Ich rief ihn an, er gab dem Beamten von Cooks in Venedig den Auftrag, mir die Bahnkarte und alles, was ich brauchte, zu geben, ich würde in Wien zahlen.

So kam ich also nach Wien zurück. Und wieder handelte es sich darum, Arbeit zu finden, nur — ich war inzwischen 65 Jahre alt geworden! Und hier setzt meine entsetzlichste Erfahrung ein. Hier in Wien, das ich verlassen

hatte, weil für Juden kein Platz war und in das ich nun zurückkehrte und keinen Unterschied fand! Vorerst die Freunde, die sogenannten „Freunde“ und Kollegen! Mein Gott, welch ein Unterschied zu jenen, die ich in Ägypten kennengelernt hatte — Fremde, die helfen wollten und bald zu Freunden wurden. Eine Solidarität von Mensch zu Mensch, wie ich sie dann wieder erst in Kanada finden sollte, von der man hier aber gar nicht wußte, daß sie existierte. Ich war in einer ganz schweren Depression, die Trennung von Ägypten, von der Arbeit, der Verlust all dessen, was ich erarbeitet hatte und das Nichts, das absolute Nichts, das mich hier erwartete —! So also fand ich mich in Wien wieder. Ich hatte ein erbärmliches, schon bei Tag halbdunkles Zimmer im Hochparterre des Hochhauses am Matzleinsdorfer Platz mit Blick auf eine Mauer. Meine finanzielle Situation war ärger denn je, erschwert durch die Aussichtslosigkeit und die Tatsache, daß ich inzwischen wesentlich älter geworden war und der jugendliche Elan von einst fehlte. Das ärgste aber war die Atmosphäre um mich, war die Haltung von „Freunden“.

Was hatte sich geändert? Inzwischen war Drimmel, bekannt als Antisemit, Unterrichtsminister geworden, und die einstigen Nazis hießen jetzt — konnte es Zynischeres geben? — Freiheitliche. Es gab die Borodajkewyz- Affäre, es gab Freisprüche für einstige Naziverbrecher. Und es ergab sich für mich die Situation, daß ich, im Ausland als bekannte Koptologin anerkannt, in Wien vor dem materiellen Nichts stand! Die Kollegen hatten alle erbärmlich versagt. Ich hatte mir noch in Ägypten gedacht, daß ich als Überbrückung Führungen halten könnte — ich hatte ja seinerzeit die Führungsprüfung gemacht. Das ging nicht, denn zwei ehemalige „Freundinnen“ — die eine mit einer Hofratspension, nunmehr im Ruhestand (sie lebt noch), und eine andere, die in einem Nobelbezirk von Wien ein „Schlössel“, das unter Denkmalschutz steht, bewohnt, materiell also mehr als abgesichert — hatten sich die Führungen aufgeteilt. Nur wenn man niemanden hatte wie für die „Kelten“- und „Chinesen“-Ausstellungen, wurde ich herangezogen. Von verständnisvoller Hilfsbereitschaft war hier keine Spur! Jeder hielt am Eigenen fest. Gleichgültigkeit, wie man sie sich nicht erträumen konnte, wenn man aus dem Orient kam —. Waltraut Vogel, die einzig Verständnisvolle, erzählte mir, Fritz Novotny ringe die Hände und frage sich, was man tun könne. Händeringen war aber auch das einzige, was er konnte...

War es Ahnungslosigkeit, war es ein Nicht-erinnert-werden-Wollen, war es diese schäbige Form des Abschiebens alles Unangenehmen, worin die Österreicher so groß sind, war es auch teilweise Blödheit? Ich erinnere mich, daß ich einmal, ein einziges Mal, als ich mit einer einstigen Kollegin beisammen war, erwähnte, daß von meiner Familie vierunddreißig den Weg

als dicker, schwerer Rauch durch den Schornstein gefunden hatten. Und sie erwiderte, direkt böse: „Und mein Neffe ist vor Stalingrad gefallen!“ Ich blieb sprachlos, konnte man auf so etwas noch antworten? Und dann das Geschimpfe über die Untaten der Befreiungsmächte, vor allem der Russen, als sie Wien befreiten! Ob ich von den Vergewaltigungen wisse? Ja, sagte ich, und daß die Deutschen, als sie vor Stalingrad waren, erst vergewaltigt und dann gehenkt hätten! Und über das zerbombte Dresden würde ich mich erst alte- rieren, wenn ich über das verwüstete Warschau, das vernichtete Rotterdam oder über Belgrad und Coventry getrauert hätte! Man war unschuldig in Wien, man fühlte sich tatsächlich unschuldig. Und dazu saßen alle meine einstigen Kollegen — und Gott weiß, daß nicht alle Genies waren — in guten, in besten Positionen, waren durchwegs Museumsdirektoren oder Universitätsprofessoren! In schönen Wohnungen —, und es ging ihnen allen, wie es ihnen nie gegangen wäre — wäre alles mit rechten Dingen vor sich gegangen !

Ich sah, daß meine Chancen gleich null waren! Wie gehabt! Nichts hatte sich geändert. Wien war Wien geblieben.

Ich war aber nicht die einzige, die zurückgekehrt war und vor Entsetzen die neue/alte Lage überschaute. Einige zogen Konsequenzen: Mein Freund Friedl Schwarz, Professor am Blackmountain-College, war voller Hoffnung aus der Emigration zurückgekehrt. Und beging Selbstmord! Der Maler Gerhard Frankl, dessen Bilder im Oberen Belvedere hängen (Fritz Novotny hat eine Monographie über ihn geschrieben), kam ebenfalls voller Hoffnung zurück und erreichte nichts. Man konnte doch die Bewohner nicht aus den arisierten Wohnungen, Betrieben oder Fabriken hinauswerfen...! Gerhard Frankl statuierte ein Exempel: Der sehr sensible, ebenfalls zu Depressionen neigende Mann beging Selbstmord — im Museum, wo ihn eines Morgens ein Aufseher fand! Diese Tatsache wurde vertuscht. Aber es ist genau so, wie es der Autor in *Das Wunder von Wien* schildert —!

Ich beschloß, den gleichen Weg zu gehen. Meine Lage in Wien war aussichtslos, die menschliche Atmosphäre nicht lebenswert, die Gleichgültigkeit tödlich. Und jene Bereitwilligkeit, zu teilen, was man besaß, wie ich sie in Alexandrien erlebt hatte, davon konnte man hier nur träumen, jeder wollte nur noch mehr. Selbstmord war der beste Ausweg!

So kaufte ich breite Klebebänder, um Fenster und Türen zu verkleben, damit das ausströmende Gas nicht Leute draußen gefährde, und beschloß, Wien zu verlassen — diesmal endgültig. Denn inzwischen war auch das wenige Geld, das ich aus dem Verkauf der Thomas-Mann-Briefe erzielt hatte, aufgebraucht. Ich hatte keine wie immer gearteten Einkünfte. Ich habe vergessen zu erwähnen, daß ich, noch in Ägypten, mit Thomas Mann

in Korrespondenz getreten war, anläßlich seines Werkes „Joseph in Ägypten“, in dem ich einige interessante „Montagen“ entdeckt hatte. Ich schrieb ihm und wies, nach seiner Antwort, auf einige ähnliche Beispiele hin. Thomas Mann antwortete sehr höflich und anerkennend und meinte u. a., es hätte ihn amüsiert, daß ich „ihm auf seine Schliche gekommen war“, und meine Arbeit wäre einer der „klügsten und kundigsten Arbeiten“ über das Sujet. In der Folge habe ich auch einige Aufsätze über diese seine Technik publiziert. Die erwähnten Briefe hatte ich verkauft — sie halfen mir, über diese meine wahrhaft brotlose Zeit hinwegzukommen. Ich hätte länger mit ihm korrespondieren müssen...!

Wie oben gesagt — mein Entschluß war gefaßt. Doch es kam nicht dazu. Freunde in den USA, die von meinem Schicksal erfahren hatten, bemühten sich, eine neue Existenz für mich zu finden. Wie gesagt, mein Ruf als Koptologin war im Ausland ja recht ansehbar. So gelang es Meyer Schapiro, mir eine Gastprofessur an der Carlton-University in Ottawa zu verschaffen. Ich verklebte also meine Fenster und Türen nicht — aufgeschoben ist ja nicht aufgehoben — und fuhr wieder einmal, nicht mehr die Jüngste, weg aus Wien in einen neuen Kontinent. Meine Gastprofessur — erst auf ein Jahr limitiert, dann um drei weitere Jahre verlängert, ließ mich meine Verzweiflung, Ägypten verlassen zu haben, teilweise vergessen. Meine Depression wich, ich arbeitete wieder mit Freude, gewann Freunde und war, wie es allgemein hieß, „a success“ mit meinen Studenten. In gewisser Weise erinnerten sie mich an Ägypten. Es war die gleiche gelöste, humane Atmosphäre — nur auf einem höheren geistigen Niveau, aber es war die gleiche Wärme, die gleiche Humanität.

Diese Jahre in Kanada, das Klima im hohen kanadischen Norden, das für mich nach einem über dreißigjährigen Aufenthalt in Ägypten besonders schwer zu ertragen war, gaben mir zu schaffen. Und die Folgen dauern bis heute. Dann bekam ich einen Brief von einer Dame in Wien, die mir mitteilte, sie hätte ein passable Wohnung für mich beschaffen können, erschwinglich, zwei Zimmer, unter der Auflage, daß ich meine Bibliothek, die sich wieder gebildet hatte, nach meinem Ableben der Universität überlassen würde. Ich verließ also Kanada, kam nach Wien und habe es bis zum heutigen Tag bedauert!

Wohl hatte ich mir in Kanada einiges ersparen können, für das Nötigste war gesorgt. Kanada hatte mir wieder Mut gemacht. Inzwischen konnte ich für die Jahre, die ich im Amalthea-Verlag gearbeitet habe, eine Pension anfordern, die niedrigste — ich bin sozusagen ein Sozialfall in Österreich —!

Ich kam zurück, verbittert, ich wußte, ja, was meiner wartete, hatte keine Hoffnungen. Ich hatte vor, auf meine Weise gegen diese Zustände zu kämpfen. Inzwischen waren eine ganze Reihe von Büchern von mir, die ich als wichtig bezeichnen darf, erschienen sowie Aufsätze im Ausland. So bekam

ich einige Staatspreise, den Theodor-Körner-Preis, den Adolf-Schärf-Preis und irgendeinen anderen —ja ich bekam sogar das „Goldene Ehrendoktorat“ der Universität Wien, zufälligerweise in der gleichen Zeremonie wie Sir Karl Popper, weil wir Jahrgangskollegen waren. Auf die Frage des Rektors, woher ich denn stamme, der Name klinge ja nicht deutsch, erwiderte ich zu seinem Entsetzen nicht etwa „Altösterreicherin“, sondern ich meinte lächelnd, ich wäre das, was man hierzulande eine Tschuschin nennt. Das Diplom wie auch die Preise: Alibi-Handlungen! Schönberg hatte man ein Ehrengrab in Aussicht gestellt —. Einzig Viktor Matejka, der einsame Löwe, saß hier in Wien und kämpfte um die Rechte, um das Wiedergutmachen des Unrechts, das man Juden zugefügt hatte! Auch ich kämpfte auf meine Weise.

Kurz nach dem Erscheinen meines Buches *Die Kunst im christlichen Ägypten,* das bei Schroll herauskam und heute das Sachbuch par excellence in Fragen der koptischen Kunst ist —, als ich wieder ohne Geld dastand — denn von Publikationen kann man ja nicht leben —, teilte ich einer Kollegin mit, daß ich mich um einen Aufseherposten im Kunsthistorischen Museum zu bewerben gedenke. Ich Idiot hatte natürlich keine Ahnung, daß es hier in Österreich so etwas wie Gewerkschaften gibt und ähnliche Hürden. Ich war guten Mutes. Und wenn ich zum Beispiel im Velazquez- Saal Aufseher sein dürfte, wäre es ja ganz schön. Hoffentlich würde mir das Kappel passen. Das schien mir abgesehen davon, daß so ein Posten gut dotiert ist, eine exemplarische Art, aufzuzeigen, wie in Österreich mit Wissenschaftlern umgegangen wurde. Doch es kam nicht soweit. Meine Kollegin war entsetzt, erzählte es Professor Swoboda, der seinerseits aus Hilfsbereitschaft oder auch aus schlechtem Gewissen — es hieß, seine Weste hätte einige braune Spritzer — einsprang. Jedenfalls wurde ich nicht Aufseher, sondern bekam, trotz meines vorgerückten Alters, einen Lehrauftrag — unbegrenzt — an der Wiener Universität. Er war weniger gut dotiert als ein Aufseherposten, aber immerhin standesgemäßer. Ich hielt es nicht länger als vier Jahre aus! Und ich glaube, ich bin die einzige, die freiwillig auf den Job und die damit verknüpfte Besoldung verzichtete.

Die Atmosphäre an der Universität — und es war ja nicht die erste Universität, an der ich lehrte — ich war in Afrika gewesen, in Amerika, ich konnte also vergleichen — war einmalig! Ich saß dort, vier Jahre, keiner meiner Kollegen fand es der Mühe wert, sich vorzustellen, man begegnete einander auf dem Gang, und wenn einer grüßte, war es mehr Zufall. Meine Vorgesetzten Prof. Fillitz und Prof. Wagner-Rieger, die humansten, waren korrekt, mehr nicht. Aber die Studenten — mein Gott! Aus ihnen einen Funken Interesse zu schlagen... es wäre leichter gewesen, eine Leiche zum Tanzen zu bringen. Interesselos saßen sie da und klapperten dann mit den

Fäusten auf den Tisch, wie sich's gehört. Aber eine Frage, ein Zeichen von Interesse — nein, da waren mir meine Fellachensöhne lieber gewesen! Diese hatten ja mehr als mildernde Umstände vorzuweisen, wenn sie sich nicht für etruskische Vasen interessierten. Ich gab den Job auf. Ich zerspragelte mich — ohne Sinn. Wozu also?

In diese Zeit fällt ein bezeichnendes Ereignis. Frau Prof. Wagner-Rieger trat im Jahre 1981 auf mich zu und bat mich anläßlich eines Jubiläumsdatums von Josef Strzygowski, einen Vortrag über ihn zu halten. Ich war etwas verblüfft, erwiderte, ich würde es tun, aber ob sie sich darüber im klaren sei, daß ich die beschämende, schwer nazistisch angeschlagene Seite von Strzygowski unmöglich unerwähnt lassen könne? Ich erinnere mich, daß ich im Jahre 1939, als ich mich in Paris bei Prof. Phillip Stern vom Musée Guimet als ehemalige Strzygowski-Schülerin vorstellte, er buchstäblich zurückprallte, als ob ich die Lepra hätte, und meinte: „Il n'y a rien de quoi être fière, Madame!" Auf gut deutsch: „Darauf brauchen Sie sich nichts einzubilden!"

Ich sagte also Prof. Rieger, daß ich wohl nicht die Richtige wäre, bei einem Strzygowski-Jubiläum zu sprechen. Und fairerweise antwortete sie: „Sie werden sagen, was Sie für richtig halten." Um es kurz zu fassen: Der Vortrag führte zu einem wahren Skandal! Ich sprach vor dem vollen Saal vom Werk und von dem Mann Strzygowski. Ich gliederte den Vortrag in zwei Teile: Der erste galt dem Frühwerk, das Bedeutung für die Kunstgeschichte hatte, in dem Strzygowski die Grenzen der Kunstgeschichte, die er zur Kunstwissenschaft umbenannt wissen wollte, erweiterte und über die klassischen Länder der Antike, Italien und Griechenland, hinwegging und mit Hilfe seiner „Methode", von der heute niemand mehr spricht, eine solche zu erarbeiten versuchte, die sich stark auf naturwissenschaftliche Systeme stützte. Tatsächlich glaubte er damit das Wesen eines Kunstwerks objektiv zu erfassen. Sicher war er — Strzygowski war Eklektiker — zum Teil von der Phänomenologie beeinflußt, etwa wenn er von „Wesensforschung" sprach, wahrscheinlich aber auch vom Positivismus, der damals an der Wiener Universität beheimatet war.

Er verlangte daher auch tatsächlich, die Kunstwissenschaft möge aus dem Verband der Geisteswissenschaften herausgenommen und in den der Naturwissenschaften eingegliedert werden. Es kam zur Trennung an der kunstwissenschaftlichen Kanzel. Wien hatte zwei Lehrstühle! Davon sprach ich also im ersten Teil meines Vortrages —, es waren durchaus ernstzunehmende Vorstöße, wenn auch unorthodox und von den Fachkollegen aufs schärfste abgelehnt. Aber Kontroversen dieser Art sind erlaubt.

Dann kam ich zum zweiten Teil, zu den Arbeiten Strzygowskis nach dem

Jahr 1933. Hier sprach nicht mehr ich, ich ließ einzig und allein Strzygowski sprechen, d. h., dieser Teil meines Vortrages bestand ausschließlich aus Zitaten aus Strzygowskis Arbeiten. Diese waren in jeder Hinsicht wissenschaftlich wie politisch verheerend! Schon allein Titel seiner Arbeiten wie etwa: *Der Norden in der bildenden Kunst Westeuropas oder Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst,* weiter: *Aufgang des Nordens, Lebenskampf eines Kunstforschers um ein deutsches Weltbild;* weiter: *Der Wille zum Reich. Die Entscheidung des Seelenmenschen von der bildenden Kunst aus gesehen: Der Nordische Heilbringer: Geistige Umkehr? Bekenntnisse eines Kunstforschers;* und schließlich 1940: *Die deutsche Nordseele.* Ebenso überspannt wie die Titel waren die Zitate: „Wie einst die Zeit der Morgenröte Erlösung für den des Winterkampfes müden Nordmenschen, so bedeutet die Tat unseres Landsmannes Hitler das, was wir einen Heilbringer nennen." „Unser Landsmann Hitler als Heilbringer", und das von einem Forscher, der ernstgenommen werden will! Oder noch ein Zitat aus dem gleichen Buch *Nordischer Heilbringer* (1939),„... aber was Christus selbst und das Christentum angeht, da möchte ich gerade ihn, den ich als kernigen Nordmärker hoch (sic! d. Hrsg.) schätze..." Dann heißt es mit Vorbehalt: „Ob es wirklich einen jüdischen Geheimbund gibt, der sich die leibliche, geistige und sittliche Zerstörung des Indoeuropäers zum bewußt verfolgten Ziele gesetzt hat, weiß ich nicht..." Aber im gleichen Absatz weiter: „Jüdische Quertreibereien, in denen es sich um den Zusammenschluß jüdischer Kunsthistoriker in New York handle ... ein Mittelpunkt vormals deutscher Juden ... der sich unter anderem zum Ziele gesetzt zu haben scheint, die Mazdaistische — christliche und islamische Kuppelbaukunst — um jeden Preis als orientalisch ... gewiß nicht als iranisch oder gar indogermanisch gelten zu lassen". Man weiß nicht, ob solche Aussagen eines Wissenschaftlers mehr zum Lachen oder zum Sich-Schämen sind! Strzygowski begrüßte, daß „das Volksdeutsche (Der Nationalsozialismus) auch in meiner Heimat Österreich derart durchschlagende Erfolge erzielt..Strzygowski fragt sich allen Ernstes, ob nicht Macchiavelli und Pietro Aretino, diese Gewaltmenschen par excellence, Juden gewesen wären. Er wendet sich an das Institut „La difesa della Razza", das zu seinem Leidwesen verneint! Denn „Während der hochwertige Nordmensch dem Liede des Lebens lauscht, verzehrt sich der Machtmensch in Begierden". Das klingt fast wie die *Gartenlaube!* und ein letztes Zitat, das weniger nach *Gartenlaube* als nach *Mein Kampf* klingt: „Es ist ein Glück, daß jetzt im entscheidenden Augenblicke wenigstens Hitlers ‚Mein Kampf als ein allgemein anerkannter Anfang schon da ist. Das neue deutsche Volksbuch zu schaffen, wird die wichtigste Aufgabe der volksdeutschen Bewegung sein." In zahlreichen Schriften, aus denen ich nur die Originaltexte las, verdammte Strzygowski den

Humanisten, den Mittelmeermenschen, den Machtmenschen und setzt ihm den „schlichten Nordmenschen“ gegenüber, der „einsam dasaß und grübelte“. Und abschließend das wohl „schönste“ aus Strzygowskis Feder: „Glücklich das Volk, dem ein einfacher, schlichter Mensch Führer geworden ist, einer dazu, der den nötigen Weitblick hat.“

Und all das sagte nicht ein kleiner Gefreiter, sondern ein angesehener Wissenschaftler! Ich schloß meinen Vortrag. Der Applaus war mehr als dünn, saßen doch außer einigen Kollegen — woher der Applaus kam — vornehmlich alte Strzygowskianer und -innen dort. Noch heute sitzen sie dort, dumm und unkritisch, und denken in den gleichen ausgewalzten Denkstrukturen, mit denen sie vor Jahrzehnten vom Meister gefüttert worden waren. Dazu kommt, daß die „Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung“ per se eine Gründung von Strzygowski ist.

Am nächsten Tag erhielt ich einen infamen Brief von der Sekretärin Dr. M. Zykans, die mich fragte, wie ich es gewagt hätte, das Andenken des großen Mannes etc... Daß ja nicht ich, sondern er gesprochen hatte, war ihr wohl nicht aufgefallen. Ich gab meine Demission aus diesem Kunsthistorikerverband, wo ich ostraziert bin. Ich hätte doch nicht so streng sein sollen, meinte eine Kollegin. Das war typisch. Ein Nazi durfte man gewesen sein, als ein solcher bezeichnet werden nicht. Nur schön alles unter den Teppich kehren, wem hilft es schon, wenn solche Geschichten ausgegraben werden. Es war zum Kotzen.

Heute wundert mich das alles nicht mehr. Es war nur eine logische Folge, eine winzige Eisbergspitze in meiner nächsten Umgebung! Hatte es nicht den Fall Hans Sedlmayr — auch aus dem Bereich der Kunstgeschichte — gegeben? Nach dem Tod von Swoboda sollte die Wiener Lehrkanzel neu besetzt werden. Und Drimmel wollte unbedingt, daß Hans Sedlmayr, der mit Hitlergruß in die Vorlesungen gekommen war, mit tränenerstickter Stimme vom „hehren Führer“ gesprochen hatte, die Lehrkanzel bekommen sollte. Damals, zum erstenmal mit Erfolg, erhob sich die gesamte Belegschaft der Kunsthistoriker — mit einer Ausnahme — und richtete an Drimmel die Petition oder besser das Ultimatum: Wenn Sedlmayr kommt, dann streiken alle Kunsthistoriker, in Museen, an der Universität, an allen offiziellen Stellen. Und Drimmel mußte nachgeben. Sedlmayr kam an die Uni in Salzburg.

Im Grunde war der Faschismus in Österreich gar nicht besiegt worden! Das mit Hilfe des Marshallplanes allmählich einsetzende Wirtschaftswunder, das sehr bewußt geförderte Besitzbewußtsein, nährte in der Bevölkerung die Angst vor dem Kommunismus. Nicht der Kapitalismus, der Kommunismus war der Feind Nummer eins! Vergessen waren die Verbündeten von

Gestern, mit deren Blut — und den amerikanischen Waffen! — der Sieg errungen worden war. Nur russische Greueltaten waren zu hören. Ohne daß man sich fragte, wie ein Europa nach einem Hitler-Sieg ausgesehen haben würde. Die allmähliche Verniedlichung der KZ-Lager, selbst wenn man die Auschwitzlüge nicht in Betracht zieht — die ewige Verkoppelung von Auschwitz und Hiroshima! Die doch in Wahrheit nichts gemein haben. Hiroshima, so entsetzlich und verdammenswert es auch sein mag, war eine Kriegsaktion — und es war da nur eine Frage der Zeit, wann die andere Seite die Atomwaffe gehabt hätte — Auschwitz, die „Endlösung", war an hilflosen eigenen Staatsbürgern vorgenommen worden, an Greisen und Kindern! Was hatte Mengele mit einer Kriegsaktion zu tun? Hier aber stieß man auf taube Ohren!

Wie es scheint, hat sich die Verdrängung nicht gelohnt. Auf die Dauer kann man Abszesse nicht vergessen. Sie brechen auf, es stinkt! Und von Borodajkewyz über Reder, Waldheim, Haider — immer wieder kleine Eiterbeulen, die aufgehen!

Und ich saß mitten drinn!

Das Entsetzliche war, besser: ist, daß es sich keineswegs nur auf der untersten Ebene abspielte, siehe Sedlmayr, siehe mein Strzygowski-Vortrag — es hatte das alles auch eine viele größere Auswirkung: die Verengung des geistigen Horizontes, die Kleinkariertheit, der Provinzialismus, der umso unerträglicher war, da man das Wien der Zwischenkriegszeiten gekannt, und dann durch 40 Jahre im Ausland das Niveau, den Horizont außerhalb der Alpenrepublik erlebt hatte.

Wie schließe ich diesen Bericht, den Bericht eines Lebens, das sich fast über das ganze Jahrhundert erstreckt, in dem ich zwei Weltkriege mit allen ihren Konsequenzen erlebt habe, in dem ich vier Nahostkriege unmittelbar auf der eigenen Haut mitgemacht habe; als Jüdin Wien verlassen mußte und ein zweites Mal Ägypten, das mir fast eine zweite Heimat geworden war, denn ich hatte ja dort immerhin den längsten Teil meines Lebens verbracht?

Versuche ich ein Fazit zu ziehen, so kann ich heute im Rückblick sagen, daß die Emigration, die am Ende ja keine mehr war, eine Erfahrung wurde, die ich trotz allem als positiv bezeichnen kann. Ich lernte eurozentrische Urteile abbauen, ich lernte eine neue Kultur von innen heraus, pragmatisch, kennen, und wurde damit auch offener, vorurteilsloser, auch als ich nach Kanada kam. Es war kein leichtes Leben, es war auch schwer, den Weg, den ich mir gezeichnet hatte — Kunsthistorikerin zu sein, als solche zu arbeiten, zu forschen — einzuhalten. Ich habe auch Hunger gekannt — ich hatte ja keine Protektionen —, und wenn ich heute auf etwas stolz bin, dann darauf, daß ich alles allein, ganz allein geschafft habe! Daß ich eine — im Ausland,

wohlgemerkt! — bekannte Kunsthistorikerin bin, deren Arbeiten heute Geltung haben. Ich bedaure daher nichts! Und sollte ich heute mein Leben wiederleben, ich würde alles wieder so und nicht anders tun.

Nur eines bedaure ich: Daß ich wieder nach Wien zurückgekehrt bin! Zurück in eine Atmosphäre, die sich nicht geändert hat, unter Menschen, die die gleichen geblieben sind. Im Grunde bin ich ja auch nicht einmal emigriert: Ich habe 1947, kurz nach dem Krieg, versucht, wieder in Wien zu leben, meine Karriere, die durch die Nazis unterbrochen worden war, wieder aufzunehmen unter der naheliegenden Voraussetzung, daß der Spuk des Dritten Reiches vorbei war. Ich erreichte nichts — ich hatte ja auch kein Parteibuch — und fuhr wieder nach Ägypten. Und 1968, als Ägypten in seiner Xenophobie erstickte, ich es endgültig verlassen mußte, versuchte ich es in Wien nochmals. Wieder vergeblich. Und so fuhr ich zum dritten Mal aus dieser Stadt mit ihren herrlichen Barockpalästen und ihren ominösen Menschen, weg nach Kanada!

Ich lebe nun hier in Wien, in einer geistigen und menschlichen Wüste, bekomme antisemitische Drohbriefe, kenne keinen Menschen, mit dem ich sprechen könnte, in einem Land, dem die Abwanderung der jüdischen geistigen Elite den Stempel aufgedrückt hat, das kleinkariert, provinziell und vor allem so bösartig ist! Manchmal denke ich, ich muß ersticken! Aber es ist meine Schuld, sagen mir Freunde, die im Ausland sitzen. Warum bin ich zurückgekehrt! Meine Schuld! Dreimal hatte ich versucht, „heim"-zukehren, dreimal mußte ich meinen Koffer packen und wieder gehen, in ein neues Exil. In Österreich war ich nicht erwünscht. Hier gab es keine Arbeit für mich! Von „Wiedergutmachung", wie etwa in Deutschland, war hier nicht die Rede. Was sollte denn gutgemacht werden? Hatte man uns die Wohnung genommen, hatte man mir meine Karriere vermasselt? Nein, das alles hatte nicht stattgefunden, man war ja selbst ein „Opfer" gewesen! Glaubten das die Menschen? Belogen sie sich selbst? Es war alles so entsetzlich, so verlogen, so unmenschlich! Das ärgste aber war die Mauer des Schweigens. Keiner fragte mich, wie ich die Emigrationsjahre überlebt hatte, keiner sprach über das Entsetzliche, das sich hier abgespielt hatte! Über die Freunde, die plötzlich verschwunden waren, über alte Männer, die sie Boden waschen gesehen hatten, gesehen haben mußten! Das alles hatte es nicht gegeben, alles war wie weggewischt. Ich lebte in einem Narren- oder Verbrecherparadies! Aber ich hatte es ganz tief unten geahnt, schon das erste Mal — 1947 —, als ich „heim" in das zerbombte Wien kam und auf den Litfaßsäulen die „Gräfin Maritza" oder „Die Cardasfürstin" oder irgend so ein ähnlicher scheußlicher Kitsch angekündigt war! Da hatte ja kein Bruch, kein Neuanfang stattgefunden, für den wir drüben in Ägypten — als endlich die Bomben über die Nazis und nicht mehr auf die Wehrlosen niedergingen, gebetet hatten! Hier

war alles beim alten geblieben, hier setzte man dort an, wo man aufgehört hatte! Und wie recht ich mit dieser ahnungsvollen Befürchtung gehabt hatte, bestätigen die Ereignisse, die wir heute, 1987, erleben!

Ich war nicht die einzige, die dieses entsetzliche Weiterleben des alten Geistes erkannt hatte. Ich sprach mit Günther Anders einmal bei einem Empfang in der „Gesellschaft für moderne Literatur", und er bestätigte mir, er hätte das gleiche erlebt. Von Hitler sprach hier keiner, es war, als ob er nicht stattgefunden hätte, und irgendwo schreibt auch Günther Anders, wie er dies erlebt hatte: „Seit Monaten bin ich hier. Aber in keinem Gespräch habe ich den Namen Hitler gehört... Ominös scheint mir das... Daß sie ihren gottgeweihten Lebensabschnitt einfach vergessen haben können, ist nicht möglich. Noch nicht einmal hoffen kann ich das: Denn solche Vergeßlichkeit wäre ja fast noch erbärmlicher als die Tatsache, daß sie sich einem solchen Manne geweiht hatten ... daß die hiesige Bevölkerung aus den Schlägern von Gestern und den Geschlagenen von Gestern besteht... die heute Lebenden leben in ihrer Mehrzahl so, als hätte es die Millionen Toten, Gefolterten, Vergasten nie gegeben (G. Anders, *Die Schrift an der Wand,* 1967). Und Jean Améry, der, wie wir wissen, Selbstmord begangen hat, schreibt in seinem Aufsatz *Morbus Austriacus:* „Der Menschenschlag der Voralpenlandschaft... ist widrig, kein Zweifel. Er ist heimtückisch, schmeichlerisch, grausam und von jenem fermentierenden Charme, der jeden Widerspruch mit Duliöhgelächter auffängt!"

EPILOG

Vor einiger Zeit war ich in der Psychoanalytischen Gesellschaft. Eine Vortragende sprach über das Emigranten-Syndrom, von den Selbstmorden bis zu anderen schweren psychischen Störungen. Ein kluger, feinfühliger Vortrag. Am Ende, als vom Publikum aus Fragen gestellt werden konnten, meldete ich mich zu Wort und fragte, ob es bereits eine Untersuchung gäbe über das Syndrom der Re-Emigranten. Das Publikum drehte sich um, um zu sehen, wer da fragte, die Vortragende schwieg einen Augenblick, sah mich an und sagte: „Noch nicht."

AUTORINNEN/AUTOREN

Der Herausgeber:

Friedrich Stadler Geb. 1951 in Zeltweg (Stmk.). Studium der Philosophie, Psychologie, Pädagogik und Geschichte in Graz und Salzburg. Berufliche Tätigkeit an Mittelschulen, in der Erwachsenenbildung und im Bildungs- bzw. Wissenschaftsministerium. Mag.phil., Dr.phil., Univ.Doz. für Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftstheorie, 1997 ao.Univ.Prof. an der *Universität Wien,* seit 2001 Vorstand des *Instituts für Zeitgeschichte* und bis Ende 2003 Mitglied des *Zentrums für überfakultäre Forschung* der Universität Wien. 1991 Begründer und seitdem wissenschaftlicher Leiter des *Instituts Wiener Kreis.* Mitarbeiter des *Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte und Gesellschaft.* Gastaufenthalte an der *Humboldt-Universität zu Berlin (D)* und an der *University of Minnesota, Minneapolis (USA).* Publikations- und Forschungstätigkeit zur History and Philosophy of Science sowie zur deutschsprachigen Wissenschaftsemigration und Intellectual History. Mitarbeit, Planung und Leitung von einschlägigen Forschungsprojekten, sowie von internationalen Symposien im In- und Ausland. Autor von 2 Büchern, Herausgeber (mit Einleitungen/Beiträgen) von 18 Büchern und Autor von über 60 Artikeln im oben erwähnten Forschungsbereich. Herausgeber von drei Buchreihen (2 Deutsch, 1 Englisch). Projektleiter und Mitherausgeber der 12bändigen Moritz Schlick Gesamtausgabe, Wien-New York: Springer 2005ff.

Buch-Publikationen (Auswahl): *Studien zum Wiener Kreis* (Suhrkamp 1997, Sonderausgabe 2001). Englische Ausgabe: *The Vienna Circle* (Springer 2001). (Ed.), *Induction and Deduction in the Sciences* (Kluwer 2004); (Ed.), *The Vienna Circle. Re-evaluation an Future Perspectives.* (Kluwer 2003); (Hrsg.) *Vertriebene Vernunft. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft.* 2 Bde. (Jugend und Volk 1987/88.); *Kontinuität und Bruch 1938-1945-1955. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte* (Jugend und Volk 1988); alle 3 Bände als Reprint: LIT Verlag, Münster 2004; (Ed.) *The Cultural Exodus from Austria.* With. P.Weibel (Springer 1995); (Hrsg.), *Österreichs Umgang mit dem Nationalsozialismus. Die Folgen für die naturwissenschaftliche und humanistische Lehre* (Springer: Wien-New York 2004, im Druck).

Email: Friedrich.Stadler@univie.ac.at

Websites: http://www.univie.ac.at/zeitgeschichte und http://www.univie.ac.at/ivc/

Anton Amann ist Professor am Institut für Soziologie der Universität Wien

Hans-Joachim Dahms ist Philosoph und Wissenschaftshistoriker in Berlin (D)

Johann Dvořak ist Dozent am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien und im Planungsausschuss des Instituts für Wissenschaft und Kunst

Rudolf Ekstein ist Lehranalytiker in Los Angeles und war mehrmals Gastprofessor an der Universität Wien

Irene Etzersdorfer ist Dozentin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien

Kurt R. Fischer ist Honorarprofessor am Institut für Philosophie der Universität Wien und Psychotherapeut, Mitarbeiter des Instituts Wiener Kreis

Christian Fleck ist außerordentlicher Universitätsprofessor für Soziologie an der Universität Graz, Leiter des Archivs für Geschichte der Soziologie in Österreich

Wilhelm Frank war Sektionschef im österreichischen Handelsministerium und unterrichtete Mathematik an mehreren österreichischen Universitäten

Hans Friedmann war Chemiker in der Industrie in Kolumbien, Schweden und Österreich. Er lebt in Schweden

Fritz Hausjell ist außerordentlicher Professor am Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien

Michael Hubenstorf ist Vorstand des Instituts für Geschichte der Medizin an der Universität für Medizin in Wien

Josef Langer ist außerordentlicher Professor am Institut für Soziologie der Universität Klagenfurt

Eduard März war Professor für Wirtschaftswissenschaften an der University of Massachusetts und am Union College (USA), Gründer und Leiter der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung der Arbeitskammer in Wien

Karl H. Müller ist Soziologe und Politikwissenschaftler in Wien, Leiter von WISDOM in Wien

Paul Neurath war Professor für Soziologie am Queens College in New York und Honorarprofessor am Institut für Soziologie in Wien

Edith Prost (Leisch-Prost) ist Lektorin am Institut für Geschichte der Universität Wien

Oliver Rathkolb ist Co-Leiter des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte und Gesellschaft und Dozent am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien

Johannes Reichmayr war außerordentlicher Professor am Institut für Psychologie der Universität Klagenfurt und lebt als Psychotherapeut und Wissenschaftshistoriker in Wien

Erwin Trebitsch war Literarhistoriker, arbeitete vor seiner Pensionierung bei Austria Tabak in Wien

Hilde Zaloscer war zuletzt Kunsthistorikerin und Schriftstellerin in Wien

NAMENSREGISTER

Abel, Paul 294
Abraham. Karl 136, 148
Ackerknecht. Erwin 365
Adamovich, Ludwig 202, 226, 294. 297
Adler, Alexandra 378, 463
Adler. Alfred 30. 192, 290. 378.461. 473
Adler. Friedrich 19. 337
Adler. Ludwig 370
Adler. Max 130, 189. 191. 192, 195. 196. 218. 219. 220. 222. 225. 228. 229. 234. 261. 290, 477. 502
Adler. Robert 417. 477
Adler, Sigmund 217, 221
Adler, Victor 217, 345, 368, 369
Adler-Herzmark, Jenny 368
Adolf. Helene 463
Adorno 103, 104
Aichhorn, August 123, 126,134.135, 136, 142, 145. 473
Aichinger. Alfred 550
Albach-Gerstl, Rosi 492
Albert, John 337
Albrecht, Heinrich 367
Alexander, Franz 141, 392
Alexander, Leo 376, 392
Alexich, Georg Maria 288
Allesch. Ea von 446
Althusser. Louis 57
Amann. Anton 28. 214
Améry, Jean 16, 81, 572
Anders, Günther 572
Andreae. Wilhelm 189, 190. 228. 241
Angel-Katan. Anny 135. 142
Anger. Vinzenz 355
Anton, Gabriel 364, 373
Arendt, Hannah 283
Aretino. Pietro 568
Aristoteles 233, 243
Arnstein, Alfred 368
Arzt, Leopold 375, 383
Ascher-Nasch. Franziska 463
Aschner, Bernhard 395
Aschoff, Ludwig 366
Atatürk. Kemal Mustafa 21,92,505. 506
Ausch, Karl Michael 306. 337
Auslander, Friederike Fedora 378
Austriacus. Prof. (Pseud.) 80
Averroes = Ibn Ruschd 233
Ayer, Alfred 97, 107
Azmi. Clara 556
Azmi. Mahmoud 556

Baader. Franz von 228
Bach, David Josef 337
Badner, Heinz 307
Bailyn, Bernard 66, 67
Bálint, Michael 139
Baranyi. Robert 364
Bartsch, R.(obert) 231
Basch, Alfred 30
Bauer. Helene 28. 192, 238. 240. 262, 265. 337
Bauer. Julius 394
Bauer, Otto 28. 77. 192. 219. 238. 240. 262. 265. 288. 289. 337. 500. 501. 504. 505
Bauer, Robert 288
Baumgarten, Eduard 99
Bauer, Wilhelm 386
Bäumler, Alfred 90
Baxa. Jakob 189. 195, 197,228,229, 231, 241. 296
Bayer, Hans 228, 229
Bayer, Gustav 386
Beer, Sanel 337
Beidtel. Ignaz 233
Beitzke, Hermann 367
Benedikt, Ernst 337
Benedikt, Otto 337
Benesch, Otto 222
Benison, Saul 55
Benković, Stefan 307, 337
Bentham 292
Benton. Gabriele 463
Bergel. Egon 199
Berger. Emil 364
Berger. Peter Ludwig 288
Bergler. Edmund 142
Bergmann, Gustav 23, 69, 71, 101
Berliner. Arnold 73
Bernatzik. Edmund 184, 188, 215, 217, 221, 222
Berger. Wilhelm 386
Bernfeld, Siegfried 126, 128. 142, 474
Beth. Marianne 457, 463
Betlheim. Stefan 143, 144
Bettelheim, Bruno 199
Beveridge. William 264. 265
Bibring, Eduard 134, 135, 136. 142, 146, 147, 148, 149
Bibring-Lehner, Grete 134, 135,136, 142, 147, 148. 462, 463
Bieberbach 425
Bienenfeld, Frank Rudolf 337
Billroth, Theodor 364
Bischoff. Rudof 194
Bittner. Karl 337
Blau 487
Blau. Peter M. 97. 200
Bloch. Hans 484
Bloch. Victor 248
Blühdorn. Rudolf 226. 231
Blum. Franz 337
Blum. Klara 463
Blum. Robert 455
Blumberg. Albert E. 100, 101, 104, 107, 110
Blumenthal. Steffi (Stephanie) 493
Blumenthal. Werner (= W. Michael) 493
Bobek, Olga 353
Bode, Karl 249
Böhm von Bawerk, Eugen 184,221, 239. 268
Bohl. Robert 337
Boll-Dornberger, Katharina 463
Bonaparte, Marie 139, 156, 158, 165
Bondi, Hermann 417
Bonhoeffer, Karl 373
Boltzmann. Ludwig 243. 446
Borodajkewycz, Taras 570
Bornstein, Berta 134, 135. 136, 142, 144, 159
Bornstein-Windholzova. Steff 142, 150
Borowicka 417, 422
Bosch, Franz Xaver 337
Bousquet 223
Boyka, Elisabeth 457, 463
Brahms, Johannes 542
Brandweiner, Heinrich 207
Brassloff, Stephan 226, 296
Braunthal, Alfred 262, 264, 510
Braunthal, Julius 337
Breitenfeld. Walter 337
Breitner, Burghard 364
Brenner, Thomas E. 202
Bridgman, Perry E. 99, 104
Brieger. Lothar 490
Brill, Abraham A. 173, 174, 175, 176, 177, 178
Broch. Hermann 19, 445, 452
Brod, Max 492
Broda, Christian 474
Broda. Engelbert 22, 30, 442
Brouwer, Luitzen E. 252, 425
Browne (Braun), Martha 249
Bruckner, Anton 249
Brücke. Ernst Theodor von 386, 393
Brücke-Teleky. Dora 386
Bründl, Wilhelm 349
Brunswick, Ruth 134, 465
Brüll, Theodor 337
Brushlinsky 106
Bühler, Charlotte 22, 30, 32, 191, 444f., 460, 463, 477
Bühler. Karl 28, 30, 79, 191, 192, 197, 198, 205, 208, 209, 477
Bullitt 178
Bunzel, Julius 194
Bunzel, Joseph Hans 285, 287
Bürckel 154
Burlingham, Dorothy T. 135, 136, 142, 145, 473
Bus-Fekete, Ladislaus 492
Buttinger, Joseph 166, 200, 337
Buxbaum, Edith 128, 135, 136, 142, 144
Bychovski, Gustav 142, 144

Cabrinović 544
Canetti, Elias 501, 544
Carrell. Alexis 377
Carnap, Rudolf 21, 26, 68, 69, 70, 71, 73, 75, 76, 77, 79, 81, 85. 86,94, 95, 96, ,97, 100, 101. 103. 104, 105, 106, 243, 344 f.. 346
Carnegie 373
Casagrande. Arthur 417, 420
Cassirer. Ernst 90, 102, 103
Castle, Eduard 455
Cézanne, Paul 547, 554
Chaldun, Ibn 221, 233
Champollion-Figlac. Jean Francois 554
Chargaff, Erwin 15, 393
Chifley. Joseph Benedict 539
Child. Stewart 376
Chvostek, Franz 374
Cohen, Morris 103
Comte. Auguste 218
Coser, Lewis A. 124
Coudenhove-Kalergi. Richard 337
Coulomb 418
Courant, Richard 424

Crinis, Maximilian de 373, 378
Curtin, John 539
Czermak, Emmerich 371, 372
Czernin, Ferdinand 337
Czerny. Adalbert 364
Czerny, Vinzenz 364

Dahms, Hans-Joachim 26, 66, 68
Darwin, Charles 243
David, Franz 388, 389
Degenfeld-Schonburg, Ferdinand 226, 239, 296, 297, 504
Delbrück, Rex 393
Deming. Julia 143, 144. 145
Dempf. Alois 17
Demuth. Fritz 386
Denk, Wilhelm 374
Deri, Frances 142, 144
Deuel, Hans 421
Deutsch. Felix 128, 142, 378, 392
Deutsch, Hans 337
Deutsch. Helene 125, 128, 142,378, 444, 465
Deutsch, Julius 337
Devereux. George 56, 58, 59
Dewey, John 99, 292
Dichter, Ernest 22, 199
Dickstein 175
Dilthey 90, 190
Dinghofer, Franz 369
Dingler, Hugo 73. 74, 75, 89, HO
Dobretsberger, Josef 29, 195, 197, 198, 201, 289, 292, 293, 297
Doerr. Robert 370
Dohrn, Klaus 337
Dollfuss, Engelbert 29, 80, 127, 224, 315, 317, 320, 334, 349. 377
Doppler. Franz 30, 440
Dreifuß. Alfred 490
Drimmel, Heinrich 109, 563, 569
Drioton, Etienne 554, 555
Drögsler 547
Drucker, Peter F. 22, 199, 238, 285, 286
Duczynska, Ilona 337
Duhem, Piérre 96
Dunn, Michael 168
Durig, Arnold 370
Durkheim, Emile 219
Dutsch, Oswald O. 337
Dvořak, Johann 30, 102

Eberstein, William 280, 281. 282, 289
Eckhart 243, 490
Eckstein-Diener, Berta 447
Edel, Emanuel 378
Eder 223
Ehrenhaft, Felix 202
Ehrenzweig, Albert A. jun. 226
Ehrenzweig, Albert sen. 226
Ehrenzweig, Albert Armin 221,283
Ehrlich, Eugen 184, 225
Ehrlich, Gertrude 462, 463
Ehrlich, Margarethe 462, 463
Ehrmann. Salomon 370
Eichberg. Friedrich 416
Eichholzer 506
Eideiberg, Ludwig 143
Einstein, Albert 73, 74, 75, 98. 243
Eiseisberg, Anton von 364, 370, 371
Eisenstein, Sergej M. 488. 552
Eisfelder, Ferdinand 491, 492
Eisler, Frieda 456, 463
Eisler, Josef 337
Eisler. Rudolf 219
Eisler-Terramare, Michael 382
Eissler, Kurt R. 124, 142, 146
Eissler-Selke, Ruth 143, 144
Eitingon, Max 125,126,134,139,140
Ekstein, Rudolf 25, 146, 279
Elan, Ephraim 337
Elias, Herbert 374
Ellenbogen, Wilhelm 337, 387
Ellis, Howard S. 249
Engel-Janosi, Friedrich 205, 207, 222, 248, 250
Engels, Friedrich 500, 503
Engelmann, Frederick C. 280, 282
Eppinger, Hans 374
Erdheim. Thea 146
Ermers, Max 454
Etzersdorfer, Irene 25, 53

Fabri, Ernst 337
Fanon, Franz 556
Färber, Otto 337
Faruk I. 555, 556, 557, 559
Feder. Gottfried 296
Federn, Ernst 142
Federn, Paul 134, 136, 143, 144. 153. 170
Feigl. Fritz 462
Feigl. Herbert 67, 68, 69, 70, 71, 72, 79,80,81,87,96,98,100,101,104, 107
Feigl. Regine 462
Felder, Josef 337
Fenichel, Otto 131, 134, 135. 143. 150
Fent. Paul 337
Ferenczi, Sándor 132, 137
Ferker, Alois 453
Fermi, Laura 66, 67, 146
Feuerbach, Ludwig 189, 220
Feuchtwanger, Lion 133
Feyerabend, Paul 110
Fichte 220
Fillitz 566
Fillunger, Paul 419, 420
Finlayson 139
Firnberg, Hertha 232, 537
Fischer. Emil 447
Fischer, Ernst 20, 307, 337, 501,504
Fischer, Irene 462, 464
Fischer, Isidor 360 f., 365
Fischer, Kurt Rudolf 25
Fischer, Walter 337, 378, 388
Fischer, Zyrill 337
Fischer-Köstler, Liselotte 464
Fischhof, Adolf 363
Fleck, Christian 27, 28, 182, 216, 224
Fleming 66, 67
Forbes, A. 386
Fraenkel 370
Frank, Johann Peter 363
Frank, Xaver 337
Frank, Ladislaus 491
Frank, Philipp 69, 71, 77. 99, 101, 106
Frank, Wilhelm 30, 482
Frankfurter, Felix 284
Frankl, Gerhard 564
Frenkel-Brunswik, Else 465
Frankl. Oskar 380
Franzos. Karl Emil 455
Frauenfeld, Alfred Eduard 501,502
Frege 243
Frei, Bruno (Benedikt Freistadt) 335, 336, 337
Freud. Anna 21, 22, 32, 126, 134, 135, 136, 139, 143, 163, 164, 166, 170, 172, 444, 464. 473
Freud. Ernst 376, 388
Freud. Martin 143, 163
Freud. Sigmund 27. 57. 124, 125, 127, 129, 130, 132, 133, 138, 140, 143, 145, 147, 149, 153. 155, 156. 163, 165, 167, 170, 171, 172, 184, 192, 250, 290, 373, 475, 488, 502
Freud, Walter 337
Freudenthal, A. M. 429
Freudman, Walter 378
Freund. Leopold 385, 393
Freundlich, Elisabeth 19, 32, 337, 459, 465, 466
Frey, Josef 337
Friedjung, Josef K. 128, 143, 369, 390, 461
Friedlander, Kate 462, 465
Friedländer, Fritz 490
Friedländer, Paul 337
Friedmann, Hans 25
Friedmann, Hermi(ne) 485
Frischauf. Maria 337, 338, 456
Frischmann, Hugo 307
Fröhlich, Alfred 376, 393
Fröhlich, Walter 248. 420
Fröhlich, O. K. 419
Frost 169
Fuchs, Albert 201
Fuchs. Ernst 307
Fuchs. Georg 388
Fuchs, Martin 294, 337
Fürth, Herbert 222, 223, 248, 249
Furth, Joseph H. 206
Furtmüller, Aline 455, 456

Gabriel, Leo 350. 352
Gaitskell, Hugh 249
Gal, Alexander 226
Galbraith, John 287
Galilei 263
Gall, Franz Joseph 363
Galtung, Johan 45
Gardiner, Muriel 159, 165, 166
Gauß 425
Gauster-Filek 440
Gavrilović 544
Gebetsroither, Josef 304
Gebhard, Bruno 392
Gehlen, Arnold 90, 198, 206
Geiger, Theodor 232
Geiringer, Alfred 337
Geiringer. Hilde 30, 425, 428
Geiringer, Ludwig 429
Gelber, Nathan Michael 337
Geleerd, Elisabeth 165
Gerber, Paul Otto 368, 390
Gerschenkron, Alexander 192, 238, 247, 266
Ghon, Anton 366
Ghoya 489
Giraudoux 465
Girkmann 422
Glaesser, Wolfgang 337
Glaser, Ernst 263
Glaubauf, Fritz 337
Gleispach, Wenzeslaus Graf von 371
Glöckel, Otto 130. 368. 473
Glück, Heinrich 548
Gnevkow, gen. Blume, Rudolf 337
Goethe, Johann Wolfgang von 475

Gödel, Kurt 21. 26. 69. 71, 86. 87. 101
Goldhammer-Sahawi. Leo Aryeh 337
Goldmann. Emil 226. 294, 295, 392
Goldmark, Joseph 363
Goldscheid. Rudolf 195, 219. 222, 262
Goldstern. Walter 130, 431
Gombrich, Ernst 22, 205
Gomperz. Heinrich 85, 250. 477
Göring. Hermann 154
Gottlieb. Alexander 306
Götzl. Alfred 368, 370
Grabscheid, Johannes 30. 438, 439
Grad. Frank Paul 284. 285
Graetz. Victor 250
Gramsci, Antonio 58
Graßberger, Roland 368, 372, 379
Greifswalder 376
Greiling, Kurt 78.91,93.94, 108
Griebichler, Peter 306
Gropius. Walter 490
Gros 106
Gross, Franz 280, 282
Gross. Philipp 478
Grossberg. Mimi 466
Grossmann. Fritz 548
Grossmann. Oskar 337
Groth, Michael 304
Gruber, Georg Benno 367
Gruber, Max 364, 369
Gruby. David 363
Grün, Anna 337
Grün. Josef 337
Grünberg. Carl 184,215.217,218, 223, 228. 229. 239
Grünspan. Berta 144
Gruschwitz, Max 337
Guilbert, Yvette 547
Gumbel, Emil Z. 78
Gumplowicz. Ludwig 184, 193
Günther. Adolf 194, 195, 198
Günther, Otto 338
Gürtler, Alfred 194
Gustafson. Gerda 521, 523
Gutmann, Salomea 143

Haas, Kurt 338
Haasz, Arpád 306, 338
Haberler, Gottfried 28, 222, 226, 228, 238, 240. 247, 248, 249, 251. 266. 295. 507
Habsburg. Otto 127, 207
Hafner, Theodor 294
Hagen, Johann Josef 291
Hahn. Hans 69. 75, 77. 78. 81.82. 83, 87, 344f.
Hahn. Otto 446
Hahn-Neurath. Olga 69, 76
Haider, Franz 307
Haider, Jörg 570
Hainisch. Michael 219
Hajek 376
Halban. Joseph 376
Haller, R. 108
Hamburger. Franz 373
Hamel 423
Hamerschlag, Gustav 444 ff.
Hammerschlag. Peter 549
Hammerschlag, Viktor 382, 441
Hammerschmidt, Karl 363
Hannak, Jacques 306, 338
Harand, Irene 338
Haring. Olga M. 464
Harpuder, Heinrich 338
Hartmann, Dora 147, 150, 157, 165
Hartmann, Fritz 373
Hartmann, Heinz 134, 135, 136, 143. 147, 151
Hartmann, Ludo Moritz 219, 220, 223, 250, 345
Hatschek, Bertold 219
Hartwich. Alex 390
Hauer, Johannes 355
Hauser, Philipp 363
Hausjell, Fritz 29, 304
Hausmann. Oskar Paul 198
Havas, Helga Francis 464
Hawkins, Mary Oneil 144, 145, 167
Hayek. Friedrich August von 21, 191, 222, 228. 238. 240. 247. 248. 249. 250, 257, 258. 259, 260. 264, 268, 29 5, 503, 509
Hegselmann, Rainer 67, 68, 95
Heidegger, Martin 91, 99
Heilig, Bruno 338
Heilpern-Fuchs, Else 143, 144
Heine, Heinrich 500
Heine-Geldern. Robert von 206, 549, 551, 552
Heinrich. Walter 195,226.234.241. 247, 267. 296
Heintz, Peter 533
Heinz, Karl 338
Heisenberg 89
Heller, Frederico 338
Heller. Hans 378
Helmholtz, Herbert 107
Hempel, Carl Gustav 79,91,93,94, 101
Henkx 426
Herder. Johann Gottfried 189
Herma, Hans 205
Herrmann Herrmritt. Rudolf 226
Hertz, Friedrich 107, 195
Herz, Margit 144
Herzfeld. Marianne 248
Herzog. Fred F. 284. 285
Herzog-Hauser, Gertrud 457, 464
Heß. Peter 490. 559
Heß, Viktor Franz 202, 207
Heydrich, Reinhard 219
Heyse 90
Hilbert, David 424, 425
Hildebrand. Dietrich von 17, 85, 338
Hildebrand. Richard 184
Hillel 379
Hillebrand. Franz 185
Hilferding-Hönigsberg. Margarethe 382, 504
Hirsch, Hans 338
Hirsch, Werner 338
Hischman, Irene 464
Hitler, Adolf 15. 16. 17, 59, 61, 71, 72. 77. 83. 108. 127, 130. 138. 148. 150, 15 2, 154, 155. 156, 159, 226. 230. 235, 266, 267, 268, 350f. 382. 416, 419, 430, 442, 506. 514, 552, 555. 559. 568. 572
Hitschmann, Eduard 134, 136, 143, 461
Hoare, Samuel 137, 170
Hobbes. Thomas 233
Hofbauer. Isidor Isfred 366
Hoegner, Wilhelm 338
Höfler, Alois 184
Hoffer. Hedwig 135. 136
Hoffer. Wilhelm 126. 134. 135. 136. 143. 147
Hoffer-Schaxel, Hedwig 143, 147
Hoffmann, Ernst Paul 134,142,143, 144
Hofmann, Michael 185
Hofmannsthai, Emil 338, 294
Hohenberg-Herz, Margarete (Margit) 124, 142, 144, 171
Hölzl 311
Hollander, Bernhard 364
Hollitscher, Johann 338
Hollitscher, Walter 146, 151, 201
Holzer, Hans 510
Holzmeister, Clemens 506
Hopkins. Johns 366, 387
Horeischy, Kurt 486
Horkheimer, Max 72
Hornik, Leopold 306
Hornik-Ströhmer, Anna 338
Hornischer, Elisabeth 353
Hoselitz. Bert(hold) Frank 238,266, 285, 286, 287
Hotelling, Harald 266
Hsü. Edmond 496
Hubalek. Felix 306, 338
Hubenstorf, Michael 31, 360
Huber, Ernst Rudolf 291
Huber, Wolfgang 123, 234
Hüber, Hans 353, 354
Huber 426
Huetter, Helmut 338
Huk, Emil 307
Hula, Erich 206, 280, 282, 289
Humboldt. Alexander von 479
Hupka, Joseph 226, 296
Huppert, Hugo 290
Hussein, Tara 556. 557
Husserl. Edmund 87, 292

Ilgner 268
Ingrim, Robert 338
Innitzer, Theodor 16
Ipsen, Gunther 198. 206
Isakower, Otto 134, 136, 143, 167

Jacobi, Jolande 445, 446
Jacobson. Malte 517, 518, 520
Jahoda, Marie 21,32, 191, 195. 197. 234, 287, 444. 464
Jackson, Edith B. 144, 145
Jacobson, Edith 128, 150
James, William 97, 98
Jarisch, A. 386
Jastrow 264
Jay, Martin 102, 104
Jekels, Ludwig 126, 134, 143. 144
Jekelius, Erwin 374
Jensen, Fritz 501, 504
Jerusalem, Fritz
Jerusalem, Wilhelm 98, 184, 217, 219
Jettmar, Heinrich Ritter von 377
Jodl, Friedrich 184, 345, 487
John. Ernst 251, 509
Johnston, William 108, 219
Jokl. Robert Hans 143, 144, 170
Jones, Ernest 131, 132, 136, 138, 140, 145, 146, 153, 156, 165, 167, 169, 170. 177
Josef, Adolf 27
Joseph (Josef) II. 47, 363
Joukowski 426
Juda, Adele 453, 465
Juhos. Bela von 69. 85, 86, 109, 110
Jung, Karl G. 430, 445

Kadecka, Ferdinand 297
Kafka, Franz 501
Kager, Reinhard 19
Kalecki, Michal 266
Karnitz, Reinhard 68, 251, 268
Kamlah, Andreas 67, 90
Kampe 419
Kämpffert, Waldemar 521
Kanitz, Otto Felix 338
Kann, Robert 206
Kant, Immanuel 190, 228
Kardos (Oberst des Ghettos in Shanghai) 491
Kärmän, von 426 f.
Karmel, Hans 390
Käsler, Dirk 190
Kaspar, Leo 353, 354
Kaspar, Leo 353 f., 356
Katan, Anny 464
Katann, Oskar 195
Katz, Leo 338
Kauders, Otto ^82, 383
Kaufman, Fred'(~ Fritz) 284, 285
Kaufman, Robert Max 284
Kauffungen, Baron Kunz von 338
Kaufmann, Felix 29, 69, 86, 90, 101, 191, 195, 206, 222, 223, 226, 228, 231. 248, 288, 289, 292, 297
Kaunitz, Hans 375
Kaup, Ignaz 364, 369
Kaus, Gina 452, 460
Kaut, Josef 338
Kautsky, Benedikt 298
Kautsky, John H. 280, 281
Kautsky, Karl 338
Keiter, Friedrich 378
Kelsen, Hans 15, 29, 86, 130, 195, 215, 217, 225, 228, 233, 282, 283, 286, 289, 290, 291, 292, 293, 297, 298, 450
Kerl, Wilhelm 375, 3 76, 3 83
Kerr, Alfred 238
Kestenberg 168
Ketzlik, Alois 338
Keynes, John Maynard 503, 509
Kisser, Josef 354
Kitchener, Horatio Herbert Lord 487
Klahr, Alfred 338
Klanfer, Julius 205
Klang, Heinrich 226, 296
Klausner, Siegfried 306
Klein, Ludwig 306
Klein-Löw, Stella 450, 460, 467
Kleinwächter, Friedrich 195
Klemperer, Paul 294
Klepetar, Harry 492
Klinghofer, Yitzhak Hans 294
Knaffl-Lenz, Erwin 383
Kneucker, Alfred 390
Knoll, August Maria 189, 190, 195, 197, 226, 228, 229, 231, 234, 534
Knoll, Fritz 230
Knoll, Kurt 268
Knöpfelmacher, Wilhelm 380
Kobasta, Gottfried 338
Koch, Robert 366
Kogerer 373
Köhler, Wolfgang 66, 94
Kohlich, Herbert 338
Kohner 492
Kokoschka, Oskar 357
Kolb. Karl 338
Kolb. Leon 378
Koller. Carl 364
Kollisch, Margarethe 460
Kolm, Johanna 353, 354
Kolmer, Eva 464
Kolmer, Walter 376
Kolmogoroff 427
Kolumbus, Christoph 556
König, Rene 533, 534, 537
Königstein, Rudolf 497
Koplenig, Johann 338
Körber, Lilly 460
Koritschoner, Franz 338, 369
Kornfeld, Felix 226, 297
Kostic 545. 546
Kostmann. Jenö 306
Kotzina 431
Kozlik. Adolf 201, 206, 267
Kraft, Viktor 23, 69, 75, 85, 86, 109, HO, 217, 218
Krakauer, Emil 485
Kraus, Friedrich, 364
Kraus, Karl 173, 486, 501. 547, 552
Kraus, Rudolf 364, 372
Krebs, Hans 343
Kreisky, Bruno 298, 338, 510
Kreissler, Felix 19
Kfenek, Ernst 19
Kress, Wilhelm 433
Krieck 90
Kris, Ernst 136, 143
Kris, Walter Ernst 205
Kris, Marianne 135, 136, 144, 158. 167
Kronengold (Kronold). Eduard 124, 128, 144, 158
Kronfeld. Adolf 386
Krould, Harry John 338
Kubie. Lawrence 138
Kudlich, Hans 363
Kühn, Harry 493
Kulcsar, Ilse 338
Kulcsar, Leopold 338
Kun. Bela 172
Kunz, Josef Laurenz 289, 297
Künfi. Tibor 489
Künfi, Zsigmond 490
Kurz, Oskar 338
Kuttner, Fritz 487

Lacan, Jaques 57
Lachs, Ernst 455
Lachs, Minna 450, 455, 456, 467
Laforgue. Rene 139
Lainer 374
Lämmel, Josef Otto 338
Lakenbacher, Ernst 338, 510
Lammatsch (Rechtsanwalt) 495
Lamp, Karl 194
Lampl. Hans 143, 147, 148, 160
Lampl-de Groot, Jeanne 124, 134, 135, 136, 143, 145, 147, 148, 160
Landau. Kurt 338
Landsteiner. Karl 366 f., 377, 385
Lang, Josef 338
Lang, Franz Joseph 376, 378
Langer, Josef 25, 44
Langer, Marie 124, 128, 149, 378, 444. 464
Langer, WalterC. 124,148,165.166
Langfort 103
Langhammer 548
Lania, Leo 338
Lassalle, Ferdinand 290
Laun 220
Lautner, Carl Maria 363
Lazar 177
Lazarsfeld, Paul F. 20, 21, 45, 46, 191. 192, 195, 198, 223, 224, 234, 287. 521, 522, 523. 524, 525. 529
Leber, Hermann 550, 555
Lederer. Emil 262, 264
Lederer, Leo 338
Lehrl, Josef 355
Lehman, Emil 338
Leibniz 87, 222
Leichtenberg, Elfi (Elfriede) 485
Leichter. Käthe 192. 195. 196. 215. 221, 267, 338
Leichter, Otto 28. 238, 266, 338
Leinfellner 110
Lelewer, Georg 226. 294, 297
Lenhoff, Arthur 226, 284, 285, 297
Lenin. Wladimir I. 552
Lenzen 104
Leon, A. 430
Leopold II. 363
Lepenies, Wolf 219
Lesky. Erna 365
Lettner, Fritz 307
Lettner, Wilma 307
Levy, Estelle 144
Leupold-Löwenthal, Harald 146
Lewin-Kurt 94
Lewin, Ossi 490, 491
Lewis, C. J. 72, 103
Lieser. Helene 248
Lightoller 153
Linder, Anton 338
Lindner, Karl David 377
List, Friedrich 189
Litwin. Frank 353
Löbl. Fini (Josefine) 490
Löbl (Emigrant in Shanghai) 490
Lockot, Regine 61
Löw, Rudolf 338
Loewi, Otto 31, 385, 393
Löhner, Ludwig von 363
Loos, Adolf 454
Lorand 139
Lorenzo, A. M. 532
Löwenberg. Bruno 487
Löwenfeld. Heinrich 144, 150
Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Hubertus 338, 393
Löwy, Albert 294
Lucas, Robert 338
Lueger, Karl 357
Lustig-Prean. Karl 338
Lützeler, Paul Michael 445
Luisada-Opper, Anita Victoria 464
Lynd, Robert S. 527

Macchiavelli, Niccolö 568
Mach, Ernst 26, 69. 72, 73, 75. 77, 99, 104, 106, 126, 184, 192, 243. 344
Machlup, Fritz 222. 223 238, 248. 250, 266
Mack-Brunswick, Ruth 139. 143, 165, 166, 167
Macku, Anton 353, 354
Magaziner, Alfred 338
Mager, Wilhelm 368
Mahler, Gustav 464, 544
Mahler-Schönberger, Margarethe 144, 458
Mahr. Alexander 228, 229
Malenkow 60
Malinowski, Bronislav 48, 232
Mandl. Ines 464

Mandl, Felix 376, 389
Mandl, Louis 363
Macnchen, Anna 144, 148, 158,160
Maenchen, Otto 148, 158, 160
März, Eduard 23, 26. 182, 201,267, 338
Mann, Thomas 249, 488, 544, 564
Manning, Leah 460
Manowil, Marie (= Marie Langer) 128
Marcuse, Herbert 103
Marek. Franz 306
Mark, Hermann 202
Mark, Max 281
Marmorek, Alexander 364
Marmorek-Schiller 338
Märquez, Gabriel Garcia 485
Marschak, Jacob 264, 265
Marshall, George C. 13
Martin, Josef 353
Marx, Karl 57, 500
Mataja, Viktor 228
Matejka, Viktor 20, 109, 199, 201. 205, 504. 548, 566
Maxwell 243
May, Ernst 454
Mayer. Carl W. 313, 338
Mayer, Ernst 353, 354
Mayer, Hans 239, 247, 250, 267, 288
Mayreder, Rosa 222
McCarthy 442, 508
Mead, Margret 232
Meiner, Felix 73, 74
Meinong von, Alexius 184
Meister, Richard 223
Meitner, Lise 32, 444, 446, 464
Meixner, Karl 368
Melchior, Fritz 492
Mengele, Josef? 570
Menger, Anton 184
Menger, Carl (Karl) 23, 26, 69, 71, 79, 82, 83, 85, 87,101,184, 202, 205, 238, 239, 248, 250, 251, 256, 257, 268, 503
Menghin, Oswald 230
Menzel, Adolf 217, 221
Menzel. K. M. 385
Merinsky. Judith 383, 384
Merkel, Janel 515, 516
Merkl, Adolf Julius 202, 226, 227, 231, 297
Mertin, Josef 354
Merton 259
Merwarth (Frau, Wien) 515
Messner, Johannes 197, 338
Meth, Jakob 338
Meyer, Adolf 373
Meyer, Schapiro 565
Mintz, Ilse 266, 464
Mintz, Max 266
Mises, Arthur von 422, 423, 424
Mises, Ludwig von 28, 45, 91, 191, 192, 195, 218, 221, 222, 226, 228, 238, 239. 240. 248, 249, 250, 252, 254, 256, 257, 258, 260, 261, 266, 295, 422
Mises, Richard von 30, 92, 93, 101, 425, 426ff., 429, 506
Missong, Alfred 338
Mitteis, Heinrich 202, 226, 297
Moenius, Georg 338
Moeschl 374
Mokre, Johann 197, 201
Molitor, Hans 378
Montgomery. Bernard Law. 559
Moore 106
Morawitz. Hans 338
Morgenstern, Oskar 20,28,191,206, 222, 223, 226, 228, 238, 240, 247, 248, 250, 251, 258, 259, 260, 265, 266, 268, 295, 562
Morris, Charles 95. 96, 101, 103
Morris, R. Cohen 103
Moszkowska, Natalie 262
Motz, Hans 23
Muckermann, Friedrich 338
Müller, Adam 189, 219, 220, 228, 243
Müller, Karl M. 28, 238
Muni, Paul 496
Munro 428
Musil, Robert 290, 452
Mussolini, Benito 16
Myrbach, Rheinfeld, Franz von 185

Nagel, Ernest 104
Nadler, Josef 560
Nakeeb, Lilo 553, 554
Nakeeb 553, 562
Nasser. Gamal Abd el- 557, 559. 561
Navier-Stokes 427
Neider, Heinrich 108
Nelböck 80
Nepallek, Richard 143, 145
Netroufal, Franz 355
Neuburger, Max 360, 368, 392
Neumann, Heinrich 387
Neumann, Johann 251, 252
Neumann, Richard 338
Neumann, Robert G. 289
Neumark, Fritz 92, 506
Neurath, Maria geb. Reidemeister 75, 95, 96
Neurath. Otto 26, 27, 69, 72, 75, 76, 77, 81,82, 84, 85,86,94,95,96,99. 106, 108, 111, 130, 192, 195, 196, 218, 23 8, 240, 262, 266, 344 f,, 346, 502, 503, 504, 527. 549
Neurath, Paul 26, 77, 200
Newton, Caroline 143, 144
Niedermeyer, Albert 379
Nissen 93
Nietzsche, Friedrich 190
Nobel, Edmund 374. 388
Nobl, Gabor 380
Noether, Emmy 429
Nordau, Max 364
Normann, Marie 161
Novak, Josef 370
Novotny, Alexander 354
Novotny, Fritz 447, 549, 552, 560, 563
Nunberg, Hermann 139, 143, 144
Nurske, Ragnar 249

Oberkofler, Gerhard 291
Oberläuter, Dorothea 473
Odysseus 242
Ofner 222
Ogris, Werner 221
Olberg-Lerda, Oda 338
O'Neil Hawkins, Mary 160, 165
Oppenheim, Paul 93. 94
Ossenitz, Carlo 390

Pacher. Raphael 369
Pál, Jakob 370
Palestrina 249
Paltauf. Richard 367. 370. 372
Pallenberg. Max 492
Papanek. Helene 461. 464
Papjjenheim, Else 67, 124, 146,148,162

Pappenheim, Martin 128, 378
Parson, Talcott 48
Pasteur, Louis 364
Paul, Kurt 355
Pauli, Wolfgang 31, 376
Paulick, Richard 490
Paulovsky, Louis H. 353
Pearson 376
Peck 421
Peirce 97, 103, 104
Pelhak, Margarethe 353
Peller, Sigismund 368, 370, 372. 377, 388, 392
Perelman, Chaim 94
Peroutka, Franz 355
Pereszlényi, Paul 338
Pernerstorfer. Engelbert 223
Petschek, Georg 226, 294, 297
Philipp, Hans 306, 338
Phipps, Henry 373
Philippovich, von Philipsberg, Eugen 184. 239
Pick, Ernst Peter 376. 388. 393
Pick, Peter Ernst 388
Pirquet, Clemens von 364, 366, 374
Pisk, Gerhard 146
Pisko, Oskar 226, 297
Pitt 495
Planetta 156
Planck 89
Plank, Emma N. 461
Platon 190, 243
Plessner 90
Plöchl, Willibald M. 202, 207, 226, 227, 294, 297, 338
Podlipnig, Josef 338
Polaczek, Felix 429
Polanyi, Karl 28. 238. 240. 262. 286, 287
Polgar. Alfred 171. 172. 523
Pollack. Michael 235
Pollack, Rudolf 227
Pollak, Marianne 306, 338
Pollak. Oscar 306. 338
Popper. Christina 478
Popper, Erwin 366
Popper, Hans 375
Popper, Karl 22, 26, 68. 75. 78, 81, 82, 85, 94, 105, 106. 108, 205, 283, 566
Popper, Ludwig 368, 389
Popper, Siegmund 338
Popper-Lynkeus, Joseph 173
Porges, Otto 374, 376
Porsche, Ferdinand 416, 433
Possony, Stefan Thomas 281
Pötzl, Otto 373
Prager, Theodor
Prager, William 49, 437
Prandl 427
Präsil, Franz 416
Pfibram. Ernst 372
Pfibram, Karl 193, 202, 219, 229, 250
Price, Hugo, H. 338
Princip 544
Pross, Helge 66, 70, 102, 103
Prost. Edith 32
Proust. Marcel 249, 557

Quine, W. V. O. 96, 100
Quittner. Franz 455
Quittner. Genia 450. 454, 455

Rabofsky, Eduard 291

Racker, Heinrich 146
Radakovic, Konstantin 195, 197
Rado, Sandor 141
Raffer 490
Raizen, Senta 464
Ralis, Max 533
Ramer, Anne 165
Rammstedt, Otthein 219
Ramus, Pierre 338
Rand, Rose 205
Rank, Beate 143
Rank, Otto 172
Rankine 418
Ranzi, Egon 374, 383
Rapp. Sabine 492
Rappaport, Achill 227, 393
Rathkolb, Oliver 29, 276
Ratzenhofer, Gustav 233
Raubitschek 489
Reder, Walter 570
Redler, Richard 338
Redlich, Josef 219, 419
Redlich, Oswald 338
Reese, Michael 372
Reich, Annie 143, 144, 150
Reich, Eduard 363
Reich, Emil 217, 218
Reich, Wilhelm 131, 133, 150, 460
Reiche, Erwin 338
Reichel, Heinrich 368, 372
Reichenbach, Hans 73, 74, 75, 82, 91, 92, 93, 101
Reichmayr, Johannes 27. 123
Reidenmeister, Kurt 82
Reidemeister, Marie (Neurath)
Reik, Theodor 172
Reiner. Luise 496
Reininger, Karl 354
Reininger, Robert 79, 223
Reisch, Richard 227
Rembrandt 548
Renner. Karl 13, 16, 219, 223, 240, 288
Reuter, Fritz 297, 383, 506
Reventlow, Rolf 338
Reynolds 387
Reyer. Alexander 363
Rieger, Ulrike 357
Riehl, Gustav 375
Riehl, Hans 195, 197, 241
Rieman 425
Rilke, Rainer Maria 428
Risak 374
Robbins, Lionel 267, 428
Robinson, Joan 250
Robinson, Mary 432
Robinson, Moritz 338
Robinson, W. S. 524 ff.
Rockefeller 377, 386
Roeder, Hermann 102, 189, 190, 195, 198, 225, 228
Rohracher, Hubert 208
Roller 374
Rohrlich, George F. 284
Rommel, Erwin 558
Rona, Elisabeth 458, 464
Ronneberger, Franz 198
Rosak, Robert 338
Rosenberg, Emanuel 30, 90, 130, 432, 433, 434, 435, 436, 482
Rosenkranz, Rudolf 355
Rosenmayr, Leopold 534 ff.
Rosenstein-Rodan, Paul 238, 247, 248. 250, 264
Rosner, Jakob 306
Rossi, Oswald 353
Roth, Leo 497
Rothenberger, Carl Julius 372
Rothschild, Kurt 19, 267
Rott, Hans 207
Rougier 95
Rousseau, Jean Jacques 233, 500
Rubinstein, Lothar 146
Rüdin, E. 453
Rüstow, Alexander 506
Russell, Bertrand 78, 93, 105, 106, 111, 243
Ruths 430
Rutra, Arthur 338
Ryle, Gilbert 107

Sablik, Karl 370
Sacher-Rabinowitz. Karl 306
Sachs, Hanns 141
Sadger, Isidor 142, 169
Sailer, Hans 550
Sailer, Karl Heinz 306, 338
Sakel, Manfred 376, 379, 392
Santayana, George 476
Saphir, Otto 372
Sarasin 168
Sauder, Fritz 228
Sauerwald, Anton 155
Sauser. Gustav 383
Sauter, Johann 189, 190. 195, 228, 241
Schaber, Will 336
Schacheri. Max 389
Schächter, Josef 477
Schäffle, Albert 243
Schärf, Adolf 298
Schattenfroh. Arthur 370, 372
Schautas 370
Schechter, Edmund 339
Scheler 90, 190
Scherf, David 374
Scheu, Friedrich 339
Scheuer, Georg 339
Schick, Bela 374, 378, 387
Schick, Franz B. 289
Schiele, Egon 547
Schiff, Käthe 478
Schiff, Walter 184, 223, 262, 266, 502
Schiffer, Brigitte 556
Schiffer, Karl 307
Schilder, Paul 141, 373, 378, 391
Schiller, Friedrich 190
Schilpp, P. A. 102, 106
Schima, Hans 227, 297
Schirn, Otto 339
Schlamm. Willi 339
Schleichter, Hubert 110
Schlesinger. Josef 339
Schlesinger, Karl 248, 250, 251,252. 264, 265
Schlesinger, Rudolf 339, 495
Schlesinger, Therese 222
Schlesinger, Wilhelm 385
Schlick, Moritz 16,26,69,71,77,79, 80, 81, 82, 85, 86, 88, 98, 99, 100, 107, HO, 111, 250, 292, 344, 475, 477
Schmalenbach. Hermann 222
Schmerling, S. 509
Schmetterer, L. 428
Schmidt, Karl 129, 227
Schminke, Alexander 367
Schmoller 256
Schnardt Marcel 382
Schneck, Otto 497
Schneeweiß, Josef 339, 378
Schneider, Manfred 55, 58, 97
Schneidmadl 298
Schnitzler, Arthur 500
Schober 160
Schoberblock 371
Schönbauer, Ernst 230, 291, 297
Schönberg, Arnold 357, 566
Schönfeld, Bruno 206
Schönfelder, Gustel 339
Schönwiese, Ernst 353
Scholz, Willy 307
Schreier, Fritz 227
Schrödinger, Erwin 202
Schrötter, Hermann von 368
Schrötter, Ludwig von 368
Schubert, Franz 542
Schüller, Richard (geb. 1870) 227, 250, 267, 296, 306, 339
Schüller, Richard (geb. 1901) 339
Schüller-Mintz. Ilse 248
Schumpeter, Joseph A. 191, 193. 221, 238, 239, 240, 248, 252, 264. 265, 503, 508
Schur. Max 144, 155, 163
Schuschnigg, Kurt 29, 127, 155,156, 166, 167, 320, 334, 349 f., 377, 514
Schütte, Wilhelm 454
Schütte-Lihotzky, Margarete 32,467
Schütz. Alfred 191, 195, 199, 206, 222, 248
Schwarz, Oswald 391, 312
Schwarz, Egon 19
Schwarz. Friedl 564
Schwarzschild. Leopold 339
Schwidland, Eugen 218
Schwiedland, Karl 228
Schwind. Ernst von 221
Schwind, Michael A. 284
Sebald, Josef 339
Selcher, Herbert P. 281, 282
Sedlmayr, Hans 569
Seiden, Rudof 339
Seipel, Ignaz 188, 234
Seitz, Ludwig 370
Selinger, Alfred 368, 378
Seliger, Kurt 306
Sessler, Thomas 339
Seyß-Inquart 152, 156
Seywald, Wilfried 304
Shakespeare, William 557
Shell. Kurt Leo 281, 282
Sharif. Omar 502
Shaw. Bernard 558
Shen, Anthony 496
Sicher. Lydia 205
Sieder. Reinhard 54
Siegert, von 80, 438
Sigerist, Jenny 392
Silberman, Isidor 146, 148, 157, 167
Silberstein. Friedrich (Fritz) 372, 376. 388
Silving-Ryu, Helen 284
Sima, Hans 297
Skrbensky, Otto 202, 207, 208, 209
Sokal, Robert 488, 497
Solé, Alphons 376
Solms-Rödelheim 145
Somary, Felix 266
Spann, Othmar 16, 28, 45, 46, 189, 191, 195, 197, 216, 218 219, 220, 222, 225, 227, 228, 229, 231, 234, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247. 249. 250, 256 f., 267,286. 296, 298. 502

Spann, Raffael 296
Speiser, Paul 367
Speneder, Leopold 354
Sperling, Melitta 464
Sperling. Otto 124, 143, 144, 158, 168
Spiegel, Anna 464
Spiel, Hilde 15, 32, 356
Spielmann 452
Spira, Emma N. 464
Spitzer, Hugo 188, 194
Spitzmüller, Anna 354
Spoulding, E. Wilde 276
Stadler, Friedrich 9
Stadler, Karl R. 22, 23, 339
Stalin, Jossif W. 59,61, 108, 504
Staub 139
Stearns, Anna 464
Steckl 483
Stegmüller 105
Stein, Lorenz 243
Steindl, Josef 251, 266, 502
Steiner-Brion, Margrit 353, 354
Steiner, Herbert 22
Steiner. Kurt 281, 282
Steiner. Maximilian 136, 143, 170
Steiner, Paul 335, 339
Steiner. Wilhelm Viktor 307, 339
Steiner-Brion, Margrit 353
Steinwender, Otto 369
Stekel, Wilhelm 173
Stengel, Erwin 134, 135, 143, 159
Sterba, Editha 126, 128, 134, 135, 136, 143, 144, 145, 168, 169
Sterba, Richard 134, 135, 136, 143, 145, 158, 168
Stern, Edeltrud 307
Stern. Hugo 385
Stern, Josef Luitpold 339
Stern, Leo 20, 196, 201, 290
Stern, Max 307
Stern, Phillip 567
Sternberg, Carl 366
Sternberg, Maximilian 368, 378
Stemberger, Dolf 219
Stodola, Aurel 416
Stok, Wilhelm 195
Stolper, Tom 339
Stonie, Alfred 249
Storfer, Adolf Josef 27, 142, 153, 171, 174, 177, 178, 491
Stourzh, Gerald 276
Strachwitz, Kurt 339
Strakosch-Feldringen, Siegfried 250
Stransky, Erwin 373, 382
Straßmann, Fritz, 446
Strauss, Leo 102, 283
Strauß-Hupe, Robert 289
Streeten, Paul 238, 267
Streissler, Erich 510
Streker, Paul 452
Stricker, William 339
Stricks 487
Strigl, Richard 247, 248, 502, 504
Strnad, Oskar 453, 548
Strobele-Wangendorf, Guido 227
Stross, Josefine 144
Strzygowski, Josef 547, 554, 567, 568, 569
Stuart Canning Child 376
Stühlinger, Hermann 378
Stubbs, John 560
Sturmthal, Adolf 199,238,262,263, 267, 286, 288, 298, 339
Sugar, Nikolaus 142, 143, 144
Swoboda 566
Szeczi, Maria 201
Szilard, Leo 264

Tandler, Julius 15, 130, 369f., 371, 376, 377, 378, 385, 387, 473
Tarski, Alfred 103
Taussky, Olga 464
Teclaw, Richard 339
Teleky, Carl von Noorden 368, 370
Teleky, Ludwig 368ff., 379
Terzaghi. Karl von 30, 417, 418
Terzaghi Edler von Pontenuovo, Anton 418, 419, 420, 421. 422
Tesla. Nikola 416
Tessenow, Heinrich 453
Thalmann, Marianne 453, 464
Thiel 67
Thirring, Hans 23
Thonet, Hans Maria 306
Tietze, Hans 549
Tintner, Gerhard 238,248,251,267
Toch, Josef 339
Todt 419
Toennies, Ferdinand 48, 193
Torczyner, Joshua 339
Trebitsch, Erwin 26, 487
Treffzt 427
Tuchmann, Emil 382

Unna, Klaus 378. 379
Usher. A. P. 508

Valery, Paul 249
Vaupotic, Willy 339
Vebelen 287
Verdi. Giuseppe 541
Verdroß. Alfred 227, 297
Vlach. Milo 355
Voegelin. Eric 29, 189, 190, 195, 197, 199, 206, 222, 223, 224, 227, 228, 231, 248, 281, 282, 283, 289
Vogel, Waltraut 563
Voltaire 500

Waelder, Jenny 134, 135, 136, 143, 147, 148
Waelder, Robert 134, 136, 143, 147, 148, 222
Wagner, Gertrude 205
Wagner, Ludwig 504
Wagner. Richard 374, 541
Wagner-Jauregg. Julius 364, 370, 371, 373
Wagner-Rieger 507, 566
Waismann, Friedrich 26,69,79,81, 82, 85. 99, 100, 106, 107, 205, 250, 344, 477
Wald, Abraham 71, 238, 240, 251, 252, 266
Waldheim. Kurt 12, 570
Walk. Rosa 142, 144, 145
Walter. Robert 283
Walther, Emil 262
Ward, Benjamin 238
Wasicky, Richard 202
Wasicky, Richard 387
Weber, Alfred 48, 190, 425
Weber, Max 190,191.217,222,232, 253
Weiner 487. 489
Weingarten. Klara 458. 464
Weinmann 159
Weinstock. Charlotte 353
Weiss, Friedrich 205
Weiß, Karl 143, 144
Weizsäcker, Friedrich von 93
Weltsch, Robert 339
Wenckebach. Karel Frederick 368 f.. 374. 394
Werfel, Franz 500
Wertheimer, Martha 429
Wessel, Horst 159
West, Franz 339
Westphalen, Ferdinand Alois 227. 296
Wexberg, Leopold Erwin 378
Weymayr 483
Whitehead 178
Widmann, von 93
Wieser, Friedrich 191, 217,221,222. 228, 229, 239, 268
Wilhelm, Kaiser 376
Winkler, Ernst 339
Winkler, Viktor 350f.
Winkler, Wilhelm 227, 231, 297
Winnik, Heinrich 144, 145
Winter, Ernst Karl 17,199, 206, 220, 233, 234. 286, 287, 339
Winter. Max 339
Winterberg, Hans 374
Winternitz, Emanuel 248
Winterstein, Alfred Freiherr von 143, 145
Wirlander. Stefan 339, 510
Wist 439
Wittek. Paul 222
Wittels. Fritz 27. 141. 149, 173, 174, 177
Wittgenstein, Ludwig 26, 44, 78, 79. 99, 107, 344. 476
Wittmann 438
Wodak. Walter 500
Wolf. Katharina 205
Wolff. Karl 296
Wulff. Evalore 490
Wurm, Christoph 339

Yaron. Reuven (Rosenkranz) 294

Zaloscer. Hilde 26, 464, 467, 55 5
Zawisch-Ossenitz, Carla 388
Zeisel, Hans 286, 287
Zeisler. Joseph 364
Zeller, Alfred 353, 355
Zernatto, Guido 339
Zerner, Liese 339
Zeßner-Spitzenberg, Hans Karl Freiherr von 195
Zilsel. Edgar 69. 71, 81, 84,94, 101. 102, 104, 106, 108, 110, 195. 223, 224. 344. 347 f., 349. 357, 377.473. 502,, 503
Zola. Émile 554
Zorn, Wilhelm 353, 354
Zuckerkandl, Bertha von 371
Zucker-Schilling, Erwin 306, 339
Zwehl, Hans Wilhelm von 339
Zweig, Arnold 127, 133, 149, 156
Zweig, Konrad 248
Zweig, Stefan 51
Zwicklitzer 548
Zwiedinek-Südenhorst, Otto von 184
Zykan, M. 569

Emigration - Exil - Kontinuität
Schriften zur zeitgeschichtlichen Kultur- und Wissenschaftsforschung
herausgegeben von Friedrich Stadler
(Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien
und Institut Wiener Kreis)

Friedrich Stadler (Hg.)
Vertriebene Vernunft II
Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930-1940

Dieser illustrierte Sammelband ist die Dokumentation über Emigration und Exil Tausender österreichischer Wissenschaftler/innen in der Epoche der Faschismen. Der Band vereint Beiträge der einschlägigen Exilforschung mit den autobiographischen Berichten von heute großteils weltberühmten Frauen und Männern der Verlust- und folgenreichen Wissenschaftsemigration - als Zeitzeugen der Vertreibung und Vernichtung der Intellektuellen. Der Untergang und die Vertreibung der Vernunft durch Austrofaschismus und Nationalsozialismus aus der Perspektive der wenigen noch lebenden Betroffenen und der gegenwärtigen Exil- und Emigrationsforschung werden eindrucksvoll vermittelt.

Bd.2, 2.Aufl. 2004, 1080 S., 29,90€, br,, ISBN 3-8258-7373-0

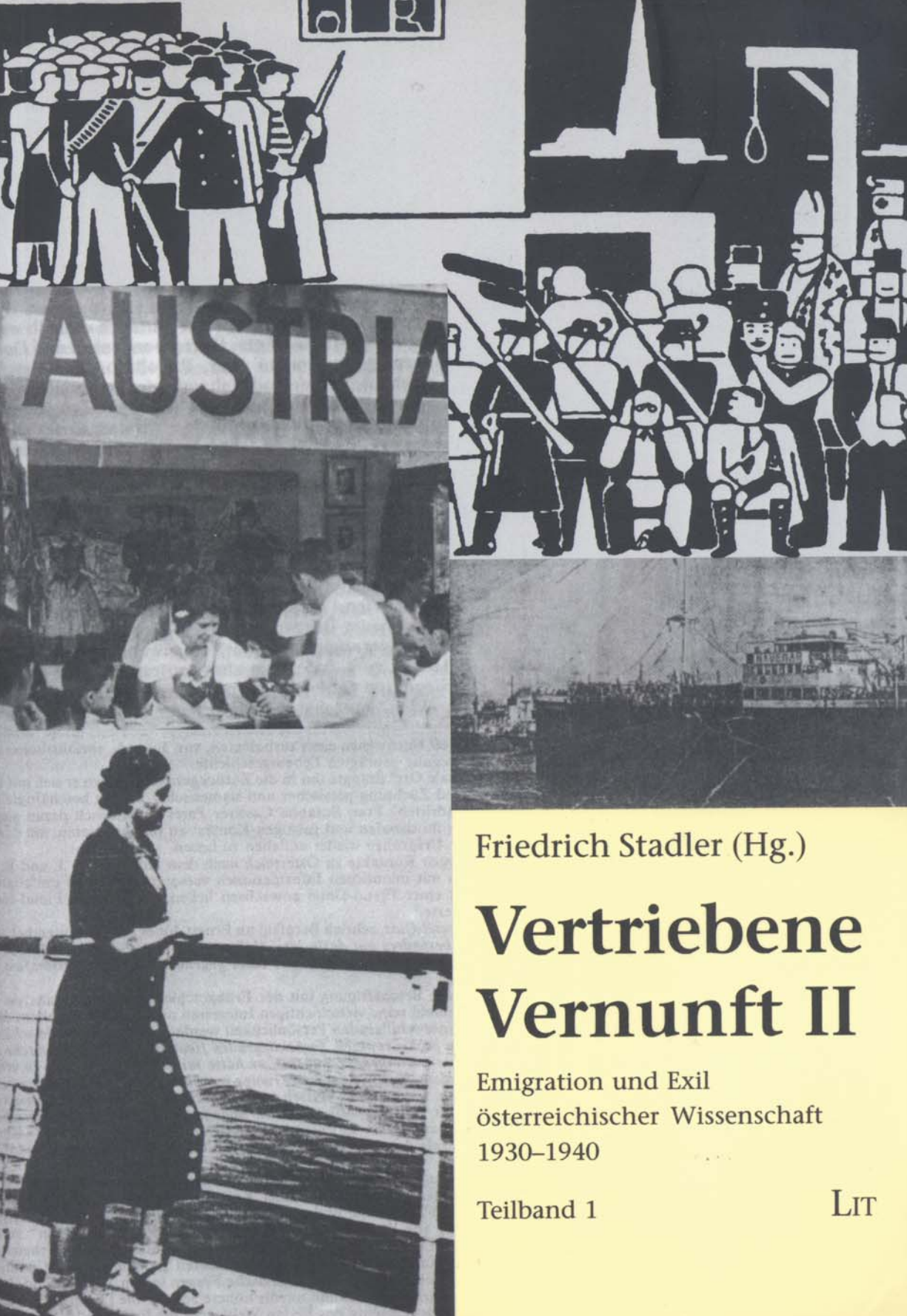
LIT Verlag Münster - Hamburg - Berlin - Wien - London
Grevener Str./Fresnostr. 2 48159 Münster
Tel.: 0251-23 50 91 - Fax: 0251-23 19 72

Emigration - Exil - Kontinuität
Schriften zur zeitgeschichtlichen Kultur- und Wissenschaftsforschung
herausgegeben von Friedrich Stadler

(Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien
und Institut Wiener Kreis)

Friedrich Stadler (Hg.)
Kontinuität und Bruch 1938 -1945 -1955
Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte
Am Beispiel der Wissenschaften dokumentiert *Kontinuität und Bruch* personelle, institutionelle und intellektuelle Entwicklungen jenseits gängiger Periodisierungen in vergleichender Perspektive und kritischer Absicht. Neben den bekannten Zäsuren von 1938, 1945 und 1955 ergeben sich damit auch bislang vernachlässigte Kontinuitäten von der Ersten zur Zweiten Republik mit den austrofaschistischen und nationalsozialistischen Herrschaftssystemen als anti-demokratische Zwischenspiele. Damit ergibt sich ein neues Bild „österreichischer Geistesgeschichte“ vom Ende der Ersten Republik bis zur Phase des „Kalten Kriegs“, welches gerade im Zusammenhang offizieller Jubiläumsveranstaltungen im Jahre 2005 (60 Jahre Zweite Republik und 50 Jahre Staatsvertrag) an Bedeutung gewinnt.
Bd.3, 2. Aufl. 2004, 416 S., 19,90 €, br,, ISBN 3-8258-7489-3

Verlag Münster - Hamburg - Berlin - Wien - London
Grevener Str./Fresnostr. 2 48159 Münster
Tel.: 0251 -23 50 91 - Fax: 0251 -23 19 72
E-Mail: vertrieb@lit-verlag.de – http://www.lit-verlag.de



Friedrich Stadler (Hg.)

Vertriebene Vernunft II

Emigration und Exil
österreichischer Wissenschaft
1930–1940

Teilband 1

LIT

Friedrich Stadler (Hg.)

Vertriebene Vernunft

Emigration – Exil – Kontinuität

Schriften zur zeitgeschichtlichen
Kultur- und Wissenschaftsforschung

herausgegeben von

Friedrich Stadler (Wien)

Editorial Board/Review Committee:
Mitchell G. Ash (Universität Wien)
Gary B. Cohen (University of Minnesota)
Christian Fleck (Universität Graz)
Malachi H. Hacohen (Duke University)
Margit Szöllösi-Janze (Universität München)

Band 2

LIT

Friedrich Stadler (Hg.)

Vertriebene Vernunft

Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930 – 1940

Mit einem neuem Vorwort

LIT

Gefördert durch den Zukunftsfonds der Republik Österreich und den Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus

ZukunftsFonds der Republik Österreich

NATIONALFONDS DER REPUBLIK ÖSTERREICH FÜR OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS

Korrektorat: Tabitha Anna Teufel, B.A. Germanistik

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://dnb.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-643-66198-2 (PDF)
DOI: https://doi.org/10.52038/661982

© LIT VERLAG GmbH & Co. KG
Wien 2024
Garnisongasse 1/19
A-1090 Wien
Tel. +43 (0) 1-409 56 61 Fax +43 (0) 1-409 56 97
E-Mail: wien@lit-verlag.at https://www.lit-verlag.at

Auslieferung:
Deutschland: LIT Verlag, Fresnostr. 2, D-48159 Münster
Tel. +49 (0) 2 51-620 32 22, E-Mail: vertrieb@lit-verlag.de

VORWORT ZUR E-BOOK AUFLAGE

Als Herausgeber der *Vertriebenen Vernunft* freue ich mich, dass dieses Standardwerk zur österreichischen Wissenschaftsemigration 20 Jahre nach dem Erscheinen der Neuauflage im LIT-Verlag, die zugleich der Beginn der Buchreihe „Emigration – Exil – Kontinuität“ war, nunmehr auch als E-Book erhältlich ist. Damit ist eine globale Open-Access-Verfügbarkeit der beiden Bände im Umfang von 1700 Seiten in elektronischer Form gegeben, die mit der Option einer Suchfunktion für Namen und Sachen verbunden ist. So können neben der herkömmlichen Rezeption gezielte Forschungsfragen beantwortet werden, die im Zuge der wachsenden internationalen Emigrations- und Exilforschung eine wichtige Grundlagenarbeit ermöglichen.

Besonderer Dank für die Realisierung dieses Editionsprojektes gilt dem LIT Verlag für die Veröffentlichung dieser E-Books sowie dem „Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus“ und dem „Zukunftsfonds der Republik Österreich“ als Förderern dieses aufwändigen Vorhabens, das eine umfangreiche Arbeit in Form von Scannen und Redigieren mit sich brachte.

Es ist zu hoffen, dass mit dieser elektronischen Auflage der *Vertriebenen Vernunft* die einschlägige Forschung und Historiografie weiterhin bereichert wird. Gerade angesichts gegenwärtiger Krisen und kriegerischer Konflikte, die mit erzwungener Massenemigration verbunden sind, kann dieses dunkle Kapitel der Zeitgeschichte der Zwischenkriegszeit als eine Fallstudie und zugleich als Lehrstück für mangelnde Humanität und Toleranz dienen, auch wenn sich die Geschichte nicht im gleichen Maße wiederholt.

Univ.Prof..i.R. Dr.Friedrich Stadler

(Institut Wiener Kreis, Universität Wien / Wiener Kreis Gesellschaft)

INHALT

VORWORT ZUR NEUAUFLAGE 13

EINLEITUNG 16

Friedrich Stadler: „Vertriebene Vernunft" — Rückblick und Zusammenschau 27

1. DIE ÖSTERREICHISCHE WISSENSCHAFTSEMIGRATION IM GESAMTZUSAMMENHANG 41

ERIKA WEINZIERL: Wissenschaft und Nationalsozialismus 51
BRUNO KREISKY: Österreicher im Exil — Österreich und sein Exil 63
PETER EPPEL: Österreicher in der Emigration und im Exil 1938 bis 1945 69
HANS-PETER KRÖNER: Überlegungen zur Wirkungsgeschichte der deutschsprachigen wissenschaftlichen Emigration 82
LEWIS COSER: Die österreichische Emigration als Kulturtransfer Europa — Amerika 93
WERNER RÖDER: Exil- und Emigrationsforschung Notizen aus deutschen Erfahrungen 102

2. EMIGRATION UND EXIL ÖSTERREICHISCHER WISSENSCHAFTLER/INNEN NACH DISZIPLINEN — ÜBERBLICKE, ZEITZEUGEN UND FALLSTUDIEN 106

PHILOSOPHIE — WISSENSCHAFTSTHEORIE — MATHEMATIK — LOGIK 109
FRIEDRICH STADLER: Philosophie — Wissenschaftstheorie — Mathematik — Logik Prolog zu Emigranten-Wissenschaften 118
KURT E. BAIER: Zeitzeuge 125
OLGA TAUSSKY-TODD: Zeitzeugin 132
RUTH ASPÖCK: Alfred Stern. Sein Leben und seine Arbeit 135
INGRID BELKE: Karl R. Popper im Exil in Neuseeland von 1937 bis 1945 140
HANS-JOACHIM DAHMS: Die Bedeutung der Emigration des Wiener Kreises für die Entwicklung der Wissenschaftstheorie 155
REINHARDT GROSSMANN: Gustav Bergmann 170
GUSTAV BERGMANN: Erinnerungen an den Wiener Kreis Brief an Otto Neurath 172
RUDOLF HALLER: Ludwig Wittgenstein und Friedrich Waismann 182
RAINER HEGSELMANN: Alles nur Mißverständnisse? Zur Vertreibung des Logischen Empirismus aus Österreich und Deutschland 189
ECKEHART KÖHLER: Kurt Gödel als österreichischer Emigrant 204

PSYCHOANALYSE 202

JOHANNES REICHMAYR: Einleitung zur Psychoanalyse 212
BRUNO BETTELHEIM: Kulturtransfer von Österreich nach Amerika, illustriert am Beispiel der Psychoanalyse 216
ELSE PAPPENHEIM: Zeitzeugin 221
RUDOLF EKSTEIN, KARL FALLEND, JOHANNES REICHMAYR: „Too late to start life afresh“ 230
Siegfried Bernfeld auf dem Weg ins Exil 230
KARL FALLEND: „Den katastrophalen Veränderungen gewachsen“ Zur Emigration Wilhelm Reichs 242
ERNST FEDERN: Die Emigration von Anna und Sigmund Freud Eine Fallstudie 248

INDIVIDUALPSYCHOLOGIE — PSYCHOLOGIE — PSYCHIATRIE 242

MITCHELL G. ASH: Österreichische Psychologen in der Emigration. Fragestellungen und Überblick 252
BERNHARD HANDLBAUR: „Lernt fleißig Englisch!“ Die Emigration Alfred Adlers und der Wiener Individualpsychologen 268
ALEXANDRA ADLER: Mein Vater Alfred Adler 288
ERNEST DICHTER: Zeitzeuge 293
ACHI ESCHBACH UND GABI WILLENBERG: Karl Bühler 297
KURT RUDOLF FISCHER: Egon Brunswik und Else Frenkel-Brunswik 306

SOZIOLOGIE — SOZIALFORSCHUNG 308

CHRISTIAN FLECK: Einleitende Bemerkungen zur Emigration von Soziologen und Sozialforschern aus Österreich 318
LEO KOFLER: Ein Austromarxist als Emigrant in der Schweiz und in der Bundesrepublik Deutschland 324
HANS ZEISEL: Zeitzeuge 328
ANTON AMANN: Alfred Schütz und Talcott Parsons — Zur scheinbaren Folgenlosigkeit eines Briefwechsels 332
CHRISTIAN FLECK: Marie Jahoda 345
PAUL NEURATH: Paul F. Lazarsfeld in Emigration und (teilweiser) Remigration ... 360

ÖKONOMIE 364

KARL H. MÜLLER: Die nationalökonomische Emigration Versuch einer Verlustbilanz 374

VORWORT ZUR NEUAUFLAGE

Der vorliegende leicht gekürzte Reprint der Trilogie zur österreichischen Wissenschaftsemigration - *Vertriebene Vernunft* I und II, sowie *Kontinuität und Bruch* (im Verlag Jugend und Volk) - hat sich aus dem Bedarf und Bedürfnis ergeben, die seit vielen Jahren vergriffenen Ausgaben der breiteren Öffentlichkeit und Forscherinnengemeinschaft wieder zugänglich zu machen. Seit dem ursprünglichen Erscheinen der Bände im Jahre 1988 hat sich erfreulicherweise eine Weiterentwicklung der Erforschung des lange Zeit vernachlässigten Bereiches des Exils, der Emigration und Remigration im allgemeinen[1] und zur intellektuellen Emigration und Remigration im besonderen im internationalen Zusammenhang ergeben. Außerdem wurde eine „Österreichische Gesellschaft für Exilforschung" gegründet, welche die vielen Projekte, Initiativen und Dokumentationen bündelt und durch einschlägige Veranstaltungen inzwischen wirksam geworden ist. (vgl.: *http://www.exilforschung.ac.at*).
Auch im 1991 gegründeten Institut Wiener Kreis/Vienna Circle Institute (IVC) wurde der Schwerpunkt zur „forced intellectual migration" in Form von Veranstaltungen und Publikationen weitergeführt, (vgl.: *http://www.univie.ac.at/ivc/).*[2]
Die nunmehr wieder lieferbaren Bände entsprangen einerseits zwei Vorlesungsreihen am Wiener Institut für Wissenschaft und Kunst (IWK) seit Mitte der 1980er Jahre, die von Forschungsprojekten über Emigration und Exil der österreichischen Intellektuellen begleitet worden sind, welche durch das Wissenschaftsministerium finanziert wurden. Der zweite Band dokumentiert das große internationale Symposion „Vertriebene Vernunft" im Herbst 1987, welches aus Anlaß des 10jährigen Bestehens des Ludwig Boltzmann-Instituts für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften (heute: für Geschichte und Gesellschaft) unter der Leitung von Erika Weinzierl zusammen mit dem IWK in Wien veranstaltet worden ist. Da diese Aktivitäten zufällig in den Kontext der sogenannten „Waldheim-Jahre" fielen, ergab sich auch eine außerwissenschaftliche zeitgeschichtliche Aktualität und Brisanz des vergessenen und verdrängten Phänomens der erzwungenen Emigra-

[2] Friedrich Stadler / Peter Weibel (eds.), The Cultural Exodus front Austria. Second revised and en- larged edition. Wien-New York 1995; Edward Timms / Jon Hughes (eds.), Intellectual Migration and Cultural Transfonnation. Wien-New York 2003; Friedrich Stadler u. a. (Hrsg.), Österreich und der Nationalsozialismus. Die Folgen für das intellektuelle Leben. Wien-New York 2004. Exil et retours d'exil. Quelles Contributions à la vie Culturelle, Politique, Scientifique de la Deuxième Republique d'Autriche? Ed. par Paul Pasteur et Friedrich Stadler. Rouen 2004 (= Austriaca n" 56. 2003).

tion der österreichischen Intellektuellen sowie der nicht erfolgten Einladung zur Rückkehr der Vertriebenen durch das offizielle Österreich in der Zweiten Republik.

Als Initiator der entsprechenden Veranstaltungen und Projekte und Herausgeber der drei Bände freue ich mich einerseits über das wiedererwachte Interesse an der Thematik der Emigration und des Exils, andererseits über die Bereitschaft des LIT Verlages, diese schwer zugänglichen Werke wieder in erschwinglichen Studienausgaben den Lehrenden, Studierenden und interessierten Laien zugänglich zu machen. Zusammen mit der seit rund 25 Jahren erfolgten einschlägigen Forschung ergibt sich damit die Möglichkeit einer kritischen Bestandsaufnahme und Weiterentwicklung im internationalen Vergleich in der Hoffnung auf eine Renaissance dieses für die österreichische Identität unabdingbaren Themas und dessen entsprechender Förderung in Forschung und Lehre.

Wien, im Februar 2004

Friedrich Stadler
(Vorstand des Instituts für Zeitgeschichte
der Universität Wien, wissenschaftlicher
Leiter des Instituts Wiener Kreis)
Friedrich.Stadler@univie.ac.at

EINLEITUNG

FRIEDRICH STADLER

„Vertriebene Vernunft" — Rückblick und Zusammenschau

1. ZUR GESCHICHTE UND WIRKUNG DES SYMPOSIONS „VERTRIEBENE VERNUNFT“

Vom 19. bis 23. Oktober 1987 fand im Wiener Palais Pálffy das internationale Symposion „Vertriebene Vernunft — Emigration österreichischer Wissenschaft" statt, das vom Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften aus Anlaß seines zehnjährigen Bestandes und vom Institut für Wissenschaft und Kunst gemeinsam mit dem Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Sport und dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung veranstaltet wurde.[1]
Die gut besuchte und intensive Veranstaltung stellte seit 1945 eine erste Bestandsaufnahme der Verlust- und folgenreichen intellektuellen Emigration und des Wissenschaftsexils dar, nachdem im Jahre 1975 ein Symposion zum allgemeinen österreichischen Exil stattgefunden hatte.[2]
Eine grundlegende Zielsetzung dieses interdisziplinären Symposions war es, den quantitativen und qualitativen Anteil der Wissenschaftsemigration im Zusammenhang mit der durch den Austrofaschismus und den Nationalsozialismus verursachten, großteils jüdischen Massenauswanderung (150.000 bis 200.000 Personen) zu ermitteln. Gleichzeitig sollte das in der Forschung und im öffentlichen Bewußtsein vernachlässigte und verdrängte Thema „Widerstand — Verfolgung — Vernichtung — Emigration — Exil“ im aktuellen Kontext der sogenannten „Vergangenheitsbewältigung“ schwerpunktartig problematisiert werden. Die Veranstaltung war jedoch keineswegs als direkter Beitrag zum „Gedenkjahr“ 1988 oder als „Wiedergutmachung“ — was immer das auch sein mag — gedacht, weil das mit Vernichtung und Vertreibung verbundene Leid durch eine viel zu spät erfolgte Verpflichtung in keiner Form rückgängig und durch keine derartige Tagung überhaupt aufgearbeitet, geschweige denn „bewältigt" werden kann.
Als konkrete Inhalte des Symposions wurden daher von Seiten der Veranstalter folgende Themenkreise vorgegeben:

Wissenschaft und Faschismus

- Ursachen, Bedingungen, Verlauf und Folgen der österreichischen wissenschaftlichen Emigration und Remigration bzw. des Exils
- Quantitative Bestandsaufnahme der Emigration (zeitlich und räumlich)
- Qualitative Interpretation (psychosoziale und ökonomische Bedingungen des Exils, Auswirkungen auf geistige Produktion, Integration — Akkulturation — Assimilation — Isolierung)
- Folgen für die Aufnahmeländer
- Folgen für die Zweite Republik
- Wirkungen und Rückwirkungen der wissenschaftlichen Migration

Schließlich sollte der gewaltsame „Exodus der Kultur“[3] nicht als isoliertes historisches Ereignis, sondern im Kontext der österreichischen Zeitgeschichte mit seinen irreparablen Folgen für das geistige Leben der Zweiten Republik bis zur Gegenwart problematisiert werden.

In diesem Sinne trafen sich meist jüngere Vertreter der Exilforschung aus dem In- und Ausland mit einer Reihe von prominenten emigrierten Wissenschaftler(innen) als Zeitzeugen dieses traurigen und vergessenen Kapitels der jüngsten Vergangenheit.

Dadurch kam es tatsächlich zum Dialog — anregend und betroffen machend zugleich — zwischen österreichischen Emigranten und Remigranten einerseits und Historikern der entsprechenden österreichischen Exilforschung anderseits, die im internationalen Vergleich leider noch in den Kinderschuhen steckt.[4] So wurde die Misere eines im wesentlichen unaufgearbeiteten Kapitels österreichischer Zeitgeschichte sichtbar: nämlich die Verdrängung im

Nachkriegs-Österreich von Massenvernichtung und Massenvertreibung vor dem Hintergrund einer unterschätzten Kontinuität kultureller Eliten und einer gescheiterten Entnazifizierung inmitten des „Kalten Krieges“[5] — was insgesamt Inhalte und Methoden auch des gegenwärtigen Wissenschaftsbetriebs mehr oder weniger stark determiniert.

Die laufende kontroversielle Debatte um Österreichs Vergangenheit unter dem Vorzeichen des „Waldheim-Komplexes“ hat die bislang tabuisierte Problematik der Österreich-Identität noch verstärkt und die Gegenwartsrelevanz des Themas „Vertriebene Vernunft“ am Vorabend des Gedenkjahres und im Gedenkjahr 1988 selbst, fünfzig Jahre nach dem „Anschluß“, unterstrichen.[6] Vielleicht hätte das Symposion nicht diese breite Öffentlichkeit und Finanzierung genossen, wäre es im Gefolge der letzten Präsidentschaftswahl nicht in eine *so* wohl kaum intendierte Hochkonjunktur über den Anlaßfall hinausgekommen.

In diesem zeitgeschichtlichen und tagespolitischen Rahmen wurde nun auf dem Symposion in 125 Referaten das erschreckende Ausmaß einer in toto zwangsexilierten Kultur an Hand verschiedener Disziplinfelder aus der Perspektive der Betroffenen und der heutigen Historiographie unter den Gesichtspunkten von Ursachen, Verlauf und Folgen plastisch vermittelt.

Es wurde schnell klar, daß mit der gewaltsamen Vertreibung Tausender österreichischer Intellektueller, die bereits Anfang der dreißiger Jahre mit dem aufkommenden Faschismus einsetzte und mit dem März 1938 einen traurigen Höhepunkt erlebte, ein unwiederbringlicher Verlust für Österreich entstanden ist. Dieses auch von Österreich und Österreichern mitverschuldete Defizit ist durch die kaum erfolgte Remigration — ein eigenes Forschungsproblem für die Zukunft — noch verstärkt worden. Denn das republikanische Österreich konnte sich in der „Aufbauphase“ nicht dazu durchringen, die verjagten Intellektuellen als Opfer des Austrofaschismus und Nationalsozialismus offiziell zur Rückkehr in ihr ehemaliges Heimatland aufzufordern.[7] Einige berühmte Emigranten — wie zum Beispiel Victor F. Weisskopf — illustrierten dieses blamable Faktum mit vornehmem Bedauern und bestätigten damit auch eine erste Statistik, derzufolge nur jeder fünfte Emigrant in seine Heimat zurückgekehrt ist[8] — was nicht selten mit negativen Erlebnissen im Zuge der neuerlichen gesellschaftlichen Akkulturation verbunden war. Faktoren wie Konkurrenz, Antisemitismus oder parteipolitische Opportunität wären hier als heuristische Elemente einer noch ausstehenden Sozialisationsforschung zu empfehlen. Dessen ungeachtet gilt es, die unzweifelhaft starke (Rück-) Wirkung von Emigranten und Remigranten jenseits der bekannt geringen Remigrationsquote auf das geistige Leben der Zweiten Republik näher zu untersuchen.

Dadurch, daß dem Symposion ein erweiterter Wissenschaftsbegriff zugrunde lag, der neben der rein akademisch-universitären Elite auch alle theoretisch wirkenden Österreicher in der Ersten Republik miteinbezog, konnten auch die negativen Folgen der Emigration im Bildungsbereich (Schule und Volksbildung) sowie in den für die Zweite Republik gleichermaßen relevanten Sektoren der Medizin, der Technik und des Journalismus angedeutet werden.[9] Hier müßte eine — leider nicht vorhandene — fächerübergreifende Wissenschaftsgeschichte ansetzen, um das soziokulturelle Phänomen von Bruch und Kontinuität in einem größeren gesellschaftlichen Zusammenhang und im internationalen Vergleich zu rekonstruieren. Diese hätte auch das spezifisch Österreichische der gesamten Problematik der Wissenschaftsemigration herauszuarbeiten — und nicht zuletzt die Tatsache, daß der „Untergang der Vernunft“ durch zwei Faschismen in Österreich, spätestens seit dem Februar 1934 und mit dem Kulminationspunkt der nationalsozialistischen Machtergreifung seit dem März 1938, systematisch und gewaltsam herbeigeführt und damit die kurzzeitige demokratische Kultur zerstört wurde.

Zum Symposion erschien — als Ergebnis einer einschlägigen Vortragsreihe am Institut für Wissenschaft und Kunst — eine erste Bestandsaufnahme der inländischen Emigrations- und Exilforschung sowie als Impuls und Diskussionsgrundlage der Sammelband *Vertriebene Vernunft I*.[10] Darin wird das komplexe Phänomen der österreichischen Wissenschaftsemigration in bezug auf verschiedene Schulen und Disziplinen („Wiener Kreis", Psychoanalyse, Soziologie und Sozialforschung, Nationalökonomie, Rechts- und Staatswissenschaften, Journalismus und Publizistik, Volksbildung, Ärzte und Techniker/ innen), aus frauenspezifischer Perspektive und aus der Sicht einiger Emigranten und Remigranten behandelt. Die Beiträge spiegeln in ihrer Vielfältigkeit und Verschiedenartigkeit den

am Beginn stehenden inländischen Forschungsstand und stellen mosaikartige Annäherungen an das tabuisierte Thema mit wissenschaftlicher und politischer Relevanz dar.
Eine erste quantitative Grundlage für die Publikation und das Symposion lieferte ein Forschungsprojekt zur österreichischen Wissenschaftsemigration am Institut für Wissenschaft und Kunst, das vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung finanziert wird.[11] Mit diesem bis Ende 1988 abzuschließenden Vorhaben wird erstmals versucht, aufgrund vorliegender Primär- und Sekundärliteratur und entsprechender Archivmaterialien eine bio-bibliografische Bestandaufnahme der intellektuellen Emigration, Exilierung und Remigration mit Hilfe von EDV und eines benützerfreundlichen Abfrageprogramms zu erarbeiten.

In der bisherigen Projektphase konnte auf diese Weise eine vorläufige Namensliste von ca. 1700 dokumentierbaren Wissenschaftler(innen) erstellt werden, die in Form von Kurzbiographien erfaßt und nach zwanzig kombinierbaren Kriterien abfragbar sind.
Dieses Projekt und die beiden vorliegenden Bände bilden somit eine systematische Einheit als ersten Schritt zu einer kontinuierlichen Exilforschung und, allgemeiner, zur politischen Bildung. Aber erst die Zukunft wird zeigen, ob die positiven Absichtserklärungen der zuständigen Politiker und Wissenschaftler (vgl. die Ansprachen zur Eröffnung und Begrüßung), sich auch im Sinne einer langfristigen bundesweiten Exilforschung und Bewußtseinsbildung auswirken werden. Dies wäre ein ganz konkreter Beitrag zur so oft postulierten „Vergangenheitsbewältigung“.

Es wird sich in den nächsten Jahren auch herausstellen, ob das generell zustimmende Echo österreichischer Medien mehr als eine kurzfristige Geste im Zeichen des sogenannten „Gedenkjahres“ war und das öffentliche Bewußtsein zugunsten einer demokratischen, antifaschistischen politischen Kultur beeinflußt worden ist. Die unmittelbaren Kommentare in österreichischen Tageszeitungen und Zeitschriften waren im wesentlichen positiv, auch wenn die Streuung zu wünschen übrig ließ.[12] Das österreichische Fernsehen beteiligte sich, nach erstem Zögern, intensiv am Symposion und sendete am Nationalfeiertag 1987 ein über dreieinhalbstündiges Nachmittagsprogramm in Form von Zeitzeugen-Porträts. Dieser Symposionsbericht mit relativ hoher Einschaltquote an einem symbolträchtigen Tag löste allerdings auch antisemitische Reaktionen von rund der Hälfte aller Anrufer aus. Das Radioprogramm brachte neben kurzen Ankündigungen und Berichten mit Interviews mehrere Sendungen, deren Wirkung schwieriger zu taxieren ist.[13]
Im Bereich der einschlägigen Forschung ist der Effekt des Symposions zur Zeit noch nicht abzusehen, doch war eine nur geringe Präsenz von Vertretern der zur Debatte gestellten Disziplinen (einschließlich der Geschichtswissenschaft) festzustellen, was in nächster Zeit jedoch, etwa an Hand von Buchrezensionen oder des Lehrangebots, noch verifiziert werden müßte.[14]
Doch nach einem Jahr lassen sich wohl schon allgemeine Erfahrungen und Ergebnisse des Symposions zusammenfassen, die sich durch den offiziellen und vor allem auch den weiteren informellen Kommunikationszusammenhang während der Tagung und durch Reaktion auf die Bände *Vertriebene Vernunft* und *Kontinuität und Bruch* ergeben haben:

- So ist es insgesamt gelungen, die Legitimität und Fruchtbarkeit des genuinen Forschungsbereiches *„österreichische* Wissenschaftsemigration“ im Lauf des Symposions im Verhältnis zur allgemeinen deutschsprachigen, vor allem im Gespräch mit bundesdeutschen Kollegen, deutlich zu machen. Hier wird es hoffentlich in Zukunft eine verstärkte Kooperation geben. Darüber hinaus scheint der internationale Dialog zwischen den geladenen Zeitzeugen und der jüngeren Forschergeneration in Gang gekommen.
- Damit zusammenhängend wurde klar, daß es spezifisch österreichische Rand- und Erscheinungsformen des Wissenschaftsexils gibt (Art der Periodisierung, die Existenz von Austrofaschismus und Nationalsozialismus, politische und kulturelle Positionen im Zusammenhang mit dem Begriff der „österreichischen Nation“, oder disziplinbedingte Formen der Integration im Rahmen der österreichischen Wissenschaftsentwicklung).
- Eine Ausdifferenzierung von politisch, „rassisch“, religiös und kulturell bedingter Emigration ist kaum möglich, obwohl die durch den Faschismus verursachte jüdische Emigration den bei weitem größten Teil der gesamten und der intellektuellen Emigration

ausmacht. Auch die Abgrenzung von Wissenschaftsemigration und allgemeiner Emigration ist dementsprechend fließend.

- Die geringe Remigrationsquote (im Vergleich speziell zur deutschsprachigen Remigration) hat ebenfalls typisch österreichische Ursachen und wäre im Kontext von weiteren Emigrationsbewegungen nach 1945 und aus der Perspektive gegenwärtiger wissenschaftspolitischer Diskussionen zu behandeln.
- Es existiert ein im disziplinären Vergleich größeres Forschungsdefizit und Desinteresse im Bereich technischer und naturwissenschaftlicher Disziplinen gegenüber den „Geistes"- und Sozialwissenschaften, ein aus vielerlei Gründen erst aufzuhellendes Phänomen.
- Der für die Emigration ursächliche Konnex von Wissenschaft und Faschismus ist, auch fünfzig Jahre nach dem „Anschluß", sowohl in der Historiographie wie auch in den Schulbüchern kaum präsent.
- Emigration und Exil der Wissenschaften sind schließlich als Massenphänomene der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft auch in den Rahmen einer Wissenschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts zu stellen, in der externalistische und internalistische Faktoren der Theoriendynamik (wie zum Beispiel Internationalisierung, Paradigmen- und Schulenbildung, Institutionalisierung, zeitlich-räumliche Migrationsmuster von „Kulturtransfers") zum Tragen kommen.

2. EMIGRATION UND EXIL ÖSTERREICHISCHER WISSENSCHAFTLER/1NNEN. EIN VORLÄUFIGER ÜBERBLICK

Die Ergebnisse und Wirkungen des Symposions „Vertriebene Vernunft" können einerseits nur ansatzweise exemplarisch zusammengefaßt werden, sind andererseits jedoch selbst als Teil eines gegenwärtigen vielschichtigen Forschungsprozesses zu betrachten.

Ganz allgemein hat sich auch *nach* dem Symposion herauskristallisiert, daß es — wie oben bereits angedeutet — einen sinnvollen Forschungsgegenstand *österreichische* Wissenschaftsemigration im Kontext der deutschsprachigen gibt,[15] der nicht zuletzt im Zuge aktueller Debatten über den Begriff der österreichischen Kultur und Nation wieder ins öffentliche Bewußtsein rückt. Zu spezifischen Randbedingungen zählen hier Faktoren, die sich— ausgehend von geistigen Migrationsbewegungen in der Monarchie — auf die Erste Republik als *Immigrationsland* (1918/20 während der revolutionären Phase in Bayern und Ungarn, und unter ganz anderen Vorzeichen 1933 nach der nationalsozialistischen Machtergreifung) und als *Remigrationsland* (nach 1945 mit signifikanten Abweichungen der deutschsprachigen Remigration allgemein) beziehen.[16] Schließlich war der spezifische Status von österreichischen Emigranten in den verschiedenen Einwanderungsländer im Vergleich zu deutschen rechtlich und vom Image her oft sehr unterschiedlich.[17]

Ein weiteres Spezifikum liegt in der *Periodisierung* (der Emigration vor 1933/34, von 1934 bis 1938, ab 1938) mit der dazugehörenden Problematik des „Austrofaschismus", der sowohl eine mehrheitlich linke seit 1934 als auch eine geringe nationalsozialistische Emigration bis zum Juliabkommen 1936 auslöste, und schließlich eine vorwiegend katholische *Immigration* aus dem „Dritten Reich" ab 1933 ermöglichte. Allein diese Sachlage zeigt, in welchem Maße der Begriff der Emigration selbst bereits zu einem theoretischen Konstrukt geworden ist, das durch eine zeitgeschichtliche Analyse erhellt werden muß. Zu diesem Problemkreis gehört dann auch die nur nach außen hin paradoxe Situation, daß exponierte Vertreter des österreichischen Heimwehrfaschismus (zum Beispiel Rüdiger Starhemberg) und andere Gegner der demokratischen Republik seit dem Jahre 1938 auch zu den Vertriebenen zu zählen sind.

Trotz des breiten Spektrums der gedruckten Referate kann keineswegs schon von einer vollständigen Aufarbeitung der österreichischen Wissenschaftsemigration gesprochen werden. Dazu sind die archivalischen und historiographischen Quellen noch immerzu wenig aufbereitet, sodaß eine derartige monographische Gesamtdarstellung erst im Anschluß an die beiden Bände *Vertriebene Vernunft* erfolgen könnte. Dazu wäre aber auch eine explizite Theorie und Methodologie der Wissenschaftsemigration erforderlich, die verschiedenartige Befunde und Zugänge — von der „oral history" bis zur wissenschaftsimmanenten Theorien-

entwicklung — in einen einheitlichen Erklärungs- und Begründungszusammenhang stellen müßte.[23] Gerade die hier vorliegenden wertvollen (auto-)biographischen Studien, Disziplinengeschichten und Forschungsberichte sind dementsprechend im Hinblick auf Gemeinsamkeiten und Differenzen zu untersuchen, was letzten Endes auf eine Sozialgeschichte der Wissenschaften hinauslaufen muß. Dabei steht die fruchtbare, aber schwer umzusetzende Kombination von *Emigrationsforschung* und *Wissenschaftsgeschichte* erst am Beginn systematischer Betrachtungsweise.

Die Beiträge zeigen insgesamt neben der politischen Bedeutung des Exils (vgl. Bruno Kreisky) eine Reihe von weiteren sinnvollen Differenzierungskriterien: vor allem *Aas Alter* zum Zeitpunkt der Emigration als fast schicksalshafte Voraussetzung für Erfolg und Scheitern, den Grad der Internationalisierung einzelner Disziplinen als weitere Randbedingung für berufliche Integration, die unterschiedlichen Aufnahmebedingungen der einzelnen Durchgangs- und Niederlassungsländer als Ursachen für Erfolg bzw. Mißerfolg, frauenspezifische Bedingungen in den noch immer von Männern dominierten Wissenschaften auch im Exil, nicht zuletzt die unterschiedliche Ausprägung von politisch motiviertem (Wissenschafts-) Exil und einer vor allem durch den Rassismus verursachten Wissenschaftsemigration ohne Rückkehrabsichten.[24]

Die österreichische Wissenschaftsemigration ist daher in einen komplexen Erklärungsrahmen der faschistischen Epoche zu stellen, der einen strukturgeschichtlichen Hintergrund für die Massenphänomene der Emigration, des Exils und der Vernichtung liefern sollte. Die Gegenwartsrelevanz einer solchen Perspektive ergibt sich schon — über die Totalzäsuren 1938, 1945 und 1955 hinweg — aus den sekundären Wirkungen des kulturellen Exodus’ bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs: nämlich in Form einer zweiten Welle des „brain drains“ in der Nachkriegszeit aufgrund des geistigen und infrastrukturellen Vakuums in den ersten Jahrzehnten der Zweiten Republik.[18] Schließlich ist allein die großteils jüdische Wissenschaftsemigration ein brisantes Thema mit unangenehmem Österreich-Bezug durch die Kontinuität einer hausgemachten Judenfeindschaft von der Ersten zur Zweiten Republik.[19] Die Frage, ob es davon abgesehen eine typisch *österreichische* Wissenschaftskultur in der Zwischenkriegszeit und in der Emigration gegeben hat, die mit theoretischen Inhalten korreliert, steht derzeit noch zur Diskussion und ist im Spannungsfeld zwischen österreichischer Kultur und kosmopolitischer Wissenschaft zu plazieren.[20]

Ein weiteres — fast triviales — Ergebnis scheint die Tatsache, daß die Wissenschaftsemigration nur im Zusammenhang und als Spezialfall der allgemeinen Massenemigration angemessen erforscht werden kann — wenn man der wechselseitigen Verflechtung von kulturellem und politischem Exil gerecht werden will.[21]

Ein ähnlicher Wirkungszusammenhang ist mit der Notwendigkeit einer synchronen Behandlung von Vertreibern und Vertriebenen gegeben, womit der noch immer zu wenig aufbereitete Bereich „Wissenschaft und/im Faschismus“ zur Debatte steht.[22] Dieser mußte auch im vorliegenden Band im wesentlichen vorausgesetzt werden. Allein der Beitrag von Erika Weinzierl zeigt das Ausmaß des „Verrats der Intellektuellen" am Beispiel ausgewählter „deutscher“ Wissenschaften (wie Germanistik und Geschichtswissenschaft).

Auch das Wissenschaftsexil war kein einheitlicher monolithischer Block, sondern ein sehr komplexes und dynamisches Phänomen, das jenseits positiver und negativer Klischees wissenschaftliche, kulturelle und politische Aspekte gleichzeitig aufweist. Eine multiperspektivische Einstellung gegenüber Emigration und Exil bewahrt vor allzu schnellen Schematisierungen, vor allem vor einer häufig praktizierten Funktionalisierung der kulturellen Emigration (legitimatorisch wie binnenstabilisierend) durch opportunistische und populistische Tagespolitik im Zeichen von jahreszahlenabhängigen „Anlaßkulturen".[25] Eine derartige Sensibilisierung ist notwendig, um gegenwärtige gesellschaftliche Muster einer „Wiederkehr des Gleichen“ (zum Beispiel in der Asyl-, Exil- und Nationalitätenpolitik) zu erkennen und als politische Disposition zum Mechanismus von Ausgrenzung und Integration zu begreifen. Damit würde man dem Bild von einem „größeren Österreich“ eher gerecht, als durch heroisierend-harmonisierende und patriarchalische Staatsbürgerkunde im Sog einer verwaschenen Österreich-Ideologie, mit der sehr oft Geschichtsbewußtsein abgehoben vom demokratischen Kontext produziert wird.[26]

Zur vorliegenden Einteilung der Beiträge in vier große Blöcke ist zu sagen, daß erstens

Überschneidungen zwangsweise gegeben sind, und zweitens die Ordnung nach Fächern nur eine pragmatische, oft auch willkürliche sein muß. Als Pendant zum abgedruckten Programm könnte man leicht eine Art „Forschungslückenkatalog“ hinzufügen, der die praktischen und theoretischen Grenzen der derzeitigen Exilforschung erkennen ließe.[27] Gerade das Faktum einer zerstörten interdisziplinären Wissenschaftskultur der Ersten Republik mit intensiver Kommunikation in Zirkeln und Vereinen läßt in der Retrospektive eine eindeutige Zuordnung der Emigranten/innen zum heutigen universitären Fächerkanon problematisch erscheinen. Man denke nur an die fließenden Übergänge in den Sozialwissenschaften von der Psychologie, Soziologie, den Rechts- und Staatswissenschaften bis zur breiten nationalökonomischen Forschung (namentlich am Beispiel Otto Neuraths, Felix Kaufmanns oder Marie Jahodas unter anderem demonstrierbar) oder im Bereich der Psychiatrie und Medizin. Der Block über die österreichische Wissenschaftsemigration nach Disziplinen ist daher keine endgültige Kodifizierung, sondern versteht sich als Schwerpunktsetzung ohne Anspruch auf vollständige und sich ausschließende Klassifikation. Auch das Spektrum der behandelten Personen. Fächer, Länder und exilspezifischen Themen ist weder vollständig noch im Ganzen repräsentativ. Hier bestimmte die Teilnahme emigrierter Wissenschaftler/innen und das Angebot am Forschungsmarkt die Planung, welche eben auf eine vernachlässigte Historiographie angewiesen war.[28]

Trotzdem scheint es gelungen, in exemplarischer Form mit unterschiedlichen Methoden und verschiedenen Darstellungsformen — von der Autobiographie bis zum aktuellen Forschungsbericht — die Problematik, das Ausmaß sowie die historische und aktuelle Bedeutung der österreichischen Wissenschaftsemigration zu vermitteln — und damit neben dem dokumentarischen Wert auch eine Grundlage für längerfristige Projektarbeiten zu liefern.

Während im Bereich der Geistes- und Sozialwissenschaften bereits weiterführende Arbeiten vorhanden sind, konnten für die bisher vernachläßigten Naturwissenschaften und technischen Wissenschaften erste grundlegende Arbeiten mit aufgenommen werden.

Die Thematisierung des, in der Literaturgeschichte umstrittenen, Begriffs der „inneren Emigration" sowie aktuelle Remigrationserfahrungen sollten zu einer Steigerung des Problembewußtseins in der Exilforschung führen, deren Methodologie mitten in der Diskussion steht (vgl. die Beiträge von Werner Röder und Hartmut Mehringer). Auch die Rolle des Exils im Zusammenhang mit österreichischer Nation und Identität verdient eine weiterführende Bearbeitung abseits von tagespolitischer Überfrachtung.

Die 16 Beiträge über Wanderungs- und Niederlassungsländer stellen in dieser geschlossenen Form einen ersten Überblick zur Geographie des österreichischen Exils im allgemeinen und des Exils der Intellektuellen im besonderen dar. Diese Berichte von ehemaligen Emigranten/innen und jüngeren Historikern/innen bilden somit en bloc gleichfalls einen wichtigen Baustein zur Diaspora österreichischer Kultur und damit zu einer vergleichenden Emigrationsforschung auch aus der Sicht des Auswanderungslandes.

Als ein wesentlicher Bestandteil dieser internationalen Perspektive entpuppte sich die komplizierte Wirkungsforschung, die weit über bisherige lineare und monokausale Transfer-Darstellungen hinausgehen muß zu einer interdisziplinären Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts (vgl. dazu den Beitrag von Hans-Peter Kröner).

Weitere Indizien weisen auf die Notwendigkeit hin, die österreichische Wissenschaftsemigration in einen größeren zeitlichen und thematischen Rahmen der Zeitgeschichte zu stellen, auch wenn die nationalsozialistische Herrschaft unzweifelhaft die Kulminationsphase dieses Vertreibungsprozesses ausmachte. Zum Zeitraum von 1938 bis 1945 konnten die notwendigen grundlegenden Arbeiten erst in letzter Zeit geliefert werden (vgl. den entsprechenden Beitrag von Peter Eppel).

Was nun die *schulen- und disziplinenorientierten Artikel* betrifft, so können in diesem Rahmen nur kursorische Bemerkungen vor allem auf der Basis der entsprechenden Überblicke angebracht werden, die zu einer eingehenden Beschäftigung mit den zahlreichen Studien anregen mögen:[29]

In der *Philosophie, Mathematik und Logik* erzwangen die gesellschaftlichen und geistigen Mißstände die Emigration des berühmten „Wiener Kreises", einer Gruppe von Fachwissenschaftlern, die in aufklärerischer Absicht auf eine Verwissenschaftlichung der Philosophie

abzielte. Die Zerstreuung dieses sprachkritischen, interdisziplinären Zirkels zeichnete sich bereits zu Beginn der 1930er Jahre mit der Auflösung von dessen Popularisierungsorgan, des „Vereins Ernst Mach“, nach dem 12. Februar 1934 ab und erreichte mit der Ermordung von Moritz Schlick am 22. Juni 1936 einen weiteren negativen Höhepunkt. Die letzten Vertreter der „Wissenschaftlichen Weltauffassung“ mußten schließlich dann nach dem „Anschluß“ emigrieren. Vom Kern des Logischen Empirismus verließen seit 1930 aus politischen, „rassischen“ und weltanschaulichen Gründen 14 Mitglieder Österreich, unter ihnen Gustav Bergmann, Herbert Feigl, Kurt Gödel, Felix Kaufmann, Karl Menger, Richard von Mises, Otto Neurath, Josef Schächter, Friedrich Waisman, Edgar Zilsel — und am Rande Karl Popper und Ludwig Wittgenstein. Kein einziger Vertreter dieser modernen Philosophie ist nach 1945 zurückgeholt worden, obwohl es — wie im Falle Karl Mengers — sogar von Seiten der Betroffenen Hoffnungen und Bemühungen gegeben hat. Die Emigranten blieben ein Gewinn für die Aufnahmeländer, zugleich ein bleibender Verlust für Österreich. Dabei können in diesem Rahmen nur die Prominenten namentlich aufgezählt werden, während die unzähligen jüngeren Intellektuellen meist erst im und durchs Exil eine Professionalisierung durchgemacht haben.

Wenn man die Vertreter der modernen *Mathematik und Logik* in Betracht zieht, so ist der Verlust nicht minder erschreckend: allein in Wien sind an den Instituten der Mathematik und theoretischen Physik der Universität und der Technischen Hochschule über ein Dutzend, meist jüdische Wissenschaftler verjagt worden: unter ihnen beispielsweise Franz Leopold Alt, Adalbert Duschek, Ludwig Eckhart, Ernst Fanta, Eduard Helly, Friedrich Hopfner, Gustav Kürti, Eugen Lukacs, Heinrich Mann, Anton E. Mayer, Walther Mayer, Alfred Tauber, Stefan Vajda, Abraham Wald und Karl Wolf.

Ein ähnlicher Kahlschlag ist mit der *Exilierung der psychoanalytischen Bewegung* aus Wien gegeben. Als Feindbild der bürgerlichen Kultur war diese provokante Disziplin schon seit der Jahrhundertwende massiv bekämpft und in den dreißiger Jahren sukzessive in die Defensive gedrängt worden. Der Ausschluß nach dem „ Anschluß“ war für die „seelenzerfasernde Psychoanalyse“ — so der Nazi-Jargon — praktisch vorprogrammiert, wobei ein Großteil der arrivierten Psychoanalytiker aufgrund des hohen Internationalisierungsgrades vor allem im angloamerikanischen Bereich beruflich integriert wurde — was aber der gesellschaftskritischen Dimension der Psychoanalyse eher abträglich war (vgl. auch den Beitrag von Bruno Bettelheim). Von den 50 ordentlichen Mitgliedern der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung“ mußten alle bis auf drei Personen nach der Annexion das Land verlassen, allen voran Sigmund und Anna Freud sowie Siegfried Bernfeld, Felix und Helene Deutsch, Paul Federn, Otto Fenichel, Josef K. Friedjung, Heinz Hartmann, Ludwig Jekels, Ernst Kris, Hermann Nunberg, Richard und Editha Sterba, Robert und Jenny Wälder — um nur einige bekannte Namen anzuführen.

Zu diesem Exodus kommen noch 17 außerordentliche Mitglieder und eine Reihe von jüngeren Kandidaten und Sympathisanten der Psychoanalyse (wie zum Beispiel Else Pappenheim, Bruno Bettelheim, Marie Langer, Kurt Eissler und Rudolf Ekstein). In diesem Verdrängungszusammenhang ist auch die *Schule der Individualpsychologie* um Alfred Adler zu nennen, von der mehr als zwei Drittel (das sind 29 Personen) emigrierten, unter ihnen Adler-Tochter Alexandra Adler, ferner Sophie Lazarsfeld, Rudolf Dreikurs, Helene und Ernst Papanek, Erwin Wexberg, Carl Furtmüller, nicht zuletzt auch Manes Sperber als kritischer Schüler Alfred Adlers. Die Tatsache, daß die individualpsychologische Bewegung — viel stärker als die psychoanalytische — eine starke praktische Verankerung in der Wiener sozialistischen Schul- und Volksbildung besaß, war für eine frühe Desintegration ab 1934 ausschlaggebend. Somit wurde in zwei Etappen, in den Jahren 1934 und ab 1938, die gesamte tiefenpsychologische Wissenschaft und Praxis eliminiert, die weit über den engen therapeutischen Bereich wirksam war und im Bildungswesen, in der Sozialarbeit, nicht zuletzt in den Wissenschaften das intellektuelle Leben bereicherten.

Auch die damals wenig institutionalisierte wissenschaftliche *Psychologie* verlor ihre besten Köpfe, während die geistigen Kollaboranten im Lande eine Professionalisierung ihrer Disziplin — ähnlich wie in der Soziologie — im Sinne des vorherrschenden Rassismus durchmachten. Auf Seiten der Vertriebenen ist vor allem die Gestalt- und Kognitionspsychologie bzw. Kinder- und Jugendpsychologie des Ehepaares Karl und Charlotte Bühler herauszu-

streichen. Beide stellten ihr Wissen in den Dienst der Wiener Schulreform und ermöglichten mit der „Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“ eine institutionelle Plattform für die Vertreter der jungen empirischen Sozialforschung um Paul Lazarsfeld, Marie Jahoda und Hans Zeisel bis zu deren Exilierung. Die gesellschaftsorientierte Arbeit all dieser psychologischen Schulen im Umfeld der Gesundheits- und Sozialpolitik unter Julius Tandler, Otto Glöckel und Hugo Breitner wurde mit der Niederschlagung der Arbeiterbewegung abrupt gestoppt und ist nach 1945 nie mehr in dieser Quantität und Qualität aufgenommen worden. Damit war eine konkrete Vision sozialistischer Kultur mit einer fruchtbaren Kooperation zwischen Wissenschaft und Arbeiterbewegung bereits zerstört, bevor die marginalisierte humanistische Tradition 1938 endgültig vertrieben wurde. Es finden sich darunter Psychologen wie Egon Brunswik und Else Frenkel-Brunswik, Gustav Ichheiser, Hedda Bolgaroder Ernest Dichter, der Vater der Werbepsychologie. Damit wird die „Zerstörung einer Zukunft“ viel konkreter, wie es der Titel eines Buches mit Gesprächen emigrierter Sozialwissenschaftler treffend zum Ausdruck bringt. Symptomatisch für diesen kulturellen Bruch ist nicht zuletzt das Faktum, daß fünfzig Jahre nach der Vertreibung der Psychoanalytiker und Individualpsychologen aus Österreich auf akademischem Boden in diesem Land kein einziger Lehrstuhl dieser Richtungen vorhanden ist.[30]

Aufgrund der damaligen interdisziplinären Forschungsmethode kann — wie erwähnt — eine kanonisierte Fächereinteilung auch in der Emigration kaum geleistet werden. Das zeigte sich bereits beim „Wiener Kreis“, ist aber besonders im Bereich der Soziologie und Sozialwissenschaften gegeben.

Die *sozialwissenschaftliche Emigration* fand vor dem Hintergrund eines noch undifferenzierten und nicht institutionalisierten Faches statt. Außerdem waren die entscheidenden soziologischen Innovationen vor allem außerhalb der Universitäten zu finden, in den sozial-liberalen Zirkeln und Bildungsvereinen des „Roten Wien“. Mit der Zerschlagung der letzten universitären Bereiche sozialwissenschaftlicher Arbeit im Jahre 1938 wurde die geistige Austrocknung mit der Konsequenz fortgesetzt, daß eine im Aufbau befindliche Disziplin verlorenging und sich im Ausland mit internationaler Reputation etablieren konnte. Im Ursprungsland dagegen mußte auch nach dem Zweiten Weltkrieg das belastende Erbe von „Universalismus und Faschismus“ langsam bewältigt werden. Im nichtakademischen Vorfeld der empirischen Sozialforschung waren die Auswirkungen der Desintegration einschneidend: So wurde beispielsweise das von Otto Neurath begründete und geleitete „Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien“ — als Plattform der Arbeiterbildung mit Hilfe der „Wiener Methode der Bildstatistik“ — nach dem Februar 1934 aufgelöst und unter ständestaatliche, später nationalsozialistische Patronanz gestellt. Neurath und sein Team flüchteten nach Holland, später nach England, wo er bis zu seinem Tode unermüdlich die „Unity of Science“-Bewegung und die bildpädagogische Arbeit („Isotype") unter schwierigsten Bedingungen weiter verfolgte. Paul Lazarsfeld und seine Mitarbeiter verließen ab 1934 sukzessive ihre Wirkungsstätte: unter ihnen Hertha Herzog, Gertrude Wagner, Marie Jahoda. In diesem Kontext sind eine Reihe soziologisch orientierter Dozenten der Wiener Volkshochschulen zu erwähnen — zum Beispiel Karl Polanyi, Leo Stern, Eduard März, Walter Hollitscher, Edgar Zilsel —, die im Zuge der ständestaatlichen „Säuberung“ bereits vor 1938 entlassen wurden. Hier leistete der Austrofaschismus bedenkliche Vorarbeit für die Nationalsozialisten. Damit wird auch der ursächliche Zusammenhang des Bildungssystems — zwischen Schule, Volkshochschule und Universitäten — für die Emigrationsforschung sichtbar. Mit der letzten Entlassungswelle seit dem März 1938 kommt es einerseits zur „Gleichschaltung“ an den Hochschulen (Felix Kaufmann, Johann Mokre, Josef Dobretsberger sowie Johannes Messner als Vertreter des christlichen Naturrechts seien als Betroffene genannt), andererseits zum erzwungenen Weggang der nichtakademischen sozialwissenschaftlichen Intelligenz (unter ihnen Alfred Schütz, Ernst Karl Winter, Arnold Hauser, Bert Hoselitz, Leo Kofler, Adolf Sturmthal), von denen ein Teil erst im Ausland eine akademische Laufbahn einschlagen konnte. Stellvertretend für viele Opfer des Nationalsozialismus sei hier die Sozialwissenschaftlerin Käthe Leichter genannt, die im Konzentrationslager ermordet wurde. So läßt sich als Resümee von ca. 50 emigrierten Sozialwissenschaftlern festhalten, daß sowohl die liberale wie die austromarxistische Schule samt Nachwuchs durch Exilierung und Vernichtung ausgelöscht wurden. Der gleiche Be-

fund trifft auch für die *Nationalökonomie* zu, die ebenfalls in das sozialwissenschaftliche Paradigma zu stellen ist. Für die liberale Tradition sind hier Gottfried Haberler, Friedrich August von Hayek, Ludwig von Mises, Oskar Morgenstern, Joseph Schumpeter, Alexander Gerschenkron, Richard Strigl, Fritz Machlup, für die austromarxistische Gruppierung Helene und Otto Bauer, Julius Braunthal, Emil Lederer, Walter Schiff, Rudolf Goldscheid zu erwähnen. Diese kreative Wissenschaftskultur mit offener Kommunikation ist also insgesamt verschwunden, während die dominierende universalistische Richtung des Othmar Spann-Kreises nach dem nationalsozialistischen Intermezzo in der Zweiten Republik wieder Fuß fassen konnte. Aber auch dem geistig-politischen Vorfeld des liberalsozialistischen Lagers, der wissenschaftlich orientierte Schul-, Volksbildungs- und Sozialreform (Monisten, Freidenker, Pazifismus und Frauenbewegung), wurde der Boden entzogen, was sowohl für die entwurzelten Intellektuellen als auch für den „Wiederaufbau“ der Arbeiterkulturbewegung nach 1945 negative Effekte nach sich zog. Der fruchtbare Konnex von fortschrittlicher Wissenschaft und demokratischer Bildungsarbeit wurde durch Emigration, Exil und Vernichtung auf lange Sicht verhindert.

Die *rechts- und staatswissenschaftliche Emigration* schließt personell und thematisch eng an die sozialwissenschaftliche an. Allein bei einer Stichprobe von ca. 50 Vertretern — darunter Eric Voegelin, Josef Dobretsberger, Kurt Steiner, Arthur Lenhoff, Peter Drucker, Bert Hoselitz, Ernst Karl Winter — können erste Schlüsse gezogen werden: mit dem Verschwinden der rechtstheoretischen Wiener Schule der „Reinen Rechtslehre" von Hans Kelsen, dem Vater der österreichischen Verfassung, ist eine wissenschaftspolitische Entwicklung gegeben, die den antisemitisch und ideologisch gefärbten Kampf gegen den Rechtspositivismus, auch von Vertretern des Naturrechts, widerspiegelt. Dazu kommt, daß vor allem die nicht-emigrierten Rechts- und Staatswissenschaftler nach 1945 zum Aufbau der entsprechenden Fakultät herangezogen wurden. Zugleich wurde vergessen, welch wichtige Beiträge zahlreiche weniger bekannte österreichische Juristen im Exil in Großbritannien und den USA zum Aufbau eines demokratischen Rechtssystems, zur Entnazifizierung und Wiedergutmachungsforderungen der Zweiten Republik leisteten, die alle ohne Echo geblieben sind.

Das Defizit der Exilforschung hängt wohl mit der zentralen Rolle der *Geschichtswissenschaft* zusammen, die ihre eigene Vergangenheit kaum aufgearbeitet hat. Befangen im deutschnationalen Historismus konnte und wollte sie sich wohl auch nicht mit dieser sensiblen Thematik auseinandersetzen. Und die es wollten, waren nach 1938 nicht mehr im Lande. Die meisten etablierten Historiker waren 1938 für den „Anschluß" und bestimmten nach dem Zweiten Weltkrieg wiederum die geistige Sozialisation der Historikerzunft — wenn auch im neuen Gewände einer entlastenden Österreich-Ideologie in der Kontinuität des Historismus. Demgegenüber stehen zahlreiche Emigranten der Historiographie und Geschichtswissenschaft, die sich natürlich auch in anderen Sparten wiederfinden: Namen wie Robert A. Kann, Alfred F. Pribram, Friedrich Engel-Janosi, Ernst Stein, Otto Bauer, Josef Kaut, Leo Stern, Joseph Buttinger, Hermann Langbein, Leopold Spira, Eduard März, Karl R. Stadler, Felix Kreissler, Gerda Lerner, Ernst Wangermann, Arthur von Rosthorn, Heinrich Benedikt, Hugo Gold, Josef Fraenkel, Herbert Rosenkranz, Jonny Moser, Peter Pulzer, Franz Goldner, Herbert Steiner, Thomas Chaimowicz, Walter Grab illustrieren im Rahmen einer ersten Bestandsaufnahme das verlorengegangene Potential, da von ihnen nur ein geringer Teil in ihre frühere Heimat zurückkehrte.

Dieser geistige Einbruch wird noch durch die starke Exilierung österreichischer *Journalisten, Publizistik- und Kommunikationswissenschaftler* verstärkt, wodurch eine geringe Präsenz von Exiljournalisten in der Tagespresse der Nachkriegszeit gegeben ist. Zugleich hatte über ein Drittel der in den Jahren vor 1945 aktiven Journalisten die Arbeit unter dem Austrofaschismus und Nationalsozialismus ausgeübt. Die Medien- und Kommunikationsforschung wurde erst in der NS-Zeit institutionalisiert, obwohl es lange vor 1938 durch viele Fachwissenschaftler und Publizisten bedeutende theoretische Beiträge gegeben hat. Die Rückständigkeit dieses Faches nach 1945 ist daher vor allem auf die Zäsur einer sozialwissenschaftlichen Forschung in der Zeit von 1934 bis 1945 zurückzuführen. Diese ist mit den Arbeiten von Béla Balázs, Friedrich Rosenfeld, Egon Erwin Kisch, Stefan Lorant, Ernest Manheim. Friedrich Porges und nicht zuletzt natürlich von Paul Lazarsfeld verbunden.

Stärker im öffentlichen Bewußtsein verankert ist die literarische und künstlerische Emigration, was auch in das gängige Österreich-Klischee als einer rein „musischen“ Nation paßt. Im Unterschied dazu ist das naturwissenschaftlich-technische Exil abgesehen von den zahlreichen Nobelpreisträgern marginalisiert worden.

Das hängt unter anderem auch damit zusammen, daß die österreichische Weltliteratur der Zwischenkriegszeit — von Hermann Broch, Robert Musil, Elias Canetti, Joseph Roth bis Stefan Zweig — allgemein anerkannt ist und war. Aber zahlreiche vergessene, verdrängte Literaten und Literaturwissenschaftler bleiben mit dieser Elitenperspektive zu Unrecht vergessen.

Damit wird jedoch ein wichtiger Teil österreichischer Exilliteratur) Wissenschaft) zum Beispiel Theodor Kramer, Erich Fried, Ernst Fischer, Hilde Spiel ausgeblendet. Dies konnte umso leichter geschehen, als eine gewisse Kontinuität des „nationalen Paradigmas" in der österreichischen Germanistik um und nach Josef Nadler sowie der „Blut und Boden“- Literatur bis in die Zweite Republik hinein wirksam war. Erst durch Impulse ausländischer, emigrierter Literarhistoriker wie Heinz Politzer, Joseph Strelka, Egon Schwarz und Franz Mautner konnte diese einheimische Dominanz etwas relativiert werden.

Ein Pendant zur Nadlerschen Germanistik als einer nationalen Wissenschaft im Bereich der *Theaterwissenschaft* war Heinz Kindermann, der 1943 die Leitung des Zentralinstitutes für Theaterwissenschaft in Wien übernahm — ganz im Sinne des Nationalsozialismus. Alternativen konnten sich somit nicht auf akademischem Boden, sondern in der Theaterpublizistik im Exil herauskristallisieren, wie sie sich in den Beiträgen von Berthold Viertel, Ferdinand Bruckner, Paul Reimann oder Heinrich Schnitzler unter anderem manifestieren.

In den vierziger und fünfziger Jahren existierte auf Seiten der Hochkultur eine massive Mentalreservation gegenüber literarischer, künstlerischer und wissenschaftlicher Avantgarde. Die Zwölftonmusik wurde mit dem vertriebenen Arnold Schönberg genauso blockiert wie jede Form experimenteller Musik und ihrer Theorie. Wiederum weist diese Problematik auf die kaum erforschte *musikwissenschaftliche Emigration,* was für das so oft stilisierte Musikland Österreich als skandalös bezeichnet werden kann. Namen wie David J. Bach, Kurt Blaukopf, Max und Otto Erich Deutsch, Georg Knepler, Julius Korngold, Ernst Krenek, Kurt Pahlen, Willi Reich, Marcel Rubin, Arnold Schönberg, Richard Stöhr, Egon Wellesz und Hanns Eisler markieren einige Höhen dieser kreativen Landschaft. Dies wird noch dadurch kontrastiert, daß hierzulande das Mitläufersyndrom berühmter Komponisten und Dirigenten — wie zum Beispiel Franz Schmidt, Herbert von Karajan oder Karl Böhm — tabuisiert wird.

Die renommierte Wiener Schule der *Kunstgeschichte* wurde vor dem Hintergrund deutsch-nationalistischer Einfärbung durch Josef Strzygowski und Hans Sedlmayer zwangsläufig exiliert und ist großteils im englischen Warburg-Institut aufgegangen, wo Ernst Kris, Otto Kurz, Ernst Gombrich, Otto Pächt, Fritz Saxl und Hans Tietze weiterwirkten. In England arbeitete auch der in Österreich ignorierte Arnold Hauser, wo er seine Standardwerke zur Geschichte und Soziologie der Kunst veröffentlichte. Eine Bestandsaufnahme dieses Schulen-Transfers steht leider noch aus.

Nicht viel besser erging es der österreichischen *Architekten-Avantgarde:* Rund ein Fünftel der Architekten des weltweit anerkannten Wiener Gemeindebaues und rund die Hälfte der Erbauer der Wiener Werkbund-Siedlung wurden von Ständestaat und Hitler-Faschismus vertrieben, darunter Felix Augenfeld, Josef Frank, Ernst Lichtblau, Grete Schütte- Lihotzky, Herbert Eichholzer, Walter Loos, Ernst A. Plischke, Oskar Wlach. Damit hatte Wien in wenigen Jahren seine ganze fortschrittliche Architekten-Elite verloren. Deren nicht erfolgte Rückkehr bedingte in Verbindung mit einer durchgehend nationalromantischen Tradition im Nachkriegs-Österreich ein architekturtheoretisches Niemandsland, ein geistig-praktisches Vakuum nach der verlorenen Moderne samt ihren Kritikern. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten scheint die etablierte provinzielle Bauwelt durch einen internationalen Diskurs bereichert worden zu sein.

Sosehr einzelne prominente Naturwissenschaftler — wie die Nobelpreisträger Erwin Schrödinger, Max Perutz, Victor F. Hess, Wolfgang Pauli, Georg von Hevesy, Otto Loewi, Karl Landsteiner — als „Geistesriesen“ der Ersten Republik gefeiert werden, so wenig existiert eine Gesamtdarstellung der *naturwissenschaftlich-technischen Emigration.*

Dabei kam es zum Beispiel zur Dezimierung des Institutes für Radiumforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Stefan Meyer, der Leiter des berühmten Forscherkreises, ging 1938 in die innere Emigration, während Karl Przibram, Elisabeth Rona, Marietta Blau, Franz Urbach, Eduard Jahoda, Gustav Kürti, Stefan Pelz und Magda Haberfeld von den Nationalsozialisten verjagt wurden. Eine erste Übersicht zur naturwissenschaftlichen Emigration zeigt das wellenartige Verlassen des Landes seit den zwanziger Jahren aufgrund der Internationalisierung, des forschungsstrukturellen Defizits, der beginnenden Faschisierung verbunden mit anschwellendem Antisemitismus. Unter den 1938 Vertriebenen finden sich auch Vertreter der jüngeren Generation, die im Ausland erst eine wissenschaftliche Karriere erlebten; hier seien Victor F. Weisskopf, Engelbert Broda, Hans Motz, Hermann Bondi, Käthe Schiff und Otto Hoffmann-Ostenhof genannt. Viele Vertreter der naturwissenschaftlichen Intelligenz verließen bereits vor dem „Anschluß“ das krisengeschüttelte Land, vorerst meist in Richtung Weimarer Republik, wie zum Beispiel Erwin Chargaff, Otto Neugebauer, Otto R. Frisch, Friedrich Paneth, Herman Mark, Wolfgang Pauli j r., nachdem bereits vor dem Ende der Monarchie eine strukturell bedingte Migration (Lise Meitner, Paul Ehrenfest, Philipp Frank) stattgefunden hatte. Rund ein Drittel aller Physiker war von der gewaltsamen Vertreibung betroffen, und die theoretische Physik mußte fast zur Gänze der wahnhaften Fiktion einer „arischen Physik“ weichen. Von den bekannten über 100 emigrierten Naturwissenschaftlern sind schließlich nur sechs wieder nach Österreich zurückgekehrt.

Der kontinuierliche „brain-drain“ von *Technikern* seit Beginn der Ersten Republik beläuft sich nach einer vorsichtigen Schätzung auf rund 500 Personen. Auch in diesem Berufsfeld können nur einige bekannte Namen den allgemeinen Verlust stellvertretend signalisieren: Karl von Terzaghi, Richard von Mises und Hilde Geiringer-Mises, Walter Goldstern, Emanuel Rosenberg, Johannes Grabscheid, Franz Doppler, Gustav Hamerschlag, und aus der jüngeren Generation Wilhelm Frank, Robert Adler, Kurt Hoselitz, Rudolf Kompfner, Philipp Gross ... Bereits der Anteil der Österreicher an der „Technischen Intelligenz im Exil“ in Großbritannien mit 30 Ingenieuren vermittelt das praktische wirtschaftspolitische Problem einer verschwundenen Technikergeneration im Hinblick auf den mühevollen Wiederaufbau der Zweiten Republik und macht derzeitige Defizite innovativer Forschung verständlicher.

Die auf ca. 3000 Personen geschätzte Ärzte-Emigration aus ökonomischen, politischen und vor allem „rassischen“ Gründen schon seit Beginn der Ersten Republik ist inzwischen etwas besser erforscht worden. Auch hier spielt der anwachsende Antisemitismus auf Hochschulboden und der dortige Kampf gegen den „liberalen Geist“ eine diskriminierende Rolle, die mit der nationalsozialistischen Machtübernahme zur größten Vertreibung von Ärzten aus Österreich führte. In einem Zuge wurden fortschrittliche und innovatorische Forschungstraditionen wie die Sozialmedizin, die gesellschaftskritische Psychiatrie und Medizingeschichte exiliert, die durch den tödlichen Rassismus etwa der sogenannten „Euthanasie"-Programme gewaltsam verdrängt wurden. Die Gegenwartsrelevanz dieses Einbruchs für mehrere Medizinergenerationen manifestiert sich nicht zuletzt in vielen gescheiterten Reformversuchen im Bereich des Gesundheitswesens und in der Psychiatrie. Damit ist auch die aktuelle Frage legitim, ob durch die massenhafte jüdische Ärzte-Emigration ein Niedergang der berühmten Wiener Medizinischen Schule vorgezeichnet ist.

Auch dieses Phänomen gehört zu einem allgemeinen Verdrängungssyndrom, das sich insgesamt auf fortschrittliche, experimentelle Formen der Avantgarde in Wissenschaft, Literatur und Kunst gleichermaßen erstreckt, die unter der programmatischen Parole „Verlust der Mitte" (Hans Sedlmayer) leider wirksam genug bekämpft wurden und werden.[31] Es handelt sich um strukturanaloge Reaktionsbildungen mit dem noch immer verwendeten Etikett „entartet“ — im geistigen Anschluß an die nationalsozialistische Propagandaausstellung „Entartete Kunst“ als Kriegserklärung an die gesamte Moderne. Und im Jahr 1988 sind es wieder fünfzig Jahre nach der großen Bücherverbrennung in der Stadt Salzburg, wo am 30. April 1938 die Scheiterhaufen unter Mithilfe der Bevölkerung nach dem traurigen Vorbild des 10. Mai 1933 in Deutschland eifrig nachinszeniert wurden. Heute sollte es jedem bekannt sein, wie unerbittlich sich Heinrich Heines Warnung bewahrheitete, als er prophezeite: „Es war ein Vorspiel nur. Wo Bücher brennen, werden auch Menschen brennen.“

Die damals propagierte „Liste des schädlichen und erwünschten Schrifttums“ liest sich wie ein *Who is who* der europäischen Kultur, welche dieser Scheiterhaufen-Ideologie zum Opfer gefallen ist. Wenn heute geistige Intoleranz und kleinbürgerlich-reaktionäre Zensoren mit gesellschaftsfähigem Antisemitismus wieder den Boulevard bevölkern, ist der Bogen von der Ersten zur Zweiten Republik gespannt und die scheinbar entrückte Vergangenheit plötzlich spürbar. Damit wird aber auch Bertolt Brechts Warnung aktuell: „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem dies kroch.“

Allein die Erzeugung dieses Bewußtseins von der ständigen Gefährdung einer (noch) funktionierenden Demokratie läßt die schmerzvolle und überreiche Beschäftigung mit der österreichischen Emigration als sinnvoll erscheinen.

Anmerkungen:

Ein erster Symposionsbericht mit dem Schwerpunkt Sozialwissenschaften von K. H. Müller/F. Stadler erschien im *Journal für Sozialforschung* 1, 1988, 155—166. Der erste Teil der folgenden Ausführungen stellt eine überarbeitete und erweiterte Fassung meines dortigen Beitrages dar. Weitere Symposionsberichte:
P. Eppel, „Sternstunden österreichischer Exilforschung. Bericht über das Symposion .Vertriebene Vernunft. Emigration österreichischer Wissenschaft“, in: *Jahrbuch 1988, Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes.* Wien 1988, 166—169; H. Würzner, „Vertriebene Vernunft — Emigration österreichischer Wissenschaft“, in: *Nachrichtenbrief der Gesellschaft für Exilforschung* 7/8, 1987, 34f.

1 Planung und wissenschaftliche Leitung: Friedrich Stadler, gemeinsam mit Oliver Rathkolb und Erika Weinzierl.
Das Symposion wurde von folgenden Stellen finanziert: Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften; Bundeskanzleramt; Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Sport; Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung; Fremdenverkehrskommission des Wiener Fremdenverkehrsverbandes; Institut für Wissenschaft und Kunst; Stadt Wien (Kultur); ORF; Österreichische Forschungsgemeinschaft; Österreichische Nationalbank.
Vgl. das im Anhang dieses Beitrags abgedruckte Veranstaltungsprogramm.

2 *Österreicher im Exil 1934—1945. Protokoll des internationalen Symposiums zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934 bis 1945.* Hrsg. vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes und von der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Wien 1977; dazu auch: *Österreicher im Exil 1934—1945.* AK Oberösterreich. Linz o. J.
Zur konfliktreichen Vorgeschichte dieses Wiener Symposiums vgl. den Beitrag von Werner Röder in diesem Band.

3 H. Möller, *Exodus der Kultur. Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler in der Emigration nach 1933.* München 1984; als allgemeine Grundlage: *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* Hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte München und von der Research Foundation for Jewish Immigration unter der Gesamtleitung von Werner Röder und Herbert A. Strauss, 3 Bände. München—New York—London—Paris 1980—1983. Ein Österreich-Band (hrsg. vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes) ist in Vorbereitung. Vgl. die Beiträge von H. Mehringer und S. Ganglmair in diesem Band.

4 F. Stadler, „Emigration der Wissenschaft — Wissenschaft von der Emigration. Ein ungeschriebenes Kapitel österreichischer Zeigeschichte", in: ders. (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930—1940.* Wien—München 1987,9—41.

5 S. Meissl/K.-D. Mulley/O. Rathkolb (Hrsg.), *Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945—1955.* Wien 1986; F. Stadler (Hrsg.), *Kontinuität und Bruch 1938—1945—1955. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte.* Wien—München 1988.

6 Die kontroversiellen öffentlichen Debatten im Sommer 1988 um die Errichtung eines Mahnmals gegen Krieg und Faschismus von Alfred Hrdlicka auf dem Wiener Albertinaplatz bzw. um die Äußerung des FPÖ-Obmannes Jörg Haider zur österreichischen Nation (als einer „ideologischen Mißgeburt") stellen insgesamt weitere Indizien einer verspäteten und verschütteten republikanischen Tradition dar. Nicht die deutschnationale Diktion von Haider, sondern eher die hilflosen öffentlichen Reaktionen — auch von Spitzenpolitikern — gegenüber einer wenig sachlich diskutierten komplexen Problemstellung ist hier auffallend und beunruhigend. Vgl. dazu beispielsweise die Diskussion in der Zeitschrift *profil* vom 29. August 1988.

7 Eine ausgezeichnete Dokumentation zur nicht erfolgten Wiedergutmachung und zur Einstellung der österreichischen Regierung gegenüber Emigranten und Exilanten ist.: R. Knight (Hrsg.), *„Ich hin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen." Die Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945—1952 über die Entschädigung der Juden.* Frankfurt/M. 1988. In diesem Zusammenhang wäre es auch wünschenswert, wenn die oftmals erwähnten verdienstvollen Aktivitäten des ehemaligen Wiener Kulturstadtrates Viktor Matejka zur Rückholung österreichischer Emigranten im Hinblick auf die tatsächliche Geschichte und Wirkung seiner Bemühungen eingehender untersucht würden. Dies ergäbe vielleicht eine Korrektur des Mythos vom „einsamen Rufer in der Wüste“.

8 Vgl. die unveröffentlichten Projektberichte zum Forschungsprojekt „Österreichische wissenschaftliche Emigration I, II“, Wien, Institut für Wissenschaft und Kunst 1987/88 (Projektleitung: Friedrich Stadler, Projektmitarbeiter: Reinhard Kager, Karl Fallend, Thomas Mück).

9 Zum österreichischen Exil-Journalismus vgl. auch die Themenhefte von *Medien undZeit* 1/2, 1988.

10 F. Stadler (Hrsg.), Vertriebene Vernunft I, a.a.O.

11 Forschungsprojekt „Österreichische wissenschaftliche Emigration", a.a.O.

12 In folgenden österreichischen Zeitungen oder Zeitschriften fanden sich bis Dezember 1987 mehr oder weniger lange Berichte über das Symposion: *Wiener Zeitung. Wochenpresse, ibf-spektrum. Neue Zeit. Kurier. Die Presse, Volksstimme. Wiener Tagebuch. Österreichische Hochschulzeitung. Neue Vorarlberger Zeitung.* Bemerkenswert fällt außerdem auf, daß außer Ankündigungen weder im *profil* noch im *Falter* bis dato eingehendere Symposionsberichte erschienen sind. Von ausländischen Zeitungen ist ein kritischer Kommentar in der schweizerischen *Weltwoche* erschienen, der im Hinblick auf seinen Vorwurf, nämlich einer allgemeinen Harmonisierung durch die Zeitzeugen, wohl nur mit einer selektiven Wahrnehmung und einem partiellen Besuch des Autors erklärt werden kann. Ein Pressespiegel ist im Institut für Wissenschaft und Kunst einzusehen.

13 Der Österreichische Rundfunk brachte im Programm Öl im Rahmen der Sendungen „Journal-Panorama. Wissen auf Abruf, Dimensionen“ und des „Salzburger Nachtstudios“ umfangreichere Berichte, im Programm Ö3 wurde in der Jugendsendung „Zick-Zack“ ein Interview ausgestrahlt. Öl brachte schließlich Ende August 1988 eine weitere Reihe im „Radio-Kolleg“. Während des Symposions wurden darüber hinaus auf Kurzwelle mehrere Beiträge ins Ausland gesendet.

14 Buchbesprechungen bzw. Notizen zum ersten Band *Vertriebene Vernunft* sind erschienen in: *Wochenpresse* (23. Oktober 1987), *FAZ* (17. August 1988), *AZ* (31. Oktober 1987 und 29. Jänner 1988). *Wiener Zeitung* (6. November 1987), *Wiener Tagebuch* (Dezember 1987), *Neue Illustrierte Wochenschau* (31. Dezember 1987); *Salzburger Nachrichten* (16. Jänner—22. Jänner 1988 und 20. Februar 1988); *Mitteilungen des DOW*(85, Februar 1988*); akzente* (Jänner/Februar 1988); *profil* (7. März 1988); *Sozialpsychologie und Gruppendynamik* (11. März 1988); *Neue Zeit* (13. März 1988); *Erwachsenenbildung in Österreich* (1/88 und 2/88); An Lehrveranstaltungen auf Hochschulboden wurden ab dem Sommersemester 1988 von jüngeren Teilnehmern des Symposions nur an den Psychologischen Instituten der Universität Wien bzw. der Universität für Bildungswissenschaften Klagenfurt psychologiespezifische Lehrveranstaltungen abgehalten. In Salzburg fand dazu Ende Mai 1988 ein Symposion der „Werkstatt“ für Gesellschafts- und Psychoanalyse unter dem Titel „Der Einmarsch in die Psyche. Psychoanalyse, Psychologie und Psychiatrie im Nationalsozialismus und die Folgen“ statt, dessen Referate 1989 von K. Fallend, B. Handlbauer und W. Kienreich herausgegeben werden.

15 Symptomatisch für eine nivellierende Betrachtungsweise ist von den jüngsten Publikationen der informative Sammelband Exil, Wissenschaft. *Identität. Die* Emigration *deutscher Sozialwissenschaftler 1933—1945.* Hrsg. von I. Srubar (Frankfurt/M. 1988). Darin werden in eigenen Artikeln Paul Lazarsfeld und Felix Kaufmann sowie in anderen Beiträgen mehrere österreichische Emigranten (wie zum Beispiel Hans Kelsen) unter die deutsche Emigration subsummiert.

16 Zur ungarischen Immigration vgl. den Beitrag von Th. Venus in diesem Band. In den 1920er Jahren existierte sowohl eine Wissenschaftsimmigration aus Deutschland (zum Beispiel in der Philosophie/ Psychologie durch Moritz Schlick, Karl Bühler, Kurt Reidemeister, Rudolf Carnap), aber auch eine Wissenschaftsemigration in die UdSSR und nach Deutschland vor allem in den Naturwissenschaften. Vgl. dazu die Beiträge von H. J. Dahms, H. Koplenig und bzw. W. Reiterin diesem Band.

17 Zu den spezifischen Aufnahmebedingungen österreichischer Emigranten/innen vgl. die Beiträge von P. Eppel oder I. Helling in diesem Band. Zur sozialen und kognitiven Österreich-Problematik ist auch der Beitrag von L. Coser aufschlußreich.

18 Dazu der Artikel von W. Frank über die Techniker/innen in diesem Band. Vgl. auch J. Steindl, „Emigration, Ersatzbedarf und Nachwuchs an Akademikern bis 1981“, in: *Der Arbeitsmarkt der achtziger Jahre.* Hrsg. von BM f. soziale Verwaltung, Wien, o. J., 67—85.

19 Dem ist wohl auch nicht durch gut gemeinte lexikalische Bestandsaufnahmen zum jüdischen Genius in der österreichischen Kultur beizukommen. Vgl. zum Beispiel *Österreichisch-jüdisches Geistes-*

und Kulturleben. Band 1, hrsg. von der Liga der Freunde des Judentums. Wien 1988. Hier wird ohne Problematisierung des „Jüdischen" eine philosemitisch überhöhte Leistungsschau der geistigen Elite des österreichischen Judentums präsentiert, die von der konkreten österreichischen Zeitgeschichte abgehoben ist.

20 Zu ersten Versuchen im Bereich der Philosophie vgl. die Arbeiten von R. Haller, *Studien zur österreichischen Philosophie.* Amsterdam 1979; ders., *Fragen zu Wittgenstein und Aufsätze* zur *österreichischen Philosophie.* Amsterdam 1986; J. C. Nyiri (Hrsg.), *Von Bolzano zu Wittgenstein. Zur Tradition der österreichischen Philosophie.* Wien 1986.

21 Dies kommt sehr klar in den Beiträgen über die Wanderungs- und Niederlassungsländer in diesem Band zum Ausdruck.

22 F. Stadler, „Kontinuität und/oder Bruch? Anmerkungen zur österreichischen Wissenschaftsgeschichte 1938 bis 1955", in: ders. (Hrsg.), *Kontinuität und Bruch.* a.a.O., 9—23.

23 Eine Forschungsskizze am Beispiel des Logischen Empirismus: F. Stadler, „Externe Faktoren in der österreichischen Philosophie — Zur Einheit von Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftstheorie am Beispiel des Wiener Kreises", in: J. C. Nyiri (Hrsg.), *Von Bolzano zu Wittgenstein,* a.a.O., 147—161.

24 Vgl. dazu die in dieser Hinsicht konträren Beiträge von Engelbert Broda bzw. Kurt Hoselitz.

25 Daß hier eine angemessene Einstellung und Praxis zur eigenen Zeitgeschichte eine Gratwanderung ist, zeigten die Aktionen der österreichischen Bundesregierung im „Gedenkjahr" 1988 für ehemalige Widerstandskämpfer, Emigranten/innen und Auslandsösterreicher in Form von einmaligen finanziellen Zuwendungen bzw. Empfängen in Wien mit Kulturprogramm.

26 Eine Bestandsaufnahme und Analyse der gesamten öffentlichen Aktivitäten zum „Gedenkjahr" 1988 mit einer kurz- und mittelfristigen Wirkungsforschung steht derzeit natürlich aus, wäre aber im Hinblick auf eine Beurteilung kontinuierlicher politischer Bildung eine unerläßliche Voraussetzung. Eine derartige sozialwissenschaftliche Studie sollte aber nicht als klassische Auftragsforschung hergestellt werden.

27 Zur Forschungslage vgl. meinen Einleitungsbeitrag zum ersten Band *Vertriebene Vernunft.* a.a.O.

28 Hier ist es angebracht, sich bei den vielen noch lebenden österreichischen emigrierten Wissenschaftler/innen zu entschuldigen, die aufgrund unserer Unkenntnis und des beschränkten Rahmens nicht eingeladen werden konnten oder auch nicht im vorliegenden Band erwähnt werden. Dieses Manko betrifft natürlich auch fehlende Fallstudien über bereits verstorbene Emigranten/innen. Es ist zu hoffen, daß durch das oben erwähnte Forschungsprojekt „Österreichische Wissenschaftsemigration" dieses Defizit einigermaßen verringert wird.

29 Grundlage der folgenden Bemerkungen bilden besonders die den jeweiligen Disziplinen vorangestellten Einleitungen, Überblicke und Zusammenfassungen — was aber keineswegs als repräsentativer Abstract verstanden werden kann.

30 Daß diese zu wenig aufgearbeitete Vertreibungsgeschichte der Psychoanalyse bis in die Gegenwart hineinwirkt, wurde am Beispiel einer Kontroverse aus Anlaß des Artikels von Johannes Reichmayr im ersten Band von *Vertriebene Vernunft* nur allzu deutlich: Der Präsident der Sigmund Freud-Gesellschaft, Univ.-Doz. Dr. Harald Leupold-Löwenthal, fühlte sich durch eine Passage im oben erwähnten Aufsatz von Reichmayr persönlich angegriffen und verlangte eine Distanzierung in der geplanten Veröffentlichung. Der Herausgeber betonte die inhaltliche Eigenverantwortlichkeit der jeweiligen Autoren und bot — zusammen mit Univ.-Prof. Dr. Erika Weinzierl in ihrer Funktion als Leiterin des mitveranstaltendenden Ludwig Boltzmann-Instituts für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften — während des Symposions und auch im Frühjahr 1988 den Abdruck eines entsprechenden Artikels zur Geschichte der Psychoanalyse als eine Art Entgegnung im vorliegenden Band an, was von Herrn Univ.-Doz. Leupold-Löwenthal leider abgelehnt wurde. Dieser wünschte ausdrücklich den Abdruck einer — in seinem Brief vom 16. Mai 1988 an Univ.-Prof. Weinzierl in ihrer Funktion als Vizepräsidentin der Sigmund Freud-Gesellschaft und in Kopie an den Herausgeber gerichteten formulierten — Entgegnung folgenden Inhalts im vorliegenden Band, was hiermit geschieht: „Es tut uns leid, daß in Band 1 über den Präsidenten der Sigmund Freud-Gesellschaft, Univ.-Doz. Dr. Harald Leupold-Löwenthal, im Artikel von Johannes Reichmayr, ‚Anschluß und Ausschluß. Die Vertreibung der Psychoanalytiker aus Wien' Äußerungen getätigt wurden, die der Faktizität entbehren und von denen wir uns ausdrücklich distanzieren."

31 Einen Versuch, dieses Phänomen in einem größeren zeitlichen und thematischen Rahmen abzuhandeln, stellte das internationale Wiener Festwochensymposion „Verdrängte Kultur. Österreich 1918—1938—1968—1988" vom 16. bis 20. Mai 1988 dar.

ANHANG

Programm des internationalen Symposions „Vertriebene Vernunft“

Montag, 19. Oktober 1987

Eröffnung

9.00 Uhr: Arnold Schönberg, Phantasie für Violine mit Klavierbegleitung, op. 47 (1949)
Ernst Kovacic. Violine
Adolf Hennig. Klavier
Univ.-Prof. Dr. *Alfred Gisel*
(Präsident des Instituts für Wissenschaft und Kunst)
Dr. Hilde Hawlicek
(Bundesministerin für Unterricht, Kunst und Sport)
Univ.-Prof. DDr. Hans Tuppy
(Bundesminister für Wissenschaft und Forschung)
Mag. Leopold Gratz
(Erster Präsident des Nationalrats und Präsident der Ludwig Boltzmann-Gesellschaft)
Ernst Krenek, Sonate für Violine und Klavier (1943/44)
10.30 Uhr: *Erika Weinzierl* (Wien/A): Wissenschaft und Nationalsozialismus
Diskussion

Pause

11.30 Uhr: *Charlotte Teuber* (Wien/A): Österreich — Ein Exilland?
Diskussion
Mittagspause

14.30 Uhr: *Bruno Kreisky* (Wien/A): Österreicher im Exil — Österreich und sein Exil Diskussion
Pause
15.30 Uhr: *Friedrich Stadler* (Wien/A): Das Projekt „Emigration österreichischer Wissenschaft“
Diskussion
20.00 Uhr: Offizieller Empfang aller Referenten durch Bundeskanzler *Dr. Franz Vranitzky* im Bundeskanzleramt

Dienstag, 20. Oktober 1987

9.00 Uhr: *Lewis Coser* (New York/USA): Die österreichische Emigration als Kulturtransfer Europa — Amerika, Diskussion

Paneldiskussion — Zeitzeugen und Fallstudien

10.00 Uhr: Psychoanalyse

Einleitung und Moderation:
Johannes Reichmayr (Wien/A)

Zeitzeugen:
Bruno Bettelheim (Santa Monica/USA)
Rudolf Ekstein (Los Angeles/USA)
Else Pappenheim (New York/USA)

Fallstudien:
Rudolf Ekstein (Los Angeles/USA) über Siegfried Bernfeld

Karl Fallend (Salzburg/A) über Wilhelm Reich
Ernst Federn (Wien/A) über Anna und Sigmund Freud

Mittagspause

14.30 Uhr: Individualpsychologie— Psychiatrie— Psychologie

Einleitung und Moderation:
Mitchell G. Ash (lowa/USA)

Zeitzeugen:
Alexandra Adler (New York/USA)
Ernest Dichter (New York/USA)
Friedrich Hacker (Wien/A)

Fallstudien:
Achim Eschbach (Bochum/BRD) über Karl und Charlotte Bühler
Kurt Rudolf Fischer (Wien/ A) über Egon Brunswik und Else Frenkel-Brunswik
Bernhard Handlbauer (Salzburg/A) über Alfred Adler und die Individualpsychologie

Pause

17.00 Uhr: Philosophie — Mathematik — Logik

Einleitung und Moderation:
Friedrich Stadler (Wien/A)
Hans-Joachim Dahms (Göttingen/BRD)

Zeitzeuge:
Kurt Erich Baier (Pittsburgh/USA)

Fallstudien:
Ruth Aspöck (Wien/A) über Alfred Stern
Ingrid Belke (Marbach a.N./BRD) über Karl Popper
Reinhardt Grossmann (Bloomington/USA) über Gustav Bergmann
Rudolf Haller (Graz/A) über Ludwig Wittgenstein und Friedrich Waismann
Rainer Hegselmann (Essen/BRD) über Otto Neurath, Rudolf Carnap und den „Wiener Kreis"
Eckehart Köhler (Wien/A) über Kurt Gödel

Workshops:

14.30 Uhr: Exil als Lebensform

Einleitung und Moderation:
Helene Maimann (Wien/A)

Pause

16.30 Uhr: Das Biographische Lexikon „Österreicher im Exil"
(Wissenschaft — Kunst — Literatur)

Einleitung und Moderation:
Siegwald Ganglmair (Wien/A)

Pause

18.30 Uhr: Zum Problem der „Inneren Emigration" — Am Beispiel von Hans Thirring

Einleitung und Moderation:
Ernst Glaser (Wien/A)

Mittwoch, 21. Oktober 1987

9.00 Uhr: *Werner Röder* (München/BRD) und *Hartmut Mehringer* (München/BRD):Exil- und Emigrationsforschung
Diskussion

Paneldiskussion — Zeitzeugen und Fallstudien

10:00 Uhr: Soziologie – Sozialforschung
Einleitung und Moderation:
Anton Amann (Wien/A)
Christian Fleck (Graz/A)
Josef Langer (Klagenfurt/A)

Zeitzeugen:
Leo Kofler (Köln/BRD)
Paul Neurath (Wien/A)
Hans Zeisel (Chicago/USA)

Fallstudien:
Anton Amann (Wien/A) über Alfred Schütz
Christian Fleck (Graz/A) über Marie Jahoda *Paul Neurath* (Wien/A) über Paul Lazarsfeld

Mittagspause

14.30 Uhr: Literaturwissenschaft

Einleitung und Moderation:
Wendelin Schmidt-Dengler (Wien/A)

Zeitzeugen:
Elisabeth Freundlich (Wien/A)
Egon Schwarz (Bielefeld/BRD)

Fallstudien:
Karl Corino (Bad Vilbel/BRD) über Robert Musil *Gundi Herrnstadt-Steinmetz* (Wien/A) über Jean Améry
Paul Michael Lützeler (Princeton/USA) über Hermann Broch *Hans-Rudolf Schießer* (Frankfurt a. M./BRD) über Manes Sperber

Pause

17.00 Uhr: Musik- und Theaterwissenschaft

Einleitung und Moderation:
Friedrich C. Heller (Wien/A)
Peter Roessler (Wien/A)

Zeitzeugen:
Kurt Blaukopf (Wien/A)
Ernst Krenek (Palm Springs/USA), vertreten durch Friedrich Saathen (Wien/A)

Fallstudien:
Reinhard Kager (Graz/A) über Arnold Schönberg
Peter Revers (Wien/A) über Egon Wellesz

Sebastian Meissl (Wien/K) über Franz Mautner *Peter Roessler* (Wien/A) über Berthold Viertel

Workshops:

10.00 Uhr: „Österreichische Nation und Kultur“ im Exil

Einleitung und Moderation:
Konstantin Kaiser (Wien/A)
Felix Kreissler (Montreuil sous Bois/F)

Mittagspause

Wanderungs- und Niederlassungsländer

14.30 Uhr: USA
Einleitung und Moderation:
Peter Eppel (Wien/A)

Pause

16.30 Uhr: Großbritannien
Einleitung und Moderation:
Herbert Steiner (Wien/A)

Pause

18.30 Uhr: Lateinamerika
Einleitung und Moderation:
Ruth Aspöck (Wien/A)
Andreas Pfersmann (Wien/A)

Donnerstag, 22. Oktober 1987

9:00 Uhr: *Hans-Peter Kröner* (Münster/BRD): Zur Wirkungsgeschichte deutschsprachiger (österreichischer) Emigration
Diskussion

Paneldiskussion — Zeitzeugen und Fallstudien

10:00 Uhr: Naturwissenschaften

Einleitung und Moderation:
Wolfgang Reiter (Wien/A)

Zeitzeugen:
Herman Mark (New York/USA)
Victor F. Weisskopf (Cambridge/USA)

Fallstudien:
Otto Hoffmann-Ostenhof (Wien/A) über Otto Loewi
Othmar Preining (Wien/A) über Engelbert Broda
Walter Thirring (Wien/A) über Erwin Schrödinger

Mittagspause

13.30 Uhr: Ökonomie
Einleitung und Moderation:
Karl Müller (Wien/A)

Zeitzeugen:
Leopold Kohr (Salzburg/A)
Peter Milford (Wien/A)
Josef Steindl (Wien/A)
Fallstudien:
Claus-Dieter Krohn (Hamburg/BRD) über die österreichische liberale Schule der Nationalökonomie (Gottfried Haberler, Friedrich von Hayek, Fritz Machlup und Ludwig von Mises)
Werner Leinfellner (Wien/A) über Oskar Morgenstern
Hans Zeisel (Chicago/USA) über Eduard März, Karl Polanyi und Joseph Alois Schumpeter

Pause

16.30 Uhr: Rechts- und Staatswissenschaften

Einleitung und Moderation:
Oliver Rathkolb (Wien/A)

Zeitzeugen:
Kurt Steiner (Stanford/USA)
Hans Thalberg (Laxenburg/A)

Fallstudien:
Ingeborg Helling (Bielefeld/BRD) über Felix Kaufmann
Robert Holzbauer (Wien/A) über Ernst Karl Winter
Robert Walter (Wien/A) über Hans Kelsen

18.30 Uhr: Geschichtswissenschaft

Einleitung und Moderation:
Günter Fellner (Salzburg/A)

Zeitzeugen:
Felix Kreissler (Montreuil sous Bois/F)
Ernst Wangermann (Saizburg/A)

Fallstudien:
Erika Weinzierl (Wien/A) über Friedrich Engel-Janosi
Helmut Konrad (Graz/A) über Karl R. Stadler

Workshops:

10.00 Uhr: Österreichische Emigrantinnen

Einleitung und Moderation:
Edith Prost (Wien/A)

Wanderungs- und Niederlassungsländer

13.30 Uhr: Belgien

Einleitung und Moderation:
Gundi Herrnstadt-Steinmetz (Wien/A)

Frankreich
Einleitung und Moderation:
Ina Pfoser-Schewig (Wien/A)
Ernst Schwager (Wien/A)

15.30 Uhr: Schweden

Einleitung und Moderation:
Helmut Müssener (Stockholm/S)

UdSSR
Einleitung und Moderation:
Hilde Koplenig (Wien/A)

17.30 Uhr: China

Einleitung und Moderation:
Kurt R. Fischer (Wien/A)
Françoise Kreissler (Paris/F)

Türkei

Einleitung und Moderation:
Hans-Joachim Dahms (Göttingen/BRD)

Niederlande

Einleitung und Moderation: *Hans Würzner* (Leiderdorp/NL)

Schweiz

Einleitung und Moderation:
Wilhelm Frank (Wien/A)

Australien

Einleitung und Moderation:
Erwin Trebitsch (Wien/A)

Palästina

Einleitung und Moderation:
Willy Verkauf-Ferlon (Wien/A)

Freitag, 23. Oktober 1987

9.00 Uhr: *Peter Eppel (Wien/K):* Österreicher im Exil 1938—1945

Diskussion

Paneldiskussion — Zeitzeugen und Fallstudien

10.00 Uhr: Architektur und Kunstgeschichte

Einleitung und Moderation:
Friedrich Achleitner (Wien/A)
Peter Haiko (Wien/A)

Zeitzeugen:
Margarete Schülte-Lihotzky (Wien/A)
Hilde Zaloscer (Wien/A)

Fallstudien:
Wilhelm Holzhauer (Wien/A) über Clemens Holzmeister
Wilfried Posch (Wien/A) über Josef Frank
Reinhard Schuch (München/BRD) über Arnold Hauser
Martin Seiler (Wien/A) über die Wiener Schule der Kunstgeschichte

10.00 Uhr: Technik

Einleitung und Moderation:
Wilhelm Frank (Wien/A)

Zeitzeugen:
Robert Adler (Northfield/USA)
Kurt HoseHtz (Croydon/GB)

Fallstudien:
Wilhelm Frank (Wien/A) über Hilda Geiringer-Mises und Richard von Mises
Hans Friedmann (Wien/A) über Philipp Gross
Kurt Hoselitz (Croydon/GB) über Rudolf Kompfner

Mittagspause

13.30 Uhr: Medizin

Einleitung und Moderation:
Michael Hubenslorf (Berlin/BRD)

Zeitzeugen:
Franz David (Wien/A)
Josef Schneeweiß (Wien/A)

Fallstudien:
Alfred Gisel (Wien/A) über Julius Tandler
Helmut Gröger (Wien/A) über Josef K. Friedjung
Raoul Kneucker (Wien/A) über Alfred Kneucker

13.30 Uhr: Publizistik

Einleitung und Moderation:
Fritz HausjeU (Wien/A)

Zeitzeugen:
Jenö Kostmann (Wien/A)
Alfred Magaziner (Wien/A)

Fallstudien:
Fritz HausjeU (Wien/A) über Friedrich Rosenfeld
Theodor Venus (Wien/A) über Béla Balázs

Pause

16.00 Uhr: Schule und Volksbildung

Einleitung und Moderation:
Johann Dvorak (Wien/A)

Zeitzeugen:
Minna Lachs (Wien/A)
Wolfgang Speiser (Wien/A)

Fallstudien:
Henriette Kotlan-Werner (Wien/A) über David Josef Bach
Paul Zilsel (Seattle/USA) über Edgar Zilsel

20.00 Uhr: Schlußveranstaltung

Empfang und Abendessen für alle Referenten, gegeben von Bürgermeister *Dr. Helmut Zilk* im Wiener Rathaus

Einladungen zum Vortrag als Zeitzeugen im Rahmen des Symposions ergingen auch an:

Günther *Anders*
Gustav *Bergmann* +
Hermann *Bondi*
Erwin *Chargaff*
Karl W. *Deutsch*
Peter F. *Drucker*
Kurt R. *Eissler*
Franz *Goldner*
Ernst *Gombrich*
Henry A. *Grunwald*
Gottfried *Haherler*
Friedrich A. von *Hayek*
Carl Gustav *Hempel*
Herta *Herzog-Massing*
Marie *Jahoda*
Georg *Knepler*
Ernst *Krenek*
Marie *Langer* +
Eduard *März* +
Hans *Motz* +
Fritz *Neumark*
Max *Perutz*
Ernst A. *Plischke*
Karl *Popper*
Kurt *Rothschild*
Josef *Schächter*
Kurt *Seliger*
Hilde *Spiel*
Karl R. *Stadler* +
Richard *Sterba*
Herbert A. *Strauss*
Olga *Taussky-Todd*

1. DIE ÖSTERREICHISCHE WISSENSCHAFTSEMIGRATION IM GESAMTZUSAMMENHANG

ERIKA WEINZIERL

Wissenschaft und Nationalsozialismus

Nach den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen und den westdeutschen Ärzteprozessen war der Konnex „Wissenschaft und Nationalsozialismus“ für die historische Forschung weitgehend relativ lang tabuisiert. Erst in der Mitte der sechziger Jahre fanden an mehreren deutschen Universitäten von Studenten initiierte Ringvorlesungen über diese Thematik statt.[1] W. F. Haug hat diese Vorlesungen bald einer scharfen Kritik unterzogen. Die meisten Referenten hätten durch ihre zum Teil sogar vom Nationalsozialismus übernommene Wortwahl, ihre Nichtberücksichtigung ökonomischer und sozialer Bedingungen und damit auch marxistischer Theorie und moralisierendem Idealismus einen „hilflosen Antifaschismus" präsentiert.[2] Wenn diese Kritik auch teilweise zutrifft, so bot doch auch Haug zumindest 1970 keine geeigneten Alternativen an. Von seiner 1977 publizierten Antwort wird am Ende dieses Beitrags noch zu sprechen sein. Seit Beginn der siebziger Jahre begann jedoch die Publikation der Forschungsergebnisse der Geschichte einzelner Fächer, die bis heute andauert.[3]

Auch das folgende Referat kann seinem Titel nicht genügen. Die Wissenschaft wurde allerdings mit voller Absicht vor den Nationalsozialismus gesetzt. Seine Funktionalisierung der Wissenschaft und die Umstrukturierung der Universitätsorganisation nach dem Führerprinzip sind bekannt. Daher soll nur versucht werden, die Geschichte von zwei für den Nationalsozialismus besonders wichtigen Fächern, der Germanistik und der Geschichte, für die Zeit von 1938 bzw. 1933 in Österreich kurz darzustellen. Vorher jedoch, gleichsam als verzerrender Gegenspiegel, wird gezeigt, wie sich Theorie und Praxis nationalsozialistischer Wissenschaftspflege im außeruniversitären Bereichen darstellten.

In Hitlers *Mein Kampf* und Rosenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts* kommt das Wort „Forschung" nicht vor. Das gilt bei Hitler auch für die Wissenschaft. Er wandte sich nur gegen die wissenschaftliche Erziehung, die das jugendliche Gehirn mit Dingen belastet, „die es zu fünfundneunzig Prozent nicht braucht und daher auch wieder vergißt“. Der völkische Staat werde daher „den allgemeinen wissenschaftlichen Unterricht auf eine gekürzte, das Wesentliche umschließende Form zu bringen haben". Geschichte dagegen, die von Hitler nicht nur in *Mein Kampf,* sondern immer wieder als schicksalsentscheidende Macht beschworen wurde, ist „eine Lehrmeisterin für die Zukunft und für den Fortbestand des eigenen Volkstums“.[4] Rosenberg gab der zu bekämpfenden voraussetzungslosen „Wissenschaft“ und der „Internationalität der Kunst und Wissenschaft“, Zeugnisse der Lebensfremdheit und rassenlosen Wertigkeit, mehr Raum. Kern seiner Aussage war: „Aber auch die , Wissenschaft[1] ist eine Folge des Blutes. Alles, was wir heute ganz abstrakt Wissenschaft nennen, ist ein Ergebnis der germanischen Schöpferkräfte.“[5]

Obwohl Hitler an seiner Wissenschaftsfeindlichkeit festhielt, wie eine Bemerkung aus seinen Tischgesprächen über die verheerende Wirkung der professoralen Wissenschaft beweist,[6] hat sich das NS-Regime ab 1933 der Wissenschaft und vor allem der Universitäten sehr wohl bemächtigt, sie für seine Zwecke verwendet. Es kam sogar zu Konkurrenzkämpfen zwischen jenen Männern, die eigene Wissenschaftsimperien aufbauen wollten und denen das in einem nicht unbeträchtlichen Ausmaß auch gelang. Das gilt vor allem für Heinrich Himmler, für den Wissenschaft immer nur Zweckwissenschaft war. Sich selbst hielt er allerdings später für die Reinkarnation des Slawenbezwingers König Heinrich I.[7] Im Spätherbst 1934 lernte er den deutsch-holländischen Privatgelehrten und habilitierten Dozenten für Volkskunde Hermann Wirth kennen. Seine „Kongenialität“ mit Himmlers wissenschaftlichen Vorstellungen, seine Geistesurgeschichte und Urkultur, von der er sich die Wiedererweckung der nordischen Rasse und die Befreiung der Menschheit vom Fluch der Zivilisation erhoffte,[8] führten 1935 zur Gründung des Vereins „Ahnenerbe“. Wirth hatte einen Verein dieses Namens schon 1928 gegründet, doch erst die Schutzherrschaft und die Geldmittel Himmlers gaben dem „Ahnenerbe“ als Kulturreferat der SS Stabilität und Ausweitungsmöglichkeiten. Hier sollen nur zwei Aspekte kurz genannt werden:

Erstens die vom „Ahnenerbe" betriebenen und geförderten Fächer, und zweitens das Faktum, daß es trotz des Wirrkopfes Wirth und des halbgebildeten Himmler gelang, neben Laien und Scharlatanen auch von Himmler gewünschte seriöse Wissenschaftler — Spitzenkräfte allerdings erst im Krieg — für die Mitarbeit im „Ahnenerbe" zu gewinnen. Zu dessen Kernfächern gehörten Volkskunde, Erbkunde und Rassenpflege, Märchen- und Sagenkunde, eine Pflegestätte für Hausmarken und Sippenzeichen, ein Forschungsprojekt „Wald und Baum", Wetterkunde bzw. Geophysik und anderes. Ein 50bändiges *Sachwörterbuch für Germanenkunde* war geplant, und erfolgreiche Ausgrabungen spätgermanischer Hügelgräber und eines mittelalterlichen Handelszentrums nahe der dänischen Grenze wurden durchgeführt.[9] Diese Ausgrabung war übrigens das wichtigste Ergebnis der wissenschaftlichen Arbeit des „Ahnenerbes". Der „Ahnenerbe"-Vertrauensmann in der „Ostmark" war der damals in Kiel lehrende österreichische Altgermanist Otto Höller, von dem noch die Rede sein wird. Im September 1938 wurde in Salzburg von Richard Wolfram eine „Abteilung für germanisch-deutsche Volkskunde" aufgebaut.[11]'

Mit Beginn des Krieges kam es dann allerdings zu einer immer stärkeren Dominanz der Naturwissenschaften, der Technik und der Medizin. Die „prominenteste naturwissenschaftliche Neuerung" war übrigens die Übereignung des von Prof. Eduard Tratz geleiteten Salzburger „Hauses der Natur" an das „Ahnenerbe" im Jänner 1939." In Salzburg fanden auch wissenschaftliche Tagungen des „Ahnenerbes" statt. Prof. Viktor Christian konnte in Wien im Jänner 1939 eine „Forschungsstätte für den Vorderen Orient" errichten. Rassenkunde und Rassenzucht im Sinn von Aufnordung, Karst-, Höhlen- und Bodenforschung, das Institut für wehrwirtschaftliche Zweckforschung, das 1942 gegründete Institut für (angewandte) Entomologie (= Erforschung und Bekämpfung der durch die Übertragung von Seuchen menschenschädigenden Insekten), die Luftfahrtmedizin, sie alle standen nominell unter dem Zeichen von Kriegserfordernissen. Die Grenze zwischen diesen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit wurden dabei dort überschritten, wo Humanexperimente ohne Einwilligung der Versuchspersonen durchgeführt wurden. Das gilt für die Unterkühlungsversuche des seit 1939 dem „Ahnenerbe" angehörenden Münchner Arztes Dr. Siegmund Rascher im Konzentrationslager Dachau ebenso wie für die Versuche des österreichischen Dozenten Beiglböck, Meerwasser trinkbar zu machen, wofür er Zigeuner aus Dachau mißbrauchte. Professor August Hirt, ein bekannter Anatom und als solcher vom „Ahnenerbe" angeworben, hat schließlich an der Universität Straßburg mit seiner Sammlung jüdischer Schädel und der grauenvollen Art von deren Gewinnung den tiefsten Punkt dieser Entwicklung erreicht. Die Sammlung kam übrigens vor Kriegsende in das Tiroler Schloß Mittersill.[12] So steht denn am Ende einer Institution, die mit vergleichsweise „harmloser" Germanenforschung begonnen hatte, die völliger Perversion der Humanität. Da von der Medizin im weiteren nicht mehr die Rede sein wird, sei nur noch ein Fall besonderer Art erwähnt: Ein Hygieniker, Prof. Rose, erhob bei einer Arbeitstagung der Beratenden Ärzte der Wehrmacht im Mai 1943, bei der über Impfstoffe gegen Fleckfieber referiert wurde, heftigen Einspruch gegen Humanversuche. Er wußte, daß die Experimente an Häftlingen des Konzentrationslagers Buchenwald durchgeführt worden waren. Seine Ausführungen wurden zwar vom Vorsitzenden unterbrochen, aber von den Anwesenden als geradezu „sensationell" empfunden. Anfang Dezember 1943 ersuchte er selbst um die Durchführung solcher Experimente. Nach dem Krieg verantwortete er sich damit, daß derartige Versuche vom Staat gebilligt und gedeckt worden seien.[13]

So wie es vor und nach der NS-Zeit medizinische Experimente ohne Einwilligung der Versuchspersonen gab (und gibt), so haben sich auch vom „Ahnenerbe" ab 1936 betriebene Wissenschaften wie zum Beispiel die Germanistik schon bis dahin „einer nationalistischen Umwandlung unterzogen, die bereits Jahrzehnte vorher vorbereitet worden war". So gab es schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts in München eine Lehrkanzel für „Arische Kultur- und Sprachwissenschaft".[14] In Jena war 1930 ein Lehrstuhl für „Rassenkunde" errichtet worden. Ihn übernahm der zum offiziellen Rasseideologen der NSDAP aufsteigende Dr. Hans F. K. Günther.[15] Auch die Welteislehre des österreichischen Ingenieurs Hans Hörbiger, die in der Geophysik des „Ahnenerbes" eine zentrale Rolle spielte, war lange vor der Gründung dieses Vereins entwickelt worden.[16]

Unbezweifelbar hat das NS-Regime die Wissenschaft in Dienst genommen, für seine

Zwecke funktionalisiert, aber die Wissenschaften bzw. viele ihrer Vertreter haben sich, wie es in der einschlägigen Forschung heißt, dem Nationalsozialismus „selbst angedient".[17] Ohne diese Bereitschaft wäre es nicht möglich gewesen, daß schließlich die „Deutsche Physik" des Heidelberger Nobelpreisträgers Philipp Lenard odereine „Deutsche Mathematik"[1]'offizielle, auch an der Universität Wien vorgetragene Lehren wurden.

Was nun die bereits genannten Wissenschaften Germanistik und Geschichte betrifft, hatten sie nicht nur für die NS-Ideologie besondere Bedeutung. Gerade auch in Wien wurden sie schon vor 1933 von Männern vertreten, die in den ganzen deutschen Sprachraum hineinwirkten.

Die Bewertung der Germanistik ist, wie Eberhard Lämmert nachweisen konnte, 1934 und 1962 sehr ähnlich beschrieben worden.[19] 1934 hatte Henning Brinkmann erklärt, daß aus der Besinnung auf deutsches Wesen die Germanistik hervorgegangen sei, „die ehrfürchtig und voll gläubiger Verehrung sich den Offenbarungen des Volksgeistes forschend hingab".[20] 1 962 hieß es bei Wolfgang Stammler, daß man die Germanistik als „die Wissenschaft vom geistigen Leben des deutschen Volkes" interpretieren dürfe.[21] 1945 war also auch für die Germanistik keine Stunde Null. Zudem fand die im frühen 19. Jahrhundert entstehende *Wissenschaft* von der deutschen Sprache und Literatur bereits „die Gleichsetzung von deutscher Sprache mit deutschem Geist" vor. Sie reicht bis in das ausgehende 18. Jahrhundert zurück.[22] Das nationalpatriotische Element ist also durchgehend in der Geschichte der Germanistik zu finden. In nationalen Notzeiten, wie zum Beispiel nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, wurde zwar mit unterschiedlichen Methoden, aber weitgehend konsensual von den Germanisten „eine ewige gültige deutsche Dichtung" gesucht. Friedrich Gundolf, der dem George-Kreis angehörende Universitätslehrer von Joseph Goebbels, hat sogar schon 1914 zur „Volkswerdung des deutschen Geistes und der Geistwerdung des deutschen Volkes" aufgerufen.[23] So ist es denn nicht verwunderlich, daß an fast allen Universitäten schon vor 1933 Germanistik als „deutsche Wissenschaft" gelehrt wurde und daß in der *Zeitschrift für deutsche Bildung* und in der *Zeitschrift für Deutschkunde* 1933 Serien von Manifesten deutscher Germanisten veröffentlicht wurden, die „die große Aufgabe der ‚Deutschwissenschaft' zur Einigung all derer, die deutscher Sprache und deutschen Wesens sind, neu und nun zukunftsgewiß formulierten".[24] Die Nationalsozialisten ihrerseits beriefen sich auf Herder, Möser, Jahn und Arndt, den jüngeren Görres und Jacob Grimm als „Ahnherrn und Wegbereiter, Vorläufer und Bürgen" ihrer eigenen Anschauungen,[25] die selbstverständlich auch von einem massiven Antisemitismus geprägt waren. Sogar ein Germanist wie Friedrich von der Leyen, der 1937 von seiner Lehrkanzel vertrieben wurde, hat die „Formel von der verderblichen Vorherrschaft der Juden im deutschen literarischen Leben des 20. Jahrhunderts" propagiert und ihre angeblich „zersetzende Wirkung" angeprangert.[26]

Bei der berüchtigten Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 hielten die Germanisten Hans Naumann in Bonn und Gerhard Fricke in Göttingen Reden. Naumann sagte unteranderem: *Wir wollen den Literaten nicht mehr, wir wollen den Verantwortlichen, den Dichter... der uns Gesetze gibt, dem Dichten ein Amt ist, der sich zum Boten des Herrn aufwirft, und der das lebendige Gewissen unseres Staates, unserer Nation, unseres Volkes, des Deutschen Reiches, unseres neuen Heiligen Reiches... ist.* Gerhard Fricke in Göttingen beschwor die kopernikanische Wende, die diese Zeit bedeute: *Wir warten auf das Neue und wir glauben an die Zukunft. Adolf Hitler hat einer vor der Materie kapitulierenden Welt gezeigt, daß auch heute die Idee und der glühende Wille stärker sind als alle anderen Mächte der Erde.*[21] Hier zeigt sich besonders deutlich die Richtigkeit des Befundes von Ulrich Hunger, *daß die Germanistik — wie alle Kulturwissenschaften — von der nationalsozialistischen Ideologie in Dienst genommen worden ist und dieser zusätzlich durch Bereitstellung populärwissenschaftlicher Ideologeme zugearbeitet hat.* Dabei gab es in Göttingen vor und nach der „Machtergreifung" keine spektakulären Ereignisse, keine Beurlaubungen und Entlassungen von Hochschullehrern, keine Vorlesungsboykotte durch die Studenten. Die Kontinuität war stärker als der Wandel. Unter der Professorenschaft gab es keinen einzigen Juden. *Vielmehr gehörte die deutsche Literaturwissenschaft schon vor 1933 zu den Fächern, die zuweilen den rassistischen, mythologischen, irrationalen und ganzheitlichen bzw. monistischen Ideologemen des Nationalsozialismus entgegengekommen sind.*[28]

An der Universität Wien war die Germanistik schon vor 1933 Gegenstand unterschiedli-

cher Meinungen der sie vertretenden Hochschullehrer, wofür die Namen Castle und Nadler stehen. Trotz ihrer unterschiedlichen Theorien war jedoch für beide die Dominanz des und der Deutschen in der Monarchie und allen früheren Epochen selbstverständlich.[29] Der ältere Wiener Eduard Castle (1875—1959) hat bis 1945 keine glänzende akademische Karriere gemacht. Er war Mittelschullehrer, seit 1907 Privatdozent an der Universität und der Technischen Hochschule in Wien, 1923 bis 1938 in Wien außerordentlicher Professor. 1938 wurde er in den Ruhestand versetzt. Sein Hauptwerk war die vierbändige *Deutsch-österreichische Literaturgeschichte,* deren ersten beiden Bände der Wiener Dozent Johann Willibald Nagl und der Wiener Mittelschullehrer und Literaturhistoriker Jakob Zeidler 1899 und 1914 herausgegeben haben. Castle hat das Werk mit dem dritten und vierten Band 1935 und 1937 beendet. Es ist ein heute noch wichtiges, geradezu lexikalisches Werk. Nach den Intentionen der Herausgeber sollte es „eine möglichst vollständige Deskription sein, wobei sie von der alten groß-österreichischen Staatsidee als politischem Ordnungsrahmen ausgegangen waren"?[30] Der Objektivismus seiner positivistischen Methode war neben seiner antinationalsozialistischen Einstellung der Grund für Castles Amtsenthebung.

Völlig anders verlief die Karriere des gebürtigen Sudetendeutschen Josef Nadler (geb. 1884). Seine ebenfalls vierbändige 1912 bis 1928 erstmals erschienene *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften* ist einerseits eine Weiterführung der von seinem akademischen Lehrer August Sauer schon 1907 in seiner Prager Rektoratsrede vorgegebenen Zielsetzung, derzufolge die neuere deutsche Literaturgeschichte als akademische Disziplin wieder den Primat vor den anderen germanistischen Teildisziplinen erhalten sollte, und zwar im Sinne einer „Literaturethnographie“ der deutschen Stämme und ihrer landschaftlichen Unterteilungen?[31] Andererseits berücksichtigte Nadler auch die Sozial-und Kulturgeschichte in der Art des deutschen Historikers Karl Lamprecht. Er verband Stammes-, Volks- und Siedlungsgeschichte *als quasi materielles Substrat mit der Geschichte der Literatur, die vorwiegend in ihren soziologischen Beziehungen nachgezeichnet und panoramatisch zu einer allgemeinen deutschen Kulturgeschichte ausgestaltet wird.* Die Einführung des kollektiven Stammesbegriffes kam dabei der österreichischen Literatur insgesamt zugute. Sie stand nun als epochenüberschreitender Kulturtypus des bayerisch-österreichischen Stammes, von Nadler mit dem Überbegriff „Barock“ bezeichnet, „gleichwertig neben Klassik und Romantik“. Ihr Anschauungsobjekt war vorwiegend die Wiener Theatergeschichte. Nadler, der vor 1931 Professor in Fribourg und Königsberg gewesen war, wurde in Wien bald zum Starprofessor der Germanisten, der auch Hörer anderer Fakultäten anzog. Der Andrang zu seiner Hauptvorlesung war so groß, daß man deshalb mit dem schon länger geplanten Bau des Auditorium maximum begann. Nach 1933 nahmen in seinen stammesgeschichtlichen Betrachtungen rassisch-biologische Wertungen zu: *Erst von der Rasse her sind die letzten Aufschlüsse zu erwarten, die weder die Volkskunde noch die Stammeskunde geben,* und: *Glaube. Wille und Ordnung des nationalsozialistischen Werkes sind darauf ausgerichtet, aus dem Volkskörper alle fremdrassigen Lebenszellen auszustoßen sowie dem ursprünglichen volkhaft-germanischen und rassisch-nordischen Binnenkern seine Vormacht wiederzugeb*en.[32] Bereits in seinem zweiten Wiener Semester hielt Nadler eine eigene Vorlesung über „Die Literatur der Auslandsdeutschen“. Im Sommersemester 1934 las er über „Rasse und Dichtung“. 1936 gab er gemeinsam mit dem aus der deutschen Burschenschaft „Gothia“ kommenden führenden Wiener Historiker Heinrich Srbik das Sammelwerk *Österreichs Erbe und Sendung im deutschen Raum* heraus?[33] Von Srbik wird noch die Rede sein.

Mit dem besonderen Interesse für das Deutschtum verband sich nicht nur bei Nadler die Überzeugung vom kulturellen Vorrang der Deutschen und ihrer Stämme, dann der Germanen und schließlich der arischen Rasse. Diese Überzeugung wurde in verschiedenen Varianten auch an den Universitäten vertreten. So las in Wien im Sommersemester 1933 und 1934 der Wiener Dozent für Altgermanistik, Otto Höfler, über „Die sakralen Grundlagen des altgermanischen Staates“?[34] Höfler wurde 1934 Professor in Kiel und, wie schon erwähnt, Vertrauensmann des „Ahnenerbes" in der „Ostmark“[35] und Mitglied in Walter Franks „Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland“, in dessen Rahmen er seinen radikalgermanischen Vorstellungen freien Lauf lassen konnte. Im Herbst 1938 wurde Höfler auf den Münchner Lehrstuhl für Germanistik und Volkskunde berufen. Nach 1945 war Höfler der einzige Österreicher von Walter Franks „jungen Gelehrtenköpfen", der einen Lehrstuhl

erhielt: 1957 wurde er sogar Ordinarius für Altgermanistik an seiner Heimatuniversität Wien.[36]

Otto Höfler hatte so wie Richard Wolfram zu den Schülern des Altgermanisten Rudolf Much gehört, die mit germanischen Kontinuitätstheorien Erfolg hatten[37] und auch — wie gesagt — mit dem „Ahnenerbe“ kooperierten. Much selber war Mitglied der 1919 gegründeten „Deutschen Gemeinschaft", eines deutschnationalen Vereins mit Geheimstatuten. Ein Schüler des „reichsdeutschen" Germanisten Walter Brecht, der 1926 nach Breslau ging, war der Wiener Theaterwissenschaftler Heinz Kindermann, der von 1926 bis 1936 an der Universität Danzig, 1936 bis 1942 in Münster und von 1943 bis 1945 wieder, von 1953 bis zu seiner Emeritierung in Wien Theaterwissenschaft lehrte.

Man könnte noch eine Reihe österreichischer Germanisten nennen, die jedenfalls dem großdeutschen Gedanken eng verbunden waren, doch würde dies zu weit führen. Daß die Entwicklung der Germanistik sie ebenso dazu prädestinierte wie die selbstverständliche Mitgliedschaft beim 1912/13 gegründeten deutschen Germanistenverband, ist naheliegend. Der Schritt zum Nationalsozialismus war dann nicht weit. Aus dem Nahbereich der Germanistik wurde 1934 nur der Innsbrucker Volkskundler und Historiker Adolf Helbok seines Postens enthoben. Die wenigen jüdischen a.o. Professoren für Germanistik an der Universität Wien, Max Herrmann Jellinek und Robert Franz Arnold, wurden im Sommer 1934, lange vor Erreichung der Altersgrenze, pensioniert. Beide sind 1938 noch in Wien gestorben.[38]

Die Nadler-Schule dagegen blühte auch im „Ständestaat" weiter, mit dem Nadler sich als deklarierter großdeutscher Katholik durchaus zu arrangieren verstand. Der „Anschluß“ bedeutete für ihn die Erfüllung seiner politischen Wünsche. Von den Schülern des 1936 verstorbenen Rudolf Much waren zwei, Siegfried Gutenbrunner und Walter Steinhäuser — wie sich 1938 zeigte —, illegale Nationalsozialisten gewesen;[39] bei den ansonsten überwiegend apolitischen und enge Parteibündnisse meidenden Universitätslehrern allerdings auch eher eine Ausnahme. Von einer starken Mehrheit der deutschen Literaturwissenschaftler in Österreich kann jedoch mit Sebastian Meissl gesagt werden, *daß sie nicht dem Anpassungsdruck nachgaben, sondern im „Anschluß" auch an ein nationalsozialistisches Deutschland ein nationales* und *kulturelles Ziel verwirklicht sahen, dem man durch privates und öffentliches Bekenntnis im Denken und Verhalten vorgearbeitet hatte.*[40] Ähnliches gilt auch für die Historiker, auch wenn es einige Ausnahmen, wie zum Beispiel Hugo Hantsch und andere, gab.

Historiker und Staatswissenschaftler unterschiedlichster weltanschaulicher Provenienz haben von den beginnenden zwanziger Jahren an eigene Vorlesungen an allen österreichischen Universitäten über die damals noch von einer Mehrheit der Österreicher erhoffte Vereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich gehalten. Der sozialdemokratische Historiker Ludo Moritz Hartmann,[41] 1918 bis 1920 erster Gesandter der Republik Österreich in Berlin, hat an der Universität Wien als erster im Wintersemester 1922/23 über die Geschichte des großdeutschen Gedankens gelesen. Da der Rassegedanken vor allem von Anthropologen, Ethnologen und Urgeschichtlern behandelt wurde, nahmen in der Lehrtätigkeit der Historiker die Kriegsschuldfrage und die Friedensverträge von 1919 den größten Raum ein. Vom Wintersemester 1926/27 an bis 1934 veranstaltete der Ordinarius für osteuropäische Geschichte, Hans Übersberger, 1907 bis 1918 für österreichische Fragen im Österreichisch-Ungarischen Außenministerium zuständig, regelmäßig Übungen zur Kriegsschuldfrage und über die Julikrise 1914. Im Sommersemester 1933/34 beteiligte sich an ihnen auch der Direktor des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Ludwig Bittner. Bittner hatte zusammen mit Übersberger 1930 das neunbändige Aktenwerk *Österreich-Ungarns Außenpolitik 1908—1914* herausgegeben. Übersberger selbst wurde 1934 pensioniert. Nach Berlin berufen, rühmte er sich dort, „als erster in Wien entlassener nationalsozialistischer Rektor ein Märtyrer für den Nationalsozialismus zu sein".[42] Vom Wintersemester 1928/29 bis 1936 las der Historiker Gustav Turba jedes Semester über „Die Friedensdiktate und die Kriegsschuldfrage nach den bisherigen Forschungsergebnissen". Mehrmals war diese Vorlesung für Hörer aller Fakultäten angekündigt. Die Geschichte des Weltkrieges behandelte ab 1934 der Direktor des Kriegsarchivs Edmund Glaise-Horstenau,[43] als Dozent in einem fünfsemestrigen Zyklus. 1934 wurde er Mitglied des Staatsrates des „Ständestaates“, 1936 bis 1938 Minister ohne Portefeuille bzw. Innenminister in der Regierung Schuschnigg

und nach dem 11. März 1938 Vizekanzler im kurzlebigen Kabinett Seyß-Inquart. Das bedeutet, daß auch im antinationalsozialistischen christlichen „Ständestaat" die Forderungen des I. Deutschen Hochschultages Österreichs in Wien 1920 und des Deutschen Studententages in Hannover 1929 im Vorlesungsangebot der Universität Wien berücksichtigt wurden. Die Studenten hatten in Wien Vorlesungen über die Friedensverträge für Hörer aller Fakultäten und in Hannover die Einrichtung von Lehrstühlen für Volkstumskunde und Geopolitik verlangt sowie die Einführung einer zusätzlichen Prüfung für alle Studenten über Geophysik. Auslandsdeutschtum und Geschichte des Weltkrieges und seiner Folgen empfohlen.[44] Dagegen sind die Probleme des Ständestaates, der an allen österreichischen Universitäten zehn deutschnationale und nationalsozialistische, zwei liberale und einen sozialdemokratischen Professor aus politischen Gründen ihrer Posten enthob,[45] an der Universität Wien im wesentlichen nur im Rahmen von Vorlesungen an der Juridischen Fakultät erörtert worden. Die politisch relevanten Vorlesungen — Weltkrieg und Friedensverträge — hatten an allen österreichischen Universitäten bei den Historikern Vorrang. In Graz las sogar der Rechtshistoriker Otto von Dungern, der 1936 als Nationalsozialist entlassen wurde, vom Wintersemester 1922/23 bis 1936 über die Friedensverträge von St. Germain und Versailles für Hörer aller Fakultäten. Bis 1938 hat sich dann die gebürtige Wienerin und Grazer Privatdozentin für österreichische Geschichte, Mathilde Uhlirz, dieser Thematik angenommen. Die von ihr vorgenommene Fertigstellung des von ihrem Vater Karl von Uhlirz begonnenen Handbuches der Geschichte Österreichs und Ungarns ist heute noch ein wichtiges Nachschlagewerk. Politisch war sie jedoch eindeutig gesamtdeutsch und antisemitisch eingestellt, was sich sowohl in ihrer Darstellung Kaiser Ottos 111. als auch in der Darstellung der inneren Geschichte Österreichs im 19. Jahrhundert manifestiert. 1943 hat sie ein programmatisches Manifest zur „neuen Geschichtswissenschaft" veröffentlicht, deren größter Unterschied gegenüber der früheren, durchaus staatspolitisch und idealistisch gesehenen Aufgaben folgendes Bekenntnis ist:... heute handelt es sich nicht mehr um die Erkenntnis einer seltenen besinnlichen Stunde, sondern der Nationalsozialismus fordert, daß der Gelehrte und vor allem der Historiker in seinem ganzen Sein und Wirken seinem Volk verpflichtet sei und alle anderen Interessen als Triebfeder seines Handelns auszuschalten habe.[46]

Daß auch die historischen Hilfswissenschaften vor allem der Erarbeitung eines „Deutschen Bildes" der Geschichte dienen sollten, forderte der Grazer Extraordinarius für historische Hilfswissenschaften, Burkhard Seuffert, 1942.[47] Besondere Berücksichtigung fand in Graz das Auslandsdeutschtum. Seine Geschichte und Verbreitung behandelte im Wintersemester 1926/27 der großdeutsch eingestellte Historiker Raimund Friedrich Kaindl, der in Czernowitz geborene Geschichtsschreiber des Deutschtums in den Karpaten. An der Universität Innsbruck stand aus naheliegenden Gründen Südtirol im Vordergrund des Interesses. Mit der Geschichte des Deutschtums in Südtirol hat sich vor allem der Historiker Otto Stolz immer wieder beschäftigt. Das Nationalitätenrecht in den Friedensverträgen untersuchte 1931/32 der Mittelalterhistoriker Harald Steinacker. Er hatte schon im Sommersemester 1929 für Hörer aller Fakultäten über die Stufen der deutschen Volksgeschichte gelesen. 1930 trug dann auch Ignaz Dengel — später kein Nationalsozialist — für Hörer aller Fakultäten über das Thema vor: „Deutschland unter den Weltvölkern 1871 — 1914 im Zusammenhang mit der sogenannten Kriegsschuldfrage".[48]

Der bedeutendste großdeutsch gesinnte österreichische Historiker jener Zeit mit zweifellos dem größten Einfluß auf seine Schüler war der schon genannte gebürtige Wiener Heinrich von Srbik. Mit 34 Jahren Professor in Graz und von 1922 bis 1945 an der Universität Wien Geschichte der Neuzeit lehrend, hat er Generationen von Historikern ausgebildet. Zu ihnen gehören auch noch heute aktive österreichische Professoren. Über die Grenzen Österreichs hinaus berühmt wurde er mit seiner zweibändigen, 1925 erstmals veröffentlichten Metternich-Biographie. In ihr, einem brillanten Beispiel der Anwendung des Prinzips, daß Männer die Geschichte machen, kam auch die in der noch jungen und ungefestigten Demokratie bei vielen vorhandene Sehnsucht nach einem großen starken Politiker zum Ausdruck.[49] Dem Rassismus hat Srbik in seinen Werken nicht gehuldigt. Politische Funktionen haben dagegen schon früh auf ihn einen gewissen Reiz ausgeübt. 1929/30 war er Unterrichtsminister im Kabinett Schober. Wie es weiterging, soll hier zunächst mit den Worten des deutschen Historikers Hans Rothfels, der seinen Königsberger Lehrstuhl 1936 aus rassischen Gründen ver-

lassen mußte, beschrieben werden: *Er (Srbik) hatte auch in der reichsdeutschen Geschichtsschreibung eine starke Gefolgschaft: ein Edelmann alter Schule von untadeliger Integrität, der auch, nachdem er Pg. geworden war, sich nicht scheute, sich öffentlich und literarisch für Verfolgte des Regimes einzusetzen. Es ist keine Frage, daß für ihn die Erfüllung des großdeutschen Wunschbildes die Brücke zur Partei war, eine illusionäre Brücke und ein tragischer Irrtum, wie sich erweisen sollte. So ist Srbik als Präsident der Wiener Akademie zu einem Aushängeschild und Renommierstück des Nationalsozialismus geworden. Trotz klarer Einsicht hat er sich von dieser Bindung nicht befreien können: er führt das auf die vielberufene Schwierigkeit des Abspringens vom fahrenden Zug zurück.*[50] Srbik hatte allerdings noch eine schwere Belastung auf sich genommen, die ihm 1945 als 67jährigen sein Wiener Ordinariat kostete: Er war Mitglied des Deutschen Reichstages.

Seine Beziehungen zum Jungstar der deutschen Geschichtswissenschaft, als deren verantwortlicher Führer er sich selbst fühlte,[51] — zu Walter Frank —, waren dagegen — im Gegensatz zum schon genannten Germanisten Otto Höfler — keineswegs eng.

Walter Frank, 1905 als Sohn eines hohen Militärbeamten in Fürth geboren, gehört zu den schillerndsten Figuren der deutschen Wissenschaft jener Zeit überhaupt. Begabt, ehrgeizig, ein Schüler Karl Alexander von Müllers, Hermann Onckens und Karl Haushofers, war er ein unbestritten begabter Historiker. Er war ein überzeugter Protestant und ein glühender Nationalsozialist, der dennoch nie Mitglied der NSDAP wurde. 1927 promovierte er in München über den Hofprediger Adolf Stöcker und die christlichsoziale Bewegung. Da er eine universitäre Karriere vermutlich wegen seiner ihm bewußten mangelnden rhetorischen Fähigkeiten scheute, andererseits aber um jeden Preis wissenschaftlichen Einfluß erringen wollte, begab er sich unter das Protektorat Alfred Rosenbergs, in diesem Bereich Konkurrent Himmlers. 1935 betraute Rosenberg Frank mit dem Hauptlektorat Geschichte in seiner „Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums" und nominierte ihn für das Referat Geschichte in der zum Stab Heß gehörenden „Hochschulkommission der NSDAP".[52] Rosenbergs Förderung dauerte zwar nur bis 1936. Bis dahin war es Frank jedoch schon gelungen, seinen Lehrer Oncken als Vorsitzenden der „Reichskommission für Geschichte“ zu stürzen, dessen Nachfolger und zudem Präsident des am 19. Oktober 1935 gegründeten „Reichsinstituts für deutsche Geschichte des neuen Deutschland" zu werden. Frank suchte für dieses *sein* Institut möglichst prominente Ehrenmitglieder zu gewinnen. Zu ihnen gehörte schon seit 1935 auch Srbik. Er ist dieser Funktion auch zumindest insoweit gerecht geworden, als er im April 1937 sogar einen Brief an Hitler schrieb, in dem er sich für Frank in einer personalpolitischen Kontroverse verwendete. Er lobte Franks Leistungen und sah „das größte Interesse des deutsch-österreichischen Zweiges der gesamtdeutschen geschichtswissenschaftlichen Arbeit an der Stabilität der Verhältnisse im Reich gewährleistet“. Kurz zuvor soll Schuschnigg Srbik die Vizekanzlerschaft angetragen haben, was von Frank zur Betonung von dessen politischer Bedeutung verwendet wurde. Das Reichsinstitut selbst hat Srbik nur anläßlich eines Berlinaufenthaltes im Februar 1937 einmal kurz besucht und auch an keiner seiner Veranstaltungen teilgenommen. Nach dem „Anschluß" hat Frank Srbik und Bittner „zum ersten Mal nicht nur als Glieder unseres deutschen Volkes, sondern auch als Glieder und Mitkämpfer unseres Deutschen Reiches“ gegrüßt und von diesen auch ihren „innigsten Dank für treues Gedenken anläßlich der Erfüllung unseres kühnsten Jugendtraumes" erhalten. Zu Srbiks 60. Geburtstag am 10. November 1938 hatte Frank noch ehrerbietigste und herzlichste Glückwünsche übermittelt. Doch bald zeigte sich, daß Srbik nicht kompromißlos auf die nationalsozialistische Linie einschwenkte und plötzlich bei den streng orthodoxen Nationalsozialisten als „katholisch, konservativ und habsburgisch" galt. Das minderte rasch das Interesse Franks an seinem berühmten Ehrenmitglied, und die beiderseitigen Beziehungen kühlten schnell ab.[53] Das änderte nichts an den öffentlichen Ämtern Srbiks, die er, nicht zu seinem Vorteil, bis 1945 behielt.

Anders ging es dem österreichischen Universitätsprofessor mit dem vermutlich größten indirekten politischen Einfluß. Er war kein Historiker: Othmar Spann, geb. 1878 in Altmannsdorf bei Wien, seit 1919 Professor für Nationalökonomie und Gesellschaftslehre an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien. Schon im Sommer 1919 las der von der Technischen Hochschule in Brünn berufene Ordinarius neben seinen finanzwirtschaftlichen Hauptvorlesungen eine Stunde über „Wesen und Geschichte des Sozialismus“. Aufgrund seiner Publikationen[54] ist der Schluß erlaubt, daß er dies in einer den Sozialismus radikal ablehnenden Form getan hat. Ab dem Wintersemester 1920/21 nannte er die von

ihm mehrmals gehaltene Vorlesung auch bereits „Geschichte und Kritik des Sozialismus“. Obwohl vom Wintersemester 1919/1920 zwei Marxisten, Karl Grünberg[55] und dessen Schüler Max Adler, an der gleichen Fakultät ebenfalls über Sozialismus gelesen haben und in den Sommersemestern 1922 bis 1924 der bekannte Staatslehrer Hans Kelsen die politische Theorie des Marxismus behandelte, war dies von begrenzter Gegenwirkung. Adler hatte bis zu seinem Tod 1937 stets nur einen begrenzten Hörerkreis; außerdem durfte er ab 1934 nicht mehr über Sozialismus vortragen. Grünberg ging 1924 nach Frankfurt, Kelsen folgte 1929 einem Ruf nach Köln. In Wien blieb Othmar Spann, dessen radikal antidemokratischer und antiparlamentarischer Lehre von der universalen Gesellschaft und vom „wahren, organischen Ständestaat"[56] vier bis fünf Generationen von Studenten nach eigener Aussage „begeistert, hingerissen, überzeugt“[57] lauschten. Er vermittelte ihnen, wie zum Beispiel dem an dem Komplott zur Ermordung des deutschen Außenministers Walter Rathenau beteiligten Ernst von Salomon, das berauschende Gefühl, „von sich aus den Dingen hinzutun zu können .. .“[58] Nicht nur Juristen hörten zu, wenn Spann darlegte; „Man soll die Stimmen nicht zählen, sondern wägen, nicht die Mehrheit soll herrschen, sondern das Beste.“ Nur die ständische Organisation ermögliche formell eine „Herrschaft des Besten". „Wer Individualist ist, Mechanisierung und Gleichheit will, kann Demokrat sein, wer aber den Kulturstaat will, wer etwas Geistiges vom Staat verlangt, kann nicht mehr Demokrat sein.“[59]

Der Einfluß Spanns auf katholische und deutschnationale Studenten und einige Gruppen der Heimwehr, mit denen vor allem seine Schüler, Walter Heinrich und Walter Riehl, in engem Kontakt standen, war beträchtlich.[60] Spanns Schüler waren weiters Jakob Baxa, Wilhelm Andräe und Ferdinand Westphalen. Einige von ihnen haben noch nach 1945 viele Jahre gelehrt.

Den autoritären „Ständestaat" von 1934 bis 1938 hielt Spann allerdings nicht für die Verwirklichung seines „wahren“ Staates. Er tat ihn mit Verachtung ab, hielt ab 1934 im Gegensatz zu seinen Schülern auch nicht mehr Spezialvorlesungen über ständische Fragen. Seine guten Beziehungen zum italienischen Faschismus beruhten darauf, daß dessen korporatistische Wirtschaftsorganisation zum empirisch faßbaren Muster der Spannschen Gesellschaftsutopien erklärt wurde.[61] Nach 1934 versuchte Spann den Nationalsozialisten in Wien und Berlin seine Vorstellungen näherzubringen.[62] Diese wurden aber sowohl in Wien als auch in Berlin als intellektualistisch und theokratisch abgelehnt. Bereits 1934 befaßte sich die Gestapo mit seinen im Deutschen Reich lebenden Anhängern.[65] Spann selbst wurde nach dem Einmarsch der deutschen Truppen im März 1938 in Wien verhaftet, als er gerade mit seiner Familie eine Flasche Sekt leeren wollte, „um den schönsten Tag seines Lebens zu feiern".[64] Seine Schüler und Kollegen Baxa, August Maria Knoll, Hanns Riehl und Konstantin Radaković wurden aus dem Universitätsdienst entlassen.[65] Spann hat besonders kraß, aber durchaus nicht atypisch, das Schicksal erlitten, das die Nationalsozialisten den konservativen Feinden der Demokratie in dem Augenblick bereiteten, da man sie als Wegbereiter nicht mehr benötigte.

Insgesamt wurden nach dem 11. März 1938 allein an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien 38 Lehrpersonen entlassen, 20 von ihnen aus rassischen Gründen.[66] An der Philosophischen Fakultät fielen 97 von 267 Professoren, Dozenten und Lehrbeauftragten der rassischen und politischen Säuberung zum Opfer. An der Katholisch-Theologischen Fakultät wurden 6 von 10 Professoren und 3 von 6 Dozenten ihres Dienstes enthoben. Am härtesten getroffen wurde die Medizinische Fakultät: Von den 29 Professoren behielten nur 14 ihren Lehrstuhl, von 286 Dozenten verloren 165 ihre Venia.[67] An der Universität Graz wurden 9 Professoren der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät, 10 der Medizinischen, 8 der Philosophischen und alle 8 Professoren der Katholisch-Theologischen Fakultät in zwei Säuberungswellen ihres Amtes enthoben.[68] An der Universität Innsbruck erhielten — von der insgesamt aufgehobenen Katholisch-Theologischen Fakultät abgesehen —

11 Professoren das vorzeitige Pensionsdekret, 7 Dozenten verloren ihre Venia.[69]

In das Exil gingen von der Wiener Philosophischen Fakultät 37 Lehrkräfte. 8 von ihnen kamen nach 1945 zurück. 7 Professoren kamen in das KZ. Elise Richter, der erste weibliche

Doktor der Philosophie in Österreich und erste weibliche Dozentin für Romanische Philologie in Österreich und im Deutschen Reich,[70] Jaques Pollak, Alfred Täuber, Hanns Pribram und Norbert Jokl starben auf dem Transport oder im KZ Theresienstadt. Zwei, Oskar Ewald und Josef Bick, Generaldirektor der Österreichischen Nationalbibliothek und Freund Nadlers, kamen in das KZ Dachau, von wo Bick, ein politischer Häftling, nach Sachsenhausen weitertransportiert wurde und überlebte. Oskar Ewald wurde frühzeitig entlassen, starb aber bald darauf an den Folgen der Haft.[71] Hans Zessner-Spitzenberg, Professor für Ver- fassungs- und Verwaltungsrecht an der Hochschule für Bodenkultur, wurde am 1. August 1938 im KZ Dachau ermordet.[72] Zwei Wiener Professoren, Norbert Lichtenegger und Heinrich Jacobi, begingen wegen nationalsozialistischer Zurücksetzung Selbstmord.[73] Den dauernden Verlust an geistiger Potenz zu betonen, den Österreich durch die „Vertreibung der Vernunft“ erlitten hat, ist sehr wohl nach wie vor notwendig, weil ihn vermutlich viele Österreicher in seiner ganzen Bedeutung bis heute nicht erfaßt haben.

Die Grenzen zwischen lebensrettender Emigration aus politischen und rassischen Gründen sind klar. Nicht gilt das, zumindest nach meiner Meinung, für Sichanpassen, um nicht Leben und Existenzgrundlage zu verlieren, für Opportunismus und innere Emigration. Hans Rothfels führt als Beispiel für letztere den berühmten Historiker und „Vernunftrepublikaner" Friedrich Meinecke an, der nach dem Mißlingen des Abdruckes eines von Walter Frank besonders inkriminierten Vortrages[74] seines Freundes Oncken in der Historischen Zeitschrift im Herbst 1935 seine Herausgeberschaft niederlegte.

Dieses schwierige Problem differenziert zu untersuchen, ist noch Aufgabe künftiger Forschung und geht auch über den hier behandelten Zeitraum hinaus. In ihm fanden aber nicht nur die Ausschreitungen antisemitischen Pöbels gegen Juden, sondern auch die plötzlichen Wandlungen von akademischen Kollegen gleichsam über Nacht statt.

Friedrich Engel-Janosi, Neuzeithistoriker, 1937/38 erster österreichischer Austauschprofessor an der Universität Rom und langjähriger Benützer des Österreichischen Staatsarchivs, hat darüber berichtet: Der Vizedirektor Lothar Groß, mit dem ich mich als Erbe unseres gemeinsamen Freundes Otto Stowasser menschlich verbunden fühlte und der mir bis dahin nie Anlaß gegeben hatte, anders von ihm zu denken, hielt es für angemessen, eines Morgens mit finsterem Gesicht meinen Gruß ostentativ nicht zu erwidern. "' In diesen Zusammenhang gehört auch das Faktum, daß Engel-Janosis Freund, Prof. P. Dr. Hugo Hantsch OSB, im März 1938 von einem Lieblingsschüler Srbiks, einem später sehr bekannten Professor, damals überzeugter Nationalsozialist, verhaftet wurde.

Ereignisse der geschilderten Art stehen nur für viele, die sie erleben mußten. Hier soll abschließend nur mehr die Frage gestellt werden, wieso Universitätslehrer im allgemeinen und Germanisten und Historiker im besonderen zwar keineswegs in einem besonders auffallendem Ausmaß Mitglieder der NSDAP, wohl aber deren akademische Wegbereiter gewesen sind. Obwohl ich in manchen seiner Grundthesen mit Reinhard Kühnl nicht übereinstimme, so halte ich doch die von ihm angeführten Motive für das Verhalten so vieler Wissenschaftler vor 1933 und im besonderen der Historiker für zutreffender, als Haugs nunmehr auch schon 10 Jahre alte und weitgehend überholte, vor allem auf die Verhältnisse in der BRD bezogene These vom Ersatz des „hilflosen Antifaschismus" durch den „Linksfaschismus": Die Vorstellungen vom besonderen deutschen Wesen, die Ideologie von Staat und Führertum, die Reichsidee und die These von der kommunistischen Gefahr aus dem Osten bildeten die Grundelemente der Weltanschauung der meisten deutschen Historiker in der Weimarer Zeit. Sie bestimmten übrigens auch weithin des Denken der Germanisten, Staatsrechtslehrer, Philosophen und Volkskundler, stellten also die wirklich herrschende Ideologie der deutschen Akademiker und Professoren dieser Zeit dar.[76] Das gilt auch für die Mehrheit der österreichischen Akademiker der Zwischenkriegszeit. Nicht Parallelen, sondern Konklusionen ergeben sich in einer Zeit wachsender Wirtschaftsprobleme und Demokratieverdrossenheit von selbst.

Anmerkungen:

1. *Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus. Eine Vortragsreihe der Universität Tübingen* mit einem Nachwort von Hermann Diem, hrsg. v. Andreas Flitner. Tübingen 1965 (= Flitner). — *Nationalsozialismus und die deutsche Universität. Universitätstage 1966.* Berlin 1966; *Die deutsche Universität im Dritten Reich. Eine Vortragsreihe der Universität München.* München 1966;Karl Otto Conrady u. a., *Germanistik — eine deutsche Wissenschaft.* Frankfurt 1967.
2. W. F. Haug, *Der hilflose Antifaschismus. Zur Kritik der Vorlesungsreihen über Wissenschaft und Nationalsozialismus an deutschen Universitäten.* 4. Aufl. Köln 1977.
3. Besonders informativ sind von den neuesten Publikationen: Peter Lundgreen (Hrsg.), *Wissenschaft im Dritten Reich.* Frankfurt 1985, und, soeben erschienen: Friedrich Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft l.* Wien 1987.
4. Adolf Hitler, *Mein Kampf.* 2 Bde. in einem. Ungekürzte Ausgabe, 380—384. Auflage. München 1938, 464, 468.
5. Alfred Rosenberg, *Der Mythus des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltungskämpfe unserer Zeit.* 125.—128. Auflage. München 1938, 119ff.
6. Zit. n. Jörg Tröger (Hrsg.), *Hochschule und Wissenschaft im Dritten Reich.* Frankfurt—New York 1986 (= Tröger), 8.
7. Michael H. Kater, *Das Ahnenerbe der SS 1935—1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches.* Stuttgart 1974 (= Kater), 18, 16.
8. Ebda., 12.
9. Ebda., 79ff.
10. Ebda., 84.
11. Ebda., 97f.
12. Ebda., 95.
13. Alexander Mitscherlich/Fred Mielke, *Wissenschaft ohne Menschlichkeit. Medizinische und eugenische Irrwege unter Diktatur. Bürokratie und Krieg.* Heidelberg 1949, 89ff.
14. Kater, *Ahnenerbe,* a.a.O., 50.
15. Ebda., 98.
16. Ebda., 52.
17. Lundgreen, *Wissenschaft im Dritten Reich.* a.a.O., 21, 131.
18. Hans Karl Hofer, *Deutsche Mathematik. Versuch einer Begriffserklärung.* Ungedr. geistesw. Diss. Wien 1987.
19. Eberhard Lämmert, *Germanistik — eine deutsche Wissenschaft.* Beiträge von E. Lämmert, W. V. Killy, K. O. Conrady, P. von Polenz. Frankfurt 1967, 9f.
20. Henning Brinkmann, *Die deutsche Berufung des Nationalsozialismus.* Jena 1934, 28; hier zit. nach Lämmert, 38.
21. Wolfgang Stammler, Deutsche Philologie im Aufriß. Bd. 3. Berlin 1962, V; zit. nach Lämmert, ebda.
22. Lämmert, Germanistik. a.a.O., lOf.
23. Ebda., 15f.
24. Ebda., 18.
25. Klaus Ziegler, „Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft im Dritten Reich“, in: Andreas Flitner (Hrsg.), Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus. Tübingen 1965, 144.
26. Karl Otto Conrady, „Deutsche Literaturwissenschaft und Drittes Reich", in: Lämmert, Germanistik, a.a.O., 97.
27. Wilhelm Voßkamp, „Kontinuität. Zur deutschen Literaturwissenschaft im Dritten Reich", in: Peter Lundgreen (Hrsg.), Wissenschaft im Dritten Reich. a.a.O.
28. Ulrich Hunger, „Germanistik zwischen Geisteswissenschaft und völkischer Wissenschaft: Das Seminar für deutsche Philologie im Dritten Reich“, in: Heinrich Becker/Hans Joachim Dahms/Cornelia Wegeler (Hrsg.), Zhe Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus. Dasver- drängte Kapitel ihrer 250jährigen Geschichte. München—London—New York—Oxford—Paris 1987, 272ff.' ..
29. Sebastian Meissl, „Germanistik in Österreich. Zu ihrer Geschichte und Politik 1918—1938", in: Franz Kadrnoska (Hrsg.), Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938. Wien—München—Zürich 1981, 477.
30. Ebda., 475.
31. Ebda., 476.
32. Josef Nadler, Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes. München 1934, und ders., *Literaturgeschichte des deutschen Volkes.* 4. Aufl. Berlin 1941, Band 4, 2l3f. Hier zit. n. Conrady, a.a.O., 92.
33. Josef Nadler/Heinrich Srbik, Österreich. Erbe und Sendung im deutschen Raum, 3. Aufl. Salzburg—Leipzig 1936.

34. Erika Weinzierl, *Universität und Politik in Österreich. Salzburger Universitätsreden* 39, Salzburg— München 1969.
35. Kater, *Ahnenerbe*. a.a.O., 83f.
36. Helmut Heiber, *Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland.* Stuttgart 1966, 551 ff.
37. Meissl, *Germanistik*. a.a.O., 480.
38. Ebda., 487.
39. Ebda., 488.
40. Ebda., 490.
41. Vgl. Günter Fellner, *Ludo Moritz Hartmann und die österreichische Geschichtswissenschaft. Grundzüge eines paradigmatischen Konfliktes*. Wien—Salzburg 1985.
42. Werner Philipp, „Nationalsozialismus und Ostwissenschaften", in: *Nationalsozialismus und die deutsche Universität.* Berlin 1966, 46.
43. Peter Broucek (Hrsg.), *Ein General im Zwielicht. Die Erinnerungen Edmund Glaises von Horstenau*. Band 1: „K.u.k. Generalstabsoffizier und Historiker". Band 2: „Minister im Ständestaat und General im OKW", Wien—Köln—Graz 1980 und 1983.
44. Beschlüsse des I. Deutschen Hochschultages vom 12. Dezember 1920, Kopie, Archiv des Sozialdemokratischen Parlamentsklubs im Tagblattarchiv, Arbeiterkammer Wien, und Kurt Sontheimer. *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933*. 2. Aufl. München 1964, 312.
45. Weinzierl, Universität. a.a.O., 14.
46. Zit. n. Peter Teibenbacher, „Mathilde Uhlirz — Ein Fall", in: *Grenzfeste deutsche Wissenschaft. Über Faschismus und Vergangenheitsbewältigung an der Universität Graz*. Hrsg. von der Steirischen Gesellschaft für Kulturpolitik, Graz 1985, 90.
47. Peter Wildung, „Rüstzeug für ein deutsches Bild. Die historischen Hilfswissenschaften." Ebda., 94 f.
48. Weinzierl, *Universität.* a.a.O., 16.
49. Heinrich Srbik, *Metternich, der Staatsmann und der Mensch.* 2 Bde. Wien 1925.
50. Zit. n. Andreas Flitner (Hrsg.), *Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus*. Tübingen 1965,95.
51. Helmut Heiber, *Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland.* Stuttgart 1966, 122f. u. a.
52. Ebda., 114.
53. Ebda., 577ff.
54. *Othmar Spann-Gesamtausgabe*, hrsg. von Walter Heinrich, Hans Riehl, Rafael Spann, Ferdinand A. Westphalen, 22 Bde. Graz 1965—1970. — Vgl. dazu Klaus-Jörg Siegfried, *Universalismus und Faschismus. Das Gesellschaftsbild Othmar Spanns. Zur politischen Funktion seiner Gesellschaftslehre und Ständestaatskonzeption.* Wien 1974.
55. Vgl. Günther Nenning, *Carl Grünberg. Der Anfang des Austromarxismus. Versuch über sein Werk und sein Leben.* Graz o. J.
56. Othmar Spann, *Der wahre Staat.* Leipzig 1921.
57. Hans Räber, *Othmar Spanns Philosophie des Universalismus.* Hildesheim, 1961, 1551'., und Christian Fleck, „Rückkehr unerwünscht. Der Weg der österreichischen Sozialforschung ins Exil", in: Friedrich Stadler, *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft.* Wien—München 1987, 242ff.
58. Ernst von Salomon, *Der Fragebogen.* Hildesheim 1951, 200.
59. Spann, *Der wahre Staat,* a.a.O., 109f., 208, 118.
60. Josef Hofmann, *Der Pfrimer-Putsch*. Wien 1965, 16.
61. Karl H. Müller, „Die Idealwelten der österreichischen Nationalökonomen", in: Stadler, *Vertriebene Vernunft* L, a.a.O.
62. Klemens von Klemperer, *Konservative Bewegungen zwischen Kaiserreich und Republik.* München— Wien, o. J., 222f.
63. Sontheimer, *Antidemokratisches Denken*, a.a.O., 370.
64. Klemperer, *Konservative Bewegungen*. a.a.O.
65. Christian Fleck, „Rückkehr unerwünscht", in: Stadler, *Vertriebene Vernunft I*, a.a.O., 197.
66. Anton Amann, „Soziologie in Wien. Entstehung und Emigration bis 1938", in: Stadler, *Vertriebene Vernunft I*. a.a.O., 226f.
67. Freundliche Mitteilung von Univ.-Prof. Dr. Franz Gall (f) und Margarete Kowall, *Die 1938 von der Universität verwiesenen Mitglieder des akademischen Lehrkörpers der Philosophischen Fakultät Wien*. Ungedr. Geisteswiss. Diss. Wien 1983.
68. Ferdinand G. Smekal, *Alma mater Universitas. Die Geschichte der Grazer Universität in vier Jahrhunderten.* Wien 1967, 133 ff.
69. Freundliche Mitteilung von Univ.-Prof. Dr. Franz Hüter, Innsbruck.

70. Mary Steinhäuser und Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hrsg.), *Totenbuch Theresienstadt*, erw. Auf). Wien 1987, 3.6.
71. Kowall, *Die 1938 von der Universität verwiesenen Mitglieder*. a.a.O., 48ff.
72. *Verdrängte Geschichte? Die Hochschule für Bodenkultur im Austrofaschismus und Nationalsozialismus*. hrsg. von der Österreichischen Hochschülerschaft für Bodenkultur, Wien 1985, 23.
73. Kowall, Die 1938 *von der Universität verwiesenen Mitglieder*, a.a.O., 51.
74. Rothfels, „Die Geschichtswissenschaft in den dreißiger Jahren", in: Flitner, *Deutsches Geistesleben*. a.a.O., 102.
75. Friedrich Engel-Janosi, .. *.aber ein stolzer Bettler. Erinnerungen.* Graz—Wien—Köln 1974, 159.
76. Reinhard Kühnl, „Reichsdeutsche Geschichtswissenschaft", in: Tröger, *Hochschule und Wissenschaft*, a.a.O., 99.

BRUNO KREISKY

Österreicher im Exil — Österreich und sein Exil

Eigentlich habe ich mir lange überlegt, ob ich nicht meinen Unfall zum Vorwand nehmen sollte, um abzusagen. Angesichts der Liste der Vortragenden frage ich mich, wozu Sie mich eigentlich brauchen. Es sind genug Leute da, die dem Thema eher gerecht werden. Ich möchte daher ganz unkonventionell über eine Gruppe von Leuten sprechen, die in Ihrem Buch *Vertriebene Vernunft I.* das ich zu einem Teil schon mit großem Interesse gelesen habe, nicht enthalten ist, außer bei dem Kapitel „Journalisten".

Ich möchte von den politischen Emigranten sprechen und der ganz besonderen Zusammensetzung dieser Gruppe von politischen Emigranten und darüber, was sie ausgerichtet haben und nicht ausgerichtet haben. Das aber nur demonstrativ, weil ich nicht so viel Zeit und auch nicht die Voraussetzungen hätte, es taxativ zu tun. Viele Leute glauben, daß es die politischen Emigranten einfach nicht gegeben hat, denn das seien alles jüdische Emigranten gewesen bis auf ganz wenige Ausnahmen. Es ist ein „berühmter" Unfug, behaupte ich, diese Gruppe der österreichischen Emigranten und noch einige zehntausend dazu als „rassische" Emigranten zu bezeichnen, weil man damit einer Irrlehre Rechnung trägt — der vom „Rassismus" —, die wissenschaftlich nicht bestehen kann.

Als junger Mensch habe ich mir immer vorgenommen, die Tradition des Austromarxismus fortzusetzen, und habe im Gefängnis schon begonnen, ein Buch über den Rassenwahn, diese „Moderichtung", die damals die Politik erfaßt hatte, zu schreiben. Ich habe den Austromarxismus immer so verstanden, brennende politische Fragen mit den Augen eines marxistisch geschulten Menschen zu betrachten. So hat sich Rudolf Hilferding — einer der großen Namen, aber wenn man jung ist, hat man große Rosinen im Kopf — mit dem Finanzkapital beschäftigt; Otto Bauer und Karl Renner widmeten sich dem Nationalitätenproblem, Max Adler der Staatsauffassung des Marxismus usw. Ich habe mich an der „Rassenfrage" versucht und dabei eine ähnliche Feststellung gemacht wie der berühmte Leo Szillard, der bekanntlich mit Enrico Fermi die erste kontrollierte Kettenreaktion herbeigeführt hat; er hat mir darüber kurz vor seinem Tod erzählt: „Auf dem Gebiet, auf dem ich jetzt tätig bin, da ist schon so viel erfunden. Da braucht man mich nicht mehr. Ich muß mir ein Gebiet suchen, wo man wenig Zeit benötigt, um sich einzulesen, und da kann man noch etwas tun." Diese Auffassung hat sich jetzt für mich wieder bestätigt. Will man sich aus Amerika Bücher über die „Rassenfrage" besorgen — und ich habe das über einige meiner Freunde an den Universitäten getan —, so bekommt man Berge von Büchern, in denen über die „Gene" informiert wird.

Die Art von „Rassenfrage", die politisch die verhängnisvollsten Konsequenzen gehabt hat, wird nicht mehr behandelt. Dabei ist es seltsam, daß es einen bedeutenden österreichischen Anthropologen und Völkerkundler gegeben hat, Professor Felix von Luschan, Direktor am Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin, der einmal den Ausspruch getan hat: „Von einem arischen Typus oder einem arischen Schädel zu sprechen, ist genau so töricht, als wenn man von einer blauäugigen oder von einer langköpfigen Sprache reden wollte".[1] Daraus können Sie entnehmen, daß ernsthafte Wissenschaftler — ich verweise nur auf den Beitrag Luschans zur Ullsteinschen Weltgeschichte über diese Fragen[2] —. nachgewiesen haben, daß es das Wort „Rassen" in dem Sinn, wie es damals gebraucht wurde, nicht gibt.

Ich bekenne mich zu dem Grundsatz, daß eine Religionsgemeinschaft allmählich zu einer Schicksalsgemeinschaft wird und die Menschen genauso formt, wie das eben verschiedene Umstände tun. Dies ist eine Auffassung, wie sie auch von Otto Bauer und anderen geteilt wurde.[3] Wie wollen Sie denn Menschen, die aus der jüdischen Religionsgemeinschaft kommen, die über dreitausend Jahre alt ist, erklären, daß es schwarze Juden gibt, wenn sie nicht bei der These bleiben, daß es sich um eine Religionsgemeinschaft handelt mit all den Konsequenzen, die ihr anhaften, und daß kein Zweifel besteht, daß die religiöse Heimat

der Juden oder derer, die sich zum Judentum bekennen, eben in Palästina liegt. Dies sind höchst aktuelle Fragen im heutigen Israel.

Zur Charakterisierung des Phänomens der politischen Emigration in vergangenen Jahrhunderten, die zu einem großen Teil auch aus religiösen Gründen erzwungen wurde, habe ich in einem kleinen protestantischen Liederbuch vor vielen Jahren ein Lied aus dem Jahre 1595 gefunden: „Ich bin ein armer Exulant, also muß ich *mich* schreiben, man tut mich aus dem Vaterland um Gottes Wort vertreiben. Ketten und Band war mir ein Ehr' um Jesu' Willen zu dulden, denn dieses macht die Glaubenslehr' und nicht mein bös' Verschulden." Und dann wird das Schicksal dieses Exulanten geschildert, der Haus und Kinder verlassen muß. usw. Es hat also das Schicksal der Emigration schon früher gegeben, hier und anderwärts. Aber jeder hat es in seiner Hand gehabt, diesem Schicksal zu entrinnen, wenn er sich einem anderen Glauben unterworfen hätte. Es war also eine Frage der religiösen Gesinnung.

Das war es in unserem Jahrhundert nicht. Ich liebe — wie bereits erwähnt — das Wort „rassische Gründe", wie es oft heißt, nicht. Denn ich glaube, daß man dabei auf den sogenannten „Rassismus" eingeht, der ja an sich die größte Irrlehre war und nach wie vor ist. Ohne mich zu sehr zu verbreitern, möchte ich sagen, daß das eine Auffassung war, die ich immer vertreten habe, und ich bedaure zutiefst, daß wir vom „Rassismus" die Einteilung in „rassisch Verfolgte" übernommen haben. Wir haben zu vielen posthumen Siegen des Nazismus beigetragen. So frage ich mich, warum es heute zu einer Selbstverständlichkeit gehört, daß bei irgendeinem in der Öffentlichkeit wirkenden Menschen jüdischer Herkunft in der Klammer steht: „Jude" oder „jüdischer Herkunft". So schreiben Journalisten und Autoren, die sich gar nichts Böses dabei denken, sondern glauben, daß man heute darüber ruhig reden kann, doch ich sage, man kann erstens darüber heute nicht ruhig reden, und zweitens ist das das Anhaften des „gelben Flecks", den man bekämpft hat. Denn für den einen, der ein Philosemit ist, ist der „gelbe Fleck" kein „gelber Fleck", aber für den, der ein Antisemit ist, ist das ein willkommenes Wiederaufleben des „gelben Flecks". Man schreibt ja auch nicht bei anderen Leuten in der Klammer „Katholik" oder „Protestant" dazu.

Ich habe darunter nicht sehr zu leiden gehabt, wenngleich das auch in der politischen Polemik verwendet wurde. Viele Leute denken sich nichts dabei, aber diese Gedankenlosigkeit, Methoden der Nazis und Phrasen der Nazis zu verwenden, die lehne ich ab. Also einigen wir uns vielleicht darauf, daß es politische Emigranten gegeben hat, die Juden waren, und daß es jüdische Emigranten gegeben hat, die keine Politiker waren.

Einer von denen war ich, obwohl ich mich leichter getan habe. Ich hätte nämlich den „Klub Österreichischer Sozialisten" in Schweden anders nennen müssen, weil die Mehrheit der dort Organisierten Juden waren: „Jüdisch-sozialistischer Klub". Das habe ich aus begreiflichen Gründen abgelehnt, weil es irreführend gewesen wäre. Was nicht sagen soll, daß es nicht unter den politischen Emigranten manche gegeben hat, die keine Juden waren, natürlich, sie waren in der Minderzahl.

So ist es überall gewesen, und dort, wo wir in der Emigration „Österreichische Vereinigungen" gebildet haben, haben wir viele Auseinandersetzungen führen müssen, zum Beispiel mit verbitterten jüdischen Flüchtlingen, die nicht an das Land ihrer Herkunft erinnert werden wollten. Sie meinten: „Wie könnt ihr das tun? Da schmeißen sie euch hinaus — die einen, weil sie Juden sind, die anderen, weil sie sich politisch betätigen und so gezwungen sind, das Land zu verlassen, und ihr laßt das Land Österreich wieder im Geiste aufleben?" Ich will über all diese Fragen nicht ausführlich reden, sondern nur sagen, daß die politischen Emigranten mit derartigen Problemen konfrontiert wurden.

Ich möchte den Versuch machen, anhand von Beispielen einiger Österreicher im Exil und ihrer politischen Verdienste zu gedenken, die für das Österreich von heute von entscheidender Bedeutung waren. Daß berühmte Wiener Professoren ungeheuer viel zur Entwicklung der Wissenschaft in Amerika und in England und in anderen Ländern beigetragen haben, das nehmen viele zur Kenntnis, daß dies ein furchtbarer Aderlaß für Wissenschaften und Künste war, das geben heute auch die meisten zu. Von den politischen Emigranten meint man aber, daß sie das, was sie im Ausland gemacht haben, ganz selbstverständlich getan haben. Die sozialdemokratischen Emigranten haben zuerst einen Richtungsstreit in ihren Reihen ausgetragen, der auf Otto Bauer zurückgeht, der der Meinung war, daß Österreich

nicht mehr existiere; es ist von Hitler — zugegeben mit Waffengewalt — erobert worden, aber sollen wir marxistische Sozialisten das wieder rückgängig machen? Wer kann sich einen Freiheitskampf der Österreicher isoliert vorstellen? Er meinte, es bliebe uns gar nichts anderes übrig, als die gesamtdeutsche Revolution anzuvisieren. Nur wenn es diese gäbe, würde es auch wieder für Österreich jene Bewegungsfreiheit geben, die ihm das Selbstbestimmungsrecht erlaubt.[4]

Ein bedeutender und von mir sehr verehrter österreichischer Sozialdemokrat, Friedrich Adler, der Sohn Victor Adlers, hat noch nach dem Zweiten Weltkrieg eine ähnliche Meinung vertreten: Er wolle gar nicht insistieren, daß Österreich nicht wiedererstehe, sondern er wolle nur haben, daß das österreichische Volk — und das hat er den Alliierten gegenüber vertreten — das Recht auf Selbstbestimmung haben solle.[5] Ich habe ihm einmal, als ich ihn zur Enthüllung der Tafel seines Vaters in Inzersdorf begleitet habe, gesagt, er glaube doch nun wirklich, nach dem, was er gesehen und gehört habe, über Österreich, daß es keine Frage sei, daß die gewaltige Mehrheit der Österreicher ihren Staat wiederhaben wolle. Sie hätten genug von der Größe, so schien es damals, und sie hätten auch genug damals gehabt von der „Pflichterfüllung".

Zur „Pflichterfüllung" der Österreicher, einem Modewort unserer Tage, wäre anzumerken, daß 1955 der damalige Außenminister Leopold Figl in den letzten Tagen und letzten Stunden der Botschafterkonferenz wie ein Löwe gekämpft hat, die Mitschuld Österreichs am Krieg aus dem Staatsvertragstext zu streichen. Figl vertrat die Meinung, daß man das ganz anders sehen müsse. Wir seien ein okkupiertes Land gewesen und im Sinne der Moskauer Deklaration — ohne den Nebensatz der „Mitverantwortung“ — vergewaltigt worden. Dem müsse auch die Präambel des Staatsvertrags Rechnung tragen.

Was haben also die politischen Emigranten, abgesehen von diesem Meinungsstreit, geleistet? Manche von ihnen waren von Anfang an der Ansicht, man müsse sich für die Wiederherstellung Österreichs einsetzen. Aus Dokumenten, die Oliver Rathkolb und Irene Etzers- dorfer in einem Buch anläßlich meines 75. Geburtstags veröffentlicht haben, geht hervor, daß ich zu jenen gehört habe, die von Anfang an für diese Auffassung eingetreten sind.[6] Ich möchte aber hier diese Haltung nicht mit dem Vernunftargument begründen, daß ich schon vor dem Krieg gemeint habe, der Krieg werde kommen; und wenn der Krieg komme, würden die Westalliierten und die Sowjetunion — so wie Otto Bauer in seinem Buch *Zwischen zwei Weltkriegen?* schrieb — schließlich doch zusammenfinden;[7] wenn dieser Krieg komme, würden die Alliierten in den von ihnen eroberten Teilen des Hitlerstaates jenes Regime einzurichten versuchen, das ihren Vorstellungen entsprach.

Daß das in Österreich nicht ganz so gegangen ist, war sicherlich nicht der Fehler der Besatzungsmächte oder einer Besatzungsmacht, sondern das hat andere Gründe. Ich glaube auch, daß wir in einem bestimmten historischen Augenblick ungeheures Glück gehabt haben; vor allem damals, als Chruschtschow eine Wendung der sowjetischen Außenpolitik herbeiführen wollte und dafür auch einen konkreten Beweis im Kalten Krieg für die Westalliierten erbringen mußte. Chruschtschow hat sich gedacht, daß das österreichische Beispiel das billigste sei, das sich die Sowjetunion leisten konnte. Wir haben diese Gelegenheit — so behaupte ich, und ich war ja einer der vier Regierungsvertreter — in vollstem Maße ausgenützt.

Beim Durchblättern alter Schriften aus der Emigration möchte ich nur einige erwähnen, obwohl es viel zu berichten gäbe. Aus der *London Information of the Austrian Socialists in Great βritain* entnehme ich über die damalige Tätigkeit der Emigration in Großbritannien etwa, daß es den emigrierten österreichischen Sozialisten gelang, einige der bedeutendsten englischen Politiker für die Zukunft Österreichs zu mobilisieren. Schon damals wurde von ihnen der Begriff der Zweiten Republik geprägt, um deutlich zu machen. daß sie sich sehr wesentlich von der „Ersten" unterscheidet. So gelang es, den späteren Führer der Labour Party, Michael Foot, für die Zukunft Österreichs zu interessieren. Oscar Pollak, der spätere Chefredakteur der *AZ,* hat es verstanden, hier seine persönlichen Beziehungen in England auszunützen. Harold J. Laski, der berühmte englische Wissenschaftler und Chef der „London School of Economics“, wurde von Pollak gewonnen. Sir Stafford Cripps und John Edwards, ein berühmter Parlamentarier und späterer Minister, sprachen damals im Krieg davon, „the links which have been created here in Bri-

tain between you and us shall continue when Austria is free. We must try and make Democracy..."

Es gelang ihm, nicht nur berühmte Labour-Leute, sondern auch Konservative und Liberale für das Österreich der Zukunft zu gewinnen, was umso wichtiger war angesichts der Tatsache, daß bedeutende britische Historiker wie Seaton-Watson und noch nach 1945 A. J. P. Taylor eigentlich die Väter des Wortes der „Non Viability" Österreichs, das ganze Generationen beeinflußt hat, gewesen waren. Noch beim Mittagessen am Tag des Staatsvertragsabschlusses 1955 erklärte mir ein hoher britischer Beamter — Sir Geoffrey Harrison — mit großer Offenheit: „Also jetzt haben wir wieder einmal das freie Österreich geschaffen — für wie lange eigentlich?"

Eine große Rolle spielte in diesen Verbindungen, die wir damals hatten, die „Anglo- Austrian Democratic Society". Es gelang auch, einige österreichische Emigranten liberaler Gesinnung für diese Society zu gewinnen. Unter den britischen Mitgliedern war John Hynd, der spätere Minister für Österreich und Deutschland. Dem Board gehörten sehr viele bedeutende Briten an, zum Beispiel der Militärexperte Liddell-Hart sowie Professor Harold Laski. Dr. Franz Schneider vertrat das liberale Element dieser „Anglo-Austrian Democratic Society".

Ich könnte viele andere Beweise für die Erlangung der Souveränität Österreichs bringen und werde mich anstrengen, das noch zu Lebzeiten zu tun, weil dann Pseudohistoriker alles mögliche „hineingeheimnissen" werden. Solange man mich noch fragen kann, will ich antworten, und wenn man nicht fragt, werde ich trotzdem reden.

Lassen Sie mich noch ein letztes Beispiel zu dieser Thematik anführen. 1943 — einer meiner Freunde sitzt hier und wird sich vielleicht erinnern — hat mir in einem Gespräch auf der britischen Gesandtschaft einer der Beamten eine Karte gezeigt, wie sich die Alliierten vorstellten, daß in Zukunft die Zonengrenzen in Österreich verlaufen sollten. Das war für mich etwas grotesk, aber die Wirklichkeit hat mich Lügen gestraft, vor allem was die Vierteilung Wiens betraf. Mir ist aufgefallen, daß die Landkarte von Österreich gerade in Kärnten „eingedepscht" war, wie man auf Wienerisch sagt. Die Grenze zu Jugoslawien plante man mitten durch den Wörther See bis kurz vor Klagenfurt. Ich erklärte aufgebracht, daß darin der Keim zu neuen Kampfhandlungen und Grenzkonflikten liege. Der britische Diplomat meinte wegwerfend, das möge unerfreulich für die Österreicher sein; aber schließlich müsse man doch zugeben, daß Tito und die jugoslawischen Partisanen mehr im Kampf gegen Hitler geleistet hätten, als die in der Mehrheit auf deutscher Seite kämpfenden Österreicher. Die Auseinandersetzung wurde ziemlich heftig geführt. Unmittelbar danach informierte ich meine Freunde in London und beschwor sie, alles Menschenmögliche zu unternehmen, um diese Grenzziehung zu verhindern.[8]

Das geschah auch. Oscar Pollak konnte die Führer der gegen Ende des Krieges regierenden Labour Party, in der er große Freunde hatte, überzeugen, daß Österreich ein Recht auf ein ungeteiltes Kärnten habe. Das hat die Engländer veranlaßt, ein Machtwort zu sprechen — Ernest Bevin und John Hynd. Das waren also nicht die „Neovölkischen" vom „Heimatdienst".

Allmählich wirkten auch bekannte Österreicher in der Richtung, daß sie sich bemühten, die ökonomischen Lebensfähigkeiten darzulegen. Allen voran Hugo Breitner, der sagenumwobene Wiener Finanzstadtrat, von den einen geliebt und von den anderen gehaßt. Dazu gehörte Karl Ausch, der in seiner kleinen Broschüre *Austria. Condition of Prosperty* (London 1941) auch seine Beiträge erbrachte. Einer von ihnen, Hans Motz — wir kamen aus der gleichen Schule —, war ein berühmter Mathematiker, der bis zum Schluß in England lehrte und unlängst verstarb. Und so möchte ich meine Ausführungen als Hommage Hans Motz und der großen Zahl der Intellektuellen widmen, die vor ihm gegangen sind und die im englischen und amerikanischen kulturellen Leben eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Die Diskussion über die Zukunft Österreichs war längst ausgestanden, und die Konflikte, die es zu Anfang des Einmarsches gab, waren längst überwunden, aber nicht nur durch die Faktizität des Krieges, sondern auch durch intellektuelle Auseinandersetzungen. Ich selber habe mich von Anfang an an diesen Auseinandersetzungen beteiligt und einiges davon bereits geschildert. Meine politische Auffassung war, zum Unterschied von der, die die revolutionär-illusionäre ausmachte, daß es uns gelingen werde, unser eigenes

Schicksal zu gestalten. Wie erwähnt, vertrat Friedrich Adler bis zuletzt die Meinung, wir sollten nur ein Ziel sehen — das des Selbstbestimmungsrechts der Österreicher, über den „Anschluß" an Deutschland zu entscheiden. Das hätte man ohne weiteres riskieren können, weil damals wirklich kein Zweifel darüber bestand, daß die Österreicher ihr Land wieder haben wollten. Adolf Schärf hat das in seinen Erinnerungen über die Gespräche mit den Vertretern der Generalserhebung in Wien, Wilhelm Leuschner, noch im Krieg erklärt: „Die Liebe zum Deutschen Reich ist den Österreichern ausgetrieben worden."[9]

Es wäre falsch, wollte man die Tätigkeit der Exilierten nur aus dem politischen und aus dem kulturellen Blickwinkel sehen. In Schweden gab es unter den Flüchtlingen solche aus religiösen Gründen, also der jüdischen Religion angehörende oder aus ihr kommende. Es gab eine Anzahl politischer Emigranten, von denen der größte Teil Sozialdemokraten waren. Einige wenige gehörten dem bürgerlichen Lager an, unter ihnen auch der ehemalige Gesandte Carl Buchberger. Religiöse und politische Mitglieder dieser inhomogenen Gruppe hatten später nach ihrer Rückkehr nach Österreich Funktionen in der Kommunistischen Partei inne und natürlich auch bei den Sozialdemokraten. Nicht übersehen werden sollen die vielen hundert sogenannten Militärflüchtlinge, die es vorzogen, die deutsche Armee zu verlassen und für die wir einen eigenen Status erfanden, um sie vor der Auslieferung an die Sowjetunion zu bewahren.

Schon im Mai 1943 haben wir uns im Rahmen der Stockholmer „Kleinen Internationale" Gedanken über die Zukunft Österreichs gemacht, aber auch über die Zukunft der Welt:

Heute, nach 25 Jahren schrecklicher Erfahrungen, können wir feststellen, daß nur ein klein wenig mehr Klugheit bei den Herrschenden, etwas mehr politische Weitsicht und ökonomische Opferwilligkeit dazu gehört hätten, um uns und anderen viel Leid zu ersparen.

Wir österreichischen Sozialisten verstehen aus tiefstem Herzen, wie wichtig es ist, daß nach diesem Kriege andere Voraussetzungen gefunden werden. Damit die Arbeiterbewegung in unserem Lande eine bessere Gesellschaftsordnung aufbauen kann, müssen andere Verhältnisse draußen in der Welt bestehen. Wir wollen, daß unser Land wieder auferstehen soll, daß unsere Menschen wirklich unabhängig leben können, aber wir wissen, daß wir wirklich unabhängig nur leben können, wenn draußen in der Welt Freiheit herrscht.

Wir wissen heute noch nicht, wie die Welt nach dem Kriege aussehen wird. Aber wie sie aussehen soll, darüber müssen wir uns im klaren sein, und all unser Streben muß schon heute darauf eingerichtet werden. Wir demokratischen Sozialisten verlassen uns nicht auf die Handlungen der „Großen". Wir wissen, daß es die Massen sind, geleitet durch eine zielbewußte Arbeiterbewegung, von denen die neue Welt geschaffen werden muß.[10]

Ich möchte mit einer kurzen Charakterisierung der aktuellen Situation schließen: „Der Strom der menschlichen Geschäfte wechselt, nimmt man die Flut wahr, führet sie zum Glück, versäumt man sie, so muß die ganze Reise des Lebens sich durch Not und Klippen winden." In dieser Periode befinden wir uns heute. Gerade deshalb will ich denjenigen, die sich der Erforschung des Exils angenommen haben und es der Vergessenheit entreißen, danken.

Anmerkungen:

1 Felix von Luschan, „Rassen und Völker", in: *Ullsteins Weltgeschichte,* hrsg. von J. von Pflugk- Harttung, Band I: Altertum. Berlin 1910, 43.

2 Ebda., 41—79.

3 Otto Bauer, *Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie.* Wien 1924, 366ff.

4 Otto Bauer, *Werkausgabe.* Band 9. Wien 1980, 851 ff. *(Der sozialistische Kampf. La Lutte Socialiste,* 2. Juni 1938. Otto Bauer, *Nach der Annexion)*

5 Friedrich Adler, „Observations on the Situation in Occupied Austria", in: Julius Braunthal, *The Tragedy of Austria.* London 1948, 136—159.

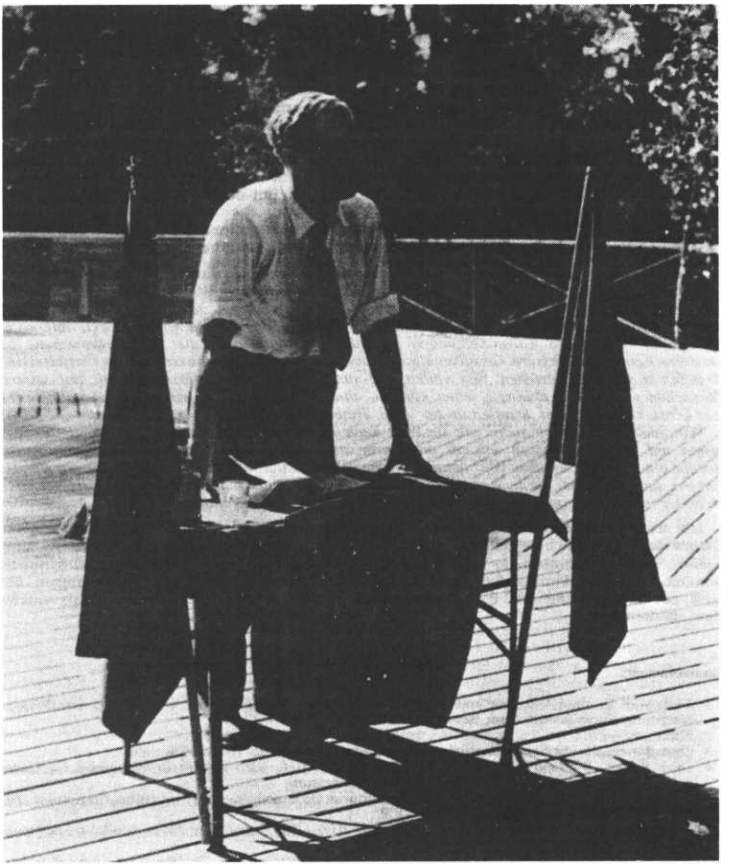
6 *Der junge Kreisky. Schriften. Reden. Dokumente 1931—1945.* Hrsg. von Oliver Rathkolb und Irene Etzersdorfer. Wien 1986, 173ff.

7 Otto Bauer, *Zwischen zwei Weltkriegen? Die Krise der Weltwirtschaft, der Demokratie und des Sozialismus.* Bratislava 1936.

8 Vgl. dazu Alois Reitbauer (der vom Verfasser genannte Freund), „In Schweden tätig für Österreich", in: *Schweden—Österreich.* 11. Jg. 2, 1988, 48.

9 Adolf Schärf, *Österreichs Erneuerung 1945—1955. Das erste Jahrzehnt der Zweiten Republik.* Wien 1955, 206.

10 Rathkolb/Etzersdorfer (Hrsg.), *Der junge Kreisky,* a.a.O., 264.



Bruno Kreisky in einem schwedischen Jugendlag

PETER EPPEL

Österreicher in der Emigration und im Exil 1938 bis 1945

Im folgenden wird der Versuch unternommen, einen Überblick über das österreichische Exil (Emigration) der Jahre 1938 bis 1945 im allgemeinen und das politische Exil im besonderen zu geben.

FLUCHT UND VERTREIBUNG

Zwischen März 1938 und November 1941 trieben die Nationalsozialisten durch diskriminierende Erlässe, Gesetze und offenen Terror mehr als 130.000' Österreicherinnen und Österreicher — eine Größenordnung, die etwa der Bevölkerung der Stadt Salzburg entspricht — in das Exil bzw. in die Emigration. Die Grenzen zwischen „Exil“ und „Emigration“ sind fließend.

Bertolt Brechts Definition, wonach Emigration freiwillige Auswanderung, nur Exil erzwungen sei, läßt sich nicht konsequent nachvollziehen, weil es unzählige Menschen gibt, die sich selbst sehr wohl als Emigranten verstehen, obwohl sie flüchten mußten. Diesem Beitrag liegt die Auffassung zugrunde, daß Exil Rückkehr voraussetzt, Emigration dauerhaften Charakter hat. So gesehen sind die Grenzen zwischen Exil und Emigration schon deshalb fließend, weil es keinesfalls immer von vornherein klar war, ob der (die) Betreffende heimkehren würde oder nicht.

Der Großteil der Vertriebenen waren „Juden“ im Sinne der nationalsozialistischen „Nürnberger Gesetze“ von 1935. Sie wurden aus sogenannten „rassischen“ Gründen vertrieben und dürften in der Mehrheit dem Mittelstand zuzurechnen sein.[2] Des weiteren befanden sich unter den Juden und Nichtjuden, die sich zur Flucht oder, falls sie im März 1938 gerade im Ausland waren, zum dortigen Verbleib gezwungen sahen, insbesondere politisch aktive Menschen, die sich dem NS-Regime verweigerten, sowie nonkonformistische Intellektuelle aus überwiegend wissenschaftlichen und kulturellen Arbeitsbereichen, die dem Verlust geistiger sowie moralischer Identität bzw. kreativer Verkümmerung entgehen wollten.

Österreich leistete in jenen Jahren „wahrscheinlich den gewaltigsten .Export* an Kultur, wissenschaftlichen Kenntnissen, .Sachverstand* und künstlerischer Qualität seiner Geschichte“? Sämtliche österreichischen Nobelpreisträger, die 1938 an einer österreichischen Universität wirkten, wurden damals entlassen und ins Exil getrieben.

Die vom NS-Regime zunächst beabsichtigte Vertreibung der jüdischen Bevölkerung wurde durch sogenannte „Beurlaubungen“, „Versetzungen in den zeitlichen Ruhestand“, „Arisierungen“, durch psychische und physische Zwangsmaßnahmen erzielt. Im August 1938 wurde zur Beschleunigung der „Auswanderung" sowie zum Zwecke der staatlich gelenkten „Schröpfung" der Vertriebenen die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Wien“ des Wiener Judenreferenten Adolf Eichmann errichtet. Im Oktober 1941 wurde jedoch jede Auswanderung verboten, und am 2. November 1941 ging „die letzte Auswanderungsgruppe von Wien via Portugal“ ab.[4]

AUFNAHME-, LEBENS- UND ARBEITSBEDINGUNGEN

Bis zur endgültigen hermetischen Schließung der Grenzen Hitler-Deutschlands für österreichische Juden hatten 128.500 von diesen, „also ungefähr zwei Drittel der vor dem März 1938 in Österreich ansässigen, das Land verlassen. 55.505 von ihnen waren in europäische Länder emigriert, 28.700 nach Nordamerika, 11.580 nach Mittel- und Südamerika, 28.172 nach Asien und dem Nahen Osten, 1880 nach Australien und Neuseeland, 644 nach Afrika.

Die meisten, 30.850, hatte Großbritannien aufgenommen. Ihm folgten die Vereinigten Staaten mit 28.615, China, hauptsächlich Shanghai, mit 18.124 und Palästina mit 9195. Auf dem europäischen Kontinent führte Italien mit der Aufnahme von 4460 österreichischen Juden, dann kam Belgien mit 4270, die Schweiz mit 2265, Polen mit 2260, Jugoslawien mit 1644, Frankreich mit 1615, Holland mit 1151, Ungarn mit 915.“[5] Nach Großbritannien, den USA und Palästina waren im Rahmen ihrer beschränkten Möglichkeiten Kuba, die Niederlande und Dänemark relativ aufnahmebereit.

Einerseits hätten viele menschliche Tragödien verhindert und viel mehr Menschenleben gerettet werden können, wenn sich das Ausland Hitler-Flüchtlingen gegenüber weniger fremdenfeindlich verhalten hätte, andererseits wurden auch in Ländern mit einer restriktiven Einwanderungspolitik unzählige Hilfsaktionen für österreichische Exilanten durchgeführt. Die österreichische Exilgeschichte der Jahre 1938 bis 1945 sollte die Österreicher des Jahres 1987 jedenfalls nicht zu pauschalen Vorwürfen gegenüber dem Ausland verleiten, sondern zu verstärkter Sensibilität gegenüber den Problemen von Asylwerbern, die nach Österreich kommen, und zu mehr praktischer Solidarität mit diesen. Ihre Probleme von heute ähneln unseren von gestern. 1938 konnten sich die wenigsten Flüchtlinge ihr Exilland aussuchen. Am Beginn der Flucht stand der Kampf um Besucher-Einwanderungs- oder Transitvisa, Arbeitserlaubnis, Schiffskarten, gültige Personal-und Reisedokumente, was für Österreicher mit besonderen Schwierigkeiten verbunden war, da sie Bürger eines nicht mehr existierenden Staates waren. Illegaler Grenzübertritt war mit der Gefahr, an die Gestapo überstellt zu werden, legaler Grenzübergang mit unglaublichen bürokratischen Schikanen verbunden. Österreicher, die in der Tschechoslowakei, in Frankreich, Belgien, Holland, Norwegen, Dänemark Zuflucht gesucht und gefunden hatten, wurden von der Gestapo verhaftet oder von Land zu Land weitergetrieben, als Hitler diese Länder überfiel und besetzte.

Selbst in Ländern, die die Deutsche Wehrmacht nicht besetzte, wurden Österreicher vorübergehend als „feindliche Ausländer“ eingestuft, verschiedenen Beschränkungen der persönlichen Freiheit unterworfen, interniert und auch deportiert.

Die Goebbelssche Propaganda, wonach es sich die Emigranten in den Kaffeehäusern von Paris, London oder New York gutgehen ließen, wirkt bis in die Gegenwart nach. Die Wahrheit ist aber, daß die meisten Emigranten bitterste materielle sowie seelische Not litten, also von der Wohltätigkeit und Solidarität von Glaubens- und Gesinnungsgenossen abhingen.

Die Aufnahme-, Lebens- und Arbeitsbedingungen waren in den einzelnen Ländern unterschiedlich, aber einige wesentliche Probleme waren wohl überall mit dem Exilleben verbunden: *Heimweh, das Gefühl des Ausgestoßenseins, des Unverstandenseins, der unüberbrückbaren Barrieren von Sprache, Tradition, Erziehung. Gewohnheit, familiären Bezügen, die den Emigranten von jenen trennen, unter denen er Asyl gefunden half* sowie der selbstquälende Vorwurf, im Vergleich zu den tot oder lebendig Zurückgebliebenen relativ verschont geblieben zu sein, bei gleichzeitiger Angst, vielleicht doch noch selbst an weiterer Verfolgung, Krankheit oder Armut zugrundegehen zu müssen.

Zu den größten Problemen, mit denen Österreicher im Exil — von der deutschsprachigen Schweiz abgesehen — fertigwerden mußten, gehörte die Umstellung auf eine neue Sprache.[7] Zum Heimweh kam häufig der Unwille, sich dem neuen Land mit seinen anderen Lebensbedingungen anzupassen und dadurch den Status quo des Exils als nicht nur vorübergehend anzusehen. Das Heimweh rief nicht selten das „Chez nous“-Syndrom der „Krankheit Exil“ hervor: die Gewohnheit, in zugunsten des Heimischen übertriebenen Vergleichen die Dinge „bei uns" als besser und zuverlässiger darzustellen. Die gegenteilige Reaktion äußerte sich in radikaler Ablehnung der Heimat und überschnellem, verkrampftem Sich-Anpassenwollen. Das Problem der „doppelten Loyalität“ stellte sich besonders drastisch nach Kriegsausbruch, als die einzige Alternative zu einem Schrecken ohne Ende nur noch in der Bekämpfung jener gesehen werden konnte, „denen man mit allen Fasern durch Herkunft, Kindheitserlebnisse, Landschaft, Freundschaft und Verwandtschaft immer noch verbunden war“.[8] Der Verlust all dessen, was bisher ihr Leben ausgemacht hatte, insbesondere beruflicher sowie sozialer Abstieg, bewirkte bei vielen Exilanten, daß sie unter dem Gefühl der Sinnlosigkeit ihrer Existenz litten und mit dem „Bernhardiner-Syndrom“ reagierten: der Gewohnheit, die

eigene Bedeutung in der Heimat maßlos zu übertreiben. „Von Leuten dieser Art wurde gesagt, sie gäben sich als Bernhardiner aus, obschon sie in ihrem Herkunftsland nur Dackel gewesen wären.“[9] Die gewaltsame Trennung von Familien infolge Vertreibung bewirkte nicht nur bei Kindern, die die Eltern verloren, einen Trennungsschock und gehört offenbar zu jenen Charakteristika des Exils, die die „Krankheit Exil“ als „vererbbar“ erscheinen läßt. In den nachfolgenden Generationen von Exilanten dürfte es relativ oft von neuem zersprengte Familien bzw. Wanderer zwischen zwei Welten geben.[10] Der Selbstmord Stefan Zweigs und viele andere Beispiele beweisen, daß das Exil in der Regel nicht nur nicht unbeschwerlich war, sondern mitunter eine tödliche Krankheit bedeutete.

Auf diesem Symposium haben emigrierte Wissenschaftler beeindruckt, die ihr Schicksal als Herausforderung, als Chance sahen und ganz außerordentliche Leistungen vollbrachten, die in Österreich gar nicht möglich gewesen wären — Sigmund Freud wird wohl nicht allein geblieben sein mit der ironischen Bemerkung: „Mir geht es in der Emigration so gut, daß ich geradezu versucht bin, ‚Heil Hitler!' zu rufen!“" —, aber die Mehrheit unter Österreichs Vertriebenen hatte es, wie Prof. Weisskopf in seinem Beitrag betonte, schwerer. Im allgemeinen dürfte die Umstellung auf zumeist völlig veränderte Lebens- und Arbeitsverhältnisse jüngeren Menschen leichter gefallen sein als älteren — das gilt besonders für das Erlernen der Fremdsprache —, Frauen etwas leichter als Männern,[12] und „Weltbürgern“ weniger schwer als Menschen, die zuvor kaum aus ihrer unmittelbaren Umgebung herausgekommen waren.

„UNPOLITISCHE MASSENEMIGRATION“

Ein erheblicher Teil der von den Nationalsozialisten aus Österreich Vertriebenen wurde früher oder später von Exilanten zu Emigranten, versuchten eine neue Existenz aufzubauen, sich zu assimilieren, die Staatsbürgerschaft des Aufnahmelandes zu erwerben, änderten eventuell den Namen. Aber auch unter diesen Emigranten gab es viele, die sich nicht völlig von Österreich abwandten, sondern im Gegenteil für Österreich eintraten durch die Mitarbeit in einer der unzähligen Exilorganisationen, in Gesprächen, Zeitungen, Verlagen, Radiosendungen, kulturellen Schriftenreihen und Veranstaltungen, Kabaretts, Theateraufführungen, Konzerten etc. Zu einem Zeitpunkt, als Österreich „weg war“, wie sich Prof. Mark ausdrückte, trugen sie durch Informationen über den wahren Charakter des Nationalsozialismus und über die alte Heimat zur nationalen Identitätsfindung Österreichs bei und wirkten so mit, daß Österreich 1945 wiedererrichtet werden konnte.

POLITISCHES EXIL

Unter jenem anderen Teil der österreichischen Hitler-Flüchtlinge, die konsequent mit der Rückkehr nach Österreich rechneten, den politischen Exilanten, die unzählige Exilorganisationen gründeten und Nachkriegskonzepte entwarfen, waren „links“: Sozialdemokraten, Revolutionäre Sozialisten, Kommunisten, marxistische Splittergruppen, „rechts": BürgerlichKonservative, Anhänger des Ständestaates, Legitimisten. Ein Spiegelbild der politischen Strukturen in der Heimat bot das österreichische Exil insofern nicht, als sehr wenige Spitzenfunktionäre der Christlichsozialen Partei bzw. des autoritäten Ständestaates ins Exil geflohen waren.

Die politische Arbeit aller Exilgruppen litt unter Geldmangel, Mißtrauen bzw. Gleichgültigkeit von Seiten der einheimischen Bevölkerung sowie unter den Konsequenzen aus der Tatsache, daß Österreichs Besetzung von den Alliierten ohne Protest hingenommen worden war und seine Befreiung erst durch die Moskauer Deklaration vom 1. November 1943 zum Ziel der Alliierten erklärt wurde.

Die politische Tätigkeit österreichischer Exilkommunisten wurde generell durch den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt, in Frankreich und in den USA, auch dadurch erschwert, daß dort das Bekenntnis zum Kommunismus schwerwiegende Konsequenzen gehabt hätte. Dennoch, und obwohl sie den Sozialisten auch im Exil zahlenmäßig weit unterlegen waren, dominierten auf der Linken die Kommunisten. Sie waren glänzend organisiert,

entfalteten eine rege Tätigkeit, und ihre Volksfrontpolitik innerhalb sogenannter Massenorganisationen bezog neben „unpolitischen" jüdischen Emigranten auch Legitimisten sowie Anhänger des autoritären Ständestaates ein.[13]

Auf der Rechten, die der kommunistischen Bündnisstrategie in unterschiedlichem Maße entgegenkam, hatten anfangs die Legitimisten ein deutliches Übergewicht, das auf ihre guten Beziehungen zu Regierungskreisen in England und Amerika zurückzuführen ist. Dazwischen standen die Sozialisten, die sich lange Zeit aus der Emigrationspolitik zurückhielten, und kleinere Gruppen von bürgerlichen Demokraten und Christlichsozialen, die sich erst sehr spät in England zu einer Vertretungskörperschaft ohne Kommunisten und Monarchisten zusammenfanden.[14]

NATIONALE FRAGE

Zur Entwicklung eines österreichischen Nationalbewußtseins trugen im Exil vor allem Schriftsteller bei. Aber auch alle österreichischen Exilgruppen, mit Ausnahme einiger Sozialisten, von denen Friedrich Adler der prominenteste war, traten spätestens zum Zeitpunkt der Moskauer Deklaration für Österreichs Unabhängigkeit sowie für die Forderung ein, von den Behörden der Exilländer als Österreicher (und nicht als Deutsche) anerkannt zu werden.

Nachdem das ZK-Mitglied der KPÖ Alfred Klahr im theoretischen Parteiorgan *Weg und Ziel* bereits im Frühjahr 1937 den Gedanken einer eigenen österreichischen Nation vertreten hatte, veröffentlichte das ZK der KPÖ, das damals noch in Prag agierte, am 12. März 1938 einen Aufruf zum Kampf für das Wiedererstehen eines freien und unabhängigen Österreich. Diese Parole wurde von den österreichischen Kommunisten später lediglich in der Zeit des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes weitgehend durch die Forderung nach dem Selbstbestimmungsrecht ersetzt. In der Frage der zukünftigen Staatsform Österreichs legten sie sich, unteranderem aus Rücksicht auf ihre Koalitionspartner, bis Kriegsende nicht fest." Die Exilorganisationen der Bürgerlich-Konservativen und Anhänger des Ständestaates hatten in der nationalen Frage zwar unterschiedliche Zukunftsvorstellungen, aber eine gemeinsame Aversion gegen die Annexion und die „preußisch-protestantische Überfremdung" Österreichs. Die Legitimisten traten für Österreichs Unabhängigkeit ein und propagierten gleichzeitig die Errichtung einer Donaufoderation, die wohl zur Restauration der Habsburgermonarchie unter Einbeziehung der Nachbarländer führen sollte. Persönlich appellierte Otto Habsburg-Lothringen am 15. März 1938 in Paris „an das Gewissen aller Völker, [...] das österreichische Volk in seinem unbeirrbaren Willen nach Wiedergewinnung der Unabhängigkeit und Freiheit zu unterstützen."[16] Als aber im Jahre 1945 Karl Renner die Unabhängigkeit der Republik Österreich proklamierte, bemühte sich Otto Habsburg sehr, die Regierung Renner von den USA aus in Mißkredit zu bringen. Die Haltung österreichischer Sozialdemokraten und Revolutionärer Sozialisten im Exil in der sogenannten nationalen Frage sei ein wenig ausführlicher skizziert, weil diese Haltung immer wieder ex-post als geradezu unmoralisch verurteilt wird:

Otto Bauer, der bedeutendste Führer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs, veröffentlichte etwa vier Wochen vor seinem Tod im *Sozialistischen Kampf* vom 2. Juni 1938 von Paris aus die nachstehenden Sätze: [...] *Aus all diesen Erwägungen müssen wir uns, um mit Engels zu reden, der vollzogenen Tatsache der Annexion gegenüber kritisch verhalten, aber nicht reaktionär. Wir haben in unversöhnlicher Kritik an der despotischen Herrschaft des deutschen Faschismus das österreichische Volk zu überzeugen, daß seine gewaltsame Unterwerfung unter die Tyrannei des Dritten Reiches nicht der Anschluß, nicht die nationale Einheit in Freiheit ist. die wir in den Tagen des Zusammenbruches der Habsburgermonarchie gewollt haben. Aber die Parole, die wir der Fremdherrschaft der faschistischen Satrapen aus dem Reiche über Österreich entgegensetzen, kann nicht die reaktionäre Parole der Wiederherstellung der Unabhängigkeit Österreichs sein, sondern nur die revolutionäre Parole der gesamtdeutschen Revolution, die allein mit den anderen deutschen Stämmen auch den österreichischen Stamm der Nation von der Gewaltherrschaft der faschistischen Zwingherren befreien kann.*[17]

Joseph Buttinger, der in Österreich an der Spitze der Revolutionären Sozialisten gestanden

war, und seine amerikanische Frau Muriel haben zwar europäischen Exilanten ein unglaubliches Maß an Hilfe zukommen lassen, aber Buttinger zog sich seit dem Tag von Pearl Harbor (7. Dezember 1941) konsequent von jeglicher Form der Exilpolitik zurück, weil er die Überzeugung gewonnen hatte, daß der Sieg der Alliierten im Zweiten Weltkrieg die erhoffte Revolution und eine autonome sozialistische Entwicklung unmöglich machen werde.[18]

Im Sinne Otto Bauers dominierte im sozialistischen Exil bis zur Niederwerfung europäischer Länder durch Hitler die Vorstellung, daß eine gesamtdeutsche Revolution, danach die Erwartung, daß eine gesamteuropäische Revolution mit womöglich sozialistischem Inhalt den Nationalsozialismus besiegen werde. Konzepte eines unabhängigen Österreich vertraten bei den Exilsozialisten vor der Moskauer Deklaration lediglich einzelne Personen wie Otto Leichter in New York bzw. der Klub österreichischer Sozialisten in Schweden in der Stockholmer Resolution vom 28. Juli 1943.[19] Daß die Exilsozialisten in Schweden sich für die österreichische Unabhängigkeit einsetzten, war vor allem das Werk Bruno Kreiskys.[20]

Nach der Moskauer Deklaration vertraten auch unter Exilsozialisten nur noch wenige ein anderes Konzept als das der österreichischen Unabhängigkeit. Der prominenteste und am heftigsten attackierte „Abweichler" war Friedrich Adler, der Sekretär der Sozialistischen Arbeiter-Internationale. Friedrich Adler blieb nach der Moskauer Deklaration konsequent bei der Meinung, daß die Österreicher im Land selbst über ihre Zukunft entscheiden sollten, daß allerdings die Rückkehr zum Kleinstaat Österreich wiederum zur „Schachfigur im diplomatischen Spiel" machen würde, internationale Solidarität und politische Moral gegen den österreichischen Separatismus sprächen, das Bekenntnis zur österreichischen Nation die Flucht aus der historischen Verantwortung dafür bedeute, daß zu den ärgsten NS-Verbrechern Hitler, Seyß-Inquart und viele andere Österreicher gehörten.[21]

KEINE EXILREGIERUNG

Die ersten einer ganzen Reihe von gescheiterten Versuchen zur Bildung einer offiziell anerkannten Auslandsvertretung Österreichs gingen von Paris aus, wo unter anderem in den ersten Kriegstagen das „Conseil National Autrichien" unter dem Altersvorsitz des ehemaligen (christlichsozialen) Bundesministers Hans Rott zusammentrat, und Ende 1939 der österreichische Pharmakologe Univ. Prof. Richard Wassitzky die Gründung eines „Office Autrichien" initiierte.

Danach gründete Hans Rott im Oktober 1940 von Toronto aus ein „Free Austrian Movement" als Sammelbewegung zur Wiederherstellung eines unabhängigen Österreich, im September 1941 in den USA das „Free Austrian Nation Council", das sich als Rechtsnachfolger der letzten österreichischen Regierung bis März 1938 und als legitime österreichische Vertretung in den USA betrachtete. Sich selbst übertrug Hans Rott die Funktion eines provisorischen Bundespräsidenten und Willibald Plöchl (vormals Wiener Univ.-Doz. für Kirchenrecht) die Funktion eines provisorischen Bundeskanzlers. Rott, der als Minister ohne Portefeuille der Regierung Schuschnigg angehört hatte, berief sich dabei auf Bestimmungen, die die Maiverfassung des autoritären Ständestaates aus dem Jahre 1934 für den Fall der Verhinderung von Bundespräsident und Kanzler vorgesehen hatte. Rotts Pläne scheiterten ebenso wie der in London von Robert Habsburg unternommene Versuch, ohne Einbeziehung des politischen Exils ein anerkanntes Treuhänderkomittee unter dem Vorsitz des ehemaligen Botschafters Sir George Frankenstein zu bilden, oder der in den USA von Otto Habsburg geförderte Versuch, eine österreichische Exilregierung unter der Führung Richard Coudenhove- Kalergis (Otto Habsburgs Vorgänger als Präsident der Paneuropa-Bewegung) zu installieren. Berthold König, in Österreich Zentralsekretär der Eisenbahnergewerkschaft, schrieb Couden- hove-Kalergi am 25. November 1941 von Los Angeles nach New York: *Ich meine, daß über das Schicksal und die zukünftige internationale Stellung Österreichs nicht im Ausland weilende Emigranten, sondern einzig und allein das österreichische Volk unbeeinflußt und frei zu entscheiden habe, wobei ich persönlich für eine freie, demokratische Republik bin. Es ist mir jedoch unmöglich, Ihre mir eingesandte Erklärung zu unterschreiben, die von einem fünfjährigen heroischen Kampf um die Erhaltung der Selbständigkeit und Freiheit Österreichs spricht, einer Regierung, die mit Mussolinis Hilfe an die Macht gelangt war und sich durch blutige Verfolgun-*

gen meiner Partei und Einkerkerung deren Mitglieder an der Macht zu erhalten suchte. Es ist verwunderlich. daß Sie mich als .führende österreichische Persönlichkeit im Exil' zur Unterschrift einladen, obwohl es die Regierung Dollfuß-Schuschnigg war, die mich im Februar 1934 als vogelfrei erklärte und mich im April 1934 meiner österreichischen Staatsbürgerschaft beraubte. Obwohl ich persönlich — da ich nur persönlich und in niemandes Namen zu sprechen berechtigt bin —für die Unabhängigkeit und Freiheit der österreichischen Republik einzutreten jederzeit bereit bin, kann ich für die Erreichung dieses Zieles niemals gemeinsam mit Leuten kämpfen, die, um sich an der Macht zu erhalten, gegen mich und meine Parteigenossen nur blutigen Terror und Rechtsraub gebrauchten. Die österreichische Arbeiterschaft war jederzeit und auch im März 1938 bereit, mit Einsatz ihres Lebens den Kampf gegen Hitler aufzunehmen, und nur die Weigerung Schuschniggs, ihr die einfachsten geraubten Freiheitsrechte wiederzugeben, vereitelte, diese entschlossene mutige Einsatzbereitschaft zum Kampf zur Tat werden zu lassen. [.. ,][22]

Diverse Versuche zur Bildung einer anerkannten Exilregierung Österreichs wurden von Exilsozialisten abgelehnt, die die fehlende Verbindung zur Heimat kritisierten, die Toten des Februar 1934 sowie die Abschaffung ihrer Rechte zu lebhaft in Erinnerung hatten, die rechtsstehende Emigration für unrepräsentativ hielten und/oder die gesamtdeutsche bzw. europäische Revolution in den Vordergrund ihrer Überlegungen stellten. Die Unterschiedlichkeit der Standpunkte innerhalb der und zwischen den einzelnen Exilgruppen, der keineswegs nur von Nationalsozialisten angeprangerte sogenannte „Emigrantenstreit“, hat gemeinsames Vorgehen erschwert. Sich daran zu stoßen, ist aber „ebenso unvernünftig wie das gelegentlich geäußerte Bedauern über die Meinungsvielfalt in der Demokratie“,[25] und der Vorwurf, „politische Querelen hätten die Bildung einer Exilregierung verhindert und damit den langen Leidensweg der Besatzung bis zum Staatsvertrag verschuldet [...], ist natürlich unhaltbar".[24] Die Westmächte anerkannten nur Exilregierungen ihrer Bundesgenossen und waren lange Zeit unsicher bezüglich der Nachkriegsgestaltung Österreichs, aberentschlossen, diese nicht einer österreichischen Auslandsvertretung zu überlassen. Die Sowjetunion orientierte sich früher auf die Wiederherstellung eines unabhängigen Österreich, verhielt sich aber gemäß der Überzeugung, „daß sich nach der Befreiung in Österreich selbst die politischen Kräfte für die Bildung einer Regierung finden werden — wie es dann auch im April 1945 geschah“.[25] Die Charakterisierung als weitverzweigte „Dachorganisation“ trifft von allen österreichischen Exilorganisationen am ehesten auf das „Free Austrian World Movement“ (FAWM) zu. Die österreichischen Kommunisten in Großbritannien hatten zunächst ein „Council of Austrians“ gegründet, das danach zum „Free Austrian Movement in Great Britain“ (FAM) und noch später zum FAWM ausgebaut wurde. Schon dem FAM waren alle konservativen und bürgerlichen Gruppen des „Anderen Österreich“ beigetreten, nicht aber die Sozialisten. Das Programm des FAWM umfaßte bei seiner Gründung am 11. März 1944 nachstehende 10 Punkte:

1. *Wiederherstellung eines unabhängigen und demokratischen Österreich.*
2. *Unterstützung der nationalen Freiheitsbewegung in Österreich, welche die Entwicklung eines Volkskrieges gegen die deutsche Fremdherrschaft zum Ziele hat.*
3. *Mobilisierung der Österreicher im Kampf der Vereinten Nationen für den Sieg über Hitlerdeutschland und seine Verbündeten.*
4. *Errichtung einer österreichischen Kampfeinheit.*
5. *Enge Zusammenarbeit mit allen Staaten auf der Basis der Moskauer Deklaration über Österreich.*
6. *Unterstützung der in der Atlantik Charta niedergelegten Prinzipien.*
7. *Bestrafung der Verräter Österreichs und der Kriegsverbrecher.*
8. *Bereitstellung von Nahrungsmitteln und Rohmaterialien für das befreite österreichische Volk.*
9. *Die Bildung eines von den Alliierten anerkannten Komitees, das als Treuhänder der Interessen Österreichs und der Österreichischen Freiheitsfront, gestützt auf die Einheit der Auslandsösterreicher, imstande sein wird, dem nationalen Unabhängigkeitskampf unseres Volkes die wirkungsvollste Unterstützung zu geben.*
10. *Einheit der Österreicher in allen Ländern zur Erreichung dieser Zielsetzungen.*[2]*'

Dem FAWM schlossen sich unter anderem nach dem Muster des Londoner FAM entstandene Gruppen in Lateinamerika, in einer Reihe von asiatischen Asylländern (meist unter

britischer Kolonial- oder Mandatsherrschaft), in den USA, in Australien, Palästina, Ägypten, Südafrika sowie in den befreiten westeuropäischen Ländern an.[27]

ÖSTERREICHS BEITRAG ZU SEINER BEFREIUNG

Am 1. November 1943, zu einem Zeitpunkt, als der bevorstehende Zusammenbruch des nationalsozialistischen Staates dank des Vormarsches der Alliierten offenkundig war, veröffentlichten die USA, Großbritannien und die Sowjetunion als Teilergebnis einer Konferenz in Moskau gemeinsam die „Moskauer Deklaration über Österreich". Darin wurde unter anderem der Wunsch nach einem freien und unabhängigen Österreich sowie die Nichtanerkennung des „Anschlusses" artikuliert und Österreich „daran erinnert, [...] daß, anläßlich der endgültigen Abrechnung, Bedachtnahme darauf, wieviel es selbst zu seiner Befreiung beigetragen haben wird, unvermeidlich sein wird".[28]

Unzählige Exilösterreicher empfanden die Moskauer Erklärung als Ermunterung zu verstärkter Anstrengung im Sinne des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus und leisteten ihren Beitrag zur Befreiung Österreichs als Soldaten, Militär- oder Regierungsberater, indem sie die militärische und psychologische Kriegsführung der alliierten Streitkräfte über den Rundfunk, durch Geheimdienstätigkeit und durch Kontakte zu Kriegsgefangenen sowie in Form wissenschaftlicher Mitarbeit an kriegswichtigen Projekten unterstützten und nicht zuletzt dadurch, daß sie sich in den besetzten Ländern örtlichen Widerstandsgruppen anschlossen, in einigen Fällen auch, als französische Fremdarbeiter getarnt, in die besetzte Heimat zurückschicken ließen.

So hat beispielsweise in den USA Willibald Plöchl Spionageberichte im Hinblick auf kriegswirtschaftliche Entwicklungen auf dem Gebiet des ehemaligen Österreich analysiert, Otto Halpern dem amerikanischen Militär bei Kriegsbeginn eine neuartige Gegenradaranlage, Albert Loewy bei Kriegsende ein Handbuch geliefert, das die ein marschierenden Truppen mit den österreichischen Verhältnissen vertraut machte, sowie als juristischer Berater des kommandierenden Generals wichtige Dienste im Sinne guter Kooperation zwischen der amerikanischen Besatzungsmacht und dem Nachkriegsösterreich geleistet.[29]

Etwa 10.000 Österreicher dürften in alliierten Armeen gekämpft haben.[30] Sie gingen damit ein hohes Risiko ein, viele von ihnen starben im Kampf oder nach der Gefangennahme, nicht wenige erhielten hohe Auszeichnungen und Offiziersränge. Von den rund 1650 Österreichern, die in den Jahren 1936 bis 1939 im Spanischen Bürgerkrieg auf der Seite der Spanischen Republik gegen die Truppen Francos, Hitlers und Mussolinis kämpften, fielen mehr als 200.[31] In französischen Armeen dienten mindestens 4000 Österreicher „als prestataires, als Art Hilfssoldaten ohne Waffen",[32] oder kämpften mit der Waffe in der Hand, beispielsweise als Fremdenlegionäre in Nordafrika. Zu den britischen Streitkräften meldeten sich rund 3500 Österreicherinnen und Österreicher. Frauen versahen bei den Briten beispielsweise als Flughostessen Kriegsdienst, männliche Österreicher meldeten sich zu sämtlichen britischen Waffengattungen, nachdem das britische Parlament im April 1943 die Zustimmung gegeben hatte. Davon abgesehen, waren viele Österreicherinnen in Uniform- und Kriegsausrüstungsbetrieben beschäftigt. Die Aufstellung einer österreichischen Kampfeinheit verlief — von Spanien abgesehen — nur in Jugoslawien erfolgreich, obwohl entsprechende Versuche auch in Frankreich,[33] Großbritannien,[34] Schweden,[35] USA sowie in der Sowjetunion unternommen wurden. In den USA wurde im November 1942 das sogenannte selbständige Infanteriebataillon Nr. 101 als österreichische Truppeneinheit, als „Austrian Battalion", aufgestellt, bestand am 2. April aus 199 Mann, die keineswegs nur Österreicher waren, und wurde am 3. Mai 1943 wieder aufgelöst. Das „Austrian Battalion" war von einem sogenannten „Military Committee for the Liberation of Austria" des Otto Habsburg, der sich „Otto of Austria" nannte, propagiert und anfangs von einigen konservativen österreichischen Exilanten sowie Präsident Roosevelt und Teilen des State Department unterstützt worden.

Otto Habsburg dürfte im „Austrian Battalion" vor allem einen Schritt auf dem Weg zur Anerkennung eines unabhängigen, über die Grenzen von 1937 hinausgehenden Österreich unter seiner Führung gesehen haben und war nicht bereit, den Vorsitz im „Military Committee for the Liberation of Austria" abzugeben. Die geringe Zahl der freiwilligen Zu-

meldungen und die vielen Protestaktionen von Republikanern — vor allem Sozialdemokraten — aus österreichischen Emigrationskreisen, Vertretern der anderen Nachfolgestaaten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, Protestaktionen, die das rasche Ende der Einheit herbeiführten, drückten vor allem den Unwillen aus, die Monarchisten, nur weil der amerikanische Präsident eine Vorliebe für „gekrönte" Häupter habe, als repräsentativ anzuerkennen.[36]

Der Meinung Franz Goldners, daß die Bewilligung zur Aufstellung des „Austrian Battalion" den „einzigen erfolgreichen Versuch einer politischen Emigrationsgruppe aus Österreich" bedeute, „in irgendeiner Form die Anerkennung der Selbständigkeit Österreichs zu erreichen",[37] kann sich der Verfasser nicht anschließen. Tatsache ist, „daß einzig Jugoslawien [...] die Aufstellung einsatzfähiger österreichischer Einheiten auch faktisch ermöglichte".[38] In Jugoslawien wurden 1944 bis 1945 fünf österreichische Bataillone aufgestellt, von denen das I. Österreichische Bataillon in Stärke von etwa 100 Mann auf der Seite von Titos Partisanenarmee tatsächlich zum militärischen Kampfeinsatz gelangte und darüber hinaus besonders die Bevölkerung Kärntens sowie der Steiermark mittels Flugblatt- und Rundfunkpropaganda zur Unterstützung der Partisanen aufrief. Die Angehörigen des 1. Bataillons, unter österreichischer Kommandoform, trugen jugoslawische Uniformen mit dem österreichischen Wappen auf dem linken Oberärmel. Das Kaderpersonal der fünf Bataillone wurde großteils aus der Sowjetunion eingeflogen; Friedl Fürnberg und andere kamen aus dem Moskauer Exil.

Wenngleich auch in französischen, englischen, ägyptischen und amerikanischen Kriegsgefangenenlagern der Kontakt von Exilanten mit Kriegsgefangenen deren Weg aus den Lagern in die alliierten Armeen förderte, so wurde doch in der Sowjetunion auf die Arbeit in den Kriegsgefangenenlagern besonderer Wert gelegt. Durch Schulungs-und Kulturarbeit, Lehrtätigkeit und „Wandzeitungen" wurden dort österreichische Kriegsgefangene in sogenannten „Antifa-Schulen" von Exilanten „zu Österreichern, zu Feinden der deutsch-faschistischen Ideologie und zu Freunden der Sowjetunion, zu allen freiheitsliebenden Völkern und besonders auch den slawischen Nachbarvölkern Österreichs" erzogen.[39] Willy Verkauf-Verlon beteiligte sich als Exilant in Palästina bei einem Propagandasender der britischen Armee in der Abteilung „Psychological Warfare" an Sendungen für österreichische Kriegsgefangene in afrikanischen Lagern und für österreichische Soldaten in Jugoslawien. Antifaschistisch eingestellte Kriegsgefangene aus Österreich stenographierten die Sendungen mit und gestalteten daraus kleine Flugblätter, die dann verteilt wurden. Fritz Bock — nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Vizekanzler der Zweiten Republik — gestaltete zunächst von Paris aus, unter der Losung „Harret aus! Österreich wird wieder frei!", Eduard März von Boston aus, unter der Losung „Freiheit Österreich!", Radio-Sendereihen, die ins besetzte Gebiet, speziell nach Österreich ausgestrahlt wurden und zum Widerstand aufriefen. Die erwähnten und unzählige vergleichbare Sendungen von Robert Bauer, Ernst und Walter Fischer, Prälat Johannes Österreicher, Clementine Zernik, Erwin Zucker-Schilling etc. wurden — wie Gerichtsurteile bezeugen — gehört, obwohl, wer das Gehörte weitererzählte, mit der Todesstrafe rechnen mußte.

Sehr gefährlich war auch die Tätigkeit jener Exilanten, die sich in den besetzten Ländern, einzeln oder in Gruppen organisiert, den Widerstandsbewegungen anschlossen. Aus dem Exilwiderstand in Belgien sei das Beispiel der „Mädel-" und „Streugruppen" herausgegriffen: Gruppen von zwei bis drei Mädchen gingen in Lokale, in denen Soldaten der deutschen Wehrmacht verkehrten, versuchten, diese von der Sinnlosigkeit des Krieges sowie von der notwendigen Eigenstaatlichkeit Österreichs zu überzeugen und forderten sie beim zweiten oder dritten Rendezvous auf, mitgebrachtes Propagandamaterial in den Kasernen aufzulegen. [4U] Auch in Frankreich gehörten zur Widerstandstätigkeit der Exilanten die illegale Herstellung und Verbreitung von Zeitungen sowie Flugblättern, die Streuung und Übergabe der Schriften, Fälschung von Dokumenten, verschiedenste Arten von Sabotage etc.
Von den ca. 25 Österreichern, die von der Resistance, als französische Fremdarbeiter getarnt, nach Österreich zurückgeschickt wurden, um Widerstandsgruppen in den Betrieben zu organisieren und die Verbindung zum heimischen Widerstand herzustellen, entging nur ein einziger — Egon Kodicek — der Verhaftung.[41]

In den Akten alliierter Geheimdienste findet man sowohl Beschreibungen und Zeich-

nungen kriegswichtiger Ziele in Österreich aus der Feder österreichischer Exilanten als auch Hinweise darauf, daß Österreicher als Agenten alliierter Geheimdienste — vor allem gegen Kriegsende — mit dem Fallschirm über dem Gebiet des Deutschen Reiches absprangen, um den alliierten Kontrollstellen über Funk geheimdienstliche Informationen zukommen zu lassen und zukünftiges Frontgebiet zu erkunden bzw. für eine möglichst widerstandslose Übergabe an die alliierten Truppen vorzubereiten.

Trotz alledem gewinnt man aus den Akten der Alliierten den Eindruck, daß als Österreichs „eigener Beitrag zu seiner Befreiung" im Sinne der Moskauer Deklaration fast ausschließlich die Hilfeleistung in der Heimat agierender politischer Kräfte bei der Befreiung 1945 gewertet wurde. Merkwürdigerweise dürften auch die österreichischen Gesprächspartner bei den zehnjährigen Verhandlungen um den Staatsvertrag die Moskauer Beitragsklausel fast nie auf Exiltätigkeit bezogen haben, und wenn sie es ausnahmsweise doch taten, so unter Einengung auf den Exil widerstand mit der Waffe in der Hand.[42]

SCHWIERIGE HEIMKEHR

Nur wenige der von den Nationalsozialisten aus ihrer Heimat vertriebenen Österreicher sind nach dem Krieg zurückgekommen und zwar aus mehreren Gründen: Weil man nicht die Kinder entwurzeln, nicht mühsam erworbene berufliche Positionen und Freunde aufgeben wollte; weil man dem Immigrationsland gegenüber Dankbarkeit und Wertschätzung empfand; weil Aus- sowie Einreisebewilligung zu erhalten anfangs mit Schwierigkeiten verbunden war, Österreich in den Nachkriegsjahren arm und besetzt war; weil die Erinnerungen an in der alten Heimat erlittenes Unrecht und Leid mit der vielfach berechtigten Angst verbunden waren, zumindest erneut auf Ablehnung zu stoßen.[43] Immer wieder trifft man auf die Enttäuschung jener Mehrheit der Vertriebenen, die nicht zurückgebeten wurden. Es ist richtig, daß der Repatriierungsmöglichkeit in der unmittelbaren Nachkriegszeit — hinsichtlich Einreiseerlaubnis, Wohnungsbeschaffung und Verwendungsmöglichkeit — natürliche Grenzen gesetzt waren. Der Verfasser teilt aber auch nach Bruno Kreiskys Worten auf diesem Symposium nicht jene Meinung, die Nationalbankpräsident Heinz Kienzl 1986 im *Austria Today* äußerte, wonach die Aufforderung zur Rückkehr der Vertriebenen in den Jahren 1945 bis 1955 aufgrund der damals herrschenden wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse verantwortungslos gewesen wäre.[44]

Tatsächlich blieben Einladungen zur Rückkehr nicht zuletzt deshalb Ausnahmefälle, weil jener österreichische Antisemitismus, der bereits dem Nationalsozialismus als Wegbereiter gedient hatte, sowie die Goebbelsche Propaganda gegen die „vaterlandslosen Gesellen" und „Landesverräter" nachwirken und nicht wenige Österreicher um ihre Positionen bzw. um ihre „arisierten" Wohnungen, Möbel oder Geschäfte fürchteten.
Sogar ein österreichischer Emigrant in den USA, „G. B." (Georg Bittner?), schrieb, daß man das Judentum im Nachkriegsösterreich beschränken solle, um das Nazitum zu unterdrücken.[45] Die SPÖ besetzte im Nationalrat der Jahre 1945 bis 1949 4 von 76 Mandaten mit ehemaligen Exilanten (KPÖ 3 von 4), in den Jahren 1949 bis 1953 5 von 67 (KPÖ 4 von 5)[46] und achtete darauf, nicht wieder in den Ruf einer Judenpartei zu kommen.[47] Aufbürgerlich-konservativer Seite waren, wie erwähnt, wenige Funktionäre ins Exil gegangen, und von diesen hatten die Katholiken Hans Rott und Ernst Karl Winter sich ihre Rückkehr zweifellos anders vorgestellt. Hingegen wurden die österreichischen Exilanten in der Sowjetunion, die Hitlers Krieg, aber auch die stalinistischen Säuberungen überlebt hatten, unmittelbar nach Kriegsende mit Hilfe der sowjetischen Besatzungsmacht zurückgeholt, sodaß im ZK der KPÖ 1947 unter 39 Mitgliedern 26 ehemalige Exilanten, im Laufe der fünfziger Jahre gar 40 unter 60 waren.[48]

Die Art und Weise, wie Viktor Matejka als Wiener Stadtrat für Kultur und Volksbildung die exilierten österreichischen Künstler und Wissenschaftler in unzähligen Briefen zur Rückkehr einlud, ist bis heute einmalig geblieben, obwohl Matejka seither etliche Bundes- sowie Landesregierungen und die politischen Parteien zur Nachahmung aufgefordert hat.[44] Matejkas Korrespondenz dokumentiert unteranderem, wie sehr sich Exilösterreicherdamals bemühten, der alten Heimat Lebensmittel, Geldspenden, Kleider, Bücher etc. zukommen zu

lassen und, daß sie an das Nachkriegsösterreich Erwartungen herantrugen, die bis heute nicht befriedigt worden sein dürften. So schrieb beispielsweise Dr. Kurt H. Jabloner aus Caracas (Venezuela) an Matejkaam9. Februar 1946 die Zeilen: *[...] Nach wie vor verfolgen wir Österreicher im Ausland die leider allzu spärlichen Nachrichten aus der Heimat mit leidenschaftlichem Interesse. [...] Die offensichtlich nicht genügend bekämpften antisemitischen Demonstrationen in Kinos [...,] die — von Seiten der Betroffenen erklärliche, aber wieder anscheinend nicht genügend energisch zurückgewiesene — Abneigung, den geraubten jüdischen Besitz zurückzuerstatten. das Auf tauchen politischer Persönlichkeiten an wichtigen Posten mit eindeutig antisemitischer Vergangenheit, dies alles zusammen mit der, auch offiziellerseits zugegebenen allzu langsamen Denazifizierung Österreichs in politischer und administrativer Hinsicht lassen es dem patriotischen, jüdischen Auslandsösterreicher mehr und mehr fraglich erscheinen, ob das Land, welches seines war und welches er als sein Vaterland betrachtet, dies auch sein* will. *Ob er und die Seinen dorthin zurückkehren können ohne Gefahr zu laufen, als Staatsbürger zweiter Klasse betrachtet zu werden oder gar neuen Verfolgungen ausgesetzt zu werden. /. ..] Um wieviel leichter wäre für uns. die wir in der österreichischen Bewegung arbeiten, unsere Arbeit, wenn wir unseren Leuten sagen könnten: Es ist wahrhaft ein neues Österreich, für das Ihr gebt, für das Ihr werbet, für das Ihr Anerkennung. Hilfe. Verständnis und wirtschaftliche Stützpunkte erkämpft! Es ist ein Land, das Euch freudig begrüßt als seine Söhne, die heimkehren oder die, wenn sie im Ausland bleiben, als Pioniere Österreichs, seiner Wirtschaft, seiner Kultur, seiner Weltgeltung betrachtet werden. [...] Was wir brauchen, ist Eure moralische Unterstützung unserer Arbeit: vor allem ein klares, eindeutiges Bekenntnis, daß der Antisemitismus niemals wieder ein Werkzeug der österreichischen Politik sein darf, daß er proskribiert ist und daß Regierung und Parteien ihr ganzes moralisches Gewicht dafür einsetzen, daß diese unselige politische Vergangenheit durch Aufklärung und Erziehung endgültig begraben werde.* […][50]

In einem Schreiben Jabloners vom März 1947, dessen Veröffentlichung im *Österreichischen Tagebuch* vom 10. Mai 1947 Matejka veranlaßte, heißt es: [.../ *Wir haben volles Verständnis für die übergroßen, oft unmenschlich schweren Aufgaben, welche sich täglich den Mitgliedern der Regierung, den politischen Parteien, kurz allen, die die Verantwortung für das Wiedererstehen des neuen, freien Österreich tragen, entgegentürmen. Wir verstehen ganz gut, daß die Alltagssorgen zu übermächtig sind, daß vieles ungetan bleiben muß. was man unter leichten Umständen tun würde. [...] Worauf wir seit bald zwei Jahren warten [...]. das ist. daß man unsere Existenz zur Kenntnis nimmt. Wir warten auf das Bekenntnis, daß Österreich auf seine Mitbürger im Ausland Wert legt, daß es sie weiter als Mitbürger haben will, ob sie nun zurückkehren oder im Ausland bleiben wollen. Daß Österreich dankbar ihres Ausharrens, ihres Festhaltens am Begriff Österreich in schwerster Zeit und trotz des Schweren, das sie erduldet hatten, gedenkt, daß es die bereits geleistete Hilfe zur Kenntnis nimmt und weitere, weit größere und ausgiebigere Hilfe verlangt! [.. J Wir warten darauf, daß das neue Österreich Gebrauch macht von den Anerbieten großer österreichischer Forscher. Lehrer und Techniker, zurückzukehren, oftmals aus guten Positionen, um am Wiederaufbau mitzuarbeiten. Wir warten darauf, daß Österreich Gebrauch macht von den ungeheuren Möglichkeiten in wirtschaftlicher, geistiger, kultureller und propagandistischer Hinsicht, welche im Vorhandensein vieler tausender Patrioten in der ganzen Welt, in der Existenz österreichischer Vereine und Kulturzentren in allen Teilen der Erde liegen. [...] Wir warten mit einem Wort darauf, ob das neue, freie, demokratische Österreich uns Auslandsösterreicher als solche haben will oder nicht. Es ist nicht gut, wenn erst gewartet wird, bis man eine unangenehme, sicher oft übertriebene Auslandsmeldung dementieren will oder muß. um die Bereitwilligkeit Österreichs, alle guten Österreicher als solche zu begrüßen, hervorzuheben. Man soll positive Gelegenheiten suchen, nicht auf negative warten.* [...] [51]

Allen Heimkehrern der ersten bzw. zweiten Stunde bot sich der trostlose Anblick eines Landes, das wirtschaftlich darniederlag, aber ansonsten machten die aus dem Exil Zurückkehrenden sehr unterschiedliche Erfahrungen: Noch bevor es Franziska Tausig und ihrem Mann 1938 gelungen war, selbst nach Shanghai zu entkommen, hatten sie ihren damals 16 Jahre alten Sohn, den heutigen Burgschauspieler Otto Tausig, in einem von Quäkern geführten Kindertransport nach London geschickt. Als Franziska Tausig 1947 zurückkehrte, wurde sie am Bahnhof von einem sichtlich verlegenen jungen Mann gefragt: „Entschuldigung, gnädige Frau, sind Sie vielleicht meine Mama?“[52] Der bedeutende Wiener

Architekt und Städteplaner“, Victor Gruen, der „Vater des Einkaufszentrums", mußte nach seiner Rückkehr als erstes beweisen, daß er zum Führen des Titels „Architekt“ berechtigt sei. Er gewann den Prozeß gegen die Architektenschaft, aber die klagende Partei bestand darauf, daß sein Titel mit „c“ geschrieben würde, also „Architect“.[5]

Bruno Kreisky wurde zunächst von den Amerikanern an der Rückkehr gehindert, von Parteifreunden 1946 mit vielen Blumen empfangen, aber gebeten, der Heimat vorerst im diplomatischen Auslandsdienst zu dienen. 1951 erfolgte seine endgültige Heimkehr und später wurde er sogar Bundeskanzler. Eine Emigrantin stieß bei ihrer „Heimkehr auf Probe“ auf die Worte „Was? Sie san wieder da? Und mir harn glaubt. Sie san verbrennt wurdn“.[54] Sie beschloß, Österreich nunmehr für immer zu verlassen, wiederum andere wurden zu Wanderern zwischen zwei Welten. Im Rahmen des von der Stadt Wien zu diesem Zweck gegründeten Anton-Pick-Fonds — Pick war Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde Wien — haben die Stadt Wien, die Israelitische Kultusgemeinde in Wien und der „Jewish Welcome Service“ erstmals 1983 eine Gruppe bedürftiger Juden, die 1938 aus Wien vertrieben worden waren, zu einem einwöchigen Wienbesuch eingeladen.

EMIGRANTEN (EXILANTEN) IM ÖFFENTLICHEN BEWUSSTSEIN

Das öffentliche Ansehen der Hitler-Flüchtlinge wurde auch noch nach der Ära des Nationalsozialismus von führenden österreichischen Politikern untergraben, und ihre Leistungen wurden in Österreich lange Zeit sowohl von den Schulen als auch von der wissenschaftlichen Forschung stark vernachlässigt, verdrängt, tabuisiert. Ein 1975 in Wien abgehaltenes „Internationales Symposium zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934—1945“, dessen Beiträge zwei Jahre später in Buchform erschienen, wurde seinerzeit von der österreichischen Tageszeitung *Die Presse* als eine „subventionierte Fleißaufgabe zum Jubiläumsjahr 1975“ charakterisiert, und als drei Jahre danach der FPÖ-Abgeordnete des Nationalrats und spätere Ombudsmann Helmuth Jossek an eine Versammlung von Akademikern die Worte richtete: „[...] aber schuldlos soll auch der nicht sein, der aus dem sicheren Ausland hetzte, schimpfte und Haßtiraden sandte", sprach Volkesstimme aus ihm.[55] 1979 hat Österreichs damaliger Generalmusikdirektor Karl Böhm in einem öffentlichen Interview erklärt, „die anderen, die in die Emigration gegangen sind, hatten es ja eigentlich besser als ich, der ich zu Hause geblieben bin. Sie hatten keine Bombenangriffe zu überstehen; sie hatten Arbeit“,[56] und 1980 erschien in Wien ein Ausstellungskatalog mit dem verharmlosenden Titel *Die uns verließen.* In den letzten Jahren zeichnet sich ein im Vergleich zur Vergangenheit etwas größeres Interesse und Verständnis für die durch den Nationalsozialismus aus Österreich Vertriebenen ab, das sich in verstärkter Forschungstätigkeit, besseren Unterrichtsmaterialien, einschlägigen Ausstellungen, Filmen, Hörfunk- und Fernsehprogrammen sowie in Erlässen des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Sport und in offiziellen Veranstaltungen anläßlich der österreichischen Nationalfeiertage 1985 bis 1987 widerspiegelt. Seit genau fünf Wochen befindet sich in Österreich außerdem ein 50-Schilling- Schein mit dem Bildnis Sigmund Freuds in Umlauf.

Schrecklich traurig ist allerdings die Tatsache, daß manche Wiener Juden 1986 und/oder 1987 Erlebnisse hatten, die bei ihnen die Angst hervorrief, wiederum emigrieren zu müssen.

Anmerkungen:

1 Sämtliche einschlägige Publikationen des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes (DÖW) verweisen auf 130000, Felix Kreissler („Die Bedeutung der österreichischen Emigration bis 1945", in: Anton Pelinka/Rolf Steininger (Hrsg.), *Österreich und die Sieger.* Wien 1986, 10) auf 150000 österreichische Hitler-Flüchtlinge. Leider scheint es nicht möglich zu sein, die Zahl der Vertriebenen genauer zu überprüfen.

2 Vgl. Karl Stadler, „Leben in der Fremde“, in: *Österreicher im Exil 1934 — 1943.* hrsg. von der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Oberösterreich. Linz o. J., 19.

3 Reinhold Knoll, „Die Emigration aus Österreich im 20. Jahrhundert“, in: *Austriaca.* Februar 1979, Sonderheft, 267.

4 Widerstand *und Verfolgung in Wien 1934 — 1945.* hrsg. vom DÖW, Bd. 3, Wien 1984, 200.
5 Erika Weinzierl, *Zu wenig Gerechte. Österreicher und Judenverfolgung 1938—1945.* Graz— Wien—Köln 1985, 51 f. ' ..
6 Hilde Spiel, „Psychologie des Exils", in: *Österreicher im Exil 1934 bis 1945. Protokoll des Internationalen Symposions zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934 bis 1945.* hrsg. vom DÖW und von der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Wien 1977, XXV.
7 Siehe Helene Maimann, „Sprachlosigkeit. Ein zentrales Phänomen der Exilerfährung", in: Wolfgang Frühwald/Wolfgang Schieder (Hrsg.), *Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933 — 1945.* Hamburg 1981, 31-38.
8 Spiel, *Psychologie des Exils,* a.a.O., XXXIII.
9 Ebda., XXIX. '
10 Ebda., XXXVf.
11 Gottfried Heindl, *Und die Größe ist gefährlich.* Wien—Berlin 1969, 234.
12 Siehe Edith Prost, „Emigration und Exil österreichischer Wissenschaftlerinnen", in: Friedrich Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft 1. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930— 1940.* Wien-München 1987, 459.
13 Vgl. Werner Röder/Herbert A. Strauss, *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* Bd. I: *Politik, Wirtschaft. Öffentliches Leben.* München — New York — London — Paris 1980, XXXVI; Karl Stadler, *Leben.* a.a.O., 19; Kreissler, *Bedeutung.* a.a.O., 12ff,
14 Stadler, *Leben.* a.a.O., 19.
15 Vgl. Reinhard Bollmus, „Österreichs Unabhängigkeit im Widerstreit. Neuere Arbeiten über das politische Exil der Österreicher in Großbritannien und der Sowjetunion 1938—1945", in: *Zeitgeschichte.* Jg. 4, Heft 2, 1976, 56f;Herbert Exenberger/Siegwald Ganglmair/Ulrich Weinzierl, *Die nationalsozialistische Besetzung Österreichs 1938—1945. Methoden und Objekte der Propaganda (Widerstand. Exil, Alliierte).* 2f. (DÖW-Bibliothek 9604); *Österreicher im Exil 1934 bis 1945.* hrsg. vom DÖW, 98.
16 Hellmut Andies, *Österreich 1804—1975.* Bd. 3: *Der Staat, den keiner wollte.* Wien—München— Zürich 1980, 308.
17 *Der Sozialistische Kampf,* Nr. 1, 2. Juni 1938 , 2ff.
18 Vgl. Joseph Buttinger, *Am Beispiel Österreichs. Ein geschichtlicher Beitrag zur Krise der Sozialistischen Bewegung.* Köln 1953, 595; Rudolf G. Ardelt, „Wer sind wir? — Zur Krise sozialdemokratischer Exilpolitik in den USA 1940/1941", in: Rudolf G. Ardelt/Wolfgang J. A. Huber/Anton Staudinger (Hrsg.), *Unterdrückung und Emanzipation. Festschrift für Erika Weinzierl zum 60. Geburtstag.* Wien-Salzburg 1985, 281 und 291.
19 Vgl. Bruno Kreisky, *Zwischen den Zeiten. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten.* Berlin 1986, 391 ff.; Oliver Rathkolb/Irene Etzersdorfer (Hrsg.), *Der junge Kreisky. Schriften, Reden. Dokumente 1931—1945.* Wien-München 1986, 271; Helene Maimann, „Der März 1938 als Wendepunkt im sozialdemokratischen Anschlußdenken", in: Helmut Konrad (Hrsg.), *Sozialdemokratie und „Anschluß".* Wien—München—Zürich 1978, 65f.
20 Vgl. Gerhard Botz, „Eine deutsche Geschichte 1938 bis 1945", in: *Zeitgeschichte.* Jg. 14, Heft 1, Oktober 1986, 33; Peter Dusek, „Nachkriegskonzeptionen für Österreich. Der Exilwiderstand und die nationale Frage", in: *Österreicher im Exil 1934 bis 1945,* hrsg. vom DÖW, 241.
21 Rudolf G. Ardelt, „Das Problem Friedrich Adler", in: Konrad (Hrsg.), *Sozialdemokratie und .Anschluß'.* a.a.O., 71—87; ders., „ *Wer sind wir?",* a.a.O., 277—294; Ernst Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus.* Wien— München—Zürich 1981, 173f; Ernst Hanisch, „Gab es einen spezifisch österreichischen Widerstand?", in: Peter Steinbach (Hrsg.), *Widerstand. Ein Problem zwischen Theorie und Geschichte.* Köln 1987, 171; Wolfgang Neugebauer, „Die nationale Frage im Widerstand", in: Konrad (Hrsg.), *Sozialdemokratie und .Anschluß'.* a.a.O., 92f.
22 DÖW 7893, Brief Berthold Königs vom 25. November 1941 an Richard Coudenhove-Kalergi.
23 Karl Stadler, „Der Durchbruch der österreichischen Nationalidee in Verfolgung und Emigration", in: Andreas Khol u. a. (Hrsg.), *Parlament und Partei: Alfred Maleta zum 70. Geburtstag.* Graz— Wien—Köln 1976, 125.
24 Ebda. Vgl. *Wiener Montag.* 27. Februar 1967; *Wiener Montag,* 6. März 1967; *Wiener Zeitung.* 9. Februar 1947; Bollmus, *Österreichische Unabhängigkeit im Widerstreit.* a.a.O., 64ff. Herbert Exenberger, „Internationales Symposium zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934— 1945", in: *Die Gemeinde.* 9. Juli 1975, 15; Herbert Steiner, „Das österreichische politische Exil von 1934 bis 1945", hrsg. von der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Oberösterreich, a.a.O., 14; Fritz Fellner, „Österreichs Wiederherstellung als Kriegsziel der Alliierten", in: Erika Weinzierl/Kurt Skalnik (Hrsg.), *Die Zweite Republik.* Bd. 1. Wien-Köln-Graz 1972, 79ff.
25 Herbert Steiner, „Probleme des österreichischen politischen Exils 1934—1945", in: *Österreicher im Exil 1934 bis 1945,* a.a.O., 8.

26 Siglinde Bolbecher/Konstantin Kaiser, „Exilbedingungen und Exilkultur in Großbritannien“, in: *Aufrisse.* Jg. 8, Nr. 1, 1987, 12f.
27 Vgl. Helene Maimann, „Das österreichische Exil in Großbritannien 1938—1945“, in: *Aufrisse,* Jg. 8, Nr. 1, 1987, 21; Franz West: „Die österreichische Weltbewegung. Weder Exilregierung noch Nationalkomitee", in: *Österreicher im Exil 1934 bis 1945,* a.a.O., 93-96.
28 *Rot-Weiß-Rot-Buch.* 1. Teil. Wien 1946, 199.
29 Peter Eppel, „Österreichische Emigranten in den USA 1938—1945“, in: *Exil.* Jg. V, 1985 , 61 f.
30 Kreissler, *Bedeutung,* a.a.O., 20.
31 *Für Spaniens Freiheit. Österreicher an der Seite der Spanischen Republik 1936—1939,* hrsg. Vom DÖW. Wien-München 1986, 369 f.
32 Vgl. Franz Richard Reiter (Hrsg.), *Unser Kampf. In Frankreich für Österreich. Interviews mit Widerstandskämpfern.* Wien-Köln-Graz 1984, 12; *Rot-Weiß-Rot-Buch,* 1. Teil. Wien 1946, 168.
33 Siehe Ernst Schwager, *Die österreichische Emigration in Frankreich 1938—1945.* Wien-Köln-Graz 1984, 123 f.
34 Siehe Franz Goldner, *Die österreichische Emigration 1938 bis 1945.* Wien-München 1972, 65.
35 Rathkolb/Etzersdorfer (Hrsg.). *Der junge Kreisky.* a.a.O.. 122 f.
36 Eppel. *Österreichische Emigranten in den USA 1938—1945,* a.a.O., 62.
37 Erika Weinzierl, ..Der österreichische Widerstand 1938 bis 1945", in: Erika Weinzierl/Kurt Skalnik (Hrsg.), *Das neue Österreich. Geschichte der Zweiten Republik.* Graz-Wien-Köln 1975,25.
38 Willibald Holzer, „Die österreichischen Bataillone in Jugoslawien 1944—1945. Zur Widerstandsstrategie der österreichischen kommunistischen Emigration", in: *Zeitgeschichte.* 4, 1976—77, 46. Vgl. *Rot-Weiß-Rot-Buch.* 1. Teil, Wien 1946, 145 f., 167, 173T, 180f.
39 Karl Frick, *Umdenken hinter dem Stacheldraht. Österreicher in der UdSSR.* Wien-Frankfurt- Zürich 1967. 37. ..
40 Vgl. *Österreicher im Exil — Belgien 1938—1945. Eine Dokumentation,* hrsg. vom DÖW. Wien- München 1987, 47.
41 Vgl. Reiter, *Unser Kampf.* a.a.O., 185ff.
42 Vgl. *Wiener Zeitung.* 9. Februar 1947; *Rot-Weiß-Rot-Buch.* 1. Teil, Wien 1946, 135.
43 Vgl. hier und im folgenden Peter Eppel, „Bemerkungen zur Frage der Rückkehr österreichischer Emigranten aus den USA". Manuskript eines Vortrags vom 19. Juni 1988, gehalten im Rahmen des vom Institut für Germanistik der Universität Innsbruck veranstalteten Symposiums „Eine schwierige Heimkehr. Österreichische Literatur im Exil 1938—1945", DÖW Bibliothek 16835.
44 Vgl. offener Brief Heinz Kienzls an Paul Steiner, in: *Austria Today. 3.* 1986, 13 f; Karl Stadler, *Adolf Schärf Mensch. Politiker. Staatsmann.* Wien-Frankfurt-Zürich 1982, 244ff.
45 DÖW 15899/33, Nachlaß Plöchl, Material „Die Juden und die Rückwanderungsfrage in den Ländern des Donaubeckens", o. D.
46 Hartmut Mehringer/Werner Röder/Dieter Marc Schneider. „Zum Anteil ehemaliger Emigranten am politischen Leben der Bundesrepublik Deutschland, der Deutschen Demokratischen Republik und der Republik Österreich", in: Frühwald/Schieder (Hrsg.). *Leben im Exil.* a.a.O., 217.
47 Vgl. Julius Braunthal, *The Tragedy of Austria.* London 1948. 121; Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), *Josef T. Simon. Augenzeuge.* Wien 1979, 329; Maria Sporrer/Herbert Steiner (Hrsg.), Erwin Scharf, *Zeitzeuge.* Wien-München-Zürich 1986, 54.
48 Vgl. Mehringer/Röder/Schneider. *Zum Anteil ehemaliger Emigranten....* a.a.O., 210; Hanisch, *Gab es einen spezifisch österreichischen Widerstand?,* a.a.O.. 343.
49 Vgl. Manuskript Workshop, 13L, und Eppel. „Bemerkungen zur Frage der Rückkehr österreichischer Emigranten aus den USA“, a.a.O., 14—17.
50 DÖW E 17844, Brief Kurt H. Jabloners vom 9. Februar 1946 an Viktor Matejka.
51 DÖW E 17844, Schreiben Kurt H. Jabloners vom März 1947, das dem Brief vom 5. April 1947 an Viktor Matejka beiliegt.
52 Franziska Tausig, *Shanghai-Passage. Flucht und Exil einer Wienerin.* Wien 1987, 154. *Arbeiter-Zeitung,* 17. Februar 1980.
53 Brief Paul Eibogens vom 11. August 1982 an den Verfasser.
54 *Aula.* Jg. 28, Folge 11, 1978, 1.
55 *Kurier.* 4. Februar 1979.

HANS-PETER KRÖNER

Überlegungen zur Wirkungsgeschichte der deutschsprachigen wissenschaftlichen Emigration

„Zur Wirkungsgeschichte der deutschsprachigen (österreichischen) Emigration“ soll mein Thema lauten, und es bedarf nicht des eingeweihten Zuhörers, um zu verstehen, daß das Thema nicht in dieser grandiosen und unbedarften Umfassenheit bestehen kann, ohne einige einschränkende Korrekturen zu erfahren. Gestatten Sie mir also zunächst, dem Thema ein schlichtes „Überlegungen“ voranzustellen, das den sonst leicht hypertroph erscheinenden Anspruch etwas relativieren soll. Gestatten Sie mir weiterhin, trotz des von der Kongreßleitung verständlicherweise paraphrasierten „österreichisch“ auf der „deutschsprachigen“ und zwar der „deutschsprachigen wissenschaftlichen Emigration“ zu bestehen. Verstehen Sie das bitte nicht als Spielart eines neuen großdeutschen Kulturimperialismus. Gerade die Betonung der Sprache als kleinsten gemeinsamen Nenner der mitteleuropäischen Emigration soll eine Reklamation für engstirnige nationale Großmannssucht verhindern. Eine solche nationale Funktionalisierung der Emigranten käme einer geistigen Zwangsrepatriierung der Vertriebenen gleich. Ein zweiter Grund ist eher praktischer Art: Auch nach 1918 bildeten Österreich nebst Teilen der alten Doppelmonarchie — hier sei vor allem Prag genannt — sowie das Deutsche Reich ein akademisches Kontinuum, in dem wechselseitige Berufungen wenn nicht die Regel, so doch auch nicht selten waren. Und wenn der Wanderungsvektor in den zwanziger Jahren nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Gründen nach Deutschland wies, so änderte sich das spätestens 1933, als Österreich für Deutsche zum Exilland wurde.[1]

Aus der Fülle der möglichen Stilbildungen sei stellvertretend der Fall Bruno Kisch ausgewählt: Bruno Kisch wird 1890 in Prag als Sohn deutschsprachiger, großbürgerlicher jüdischer Eltern geboren. Der Vater ist orthodoxer Rabbi; von ihm übernimmt der Sohn sein selbstbewußtes und selbstverständliches Bekenntnis zum orthodoxen Judentum, welches die Leitlinie seines Lebens, bar jeglicher assimilatorischer Anfechtungen, ausmachen soll. Bruno Kisch liebt Prag; seine Autobiographie legt beredtes Zeugnis davon ab.[2] So studiert er Medizin an der Deutschen Universität, wo er 1913 zum Dr. med. promoviert wird. Ab 1914, nur unterbrochen durch den freiwilligen Kriegseinsatz in der österreichischen Armee, sehen wir Bruno Kisch am Physiologischen Institut der neugegründeten Universität Köln, zuletzt als Ordinarius für das Fach Physiologie. Bruno Kisch heiratet eine bekannte Frankfurter Sängerin, beteiligt sich am Gemeindeleben der jüdischen Gemeinde Köln, ist Mitbegründer des jüdischen Lehrhauses in Köln und ist auch in heimatkundlichen Forschungen seiner Wahlheimat involviert. Als Kriegsteilnehmer ist Bruno Kisch nicht durch das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ von 1933 betroffen, sondern verliert erst nach den „Nürnberger Gesetzen“ von 1935 seine Stellung. Erst 1938 emigriert Bruno Kisch; in der Zwischenzeit versucht er, das Kölner Gemeindeleben unter den veränderten Bedingungen zu organisieren. Der Abschied von Köln ist ihm, trotz der erlittenen Demütigungen, schwer gefallen.[3] Ich habe so ausführlich auf den Lebenslauf Bruno Kischs verwiesen, weil ich glaube, daß sich an ihm Probleme einer nationalen und ethnischen Bestimmung aufweisen lassen. Halten wir zunächst fest, daß eine nationale Vereinnahmung schwerfällt. Von seinem Selbstverständnis war er allerdings Österreicher, aber monarchistischer Altösterreicher, der im k.u.k. Vielvölkerstaat einen Prototyp für eine gesamteuropäische Friedensordnung sah, von daher ein heftiger Kritiker der Wilsonschen Friedensordnung war und schließlich ein Treffen mit Otto von Habsburg als einen der Höhepunkte seines Lebens bezeichnen konnte.[4] Sein Schicksal verdeutlicht aber auch ein weiteres Problem der mitteleuropäischen, im wesentlichen jüdischen Emigration. Gerade Kisch, der als selbstbewußter, deutschsprachiger Prager Jude in kein Klischee eines jiddischen Ostjudentums, aber auch nicht in seine assimilierte deutsch-jüdische Entsprechung paßte, verdeutlicht die Schwierigkeiten einer typologischen Bestimmung jenes intellektuellen jüdischen Emigranten, der zwischen 1933 und 1945 aus seiner Heimat vertrieben wurde. Kisch, der einer großbürgerlichen Familie mit internationalen Beziehungen entstammte, wurde gerade wegen

seiner altösterreichischen Neigungen ein konservatives Weltkind — denn dafür stand ihm „Altösterreich" — wobei sein Judentum Zentrum seiner Identität blieb, im besten Sinne einer Ethnizität, wie wir sie heute verstehen.

Einer weiteren Einschränkung bedarf der Begriff der „Wirkungsgeschichtc wissenschaftlicher Emigration". Zunächst entbehrt der Begriff der „Wirkungsgeschichte" nicht einer gewissen Redundanz; denn alles historische Forschen befaßt sich gewissermaßen mit den Wirkungen menschlichen Handelns in der Zeit. Eine so allgemein verstandene Wirkungsgeschichte der wissenschaftlichen Emigration wird sich nicht allein auf eine mehr oder weniger additive Transfergeschichte wissenschaftlichen „Know-hows" kaprizieren wollen, sondern wird versuchen, die gesellschaftlichen Bedingungen der Wissensproduktion und ihres interkulturellen Austausches darzustellen. Hier wird offensichtlich, daß ein solches Unterfangen, spätestens seit Ende des Universalgelehrtentums, an die Grenzen des neuzeitlichen Darstellungsvermögens trifft, daß schlicht ein einzelner nicht mehr in der Lage ist, ein integratives Bild der zeitgeschichtlichen Wissenschaftsentwicklung in toto zu vermitteln. Von daher gesehen kann es nicht meine Aufgabe sein, ein Überblicksbild über die Wirkungen der wissenschaftlichen Emigration zu geben, weil es in seiner Beschränktheit oberflächlich, plakativ und damit letztlich verfälschend bleiben muß. Was ich dagegen anbieten kann, ist eine Reflektion der Problemstellungen, die bei der Beurteilung der wissenschaftlichen Emigration eine Rolle spielen, wobei ich zunächst offen lassen will, was in diesem Zusammenhang „wissenschaftlich" zu bedeuten hat.

Paradigmatisch für den Zustand der wissenschaftshistorischen Untersuchung der Emigration mag das Projekt stehen, dessen Mitarbeiter ich bin, und das unter dem Titel „Wissenstransfer durch Emigration" eine Vorstellung von der Variabilität wissenschaftshistorischer Fragestellungen bieten kann. Gerade der Methodenpluralismus ist kennzeichnend für das Projekt und bildet daher den aktuellen Stand der wissenschaftlichen Emigrationsforschung einigermaßen korrekt ab. Ein Teilbereich das Projekts befaßt sich mit der Emigration von Physikern. Dieser Bereich der wissenschaftlichen Emigration galt schon immer als Musterbeispiel eines wissenschaftlichen „Transfers", wobei vor allem die Mitwirkung deutschsprachiger Physiker am „Manhattanprojekt" als beweisend für einen gelungenen Transfer angeführt wurde. Ohne auf die Problematik einer solchen vordergründigen Beweisführung eingehen zu müssen, bleibt dennoch der Versuch, den Beitrag der Emigranten jenseits aller wissenschaftshistorischen Legendenbildung zu ermessen. Eine Möglichkeit des Wirkungsnachweises bietet in dieser Hinsicht die szientometrische Untersuchung des Wissenstransfers, konkret die quantitative Untersuchung der Publikationen und vor allem ihrer Zitationen.[5] Während sich der Physikhistoriker unseres Projektes für die oben erwähnte Lösung des wissenschaftshistorischen Problems entschieden hat, entscheidet sich der Kollege, der zuständig für die Emigration der „Staatswissenschaften" ist, für eine eher inhaltsanalytische und biographische Methode, wobei er auf Foucaults Methode einer Archäologie verdeckter Wissenschaftsformationen zurückgreift.[6] Der medizinhistorische Ansatz muß im Rahmen dieses Projektes zunächst bescheiden bleiben, da der Umfang der medizinischen Emigration eine vorschnelle Theoriebildung verbietet. Tatsächlich stellt die medizinische Emigration und das heißt, die freiberufliche und wissenschaftliche Emigration, den höchsten Anteil an der akademischen Emigration, wobei unter „akademisch" allein der Anteil der hochschulmäßig Gebildeten verstanden sein soll.[7] Andererseits bildet die medizinische Emigration im kleinen die wissenschaftliche Emigration im großen ab, da die ungeheure Vielfältigkeit der medizinischen Emigration ein deutliches Beispiel für die Komplexität der allgemeinen wissenschaftlichen Emigration darstellt. Konkret bedeutet das, daß der Medizinhistoriker sowohl klassisch naturwissenschaftliche, als auch sozialwissenschaftliche sowie höchst individuelle Daten seines Gegenstandsbereiches mit in den Bereich seiner Analyse einbeziehen muß. So gehört die Geschichte der Physiologie und der Biochemie in den Bereich der „History of Science"; Epidemiologie, Hygiene, Psychiatrie und medizinische Psychologie wären eher ein Problem der medizinischen Sozialwissenschaften, und die Medizingeschichte, die man gut und gerne als „Mutter der Wissenschaftsgeschichte" bezeichnen könnte, wäre also ein Fall für den Geisteswissenschaftler. Wegen dieser Fülle von Ansätzen und Fragestellungen haben wir uns entschlossen, zunächst eine vergleichende Problemgeschichte der medizinischen Emigration zu erarbeiten.

Im folgenden will ich mich etwas eingehender mit dem Begriff der „Wirkung“ befassen. Zentral ist hier das Schlagwort vom „Transfer“, wie es als „Wissenstransfer“, „Kulturtransfer“ oder „Wissenschaftstransfer“ auch diesem Auditorium bekannt sein wird. Da dieser Transfer unter den besonderen Bedingungen der Emigration erfolgt sein soll, werden wir uns im weiteren mit Fragen der Anpassung, Assimilation oder Akkulturation befassen. Dazu gehört auch die Frage nach der Ethnizität der jüdischen Wissenschaftler. Die Geschichte der wissenschaftlichen Emigration wird häufig als Erfolgsgeschichte dargestellt, und die große Reihe illustrer Häupter legt das auch nahe. Dadurch wird aber verdeckt, daß die Emigrationsgeschichte vor allem zunächst Leidensgeschichte bedeutete, daß es neben der großen Zahl bedeutender Emigranten eine weitaus größere Zahl gab, für die die Emigration das Ende ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen wurde. Dieser Seite der Emigration soll ein weiterer Teil meiner Überlegungen gewidmet sein. Ein anderer wirkungsgeschichtlicher Aspekt wird die Verlustgeschichte sein, in den Herkunftsländern als „brain-drain“, „Exodus der Kultur“ oder „Vertreibung der Vernunft“ bekannt. Und schließlich soll noch kurz das Problem der Rückwirkung, des Rücktransfers, sei es durch Remigration von Wissenschaftlern oder Bevorzugung ihrer symbolischen Produkte in den Herkunftsländern, angesprochen werden.

Wenn von den Wirkungen der wissenschaftlichen Emigration die Rede ist, so wird häufig auf die große Zahl der Nobelpreisträger verwiesen. Die Wissenschaftsgeschichte der Emigration verkommt zu einer Geschichte der großen Männer, die, so könnte man unterstellen, auch unabhängig von der Emigrationssituation ihre Wirkung gezeitigt hätten. Ein weiterer häufiger Ansatz ist die Argumentation mit der großen Zahl, wobei man versucht, durch Aufstellung langer Persönlichkeitslisten eine Art Transfer-Saldo in Begriffen von Gewinn und Verlust zu bestimmen. Auf die Zweifelhaftigkeit solcher Wirkungsbestimmungen brauche ich nicht einzugehen, obwohl als erste Bestandsaufnahme solche Listen historiographisch ihre Berechtigung hatten und eine erste Phase der Emigrationsforschung ausmachten. Schon 1958 hatte Gerald Stourzh zusammen mit Friedrich von Hayek eine nicht veröffentlichte Liste österreichischer Wissenschaftler in den Vereinigten Staaten angelegt, die aber auch die Emigranten der fünfziger Jahre enthielt.[8]

Beeindruckender wird die Argumentation, wenn es sich um die Emigration von Schulen wie den Göttinger Mathematikern oder dem „Wiener Kreis“ oder gar ganzer Disziplinen wie der Psychoanalyse oder der Gestaltpsychologie handelt. In den seltensten Fällen aber war das Einwanderungsland — und für die wissenschaftliche Emigration waren die USA und Großbritannien die Haupteinwanderungsländer — auf dem jeweiligen Gebiet eine Tabula rasa. So ist der Erfolg des Wiener Kreises nicht allein durch die große Zahl seiner emigrierten Proponenten zu begründen, sondern ein wichtiger Grund war mit Sicherheit die philosophiegeschichtliche Tradition der angelsächsischen Länder mit ihrer Betonung von Empirie und Erkenntnistheorie.[9] Dem würde der relative Mißerfolg der Frankfurter Schule entsprechen.[10] Die Ausbreitung der Psychoanalyse in den USA liegt nicht zuletzt auch in der Tatsache begründet, daß als letzter Staat New York 1936 auf Drängen der American Medical Association das Staatsexamen („state board examn“) für Emigrantenärzte zur Erlangung ihrer Approbation verbindlich machte.[11] Viele Ärzte umgingen dieses Hindernis, das für sie erneutes mühsames Studieren in einer fremden Sprache bedeutete, indem sie sich der Psychoanalyse zuwandten, für deren Ausübung es keiner Approbation bedurfte. Nur ganz selten dürfte der Fall bestanden haben, daß ein Fach durch Emigration akademisch etabliert wurde wie die vielzitierte Kunstgeschichte in Großbritannien durch Gombrich, Pevsner, Saxl und die Warburgbibliothek.[12] Ähnliches gilt für die Entwicklung der Musikwissenschaften in England, für die Namen wie Paul Hirsch und seine berühmte Musikbibliothek oder Egon Wellesz stehen. In den letzten beiden Fällen wird mit der Offensichtlichkeit argumentiert, eine genauere Wirkungsanalyse unterbleibt aber.

Zu den Legenden einer Wirkungsgeschichte der wissenschaftlichen Emigration gehören dann noch Aussagen einer allgemeineren Art wie: Die heutige wissenschaftliche Führungsrolle der USA wäre eine Folge des Wissentransfers durch Emigration, oder: Die wissenschaftliche Emigration habe einen wesentlichen Beitrag zur Internationalisierung der Wissenschaften geleistet. Letzteres mag für einige Disziplinen wie die Politikwissenschaften eine gewisse Bedeutung gehabt haben,[13] allgemein aber verstand sich die Wissenschaft 1933

von ihrem Anspruch her als international (was nationale Schwerpunkte nicht ausschloß), und sie war es zum großen Teil auch, zumindest was Medizin und Naturwissenschaften betrifft, bezüglich internationaler Organisation und Kommunikation. Der heutige Grad der Internationalisierung dürfte im wesentlichen der Entwicklung der Kommunikationsmedien und dem dadurch bedingten Kleinerwerden der Welt geschuldet werden. Was die Führung der USA in den Wissenschaften angeht, so hat sich diese Entwicklung schon in den zwanziger Jahren angebahnt. Der Wechsel der Nationen in der wissenschaftlichen Führung ist übrigens ein bekanntes wissenschaftsgeschichtliches Phänomen und meist mit einer entsprechenden wirtschaftlichen und militärischen Führung korreliert.

Die Beispiele sollten die Schwierigkeiten einer Wirkungsanalyse verdeutlichen, da in den seltensten Fällen eine monokausal bedingte oder einfach additive Wirkung vorliegt. Schon 1939 schrieb der österreichische Mathematiker und Philosoph Richard von Mises, der wissenschaftlich eingestellte Historiker solle Aussagen vermeiden von der Form: *Die Sittenverderbnis der höheren Stände war die Ursache des Verfalls der römischen Weltherrschaft. Denn,* fährt er fort, *wenn man in diesem Satz die Kausalwendung durch das ersetzt, was sie dem Sprachgebrauch nach bedeutet (also durch die ausführlichere Beschreibung des Erlebnisses. dem sie zugeordnet ist), so müßte es heißen: Wir stellen uns vor, die gesamte Situation des römischen Weltreiches wäre noch mehrmals gegeben, in manchen Fällen mit der Ausnahme, daß die Sittenverderbnis (und was eventuell sonst als Mitursache gilt) fehlt, und wir behaupten, der Verfall würde dann und nur dann nicht eintreten, wenn diese Ausnahme vorliegt. Auch wer dies nicht so genau analysiert, empfindet das Unzulängliche der Verwendung des Wortes „Ursache" in dem oben angeführten Satz. Der Historiker, der seine Worte abwägt, wird es vorziehen, die Entwicklung, die Aufeinanderfolge der Situationen zu beschreiben, ohne sich dabei der zusammenziehenden, abkürzenden Kausal-Ausdrucksweise zu bedienen.*[14]

Dieses Zitat sollte nur die Problematik des Ursachen- und Wirkungsbegriffs veranschaulichen. Natürlich kann die Historiographie nicht auf Kausalaussagen verzichten, wenn sie mehr als positivistische Annalistik sein soll. Dennoch werden immer wieder mehr oder weniger verdeckt Aussagen gemacht von der Form: Was wäre gewesen, wenn die jüdischen Wissenschaftler nicht hätten emigrieren müssen. „Dann wäre Deutsch heute noch die Wissenschaftssprache Nummer eins", vertraute mir vor kurzem ein Biochemiker an. Jenseits eines solchen naiven und unhistorischen Geschichtsverständnisses bleibt allerdings das Faktum zu konstatieren, daß mit Otto Meyerhoff und Carl Neuberg nebst eines großen Teils der Mitarbeiter am Kaiser-Wilhelm-Institut, darunter Hans Krebs und Ernst Boris Chain, sowie mit Otto Loewi aus Graz ein signifikant hoher Anteil der internationalen noch jungen biochemischen Forschung in die Emigration getrieben wurde.[15]

Es bleibt weiterhin das Faktum zu konstatieren, daß die Biochemie in den folgenden Jahren zu der revolutionären Wissenschaft im Kuhnschen Sinne wurde, daß ihre Erkenntnisse Medizin und Biologie revolutionierten und daß auch noch nach dem Kriege der Anteil der zweiten Generation, die als Kinder emigrieren mußten, überdurchschnittlich hoch in der Biochemie war, wie eigene Untersuchungen ergeben haben.[16] Eine Wissenschaftsgeschichte der Emigration müßte fragen, ob diese Phänomene in einem Bedingungszusammenhang mit der Emigrantensituation stehen. Dazu bedarf es intimer Kenntnisse der Wissenschaftsgeschichte sowohl des Herkunftslandes als auch des Einwanderungslandes, im Rahmen einer Diziplingeschichte sogar mehrerer Länder, nebst einer Fülle von Daten zur Sozialgeschichte der Wissenschaften, des wissenschaftlichen Emigranten sowie eingehender ergobiographischer Fallstudien. So verwundert es nicht, daß die meisten Bearbeitungen des wissenschaftlichen Beitrags der Emigranten deskriptiv und meist einer internen Wissenschaftshistoriographie im Sinne von Ideengeschichte verhaftet bleiben, wobei die Sozialgeschichte der Wissenschaft bestenfalls in den Fußnoten Erwähnung findet, wie Imre Lakatos einmal selbstironisch gesagt hat.[17]

Auch das Kuhnsche methodologische und begriffliche Instrumentarium einer Wissenschaftsgeschichte ist für die Beurteilung eines Transfers durch Emigration nur bedingt tauglich. Einerseits bleibt eine so verstandene Wissenschaftsgeschichte trotz der sozialen Dimension des Kuhnschen Paradigmabegriffes in ihren konkreten Ausformungen meist doch der internen Wissenschaftsgeschichtsschreibung verbunden. Andererseits ist der Kuhnsche Ansatz im wesentlichen an der Geschichte der Physik entwickelt worden und nicht ohne

weiteres auf andere Wissenschaften zu übertragen, die nicht „Science" im angelsächsischen Sinne sind. So ist der Paradigmabegriff nicht unbedingt auf die Entwicklung der klinischen Medizin anwendbar, wobei „nicht unbedingt" ohne Rekurs auf die naturwissenschaftlichen Grundlagen bedeutet.[18]

Neuere wissenschaftssoziologische Untersuchungen verneinen einen rationalen Wissenschaftsprozeß, wie er letztlich implizit allen internen Wissenschaftsgeschichten oder Ideengeschichten zu Grunde gelegt wird, und betonen statt dessen die Inkonsistenz wissenschaftlicher Anschauungen, die im wesentlichen durch die gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Produktion bestimmt sein sollen. Da aber nur die Teilnehmer am wissenschaftlichen Diskurs genügend implizites Wissen haben, um die Produktion ihrer Ansichten zu verstehen, ein Wissenschaftssoziologe also nur durch die Teilnahme an diesem Diskurs und gleichzeitiger teilnehmender Beobachtung diesen Diskurs analysieren kann, wird eine Wissenschaftsgeschichtsschreibung verunmöglicht, da eine solche Diskursanalyse verständlicherweise niemals a posteriori durchgeführt werden kann.[19] Manche Wissenschaftshistoriker versuchen dieses Dilemma zu umgehen, indem sie auf quantitative Verfahren wie Zitationsanalyse und Kozitationsanalyse zurückgreifen. Dem liegt die Anschauung zu Grunde, daß die wissenschaftliche Wirkung eines Forschers korreliert ist mit der Anerkennung seiner Kollegen, und daß diese ihre Anerkennung dadurch ausdrücken, daß sie den entsprechenden Forscher zitieren. Ohne auf die Problematik dieser Methode im einzelnen eingehen zu wollen (zum Beispiel gehört dazu das Problem, daß das Bewußtsein der Existenz eines solchen Bewertungsinstruments das Zitierverhalten verändert), verbietet sich dieses Verfahren noch aus praktischen Gründen für viele Wissenschaften; denn Voraussetzung ist die Existenz eines Zitation-Indexes für das Fach und die zu untersuchende Epoche. Das ist aber noch längst nicht der Fall.[20]

Wenn es schon in der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte schwer ist, die wissenschaftliche Wirkung zu bestimmen, so kommt bei den emigrierten Wissenschaftlern hinzu, daß diese Wirkung im Spannungsfeld der Auseinandersetzung einer Minderheitskultur mit einer Mehrheitskultur stattfand. Untersuchungen zu dieser Problematik stammen im wesentlichen aus den USA und waren zunächst durch die Melting-pot-Theorie geprägt, die eine uni- direktionale Anpassung oder Assimilation des Emigranten an die Mehrheitskultur beschrieb bzw. normativ verlangte.[21] Amerikanisierung war das Schlagwort, und die entsprechende Literatur las sich oft wie Vollzugsmeldungen eines glücklichen Gelingens.[22] Seit den siebziger Jahren verdrängte der Begriff der Akkulturation den Assimilationsbegriff in der Migrationsforschung. Der Akkulturationsbegriff entstammte der amerikanischen „cultural anthro-pology“, was man im deutschsprachigen Raum mit „Ethnologie" oder „Völkerkunde“ übersetzen sollte, da „Kulturanthropologie" ein Teil der philosophischen Anthropologie ist.[23] Der Akkulturationsprozeß beschreibt die interkulturelle Begegnung als einen wechselseitigen Austauschprozeß, als ein interdependentes Geben und Nehmen kulturspezifischen Wissens und kultureller Techniken. Zeitgleich mit der Aufnahme des Akkulturationsbegriffs zur Beschreibung polyethnischer Begegnungen entwickelte sich ein Bewußtsein für Ethnizität. Ausgehend zunächst von „black power“ und dem Erstarken des schwarzen Selbstbewußtseins entdeckten in einer Reaktionsbildung immer mehr weiße Minderheiten in den USA ihre kulturellen Wurzeln, ein Vorgang, der sich etwas später auch in Europa in den Separatismus- und Regionalismusbewegungen reflektierte bis hin zu Wiederentdeckung der „Heimat“ in der Bundesrepublik Deutschland.

Eine eigene Ethnizität reklamiert nun mit guten Gründen Strauss für die vertriebenen deutschsprachigen jüdischen Emigranten. Ausdruck dieser Ethnizität war nicht nur die religiöse Kultur, sondern auch persistierende Funktionen in Gesellschaft und Wirtschaft, sprachliche Eigentümlichkeiten und, vor allem in Landjudentum, eine eigene Volkskultur.[24] Die Frage ist, wieweit diese an der größeren Zahl kleinbürgerlicher süd- und westdeutscher Juden gewonnene Ethnizitätsbestimmung sich auf die akademische Emigration übertragen läßt. Zwar war diese Emigration jüdisch, aber jüdisch nach Maßgabe der rassistischen Kategorien der Nationalsozialisten; wieweit sie es nach ihrem eigenen Selbstverständnis war, muß der Einzelfallprüfung überlassen werden. Die Zahl der möglichen Stilbildungen scheint jedenfalls groß zu sein. Während für den oben erwähnten Bruno Kisch sein orthodoxes Judentum immer wieder Zentrum von Ruhe und Identität bei allen Wechselfällen des Lebens

ist, findet in der Autobiographie des Wiener Biochemikers Fritz Lieben sein Judentum nur einmal Erwähnung: als er bei der Emigration die „Reichsfluchtsteuer“ zahlen muß, die er „Judensteuer“ nennt.[25] Sein Vater war Vorstand des II. Chemischen Universitätslaboratoriums und führte ein eher großbürgerliches, kulturell offenes Haus konservativer Prägung. Auch der Wiener Endokrinologe und Konstitutionsforscher Julius Bauer erwähnt in seiner Biographie, die den Schwerpunkt auf seine wissenschaftliche Entwicklung legt und wenig Persönliches mitteilt, seine jüdische Abkunft eher beiläufig anläßlich seiner Emigration.[26] Er vermittelt mehr das typische Bild eines modernen Wissenschaftlers mit internationalen Beziehungen, der weder religiös noch weltanschaulich besonders gebunden ist. Auch die Gruppe der Physiker wird häufig als ein internationalistisches Völkchen gezeichnet, die in allen Labors zu Hause waren, deren Ethnizität „scientist“ hätte sein können, und die daher in den USA ein kongeniales Milieu für ihre Forschungen fanden.[27] Fernab aller Legenden bleibt zu überlegen, inwieweit sich moderne Wissenschaftler und vor allem Naturwissenschaftler, deren Forschungen weniger durch kulturelle Einflüsse berührt werden, am ehesten durch ihren Beruf definieren, der das Hauptzentrum ihrer Identität ausmachen kann. Hannah Arendt wiederum sieht die aufgeklärte jüdische Intelligenz im Spannungsfeld zwischen Parvenü und Pariah. Während für den Parvenü der assimilierte jüdische Aufsteiger steht, der sich seiner Wurzeln schämt und sie vergessen möchte, weiß der Pariah, daß er zwar nicht zum klassischen Judentum zurückkehren kann, daß aber seine Selbstfindung nur über die bewußte Verweigerung der Anpassung und die dadurch bedingte Annahme der Außenseiterrolle geleistet werden kann und daß im eigenen und selbstbestimmten Denken seine Identität liegt.[28] Er weiß sich in einer kritischen Solidarität der jüdisch-europäischen Tradition verbunden. Die Unbehaustheit, die sein In-der-Welt-Sein auch schon vor der Emigration auszeichnete, wird ihn auch nachher das Emigrantenschicksal anders ertragen haben lassen als jemanden, für den die Emigration eine erste Entwurzelungserfahrung war.

Ein anderer Kritikpunkt an der Akkulturationstheorie wäre die Tatsache, daß soziale Theorien, wenn sie in das öffentliche Bewußtsein rücken, nicht nur beschreibende, sondern auch normative Funktionen haben. Zum Zeitpunkt der jüdischen Emigration war die Melting-pot-Theorie die anerkannte Immigrationsideologie; ihr Ziel war die Amerikanisierung, und dahinter verbarg sich immer noch das Bild des „White-Anglo-Saxon". Dieses Bild wird sowohl die Einstellungen der Amerikaner zu den Immigranten als auch die Zielsetzungen der Immigranten mitgeprägt haben. Dort, wo Anpassung verlangt wird, ist es schwieriger und mit mehr Konflikten belastet, seine Identität zu bewahren, als in einer Gesellschaft, die sich ausdrücklich als poly-ethnisch versteht, die dem Fremden Raum für sein Anders-Sein läßt und ihm vielleicht sogar mit wohlwollender Neugier gegenübertritt. Akkulturationsvorgänge vollziehen sich außerdem über mehrere Generationen, sodaß zumindest die zweite Generation, wenn nicht sogar die dritte mit in die Untersuchung einbezogen werden müßten. Die sozialgeschichtliche Untersuchung des Umfeldes müßte das Emigrantenmilieu mit seinen formellen und informellen Netzen umfassen, aber auch das Arbeitsmilieu, seine Hierarchien sowie die Kollegen als Hauptschnittstelle mit der Mehrheitskultur.

Fächer- oder disziplinbestimmte Untersuchungen müßten das gleich für mehrere Länder leisten. So wäre zu klären, inwieweit der Begriff der Akkulturation bei der zionistischen Einwanderung nach Palästina anzuwenden ist. Die Anzahl der jüdischen Ethnien, aschkenasische, sephardische, deutsch oder österreichisch assimilierte Juden berechtigt zwar, von einer polyethnischen Gesellschaft zu reden, aber war es nicht doch das Hauptziel, dieser verschiedenen Ethnien zu einer Staatsnation zu verschweißen? Gab es eine anerkannte Mehrheitskultur oder zumindest eine, die beanspruchte, es zu sein? Wieder anders stellt sich das Problem bei den Türkei-Immigranten. Ein großer Teil von ihnen hat sich eigentlich nie als Einwanderer verstanden, zumal sie häufig nur Zeitarbeitsverträge besaßen. Vorstellbar wäre auch ein professoraler Dünkel, der sich als Vertreter einer angeblich höheren Kultur in missionarischer Absicht als der eigentlich Gebende versteht. Daß das nicht die Regel war, haben die Beispiele von Fritz Neumark, Erich Frank, Rudolf Nissen und vieler anderer gezeigt.[29] Die Überlegungen sollten nur deutlich machen, daß die Bereitschaft, sich auf eine andere Kultur einzulassen, auch von Faktoren abhängt wie Endgültigkeit der Emigration, Fremdheitsgrad von Kultur und Sprache, kulturelle Überlegenheitsgefühle usw. Marion Berghahn benutzt das Akkulturationskonzept erfolgreich in ihrem Buch über deutsch-

jüdische Einwanderer in England und zeigt, daß die Immigrantenkultur tatsächlich eine Kultur eigener Art ist, die sich auch nicht als Summe beider Kulturen erklären läßt und die sich auch deutlich von der jüdisch-englischen Kultur unterscheidet. Leider hat sie die akademische Emigration vernachlässigt, weil sie (die Akademiker) „gewöhnlich überrepräsentiert sind in allgemeinen Studien des jüdischen Lebens und der jüdischen Geschichte, und mein Anliegen war, Menschen zu interviewen, von denen man wahrscheinlich niemals als Prominente hören würde".[30]

Das Stichwort „Prominente" verweist auf ein weiteres Manko der üblichen Geschichtsschreibung der wissenschaftlichen Emigration. Eine Bevorzugung der großen Namen, eine Erfolgsgeschichte der Emigration vermittelt oder insinuiert zumindest ein schiefes Bild von der akademischen Emigration. Ich sage bewußt „akademische Emigration", weil die Trennung zwischen Wissenschaftler und Akademiker in der Emigration nicht unbedingt aufrechtzuhalten war, weil, vor allem in der Medizin, aber auch in der Juristerei, mannigfache wechselseitige Übergänge zwischen einer eher wissenschaftlich-theoretischen und einer praktisch-freiberuflichen Tätigkeit vorkamen. Bruno Gerstl zum Beispiel, der vor seiner Emigration schon zehn Jahre in Wien als Arzt praktiziert hatte, steigt in den USA zum ordentlichen Professor für Pathologie an der Stanford Universität auf.[31] Fritz Köbler, der als psychiatrischer Assistent am Wiener Maria-Theresien-Schlössel arbeitete, emigrierte zunächst nach Shanghai und avancierte schließlich zum Professor für Neuropsychiatrie an der Universität Nanking. 1953 remigriert er nach Österreich, läßt sich, nach kurzem Zwischenspiel am Maria-Theresien-Schlössel, als Psychiater nieder und emigriert 1960 in die USA, wo er nach einiger Zeit die Leitung einer Klinik übernimmt.[32]

Man sollte daher die Arzte und Rechtsanwälte, Architekten, Ingenieure und andere praktizierende Akademiker mit in die akademische Emigration einbeziehen, weil erst sie die notwendige sozialgeschichtliche Konterkarierung der Erfolgsgeschichte gewährleisten. Und man sollte versuchen, den Spuren derjenigen nachzugehen, die in den Listen der Vertriebenen als Extraordinarien, Privatdozenten und Assistenten geführt wurden und die nachher nicht in den Erfolgslisten auftauchten, die aber den größten Teil der wissenschaftlichen Emigration ausmachten. Die Alltagsgeschichte ihrer ersten Jahre, Bemühungen um Plazierungen, Antichambrieren bei den verschiedensten Hilfsorganisationen, Demütigungen in sogenannten „odd jobs" stellen eine notwendige Korrektur der Erfolgsgeschichte dar. Aufschlußreiche Daten zu dieser Sozialgeschichte enthalten zum Teil die Personalakten der großen akademischen Hilfsorganisationen wie der „Society for the Protection of Science and Learning" oder des „Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars", die Plazierungsbemühungen, Gehälter, Berichte zur sozialen Lage des Petenten sowie formelle als auch informelle Begutachtungen der Persönlichkeit und der wissenschaftlichen Arbeit eines Bewerbers dokumentieren.[33] Gerade die Gutachten konnten entscheidend für ein weiteres Schicksal sein und waren nicht immer frei von Arroganz und einer gewissen nationalen Überheblichkeit. Aber auch Prominenz war nicht unbedingt eine Garantie für eine bedeutende wissenschaftliche Stellung, wie das Beispiel des schon erwähnten Wiener Endokrinologen Julius Bauer zeigte. Seine internationalen Beziehungen erleichterten ihm zwar die Emigration über Frankreich in die USA; er fand auch schnell eine Anstellung und war zuletzt „clinical professor" an der Lorna Linda Universität in Kalifornien, wo er hauptsächlich als Lehrer tätig war. Für ihn bedeutete die Emigration das Ende seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, wie er in seiner Biographie beklagte, und auch seine wichtigen Schüler stammen alle aus seiner Wiener Zeit.[34]

Einen Bruch nicht nur in der Karriere, sondern auch in der Lebensgeschichte bedeutete die Emigration häufig auch für die akademische Frau, vor allem, wenn sie verheiratet war. Strauss schreibt zwar, daß sich die emigrierten Frauen schneller an die neuen Bedingungen anpaßten als die Männer, daß vor allem ihre Beteiligung an der Bestreitung des Lebensunterhalts der Familie zu einer Veränderung der sozialen Rollen, zu größerer Selbstständigkeit der Frauen führte.[35] Die akademische Frau aber, die vor der Emigration selbständig neben ihrem Mann ihren Beruf ausgeübt hatte, mußte in der Emigration häufig zugunsten ihres Mannes zurücktreten, da seine Berufsaussichten angeblich besser waren, und mußte oft durch niedrige und demütigende Hilfsarbeiten für den Familienunterhalt sorgen, während der Mann sich auf die Wiederaufnahme seiner Berufstätigkeit vorbereitete.

Eindrucksvoll demonstriert wird das am Tagebuch der Hertha Nathorff, die vor der Emigration als Ärztin ein Entbindungsheim leitete, während ihr Mann Chefarzt an einem großen Berliner Krankenhaus war.[36] Während sich ihr Mann in New York auf das staatliche Examen vorbereitete, hielt sie die Familie durch Arbeiten als Hausmädchen und Krankenpflegerin über Wasser. Sehnsucht nach ihrem Beruf und latente, uneingestandene Aggressionen gegenüber ihrem Mann kennzeichnen ihre letzten Einträge. Hertha Nathorff hat nie wieder in ihrem Beruf gearbeitet. Die Psychopathologie der Emigration und besonders die der ersten Jahre ist noch wenig bekannt, und die Ergebnisse der allgemeinen Migrationsforschung sind nur bedingt anwendbar, hatte doch die Beschädigung und Entwurzelung der jüdischen Emigranten lange vor der Emigration begonnen, hatten sie doch erleben müssen, wie sie in einem Prozeß von beängstigender Irrationalität aus dem Bereich des Menschlichen ausgeschlossen werden sollten. Mit solchen Erfahrungen, verstärkt vielleicht noch durch die Erfahrung von Folter und KZ-Haft, lebte man nicht, wie die politischen Exilanten, mit dem „Gesicht nach Deutschland oder Österreich". Letztere konnten ihre Vertreibung mit der mehr oder minder großen Rationalität politischer Gegensätze erklären. Den Juden machte zum allergrößten Teil die Erfahrung von Ausschluß, Boykott und schließlich die Holocaust-Erfahrung eine Rückkehr seelisch unmöglich. Der Verweis auf die geringe Scheidungsquote der ersten Generation trägt wenig zum Verständnis der Familiensituation bei, denn eine Familie, die sich zum Beispiel als Burg in einer fremden und feindlichen Umwelt verstand, konnte bei allem Versprechen von Wärme und Vertrautheit von den Mitgliedern sehr wohl auch als Gefängnis erfahren werden.

Zur Leidensgeschichte der Emigration sollten auch die gehören, denen, nach einem Wort Bert Brechts, mit den Körpern auch die Werke zerstört wurden, deren Geschiche eine Nicht-Wirkung ist, bedingt durch Emigration und frühen Tod. Als Beispiel wäre der jüdische Philosoph Theodor Lessing zu nennen, dessen Rezeption spätestens mit seiner Ermordung durch die Nationalsozialisten im tschechischen Exil unterbrochen und dessen Wiederauflage Rainer Marwedel gegen Widerstand und unter persönlichen Opfern unternommen hat.[37] Erschütternd ist auch der Fall der Rachel Hirsch, die 1913 erste Medizinprofessorin in Preußen wurde. Zwischen 1905 und 1907 hatte sie entdeckt, daß Stärkekörnchen in toto vom Darm in das Blut aufgenommen und über die Nierenkapillaren wieder ausgeschieden wurden. Diese Auffassung wurde von ihren Kollegen, unter anderem wegen angeblich mangelnder wissenschaftlicher Qualifikation, abgelehnt. Erst 1963 bestätigte Gerhard Volksheimer Hirschs Entdeckung und nannte sie ihr zu Ehren Rachel-Hirsch-Effekt. Rachel Hirsch mußte 1938 nach England emigrieren und hat dort nicht mehr in ihrem Beruf arbeiten können. 1953 verstarb sie in tiefer Depression in einem psychiatrischen Krankenhaus.[38]

Wenden wir uns zum Abschluß noch den Bereichen Verlust und Rückwirkung zu, so gilt bezüglich einer Wirkungsmessung mutatis mutandis das, was ich weiter oben zu Gewinn und Transfer gesagt habe. Bevorzugt wird auch hier ein bilanzierendes, buchhalterisches Denken. Um Qualitätsverluste in der deutschsprachigen Wissenschaft zu bemessen, bedürfte es erst einmal einer genaueren Untersuchung der Wissenschaften unter dem Nationalsozialismus, die aber zum größten Teil noch aussteht.[39] Weiter fehlen Untersuchungen der wissenschaftlichen Alltagsgeschichte im „Dritten Reich". Wie gingen zum Beispiel die Wissenschaftler mit den Postulaten einer germanischen Weihe der Wissenschaften in „Deutsche Physik", „Deutsche Chemie" usw. in ihrer konkreten Praxis um? Auch die Universitätsgeschichten widmen diesen Jahren meist immer noch die auffälligen Floskeln des Bedauerns und der Betroffenheit, um dann schnell zur Nachkriegszeit überzugehen.[40] Wie wirkte sich der Verlust an Wissenschaftlern an den einzelnen Universitäten, Fakultäten und Fachbereichen aus? Kam es zu Engpässen in Forschung und Lehre? Wer waren die Nachrücker? Wie wirkte sich der ausufernde bürokratische Apparat auf den Wissenschaftsbetrieb aus? Den Verwaltungsakten einer Münsteraner Klinik konnte ich zum Beispiel entnehmen, daß die Klinik mit einer solchen Fülle von Zusatzuntersuchungen wie HJ-Untersuchungen, Flug- und Wehrtauglichkeitsuntersuchungen usw. belastet wurde, daß sowohl Lehre und Forschung als auch die Krankenversorgung ernsthaft gefährdet waren.[41] Für die Nachkriegskultur wichtig wäre auch eine Untersuchung der ideologiesensiblen Fächer wie Geschichte, Germanistik und Philosophie. Teil einer Wissenschaftsgeschichte des „Dritten Reiches" müßten dann auch noch der Beitrag der Wissenschaften zum Krieg sowie ihre Verluste an

Menschen und Infrastruktur durch diesen sein. Eine so verstandene Wissenschaftsgeschichte des „Dritten Reiches“ sowie die Entwicklung der Wissenschaft in den ersten Nachkriegsjahren wäre eine notwendige Folie für die Beurteilung eines Verlustes durch Emigration. Eingebunden in diese Geschichte müßte der Ausschließungsprozeß der jüdischen Wissenschaftler werden, der ja nicht erst 1933 bzw. 1934 begann, sondern seine Wurzeln auch schon vorher in der verdeckten antisemitischen Durchsetzung des deutschen und österreichischen Hochschulwesens hatte. Bekannte antisemitische Aktionen in der Weimarer Republik waren zum Beispiel der Fall Nicolai[42] oder der Fall des schon erwähnten Philosophen Theodor Lessing, der anläßlich einer antisemitischen Verleumdungskampagne 1926 seinen Lehrstuhl in Hannover verlor.[43] Bekannt ist auch das Beispiel des Chemikers Richard Willstätters, der 1924 seinen Münchener Lehrstuhl aufgab, weil er als Jude die antisemitische Berufungspolitik seiner Kollegen nicht länger ertragen wollte.[44] Alle sind später emigriert: Nicolai schon in den zwanziger Jahren, Willstätter erst 1939. Für Österreich ließe sich der Fall des Anatomen und Sozialmediziners Julius Tandler oder des Philosophen Moritz Schlick anführen.[45]

Was schließlich die Remigration der akademischen Emigranten angeht, so wird man davon ausgehen müssen, daß der größte Teil in den Gastländern geblieben ist. Allein die Umstände der Vertreibung wären eine Erklärung dafür. Darüber hinaus müßte untersucht werden, wieweit die Ursprungsländer bei Rückkehrwilligen bereit waren, sie in ihre angestammten Positionen zurückkehren zu lassen bzw. ihnen Positionen anzubieten, die den in der Zwischenzeit erreichten Stellungen angemessen waren. Der Verdacht liegt nahe, daß das nicht der Fall war. Auf jeden Fall wäre die Berufungspolitik der einzelnen Universitäten nach 1945 daraufhin zu untersuchen. Hans-Joachim Dahms hat für die Universität Göttingen einmal die Aufnahmebereitschaft für Emigranten untersucht. Es zeigte sich, daß sie sich erst auf Drängen der britischen Militärregierung mit diesem Problem befaßte. Aus den kursierenden Listen wollten die Fakultäten vorzüglich die „Rosinen“, sprich Prominenten picken. Dann wurden Überlegungen angestellt, eine Reihe von Leuten zu den Bedingungen einzustellen, die denen zum Zeitpunkt ihrer Entlassung entsprachen, das hieß zum Beispiel, einen inzwischen zum Professor Avancierten zum Sold eines Privatdozenten. Auch Mangel an qualifizierten Stellen wurde angegeben, da diese durch NS-Berufungen besetzt waren, die, man staune, nach ihrer Entnazifizierung Anspruch auf Wiedereinstellung gehabt hatten.[46] Hochrechnungen anhand des *Internationalen Handbuchs der mitteleuropäischen Emigration* sind mit Vorsicht zu betrachten, da sie die „kulturelle Emigration“ betreffen, Künstler, Politiker und Wissenschaftler einschließen und, an einer Elite gewonnen, nicht als repräsentativ gelten können.[47] Auch über Rückwirkungen durch „wissenschaftliche Diffusion“, Gastprofessuren, Übersetzungen und Kongresse lassen sich noch keine allgemeinen, emigrantenspezifischen Aussagen machen.

Wie sollte die Geschichte der wissenschaftlichen Emigration geschrieben werden? Man sollte vielleicht die klassische wissenschaftliche Wirkungsgeschichte, die in Begriffen von Innovation, von Paradigmawechsel und revolutionärer Wissenschaft denkt, der Disziplinengeschichte überlassen. Eine Möglichkeit wäre, sich mit Institutionen zu befassen, wie es Claus-Dieter Krohn für die Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler an der „New School for Social Research“ geleistet hat[48] oder Alfons Söllner für die Wissenschaftler am amerikanischen „Office of Strategie Services“.[49] Eine solche Beschränkung gestattet es eher, die wissenschaftliche Arbeit der Emigranten mit der Emigrationserfahrung zu verbinden. So gab es bevorzugte Emigrantenuniversitäten wie Columbia; in der Medizin waren manche Krankenhäuser Emigrantenhäuser wie die großen jüdischen Krankenhäuser Beth Israel und Mount Sinai in New York. Ergobiographische Fallstudien wären weitere Desiderata, wobei diese nicht als Idealtypen verstanden, sondern als Versuche gegen das kollektive Vergessen gesehen werden sollten. Sie wären auch Bausteine in einer noch zu schreibenden Sozialgeschichte der akademischen Emigration. Hüten sollte man sich vor allem vor einer bilanzierenden Gewinn- und Verlustrechnung. Eine solche läuft Gefahr, für tagespolitische Zwecke mißbraucht zu werden, und Funktionalisierungen der jüngsten Geschichte, das heißt NS-Geschichte, sind nun einmal zur Zeit aktuell. Und noch ein letztes Wort zur Emigrationsgeschichte als Prominentengeschichte. Durch solche Darstellung wird schnell ein Mythos von der besonderen Kulturbegabung der Juden geschaffen. Dieser

philosemitische Mythos des schlechten Gewissens ist aber nur die Umkehrung des alten antisemitischen Mythos vom kulturzerstörenden Judentum. Wir sollten endlich im Juden den Menschen sehen.

Anmerkungen:

1 Vgl. Michael Hubenstorf, „Österreichische Ärzteemigration 1934—1945 — Zwischen neuem Tätigkeitsgebiet und organisierten Rückkehrplänen", in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte,* 1984,87f.
2 Vgl. Bruno Kisch, *Wanderungen und Wandlungen.* Köln 1966, 14—24.
3 Ebda., 278ff.
4 Ebda., 319f.
5 Vgl. Klaus Fischer, „Vom Wissenschaftstransfer zur Kontextanalyse — oder: Wie schreibt man die Geschichte der Wissenschaftsemigration", in: Rainer Erbet, al. (Hrsg.), *Antisemitismus und jüdische Geschichte. Studien zu Ehren von Herbert A. Strauss.* Berlin 1987.
6 Vgl. Alfons Söllner, *Zur Archäologie der Demokratie in Deutschland,* Bd. 1. Frankfurt 1986, 7ff.
7 Vgl. Liste der „Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler" von 1936. Hier werden nur die „Hochschulmediziner" aufgeführt. Der Verlust an „Praktikern" bleibt nur zu schätzen und beläuft sich auf ca. 9000.
8 Persönliche Mitteilung des Autors Gerald Stourzh, der mir diese Liste zusandte.
9 Vgl. Christian Thiel, „Folgen der Emigration deutscher und österreichischer Wissenschaftstheoretiker und Logiker zwischen 1933 und 1945", in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 7, 1984,253 f.
10 Vgl. Alfons Söllner, 1986, 10 ff (wie Anm. 6).
11 Kathleen M. Pearle, „Ärtzeemigration nach 1933 in die USA: Der Fall New York". In: *Med. Hist. J.* 19, 1984, 112—137.
12 Vgl. Dieter Wuttke, „Die Emigration der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg und die Anfänge des Universitätsfaches Kunstgeschichte in Großbritannien", in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 7, 1984, 179—194.
13 Vgl. Alfons Söllner, „Otto Kirchheimer in Amerika — Emigrationserfahrung und Internationalisierung der Politikwissenschaft?" in: *Journal für Sozialforschung.* 26, 1986, Heft 4.
14 Richard von Mises, *Kleines Lehrbuch des Positivismus. Einführung in die empiristische Wissenschaftsauffassung.* Den Haag 1939, zitiert nach Karl Acham, *Analytische Geschichtsphilosophie.* Freiburg—München 1974, 175.
15 Vgl. David Nachmansohn, *German-Jewish Pioneers in Science 1900—1933.* Berlin—Heidelberg—New York 1979.
16 Von 197 Angehörigen der zweiten Generation, die im Einwanderungsland in einem medizinischen Fach ausgebildet worden und zum „full Professor" avanciert waren, hatten 50 das Fach Biochemie gewählt.
17 Nach Wolfgang Krohn, „Zur soziologischen Interpretation der neuzeitlichen Wissenschaft", Einführung zu Edgar Zilsel, *Die sozialen Ursprünge der Wissenschaft,* hrsg. von Wolfgang Krohn. Frankfurt 1976, 32.
18 Vgl. Karl E. Rothschuh, „Ist das Kuhnsche Erklärungsmodell wissenschaftshistorischer Wandlungen mit Gewinn auf die Konzepte der Klinischen Medizin anwendbar?" in: Alwin Diemer (Hrsg.), *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen und die Geschichte der Wissenschaften.* Meisenheim am Glan 1977, 73—90.
19 Zur Wissenschaftssoziologie der Migrationsforschung vgl. Klaus Fischer, 1987 (wie Anm. 5).
20 Zum Problem der Szientometrie vgl. Peter Weingart/M. Winterhagen, *Die Vermessung der Forschung. Theorie und Praxis der Wissenschaftsindikatoren.* Frankfurt 1984.
21 Zur Geschichte der Migrationsforschung in den USA vgl. Herbert A. Strauss, „Changing Images of the Immigrant in the USA", in: *Amerikastudie/American Studies* 21, 1976, 119—38.
22 Zum Beispiel Martin Grotjahn, „The Americanisation of Martin Grotjahn", in: John Kosa, *The Home of the Learned Man.* New Haven 1968, 51—58, oder Donald P. Kent, *The Refugee Intellectual: The Americanisation of the Immigrants of 1933—1941.* New York 1953.
23 Vgl. Justin Stagl, *Kulturanthropologie und Gesellschaft.* Berlin 1981, 11 ff.
24 Vgl. Herbert A. Strauss, „Zursozialen und organisatorischen Akkulturationdeutsch-jüdischer Einwanderer der NS-Zeit in den USA", in: Wolfgang Frühwald/Wolfgang Schieder, *Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933—1945.* Hamburg 1981, 236f.
25 Fritz Lieben, *Aus der Zeit meines Lebens.* Typoskript von 1960 ohne Ortsangabe im Institut für Theorie und Geschichte der Medizin. Münster.
26 Julius Bauer, *Medizinische Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts im Rahmen einer Autobiographie.* Wien 1964.

27 Vgl. zum Beispiel Roger H. Stuewer, „Nuclear Physicists in a New World“, in: *Ber. z. Wiss. gesch.* 7, 1984, 23—40.
28 Hannah Arendt, *Rachel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik.* München—Zürich 1985[6], 186ff.
29 Vgl. Fritz Neumark, *Zuflucht am Bosporus.* Frankfurt 1980; Erich Frank, „Nekrolog", *Dtsch. med. Wschr.,* 82, 1957, 1138—39; Rudolf Nissen, *Helle Blätter, Dunkle Blätter.* Stuttgart 1969; allg.; Horst Widmann, *Exil und Bildungshilfe.* Bern—Frankfurt 1973.
30 Marion Berghahn, *German-Jewish Refugees in England, The Ambiguities of Assimilation.* London 1984, 2.
31 Vgl. Herbert A. Strauss/Werner Röder, *International Biographical Dictionary (= IBD) of Central European Emmigre's 1933—1945.* München—New York—London—Paris 1983, Bd. II/l, 370—71.
32 Ebda., 635.
33 Archiv der „Society" in der Bodleian Library in Oxford; Archiv des „Emergency Committee in der Public Library, New York.
34 Vgl. Julius Bauer, 1964, 61 (wie Anm. 26).
35 Herbert A. Strauss, 1981. 244 (wie Anm. 24).
36 Wolfgang Benz, (Hrsg.), *Das Tagebuch der Hertha Nathorff Berlin—New York. Aufzeichnungen 1933—1945.* München 1987.
37 Theodor Lessing, *Ich warf eine Flaschenpost ins Eismeer der Geschichte. Essays und Feuilletons,* hrsg. und eingel. von Rainer Marwedel. Darmstadt—Neuwied, 1986. In einer bitteren Vorbemerkung berichtet Rainer Marwedel, daß diese Edition nur durch persönliche Gelder seiner Eltern möglich gemacht wurde.
38 Vgl. Süssman Muntner, „The Rachel Hirsch Effekt“, in: *Koroth* 3, 1964, 331—41.
39 Erste Ansätze sind zum Beispiel Alan D. Beyerchen, *Wissenschaftler unter Hitler. Physiker im Dritten Reich.* Köln 1980; Regine Lockot, *Erinnern und Durcharbeiten. Zur Geschichte der Psychoanalyse im Nationalsozialismus.* Frankfurt 1985; F. Kudlien, *Ärzte im Nationalsozialismus.* Köln 1985; Benno Müller-Hill, *Tödliche Wissenschaft.* Reinbek 1984.
40 Ausnahmen oder erste Anfänge sind unter anderem
   a) Uwe-Dietrich Adam, *Hochschule und Nationalsozialismus. Die Universität Tübingen im Dritten Reich.* Tübingen 1977.
   b) Hans-Joachim Dahms, „Verluste durch Emigration, Die Auswirkungen der nationalsozialistischen .Säuberungen* an der Universität Göttingen. Eine Fallstudie“, in: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch: Das jüdische Exil und andere Themen.* München 1986, 160—185.
   c) Lothar Kurz, *200 Jahre zwischen Dom und Schloß.* Münster 1980.
   d) Dieter Kramer/Christiane Vanja, *Universität und demokratische Bewegung. Ein Lesebuch zur 450-Jahrfeier der Philipps-Universität Marburg.*
41 Verwaltungsakten der medizinischen Universitätsklinik Münster 1933—1945 im Institut für Theorie und Geschichte der Medizin der Universität Münster.
42 Vgl. Wolf Zuelzer, *Der Fall Nicolai.* Frankfurt 1981.
43 Vgl. Rainer Marwedel, 1986, 12 (wie Anm. 37)
44 Vgl. Richard Willstätter, *Aus meinem Leben.* München 1958, 343.
45 Vgl. Michael Hubenstorf 1984, 90—92, (wie Anm. 1).
46 Vgl. Hans-Joachim Dahms, 1986, 173—180 (wie Anm. 40b).
47 Vgl. Horst Möller, *From Weimar to Bonn. The Arts and the Humanities in Exile and Return 1933—1980.* in: *IBD* II 1, LXV.
48 Claus-Dieter Krohn, *Wissenschaft im Exil.* Frankfurt 1987.
49 Alfons Söllner 1986 (wie Anm. 6).

LEWIS COSER

Die österreichische Emigration als Kulturtransfer Europa — Amerika

In den fünfziger Jahren kursierte in den New Yorker Kreisen der deutschen und österreichischen Emigration eine Anekdote, die, wenn auch vielleicht nur erfunden, die Haltung der Emigranten ausgezeichnet charakterisierte: Zwei Emigranten, die sich nie in Amerika gesehen hatten, obwohl sie seinerzeit mit dem gleichen Schiff im New Yorker Hafen angekommen waren, treffen sich auf dem Broadway. „Nun", sagte der eine, „are you happy in America?" „Of course I am happy here", antwortete der andere, „aber glücklich bin ich nicht." Diese kurze Unterhaltung erzählt uns mehr über die kulturelle und soziale Integration der Emigration in den USA als eine lange wissenschaftliche Erhebung.

Die beiden Emigranten, die sich hier trafen, mögen Deutsche oder Österreicher gewesen sein. Das Paradoxon einer Anpassung an amerikanische Lebensformen bei gleichzeitig fortbestehender Fremdheit im Asylland wurde sowohl von Österreichern als auch von Deutschen verspürt. Im folgenden werde ich jedoch versuchen zu zeigen, in welchem Maße sich die Probleme der Emigranten und ihre Reaktionen je nach Herkunftsland verschieden artikulierten. Diese Unterschiede lassen sich im wesentlichen auf zwei Faktoren zurückführen.

Die unterschiedlichen Reaktionen beruhten erstens auf der zum Teil sehr differierenden Herkunft (Background) der Emigranten, und zweitens auf der Tatsache, daß das Amerika, das die Emigranten zwischen 1932 und 1938 vorfanden, sich von dem Amerika nach 1938 unterschied. Generell will ich hier nur von jenen Emigranten sprechen, die als Intellektuelle oder Künstler am kulturellen Leben zumindest potentiell teilnehmen konnten. Lassen Sie mich beide Punkte erläutern:

Für Deutsche und Österreicher bedeutete die Flucht aus der Heimat und der Zwang zur Anpassung an ein neues Land, von dem sie oft wenig wußten, eine schwere psychische Belastung. Wie Stefan Zweig dies einmal ausdrückte: *Zwischen unserem Heute, unserem Gestern und Vorgestern sind alle Brücken abgebrochen.*[1] Oder wie er auch einmal sagte: *Von all meiner Vergangenheit habe ich (. ..) nichts mit mir, als was ich hinter der Stirne trage. (...) Wir leben jeder so abgesondert wie vor Hunderten von Jahren, ehe Dampfschiff und Bahn und Flugzeug und Post erfunden waren.*[2]

Die Wellen von Emigranten, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Amerika strömten, fanden es relativ leicht, sich an Landsleute anzuschließen, sei es in nationaler oder religiöser Gemeinschaft. Ein Ukrainer, der in die USA ging, wandte sich schnell an eine ukrainische Kirche, und ein polnischer Jude fand gleichdenkende Freunde entweder in der Synagoge oder in gesellschaftlich-weltlichen Gemeinschaften. Diese Anschlußmöglichkeit bestand nicht mehr für die deutschen und österreichischen Emigranten der dreißiger Jahre, die aus dem Bildungsbürgertum kamen und in akademischen Positionen oder als Künstler tätig gewesen waren. Sie konnten nur wenige Beziehungen zu früher angekommenen Emigranten anknüpfen, und soweit sie überhaupt Kontakte fanden, bestanden diese meist in Bekanntschaften mit Schicksalsgenossen, die zu gleicher oder fast gleicher Zeit angekommen waren. Sie waren entwurzelt: Sie behielten wenige Verbindungen zur eigenen Vergangenheit, und natürlich hatten sie keine Wurzeln in der amerikanischen Tradition. So entfremdet von ihrer Gegenwart, wie es Schönberg im Text seiner Kantate *Jakobs Leiter ausdrückte:* „Erlöse uns von unserer Einzelheit",[3] mögen sich manche gefühlt haben.

Jedoch war es gerade dieses Hinundhergerissensein, das, so will es mir scheinen, als Ansporn zur Anpassung und zum Erfolgsstreben in der für Emigranten neuen amerikanischen Gesellschaftsstruktur beitrug. Auch dies hat Stefan Zweig richtig gesehen, als er einmal sagte, daß die Emigranten sich so schnell anpaßten, gerade weil sie so hin und her gerissen waren. Weil sie zumeist keine engen Bindungen zu ethnisch oder religiös übereinstimmenden Kreisen etablieren konnten, waren sie in der Lage, viele relativ schwache Beziehungsgeflechte auszunutzen, um sich einen Platz in der amerikanischen Gesellschaft zu erkämpfen.[4]

Ich habe das Gefühl, daß sich dieser Prozeß verstärkt bei den Österreichern gegenüber den Deutschen zeigte. Die deutschen jüdischen Emigranten und auch die liberalen Nichtjuden hatten in den Jahren der Weimarer Republik, und auch schon davor, so will es mir scheinen, enge Beziehungen zu anderen deutschen Intellektuellen angebahnt, während die österreichischen jüdischen Intellektuellen schon seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts von anderen als Außenseiter angesehen wurden und sich oft selbst so sahen. Als Außenseiter daheim fanden sie es leichter, auch Außenseiter in Amerika zu sein.

Wenn man also vielleicht annehmen kann, daß die Österreicher mit ihrem Lebensstil als Außenseiter es leichter fanden, diesen Lebensstil nun in den eines amerikanischen Außenseiters zu übertragen, so war es auf der anderen Seite aber auch der Fall, daß die Österreicher zumeist etwa fünf Jahre später in die USA kamen als die deutschen Emigranten. Sie fanden sich oft in der Lage eines Menschen, der große Anstrengungen macht, noch im letzten Moment auf einen schon fahrenden Zug zu springen, und dann aber feststellen muß, daß alle Abteile schon voll besetzt sind.

Ich werde auf die Faktoren später noch einmal zurückkommen, möchte aber zuerst noch auf einige andere spezifische Dinge hinweisen, die in diesem oder jenem Sektor der Emigranten einen unterschiedlichen Einfluß auf die Schicksale der beiden Emigrantengruppen hatten.

Als ich begann, Materialien für ein Kapitel über Wirtschaftswissenschaft in meinem Buch *Refugee Scholars in America*[5] zu sammeln, erkannte ich, für mich unerwartet, daß die Karrieren deutscher und österreichischer Wirtschaftswissenschaftler in Amerika in den meisten Fällen recht unterschiedlich verliefen. Natürlich gab es Ausnahmen, aber es zeigte sich deutlich, daß es österreichischen Volkswirtschaftlern nach meist nur kurzer Zeit gelang, wichtige Positionen an den hervorragendsten amerikanischen Universitäten einzunehmen, während ihre deutschen Kollegen sich meist mit Stellungen an kleineren Universitäten und Colleges oder an der „New School for Social Research" begnügen mußten. Ein überraschendes Ergebnis, da doch der allgemeine kulturelle Background von Intellektuellen oder Akademikern in den beiden Ländern ziemlich ähnlich war. Der Aufbau des Studiums an den Universitäten in Deutschland und Österreich stimmte im wesentlichen überein. Wie konnte man also diese verschiedenen Karrieren im Gastland erklären?

Zwei Faktoren scheinen mir für diese Unterschiede bedeutsam: Die deutschen und österreichischen Wirtschaftswissenschaftler gehörten zum großen Teil verschiedenen Schulen (Denkrichtungen) an. Die Österreicher waren zumeist in der Tradition der Grenznutzen-Theorie aufgewachsen, während die Deutschen meist von der historischen Schule der Nationalökonomie herkamen. Die einen waren die Enkel von Carl Menger, die anderen waren Enkel von Gustav Schmöller. Die Österreicher waren in einer streng mathematischen Tradition geschult, und ihre Ausbildung war, abgesehen von einigen kleineren Abweichungen, nicht sehr verschieden von dem Training amerikanischer oder englischer Ökonomen. Sie lasen Walras und Jevons mit größtem Interesse und lebten in dem Gefühl, daß sie mit den großen neu-klassisch geschulten Ökonomen in anderen Ländern sehr viel gemein hatten. Die Deutschen, von der historischen Schule her kommend, hatten demgegenüber nur eine rudimentäre mathematische Ausbildung und fühlten sich mit Historikern stärker verbunden als mit den Schülern Mengers, mit denen sie in dem berühmten Methodenstreit aneinandergeraten waren. Überspitzt gesagt, die österreichischen Nationalökonomen hatten typischerweise ihre Doktorarbeit über die Marktkurven hinsichtlich Margarine- und Butterpreisen geschrieben, während ihre deutschen Kollegen zum Beispiel eine historische Studie über die Kohlenindustrie an der Ruhr vorgelegt hatten.

Die historische Schule war in der amerikanischen Wirtschaftswissenschaft in den dreißiger Jahren wenig vertreten. Einige Außenseiter gehörten der Schule der „institutional economics" von Thorstein Veblen an, der Großteil der Wirtschaftswissenschaftler jedoch, und besonders diejenigen von ihnen, die an den großen Universitäten lehrten, standen in ihrer wissenschaftlichen Orientierung der Grenznutzen-Theorie sehr nahe. Dieser Unterschied in der Ausbildung erklärt teilweise, warum die Wirtschaftswissenschaftler aus den beiden Ländern so verschiedene Karrieren hatten. Sehr viele Deutsche lehrten während ihrer amerikanischen Karriere, oder zumindest einen großen Teil davon, an der New School for Social Research, dieser Oase europäischer akademischer Kultur, während ihre öster-

reichischen Kollegen in Harvard. Yale, Princeton oder an der New York University Stellungen hatten. Die Österreicher publizierten wichtige Untersuchungen theoretischer oder empirischer Natur und übten großen Einfluß auf die Entwicklung der amerikanischen Wirtschaftswissenschaft aus, die Deutschen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, hatten keinen solchen Einfluß in den Vereinigten Staaten.

Es gibt aber noch einen anderen Faktor, der die verschiedenen Karrieren der deutschen und der österreichischen Nationalökonomen beeinflußte. Mit einigen Ausnahmen kamen die Österreicher aus einer höheren Gesellschaftsschicht als die Deutschen. Es springt ins Auge, wie erstaunlich viele Österreicher aus adligen Familien stammten, selbst wenn der Titel als Amtsadel relativ neueren Datums war. Unter den führenden österreichischen Ökonomen findet man Gottfried von Haberler, Ludwig von Mises, Friedrich von Hayek. Ihre Vorgänger und Lehrer waren die Herren von Wieser und von Boehm-Bawerk, und wenn Carl Menger auch nicht dem Adel angehörte, so war er doch ein Lehrer des Kronprinzen gewesen. Fast alle prominenten Ökonomen der älteren Generation waren lebenslänglich Mitglieder des Herrenhauses und Exzellenzen unter der Monarchie. Wieser, Boehm- Bawerk und Schumpeter waren zeitweise Mitglieder der Regierung während der Monarchie oder später in der Republik gewesen.

Die deutschen Nationalökonomen kamen meist aus niedrigeren sozialen Schichten. Sie waren Söhne von Kaufleuten, Akademikern, das heißt, sie entstammten generell der Mittelschicht. Während eine Reihe der Österreicher intime Beziehungen mit führenden Direktoren und Spitzenverbänden von Handel und Industrie hatten, war dies bei den Deutschen nur selten der Fall.

Man muß kein Marxist sein, um festzustellen, daß die österreichischen akademischen Ökonomen in der großen Mehrzahl für die freie Marktwirtschaft eintraten, während die meisten Deutschen für Staatseingriffe in die Wirtschaft bzw. für die eine oder andere Form einer Planwirtschaft votierten.

Man mag zusammenfassend sagen, daß ihre mathematisierte Wirtschaftstheorie, eine höhere Schichtzugehörigkeit und liberale marktwirtschaftliche Orientierung die erfolgreichen amerikanischen Karrieren der Österreicher im Vergleich zu den Deutschen zum Großteil erklären.

Wenn man die politische Orientierung deutscher und österreichischer Emigranten in den USA vergleicht, so fällt ins Auge, daß die Auswanderer aus beiden Ländern sich sehr unterschiedlich einordneten. Ein recht hoher Prozentsatz der deutschen und der österreichischen Emigranten waren in beiden Ländern sozialdemokratisch oder sozialistisch orientiert, was sich in der Zugehörigkeit zu entsprechenden Organisationen und im Wahlverhalten widerspiegelte. Auf die Unterschiede in der politischen Ausrichtung der Linksparteien werde ich noch zurückkommen. Im Gegensatz zum relativ einheitlichen Bild des linken Flügels in beiden Ländern sind in bezug auf das liberale Lager gewisse Unterschiede sichtbar, die sich aus der historischen und politischen Entwicklung beider Länder verstehen lassen.

Die deutschen Liberalen waren nach ihrer Niederlage 1848 eine wenig einflußreiche politische Richtung. Im Bismarckschen Reich gab es viele Nationalliberale, das heißt. Anhänger der Bismarckschen Politik und der Politik seiner Nachfolger unter Wilhelm II., aber Linksliberale spielten eine untergeordnete Rolle im Kaiserreich. Nach der Novemberrevolution erschien es in den ersten Wahlen, als ob die Demokratische Partei, eine linksliberale Partei, eine einflußreiche Rolle in der Weimarer Republik spielen würde. Dies erwies sich jedoch bald als eine Illusion, und der allgemeine Einfluß der Liberalen in der Weimarer Zeit war unbedeutend.

Die historische Situation des Liberalismus in Österreich war anders. Genau wie in Deutschland wurden die österreichischen Liberalen 1848 von der Aristokratie und vom Absolutismus zu Boden geschlagen. Aber Franz Josef war nicht Bismarck, und es gelang den Liberalen, in den sechziger und siebziger Jahren an die Macht zu kommen. Dies wurde ihnen jedoch nur möglich, weil sie wichtige Konzessionen an die Staatsbürokratie und den Adel machten. Wie dem auch sei, für ungefähr fünfzehn Jahre dominierten die Liberalen in der Doppelmonarchie. Vom Ende der siebziger Jahren an wurden sie jedoch von den Christlichsozialen unter ihrem antisemitischen Führer Karl Lueger und dem gleichermaßen

antisemitischen Führer der All-Deutschen Partei, Georg Schönerer, verdrängt. Obendrein fänden die deutschen Stimmen im Reichsrat es immer schwerer, sich gegen die tschechischen, polnischen und anderen slawischen Nationalisten durchzusetzen, und die Vertreter des Liberalismus waren schnell in der Minderheit. Sie vertraten bald nur die mittlere Bourgeoisie in Wien, und sie waren die Partei, der sich die Juden zuwandten, soweit sie nicht Sozialisten waren. Die Liberalen waren in der Republik niemals in der Lage, ihre Machtposition zurückzugewinnen.

Wenn es auch richtig ist, daß sowohl die deutschen als auch die österreichischen politischen Verhältnisse zur Zeit der Machtergreifung Hitlers die Liberalen in eine Defensivposition drängten, so war es doch so, daß die österreichische liberale Tradition mehr Prägnanz besaß als die deutsche.

An dieser Stelle ist es an der Zeit, sich den spezifischen politischen Ausrichtungen der deutschen und der österreichischen Juden zuzuwenden, denn der weitaus größte Teil der Emigranten, die nach Amerika kamen, war jüdischer Abstammung. Die deutschen Juden spielten im Kaiserreich eine wichtige Rolle, sowohl im Kulturleben als auch in der Wirtschaft, aber sie waren doch immer nur toleriert und von höheren Positionen, zum Beispiel an den Universitäten, ausgeschlossen. Dies änderte sich in der Weimarer Republik, in der viele Juden, wenn auch nur für wenige Jahre, eine kulturell, aber auch politisch bedeutende Stellung einnehmen konnten.

Die Situation der Juden in Österreich war anders. Antisemitische Bewegungen entfalteten sich, wie angedeutet, in der österreichischen Landschaft zwar schon, bevor sie in Deutschland eine Rolle spielten. Jedoch hatten die jüdischen Liberalen zur Zeit der Republik eine stolze Tradition, die in der Doppelmonarchie entstand und in den ersten Jahren der Republik andauerte.

In der Doppelmonarchie waren die österreichischen Juden, wie dies Hannah Arendt einmal ausdrückte, ein „Staatsvolk". Während all die anderen Völker in Österreich-Ungarn gegen Ende des 19. Jahrhunderts sich zu selbstbewußten Nationalitäten entwickelten, beruhte die bürgerliche und ökonomische Existenz der Juden nicht auf ihren Wurzeln in irgendeiner Region, im Gegensatz zu den Ungarn, Deutschen und Slawen. Die Monarchie und das liberale Prinzip als ein politisches System lag ihnen am Herzen, denn nur dieses System erlaubte ihnen eine kulturelle und politische Stellung zwischen oder über den Kämpfen und Konflikten all der anderen nationalen Gruppierungen einzunehmen.[6]
Diese historischen Umstände erklären wenigstens teilweise, warum ein großer Teil der österreichischen Emigranten, wenn sie nicht Sozialisten waren, sich im liberalen Lager befanden und die amerikanische Kultur durch im Liberalismus geschliffene Brillen ansahen.

Während ich vorher versuchte, die unterschiedliche Rezeption der deutschen und der österreichischen Ökonomen durch ihre unterschiedliche professionelle Ausbildung in historischer oder Grenznutzen-Theorie zu erklären, kann ich nun hinzusetzen, daß sie auch mitbestimmt war von der Tatsache, daß viele Österreicher — mehr als die Deutschen — auf dem Boden der liberalen Marktwirtschaft standen.

Nun muß ich aber noch auf die Differenzen zwischen deutschen und österreichischen Sozialisten in der Weimarer Republik und der österreichischen Republik hinweisen. Beide sozialistischen Parteien waren formell an die Ideologie des Marxismus gebunden. Aber während die Deutschen in den Weimarer Jahren sich oft in der Regierung, sei es in Preußen oder im Reich, befanden, sahen sich die österreichischen Sozialisten schon nach den ersten Jahren der Republik in eine permanente Oppositionsrolle gedrängt. Diese unterschiedliche politische Stellung trug mit dazu bei, daß die deutschen Sozialdemokraten stark reformistisch orientiert waren, während die Austromarxisten durchgehend versuchten, Kompromisse zwischen linken „revolutionären" und rechten reformistischen Positionen zu finden.

Als nun die deutschen sozialistischen Emigranten in den dreißiger Jahren in die USA kamen, stand der New Deal in höchster Blüte. Ein Großteil sah nun den New Deal als ein Phänomen, daß ihrem reformistischen politischen und ökonomischen Ideal einer dirigierten reformorientierten Staatswirtschaft weitgehend entsprach. Die meisten der deutschen Ökonomen, Soziologen und Sozialwissenschaftler, die zum Beispiel an der New School lehrten, waren passionierte New Dealer, und viele von ihnen waren gerne bereit, in den Kriegsjahren, und auch schon vorher, Positionen in der Washingtoner Bürokratie einzunehmen.

Dies war sicherlich auch der Fall bei vielen Österreichern, man denke nur Paul Lazarsfelds Liebesaffäre mit Amerika, aber ich habe den Eindruck — obwohl mir hier noch Beweise fehlen —, daß die österreichischen Sozialisten in vielen Fällen sich vom New Deal distanzierten und weniger bereit waren, Regierungsstellen einzunehmen. Sie waren im Grunde Reformisten wie ihre deutschen Genossen, aber sie waren Reformisten mit schlechtem Gewissen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die deutsche und die österreichische Emigration nach den Vereinigten Staaten in den dreißiger Jahren möchte ich nun noch auf einige spezifisch österreichische geistige Zirkel und intellektuelle Orientierungen hinweisen. In einigen Fällen gab es keine Unterschiede zwischen dem Schicksal der deutschen und der österreichischen Intellektuellen. In anderen Fällen aber, die gleichfalls zu berücksichtigen sind, gab es unterschiedliche Karrieren und Schicksale.

In welch hohem Maße die Karrieren europäischer Künstler und Wissenschaftler in Amerika davon abhingen, ob es einen Markt für ihre Werke gab, kann man an einem extremen Beispiel, der Musikwissenschaft, illustrieren.[7] Vor 1930 bestand keine eigenständige amerikanische Musikwissenschaft. Die wenigen Wissenschaftler auf diesem Gebiet hatten fast alle in Europa studiert. Erst im Jahre 1934 wurde die „Amerikanische musikwissenschaftliche Gesellschaft“ gegründet. Zu Beginn hatte sie neun Mitglieder. Musikwissenschaft war zu dieser Zeit kein Lehrfach an Universitäten oder Colleges. Nach 1933 kam nun eine Flut von europäischen Musikwissenschaftlern, die meisten von ihnen Deutsche und Österreicher, nach Amerika. Es gelang ihnen in ziemlich kurzer Zeit, Positionen an mehr oder weniger bedeutenden akademischen Lehranstalten zu finden. Sie hatten keine Konkurrenz von geborenen Amerikanern zu fürchten, und sie profitierten von einem althergebrachten populären Vorurteil, demzufolge deutsche und österreichische Musiker allen anderen überlegen waren. Deutsche und Österreicher erschienen den Amerikanern als zur Musik geboren. Da nun die Nachfrage nach Musikwissenschaftlern in den dreißiger Jahren sprunghaft anstieg, fanden auch die Österreicher, die bekanntlich später als die Deutschen in den USA ankamen, keinerlei Behinderung vor.

Die europäischen Musikwissenschaftler beschwerten sich oft darüber, daß ihre amerikanischen Studenten nicht das Vorwissen hatten, das bei europäischen Studenten in der Regel zu erwarten war. Relativ wenige konnten zum Beispiel Noten lesen. Außerdem mußten die Emigranten oft Kurse für Studienanfänger geben, selbst wenn sie daheim nur fortgeschrittene Studenten in ihren Klassen gehabt hatten. Aber alles in allem konnten Musikwissenschaftler unter den Emigranten aus beiden Ländern sich schon nach einigen Jahren relativ angepaßt fühlen. Ich habe keine statistischen Zahlen über den Anteil der Emigranten unter den Mitgliedern, aber es ist erstaunlich, daß die „Musikwissenschaftliche Gesellschaft“ von neun Mitgliedern 1934 auf nicht weniger als 3000 Mitglieder anwuchs. Sehr viele von ihnen sind Schüler österreichischer oder deutscher Emigranten gewesen.

DER WIENER KREIS

Eine andere Gruppe Wiener Wissenschaftler faßte recht schnell nach der Einwanderung festen Fuß in den Vereinigten Staaten. Während die Musikwissenschaftler es leicht fanden, sich in Amerika Stellung und Einfluß zu schaffen, weil sie über ein Wissen verfügten, das in den USA nicht bodenständig war, fanden die Philosophen des „Wiener Kreises“ Zutritt zu amerikanischen Universitäten, weil viele amerikanische und englische Philosophen ihrem Logischen Positivismus recht nahe standen. Wie groß auch immer am Anfang ihre Schwierigkeiten mit der englischen Sprache gewesen sein mögen, so sprachen sie doch dieselbe philosophische Sprache wie die führenden Vertreter der angelsächsischen Philosophie. Für Herbert Feigl, Egon Brunswik, Gustav Bergmann, Kurt Gödel und andere österreichische Mitglieder des Wiener Kreises war es nicht schwer, distinguierte Stellen an amerikanischen Universitäten zu finden. Sie verdankten dies nicht nur der Tatsache, daß Feigl schon 1931 nach Amerika auswanderte und so in der Lage war, seinen Kollegen als eine Art Wegweiser und Mittelsmann zu dienen, von größerer Bedeutung war der Umstand, daß führende amerikanische Philosophen wie John Dewey und W. Van O. Quine in Columbia und in Harvard

sowie Charles Morris an der Universität von Chicago, bzw. englische Philosophen wie A. J. Ayer und Bertrand Russell, mit den Theorien des Wiener Kreises vertraut waren und sie als Verbündete im Kampf gegen die Metaphysik schätzten.

Meine These, daß die Mitglieder des Wiener Kreises mit offenen Armen in Amerika begrüßt wurden und so in der Lage waren, großen Einfluß auf die amerikanische Philosophie im allgemeinen und die Philosophie der Wissenschaft im besonderen auszuüben, wird gestützt durch die Tatsache, daß diejenigen Logischen Positivisten, die sich im Laufe ihrer Karriere dieser philosophischen Richtung entfremdeten, keinen vergleichbaren Erfolg in Amerika hatten. Felix Kaufmann, ein sehr begabter Wissenschaftsphilosoph, der sich der Phänomenologie zugewandt hatte, lehrte in der Emigrantenoase der New School for Social Research bis zu seinem frühen Tod 1949. Edgar Zilsel, eines der begabtesten Mitglieder des Kreises, scheint sich in Amerika von seinen früheren Freunden getrennt zu haben. Er arbeitete eine Zeitlang mit Theodor Adorno und Max Horkheimer zusammen, lehrte dann an dem zweitrangigen Mills College in Oakland, Kalifornien, war isoliert und einsam, wurde verbittert und nahm sich schließlich das Leben.

Ich will natürlich nicht behaupten, daß der Erfolg der Logischen Positivisten in den Vereinigten Staaten nur ihrem Esprit de corps und der guten Rezeption von gleichdenkenden amerikanischen Philosophen zu verdanken ist — schließlich und endlich waren sie eine ganz besonders begabte Gruppe von Philosophen, aber es ist in der Tat der Fall, daß gleichbegabte phänomenologisch interessierte Philosophen wie Aron Gurwitsch und Alfred Schütz für Jahrzehnte fast ohne Einfluß blieben, keine hohen akademischen Positionen erlangten und erst nach ihrem Tode „entdeckt" wurden. Schütz war Österreicher, aber die meisten anderen Phänomenologen waren deutsche Schüler von Husserl oder, wie Aron Gurwitsch, obwohl russischer Abstammung, an deutschen Universitäten ausgebildet. In diesem Falle also, genauso wie in der Nationalökonomie, hatten Österreicher (und ihre deutschen Mitarbeiter wie Carnap oder Reichenbach) eine geistige Ausrichtung, die es ihnen ermöglichte, sich in der amerikanischen Gelehrtenwelt durchzusetzen und diese in einem Maße zu befruchten, wie es den deutschen Anti-Positivisten nicht gelang.

DIE EINFLUSSLOSIGKEIT DEUTSCHER UND ÖSTERREICHISCHER PSYCHOLOGEN IN AMERIKA UND DIE TRAGÖDIE VON KARL UND CHARLOTTE BÜHLER

Im Gegensatz zu den schnellen und großen Erfolgen der deutschen und österreichischen Psychoanalytiker in den Vereinigten Staaten, die so oft beschrieben wurden, daß ich hier nicht auf sie eingehen muß, hatten europäische Psychologen anderer Denkrichtungen recht wenig Erfolg oder Einfluß in den dreißiger Jahren. Zum Beispiel erhielten die drei Begründer der Gestaltpsychologie, Wolfgang Köhler, Kurt Koffka und Max Wertheimer, keine ihrem Rang entsprechende Position, obwohl sie versuchten, ihre Lehre dem in den USA vorherrschenden Behaviorismus anzupassen. Zwei von ihnen lehrten an Colleges und nicht an Universitäten, das heißt, sie hatten keine Graduate Students, und der dritte, Wertheimer, lehrte an der New School for Social Research zu einer Zeit, wo dort keine Forschungsmittel zu seiner Verfügung standen. Fast alle deutschen und österreichischen allgemeinen Psychologen hatten ein sehr ähnliches Schicksal. Die Prädominanz des Behaviorismus führte generell zu einer Ablehnung des Werkes von Psychologen, die diese Anschauung nicht vertraten.

Auf zwei Untergebieten der Psychologie jedoch, der Sozialpsychologie wie auch der Jugendpsychologie, waren amerikanische Psychologen in den zwanziger Jahren von ihren deutschen und österreichischen Kollegen beeinflußt. Woraus erklärt sich dann, daß die Sozialpsychologen Paul Lazarsfeld und Kurt Lewin eine brilliante Karriere in Amerika machten und den Charakter der amerikanischen Sozialpsychologie tief beeinflußten, während die Hauptvertreter der Jugendpsychologie, Charlotte und Karl Bühler, völlig scheiterten?

Es ist natürlich möglich, daß der Zufall hier eine Rolle spielt: Lazarsfeld war schon im September 1933, also einige Jahre vor dem Einmarsch Hitlers in Österreich, nach den USA

gegangen, und Kurt Lewin gehörte zu den ersten deutschen Psychologen, die nach Hitlers Machtergreifung nach Amerika emigrierten. Im Gegensatz zu ihnen kamen die Bühlers später als selbst die meisten österreichischen Emigranten nach Amerika, da Karl Bühler nach dem Einmarsch Hitlers in Wien ins Gefängnis geworfen worden war und erst nach einigen Monaten aus der Haft befreit werden konnte. Ich glaube aber kaum, daß dieser äußerliche Umstand für die Tragödie der Bühlers in vollem Umfang verantwortlich zu machen ist.

Beide Bühlers hatten schon in den zwanziger Jahren an mehreren amerikanischen Universitäten gelehrt, sie waren geehrt und anerkannt. Eine Reihe ihrer amerikanischen Kollegen hatten an ihrem Institut für Psychologie in Wien studiert, und sie waren ohne Zweifel zum Großteil dafür verantwortlich, daß die amerikanische Jugendpsychologie nicht auf behavioristischen, sondern auf entwicklungspsychologischen Prinzipien beruhte. Umso überraschender mutet ihre Erfolglosigkeit an.

Die Bühlers waren so erfolgreich in Wien und hatten sich dort so fest etabliert, daß Karl Bühler sich noch Anfang 1938 entschlossen hatte, eine Berufung an die Fordham Universität auf eine Professur abzulehnen. Er war so tief mit dem Universitätswesen der deutschsprachigen Welt verbunden, daß er sich kaum vorstellen konnte, für immer in einem anderen Lande zu lehren. In den zwanziger Jahren war er ein sehr erfolgreicher und sehr zufriedener Gastprofessor in den Vereinigten Staaten gewesen, aber er scheint nicht die Flexibilität besessen zu haben, die dazu gehört, sich auf einen ganz anderen Lehrbetrieb umzustellen. Er fühlte, daß man weder seine Sprachpsychologie, die er in den zwanziger Jahren entwickelt hatte, noch seine allgemeine anti-behavioristische Aktionspsychologie genug würdigte. Da er fand, daß es kein Publikum für seine Ideen in Amerika gab, schwieg er. Er hat in Amerika praktisch nichts geschrieben, obwohl er in Europa ein äußerst produktiver Gelehrter gewesen war.

Charlotte Bühler war viele Jahre jünger als ihr Mann, dessen Schülerin sie einst gewesen war. Aber auch sie schwieg für viele Jahre, und als sie dann wieder zu schreiben begann, war es nicht in ihrem Spezialfach, der Jugendpsychologie, sondern in einer verwässerten Version Freudscher klinischer Psychologie.

Man kann wohl sagen, daß die Bühlers verstummten, als sie kein Echo für ihre Ideen fanden und auch keine Universitätspositionen erhielten. Man mag hinzufügen, daß sie es nicht leicht fanden, Beziehungen in Amerika aufzubauen, sodaß sie immer mehr isoliert wurden und schließlich nur Anklang bei einem Publikum fanden, das durchaus nicht ihren eigenen Maßstäben entsprach. Sie wurden in die Peripherie der geistigen Welt gedrängt, obgleich sie nur wenige Jahre zuvor als Gastprofessoren durchaus im Zentrum der amerikanischen akademischen Welt gestanden hatten. In dem Amerika, in dem so viele intellektuelle Emigranten einen reichen fruchtbaren Boden vorgefunden hatten, sahen sie nur Wüstensand. Sie hörten nie jenes Echo ihrer Ideen, das es Lazarsfeld oder Lewin ermöglichte, ein neues Kapitel in der Geschichte der amerikanischen Sozialpsychologie zu schreiben. Vielleicht war es nur, weil sie zu spät kamen, das heißt, weil der Wagen schon voll besetzt war, vielleicht aber lag ihr Schicksal nicht in einem Zufall begründet, sondern in ihnen selbst.

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Warum waren deutsche und österreichische Emigranten zwar happy, aber nicht glücklich in Amerika? Ich habe zu zeigen versucht, in welchem Maße spezifisches kulturelles Kapital Anlagemöglichkeiten in den Vereinigten Staaten fand und warum in manchen Fällen das in Europa erworbene geistige Kapital in Amerika nicht nur nicht zu verwenden war, sondern sich manchmal als Hindernis statt als Aktivum erwies. Kulturelles Kapital ganz wie finanzielles Kapital kann nur Früchte bringen, wenn es angelegt wird.[8] Emigrierte Intellektuelle waren oft in einer Situation, die Thorstein Veblen in einem brillanten Satz zusammenfaßte: Manche Menschen seien nur „fitted for an unfit fitness“.

Alles in allem jedoch war die Emigration nach Amerika, sei es aus Österreich oder aus Deutschland, für die meisten Betroffenen ein Erfolgserlebnis, zumindest wenn man an professionelle Schicksale denkt. Nicht alle Emigranten kamen zu den Anstellungen, von denen

sie geträumt haben mögen. Viele richteten ihre Hoffnungen auf Harvard und Yale, aber die meisten erlangten nur Stellungen in den Tausenden von durchschnittlichen Universitäten und Colleges, die in den USA den Großteil der Posten vergeben. Viele lehrten nur in Routinekursen und hatten keine Möglichkeit, Seminare mit Graduate Students zu halten. Viele der Schauspieler, die einstmals auf den großen Bühnen Wiens oder Berlins brilliert hatten, bekamen in der Traumfabrik Hollywood nur Nebenrollen. Einige nahmen sich das Leben, und recht viele waren gezwungen, das harte Brot des Exils in Einsamkeit zu essen.

Die Wiener vermißten ihre Kaffeehäuser, sowohl die Deutschen als auch die Österreicher fanden es schwer, sich daran zu gewöhnen, daß ein Herr Doktor oder ein Herr Professor in Amerika nicht die Ehrerbietung beanspruchen konnte, die er in Europa gewöhnt war. Sie träumten oft von der intimen kleinen Welt, in der sie zumeist in Wien oder Berlin gelebt hatten. In den großen Städten des amerikanischen Kontinents gab es dagegen wenige Oasen oder Enklaven, in der sich Intellektuelle gegenseitig unterstützen konnten. So gingen sie in der Masse unter, waren vereinzelt und vereinsamt. Aber zumeist paßten sie sich den Strömungen in der amerikanischen Gesellschaft an, gerade weil sie kaum eine Gesellschaft in Amerika fanden. Die Intimität des Kaffeehauses oder des Stammtisches mußte der Distanz und Ferne des amerikanischen Lebensstils weichen, und insofern waren sie meist happy, wenn auch nicht glücklich.

Der beste Beweis dafür findet sich in den Statistiken über die Proportion der deutschen und österreichischen Professoren und Dozenten, die zwischen 1949 und 1953 nach Ost- oder Westdeutschland und nach Österreich zurückkehrten. Die Ziffer liegt zwischen 13 und 17 Prozent.[9]

Lassen Sie mich nun zum Schluß noch flüchtig auf ein anderes Thema eingehen und fragen, welchen Effekt die europäische Emigration der dreißiger Jahre auf das amerikanische Geistesleben gehabt hat. Hier möchte ich auf eine Methode hinweisen, die Max Weber das Gedankenexperiment nannte. Wenn man wissen will, ob ein sozialer Faktor von kausaler Bedeutung für einen bestimmten Untersuchungsgegenstand ist, so meinte Weber, braucht man sich nur vorzustellen, wie eine Situation verlaufen wäre, wenn dieser Faktor sich anders entwickelt hätte. Was wäre die Situation des klassischen Griechenlands gewesen, wenn die Perser und nicht die Griechen den Sieg in der Schlacht von Marathon davongetragen hätten? Diese Schlacht, so Weber, war von zentraler Bedeutung, weil eine griechische Niederlage ein von Persien dominiertes Griechenland mit sich gebracht hätte und so eine völlig andere politische und geistige Grundlage der abendländischen Geschichte entstanden wäre.

Hier kann man nun sagen, daß ein Amerika ohne die Emigranten und ihren Beitrag ein recht anderes Amerika geworden wäre, als das, welches wir de facto vorfinden. Nicht nur hätte die Atomforschung oder die Mikrobiologie sich später und schwerer entwickelt, nicht nur ist die amerikanische Psychoanalyse kaum denkbar ohne den Einfluß der deutschen und vor allem der österreichischen Analytiker, aber auch Amerikas ganze geistige Entwicklung hätte andere Bahnen genommen, wäre sie nicht von den Emigranten befruchtet worden. Mein Freund, der amerikanische Historiker H. Stuart Hughes, hat den richtigen Terminus gefunden, um den Einfluß der Emigranten auf das amerikanische Geistesleben zu charakterisieren. Er schrieb, daß sie vermochten, das amerikanische Geistesleben zu entprovinziali- sieren.[10] Was Hughes für das spezifische Fach der Sozialtherorie konstatiert, dürfte auch für viele andere Fächer gelten: „From the emigration experience American social theory emerged deprovincialized. And that it has remained."

Unter welchen sozialen Umständen konnte sich solche Entprovinzialisierung entwickeln? Ich glaube, daß man verallgemeinernd sagen kann, daß die Emigranten keinen Einfluß auf die amerikanische Kultur haben konnten, wenn sie sich völlig von ihr abschirmten und sich nur in einem selbstgesponnenen Kokon wohlfühlten. Es ist aber auch der Fall, daß sie wenig Einfluß auf die amerikanische Kultur hatten, wenn sie sich ihr völlig anpaßten. Die optimale Situation war eine, in der die Emigranten in lebhaftem Kontakt mit amerikanischen Intellektuellen eine marginale Position am Rande der Kultur einnahmen. Sie existierten dann im amerikanischen Geistesleben, aber doch nicht als organischer Teil davon. Als Außenseiter vermochten sie verhüllte Aspekte der amerikanischen Kultur zu erhellen, die Insider nur schwer erkennen konnten. Es gelang ihnen oft, ein Neuland des Geistes zu ent-

decken, das dem Insider mit seiner Pietät für seine eigene Tradition nur schwer zugänglich war.

Wenn es richtig ist, daß die Emigranten am produktivsten waren, wenn sie heterogene Ideen in traditionsgebundenen Gebieten einführten, so kann dies nicht nur mit geistigen Ausrichtungen erklärt werden, sondern es mag auch in den unterschiedlichen Lebensstilen der Emigranten angelegt gewesen sein. Hier kann man sagen, daß, wenn sehr viele von ihnen sich in einer bestimmten Institution oder an einem bestimmten Ort zusammenfanden, sie eine Tendenz hatten, meist nur mit anderen Emigranten zu sprechen. Dies führte oft, wie zum Beispiel in der New School for Social Research, zu einer Art von Ghettoatmosphäre, durch die der Einfluß auf die umgebende Geistesweltsehrerschwert wurde. Wenn auf der anderen Seite Emigranten vereinzelt und verstreut existierten, war es oft der Fall, daß sie sich in sich selbst zurückzogen und in ihrer Vereinzelung geistiger Sterilität zum Opfer fielen. Wenn sie jedoch Schicksalsgenossen in ihren Institutionen fanden, mit denen sie in ihrer Heimatsprache kommunizieren konnten, hatten sie aber auch einen Ansporn, sich mit ihren amerikanischen Kollegen zu verständigen. In einer solchen Situation konnten sie häretische Ideen entwickeln oder ein neues Feld des Geistes beackern, ohne Kontakt mit traditionellem Denken aufzugeben. In diesem Fall entsprach die Marginalität ihres Lebensstils der Erneuerungsfähigkeit ihres Denkstils. Die Emigranten waren von größtem Nutzen für Amerika, wenn sie sich von vielen traditionellen amerikanischen Denkstilen fernhalten konnten und dabei doch nie vergaßen, daß sie, auch ohne amerikanische Wurzeln zu haben, gleich den dort geborenen Intellektuellen Mitbürger der amerikanischen geistigen Republik geworden waren.

Anmerkungen:

1 Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern.* London 1941, 3.
2 Ebda., 6.
3 Zit. in: Carl E. Schorske, *Fin-de-siecle-Vienna.* New York 1981, 363.
4 Siehe Mark Granovetter, „The Strength of Weak Ties“, in: *American Journal of Sociology* 78, May 1973, 1360—81.
5 Lewis A. Coser, *Refugee Scholars in America: Their Impact and their Experiences.* New Haven 1984.
6 Schorske, *Fin-de-siècle Vienne,* a.a.O., 129.
7 Boris Schwarz, „The Music World in Migration“, in: Jarell C. Jackman/Carla M. Borden (Hrsg.), *The Muses Fled Hitler: Cultural Transfer and Adaptation 1930—1943.* Washington 1983. 135—150.
8 Pierre Bourdieu, *La Distinction: Critique Sociale du Judgement.* Paris 1979.
9 Herbert A. Strauss, „The Movement of People in Time of Crisis“, in: *The Muses,* a.a.O., 45—60.
10 H. Stuart Hughes, „Social Theory in New Context", in: *The Muses,* a.a.O., 111—12.

WERNER RÖDER

Exil- und Emigrationsforschung
Notizen aus deutschen Erfahrungen

Der Versuch soll gemacht werden, die Entwicklung der — verkürzt so genannten — Exilforschung in der Bundesrepublik Deutschland aus gleichsam schon „wissenschaftsgeschichtlicher" und aus forschungspolitischer Sicht zu skizzieren: Im Vordergrund stehen mithin Verbindungen zwischen dem Forschungsgegenstand und dem gesellschaftlichen Umfeld, das allgemeinen Erkenntnisbedarf herstellt (oder unterdrückt) und gegebenenfalls jene institutionelle Forschungsförderung auslöst, der auch dieses Symposion sein Zustandekommen verdankt. Da die angewandte Sichtweise auf langdauernder persönlicher Empirie (vgl. die Kurzbiographie am Ende dieses Bandes), auf einer Begleitung dieser Forschungsentwicklung seit ihren Anfängen, beruht und damit auch eine Art Zeitzeugen-Report ist, wird der Versuch inhaltlich unausgewogen sein. Ein systematischer ..Forschungsbericht" soll jedenfalls nicht gegeben werden.

Das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933,* von dem an anderer Stelle ausführlicher gesprochen wird,[1] ist von Art und Ergebnis her zusammen mit ähnlichen Publikationen dieses Zeitraums eine Periodisierungsmarke der westdeutschen Exilforschung. Zu nennen sind hier die Handbücher der Exil-Presse und des Exil-Rundfunks, das Handbuch der Emigrantennachlässe in amerikanischen Archiven und die von mir zunächst als Ergänzung des Biographischen Handbuchs geplante Edition und Erschließung der Ausbürgerungslisten von 1933 bis 1945. Nicht zuletzt gehören in diesen Zusammenhang Hans-Albert Walters Arbeiten zu einer Geschichte der deutschen Exilliteratur und die von Ernst Loewy besorgte Anthologie literarischer und politischer Texte der Emigration.[2] Das bio-bibliographische Lexikon des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten österreichischen Filmhistorikers G. P. Straschek ist aus kaum erfindlichen Gründen immer noch unveröffentlicht.[5]

Marksteincharakter haben diese Beiträge aus mehreren Gründen. In der Chronologie der westdeutschen Forschungsförderung sind sie zum einen der Ertrag ihrer ersten Phase, der von Helmut Müssener so benannten „Grundforschung" der späten sechziger und der siebziger Jahre, oder stützen sich, wie das *Biographische Handbuch,* ganz wesentlich auf deren Ergebnisse und methodische Erfahrungen. Über die Projekte dieser Grundforschung ist an zugänglichen Stellen des öfteren berichtet worden.[4] Ich beschränke mich hier auf die Anmerkung der wichtigsten Unternehmen. Zu nennen ist die von Walter A. Berendsohn und Helmut Müssener geführte „Stockholmer Koordinationsstelle zur Erforschung der deutschsprachigen Exil-Literatur", die in den Jahren 1969 bis 1975 mit Zuwendungen des Auswärtigen Amts über die Grenzen hinweg tätig gewesen ist. Die „Dokumentation zur Emigration" des Archivs der sozialen Demokratie, des Bundesarchivs, der Deutschen Bibliothek, des Deutschen Gewerkschaftsbund-Archivs und des Instituts für Zeitgeschichte war von 1968 bis 1973 mit der Sicherung und Erschließung von Quellen vor allem zum politischen Exil beschäftigt und hat in ihrer Münchner Zentralstelle einen Katalog mit über 20.000 Nachweiskarten weltweit verstreuter Archivalien anlegen können. Durch eine Deutsche Forschungsgemeinschaft-Förderung verbunden und methodisch in Maßen abgestimmt arbeiteten parallel hierzu quellenkundliche Projekte zum kulturellen Exil beim Deutschen Literaturarchiv in Marbach und der Akademie der Künste in Berlin und ein Dokumentationsunternehmen für gedruckte autobiographische Zeugnisse an der 1970 geschaffenen Arbeitsstelle für deutsche Exilliteratur der Universität Hamburg. Die Aktivitäten der aus älteren Traditionen stammenden, von Hanns W. Eppelsheimer und Werner Berthold aufgebauten Sammlung „Exil-Literatur" in der Deutschen Bibliothek sind in dieses Programm der Grundforschung eingebunden worden; heute umfassen ihre Bestände nahezu die Gänze des nachgewiesenen Emigrantenschrifttums aus Literatur und Politik im weitesten Sinne. Das von Willi Sternfeld und Eva Tiedemann bearbeitete, 1970 neu aufgelegte bio-bibliographische Lexikon zur Exilliteratur und der legendäre Katalog der Ausstellung „Exil-Literatur 1933—1945"

hatten wesentliche öffentliche Impulse gegeben. Unauffälliger, aber gleichwohl wichtig für die Exilforschung war schließlich die mit Hilfe der Forschungsgemeinschaft Ende der sechziger Jahre durchgeführte Verfilmung von annähernd 150 Zeitungen und Zeitschriften des Exils, die seither über das Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse in Dortmund sowie in mehreren Bibliotheken und Archiven allgemein zugänglich sind.[5]

Nachdem absehbar geworden war, daß die bis dahin vor allem durch das Bibliotheksreferat der DFG unterstützten „Grundforscher" seriöse Ergebnisse vorweisen konnten, kam es 1974 zur Errichtung eines Schwerpunktprogramms, das 1979 für weitere fünf Jahre verlängert worden ist und weit über zehn Millionen DM für Exilforschung verausgabt hat. Schon in der Ausschreibung für die erste Laufzeit des Schwerpunkts ist bei Fortführung der Grundforschung für bislang hintanstehende Bereiche wie Wissenschafts- und Künstleremigration zu neuen Fragestellungen aufgerufen worden: Zu gruppenspezifischen Untersuchungen, zu Regionalstudien, Arbeiten über sogenannte „Gesamtphänomene", die man damals vor allem in der Exilliteratur aufzufinden hoffte, und zur Vor- und Wirkungsgeschichte der Emigration. Noch stärker hat die Ausschreibung für die Schwerpunktverlängerung das Desiderat betont, nunmehr vor allem durch monographische Untersuchungen auf diesem „komplexen und differenzierten Forschungsfeld die Bedeutung der Emigration und ihrer Leistungen im Gesamtzusammenhang der politischen Geschichte, der Literaturgeschichte, der Wissenschaftsgeschichte usw." zu bestimmen.[6]

Der Erfolg der Grundforschungsphase war auch Station eines erstaunlich schnellen und quasi dialektischen Prozesses. Der Jahrzehnte dauernden Un-Geschichte sowie einer faschistogenen Herabwürdigung von Emigration und Exil war gegen Ende der sechziger Jahre eine massive, erwartungsvolle und staatlich unterstützte Wissenschaftsanstrengung gefolgt; zehn bis fünfzehn Jahre später suchte man — wie der zuletzt zitierte Ausschreibungstext anzeigt — schon den Weg aus dem Ghetto eines in Entstehung befindlichen neuen Wissenschaftsfaches, einer angeblich interdisziplinären „Exilforschung" mit eigenen und tendenziell selbstgenügsamen Erkenntniszielen.

Die dieser Suche zugrunde liegende Frage nach der historischen Bedeutung des Forschungsgegenstandes jenseits des moralischen und antiquarischen Interesses wird mittlerweile auch auf breiterer Front gestellt. So, wenn zum Beispiel Albrecht Roeseler in einem Feuilletonbericht der *Süddeutschen Zeitung* über die Veranstaltungsreihe „Musik aus dem Exil" der Berliner Festwochen vorsichtig anmerkt: *Nach den vielen bunten, lärmenden Volksfesten, die 750 Jahre Berlin bejubelten, wollte Festspielchef Eckhardt in den Septembertagen einen Kontrapunkt der Besinnung schaffen: Erinnerung, ja Wiederentdeckung jener Musik, deren Schöpfer das Hitler-Regime ins Exil trieb. Das war ein löbliches, in manchen Pressekommentaren freilich schnöde als überflüssiger Masochismus denunziertes, zugleich riskantes Unterfangen. Die moralische Elle der Emigration ist kein allein verläßlicher Maßstab für Qualität. Ein Festprogramm, gestützt auf Krücken des Mitleids, müßte jedes sensible Kritikermaul verstopfen. Man verfuhr daher doppelgleisig, mischte zwischen die unbekannt gewordenen Namen und die allbekannten, deren Oeuvre immer wieder aufscheint, ohne den* [sic] *Exil-Bonus zu bedürfen (Hindemith, Krenek oder Schönberg, dem 1974 ein eigenes Festwochenprogramm gewidmet war), Namen solcher Musiker, die zwar durch die Memoirenliteratur geistern, ohne jedoch akustische Präsenz zu genießen. Blieben sie so unerkannt, weil das Exil sie zum Verstummen gebracht hatte, oder weil ihr Werk sich vielleicht bewußt sperrig der Verbreitung widersetzte? Oder gar. weil die Qualität von Meisterwerken ihren Kompositionen abging.. .?*[7]

Die im wissenschaftlichen Zusammenhang gestellte historische Relevanzfrage dürfte — wir kommen darauf noch zurück — auf dem Feld der politischen Geschichte bereits zu beantworten sein; für die Exil-Literatur erscheint sie mir trotz der dort längsten Forschungsdauer dagegen noch ungeklärt, und im Bereich der Zwangswanderung der Wissenschaften ist der Arbeitsstand doch wohl so zeitverschoben, daß mit der Formulierung der letztendlich zentralen Fragestellungen und ihrer Ergebnisse noch einige Jahre ins Land gehen werden."

Es empfiehlt sich, zwischen der unvollständigen und ungleichen wissenschaftlichen Objektivierung des Themas „Exil und Emigration" und seinem Auftauchen im zeitgenössischen Bewußtsein der Bundesrepublik Deutschland zu unterscheiden — letzteres natürlich

verstanden als jener enge Bereich, bei dem in den real existierenden Gesellschaften Geschichte und Kultur als Teile des öffentlichen Bewußtseins erwartet werden können. Hier sind als Begleiterscheinung von zwanzig Jahren koordinierter Wissenschaftsförderung in der Tat erstaunliche Entwicklungen zu verzeichnen.

Seit geraumer Zeit haben sich die Massenmedien, allen voran Fernsehen und Hörfunk, des Exilthemas in fast schon unzähligen Sachbeiträgen und dramatischen Inszenierungen angenommen. Parteien, Verbände und Kirchen entsannen sich, soweit irgend möglich, ihrer NS-Vertriebenen und sind mit Ausstellungen und Dokumentationen tätig geworden.' Die äußerste Rechte folgte im Umkehrverfahren dem Trend: Für die radikalen Wochenblätter des Dr. Gerhard Frey ist inzwischen das *Biographische Handbuch* eine „trotz aller Tendenz außerordentlich informativ(e)" Quelle, aus der unter anderem die Lebensläufe von Marxisten, Kommunisten, Juden, Landesverrätern und Umerziehern entnommen und für Band II des Lexikons *Prominente ohne Maske* in die perfide Untergrundsprache des alt- und neunazistischen Milieus übersetzt worden sind.[10] Vielmals wichtiger ist allerdings, daß Exil und Emigration in populären zeitgeschichtlichen Darstellungen und in Materialien der historisch-politischen Volksbildung Aufnahme gefunden haben. Seit der Empfehlung der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder der Bundesrepublik Deutschland vom Dezember 1980 wird von den deutschen Lehrern erwartet, bei der Behandlung des Widerstands in der NS-Zeit auch „die Aktivitäten von Emigranten im Exil zu würdigen".[11] Andererseits jedoch: Der bei historischen Dingen offenbar mit wenig glücklicher Hand agierende Publizist Fritz J. Raddatz schrieb Ende 1986 in einem bekannten Hamburger Intelligenzblatt wie folgt über die Geschichte des Exils: *Keiner hat sie bisher aufgearbeitet.. . Ein Archiv nur, geschweige denn ein Institut, ganz zu schweigen von einem Museum, wo das Schicksal dieser Verjagten. Gehetzten, Verleumdeten bewahrt bliebe: das ist dieses Land seinen Emigranten schuldig geblieben.* Zu Recht hat Fritz J. Raddatz hierfür die öffentlichen Richtigstellungen von Historikern, Institutsleitern und des Vorsitzenden der Gesellschaft für Exilforschung hinnehmen müssen.[12] Das Problem der Deutschen mit ihrer Emigration aber liegt tiefer und die Raddatzsche Imagination nicht auf einer faktischen, sondern auf einer politischgesellschaftskritischen Ebene: Exilgeschichte ist im Rechtsnachfolgestaat des Deutschen Reichs auf das engste mit moralischen und politischen Traumata verknüpft und ihre wissenschaftliche Erforschung durch entsprechende Indienstnahmen im positiven wie im negativen Sinne vielfach berührt. Was Fritz Raddatz vermutlich motiviert hat, war der nachwirkende Zorn über die Nichtachtung, die die hiesige Gesellschaft trotz aller finanziellen Restitutionsleistungen den Emigranten zunächst gezollt hatte. In der Tat: Dieses Faktum wird durch späte Besinnung nicht aus der Welt geschafft. Das Beispiel zeigt aber doch, daß auch im Westen antifaschistische Emphase das Verhältnis zur einfachen Wahrheit empfindlich stören kann.

Im Unterschied zur Bundesrepublik — so bemerkt Wolfgang Kießling dieser Tage wieder in den Ostberliner *Beiträge(n) zur Geschichte der Arbeiterbewegung*[13] — ist in der DDR die Darstellung des antifaschistischen Exils seit je „Staatsbedürfnis", ist die Exilforschung also eine von Staat und Partei angeleitete und für „bildungspolitische Erfordernisse" genutzte Wissenschaft — mit allen bekannten Folgen des historischen Realitätsverlusts. Freilich, auch die Datenbanken der Grundforschung, die wachsende Reihe monographischer Untersuchungen und die stattgehabte kulturoffizielle Kenntnisnahme der Emigration in der Bundesrepublik konnten nicht politisch voraussetzungslos entstehen. So waren viele der früh geschriebenen wissenschaftlichen Arbeiten in *dem* Sinne Kampfliteratur und Vehikel der Identitätsfindung, als sie eine der Antworten der jüngeren Generation auf die moralischen und intellektuellen Verkrustungen der Adenauerschen Ära darstellten. Das wissenschaftliche Interesse dieser Autoren an der Topographie des Exils wurde zum guten Teil von der Erwartung vorangetrieben, daß sich hier humanistische und revolutionäre deutsche Traditionen auffinden lassen würden, die der zwiespältigen Existenz der Väter im Dritten Reich entgegengesetzt werden konnten. Die Anfrage des Verteidigungsministers Franz-Josef Strauß an die Adresse von Willy Brandt: „Was haben Sie zwölf Jahre lang draußen gemacht? Wir wissen, was wir drinnen gemacht haben",[14] sollte mit dem Werkzeug der Wissenschaft gegen die Globkes und Oberländers gekehrt werden, wobei die vermutete Kongenialität der Heimatlosigkeit — hier inmitten einer repressiven Konsumgesellschaft, dort in der exter-

nen politischen Verbannung bzw. in der Vertreibung der jüdischen Minorität — den Forschungsbemühungen zusätzliches Engagement verlieh. „Nous sommes tous des juifs allemands!“ war einer der Slogans der französischen Studentenrevolte. Nicht zuletzt kam hinzu, daß die sich offenbarende ideologische Unfruchtbarkeit des linken Widerstandes in Deutschland zwischen 1933 und 1945 die Suche nach Faschismustheorien und Gesellschaftsmodellen bei der Emigration nahelegte.

Beweggründe dieser Art tragen selbst bei akademischer Beschäftigung mit dem Thema die Gefahr in sich, analog zum ostdeutschen „Staatsbedürfnis" Fragestellung, Quellenauswahl, zeitgenössische Zusammenhänge und Wirkungsanalysen von Exilforschung bewußt oder unbewußt einer politischen Aktualisierung zu unterwerfen. Auf dem Kongreß der Universität Osnabrück über „Die Künste und Wissenschaften im Exil“ im Mai 1983 ist dieser Aspekt bei einem Podiumsgespräch unter dem Titel „Die Aktualität des Exils und der Versuch der Wiedergewinnung seiner Kultur“ noch einmal thematisiert worden. Ich zitiere aus den Thesen des Veranstalters: *Die Aktualität des Exils besteht darin, daß diejenigen Strömungen, die in Deutschland die Fragen dieses Jahrhunderts wenigstens richtig stellten. ... in diesem Lande zerstört wurden.. .Genuin republikanische, den Obrigkeitsstaat ablehnende Traditionen waren und blieben [in Westdeutschland] auf lange Jahre hinaus Minderheitenpositionen, die sich des häufigeren ausgegrenzt und diffamiert sehen mußten. Wo es in der Geschichte der Bundesrepublik Erneuerungsversuche gab. sei es die Kapitalismuskritik der Anfangsjahre, sei es die Konzeption der Wirtschaftsdemokratie bei Agartz. sei es der Göttinger Appell zur Atombewaffnung, sei es die Studentenrevolte, sei es der Versuch der Gesellschaftsreform der sozialliberalen Regierung, sei es die Friedensbewegung, sei es die Alternativkultur, zehren sie bewußt oder unbewußt von der Tradition der ins Exil getriebenen Kultur.*[15] Richard Löwenthal, einer der hervorragenden politischen Köpfe dieses Exils, hat wie folgt repliziert: *Es gab bedeutende kulturelle Leistungen von Deutschen im Exil, aber keine „Kultur des Exils“ ... Es ist eine reine Erfindung, daß eine gemeinsame „Exilkultur“ erst durch den „Kalten Krieg" zerstört worden sei... Was die Menschen in der Bundesrepublik tatsächlich wiedergewonnen haben, ist ein selbstverständlicher Anteil an der Kultur des Westens— mit all ihren Problemen.*[16]

Vielleicht läßt sich der Tendenzunterschied zwischen der politisch instrumentalisierenden Exilforschung und den Zielen der Forschungsförderung durch einen Auszug aus meinem Osnabrücker Diskussionsbeitrag andeuten:[17]

Das politische und kulturelle Exil ist innerhalb der Gesamtemigration eine zeitlich begrenzte und den Entwicklungen im Dritten Reich parallele deutsche Geschichte jenseits der deutschen Staatsgrenzen. Im Unterschied zur innerdeutschen Opposition gegen den Nationalsozialismus hat das politische und kulturelle Exil umfangreiche Überlieferungen gebildet, die eine detaillierte Erforschung von intellektuellen Entwicklungen über das Jahr 1933 hinaus ermöglichen. Das Exil ist, wiederum anders als die ihm politisch oder kulturell verwandten Gruppierungen im Dritten Reich, in intensiver Verbindung zu internationalen Entwicklungen geblieben, hat also politische und kulturelle Lernprozesse und Einflüsse früh in seine Theorien und Handlungsweisen einbeziehen können. Das Exil war aber auch Artikulationsforum für all jene politischweltanschaulichen Richtungen. Schulen und Literaturen, die von den Ausnahmeverhältnissen der ersten deutschen Republik existentiell abhängig waren und zum Teil als prinzipielle Kritiker seiner Schwächen selbst zur Auflösung des demokratischen „Systems" beigetragen hatten. Ihre Unterdrückung in Deutschland war nach 1933 zunächst „nur“ terroristischer und administrativer Natur. Ihre permanente Emigration, das heißt das Versiegen ihrer Kreativität im Exil, und die näheren Umstände einer solchen Verkümmerung sind Indikatoren für ihre Verknüpfung mit einem nicht wiederherstellbaren Milieu. Für den Historiker ist das Exil in dieser Hinsicht auch das Feld einer ergänzenden organisations- und ideengeschichtlichen Archäologie von spezifisch Weimarer Kulturformen und von vormodernen Residuen der deutschen Gesellschaft, nachdem ihre Zerschlagung durch den Nationalsozialismus in Deutschland selbst schon vollzogen war.

Zu den in der heutigen politischen Kultur Deutschlands deutlich auffindbaren Ergebnissen des fortwirkenden Strangs deutscher Geschichte im Exil zähle ich die folgenden Fakten:

Noch vor dem Sturz der NS-Herrschaft zerbricht mit Endgültigkeit die in dieser oder jener Form immer wieder gewünschte, proklamierte oder in Ansätzen versuchte antifaschistische Gemeinsamkeit der politischen Emigration; spätestens seit 1943 sammelt sich das „Andere Deutschland“ im Exil in zwei getrennten Lagern. Die kommunistische Partei vollzieht auch in

den westlichen Asylländern die Abkehr von Tendenzen in Richtung eines spezifisch deutschen Wegs zum Sozialismus und verbündet sich zur Gänze mit den politischen Zielen der Sowjetunion. Das Scheitern des Widerstands — zuletzt in der Wirkungslosigkeit des Nationalkomitees „Freies Deutschland" von 1943 — wird zu einer der Motivationen für die konsequente Durchsetzung der Klassenhegemonie der KPD/SED im östlichen Teil Rest-Deutschlands. Die in den Freien Deutschen Bewegungen praktizierte „Blockpolitik" mit bürgerlichen Gruppen und Persönlichkeiten unter Gleichschaltung oder Ausschluß des sozialdemokratischen und sozialistischen Elements nimmt das zentrale Charakteristikum der kommunistischen Strategie nach 1945 vorweg.

Auf nichtkommunistischer Seite nähern sich Sozialdemokraten, Sozialisten und Vertreter bürgerlich-liberaler Traditionen im Exil gemeinsamen Standorten. Ihre Zielsetzungen beinhalten vor allem

1. *den Verzicht auf sozialen, weltanschaulichen und religiösen Ausschließlichkeitscharakter der politischen Parteien im künftigen Deutschland;*
2. *den politischen Fundamentalkonsens von Parteien und Bevölkerung über eine demokratisch-pluralistische Ordnung mit parlamentarischem Machtausgleich;*
3. *eine parteimäßig unabhängige Einheitsgewerkschaft zur Vertretung der ökonomischen Interessen der Lohnabhängigen auf wirtschaftspolitischer Ebene mit wirtschaftspolitischen Mitteln;*
4. *die politische, wirtschaftliche und kulturelle Orientierung des künftigen Deutschland nach Westeuropa hin.*

Selbstverständlich sind die Hauptelemente der hier entstandenen Grundsatzprogramme nicht ursächlich durch die Rückkehrer aus der Emigration und als Ergebnisse ihrer Praxiserfahrung und ihrer theoretischen Reflexionen im Exil realisiert worden. Entscheidend hierfür waren die nach 1945 bestehenden machtpolitischen Konstellationen inner- und außerhalb Deutschlands, wie sie in den Überlegungen der Emigranten nach 1943 zum Teil richtig antizipiert worden sind. Der Einfluß des Exils auf die deutsche politische Theorie der Nachkriegszeit und vor allem auch die stark fördernde persönliche Mitwirkung von Rückkehrern an den Entwicklungen im staatlich-politischen Bereich sind jedoch gleichermaßen offenbar.[18]

Daß in der Bundesrepublik diese intellektuelle und personelle Kontinuität von deutscher Geschichte im Exil und deutscher Gegenwart lange unerkannt geblieben ist. hat seinen Grund wohl vor allem in der von Hermann Luebbe diagnostizierten „integrativen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus" nach 1945.""" An der „Bemühung, zwar nicht diese Vergangenheit, aber doch ihre Subjekte in den neuen deutschen Staat zu integrieren", haben sich auch die in großer Zahl zurückgekehrten politischen Exilanten mehrheitlich beteiligt. Der von ihnen mitgetragene „historische Kompromiß" der fünfziger Jahre zwischen den Gegnern und Verfolgungsopfern des Dritten Reichs und dessen Verführten, Mitläufern und nichtkriminellen Funktionsträgern zugunsten einer Einübung von Demokratie in Westdeutschland verwies im Interesse eines pragmatischen inneren Friedens die Bewältigung der Vergangenheit auf eine gemeinsame abstrakte Verurteilung des Nationalsozialismus, die sich von biographischen Details, von Verdienst- wie von Schuldzuweisungen in der Regel fernhielt. Dies führte zu dem erstaunlichen Phänomen, daß viele der nach 1933 Vertriebenen zwar mit ihren Leistungen und Einflüssen entweder personell oder durch das veröffentlichte Werk im Nachkriegsdeutschland präsent waren, andererseits aber ein zentraler Sektor ihrer Identität, nämlich Widerstand. Verfolgung und Exil, weitgehend unbekannt blieb, ja teilweise von ihnen selbst bewußt unterdrückt wurde. Der Brief des späteren Bundesministers Herbert Wehner an einen jungen deutschen Emigranten vom März 1945 zeigt diese Disposition recht gut: „ Wir sollten ganz still, aber innerlich fest, zu uns selbst sagen: Wenn der Krieg zu Ende sein wird, gehe ich nach Deutschland, weil ich von dort hergekommen bin und dort noch am meisten tun kann... Du wirst einwenden, daß dies Deutschland uns ja verstoßen hat. Richtig. Aber wer wird darauf Rücksicht nehmen? Und wozu darüber rechten? Wenn es an der Zeit ist, muß man seine Habseligkeiten schnüren und sich .daheim' einen Arbeitsplatz suchen... Und sich nicht auf den im Grunde so bequemen Weg des allgemeinen Geredes über .die Verantwortlichen" und das, was getan werden .müßte", abdrängen lassen!"[20]

Die Gegner und Opfer des Nationalsozialismus teilten den partiellen Verlust der eigenen Vergangenheit mit der Mehrheit der Deutschen, die ihrerseits die persönliche Lebenswirklichkeit zwischen 1933 und 1945 in der rückschauenden pädagogischen „Aufarbeitung" des

NS-Regimes nicht wiederzufinden vermochten. Die Frage nach der Möglichkeit eines Dritten Weges zwischen dem „hilflosen Antifaschismus" in der Bundesrepublik und seiner terroristischen Variante im Osten Deutschlands ist zwar interessant, führt in unserem Zusammenhang aber nicht weiter. „ Wiedergewinnung" des Exils kann nur heißen, seine Voraussetzungen, seinen Verlauf, seine Leistungen und die Umstände seiner Rückkehr in die innerdeutschen Realitäten sich kognitiv anzueignen. Nicht die „Aktualisierung", die Historisierung des Exils scheint mir heute anzustehen — das heißt die bewußte Einbindung des Exils in die Kontinuitäten der deutschen Geschichte und damit die eigentliche Aufhebung der von den Nationalsozialisten beabsichtigten Verdrängung.

Daß in der Bundesrepublik Deutschland mit dem Ende der sechziger Jahre eine massive Förderung solcher Wissenschaftsbemühungen unter Integration von Kräften aus der Frühphase der Exilforschung einsetzte, war natürlich — wie gesagt — keine unpolitische Beliebigkeit. Die recht zeitgleichen Daten der sozialdemokratischen Regierungskoalitionen von 1969 bis 1982 liegen als äußere, wenn auch unerläßliche Begründung für das Tätigwerden der öffentlichen Hand nahe. Man wird nicht fehlgehen, wenn man das derzeitig verstärkte Interesse an der Erforschung der Wissenschaftsemigration nicht allein auf das objektiv bestehende Kenntnisdesiderat zurückführt, sondern auch auf die staatspolitisch gewünschte Bewußtmachung der „transatlantic synthesis", wie sie zum Beispiel von emigrierten deutschen Wissenschaftlern in den Vereinigten Staaten vorgedacht und durch den Zivilisationstransfer zwischen Europa und Amerika in gewissem Maße verwirklicht worden ist. Im Vergleich mit östlichen „Staatsbedürfnissen" nach bestimmter Forschung liegen der hier skizzierte Konnex von Wissenschaftsförderung und parlamentarischen Mehrheiten und die „sekundäre Nutzung" von Forschungsergebnissen durch die Politik freilich weit abgeschlagen auf der Skala gouvernmentaler Beeinflussung.

Eine gewisse, jedoch eher spektakuläre Politisierung hat die Exilforschung in der ersten Hälfte der siebziger Jahre im Rahmen der in Bewegung geratenen, aber noch unstrukturierten und von tiefem Mißtrauen begleiteten deutsch-deutschen Beziehungen erfahren. Der Höhepunkt dieser Turbulenzen war das Scheitern des für 1975 in Wien geplanten III. Internationalen Symposions zu Fragen des deutschsprachigen Exils an schon organisatorisch nicht zu realisierenden Proporzbedingungen der westdeutschen Seite. Dies ist damals von manchen Kommentatoren als „Krise der Exilforschung" gewertet worden.[21] Im ferneren Hintergrund der Gesprächsunfähigkeit standen Erfahrungen des nichtkommunistischen Exils mit totalitären Phänomenen des Antifaschismus und der Verdacht des Fellowtravellertums gegenüber einer Exilforschung, die ja mit einer überwiegend „links" motivierten Entstehungsgeschichte ausgestattet war. So schrieb der österreichisch-amerikanische Germanist Joseph Strelka in einem Zirkularbrief an die österreichischen Veranstalter des Kongresses, die ihre Bemühungen auch als „Brückenfunktion" zwischen Ost und West verstanden wissen wollten: [Sie] *werden sich noch viel besser als ich an die schöne Brücke erinnern, die von österreichischen Nazis 1938 zwischen der österreichischen Presse und dem Völkischen Beobachter geschlagen wurde oder an die Brücken, die österreichische Gestapoleute zwischen ihren demokratischen und jüdischen Mitbürgern und den deutschen Konzentrationslagern schlugen!*[22] Auf der Gegenseite begriff man die neue westdeutsche Exilforschung ebenso grobschlächtig als reaktionäre oder zumindest sozialdemokratische Offensive mit dem Zweck, die bis dahin führende DDR beim Zugriff auf das humanistische Erbe des Exils zu überholen und die Weiterentwicklung der parteilichen Exilgeschichtsschreibung der Deutschen Demokratischen Republik durch bürgerlichen Objektivismus zu stören. *Diejenigen, die uns täglich über die Massenmedien Austausch von Ideen. Gedanken und Meinungen anbieten und geradezu von uns fordern, sind dazu nur bereit, wenn ihrerseits Diversionsaussichten bestehen,* meinte damals Wolfgang Kießling in einem Brief an den von beiden Seiten umworbenen Walter A. Berendsohn in Stockholm.[23]

Im Psychogramm dieser Episode, die keineswegs zur „Krise der Exilforschung" geworden ist, sondern zum Erlernen des Möglichen im west-östlichen Austausch beigetragen hat, war ein weiterer Faktor wirksam gewesen: Die Frontenbildung im Verlauf eines Ziel- und Methodenstreits um die Exilliteraturforschung, der hier nur in einigen Konturen skizziert werden kann. Das Thema harrt noch einer kritisch-ironischen Gesamtdarstellung. Vorweg sei gesagt, daß die historische Exilforschung von den *querelles literaires* eher irritiert worden

ist, als daß sie daraus im interdisziplinären Doppelgespann wesentliche methodische oder faktologische Bereicherung erfahren hätte. — Die Auseinandersetzung unter den Literaturwissenschaftlern war 1973 von Manfred Durzak in einem Aufsatz mit dem Titel „Deutschsprachige Exilliteratur: Vom moralischen Zeugnis zum literarischen Dokument“ auf den Punkt gebracht worden.[24] Durzak hatte sich im Sinne der traditionellen akademischen Germanistik gegen das dokumentarische Prinzip der Grundforschung in seinem Fach gewandt und die Rückkehr zu einer Literaturkritik gefordert, die „das deutschsprachige Exil nicht als soziales Phänomen und nicht bis in die letzten Schichten hinein begreifen sollte, sondern den Versuch einer ästhetischen Würdigung und Strukturtypologie" unternehmen müsse.[25] Das Plädoyer richtete sich in erster Linie gegen den Autodidakten und zeitweiligen Inhaber der Hamburger Professur für Exilliteratur, Hans-Albert Walter; dieser hatte das öffentliche Interesse an den vom Nationalsozialismus vertriebenen Autoren publizistisch in Gang gesetzt, ja sogar — so inzwischen der Vorwurf aus dem Osten — „in der BRD die Exilforschung gesellschaftsfähig [gemacht], das heißt den gesellschaftlichen Gegebenheiten [angepaßt]“.[26] Seine Thesen zielten auf eine Neuorientierung der Germanistik schlechthin: *In der äußerst vielfältigen Exilliteratur* — so Walter 1971 in den *Colloquia Germanica* —[27] *liegt... geradezu ein Modell vor. an dem die Beziehungen von Kunst und Gesellschaft, Literatur und Politik deutlich werden. Die deutsche Germanistik hätte die Chance, an diesem Stoff einen möglichen Ausweg aus ihrer Krise zu erproben. Sie könnte zu einer synthetischen Interpretationsmethode gelangen, bei der ihre eigenen Kriterien durch die Erkenntnisse anderer Wissenschaftsbereiche ergänzt, korrigiert, erweitert und besser fundiert würden.* Es war nicht allzu schwer, die Forderungen dieser neuen Literaturwissenschaft zusammen mit dem bestehenden Marxismus-Verdacht auch in Agententheorien münden zu lassen.[28] Hinzu kam, daß Vertreter der sozialhistorisch orientierten Exilliteraturforschung zwar vieles und mitunter quellenkundlich Fragwürdiges zu den Produktionsverhältnisssen der Exilautoren, wenig dagegen zu der literarischen Eigenheit ihrer Produkte mitzuteilen vermochten.[29] Es muß noch abgewartet werden, inwieweit die germanistische Fachwelt von den in den letzten Jahren veröffentlichten und meines Erachtens beispielhaften literatur-historischen Untersuchungen Hans-Albert Walters, des leider eher „einsame[n |... Rufer[s] in der westdeutschen Exilforschung", zu profitieren bereit sein wird.[30]

Zweifel viel endgültigerer Art sind in Hinblick auf die damals nicht nur von Durzak geforderte typologische Theorie der Exilliteratur angesagt. Das hartnäckige Ausbleiben von Ergebnissen scheint dagegen zu sprechen, daß aus der von Guy Stern und anderen versuchten Definition einer Literatur der psychischen Extremsituation oder der dichterischen Umsetzung einer zeitlosen existenziellen Grunderfahrung von Heimatlosigkeit ein literatur-wissenschaftlicher Gattungsbegriff zu entwickeln und am deutschsprachigen Emigrantenschrifttum zu exemplifizieren sei.[31] Was dann bleibt, ist vermutlich die Rückkehr zu einer Rezeption der im Exil geschriebenen Literatur nach werkimmanenten Qualitätsmerkmalen, die als solche von der Emigrantenbiographie weitgehend unabhängig sind. Es wäre mit wenigen Ausnahmen die Reduktion der belletristischen Exilliteraturforschung auf den überschaubaren Kreis jener Autoren, deren Wiedereintritt in die deutsche Literaturgeschichte stets unbestritten gewesen ist.

Am 4. März 1947 berichtete die *Leipziger Zeitung* über eine Ausstellung von Emigrantenliteratur in der dortigen Deutschen Bücherei: *12 Jahre blieb uns vorenthalten, was die Emigranten draußen sagten und schrieben... Von Thomas Mann wußten wir, daß er draußen den inzwischen vielbesprochenen und vielgerühmten Goetheroman „Lotte in Weimar" geschrieben hat. Die Ausstellung führt nun auch seine „ Vertauschten Köpfe"... vor Augen und den letzten Band seiner Joseph-Trilogie... (Die beiden ersten Bände waren noch in Deutschland erschienen) ... Von Alfred Polgar... werden die Sammlungen „Der Sekundenzeiger" und „In der Zwischenzeit“ vorgewiesen. Er hat übrigens die „Zwischenzeit“ in Amerika überlebt. Prachtvoll provokatorisch und mordsagil wie in seiner ungestümen Jugendzeit tritt Alfred Kerr... auf... Nicht alles, was in den 12 deutschen Schreckensjahren von deutschen Schriftstellern im Ausland geschrieben wurde, trägt den Ewigkeitszug. Manches ist heute, wie es anders nicht sein kann, überholt. Im übrigen wird die kommende deutsche Literatur gewiß nicht von der Exilliteratur beherrscht sein können. Zu wünschen ist aber dennoch, daß das eine und andere... in Neuauflage herausgebracht wird und dann in deutschen Buchhandlungen erworben werden kann.*

Beachtenswert ist die offensichtliche Selbstverständlichkeit, mit der dieses bürgerliche Blatt der damaligen Ostzone die Gemeinsamkeit des „Davongekommenseins" zwischen den deutschen Zeitgenossen der zwölfjährigen Diktatur innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen herstellt — zwischen der äußeren und einer inneren Emigration im weitesten Sinne. In bezug auf die sogenannte Innere Emigration hat sich die Erwartung als trügerisch erwiesen, daß in den Schubladen ihrer Autoren Zeugnisse einer spezifischen antifaschistischen, einer neuen Literatur der Veröffentlichung harren würden. Das von der Grundforschung in großer Fülle dokumentierte Exilschrifttum deutet in gleicher Richtung; auch dieser Befund steht der Annahme einer dem Exil gemeinsamen Kultur sui generis entgegen.

Inzwischen ist geläufig, daß selbst auf der Ebene des kleinsten gemeinsamen Nenners, der Gegnerschaft zum Nationalsozialismus, innerhalb einer motivatorisch sehr verwandten Minderheit der deutschsprachigen Emigration, des politischen Exils, nahezu das Gesamtspektrum des kontroversen Weimarer Meinungsbildes bewahrt worden ist. Dies sei hier für lediglich einen Diskussionspunkt, die Frage nach der „nationalen" Loyalität, durch herausgegriffene Textbeispiele illustriert.

Am 5. Februar 1935 schreibt der ehemalige Staatssekretär im Reichsfinanzministerium, Hans Schäffer, aus dem Stockholmer Exil an den saarländischen Industriellen Röchling:

Sehr geehrter Herr Kommerzienrat,...

> *Die Rückkehr der Saar zu Deutschland gibt mir eine willkommene Veranlassung, die Verbindung mit Ihnen wieder aufzunehmen. Lassen Sie sich zunächst herzlich beglückwünschen zu diesem Erfolg, der nicht nur ein allgemeiner deutscher Erfolg für uns alle ist...*
>
> *Es gehört zu dem Glück meiner amtlichen Tätigkeit, daß ich bezüglich der Saar, der Reparationen und der östlichen umstrittenen Gebiete in Fragen arbeiten durfte, in denen ich das Gefühl hatte, daß Recht und Wahrheit restlos auf deutscher Seite waren. Daß nicht die gleichen Erfolge wie im Westen auch in den östlichen Teilen unseres Landes erzielt werden konnten und nach der gegenwärtigen Lage wohl auf lange hinaus nicht werden erzielt werden können. ist für mich, der ich aus Schlesien stamme, besonders hart, darf mir aber die Freude an dem Saarerfolg nicht vergällen.* [32]

Der Reichsbanner-Führer Hubertus Prinz zu Löwenstein, der 1934/35 aktiv am Status- quo-Kampf teilgenommen, sich also *gegen* den Anschluß des Saargebiets an Hitler-Deutschland gewandt hatte, sieht im Frühjahr 1940 — nach der nunmehr vollzogenen Rückgewinnung „deutschen Lebensraums" auch im Osten — das Vaterland durch Revanchepläne französischer und britischer Politiker gefährdet. Einem Freund offenbart er seine Zweifel an der eigenen Existenz als Emigrant: *Wer heute gegen das Deutsche Reich, und sei es auch aus noch so subjektiv-ehrlichen Gründen, Stellung nimmt, wird zum Mitbegründer des zweiten Nationalsozialismus... Heute ist internationaler Gedankengang eine Stärkung des fremden Nationalismus und eine Schwächung Deutschlands, das ganz allein das römisch-christliche Erbe trägt — und das — selbst wenn dies nationalistisch erscheinen sollte — gestärkt werden muß.*[33]

Auch der Soziologe Siegfried Marek, ein Mann der politischen Linken, meint noch zur gleichen Zeit, daß — ich zitiere aus dem Bericht eines Dritten über ein Privatgespräch — *Deutschland nach dem Abtreten des NS-Regimes natürlich Österreich und das Sudetengebiet behalten (müsse) — auch der Korridor gehöre zum Deutschen Reich: das Territorium solle also sein, wie man (es) in einem Frieden von 1917 erreichen hätte können. Sollte der Krieg weitergehen. auch nach dem Sturze Hitlers, müsse man sich der neuen deutschen Regierung sofort zur Verfügung stellen: überhaupt sei es tragisch, daß einen das Absolut-Abscheuliche der Nazis darin hindere, schon jetzt offen für Deutschland einzutreten. ... Direkte oder indirekte Unterstützung der Alliierten ist diskussionslos ausgeschlossen.*[34]

Als kurz darauf der Eroberungsfeldzug im Westen klarmacht, daß die nationalsozialistische Außenpolitik nicht als berechtigte Revision von Versailles und als Durchsetzung des territorialen Selbstbestimmungsrechts deutscher Volksteile im Ausland zu begreifen ist, zieht Marek Konsequenzen, wie sie später in weitaus gröberer Form von „vansittartistischen"

deutschen Emigranten unterschiedlichster politischer Herkunft propagiert werden sollten:[15] *Mit dem Totalitären gibt es keinerlei Kompromiß... Der deutsche Nationalsozialismus wird entweder Europa und später die Welt beherrschen oder er muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden... Wenn ich das rein gedankliche Experiment anstelle, ob Deutschland als politische Einheit mit dem Nationalsozialismus bestehen bleiben soll, oder der Preis für die Vernichtung des Nationalsozialismus in der Auflösung Deutschlands als politischer Einheit bezahlt werden muß. so wähle ich unbedenklich die zweite Seite dieser Alternative*[36]

Solche Positionsveränderungen mögen allein schon andeuten, daß das Verdikt des Österreichers Karl Frank über das linke politische Exil in einem Gutachten für den amerikanischen Geheimdienst aus dem Jahr 1942 nur begrenzt richtig ist:

This emigration, so schreibt er, *is over-aged, it represents the survival of dogmatized trends ... It is a crowd of veterans of the old parties. who conserve all of their mistakes... According to their wishful fantasies. developments which were stopped forever a decade ago. can be expected to continue after an Allied victory*.[37]

Diese Zustandsbeschreibung läßt aber vor allem jene Lernprozesse außer acht, die eines der wenigen wirklich exilspezifischen und im Zusammenhang mit den späteren deutschen Entwicklungen relevanten Elemente der Emigrationsgeschichte ausmachen. Ausgangspunkt, wenn nicht Voraussetzung dieses Lernprozesses war die Zerstörung des nach 1933 entstandenen Traditionsmilieus der Emigration durch die deutsche Eroberung des Kontinents und die nachfolgende politische „Akkulturation" der verbliebenen Kader in angelsächsischen und skandinavischen Aufnahmeländern. Dort findet in den beiden letzten Kriegsjahren jenes schon genannte Nachdenken über die deutsche Zukunft statt, dessen programmatische Ergebnisse die wichtigsten Elemente der neuen demokratischen und sozialen Ordnung vorwegnehmen und auf lange Sicht durch persönliche und intellektuelle Einflußnahme an ihrem Aufbau teilhaben. Die solcherart die Archäologie der Weimarer Zeit und die Faktographie von Vertreibung und Emigrantendasein überschreitende geschichtswissenschaftliche Relevanz des deutschen politischen Exils ist von meinem ehemaligen Kollegen Jan Foitzik kurz und deshalb in komplizierter Sprache wie folgt beschrieben worden:

In der politischen Latenz — in Parteien und Großverbänden vor allem —gingen die [deutsche] *Resistance und vor allem Teile der Auslandswiderstandsbewegung als ihres aufgrund der unmittelbaren Berührung mit der Moderne und aufgrund eines reflektierten dynamischen Bewußtseins objektiv am besten organisierten Sektors eine Verbindung und schließlich Verschmelzung mit anderen Modernisierungskräften ein. welche nur noch im Rahmen des normierten politischen Konsens mit Resistance-Gedanken verbunden waren, und vollendeten gemeinsam den Prozeß der Normalisierung und Modernisierung der postfaschistischen politischen und politisch-kulturellen Verhältnisse auch im internationalen Rahmen*.[38]

Aber: diese Kontinuitätsstränge sind nicht Ergebnis einer einheitlichen oder auch nur mehrheitlichen Emigrationskultur, sondern einzelbiographisch bedingte, gruppenspezifisch mehr oder weniger prädisponierte und nicht zuletzt auch geographisch bestimmte Phänomene.

Forschungen zur Emigration aus Kultur und Wissenschaft des deutschen Sprachraums, deren kontinentale Folgen in kulturhistorischer Sicht gewiß geringer zu veranschlagen sind als die der Vernichtung des Judentums und der Vertreibung anderer ethnischer Minderheiten in Ostmitteleuropa vor und nach 1945, sollten frühzeitig derart differenzierte Ansätze prüfen. Disproportionale Forschungsstrategien könnten auf diese Weise vermieden werden.[19] Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme tritt, so M. Rainer Lepsius, *eine Segmentierung der deutschen Kultur ein. Ein Teil wirkt in und durch die Emigration fort, ein Teil zeigt sich in der regimeangepaßten Kultur und Wissenschaft des Dritten Reichs, und ein dritter Teil überdauert die NS-Zeit, weder verfolgt noch gefördert.*[a] Im Ergebnis kommt es zur zeitweisen Unterdrückung von Paradigmen wie des Materialismus, der Strukturanalyse, des methodischen Individualismus, des Institutionalismus und der lerntheoretischen Sozialisation.

Um aber nicht der Gefahr zu erliegen, quasi als Gegenbild zur Chimäre einer einheitlichen Exil-Kultur ein idealtypisches Modell nationalsozialistischer „Weltanschauung" und ihrer gezielten Strategie im rückblickenden Kausalschluß diesen Entwicklungen aufzusetzen, müßten zum Beispiel die folgenden Fragen bedacht werden:

- Richten sich die Verfolgungsmaßnahmen, die Emigration von Wissenschaft erzwingen, in der Tat gegen Paradigmen, Schulen und Forschungsstile oder primär gegen ihre Vertreter im Rahmen eines säkularen europäischen Antisemitismus?
- Inwieweit müssen unterdrückte Paradigmen und Methodenansätze als Minderheitenpositionen begriffen werden, die auch ohne den Herrschaftsantritt der NSDAP angesichts der antimodernen Kräfte einer nationalistischen Zwischenkultur im deutschsprachigen Universitätsbetrieb randständig geblieben wären?
- Schließlich: In welchem Maße war die schrittweise Zerstörung dieser Zwischenkultur durch Kriegsfolgen und Generationenwechsel und nicht die Herstellung formaler Wissenschaftsfreiheit nach 1945 Voraussetzung für die Einbürgerung zuvor vertriebener Disziplinen und Richtungen, konkreter: auch der Grund dafür, daß diese Einbürgerung in ungleicher Weise und zu unterschiedlichen Zeitpunkten — zum Beispiel bis weit in die sechziger Jahre hinein — erfolgt ist?

Überlegungen wie diese erfordern —so auch der Entwurf für einen neuen Schwerpunkt der Forschungsförderung in der Bundesrepublik Deutschland — die Einbeziehung der Geschichte der deutschen Universitäten, Hochschulen und Forschungseinrichtungen von der Weimarer Republik bis etwa zum Jahre 1970: *Es sollte nicht eine allgemeine Sozialgeschichte des Exils erarbeitet werden, nicht ein* H*andbuch emigrierter Wissenschaftler, es sollte nicht die Arbeitsemigration allgemein untersucht werden, sondern die Vertreibung deutscher Wissenschaftler aus ihrer Heimat als Teil der Wissenschafts- und Universitätsgeschichte.*[41]

Damit würde auch dieser am Anfang stehende Erkenntniszweig letztlich zur Aufhebung der „Exilforschung" als Ergebnis ihrer eigenen wissenschaftlichen Produktivität beitragen. Das wiederum ist ein Teil jener Historisierung der zwölf nationalsozialistischen Jahre, von der ich mir *nicht* vorstellen kann, daß sie — um einen Begriff unseres gegenwärtigen „Historikerstreits" zu nutzen —auf eine „Entsorgung der deutschen Geschichte" hinauslaufen wird.

Anmerkungen:

.

1 S. den Beitrag von Hartmut Mehringer in diesem Band

2 Lieselotte Maas, Handbuch der deutschen Exilpresse 1933—1945. hrsg. von Eberhard Lammert. Bd. 1—3. München 1976, 1978, 1981; John M. Spalek, Guide to the Archival Materials of the German speaking Emigration to the United States After 1933 — Verzeichnis der Quellen und Materialien der deutschsprachigen Emigration in den USA seit 1933. Charlotteville/Va.. 1978; Die Ausbürgerung deutscher Staatsangehöriger 1933—1945 nach den im Reichsanzeiger veröffentlichten Listen, hrsg. von Michael Hepp, Bd. 1—2. München 1985; Conrad Pütter. Rundfunk gegen das „Dritte Reich '. Deutschsprachige Rundfunkaktivitäten im Exil 1933—1945. Ein Handbuch. München 1986.Handbuchfunktion haben in Hinblick auf ihre Datenfülle: Ernst Loewy (Hrsg.), *Exil. Literarische und politische Texte aus dem deutschen Exil 1933—1945.* Stuttgart 1979; Hans-Albert Walter, *Deutsche Exilliteratur 1933—1950* (bisher erschienen Bd. 4, *Exilpresse,* Stuttgart 1978, Bd. 2, *Europäisches Appeasement und überseeische Asylpraxis.* Stuttgart 1984).

3 Arbeitstitel: *Kinematografie im Exil. Zur Geschichte der deutschsprachigen Filmemigration 1933 bis 1945.* 2 Bände (Bio-film-bibliographisches Handbuch und historisch-kritische Darstellung). Das Projekt wurde vom Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften der Gesamthochschule Wuppertal betreut.

4 Zum Beispiel Werner Röder, „Zur Situation der Exilforschung in der Bundesrepublik Deutschland", in: Peter Uwe Hohendahl/Egon Schwarz (Hrsg.), *Exil und innere Emigration II. Internationale Tagung in St. Louis.* Frankfurt 1973, 141 —153; Manfred Briegel, „Exilforschung. Ein Schwerpunkt der Deutschen Forschungsgemeinschaft", in: *Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland 1979.* Stuttgart 1980, 88—93; Wolfgang Frühwald/Wolfgang Schieder (Hrsg.), *Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933—1945.* Hamburg 1981, insbes. 9—27; Manfred Briegel: „Der Schwerpunkt Exilforschung bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft", in: *Nachrichtenbrief,* hrsg. von der Gesellschaft für Exilforschung Nr. 3, Dezember 1984, 11—23; Vgl. *ferner Bericht I—X, Stockholmer Koordinationsstelle zur Erforschung der deutschsprachigen Exilliteratur,* hrsg. vom Deutschen Institut der Universität Stockholm, Stockholm 1970—1975, sowie *Protokoll des II. Internationalen Symposiums zur Erforschung des deutschsprachigen Exils nach 1933 in Kopenhagen 1972.* Zusammengestellt von Helmut Müssener und Gisela Sandqvist, Stockholm 1972. Zum Begriff der „Grundforschung" s. Helmut

Müssener, *Die deutschsprachige Emigration nach 1933. Aufgaben und Probleme ihrer Erforschung.* Stockholm 1970.

5 Wilhelm Sternfeld und Eva Tiedemann, *Deutsche Exil-Literatur 1933—1945. Eine Bio-Bibliographie.* Heidelberg 1962; Werner Berthold, *Exil-Literatur 1933—1945. Ausstellung der Deutschen Bibliothek Frankfurt. Mai bis August 1965.* Frankfurt 1965. — Vgl. Werner Berthold, „Exil-Literatur der Jahre 1933—1945 in der Deutschen Bibliothek Frankfurt/Main", in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik* 2 (1974), 108—124; Will Schaber, „Kommende Aufgabe der Deutschen Bibliothek", in: *Aufbau,* New York, 4. Dezember 1987, 8 (Reihe „Angelpunkte der Exil[literatur]forschung"). — Nachweis der verfilmten Exilpresse in: Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse e. V., 7. Bestandsverzeichnis. Dortmund 1987.

6 Exilforschung als Schwerpunktprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Rundschreiben der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Bonn—Bad Godesberg 1974.

7 In: *Süddeutsche Zeitung.* München, 12./13. September 1987, 16. Im Zusammenhang mit der Berliner Veranstaltung ist erschienen: Habakuk Traber/Elmar Weingarten (Hrsg.), *Verdrängte Musik — Berliner Komponisten im Exil.* Berlin (West) 1987; vgl. hierzu *Aufbau,* New York, 23. Oktober 1987, 13. ..

8 Kritische Überlegungen zur Erforschung der Wissenschaftsemigration bei Herbert A. Strauss/ Hans-Peter Kröner/Alfons Soellner/Klaus Fischer, „Wissenschaftstransfer durch Emigration nach 1933", in: *Forschung aktuell,* hrsg. von der Technischen Universität Berlin (4), Nr. 16—17, November 1987, 39—43; s. auch den Beitrag von Hans-Peter Kröner in diesem Band.

9 Vgl. zum Beispiel *Die deutsche politische Emigration 1933—45. Katalog zur Ausstellung,* hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn 1972; Horst R. Sassin, *Widerstand. Verfolgung und Emigration Liberaler 1933—1945.* hrsg. von der Friedrich-Naumann-Stiftung. Bonn 1983; Wolfgang Mock, *Technische Intelligenz im Exil. Vertreibung und Emigration deutschsprachiger Ingenieure nach Großbritannien 1933 bis 1945.* Düsseldorf (Verein Deutscher Ingenieure) 1986; *Christliches Exil und christlicher Widerstand. Ein Symposium an der Katholischen Universität Eichstätt 1985,* hrsg. von Wolfgang Frühwald. Regensburg 1987; Auf internationaler Ebene s. *Deutsche Emigranten in Frankreich — Französische Emigranten in Deutschland. 1685—1945. Eine Ausstellung des französischen Außenministeriums in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut Paris 1983.* 2. Aufl. Paris 1984.

10 *Deutsche National-Zeitung.* München, 10. Juli 1987; vgl. Gerhard Frey (Hrsg.), *Prominente ohne Maske.* Bd. 2. München 1986.

11 Vgl. zum Beispiel Werner Röder, „Deutscher Widerstand im Ausland. Zur Geschichte des politischen Exils 1933—1945", in: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament".* 2. August 1980; *Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934—1940* (Neudruck mit Register in 7 Bd. im Verlag Petra Nettelbeck und Zweitausendeins zum Preis von DM 49,90). Frankfurt 1980 und weitere Aufl.; *Sie flohen vordem Hakenkreuz. Selbstzeugnisse der Emigranten. Ein Lesebuch für Deutsche,* hrsg. von Walter Zadek. Reinbek 1981; Manfred Geis [und Projektgruppe]: *Widerstand und Exil der deutschen Arbeiterbewegung 1933—1945. Grundlagen und Materialien.* Bonn 1982; *Ausgestoßen. Schicksale in der Emigration.* hrsg. von Fritz Hufen und Th. Jäschke (Materialien zu ZDF-Fernsehprogrammen). München 1982; *Widerstand und Verweigerung in Deutschland 1933 bis 1945,* hrsg. von Richard Löwenthal und Patrik von zur Mühlen. Berlin 1982; *Schulen im Exil. Die verdrängte Pädagogik nach 1933,* hrsg. von Hildegard Feidel-Mertz. Reinbek 1983; Ploetz, *Das Dritte Reich. Ursprünge, Ereignisse. Wirkungen.* Freiburg 1983; Horst Möller, *Exodus der Kultur. Schriftsteller. Wissenschaftler und Künstler in der Emigration nach 1933.* München 1984; „Unser Jahrhundert in Wort, Bild und Ton. Die vierziger Jahre", in: *Die Große Bertelsmann Lexikothek.* Gütersloh 1985; *Widerstand und Exil 1933—1945,* hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn 1985; Werner Röder, „Emigration nach 1933", in: *Das Dritte Reich. Herrschaftsstruktur und Geschichte,* hrsg. von Martin Broszat und Horst Möller. 2. Aufl. München 1986.

12 *Die Zeit,* Hamburg, 5. Dezember 1986 und 16. Jänner 1987.

13 *Berichte zur Geschichte,* 5, 1987, 707.

14 Rede am 15. Februar 1961 in Vilshofen/Niederbayern, zit. nach Hans Georg Lehmann, *In Acht und Bann. Politische Emigration. NS-Ausbürgerung und Wiedergutmachung am Beispiel Willy Brandts.* München 1976, 259. Zur „Emigrantenhetze" dorts., 241 ff. — Einen Überblick zur Exilforschung vor 1970 gibt Helmut Müssener, *Exil in Schweden. Politische und kulturelle Emigration nach 1933.* München 1974, 17ff.

15 Wolfgang Motzkau-Valeton, *Thesen zur Aktualität des Exils und zum Versuch der Wiedergewinnung seiner Kultur.* Osnabrück, 2. Mai 1983 (als Ms. vervielfältigt).

16 Richard Löwenthal, *Die begrenzte Relevanz des Exils für die Entstehung einer demokratischen Kultur im Nachkriegsdeutschland — und deren wirkliche Wurzeln.* Berlin, 11. Mai 1983 (als Ms. vervielfältigt).

17 Werner Röder, *Einige Thesen zur Kontinuität von Exil und politischer Kultur in Deutschland.* Osnabrück, 15. Mai 1983 (als Ms. vervielfältigt). Vgl. auch Werner Röder, „Emigration nach 1933“, in: *Das Dritte Reich.* a.a.O., 241 ff.

18 Jan Foitzik referiert also nur *einen* Aspekt meiner These, wenn er sie mit der Klarheit der Überpointierung in der Definition des Exils als „die sich selbst permanent reproduzierende fossile Form der Weimarer Republik" zusammenfaßt (in: *Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung.* 3, 1987, 398). S. aber insges. Werner Röder: „Zum Verhältnis von Exil und innerdeutschem Widerstand", in: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch.* 5. München 1987, 28—39.

19 S. Hermann Luebbe, „Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewußtsein", in: *Historische Zeitschrift.* 236, 1983, 279—599.

20 Herbert Wehner an Mark Lippold, 28. März 1945. Archiv des Instituts für Zeitgeschichte München, IfZ-Archiv, ED 220.

21 Vgl. insges.: *Über das Scheitern des 111. Internationalen Symposiums zu Fragen des deutschsprachigen Exils. Eine Dokumentation,* hrsg. von der Stockholmer Koordinationsstelle zur Erforschung der deutschsprachigen Exilliteratur. Veröffentlichung Nr. 15. Stockholm 1975.

22 Brief an Herbert Steiner und Viktor Suchy vom 16. August 1974, Kopie im Bes. d. Verf.

23 Brief vom 12. Februar 1975, Kopie im Bes. d. Verf.

24 In: *Die deutsche Exilliteratur 1933—1945.* hrsg. von Manfred Durzak. Stuttgart 1973, 9—26.

25 Konrad Feilchenfeldt in *Rheinischer Merkur.* Bonn, 2. Februar 1979. Siehe auch die Abhandlung des Germanistenstreits bei Ernst Loewy, a.a.O., 6ff. — Zum methodologischen Defizit der Exilliteraturforschung und zur zeitgenössischen Polemik vgl. Peter Laemmle, „Vorschläge für eine Revision der Exilforschung“, in: *Akzente.* H. 6, 1973, 509—519.

26 Wolfgang Kießling in *BzG,* a.a.O. — Die zunehmend kontroverse Aufnahme von Walters Publikationen (s. Anm. 2) illustriert recht eindrücklich die enttäuschten außerwissenschaftlichen Erwartungen gegenüber einer Exilliteraturforschung, von der man sich vielerseits entweder Denkmalarbeit oder politische Aktualisierung im Wege der Identifikation mit den Inhalten ihrer historischen Texte erhofft hatte. So traf sich in den Rezensionen des Bandes *Exilpresse* der endgültige Bannfluch des Antikommunismus-Befundes aus der DDR *(BzG,* 2, 1980, 302f.) mit dem gegenteiligen Verdacht auf politisch hochkonservativer Seite (zum Beispiel Norbert Muehlen in: *Die Welt.* Hamburg, 5. Jänner 1979) und scharfer Ablehnung aus den Reihen der ehemals deutsch-jüdischen Emigration (Will Schaber und Hans Steinitz in: *Aufbau.* New York, 11. Mai 1979; F. Hellendali in *AJR-Information.* London, Februar 1981) zu einer ungewöhnlichen Koalition. Aufschlußreich in diesem Zusammenhang Konrad Feilchenfeldt, „Zum Stand der Exilforschung in der Bundesrepublik Deutschland", in: *Neue Zürcher Zeitung,* 17./18. März 1979.

27 H. 3, 314ff; vgl. auch Heinz Ludwig Arnold/Hans-Albert Walter, „Die Exil-Literatur und ihre Erforschung. Ein Gespräch", in: *Akzente,* 6, 1973, 491—508.

28 So auch noch später Joseph Strelka, „Fragwürdige Exilforschung. Zu einem internationalen Jahrbuch“, in: *Neue Zürcher Zeitung.* 8./9. April 1984.

29 Vgl. u. a. Alexander Stephan, *Die deutsche Exilliteratur 1933—1945. Eine Einführung.* München 1979, I4ff; Hans-Albert Walter, *Exilliteratur zwischen Ideologie und Positivismus.* Ms. der Sendung „Kultur aktuell", Radio Bremen, 14. September 1980.

30 *Frankfurter Rundschau.* 11. September 1987, 8. — Vgl. Hans-Albert Walter, *Anna Seghers' Metamorphosen. Transit-Erkundungsversuche in einem Labyrinth.* Begleitband zu Anna Seghers *Transit* (Bibliothek Exilliteratur. Hrsg. von Hans-Albert Walter). Frankfurt 1985; „Unter falscher Flagge segelnd.“ Nachwort zu Egon Erwin Kisch, *Landung in Australien* (Bibliothek Exilliteratur), 1985; Arnold Zweigs *Beil von Wandsbek. Roman einer Welt — Welt eines Romans.* Begleitband zu Arnold Zweig, *Das Beil von Wandsbek* (Bibliothek Exilliteratur), 1986; „Der falsche Franklin oder Ein echter Feuchtwanger." Nachwort zu Lion Feuchtwanger, *Waffen für Amerika* (Bibliothek Exilliteratur), 1987.

31 Vgl. Guy Stern, „Prolegomena zu einer Typologie der Exilliteratur“, in: *Schreiben im Exil. Zur Ästhetik der deutschen Exilliteratur 1933—1945.* Hrsg. von Alexander Stephan und Hans Wagener. Bonn 1985, 1—17. Hierzu die Rezension von Helmut Müssener in: *Studia Neophil* (58), 1986, 275—281.

32 Nachlaß Hans Schäffer, IfZ-Archiv ED 93; zu Hans Schäffer s. *Biographisches Handbuch.* Bd I.

33 Nachlaß Hubertus Prinz zu Löwenstein, IfZ-Archiv Ed 206. Zu Löwenstein s. *Biographisches Handbuch.* Bd. I. — Zur vielschichtigen Haltung des Exils gegenüber der alliierten Deutschlandpolitik vgl. Werner Röder, *Die deutschen sozialistischen Exilgruppen in Großbritannien 1940—1945.* 2. Aufl. Bonn 1973, 103ff, 216ff, sowie neuerdings sehr illustrativ Fritz Pohle, *Das mexikanische Exil.* Stuttgart 1986, insbes. 338—370. Anregend in diesem Zusammenhang die Bedeutung des Loyalitätsfaktors in Überlegungen zu einer allgemeinen Gesellschaftstheorie des

Exils bei Theo Stammen, „Exil und Emigration — Versuch einer Theoretisierung", in: *Exilforschung,* a.a.O., 17ff.

34 IfZ-Archiv ED 206. Zu Siegfried Marek s. *Biographisches Handbuch,* Bd. I.

35 Vgl. Werner Röder, *Sozialistische Exilgruppen,* a.a.O., 143ff.; Joachim Radkau, „Die Exil-Ideologie vom .anderen Deutschland' und die Vansittartisten. Eine Untersuchung über die Einstellung der deutschen Emigranten nach 1933 zu Deutschland", in: *Aus Politik und Zeitgeschichte,* 10. Jänner 1970; Thomas Koebner/Gert Sautermeister/Sigrid Schneider (Hrsg.), *Deutschland nach Hitler. Zukunftspläne im Exil und aus der Besatzungszeit 1939—1949.* Opladen 1987, 39ff, 62ff, und 79ff.

36 IfZ-Archiv ED 206.

37 Nachlaß Karl Frank, IfZ-Archiv ED 213. Zu Karl Frank s. *Biographisches Handbuch.* Bd. I.

38 „Die Malaise des Widerstandes", in: *Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums.* H. 93, 1985, 80. Vgl. neuerdings als exemplarische Fallstudie Hartmut Mehringer, *Widerstand, Exil, Wiederaufbau 1933—1949. Waldemar von Knoeringen und der Weg vom revolutionären zum demokratischen Sozialismus.* (Habilitationsschrift für die Universität Erlangen, 1987; erscheint 1988 im K. G. Saur Verlag München.)

39 Vgl. als Gegenbeispiel den Bericht von Rolf Simon über ein Symposion in den USA: „Der ... Exodus... der deutschen Intellektuellen... bedeutet für die deutschsprachige Literatur *eine Zäsur, wie sie in der Literaturgeschichte Europas praktisch niemals zuvor zu verzeichnen war. "* (Hervorhebung von mir, W. R.), in: *Aufbau.* New York, 24. April 1981.

40 M. Rainer Lepsius: „Deutschlands Kultur und Wissenschaft unter der Herrschaft des Nationalsozialismus — Vertreibung und .Innere Emigration'". Vortrag, gehalten auf der Konferenz „Die Emigration aus dem faschistischen Italien und dem nationalsozialistischen Deutschland" in Rom, 28.—30. Mai 1987, veranstaltet vom Institut für Zeitgeschichte und dem Deutschen Historischen Institut in Verbindung mit der Universität und dem Goethe-Institut Rom. Eine Veröffentlichung der Konferenzbeiträge ist vorgesehen.

41 Die Vertreibung der Wissenschaften aus Deutschland. Forschungsaufgaben und Perspektiven — Entwurf zu einem Forschungsprogramm (1986 von der DFG als Ms. Vervielfältigt). S. inzwischen auch Deutsche Forschungsgemeinschaft: Ausschreibung zum Schwerpunktprogramm „Wissenschaftsemigration", Dezember 1987.

42 Forschungsprogramm (1986 von der DFG als Ms. vervielfältigt). S. inzwischen auch Deutsche Forschungsgemeinschaft: Ausschreibung zum Schwerpunktprogramm „Wissenschaftsemigration', Dezember 1987.

2. EMIGRATION UND EXIL ÖSTERREICHISCHER WISSENSCHAFTLER/INNEN NACH DISZIPLINEN — ÜBERBLICKE, ZEITZEUGEN UND FALLSTUDIEN

Philosophie —
Wissenschaftstheorie — Mathematik —
Logik

FRIEDRICH STADLER

Philosophie — Wissenschaftstheorie — Mathematik — Logik
Prolog zu Emigranten-Wissenschaften

Die Vertreibung und Exilierung von — vorwiegend jüdischen — österreichischen Wissenschaftler/innen aus den Bereichen Philosophie, Logik und Mathematik gleicht auf den ersten Blick einem totalen Exodus. Sie ist zugleich in einem ursächlichen Zusammenhang mit den politischen und geistigen Tätern zu sehen. Die im Lande gebliebenen Mitläufer, Kollaboranten und Exponenten des Austrofaschismus und Nationalsozialismus zählten nämlich als korrumpierte Intellektuelle zu den Nutznießern und Aktivisten dieses einmaligen und folgenreichen Ausschließungsprozesses, dessen Dispositionen bereits in den zwanziger Jahren der Ersten Republik angelegt waren. Damit sind hier einmal mehr zusammenhängende (Des-) Integrationsprozesse zu beobachten, die zwischen den thematischen Polen von Kontinuität und Bruch beschrieben werden müssen.[1]

Die *Täter* sind im Rahmen der antidemokratischen gesellschaftlichen Entwicklung seit den zwanziger Jahren speziell auf österreichischem Hochschulboden zu orten, wo es für liberale und sozialistische, vor allem jüdische Wissenschaftler/innen kaum Chancen auf ein berufliches Fortkommen gab.[2]

Der Kulturkampf gegen den fortschrittlichen Geist setzte sich, verstärkt durch einen aggressiven Antisemitismus, nach der Zerstörung der Demokratie 1933/34 durch „christlich-deutsche" und „deutsch-völkische" (das heißt nationalsozialistische) Allianzen fort. Der sogenannte „Anschluß" bildete demnach den logischen Kulminationspunkt dieser Kulturverdrängung mit den fatalen Konsequenzen von Vernichtung, Emigration und Exilierung. Das gilt im wesentlichen für die meisten wissenschaftlichen Disziplinen, obwohl einige Richtungen aufgrund ihrer deutschnationalen Ausrichtung vor 1938 zu ideologischen Bannerträgern der nationalsozialistischen Herrschaft wurden — wenn man beispielsweise die Geschichtswissenschaft, die Germanistik, Volkskunde, Völkerkunde, Kunstgeschichte, Medizin und Humanbiologie in Betracht zieht.[3]

Auch in der Philosophie und ihren verwandten Disziplinen wie Wissenschaftstheorie, moderne Logik, Psychologie und in der Mathematik kann man einerseits eine kontinuierliche Professionalisierung feststellen, andererseits die Vernichtung ganzer Traditionen bzw. Schulen erkennen.

Die Bilanz der *Opfer* kann in diesem Rahmen nur kursorisch angedeutet werden und keine Untersuchungen über Ursachen, Verlauf und Folgen der entsprechenden Vertreibung ersetzen: Hier ist an erster Stelle die gesamte *Emigration des „Wiener Kreises"* (des Logischen Empirismus) seit Beginn der dreißiger Jahre zu nennen. Dieser politisch, wirtschaftlich und wissenschaftlich bedingte Auflösungsprozeß — bei gleichzeitiger erfolgreicher Internationalisierung — ist bereits an anderer Stelle eingehend rekonstruiert worden.[4] Während Hans- Joachim Dahms (im ersten Band *Vertriebene Vernunft)* vor allem den chronologischen Verlauf der Emigration im historisch-politischen Kontext mit den jeweiligen Aufnahmeländern ausführlich behandelt hat, thematisiert er im vorliegenden Buch auch die wissenschaftsimmanenten katastrophalen Folgen der Emigration des Wiener Kreises für die moderne analytische Wissenschaftstheorie in Deutschland und Österreich vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Gerade diese komplexe Wirkungsforschung in bezug auf Wissenschaftsemigration stellt ein stark vernachlässigtes Desiderat einer fächerübergreifenden Exilforschung dar, die vor allem zusammen mit internationaler Wissenschaftsgeschichte erfolgen muß. (Vgl. dazu den Beitrag von Hans-Peter Kröner in diesem Band.) Eine thematische Ergänzung zu den vorliegenden Untersuchungen über den Wiener Kreis liefert Rainer Hegselmann mit einer kompakten Schilderung der Entstehung, Entwicklung und Vertreibung des Logischen Empirismus. Dabei geht er auf die kognitiven Merkmale der „Wissenschaftlichen Weltauffassung" im Vergleich zur NS-Ideologie ein, um den Vorwurf der Frankfurter Schule (speziell Max Horkheimers) gegenüber dem Logischen Empirismus als einer „Herrschaftsphilosophie" sowohl historisch als auch theoretisch ad absurdum zu führen.[5]

Die Fallstudien über Gustav Bergmann, Kurt Gödel, Karl Popper, Ludwig Wittgenstein und Friedrich Waismann illustrieren in diesem Gesamtzusammenhang mosaikartig das gemeinsame Schicksal, aber auch die individuellen Emigrations- und Akkulturationsverläufe aus biographischer und theoretischer Sicht. Der hier erstmals veröffentlichte Brief von Gustav Bergmann an Otto Neurath im holländischen Exil ist ein einmaliges Dokument aus dem Innenleben des Wiener Kreises, welches — zusammen mit bisher noch nicht publizierter Korrespondenz — zu einem differenzierten Bild des Logischen Empirismus im Verein mit anderen (auto)biographischen Erinnerungen beiträgt.[6] Insgesamt ist bei diesen biographischen Studien zu beachten, daß es sich hier, trotz aller leidvollen Erfahrungen — mit Ausnahme von Waismann (vgl. den Beitrag von Rudolf Haller) — um relativ erfolgreiche Lebensläufe handelt, die jedoch angesichts der gescheiterten Emigrantenschicksale (vgl. zum Beispiel den Bericht von Paul Zilsel über seinen Vater Edgar Zilsel) nicht zu einer harmonisierenden Idealtypisierung verleiten sollten. Hier ist noch ein weites Feld einer multifaktoriellen Exilforschung zu bewältigen, die neben den strukturellen Gemeinsamkeiten die spezifischen Randbedingungen wie Herkunfts-, Durchgangs- und Aufnahmeländer, Alter und berufliche Situation zum Zeitpunkt der Emigration, ethnische und sprachliche Zugehörigkeit und Identität, Disziplinengeschichte im internationalen Vergleich, Institutionalisierungsgrade und schulspezifische Kommunikationsstrukturen etc. zu bearbeiten hätte.[7]

Im Falle des Wiener Kreises sind für die angloamerikanischen Aufnahmeländer, besonders für die USA, aufgrund der Wissenschaftsentwicklung relativ günstige Sozialisationsbedingungen gegeben, wie Lewis Coser in seinem Beitrag über den Kulturtransfer im vorliegenden Band betont. Um welchen Preis diese nach außen geglückte „Erfolgsgeschichte“ vor sich gegangen ist — Dahms nennt in diesem Zusammenhang Entpolitisierung, Liberalisierung, Akademisierung[8] —, muß in einem größeren Rahmen diskutiert werden, wie auch die Frage der spezifisch jüdischen Emigrations- und Akkulturationsbedingungen zur weiteren Debatte steht.

Gerade die zwei Zeitzeugenberichte von Kurt Erich Baier und Olga Taussky-Todd vermitteln in dieser Hinsicht die mögliche Bandbreite einschlägiger Exilforschung: Während Kurt E. Baier der jüngeren Emigrantengeneration angehört und nach dem Studium in Wien unter glücklichen Umständen während und nach der Emigration eine berufliche Qualifizierung mit einem Karrieresprung als Philosoph in Australien und den USA erlebte, war die Mathematikerin Olga Taussky-Todd aufgrund ihrer fachlichen Ausbildung und der Internationalität ihrer Disziplin schon vor 1938 in einer vergleichsweise günstigeren Situation. Allerdings bekam sie als Frau auch in der Fremde die geschlechtsspezifische Benachteiligung in ihrem Beruf zu spüren. Dies alles verweist auf die bereits angedeuteten wissenschaftssoziologischen Bedingungen eines Forschungsparadigmas mit geographischen Unterschieden — und meist existenziellen Folgen für die Emigranten/innen. Zudem zeigt Baiers Bericht sehr plastisch die Problematik jüdischer Herkunft und Identität angesichts der nationalsozialistischen Rassenpolitik. Gerade der letztere Aspekt ist sowohl für die Wissenschaftsemigration allgemein wie für die hier behandelten Disziplinen —allein wegen des hohen quantitativen An teils jüdischer Wissenschaftler/innen — relevant und stellt den Konnex zur allgemeinen Massenemigration und Massenvernichtung des europäischen Judentums her. Dies unbeschadet der Tatsache, daß eine strikte Trennung zwischen sogenannter „rassischer“, politischer bzw. kultureller Emigration schwer möglich ist.

Eine erste Verlustbilanz für den hier behandelten Bereich kann im folgenden nur das quantitative Ausmaß der letzten Endes gewaltsamen Emigration andeuten:[9]

Vom Kern des Wiener Kreises mit 20 Mitgliedern gingen 13 ab 1931 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs aus politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Gründen und vor allem aufgrund des NS-Rassismus in die Emigration (Gustav Bergmann, Rudolf Carnap, Herbert Feigl, Philipp Frank, Felix Kaufmann, Karl Menger, Richard von Mises, Marcel Natkin, Otto Neurath, Rose Rand, Josef Schächter, Friedrich Waismann, Edgar Zilsel). In der inneren Emigration verblieben Victor Kraft und Heinrich Neider, Béla Juhos verbrachte die NS-Zeit in wirtschaftlicher Unabhängigkeit, das Haupt des Kreises, Moritz Schlick, wurde 1936 auf den Stufen der Universität ermordet. Die Mathematiker Hans Hahn und Theodor Radaković verstarben noch vor dem „Anschluß“ in Wien. Auf einen Blick wird

klar, daß alle Mitglieder des Wiener Kreises auf Hochschulboden bis zum Zweiten Weltkrieg ihre Stellungen verloren oder in weiser Voraussicht darauf verzichteten. Bis auf drei Ausnahmen mußten alle in die Emigration, davon mehr als die Hälfte allein eindeutig wegen ihrer jüdischen Herkunft. Von der Peripherie des Wiener Kreises, zu dem ca. 50 Wissenschaftler/innen aus den verschiedensten Disziplinen gezählt werden können, sind hier als Emigranten zum Beispiel Egon Brunswik, Rudolf Ekstein, Josef Frank, Heinrich Gomperz, Walter Hollitscher, Karl Popper, Hans Kelsen, Siegfried Bernfeld und Olga Hahn-Neurath zu erwähnen, die ihr Heimatland nach 1934 bzw. 1938 verließen. Die ausführliche Fallstudie über Karl Poppers Exiljahre in Neuseeland zeigt sehr aufschlußreich die Vorgeschichte seiner Emigration und die bisher kaum erforschte philosophische Arbeit Poppers im exil- und länderspezifischen Zusammenhang — als Ergänzung und Korrektur von Poppers Autobiographie.[10]

Emigration und Exil wurden aber auch einer Reihe von Wissenschaftler/innen außerhalb der logisch-empirischen Bewegung zum Schicksal. So zum Beispiel dem antinazistischen katholischen Kreis um Dietrich von Hildebrand und dessen Schüler Balduin Schwarz.[11]

Dagegen konnten die katholisch-nationalen „Brückenbauer“ wie Hans Eibl oder Johann Sauter im „Dritten Reich“ ihre berufliche Laufbahn — wenn auch mit Konflikten mit den neuen Machthabern, die ihre eigenen Philosophen aus dem „Altreich“ schickten —, fortsetzen. Ebenfalls von der Emigration betroffen war der Kantianer, Freidenker und religiöse Sozialist Oskar Ewald (Friedländer), der nach einem KZ-Aufenthalt ins englische Exil mußte und dort in völliger Isolation 1940 in Oxford verstarb.

Von der jüngeren Generation, die entweder Philosophie studierte oder sich nach der Emigration dieser haupt- oder nebenberuflich zuwandte, können hier nur einige Namen — als Indikator für den geistigen Aderlaß — aufgezählt werden: Adolf Helen, Hanns Mayer (Jean Améry), Günther Anders (Günther Stern), Paul Edwards, Albert Fuchs, Hieronimus Gassner, Peter Heller, Erich Kahler, Theodore Mischel, George Walter Morgan (Morgenstern), Ernst Müller, Hans Peter Rickman (Reichmann), Kurt R. Fischer, Paul Schrecker, Hilde Spiel, Ingrid Stadler und andere.[12]

Der biographische Beitrag über Alfred Stern steht stellvertretend für die vielen philosophischen Individualisten außerhalb von Schulen und breiten Traditionen, aber auch für die nach 1945 fehlende antifaschistische Tradition aufgrund der nicht erfolgten Rückholung der Vertriebenen.

Und diesem unwiederbringlichen Verlust stehen bedenkliche personelle und kognitive Kontinuitäten gegenüber, die erst in jüngster Zeit langsam erforscht werden.[13] Betrachtet man beispielsweise das Philosophische Institut der Universität Wien, dann fällt allein bei einer ersten Durchsicht der Vorlesungsverzeichnisse auf, daß diejenigen Lehrer, die vor 1938 als Exponenten des „Ständestaates“ galten, und diejenigen, die nach 1938 weiter oder neu unterrichteten, auch nach 1945 wieder tätig waren. (Eine Ausnahme ist hier die kurzfristige Reaktivierung von Victor Kraft).

Während sich also nach dem Zweiten Weltkrieg im philosophischen Lehrbetrieb kein einziger Emigrant findet, kann von einer Restauration der katholischen Philosophie vor 1938 (durch Alois Dempf und den Eibl-Schüler Leo Gabriel) und des deutschen Idealismus während der NS-Herrschaft 1938—1945 (durch Erich Heintel) gesprochen werden,[14] was eine Folge der klerikal-konservativen Hochschulpolitik einerseits und der nicht durchgeführten Entnazifizierung andererseits ist.[15] Eine ähnliche Situation läßt sich auch für die — damals mit der Philosophie zusammengezogenen — Fächer Psychologie und Pädagogik nachweisen.[16] Auch an der Universität Graz wurde der stark belastete, vor 1945 extrem rassistische Philosoph und Pädagoge Ferdinand Weinhandl sogar mit einer Doppelprofessur belohnt,[17] ein besonders eklatantes Beispiel einer fatalen Eliten-Kontinuität. Daß diese Personalpolitik und diese philosophische Szene kein guter Boden für Remigration und Rückbesinnung auf die Weiterentwicklung der verdrängten Kultur sein konnten, ist evident.

Eine kaum bessere Situation findet sich im Bereich der Logik und Mathematik (im NS- Jargon „verjudete“ Wissenschaften), deren Vertreter den Ideologen einer „arischen“ oder „deutschen“ Mathematik weichen mußten. Allein an der Technischen Hochschule und an der Universität Wien kam der Verlust dem Ausverkauf einer ganzen hochentwickelten

Wissenschaftstradition gleich. Von. den „Kollegen in einer dunklen Zeit“,[18] die im Zuge der nationalsozialistischen Machtergreifung — und teilweise schon durch den Austrofaschismus — entlassen und/oder vertrieben wurden, seien im folgenden aufgezählt: Franz Leopold Alt, Alfred Basch, Hans Thirring, Adalbert Duschek, Ludwig Eckhart, Ernst Fanta, Herbert Federer, Eduard Helly, Friedrich Hopfner, Gustav Kürti, Eugen Lukacs, Heinrich Mann, Anton E. Mayer, Walther Mayer, Hans Schneider, Alfred Tauber, Stefan Vajda, Abraham Wald, Karl Wolf — und die im Zusammenhang mit dem Wiener Kreis bereits genannten Gustav Bergmann, Kurt Gödel, Karl Menger, nicht zuletzt Olga Taussky-Todd. Von diesen mußte ein Dutzend Mathematiker/innen in die Emigration, Hans Thirring überlebte in der inneren Emigration (vgl. den Beitrag von Ernst Glaser in diesem Band), während Eckhart Selbstmord beging und Tauber im KZ Theresienstadt starb. Von den 1938 Entlassenen wurden nach 1945 nur drei (Hopfner, Wolf und Thirring) wieder im Hochschuldienst verwendet, jedoch kein einziger Vertriebener wieder zurückgeholt. Dabei hat es einen derartigen Versuch zur Rückkehr von Karl Menger selbst gegeben, der kläglich aus vordergründigen Motiven gescheitert ist.” Dieser „Vergangenheitsbewältigung“ ist paradigmatisch die Karriere des Nationalsozialisten Karl Mayerhofer gegenüberzustellen, der (von 1936 bis 1945) den Lehrstuhl von Wirtinger innehatte und — nach Unterbrechung wegen seiner NS-Vergangenheit — von 1957 bis 1969 wieder an der Universität Wien lehren durfte.[20]

Neben dieser Verlustbilanz sind aber auch noch Emigrierte außerhalb Wiens — wie der heute weltberühmte Historiker der Mathematik, Otto Neugebauer[21] —, oder auch außeruniversitäre Mathematiker/innen — wie zum Beispiel Olga Hahn-Neurath — schließlich auch diejenigen zu berücksichtigen, die lange vor 1938 — wie Emil Artin, Hilda Geiringer- Mises und Richard von Mises (vgl. dazu den Beitrag von Wilhelm Frank in diesem Band) — Österreich verlassen hatten.

Was nun die *Folgen und Wirkungen* der verlustreichen Wissenschaftsemigration für die Logik, Mathematik und Wissenschaftstheorie der Aus- und Einwanderungsländer anlangt, so ist hier vorerst ein historisch-genetisches Resümee vonnöten:[22]

Der philosophische und weltanschaulich-politische Pluralismus in der Zeit der Monarchie und — ab 1934 stark reduziert — in der Ersten Republik wurde in den dreißiger Jahren durch die Monokultur des politischen Katholizismus und faschistischen Universalismus (Othmar Spann und Anhänger) physisch und theoretisch allmählich verdrängt. Beide auf Hochschulboden dominierenden Strömungen gingen großteils nahtlos in die eklektizistische NS- Ideologie über, während sich der antisemitische Kulturkampf vor allem gegen fortschrittlich-liberale Vertreter der Psychoanalyse, Psychologie, des Austromarxismus, des Logischen Empirismus (Wiener Kreis) und der Wiener Schule der Rechtstheorie (Hans Kelsen und sein Kreis) richtete.

Vor dem Hintergrund dieses ursächlichen Strukturzusammenhangs erfolgte die intellektuelle Emigration seit Ende der zwanziger Jahre, die infolge der klerikalen und „nationalen“ Eliten-Kontinuität nach 1945 (vor allem unter den Ministern Felix Hurdes und Heinrich Drimmel) nicht mehr kompensiert werden konnten. Ganzheitsphilosophie, christliche Existenzphilosophie und theologisierender deutscher Idealismus blieben ein geistiges Bollwerk gegen wissenschaftliche Weltauffassung und empirische Forschung. Diese Restaurationsphase fiel zudem in die Konjunktur einer gescheiterten Entnazifizierung in der Zeit des „Kalten Krieges“. Daher kam es auch nicht zufällig — bis auf wenige Ausnahmen — zu keinem Aufarbeiten der jüngsten Wissenschaftsgeschichte und keinem Anknüpfen an die reiche Vielfalt des geistigen Lebens der Ersten Republik, was eine Auseinandersetzung mit dem österreichischen Wissenschaftsexil bedeutet hätte. Erst seit den späten sechziger Jahren wurden diese Spuren rekonstruiert und entdeckt, doch hatte die Wissenschaft in der bzw. durch die Emigration selbst eine entscheidende Entwicklung durchgemacht und war zu einem kosmopolitischen Unternehmen geworden. Der verspätete Re-Import zum Beispiel der analytischen Wissenschaftstheorie konnte also den erlittenen Verlust und Rückstand nicht wettmachen, geschweige denn ersetzen.

Damit sind wir in Österreich mit einer philosophischen Landschaft konfrontiert, in der — zwischen metaphysischer Schulphilosophie, sprachanalytischer Wissenschaftstheorie und (austro)marxistischen Spuren — nur vereinzelte Oasen innovatorischer Philosophie mit in-

ternationaler Reputation und interdisziplinärer, kooperativer Forschung gedeihen. Noch immer mangelt es an einer philosophischen Kultur jenseits von institutionalisierten Schulen und „genialischen Einzelkämpfern“ der philosophia perennis. Dabei fungieren die philosophischen Institute selbst im Durchschnitt mehr als Vergangenheitsbewahrer denn als -aufarbeiter.

Unter dem Gesichtspunkt einer gleichzeitigen Beschreibung von Zäsuren und Kontinuitäten in der deutschen Philosophiegeschichte kann man mit Andreas Kamlah auf für Österreich behaupten:[23]

Das Jahr 1945 bedeutet in der deutschen Philosophie dank der vielseitigen Deutbarkeit der herrschenden philosophischen Ideen kaum einen Einschnitt... Prominenteste Richtung blieben die Phänomenologie und die Existenzphilosophie, die in ihrem Individualismus zu Staat und Gesellschaft eigentlich wenig zu sagen hat. Daneben war die Einstellung verbreitet, wahre Philosophie lasse sich nur bei den großen Geistern der Vergangenheit finden, die uns Vorbilder philosophischer Existenz sind... Ausgelöscht wurden hingegen der logische Empirismus und die verschiedenen Schattierungen marxistischer Philosophie.

Im Hinblick auf die Wirkungen in diesem Kontext resümiert Christian Thiel in einem Aufsatz über die „Folgen der Emigration deutscher und österreichischer Wissenschaftstheoretiker und Logiker zwischen 1933 und 1945“ in folgender — geradezu noch optimistischer — Weise:[24]

Against the rieh background of activity in the 20s and 30s of our Century, there is manifest a rapid decline of high-ranking research in the philosophy of Science and (to a lesser degree) in logic in Germany and Austria. Since, with one exception, emigre logicians and philosophers of Science did not return after the breakdown of the Third Reich, recovery in these fields has been extremely slow. Pertinent knowledge had to be re-imported, and a satisfactory level has been reached only with the coming of a new generation.

Hier wäre noch zu untersuchen, ob mit einer neuen Wissenschaftlergeneration tatsächlich automatisch ein Wechsel des Forschungsparadigmas (im Sinne Thomas Kuhns) einhergeht, wenn man an die starken Wirkungen von längerfristigen Sozialisationsbedingungen denkt. Darüber hinaus gilt als ein Kriterium für die Relevanz und den Standard einer Disziplin auch ihre Präsenz in der internationalen Diskussion, was für die deutschsprachige Philosophie auf dem Level aktueller Diskussionen nicht immer zu ihren Gunsten ausfällt.

Aber auch die Internationalisierung der österreichischen Emigrantenphilosophie bedingte eine persönliche und kognitive Entwurzelung und Entfremdung vom sozialen Umfeld einer florierenden Kulturbewegung mit nicht immer vorteilhaften Anpassungsleistungen.[25]

Unbestritten bleibt das Faktum, daß die Emigration des Wiener Kreises und seines Umfeldes für dessen Weltgeltung entscheidend war. Aber genauso unbestritten ist jedoch — wie Kurt Erich Baier in seinem Beitrag ausführt — die Tatsache, daß dadurch Österreich einen intellektuellen Aderlaß erlitt, von dem es sich bis heute nicht erholt hat. Auch dann nicht, wenn man in jüngster Zeit versucht, moderne Versatzstücke wissenschaftlicher Weltauffassung, analytischer Sprachphilosophie und Wissenschaftstheorie ersatzweise zu importieren und zu integrieren. Eine derartig ahistorische Vereinnahmung und Harmonisierung zählt zu einer subtilen Form einer nochmaligen geistigen Verdrängung im doppelten Sinn des Wortes.

Anmerkungen:

1 Friedrich Stadler (Hrsg.), *Kontinuität und Bruch 1938—1945—1955. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte.* Wien—München 1988.

2 Brigitte Lichtenberg-Fenz, „Österreichs Universitäten“, in: ebda., 69—82. Zur einschlägigen Forschungslage: F. Stadler, „Emigration der Wissenschaft — Wissenschaft von der Emigration. Ein ungeschriebenes Kapitel österreichischer Zeitgeschichte", in: ders. (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930—1940.* Wien—München 1987, 9—41, speziell 34; Vgl. dazu die Beiträge von Elisabeth Klamper und Sebastian Meissl in: *Wien 1938.* Ausstellungskatalog. Wien 1988, 178—210.

3 Zur Professionalisierung einzelner Disziplinen im Nationalsozialismus: vgl. den Beitrag von

E. Weinzierl in diesem Band, weiters die Beiträge von G. Fellner, R. Knoll, E. Conte, H. Seidler und M. Hubenstorf in: F. Stadler (Hrsg.), *Kontinuität.* a.a.O.

4 H.-J. Dahms, „Die Emigration des Wiener Kreises", in: F. Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I,* a.a.O., 66—122.

5 Zur Korrektur des durch den Positivismusstreit der 1960er Jahre geformten Feindbildes der Linken gegenüber dem „Positivismus" vgl. auch: K. Müller, „Die verspätete Aufklärung. Wiener Kreis und kritische Theorie in der Epoche des Faschismus", in: H-.J. Dahms(Hrsg.) *Philosophie, Wissenschaft. Aufklärung. Beiträge zur Geschichte und Wirkung des Wiener Kreises.* Berlin—New York 1985, 291—306. In diesem Band sind auch weitere Artikel zur vorliegenden Thematik versammelt.

6 Zur (auto)biographischen Dimension der Geschichte des Wiener Kreises ist vor allem die Korrespondenz im Nachlaß von Moritz Schlick und Otto Neurath (Wiener Kreis-Archiv, Amsterdam) relevant. Die Publikation des Carnap-Neurath-Briefwechsels in Englisch und Deutsch ist in Vorbereitung (Hrsg. von R. Hegselmann und Henk Mulder).

7 Zur Forschungslage im deutschsprachigen Raum vgl. auch den Beitrag von W. Röder in diesem Band.

8 H.-J. Dahms, „Die Emigration des Wiener Kreises“, a.a.O., 104ff.

9 Stadler, *Der Wiener Kreis. Philosophie. Wissenschaft und Gesellschaft in Österreich 1918—1938.* (In Vorbereitung). Biographische Daten sind, falls nicht anders belegt, aus: *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* 3 Bde. Hrsg. von H. A. Strauß/W. Röder. Wien—New York—London—Paris 1985ff.

10 Zu einer kritischen Bestandsaufnahme von K. Poppers Leben und Werk: K. Müller/F. Stadler/ F. Wallner (Hrsg.), *Versuche und Widerlegungen. Offene Probleme im Werk Karl Poppers.* Wien— Salzburg 1986.

11 R. Ebneth, *Die österreichische Wochenschrift „Der christliche Ständestaat ". Deutsche Emigration in Österreich 1933 bis 1938.* Mainz 1976.

12 Von diesen sind G. Anders, K. R. Fischer, A. Fuchs (bis zu seinem frühen Tod 1946) und Hilde Spiel mit Unterbrechungen nach Österreich gekommen bzw. zurückgekehrt. Vgl. dazu „Gespräch mit Hilde Spiel", in: *Medien und Zeit 1,* 1987, 8—16; U. Weinzierl, „Albert Fuchs (1905—1946). Ein Intellektueller im Exil", in: H. Konrad/W. Neugebauer (Hrsg.), *Arbeiterbewegung — Faschismus — Nationalbewußtsein.* Wien—München—Zürich 1983, 315—330. K. R. Fischer, „Emigration nach Schanghai", in: F. Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I,* a.a.O., 487—498, und seinen Beitrag in diesem Band; G. Anders, *Tagebücher und Gedichte.* München 1985.

13 Einen ersten Versuch stellte die Arbeitstagung „Die Philosophie an der Universität Wien in den dreißiger Jahren, nach dem .Anschluß' an das Dritte Reich und in der Zweiten Republik bis in die sechziger Jahre" am 30. April 1988 in Wien dar. Die kontroversiellen Beiträge werden 1989 von K. Fischer und F. Wimmer herausgegeben. Vgl. dazu K. R. Fischer, „The Death of ‚Austrian Philosophy'“. Referatsmanuskript eines Symposions über „Culture and Politics in Austria during the Thirties“, 14. bis 16. März 1988 in Oxford. (Erscheint in *Austrian Literature* Ende 1988.)

14 Die philosophische Restaurationsperiode beschreibt R. Haller, „Die philosophische Entwicklung in Österreich am Beginn der Zweiten Republik", in: F. Stadler (Hrsg.), *Kontinuität.* a.a.O., 157—180.

Von den vor 1938 und 1945 Lehrenden sind u. a. nach 1945 wieder im Lehrbetrieb: Alois Dempf, Friedrich Kainz, Erich Heintel, ferner der Pädagoge Richard Meister und der Psychologe Hubert Rohracher, während die Ehepaare Bühler und Brunswik nicht mehr zurückgeholt wurden (vgl. die entsprechenden Beiträge von A. Eschbach und K. R. Fischer in diesem Band).

15 Vgl. die entsprechenden Beiträge in: S. Meissl/K.-D. Mulley/O. Rathkolb (Hrsg.), *Verdrängte Schuld, verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945—1955.* Wien 1986.

16 Für die Psychologie und Pädagogik fehlt eine österreichspezifische Darstellung, wie sie zum Beispiel für Deutschland vorliegt. Vgl.: W. Keim (Hrsg.), *Pädagogen und Pädagogik im Nationalsozialismus. Ein unerledigtes Problem der Erziehungswissenschaft.* Frankfurt/M.—Bern—New York—Paris 1988; U. Geuter, *Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus.* Frankfurt/M. 1984.

17 Zu F. Weinhandl/Gerhard Oberkofler/Eduard Rabofsky, *Studien zur Geschichte der österreichischen Wissenschaft zwischen Krieg und Frieden.* Wien 1987, 69—81.

Zur Grazer Universität allgemein: *Grenzfeste Deutscher*

Wissenschaft. Über Faschismus und Vergangenheitsbewältigung an der Universität Graz. Hrsg. vom Verein für Kritische Sozialwissenschaft und Politische Bildung. Wien 1985.

18 Dick/M. Pini, „Kollegen in einer dunklen Zeit“, in: *Jahresbericht der Deutschen MathematikerVereinigung* 75, 1974, 166—208; M. Pinl/M. Furtmüller, „Mathematicians under Hitler", in: *Year Book of the Leo Baeck Institute* 18, 1973, 129—182.

19 R. Einhorn, *Vertreter der Mathematik und Geometrie an den Wiener Hochschulen 1900—1940.* 2 Bde., Wien 1985, 264ff., und Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien, Unterricht; Zur Lage der Philosophie und Mathematik an der Wiener Universität vgl. auch: *Zeitung der Studienrichtungsvertretungen*

Soziologie, Volkswirtschaft und Wirtschaftsinformatik, ÖH Wien 1988; weiters: H. K. Hofer, „Deutsche Mathematik. Versuch einer Begriffserklärung". Diss. Wien 1988.

20 Ebda.

21 R. Kager, „Ein vergessener Pionier", in: *Wiener Zeitung,* 18. Dezember 1987.

22 F. Stadler, „Aspekte des gesellschaftlichen Hintergrunds und Standorts des Wiener Kreises am Beispiel der Universität Wien", in: H. Berghel/A. Hübner/E. Köhler (Hrsg.), *Wittgenstein, der Wiener Kreis und der Kritische Rationalismus.* Wien 1979,41—59.

23 A. Kamlah, „Die philosophiegeschichtliche Bedeutung des Exils (nichtmarxistischer) Philosophen zur Zeit des Dritten Reiches", in: *Dialektik* 7, Köln 1983, 29—43, hier 38.

24 Ch. Thiel, „Folgen der Emigration deutscher und österreichischer Wissenschaftstheoretiker und Logiker zwischen 1933 und 1945", in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 7, 1984, 227—256, hier 227.

25 In diesem Sinne ist der Titel von Herbert Feigls grundlegender Studie zur Geschichte des Wiener Kreises, nämlich: „The Wiener Kreis in America" (in: D. Fleming/B. Baily (Eds.), *The Intellectual Migration. Europe and America, 1930—1960.* Cambridge, Mass. 1969, 630—673) historisch nicht adäquat.

Karl Menger

KURT E. BAIER

Zeitzeuge

Es ist eine große Ehre und Freude für mich, an diesem Symposion über die „Vertriebene Vernunft“ als Zeitzeuge teilnehmen zu dürfen. Ich bedauere nur, daß ich für diese Aufgabe sehr ungenügend qualifiziert bin, da ich, wie Sie gleich selbst urteilen werden, weder zur damaligen „Vernunft“ gehörte noch im wörtlichen Sinn vertrieben wurde. Es ist daher umso bedauerlicher, daß gerade ich unter den vielen hier auftretenden Zeitzeugen der einzige bin, der als einziger über sein Fach Zeugnis ablegen soll. Sie dürfen mir glauben, daß auch ich viel lieber die Stimmen der großen vertriebenen Philosophen aus jener Zeit gehört hätte, als nur meine eigene.

Was ist denn nun also eigentlich ein Zeitzeuge? Die Veranstalter haben das für mich mit Hilfe von drei Fragen erläutert. Die erste lautete: „Was können Sie uns über das Universitätsstudium im Österreich der dreißiger Jahre mitteilen?“ Nun zeigt sich gleich bei dieser ersten Frage, wie unzulänglich ich als Zeitzeuge für die Philosophie leider bin. Denn ich habe zwar tatsächlich von 1935 bis 1938 an der Universität Wien studiert, aber ach, nicht wie Faust Philosophie und all die andern Fächer, sondern lediglich die Juristerei. Zur Philosophie kam ich erst viel später, obwohl ich schon im Gymnasium die Philosophische Propädeutik mit größter Begeisterung studierte und bestimmt die Philosophie an der Universität verfolgt hätte, wenn man damals in Österreich sich auch als Unbemittelter eine philosophische Laufbahn hätte erhoffen können.

Ich gehe also gleich zur zweiten Frage über: „Warum sind Sie ausgewandert?“ Eine Frage, die mit Warum? beginnt, ist für jeden Philosophen ein wahres Fressen. Er muß und darf da sowohl den Gründen wie den Ursachen nachgehen, und ich werde denn auch gleich, ohne viel Zögern und Modifikationen, beides tun, obzwar ich in Anbetracht der tiefenpsychologischen Erkenntnisse zugeben muß, daß ich nicht notwendigerweise selbst in der besten Lage bin, solche Erklärungen abzugeben.

Ich wuchs in einer kleinbürgerlichen, konservativen, streng katholischen Familie auf. Unser kleines Haus war mit ererbten und schon etwas schäbig gewordenen Biedermeiermöbeln angeräumt. An den Wänden hingen einige Porträts von Herren und Damen in Biedermeierkleidung — angeblich Vorfahren —, Kopien holländischer Meister und einige eingerahmte Korrespondenzkarten von Johannes Brahms, in denen er verspricht, zur Kammermusik zu erscheinen. Mein Stiefvater — ich kannte meinen leiblichen Vater nicht — war nämlich sehr musikalisch und war auf diese Karten, die an einen entfernten Verwandten gerichtet waren, besonders stolz. Er spielte Cello und Flöte und sang in einem katholischen Männerchor. Obwohl er Abendgäste nicht sehr schätzte, gab es doch meistens jeden Donnerstag Abend Kammermusik. Meine Mutter, die wohl weniger musikalisch war, spielte dabei Klavier, was sie bei einer Tante gelernt hatte, die angeblich eine Schülerin Liszts gewesen war. Jedoch die große Leidenschaft meiner Mutter galt der Belletristik. Ihr Lieblingsschriftsteller war Thomas Mann, und aus ihren Briefen konnte man oft ganz deutlich seine Stimme heraushören.

Ich erwähne das alles, um Ihnen eine Vorstellung von den kulturellen und weltanschaulichen Interessen und Einstellungen meiner Familie zu geben. Wir waren alle unpolitisch in dem Sinn, daß wir gar nichts von Politik wußten und wissen wollten und daß wir, wie viele Leute dieser Art, davon überzeugt waren, daß unsere Weltanschauung und unsere politischen Urteile direkt unserem gesunden Menschenverstand entsprangen, den wir für politisch unparteiisch und moralisch edel hielten. Meine eigene Einstellung, so erscheint es mir heute, war zum größten Teil eine Reaktion gegen die meiner Eltern. Ich war vage liberal, weil sie konservativ waren, weltbürgerlich, weil sie patriotisch und nationalistisch waren, freidenkerisch, weil sie religiös waren, usw. Soweit ich eine geistige Heimat hatte, war es die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, während sie sich wohl im Biedermeier am ehesten zu Hause gefühlt hätten. Natürlich waren bei mir auch gewisse Einstellungen des Liberalismus zu

finden, jedenfalls jenes Liberalismus, der, wie es die boshafte Definition sagt, bei einem Streit mit anderen nicht imstande ist, die eigene Partei zu ergreifen.

Zu diesem blassen Aufklärungsliberalismus kam aber noch etwas charakteristisch Österreichisches dazu. Einige meiner Verwandten (ich hatte deren sehr viele, die regelmäßig an Sonntagen zusammentrafen und außer Familienskandalen manchmal auch wichtigere Fragen von allgemeinem Interesse besprachen), und zwar hauptsächlich diejenigen, die moderner, tüchtiger und vor allem wohlhabender waren als meine Eltern, neigten zum sogenannten „gesunden" Antisemitismus, zu jenem also, der sich darauf beschränkt, nur so antisemitisch zu sein wie unbedingt notwendig, das heißt also, notwendig, um die Juden aus gewissen Sparten des öffentlichen, des gesellschaftlichen und des geschäftlichen Lebens herauszuhalten. Diesem gesunden Antisemitismus hielten sie den „übertriebenen" entgegen, also jenen, der über diese klare Notwendigkeit hinausging. Wiraile kannten unbestreitbare Beispiele dieses gesunden Antisemitismus, zum Beispiel den Numerus clausus, damit nicht die Medizin und die Anwaltschaft von Juden überlaufen wird — man will doch nicht gezwungen sein, seine eigene Frau von einem jüdischen Arzt untersuchen zu lassen. Es gab auch klare Beispiele des übertriebenen Antisemitismus, wie den des Schönerer. Und dann gab es auch noch Grenzfälle, wie den Lueger, den man so oder so einstufen konnte. Ich wußte, wie man diese Herren einstufen mußte, bevor ich wußte, welche Maßnahmen sie eigentlich vertraten. Jedenfalls, in meiner unpolitischen Naivität schien mir dieser gesunde Antisemitismus durchaus einleuchtend. Wir hatten zwar jüdische Freunde, aber die waren offensichtlich ganz anders als die typischen Juden, von denen man so oft in den Zeitungen lesen konnte.

Sie werden sich also wohl meinen Gemütszustand ausmalen können, als ich knapp vor dem „Anschluß" erfahren mußte, daß mein leiblicher Vater nach Nazibegriffen höchstwahrscheinlich Volljude, aber jedenfalls zumindest Halbjude gewesen war. Es gibt, glaube ich, kaum etwas, was einem den Begriff der Ungerechtigkeit klarer macht, als die unfreiwillige Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die das Gesetz und die öffentliche Meinung scharf diskriminiert. Es wurde mir also damals auf einen Schlag sonnenklar, was vielen sogenannten Ariern damals nicht klar war und vielleicht auch heute noch nicht völlig klar geworden ist, nämlich, daß Rassengesetze wie die Nürnberger Gesetze, aber auch Einstellungen wie die des gesunden Antisemitismus, ungerecht sind. Diese Einsicht ist wohl besonders hart erkämpft, wenn man sich von der sogenannten Arisierung jüdischer Geschäfte viel Schönes erhoffen kann.

In dieser völlig verunsicherten und verstörten Geistesverfassung erwartete ich also im März 1938 das Unabwendbare. Wiraile hörten noch am Radio die Abschiedsrede des wenig bewunderten Kanzlers Schuschnigg und das letzte erschütternde Abspielen der österreichischen Hymne. Bald nachher sahen und hörten wir den tosenden Jubel, mit dem eine Riesenmenge von Österreichern den Einmarsch der deutschen Truppen und die „Befreiung Österreichs" begrüßten. Wer das miterlebt hat und wer die rücksichtslose Brutalität und die ungezügelte Grausamkeit gesehen hat, mit der sofort oder sehr bald nach dem „Anschluß" die Eliminierung aller politischen Gegner und die Verfolgung, Mißhandlung und Erniedrigung der Juden durchgeführt wurde, der wird sein Leben lang am goldenen Wiener Herzen Zweifel hegen. Und wer die große und sicher berechtigte Angst sah, die viele von denen verspürten, die nicht illegale Nazis gewesen waren, oder die es nicht, wie manche unserer Bekannten, glaubwürdig vortäuschen konnten, der mußte bald erkennen, daß viele aus dieser verständlichen Angst ihre politisch belasteten oder jüdischen Freunde verleugnen oder verraten würden und daß diese letzteren also nicht viel Hoffnung auf das sogenannte „andere Österreich" setzen sollten. Für den, der nicht sein Leben aus politischer Überzeugung im Kampf gegen diese unaufhaltsam rollende Lawine opfern wollte, war es ratsam, so bald wie möglich zu verschwinden.

Meine weltklugen und wohlhabenden Onkel und Tanten rieten mir, auszuwandern, solange es noch ging. Denn, warnten sie, die Lage der Juden und Mischlinge würde sich wahrscheinlich weiter verschlechtern. Sie erwarteten Maßnahmen, wie sie auch in andern Ländern gegen „minderwertige Rassen" getroffen wurden, wie zum Beispiel gegen die Neger in Südafrika oder in den Vereinigten Staaten. Aber nicht einmal diese von mir bewunderten weltkundigen und illusionslosen Realisten ahnten die „Endlösung" voraus. In

meiner Empörung gegen dieses brutale Regime und in meiner Angst vor ihm mußte ich ihnen recht geben. Dazu kam noch, daß die Emigration gewisse romantische Vorstellungen in mir erweckte. Ich sah eine Chance, aus den engen Verhältnissen dieses kleinen spießerischen Staates zu entfliehen, die weite Welt der unbegrenzten Möglichkeiten, der wachsenden neuen Staaten, der vielfachen günstigen Gelegenheiten kennen zu lernen, meine Talente zur Entfaltung zu bringen und sie erfolgreich anzuwenden.

Das also waren, so scheint es mir, die Gründe und Ursachen meiner Auswanderung: das Ende meiner juristischen Karriere, die erwartete Verschlechterung meiner Lage als Mischling und das Abenteuer der Emigration.

Und nun zur dritten Frage: „Wie war Ihr Leben in der Emigration?“ Ja, da könnte ich viel berichten, denn das Schicksal trieb mich ganz unerwartet in weit entlegene Länder. Aber ich muß mich kurz fassen, denn ich schulde Ihnen ja noch die Erklärung, wie ich zur Philosophie gekommen bin und wie meine philosophische Karriere im Ausland mit der aus Österreich vertriebenen Vernunft verknüpft ist.

Bevor ich mit den Einzelheiten beginne, möchte ich betonen, daß ich immer wieder bei kritischen Wendepunkten unerhörtes Glück gehabt habe. Jedes Mal, wenn ich von einem neuen Schlag getroffen wurde, stellte er sich bald als „a blessing in disguise,“ also als ein anfangs nicht erkenntlicher Glücksfall heraus. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten in Wien erhielt ich im August 1938 die Ausreisegenehmigung und das Visum für England, wo ich kurz auf eine Einreiseerlaubnis nach Brasilien warten wollte. Nach einigen Monaten des Wartens in England wurde diese Bewilligung abgelehnt. Ich war verzweifelt, da ich sie mit großer Zuversicht erwartet hatte und weil ich in Brasilien Bekannte hatte, die bereit waren, mir zu helfen, während ich in England keine Existenzmöglichkeiten sah. Aber schon ein paar Tage später erhielt ich ganz unerwartet eine Arbeitsbewilligung in England. Mein Jubel darüber endete allerdings sehr schnell, als ich entdeckte, daß die Firma, für die ich arbeiten durfte, mir die Aufgabe stellte, etwas ganz Unverkäufliches zu verkaufen. Da ich auf Kommission arbeitete und nichts verkaufen konnte, war ich wieder bald der Verzweiflung nahe, als ein neues Wunder geschah. Der Zweite Weltkrieg, der im September 1939 ausgebrochen war, brachte meiner Firma eine große Geschäftsgelegenheit. Unsere Exporte, die im Ersten Weltkrieg aufgeblüht waren, weil die englische Flotte die Einfuhr deutscher Produkte nach Indonesien unterbinden konnte, lebten jetzt aus demselben Grund wieder auf. Meine Firma brauchte jemanden, der eine Geschäftskorrespondenz auf Deutsch führen konnte, und ich erhielt diese Stellung und brauchte nicht mehr mit meinen unmöglichen Warenmustern hausieren zu gehen. Aber kaum hatte sich diese neue Existenz für mich eröffnet, da wurde ich im Juni 1940 zusammen mit allen deutschen und österreichischen Staatsangehörigen interniert. Das schloß alle Flüchtlinge ein und auch viele, die in wichtigen Stellungen für die englische Regierung arbeiteten, wie zum Beispiel den bekannten Autor Franz von Borkenau. Man gab uns die Wahl, im Internierungslager auf einer englischen Insel, der Isle of Man, das Kriegsende abzuwarten, oder nach Kanada, voraussichtlich in die Freiheit, auszuwandern. Ich meldete mich natürlich für Kanada. Wir gerieten aber (vermutlich in dem Chaos, das durch die Evakuierung der englischen Truppen nach ihrer schweren Niederlage bei Dünkirchen verursacht worden war) auf ein fürchterliches Gefangenenschiff, über das jetzt, nach so vielen Jahren, mehrere anklagende Bücher und Fernsehfilme erschienen sind. Dieses Schiff, die „Dunera", sollte, wie wir bald hörten, nicht nach Kanada, sondern nach Australien fahren. Aber auch da hatten wir großes Glück. Die „Dunera“ wurde von einem deutschen U-Boot verfolgt und von einem seiner Torpedos getroffen, der aber nicht explodierte. Es gab nur einen fürchterlichen Krach, eine mächtige Erschütterung und hunderte von zerschlagenen Tellern, die aus ihren Regalen geschleudert worden waren.

Nach acht grausamen Wochen kamen wir endlich verhungert und gequält in Sydney an. Auf dem Schiff war uns alles, was wir bei der Einschiffung noch besaßen, von der Bewachungsmannschaft gestohlen worden. Ich war barfuß und trug über meiner einzigen Unterhose ein grünes Pyjama. Sonst besaß ich nichts mehr. In Sydney wurden wir sofort auf einen großen Zug verladen, der uns auf endloser Fahrt ins Innere des Kontinents trug. Das Land war von einem schrecklichen Buschfeuer verheert worden, das schon mehr als ein Jahr gebrannt hatte. Überall flackerten und glommen die Eukalyptusbäume. Nach fast zwei

Tagen erreichten wir unser Ziel im Inneren des Landes, das eine ungeheure Sandwüste zu sein schien. 2000 Internierte wurden in ein Lager gepfercht, das für 1000 eingerichtet war. Als die großen Tore des Lagers hinter uns zuschlugen, als wir durch den Stacheldrahtverhau hindurch nichts als Sand sehen konnten, soweit das Auge reichte, und als wir die primitiven Holzhütten betraten, in denen nur jeder zweite einen Strohsack fand und in denen wir das Ende des Krieges abwarten sollten, da glaubte ich tatsächlich, alle Hoffnung aufgeben zu müssen.

Aber noch einmal hatten wir Glück. Wir wurden mehrere Male in neue Lager verlegt. Das dritte Lager, viel besser eingerichtet als das erste, war im australischen Bundesstaat Victoria. Dieser Staat hat ein großzügiges Studienprogramm für Leute, die zu weit von der Hauptstadt, Melbourne, entfernt leben, um zu den Vorlesungen dorthin zu fahren. Sie können an der Universität Melbourne als auswärtige Studenten inskribieren. Sie bekommen dann Bücher und Skripten, schicken ihre Aufsätze an Professoren, die sie gewissenhaft korrigieren, und schließlich können sie auch die Prüfungen auf dem Land absolvieren. Durch die Vermittlung einer Frau, einer Miss Holmes vom australischen Christlichen Studentenverband (Australian Student Christian Movement), der wir alle zu ewigem Dank verpflichtet sind, erhielten wir die Erlaubnis, als auswärtige Studenten an der Universität zu inskribieren. Sie besorgte uns Bücher und Skripten, streckte uns die Studiengebühren vor und organisierte die mündlichen und schriftlichen Prüfungen in unserem Lager. So legte ich also, noch in der Internierung, zusammen mit drei anderen meine Prüfungen für das erste Studienjahr ab. Ich hatte natürlich die Philosophie gewählt. Was ich inWien nicht wagen konnte, das war hier gar kein Wagnis: es war für mich die liebste und auch die leichteste Alternative.

Kurz danach begann der Krieg zwischen Japan und Amerika, Douglas MacArthur landete in Australien, und ein neues Wunder geschah. Man hatte uns zu verstehen gegeben, daß eine Entlassung aus dem Lager begrifflich und gesetzlich undenkbar sei, denn wir hatten den englischen Boden mit uns gebracht, und von England konnte man eben nicht zu Fuß nach Australien gelangen. Jetzt aber brauchte Australien Soldaten, und wir durften aus dem Lager in die Armee.

Nach Kriegsschluß beendete ich mein Philosophiestudium an der Universität Melbourne, wo ich zum ersten Mal mit den Lehren des „Wiener Kreises“ bekannt wurde. Drei meiner Professoren waren in Cambridge Schüler Wittgensteins gewesen. Einer von ihnen war George Paul, der einige Jahre später an das University College in Oxford berufen wurde. Er war mit der Schwester des berühmten Mathematikers und Philosophen F. P. Ramsey verheiratet. Von ihm lernte ich die Grundprobleme der Ethik und der politischen Philosophie kennen, und auf seinen Einfluß führe ich mein lebenslanges Interesse an der Ethik zurück. Der zweite war Douglas Gasking, der mir die Anfangsgründe der Logik, der Wissenschaftstheorie und der Erkenntnislehre beibrachte. Der dritte war Alexander Cameron („Camo“) Jackson, der mir die Geheimnisse von Wittgensteins „Blauem“ und „Braunem Buch" enthüllte. In kurzer Folge absolvierte ich meine M. A. (Master of Artsj-Prüfung, wurde zum Assistenten in der Philosophie ernannt und erhielt Urlaub, um in Oxford für mein Doktorat zu studieren, das mir 1952 verliehen wurde. Im selben Jahr nahm ich eine Einladung an die Cornell Universität im Staat New York an, kehrte aber nach einem sehr anregenden Semester nach Melbourne zurück. 1956 wurde ich zum Ordinarius der Philosophieabteilung am Canberra University College (später Australian National University) ernannt.

1962 nahm ich eine Einladung an die Universität von Pittsburgh an, wo es meine Aufgabe sein sollte, eine führende Philosophieabteilung aufzubauen. Wieder hatte ich großes Glück. Meine ersten zwei Kollegen waren ungewöhnlich begabte und ambitionierte deutsche Emigranten. Adolf Grünbaum, ein Kölner, der an der Yale Universität Physik und Philosophie studiert hatte, war ein Schüler Reichenbachs, des großen Wissenschaftstheoretikers aus dem „Berliner Kreis“. Hempel, selbst ein Schüler Reichenbachs, des großen Wissenschaftstheoretikers aus dem „Berliner Kreis“, hatte seine Bewunderung für Reichenbach an Grünbaum weitergeben können. Der andere, Nicholas Rescher, ein Emigrant aus Hannover, hatte in Princeton unter Carl Hempel, gleichfalls Mitglied des Berliner Kreises, studiert. Hempel, der auch in Wien mit mehreren Mitgliedern des „Wiener Kreises“ studierte und in den letzten Jahren hier mehrere Vorlesungen über den „Wiener Kreis“ hielt, war bis vor kurzem

eines der angesehensten, einflußreichsten und beliebtesten Mitglieder unserer Philosophieabteilung in Pittsburgh. Es ist für mich eine besonders große Enttäuschung, daß er nicht zu diesem Symposion kommen konnte.

Mit Grünbaums und Reschers Hilfe gelang es uns, erstrangige und weltbekannte Philosophen, wie zum Beispiel Wilfrid Sellars, Alan Anderson und Nuel Beinap, für Pittsburgh anzuwerben. Ich darf mit Stolz berichten, daß unsere Abteilung als eine der drei besten in den Vereinigten Staaten gilt.
Soweit also die Antworten auf die mir gestellten Fragen. Und nun erlauben Sie mir bitte, zum Abschluß noch drei etwas allgemeinere Bemerkungen zu machen, allerdings ohne für sie stichhaltige Unterlagen beistellen zu können.

Ich glaube, daß die Philosophie des „Wiener Kreises“ der zwanziger und dreißiger Jahre durch die Emigration ihrer größten Vertreter sehr an Einfluß auf die philosophische Weltlage gewonnen hat. Nach ihrer Auswanderung aus Österreich lehrten die meisten Wiener Philosophen in England, im Britischen Commonwealth oder in Amerika: Wittgenstein in Cambridge, Popper zuerst in Neuseeland, später in London, Waismann in Oxford, Carnap in Chicago, Feigl in Minnesota und Bergmann in Iowa. Alfred Ayer, der aus England nach Wien kam, um hier die Lehren des Logischen Positivismus an der Quelle zu studieren, lehrte später in London und in Oxford. Durch ihre Lehrtätigkeit und die ihrer vielen und begabten Schüler, von denen so manche in England, im Britischen Commonwealth und in Amerika einflußreiche Lehrkanzeln fanden, gelang es ihnen, ihre Lehren einem breiten, kultivierten und verhältnismäßig vorurteilsfreien Publikum vorzutragen. Ich habe schon George Paul erwähnt, der Wittgensteins Lehren nach Australien brachte, wo sie sehr schnell Fuß faßten, und zwar nicht nur in Philosophieabteilungen, sondern vor allem in den Sozialwissenschaften. Ganz ähnlich verhielt es sich mit dem Einfluß der anderen Mitglieder des „Wiener Kreises". Wären diese Philosophen in Wien geblieben, glaube ich nicht, daß ihre Bücher und ihre Lehrtätigkeit denselben durchschlagenden Einfluß gehabt hätten, den ihre persönliche Anwesenheit in den beiden Haupteinwanderungsländern ausüben konnte. In diesen beiden Ländern fanden die Mitglieder des „Wiener" und auch des „Berliner Kreises“ einen aufnahmebereiteren Kulturboden vor als in Wien oder Berlin und ein wesentlich größeres und einflußreicheres Universitätspublikum. Für den Erfolg ihrer Lehren auf der Weltbühne war ihre „Vertreibung“ ein äußerst gewichtiger Faktor. Für Österreich war es ein intellektueller Aderlaß, von dem es sich wohl lange nicht völlig erholen wird.

Meine zweite Überlegung betrifft den Titel dieses Symposions: „Vertriebene Vernunft“. Nimmt man ihn wörtlich, so gehöre ich und sicher auch viele andere Auswanderer nicht zur vertriebenen Vernunft. Denn erstens war ich ja zurZeit des „Anschlusses“ nur ein Student, gehörte also nicht zu jenen, die ihre Begabung auf dem Gebiet der Wissenschaft oder der Kunst durch einen nennenswerten Beitrag bewiesen hatten. Und ich gehörte keiner politischen Partei oder anderen Organisation an, hatte auch nichts getan oder veröffentlicht, was auf mich aufmerksam gemacht oder Grund zur Vertreibung gegeben hätte. Ich war wohl jüdischer Abstammung, aber das machte meine Auswanderung nur umso schwieriger. Man kann aber doch nicht vertrieben worden sein, wenn man nur mit größten Schwierigkeiten oder überhaupt nicht entkommen konnte.

Das erhebt also die Frage, ob der Nationalsozialismus die Juden und auch die „Vernunft,“ die ihn aus politischen und allgemeinen weltanschaulichen Überlegungen ablehnte, überhaupt vertreiben wollte. Ich glaube nicht, daß sich der Rassismus im allgemeinen und der Antisemitismus, der den Judenhaß schürt, mit Vertreibung begnügen. Im Gegenteil, Antisemiten dieser Prägung wollen die Juden in eine untergeordnete Stellung drücken, sie aus den angesehenen und einflußreichen Berufen heraushalten, ihre Vermischung mit Nichtjuden verhindern, ihnen den gelben Fleck anheften und sie im Ghetto einschließen und isolieren. Das alles kann man aber nicht erzielen, solange man sie ziehen läßt. Dazu kommt dann auch noch die Besorgnis, daß die Vertriebenen im Ausland Einfluß und Macht erwerben könnten, wodurch sie dann auch die Verhältnisse im Inland zu ihren Gunsten verändern würden.

Der Judenhaß ist nicht befriedigt, solange es noch irgendwo Juden gibt. Für den Judenhasser ist die einzige logische Lösung die in Wannsee beschlossene „Endlösung“. Nach dem „Anschluß“ war die Auswanderung zuerst noch verhältnismäßig leicht. Da gab es noch viele,

die bereit waren, den Juden aus Mitleid oder für Geld zur Auswanderung zu verhelfen. Aber als diese Hilfeleistungen immer gefährlicher wurden, da schrumpfte der Auswandererstrom zu einem Geriesel und versiegte allmählich ganz.

Meiner Meinung nach soll die Rolle der Juden unter dem Nationalsozialismus nicht der anderer unterdrückter oder ausgenützter Volksgruppen gleichgestellt werden. Die schwarzen Sklaven in Amerika zum Beispiel wurden nicht vertrieben oder umgebracht, denn man brauchte sie — wie man bis vor kurzem die sogenannten Gastarbeiter brauchte —, und zwar um jene unbeliebten Arbeiten zu leisten, die das Herrenvolk nicht freiwillig oder nicht so wohlfeil verrichten wollte. Die Juden dagegen sind nie, wie die Sklaven, ins Land eingeschleppt oder, wie die Gastarbeiter, eingeladen worden, und sie haben nie die nützliche Rolle von besonders gelehrigen Haustieren oder Dienstboten spielen gelernt. Sie wurden als unerwünschte, fremdartige, unsympathische, nutzlose, ja sogar gefährliche Schädlinge gestempelt, von denen man sich nur durch die Endlösung völlig befreien konnte. Juden sollten also nicht vertrieben werden: Sie entflohen, solange das Netz der Endlösung nicht lückenlos über ihnen zusammengezogen werden konnte.

Soweit ich das beurteilen kann, galten jüdische Wissenschaftler und Künstler in erster Linie nicht als Wissenschaftler oder Künstler, sondern als Juden und waren daher nicht für die Vertreibung, sondern für die Endlösung bestimmt. Ich weiß aber leider nicht, welches Schicksal für nichtjüdische „entartete" Künstler und oppositionelle Wissenschaftler geplant war, ob Vertreibung, Zwangsarbeit auf unbeliebten Arbeitsgebieten oder Schlimmeres. Es schiene mir interessant, der Frage nachzugehen, welche Gruppen die Nationalsozialisten wirklich vertreiben wollten und für welche sie andere Lösungen im Schilde führten.

Die dritte und letzte meiner Betrachtungen betrifft die Emigration. Die in der Heimat Zurückgebliebenen haben oft das Gefühl, daß das Schicksal der Auswanderer ein verhältnismäßig leichtes war; daß die, die zurückgeblieben sind, Widerstand leisteten und für die politische Erneuerung kämpften, mehr gelitten und größere Verdienste angesammelt haben als die, die einfach flohen, um anderswo ein neues und besseres Leben aufzubauen. Ich habe für dieses Urteil sehr viel Verständnis. Es gehört viel Mut und Opferbereitschaft dazu, diesen heroischen Weg einzuschlagen und die damit verbundenen Gefahren zu riskieren. Eine solche Wahl ist umso bewundernswerter, wenn man sie aus grundsätzlicher Überzeugung und ohne Hoffnung auf persönlichen Gewinn oder vielleicht sogar im festen Glauben an die Hoffnungslosigkeit seiner Sache trifft. Diejenigen, die unter solchen Umständen diesen Mut und diese Opferbereitschaft aufgebracht haben, scheinen mir tatsächlich bewunderungswürdiger als jene, die ins Ausland flüchteten, um eine neue Existenz aufzubauen, oder jene, die hier blieben und ihre sogenannte Pflicht taten.

Um aber gewissen, hier leicht entstehenden Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich zuletzt noch zwei Punkte unterstreichen. Der erste betrifft die Frage, ob man solchen Opfermut von den Unterdrückten, Verachteten und Gehaßten und im besonderen von den Juden verlangen oder auch nur erwarten konnte. Sollten sie, nach allem Unrecht, aller Niedertracht und Grausamkeit, doch noch die Verbundenheit zu jenem Staat oder Volk besitzen, die dieser Opferbereitschaft einen Sinn geben könnte? Kann eine solche Verbundenheit weiterbestehen oder sich überhaupt entwickeln, wenn so viele Österreicher offenbar begeisterte Judenhasser waren oder es doch aus — durchaus verständlicher — Feigheit täuschend nachzuahmen verstanden; wenn der Widerstand so offenkundig nur wenige Mitglieder zählte und so nur ganz geringe Chancen auf Erfolg hatte; wenn das Beste, worauf die Juden zurückblicken und worauf sie hoffen konnten, ein weitverbreiteter gesunder Antisemitismus war, der immer wieder zum übertriebenen aufgepeitscht werden konnte, wenn die Zeiten schlecht waren; wenn sie sich sagen mußten, daß sie nie als gleichberechtigte Vollbürger, sondern bestenfalls als ungern geduldete Fremdlinge gelten würden? Konnte ein Jude ernstlich erwarten, daß er im Widerstand herzlich willkommengeheißen würde?

Mein zweiter Punkt betrifft das Schicksal der Emigranten. Es hat wohl immer Auswanderer gegeben, aber früher waren es meistens freiwillige, die im neuen Leben bessere Lebensbedingungen vorzufinden hofften. In diesem Jahrhundert besteht ein Großteil der Emigranten aus Flüchtlingen. Für Flüchtlinge ist die Auswanderung oft besonders hart, denn sie haben keine Wahl; sie können sich nicht lange fragen, ob sie für die Auswanderung auch wirklich geeignet sind. Gewiß, die Emigration kann sehr schön sein, wenn man in der

neuen Heimat viele einflußreiche Freunde besitzt, wenn man jung und flexibel ist, und wenn man eine sehr dicke Haut, sehr viel Geld und enorm viel Glück hat. Viele, denen diese Vorteile abgingen, sind in der Emigration untergegangen. Vor allem soll man bedenken, daß es in den meisten Ländern, in die man emigrieren kann, äußerst schwierig ist, richtig Fuß zu fassen. Der Einwanderer wird in seiner neuen Heimat bestenfalls als Außenseiter, meistens aber als Fremdling, Eindringling oder Stellenkonkurrent angesehen werden. Nur sehr selten wird er als Gleichberechtigter, geschweige denn als Mitbürger oder Landsmann oder Kamerad behandelt werden. Fremdenhaß, Mißtrauen und Brotneid werden ihn fast überall begleiten. Juden können sich damit besser abfinden, denn sie sind ja daran gewöhnt, aber für andere ist es schwerer. Sogar wenn man, was nur äußerst selten geschieht, in der neuen Heimat vorurteilslos aufgenommen wird, so werden sich die meisten dennoch nicht zu Hause fühlen. Sie bleiben entwurzelt und entfremdet und werden immer wieder vom Heimweh gepackt. Das Schlimmste aber ist, daß sie nach einiger Zeit auch in der alten Heimat zu Fremden geworden sind.

Es scheint also wohl richtig, daß die aus Österreich Entflohenen weniger bewunderungswürdig waren als jene, die hier geblieben und dem aktiven Widerstand beigetreten sind. Man soll aber doch bei diesem Vergleich nicht vergessen, daß viele der Auswanderer kaum die Möglichkeit gehabt hatten, dem Widerstand beizutreten, auch wenn sie sich (ohne guten Grund) mit ihrer alten Heimat genügend verbunden fühlten, um diese Wahl verständlich zu machen; daß die meisten unfreiwillig und unter sehr ungünstigen Umständen ausgewandert sind, daß viele dem Kampf gegen Hitler vom Ausland her beitraten und daß viele in der Emigration nicht die erhoffte neue Existenz, sondern den Untergang fanden.

Otto Neurath

Rudolf Carnap

OLGA TAUSSKY-TODD

Zeitzeugin

Ich habe in Wien studiert und mein Doktorat im Jahre 1930 mit einer Dissertation in meinem Lieblingsgebiet, der „Zahlentherorie“, gemacht. Das Thema der Dissertation war mir von Professor Philipp Furtwängler gegeben worden und befaßte sich mit „Klassenkörpertheorie“, einem Gebiet, das von dem berühmten Mathematiker David Hilbert in Göttingen eingeführt worden war. Um diese Zeit beschloß der Springer Verlag, die *Gesammelten Werke* Hilberts in drei Bänden herauszubringen. Hilbert hatte ja auf allen diesen Gebieten bahnbrechende Fortschritte gemacht. Der erste Band war der Zahlentheorie gewidmet. Um diese Zeit nahm ich an einer Mathematikertagung in Deutschland teil und hielt sogar einen kleinen Vortrag. Ich hatte natürlich gehofft, eine Stellung zu erobern. Das war um diese Zeit — 1931 — nicht sehr leicht. Ein anderer Professor aus Wien jedoch, der dieselbe Tagung besuchte, Professor Hans Hahn, legte ein gutes Wort bei Professor R. Courant, dem Leiter des berühmten Mathematischen Institutes in Göttingen, für mich ein. Jemand mit meinem Dissertationsthema — eine junge Person, der man nicht viel zu zahlen brauchte — bot ja eine ideale Gelegenheit, Hilfe für den ersten Band der Hilbertschen Werke zu gewinnen. Die beiden Herausgeber, an sich sehr begabte junge Mathematiker, wenn auch auf anderen Gebieten, brauchten meine Erfahrung. So verbrachte ich das Jahr 1931/32 in Göttingen, wo es viele hochbegabte Mathematiker gab. Auf Courants Rat ging ich dann nach Wien zurück.

In Göttingen lehrten auch viele ausländische Mathematiker, unter anderen Professor Veblen von Princeton. Professor Veblen und seine Frau sprachen oft mit mir, und sie erwähnten, daß das Bryn Mawr College nicht weit von Princeton wäre und daß sie mit Frau Professor Pell Wheeler, Chairman des Mathematics Department in Bryn Mawr, sehr befreundet seien. Diese Frau war eine sehr gute Mathematikerin und hatte viel wissenschaftliche Erfahrung. Sie hatte auch größtes Verständnis für andere Frauen in ihrem Fachgebiet. In Wien verbrachte ich dann die nächsten zwei Jahre mit einer Fortsetzung meiner Dissertation, in die ich neue Ideen von Professor Karl Menger einbaute, und das Jahr 1933/34 mit einer kleinen Assistentenstelle bei Professor Hahn und Professor Menger und als mathematische Hilfe für Professor Furtwängler.

Dann kam plötzlich ein Brief von Professor Veblen mit der Mitteilung, daß Bryn Mawr mich für das Jahr 1934/35 zu einer kleinen sogenannten „scholarship" einladen könnte. Ich nahm an, obwohl ich trotz meines Doktortitels die Rolle einer Studentin spielen mußte. Aber in der Zwischenzeit hatte ich mich um eine „fellowship“ für 1934 bis 1937 am Girton College, Cambridge/England, beworben, und zu meiner großen Überraschung fiel mir auch diese in die Hände. Am Girton College war man sehr gütig. Sie erlaubten mir, für das erste Jahr nach Bryn Mawr zu fahren, vor allem, weil auch die berühmte deutsche Mathematikerin Professor Emmy Noether, die 1933 ihre Stellung hatte verlassen müssen, während der Jahre 1933 bis 1935 dort sein würde und einige andere junge Frauen mit ihr arbeiten sollten.

Während meines Aufenthaltes in Bryn Mawr besuchte ich dann auch Princeton, wohin ich Fräulein Noether begleiten durfte. Sie gab dort jede Woche eine Vorlesung. Diese Fahrten kosteten jedoch zu viel, sodaß ich nicht immer mitfuhr. Princeton bedeutete ein mathematisches Traumland für mich. Ich gab sogar meine Zahlentheorie für einige Jahre auf, um mich mit „topologischer Algebra“ zu beschäftigen. Meine Besuche in Princeton waren ein guter mathematischer Erfolg. Fräulein Noether war keine Zahlentheoretikerin, sie war das Gegenteil. Sie wollte alles mit sogenannten „abstrakten“ Ideen beweisen, und meine „Erziehung“ mit Hilbertschen Beweismethoden gefiel ihr keineswegs.

Ich führte auch mathematische Gespräche mit meinen Kolleginnen. Eine von diesen jungen Frauen hatte einen Besuch ihres eigenen Lehrers, Professor MacDuffee, und ich lernte von ihm eine große Vorliebe für die „Matrizentheorie“, die mir bis zum heutigen Tage erhalten geblieben ist.

In Cambridge setzte ich die Arbeit in der topologischen Algebra fort und fand den Beweis für einen Zusammenhang zwischen n-dimensionalen Kugeln und Algebren ohne Nullteiler, der auf Frobenius zurückgeht. Es lehrten dort berühmte Mathematiker, insbesondere G. H. Hardy in „Analysis“ und Philip Hall in „Gruppentheorie“, vor allem p-Gruppen, die in meiner Dissertation eine große Rolle spielten. Aber da gab es auch junge deutsche Mathematiker, insbesondere H. Heilbrinn, K. A. Hirsch, B. H. Neumann, R. Rado, die gleichfalls ihre Heimat hatten verlassen müssen; sie alle waren hochbegabt, und ich konnte mit ihnen meine eigenen mathematischen Probleme besprechen. Girton College war ein wunderbarer Platz für mich.

Als meine „fellowship“ 1937 endete, ging ich nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, nach Wien zurück. Ich suchte eine Anstellung in England. Das war sogar für gebürtige Engländer nicht so leicht, und ich war eine Ausländerin. Am Girton College fanden sie meine Aussprache anziehend, für eine Anstellung als Lehrerin in einem College war sie jedoch ein Nachteil, außerdem waren die Vorlesungen, die ich als Studentin belegte, vollkommen verschieden von dem, was man in England für die Ausbildung einer Mathematik-Professorin voraussetzte.

(Wenn ich nach Wien zurückgegangen wäre, hätte ich eine Dozentur erlangen können — wenigstens dachte Professor Hahn, daß dies nicht unmöglich sein sollte — trotzdem ich eine Frau bin. Denn in Cambridge, England, hatte man schon großen Respekt für Professor Wirtinger, der für meine Dozentur maßgebend gewesen wäre. Professor Hahn starb im Jahr 1934.)

Um diese Zeit war Geometrie der wesentliche Gegenstand, da der berühmte Mathematiker, H. F. Baker, damals schon im Ruhestand, dies so eingeführt hatte. Tatsächlich, als ich zu einem Interview für eine Anstellung in einem Londoner Frauen-College ging, wurde ich gefragt, ob ich alle Geometrievorlesungen (und ein paar andere mathematische Vorlesungen) übernehmen könnte. Ich hatte keine Wahl! Glücklicherweise waren die Studentinnen sehr freundlich, obwohl ich Englisch noch nicht fließend sprechen konnte und die Übersetzung von einigen mathematischen Ausdrücken mir noch unbekannt war. Doch keine beklagte sich, alle halfen mir. Diese Studentinnen waren aber keine zukünftigen Gelehrten, sie hatten nicht die Absicht, für »'in Doktorat zu arbeiten. Sie beabsichtigten vielmehr, Mittelschullehrerinnen zu werden.
Die University of London zerfällt in eine Anzahl von Colleges, an dreien davon lehrten Frauen, aber es gab auch einige Männer als Lehrer. Alle hatten denselben Lehrplan, und die (schriftlichen) Prüfungen am Ende des Jahres waren für alle Colleges gleich.

Meine Anstellung galt für drei Jahre. Die Frau, die mein „boss“ war, war mir nicht sehr wohlgesinnt. In Cambridge hatte man sie zwingen müssen, mich anzustellen, als man hörte, daß bei ihre eine freie Stelle war. Für sie war ich ein „foreigner“. Ich war nicht frei von Sorgen und hatte wenig Zeit für mathematische Forschung. Dennoch schrieb ich eine Arbeit in topologischer Algebra. Während meines ersten Jahres, es war das Jahr 1938, hörte ich, was in Österreich vor sich ging.

Mein einziger Trost um diese Zeit waren die wöchentlichen Zusammenkünfte der mathematischen Lehrer aller Colleges. Jedesmal gab einer von uns eine Vorlesung. Nach einigen Wochen kam ein junger Mann auf mich zu und bat um Rat in einer Frage, die mein Arbeitsgebiet betraf. Ich konnte ihm nicht helfen. Er war Lehrer in einem anderen College mit einer Anstellung derselben Art, wie ich sie hatte, mit dem einzigen Unterschied, daß seine Lehrverpflichtung mit seinen Forschungsgebieten übereinstimmten. Es war John Todd von Belfast in Irland. Zu Ende des Jahres waren wir verheiratet. Mein zweites Jahr in meiner Stellung war nicht so anstrengend wie das erste, aber auch nicht interessanter. Um diese Zeit gab es die ersten Anzeichen eines möglichen Krieges, und sie wurden täglich stärker. Ehe das Jahr 1939 zu Ende war, hatten wir Krieg. Obwohl ich durch meine Heirat britische Staatsbürgerin geworden war, galt ich doch als „Ausländerin“. Dadurch ergaben sich viele Schwierigkeiten.

Während des Semesters 1939/40 hatte der Krieg anfänglich wenig Einfluß auf unser Leben, und mein Mann und ich machten viele Fortschritte in unseren mathematischen Plänen. Aber bevor das Jahr zu Ende war, änderte sich dies ungemein!

Was unser mathematisches Arbeiten betraf, führte es zu folgenden Änderungen: Wir beide waren in wissenschaftlichen Berufen, das heißt im Civil Service (= in Staatsstellungen) tätig, die sich mit angewandter Mathematik beschäftigten. Mein Mann arbeitete in der Navy, der

Marine, und ich befaßte mich mit aerodynamischen Fragen. Mein Mann hatte es leichter, weil sein Gebiet Analysis ist. Aber für mich, mit Zahlentheorie und Algebra, war es eine völlig andere Welt. Letztenendes stellte sich aber heraus, daß ich durch diesen Beruf wirklichen Fortschritt für mein späteres Leben erzielen konnte, und zwar durch die Anwendung der „Matrizentheorie“, die in meinen Arbeiten das Hauptgebiet, sogar mehr als die Zahlentheorie, wurde.

Als der Krieg zu Ende war und wir unsere Posten verlassen durften, kam eine unerwartete Einladung aus den Vereinigten Staaten: Mein Mann sollte für ein Jahr nach Washington kommen und die Anwendung der neuen Rechenmaschinen studieren. Ich hatte in der Zwischenzeit mit einem Forschungsauftrag zu Hause gearbeitet, und mein Mann war zurück in seinem College. Wir gingen jedoch beide nach Amerika, und als wir dort ankamen, wurde auch ich sogleich angestellt. Nach einem Jahr fuhren wir zurück nach England — es gab wiederholte Einladungen für beide von uns. So packten wir unsere Habe und verließen England. Zu dieser Zeit waren unsere Möglichkeiten in England allerdings nicht sehr gut.

Unsere Anstellungen waren beim National Bureau of Standards im UCLA, einer Zweigstelle der Universität von Kalifornien in Los Angeles. So lebten wir die nächsten zehn Jahre, in denen wir zwischen diesen beiden Posten hin und her pendelten. Wie zuvor war dies etwas leichter für meinen Mann als für mich, da ich mein Herz an die Zahlentheorie gehängt hatte. Aber, um die Wahrheit zu sagen, hatte ich viel Freiheit, und eine gelegentliche zahlentheoretische Arbeit war o.k., vor allem, da mein damals junger Kollege Morris Newman, ein Schüler von Hans Rademacher, sich gleichfalls nach Zahlentheorie sehnte. Diese war meistens mit Matrizen verbunden. 1957 kam eine ganz unerwartete Einladung für uns beide, das California Institute of Technology, abgekürzt „Caltech“, zu besuchen, Vorträge zu halten und mögliche Anstellungen zu besprechen. Und dies ist der Ort, wo ich noch immer ein Büro habe und jetzt diesen Beitrag schreibe.

Mein Mann wurde gleich als ordentlicher Professor angestellt. Aber damals, als es für Frauen noch keine Gleichberechtigung gab, war es für diese Universität, an der vorher noch nie eine Frau gelehrt hatte, keine leichte Sache, die richtige Anstellung für mich zu finden. So wurde beschlossen, daß ich eine Forschungsstelle haben sollte mit der Erlaubnis, aber nicht der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten. Den Titel Professor erhielt ich 1971.

Nun begannen die Schwierigkeiten; in London, wo ich Gegenstände lehren mußte, die mir nicht geläufig waren, war ich jetzt nach vielen Jahren der Arbeit mit meistens „angewandter“ Mathematik und meinen Lieblingsfächern, trotz Fortschritten auf anderen Gebieten anfangs recht unsicher.
Aber es waren wieder die Studenten, die mir zu Hilfe kamen. Diesmal waren es jedoch ganz andere Studenten, nicht junge Damen wie am College in London — es waren zukünftige Hochschullehrer, bereits anerkannte Mathematiker und dergleichen. Sie waren ungemein ehrgeizig und arbeiteten mit großem Eifer. Sie hatten kein Mitleid mit mir. Es war ihnen klar, daß ich viel Mathematik zu geben hatte, und sie zwangen es aus mir heraus.

In den ersten Jahren hatte ich auch zwei Doktoranden, deren Dissertationen in Fachkreisen weithin bekannt sind. Im ganzen hatte ich vierzehn Dissertanten, und ich weiß mit Bestimmtheit, daß ich viel mehr hätte erreichen können, wenn ich nicht ein so kompliziertes Leben geführt hätte. Ich war ja nicht mehr so jung, als ich an das „Caltech“ kam.

Natürlich, Unterrichten ist nicht die einzige Beschäftigung am „Caltech“. Die Hauptsache ist die Forschung. Ich schrieb viele Arbeiten, und manche davon sind sehr bekannt und werden immer wieder zitiert. Eine Arbeit, die im *Monthly* erschien, hat einen Preis erhalten, einen sogenannten „Ford Prize“. Auch werde ich häufig eingeladen, Vorträge an anderen Universitäten oder bei Tagungen zu halten.

Ich bin jetzt Mitglied der Österreichischen und der Bayerischen Akademien der Wissenschaften und Fellow der AAAS. Ich wurde auch eingeladen, zwei Autobiographien zu schreiben, wovon eine kürzlich erschienen ist. Im Augenblick bin ich mit der Herausgabe von vier mathematischen Zeitschriften befaßt, eine für Zahlentheorie, zwei für Matrizentheorie, *Advances of Mathematics* ist die vierte.
Früher war ich auch Herausgeber des *Bulletins* der „American Mathematical Society“. Einige Male war ich Mitglied des Councils der „American Mathematical Society“ und während der letzten Jahre „Vizepräsident“.

RUTH ASPÖCK

Alfred Stern. Sein Leben und seine Arbeit

Den Bewußtseinsinhalt anderer Menschen zu bilden, stellt sich also auch in psychologischer Hinsicht als eine Komponente unserer Existenz dar...

Auf diese Art können wir, indem wir eines lebenden Menschen vergessen, seine Existenz herabmildern. Einem Toten aber, der sein Dasein nicht mehr selbst zu erleben vermag, dessen Existenz also einzig und allein darin bestehen kann, daß er den Bewußtseinsinhalt anderer Menschen bildet, rauben wir sein Dasein, indem wir seiner vergessen. Aus dieser Erkenntnis erwächst uns Menschen also eine bedeutsame moralische Verpflichtung.

Alfred Stern, Verfasser dieser Zeilen, wurde am 19. Juli 1899 in Baden bei Wien geboren und wuchs in Wien auf. Sein Vater Julius war Journalist und Historiker und stammte wie die Mutter Rose Kohn aus einer Wiener Familie. Alfred Stern diente im Ersten Weltkrieg als Kriegsfreiwilliger bei der österreichischen Kaiserlichen Landwehr und kehrte als Reserveleutnant von der italienischen Front zurück.

Indirekt wirkten diese Kriegsjahre noch lange in seiner Arbeit weiter: Wiederholt zitierte er italienische Philosophen, scharf analysierte er das Denkmuster der Herrschaft Mussolinis, wenn er beispielsweise gezielte Geschichtslüge als mythenbildend beschreibt.

Er studierte an den Universitäten Dresden und Wien Naturwissenschaften und Philosophie bei Prof. Robert Reininger. Weitere Lehrer waren Moritz Schlick, Wilhelm Jerusalem, Heinrich Gomperz, Karl Bühler, Hans Thirring sowie die Professoren Schlenk und Wegscheider.

Am 7. Dezember 1923 wurde er zum Dr. phil. promoviert. Seine Dissertation beschäftigte sich mit Kant und Schopenhauer. Als alter Mann widmete Stern sich mit Vorlesungen und Publikationen der Analyse der Naturwissenschaften aus philosophischer Sicht. Damit schließt sich ein Themenkreis, der ihn schon als jungen Mann beschäftigt hat.

Das Studium wurde mit Auszeichnung abgeschlossen. Im Jahre 1973, zum 50jährigen, also goldenen Doktordiplom, wurden ihm Ehrungen der Universität Wien stellvertretend an der Universität von Mayagüez, Puerto Rico, überreicht. Seine Dankesrede betitelte Alfred Stern mit „La Misión de la Universidad".

Nach Abschluß des Studiums unterrichtete Dr. Stern in Berlin, aber auch in Wien. Er war 1934 beim internationalen Philosophenkongreß in Prag und ging von dort nach Paris, wo er ab 1934 an der Sorbonne und am Institut d'Histoire des Sciences der Universität Paris lehrte, vorerst als freier Lehrbeauftragter. Ab 1935/36 unterrichtete er alternierend je ein Semester in Paris und Brüssel (Institut des Hautes Études) bis 1940. Als Gastprofessor unterrichtete er während dieser Jahre in Holland und Luxemburg sowie in der Schweiz (Lausanne).

Bereits zu diesem Zeitpunkt publizierte Alfred Stern in all diesen Ländern. Im Jahre 1938 bemühte Alfred Stern sich von Brüssel aus um Einreisevisa für seine noch in Wien lebende Familie. Im Dezember 1938 konnten die Schwester, Frau Valerie Herz, sowie der alte Vater, Regierungsrat Julius Stern, nach Brüssel kommen.

Die Mutter hatte bereits vorher, am 19. Juli 1938, ihrem Geburtstag, in Wien Selbstmord verübt. Zu diesem Zeitpunkt war noch nicht klar, ob das Ausreisevisum erteilt werden würde.

Der Vater starb wenige Monate nach der Einreise in Brüssel. Rose Stern war aus Angst vor den in Wien wütenden Nazibanden gestorben. Die Schwester und den Schwager Otto Herz konnte Alfred später in die USA holen.

Das 1943 in Mexiko veröffentlichte Buch *Politische Philosophie und der Sinn des gegenwärtigen Krieges* widmete er seiner toten Mutter.

Alfred Stern wandte sich nicht nur in Wort und Schrift gegen den Nationalsozialismus, sondern auch mit der Waffe in der Hand — als Kriegsfreiwilliger innerhalb der französischen Armee. Seit Anfang des Jahres 1940 diente er beim Heer der französischen Republik, die zu diesem Zeitpunkt politisch und militärisch geschlagen war —, eine Haltung, die Stern nicht akzeptierte und die ihn sehr enttäuscht hat. Sein Regiment wurde nach Algerien, der damaligen französischen Kolonie, gesandt, was Stern wahrscheinlich die Gefangennahme durch die Deutschen ersparte. In Afrika erfuhr er von der Kapitulation Frankreichs.

Die akademischen Stellungen, die Wohnungen und Bibliotheken in Paris und Brüssel waren bereits unwiederbringlich verloren. Da auch die Regierung Petains die deutschen Rassegesetze einführte, blieb Stern eine Tätigkeit an der Universität Algier verschlossen.

So bemühte sich Alfred Stern seit seiner Demobilisierung im Dezember 1940 um ein Ausreisevisum und schlug sich als Privatlehrer durch. Nach langem Bemühen, über den letzten Fluchtweg Marseille, konnte er im Februar 1942 nach Mexiko fahren. In Veracruz betrat er amerikanischen Boden.

In der mexikanischen Hauptstadt hielt er an der Nationaluniversität Vorlesungen und unterrichtete am Lycee Franco-Mexicain. Er arbeitete beim Komitee „France Libre/Charles de Gaulle“, also in der bürgerlichen antifaschistischen Bewegung, mit. Der „Austria Libre"- Gruppe der Hauptstadt Mexiko war er freundschaftlich verbunden, in ihr jedoch nicht aktiv.

Nach einem Akt des DÖW (Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes) stellte Stern sich dem „Britischen Informationsservice“ zur Verfügung.

Alfred Stern konnte 1944 in die USA, das Ziel vieler Exilanten, reisen. Die erste Station war New York, wo er ab Oktober 1944 wohnte. Dort traf er seinen Wiener Freund, den Physiker Franz Hess, wieder, der sich lange vergeblich um ein Visum für Stern bemüht hatte.

Im Zusammenhang mit der Arbeit für die Rockefeller-Stiftung für interamerikanische Fragen lernte er die junge Gloria Maria Pagán y Ferrer kennen. Sie heirateten 1946.

Mariagloria Palma, wie sie sich als Künstlerin nennt, ist Puertoricanerin, in Canóvanas, Puerto Rico, am 6. September 1921 geboren. Sie studierte in Los Angeles Bildende Kunst und Literatur, veröffentlichte ab 1942 Gedichtbände (zum Beispiel *Aqua selta),* aber auch Erzählungen, Theaterstücke für Kinder und Jugendliche. 1965 erhielt sie den ersten Preis des „Institute de Literatura Puertoriqueno“ für Gedichtbände wie *Voz de lo transparente* oder *San Juan entre los azules.* 1973 veröffentlichte sie *Los cuarentos silencios* und 1976 *La Noche y otras flores electricas.*

Es ist wohl ihrem Einfluß zu verdanken, daß Alfred Stern seine letzten Arbeitsjahre in Puerto Rico verbrachte. Dort lebt Mariagloria Palma als Witwe de Stern heute noch in San Juan.

Anfänglich, in New York, unterrichtete Alfred Stern an der französischen Exiluniversität, der „Ecole Libre de Hautes Etudes“, und veröffentlichte auch viele Artikel in französischen und belgischen Exilzeitschriften *(Revista Belga, La República Française, Mundo Libre).* Im Jahre 1954 wurde er zum Ritter der französischen Ehrenlegion ernannt.

Das Ehepaar Stern übersiedelte 1946 von New York nach Kalifornien, wo Alfred Stern zuerst in Los Angeles an der Universität of Southern California lehrte, dann nach Pasadena, wo Stern ab 1960 ordentlicher Professor für Philosophie am kalifornischen Institute of Technology wurde.

Der Berufserfolg zeigte sich auch in der Wahl zum Präsidenten der American Philosophical Association, Pacific Division, für das Studienjahr 1964—1965. Dies stellte eine sehr hohe Ehre dar. Während dieser Jahre besuchte Alfred Stern viele Kongresse, hielt Universitätskurse in Paris und Buenos Aires. 1971 wurde er in den Stand eines Offiziers des belgischen Leopoldsordens erhoben. Er war auch Ehrendoktor der römischen Akademie. Während seines ganzen Lebens hat Prof. Stern veröffentlicht und Bücher und für Fachzeitschriften geschrieben. Viele seiner Vorlesungen wurden gedruckt, manche Bücher erlebten mehrere Auflagen, was für philosophische Werke ungewöhnlich ist.

Er schrieb, unterrichtete und publizierte in vier Sprachen: Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch. In den Jahren 1942 bis 1945 veröffentlichte er über 300 Artikel, viele journalistischer Art, nicht nur in Fachzeitschriften, sondern auch in Tageszeitungen. Das hängt sicherlich damit zusammen, daß Alfred Stern seine politischen, antifaschistischen Argumente einem breiten Publikum bekannt machen wollte, jedoch auch damit, daß es für ihn in diesen Jahren eine ökonomische Notwendigkeit war, zu publizieren.

In der mexikanischen Tageszeitung *El National* hatte er eine Art Kolumne auf der Kulturseite, die es zweimal wöchentlich zu füllen galt.

Prof. Stern wurde 1968 in Pasadena emeritiert, setzte sich jedoch trotz seines hohen Alters nicht zur Ruhe, sondern lehrte noch 1968 bis 1974 als ordentlicher Professor für Philosophie an der Universidad de Puerto Rico, Recinto de Mayagüez. Vor Antritt dieser Stellung führte er im September 1968 den Vorsitz bei einem Kongreß über philosophische Anthropologie in Wien (Einladung von Prof. Leo Gabriel). Auch 1972 hielt er in Wien einen Festvortrag über den „Reininger Kreis“ auf Einladung von Prof. Erich Heintel.

In den letzten Jahren seines Lebens wurden ihm viele Ehrungen zuteil, so die Verleihung des österreichischen Ehrenkreuzes Erster Klasse für Wissenschaft und Kunst.

Alfred Stern konnte auf ein erfolgreiches Leben zurückblicken, obwohl er mehrmals völlig neu beginnen mußte. Zu jedem Zeitpunkt seines Lebens hat ersieh dem Faschismus entgegengestellt.

Obwohl er das Schicksal eines Juden aus dieser Generation erlebte, hat er es ohne Haß, ohne lähmende Verzweiflung, ohne Depressionen bewältigt, stets von der Überzeugung getragen, daß es sinnvoll und notwendig sei, über das Wesen des Faschismus aufzuklären und ihn zu bekämpfen.

„Ohne die hilfreiche Gabe des Vergessens würden wir eines Tages unter der Last der Vergangenheit zusammenbrechen“, schrieb er in seiner *Philosophie des Lachens und Weinens* (166). Er blieb Wien verbunden und freute sich über jedes Lebenszeichen aus seiner Vaterstadt.

Als junger Mann hat Alfred Stern über den Tod philosophiert — dieser Essay endete mit dem Wort „Liebe“ als Todesüberschreiter —, als alter Mann schrieb er neu *Über das Lachen und das Weinen* — ein Werk, dessen erste Fassung unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges entstand. Während der Drucklegung der deutschsprachigen Ausgabe, die er selbst betreute und neu einleitete, starb der Philosoph Alfred Stern — am 31. Jänner 1980.

Die Aufsätze, Essays und Abhandlungen von Alfred Stern wurden in fünf Weltsprachen übersetzt und haben mehrere Auflagen erlebt. Seine Übersetzer sind bekannte Persönlichkeiten wie der Argentinier Julio Cortázar und der Kubaner Humberto Pinera Llera. Entsprechend wurden ihm auch viele internationale Ehrungen zuteil. Spät, aber sehr lobend, findet er Anerkennung im deutschsprachigen Raum.

In verschiedenen Arbeiten anderer Historiker und Philosophen wird auf seine Werke eingegangen, viele Fachzeitschriften in den amerikanischen Ländern und in Europa drucken seine Artikel.
Sterns Verhältnis zu Österreich war gut. In der Dankesrede für die Verleihung des österreichischen Ehrenkreuzes sprach er 1975 von „Österreich als kultureller Großmacht“.

Die Themen seiner Studien reflektierten aktuelle Zeitfragen. Mit der Philosophie des Dritten Reiches, des Nationalsozialismus allgemein beschäftigte Alfred Stern sich in vielen Arbeiten. Später waren es der Existentialismus Sartres sowie der dialektische Materialismus, die er für seine amerikanischen Studenten analysierte.

Die neuen Gefahren sah er in einer unkritischen Technologiegläubigkeit:

Wenn man das allgemeine Problem der Rechtfertigung der Philosophie im Atomzeitalter aufwirft, muß man der eigenartigen Tatsache Rechnung tragen, daß der Zweite Weltkrieg das Gleichgewicht zwischen der Philosophie und der Wissenschaft anscheinend verändert hat. Als ideologischer Krieg war er im höchsten Maße philosophisch. Im Grunde war er ein Krieg zwischen zwei einander entgegengesetzten philosophischen Thesen.
Aber statt mit dem eindeutigen Sieg der einen oder der anderen philosophischen These zu enden, sah der Zweite Weltkrieg im letzten Augenblick einen anderen Sieger von niederschmetternder Macht auftauchen:

Die Wissenschaft, die A tomwissenschaft, die Kernphysik und die Kernchemie, von einer A tomtechnik begleitet, die wahrhaft grandios ist in ihrer finsteren Majestät. (Philosophie des Lachens und Weinens, dt. Ausgabe 1980, 11)

Wiederholt bezog Stern sich auf Nietzsche, der seiner Meinung nach zu Unrecht von den Nazis okkupiert worden sei, zitierte Heine *(Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland),* dachte über das Verhältnis von Mensch und Staat bei Spinoza nach und analysierte in seinem letzten Werk die geistigen Grundlagen der modernen Naturwissenschaften. Überlegungen zur Wissenschaftsphilosophie sind der Inhalt dieses seines letzten Buches.

Um welche philosophischen Grundfragen ging es Alfred Stern? Er beschäftigte sich mit der Wirklichkeit und der Wahrheit im Verhältnis zur Realität, mit der Philosophie der Gewalt, die die Zeit beherrsche, und setzte vernünftigen Idealismus dagegen:

Philosophische Systeme aber appellieren immer an den Intellekt, weshalb man ja auch von ihnen Widerspruchslosigkeit fordert; ein Verlangen, das bei Glaubenslehren völlig überflüssig wäre. Das Gemüt aber ist Erkenntnissen schwer zugänglich, es reagiert nur dort, wo es glaubt. (Zur Philosophie des Todes. Berlin 1928, 306)

Sterns Analyse des Rassismus taugt auch heute noch und läßt sich auf ähnliche Zustände in anderen Ländern übertragen. Stern beweist, daß die Philosophie des Dritten Reiches als Kriegsinstrument diente, daß sie eine Rückkehr in eine Primitivgesellschaft darstellte, die biologisch statt logisch handelte, in der Mythen geschaffen und verstärkt wurden, um den Arbeiter glauben zu machen, daß „ein deutscher Straßenkehrer mehr wert sei als ein ausländischer König" — und damit gerne Straßenkehrer bleibt. (Zitat aus *Politische Philosophie)*

Nur durch den Aufbau solcher Fiktionen sei es möglich geworden, daß Arbeit mit Ehre bezahlt werde und nicht mit materieller Vergütung. Stern betonte, daß die Politik insofern ein Thema der Philosophie sei, als sie ständig wirke und es nicht vom Wunsch des einzelnen abhängt, ob er sie haben wolle.

Meiner Meinung nach war Alfred Stern ein bürgerlich-idealistischer Philosoph, der das Ideal als taugliches Mittel der Orientierung ansah.

Ich teile seine Auffassung über die Demokratie nicht, die er — vor allem angesichts des deutschen Faschismus — überidealisierte. Auch ist seine Auffassung über die Harmlosigkeit der kommerziellen Werbung im Unterschied zur politischen Propaganda heute nicht mehr gültig.

Insgesamt jedoch hat er Analysen geschaffen, die es unverständlich machen, wie es noch Bürger, Großbürger, Kapitalisten geben kann, die in der Denkweise des Faschismus eine Zukunft sehen.

Die einzigartige historische Leistung Alfred Sterns besteht meiner Meinung nach darin, daß er aus der Sicht bürgerlicher Philosophie und mit philosophischen Methoden — indem er die Argumente des Faschismus durchaus ernst nahm — die Schwächen des Faschismus und Rassismus analysierte — mit Hilfe von Argumenten, die heute gelten wie eh und je.

Literatur:

Festschrift en ocasiön del septuagesimo septimo aniversario del Doctor Alfred Stern, Puerto Rico 1976“ (in Englisch und Spanisch), in: *Atenea, Revista de la Facultad de Artes y Ciencias* (viele Literaturangaben)

Zeitschriftenaufsätze 1937 bis 1979 in folgenden Zeitschriften:
Zeitschrift der Univ, von Breslau
Zeitschrift der Univ, von La Habana, Cuba
Revista Belga, New York
La Republique Franfaise, Paris Mundo Libre, Mexiko
Zeitschrift für freie deutsche Forschung, Paris
Cuadernos Americanos, Mexiko
Minerva. Buenos Aires
Revista Israelita de Mexico
Saber, Mexiko
Erasmus, Darmstadt

Folia Humanistica. Barcelona
Zeitschrift für philosophische Forschung. München
Southern Journal of Philosophy
Wiener Jahrbuch für Philosophie

Geschichtsphilosophie und Wertproblem. München—Basel 1967; französisch: 1936 (S'Gravenhage. Holland) Philosophy of History and the Problem of Values; japanisch: 1962, 1966, 1968 Tokyo; Spanisch: 1963 (3rd ed) 1964, 1965, 1970 Buenos Aires.

„Sartres Philosophie und Existentialistische Psychoanalyse." Spanisch: 1960, Buenos Aires, in: *Panorama de la FUosofia y de la Cultura IV: Ensayo: La filosofia de Sartre y el Psychoanalisis Existentialista* 1951, 1962, 1972; Englisch: London 1968, New York 1953, 1967; Japanisch: Tokyo 1956.

„Zur Philosophie des Todes." (Sonderdruck) in: *Archiv für systematische Philosophie und Soziologie:* Berlin 1928.

Die Philosophischen Grundlagen von Wahrheit, Wirklichkeit, Wert. München 1932.

Probleme der Philosophie. Luxemburg 1937.

Reflexions sur la Philosophie de la Politique. Bruxelles, o. J.

„Le Probleme de l'Absolutisme et du Relativisme Axiologiques", in: *Revue Internationale de Philosophie.* Bruxelles 1939.

Philosophie et Sociologie des Valeurs. Recueil annuel des traveaux de l'Institut des Sciences l'Université de Paris. Paris 1938.

La Filosofia de los Valores: Panorama de las Tendencias Actuales en Alemania Mexico. D. F. 1944, Buenos Aires 1960; frz. Original: *La Philosophie des Valeurs.* Paris 1936.

La Filosofia de la Polotica y el Sentido de la Guerra Actual. Mexiko 1943.

„Nietzsche y la Filosofia de la Violencia de Nuestra Epoca", in: *Universidad de la Habana.* 52—54, 1944, 73—96.

„Lo Espiritual, lo Psichico y lo Fisico" in: *Folia Humanistica Barcelona.* 82, octobre 69.

The search for meaning. Memphis, Tenn. 1971.

Problemas Filosoficas de la Ciencia. Puerto Rico 1976.

Filosofia de la risa y del Llanto. Buenos Aires, um 1950. Second ed. Puerto Rico 1975, 1949 *(Philosophie du rire et du pleures).* Deutsch 1980.

Antifaschistische Kundgebung von österreichischen Emigranten in Lateinamerika

INGRID BELKE

Karl R. Popper im Exil in Neuseeland von 1937 bis 1945

Für alle Wissenschaftler, gleichviel, ob sie aus weltanschaulich-politischen oder aus rassischen Gründen von den Nationalsozialisten zur Emigration gezwungen wurden, war der Verlust der Heimat und der Freunde, der beruflichen Tätigkeit und vor allem der Sprache ein einschneidendes Ereignis ihrer Biographie, oft verbunden mit persönlichen Demütigungen, Ängsten und Enttäuschungen. Dennoch differierten Verluste und Belastungen sehr, je nachdem, welchen familiären Hintergrund, welche Ausbildung und Vorkenntnisse der einzelne hatte, welches Prestige mit seiner bisherigen Tätigkeit verbunden war, welches Auswandererland er „wählte" und wie groß die Unterschiede zwischen diesem und seiner Heimat waren, zu welchem Zeitpunkt er emigrierte und mit welchen Erwartungen.

Verglichen mit der Mehrheit seiner Kollegen, vor allem den Geisteswissenschaftlern, hatte es Karl R. Popper relativ gut getroffen: Gerade noch rechtzeitig war im Herbst 1934 seine erste selbständige Buchpublikation, die *Logik der Forschung,* erschienen, und zwar in der Reihe *Schriften zur Wissenschaftlichen Weltauffassung,* die von Mitgliedern des „Wiener Kreises" herausgegeben wurde. Die Resonanz war beachtlich, und letztlich dankte es Popper dieser Veröffentlichung, daß er 1936 von der ausgeschriebenen Dozentenstelle in Christchurch/Neuseeland erfahren und sich dort dann mit Erfolg beworben hatte. Er konnte Österreich verlassen, ohne um Visum, Bürgschaften und Referenzen betteln und nach einer neuen Stelle suchen zu müssen. Popper stand damals noch am Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn; die neue Position bot ihm nicht nur Sicherheit vor den Verfolgungen der Nationalsozialisten, sondern auch den gesellschaftlichen Aufstieg vom Hauptschullehrer zum Universitätsdozenten. 1946 folgte er von dort einem Ruf an die London School of Economics and Political Science.

Dieser Beitrag mußte in kurzer Zeit geschrieben werden. Leider hatte ich deshalb weder die Möglichkeit, Poppers „Nachlaß", das heißt Manuskripte, Korrespondenzen und Dokumente, die sich nunmehr in der Hoover Institution on War, Revolution and Peace in Stanford/USA befinden einzusehen, noch in Neuseeland anhand von Universitätsakten, Zeugenberichten oder Zeitungen nach Spuren seines Wirkens zu suchen. Diese Zeugnisse, aus denen sich auch die Nöte und Probleme des Alltags und das wissenschaftliche und gesellschaftliche Leben an der Universität in Christchurch rekonstruieren ließen, wären eine wichtige Ergänzung zu Poppers Autobiographie, in der es vornehmlich um die intellektuelle Entwicklung des Autors geht.

HERKUNFT UND ENTWICKLUNG

Poppers „Ausgangspunkte" sind repräsentativ für eine große Zahl der österreichischen Emigranten: Geboren am 28. Juli 1902 in Wien,[1] stammte Karl R. Popper aus einer angesehenen und hochgebildeten Familie des Wiener Bürgertums, deren Vorfahren väterlicherseits aus Böhmen in die „Reichs- und Regierungshauptstadt" eingewandert waren. Seine Eltern waren unmittelbar nach der Heirat vom Judentum zum protestantischen Glauben übergetreten. Der Vater, Dr. Simon Siegmund Carl Popper, praktizierte nach seinem Jurastudium als ein gesuchter Anwalt in Wien, zunächst als Mitarbeiter des letzten liberalen Bürgermeisters von Wien, Dr. Raimund Grübl; später übernahm erdessen Kanzlei gegenüber dem Stephansdom in der Freisingergasse 4, Ecke Bauernmarkt 1. Er interessierte sich für Literatur, Geschichte, Philosophie und besonders für alle theoretischen Antworten auf die „soziale Frage" — von Marx, Engels, Kautsky bis zu Kropotkin und Popper-Lynkeus.[2] Bemerkenswert ist auch seine Offenheit für Freuds Theorien. Seine Bibliothek, die einen Schwerpunkt in der Geschichte und politischen Theorie hatte, lieferte dem Sohn schon in frühen Jahren das Instrumentarium seiner geistigen Bildung. Die musikalische Begabung

kam von der Mutter, Jenny Popper, einer geborenen Schiff, zu deren Familie der Dirigent Bruno Walter zählte.[5]

Nicht ganz so typisch war die radikale Entscheidung des 16/17jährigen Popper, den bürgerlichen Lebensstil und den konventionellen Bildungsweg aufzugeben. Unter dem Einfluß der politischen Auseinandersetzungen und Diskussionen nach Kriegsende verließ Karl Popper Ende 1918 die Mittelschule, inskribierte sich als Gasthörer an der Universität Wien und bekannte sich zu Anfang des Jahres 1919 als Kommunist — zu einer Zeit, als in zwei Nachbarländern Österreichs, in Ungarn und in Bayern, Räteregierungen eingesetzt wurden.

Die Ernüchterung trat nur wenige Monate später ein, wahrscheinlich anläßlich des kommunistischen Putschversuches am 15. Juni 1919, bei dessen Straßenkämpfen zwanzig Menschen getötet und über achtzig verwundet wurden.[4] Der Aufstand scheiterte, da der sorgfältig von Ungarn aus organisierte Putschplan vorher bekannt wurde und die österreichischen Arbeiterräte — damals unter der besonnenen Führung Friedrich Adlers — sich nicht mißbrauchen ließen.

Sechs Wochen später brach auch die ungarische Räterepublik zusammen. Die Kommunistische Partei Österreichs schmolz auf eine kleine Gruppe zusammen, die in der ganzen Ersten Republik weder einen Abgeordneten ins Parlament noch in den Wiener Gemeinderat entsenden konnte.

Wie Popper selbst berichtete, hatten ihn diese Ereignisse sehr bewegt und seine späteren Aufzeichnungen über dogmatisches und kritisches Denken beeinflußt. Er blieb zwar damals Sozialist, das heißt, er hoffte auf eine gerechtere und sozialere Welt, lehnte jedoch die marxistische Theorie von der ständigen Verschärfung des Klassenkampfes als unwissenschaftlich und unmoralisch ab. Aus Protest gegen intellektuelle Anmaßung und um seinen Vater finanziell zu entlasten,[5] verließ Popper Ende 1919 sein Elternhaus und schloß sich einer Studentenwohngemeinschaft in einer Grinzinger Lazarettbaracke an. Er engagierte sich in der „Vereinigung sozialistischer Mittelschüler“[6] und im sozialdemokratischen Er- ziehungs- und Kulturverein „Freie Schule — Kinderfreunde“, arbeitete unentgeltlich in Alfred Adlers Erziehungsberatungsstellen und absolvierte schließlich von 1922 bis 1924 eine Tischlerlehre; seinen Unterhalt verdiente er sich durch Privatstunden für amerikanische Universitätsstudenten.

Aus der inzwischen abgelegten Matura (1922) und einer weiteren Prüfung an einer Lehrerbildungsanstalt (1924), die zum Unterricht an Volksschulen berechtigte, konnte Popper keinen praktischen Nutzen ziehen, da freie Lehrerstellen nicht angeboten wurden. So arbeitete er zunächst als Erzieher in einem Hort der Gemeinde Wien für sozial gefährdete Kinder. Die Beziehung zur Universität intensivierte sich, als er in das 1925 gegründete Pädagogische Institut eintrat, wo er sich mit den verschiedenen Fragestellungen und Problemen der Psychologie auseinandersetzte und in privaten Seminaren seine Kenntnisse an die Kommilitonen vermittelte.’ Dort lernte er auch seine spätere Frau, Josefine Anna Henninger, kennen, die er 1930 heiratete. 1928 promovierte Popper mit einer Dissertation über die „Psychologie des Denkens und der Forschung“[8] und absolvierte 1929 die Prüfungen für die Lehrbefähigung in den Fächern Mathematik und Physik an Hauptschulen. Ab 1930 war Popper an verschiedenen Hauptschulen Wiens als Lehrer tätig.

Durch die Vermittlung von Heinrich Gomperz’ lernte Popper Ende der zwanziger Jahre Victor Kraft und — durch seinen Onkel, den Wirtschaftswissenschaftler Walter Schiff — 1929 Herbert Feigl kennen;[10] beide, Victor Kraft und Herbert Feigl, gehörten zum „Wiener Kreis“ des logischen Positivismus, der seine regelmäßigen Zusammenkünfte in der Privatwohnung des Wiener Universitätsprofessors Moritz Schlick in der Boltzmanngasse hatte." Bei aller Verschiedenheit bemühten sich die Mitglieder dieser Vereinigung in der Nachfolge der Aufklärung um eine kritisch-rationale Philosophie, die der modernen wissenschaftlichen Weltauffassung entspricht. Popper wußte nicht nur von der informellen Vereinigung von Mathematikern, Naturwissenschaftlern und Philosophen, er hatte auch ihre Veröffentlichungen intensiv studiert, und seine eigenen Niederschriften über das Induktionsproblem und das Problem der Abgrenzung zwischen Wissenschaft und Metaphysik waren in kritischer Auseinandersetzung mit den Ideen des „Wiener Kreises“ entstanden. Popper war zu dem Ergebnis gekommen, daß die Suche nach dem Abgrenzungskriterium auf dem alten Trugschluß beruhe, daß nämlich die Naturwissenschaften induktive Wissenschaften seien, bei

denen durch einzelne wiederholte Beobachtungen auf ein Allgemeines auf Gesetze geschlossen werde. Als Kriterium diente ihnen die „Verifikation", das heißt die Beweisbarkeit durch Beobachtungssätze.[12] Dagegen ging Popper — in der Nachfolge Kants — von der Auffassung aus, daß es eine reine, „vorurteilslose" Beobachtung nicht gebe, daß der Mensch immer von einem Interesse oder einer Erwartung gelenkt werde, daß diese Erwartung oder „Hypothese" das Primäre sei, daß Theorien also „hypothetisch-deduktive Systeme" seien. Alle Theorien haben einen vorläufigen Charakter. Ein Fortschritt in der Erkenntnis lasse sich nur durch die „Falsifikation", das heißt die Widerlegung von weniger guten wissenschaftlichen Theorien zugunsten von solchen mit größerem Allgemeinheitsgrad erreichen. Aus der Tatsache, daß selbst eine so erfolgreich überprüfte und jahrhundertelang für wahrscheinlich gehaltene Theorie wie diejenige Newtons vom absoluten Raum und von der absoluten Zeit schließlich von Einstein falsifiziert wurde, könne man nur schließen, daß es sich bei allen wissenschaftlichen Theorien um Hypothesen handle. Herbert Feigl sah in Poppers Auffassung eine fruchtbare Herausforderung für die Diskussionen im „Wiener Kreis" und drängte Popper, seine Darlegungen in der Reihe des „Wiener Kreises", *Schriften zur Wissenschaftlichen Weltauffassung,* zu veröffentlichen. Nach der kritischen Lektüre durch einige Mitglieder des Kreises, wie Herbert Feigl, Rudolf Carnap, Moritz Schlick, Philipp Frank, Hans Hahn und Otto Neurath, und starken Kürzungen, auf die der Verlag drängte, erschien eine komprimierte Fassung im Herbst 1934 (Titelblatt 1935) unter dem Titel *Logik der Forschung.*[13]

Obwohl Poppers Erkenntnistheorie wenigstens zum Teil als eine „Kritik des Positivismus" konzipiert worden war, hielten ihn nach Erscheinen des Buches viele Philosophen in England und Nordamerika für einen logischen Positivisten — was die intellektuelle Auseinandersetzung neutralisierte, für das Schicksal Poppers als österreichischen Emigranten aber sicher von günstiger Wirkung war. Popper hatte zwar bei Schlick (und auch bei Hans Hahn) Vorlesungen gehört, war auch zu Diskussionsgruppen eingeladen worden, die sich „epizyklisch" (bei Victor Kraft, Edgar Zilsel, Karl Menger) um den „Wiener Kreis" gebildet hatten, hatte jedoch nie eine Einladung zu Schlicks Privatseminar erhalten, das in engerem Sinn als „Wiener Kreis" verstanden wurde.

BEDROHUNG UND EMIGRATION

Die wissenschaftliche Grundhaltung Poppers, der persönliche Kontakt zu den meisten Mitgliedern des „Wiener Kreises", die Tatsache, daß Popper auf den großen Kongressen des „Wiener Kreises" sprach (Prag 1934, Wien 1934/35, Paris 1935), und nicht zuletzt die politische Polarisierung in Österreich trugen dazu bei, daß diese Klassifizierung sich hartnäckig hielt. Wissenschaftliche Weltauffassung, Aufklärung, kritische Rationalität — das war, ungeachtet aller feinen Unterschiede, nach 1934 in Österreich fast so wenig beliebt wie der Sozialismus und wurde in weiten Kreisen als „dekadent", „jüdisch" und „artfremd" abqualifiziert.

Popper erhielt persönlich antisemitische Drohungen sowohl von Kollegen an der Hauptschule als auch von Anhängern des Nationalsozialismus, die in derselben Straße wohnten wie er.[14] Merkwürdigerweise haben ihn diese leidvollen Erfahrungen nicht bewogen, seine Ansichten über den Antisemitismus in Frage zu stellen.[15]

Als Popper aufgrund seiner Publikation über die *Logik der Forschung* zu Vorträgen und Vorlesungen nach England eingeladen wurde und er sich 1935 und 1936 für zwei längere Aufenthalte von seiner Lehrtätigkeit in Wien beurlauben ließ, hatte ihn auch die Hoffnung geleitet, in England eine neue bezahlte Position zu finden.[16] Er nahm Kontakt auf zum Academic Assistance Council, einer freiwilligen Organisation, die sich schon 1933 auf Initiative von Sir William Beveridge, dem damaligen Leiter der London School of Economics and Political Science, gebildet hatte.[17] Ende November 1936 erhielt Popper auch — dank der Vermittlung von Walter Adams, der die Hauptarbeit für den Academic Assistance Council leistete — einen Brief von Alfred Cyril Ewing, der ihm im Namen der Moral Sciences Faculty der Universität Cambridge akademische Gastfreundschaft anbot. Kurze Zeit später bekam Popper jedoch eine positive Antwort vom Canterbury University College in Christchurch/

Neuseeland, wo er sich auf den Rat des englischen Biologen und Philosophen Professor Joseph Henry Woodger um die ausgeschriebene Stelle eines Dozenten für Philosophie und Pädagogik (lecturer in education and philosophy) beworben hatte.[18] Popper wählte daraufhin die „normale" Stelle in Neuseeland und riet dem Academic Assistance Council, die akademische „Gastfreundschaft" in Cambridge Friedrich Waismann, einem führenden Mitglied des „Wiener Kreises", anzubieten, der sie dann auch erhielt.

NEUSEELAND (NEW ZEALAND)

Neuseeland, das fernste Dominion des Britischen Commonwealth, erschien — ähnlich wie Kanada und Australien — Emigranten und Exilierten vor 1938 als wenig attraktiv.[1'] Das rohstoffarme Land war dünn besiedelt, und seine Kontakte zu Europa beschränkten sich fast ausschließlich auf das britische Königreich. Bis auf die — bis zu 4000 Meter ansteigenden — Gebirgszüge prägte das Land eine auf hohem Niveau betriebene Land- und Viehwirtschaft, deren Erträge 1936 noch 40 Prozent des Bruttosozialprodukts ausmachten. Butter, Käse, Fleisch und Getreide waren die Hauptexportartikel Neuseelands, dessen vier größte Städte — Auckland (210.000 Einwohner) und Wellington (150.000 Einwohner) im Norden, Christchurch (132.000 Einwohner) und Dunedin (82.000 Einwohner) im Süden — sich in den Augen von europäischen Emigranten eher wie Provinzstädte ausnehmen mußten. Obwohl Neuseeland durch das Westminster-Statut 1931 seine Souveränität erhalten hatte, blieb die Beziehung zum Mutterland, sogar auf außenpolitischem Gebiet, sehr eng. Bis auf die eingeborenen Maori und einige Einwanderer vom europäischen Kontinent waren die meisten Einwohner (90 Prozent) in den dreißiger Jahren britischer Herkunft. Britisch geprägt waren die politischen Institutionen, das gesamte Rechts- und Erziehungswesen. Und obwohl damals überall amerikanische Filme und Schallplatten große Popularität erreichten und die Vereinigten Staaten ja auch geographisch näher lagen, bestanden nur geringe Kontakte zu den USA. London blieb das Zentrum der Welt. Die britische Prägung spielte auch immer dann eine große Rolle, wenn die Frage der Einwanderung diskutiert wurde.

Als Karl Popper zu Beginn des Jahres 1937 nach Christchurch kam, begann Neuseeland sich gerade von der bis dahin schwersten Wirtschaftskrise des Landes zu erholen. Kein Ereignis in der Geschichte des Dominions hatte die öffentliche Meinung so nachhaltig erschüttert und so einschneidende Veränderungen in Politik, Wirtschaft und Kultur ausgelöst wie die große — internationale — Depression von 1929/30, deren Folgewirkungen weit in die dreißiger Jahre hinein reichten: Hatte sich das Land um 1934 auch finanziell etwas erholt, so war doch die Arbeitslosenquote weiterhin relativ hoch: 1933 betrug sie ca. 12 Prozent, das heißt, es gab ca. 81.000 registrierte Arbeitslose, und bis 1935 sanken die Zahlen nicht erheblich. Eine staatliche Arbeitslosenunterstützung gab es noch nicht. Lohn- und Gehaltskürzungen der Regierung und die schlechten Lebensbedingungen in den großen Städten lösten schließlich 1932 Aufruhr und Gewalttätigkeiten aus, bis dahin ohne Beispiel in Neuseeland. Diese Umstände und die Schwächen der konservativ-liberalen Koalitionsregierung führten 1935 zum ersten und aufsehenerregenden Wahlsieg der — 1916 gegründeten — Labour Party, die mit Enthusiasmus und neuen Plänen auf die Herausforderung reagierte und schließlich ihre beiden divergierenden Flügel auf ein staatliches Wohlfahrtsprogramm verpflichtete. Zwar hatte schon vor 1935 die Koalitionsregierung erste Schritte zur wirtschaftlichen Stabilisierung eingeleitet, indem sie 1933 das neuseeländische Pfund abwertete und im selben Jahr durch die Errichtung einer Zentralbank (Reserve Bank of New Zealand) die Finanzoperation der sechs Handelsbanken kontrollierte; aber erst die Labour-Regierung, auf die eine verunsicherte Mehrheit alle Hoffnungen setzte, brachte in großem Umfang Stabilisierungsmaßnahmen in Gang, die in den vierziger Jahren zusammen mit den kriegswirtschaftlichen Kontrollen dem Staat enormen Einfluß auf die Wirtschaft einräumen sollten. Als erstes wurde 1935 ein großangelegtes staatliches Arbeitsbeschaffungsprogramm beschlossen, das den Arbeitslosen sinnvolle Beschäftigung gab. Besonderes Engagement galt dem Haus- und Wohnungsbau; die Regierung unterstützte nicht nur die Finanzierung, sondern beaufsichtigte die Bebauungspläne und ließ neue Standards für Architektur und Inneneinrichtung entwerfen. Die subventionierten Häuser unterlagen einer staatlichen Qualitätskontrolle.

Alle Maßnahmen gingen aus vom Grundrecht des Bürgers auf Leben und Arbeit. Erwerbsfähige, die keine Beschäftigung fanden, erhielten eine Arbeitslosenunterstützung. Die Kinder und die Alten, die Kranken und Schwachen bekamen ein staatliches Existenzminimum. Folgerichtig wurde allen Bürgern freier Krankenhausaufenthalt und ein hoher finanzieller Zuschuß zur ambulanten Behandlung garantiert. Neuseeland entwickelte sich damals zu einem vorbildlichen sozialen Wohlfahrtsstaat, in dem zwar die wirtschaftliche Macht nicht neuverteilt wurde, aber durch beträchtliche Erhöhung der (direkten) Steuern die krassesten Ungleichheiten beseitigt und die Sozialreformen finanziert wurden.

Auch auf kulturellem Gebiet wurden Reformen in Gang gesetzt. In der Grundschule trat ein mehr experimenteller Unterricht an die Stelle formalen Lernens. Die leistungsorientierte Abschlußprüfung wurde aufgehoben, damit alle Schüler Zugang zu höheren Schulen erhielten. Die Ausbildung bis zur Universität war kostenlos. Ein Fernleihdienst versorgte auch ländliche Gebiete und entlegene Orte mit Büchern. Die Zuversicht der Bürger und die Reformfreudigkeit der Regierung veränderten das politisch-kulturelle Klima und förderten auch die private Experimentierfreudigkeit und Initiative: Künstler suchten Kontakt untereinander und tauschten neue Erfahrungen und Techniken aus. Neue Zeitschriften entstanden, Maler schlossen sich zu informellen Gruppen zusammen und stellten gemeinsam ihre Objekte aus. Zwei Sozialisten, R. A. K. Mason und Ronald Meek, gründeten Ende der dreißiger Jahre das avantgardistische „People's Theatre“. Selbst an den vier kleinen University Colleges in Neuseeland, die ja eher ein Hort der Tradition und des Konservativismus waren, regte sich sowohl unter den einzelnen Dozenten als auch unter den Studenten ein Widerstand. Von den beiden oppositionellen Universitätszeitschriften, *Oriflamme* (Canterbury) und *Phoenix* (Auckland), wurde *Oriflamme* allerdings schon nach Erscheinen der ersten Nummer wieder verboten.

Keine Änderung erfuhr die bisherige Einwanderungspolitik, im Gegenteil: Die Angst vor einem weiteren Ansteigen der Arbeitslosenquote bewog Politiker und vor allem Gewerkschaftler, sich gegen jeden Zustrom von Ausländern auszusprechen. Zu den wirtschaftspolitischen Argumenten hatte sich dabei seit je die emotional-fremdenfeindliche Propaganda vom „britischen Charakter" Neuseelands gesellt, den es angeblich zu erhalten gelte. Alle Hilfsprogramme für Neueinwanderer wurden schon von der Koalitionsregierung um 1927 gestoppt. Diese Restriktionspolitik änderte Neuseeland auch nicht nach der internationalen Flüchtlingskonferenz von Evian Anfang Juli 1938, die auf Initiative Roosevelts in den französischen Badeort einberufen wurde, nachdem die Nationalsozialisten in Österreich einmarschiert waren. Im Unterschied zu Australien, das sich zur Aufnahme von jährlich 5000 jüdischen Emigranten bereit fand, allerdings mit der Einschränkung, daß diese Regelung nur drei Jahre gelte und nur für solche, die Kapital transferieren könnten, nahm das neuseeländische Konsulat in Paris nicht einmal die Visumsanträge von Hilfesuchenden an. Erst nach den Novemberpogromen 1938, kurz vor Kriegsbeginn, soll einigen Familien die Einwanderung nach Neuseeland gestattet worden sein.[20] Auch Popper berichtet in seiner Autobiographie von 34 Wiener Familien, denen er mit Hilfe von Freunden und dank der Fürsprache des High Commissioner von Neuseeland in London eine Einreiseerlaubnis verschaffen konnte. Vermittelt hätten dabei „das Jewish Refugee Committee of New Zealand and friends in England".[21]

Popper war also insofern „privilegiert“, als er nicht als Flüchtling um ein Einwanderungs- Permit kämpfen mußte, sondern sich nach Erhalt der telegraphischen Zusage aus Christchurch Weihnachten 1936 auf einen fast normalen Stellenwechsel vorbereiten konnte, wenn auch letztlich unter Zwang, für unabsehbare Zeit und in ein sehr fernes Land. Er und seine Frau kündigten sofort ihre Stellungen als Lehrer und Beamte an der Hauptschule und verließen schon im Jänner 1937 Wien, um sich von London aus nach Neuseeland einzuschiffen. Ersparnisse konnten sie damals noch mitnehmen und von der Bibliothek so viel, wie es die hohen Frachtkosten erlaubten. Nach fünf Wochen Seereise trafen sie in den ersten Märztagen, gerade rechtzeitig zu Beginn des akademischen Jahres, in Christchurch ein. Christchurch, 1850 gegründet und damals mit 132.000 Einwohnern die größte Stadt auf der dünnbesiedelten Südinsel, war in Anlage und Charakter sehr englisch. Die Stadt liegt an der Ostküste der Südinsel, in einer den vergletscherten Neuseeländischen Alpen vorgelagerten Ebene, und hat daher ein mildes, weniger regenreiches Klima als die Westküste. Die größere

und ältere Universität auf der Südinsel liegt in Dunedin, einer reizvollen kleinen Garten- und Villenstadt mit 82.000 Einwohnern, in hügeliger Landschaft, etwa sieben Stunden Bahnfahrt von Christchurch entfernt. Popper war mehrfach dorthin zu Vorträgen und Seminaren eingeladen worden.

Die Lebenshaltungskosten waren damals in Neuseeland sehr hoch; sie lagen — wie der Schriftsteller Karl Wolfskehl, der auf der Nordinsel eine Zuflucht vor den Nationalsozialisten gefunden hatte, berichtet —[22] um 30 Prozent über dem australischen Preisniveau bei wesentlich geringerem Warenangebot. Poppers Jahresgehalt betrug 500 neuseeländische Pfund; das war nicht sehr viel. Er hatte sich in Christchurch ein kleines Haus gekauft, sodaß der größte Posten im Haushaltsbudget entfiel.[25] Seine Frau erteilte jeweils zwei, drei Schülern Privatunterricht in deutscher Sprache. Sie litt in den ersten Jahren unter großem Heimweh nach Österreich: Für sie hatte nicht die Notwendigkeit zur Emigration bestanden; Familie und Freunde waren in Wien zurückgeblieben. Da es noch keine Flugverbindung nach Europa gab, mußte man auf eine Briefantwort in der Regel drei Monate warten; während des Krieges brauchte die Post auf dem Weg über die Schweiz bis zu fünf Monate.

Popper hatte sich 1936 sowohl auf die ausgeschriebene Professur für Philosophie als auch auf die Dozentenstelle („lectureship") für Philosophie am Canterbury University College in Christchurch beworben.[24] Angeboten wurde ihm die Dozentur. Die Professur erhielt Joan Laurin George Sutherland (1897—1952), der seit 1924 am Victoria University College in Wellington/Neuseeland gelehrt hatte und dessen Hauptinteresse in der Sozialpsychologie lag. Er wurde damit Chef des Departments für Philosophie an der Fakultät für „Mental, Moral and Social Sciences".[25] Die Spannungen zwischen Popper und Sutherland müssen beträchtlich gewesen sein, da sie sowohl von Popper in dessen Autobiographie als auch in der *History* of the *University of Canterbury* in der kurzen Passage über Poppers Wirken erwähnt wurden.[26] Die Ursache lag wahrscheinlich in der Eifersucht Sutherlands, der neidvoll den großen Erfolg des jungen Wieners verfolgte. Denn einmal assoziierte man auch in Neuseeland Popper mit dem international bekannten „Wiener Kreis" und wußte von der großen Resonanz seiner *Logik der Forschung* (obwohl diese bis 1959 nur in deutscher Sprache vorlag). Zum andern besaß Popper eine große persönliche Ausstrahlung und die ungewöhnliche Fähigkeit, komplizierte Zusammenhänge klar und interessant darzustellen. Der Einfluß Poppers auf das akademische Leben des Colleges, schreibt anerkennend E. T. Beardsley in der schon genannten *History* of the *University of Canterbury,* sei größer als der irgendeines anderen Dozenten gewesen. Er habe die Augen für europäisches Denken und für dessen Auswirkungen geöffnet. Seine Klarheit und Unmittelbarkeit hätten fasziniert: Kollegen und Studenten bevölkerten in gleicher Weise seine öffentlichen Vorlesungen, nicht so sehr um Kenntnisse und Informationen zu erwerben, sondern vor allem „for enlightenment and the sheer intellectual joy of exploring the unknown with him".[27] Seine Darlegungen über die Methoden der Naturwissenschaften hätten nicht nur stimulierend auf die Schüler seines Fachbereichs, sondern auch auf Naturwissenschaftler und Ökonomen, sogar weit über die University of Canterbury hinaus, gewirkt. Zu seinen neuen Schülern und Freunden gehörten in Neuseeland der Physikochemiker Hugh N. Parton, der Physiker Frederick White, der Geologe Bob (Robin S.) Allan, der Ökonom Colin Simkin, der Jurist Allan A. G. Reed, der Radiologe George E. Roth und Margaret Dalziel, die damals alte Sprachen und Anglistik studierte; in Dunedin der Philosoph John N. Findlay und der Neurophysiologe John C. Eccles. Sie wurden Freunde fürs Leben.[28]

Das Verhältnis zu Sutherland belastete sicher auch die Tatsache, daß Popper am Canterbury University College eine führende Rolle in der Reformbewegung übernahm, deren Anfänge übrigens bis in die frühen zwanziger Jahre zurückreichten. Die Situation in Canterbury, das zusammen mit den drei anderen Colleges des Landes (in Auckland, Wellington und Dunedin) die „University of New Zealand" repräsentierte, wurde von seinen Kritikern in den dreißiger Jahren als dringend reformbedürftig angesehen: Das Hauptgewicht der Universitätsausbildung lag damals auf der Vermittlung von gründlichen Fachkenntnissen, die durch einen detaillierten Lehrplan festgelegt und durch schriftliche Abschlußexamen nachgewiesen werden mußten. Diese Examen wurden nach England geschickt und von englischen Dozenten benotet. Die „Teilzeit"-Studenten, das heißt Berufstätige, die erst am Abend studierten, übertrafen die Zahl der regulären Studenten und bestimmten das Niveau der Lehr-

veranstaltungen. Ein immenser bürokratischer Apparat — Beardsley spricht von 36 ständigen und ad hoc gebildeten Körperschaften — gab gerade den ideenreichen und engagierten Dozenten das Gefühl völliger Einfluß- und Machtlosigkeit.

Die Reformbefürworter sprachen sich daher für folgende Änderungen aus: Für die Umwandlung Canterburys in eine unabhängige Universität mit Selbstverwaltung und Mit- spracherecht der Dozentenschaft. Neben der Universitätslehre sollte die Forschungstätigkeit der Dozenten als notwendig und gleichwertig anerkannt werden; dringende Voraussetzung dafür war unter anderem ein größerer Erwerbungsetat für die mangelhaft ausgestattete Universitätsbibliothek. Für die Studenten wurde ein größeres und differenzierteres Lehrangebot gefordert. Beseitigt werden sollten die großen „Klassen"; neben den Vorlesungen sollten Seminare und Tutoren in die wissenschaftliche Arbeit einführen, ein Studium generale die Nachteile der notwendigen Spezialisierung ausgleichen. Forschungsstipendien sollten die wissenschaftliche Arbeit nach dem Studium fördern.

Bei diesen Reformbestrebungen konnte Popper in zweifacher Weise die Richtung weisen: Einmal kannte er die europäischen Universitäten, besonders diejenigen im deutschen Sprachbereich mit ihrem damals noch stark von Wilhelm von Humboldt geprägten Bildungsverständnis und ihrem hohen wissenschaftlichen Anspruch. Er selbst verkörperte die Vorzüge eines breitangelegten, forschungsorientierten Studiums in Verbindung mit einer vielseitigen pädagogischen Erfahrung. Zu seinem Interesse an einer Veränderung trug sicherlich bei, daß er selbst unter der mangelhaft ausgestatteten Bibliothek und dem „verschulten" Universitätsbetrieb litt: Als einziger Philosophie-Dozent hatte er zwölf Wochenstunden zu geben; die Zeit für seine wissenschaftliche Arbeit mußte er sich unter größten Opfern erkämpfen; diese wurde nicht nur ungern gesehen, sondern von den Universitätsbehörden und seinem Chef Sutherland aktiv behindert.[29]

Zum andern wirkten sich auch die Inhalte seiner Lehrtätigkeit aus, das heißt vor allem seine Überzeugung, daß wissenschaftlicher Fortschritt mit dem schöpferischen Prozeß der Bildung von Hypothesen beginne, aus denen dann die wissenschaftliche Prüfung diejenigen Theorien ausschalte, die sich als weniger „erfolgreich" herausstellen. Das regte zu wissenschaftlicher Arbeit und zum Wettstreit an. Beardsley jedenfalls berichtet, daß Poppers größtes Verdienst am Canterbury University College darin bestand, daß er die Tür zur Forschung aufgerissen und eine Gruppe von Wissenschaftlern zur Verfolgung ihrer Reforminteressen aktiviert habe. Diese Gruppe blieb auch noch nach Poppers Abschied im Jahre 1945 zusammen und konnte schließlich ihre Ziele durchsetzen.

„DIE OFFENE GESELLSCHAFT"

Trotz der hohen Belastung durch viele Lehrveranstaltungen schrieb Popper in Neuseeland zwei Bücher zur Theorienbildung in den Sozialwissenschaften, die, nur vordergründig gesehen, nichts mit den in der *Logik der Forschung* diskutierten Problemen zu tun haben, nämlich *The Poverty of Historicism* und *The Open Society and Its Enemies*.[30]

Wie alle großen anregenden Bücher verdanken auch Poppers Werke ihr Entstehen der Teilnahme des Autors an den Problemen der Gegenwart. Popper selbst gab sich darüber Rechenschaft: Seine allmählich wachsende Kritik am Marxismus habe ihn in den zwanziger und dreißiger Jahren veranlaßt, seine Ideen über dogmatisches und kritisches Denken darzulegen, was schließlich zur Niederschrift der *Logik der Forschung* geführt hätte; 1935, bei einem Vortrag in Brüssel über „Das Elend des Historizismus", habe er ein erstes Mal versucht, die Ideen der *Logik der Forschung* auf die Methoden der Sozialwissenschaften anzuwenden. Beardsley berichtet, daß Popper seine Arbeit *The Poverty of Historicism* als einen persönlichen Beitrag zu den Kriegsauseinandersetzungen betrachtet habe, nachdem seine Meldung als Freiwilliger bei der neuseeländischen Armee abgelehnt worden sei.[31] Im Vorwort zur amerikanischen Ausgabe der *Offenen Gesellschaft* teilt Popper mit, daß er dieses zweibändige Werk im März 1938 begonnen habe, als ihn „die Nachricht von der Invasion Österreichs erreichte".[32] Diese Angaben ergänzen sich eher, als daß sie sich widersprechen. Denn die genannten Exilwerke wurden zunächst als eine Gesamtdarstellung konzipiert; erst die Einwände und Fragen der beunruhigten Studenten und Kollegen veranlaßten

Popper, den mehr theoretischen Teil *(The Poverty of Historicism)* von dem historisch-ideologiekritischen *(The Open Society and Its Enemies)* zu trennen. Beide Titel gehören eng zusammen; beide nehmen ausdrücklich auf historische Erfahrungen Bezug.

Popper hat in der *Offenen Gesellschaft* anhand gerade der meistgelesenen europäischen Denker — Platon, Aristoteles, Hegel, Marx — aufgezeigt, daß sie in ihrer Geschichtsphilosophie von historischen Notwendigkeiten, von historischen Entwicklungsgesetzen oder -tendenzen und daher auch von der Voraussagbarkeit der zukünftigen Entwicklung ausgehen und daß sie dem Staat eine machtvolle, dem Individuum deutlich übergeordnete Position einräumen. Dieses Denken bezeichnete Popper — im Englischen leicht irreführend — als „Historizismus“" und charakterisierte es als „gefährlichen Aberglauben“, da seine Vertreter dem Ablauf der Geschichte einen immanenten Sinn oder Zweck unterstellten, den es nicht gebe, und aufgrund dieser Annahme die zukünftige Entwicklung zu prophezeien wagten, die vor allem wegen unserer ständigen Zunahme an Wissen und unseren Interventionsmöglichkeiten nicht vorauszusagen sei. Dabei spiele es keine große Rolle, ob die „Historizisten“ glaubten, daß die naturwissenschaftlichen Methoden, besonders die der Physik, in den Sozialwissenschaften nicht verwendbar seien," oder ob sie, „pronaturalistisch“ eingestellt, der Überzeugung seien, daß die Sozialwissenschaften — analog der Astronomie — auf einer Theorie der durch geschichtliche Kräfte bedingten sozialen Bewegungen aufbauen sollten.'[5] In der politischen Praxis führe die Haltung der Historizisten folgerichtig zur Forderung nach revolutionärer Umgestaltung und zur Planung „idealer“ Gesellschaften. Popper postulierte dagegen, daß man auf die Annahme von historischen Entwicklungsgesetzen oder -tendenzen verzichten und auch im Bereich der Sozialwissenschaften die — wissenschaftlich allein vertretbare — Methode permanenter Fehlersuche und Fehlerkorrektur anwenden solle. Sozialpolitik habe sich folgerichtig allen „utopischen“ Gesamtplanungen zu verweigern und sich stattdessen auf partielle Änderungen, auf Ad-hoc-Reformen zu beschränken, die schrittweise Verbesserungen und Korrekturen erlaubten. Die weitverbreitete Neigung der Zeitgenossen zu historizistischen Vorstellungen erklärte Popper durch das Unbehagen, das die moderne Zivilisation mit ihren Spannungen, Unsicherheiten und Anforderungen auslöse, das heißt durch das mehr oder minder eingestandene Heimweh nach der geschlossenen (Stammes-)Gesellschaft. Dieses Unbehagen richte sich gegen die zunehmende Abstraktion und Rationalität unserer „offenen Gesellschaft“ und sei die eigentliche Ursache für die Anfälligkeit gegenüber kollektivistischen und totalitären Gesellschaftskonzeptionen, unter denen die marxistische die größte Anziehungskraft besitze.

Die schärfsten Angriffe richtete Popper gegen Hegel, in dessen „orakelnder“ Philosophie er „das Bindeglied zwischen Platon und den modernen Formen des totalitären Gedankenguts“ sah.[36] Mit seinen politischen Lehren vom Staat, der — ähnlich wie bei Platon — als ein „Organismus“, als „göttliche Idee“ verstanden werde, die man verehren müsse,[37] und mit seiner Apologie des Krieges habe Hegel verhängnisvolle Folgen gehabt. Zu Recht warf Popper ihm vor, daß er mit seiner Philosophie die Restaurationspolitik Friedrich Wilhelms III. ideologisch unterstützte.[38] Mit seiner mehrdeutigen Identitätsphilosophie habe Hegel Kants Erkenntnistheorie bewußt mißverstanden und versucht, die Ideen von 1789 zu verdrehen. Der Haupteinwand Poppers gegen die „Historizisten“, daß sie die Zukunft prophezeien wollten, läßt sich allerdings kaum gegen Hegel erheben, da er ja gerade das Ziel der Vorsehung im damaligen Preußen erreicht sah, worauf Popper auch ausdrücklich hinweist.[39]

Die Heftigkeit der Auseinandersetzung und der Ablehnung Hegels wird verständlich, wenn man in Erinnerung ruft, daß um 1900 eine Hegel-Renaissance eingesetzt hatte, die nicht nur die politische Theorie in Deutschland beeinflußte, sondern fast die gesamte akademische Philosophie, besonders in den Niederlanden, in England und den USA, erfaßte.[40]

Die Ideen, die Popper in seinem wohl erfolgreichsten Werk, in *Die Offene Gesellschaft und ihre Feinde,* vertritt, können hier nicht im einzelnen diskutiert werden; in einem Beitrag über die erzwungene Emigration österreichischer Wissenschaftler von 1930 bis 1945 sollte jedoch wenigstens kurz auf die Stellungnahme Poppers zu den großen politischen Auseinandersetzungen seiner Zeit hingewiesen werden, die in seinem Werk einen deutlichen Niederschlag gefunden haben, obwohl er sich auf damals lebende Politiker und auf politische Ereignisse kaum bezieht.[41]

In seinen beiden Exilwerken geht Popper von der Überzeugung aus, daß die schrittweise vorzunehmenden und jederzeit korrigierbaren Sozialreformen nur in einer „offenen Gesellschaft", das heißt in Demokratien westlichen Stils realisierbar seien, die eine öffentliche und unvoreingenommene Diskussion über Wege und Mittel der als „bescheiden und vorsichtig" charakterisierten „Stückwerk-Technologie" ermöglichen. Poppers Kritik und Ablehnung der „Holisten", die aufgrund historizistischer Vorstellungen die Zukunft prophezeien bzw. die Gesamtgesellschaft nach einem umfassenden Plan ummodeln wollen, richtet sich in erster Linie gegen die *Marxisten* und gegen die sozialistischen Experimente mit einer Zentralverwaltungswirtschaft. Folgerichtig kritisiert Popper die passive Haltung der sozialdemokratischen Arbeiterführer in Österreich, die sich als gläubige Marxisten auf die Voraussage vom unausbleiblichen Zusammenbruch des Kapitalismus verließen und damit die Arbeiter in den dreißiger Jahren der Katastrophe auslieferten.[42] Poppers Vorwurf gegen die Sozialdemokraten, daß sie 1914 nicht radikal genug gegen den Krieg aufgetreten seien, ist berechtigt. Nur, hätten nicht Verweigerung der Kriegskredite und Generalstreik den Bürgerkrieg ausgelöst? Und wie hätte Popper diesen dann beurteilt? Jedenfalls kritisierte er später in seiner Autobiographie das Handeln der Austromarxisten anläßlich der Demonstrationen von 1919 und 1927, bei der die Polizei auf Arbeiter schoß, als „selbstmörderisch".[43] Aus seinen Darlegungen ist also nicht ganz eindeutig zu entnehmen, welchen Weg er für die Arbeiterbewegung in deren Auseinandersetzung mit dem Faschismus als konstruktiv und realisierbar angesehen hätte. Popper lehnte auch alle Sozialisierungspläne ab, wie sie seit der Jahrhundertwende — vor allem von einzelnen außerhalb der Partei — für einen gerechteren Zukunftsstaat entworfen und in den zwanziger Jahren sowohl auf Parteiebene als auch von einzelnen in Vereinen, Zeitschriften und Zeitungen lebhaft diskutiert wurden.[44] Die sozialdemokratische Kommunalpolitik im Wien der zwanziger Jahre, besonders der für ganz Europa vorbildliche gemeinnützige Wohnungsbau, wird von Popper nicht erwähnt. Aus seinen Exilwerken ist auch nicht eindeutig zu entnehmen, ob sich seine Kritik am Marxismus in dieser Schärfe bereits in den zwanziger Jahren herausgebildet hatte oder ob er — wie viele andere Emigranten, die einmal große Hoffnungen auf den Sozialismus gesetzt hatten — erst aufgrund der Nachrichten über die Schauprozesse in der UdSSR und des Hitler-Stalin-Paktes 1939 die skizzierte radikale Ablehnung vollzog.[45] Die Leidenschaft, mit der er die marxistischen Traditionen verfolgt, auch die relativ liebevolle Darstellung von Marx' Leben und Werk sprechen eher für die zweite Annahme.[46]

Wie schon angedeutet, sind Poppers Exilwerke sehr stark von seinen persönlichen Erfahrungen in Österreich bestimmt und richten sich gegen spezifisch deutsche antiaufklärerische Denktraditionen, die mit ihrer Tendenz zur Mystifizierung, ihrer Abwehrhaltung gegen westeuropäische Philosophie und ihrer nationalistischen Stoßrichtung in der Tat dem Faschismus — zumindest an den Universitäten und in der Publizistik — Vorschub leisteten. Merkwürdigerweise hat Popper gerade dem *Faschismus**[1] der ihn ja eigentlich zur Emigration zwang und der sich als *die* zerstörerische Macht in Europa erwies, kaum 25 Seiten von insgesamt 900 Seiten gewidmet, merkwürdig auch, weil nach seinem eigenen Bekenntnis „die Invasion [der Nationalsozialisten in] Österreich(s)" die Niederschrift eigentlich erst auslöste;[48] merkwürdig auch, daß Popper sich sogar im Vorwort zu späteren Auflagen nicht näher dazu erklärte. Möglicherweise liegt die Ursache dafür darin, daß sich der Faschismus — im Unterschied zum Marxismus — in seinen Anfängen, die in den Ersten Weltkrieg zurückreichen, nicht im Zusammenhang mit philosophischem Denken entwickelte. Das wurde aber schon um die Mitte der zwanziger Jahre anders, als er sich mit der Kampfansage an den liberalen Staat und alle Parteien, besonders an die Marxisten, mit einem rabiaten Nationalismus und Antisemitismus (in milder Form auch in Italien) seine theoretische Selbstbestimmung gab. Popper erklärte dagegen — wenn auch etwas unbestimmt — die Entstehung des Faschismus „aus dem geistigen und politischen Zusammenbruch des Marxismus".[49]

Die Möglichkeit, daß faschistische Parteien oder gar Diktaturen aus den Schwächen der Demokratien entstehen könnten, schien Popper offenbar undenkbar. Wie viele Liberale faßte er Faschisten und Kommunisten, ungeachtet ihrer unterschiedlichen Programme und Ziele, unter den „modernen totalitären Theorien und Praktiken" zusammen, die „nur *eine* Episode des ewigen Aufstandes gegen die Freiheit"[50] darstellen — Aufstände, die von dem Wunsch geleitet seien, die alte Stammesgemeinschaft wiederherzustellen. Mit dieser Äuße-

rung unterstützt Popper die Theorie, daß die faschistische Diktatur nur eines der zahlreichen autokratischen Regime und keine neuartige Erscheinung gewesen sei. Diese Theorie würde allerdings der bereits genannten Annahme, daß der Faschismus aus dem Versagen des Marxismus entstanden sei, widersprechen. Obwohl die zahlreichen Deutungen des Faschismus auch heute noch große Unterschiede aufweisen, die sich sowohl durch die verschiedenen fachlichen und ideologischen Positionen der Interpreten als auch durch die unterschiedlichen nationalen Ausprägungen des Faschismus erklären lassen, fällt die rein ideengeschichtliche Interpretation Poppers aus dem Rahmen dieser Deutungen und scheint das Phänomen des europäischen Faschismus nur unzulänglich zu erfassen. Das gilt nicht nur für die Entstehungsgründe der politischen Bewegung, sondern auch für die faschistische Ideologie, die Popper auf die kurze Formel bringt: „Hegel plus ein Schuß Materialismus des 19. Jahrhunderts."[51] Dieser Reduktion würde wahrscheinlich keiner der zahlreichen Faschismus-Interpreten zustimmen wollen.

Die von Popper favorisierte *„Offene Gesellschaft" der westlichen Demokratien* steht nach seiner Ansicht am Ende einer mühevollen Entwicklung, die mit kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen dem „demokratischen Athen" und dem „totalitären Sparta" im 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung begonnen habe. Rückschläge, „Aufstände gegen die Vernunft" und immer wieder aufflammende Kämpfe für die Freiheit kennzeichnen diesen — noch immer nicht abgeschlossenen — Weg zur „offenen Gesellschaft".[52] Diese allein ermögliche die ständige Abfolge, von „trial and error", von Ad-hoc-Verbesserung und Irrtumsaufklärung, die Umsetzung von wissenschaftlicher Weltauffassung in die soziale Praxis. In diesem Zusammenhang kann auch Popper historizistische Denkmodelle nicht ganz vermeiden. In biblisch-christlichen Metaphern beschwört er die Zeitgenossen, nach dem „Sündenfall", dem Zusammenbruch des „harmonischen Naturzustandes", „unser Kreuz zu tragen", das heißt den leidvollen Weg von der stabilen und geschlossenen Stammesgesellschaft in eine offene, unsichere Zukunft zu Ende zu gehen.[53] Allein wenn dieses Ziel blockiert oder zerstört werde, sei Gewaltanwendung erlaubt.

Als Gegenbild zur rückwärtsorientierten „geschlossenen Gesellschaft" stellt er die westliche Demokratie idealtypisch dar. Auf das komplizierte und höchst labile Zusammenspiel von Regierung, Parteien und öffentlicher Meinung geht Popper nicht näher ein. Offensichtlich liegt ihm die — im 18. Jahrhundert noch selbstverständliche — direkte Demokratie mehr als das Repräsentativsystem, das uns heute in den großen demokratischen Staaten geläufig ist. Der „hoffnungsfreudige Sozialreformer des 18. Jahrhunderts",[54] als den er sich im Vorwort bekennt, manifestiert sich nicht nur in der Verurteilung des Nationalismus, sondern auch in der Vernachlässigung der Parteien und Interessenverbände, die mit ihren Machtkämpfen und ideologischen Gefechten das irrationale Element gegenüber den rationalen Normen der Verfassung und des Rechts darstellen. Nicht nur den Marxisten, sondern auch den Konservativen und Nationalliberalen hätte Popper „holistisches" bzw. „histo-rizistisches" Denken nachweisen müssen, hätte er sie nur untersucht.

Wenigstens kurz geht er in diesem Zusammenhang auf das alte Problem der Spannung zwischen Freiheit und Gleichheit ein, das die Auseinandersetzungen zwischen den westlichen Liberalen und den Sozialisten bis heute begleitet hat; er favorisiert auch da die alten liberalen Wertvorstellungen, wenngleich er sich dessen bewußt ist, daß der von Adam Smith gezeichnete individualistische Wirtschaftsliberalismus in den modernen Staaten so nicht mehr realisiert werden kann. Aber ein Leitbild sollte Adam Smith doch bleiben, und die staatlichen Interventionen sollten auf das eingeschränkt werden, was „zum Schutz der Freiheit wirklich notwendig ist" (wohlgemerkt, nicht zum Schutz des Lebens!).[55] Diese Warnung war ganz offensichtlich an die Adresse Neuseelands[56] und der USA (New Deal!) gerichtet.

Popper vertritt die Überzeugung, daß die langfristigen gesamtgesellschaftlichen Umgestaltungspläne der „Holisten" mit wissenschaftlicher Haltung nicht vereinbar seien. Der wissenschaftlichen Haltung entspreche allein die „Stückwerk-Technologie". Dabei stellt er eine Parallele her zwischen dem Theorienwettbewerb in der Wissenschaft, bei dem sich in der Regel die erfolgreichste Hypothese durchsetzt, und dem langwierigen Prozeß der Parlamentsdebatten und Erörterungen in den Ausschüssen, den eine Reforminitiative, wenn überhaupt, dann nur nach vielen Abänderungen und Entschärfungen passiert. So mancher sinnvolle Antrag bleibt da von vornherein auf der Strecke, da er bei Parteien und Interessengruppen

keinen Anklang findet. Nicht der sachlich optimale Problemlösungsvorschlag hat eine Chance, realisiert zu werden, sondern der Kompromiß, der keine der widerstreitenden Interessengruppen mehr verletzt, also relativ unwirksam ist. Ist da der Vergleich mit der wissenschaftlich getesteten Theorie wirklich angemessen?

Popper lehnt die tiefergreifenden gesamtgesellschaftlichen Veränderungen der „Holisten“ ab, weil er — nicht zu Unrecht — die unbeabsichtigten bzw. unerwarteten Rückwirkungen fürchtet.[57] Aber auch „Stückwerk“-Reformen können solche Wirkungen haben: Je länger wir uns zum Beispiel allenfalls mit kleinen Reparaturen zur Verringerung der Umweltschädigung begnügen, desto bedrohlicher wird die Gefahr einer irreversiblen ökologischen Zerstörung. Dazu gibt es auch historische Beispiele: Im Unterschied zu Frankreich, wo die Emanzipation der Juden durch einen einmaligen Akt erfolgte, stellte sich diese in den deutschen Staaten als ein langwieriger Prozeß dar, als ein Vor und Zurück von „Stückwerk“- Reformen, von erneuten Einschränkungen dieser Reformen und einzelnen Zugeständnissen. Einer der wenigen Befürworter einer uneingeschränkten und sofortigen rechtlichen Gleichstellung war der liberale Reformer Wilhelm von Humboldt, der es übrigens, wie Popper, ablehnte, die zukünftige Entwicklung „mechanisch“ vorauszusehen. Noch heute ist lesenswert, mit welchen Argumenten er die „Stückwerk'-Reformer unter seinen preußischen Kollegen kritisierte: (...) Eine allmählige Aufhebung (= der Rechtsungleichheiten) bestätigt die Absonderung, die sie vernichten will, in allen nicht mit aufgehobenen Punkten, verdoppelt, gerade durch die neue größere Freiheit, die Aufmerksamkeit auf die noch bestehende Beschränkung und arbeitet dadurch sich selbst entgegen.™ Der radikalere, die zukünftige Entwicklung antizipierende Entwurf Wilhelm von Humboldts aus dem Jahre 1809 unterlag — wie schließlich viele andere Entwürfe des Stein-Hardenbergschen Reformpakets. Ob eine uneingeschränkte, sofortige Emanzipation der Juden in dem mächtigsten deutschen Staat langfristig die extremen Ausmaße von Antisemitismus und Verfolgung hätte verhindern können, läßt sich so wenig sagen, wie man damals das Ende des Zusammenlebens zwischen Juden und Christen voraussehen konnte. Denkbar wäre es aber schon.

RÜCKKEHR NACH ENGLAND

Seine beiden ideologiekritischen, kämpferischen Exilwerke hatte Popper in der Erwartung geschrieben, „daß sich der Marxismus zu einem zentralen Problem entwickeln würde“.[59] Als Popper sie im Februar 1943 abgeschlossen und zur Veröffentlichung seinen Freunden in die USA geschickt hatte, mußte er Monate warten, bis er eine abschlägige Antwort erhielt.[60] Möglicherweise war die öffentliche Meinung noch zu sehr von der Politik des New Deal und der Kriegswirtschaft geprägt, als daß sie sich so rasch einem extrem liberal-individualistischen Buch hätte öffnen können. Dank der Intervention Friedrich August von Hayeks, der schon seit 1931 als Professor for Economic Science and Statistics an der London School of Economics and Political Science lehrte, konnte jedoch das zweibändige Werk noch 1945 in dem angesehenen Londoner Verlag George Routledge & Sons Ltd. erscheinen; 1950 folgte die amerikanische Ausgabe in der Princeton University Press.[61] In den USA hat The Open Society and Its Enemies dann eine ungewöhnlich große Resonanz erfahren. Vor allem Poppers Marxismus-Kritik entfachte leidenschaftliche Diskussionen, zumal die Veröffentlichung in die McCarthy-Ära fiel und deren antikommunistische Kampagnen ideologisch unterstützte. Popper hatte zwar in seinem Vorwort zur amerikanischen Ausgabe 1950 die Anfänge seiner Marxismus-Kritik in die frühen zwanziger Jahre verlegt, hielt diese aber „im Dunkel der gegenwärtigen Weltlage“ weiterhin für wichtig und notwendig.[62]

Es waren die beiden anregenden Werke zur Methodologie der Sozialwissenschaften, ihre Marxismus-Kritik und der ausgeprägt individualistische Grundzug, die vor allem Friedrich A. von Hayek bewogen hatten, diese nicht nur an seinen eigenen Verleger zu vermitteln, sondern Popper auch im Frühjahr 1945 eine außerordentliche Professur (Readership) an der London School of Economics and Political Science (LSE) anzubieten. Popper nahm ohne Zögern an. Kurz vorher hatte er eine Einladung von der Universität Sydney erhalten, was in der australischen Presse kritische Diskussionen über die Berufung eines Ausländers auslöste, sodaß Popper schließlich ablehnte. Solange er während des langen und weit über

Europa hinausgreifenden Krieges in Neuseeland lebte, war er dankbar, in einem friedlichen und landschaftlich schönen Land mit jungen Menschen arbeiten zu können. Als er jedoch kurz vor Kriegsende von Hayeks Telegramm erhielt, wurde ihm sofort bewußt, daß ihn dieses Angebot von den viel zu vielen Vorlesungsverpflichtungen befreite, von den Schwierigkeiten, die ihm die Behörden bereiteten, und daß es ihn den Zentren des geistigen Austauschs wieder näherbrachte: „Ich hatte das Gefühl, Hayek habe mir ein zweites Mal das Leben gerettet. Von diesem Augenblick an konnte ich es kaum erwarten, Neuseeland zu verlassen."[63]

Zu Beginn des Jahres 1946 trat er seine neue Stelle an der LSE an; 1949 wurde er Professor of Logic and Scientific Method an der Universität London. Damals begann die eigentliche „Success-Story" Poppers, eine Folge von Anerkennungen, Ehrungen, Auszeichnungen. London und seine Umgebung war ihm von früherem Besuchen her schon vertraut gewesen. Damals traf er dort seinen Wiener Freund, den Kunsthistoriker Ernst H. J. Gombrich, wieder, nach fast genau zehn Jahren der Trennung. Da er Neuseeland auch als Einübung in englischen Lebensstil und englische Tradition betrachten konnte, wurde ihm England rasch zur zweiten Heimat. Als Popper jedenfalls 1947 oder 1948 von Victor Kraft im Namen der Philosophischen Fakultät der Universität Wien die Anfrageerhielt,[64] ob er bereit sei, Schlicks Lehrstuhl für die Philosophie der Naturwissenschaften zu übernehmen, lehnte er ab, da er nun für immer in England bleiben wolle.

Anmerkungen:

1 Popper war das jüngste von drei Kindern; die ältere Schwester, Dora Popper, starb 1932 in Wien; die jüngere, die Schriftstellerin Anna Lydia Day, emigrierte 1938 nach Paris und von dort über Südfrankreich 1941 in die Schweiz.

2 Der Associe von Poppers Vater hieß Raimund (nicht: Carl!) Grübl. — Poppers Vater war ein Anhänger des englischen Philosophen, Ökonomen und Soziologen John Stuart Mill (1806—1873), der als radikaler Liberaler auch einige Jahre Mitglied des Unterhauses war. Er war der Begründer des englischen Positivismus und hatte großen Einfluß auf die Entwicklung der Soziologie. Als Wirtschaftswissenschaftler suchte er nach einem Mittelweg zwischen Liberalismus und Sozialismus.

3 Über Poppers Elternhaus vgl. die Autobiographie *Ausgangspunkte — Meine intellektuelle Entwicklung.* Hamburg 1979, bes. 6ff. (Wenn nicht anders vermerkt, werden Poppers Werke in der deutschen Ausgabe zitiert; die englische Originalausgabe der Autobiographie war 1974 unter dem Titel *Unended Quest. An Intellectual Autobiography* erschienen).

4 Popper macht darüber keine genaueren Angaben (vgl. *Ausgangspunkte,* a.a.O., 40f.);das Ereignis ist auch nur unbestimmt datiert.

5 Der Vater hatte während der Inflation nach dem Ersten Weltkrieg alle Ersparnisse verloren (vgl. Karl R. Popper, *Ausgangspunkte.* a.a.O., 49).

6 Vgl. dazu auch Friedrich Scheu, *Ein Band der Freundschaft — Schwarzwaldkreis und Entstehung der Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler.* Wien — Köln — Graz 1985, 75, 86 et passim.

7 Das Pädagogische Institut stand nur in loser Beziehung zur Universität und sollte die Reform der Wiener Grund- und Hauptschulen fördern.

8 Die Dissertation „Zur Methodenfrage der Denkpsychologie" wurde nie veröffentlicht.

9 Popper hatte mit dem Philosophen Heinrich Gomperz(1873—1942) schon seit Mitte der zwanziger Jahre persönlichen Kontakt und diskutierte mit ihm seine Ideen zur Erkenntnistheorie.

10 Der aus Berlin stammende Physiker und Philosoph Moritz Schlick (1882—1936) war 1922 nach Wien auf den Lehrstuhl für Philosophie der induktiven Wissenschaften berufen worden. 1936 wurde er von einem geisteskranken früheren Schüler ermordet.

11 Vgl. dazu Karl R. Popper, *Ausgangspunkte.* a.a.O., 112f., und Herbert Feigl, „The Wiener Kreis in America", in: D. Fleming and B. Bailyn (Ed.), *The Intellectual Migration. Europe and America. 1930—1960.* Cambridge/Mass. 1969, 641 f.

12 Diese Position wurde damals auch noch von den Mitgliedern des Wiener Kreises vertreten.

13 Das gesamte Manuskript, soweit es noch erhalten ist, erschien erst 1979, hrsg. von Troels Eggers Hansen, unter dem Titel *Die beiden Grundprobleme der Erkenntnistheorie* bei J.C.B. Mohr in Tübingen.

14 Nach schriftlichen und mündlichen Mitteilungen von Sir Karl Popper an mich im September 1987.

15 Popper vertrat in seiner Autobiographie (a.a.O., 147ff.) die Ansicht, daß die österreichischen Juden bzw. die Österreicher jüdischer Herkunft den Antisemitismus größtenteils selbst provozierten, weil sie sich im politischen Kampf —als Journalisten, als Parteiführer — exponierten. Meines Erachtens werden hier die Rollen von Täter und Opfer vertauscht. Und ist nicht das Verhalten gegenüber

Minoritäten ein Indikator für die „Offenheit" einer Gesellschaft? Der Antisemitismus war schon seit Jahrhunderten ein beliebtes politisches Mittel, die Menschen von ihren wirklichen „Betrügern" oder von großen Krisen abzulenken und sie aufzuhetzen. In Österreich lieferten die Predigten von Abraham a Santa Clara und der in zahllosen Auflagen verbreitete „Talmud-Jude" (1872)des Theologie-Professors August Rohling der deutschnationalen Bewegung seit etwa 1880 die Munition, die — zusammen mit Bismarck-Verehrung und Wagner-Kult — vor allem in Studentenvereine, Interessenverbände und in den „Deutschen Schulverein" geschleust wurde. — Seit den siebziger Jahren erhielt der Antisemitismus eine deutlich modernitätskritische Bedeutung: Liberalismus, Kapitalismus, alle kulturellen Phänomene der Moderne wurden von den Konservativen gleichgesetzt mit „Semitismus" und abgelehnt. Die Verfolgung der Mitglieder des „Wiener Kreises" durch die Nationalsozialisten stützte sich auf diese rationalismusfeindliche Tradition.

16 Vgl. Karl R. Popper, *Ausgangspunkte.* a.a.O., 151; den Lebensunterhalt verdiente während dieser England-Aufenthalte seine Frau.

17 Vgl. dazu Francis L. Carsten, „Deutsche Emigranten in Großbritannien 1933—1945", in: Gerhard Hirschfeld (Hrsg), *Exil in Großbritannien. Zur Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland.* Stuttgart 1983, bes. 142f.

18 Die Ausschreibung war ganz regulär über das „Universities' Bureau of the British Empire" vermittelt worden (Schriftliche Mitteilung von Sir Karl Popper im September 1987).

19 Über Neuseeland unterrichtet am besten *The Oxford History of New Zealand.* hrsg. von W. H. Oliver unter Mitarbeit von B. R. Williams. Oxford — Wellington 1981; ferner: J. B. Condliffe, *The Welfare State in New Zealand.* London 1959, und G. R. Hawke, *The Making of New Zealand. An Economic History.* Cambridge — London — New York — Melbourne — Sydney 1985. Einen knappen, aber sehr informativen Überblick gibt der Artikel „New Zealand" in: *The New Encyclopaedia Britannica.* Vol. 13, London 1982, 43—55. — Über die Einwanderungsmöglichkeit für deutsche und österreichische Emigranten in Neuseeland vgl. den *Philo-Atlas — Handbuch für die jüdische Auswanderung.* Berlin 1938, 131 (das letzte Buch, das im jüdischen Philo-Verlagerscheinen durfte!), und Hans-Albert Walter, *Deutsche Exilliteratur 1933—1930,* Bd. 2: *Europäisches Appeasement und überseeische Asylpraxis.* Stuttgart 1984, 277—284 (über die Dominions).

20 Vgl. dazu H.-A. Walter, *Deutsche Exilliteratur 1933—1950,* a.a.O., 282. — auch die Liste der namentlich verzeichneten nach Neuseeland emigrierten Deutschen und Österreicher in: *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* hrsg. von H. A. Strauss und W. Röder, Bd. III (Gesamtregister), 97. Die Liste ist allerdings unvollständig, da nur die Vertreter bestimmter Berufsgruppen berücksichtigt worden sind.

21 Karl R. Popper, *Ausgangspunkte,* a.a.O., 156, und schriftliche Mitteilung von Sir Karl Popper im September 1987.

22 Karl Wolfskehl an Ralph Farrell (Sydney) am 29. September 1938, in: Karl Wolfskehl, *Zehn Jahre Exil — Briefe aus Neuseeland 1938—1948,* mit einer Einleitung hrsg. von Margot Ruben. Darmstadt 1959, 36.

23 500 neuseeländische Pfund entsprachen 400 englischen Pfund (laut Mitteilung von Sir Karl Popper im September 1987). — Über Poppers Hauserwerb berichtete mir auf der Tagung in Wien am 23. Oktober 1987 der mit Sir Karl Popper befreundete Wirtschaftswissenschaftler Dr. Peter Milford, Wien, der dank Poppers Bemühungen ebenfalls nach Neuseeland emigrieren konnte.

24 Diese und die folgenden Angaben stützen sich auf E. T. Beardsley, „Academic Reform", in: W. J. Gardner/E. T. Beardsley/T. E. Carter (Hrsg.), *A History of the University of Canterbury. 1873—1973.* Teil II *(= Augustan Repose. 1918—1948).* Kap. 9, 238—267, bes. 262.

25 Im College-Kalender wird das Department nur 1937 als „Department of Education and Philo- sophy" bezeichnet; im folgenden Jahr liefen die beiden Fachbereiche unter getrennten Departments.

26 Karl R. Popper, *Ausgangspunkte.* a.a.O., 169, und E. T. Beardsley, *Academic Reform.* a.a.O., 262. Popper berichtete, daß Sutherland selbst vor einer Denunziation bei der neuseeländischen Polizei nicht zurückschreckte, was für den Österreicher Karl Popper — der während des Krieges als „enemy alien" klassifiziert wurde — nicht ungefährlich war (Popper erhielt erst 1945 die neuseeländische Staatsbürgerschaft). Nach mündlichen und schriftlichen Mitteilungen von Sir Karl Popper im September 1987.

27 E. T. Beardsley, *Academic Reform,* a.a.O., 263.

28 Karl R. Popper, *Ausgangspunkte.* a.a.O., 158. Mit dem australischen Gehirnphysiologen und Nobelpreisträger Sir John C. Eccles veröffentlichte Popper 1977 ein gemeinsames Buch unter dem Titel *The Self and Its Brain — An Argument for Interactionism.* Heidelberg — Berlin — London — New York 1977 (in deutscher Sprache unter dem Titel *Das Ich und sein Gehirn.* München 1982).

29 Man ließ Popper wissen, daß er gut daran täte, wenn er während seines Aufenthaltes in Neuseeland nichts publiziere, da die Zeit, die er mit seinen Forschungen verbringe, ein „Diebstahl" sei an seiner Arbeitszeit als Dozent, für die er bezahlt werde (Karl R. Popper, *Ausgangspunkte.* a.a.O., 169).

30 „The Poverty of Historicism“ erschien erstmals in der Zeitschrift *Economica.* 11, 1944, 86—103 und 119—137, und 12, 1945, 69—89; in deutscher Sprache erschien es erstmals 1965 unter dem Titel *Das Elend des Historizismus. — The Open Society and Its Enemies* erschien erstmals in 2 Bänden 1945 in London (in deutscher Sprache unter dem Titel *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde,* 2 Bde. Bern 1957 und 1958).

31 E. T. Beardsley, *Academic Reform.* a.a.O., 262, Anm.

32 Karl R. Popper, *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde,* Bern 1970, Bd. 1, 6.

33 Da nur die deutsche Spache die bedeutungsverschiedenen Formen „Historismus" — „Historizismus“ kennt, verwischt sich bei Übertragungen ins Englische („historicism“) daher der Bedeutungsunterschied.

34 Vgl. Karl R. Popper, *Das Elend des Historizismus.* a.a.O., 5ff.

35 Ebda., 29ff.

36 Karl R. Popper, *Die offene Gesellschaft....* a.a.O., Bd. 2, 41.

37 Ebda.

38 Ebda., 43ff.

39 Ebda., 62f.

40 Vgl. dazu Bertrand Russell, *Philosophie des Abendlandes — Ihr Zusammenhang mit der politischen und der sozialen Entwicklung.* Wien — München — Zürich 1978, 740 (Die englische Originalausgabe war 1946 erschienen). Auch Russell lehnte Hegels Ideen ab. — Aufschlußreich für die HegelRenaissance um die Jahrhundertwende ist die Festrede des Kantianers (!) Wilhelm Windelband, die dieser am 25. April 1910 in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften gehalten hat (erseh, in Heidelberg 1910). Ihr Thema lautete: „Die Erneuerung des Hegelianismus”, und ihr Inhalt lief auf die These hinaus, daß der Kantianismus seine Funktion als idealistisches Bollwerk gegen den Materialismus der Naturwissenschaften und gegen den Marxismus nicht mehr zu erfüllen imstande sei und daß er deshalb einer Auffrischung durch die „Rückkehr zu Hegel“ bedürfe.

41 Ausgenommen zum Beispiel die zu Beginn seines Werkes erwähnte Invasion der Nationalsozialisten in Österreich, *(Die offene Gesellschaft.* a.a.O., 1, 6).

42 Karl R. Popper, *Die offene Gesellschaft....* a.a.O., 2, 78 und 178f. — Zu einer ähnlichen Schlußfolgerung gelangte auch Norbert Leser in seiner umfassenden und kritischen Analyse *Zwischen Reformismus und Bolschewismus — Der Austromarxismus als Theorie und Praxis.* Wien 1968.

43 Karl R. Popper, *Ausgangspunkte.* a.a.O., 40, 42 und 150.

44 Erinnert sei hier nur an die Sozialisierungspläne eines Karl Ballod, Josef Popper-Lynkeus, Rudolf Goldscheid, Otto Neurath, R. Wissell, W. G. von Möllendorff u. a.

45 So hat Otto Neurath nach diesen Ereignissen nichts mehr vom Kommunismus wissen wollen;ersei 1945 als „ein milder Liberaler“ gestorben. (Vgl. dazu: „Gespräch mit Heinrich Heider— Persönliche Erinnerungen an den Wiener Kreis“, in: *Conceptus* XI/1977,41). Auch von den Vertretern der Frankfurter Schule (Horkheimer, Pollock, Adorno) sind unterdem Eindruck dieser Ereignisse der Glaube an eine revolutionäre Gesellschaftsveränderung und die frühere intensive Forschung über planwirtschaftliche Modelle aufgegeben worden; im Unterschied zu Popper wandten sie sich Anfang der vierziger Jahre verstärkt der Analyse des Faschismus zu (vgl. dazu Helmut Dubiel, *Wissenschaftsorganisation und politische Erfahrung — Studien zur frühen Kritischen Theorie.* Fran- furt a. M. 1978, bes. 57—66 und 84ff.).

46 Vgl. dazu Karl R. Popper, *Ausgangspunkte.* a.a.O., 162, wo Popper ausdrücklich, wenn auch in der Formulierung abschwächend („zum Teil“, „vielleicht“) die etwas vertrackte Entstehung seiner Exilarbeiten auch auf den Hitler-Stalin-Pakt zurückführt.

47 Bei Popper der Sammelbegriff für alle faschistischen Bewegungen, besonders die in Deutschland und Österreich.

48 Karl R. Popper, *Die offene Gesellschaft...,* a.a.O., 1, 6.

49 Ebda., 2, 77; in der englischen Originalfassung heißt es: „(...) fascism grew partly out of the spiritual and political breakdown of Marxism (...)", ebda., 2, 60.

50 Ebda., 2, 78.

51 Ebda., 2, 78f. — Man kommt bei der Deutung des Faschismus wohl nicht ohne eine Analyse derjenigen Bevölkerungsschichten aus, die ihn propagierten; auch Bertrand Russell, der ähnlich wie Popper 1935 in der Zeitschrift *The Political Quarterly* die geistigen Wurzeln des Faschismus verfolgte und diesen als „Revolte gegen die Vernunft“ charakterisierte, versuchte eine solche Analyse (in deutscher Sprache in: B. Russell, *Lob des Müßiggangs.* Hamburg—Wien 1957, 89ff.). Übrigens betonte er zu Recht den Einfluß Nietzsches, den Popper gar nicht erwähnt. — Über die verschiedenen Deutungen des Faschismus vgl. Renzo de Felice, *Die Deutungen des Faschismus,* hrsg. von J. Schröder und J. Muhr. Göttingen 1980.

52 Ebda., 1, 231 ff.

53 Ebda., 1, 264—268. In diesem Zusammenhang rechtfertigt Popper auch den „Imperialismus“ Athens als Mittel zur Überwindung der „Exklusivität und Selbstgenügsamkeit" (243). Die Ideali-

sierung des Handels als ein Vehikel der demokratischen Bewegung muß insofern eingeschränkt werden, als auch Sparta einen blühenden Handel trieb.

54 Ebda., 1, 8.

55 Ebda., 2, 161.

56 Ebda., 2, 231.

57 Karl R. Popper, *Das Elend des Historizismus.* a.a.O., 51ff.

58 Wilhelm von Humboldt, „Über den Entwurf zu einer neuen Konstitution für die Juden", in: W. v. Humboldt, *Werke* in fünf Bänden, hrsg. von A. Flitner und K. Giel, Bd. IV. Darmstadt 1964, 95 — 112, Zitat 97.

59 Karl R. Popper, *Die offene Gesellschaft*1, 6 f. (Vorwort zur amerikanischen Ausgabe vom 14. Juli 1950).

60 Die Zeitschrift *Mind* lehnte auch die Publikation von *The Poverty of Historicism* ab.

61 Auch die theoretische Abhandlung *The Poverty of Historicism* erschien durch von Hayeks Vermittlung 1944/45 in der Zeitschrift *Economica.*

62 Karl R. Popper, *Die offene Gesellschaft...,* a.a.O.. 1, 7 (Vorwort zur amerikanischen Ausgabe vom 14. Juli 1950).

63 Karl R. Popper, *Ausgangspunkte.* a.a.O., 172.

64 Wahrscheinlich handelt es sich hier nur um eine private Anfrage von Viktor Kraft, möglicherweise vor seiner Ernennung zum o. Professor (da Popper ihm geraten hatte — *Ausgangspunkte,* 323, Anm. 252 —, sich selbst zu bewerben). Auf meine Anfrage beim Archiv der Universität Wien erhielt ich die Antwort (gez. Dr. Kurt Mühlberger) vom 25. Jänner 1988, daß sich in den Akten der Phil. Fakultät der Universität Wien kein Hinweis auf eine beabsichtigte Berufung von Sir Karl Popper finde: *In einer Fakultätssitzung vom 12. 3. 1947 wurde eine Neubenennung der drei systemisierten Lehrkanzeln für Philosophie vorgenommen und die Ernennung Viktor Krafts zum a.o. Prof, der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Erkenntnislehre und Geschichte der Philosophie vorgeschlagen. Das Protokoll erwähnt Popper nicht. Auch bei der Ernennung Krafts zum o. Prof. (1930) scheint sein Name nicht auf. Das Vorlesungsverzeichnis zeigt, daß Kraft mit seinen Lehrveranstaltungen auch den Bereich der Philosophie der Naturwissenschaften abdeckte. Nachdem Kraft in den Ruhestand getreten war. wurde Leo Gabriel zum o. Prof, für Philosophie ernannt, wobei der Name Poppers ebenfalls nicht aufscheint.*
Im Jahre 1978, fünfzig Jahre nach der Promotion, hat die Universität Wien Poppers Doktorat der Philosophie erneuert und ihm außerdem ein Ehrendoktorat (Dr. rerum naturalium h. c.) verliehen.

Karl R. Popper

HANS-JOACHIM DAHMS

Die Bedeutung der Emigration des Wiener Kreises für die Entwicklung der Wissenschaftstheorie

Eine umfassende Geschichte der Wissenschaftstheorie als philosophischer Teildisziplin ist bisher nicht geschrieben worden,[1] und schon die Frage, wann und womit man dabei zu beginnen hätte, ist einigermaßen schwierig zu beantworten. Die folgenden Bemerkungen setzen eine Antwort auf diese Frage nicht voraus, denn sie befassen sich nicht mit der Entstehung, sondern der Ausbreitung dieses Fachs. Für sie gilt noch mehr, was Carl G. Hempel für den Logischen Empirismus im Ganzen geschrieben hat: *Der stärkste Antrieb zur Verbreitung des logischen Empirismus bestand tragischerweise in dem Aufbrechen der Wiener, Berliner und anderer Gruppen unter dem ideologischen Wahnsinn und dem Terror des Nationalsozialismus.*[2] Denn während Entwicklungen, die man unter den Begriff des logischen Empirismus bringen kann, vor 1933 auch in anderen Ländern — vor allem im angelsächsischen Sprachraum — gepflegt worden waren, ist die Wissenschaftstheorie seit dem Ende des Ersten Weltkriegs vor allem eine deutschsprachige Angelegenheit gewesen.[3]

Um nun die Bedeutung der Emigration des „Wiener Kreises" für die Entwicklung der Wissenschaftstheorie abschätzen zu können, ist es erforderlich, den Entwicklungsstand der Disziplin vor der Vertreibung ihrer Vertreter aus Österreich genauer zu fixieren. Das geschieht allerdings erst im zweiten Abschnitt der folgenden Bemerkungen, während im ersten der Stand des Fachs in Deutschland vor 1933 beschrieben wird. Das hat seinen Grund zunächst darin, daß die Wissenschaftstheorie ebenso wie die gesamte Bewegung des logischen Empirismus ein multinationales Unternehmen war, das in Deutschland und Österreich zuerst eine Kooperation auf einer gemeinsam organisierten Grundlage angenommen hatte. Die besondere Pointe dieser Untersuchungen ist aber, daß der „Wiener Kreis" zum Teil schon selbst das Resultat einer Art von Emigration (nämlich einer hauptsächlich berufsbedingten von Deutschland nach Österreich) gewesen ist. Im dritten Abschnitt wird dann die Emigration des Kreises skizziert. Dabei geht es vor allem um die Beantwortung der Frage, ob ihre Gründe hauptsächlich politische, rassische oder auch berufsbedingte gewesen sind.

Wenn man die Situation der Wissenschaftstheorie vor der Emigration des Wiener Kreises mit ihrer Stellung und ihrem Prestige in den Zielländern der Emigration nach ihrem Abschluß vergleicht, erscheint ihre zwischenzeitliche Entwicklung als ein ununterbrochener Siegeszug und dies umso mehr, wenn man noch die vorherige Lage in Deutschland in die Betrachtung einbezieht. Im letzten Abschnitt wird demgegenüber die Frage nach den personellen und auch inhaltlichen „ Kosten" für die Ausbreitung der Wissenschaftstheorie durch Emigration (und Rücktransport) aufgeworfen.

DIE LAGE DER WISSENSCHAFTSTHEORIE IN DEUTSCHLAND VOR 1933

Generell läßt sich der Etablierungsgrad einer noch jungen Disziplin anhand einer ganzen Reihe von Faktoren bestimmen, wie etwa:

- Hat das Fach bereits Eingang in die Universitäten gefunden?
- Wird es dort von entsprechend ausgebildeten Vertretern dieses Fachs vertreten oder von Angehörigen anderer Disziplinen mitbetreut?
- Auf welcher Höhe der universitären Hierarchie haben sich seine Vertreter etabliert?
- Gibt es programmatische Äußerungen zu den Aufgaben, Methoden und bisherigen Resultaten des Fachs?
- Existieren informelle oder institutionalisierte Formen der Zusammenarbeit zwischen den Fachvertretern aus verschiedenen Herkunftsorten?
- Gibt es bereits eigene Publikationswege und -organe (Zeitschriften, Schriftenreihen etc.)?

Beziehen wir nun diese Fragen auf die Lage der Wissenschaftstheorie vor der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland!

Hier ist auffällig, daß sie sich noch an keiner einzigen Universität mit einem Lehrstuhl oder gar einem eigenen Institut hatte etablieren können, und zwar auch nicht unter damals gängigen Bezeichnungen wie „Philosophie der induktiven (bzw. der exakten) Wissenschaften" und auch nicht in Kombination mit anderen Titeln, wie sie etwa für die Psychologie — etwa als „Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der empirischen Psychologie" — oder die Pädagogik üblich geworden sind. Aber immerhin hatte es seit den Zeiten der Reichsgründung von 1871 eine bemerkenswerte Entwicklung gegeben: Wurde damals nämlich das, was man heute als Wissenschaftstheorie bezeichnen würde, noch fast ausschließlich von philosophisch interessierten, aber mit dem Diskussionsstand der akademischen Philosophie unzufriedenen Naturwissenschaftlern und insbesondere Physikern wie Kirchhoff, Helmholtz oder Hertz nebenbei (in populären Vorlesungen, Vorworten zu Lehrbüchern etc.) mitbetrieben, so hatte im Gefolge der wissenschaftlichen Revolutionen nach der Jahrhundertwende (insbesondere der speziellen und der allgemeinen Relativitätstheorie) die Herausbildung einer eigenen Profession von nicht nur naturwissenschaftlich, sondern auch philosophisch Ausgebildeten begonnen, die sich hauptsächlich bzw. ausschließlich der Bearbeitung wissenschaftstheoretischer Fragestellungen widmete. Es ist nun aufschlußreich, zu sehen, mit welchen Schwierigkeiten sich die Angehörigen dieser Gruppe durch die Stufen der akademischen Karriere bewegten. Ich beschränke mich auf die Schilderung einiger charakteristischer Beispiele.

Probleme hatten einige, und gerade die später berühmtesten unter den Wissenschaftstheoretikern, schon mit ihrem Studienabschluß, damals in der Regel der Promotion. So trafen Hans Reichenbach und Rudolf Carnap schon auf erhebliche Schwierigkeiten bei ihren Bemühungen, überhaupt einen Doktorvater ausfindig zu machen. Über Reichenbach schreibt sein Schüler W. Salmon: *Reichenbachs doctoral dissertation (1916), which dealt with the applicahility of the mathematical theory of probability to the physical world, was written largely without academic supervision, for he could not find any qualified person sufficiently interested in the subject. The dissertation consisted of two parts: a mathematical formulation of the probability calculus and an epistemological exposition. After a futile search at several universities for a Sponsor competent in both areas.* he *finally found two individuals at Erlangen, a philosopher and a mathematician. each of whom was willing to Sponsor a parif* Carnap mußte in Jena sogar seine erste Dissertation über die axiomatischen Grundlagen der Kinematik zurückziehen, da ihm der Physiker Professor Wien gesagt hatte, „that it might be an interesting project, but certainly not in physics", und der daraufhin konsultierte Philosoph Professor Bauch hatte wissen lassen, „that this project belonged to physics rather than philosophy".[5] Wie Gereon Wolters kürzlich herausgefunden hat, versuchte Carnap danach — ebenfalls erfolglos — mit diesem Text den späteren Antagonisten des Wiener Kreises, Hugo Dingler, als Doktorvater zu gewinnen, bevor er sich dann entschloß, über ein anderes Thema, nämlich „Der Raum", zu dissertieren.[6]

Auch beim nächsten Karriereschritt, der Habilitation, stießen die Wissenschaftstheoretiker auf Schwierigkeiten. Entweder wurde ihnen dieser Schritt überhaupt versperrt (sodaß sie auf außeruniversitäre Karrieren verwiesen waren und sich allenfalls noch privat wissenschaftlich betätigen konnten) oder ihnen wurden anschließend nur völlig untergeordnete Positionen zugewiesen. Dafür seien hier nur zwei Beispiele genannt, die gleichzeitig belegen, daß man die Geschichte einer Disziplin nicht als Reihung ihrer berühmt gewordenen „Klassiker" betreiben kann. Einer der begabtesten Wissenschaftstheoretiker und Logiker, Kurt Greiling, hatte schon 1908 in einer gemeinsam mit Leonard Nelson veröffentlichten Arbeit „Bemerkungen zu den Paradoxien von Russell und Burali-Forti"[7] das Interesse der Fachwelt geweckt. Durch die Einziehung zum Kriegsdienst war seine Entwicklung dann ins Stocken geraten. Aus dem Felde erkundigte er sich 1917 in einem Brief an seinen berühmten Doktorvater David Hilbert nach den Chancen für eine Habilitation an der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen, die bislang durch einen faktischen Numerus-clausus-Beschluß der Philosophie-Ordinarien verhindert worden sei.[8] Da Greiling als Lieblingsschüler des pazifistisch und sozialistisch eingestellten Nelson bekannt war und Hilbert sich bei den Geisteswissenschaftlern der Fakultät schon hinreichend mit seinem Engagement für letzteren unbeliebt gemacht hatte, ist aus Greilings Habilitation nichts geworden. Er ging deshalb nach Berlin und veröffentlichte dort einige wichtige

wissenschaftstheoretische Arbeiten und übersetzte auch Werke Bertrand Russells, bevor er 1933 von den Nationalsozialisten als „Nichtarier" entlassen wurde. Kurt Greiling wurde 1942 in Auschwitz umgebracht.[9]

Der etwas ältere Paul Hertz stammte ebenfalls aus dem unerschöpflichen Reservoir von Talenten, die Hilbert und Nelson in Göttingen um sich sammelten. Hier hatte Hertz auch promoviert und habilitiert. Im Jahr 1922 erhielt er, elf Jahre nach seiner Habilitation, endlich einen Lehrauftrag für „Methodenlehre der exakten Naturwissenschaften".[10] Im gleichen Jahr erschien auch seine zusammen mit Moritz Schlick, dem späteren Gründer des Wiener Kreises, veröffentlichte Ausgabe der erkenntnistheoretischen Schriften von Helmholtz. Obwohl ihm eine lukrative Stelle am telegraphischen Reichsamt in Berlin angeboten wurde, gab Hertz sich mit einer jährlich verlängerten außerplanmäßigen Assistentenstelle zufrieden zugunsten der „Fortsetzung seiner ihn damals wie heute beschäftigenden erkenntnistheoretischen, logischen und naturphilosophischen Probleme". Die von ihm „seit Jahren gepflegten abstrakten Untersuchungen" hätten ihn nämlich „von der Mitarbeit an der modernen Entwicklung der theoretischen Physik abgehalten", wodurch er bei den „eigentlichen Physikern etwas in Vergessenheit geraten" sei und „bei Berufungen keine Beachtung gefunden"[11] habe. Nachdem seine außerplanmäßige Stelle schon infolge der Weltwirtschaftskrise und der Sparpolitik der preußischen Regierung nur noch unregelmäßig verlängert worden war, wurde Hertz 1933 mit dem „Arierparagraphen" aus der Universität entfernt. Er emigrierte über verschiedene Zwischenstationen in die USA, wo er 1942 starb.[12]

Den zum Schicksal seines Fachkollegen Hertz sozusagen komplementären Fall, nämlich als Wissenschaftstheoretiker bei den „eigentlichen Philosophen" keine Beachtung zu finden, erlebte der Helmholtz-Mitherausgeber Moritz Schlick. Dieser hatte sich nach einer philosophischen Dissertation bei Max Planck mit seiner Habilitationsschrift „Über den Begriff der Wahrheit nach der neuen Logik" mehr der Philosophie zugewandt. Über ihn, der auch als erster Philosoph die philosophische Bedeutung der allgemeinen Relativitätstheorie erkannt und in Veröffentlichungen diskutiert hatte, urteilte bekanntlich Albert Einstein in einem Brief an seinen Göttinger Kollegen Max Born: *Schlick ist ein feiner Kopf, wir müssen sehen, ihm eine Professur zu verschaffen, zumal er's bei der Entwertung der Vermögen auch bitter nötig hat. Es wird aber schwer halten, weit er nicht der philosophischen Landeskirche der Kantianer angehört.*[13] Und in der Tat erhielt Schlick weder aus Berlin noch aus Göttingen einen Ruf auf einen Lehrstuhl. In Göttingen, wo sich im Unterschied zur Bemerkung Einsteins bei den Berufungen die philosophische Landeskirche der *Lebensphilosophen* durchgesetzt hatte,[14] wurde Schlick wenigstens in Erwägung gezogen. Dies geschah aber nur bei einer nichtbeamteten außerordentlichen Professur für „Philosophie der exakten Wissenschaften", wo Schlick an zweiter Stelle hinter Leonard Nelson genannt wurde, der dann diese Stelle tatsächlich auch bekam, über die er aber dann bis zu seinem frühen Tod 1927 nicht mehr hinausgekommen ist. Selbst wenn Schlick diesen Ruf bekommen hätte, dürfte er ihn wohl weniger interessant gefunden haben als den Wiener Lehrstuhl, den er im gleichen Jahr, 1922, erhielt.

Dem unzureichenden Etablierungsgrad der Wissenschaftstheorie und ihrer Vertreter an den deutschen Universitäten entsprach auch in den zwanziger Jahren noch eine mangelnde Klarheit über die Abgrenzung und Programmatik der Disziplin. Anhand der Publikationen zweier ihrer Vertreter läßt sich ziemlich gut der Übergang von einem noch in den traditionellen Bahnen der Erkenntnistheorie verlaufenden zu einem eigenständigen Selbstverständnis nachvollziehen: Ich meine Schlicks *Allgemeine Erkenntnislehre*[15] einerseits und Kurt Lewins Aufsatz „Idee und Aufgabe der vergleichenden Wissenschaftslehre"[16] andererseits. Während bei Schlick noch in keinem direkten Zusammenhang zur Wissenschaftstheorie stehende Probleme wie die Realität und Erkennbarkeit der Außenwelt, das Leib-SeeleProblem oder das Verhältnis von Erleben und Erkennen in einiger Ausführlichkeit besprochen werden, beginnt Lewin seinen Aufsatz geradezu mit der Abhebung der „Wissenschaftslehre" von dem weiteren Feld der Erkennungstheorie und auch der Logik. Er weist ihr dann die Beschreibung der Ergebnisse der Wissenschaften, nämlich der Theorien, und zwar einerseits als überzeitlich beurteilbare Sinngebilde und andererseits als Glieder in der historischen Entwicklung einer Disziplin zu. Dem einer Bestandsaufnahme der verschiedenen Theoriearten und Disziplinen voraneilenden Gedanken einer Einheitswissenschaft, wie

er von Franz Oppenheimer schon 1918 und vom Wiener Kreis dann später zu Anfang der dreißiger Jahre propagiert wurde, wird dort übrigens eine Absage erteilt.[17]

Weniger in programmatischer Hinsicht, sondern mehr als kritischer Bericht über die bereits geleistete Arbeit der deutschen Wissenschaftstheoretiker ist Kurt Greilings Aufsatz „Philosophy of the Exact Sciences: its Present Status in Germany"[18] interessant, der 1928 im *Monist* erschien. Dort werden nämlich dem englischsprachigen Publikum, soweit ich sehe, erstmals die in den zwanziger Jahren erschienenen Arbeiten der deutschen Wissenschaftstheoretiker auf den beiden Arbeitsfeldern der Grundlagen der Mathematik (und insbesondere der Arithmetik), aber auch der „bases of physics (including applied geometry)" vorgeführt. Soweit sich an diesen Forschungen ausgebildete Philosophen beteiligt haben, stellt Greiling ausdrücklich heraus, daß es sich nicht um eine spezielle Philosophenschule handelt, sondern um eine lockere Gruppe, die nur der Respekt vor der neuerlichen rasanten Entwicklung der Naturwissenschaften und die Abneigung gegen — in Deutschland damals allerdings weitverbreitete — vorschnelle Systemkonstruktionen zusammengebracht habe.[19]

Bei der prekären Situation der Wissenschaftstheoretiker an den deutschen Universitäten und ihrem erst allmählich sich herausbildenden Selbstverständnis ist es denn auch nicht verwunderlich, daß auch ihren Organisationsbemühungen nur geringe und vorübergehende Erfolge beschieden waren. Zwar war es noch 1923 — im übrigen auf Anregung des noch im gleichen Jahre verstorbenen linksliberalen Geschichts- und Religionsphilosophen Ernst Troeltsch — zu einem ersten Treffen in der Akademie auf dem Burgberg in Erlangen gekommen, bei dem unter anderen Carnap, Reichenbach und Hertz zusammenkamen.[21]' Aus diesem Treffen ging später die Gründung der Zeitschrift *Symposium* hervor. Darin sind außer dem bereits erwähnten programmatischen Artikel von Kurt Lewin auch andere Arbeiten erschienen, die sowohl für die einzelnen Autoren als auch für die Wissenschaftstheorie und Philosophie bedeutende Wegmarken setzen.[21] Dem *Symposium* als Kristallisationskern der deutschen wissenschaftstheoretischen Diskussion in der Weimarer Zeit war aber keine lange Erscheinungsdauer beschieden; es ging schon in seinem ersten Erscheinungsjahr 1927 wieder ein, und Bemühungen zur Schaffung einer eigenen Publikationsplattform scheiterten in der Folgezeit genauso, wie das schon vor dem Erscheinen des *Symposium* geschehen war.[22] So blieben die Wissenschaftstheoretiker darauf verwiesen, ihre Arbeiten wieder wie bisher in den *Kantstudien,* den *Annalen der Philosophie* oder auch in den *Naturwissenschaften* unterzubringen, in Kontexten also, in denen sie nur eine Nebenrolle spielen konnten.

Was ist nun die Erklärung für den beklagenswerten Zustand der Wissenschaftstheorie in Deutschland — auch schon vor 1933? Der erste Grund ist sicherlich ein sozusagen professioneller, der bei der Etablierung einer jeden neuen Disziplin spürbar wird, die aus der Berührung zweier Fächer entsteht: Die Vertreter der neuen Disziplin geraten zwischen die Stühle der beiden alten, aus denen sie sich entwickelt hat, in diesem Fall zwischen diejenigen der Philosophie einerseits und der Physik andererseits. Carnap hat es mit Blick auf seinen eigenen Lebensweg als Wissenschaftstheoretiker so formuliert: *If one is interested in the relations between fields which, according to customary academic divisions, belang to different departments, then he will not be welcomed as a builder ofbridges, as he might have expected, but will rather be regarded by both sides as an Outsider and troublesome intruder.*[23]

Es gibt für den speziellen Fall der Wissenschaftstheorie nun aber auch Anzeichen dafür, daß sie ihre Professionalisierung in einem besonders ungünstigen Moment begann, nämlich zu einem Zeitpunkt, wo die etablierten Fachvertreter der Philosophie ohnehin wegen des vorangegangenen Psychologismusstreites den Eindruck hatten, sich gegen zunehmende Übergriffe der Naturwissenschaften bzw. naturwissenschaftlicher Methoden und Selbstverständnisse auf ihren Einflußbereich wehren zu müssen.[24]

Daneben waren Vorbehalte gegen die Wissenschaftstheorie auch politisch motiviert. Sie kamen einerseits als Ressentiments gegen die politische Haltung ihrer Vertreter und andererseits als Widerstand gegen die von ihnen propagierten wissenschaftlichen Revolutionen zum Ausdruck, die während der Weimarer Zeit schon zum Gegenstand erbitterter allgemeinpolitischer und weltanschaulicher Kontroversen geworden waren. Was das politische Engagement der Wissenschaftstheoretiker in Deutschland betrifft, so ist auffällig, daß fast alle von ihnen vor 1914 und im Ersten Weltkrieg der Bewegung der linksliberal bis sozialdemokratisch orientierten Freistudentenschaft angehört hatten. Dies trifft etwa auf Rudolf

Carnap, Kurt Greiling, Karl Korsch, Kurt Lewin und Hans Reichenbach zu.[25] Die meisten von ihnen waren sogar Funktionäre dieser Organisation gewesen, und Reichenbach trat nach der Revolution von 1918 obendrein als Gründer einer Sozialistischen Studentenpartei hervor, die den Versuch unternahm, die Spaltung der Linken wenigstens an den Hochschulen durch eine intersozialistische Organisation zu überwinden.[26] Aus diesen Gründen ist es nicht verwunderlich, daß auch den später berühmtesten unter ihnen, also Carnap und Reichenbach, politische Schwierigkeiten bei ihren ersten akademischen Anstellungen gemacht wurden.[27]

Zu dieser Ablehnung wegen der individuellen politischen Haltung der einzelnen Wissenschaftstheoretiker gesellte sich ein Widerstand, der sich auf den Umstand gründete, daß sie sich — bis auf die randständige Ausnahme Hugo Dinglers — auch und vor allem als Deuter und Popularisieret der jüngsten naturwissenschaftlichen Revolutionen, insbesondere der Einsteinschen Relativitätstheorie, hervorgetan hatten. Das erhöhte zwar ihr Prestige bei der Mehrheit der Naturwissenschaftler, führte aber auch dazu, daß sie in den Sog der heftigen politischen und weltanschaulichen Auseinandersetzungen hineingezogen wurden, die mit Paradigmenwechseln in der Wissenschaftsentwicklung offenbar unvermeidlich einhergehen[28] und die dann in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur als Frontstellung zwischen „deutscher" und „undeutscher" Physik einen Höhepunkt erreichten.

Angesichts der geschilderten Etablierungsprobleme der Wissenschaftstheorie als eigenständige philosophische Teildisziplin und der Professionalisierungsschwierigkeiten ihrer Vertreter in Deutschland ist es verständlich, daß einige der prominentesten von ihnen, wie insbesondere Rudolf Carnap und Moritz Schlick, schon vor 1933 Angebote aus dem deutschsprachigen Ausland angenommen hatten und 1922 bzw. 1925 nach Wien gegangen waren.

2. DIE LAGE DER WISSENSCHAFTSTHEORIE IN ÖSTERREICH VOR DER EMIGRATION IHRER VERTRETER

Wie sah die Situation der Wissenschaftstheorie vor der Emigrationsphase des Großteils ihrer Vertreter nun in Österreich aus? Die generelle Antwort auf diese Frage muß lauten: jedenfalls sehr viel günstiger als im Deutschen Reich. Denn in Wien war schon 1895 ein Lehrstuhl für „Philosophie der induktiven Wissenschaften" gegründet worden, der offensichtlich auf seinen ersten Inhaber, Ernst Mach, zugeschnitten war.[29a] Just diesen Lehrstuhl hatte nach Ludwig Boltzmann und Adolf Stöhr schließlich 1922 als dritter Nachfolger Moritz Schlick übernommen, sodaß man von einer schon längeren und mit großen Namen bestückten sowie vor allem institutionell gesicherten Tradition der Wissenschaftstheorie in Wien sprechen kann, lange bevor es 1928 zur Gründung des Wiener Kreises kam. Dies ist kein kleiner Unterschied zur Situation im Deutschen Reich. Denn ein Ordinarius, zudem an einer berühmten Universität, konnte natürlich viel mehr bewegen, was Mittel, Einfluß und Möglichkeiten zum Aufbau einer eigenen Schule betrifft, als ein außerordentlicher Professor oder gar Privatdozent, also die Hochschullehrerkategorien, durch die die Wissenschaftstheorie in Deutschland vertreten wurde.

Allerdings darf man sich nun andererseits die Situation der Wissenschaftstheorie auch in Wien bis hin zum Beginn der dreißiger Jahre nicht völlig ungetrübt vorstellen. Schon was die Zeit der Gründung des Mach-Lehrstuhls betrifft, ist neuerdings verschiedentlich die These vertreten worden, daß „lack of funds for serious experiments in physics" es gewesen sei, die Mach gezwungen haben, *to turn instead to the (cheaper) fields of physiology and psychology, and to the work in history and philosphy of Science which occupied him expecially al the end of his life,*[2'*] sodaß es eigentlich die Folge mangelhafter Forschungsförderung in den Naturwissenschaften gewesen wäre, wenn sozusagen als Ersatz für deren tatsächliche Praxis nur ihre Theorie in Österreich habe blühen können. Es wäre sicher lohnend, diese Hypothese durch Vergleiche von Etatmitteln und Forschungsförderungseinrichtungen (bzw. deren Fehlen) in Österreich einerseits und im Deutschen Reich andererseits genauer zu testen.[30] Wenn sie nämlich wahr wäre, hätte sich nicht erst mit dem Wiener Kreis, wie Feyerabend behauptet („Der Abstand zwischen der wissenschaftlichen Praxis und den Arien der Wissenschaftstheorie wurde größer als je zuvor"[31]), sondern bereits bei ihrem Beginn eine für das Gedeihen der Wissenschaftstheorie verhängnisvolle Arbeits-

teilung durchgesetzt: nämlich hier (in Deutschland) der tatsächliche Betrieb der modernen Naturwissenschaften, aber ohne eine ausgebaute philosophische Begleitung, dort (in Österreich) eine frühe Institutionalisierung der Wissenschaftstheorie bei gleichzeitigem Rückgang der aktiven naturwissenschaftlichen Forschung.

Wie dem auch sei: Die Weiterführung der mit Mach begonnenen Tradition institutionalisiert betriebener Wissenschaftstheorie in Österreich war jedenfalls vor dem Amtsantritt Schlicks so umstritten geworden, daß einige Mitglieder der Philosophischen Fakultät in Wien mit der Begründung, daß zwei philosophische Sonderdisziplinen (gemeint waren Naturphilosophie und Psychologie) den Bedürfnissen der Universität entgegenstünden, da „die Jugend im Sinne einer idealistischen Weltauffassung zu führen sei", eine Zusammenlegung der drei Lehrstühle für Philosophie und ihre Besetzung mit dem nach ihrer Ansicht idealistisch gesonnenen Robert Reininger forderten. Schlick käme allenfalls als Ordinarius für Physik in Frage.[32] Ziemlich die gleiche Abwehrhaltung hatte es kurz zuvor auch in Göttingen gegeben, wo sich geisteswissenschaftliche Ordinarien gegen die Ansprüche auf Besetzung eines freigewordenen Lehrstuhls mit einem Vertreter für Philosophie der exakten Naturwissenschaft mit dem Argument zur Wehr gesetzt hatten, die Naturwissenschaftler hätten ja bereits den anderen Philosophielehrstuhl durch einen experimentellen Psychologen in Beschlag genommen, die Universität als Ganzes sei aber auf einen allgemein Orientierung spendenden, geisteswissenschaftlich ausgerichteten Philosophen angewiesen.[13] Der Unterschied zwischen Wien und Göttingen hatte dann freilich darin bestanden, daß sich in Göttingen mit dem Lebensphilosophen Georg Misch die geisteswissenschaftliche Richtung durchgesetzt hatte, während in Wien trotz der genannten Widerstände Moritz Schlick den Ruf bekam. Wie Stadler anhand der von Schwierigkeiten begleiteten Habilitation Carnaps und des gescheiterten Habiiitationsversuchs von Edgar Zilsel gezeigt hat,[34] war auch nach Schlicks Berufung die Situation der Wissenschaftstheorie in Wien noch einige Jahre vor Beginn der „öffentlichen Phase" des Wiener Kreises noch keineswegs gefestigt. Man muß offenbar sogar davon ausgehen, daß diese im außeruniversitären Bereich der Wiener Arbeiterbildung und Volkshochschule auf mehr Resonanz stieß als an der Universität selbst.

Immerhin war doch das wissenschaftliche Renommee des Kreises außerhalb Österreichs so groß, daß auch ausländische Studenten und Nachwuchswissenschaftler nach Wien kamen. Dazu gehören einige, die dazu beigetragen haben, daß seine „Botschaft" auch in den späteren Emigrationsländern Großbritannien und den USA bekannt wurde. Ich meine natürlich für Großbritannien Alfred Ayer, der auf Empfehlung Gilbert Ryles nach Wien gekommen war und dessen 1937 veröffentlichtes Buch *Language, Truth and Logic* auch auf Dauer so viel Aufsehen erregte, daß Ayer als „the Vienna circles' best-known spokesman for English readers"[35] angesehen werden kann. Davon, daß er die Schriften der Kreismitglieder zumindest in England bis auf den heutigen Tag in den Schatten stellt, zeugen auch die aus Anlaß der fünfzigsten Wiederkehr der Erstausgabe 1987 erschienenen Erinnerungsbücher.[36]

In den USA war es zunächst Albert Blumberg, der gemeinsam mit Herbert Feigl durch ihr Manifest „Logical Positivism" die Lehren des Kreises publikumswirksam verbreitete,[37] und auch durch die Herausstellung der differentia specifica zum älteren Positivimus das Markenzeichen der neuen Bewegung prägte. Für die USA ist natürlich auch Willard V. O. Quine zu nennen, dessen Aufenthalt in Wien auf eine Empfehlung Feigls zustande kam. Quine, der hauptsächlich an Logik und weniger an Wissenschaftstheorie interessiert war, zog jedoch bald Carnaps Prag und Tarskis Warschau Schlicks Wien vor, zumal ihm weder Berlin „nor even Göttingen just then" etwas zu bieten schienen.[38] Sein Vortrag bei einer Sitzung des Wiener Kreises fand im übrigen nur zehn Tage vor Hitlers Machtübernahme statt, sodaß er sich glücklich schätzte, nicht nach Deutschland gegangen zu sein. Mit Ayers, Blumbergs und Quines Gastaufenthalten in Wien war ein Teil der Grundlagen für die internationale Verbreitung nicht nur des logischen Positivismus, sondern auch spezieller der Wissenschaftstheorie bereits vor 1933 gelegt.

Währenddessen bemühten sich die deutschsprachigen Wissenschaftstheoretiker noch darum, in ihren Heimatländern zum Durchbruch zu kommen. In dieser Hinsicht sind vor allem die beiden als Appendixveranstaltungen der Jahrestagung deutscher Naturforscher und Ärzte aufgezogenen ersten Kongresse 1929 und 1930 erwähnenswert. Bei dem ersten der beiden in Prag wurde auch unter großem öffentlichen Aufsehen das Manifest des Wiener

Kreises *Wissenschaftliche Weltauffassung: der Wiener Kreis* vorgestellt. Außerdem fällt, zumal nach den jahrelangen Mißerfolgen bei den Versuchen zur Gründung einer eigenen Zeitschrift, die Übernahme der *Annalen der Philosophie* ins Gewicht, die nun als gemeinsames Publikationsorgan der österreichischen und deutschen Wissenschaftstheoretiker von Rudolf Carnap und Hans Reichenbach als *Erkenntnis* herausgegeben wurden.

Damit hatte die Wissenschaftstheorie zu Beginn der dreißiger Jahre ein Stadium erreicht, in dem man von einem zwar immer noch heftig umstrittenen, aber — zumindest in Wien — erfolgversprechenden und teilweise bereits prosperierenden Unternehmen sprechen kann. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß dieses Unternehmen sozusagen in zwei verschiedenen Versionen vorlag, nämlich einer Wiener und einer Berliner. Da die inhaltliche Entwicklung der Wissenschaftstheorie bis auf den heutigen Tag durch Spuren dieses Dualismus geprägt ist, müssen die partiellen Gegensätze hier kurz dargestellt werden, bevor die Beschreibung der Emigration beginnen kann.

Zunächst einmal muß festgehalten werden, daß die deutschen Gruppen in Berlin und Göttingen stärkeren Kontakt zur revolutionären Entwicklung in den Naturwissenschaften selbst hatten, denen die Wissenschaftstheorie zwar nicht ihre Entstehung, aber in diesem Jahrhundert den größten Entwicklungsschub verdankt. Insbesondere gab es zu Reichenbachs Untersuchungen im Umfeld der Relativitätstheorie und Quantenmechanik im Wiener Kreis keine Parallele, wie schon Kamlah hervorgehoben hat.[39] Dem ist hinzuzufügen, daß dies auch für die heutzutage weniger bekannten erheblichen wissenschaftstheoretischen Ansätze Wolfgang Köhlers und besonders Kurt Lewins im Umfeld der Gestalttheorie gilt. Damit mag Zusammenhängen, daß die „Berliner" stärkeren Wert auf eine deskriptiv ausgerichtete Wissenschaftstheorie legten, während die „Wiener" eher eine programmatisch orientierte, wenn nicht geradezu präskriptive Haltung einnahmen. Sozusagen spiegelbildlich zu der geringeren Präsenz in den Naturwissenschaften waren die „Wiener“ auf dem Gebiet der mathematischen Logik und der Grundlagen der Mathematik mit Carnap, Gödel, Hahn und Menger stärker bestückt als ihre Berliner Kollegen.

Was die Ausrichtung an philosophischen Traditionen betrifft, so ist in Wien gewiß das Erbe des Machschen Positivismus, allerdings in den zwanziger Jahren in seiner durch Russell logifizierten Form, der beherrschende Einfluß, an den dann Carnaps *Logischer Aufbau der Welt* anknüpfen konnte. Für die Dominanz der Mach/Russell-Tradition in Wien ist es im übrigen ein interessantes Zeichen, daß auch Wittgensteins *Tractatus* vom Wiener Kreis in diese Linie eingeordnet wurde, obwohl er sehr viel eher der Fortsetzung der Helmholtz/ Hertz-Tradition in der Wissenschaftstheorie zuzurechnen ist.[40] Der Kraft der erstgenannten Tradition konnten sich auch Schlick und Carnap in ihrer neuen Wiener Umgebung nicht entziehen. So etwa wurde Schlick, dem noch in der zweiten Auflage der *Allgemeinen Erkenntnislehre* die Realität der Außenwelt als ein genuin philosophisches Problem erschienen war, dieselbe Frage ab 1929 ein substanzloses Scheinproblem.[41] Carnap, der noch in Deutschland starke kantische und — unter dem Einfluß Dinglers — zumal auch konventionalistische Züge gehabt hatte,[42] gab diese Tendenz in Wien zugunsten positivistischer Ideen auf.

In Berlin und Göttingen war dagegen die Kantische Tradition und insbesondere jene spezifische Form des Neukantianismus, die Leonard Nelson mit seiner Schule des Neufriesianismus propagiert hatte, zumindest bis zu seinem Tod 1927 ein beherrschender Einfluß, während demgegenüber etwa Wittgenstein nur von wenigen rezipiert, geschweige denn verstanden wurde. Daß Nelson, heutzutage eine fast vergessene Gestalt, derartig großes Gewicht zukommen soll, klingt überraschend. Aber man muß berücksichtigen, daß nicht nur die Mitglieder der um Nelsons gescharten Göttinger Gruppe sowie einige der bedeutendsten Mathematiker dieses Jahrhunderts wie David Hilbert und Richard Courant, sondern auch ein Teil der späteren Berliner „Gesellschaft" wie Dubislav, Greiling und auch Reichenbach in Göttingen studiert hatten und hier unter den Einfluß der charismatischen Gestalt Nelsons gekommen waren. Von der Fortdauer dieser Prägung zeugen noch spätere Arbeiten Greilings und Dubislavs. Erst nach Nelsons Tod scheint dieser Einfluß allmählich nachgelassen zu haben. Genausowenig wie der Einfluß Wittgensteins damals wirklich bis Deutschland reichte, hat umgekehrt Nelson in Österreich nie einen größeren Leserkreis gefunden, mit einer wichtigen Ausnahme freilich: Ich meine einen Mann, der nie zum Wiener Kreis gehört hat, aber mit einigen seiner Mitglieder in regelmäßigem Austausch stand, nämlich Karl Popper.

Der von Nelson — durch seinen Schüler Julius Kraft vermittelte[43] — auf Popper ausgeübte Einfluß läßt sich sowohl in Poppers Lösung des „Basisproblems“ wissenschaftlicher Sätze als auch in seiner politischen Philosophie, vor allem in seiner Kritik am Marxismus und dessen Geschichtsprophetien nach weisen.[44]

Schließlich ist als Unterschied des Wiener Kreises und der deutschen Gruppen zu erwähnen, daß seit der Gründung des Vereins „Ernst Mach" eine starke Bindung an die im „Umkreis des Austromarxismus[45] im „Roten Wien“ florierende Volksbildungsbewegung hergestellt wurde. Eine derartig enge Verknüpfung bestand weder in Berlin noch in Göttingen. Dieser Unterschied findet seine Erklärung nicht etwa darin, daß der Wiener Kreis mit Otto Neurath einen der profiliertesten Vertreter dieses kulturellen Umfelds in seinen Reihen hatte. Denn das hatte die Berliner Gruppe seit 1931 mit Karl Korsch mutatis mutandis ebenfalls. Vielmehr muß man an die Stärke und Geschlossenheit der österreichischen Arbeiterbewegung und ihres kulturellen Umfelds in der Zwischenkriegszeit einerseits und die Zersplitterung und den Niedergang der kulturellen Umgebung der in Deutschland in SPD und KPD sowie in eine Vielzahl weiterer Splittergruppen (zu denen ja übrigens auch Nelsons „Internationaler Sozialistischer Kampfbund“ gehörte) zerfallenen Linken andererseits denken, und daran, daß diese einen Großteil ihrer Aktivitäten darauf verschwendeten, sich gegenseitig zu bekämpfen.

Im ganzen bekommt man so diesen Eindruck: hier (in Wien) ein kämpferisch auftretender und vor allem außerhalb der Universität einflußreicher logischer Positivismus, dessen wissenschaftliche Aktivitäten außerhalb seiner Domäne der Sprachphilosophie und mathematischen Logik allerdings häufig über programmatische Äußerungen nicht hinauskamen, dort (in Berlin und Göttingen) ein stärker mit der aktuellen wissenschaftlichen Entwicklung verbundener logischer Empirismus und Neufriesianismus, dem allerdings eine größere Massenwirksamkeit versagt blieb. Diese verschiedenartigen Tendenzen scheinen den Mitgliedern der jeweiligen Gruppen zum Teil auch durchaus bewußt gewesen zu sein, wie man an verschiedenen Kontroversen ablesen kann. Während der erwähnten ersten Tagung für „Philosophie der exakten Wissenschaften" in Prag kam es zwischen Vertretern der Wiener und der Berliner Richtung zu einer Diskussion über das Induktionsproblem.[46] Die von den Hauptkontrahenten Carnap und Reichenbach eingenommenen Positionen sind bezeichnend. Während der „Wiener“ Carnap nämlich vorschlug, auf Induktionsschlüsse (insbesondere auf die Zukunft) in Ermangelung einer logischen Rechtfertigung zu verzichten, schien Reichenbach im Namen der „Berliner“ eine derartige Haltung für den Betrieb der Wissenschaft wie im übrigen auch für das tägliche Leben völlig weltfremd. Spuren dieser Frontstellung haben sich in der Wissenschaftstheorie bis heute erhalten, nachdem auch ein Großteil der Arbeit Reichenbachs und Carnaps in ihrem Exil der Weiterführung ihrer jeweiligen Projekte einer „induktiven Logik“ (Carnap) bzw. einer pragmatistischen Lösung des Induktionsproblems (Reichenbach) gewidmet gewesen war.

3. MOTIVE UND FOLGEN DER EMIGRATION VON WISSENSCHAFTSTHEORETIKERN AUS ÖSTERREICH

Über den Verlauf der Emigration des Wiener Kreises ist an anderer Stelle in Einzelheiten berichtet worden. Das soll hier nicht wiederholt werden.

Statt dessen möchte ich einige mehr generelle Fragestellungen in den Mittelpunkt rücken, die einerseits die auslösenden Ursachen und andererseits die Effekte der Emigration für die Fachentwicklung der Wissenschaftstheorie betreffen.

Schon wenn man den Verlauf der Emigration des Wiener Kreises mit der akademischen Emigration aus Österreich im ganzen vergleicht, stößt man auf einige signifikante Unterschiede. Während nämlich fast alle Auswanderungsfälle an den Hochschulen außerhalb Wiens und die große Mehrzahl von den Wiener Hochschulen eine Folge der nationalsozialistischen Entlassungspolitik nach dem „Anschluß“ Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 gewesen sind,[47] hat ein beachtlicher Teil der Mitglieder des Wiener Kreises bereits vor 1938 das Land verlassen, einige davon sogar schon vor 1933/34. Das wirft wie bei den anderen vor 1938 aus Österreich emigrierten Wissenschaftlern die Frage

nach den Motiven besonders dringlich auf: Hat es sich hauptsächlich (oder sogar ausschließlich) um berufliche oder um politische Gründe gehandelt?

Die Frage stellt sich umso mehr, wenn man einige Tatsachen über grenzüberschreitende Wanderungen von österreichischen Akademikern vor 1933/34 berücksichtigt. Wie Engelbert Broda nachgewiesen hat,[48] war die Entwicklung der Naturwissenschaften schon zu Zeiten des österreichischen Kaiserreichs trotz unzweifelhaft vorhandener hervorragender Talente hinter jener vergleichbarer Länder — wie insbesondere des benachbarten Deutschen Reiches — zurückgeblieben, teils wegen mangelhafter Ausstattung der Universitätsinstitute, teils wegen des Mangels an Institutionen der Forschungsförderung. Erst recht waren nach der dramatischen Schrumpfung des Landes und dem Rückgang seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit nach 1918 die an seinen Universitäten heranwachsenden naturwissenschaftlichen Begabungen darauf verwiesen, sich ihre Arbeitsplätze im Ausland zu suchen. So gab es in der Weimarer Zeit schon einen ausgeprägten „brain drain" von Österreich nach Deutschland, von dem nicht nur etablierte Spitzenkräfte wie Lise Meitner und Erwin Schrödinger, sondern auch der wissenschaftliche Nachwuchs erfaßt wurde.[49] Zu den nach Deutschland Abgewanderten zählte übrigens auch der bekannte angewandte Mathematiker Richard von Mises, der später zum Berliner Kreis gestoßen war. Für die Zeit nach 1933 ist also zu vermuten, daß eine Wanderungsbewegung von Akademikern über die österreichischen Grenzen sich auch ohne die Ankunft des Austrofaschismus, und später des Nationalsozialismus, in Österreich fortgesetzt hätte. Deshalb stellt sich für die nach 1933/34 tatsächlich stattgefundene Emigration[5]“ umso mehr die Frage nach der Art der Wanderungsmotive.

Bei einer Durchsicht der Auswanderungen von Mitgliedern des Wiener Kreises kommt man für die Zeit vor 1938 zu folgendem Ergebnis: Die ersten Abwanderungen aus Wien waren die von Herbert Feigl nach Iowa (USA) und von Rudolf Carnap nach Prag, beide schon im Jahre 1931. Beide waren stark beruflich motiviert. Für Carnap war nämlich in Prag eigens ein Lehrstuhl für Wissenschaftsphilosophie geschaffen worden (der zweite nach dem von Schlick bekleideten Ordinariat im deutschen Sprachraum überhaupt). Daß Carnap dann 1936 aus vorwiegend politischen Gründen in die USA ging, muß freilich hinzugefügt werden.[51] Feigl hätte als zukünftiger philosophischer Privatdozent kaum Chancen auf dem überbesetzten Akademikerarbeitsmarkt gehabt, dessen Lage sich überdies infolge der Weltwirtschaftskrise verschlechtert hatte. Bei ihm kamen aber, anders als bei Carnap, durchaus reale Befürchtungen hinzu, deshalb keine Anstellung mehr finden zu können, weil er jüdischer Abstammung war und daher aus rassischen Gründen mit Diskrimierung zu rechnen hatte.

Die Emigration Otto Neuraths im Jahre 1934 fällt hinsichtlich ihrer Motive in eine andere Kategorie. Denn ihm hätte als engagiertem Mitglied der SDAPÖ und Direktor des von ihm aufgebauten Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums die Verhaftung gedroht. Darüber hinaus war sein nur unter der Prämisse einer linken Volksbildungsprogrammatik sinnvolles Museum aus politischen Gründen geschlossen worden, sodaß eine Weiterarbeit an der von ihm mitentwickelten Bildstatistik nach Wiener Methode nur noch im Ausland möglich war.

Einige noch vor 1938 emigrierte Kreis-Mitglieder, wie Friedrich Waismann und Karl Menger, verbesserten durch die Auswanderung ihre beruflichen Positionen. Aber andererseits ist doch sicher, daß sie ohne die gespannte politische Lage während des Austrofaschismus und den drohenden „Anschluß“ in Wien geblieben wären. Letzteres trifft auch auf sämtliche nach dem März 1938 aus dem Staatsdienst entlassenen und bis auf Victor Kraft und Béla Juhos emigrierten Mitglieder des Kreises, wie Edgar Zilsel, Felix Kaufmann und Kurt Gödel, zu.

So stimmt zwar, was Jean Améry als Zeitzeuge dieser Ereignisse geschrieben hat, nämlich: „Die Logiker zerstoben in alle Winde.“[52] Aber die in der Er-Form getroffene Aussage, „die Logiker nahmen Lehrstühle ein, anderwärts: er verachtete sie, so wie sich selber“,[53] trifft jedenfalls dann nicht zu, wenn man den Terminus „Logiker“ synonym mit „Mitglied des Wiener Kreises“ verwendet. Denn Waismann erhielt in Großbritannien nie einen Lehrstuhl, ebensowenig wie die Historiker und Sozialwissenschaftler — bzw. Wissenschaftstheoretiker der Sozialwissenschaften — Kaufmann, Neurath und Zilsel. Zilsel nahm sich sogar aus Verzweiflung über die Zerstörung seiner privaten und wissenschaftlichen Existenz infolge der Emigration das Leben.[54]

Zusammenfassend kann man also sagen, daß eine gewisse berufsbedingte Emigration von Wissenschaftstheoretikern und Logikern von Wien in die USA wegen der schlechteren Situation dieser Disziplinen an den deutschsprachigen Hochschulen wohl auch ohne Austrofaschismus und Nationalsozialismus stattgefunden hätte. Aber ihr Umfang und Tempo wäre unter anderen Umständen wesentlich geringer gewesen.

Für die Folgen der Emigration des Wiener Kreises in Hinblick auf die Ausbreitung der Wissenschaftstheorie ist zunächst natürlich einschlägig, *wohin* die Auswanderungen stattgefunden haben. Wenn man nun wiederum die Wanderungsziele der Wiener-Kreis-Mitglieder mit denen ihrer Berliner Kollegen vergleicht, fällt auf, daß die Wiener nur mit einer einzigen Ausnahme (nämlich der Otto Neuraths, der von 1934 bis 1940 in den Niederlanden arbeitete) die USA und Großbritannien angesteuert haben. Dagegen hatten die „Berliner" auch verschiedene Länder auf dem europäischen Festland als (freilich nur vorübergehende) Exilländer. Insbesondere ist an die Aufenthalte Richard von Mises' und Hans Reichenbachs an der 1933 gegründeten Universität Istanbul sowie von Carl Hempel, Kurt Greiling und Franz Oppenheim in Brüssel zu erinnern. Die Gründe für diesen Unterschied im Wanderungsverhalten von Wienern und Berlinern sind leicht zu sehen. Je später nämlich der Emigrationszeitpunkt lag, umso mehr hatte sich noch vorhandene Hoffnung auf ein baldiges Ende der nationalsozialistischen Diktatur und ein damit denkbares „Überwintern in Sichtweite" als Illusion erwiesen. Und während die „Berliner" schon sämtlich bis 1935 emigriert waren, zogen sich die Emigrationen der „Wiener" noch bis 1938 (und im Fall Gödels noch bis 1940) hin.

Ein Kriterium für die Stärke der Wirkungen, die Wissenschaftler in den jeweiligen Zielländern der Emigration ausgeübt haben, ist zweifellos die Gründung von eigenen Zeitschriften. Betrachtet man also Gründungsjahr, Herausgeberkreis und Beiträgerschaft von wissenschaftstheoretischen Zeitschriften, die im Zusammenhang mit der akademischen Emigration aus Österreich gegründet worden sind, kommt man zu folgendem Ergebnis: Zweifellos hat sich die Emigration des Wiener Kreises am stärksten in den USA in der Verbreitung der Wissenschaftstheorie ausgewirkt. Zwar waren hier schon viele wissenschaftstheoretische Artikel im *Monist* (der ja den Anspruch „devoted to the philosophy of Science" im Untertitel führte) oder im *Journal of Philosophy* erschienen. Aber die Gründung der Zeitschrift *Philosophy of Science* im Jahre 1934 markiert hier doch einen Wendepunkt, weil dies das erste ausschließlich der Wissenschaftstheorie gewidmete Organ gewesen ist. Zu den ersten Herausgebern gehörten Carnap und Feigl, womit ein außerordentlich großer Einfluß auf die „Linie" der Zeitschrift gegeben war. Im Vergleich zum 1937 gegründeten, der mathematischen Logik und mathematischen Grundlagenforschung gewidmeten *Journal of Symbolic Logic* etwa fällt dieser Einfluß umso mehr ins Auge, als beim *Journal* sehr viel mehr Amerikaner und unter den Emigranten außer den „Wienern" auch eine größere Anzahl von „Warschauern" und „Göttingern" in Herausgeber- bzw. Beiträgerschaft aktiv wurden.

Für die geringere Durchschlagskraft der emigrierten Wissenschaftstheoretiker in Großbritannien ist schon der Gründungszeitpunkt des *British Journalfor the Philosophy of Science,* nämlich erst im Jahre 1951. Unter seinen Herausgebern und Beiträgern sind anfangs auch keine Mitglieder des Wiener Kreises zu finden, da man Karl Popper (mit seinen Arbeiten über Grundlagenprobleme der Quantenmechanik in den ersten Heften der Zeitschrift) nicht zum Lager des logischen Positivismus zählen kann. Auch später dürfte der Einfluß des „hauseigenen" englischen Positivisten Alfred Ayer den des — nach dem Tode Otto Neuraths im Dezember 1945 — einzig noch in Großbritannien als „Wiener" lebenden Friedrich Waismann übertroffen haben.

Welche Wirkungen die Emigration des Wiener Kreises auf dem europäischen Festland für die Ausbreitung der Wissenschaftstheorie gehabt hat, ist mir nicht in Einzelheiten bekannt. Hier ist zunächst zu berücksichtigen, daß solche Aufenthalte jeweils nur für einige Jahre dauerten. Außerdem waren sie — bis auf von Mises' und Reichenbachs Tätigkeit in Istanbul — nicht mit einer universitären Lehrfunktion verbunden. So hat in gewisser Weise mit der Türkei gerade dasjenige Land von der Emigration der Wissenschaftstheoretiker am meisten profitieren können, das seinerzeit noch als kulturelles Entwicklungsland galt. Beiträge zur internationalen Forschung konnte man deshalb seinerzeit von dort kaum erwarten.

Anders war die Lage in den Niederlanden. Denn dort stand die Gründung der Zeitschrift *Synthese* eindeutig im Bezug zum Schicksal des Wiener Kreises, dessen Oberhaupt Moritz Schlick und dessen Lehre einige der ersten Artikel gewidmet waren. Allerdings konnte sich dieses Organ erst nach erzwungener Unterbrechung — infolge des Überfalls der deutschen Truppen — und nach einer Umstellung auf das Englische als wichtiges internationales Diskussionsforum der Wissenschaftstheorie etablieren. Ob Otto Neurath an seiner Gründung irgendeinen Anteil hatte, ist mir nicht bekannt.

4. EMIGRATION: GLÜCKSFALL FÜR DIE AUSBREITUNG DER WISSENSCHAFTSTHEORIE?

Wenn man die Entwicklung der Wissenschaftstheorie in Österreich und Deutschland nun von ihrer prekären Ausgangslage in den zwanziger und dreißiger Jahren bis zu ihrer Etablierung in den Emigrationsländern überblickt, könnte man zu dem Schluß kommen, daß die Emigration eigentlich das Beste gewesen ist, was der Wissenschaftstheorie hat geschehen können: Die in ihren Herkunftsländern aufgehaltene und längst überfällige Modernisierung der Philosophie habe sich erst in der Emigration und — infolge des Rücktransports nach dem Zweiten Weltkrieg — schließlich auch in ihren Ursprungsländern durchsetzen können.

Eine solche Betrachtungsweise übersieht aber die personellen und auch inhaltlichen „Kosten" dieser Modernisierung. Denn wie schon angedeutet, haben ja bei weitem nicht alle „Logiker" vom Boom der Wissenschaftstheorie in den Emigrationsländern beruflich profitieren können. Auch diejenigen, die sich im Exil beruflich verbessern konnten, hätten eine berufliche Etablierung sicherlich lieber nicht ihrer Vertreibung „verdanken" müssen.

Aber auch abgesehen vom Schicksal der einzelnen Vertreter der Wissenschaftstheorie muß man von den „Kosten" ihrer Ausbreitung für das Fach fragen. Ich meine damit Veränderungen seines kulturellen und politischen Stellenwerts und seines Gehalts. Es ist ja erstaunlich genug, daß eine philosophische Richtung, die auch wegen ihrer Linkstendenzen dem Faschismus weichen mußte, später nach dem Zweiten Weltkrieg manchen als „Technokratenideologie" erschienen ist. In diesem Wandel spiegelt sich meiner Ansicht nach nicht nur das Unverständnis gewisser Kritiker des Positivismus,[55] sondern auch die Tatsache, daß dieser von Anfang an einige Schwächen hatte, die sich im Laufe der Emigration eher noch vergrößert zu haben scheinen. So hat die Wissenschaftstheorie gerade durch ihre erfolgreiche Etablierung als akademisch anerkanntes Fach zunehmend den Kontakt zu den philosophischen Grundlagenproblemen der Einzelwissenschaften verloren, denen sie in diesem Jahrhundert ihren Aufschwung verdankt. An deren Stelle ist vielfach der Aufbau ganzer Kleinindustrien getreten, die sich auf die ins Endlose fortgesetzte Suche nach Sinn- und Abgrenzungskriterien, Adäquatheitskriterien für den Erklärungsbegriff, Merkmalen für die Gesetzesartigkeit von Aussagen etc. gemacht haben, ohne diese Bemühungen noch in ein nennenswertes Verhältnis zur tatsächlichen wissenschaftlichen Praxis oder zu einem ausdiskutierten Selbstverständnis ihrer Disziplin zu setzen. Es ehrt einige der emigrierten Wissenschaftstheoretiker, wenn sie die dadurch hervorgerufenen Gefahren für die Entwicklung ihres Fachs auch selbst hervorgehoben haben.[56]

Es ist eine schöne historische Pointe, daß mit Thomas Kuhns *Structure of Scientific Revolutions* gerade dasjenige Buch, das am entschiedensten über den logischen Positivismus in der Wissenschaftstheorie hinausgegangen ist und den verlorengegangenen Bezug zur tatsächlichen wissenschaftlichen Praxis wie insbesondere auch zur Wissenschaftsgeschichte wieder hergestellt hat, noch als letzter Band der von den logischen Positivisten im Exil ins Leben gerufenen *Encyclopedia of Unified Science* erscheinen konnte.

In den Ausgangsländern der Emigration war die Situation der Wissenschaftstheorie anders. Sie war zeitweise soweit in Vergessenheit geraten, daß sie von Wolfgang Stegmüller und anderen erst wieder entdeckt werden mußte. Über ihren späteren Zustand — vorallem in der Bundesrepublik Deutschland — hat Paul Feyerabend 1979 eine erfrischende Tirade losgelassen. Während er noch den historischen logischen Positivisten konzediert: „Sie waren Pioniere, wenn auch nur Pioniere philosophischer Einfalt", heißt es über die

„Wissenschaftstheoretiker, die heute unsere Universitäten bevölkern", ungleich schärfer: *Sie haben ihre Philosophie nicht erfunden, sie haben sie einfach von ihren philosophischen Vorfahren übernommen. Sie haben weder das Talent noch die Neigung, die Grundlagen dieser Philosophie zu untersuchen. Statt kühner Denker, die bereit sind, fruchtbare, aber unplausible Ideen gegen eine Überzahl von Gegnern zu verteidigen, haben wir ängstliche akademische Nagetiere, die ihre Unsicherheit hinter einer finsteren Verteidigung des Status quo verbergen. Diese Verteidigung hat nun das epizyklische Stadium erreicht: Man untersucht Details, flickt hier und dort an Sprüngen, Löchern, rostigen Stellen herum, kann aber nur mehr leere Phrasen zur Begründung des ganzen Verfahrens anführen. Auch haben viele Wissenschaftstheoretiker von heute größeres Interesse an der Logik und an den Sozialwissenschaften. Ihr Bild der Physik beziehen sie von Laien wie Popper, Stegmüller oder Radnitzky... Es ist hohe Zeit, daß sich die freien Bürger um diese Phänomene in ihrer Umgebung kümmern und das nutzlose analphabetische und teure Gerede der Philosophen durch ihre eigenen konkreten Entschlüsse ersetzen.*[57]

Wir haben gesehen, daß die Wissenschaftstheorie im 20. Jahrhundert einen beschwerlichen Weg der Institutionalisierung als akademische Disziplin und der Professionalisierung ihrer Fachvertreter hinter sich hat. Wenn Feyerabend recht hätte, wäre der Abstieg in zunehmende Irrelevanz das Gegenstück zur inzwischen erreichten akademischen Anerkennung. *Ob* er recht hat, kann in diesem Aufsatz beim besten Willen nicht mehr entschieden werden.

Anmerkungen:

1 Siehe als ersten Versuch in dieser Richtung Losee (1977).
2 Hempel (1981), 209.
3 Für die Zeit davor ist hervorzuheben, daß die Wissenschaftstheorie nicht nur „Austrian Origins" hatte, wie es Smith (1987), 40, angedeutet, sondern auch solche in England (Pearson, Russell), Frankreich (Poincare, Duhem), Italien (Enriques) und USA (Peirce, James).
4 Salmon (1979), 5.
5 Wolters (1985), 95ff.
6 Carnap (1963), 11.
7 Grelling/Nelson (1908).
8 Greiling an Hilbert, 24. April 1918 im Nachlaß Hilbert in der Universitätsbibliothek Göttingen (= Hilbert 118 a).
9 Siehe davon Schröder (1980), 813.
10 Siehe die Personalakte Paul Hertz im Universitätsarchiv Göttingen.
11 Ebda., Philosophische Fakultät an Kurator.
12 Zu seinem Lebenslauf siehe Thiel (1984), 235f und Strauss/Röder (1983) 497.
13 So Einstein an Born, 9. Dezember 1919, in: Einstein/Born (1969), 39.
14 Siehe dazu Dahms (1987), 171 ff.
15 Schlick (1925).
16 Lewin (1927).
17 Ebda., 64.
18 Greiling (1928).
19 Ebda.
20 Die „Mitteilungen der Philosophischen Akademie" im Anhang von Symposium 1 (1927), Vgl. 1-17
21 Besonders erwähnenswert sind Carnaps Artikel über „Eigentliche und uneigentliche Begriffe", in denen er die methodischen Grundlagen für seinen *Logischen Aufbau der Welt* legt, Schlicks Beitrag „Vom Sinn des Lebens" in dem er während seiner philosophischen Latenzphase nach der 2. Auflage seiner *Allgemeinen Erkenntnislehre* von 1925 Motive seiner frühesten philosophischen Arbeiten wieder aufnimmt, oder schließlich Hans Reichenbachs *Metaphysik und Naturwissenschaft,* wo deutlich wird, daß die „Berliner" vor allem die Konzeption der synthetischen Urteile a priori Kants im Visier hatten, wenn sie sich gegen die Metaphysik wandten und weniger die von den „Wienern" bevorzugt attackierte Liaison von Metaphysik und Religion. Als Autor, der später nicht mehr im Umkreis des logischen Empirismus veröffentlicht hat, sei noch Herrmann Weyl erwähnt.
22 Siehe dazu Stadler (1982), 167f.
23 So Carnap (1963), 11.
24 Siehe dazu etwa die Akte „Ersatzvorschläge für Professoren, Philosophische Fakultät I (1904—1920)" im Göttinger Universitätsarchiv; dort insbesondere die Aktenstücke, die sich auf die Nachfolge Heinrich Maiers beziehen.

25 Zu Carnap siehe seine Autobiographie in Carnap (1963), 9f und Mohn (1978), 84; zu Greiling siehe im Universitätsarchiv Göttingen die Akten über die Freistudentenschaft Göttingen, Sekretariatsakten X G 2, 693; zu Korsch siehe Buckmiller (1980), 23ff.; zu Lewin siehe Marrow (1977); zu Reichenbach siehe Salmon (1979), 5 und Mohn (1978) 257ff.
26 Siehe dazu Mohn (1978), 78ff und Jarausch (1984), 118.
27 Siehe zu Carnap Stadler (1979), 48 und Mohn (1978), 11; zu Reichenbach Salmon (1979), 6.
28 Siehe zu den weltanschaulichen Begleitumständen der Kopernikanischen Revolution Kuhn (1957), 1ff. und zu den politischen Umständen des durch Einstein hervorgerufenen Paradigmenwech-sels Richter (1980)128ff.
29 So Smith (1987), 40.
30 Solche Ansätze hat etwa Broda schon unternommen, siehe seine Veröffentlichungen (1985b) und (1985c).
31 Feyerabend (1979), 241ff., besonders 247.
32 Siehe dazu Stadler (1979), 46.
33 Siehe Anmerkung 23.
34 Stadler (1979), 46f.
35 So wird Ayer in Quine (1985), 95, bezeichnet.
36 Siehe Gower (1987) und Macdonald/Wright (1987).
37 Feigl/Blumberg (1931).
38 Quine (1985), 94.
39 Kamlah (1985), 223.
40 Siehe dazu Majer (1985).
41 Siehe dazu Schlick (1925), 203ff. und Schlick (1930), 35ff.; zu einer Neubewertung Schlicks im Lichte neuerer Forschung siehe McGuinness (1985) und speziell zu seiner Wandlung in Wien Quinton (1985).
42 Siehe dazu Carnap (1963) und Rungaldier (1983).
43 Siehe den Nachruf Poppers auf Julius Kraft in *Ratio* 4, 1962, 2—12.
44 Zu seinem Verhältnis zu Nelson hat sich Popper in seiner Autobiographie — Popper (1974), 58f. — geäußert. Dort wird aber der nach den Erscheinungsdaten der entsprechenden Werke Nelsons und Poppers wenig plausible Eindruck erweckt, die Diskussionen zwischen Julius Kraft und Popper „were centred on my (i.e.: Poppers, der Verf.) criticism of Marx“.
45 So der Titel des umfangreichen Überblicks von Glaser (1981).
46 (entfällt).
47 Siehe die Listen über die österreichischen Universitäten in Kröner (1983).
48 Wie Anmerkung 30.
49 Siehe dazu auch die Artikel von Weisskopf und Mark in diesem Band.
50 Siehe dazu ausführlicher Dahms (1985) und (1987)b).
51 Siehe dazu Carnap (1963), 34.
52 Améry (1971), 53.
53 Ebda., 54.
54 Siehe dazu den Beitrag seines Sohns Paul Rudolf Zilsel in diesem Band.
55 Siehe zur frühen Kritik Max Horkheimers im Exil am „Positivismus“ den Beitrag von Hegselmann in diesem Band.
56 So warnt Philipp Frank in seinem Beitrag zum Carnap-Band der „Library of Living Philosophers“ vor einem „lack of coordination between theory and practice and, in connection with it, an exaggerated importance to the logical component“. Siehe dazu Frank (1963), 164.
57 Feyerabend (1979), 252.

Literatur:

Jean Améry, *Unmeisterliche Wanderjahre.* Stuttgart 1971.
H. Becker/Hans-Joachim Dahms/C. Wegeler (Hrsg.), *Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus. Das verdrängte Kapitel ihrer 250jährigen Geschichte.* München—London—New York—Oxford—Paris 1987.
Engelbert Broda, *Wissenschaft. Verantwortung, Frieden. Ausgewählte Schriften,* hrsg. von P. Broda/ G. Deutsch/P. Markl/Th. Schönfeld/H. Springer-Lederer. Wien 1985a.
Ders. (1985b), „Warum war es in Österreich um die Naturwissenschaften so schlecht bestellt?“ in: ders. (1985a), 162—183.
Ders. (1985c), „Naturwissenschaftliche Leistungen im gesellschaftlichen Zusammenhang“, in: ders. (1985a), 184—200.
R. Carnap, „Intellectual Autobiography", in Schilpp (1963), 1—84.
Hans-Joachim Dahms (Hrsg.), (1985a) *Philosophie, Wissenschaft, Aufklärung. Beiträge zur Geschichte und Wirkung des Wiener Kreises.* Berlin—New York.

Ders. (1985b), „Vertreibung und Emigration des Wiener Kreises zwischen 1931 und 1940“, in: ders. (1985a), 307—365.
Ders. (1987), „Aufstieg und Ende der Lebensphilosophie: Das Philosophische Seminar der Universität Göttingen zwischen 1917 und 1950", in: Becker/Dahms/Wegeler (1987), 169—199.
A. Einstein/M. Born (1969), *Briefwechsel 1916—1955.* München.
H. Feigl/A. E. Blumberg, (1931), „Logical Positivism“, in: *Journal of Philosophy.* 28(1931), 196—281.
P. K. Feyerabend (1979), „Die Erkenntnis (Wissenschafts)theorie — ein alter Schwindel“, in: ders., *Erkenntnis für freie Menschen.* Frankfurt, 217—252.
Ph. Frank (1963), „The Pragmatic Components in Carnap's .Elimination of Metaphysics'", in: Schilpp (1963), 159—164.
E. Glaser, (1981), *Im Umfeld des Austromarxismus.* Wien.
B. Gower (Hrsg.), (1987), *Logical Positivism in Perspective. Essays on „Language, Truth and Logic".* London—Sidney.
K. Greiling, (1928), „Philosophy of the Exact Sciences. Its Present Status in Germany“, in: *The Monist* 38 (1928).
Ders./L. Nelson (1908), „Bemerkungen zu den Paradoxien von Russell und Burali-Fortio", in: *Abhandlungen der Fries' sehen Schule.* Neue Folge 2 (1908), 302—328.
G. Hempel, (1981), „Der Wiener Kreis und die Metamorphosen seines Empirismus", in: Leser (1981), 205—215.
K. Jarausch, (1984), *Deutsche Studenten 1800—1970.* Frankfurt.
A. Kamlah, (1985), „Hans Reichenbachs Beziehung zum Wiener Kreis“, in: Dahms (1985), 221—236.
K. Korsch, (1980), *Recht. Geist und Kultur. Schriften 1908—1918.* (= Gesamtausgabe Band 1). Frankfurt.
P. Kröner, (1983), *Vor fünfzig Jahren. Die Emigration deutschsprachiger Wissenschaftler 1933—1939.* Münster.
Th. S. Kuhn, (1957), *The Copernican Revolution.* Cambridge (Mass.).
N. Leser (Hrsg.), (1981), *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit.* Wien.
L. Lewin, (1927), „Idee und Aufgabe der vergleichenden Wissenschaftslehre", in: *Symposium 1* (1927), 61—93.
G. MacDonald/C. Wright (Hrsg.), (1986), *Fact. Science and Morality. Essays on A. J. Ayers's „Language, Truth and Logic".* Oxford.
U. Majer, (1985), „Hertz, .Wittgenstein und der Wiener Kreis'“, in: Dahms (1985), 40—66.
A. Marrow, (1977), *Kurt Lewin. The Practical Theorist.*
B. McGuinness, (Hrsg.), (1985), *Zurück zu Schlick. Eine Neubewertung von Werk und Wirkung.* Wien.
H. Mehrtens/St. Richter, (Hrsg.), (1980), *Naturwissenschaft, Technik und NS-Ideologie.* Frankfurt.
N. Rescher, (Hrsg.), (1985), *The Heritage of Logical Positivism.* Lanham—New York—London.
E. Mohn, (1978), *Der logische Positivismus. Theorien und politische Praxis seiner Vertreter.* Frankfurt- New York.
K. R. Popper, (1974), „Intellectual Autobiography", in: Schilpp (1974), 3—181.
A. Quinton, (1985), „Vor Wittgenstein: der frühe Schlick", in: McGuinness (1985), 114—133.
W. V. Quine, (1985), *The Time of My Life. An Autobiography.* Cambridge (Mass.).
St. Richter, (1980), „Die .Deutsche' Physik“, in: Mehrtens/Richter (1980), 116—141.
W. Salmon, (1979), „Hans Reichenbach: Logical Empiricist", in: ders., *The Philosophy of Hans Reichenbach.* Dordrecht.
M. Schlick, (1925), *Allgemeine Erkenntnislehre.* Wien.
P. A. Schilpp, (Hrsg.), (1963), *The Philosophy of Rudolf Carnap.* La Salle (Illinois).
Ders. (Hrsg.), (1974), *The Philosophy of Karl Popper,* (2 Bde.). La Salle (Illinois).
P. Schröder, (1980), „Kurt Greiling", in: J. Mittelstraß (Hrsg.), *Enzyklopädie. Philosophie und Wissenschaftstheorie,* Band I. Mannheim, 813.
B. Smith, (1987), „Austrian Origins of Logical Positivism", in: Gower (1987), 35—68.
F. Stadler, (1979), „Aspekte des gesellschaftlichen Hintergrunds und Standorts des Wiener Kreises am Beispiel der Universität Wien", in: H. Berghel et al. (Hrsg.), (1979), *Wittgenstein, der Wiener Kreis und der kritische Rationalismus (= Akten des 3. Internationalen Wittgenstein-Symposiums.* Wien, 41—59.
Ders. (1982), *Vom Positivismus zur „wissenschaftlichen Weltauffassung".* Wien.
H. A. Strauss/W. Röder (Hrsg.), (1983), *International Biograph. Dictionary of Central European Emigrees 1933—1945.* Bd. 2: *The Arts. Sciences, and Literature.* München etc.
Ch. Thiel, (1984), „Folgender Emigration deutscher und österreichischer Wissenschaftstheoretiker und Logiker zwischen 1933 und 1945“, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 7* (1984), 227—256.
B. Wolters, (1985), „The First Man who almost wholly understands me: Carnap, Dingler and Conventionalism“, in: Rescher (1985).

REINHARDT GROSSMANN

Gustav Bergmann

Ich habe Gustav Bergmann im Herbst 1952 in Iowa City kennengelernt. Das ist nun zwar über fünfunddreißig Jahres her, aber ich erinnere mich noch gut an unsere erste Begegnung.

Damals studierte ich an der Pädagogischen Hochschule in Berlin und hatte ein Fulbright Scholarship in Psychologie gewonnen. Man schickte mich an die Universität von Iowa, die für experimentelle Psychologie berühmt war. Ich meldete mich am nächsten Morgen in der Psychologie-Abteilung an, und ein junger „Assistant Professor" namens McAllister begrüßte mich auf amerikanische Art, herzlichst und ungezwungen: „Ach, Sie sind der Student aus Deutschland. Wir haben schon alles für Sie arrangiert. Aber Sie müssen zuerst einmal Professor Bergmann kennenlernen. Der ist auch aus Deutschland (!) und hat sein Büro gleich hier um die Ecke im selben Gebäude." Er nahm mich in Schlepp, und wir standen nach ein paar Schritten vor der offenen Tür, wie das in den Staaten so üblich ist, von Bergmanns Büro. Bergmann saß am Schreibtisch und las ein Buch, Papier und Bleistift bei der Hand. Wir wurden vorgestellt, McAllister zog sich zurück, und ich nahm Platz. Ich war der erste junge Deutsche, den Bergmann seit dem Krieg zu sehen bekommen hatte, und es war offensichtlich, daß er sehr zurückhaltend war, aber auch neugierig, was die Nazis mit ihrem Erziehungssystem zustande gebracht hatten. Wir unterhielten uns für eine halbe Stunde in Englisch. Bergmann wollte wissen, was mein Vater während des Krieges gemacht hatte, wo ich zur Schule gegangen war, was ich studieren wollte, und warum ich an Philosophie interessiert sei. Als ich ihm erzählte, daß ich schon in der Oberschule an der Philosophie des „Wiener Kreises" interessiert gewesen war und daß ich einige Artikel von Carnap, Feigl, Hempel und anderen gelesen hatte, taute er sichtlich auf. Er hatte sich davon überzeugt, nicht nur, daß ich kein verkappter Nazi war, sondern auch, daß ich guten Geschmack in der Philosophie hatte. Plötzlich sprach er deutsch, und das Gesprächsthema wandelte sich. Für die nächste halbe Stunde gab er mir Ratschläge über das Leben in den Staaten, die Atmosphäre an der Universität und wie man sich amerikanischen Mädchen nähert. Wie er mir später einmal gestand, hatte ihn unser Gespräch überzeugt, „daß das gute Deutschland nicht verschwunden war".

Ich glaube, daß er daran nie ernstlich gezweifelt hat, obwohl er guten Grund gehabt hätte. Wie so viele andere, mußte Bergmann 1938 Österreich verlassen, er hatte sich im Sommer um ein Immigrationsvisum für die Vereinigten Staaten beworben, und ein guter Freund von ihm, Dr. Walter Mayer, hatte für ihn gebürgt. Dr. Mayer lebte seit 1934 in den Staaten und war Professor an der Universität von Princeton. In der Bürgschaft hieß es, daß Dr. Mayer ein Wocheneinkommen von 85 Dollar hatte, über ein Bankkonto von 1435 Dollar verfügte und in einer Vierzimmerwohnung lebte. Bergmann wurde von der Israelitischen Kultusgemeinde am 9. August 1938 in Wien bescheinigt, daß er Volljude war, und so hatte das Wehrmeldeamt in Wien gegen seine Auswanderung keine Bedenken. Er fuhr von Wien nach Den Haag, wo er von Otto Neurath empfangen wurde. Neurath gab Bergmann eine für damalige Verhältnisse beachtliche Menge Geld für die Überfahrt nach den Staaten und die ersten Wochen in New York City. Bergmann schrieb in einem Brief an mich, daß Neurath eindringlich gesagt hatte: „Das Geld ist kein Geschenk; es ist ein Honorarium für eine Memoire, die Sie mir über Ihre Eindrücke vom Wiener Kreis schicken werden." Bergmann kam dem Befehl Neuraths nach. In seinem Nachlaß befinden sich zwölf engbeschriebene Seiten, die er nach seinem Tode veröffentlicht haben wollte und die in diesem Band im folgenden abgedruckt sind.

In New York angekommen, verdiente sich der Doktor der Mathematik und Doktor der Jurisprudenz als Aktuar und Buchhalter bei der Firma S. h. und Lee Wolfe sein Geld. Bergmann erkundigte sich bei der Universität des Staates New York, wie viele Semester man ihm für diese beiden Würden anrechnen könnte, falls er Buchhaltung studieren wollte.

Man schrieb ihm, daß seine österreichische Laufbahn ihn zur Anrechnung von vier Jahren „Highschool“ und zwei Jahren „Liberal Arts College" berechtige. Zum Glück kam es nicht dazu, daß Bergmann Buchhalter wurde. Im März 1939 erhielt er eine Anstellung an der Universität von Iowa, in Iowa City, wo er bis zu seinem Tode vor wenigen Monaten lebte.

Die Anstellung an der Universität von Iowa war durch Herbert Feigl zustande gekommen. Feigl war ein alter Freund von Bergmann aus der Zeit des „Wiener Kreises“. Er war schon Anfang der dreißiger Jahre ausgewandert und hatte seitdem an der Universität von Iowa gelehrt. Er brachte Bergmann mit dem Psychologen Kurt Lewin in Verbindung, der auch an der Universität von Iowa beschäftigt war. Lewin suchte zu jener Zeit einen Mitarbeiter mit einer besonderen Kombination von Interessen. Er wollte jemanden, der nicht nur Interesse an der Psychologie hatte, sondern auch mathematisch geschult war, denn er hatte die Idee, topologische Methoden in der theoretischen Psychologie anzuwenden. Bergmann schien wie geschaffen für diese Rolle.

Tausende von Intellektuellen trafen um jene Zeit in den Vereinigten Staaten ein und suchten Beschäftigung an den Universitäten und Hochschulen. Die Rockefeller Foundation, überwältigt von Hilfsanträgen, richtete ein „Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars“ ein, das über eine bestimmte Geldsumme verfügte. Die Bedingungen für Hilfeleistung waren einfach. Falls sich eine Universität bereit erklärte, einen Flüchtling anzustellen, bekam er 1800 Dollar für das erste Jahr, danach mußte man für sich selber sorgen. Die Universität von Iowa, auf Empfehlung von Lewin, stellte Bergmann unter dieser Bedingung ein. Am 15. März 1939 wurde Bergmann also „Research Assistant in the Child Welfare Department" der Universität von Iowa.

Aber zuerst arbeitete Bergmann für Lewin an der Harvard Universität, wo Lewin das Frühjahrssemester verbrachte; und dann folgte er ihm nach Berkeley, wo Lewin im Sommersemester unterrichtete. Schließlich, im Herbst, kam Bergmann in Iowa City an und lehrte dort bis zu seiner Pensionierung. Im Juni des Jahres war er schnell für drei Tage auf der Reise von Harvard nach Berkeley nach Iowa City gekommen und hatte bei der Gelegenheit eine junge Dame kennengelernt, die an ihrem Doktorat arbeitete und im Child Welfare Department angestellt war. Sie hieß Leola Nelson. Vier Jahre später, 1943, heiratete er Leola.

In den Jahren nach Bergmanns Ankunft erlebte die kleine Philosophie-Abteilung der Universität von Iowa eine ihrer größten Blütezeiten. Feigl übersiedelte bald an die Universität von Minnesota, aber Wilfrid Sellars war ein Jahr vor Bergmann nach Iowa gekommen; und außerdem war Everett Hall Mitglied der Philosophie-Abteilung. Für kurze Zeit gab es also in der Mitte der endlosen gelben Maisfelder von Iowa eine kleine Gruppe von Philosophen, die später, zum Teil durch ihre vielen Studenten, großen Einfluß auf die Philosophie in den Staaten ausüben sollten. Man ist versucht, sie den „Iowa Kreis“ zu nennen.

Ich habe Bergmann zum letzten Mal im April 1986 in Iowa City gesehen. Wie immer, empfing er mich und meine Frau mit ausgestreckten Armen und einem ansteckenden Lächeln. Es war mir klar, daß sein Gedächtnis und seine Konzentrationsfähigkeit nachgelassen hatten, obwohl er so scharfsinnig wie immer sein konnte. Ein paar Monate später stellte sich heraus, daß er an der Alzheimer Kranheit litt. Unsere Freundschaft währte mehr als 34 Jahre, und genauso wie Neurath, Mayer und Feigl einst dem Flüchtling halfen, in den Vereinigten Staaten Fuß zu fassen, so habe ich es Bergmann zu verdanken, daß ich in die Staaten auswandern konnte und dort Philosoph wurde.

1962 lehrte Bergmann ein Jahr in Schweden. Von dort schrieb er in einem Brief an seinen ehemaligen Studenten und guten Freund Edwin Allaire von einer Begegnung mit einer deutschen Kollegin:

Wir haben Besuch (in Lund)... eine „gute Deutsche“, feste Anti-Nazi seit langem... Ich war der erste Jude, den sie persönlich kennengelernt hat, es war ein großes Problem für sie... es ist klar, nicht wahr, daß es schwerer ist für einen anständigen Deutschen. Deutscher zu sein, als für einen überlebenden Juden... So, als ich sah, wer sie war. ging ich ihr natürlich mit ausgestreckter Hand und offenem Herzen entgegen.

Zehn Jahre lagen zwischen Bergmanns erster, sehr zurückhaltender Begegnung mit einem jungen Deutschen und der ersten herzlichen Begrüßung dieses Deutschen durch einen überlebenden Juden.

GUSTAV BERGMANN

Erinnerungen an den Wiener Kreis
Brief an Otto Neurath

Sehr geehrter Herr Doktor Neurath!

Ihrer Aufforderung, die Eindrücke, die ich im „Wiener Kreis" empfangen habe, und einige persönliche Erinnerungen aus der Zeit meiner Teilnahme an den Donnerstagabenden in der Boltzmanngasse für Sie niederzuschreiben, komme ich gerne nach. Wenn ich für diese Aufzeichnungen die Briefform wähle, so geschieht dies vor allem, um ihren subjektiv-anekdotischen Charakter zu betonen. Wollen Sie auch bitte bedenken, daß sich der persönliche Zusammenhang zwischen den meisten Mitgliedern des Zirkels und mir in den letzten Jahren sehr gelockert hat und daß ich infolge meiner Tätigkeit in dieser Zeit auch sachlich in all den Einzelfragen. die die Wissenschaftler unserer Richtung beschäftigen, keineswegs „up to date" hin. Mag sein, daß diese Entwicklung dem Ablauf des Sedimentationsprozesses, dessen Ergebnis man eine „ Weltanschauung", eine „philosophische Haltung" nennt, bei mir eher förderlich gewesen ist, und in diesem Sinne möchte ich nach wie vor gerne als ein Mitglied des „ Wiener Kreises" gelten. Einigermaßen zuverlässige Protokolle über Gegenstand und Ablauf der Diskussionen kann ich Ihnen jedoch heute nicht mehr liefern, sondern bestenfalls ein Bild der Stimmung unter den jüngeren Mitgliedern des Zirkels und vielleicht einige wissenssoziologische und historische Bemerkungen zu seiner Geschichte.

An den Sitzungen in der Boltzmanngasse habe ich durch etwa fünf Jahre, von 1927 bis 1931, teilgenommen, in den ersten Jahren sehr regelmäßig, in den letzten Jahren mit gewissen Unterbrechungen. Seit 1932 bin ich den Sitzungen gänzlich fern geblieben, und was ich seither durch einige persönliche Freunde über die Vorgänge im Zirkel und seine Entwicklung erfahren habe, kann kaum als hinreichende Grundlage für einen Bericht angesehen werden. Trotzdem möchte ich in diesem Zusammenhänge noch einiges vorbringen:

Zunächst: Wenn ich nicht ausdrücklich darauf hinweise, daß dem nicht so ist. spreche ich hier immer nur von dem, was geographisch *und* personell *der „ Wiener Kreis" gewesen ist, also von dem Kollektiv, dessen Sitzungen zuerst einige Jahre in der Privatwohnung Schlicks und dann in der Boltzmanngasse stattfanden. Ich werde daher auch von Männern, die für das. was man* sachlich *den „Wiener Kreis" nennt, so viel bedeuten wie Philipp Frank und von Mises, nichts berichten können. Das Kollektiv Boltzmanngasse hatte aber, wie ich glaube, 1927/28 seinen Höhepunkt bereits erreicht, hielt sich dann noch einige Jahre in Schwung und zeigte 1931/32 bereits deutliche Spaltungs- und. in deren Gefolge, Verfallserscheinungen. Die Vertreter einer konsequent physikalistischen Wissenschaftstheorie, des „logischen Aufbaus der Welt" und der damit verbundenen radikalrationalen Allgemeinhaltung, hatten nämlich mit dem Abgang Carnaps die Persönlichkeit, die geeignet gewesen wäre, den Mittelpunkt eines akademischen Colloquiums zu bilden, verloren: die Wittgensteinschen Esoteriker aber, unter deren Einfluß Schlick selbst immer mehr geriet, sahen in ihrer Abneigung gegen das „Zerreden" und gegen die Diskussionen mit Leuten, denen der „Blick für das Wesentliche, die nötige Intuition", abging, den Zerfall des alten Kreises, dessen traditioneller Grundhaltung sie selbst sich immer mehr entfremdet hatten, nicht ungern. Dies ist übrigens keineswegs eine bloße Vermutung, sondern durch wiederholte Äußerungen, die Waismann über seine eigene und Schlicks Einstellung zum Zirkel in dieser Zeit gemacht hat. belegt.*

Um 1930 hatte jedenfalls Waismann noch fast zwei Winter hindurch (der Zirkel hielt sich an die akademische Einteilung des Jahres) die Thesen Wittgensteins mit großer Eindringlichkeit und einem Einsatz, der bisher im Zirkel nicht üblich war, auseinandergesetzt; eine kritische Diskussion aber, wie sie den Gepflogenheiten der Gesellschaft entsprach, stieß auf eine gewisse Abneigung. Schlick selbst, der persönliche Mittelpunkt des Zirkels, in dem Waismann bis dahin nicht so sehr hervorgetreten war. ist ihm darin, wenn auch in sehr verbindlicher Form, gefolgt. So wurden die Zusammenkünfte seltener, und man schien in Verlegenheit, geeignete Diskussionsthemen, die früher stets reichlich zugeflossen waren, zu

finden. Später hat sich dann, soviel ich weiß, die Gruppe durch neue Leute ergänzt, ist aber immer mehr unter den Einfluß Wittgensteins bzw. seines Schülers Waismann, der gleichzeitig am Rande des akademischen Betriebes ein ziemlich ausgebreitetes Kurswesen zu organisieren begann, geraten. Das hatte aber wohl kaum mehr etwas mit dem,, Wiener Kreis" zu tun. weder im Sinne der Schulbezeichnung noch mit der Gruppe, von der ich Ihnen hier berichten soll. Hingegen hat nach dem Tode Schlicks Zilsel, der in der Boltzmanngasse nur ein sehr seltener Gast war. regelmäßig in seiner Wohnung eine Gesellschaft um sich versammelt und soll sich bemüht haben, die Tradition der klassischen Zeit des Zirkels fortzusetzen. An diesen Zusammenkünften habe ich nicht teilgenommen.

Außer den Donnerstagabenden gab es zu meiner Zeit, besonders während der Universitätensferien zu Weihnachten und Ostern, wo Frank und Mises regelmäßig nach Wien kamen, Kaffeehauszusammenkünfte in kleinerem Kreise, denen der eine und andere von uns Jüngeren als Zuhörer zugezogen wurde. Auch solchen Abenden habe ich mitunter beigewohnt. ebenso wie gelegentlich einer privaten Diskussion zwischen Carnap und Waismann. Was ich sonst an direkter Information besitze, verdanke ich einem jahrelangen, zeitweise ziemlich intensiven Verkehr mit Waismann, der trotz einer späteren Entfremdung, die in demselben Maß, in dem Waismann seine gegenwärtige Haltung annahm, wuchs, erst nach der Gedenkrede, die er nach Schlicks Tod in der Wiener Philosophischen Gesellschaft hielt, vollständig abbrach.

Erlauben Sie mir hier eine klarstellende Bemerkung. Wenn Sie bereits den Eindruck gewonnen haben sollten, daß in diesen Aufzeichnungen einer Art Polemik gegen die Wittgensteinsche Schule ein zu breiter Raum eingeräumt wird, so ist das nur mit zwei Einschränkungen richtig. Erstens: (in historischer *Hinsicht) das große Ereignis im Kreise während der Zeit meiner Teilnahme an den Sitzungen war eben gerade die Auseinandersetzung mit Wittgenstein, und ich muß Ihnen also vor allem davon berichten. Zweitens: (in* sachlicher *Hinsicht), soweit ich die Wittgensteinschen Thesen kenne und verstehe und soweit ich, der seit geraumer Zeit in einiger Distanz von den Dingen lebt, mir darüber überhaupt ein Urteil bilden kann, glaube ich. daß sehr viel von den Wittgensteinschen Ideen richtig ist oder doch auf Wesentliches hinweist. Damit Sie nun überprüfen können, wie weit meine Anmerkungen für Sie überhaupt von Belang sind, will ich zunächst einmal eine knappe Formulierung dessen versuchen, was mir als die nicht ganz leicht zu fassende Grundthese der Wittgensteinschen Philosophie erscheint. Das hätte etwa zu lauten:*

Die Sprache, die als solche die Welt wiederspiegelt, und deren Struktur wir daher ausschließlich zu studieren haben, wenn wir uns über philosophisch-methodologische, das heißt also richtig „sprachlogische" Fragen klar werden wollen, ist doch wieder von solcher Beschaffenheit, daß in ihren „logischen Raum" der Komplex der die tatsächlich vorliegenden Sachverhalte wiedergebenden Sätze eingebettet ist wie etwa ein mechanisches Modell in das Newtonsche Raum-Zeitschema. Nur an den virtuellen Verschiebungen, die an diesem Modell in seinem logischen Raum vorgenommen werden können, an der Aus- und Absonderung des zutreffenderweise über „Wirkliches" Ausgesagten gegenüber dem „Sagbar-Möglichen", „zeigt sich"[III], was wir von der Struktur der Sprache, der Natur der logischen Operationen überhaupt erfassen können.

Ihnen in dieser Formulierung das Wörtchen „wirklich" mißfällt, so will ich Ihnen noch Schlimmeres nicht verschweigen. Wo jetzt die beiden Worte „Struktur" und „Natur" stehen, hatte ich in meinem Konzept „Wesen" und habe diesen Ausdruck erst nachträglich durch die beiden anderen, die Ihnen vielleicht doch etwas weniger anstößig klingen, ersetzt. Sie sehen also, es handelt sich hier nicht etwa um Symptome meiner eigenen Haeresie, sondern eher um Ansatzpunkte meiner Kritik. Trotzdem aber und obwohl ich noch nie auf einen Atomsatz gestoßen bin und auch zu der A uffassung neige, daß man über die Sprache sehr wohl reden kann, fühle ich mich zu dem Bausch- und Bogenurteil „Metaphysik und Reaktion", das Sie, sehr

---

[III] *In einer Weise, deren Legitimität mir nie ganz klar wurde, wird dort behauptet, daß jede Operation und Klassifikation im Bereich der gewonnenen Sätze und Zeichensysteme (Zahlen) der eigentlichen Bedeutung der Sprache nicht gerecht wird.*

geehrter Herr Doktor, prima facie — und sehr zum Entsetzen auch klarblickender Männer wie Hahn, die jedoch die Zurückhaltung des „neutralen" Wissenschaftlers nicht gerne aufgaben, — im Zirkel selbst gefällt haben, nicht befugt sind, soweit der Erkenntnisgehalt dieser Theorien in Frage steht, also qua „Metaphysik". Qua „Reaktion" jedoch, pflichte ich Ihnen heute als Berichterstatter mit soziologischen und geistesgeschichtlichen Nebengedanken ohne jede Einschränkung bei und zur Begründung dieses Urteiles vor allem glaube ich Ihnen Material liefern zu können. Daß es sich aber bei allem solchen Material lediglich um eine soziale Indikation handeln kann, die die intern-sachliche Kritik nie ersetzt, wissen Sie so gut wie ich. Die Korrelation zwischen Metaphysik und Reaktion ist eben, soweit sie besteht, selbst nur ein historisches Faktum und nie ein wissenschaftliches Argument. Erlauben Sie mir aber bitte zur Verfolgung dieser geistesgeschichtlichen Linie in unserem Falle noch eine Anmerkung:

So wie wir uns daran gewöhnt haben, als das ideologische Kriterium der Reaktion gegenüber fortschrittlicheren Haltungen ein Mehr an Metaphysik, das heißt eine archaisch-primitivere Form der Metaphysik bzw. die Preisgabe empiristisch-realitätsangepaßter Denkweise zugunsten der metaphysischen Regression in einem früheren Stadium der Analyse, anzusehen, so habe ich es gelernt, in dem Bereich allgemeiner wissenschaftstheoretischer Bemühungen, die man hergebrachterweise Erkenntnistheorie nennt, Metaphysik und jede Art von Seinsphilosophie geradezu gleichzusetzen. Wo aber das Wesen der Dinge sein Unwesen trieb, ist gewöhnlich die Wesensschau, die Intuition, nicht fern. Und nun stehen wir vor folgender Situation: An der reaktionären Haltung einer Philosophie, die unseren konsequenten Physikalismus als „flachen Aufkläricht" bezeichnet, die „seichte Weisheit des 19. Jahrhunderts" und soweit sie etwa in Ordnung sein mag, als „schulmeisterlichen Kram", an der reaktionären Haltung einer Philosophie also, für deren Vertreter Hamsun und Kierkegaard die Schildträger ihrer ästhetischen und moralischen Werte sind und die sozial eine eindeutig großbürgerlich-aristokratische Stellung beziehen (Typus: „Tief unter ihm in wesenlosem Scheine..."), ist nicht zu zweifeln. Andererseits aber wird es uns keineswegs so bequem gemacht, daß von simpler Rückkehr zu einer Ontologie und einem Intuitionismus alten Stiles die Rede sein könnte. Versagt also mein so erfreulich simples Schema: Reaktion-Metaphysik-Ontologie? Wenn aber nicht, wo *steckt dann zumindest das ideengeschichtliche Analogon, das heißt die Ansatzpunkte für die Stimmungen und Werte, die als Beweggrund und Ziel hinter der Ontologie und dem Intuitionismus alter Schule standen? Darf ich Sie bitten, die Formulierung, die ich oben von der Wittgensteinschen Grundthese zu geben versucht habe, einmal darauf durchzulesen? Das Wörtchen „ wirklich" habe ich an seiner Stelle bereits unter Gänsefüßchen gesetzt, und* was man früher erschaut hatte, das zeigt sich jetzt. *Ich wiederhole noch einmal: Ich zeige lediglich die Punkte auf* wo, *wie ich glaube, die ontologischen und intuitionistischen „Stimmungen" und Gefühlswerte ihren homologen Ausdruck gefunden haben, und ich treibe mit dieser Feststellung nur Wissenssoziologie und nicht Erkenntnistheorie.*

Eingeführt in den Zirkel wurde ich durch Waismann. dem ich. gleich vielen anderen jüngeren Gästen des Zirkels, viel Anregung und Belehrung verdanke. Kennen gelernt habe ich Waismann, als ich noch Gymnasiast war, als Hörer der mathematisch-philosophischen Vorlesungen, die er am „Wiener Volksheim" hielt, und ich bin damals auch in persönlichen Verkehr mit ihm getreten. Ich erwähne das deshalb, weil die Tatsache, daß Waismann und Zilsel durch viele Jahre überaus erfolgreiche Lehrer an dieser zwar parteimäßig neutralen, aber damals eindeutig links orientierten Volkshochschule gewesen sind, für das gesellschaftliche Milieu, aus dem. auf anderer Ebene, auch die Wiener Schule hervorgegangen ist. recht bezeichnend ist. Während aber der Sozialdemokrat Zilsel die politische Komponente seines Weltbildes, wenn auch in geeigneter Form und mit angemessener Zurückhaltung, dort stets zur Geltung brachte, hat Waismann schon damals mit einer gewissen Geflissentlichkeit seine politische Uninteressiertheit betont, ja sogar den sozialwissenschaftlichen Gegenständen als solchen gegenüber eine mißtrauische Zurückhaltung bewahrt. Den marxistischen Einfluß, unter dem ein Teil seiner Hörer in diesem Kreis naturgemäß stand, hat er vollends mißbilligt. Ich erinnere mich zum Beispiel daran, daß er einem Versuch, die Diskussion des Zusammenhanges zwischen Kants Erkenntnistheorie und den Postulaten der praktischen Vernunft ins Historisch-Soziologische zu verbreitern, mit einer entschiedenen Warnung vor solcher Betrachtungsweise entgegengetreten ist. In diesem Zusammenhang habe ich von ihm zuerst die in der Wittgensteinschen Zeit so beliebten Ausdrücke „flach" und „seicht" gehört. In

seinem eigentlichen philosophischen Unterricht und in den Vorlesungen über die Grundlagen der Mathematik, aus denen wohl sein späteres Buch über den gleichen Gegenstand hervorgegangen ist, war allerdings von seiner späteren, bewußt aristokratischen, diskussions- und letzten Endes ratiofeindlichen Haltung noch nichts zu merken. Er vertrat konsequent anti- metaphysisch-physikalistische Auffassungen und führte seine Hörer an Gegenständen wie der Analyse des Raumproblems und den Grundlagen der Mengenlehre in einer naturwissenschaftlich-mathematischen Atmosphäre in die Theorie der wissenschaftlichen Begriffsbildung und Analyse ein. Die Grundhaltung gegenüber den metaphysischen Restbeständen war polemisch, die Aufdeckung verwirrungstiftender Aquivokationen. die Entlarvung vermeintlicher Sätze als sinnlos war das erwartete Ergebnis, die Vermittlung einer Einstellung, wie sie etwa von Schlick damals in seinen Vorlesungen und in seiner „Erkenntnistheorie" vertreten wurde, war das Ziel.

Ich hätte diesen Kursen hier keinen so breiten Raum gewidmet, wenn ich nicht im Zirkel selbst, wenn auch naturgemäß auf der Höhe akademischer Spezialisierung, dieselbe Stimmung wiedergefunden hätte, als ich als Student der Mathematik im fünften oder sechsten Semester eingeladen wurde, an den Sitzungen teilzunehmen. Ich traf dort nicht nur eine Anzahl älterer Studenten und junger Doktoren der exakten Wissenschaften wieder, sondern auch meine Lehrer Hans Hahn und Karl Menger und Sie, sehr geehrter Herr Doktor, der mir bereits aus der Studentenbewegung bekannt war. Der hierdurch bei den Jungen Studenten hervorgerufene Eindruck der ideologischen Einheit und der tatsächlichen Kooperation zwischen den verschiedenen Exponenten einer fortschrittlichen wissenschaftlichen Wellauffassung hat nicht wenig zu dem inneren Anteil beigetragen, mit dem wir Jungen den Verhandlungen folgten, und ist vielleicht überhaupt für die Stimmung des fortschrittlicheren Teiles der Wiener Studentenschaft zur Zeit der demokratischen Republik in Österreich charakteristisch.

Innerhalb der akademischen Jugend umfaßte diese „fortschrittliche" Gruppe zumindest auch einen Teil der jüngeren Schüler Kelsens und der psychoanalytisch Interessierten. Freilich war sie im Ganzen nicht allzu zahlreich und. was besonders in Wien nicht weiter verwunderlich ist, ihrer Herkunft nach überwiegend jüdisch. Wenn aber noch bis zum Zusammenbruch im Jahre 1938 ein verhältnismäßig großer Teil der Wiener Intelligenz den „ Wiener Kreis" als die für sich repräsentative Philosophie ansah, so hat dazu neben dem „Verein Ernst Mach" und geschickten Popularisatoren wie Zilsel nicht zuletzt der im Laufe der Jahre etwas fluktuierende studentische Bestandteil des Boltzmanngassenzirkels — meist junge Mathematiker und Physiker, die etwas weniger als die Hälfte der Zuhörer auszumachen pflegten —, das Seine dazu beigetragen.

Der genetische Zusammenhang des Kreises mit der modernen Entwicklung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Denkens im Gegensatz zur philologisch-historischen Philosophie der alten Schule, die Tradition Ernst Machs wurde von Schlick in der klassischen Zeit des Zirkels stets gerne betont. Der Mathematiker Hans Hahn und dessen Schüler Menger gehörten ja auch zum innersten Kern des Boltzmanngassenkollektivs, Mathematiker und Physiker wie Frank und von Mises, selbst aus dem Wiener Milieu hervorgegangene Schüler von Mach und Boltzmann, zu den literarischen Führern der Richtung. Dem entsprach es auch, daß vor allem junge Mathematiker und Physiker gerne gesehene Gäste des Zirkels waren. Auf den wissenschaftlichen Kontakt mit den übrigen Vertretern der Philosophie in Wien legte Schlick damals wenig Wert. Man nahm diesen Gruppen gegenüber vielmehr bewußt die Haltung einer „linken" Opposition ein. und wenn man sich auch als Wissenschaftler zu einem besonderen Aktivismus nicht gedrängt sah und politischen Bindungen gegenüber gerne die kritische Freiheit der liberal-radikalen Intelligenz, der man ja nach Herkunft und schichtmäßig auch tatsächlich angehörte, in Anspruch nahm, fühlte man sich doch als Mitkämpfer in einer breiten Front des Fortschritts und war sich, soweit man überhaupt zu historischer Betrachtung neigte, des geistesgeschichtlichen Zusammenhanges mit jeder Aufklärung wohl bewußt. Wie es sich für richtige Aufklärer gehört, war man übrigens eher ahistorisch gestimmt und legte auf solche Selbsteingliederung nicht allzu großen Wert.

Politisch war man also neutral, de facto waren jedoch die jüngeren Mitglieder überwiegend Linke und dies zu einer Zeit, wo diese Bezeichnung noch einen konkreteren Inhalt hatte als in der kurzen ständischen Periode der österreichischen Republik, wo jeder noch so vage und

kompromißbereite Wille, den kulturellen Zusammenhang mit Westeuropa aufrechtzuerhalten, bereits als links galt. Hier muß nun wieder gesagt werden, daß der spätere Kreis ganz anderer Art war. Seine Mitglieder, darunter in zunehmender Zahl Damen und wissenschaftliche Amateure, gehörten ihrer Herkunft und Mentalität nach überwiegend der Schicht an. die in Österreich der stets etwas kümmerliche Repräsentant der „upper middle class*" gewesen ist: von der ursprünglich radikal-rationalen Haltung war nichts übrig geblieben als eine verschwommene Sympathie mit dem Westen: an Stelle der Mathematiker und Physiker und der fernbleibenden Mitglieder des älteren Kreises traten in zunehmender Zahl die Schüler von Herrn und Frau Bühler. In der klassischen Zeit bestand aus dieser Gruppe lediglich mit Herrn Brunswik ein gewisser Kontakt.*

Gomperz sprach während der Zeit, über die ich zu berichten habe, bloß ein einziges Mal im Zirkel, und der Verlauf der Diskussion ermutigte nicht gerade zu weiteren Versuchen in dieser Richtung. Hingegen bestand auch organisatorisch durch den „Verein Ernst Mach" ein nicht allzu lockerer Zusammenhang mit dem theoretischen Physiker Thirring, dessen saubere Haltung in erkenntnistheoretischen und allgemeinen Fragen ihm viel Sympathie im Zirkel erwarb. Gelegentlich lud Schlick auch gerne einen Thirringschüler ein. um ihn im Zirkel zum Beispiel über die damals neuen Ansätze der Quantentheorie, die von allgemeinerem wissenschaftstheoretischem Interesse waren, berichten zu lassen.

Vertreter abweichender Anschauungen unter den ständigen Teilnehmern waren eigentlich nur die beiden vor der Phänomenologie herkommenden Besucher, der Soziologe und Methodologe Felix Kaufmann und der Mittelschullehrer Neumann. Die Teilnahme Kaufmanns war zweifellos, schon wegen seines umfassenden Wissens, seines Scharfsinnes und seiner Gewandtheit in der Diskussion ein Gewinn. Trotzdem hat Schlick, wenn von dieser Seite her das Wort ergriffen wurde, in der klassischen Zeit manchmal eine gewisse Ungeduld gezeigt und mitunter die Diskussion geradezu unterbrochen. Umso interessanter ist es, daß, als die Wittgensteinschen Ideen in den Vordergrund traten, die phänomenologische Gruppe an Boden gewann und manches von dem nunmehr Vorgebrachten als altes Lehrgut ihrer Schule wiederzuerkennen glaubte. Von Schlick und Waismann wurde dies allerdings abgelehnt, obwohl Waismann damals in privatem Kreise bereits die Lektüre von Husserl empfahl, bei dem viel Wesentliches vorgefühlt sei. Auch die Kritik setzte übrigens von dieser Seite an, einmal fragte Hahn im Zirkel Waismann geradezu, wodurch er sich denn noch von einem Phänomenologen unterscheide.

Die Gesellschaft, die sich zwei- bis dreimal im Monat an Donnerstagabenden in einem Saal des neuen Physikalischen Institutes in der Boltzmanngasse. wo *auch die Bibliothek des Philosophischen Seminares untergebracht war, traf, zählte im Durchschnitt etwa 20 Personen. Von den jüngeren Teilnehmern möchte ich nur Gödel namentlich erwähnen. Daneben gab es häufig auch ausländische Gäste, ältere Studenten und jüngere Gelehrte, die nach Wien gekommen waren, um einige Zeit bei Schlick zu arbeiten. Entsprechend der Bedeutung angelsächsischer Wissenschaftler für die Entwicklung der wissenschaftlichen Philosophie waren es meist Engländer und Amerikaner. Eine persönliche Erinnerung bewahre ich bloß an den Finnen Kaila, eine sympathisch-ernste und schweigsame Erscheinung. Hier ist vielleicht auch die Stelle, der sehr ausgeprägten Neigung Schlicks für den angelsächsischen Kulturkreis Erwähnung zu tun. In Kalifornien, wohin er einige Male als Gastprofessor berufen wurde, soll er sich besonders wohl gefühlt haben, und er sprach davon immer mit großer Wärme. Manchmal, wenn im Zirkel Formulierungen metaphysischer Philosophen in kritischer Weise zur Sprache kamen, schüttelte Schlick den Kopf, besann sich ein wenig und sagte: „Kann man das auf Englisch überhaupt ausdrücken?" und dann, nach einer weiteren kurzen Schweigepause lächelnd: „Ich glaube, es geht wirklich nicht!"*

Schlick sprach im Zirkel eigentlich selten und auch dann meist wenig und in der ihm eigenen stockenden, etwas zögernden Art. die. wie ich glaube, auch seine Wirkung auf die breite Masse der Studenten sehr beeinträchtigt hat. Er selbst hat übrigens die Vorlesungs- und Prüfungsarbeit eher als Last empfunden und sich mitunter über die Interessen- und Verständnislosigkeit der Studenten beklagt. Gegen Ende des längeren Wintersemesters fühlte er sich ziemlich müde und freute sich sehr auf die regelmäßige Osterreise in den italienischen Frühling. Im persönlichen Umgang war er ganz unförmlich, freundlich und von natürlichem Wohlwollen, aber doch auch wieder recht zurückhaltend. Sein Humor war gelegentlich nicht ohne Schärfe. In der Regel aber ging er. soweit ich es beobachten konnte, aus einer mehr passiven Haltung nicht heraus.

Außerhalb des Zirkels bin ich in einen persönlichen Kontakt mit ihm kaum getreten, und ich glaube, dasselbe gilt von den meisten Mitgliedern des Kreises. Doch haben wir ihn alle sehr geliebt und bewahren von seiner überaus anziehenden Persönlichkeit eine leuchtende Erinnerung.

Die Führung der Diskussion lag, besonders wenn es sich um spezielle Fragen handelte, bei Carnap und Hahn. Zusammen mit Ihnen waren die beiden die Triarier im Kampfe für die Reinhaltung und konsequente Durchbildung der Anschauungen der Schule, für die es so schwer war, einen Namen zu finden, weil sich gegen jede der zur Verfügung stehenden, ungefähr zutreffenden Bezeichnungen, wie „Positivismus". „Empirismus" und dergleichen, wegen der damit verbundenen historischen Assoziationen Bedenken erhoben, sodaß man sich schließlich nur auf die von Ihnen vorgeschlagene, sachlich indifferente Bezeichnung „ Wiener Kreis" einigen konnte, die sich dann auch tatsächlich in der Literatur durchgesetzt hat. Die Diskussion, die dieser Namensgebung voranging und die sich zumindest zum Teil im Zirkel abgespielt hat. war übrigens auch in anderer Hinsicht nicht uninteressant. Schlick und Waismann zeigten nämlich bei dieser Gelegenheit ein anscheinend sehr tiefsitzendes Mißtrauen gegen alles Schulmäßige, Ablehnung jeder „Abstempelung und Etikettierung" und vor allem jedes Versuches einer Wirkung in die Breite. An sich ist das in vernünftigen Grenzen gewiß ein vertretbarer und besonders in der nachliberalen Zeit gerade von bedeutenden Wissenschaftlern so häufig eingenommener Standpunkt. daß aus ihm kaum andere Schlüsse gezogen werden können, als eben auf die typische Stellung und Einstellung der Wissenschaft in dieser Epoche überhaupt. Sie haben jedoch in diesem Fall — und wie die spätere Entwicklung zeigte, mit Recht — darin bereits ein Symptom der wenig später tatsächlich angenommenen, ausgesprochen geistesaristokratisch-esoterischen, weit über den Rahmen der liberalen „Neutralität" hinausgehenden Haltung erkannt und, ein stets bereiter Rufer im Streit, mit viel Temperament bekämpft. Ihnen und Carnap war solche individualistische Zurückhaltung jedenfalls fremd, und Sie beide waren, zumindest in Wien, wohl die einzigen beiden Kräfte, die hinter allen organisatorischen Veranstaltungen wie der Herausgabe der Schriftenreihe, der Abhaltung des ersten Kongresses, standen. Es mag auch nicht ganz leicht gewesen sein, Schlick zur Mitarbeit am „Verein Ernst Mach", Ihrer Lieblingsschöpfung, die gleichzeitig als organisatorisches Zentrum für die Richtung und eine Art Volkshochschule gedacht war. zu gewinnen. Ich glaube jedenfalls, daß für den Entschluß Schlicks, diese Institution zu patronisieren. seine persönliche Großzügigkeit und die aus ihr erfließende Bereitwilligkeit, etwas, das möglicherweise doch von Nutzen sein könnte, zu unterstützen, ausschlaggebender war als wirkliches Interesse. Aber auch für viele andere Mitglieder des Kreises hatte die Aussicht, sich mit den Obmännern von Freidenkerorganisationen und Monistenführern an einen philosophischen Tisch zu setzen, wenig Verlockendes. Auch die Stimmung der Jugend im Zirkel war dem „ Verein Ernst Mach" nicht sehr günstig, und ich gestehe Ihnen, daß ich heute noch für diese Zurückhaltung ein gewisses Verständnis habe. Nur scheint es mir eben als Pflicht auch der „Persönlichkeit", in einem solchen Fall die kulturpolitische Situation in grundsätzlich aktivistischer Einstellung durchzudenken und bei entsprechendem Ergebnis persönliche Velleitäten zurückstellen. Der Ungleichheit der persönlichen Kapazitäten und Niveaus ist Rechnung zu tragen wie jeder anderen Gegebenheit: eine Philosophie aber, die bei den natürlich gegebenen und den historisch bedingten Ungleichheiten mit einer gewissen Vorliebe verweilt, ist antihumanistisch und reaktionär.

Für Carnaps nüchterne Sachlichkeit, die unerschütterliche logische Folgerichtigkeit seines Wesens und die ihm eigene Grundhaltung eines „rationalen Optimismus", die der Diskussion im Zirkel das Rückrat gab. wenn Sie die Farbe beitrugen, war all das unproblematisch. Nicht ganz so einfach mag die psychologische Situation bei Hahn gelegen haben. Als Vorsitzender der Wiener Vereinigung sozialistischer Hochschullehrer und schon früher hatte er politisch eindeutig Stellung bezogen und auch menschlich hat er die Achtung seiner Schüler verdient. Wärme ist wenig von ihm ausgegangen. Sein Denken war von einem mitunter erkältenden Abstraktis- mus. seine persönlich gehemmte, etwas umständlich professorale Art merkwürdig stilisiert. Meiner Neigung zur soziologischen Kategorisierung erscheint er rückblickend immer mehr als der idealtypische Vertreter neutraler Wissenschaft der liberalen Ara. den die Konsequenz seines eigenen Denkens und der Frondegeist der unverfälschten bürgerlichen Tradition über seine eigene psychische und soziale Realität hinausgeführt hat. Sehr gut fügt sich in dieses Bild sein merkwürdig starrsinniges Interesse für den Spiritismus. Ich konnte das billige Bild von einer „Flucht in die vierte Dimension" nie unterdrücken. Und in der Tat traf sich Hahn auf dem Par-

kett der spiritistischen Salons mit der großen Welt. den Damen der altösterreichischen Aristokratie. Der meisterhaft klare Mathematiker, der scharfsinnige Vertreter unserer Philosophie, der sozialistische Universitätsprofessor — und tischrückende Gräfinnen, ein einprägsames Bild aus dem Österreich zwischen 1918 und 1938! Thirrings Interesse für den Spiritismus war ganz anderer Art. Er hatte sich davon überzeugt, daß die Überprüfung der sogenannten metapsychischen Phänomene durch auch mit äußerer Autorität bekleidete Gelehrte immerhin angezeigt sein mochte und daraufhin die obenerwähnte aktivistische Entscheidung getroffen.

Für Hahn aber war der Spiritismus offenkundig Herzenssache. Für uns junge Leute aus dem Zirkel war es jedenfalls ein eindrucksvoller Kontrast, die beiden Männer, Hahn und Thirring, nacheinander am Vortragspult einer wissenschaftlichen Vereinigung, die diesem Thema einige Abende eingeräumt hatte, zu sehen und zu hören.

Nach dem Abgang Carnaps und mit dem steigenden Einfluß der Wittgensteinschen Ideen ging die Führung in der Diskussion immer mehr auf Waismann über. Schlick hat auch in dieser Zeit nur sparsam in die Debatte eingegriffen. In der vorwittgensteinschen Zeit waren die wichtigsten Diskussionsthemen, soweit ich mich erinnere, die Brouwerschen Ideen und die Hilbertsche Mathematik. Fragen aus der Russellschen Typentheorie, der stets das besondere Interesse Hahns galt, die Begriffsabbildungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung und Referate Carnaps über seine jeweiligen Arbeiten. Oft aber verlief die Diskussion durch mehrere Abende hindurch ziemlich allgemein und ohne festes Programm, meist dann, wenn von dem Gesichtspunkt eines speziellen Problems her grundsätzliche Fragen, wie das sogenannte Realitätsproblem, der einheitliche Charakter aller wissenschaftlichen Sätze, die Kausalität, das Problem des Fremdpsychischen und methodologische Fragen. Dinge, über die die Anschauungen des Kreises bereits weitgehend geklärt waren, neuerlich zur Erörterung kamen. Sie können sich denken, daß diese Abende für uns junge Mathematiker und Physiker nicht die uninteressantesten waren. Bei solchen Anlässen wurden wohl auch Fragen der sogenannten „Geisteswissenschaften" besprochen und die grundsätzliche Einstellung des Kreises zur Problematik und Methodologie dieser Disziplinen skizziert. Bei einer Aufzählung der Teilnehmer will ich übrigens auch Kraft nicht unerwähnt lassen, neben Kaufmann der einzige Vertreter der sogenannten Geisteswissenschaften im Kreise. Er war einer der regelmäßigsten Besucher der Donnerstagabende, hat aber fast nie das Wort ergriffen.

An Buchreferate und gemeinsame Lektüre, die vor meiner Zeit die Regel gewesen sein sollen, erinnere ich mich fast nicht. Man war eben, als ich in den Zirkel eintrat, über dieses Stadium bereits hinausgelangt, die communis opinio war gebildet, die Buchreihe im Erscheinen begriffen, und man war dessen sicher, daß die Arbeiten der einzelnen Forscher den Rahmen der gemeinsamen Anschauungen aufs glücklichste ausfüllen würden. An der literarischen Verfolgung anderer Richtungen aber war man — eine oft getadelte Eigenheit der Richtung —, nicht allzu interessiert. Da aber von Buchreferaten die Rede ist, will ich doch eine recht bezeichnende Allotria nicht unerwähnt lassen — eine gemeinsame Lesung einiger Seiten aus Heideggers Abhandlung „ Vom Tode". Es mag übrigens sein, daß dies in einer Vor- oder Nachsitzung gewesen ist. die Heiterkeit, die die Versuche, die gestellte Aufgabe der Transkription des Textes in eine wissenschaftliche Sprache zu lösen, hervorriefen, war jedenfalls stürmisch und allgemein.

Überhaupt waren Ton und Stimmung trotz ernstester Sachlichkeit ungezwungen und, entsprechend der allen gemeinsamen weltanschaulichen Grundhaltung entschlossener und rücksichtsloser Kritik und Analyse, nicht ohne Heiterkeit und Frische. Wenn, was nicht häufig der Fall war, Wert und Entscheidungsfragen zur Sprache kamen, wurden sie mit ruhiger Gelassenheit als solche bezeichnet und bald wieder zurückgestellt. Das darf nun freilich nicht dahin ausgelegt werden, daß ihre einschneidende und unmittelbare Bedeutung für den einzelnen und die Gesellschaft verkannt oder unterschätzt worden wäre. Das gemeinsame Interesse des Kreises und der Akzent innerhalb desselben lag aber vor allem auf der richtigen Kennzeichnung solcher Fragen als außerwissenschaftlich und der klaren Abgrenzung der (in einem vernünftigen Sinn „objektiven") Wissenschaft. Man befand sich eben in einer glücklichen Mittellage, halbwegs zwischen dem für die liberale Periode so charakteristischen Bedürfnis nach wissenschaftlicher Begründung auch des Unbegründbaren und der damit Hand in Hand gehenden Überschätzung der Wissenschaft einerseits und der so ungerechtfertigten Verachtung und Unterschätzung des wissenschaftlichen Denkens und der Ratio überhaupt, die mit der gegenwärtigen Verfinsterung der Welt um sich greift, andererseits. Wenn Hahn in einem solchen seltenen Rundgespräch über „Gott und Welt" aus seiner Reserve herausgehend einmal sagte: „Wenn wir jetzt das Fenster

öffneten und den Mann auf der Straße zuhören ließen, kämen wir alle miteinander entweder ins Irrenhaus oder ins Gefängnis", so charakterisiert das diese Kipplage neutraler Wissenschaft recht gut. Daß aber in dieser Atmosphäre die leicht ästhetisierende, ja bisweilen fast religiös gesteigerte Stimmung und der Personenkult der späteren Zeit nicht gedeihen konnten, liegt auf der Hand. Ich werde übrigens am Ende auf diese Dinge in einer etwas allgemeineren Weise noch zurückkommen.

Mein Bericht wäre nicht vollständig, wenn ich nun nicht noch versuchen würde, neben dem Sein des Kreises auch sein Bewußtsein und zwar, meiner Aufgabe entsprechend, auch dies von der subjektiv-anekdotischen Seite her. zu schildern. Ich muß also jetzt von dem sprechen, was man mit einem vielleicht allzu gewichtigen Terminus die Legendenbildung des Zirkels nennen könnte. Für diese Aufgabe bietet gerade die Sicht von unten, die wir Jüngeren hatten, die richtige Perspektive. Der Wahrheitsgehalt, die Größe des tatsächlichen Kernes dieser „Legende", ist in dem Zusammenhang kaum von Bedeutung, umso weniger, als ja die Nachprüfung kaum auf Schwierigkeiten stoßen dürfte. Ich unterscheide also nicht, was wahr und was erfunden oder doch stilisiert ist (das ist die Aufgabe des Biographen), sondern vielmehr, was über die Personen typischerweise gesagt, wie sie gesehen wurden (das ist die A ufgabe des Soziologen) — Soziologie im Klatsch und zur Soziologie des Klatsches!

Ich hoffe bereits deutlich gemacht zu haben, daß die ursprüngliche Atmosphäre des Zirkels jedem Genie- und Personenkult abhold war. Trotzdem standen zumindest wir Jüngeren sehr stark unter dem Eindruck der Persönlichkeit Schlicks, und das gilt übrigens ebenso für Wais- mann. eine sehr suggestible Natur. Er wechselte später bloß von der freundlichen Faszination Schlicks zu der ungleich stärkeren, alles andere verlöschenden Wittgensteins, wurde vom Schüler zum selbstvergessenen Jünger. Feigl, solange er in Wien war, war gleichfalls ein regelmäßiger Besucher des Zirkels, nannte ihn um dieser Wandlung willen einmal einen „Terrassenmenschen". Ich selbst will hier von Waismann nicht reden, nicht nur deshalb, weil mir der persönliche Abstand hiezu fehlt, sondern auch weil das Buch, an dem er seit Jahren arbeitet und in dem er die Summe der Wittgensteinschen Philosophie niederzulegen hofft, noch nicht erschienen ist. Soviel aber darf wohl gesagt werden, daß die rückhaltlose Hingebung, mit der Waismann sich seit Jahr und Tag in den Dienst des Mannes und des Werkes Wittgenstein gestellt hat, auch auf den kritischsten Beobachter nicht ohne Eindruck bleiben kann.

Nun aber zu meiner Aufgabe, der Skizzierung der „Idealbilder" von Schlick und Wittgenstein, die im Kreise, oder doch zumindest bei den Jüngeren, in Geltung standen. Man braucht die beiden nur nebeneinander zu halten, um den Wandel, von dem ich Ihnen zu berichten habe, in Gestalten, wie es eben dem Wesen der Legende entspricht, vor Augen zu haben. Damit ergibt sich aber auch eine natürliche Gliederung dieser Aufzeichnungen selbst. Sie beginnen mit einem sozusagen historischen Bericht, in dessen Mittelpunkt die Wandlung des Schlickzirkels zu einer Pflegestätte der Philosophie Wittgensteins steht, veranschaulichen dann die Bedeutung dieses Vorganges durch Gegenüberstellung der „Idealbider" der beiden dominierenden Persönlichkeiten und schließen mit dem Versuch einer wissenssoziologischen Kategorisierung des Tatbestandes.

Wie erschien uns also Schlick selbst? Vor allem: Unprofessoral, weltmännisch, englischer Gentleman, keineswegs aber als Originalgenie und auch nicht etwa in einem bewußten Gegensatz zum Gelehrtentum, sondern vielmehr als der neue, nachstrebenswerte Typus des Gelehrten, von den Schranken des Spezialistentums ebenso frei wie von der menschlichen Kümmerlichkeit der Witzblattfigur, in der die bürgerliche Zeit die offizielle Verehrung der Wissenschaft abreagiert hatte. Dazu dann sehr wohl passend die aristokratisch-frondistische Familienlegende: Gatte einer vornehmen Angelsächsin, er selbst dem böhmischen Grafengeschlecht gleichen Namens entstammend, doch jenem Zweige, der nach der Schlacht am Weißen Berge Rang und Besitz verlor und flüchtend im bürgerlichen Dunkel des protestantischen Nordens untergetaucht sei. Noch der Vater, im Verwaltungsdienst zu hohem Ansehen gelangt, habe um seiner radikal-bürgerlichen Gesinnung willen die ihm im Wilhelminischen Deutschland angebotene neuerliche Standeserhöhung abgelehnt.

Man wird diesem Idealbild beziehungsreiche Anschaulichkeit kaum ab sprechen können. Was Wittgenstein betrifft, zunächst eine tatsächliche Feststellung: Außer Schlick. Waismann und — wie man hörte — mit wenig Glück Carnap hat ihn von den „Zünftigen" kaum jemand erblickt. Die Vorstellung, daß er auf einem Kongreß oder im Zirkel erscheinen oder gar an einer Diskussion teilnehmen könnte, war fast Blasphemie. Auf dem ersten Kongress 1929 in

Prag hat deshalb der Mathematiker Toeplitz nicht ohne einen Unterton ernster Kritik dieser Absonderlichkeit, gefragt, ob sich hinter dem „Mythos Wittgenstein" überhaupt ein wirklicher Mensch verberge. Immerhin aber soll er in Schlicks Wohnung im allerengsten Kreise mit zur Wand gekehrtem Gesicht bisweilen aus Hamsun vorgelesen haben.

Und nun das zu seiner Zeit im Zirkel kursierende Idealporträt: Ausgeprägtes Originalgenie vom Typus Religionsstifter, Gelehrtenfeind und Gelehrtenverächter. Sohn einer industriellen Magnatenfamilie der österreichischen Monarchie, habe er es abgelehnt, an dem unverdienten Reichtum teilzuhaben, nehme nur gelegentlich Unterstützungen von seiner Familie an und habe ein „Handwerk" gelernt, nämlich Architektur („Ich bin kein Philosoph, wenn ich etwas bin, dann bin ich Architekt. ") Aus Cambridge — das wird ja übrigens auch von Russell erwähnt — sei er plötzlich verschwunden, habe sich in die Einsamkeit einer nordischen Schäreninsel zurückgezogen und dann lange Zeit in einem abgelegenen Alpendorf gehaust. Gegenwärtig lebe er meist in zwei kleinen Zimmerchen im Dienerhaus der grandseigneuralen Familienbesitzung in einem der schönsten Vororte Wiens, und während nach seinen Plänen in der Stadt für seine Familie ein schloßähnlicher Bau errichtet werde, verharre er selbst in fast klösterlicher Strenge und Abgeschiedenheit, bereite sich seine einfachen Mahlzeiten meist selbst und entziehe sich nach Möglichkeit jedem menschlichen Umgang. Bekomme ihn aber einer der Auserwählten zu Gesicht, so sei der Eindruck seiner Persönlichkeit unvergleichlich. Im Gespräch sei er von aphoristischer Kürze, sparsam mit Worten, leicht ungeduldig und wohl auch mitunter heftig, wenn er nicht dem erwarteten Verständnis begegne. Allmählich aber sei es Waismann gelungen, das Sprachrohr des Meisters zu werden. Mit ihm unterrede er sich ausführlich und, wenn auch in großen Abständen, regelmäßig; von ihm erwartete man daher auch, daß er als Mittler die Lehre interpretiere und systemisiere.

Ich muß gestehen, mir erscheint dieses Idealporträt von so außerordentlicher Eindringlichkeit und idealtypischer Vollendung, daß ich mich bemüßigt sehe, hinzuzufügen, daß ich an dieser Stelle eben deshalb meine Erinnerung besonders streng und kritisch geprüft habe. Dafür, daß das etwa um 1931 die authentische Gestalt des Mythos gewesen ist — allerdings aber auch nur dafür —, verbürge ich mich ausdrücklich.

Erlauben Sie mir nun zum Schluß noch die Skizzierung der etwas allgemeineren Gedankengänge, zu deren Anwendungsfall mir die Geschichte unseres Zirkels im Niederschreiben geworden ist. Vermutlich habe ich die erste Anregung zu diesen Ideen sogar Ihnen selbst zu verdanken. Erinnern Sie sich noch daran, daß Sie einmal im Zirkel unsere Richtung mit der nominalistischen Schule der Spätscholastik verglichen haben und deren Formalismus für die Auflösung des mittelalterlichen Weltbildes, in dessen Rahmen diese Schule doch wieder verblieb, dieselbe Funktion zuschrieben, wie unserer gleichfalls formalisierten, sorgfältig auf Selbstkritik und Selbstabgrenzung bedachten Wissenschaft. Ausgangspunkt des Gespräches war, wenn ich nicht irre, die Bemerkung, daß der Deutsche Karl Schmitt die von soviel (wenn auch unserer Meinung nach nicht von aller) Metaphysik und sonstigen Mißverständnissen befreite Rechtslehre Kelsens dazu gebraucht habe, die so sauber herausgearbeitete reine Form mit einem ganz anderen Inhalt zu erfüllen, als der Weltanschauung und Zielsetzung des Demokraten Kelsen entsprochen hätte. Aberdaß man dies immer, in wirklich theoretisch sauberer Weise, aber gerade dann tun kann, wenn die Wissenschaft ihre Grenzen selbst erkannt hat. ist fast banal, und daß in einer solchen Zeit Theorie und Praxis der Propaganda zu in säkularem Bereich bis nun nicht erreichter Blüte und Bedeutung gelangen, ist nicht weiter verwunderlich. Weniger banal ist aber vielleicht die Vermutung, daß es sich bei diesem Umschlag um eine wissenssoziologisch typische Erscheinung handelt. Dafür, ob sich das bei der Scholastik in gleicher Weise durchdenken läßt, muß ich mangels der nötigen Kenntnisse die Verantwortung Ihnen überlassen. Ich will jedoch versuchen, aus den mir besser bekannten modernen Entwicklungen den Mechanismus zu abstrahieren. Voraussetzen und deshalb vorausschicken muß ich nur noch eine Hypothese: Der Wissenschaftsbetrieb einer Zeit als soziale Institution, die Wissenschaft selbst als soziales Phänomen ist wertmäßig an ihre Zeit gebunden und in diesem Sinn keineswegs frei und objektiv, wenn auch in einer sehr komplizierten Weise, — im Gebiet der sogenannten Geisteswissenschaften wahrscheinlich sogar inhaltlich determiniert. (Trotzdem besteht aber eine sehr weitgehende interne Eigengesetzlichkeit innerhalb der ideengeschichtlichen Entwicklungen, und das Studium der so entstehenden Wechselwirkungen ist der eigentliche, so außerordentlich reizvolle Gegenstand der Wissenssoziologie.)

Stimmt man dem einmal zu. dann kann man formulieren: Der oberste Wert, an dem sich die Wissenschaft der liberalen Epoche auszurichten hatte, war die Idee der individuellen Freiheit, der Objektivität und der Neutralität. Ist aber erst einmal Freiheit und Objektivität der oberste Wert für *die Wissenschaft, dann liegt der Weg zur Entdeckung der Wertfreiheit* der *Wissenschaft überhaupt inhaltlich und psychologisch offen. Sind aber die Wissenschaftler einmal soweit gekommen, dann können sie den ihnen von der Gesellschaft am Beginn des Prozesses erteilten Auftrag, Führer und Begründer einer inhaltlichen Freiheit, einer politisch gemeinten Objektivität und Neutralität zu sein, nicht mehr erfüllen. Das hat nun eine doppelte Konsequenz. Erstens: Der Prozeß kann erst dann in sein Endstadium treten, wenn in der inzwischen gleichfalls verhandelten Gesellschaft neue Kräfte wirksam geworden sind, die alten Werte ihre soziale Geltung und Bedeutung bereits verloren haben und damit die Wissenschaft so weit an den Rand des sozialen Spannungsfeldes gedrängt ist. daß sie eben deshalb — gleichsam im leeren Raum schwebend („ Wenn wir jetzt das Fenster öffneten und den Mann auf der Straße zuhören ließen, kämen wir alle entweder ins Irrenhaus oder ins Gefängnis“) — einen historischen Augenblick lang wirklich frei ist. In diesem Stadium erreicht sie dann, von den Schwergewichten, die ihr sonst anhaften, befreit, mit ihrer formalen Vollendung auch das Höchstmaß kritischer Durchschlagskraft* Zweitens: Es liegt in der Natur der Dinge, daß sie nicht allzu lange in dieser Kipplage verharren können. Während aber im Gesellschaftlichen der Bruch offen in Erscheinung tritt und die alten Tafeln brutal zertrümmert werden, ist der Ablauf in der Front der geistigen Entwicklung (nicht so in ihren Hinterwäldern!) wesentlich feiner. Der auf die Spitze getriebene Kritizismus, der durchschaute Formalismus wird in die ihm zukommende untergeordnete Stellung verwiesen, man eignet sich zwar manches vom Tagwerk der Kärrner an, „der Akzent aber verschiebt sich" vom Sachverhalt auf die von der großen Persönlichkeit erschaute Bedeutung. Berufen ist, wer „hinter den Dingen die Geste fühlt, mit der sie über sich selbst hinausweisenMit eben diesen Worten aber wurde einmal von berufenster Seite die Bedeutung Wittgensteins gegenüber dem Weltbild des ursprünglichen „ Wiener Kreises" abgegrenzt. Und ich glaube auch in der Tat. daß sich in dem Zeitraum, über den ich Ihnen aus eigener Anschauung berichten sollte, dieser typische Umschlag im „ Wiener Kreis“ bzw. die endgültige Abspaltung einer zumindest wissenssoziologisch deutlich abgehobenen Richtung vollzogen hat.*

———

** So gesehen gehören die bedeutsamen wissenschaftlichen Richtungen, die bis nun in Wien ein gemeinsames Ausstrahlungszentrum hatten: Psychoanalyse, die Philosophie des Wiener Kreises und die Kelsensche Rechts- und Staatslehre, wirklich zusammen und bestimmen die spezifische geistige Atmosphäre des untergegangenen Österreich ebenso wie im künstlerischen Bereich die Dichter Broch, Canetti und Musil.*

Gustav Bergmann (4. Mai 1906—21. April 1987)

RUDOLF HALLER

Ludwig Wittgenstein und Friedrich Waismann

Österreichs bekannteste Philosophenschule in diesem Jahrhundert, der Kreis der Mathematiker, Physiker, Ökonomen und Philosophen um Moritz Schlick, ist auf Vorschlag der dynamischsten Figur in ihm — nämlich auf den Vorschlag Otto Neuraths hin — der „Wiener Kreis" genannt worden. Als seine eigentlichen Mitglieder, von denen auch Veröffentlichungen vorlagen, zählt die Programmschrift[1] von 1929 die folgenden auf: Gustav Bergmann, Rudolf Carnap, Herbert Feigl, Philipp Frank, Kurt Gödel, Hans Hahn, Victor Kraft, Karl Menger, Marcel Natkin, Otto Neurath, Olga Hahn-Neurath, Theodor Radaković, Moritz Schlick und Friedrich Waismann. Als führende Vertreter der wissenschaftlichen Weltauffassung, die diese „am wirkungsvollsten in der Öffentlichkeit vertreten und auch den stärksten Einfluß auf den Wiener Kreis ausüben", werden in dem Manifest Einstein, Russell und Wittgenstein genannt.

Wittgenstein, Österreichs bedeutendster Philosoph, der bis 1926 in Niederösterreich als Volksschullehrer gewirkt hatte, war nie Mitglied dieses Kreises und ist nur in den letzten beiden Jahren vor der Veröffentlichung der Programmschrift auf Ersuchen Schlicks mit einigen wenigen Mitgliedern des Kreises in persönlichen Kontakt getreten, unter ihnen, außer mit Schlick selbst, mit Carnap, Feigl, Feigls späterer Frau Maria Kaspar und Waismann.

Hier kann ich nun weder der meist einseitig präsentierten Geschichte des „Wiener Kreises" noch jenen Verwicklungen nachgehen, die sich aus Wittgensteins Beziehungen zu ihm und im besonderen zu Schlick und Waismann ergaben.[2] Denn soviel ist klar: Durch die Gespräche, die seit 1929 auf die beiden Mitglieder Schlick und Waismann eingeschränkt wurden, hat Wittgenstein auf die weitere Entwicklung des logischen Empirismus gewirkt, aber am nachhaltigsten hat er Waismann beeinflußt. Dessen Buch *Kritik der Philosophie durch die Logik* — wie der ursprüngliche Titel lautete — sollte „eine Darstellung der Gedanken Wittgensteins"[3] enthalten und wurde mit einer Vorrede von Schlick bereits im Jahre 1928 in den Verlagsprospekten der *Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung* sowie im ersten Band der *Erkenntnis* angekündigt.

Wittgensteins enge Zusammenarbeit mit Waismann, über die B. McGuinness und G. Baker am besten informieren, brach nach der Ermordung Schlicks schon aus dem Grunde endgültig ab, daß Wittgenstein keinen weiteren Kontakt mit Waismann pflegen wollte. Wittgenstein hatte sich ziemlich verletzt und empört gezeigt, daß Waismann in einem Aufsatz über Identität,[4] der Wittgensteins Gedanken verarbeitete und durchdachte, nur in einer belanglosen Anmerkung von „wertvollen Anregungen" durch Gespräche mit Herrn Ludwig Wittgenstein Mitteilung machte. Mit anderen Worten, so wie Wittgenstein 1932 allen weiteren Verkehr mit Carnap abgebrochen hatte und ihn des Plagiats wesentlicher Ideen beschuldigte, so traf der Bannstrahl des genialen, leidenschaftlichen und schwierigen Denkers nun den ihm am meisten ergebenen und fähigsten Interpreten: Waismann.

Diese Skizze der Vorgeschichte ist nötig, um zu verstehen, warum die beiden Philosophen, die sich 1938 in Cambridge zwar wiederfinden, aber nicht mehr miteinander verkehren, hier gemeinsam abgehandelt werden. Das Schicksal der Emigranten ist wie der Lebensweg der Menschen sonst von den persönlichen Bedingungen, die zu den sozio-politischen hinzutreten, mitbestimmt.[5]

Wittgenstein, der reiche Erbe eines Riesen vermögens, hatte 1919 auf dieses Erbe verzichtet und blieb — auch nach seiner Rückkehr nach Cambridge — immer darauf bedacht, daß er aus den Quellen *seiner* Arbeit oder durch das Entgegenkommen seiner Freunde sein Leben bestreiten konnte.

Von 1929 an erhält Wittgenstein in Cambridge zunächst ein Forschungsstipendium des Trinity College für fünf Jahre, und auch danach werden seine Vorlesungen dort bezahlt. Alle Ferien verbringt er bei seiner Familie in Österreich, meist auf dem Familienlandsitz auf der

Hochreith, sonst in Wien im Palais in der Alleegasse. In den Jahren 1935 bis 1937 überlegt er ernsthaft den Plan, sich in der Sowjetunion niederzulassen, zusammen mit seinem Freund Francis Skinner. Es ist die gleiche Zeit, in der auch der Plan auftaucht, Medizin zu studieren und als Psychiater zu arbeiten. Ja, auch nach einer Reise durch Rußland 1935, wo man ihm in Kasachstan sogar eine Professur angeboten hatte, schreibt er zwei Jahre später noch seinem langjährigen Freund, dem ehemaligen Loos-Schüler und Mitarchitekten des Hauses in der Kundmanngasse, Paul Engelmann: „Fahre vielleicht nach Rußland. Gott weiß, was aus mir werden wird.“[6]

Tatsächlich verläßt Ludwig Wittgenstein im August 1936 England, um in dem in seinem Besitz verbliebenen Blockhaus in Skolden (Norwegen), mit Unterbrechungen in Wien (Dezember 1936, Mai 1937) und Cambridge (Jänner und Juni bis August 1937), zunächst am sogenannten *Brownbook* und dann am ersten Entwurf der *Philosophischen Untersuchungen.* dem 1953 posthum erschienenen Hauptwerk der späteren Periode, zu arbeiten. Mitte Dezember 1937 bricht er den Norwegenaufenthalt ab und kehrt — nachdem er die Weihnachtsferien wieder in Wien verbracht hatte — nach Cambridge zurück.[7]

Wittgenstein arbeitet in diesem Jahr an den Problemen der Philosophie der Mathematik wie an den *Philosophischen Untersuchungen,* und hier sollte ich auf einen Umstand aufmerksam machen, der bezeichnend für ihn ist: Er, der schon in seinem Elternhaus Englisch gelernt und vor dem Ersten Weltkrieg nahezu sieben Jahre in Manchester und Cambridge verbracht hatte, schrieb sein Leben lang weiter in der Muttersprache und litt unter der Übersetzung des von ihm Geschriebenen, auch wenn diese von so hervorragenden Denkern wie Russell oder Ramsey stammte. Darum versucht er — es war das Jahr 1938 — zusammen mit Rush Rhees und Yorrik Smithies selbst eine Übersetzung — und scheitert natürlich auch hier. Immer blieb sein Philosophieren mit den Problemen seiner inneren Empfindlichkeit mehr verbunden als von den Weltläuften abhängig.

Die Lösung des Problems, das Du im Leben siehst, ist eine Art zu leben, die das Problemhafte zum Verschwinden bringt.

Daß das Leben problematisch ist. heißt, daß Dein Leben nicht in die Form des Lebens paßt. Du mußt dann Dein Leben verändern, und paßt es in die Form, dann verschwindet das Problematische.[8]

Überlegt man sich die Tatsache, daß Wittgenstein lebenslang weiter deutsch schreibt, so muß man sich die große Kluft zwischen ihm und seiner Umgebung hinzudenken, denn so sehr er den philosophischen wie den persönlichen Umgang mit einigen wenigen Personen in England vielleicht mehr schätzte als einen solchen anderswo, so blieb ihm englisches Universitäts- und Coliegeleben ebenso fremd wie seinerzeit die Bevölkerung in den niederösterreichischen Dörfern um Kirchberg. So hatte er schon 1921 an den in China weilenden Russell geschrieben: *Ich bin noch immer in Trattenbach und bin nach wie vor von Gehässigkeit und Gemeinheit umgeben. Es ist wahr, daß die Menschen im Durchschnitt nirgends sehr viel wert sind; aber hier sind sie viel mehr als anderswo nichtsnutzig und unverantwortlich.*[9]

Nicht weniger einsam und unverstanden fühlte er sich in Cambridge, ja vielleicht — von kurzen Perioden abgesehen, und in der Gegenwart weniger — überall:

„Ich sitze auf dem Leben, wie der schlechte Reiter auf dem Roß. Ich verdanke es nur der Gutmütigkeit des Pferdes, daß ich jetzt gerade nicht abgeworfen werde“, heißt es in den *Vermischten Bemerkungen* um 1939 bis 1940. Wittgenstein, der nicht Zeitung liest und nicht Radio hört, die ungeheure Anstrengung seines Denkens höchstens durch den Besuch von Western-Filmen und das Lesen von amerikanischen Detektivgeschichten abklingen läßt, ist plötzlich geschockt, als er gewahr wird, daß seine Familie in Wien in Gefahr ist, nachdem die Deutschen im März 1938 einmarschiert sind. Er erfährt die Nachricht, als er gerade in Dublin weilt, eilt nach Cambridge und befragt als erstes seinen Freund, den bedeutenden italienischen Nationalökonomen, den Keynes seinerzeit nach Cambridge geholt hatte, Piero Sraffa (1878—1983).[10] Wittgenstein fragt ihn, ob eine Reise nach Österreich möglich sein wird. Und Sraffa, dessen kommunistische Einstellung ihn gegenüber Illusionen nicht blind macht, warnt ihn, jetzt nach dem gerade besetzten Land zu fahren, falls er es aber täte, seine jüdische Herkunft zu bekennen, vorsichtig mit Aussagen über seine finanziellen Verhältnisse

zu sein, und er rät ihm, vor allem bezüglich der Annahme der englischen Nationalität — falls es die einzige wäre, die er annehmen könnte — keine Skrupel zu haben.

Vier Tage später, am 18. März 1938, wendet sich Wittgenstein an seinen Freund Keynes und fragt ihn, was er angesichts der Tatsache, daß er nun nach deutschem Recht deutscher Staatsbürger und „deutscher Jude“ geworden sei, tun könne. Er meint zwar in diesem Brief, daß seine Angehörigen, also zunächst seine Geschwister, weil sie fast alle zurückgezogene und geachtete Leute seien, die stets patriotisch empfunden und sich entsprechend verhalten hätten..., sich zur Zeit wahrscheinlich nicht in *Gefahr* befänden." Aber er ist sich dessen doch nicht sicher, denn wenn seine Angehörigen ihn jetzt brauchten, würde er nach Österreich gehen, andernfalls aber versuchen, eine Stelle an der Universität Cambridge zu bekommen und die englische Staatsbürgerschaft zu erhalten. Der Gedanke hingegen, ein deutscher Staatsbürger zu werden (oder zu *sein),* ist ihm, auch abgesehen von den Folgen, „entsetzlich“ („appalling").[12] Mit Hilfe von Keynes und den Philosophen wird Wittgenstein im Oktober 1938 zum Mitglied der Faculty of Moral Sciences in Cambridge und am 11. Februar als Nachfolger von G. E. Moore zum Professor ernannt. Freilich ist ihm gelungen, in Berlin den alles entscheidenden Bescheid zu erwirken, der besagt, daß die Wittgensteins *nicht* unter den Arier-Paragraphen fallen, weil der Stammvater Hermann Wittgenstein durch „Führeranordnung“ als „deutschblütiger Vorfahre sämtlicher Nachkommen anzusehen“ wäre. Dieser Bescheid stammt aus dem Februar 1940 und geht auf eine angeblich von Hitler angeordnete Weisung des Innenministers zurück.[13]

In der Tat war Wittgenstein, nachdem er englischer Staatsbürger geworden war, mit dem Vermögensverwalter der Wittgensteins, Direktor Groller, nach Berlin und New York gefahren, um die Angelegenheiten der Wittgensteins zu regeln. Nach Berlin jedenfalls mit Erfolg, wobei es an Unterlagen mangelt, wie dieser Erfolg Zustandekommen konnte bei einer, den Nürnberger Gesetzen nach, zu drei Vierteln jüdischen Familie mit noch immer großem, freilich ins Ausland verlagertem Vermögen.

Wittgenstein war 1929 auf vielfache Bitte von Keynes, Ramsey und anderen zurück nach England gegangen. Sein Werk war dort beheimatet, sein Genie anerkannt. Bereits in der Mitte der dreißiger Jahre berichtet Ernest Nagel über die Cambridge Schule des therapeutischen Positivismus. In Österreich, seiner ursprünglichen Heimat, wäre dem Volksschullehrer Wittgenstein mit Sicherheit nicht einmal ein Lehrauftrag an der Universität erlaubt worden, denn hier zählte und zählt oft nur die Laufbahn, die aus mittelmäßigen Köpfen dann Ordinarien werden läßt, wenn die Zeit abgelaufen ist und die Farbe stimmt.

Vielleicht zeigt das Kapitel Waismann deutlicher, was ich meine.

Friedrich Waismann, der Sohn einer Österreicherin und eines russischen Vaters, wie Wittgenstein, Hahn, Frank, Menger, Zilsel und Heinrich Gomperz sowie Karl Popper gebürtiger Wiener, war wohl vierzehn Jahre jünger als sein Mentor Schlick, aber nur sieben Jahre jünger als Wittgenstein. Waismanns große Begabung war Anlaß für Schlick, der keinen Assistenten hatte, ihm die Proseminare der Schlickschen Lehrkanzel zu übertragen und ihm schon 1928 ein Vorwort zu *jenem* Buch zu schreiben, dessen Erscheinen Waismann weder in seiner völlig umgearbeiteten englischen (1965) noch in seiner deutschen Ausgabe (1976) erlebt hat, dem Buch über Wittgensteins Philosophie. Eben dieses Werk, das eine Interpretation des schwierigen *Tractatus logico-philosophicus* enthalten sollte, wurde von den Mitgliedern des Schlick-Zirkels jahrelang dringend erwartet, weil alle der Überzeugung waren, daß niemand besser dazu geeignet wäre als Waismann.

Waismann, eine Gelehrtennatur mit Sinn für Systematik, desgleichen eine pädagogische Begabung, erreichte in Österreich nie eine akademische Position. Baker und McGuinness sagen von ihm, er habe in seiner Jugend einen besonderen Hang zur Verehrung gehabt, einer Verehrung, die zunächst Schlick und dann Wittgenstein zum Gegenstand gehabt hätte. Das ist sicher richtig. Aber diese Meinung unterstreicht zu wenig die Aufgabenstellung, der sich der stellenlose, auf Erwerb angewiesene Philosoph gegenübersah. Er war ja nicht nur von Wittgenstein gefangengenommen, sondern er war ja auch aufgefordert worden, seine Theorie darzustellen. Und in den Sitzungen des Kreises erwartete man, von ihm die neuesten Ansichten Wittgensteins kennenzulernen.

So vertrat er auch auf der zweiten Konferenz über die Erkenntnistheorie der exakten

Wissenschaften in Königsberg im September 1930 neben dem den Logizismus vertretenden Carnap, Heyting, der den Intuitionismus in der mathematischen Grundlagenforschung darlegte, und von Neumann, der den Formalismus präsentierte, „den Standpunkt Wittgensteins als eine vierte Position". Der Herausgeber dieses Referates, Wolfgang Grassi, hat recht deutlich die Eigenständigkeit von Waismann betont.[14] Und das war eigentlich nur nötig, weil der Verdacht der fehlenden Originalität sich darum erhoben hatte, weil Waismann einen großen Teil seiner Energie und die wertvollste Zeit seines Lebens der Aufgabe gewidmet hatte, Wittgenstein zu systematisieren. Genau dieser Aufgabe sah sich Wittgenstein selbst nämlich nicht gewachsen. Noch im 1945 verfaßten Vorwort zu den *Philosophischen Untersuchungen* spricht er von seinen mißglückten Versuchen, die Ergebnisse seiner Arbeit, die alle nur als „kurze Absätze", Bemerkungen, hingeschrieben worden waren, zu einem Ganzen zusammenzufassen und von der endgültigen Einsicht, daß ihm das „nie gelingen würde".

Waismann hingegen hatte, wie gesagt, durchaus dieses synoptische Talent, und man hat bisher nicht die Frage gestellt, was wohl Waismanns Einfluß auf Wittgenstein gewesen sei. Schon aus den Gesprächen mit Wittgenstein, wie auch aus den Protokollen der Diskussionen im „Wiener Kreis", geht hervor, daß Waismann ja nicht nur rezeptiv war, sondern produktiv die Probleme weiter entwickelte, die Wittgenstein erläuterte. Es ist hier freilich nicht der Ort, diese Untersuchung zu führen.

Darum zu den Details. Waismann, der als Folge von Schlicks Berufungsabwehr von 1930 bis 1934 als Bibliothekar des philosophischen Instituts angestellt worden war, verlor mit Erlaß vom 29. Jänner 1936 des Bundesministeriums für Unterricht diese Stelle.[15] Seit dieser Zeit und erst recht nach Schlicks Ermordung war Waismanns Position in Wien gänzlich verunsichert, denn da Hans Hahn im Juli 1934 überraschend gestorben war und der dem „Wiener Kreis" wohlgesinnte Heinrich Gomperz zur gleichen Zeit sein Amt niederlegen mußte und nach Kalifornien emigrierte, blieb so gut wie kein Professor in der Fakultät, der etwas für den Juden Waismann getan hätte oder tun wollte. Zur Ehre von Robert Reininger, dem kantisch eingestellten Metaphysiker der Wirklichkeit in Wien, muß gesagt werden, daß er Waismann das Schlicksche Seminarzimmer für die Fortführung von philosophischen Übungen zur Verfügung stellte, die zwar privater Natur waren, doch „die einzige Grundlage/ seiner/körperlichen Existenz" bildeten.[16]

Der kleine verbleibende Kreis der Schüler von Schlick und ehemaliger Mitglieder des Schlick-Zirkels, wie Kraft und Juhos, fanden zwar noch unter Waismanns Leitung zusammen, aber es war natürlich nur ein Abgesang.

In dem eben erwähnten Brief an Carnap hören wir denn auch bereits, was Waismann auf Rat eines seiner Hörer, des Rechtsanwaltes Leopold Ehrlich, unternehmen will: Er wendet sich an Menger, Woodger, Feigl, Rougier, Stebbing, von Hayek, Bühler, Reininger und Wittgenstein, und in diesem Brief eben an Carnap, sie möchten dem „Academic Assistance Council" (das zu diesem Zeitpunkt bereits „Society for the Protection of Science and Learning" hieß) für ihn Empfehlungsschreiben senden. Popper war auf diese Weise zu seiner Stelle gekommen, so hoffte auch Waismann, entweder durch das Council oder die Carnegie Stiftung der Trostlosigkeit zu entgehen. Wie trostlos die Lage war, zeigt die folgende Stelle im Brief an Carnap: *Meine Frau ist mit dem Kleinen vollauf beschäftigt und kann nicht mehr wie früher etwas zum Haushalt beitragen. Da ihr auch vor drei Jahren ihre Pension eingestellt wurde und wir unsere letzten Reserven aufgezehrt haben, so ist meine Familie einzig und allein auf meinen Verdienst angewiesen. Ich weiß, daß es nur ein besonderer Glücksfall ist. daß wir uns noch dieses Jahr durch die Kurse halten können. Sind diese im Juni zu Ende, so stehen wir buchstäblich vor dem Nichts.* (Ebda.)

Es entzieht sich meiner Kenntnis, wer bei der Aktion Waismann mithalf. Sicher hat der Verzicht Poppers auf die durch den AAC verschaffte Cambridge-Stelle es möglich gemacht: Jedenfalls gelang es ihm, 1937 nach England zu emigrieren, nach Cambridge, wo Wittgenstein gerade im Begriffe stand, in die Fakultät gewählt zu werden. Aber Wittgenstein kam dem Flüchtling, und um einen solchen handelte es sich in bitterster Weise, nicht entgegen. Der Verkehr zwischen den beiden, die noch vor wenigen Jahren ein gemeinsames Buchprojekt beschäftigt hatte und der so fruchtbar für den „Wiener Kreis", ja für die Philosophie überhaupt war, wurde nicht mehr aufgenommen.

So war es für den verbitterten Waismann gewissermaßen eine Erlösung, daß er ab 1939 eine Stelle als Lecturer in Oxford antreten konnte und später dort zum „Reader in the Philosophy of Mathematics“ und in Wissenschaftstheorie avancierte. Freilich blieb er ein traurig-verbitterter Mensch, der sich um seine Ernte gebracht sah. Denn obschon Waismann dem „anderen Flügel“ des „Wiener Kreises“ angehörte, hatte Neurath seine Lage erkannt und sich bei seinem holländischen Verleger dafür verwandt, Waismanns Buch in der deutschen Fassung — die englische sollte gleichzeitig in London bei Kegan Paul erscheinen — zu veröffentlichen. Er lud ihn zu Vorträgen nach Den Haag ein und arrangierte ihm einen weiteren Vortrag in Amsterdam. Als Waismann Neurath von einer gewissen Distanz berichtet, die sich in seinem Werk nun zu Wittgenstein und Schlick ergeben habe, antwortet der junggebliebene Kämpfer für die Einheitswissenschaft, daß er davon nichts in Waismanns Manuskript entdecken könne, erst recht nichts davon, daß Waismann den Einfluß Wittgensteins „für besonders schädlich“ hielte. Und dann fügte Neurath in dem gleichen Brief vom Juni 1939 hinzu:

Im ganzen hat sich der „Wiener Kreis" (mit Carnap, Frank, Hahn und Neurath, verwandt: Morris. Jorgenson usw.) zu einer kooperierenden Gemeinschaft entwickelt, während die Gruppe um Schlick sich wenig daran beteiligte. Das ist ein Faktum. Ich bedauere es. Man bekommt den Eindruck, als ob die Verbundenheit mit Wittgenstein nicht eben dazu beigetragen hat, die wissenschaftliche Kooperation zu fördern."[17]

So unrecht hatte Neurath nicht. Und eine Stelle in einem späteren Brief mit dem ent- gültigen Verlagsvertrag zur Unterschrift zeigt Neurath versöhnlich: Er freut sich, Waismann für seine Sammlung, die Library of Unified Science, gewonnen zu haben, worin auch des nach der Türkei emigrierten Richard von Mises *Kleines Lehrbuch des Positivismus* erschienen ist, und wiederholt: *Die Wittgensteinsche Periode hat Sie (und in gewissem Maße auch Schlick) von unserer gemeinsamen Arbeit entfernt. Hoffen wir, daß der Kontakt sich jetzt wieder herstellt. Es geht ja nicht um gemeinsame Grundsätze im einzelnen, sondern um die Möglichkeit einander fördernder Kooperation.*[18] Die Hoffnung Neuraths konnte sich nicht mehrerfüllen. Und es ist auch nicht einfach zu sagen, inwieweit Waismann von früheren Ansichten abgewichen ist. Es spricht jedoch einiges dafür, daß er seine liberalen politischen Ansichten eher durch die Ereignisse der Zeit bestätigt sah. Und eine gewisse kritische Einstellung der Einheitswissenschaft gegenüber bleibt wohl gleichfalls erhalten.

Vom Positivismus hatte sich Waismann jedenfalls entfernt; einfache Alternativen reizten ihn nicht mehr. *Was die jungen Leute am Positivismus anzieht,* schreibt er in einem der vielen Aphorismen, *ist das Gefühl, daß sie ein Stück Philosophie hernehmen und jedesmal „Unsinn" dazu sagen können. Es verleiht so ein Gefühl von Überlegenheit. Aber in Wirklichkeit ist Unsinn eine höchst seltene Sache und kaum mit Gold aufzuwiegen. Aber nicht laut sagen — was würde denn dann aus dem Positivismus?*

Freilich, der Aphorismen und mitunter lyrische Gedichte[19] schreibende Waismann war zwar gerettet, aber er ist im Grunde verzweifelt und unangepaßt geblieben, England und die Engländer blieben ihm fremd, und nur wenige, zu denen Gilbert Ryle, Sir Isaiah Berlin und Sir Stuart Hampshire gehörten, wußten sein Werk und die Person zu schätzen.

Ich selbst habe Waismann im Frühjahr 1959 kennengelernt und fand einen interessierten, aber abgemüdeten und skeptischen Denker in ihm. Sein einziger Sohn und später seine Frau hatten sich das Leben genommen: man hatte das Gefühl, einen verletzten, ja vielleicht kranken Menschen vor sich zu haben. Waismann ist noch im selben Jahr, 1959, gestorben. Wittgensteins und Waismanns späterer Lebensgang verkörpern — so hoffe ich, klar gemacht zu haben — zwei verschiedene Arten oder Typen von Emigranten. Während Waismanns Schicksal — eng mit dem des „Wiener Kreises“ verkettet — spätestens durch die Ermordung Schlicks, aber in Wirklichkeit schon durch das Verbot des „Vereines Ernst Mach“ 1934 vorgezeichnet war, wurde es durch den Verlust seiner bescheidenen beruflichen Stellung im Jänner 1936 existenzbedrohend. Die unübersehbaren Zeichen der Herrschaft des Nationalsozialismus in Deutschland und dessen Widerschein in Österreich führten zur Emigration. Demgegenüber hatte Wittgenstein schon 1929 seine Arbeit in Österreich mit jener in Cambridge vertauscht, ja war dorthin zurückgekehrt. Wittgenstein hatte Österreich nicht aus Existenznot verlassen, sondern vornehmlich darum, weil er seine Stellung als Volksschullehrer aus privaten Gründen hatte aufgeben müssen, als er seine Arbeit als

Architekt beendet hatte und darum dem Drängen seiner englischen Freunde, nach Cambridge zurückzukehren, nachgeben konnte. Schließlich hatte Wittgenstein ja schon vor dem Ersten Weltkrieg nahezu sechs Jahre in England verbracht, und seine philosophische Arbeit war dort in eingeweihten philosophischen Kreisen wohlbekannt. Daß insbesondere Frank P. Ramsey, einer der begabtesten Philosophen der jüngeren Generation, insistierte, Wittgenstein möge zurückkehren, ist eine Tatsache.

Aber selbst wenn man Wittgensteins Weg zurück nach Cambridge als Emigration aus einem Land ansähe, das ihm die gleichen Möglichkeiten nicht bieten konnte, ließe sich dieser Schritt nicht gut mit jenen Gründen erklären, die fürdie massenweise Abwanderung und den Auszug aus der Heimat jener Abertausender, die in Gefahr des Existenzverlustes waren, anzuführen sind. Doch schließlich wird auch *er,* der sich außerhalb politischer Konstellationen sah und ihnen in seinem Denken keinen Raum zubilligte, von der Gewalt der Fakten zur Entscheidung gezwungen. Und erst in diesem Augenblick beginnt auch für ihn das Schicksal der Emigration bemerkbar und Realität zu werden. Als er seine Staatsbürgerschaft verliert, wird ihm bewußt, daß sein freiwilliger Aufenthalt im Mekka der Philosophie zum Exil geworden ist.

Ein Jahr zuvor hatte Wittgenstein einer Reihe von ihm nahestehenden Personen ein „Geständnis" übergeben, eine Beichte sozusagen, die seine Schuld bekanntmachen und den Freunden die Möglichkeit geben sollte, ihn sozusagen ungeschminkt zu erkennen. Das Geständnis sollte sie davon unterrichten, daß er nicht die Wahrheit über sich mitgeteilt habe, indem er ein wichtiges Faktum seines Lebens, nämlich Jude zu sein, ja jüdischer zu sein, als er scheinen wollte, verschwiegen habe.

Dieses Geständnis aber zeigt auch, wie unter der Oberfläche des assimilierten Großbürgers und im Hintergrund seiner philosophischen Reflexionen über das ethische Dasein und das Unsagbare, das unbewältigte Problem der eigenen jüdischen Existenz aufbricht, wenn die Umwelt oder die politisch-gesellschaftliche Lage seine Verdrängung nicht mehr erlaubt.

Anmerkungen:

1 „Wissenschaftliche Weltauffassung. Der Wiener Kreis." Hrsg. vom Verein Ernst Mach. Wien 1929. Wiederabgedruckt in: Otto Neurath, *Gesammelte philosophische und methodologische Schriften.* Bd. 1 (Hrsg. Rudolf Haller/Heinrich Rutte). Wien 1981, 299—336.

2 Rudolf Haller, „Was Wittgenstein a Neopositivist?", in: *Fundamenta Scientiae* 5, 1984, 271 — 283; dt. in: Rudolf Haller, *Fragen zu Wittgenstein und Aufsätze zur Österreichischen Philosophie.* Amsterdam 1986.

3 Vgl. Verlagsankündigung in „Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung", wo Waismanns Buch als Bd. 1 angekündigt worden war, sowie *Erkenntnis* 1, 1930/31. Ferner siehe die ausgezeichnete Studie vom G. P. Baker, „Verehrung und Verkehrung: Waismann and Wittgenstein", in: Luck- hard (Ed.), *Wittgenstein, Sources and Perspectives,* 1979, 243—285; B. F. McGuinness (Hrsg.), Vorwort in: *Wittgenstein und der Wiener Kreis,* von Friedrich Waismann.

4 Friedrich Waismann, „Über den Begriff der Identität", in: *Erkenntnis* 6, 1936, 56—64.

5 Vgl. die informative und gründliche Studie von Hans-Joachim Dahms, „Vertreibung und Emigration des Wiener Kreises zwischen 1921 und 1940", in: ders. (Hrsg.), *Philosophie, Wissenschaft, Aufklärung. Beiträge zur Geschichte und Wirkung des Wiener Kreises.* Berlin 1985, 307—365.

6 P. Engelmann, *Leiters from Ludwig Wittgenstein.* B. McGuinness (Ed.), Oxford 1967, 58.

7 Siehe die Zeittafel in: M. Nedo/M. Ranchetti (Hrsg.), *Wittgenstein. Sein Leben in Bildern und Fakten.* Frankfurt 1983.

8 Ludwig Wittgenstein, *Vermischte Bemerkungen.* Eine Auswahl aus dem Nachlaß. Hrsg. G. H. von Wright. Frankfurt 1977, 58. (Die Bemerkung stammt aus 1937.)

9 Brief an Russell, in: Ludwig Wittgenstein, *Briefe.* Hrsg. B. F. McGuinness/G. H. Wright. Frankfurt 1980. 23. Oktober 1921, 122.

10 Vgl. Brief von Sraffa an Wittgenstein. Siehe Nedo/Ranchetti, *Wittgenstein.* a.a.O., 386f.

II Ludwig Wittgenstein, *Briefe,* 206.

12 Ebda., 207.

13 Hermine Wittgenstein, *Familienerinnerungen,* sowie den Bescheid der Reichsstelle für Sippenforschung Berlin vom 10. Februar 1940, abgedruck in: Nedo/Ranchetti, *Wittgenstein,* a.a.O., 302.

14 Friedrich Waismann, „Lectures on the Philosophy of Mathematics",ed. W. Grassi. Amsterdam 1982, Introduction.

15 Vgl. Friedrich Stadler, „Aspekte des gesellschaftlichen Hintergrundes und Standortes des Wiener Kreises am Beispiel der Universität Wien", in: H. Berghel et al. (Hrsg.), *Wittgenstein, der Wiener Kreis und der Kritische Rationalismus.* Wien 1979, 58f.

16 Brief an Carnap, 4. März 1937. Ich danke den literarischen Nachlaßverwaltern Waismanns, Sir J. Berlin und Sir St. Hampshire, für die Erlaubnis, das Material benützen zu dürfen. Die Herausgabe von Waismanns Aphorismen in der Buchreihe *Studien zur Österreichischen Philosophie* durch den Autor dieser Studie befindet sich in Vorbereitung.

17 Unveröffentlichter Brief Neuraths an Waismann vom 9. Juni 1939.

18 Unveröffentlichter Brief Neuraths an Waismann vom 4. August 1939.

19 Siehe als ein Beispiel das folgende, die Sehnsucht nach der Heimat ausdrückende unveröffentlichte Gedichte aus dem Jahre 1943:

Wiesen, von Lerchen umträllert dort oben, / von Zwergholz umhegt, mit Enzian durchstickt, / mit Primeln und Eppich dazwischengewoben. / in selige Bläue der Ferne entrückt.
Denkst du noch, wie über sonnigen Moosen / — wie ein Traum aufglänzend aus Waldesdik- kicht — / umsäumt von Blattwerk und Alpenrosen / sich auftat der Gletscher kristallen im Licht? Denkst du des Schneefelds, einsam wie Klage. / des gelbgrünen Himmels durch nebelnden Rauch, / der Sterne, die fremd am blassenden Tage / ein Frösteln brachten vom Weltenhauch?
Dies sind die Bilder, die einsamen Schätze, / gestreut in des Lebens dämmernde Fahrt, / umschlossen von Lächeln, gebrechliche Schätze. / behutsam aus Zeit in die Seele gespart.

Friedrich Waismann

Ludwig Wittgenstein. Zeichnung von Joan Beran, Cambridge (England)

RAINER HEGSELMANN

Alles nur Mißverständnisse? Zur Vertreibung des Logischen Empirismus aus Österreich und Deutschland

Im Jahre 1937 veröffentlichte Max Horkheimer unter dem Titel „Der neueste Angriff auf die Metaphysik“ eine Arbeit, in der er die Philosophie des „Wiener Kreises“ — bekannt auch unter Namen wie „Logischer Empirismus“, „Logischer Positivismus“ oder „Neopositivismus“ — mit äußerster Schärfe attackierte. Horkheimer konzediert zwar noch, daß, ähnlich wie Mach „ein fortschrittlicher Mensch" (Horkheimer 1937, 134) gewesen sei, sich auch „viele Mitglieder des Kreises für freiheitliche Ziele eingesetzt“ (ebda.) hätten; im Anschluß aber behandelt Horkheimer eben dies als einen Fall glücklicher Inkonsequenz. Generell laufe die logisch-empiristische Philosophie auf einen „Verzicht auf Vernunft“ (a. a. O.) hinaus. Indem die philosophische Konzeption als Erkenntnis nur gelten lasse, was auf unmittelbare Erfahrung zurückgeführt werden könne, werde insbesondere die Reflexion über vernünftige Zwecke ausgeschlossen. Ein Denken, das sich an solche Grenzen halte, sei „Dienstmagd für die je geltenden Zwecke der Industriegesellschaft“ (a. a. O., 114), es könne keinem „Wahn entgegentreten, wäre er nur verbreitet genug“ (a.a.O., 123) und biete „so wenig ein Gegenmittel gegen politischen wie gegen spiritistischen Aberglauben“ (a.a.O., 134). *Einzig zum reinen Jenseitsglauben* stehe die Konzeption im Gegensatz (a.a.O., 93). Mit dem Insistieren darauf, daß Erkenntnis an Beobachtung gebunden sei, favorisiere der Wiener Kreis ein Prinzip, das *zu beherzigen... besonders in einer Welt angezeigt* [ist; R. H.], *deren geschmückte Fassade in allen Teilen Einigkeit und Ordnung spiegelt, während in ihrem Inneren der Schrecken wohnt. Alleinherrscher, schlechte Gouverneure kolonialer Provinzen und sadistische Gefängniskommandanten haben sich immer schon Besucher dieser Geistesart gewünscht* (a.a.O., 101).[1] Eine nicht mehr nur passive Beteiligung am allgemeinen Unrecht behauptet Horkheimer, wenn er hinsichtlich der durch Metaphysikabsage motivierten Kritik, die der Logische Empirismus an großen Teilen der philosophischen Tradition übte, schreibt, daß sich hier „ein Verhältnis zum kulturellen Erbe“ ankündige, „das sich praktisch zuweilen bei nationalen Erhebungen und ihren Freudenfeuern zu betätigen pflegt" (a.a.O., 124). Weiterhin bringt Horkheimer die logisch-empiristische Forderung nach sauberen, also präzisen und gehaltvollen Begriffen in einen Zusammenhang mit nationalsozialistischen Säuberungen, wobei er die Irritation, die diese eher „assoziative Ideologiekritik“ bei den so Kritisierten vermutlich auslösen würde, antizipiert und schon vorweg auf deren „barbarisches Verhältnis zur Sprache“ (a.a.O., 129) zurückführt. Insgesamt — so Horkheimer — gründen neuromantische Metaphysik und radikaler Positivismus... *beide in der traurigen Verfassung eines großen Teils des Bürgertums, das die Zuversicht, durch eigene Tüchtigkeit die Verhältnisse zu verbessern, restlos aufgegeben hat und aus Angst vor einer entscheidenden Änderung des Gesellschaftssystems sich willenlos der Herrschaft seiner kapitalkräftigsten Gruppen unterwirft* (a.a.O., 90).[2]

Die gerade referierten Thesen Horkheimers haben Ende der 60er Jahre das Bewußtsein erheblicher Teile der bundesdeutschen und vermutlich auch der österreichischen Studentenschaft bestimmt. Eine Inkompatibilität von neopositivistischem Wissenschaftsverständnis und dem an humanen Zielsetzungen orientierten Einsatz von Wissenschaft und Technik einerseits, eine Komplementarität von empiristischem Wissenschaftsverständnis und inhumaner, autoritärer oder gar faschistischer Gesellschaftsverfassung andererseits, dürften in jenen Jahren an zahlreichen philosophischen oder gesellschaftswissenschaftlichen Fakultäten nahezu omnipräsente Topoi gewesen sein.

Allerdings gab es schon zu jenem Zeitpunkt, als Horkheimers Verdikt über den Logischen Empirismus erschien, eine für seine Sicht des Logischen Empirismus recht eklatante Anomalie: Im Österreich ebenso wie im Deutschland des Jahres 1937 hatten die Vertreter und Anhänger des Logischen Empirismus — anders als man es auf Basis der Thesen Horkheimers hätte vermuten können — gerade keine weltanschaulich-ideologischen Stabsstellen inne. Die meisten hatten emigrieren müssen oder bereiteten ihre Flucht vor.

Selbst bescheidene Stellen hatten sie verloren. Publikationsorgane und Vereinigungen, die sich die logisch-empiristische Bewegung geschaffen hatte, konnten nicht mehrweitergeführt werden oder waren bereits verboten worden. Waren das alles Mißverständnisse gewesen? Hatten die Mitglieder des Wiener Kreises nur nicht richtig erkannt, wie gut ihre Konzeption zu den politischen Verhältnissen Österreichs nach dem Februar 1934 bzw. nach dem März 1938 paßten? Und war die Dollfuß-Administration bzw. deren Nachfolger einem komplementären Mißverständnis aufgesessen? Waren es lediglich kontingente Rassenzugehörigkeiten gewesen, die die Gegnerschaft begründeten? Haben hier also zwei, nämlich eine üble Philosophie und eine üble Regierung, nicht zueinander gefunden, die eigentlich recht gut zueinander gepaßt hätten?

Zur Beantwortung der aufgeworfenen Fragen werde ich im folgenden in zwei historischen Abschnitten zum einen die Entstehung und Entwicklung des Wiener Kreises (1) und zum anderen dessen Emigrationsgeschichte (2) jeweils skizzenhaft charakterisieren. Anschließend werde ich in systematischer Perspektive den theoretischen Kern des logisch-empiristischen Programms zu identifizieren versuchen (3), um dann abschließend die Frage zu klären, inwieweit ein solches Programm Beiträge zur Kritik der NS-Ideologie bzw. ganz allgemein Beiträge zur Kritik der politischen (Un)kultur leisten kann (4).

1. ZUR ENTSTEHUNG UND ENTWICKLUNG DES WIENER KREISES[3]

Der „Wiener Kreis“ war eine informelle Gruppe. Nur wenige Kreismitglieder hatten Professorenämter inne, einige waren Privatdozenten, andere verdienten ihren Lebensunterhalt in außeruniversitären Berufen. Auch fortgeschrittene Studenten und Doktoranden gehörten zum Kreis. Die Kreismitglieder stammten aus unterschiedlichen Fachrichtungen. Im Vorgriff auf eine genauere Klärung könnte man gemeinsame theoretische Bezugspunkte, Interessen und Ideale mit Begriffen wie „Wissenschaftlichkeit der Weltauffassung“, „Verständlichkeit und Klarheit der Sprache“, „Klärung von wissenschaftsmethodologischen Grundlagenfragen“ andeuten. Der Kreis tagte wöchentlich. Moritz Schlick hatte innerhalb des Kreises eine gewisse Schlüsselstellung inne, denn er war es, der die Einladungen zur Teilnahme aussprach. So wurde manchmal auch vom „Schlick-Zirkel“ gesprochen. Schlick war 1922 an die Universität Wien auf den ehemaligen Mach-Lehrstuhl berufen worden. Ein schon seit vielen Jahren bestehender philosophisch-wissenschaftstheoretischer Gesprächskreis von Hans Hahn (Mathematiker), Philipp Frank[4] (Physiker), Richard von Mises[5] (Mathematiker, Maschinenbauer), und Otto Neurath (Ökonom) ging in dem Kreis um Schlick auf.[6] Herbert Feigl (1968, 59) spricht in diesem Zusammenhang von dem „prehistoric Vienna Circle.[7] Dieser frühe Kreis war insbesondere durch Mach und den französischen Konventionalismus (Poincare, Duhem, Abel Rey) beeinflußt, hatte gute wissenschaftsgeschichtliche Kenntnisse und ein sehr genaues Bewußtsein der vielen Probleme im Zusammenhang mit der Theoriendynamik.[8] Nach Feigl geht es auf seine und Waismanns[9] Anregung zurück, daß Schlick 1924 ein jeden Donnerstag tagendes Kolloquium einrichtete, in dem der „prähistorische“ Diskussionszirkel aufging, und aus dem heraus der Wiener Kreis entstand (vgl. Feigl 1968, 60). Rudolf Carnap, der den Kreis sehr stark prägen sollte, kam im Jahre 1926 von Jena nach Wien, wo er im gleichen Jahr — allerdings mit Schwierigkeiten — habilitiert wurde. Über die schon Genannten hinaus wären als weitere Mitglieder des Kreises insbesondere zu nennen: Gustav Bergmann, Kurt Gödel, Béla von Juhos, Felix Kaufmann, Victor Kraft, Karl Menger, Olga Hahn-Neurath und Edgar Zilsel.[10]

Im Jahre 1928 fand das Bemühen um Ausarbeitung und Verbreitung einer wissenschaftlichen Weltauffassung auch einen organisatorischen Niederschlag durch die Gründung des „Vereins Ernst Mach“.[11] Die Vereinsgründung erfolgte in einem politisch-kulturellen Kontext verwandter (und häufig über Doppelmitgliedschaften verbundener) anderer Organisationen, die gleichfalls von Orientierungen geleitet wurden, die man mit Stichworten wie Rationalismus, Humanismus, Kosmopolitismus, Sozialismus, Atheismus, Pazifismus, Technik- und Planbarkeitsoptimismus ansprechen kann.[12] Neben Schlick, der als Vorsitzender des Vereins fungierte, gehörten auch Carnap, Neurath und Zilsel dem Vorstand an. Einem volksbildnerisch-aufklärerischen Impetus, wie er etwa auch dem Freidenker- und

Monisten-Bund zugrunde lag und insbesondere auch für Mach charakteristisch war, folgend, entfaltete der Verein eine rege Vortragstätigkeit. Nahezu alle Mitglieder des Wiener Kreises hielten im Rahmen der Veranstaltungen des Vereins Vorträge. Neurath hielt zahlreiche Vorträge, die sich mit Marxismus, Sozialwissenschaften, Pädagogik, Magie, Technik u.v.m beschäftigten, Feigl sprach über „Naturgesetze und Willensfreiheit“, Carnap referierte über „Scheinfragen der Metaphysik und Theologie“, Schlick trug zu Problemen der Kausalität vor und berichtete über philosophische Strömungen in den USA. Aber nicht nur philosophische Fragen wurden behandelt: Josef Frank sprach über „Moderne Weltauffassung und moderne Architektur“, Wilhelm Reich trug zu Problemen der psychoanalytischen Trieblehre vor, Ludwig Bertalanffy sprach zum Entropieproblem, Egon Brunswik redete über die Gestaltpsychologie, Otto Bauer referierte zum Zusammenhang von industrieller Rationalisierung und Wissenschaft.[13]

Im Jahr nach der Gründung des Vereins Ernst Mach trat der Wiener Kreis auch erstmals als eigenständige philosophische Schule an die Öffentlichkeit. Zusammen mit der „Berliner Gesellschaft für empirische Philosophie“ wurde eine Tagung für Erkenntnislehre der exakten Wissenschaften organisiert, die zugleich mit einer Tagung der deutschen physikalischen Gesellschaft und der deutschen Mathematiker-Vereinigung im September 1929 in Prag stattfand. Hahn trug dort das von Neurath entworfene und von ihm und Carnap mitverfaßte, programmatische Manifest „Wissenschaftliche Weltauffassung — Der Wiener Kreis" vor.[14]

Der Mitorganisator der Tagung, die „Berliner Gesellschaft für empirische Philosophie“, war 1928 gegründet worden und verstand sich, ganz ähnlich wie der Wiener Kreis, nämlich als geistiger und organisatorischer Sammelpunkt aller an einer wissenschaftlichen Philosophie Interessierten.[15] Der Gesellschaft gehörten unter anderem Walter Dubislav, Kurt Greiling, Karl-Gustav Hempel und Hans Reichenbach an. Es geht auf einen Vorschlag David Hilberts zurück, daß die Gesellschaft später in „Gesellschaft für wissenschaftliche Philosophie" umbenannt wurde. Schon vor der Prager Tagung bestanden Kontakte zwischen Mitgliedern der beiden Gruppen. So hatten zum Beispiel Carnap und Reichenbach engen Kontakt; von Mises hatte an der Wiener Technischen Hochschule promoviert und kannte Frank, Hahn und Neurath recht gut. Beide Gruppen wußten daher um die weitgehende Übereinstimmung in Positionen, Sichtweisen und Einstellungen.[16] Im Jahre 1930 führte der Wiener Kreis zusammen mit der Berliner Gesellschaft eine weitere Tagung für Erkenntnislehre der exakten Wissenschaft durch, und zwar in Königsberg. Im Rahmen dieser Tagung ging es insbesondere um die Grundlagenprobleme der Mathematik.

Nach 1929 wurde die philosophische Konzeption des Wiener Kreises rasch über die Grenzen Österreichs und Deutschlands hinaus bekannt. Zahllose Kontakte zu Philosophen anderer Länder, die das Interesse an einer wissenschaftlichen Philosophie teilten, wurden geknüpft. Verbindungen zu den polnischen Logiker-Gruppen in Warschau und Lemberg wurden hergestellt. Zu diesen Gruppen gehörten Kasimierz Ajdukiewicz, Leon Chwistek, Tadeusz Kotarbinski, Stanislaw Lesniewski, Jan Lukasziewicz, Alfred Tarski und Zygmunt Zawirski. Der amerikanische Pragmatismus bot einen natürlichen Anknüpfungspunkt. Es wurden Kontakte zu Charles W. Morris und Ernest Nagel geknüpft. Willard Van Orman Quine besuchte Wien. Beziehungen ergaben sich zu Ake Petzäll, Arne Naess, Jörgen Jörgensen und Eino Kaila, die in Skandinavien arbeiteten. Und natürlich gab es Verbindungen zu den analytischen Philosophen in England. So ergaben sich Kontakte unteranderem zu Richard Beven Braithwaite, Gilbert Ryle, Bertrand Russell und Susan Stebbing. Alfred Jules Ayer kam nach Wien und nahm an den Sitzungen des Kreises teil.[17]

Im gleichen Jahr, in dem der Kreis erstmals als philosophische Schule an die Öffentlichkeit trat, eben 1929, nahmen auch die von Schlick und Frank herausgegebenen *Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung* ihr Erscheinen auf.[18] Im Jahre 1930 konnten Carnap und Reichenbach die im Verlag Felix Meiner erscheinenden *Annalen der Philosophie* als Herausgeber übernehmen und als *Erkenntnis* weiterführen. Damit verfügte der Wiener Kreis bzw. die Berliner Gesellschaft, oder besser noch: die logisch-empiristische Bewegung über eine Art Zentralorgan. Auf eine Initiative Neuraths geht die Gründung der Schriftenreihe *Einheitswissenschaft* zurück, deren erstes Heft *(Einheitswissenschaft und Psychologie*) im Jahre 1933 erschien.[19]

2. ZUR EMIGRATIONSGESCHICHTE DES WIENER KREISES[20]

Die weitere Entwicklung des Logischen Empirismus in den dreißiger Jahren hat einen geradezu tragischen Doppelcharakter: Es ist *einerseits* die Geschichte einer philosophischen Bewegung, die nicht mehr nur kleinere Tagungen, sondern in rascher Folge große internationale Kongresse für die Einheit der Wissenschaften durchführen, international beachtete Zeitschriften und Reihen gründen, also ihr wissenschaftliches Netzwerk *internationalisieren* kann.[21]

Verwandtschaften und Affinitäten zu anderen Konzeptionen, die ebenfalls von einem „analytischen Geist" geleitet sind, werden entdeckt, so insbesondere zum amerikanischen Pragmatismus, Operationalismus und Behaviorismus. Eine analytische Orientierung gewinnt schon in den dreißiger Jahren in vielen Regionen der Welt, insbesondere den USA, England und Skandinavien, enorm an Einfluß und beginnt, Diskussionen zu bestimmen bzw. erfolgreich Standards und Ideale philosophischen Argumentierens zu setzen (vgl. Carnap 1963, 34ff.; Feigl 1968, 81 ff.). *Ganz anders* — und in gewisser Weise als Kehrseite dieser erfolgreichen Internationalisierung (vgl. Hempel 1981, 209; Dahms 1985, 335) — die Entwicklungen in Österreich und Deutschland: Bei Kriegsausbruch im Jahre 1939 gab es den Wiener Kreis und die Berliner Gesellschaft bereits seit Jahren nicht mehr. Der Logische Empirismus war zu einer recht erfolgreichen *Emigrantenphilosophie* geworden.[22]

Was den Wiener Kreis betrifft — und nur auf dessen Zerstörung und Auflösung möchte ich im folgenden eingehen —,[23] so ergab sich ein erster schwerer Verlust dadurch, daß Carnap 1931 Wien verließ, um an der Deutschen Universität in Prag eine Stelle als außerplanmäßiger Professor anzutreten. Für diesen Weggang gab es offenbar keine politischen Gründe. Daß Carnap, der bis dahin noch hin und wieder Sitzungen des Wiener Kreises besucht hatte, Ende 1935 die Tschechoslowakei verließ, um an der Universität von Chicago eine Professur anzunehmen, war jedoch entscheidend durch die politischen Entwicklungen motiviert. In seiner Autobiographie gibt Carnap als Gründe seines Weggangs zum einen die damals stark wachsende Verbreitung der nationalsozialistischen Ideologie auch unter den Studenten und Professoren der Universität, zum anderen die Gefahr eines Überfalls durch Hitlerdeutschland an (Carnap 1963, 34).[24] Sowohl bei der Emigration Carnaps wie auch bei der Emigration bzw. anschließender Stellensuche anderer Mitglieder der logischempiristischen Bewegung — zum Beispiel Hempel und Reichenbach — leistete Charles Morris wertvolle Hilfe (vgl. Feigl 1968, 72).

Im gleichen Jahr, in dem Carnap Wien verließ, ging Feigl endgültig in die USA, nachdem er — unter anderem ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben Einsteins — eine Anstellung an der Universität von Iowa finden konnte. Der Weggang Feigls war eine Reaktion auf den manifesten Antisemitismus auch an der Wiener Universität: Im Gegensatz zu seinem eher optimistischen Lehrer Schlick sah Feigl angesichts seiner jüdischen Herkunft keinerlei Chance für eine akademische Karriere in Deutschland oder Österreich (vgl. Feigl 1968, 73f.).[25]

Gleich mehrere schwere Schläge für den Wiener Kreis brachte das Jahr 1934. Im Rahmen der Februar-Kämpfe versuchte die österreichische Polizei, Neurath zu verhaften. Neurath hatte keine akademische Position, sondern war zur damaligen Zeit Direktor des Wiener Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums. Das Museum verstand sich als ein „Volksbildungsinstitut für soziale Aufklärung" (Neurath 1931, 156). Für die Bewältigung dieser Aufgabe galt es, Aufklärungstechniken auszuarbeiten, die geeignet waren, über die Grenzen von Sprache und Bildung hinweg soziale Tatbestände darzustellen. Gelöst wurde dieses Problem durch eine bildstatistische Methode, die später unter dem Namen „Isotype" (International System of Pictographic Picture Education) bekannt wurde. Für die Mitarbeit am Museum hatte Neurath den Grafiker Gerd Arntz gewinnen können, der später sehr bekannt werden sollte (vgl. Stadler, Hrsg., 1982a). Als die Polizei in Wien nach ihm suchte, weilte Neurath in Moskau, wo er sowjetische Stellen beim Aufbau bildstatistischer Institute beriet. Durch Marie Reidemeister über ein verschlüsseltes Telegramm vor seiner Verhaftung gewarnt, kehrte Neurath nicht mehr nach Österreich zurück.[26] Die Niederlande wurden zur ersten Station seines Exils. Nach dem deutschen Angriff im Westen rettete er sich auf abenteuerliche Weise nach England.

Ebenfalls im Zusammenhang mit dem Februar-Ereignissen wurde der zur Propagierung und Popularisierung einer wissenschaftlichen Weltauffassung geschaffene „Verein Ernst Mach“ verboten. Die offizielle Begründung hob darauf ab, daß der Verein im Sinne der zu diesem Zeitpunkt bereits verbotenen Sozialdemokratie wirke. Schlick, der im Gegensatz zu anderen Mitgliedern des Kreises in politischer Hinsicht eher konservativ dachte und im Dollfuß-Regime eine Art Bollwerk gegen den Nationalsozialismus sah,[27] versuchte durch zwei Briefe, in denen er den nicht-politischen und insbesondere nicht-sozialdemokratischen Charakter des Vereins beteuerte, eine Rücknahme des Verbots zu erreichen (vgl. Stadler 1982, 196ff.). Seine Bemühungen blieben erfolglos.

Ein dritter Schlag, der den Kreis 1934 traf, war der völlig überraschende Tod Hahns, der im Juli 1934, nicht einmal fünfundfünfzig Jahre alt, starb.

Am 22. Juni 1936 wurde Schlick in der Wiener Universität ermordet. Der geistig verwirrte Mörder, Hans Nelböck, ein ehemaliger Student Schlicks, handelte aus Verfolgungswahn und unberechtigter Eifersucht; politisch motiviert war die Tat offenbar nicht, wenngleich Nelböck später im Rahmen eines Gesuchs um Strafmilderung für sich reklamierte, der Sache des Nationalsozialismus gedient haben zu wollen. Ein Schlaglicht auf das geistige Klima Österreichs zwei Jahre vor dem sogenannten „Anschluß“ werfen allerdings die Reaktionen auf die Ermordung: Am 12. Juli 1936 heißt es in einem mit „Prof. Austriacus“ unterzeichneten Artikel in der katholischen Zeitschrift *Schönere Zukunft:*

Jetzt werden die Jüdischen Kreise nicht müde, ihn als den bedeutendsten Denker zu feiern. Wir verstehen das sehr wohl. Denn der Jude ist der geborene Ametaphysiker, er liebt in der Philosophie den Logozismus, den Mathematizismus, den Formalismus und Positivismus, also lauter Eigenschaften, die Schlick in höchstem Maße in sich vereinigte. Wir möchten aber doch daran erinnern, daß wir Christen in einem christlich-deutschen Staate leben, und daß wir *zu bestimmen haben, welche Philosophie gut und passend ist. Die Juden sollen in ihrem Kulturinstitut ihre jüdische Philosophie haben! Aber auf die philosophischen Lehrstühle der Wiener Universität im christlich-deutschen Österreich gehören christliche Philosophen! Man hat in letzter Zeit wiederholt erklärt, daß die friedliche Regelung der Judenfrage in Österreich im Interesse der Juden selbst gelegen sei. da sonst eine gewaltsame Lösung derselben unvermeidlich sei. Hoffentlich beschleunigt der schreckliche Mordfall an der Wiener Universität eine wirklich befriedigende Lösung der Judenfrage*[28] Schlick war im übrigen kein Jude.[29] Die politische Brisanz des katholischen Antisemitismus scheint er völlig unterschätzt zu haben.[30]

Nach dem gewaltsamen Tode Schlicks versuchte Waismann, den Kreis weiterzuführen. Unersetzbare Mitglieder hatte der Kreis allerdings bereits verloren, und für die Verbliebenen war die Lage angesichts des gefährlich erstarkenden Hitlerdeutschlands einerseits und des Austrofaschismus andererseits teilweise lebensgefährlich, jedenfalls aber existenzgefährdend geworden. So zerfielen die Reste des Kreises denn auch rasch: 1937 emigrierte Karl Menger in die USA.[31] Waismann, dem Schlick wegen dessen jüdischer Herkunft schon 1936 nicht einmal mehr eine Stelle in der Universitätsbibliothek verschaffen konnte, emigrierte 1938 nach England, ebenso der aus dem Schuldienst entlassene Zilsel.[32] Victor Kraft und Felix Kaufmann verloren nach dem sogenannten „Anschluß“ ihre Lehrbefugnis. Während der zwangspensionierte Kraft blieb, emigrierte Kaufmann — bis dahin im Hauptberuf Shell-Manager — in die USA. Ebenfalls in die USA emigrierte 1938 der als Jurist tätige Gustav Bergmann. Im Jahre 1940 verließ auch Gödel Österreich. Neben Kraft blieb einzig Béla Juhos — beide ohne akademische Position. Spätestens seit dem März 1938 gab es den Wiener Kreis nicht mehr.[33] Die „Berliner Gesellschaft für wissenschaftliche Philosophie“ hatte schon unmittelbar nach der Machtübernahme des Nationalsozialismus ihre Tätigkeit aufgeben müssen; führende ihrer Mitglieder wie zum Beispiel Dubislav, Greiling, Hempel, von Mises und Reichenbach hatten sich ebenfalls zur Emigration gezwungen gesehen. Ende der dreißiger Jahre gab es auf dem europäischen Kontinent keine logisch-empiristische Bewegung mehr.[34]

Es sollte recht lange dauern, bis im deutschsprachigen Raum wieder ein Philosophieren in der Traditionslinie des Logischen Empirismus begann. Erst Ende der fünfziger Jahre wurde durch Wolfgang Stegmüllers Arbeiten zu Semantik, induktiver Logik und einigen metamathematischen bzw. metalogischen Problemen an die Problemlagen und Diskussionen wieder angeknüpft, die sich zwischenzeitlich ergeben hatten. Zwangsläufiger Effekt dieser am

aktuellen Diskussionsstand orientierten Rezeption mußte allerdings sein, daß vieles gerade aus der Wiener Frühgeschichte des Logischen Empirismus in Vergessenheit geriet, insbesondere die nicht unbedeutenden Beiträge derer, die bereits gestorben waren. Und es sollte bis zum Ende der siebziger Jahre dauern, bis wieder bemerkt wurde, daß der Logische Empirismus nicht von Anfang als jene Wissenschaftstheorie begonnen hatte, als die er nun zunächst rezipiert wurde, sondern insbesondere durch ein Exil, das den Kreismitgliedern das politisch-kulturelle „Umfeld des Austromarxismus" (Glaser 1981) nahm, dazu geworden war, während in der Frühzeit des Wiener Kreises viele seiner Mitglieder das Bemühen um eine wissenschaftliche Weltauffassung noch auf das engste verknüpft sahen mit dem Programm einer relativ radikalen, an sozialistischen Prinzipien orientierten Gesellschaftsreform.[35]

Daß die Rezeption der eigenen logisch-empiristischen Tradition und das Wiederanknüpfen an deren „analytischen Geist" erst so spät einsetzte, hat einen sehreinfachen Grund: Dem politisch-militärischen Zusammenbruch des Nationalsozialismus korrespondierten im Bereich der Philosophie — aber nicht nur dort — weitgehende Kontinuitäten. — Die umfassende Geschichte der Philosophen und ihres Faches unter dem Nationalsozialismus ist bis heute nicht geschrieben. Allerdings liegen aufschlußreiche Einzelheiten vor.[36] Daß Philosophen aktive Nationalsozialisten waren, und zwar nicht erst nach 1933, steht fest. Die Parteinahme für den Nationalsozialismus kann sich dabei persönlichem Ehrgeiz, Eitelkeiten, Karriere- und Einkommenswünschen, der Hoffnung auf Vorteile in der Konkurrenz um Stellen, Reputation und Einfluß usw. verdanken. In philosophischen Publikationen können Parteinahmen für bzw. Konzessionen an die NS-Ideologie vergleichsweise oberflächlicher (dabei aber durchaus nicht harmloser)[37] Natur sein und zum Beispiel darin bestehen, die aus dem deutschsprachigen Bereich stammenden Beiträge zur Entwicklung der Philosophie besonders herauszustellen und zu unterstreichen, eine Strategie, für die sich insbesondere der deutsche Idealismus anbietet. Parteinahmen können darüber hinaus auch unmittelbar „in der Sache", das heißt in der philosophischen Position begründet oder jedenfalls doch durch sie nahegelegt sein. Gerade diese „philosophisch motivierten" Parteinahmen scheinen mir unter einer philosophiehistorischen, ebenso aber unter einer systematischen Perspektive von größtem Interesse. Vermutlich wird man dabei zwischen Ansätzen zu einer originär und substantiell nationalsozialistischen Philosophie einerseits und Philosophien mit deutlichen Affinitäten gegenüber zentralen Teilen der nationalsozialistischen Programmatik und Weltanschauung andererseits unterscheiden können. Die damit angedeutete Unterscheidung ist nur tentativ und daher selber explikationsbedürftig. Die Philosophie Ernst Kriecks wäre ein paradigmatisches Beispiel für eine originär nationalsozialistische Philosophie. In seiner Eigenschaft als „politischer Soldat", dem „in der Gefolgschaft des Führers... Hochschule und Wissenschaft als Abschnitt in Kampf und Arbeit an der deutschen Zukunft zugewiesen ist" (Krieck 1935, VII), ging es Krieck um eine Weltanschauung, die er selbst „biologisch" nannte und die als direkte „philosophische Aufbereitung" des nationalsozialistischen „Gedankenguts" gelten kann.[38] Insbesondere die neuere Forschung scheint dafür zu sprechen, daß man die Philosophie Heideggers als paradigmatisches Beispiel einer Philosophie ansehen muß, die in dem Sinne deutliche Affinitäten gegenüber dem Nationalsozialismus besitzt, daß eine ganze Reihe zentraler NS-Ideologeme Konsequenzen der Konzeption sind. Die typische Gemeinsamkeit originär nationalsozialistischer Konzeptionen und der NS-affinen Philosophien dürfte dabei recht gut mit den Begriffen „Antihumanismus", „Antiliberalismus", „Antiintellektualismus" oder auch „antidemokratisch" beschreibbar sein. In der *Selbst*beschreibung derjenigen, die diese Einstellungen besitzen, geht es darum, die Herrschaft der Vielen durch die der Besten, Berufenen, Tüchtigsten usw. zu ersetzen, historische Missionen zu erfüllen und den die Traditionen, Institutionen und historischen Bindungen zersetzenden Kritiken ein Ende zu machen. Der Sache nach führt das angedeutete Einstellungssyndrom zu einer Wendung ebenso gegen die uneingeschränkte Zuschreibung und Institutionalisierung von weitgehenden Rechten zur individuellen Prüfung und Kritik von Meinungen, Urteilen und Traditionen, wie gegen die institutionelle und soziale Garantie, in möglichst weiten Grenzen ein Leben in eigener Regie zu führen. Die NS-affinen Konzeptionen sind also substantiell antidemokratisch und gegenaufklärerisch, ohne dabei jedoch auf eine nationalsozialistische „Lösung" festgelegt zu sein.

Eine genaue Abschätzung der relativen Stärkeverhältnisse zwischen substantiell nationalsozialistischen, NS-affinen Konzeptionen und Betonungen des „deutschen Beitrags" zur Philosophie vermag ich nicht zu geben.[39] Mir scheint, daß die substantiell nationalsozialistischen Philosophien eher die Ausnahmen, NS-affine Konzeptionen bzw. die Strategie „Herausstellen des deutschen Beitrags" hingegen die Regel waren. Der politisch-militärische Zusammenbruch des Nationalsozialismus brachte für die originär nationalsozialistischen Konzeptionen zwar das Ende, führte ansonsten aber lediglich zu Veränderungen hinsichtlich Tonfall, Vokabular und Referenzerweisungen.

Während die Machtübernahme des Nationalsozialismus mehr als 70 Philosophen ins Exil getrieben und ungefähr einem Fünftel der Ordinarien die Stelle gekostet hatte,[40] gelang es nahezu allen, die bis 1945 an Universitäten beschäftigt waren, ihre Stellen und Positionen über den Zusammenbruch des Nationalsozialismus hinwegzuretten. Die Philosophie des Nachkriegsdeutschland wurde damit thematisch und personell weitgehend beherrscht von philosophischen Schulen und Richtungen, die aus der Rezeption des Logischen Empirismus viel hätten lernen können, an einer solchen Rezeption aber wenig interessiert waren. Eine Berufung von Logischen Empiristen hatten bei dieser Lage kaum eine Chance.

Denkt man über die Möglichkeiten nach, die zu einer Wiedereinsetzung emigrierter Logischer Empiristen in jene Stellen bestanden hätten, aus denen heraus sie emigrierten, dann ergibt sich ein weiterer aufschlußreicher Hinblick auf die logisch-empiristische Emigration: Kaum jemand der Vertriebenen hatte bei Emigration eine gesicherte universitäre Stellung, viele hatten die entscheidenden Karrieresprünge erst in den Emigrationsländern getan. Dies wiederum macht offenbar, daß der Logische Empirismus bei Beginn der Emigration zwar ein hoffnungsvolles Unternehmen, zugleich aber sicherlich weit davon entfernt war, in Deutschland oder Österreich thematisch und personell die Universitätsphilosophie entscheidend zu bestimmen. Vermutlich wird man sagen müssen, daß seine Stellung eher peripher und marginal war. Die logisch-empiristische Emigration hat es sicherlich verdient, unter „Vertriebene Vernunft" rubriziert zu werden. Es ist aber längst nicht sicher — und vielleicht ist dies das im Vergleich zur Vertreibung sogar größere Skandalen —, daß der Logische Empirismus in Deutschland und Österreich ohne Vertreibung in nennenswertem Umfang Einfluß auf Art, Weise und Niveau philosophischer Diskussionen und Problemlösungen hätte gewinnen können.[41]

Vermutlich läßt sich dies sogar verallgemeinern: Es dürfte sich von der Architektur über die Musik bis hin zur Philosophie häufiger zeigen lassen, daß Wissenschaftler, Literaten oder Künstler erst durch das Exil in ein kulturelles und wissenschaftliches Umfeld gerieten, das Durchbrüche und Erfolge möglich machte, die es in Deutschland und Österreich nur dann hätte geben können, wenn sie nicht nur nicht vertrieben worden wären, sondern auch darüber hinaus sehr vieles einen ganz anderen Gang genommen hätte. Allerdings sollte in diesem Zusammenhang zweierlei nicht übersehen werden: *Erstens* war der Neubeginn in den Exilländern auch für die dann Erfolgreichen meist nicht einfach; und für die meisten der Erfolgreichen blieb das Leben im Exil trotz des Erfolgs ein Leben in der Fremde. Die Lebenserinnerungen und persönlichen Berichte von Emigranten zeigen, daß selbst dann, wenn auf die Lebensbedrohungen, Demütigungen, Entrechtungen und persönlichen Enttäuschungen in der Heimat ein durch Erfolg, Achtung und Anerkennung gekennzeichnetes Exil folgte, Heimweh sehr intensiv und sogar unerträglich sein kann. *Zweitens* ist zu berücksichtigen, daß unsere heutige Sicht des Exils durch Konzentration auf das Schicksal des erfolgreichen Teils der Exilanten verzerrt wird. Weil sie große, gut dokumentierte, viel diskutierte und unübersehbare wissenschaftliche und künstlerische Leistungen vollbrachten, weil Theorien, Gleichungen oder sogar Weltbilder mit ihrem Namen verbunden werden, richtet sich der Blick zunächst auf die Mitglieder einer Emigrationselite, die bereits heute ihren Platz in der Geistes-, Kultur- und Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts haben. Die allermeisten der Emigranten gehören natürlich nicht zu dieser Elite. Diese weniger Erfolgreichen verzehrten häufig ihre Kraft bereits in dem Bemühen, beruflich überhaupt nur irgendwie Fuß zu fassen. Die schriftlichen Spuren, die ihr Leben hinterließ, betreffen eher Bewerbungen bzw. Stipendiengesuche und die jeweiligen Ablehnungsschreiben.

3. DER THEORETISCHE KERN DES LOGISCHEN EMPIRISMUS

Ich habe die zentralen Einstellungen und Annahmen des Wiener Kreises bzw. des Logischen Empirismus bisher nur angedeutet. Im folgenden möchte ich diese Andeutungen ausarbeiten und detaillieren, um dann im Anschluß der Frage nachzugehen, welche Beiträge zur Kritik der politischen Unkultur, insonderheit der NS-Ideologie, auf Basis solcher Einstellungen und Annahmen geleistet werden können. Eine Charakterisierung des Wiener Kreises läßt sich in *fünf Schritten* geben.

Ein *erstes* fundamentales Charakteristikum des Kreises scheint mir zunächst einmal der *aufklärerische Grundimpuls* zu sein. Damit meine ich das Interesse an Klarheit von Begriffen und Argumentationen, ein Interesse an Nachvollziehbarkeit, Prüfbarkeit, intersubjektiver Kontrolle, (Selbst)transparenz des Denkens und Redens usw. Wer einem solchen Aufklärungsinteresse folgt, muß sich gegen Ungenauigkeit, Vagheit und dunkle Tiefen wenden. Berufung auf geheimnisvolle Erkenntnisvermögen und unkontrollierbare Spekulationen sind mit diesem aufklärerischen Grundimpuls unvereinbar.[42]

Feigl hat diese sprach- und erkenntniskritische Grundeinstellung des Kreises sehr treffend zum Ausdruck gebracht, wenn er schreibt: „As I see it, we are living in a new age of enlightenment in which we ask persistently... two major questions: ‚What do you mean?‘ and ‚How do you know‘“? (Feigl 1969, 409).

Zweitens ist für den Wiener Kreis charakteristisch, daß er in der Beantwortung von sinnkritischen Fragestellungen der Art „Was kann das eigentlich heißen“?, „Was könnte ich, (er, sie) damit gemeint haben?“ *die* genuine Aufgabe der Philosophie sieht. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, gilt es, *logische Analysen* durchzuführen. Im Rahmen solcher logischen Analysen wird systematisch die moderne Logik herangezogen und zu Zwecken der Rekonstruktion und Explikation von Begriffen, Sätzen, Argumenten, Theorien usw. eingesetzt. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei der Frage, ob die analysierten Begriffe und Sätze überhaupt einen Sinn haben oder nicht vielmehr letztlich in einem Sinne sinnlos sind, in dem es die Lautfolge „Bli bla blu“ in üblichen Kontexten ist.

Ein *drittes* Merkmal, das dem Wiener Kreis zwar einige Freunde, vor allem aber viele Feinde eingebracht und insofern auch nicht nur bekannt, sondern gleich auch berüchtigt gemacht hat, ist dessen *Frontstellung gegenüber der traditionellen Philosophie und Metaphysik.* Diese Frontstellung ist Konsequenz der Resultate, zu denen die sinnkritisch motivierten, logischen Analysen philosophischer Sätze führen. Solche Analysen — so die im Kreis verbreitete Meinung — zeigen nämlich, daß zahlreiche philosophische Sätze nur Scheinsätze, zahlreiche Probleme nur Scheinprobleme sind. Aus dieser Überzeugung heraus überschreibt Carnap eine seiner Arbeiten „Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache“. Und in der von Carnap, Hahn und Neurath gemeinschaftlich verfaßten Programmschrift *Wissenschaftliche Weltauffassung — Der Wiener Kreis* heißt es über die Kreismitglieder: „Sie machen sich mit Vertrauen an die Arbeit, den metaphysischen und theologischen Schutt der Jahrtausende aus dem Wege zu räumen“ (Carnap/Hahn/Neurath 1929, 100). Bezeichnenderweise nennt Feigl diese Schrift „our declaration of independence from traditional school philosophy“ (Feigl 1969: 20).

Ein *viertes* Merkmal wäre die erkenntnistheoretische Überzeugung, daß *außerhalb von Mathematik und Logik Erkenntnis letztlich eine Basis in der Erfahrung haben muß. Synthetische Urteile a priori werden abgelehnt.* Diese erkenntnistheoretischen Überzeugungen des Wiener Kreises lassen sich recht gut verstehen als theoretische Reaktionen auf jene Schwierigkeiten, in die der wohl wichtigste neuzeitliche Versuch einer Grundlegung der Wissenschaften, nämlich die kantische Transzendentalphilosophie zu Beginn dieses Jahrhunderts geraten war: Um die vermeintliche Apodiktizität grundlegender physikalischer Gesetze (Newtonsche Mechanik und Massenerhaltungssatz) erklären zu können, hatte Kant diese Gesetze zu synthetischen Urteilen a priori erklärt. In das Projekt „Kritik der reinen Vernunft“ und seine forschungsleitende Ausgangsfrage „Wie sind synthetische Urteile a priori möglich“? geht dann bereits eine Existenzpräsupposition hinsichtlich solcher Urteile ein. Es lag nahe, diese Präsupposition für falsch zu halten, nachdem im Rahmen einer wissenschaftlichen Revolution die Newtonsche Mechanik durch die Relativitätstheorie Einsteins abgelöst worden war. Bei dieser Ablösung hatten

bestimmte Beobachtungsbefunde, der physikalische und mathematische, insbesondere geometrische Theoriebestand, Konventionen und Ökonomieüberlegungen zusammengewirkt. Dabei machte sich sehr drastisch der nicht-apodiktische Charakter physikalischer Theorien bemerkbar. Damit entfiel bereits das Motiv dafür, überhaupt die Existenz synthetischer Urteile a priori in Erwägung zu ziehen.

Ebenfalls einen synthetisch-apriorischen Status hatte Kant auch den Urteilen der Mathematik zugesprochen, und zwar aus dem Motiv heraus, die offenbare Apodiktizität dieser Urteile mit deren Informativität zu vereinbaren. Die Arbeiten von Frege, Russell und Whitehead konnten nun aber durchaus den Schluß nahelegen, daß ein Aufbau der Mathematik auf der Logik möglich (Logizismus) und jedenfalls der Status der logischen Sätze unwiderruflich analytisch sei. Im Rahmen des Logizismus überträgt sich dann aber der Status der logischen Sätze auf die der Mathematik: Die mathematischen Sätze werden analytisch, ein Effekt, der nicht nur im Rahmen des Logizismus auftreten muß. Es scheint daher überhaupt keine synthetischen Urteile a priori zu geben. Synthetische Urteile scheinen vielmehr nur als Erfahrungsurteile, also a posteriori, möglich.

Als *fünftes* Charakteristikum wäre schließlich darauf hinzuweisen, daß dem negativ kritischen Verhältnis zur philosophischen Tradition ein ausgesprochen *positives Verhältnis gegenüber den Erfahrungswissenschaften,* insbesondere der Physik, korrespondiert. Durch die erkenntnistheoretischen Überzeugungen nahegelegt, sind es die Wissenschaften (und nicht etwa die Philosophie), an die man sich halten muß, wenn man etwas über die Welt wissen will.

Sprach- und erkenntniskritischer Impetus, systematischer Einsatz der Logik zu Zwecken von Rekonstruktion und Explikation, Sinnlosigkeitsvermutungen und -verdikte gegenüber einer ganzen Reihe altehrwürdiger philosophischer Probleme, Skepsis gegenüber der Möglichkeit erfahrungsfreier Welterkenntnis und die positive Orientierung an den Erfahrungswissenschaften, das scheinen mir die zentralen theoretischen Momente jenes Überzeugungs- und Einstellungssyndroms zu sein, das den Wiener Kreis (bzw. den Logischen Empirismus insgesamt) kennzeichnet. Es ist in etwa dieses Überzeugungs- und Einstellungssyndrom, für das unter der Markenbezeichnung „Wissenschaftliche Weltauffassung“ in so vielen Publikationen des Kreises mit so großer Emphase geworben wird.

4. WISSENSCHAFTLICHE WELTAUFFASSUNG UND NS-IDEOLOGIE

Folgt man Horkheimer, dann sollten Machthaber jenes Schlages, wie sie seit 1933 Deutschland und später auch Österreich beherrschten, ausgesprochene Sympathien für die wissenschaftliche Weltauffassung haben. Wie also steht es um das Verhältnis von wissenschaftlicher Weltauffassung und NS-Ideologie? Wie steht es überhaupt um das Verhältnis von Logischem Empirismus und politischer (Un)kultur? Ich denke, es gibt mindestens drei Hinsichten, in denen von einer wissenschaftlichen Weltauffassung stark zersetzende Effekte für die NS-Ideologie und verwandte Weltbilder ausgehen.

Die nationalsozialistische Weltanschauung hat *erstens* deskriptive Komponenten, die wissenschaftlicher Überprüfung zugänglich sind. So werden empirische Behauptungen aufgestellt bzw. es lassen sich empirische Behauptungen identifizieren, die zum Beispiel die Existenz bestimmter Rassen, kognitive und körperliche Überlegenheiten zwischen verschiedenen Rassen, die Bedeutung von Rassen und Konflikten zwischen ihnen, für die bisherige historische Entwicklung oder die Rolle, die das Handeln von Angehörigen bestimmter Rassen für bestimmte sozial-ökonomische Zustände und Ereignisse hat, betreffen. Die in diesem Zusammenhang gemachten empirischen Behauptungen haben jedenfalls teilweise einen EckpfeilerCharakter, halten aber zugleich einer wissenschaftlichen Überprüfung nicht stand. Schon auf dieser Ebene würden vermutlich jedem Versuch, rassenspezifische Wissenschaften aufzubauen (Deutsche Physik), der Boden entzogen werden können, da die Annahme rassenspezifischer Erkenntnisorgane, Denkstile oder sonstiger kognitiver Ausstattungen empirisch haltlos ist. *Eine wissenschaftliche Weltauffassung zerrüttet insofern deskriptive Grundlagen der NS-Ideologie.*

Zweitens ist ein sprach- und sinnkritisches Ohr bzw. Auge Teil der wissenschaftlichen Weltauffassung. Wer es hat, der kann an Worten und Sätzen kognitive Bedeutungen und Gehalte

identifizieren, von emotiven Bedeutungskomponenten unterscheiden, und er kann Assoziationen, Affekte und Stimmungen, die ausgelöst werden sollen, erkennen. *Für leeres Pathos, große Worte und suggestive Beschwörungen dürfte ein sprach- und sinnkritisch sensibilisiertes Ohr wenig anfällig sein.* Die wissenschaftliche Weltauffassung macht insofern sozusagen taub für die nationalsozialistische Rhetorik, und sie schärft den Blick für das, was Wolfgang Stegmüller einmal „die semantische Verschmutzung der geistigen Umwelt des Menschen" (Stegmüller 1975: X) genannt hat. Es ist vermutlich gerade dieser Effekt, den Brecht im Auge hatte, als er nach Hitlers Machtergreifung versuchte, Neurath für eine Gesellschaft zu gewinnen, deren Ziel es sein sollte, „einwandfreies Denken" dadurch zu lehren, daß sie „Scheinwahrheiten, Lügen, Infamien, Metaphysizismen" exemplarisch seziere.[43]

Drittens schließlich läßt ein logisch geschulter Blick recht schnell die logische Korruptheit der nationalsozialistischen Weltanschauung erkennen; er sieht ihre innere Inkonsistenz ebenso wie das Non-sequitur in so zahlreichen vermeintlichen Argumenten. Der logische Blick läßt naturalistische und sonstige Fehlschlüsse erkennen, etwa den, der unter dem Namen „post hoc ergo propter hoc" bekannt und in politischen Zusammenhängen weit verbreitet ist. Der wissenschaftlichen Weltauffassung ist insofern ein Sinn für Folgerichtigkeit und Konsistenz inhärent, der für die NS-Ideologie böse Folgen hat, was seinerseits deren sehr starkes antilogisches Ressentiment erklärt.[44] So sind zum Beispiel Behauptungen über Ausmaß, Reichweite und Erfolg jüdischer Großkomplotte zusammen mit der typischen Annahme einer rassischen Minderwertigkeit von Juden durchaus inkonsistenzträchtig. Ebenso sind zum Beispiel die sowjetischen Kriegserfolge angesichts von Behauptungen über das russische Untermenschentum eine schwere Anomalie für das NS-Weltbild. Und selbst wenn sich nach einigen begrifflichen Klärungen das, was man dann „rassische Überlegenheit" nennen könnte, in bestimmten Fällen als gegeben nachweisen ließe, so würde daraus nicht folgen, daß eine überlegene Rasse die unterlegene unterwerfen, versklaven oder vernichten dürfte.

Ganz offenbar ist die wissenschaftliche Weltauffassung des Wiener Kreises mit ihrer erkenntnis-, sprach- und folgerungskritischen Orientierung an Klarheit, Prüfbarkeit, Intersubjektivität, deduktiver Korrektheit und Widerspruchsfreiheit völlig unvereinbar mit einer Weltanschauung, in der Rassenzugehörigkeiten, durch die Geschichte erteilte Aufträge und eine Vorsehungs- und Schicksalsmystik zentrale Komponenten sind. Diese Unvereinbarkeit wird noch verstärkt dadurch, daß, wie Carnap in seiner Autobiographie herausstellt, nahezu alle Mitglieder des Kreises einen *wissenschaftlichen Humanismus* akzeptierten, für den die folgenden drei Auffassungen charakteristisch sind: *The first is the view that man has no supernatural protectors or enemies and that therefore whatever can be done to improve life is task of man himself. Second, we had the conviction that mankind is able to change the conditions of life in such a way that many of the sufferings of today may be avoided and that the external and the internal Situation of life for the individual, the community, and finally for humanity will be essentially improved. The third is the view that all deliberate action presupposes knowledge of the world, that the scientific method is the best method of acquiring knowledge and that therefore Science must be regarded as one of the most valuable instruments for the improvement of life* (Carnap 1963: 83). Darüber hinaus waren Carnap, Hahn, Frank und Neurath Sozialisten.

Ich denke, man kann in der Tat sagen, daß hinter der logisch-empiristischen Aufklärung die beiden schlichten Feiglschen Fragen stehen: „What do you mean?" und „How do you know?" Die Fragen klingen banal, sind es aber nicht. Es gibt viele Weltanschauungen, die sich diesen Fragen nicht stellen können, und viele Menschen, die sich ihnen nicht stellen wollen. Wer solche Fragen aufwirft, wirkt daher in der Tat häufig zersetzend, und in diesem Jahrhundert gab es Zeiten, in denen Deutschland und Österreich besser verließ, wer sich und anderen solche Fragen stellte. Nahezu alle Anhänger der logisch-empiristischen Aufklärung haben Deutschland und Österreich verlassen müssen. Zurückgekehrt ist keiner. Das ist in vielerlei Hinsichten verstehbar. Schon weniger verstehbar, allerdings durchaus erklärbar, ist, daß jedenfalls keine offiziösen Stellen der Bundesrepublik oder Österreichs sich um die Rückkehr der empiristischen Emigranten bemüht haben. Schon ein oberflächlicher Blick auf die politische Kultur beider Länder zeigt, wie dringend wir einer Aufklärung im Geiste des Wiener Kreises bedurft hätten und auch noch bedürfen. Wir hätten viel

gewinnen können: Man stelle sich einmal vor, wenn immer ein Politiker redete, würde er in lauter Gesichter gucken, aus denen er die zwei Fragen herauslesen müßte: „What do you mean?“ und „How do you know?"[45]

Anmerkungen:

1 An anderer Stelle heißt es: *Es gehört geradezu zu Wesen dieses Begriffs der Erkenntnis, daß sie, wenn neun Zehntel aller Menschen Gespenster sehen, wenn sie unschuldige Gruppen der Gesellschaft als Teufel und Dämonen ausrufen und Räuberhauptleute zu Göttern erklären, also angesichts jener furchtbaren Verwirrung, die der Auflösung einer Gesellschaftsform voranzugehen pflegt, grundsätzlich unfähig ist, diesem Anschwellen prätendierter Erfahrungen ein anderes Bild der Realität vorzuhalten und das gemeine Bewußtsein zu kritisieren. Wo die gedankenlose Menge verrückt ist. kann die gedankenlose Philosophie nicht bei Sinnen sein.* (Horkheimer 1937, 116)

2 Vgl. für ähnliches Thesen auch Adorno/Horkheimer 1947.

3 Für historische Details der Entwicklung des „Wiener Kreises" vgl. Ayer 1959a; Ayer 1977; Carnap 1963; Feigl 1968, 1969; Hegselmann 1979; Hempel 1981; Jörgensen 1951; Kraft 1950; Stadler 1982.

4 Philipp Frank war der Bruder des Architekten Josef Frank.

5 Richard von Mises war der Bruder des Ökonomen Ludwig von Mises. Richard von Mises war von 1920 bis 1933, dem Jahr seiner Emigration in die Türkei, als Professor für angewandte Mathematik in Berlin tätig. Dort wurde er Mitglied der Berliner Gesellschaft für wissenschaftliche Philosophie, einer Gesellschaft, die ähnliche Zielsetzungen wie der Wiener Kreis verfolgte.

6 Für eine Beschreibung dieses frühen Gesprächskreises vgl. Frank 1941, 13.

7 Haller (1982; 1985; 1985a) nennt dies den ersten Wiener Kreis.

8 Demgegenüber waren im späteren Wiener Kreis insbesondere (der späte) Schlick und Waismann stark durch Wittgenstein beeinflußt. Der Streit über die geistesgeschichtlichen Wurzeln des Wiener Kreises spielt auch in der Korrespondenz zwischen Neurath und Carnap eine gewisse Rolle (vgl. Hegselmann 1985). Es dürfte einerseits dieser frühe wissenschaftstheoretische Gesprächskreis und andererseits die wichtige Rolle, die Hahn bei der Berufung Schlicks spielte, gewesen sein, die Frank in seinem Nachruf auf Hahn sagen lassen, Hahn sei der eigentliche Begründer des Wiener Kreises gewesen.
Insbesondere mit Blick auf diesen „prähistorischen Zirkel“ verteidigt Haller (1982; 1985; 1985a) den Wiener Kreis vor dem Vorwurf, ein unhistorisches Bild der Wissenschaften gezeichnet, ein viel zu simples, nämlich schlicht kumulatives Verständnis der Theoriendynamik gehabt, die konventionellen Momente der Wissenschaften und schließlich auch den holistischen Charakter aller Überprüfungen von Theorien übersehen zu haben. Es ist demgegenüber nachweisbar, daß insbesondere Neurath zahlreiche der Argumente aus der Debatte zwischen Popper, Lakatos, Feyerabend und anderen vorweggenommen hat, und zwar beeinflußt insbesondere durch Duhem, Poincare, Abel Rey und Mach. (Für diese These vgl. auch Hegselmann 1979, 38f) Unrecht scheint mir Haller hingegen mit der Behauptung zu haben, daß die falsche Sicht Folge einer fehlleitenden Darstellung von Positionen und Geschichte des Kreises durch Neurath sei. Haller bezieht sich dabei auf eine „official history“ (1982, 26), mit derer offenbar Neuraths Schrift *Le dévelopment du Cercle de Vienne et l'avenir de l'Empirisme logique* aus dem Jahre 1936 meint. Gerade diese Schrift kann aber wohl kaum als Beleg für Hallers These dienen, denn in ihr werden Duhem, Abel Rey und Poincare bescheinigt, „in gewissem Maße den logischen Empirismus (zu) vertreten, ohne deshalb frei von jeder Metaphysik zu sein" (Neurath 1936; 685). Es wird weiterhin von einem bemerkenswerten Einfluß Duhems auf den Wiener Kreis gesprochen (689), dann wird der französische Konventionalismus zu den geistigen Ahnen gerechnet (695,697), und schließlich werdendem Logischen Empirismus insgesamt genau und explizit jene holistisch-fallibilistisch-konventionalistischen Auffassungen zugeschrieben, die jedenfalls Neurath schon sehr früh hatte. Wenn Neurath hier (und ebenso andernorts) also eine Einheitlichkeit überzeichnet, dann gerade im Sinne einer gemeinschaftlichen Ablehnung einer „Standard view“, gemäß dem der Wissenschaftsfortschritt kumulativ ist, als Wahrheitsapproximation verstanden werden kann, die Wissenschaftsentwicklung nur „internen" Kriterien folgt usw. Wenn der Wiener Kreis bzw. der Logische Empirismus also in der Tat häufiger und zu Recht mit einer solchen „Standard view“ in einen Zusammenhang gebracht würde, dann muß es dafür eine andere als die von Haller vorgebrachte Erklärung geben.

9 Die beiden waren die Lieblingsstudenten Schlicks.

10 Die Programmschrift Wissenschaftliche Weltauffassung — Der Wiener Kreis zählt Zilsel allerdings nicht zu den Mitgliedern des Kreises (vgl. in diesem Zusammenhang Dvorak 1981, 30). — Die informelle Struktur des Kreises bringt

es mit sich, daß es hinsichtlich der Mitgliedschaft in einigen Fällen einen Graubereich gibt.

11 Vgl. in diesem Zusammenhang die ausgezeichnete Studie von Stadler 1982, 152ff.
12 Vgl. Glaser 1981.
13 Eine Liste der Vortragsveranstaltung findet sich in Stadler 1982, 181 f.
14 So der mündliche Bericht Marie Neuraths über die Entstehungsgeschichte des Manifests. Feigl berichtet, daß er und Waismann ebenfalls an der Ausarbeitung des Manifests beteiligt waren (vgl. Feigl 1968; 70).
15 Für die Geschichte der Berliner Gesellschaft vgl. Stadler 1982; 2O7ff.; Kamlah 1983, 1985; Thiel 1984. Das Veranstaltungsprogramm dieser Gesellschaft was ausgesprochen pluralistisch. Hans Driesch kam als Vertreter eines Vitalismus ebenso zu Wort wie der marxistische (allerdings seit 1926 aus der KPD ausgeschlossene) Karl Korsch. Eine Liste der Vortragsveranstaltungen der Gesellschaft hat Stadler (1982, 209f.) zusammengestellt.
16 Das heißt nicht, daß es nicht schon in Prag auch Kontroversen gegeben hätte. So stritten sich zum Beispiel Carnap und Reichenbach über Wahrscheinlichkeit und Induktion. Vgl. für die Beziehung Reichenbachs zum Wiener Kreis Kamlah (1985). Insgesamt kommt Kamlah dort zu dem Schluß: „Ich glaube nicht, daß Reichenbach in seinen Gedanken Schlick, Waismann und Carnap ferner ist als etwa Neurath“ (a.a.O. 234).
17 Vgl. Ayer 1977; 115 ff.
18 Als erster Band erschien Bd. 3 der Reihe, nämlich R. v. Mises, Wahrscheinlichkeit. Statistik und Wahrheit, als Bd. 2, R. Carnap. Abriß der Logistik. Als Bd. 1 war eine von Waismann verfaßte Einführung in die Philosophie Wittgensteins geplant, die aber letztlich bedingt durch viele Schwierigkeiten im Verhältnis zwischen Waismann und Wittgenstein auf Deutsch schließlich erst 1976 (also siebzehn Jahre nach Waismanns Tod und natürlich außerhalb der Reihe „Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung“) erschien. Vgl. Thiel 1984, 245.
19 Für die Geschichte dieser Schriftenreihe vgl. Hegselmann 1987.
20 Die bisher beste und umfassendste Darstellung der Emigrationsgeschichte des Wiener Kreises gibt Dahms 1987. Vgl. aber auch die Darstellungen Feigl (1968), Stadler (1982), Kamlah (1983), Dahms (1985a) und Thiel (1984). Merkwürdig und wohl auch inkonsistent ist in der ansonsten sehr informativen Darstellung Thiels, daß er Waismann nicht zum engeren Wiener Kreis rechnet, sondern lediglich als jemanden anführt, der in Wien lebte und mit Mitgliedern des Wiener Kreises diskutierte (vgl. 230ff); andererseits wird Waismann von Thiel als „Mitbegründer des späteren Wiener Kreises“ (a.a.O., 232) angeführt.
21 1934 durch eine Vorkonferenz in Prag vorbereitet, fand im September 1935 ein „Erster internationaler Kongreß für Einheit der Wissenschaften“ in Paris statt. Thematische Schwerpunkte des Kongresses waren unter anderem: Physikalismus, Induktion, Logische Analyse, Wahrscheinlichkeit, Verhältnis Biologie und Physik, Axiomatisierungsprobleme, Geschichte des Empirismus. Mehr als 170 Personen aus mehr als 20 Ländern nahmen an diesem durch die Presse stark beachteten Kongreß teil. Es wurden mehr als 100 Referate gehalten. Den Eröffnungsvortrag hielt Russell. Der 2. internationale Kongreß fand 1936 in Kopenhagen statt, der 3. 1937 wieder in Paris. 1938 fand ein Kongreß in Cambridge (England) und 1939 in Cambridge (USA) statt.
22 Das heißt natürlich nicht, daß die empiristischen Emigranten auch persönlich unmittelbar und ohne Schwierigkeiten in gut dotierte Stellungen gelangen konnten. — Ganz generell ist zu berücksichtigen, daß bei Beginn der Emigrationswelle die Folgen der großen Depression in den USA und auch in andere Emigrationsländern längst nicht überwunden waren. Emigranten verschärften die Konkurrenz auf den Stellenmärkten. Sie wurden daher — wie zum Beispiel Philipp Frank berichtet — nicht durchwegs freundlich empfangen (vgl. Frank 1979, 434). Schließlich konkurrierten die Emigranten auch untereinander. Drastisch schreibt Philipp Frank: Wenn eine Menge guter Waren zu herabgesetzten Preisen auf den Markt geworfen wird, so hat das immer wirtschaftliche Erschütterungen zur Folge. Viele Verkäufer können ihre Ware dann nur mehr zu schlechten Preisen oder gar nicht los werden. .. . Ganz ähnliche Verhältnisse herrschten auf dem Markte, auf dem sich die Emigranten anboten (1979, 431 f.). Die Berichte der deutschen und österreichischen Emigranten über politische und rassische Verfolgungen, die Einrichtung von Konzentrationslagern, die systematische Kriegsvorbereitung usw. stießen häufig auf taube Ohren. Als sich dann mit Kriegsausbruch ein Großteil dessen bestätigte, was viele Emigranten schon vorher behauptet hatten, da verschlechterte sich die Lage der Emigranten in manchen Ländern dramatisch, denn nun galten sie als feindliche Ausländer, die es aus Sicherheitsgründen zu internieren oder gar zu deportieren galt. Seine traurigen, tragischen, aber nicht untypischen Erfahrungen in Frankreich hat Lion Feuchtwanger in seinem Bericht Das unholde Frankreich zu Papier gebracht. Darüber hinaus gab es in einigen Emigrationsländern durchaus antisemitische Einstellungen, die im Falle der USA zum Beispiel auch in Eliteuniversitäten verbreitet waren.
23 Für die Geschichte der Berliner Gesellschaft vgl. Stadler 1982, 207ff; Feigl 1968, 81 ff.
24 Carnap selbst spricht in diesem Zusammenhang nicht von Emigration. Gleichwohl scheint es mir nach Lage der Dinge völlig korrekt, wenn Dahms (1985, 349) hier von Emigration spricht. — Car-

nap war im Jahre 1935, also Jahre vor der Zerschlagung der Tschechoslowakei, bereits nicht mehr in der Lage, Neurath zu seinem Lehrstuhlvertreter in Prag zu machen, und zwar wegen der jüdischen Herkunft Neuraths (vgl. Hegselmann 1985, 277).

25 Thiel läßt Feigls Weggang nicht als Emigration „im engeren Sinne gelten" (1984, 231).

26 Vgl. die Erinnerungen, die Marie Neurath für das Buch von Neurath (1973) verfaßte (62f). Marie Reidemeister und Otto Neurath heirateten im englischen Exil.

27 Im Juni 1933 schrieb Schlick einen Ergebenheitsbrief an Dollfuß, in dem diese Einstellung recht deutlich zum Ausdruck kommt. Der aufschlußreiche Brief ist abgedruckt in Stadler, 1982, 200f.

28 Zitiert nach Stadler 1983, 19.

29 Dahms (1985a, 338) führt es auf eine wachsende Pogromstimmung zurück, daß im Nachruf Waismanns von den antisemitischen Resonanzen und Reaktionen auf die Ermordung Schlicks keine Rede ist.

30 Über das Österreich der damaligen Zeit schrieb Jean Améry in seiner Autobiographie *Unmeisterliche Wanderjahre:* „Das Land stieß ab, noch vor der Zeit, was es an Geist aus sich geboren hatte. Freud wurde zu einer inter-jüdischen Sache, der gegenüber christliche Wachsamkeit man empfahl. Hinter den Männern des Wiener Kreises standen schon die thomistisch orientierten jungen Assistenten und hinter diesen die Rosenberg-Schüler, die dem Christentum durchaus mit jener koexistentiellen Loyalität zu begegnen gestimmt waren, welche Österreichs Kirche ihrerseits den Nazis kreditierte" (Améry 1971, 49). Über den Mord an Schlick schrieb Améry in Widersprüche: „Wer, wie der Verfasser dieses Beitrags, diese Epoche erlebt und Zeuge des Ereignisses am Tatort, also in Wien, war, der erinnert sich noch deutlich, wie die Ermordung Schlicks der Linken als ein die Katastrophe ankündigendes Signal erschien. Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der linksintellektuellen Milieus" (Améry 1971a, 197).

31 Im gleichen Jahr emigrierte auch Karl Popper, der damals Hauptschullehrer in Wien war.

32 Für eine detaillierte Darstellung der traurigen Lebensgeschichte Zilsels vgl. die Arbeit Dvorak 1981. Zilsels Habilitationsversuch aus dem Jahre 1923 wurde zu einem Desaster. Die Habilitationsschrift „Beiträge zur Geschichte des Geniebegriffs" zieht Zilsel schließlich wieder zurück, nachdem klar wird, daß für die Arbeit in der Fakultät wegen ihres angeblich wenig philosophischen Charakters keine Mehrheit zu finden sein würde; zu den interessanten und aufschlußreichen Details, die Dvofak in diesem Zusammenhang ermittelt hat, gehört auch, daß Ernst Cassirer die Annahme der Arbeit nachdrücklich empfahl. Nach dem gescheiterten Habilitationsversuch ist für Zilsel eine universitäre Laufbahn verschlossen. Schon vorher hatte er jedoch erfolgreich einen Antrag gestellt, aus dem Schuldienst beurlaubt zu werden, um an Wiener Volkshochschulen zu lehren, was er dann bis zum Jahre 1934 tat. Nach zwölf Jahren aufopferungsvoller Tätigkeit in der Wiener Arbeiter- und Volksbildung wurde Zilsels Beurlaubung aus dem Schuldienst 1934 nicht mehr verlängert. 1938 wird er dann aus dem Schuldienst entlassen und emigriert im gleichen Jahr nach England; später geht er in die USA. Im März 1944 sucht Zilsel den Freitod. — Ebenfalls im Jahre 1938 verließ Philipp Frank Prag und ging in die USA.

33 Was Olga Hahn-Neurath betrifft, so war sie Neurath in das niederländische Exil gefolgt und dort im Jahre 1937 gestorben.

34 Thiel (1984, 250f) weist darauf hin, daß es insbesondere der Tätigkeit von Heinrich Scholz zu verdanken ist, daß es in Deutschland nach 1933 noch Forschungen auf dem Gebiet der Logik gab. — Zwischen Scholz und Schlick gab es übrigens eine sehr enge persönliche Bindung und eine entsprechend umfangreiche Korrespondenz.

35 Vgl. in diesem Zusammenhang Wartofsky 1982, und Kamlah 1983 , 41 ff.

36 So die ausgezeichneten Arbeiten Dahms 1987 und 1987a, die sich auf die Universität Göttingen und das Schicksal der Lebensphilosophie beziehen. Einen sehr guten ersten Überblick gibt die Arbeit Kamlah 1983.

37 Wohin das führen kann, zeigt etwa die Schrift von Rudolf Metz aus dem Jahre 1941: *England und die deutsche Philosophie.*

38 Ein anderes Beispiel für einen originär und substantiell nationalsozialistischen Philosophen wäre Hans Heyse, der auch zum Herausgeber der *Kant-Studien* wurde.

39 Die Übergänge dürften darüber hinaus auch fließend sein.

40 So die ungefähren Zahlen, die in Kamlah 1983 angegeben sind.

41 Vgl. dazu auch Kamlah 1983, 42.

42 Das hier angesprochene aufklärerische Interesse allein ist vermutlich kein Spezifikum des Wiener Kreises bzw. des Logischen Empirismus. Bei benevolenter Interpretation wird man es vermutlich ebenfalls der Phänomenologie Husserls oder auch dem Neukantianismus zuschreiben können. Im Wiener Kreis verbindet sich dieses Interesse jedoch auf eine sehr spezifische Weise mit weiteren Annahmen und Einstellungen.

43 Dieser Brief ist abgedruckt in Stadler 1982, 147.

44 So hat L. G. Tirala 1935 im Rahmen eines Vortrags zur Eröffnung des Philipp-Lenard-Instituts an der Universität Heidelberg über den Wiener Kreis behauptet: *Diese Männer versuchen eben nach einer formalistischen, ihnen eigenen Art zu denken und wollen, unterstützt durch eine von der Anschauung vollkommen unabhängige mathematische Geheimlehre, eine neue, artgemäße Logik nichtarischer Gelehrter der wissenschaftlichen Welt offenbaren* (zitiert nach Thiel 1954, 251).

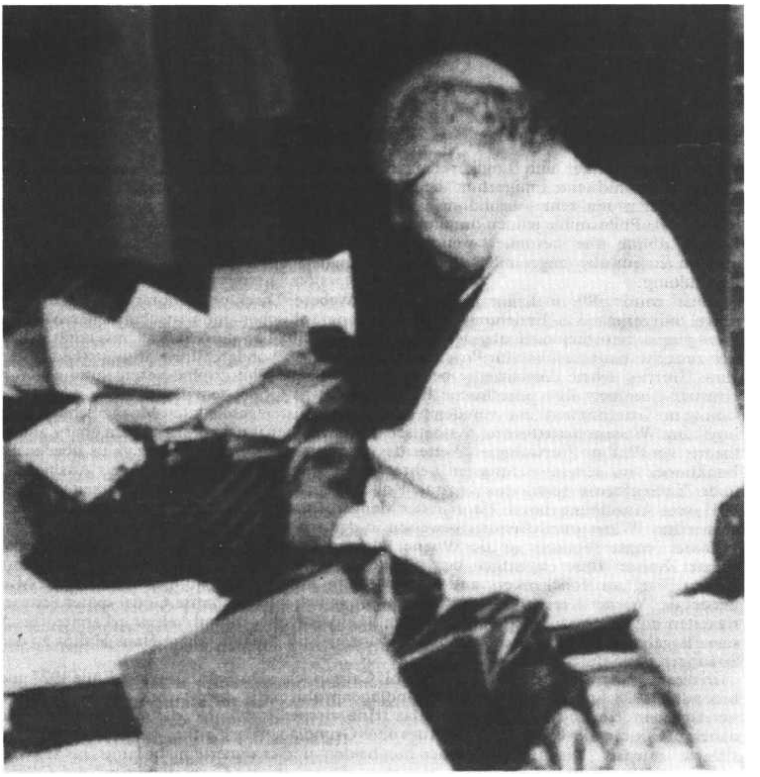
45 Im Rahmen einer *allgemeinen kritisch-skeptischen Grundeinstellung*, die über die sinn- und erkenntniskritischen Komponenten hinaus auch eine folgen-, bewertungs- und effizienzkritische Einstellung umfaßt, wären als weitere Fragen zu stellen: Was könnten die Konsequenzen sein? Wie soll es im Anschluß weitergehen? Was könnten die weniger angenehmen Folgen sein? Was soll daran gut bzw. schlecht sein? Geht es nicht einfacher? Welche Preise werden zu zahlen sein? Was könnten wir verlieren?

Literatur:

Améry, J,, 1971, *Unmeisterliche Wanderjahre.* Stuttgart.
Améry, J,, 1971a, *Widersprüche.* Frankfurt 1980.
Ayer, A. J., (Ed.), 1959, *Logical Positivism.* New York.
Ayer, A. J,, 1959a, „Editor's introduction", in: A. J. Ayer (Ed.), 1959, 3—28.
Ayer, A. J., 1977, *Part of my life.* Oxford 1978.
Becker, H./Dahms, H. J./Wegeler, C. (Hrsg.), *Die Universtität Göttingen unter dem Nationalsozialismus — Das verdrängte Kapitel ihrer 250 jährigen Geschichte.* München.
Carnap, R. 1928, *Scheinprobleme in der Philosophie — Das Fremdpsychische und der Realismusstreit.* (Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von G. Patzig). Berlin—Frankfurt 1966.
Carnap. R., 1932/33, „Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache", in: *Erkenntnis* 2, 219—241.
Carnap, R., 1963, „Intellectual autobiography": P. A. Schilp (Ed.), 1963, 1—84.
Carnap, R./Hahn, H./Neurath. O., 1929, „Wissenschaftliche Weltauffassung — Der Wiener Kreis" in: O. Neurath, 1981, 299—336.
Dahms, H. J. (Hrsg.), 1985, *Philosophie. Wissenschaft. Aufklärung — Beiträge zur Geschichte und Wirkung des Wiener Kreises.* Berlin 1985.
Dahms, H. J., 1985a, „Vertreibung und Emigration des Wiener Kreises zwischen 1931 und 1940" in: H. J. Dahms (Hrsg.), 1985, 307—365.
Dahms, H. J., 1987, Einleitung in: H. Becker/H. J. Dahms/C. Wegeler (Hrsg.), 1987, 15—60.
Dahms, H. J., 1987a, „Aufstieg und Ende der Lebensphilosophie — Das Philosophische Seminar der Universität Göttingen zwischen 1917 und 1950" in: H. Becker/H. J. Dahms/C. Wegeler (Hrsg.), 1987, 169—199.
Dvorak. J., 1981, *Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis.* Wien.
Feigl, H., 1968, „The Wiener Kreis in America" in: H. Feigl, 1981, 57—94.
Feigl, H., 1969, „The origin and spirit of logical positivism" in: H. Feigl, 1981, 21—37.
Feigl, H., 1969a, „Ethics, religion and scientific humanism" in: H. Feigl (1981), 408—421.
Feigl, H., 1974, *No pot of message:* H. Feigl, 1981, 1—20.
Feigl, H., 1981, *Inquiries and provocations. Selected writings 1924—1974.* Dordrecht.
Feuchtwanger, L., 1942, *Unholdes Frankreich;* wieder veröffentlicht unter dem Titel *Der Teufel in Frankreich — Ein Erlebnisbericht,* mit einem Nachwort von Marta Feuchtwanger. München 1983.
Frank, Ph., 1941, *Modern Science and its philosophy.* New York 1961.
Frank, Ph., 1949, *Einstein — Sein Leben und sein Werk.* Mit einem Vorwort von Albert Einstein, Braunschweig 1979.
Glaser, E., 1981, *Im Umfeld des Austromarxismus.* Wien.
Haller, R. (Hrsg.), 1982, *Schlick und Neurath — Ein Symposium.* Amsterdam.
Haller, R., 1982a, „New light on the vienna circle", in: *The Monist* 65, 25—36.
Haller, R., 1985, „Der erste Wiener Kreis", in: *Erkenntnis 22.* 341—358.
Haller, R., 1985a, „Das Neurath-Prinzip — Grundlagen und Folgerungen" in: H. J. Dahms (Hrsg.), 1985, 205—225.
Hegelsmann, R., 1979, „Otto Neurath — Empiristischer Aufklärer und Sozialreformer" in: O. Neurath, 1979, 7—78.
Hegselmann, R., 1983, „Empiristischer Antifaschismus — Das Beispiel Otto Neurath", in: *Dialektik* 7, 67—75.
Hegselmann, R., 1985a, „Die Korrespondenz zwischen Otto Neurath und Rudolf Carnap aus den Jahren 1934 bis 1945 — Ein vorläufiger Bericht" in: H. J. Dahms (Hrsg.), 1985, 276—290.
Hegselmann, R., 1987a, „Unified Science — The positive pole of logical empiricism" in: B. F. McGuinness (Ed.), 1987, ix—xxi.

Hempel, C. G., 1981, „Der Wiener Kreis und die Metamorphosen seines Empirismus" in: N. Leser (Hrsg.), 1981, 205—215.
Horkheimer, M., 1937, „Der neueste Angriff auf die Metaphysik" in: M. Horkheimer, 1968, 82—136.
Horkheimer, M., 1968, *Kritische Theorie der Gesellschaft II.* Frankfurt.
Horkheimer, M./Adorno, Th. W., 1947, *Dialektik der Aufklärung —Philosophische Fragmente.* Frankfurt 1973.
Jörgensen, J., 1951, *The development of logical empiricism.* Chicago.
Karnitz, R., 1973, *Positivismus — Befreiung vom Dogma.* München.
Karnitz, R., 1976, „Grundzüge des Neopositivismus", in: *Grazer Philosophische Studien* 2, 189—214.

Kamlah, A., 1983, „Die philosophiegeschichtliche Bedeutung des Exils (nichtmarxistischer) Philosophen zur Zeit des Dritten Reiches“, in: *Dialektik* 7, 29 —43.
Kamlah, A., 1985, „Hans Reichenbachs Beziehungen zum Wiener Kreis" in: H. J. Dahms(Hrsg.), 1985, 221—236.
Kant, I. (KdrV), *Kritik der reinen Vernunft* (Akademie-Ausgabe Bd. IV), Berlin.
Kraft, V., 1950, *Der Wiener Kreis — Der Ursprung des Neopositivismus — Ein Kapitel der jüngsten Philosophiegeschichte.* Wien 1968 (2. erw. Aufl.).
Krieck, E., 1936, *Völkisch-politische Anthropologie — Erster Teil: Die Wirklichkeit.* Leipzig 1938 (2. Aufl.)
Leser, N. (Hrsg.), 1981, *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit.* Wien.
McGuinness, B. (Ed.), 1985, *Zurück zu Schlick — Eine Neubewertung von Werk und Wirkung.* Wien.
McGuinness, B. (Ed.), 1987, *Unified Science* (The Vienna Circle monograph series originally edited by Otto Neurath). Dordrecht.
Metz, R., 1941, *England und die deutsche Philosophie.* Stuttgart.
Mises, R. v., 1939, *Kleines Lehrbuch des Positivismus — Einführung in die empiristische Wissenschaftsauffassung.* The Hague.
Neurath, O., 1936, *Le dévelopment du Cercle de Vienne et l'avenir de l'Empirisme logique;* dt.: „Die Entwicklung des Wiener Kreises und die Zukunft des Logischen Empirismus“ in: O. Neurath, 1981, 673—702.
Neurath, O., 1973, *Empiricism and Sociology* (edited by Marie Neurath and Robert S. Cohen). Dordrecht.
Neurath, O., 1979, *Wissenschaftliche Weltauffassung. Sozialismus und Logischer Empirismus* (hrsg. v. R. Hegselmann), Frankfurt.
Neurath, O., 1981, *Gesammelte philosophische und methodologische Schriften* (2 Bände, hrsg. von R. Haller und H. Rutte). Wien.
Pfoser, A./Stadler, F. (Hrsg.), 1983, *Die verbrannten Bücher — 10. Mai 1933.* Wien.
Schilpp, P. A. (Ed.), 1963, *The philosophy of Rudolf Carnap.* London.
Stadler, F., 1982, *Vom Positivismus zur „Wissenschaftlichen Weltauffassung".* Wien.
Stadler, F. (Hrsg.), 1982a, *Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit: Otto Neurath — Gerd Arntz.* Wien.
Stadler, F., 1983, „Die Zerstörung der wissenschaftlichen Vernunft 1933—1945“ in: A. Pfoser/F. Stadler (Hrsg.), 1983, 16—21.
Stadler, F. (Hrsg.), 1987, *Vertriebene Vernunft I— Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930—1940.* Wien.
Stegmüller, W., 1975, *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie,* Band II. Stuttgart.
Thiel, Chr., 1984, „Folgen der Emigration deutscher und österreichischer Wissenschaftstheoretiker und Logiker zwischen 1933 und 1945", in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 7, 227—256.
Wartofsky, M., 1982, „Positivism and politics — The Vienna Circle as a social movement“ in: R. Haller (Hrsg.), 1982, 79—101.



Otto Neurath im englischen Exil

ECKEHART KÖHLER

Kurt Gödel als österreichischer Emigrant

DER WERDEGANG

Der Mathematiker und Logiker Kurt Gödel könnte durchaus unter dem Titel „Der Wiener Kreis und seine Emigration" behandelt werden, da er ein Mitglied des „Wiener Kreises" gewesen ist und seine Ausbildung in engem Zusammenhang mit ihm verbunden war.[1] Da sich Gödels Philosophie jedoch durch mehrere Grundsätze von der Hauptlinie des „Wiener Kreises" abhob, aber besonders weil seine wissenschaftlichen Leistungen einzigartig waren und ihn jenseits aller engeren Schulbindungen hinausheben, verdient er wohl eine getrennte Behandlung.

Gödel wurde 1906 in Brünn als Sohn eines Weberei-Direktors geboren und genoß eine ruhige, bürgerliche k.k. Erziehung. Wegen der geographischen und wirtschaftlichen Nähe zu Wien ging er natürlich nach abgeschlossener Matura 1924 an die Wiener Universität, wo er sich zunächst hauptsächlich für Physik interessierte, insbesondere für Relativitätstheorie, die Hans Thirring lehrte. Gleichzeitig belegte er jedoch die Philosophie-Veranstaltungen von Heinrich Gomperz über griechische Philosophie (was Gödel sehr liebte, auch wegen der Übung im Griechischen) und von dem von ihm am meisten geschätzten Moritz Schlick über Logik und Wissenschaftstheorie. Ästhetisch beeindruckten ihn die Vorlesungen über Zahlentheorie von Philipp Furtwängler (Vetter des Dirigenten), aber auch der Zyklus über reelle Funktionen von seinem wichtigsten Lehrer und Förderer Hans Hahn. Gödels Ausbildung in der Zahlentheorie spielte eine zentrale Rolle in seinem großen Unvollständigkeitssatz von 1931; seine Ausbildung durch Hahn in der Mengenlehre wiederum spielte eine Rolle in seinen schwierigen Widerspruchsfreiheitsbeweisen in den späteren dreißiger Jahren.

Gödels engste Freunde an der Wiener Universität waren zwei jüngere Mitglieder des Wiener Kreises (oder eigentlich des „Schlick-Zirkels", wie die Mitglieder ihn nannten): Herbert Feigl aus Reichenberg und Marcel Natkin aus Lodź . (Daß diese und andere Mitglieder des Wiener Kreises jüdischer Abstammung waren, verschaffte Gödel später Schwierigkeiten mit den Nazi-Hochschulbehörden.) Gödels Kollegen und Lehrer erkannten rasch seine Begabung, und er wurde 1926, also zwanzigjährig, auf Vorschlag Hans Hahns zu den Sitzungen des Schlick-Zirkels eingeladen.

In diesem Jahr begann der Logiker Rudolf Carnap seine Dozentur in Wien. Ende 1927 und besonders 1928 fing Carnap an, die Grundlagenproblematik der Mathematik zu studieren und zu behandeln, und dabei besonders das „Hilbertsche Programm", das ihm als Positivisten nahelag. Gödel inskribierte Carnaps Kurs über Grundlagen der Arithmetik; bald entwickelte sich eine intensive Diskussion zwischen den beiden, und es dauerte nicht lange, bis sich das Lehrer-Schüler-Verhältnis praktisch umkehrte. Dennoch war Carnaps Einfluß auf Gödels Entwicklung — nicht zuletzt wegen der völligen Neidlosigkeit, die fast eine konstituierende Eigenschaft des Wiener Kreises zu sein scheint — ganz entscheidend, weil Gödel durch Carnap auf Anhieb und auf hohem Niveau mit den wichtigsten Ideen und Methoden der Grundlagenforschung vertraut gemacht wurde.

Nur im Vorübergehen kann hier auch der Einfluß Jan Brouwers auf Gödel erwähnt werden. Brouwer hielt im März 1928 auf Einladung Karl Mengers an der Wiener Universität einen Vortrag und übte darin unter anderem Kritik am Hilbertschen Programm: Grob ausgedrückt ging es darum, daß Hilberts sprachphilosophischer Standpunkt, der übrigens eine gewisse Verwandtschaft mit Wittgensteins *Traktat* aufwies, grundsätzlich *zu eng sei,* um sämtliche Wahrheiten der klassischen Mathematik zu erklären. Dieser Kerngedanke, verbunden mit Gödels *Platonismus,* den er schon von 1925 an hegte, führte dann zu seinem berühmten Unvollständigkeitssatz von 1931. Dieser besagt, sinngemäß, daß *unlösbare* arithmetische Probleme sich in jeder Theorie ausdrücken lassen, für die die Ausdrucks- und Beweisvorschriften selber arithmetisch ausgerechnet werden können, das heißt ein „formales

System“ (Hilbert) darstellen. Ein Korollar folgert daraus, daß die *Widerspruchsfreiheit der Arithmetik* eben ein solches Problem ist: „Formal“ darstellbar, aber unlösbar.
Mit diesem Jahr wurde Gödel schlagartig international berühmt und sofort als weltführender Logiker anerkannt. Für die schöpferischsten jüngeren Logiker der Welt wie von Neumann, Bernays, Tarski, Herbrand, Gentzen, Kleene wurde er ihr Meister — etwa analog zu Einsteins „Bekehrung“ einer ganzen Generation von aufstrebenden Physikern nach seinen Entdeckungen 1905. Gödel wurde zu einem ehrfurchtgebietenden Mythos, obwohl er erst vierundzwanzig Jahre alt war. Dies führte zu persönlichen, psychologischen Problemen, die ihn durch seine ganze weitere Karriere begleiten sollten.

1. DIE HABILITATION UND DIE EINLADUNG NACH PRINCETON

Nach großzügiger Förderung von Seiten Hans Hahns erlangte Gödel 1932 aufgrund seiner Veröffentlichung zur Unvollständigkeit der Mathematik die Habilitation für dieses Fachgebiet — auch die Veröffentlichung selbst wurde durch Hahn ermöglicht, da sie in den von diesem herausgegebenen *Monatsheften für Mathematik und Physik* erschien. Fast gleichzeitig mit der Einreichung des Habilitationsansuchens gab es allerdings einen „Abwerbeversuch“, und zwar gerade durch das Princetoner Institut, mit dem er später den Rest seines Lebens verbringen sollte. Denn im Frühling 1932 besuchte der einflußreiche amerikanische Mathematiker Oswald Veblen (Neffe des Soziologen Thorstein Veblen) den Professor für Geometrie und Gödels Lehrer, Karl Menger (Sohn des Gründers der österreichischen Ökonomenschule Carl Menger), in Wien im Zusammenhang mit der Suche nach geeignetem Personal für das neugegründete „Institute for Advanced Study“ in Princeton, für das bald Albert Einstein gewonnen werden sollte. Menger berief eine außerordentliche Sitzung des von ihm gegründeten Mathematischen Kolloquiums zu Ehren Veblens ein und bat Gödel, vorzutragen. Gödel behandelte seine inzwischen berühmt gewordene Übersetzungsdeutung der intuitionistischen Logik, und Veblen war so beeindruckt, daß er Gödel auf der Stelle für das neue Institut gewinnen wollte, das erst in einem Jahr eröffnet werden und bis dahin bloß zwei Fakultätsmitglieder haben sollte: Veblen selber und Einstein.

Gödel wartete jedoch den Verlauf seines Habilitationsverfahrens ab und kam der Einladung erst im nächsten Jahr, als das Institut schon eröffnet worden war, nach. Nun übte Gödel dort mit seinen Vorlesungen, die seine Unvollständigkeitsresultate weiter ausbauten, auf Anhieb einen nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung der amerikanischen Logikerschule aus,[2] wo die theoretische Grundlage für die Theorie der Rechenmaschinen und des EDV gelegt wurde. Gödels Vorlesungen wurden in Princeton 1933/34 gehalten, sind jedoch erst 1965 veröffentlicht worden; sie zirkulierten jedoch schon bald nach der Niederschrift durch Stephen Cole Kleene und Barkley Rösser in hektographierter Form und waren in den wichtigsten Forschungszentren erhältlich. Es schien daher eine ausgemachte Sache zu sein, daß Gödel in Amerika große Karriere machen würde, gerade zu einer Zeit, da die politische und wissenschaftliche Lage in Europa, und insbesondere in Wien mit dem Austrofaschismus, sich deutlich verschlechtern sollte.

2. *AUSHARREN UND FLUCHT*

Kurt Gödel hielt aber eisern an seiner schlechtdotierten Dozentur in Wien fest und unterstützte sich und seine Braut von einem Vermächtnis seines 1929 verstorbenen Vaters. Gödel hatte in Wien seine Familie, seine Braut Adele und viele Erinnerungen und Assoziationen. Er verabscheute den Faschismus und besonders den Nazismus, aber er behielt seine Ansichten sorgfältig für sich, sodaß diese überhaupt unbekannt blieben, auch unter den Kollegen im Mathematischen Institut der Wiener Universität. Man argwöhnte zwar nach dem „Anschluß“ die Tatsache, daß er Hahns Schüler war, der als Freidenker und Positivist die angeblich „jüdischen Wissenschaften“ der mathematischen Logik und Mengenlehre vertrat (Hahn war Halbjude und engagierter Sozialdemokrat; er starb 1934 überraschend). Man beargwöhnte, daß Gödel überhaupt mit Juden, Liberalen und Sozialisten, besonders des

Wiener Kreises, verkehrte.[3] Manche hielten Gödel selber für einen Juden, sodaß er wahrscheinlich auf „Judenlisten“ der NS-Studentenschaften, die zwischen 1936 und dem „Anschluß“ unbehelligt geblieben waren, aufschien. All dies gipfelte in einem kaum mehr überraschenden körperlichen Angriff auf Gödel im Herbst 1939 auf der Strudelhofstiege durch uniformierte Nazi-Studenten.

Gödels Lage wurde erst recht zum Verzweifeln, als er, ebenfalls im Herbst 1939, zum Wehrdienst aufgerufen und als tauglich gemustert wurde. Nach überfallsartigen Interventionen seitens Oswald Veblens und Abraham Flexners (des Institutsdirektors in Princeton) bei den amerikanischen und deutschen Außenämtern konnte Gödel gerade noch gerettet werden, und er bekam bis Jänner 1940 alle benötigten Papiere für sich und seine (nunmehr seit 1938 angeheiratete) Frau Adele für die Ausreise nach Amerika. Diese erfolgte quer durch Rußland, Sibirien, die Mandschurei und Japan. Die Reise dauerte über zwei Monate, aber nachdem Gödel endlich sicher im März 1940 in Princeton angelangt war, konnte ihn nichts mehr von dort weglocken.

3. DIE ERSTEN EMIGRATIONSJAHRE

Gödel hielt sehr viel von den Institutionen seines adoptierten Landes, von der politischen, religiösen und wissenschaftlichen Freiheit und von der am eigenen Institut erlebten großzügigen Förderung der wissenschaftlichen Forschung. Er wurde auch nicht müde, die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der amerikanischen Bevölkerung, insbesondere der Beamten, zu loben (in Universitätshochburgen wie Princeton wurden ausländische Gelehrte ausnehmend pietätvoll behandelt). Darüber hinaus erging es Gödel gesundheitlich vorerst und über längere Perioden in den USA viel besser als während der kurzen Besuche in den dreißiger Jahren ohne die geschickte Unterstützung und sorgsame Pflege seitens seiner Frau. Das Resümee erscheint also angebracht, daß Gödels Emigration glücklich und erfolgreich verlief.

Trotzdem erwuchsen viele Schwierigkeiten. Er und noch mehr seine Frau waren von urwienerischem Naturell und konnten sich nie richtig an die amerikanischen Alltagssitten gewöhnen. Gödel selber konnte dies zwar dadurch ausgleichen, daß er alte und neue Bekanntschaften innerhalb der relativ großen deutschsprachigen akademischen Kolonie in Princeton und im nahen New York besuchen konnte, vor allem Leute wie Oskar Morgenstern, Hermann Broch und Albert Einstein. Adele jedoch konnte es nicht so gut ausgleichen, denn sie war, obwohl äußerst schlagfertig und energisch, eher das Gegenteil von gebildet und wurde von der feineren Princetoner Gesellschaft bloß als Gödels Frau geduldet und von anderen Leuten, auch wegen ihres unvollkommenen Englisch, eher gemieden. Da Adele Gödel aber sehr gesellig veranlagt war, machte ihr die asketisch-seßhafte Isolation ihres Mannes sehr zu schaffen, und es gab ständig von ihrer Seite ausgehend geradezu hysterische Auseinandersetzungen.

Auch Gödels Produktivität erlahmte sehr. Nach etwa 1942 erstrebte er keine weiteren mathematischen Entdeckungen und verlegte sein Interesse hauptsächlich auf Philosophie und Okkultimus, was er sich in Anbetracht seines sorgsam gepflegten, zum Mythos ausartenden Ruhmes erlaubte, obwohl ihn dabei recht ausgeprägte Gewissensbisse plagten (die auch einen Wahn vor Vergiftung anstifteten, die ihm ungenannte Gegner angeblich zufügen wollten). Aber die Umgebung Princetons und des „Institute for Advanced Study“, das Adele Gödel wiederholt als „Altersversorgungsheim“ bespöttelte, wirkte wie ein Schlaraffenland auf den inzwischen etablierten Forscher, der die Qualität seines wissenschaftlichen Rufes durch neue Ergebnisse kaum noch hätte steigern können. Leider gab es niemanden am Institut, der Gödel ermunterte, seine ungeheuer umfassende Begabung anzuwenden, wie dies früher seinen Lehrern Hahn und Menger gelungen war.

4. FREUNDSCHAFT MIT EINSTEIN

Eine unbeabsichtigte Ausnahme gab es allerdings gewissermaßen in der Person Albert Einsteins, dem Gödel von dem gemeinsamen Freund, dem Ex-Berliner Paul Oppenheim, in den frühen vierziger Jahren im Princetoner Institut vorgestellt wurde. Es entspann sich eine ungebrochene gegenseitige Zuneigung. Etwas später bekam Gödel von Paul Arthur Schilpp den Auftrag, für den Band *Albert Einstein: Philosopher-Scientist* in der Reihe "The Library of Living Philosophers" einen Beitrag zu schreiben.[4] Daraufhin arbeitete Gödel einige Jahre lang über Beziehungen zwischen Relativitätstheorie und Idealismus, und besonders über Kant; aber auch über ein verblüffendes und zunächst wenig verstandenes Resultat über die Feldgleichungen der allgemeinen Relativitätstheorie, wonach Reisen in die Vergangenheit unter Umständen möglich sein würden. Gödel hat zwar mit ziemlicher Sicherheit diese Arbeiten nicht mit Einstein besprochen, dennoch war die Beziehung mit ihm eine wesentliche Anregung für ihr Entstehen.

Ich möchte nun ein Ereignis darstellen, das die Interaktion zwischen Gödel und Einstein hervorragend beleuchtet und zugleich im Leben Gödels und seiner Frau sehr wichtig war, nämlich deren Einbürgerung 1948 im Bundesgerichtshof in der Hauptstadt von New Jersey, Trenton. Diesen „Staatsakt" nahm Gödel noch ernster, als er Legalitäten sonst zu betrachten pflegte, und so studierte Gödel wochenlang geflissentlich Geschichte und Verfassung der Vereinigten Staaten:[5]

... so kam der Tag, wo er in Trenton die amerikanische Staatsbürgerschaft erhalten sollte. Die Verleihung wird von einer kleinen Prüfung abhängig gemacht, die natürlich auf den einfachen Staatsbürger abgestimmt ist und bei Gödel nicht mehr als eine unbedeutende Formsache sein konnte. Aber für Gödel war das nicht so; er nahm die Prüfung sehr ernst, und er studierte mit der Gründlichkeit des mathematischen Logikers und mit der Intensität seiner Persönlichkeit das amerikanische Verfassungsdokument und seine formale Struktur. Am Tag vor der Zeremonie kam Gödel ganz aufgeregt zu Morgenstern: er hätte eine logisch-legale Möglichkeit entdeckt, die USA in eine Diktatur zu verwandeln. Morgenstern erkannte sofort, daß diese Möglichkeit nur hypothetischen Charakter hatte; daß Verbesserungsvorschläge, wenn überhaupt, nur auf langwierigen Wegen an zuständige Stellen kommen könnten, daß aber die Erörterung bei der Prüfung nur gefährdende Wirkung haben könnte. Erflehte Gödel an, über seine Entdeckung zu schweigen.

Am nächsten Morgen fuhren Gödel und seine beiden Zeugen, die Professoren Einstein und Morgenstern, in Morgensterns Auto von Princeton nach Trenton zur Verleihung. Einstein war informiert; er erzählte während der ganzen Fahrt eine Schnurre nach der anderen, um Gödel von seinen verfassungstheoretischen Erläuterungen abzuhalten.[6] Gödels Zustand war fast zum Platzen.

Für gewöhnlich findet die Prüfung ohne Zeugen statt, die ein paar Minuten im Vorzimmer warten. Die würdige Erscheinung Einsteins machte das für den Beamten [den Bundesrichter Phillip Forman, auch für Einsteins Einbürgerung zuständig und dessen Freund geworden] *unmöglich. Er bat alle drei zugleich in den Amtsraum und begann die Prüfung. „Sie hatten bisher die deutsche Staatsbürgerschaft", begann er. „Entschuldigen Sie, die österreichische", unterbrach ihn Gödel. „Ja eben", sagte der Beamte, „die böse Diktatur! Aber zum Glück ist so etwas in Amerika nicht möglich", fuhr er selbstbewußt fort. „Keineswegs!" rief Gödel aus, der sein aufgestautes Wissen endlich an den Mann bringen konnte. „Ich weiß, wie das geht!" Alle drei hatten die größte Mühe, ihn aufzuhalten und zur Verleihung zu kommen.*

Diese Erzählung sowie mehrere Aussagen verschiedener Zeitgenossen lassen den Schluß zu, daß die Gespräche zwischen Gödel und Einstein für die beiden die wichtigste menschliche Beziehung in den etwa zehn Jahren vor Einsteins Tod darstellten. Auch nach Einsteins Tod zeigte sich dies etwa darin, daß Gödel zusammen mit Einsteins Nachlaßverwalter die Papiere des Gelehrten im „Institute for Advanced Study" ordnete.

5. SPÄTE BEFÖRDERUNG; EHRUNGEN

In Anbetracht seines Rufes blieb Gödel in seiner Stellung etwas zurück. Erst 1946, dreizehn Jahre nach der Habilitation, wurde er am „Institute for Advance Study" pragmatisiert, und erst 1953, mit siebenundvierzig Jahren, bekam er dort eine Professur. Er hatte sich nicht aktiv darum bemüht und hatte immer die zusätzliche Verantwortung gescheut; zudem galt er mit seinem übertriebenen Legismus als ausgesprochen unpraktisch. Doch schließlich, offenbar nach dem Absterben eines unbekannten Gegners seiner Beförderung, und mit nachdrücklicher und etwas verschämter Förderung durch Johann von Neumann („Wenn Gödel keine Professur verdient, dann verdient sie hier keiner") und Marston Morse ist die Beförderung zustandegekommen.

Vorausgegangen war aber auch eine glänzende Serie von Ehrungen: allein 1951 der Erhalt des ersten Einstein-Preises (zusammen mit Julian Schwinger), ein Ehrendoktorat von der Yale University und eine Einladung zur Abhaltung der 25. Gibbs Lecture vor der American Mathematical Society an der Brown University. Dann ein Ehrendoktorat der Harvard University 1952 und die Ernennung zum Mitglied der National Academy of Sciences 1953. Weiters folgten unter anderem die Ernennung zum ausländischen Mitglied der Royal Society 1968 sowie Ehrendoktorate von Amherst College (1967) und Rockefeller University (1972).

Nach allmählichem Rückgang seiner Kräfte und einer erheblichen Gewichtsabnahme starb Gödel im Jänner 1978.

6. HALTUNG GEGENÜBER ÖSTERREICH UND DER MÖGLICHKEIT EINER WIEDEREINSTELLUNG

Seit den Ereignissen der dreißiger Jahre hegte Gödel eine Abscheu gegenüber dem offiziellen Österreich, die nicht durch das Wiedererrichten einer Demokratie nach 1945 und das Erlangen der Neutralität 1955 gemildert wurde. Die Entnazifizierung hielt er für unvollkommen, und nach dem schwer zu überwindenden Niveauverlust der österreichischen Hochschulen verspürte er gar kein Verlangen nach einer Rückkehr. Auch die erfreute Meldung seiner Mutter aus Wien über die Wiedereinsetzung von Gödels Physik-Lehrer Hans Thirring, der unmittelbar nach dem „Anschluß" abgesetzt worden war, ließ Gödel völlig kalt, zumal er selber nur eine unbezahlte Dozentur verlangen konnte. Als Ursache seiner Haltung mag schon ein einziger Fall genügt haben: 1946 wurde die Rückberufung des weltweit höchst angesehenen Mathematikers Karl Menger mit der zur Lächerlichkeit gereichenden, fadenscheinigen Begründung abgelehnt, daß er zu wenig anschaulich arbeite und daß er seine Interessen außerdem der Grundlagenforschung und „sogar Themen außerhalb der Mathematik, zum Beispiel der Soziologie, zugewandt" hätte.[7] Angesichts solcher Zustände, nicht willens, den einmal erklommenen Parnaß der mathematischen Wissenschaften in Princeton zu verlassen, lehnte Gödel den sehnlichen Wunsch seiner Mutter nach einer Rückkehr in die angestammte Heimatstadt entschieden ab.

Abschließend kann nun gesagt werden, daß Gödel in der Emigration in mehrerer Hinsicht ein bequemes und erfülltes Leben führte. Dennoch ist es wichtig anzumerken, daß fast alle seiner wichtigsten Ergebnisse unter dem Einfluß oder mit der Förderung seiner Wiener Lehrer und Kollegen in Österreich erreicht worden sind, also unter Bedingungen, die einmalig waren und offenbar lange unwiederbringlich bleiben werden. Einen ähnlichen Rahmen hat er in Amerika nicht gefunden; mit dem Wien des Wiener Kreises verglichen war Princeton bloß eine glückliche Zuflucht.

Anmerkungen:

1 Mein Bericht baut hauptsächlich auf meine zwei Arbeiten auf: „Gödels Jahre in Amerika“ und „Gödel und der Wiener Kreis“, die erscheinen werden in: Werner Schimanovich (Hrsg.), *Kurt Gödel. Wahrheit und Beweisbarkeit.* Wien 1988. Andere Quellen sind Hao Wang, *Reflections on Kurt Gödel.* Cambridge, Mass. 1987; Solomon Fefermann und andere (Hrsg.): *Kurt Gödel. Collected Works* I. New York/London 1986; Paul Weingartner und Leopold Schmetterer (Hrsg.): *Kurt Gödel Remem- bered.* Neapel 1987.

2 Siehe den Beitrag von S. C. Kleene zum oben zitierten Band von Weingarnter und Schmetterer.

3 Dies geht aus einem Brief des damaligen NS-Dozentenbundführers in bezug auf Gödels Ansuchen zu einer „Dozentur neuer Ordnung" im Herbst 1939 hervor. Dieser Brief wird im oben zitierten Band von Schimanovich veröffentlicht.

4 Paul Arthur Schilpp (Hrsg.), *Albert Einstein: Philosopher-Scientist.* Evanston, 111; 1949; gegenwärtig im Nachdruck erhältlich von der Open Court Publishing Co., LaSalle, 111. und in deutscher Übersetzung von Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig.

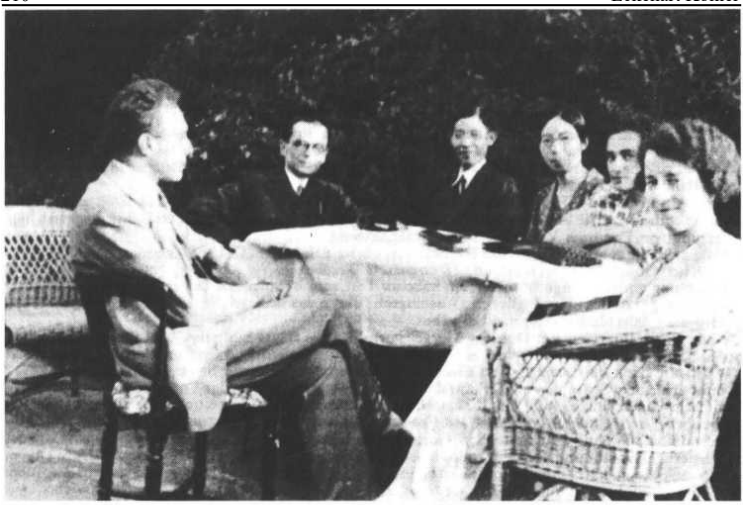
5 Folgendes Zitat stammt aus dem Nachruf von Heinz Zemanek: „Oskar Morgenstern (1902—1977) — Kurt Gödel (1906—1978)“, in: *Elektronische Rechenanlagen 20,* 1978, 209—211, Heft 5. Die Erzählung enthält einige Irrtümer; ich habe im Text zum Beispiel den Ort der Staatsbürgerschaftsverleihung statt des ursprünglichen „Washington“ durch das richtige „Trenton“ ersetzt. Adele Gödel wird auch fälschlicherweise nicht erwähnt.

6 Nach einem Interview mit Dorothy Morgenstern-Thomas fragte Einstein Gödel zum Beispiel, ob er denn vorbereitet auf sein vorletztes Examen wäre, worauf Gödel gereizt zurückfragt: „Vorletztes?! Was wäre denn das *letzte?!“* Und Einstein erwiderte: „Natürlich vor Sankt Peter im Himmel!“

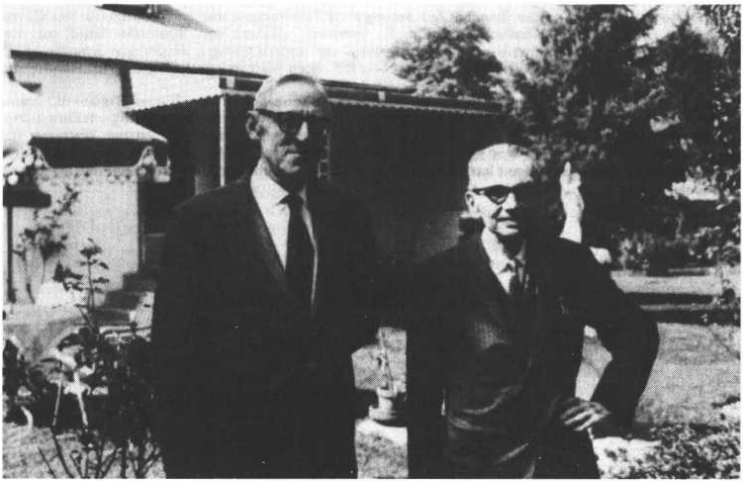
7. Zitat aus einem Schreiben des Dekans der Philosophischen Fakultät der Univ. Wien an das Bundes- min. für Unterricht, 3. Juli 1946, D. Z. 673 aus 1945/46, PA Phil. Dek.; zitiert und berichtetin Rudolf Einhorn, *Vertreter der Mathematik und Geometrie an den Wiener Hochschulen 1900—1940.* Das Zitat befindet sich in Band I auf Seite 185f. Dort wird auch berichtet, wie Gödel mehrere Versuche von der Wiener Universität und von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, ihn auszuzeichnen, zurückgewiesen hat. Lediglich posthum ist ihm ein Ehrendoktorat der Universität verliehen worden.

Hier anzuführen ist auch die Tatsache, daß die zwei einflußreichsten Philosophen der Wiener Universität in der Nachkriegszeit nach eigenen Angaben Faschisten waren. Der erste, Leo Gabriel, Freund des Mörders von Moritz Schlick, veröffentlichte 1937 ein einschlägiges Buch: *Führertum und Gefolgschaft.* Der zweite, Erich Heintel, brüstete sich in seinem Habilitationsansuchen während der Nazi-Herrschaft: „ ... in der illegalen Zeit besorgte ich Erhebungen und Nachrichten für den SD im Altreich, und zwar im Auftrag von Dr. C. Sommer.“ (Zitiert von Reinhold Knoll aus der Entnazifizierungsakte Heintels in: Sebastian Meissl und andere (Hrsg.), *Verdrängte Schuld— Verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945—1955.* Wien 1986; in Knolls Beitrag wird Heintel mit „H.“ bezeichnet.) ,

Das ist deshalb relevant, weil Gödel im Nachkriegs-Österreich an der Wiener Universität keine Chance gehabt hätte, sich als Logiker zu etablieren. Denn Gabriel vertrat eine völlig obskure nichtmathematische „Integrale Logik" im Sinne Othmar Spanns, während der einzige Vertreter der mathematischen Logik, der von Heintel geförderte Kurt Christian, bis heute überhaupt niemanden zur Habilitation vorgeschlagen hat. Wartet er über fünfzehn Jahre auf jemanden mit der Begabung Gödels?



Links: Karl Menger und Kurt Gödel. Zweite von rechts: Olga Taussky-Todd



Oskar Morgenstern und Kurt Gödel. Villa Gödel in Princeton. USA

Psychoanalyse

JOHANNES REICHMAYR

Einleitung zur Psychoanalyse[1]

Meine Einleitung wird kursorisch und pointiert sein. Ich möchte festhalten, daß dieses traurige Kapitel österreichischer Zeit- und Wissenschaftsgeschichte, nämlich die Vertreibung der Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker aus Wien und ihr Schicksal, in Wien zum ersten Mal nach 1945 zu einem eigenen Thema geworden ist.[2]

Eine Liste der ordentlichen und der außerordentlichen Mitglieder der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung aus dem Jahre 1937, in der Emigrationsjahre und Exilländer eingetragen sind, macht eindringlich klar, daß der Verlust gravierend und erdrückend war und ist. Dabei sind jene Kandidatinnen und Kandidaten, die in Ausbildung gestanden sind und flüchten mußten, noch nicht berücksichtigt. Drei der ehemaligen Kandidaten, die betroffen waren, sind Teilnehmer des Symposions: Else Pappenheim, Bruno Bettelheim und Rudolf Ekstein.

Nach dem „Anschluß" flohen von den fünfzig ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung mit Wohnsitz in Wien sämtliche, außer August Aichhorn, Richard Nepallek und Alfred Winterstein, aus Österreich. Die Mehrzahl verließ zwischen Mitte Mai und Mitte Juli 1938 das okkupierte Land. Als letztes Mitglied der Wiener Vereinigung verließ Dr. Margarete Hohenberg-Herz Wien im Februar 1939.

Die internationalen Verbindungen der Psychoanalytiker untereinander, ihre hohe akademische und wissenschaftliche Qualifikation und intellektuelle Reputation und die vorhandenen Voraussetzungen materieller Art trugen dazu bei, daß Hilfe rasch wirksam wurde und Fluchtmöglichkeiten sich eröffneten. Dies galt jedoch oft nicht mehr für Angehörige, Verwandte, Freunde und Bekannte.

Erleichterungen ergaben sich durch die Anfang der dreißiger Jahre gegründeten amerikanischen Ausbildungsinstitute. In New York, Boston und Chicago wirkten bereits erfolgreich immigrierte europäische Analytiker wie Sandor Rado, Fritz Wittels, Hanns Sachs, Franz Alexander und Paul Schilder. Einen großen Anteil bei der Aufnahme und Förderung der emigrierten Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker hatte die Menninger-Klinik und Foundation. In England schufen Ernest Jones, der Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, gemeinsam mit Marie Bonaparte und bereits emigrierten Analytikerinnen und Analytikern, wie zum Beispiel Grete Bibring-Lehner, die in einem Hilfskomitee arbeitete, die Voraussetzungen für ein wirksames Hilfsnetz, das oft Arbeitsmöglichkeiten und -plätze miteinschloß.

Trotzdem kann man innerhalb der Psychoanalytiker nur zum Teil von einer organisierten Fluchthilfe, die über die eigene Organisation geregelt wurde, sprechen; die Hilfe wurde vor allem über informelle Kanäle eingeleitet und unterstützt. Diese berufsspezifische Solidarität war keine übliche Erscheinung unter vergleichbaren Emigrantengruppen, Schauspieler und Künstler vielleicht ausgenommen. Zusätzliche Schwierigkeiten und Komplikationen ergaben sich für nicht-ärztliche Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker (sogenannte „Laienanalytiker"), insbesondere in den Vereinigten Staaten.

Bei den Hilfsmaßnahmen spielten die Struktur und die Hierarchie der inhomogenen Wiener Psychoanalytikergruppe eine bedeutende Rolle. Mitglieder, die mit Funktionen betraut gewesen waren, zum Beispiel dem Lehrausschuß angehört hatten, konnten leichter an Hilfestellungen gelangen, als etwa Kandidaten, Kursteilnehmer oder Mitglieder, die nur lose oder nicht mehr in der Vereinigung integriert waren, wie etwa Adolf Josef Storfer, dem es erst nach großen Schwierigkeiten Ende November 1938 gelang, von Wien nach Shanghai zu flüchten.

Die große Emigrantengruppe aus Wien konnte die „Wiener Psychoanalyse" im Exil nicht „bewahren", weder in England noch in den Vereinigten Staaten. Viele ihrer Vertreter erlangten zwar in kurzer Zeit wichtige und führende Positionen und Prestige in den psychoanalytischen Verbänden, medizinischen Institutionen oder Universitätseinrichtungen. Aber

im neuen Zentrum der Psychoanalyse, den Vereinigten Staaten, war eine Entwicklung zur Institutionalisierung und Professionalisierung der Psychoanalyse bereits fortgeschritten, die mit einer spezifischen Medizinalisierung und Akademisierung der Psychoanalyse und ihrer Funktionalisierung für den psychiatrischen Ausbildungs- und Dienstleistungsbereich verbunden war. Institutionelle Erstarkung ging mit der Verwässerung klinischer und kulturtheoretischer Einsichten und der Schwächung der Psychoanalyse als Bewegung einher.[3] Diese Entwicklung wurde schon ab Mitte der dreißiger Jahre an der amerikanischen Psychoanalyse deutlich und war auch in einer tiefgehenden Krise der psychoanalytischen Wissenschaft und Bewegung erkennbar.[4]

Die Psychoanalyse in Österreich nach 1945, im speziellen die Wiener Psychoanalytische Vereinigung, konnte sich von dem Verlust der vertriebenen Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker nicht mehr erholen, bis heute nicht. Dafür sind auch die von Seiten der Wiener Psychoanalytikergeneration der Nachkriegszeit nicht ausgefüllten Forschungslücken symptomatisch. Ich bedauere sagen zu müssen, daß die Auseinandersetzung und Debatte um die Psychoanalyse im Austrofaschismus und im Nationalsozialismus und den daraus resultierenden Folgen hierzulande noch kaum begonnen hat. Natürlich öffnet die Nichtpräsenz der eigenen Geschichte Tür und Tor für Illusionen, Mythenbildungen, historischen Beschönigungen und Verdrehungen. Ich möchte das an einem kleinen Beispiel im Zusammenhang mit dem Überblick von Mitgliederstand und Zahl der Exilanten der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung erläutern. Die über diesen Zeitabschnitt verbreitete grobe und verkürzte Darstellung und Sichtweise beschränkt sich auf die Angabe der Zahl der exilierten Analytiker, ohne die Personen, die näheren Umstände und Bedingungen ihrer Vertreibung zu beschreiben. Sie geht zurück auf eine Quantifizierung von Ernest Jones, die er in seiner Rede als Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung am 1. August 1938 in Paris verwendete, in der er über das Resultat von Hilfsmaßnahmen, zu denen er selber Wesentliches beitrug, berichtete: „Von den 102 Analytikern und Kandidaten in Wien ist nur noch ein halbes Dutzend in dieser unglückseligen Stadt, und wir hoffen, daß sie ebenfalls binnen kurzem werden ausreisen können.“[5]

Die bis heute nahezu ausschließliche Verwendung dieser Zahl als Beleg fürdie Vertreibung der Psychoanalyse aus Wien entspringt einem historischen Bewußtsein, das mit einem der lebendigsten und produktivsten Abschnitte in der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung, der Psychoanalyse in Wien vor 1938, wenig anzufangen weiß, ihn durch Quantifizierung aus seinem Kontext isoliert und als „fact“ verdinglicht.

Ich sehe dies auch als ein Zeichen dafür, daß die offizielle Psychoanalyse in Österreich nach 1945 ihren Umgang mit der Wissenschaft des Unbewußten in der Zeit vor 1938 und während des Nationalsozialismus vor allem institutionell geregelt hat.

Bis heute bleibt der Eindruck bestehen, daß die historische Verbindung der Realität der Psychoanalyse in Wien vor 1938 mit der heutigen Wirklichkeit der Psychoanalyse in Wien nur dem Namen und Schein nach besteht und nicht auf wirklichen und tiefen Identifikationen mit der vertriebenen psychoanalytischen Vernunft aufgebaut ist. Der historische Bruch kehrt in Ritualen von „Seligsprechung“, „Denkmalspflege“ und einem „Opfer-Mythos“ wieder, und dieses falsche Bewußtsein ermöglichte es auch, „Sigmund Freud“, „Berggasse 19“, „Wien als Stadt der Psychoanalyse“ etc. der billigen Vermarktung und Banalisierung auszuliefern. Zu werbewirksamen Markenzeichen und Etiketten gemacht, die zum Beispiel von der österreichischen Fremdenverkehrswerbung und zur „Osterreich-Imagepflege“ verwertet werden, ist dies nicht als Ausdruck der Anerkennung der Psychoanalyse zu werten, sondern zeugt von einer ambivalenten Haltung ihr gegenüber.[6] Ich sehe in diesem „Ausverkauf' in Form einer banalisierenden Popularisierung auch ein Zeichen dafür, daß sich in der Wiener intellektuellen Kultur nach 1945 der Geist lebendigen psychoanalytischen Denkens kaum mehr verankern konnte.

Anderen Entwicklungen in Österreich, die die Psychoanalyse in ihrer DissidentenTradition zu wahren und würdigen versuchten, wurde der Garaus gemacht. Ich denke hier an zehn Jahre Arbeit in Salzburg mit Igor A. Caruso am Psychologischen Institut der Universität, als die Verbindung von Psychoanalyse und Gesellschaftskritik in Theorie und Praxis auf Universitätsboden und darüber hinaus Platz griff.[7] In Wien kam Vergleichbares schon gar nicht zustande.

Ein Bericht über „Psychoanalyse in kontinuierlicher Dissidenz“ wäre wohl der Beitrag von Frau Marie Langer geworden, die an diesem Symposion gerne teilgenommen hätte, wegen Erkrankung jedoch absagen mußte. Einen Brief von ihr möchte ich aber abschließend zitieren. Marie Langer schreibt:

Dr. Marie Langer *Buenos Aires. 23. September 1987*

Ich bin nicht als Psychoanalytikerin von Wien weggegangen, ich war noch in Ausbildung und habe diese abgebrochen, um nach Spanien zu gehen, 1936. Ich kam aber später in Argentinien dazu, bei der Gründung einer psychoanalytischen Gruppe dabeizusein, und ich hatte den Vorteil, meine Lehranalyse schon abgeschlossen gehabt zu haben. Am ersten internationalen Kongress nach dem Krieg wurde diese Gruppe anerkannt und konnte die Analyse nicht nur in Argentinien, sondern auch in anderen lateinamerikanischen Ländern einführen und verbreiten ...Aber ich hatte immer schon im Kopf, was Sigmund Freud 1918 am Kongress in Budapest sagte, daß man die Analyse den Armen zugänglich machen müsse, und außerdem war ich gegen die elitäre Einstellung der Vereinigung, die übrigens nur Ärzte aufnahm.
So kam es langsam zu politischen Reibungen, und schließlich sind 2 Gruppen, Plataforma und Documento, nach dem internationalen psychoanalytischen Kongress 1971 in Wien aus der IPA (International Psychoanalytic Association) ausgetreten. Wir nützten dies und gründeten ein Zentrum, wo wir die große Gruppe, die aus der IPA ausgestiegen war, praktisch gratis unterrichteten und so die Analyse und analytisches Wissen auch den unteren Schichten zugänglich und möglich machten.
Es war eine politisch aufregende Zeit, dann kam der Militärputsch, und schließlich mußten die meisten von uns ins Exil. Ich kam nach Mexico und war dort Professorin für psychoanalytische Gruppentherapie an der Universität, und außerdem widmeten sich die exilierten Argentinier denjenigen Genossen, die durch Verfolgung, Folter und Vertreibung in einem schlechten psychischen Zustand in Mexico ankamen und von uns behandelt wurden.
1981 bot sich uns eine ganz spezielle Gelegenheit. In Nicaragua hatten die Sandinisten gesiegt, sie kannten uns aus ihrer Exilzeit in Mexico und luden uns ein, nach Nicaragua zu kommen. Anschließend organisierten wir (Silvia Berman, Nacho Maldonado und ich) ein Team, das regelmäßig nach Nicaragua fliegt und dort vor allem Psychotherapie und dynamische Psychiatrie unterrichtet. So unterrichten wir auch die Grundbegriffe der Psychoanalyse, wie zum Beispiel das Konzept des Unbewußten, die Traumdeutung etc., und haben nach 6 Jahren kontinuierlicher Arbeit Erfolg gehabt. Jetzt sind wir dabei, in Managua, also der Hauptstadt, dasselbe System einzuführen, das wir in Leon, wo wir begannen, aufbauten. Die Analyse hat noch einen weiteren erstaunlichen Sprung gemacht: In Cuba, anläßlich eines Kongresses, zu dem ich eingeladen war, sagte Fidel Castro, man müsse die Analyse in Cuba einführen. Tatsächlich gab es schon einen Kongreß und der zweite ist unter dem Titel „Psychoanalyse und Marxismus" für Februar 1988 in Vorbereitung....
Wir glauben, daß es sehr wichtig ist, vom Behaviorismus und der Verhaltenstherapie und -kontrolle wegzukommen zu einer Konzeption, die Konflikt und Unbewußtes in Betracht zieht.
Es tut mir furchtbar leid, Euch nicht persönlich dies alles erzählen zu können.
Für mich ist diese Einladung leider zwei Jahre zu spät gekommen.

Anmerkungen:

1 Ich zitiere in meiner Einleitung ohne nähere Angaben aus meinem Beitrag zum Symposionsband *Vertriebene Vernunft I,* hrsg. von F. Stadler. Wien—München 1987. Der Beitrag trägt den Titel „Anschluß und Ausschluß'. Die Vertreibung der Psychoanalytiker aus Wien. Materialien und Bemerkungen zur Wissenschafts- und Sozialgeschichte der Psychoanalyse vor und nach der nationalsozialistischen Machtergreifung in Österreich“. 123—181.
Die Beiträge am Symposion wurden in folgender Reihenfolge gehalten: Bruno Bettelheim, Else Pappenheim, Rudolf Ekstein (als „Zeitzeugen“). Karl Fallend, Rudolf Ekstein und Ernst Federn brachten Fallstudien. Paul Parin gab anschließend einen Diskussionsbeitrag. Wolfgang Huber mußte aus Krankheitsgründen seinen Beitrag über Heinz Hartmann absagen. Richard Sterba, der am Symposion als „Zeitzeuge“ teilnehmen sollte, hat kurzfristig absagen müssen.

Dr. Sterba war bereits seit Mitte der zwanziger Jahre in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung aktiv.

2 Es sei hier festgehalten, daß die Frage der vertriebenen Psychoanalyse von Zeit- und Wissenschaftshistorikern — und nicht von den Psychoanalytikern seiber — aufgegriffen und thematisiert wurde.

3 Vgl. K. Eissler, *Medical Orthodoxy and the Future of Psychoanalysis,* New York 1965, und R. Jacoby, *Die Verdrängung der Psychoanalyse oder Der Triumph des Konformismus.* Frankfurt/Main 1985.

4 In einem geheimen Rundbrief Otto Fenichels vom 17. Oktober 1935 berichtet er über eine Unterredung mit den Wiener Redakteuren der *Internationalen Zeitschriftfür Psychoanalyse,* dem offiziellen Organ der Internationalen Vereinigung: *Sie* (die Redakteure, Anm. d. Verf.) *gaben ohne weiteres zu. daß sich die gesamte analytische Wissenschaft in einer Krise befinde, und zeigten sich über diese Krise ebenso besorgt wie ich. Differenzen bestanden nur über die gegen die Krise anzuwendenden therapeutischen Maßnahmen resp. über den Anteil, den die Redaktionen an diesen Maßnahmen nehmen könnten. .. gaben sie später zu, daß sehr viele der erscheinenden Arbeiten schon die uns gemeinsame „Basis" verlassen, und daß es an sich wohl Aufgabe einer Redaktion sein könnte, ein Stück „getarnter Diktatur" auszuüben; meinten aber, daß der ‚realpolitischen' Redaktion die tatsächliche Macht zu solcher Diktatur fehle. Sie zeigten sich ernsthaft um die Einheit der I. P. V. besorgt und schienen Gründe zu haben. Spaltung und völligen Zerfall zu befürchten, wenn sie wirklich so redigierten, wie ihr wissenschaftliches Gewissen es ihnen vorschreibt. ... Die Vorteile, die durch die Befriedigung von Jones und die Bewahrung des internationalen Charakters durch solche Abdrucke gewonnen werden, scheinen den Redakteuren größer als die Nachteile der Schädigung des Rufes der Psychoanalyse. Diese Schädigung halten sie für die geringere Gefahr, während sie die Hauptaufgabe der Redaktionen darin erblicken, die zerbröckelnde I. P. V. zusammenzuhalten.* (Library of Congress Manuscript Division, Otto Fenichel Collection, Washington D. C.).

5 *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* und *Imago* 24, 1939, 361 f.

6 Vgl. K. Eissler, „Sic gloria ingenii. Die Inschrift am Freud-Denkmal in Wien", in: *Psyche* 12, 1986, 1139—1144.

7 Vgl. Institutsgruppe Psychologie (Hrsg.), *Jenseits der Couch. Psychoanalyse und Sozialkritik.* Frankfurt/Main 1984.

Vor der Wiener Votiv-Kirche im Februar 1929. Von links nach rechts: Alfred Winterstein, Robert Wälder, Eduard Hitschmann, Richard Sterba, Robert Hans Jokl, Edmund Bergler, Adolf Josef Storfer

BRUNO BETTELHEIM

Kulturtransfer von Österreich nach Amerika, illustriert am Beispiel der Psychoanalyse

Es besteht für mich kein Zweifel, daß die österreichische Emigration in die Vereinigten Staaten viel zum Wachstum der Psychoanalyse beigetragen hat. Und nicht nur zum Wachstum der Psychoanalyse in den Vereinigten Staaten, sondern zum Wachstum und zur Entwicklung der Psychoanalyse überhaupt. Es ist natürlich sehr schwer zu entscheiden, inwiefern die Psychoanalyse dieses Wachstum der Emigration österreichischer Psychoanalytiker nach den Vereinigten Staaten verdankt und was diese Analytiker auf jeden Fall geschaffen hätten, wenn sie in Wien geblieben wären. Das heißt also, daß sich nur in wenigen Fällen mit Sicherheit sagen läßt, was man der Emigration in die spezielle Kultur der Vereinigten Staaten verdankt und was auf jeden Fall geschehen wäre, weil die immanente Entwicklung der Psychoanalyse es gefordert hätte, unabhängig davon, ob diese Entwicklung in Österreich oder woanders vor sich gegangen wäre.

Um nur ein hervorstechendes Beispiel zu erwähnen: Kurt Eisslers großes Werk über Goethe. Es wäre durchaus möglich, daß er diese Goethe-Biographie geschrieben hätte, unabhängig davon, ob er weiter in Wien gelebt hätte oder nicht, es ist aber auch möglich, daß wir diese Arbeit nur der Emigration verdanken, weil ihn diese den Verlust des direkten Kontaktes mit dem deutschen Kulturerbe so schmerzlich fühlen ließ, daß er sich in seiner psychoanalytischen Arbeit auf den deutschen Kulturheros konzentrierte, um diesen Kulturverlust besser zu bewältigen. Nur er selbst vermag diese Frage zu beantworten, aber wahrscheinlich nicht mit Bestimmtheit, da er ja nicht wissen kann, wie sich seine Entwicklung als Psychoanalytiker gestaltet hätte, wäre er in Wien geblieben. So ist es schwer zu sagen, was das Resultat des Kulturtransfers von Österreich nach den Vereinigten Staaten im Fall der Psychoanaiyse ist und was auf jeden Fall vor sich gegangen wäre. Ich wage daher nicht, zu sagen, ob das schreckliche politische und soziale Unglück der Hitlerzeit, das für die österreichischen Psychoanalytiker so fürchterliche persönliche Folgen hatte, der psychoanalytischen Bewegung weltweit großen Schaden brachte, oder ob die Emigration der Entwicklung der Psychoanalyse vielleicht mehr geholfen als geschadet hat. Man kann aber wohl mit Sicherheit behaupten, daß die Psychoanalyse heute anders aussehen würde, hätte sie nicht durch die Ereignisse der Hitlerzeit ihre Wurzeln in Wien verloren.

Mit Sicherheit kann ich nur über mich selbst sprechen und sagen, daß ohne diese Emigration und ohne den mit ihr Hand in Hand gehenden Kulturtransfer keiner meiner Beiträge zur Psychoanalyse das Licht der Welt gesehen hätte. Ob dies einen Vorteil oder einen Nachteil für die Psychoanalyse beinhaltet — diese Entscheidung muß ich anderen überlassen. Da aber meine bescheidenen Beiträge zur Psychoanalyse so offensichtlich mit meiner Emigration in die Vereinigten Staaten zu tun haben, möchte ich ein wenig über mich selbst berichten. Ich erlaube mir das, weil ich annehme, daß in meinem Falle die Einladung, an dieser Tagung teilzunehmen, mit meinem Werk zusammenhängt. So schrecklich die Ereignisse waren, die mich zur Emigration gezwungen hatten, habe ich keinerlei Zweifel, daß, wäre ich in Österreich geblieben, es fraglich ist, ob ich überhaupt etwas zur Entwicklung der Psychoanalyse beigetragen hätte, und wenn, dann wären diese Beiträge ganz anderer Art gewesen. In meinem Fall hat sich also dieser Kulturtransfer von Österreich nach den Vereinigten Staaten günstig ausgewirkt.

Ich kam nach Amerika direkt vom Konzentrationslager. Kaum ein Monat verstrich zwischen meiner Entlassung aus Buchenwald und meiner Ankunft in New York. Zu diesem Zeitpunkt bestand meine wichtigste Lebensaufgabe nicht so sehr darin, mich zu amerikanisieren, sondern mich selbst zu integrieren, da die Erlebnisse im Konzentrationslager auf mich persönlichkeitszerstörend gewirkt hatten. Meine Hauptaufgabe war es, auf irgendeine Weise mit diesen schrecklichen Erlebnissen innerlich fertig zu werden. Während meines Jahres in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald versuchte ich das, was mir und meinen Mitgefangenen geschah, aufgrund der Einsichten der Psychoanalyse zu verstehen

und mir auch die Psychologie der SS begreiflich zu machen, soweit dies eben unter den Lagerverhältnissen möglich war. Auf dieser Grundlage arbeitete ich weiter nach meiner Befreiung an der Aufgabe, dieses Erlebnis zu bewältigen. Um in meiner neuen Heimat arbeitsfähig zu werden, mußte ich mich von dem Alptraum Konzentrationslager befreien. Wie fast alle KZ-Häftlinge träumte ich jede Nacht vom Konzentrationslager. Interessanterweise habe ich, während ich im Lager war, nie davon geträumt, eine Erfahrung, die auch andere Häftlinge machten. Aber nach der Befreiung hatte ich jede Nacht Angstträume, deren zentrales Thema war, daß im letzten Moment etwas schief ging und ich nicht aus dem Lager herauskam. Im Sinne Freuds konnte ich diese Träume interpretieren und verstehen, daß sie die beruhigende Mitteilung enthielten: „Du warst in schrecklicher Gefahr, dein Leben zu verlieren, du fürchtetest, daß du dieser Gefahr nicht entrinnen würdest, aber trotz dieser deiner Angst ist alles gut ausgegangen", denn sowie ich von diesen nächtlichen Alpträumen erwachte, begriff ich, daß ich ja jetzt in Amerika in Sicherheit lebte. Diese Träume halfen mir, mit meinen Ängsten, ob es mir gelingen würde, in Amerika zu reüssieren, fertigzuwerden. Diese Träume schienen mir zu sagen: „So wie deine Angst, nicht aus dem Lager herauszukommen, unnötig war, so ist auch deine Angst darüber, wie du es in Amerika machen wirst, unnötig."

Ich erwähne dies alles nur darum, weil es mit meinem Beitrag zur Psychoanalyse in Amerika und im allgemeinen sehr zusammenhängt. Nach meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten schien es mir wichtig, die Schrecken der Konzentrationslager weitgehend bekanntzumachen. Hierbei stieß ich auf großen Widerstand. Man wollte mir nicht glauben, daß ein Kulturvolk wie die Deutschen solche unmenschlichen Grausamkeiten verüben konnten. Man war überzeugt, daß ich die Dinge sehr übertrieb, daß ich nur aus meinem Haß gegen die Nazis solche Greuelmärchen verbreiten wollte, ja man beschuldigte mich, daß meine Berichte auf meinen Verfolgungswahn zurückzuführen seien. Ich war aber überzeugt, daß die einzige Möglichkeit, die Nazis davon abzuhalten, weiter mit den Verbrechen in den Konzentrationslagern fortzufahren, war, die Westmächte zu bewegen, gegen diese Greuel einzuschreiten. Meine wahren Berichte über das, was in den Lagern vorging, verfehlten es, zu überzeugen. So mußte ich versuchen, auf andere Art Glauben zu erhalten. Ich mußte einen Weg finden, das, was in den Lagern vorging, so glaubwürdig zu machen, daß man meine Berichte nicht länger als Entstellungen eines psychologisch gestörten Menschen beurteilen und sie unbeachtet lassen konnte. Meine Lösung war es, eine wissenschaftlich objektive Analyse der Persönlichkeitsveränderungen, die das Lagererlebnis mit sich brachte, zu veröffentlichen, in der der Nachdruck nicht auf die Greueltaten der SS gelegt wurde, sondern in der ungewöhnliche und ungewöhnlich interessante psychologische Phänomene beschrieben wurden. Wenn eine solche Arbeit Beachtung fand, dann würde man automatisch auch auf die Greueltaten, die in den Lagern gang und gäbe waren, aufmerksam werden.

Wie bereits erwähnt, versuchte ich im Lager meinen gesunden Menschenverstand zu bewahren, indem ich mich bemühte, auf psychoanalytischer Grundlage zu verstehen, was in mir und meinen Mitgefangenen psychologisch vor sich ging, und — so gut es mir möglich war —, auch die Psychologie der SS zu verstehen. Es war keine leichte Aufgabe, sondern eine, die mir viel Schwierigkeiten machte, da sie sehr starke Gefühle der Angst und des Abscheus weckte, die ich überwinden mußte, wollte ich eine objektive Darstellung, eine nicht emotionale Beschreibung von Dingen geben, die in mir so starke Gefühle hervorriefen. Nach drei Jahren war diese psychoanalytische Studie des Konzentrationslagers druckfertig, aber es dauerte noch ein Jahr, bis ich einen Verleger einer wissenschaftlichen Zeitschrift fand, der mir Glauben schenkte. Im Jahre 1943 erschien diese Arbeit mit dem Titel „Individual and Mass Behavior in Extreme Situations" im *Journal of Abnormal and Social Psychology.* Es war das erste Mal, daß ein Bericht über die Konzentrationslager in der wissenschaftlichen Welt Amerikas Beachtung fand. Was aber viel wichtiger war, *Politics,* eine linksradikale Wochenschrift, die in weiten intellektuellen Kreisen gelesen wurde,druckte diesen Artikel ab, und von diesem Moment an fand das Konzentrationslager als ein soziales, politisches und psychologisches Phänomen Beachtung. Als die amerikanische Armee 1945 die Konzentrationslager befreite und damit meine Arbeit Bestätigung erfuhr, ordnete General Eisenhower an, daß alle Offiziere der Besatzungsarmee den Artikel zu lesen hatten. Auf

diese Weise hat ein österreichischer Emigrant bewiesen, daß die Psychoanalyse zum Verständnis der Übel des Totalitarismus weitgehend beitragen kann, und die höchste Autorität der US-Armee hat dies offiziell bestätigt.

Was in Deutschland unter Hitler geschah, weckte in jüdischen Kreisen die Angst, daß der Antisemitismus auch in Amerika überhandnehmen könnte, und so organisierte das Jewish American Committee eine Serie von Studien über die Ursachen und Hintergründe von Rassenvorurteilen. Ich wurde beauftragt, mit einem Kollegen, der Professor der Soziologie an der Universität von Chicago war, ein Buch zu schreiben, das die sozialen und psychologischen Hintergründe der Rassenvorurteile klarlegen sollte. Auch mein Kollege war psychoanalytisch orientiert und so wurde unsere Arbeit eine Darlegung der Hintergründe des Rassenvorurteils auf psychoanalytischer Grundlage. Da mein Artikel über das Konzentrationslager nur dank der in Amerika herrschenden Gedankenfreiheit und unsere gemeinsame Arbeit, die unter dem Titel *Dynamics of Prejudice* erschien, nur dank des amerikanischen Interesses an der Frage der Rassenvorurteile geschrieben werden konnte, kann man wohl sagen, daß beide Publikationen, die die Anwendung der Psychoanalyse auf soziale Probleme aufzeigten, Beweise dafür sind, daß ein ehemaliger Österreicher in der amerikanischen Emigration zur Anwendung der Psychoanalyse auf neue Problemgebiete beigetragen hat.

Nach dem Ersten Weltkrieg hatte Siegfried Bernfeld in Wien im Kinderheim Baumgarten die Psychoanalyse in der Behandlung von Verwahrlosten angewandt. Leider war dieses wichtige Experiment in einem Kinderheim nur kurzfristig, da das Heim nach wenigen Monaten aufgelöst wurde. Obzwar seine Methode, schwerstgestörte Kinder in einem Heim zu behandeln, damals nicht weiter ausgebaut wurde, fand seine Arbeit große Beachtung. Es war der österreichischen Emigration in den Vereinigten Staaten Vorbehalten, dieses psychoanalytische Experiment fortzusetzen und weitgehend auszubauen. Aufgrund meiner Erfahrung mit der Heimtherapie eines autistischen Kindes, die ich in Wien gemacht hatte, ersuchte mich die Universität von Chicago, in ihrem Rahmen ein Heim für schwerstgestörte Kinder, die an schizophrenen und autistischen Störungen litten, zu schaffen, in dem die Kinder auf psychoanalytischer Basis behandelt wurden. Während vieler Jahre wurden in diesem Heim, Orthogenic School of the University of Chicago genannt, schwerstgestörte Kinder psychoanalytisch therapiert. Da dies eine neue Methode der psychoanalytischen Behandlung war, war es nötig, ihr einen neuen Namen zu geben, und wir wählten dafür den Ausdruck „Milieutherapy", da der Erfolg der Behandlung weitgehend auf das Milieu, in dem die Kinder lebten, zurückzuführen war. Die Orthogenic School und die Veröffentlichungen, die auf ihrer Arbeit beruhen, haben sehr dazu beigetragen, daß die psychoanalytische Behandlung psychotischer Kinder in den Vereinigten Staaten viel größere Fortschritte gemacht hat als es je in Wien, oder Europa, der Fall war. Mehrere Bücher und viele Artikel, die in die meisten Sprachen übersetzt wurden, darunter auch ins Deutsche, und vor allem zwei Fernsehprogramme, ein französisches und ein englisches, haben diese Anwendung der Psychoanalyse in der amerikanischen Emigration vielen Kreisen vertrautgemacht. In Hinblick auf die Behandlung psychotischer Kinder wurde die Psychoanalyse in der amerikanischen Emigration in mancher Hinsicht bereichert.

Es war ein anderer ehemaliger Österreicher, der die Behandlung delinquenter Jugendlicher auf psychoanalytischer Basis in neue Bahnen lenkte, nämlich Fritz Redl. Erst im Pioneer House in Detroit und später in einer speziellen Abteilung des National Institutes for Mental Health hat er bewiesen, daß die psychoanalytische Methode am besten geeignet ist, diesen Delinquenten zu helfen. Da er diese Arbeit bereits in Wien begonnen hatte, kann man in bezug auf sein Wirken sicherlich von einem Kulturtransfer sprechen.

Andererseits ist es mehr oder weniger ein Zufall, daß ich in Amerika ein Buch geschrieben habe, das zeigt, daß Märchenstoffe auf psychoanalytischer Basis viel besser und tiefgreifender verstanden werden können. Ein solches Buch hätte sicher auch in Wien geschrieben werden können, hätte man nicht die Psychoanalytiker aus ihrer Heimatstadt vertrieben. Schon Freud hat ja darauf hingewiesen, daß Märchenstoffe aus psychoanalytischer Sicht viel verständlicher werden. Da aber diese Studie, die sich hauptsächlich mit den Märchen der Brüder Grimm befaßt, von einem Österreicher in der Emigration geschrieben wurde, könnte man sie gleichfalls als Resultat des Kulturtransfers betrachten. Das Buch wurde mit dem „National

Book Award" und dem „Book Circle Award“ ausgezeichnet, ein Beweis dafür, daß die Anwendung der Psychoanalyse auf literarische Werke, die mit Freud in Wien begann, dank der österreichischen Emigration in den Vereinigten Staaten weiter Fortschritte gemacht hat.

*

Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Das Bild der Entwicklung der Psychoanalyse in der amerikanischen Emigration ist keineswegs eindeutig positiv. Daß der Psychoanalyse in den Vereinigten Staaten eine Verflachung drohte, hat schon Freud gewußt und davor gewarnt, weil er befürchtete, daß die Psychoanalyse in den Vereinigten Staaten weitgehend angenommen werden würde, ohne daß die Menschen sie wirklich verstehen. Diese prophetischen Worte waren nur allzu richtig. Während die Psychoanalyse selbst eine Verflachung erfuhr, hat sie andererseits das intellektuelle Leben in den Vereinigten Staaten weitgehend beeinflußt, mehr, als in den meisten anderen Ländern und sicher viel weitgehender, als es selbst in Wien zutraf, wo ihr Einfluß auf engere Kreise beschränkt war. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die österreichische und auch die deutsche Emigration sehr dazu beigetragen haben, daß die Psychoanalyse in den USA das literarische und auch das künstlerische Leben beeinflußte. Wieweit die österreichische Emigration dazu beigetragen hat, die Filmindustrie durch psychoanalytische Einsichten in das innere Leben des Menschen zu bereichern, weiß ich nicht genau, aber man kann wohl annehmen, daß es ehemalige Österreicher gewesen sind. Filme, Singspiele, Theaterstücke und die Massenmedien haben weite Kreise, allerdings meist sehr oberflächliche, mit der Psychoanalyse vertraut gemacht. Hier möchte ich nur die Filme von Woody Allen erwähnen, die eine weite Gefolgschaft haben. Ob sie aber zu einem wirklichen Verständnis der Psychoanalyse beigetragen haben, muß man wohl bezweifeln. Daß er mich aufforderte, in einem seiner Filme einen alten Wiener Psychoanalytiker zu spielen, ist charakteristisch dafür, daß er angenommen hat, daß ein österreichischer Emigrant die Psychoanalyse am besten verkörpern könne, wenigstens in einem Spielfilm. Daß ich nicht Tiefes, sondern nur Oberflächliches über sie sagen durfte, versteht sich wohl von selbst, kann aber als typisch für die Analyse in Amerika angesehen werden.

Im Gegensatz zu der, wie gesagt, oft oberflächlichen Akzeptanz der Psychoanalyse in intellektuellen Kreisen wurde die Praxis der Psychoanalyse in den Vereinigten Staaten auf Psychiater beschränkt. Diese Einschränkung, die Freud nie akzeptieren konnte, hat ihn veranlaßt, die „Amerikanische Psychoanalytische Vereinigung“ aus der Internationalen Vereinigung ausschließen zu wollen. Dazu kam es nicht, da Jones einen Kompromiß arrangierte, nach dem jede lokale Gesellschaft die Bedingungen für Mitgliedschaft selbständig festsetzen konnte. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn Freuds Ansicht gewonnen hätte und dann die deutsche und die österreichische Emigration eine neue amerikanische Gesellschaft auf der Wiener Grundlage hätte schaffen können. Das war jedoch nicht der Fall, und als Konsequenz hatten die österreichischen Analytiker es schwer, in Amerika in der Psychoanalytischen Gesellschaft Einfluß zu gewinnen. Für lange Zeit wurden Laienanalytiker nicht anerkannt, und einigen der prominenten Wiener Analytiker, wie zum Beispiel Paul Federn, war es nicht erlaubt, als Lehranalytiker in Amerika tätig zu sein. Als Folge haben Reik, Wilhelm Reich, Karen Horney ihre eigenen Gruppen gegründet, die dann für die Weiterentwicklung der Psychoanalyse verloren waren. Aber auch in der Hauptgruppe ging viel verloren, trotz der Bemühungen der österreichischen Emigranten, dies zu verhindern. Eine kulturelle Bewegung, die die Psychoanalyse im weitesten Sinn ist, kann nicht einfach aus einem kulturellen Milieu in ein anderes verpflanzt werden. Viele der tiefsten Einsichten Freuds werden in Amerika einfach negiert, und dies ohne irgendwelche Diskussion. Zum Beispiel wird die Theorie des Todestriebes in Amerika so abgelehnt, daß man diese Ablehnung kaum diskutiert bzw. versucht, zu begründen. Der Todestrieb paßt einfach den Amerikanern nicht. Es hat dies mit der pragmatischen und optimistischen Grundeinstellung dieses Landes viel zu tun. Aber meiner Ansicht nach geht das alles darauf zurück, wie die Psychoanalyse von Anfang an in den USA angenommen worden ist, nämlich als eine psychiatrische Spezialität und nicht als eine radikale neue Psychologie. Diese Umschichtung begann mit den ersten Übersetzungen von Freuds Werken ins Englische. Ich habe dies in einer kleinen Schrift ausführlicher dargelegt und damit einen gewissen Erfolg gehabt, nicht so

sehr bei den Psychoanalytikern selbst, aber umso mehr bei anderen Intellektuellen. In dieser Schrift habe ich darzulegen versucht, daß Freud eine neue Theorie der menschlichen Psyche geschaffen hat und nicht, oder nur zum kleinen Teil, eine, die die Psychiatrie revolutioniert hat. Es hat mir große Freude bereitet, daß zum Beispiel zwei Nobelpreis-Gewinner — einer gewann den Nobelpreis für Ökonomie, der andere den Nobelpreis für Physik, und außerdem der Mathematiker, der derzeit den Newtonien Lehrstuhl für Mathematik innehat — mir spontan geschrieben haben, daß meine Darlegung, was Freud wirklich gemeint hat, ihnen zum ersten Male erlaubte zu verstehen, wie groß die Bedeutung der Freudschen Lehre für unsere gesamte Kultur ist. Das kann man wohl auch als einen kleinen Beitrag der Emigration zum Verständnis der Psychoanalyse in Amerika betrachten.

In eigener Sache möchte ich noch erwähnen, daß ich, Freuds Bemerkungen über die Wichtigkeit von Märchenstoffen in der Psychoanalyse folgend, eine psychoanalytische Studie von Märchen veröffentlicht habe, die eine solche Beachtung fand, daß dieses Buch mit dem „National Book Award“ und dem „National Book Circle Award" ausgezeichnet wurde und daher eine Anwendung der Psychoanalyse zum besseren Verständnis einer Literatursparte populär gemacht hat. Man kann auch das wohl als einen Beitrag der Psychoanalyse in der amerikanischen Emigration betrachten. Die Beiträge anderer Emigranten zur Psychoanalyse in Amerika sind so viele und so mannigfaltig, daß ich mich nicht kompetent fühle, ihnen Rechnung zu tragen, aber ich möchte doch wenigstens erwähnen, daß mein Freund Fritz Redl das Denken über jugendliche Deliquenten in Amerika revolutioniert hat, was ganz allgemein anerkannt wird. Leider hat ihm sein Gesundheitszustand nicht erlaubt, an dem Symposium teilzunehmen, aber sein Beitrag zur Psychoanalyse in der Emigration ist so wichtig, daß wir ihn hier nicht vergessen dürfen. Für den Rest verlasse ich mich auf meine Mitdiskutanten, die großen Beiträge der Emigration zur amerikanischen Psychoanalyse richtig darzustellen.

Das Ehepaar Bettelheim

Bruno Bettelheim

ELSE PAPPENHEIM

Zeitzeugin

Ich möchte dieses Referat meiner Freundin Dr. Maria Langer widmen, die leider nicht mit uns sein kann. Wir waren zusammen im Schwarzwald-Gymnasium, haben dann zusammen Medizin inskribiert, studiert, seziert und promoviert, und schließlich dasselbe Spezialgebiet ergriffen.

Seit dem tragischen Juli 1927 kam der Gedanke an eine etwaige Auswanderung gelegentlich auf. Es war das Ende des Roten Wiens, und die politische Lage schien hoffnungslos für die unter uns, die Sozialdemokraten waren. Ich war damals noch im Gymnasium und gehörte den Sozialistischen Mittelschülern an. Wir fragten uns oft, würde man das Gymnasium beenden, studieren und dann eine Stelle finden können? Aber keiner von uns unternahm etwas. Ich machte meine Matura 1929, studierte Medizin und fing meine Analyse bei Dr. Isakower 1934 an, zirka ein Jahr vor der Promotion. Für politische Betätigung fand ich wenig Zeit. Die jährlichen antisemitischen Ausbrüche an der Universität, besonders der Anatomie (Tandlers Institut), waren erschreckend, aber nichts Neues. Schon Anfang des Jahrhunderts, als mein Vater studierte, verprügelten sich tschechische und deutschnationale Studenten. 1929/30 war es aber so arg, daß das Gesetz, das der Polizei das Betreten akademischen Bodens verbot, aufgehoben wurde. Irgendwie ging alles weiter, bis zu dem grauenhaften Bürgerkrieg 1934. Es war klar, der Austrofaschismus war das Ende von Österreichs Freiheit für lange Jahre, aber im Grunde glaubten wir wohl doch an eine bessere Zukunft.

Mein Vater, Prof. Dr. Martin Pappenheim, zog andere Schlüsse. Meine Eltern waren seit 1919 geschieden. Ich lebte mit meiner Mutter, war aber ständig in Kontakt mit ihm. Er war Primarius am Lainzer Versorgungshaus und aktiver Sozialdemokrat. Im Herbst 1933 ging er auf eine Vortragsreise nach Palästina. Im Februar 1934 hätte er zurückkommen sollen. Freunde und Bekannte, wie etwa Bürgermeister Seitz, wurden verhaftet. Otto Bauer und andere rieten meinem Vater, nicht zurückzukommen. Er sollte um seine Pension einreichen und in Palästina bleiben. Er befolgte den Rat.

Mir war sein Beschluß unbegreiflich. Auswandern eventuell, aber dann Amerika. Er hatte dort Beziehungen. Amerikanische Ärzte nahmen Kurse bei ihm, und wir kannten auch Psychiater, die zur analytischen Ausbildung nach Wien kamen, aber Palästina? Mein Vater war weder Zionist noch religiös. Er glaubte, er hätte mehr Aussichten dort. Engländer und Juden versprachen, ein psychiatrisches Spital nach seinen Angaben zu bauen und auch, daß er die Lehrkanzel erhalten würde an der künftigen medizinischen Fakultät. Beides hat er nicht erlebt. Er starb im Herbst 1943.

Ich erhielt mein Doktorat im April 1935, besuchte meinen Vater für ein paar Wochen und begann meine Zeit als Sekundararzt an der Klinik Pötzl. Ich hatte mich schon im Gymnasium für Neurologie und Psychiatrie entschieden. Austrofaschismus und Antisemitismus machten sich immer stärker bemerkbar, schienen aber auf das akademische Leben wenig Einfluß zu haben. Juden konnten studieren und arbeiten. Hunderte von Studenten, die als Juden in Polen, Ungarn oder auch Amerika nicht studieren konnten, wurden zugelassen. Die Amerikaner gaben als Grund nur an, daß es billiger sei. Ich hatte keine Ahnung, daß es einen Numerus clausus für Juden, Frauen und Schwarze gab. Das erfuhr ich erst nach meiner Einwanderung. Auch an der Wiener Klinik waren jüdische Kollegen. Niemand fragte danach bis 1937. Ich traf im Sommer meinen Vater in Paris beim Kongreß für Psychische Hygiene. Dort erreichte mich ein dringender Brief meines Kollegen Fritz Redlich: Ich sollte sofort zurückkommen und mit meinem Taufschein bewaffnet (ich war von Geburt an lutheranisch getauft) einen Kollegen im Allgemeinen Krankenhaus aufsuchen. Es handle sich um die Verlängerung meiner Anstellung. Ich kann mich nicht erinnern, daß Redlich, selbst nicht „rassenrein“, oder Stengel und Pisk, die Volljuden waren, ähnliche Erlebnisse hatten. Ich befolgte jedenfalls Redlichs Rat. Der Kollege studierte meinen Taufschein (beide Eltern waren darauf evangelisch), sagte: „Es ist ja alles in Ordnung“, und

fragte mich, warum mein Vater nach Palästina gegangen sei. Offenbar war das der Grund, daß man gerade mich ausgesucht hatte. Bis zum „Anschluß“ 1938 geschah weiter nichts.

Nur die Psychoanalytische Vereinigung reagierte 1936, nach der Verhaftung von Dr. Edith Jacobson in Berlin, in einer von uns sehr kritisierten Weise. Etwa zehn junge Ärzte, darunter die Psychiater Gerhard Pisk (Piers) und ich (Sekundarärzte) und Fritz Köbler und Maria Langer (Hospitanten) bildeten eine Gruppe zum Studium illegaler Schriften. Wir trafen uns mit Prof. Edgar Zilsel in einer kleinen Bibliothek (Kleeblattgasse?). Eines Abends wurde die Gruppe für 24 bzw. 48 Stunden verhaftet, unter der Anklage, „für den Frieden" zu arbeiten. Ich entging diesem Schicksal, weil ich an diesem Abend Dienst hatte. Die Psychoanalytische Vereinigung reagierte mit dem Verbot politischer Tätigkeit von Seiten der Analytiker oder Kandidaten mit der Drohung einer Ausschließung. (Langer, Pisk und ich waren in Analyse.) Dr. Isakower, der natürlich von meiner Zugehörigkeit zu der Gruppe wußte, hatte sich nie dazu geäußert. Nun übermittelte er das Ultimatum: Politik oder Analyse. Ich entschloß mich für letztere. Dr. Sterba, Dr. Langers Analytiker, beendete ihre Analyse, sie ging dann ohnehin nach Spanien.

Im Sommer 1937 war meine Analyse beendet, und ich fing im Herbst am Institut an. Da jeden Abend Kurse gehalten wurden, konnte man in einem Jahr graduieren und nach dem 1. Semester mit Kontrollfällen anfangen. Die Atmosphäre war ungeheuer stimulierend, die Begeisterung unserer Lehrer, die im allgemeinen nur zehn Jahre älter (oder gleichaltrig mit einigen Kandidaten) waren, teilte sich uns allen mit und trug zum Teil zu unserer politischen Blindheit bei, ebenso wie 1933 die Übersiedlung einiger deutscher Analytiker nach Wien.

Alles kam zu einem plötzlichen Ende. Es war Februar 1938. Das Analytische Institut, Berggasse 7, war damals zwei Jahre alt. Es war nach dem Berchtesgadener Äbkommen, ich saß in einem Seminar von Heinz Hartmann. Plötzlich hörte man Marschieren auf derStraße, unterbrochen von rhythmischen Rufen: „Juda verrecke“ und „Heil Hitler“. Hartmann unterbrach sich für einen Augenblick, wir sahen uns an. Ich kannte ihn von der Klinik. Nie habe ich seinen Ausdruck vergessen, ernst und doch etwas spöttisch. Wir haben uns beide später in New York daran erinnert. Bald danach war das Seminar zu Ende. Schweigend und bedrückt verließen wir das Institut. Ich glaube, es war der letzte Abend, jedenfalls das letzte Seminar für mich. Am 11. März war ich wie gewöhnlich auf der Klinik. Meine Mutter rief mich an und sagte, Schuschnigg habe soeben abgedankt. Als ich in die Lazarettgasse kam, rollten unablässig Tanks über die Straße. Flugzeuge flogen lärmend über die Stadt, Marschieren, Heil-Geschrei, und von allen Fenstern wehten die alten roten Fahnen, auf die Hakenkreuze genäht waren. Offensichtlich für diesen Moment in Bereitschaft gehalten.

Am nächsten Morgen wurde mir in der Klinik mitgeteilt, ich sollte bis auf weiteres an die neurologische Abteilung im Allgemeinen Krankenhaus gehen, die Abteilung Mattauscheck. Sie wurde von Dozent Novotny geleitet. Ich glaube, dort waren noch andere Kollegen fraglicher Abkunft. Die jüdischen Kollegen wie Hoff, Pisk und Stengel erhielten noch in der Nacht Briefe, persönlich geliefert, die ihnen mitteilten, nicht mehr auf die Klinik zu kommen. Ich war noch einige Wochen dort. Die Oberschwester stellte täglich frische Blumen vor ein Hitlerbild, seine Reden hörte man den ganzen Tag über die Lautsprecher. Aber niemand war unfreundlich oder bedrohlich. Einmal erschienen zwei Herren in Zivil und verlangten, mit Entschuldigung, eine Handschriftenprobe von mir. Sie zeigten mir Zettel, die aus unserem Haus geworfen worden waren, mit: „Hitler verrecke“ darauf. Einige Tage vorher war eine oberflächliche Hausdurchsuchung bei uns, auch mit der Forderung einer Schriftprobe. Die Hausbesorgerin, eine alte Genossin, wußte, wer es war, sagte aber nichts. Sie schauten flüchtig auf meine Bücher und gingen bald.

Anrüchige Bücher, wie *Das Kapital* oder Briefe von Rosa Luxemburg, Lenin usw. hatten wir schon längst in unserem Badeofen verbrannt. Wir wurden weiter nicht belästigt. Ich glaube, irgendwann im April erhielt ich einen Brief, ich sollte einen Ariernachweis bringen oder nicht mehr ins Spital kommen. Ich wußte, daß eine arische Großmutter nicht genügte, und unternahm nichts. Ich beschloß zu praktizieren, erhielt ohne Schwierigkeiten die Bewilligung (Stempel vom August) und hing mein Schild als Nervenärztin auf. Ich wohnte Lederergasse 22, in der gleichen Wohnung, in der mein Vater praktiziert hatte.

Ich hatte einige Patienten in Psychotherapie. Viele von uns glaubten damals, in zwei Jahren wäre alles vorüber, und so lange würde man wohl überleben können. Ganz so unbegründet

war diese Hoffnung nicht. Anfang 1938 war ein junger Deutscher als Patient auf der Klinik. Seine Eltern, beide jüdische Ärzte aus Berlin, suchten mich auf. Sie konnten unbehelligt praktizieren, auf jüdische Patienten beschränkt, und es gab auch noch ein jüdisches Spital. Die Stimmung war natürlich bedrückend. Persönlich wurden weder meine Mutter noch ich belästigt. Hausbesorger, Geschäftsleute hatten uns gerne und wollten nicht glauben, daß wir Mischlinge waren. Arische Freunde (eine von den Krankenschwestern und andere) kamen uns besuchen. Das Schlimmste war, daß meine Mutter eine schwere Depression bekam und bett- lägrig war. Dozent Stengel kam fast täglich, solange er noch in Wien war, und nach ca. zwei Monaten war sie wieder hergestellt. Stengel verschaffte mir auch für ein paar Wochen die Begleitung einer psychotischen Patientin nach Wiesbaden. Dr. Isakower redete mir zu, ich sollte mir eine Anmeldung für ein USA-„Affidavit" beschaffen. Ich hatte bereits von Anna Freud erfahren, daß es keine „Affidavits" für Kandidaten gäbe, meine Mutter war krank, ich hatte wenig Hoffnung. Damals standen Leute schon stundenlang auf der Straße vor dem amerikanischen Konsulat. Eine mir völlig unbekannte Amerikanerin wurde von einer Bekannten ersucht, mich ins Konsulat zu bringen. Sie steckte eine kleine amerikanische Flagge an ihr Revers, nahm mich bei der Hand und zerrte mich buchstäblich durch die wartenden Reihen. Ich erhielt die Formulare, und Dr. O'Neil Hawkins, die noch lange in Wien war, half mit dem Ausfüllen. Alles recht sinnlos, ich hatte keine Aussicht auf ein „Affidavit". Zumindest war meine österreichische Quote niedrig. Die meiner Mutter, die in Berlin geboren war, schien astronomisch. Im August 1938 kam ein Brief von Dr. Edith Jackson, vom Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Paris. Sie teilte mir mit, was ich ohnehin schon wußte: daß die Analytiker mir kein „Affidavit" geben würden. Wittels habe sich dagegen ausgesprochen und gemeint, ich sollte zu meinem Vater nach Palästina gehen.

Dr. Jackson verstand, daß das nicht in Frage käme, bot aber keine Hilfe an. Wittels kannte mich nicht, haßte aber meinen Vater aus unbekannten Gründen von Jugend an. Hilfe kam von unerwarteter Seite. Dr. Kestenberg (damals Silberpfennig) hatte ein Jahr vor mir promoviert. Als Polin konnte sie keine Stelle bekommen und ging schon 1937 nach New York, um mit Schilder zu arbeiten. Sie war mir schon während des Studiums und später als Hospitantin auf der Klinik freundschaftlich zugetan. Sie überredete Freunde in New York, für mich zu bürgen.

Inzwischen war die Situation brenzlig geworden, da man uns Ende September die Praxiserlaubnis entzog. Trotz alledem erinnere ich mich nicht, daß ich Angst um meine Person hatte. Das „Affidavit" war gültig ab Dezember. Mein Vater wollte mich noch sehen und schickte mir ein Visum nach Palästina für November. Wir lösten unsere Wohnung auf, in der ich seit meinem 1. Lebensjahr gewohnt hatte, und verbrachten die letzte Nacht bei Freunden. Am letzten Abend war alles verdunkelt: Fliegeralarm! In Wirklichkeit hörte man die Truppentransporte. Aline Furtmüller, im Gymnasium meine Lehrerin seit der Matura, eine gute Freundin, bestand darauf, mir bei Habicht auf der Mariahilfer Straße einen Hut zu kaufen! Eines von diesen absurden Dingen, wirklich Verleugnung der desperaten Situation. Sie war so unelegant wie nur möglich, und ich trug nie einen Hut! Am nächsten Tag brachte mich meine Mutter an die Westbahn; ihre letzten Worte: „Ich werde Dich nie wieder sehen." Sie hat recht gehabt. Sie fuhr zu ihrer älteren Schwester und Schwager nach Bonn. Mein Onkel, Prof. Felix Hausdorff, war ein international berühmter Mathematiker, außerdem recht wohlhabend. Obwohl Jude, ließ man ihn einige Zeitlang in Ruhe. Er machte noch sein Ehrenjahr, die Studenten brachten ihm sogar einen Fackelzug (1936?). Man ließ ihm sein Haus und eine Haushälterin. Die Schikanen wurden aber immer ärger.

Ich versuchte, für meine Mutter die Ausreise zu ermöglichen. Alle meine Bemühungen scheiterten immer wieder. Auch mein Vater versuchte für meine Mutter eine Einreise nach Palästina zu erwirken (unter anderem hätte meine Mutterzum Judentum übertreten müssen, eine etwas unrealistische Vorstellung im Hitler-Deutschland!). Im Januar 1941 warnte sie schließlich jemand, man würde sie deportieren. Sie besprachen alles mit einer arischen Freundin und begingen Selbstmord. Und dann wieder eine von diesen bitteren Ironien: Der Mann meiner Cousine, ein Arier, kaufte ein Grab in seinem Namen für die Urnen. Ein protestantischer Pfarrer unternahm die Beisetzung. Heute ist es ein Ehrengrab der Stadt Bonn!

Zurück zum November 1938. Am Abend der Kristallnacht schiffte ich mich in Triest ein

und fuhr nach Haifa. Mein Vater lebte in Tel-Aviv, wo ich einige schmerzliche Wochen verbrachte. Von Analytikern lernte ich damals Wulff und Eitingon kennen. Erfreulicherweise war es meinem Vater auch gelungen, eine „Fellowship“ für mich bei Adolf Meyer an der Johns Hopkins University in Baltimore zu bekommen. Ich wußte von seinen Versuchen und auch von denen Prof. Willmanns, einem alten Freund meiner Eltern. Mein Vater war vor meiner Geburt mit ihm in Heidelberg bei Nissl gewesen. Willmanns älteste Tochter war auch an der Hopkins-Universität und wurde später Analytikerin. Johns Hopkins war die einzige Universität, von der ich schon in Wien gehört hatte. Pirquet hatte dort vor dem Ersten Weltkrieg die Kinderklinik eingerichtet. Ich war voller positiver Erwartungen und auf der Schiffsreise von Haifa nach New York meist in gehobener Stimmung. Noch mehr so in New York. Die berühmte Aussicht vom Hafen über die Stadt, am Abend die Lichtreklamen, und — es war kurz vor Weihnachten — überall der festliche, leuchtende Schmuck. Meine Affidavitgeber waren reizend und gaben gleich am ersten Abend eine Gesellschaft für mich. Einige junge Analytiker kamen, die etwas über Meyer und Hopkins wußten. Sie waren äußerst beeindruckt von meiner Stellung. Ich verstand wenig von ihren Berichten, außer daß Meyer nicht gerade freundlich zur Analyse stand, obwohl er einer der Gründer der „American Psychoanalytic Association“ gewesen ist. Allerdings 1911. Zwei Tage später fuhr ich nach Baltimore. Acht Stunden im Autobus, billiger als die Bahn. Die Fahrt ging durch eine reizlose, häßliche Gegend, keine Wolkenkratzer, sondern Fabriken, Feider, ärmliche Holzhäuser, enorme Reklameschilder. Meine Stimmung sank progressiv. Ich kam nach Einbruch der Dunkelheit in Baltimore an, vom Spital aus am anderen Ende der Stadt. Wie bei so vielen Bus- und Bahnstationen war es eine traurige Gegend. Man riet mir, erst am Tag nach Hopkins zu fahren, und nannte mir ein billiges Hotel. Am nächsten Morgen fuhr ich hinaus.

Die Medizinische Fakultät und das Spital sind, wie fast alle in den Staaten, getrennt vom Rest der Universität und mitten in den „slums“. Alle anderen Fakultäten befinden sich meist auf einem eleganten, schön angelegten sogenannten „campus“. Die Gegend und die häßlichen Spitalsgebäude aus roten Ziegeln machten einen deprimierenden Eindruck. Ich wurde zu Meyer gerufen. Ein kleines Männchen mit einem weißen Spitzbart und sehr blauen Augen. Er erinnerte mich an einen der sieben Zwerge aus Walt Disneys „Snowhite“, das ich auf dem Schiff gesehen hatte. Er war steif, liebenswürdig, der „Herr Professor“. Vor allem bestand er darauf, Englisch zu sprechen (er war aus Zürich), das er zwar wesentlich besser konnte als ich, das aber durch seine Umständlichkeit und unverkennbare Übersetzung aus dem Schweizer Deutsch unsere Unterhaltung nicht gerade erleichterte.

Ich hatte den vagen Eindruck, er sei fast ebenso befangen wie ich. Dieser Eindruck verstärkte sich später. Erst nach Jahren, als ich ihn und seine Frau allein besuchte, war er wirklich reizend und gelockert. Er sprach auch Deutsch, trotz der amerikanischen Frau. Bei unserer ersten Unterredung drückte er seine Bewunderung für die „Wiener Schule“ aus, womit er Meynert meinte. Er bemerkte auch, es gäbe keine Psychiatrie ohne Freud. Keine persönliche Frage, keine Erklärung, nur, daß ich unter Dr. Esther Richards im Ambulatorium arbeiten würde.

Nach diesem Interview lud mich seine Frau für den nächsten Tag, den 25. Dezember, zum Weihnachtsdinner ein. Sie war eine äußerst elegante, liebenswürdige Dame und eine außergewöhnliche Gastgeberin. Meyers Villa war außerhalb der Stadt und von oben bis unten mit Weihnachtsblumen gefüllt, wie ein Gewächshaus. Als neuester Gast wurde ich an Meyers Rechte gesetzt, was meine Befangenheit natürlich erhöhte.

Weniger erfreulich, gelinde ausgedrückt, war die Mitteilung, daß meine Stelle unbezahlt war und ich für mein Zimmer Miete zahlen mußte. Nur Mahlzeiten und Uniformen waren gratis. Ich war ratlos. Von den $ 20, die man hatte mitnehmen dürfen, waren nach Fahrt, Hotel etc. ca. $ 8 übrig. (Das Zimmer kostete $ 22 im Monat.) Dr. Willmanns borgte mir etwas, ich schrieb an das Psychoanalytische Hilfskomitee in New York und bekam $ 50 geborgt. Es war mir möglich, Kontakt mit Dr. Lucile Dooley, die ich aus Wien kannte, aufzunehmen. Sie war voller Verständnis, sprach mit Meyer und erklärte meine Situation. Er stand unter dem falschen Eindruck, mein Vater würde mich erhalten. Auch dann sprach er nie mit mir darüber, ich erhielt aber ein kleines Stipendium und freie Unterkunft.

Ich verbrachte einige recht einsame, schwierige Monate an Hopkins. Alle waren liebens-

würdig, aber unpersönlich. Dr. Esther Richards war eine Art Drachen und betrieb die Ambulanz wie ein Feldwebel. Unsere ärztliche Tätigkeit bestand darin, Binet-Simmons Intelligenztests zu geben. Während kein Schwarzer in einer Spitalsabteilung aufgenommen werden konnte, durften sie in die Ambulanz, wo sogar die Bänke im Warteraum getrennt waren, außer auf der Psychiatrie, Meyer gestattete das nicht, und Dr. Richards machte auch keine Unterschiede. Es gab auch keine schwarzen Ärzte, Studenten oder Schwestern. Niemals hatten amerikanische Ärzte oder Studenten das in Wien erwähnt! Als ich das erste Mal auf die Kinderpsychiatrie ging, nur durch eine Glastür von der Erwachsenenpsychiatrie getrennt, sah ich dort Bänke auf einer Seite mit einem Schild: „For Whites Only", gegenüber „For Blacks Only". (Damals war „black" — schwarz — noch ein Schimpfwort.) Es machte mir einen unauslöschlichen Eindruck. Ich sah die Bänke auf der Ringstraße vor mir, die plötzlich kleine Schilder trugen: „Nur für Arier." Übrigens war Leo Kanner, der Professor der Kinderpsychiatrie, ein deutscher Emigrant!

Adolf Meyers „Psychobiologie" war eine höchst sonderbare Form der Psychiatrie, die ich nie ganz verstanden habe. Sein Motto war: „Body and soul are a unit." Erst vor einigen Jahren entdeckte ich, daß dieser Ausspruch auf unseren Feuchtersleben zurückging. Obwohl Dr. Richards, was ich damals nicht wußte, 1930 ein Vorwort zur englischen Übersetzung der *Diätetik der Seele* schrieb, wurde Feuchtersleben nie erwähnt. Im übrigen gab es eigentlich keinen „body"; der Geist, die „soul", schien über den Wassern zu schweben. Psychosen beruhten auf schlechten Gewohnheiten, Meyer bezog sie nicht auf Masturbation, sondern auf falsche Arbeitsgewohnheiten. In der täglichen Konferenz wurde nie ein Patient vorgestellt, nur ein detaillierter Bericht, von der Geburt an, vorgelesen. Niemand, außer dem Sekundararzt und einem Assistenten, kannte den Patienten. Kein Arzt blieb länger als drei Monate auf einer Station, damit der Patient keine „Übertragung" entwickle. Am Ende der Konferenz fragte Meyer Dr. Joseph Wortis aus New York: „Und was hätte Freud dazu gesagt?" Wortis war vier Monate bei Freud in Analyse gewesen und schrieb darüber ein Buch. Erstaunlicherweise hatte Wortis immer eine Antwort. Er erzählte mir später, es sei alles Bluff gewesen. Ich war froh, daß Meyer mich nie fragte (ich war die einzige Analytikerin), und kam mir lange wie ein Trottel vor, schon weil ich Meyers idiosynkratische Nomenklatur nie begreifen konnte. Nach einigen Monaten rotierte ich, wie üblich, an eine außerhalb der Stadt gelegene Irrenanstalt. Als man mir eine permanente Stelle anbot, nahm ich an. Ich wurde viel besser bezahlt und hoffte, damit meiner Mutter helfen zu können, und hatte auch endlich wieder mit Patienten zu tun. Die Zustände waren vorsintflutlich. 90 Patienten auf verfaulten Strohsäcken, in einem Saal, den man nicht lüften konnte, Ratten überall, auch am Tag, unausgebildetes, brutales Pflegepersonal usw. Ich war für 490 Patienten (natürlich nur Weiße) verantwortlich, und meine Kollegen hielten mich für verrückt, weil ich täglich Visite machte und bald alle kannte. Einmal in der Woche fuhr ich nach Hopkins. Ich versuchte, mit Meyer zu sprechen, schließlich war er der Gründer der Psychischen Hygiene-Bewegung, aber er war ausweichend, wenn auch verständnisvoll.

Der einzige menschliche Lichtblick waren die Analytiker. Damals war es die Baltimore- Washington-Gruppe. Ich wurde von allen als Gast und Kollegin willkommen geheißen und konnte alle Vorträge oder Seminare besuchen. Da ich keine Kontrollfälle hatte, konnte ich nicht Mitglied werden, und die Möglichkeit war dafür nicht vorhanden. Ich hätte eine Ordination in der Stadt haben müssen, aber die Distanzen waren groß, und ich hatte kein Auto.

Die Begeisterung war groß, aber das analytische Niveau im allgemeinen primitiv; Lehranalysen der Lehranalytiker hatten oft nur acht Monate gedauert. Die einzige, die ich auch beruflich noch schätzen lernte, war Dr. Lucile Dooley in Washington. Ich kannte sie flüchtig aus Wien, wo sie bei Robert Wälder in Analyse war. Ich traf ihn oft in ihrem Haus. Sie wohnte mit einer Wienerin, Frau Lotte Franzos, zusammen, und ich verbrachte viele gemütliche Wochenenden in ihrem kultivierten Haus. Frau Franzos hatte ihre Loos- möbel und eine herrliche Bibliothek. (Sie wurde als junge Frau von Kokoschka gemalt.)

Zwei ärgerliche Erfahrungen machte ich im Anfang mit zwei Analytikern. Sowie ich nach New York kam, sagte man mir, ich sollte Dr. Kubie aufsuchen. Er war der Vorstand des Hilfskomitees. Ich wollte nichts von ihm, hatte schließlich eine Stelle, er sagte mir aber sofort, es gäbe zu viele Analytiker im Osten, ich sollte in den Westen gehen. Den gleichen

Rat, auch unaufgefordert, erhielt ich von Frieda Fromm-Reichmann, selbst eine „refugee“ aus Berlin. Zu diesem Zweck bestellte sie mich extra aus Baltimore nach Washington. (Auch finanziell für mich eine Belastung. Dr. Dooley dagegen schickte mir eine Fahrkarte!) Außer mit Dr. Dooley war ich noch mit einer älteren Analytikerin befreundet: Dr. Amanda Stoughton, die bis zu ihrem Tode wie eine Tante für unsere Kinder war.

Was mir sehr abging in der Irrenanstalt, war eine gute Bibliothek. Darin hatten mich die Monate in Hopkins verwöhnt. Die Psychiatrie selbst hatte viele Bücher, auch deutsche und analytische, aber vor allem die Welsh Library, schräg vis-ä-vis, war ausgezeichnet und bis spät am Abend offen. Besonders beeindruckt war ich damals von Anna Freuds Buch über die Abwehrmechanismen und Karen Horneys *New Ways in Psychoanalysis*. Es fiel mir plötzlich auf, wie sehr Analytiker kulturelle und soziale Verhältnisse vernachlässigt hatten. Damals wurde auch die Psychosomatik modern. Es kam mir sonderbar vor, alle unsere Lehrer, auch die, die von Psychiatrie oder gar Psychoanalyse nichts wissen wollten, betonten psychische Einflüße, sogar Tandler. Ich lernte allmählich, daß bis dahin in den Staaten alles somatisch gewesen war. Dann kam das Gegenteil: Alles war dynamisch und psychogen, sogar Krebs.

Allmählich fand ich in Baltimore auch ein paar Österreicher und Deutsche, Prof. Walter Jahrreis und seine Frau aus Köln, besonders liebe Menschen, sowie das Ehepaar Peiler, ursprünglich aus Prag, später Palästina. Lillie war eine Laienanalytikerin, und wir waren später (auch sie gingen nach New York) bis zu ihrem Tode befreundet. Dr. Peiler war praktischer Arzt, vor allem an Krebsforschung und Epidemiologie interessiert. Dann waren das Ehepaar Tietze und deren Eltern dort. Trude hatte mit mir zusammen studiert. Mit den Amerikanern war es schwieriger. Eine alleinstehende Frau wurde selten eingeladen. Man gab mir oft zu verstehen, daß eine berufstätige Frau mit siebenundzwanzig wenig Aussichten habe. Tatsächlich waren die meisten Ärztinnen, vor allem die Analytikerinnen, gute zehn Jahre älter und unverheiratet. Im großen und ganzen war die Einstellung, auch der Analytiker, äußerst provinziell. Sympathie, aber kein wirkliches Verständnis für unsere Lage oder die Zustände in Europa. Die amerikanischen Juden, nicht die Christen, konnten nicht begreifen, daß auch Nichtjuden auswandern mußten. Noch weniger, daß die deutschen und österreichischen Juden nicht Jiddisch konnten und nicht religiös waren. Ich hatte natürlich außergewöhnliches Glück, daß ich sofort in meinem Beruf tätig sein konnte und niemals, wie so viele, gezwungen war, etwas anderes zu tun. Ich konnte auch meine Prüfungen sehr bald mit Erfolg absolvieren. Die Sprache lernte ich bald, und es war ja erst drei Jahre nach meinem Doktorat. Als Wiener Ärztin wurde ich auch immer beruflich akzeptiert, wenn nicht sogar bewundert. Aber die ganze Atmosphäre, vor allem an der Irrenanstalt, war unerträglich. Wieder kam mir Dr. Kestenberg zu Hilfe. Sie überredete mich, nach New York zu übersiedeln mit dem Hinweis, daß sie schließlich alle genug verdienten, um sich zu erhalten. Ich übersiedelte im Januar 1941 und begann zu praktizieren. Ich wollte auch endlich meine analytische Ausbildung beenden. Da stieß ich auf unerwartete Schwierigkeiten. Dr. Atkins, der damalige Sekretär des N. Y. Institutes, sagte, er habe ungünstige Auskünfte über mich. Dr. Meyer hätte zwar sehr positiv geschrieben, aber Dr. Hill, der Präsident der Vereinigung, wußte nichts über meine analytischen Fähigkeiten und der Direktor der Irrenanstalt habe sich bitter beklagt, daß niemand mit mir auskommen könne. Wie bereits erwähnt, hatte ich über die Zustände geklagt. Der Direktor wurde einige Jahre später wegen Diebstahls eingesperrt, aber damals nutzte mir das wenig, und Dr. Atkins glaubte dem Amerikaner mehr als dem Schweizer Prof. Meyer. In New York wurde ich ausgerechnet von Wittels interviewt, der aber so angetan von mir war, daß er mich für denselben Abend mit Hartmanns, Kris und Nunberg zusammen einlud. Das Institut ließ mich zu, aber ich mußte noch ein Jahr Kurse machen. Inzwischen durfte ich mit Kontrollfällen anfangen, und Nunberg und Annie Reich boten mir Kontrolle an. Ich war natürlich sehr froh und lernte viel von beiden. Aber, wieder wurde das nicht anerkannt, und man teilte mir mit, ich müßte zu einem Amerikaner gehen. Man schickte mich zu Dr. Sarah Bonett, die darauf bestand, daß ich wörtlich in einer Stunde den Inhalt von fünf vorbringe. Zum Glück konnte ich stenographieren, sonst wäre die Analyse sicher gänzlich mißlungen. Nach einem Jahr erklärte Dr. Bonett, sie könne kein Urteil über mich abgeben, und man schickte mich zu einem anderen Amerikaner. Diesmal hatte ich Glück. Der Kollege war besonders nett und entließ

mich nach drei Stunden. Leider ist er wenige Monate danach ziemlich plötzlich gestorben. Ich mußte noch eine Thesis vortragen, die vor allem von Kris, Hartmann und Nunberg beurteilt wurde, und wurde im Herbst 1943 Mitglied der Vereinigung. Im Gegensatz zu den Wiener Seminaren lernte ich nicht viel. Auch die Sitzungen waren meist eine Enttäuschung. Die meiste Zeit wurde mit Plänen zur Aufbringung von Geld für das Gebäude verbracht, oder mit Streitigkeiten, die zum Ausschluß verschiedener Mitglieder führten. Ich erinnere mich nur an Karen Horney, Klara Thompson, Rado und Zilboorg.

Allmählich wurde es besser. Für mehrere Jahre waren die Wiener ausschlaggebend, und es gab gute Vorträge. Die Amerikaner, die mit mir oder bald danach graduierten, waren alle zehn bis fünfzehn Jahre älter. Sie promovierten mit siebenundzwanzig, machten „internship“ und „residency“, mindestens zwei Jahre Psychiatrie, hatten Frauen und Kinder und genug zu tun, ihre Schulden abzuzahlen, ehe sie eine andere, kostspielige Ausbildung antreten konnten. Mein Freundeskreis bestand eigentlich nur aus den Wiener, holländischen und ein paar deutschen Analytikern und anderen Wiener Ärzten. Zuerst einmal und für viele Jahre kamen von letzteren die meisten meiner Patienten, es waren Internisten, ein Orthopäde, ein Hals-, Nasen- und Ohrenspezialist. Ich glaube, sie hatten trotz Bedenkens gegen die Psychoanalyse Zutrauen zu mir, weil ich die Medizin nie aufgegeben hatte, und zwar hatte ich bis vor wenigen Jahren immer meine Beziehung zur Neurologie aufrechterhalten. Im Herbst 1943 machte ich dann auch die Spezialistenprüfung in beiden Fächern (Psychiatrie und Neurologie). Eine gefährdete Gattung — die Neurologie wurde fallengelassen —,erst letzthin kam sie als Neuro-Science wieder. 1943 wurde ich als Spezialistin für Psychoanalyse anerkannt (Board certified).

Analytisch am meisten stimulierend war ein inoffizielles Seminar in Nunbergs Wohnung, an dem nur die Wiener teilnahmen. Ernst Kris ermöglichte es, daß ich als einzige Studentin daran teilnehmen konnte. Verschiedene Arbeiten von Freud wurden gemeinsam gelesen und fast Wort für Wort debattiert. Ich beendete damals eine Arbeit mit Kris, die wir in Wien angefangen hatten, und sah ihn fast täglich. Abgesehen von unserer Arbeit, über die wir manchmal recht uneinig waren, lernte ich viel von ihm. Vor allem praktische Hinweise zur Behandlung der Patienten, die man nie hört oder liest, und die ich später an meine Schüler weitergeben konnte. Ernst Kris und bald auch Heinz Hartmann waren meine besten Freunde. Niemand hatte viel zu tun, alle hatten etwas Heimweh, und wir hatten ein reges Gesellschaftsleben. Jedes Wochenende gab einer von uns eine Gesellschaft. Im Laufe der Zeit hatten die meisten Wochenendhäuser, und das hörte auf. Ich heiratete 1946 Stephen Frishauf. 1947 kam unsere Tochter zur Welt, und wir mußten New York verlassen, weil wir einfach keine Wohnung finden konnten. Edith Jackson hatte mir eine Patientin geschickt, die an Yale war, und dadurch wurde ich dort bekannt. Mein Kollege, Fritz Redlich, war Ordinarius. Ich bekam einen Lehrauftrag, und wir übersiedelten nach New Haven, Connecticut.

Mein Mann war Elektoringenieur und wollte Patentanwalt werden. Er studierte Jura nicht an Yale, sondern an der staatlichen Universität von Connecticut. Anfangs sah alles gut aus. Ich war die einzige Analytikerin, außer Edith Jackson, die aber nicht mehr praktizierte. Sehr viele Patienten wollte ich nicht. 1949 kam unser Sohn zur Welt, und ich wollte Zeit für die Kinder. Außerdem gab ich ein Seminar und hatte einige Ärzte in Kontrolle. Einige Analytiker, vor allem Robert Knight, waren in Austen Riggs, Massachusetts, nicht allzu weit. Ich stellte mich ihm vor und fand ihn kalt und unliebenswürdig, um nicht zu sagen, beleidigend. Innerhalb eines Jahres kamen ca. 20 Analytiker von der Menninger Klinik aus Topeka, Kansas. Knight war ursprünglich auch dort gewesen. Wir begründeten die Western New England Society, aber es gab einfach nicht genug zu tun für so viele. Mein Mann konnte auch nicht Fuß fassen, und so gingen wir 1952 zurück nach New York, wo wir seitdem geblieben sind. Auch abgesehen vom Beruf haben wir uns in New Haven nicht wirklich wohlgefühlt. Nicht nur waren wir nicht aus New England, wir waren Europäer. Als Frau mit Beruf wurde ich einerseits bewundert, aber die Leute waren eingeschüchtert, andererseits war man kritisch, daß ich nicht nur Hausfrau und Mutter sein wollte.

Ich hoffte, am New York Institute Lehranalytikerin zu werden. Ich wollte gerne unterrichten. Ich hatte nie die Absicht gehabt, den ganzen Tag zu analysieren. Schon in Wien nicht. Nicht nur ist es eine recht isolierte Betätigung, ich konnte mich auch nie damit abfinden, daß man nur so wenigen Menschen helfen sollte, und nur dann, wenn sie sich es leisten

können. Psychotherapie andererseits war mir nicht gründlich genug. Ich hatte daher immer geplant, meine Zeit zwischen Analysen, Neurologie und Unterrichten aufzuteilen. Ich wandte mich folglich an meinen Analytiker, Dr. Isakower, und meine Freundin Annie Reich. Sie waren beide im Lehrkomitee. Sie waren durchaus dafür, sagten mir aber bald, ich hätte keine Chancen. Knight, auch am Komitee, sei gegen mich, und *eine* negative Stimme sei ausschlaggebend. Ich sollte lieber warten. Dazu hatte ich wenig Lust. Ich arbeitete an verschiedenen Spitälern, aber solche Stellen sind unbezahlt. Sie ermöglichen nur, daß man einen Patienten ins Spital schicken kann. Wir konnten uns das auf die Dauer nicht leisten. Schließlich aber fand ich das richtige Betätigungsfeld an einem städtischen Spital, angeschlossen an die staatliche Universität. Dort verbrachte ich viele glückliche Jahre. Es war die Zeit, wo viele psychiatrische Lehrstühle von Analytikern besetzt waren, und so wurde ich mit offenen Armen aufgenommen. Ich wurde a.o. Professor für Psychiatrie. Außerdem war ich die einzige, die den Sekundarärzten auch klinische Neurologie beibringen konnte. Als städtisches Spital war es nicht auf Profit eingestellt. Wir bekamen einen Gehalt und konnten genügend Zeit mit den Patienten verbringen. Der Ton war im allgemeinen äußerst angenehm. Es war manchmal schwierig, den jungen Ärzten beizubringen, daß sie weder Analytiker waren, noch, daß die meisten Patienten nicht daran interessiert waren, sich besser zu verstehen. Sie kamen in die Ambulanz, weil sie psychisch litten und kuriert werden wollten, so wie sie in anderen Kliniken körperliche Beschwerden loswerden wollten. Ich überzeugte aber viele davon, daß sie im eigenen Interesse eine Analyse unternehmen sollten und daß sie ihr analytisches Verstehen auf alle Patienten anwenden könnten, auch auf die Psychosen.

Am Analytischen Institut nahm ich immer weniger Anteil. Meine Wiener Freunde lebten nicht mehr, Vorträge und Arbeiten waren fast ausschließlich theoretisch, nicht mehr klinisch, und dafür hatte ich nie sehr viel Interesse. Mich interessierte der Mensch, krank und gesund, nicht die Theorie.

Es gibt 450 verschiedene Arten von Psychotherapie, und Psychoanalyse selbst hat mehrere Formen angenommen: Selbstpsychologie, Objektanalyse usw. Die Begeisterung hat nachgelassen. Patienten wollen rasch geheilt werden und nicht auf ein besseres Jenseits warten. Mehr und mehr wird das Feld von Psychologen und Fürsorgern übernommen.

Für mich persönlich ist die Medizin, von der ich gekommen bin, wichtig geblieben in der therapeutischen Anwendung der Psychoanalyse. Ich spreche nicht von anderen Gebieten, wie etwa Anthropologie, Pädagogik oder Soziologie. Viele meiner Wiener Freunde (trotz Freud) teilten diese Meinung. Ich möchte hier auch Alexander Mitscherlich[1] zitieren (nach Lohmann): das Arztsein sei sein eigentlicher Beruf (58). Dr. Reichmayr sagte mir,

Mitscherlich gelte vor allem als Promotor einer analytischen Sozialpsychologie, eigentlich kein Widerspruch, jedenfalls sagte Mitscherlich:[2] *... Das Herzstück der Psychoanalyse ist die Medizin und sie muß es bleiben. Die Psychoanalyse ist aus der Medizin hervorgegangen. Soweit ihre Auswirkungen auch reichen mögen, es hieße sie zum Absterben verurteilen. wollte man sie ihrer primären Erfahrungsquelle aus der Krankenbehandlung berauben.* (93)

Ich erhoffe mir auch die Antwort auf viele noch ungelöste Probleme, vor allem auf dem Gebiet der Psychosen, von den Neuro-Sciences. Ich verweise nur auf Forschungen von Morton Reiser und Erich Kandel, beide Analytiker. Leider zu spät für mich. Ihre Ergebnisse sollten viel zum Verständnis des „biologischen Substratum", von dem Freud gesprochen hat, beitragen.

Mit der Aufnahme so vieler europäischer Analytiker haben die USA die Psychoanalyse gerettet. Durch die Verpflanzung in eine andere Kultur und eine andere Sprache ist gewiß vieles verlorengegangen, „verwässert", wie oft behauptet wird. Vielleicht manches hinzugekommen. Die Zeit allein, bald hundert Jahre, hätte auf jeden Fall einiges geändert. Zu mir persönlich sind die USA gutgewesen.

Daß ich mich nie recht wohlgefühlt habe und mein Heimweh nach Wien nie losgeworden bin, ist mein Problem. Ich bin damit nicht allein. Am 6. Juni 1938 schreibt Freud[3] aus London an Eitingon: .....man hat das Gefängnis, aus dem man entlassen wurde, doch sehr geliebt..." Noch deutlicher drückt Freud sich aus, noch vor dem März 1938.[4] Er schreibt in der I. Vorbemerkung von *Moses'. ... Die Psychoanalyse aber, die im Laufe meines*

langen Lebens überall hingekommen ist. hat noch immer kein Heim, das wertvoller für sie wäre, als eben diese Stadt, wo sie geboren und herangewachsen ist...

Anmerkungen:

1 H. M. Lohmann, *Alexander Mitscherlich.* Reinbek 1987, 58.
2 Ebda., 93.
3 S. Freud, *Moses und der Monotheismus* (1938) GS 16, 158.
4 S. Freud, *Briefe 1873—1939(1938).*

Literatur:

E. Pappenheim, „Politics and Psychoanalysis in Vienna before 1938." Unveröffentliches Manuskript 1984. (Soll Anfang 1989 in Deutsch bei *Psyche* erscheinen.)

Else Pappenheim auf dem Schiff nach Palästina, November 1938

RUDOLF EKSTEIN, KARL FALLEND, JOHANNES REICHMAYR

„Too late to start life afresh“

Siegfried Bernfeld auf dem Weg ins Exil

Bernfeld wandered from Vienna to Berlin, then back to Vienna, which in turn became in- tolerable, and from there to the South of France before he reached the United States, too late to Start life afresh, schrieb Hedwig Hoffer in ihrem Nachruf auf Siegfried Bernfeld, der am 2. April 1953 im Alter von 61 Jahren in San Francisco starb.[1] „Too late“ bedeutete für Bernfeld, was für viele Emigranten zutraf: ein „Leben im Exil", eine Situation intellektueller Isolation wegen der fehlenden sozialen, kulturellen und politischen Umgebung, die den mitgebrachten Erfahrungen Nährboden für neue Entwicklungen hätte sein können.

In San Francisco arbeitete Siegfried Bernfeld mit in der psychiatrischen Versorgung tätigen „social-workers“ und beteiligte sich am Aufbau eines psychoanalytischen Ausbildungsinstituts. Sein Engagement für die „Laien-Analyse“ und eine „freie“ analytische Ausbildung waren bloß Nachwehen einer turbulenten, von Jugend-, sozialistischer und psychoanalytischer Bewegung geprägten Lebensgeschichte.

Der neue „soziale Ort“ drängte ihn in die Zurückgezogenheit, wo er sich mit Hingabe mit der Kreuzung und Züchtung persischer und siamesischer Katzen beschäftigte und zusammen mit seiner (dritten) Frau Susanne Cassirer Paret detektivisch daran ging, Sigmund Freuds Denkweg im sozialen und geistigen Kontext zu rekonstruieren, um damit auch die eigenen geistigen Ursprünge wieder aufleben zu lassen.

Einer der wenigen Kontakte zu Österreich nach dem Krieg waren J. und R. Gicklhorn, die die Bernfelds mit minutiösen Informationen versorgten und ihre umfangreiche Materialsammlung zu einer Freud-Datei anwachsen ließen, die mehrere Freud-biographische Arbeiten bereicherte.[2]

Ich liebe das Freud-Quiz, schrieb Bernfeld an Ernest Jones am 12. September 1951, *obwohl ich nicht einmal besonders gut darin bin. Aber es reizt Frau Bernfeld und mich zu endlosen Recherchen, einem puren Vergnügen, das dann gegenüber jeglicher ernsthaften Arbeit Vorrang hat.*[3]

In der intensiven Beschäftigung mit der Frühgeschichte der Psychoanalyse konnte der Intellektuelle Bernfeld seine vielschichtigen Interessen noch einmal entfalten, die ihn schon von früh an zu einer schillernden Persönlichkeit werden ließen. *Der große schöne Psychologiestudent mit den pechschwarzen, zurückliegenden Haaren und den riesigen schwarzen Augen hatte nicht nur ein mitreißendes Außeres, er hatte tatsächlich alles Zeug zu einem Jugendführer in sich: Leidenschaft und doch eine ruhige verhaltene Art, jeden einzelnen anzuhören und auf ihn einzugehen, umfassendes Wissen, ausgesprochene Begabung für Gemeinschafts- und Organisationsarbeit und jene Mischung von pädagogischem und psychologischem Können, das immer mehr Leute zu ihm als Freund und Führer auf sehen ließ,* schwärmte Käthe Leichter über Siegfried Bernfeld in ihren Erinnerungen an die radikale, bürgerlich-jüdische Wiener Jugendbewegung.[4]

Protestierende Jugendliche — darunter prominent gewordene Namen wie Rudolf Dreikurs, die Geschwister Eisler, Otto Fenichel, Karl Frank, Paul Friedländer, Hilde Geiringer, Ernst Krenek, Paul Lazarsfeld und andere — scharten sich um Siegfried Bernfeld, um in klarer Abgrenzung zur Wandervogel-Bewegung eine neue „Jugendkultur“ zu bestimmen. Im „Sprechsaal“, in der von Georges Barbizon und Bernfeld herausgegebenen Zeitschrift *Der Anfang,* sowie im 1913 von Bernfeld gegründeten „Akademischen Comite für Schulreform“ (ACS), rückten vor allem pädagogische Fragen in den Vordergrund. Im Sinne von Gustav Wyneken wurde der „Kampf um die höhere Schule“ die Losung der Wiener Jugendbewegung, die mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs ihr Ende fand.[5]

Für die intellektuell-bewegten Jugendlichen war die Psychoanalyse theoretische Unterstützung gegen Askese und verlogene Doppelmoral. Viele von ihnen sorgten unmittelbar nach dem Krieg für entscheidende Impulse innerhalb der psychoanalytischen Bewegung. Bernfeld war seit 1915 Gast der „Psychologischen Mittwoch-Gesellschaft“ und seit 1919

Mitglied der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Sein Engagement in der jüdischen Kinder- und Jugendfürsorge führten zu einem pädagogischen Experiment, in das psychoanalytische Erkenntnisse einflossen: 300 verwahrloste jüdische Flüchtlingswaisen im Alter von drei bis sechzehn Jahren wurden in Bernfelds „Kinderheim Baumgarten", einem ehemaligen Kriegsspital, im Geiste des Zionismus erzogen und für die Arbeit in einem sozialistischen Palästina ausgebildet. Differenzen mit den Geldgebern ließen das Projekt nach kurzer Dauer scheitern.[6]

Siegfried Bernfeld promovierte 1915 an der Universität Wien in Psychologie und Pädagogik mit seiner Dissertation „Uber den Begriff der Jugend". Seinen praktischen und organisatorischen Versuchen, innerhalb der Jugendbewegung einer „Jugendkulturbewegung" Platz zu schaffen, gehen seine wissenschaftlich-theoretischen Intentionen, eine eigenständige Psychologie der Pubertät und Jugend zu formulieren, parallel. „Jugend" ist weder als vorläufiger Zustand noch als Durchgangsstadium zu fassen. Bernfeld führt diese Studien nach dem Scheitern des „Kinderheim Baumgarten" weiter.

1920 forderte er ein „Institut für Psychologie und Soziologie der Jugend" und veröffentlichte im Internationalen Psychoanalytischen Verlag seine Beiträge und die Untersuchungen seiner Mitarbeiter zur Jugendforschung. Als Pionier der psychoanalytischen Erforschung der Pubertät beschrieb Bernfeld mit der „gestreckten Pubertät" einen spezifisch psychischen Zustand des Jugendalters, der in enger Verbindung zu kulturellen und sozialen Gegebenheiten gesehen werden muß; seine Erfahrungen und Beobachtungen in der österreichischdeutschen Jugendbewegung sind darin verarbeitet.

Bernfelds großes pädagogisches und organisatorisches Geschick trug dazu bei, für die Psychoanalyse in Wien ein interessiertes Publikum, vor allem unter Lehrern, Erziehern, Pädagogen und Psychologen, anzuziehen. Im 1924 gegründeten Lehrinstitut der Psychoanalytischen Vereinigung, das auch den nichtärztlichen Interessenten an der Psychoanalyse offenstand, unterrichtete Siegfried Bernfeld neben Hermann Nunberg, Theodor Reik, Eduard Hitschmann und anderen.

1925 veröffentlichte Bernfeld sein Buch *Psychologie des Säuglings,* das sein auf die Psychologie der frühen Kindheit ausgedehntes wissenschaftliches Interesse dokumentierte.

Im gleichen Jahr erschien sein *Sisyphos oder Die Grenzen der Erziehung.* Ein Buch, das in dem durch die Schulreform Glöckels und die sozialistische Erziehungseuphorie pädagogisch bewegten „Roten Wien" für Aufsehen sorgte. Es ist sein erster Beitrag zum Verhältnis von Psychoanalyse und Marxismus und gleichzeitig eine fundamentale, im Freistil formulierte Kritik der Theorie und Praxis der Erziehung.

Die große Resonanz auf Bernfelds Streitschrift zeigte auch ein Brief aus den eigenen Reihen. Wilhelm Reich und Siegfried Bernfeld — stets zwischen kritischer Distanz und rivalisierender Feindseligkeit — fanden zumindest im *Sisyphos* einen gemeinsamen Nenner:

Lieber Herr Doktor! *14. Oktober 1925*

An Autoren schreiben ist eine heikle Angelegenheit, man läuft dabei allerlei Gefahr; trotzdem: Ihr Sisyphos ist das erste Buch seit Jahren, das mich erschüttert hat. Eine solche Art, dieser erbärmlich-jämmerlichen Welt mit Eleganz und Liebenswürdigkeit *Fußtritte zu versetzen, hat die Literatur sicher nicht ein zweites Mal aufzuweisen. Leider — oder Gott sei Dank? — nur wenige werden das Buch verstehen, die wenigsten zwischen den Zeilen und hinter den Sätzen die todernste Empörung des Geistes wider die Borniertheit lesen können.*

Ich persönlich muß Abbitte leisten, ich habe Ihnen oft in Fragen der Kindererziehung Unrecht getan, weil ich Sie nicht verstand. Ich sah aber nichts anderes, als eine — vielleicht allzu — forcierte Skepsis in Angelegenheiten der erzieherischen Realpolitik. Ich begreife nun Ihre *Realpolitik und bekenne mich zu ihr. —*

Seien Sie herzlichst gegrüßt
Ihr ergebener
Wilhelm Reich[7]

Seit 1922 praktizierte Siegfried Bernfeld in Wien als Psychoanalytiker. Da ihm diese Arbeit eine finanzielle Absicherung nicht erlaubte, stand für ihn auch die wissenschaft-

lich-publizistische und vielfältige Vortragstätigkeit im Zeichen der Existenzsicherung. Eine Stelle im Jugendamt der Stadt Wien war in Aussicht.

Die nachfolgenden Auszüge aus Briefen der Jahre 1924 und 1925 an seine spätere (zweite) Frau Elisabeth Neumann, die als Schauspielerin in Berlin lebte, sollen Bernfelds Situation in Wien beleuchten, die mit dazu beitrug, daß er nach Berlin übersiedelte. Ausschlaggebend dafür waren persönliche Gründe. Die Beschreibungen machen die wenig bekannte prekäre ökonomische Lage deutlich, in der die noch junge Wissenschafts- und Berufspraxis inmitten einer von Armut gekennzeichneten Nachkriegsgesellschaft steckte.

6. *Oktober 1924*

.. .Meine Aktionen bei der Gemeinde Wien (Jugendamt) stehen nicht schlecht. Montag ist die Besprechung mit dem Chef. Am Ende werde ich's doch zum Magistratsrat bringen (mit Pension!). Ich lach mich tot. Aber ich könnte allerhand unsolide Sachen machen. Indessen bin ich auf die wunderlichste Weise in die Politik geraten. Die Mittelschüler (sozialistischen) machen große Aktionen und ich bin plötzlich ihr Chef geworden, das nimmt mir noch den Rest der Zeit....

9. *Oktober 1924*

... Ich habe Zeit wie ein Baron. Eine namenlose Pleite. Bisher eine Stunde täglich à *20.000 Kr., macht ein Monatseinkommen von 1/2 Million. Na immerhin sind unsere Früh-Zigaretten damit gedeckt. Die schlimmste Laune ist damit zu verhindern. Ich habe sie aber gar nicht. Ich sehe dieser abgründigen Pleite mit einem gewissen verschmitzten Behagen zu. denn mich bringt sie ja nicht in Konkurs, sondern in die Passauerstr.* [Nach Berlin, zu Elisabeth Neumann. Anm. d. Verf.] *Von heute ab gibts noch eine 2. Stunde, zweimal in der Woche, am 15. beginnt ein Kurs von 10 Stunden. Für morgen hat sich ein American Arzt angemeldet, wer weiß was der bringt. (….) Nein. Phantastische Stadt, jedermann borgt von jedem, und keiner hat. Aber — ich kann Wien nicht verlassen, wenn ich nicht ökonomischen Selbstmord begehe, bevor nicht Dr. Rank aus Amerika zurück ist. denn er wird höchstwahrscheinlich einige Patienten und Schüler zu verteilen haben. (...) Und solange das nicht feststeht, kann ich mit Eitingon nicht definitiv verhandeln, den Termin der Vorträge auf keinen Tag fest setzen....*

19. *November 1924*

... Mein neuer Beruf ist noch im Verhandlungsstadium, aber es lief bisher sehr gut, seit gestern aber funktioniert da etwas nicht ganz nach Wunsch, scheint es. (...) Wahrscheinlich ist der Tandler nur faul gewesen (von ihm nämlich hängt meine Anstellung ab)...

Ein Jahr später hatte Siegfried Bernfeld mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; er rückte Berlin näher:

20. *Oktober 1925*

.. .Alle Analytiker klagen über nichts zu tun haben, Anna Freud hat keine zahlende Analyse (!); die Gemeinde Wien spart an allen Ecken und Enden;...

21. *Oktober 1925*

... Gespräche mit Sozialisten (unter anderem Dr. Bauer) über den Sisyphos *geben mir energischeren Mut mein Schreibeprogramm einzuhalten und zu forcieren, beleben meinen Wunsch ganz der Schreiberei ein paar Monate oder Jahre nach zu leben, denn ich sehe, daß ich auf dem richtigen Weg bin (...) ich habe das Gefühl, daß es noch zu früh ist, meine Bücher können sich noch in keine Berufung zu praktischer Arbeit umsetzen, die mir früher oder später freilich wohl unentbehrlich sein wird. Und schreiben heißt: Berlin....*

22. *Oktober 1925*

... Im übrigen bin ich mit meinen Bettelanalysen beschäftigt, und Nachlaufen dem Tandler und Hauses-Verkauf. Heute fragte Atelier Lohner an. ob es der Bitte eines deutschen Zeitungsbüros, mein Bild unter anderen bedeutenden Wiener Persönlichkeiten zu veröffentlichen, nachgeben darf. Sonntag bin ich bei Bauer's zur Stimmung-Erfassung in der Gemeinde Wien.

Eine große Enttäuschung war ein New Yorker Universitäts-Professor, der vier Wochen in Wien bleibt, dann 3 Monate in Berlin, sich für Psychoanalyse interessiert und eben bei mir war. Der wär was gewesen, aber er war zwei Stunden da, und langweilte mich mit seinen Forschungen, ohne Stunden haben zu wollen. Such is life. Und ich habe englisch gesungen wie 3 Erzengel....

30. Oktober 1925

... Situationsbericht: Tandler, freundlich, hat erklärt er kämpfe um mich, hoffe noch mich durchzusetzen, weiß aber nicht wann. Herr Aichhorn hat demissioniert, bis er in Pension geschickt wird, was nicht mehr lange dauert, hoffe er mich durchzusetzen, finanziell an seiner Stelle, offenbar. Ich sagte ihm, ich ginge indessen nach Deutschland, er solle mir schreiben, ich werde seinen Brief abwarten und mich bis dahin um nichts kümmern. Aber, gestern wieder mit einer Garnitur Bonzen beisammen, habe ich neuerlich und verstärkt den Eindruck, daß noch nicht mein Zeitpunkt in der Partei gekommen ist. Auch sonst ist nichts eingetreten, was mich finanziell an Wien binden, bzw. mich in dieser Beziehung in einen Konflikt stürzen würde....

In seiner Berliner Zeit (Ende 1925 bis Mitte 1932) trachtete Siegfried Bernfeld, die sozialen Dimensionen der Psychoanalyse weiter zu erschließen (wie zum Beispiel in seiner 1929 erschienenen Arbeit *Der soziale Ort und seine Bedeutung für Neurose, Verwahrlosung und Pädagogik),* sie wissenschaftstheoretisch als eigenständige Sozialwissenschaft zu fundieren und mit der marxistischen Gesellschaftstheorie zu verbinden. Er praktizierte als Psychoanalytiker, wirkte als Sozialpädagoge und engagierte sich für sozialistische Pädagogik und Schulkritik mit einer umfangreichen Lehr- und Vortragstätigkeit (von 1926 bis 1931 war er Dozent an der deutschen Hochschule für Politik in Berlin). Bernfeld war auch publizistisch ein unermüdlicher Vertreter und Verfechter der Psychoanalyse als Wissenschaft und Erkenntnismethode. Seine als Grundlagenforschung zur Gewinnung einer experimentell-naturwissenschaftlich abgesicherten Basis für die Psychoanalyse angelegte „Libidometrie“ verfolgte er mit Akribie und Ausdauer zusammen mit seinem Freund Sergei Feitelberg und später in Wien mit Urbach und Hans Lampl.

Gewöhnlich wird die Rückkehr Bernfelds nach Wien (Mitte 1932 bis Ende 1934), für die persönliche und politische Gründe ausschlaggebend wurden, als Durchgangsstation auf seinem Weg ins Exil beschrieben und keiner näheren Betrachtung unterzogen. In Wien stand in dieser Zeit eine geistige Kultur in Blüte, die sich mit dem „Roten Wien" entfalten konnte und von der demokratischen Volksbildung, der Schulreform-Bewegung wie der gesamten Sozial-und Kulturpolitik mitgetragen wurde. Zwischen vielen Zirkeln, wissenschaftlichpolitischen Clubs, Arbeitsgemeinschaften und einer außerakademischen und akademischen Bildungskultur fand eine Vernetzung und ein Austausch statt. In dieses Wien, dessen Kultur ab 1934 von den Austrofaschisten und 1938 endgültig von den Nationalsozialisten zerstört wurde, kehrte Siegfried Bernfeld zurück. Während der Trennung von seiner Frau und inmitten düsterer politischer Entwicklungen versuchte sich Bernfeld in dem dichten wissenschaftlichen und intellektuellen Milieu anzusiedeln, eine psychoanalytische Praxis aufzubauen, seine Vortragstätigkeit fortzuführen, die Libidometrieforschungen weiterzutreiben und neue Pläne zu schmieden.

Einige Exzerpte aus Briefen an seine Frau in Berlin und der Abdruck eines Protokolls von Diskussionen mit Bühler-Schülern sollen einen Eindruck vermitteln, wie Bernfeld in dieser Zeit in Wien lebte, arbeitete und wirkte und sich vom reichhaltigen intellektuellen Spektrum inspirieren ließ. Für seine vielfältigen Interessen hatte Bernfeld in Wien einen fruchtbaren Boden gefunden, den er im Exil vermissen mußte.

14. September 1932

... Mein Budget übersehe ich genau erst Ende der Woche, weil ich erst ab heute eine Tagesordnung habe: 9— ½ /11 Frühstück. Telefon. Englisch. ½ /11—½ 2 Analysen. ½ —3 Mittag. Dann frei, vorläufig noch mit vielen Besprechungen. Ich war heute bei Anna F. Prof, hinreißend liebenswürdig: hat weder mit den Hunden noch über sie gesprochen, sondern sehr lieb mit mir. Scheint sogar, was ein großes Entgegenkommen für mich ist. die Sitzungen, bei ihm in der Wohnung, die seit mehr als einen halben Jahr nicht mehr stattfinden, wieder aufzunehmen. Ich habe erklärt, dann fiele eine Hauptattraktion von Wien für mich weg. Er meinte

etwa. wenn ich da wäre, könnte man die Sitzungen gern wieder halten, weil ja dann ein *Pfeiler da wäre. Usw. Ich habe den Eindruck, daß ich durch F. gut und bequem werde verdienen können. (...) Ich gehe jetzt zu den im Cafe Künstler versammelten Psychoanalytikern....*

22. September 1932

... Ich tratsche mich hier noch weiter durch die wissenschaftliche Welt von Wien durch. Auch durch die unwissenschaftliche, so bin ich heute bei Inge, wo Polgars und Hans sein werden....

12. Oktober 1932

... Montags habe ich 8—3 Uhr (nachts) überaus wichtige Gespräche mit den Leuten vom Schlick-Kreis gehabt, die Physiker und Mathematiker, die dabei waren, sehr von der Libidometrie überzeugt....

14. Oktober 1932

... Heute abend beginnt mein Kurs; ich habe natürlich wieder Sorge, daß er leer sein wird. Übrigens diesmal ist die Sorge nicht ganz unreal, weil wirklich gleichzeitig ein Vortrag von Neurath ist, zu dem die Psychologen und Psychotherapeuten gehen werden und müssen. Einige haben sich schon entschuldigt, Bernfeld ist lOx, Neurath nur Ix. (...) Ich habe auch noch eine andere Premiere heute: ich erwarte die erste zahlende Konsultation, die zu einer Analyse bei mir führen soll. Ich zweifle aber, daß eine Wienerin so viel zahlen kann, als ich verlangen muß. auch wenn sie sehr reich ist....

16. Oktober 1932

... Meine eigene Premiere ist wie gewöhnlich verlaufen. Sehr viele Leute: saßen auf den Stiegen. Habe gut gesungen. (...) Mir selbst hats nicht sehr viel Spaß gemacht, weil mir die Psychologen gefehlt haben, die waren nebenan bei einem Vor trag von Neurath. Ich war dort noch bei der Diskussion, die sehr narrig war. Herr Prof. Bühler gebärdete sich wie ein Rasender. Und besonders interessant war die Nacht-Nach-Diskussion im Regina. Heute war ich bei Federns zu Mittag, HO *ich einen jungen Physiker (der ein Institut mit allem was ich brauche hat) traf, der schon ohne mich zu kennen sich für die Libidometrie interessiert. Hübsch ists in Wien, daß die Leute alle meine uralten Witze und Geschichten noch nicht — oder nicht mehr — kennen, braucht man keine neuen erfinden. (...)*

Tatsächlich tun mir die vielen Diskussionen für meine Gedanken sehr wohl, und ich denke, es wird sich bald auch an meinen Produktionen zeigen....

Ende Oktober 1932

... Mit Wexberg, dem hiesigen Individualpsychologen-Chef habe ich eine komische Unterredung gehabt; die Leutchen sind durch meine Vorträge hier sehr entmutigt und kompensieren ihre Minderwertigkeitsgefühle durch Hochachtung vor mir....

25. Oktober 1932

... Es geht mir heute besonders gut, weil ich den Aufsatz über Kausalität — sehr schön! — fertig gemacht habe!...

12. November 1932

.., Ich fahre komischerweise nicht gern weg von Wien. Die Landschaft und die wissenschaftliche Atmosphäre gefällt mir (...) Noch ein Beschluß, der mich sehr beschäftigt: Ich werde ein großes, gründliches, wichtiges, dickes Lehrbuch der Psychoanalyse schreiben (nicht für Psychotherapeuten, sondern für Wissenschaftler und gebildete Laien)!...

Dezember 1932

... Jetzt muß ich zu meinem Vortrag beim Club von Otto Bauer....

25. Februar 1933

... Ich habe heute noch ein Referat im Gomperz-Kreis über das neue Buch von Freud. ... (Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Anm. d. Verf.)

7. *März 1933*

... Druckfertig geworden ist seit Juli nur der Aufsatz über die Unschärferelation. Einige kleinere Aufsätze mache ich gerade fertig. Ob man meine Arbeitsweise seit Juli, eigentlich schon seit etwas früher eine Produktionshemmung nennen soll, weiß ich nicht. Tatsächlich schreibe ich, trotzdem ich ja jetzt seit vielen Monaten unverhältnismäßig viel Zeit habe, sehr wenig. Aber ich habe auch gar keine Lust dazu. (...) Ich habe wirklich Sachen vor, die ich für groß und wichtig halte: Libidometrie, Mathematische Psychologie und Sachen mit Logik. Psychoanalyse, Psychologie und Soziologie, die sich nicht in ein Schlagwort bringen lassen. Ich denke darüber nach, lese viel dazu, notiere auch gelegentlich was; aber ich darf und muß (und ich bin sehr froh, daß ich kann) dabei mit zehn Jahren rechnen, nicht mit Wochen und Monaten. Die Libidometrie stockt, weil Feitelberg nicht in Wien ist, Urbach aus Familiengründen noch nicht anfangen kann. Trotzdem gibt es hier jetzt eine Versuchsreihe, die wichtig ist. Ob nach diesen zehn Jahren was herauskommt, weiß ich nicht. Aber es soll was Wichtiges *sein, oder eben gar nichts. (...) Sehr* gut, *oft gerade zu vollendet, bin ich in Vorträgen. Kursen, Diskussionen. Ich hab hier ein Niveau erreicht, das ich weder sachlich noch formal überbieten kann....*

17. März 1933

... Seit Riga fühle ich mich gesundheitlich schlecht: Deutsch hat eine Nierenkolik konstatiert. die unter seiner Behandlung verschwand: (...) Dozent Deutsch hat mir soeben die Reise nach Prag unbedingt verboten....

3. April 1933

.. . Ich mache meinen „ Winterschlaf in Wien — meine berufliche Situation ist ja überhaupt sehr günstig. Sollte das aber finanziell wegen der österreichischen Politik unmöglich sein, was sehr unwahrscheinlich ist. so gehe ich nach Genf, Amsterdam oder Rom. Am liebsten nach Genf. Ich bin augenblicklich mit meinen ganzen Patienten vom Ort unabhängig.

Bernfelds „Winterschlaf in Wien dauerte bis zum Sommer 1934. Diese Zeit war mit einer regen Vortrags-, Diskussions- und Lehrtätigkeit ausgefüllt, auf die wir mit einigen Beispielen hinweisen wollen. Das nachfolgende Protokoll eines Diskussionsabends von Psychoanalytikern, Bühler-Schülern und anderen gibt Einblick in die wissenschaftlich-methodischen Auseinandersetzungen und Bemühungen Bernfelds, zwischen den unterschiedlichen psychologischen Ansätzen zu vermitteln.

DISKUSSIONSABENDE VON PSYCHOANALYTIKERN, BÜHLER-SCHÜLERN UND ANDEREN. WIEN 1933

Sitzung vom 14. Februar (erste Sitzung), Diskussionsleitung Dr. Frenkel.

Die Diskussion wird eingeleitet durch ein Referat von (Marie) Lazarsfeld über die „moderne experimentelle Kinderpsychologie (der Bühlerschule)“.

Die Referentin geht aus von der Inventarisierung der kindlichen Verhaltensweisen durch Charlotte Bühler. Dieser Inventarisierung liegt die Annahme zugrunde, dass in einem Zeitraum von 24 Stunden alle Lebensabläufe des Kindes enthalten sind. Der zweite Gedanke, welcher für die Bühler'sche Kinderpsychologie grundlegend geworden ist, ist der der Phasen: eine Entwicklungsphase ist dadurch charakterisiert, dass sie unter der Dominanz einer bestimmten Lebensfunktion steht. — Die qualitative Analyse des gewonnenen Tatsachenmaterials hat sich als ungemein schwierig erwiesen. Bei der Aufnahme der Beobachtungstatbestände ergab sich sehr bald die Notwendigkeit, „Leistungseinheiten" der Beschreibung zugrunde zu legen. Es wurden insbesondere unterschieden: der Schlaf, positive und negative Reaktionen, spontane Bewegungen, gesteuerte Bewegungen, Experimentierbewegungen. — Als eins der Ergebnisse zitiert die Referentin dasjenige, was sich über das „Sicheinschleifen" des Saugreflexes ergab. — Für die qualitative Analyse der „ersten Phase“ werden zugrunde gelegt: Reizwahrnehmung, soziales Verhalten, Körperbeherrschung und Selbstbeherrschung, Materialbeherrschung, Gedächtnis und Nachahmung — dies sind die verschiedenen „Dimensionen", in denen die Forschung sich bewegt. Für die Reaktionen auf Sinnesreize ergibt sich: die erste Reaktion ist immer

eine Art Schock, dann folgt das Stadium der interessierten Zuwendung und schließlich das des lustvollen Aufnehmen des Reizes. — Als Dominante für die erste Phase wird angenommen die Funktion der Körper — und Selbstbeherrschung. Auch hier werden 3 Stadien oder Stufen unterschieden: sinnlose Bewegungen, planvolle Bewegungen und schliesslich erfolgreiche. (Der Windelversuch)

Die Onanie, wie die Analytiker sie sehen, müsste, nach der Meinung der Referentin eigentlich durch das Folgende etwas entwertet werden: in der ersten Phase kommt das Kind in der „Materialbeherrschung" nicht so weit, dass von motorischen Handlungen „an" einem Gegenstand oder einem Körperteil gesprochen werden könnte. Es kommt nur so weit, daß es im Sinn der Funktion des eigenen Körpers sich bewegen kann: es kommt aber in dieser Phase noch nicht dazu, z. B. zwei Gegenstände „materialgerecht" aneinander zu reiben. (Bildung der Person und Zuwendung zu Objekten ist die Grundfunktion der ersten Phase: in der zweiten Phase dann werden gewisse Beziehungen erfaßt wie: Ding = Name, Zweck = Mittel; ferner wird die Fähigkeit zu Wahlhandlungen erworben). Als zweiten möglichen Einwand gegen die Psychoanalyse formuliert die Referentin: die Analytiker lernen die erste Phase nur aus der Rückschau kennen; in den späteren Phasen sind aber andere Funktionen dominant. Wenn die Kinder die Vorliebe haben, Dinge ineinander zu stecken, so würden die Analytiker darin irgend etwas Symbolisches sehen; wir würden dem aber gar keine Bedeutung beimessen, meint die Referentin. Diese Dinge verschwinden in ihrer Bedeutung, weil sie nicht zur dominanten Funktion gehören — es sind Randphänomene. Ebenso ist es auch z. B.. wenn das Kind in den Halsausschnitt der Mutter greift. Dritter Einwand: die analytische Theorie geht von einer Dimension aus: „ Triebschicksal": die Bühlerschule geht dagegen von einer Vielheit der Dimensionen aus. Die Bühler'sche Kinderpsychologie gibt die Phänomene, sie beschreibt alles, was vorgeht; die Psa. dagegen gibt nur Mechanismen.

In der Diskussion betont Bergel, *dass wir bei den Kindern nicht so von Sexualität sprechen können, wie wir es bei den Erwachsenen gewohnt sind: weder im Sinn einer Leistung noch im Sinn des Intentionalen: das Sexuelle tritt hier also eigentlich zufällig auf, „funktional". Es kann so aussehen, als ob das jüngere Kind dasselbe täte wie ein älteres: aber beim älteren Kind tritt eine bestimmte Leistung und Intentionalität dazu; das ist — nach Charlotte Bühler — das Wesen der Sexualität. — Lutschen und Onanie der ersten Phase sind allein unter dem Gesichtspunkt des „Süchtigen" zu fassen. Das Süchtige findet sich nicht nur in der Sexualität, sondern z. B. auch im Morphinismus. Es handelt sich dabei mehr um etwas Unfreiwilliges.*

Bernfeld: *Wir haben in der Psa fast keine direkten Beobachtungen an Säuglingen, und wir anerkennen gerne die Tatsachen, welche durch richtig veranstaltete Experimente zutage gefördert werden. — Im einzelnen sind aber gegen die Methode der experimentellen Kinderpsychologie Einwände zu erheben: die 24 Stunden-Hypothese ist grundsätzlich falsch: den Analytiker interessieren gerade sehr selten auftretende Phänomene, wie z. B. das Verhalten des Kindes an einem Tag, wo es auf den Topf gesetzt wurde und ein Verbot bekam, oder z. B. die Woche nach der Entwöhnung. Das sind ganz atypische Zeiten. Für das Typische mag die 24 Stunden-Hypothese ausreichen. Es wäre also für das Experimentieren folgender Vorschlag zu machen: man müsste jene bestimmten („dynamischen") Tage eigens untersuchen, und das liesse sich ja auch im Sinne der Bühlerschule bewerkstelligen.*

Die Anal- und Urethralfunktion führen zu relevanten Situationen, welche in der bisherigen Literatur der experimentellen Kinderpsychologie nicht berücksichtigt worden sind.

Bergel: *Wir haben bei unseren Forschungen direkt gemäss den Fragestellungen der Psychoanalyse gearbeitet. Die neueren noch nicht publizierten Untersuchungen gehen gerade in der von Bernfeld angeregten Richtung.*

Bernfeld: *Zu kritisieren bezw. in Frage zu stellen ist auch das Stück Behaviourismus in der experimentellen Kinderpsychologie. Das betrifft mehr die Ordnung des Materials als die Experimente selbst. Die experimentelle Forschung bleibt „aussenreizgebunden"; wir Psychoanalytiker dagegen sind „innenreizgebunden". In der Psa wird das Verhalten der Person zugeordnet zu inneren Zuständen. Die experimentelle Kinderpsychologie studiert nur das Verhalten in Zuordnung zur Umgebung. Natürlich sieht auch ein Experimentator der Bühlerschule Saugbewegungen auf Grund von Hungerreiz — aber es wird nichts daraus gemacht. In diesem Zusammenhang ist auch charakteristisch, dass sich für die Bühler'sche*

Schule Schwierigkeiten beim Punkt „Gedächtnis" ergeben; es geht hier nur so einigermaßen mit der Erforschung geänderten Verhaltens bei gleichem Reiz. — Für die Prüfung der Psa durch die Ergebnisse der experimentellen Kinderpsychologie besteht hier die prinzipielle Schwierigkeit, dass wir noch ausserstande sind, einen Hungerzustand oder einen libidinösen Zustand physikalisch zu bezeichnen. — Begriffe wie „Süchtigkeit" und „Funktion" sind zum Teil nur Formalisierungen und Umdefinitionen von psa Begriffen; sie können also nichts widerlegen.

Frenkel: *beruft sich dem gegenüber darauf, dass im Sinn von Ch. Bühler z. B. „Sättigung" nur das Ende eines Triebvorganges, nicht aber eines Funktionsvorganges bezeichnet. — Gegen den von Bernfeld vorgebrachten Einwand, der Bühler'sche Beobachter bleibe in der Reizsituation stecken, meint sie, das sei ganz in Ordnung, weil ja für die „erste Phase" das Erleben von Reizen und das Reagieren darauf entscheidend wichtig sei. In der „zweiten Phase" käme dann das „setzende" Verhalten, das Hinausprojizieren in die Umwelt.*

Bernfeld: *Unsere Differenzen betreffen eigentlich nicht die Tatsachen, sondern gehen zurück auf einen Unterschied der Theorie, mit der die Forschung jeweils aufgebaut wird. Was in der experimentellen Kinderpsychologie fehlt, ist die Frage: wie kommt es zu den Veränderungen. Wir kennen nämlich in der Psa nicht eine sinnvolle Abfolge von Phasen, die in einem verstehbaren Zusammenhang stehen. So ist es z. B. sehr einsichtig und schön, wenn der Lernprozess vom Unkomplizierten zum Komplizierten fortschreitet. Demgegenüber ist die Psa auf psychischem Gebiet der Versuch, Entwicklungsgesetze zu finden, also dynamische Gesetze. Man muß dann auf die in sich verstehbare Phraseologie verzichten, welche ja nichts anderes als eine Hineininterpretation in ein geordnetes chronologisches Material darstellt.*

Zu den drei Einwänden, welche Lazarsfeld vorgebracht hat, ist folgendes zu sagen: auch die bestgelungenen Analysen führen nicht in die „erste Phase" zurück. Aber wir haben eine Theorie, welche wir tatsächlich bis ins früheste Lebensalter fortsetzen, und die Theorie will verifiziert werden. Und das geht sehr gut mit dem von der Bühlerschule gelieferten Material. Z. B. behaupten wir, dass der Sexualtrieb des Erwachsenen ganz am Anfang des Lebens entsteht und zwar nicht gleich ganz fertig, sondern so, dass bestimmte seiner Komponenten, die später eine bestimmte Rolle haben, beim kleinen Kind eine andere Rolle spielen. Und das lässt sich durch das experimentelle Material tatsächlich verifizieren. — „Es fehlt die Intention" bedeutet für uns „Autoerotik"; das ist doch nur eine Uebersetzung — vielleicht nicht nur eine Uebersetzung, aber zum Teil doch. — Die Triebkraft für das Funktionieren von Haut, Muskeln und Sinnesorganen nennen wir „Libido". Für uns genügt es deswegen, dass es gemäss den experimentellen Forschungen tatsächlich Betätigungen am Genitale gibt. Wenn dagegen gesagt wird: wir überschätzen das, so trifft das höchstens für früher zu. — Gegen den dritten Einwand betreffend die „Eindimensionalität": wir haben keinen Mangel an Dimensionen; ich habe z. B. in meiner „Psychologie des Säuglings" auseinander gesetzt, wievieles beim Säugling nicht schlicht Sexualität ist, sondern der Erklärung vom Trieb her bedarf. Die Dimensionen der Bühler'schen Schule dagegen sind willkürlich. —

Die Psa dagegen geht aus von den Spannungen an der Hautoberfläche (Libido) und im Inneren (Hunger). Ueber die „erste Phase" sagen wir dasselbe wie die experimentelle Kinderpsychologie: die Handlungen des Kindes geraten allmählich unter das Realitätsprinzip, und zwar geschieht das unter dem Zwang der Wahrnehmung; es findet der Ichaufbau statt, welcher mit dem Trauma der Entwöhnung einen gewissen Abschluss findet. — Gegen die Bühler'sche Theorie ist zu sagen, dass sie gänzlich undynamisch ist.

Lazarsfeld: *Mich interessiert das „ Wie" und die Dynamik auch mehr als die Phänomenologie; aber erst muss man sie einmal haben. Die von Bühler gefundenen „Lerngesetze" sind in gewissem Sinn den Kepler'schen Gesetzen zu vergleichen; es handelt sich um „Tatsachengesetze" — was man dann mit der „Klaviatur Gottes" (Kepler) hinterher macht, ist gleichgültig.*

Bernfeld *stellt fest, dass er in der zur Diskussion stehenden Literatur nur klare Bestätigungen für die Psa gefunden hat, zum Teil wörtliche. Er fragt, ob es Tatsachen gibt, welche psa Behauptungen widerlegen könnten.*

Wolf: *Die Widerlegung beginnt erst im zweiten Lebensjahr. Bühler unterscheidet zwei Prozesse ganz scharf: 1. Erregung — Ruhe und 2. Bewegung — in immer stärkere Erregung.*

Bernfeld: *Diese Unterscheidung steht nicht im Gegensatz zur psa Auffassung; im Gegenteil, wir unterscheiden: 1. geschlossene Abläufe im Sinne des Todestriebes, welche in der Rich-*

tung auf Ruhe verlaufen (Ausnahme: der Schock), 2. kennen wir aber auch die „Reizlusthandlungen". sie bedecken die Sphäre, die wir in der Psa gewohnt sind „Libido" zu nennen.

Bergel: *Es besteht folgender Gegensatz: die Psa leitet die Liebe zum Objekt aus dem Hautreiz ab: wir haben aber zwei Ansätze der Sexualität, nicht nur das Süchtige, daneben gibt es doch auch schon fast gleichzeitig das Reagieren auf Blick, Stimme u.s.w.*

Brunswik: *Ist es nicht egal, ob der Säugling am Penis spielt, oder an einem Knopf) Es gäbe dann keine Deckung von „Autoerotik" und „Funktionslust". Bühler berücksichtigt nicht das angefasste Objekt: das wäre also der allerbescheidenste Begriff (sic von Lust?).*

Bergel: *Wir haben nach Verhaltenskriterien auch zwei A rten von Ludeln unterschieden, ebenso zwei Arten von Onanie. 1. Bewegungslust, 3. Genusslust mit „Versunkenheit".*

Bernfeld: *Wir Psychoanalytiker können damit zufrieden sein; es wird doch das bewiesen, was wir sagen. Es gibt zwei Betätigungen mit dem Mund, nämlich aus Hunger und aus libidinösen Gründen. — „ Versunkenheit" steht ja auch schon bei Freud. Einmal handelt es sich also um Saugen aus sachlichen Gründen, das andere Mal um solches aus Sexualtrieb. — Auch für die Atmung z. B. gilt, dass es neben der gewöhnlichen auch eine solche gibt, welche dem physiologischen Zweck widerspricht: im 5. und 6. Lebensmonat kommt ein Lustatmen vor. — Da wir bei den kindlichen Betätigungen im frühesten Lebensalter den Akzent auf das — für die ersten Lebenslage allerdings hypothetische — Lusterleben legen, spielt für uns der Unterschied, ob das Kind sich bloss bewegt oder dabei etwas anfasst, keine Rolle. Alle die lustvollen Bewegungen des Kindes lassen sich zurückführen auf Rhythmisierungen. Daraus ist auch die besondere Wirkung der Stimme zu erklären: man kann nämlich dasselbe Resultat wie mit der Stimme auch durch rhythmische Geräusche erreichen. Die Bühlerschule will dies zwar widerlegt haben; es gibt aber Experimentatoren, die zu anderen Ergebnissen gekommen sind.*

Kris *weist u. a. darauf hin, dass die libidinöse Betätigung des kleinen Kindes schon sehr früh „intentional" sein kann: beim Ludeln bzw. überhaupt bei der oralen Erotik spielt die Berührung der* zwei *Lippen eine wichtige Rolle. —*

Die Diskussion hat sich in der soeben widergegebenen letzten Phase um die Frage gedreht, welche von Bergel *aufgeworfen wurde (oben und den 1. Einwand von Lazarsfeld. oben), wie weit Objektbeziehungen aus der Autoerotik abgeleitet werden können oder ob nicht vielmehr (im Sinne der Bühler'schen Psychologie) grundsätzlich ein doppelter Ansatz der Sexualität bez. Liebe angenommen werden müsse. Zu dieser Verschiedenheit in der theoretischen Auffassung beider Schulen kommt eine andere, welche darin besteht, dass die ..Funktionslust" von der Bühler'schen Schule nicht als sexuelle anerkannt wird.*

Brunswik *gibt dem folgendermassen Ausdruck: wenn durch Betätigungen des Kindes z. B. an der Nase nur die Empfindung geschult wird, so handelt es sich nicht um Autoerotik; wenn die Psa eine solche Betätigung als „Onanie" ansprechen will, so müsste sie also nachweisen, dass bei dieser Betätigung nichts geschult werden kann.*

Bernfeld: *Wir können uns auf einem Umweg über die Erlebnisweise der Onanielust des Säuglings in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres eine Vorstellung machen: nämlich durch unsere Kenntnis über regredierte Psychotiker.*[8]

Beim nächsten Diskussionsabend dieses Kreises am 28. Februar 1933 sprach Bernfeld über „Die Unschärferelation in der Psychologie und Psychoanalyse". In der dritten Sitzung am 31. März 1933 verlas Bernfeld das Protokoll einer ausgewählten Reihe von Analysestunden aus einer Analyse von Steff Bornstein mit einem ca. dreijährigen Jungen. In der letzten protokollierten Sitzung am 5. Mai 1933 referierte Lazarsfeld über „Begründungszusammenhänge", an die sich längere Diskussionsbemerkungen von Bernfeld anschlossen.

In Wien sollte vom 6. bis 9. April 1933 der VII. Allgemeine Ärztliche Kongreß für Psychotherapie zum Thema „Psychotherapie der Reifungskrisen" stattfinden. Das Spektrum der in Wien vertretenen psychologischen Richtungen wird aus der Referentenliste deutlich. Es dominierte die Psychoanalyse mit Vorträgen von Anna Freud, Siegfried Bernfeld, Paul Federn, Heinz Hartmann, Wilhelm Reich und anderen. Ferner sprachen die Individualpsychologen Carl Furtmüller, Rudolf Allers, Rudolf Dreikurs, Erwin Wexberg. Die Bühlersche Richtung war durch Charlotte Bühler, Lotte Danziger und Else Frenkel vertreten. Auch Wilhelm Stekel und eine Reihe von Psychiatern waren eingeladen.

Im Wintersemester 1933/34 richtete der Lehrausschuß der Wiener Psychoanalytischen

Vereinigung einen Lehrgang für Pädagogen ein, dessen Kursprogramm von Willi Hoffer, Siegfried Bernfeld, August Aichhorn, Anna Freud, Grete Bibring, Editha Sterba und Jenny Wälder durchgeführt wurde.

Ende 1933 wurde Siegfried Bernfeld in den Vorstand der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung als kooptiertes Mitglied gewählt, was als Anerkennung seiner Tätigkeit in Wien zu werten ist.

Im Jahre 1934 hielt Siegfried Bernfeld Vorlesungen über „Psychoanalytische Kinderpsychologie" (6. Februar bis 23. April), „Psychoanalytische Pädagogik" (8. Mai bis 19. Juni) im Rahmen des Pädagogenkurses der Psychoanalytiker, sowie acht Vorträge über „Psychoanalytische Pädagogik" (8. Mai bis 26. Juni). Im Verein Ernst Mach hielt Bernfeld am 9. Februar 1934 einen Vortrag über „Die Person als meßbares System".

Bernfelds Aktivitäten in Wien nach dem 12. Februar 1934 zeigen, daß er als Sozialist vom austrofaschistischen Regime nicht unmittelbar bedroht war oder verfolgt wurde. Mit der Zerstörung des „Roten Wien" und seiner intellektuellen Kultur war ihm die Basis für eine Weiterführung seiner Arbeit entzogen. Seine Teilnahme am XIV. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Luzern (26. bis 31. August 1934) hatte ihm die Gelegenheit gegeben, seine zukünftigen Wege zu konkretisieren. Es bestanden bereits Pläne für Holland. Das Ferienhaus von Ernest Jones, des Präsidenten der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, in Mentone (Südfrankreich, Côte d'Azur) wurde Ende 1934 sein neues Domizil, wohin er mit seiner Frau und den beiden Stiefkindern übersiedelte.

Er versuchte neuerlich, eine psychoanalytische Praxis aufzubauen und seine wissenschaftlichen Arbeiten und Kontakte fortzuführen. Es ist bisher nicht möglich, im Detail die politischen und persönlichen Motive und Beweggründe anzugeben, die ihn nach Mentone führten.

Am 28. November 1934 begrüßte ihn René Spitz aus Paris, der ihm Kontakte und Arbeitsmöglichkeiten eröffnete:

Lieber Dr. Bernfeld,

von Ihrer Übersiedlung hatte ich vage Gerüchte gehört, aber nicht recht daran geglaubt, und nehme nun mit Vergnügen zur Kenntnis, daß wir sozusagen Landsleute geworden sind (ich meine, daß wir beide in Frankreich toleriert sind). (...)

Ich freue mich, daß es Ihnen in Mentone gut geht; mir geht es hier nicht schlecht, wenngleich ich durchaus nicht mit Ihrer Praxis konkurrieren kann: Die meinige ist keineswegs die größte von Paris und sicherlich nicht die bestzahlende....

René Spitz vermittelte Kontakte zwischen Bernfeld und der Pariser Gruppe der Psychoanalytiker; Anfang 1935 kam er nach Paris und wurde darauf von René Allendy und seiner „Sorbonne-Gruppe" zu einem Vortrag eingeladen. Der Informationsaustausch mit René Spitz führte zum Vorschlag, mit diesem an einer Neufassung von Bernfelds „Psychologie des Säuglings" mitzuarbeiten: *Nun zu Ihrem schmeichelhaften Vorschlag, mit Ihnen zusammen den „Säugling" umzuarbeiten. Im Prinzip ist mir der Gedanke sehr sympathisch. Ich habe mich in der letzten Zeit einigermaßen mit Kinderpsychologie beschäftigt und gedenke das noch weiter und eingehender zu tun, insbesondere habe ich die Absicht, die Ergebnisse der Wiener und der Schule von Anna Freud zu studieren.*[9]

Die Wiener Kontakte wurden, soweit es die Verhältnisse erlaubten, fortgeführt. Aus einer Briefdiskussion mit Otto Neurath, der in Den Haag unter schwierigen Bedingungen seine bildpädagogischen Arbeiten fortführte („Wir mühen uns mit unserem Institut ab und können so nebenbei auch die Wissenschaft als linderndes Opiat verwenden."[10]), erfahren wir über die Vorbereitungen zu einem in Kopenhagen geplanten Kongreß über „Kausalprobleme in Physik und Biologie". Otto Neurath schrieb an Siegfried Bernfeld am 16. März 1936:

... Hingegen würde ich meinen, daß Ihre Komplementaritätsbetrachtungen bei der Tagung in Kopenhagen auf großes Interesse rechnen können. Ich hoffe Sie kommen und nehmen an der Aussprache teil. BOHR gibt ja der „Komplementarität" eine fast universelle Bedeutung. Wie „streng" sich das fassen läßt ist freilich umstritten. Da NIELS BOHR von Komplementarität grundsätzlich spricht, müßten Sie wohl darauf etwas eingehen. Sie kommen auf S. 8 auf die Komplementarität ein wenig nebenbei zu sprechen. Schreiben Sie, ob wir in Kopenhagen auf Sie

rechnen können. Kelsen will kommen und einiges über Beziehungen zwischen Magie und Recht berichten. Brunswik wird wohl über Gestaltpsychologie sprechen....[11]

Trotz der vielfältigen Aktivitäten war sich Siegfried Bernfeld bewußt, daß Mentone nur eine Zwischenstation auf dem weiteren Emigrationsweg darstellte. Schon einmal, Ende 1934, wurden die USA als Auswanderungsziel in Erwägung gezogen; die Arbeitsmöglichkeiten waren noch günstig. Ein Angebot seines früheren Wiener Kollegen Hermann Nunberg (der seit 1931 in New York praktizierte), die Leitung einer Anstalt für jüdische Dissoziale zu übernehmen, lehnte Bernfeld ab.

Anfang 1937 war die Entscheidung zur Übersiedlung in die Vereinigten Staaten getroffen. *Für Ihre Londoner Zeit und vor allem für Amerika wünschen meine Frau und ich Ihnen von Herzen alles Gute,* schrieb ihm Heinrich Meng am 24. Februar 1937 aus Basel, der auch von seiner Universitätstätigkeit her an einer weiteren Zusammenarbeit mit Bernfeld interessiert war: *Sollte es Ihnen möglich sein, mir gelegentlich noch weitere Themen für Dissertationen mitzuteilen, bitte es zu tun. Ich hatte im I. Semester 35 Hörer, dazu kamen noch einige Gäste.*[12]

Nunberg war es, der Bernfeld auf dem Weg in die Emigration nach den USA weiter unterstützte, ihm Arbeitsmöglichkeiten eröffnete und ihn auf die neuen Bedingungen vorbereitete: *Was Praxisgarantien anbelangt, so sind die Institute diesbezüglich sehr spröde, zumal wenn es sich um einen Nichtarzt handelt. Es ist ausgeschlossen, daß Sie eine auch nur formale Garantie bekommen, wenn Sie nicht einen besonders guten Freund in einem der amerikanischen Institute sitzen haben. Wenn Sie da sind, wird sich bald was finden. Ich rate Ihnen wieder, kommen Sie mit einem Visitorvisum her, schaun Sie sich hier um und Sie werden etwas finden, sogar etwas, was Sie befriedigen wird. Ich selbst denke an Einiges; etwa Insitute for Human Relations, New Haven, Yale University, oder Exile University hier. Vielleicht läßt sich auch wieder etwas beim Slawson (Jewish Board of Guardians) anknüpfen. Sie müssen sich nur darüber klar sein, daß es hier, an der Ostküste, für einen Nichtarzt mit der Privatpraxis schwierig ist....*[13]

Traditionell waren es die amerikanischen Analytikerkollegen, die in schärfster Gegnerschaft zur „Laien-Analyse" standen und auch den aus Europa geflüchteten Analytikern die neuen Machtverhältnisse demonstrierten. Dies mag mit ein Grund gewesen sein, daß sich Siegfried Bernfeld in San Francisco niederließ, wo das im Aufbau begriffene Psychoanalytische Institut noch Möglichkeiten zur Einflußnahme versprach.

Mit seiner Frau Susanne, der Tochter Ruth und den zwei Stiefkindern Renate und Paul erreichte Bernfeld Mitte August 1937 die Vereinigten Staaten von Amerika. Während es gelang, seine Mutter nach Kalifornien zu holen, scheiterten Bernfelds Versuche, seinen Bruder Manfred und dessen Familie aus Prag zu retten. Am 17. Oktober 1940 schrieb Siegfried Bernfeld an das amerikanische Generalkonsulat in Prag:

My brother, Mr. Manfred Bernfeld, 1362 Strasnice Blatovska, Prag XIII., informs me that his application for Immigration to the United States is now up to your decision.

Therefore I take the liberty to enclose the renewed affidavits of Support, one signed by myself, the other by my wife, Mrs. Susanne Bernfeld. Supplementing these affidavits I want to give you some facts regarding my social status.[14]

Seine Rettungsversuche waren vergebens, Manfred Bernfeld, seine Frau Edith und deren Sohn Hans-Guenther wurden von den Nationalsozialisten im KZ ermordet.

Anmerkungen:

Frau Elisabeth Neumann-Viertel hatte Johannes Reichmayr die Möglichkeit der Durchsicht und des Studiums der Briefe von Siegfried „Brassi" Bernfeld an sie aus den Jahren 1923 bis 1934, gegeben. Für die Erlaubnis, die von Johannes Reichmayr ausgewählten Stellen zu zitieren und für die zur Verfügung gestellten Fotos danken die Autoren herzlich.

Für 1989/90 plant Herr Prof. Ulrich Herrmann die Herausgabe der *Gesammelten Werke* von Siegfried Bernfeld in 16 Bänden. Die Autoren danken ihm für wertvolle Hinweise.

1 Hedwig Hoffer, „Siegfried Bernfeld. 1892—1953“, in: *International Journal of Psycho-Analysis,* Vol. 36, 1955, 66-71.

2/3 Vgl. Ilse Grubrich-Simitis, „Siegfried Bernfeld: Historiker der Psychoanalyse und Freud-Biograph", in: S. Bernfeld/ S. Bernfeld-Cassirer, *Bausteine der Freud-Biographik.* Frankfurt 1981, 7-48.

4 Käthe Leichter, *Lehen und Werk.* Wien 1973, 332.

5 Vgl. Ulrich Herrmann, „Die Jugendkulturbewegung. Der Kampf um die höhere Schule", in: T. Koebner/R. P. Janz/F. Trommler (Hrsg.): *Mit uns zieht die neue Zeit. Der Mythos Jugend.* Frankfurt 1985, 224-244.

6 Siegfried Bernfeld, *Kinderheim Baumgarten. Bericht über einen ernsthaften Versuch mit neuer Erziehung.* Berlin 1921.

7 Wilhelm Reich, Brief an Siegfried Bernfeld vom 14. September 1925. Siegfried Bernfeld-Archiv. Library of Congress. Washington D.C.

8 Protokoll des Diskussionsabends am 14. Februar 1933. Siegfried Bernfeld-Archiv.

9 René Spitz, Brief an Siegfried Bernfeld vom 28. November 1934 und vom 25. November 1935. Siegfried Bernfeld-Archiv.

10/11 Otto Neurath, Brief an Siegfried Bernfeld vom 6. August 1935 und vom 16. März 1936. Siegfried Bernfeld-Archiv.

12 Heinrich Meng. Brief an Siegfried Bernfeld vom 24. Februar 1937 und vom 2. Juli 1937. Siegfried Bernfeld-Archiv.

13 Hermann Nunberg, Brief an Siegfried Bernfeld vom 26. Oktober 1934 und vom 10. Februar 1937. Siegfried Bernfeld-Archiv.

14 Siegfried Bernfeld, Brief an den Generalkonsul der Vereinigten Staaten in Prag vom 17. Oktober 1940. Siegfried Bernfeld Archiv, Library of Congress, Manuscript Division, Washington D.C.

Ende der 1920er Jahre. Hinten links: Wilhelm Reich, sitzend: Mitte: „Madi" Olden: sitzend rechts: Siegfried Bernfeld: rechts: Elisabeth Neumann

KARL FALLEND

„Den katastrophalen Veränderungen gewachsen“
Zur Emigration Wilhelm Reichs

Wilhelm Reichs Emigration erstreckte sich über einen Zeitraum von sechs Jahren, beginnend 1933 mit der Flucht aus Berlin über Wien, Kopenhagen, Malmö, Oslo, biser im August 1939 Europa nach New York verlassen konnte.

1934 wurde Reich aus der Psychoanalytischen Vereinigung ausgeschlossen, ging danach eigene Forschungswege und sah sich selbst nicht mehr als Psychoanalytiker.

Reichs politisch-wissenschaftliche Biographie als Psychoanalytiker, im Zusammenhang mit der institutionellen Entwicklung der Psychoanalyse gesehen, läßt Konfliktlagen erkennen, die heute kaum etwas an Bedeutung verloren haben.

Wien, Freitag, den 13. Dezember 1929. 17. Bezirk, im Stalehner-Saal.

Genossen und Genossinnen!

Wir sind heute hier zusammengekommen, um eine toternste Sache zu behandeln. Ihr habt bereits durch die Vorredner von der Situation gehört, und mir ist die Aufgabe zugefallen, einige Details, jedes für sich, auseinanderzusetzen.[1]

Mit diesen Worten begann Wilhelm Reich vor über tausend Arbeitern und Arbeiterinnen seine Rede in der ersten Protestversammlung des „Komitees Revolutionärer Sozialdemokraten“, einer von Reich initiierten, nach längerer Zeit wieder lautstark auftretenden Opposition innerhalb der Sozialdemokratie, die, wie selbst die Polizei bestätigte, „eine lebhafte Bewegung in der Arbeiterschaft hervorrief“.[2]

Tagespolitische Themen wie Verfassungsreform, Mieterschutzfrage, Anti-Terror-Gesetz usw. standen zentral und ließen Reich, abseits seines Engagements als Psychoanalytiker und Sexualberater, ins Rampenlicht lokalpolitischer Auseinandersetzungen treten.

Diese fanden 1928 bis 1930 statt, den letzten Jahren, die Reich in Wien verbrachte, bevor er nach Berlin übersiedelte, wo er noch auf eine lockere Atmosphäre und linke Analytiker, wie Otto Fenichel, Edith Jacobson und andere, traf.

Seitens der KPD durfte er sich mehr Unterstützung für seine sexualpolitischen Pläne erhoffen, da sie 1930 in Berlin immerhin die stimmenstärkste Fraktion darstellte. Zu diesem Zeitpunkt — 33jährig — konnte Wilhelm Reich bereits auf eine steile Karriere innerhalb der Psychoanalytischen Vereinigung zurückblicken.

Nach dem Ersten Weltkrieg zählte Reich zu jener Gruppe junger, um die Jahrhundertwende geborener, durch die radikale Jugendbewegung und die Kriegserfahrungen kulturell und politisch sensibilisierter Menschen, die die Diskussion in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung bereicherten. Bereits als Medizinstudent zum ordentlichen Mitglied ernannt, galt er mit Otto Fenichel als *die* Begabung in der Wiener Gruppe.

Nach Beendigung seines Studiums im Jahre 1922 beteiligte er sich intensiv am Aufbau des Wiener Psychoanalytischen Ambulatoriums und blieb dort bis 1930 — zuletzt als stellvertretender Direktor.

Ebenfalls 1922 fand Wilhelm Reichs Anregung, ein „Technisches Seminar“ zu gründen, in dem sich die „Alten“ und die „Jungen“ treffen sollten, um Probleme in der Therapie zu besprechen, allgemeine Zustimmung. Über sechs Jahre war Reich die Leitung dieses Seminars anvertraut, das wohl als der bedeutendste Beitrag Reichs zur psychoanalytischen Ausbildung angesehen werden kann und in dem er seine besonderen therapeutisch- technischen und pädagogischen Fähigkeiten zum Ausdruck bringen konnte. Speziell für die jungen angehenden Analytiker erwies sich das „Seminar“ und die Zusammenarbeit mit Reich als attraktiv.

Eduard Kronold, der erste Lehranalysand von Reich und Teilnehmer dieses Seminars, erzählte, daß

Reich „gesprudelt habe von Ideen“. Er konnte die von Seminarteilnehmern

vorgetragenen Fälle meisterhaft zusammenfassen, „sodaß sie auf den Beinen standen“, wie sich Kronold erinnert, und Reich verstand es gleichzeitig, eine zwanglose Atmosphäre zu schaffen —, „er war nicht von der alten Schule“.[3]

Charakteristisch sind ebenso Richard Sterbas Erinnerungen, die er in seiner Autobiographie mitteilte: *Wilhelm Reich hatte den größten Einfluß auf meine Entwicklung zum psychoanalytischen Therapeuten. Er war eine eindrucksvolle Persönlichkeit, voll jugendlicher Intensität. Er war kraftvoll als Sprecher, und er drückte sich klar und bestimmt aus (...) Seine klinische Erfassung, seine technische Geschicklichkeit, vereint mit der Begabung, sich sprachlich plastisch auszudrücken, machten ihn zu einem vorzüglichen Lehrer. Unter seiner Leitung wurde das technische Seminar zu einer so hervorragenden Stätte des Lernens, daß selbst ältere Mitglieder regelmäßig daran teilnahmen*.[4]

Die psychoanalytische Bewegung, in der Reich seinen festen Platz fand, war in den ersten Nachkriegsjahren produktiv und expansiv. Weltweit bildeten sich an der Freudschen Lehre interessierte Gruppen, und das Interesse wuchs nicht nur in Akademikerkreisen. In vieler Hinsicht sollte sich dieses dritte Jahrzehnt in der Geschichte der Psychoanalyse fruchtbar gestalten:

Man begann sich mit Kinderanalyse und Psychosentherapie zu beschäftigen, neue Zeitschriften wurde herausgegeben, Modifizierungen der psychoanalytischen Technik wurden diskutiert, und auch die ersten Versuche, eine Verbindung zwischen Psychoanalyse und Gesellschaftstherorie herzustellen (verbunden mit den Namen Bernfeld, Fenichel, Fromm, Reich) fallen in diesen Zeitraum.

Jedoch: Mit der neuen Perspektive, die Psychoanalyse zu professionalisieren, verbunden mit dem Bestreben nach gesellschaftlicher Anerkennung, steigerte sich auch die Eigendynamik der Institutionalisierung — die unreflektiert blieb. Immer mehr galt es, das Erworbene zu verwalten und zu sichern. Auswahlverfahren der Kandidaten, Verschulung der Ausbildung und folglich die Bildung einer hierarchischen Machtstruktur (vom Kandidaten, außerordentlichen und ordentlichen Mitglied bis zum Lehranalytiker) sorgten für geordnete Verhältnisse.

Gesellschaftskritisches, politisches Handeln war nur außerhalb der errichteten Mauern geduldet, und dies auch nur, solange das Echo dieses Handelns nicht an den eigenen Toren widerhallte.

Reichs beginnendes politisches Engagement, durch die Juli-Ereignisse 1927 sensibilisiert, vermochte noch nicht das Verhältnis zu seinen Berufskollegen zu stören; auch nicht zu Sigmund Freud, wie aus Briefen Freuds an Reich hervorgeht.[5]

Gemeinsam mit der kommunistischen Hautärztin Marie Frischauf-Pappenheim (einer Tante von Else Pappenheim) gründete Reich 1928 die „Sozialistische Gesellschaft für Sexualberatung und Sexualforschung". Öffentliche Vorträge, populäre Aufklärungsbroschüren auf psychoanalytischer Grundlage *(Sexualerregung und Sexualbefriedigung* von Wilhelm Reich, 1929, und *Ist Abtreibung schädlich?* von Marie Frischauf und Annie Reich, 1930), sowie Sexualberatungsstellen, die für kostenlose Beratungen zugänglich waren, zählten zu den Aktivitäten.

1930 nach Berlin übersiedelt, trachtete Wilhelm Reich, seine sexualpolitischen Pläne auf nationaler Ebene auszuweiten. Der „Deutsche Reichsverband für Proletarische Sexualpolitik“ wurde gegründet — als Unterorganisation der KPD. Ein eigener „Sexpol-Verlag“ vertrieb zu Tausenden Exemplare von Aufklärungsbroschüren.

Wie schon in Wien, wird auch in Berlin ein gravierender Unterschied zu den oft im gleichen Atemzug erwähnten linken Psychoanalytikern wie Bernfeld, Fenichel u. a. augenfällig: Nicht Parteibuch, auch nicht politische Gesinnung, sondern politische Aktion trennte Reich von seinen Wissenschaftskollegen. Den Psychoanalytikern wurde es zusehends zum Problem, im Zuge der stärker werdenden politischen Reaktion einen durch radikales öffentliches Auftreten Stadt- und polizeibekannten Kommunisten in ihren Reihen zu wissen.

Wie eine Schere trennen sich Wilhelm Reichs wissenschaftlich-politische Biographie und die Entwicklung der institutionellen Psychoanalyse, die sich den herrschenden politischen Verhältnissen anzupassen versuchte, ja selbst im Nationalsozialismus um Anerkennung bemüht war, um die Psychoanalyse zu retten, während Reich zum bewaffneten Widerstand aufrief.

In diesem Licht sehe ich die Zuspitzung des Konflikts, der schließlich 1934 nicht, wie Ernest Jones mitteilt,[6] zu Reichs Austritt, sondern zu seinem Ausschluß aus der Psychoanalytischen Vereinigung führte und auch den Weg seiner Emigration prägte.

1933 war die organisierte Psychoanalyse in ihrer Existenz bedroht — allein der Psychoanalytische Verlag verlor nach der Machtergreifung Hitlers 75 Prozent des Absatzmarktes, und Otto Fenichel schrieb, „daß der vollkommene Zerfall der Psychoanalyse unmittelbar drohte".[7]

Der jüdische Vorsitzende der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft, Ernst Simmel, wurde durch den Antisemiten Felix Böhm im Sommer 1933 abgelöst. Er war es auch, der konsequent den heillosen Versuch unternahm, mit den Nazis zu kooperieren. Selbst der Einstellung der Nationalsozialisten, daß die Psychoanalyse eine jüdisch-marxistische Schweinerei, von jüdischem Geiste getränkt, sei, infolgedessen zersetzend wirke, versuchte man entgegenzukommen. Der Psychoanalytiker Carl Müller-Braunschweig schrieb 1933,die Psychoanalyse wirke nicht au/lösend, sondern erlösend, befreiend und aufbauend. *Die Psychoanalyse bemüht sich, unfähige Weichlinge zu lebenstüchtigen Menschen, Instinktgehemmte zu Instinktsicheren, lebensfremde Phantasten zu Menschen, die den Wirklichkeiten ins Auge zu sehen vermögen, ihren Triebimpulsen Ausgelieferte zu solchen, die ihre Triebe zu beherrschen vermögen, liebesunfähige und egoistische Menschen zu liebes- und opferfähigen, am Ganzen des Lebens Uninteressierte zu Dienern des Ganzen umzuformen. Dadurch leistet sie eine hervorragende Erziehungsarbeit und vermag den gerade jetzt* neu herausgestellten Linien *einer heroischen, realitätszugewandten, aufbauenden Lebensauffassung wertvoll* zu dienen. [Hervorhebung K. F.][8]

Psychoanalyse als Methode der Sozial- und Kulturkritik war aufgegeben; was von ihr übrig blieb, wurde angepaßt an die Bedingungen des Nationalsozialismus zu einer Therapie unter vielen.

Wilhelm Reich, in exponierter Stellung als Kommunist, Sexualberater, Psychoanalytiker und natürlich durch seine Arbeit über die *Massenpsychologie des Faschismus,* konnte nicht mehr tragbar sein in der eingeschlagenen Vereinspolitik.

Felix Böhm schrieb 1933: *Bekanntlich war Reich häufig öffentlich als Kommunist und Psychoanalytiker aufgetreten, wobei er seine Ansichten als Ergebnisse der Psychoanalyse hingestellt hatte. In unzähligen Flugschriften war in Berlin vor Reich gewarnt worden. Gegen dieses Vorurteil hatte ich zu kämpfen.*[9]

Doch auch Widerstand und Opposition rührten sich im kleinen Kreise. Bei Reich trafen sich zunächst — wie Otto Fenichel berichtete — linke Analytiker, um „bewegungspolitische" bzw. „marxistisch-analytische" Fragen zu behandeln, um — wie Fenichel schrieb — „die Fehler der üblichen ‚bürgerlich-analytischen Auffassung' zu klären".[10] Die kleine Oppositionsgruppe blieb jedoch ohne Durchschlagskraft und Einflußvermögen. Nicht ohne Reichs Zutun.

Hier seien einige Worte zur Person Wilhelm Reichs angebracht. Reich war unfähig, sich in Gruppen einzufügen oder Kompromisse einzugehen. Egozentrisch urteilte er nach der Devise „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich" und kreierte sich selbst zum wissenschaftlichen und politischen Solisten. Widerspruchsfreie, ausgeprägte Schülereinstellung war vonnöten, um mit Reich das Auslangen zu finden. Selbst der Pädagoge Alexander Neill, der über zwanzig Jahre bis zu Reichs Tod mit ihm in Freundschaft verbunden war, resümierte: „Es war unmöglich, mit Reich zusammenzuarbeiten. Er war ein Mann, der alles oder nichts wollte. Man mußte seinen Weg gehen, und jeder Andersdenkende wurde rausgeworfen. Ich wußte, ich würde nie mit ihm zusammenarbeiten können."[11]

Wissenschaftlich und politisch isoliert — auch seine Kontakte zu Leo Trotzki brachten kein Ergebnis[12] —, stürzte sich Reich mit gewohnter unbändiger Energie auf neue Arbeitsgebiete. Auf dem Weg ins Exil nach Skandinavien, stets den Blick nach vorn, ohne Hang für sentimentale Sichtweisen der Vergangenheit, kannte Reich kein Wort der Klage oder Zeichen der Niedergeschlagenheit. Kühl ging er zu Gericht, als er etwa vom Selbstmord Wilhelm Stekels erfuhr. Er schrieb: „Daß Stekel sich umgebracht hat, wußte ich noch nicht. Offenbar gehörte er zu den Leuten, die plötzlichen katastrophalen Veränderungen nicht gewachsen sind."[13] Reich schien den Veränderungen gewachsen zu sein.

Nach kurzem Aufenthalt in Kopenhagen und Malmö fand Reich, Ende 1934, in Oslo

ruhige Arbeitsbedingungen. Entwicklung der Vegetotherapie, Versuche zur Elektrophysiologie von Sexualität und Angst, sowie erste experimentelle mikroskopische Arbeiten zur Entdeckung der biologischen Energie wiesen den weiteren Weg seiner wissenschaftlichen Entwicklung.

In Kopenhagen durch seine sexualpolitischen Aktivitäten mit Ausweisung sanktioniert; in Oslo 1937 wegen seiner Bionversuche durch eine Pressekampagne verfolgt, stigmatisierte Reich sich noch vor seiner Emigration in die USA im August 1939 zum „Quacksalber der Psychoanalyse", zum „jüdischen Pornographen", aber auch zum „Gott Reich, dem Lebensschöpfer".[14]

Zuerst in New York und die letzten zehn Jahre seines Lebens — bis 1957 — im entlegenen Ort Rangeley im Bundesstaat Maine an der kanadischen Grenze, kam Wilhelm Reich zu jenen Forschungsergebnissen wie Orgonenergie, Orgonakkumulatoren, Wolkenbrecherapparate usw., deren exakte Überprüfung wahrscheinlich erst im Jahre 2007, nach der Öffnung seines Nachlasses, möglich sein wird.

Auf alle Fälle: daß Wilhelm Reich 1957 aufgrund seiner Arbeiten im Gefängnis von Lewisburg/Pennsylvania sterben mußte, und daß im August 1956 sein Labor zerstört und seine Bücher verbrannt wurden, ist ein Teil amerikanischer Wissenschaftsgeschichte, der seiner Aufarbeitung harrt.

Für meinen Teil, in dem ich das Wirken des Psychoanalytikers Wilhelm Reich ins Zentrum der Betrachtung stellte, möchte ich, auch in Anbetracht des Erscheinungsbildes der österreichischen Psychoanalyse, die sich im Schatten alter Tradition zu sonnen versucht, mit Helmut Dahmer schließen:

In Wirklichkeit sind die Psychoanalytiker, auch wenn sie „rein therapeutisch" zu arbeiten meinen, mit Ideologie-Kritik beschäftigt, nach NS-Jargon also „zersetzend" tätig. Ihren Patienten, die sich aus dem Bann der eigenen Lebensgeschichte zu befreien suchen, stehen sie bei, wenn sie sich wie Ödipus durch die Legenden und Rätsel ihrer Vita hindurchfragen, bis sie sich als Autoren ihrer bewußtlosen neurotischen Produktionen wiedererkennen. Und stets sind die privaten Lebenslügen mit den öffentlichen verwoben. Darum ist die Kritik der Tabus, die die falschen Lebensverhältnisse sichern, die Kritik an der Masseneinbindung der Individuen, an den ihnen übergestülpten und aufgeschwätzten „Identitäten", die Kritik am politischen Aberglauben, die Befreiung von der „loyalen Denkhemmung" (Freud) das A und O der Freudschen Psychoanalyse. [15]

In diesem Sinne meine ich auch, daß eine verstärkte kritische Rezeption der Arbeiten des Psychoanalytikers Wilhelm Reich notwendig ist, wenn wir davon ausgehen, daß Lust/Sexualität etwas mit Freiheit, und Freiheit etwas mit Politik zu tun hat.

Anmerkungen:

1 Protokoll der Protestversammlung vom 13. Dezember 1929, 3. Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien, SD-Parteistellen, Karton 88.

2 Vgl. Information: BKA 4867. Wien, Allgemeines Verwaltungsarchiv, 3.

3 Interview mit Eduard Kronold, New York, am 13. Mai 1983.

4 Richard F. Sterba, *Erinnerungen eines Wiener Psychoanalytikers.* Frankfurt 1985, 37f.

5 Karl Fallend, *Wilhelm Reich in Wien. Psychoanalyse und Politik.* Wien—Salzburg 1988, 198ff.

6 Ernest Jones, *Das Leben und Werk von Sigmund Freud,* Band III. Bern—Stuttgart—Wien 1978,229.

7 Otto Fenichel, Rundbrief LXXII vom 25. November 1940, 2. Quelle: Library of Congress, Manuscript Division, Otto Fenichel Collection. Washington D. C.

8 Carl Müller-Braunschweig, „Psychoanalyse und Weltanschauung (1933)", in: Hans-Martin Lohmann (Hrsg.), *Psychoanalyse und Nationalsozialismus. Beiträge zur Bearbeitung eines unbewältigten Traumas.* Frankfurt 1984, Ulf.

9 Felix Böhm, „Ereignisse 1933—1934. Berlin, den 21. August 1934", in: Brecht, Karen u. a. (Hrsg.), *„Hier geht das Leben auf eine sehr merkwürdige Weise weiter..." Zur Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland.* Hamburg 1985, 103.

10 Otto Fenichel, Rundbrief, a.a.O. 1.

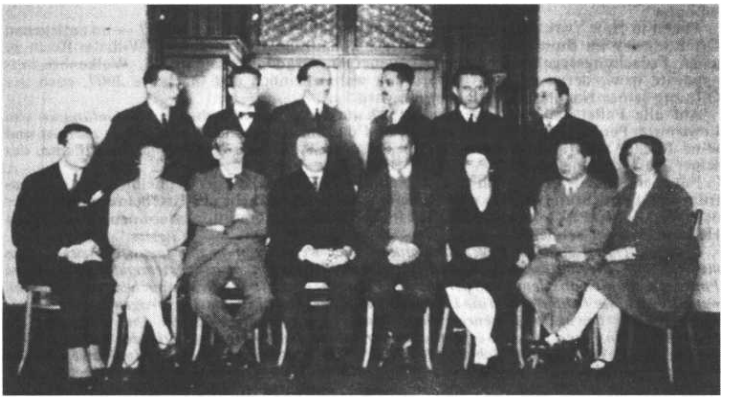
11 Alexander S. Neill, *Neill, Neill. Birnenstiel! Erinnerungen des großen Erziehers A. S. Neill.* Reinbek bei Hamburg, 1982. 176.

12 Vgl. Karl Fallend, „Späte Kontakte. Reich- Trotzki-Briefe, in: *WERKBLATT. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik.* 1/2, 1987, 75ff.

13 *Zeugnisse einer Freundschaft. Der Briefwechsel zwischen Wilhelm Reich und A. S. Neill. 1936—1957.* Köln 1986, 74.

14 Vgl. Ilse Ollendorff-Reich, *Wilhelm Reich. Das Lehen des großen Psychoanalytikers und Forschers, aufgezeichnet von seiner Frau und Mitarbeiterin.* München 1975, 69.

15 Helmut Dahmer. „Bilder einer Ausstellung", in: Karola Brede u. a. (Hrsg.), *Befreiung zum Widerstand. Aufsätze zu Feminismus. Psychoanalyse und Politik.* Frankfurt 1987, 60f.



Sitzend von links: Eduard Kronengold, Annie Angel. Ludwig Jekels, Eduard Hitschmann. Wilhelm Reich. Grete Bibring. Richard Sterba, Annie Reich. Stehend von links: Ernst Hoffmann. Ludwig Eideiberg, Eduard Bibring, (? ein Amerikaner). Stefan Bethlheim. Edmund Bergler

„Orgonon", die letzte Wirkungsstätte Wilhelm Reichs in Rangeley. Maine (USA)

Grabstätte Wilhelm Reichs in Rangeley

ERNST FEDERN

Die Emigration von Anna und Sigmund Freud
Eine Fallstudie

Über die erzwungene Auswanderung von Anna und Sigmund Freud gibt es mehrere zulässige Darstellungen. Zuerst von Ernest Jones im dritten Band seiner Freud-Biographie, dann von Max Schur in *Freud, Leben und Sierben.* Auch Paula Fichtl, die Haushälterin im Hause Freud, erzählt darüber in ihren Erinnerungen: *Alltag bei Familie Freud.* Diese Berichte brauchen hier nicht wiederholt zu werden, vielleicht soll aber doch angemerkt sein, daß Jones fälschlich von Edoardo Weiss, dem Begründer der „Italienischen Psychoanalytischen Vereinigung" und Übersetzer Freuds, behauptet, „er hätte im engen Kontakt mit dem Duce gestanden" (Bd. III, 262) und versucht, für Freud zu intervenieren. Für Weiss kam das einer Verleumdung gleich, wenn auch für den Briten Jones eine solche Verbindung weniger ehrenrührig gewesen sein mag. Tatsächlich hatte Weiss nur indirekt über einen ehemaligen Patienten Verbindungen zu Mussolini, die er aber nicht benützt hat. Da die erwähnten Bücher leicht zugänglich sind, beschränke ich mich darauf, zwei Fragen zu beantworten. Erstens, warum ist Freud nicht früher aus Wien weggegangen? und zweitens: Welche Bedeutung hatte die Emigration Anna Freuds nach London für die Geschichte der Psychoanalyse?

Beide Fragen kann ich sowohl als Zeitzeuge als auch als Historiker der Psychoanalyse beantworten. Als Zeitzeuge, da ich die Besetzung Österreichs persönlich miterlebt habe, zwar bereits am 14. März 1938 von der Gestapo verhaftet wurde, mich aber durch persönliche Berichte sehr gut informieren konnte. Historiker der Psychoanalyse wurde ich durch die Herausgabe der *Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung 1906—1918* (4 Bde. 1976—1981, S. Fischer), einer Reihe anderer Veröffentlichungen und nicht zuletzt durch meinen Vater Paul Federn, der seit 1903 zum engsten Kreis um Freud gehörte und von 1923 bis 1938 sein Stellvertreter war. Was Anna Freud betrifft, so habe ich sie durch viele Briefe und mehrere Gespräche gut gekannt.

Warum verließ Freud Wien nicht zu einer Zeit, als Zeichen der heraufkommenden Katastrophe für viele klar ersichtlich waren? Die Meinungen über die politische Entwicklung Österreichs nach der Machtergreifung Hitlers 1933 waren geteilt. Am wenigsten glaubten die Sozialisten, die ja selbst seit 1934 in Österreich als politische Bewegung und Partei verboten waren, daß Österreich sich gegen Hitler verteidigen könnte. Sie hingen allerdings der Illusion nach, daß England und Frankreich mit Hilfe derTschechoslowakei einen Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich niemals dulden würden. Daß das ein Wunschtraum war, erkannte man zu spät. Ernest Jones, dessen Sohn Mitglied des englischen Parlamentes war, war da besser informiert und sandte Warnungen nach Wien. Sie wurden aber nicht geglaubt, wie ich aus persönlicher Erfahrung weiß. Auch Freuds Partner im Kartenspiel, der Rechtsanwalt und Autor von *Deutsche und Juden.* Ludwig Bienenfeld, versuchte vergebens, Freud zu veranlassen, ihm nach der Schweiz zu folgen, auch Kollegen und Freunde versuchten es. Die Angehörigen Freuds waren, wie er selber, keine Sozialisten. Sein Bruder Alexander, Herausgeber des *Österreichischen Tarifanzeigers,* war sogar ein so rabiater AntiSozialist, daß er sich weigerte, in ein Kino der Gemeinde Wien zu gehen, als diese noch von den Sozialdemokraten verwaltet wurde. Obwohl Freud selbst keineswegs ein Anhänger der österreichischen Diktatur war, den Sozialdemokraten näher stand als den Bürgerlichen und im Jahre 1927 einen Aufruf zu ihrer Wahl unterschrieben hatte, teilte er doch die Ansicht der meisten Bürger, daß die klerikale autoritäre Regierung Schuschniggs deswegen Österreichs Unabhängigkeit bewahren können würde, weil Mussolini sie beschützte. Dieser Meinung war ja selbst der Autor der *Letzten Tage der Menschheit,* Karl Kraus, gewesen. In der Tat war es für einen durchschnittlich orientierten Bürger kaum möglich, vorauszusehen, daß Mussolini sich schließlich auf die Seite Hitlers schlagen würde. Überdies eine Entwicklung, die nicht ganz zwangsläufig verlief und sich auch anders hätte wenden können. Heutige Kenntnisse erlauben uns zu sehen, daß erst der äthiopische Krieg und der Bür-

gerkrieg in Spanien die Bemühungen Englands und Frankreichs, Italien auf ihre Seite zu ziehen, zunichte machten. So von vornherein klar war also die politische Lage keinesfalls und schon gar nicht denen, die die Hoffnung, in der Heimat bleiben zu können, sehr stark beeinflußte. Einer vernünftigen Betrachtung stand ein verständliches Wunschdenken mächtig gegenüber.

Das galt ganz sicher für Freud, der, von Krebs schwer gezeichnet, 82 Jahre alt, nicht ganz unberechtigt damit rechnen durfte, doch noch in seiner Heimatstadt unbehelligt und ruhig sterben zu können. Er war noch 1936 zu seinem 80. Geburtstag an der Universität und im Konzerthaus, wo Thomas Mann die Festrede hielt, gefeiert worden. Menschlich gesehen und für jemanden, der die Zeit von 1937/38 nachvollziehen kann, ist also Freuds Verbleiben in Wien nicht so unverständlich. Es ist für den Historiker immer schwierig, gleichzeitig die Werkzeuge und Dokumente der Gegenwart zu benützen und mit der Einstellung der Vergangenheit zu denken. Ich selber, der ich wegen Widerstandes gegen den Faschismus 1936/37 im Gefängnis war, teilte keine der hier angeführten Illusionen. Allerdings war auch ich der irrigen Meinung, daß eine Besetzung Österreichs von den ehemaligen Entente-Mächten und der „kleinen Entente" nicht geduldet werden würde und es zum Ausbruch eines Krieges kommen müsse, nach dem die sozialistische Revolution unausbleiblich sein würde. Mit der ersten Voraussage habe ich mich nur um ein Land und um 18 Monate geirrt, über die Hoffnung auf die zweite will ich lieber schweigen. Was nun die Bedrohung der Juden betrifft, so war man auf eine solche noch weniger vorbereitet. Erstens waren die Nationalsozialisten seit dem Juli 1934 verboten und verfolgt, ihre Aktivitäten waren daher gegen die Regierung gerichtet, und sie riskierten nicht Leib und Freiheit, um auf die Juden loszugehen. In Deutschland selbst gingen die Nationalsozialisten gegen die Juden nur langsam, ja schrittweise vor. Es war ein sehr ausgeklügelter Plan von Goebbels, in Österreich mit den Pogromen gegen die Juden zu beginnen. Hitler war mit dem österreichischen Antisemitismus gut vertraut und glaubte, dort auf größere Zustimmung der Bevölkerung zu stoßen. Er hatte sich damit auch nicht geirrt, wenn auch nicht unerwähnt bleiben soll, daß, was für spontanen antisemitischen Ausbruch der Bevölkerung immer noch gehalten wird, in Wirklichkeit genau vorbereitete und gezielte Aktionen waren. So wußten wir im Lager Buchenwald bereits Wochen vorder „spontanen Kristallnacht", daß große Verhaftungen von Juden bevorstanden, denn die Zimmerleute mußten Baracken für die Neuankömmlinge bauen.

Was den Antisemitismus in Österreich unter der Regierung Schuschniggs betrifft, so war wenig davon sichtbar. Die Vaterländische Front umwarb das Judentum, der Heimwehrführer Fürst Ernst von Starhemberg hatte mit einer jüdischen Burgschauspielerin ein Kind, und der eigentliche Schöpfer der österreichischen Diktatur, der Sektionschef Hecht, war selbst ein getaufter Jude, ebenso wie der Regierungsberater, Rechtsanwalt Dr. Kunwald. Die Anzeichen für die dann alsbald eintretenden Ausschreitungen und Judenverfolgungen waren, mit Ausnahme an der Universität, nicht so offenbar, daß sie ein damals Lebender sehen mußte.

Diejenigen, die sie befürchteten und rechtzeitig auswanderten, konnten sich natürlich später auf diese Voraussicht berufen. Vielleicht waren sie aber nur ängstlicher und vorsichtiger als jene, die in Wien blieben. Freud war also sicher nicht allein mit seiner Überzeugung, ihm würde in Wien nichts zustoßen. Als dann Anna Freud einen Tag lang von der Gestapo verhört wurde, wares klar,daß ein Bleiben nicht länger möglich war. Rückblickend darf man annehmen, daß Hitler es vor allem auf das Geld der reichen Juden abgesehen hatte, daß er Freud als solchen einschätzte und die Psychoanalyse als jüdische Geldquelle betrachtete. Das darf mit Sicherheit nicht von Goebbels angenommen werden. Dessen diabolischer Charakter wird auch für die Psychoanalyse erst durch das größere Verstehen schwerer Charakterstörungen in den letzten zwanzig Jahren zugänglicher.

Es bleibt noch zu berichten, daß Freud gerne nach England gegangen ist, was das Land betrifft. Er hatte das liberale Mutterland des Parlamentarimus immer bewundert. War doch in England noch im vergangenen Jahrhundert, als Freud jung war, ein Jude Premierminister geworden, auch wenn er sich hatte taufen lassen müssen. Die Royal Society hatte Freud bereits zu ihrem Mitglied gemacht, eine Ehre, die die Österreichische Akademie der Wissenschaften ihm nicht zuteil werden ließ. Trotzdem Freud gerne in England war, schrieb er in einem Exemplar seines Buches *Der Mann Moses und die Monotheistische Religion,* das er an

Paul Federn in New York sandte: „Herrn Dr. Paul Federn als Gruß unter Exilierten, Verf. London 1939."

Wieweit Anna Freud sich als im Exil befindend gefühlt hat, ist schwer zu rekonstruieren. Ihre Einvernahme durch die Gestapo in Wien muß ein Schockerlebnis gewesen sein. Wer selber von diesen Bütteln brutalster Gewalt, die sich noch dazu als Edelmenschen gefühlt haben, einvernommen worden ist so wie ich auch, kann das Erlebnis am besten mit dem plötzlichen Fall in eine Raubtiergrube vergleichen. Vielleicht mit dem Unterschied, daß der Versuch, die Biester zu besänftigen, mehr Aussicht versprach, als es bei der Gestapo der Fall war.

Wir wissen, daß Anna Freud es erst 1971 über sich gebracht hat, nach Wien zu kommen. Es war auch sie und nicht der Professor selbst, die wußte, daß so viele ihrer Familie ermordet worden waren. Sie hatte also nur die bösesten Erinnerungen an Wien, das sie erst nach 33 Jahren, anläßlich des Psychoanalytischen Kongresses, wieder besuchte. Sie war inzwischen eine weltberühmte Engländerin geworden, wobei festgehalten werden soll, daß sie außerhalb Englands, besonders in den Vereinigten Staaten, berühmter war als in England selbst. Warum das so war, würde den Rahmen meines Fallberichtes überschreiten, soll aber kurz erwähnt werden: Als Anna Freud 1938 nach London kam, war ein Streit zwischen ihrer Auffassung und der in England lebenden Melanie Klein bereits seit vielen Jahren im Gange. Ihre von einander verschiedenen Lehren über die psychoanalytische Behandlung von Kindern kann uns hier nicht beschäftigen. Melanie Klein hatte die Unterstützung vieler einflußreicher englischer Kollegen, vor allem von Ernest Jones. Anna Freud brachte zwar Anhänger mit nach London, die Mehrzahl aber war nach den Vereinigten Staaten gegangen oder ging später dorthin. Das führte dazu, daß Melanie Kleins Theorien unter dem Namen der Englischen Psychoanalytischen Schule zunehmend an Einfluß gewannen. Die Konsequenz war, daß Anna Freud sehr stark von der Psychoanalytikern in den Vereinigten Staaten abhängig wurde. Es ist bekannt, welche Bedeutung die Psychoanalyse in den USA genommen hat, wie sehr sie dort zu einem Teil der Psychiatrie wurde und sich von dem, was Freud von seiner Wissenschaft erhofft hat, entfernte. Anna Freud wurde durch die Emigration nach London in eine sehr schwierige persönliche Lage gebracht, ja vielleicht sogar in eine tragische. Sie, die die Bewahrung des Gedankengutes ihres Vaters als ihre Lebensaufgabe sah, mußte schon aus Gründen des finanziellen Überlebens sich mit den Amerikanern vertragen. Das war umso schwieriger, als die Kollegen von Übersee behaupteten, die wahren Vertreter der Freudschen Lehren zu sein, was Anna Freud natürlich ganz genau als falsch erkannt hatte. Unter diesen Umständen muß man bewundern, daß sie es verstanden hat, das Werk ihres Vaters zu erhalten und sogar weiter auszubauen, ohne zu weittragende Kompromisse mit den Vertretern der Psychoanalyse in den Vereinigten Staaten einzugehen. Im Lande, in dem ein Nicht-Arzt nicht Psychoanalytiker werden konnte, wurde Anna Freud trotzdem immer von neuem geehrt. Ich war selbst bei der Verleihung des Ehrendoktorates an der Columbia University, einem von vielen, vor tausend Studenten dabei. Anna Freud, persönlich von größter Bescheidenheit, nahm diese Ehrungen immer als Zeichen für die Anerkennung des Werkes ihres Vaters an. Es ist noch zu kurz nach dem Tod Anna Freuds, um ihre komplexe und, in meinen Augen, tragische Rolle als Freuds „Antigone", wie sie von ihrem Vater einmal genannt worden war, zu würdigen.

Als sie endlich den Schock, den sie in Wien erlebt hatte, überwinden konnte und ihre Vaterstadt besuchte, war sie darüber sichtlich froh, denn sie kam immer wieder. Bei der Enthüllung eines Gedenksteines zu Ehren Freuds am Bellevue, in Anwesenheit von Regierungsvertretern und einem Stadtrat von Wien, wurde sie von dem Präsidenten der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Doz. Dr. Harald Leupold-Löwenthal, als Gast begrüßt. Anna Freud wehrte sich energisch, als Gast bezeichnet zu werden. „Ich bin hier geboren", sagte sie, „ich war sogar schon hier, bevor ich auf die Welt kam, denn meine Mutter war schwanger mit mir, als sie den Sommer an diesem Ort verbrachte."

Anna Freud hat sicherlich sehr dazu beigetragen, daß die Psychoanalyse heute in Wien jene Bedeutung erlangt hat, die ihr viel früher hätte zukommen müssen. Sie hielt viele Vorlesungen vor Tausenden Zuhörern am Radio und an der Universität. Ein Kindergarten der Stadt Wien ist nach ihr benannt. Das alles konnte und kann aber nicht gutmachen, was die Austreibung an Schaden angerichtet hat.

Es sei für einen Augenblick erlaubt, zu spekulieren, was geschehen wäre, wenn Hitler nicht einmarschiert wäre und es keinen Zweiten Weltkrieg und keinen Holocaust gegeben hätte. Mit dieser Phantasie werde ich mich auf eine mögliche Entwicklung der Psychoanalyse beschränken. Nach dem Tode Freuds wäre sein Stellvertreter Paul Federn auch sein Nachfolger geworden und nicht Anna, die als Nicht-Ärztin eine solche Rolle in Wien nicht hätte übernehmen können. Anna Freud und Federn waren eng befreundet. Sie kannte ihn seit ihrer Kindheit und betrachtete ihn als zur Familie gehörend. Beide hätten auf das Harmonischste zusammengearbeitet, und die Psychoanalyse wäre jenen Weg gegangen, den ihr Federn in seinen Schriften gewiesen hatte: als Menschenkunde, mehr der Vorbeugung als der Therapie zugewandt, als ein Werkzeug für den Fortschritt der Menschheit. Es kam aber nicht dazu, diese Gedanken gingen unter, wurden begraben und beinahe vergessen durch fünfzig Jahre hindurch. Wenn ich nächste Woche in Göttingen, der berühmten Stelle deutscher Geistigkeit, die Eröffnungsrede für eine neue Gründung eines Vereines für Psychoanalytische Pädagogik halten werde, wird mich ein Professor für Sozialarbeit an der Schweizer Universität Fribourg, Rheinhardt Fatke, begrüßen. Vielleicht dürfen wir das als ein Zeichen dafür nehmen, daß es gar nicht so sehr darauf ankommt, ob wir in Wien mit unserer Vergangenheit fertig werden. Was zumindest die Psychoanalyse betrifft, so gehört sie Europa, und nachdem eine Übersetzung Freuds ins Chinesische vorbereitet wird, wohl der ganzen Welt.

Anna und Sigmund Freud auf dem Pariser Gäre de l'Est, am 5. Juni 1938 auf dem Weg ins Londoner Exil

Sigmund Freud vor dem Londoner Hotel Esplanade, 1938

Individualpsychologie —
Psychologie — Psychiatrie

MITCHELL G. ASH

Österreichische Psychologen in der Emigration. Fragestellungen und Überblick

FRAGESTELLUNGEN

Zum Thema der Emigration deutschsprachiger Psychologen nach 1933 lagen bis vor wenigen Jahren lediglich verstreute Teilstudien vor. Einige dieser Arbeiten konzentrierten sich auf Forschergruppen,[1] andereorientierten sich an einem breiteren Rahmenthema, dessen Behandlung exemplarisch gedacht war. Hauptbeispiel der letzteren Richtung war die Arbeit des in Österreich geborenen bundesdeutschen Psychologen Albert Wellek, der 1964 in einer Art Rückzugsgefecht im sogenannten „Methodenstreit" gegen die vermeintliche Amerikanisierung der bundesdeutschen Psychologie behauptete, daß die amerikanische Psychologie erst durch den Einfluß der Emigranten wissenschaftlich salonfähig wurde.[2] Im Rahmen der beginnenden US-amerikanischen Beschäftigung mit dem Beitrag der Emigranten legten Mandler und Mandler fünf Jahre später einen umfassenden Darstellungsversuch auf der Basis schriftlicher Befragungen von Überlebenden vor.[3] In allen diesen Untersuchungen stand die Aufnahme von Forscherpersönlichkeiten im Vordergrund, während die Rezeption psychologischer Ideen und Methoden im Kontext der jeweiligen Umgebungsbedingungen weniger intensiv analysiert wurde. Dies gilt auch für die Behandlung der Psychologie in neueren Gesamtdarstellungen der wissenschaftlichen Emigration.[4] Nahezu unbeachtet ist die weitere Frage geblieben, wie die Emigration das Denken und Forschen der Emigranten selbst beeinflußte.

Die Wissenschaftsgeschichtsschreibung, und mit ihr auch die Psychologiegeschichtsschreibung, hat sich in den letzten Jahren gründlich gewandelt. Zu den Problemen einer biographisch, ideengeschichtlich oder wissenschaftstheoretisch orientierten Geschichtsschreibung gesellten sich Fragen nach den Beziehungen der Wissenschaft zu ihrem institutionellen, politischen und kulturellen Kontext. In der Emigrationsforschung hat sich diese Wandlung bislang vor allem in verschiedenen Studien zur Geschichte der Naturwissenschaften, der Mathematik und der Ingenieurwissenschaften niedergeschlagen.[5] In früheren Arbeiten hat sich der Verfasser dieser Tendenz angeschlossen und hat begonnen, die Emigration deutschsprachiger Psychologen auf die mehr oder weniger geglückte Aufnahme von Persönlichkeiten, Ideen und Methoden im Kontext der institutionellen Strukturen vor allem der US- amerikanischen Psychologie hin zu untersuchen.[6] Im folgenden werden Grundzüge einer solchen breiter angelegten Analyse in Hinblick auf die Emigration österreichischer Psychologen vorgestellt.

Die hier bevorzugte Methode wird allerdings immer noch die der Disziplingeschichte sein. Denn die emigrierten Wissenschaftler und Berufspraktiker mußten sich nicht nur an die allgemeinen Kulturnormen und sozialen Umgangsweisen und Strukturen anderer Länder, sondern auch und wohl in erster Linie an den Entwicklungsstand der jeweiligen Disziplinen in diesen Ländern anpassen. Und die Mittel, die sie dazu verwendeten, waren nicht nur die Ressourcen der individuellen Talente und der eigenen Persönlichkeit, sondern auch die Fähigkeiten und Voraussetzungen, die sie während ihrer Ausbildung im Rahmen anderer Disziplinstrukturen erwarben. Diese Betrachtungsweise entspricht der von Danziger aufgestellten Hypothese, daß die unterschiedlichen Bedingungen des akademischen und professionellen Lebens beispielsweise im deutschsprachigen Raum und in den USA zu relativ verschiedenartigen Verläufen der Entwicklung und Konsolidierung der Psychologie als Wissenschaft und als Beruf führten.[7] Es gilt demnach herauszustellen, wie Psychologen, die aus bestimmten, für die Entfaltung ihrer Karriere maßgeblichen Zusammenhängen kamen, sich in einer anders strukturierten Umgebung orientierten.

Auf die Emigration in der Psychologie angewendet, ergeben sich daraus folgende Fragestellungen, deren Besprechung jeweils einen Teil des Beitrags bilden:

1. Welche berufliche(n) Identität(en) brachten die Emigranten mit sich — das heißt, wie entstand die Psychologie als Wissenschaft in Österreich, und auf welche Zielsetzungen wurde die institutionalisierte psychologische Forschung und Praxis vor 1934 bzw. 1938 gerichtet?
2. Wer waren die Emigranten, wann und mit welchem Alter verließen sie Österreich bzw. mußten sie Österreich verlassen, und wie verlief(en) ihre Berufsentwicklung(en) nach der Emigration?
3. Weiche Hilfeleistungen von welcher Seite und unter welchen Bedingungen wurden den österreichischen Psychologen zuteil?
4. Welche Rolle(n) spielten die Emigranten in der Entwicklung der Psychologie in den Aufnahmeländern, und wie änderten sich die Ideen und die Praxis der Emigranten nach der Emigration?

Selbstredend können solche weitgespannten Fragen hier nur im Abriß besprochen werden, zumal ihre Erforschung erst in letzter Zeit begonnen hat.

PSYCHOLOGIE IN ÖSTERREICH BIS 1938[8]

Unter der Monarchie erschienen Programme einer empirischen Psychologie als Ausdruck des Wissenschaftsoptimismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts und insofern auch als geistiger Ausdruck des alten Liberalismus. Damals wie später waren psychologische Fragestellungen und Probleme weder das Eigentum der Professoren allein, noch waren die akademischen Wortführer einer empirischen Psychologie an einer einzigen Universitätsfakultät angesiedelt. Ausdrücke des wissenschaftlichen Interesses und der gesellschaftlichen Forderungen an der Psychologie reichten von der in der „modernen Nervosität“[9] wurzelnden Psychoanalyse und Sexualpsychologie über die auf eine empirisch fundierte Weltanschauung gerichtete philosophische Psychologie, von der die experimentelle Richtung lediglich ein Teil war, bis hin zu den Anfängen einer auf psychotechnologische Bedürfnisse der Industriegesellschaft gerichteten angewandten Psychologie. Vorrangig blieb aber eindeutig die Hoffnung auf eine empirisch fundierte Weltanschauung. Im Falle der Psychoanalyse und der Individualpsychologie verband man diese Hoffnung mit dem Anspruch auf eine Linderung individuellen Leidens.

In allen Universitäten des Reiches wurde die „neue“, das heißt die empirisch orientierte Psychologie in der Philosophischen Fakultät institutionalisiert. Doch dies geschah nicht ohne Schwierigkeiten. In Wien beispielsweise scheiterte die versuchte Gründung eines experimentalpsychologischen Labors durch Franz Hillebrand kurz vor der Jahrhundertwende. Dies lag aber weniger an irgendeiner Opposition im Staat oder in der Universität gegen experimentelle Methoden in der Psychologie, als an der ganz allgemeinen Weigerung der Unterrichtsverwaltung, den in Deutschland vollzogenen Übergang von der Lehrkanzel- zur Forschungsuniversität konsequent durchzuziehen.[10]

Nach 1918, ganz besonders nach 1920, blühten die akademisch-experimentellen sowie die therapeutischen Richtungen der Psychologie im „Roten Wien“ förmlich auf. Starke Unterstützung erhielt diese Entwicklung einerseits durch die Hoffnung führender Mitglieder der Sozialdemokratie auf verwertbares Wissen, vor allem im Dienste der Schulreform und der neuen Sozialpolitik, andererseits durch Professionalisierungswünsche seitens der Psychologen. Das im Jahre 1922 gegründete Psychologische Institut der Universität Wien stand unter dem Vorzeichen der Schulreformbewegung. Selbst die Räume des Instituts waren nicht in der Universität, sondern im Gebäude des Wiener Stadtschulrates am Burgring, denn die Institutsgründung kam erst durch die Intervention der Schulreformer Otto Glöckel und Viktor Fadrus zustande. Karl Bühler seinerseits machte die Einrichtung eines psychologischen Instituts von angemessener Größe und Ausstrahlung zur Bedingung seiner Annahme einer Professur in Wien. Die Reformer ihrerseits erhofften sich von der Mitwirkung

Karl und Charlotte Bühlers eine wissenschaftliche Untermauerung ihres kindzentrierten Erziehungsmodells. Es kam zu einer vielschichtigen Zusammenarbeit, durch die die Bühlers neben anderen Wissenschaftlern wie etwa Alfred Adler psychologische Grundkenntnisse an die Lehrerschaft im 1924 gegründeten Pädagogischen Institut der Stadt Wien vermittelten, während die Stadtschulverwaltung und andere städtische Instanzen ihnen und ihren Mitarbeitern Forschungsstätten zur Verfügung stellten.[11]

In der Blütezeit des Wiener Instituts in den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren arbeiteten in dessen Rahmen drei Forschungsgruppen, die jeweils über eigene Räumlichkeiten und finanzielle Mittel verfügten: 1. die Experimentalpsychologen, unter ihnen Egon Brunswik, Lajos Kardos und andere, die an der Universität unterrichteten und sich mit den traditionellen Methoden der Selbstbeobachtung der empirischen Forschung, vor allem der Wahrnehmung, widmeten; 2. die Kinder- und Jugendpsychologen, die unter der Leitung von Charlotte Bühler und ihren Assistentinnen Hildegard Hetzer und Lotte Schenk (später Schenk-Danziger) in eigenen Räumen in der Kinderübernahmsstelle der Stadt Wien arbeiteten; und 3. schließlich die gleichfalls an der Jugendarbeit interessierte, aber dann allgemeinsozialpsychologisch arbeitende Gruppe um Paul Lazarsfeld, die ab 1927 in der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle zunächst mit privatwirtschaftlicher Unterstützung und dann ab 1931 auch mit Mitteln der Rockefeller-Stiftung über Fragen der Marktforschung und die Folgen der Arbeitslosigkeit forschte. So entstand eine in der bisherigen Psychologiegeschichte einmalige Verbindung von Grundlagenforschung und gesellschaftspolitischer Auftragsarbeit. Wie Lazarsfeld rückblickend feststellte, herrschten aber im Institut im Gegensatz zum Geiste vieler anderer psychologischer Institute im deutschsprachigen Raum keinerlei theoretische Dogmen oder methodologische Vorgaben. Selbst der organisatorische Aufbau des Instituts in verhältnismäßig autonome Abteilungen „garantierte einerseits, daß der Geist der Leitung sich in allen Teilen auswirkte, und erlaubte andererseits gleichzeitig den Assistenten eine freie Entwicklung ihrer eigenen Interessen".[12]

Eine in vielerlei Hinsicht ähnliche Konstellation im Hinblick auf eine Verbindung von Wissenschaft und Gesellschaft wie die des Wiener Psychologischen Instituts kann auch für die Individualpsychologie konstatiert werden. Auch Alfred Adler lehrte von 1924 bis 1926 am Pädagogischen Institut der Stadt Wien. Durch das Stadtschulratsmitglied Carl Furtmüller unter anderem wurden die Sympathien des Stadtschulrates für das Denken Adlers und das Programm der Individualpsychologie gesichert. In den von ihnen begründeten Erziehungsberatungsstellen sowie durch die neu eingeführten Elternbeiräte wollten die Individualpsychologen an einer Erziehung zur Gemeinschaft bzw. einer Demokratisierung der Schule arbeiten.[13]

Doch die Interessengemeinschaften waren selten perfekt. Die Gruppe um Charlotte Bühler forschte beispielsweise nicht in den Räumen des Psychologischen Instituts im Gebäude des Stadtschulrates, sondern an der vom Stadtrat und Professor Julius Tandler gegründeten Kinderübernahmsstelle der Stadt Wien. Die von Charlotte Bühler, Hildegard Hetzer und anderen entwickelten Kleinkinder-Tests, die aus dieser Arbeit entstanden, sollten zugleich den Interessen der Entwicklungspsychologie und der leistungsorientierten Sozialpolitik Tandlers dienlich sein. Doch Charlotte Bühler beklagte sich 1931 gegenüber einem Besucher von der Rockefeller-Stiftung, daß sie sich durch den Auftragscharakter solcher Arbeiten in ihrer Forschungsfreiheit gehemmt fühle.[14] Andererseits wurden nach dem späteren Bericht von Hildegard Hetzer in der Schulverwaltung Klagen laut, daß die Gruppe um Charlotte Bühler ihre Mittel zugunsten der Kleinkinderforschung mißbrauchte, ohne entsprechende Ergebnisse für den Unterricht zu erbringen.[15] Im Falle der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle war der Widerspruch wohl eher einer zwischen erhofften und gezeigten Forschungsresultaten. Dies trat spätestens in der berühmten Arbeit über *Die Arbeitslosen von Marienthal* (1932) hervor, denn diese zeitigte das für den Austromarxismus erschütternde Ergebnis, daß die Hauptfolge der Dauerarbeitslosigkeit Resignation und nicht revolutionäres Klassenbewußtsein war.[16]

Für die Adlerianer, oder jedenfalls für die Linken unter ihnen, kam bald ein Konflikt zwischen dem eigenen Weltanschauungsanspruch und dem der Sozialdemokraten auf. Beim Kongreß der marxistischen Individualpsychologen im Jahre 1927 in Wien plädierte zum

Beispiel Otto Rühle in seinem Referat „Marxismus und Individualpsychologie“ für eine Verbindung der beiden Lehren auf der Grundlage der Einsicht, daß Neurosen ihre Wurzeln im Kapitalismus hätten. Darauf antwortend befürwortete der sozialdemokratische Theoretiker Max Adler den schon weit gediehenen Einsatz der Individualpsychologie in der proletarischen Erziehung, sprach sich aber entschieden gegen eine Gleichstellung der Lehren aus. In seinem Bericht über diese Auseinandersetzung in der Zeitschrift *Sozialistische Erziehung* versuchte Paul Lazarsfeld mit der Formulierung zu vermitteln, die Individualpsychologen hätten engere Beziehung zum Marxismus als beispielsweise die sozialdemokratische Ärztevereinigung, weil sie „eine eigene Methode herausgearbeitet“ hätten, „den Zwecken des Marxismus zu dienen“.[17] Unklar blieb indessen, wie eine solche Indienstnahme dem Anspruch auf berufliche Autonomie der nicht-marxistischen Individualpsychologen genügen könnte.

Die soeben skizzierten Spannungsverhältnisse weisen zwar gewisse österreichische Eigentümlichkeiten auf, doch in ihren Grundrissen waren sie der Lage der Psychologie in Weimar-Deutschland nicht unähnlich. In Jena wurde beispielsweise die Neugründung eines psychologischen Instituts an der dortigen Universität im Jahre 1925 als Bestandteil des Schulreformprogramms der SPD-KPD-Koalitionsregierung in Thüringen vorangetrieben.[18] Allerdings war diese Allianz in Jena von kurzer Dauer, und in der Hauptstadt Berlin war die Kombination von uneingeschränkter sozialdemokratischer Herrschaft und Schulreformbewegung nicht gegeben. Vielleicht erlaubten die Machtverhältnisse in Wien den Psychologen, sich vorzustellen, daß jedenfalls dort der Widerspruch zwischen grundlagen- und anwendungsorientierter Forschung überwunden wäre. Immerhin scheinen die oben erwähnten Spannungen und Widersprüche dem Aufstieg weder der akademischen noch der therapeutisch- beraterischen Richtungen geschadet zu haben. Im Gegenteil, man könnte sogar die These wagen, daß diese Spannungen der psychologischen Forschung und der Institutionalisierung der psychologischen Praxis in Österreich zugute kamen.

Allerdings waren diese Verhältnisse schon vor 1934 ins Wanken geraten, als Steuerproteste und die Geldnöte der Depression unter anderem zu Kürzungen im Schulbereich und zur Beendigung des Sonderprogramms zur hochschulmäßigen Lehrerfortbildung im Pädagogischen Institut der Stadt Wien führten. Nach der Machtübernahme des sogenannten Ständestaats sollte mit den Aufklärern reinen Tisch gemacht und die Lehreraus- und -fortbildung im Sinne des Slogans „Vaterland und Familie“ umgeformt werden. Dies hatte für die Adlerianer zunächst verheerende Auswirkungen, aber die Situation der akademischen Psychologie änderte sich anscheinend relativ wenig. Wer nicht wie Paul Lazarsfeld schon 1934 emigrierte oder wie Marie Jahoda (damals Jahoda-Lazarsfeld) in die Untergrundarbeit ging — und das waren verhältnismäßig wenige — der/die mußte versuchen, weiterzumachen. Seitens des Staates wurde dies auch nicht übermäßig schwer gemacht. Der Lehrbetrieb an der Universität und an den Kliniken blieb erhalten; solange man Weltanschauungsfragen vermied, war es anscheinend möglich, weitgehend ungestört weiterzuarbeiten.[19] In dieser Situation wurde es zum ersten Mal möglich, eine akademische und eine psychoanalytische Ausbildung gleichzeitig abzuschließen, auch wenn dies nur insgeheim und durch die Eigeninitiative einzelner wie Friedrich Weiss (später Frederick Wyatt) oder Else Frenkel (später Frenkel-Brunswik) erfolgte.[20] Obwohl es zur Diplomprüfungsordnung von 1941 noch nicht gekommen war, war die akademische Psychologie in Österreich wie in Deutschland zur selben Zeit in ihren Ausbildungs- und Arbeitsstrukturen unter dem Einfluß der sozialen und politischen Verhältnisse bereits einen weiten Weg vom Weltanschauungsfach zum vielseitig anwendbaren Beruf gegangen. ,

An Bedrohungen fehlte es freilich nicht.[21] Im Jahre 1936 wurde die Unterstützung des Wiener Psychologischen Instituts durch die Rockefeller-Stiftung zunächst um die Hälfte gekürzt, dann ganz eingestellt. Im folgenden Jahr wurde die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle von der Sicherheitspolizei aufgesucht und Marie Jahoda mit anderen Mitarbeitern wegen des Vertriebs einer Poststelle für die sozialrevolutionäre Untergrundorganisation festgenommen. Der Kürzung des Rockefeller-Geldes konnten die Bühlers mit der Gründung eines privaten „Vereins der Freunde des Wiener Psychologischen Instituts“ entgegnen und sie entschieden sich im Jahre 1937 dafür, ein Angebot von der Fordham- Universität in New York um ein Jahr aufzuschieben. Das war ein folgenschwerer Fehler,

wie Charlotte Bühler später zugab; denn das Angebot bestand — aus noch ungeklärten Gründen — im Jahre 1938 nicht mehr.[22] Doch es war kein Fehler, den sonst keiner beging.

Wie im folgenden Abschnitt näher gezeigt werden wird, waren viele emigrierte Psychologen aus Österreich weniger Produkte des „Roten Wien" als des Milieus der dreißiger Jahre, zumindest was ihre wissenschaftliche Ausbildung und erste Arbeitserfahrungen betrifft. Versucht man die allgemeine Bedeutung dieser Tatsache einzuschätzen, so könnte die These aufgestellt werden, daß die später Emigrierten, wie die Nicht-emigrierten auch, in dieser Umwelt vielleicht flexibler, anpassungsfähiger wurden und werden mußten, als andere Psychologen, die zur Befolgung der Forschungsprioritäten einer engen Schulrichtung erzogen wurden. Sie waren außerdem willens und in der Lage, anwendungsorientierte Forschung verschiedener Arten auf sich zu nehmen — eine Fähigkeit, die den Emigranten unter ihnen später durchaus zugute kam.

DIE ÖSTERREICHISCHE PSYCHOLOGENEMIGRATION — EIN STATISTISCHES PORTRÄT.

Die Daten, auf die sich diese Übersicht stützt, entstammen einem Verzeichnis emigrierter deutschsprachiger Psychologen, das der Verfasser im Jahre 1982 zu erstellen begonnen hatte und das 1986 als vorläufiger Bericht in einem Datenband zur Geschichte der deutschen Psychologie veröffentlicht worden ist.[23] Das Verzeichnis enthält, soweit eruierbar, folgende Daten: Geburts- und Sterbedaten und -orte; Jahr und Ort der Promotion; wichtigste Arbeitsstellen in deutschsprachigen Ländern; Jahr(e) und Ort(e) der Emigration; wichtigste Arbeitsstellen in den Emigrationsländer. In Grenzfällen, zum Beispiel bei Personen, die ihr Studium abgebrochen haben oder die mehreren Disziplinen zugerechnet werden können, die aber ansonsten die oben genannten Kriterien erfüllen, wurde für die Aufnahme entschieden. Allerdings wurden Personen, die vor der Emigration hauptsächlich psychoanalytisch tätig waren, in der Regel nicht aufgenommen (siehe hierzu den Beitrag von Johannes Reichmayr in *Vertriebene Vernunft I.).*

Anhand dieser Daten wird ein kollektiv-biographischer Überblick speziell zur österreichischen Psychologenemigration gegeben. Als österreichische Psychologen gelten diejenigen, die entweder an österreichischen Universitäten ihre Ausbildung erhielten oder einen großen Teil der Zeit vor der Emigration in Österreich arbeiteten. In der ersten Kategorie befinden sich übrigens einige Forscher, die im allgemeinen nicht zur österreichischen Psychologie gerechnet werden, zum Beispiel der Musikwissenschaftler, Ethnologe und Psychologe Erich von Hornbostel und der Wahrnehmungsforscher Heinz Werner, die beide in Wien vor der Gründung des Psychologischen Instituts promovierten.

1. Auffallend ist zunächst der hohe Anteil der österreichischen Emigranten an den emigrierten deutschsprachigen Psychologen überhaupt — es sind 50 von 111, oder 44,2 Prozent. Der Anteil der Österreicher bleibt gleich hoch, auch wenn nicht-promovierte Psychologen ausgenommen werden. Alle, außer dem aus Innsbruck nach Argentinien emigrierten Herbert Brugger, waren aus Wien. Sicherlich wird die hohe Anzahl jüdischer sowie sozialistischer Psychologen in Wien hierzu beigetragen haben; allerdings war es bisher nicht möglich, diese Zahl genau zu ermitteln. Schaut man nun auf die Mitgliederlisten der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, so zeigt es sich, daß von den 21 österreichischen Mitgliedern der Gesellschaft im Jahre 1932 zehn, also 47,6 Prozent, später emigrierten. Im Vergleich zum Anteil von 14,6 Prozent Emigranten unter den deutschsprachigen Mitgliedern der DGfP überhaupt[24] ist das eine sehr hohe Zahl, die wiederum für die Hypothese eines hohen Anteils von Juden und Sozialisten in der österreichischen Psychologenschaft spricht.
2. Der Anteil von Frauen liegt bei 44,0 Prozent, im Vergleich zu 31,7 Prozent für emigrierte deutschsprachige Psychologen überhaupt. Die hohe Zahl der Wiener Doktorandinnen vor allem von Charlotte Bühler wird wohl hierfür ein Erklärungsfaktor sein.
3. Das Emigrationsdatum ist in den allermeisten Fällen 1938. Nur 13 emigrierten zwischen 1933 und 1938, unter ihnen fünf, die in Deutschland tätig gewesen waren und schon kurz

nach der dortigen Machtübernahme der Nazis den deutschsprachigen Raum verließen. Mit dem vergleichsweise späten Emigrationsdatum hängt es sicherlich zusammen, daß verhältnismäßig viele Österreicher in die USA gingen — es waren 37, oder 74 Prozent, im Vergleich zu 84, oder 65,6 Prozent aller deutschsprachigen Emigranten. Auch wenn sie daran dachten, in Europa zu bleiben, war es nach dem Kriegsausbruch im September 1939, aber spätestens nach den deutschen Überfällen auf Westeuropa im Frühjahr 1940 mit solchen Gedanken vorbei.

4. Besonders interessant für die weitere Analyse sind die Befunde über das Alter und die Berufsentwicklung der Emigranten. 75 Prozent der österreichischen Emigranten waren im Jahre der Emigration 40 Jahre alt oder jünger, verglichen mit 64 Prozent der deutschsprachigen Emigranten in der Psychologie insgesamt. Dabei gab es bei der Kohortenaufteilung viel weniger Österreicher zwischen 40 und 50 Jahren, dafür etwas mehr im Kohort der 30- bis 40jährigen. Schon dieser Befund mag für den späteren beruflichen Erfolg von vielen der Emigranten Aufschluß geben. Sie hatten buchstäblich mehr Zeit, sich im neuen Milieu umzuschauen und anzupassen, oder aber neue Entwicklungen abzuwarten.

5. Der Faktor Alter ist auch wichtig für die Analyse der Berufsentwicklung bzw. der beruflichen Umorientierung der Emigranten nach der Emigration. Von den 44 österreichischen Emigranten, für die solche Daten erruierbar waren, griffen 24, oder 60,6 Prozent, klinische oder sonstige praktische Tätigkeiten nach der Emigration auf; für die deutschsprachigen Emigranten insgesamt waren es 48 von 103, oder 41,7 Prozent. Besonders erfolgreich unter ihnen waren in den USA Hedda Bolgar, Charlotte Bühler, Liselotte Fischer, Hans Herma, Herta Herzog und Frederick Wyatt (früher Friedrich Weiss), sowie in Palästina Chayim (früher Hermann) Ormian; auf die Karriere von Hedda Bolgar wird weiter unten exemplarisch eingegangen. Für akademische Tätigkeiten waren die Verhältnisse umgekehrt — das heißt, weit mehr der nicht-österreichischen Emigranten fanden Arbeit im akademischen Bereich nach der Emigration, wobei die Österreicher es jedoch gelegentlich zu beachtlichen Karrieren brachten. Neben Egon Brunswik und Else Frenkel-Brunswik sind hier auch Elisabeth Weisskopf-Joelson und Käthe Wolf zu nennen. Andere Psychologen wiederum, die schon vor der Emigration praktische oder klinische Tätigkeiten aufgegriffen hatten, blieben auch nach der Emigration in diesen Bereichen aktiv. Hierzu zählen unter anderem Alice Friedmann, Berthold Löwenfeld und Ernest (früher Ernst) Dichter.

6. Wird mit einem feineren Raster gearbeitet und das Alter im Emigrationsjahr berücksichtigt, so ergibt sich vielleicht das wichtigste Datum überhaupt. Von den 17 emigrierten Österreichern, die bis zum dreißigsten Lebensjahr emigrierten, gingen nämlich 13, das heißt 76,5 Prozent, in den klinisch-praktischen Bereich. Von den Nicht-Österreichern, die mit 30 Jahren oder jünger emigrierten, waren es lediglich 7 von 18, oder 38,9 Prozent, das heißt halb so viele. Dagegen fällt der Unterschied in den anderen Altersgruppen nicht so sehr auf.

Zur Erklärung vor allem der letztgenannten Befunde kommen meines Erachtens zwei Hypothesen in Frage: 1. Klinische oder sonstige praktische Tätigkeiten waren für die Emigranten überlebensnotwendig, zumal der Einstieg ins akademische Leben in Kriegszeiten selten leicht war; 2. Klinisch-praktische Tätigkeiten stellten Berufschancen dar, die sich durch die Entwicklung der Psychologie als Fach und als Beruf vor allem in den USA in den dreißiger bis fünfziger Jahren ergaben. Bewahrheitet sich die zweite Hypothese, so führte die Emigration für viele deutschsprachige Psychologen, aber ganz besonders für die österreichischen, zu einem höchst ironischen Ergebnis — sie führte sozusagen zu einem erzwungenen Berufsaufstieg.

Weiter unten werden diese Hypothesen einer preliminären Prüfung unterzogen. Doch zunächst soll ein anderes, verwandtes Thema aufgegriffen werden, und zwar die Frage nach den vorhandenen oder verfehlten Hilfeleistungen, die den österreichischen Emigranten zuteil wurden. Denn die Hilfe oder fehlende Hilfe von Kollegen und anderen schaffte für die meisten Emigranten die Ausgangsbedingungen, von denen aus sie Karrieren aufzubauen hatten.

VORHANDENE UND VERFEHLTE HILFELEISTUNGEN

Der Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich im März 1938 löste einen Schock aus, der zur Gründung vieler Hilfsgruppen, Ausschüsse usw. vor allem in den USA und in Großbritannien führte. Diese Gruppen erbrachten unter größtenteils extremen Bedingungen Hilfeleistungen, die für viele Emigranten den Start ins neue Leben oder gar das Überleben bedeuteten.[25] Doch dürfen wir dabei nicht vergessen, daß die Absichten dieser Hilfskomitees nicht immer rein wohltätig waren. Zumal in der Psychologie war das im September 1938 ins Leben gerufene „Committee for Displaced Foreign Psychologists" der American Psychological Association (APA), nach ihrer Sekretärin und späteren Vorsitzenden Barbara Burks „Burks-Committee" genannt, vom Anfang an Bestandteil einer politischen Auseinandersetzung innerhalb der US-amerikanischen Psychologenschaft. Die führenden Mitglieder des Komitees gehörten zur Gruppierung innerhalb der APA, die einen verstärkten Einsatz der Sozialwissenschaften zur Begegnung der Folgen der Wirtschaftskrise in den USA befürwortete und damit die sich schon im Gange befindliche Entwicklung der Psychologie vom akademischen Fach zum sozial engagierten Beruf zu beschleunigen trachtete. Durch ihre Arbeitskraft sollten die Emigranten einen wesentlichen Beitrag zur Erfüllung solcher Hoffnungen leisten. Wie Burks schrieb, mangelte es zwar an Stellen für Psychologen, es gab jedoch „keinen Überschuß an Psychologen, wenn die Bedürfnisse der Forschung, der Erziehung und des Gemeinwohls betrachtet werden."[26]

Am Ende siegten jedoch die Verhältnisse, nicht das Komitee. Aus Rücksicht auf arbeitslose amerikanische Psychologen sowie auf konservative Mitglieder der APA, die eine Überschwemmung der Disziplin durch die Emigranten befürchteten, war das Mandat des Komitees von vornherein begrenzt. Es sollte zunächst nur als Untersuchungsausschuß fungieren und keine direkten Hilfeleistungen erbringen. Doch wurden die Komitee-Mitglieder, vor allem Barbara Burks selbst, neben ihr aber auch Gordon Allport, Edward Tolman und der Emigrant Max Wertheimer, bald zu wichtigen Kontaktposten und Berufsberatern für viele Emigranten, auch für solche, die nicht Psychologen waren. Trotz enormer Bemühungen mußte Burks jedoch eine düstere Bilanz ziehen. Bis zum September 1941 hatte das Komitee Kontakte mit insgesamt 292 Emigranten in ganz Europa aufgenommen, von denen sich 159 inzwischen in den USA befanden; aber nur 54 von ihnen konnten mit Hilfe der Gruppe Arbeit oder Stipendien finden. Von diesen hatten wiederum nur wenige solche Stellen inne, die ihrer Ausbildung und Erfahrung entsprachen.[27]

Das Beispiel von Karl und Charlotte Bühler belegt diese Aussage auf beeindruckende Weise, obwohl Burks die Bühlers ohne Ironie als Erfolgsbeispiel aufführte. Im September 1938 erfuhr Gordon Allport von Charlotte Bühler und vom Wiener Psychologen Egon Brunswik, der schon 1936 eine Stelle an der Universität Californien-Berkeley bekommen hatte, daß der im Mai aus der Haft entlassene Karl Bühler vor der Wahl zwischen Emigration und erzwungener Emeritierung stand. Allport meldete dies an das Komitee weiter, worauf das Komiteemitglied Luton Ackerson bald eine Stelle für Bühler am kleinen St. Scholastica College in Duluth im Nordosten des Bundesstaates Minnesota fand. Dies mußte als Anlaß zur Emigration für die beiden Bühlers genügen. Es erwies sich aber als sehr schwierig, annehmbare Arbeiten für das Paar an einem Ort zu finden. Nachdem Karl Bühler im Jahre 1940 zum St. Thomas College in St. Paul, Minnesota, wechselte, unterrichtete Charlotte Bühler zunächst an einem College für Frauen in derselben Stadt. Später meinte sie dazu, daß weder sie noch ihr Mann sich im Mittleren Westen der USA wohlfühlten. Damals schrieb Richard Elliott, Vorsitzender des Psychology Departments der benachbarten Universität Minnesota, an Allport, daß die Kolleginnen mit den Lehrerfolgen Charlotte Bühlers sehr zufrieden seien, als Mensch sei sie aber „zu imposant und aggressiv für ihre ruhige Umwelt".[28] Derartige Konflikte waren zu erwarten, wenn sich Emigranten, die einmal leitende Stellungen in den hierarchisch organisierten Universitätsinstituten Europas innegehabt hatten, auf die scheinbar egalitären Umgangsformen des akademischen Lebens in den USA umzustellen versuchten. Oft genug warfen Amerikaner den Emigranten Überheblichkeit vor; bei Frauen war ein solches Benehmen besonders schwer tolerierbar.

Von der Rockefeller-Stiftung erfuhren die Bühlers in Anbetracht der früheren Unterstützung in Wien erstaunlich wenig Hilfe. Henry Beaumont, ein Amerikaner, der in Wien

promoviert hatte und zu jener Zeit an der Universität Kentucky lehrte, wollte Karl Bühler dort eine Stelle mit Hilfe der Stiftung anbieten, erhielt aber als Antwort den Hinweis darauf, daß die Stiftung nur dann Emigranten unterstütze, wenn die jeweilige Universität sich auch finanziell beteilige und die Möglichkeit einer Übernahme in eine permanente Stellung gegeben sei. Da weder die eine noch die andere Bedingung in diesem Falle erfüllt sei, hieß es, müßte der Antrag bedauerlicherweise abgelehnt werden. Eine ähnliche Antwort bekam Leonard Carmichael an der Tufts Universität, als er von der Stiftung Gelder für eine einjährige Gastprofessur für Karl Bühler beantragte.[29] Über etwaige Hintergründe dieser Ablehnungen liefern die Stiftungsakten keine Auskunft. Vor 1938 hatte die Stiftung für andere Emigranten von dieser Politik gelegentlich eine Ausnahme zugelassen. Mit denjenigen, die nach 1938 emigrierten, wurde anscheinend strenger umgegangen.

Die Geschichte Gustav Ichheisers zeigt ebenfalls den Einfluß des Zusammenspiels disziplinärer und anderer Verhältnisse der Aufnahmeländer auf die Hilfeleistungen an die Emigranten, gerade weil diese einen noch weit traurigeren Ausgang hatte, als die der Bühlers.[30] Gustav Ichheiser wurde im Jahre 1897 in Krackow geboren. Nach dem Kriegsdienst studierte er zunächst Jura, dann wechselte er zur Philosophischen Fakultät, wo er im Jahre 1924 unter Karl Bühler mit einer Dissertation zum Thema „Über den Gegenstand der Aesthetik“ promovierte. Nach einem Studienjahr in Italien und noch einem Jahr als Journalist wurde er in der Städtischen Berufsberatungsstelle in Wien im Jahre 1926 angestellt; zwei Jahre später war er Leiter der Psychologischen Abteilung. Im Nebenamt unterrichtete er am Pädagogischen Institut der Stadt Wien sowie an der Volkshochschule. In der Geisteswelt des Austromarxismus wurde er mit seiner Kritik am Leistungskriterium des Erfolgs im Kapitalismus bekannt. Dieses wollte er relativieren, da der Erfolg nicht nur durch die Leistungstüchtigkeit des einzelnen, sondern auch von Umweltkriterien, zum Beispiel der Beziehungen zu anderen Menschen, entschieden würde.[31]

Zwischen 1934 und 1938 verbrachte Ichheiser einen Teil des Jahres als Mitarbeiter eines sozialwissenschaftlichen Instituts in Warschau. Nach dem deutschen Einmarsch in Wien ging er zunächst dorthin, dann emigrierte er zwischen 1939 und 1940 über die Schweiz und Großbritannien in die USA. An das Burks-Komitee war er von Egon Brunswik schon im November 1938 an zweiter Stelle hinter Karl und Charlotte Bühler empfohlen worden. Ein anderes Empfehlungsschreiben des Soziologen Karl Mannheim an seinen Kollegen Louis Wirth brachte Ichheiser aber nach Chicago, wo er für jeweils ein Jahr in einem Verlag, als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der dortigen Universität und schließlich als Psychologe an einem staatlichen Krankenhaus im benachbarten Ort Manteno, Illinois, arbeitete. Darauf folgten vier Jahre als Professor der Psychologie und Soziologie am Talladega College, ein für Afroamerikaner eingerichtetes Institut in Alabama, wo er sich allerdings nach Briefen an Allport und andere isoliert fühlte.[32]

Im Jahre 1948 kehrte Ichheiser nach Chicago zurück. Obwohl er trotz der häufigen Stellenwechsel mehrere Arbeiten, darunter eine vielbeachtete Monographie über Mißverständnisse in menschlichen Beziehungen, veröffentlicht hatte, konnte er trotz der Bemühungen Wirths und anderer lediglich Arbeit an kurzfristigen Forschungsprojekten des „Committee on Edu- cation, Training and Research on Race Relations“ der Universität Chicago finden. Dort mußte er in sehr engen Räumen anstatt mit den ihm eher gelegenen phänomenologischen Methoden vorstrukturierte Interviews ausführen. Unter diesen erniedrigenden Arbeitsbedingungen und der wirtschaftlichen Not litt er sehr; wie er an Wirth schrieb: „Sie werden verstehen, daß ein Mann in meinem Alter und mit meinen Erfahrungen in einem permanenten Zustand der Unsicherheit nicht leben kann.“[33] Schließlich beantragte Ichheiser im Jahre 1951 die Unterstützung der bundesstaatlichen Wohlfahrtsbehörden; doch bevor es soweit war, erlitt er einen psychischen Zusammenbruch und wurde in eine geschlossene Anstalt in Peoria, Illinois, als ein Fall von „paranoider Schizophrenie“ zwangseingewiesen. Dort blieb er trotz großer Anstrengungen seinerseits elf Jahre lang, bis er 1963 in eine offene Anstalt entlassen wurde. Von dort aus beantragte er erfolgreich ein Stipendium der RockefellerStiftung. Wie er schrieb: „Nachdem ich meinen ersten monatlichen Stipendiumscheck erhielt, war ich wunderbarerweise von meiner unheilbaren ‚Schizophrenie paranoiden Typus‘ erholt.“[34] Eine permanente Stelle als Wissenschaftler war ihm jedoch nie vergönnt. Im Novem-

ber 1969, als ein Sammelband seiner Arbeiten vor der Veröffentlichung stand, starb er — man vermutete Selbstmord.

Es wäre meines Erachtens zu leicht, diese Biographie und die oben geschilderten Probleme Charlotte Bühlers als Einzelschicksale abzutun. Im Falle Gustav Ichheisers scheint tatsächlich Allzumenschliches im Spiel gewesen zu sein; wie F. Rudmin und andere zeigen, war seine tiefliegende Skepsis anderen Menschen und der bestehenden Ordnung zwischenmenschlicher Beziehungen gegenüber zugleich die Wurzel seiner analytischen Schärfe als phänomenologisch orientierter Sozialpsychologe und der Grund seiner Anpassungsschwierigkeiten in der Emigration. Wie Ichheiser allerdings selbst schon 1930 geschrieben hatte, wird der Erfolg nicht nur vom einzelnen entschieden. Als sein vermeintlicher Patron Louis Wirth beispielsweise an die Anstaltsleitung in Peoria schrieb, Ichheiser sei „ein schwieriges Problem für alle, die ihm zu helfen versucht haben, wegen seines Mißtrauens und weil er meine, daß die Welt gegen ihn sei",[35] lieferte er einen klassischen Beweis der Diagnose einer „paranoiden Schizophrenie" und versiegelte damit bewußt oder unbewußt das Urteil einer Gesellschaft über einen Emigranten, der sich, wie andere, wenngleich aus anderen Gründen, nicht in ihm fremden Verhältnissen einrichten konnte oder wollte.

DIE BEDEUTUNG DER ÖSTERREICHISCHEN PSYCHOLOGENEMIGRATION IN DEN USA

Da die Wiener Psychologenschule keine geschlossene Einheit, wie zum Beispiel die sogenannte Berliner Schule der Gestaltpsychologie, darstellte, läßt sich ihre Wirkungsgeschichte in der Emigration nur durch eine Schilderung der Lebenswege ihrer Mitglieder rekonstruieren. Im folgenden seien von dieser Vielfalt lediglich einige Einzelschicksale exemplarisch herausgegriffen.

Karl und Charlotte Bühler waren in den USA durch ihre entwicklungspsychologischen Veröffentlichungen seit den zwanziger Jahren gut bekannt.[36] Die Verbindung zur Rockefeller-Stiftung, die zur Unterstützung des Wiener Instituts führte, wurde nach eigener Erzählung von Charlotte Bühler bereits 1924 während eines Aufenthalts als Rockefeller-Stipendiatin in den USA hergestellt. Karl Bühler war sogar 1927 ein Lehrstuhl an der Harvard-Universität angeboten worden, und 1929 unterrichtete er an der Johns Hopkins-Universität.[37] Wie im vorigen Abschnitt gezeigt wurde, half ihnen diese an sich freundliche Rezeption allerdings nach ihrer Emigration nur wenig. Dies lag zum Teil am späten Datum ihrer Auswanderung. Bei den Bühlers waren jedoch auch andere Faktoren beteiligt: Die Englischkenntnisse Karl Bühlers waren unzureichend, und eine Aufbesserung erwies sich für einen 60jährigen als sehr schwer. Für Charlotte Bühler, die sich längst an den elitären Status der Verwalterin eines der größeren psychologischen Institute Europas gewöhnt hatte, war es, wie oben bereits geschildert wurde, offensichtlich nicht möglich, sich an die Umgangsformen einer amerikanischen Universität anzupassen. Schon während des Krieges hatte sie versucht, neben einer Gastprofessur an der Clark-Universität in Worcester, Massachusetts, eine Privatpraxis der psychologischen Beratung und Therapie in New York aufzubauen. Als ihr dann im Jahre 1945 eine Stelle am Los Angeles County Hospital angeboten wurde, faßten die Bühlers den folgenschweren Entschluß, gemeinsam dorthin zu ziehen. Hierzu trug die Nähe des Sohnes Rolf Bühler, der damals am California Institute of Technology einen Studienplatz bekommen hatte, einiges bei. Während die um vierzehn Jahre jüngere Charlotte Bühler im Milieu der Therapeuten und Psychiater in Südkalifornien aufblühte und dann in den sechziger Jahren zur Mitbegründerin der sogenannten Humanistischen Psychologie wurde, verlor Karl Bühler allmählich den Anschluß an die institutionalisierte Wissenschaft. Obwohl seine Altersarbeiten zur Verhaltensbiologie veröffentlicht werden konnten, wurden seine Schriften der zwanziger und dreißiger Jahre erst nach seinem Tode im Zuge der neueren Beschäftigung mit der Semiotik und der Geschichte der Sozialwissenschaften wieder aktuell.[38] Im Gegensatz zu anderen Schilderungen, die das Schicksal der Bühlers als tragisch auffassen,[39] scheint bei ihnen vielmehr ein Beispiel der oben schon angeschnittenen Bedeutung des Alters im Emigrationsjahre sowie der Rolle der Klinischen Psychologie als Anpassungsmöglichkeit vorzuliegen.

Demgegenüber gelang Paul Lazarsfeld der Durchbruch in die US-amerikanische Wissenschaft auf eine Weise, die sich unter emigrierten Psychologen nur mit dem Erfolg des Berliner Psychologen Kurt Lewins vergleichen läßt. Wie Lewin konnte sich auch Lazarsfeld für den Anfang auf Kontakte mit der Rockefeller-Stiftung berufen, denn er kam schon 1932 als Rockefeller-Stipendiat in die USA und nutzte diese Kontakte, um gesellschaftlich relevante Themen, vor allem die Massenkommunikation, für die Forschung zugänglich zu machen. Allerdings ging im Laufe der Zeit sein ursprünglich sozialreformatischer Anspruch allmählich verloren. Schon 1941 unterschied er in einer Reaktion auf seinen Konflikt mit dem kritischen Marxisten Theodor Adorno zwischen „kritischer" und „administrativer" Sozialforschung zugunsten der zweiten. Sein „Institute for Applied Social Research" wurde dann an der Columbia-Universität nicht bei den Psychologen, sondern bei den Soziologen eingerichtet.[40]

Der Lebensweg eines der bedeutendsten Experimentalpsychologen am Wiener Institut, Egon Brunswik, zeigt dagegen, daß auch die günstigsten Rezeptions- und Transferbedingungen nicht unbedingt zu einem nachhaltigen Einfluß auf die US-amerikanische Wissenschaft führten. Nachdem der amerikanische Psychologe Edward Tolman Brunswik während eines Aufenthalts in Wien im Jahre 1934 kennengelernt hatte, setzte er sich 1936 für seine Einstellung an der Universität Kalifornien-Berkeley ein. Dort hatte er aber während 15 Jahren an einem nicht unbedeutenden psychologischen Department insgesamt nur zwei Doktoranden. Neuere Forschungen belegen die Meinung eines dieser Studenten, daß der Forschungsstil Brunswiks zu schwierig und seine wahrnehmungstheoretischen Arbeiten zu schwer verständlich waren, um zahlreiche Studenten anzuziehen. Die größte Wirkung erzielten zu seinen Lebzeiten hingegen seine wissenschaftstheoretischen Arbeiten, die allerdings eher von Philosophen als von Psychologen rezipiert wurden. Seit den späten sechziger Jahren gilt aber das von Brunswik entwickelte und von seinem Schüler Kenneth Hammond unter anderem verbreitete Linsenmodell der Wahrnehmung als Grundlage für die Urteilsforschung und gleichzeitig als methodisches Paradigma in anderen Forschungsbereichen.[41]

Über eine derart diverse Gruppe wie die Wiener Schule lassen sich nur schwerlich Verallgemeinerungen treffen. Selbst bei dieser vorläufigen Aufarbeitung fallen aber gewisse Aspekte auf; als erster der Unterschied im Lebensweg der beiden Leiter der Schule und dem ihrer Schüler und Mitarbeiter. Hier spielte wie erwähnt das Alter im Emigrationsjahr eine Rolle, doch dies mischte sich mit einem anderen Unterschied, der sich nicht ohne weiteres auf Biographisches reduzieren läßt. Die im ersten Abschnitt dieses Beitrags betonten Tatsachen, daß die Wiener Psychologenschule erstens keine dogmatisch gebundene Einheit und zweitens gegenüber anwendungsorientierter Forschung verhältnismäßig offen war, scheint der Umstellung zumindest ihrer jüngeren Mitglieder dienlich gewesen zu sein. Gerade die Jüngeren konnten manchmal flexibler sein und sich so in schon bestehende oder neu entstehende institutionelle Zusammenhänge einordnen oder selbst neue Arbeitsgemeinschaften schaffen. Mit großer Klarheit zeigt sich dies im Bereich der Klinischen Psychologie, die sich zur Zeit der Emigration zu einer der bedeutendsten Berufssparten der US-amerikanischen Psychologie entwickelte.

Schon in den zwanziger Jahren begannen sich die disziplinäre und professionelle Ausrichtung der Psychologie in den USA zu verschieben. Aus einer beinahe rein akademischen Forscherzunft, von der sich einige Mitglieder für anwendungsorientierte Forschung interessierten, wurde ein vielschichtiges Gefüge von Wissenschaft und Beruf. Bezeichnend hierfür war die Aufteilung der Mitgliederschaft der American Psychological Association Mitte der zwanziger Jahre in zwei Sparten; die neue Kategorie des „Associate"-Mitglieds wurde für anwendungsorientierte, nicht akademisch tätige Psychologen eingerichtet, während die „volle" Mitgliedschaft den Akademikern vorbehalten war. Dementsprechend blieb der Doktortitel (Ph. D.) zu jener Zeit als weitgehend einheitliche Berufsqualifizierung.[42] Viel weniger einheitlich war jedoch die soziale Schichtung der Disziplin, die sich unter anderem durch diese Entwicklung abzeichnete. Selbst innerhalb des Anwendungsbereichs fand eine strukturelle Ausdifferenzierung statt, in der die vom Menschen abstrahierenden, produktionsorientierten Tätigkeiten, vor allem in der industriellen Psychologie, einen höheren Status

erhielten und mehrheitlich mit Männern besetzt wurden, während die am Menschen orientierten Tätigkeiten in der Erziehungs-, Sozial- und Jugendarbeit mit einem niedrigen Status versehen und mehrheitlich weiblich besetzt wurden.[43]

In den dreißiger Jahren begann innerhalb dieses Rahmens die Entwicklung der Klinischen Psychologie zum eigenständigen Teilfach. Die Wurzeln dieser Entwicklung lagen in der Jugend- und Sozialarbeit, wo sich der Bedarf nach einer persönlichkeitsorientierten Diagnostik neben den in der Erziehungsberatung schon etablierten Intelligenztests regte. Institutioneller Fortschritt zeigte sich aber vor allem in den State Hospitals, den bundesstaatlichen Anstalten für psychisch Kranke. Dort wurden Psychologen, die die Methodiken der neuen Persönlichkeitsdiagnostik beherrschten, langsam zu unerläßlichen Klassifizierungshelfern der Anstaltsleitung. Akademische Unterstützung erhielt dieser Institutionalisierungsprozeß unter anderem durch die Entwicklung von projektiven Tests, zum Beispiel des TAT (Thematic Apperception Test) im Jahre 1935 an der von Gardner Murphy gegründeten Harvard Psychological Clinic. In dieser Hinsicht hätte das Timing der Emigration kaum besser gewesen sein können. Einige der ersten, teilweise schon vor 1933 aus Deutschland gekommenen Emigranten wie Tamara Dembo, Eugenia Hanfmann, Lisa Neumann und andere fanden Arbeit im Worcester State Hopital im Bundesstaat Massachusetts. Später sammelten Österreicher wie Frederick Wyatt in der Klinik von Murphy ihre ersten Berufserfahrungen in den USA.[44]

Erst in der Nachkriegszeit kam für die Klinische Psychologie in den USA der große Sprung in Richtung Professionalisierung. Dazu trugen viele soziale, kulturelle und politische Faktoren bei, vor allem der Bedarf der US-amerikanischen Veteranen-Verwaltung nach diagnostisch arbeitenden Psychologen für die psychiatrischen Abteilungen ihrer eigenständigen Krankenhäuser. Zum kulturellen Umfeld dieser Entwicklung gehörte aber auch das wachsende Interesse an einer Auslegung des sogenannten Totalitarismus als politischer Psychopathologie und an Vorurteilen als heilbare Abweichung von liberalen Normen.[45] An dieser vielfältigen Entwicklung waren österreichische Emigranten an hervorragender Stelle beteiligt. Im folgenden wird vornehmlich ein Aspekt hervorgehoben — die Rolle der Emigranten in der Professionalisierung der klinischen Praxis zwischen Psychiatrie und Sozialarbeit. In diesem Zusammenhang steht der Lebenslauf von Hedda Bolgar trotz Unterschieden im Detail exemplarisch für viele andere.

Hedda Bolgar wurde 1909 als Tochter eines marxistischen Politologen und einer Journalistin in Zürich geboren.[46] Schon vor der Geburt, wie ihre Mutter ihr später erzählte, schien sie für die Psychoanalyse prädestiniert, denn es gab über die Mutter viele Kontakte zur Gruppe um C. G. Jung. Doch bei der Auswahl des Studiums identifizierte sie sich eher mit dem Vater und wollte Sozialwissenschaften studieren. Abgelehnt vom frauenfeindlichen Dekan an der Staatswissenschaftlichen Fakultät der Wiener Universität, ging sie statt dessen an die Philosophische Fakultät, wo sie die Psychologievorlesungen Karl Bühlers entdeckte. Durch die Kinderpsychologin Hildegard Hetzer wurde Bolgar verhältnismäßig früh in den inneren Kreis der Studentinnen Charlotte Bühlers aufgenommen; schon im Jahre 1934 hatte sie mit einer Analyse der Briefe und Tagebücher von Jugendlichen zum Thema „Der Erlebnisaufbau im menschlichen Lebenslauf promoviert. Im entwicklungspsychologischen Forschungsprogramm Charlotte Bühlers völlig eingespannt, hatte sie bis dahin wenig Interesse für explizit therapeutische Fragestellungen gezeigt. Dies änderte sich gleich nach dem Studium während eines Studienaufenthaltes bei Jean Piaget und dem Psychiater August Forel in Genf. Danach ging sie wieder nach Wien, wo sie mit Liselotte Fischer, einer anderen Schülerin Charlotte Bühlers, die später ebenfalls emigrierte, mit Kindern arbeitete und eine Art diagnostisches Verfahren mit Spielzeug entwickelte, das später unter dem Namen „WeltTest" bekannt werden sollte.[47] Wie viele andere, sah sie sich auch nach der Machtübernahme des Dollfuß-Regimes nicht zur Emigration genötigt. Politisch aktiv war sie trotzdem, indem sie antinazistische Artikel in einer Wiener Zeitung veröffentlichte.

Schon vor dem deutschen Einmarsch hatte Hedda Bolgar an verschiedene Kliniken in den USA geschrieben mit der Frage nach der Möglichkeit eines Studienaufenthalts zur Vervollständigung ihrer Kenntnisse der neuen Test-Diagnostik. Ein Stellenangebot von der Michael Reese Clinic in Chicago erhielt sie kurz vor dem März 1938. Damit und dank ihrer Schweizer Geburt war es für sie leichter als für andere, ein Visum vom Konsulat der USA in Zürich zu

bekommen. Aus Wien kam sie allerdings nicht ohne weiteres weg, da sie wegen ihrer antinazistischen Artikel verdächtig war. Dort half ihrer Meinung nach die Haltung eines Wiener Polizisten, der auf ihre Anfrage, ob es noch Zeit zum Mittagessen gäbe, antwortete, an ihrer Stelle, wenn er am Abend in der Schweiz sein wollte, würde er auf das Mittagessen verzichten.

Für ihre Weiterentwicklung zur Klinischen Psychologin war die Stelle an der Reese-Klinik ein Glückstreffer. Dort arbeiteten nämlich Psychologen und Psychiater unter der Leitung von Samuel Beck viel effektiver zusammen als allgemein üblich. Die Beziehungen zum von Franz Alexander geleiteten Chicago Psychoanalytic Institute waren gut, und die Wiener Psychologenausbildung wurde voll anerkannt, denn „sie wußten nicht, daß es ein Doktorgrad der Philosophie war und mit Psychoanalyse nichts zu tun hatte." Nach einem Jahr bekam sie eine Stelle in einem Forschungsprojekt der Yale-Universität über den Alkohol-Konsum am Bellevue-Krankenhaus in New York, wo sie ihren Mann und die übrige Familie um sich sammeln konnte. Da New York ihrem Mann aber nicht gefiel, zogen sie wieder nach Chicago, wo Bolgar die Kriegsjahre zunächst mit verschiedenen Bürotätigkeiten, dann mit der Arbeit an einer jüdischen Berufsberatungsstelle sowie einer Privatpraxis für Berufsberatung überstand.

Erst nach dem Kriege kam der eigentliche Durchbruch. Im Zusammenhang der schon beschriebenen Nachfrage nach ausgebildeten Klinischen Psychologen bekam Hedda Bolgar eine Stelle als Chefpsychologin an der Chicago Mental Hygiene Clinic, die vertragliche Verbindungen zur Ergänzung der klinischen Ausbildung mit nicht weniger als drei Universitätsinstituten ermöglichte. Erst in dieser Zeit begann sie sich mit der Psychoanalyse näher zu beschäftigen. Dank ihrer vielseitigen Erfahrungen wurde ihr dann im Jahre 1950 die Leitung des klinischen Ausbildungsprogramms der Universität Chicago angeboten, die sie bis 1956 innehatte. Wie sie es wohl ein wenig überspitzt formulierte, „die Leute nahmen an, daß ich Psychotherapie machte, also tat ich es". Von dieser Stelle aus öffnete sie den Weg zur klinischen Forschung für nicht-medizinisch ausgebildete Psychologen, allerdings nicht ohne Umwege. Nach einem kurzen Zwischenspiel mit einem Projekt über Altersforschung in Kansas City holte Franz Alexander sie ans Mount Sinai Hospital in Los Angeles, wo sie achtzehn Jahre lang die Abteilung für klinische Forschung leitete und an der Gründung eines unabhängigen Ausbildungsinstitutes, der California School for Professional Psychology, mitarbeitete. Schließlich wurde sie im Jahre 1974 Direktorin des Wright-Instituts, einer der bedeutendsten psychotherapeutischen Ausbildungseinrichtungen im Westen der USA.

Die Karriere Hedda Bolgars zeigt deutlich das Zusammenspiel zwischen persönlicher Neigung, österreichischen bzw. europäischen Vorerfahrungen und gesellschaftlicher Konjunktur in den USA, das jedenfalls für jüngere emigrierte Psychologen bedeutende Beiträge zur Entwicklung der Klinischen Psychologie in den USA ermöglichte. Für Hedda Bolgar selber war jedoch rückblickend auch ein anderer, spezifisch Wienerischer Faktor von Bedeutung: Die Idee der *Universitas,* die sie weniger in der Wiener Universität als Ganzes denn im Aufbau des Wiener Psychologischen Instituts verwirklicht sah, ließ sie ihrer Meinung nach gegen willkürliche Barrieren zwischen Psychiatrie, Psychoanalyse und Klinischer Psychologie erfolgreich kämpfen und außerdem die Bedeutung von sozialen Kräften in der Entstehung psychischer Krankheiten klarer sehen.

SCHLUSS UND AUSBLICK

In einer früheren Arbeit stellte ich fest, daß die Emigration deutschsprachiger Psychologen für die deutsche Wissenschaft im allgemeinen eher einen qualitativen als einen quantitativen Verlust bedeutete. Von den Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft für Psychologie im Jahre 1932 zum Beispiel emigrierten lediglich 14,6 Prozent, dazu gehörten aber die Direktoren und viele leitende Mitglieder von vier der fünf international führenden psychologischen Institute im deutschsprachigen Raum — Berlin, Hamburg, Frankfurt und Wien.[48] Auch für die Psychologie in Österreich kam die Emigration einer Enthauptung gleich, wofür die Namen von Karl und Charlotte Bühler, Paul Lazarsfeld, Egon Brunswik und Else Frenkel-Brunswik schon hinreichende Belege sind. Doch das oben skizzierte statistische Porträt der österreichischen Psychologenemigration zeigt auch, daß der Verlust in diesem Bereich der deutsch-

sprachigen Wissenschaft zugleich qualitativ und quantitativ war. Denn nicht nur die schon führenden Psychologen in Österreich, sondern auch die Zukunft des Faches, das heißt der jüngeren Absolventen der sogenannten Wiener Psychologenschule, mußten wegen der Politik des autoritären Ständestaates sowie der politischen und rassistischen Verfolgungen des Nationalsozialismus das Land verlassen.

Zur Erklärung der oben beschriebenen kollektiv-biographischen Befunde, vor allem der auffallenden Korrelation zwischen Alter im Emigrationsjahr und dem Wechsel von akademischen zu klinisch-praktischen Tätigkeiten unter den emigrierten österreichischen Psychologen, wurden zwei Hypothesen aufgestellt:

1. Klinische oder sonstige praktische Tätigkeiten waren überlebensnotwendig wegen der Schwierigkeiten, akademische Arbeiten im Aufnahmeland zu finden.

2. Klinisch-praktische Tätigkeiten entsprachen den Vorerfahrungen und Neigungen vieler österreichischer Psychologen und ergaben sich ohnehin durch die Entwicklung der Psychologie als Beruf vor allem in den USA in den dreißiger bis fünfziger Jahren.

Es wird Aufgabe späterer Forschung sein, diese Hypothesen im Detail zu überprüfen. Nach diesem präliminären Überblick kann aber jetzt schon gesagt werden, daß es in Wirklichkeit keinen Widerspruch zwischen den genannten Alternativen gegeben hat. Sie sind beide richtig, nur für verschiedene Zeiträume. In den vierziger Jahren schlugen sich viele österreichische wie andere deutschsprachige Psychologen mit praktischen Arbeiten oder mit kurzfristigen Stipendien durch. Danach ergaben sich erst andere Gelegenheiten, die dann genutzt wurden. Daß es diese Möglichkeiten gab, lag an den veränderten Verhältnissen in den USA, in erster Linie am starken Wachstum der Klinischen Psychologie — Verhältnisse, die in der Bundesrepublik Deutschland und in Österreich erst ein Jahrzehnt später, wenn überhaupt, vorhanden waren. Daß diese Gelegenheiten aufgegriffen werden konnten, lag allerdings an den Vorerfahrungen vor allem der Österreicher vor der Emigration.

Anmerkungen:

Die diesem Beitrag zugrundeliegenden Forschungen wurden durch das DFG-Projekt 132/16—1, „Psychologie im Exil“ (Projektleiter Prof. Dr. W. D. Fröhlich) und das Projekt SES—8511230 der National Science Foundation-USA unterstützt.

1 Zum Beispiel W. Metzger, „Gestalttheorie im Exil", in: H. Balmer (Hrsg.), *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts.* Bd. 1. *Die europäische Tradition.* Zürich 1976, 659—683.

2 A. Wellek, „Der Einfluß der deutschen Emigration auf die Entwicklung der amerikanischen Psychologie“, in: *Psychologische Rundschau.* 15 (1964), 239—262, nachgedruckt in: *Jahrbuch für Amerikastudien,* 10 (1965), 34—59. Als Antwort auf Wellek veröffentlichte C. Bühler „Die Wiener Psychologische Schule in der Emigration“, in: *Psychologische Rundschau,* 16 (1965), 187—196. Über die Hintergründe der Darstellung Welleks siehe U. Geuter, „The Uses of History for the Shaping of a Field: Observations on German Psychology", in: L. Graham und andere (Hrsg.), *Functions and Uses of Disciplinary Histories,* Dordrecht 1983, 191—228, und A. Metraux, „Der Methodenstreit und die Amerikanisierung der Psychologie in der Bundesrepublik 1950—1970", in: M. G. Ash und U. Geuter (Hrsg.), *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert. Ein Überblick.* Opladen 1985, 225—251.

3 J. M. Mandler und G. Mandler, „The Diaspora of Experimental Psychology: The Gestaltists and Others", in: D. Fleming und B. Bailyn (Hrsg.), *The Intellectual Migration: Europe and America, 1930—1960.* Cambridge, Mass., 1969, 371—419.

4 Siehe beispielsweise L. A. Coser, *Refugee Scholars in America: Their Impact and Their Experiences.* New Haven 1984, und H. Möller, *Exodus der Kultur. Schriftsteller. Wissenschaftler und Künstler in der Emigration 1933.* München 1984. Möllers Darstellung der Emigration in der Psychologie basiert weitgehend auf der Arbeit von Wellek, Anm. 2.

5 N. Reingold, „The Migration of Mathematics“, in: D. Jackman und C. Borden (Hrsg.), *The Muses Flee Hitler: Cultural Transfer and Adaptation in the United States 1930—1945.* Washington D. C.

1983, 205—232; R. E. Rider, „Alarm and Opportunity: Emigration of Mathematicians and Physicists to Britain and the United States, 1933—1945“, in: *Historical Studies in the PhysicalSciences,* 15 (1984), 107—176; P. K. Hoch, „The Reception of Central European Refugee Physicistsofthe 1930's: USSR, UK, USA, in: *Annals of Science,* 40 (1983), 217—246, sowie „Migration and the Generation of New Scientific Ideas“, in: *Minerva,* 25 (1987), 209—237; W. Mock, *Technische Intelligenz im Exil. Vertreibung und Emigration deutschsprachiger Ingenieure nach Großbritannien 1933 bis 1945,* Düsseldorf 1986; M. Hubenstorf, „Österreichische Ärzteemigration 1934—1945 — zwischen neuem Tätigkeitsgebiet und organisierten Rückkehrplänen“, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte.* 7 (1984), 85—108.

6 M. G. Ash, „Die deutschsprachige Psychologie im Exil — Forschungsansätze und -ergebnisse zum Problem des Wissenschaftstransfers", in: G. Lüer (Hrsg.), *Bericht über den 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie.* Bd. 1. Göttingen 1983, 106—113; ders., „Disziplinentwicklung und Wissenschaftstransfer — deutschsprachige Psychologen in der Emigration", in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte.* 7 (1984), 207—226.

7 K. Danzinger, „The Social Origins of Modern Psychology", in: A. Buss (Hrsg.), *Psychology in Social Context.* New York 1979, 27—46; „Social Context and Investigative Practices in Early Twentieth-Century Psychology", in: M. G. Ash und W. R. Woodward, *Psychology in Twentieth- Century Thought and Society.* New York 1987, 13—34.

8 Näheres zu diesem Thema auf der Grundlage ausführlicher Archivforschungen siehe M. G. Ash, „Psychology and Politics in Interwar Vienna: The Vienna Psychological Institute, 1922—1942“, in: Ash und Woodward (Hrsg.), wie Anm. 7, 143—164. Siehe auch die Beiträge zur Geschichte des Wiener Psychologischen Instituts im *Bericht über den 34. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie.* Göttingen 1985.

9 U. Kubes, „Moderne Nervositäten' und Anfänge der Psychoanalyse", in: F. Kadrnoska (Hrsg.), *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938.* Wien 1981, 267—280. Zur Entstehungsgeschichte der Psychoanalyse vgl. neuerdings W. J. McGrath, *Freud's Discovery of Psychoanalysis: The Politics of Hysteria.* Ithaca—New York 1986.

10 Hierzu vgl. *Denkschrift über die gegenwärtige Lage der Philosophischen Fakultät der Universität Wien.* Wien 1902, insbes. 13.

11 Ash, Anm. 8, 146. Vgl. V. Fadrus, „Professor Karl Bühlers Wirken an der Wiener Universität im Dienste der Lehrerbildung, Lehrerfortbildung und der Neugestaltung des österreichischen Schulwesens", in: *Wiener Zeitschrift für Philosophie, Psychologie und Pädagogik,* 7 (1959), 3—25.

12 P. Lazarsfeld, „Amerikanische Beobachtungen eines Bühler-Schülers“, in: *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie, b* (1959), 69.

13 E. Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus.* Wien 1981, 310; A. Bruder-Bezzel, *Alfred Adler: Die Entstehungsgeschichte einer Theorie im historischen Milieu Wiens.* Göttingen 1983, 142—143; J. Reichmayr, „Sozialistische Erziehung und Psychoanalyse in der Ersten Republik“, in: E. Adam (Hrsg.), *Die Österreichische Reformpädagogik 1918—1938.* Wien 1981, 149—162; B. Handlbauer, *Die Entstehungsgeschichte der Individualpsychologie Alfred Adlers.* Wien 1984, 116—130, 167—181.

14 Ash, Anm. 8, 150, 153.

15 H. Hetzer, „Kinder- und Jugendpsychologische Forschung im Wiener Psychologischen Institut von 1922 bis 1938", in: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie.* 14 (1982), 204; vgl. jedoch L. Schenk-Danziger, „Zur Geschichte der Kinderpsychologie: Das Wiener Psychologische Institut", in: ebda., 16 (1984), 94.

16 P. Lazarsfeld, „Eine Episode aus der Geschichte der empirischen Sozialforschung“, in: T. Parsons und andere, *Soziologie Autobiographisch.* Frankfurt 1975.

17 Zit. nach Glaser, Anm. 13, 280—281.

18 G. Eckardt, „Die Gründung der Psychologischen Anstalt in Jena“, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena.* (1973), 517—559.

19 Siehe Ash, Anm. 8, 154ff., und die dort zitierten Quellen.

20 Frederick Wyatt, Interview mit dem Verfasser in Freiburg i. Br., 16. November 1983.

21 Zum folgenden siehe Ash, Anm. 8, 155—156; vgl. M. Jahoda, „Ich habe die Welt nicht verändert. Gespräch mit Marie Jahoda", in: M. Greffrath (Hrsg.), Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern. Reinbek 1979.

22 C. Bühler, „Charlotte Bühler“, in: W. Pongratz u. a. (Hrsg.), Psychologie in Selbstdarstellungen. Bd. 1. Bern 1972, 28. Die dort von Charlotte Bühler aufgestellte Behauptung, daß sich ein jesuitischer Psychologe aus Deutschland bei seinen ebenfalls jesuitischen Kollegen an der Fordham- Universität gegen die Einstellung der beiden Bühlers wegen der jüdischen Herkunft von Charlotte Bühler gewandt habe, hat sich bislang nicht bestätigen lassen.

23 „Emigrierte Psychologen“, in: U. Geuter (Hrsg.), Daten zur Geschichte der deutschen Psychologie. Bd. 1. Hrsg. unter Mitwirkung von P. Hagemeier und M. G. Ash. Göttingen 1986, 253—282.

24 Für dieses Datum siehe Ash, Anm. 6, 209.
25 Zu den Hilfeleistungen an Emigranten im allgemeinen siehe H. A. Strauss, „The Movement of People in a Time of Crisis", in: D. Jackman und C. Borden (Hrsg.), The Muses Flee Hitler: Cultural Transfer and Adaptation in the United States 1930—1943. Washington D. C. 1983, 45—60.
26 „Report of the Committee on Displaced Foreign Psychologists" (1939),4, in: Willard Olson Papers, Archives of the History of American Psychology, Akron, Ohio, Box 371. Zit. nach M. G. Ash, „Aid to Emigre Psychologists in the United States, 1933—1943: A Research Note", in: H. Carpin- tero und J. M. Peiro (Hrsg.), Psychology in its Historical Context: Essays in Honor of Josef Brozek. Valencia 1985, 56. Zur Auseinandersetzung in der APA vgl. L. Finison, „Unemployment, Politics, and the History of Organized Psychology", in: American Psychologist, 31 (1976), 747—755. Zum Burks-Komitee siehe auch Mandler und Mandler, Anm. 3, 381—383.
27 „Report of the Committee on Displaced Foreign Psychologists", in: Psychological Bulletin, 38 (1941), 843.
28 Richard M. Elliott an Gordon W. Allport, 4. Dezember 1942, in: Gordon Allport Papers, Harvard University Archives, Cambridge, Mass., zit. nach Ash, Anm. 25, 57.
29 Henry Beaumont an Edward E. Day, 7. Oktober 1938; Sydnor Walker an Beaumont, 15. Oktober 1938; Leonard Carmichael an Frank B. Hanson, 2Ö. März 1939; Hanson an Carmichael, 23. März 1939; Carmichael an Hanson, 29. März 1939, alles in: Rockefeller Foundation Archives. North Tarrytown, New York, RF 1. 2, 7O5S. R 1116, Folder 1937—1939, zit. nach Ash, Anm. 8, 158.
30 Zum folgenden vgl. F. Rudmin/R. M. Trimpop/I.-Pl. Kryl/P. Boski, „Gustav Ichheiser in the History of Social Psychology: An Early Phenomenology of Social Attribution", in: British Journal of Social Psychology, 26 (1987), 165—180.
31 G. Ichheiser, Kritik des Erfolgs. Eine soziologische Untersuchung. Leipzig 1930; „Erfolgsnormen und Erfolgsgesetze", in: Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik. 68 (1932), 61—74; „Die Erziehung und das Erfolgsproblem", in: Kampf. Sozialdemokratische Monatszeitschrift. 25 (1932), 477—483. Vgl. Glaser, Anm. 13, 149f.
32 Gustav Ichheiser an Gordon Allport, 3. April 1943; Allport an Ichheiser, 8. April 1943, in: Allport Papers, wie Anm. 20.
33 Ichheiser an Louis Wirth, 29. Juli 1950, zit. nach Rudmin u. a., Anm. 30, 168.
34 G. Ichheiser, „Was I insane — or was 1 ‚railroaded' into a state hospital? My own retrospective introspection", unveröffentlichtes Manuskript, 1966, zit. nach Rudmin u. a., Anm. 30.
35 Louis Wirth an Dr. H. B. Knowles, 2. April 1952, zit. nach Rudmin u. a., Anm. 30, 169.
36 Vgl. zum Beispiel K. Bühler, The Mental Development of the Child: A Summary of Modern Psychological Theory. New York 1930; C. Bühler, Front Birth to Maturity: An Outline of the Psychological Development of the Child. London 1935.
37 G. Lebzeltern, „Karl Bühler — Leben und Werk", in: K. Bühler, Die Uhren der Lebewesen und Fragmente aus dem Nachlaß. Wien 1969; vgl. C. Bühler, Anm. 22. Die Stelle an der Harvard-Universität wurde jedoch zunächst dem Berliner Gestaltspsychologen Wolfgang Köhler angeboten; vgl. M. M. Sokal, „The Gestalt Psychologists in Behaviorist America", in: American HistoricalReview. 89 (1984), 1240—1263.
38 Zur neueren Bühler-Rezeption siehe unter anderem A. Eschbach, „Wahrnehmungen und Zeichen: Die sematologischen Grundlagen der Wahrnehmungstheorie Karl Bühlers", in: Ars Semiotica, 4 (1981), 219—235; R. E. Innis, Karl Bühler: Semiotic Foundations of Language Theory. New York 1982; C.-F. Graumann und T. Herrmann (Hrsg.), Kar! Bühlers Axiomatik der Sprache. Frankfurt 1984. Vgl. den Beitrag von A. Eschbach in diesem Band.
39 Vgl. zum Beispiel Coser, Anm. 4.
40 Lazarsfeld, Anm. 16; D. E. Morrison, „Culture and Kultur: The Case of Theodor W. Adorno and Paul F. Lazarsfeld", in: Social Research. 45 (1978), 331—355; M. Pollack, „Paul F. Lazarsfeld — Gründer eines multinationalen Wissenschaftskonzerns", in: W. Lepenies (Hrsg.), Geschichte der Soziologie. Bd. 3. Frankfurt 1981, 157—203. Vgl. den Beitrag von Paul Neurath in diesem Band.
41 D. Leary, „From Act Psychology to Probabilistic Functionalism: The Place of Egon Brunswik in the History of Psychology", in: M. G. Ash und W. R. Woodward (Hrsg.). Psychology in Twentieth- Century Thought and Society. New York 1987, 115—142; G. Gigerenzer, „Survival of the Fittest Probabilist: Brunswik, Thurstone and the Two Disciplines of Psychology", in: L. Krüger/L. J. Daston/M. Heidelberger (Hrsg.), The Probabilistic Revolution, vol. 2: Ideas in the Sciences. Cambridge, Mass., 1987, 49—72. Vgl. den Beitrag von Kurt Rudolf Fischer in diesem Band.
42 J. O'Donnell, „The Crisis of Experimentalism in the 1920s: E. G. Boring and His Uses of History", in: American Psychologist, 34 (1979), 289—295; D. Napoli, Architects of Adjustment: The History of the Psychological Profession in the United States. Port Washington—New York, 1981.
43 L. Furumoto, „On the Margins: Women and the Professionalization of Psychology in the United States, 1890—1940", in: Ash und Woodward, wie Anm. 7, 93—113.
44 Siehe die Biographien in Geuter, Anm. 23; F. Wyatt, Interview mit dem Verfasser, Anm.

45 Zur Professionalisierung der Klinischen Psychologie in den USA nach 1945 siehe A. R. Gilgen, *American Psychology since World War II: A Profile of the Discipline.* Westport, Conn., 1982, Kap. 9, und D. Shakow, *Clinica! Psychology as Science and Profession: A Forty-Year Odyssey.* Chicago 1969; zum kulturellen Umfeld vgl. zum Beispiel F. Samelson, „Front ‚Race Psychology' to .Studies in Prejudice': Some Observations on the Thematic Reversal in Social Psychology", in: *Journalof the History of the Behavioral Sciences.* 14 (1978), 265—278, sowie „Authoritarianism from Berlin to Berkeley: On Social Psychology and History", in: *Journal of Social Issues.* 42 (1986), 191—208.

46 Folgende Informationen und Zitate sind einem Interview des Verfassers mit Hedda Bolgar in Los Angeles, 14. Jänner 1984, entnommen.

47 H. Bolgar und L. Fischer, „Personality Projection in the World Test", in: *American Journal of Ortho-Psychiatry,* 17 (1947), 117—128; L. Fischer, „The ‚World-Test'", in: *Personality.* 1950, Symp. Nr. 2, 62—76; vgl. jedoch C. Bühler, *Der Welt-Test.* Göttingen 1955.

48 Ash, Anm. 24.

Die Privatdozentin Frau Dr. Charlotte Bühler wurde zum außerordentlichen Professor für Pädagogik an der Universität Wien ernannt.

Karl und Charlotte Bühler

BERNHARD HANDLBAUER

„Lernt fleißig Englisch!“ Die Emigration Alfred Adlers und der Wiener Individualpsychologen

Die Emigration der individualpsychologischen Schule aus Wien ist noch nie im Detail dargestellt worden.[1] Der vorliegende Beitrag hat daher eine Materialsammlung über die einzelnen Emigrant(inn)en zum Schwerpunkt.[2] Behandelt — vielfach nur angerissen — werden die Beziehungen der Individualpsychologen zu den Reformen des „Roten Wien", die Situation ihres Vereins in den Jahren 1934 und 1938, Adlers Weggang aus Wien, die Vereinsaktivitäten in der Zeit des Austrofaschismus, die Emigration der Wiener Individualpsychologen, das Schicksal der Zurückgebliebenen und die Auswirkungen der Emigrationswelle auf die Nachkriegsentwicklung der Individualpsychologie in den USA und in Österreich.

1. INDIVIDUALPSYCHOLOGIE IM „ROTEN WIEN“

Ich erinnere mich an eine Formel, die ich damals aufstellte: eine beginnende Revolution muß die wirtschaftlichen Verhältnisse auf ihrer Seite haben (Marx); eine siegreiche Revolution braucht vor allem Ingenieure (Sowjetunion): eine erfolglose Revolution bedarf der Psychologie.[3]

Das Scheitern der Revolution von 1918 verstärkte das Interesse der linken Parteien für Psychologie und Pädagogik. Der „subjektive Faktor“ konnte nicht mehr unberücksichtigt bleiben.[4] Schaffung des „neuen Menschen“, „sozialistische Erziehung“ waren die neuen Parolen. Auch im Rahmen der Sozial- und Bildungsreformen des „Roten Wien“ stellte sich immer deutlicher die Frage nach einer praxisnahen sozialistischen Psychologie und Pädagogik.[5] Dabei hat die Individualpsychologie durch ihre leichte pädagogische Anwendbarkeit als praxisnahe Lebensphilosophie stärker als die Psychoanalyse Eingang in Glöckels Schulreform gefunden.[6] Adlers Konzept vom „Gemeinschaftsgefühl“ stand den Sozialdemokraten näher als Freuds Enttabuisierung der Sexualmoral.[7] Auch Adlers unbedingter Erziehungsoptimismus traf sich mit der Überzeugung der Reformer von der Veränderbarkeit von Mensch und Gesellschaft. Nicht zuletzt gab es auf der Ebene persönlicher Beziehungen starke Bindungen zwischen Sozialdemokratie und Individualpsychologie. Carl Furtmüller, Schulreformer und Individualpsychologe der ersten Stunde, saß im Wiener Stadtschulrat[8] und ermöglichte die Integration der Individualpsychologie in die Lehrerfortbildung. Alfred Adler und nach ihm sein Mitarbeiter Ferdinand Birnbaum konnten Vorlesungen am Pädagogischen Institut der Stadt Wien halten. Zusammen mit Oskar Spiel und Franz Scharmer initiierte Birnbaum eine nach individualpsychologischen Grundsätzen arbeitende Versuchsschule.[9] Im Umkreis der Schulreform entstanden mehr als 20 Erziehungsberatungsstellen. Individualpsychologen hatten auch Anteil am rasanten Aufschwung des Wiener Volksbildungswesens. Sie hielten zahlreiche Vorträge und Kurse im Volksheim und an den Wiener Volkshochschulen. Erwin Wexberg, Hilde Krampflitschek, Elly Roth wein, der junge Paul Lazarsfeld[10] und andere publizierten in der sozialdemokratischen Zeitschrift *Die sozialistische Erziehung.*

Im Frühjahr 1927 kam es zur Bildung einer „Zentralstelle der sozialistischen Individualpsychologen“ in Wien, die in einem Parteisekretariat der Sozialdemokraten untergebracht war. Im September 1927, anläßlich eines Internationalen Kongresses der sozialistischen Individualpsychologen, referierten in Wien unter anderem Felix Kanitz, Aline Furtmüller, Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld, Elly Rothwein, Emmerich Weißmann und Erwin Wexberg.[11]

2. 1934 BIS 1938

Die Machtergreifung des Austrofaschismus traf die Individualpsychologie ungleich härter als die Psychoanalyse, deren Mitarbeiter grundsätzlich apolitischer waren und daher mit ihrem Verein von den Folgen der politischen Ereignisse weitgehend verschont blieben. Die Auflösung der sozialdemokratischen Partei und aller ihrer Organisationen und Institutionen hatte unmittelbare Auswirkungen auf Adlers Mitarbeiter.[12] Der Wiener Stadtschulrat wurde aufgelöst, Otto Glöckel verhaftet und Carl Furtmüller entlassen. Der Schulreformer und Adlerianer Ernst Papanek floh in die Tschechoslowakei. Viele Erziehungsberatungsstellen wurden geschlossen[13] und die Versuchsschule wenige Tage nach dem 12. Februar 1934 in eine normale Sprengelschule umgewandelt. Birnbaum mußte seine Vorlesungen am Pädagogischen Institut einstellen, und auch an den Volkshochschulen kamen die Aktivitäten vorerst zum Erliegen.[14]

Die Eingliederung Österreichs ins Deutsche Reich hingegen wirkte sich zuerst dramatisch für die Psychoanalyse aus, die von den neuen Machthabern offenbar als gefährlicherer Gegner angesehen wurde.[15] Der Auflösungsbescheid für die Wiener Psychoanalytische Vereinigung war mit 1. September 1938 datiert, während der individualpsychologische Verein fünf Monate später, am 3. Februar 1939, aufgelöst wurde. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits die meisten Mitarbeiter Adlers aus Wien emigriert.[16]

3. ALFRED ADLER: ZWISCHEN WIEN UND NEW YORK

Alfred Adler, dessen Habilitationsansuchen Wagner-Jauregg im Jahr 1915 negativ entschieden hatte,[17] wurde 1924 zum Professor am Pädagogischen Institut und 1930 zum „Bürger der Stadt Wien“ ernannt. Die späten Würdigungen in seiner Heimatstadt änderten nicht seine zunehmende Orientierung nach Amerika, wo er bessere Bedingungen für sich und seine Lehre sah. 1926 brach er zu seiner ersten Vortragsreise in die Vereinigten Staaten auf, und von da an fuhr er jedes Jahr und immer länger über den Atlantik und verbrachte bald nur noch die Sommermonate in Wien. Im Juli 1935 war erzürn letzten Mal in dieser Stadt. Bei dieser allmählichen Übersiedlung in die USA spielte auch die Absicht eine Rolle, im aufstrebenden und wissenshungrigen Amerika „den Wettkampf um eine Position aufzunehmen, die sonst der Freudschen Psychoanalyse zufallen mußte“.[18]

Die Neue Welt sparte nicht mit Anerkennungen, die ihm Österreich versagt hatte. 1928 verlieh ihm die Wittenberg University in Ohio ein Ehrendoktorat, 1929 konnte er an der Columbia University unterrichten, und 1933 wurde ihm am Long Island College of Medi- cin eine vierjährige Gastprofessur für medizinische Psychologie angeboten. Zur selben Zeit eröffnete er in New York eine psychotherapeutische Praxis und eine Erziehungsberatungsstelle. „Hier ist unser Erfolg durchschlagend“, schrieb er 1931 an Rudolf Dreikurs in Wien.[19]

Adler war kein politischer Emigrant, auch wenn er es einige Jahre später zwangsläufig geworden wäre. Die politischen Ereignisse bildeten jedoch die unsichtbare und noch kaum aufgearbeitete Matrix für zahlreiche Entwicklungen in seiner Biographie. Schon 1927, in einem zeitgeschichtlich auffälligen Jahr, schloß er seine Wiener Praxis. Parallel zum Niedergang der Sozialdemokratie, von der er sich zunehmend zurückzog, schien er der Individualpsychologie eine eigenständige kulturpolitische Rolle in der Welt zuzuschreiben und dabei die pädagogischen Möglichkeiten seiner Lehre zu überschätzen.[20] Auffallend ist die Rastlosigkeit, mit der er in unzähligen Vortragsreisen durch Europa und die USA gegen Ende seines Lebens die Individualpsychologie propagierte. Sein missionarisches Wirken und Auftreten ist vielen Beobachtern nicht entgangen.[21] Nicht zuletzt in den Büchern, die zwischen 1929 und 1931 in Amerika erschienen,[22] erkennt man die „Neigung des späten Adler zu einer vereinfachten Darstellung seiner Lehre, mit der er manchmal schon an die Grenze des Widerspruchs mit sich selbst gerät“.[23]

Die Verpflanzung der Individualpsychologie in die Vereinigten Staaten leitete ihre theoretische Verflachung ein: eine ähnliche Entwicklung, wie sie auch hinsichtlich der Psychoanalyse festzustellen ist. Adler veränderte Schwerpunkte innerhalb seiner Psychologie. „Ganzheitlichkeit“, „Nützlichkeit für die Gemeinschaft“, „Vollkommenheits-

streben“ wurden neue Eckpfeiler seines Systems.[24] Es läßt sich eine Affinität zwischen den neuen Begriffen und typischen amerikanischen Konzepten wie „self-realization“, „optimal function“, „adjustment“, „getting ahead" usw. feststellen.[25] Adler ersetzte beispielsweise seine Theorie, nach der das Kind seinen Lebensstil gestaltet, indem es seinen Sicherungstendenzen folgt, durch die „Überzeugung von der freien schöpferischen Kraft des Individuums in der ersten Kindheit" und die Auffassung vom menschlichen Streben nach Vollkommenheit. Dies stellte einen Widerspruch und Rückschritt zur „Einsicht in das dialektische Verhältnis von Mensch und Umwelt“ dar und stand auch in Konflikt mit dem individualpsychologischen Begriff der Erziehungsfähigkeit.[26] Mit der Umwandlung seiner Defizit-Theorie (Minderwertigkeitsgefühl) in eine Wachstumstheorie (Vollkommenheitsstreben) kam Adler sicherlich der Erwartungshaltung seines amerikanischen Publikums ein Stück näher. Seine Praxisorientiertheit ging in einen ausgeprägten Pragmatismus über. Adler erklärte die „Nützlichkeit für die Gemeinschaft“ zum Kriterium seelischer Gesundheit und argumentierte mit dem „gesunden Menschenverstand“.[27]

Adlers Psychologie wurde zunehmend systemstabilisierend, konservativ und moralisch.[28] In den Jahren, da sich die Weltwirtschaftskrise im psycho-sozialen Bereich massiv bemerkbar machte, richtete Adler den Schwerpunkt seiner Appelle nach Ethik und Verantwortlichkeit an die wachsende Zahl der Aus- und Absteiger. Sein häufiger Vergleich des Neurotikers mit dem Deserteur zeigt die Grenzen seiner Einsicht in die relative Erfolglosigkeit einzelner Willensanstrengungen in Zeiten einer sich abzeichnenden wirtschaftlichen, politischen und sozialen Katastrophe.[29]

Anfang der dreißiger Jahre distanzierte Adler sich von den linken Individualpsychologen um Alice Rühle-Gerstel (Dresden) und Manes Sperber (Berlin).[30] Sperber sah das im Rückblick nicht „als Opportunismus an, aber als Kurzsichtigkeit“. Adler „glaubte, daß im Nazireich die Individualpsychologie weiterbestehen würde. Daß er ein Jude war, hätte jedenfalls genügt...“[31] Adlers Fortgang aus Wien verstärkte die trostlose Stimmung, die unter den zurückgebliebenen Individualpsychologen nach 1934 vorherrschte. Er bemühte sich, einige seiner Mitarbeiter in Amerika einzuführen.[32] Seine erfolgreiche Tätigkeit in den Vereinigten Staaten[33] sollte so manchen der ihm nachfolgenden Emigranten den beruflichen Einstieg erleichtern.

4. INDIVIDUALPSYCHOLOGIE IM AUSTROFASCHISMUS

Wien fungierte in den zwanziger Jahren als Schrittmacher der rasanten internationalen Ausbreitung der individualpsychologischen Schule. Nachdem 12. Februar 1934 konnte dort nur in stark reduziertem Ümfang gearbeitet werden — vor allem in den wöchentlichen öffentlichen Vortrags- und Diskussionsabenden des „Vereins für Individualpsychologie“. Der Verein blieb nicht von polizeilichen Ermittlungen verschont,[34] was zur Einberufung einer Vollversammlung am 4. Mai 1934 und der Neuwahl eines politisch nicht vorbelasteten Vorstands führte.[35] Gegen die neuen Vorstandsmitglieder wurde von der Polizei hinsichtlich ihrer politischen Einstellung ermittelt.[36] Oskar Spiel konnte im Volksheim Zirkusgasse Vorlesungen über „Menschenkenntnis“ und Alice Friedmann einen vom Stadtschulrat bewilligten Fortbildungskurs für Erzieher noch bis ins Jahr 1937 abhalten. Anfang 1937 konstituierte sich ein „Klub der Freunde der Individualpsychologie“, der Arbeitsgemeinschaften, Vorträge und Erziehungsberatungen anbot. In seinem Faltblatt wandte sich der Klub ausdrücklich an die Eltern- und Lehrerschaft und bot seine Hilfe für Erziehungsprobleme an. Als Mitarbeiter des „Klubs“ schienen folgende Namen auf: Rudolf Dreikurs, Paula Fürth, Stephanie Felsenburg, Paul Brodsky, Fritz Fischl, Ida Löwy. Margret Hilferding-Hönigsberg, Helene Plohn-Goldbaum, Danica Deutsch, Edith Goldberger, Franz Plewa, Hilde Krampflitschek, Elly Rothwein und Emmerich Weißmann.[37]

Diese Aktivitäten stießen auf großes Echo, zogen aber auch bald scharfe Angriffe auf sich, wie ein Artikel im *Wiener Morgenblatt* vom 25. Jänner 1937 unter der Schlagzeile „Schon wieder Psychologie bei Lazarsfeld" zeigt.[38] Die meisten der Mitarbeiter des „Klubs“ sollten bald nach diesem letzten Aufflackern von Aktivitäten aus Wien emigrieren.

5. DIE EMIGRANT/INN/EN

Insgesamt sind mindestens 29 und damit mehr als zwei Drittel der aktiven Mitarbeiter Alfred Adlers emigriert.[39] Unter ihnen befanden sich die Ärzte Alexandra Adler, Rudolf Dreikurs, Emil Fröschels, Olga Knopf, Hilde Krampflitschek, Erwin Krausz, Alexander Neuer, Olga Oller, Helene Papanek, Franz Plewa, Lydia Sicher, Emmerich Weißmann, Erwin Wexberg und Zoltan Wiesinger, die Rechtsanwälte Edmund Schlesinger und Edmund Schletter und die Pädagogen und Psychologen Paul Brodsky, Danica Deutsch, Leonhard Deutsch, Alfred Farau, Alice Friedmann, Friederike Friedmann, Carl Furtmüller, Sofie Lazarsfeld, Ernst Papanek, Luna Reich, Elly Rothwein und Regine Seidler.

Die Schicksale dieser Emigranten sollen nun im Detail dargestellt werden.[40]

Um unnötige Wiederholungen zu vermeiden, werden die Aktivitäten der einzelnen Emi- grant(inn)en im Wiener Verein der Zwischenkriegszeit mit Hilfe folgender Abkürzungen angegeben:

VS Vereinsvorsitzender

VM Vorstandsmitglied im Verein

V/V, Ä, BE, VH, S Vorträge im Verein, in der Arbeitsgemeinschaft der Ärzte, der Berater und Erzieher, am Volksheim bzw. an Volkshochschulen, an sonstigen Orten.

zP/IZI (zahlreiche) Publikationen in der *Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie*

P Publikationen

EB Erziehungsberater(in)

Für die Aktivitäten nach 1945 wurden folgende Abkürzungen benützt:

AAI Alfred Adler Institute, New York

AAMHC Alfred Adler Mental Health Clinic, New York

IAIP International Association of Individual Psychology

ASAP American Society of Adlerian Psychology

Dr. Alexandra Adler (*1901)

V/Ä, EB, P/IZ1

Die Tochter Alfred Adlers studierte Medizin. Nach ihrer Promotion (1926) spezialisierte sie sich auf Psychiatrie und Neurologie; sie arbeitete an der Universitätsklinik, zuerst mehrere Monate bei Paul Schilder, dann in der neurologischen Abteilung, in die sie von Wagner- Jauregg versetzt wurde. Erst unter dessen Nachfolger Otto Pötzl wurde sie als Assistenzärztin angestellt. Sie publizierte zahlreiche Artikel, unter anderem in der *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie.*

Im Frühjahr 1935 folgte sie ihrem Vater nach Amerika: *Unter dem Eindruck bevorstehenden politischen Unheils und demzufolge mit bösen Vorahnungen in bezug auf meine Arbeit in Österreich nahm ich im Jahre 1935 eine Einladung der Medizinischen Fakultät der Harvard Universität an.* (Adler 1973, 21). Sie berichtet von Schwierigkeiten in einem frauenfeindlichen Universitätsklima. 1946 ging sie nach New York, arbeitete dort als Psychiater in einem Frauengefängnis, eröffnete eine Privatpraxis und unterrichtete an verschiedenen Universitäten.

Nach dem Tod ihres Vaters (1937) engagierte sie sich zunehmend im Bereich der Individual-psychologie. Bereits 1938 erschien in New York das Buch *Guiding Human Misfits.* Sie wurde ärztliche Leiterin der AAMHC und hielt Vorlesungen am AAI in New York.

1954 wurde sie zur Präsidentin der neugegründeten IAIP gewählt. Alexandra Adler war auch viele Jahre Präsidentin der ASAP.

Paul Brodsky (1900—1970)

V/V, EB, P/IZ1

Der Lehrer Paul Brodsky wurde am 12. November 1900 in Wien geboren. Erscheint in den dreißiger Jahren als aktiver Individualpsychologe, vor allem als Erziehungsberater, auf. Im Jänner 1937 gehört er zu den Mitarbeitern des „Klubs der Freunde der Individualpsychologie". Sein Emigrationsjahr ist nicht bekannt. 1940 ließ er sich in Los Angeles nieder und arbeitete dort als anerkannter Kinderpsychologe und Psychotherapeut. Er hielt Vorträge

am Adler-Institut, an Abendschulen und an der Universität und publizierte über Individualpsychologie und Fragen der Erziehungsberatung. Als enger Mitarbeiter Lydia Sichers wurde er nach ihrem Tod Direktor des „Alfred Adler Counseling Center“ in Los Angeles, wo er am 9. September 1970 starb.

Danica Deutsch (1890—?)
VM 1931 — 1933, V/V, S

Danica Deutsch wurde 1890 in Sarajevo geboren. 1909 ging sie nach Wien an eine Sprachschule und fand Anschluß an einen Freundeskreis, in dem Freuds Schriften gelesen und diskutiert wurden. 1912 heiratete sie Dr. Leonhard Deutsch und schloß sich noch vor dem Ersten Weltkrieg der neuentstandenen Gruppe um Alfred Adler an. Sie engagierte sich auch nach 1918 für die Individualpsychologie. Zwischen 1932 und 1934 leitete sie eine „Arbeitsgemeinschaft für Mütter und Väter“, in der Eltern und Lehrer Erziehungsfragen diskutierten; im selben Zeitraum gab sie das *Mitteilungsblatt für individualpsychologische Veranstaltungen* heraus, das über die Aktivitäten des Wiener Vereins informierte. Nach dem 11. März 1938 gab es für sie und ihre Familie nur ein Ziel: „To leave and to find another haven." (Deutsch 215) Diesen fanden sie nach einigen Schwierigkeiten in New York, wo Danica Deutsch bald eine individualpsychologische Beratungsstelle initiierte. Die von ihr geleitete Beratungsstelle stand vor allem Ratsuchenden mit niedrigem Einkommen offen. Danica Deutsch publizierte Artikel und gab mit Kurt Adler 1959 das Buch *Essays in Individual Psychology: Contemporary Application of Alfred Adler's Theories* heraus. 1954 wurde sie in den Vorstand der IAIP gewählt. Sie arbeitete bis 1973 im AAI und starb im hohen Alter in New York.

Dr. Leonhard Deutsch
V/V, Ä, S, P/IZI

Dr. Deutsch arbeitete als Musiklehrer und entwickelte eine Klavierpädagogik auf individualpsychologischer Grundlage, die er von 1932 bis 1934 in einer eigenen Arbeitsgemeinschaft anwandte. Seine Methode publizierte er 1931 unter dem Titel *Indiyidualpsychologie im Musikunterricht und in der Musikerziehung.* Nach Hitlers Einmarsch in Österreich emigrierte er nach New York, wo er noch vor 1956 starb.

Dr. Rudolf Dreikurs (1897—1972)
VM 1931 — 1933, V/V, Ä, E, S, EB, zP/IZI
P: 1932: *Das nervöse Symptom* 1933: *Einführung in die Individualpsychologie* (aufgrund der politischen Ereignisse erschien das Buch erst 1969 unter dem Titel *Grundlagen der Individualpsychologie).*

Dreikurs studierte Medizin und promovierte 1923. Vor dem Ersten Weltkrieg war er in der Wiener Jugendbewegung aktiv, nach dem Krieg war er Vertreter der Universität im Wiener Arbeiterrat und lernte dort Alfred Adler kennen, der kurze Zeit stellvertretender Vorsitzender des Arbeiterrates war.

Über seine Emigration schreibt er: *Der Grund, warum ich ausgewandert bin. lag erstens in der Entwicklung des österreichischen Faschismus und zweitens in der Erwartung, daß Hitler früher oder später, wahrscheinlich früher, Österreich besetzen wird. Ich habe mich gerettet, indem ich im April 1937 von Wien wegging. ... Ich hatte die Wahl, nach Brasilien oder nach den Vereinigten Staaten zu gehen. Ich wählte Brasilien..., bin aber nicht dort geblieben, weil mein Doktorat nicht anerkannt wurde...* (Dreikurs 107) Ende August kam er in Rio de Janeiro an und gründete dort am 14. Oktober 1937 eine individualpsychologische Ortsgruppe, der 30 Ärzte und Pädagogen angehörten. Ende Oktober wurde die brasilianische Gesellschaft für Individualpsychologie offiziell gegründet und Dreikurs zu deren Ehrenpräsidenten gewählt. Nach New York kam er am 18. November 1937 und vier Tage später nach Chicago, wo er sich niederließ. Dort wurde er bald zum Motor der individualpsychologischen Aktivitäten, mehrere Jahre gab er das *Individual Psychology Bulletin* heraus. 1942 wurde er Professor für Psychiatrie und konnte aus dieser Position die Wiener Tradition der Verbindung von Neurosenprophylaxe und Lehrerausbildung mit Breitenwirkung fortsetzen. 1954 wurde er in den Vorstand der IAIP gewählt. Er schrieb 170 Artikel und teilweise sehr populäre Bücher *(Children: the Challenge. The Challenge of Parenthood, The Challenge of Marriage. Psychology*

in the Classroom), die auch ins Deutsche übersetzt wurden und in der Lehrerausbildung zum Einsatz kamen. Dreikurs, der von allen emigrierten Wiener Individualpsychologen mit Ausnahme Alfred Adlers die größte Popularität erreichte, starb am 25. Mai 1972 nach einem langjährigen Krebsleiden in Chicago.

Dr. Alfred Farau (1904—1972)

Alfred Farau wurde am 10. Dezember 1904 in Wien als Fred Hemfeld geboren — den Namen Farau nahm er 1940 im Exil an. Er studierte Geschichte und Philosophie und lernte 1923 Alfred Adler kennen. Farau arbeitete als Lehrer, Therapeut und Journalist, unter anderem schrieb er Hörspiele für den Rundfunk. Im Winter 1938/39 wurde er als aktiver Sozialdemokrat vier Monate im Konzentrationslager Dachau festgehalten. Im Frühjahr 1939 emigrierte er mit seiner Frau nach Italien und 1940 nach New York. Dort arbeitete er zunächst als Laufbursche und betätigte sich literarisch. 1943 erschien der Gedichtband *Das Trommellied vom Irrsinn* (bzgl. weiterer Veröffentlichungen siehe Pfänner, 206). Farau befaßte sich auch literarisch mit der Problematik des Exils. In späteren Jahren hielt er zahlreiche Vorträge über deutsche Exilliteratur an verschiedenen amerikanischen Universitäten (unter anderem NYU, Harvard, Brandeis, Cornell, Minnesota). 1960 wurde er in den Internationalen PEN-Club gewählt. Ab 1944 arbeitete Farau als frei praktizierender Psychologe und als Supervisor und Therapeut an der AAMHC.

1953 erschien in Wien das Buch *Der Einfluß der österreichischen Tiefenpsychologie auf die amerikanische Psychotherapie der Gegenwart.* Mit der gleichlautenden Dissertation promovierte er (Fred Hemfeld) an der Philosophischen Fakultät in Wien.

1964 wurde ihm von Bundespräsident Dr. Adolf Schärf für seine zahlreichen Verdienste auf wissenschaftlichem und kulturellem Gebiet der Titel eines Professors verliehen.

Dr. Alice Friedmann

V/V, Ä, E, VH, S, EB, zP/IZI

Alice Friedmann promovierte als Psychologin an der Wiener Universität und scheint in der Zwischenkriegszeit als aktive Individualpsychologin auf, die sich vor allem mit praktischen Erziehungsfragen befaßte. Sie leitete ein individualpsychologisches Kinderheim und organisierte Ferienwochen für Kinder auf individualpsychologischer Basis.

Spätestens 1940 kam sie in New York an und arbeitete bald als Psychologin. Neben einer eigenen Praxis stieg sie zur Chefpsychologin des Lebanon Hospital auf. 1969 wurde sie zum „principle psychologist" im Staat New Jersey befördert und arbeitete im State Hospital in Greystone Park.

Im hohen Alter erkrankte sie psychotisch und starb wahrscheinlich in einer psychiatrischen Einrichtung.

Dr. Friederike Friedmann (1882—1968)

EB

Friederike Friedmann wurde am 31. März 1882 in Mährisch-Weisskirchen als Tochter eines Rabbi geboren. Nach der Übersiedelung der Familie nach Wien (ca. 1990) besuchte sie das Gymnasium, studierte Physik und promovierte an der Philosophischen Fakultät. Sie arbeitete mit Lise Meitner, dachte an eine wissenschaftliche Karriere, als sie Alfred Adler kennenlernte. Die Begegnung wurde zu einem Wendepunkt in ihrem Leben, sie wurde Hauptschullehrerin, schließlich Direktorin und widmete sich völlig der Anwendung der Individualpsychologie im Schulwesen. Als aktive Sozialdemokratin wurde sie 1934 vom Dienst suspendiert. Nach dem „Anschluß" wurde sie kurzzeitig verhaftet. Da diese Ereignisse dokumentiert und in ihren schikanösen Details wohl exemplarisch für unzählige Ereignisse sind, die dem Vergessen anheim fielen, sollen die näheren Umstände hier zitiert werden. Friederike Friedmann wurde wegen Vergehens gegen „die öffentliche Ruhe und Ordnung" zu drei Monaten Arrest verurteilt. Ihre Pension wurde ihr aberkannt. Das Verfahren fand im September 1938 statt. In der Urteilsbegründung hieß es unter anderem: *Die Jüdin Dr. Friederike Friedmann ist* 56 *Jahre alt. ledig und von Beruf pensionierter Hauptschuldirektor. Ihr monatliches Ruhegehalt beträgt 160 RM. Sie besitzt in der Siedlung Hügelwiese ein Sommerhäuschen, in welchem sie sich an schönen Samstagen und Sonntagen aufhält und zahlreiche*

jüdische Gäste empfängt. — In der Siedlung Hügelwiese betreibt die Anna Bartel seit ca. 7 *Jahren ein Gemischtwarengeschäft. Zu ihren Kunden zählte auch die Angeklagte. Beiläufig vier Wochen nach dem Umbruch kam die Angeklagte in das Geschäft der Bartel, um einzukaufen. Bei dieser Gelegenheit fand eine Unterhaltung der beiden Frauen in Anwesenheit der Nichte der Bartel statt, in deren Zerlauf die Angeklagte sagte: „Es ist eine Kulturschande, daß ein Volk von 75 Millionen über 300.000 Juden herfällt. Man fängt auf der Straße die Juden zusammen, meist harmlose Spaziergänger, man schickt sie fort und läßt sie zugrunde gehen. Man schickt dann den Angehörigen die Urnen mit der Asche. Das ganze Ausland ist darüber entsetzt, und wird die Sache in der Geschichte rot vermerkt werden. " Diese Äußerungen machte die Angeklagte einige Male. Als sie deswegen einmal von der Nichte der Zeugin Bartel zur Rede gestellt wurde, die sie aufmerksam machte, daß sie durch diese Äußerungen die Pension verlieren könne, erklärte sie, das sei ihr egal. Die Angeklagte ist geständig, diese Äußerungen gemacht zu haben.* (Widerstand und Verfolgung ...,311)

Friedmann konnte mit der Hilfe englischer Freunde nach Großbritannien emigrieren, wo sie bis Kriegsende als Lehrerin arbeitete. 1945 kehrte sie nach Wien zurück und arbeitete bis zu ihrer Pensionierung als Schulinspektorin. Sie nahm an den Bemühungen zur Wiedererrichtung des individualpsychologischen Vereins teil und war von 1953 bis 1961 dessen Präsidentin. 1954 wurde sie in den wissenschaftlichen Beirat der IAIP gewählt. Bis 1966 hielt sie Erziehungsberatungen in der Urania ab. Am 7. November 1968 starb sie in Wien.

Dr. Emil Fröschels (1884—1972)
EB

Emil Fröschels studierte an der Wiener Universität Medizin und promovierte im Jahr 1907. Er spezialisierte sich auf Logopädie (eine Bezeichnung, die er prägte) und Phoniatrie, war von 1924 bis 1938 Vorstand der Logopädie-Abteilung an der Universitätsklinik und Professor in der HNO-Abteilung der Universität. Er war auch Präsident der „Österreichischen Gesellschaft für Phoniatrie". Fröschels emigrierte 1939 nach New York und arbeitete ab 1940 als Direktor der Sprech- und Stimmklinik am Mt. Sinai Hospital, später am Beth David Hospital. Er war Gründer und Ehrenpräsident auf Lebenszeit der „International Association for Logopedics" und seit 1947 Präsident der „New York Society of Speech and Voice Therapy". Seine wissenschaftlichen Verdienste wurden 1961 auch von der Österreichischen Bundesregierung gewürdigt. Fröschels hat eine eigene Therapie für Stotterer entwickelt, in die auch individualpsychologische Erkenntnisse einflossen, und war seit 1950 im Vorstand des AAI tätig. Er hat 23 Bücher und mehr als 300 Artikel über Sprechstörungen, Stimme, Psychotherapie und Philosophie publiziert (vgl. *Selected Papers of Emil Fröschels. 1940—1964* Amsterdam 1964). Er starb am 18. Jänner 1972 in New York.

Dr. Carl Furtmüller (1880—1951)
V /V, P/IZI

P: (Hrsg. mit Alfred Adler): *Heilen und Bilden: ärztlich-pädagogische Arbeiten des Vereins für Individualpsychologie.München* 1914; Furtmüller 1983.

Carl Furtmüller studierte in Wien Germanistik, Philosophie und Französisch und promovierte 1902. Er arbeitete als Mittelschulprofessor. Um die Jahrhundertwende schloß er sich der sozialdemokratischen Bewegung an und war Gründungsmitglied des Vereins „Volksheim". 1904 heiratete er Aline Klatschko, die aus einer revolutionären russischen Emigrantenfamilie kam und als Mittelschulprofessorin arbeitete. Sie wurde im „Roten Wien" sozialdemokratische Abgeordnete im Wiener Landtag. Die Furtmüllers wurden zu einem Treffpunkt für sozialistische Intellektuelle. Auch Alfred Adler, der ebenfalls mit einer Russin verheiratet war, gehörte zu den Gästen. Durch ihn wurde Furtmüller in Freuds „Mittwoch-Gesellschaft" eingeführt, die sie zusammen 1911 verließen. Er war wichtigster Mitarbeiter beim Aufbau des „Vereins für Individualpsychologie" und hat vor allem Adlers Hinwendung zur Pädagogik bewirkt. Im „Roten Wien" war Furtmüller im Kreis der Individualpsychologen kaum mehr aktiv, da er voll von seiner Tätigkeit in Glöckels Schulreformabteilung absorbiert wurde. Er arbeitete 1922 bis 1927 vor allem an den Schulversuchen zur „Allgemeinen Mittelschule" und publizierte zahlreich über die Schulreform. Von 1920 bis 1933 gab er die *Wiener Schule,* die Zeitschrift des Stadtschulrates, heraus. Furtmüller

ermöglichte die Dozentur Adlers am „Pädagogischen Institut der Stadt Wien“ und förderte die individualpsychologischen Erziehungsberatungsstellen an Schulen. Nach dem 12. Februar 1934 wurde er entlassen, seine Frau mehrere Wochen verhaftet.

1934 bis 1938 unterstützten die Furtmüllers in schlichter Selbstverständlichkeit die illegale Opposition gegen das illegale faschistische Regime; dann kam der Anschluß und Carl Furtmüller, der urwüchsige Wiener, plötzlich zum Juden gestempelt, durfte nicht mehr im Park spazieren gehen. 1939 gingen Carl und Lina Furtmüller nach Paris ins Exil. Nach Kriegsausbruch wurde er — wie alle männlichen Flüchtlinge — in ein Konzentrationslager am Stadtrand gebracht. Nach dem Einmarsch der Hitlerschen Truppen im Mai 1940 gelang die Flucht zunächst nach Südfrankreich, dann illegal über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie von der Polizei aufgegriffen und mehrere Monate lang getrennt in Francos Gefängnissen festgehalten wurden, bis ein von Präsident Roosevelt persönlich erteiltes Visum sie erlöste. Uber Lissabon ging es nach den Vereinigten Staaten, wo das Paar im Jänner 1941 eintraf, Lina — ohne ihr Wissen — todkrank; sie starb im Dezember an Leukämie. In Amerika arbeitete Furtmüller zunächst in einer Kleiderfabrik; im Herbst 1942 fand er eine Anstellung als Lateinlehrer an der Quäkerschule in Baltimore. Im letzten Kriegsjahr arbeitete er als Übersetzer für die Osterreich-Sendungen der Voice of America. (Lux Furtmüller, 19)

Erst 1947 erhielt Furtmüller eine Einreisebewilligung und kehrte nach Österreich zurück, wo er von 1948 bis zu seinem Tod (1. Jänner 1951) als Direktor des „Pädagogischen Instituts der Stadt Wien" tätig war.

Dr. Olga Knopf
VM 1929/30, V/V, S, EB, zP/IZI

Die Gynäkologin Olga Knopf publizierte in der *IZI* unter anderem über Fragen aus ihrem Fachgebiet (zum Beispiel Frigidität) und war Mitarbeiterin im individual-psychologischen Ambulatorium. Sie emigrierte in die Vereinigten Staaten und wurde dort Psychoanalytikerin. 1975 publizierte sie in New York das Buch *Successful Aging: The Facts and Fallacies of Growing Old.*

Dr. Hilde Krampflitschek († 1958)
V /V, S, EB, P/IZI

Die Ärztin Hilde Krampflitschek war unteranderem im 1927 in Wien entstandenen Kreis sozialistischer Individualpsychologen aktiv. Im selben Jahr erschien ihr Buch *Das phantastische Kind* in der von Alice Rühle-Gerstel (Dresden) herausgegebenen individualpsychologischen Schriftenreihe über Problemkinder. Nach ihrer Emigration in die Vereinigten Staaten nannte sie sich Hilde Kramer. Sie starb 1958 in New York.

DDr. Erwin Otto Krausz (1887—1968)
VM 1932/33, V/V, Ä, VH, S, zP/IZI

Der 1887 in Munkacz (Ungarn) Geborene studierte in Czernowitz und promovierte 1911 als Dr. phil. Er ging nach Wien und soll dort durch Stefan Zweig Alfred Adler kennengelernt haben. Krausz war noch vor dem Ersten Weltkrieg im individualpsychologischen Verein aktiv und arbeitete nach einem Forschungsaufenthalt in England als Englischlehrer an einem Wiener Gymnasium. In der Zwischenkriegszeit war er ein wichtiger Mitarbeiter Alfred Adlers, unter anderem ab 1932 Vorsitzender der individualpsychologischen Arbeitsgemeinschaft der Berater und Erzieher. 1935 ging er in die Vereinigten Staaten, ließ sich in Chicago nieder und vollendete dort sein Medizin-Zweitstudium, das er 1914 in London begonnen hatte. Bis 1937 war er Mitherausgeber der amerikanischen Ausgabe der *IZI.* Krausz praktizierte als Psychiater und starb am 25. März 1968 in Chicago.

Sofie Lazarsfeld (ca. 1882—1976)
V /V, S, EB, zP/IZI
P: 1927: *Die Ehe von heute und morgen. Elternbuch:* 1929: *Erziehung und Ehe, Technik der Erziehung* (Hrsg.); 1931: *Wie die Frau den Mann erlebt.*

Die Autodidaktin Sofie Lazarsfeld hat der Individualpsychologie den Bereich der Ehe- und Sexualberatung erschlossen. Sie gab die Buchreihe „Richtige Lebensführung“ heraus, in der

Erziehungsfragen aus individualpsychologischer Sicht für ein einfaches Publikum aufbereitet wurden. Sie arbeitete als Erziehungs- und Eheberaterin und war im Kreis der sozialistischen Individualpsychologen aktiv. Als engagierte Sozialistin öffnete sie ihr Haus den führenden Intellektuellen der österreichischen Sozialdemokratie. Sie emigrierte 1938 nach Paris und kam 1941 nach New York. Dort praktizierte sie als psychologische Beraterin und hielt Vorträge. Sie starb am 24. September 1976 in New York, einen Monat nach dem Tod ihres berühmten Sohnes, des Sozialforschers Paul Lazarsfeld.

DDr. Alexander Neuer (+ 1940/41)
VS 1927—1929, V/V, VH, EB, zP/IZI
P: 1926: *Mut und Ermutigung. Die Prinzipien der Psychologie Alfred Adlers.*

Der Arzt und Philosoph Alexander Neuer gehörte zu den ersten Mitgliedern der individualpsychologischen Schule in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Er war der philosophische Kopf der Wiener Individualpsychologen und hat Adler in der Ausarbeitung zentraler Begriffe und der philosophischen Orientierung seiner Lehre maßgeblich beeinflußt. Er arbeitete als Psychiater und war auch im individualpsychologischen Ambulatorium tätig. Anfang der dreißiger Jahre war er in Berlin, kam aber nach Hitlers Machtergreifung nach Wien zurück. Die Emigration führte ihn nach Paris, Palästina und erneut nach Paris. Er konnte sich — auch aufgrund einer schweren Krankheit — nicht mehr retten und starb Ende 1940/Anfang 1941 in einem französischen Konzentrationslager.

Dr. Olga Oller
N/N, S, EB

Die Ärztin Olga Oller emigrierte nach New York und lebte dort unter dem Namen Olga Brody-Oller.

Ernst Papanek, Ed. D. (1900—1973)

Der sozialdemokratische Schulreformer (vgl. Papanek: *The Austrian school reform: its bases, principles and development — the twenty years between the two world wars.* New York 1962) wurde erst in der Emigration als Individualpsychologe aktiv: als Vorstandsmitglied des AAI und Co-Direktor der AAMHC in New York sowie ab 1954 als Vorstandsmitglied der IAIP. Papanek emigrierte als enger Mitarbeiter Otto Glöckels nach der Machtergreifung des Austrofaschismus über die Tschechoslowakei und die Schweiz nach Frankreich und 1940 nach New York. Seine Bemühungen in Frankreich und New York retteten hunderten Flüchtlingskindern das Leben (vgl. Papanek: *Out of the Fire,* New York 1975). Er starb am 5. August 1973 während eines Wienbesuchs.

Dr. Helene Papanek (*1901)

Die in Wien ausgebildete Ärztin emigrierte 1938 nach Paris und 1940 nach New York, wo sie zunächst als Krankenschwester, später als Psychiaterin arbeitete. Sie war lange Zeit Direktorin des AAI (s. auch Prost, 461).

Dr. Franz Plewa
V/V, Ä, S, P/IZI

Franz Plewa studierte Medizin und war von 1935 bis zur Auflösung des Wiener „Vereins für Individualpsychologie“ im Februar 1939 dessen Vorsitzender. Der Auflösungsbescheid konnte ihm nicht mehr zugestellt werden, da er inzwischen nach England emigriert war.

Dr. Luna Reich (t 1967)

Dr. phil. Luna Reich, ein Mitglied des Wiener Vereins, emigrierte nach New York. Sie arbeitete viele Jahre ehrenamtlich an der AAMHC und starb am 28. Juli 1967.

Elly Rothwein
VM 1927—29, V/V, S, EB, P/IZI

Die Pädagogin Elly Rothwein arbeitete unter anderem in der Gruppe sozialistischer Individualpsychologen, organisierte 1927 Spiel- und Beschäftigungstage für Kinder und

1933 ein Kinderheim für Klein- und Schulkinder auf individualpsychologischer Grundlage. Sie emigrierte nach Chicago und war in der Gruppe um Rudolf Dreikurs vor allem als Erziehungsberaterin und Vortragende aktiv. Sie nannte sich in der Emigration Eleonore Redwin und ist erst kürzlich gestorben.

Dr. Edmund Schlesinger (1893—1968)
V/V, Ä, BE, S, P/IZI

In Paris geboren, in Wien aufgewachsen, promovierte Schlesinger an der Juridischen Fakultät. 1932 leitete er eine Arbeitsgemeinschaft für individualpsychologische Kriminologie. Er emigrierte nach Paris und konnte dort vielen Emigranten helfen. 1940 kam er in die Vereinigten Staaten, unterrichtete an der Cornell University und ab 1946 an der Universität in Louisville in Kentucky, wo er sich großer Beliebtheit erfreute. Schlesinger starb am
5. April 1968 in Louisville.

Dr. Edmund Schletter (1891—1964)
V/V, P/IZI

Schletter promovierte an der Juridischen Fakultät der Universität Wien. Im US-Amerikanischen Exil studierte er Klinische Psychologie und arbeitete als „senior clinical psychologist" am State Hospital in Jamestown, North Dakota, bis 1957. 1958 wurde er Mitarbeiter in der AAMHC in New York. Er starb am 23. August 1964 in Syracuse im Staat New York.

Regine Seidler (1895—1967)
VS/Stv. 1929—1931, VM 1926—1929, 1931 — 1933, V/V, BE, VH, EB, zP/IZI

Die Haupschullehrerin Regine Seidler gehörte zu jener Gruppe junger Lehrer (Birnbaum, Spiel, Scharmer und andere), die Anfang der zwanziger Jahre auf die Individualpsychologie stießen und sie im schulischen Bereich anwandten. Seidler organisierte eine der ersten Erziehungsberatungsstellen an einer Schule, publizierte in Lehrerzeitschriften und wandte die Individualpsychologie im Unterricht an. 1939 kam sie mit der Hilfe von Freunden in die USA, zunächst nach Rochester, N. Y., 1941 nach Auburn, N. Y., und studierte an der Universität von Syracuse (M. A.). 1947 ging sie nach Des Moines, Iowa, und arbeitete als Psychologin an einer Erziehungsberatungsstelle. Am 27. Februar 1967 starb sie in Des Moines.

Rosa Seidmann
Die Wiener Individualpsychologin emigrierte nach Palästina (Rom, 91).

DDr. Lydia Sicher (1890—1962)
VM 1929—1933, V/V, Ä, S, EB, zP/IZI

Dr. med. et phil. Lydia Sicher war neben ihren zahlreichen Engagements im Wiener Verein ab 1929 — in Vertretung Adlers — Leiterin des ersten individualpsychologischen Ambulatoriums, das im Mariahilfer Ambulatorium untergebracht war. Sie emigrierte nach Los Angeles, wo sie treibende Kraft beim Aufbau einer starken individualpsychologischen Ortsgruppe war. Sie arbeitete in einer psychiatrischen Klinik und war Vizepräsidentin der ASAP. Lydia Sicher starb am 2. April 1962.

Dr. Emmerich Weiszmann

Der Arzt Emmerich Weißmann gehörte zu einem Zirkel sozialistischer Individualpsychologen, der sich 1927 in Wien bildete, und war 1937 Mitarbeiter im „Klub der Freunde der Individualpsychologie". Er emigrierte über Paris nach England und war dort lange Jahre Mitherausgeber des *Individual Psychology News Letter* sowie Vorsitzender der „Britischen Gesellschaft für Individualpsychologie".

Dr. Erwin Wexberg (1881—1957)
VM 1930/31, V/V, Ä, BE, VH, S, EB, zP/IZI
P: 1926: *Handbuch der Individualpsychologie* (Hrsg., 2 Bände) *Das nervöse Kind — Ein*

Leitfaden für Eltern und Erzieher; 1928: *Individualpsychologie. Eine systematische Darstellung:* 1930: *Einführung in die Psychologie des Geschlechtslebens*

Wexberg, der eine psychiatrische Praxis in Wien betrieb, gehörte schon vor dem Ersten Weltkrieg zur Gruppe um Alfred Adler. Im „Roten Wien“ wurde er zu einem der wichtigsten Mitarbeiter, lange Zeit Vorsitzender der ärztlichen Arbeitsgemeinschaft und einer der besten Repräsentanten der Adlerschen Lehre. Er war auch im Kreis der sozialistischen Individualpsychologen aktiv und schrieb 1924 einen Artikel über „Individualpsychologie und Sozialistische Erziehung“ in der gleichnamigen sozialdemokratischen Zeitschrift. Wexberg emigrierte etwa 1937, zunächst nach Louisiana, und kam bei Kriegsende nach Washington D. C., wo er als Psychiater und Psychotherapeut arbeitete.

Dr. Zoltan Wiesinger (1909—1977)

Der gebürtige Ungar studierte in Wien Medizin und promovierte 1933. Anfang der dreißiger Jahre schloß er sich den Individualpsychologen an. Erarbeitete an der psychiatrischen Universitätsklinik und als Erziehungsberater. 1933 ging er nach Genf und studierte bei Cerletti und Bini, den Erfindern des Elektroschocks. Er setzte seine Studien in Bologna fort. Die politische Entwicklung in Deutschland veranlaßte ihn, nach Paris zu gehen. Bei Kriegsausbruch bot er sich der Britischen Armee an, wurde aber als „feindlicher Ausländer“ zurückgewiesen. Nach Frankreichs Fall flüchtete er nach Paraguay, wo er zwei Jahre lang als Psychotherapeut arbeitete. 1942 wurde er zum „Government Medical Officer“ nach Antigua und 1958 zum medizinischen Leiter der Nervenklinik bestellt, eine Position, die er bis zu seinem Tod innehatte. 1966 wurde er von Königin Elizabeth zum „Officer of the Most Excellent Order of the British Empire" ernannt. Wiesingers Klinik war für die gesamten britischen Leeward-Inseln zuständig und erfreute sich in Antigua großer Beliebtheit. Er war auch Mitglied der britischen und der New Yorker Gruppe der Individualpsychologen.

6. IN DER EMIGRATION

Mit dem „Anschluß“ Österreichs ans Deutsche Reich im März 1938 setzte der Exodus der Emigranten in voller Stärke ein. Die meisten von ihnen waren aufgrund ihrer jüdischen Herkunft gezwungen, Wien zu verlassen. Nicht wenige waren aber auch politisch exponiert und gefährdet. Die überwiegende Mehrzahl der Emigranten ging in die Vereinigten Staaten und dort vor allem nach New York. Dreikurs und Rothwein ließen sich in Chicago, Sicher und Brodsky in Los Angeles nieder. Einige Emigranten (Friedmann, Plewa, Weißmann) fanden in Großbritannien Zuflucht. Paris war für viele vor Kriegsbeginn Zwischenstation. Dort trafen sich Sofie Lazarsfeld, Edmund Schlesinger, Emmerich Weißmann, Alexander Neuer und Manes Sperber. Für Neuer war es die letzte Station seiner Flucht. Er konnte sich nicht mehr retten und starb Ende 1940/Anfang 1941 in einem französischen Konzentrationslager.

Die psychosozialen Auswirkungen des Exils wurden sehr unterschiedlich erlebt, wofür hier zwei Beispiele stehen sollen:

Rudolf Dreikurs berichtet, er habe Wien freiwillig verlassen, bevor er von den Nazis dazu gezwungen werden konnte, und daher nie das Gefühl gehabt, ein Flüchtling zu sein, sondern sich gefreut, aus dem kleinen Österreich mit den beschränkten Lebensbedingungen herausgekommen zu sein: *Ich habe die Tatsache, daß ich von Wien weggegangen bin, niemals als ein Opfer, einen Verlust angesehen, sondern als offene Türen, wo ich gehen konnte, wo immer ich wollte. Das hat mir ein großes Gefühl der Freiheit gegeben und war wahrscheinlich die Ursache, warum ich die Psychologie der Leute, die sich als Flüchtlinge gefühlt haben, nicht teilen konnte.*[41] Dreikurs gelang es rasch, sich in Chicago zu integrieren. Bereits 1942 wurde er Professor für Psychiatrie. Aus seinen Briefen an die zurückgebliebenen Familienmitglieder in Wien geht jedoch hervor, daß er in der relativ kurzen Zeit, da seine Zukunft in Chicago unsicher und düster aussah, von ähnlichen Ängsten und Sorgen heimgesucht wurde wie die meisten Emigranten:[42] So wirft er in einem Brief vom 24. November 1937 die Frage auf, warum er von Wien weggefahren sei: *... um hier denselben beginnenden Antisemitismus zu sehen, der die Juden veranlaßt, ausschließlich in jüdischer Gesellschaft zu verkehren, der verhindert, daß*

ein Jude ordentlicher Professor an der Universität wird — wie man mir sagte. — Und um hier dieselbe Not und das Elend zu finden, das sich jetzt, nach zwei Monaten neuer wirtschaftlicher Depression wiederfindet, neue Arbeitslosigkeit, neue Armut und Geldmangel.... Was man alles aufgibt, erkannte ich im Gespräch mit Frau Kraus.[43] *Es fehlen doch die vielen Verwandten und alten Freunde. Die neuen sind doch von einer anderen Mentalität. Und man ist doch fremd in einemfremden Land. —Es ist furchtbar, wie Kraus sich plagen muß. Das Medizinstudium ist hier so schwer, wie man sich bei uns nicht entfernt träumen läßt.* Am 26. November schreibt er, er habe gehört, „daß es auch Wexberg hier sehr dreckig gegangen sein soll am Anfang, er sei ganz deprimiert und verzweifelt gewesen". Am 1. Dezember 1937 heißt es: „Übrigens erzählen mir alle, wie arg ihnen die erste Zeit hier war. Lazarsfeld hatte ein Jahr hier gelitten, weil er nichts Rechtes zu tun fand." Aber sehr bald zählt Dreikurs auch die Vorteile der Emigration auf: *Aber hier hat man immerhin die persönliche Freiheit. Wenn man an Deutschland und auch an unser liebes Österreich denkt, dann muß man doch froh sein, daß man hier leben kann — wenn es auch so dreckig hier ist! Hier kann man doch reden und denken und arbeiten, was man will.*[44] Und am 10. Dezember 1937 heißt es:

Allmählich komme ich doch darauf, wie interessant Amerika eigentlich ist und wie wichtig es für mich ist, gerade jetzt hier zu sein. Die bedeutendsten Geister Europas kommen her, auch wenn sie nicht dazu gezwungen wurden, ihre alte Arbeitsstätte zu verlassen. — William Stern ist in Amerika und Kurt Lewin, letzterer sogar nicht weit von hier. Und gerade jetzt besteht hier ein großes Bedürfnis, mit allen verschiedenen psychologischen Richtungen zusammenzuarbeiten. Cooperation ist hier das Modewort von heute! Im selben Brief heißt es optimistisch: „Ich habe wirklich den Eindruck, daß es mir mit etwas Geduld in absehbarer Zeit gelingen müßte, mir hier einen Namen zu machen." Am 12. Dezember 1937, drei Wochen nach seiner Ankunft in Chicago, schreibt Dreikurs über die neue Situation: *Allmählich komme ich so in die richtige Stimmung, um das Land mit seinen Eigentümlichkeiten auf mich wirken zu lassen. Es ist manchmal, als ob ich allmählich aufwachen würde und bemerke, wo ich eigentlich bin. Dann mutet es mich so sonderbar an. daß ich wirklich jetzt in Amerika bin und daß die Straßen und Häuser, die Menschen, die ich sehe und alles um mich herum wirklich zu USA gehören. Ich weiß manchmal wirklich nicht mehr, wohin ich eigentlich gehöre.... Die Leute sind hier überhaupt sehr korrekt. Soviel Freundlichkeit und Höflichkeit kann sich ein Wiener gar nicht vorstellen. Alles ist korrekt — aber genau eingeteilt. Persönlichen Schwung gibt es kaum. Einer ist wie der andere. Alle sagen, wie glücklich sie sind, einen kennen gelernt zu haben und kaum Einem kann man es glauben. Alle Männer reichen einem beim Kennenlernen die Hand und keine Frau wird das tun.... Bitte und Danke wird unendlich oft gesagt, jeder entschuldigt sich, sooft er kann, und findet es immer „All right!", wenn ein anderer sich entschuldigt. Alles ist Schablone, die man ganz einfach kennen muß, sonst ist man ungezogen.... Beim Essen muß man Gabel und Messer ständig wechseln und stets das gerade in Tätigkeit befindliche Instrument in der rechten Hand halten usw. usw.! Gottseidank sind genug Europäer da. die ein wenig Unordnung in die Sitten bringen. Nur sind die Amerikaner darüber sehr bös. Sie fragen jeden, wie es ihm hier gefällt und sind bitter gekränkt, wenn jemand etwas auszusetzen hat.*

Anders als die Eindrücke des erfolgreichen Dreikurs über die ersten Wochen in Amerika sind die Berichte von Alfred Farau. Dieser mußte sich seinen Lebensunterhalt in New York zunächst als Laufbursche verdienen. Die Auswirkungen der Emigration sah er pessimistischer: *Die Emigration eines geistig schaffenden Menschen wird sowohl in ihren seelischen Auswirkungen wie in ihren praktischen Folgen oft etwas zu einfach betrachtet, so als ob nach anfänglichen Schwierigkeiten wieder alles in Ordnung sei. Die Wirklichkeit sieht wesentlich anders aus. Manches kommt nie wieder in Ordnung..* ,[45] Farau berichtet von Schuldgefühlen gegenüber den Zurückgebliebenen, darüber, überlebt zu haben und in Sicherheit zu sein.[46]

Der Umstand, daß die USA ganz unter dem Einfluß der Psychoanalyse standen und von den Psychoanalytikern Druck gegen arbeitssuchende Adlerianer ausgeübt wurde, verschärfte die psychosozialen und ökonomischen Lebensbedingungen aller individualpsychologischen Emigranten.[47] Manche verheimlichten ihre Zugehörigkeit, um ihre Stellung oder ihren Aufstieg nicht zu gefährden.[48] Diese Erfahrungen haben — vielleicht stärker als theoretische Gegensätze — die Feindschaft der beiden tiefenpsychologischen Schulen in den USA vergrößert.

7. DIE ZURÜCKGEBLIEBENEN

Einige der in Wien zurückgebliebenen Individualpsychologen wurden Opfer des politischen und rassistischen Terrors. Die sozialdemokratische Ärztin Margarete Hilferding (*1871) (V/V, Ä, S, EB, P: 1926: *Geburtenregelung)* wurde am 21. September 1942 vom Konzentrationslager Theresienstadt nach Maly Trostinec deportiert und überlebte diesen Todestransport nicht. Der Gymnasialprofessor David Ernst Oppenheim (*1881) (VS/Stv. 1926—1927, VM 1930—1932, V/V, VH, zP/IZI, P: 1926: *Dichtung und Menschenkenntnis)* starb am 18. Februar 1943 im Konzentrationslager Theresienstadt.[49] Andere, wie Martha Holub (VM 1927—1933, V/V, BE, S, EB, zP/IZI) und Helene Bader (V/V, BE, S, EB, P/IZI) verschwanden in der NS-Zeit spurlos. Zwei enge Mitarbeiter Adlers, der Arzt Arthur Holub (VS 1929—1933, V/V, Ä, S, EB, zP/IZI, P: 1931: *Die Lehre von der Organminderwertigkeit)* und die Musiklehrerin Ida Löwy (V/V, S, EB, zP/IZI) starben noch vor Ausbruch des Krieges eines natürlichen Todes.[50]

Drei der wichtigsten Mitarbeiter Adlers, die Lehrer Ferdinand Birnbaum (1892—1947) und Oskar Spiel (1892—1961) und der Psychiater Karl Nowotny (1895—1965), aber auch Franz Scharmer und Fritz Fischl, blieben in Wien zurück und überlebten die NS-Jahre.[51] Es gelang ihnen, den individualpsychologischen Diskurs auch während der Kriegszeit — teilweise illegal — fortzusetzen. Anders als in den Vereinigten Staaten kam es in Wien zu einer temporären Zusammenarbeit mit Psychoanalytikern um August Aichhorn, wobei auch Fragen der Konvergenz der beiden Schulen behandelt wurden.[52] Oskar Spiel hielt die Ereignisse jener Jahre fest: *Da kam der „Individualpsychologe" M. H. Göring und tat, als ob.*[53] *Aber schon nach wenigen Stunden sah man, wie er es (wie Seif in München) machte: alles benützen, alles tun. aber nicht sagen, wer Psychoanalyse und Individualpsychologie geschaffen hat. Birnbaum, ich und Aichhorn wurden, ohne gefragt zu werden, zu „Behandelnden Psychologen" ernannt, und wir waren einfach die „Wiener Ortsgruppe" des Deutschen Institutes für Psychotherapie. Wir kamen einmal im Monat bei Aichhorn zusammen, und diese Abende, an denen fachgesimpelt wurde, waren Lichtblicke in der trostlosen Öde. Bald nahmen wir auch die Verbindung mit Nowotny auf und er, Birnbaum und ich arbeiteten zusammen. Nowotny übergab uns Fälle seiner nervenärztlichen Praxis und so wurde „illegal" gearbeitet, denn die Individualpsychologie war ja verboten und der Verein aufgelöst. Daneben konnte mich natürlich niemand hindern, Kinder meiner Klasse und deren Eltern zu „behandeln". sodaß ich nicht aus der Übung kam.. .*[54] Die von Spiel erwähnte Zusammenarbeit mit Nowotny führte ab etwa 1942 zu regelmäßigen Zusammenkünften in dessen Wohnung, an denen Spiel, Birnbaum und auch jüngere Interessierte teilnahmen. Dieser illegale Kreis war rein individualpsychologisch orientiert. Ein Teilnehmer war der Internist Paul Grüneis, der ein führendes Mitglied der Widerstandsbewegung im Allgemeinen Krankenhaus in Wien war. Zu den bei Kriegsende hinzugestoßenen jüngeren Mitgliedern gehören jene, die für die Entwicklung der Individualpsychologie in der Zweiten Republik bedeutende Leistungen erbrachten: Erwin Ringel, Walter Spiel (der Sohn Oskar Spiels) und Knut Baumgärtel.

Die Aufnahme in dieser Gruppe erfolgte nach strengen Kriterien, und die Breitenwirkung blieb beschränkt, da man aus Furcht vor Maßnahmen der Gestapo die Gruppe bewußt personell klein hielt.[55]

8. INDIVIDUALPSYCHOLOGIE NACH 1945

Die zahlreichen Emigrationen haben dazu beigetragen, daß die Individualpsychologie nach Kriegsende in Österreich nicht wieder annähernd jene Stärke erreichte, die sie in der Zwischenkriegszeit hatte. Zwar konnte der individualpsychologische Verein im Frühjahr 1946 reaktiviert werden und Karl Nowotny, der inzwischen zum Leiter der Nervenheilanstalt Maria Theresienschlößl ernannt worden war, die Individualpsychologie in Vorlesungen an der Medizinischen Fakultät repräsentieren, auch entstand für kurze Zeit wieder eine individualpsychologische Versuchsschule und erschienen fünf weitere Jahrgänge der *IZI,* aber schon 1947 brachte der Tod Ferdinand Birnbaums einen empfindlichen Rückschlag.[56] Oskar Spiel konnte nach dem Krieg Vorlesungen am Pädagogischen Institut der Stadt Wien

aufnehmen und publizierte 1947 seine Erfahrungen in der individualpsychologischen Versuchsschule.[57] Das mangelnde Interesse und die fehlenden Bemühungen des offiziellen Österreich hinsichtlich einer Heimholung der Emigranten unterstrich diese schwierige Lage.[58] Von den 29 emigrierten Individualpsychologen sind nur Friederike Friedmann und Carl Furtmüller nach Wien zurückgekehrt, wo dieser bis zu seinem Tod Anfang 1951 als Direktor des Pädagogischen Instituts der Stadt Wien wirken konnte.

Der Schwerpunkt individualpsychologischer Aktivitäten hatte sich in die Vereinigten Staaten verlagert, wo vor allem in New York, Chicago und Los Angeles große und aktive Gruppen entstanden. Die psychologisch geschulten Ärzte waren gesuchte Mitarbeiter im Psychiatriewesen.[59] Individualpsychologen wirkten auch in den neuen heilpädagogischen Einrichtungen, zum Beispiel in den zahlreich entstandenen Child Guidance Clinics.

Alfred Farau hat in seinem 1953 in Wien erschienenen Buch *Der Einfluß der österreichischen Tiefenpsychologie auf die amerikanische Psychotherapie der Gegenwart* festgehalten, daß durch die vielen Emigranten *in der Verbreitung und in der praktischen Anwendung der Tiefenpsychologie... in den letzten zehn Jahren nirgends so viel geleistet worden (ist), wie in den Vereinigten Staaten von Amerika.* Die Tiefenpsychologie bezeichnete er neben der Musik als eine der beiden geistigen Welteroberungen Österreichs.[60]

Aus den Vereinigten Staaten kamen daher auch Impulse für die Tätigkeit der deutschsprachigen Individualpsychologen. Die Verpöntheit mancher Adlerscher Begriffe (zum Beispiel „Gemeinschaftsgefühl") nach den bitteren Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus,[61] aber auch die Tatsache, daß Adlers Schriften im deutschen Sprachraum erst wieder gegen Ende der sechziger Jahre neu aufgelegt wurden, haben dazu geführt, daß Adler „abhanden" gekommen war;[62] selbst die, die ihn verehrten, hatten von seinen Grundgedanken nur noch eine sehr ungefähre Ahnung.[63] 1972 machte ihn die Übersetzung eines amerikanischen Buches mit ausgewählten Schriften Adlers auch im deutschen Sprachraum wieder bekannt.[64] Auch die erziehungspraktischen Bücher von Rudolf Dreikurs wurden übersetzt und stießen auf Interesse in Pädagogenkreisen.

Die Impulse aus den Vereinigten Staaten in der Nachkriegszeit gestalteten sich im Fall der Wiener Individualpsychologen sehr konkret. Birnbaum, Spiel, Fischl und andere erhielten Care-Pakete aus New York und Los Angeles und — nach langen Jährender Isoliertheit — neuere individualpsychologische Publikationen. Am 23. Mai 1947 schrieb Ferdinand Birnbaum an Rudolf Dreikurs in Chicago: *Vielen herzlichen Dank für die Zusendung der Bulletins! Sie können gar nicht ermessen, welch ein starker Impuls von diesen Blättern ausgeht. wenn wir nun zum ersten Male etwas von den wissenschaftlichen Fortschritten unserer Bewegung erfahren! Wir waren ja bis dahin völlig in Unwissenheit.... Sie können sich die schreckliche Situation von derartig isolierten Menschen, wie wir es zu dieser Zeit waren, gar nicht vorstellen. Den Psychoanalytikern ging es auch nicht besser. Wir beide hatten das Gefühl, weit, weit hinter der Entwicklung unserer Lehren zurückgeblieben zu sein — und es ist wohl auch richtig gewesen, so zu denken. Freilich haben wir unsere alten Bücher umso genauer studiert... und dabei manches Entgangene jetzt erst zu beachten begonnen.*[65]

Die Vertreibung der tiefenpsychologischen Schulen hatte nicht zuletzt Auswirkungen auf die Situation an den Universitäten der Zweiten Republik. Rudolf Dreikurs schrieb 1958 anläßlich eines Wien-Besuches über das dortige Psychologische Institut: *Es ist durch und durch experimentell ausgerichtet und gegen Freudianische oder Adlerianische Einflüsse verschlossen. Die graduierten Psychologen der Universität werden in ihrem offiziellen Studienplan mit keiner einzigen Idee Freuds oder Adlers konfrontiert^* Auch fünfzig Jahre nach der Vertreibung der Psychoanalyse und der Individualpsychologie aus Wien gibt es in Österreich keinen einzigen ordentlichen Lehrstuhl an den psychologischen Instituten, der mit einem Vertreter dieser Schulen besetzt wäre.

Anmerkungen:

1 Spiel (1977, 160) berichtet: „Der Aderlaß der Individualpsychologie war fast noch schrecklicher als der bei der psychoanalytischen Vereinigung. Es blieben praktisch nur vier bis fünf Personen in Wien zurück." Handlbauer (1984, 196) zählt 19 Emigrant(inn)en namentlich auf.

2 Die Quellen für diese Materialsammlung sind einerseits Handlbauer 1984 und die darin berücksichtigten Informanten (Adler 1973 und 1977, Dokumentationsarchiv... 1975, Dreikurs 1973, Fischl 1950, Hemfeld 1950, Huber 1977 und 1981, Jacobi 1974, Reichmayr/Wiesbauer 1978, Schnell 1977, Skopec 1984, Solms-Rödelheim 1976, Spiel 1977); der Nachlaß von Oskar Spiel im Besitz Walter Spiels; das Archiv der Vereinspolizei in der Polizeidirektion Wien), andererseits eine Reihe neuer Bücher und Artikel (Lux Furtmüller 1983, Pfänner 1983, Prost 1987, Stepansky 1983). Äußerst ergiebig gestaltete sich ein Forschungsaufenthalt in New York und Washington D. C. im Frühsommer 1987, der von der Fulbright-Commission gewährt wurde. Es konnten die „Papers of Alfred Adler“ und die „Papers of Rudolf Dreikurs" in der Manuskript-Abteilung der Library of Congress (Washington D. C.) gesichtet und zahlreiche Informationen in den verschiedensten Zeitschriften und Dokumenten im Archiv des Alfred Adler-Institutes in New York gefunden werden. Auch eine Reihe von Interviews waren ergiebig — im Zusammenhang mit der Fragestellung vor allem mit Dr. Alexandra Adler. Über weitere Quellen vgl. Anmerkungen und Literaturliste.

3 Lazarsfeld 1975, 149.

4 Glaser 1981, 270.

5 Reichmayr/Wiesbauer 1978, 30ff und Kubes 1981, 270.

6 Huber 1981, 135.

7 Reichmayr/Wiesbauer 1978, 31.

8 Furtmüller berichtet, daß Interessen für eine lineare Verknüpfung der Schulreform mit der Individualpsychologie bestanden, aber zahlreiche Gründe gegen diesen Schritt sprachen. Man befürchtete den Protest der Freudianer gegen die Gewährung eines derartigen Monopols an die Individualpsychologie, und es war für die Schulreformbehörde, die häufig öffentlichen Angriffen ausgesetzt war, nicht vorteilhaft, sich durch ein Junktim mit der Individualpsychologie weitere Kritik aufzuladen, die diese zweifellos auf sich zog, wenn auch nicht im selben Ausmaß wie die Psychoanalyse. Auch die Individualpsychologen wollten vermeiden, als Parteipsychologen der Sozialdemokraten empfunden zu werden. Als Lösung ergab sich die Bevorzugung der Individualpsychologie im Lehrangebot des Pädagogischen Instituts der Stadt Wien (1946, 267).

9 Diese bestand zwischen 1930 und 1934. Die geänderte politische Situation spricht aus Birnbaums Bericht über die Versuchsschule aus dem Jahr 1932: *Schließlich dünkt es uns als unsere Pflicht, zu der Zeit, da eine Welt in Schatten zu ertrinken droht. Spuren des Lichtes zu wahren und mehren, wo immer wir sie antreffen* (Birnbaum 1932, 183). Weitere Literatur zur Versuchsschule u. a. Schnell 1977 und Spiel 1977.

10 Lazarsfeld 1927. Zum Verhältnis Paul Lazarsfelds zur Individualpsychologie siehe Ganglberger/ Scheer 1983.

11 Vgl. *Die Sozialistische Erziehung.* 11 und 12, 1927. Als Diskussionsredner werden unter anderem angeführt: Max Adler, Alice Rühle, Paul Brodsky, Viktor Frankl, Manes Sperber, Felix Grünberger, Carl Furtmüller und Hilde Krampflitschek.

12 Huber 1977, 26f.

13 1929 gab es in Wien 27 Beratungsstellen. 1934 scheinen einmal 5, ein anderes Mal 9 Beratungsstellen auf. Eine Junktimierung dieses Abfalls mit dem 12. Februar 1934 fällt insofern schwer, als eine Liste aus dem Jahre 1933 ebenfalls nur noch 10 Beratungsstellen anführt (vgl. Handlbauer 1984, 170f, 448f.

14 Siehe Faksimile dreier Briefe an Oskar Spiel im Anhang.

15 Huber 1977, 53ff.

16 Spiel (1977, 160) berichtet: *...im Zuge der nationalsozialistischen Okkupation fanden sämtliche Vereinstätigkeiten ihr jähes Ende. In Panik blieben die letzten Mitglieder und Freunde in Wien zurück, verängstigt, entmachtet, verstört und verzweifelt. ... Scharnier. Birnbaum und Spiel wurden von der Gestapo vorgeladen, in ihrer Karriere zurückversetzt und unter dauernde Beobachtung gestellt.*

17 Beckh-Widmanstetter 1965.

18 Sperber 1970, 282. Adler hat in den Vereinigten Staaten das Interesse vieler Lehrer für die Wiener Schulreform und die Erziehungsberatungsstellen geweckt, was unter anderem zu Austauschprogrammen führte (vgl. Handlbauer 1984, 129).

19 The Papers of Rudolf Dreikurs. Manuscript Department. Library of Congress. Washington D. C. Der konkrete Brief datiert mit 9. Dezember 1931.

20 Jacobi 1974, 32f. Beispiele dieser Selbstüberschätzung sind bei Handlbauer (1984, 254ff) zitiert, zum Beispiel der Satz Adlers: „Ich war stets bestrebt zu zeigen, daß die Individualpsychologie die Erbin aller großen Menschenbewegungen ist, die auf das Wohl der Menschheit hinzielten".

21 Wyss 1977, 176.

22 *Problems of neuroses: a book of case histories* (London 1929); *The Science of living* (New York 1929); *The education of children* (New York 1930); *The pattem of life* (New York 1930); *What life should mean to you* (Boston 1931).

23 Metzger 1977, 548.

24 Vgl. die Kapitel „Brüche in der Entstehung der individualpsychologischen Theorie“ und „Die ganzheitliche Sicht des Seelenlebens“ bei Handlbauer (1984, 240ff, 312ff.).

25 Jacobi 1974, 34.

26 Ebda., f.

27 Diese Entwicklung hat Russel Jacoby (1978) ausführlich kritisiert. Auch Henry Jacobi (1974, 32f) kritisierte, daß Adler in einer Weise vom Nutzen für die Gemeinschaft sprach, „die vergessen lassen konnte, daß es sich dabei um die Überwindung dessen handelt, was Adler die .neurotische Kultur' genannt hatte“. Vgl. zu dieser Fragestellung auch die Kapitel „Auswirkungen der pragmatischen Orientierung der Individualpsychologie auf ihre Theorie“, „Nützlichkeit für die Gemeinschaft als Kriterium seelischer Gesundheit“, „Anpassung bei Adler: Kritik oder Apologie der gesellschaftlichen Verhältnisse" und „Krankheit und Normalität bei Adler: die einheitliche und undifferenzierte Sicht von Abweichung“ bei Handlbauer 1984.

28 Vgl. auch Bruder-Bezzel (1983, 143f.): *Adler selbst rückte von der engen, auch theoretischen Verbindung zu den Sozialdemokraten ab. und er wurde konservativer, wie seine späteren Schriften zeigen. Er versteht sich nicht mehr als Marxist, Marx' Leistungen, seine „wundervolle Zusammenhangsbetrachtung“ finde „sich auch anderwärts“, „besonders in Dichterwerken und in den Religionen. “*

29 Der Eindruck, daß in Adlers Beschreibungen abweichenden Verhaltens moralische Verurteilung mitschwingt, verstärkt sich durch die häufige Verwendung von Wörtern wie „Feigheit" bei der Charakteristik von Neurotikern, Delinquenten, schwererziehbaren Kindern usw. Denn im alltäglichen Sprachgebrauch des Wortes „Feigheit" steckt zweifellos moralische Abwertung und Verurteilung. Es fällt auf, daß Adler in diesem Zusammenhang nicht den neutraleren Begriff „Angst“ verwendet hat.

30 Bruder-Bezzel (1983, 143) schreibt dazu: *Adler wollte gegen sie „politische Neutralität“ erzwingen, um den .Siegeslauf der Individualpsychologie nicht zu hemmen. Auf keinen Fall sollte er mit Radikalen in Verbindung gebracht werden können und versuchte, diese deshalb mundtot zu machen. Nicht zufällig machten sich dagegen rechte Strömungen im Adlerkreis breit. Es traten Leute auf, die, wie der Jesuit P. G. Bichlmair in der Diskussion mit dem Austromarxisten Max Adler 1925, die Verbindung von Individualpsychologie und Marxismus heftig zurückwiesen... Brandhuber-Etschfeld gar behauptete in einem Beitrag von 1929* [in der *IZI,* B. H.] *eine nahe Verwandtschaft zwischen Individualpsychologie und Othmar Spanns Klerikofaschismus.*

31 Brief vom 29. November 1981 an den Autor. Sperber teilte weiters mit, es habe keinen „Ausschluß" der Marxisten gegeben, „sondern eine Art von Aus- oder Abschaltung. Sie hörten auf, im IPs-Kreis heimisch zu sein. Sie wurden von Adler nicht mehr herangezogen.“ In der Geschichte dieser „Abschaltung“ habe „ganz gewiß ... Leonhard Seif eine unrühmliche Rolle gespielt, vielleicht auch mancher seiner Freunde“. Der Münchner Arzt Leonhard Seif hat die Individualpsychologie unter Weglassung ihres Namens und des Namens ihres Begründers für den Gebrauch unter dem NS-Regime adaptiert. Vgl. dazu Lockot 1985.

32 In einem Brief vom 4. März 1935 an seine Tochter Alexandra Adler in Wien schrieb er: *Sprich mit Sicher, Plewa. Dr. Holub, Dreikurs, auch mit Birnbaum und Spiel und Zilahi, daß ich in USA und in allen anderen europäischen Städten Ausschau halten werde, ebenso auch Du und Krausz, einen ihrer würdigen Platz zu finden.* (Papers of Alfred Adler, Manuscript Departement, Library of Congress, Washington D. C.).
Auch in Briefen an Oskar Spiel wird dieses Thema angesprochen: „Lieber Freund, ... Lernt fleißig Englisch“, heißt es am 31. ?. 1936 und einen Monat vor seinem Tod, Anfang 1937 schrieb er noch: „Lieber Spiel, es schaut aus wie ein Aprilscherz. Lernen Sie fleißig Englisch. Ich kann mich von dem Gedanken nicht trennen, Sie hier zu haben.“ (Nachlaß Oskar Spiel).

33 Es gibt zwar Belege dafür, daß Adler erfolgreich aufgenommen wurde, eine Aufarbeitung der Wirkungsgeschichte seiner Vortragsreisen und sonstigen Aktivitäten in den USA existiert jedoch nicht (vgl. Stepansky 1983, 6).

34 Die polizeilichen Ermittlungen führten zu einer raschen Antwort des Vereins. Der Brief vom 27. April 1934 an die Bundespolizeidirektion ist vom Bemühen gekennzeichnet, die politisch neutrale und unbedenkliche Tätigkeit der Individualpsychologie hervorzustreichen: *Wir erlauben uns zur vollen Aufklärung... noch Folgendes festzustellen: Vor einigen Jahren bildete sich eine Gruppe, die sich „Jugendgruppe marxistischer Individualpsychologen" nannte. Diese Gruppe stand im Gegensatz zur Majorität und zur Führung unseres Vereins und wollte eine Vertretung im Vorstand unseres Vereines erhalten, was unser Vorstand im Hinblick darauf ablehnte, daß die Ziele der Individualpsychologie allgemein menschliche sind und durch einseitige Betonung irgendwelcher politischer oder wirtschaftspolitischer Gesichtspunkte, wenn auch nur von Seiten einer Gruppe innerhalb des Vereins, nicht verdunkelt werden dürfen. An diesem Gesichtspunkt hat*

unsere Führung und haben wir selbst festgehalten und zwar gerade in jener Zeit, in welcher die sozialdemokratische Partei auf der Höhe ihrer Macht war... Zitiert nach Skopec 1984, 59.

35 Der Obmann Arthur Holub sagte einleitend: *...Die Individualpsychologie ist eine unpolitische Wissenschaft, die ausschließlich der Erforschung medizinischer und psychologischer Fragen dient und so hat der Verein sich auch jederzeit von Politik ferngehalten und jede politische Stellungnahme wiederholt entschiedenst abgelehnt. In der gegenwärtigen Zeit der Zusammenfassung aller geistigen Kräfte ohne Unterschied der Partei im Dienste des Vaterlandes erscheint es uns notwendig, diesen rein wissenschaftlichen Charakter unseres Vereins dadurch nach außen besonders zu dokumentieren, daß der Vorstand nur aus solchen Mitgliedern zusammengesetzt werden soll, die niemals einer politischen Partei angehört haben. Dies war die Erwägung, die den bisherigen Vorstand veranlaßt hat. seine Funktion niederzulegen. Deshalb erlauben wir uns. in einem die neue Liste vorzuschlagen. Es sind bewährte Mitglieder, bei denen die Individualpsychologie in guten Händen ist und so möchte ich Sie alle bitten, die Liste anzunehmen.* Im Anschluß daran wurde die Liste, die als Obmann Alfred Adler, Erwin Krausz und Lydia Sicher vorsah, einstimmig angenommen. Plewa dankte anschließend den zurückgetretenen Vorstandsmitgliedern, darunter Arthur Holub, Ferdinand Birnbaum, Martha Holub, Oskar Spiel, Regine Seidler, Rudolf Dreikurs, Theodor Zerner, Danica Deutsch und Ida Löwy. (Quelle: Archiv des Vereinsreferats der Wiener Polizeidirektion).

36 Archiv des Vereinsreferats der Wiener Polizeidirektion.

37 Das Faltblatt wurde bei Handlbauer 1984, 452f. im Faksimile publiziert.

38 Siehe Faksimile im Anhang.

39 Nicht berücksichtigt in dieser Aufstellung wurden jene Personen, die vor ihrer Emigration aus dem Verein austraten oder ausgeschlossen wurden (Rudolf Allers, Oswald Schwarz, Viktor Frankl, vgl. Handlbauer 1984, 135; Manes Sperber) oder nur fallweise auf Mitgliederlisten aufschienen, aber keine aktiven Mitglieder über längere Zeit waren (zum Beispiel Edgar Zilsel, Paul Lazarsfeld u. a.).

40 Der Erfolg bei der Materialsammlung über die einzelnen Personen war unterschiedlich. Auch erhebt die Zusammenstellung keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

41 Dreikurs 1977, 107f. Über seine Ankunft in New York schrieb er am 19. November 1937: *Ich kann es gar nicht glauben, daß ich auf einmal in New York bin und hier dazu gehöre, bleiben kann, solange ich will, hier arbeiten kann — kurz, Amerikaner geworden bin.* (Library of Congress, s. o.)

42 The Papers of Rudolf Dreikurs. Library of Congress, Manuscript Department, Washington D. C.

43 Tilde Krausz, die Frau des Individualpsychologen Erwin Otto Krausz.

44 Brief vom 27. November 1937. Library of Congress, s. o.

45 Hemfeld 1950, ohne Seitenangabe.

46 Pfänner 1983, 136.

47 Dreikurs hat mehrmals auf diese Umstände verwiesen: 1947, 2; 1977, 107. In einem Brief vom 24. November 1937 heißt es: „Von einer Anstellung an einer Universität ist derzeit keine Rede. Da sind die starken Widerstände der überall psychoanalytisch eingestellten Ärzte und Psychiater“ (Library of Congress, s. o.).

48 Dreikurs 1977, 116.

49 Hilferding und Oppenheim waren bereits vor 1911 mit Adler in Freuds „Mittwoch-Gesellschaft“.

50 Sofern man einen Krebstod in Wien im Jahre 1938 wie im Falle Ida Löwis beim heutigen Wissen über die Beteiligung psychogener Faktoren beim Ausbruch dieser Krankheit „natürlich“ nennen kann.

51 Über die Lage an den Schulen in der NS-Zeit hat Oskar Spiel den folgenden Bericht verfaßt: *Von dem katastrophalen Rückschlag des Wiener Schulwesens kann sich niemand eine Vorstellung machen. Geschah doch fast nichts anderes mehr in den Schulen als Feiern, Begrüßungen. Sammlungen. Wanderungen. Fahrten, vormilitärische Ertüchtigung, Turnen und Sport. Alle Kinder mußten bei der HJ sein und mußten, wenn es irgendeinem Lausbuben einfiel, eine „Übung“ anzusetzen, vom Lehrer freigegeben werden. In den Lagern übergab der Mannschaftsführer (16 Jahre!) dem Lagerleiter (Lehrer!) im verschlossenen Kuvert seinen „Bericht" über eben den Lagerleiter zur Weiterleitung an die „Gebietsführung" der HJ... Schule — das war eine noch notwendige Institution, aber bald wäre ja die Zeit gekommen, in der die HJ auch dieses „Gebiet" in ihren Bereich einbezogen hätte. Schon wurden „Schulhelfer" ausgebildet. Voraussetzung: 4. Klasse Hauptschule! Ausbildung: 3monatlicher Kurs, dann Einstellung, nach zweijähriger Praxis Ablegung der „Lehr"- befähigungsprüfung und „Bestallung“. (Kein Schreibfehler!) Doch da käme man an kein Ende, wollte man das anschaulich schildern, was sich da getan hat.* („Kurzer Bericht über meine Tätigkeit“. Unveröffentlichtes Typoksript aus dem Nachlaß).

Von folgenden Wiener Individualpsychologen, die in den dreißiger Jahren sehr aktiv waren, konnte ich keine Informationen über ihr weiteres Schicksal finden (zum Beispiel Dr. Ilka Wilheim, Dr. Arthur Zänker, Dr. Theodor Zerner, Ladislaus und Agnes Zilahi).

52 Zur Geschichte der Psychoanalyse und Individualpsychologie in der NS-Zeit, insbesondere zur Rolle des „Reichsinstituts“, siehe Huber 1977, Lockot 1985 und Solms-Rödlheim 1976.
53 Prof. DDr. Matthias Göring, Leiter des „Deutschen (später Reichs-) Instituts für psychologische Forschung und Psychotherapie".
54 „Kurzer Bericht über meine Tätigkeit.“ Unveröffentlichtes Typoskript aus dem Nachlaß.
55 Spiel 1977, 160f.
56 Über den Wiederaufbau der Individualpsychologie vgl. Spiel 1977.
Birnbaum schrieb am 6. März 1946 unter anderem an Dreikurs: *Leicht wird der Wiederaufbau nicht sein. Wir müssen wieder zu werben beginnen, denn es fehlen uns die Leute. Aber wir haben auch die Zeit der Finsternis gut genützt, wenn auch nichts veröffentlicht werden konnte* (Library of Congress, s. o.). Die von Birnbaum erwähnten Arbeiten erschienen posthum: *Versuch einer Systematisierung der Erziehungsmittel* (1950) und *Reise ins Leben* (1954, mit Oskar Spiel).
57 „Am Schaltbrett der Erziehung.“
58 Darauf hat auch Erich Fried (1986, 80) hingewiesen: „Das mangelnde Interesse an der Wiederheim- holung gilt natürlich nicht nur von Dichtern und Schriftstellern. Ich will nur einen von vielen Namen nennen, den sozialistischen Individualpsychologen aus Wien, Dr. Emmerich Weißmann.“
59 „Es scheint, als ob die wenigsten hier wirklich psychiatrische und psychologische Ausbildung zugleich hätten.“ (Brief Rudolf Dreikurs’ vom 24. November 1937, Library of Congress, s. o.)
60 Farau 1950, 105. Zur Berechtigung, die Tiefenpsychologie als Wissenschaft österreichischer Herkunft zu bezeichnen, meint er: *Soweit eine moderne psychologische Richtung auf tiefenpsychologisch gewonnenen Erfahrungen und Einsichten in das unbewußte Seelenleben beruht, soweit sie ein dynamisches Persönlichkeitsbild im Auge behält und ihre bei der Heilung von neurotischen und psychotischen Krankheiten angewendeten Methoden auf das allgemeine praktische Leben anzuwenden bemüht ist — d. h. also, soweit sie Psychotherapie ist. und zwar im umfassenden Sinn des Wortes — ist sie österreichischer Herkunft* (8f.). Den Erfolg in Amerika führt er nicht nur auf die vielen Emigranten zurück, sondern auch auf eine spezifische Aufnahmebereitschaft des Amerikaners: „Sein Verhältnis zu Freud ist echt — nämlich eine echte, schwere Übertragungsneurose. Amerika lebt heute seine jahrhundertelange puritanische Sexualunterdrückung an den Analytikern aus“ (104).
61 *Man traute der Psychologie Adlers nicht mehr. Mehr unbewußt als bewußt steckte den Menschen der Schrecken noch in den Knochen. Hatten doch die Nazis gerade die Adlerschen Schlüsselbegriffe, wie Gemeinschaft und/oder Gemeinschaftsgefühl, so gründlich heruntergewirtschaftet. daß nach der Nazibarbarei die Menschen solchen Begriffen nur noch mit tiefster Skepsis begegnen konnten. Auch dann, wenn sie ihr Mißtrauen nicht wirklich zu artikulieren vermochten* (Caruso/ Englert 1977, 78f.).
62 Caruso/Englert 1977, 76.
63 Metzger 1978, 9.
64 Ansbacher/Ansbacher 1972.
65 Library of Congress, s. *o.*
66 Brief vom 2. April 1958, vom Autor aus dem Englischen übersetzt; Library of Congress, s. o.

Literatur:

Alexandra Adler, „Selbstdarstellung“, in: Ludwig J. Pongratz (Hrsg.), *Psychotherapie in Selbstdarstellung.* Bern 1973, 11—33.
„Warum mein Vater Österreich verließ", in: Ringel/Brandl 1977, 13f.
Heinz L. Ansbacher/Rowena R. Ansbacher, „Die Wiederentdeckung Alfred Adlers in den Vereinigten Staaten“, in: *Schule und Psychologie,* 17 (1970), 355—366.
Alfred Adlers Individualpsychologie. Eine systematische Darstellung seiner Lehre in Auszügen aus seinen Schriften. München 1972.
Hans A. Beckh-Widmanstetter, „Zur Geschichte der Individualpsychologie. Julius Wagner-Ja uregg über Alfred Adler", in: *Unsere Heimat.* 36 (1965), 182—188.
Ferdinand Birnbaum, „Die individualpsychologische Versuchsschule in Wien“, in: *IZI.* 10 (1932), 176—183.
„Unseren Toten (Ida Löwy, Hedwig Schulhof, Margaret Hilferding, David Oppenheim, Arthur Holub, Alexander Neuer)“, in: *IZI.* 16 (1947), 5—12.
Almuth Bruder-Bezzel, *Alfred Adler. Die Entstehungsgeschichte einer Theorie im historischen Milieu Wiens.* Göttingen 1983.
Igor A. Caruso/Ewald H. Englert, „Sozialpsychologie bei Alfred Adler“, in: Ringel/Brandl 1977, 76—107.
Danica Deutsch, „Danica Deutsch at eighty“, in: *Journal of Individual Psychology.* 26 (1970), 213—216.

Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hrsg.), *Widerstand und Verfolgung in Wien 1934—1945.* Wien 1975.
Rudolf Dreikurs, „The last ten years", in: *Individual Psychology Bulletin. Alfred Adler Memorial Issue.* Vol. VI (1947), 1/2, 1—3.
„Selbstdarstellung", in: Ludwig J. Pongratz (Hrsg.), *Psychotherapie in Selhstdarstellungen.* Bern 1973, 107—128.
Alfred Farau, *Der Einfluß der österreichischen Tiefenpsychologie auf die amerikanische Psychotherapie der Gegenwart.* Wien 1953.
„Die Entwicklung der Individualpsychologie und ihre Stellung im heutigen Amerika", in: *Psyche.* 13 (1960), 881—891.
Hans Fischl, „Hofrat Dr. Carl Furtmüller: ein Siebziger", in: *Erziehung und Unterricht.* 1950, 383ff.
Erich Fried, „Die Vertreibung des Geistigen aus Österreich", 1986, in: Erich Fried, *Nicht verdrängen, nicht gewöhnen. Texte zum Thema Österreich.* Wien 1987, 76—87.
Carl Furtmüller, „In memory of Dr. Alexander Neuer", in: *Individual Psychology News,* Vol. 1 (1941), 8/9, 9.
„Alfred Adlers Werdegang", 1946, in: Carl Furtmüller, *Denken und Handeln. Schriften zur Psychologie 1905—1950.* München 1983.
Lux Furtmüller, „Carl Furtmüller. Ein Lebenslauf, in: Carl Furtmüller, *Denken und Handeln. Schriften zur Psychologie 1905—1960.* München 1983, 15—21.
Gerhard Ganglberger/Peter Scheer, „Paul Lazarsfeld als Individualpsychologe", in: *Zeitschrift für Individualpsychologie,* 8 (1983), 210—218.
Ernst Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus.* Wien 1981.
Bernhard Handlbauer, *Die Entstehungsgeschichte der Individualpsychologie Alfred Adlers.* Wien—Salzburg 1984.
Fred Hemfeld, „Curriculum vitae", in: *Studie über den Einfluß der österreichischen Tiefenpsychologie auf die amerikanische Psychotherapie der Gegenwart.* Dissertation, Wien 1950.
Wolfgang Huber, *Psychoanalyse in Österreich seit 1933.* Wien—Salzburg 1977.
„Psychoanalytische Pädagogik 1933—1938 in Österreich", in: Erik Adam (Hrsg.), *Beiträge zur Geschichte der Pädagogik.* Bd. 1, *Die österreichische Reformpädagogik 1918—1938.* Wien— Köln—Graz 1981.
Henry Jacobi, *Alfred Adlers Individualpsychologie und dialektische Charakterkunde.* Frankfurt 1974.
Russell Jacoby, *Soziale Amnesie. Eine Kritik der konformistischen Psychologie von Adler bis Laing.* Frankfurt 1978.
Journal of Individual Psychology. Orbituaries: Paul Brodsky (1971), Rudolf Dreikurs (1973), Alfred Farau (1973), Friederike Friedmann (1969), Emil Froeschels (1972), Erwin O. Krausz (1968), Sofie Lazarsfeld (1977), Ernst Papanek (1973), Luna Reich (1967), Edmond Schlesinger (1968), Edmund Schletter (1965), Regine Seidler (1967), Zoltan Wiesinger (1977).
Ursula Kubes, „Moderne Nervositäten und die Anfäge der Psychoanalyse", in: Franz Kadrnoska (Hrsg.), *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938.* Wien— München—Zürich 1981.
Paul Lazarsfeld, „Marxismus und Individualpsychologie", in: *Die Sozialistische Erziehung.* 1927, 98—101.
„Eine Episode in der Geschichte der empirischen Sozialforschung", in: *Soziologie autobiographisch.* Stuttgart 1975.
Regine Lockot, *Erinnern und Durcharbeiten. Zur Geschichte der Psychoanalyse und Psychotherapie im Nationalsozialismus.* Frankfurt 1985.
Helmut F. Pfänner, *Exile in New York. German and Austrian Writers after 1933.* Detroit 1983.
Edith Prost, „Emigration und Exil österreichischer Wissenschaftlerinnen", in: Friedrich Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I.* Wien—München 1987, 444—470.
Johannes Reichmayr/Elisabeth Wiesbauer, „Das Verhältnis von Sozialdemokratie und Psychoanalyse in Österreich zwischen 1900 und 1938", in: Wolfgang Huber (Hrsg.), *Beiträge zur Geschichte der Psychoanalyse in Österreich.* Wien—Salzburg 1978, 25—60.
Erwin Ringel/Gerhard Brandl, *Ein Österreicher namens Alfred Adler.* Wien 1977.
Paul Rom, „An Adlerian remembers..in: *IndividualPsychology News Letter.* London, Vol. 29, No. 5, 1980.
Hermann Schnell, „Alfred Adler und das Wiener Schulwesen", in: Ringel/Brandl 1977, 134—154.
Manfred Skopec, „Zur Geschichte des Österreichischen Vereins für Individualpsychologie", in: *Zeitschrift für Individualpsychologie.* 9 (1984), 52—63.
Wilhelm Solms-Rödelheim, „Psychoanalyse in Österreich", in: *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts.* Bd. 2, *Freud und die Folgen (I).* Zürich 1976, 1180—1191.
Manes Sperber, *Alfred Adler oder das Elend der Psychologie.* Wien 1970.

Walter Spiel, „Aufstieg, Krise und Renaissance des Wiener Vereins für Individualpsychologie“. in Ringel/Brandl 1977, 155—165.
Paul E. Stepansky, *In Freud's Shadow. Adler in Context.* Hillsdale, N. J. 1983.
Erwin Wexberg, „Alexander Neuer“, in: *Individual Psychology News.* Vol. 1 (1941), 8/9, 9f.
Dieter Wyss, *Die tiefenpsychologischen Schulen von den Anfängen bis zur Gegenwart* (1961). Göttingen

Seite 8 Wiener Montagblatt

Schon wieder: Psychologie bei Lazarsfeld.

Durch die ausführlichen Mitteilungen des „Wiener Montagblattes“ weiß die Oeffentlichkeit heute genauest Bescheid über jene Frau Dr. Lazarsfeld, die aus lauterer Begeisterung für die interessante Wissenschaft der Psychologie ein „Wirtschaftspsychologisches Forschungsinstitut“ begründet hatte, um dort so ganz nebenbei eine — Nachrichtenzentrale der „Revolutionären Sozialisten“ zu etablieren. Daß sie bei dieser hochwissenschaftlichen Beschäftigung die werktätige Unterstützung des polnischen Staatsbürgers Dr. Ernst Dichter genoß, der sich auch als Berufsberater im Rahmen des in Wien bestehenden „Jüdisch-kulturellen Elternklubs“ betätigt, ist durch das „Wiener Montagblatt“ ebenfalls hinlänglich bekanntgeworden.

Der Name Lazarsfeld scheint nun wirklich Symbol und Kampfruf für jene gewissen Kreise geworden zu sein, die den politischen und kulturellen Bolschewismus auf einwandfrei jüdischer Grundlage um jeden Preis zum Siege führen wollen. Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei gleich bemerkt, daß wir uns heute nicht mit der obenerwähnten wirtschaftspsychologischen Frau Dr. Lazarsfeld beschäftigen wollen — deren wissenschaftlicher Eifer durch das fürsorgliche Eingreifen der Wiener Polizei für einige Zeit lahmgelegt worden ist — sondern mit ihrer Namensverwandten Sophie Lazarsfeld, der aber die gleiche Liebe zur Psychologie eignet, wenn auch zu einem anderen Zweig dieser Wissenschaft.

Es wurde nämlich in Wien, 1., Jebliinaise 8, ein „Klub der Freunde der Individualpsychologie“ gegründet. Bei dieser Neuschöpfung handelt es sich aber nicht etwa um bloße Vereinsmeierei oder um persönliche Liebhabereien wissenschaftlicher Eischaftlhuber, sondern um eine — Pflicht. Denn — so erklärt ein uns vorliegender Aufruf dieses neuen Klubs mit feierlichem Ernste: „Wir fühlen uns verpflichtet, die Verbreitung der Individualpsychologie auf eine neue Basis zu stellen.“ Wobei man gleichzeitig darüber aufgeklärt wird, daß „die Individualpsychologie jene psychologische Richtung ist, die sich die Bewältigung der Lebensaufgaben zum Ziele gesetzt hat“.

Wie schauen nun diese kühnen Bewältiger der Lebensaufgaben aus? Vor allem: Wie heißen sie, die da jetzt mit individualpsychologischen Vorträgen und Kursen hervortreten, um die „Vielseitigkeit ihres Programms“ zu erweisen?

Hier sind die Namen, wortgetreu nach dem uns vorliegenden Prospekt:

Oskar Spiel, Dr. Rudolf Dreikurs, Dr. Paula Fürth, Dr. Stephanie Felsenburg, Paul Brodsky, Fritz Fischl, Ida Löwy, Dr. Margret Hilferding-Hönigsberg, Helene Blohn-Goldbaum, Tonica Deutsch, Edith Goldberger, Lily Rothwein, Dr. Emmerich Weikmann, Dr. Lydia Sicher und Sophie Lazarsfeld.

Dieses Gardebataillon jüdischer Individualpsychologen und Bewältiger der dekalenten Lebensaufgaben will also nun auf die Wiener Bevölkerung losmarschieren, nur ihr gegen einen jährlichen Mitgliedsbeitrag von 6 Schilling oder gegen Regiebeiträge für die einzelnen Vorträge nicht bloß „Deutung für Erziehung und Lebensgestaltung“ usw. zu bieten, sondern auch Aufklärung über brennende Themen zu vermitteln. Wir folgen abermals vorliegenden den uns vorliegenden Geistesworten, die nachstehende Vorträge ankündigen:

„Die Pubertätszeit zu Hause, in der Schule und in der Gesellschaft.“

„Körperliche und seelische Pflege der Frau. Von Drüsen Hormonen und Vitaminen.“

„Neurose im Liebesleben.“

„Traumdeutung, Neurosenlehre, Sexualpathologie.“

Und als Clou dieses ganzen epo- und mischpoklalen Betriebes die Antwort der Frau Sophie Lazarsfeld auf die entscheidende Frage unseres Jahrhunderts: „Wann endet ewige Liebe?“ Wahrscheinlich sofort, wenn die Mitgliedsbeiträge oder Regiebeiträge für den Klub dieser wackeren Freunde der Individualpsychologie nicht regelmäßig einlaufen.

Dieses individualpsychologische Gebiete kann sich wirklich sehen lassen und wird zweifellos den als Vereinsziel vermerkten Zweck erreichen, „das Interesse jener Kreise zu erwecken, die bisher der Individualpsychologie fernestanden.“

Es wird aber auch, das können wir heute schon versichern, das lebhafte Interesse anderer Stellen erwecken, denn der ominöse Name Lazarsfeld mahnt zu einiger Vorsicht und Wachsamkeit.

Artikel im „Wiener Montagblatt“ vom 25. Jänner 1937

ALEXANDRA ADLER

Mein Vater Alfred Adler

Mein Vater Alfred Adler hat eine Unzahl von Menschen durch seine Persönlichkeit, seine Vorträge und Bücher beeinflußt. Ich will damit anfangen, einige Beispiele von seinem persönlichen Einfluß auf mich zu geben.

Meine erste frühe Erinnerung, als ich etwa drei Jahre alt war, ist die, daß mein Vater mich auf seine Knie setzte, was ich sehr gern hatte. Aber dann kam gleich ein kleiner Mann — wie ich später erfuhr, war es Professor Alexander, der Vorstand einer Hals-Nasen-Ohren- Klinik. Er sagte kein Wort zu mir, was mich gleich beunruhigte. Dann sagte mein Vater, daß ich meinen Mund öffnen sollte, da sie hineinschauen wollten. Ohne Zögern öffnete ich meinen Mund, und ich hatte das Gefühl, daß das ein guter Vorschlag sein müsse, da er von meinem Vater kam. Dann, wieder ohne etwas zu sagen, schnitt der kleine Mann etwas aus meinem Hals heraus, wahrscheinlich Adenoid-Wucherungen. Ich begann so laut ich konnte zu schreien, klagte meinen Vater an, daß er mir hätte sagen müssen, was er vorhatte. Mein Vater sagte mir darauf, daß ich sicher meinen Mund nicht geöffnet hätte, was ich bejahte, und daß ich etwas Schlechtes im Hals gehabt hatte, was herauskommen mußte. All dies beruhigte mich schnell, besonders, als ich darauf Himbeereis bekam — meine Lieblingsspeise —, um die Blutung zu stillen, wie mein Vater mir erklärte. Dieses Ereignis hat mein Vertrauen in meinem Vater in keiner Weise erschüttert, sondern verstärkt. Ein weiteres eindrucksvolles Erlebnis kam, als ich, ungefähr zehn Jahre alt, öfters in die Bibliothek meines Vaters schlich, wenn er abwesend war, um einige seiner medizinischen Bücher zu lesen. Mein Vater hatte mir vorgeschlagen, daß ich mit der Lektüre noch einige Jahre warten sollte, da ich nicht alles verstehen könnte. Das aber stachelte mich nur mehr an, und ich war bald fasziniert, über „Platzangst“ zu lesen, was ich mißdeutete als eine Furcht, zu platzen. Ich erinnere mich deutlich, daß ich plötzlich Angstgefühle bekam, daß mein Körper platzen könnte. Als mein Vater heimkam, fragte ich ihn, was er über „Platzangst“ wüßte. Er erklärte mir schnell, daß dies eine Furcht, einen Platz zu überqueren, beinhalte. Meine Furcht, zu platzen, verschwand sofort. Ich erinnerte mich oft an dieses Erlebnis und lernte, wie derartige Ängste, besonders bei Kindern, entstehen und wie sie rasch beseitigt werden können, vor allem besonders bei Kindern, wenn ein geschulter Therapeut die Entstehung versteht und schnell helfen kann. Im Jahre 1911 verließ mein Vater die Gruppe, deren Leiter Sigmund Freud war, nachdem die Unvereinbarkeit seiner Anschauungen über Ursachen und Struktur der Neurose in einigen lebhaften Diskussionen klar geworden war. Mehrere seiner Anhänger schlossen sich ihm an. Sie gründeten zuerst den sogenannten „Verein für freie psychoanalytische Forschung“, der bald zum „Verein für Individualpsychologie“ wurde. Lebhafte Diskussionen fanden — zuerst — in unserem Appartement statt. Mein Bruder Kurt und ich durften zuhören, was wir sehr gerne taten. Ich erinnere mich, daß wir beide zunächst mit großem Interesse zuhörten, aber dann, da es ja Abend war, allmählich einschliefen, ich zuerst und dann mein jüngerer Bruder, und daß wir dann in unsere Schlafzimmer geführt wurden.

In diese Zeit fällt auch die negative Reaktion von Wagner-Jauregg auf den Antrag auf eine Dozentur meines Vaters. Er hatte sein Buch *Über den nervösen Charakter* eingereicht, nachdem er das Buch über Organminderwertigkeit veröffentlicht hatte. Wenn man heute das Gutachten von Wagner-Jauregg liest — es ist jetzt zugänglich —, so ist es erstaunlich, festzustellen — drei Jahre nach der Einreichung des Rehabilitierungsantrags Alfred Adlers, 1915 —, wie unwissend Wagner-Jauregg über die spätere Bedeutung Adlers war. Aber dann brach der Erste Weltkrieg aus und Adler wurde bald eingezogen und wieder von Wagner- Jauregg, dem die militärische Einteilung oblag, einem Lager von Flecktyphus-Kranken zugeteilt. Auf Einwendung anderer Ärzte, daß Adler ja viele Jahre hauptsächlich auf dem Gebiet der Psychiatrie gearbeitet hätte, soll Wagner-Jauregg lächelnd erwidert haben, daß der Dr. Adler jetzt einmal lernen könne, daß es auch organische Krankheiten gäbe. Wußte er wirklich nicht, daß Adler, bevor er Psychiater wurde, Augenarzt und dann praktischer

Arzt gewesen war? Und wußte er wirklich nichts von den vielen Publikationen Adlers auf dem Gebiet der organischen Medizin? Ich kann mich noch deutlich erinnern, wie mein Vater, wenn er auf seinen kurzen Urlauben nach Wien und zu seiner Familie kam, Arbeitsmäntel mit flüssigem Paraffin durchtränkte, um seine Mitarbeiter und sich vor den Bissen der Läuse zu schützen. Er wurde später in andere Lager transferiert. Am Anfang des Krieges war meine Mutter mit ihren vier Kindern in Rußland, um den Sommer auf den Gütern meines Großvaters zu verbringen. Da wir alle österreichische Staatsbürger waren, galten wir als feindliche Ausländer. Wir erhielten den Befehl, nach Sibirien transportiert zu werden. Wir Kinder waren begeistert über die Aussicht von „so viel Schnee", was alles war, was wir über Sibirien wußten, aber meine Mutter, eine geborene Russin, erklärte kurzerhand, daß sie nicht nach Sibirien gehen werde, und ihre Verwandten erreichten nach sieben Monaten, daß wir alle gemeinsam ausgewiesen wurden. Wir machten dann eine wunderbare Reise nach Schweden, Deutschland und Wien, zur größten Erleichterung meines Vaters, der alle möglichen Versuche gemacht hatte — zum Teil erfolgreich —, uns über neutrale Länder zu erreichen. All das gab uns die seltene Möglichkeit, den Krieg von beiden Seiten zu erleben.

Mein Vater hatte angefangen, Englisch zu lernen und hatte uns alle angeregt, das Gleiche zu tun, da er immer sagte — ohne es näher zu erklären —, daß dies für uns alle wichtig sein werde. Bald nach Beendigung des Krieges wurde er als erster ehemals feindlicher Ausländer nach England eingeladen, in London einen Vortrag zu halten. Hier verkündete der Vorsitzende der großen Hörerschaft, daß er zahlreiche Briefe erhalten habe, die mit Bombardierung und anderen Attacken drohten, wenn Adler, ein ehemaliger Feind Englands, seine Rede halten werde. Es kam aber zu keinerlei Störungen. Mein Vater erzählte uns nach seiner Rückkehr nach Wien, daß unzählige Hörer nach dem Vortrag zu ihm gekommen wären und ihn beglückwünscht hätten, da er keinerlei Errregung demonstrierte, als die Drohungen bekannt gemacht wurden. Er hätte, wahrheitsgemäß, erwidert, daß er auch nicht ein Wort von dem, was der Vorsitzende in schnellem Englisch gesagt hatte, zu verstehen imstande gewesen sei. Es war nicht leicht, während des Krieges Englisch zu lernen, da Lehrbücher kaum vorhanden waren. Ich selbst studierte während des Krieges mit Büchern für das Alleinstudium der englischen Sprache. Dann, zum Kriegsende, kam die Periode des „Roten Wien". Mehrere „Child Guidance Clinics" wurden in Wien eröffnet, soweit wir wissen, die ersten in Europa. Sie bestanden aus einem Arzt, einem Psychologen oder Social Worker, und die Kinder wurden von den Schulen beigestellt. Mein Vater nahm aktiv teil, wenn er in Wien war. Ich selbst hatte eine Beratungsstelle im 20. Bezirk. All dies fand statt bis 1934, als die Austrofaschisten an die Macht kamen. Als ich 1934, schon mit bösen Vorahnungen, am Abend wieder hinging, patroullierten Soldaten mit Gewehren vor dem Gebäude. Sie ließen niemanden hinein und erklärten mir schließlich, man hätte ihnen gesagt, daß schon genug Beratung gemacht worden wäre und daß man jetzt stärkere Maßnahmen treffen werde.

Einige Wochen früher wurde meine Mutter plötzlich verhaftet. Als ich von meiner Arbeit im Spital zu unserem Haus in Salmannsdorf zurückkehrte, teilte mir unser Chauffeur mit, daß meine Mutter „mit einem fremden Mann" weggegangen sei, mehr wisse er nicht. Da ich überzeugt war, daß meine Mutter unfreiwillig „mit einem fremden Mann" weggegangen war, begann ich von einem Gefängnis zum andern zu fahren und nach ihr zu fragen. Schließlich antwortete ein Gefängniswärter auf die Frage: „Habts ihr die Raissa dort?" „Ja." Mein Vater war eben von einer Amerika-Vortragsreise zurückgekehrt, und wir gingen alle zu diesem Gefängnis hin. Dort fanden wir heraus, daß meine Mutter, mehr als 60 Jahre alt, verhaftet worden war, weil ihr Name im Ausschuß eines Vereines aufschien, der Mittel für irgendwelche linksgerichteten Aktivitäten sammelte. Sie wurde am zweiten Tag entlassen, wortlos. Dem entlassenden Beamten aber überreichte sie ein Stückchen Papier mit zwei toten Bettwanzen und sagte, daß sie diese in der Nacht in ihrer Zelle gefunden habe. Aber der Beamte sagte ganz ungerührt, daß meine Mutter diese Tiere eben von zu Haus mitgebracht haben müsse — ein weiteres Beispiel für unsere Hilflosigkeit zu jener Zeit. Als mein Vater damals zu uns sagte, daß wir uns auf Auswanderung vorbereiten sollten, stimmten wir ihm — zum ersten Mal — zu.

Ich hatte schon vorher, 1929, eine schwere Enttäuschung erlebt: Als ich an der Reihe war, in den regulären „Staff eingereiht zu werden, was später die Voraussetzung für eine akademische Beförderung war, wurde ich auf Antrag von Wagner-Jauregg, der damals Vorstand der

Universitätsklinik war, übergangen, und ein Mitglied des österreichischen Adels wurde statt mir befördert. Ich war zutiefst betroffen, weil dies ja meine ganze Weiterentwicklung an der Wiener Universität verhindert hätte. Aber ich rechnete nun mit dem zu erwartenden Rücktritt von Wagner-Jauregg, da er die Altersgrenze erreicht hatte. Dies geschah auch im Jahr 1929. Zu seinem Nachfolger war Professor Pötzl gewählt worden, und eine seiner ersten Amtshandlungen war es, „die Ungerechtigkeit", wie er sich ausdrückte, mich von einer akademischen Beförderung auszuschließen, wieder gut zu machen. Ich erhielt meine reguläre akademische Anstellung und fühlte mich sehr erleichtert. Mein Vater erhielt in der Folgezeit viele Einladungen für Vorträge an verschiedenen Universitäten in Europa und Amerika. Als ich ihn zum letzten Mal in Wien sah — es war 1934 —, sagte er zum ersten Mal, daß er sich Wien entfremdet fühle, und er ermutigte die Familie wieder, bereit zu sein, Wien, das er so geliebt hatte, zu verlassen. Zu dieser Zeit hatte ich bereits meine Beratungsstelle schließen müssen, und der offene Kampf zwischen den Nationalsozialisten in Deutschland und den Austrofaschisten in Österreich war im Gange. Dollfuß war getötet worden. Als mein Vater auf einer Vortragsreise an der Harvard Universität in Boston erklärte, daß er wisse, daß ich jetzt bereit sei, Wien zu verlassen — Gott sei Dank, ohne mich vorher zu fragen —, wurde mir auf Grund einiger Veröffentlichungen auf den Gebieten der Neurologie und Neuropathologie eine Stelle an der Harvard Universität angeboten. Trotz der wohlgemeinten Wünsche von Professor Pötzl beschloß ich, die Einladung anzunehmen, und verließ Wien zu Beginn des Jahres 1935.

Auf meiner Reise nach Amerika verbrachte ich einige Tage in Paris, das ich sehr liebgewonnen hatte, um von der Stadt Abschied zu nehmen. Da erhielt ich plötzlich von meiner Mutter ein Telegramm, daß mein Vater krank in einem Spital in New York liege und daß sie sich mir auf meiner Reise nach New York anschließen werde. Tatsächlich löste sie unsere Wohnung in zwei Tagen auf, verschenkte das Meiste unserer Eigentümer in Wien, kam nach Paris, und wir traten die Reise nach New York gemeinsam an. In New York angekommen, gingen wir sofort in das Spital, wo mein Vater lag. Er war einige Tage zuvor operiert worden, man hatte den Abszess am Hals entleert. Trotz seiner Schwäche zeigte er große Freude, uns zu sehen, und erholte sich schnell, sodaß ich bald weiter nach Boston reisen konnte, um meine Anstellung an der Harvard Universität anzutreten. Damals erhielten Frauen keine Anstellung im regulären Staff, und ich wurde als Research Fellow angestellt. Trotzdem blieb ich dort neun Jahre, bis ich endgültig die Hoffnung auf eine Änderung dieser altmodischen Regel aufgegeben hatte und eine Anstellung an der Duke Universität in North Carolina annahm. Zwei Jahre, nachdem ich Harvard verlassen hatte, wurde endlich diese Regel aufgegeben, und Harvard Medical School nimmt jetzt auch Frauen auf. Ich konnte zum Beispiel nicht einmal an den Sitzungen des ausgezeichneten „Neurologie Supper Club" teilnehmen, da Frauen nicht zugelassen wurden. Dies war für mich besonders bedauerlich, da viele berühmte Forscher Einladungen dorthin bekamen, um Vorträge zu halten. Anscheinend auf Grund einer organisatorischen Fehlleistung wurde ich plötzlich selber eingeladen, einen Vortrag zu halten. Das Thema war eine meiner Arbeiten über Störungen des Geruchssinnes. Zu spät stellte man fest, daß ich ja nicht einmal in das Gebäude hineingelassen werden durfte. Daher machten die gewitzten Wissenschaftler für diesen einen Vortrag ein anderes Gebäude, das öffentlich zugängig war, ausfindig.

Mein Vater wurde gelegentlich nach Boston eingeladen, und seine Vorträge waren immer überfüllt. Einmal begleitete ich ihn zu einem Vortrag nach Providence. Als wir ankamen, war das Lokal schon so überfüllt, daß man uns nicht mehr hineinlassen wollte. Als mein Vater protestierte und sagte, daß er ja der Vortragende sei, wurde ihm höhnisch geantwortet, daß dies ja schon einige vor ihm behauptet hätten. Wir mußten den Vorsitzenden verständigen, um schließlich eingelassen zu werden.

1936 begleiteten ich und mein Bruder Kurt, der inzwischen einen Ph. D. in Wien erhalten hatte, meinen Vater auf seiner Vortragsreise nach Kalifornien. Wir blieben einige Male während der Reise kurz stehen, da mein Vater darauf bestand, daß wir beide die großen Parkanlagen besichtigten. Er selbst kam niemals mit uns, sondern blieb außerhalb des Parks, in einem der Hotels, wo wir ihn wiederfanden, schreibend, lesend und seine Vorträge vorbereitend. Wann immer wir versuchten, ihn zu bewegen, daß er uns begleite, sagte er jedes Mal: „Oh, ich kann mir das alles vorstellen." 1937 machte er seine letzte Reise nach Europa.

Kurz bevor er abfuhr, wurden wir von einer in Moskau lebenden Schwester meiner Mutter verständigt, daß meine ältere Schwester Valentine, die mit ihrem Mann von Deutschland geflohen war, als die Nationalsozialisten zur Macht kamen, zusammen mit einer großen Gruppe anderer unter Stalin verhaftet und nach Nordsibirien verschickt worden war. Sie wurden angeblich verdächtigt, Anhänger der Nationalsozialisten zu sein. Alle unsere Versuche, sie zu befreien, blieben immer erfolglos. Als ich nach New York kam, um mich von meinem Vater zu verabschieden, sagte ich, ohne es selbst zu glauben: „Vielleicht werden wir uns alle in England treffen." Mein Vater hatte Einladungen für Vorträge in Europa angenommen, und ich sah, wie deprimiert er war. Er antwortete, traurig und leise: „Ich wollte, es wäre schon soweit." Das waren die letzten Worte, die ich von ihm gehört habe. Er kollabierte auf der Straße von Aberdeen, nachdem er dort nur einen Vortrag gehalten hatte, und starb auf dem Weg zum Spital im Ambulanzauto.

Alle unsere weiteren Versuche, meiner Schwester zu helfen oder auch nur etwas über sie zu erfahren, blieben weiterhin erfolglos. Schließlich fand Albert Einstein nach Beendigung des Krieges 1946 von dem damaligen russischen Botschafter in Washington heraus, daß meine Schwester 1942, noch als Gefangene, gestorben war. Einstein war ein Freund meines Vaters gewesen. Als er uns die traurige Botschaft vermittelte, schrieb er: „Ich weiß nicht, wer besser ist, Hitler oder Stalin.“ Meine Schwester war niemals politisch tätig gewesen, hatte ein Doktorat in Nationalökonomie und arbeitete bis zu ihrer Verhaftung in einer Moskauer Bibliothek. Ich zweifle nicht daran, daß das Schicksal meiner Schwester und die Hilflosigkeit, die mein Vater erlitt — er, der immer so schnell bereit war, zu helfen —, seinen plötzlichen Tod verursacht haben.

Die allmähliche Ausbreitung des Austrofaschismus und vorallem des Nationalsozialismus in Deutschland brachte eine merkliche Verminderung der Aktivitäten der Schüler Alfred Adlers und der Schule der Individualpsychologie mit sich, vor allem in diesen zwei Ländern. Aber die Verbreitung dieser Schule fand weiter statt, besonders in Amerika. Unter vielen andern, die dem Nationalismus entflohen, waren es zum Beispiel Wexberg und Dreikurs, die sich in Washington und Chicago niederließen und Gruppen begründeten, die derzeit sehr aktiv sind, obwohl die beiden Pioniere schon vor mehreren Jahren gestorben sind. Es gibt jetzt fast auf der ganzen Erde, zum Beispiel in Japan, Griechenland, Israel, Kanada und vielen anderen Ländern, Kliniken und Lehranstalten. Besonders hierin Österreich haben wir eine ausgezeichnete Gruppe unter der Leitung der Professoren Walter Spiel und Erwin Ringel. Seit 1922 haben wir internationale Kongresse, alle drei Jahre, mit Ausnahme natürlich während des Krieges und der Zeit des Nationalsozialismus, als unsere Tätigkeit in Europa so gut wie eingestellt war.

Ich selbst hatte beschlossen, Boston wegen der negativen Einstellung den Frauen gegenüber zu verlassen, als ein tragisches Ereignis mich noch einige Jahre in Boston festhielt: Das Nachtklub-Feuer im „Cocoanut Grove“, in dem fast 500 Gäste ums Leben kamen und viele verletzt wurden. Ich wurde mitten in der Nacht telephonisch in das Boston City Hospital einberufen, um zu helfen. Es wurden viele Patienten eingeliefert, die oft ganz schwarz gefärbt waren vom Rauch, und die Ambulanzen ließen ihre Signalhörner die ganze Nacht durch tönen. Wenn ich nicht telephonisch von dem Unglück verständigt worden wäre, hätte ich — so wie viele andere in Boston — gedacht, daß die ganze Stadt in Flammen sei. Unter den Überlebenden befand sich eine junge Frau, mit der ich noch heute, nach mehr als vierzig Jahren, in Verbindung bin. Kohlenoxyddämpfe hatten eine Gehirnverletzung verursacht, die es ihr unmöglich machte, Gegenstände visuell zu erkennen. Ihre Geschichte und ihren Fortschritt in den Versuchen, die Welt wenigstens auf Umwegen wieder erkennen zu können, habe ich veröffentlicht, besonders auch, als es gelang, sie an die Duke University — wohin ich mich 1944 begeben hatte — einzuladen, um ihr weiter zu helfen.

Ich arbeitete dort von 1944 bis 1946 als Professor der Psychiatrie. Die Probleme, mit denen wir uns dort beschäftigten, waren recht verschieden von jenen, die ich bisher bearbeitet hatte. Zum Beispiel kam eines Tages ein Bauer an der Hand seiner jungen, hübschen Frau. Seine Augen waren fest geschlossen, er konnte sie seit ungefähr einem Jahr nicht mehr öffnen, er litt an Blepharospasmus. Die lange Reise — sechs Stunden — hatte er nur mit Anstrengung bewältigt, und beide wollten am selben Tag zurückkehren. Es war klar, daß er auf diese Weise, allerdings ihm unbewußt, seine junge Frau an sich fesseln wollte. Er ließ sie kaum

jemals allein. In einer langen hypnotischen Sitzung wurde ihm einiges erklärt, er öffnete zum ersten Mal nach langer Zeit wieder seine Augen, und beide verließen hochbefriedigt das Spital. Seine Frau schrieb uns auf unsere Anfrage hin, daß ihr Mann die Augen weiter offen halte, sie aber auf andere Weise tyrannisiere. Derartige Patienten, mit dem gleichen Symptom, reagieren nicht so schnell in unseren großen Städten, sondern müssen sich oft einer lang andauernden Psychotherapie unterziehen. Ein anderes Mal besuchten wir eine Sitzung der „Holy Roller". Zu unserem Erstaunen kam ein junger Knabe an, ein Patient unserer Klinik, der von seinen Eltern in einem Automobil hergebracht wurde. Er war an beiden Beinen gelähmt als Folge einer Kinderlähmung. Die Menge umgab ihn, richtete ihn auf, und schleppte ihn laut singend zurück zum Wagen der Eltern: „Er geht." Am nächsten Tag kam der arme Junge, völlig gelähmt an den Beinen, wieder in unsere Klinik. 1946 wurden Versuche gemacht, mich als Commissioner of Mental Health in North Carolina festzuhalten. Es stellte sich heraus, daß ich nicht einmal eine medizinische Lizenz für North Carolina bekommen konnte, da die Autoritäten damals nur Bewilligungen für North Carolina anerkannten, die von einer dortigen Universität ausgestellt worden waren. Ich beschloß daraufhin, nach New York zu reisen, wo mir, acht Jahre zuvor, eine Stelle an der New York University als Professor angetragen worden war. Dies geschah, als ich mich 1938 einer Prüfung als Spezialist der Psychiatrie und Neurologie unterzog. Der Hauptprüfer, Professor Wertig, konnte sich noch an mich erinnern, und ich erhielt die Anstellung an der New York University als Professor, die ich noch weiter innehabe.

Unsere Freunde und Mitglieder haben sich offene Augen für neue Entwicklungen bewahrt, die immer wieder geprüft und dann häufig in unseren Vorträgen, Büchern, Behandlungen und Kongressen weiterverarbeitet werden. Dies war auch die Tätigkeit meines Vaters, der in seinem allzu kurzen Leben seine Lehren immer wieder erweiterte, verbesserte und verdeutlichte. Dies, so hoffen wir, wird auch von unseren Freunden fortgesetzt werden.

Alexandra Adler in Wien, 1935

Alfred und Alexandra Adler in Kalifornien (USA), 1936

ERNEST DICHTER

Zeitzeuge

Man könnte meine Erlebnisse in den letzten fünfzig Jahren in Amerika als das Resultat der Anwendung von wissenschaftlicher Semantik betrachten. Ich beschäftigte mich mit der Frage, warum nach fünf- oder sechstausend Jahren nach Moses die Welt nicht sehr viel weiter gekommen ist. Es gibt zwei Antworten darauf: a) Wir haben nicht die richtigen Methoden verwendet, um Antworten auf das Warum des menschlichen Verhaltens zu finden; b) Wir hatten uns naiv vorgestellt, daß es genüge, das Gute zu empfehlen und das Schlechte zu verbieten. Menschliche Motive können erst dann beeinflußt werden, wenn wir genügend tief vorgedrungen sind. Wir werden erst dann weniger rauchen, wenn wir verstehen, warum die Menschen rauchen. Drohungen mit Krebs haben bis jetzt nur wenig geholfen. Fast alle zehn Gebote waren bis jetzt erfolglos. „Thou shalt and thou shalt not" funktioniert bei Übergewicht so wenig wie bei Handelsmarken.

Aufdeckung von wirklichen Motiven ist bestimmt so interessant, wie ein urzeitliches Skelett in Afrika zu finden oder eine neue genetische Kombination zu entwickeln.

Meine erste Aufgabe war es, herauszufinden, wie häufig die Amerikaner Milch trinken und warum. Dies zu wissen, sollte dann dazu führen, mehr Verbraucher zum Milchkonsum zu überreden. Es war angewandte Psychoanalyse, zu sehen, daß diese Hinwendung zur Milch ihren Ursprung schon in der Kindheit hat, es war Semantik und Logik, die oberflächliche Antwort auf eine Warum-Frage, „Sie schmeckt mir oder schmeckt mir nicht", als eine Tautologie zu erkennen. Wichtig war bei meinem Erfolg, daß ich den Rat von Experten ablehnte.

Man erzählte mir, daß Amerikaner nichts von Psychologie verstünden, ich sollte doch normale übliche Marktforschung betreiben.

Vielleicht hatte meine professionelle Skepsis schon früher begonnen. Ich verließ Österreich etwa eineinhalb Jahre vor Hitler. Jeder hatte mir davon abgeraten. Österreicher seien gemütlich, was in Deutschland geschehe, könnte doch in Österreich nicht passieren. Ich ließ es auf die Wette ankommen und ging doch weg. Indem ich Dinge tat, die anderen nicht eingefallen waren, hatte ich mir bereits einen Namen gemacht: Ich hielt Kurse an der Urania über das Beobachten von Menschen, ich startete eine jüdische Berufsberatung, schrieb eine psychologische Kolumne für das katholische *Wochenblatt,* worin ich über die Rolle der Farben und ähnliche Dinge philosophierte. Als mir meine Tante, die in Chemnitz (jetzt Karl-Marx-Stadt) wohnte, einen Ausschnitt vom *Völkischen Beobachter* schickte, in denen mein Name zusammen mit Sigmund Freud, Alfred Adler, Karl Marx und vielen anderen erwähnt wurde, war das Maß voll. Wir gingen nach Paris. Dort begann ich zum ersten Mal, meine Ideen über psychologische Marktforschung zu entwickeln. Ich arbeitete illegal, kam aber mit meinen Ideen nicht an. Mit Hilfe des amerikanischen Vizekonsuls beim amerikanischen Konsulat in Paris erhielt ich dann mein Visum. Er reagierte sehr positiv auf meine Ideen und erklärte mir, er würde mein Ansuchen persönlich unterstützen. Das tat er auch und schickte ein Telegramm nach Washington, mit Erfolg.

Meine Ideen, die ich dann „Motivforschung" nannte, wurden zuerst mit gemischten Reaktionen begrüßt. Die eingesessenen Forscher waren etwas böse auf mich. Ich wurde angegriffen: Ich verwendete zu kleine Samples. Was ich tat, sei nicht wissenschaftlich.

Meine wirkliche Chance erhielt ich durch einen Forschungsauftrag für die Chrysler Corporation. Sie hatten Probleme mit dem Verkauf eines Autos, dem Plymouth-Wagen. In einer Studie, die sie selbst durchgeführt hatten, fanden sie, daß die Kaufentscheidung meistens angeblich von dem Mann im Hause gemacht wurde. Meine Skepsis oder mein Training durch Prof. Schlick, bei dem ich in Wien studiert hatte, half mir weiter. Er hatte uns Studenten beigebracht, daß es verschiedene Niveaus bei Erklärungen gebe. Er sprach von nicht reduzierbaren Aussagen, auf die man immer wieder zurückkehren sollte. Solche Feststellungen waren konkreter als höhere Abstraktionen. Viel später analysierte ich einmal,

wie man den Ausspruch, daß Inflation durch Konsumenten erzeugt würde, verständlicher machen könnte. Zuerst verwendete man als Slogan den Ausspruch: „Everybody can lick Inflation.“ Ich versuchte dann, dies weiter zu übersetzen durch Fragen an den Konsumenten: „Ich versteh’ Sie nicht“, übten wir in Seminaren bei Schlick, um uns zu zwingen, ein Problem richtig durchzudenken. In diesem Beispiel kam als nächste Antwort: „We all can lick Inflation.“ Wiederum wurde vorgegeben: „Ich verstehe Sie noch immer nicht.“ Dann endlich kam die Feststellung: „You and I can lick Inflation.“ Das war jetzt ein nicht mehr reduzierbarer Satz. Man konnte ihn nur damit erklären, daß man auf sich selbst und den anderen hinwies.

Natürlich erhielten wir auf unsere Frage: „Who made the buying decision?“ von dem Befragten die stolze Feststellung: „1 did.“ „Ich weiß," war meine Reaktion. „Erzählen Sie mir aber bitte genau, was Sie getan haben.“ Antwort: „Wir stiegen in unser altes Auto, fuhren zu Händlern, verglichen Preise etc."

„Wer ist wir?" war unsere nächste Frage. „Oh, ich hab’ es vergessen: Meine Frau war auch mit.“ Unsere Methode, auf Tatsachen zurückzugehen, brachte uns der Wahrheit näher. Die Antwort war nur durch Demonstration, mit einem direkten Hinweis, weiter zu erklären.

Chrysler begann daraufhin zum ersten Mal in Frauenzeitschriften zu annoncieren und Frauen als Käuferinnen darzustellen. Großer Verkaufserfolg. Ich wurde dann im *Time*-Magazin als erfolgreicher Österreicher erwähnt. Damit war der Anfang meiner Karriere gemacht.

Zu der Zeit begegnete ich auch Margaret Mead, der bekannten Anthropologin. Sie machte mir Mut und erklärte mir, daß ich eigentlich angewandte kulturelle Anthropologie betrieb. Da fragt man auch die Eingeborenen nicht, warum sie eigentlich ihren Körper in einer bestimmten Weise bemalen oder sich tellerähnliche Gefäße in die Lippen pressen. Man operiert mit Hypothesen, die eklektisch aus vielen Gebieten, wie auch der Psychologie, stammen. Dann macht man Beobachtungen, um diese Hypothesen zu beweisen oder zu verwerfen und durch bessere zu ersetzen. Wir fanden natürlich noch viel mehr in dieser ersten Motivstudie.

Der erste Wagen, ganz egal, wie schäbig, wird das ganze Leben hindurch im Gedächtnis behalten. Wir erinnerten den potentiellen Käufer an dieses erste emotionelle Erlebnis: „Do you still remeber when?" Wiederum ein Verkaufserfolg.

Das nächste war eine Stellung bei der Werbeagentur, die den Etat für Chrysler hatte. Dort blieb ich mehrere Jahre. Dann kam ich zu CBS, wo ich Anti-Nazi-Propaganda betrieb. Es gab die ersten Fernsehprogramme. Wir beschäftigten uns mit der Analyse von Kriegerwitwen, Rückkehrern und schließlich auch mit den Reaktionen auf die Atombombe. Ich arbeitete eine Zeitlang mit Edward R. Morrow, der von London zurückkam, wo er während der ärgsten Bombardments war und von dort Nachrichten sandte. Wir experimentierten mit neuen Fernsehprogrammen. Ich konnte meine Erfahrungen aus Österreich verwerten. Wir versuchten Ideen zu entwickeln, die dazu dienen konnten, Faschismus zu verhindern. Morrow war derjenige, der dann viel dazu beitrug, McCarthy zu Fall zu bringen. Mr. Morrow war aber in seiner administrativen Rolle nicht sehr glücklich. Er verließ CBS, bald darauf ging auch ich weg. Ich war übrigens gar kein guter Angestellter und machte mich selbständig. Viele Kontroversen auf öffentlicher Bühne folgten. Alles trug aber nur zu meinem guten oder schlechten Ruf bei. Nach dem Erscheinen von Vance Packards Buch *The Hidden Persuaders* wurde ich fast überall bekannt oder berüchtigt. „Schrecklich, was Sie tun. Wieviel würde es kosten, wenn wirSie holten?" Ich wurde nach Australien, Indien, Südafrika, Südamerika und sogar Samoa im Pazifik eingeladen. Dort war meine Aufgabe zum Beispiel, mitbeizutragen, den Menschen zur Unabhängigkeit zu verhelfen. Einige Male war ich auch in den Ostländern, um dort Seminare abzuhalten. Natürlich folgten dann mehrere Filialen in Europa und Japan, die auch jetzt noch florieren.

Vom Standpunkt der Emigration und der „vertriebenen Vernunft“ stellte ich einen Ein-Mann psychologischen Marshall-Plan dar: ich verknüpfte meine europäische Erfahrung, in Wien geholt, mit der größeren Freiheit Amerikas und meinen Erfahrungen dort. Daß ich meistens Erfolg hatte, sowohl in Europa als auch in Amerika, ist das Resultat von viel Glück, vielleicht auch „common sense", und der Fähigkeit, mich anzupassen. Emigration, ob freiwillig oder gezwungen, führt ja zu einer Notwendigkeit von „Friß, Vogel, oder stirb.“

Ein kleines, aber vielleicht wichtiges Detail war, daß ich einen phonetischen Kurs absolvierte, um meinen deutschen, wienerischen, Akzent zu verlieren, was mir nach Urteil meiner echten amerikanischen Freunde gelungen ist. Man sagt ja mit dem Akzent oft indirekt: „Chez nous."

Vertriebene Vernunft bleibt ja glücklicherweise nicht immer vertrieben. Es ist ein Samen, der auf einem besseren Boden neu aufblüht. Echter französischer Wein stammt aus Kalifornien. Soweit ich weiß, wurden ursprünglich französische Reben in Kalifornien angepflanzt, als dann die Reben in Frankreich erkrankten, wurden die gesundgebliebenen Sorten aus Kalifornien wieder zurückverpflanzt nach Frankreich.

Ich habe inzwischen 17 Bücher geschrieben, in denen ich versuchte, meine Methoden, die ja nicht neu sind, zu erklären. Vor einigen Wochen (Oktober 1987) wurde ich 80. Es gibt wahrscheinlich viele Gründe dafür, daß ich mich mehr und mehr mit der Zukunft beschäftige. 2000 ist schon fast hier. Viele meiner Aufgaben stellen Fragen wie: „Was sind die wichtigsten Entwicklungen, die wir in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren erwarten können?" Ich habe ein Buch geschrieben: *Comment vivrons nous en l'an deux mille.* Darin setze ich mich mit neuen Ideen auseinander, die aus meinem Motto „Warum eigentlich nicht" folgen könnten. Ich habe einige Jahre hindurch mit Herman Kahn, dem leider verstorbenen bekannten Futurologen, gearbeitet.

Wenn ich mich über bloße Erinnerungen hinwegsetzen darf, dann würde ich hoffen, daß wir hier als „Vertriebene" an einem globalen Marshall-Plan mitarbeiten. Es gibt noch so viele „Spinnweben", die uns am Fortschritt hindern. Natürlich sollten wir uns an die Vergangenheit erinnern, wir sollten sie aber als Lektion verwenden.

Die Liste der Aufgaben, an denen wir unsere Erfahrung und gewisse Internationalität, die wir erlernt haben, als Werkzeuge verwenden könnten, ist folgende:

Nationalismus ist eine Krankheit, das ist der Titel eines Buches, das ich auf Italienisch geschrieben habe. Er hat mehr Kriege verursacht als Epidemien. *Mißbrauchte Religionen* sind fast noch grausamer.

Ein Problem, das mich sehr beschäftigt, ist die Konzeption des „Image", ein Wort, das ich in das Gebiet des Marketings eingeführt habe. Ich habe es von der Psychoanalyse ausgeliehen. Wir reagieren leider zu oft auf den Gesamteindruck, eben die Gestalt, das Image eines Landes, eines Politikers oder einer Marke. Gestalt ist die Melodie, die aus mehr als den Noten besteht.

Bei einem Lande wie Österreich, um dessen Image wir dieser Tage besonders besorgt sind, sind alle, besonders die früheren Österreicher, betroffen.

Echte Demokratie Kindern beizubringen, ist eine weitere wichtige Aufgabe. Sie müssen natürlich zunächst Schreiben, Lesen und Arithmetik lernen. Aber darüber hinaus sollten sie sich auch für demokratisches Agieren, Wählen, Entscheiden, Mittun trainieren.

Eine der wichtigsten Funktionen, die wir als Auswanderer erfüllen können, ist jene, die auf unserer Entwurzelung basiert. Viele von uns mußten neu in einem neuen Land und einer anderen Kultur anfangen. Oft mußten wir auch eine neue Sprache lernen. Wir waren speziell in Amerika die neuen Einwanderer. Wir mußten geschickter sein, uns neu einleben. Das machte uns zu einer speziellen Kategorie im sozial-psychologischen Sinne. Als solche waren wir, und mußten es auch sein, auf Unsicherheit eingestellt und lernten damit zu leben. Wir hatten mehr Mut, neue Ideen zu entwickeln. Nachdem die moderne Welt mit dauernder Unsicherheit zu rechnen hat, könnten wir die Lehrer dieser notwendigen Philosophie sein.

Wir haben gelernt, die Welt von verschiedenen Seiten her zu sehen, ein sehr guter Anfang, Vorurteile zu kurieren. Viele von uns sind auch im positiven Sinne schizophren. Wenn wir in Amerika oder in anderen Ländern nach Europa schauen, sehen wir ein idealisiertes Land. Wenn wir in Europa sind, träumen wir von der neuen Heimat, den Foster Parents, die uns oft besser behandelt haben als die ursprünglichen Eltern. Unsere Vernunft und unsere Sensitivität sind durch unser Schicksal gestärkt worden.

Vielleicht sind wir dazu auserkoren, den ursprünglichen Marshall-Plan in einer psychologischen Form weiterzuführen, der in beide Richtungen gehen soll, für den Besiegten sowohl als als auch den Sieger — Ausdrücke, die fast sinnlos geworden sind.

Wir haben auch gelernt, uns nicht vor der Zukunft zu fürchten. Wir mußten ja hoffen. Wir

können die Hoffnungsbereitschaft weitergeben und als Lebensweisheit erklären, daß wir eigentlich immer wieder neu anfangen müssen.

Den Nuklearkrieg unmöglich und unnötig zu machen, ist wohl die wichtigste Aufgabe, die wir alle haben. Wir haben auch Pragmatismus gelernt. Er ist eher am Platz als Träumerei, wenn es um den Frieden geht. Ich bin überzeugt davon, daß es keinen Krieg geben wird, jedenfalls nicht mit den erwarteten Widersachern. Sogar in Afrika beginnt man zu entdecken, daß die freie Wirtschaft noch immer die beste Methode ist, Menschen zu motivieren.

Meine Wahl war dann doch nicht die schlechteste. Sogar im Osten und in China hat man diese Wahrheit entdeckt.

Vielleicht ist das wirkliche Problem, daß wir *Angst haben vor dem Frieden.* Was werden wir dann tun? Wohin mit den vielen Statuen für die Kriegsherren, die Eroberer, die am Schluß nichts erobert haben als Millionen von Toten?

Wir haben keine gute oder überhaupt *keine Symbolik* für Demokratie. Welche Farbe hat sie, die mit Knallrot, dem Hammer und der Sichel oder dem Muslim-Halbmond konkurrieren kann?

Wir sind noch nicht soweit, daß wir die Macht des Irrationalen, der Symbolik verstehen. Teil meiner Arbeit war bis jetzt, es klar zu machen und durch Resultate zu beweisen, daß wir nicht nur das kaufen, was unser Unterbewußtsein anspricht, daß wir auch Präsidenten und Kanzler in derselben Weise wählen, daß wir noch immer für verschiedene Farben einer Fahne sterben und Sicherheit gegen den „Feind" anstreben. Wir glauben an Maginot-Linien, an sichtbare und unsichtbare Mauern. Wir bekämpfen einander im Namen Gottes, obzwar uns unsere Vernunft sagen sollte, daß es ja derselbe Gott ist, der auch in den meisten Fällen, anscheinend ohne Erfolg, Nächstenliebe gepredigt hat in seinen Botschaften an die Menschheit.

Wenn wir mehr in die Zukunft schauen und uns nicht mehr als Vertriebene sehen, sondern als Auserwählte, die zufällig die Teilnehmer an einem faszinierenden, wenn auch oft schmerzhaften internationalen Experiment waren, werden wir vielleicht helfen können, aus den Vertriebenen „neugeborene" Helfer zu machen. Wir brauchen gar nicht auf das Jahr 2000 zu warten, wir können schon jetzt beginnen. Unsere hoffentlich verschärfte Vernunft werden wir bestimmt verwenden können.

Unser Motto sollte „Konstruktive Unzufriedenheit" sein.

Laboratorium für Berufe

Die Berufsberatung ist an und für sich nichts Neues. In Wien hat die städtische und später die staatliche Berufsberatung schon ihre soziale Wirkung gehabt, aber der Unterschied zwischen der öffentlichen Berufsberatung und einer privaten ist der gleiche wie zwischen einer ambulatorischen Behandlung und der durch einen Spezialarzt, der sich mit den privaten Verhältnissen und dem Milieu des Einzelfalles dauernd und eingehend befassen kann.

Es gibt da in Wien einen Mann, der sich den Beruf des privaten Berufsberaters erwählt hat. Dr. Ernst Dichter, Fachpsychologe und Berufsberater. Auf der Wieden hat er seine „Ordination" mit einem eigenen Laboratorium. Ein sehr sachlicher, beruflich außerordentlich vorgebildeter Gelehrter, der, wie sich an einigen Beispielen gleich herausstellt, mehr können und wissen muß, als einem jungen Menschen zu sagen: „Sie taugen nicht zum Kaufmann, Sie müssen Mechaniker werden."

Aus: „Der Morgen", 18. November 1935

Berufsberater Dr. Dichter

ACHIM ESCHBACH UND GABI WILLENBERG

Karl Bühler

Karl Bühler lehrte von 1922 bis 1938 an der Universität Wien; die Ereignisse von 1938 zwangen ihn, zum Jahreswechsel 1938/39 über Oslo in die USA zu emigrieren; wie viele andere Emigranten ist Karl Bühler nach dem Zweiten Weltkrieg nicht nach Europa zurückgekehrt.

Um nachvollziehen zu können, welche Bedeutung die Ereignisse nach dem „Anschluß" 1938: die Verhaftung, die Kündigung des Dienstverhältnisses von Seiten der Stadt Wien, die Enthebung vom Lehrstuhl und schließlich die Emigration, für Karl Bühler — und in ähnlicher Weise vermutlich für viele seiner Kollegen und Mitarbeiter — hatten, ist zunächst festzustellen, in welchem wissenschaftlichen Kontext Karl Bühler vor 1938 gestanden hat. Unsere Recherchen bezüglich der wissenschaftlichen Kontakte Karl Bühlers in Wien lassen die These gerechtfertigt erscheinen, daß es im Wien des ersten Drittels dieses Jahrhunderts ein Netz von Institutionen gab, das eine breite wissenschaftliche Diskussionsbasis ermöglichte und damit zum hohen wissenschaftlichen Standard der Vorkriegszeit beitrug. Karl Bühler wurde in dieses Netz von Institutionen, die neben den lokalen Kontakten auch den internationalen wissenschaftlichen Austausch förderten, seit der Übernahme des philosophischen Lehrstuhls an der Universität Wien im Jahr 1922 zum Teil „hineingeführt", zum anderen war er aber auch selbst an der Mitausgestaltung des institutionellen Netzes beteiligt.

1922 BIS 1938

Ausgangspunkt für die verschiedensten wissenschaftlichen Kontakte Karl Bühlers in Wien war die Übernahme des Vorstands des Psychologischen Instituts an der Universität Wien. Schon das Institut selbst, das 1922 für Karl Bühler etabliert wurde, war genaugenommen eine Vereinigung von zwei Institutionen, nämlich dem Psychologischen Institut der Universität Wien und dem psychologisch-pädagogischen Laboratorium der Lehrerakademie der Stadt Wien. Die Vereinigung dieser beiden Institutionen ging aus der Kooperation der Wiener Universität beziehungsweise des Bundesministeriums für Inneres und Unterricht mit der Lehrerakademie der Stadt Wien hervor. Die Universität war daran interessiert, daß Karl Bühler das Wiener Ordinariat der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Psychologie und der Pädagogik übernehmen würde. Sie war allerdings nicht in der Lage, die Räumlichkeiten für ein psychologisches Laboratorium, das Karl Bühler für unverzichtbar hielt, bereitzustellen. Eine Lösung fand sich schließlich in der Form, daß im Rahmen der Lehrerakademie der Stadt Wien ein psychologisch-pädagogisches Laboratorium eingerichtet wurde, für das im Gebäude des Wiener Stadtschulrates, dessen damaliger Präsident Otto Glöckel war, mehrere Räume zur Verfügung gestellt wurden. Karl Bühler übernahm die Leitung dieses Laboratoriums im Nebenamt und verpflichtete sich durch einen Lehrauftrag, für die Lehrerakademie in jedem Semester zweistündige Seminarübungen abzuhalten. Da das psychologisch-pädagogische Laboratorium der Lehrerakademie gleichzeitig dem Universitätsunterricht diente, genehmigte das Bundesministerium für Inneres und Unterricht, daß es unter den Universitätsinstituten als „Psychologisches Institut der Universität in Wien" angeführt wurde und daß die aus den von Bühler geleiteten Seminarübungen hervorgegangenen wissenschaftlichen Arbeiten (Dissertationen) als „aus dem Psychologischen Institute der Universität in Wien" hervorgegangen bezeichnet wurden.[1]

Im Zusammenhang der auf die Lehrerausbildung gerichteten Aktivitäten Karl Bühlers sei am Rande erwähnt, daß er seit 1925 Mitglied der St(aatlichen) Pr(üfungs)-Komm(ission) f(ür) M(ittelschullehrer) war.[2]

Eine außeruniversitäre Diskussionsbasis für pädagogische Fragen bildete die Wiener

pädagogische Gesellschaft, der Karl Bühler 1923 in einem Vortrag über „Das Forschungsprogramm des Wiener psychologischen Institutes“ berichtete, und auf deren Einladung er 1925 anläßlich der Feier der 500. Vollversammlung der Gesellschaft den Festvortrag „Zur Psychologie der Persönlichkeit“ hielt.[3] Diese beiden Vorträge sind vermutlich nur die herausragenden Aktivitäten Bühlers; welche anderen Funktionen Karl Bühler in dieser Gesellschaft hatte, bleibt in weiteren Recherchen zu klären.

Charlotte Bühler bemerkte einmal rückblickend, daß die Bereitschaft Karl Bühlers, an der Lehrerausbildung in Wien mitzuwirken, von vielen dahin gedeutet wurde, daß er sozialistisch gesinnt sei, was ihm dann eine „nie klar erkannte Zahl von Gegnern“ unter den Universitätskollegen eingetragen habe.[4]

Ob es tatsächlich viele Kollegen an der Philosophischen Fakultät gab, die ihm nicht wohlgesonnen waren, konnte durch unsere bisherigen Forschungen zur Biographie Karl Bühlers nicht festgestellt werden. Dagegen gibt es eine Reihe von Hinweisen dafür, daß er unmittelbar seit seiner Ernennung zum Ordinarius für Philosophie an der Wiener Universität mit verschiedenen Kollegen der Philosophischen Fakultät intensiv kooperiert hat. Erwähnt seien hier nicht nur die zahlreichen Anträge unterschiedlichster Art, die Karl Bühler zusammen mit einigen Kollegen, zumeist mit Meister und Reininger, an die Philosophische Fakultät gestellt hat, sondern auch die Mitarbeit Karl Bühlers in den verschiedensten Fakultätskommissionen.[5] Auch die Tatsache, daß Karl Bühler in seiner gut fünfzehnjährigen Tätigkeit an der Universität Wien jeweils etwa 130 Dissertationen zusammen mit Richard Meister und Robert Reininger und etwa 40 Dissertationen zusammen mit Moritz Schlick betreut hat, stützt die Annahme, daß es zumindest zwischen Karl Bühler und den Fakultätskollegen Meister, Reininger und Schlick eine intensive Kooperation gegeben hat.

Während in den Fakultätssitzungen vorwiegend personelle und organisatorische Fragen behandelt wurden, veranstaltete die seit 1888 existierende Philosophische Gesellschaft an der Universität Wien regelmäßig Vortragsabende, bei denen nicht nur die Mitglieder der Wiener Philosophischen Fakultät, sondern auch zahlreiche auswärtige Gäste über die neuesten Ergebnisse ihrer Forschungen berichteten und diskutierten. Die Geschichte der Philosophischen Gesellschaft an der Universität Wien ist weitaus weniger spektakulär verlaufen als etwa diejenige des „Wiener Kreises“, der weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt wurde. Unterzieht man jedoch die Liste der wissenschaftlichen Vorträge und Aussprachen, die im Laufe der Jahre stattfanden,[6] einer kritischen Musterung, so erscheint die Arbeit dieser Gesellschaft in einem anderen Licht, denn es wurden nicht nur alle Teilgebiete der Philosophie ausführlich behandelt, sondern die Namen der Referenten bürgen auch für die Qualität der Ausführungen. Stellvertretend für die vielen anderen ortsansässigen und auswärtigen Referenten mögen Christian von Ehrenfels, Franz Brentano, Ernst Mach, Ludwig Boltzmann, Theodor und Heinrich Gomperz, Kasimir von Twardowski, Georg Simmel, Otto Neurath, Karl Bühler, Moritz Schlick und Rudolf Carnap stehen. Richard Meister hebt in seinem Festvortrag aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens der Philosophischen Gesellschaft eigens hervor, daß seit der gleichzeitigen Neubesetzung aller drei philosophischen Lehrkanzeln der Universität im Jahre 1922 mit Robert Reininger, Moritz Schlick und Karl Bühler ein neues Kapitel in der Geschichte der Gesellschaft aufgeschlagen wurde. Wörtlich heißt es: *Der nunmehr folgende letzte Zeitabschnitt unserer Geschichte (1922—1937) ist äußerlich dadurch gekennzeichnet, daß die umfangreichen Aussprachen zurücktraten und die Tätigkeit der Gesellschaft so gut wie ganz durch Einzelvorträge bestritten wird. Aber die innere Lebenskraft der Gesellschaft zeigt sich darin, daß viele Vortragende die Ergebnisse ihrer eigenen Forschungsarbeit vorlegen und daß der Kreis der Vortragenden einen erfreulichen Zuwachs durch jüngere Mitforscher erhält.*[7] So referieren aus dem engeren Bühlerkreis Käthe Wolf, Charlotte Bühler und Fritz Redl.

1927 berichten die *Kantstudien,* daß sich die Philosophische Gesellschaft bei ihrer Jahresversammlung auf Antrag des Ausschusses zur Ortsgruppe der Kant-Gesellschaft konstituiert hat; neben Raimund Hofbauer, Richard Meister, Josef Schenk und Moritz Schlick wurde Karl Bühler vom Ausschuß in den Beirat gewählt. Die Arbeit der Philosophischen Gesellschaft/Ortsgruppe der Kant-Gesellschaft bestand nicht allein darin, den wissenschaftlichen Austausch unter ihren Mitgliedern zu fördern, sondern man bemühte sich auch, Kontakte zu anderen Wiener Organisationen herzustellen und zu pflegen: erwähnenswert ist hier die

Kooperation mit der Soziologischen Gesellschaft in Wien, mit der zusammen man 1931 die Preisfrage „Die Entwicklung der Soziologie des Erkennens und Wissens seit Wilhelm Jerusalem" stellte; das interdisziplinäre Preisrichterkollegium bestand aus den Herren Max Adler, Karl Bühler, Walther Eckstein, Rudolf Goldscheid und Karl Roretz.[8] Eine größere Bedeutung noch ist der Zusammenarbeit mit der Kulturwissenschaftlichen Gesellschaft, dem Komitee zur Veranstaltung von Gastvorträgen ausländischer Gelehrter der exakten Wissenschaften in Wien und anderen Wiener wissenschaftlichen Körperschaften beizumessen, die den Mitgliedern der Philosophischen Gesellschaft die Teilnahme an einer Reihe von Vorträgen auswärtiger Wissenschaftler, zum Beispiel F. Weinhandl (Kiel), Werner Heisenberg (Leipzig), Richard von Mises (Berlin), Max Planck (Berlin) und L. E. J. Brouwer (Amsterdam) ermöglichte.[9]

Damit dürfte indirekt ein weiterer wichtiger philosophischer Kreis, nämlich der „Wiener Kreis" alias „Verein Ernst Mach", angesprochen sein. Welche direkten Kontakte Karl Bühler zum „Wiener Kreis" hatte, konnte durch unsere bisherigen Forschungen nicht eindeutig geklärt werden; bestätigt ist jedoch, daß sich Karl Bühler und Moritz Schlick, die zentrale Person des „Wiener Kreises", auf den verschiedensten institutionellen Ebenen getroffen haben.

Die zuvor angesprochene Kooperation der Philosophischen Gesellschaft mit den verschiedenen anderen wissenschaftlichen Organisationen veranschaulicht sehr deutlich, daß es in dem Berichtszeitraum in Wien eine größere Anzahl wissenschaftlicher Arbeitskreise, Zirkel und Gesellschaften verschiedenartiger fachlicher Provenienz gab, die sich in ihrem eigentlichen Anliegen durchaus voneinander unterschieden, was die Mitglieder dieser Verbände jedoch nicht daran hinderte, in wissenschaftlicher Neugierde über den Zaun der eigenen Disziplin zu schauen und durch diese interdisziplinäre Gesprächsbereitschaft jenes faszinierende geistige Klima zu ermöglichen, das so viele wertvolle Resultate erbrachte, von denen wir noch heute zehren können.

Schließlich ist im Rahmen der eher philosophisch ausgerichteten Organisationen, an denen Karl Bühler in Wien beteiligt war, die Österreichische Akademie der Wissenschaften, genauer, ihre philosophisch-historische Klasse, zu nennen. Nachdem die Herren Reininger, Radermacher, Arnim und Wilhelm schon seit 1926 in verschiedenen Jahren wiederholt Karl Bühler zur Wahl vorgeschlagen hatten, wurde er 1934 auf Vorschlag seiner Kollegen aus der Philosophischen Fakultät der Universität, den Professoren Reininger, Srbik, Hirsch, Hauler, Oberhummer, Luick, Radermacher und Ettmayer, zum korrespondierenden Mitglied der philosophisch-historischen Klasse gewählt. In dem von den oben genannten Professoren unterzeichneten Wahlvorschlag vom 25. April 1934 heißt es: *Die Psychologie hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einer relativ selbständigen Disziplin mit spezifischen Arbeitsmethoden entwickelt, sodaß sie innerhalb der philosophischen Wissenschaften eine Sonderstellung einnimmt und nur mehr von einem Fachmann auf diesem Gebiete bewältigt werden kann. Bühler, der übrigens stets bestrebt ist, den Zusammenhang der Psychologie mit der allgemeinen Philosophie zu wahren, steht heute unter den führenden Psychologen mit an erster Stelle und gilt insbesonders auf dem Gebiete der Denk- und Sprachpsychologie als Autorität. Da die Psychologie an unserer Akademie gegenwärtig gar nicht vertreten ist, wäre die Wahl Bühlers zum korr. Mitglieder als eine sehr wünschenswerte Ergänzung der phil.-hist. Klasse anzusehen.*[10]

Ein weiteres interessantes Beispiel für die interdisziplinäre Kooperation ist die seminaristische Arbeitsgemeinschaft zwischen der Wiener psychologischen Schule unter der Leitung von Karl Bühler und der in der Medizinischen Fakultät der Universität Wien beheimateten psychiatrisch-hirnpathologischen Schule unter der Leitung von Otto Pötzl. Es sei daran erinnert, daß Bühler sich während seines Studiums nicht nur mit Philosophie befaßt und eine philosophische Dissertation geschrieben hat, sondern daß er zuvor ein medizinisches Studium abgeschlossen und zum Dr. med. promoviert hatte. Diese medizinischen Interessen brachte er später verschiedentlich mit seinen nun im Vordergrund stehenden psychologischen Forschungen in Verbindung. In Karl Bühlers Wiener Zeit ging aus dieser Interessenverbindung der 1934 gegründete „Verein für angewandte Psychopathologie und Psychologie" hervor.[11] Bereits bei Gelegenheit des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, der 1984 in Wien tagte, hat A. Eschbach über die Aktivitäten dieses Vereins

berichtet,[12] weshalb wir an dieser Stelle lediglich auf die thematisch gleich ausgerichtete Internationale Tagung für angewandte Psychopathologie und Psychologie verweisen möchten, die schon 1930 in Wien durchgeführt wurde. Diese Tagung ist im Verein mit anderen Fakten in besonderem Maße dazu geeignet, dem Mythos von dem beziehungslosen Nebeneinander der verschiedenen psychologischen Strömungen in Wien entgegenzuwirken.[13] Nicht nur die Psychologiestudenten haben die Schulstreitigkeiten unterlaufen, indem sie stillschweigend bei verschiedenen Lehrern wie etwa Bühler und Freud gleichzeitig studierten, sondern auch die Schuloberhäupter haben sich bei verschiedenen Gelegenheiten zu wissenschaftlichem Meinungsstreit wie zu solidarischen Aktionen getroffen, wobei wir hier in ganz besonderem Maße an den „Wahlaufruf an das geistige Wien" erinnern, den Adler, Bühler und Freud 1927 gemeinsam unterzeichneten.[14]

Während die bisher genannten Wiener Institutionen, an denen Karl Bühler teilnahm, jeweils eine bestimmte fachliche Ausrichtung hatten, gründete Karl Anton Prinz Rohan, ein Mitglied des europäischen Hochadels, 1923 in Wien den „Österreichischen Kulturbund" und ein Jahr später die internationale Variante „Federation Internationale des Unions Intel- lectuelles", um „unter Ausschaltung aller Fragen der Nationalität, der Partei, der Konfession, der Klasse oder der Rasse, die Besten aller Länder auf geistigem Gebiet zu sammeln und besonders den Gedankenaustausch, die persönlichen Beziehungen usw. zu fördern, um eine günstige Atmosphäre für die Verständigung der Völker zu schaffen", wie es im Artikel 1 der Satzung des Internationalen Verbandes für kulturelle Zusammenarbeit heißt.[15] Der Kulturbund verfolgte seine satzungsgemäßen Ziele auf Jahrestagungen in wechselnden europäischen Großstädten. Karl Bühler beteiligte sich an der VI. Jahrestagung, die im Oktober 1929 in Barcelona stattfand, wo er über das Thema „Europa und der amerikanische Kulturwille" sprach.[16] Sein Referat, das noch ganz unter dem Eindruck seines fast einjährigen Amerikaaufenthaltes an den Universitäten Stanford, Johns Hopkins und Harvard in den Jahren 1927/28 beziehungsweise seines dem Barcelona-Kongreß unmittelbar vorausgehenden Aufenthalts an der Yale University steht, ist keineswegs eine pessimistische, aber eine außerordentlich kritische Betrachtung der gegenwärtigen kulturellen Entwicklung in Amerika. Bühler analysiert diese Entwicklungen zwar aus der Sichtweise des Psychologen, indem er beispielsweise den Verlust des familiären Zusammenlebens und vor allem den Verlust der schöpferischen Tätigkeiten, der seiner Auffassung nach aus der Technisierung der Umwelt hervorgeht, kritisiert; er geht aber dann über eine psychologische Betrachtung weit hinaus, um die Diskussion auf einer allgemein kulturpolitischen Ebene fortzusetzen. Weitere Nachforschungen sind erforderlich, um diese kulturpolitische Seite des Bühlerschen Denkens angemessen würdigen zu können. Gleichfalls bleibt es zukünftigen Recherchen überlassen, einigen bislang noch relativ vagen Hinweisen nachzugehen, um zu ermitteln, inwieweit Karl Bühler an den Veranstaltungen des „Österreichischen Kulturbundes" mitgewirkt oder zumindest teilgenommen hat.

1938

Mit dem „Anschluß" 1938 beziehungsweise den damit verbundenen Ereignissen wurde ein großer Teil der vorangehend aufgezeigten Verbindungen Karl Bühlers zu den verschiedenen Wiener Institutionen abrupt beendet.

Das erste uns durch Dokumente belegte einschneidende Ereignis dieser Art ist die Verhaftung Karl Bühlers am 23. März 1938. Bühler verbrachte von diesem Datum an 6½ Wochen in „Schutzhaft".[17] Er war damit einer von mehreren Zehntausend zum großen Teil aus der „Elite Wiens" (wie Karl Bühler in einem Manuskript schreibt) kommenden Österreichern, die in den ersten Wochen nach dem „Anschluß" inhaftiert wurden. Karl Bühler selbst analysiert diese Massenverhaftungen als ein Element der Taktik Hitlers, nämlich als das Mittel der „Schock-Lähmung". Wörtlich heißt es in einem Manuskript Bühlers: *Der unschuldige Ausdruck dafür ist Schutzhaft: man wird in „Schutzhaft" genommen, es bleibt offen, ob das Individuum oder die Gemeinschaft vor dem Individuum beschützt werden soll.* Wir sollten diese Analyse Bühlers nicht unterbewerten, denn trotz vielfältiger Ansätze ist es uns bisher nicht gelungen, herauszufinden, was der oder die konkreten Gründe für die

Inhaftierung Bühlers waren, was genau man ihm vorgeworfen hat; keine der verschiedensten Spekulationen, daß man ihn einer sozialistischen oder einer prosemitischen Gesinnung, einer Benachteiligung von nationalsozialistischen Studenten in der Zeit vor dem „Anschluß" oder der Mitgliedschaft in einer Freimaurerloge beschuldigt hat, konnte bisher durch Dokumente, beispielsweise durch Vernehmungsprotokolle oder ähnliches, verifiziert werden. Dagegen gibt es einen von Karl Bühler am 21. Mai 1938, also genau zwei Wochen nach seiner Entlassung aus der Schutzhaft, (maschinenschriftlich) unterzeichneten Lebenslauf, in dem er bestätigt, daß er ohne Protokoll aus der Schutzhaft entlassen worden ist.[18]

Noch während der 6½-wöchigen Inhaftierung Bühlers, am 9. April 1938, stellte der kommissarische Dekan der Philosophischen Fakultät Wien einen Antrag an das Österreichische Unterrichtsministerium, eine Reihe von Professoren zu beurlauben; er stützte sich dabei auf einen Vorschlag des Sachwalters des NS-Lehrerbundes und beantragte die Beurlaubung von Karl Bühler aus „politischen und weltanschaulichen Gründen", „um Ruhe und Ordnung an der Fakultät zu gewährleisten".[19] Weniger als eine Woche später, und noch bevor das Österreichische Unterrichtsministerium dem Antrag auf Beurlaubung zugestimmt hatte, bemühte sich der kommissarische Dekan der Philosophischen Fakultät bereits, Otto Tumlirz für die Übernahme der kommissarischen Leitung des Wiener Psychologischen Instituts und die Übernahme der von Karl Bühler angekündigten und begonnenen Lehrveranstaltungen zu gewinnen.[20] Am 22. April 1938 erging dann der Erlaß des Österreichischen Unterrichtsministeriums an das Rektorat der Universität Wien, neben anderen Professoren Karl Bühler „mit sofortiger Wirkung bis auf weiteres" zu beurlauben.[21] In einem vom 23. April 1938 datierten Schreiben des kommissarischen Dekans der Philosophischen Fakultät an Karl Bühler werden die Konsequenzen des ihm zuvor mitgeteilten Erlasses des Österreichischen Unterrichtsministeriums über die Beurlaubung näher spezifiziert; es heißt da; *Sie haben sich daher bis auf weiteres jeder lehramtlichen oder sonstigen in den Rahmen Ihrer bisherigen Obliegenheiten bzw. Befugnisse fallenden oder Ihnen besonders übertragenen Tätigkeit zu enthalten.*[22]

Ebenfalls noch während der Inhaftierung wird das Dienstverhältnis Karl Bühlers zur Stadt Wien aufgekündigt. In einem Schreiben der Magistratsdirektion der Stadt Wien vom 28. April 1938 wird Karl Bühler mitgeteilt; *Ihr Dienstverhältnis zur Stadt Wien wird gemäß Punkt 3 Ihres Anstellungsvertrages mit Wirksamkeit vom 1. Mai 1938 3monatig gekündigt und endet sohin schon am 31. Juli 1938. Von diesem Tage an werden Ihre Bezüge eingestellt. Auf die weitere Dienstleistung wird verzichtet.*[23]

Damit war Bühler, als er am 7. Mai 1938 aus der Schutzhaft entlassen wurde, von den institutionellen Ausgangspunkten seiner wissenschaftlichen Kontakte, dem zuvor von ihm geführten Psychologischen Institut und der breiteren Basis, der Philosophischen Fakultät, ausgeschieden. Am 28. Mai 1938 erfolgte schließlich noch der Erlaß des Österreichischen Unterrichtsministeriums an das Rektorat der Universität Wien, daß Karl Bühler mit Ende Mai 1938 in den zeitweiligen Ruhestand versetzt sei.[24]

Man könnte nun die Auffassung vertreten, daß Bühler dennoch die wissenschaftlichen Kontakte in Wien hätte weiter pflegen können, beispielsweise im Rahmen der nicht-universitären Institutionen oder auf privater Basis; wir nehmen jedoch an, daß dies aus verschiedenen Gründen nicht oder nur in sehr eingeschränktem Maße möglich war. Karl Bühler selbst beschreibt die Situation in einem auf den 21. Mai 1938 datierten Brief an seine Frau Charlotte, die sich damals außerhalb Österreichs aufhielt, folgendermaßen: „Hier ist Stille um uns herum, von der früher schon recht tief gesunkenen Kollegen-Sozialität ist absolut *nichts* mehr geblieben."[25]

Schon vor dem Weggang aus Wien und endgültig mit seiner Emigration in die USA mußte Bühler also den Verlust des gesamten wissenschaftlichen Diskussionszusammenhangs, des fachlichen und interdisziplinären Austausches, der sich im Laufe seiner gut fünfzehnjährigen Tätigkeit in Wien entfaltet und in dem er bis zum „Anschluß" gestanden hatte, erkennen.

Ein zweiter Bruch, der die Fortsetzung der wissenschaftlichen Arbeit massiv behinderte, bestand darin, daß Bühler 1938 nicht nur seine gesamte bis dahin geführte wissenschaftliche Korrespondenz und wahrscheinlich einen Teil seiner Manuskripte, sondern auch seine Privatbibliothek in Wien zurücklassen mußte; letzteres ist dadurch belegt, daß Friedrich Kainz in den Jahren 1938/39 den Ankauf eines Teils der Bühlerschen Privatbibliothek für

das Psychologische Institut der Wiener Universität organisierte.[26] Dieser Verlust des wissenschaftlichen Handwerkszeugs ist für Bühler umso tragischer, als sich sein wissenschaftlicher Stil dadurch auszeichnet, zu jedem seiner Arbeitsgebiete die vorhandene Literatur äußerst gründlich und kritisch zu studieren, um dann die wertvollen und fruchtbaren Gedanken und Ergebnisse der bisherigen Forschung in seiner spezifischen Art zu synthetisieren und weiterzuführen. Der Verlust der Bibliothek war für die Weiterführung seiner wissenschaftlichen Arbeit nicht allein deswegen problematisch, weil Karl Bühler nun nicht mehr auf die von ihm schon durchgearbeitete und mit Anstreichungen und Bemerkungen versehene Literatur zurückgreifen konnte, sondern weil diese — europäische — Literatur in den USA einfach nicht verfügbar war, sodaß sich Karl und Charlotte Bühler sogar die von ihnen selbst verfaßten Publikationen aus den Privatbibliotheken ihrer amerikanischen Freunde und Schüler, die seinerzeit bei ihnen in Wien studiert hatten, beziehungsweise später über europäische Antiquariate beschaffen mußten.

Wir wollen damit keineswegs die Annahme stützen, daß Karl Bühler in den USA „verstummt" sei. Wohl aber sollte deutlich werden, daß er in den USA seine wissenschaftliche Arbeit nicht ohne weiteres an der Stelle fortsetzen konnte, an der er sie in Wien aufgeben mußte, sondern daß er einige Zeit benötigte, um teilweise seinen Arbeitsstil den neu gegebenen Bedingungen anzupassen, und zum anderen, soweit es möglich war, die seinem alten Arbeitsstil entsprechenden Bedingungen neu zu schaffen.

Auf die einzelnen Aktivitäten Karl Bühlers in Amerika in den Jahren 1939 bis 1946 soll an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden, da dies für die vorliegende Problemstellung kaum weiterführend ist; es sei nur soviel erwähnt, daß er, nachdem ein — wie Charlotte Bühler später berichtete — seit längerer Zeit vor 1939 in Aussicht gestellter Vertrag mit der Fordham University in New York aus uns bislang nicht eindeutig bekannten Gründen nicht zustande gekommen war, in den USA keine ihm, das heißt seiner wissenschaftlichen Qualifikation entsprechende feste Position bekommen konnte. Nichtsdestoweniger hielt er Vorträge und Sommerkurse an renommierten Universitäten, beispielsweise folgte er im Sommer 1939 einer Einladung zum Visiting Professor an die University of Texas in Austin, Texas.

1946

Im Jahr 1946 erhält Karl Bühler ein Schreiben des damaligen Vorstands des Wiener Psychologischen Instituts, Hubert Rohracher. Wegen seiner Relevanz für die weiteren Entwicklungen ist dieser Brief ausführlicher zu besprechen. Rohracher entschuldigt sich zunächst dafür, daß erst jetzt der Kontakt zu Karl Bühler wieder aufgenommen wird; er skizziert dann mit wenigen Sätzen die Geschichte des Wiener Psychologischen Instituts in den Jahren 1938 bis 1945, um schließlich darzulegen, daß er selbst nicht nationalsozialistisch infiziert war und deshalb vom neuen Österreichischen Unterrichtsministerium als Professor übernommen und zum Vorstand des Psychologischen Instituts bestellt worden sei. Es folgt eine Beschreibung der gegenwärtigen personellen Situation an der Philosophischen Fakultät der Wiener Universität und insbesondere der am Psychologischen Institut, aus der man entnehmen muß, daß die derzeitige personelle Ausstattung zumindest des Psychologischen Instituts — gemessen an den Verhältnissen andernorts — sehr erfreulich eingeschätzt wird. Schließlich erwähnt Rohracher, daß Karl Bühler das Recht zustehe, an seine frühere Stelle zurückzukehren; wörtlich heißt es weiter: *Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, daß ich selbstverständlich zu Ihren Gunsten alle meine seither erworbenen Rechte aufgeben würde.* Breiter wird im Anschluß daran ausgeführt, daß *an den Universitäten der englischen und amerikanischen Zone in Deutschland, die nach und nach wieder eröffnet werden, Not an Psychologen besteht.* Das Schreiben Rohrachers an Bühler endet danach mit der Bitte um baldige Nachricht, ob Bühler die Absicht habe, *nach Wien zurückzukehren oder nicht.* allerdings nicht ohne noch einmal eigens zu betonen, daß in Wien *auch enorme Schwierigkeiten, vor allem hinsichtlich Wohnungen, Verkehrsverhältnissen und Lebensmitteln bestünden.*[27]

Dieser Brief wäre unseres Erachtens schon Grund genug, einer Rückberufung an die

Wiener Universität zumindest sehr skeptisch gegenüberzustehen, wobei diese Skepsis wohl weniger durch die tatsächlich damals nicht günstige wirtschaftliche Lage in Österreich als durch das Gefühl, als Person — als Konkurrent — nicht erwünscht zu sein, begründet sein dürfte. In der Tat wollte sich Karl Bühler, bevor er eine endgültige Entscheidung zur beziehungsweise gegen eine Rückkehr an die Wiener Universität traf, selbst ein Bild von der Situation und den Verhältnissen in Österreich machen. Er erkundigte sich, ob es möglich sei, auf der Basis eines Ein-Semester-Lehrauftrags nach Österreich zu kommen, um während dieses Semesters die Situation in Österreich selbst zu studieren und weitere Besprechungen zu führen.[28]

Aus einer Benachrichtigung über die Möglichkeiten eines zunächst einsemestrigen Lehrauftrags durch das Bundesministerium für Unterricht muß Karl Bühler allerdings entnehmen, daß es erstens rechtlich nicht möglich ist, zunächst auf der Basis einer zeitlich begrenzten Gastprofessur nach Österreich zurückzukehren, und daß ihm zweitens praktisch keine finanzielle Unterstützung für seine Reise gewährt werden kann.[29]Daß diese an Karl Bühler weitergegebenen Informationen, wie Ch. Fleck nachweist,[30] falsch waren, entspricht in der Tendenz, Bühler von Wien fernzuhalten, ganz genau dem oben ausführlicher besprochenen Brief Rohrachers an Karl Bühler und ist umso skandalöser, als Karl Bühler selbst seine Entscheidung, die Rückberufung nicht angenommen zu haben, in einem Brief an Richard Meister vom 29. Oktober 1953 rückblickend so begründet:[31]

*Daß ich nicht angenommen habe, lag an der ganzen Situation. Wenn man einmal alles verloren hat (ich kam mit einem Handkoffer und 5 RM in Oslo an) und soll wieder alles aufgeben, was man in einem anderen Land schwer und notdürftig erworben hat, dann fragt man zum Beispiel, ob man wenigstens einen Ersatz der Umzugskosten (Reisekosten) erwarten kann. Das Kultusministerium hat di*es *kurzerhand abgelehnt, und ich hatte einfach nicht das Geld dazu.*

Mit dem vorangehenden Abschnitt über die nichterfolgte Rückkehr Bühlers nach Wien haben wir uns — indirekt — auf die Seite der vielen Referenten des Symposiums gestellt, die beklagen, daß die österreichischen Behörden nur sehr geringe Initiative gezeigt haben, ihre Emigranten nach Ende der Nazi-Zeit nach Österreich zurückzuholen. Wir stellen aber die Frage, weshalb es gerade heute möglich, ja beinahe populär ist, dieses Versäumnis der Nachkriegszeit anzuprangern. — Ist es nicht heute, da der weitaus größere Teil der durch die Nazi-Ereignisse geschädigten Personen bereits verstorben ist, sehr leicht, zumindest leichter als vor zehn oder zwanzig Jahren, auf die Versäumnisse der damals Verantwortlichen hinzuweisen? Heute braucht niemand zu befürchten, daß ihm ein zurückkehrender Emigrant seinen Posten streitig macht; heute braucht sich auch niemand fragen zu lassen, wie die — dauerhafte — Rückkehr einer großen Zahl von Emigranten finanziert werden soll. Wir sind der Ansicht, daß es heute kaum einem — oder allenfalls sehr wenigen — Emigranten mehr nützt, wenn wir beklagen, daß in den Jahren nach 1945 nicht genug Initiative aufgewendet wurde, sie nach Österreich — oder überhaupt nach Europa — zurückzuholen.

Mit den Menschen, so macht nicht zuletzt der Titel des Symposiums „Vertriebene Vernunft. Emigration österreichischer Wissenschaft“ deutlich, ist auch deren geistiges Potential vertrieben worden; unbestreitbar ist, daß dies einen erheblichen Verlust für die europäische Wissenschaft bedeutet hat, der bis heute nicht ausgeglichen ist.

Vielleicht wirkt auf uns Heutige am schlimmsten die Verschleierung der Vergangenheit, wie es jüngst Robert Leicht bei der Diskussion eines bundesrepublikanischen Ereignisses beklagte, der peinlichste Parallelen zu Vorgängen in unserer Nachbarrepublik besitzt. Robert Leicht hat genau den richtigen Ton gefunden, als er sagte: *Je länger dieser Schleiertanz dauert, desto schärfer gilt: Mag sein, daß es im Dritten Reich schwer fiel, aufrecht zu leben: doch was bedeutet es für unsere Zukunft, wenn wir es nicht einmal heute können?*[32]

Würden wir nicht den damals vertriebenen Wissenschaftlern eher gerecht, wenn wir uns — anstatt zu beklagen, daß seinerzeit nicht genügend Initiative aufgewendet wurde, sie nach Europa zurückzuholen — ihren Werken widmeten und die Bedingungen und Auswirkungen ihres Schaffens aufarbeiteten, beispielsweise durch den Nachdruck ihrer Publikationen, die Bearbeitung ihrer Nachlässe und die Rekonstruktion ihrer Biographien?Dies würde nicht allein die damals zur Emigration gezwungenen Wissenschaftler in der ihnen gebührenden Form ehren; vielmehr würde auf diese Weise auch die Möglichkeit geschaffen, an die fruchtbaren Ereignisse der Wissenschaft der Vorkriegszeit anzuknüpfen.

Anmerkungen:

1 Vgl. Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv; Akten: 4 Philos. Bühler, Nr. 19511/22; 4G Phil, Psycholog. Inst., Nr. 29380-1/1/34; "G Philos., Psycholog. Inst., 23416/24.
2 Vgl. Personalverzeichnisse der Universität Wien 1925/26 bis 1937/38, Universitäts-Archiv Wien.
3 Vgl. Viktor Fadrus, „Professor Dr. Karl Bühlers Wirken an der Wiener Universität im Dienste der Lehrerbildung, Lehrerfortbildung und der Neugestaltung des österreichischen Schulwesens", in: *Wiener Zeitschrift für Philosophie, Psychologie und Pädagogik* 7, 1, 1959, 3—25.
4 Vgl. Gustav Lebzeltern, „Karl Bühler — Leben und Werk", in: Karl Bühler, *Die Uhren der Lebewesen und Fragmente aus dem Nachlaß.* Wien—Köln—Graz 1969, 7—70; hier: Zitat 27.
5 Vgl. Prof. Coll. Phil. Sitzungsprotokolle 1921—22 bis 1934/35; Universitäts-Archiv Wien, Ph. 31.13 — Ph. 31.20.
6 Vgl. den von Robert Reininger herausgegebenen zusammenfassenden Bericht: *Fünfzig Jahre Philosophische Gesellschaft an der Universität Wien 1888—1938.* Wien 1938.
7 R. Meister, „Die Geschichte der Philosophischen Gesellschaft an der Universität Wien 1888—1938" in: R. Reininger, *Fünfzig Jahre Philosophische Gesellschaft an der Universität Wien 1888—1938.* ebda., 3—20; hier: 15.
8 Vgl. *Kantstudien* 36, 1931, 364.
9 Vgl. *Kantstudien* 34, 1929, 531f; R. Meister, „Die Geschichte der Philosophischen Gesellschaft", a.a.O., 18.
10 Vgl. Archiv der Akademie der Wissenschaften in Wien, Personalakt Karl Bühler.
11 Vgl. A. Flach/K. Th. Dussik, „Verein für angewandte Psychopathologie und Psychologie in Wien", in: *Wiener Medizinische Wochenschrift* 9, 1935, 234—237.
12 A. Eschbach, „Karl Bühler. Bericht über sein Wirken an der Universität Wien von 1922—1938", in: Dietrich Albert (Hrsg.), *Bericht über den 34. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Wien 1984.* Vol. 1: Grundlagenforschung. Göttingen 1985, 80—88.
13 Vgl. H. Hartmann, (Hrsg.), /. *Internationale Tagung für angewandte Psychopathologie und Psychologie in Wien 1930.* Berlin 1931.
14 *Arbeiter Zeitung,* 20. April 1927.
15 Vgl. Satzung des Internationalen Verbandes für kulturelle Zusammenarbeit, in: *Europäische Revue* 1, 1926, 68.
16 K. Bühler, „Europa und der amerikanische Kulturwille", in: *Europäische Revue* 5, 1929, 635—650.
17 Vgl. den von Karl Bühler handschriftlich ausgefüllten und am 21. Mai 1938 unterzeichneten Fragebogen; Universitäts-Archiv Wien, Personalakt Karl Bühler, Blätter 29—30.
18 Vgl. Universitäts-Archiv Wien, Personalakt Karl Bühler, Blatt 15.
19 Schreiben des kommissarischen Dekans der Philosophischen Fakultät Wien an das Österreichische Unterrichtsministerium vom 9. April 1938; Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Akte 6802b.
20 Brief des kommissarischen Dekans der Philosophischen Fakultät Wien an Otto Tumlirz, Graz, vom 15. April 1938; Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Akte 6802b.
21 Schreiben des Österreichischen Unterrichtsministeriums an das Rektorat der Universität Wien vom 22. April 1938; Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Akte 6802b.
22 Schreiben des kommissarischen Dekans der Philosophischen Fakultät Wien an Karl Bühler vom 23. April 1938; im Nachlaß Karl Bühlers.
23 Schreiben der Magistratsdirektion an Karl Bühler vom 28. April 1938 (Abschrift); Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Akte: 4 G Med. Physiolog. Inst., 13702/38.
24 Schreiben des Österreichischen Unterrichtsministeriums an das Rektorat der Universität Wien vom 28. Mai 1938; Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Akte 6802b.
25 Brief Karl Bühlers an Charlotte Bühler vom 21. Mai 1938 im Nachlaß Karl Bühlers; Unterstreichung im Original.
26 Dokumente darüber im Österreichischen Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv; Akten: 4 G Phil, Psycholog. Inst., IV-46205-2/c/38 und IV-2-304454/c/39.
27 Brief Hubert Rohrachers an Karl Bühler vom 5. April 1946; im Nachlaß Karl Bühlers; die Hervorhebungen sind von A. E. u. G. W.
28 Vgl. Brief Karl Bühlers an Hubert Rohracher vom April 1946; Original im Archiv der Republik, Akten des BM. f. U. 17 169/46; Zitate daraus in Ch. Fleck, „Rückkehr unerwünscht. Der Weg der österreichischen Sozialforschung ins Exil", in: Friedrich Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I.* Wien—München 1987, 182—213.
29 Schreiben des Sektionschefs Dr. Skribensky an Karl Bühler vom 3. Juni 1946; Original im Archiv der Republik, Akten des BM. f. U. 17 169/46; Zitate daraus in Ch. Fleck, „Rückkehr unerwünscht. Der Weg der österreichischen Sozialforschung ins Exil", ebda., 182—213.

30 Ch. Fleck, „Rückkehr unerwünscht. Der Weg der österreichischen Sozialforschung ins Exil", ebda., 182—213; hier: 2O8f.
31 Brief Karl Bühlers an Richard Meister vom 29. Oktober 1953; Durchschlag im Nachlaß Karl Bühlers.

Karl Bühler. Wien 1927

KURT RUDOLF FISCHER

Egon Brunswik und Else Frenkel-Brunswik*

Mein Beitrag besteht aus zwei ungleich großen Teilen: einem ersten, kürzeren, der allgemeiner gehalten und mehr Else Frenkel-Brunswik gewidmet ist, und einem zweiten, in dem ich mich mit dem Thema „Egon Brunswiks Psychologie als Einheitswissenschaft" relativ ausführlich befasse.

1.

Im ersten Teil kann ich — und nicht nur wegen der Kürze des Zeitraums, der mir zur Verfügung steht, sondern auch wegen mangelnder Information und Kompetenz —, nur ein sehr unvollständiges, wenn auch — wie ich hoffe — nicht falsches Bild der Leistungen Else Frenkel-Brunswiks und des Lebens der Brunswiks geben. Als Grundlage für meine Ausführungen habe ich die Eintragungen im zweiten Band des ersten Teils des von Herbert A. Strauss und Werner Röder herausgegebenen *International Biographical Dictionary of Central European Emigres 1933—1945'* und auch die Monographie Nr. 31 der *Psychological Issues,* die von Nanette Heiman und Joan Grant unter dem Titel *Else Frenkel-Brunswik: Selected Papers* herausgegeben wurde, benützt.[2] Das *Biographical Dictionary* informiert bestens. Auch den Band von Heiman und Grant, der von den Herausgeberinnen noch mit einer Einleitung und einer deskriptiven Bibliographie versehen worden ist, werde ich verwenden. Übrigens — und in unserem Zusammenhang erwähnenswert — gibt es weder in der Hauptbibliothek der Universität noch in irgend einer der Institutsbibliotheken noch an der Nationalbibliothek die *Frenkel-Brunswik-„Papers".* ja es gibt überhaupt kein Exemplar an österreichischen Bibliotheken; nur im Sigmund Freud-Haus gibt es ein nirgendwo registriertes Exemplar. Auch die Universitätsbibliothek in Passau hat eines. In Wien gibt es auch *kein* Exemplar von Egon Brunswiks *Perception and the Representative Design of Psychological Experiments,* eine seiner Hauptschriften. Ich mußte mir einmal ein Exemplar von Professor Erich Mitterecker vom Psychologischen Institut der Universität Graz ausleihen, der seinerzeit — als auch ich noch in Berkeley war — ein Forschungssemester da verbrachte.

Ausweisen dafür, daß ich befähigt bin, die so ehrenvolle Aufgabe, der Brunswiks zu gedenken, zu übernehmen, kann ich mich nur minimal: Die Psychologie ist mein zweites Nebenfach gewesen, mein Doktorat war aus Philosophie und mein Magister in der Germanistik, beide von der kalifornischen Staatsuniversität in Berkeley, an der auch die Brunswiks wirkten. Im Verlauf meines Studiums hörte ich „History and Systems of Psychology" bei Egon Brunswik und eine Vorlesung für Fortgeschrittene über sein *Conceptual Framework of Psychology.* Wir arbeiteten mit an den Fahnen der Monographie, die ursprünglich *The Methodological Foundations of Psychology* heißen sollte. Aber Brunswik änderte den Titel, als sein Förderer, Mitarbeiter und Freund, der große amerikanische Psychologe Edward C. Tolman, von Brunswiks *Mythological Foundation of Psychology* zu sprechen begann. Das war damals in Berkeley allgemein bekannt und ist auch noch von Brunswik in einem an Charles Morris gerichteten Brief vom 3. September 1950 sozusagen schriftlich belegt worden. Tolman sprach sicher halb im Scherz, aber—auch genauso sicher — halb ernst.

Unter Kollegen und Studenten war Brunswik als äußerst „sophisticated" und als tief verehrt von Bewunderern und als unverständlich und verbohrt von denen, die ihn ablehnten, bekannt. Und tatsächlich paßte Brunswik gar nicht in das Bild, das man sich von einem Positivisten macht. Im Vortrag rief er eher den Eindruck eines hegelianisierenden Dirigenten eines großen Orchesters hervor. Jede Vorlesung war ein Kunstwerk, kompliziert, aus vielen Motiven bestehend, die er in ständig wechselnde Beziehungen setzte. Brunswik bemerkte des öfteren, daß man jemand, um ihn einschätzen zu können, auch sehen und hören müsse. Dies trifft eminent für ihn selber zu.

Und auch noch eine Vorlesung aus dem Fach Psychologie bei R. Nevitt Sanford hatte ich belegt. In ihr ging es um *The Authoritarian Personality,* ein Buch, das Sanford mit Adorno, Levinson und Frenkel-Brunswik herausgebracht hatte? Also ich kannte die Brunswiks flüchtig, wie eben ein Student Lehrer kennt.

Im Sommer 1953 gab es in Berkeley eine „Conference for the Unity of Science". Frenkel-Brunswik hielt einen Vortrag über „Psychoanalysis and the Unity of Science", in dem sie sich die wissenschaftliche Berechtigung der Bildung und Anwendung psycholanalytischer Begriffe zum Hauptthema gemacht hatte, und versuchte — sehr erfolgreich —, Ordnung und Transparenz in die Theorie der Psychoanalyse zu bringen.[4] Ordnung und Transparenz in wissenschaftliche Theorie zu bringen war ja das Anliegender Wiener Wissenschaftsphilosophie und besonders der Bemühungen Carnaps und seiner Schüler schon immer gewesen, wenn auch die Physik dabei als Modell Wissenschaft galt, nicht zuletzt, sicherlich, wegen ihrer außerordentlichen Erfolge auf dem Gebiet ihrer Anwendung: der Konstruktion der Atombombe.

Damals war auch eine Zeit, in der die Physik und die Physiker überhaupt die allerhöchste Achtung genossen, und ich erinnere mich noch, wie im „International House" in Berkeley, in dem ich drei Jahre als Student wohnte, die Physik-Studenten an einem besonderen Tisch Platz nahmen, und wie wir anderen uns geehrt fühlten, wenn einer oder eine von ihnen zu unserem Tisch kam.

Da Else Frenkel-Brunswik selbst analysiert war *und* die Psychoanalyse in ihrer Forschungsarbeit eine große Rolle spielte, waren ihre Ausführungen nicht nur brillant, sondern auch durch große Sensibilität für ihre Materie — die Psychoanalyse — ausgezeichnet. Dazu kam — und das ist damals nicht nur mir aufgefallen — die natürliche Art, die sie als Frau hatte, ihren Charme einzusetzen, im Vortrag sowohl als auch in der Diskussion. Das Publikum war hingerissen —, sicherlich erstaunlich, wenn man die Mentalität der bei einem Kongreß für Einheitswissenschaften Anwesenden bedenkt. Frenkel-Brunswik gewann alle Herzen und alle ihre Argumente! In den fünfziger Jahren wollten sich Frauen in wissenschaftlichen Kontexten gewöhnlich nicht feminin geben, um nicht unliebsam bei den ernsten Männern aufzufallen.

Else Frenkel-Brunswik war als Jüdin 1908 in Lemberg in Galizien geboren worden, kam später nach Wien und studierte an der Universität Psychologie als Hauptfach. Ihr Doktorvater war Karl Bühler, ihr Zweitbegutachter Moritz Schlick. Das Dissertationsthema war „Atomismus und Mechanismus in der Assoziationspsychologie". Es handelte sich um eine logische Analyse der Grundlagen der Assoziationspsychologie. Nach ihrer Approbierung — ein Jahr später, also 1931 — wurde die Dissertation in der *Zeitschrift für Psychologie* publiziert. Else Frenkel-Brunswik arbeitete in den folgenden Jahren am Psychologischen Institut der Universität, besonders auch mit Charlotte Bühler. Nach dem „Anschluß" folgte sie Egon Brunswik nach Berkeley, wo die beiden heirateten.

Später hatte sie Lehraufträge an der Universität in Berkeley und wurde Mitglied verschiedener renommierter Forschungsinstitute. In den fast drei Jahrzehnten wissenschaftlicher und im weiteren Sinn intellektueller Tätigkeit hat sie zur Entwicklung der Psychologie erheblich beigetragen und damit zu Neuerungen, die wir heute — wie Heiman und Grant zu Recht in ihrer „Introduction" bemerken — als selbstverständlich hinnehmen. Dabei geht es um die Wirkung der Psychoanalyse und klinischer Resultate überhaupt auf die Universitätspsychologie; in Verbindung damit auch um die Persönlichkeitspsychologie als Fach, um die Konvergenz verschiedener Subdisziplinen innerhalb der Psychologie und ihrer Methoden, aus Lern-, aus Wahrnehmungs- und aus Sozialpsychologie zum Beispiel; es handelt sich um interdisziplinäre Forschungen und Studien, um Aufmerksamkeit für Beiträge, die aus der Psychoanalyse stammten, um die Rolle der Persönlichkeit in der Entwicklung gesellschaftlicher Verhaltensweisen, und um das Verhältnis zwischen Persönlichkeit und Kognition. Frenkel-Brunswik hat klinisches Material quantifiziert, die Entstellung von Eigen- und Fremdwahrnehmung untersucht, und sie hat — wie schon erwähnt — sich intensiv mit dem Status der Psychoanalyse, und auch der Psychologie, vom Standpunkt der Wiener Wissenschaftsphilosophie beschäftigt. Zuletzt hat sie sich besonders dem wissenschaftlichen Studium des Wertverhaltens und der Werte zugewandt. Es ist mir in der Kürze nicht möglich, Einzelheiten ihrer Beiträge aufzuzählen, geschweige denn zu

würdigen. Etwa zwei Jahre nach dem Freitod ihres Mannes nahm auch sie sich das Leben. Über die Motive dieses doppelten Freitodes gab es verschiedene Gerüchte. Beide wären herzkrank gewesen, hieß es. Egon Brunswik soll auch sehr unter dem Ausbleiben der ihm gebührenden Anerkennung gelitten haben. Sicher war er, gemessen an seiner Leistung, seiner Intellektualität und seinem Einfallsreichtum, damals nicht so wirksam, wie er zu Recht glaubte, sein zu müssen. Es gelang ihm nicht, wie anderen führenden Psychologen — und daß er einer war, wurde sofort evident, wenn man ihn in öffentlicher Diskussion sah und hörte oder seine Symposionsbeiträge las —, eine eigene Schule zu gründen. Ja, ein Schüler Brunswiks erzählte mir einmal, daß Egon abgewiesen wurde, als Else zum „Fellow" am „Center for Advanced Study in Stanford" ernannt wurde. Erst in den letzten paar Jahren zeichnete sich sein „Forschungsplan" als wichtige — und man kann sagen — auch als übrig gebliebene Alternative zur Kognitiven Psychologie ab.

Egon Brunswik wurde 1903 in Budapest geboren und gehörte dem Kleinadel an. Seine Studien und Forschungen kreisten einerseits um die Erarbeitung einer wissenschaftlichen Methode für die Psychologie, andererseits um eine Grundlegung der Psychologie als Wissenschaft im Sinne der Wissenschaftsphilosophie des „Wiener Kreises". *Perception and the Representative Design of Psychological Experiments* bzw. *The Conceptual Framework of Psychology* sind die bedeutenden Resultate dieser seiner Bemühungen. Das *Conceptual Framework* ist Thema des zweiten Teils meines Berichtes über die Brunswiks. Diesen ersten Teil abschließend, möchte ich nur noch bemerken, daß die beiden als intellektuelle Persönlichkeiten zu den hervorstechendsten Figuren der schon so sehr bunten und interessanten Fakultät in Berkeley gehörten. Es war klar, daß sie sowohl in ihren wissenschaftlichen Beiträgen, und besonders in ihren philosophischen und weltanschaulichen Grundeinstellungen, als auch in ihrer Produktivität noch in das mehr als ein halbes Jahrhundert währende Goldene Zeitalter des Wiener Geisteslebens gehörten, das die amerikanische Kultur so sehr bereichert und so vielfach bestimmt hat. Zu ihren geistigen Eltern gehörten vor allem Karl und Charlotte Bühler, Moritz Schlick und Otto Neurath, Franz Brentano und Sigmund Freud. Zu ihren Sprößlingen zählten und zählen heute eine Anzahl bedeutender amerikanischer und skandinavischer Sozialwissenschaftler und „Lebenswissenschaftler", — in Berkeley war ja die Psychologie mit anderen biologischen Fächern im „Life Sciences Building" untergebracht und war auch in der Theorie und in der Praxis der Forschung „Life Science". In Berkeley also gab und gibt es eine Einteilung der Wissenschaften, die Carnaps Einteilung in seinem Beitrag „Logical Foundation of the Unity of Science" im ersten Heft der *Encyclopedia* entspricht: alle Wissenschaften sind entweder formal oder empirisch; die empirischen sind untergeteilt in Physik und Biologie, wobei letztere durch ihre Beschäftigung mit Organismen gekennzeichnet ist.[5]

2.

Brunswiks intellektuelle Abstammung ist — wie eigentlich schon erwähnt — aus dem „Wiener Kreis": er ist also dessen Wissenschaftsphilosophie zuzuzählen bzw. der von Rudolf Haller so benannten „Österreichischen Philosophie", deren Charakteristika auch in Brunswiks Arbeiten in die Augen springen, nämlich: (1) Sprachkritik, (2) Wissenschaftlichkeit und (3) Empirie, Erfahrung in der realistischen sowohl als auch in ihrer positivistischen Variante.[6]

Am wenigsten ist noch die Sprachkritik ausgeprägt, denn Brunswik gehörte zu denjenigen, die philosophische Arbeit nicht auf Begriffsanalyse beschränken wollten. Für ihn ist Grundlagenforschung mit dem Fortschritt der Einzelwissenschaft eng verbunden bzw. untrennbar. Auf die Wissenschaftlichkeit seines Modells der Psychologie besteht Brunswik, ja die Wissenschaftlichkeit seiner Psychologie zu begründen ist der Hauptzweck seiner Arbeit. Dabei entspricht diese Wissenschaftlichkeit letztendlich „positivistischen" formalen Kriterien der Objektivität und wird in der Messsung legitimiert. Realistisch ist das inhaltliche Modell des menschlichen Geistes bzw. seiner Tätigkeit, das Brunswik von Franz Brentano übernommen hat.' Der meiner Darstellung hauptsächlich zugrundeliegende Text ist 1952als letztes Heft des ersten Bandes der *International Encyclopedia of Unified Science* und auch

separat erschienen in der Monographie *The Conceptual Framework of Psychology** Brunswiks Beitrag sollte, wie auch alle anderen Beiträge, von der einheitswissenschaftlichen Idee durchdrungen sein, die ja von Otto Neurath stammt. Sie wurde später noch schärfer von Rudolf Carnap formuliert.

Gestatten Sie mir in Erinnerung zu rufen, daß der Ursprung des „Wiener Kreises" im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts liegt. Da hatten sich einige junge Doktoren der Wissenschaften an Donnerstagabenden in einem Kaffeehaus getroffen, um die Philosophie wieder mit den Wissenschaften — vor allem der Physik — zusammenzubringen. Besonders seit dem Aufkommen und dem Aufstieg des deutschen Idealismus, vor allem in Deutschland, der ganz allgemein aber auch zur offiziellen Universitätsphilosophie wurde, hatten die Naturwissenschaften eine untergeordnete Stellung eingenommen. Der Ausganspunkt, sozusagen, der Kaffeehausgespräche waren die Bedürfnisse der vorliegenden Wissenschaften und deren Verteidigung und nicht primär philosophische Motive. Ein erster Höhepunkt dieser neuen Bewegung war die Ernennung Moritz Schlicks auf den seinerzeit für Ernst Mach errichteten Lehrstuhl für die Philosophie der induktiven Wissenschaften an der Wiener Universität. Kurz vorher war schon der *Tractatus* Wittgensteins erschienen, und Schlicks *Raum und Zeit in der Physik* und seine *Allgemeine Erkenntnislehre.* Die Berufung Schlicks wurde durch das für die Rezeption einer „Wissenschaftlichen Weltauffassung" günstige politische Klima nach dem Ersten Weltkrieg sehr ermöglicht. Der Terminus „Wiener Kreis" ist eine Schöpfung Neuraths. „Wiener Kreis" ist ein Ausdruck, der angenehme Assoziationen an den Wienerwald und an den Wiener Walzer hervorrufen sollte. Er wurde erst kreiert, als im Jahre 1929 ein Manifest von den führenden Mitgliedern des von Neurath so genannten „Wiener Kreises" verfaßt wurde, um Schlick dafür zu danken, daß er sich entschlossen hatte, in Wien zu bleiben. Dieser hatte nämlich einen Ruf nach Bonn abgelehnt und war gerade aus Stanford von einer Gastprofessur zurückgekommen. Durch das Manifest wurde die gesellschaftliche und wissenschaftliche Zusammengehörigkeit und die philosophische Identität des Wiener Kreises ausgedrückt. Dessen „Wissenschaftliche Weltauffassung" schließt auch die Psychologie ein, und zwar in ihren wissenschaftlichen Ausprägungen als Behaviorismus, als Psychoanalyse und als Gestaltpsychologie, wenn auch die Zugehörigkeit der letzteren nicht aus dem Text des Manifestes zu belegen ist. Aber die beiden ersteren sind durch die folgenden Zitate zu belegen: *Der Versuch der behavioristischen Psychologie, alles Psychische in dem Verhalten von Körpern, also in einer der Wahrnehmung zugänglichen Schicht, zu erfassen, steht in seiner grundsätzlichen Einstellung der wissenschaftlichen Weltauffassung nahe?* und als Antwort auf die in dem Manifest gestellte Frage, wie denn „die Irrwege der Metaphysik zu klären seien", und zwar in „psychologischer Hinsicht" — denn es gibt auch Erklärungen in soziologischer und logischer Hinsicht —, lesen wir dann noch: „Ansätze zu tiefgreifender Erklärung liegen vielleicht in Unternehmungen der Freudschen Psychoanalyse vor."[10]

Wie schon bemerkt, hat — wie in so Manchem und Vielem — auch die Idee der Einheitswissenschaft Otto Neurath zuerst gehabt. Charles Morris berichtet in seinem Vorwort zu den *Foundations of the Unity of Science,* betitelt „On the History of the International Encyclopedia of Unified Science", daß Neurath diese Idee schon in den zwanziger Jahren mit Albert Einstein und Hans Hahn und auch mit Rudolf Carnap und Philipp Frank besprochen habe.[11] Das Projekt wurde dann auch beim Ersten Internationalen Kongreß 1935 in Paris diskutiert und akzeptiert. Einheitswissenschaft ist ein anspruchsvolles Thema geworden, zu dem unter anderem Carnap, Feigl, Hempel, Oppenheim und Putnam beigetragen haben. Zuletzt hat noch Robert L. Causey ein Buch über die *Unity of Science* veröffentlicht.[12] Neurath stellt die „Enzyklopädie [als] vielleicht ein Bollwerk des wissenschaftlichen Empirismus" vor — bzw. als eine Bewegung der Einheit der Wissenschaft im weitesten Sinn".[13] In seinem Artikel über „Einheitswissenschaft und Psychologie" hat Neurath dann, wie auch in anderen Veröffentlichungen, eine physikalische Sprache sowie die Verwendung des Ausdrucks „Behavioristik" für die Psychologie vorgeschlagen.[14] Diesem Vorschlag schloß sich Brunswik auf dem Pariser Kongreß an.[15] Schon 1939 hatte S. S. Stevens in seinem bekannten wissenschaftstheoretischen Aufsatz „Psychology and the Science of Science" bemerkt, daß die Einheit der Einheitswissenschaft für Carnap nur in der Einheit der Sprache, aber [noch] nicht in der Einheit der Gesetze bestünde, daß Lenzen die Einheit in der Tatsache des gemeinsamen Ansatzes aus der Erfahrung findet, Russell sie in der Methode sucht, daß

Neurath sie durch „Enzyklopädische Integration“ und Dewey sie durch Verbreitung einer wissenschaftlichen Haltung erzielen will.[16]

„Heute“, schreibt Jürgen Habermas, „ist nichts weniger akzeptabel als beispielsweise die normative Auszeichnung der Einheitswissenschaft — des Konzepts der .unified Science“‘.[17] Das gilt sicherlich für den „Mainstream“ wissenschaftstheoretischer Bemühungen. Nichtsdestoweniger ist das Motiv geblieben, wenn auch nicht mit der normativen Intention der von Neurath inspirierten einheitswissenschaftlichen Bewegung. Aber auch für diese muß — vor allem was die Weiterführung des Projektes der *Foundations* 310ft he *Unity of Science* anbelangt — man denke zum Beispiel an Thomas S. Kuhns *Die Struktur wissenschaftlicher Revolution* — „die normative Auszeichnung“ wegfallen.[18] Das Gebieterische weicht dem Deskriptiven. So schreibt Robert L. Causey in seinem Buch *Unity of Science* im Einführungskapitel: *It is natural to consider the possibility of one very general, unified theory which, at least in principle, governs all known phenomena. The dream of obtaining such a theory, and the understanding that it would provide, has motivated an enormous amount of research by both scientists and philosophers.*[19]

Und im letzten Absatz konzediert er, daß auch im Falle des Gelingens des einheitswissenschaftlichen Programms die vereinheitlichten Theorien und Prinzipien nicht als bedeutungslos wegfallen würden, auch wenn eine rein physikalische Erklärung für sie gegeben werden könnte. Er schreibt: *If the unification program succeeds, it does not follow that the theories constructed or the logical and methodological principles underlying these theories are meaningless. In principle.* A*lthough probably not in practice, it would be possible to give a physicalistic explanation of why we came to use these principles and why we constructed these theories. But the theories and principles will remain significant. In fact, the success of the unification program would vindicate the methodological principles by showing that these principles have helped us to achieve the goal of a certain type of understanding of the world.*[20]

Auch der Physikalismus ist — noch mehr als die Einheitswissenschaft — seither viel und anspruchsvoll diskutiert worden, zuletzt von K. V. Wilkes in Buchform. Bei anderen, wie auch bei Wilkes, werden die Cartesianischen, vom Skeptizismus inspirierten und motivierten fundamentalistischen Erkenntnistheorien und die ihr zugehörigen Ontologien abgewiesen, und der Physikalismus wird konzipiert als Begrifflichkeit, die in den Naturwissenschaften, also in den „physical sciences“, eine Rolle spielt. Wilkes schreibt: … *the expression „the physical" picks out all and only the items, processes, concepts, laws, hypotheses. theories, or theoretical postulates used essentially by physical scientists. Any concept, therefore. which plays some significant role in a theory belonging to the physical Sciences, is* eo ipso *a physical concept.* [21]

Und im letzten Abschnitt lesen wir:

Epistemological dualism and ontological dualism alike introduce the intractable problem of getting the mental and the extra-mental, the directly and the indirectly known, back together again; the sole motive for parting them in the first place was fear of the sceptic. The mind-body problem is but one part of the bifurcation imposed by foundationalist epistemology, emerging once epistemological dualism has slipped — as it almost invariably does — into ontological dualism. But philosophy has now grown out of, and rejects, faith in foundationalist theories of knowledge; the governing metaphor of our structure of empirical belief is no longer Descartes's house, built upon the firmest possible foundations, but Neurath's boat, the strength of which depends on no one part, but upon the fitting-together of all the parts. Thus we have no further motive for refusing to return from Cartesian dualism to Aristotelian monism. In so doing we rid ourselves only of problems.[22]

Schon im Jahre 1932 hatte Carnap, auf den sich Neurath bezieht, eine „Psychologie in physikalischer Sprache“ in einem Beitrag dieses Titels gefordert. Die Forderung besteht darin, daß die Psychologie in physikalische Sprache übersetzbar sei. Die psychologische soll durch Definitionen in die physikalische Sprache „eingegliedert“ werden. Die Möglichkeit einer solchen Übersetzung wird dadurch begründet, daß „sie unausgesprochen dem Verfahren der Psychologie schon zugrunde liegt“.[23] Und schon damals heißt es bei Carnap, daß, wenn hier die „Teilthese des Physikalismus“ aufgestellt wird, *die Psychologie ein Zweig der Physik ist. so ist unter ..Physik" nicht das System der heute bekannten physikalischen Gesetze [zu] verstehen, sondern die Wissenschaft, die durch die Art der Begriffsbildung gekennzeichnet*

ist: jeder Begriff geht zurück auf die „Zustandsgrößen", das sind Zuordnungen von Zahlen zu Raumzeitpunkten nach bestimmten Verfahren.[24]

Von diesem von Carnap und Neurath vorgebrachten Physikalismus setzt sich jedoch Brunswik ab. Er stimmt zwar damit überein, daß *unter dem Fremdpsychischen* [nicht] *unbedingt etwas Unkörperliches zu verstehen ist,* behauptet aber zum Beispiel dezidiert, *daß die an der Körperoberfläche zutagetretenden Symptome* nicht *identisch sind mit dem Zorn, sondern bloß mehr oder weniger fest mit diesem gekoppelte Anzeichen für einen* innerkörperlichen *Zustand sind, auf dem es beim Zorn letztlich ankommt.*[25] Brunswik verbleibt also innerhalb der heute, wie vorhin bemerkt, vielfach abgelehnten fundamentalistischen Erkenntnistheorie.

Genauso wichtig, oder noch wichtiger als die Wissenschaftstheorie des „Wiener Kreises", war für Brunswik — besonders in seinen Wiener Jahren — die akademische Psychologie. Brunswik hatte sein Studium an der damals so genannten „Technischen Hochschule" begonnen, inskribierte aber gleichzeitig unter leicht verändertem Namen — das Doppelstudium war damals nicht gestattet, — an der Universität. Nach der ersten Staatsprüfung widmete er sich nur mehr der Psychologie und der Philosophie für das Doktorat, legte aber inzwischen noch das Lehramt aus Mathematik und Physik ab. Brunswiks Doktorvater war Karl Bühler, der Zweitbegutachter der Dissertation Moritz Schlick. Der Titel seiner Arbeit war „Struktur und Physik".[26] In der Literaturliste scheinen Bühler und die Gestaltpsychologen Koffka, Köhler und Wertheimer und die philosophischen Physiker Schlick, Smekal, Sonnenfeld und Weyl auf. Eine Kritik — im Sinne Bühlers — der Gestalttheorie scheint Brunswiks Hauptanliegen gewesen zu sein. Er ergänzt die Gestaltform — als Gegenprinzip sozusagen — durch den Stoff. Brunswik verdankt Bühler auch das Konzept einer *Krise der Psychologie.*[27] Unter dieser Krise, die es zu überwinden galt, verstand Bühler unter anderem — ich zitiere aus dem Vorwort seines Buches: *den verlorenen oder gelockerten Kontakt zwischen der Psychologie diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans und zwischen den Schulen des wie immer an Sonderbestrebungen reichsten deutschen Sprachgebietes wieder herzustellen.*[28] Die geisteswissenschaftliche Psychologie hat Bühler mit einbezogen, genauer: er schreibt, daß wir ihrer nicht entbehren können. Noch können wir der Psychoanalyse entbehren oder der Gestaltpsychologie. Bühler wird ja selber als zu einer Gruppe von Psychologen gehörend eingeteilt, die eine Mittelstellung zwischen der Gestalttheorie — etwa eines Köhler, die ja mehr als eine nur psychologische Theorie zu sein beansprucht — und der von den Grazern stark geförderten Psychologie der Gestaltqualitäten *und* dem Behaviorismus einnimmt.[29] Der Behaviorismus steht aus der Perspektive seiner philosophischen Psychologie dem „Wiener Kreis" besonders nahe. Alle diese gerade angeführten theoretischen Ansätze und Bestrebungen in der Psychologie sind in einem historischen Kontext als Reaktion auf die klassische Assoziationspsychologie aufzufassen. Aber während Bühler ein mehr geisteswissenschaftliches Buch geschrieben hat, hat Brunswik in Bühlers Nachfolge *und* in der Nachfolge des „Wiener Kreises" eine mehr auf naturwissenschaftliche, im besonderen der modernen Physik nahestehenden Anschauungs- und Denkweisen ausgerichtete Arbeit verfaßt, die sich als einheitswissenschaftlich ausweist. Denn Brunswik ging es um die Eingliederung der Psychologie in die Gesamtheit der exakten Wissenschaften, besonders auch in Hinblick auf die eigene Forschung. Bühler hingegen schien mehr unabhängig von seiner Forschungstätigkeit geschrieben zu haben. Brunswik — und damit unterscheidet er sich wesentlich von dem im „Wiener Kreis" vertretenen Konzept einer Einheitswissenschaft — hält es nicht für seine Aufgabe bzw. für die Kompetenz der Analytischen oder Wissenschaftsphilosophen der Psychologie, sich *nur* mit der *Sprache* der Wissenschaft der Psychologie zu beschäftigen und diese zu klären. In seiner Monographie *The Conceptual Framework of Psychology* strebte er eine Synthese der wissenschaftlichen, das heißt der empirisch überprüfbaren Psychologien an: des Behaviorismus, der Gestaltpsychologie und der Psychoanalyse. Er wollte, daß Begrifflichkeit und Forschung nicht separiert werden sollten. Als ich einmal bei Brunswik vorsprach — im Sommersemester 1949 und im Wintersemester 1951/52 war ich in Berkeley sein Hörer gewesen — und eine philosophische, begriffsanalytische Arbeit über ein psychologisches Thema — über „Mental Health" — unter seiner Leitung machen wollte, also eine Arbeit die sich auf das Studium der relevanten Literatur gestützt hätte, riet er mir, zuerst handfeste, experimentelle bzw. statistische Arbeit zu leisten. Durch sie sollte ich ein Doktorat erwerben und erst dann über weitere systematische und historische Bezüge nach-

denken und Begriffsanalysen machen. Er könne, so meinte er, keine Arbeit auf dem Gebiete der Psychologie oder über Psychologie ernstnehmen, die nicht von einem in der Psychologie Arbeitenden verfaßt worden sei. Der Eindruck, den ich damals von Brunswik hatte, entsprach dem, was Edward C. Tolman — der ihn ja aus Wien nach Berkeley gebracht hatte, — in seinem Nachruf schrieb: *He was most generous to students and supportive of them and had a tremendous influence on them — even upon those who did only minor work under him. His mind was unique, stimulating. and dedicated, and this was feit by all who came in contact with him.*[30]

Ins Zentrum einer Skizze von Brunswiks *Conceptual Framework of Psychology,* der Psychologie als Einheitswissenschaft, sollte sein Sammellinsenmodell gestellt werden. Das aber wäre zu aufwendig und kompliziert und würde auch meine Kräfte der Explikation übersteigen. Im vorliegenden Kontext muß es genügen, auf die Vereinigung dreier psychologischer Richtungen in diesem seinem „Forschungsplan“ („Research Design") noch einmal hinzuweisen: dem Behaviorismus, der Gestaltpsychologie und der Psychoanalyse. Sein Modell sollte allen drei akzentuierten Dimensionen gerecht werden, wobei der Mensch im Kontext seiner Umwelt studiert wird und die Leistungsbetrachtung im Mittelpunkt steht. Die Gesamtperspektive der Betrachtung ist eine pragmatische, in welcher der Organismus als ein auf Anpassung ausgerichteter angesehen wird. Und nun zur Erläuterung des eben Gesagten:

Brunswik konzipierte den Behaviorismus als Gegenstück zum methodologischen *Physikalismus und Operationalismus.* also nicht im Sinne Watsons, der behauptet hat, daß alle psychologischen Funktionen *nur* durch Muskelreaktionen und Drüsensekretionen systematisch erklärt werden können.

Demnach muß auch das Studium des Menschen den zuerst in der modernen Physik entwickelten Kriterien der Objektivität und Wissenschaftlichkeit genügen. In diesem formalen Sinn ist Brunswiks philosophische Grundlage der Psychologie eine dem Logischen Positivismus zugehörende und aus ihm stammende. Aber inhaltlich erlaubt, ja fordert Brunswik einen Gegenstand von großer Komplexität, großer Reichweite *und* Tiefgang als Studienobjekt der Psychologie. Die Gestaltpsychologie wird dieser Komplexität gerecht, etwa bei der Wahrnehmung von identischen Reizen, — so bei Benussi schon 1906/7, wo sich einander widersprechende Gestalten aufgewiesen werden.[31] Überhaupt begründet ja in wissenschaftlicher Manier die Gestaltpsychologie den Beitrag des Individuums. Sie ist die erste, die darlegt, daß es einen solchen gibt. Die Psychoanalyse weist gar die Annahme, daß das gewöhnliche, das Alltagsbewußtsein eine sichere Quelle zur Erfassung von Motivation und Dynamik ist, zurück bzw. räumt sie dem Oberflächenbewußtsein nur einen vorläufigen Status ein und verwendet ihre eigenen Methoden, um in die Tiefe zu dringen und so das Bewußtsein zu erweitern und das Individuum zu stärken. Dabei spielt wieder die Ambiguität — wie schon bei der Gestaltpsychologie — eine Rolle, und zwar durch die Mannigfaltigkeit verschiedener Verhaltensweisen, die für einander eingesetzt werden können und gegenseitig stellvertretende Funktionen ausüben.[32] Der Pragmatismus, die autochthone Welt- und Lebensanschauung der Amerikaner, findet sich mehrmals in Brunswiks Werk, wie ja überhaupt der schon vorher vom Pragmatismus gefärbte Ansatz der Wiener in den USA noch verstärkt wurde.[33] Schon daß er seine Theorie als Modell vorstellt und vorträgt — heute ist es in der Theorienbildung immer häufiger der Fall, daß die Theorie als Modell vorgestellt wird —, ist pragmatisch. Beim Modell geht es weniger um einen Wahrheitsanspruch als bei der Theorie. Das Modell wird und soll bei weiterer Änderung oder weiterem Fortschritt fallen gelassen und durch ein neues ersetzt werden, durch eines, das sozusagen die Dinge besser vorwärts treibt, bessere Resultate bringt: auf Englisch würde man sagen: „It works better",— das alles ist Pragmatismus.

Das Modell ist aber auch inhaltlich, sozusagen intern, ein funktionalistisches. Hervorgehoben wird die Funktion oder der Nutzen des Verhaltens und der Verhaltensweisen zur Anpassung an die Umwelt. Und der Funktionalismus ist ja ein Pragmatismus. John Deweys *The Reflex Arc Concept in Psychology* (1896) ist die den Funktionalismus begründende Veröffentlichung.[34] In ihr werden Einwände gegen die Analyse des Verhaltens in von einander getrennte Reize und Reaktionen, also gegen das Reiz-Reaktionsschema, vorgetragen. Dewey sieht dieses Schema als eine künstliche Abstraktion, die auf dem alten Cartesianischen Dualismus von Körper und Seele zurückzuführen ist, den er — wie andere Dualismen und Dichotomien — bekämpft. Schon in seiner ersten Fußnote bezieht sich Brunswik auf Dewey,

und zwar auf Deweys Angriff auf die Suche nach absoluter Gewißheit, auf die Attacke gegen den *Quest for Certaintyy* In seinen Lehrveranstaltungen hat Brunswik zur Veranschaulichung seines Modells des menschlichen Organismus in der Umwelt, seines psychologischen Modells, den Tank angeführt. Der Panzer bewegt sich auf ein Ziel zu; er wird dabei angetrieben. Seine Anpassung an die Umgebung ist derart gestaltet, daß er die Hindernisse, die er überwinden kann, auch überwindet: zum Beispiel stößt er einen Baum, der ihm im Weg steht, nieder. Dort aber, wo die Hindernisse so groß sind, so übermächtig, daß er sie nicht überwinden kann, da lenkt ihn seine eigene, sozusagen innere Steuerung automatisch zum Ausweichen.

Im ersten Heft der *Enzyklopädie* hatte Carnap mit seiner Einteilung der Wissenschaften Schwierigkeiten.[36] Alle Wissenschaften hatte er zuerst in formale und empirische eingeteilt, und dann die empirischen in Physik und Biologie untergeteilt. Die Biologie wurde — zum Unterschied von der Physik — als mit Organismen sich beschäftigende Wissenschaft charakterisiert. In der Biologie im weiteren Sinn gibt es noch eine Unterteilung in (1) Biologie in engeren Sinn, die unsere Universitätsbiologie einschließt, also die Allgemeine Biologie, Botanik und Zoologie, und (2) ein zusätzliches Gebiet, in welchem Aussagen und Gesetze *nur* biologisch sind, nur biologischer, aber nicht physikalischer Sprache als zugehörig sich ausweisen. Das war nicht für die zuerst genannte Biologie im engeren Sinn der Fall. Für sie galt auch die physikalische Sprache, zusammen mit der biologischen. Carnap erwog zuerst die Möglichkeit, solche Aktivitäten als mit Zeichen in Verbindung stehende festzulegen. Dann erwog er die Möglichkeit einer Wissenschaft, bzw. von Wissenschaften, die sich auf den Organismus sozusagen von außen her beziehen, aus der Perspektive der Leistung eines Organismus oder von Organismen aus, und von der Umwelt her.[37]

Diese Einteilung entspricht nun etwa Brunswiks Anschauung. Er und Arne Naess hatten zuerst den Terminus Behavioristik vorgeschlagen. Dieser Ausdruck schien aber zu eng und konnte, wenn er in Verbindung mit dem älteren Behaviorismus gebracht wurde, den Anschein erwecken, daß sich die neue Disziplin nur auf das *äußerliche* Verhalten bezieht. Brunswik hat die Leistungseinheit in seinem schon erwähnten Sammellinsenmodell dargestellt. In dem Buch aus dem Jahre 1934, *Wahrnehmung und Gegenstandswelt. Grundlegung einer Psychologie vom Gegenstand her,* bemerkt er:

Wenn wir durch ein Wort den Wahrnehmungsapparat in seiner Eigenschaft, von der Situation ausgehende Wirkungen wieder zu sammeln und zu einheitlichen Gegebenheiten über die Körpereigenschaften zu verarbeiten, kennzeichnen wollten, so könnten wir ihn einen „Synthetisator“ *nennen. Es findet durch ihn eine* Art spiegelbildliche Wendung der divergierenden kausalen Prozesse — *in dem in diesem Paragraphen und auf Seite 27 ausgeführten Sinne — statt, die Divergenz in Konvergenz verwandelt. Zu solchen Leistungen sind im allgemeinen nur Organismen mit ihren eigens für diesen Zweck geschaffenen Einrichtungen oder von Organismen geschaffene Werkzeuge imstande.*[38]

Diese Einheiten des Verhaltens können letzten Endes in einen Kontext des „[wahrscheinlichen] Überlebens“ eingebettet werden. Sie sind also darwinistisch im Sinne des biologischen und soziologischen Funktionalismus des letzten Jahrhunderts. John Deweys Schrift über das *Reflex Arc Concept in Psychology,* in der Organismus, Umwelt und Reaktion als eine Funktionsganzheit, als „Reflexbogen“ zusammengefaßt werden, wurde schon erwähnt. Um das Sammellinsenmodell philosophisch zu stützen, ihm ein Fundament zu geben, führt Brunswik dann noch an, daß es als „persuasive definition“ im Sinne Stevensons aufzufassen sei. C. L. Stevenson veröffentlichte sein Hauptwerk *Ethics and Language* im Jahre 1944.[39] Er hatte aber schon einen unsere Thematik, nämlich „persuasive definitions“ betreffenden Aufsatz im Jahre 1938 publiziert.[40] In so einer „persuasive definition“ — vielleicht könnte dieser Ausdruck mit „Überzeugungsdefinition“ übersetzt werden — ist der definierte der geläufige Ausdruck, dessen Bedeutung sowohl deskriptiv als auch stark „emotiv“ — also gefühlsgeladen — ist. Brunswik hatte das so ausgedrückt: „The suggested definition of the functional unit of behavior in terms of the lens model is a case of persuasive definition in the sense of Stevenson.“[41] Das heißt: Die Definition der Grundeinheit in der Psychologie, oder der psychologischen Einheit und damit der Psychologie überhaupt, ist — besonders, wenn präzisiert — etwas, das der Haltung gegenüber der Psychologie, und damit auch dem Menschenbild, eine neue Richtung gibt, wie wir gleich

sehen werden. Denn nach Brunswik besteht zwischen Wissenschaft und Objekt der Wissenschaft, zwischen Psychologie und ihrem Gegenstand, eine Isomorphie. Dieses Konzept der Übereinstimmung weist sich schon im Experiment aus: Das Design ist eben *repräsentativ,* nicht nur systematisch. Im Brunswikschen Modell wird das Molare bevorzugt, das grobschrötige, anpassende Verhalten des Organismus an seine Umwelt. Die Lebensnähe der Wissenschaft Brunswiks verlangt geradezu ein repräsentatives Design, und tatsächlich heißt ja auch eine andere bedeutende englischsprachige Arbeit Brunswiks *Systematic and Representative Design of Experiments.* Auch in diesem ganz anderen Sinn stellt Brunswik die Forderung nach einer Übereinstimmung von Denk- und Wirklichkeitsordnung, dem Isomorphismus von Forschungsplan und Funktionseinheit. So wird die Psychologie eine Einheit mit ihrem Gegenstand, eine Einheit, die wohl der beabsichtigten Einheitswissenschaft der Enzyklopädie nicht zuwiderläuft, aber bestenfalls irrelevant für ihr Unterfangen ist. Die von Rudolf Carnap in der ersten Nummer des ersten Bandes der *International Encyclopedia* geforderte „unity of the language of Science", die Einheit der Wissenschaftssprache, die ja sogar eine notwendige Vorbedingung für die Einheit der wissenschaftlichen Gesetze ist, ist von Brunswik erfüllt; er bedient sich der sogenannten „Ding-Sprache". Im ersten Absatz von *The Conceptual Framework of Psychology* schreibt Brunswik, das wichtige zweite Kapitel seiner Monographie *The Functional Unit of Behavior and the Level of Complexity of Psychological Research,* ankündigend: *The thematic identity of psychology can be. and can only be, established by the recognition and programmatic employment of scientific research „designs" and aims relatively uncostumary in the other natural* sciences. *Such diversity is not only compatible with, but necessary within, the basic unity of Sciences.*[42]

Der Gegenstand der Physik ist eben ein anderer als der der Psychologie! Die Psychologie bedient sich eines Forschungsplans und verfolgt Ziele, die in den anderen Naturwissenschaften ungewöhnlich sind. Als Beispiel könnte man die Art des vertretenen Probabilismus anführen. Der Probabilismus ist hier sozusagen eine Eigenschaft des Forschungsobjektes; er ist nicht bedingt durch inexakte Methode oder unzureichendes Wissen oder durch eine zu große Anzahl von Variablen. So eine Mannigfaltigkeit, solch eine Verschiedenheit, ist innerhalb der grundlegenden Einheit der Wissenschaften nicht nur möglich — die Einheit verträgt diese Mannigfaltigkeit —, sondern sogar notwendig. Was eben den Gegenstand anbelangt, so ist der Gegenstand der Psychologie eben ein anderer als der der Physik. Die Bestimmung des Gegenstandes einer Disziplin scheint teilweise dem Weiterkommen, dem Erfolg also, einer Forschungsplantradition zu unterliegen und teilweise einem außerwissenschaftlichen Menschenbild, einer allgemeinen Situation der Kultur- und Geistesgeschichte, oder besser: Sie unterliegt dem Alltagsverständnis, umgangssprachlich gefaßt. Diese Spekulationen sollen aber offen bleiben. Jedenfalls ist Psychologie, nach Brunswik, eine makrostatische Wissenschaft, verwandt etwa der Meteorologie.

Was ist die Bedeutung Brunswiks heute? In dem Jahrzehnt von 1934 bis 1944 ist Brunswik in der amerikanischen Psychologie in Erscheinung getreten und hat verlangt, daß die Psychologie durchgehend statistisch werden müsse. Statistik wäre, so argumentiert Brunswik, keine Verlegenheitslösung, nicht dort anzuwenden, wo die Psychologie methodologisch versagt, sondern im Gegenteil: Die statistische Methode ist durch das Wesen des Gegenstandes der Wissenschaft der Psychologie begründet. Dokumentiert sind diese Ansichten und Bemühungen Brunswiks in seinem 1943 erschienenen Aufsatz „Organismic Achievement and Environmental Probablity". Im nächsten Jahrzehnt seines Wirkens, von 1945 bis 1956, wird Brunswik anerkannt: er setzt sich zwar durch, wird aber [noch] nicht wirklich gebilligt, seine Psychologie nicht akzeptiert.

Typisch für die Aufnahme Brunswiks ist E. G. Borings Bemerkung, daß Brunswik ein brillanter Mann gewesen sei, der sein Leben verpfuscht hätte, — „Brunswik was a brilliant man who wasted his life".[43] Nach seinem Freitod im Jahre 1956 wurde die Lektüre seiner Schriften für die Rigorosen nicht mehr verlangt und sofort von der Leseliste gestrichen. Brunswik schien zumindest zu schwierig und zu kompliziert. Seine wichtigsten Publikationen zu dieser Zeit waren (1) *The Conceptual Framework of Psychology* (1952), (2) *Probabilistic Theory in a Functional Psychology (*1955) und (3) *Perception and the Representative Design of Psychological Emperiments* (1956). Fast ein Jahrzehnt war Brunswik vergessen gewesen, aber

ab etwa 1964 wurde er wiederentdeckt. Diese Wiederentdeckung beruht nach Ansicht Kenneth R. Hammonds — dessen Abschnitt „Brief History of Brunswikian Influence“ aus seinem Beitrag betitelt „Introduction to Brunswikian Theory and Methods“ zu dem Buch *Realizations of Brunswik's Representative Design,* dem ich hier folge — auf einem 1964 erschienenen Artikel „Some Methodological Considerations in Multiple-Cue Probablity Studies“ von C. J. Hursch, K. R. Hammond und J. L. Hursch. Seither sind mehr als zweihundert Studien in der von Brunswik inspirierten Forschung gemacht worden. Allerdings muß die Frage offenbleiben, wie, oder wie sehr, Brunswiks Forschungsplan, das „Reprensentative Design", von seiner philosophischen Grundlegung der Psychologie, also seinem *Conceptual Framework,* abhängt, denn es ist vorzüglich dieses, in dem die Spuren der Einheitswissenschaft und des mit ihr verbundenen Physikalismus des „Wiener Kreises“ zu finden sind.

Anmerkungen:

* Der zweite Teil dieses Beitrags ist eine etwas veränderte Fassung eines in drei verschiedenen Varianten schon gehaltenen Vortrags, u. z. an der Universität Graz und beim 34. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (in Wien 1984) sowie beim 11. Internationalen Wittgenstein-Symposion 1986. Kurzfassungen der letzten beiden Fassungen in den Kongreßberichten.
Bedauerlich ist, daß ich zwei für meine Thematik wichtige Schriften erst nach Abfassung dieses Beitrags in die Hand bekommen habe: Lawrence D. Smith, *Behaviorism and Logical Positivism. A Reassessment of the Alliance* (Stanford, California 1986), und David E. Learys „From Act Psychology to Probabilistic Functionalism: The Place of Egon Brunswik in the History of Psychology", in: *Psychology in Twentieth-Century Thought and Society.* Hrsg. Mitchell G. Ash und William R. Woodward, Cambridge—London—New York—New Rochelle—Sydney 1987, 115—142.
Angemerkt sei aber, daß nach Smith „Brunswik stood in the European functionalist tradition that stemmed from the work of Franz Brentano" (106), und daß Brunswik Raum für die „fallibility of perception" läßt. Brunswik hatte darauf bestanden, daß die „Laws of molar behavior necessarily probabilistic" sind und daß „intervening variables" abzuweisen wären. Das, meint Smith, widerspräche Hulls Ansichten nicht (I92f.).
Leary legt eine äußerst instruktive Skizze der Entwicklung von Egon Brunswiks Begrifflichkeit und Methodologie vor, im besonderen Kontext seiner Abwanderung von der Universität Wien und der Annahme einer Professur an der kalifornischen Staatsuniversität in Berkeley. Learys Beitrag scheint mir die wichtigste vorliegende geistes- und psychologiegeschichtliche Arbeit über Egon Brunswik zu sein.

1 München—New York—London—Paris 1983.
2 1974.
3 Zuerst 1950 als Vol. 1 der von Max Horkheimer und Samuel H. Flowerman herausgegebenen *Studies in Prejudice* erschienen.
4 Erstmalig 1954 in den *Proc. Amer. Acad. Arts Sei.* (80, 273 — 347) erschienen. Wiederabgedruckt als 4. Kapitel der *Selected Papers.*
5 Siehe 45—49, „The Main Branches of Science"; Seitenangaben beziehen sich auf Otto Neurath/ Rudolf Carnap/Charles W. Morris (Hrsg.), *Foundations of the Unity of Science,* Vol. 1. Chicago— London 1955.
6 Siehe zum Beispiel *Grenzen der Sprache — Grenzen der Welt. Franz Kreuzer im Gespräch mit Rudolf Haller.* Wien 1982, 12.
7 Allerdings formuliert Brunswik eine „erkenntnistheoretische Neutralität des Intentionsproblems". Siehe *Wahrnehmung und Gegenstandswelt,* Leipzig—Wien 1934, 22ff: Brunswik versteht *unter den .wirklichen' Gegenständen nicht die .Wirklichkeit' des philosophischen Realismus, sondern bloß unsere rechnerischen und allgemein denkmäßigen Konstruktionen..., die sich aufgrund einet bestimmten Art von Gegebenheiten, nämlich den unter den Bedingungen der Messung erhaltenen (Koinzidenz- oder) Gleichheitseindriicken errichten lassen.*
8 Seitenangaben beziehen sich auf die Einzelausgabe, die mit Seite 1 beginnt. In den *Foundations.* Vol. I (siehe Anm. 5) beginnt das *Conceptual Framework of Psychology* mit Seite 655.
9 „Veröffentlichungen des Vereins Ernst Mach“, Wien 1929: *Wissenschaftliche Weltauffassung. Der Wiener Kreis.* Wiederabgedruckt in: Otto Neurath, *Gesammelte philosophische und methodologische Schriften,* Rudolf Haller/Heiner Rutte (Hrsg.), Wien 1981, I, 313.
10 Ebda., 306.
11 9.
12 Dordrecht 1977.
13 Aus „Einheitswissenschaft als enzyklopädische Integration“, in: Otto Neurath, *Gesammelte philosophische und methodologische Schriften,* Bd. 2, Zitat auf 892.

14 Diese ursprünglich 1933 veröffentlichte Schrift ist abgedruckt in: Ebda., 587—610; für Neuraths Vorschlag siehe 600.
15 Siehe Otto Neurath (Hrsg.), *Einheitswissenschaft,* in Verbindung mit Rudolf Carnap/Jorgen Jorgensen/Charles W. Morris, Heft 6: *Zur Enzyklopädie der Einheitswissenschaft,* III. Internationaler Kongreß für Einheit der Wissenschaft — Enzyklopädiekonferenz, Paris 1937. Der Titel von Brunswiks Vortrag ist „Die Eingliederung der Psychologie in die exakten Wissenschaften". Ich beziehe mich auf S. 25.
16 Stevens Aufsatz ist ursprünglich im *Psychological Bulletin.* 36, 221—163, erschienen und des öfteren anthologisiert worden, zum Beispiel in: Melvin H. Marx/Felix E. Goodson (Hrsg.), *Theories in Contemporary Psychology,* New York 1976, als „Operationalism and Logical Positivism", 2—31. Siehe Anm. 6 auf 19f.
17 *Die Zeit* 33, 10. August 1984, 30.
18 Dieser Titel ist natürlich die Übersetzung von *The Structure of Scientific Revolutions.* Chicago 1962.
19 2; siehe Anm. 12.
20 Ebda., 177.
21 *Physicalism.* London—New York 1978, If.
22 Ebda., 135.
23 Rudolf Carnap/Hans Reichenbach (Hrsg.), *Erkenntnis.* 3. Band 1932/33, 109.
24 Ebda., 142.
25 *Wahrnehmung und Gegenstandswelt,* 214, Fußnote 1.
26 Phil. Diss. Wien 1927.
27 unveränd. Aufl. Mit einem Geleitwort von Hubert Rohracher. Stuttgart 1965.
28 Ebda., IX.
29 Siehe Gardner Murphy, *An Historical Instroduction to Modern Psychology,* (New York 1972), 430f.
30 K. R. Hammond (Hrsg.), *The Psychology of Egon Brunswik.* New York 1966, 2.
31 V. Benussi, „Experimentelles über Vorstellungsadäquatheit", in: *Zeitschrift für Psychologie* 42, 1906, 22—55, und 45, 1907, 188—230.
32 Siehe auch E. Frenkel-Brunswik, „Intolerance of Ambiguity as an Emotional and Perceptual Personality Variable", in: *Journal of Personality,* 18, 1949, als 2. Kapitel in ihre *Selected Papers* aufgenommen.
33 In „The *Wiener Kreis* in America" (schon 1969 veröffentlicht und wiederveröffentlicht in: Robert S. Cohen (Hrsg.), *Herbert Feigl. Inquiries and Provocations. Selected Writings 1929—1974,* Dordrecht 1981) schreibt Herbert Feigl auf den Seiten 69 bzw. 83: *‚Over there' Ifelt was a Zeitgeist thoroughly congenial to our Viennese Position... The dosest allies our movement acquired in the United States were undoubtedly the operationalists... reading Peirce's famous essay ‚How to make our Ideas clear' (1878!) one is impressed with how close Peirce came to anticipating the basic positivist and operationalist outlook.* Eine Schlüsselfigur in der Vereinigung von Logischem Positivismus und Pragmatismus ist Charles W. Morris. Man bedenke seine Rolle in der einheitswissenschaftlichen Bewegung: siehe zum Beispiel seinen auf Deutsch übersetzten Aufsatz aus dem Jahre 1963, „Pragmatismus und logischer Empirismus" in Charles W. Morris, *Pragmatische Semiotik und Handlungstheorie, hrsg. von* Achim Eschbach. Frankfurt 1977.
34 *The Psychological Review,* III, 357—370.
35 New York 1930.
36 Ich beziehe mich auf Carnaps Beitrag „Logical Foundations of the Unity of Science" im ersten Heft, — auch veröffentlicht in: Neurath/Carnap/Morris (Hrsg.), *Foundations of the Unity of Science,* Vol. 1, Chicago 1938.
37 Ebda., 45f.
38 99.
39 New Haven, Connecticut.
40 In der englischen Zeitschrift *Mind.*
41 *The Conceptual Framework of Psychology.* 683.
42 1.
43 Nach Kenneth R. Hammond, „Introduction to Brunswikian Theory and Methods", aus Kenneth R. Hammond/Nancy E. Wascoe (Guest Editors), *Realizations of Brunswik's Representative Design;* Donald Fiske (Hrsg.), *New Directions for Methodology of Social and Behavioral Science,* Number 3, 1980. Die Bemerkung Borings wird auf S. 9 zitiert.

Soziologie — Sozialforschung

CHRISTIAN FLECK

Einleitende Bemerkungen zur Emigration von Soziologen und Sozialforschern aus Österreich

Einen knappen Überblick über die aus Österreich vertriebenen Soziologen zu geben, stößt in mehrfacher Weise auf Schwierigkeiten. Sie eingangs zu diskutieren, erscheint daher nicht nur notwendig, sondern verspricht auch, Licht auf die inhärente Problematik zu werfen.

Ein erstes Problem ist mit dem konzeptionellen Rahmen dieses Symposiums verbunden: „Vertriebene Vernunft" zielt wohl vor allem anderen darauf ab, sich mit der politisch erzwungenen Emigration der Jahre 1933ff. zu beschäftigen, unterstellt aber zugleich, es hätte nur die Vertreibung als Emigrationsvariante gegeben, und zurückgeblieben wären nur solche, denen „Vernunft" nicht zugesprochen werden dürfe. Zweifellos ist es zutreffend, daß die überwiegende Mehrheit derer, die während dieser Jahre Österreich verließen, dazu gezwungen wurden; allerdings wissen wir gegenwärtig noch zu wenig Bescheid über die konkreten Umstände und individuellen Motive der Emigranten, um zweifelsfrei sagen zu können, alle, die im folgenden als vertriebene Soziologen angeführt werden, hätten sich aufgrund ähnlicher Situationswahrnehmung zu diesem Schritt entschlossen bzw. entschließen müssen.

Eine sozialwissenschaftlich orientierte Sozialgeschichte der Wissenschaften und ihrer Institutionen in Österreich kann sich nicht damit zufriedengeben, nur die erzwungene Migration zu betrachten. Es wäre vielmehr nötig, das Phänomen der politisch erzwungenen Auswanderung in den breiteren Rahmen der sozialen und geographischen Mobilität des sozialwissenschaftlichen Personals zu stellen, und aus einer Analyse der gesamten Mobilitätsbewegung Schlüsse auf die Theorie- und Institutionenentwicklung der Soziologie in Österreich zu ziehen. Neben die freiwillige Auswanderung (Berufung und ähnliches) wäre dann die erzwungene Emigration zu stellen, welche allerdings zumindest in die zwei folgenden Varianten zu teilen wäre: die durch institutionelle und kulturelle Faktoren politisch bedingte Emigration (Stellenmangel, institutionell wirksam werdender Antisemitismus und ähnliches) und die im engeren Sinn erzwungene Vertreibung (Entlassung, Ausbürgerung, Verfolgung). Aufgrund einer derartigen Typologie könnte der als Auswahlkriterium dominante Faktor der Chronologie in den Hintergrund treten: die „vorausschauende" Auswanderung von potentiellen Opfern des Nationalsozialismus müßte dann nicht mehr willkürlich beiseite gelassen oder ebenso willkürlich einbezogen werden.[1]

Diskussionswürdig bliebe dann immer noch die Frage, wie jene Emigranten mitbehandelt werden, die Österreich aus eben jenen Umständen heraus verließen, die im Nationalsozialismus eskalierten — vorrangig ist hier an den Antisemitismus zu denken —, die diesen Schritt aber, wie beispielsweise Jacob Levy Moreno, schon 1925 unternahmen.

Beschränken wir uns hier auf jene Emigration, die in unmittelbarer zeitlicher Nähe zum Austrofaschismus und Nationalsozialismus angesiedelt ist, drängt sich ein weiteres Problem auf, das jenseits des konzeptionellen Rahmens „Vertriebene Vernunft" lokalisiert ist: die Emigration von nationalsozialistisch eingestellten Wissenschaftlern aus Österreich 1934 und nach 1945. Während im allgemeinen Übereinstimmung darüber herrscht, daß jene Anhänger des Austrofaschismus, die nach der NS-Machtübernahme ihre Positionen verloren und (teilweise) in die Emigration gingen, zu den „Vertriebenen" gezählt werden, gilt Analoges für die entlassenen Nationalsozialisten nicht. Um Mißverständnisse hintanzuhalten, sei ausdrücklich betont, daß damit keine stillschweigende moralische Rehabilitierung der Nutznießer des NS-Regimes angestrebt wird. Der Vergleich verschiedener Emigrantengruppen dient vielmehr der Gewinnung zusätzlicher Aspekte und Informationen. Beispielsweise kann man die Differenzen des Kampfes des Dollfuß-Schuschnigg-Regimes gegen rechts und

links illustrieren, oder man kann Unterschiede bei der Entnazifizierung nachweisen: Während einige Wissenschaftler, die sich außer einer nazistischen Gesinnung nichts zuschulden haben kommen lassen, sich aber nach der Niederlage ihrer Partei keine „Persilscheine“ ausstellen ließen, aus den Universitäten verdrängt wurden und daraufhin das Land verließen, nahmen anpassungsfähigere Ex-Nazis, die obendrein nicht selten intensiver in die NS-Barbarei involviert gewesen waren, bald wieder ihre alten Positionen ein;[2] daß diese Nazi-Emigranten während ihrer Emigration sogar zu „Freunden" der 1938 Vertriebenen werden konnten, läßt simple und schematische Erklärungen endgültig unmöglich werden.[3]

Die bisher angeschnittenen Probleme sind nicht spezifisch für die Soziologie und Sozialforschung. Sie zu bedenken, erscheint dann geboten, wenn man sich beim Thema „Wissenschaftliche Emigration“ nicht nur auf die Wiedergabe der Schilderungen des Schicksals der Vertriebenen beschränken, sondern dieses Phänomen in Verbindung zum Wandel der Institution „Wissenschaft" bringen will.

Schon aus dem Titel dieser Sektion — Soziologie und Sozialforschung — kann man ersehen, daß es sich um keine eindeutig definierte Wissenschaftssparte handelt. Ja, man könnte soweit gehen, zu behaupten, daß in den dreißiger Jahren keine Soziologen emigrierten — und zur Rechtfertigung darauf verweisen, daß sich keiner der im folgenden als Emigrant Angesprochenen zum Zeitpunkt der Emigration als Soziologe und nur als Soziologe betrachtete oder betrachten hätte können. Im Gegensatz zu anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen existierten in der Zwischenkriegszeit in Österreich weder Lehrstühle für Soziologie noch eine soziologische Studienrichtung, es gab keine um professionelle Anerkennung ringende homogene Gelehrtengesellschaft und kein österreichisches Periodikum, das der Selbstfindung der Disziplin hätte dienen können. Gelten diese Faktoren im allgemeinen als Indikatoren für den Grad der einzelwissenschaftlichen Ausdifferenzierung, so muß für die dreißiger Jahre sogar auf begrifflicher und personeller Ebene die Suche nach der Soziologie und den Soziologen negativ ausfallen. In grober, fast unzulässiger Vereinfachung kann man sagen, daß das Etikett „soziologisch“ damals verwendet wurde, um eine bestimmte Analyseperspektive, einen „approach“ (innerhalb von wissenschaftlichen Disziplinen, die ein breites Spektrum der Sozialwissenschaften abdeckten), zu kennzeichnen. Beispielsweise diente im Fall derjenigen, die sich dem Austromarxismus verpflichtet sahen, „Soziologie" als Synonym für die marxistische Gesellschaftstheorie und Analyse.[4] Anderen, etwa der christlichen Soziallehre nahestehenden Autoren war „soziologisch" gleichbedeutend mit „gesellschaftlich“, wurde die Meta- mit der Objektebene in eins gesetzt. „Soziologie“ wurde damals an österreichischen Universitäten nahezu ausschließlich von einer Schule gelehrt: der universalistischen Gesellschaftslehre Othmar Spanns, der gemeinsam mit seinen Anhängern in deutlichem Gegensatz zu allen anderen deutschsprachigen Soziologen stand und dem dieses neue Fach offenkundig höchst verdächtig war, was sich in der Selbstdefinition als „Gesellschaftslehre“ niederschlug, die bis in die fünfziger Jahre hinein von der staatlichen Universitätsadministration als Fachbezeichnung beibehalten wurde.

Ähnliches gilt für die Selbstidentifikation des wissenschaftlichen Personals. In den dreißiger Jahren verstand sich keiner von denen, die wir rückblickend in einer Geschichte der Soziologie berücksichtigt wissen wollen, ausdrücklich und/oder ausschließlich als „Soziologe“; nicht einmal die Inhaber von akademischen Positionen, deren Definition den Zusatz und Gesellschaftslehre“ aufwies, betrachteten dort,

wo sie die Freiheit der Selbstetikettierung hatten, Soziologie als ihr haupsächliches Betätigungsfeld.[5] Dominant war vielmehr eine (Selbst-)Kennzeichnung als „auch“-Sozio- loge, was nichts anderes bedeutet, als daß dieses neue Fach von ihnen mitbehandelt wurde.

Diese wenigen Hinweise müssen hier genügen, um deutlich werden zu lassen, daß die Behandlung der Emigration von Soziologen außerordentlich schwierig ist, will man nicht den Ausweg wählen, daß man das gegenwärtige (Selbst-)Verständnis über dieses Fach und seine Tradition in die Geschichte projiziert. Der folgende Überblick muß sich außerdem damit begnügen, über die personelle und institutionelle Ebene zu berichten: die interessanten Fragen im Umkreis der kognitiven Dimension der Emigration (Wissenstransfer, Akkulturation und ähnliches) müssen hier ausgeklammert bleiben.

Die Ausschaltung des Parlaments 1933 und das Verbot der sozialdemokratischen und kommunistischen Organisationen in den darauffolgenden Monaten hatte auf die Soziologen Österreichs relativ wenig Auswirkungen. Das weitestgehende Fehlen sozialistischer Hochschullehrer machte deren Relegierung überflüssig. Der Theoretiker des Austromarxismus, Max Adler, tit.a.o.-Professor für Gesellschaftslehre, wurde zwar in seiner Lehrfreiheit beschränkt, verlor seine Lehrbefugnis aber nicht. Die Errichtung des autoritären Regimes war vornehmlich mit einer Feinderklärung nach links verbunden — soweit die universitäre Soziologie überhaupt von diesem Regimewechsel betroffen war, waren allerdings zumeist die der Sympathie zum Nationalsozialismus Verdächtigten die Leidtragenden. Othmar Spann und Otto Dungern, Ordinarius für Allgemeines Staatsrecht an der Universität Graz, wurden polizeilich observiert, letzterer zeitweilig in den Ruhestand versetzt. Auch der Grazer Dozent für Gesellschaftslehre und Spann-Vertraute Hans Riehl beklagte nach dem „Anschluß" 1938, daß seine Lehrtätigkeit behindert worden sei. Der Innsbrucker Ordinarius für politische Ökonomie und Gesellschaftslehre, Adolf Günther, hatte schon vor 1934 Österreich verlassen und kehrte erst nach dem „Anschluß" nach Wien zurück, um dort die Nachfolge von Spann anzutreten. Die negativen Auswirkungen des Ständestaates auf die akademische Gesellschaftslehre waren äußerst gering, nicht zuletzt, weil die Spannianer danach trachteten, auch gegenüber dem in ihren Augen nur halbherzig in Angriff genommenen Ständestaat koalitionsfähig zu bleiben.

Einschneidender waren die Auswirkungen im nichtakademischen Sektor der damaligen Sozialforschung. Allerdings muß man unterscheiden zwischen Restriktionen, denen Institutionen unterworfen wurden, und Verfolgungsmaßnahmen, die Personen trafen, die als politische Gegner bekämpft wurden. In Bereichen, die dem autoritären Regime als Ausübung eines „bürgerlichen" Berufes erschienen, wurde dagegen selten interveniert. Dies erlaubte beispielsweise den sozialistischen Mitgliedern der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle, ihrem dort ausgeübten „Beruf nachzugehen, ohne Behinderungen zu erfahren; erst nachdem das Lokal der Forschungsstelle als illegale Poststelle der Revolutionären Sozialisten bekannt wurde, setzten behördliche Schikanen ein. Ähnlich erging es dem Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum, dessen Leiter, Otto Neurath, als bekannter Sozialdemokrat emigrierte, das aber unter systemkonformer Führung weitergeführt wurde. Im Museum, aber auch in der Arbeiterkammer Wien, konnten sogar in geringer Zahl Sozialisten weiterhin ihrer Beschäftigung nachgehen (Fritz Jahnel und Benedikt Kautsky). Die Wiener Volkshochschulen und das Konjunkturforschungsinstitut boten während des Ständestaates längere Zeit linken Sozialwissenschaftlern Unterschlupf: Edgar Zilsel, Adolf Kozlik, Eduard März und Alexander Gerschenkron. Vor 1938 verließen folglich relativwenige Soziologen Österreich. Die bekannte Sozialdemokratin Käthe Leichter emigrierte zeitweilig in die Schweiz, von wo sie bald wieder unter falschem Namen nach Österreich zurückkehrte, und Otto Neurath übersiedelte nach Holland und später nach London. Paul Lazarsfeld kehrte von einem USA-Stipendium nicht mehr zurück, und mehrere Mitarbeiter seiner Forschungsstelle wechselten noch vor dem „Anschluß" ins Ausland: Hertha Herzog 1935, Gertrude Wagner 1935, Ernest Dichter 1937, und die nach ihrer Verhaftung des Landes verwiesene Marie Jahoda — sie ging 1937 nach Großbritannien. Für alle Mitarbeiter der Forschungsstelle gilt aber, daß sie sich in dieser Zeit nicht als Soziologen betrachteten, dasselbe gilt auch für die anderen vor dem „Anschluß" Emigrierenden: Karl Polanyi und Leo Stern, der ebenso wie der in Berlin lebende gebürtige Österreicher Rudolf Schlesinger über die ÖSR in die Sowjetunion emigrierte.

Während des Ständestaates verließen zwar im Vergleich zur Zeit nach dem „Anschluß" 1938 relativ wenige Sozialforscher Österreich; die wenigen Institutionen, in denen sich vor 1934 Ansätze zu einer österreichischen Sozialforschung zu entwickeln begonnen hatten, wurden allerdings während der Dollfuß-Schuschnigg-Regierungen ausgehöhlt oder verboten, weil sie der Nähe zur Sozialdemokratie bzw. der Gemeinde Wien verdächtigt wurden.

In personeller Hinsicht gravierender waren die Folgen der NS-Machtübernahme in

Österreich. Sowohl unter den aus den Universitäten Verbannten als auch unter den Emigranten finden sich Soziologen. So entledigte sich das NS-Regime der „Mohren“[6] des Spann-Kreises: Othmar Spann wurde zeitweilig inhaftiert und Walter Heinrich, einer seiner engsten Mitarbeiter, ins Konzentrationslager verbracht. Von der SpannSchule emigrierte aber nur Eric Voegelin, der Kontakte, die er anläßlich eines Rockefeller-Stipendiums 1924/1925 geknüpft hatte, nützen konnte. Von den anderen aus den Universitäten Vertriebenen verließen vier „auch“-Soziologen das Land: Der Wiener Rechtsphilosoph und Methodologe der Sozial Wissenschaften, Privatdozent Felix Kaufmann, ging ebenso in die USA wie der Grazer Rechtsphilosoph und nachmalige SoziologieOrdinarius Johann Mokre, der bis 1938 als Erwachsenenbildner und tit.a.o.-Professor tätig war. Josef Dobretsberger, Ordinarius für Nationalökonomie, war 1938 Rektor der Universität Graz und flüchtet in die Türkei und später nach Ägypten. Johannes Messner, a.o. Professor für Ethik und christliche Sozialwissenschaft an der Theologischen Fakultät der Universität Wien, emigrierte über die Schweiz nach Großbritannien. Alle vier kehrten nach Kriegsende nach Österreich zurück. Zu den universitären Emigranten, die 1938 Österreich verließen, kann man auch Friedrich Hertz zählen, der zwischen 1930 und 1933 eine Soziologieprofessur in Halle wahrgenommen hatte und nach der Machtübernahme der NSDAP nach Österreich zurückgekehrt war; er ging 1938 nach England.

Nach dem „Anschluß“ verließen auch die meisten der verbliebenen Mitarbeiter der Forschungsstelle das Land: Hans Zeisel, Lotte Rademacher und Theo Neumann; die weiter oben genannten Lehrer der Volkshochschulen flüchteten ebenfalls, während den Mitarbeitern der Arbeiterkammer Wien, Käthe Leichter und Benedikt Kautsky, die Flucht nicht mehr glückte — sie wurden in Konzentrationslager eingeliefert, wo Leichter ermordet wurde. Während die zuletzt Genannten die Gemeinsamkeit aufweisen, daß sie vor ihrer Emigration bereits publizistisch hervorgetreten waren und sozialwissenschaftlich relevante Berufe ausgeübt hatten, gingen andere Emigranten in ihrer österreichischen Zeit nicht-einschlägigen Berufen nach: Alfred Schütz, Ernst Karl Winter, Arnold Hauser und der schon genannte Polanyi.

Eine weitere „Gruppe“ von Emigranten bilden jene, die zwar vor der Emigration Berufen nachgingen, von denen aber keine sozialwissenschaftlichen Veröffentlichungen nachweisbar sind: Max Kurt Adler war Manager, Egon Ernst Bergel Rechtsanwalt, Bert Hoselitz und Joseph Hans Bunzel bei Gericht, Leo Kofler war als kaufmännischer Angestellter tätig. Adolf Sturmthal war als Sekretär der Sozialistischen Arbeiter-Internationale schon mehrere Jahre im Ausland beschäftigt, ehe er in die USA emigrierte.

Schließlich verließen zahlreiche Studenten und junge Absolventen das Land. Diese zahlenmäßig sehr große Gruppe wurde erst in den Niederlassungsländern sozialwissenschaftlich ausgebildet, daher ist bei ihnen nur selten eine spezifisch österreichische Note erkennbar: Kurt Wolfgang Back, Peter Blau, Hugo Otto Engelmann, Paul Neurath, Hans Mauksch und Otto Pollak wurden in den USA zu Soziologen; Kurt Blaukopf, Walter Deutsch und David George Gil studierten in Palästina, und Viola Klein abolvierte ein Zweitstudium bei Karl Mannheim in London.

Kann man bei den eben Genannten in ihren späteren Arbeiten nur sehr selten österreichische Wurzeln erkennen, gilt für die als Jugendliche und Kinder Emigrierten, daß sie ihrer beruflichen Sozialisation nach nicht mehr als Österreicher zu betrachten sind: Susanne Keller, Kai Erikson, Edith Kurzweil, Fred Hirsch und Eva Horowitz-Etzioni seien hier stellvertretend angeführt.

Der Hinweis auf die zuletzt genannten Personengruppen macht zugleich deutlich, daß die Erforschung der sozialwissenschaftlichen Emigration augenblicklich vor einem Dilemma steht. Einerseits kann man darauf achten, welche der vor 1934 oder 1938 bereits arrivierten Sozialforscher in die Emigration gingen, und andererseits ist man darauf angewiesen, aus dem Kreis der in der Nachkriegszeit erfolgreichen Sozialwissenschaftler jene herauszusuchen, die nach Geburtsort oder früher Biographie österreichische Wurzeln aufweisen. Es sollte klar sein, daß aufgrund dieser Vorgangsweise all jene, die sich in der Emigration nicht erfolgreich zu etablieren vermochten, hier nicht Berücksichtigung finden konnten.

Abschließend soll der Versuch unternommen werden, die Folgen der Vertreibung von

etwa vier Dutzend Soziologen für die Entwicklung der Soziologie in Österreich nach 1938 bzw. 1945 zu skizzieren. Wegen der heterogenen Zusammensetzung dieser Population (mit Ausnahme der Gruppe um die Forschungsstelle emigrierte keine Schule) muß die Beurteilung sehr zurückhaltend vorgenommen werden. Man wird aber sagen dürfen, daß zumindest zwei in Entwicklung begriffene Richtungen der Soziologie durch die politischen Ereignisse an ihrer Entfaltung in Österreich dauernd und nachhaltig behindert wurden. Zum einen wäre hier die phänomenologische und individualistische Sozialtheorie zu nennen, wie sie im Umkreis des Geist-Kreises und des Privatseminars von Ludwig von Mises[7] diskutiert wurde. Dem führenden Theoretiker dieser Richtung, Alfred Schütz, gelang es in den USA — wo der vormalige Bankdirektor schließlich eine Professorenstelle an der New School for Social Research übernahm —, an der Etablierung der phänomenologischen Soziologie mitzuwirken.[8]

Während man für diese Richtung mit einigem Recht davon sprechen können wird, daß die Tatsache der Emigration das Programm der Theoretiker nicht nachhaltig negativ beeinflußte, zerstörte die Vertreibung der „Forschungstelle" deren Konzeption nachhaltig. Entgegen der vor allem von Paul Lazarsfeld vertretenen Auffassung, das Novum der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle und ihrer bekanntesten Publikation, *Die Arbeitslosen von Marienthal,* darin zu sehen, daß mit der Forschungsstelle ein neuartiger Typus von Forschungsinstitut kreiert wurde und die Marienthal-Studie vorrangig wegen ihrer methodischen Innovationen Beachtung verdiene, läßt sich zeigen, daß ein drittes Moment damals größere Bedeutung besaß — und daß dieses keine Fortsetzung in der Emigration fand: Die jungen Sozialforscher waren als aktive Sozialisten an gesellschaftlich und politisch relevanten Themen interessiert und wollten zu deren Erhellung beitragen. Ihre empirische Forschung grenzte sich gegenüber anderen, ebenfalls politisch engagierten Sozialforschern durch größere wissenschaftliche Genauigkeit aus und unterschied sich von anderen soziographischen Versuchen der Zeit durch die größere Politiknähe. Dieser Versuch einer politisch interessierten und inspirierten Sozialforschung, die trotz dieser Bindung auch wissenschaftsinternen Kriterien zu genügen vermochte, konnte in dieser Form in der Emigration nicht mehr fortgeführt werden.[9]

Hinsichtlich beider hier genannten Richtungen gilt, daß sie weder während der NS-Zeit tradiert wurden, noch daß nach 1945 der Versuch unternommen wurde, an sie wieder anzuknüpfen. Beide Richtungen wurden später in die Zweite Republik reimportiert: die zur empirischen Sozialforschung ohne politische Absichten mutierte Lazarsfeld-Methodologie in den fünfziger Jahren durch der christlichen Soziallehre überdrüssig gewordene Sozialphilosophen, und die phänomenologische Soziologie gar erst in den siebziger Jahren, als dem Strukturfunktionalismus international Konkurrenz erwuchs.

Anmerkungen:

1 Friedrich Hayek, Paul Lazarsfeld und Joseph Schumpeter sind solche „Problemfälle". Eine nicht primär an der Chronologie ausgerichtete Emigrationsforschung könnte außerdem die „freiwillige" Auswanderung nach 1933 besser erfassen.

2 Vor allem ist hier an die Euthanasie-Ärzte zu denken, vgl. dazu: *Grenzfeste deutscher Wissenschaft. Über Faschismus und Vergangenheitsbewältigung an der Universität Graz.* Wien 1985, 60ff.

3 Siehe als Beispiel das Vorwort zur Neuauflage von Charlotte Bühler, *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem.* Göttingen 1959.

4 Siehe Gerald MozetiC, *Die Gesellschaftstheorie des Austromarxismus.* Darmstadt 1987.

5 In den Ausgaben von *Kürschners Deutschem Gelehrten Kalender* nahm zwischen 1926 und 1940 keiner der aufgenommenen Österreicher für sich in Anspruch, Soziologe zu sein; nur einer, Jakob Baxa, gab als einzige Disziplin, die er vertritt, Gesellschaftslehre an, alle anderen nannten Soziologie bzw. Gesellschaftslehre nach traditionelleren Fächern gereiht.

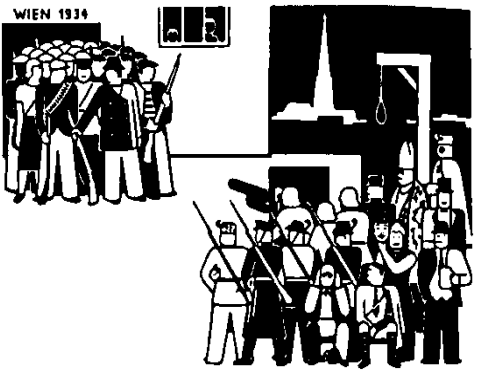
6 Otthein Rammstedt, *Deutsche Soziologie 1933—1945.* Frankfurt 1986, 109.

7 Ludwig v. Mises, *Erinnerungen.* Stuttgart 1978; Friedrich Engel-Janosi, *.. .aber ein stolzer Bettler. Erinnerungen aus einer verlorenen Generation.* Graz 1984, HOff, und die der Erinnerung an Mises gewidmete Ausgabe der *Wirtschaftspolitischen Blätter.* 4, Jg. 1981.

Helmut R. Wagner, „Die Soziologie der Lebenswelt: Umriß einer intellektuellen Biographie von

8 Alfred Schütz“, in: M. Rainer Lepsius (Hrsg.), *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918—1945,* Sonderheft 23 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.* Jg. 1981, 379ff.

9 Eine ausführlichere Erörterung dieses Punktes wird meine Einleitung zu Marie Jahoda, *Arbeitslose bei der Arbeit.* Frankfurt 1988, enthalten.



Gerd Arntz. „Wien 1934“ (1934)

Gerd Arntz, „Das Dritte Reich“ (1934

LEO KOFLER

Ein Austromarxist als Emigrant in der Schweiz und in der Bundesrepublik Deutschland

In seinem Buch *Auf dem Wege zum neuen Menschen* schildert Josef Weidenholzer unter anderem die großartigen Bildungs- und Aufklärungseinrichtungen der Wiener Sozialistischen Arbeiterbewegung in den zwanziger und dreißiger Jahren. Hierbei sind die großen Erfolge der Mitwirkung von nicht wenigen „charismatischen" Persönlichkeiten, wie Max Weber sie nennt, zu verdanken, vor allem solchen, die sich auch außerhalb der Bildungsarbeit in führenden Stellungen befanden; in erster Linie sind Otto Bauer und Prof. Max Adler, in zweiter Linie der Nationalökonom Karl Renner hervorzuheben, des weiteren eine große Zahl von marxistisch bestens geschulten Lehrern, Agitatoren und Organisatoren, unter denen ich persönlich mich dem Jugendführer Manfred Ackermann zu besonderem Dank verpflichtet fühle.

In diesem Beitrag habe ich mir die Aufgabe gestellt, im Sinne des Symposions „Zeitzeugen der Emigration im Bereich der Sozialwissenschaften" skizzenhaft zu schildern, was ich bis zum Einmarsch Hitlers in Österreich als junger Mensch mitbekommen habe, und daß ich in und nach der Emigration bis zum heutigen Tage von diesem geistigen Fundus gezehrt habe.

Als Sohn meiner nach der Flucht vor der zaristischen Armee im Jahre 1914 völlig verarmten Eltern, die in der polnischen Ukraine Grundbesitzer gewesen waren, war es mir in unserem neuen Wohnort Wien nicht möglich, zu studieren. Die Promotion holte ich später aufgrund meiner Veröffentlichung *Die Wissenschaft von der Gesellschaft* in der Schweiz (die von zahlreichen Rezensenten, darunter dem Rektor der Baseler Universität, Prof. Edgar Salin, als außerordentlich begutachtet wurde) nach dem Begabtenparagraphen der Hallen- sischen Universität mit der Note „summa cum laude" nach. In Wien, vor der nationalsozialistischen Machtergreifung, mußte ich einen Beruf ergreifen, zunächst als Bürokraft bei einem Rechtsanwalt und folgend im Büro der „Sascha-Film-Gesellschaft".

Es gehörte zu den frühesten Anliegen des wissenschaftlichen Austromarxismus, die dogmatisch-mechanistischen Entstellungen der marxistischen Theorie — einerseits infolge der Verbindung des Historischen Materialismus mit dem Darwinismus durch Karl Kautsky, andererseits infolge der schon früh eintretenden naturwissenschaftlich-mechanistischen Mißverständnisse, die sehr bald durch den Stalinismus eine extreme Form erhalten haben — zu bekämpfen. Daran hat der führende austromarxistische Philosoph und Sozialphilosoph Max Adler einen entscheidenden Anteil, wobei allerdings hervorzuheben ist, daß die Adlersche Verbindung von Marx und Kant einen bedeutenden Fehler ausmachte, der aber mit Ausnahme der Interpretation der Dialektik als einer reinen Bewußtseinsdialektik sich in keiner Weise verfälschend auf die Darstellung des Historischen Materialismus auswirkte. Dies ist deshalb wichtig hervorzuheben, weil die marxistische Geschichtsphilosophie nicht nur eine rein theoretische Angelegenheit der Wiener Intellektuellen blieb, sondern — natürlich im Zusammenhang mit den ökonomischen und anthropologischen Lehren von Marx — zu einem populären Bildungsgut von stark aufklärerischem und das allgemeine Bewußtsein revolutionierendem Charakter geworden war.

Ist bei Adler bereits in seiner Untersuchung „Kausalität und Teleologie" der für die Gesellschaft und Geschichte relevante Kausalitätsbegriff von der mechanistischen Version dadurch befreit, daß er in unaufhebbarer Vermittlung zu dem in allem menschlichen Bewußtsein gegenwärtigen Phänomen des Teleologischen gesehen und definiert wird, so ist damit allem Mechanismus eine entscheidende Absage erteilt. Ich selbst habe zunächst mehr instinktiv, später ganz bewußt den Adlerschen Kantianismus abgelehnt, indem ich ihn, um meinen verehrten Lehrer, zu dem ich in einer engen Beziehung stand, nicht zu verletzen, stillschweigend überging. Später, lange nach dem Tode Max Adlers, das heißt, in meiner ersten Schrift während meiner Emigration in der Schweiz (1944), habe ich Adlers Dialektikbegriff kritisiert.

In der öffentlichen Bewußtseinsbildung Wiens haben bis in die Sozialistische Partei, die

Gewerkschaften und die Jugendbewegung hinein insbesondere die Adlerschen Schriften *Neue Menschen* und *Marxistische Staatstheorie* eine große Wirkung ausgeübt, dies natürlich mit Hilfe der hierzu berufenen und von der international angesehenen „Sozialistischen Bildungszentrale" beauftragten Propagandisten und Interpreten der marxistischen Theorie; auf die Praxisnähe dieser aufklärerischen und politischen Arbeit wurde großer Wert gelegt. Die für das breite Publikum von der Bildungszentrale organisierten Veranstaltungen überzogen Wien wie ein dichtes Netz; sie waren sozusagen allgegenwärtig, prägten nebst den sozialen Leistungen der Wiener Gemeindeverwaltung das Gebilde, das im In- und Auslande als das berühmte und berüchtigte „Rote Wien" Ansehen genoß oder Haß auf sich zog. Die Kraft dieser umfassenden Bildungs- und Aufklärungsarbeit wirkte sich zum Beispiel dahingehend aus, daß am 1. Mai eines jeden Jahres für gewöhnlich nicht weniger als eine Million Menschen zur Demonstration kamen und ihrer ungehemmten Begeisterung Ausdruck verliehen.

Was mich selbst, einen vom Symposion aufgerufenen „Zeitzeugen", betrifft, sei nicht verschwiegen, daß ich bereits im Alter von 23 Jahren, zunächst nur für die Jugend und später allgemein, von der Bildungszentrale als Referent eingesetzt wurde, was zu meiner geistigen Entwicklung nicht wenig beitrug. — Meine Orientierung an dem Prinzip des Teleologischen bewirkte eine für die Entdogmatisierung des Marxismus äußerst fruchtbare, unversöhnliche Gegnerschaft zu dem auch in Österreich sich vehement ausbreitenden theoretischen und praktischen Positivismus. Andererseits gelang es mir, mit Hilfe des Begriffs des Teleologischen den irrationalen und mystifizierten, jedoch an sich äußerst wichtigen Begriff des „Verstehens", wie er von so berühmten Namen wie Simmel, Dilthey, Rickert und Windelband vertreten wurde, bereits im *Warynski* zu rationalisieren, worauf sich der spätere Untertitel zu meinem Buch *Zur Geschichte etc. Versuch einer verstehenden Deutung der Neuzeit* bezog. Während meiner Emigrationszeit nahm ich auch mit den bedeutenden Kritikern des Marxismus — Stammler, Masaryk, Sombart, de Man, Kelsen und anderen — eine Auseinandersetzung auf, die eine bedrohliche Lücke schloß.

In der Schweiz habe ich den größten Teil meiner dort verbrachten neun Jahre im staatlich verordneten Arbeitsdienst zugebracht: Straßenbau, Torfstechen, Steinbruch, Feldarbeit; in die für Emigranten eingerichtete Schuhmacherei in Zürich habe ich mich gemeldet, um in der Nähe einer Bibliothek zu sein. Jedoch hat sich gerade hier, fern aller heilenden Wirkung körperlicher Arbeit, die Sorge um meine in Wien zurückgebliebenen Eltern und um meine Schwester schädigend auf mein Nervensystem ausgewirkt; mein psychisches Gleichgewicht wurde in einem Ausmaße gestört, daß meine gewohnten alltäglichen Verhaltensformen sich völlig veränderten, welcher Zustand sich erst wieder seit der Rückkehr zur körperlichen Arbeit normalisierte. Meine schwere Erkrankung an infektiöser Hepatitis zu Ende des Krieges bewirkte schließlich, daß ich nicht mehr zum Arbeitsdienst eingezogen wurde und mich nach der Genesung wieder meinen Studien widmen konnte. Das Pseudonym meines ersten Buches, „Stanislaw Warynski", erklärt sich daraus, daß es für Emigranten in der Schweiz streng verboten war, zu veröffentlichen. Übrigens: Stanislaw Warynski hat es tatsächlich gegeben; er wurde während der polnischen Revolution von 1905 erschossen. Mein Lektor im Francke-Verlag, Bern, Dr. Konrad Farner, wollte mit diesem Pseudonym Warynski ein kleines Denkmal setzen, wohl auch im Zusammenhang damit, daß ich selbst aus Polen stamme. Was mich überrascht hat, war der Umstand, daß der Warynski nicht als Einzelwerk, sondern in einer wissenschaftlichen Reihe erschien, in der solche Größen wie Benedetto Croce, Guglielmo Ferrero, Schumpeter, Max Weber und andere miterschienen.

Der neunjährige Zwangsaufenthalt in der Schweiz wäre mit allen seinen Unbilden im allgemeinen als ein nicht wieder gutzumachendes Versäumnis zu werten, wenn nicht ein besonderer Umstand eingetreten wäre, der Hervorhebung verdient, insbesondere wenn man die gestellte Aufgabe: Emigration speziell im „Bereich der Sozialwissenschaften", im Auge behält. Erst in der Schweiz, in Basel, also sehr spät im Gesamtzusammenhang meines Lebenslaufs, habe ich die für meine wissenschaftliche Entwicklung bedeutsamen Schriften und Aufsätze von Georg Lukačs des Genaueren kennengelernt. Bereits in Wien hatte ich die Beschäftigung mit Lukačs vorgeplant, war aber durch die vielseitigen Aufgaben, die an einen Funktionär der Partei herangetragen wurden (übrigens auch durch meine in der SDAPÖ sehr geförderten sportlichen Interessen), immer wieder abgelenkt. In Wien fand

außerdem Georg Lukačs, vielleicht weil er Mitglied der Kommunistischen Partei war, damals wenig Interesse.

In Basel las ich Lukačs, zunächst seine literaturtheoretischen Aufsätze, die in der Moskauer *Internationalen Literatur,* deutschsprachig herausgegeben, erschienen waren, zweimal: einmal hinsichtlich der Frage, wie deutet Lukačs die hervorragenden Werke der dichterischen Klassik und Nachklassik, die er als dem ästhetischen Realismus (im Gegensatz zum Naturalismus, Nihilismus und Absurdismus) zugehörig definierte; zum anderen und mit besonderer Aufmerksamkeit hinsichtlich der Frage, wie wendet Lukačs den Historischen Materialismus auf diese Phänomene an, das heißt, es ging hierbei um die Frage der Anwendbarkeit und Fruchtbarkeit der marxistischen Methode. Für mein in der Schweiz entstandenes und später in der DDR und in der BRD in sieben Auflagen erschienenes Buch *Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft,* einem problemdichten und umfangreichen Werk, waren diese Studien von großer Wichtigkeit geworden.

Man darf dabei nicht übersehen, daß ich Lukačs zugleich gleichsam „österreichisch" gelesen habe. Trotz der Aversion von Lukačs gegen Max Adlers Kantianismus schlägt sich die Tatsache, daß er selbst in seiner Jugend Kantianer gewesen ist, noch in seinem wichtigen marxistischen Werk *Geschichte und Klassenbewußtsein* nieder. So stellt er — worauf wir an diesem Orte nicht näher eingehen können — hier eine theoretisch unhaltbare Beziehung zwischen dem soziologischen Begriff der Kontemplation (der Welt, „die wir selbst gemacht haben", wie Marx sagt), und dem erkenntnistheoretisch-philosophischen Begriff der Kontemplation (die ihre Aufmerksamkeit richtet auf die Welt, „die wir nicht gemacht haben") her, was sich aber keineswegs negativ auf seine sonstigen Untersuchungen und Aussagen auswirkt: diese Untersuchungen beschäftigen sich in dem besagten Werk in erster Linie mit dem Wesen und der praktischen Rolle des Verdinglichungsphänomens (wobei wir auf die später von Lukačs selbst richtiggestellte Hegelianische Gleichsetzung von Verdinglichung und Vergegenständlichung nicht weiter eingehen können). Eine auffällige und weitgehende Annäherung zwischen Max Adler und Georg Lukačs beobachten wir in der Frage des Bewußtseins, das von beiden als durch das Prinzip des Teleologischen strukturiert definiert wird. Auch für Lukačs wie für Adler bleibt die Beachtung der teleologischen und damit antinaturwissenschaftlichen und antimechanistischen Struktur des menschlichen Bewußtseins, somit auch der Arbeit und jeglicher Tätigkeit, zentral für das Verständnis des Historischen Materialismus. Marx selbst lobt in den *Thesen über Feuerbach* am Idealismus (!), daß er die tätige Seite, und das kann nur heißen, die teleologische Ausrichtung menschlichen Verhaltens, bemerkt hat. Ich selbst habe (in letzter Schlußfolgerung) das so formuliert, daß Marx seine Geschichtsauffassung weder am alten nichtdialektischen Materialismus noch am alten nichtdialektischen Idealismus festgemacht, sonders etwas Neues in die Wissenschaft eingebracht hat: nämlich die dialektische Aufhebung von einseitigem Idealismus und ebenso einseitigem Materialismus gegeneinander zu etwas völlig Neuem — was seine wirkliche Bedeutung ausmacht.

Auch in der Isolierung der Emigration, in welcher ich Lukačs erst genauer zur Kenntnis nahm, haben die österreichisch-marxistischen Tendenzen nichts an Kraft verloren und haben mir sogar geholfen, Lukačs richtig zu verstehen; dies entgegen den vielen, oft blamablen Mißdeutungen und Verzerrungen, die auch ihn getroffen haben. Es ist vielleicht nicht überflüssig, auch in diesem Symposion dem Teilnehmer und dem weiteren Publikum mit einem Marx-Zitat hilfreich zur Seite zu treten, aus dem die antimechanistisch-teleologische Phänomenalität seiner Menschen- und Gesellschaftsauffassung deutlich hervortritt:

Die Geschichte tut nichts, sie „besitzt keinen ungeheuren Reichtum", sie „kämpft keine Kämpfe" 1 Es ist vielmehr der Mensch, der wirkliche, lebendige Mensch, der alles tut, besitzt und kämpft; es ist nicht etwa die „Geschichte", die den Menschen zum Mittel braucht, für ihre — als ob sie eine aparte Person wäre — Zwecke durcharbeitet, sondern sie ist nichts als die Tätigkeit des seine Zwecke verfolgenden Menschen. (Von mir hervorgehoben!)

Trotz aller Verluste an Zeit und Lebensgestaltung bleibt mir unvergessen, daß mir die Schweiz das Leben gerettet hat und es mir ermöglichte (wenn auch entgegen ihrer Absicht), mein Lebenswerk weiterzuführen. Auch meine weitere erzwungene Emigration, nämlich in die DDR, hat zwar mit einer Flucht in die BRD geendet, aber mir Erfahrungen hinsichtlich der marxistischen Theorie und Praxis ermöglicht, die über das in Wien Erworbene

hinaus den Bogen schlagen zu dem großen Lern- und Erfahrungskreis, der sich schlagwortartig zusammenfassen läßt mit den Worten: „Von Stalin zu Gorbatschow", an welch letzterem meine Hoffnung hängt. Ist doch aus dem austromarxistischen Sozialismus, sicher hauptsächlich durch die Schuld Hitlers, nicht das geworden, was ich mir in meiner Jugend erhoffte.

Die Ermordung meiner Eltern im KZ und die langen Krankheitsjahre meiner Schwester nach der Befreiung aus dem KZ (sie starb 1980) betrachte ich als Bestandteil des Massenmordens unter Hitler, das 53 Millionen Menschenleben gekostet hat. Ich erachte diese historische Phase als noch nicht „bewältigt": sie harrt noch der Abrechnung durch die Weltgeschichte, in ähnlicher Weise, wie sie mit den Untaten der herrschenden Klassen in den vergangenen Jahrhunderten durch die Französische und die Russische Revolution sich vollzogen hat.

Schließlich sei noch eine Frage beantwortet, die oft an mich gerichtet wird, nämlich die Frage, weshalb ich über die lange Zeit hinweg und trotz des Wandels der Umstände Marxist geblieben bin. Ich kann hier die Antwort nur andeuten und formuliere sie indirekt unter Anwendung eines Zitats von Georg Lukačs aus seinem Essay-Band *Goethe und seine Zeit* — wobei ich den Leser auffordere, an die Stelle des Wortes „Schönheit"[1] das Wort „Wahrheit" zu setzen: *Bei aller Spontanität im Streben nach Schönheit bedeutet diese Tendenz bei Goethe auch einen Kampf gegen seine Zeit, gegen die Kunstfeindlichkeit, die Menschenfeindlichkeit. die Menschenzerstückelung des heraufziehenden Kapitalismus.*

Anmerkung:

1 Dies hat übrigens auch in der marxistischen Theorie eine bedeutende Rolle gespielt — so sagt Marx: Nur „der Mensch produziert nach dem Maße der Schönheit".

Leo Kofler (rechts) beim Straßenbau im Arbeitslager Geisshof bei Bremgarten im schweizerischen Kanton Aargau.

HANS ZEISEL

Zeitzeuge

Als Zeuge der vielen schlimmen Dinge jener bösen Zeit will ich es als meine Aufgabe in diesem Beitrag ansehen, Zeugenschaft dafür abzulegen, daß es damals in Wien nicht nur häßliche Dinge gab, sondern auch noble, daß die Menschlichkeit keineswegs versiegte. Ich will kurz zwei Episoden schildern, in denen völlig Fremde mit persönlichem Einsatz meine Freiheit, wenn nicht mein Leben, gerettet haben. Nachher will ich dann als Zeitzeuge des gegenwärtigen Österreichs ein paar Worte sagen.

DIE RAZZIA

Eines Abends, es muß wohl schon Ende April 1938 gewesen sein, kam ich von der Arbeit nach Hause und wurde von meiner Schwester Ilse in großer Erregung empfangen. „Etwas Entsetzliches ist passiert, und ich verstehe die Situation nicht. Heute nachmittag, so hörte ich von unseren Nachbarn, kam eine SS-Truppe in jedes Haus auf der Rossauerlände und arretierte und verschleppte alle jüdischen Männer. Wieso haben sie weder dich noch den Vater auch nur gesucht?“ Ich sagte: „Fragen wir den Herrn Graf, der seit kurzem unser neuer Hausbesorger war. Er bestätigte den Vorfall: „Ja, ja, die waren da und haben nach Ihnen und dem Herrn Vater gefragt.“ — „Na, und?“ — „Ja, ich hab’ ihnen zuerst gesagt, daß mein Bruder Obersturmbannführer in Laa an der Thaya ist.“ — „So, das haben Sie mir nie erzählt.“ (Ich wußte, daß Herr Graf Sozialdemokrat war.) — „Ist ja auch gar net wahr. Aber den Burschen muß man ja imponieren.“ — „Na, und?“ — „Ja, dann habe ich ihnen erzählt, daß der Vater in der Schuschnigg-Zeit einmal einen Nationalsozialisten verteidigt hatte (was wahr war), und über Sie habe ich ihnen erzählt, daß Sie eh schon im Begriff sind, auszu wandern, und noch ein paar andere Dinge, bis sie halt fortgegangen sind.“ — So hatte Herr Graf ihnen die Verschleppung einfach ausgeredet und uns sicherlich damit das Leben gerettet. Der noble Mann hätte uns das nicht einmal erzählt. Wir blieben bis an sein Lebensende enge und dankbare Freunde.

AUFWASCHEN

Eine der Neuerungen, die die Wiener Nazis nach dem Einmarsch Hitlers einführten, war das „Aufwaschen“. Juden, genauer jüdische Männer, wurden auf der Straße, meistens von Mitgliedern der Hitlerjugend, angesprochen und gezwungen, auf ihren Knien mit einem Fetzen eine Straße zu reinigen. Wenn man acht gab und Glück hatte, konnte man diese Hitlerjungen vermeiden, und ich hatte eine Zeitlang Glück. Dann aber kam ein Tag, an dem ich zu meinem Zahnarzt ging. Reparierte Zähne konnte man mit sich ins Ausland nehmen. Sein Büro war im Loos-Haus am Michaelerplatz, und neben dem Eingang war ein Buchladen. Die dort aufgestellten Bücher hatten für einen Augenblick meine Wachsamkeit abgelenkt, und ich fand mich einem Hitlerjungen gegenüber, der mich fragte: „Sind Sie Jude?“, und, als ich die Frage bejahte, sagte: „Dann kommen Sie mit mir aufwaschen.“ Ohne auch nur zu überlegen, antwortete ich: „Ich glaube nicht, daß ich das tun soll. Ich bin ein Rechtsanwalt, morgen habe ich eine Verhandlung vor dem Oberlandesgericht..Während ich sprach, sah ich einen älteren Wachmann auf der andern Seite der Herrengasse kommen, und so fuhr ich fort: „Ich sehe dort einen Wachmann, warum rufen wir ihn nicht und fragen ihn, ob ich aufwaschen gehen muß!“ Der etwas eingeschüchterte Junge war froh, mich dem Wachmann überlassen zu können, und verschwand. Der Wachmann sagte einfach und recht freundlich: „Ja, aber Sie müssen schon mit mir auf die Wachstube kommen“, die in einer Seitengasse der Herrengasse war.

Es war früher Nachmittag, als wir die Wachstube erreichten, und ich mußte dann ungefähr eine Stunde warten, bevor ich dem Wachtmeister vorgeführt wurde. Der war ein recht jovialer, etwas beleibter Herr in einem nicht ganz zugeknöpften Rock. Ich erzählte ihm die kurze Geschichte, und er antwortete: „Na, ich versteh Sie ja ...“ Er nahm ein kurzes Protokoll auf, sagte aber dann: „Ich muß Sie jetzt doch auf die Polizeidirektion überstellen.“ Da sank mein Herz; die Polizeidirektion hatte einen Akt über mich aus dem Jahre 1934, wo ich kurze Zeit in Haft war; es gab keine Anklage, aber es gab einen Akt, genug Vorwand für die neuen Machthaber. Ich sagte: „Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich lieber aufwaschen gegangen.“ Er zuckte bloß die Achseln.

Kurze Zeit später begleitete mich mein Wachmann zur Polizeidirektion, die damals noch auf dem Schotten ring gegen über der Börse stand. Wir sprachen kaum, aber einmal sagte mein Begleiter: „Sein'S nur vorsichtig, was Sie reden; reden Sie nur, wenn Sie gefragt werden.“ Ich beruhigte ihn: „Ich bin ja Rechtsanwalt.“

Auf der Polizeidirektion war die Atmosphäre recht verschieden von der kaum noch berührten Wachstube. SS-Männer mit Gewehren beherrschten die Szene; die Zivilbeamten saßen bescheiden an ihren Schreibmaschinen. Ich wurde einem dieser Beamten zugeführt, der wiederum den sogenannten Tatbestand aufnahm, aber dann auch schon einige neue Fragen stellte, so zum Beispiel nach der Rasse von Frau oder Freundin.

Im Laufe der Protokollaufnahme bemerkte ich in stillem Ton, ob's denn eine Möglichkeit gäbe, von hier loszukommen. Sein Gesicht schien mir bekannt, als Anwalt hatte ich ja viel mit der Polizei zu tun. Ich durfte annehmen, daß er persönlich meine Untat nicht sehr schlimm bewerten würde. Er aber schüttelte mit dem Kopf und lenkte, mit einer Schulterbewegung, meinen Blick auf die SS-Leute. Ich verstand.

Nach Abschluß des Protokolls führte mich der Beamte zum vorläufigen Sammelgefängnis, wo ich mit dem üblichen Tagesfang — Taschendiebe, Huren und andere — warten mußte. Ungefähr zwei Stunden später kam mein Beamter wieder, rief meinen Namen und holte mich aus dem Zwinger ab. „Folgen Sie mir“, war sein brüsker Befehl. Er führte mich in den Hintertrakt des Gebäudes (dieses alte Polizeidirektionsgebäude ist jetzt längst verschwunden), der aus allerhand finsteren Gängen und Treppen bestand, alle nur schlecht beleuchtet. Ich versuchte mir zu überlegen, wohin ich abgeführt würde, aber es fiel mir nichts Gutes ein; mein Herz sank, während wir weitermarschierten.

Plötzlich öffnete mein Begleiter eine kleine Tür, drehte sich um, gab mir, was man auf Wienerisch einen Rempler nennt, und sagte: „Schaun'S, daß S' weiterkommen.“ Ich war auf der Straße und frei.

DIE AFFÄRE WALDHEIM

Am ersten Tag dieser Konferenz wurde die Frage erhoben und beantwortet, ob Österreich sich nach dem Krieg genügend um die Vertriebenen gekümmert hatte, sei es durch die Einladung, zurückzukehren, oder durch anderweitige Versuche, Geschehenes wieder gutzumachen.

Die Antwort ergab sich mit Klarheit. Österreich hätte sich mehr um die Vertriebenen kümmern können. Als dann, nicht zu Unrecht, gefragt wurde, ob denn nicht wenigstens die Sozialisten darauf drängten, mehr zu tun, war die Antwort wiederum: Nein, im Gegenteil. Dr. Kreisky trug hiezu eine aufschlußreiche Anekdote bei: Als der damalige sozialistische Parteichef Dr. Schärf gefragt wurde, ob er irgendwelche antijüdischen Vorurteile hätte, bestritt er dies heftig, entblödete sich aber nicht, zu erklären, daß er in Personalfragen sich zwar die Abstammung der Kandidaten ansähe, aber nur dann den Arier vorzöge, wenn der zumindest ebensogut sei wie der jüdische Kandidat.

Das alles liegt nun in tiefer Vergangenheit, die heute in den verläßlichen Händen der vorzüglichen Historiker liegt, die hier unsere Gastgeber sind.

In den folgenden Kreisky-Jahren ist der Antisemitismus zwar nicht völlig verschwunden, aber — und das genügt — doch aus dem öffentlichen Leben und aus der öffentlichen Diskussion. Wir alle hofften, auf immer.

In den letzten anderthalb Jahren hat sich diese Lage radikal verändert. Österreich ist plötz-

lich das einzige Land der Welt geworden, in dem man antisemitischen Äußerungen im öffentlichen Leben begegnen kann. Ihren vorläufigen Höhepunkt hat diese Entwicklung mit den Bemerkungen des Vizebürgermeisters der Stadt Linz erreicht, die Stadt, die sich ja ihren Platz in der Weltgeschichte schon früher gesichert hat.

Diese Wandlung in der politischen Kultur hat das große Ansehen, das Österreich während der Kreisky-Jahre erworben hat, mit einem Schlag vernichtet. Diesmal ist es jedoch nicht die Gesinnung der Sozialisten, die problematisch ist, sondern die der anderen großen demokratischen Partei Österreichs — der Volkspartei.

Schon um zu verhindern, daß unsere Anwesenheit hier mißdeutet wird, glaube ich, daß wir über diese Entwicklung sprechen müssen. Ich spreche natürlich von der Affäre Waldheim. Die Tatsachen sind einfach genug. Dr. Waldheim hat seinen Kriegsdienst zu verheimlichen versucht, zuerst vor der Welt, als er sich erfolgreich um das Generalsekretariat der Vereinten Nationen bewarb, dann vor seinen österreichischen Wählern und wohl auch vor der Partei, deren Kandidat er war. Die erste Verheimlichung glückte, die zweite schlug fehl. Dokumente aus den Kriegsarchiven kamen an die Oberfläche, die Dr. Waldheim zumindest in die Nähe sehr schlimmer Begebenheiten brachten.

Diese Dokumente, soweit man dies weiß, wurden von Archivforschern, die für den World Jewish Congress arbeiteten, gefunden. Man hätte erwarten sollen, daß diese wichtigen Dokumente, wie dies üblich ist, in einem Weißbuch der Öffentlichkeit übergeben würden, nach Beendigung des Wahlkampfes, in den Waldheim verwickelt war. Diese Art der Veröffentlichung hätte die von jeher respektierte Nichteinmischung von Ausländern berücksichtigt, ohne den wichtigen historischen Wert dieser Dokumente zu gefährden.

Anstatt dessen entschloß sich der World Jewish Congress, sich selbst als den nicht unbefangenen Finder dieser Dokumente in den Vordergrund zu stellen und auf dieser Grundlage Dr. Waldheim zum Kriegsverbrecher zu erklären und durch Wortführer die österreichischen Wähler zu überreden, nicht für ihn zu stimmen.

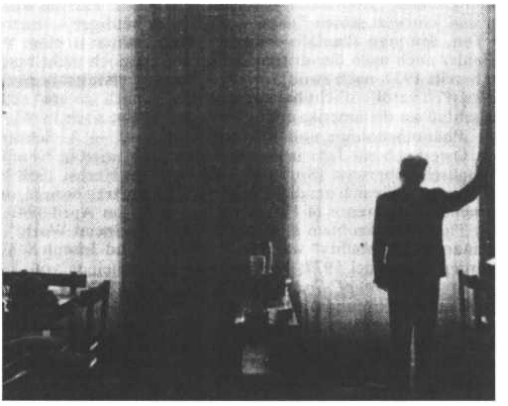
Diese sowohl ungehörige wie unvernünftige Präsentation der Dokumente hatte eine Reihe von üblen Folgen. Sie ermöglichte es erstens Dr. Waldheim, das wirkliche Problem seiner Kandidatur, seine Unaufrichtigkeit, erfolgreich zum Verschwinden zu bringen. Es fiel ihm nicht schwer, zu zeigen, daß die Anklage des Kriegsverbrechens zumindest voreilig war. Herrn Waldheims angesehener Vorgänger in der Präsidentschaft erklärte nach Studium der Dokumente, daß sie nicht ausreichten, ein Strafverfahren einzuleiten. Allerdings muß man fragen, wenn dies so war, warum hatte sich dann Dr. Waldheim so sehr bemüht, diese Jahre zu verheimlichen? Dr. Waldheim gelang es dann, die Diskussion völlig auf diese Kriegsverbrecherfrage zu beschränken, die er ohne gerichtliche Untersuchung leicht gewinnen konnte. Wenn man des Mordes beschuldigt ist, versteht es sich, daß die Frage der Verheimlichung so nebensächlich ist, daß man sie beiseite lassen darf.

Wären die Dokumente, wie es sich gehört hätte, schlicht als Weißbuch veröffentlicht worden, wären heute zwei Dinge verschieden: Erstens wäre die Hauptfrage im Vordergrund geblieben: nämlich, ob Herr Waldheim die Vereinten Nationen und die österreichischen Wähler über seine Vergangenheit angeschwindelt hat. Zweitens wäre es unmöglich gewesen, dem World Jewish Congress irgendwelche Schuld zuzumessen, da man ihn sicherlich nicht dafür tadeln konnte, diese wichtigen Dokumente gefunden zu haben.

Was sich in Wirklichkeit abspielte, war nun dies: Als die Dokumente während des Wahlkampfes aufschienen, und die Volkspartei sah, daß ihr Präsidentschaftskandidat angeschlagen war, entschloß sie sich, den Sieg Waldheims um alle Kosten durchzukämpfen. Ein Flügel der Volkspartei sah die Rolle des World Jewish Congress mit stillem Wohlgefallen an und förderte das nicht unverständliche Ressentiment vieler Wähler gegen die ausländisch-jüdische Intervention in der Hoffnung, daß dieses Ressentiment vielleicht sogar die Volkspartei zur stärksten Partei Österreichs machen würde. Diese nicht sehr würdige Spekulation schlug fehl.

Die Zeit ist gekommen, sich darum zu bemühen, die politische Kultur und damit das Ansehen Österreichs wiederherzustellen. Das ist eine Aufgabe der Minderheitspartei, würdig der ernsten Zusammenarbeit in der gegenwärtigen Koalitionsregierung.

Hans Zeisel, zwei Tage vor seiner Emigration aus Wien im Frühjahr 1938.



Hans Zeisel: „ [Vir hatten eben unsere Vorhänge in der Liechtensteinstraße, der neuen Wohnung, aufgehängt, bevor wir weg mußten..."

ANTON AMANN

Alfred Schütz und Talcott Parsons — Zur scheinbaren Folgenlosigkeit eines Briefwechsels

One of our chief problems will be to find out how it is possible that the life worldof allof us can be made an object of theoretical contem- plation and that the outcome of this contemplation can be used within the world of working.

Alfred Schütz

Es ist wohl kaum zuviel gesagt, wenn man den Stand der systematischen Theorie einer Wissenschaft als den wichtigsten Einzelindex für ihren Reifegrad bezeichnet.

Talcott Parsons

1. EIN BRIEFWECHSEL DER MISSVERSTÄNDNISSE

Kaum eine Auseinandersetzung in den jüngeren Sozialwissenschaften, in der zwei prominente Vertreter unterschiedlicher Forschungsprogramme ihre Positionen diskutieren, ist derart mit dem gegenseitigen Verdacht des Mißverständnisses und der Fehlinterpretation durchsetzt, wie der sogenannte Briefwechsel zwischen A. Schütz und T. Parsons.[1] Nicht weniger als siebzehnmal vermutet der eine beim jeweils anderen, „ernstlich mißverstanden" worden und „Interpretationsirrtümern" erlegen zu sein, „völlig ungerechtfertigte Behauptungen" oder eine unterschobene „völlig unhaltbare Ansicht" zurückweisen zu müssen, oder eine sich durchziehende „Konfusion" entdeckt zu haben. T. Parsons wählt die schärferen Formulierungen und kritisiert seinen Diskussionspartner häufiger — nicht selten in einem distanzierenden Ton, den man allenfalls erwarten würde, wären in einer Proseminararbeit offensichtliche Fehler auch nach der dritten Aufforderung noch nicht beseitigt.

A. Schütz, der bereits 1932, nach zwölfjähriger Arbeit, die erste große Studie *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* veröffentlicht hatte, suchte sofort nach seiner Ankunft in den USA, im Juli 1939, Anschluß an die amerikanische Diskussion. Ein noch in Wien und Paris entstandener Essay: „Phänomenologie und Kulturwissenschaft" — A. Schütz hielt sich nach seiner Flucht aus Österreich ein Jahr in Frankreich auf —, wird in New York sofort und vollständig ins Englische übersetzt (Sprondel 1977, 16). Im Herbst 1939 beginnt die Korrespondenz mit T. Parsons, die sich um diese Zeit auf einen Vortrag bezieht, den A. Schütz vor der „Interdepartmental Conference of Harvard University" im April 1940 halten soll. Der Vortrag trägt den Titel „The Problem of Rationality in the Social World". Das sogenannte „Harvard Seminar on Rationality" war von T. Parsons und Joseph Schumpeter initiiert und getragen worden (Sprondel 1977, 15). Bereits bei Erscheinen von T. Parsons' erster großen Studie, *The Structure of Social Action,* hatte A. Schütz (wahrscheinlich über Vermittlung amerikanischer Freunde) ein Exemplar erhalten und es gründlich studiert. Und im April 1940, anläßlich des Harvard-Vortrags, hatte er mit T. Parsons vereinbart, eine „Stellungnahme" zu dessen Theorien vorzulegen (Schütz/Parsons 1977, 21); aus der Stellungnahme wurde ein selbständiger Essay („Parsons' Theorie sozialen Handelns"), über den sich der Briefwechsel der Mißverständnisse entspann.

A. Schütz hatte also voraussetzen können, daß in der Harvard-Diskussionsrunde die Bedeutung des Themas der Rationalität in seinen vielen Bezügen zu Theorie und Methodologie der Sozialwissenschaften angemessen eingeschätzt würde (Sprondel 1977, 15), und er war sich auch der Bedeutung des eigenen Beitrags sicher bewußt. In seinem ersten längeren

Brief auf die dreigeteilte Replik durch T. Parsons bemerkte er denn auch: „Obwohl ich ein Neuling in diesem Lande bin, brauche ich mich wohl auf dem Feld der Handlungstheorie kaum als Neuling zu fühlen.“ (Schütz/Parsons 1977, 109)

Aus einer fortgesetzten Diskussion zwischen den beiden Theoretikern, von der sich vor allem A. Schütz so viel versprochen hatte und die er wohl auch als ein Mittel zur schnelleren Integration ins Wissenschaftsmilieu seines Immigrationslandes angesehen haben mag, wurde nichts. 1941 bricht der Briefwechsel der Mißverständnisse ab, beide verwenden in ihrem jeweils letzten Brief Bemerkungen, die in rückblickender Interpretation als Hinweise auf eine vorläufige Suspendierung der schriftlichen Auseinandersetzung gelesen werden können. T. Parsons: *Dennoch bin ich noch immer der Meinung, daß Ihr Manuskript so viele und so erhebliche Interpretationsirrtümer meiner Theorie enthält, daß ich auch jetzt nicht einzusehen vermag, wie meine mangelnde Vertrautheit mit Ihrem Interessenbereich die zwischen uns bestehenden Differenzen erklären könnten (sic!) (...). Ich finde, es hat keinen Sinn, die Diskussion jetzt noch weiter zu treiben, bevor ich nicht Ihr Buch noch einmal gelesen habe.* (Schütz/Parsons 1977, 121)[2] A. Schütz: *Es ist wirklich sehr schade, daß wir räumlich soweit auseinander leben. Eine Briefdiskussion kann ja immer nur ein armseliger Ersatz sein für einen Dialog, der es erlauben würde, auftretende Mißverständnisse sofort auszuräumen, jedenfalls aber zeitsparend ist. Gegenwärtig bin ich leider mit sehr vielen beruflichen und außerberuflichen Dingen zugleich beschäftigt. Aber ich will versuchen, Ihnen in einigen Wochen einige Notizen zu schicken, die ich mir bei der Lektüre Ihrer früheren Briefe gemacht habe.* (Schütz/Parsons 1977, 122/23)

2. UNTERSCHIEDLICHE AUSGANGSBEDINGUNGEN UND UNGLEICHZEITIGKEIT DER PARADIGMENENTWICKLUNG

So nahe es nun auch liegen könnte, die Eigenart dieses Briefwechsels und seinen unvermittelten Abbruch als das Resultat eines individuellen Unvermögens einzustufen, das Wissenschafts- und Forschungsprogramm eines anderen möglichst vorbehaltlos zu durchdenken und es in Relation zur eigenen Arbeit zu würdigen, so nahe liegt es auch, ihn als eine sehr charakteristische Episode in der Konkurrenz eben sich in einem Wissenschaftsmilieu durchsetzender Paradigmen zu interpretieren. Um diesen Gedanken deutlich zu machen, mag es dienlich sein, einige Gedanken zur Wissenschaftsgeschichte und zu den Biographien von A. Schütz und T. Parsons zu verknüpfen.

Die oft wiederholte These, daß A. Schütz' frühe intellektuelle Ausgangssituation von der Wiener Nationalökonomie mit Ludwig Mises, der Reinen Rechtslehre mit Hans Kelsen und dem Neopositivismus mit Rudolf Carnap, drei neukantianschen Forschungsprogrammen mit konstruktivistischem Charakter (zum Beispiel Grathoff 1978), geprägt worden sei, läßt sich auch in einem umfassenderen Kontext lesen: als wissenschaftshistorischer Beleg für eine Umbruchsituation, in der die Geltungsgrundlage einer von den Naturwissenschaften beeinflußten Methodologie der Sozialwissenschaften ebenso fraglich zu werden begann, wie die von Wilhelm Dilthey entworfene Logik der Geisteswissenschaften und das nie eingelöste einheitswissenschaftliche Programm des Positivismus — eine Situation, aus der heraus A. Schütz es unternahm, eine philosophische Grundlegung der Sozialwissenschaften zu beginnen.

Um 1920 hatte A. Schütz sein rechtswissenschaftliches Studium abgeschlossen und als Finanzjurist in einer Wiener Bank zu arbeiten begonnen, ein Tätigkeitsbereich, den er bis 1951 beibehalten sollte. Gleichzeitig begann aber schon seine intensive Arbeit an jenem Programm, das er sehr viel später, 1940, in seinem Essay über T. Parsons' *The Structure of Social Action* folgendermaßen präzisierte: *Aber wer heute die Sozialwelt untersucht, sieht sich keineswegs jener unerbittlichen Alternative gegenüber, entweder im strikten Sinne die Perspektive des Handelnden anzunehmen und deshalb dessen Motive und Bewußtseinsvorgänge zu studieren oder sich auf die Beschreibung des äußeren Verhaltens zu beschränken und so den Glauben der Behavioristen zu übernehmen, daß das Bewußtsein des anderen unzugänglich und seine Vernunft nicht verifizierbar sei. (...) Sozialwissenschaftler räumen durchaus ein. daß solche Phänomene wie Nation. Regierung, Markt, Preis, Religion, Kunst oder Wissenschaft*

sich auf Handlungen anderer vernünftiger menschlicher Wesen beziehen und für diese die Welt ihres Soziallebens konstituieren. Und ebenso räumen sie ein, daß Alter egos durch ihr Handeln diese Welt geschaffen haben und ihr zukünftiges Handeln an ihrer Existenz ausrichten. Trotzdem tun sie so, als wären wir nicht verpflichtet, auf die subjektiven Handlungen dieser Alter egos und deren Korrelate in ihrem Bewußtsein zurückzugehen, wenn wir die Tatsachen dieser Sozialwelt beschreiben und erklären wollen. Sie meinen, (...), es genüge, diese Daten zu beschreiben und zu analysieren; es genüge, sie unter geeigneten Kategorien zusammenzufassen und die auf diese Weise sich ergebenden Regelmäßigkeiten der Struktur und der Entwicklung zu untersuchen; indem wir so hinter die Grundprinzipien und analytischen Gesetze der Sozialwelt kämen, ergäbe sich schließlich das System der Sozialwissenschaften. (Schütz/Parsons 1977, 62/63)

Seinen „ersten Ansatzpunkt" sucht A. Schütz „auf einer tieferen Ebene der Begriffs- und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften". (Grathoff 1978, 390) Dies kommt in einer nun schon berühmt gewordenen autobiographischen Notiz zum Ausdruck. Seit seinen frühesten Studientagen, sagt A. Schütz, habe sein Interesse der philosophischen Grundlegung der Sozialwissenschaften gegolten, insbesondere der Soziologie. Allerdings habe er zu jener Zeit noch ganz im Banne Max Webers gestanden, habe jedoch erkannt, daß jener die Werkzeuge, die er für seine konkreten Forschungen brauchte, zwar geschmiedet hatte, daß aber sein Hauptproblem, das Verstehen des subjektiven Sinns einer sozialen Handlung für den Handelnden selbst, eben noch der philosophischen Begründung bedürfe (zit. nach Grathoff 1978, 390). Der Freund aus Studientagen, Erich Vögelin (in der Emigration: Eric Voegelin), führt A. Schütz zu Henri Bergson, bei dem er erste Ansätze für die Fragen nach dem Zusammenhang von Zeit, Erleben und Wahrnehmung findet; Felix Kaufmann, der (spätere) Rechtsphilosoph und Methodologe, macht A. Schütz wiederholt auf Edmund Husserl aufmerksam. Im (bisher noch unveröffentlichten) Briefwechsel mit den Freunden, möglicherweise auch in den Diskussionen im „Mises-Seminar" (vgl. Amann 1987), *klären sich für Schütz die Grundthemen seiner Arbeit (...): Die Notwendigkeit einer Fundierung der Sozialwissenschaft auf der Erlebniserfahrung des Anderen, und zwar aus der Konstitution des „Wir" im leibhaft lebendig erfahrenen „Du"; die Aufklärung der intersubjektiven Struktur des Erlebnishandelns: das Problem seiner Objektivierung.* (Grathoff 1978, 390)

T. Parsons hatte, ebenfalls aus einer Situation fraglich werdender Einheitlichkeit und Erklärungskraft sozialwissenschaftlicher Theorien, es unternommen, die Gemeinsamkeiten der wichtigsten „Klassiker" (Alfred Marshall, Vilfredo Pareto, Emile Durkheim und Max Weber) zu rekonstruieren und eine eigene Theorie des Handelns zu entwerfen — eine Theorie auf der Basis eines ausgearbeiteten Begriffsystems, die in ihrer fortgeschrittensten Fassung eine allgemeine Theorie der Gesellschaft werden können sollte, in der die Beziehungen zwischen den einzelnen Faktoren einmal in Differentialgleichungen ausdrückbar sein würden. In den Forschungsergebnissen dieser Klassiker, besonders jenen M. Webers, spielte der Begriff des sozialen Handelns eine wesentliche Rolle: die Antworten, die T. Parsons fand, konvergierten in einer Konzeption von Gesellschaft geboren aus der Kategorie des Handelns — die Emergenz einer einzigen großen Theorie, die auf einem ausgearbeiteten Begriffssystem beruht, sich mit der Erfahrung durchdringt (im Sinne Immanuel Kants; vgl. Amann 1987b, Teil II, Kap. 7) und deren Prinzipien die Realität analytisch ordnen, also Gesetzmäßigkeiten (Strukturen) zum Ausdruck bringen.

Ende der dreißiger Jahre hatte die Diskussion über einen Bezugsrahmen des sozialen Handelns in den USA einen Entwicklungsstand erreicht, der andere, bis dahin dominante Orientierungen zu verdrängen begann. (Sprondel 1977, 11) Von einer einheitlichen, die verschiedenen Ansätze und Beiträge umspannenden Theorie konnte keine Rede sein, doch hatten Charles H. Cooley, George H. Mead und Florian Znaniecki bedeutsame Beiträge vorgelegt, die Wirkung zeigten. Ch. H. Cooley entwickelte ein Konzept der sozialen Persönlichkeit, das handlungstheoretisch gewendet war gegenüber (früheren) deterministischen Auffassungen und das die differentielle Bewertung von Objekten in der Handlungssituation und die damit verbundene Wahlmöglichkeit des Handelnden bereits beinhaltete. Die Erfahrungen aus Handlungssequenzen in Primärgruppen wurden von ihm bereits als konstitutiv für die Ausbildung des Selbst angesehen. Bedeutsamer noch als die Rolle Ch. H. Cooleys war in dieser Entwicklung wohl jene von G. H. Mead."Er knüpfte an Ch. H. Cooley

an, doch seine Leistung bestand darin, daß er sowohl die Genese als auch die Wirkungsmöglichkeit des Selbst rigoros in den Kontext der Sozialbeziehungen stellte, sodaß seine Sozialpsychologie eine eminente Bedeutung für jede soziologisch gerichtete Handlungstheorie gewann. Bei F. Znaniecki schließlich standen die Struktur des Handelns und dessen Elemente im Vordergrund, die analytische Zerlegung der Handlung in Akteure, Handlungsobjekte, Ziele und Mittel sowie normative Verhaltensstandards. F. Znaniecki dürfte übrigens der einzige Autor jener Zeit sein, auf den, im Zusammenhang theoretischer Überlegungen zum sozialen Handeln, sowohl T. Parsons als auch A. Schütz sich bezogen. (Sprondel 1977, 12/13)

Der „Briefwechsel" findet somit in einer Situation statt, in der in der Soziologie in den USA eine handlungstheoretisch gerichtete Orientierung beginnt, dominant zu werden, und in der gleichzeitig die Rezeption der Phänomenologie noch nicht eingesetzt hat, die ihrerseits in Europa bereits eine etablierte philosophische Denkrichtung war, von der aus die vorherrschende Erkenntnisweise naturwissenschaftlicher Ausrichtung vehement kritisiert wurde. Helmut R. Wagner umreißt diese Situation folgendermaßen: Sowohl Friedrich Baerwald mit seinen existential-phänomenologischen Untersuchungen in kritischem Gebrauch von Martin Heideggers Philosophie als auch A. Schütz hätten ihre Jahre in Amerika in weitgehender Isolation verbracht. Am besten werde das Ausmaß dieser Isolation daran deutlich, *daß diese beiden Pioniere der phänomenologisch orientierten Soziologie in den Vereinigten Staaten nicht aufeinander aufmerksam geworden sind, obwohl sie jahrelang nur eine kurze U-Bahn-Strecke voneinander entfernt lebten.* (Wagner 1981, 212)

3. EINE ALLGEMEINE THEORIE DES HANDELNS ODER DIE LEBENSWELTLICHE FUNDIERUNG DER SOZIOLOGIE?

A. Schütz und T. Pärson haben *eine* wesentliche Fragestellung in ihrer Diskussion immer wieder ins Zentrum ihrer Argumentation gerückt: den entscheidenden Unterschied in den *Ebenen* der Erfahrung zwischen einem, der naiv in der Lebenswelt handelt, und einem, der systematisch-wissenschaftlich beobachtet und analysiert; die damit verbundene logische Ünzulässigkeit, den im Bezugsrahmen einer Wissenschaft explizierten Begriff des Rationalen ungefragt konkret Handelnden zu unterschieben, und schließlich der komplizierte. handlungstheoretisch zu erschließende Zusammenhang zwischen beiden (vgl. Sprondel 1977, 17) blieben im Briefwechsel ungelöste Probleme. Aus heutiger, theoriegeschichtlich vollerer Situation zurückblickend, mutet es geradezu wunderlich an, weshalb so kategorische Unterschiede, wie sie in den Begriffen Handeln/Handlung, Orientierung/Sinn, Ego/Alter ego etc. zwischen den beiden Autoren auftauchen, nicht sofort zum Thema wurden. Stellvertretend für viele Belegstellen kann folgende dienen, in der deutlich wird, wie schwer es zum Beispiel dem begriffsanalytisch-konstruktiv verfahrenden T. Parsons wurde, der bewußtseinsphilosophisch beeinflußten Konzeption von A. Schütz zu folgen, der in phänomenologisch geleiteter Rekonstruktion den Begriff des Handelns in die Reflexionsprozesse des Individuums zurückverlagerte, sodaß er das Entwerfen von Handeln als „prinzipiell unabhängig vom wirklichen Handeln" denken konnte (Schütz 1974, 77): *Ich vermag den scharfen Gegensatz in der Perspektive des Handelnden nicht zu akzeptieren, den Sie zwischen der Situation machen, in der der Handelnde seine Handlung entwirft, und jener, in der er retrospektiv auf vergangenes Handeln zurückblickt.* (Schütz/Parsons 1977, 92)

Wie eine Ironie der Wissenschaftsgeschichte mutet es an, daß der große Handlungstheoretiker T. Parsons, der, ebenso wie A. Schütz, eine seiner wichtigen Wurzeln in M. Webers Begriff des sozialen Handelns hat, jenen Gedanken „nicht zu akzeptieren" vermag, der beim Phänomenologen der Alltagswelt A. Schütz geradezu Kerngestalt der WeberKritik und Fundament seines Handelnsbegriffes ist: *Es ist ganz klar, daß die reflexive Zuwendung auf sinnhaftes Verhalten bzw. sinnhaftes Handeln fundiert ist auf einer reflexiven Zuwendung auf ein sinnhaftes Erlebnis überhaupt, das heißt auf ein wohlumgrenztes Erlebnis.* (Schütz 1974, 95)

T. Parsons' *Erkenntnisabsicht* war die Konstruktion eines handlungstheoretischen Bezugsrahmens („the frame of reference of a theory of action") und einer darauf zu entwickelnden

allgemeinen (empirisch-analytischen) Theorie sozialen Handelns. Der berühmte Satz aus *Toward a General Theory of Action* markierte diesen Punkt ein für alle Mal: *In the theory of action the point of reference of all terms is the action of an individual actor or of a collectivity of actors* (Parsons/Shils 1951, 4). Die Absicht, die A. Schütz hatte, war eine Fundierung der Sozialwissenschaften in der Alltagswelt in Verfolgung von E. Husserls Idee, das „Sinnfundament" jeder Wissenschaft in der rigorosen Analyse der vorwissenschaftlichen „Lebenswelt" bloßzulegen. Der wissenschaftstraditionelle Hintergrund der beiden Theoretiker war, bei *einer* fundamentalen Gemeinsamkeit, nach M. Webers Idee die Soziologie als Wissenschaft vom sozialen Handeln zu konzipieren, grundverschieden. Für T. Parsons bestehen die allgemeinsten Funktionen von Theorie (im speziellen der „general theory") darin, zur Kodifikation unseres konkreten Wissens beizutragen, Forschung anzuleiten und die Kontrolle von Fehlern bei der Beobachtung und Interpretation von Daten zu gewährleisten, die durch die Zersplitterung (departmentalization) der Fächer immer gegeben ist; dabei wird die zu erforschende Realität, gegeben im Sinne empirischer Erfahrungsdaten, unbefragt vorausgesetzt. (Dieses, bereits von Auguste Comte formulierte Postulat der „sinnlichen Gewißheit" unserer Erfahrung — seinerseits das Erbe älterer empiristischer Lehren in der Philosophie — ist denn auch, ich kann es nicht anders sehen, der gar nicht so geheime positivistische Gehalt der Parsons'schen Erkenntnistheorie.)

Somit scheint es auch keine andere Methode als die der theoretischen Begriffsbildung zu geben, um aus der unendlichen Zahl der Beobachtungstatsachen, die sich über eine konkrete Erscheinung gewinnen lassen, eine solche Auswahl zu treffen, daß sich die beschreibenden Feststellungen zu einem kohärenten Ganzen zusammenfügen und eine „angemessene" und „genaue" Beschreibung darstellen (Parsons 1973, 32). In der Wissenschaft gibt es also keine empirischen Phänomene, die ohne spezifischen Bezug zu einer analytischen Theorie denkbar wären und von dieser modifiziert würden. Empirische Phänomene, auch Tatsachen, sprechen nicht für sich selbst: Sie müssen geprüft, analysiert, systematisiert, miteinander verglichen werden. Wissenschaftliche Arbeit hat zu ihrem Ziel nicht nur korrekte Beobachtung, sondern auch die korrekte Interpretation der Tatsachen, die ohne Referenz auf ein theoretisches Schema nicht möglich ist (vgl. auch Schütz/ Parsons 1977, 26). Dies ist eine methodologische Position, die die soziale Realität als den „unendlichen Fluß des Geschehens" (M. Weber) sieht, in den theoretisch geleitete Begriffssystematik Ordnung und damit erst Erkenntnismöglichkeiten bringt — neo-kantianisches, naturwissenschaftlich-positivistisches und mechanistisches Gedankenerbe.

Ganz anders A. Schütz: Ihm geht es um die philosophische Erhellung von Intersubjektivität und Gesellschaft und um die Begründung der Sozialwissenschaften nach Kriterien, die die empirische Wissenschaft selbst transzendieren. Die Methode ist jene der Konstitutionsanalyse der Lebenswelt; sie weist jene objektivierenden Bewußtseinsleistungen nach, die Intersubjektivität und Kommunikation fundieren und auf denen die Orientierung und das Handeln in der Sozialwelt — der Gegenstandsbereich der Sozialwissenschaften — beruhen; aus diesen objektivierenden Bewußtseinsleistungen leiten sich nach A. Schütz die höheren Formen der „theoretischen Praxis", also die positiven Wissenschaften erst ab. Genau diese Position erlaubt es A. Schütz, an T. Parsons zu schreiben, daß dessen Arbeit dort ende, wo seine eigene beginne. Hinter dieser Position steht jenes Bewußtsein, dem E. Husserl in Vorträgen 1935 inWien und Prag erstmals in der Öffentlichkeit Ausdruck verliehen hatte: „Die positivistische Reduktion der Idee der Wissenschaft auf bloße Tatsachenwissenschaft" und „die ‚Krisis* der Wissenschaft als Verlust ihrer Lebensbedeutsamkeit" (1982, 3).

Was sich hier, ablesbar an den Argumenten im „Briefwechsel", als Unvereinbarkeit der methodologischen und erkenntnis-theoretischen Positionen zweier Autoren äußert, ist auf der wissenschaftshistorischen Ebene die Konkurrenz der Fundamentalprobleme zweier ungleichzeitig sich entwickelnder Paradigmen. Nun wäre es allerdings wenig ergiebig, ausschließlich auf der Grundlage von *The Structure of Social Action* und *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* eine minutiös vergleichende Analyse vorzunehmen, um den hier skizzierten Fragen mehr Details abzuringen; zu sehr haben die Autoren beider Werke ihre Positionen und die Architektur ihrer Argumentation im Laufe der Jahre geändert und ausgebaut. Da vor allem A. Schütz in späteren Arbeiten *(Collected Papers I-III)* amerikanische Einflüsse aufnahm und manche seiner Dikussionen dort in Gegensatz zu dem gerieten, was im *Sinn-*

haften Aufbau grundgelegt war — eine Entwicklung, die viel weniger rezipiert worden zu sein scheint, als die Metamorphosen in den Konzepten T. Parsons' —, mag es dienlich sein, der Frage der „intellektuellen Biographie" von A. Schütz im Rahmen seiner Schriften noch einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Der „Briefwechsel", der zwar folgenlos zwischen den beiden Gesprächspartnern blieb, ist so folgenlos nicht, wenn er als Ausgangspunkt für eine Betrachtung gewählt wird, in der es um die Weiterentwicklung von Konzepten geht, die damals mit zwingendem Anspruch und unvereinbar einander gegenüberstanden, an denen aber inzwischen die Erosion und Neuvegetation der Wissenschaftsentwicklung wirksam wurden. Am Lebensweltbegriff und seinen Implikationen, die damals auch für einen T. Parsons schwer einzusehen waren, läßt sich dies demonstrieren.

4. DIE „BEGRÜNDUNG" DER LEBENSWELT BLEIBT ZWIESPÄLTIG

Die Schützschen Arbeiten können zum überwältigenden Teil als ein dauernder Versuch betrachtet werden, eine phänomenologisch-philosophische Begründung der Sozialwissenschaften, speziell der (verstehenden) Soziologie zu leisten. Der Kern und Ansatzpunkt dieses Versuches besteht darin, aus einer egologisch (oder monadisch) konzipierten Analyse der Entstehung und der Arbeitsweise des subjektiven Bewußtseins die Entstehung und Aufschichtung der sozialen Lebenswelt zu begründen. Dies vollzieht A. Schütz im Rückgriff auf M. Weber, H. Bergson und E. Husserl, letzteren vor allem. Die damit verbundene emphatische Berufung auf die phänomenalen Tatsachen habe, so sagte J. Habermas einmal, einen etwas altmodischen Klang (Habermas 1970, 206); die theoriekritische Konsequenz daraus verweist allerdings nicht nur auf Altmodisches, sondern, weit schärfer, auf Widersprüchliches.

Die Begründung im Sinne des Auffindens eines letzten Fundaments durch die Phänomenologie bleibt zweispältig, da in den Versuch, den Prozeß der Sinnbildung auf einen letzten Grund zu stellen, von vornherein kontingente Voraussetzungen unabweisbar miteinfließen.

Der Philosophie, besonders jener, die sich als Grundwissenschaft verstand (und versteht), sei der Gedanke der Grundlegung, sagt Bernhard Waldenfels, seit jeher vertraut gewesen und zugleich auch die Zweideutigkeit, die in diesem Begriff liegt: einmal der Rückgang auf ein Fundament (fundamentum), zum andern auf letzte Gründe (causae primae und ratio). E. Husserls Bemühungen um einen Rückgang auf die Lebenswelt gehören in diese Tradition.

Husserl fragt nicht nach Gründen für die Erfahrung, sondern er sucht nach Grundlagen unseres Erkennens und Handelns in der Erfahrung selber, ohne daß diese damit zu einem faktischen Prozeß herabgesetzt wird. Grund kann deshalb nur besagen: grundlegender Sinn und grundlegende Intentionen, welche selbst einer transzendentalen Erfahrung zugänglich sind. (Waldenfels 1985, 15)

Bei E. Husserl, so B. Waldenfels, sei die „Lebenswelt" nicht *Gegenstand* einer direkten *Beschreibung,* sondern einer *methodisch gezielten Rückfrage.* In ihrem Licht ergeben sich drei Zielsetzungen:

a) Die Fundierung der Wissenschaften in der Lebenswelt (zur Überwindung eines naturwissenschaftlichen Objektivismus, wie sie ja auch A. Schütz vorschwebte);

b) der Einstieg in die transzendentale Phänomenologie von der Lebenswelt aus;

c) die Gewinnung einer geschichtlichen Gesamtperspektive (insofern, als alle historischen Sonderwelten in ihrer synchronen und diachronen Vielfalt die *eine* Lebenswelt [den „Weltkern" bei E. Husserl] voraussetzen). (Waldenfels 1985, 16)

Damit wird die „Lebenswelt" zum philosophischen Universalproblem, und als Konzept bedarf sie einer Differenzierung der Form nach. E. Husserl sieht wiederum eine Dreigliederung:

a) konkrete Lebenswelt, die alle Zweckgebilde umfaßt, auch die Wissenschaft;

b) relative Sonderwelt (thematisch allgemein wie zum Beispiel Berufswelt oder historisch individuell wie Kulturwelt);

c) historisch herauszupräparierender Weltkern — raumzeitliche Welt der Körper und des psychophysischen Menschen in seiner Allgemeinheit, Natur im Sinne einer erfahrenen, noch nicht konstruierten oder kulturell interpretierten Natur. Diese Welt ist jedermann zugänglich, als „Welt der schlichten intersubjektiven Erfahrungen" (E. Husserl).

Nur in dieser letztgenannten Form, nicht aber als konkrete Lebenswelt und schon gar nicht als relative Sonderwelt, kann die Lebenswelt ein allgemeines Fundament für alle Sinnbildung abgeben. (Waldenfels 1985, 17)

Dieser Gedanke ist noch etwas deutlicher nachzuzeichnen.

Nach E. Husserl ist die „Lebenswelt" ein immer schon vorausgesetzter „Boden" für alle wissenschaftlichen Objektivierungen und alle aktiven Sinngebungen.

Die Lebenswelt ist (...) für uns, die in ihr wach Lebenden, immer schon da, im voraus für uns seiend, „Boden" für alle, ob theoretische oder außertheoretische Praxis. Die Welt ist uns, den wachen, den immerzu irgendwie praktisch interessierten Subjekten, nicht gelegentlich einmal, sondern immer und notwendig als Universalfeld aller wirklichen und möglichen Praxis, als Horizont vorgegeben. Leben ist ständig In-Weltgewißheit-leben. Wachleben ist, für die Welt wach sein, beständig und aktuell der Welt und seiner selbst als in der Welt lebend „bewußt" sein, die Seinsgewißheit der Welt wirklich erleben, wirklich vollziehen (...) Welt ist das Universalfeld, in das alle unsere Akte, erfahrende, erkennende, handelnde hineingerichtet sind. Aus ihm her kommen, von den jeweils schon gegebenen Objekten her, alle Affektionen, sich jeweils in Aktionen umsetzend. (Zitiert nach Coenen 1985, 100)

Dieses In-der-Welt-leben hat den Charakter eines „Urglaubens", der nicht als klares Wissen, als Anschauungsweise oder „Attitüde" (wie H. Coenen mit Bezug auf M. Merleau- Ponty sagt) gesehen werden sollte, sondern als diesen vorgelagert. Dieser Glaube gebe uns nicht eine Vorstellung von der Welt, sondern die Welt selbst (Coenen 1985, 87); Lebenswelt im Husserlschen Sinne ist Welt als immer schon Vorgegebenes, Welt als letzte notwendige Gegebenheit, aus der wir nicht fallen können; das apriorische Perfekt und der Modus der Notwendigkeit, beide von E. Husserl wiederholt eingesetzt, unterstreichen es.

A. Schütz knüpft an diese Überlegungen E. Husserls an, interpretiert sie aber dann im Laufe der Zeit (nach dem *Sinnhaften Aufbau)* zunehmend in einer Weise, die zu diesem Voraussetzungs-Charakter in Widersprüche gerät: Die Lebenswelt wird bei ihm zu dem als selbstverständlich erfahrenen alltäglichen Wissen, dessen Inhalt im jeweiligen Fall von subjektiv konstruierten Interpretationen bestimmt wird (Coenen 1985, 87), die ihrerseits aber an historisch immer schon vorgegebene Deutungsschemata einer sozial wirklichen Welt gebunden und durch die in ihr lebenden Menschen vorgegeben sind. Vereinfacht läßt sich der Wandel so bezeichnen: nicht mehr der „Weltkern", sondern die bereits als geordnet vorgegeben erlebte „Welt im Kopf' ist es, die als Bedeutungsgehalt in den Lebensweltbegriff einrückt.

Um ein Ergebnis vorwegzunehmen: Die Herkunft der Standardisierung der offensichtlich so wichtigen „Deutungsschemata" bleibt, wie schon im *Sinnhaften Aufbau* (Schütz 1974, Kap. I, P. 3), auch später weithin ungeklärt.

In einem nächsten Schritt soll nun dargestellt werden, welche Grundvorstellungen A. Schütz einführte, als er seine Auffassung von „Lebenswelt des Alltags" konzipierte, die von jener E. Husserls ja abweicht.

Unter alltäglicher Lebenswelt soll jener Wirklichkeitsbereich verstanden werden, den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet. (Schütz/Luckmann 1975, 23)

„Schlicht gegeben" ist die Lebenswelt jedoch nur in einem ganz spezifischen Verständnis, nämlich einem, das der Lebenswelt einen formalen Sonderstatus gegenüber allen anderen Welten zuweist. (Vgl. Amann 1987b, Teil II, Kap. 6) Was schlicht gegeben ist, wird „als fraglos" hingenommen, macht die Konstituentien der Lebenswelt des Alltags aus:

1. Die *körperliche* Existenz anderer Menschen,
2. die Ausstattung dieser Körper mit einem *Bewußtsein,* das dem meinem *prinzipiell ähnlich* ist,
3. die Außenweltdinge in meiner Umwelt und der meiner Mitmenschen, die für uns die gleichen sind und *grundsätzlich die gleiche Bedeutung* haben,

4. die Wechselbeziehung und Wechselwirkung, in die ich mit meinen Mitmenschen treten kann und die Voraussetzung für unsere *Verständigung* ist,
5. die *gegliederte* Sozial- und Kulturwelt, die als Bezugsrahmen für mich und meinen Mitmenschen *historisch vorgegeben* ist,
6. die Tatsache, daß die *Situation,* in der ich mich jeweils befinde, nur zu einem *geringen Ted* von *mir geschaffen* ist. (Schütz/Luckmann 1975, 24/25)

Diese „Wahrnehmungen" sind als aus den Bewußtseinsleistungen des einsamen Ich (egologisch) hervorgegangen gedacht. Es bedarf also der „Konstitutionsanalyse" der Bewußtseinsprozesse im Ego durch phänomenologische Reduktion; eine Arbeit, die von A. Schütz im wesentlichen im *Sinnhaften Aufbau der sozialen Welt* geleistet wird. Die Analyse der „Konstitution des sinnhaften Erlebnisses in der je eigenen Dauer" bietet den Rahmen, in dem die sinngebenden Bewußtseinserlebnisse und ihre Bedingungen ausgefaltet werden. In bewußtseinsphilosophischem Verständnis wird weiter das Fremdverstehen auf seine Grundlagen zurückgeführt (in scharfer Wendung gegen introspektive oder intuitive Begründungsversuche) und mit dem Postulat der Intersubjektivität (vgl. weiter unten) verbunden. Jeder „Konzeption einer Welt überhaupt", sagt A. Schütz mit Bezug auf Max Scheler, müsse „ein erster Sinn von .Jedermann' und also auch von .Anderen' zugrunde liegen" (Schütz 1974, 137). Wie die Konstitution des Du in der jemeinigen Subjektivität vor sich geht, läßt A. Schütz dahingestellt, und, wie er meint: für die ihm vorgegebene Problemlage „ungestraft" — wie sich später zeigte, rächte sich diese Annahme: über die partielle Parallelisierung der Perspektiven und Relevanzsysteme zweier Egos durch bestimmte Vorkommnisse in der äußeren Welt (Körper als Ausdrucksfeld samt der Sprache) wird er in der Begründung der Konstitution des „Wir" nicht hinauskommen.

Hier mag eine kurz dazwischengeschobene Überlegung am Platze sein: Während A. Schütz an einer autonomen Konstitution von Alter ego im wesentlichen scheiterte — nur über die „Gleichzeitigkeit" oder „Quasigleichzeitigkeit" meiner erfahrenden Erlebnisse mit Erlebnissen *des* Alter ego, an dessen bewegtem Leib ich Veränderungen wahrnehme, die ich dann, als Signa für dahinterstehende Bewußtseinsabläufe, in einem Prozeß der Selbstauslegung sinnhaft deute, kann diese Konstitution von Alter ego ja überhaupt erfolgen — konnte im analytisch-konstruktiven Verfahren T. Parsons' dies gar nicht zum Problem werden. Seine analytische Unterscheidung zwischen „objects which interact with the acting subject and those objects which do not" (Parsons/Shils 1951, 14) setzt die faktisch autonome Existenz von „egos", „alters" („social objects"!) und „physical objects" in einer Handlungssituation immer schon voraus. Der schon einmal ausgesprochene Gedanke von A. Schütz, er beginne dort, wo T. Parsons ende, läßt sich nun präzisieren: Die von A. Schütz unternommene Konstitutionsanalyse der Lebenswelt, deren Endzweck darin besteht, Auskunft über Entstehung und Charakteristik jener Welt zu erlangen, in der wir leben und die wir dauernd hervorbringen (und damit natürlich auch über uns selbst als mit Bewußtsein ausgestattete und handelnde Wesen), um auf diesen Voraussetzungen dann die besondere Funktionsweise wissenschaftlichen Arbeitens zu begründen, kann für T. Parsons nicht zu einer seine Theorienkonstruktion tangierenden Frage werden. Da die soziale Realität ein überaus komplexer Wirkungszusammenhang ist, kann, nach seiner Auffassung, nur eine durch begrifflich-logisch reine Theoriekonstruktion gewonnene „Ordnung" uns eine Annäherung erlauben. Da die Theorie T. Parsons' Systemtheorie ist, unterscheidet er drei Ebenen der Systemkonzeption: die *primäre* Ebene der Alltags- und Lebenswelt, die *zweite* der Wissenschaften, auf der Schemata aufgebaut werden, die uns komplexe Orientierungen erlauben (hier könnte auch von „Objekttheorien" gesprochen werden), schließlich eine *dritte* innerhalb der Wissenschaften, auf der die Vorgangsweise der zweiten Ebene kritisch reflektiert wird, also eine Meta-Theorie der wissenschaftlichen Arbeitsweise (Wissenschafts- und Erkenntnistheorie könnte wohl auch dazu gesagt werden). Neben der eher biographisch zu entschlüsselnden Tatsache, daß T. Parsons schwergewichtig immer wieder seine Bemühungen auf die dritte Ebene konzentrierte (Amann 1987b, 247 f.), wird daran vor allem ersichtlich, daß unter der erkenntnis-theoretischen Prämisse einer immer schon als erkennbar vorhandenen Welt, zu deren systematischer Erkenntnis das Instrumentarium etablierter Wissenschaften prinzipiell geeignet ist (sonst müßte T. Parsons ja die zweite Ebene des Systemgedankens bereits in Frage stellen), der Konstitutionsprozeß dieser Welt selbst (und damit

auch der Wahrnehmungs-, Erkenntnis- und Handlungsweisen der Menschen) nicht mehr in den Fragebereich der Theorie fallen kann. Auf diesen Aspekt wird übrigens von den beiden Autoren des „Briefwechsels“ mit einer eigenartigen Sperrigkeit eingegangen, beide scheinen sich das Eingeständnis zu versagen, daß dort weiterzudenken, wo der jeweils andere aufhört (oder beginnt), für die eigenen Überlegungen von Nutzen sein könnte.

Anknüpfend an die vorherige Diskussion, läßt sich nun weiter argumentieren: Die „Generalthesis des Alter ego in der natürlichen Anschauung“ legt die „Konstitution" des Du auf Intersubjektivität fest: auch das Du habe Bewußtsein überhaupt, es habe Dauer und sein Erlebnisstrom weise die gleichen Urformen auf wie jene des Ich — dies heißt, daß auch das Du, ebenso wie das Ich, von seinen Erlebnissen nur kraft der leistenden Intentionalität seines Bewußtseins, durch den Vollzug reflexiver Zuwendung, Wissen habe (Schütz 1974, 138). Dies ist der Preis, den A. Schütz dafür zahlt, daß er keine über-individuelle Instanz zuläßt, indem er seine Konzeption des einsam reflektierenden Ich gegen die Konzeption eines „Kollektivbewußtseins (E. Durkheim), einer „Personalität höherer Ordnung“ (E. Husserl) oder einer „Gesamtperson“ (M. Scheler) immunisiert. Ego und Alter ego kommen sich in ihren Bewußtseinsabläufen, dies ist der Kern der Kritik, nur tendenziell nahe.

Wie ein Ich von einem Du und seinen Bewußtseinserlebnissen Wissen haben könne (und umgekehrt ebenso), wird von A. Schütz durch den Prozeß der „signitiven Erfassung fremdseelischen Erlebens“ (Schütz 1974, 141) verdeutlicht. Der fremde Körper als „Ausdrucksfeld" bietet mir in seiner Veränderung Signa, die auf Erlebnisse des Anderen verweisen, mit denen er „gemeinten Sinn verbindet“. (Schütz 1974. 142)

Diese Konzeption birgt zugleich eine Unschärfe unüberbrückbarer Art: Zwar ist der Erlebnisstrom des Du ein Kontinuum, doch das Ich vermag von ihm nur diskontinuierliche Segmente zu erfassen — es zeigt sich, „daß jede Erfahrung von Fremdseelischem auf der Erfahrung meiner je eigenen Erlebnisse von diesem Alter ego fundiert ist“ (Schütz 1974, 147). Das Scharnier, in dem sich dieser Mechanismus dreht, hat zwei Elemente: die phänomenologisch abgeleiteten Postulate der gemeinsamen Lebenswelt (Körperlichkeit, Bewußtsein, Gleichbedeutung der Umwelt) und die sozial-phänomenologisch unverzichtbaren Vorgegebenheiten der Möglichkeiten von sozialen Beziehungen und Wirken sowie die geordnete Vorgegebenheit der Erfahrungswelt in Deutungsschemata bzw. Sinnschichten.

Lassen sich nun die Postulate der gemeinsamen Lebenswelt als bewußtseinsphilosophisch konzipiert verstehen und die Grundlegung des signitiven Erfassens fremdseelischen Erlebens als die sich aus ihnen ergebende Konsequenz für die Möglichkeit des Verstehens unter kommunikativer Absicht, so kommt der Konzeption der sich in bereits vorhandene Deutungsschemata und Sinnschichten einordnenden Wir-Einstellungen und der die Mit-und Vorwelt erfassenden Erfahrungstätigkeit ein anderer erkenntnislogischer Status zu: der der *empirisch-genetischen* Ableitung. Sofern Lebenswelt nicht mehr als „Weltkern“ gedacht wird, wie er jedermann als „Welt der schlichten intersubjektiven Erfahrung“ (E. Husserl) gleich zugänglich ist, sondern als Lebenswelt, die geschichtlich *immer schon vorgegeben* uns *„auferlegt“* (imposed, A. Schütz) ist, läßt sie sich auch in einem kulturell überlieferten und sprachlich organisierten Vorrat an Deutungsmustern repräsentiert denken (vgl. Habermas 1985, II, 189). Gerade das aber läßt die Schützsche Konzeption nicht zu — auch sozialweltlich vorgegebene Typen und Schemata erlangen „Wirklichkeit“ nur im reflexiven (und damit notwendig selektiven) Bewußtseinsakt des Subjekts; darüber weiter unten.

Kommen wir nach diesen Überlegungen wieder auf unseren ersten Gedanken zurück. Eine Grundlegung der Lebenswelt als dem letzten Fundament aller Erfahrung in phänomenologischer Weise vorzunehmen, überstrapaziert die Phänomenologie. Der Übertritt aus der Sphäre der durch Reflexion ihre eigene Welt erzeugenden Subjekte in die immer schon bestehende geschichtliche Welt verlangt nach einer Analyse, die entweder phänomenologisch konsequent bleibt — dies haben weder E. Husserl noch A. Schütz vermocht — oder nach einer theoretischen Begründung, die Bewußtseinsprozesse in enger Koppelung mit lebensweltlich konkreten Bedingungen erklärt; dies ist ohne empirisch-genetische Perspektive nicht möglich. Die Feststellung, *daß* ein Bewußtsein ist, erzwingt immer auch die Frage danach, *wie* dieses Bewußtsein (empirisch) sei.

Das phänomenologisch entworfene einsame Ich scheitert immer dort, wo es als

phänomenologisches auf ein empirisches Du zu treffen hofft; die Transformation der phänomenologischen Lebenswelt in eine soziale geschieht um den Preis der Suspendierung der Phänomenologie an der Bruchstelle zwischen Ich und Wir. Die Brücke vom „cogito ergo sum" zum „perceptio ergo es" scheint über das Postulat der Intersubjektivität nicht zu schlagen zu sein.

5. ZUM DUALISMUS VON EGOLOGISCH BEGRÜNDETER INDIVIDUALITÄT UND EMPIRISCH-GENETISCH EINGEFÜHRTER SOZIALITÄT

Zumindest in den späteren Arbeiten von A. Schütz *(Collected Papers)* findet sich, wahrscheinlich durch den Einfluß des amerikanischen Pragmatismus und Funktionalismus, ein Dualismus zwischen egologisch begründeter Individualität und empirisch-genetisch eingeführter Sozialität — die Konfrontation zwischen einem durch phänomenologische Reduktion gewonnenen Weltkern (im Sinne E. Husserls) und einer sozial-wirklich verstandenen Lebenswelt bleibt ungelöst, auch eine sozial weltlich gemeinte, immer schon vorgegebene Realität verharrt zuletzt im Status egologischer Konstruktion.

Eine ernsthafte Reflexion über die individuelle Sozialität (ich übernehme diesen Ausdruck von Herman Coenen), so wie sie im *Sinnhaften Aufbau* zu Bewußtseinsablauf, Ereignis, Sinn und Handlung unternommen wurde, ist in den *Collected Papers* nicht vorhanden. Viel eher fällt auf, daß aus der amerikanischen Tradition offensichtlich übernommene Leitbegriffe beginnen, eine Rolle zu spielen; „cultural pattern of group life", „folkways", „mores", „laws", „habits", „customs" etc. sind solche Beispiele. In einem inzwischen sehr bekannt gewordenen Aufsatz: „The Stranger; an Essay on Social Psychology" *(Collected Papers II),* bekommt ein der amerikanischen Sozialpsychologie entliehenes Konzept — wie geht das Einpassen in eine fremde Gruppe vor sich, in der standardisierte Schemata kultureller Muster, die von den Vorfahren überliefert sind, das individuelle Handeln entlang spezifischer Linien steuern? — beträchtliches Gewicht. Ein zentrales Thema ist hier, so wie in anderen Aufsätzen auch, der soziale Ursprung des individuellen Wissensvorrates. In *Symbol, Reality, and Society,* dem dritten Teil des I. Bandes der *Collected Papers,* sagt A. Schütz: *In truth, man finds himself from the outset in surroundings already „mapped out" for hitn by others,* i. e., *„premarked", „preindicated", „presignified", and even „presymbolized". Thus, his biographical situation in everyday life is always an historical one because it is constituted by the sociocultural process which had led to the actual configuration of this environment. Hence, only a small fraction of man's stock of knowledge at hand originales in his own individual experience. The greater portion of his knowledge is* socially derived, *handed down to him by his parents and teachers as his social heritage. (Collected Papers I,* 347/48)

Hatte der *Sinnhafte Aufbau* noch das Ich in den Vordergrund gestellt, das in einsamer Ausschließlichkeit sein Handeln in einer Welt entwirft, deren Sinn ebenfalls von ihm festgelegt wird, Welt also als Summe autonom nebeneinander existierender Individuen erscheint, so schickt dieses Ich hier sich bereits an, einer Person zu weichen, die ihren Sinn aus dem Wissen und den Regeln der Gruppe zieht. Medium und Garant dafür ist die Sprache, über die sich Erfahrung und Handeln vermitteln (vgl. *Collected Papers I,* 349 f).

Im Vergleich zu dem im *Sinnhaften Aufbau* vehement von überindividuellen Konzeptionen (von E. Husserl über M. Scheler bis zu E. Durkheim) abgeschirmten Ich gerät es hier zum integrierten Element eines sozialen Kollektivs. Daß dies bereits ein Hinweis auf einen tatsächlich existierenden Dualismus zweier Theoriemotive bei A. Schütz ist, hat H. Coenen unterstrichen. Einerseits wird in den *Collected Papers* die im *Sinnhaften Aufbau* „angesetzte egologische Linie" weiter beibehalten, andererseits bekommt die den Subjekten vorgegebene und auferlegte Sozialität ein eigenes Gewicht (Coenen 1985, 85). Das Soziale als überindividuelle Vorgegebenheit, mit seinem imperativischen und anonymen Charakter, bekommt ab ca. 1940 in den Schriften von A. Schütz ein eigenes Gewicht, bleibt aber gewissermaßen nebenher und desintegriert neben der egologischen Konzeption im *Sinnhaften Aufbau* bestehen. Vor allem in dem bereits zitierten Aufsatz *Symbol, Reality, and Society* wird dies an verschiedenen Stellen deutlich; wie anders denn als Dualismus sollte, im Hinblick auf die Fundamentalkonzeption des sein Verhalten und Handeln in reflexiver Zuwendung

als polythetisch gegliederte Synthesen einer Serie von Erlebnissen konstituierenden Individuums, folgende Stelle begriffen werden?

All this knowledge is taken for granted beyond question by the respective social group and is thus ‚socially approved knowledge'. *This concept comes very near to what Max Scheler called the* .relativ natürliche Weltanschauung' *(relative natural conception of the world) prevailing in social group and also Sumner's classical theory of the folkways of the in-group which are taken by its members as the only right, good, and efficient way of life. Socially approved knowledge consists, thus, of a set of recipes designed to help each member of the group to define his Situation in the reality of everyday life in a typical way. (Collected Papers I,* 348)

Als Konsequenz ergibt sich, daß bei A. Schütz Lebenswelt nicht mehr, wie bei E. Husserl und von ihm selbst im *Sinnhaften Aufbau* beansprucht, der immer schon vorausgesetzte „Boden" ist, auf dem alle alltäglichen Sinngebungen, alle wissenschaftlichen Objektivierungen erfolgen, sondern immer die Ebene und der Bestand jenes Wissens, wo Wirklichkeit gerade interpretiert wird.[3] So sagt A. Schütz denn auch in dem methodologisch gemeinten Aufsatz: „Concept and Theory Formation in the Social Sciences" (übrigens fast titelgleich mit dem von Ernest Nagel zwei Jahre früher publizierten (1952) „Problems of Concept and Theory Formation in the Social Sciences" und außerdem auf der wissenschaftshistorischen Nebenbühne Anlaß einer kleinen Kontroverse):

..., philosophers as different as James, Bergson, Dewey, Husserl, and Whitehead agree that the common-sense knowledge of everyday life is the unquestioned but always questionable background within which inquiry Starts and within which alone it can be carried out. It is this Lebenswelt, as Husserl calls it, within which, according to him, all scientific and even logical concepts originate; it is the social matrix within which, according to Dewey, unclarified situations emerge, which have to be transformed by the process of inquiry into warranted assertability. (Collected Papers I, 57)

Die Lebenswelt ist also sicherlich in dieser Auffassung nicht mehr der historisch herauszupräparierende Weltkern, im Sinn einer erfahrenen, aber noch nicht konstruierten oder kulturell interpretierten Natur, sondern das „als selbstverständlich erfahrene alltägliche Wissen" (Coenen 1985, 87), dessen Bewußtsein allerdings von subjektiv konstruierten Interpretationen bestimmt wird. So wird die Lebenswelt unausweichlich statt zum Boden all der Interpretationen, die Individuen vornehmen, zum Produkt der Gesamtheit reflexiver Akte — hierin liegt denn wohl auch die große Gefahr, daß der naive Realismus des Alltags zum Urgrund aller Erkenntnis erhoben wird (wie es teilweise in der Ethnomethodologie geschah) und sozialwissenschaftliche Theorie ertraglos bleibt.

So bleibt einerseits die historisch je auferlegte Welt verbindlich für das, was A. Schütz die Deutungsschemata und die Geordnetheit nennt, in denen uns diese Welt immer schon vorgegeben ist, andererseits bleibt der Nachdruck auf dem aktiven und generierenden Anteil des Bewußtseins bestehen. Die Lebenswelt quasi als die Summe aller Interpretationen, die die Individuen hervorbringen, hat ihre Wurzel eben in der reflexiven Schicht des Bewußtseins, in der die Erlebnisse durch intentionale Zuwendung und damit durch „Ent- werden" erst ihren Sinn bekommen. Lebenswelt behält bei A. Schütz, wenn auch in variierenden Facetten, einen zugleich subjektivistisch-reflexiven und einen historischgenetischen Anteil.

6. NACHBEMERKUNG

Den größten Teil seiner Lebenszeit, beim größten Teil seiner Wissenschaftsgeneration, blieb A. Schütz unbeachtet, für die amerikanischen Soziologen der vierziger Jahre — aber auch noch im Jahrzehnt danach — kamen seine Arbeiten zu früh. In Europa bedurfte es überhaupt erst einer publikatorischen Anstrengung seiner Schüler und Freunde, um etwas Gehör zu erlangen.

Ein Grund mag die relativ schwere Zugänglichkeit seiner Arbeiten gewesen sein, die in vielen Zeitschriften verstreut und oft an entlegenen Orten erschienen. So nennt zum Beispiel Nicholas Timasheff in seinem 1955 erschienenen Buch *Sociological Theory* nur M. Baerwald

als amerikanischen Exponenten der Phänomenologie, und auch in Howard Beckers und Harry E. Barnes' 3. Auflage von *Social Thought from Lore to Science* (1961) findet sich kein Hinweis auf A. Schütz — allerdings auch nicht auf M. Baerwald.

Es läßt sich resümierend festhalten: A. Schütz fand zu seinen Lebzeiten keine breite Resonanz. In Europa, vor allem Deutschland und Österreich, war die wissenschaftstheoretische Diskussion zu einem vorläufigen Ende gekommen, in den Vereinigten Staaten herrschte in Philosophie und Soziologie ein Klima, das für die Schützschen Ideen keinen sehr fruchtbaren Boden abgab. Nichts zeigt dies deutlicher als die Tatsache, daß A. Schütz, nachdem er erkannt hatte, daß eine intensive Diskussion der Husserlschen Phänomenologie auf wenig Verständnis stieß, die Diskussion über William James, John Dewey und G. H. Mead aufnahm und in einer sorgfältigen Auseinandersetzung mit der pragmatischen Handlungs- und Wissenstheorie deren Gültigkeit für die Motivstrukturen der Alltagswelt abgrenzte. Während die amerikanische Soziologie in der Gestalt T. Parsons' der Frage nach der sozialen Kontrolle des Handelns und der Übereinstimmung von kulturellen Werten und individuellen Motiven nachging, analysierte A. Schütz deren Konstitution in der Alltagswelt. Die Welt, die dem einen als immer schon sinnvoll gegebene galt, wollte der andere auf ihre sinnhafte Genese erst untersuchen.

Der „Briefwechsel" ist nicht im traditionellen Verständnis einer Korrespondenz zu lesen, sondern als das Logo eines Marktes, auf dem zwei Paradigmen unterwegs sind, ihren Standort zu bestimmen. Die Bemühungen von A. Schütz, der phänomenologischen Philosophie ihre Bedeutung für die sozialwissenschaftliche Theorie zuzuweisen, haben erst posthum Früchte getragen. Nicht zuletzt deshalb, weil er, trotz schwieriger Umstände und ohne Rückhalt in der akademischen Welt, nicht verstummte.

Anmerkungen:

1 Der „Briefwechsel" Schütz—Parsons erschien, von W. Sprondel ins Deutsche übersetzt, erstmals 1977.

2 Hier ist *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* gemeint, von dem T. Parsons A. Schütz gegenüber explizit geäußert hatte, daß er ihn für jene Probleme, die er selbst in *The Structure of Social Action* bearbeitet hatte, für „nicht besonders einschlägig" halte.

3 Es wäre nicht uninteressant, einmal zu klären, ob das „Thomas-Theorem" nicht gerade auf dieser (dort unausgesprochenen) Konzeption von Lebenswelt beruht, A. Schütz also — eine weitere Ironie — gerade durch seine „zweite" Version der Lebenswelt dem Theorem nahekommt, während seine „erste" sich dem widersetzt.

Literatur:

A. Amann, „Soziologie in Wien. Entstehung und Emigration bis 1938", in: F. Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I.* Wien—München 1987, 214—237.
A. Amann, *Soziologie. Ein Leitfaden zu Theorien. Geschichte und Denkweisen.* 2. Aufl. Wien—Köln 1987b.
H. Becker/H. E. Barnes, *Social Thought from Lore to Science.* 3 Bde. New York 1961.
H. Coenen, *Diesseits von subjektivem Sinn und kollektivem Zwang.* München 1985.
R. Grathoff, „Alfred Schütz", in: D. Käsler (Hrsg.), *Klassiker des soziologischen Denkens,* München 1978, 388—416.
J. Habermas, *Zur Logik der Sozialwissenschaften.* Frankfurt 1970.
J. Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns.* Bd. 2. Frankfurt 1985.
E. Husserl, *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie* (hrsg. und eingel. von E. Ströker). Hamburg 1982.
E. Nagel, „Problems of Concept and Theory Formation in the Social Siences", in: *American Philosophical Association. „Science, Language and Human Kights".* Philadelphia, Pa. 1952.
T. Parsons, *The Structure of Social Action.* New York—London 1937.
T. Parsons, *Soziologische Theorie (hrsg.* und eingel. von D. Rüschemeyer). Darmstadt—Neuwied 1973.
T. Parsons/E. A. Shils (Hrsg.), *Toward A General Theory of Action.* New York 1951.
A. Schütz, *Collected Papers.* Bd. I—III. The Hague 1970—71.
A. Schütz, *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie.* Frankfurt 1974.

A. Schütz/T. Luckmann, *Strukturen der Lehenswelt.* Neuwied—Darmstadt 1975.
A. Schütz/T. Parsons. *Zur Theorie sozialen Handelns. Ein Briefwechsel*(hrsg. und eingel. von W. Sprondel). Frankfurt 1977.
W. Sprondel, „Einleitung" zu: A. Schütz/T. Parsons, ebda., 10—18.
N. Timasheff, *Sociological Theory.* New York 1955.
H. R. Wagner, „Der Einfluß der deutschen Phänomenologie auf die amerikanische Soziologie", in: W. Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie.* Frankfurt 1981, 202—236.
B. Waldenfels, *In den Netzen der Lehenswelt.* Frankfurt 1985.

Paul Lazarsfeld

Marie Jahoda. nach neun Monaten Haft 1937 am Tag ihrer Entlassung.

CHRISTIAN FLECK

Marie Jahoda

1.

Marie Jahoda im Rahmen einer Sektion „Soziologie und Sozialforschung" zu behandeln, ist richtig und falsch zugleich. Richtig ist es, weil Marie Jahoda zu jenen gehört, die in der Zwischenkriegszeit zur frühen Blüte der empirischen Sozialforschung in Österreich beigetragen haben.* Vor allem die Koautorenschaft an *Die Arbeitslosen von Marienthal* (1933) und ihr Beitrag zum zweibändigen Forschungsbericht des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, *Studien über Autorität und Familie* (1936), sowie weitere Veröffentlichungen zu Fragen der psychosozialen Konsequenzen der Arbeitslosigkeit begründeten diesen Ruf (1933a). Falsch ist diese Zuordnung, wenn man Jahodas wissenschaftliches Selbstverständnis als Bezugspunkt wählt: Sie betrachtete sich immer als Psychologin, und im Laufe der Jahre variierte nur die (sub-)disziplinäre Spezifikation. Als Zwanzigjährige referierte sie am „Internationalen Kongreß sozialistischer Individualpsychologen" über „Berufsprobleme in individualpsychologischer Beleuchtung“ (1927), zehn Jahre danach wird sie als damalige Leiterin der „Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“ an ihrem Arbeitsplatz verhaftet und nach einer Verurteilung wegen staatsgefährdender Betätigung aus Österrreich ausgewiesen. Von 1949 bis zu ihrer Emeritierung 1973 lehrte sie, erst in den USA und später in Großbritannien, Sozialpsychologie. Nicht nur institutionelle Bedingungen, auch ihre Auffassung von Sozialforschung legt nahe, Jahoda als Sozialpsychologin zu klassifizieren. Jüngst hat sie ihr wissenschaftliches Selbstverständnis resümierend erläutert. Sie habe in ihren bisherigen Forschungen von „wirklichen Problemen“ und nicht von „Problemen der Sozialpsychologie als Wissenschaft“ den Ausgang genommen, wolle sich aber nicht damit abfinden, daß das jeweils offensichtlich Sichtbare das Erkenntnisobjekt sein müsse: Die Aufgabe der Human- und Sozialwissenschaften sei es vielmehr, „das Unsichtbare sichtbar zu machen..., zugrundeliegende Mechanismen, Kräfte oder wie immer man dazu sagen will“, aufzudecken, und dazu sei es nötig, die „Interaktion zwischen individuellem Handeln und dem breiteren sozialen Kontext" ernsthaft zu thematisieren und sich nicht mit Lippenbekenntnissen über die Berücksichtigung kontextueller Faktoren zufrieden zu geben. Diese Orientierung an „Problemen der realen Welt“ lege nahe, dem sozialen Wandel und den individuellen Veränderungen mehr Beachtung zu schenken als der Suche nach Invariantem, worin die Psychologie üblicherweise ihre Aufgabe erblicke. Insofern sei Sozialpsychologie eine eigenständige Disziplin, zwar beeinflußt von der Psychologie, aber letztlich keine reine Psychologie.

Das Ziel der folgenden Ausführungen ist daher ein doppeltes: Zum einen möchte ich die intellektuelle Entwicklung Jahodas über die Zäsur der Emigration hinweg herausarbeiten und zum anderen zeigen, in welcher Weise externe Faktoren —der von ihr selbst sogenannte breitere soziale Kontext — darauf Einfluß nahmen; in ihren eigenen Worten: „Ich glaube, daß die persönliche Lebensgeschichte Einfluß haben muß auf die Art, wie sich das Denken entwickelt.“ (1986)

2.

Marie Jahoda wurde 1907 in Wien geboren. Sie stammt aus dem assimilierten jüdischen Bürgertum und schloß sich schon in jungen Jahren der sozialistischen Bewegung an. Dort lernte sie nicht nur die politische, sondern auch die intellektuelle Anziehungskraft des Austromarxismus, der zugleich Gesellschaftstheorie und Lebensform war, kennen. Als Mitglied und später als Funktionärin der Sozialistischen Mittelschüler und der Kinderfreunde betätigte sie sich vornehmlich als Erzieherin und in der politischen Aufklärungsarbeit.

Vorträge, Theateraufführungen und die Ferienkolonien für proletarische Großstadtkinder nahmen ihre Zeit in Anspruch. Die linke Jugendbewegung der zwanziger Jahre nahm ein Stückweit die künftige Gesellschaftsordnung vorweg und verhielt sich antizipatorisch, indem sie die Heranwachsenden im Geist der kommenden Zeit — deren Heraufkommen den Aktivisten so selbstverständlich war, daß Zweifel gar nicht hätten entstehen können — erzog. Aus der Gewißheit heraus, „die Generation der Vollendung“[1] zu sein, wird auch verständlich, worin in diesen Jahren von jenen, die in nicht allzu ferner Zeit das Funktionieren einer radikal neuen Gesellschaftsordnung sicherzustellen haben würden, das Defizit an handlungsrelevantem Wissen gesehen wurde. Während sich eine künftige Ökonomengeneration mit Fragen des sozialistischen Rechnungswesens herumschlug, konzentrierten sich pädagogisch Interessierte auf Fragen des Zusammenhangs von Erziehungstechniken und „Techniken des Klassenkampfes".[2] Hatte der Mißerfolg der Österreichischen Revolution 1918/19 Anlaß gegeben, „in der Seele des Menschenden Wurzeln der traurigen Zeitereignisse nachzugehen“, so wurde Mitte der zwanziger Jahre das intellektuelle Bemühen wieder konstruktiver. Die Niederlage von 1918 erschien überwindbar, und daher trat neben die machttechnische Frage der politischen Kräfteverhältnisse zunehmend und selbständig die Problemstellung, wie der Basis-Überbau-Mechanismus der marxistischen Gesellschaftstheorie durch gezielte Intervention die gewünschten Resultate hervorbringen würde. Entgegen einer landläufigen Sichtweise der marxistischen Sozialtheorie, wonach diese, weil sie ein Heilswissen um den zukünftigen Sozialismus sei, zu Passivität im aktuellen Handeln führen müsse, muß man für die österreichische Arbeiterbewegung der Ersten Republik eine differenziertere Betrachtungsweise wählen: Die allgemeinen historischen (Quasi-)Gesetzes- annahmen der materialistischen Geschichtsauffassung, beispielsweise die der progressiv aufeinanderfolgenden Gesellschaftsformationen, wurden nicht deterministisch aufgefaßt. Vielmehr wurde dem in den langfristigen Trend eingreifenden Handeln größte Bedeutung zugeschrieben, schien mithin verändernde Praxis, besonders in Überbaubereichen, nicht nur möglich, sondern geboten. Je weniger zu dieser Fragestellung bei den Klassikern der marxistischen Gesellschaftstheorie zu finden war, desto aufgeschlossener standen die Aktivisten der Jugendbewegung neuen Theorien gegenüber. Aus diesem Grund herrschte in der linken sozialwissenschaftlichen Intelligenz vor Ausbruch der Weltwirtschaftskrise geringes Interesse an makrosozialen Fragen, etwa aus dem Feld der heutigen speziellen Soziologien „Stratifikation“ und „Wandel", während mikrosoziale Themen starke Beachtung fanden.

Zur Skizze des intellektuellen Umfeldes, in dem Jahodas politische und wissenschaftliche Sozialisation erfolgte, gehören einige weitere Faktoren: die Aufgeschlosssenheit des (jüdischen) Bildungsbürgertums gegenüber den intellektuellen Strömungen der Zeit und die damit im Zusammenhang stehende Hochachtung, die die intellektuell führenden Köpfe der Sozialdemokratie den modernen (Sozial-)Wissenschaften entgegenbrachten. Bedenkt man schließlich, daß das Wien der Ersten Republik eine Hochburg psychologischen Denkens war, hat man wenigstens die wichtigsten Momente genannt, die die Entwicklung einer jungen, pädagogisch interessierten Sozialistin beeinflußten.

Dennoch bestimmte ein institutioneller Zufall die spezifische Ausformung des wissenschaftlichen Werdegangs. Stand Jahoda unter den drei Wiener psychologischen Schulen die von Alfred Adler politisch am nächsten und ging die größte Faszination zweifellos von Sigmund Freud aus, so landete sie, da man bei diesen beiden kein Universitätsstudium absolvieren konnte, schließlich bei der in einer breiteren Öffentlichkeit am wenigsten bekannten Schule: jener von Karl und Charlotte Bühler.

Jahodas Entscheidung für ein Psychologiestudium motiviert sie rückblickend damit, daß sie damals fest davon überzeugt war, eines Tages Erziehungsminister in einem sozialistischen Österreich zu sein — und dafür wäre ein Psychologiestudium wohl die beste Voraussetzung: *Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie überrascht ich war, als ich meine erste Vorlesung an der Universität hörte und Karl Bühler die Anatomie des Ohres erklärte, um die Sinneswahr- nehmung zu besprechen. Das war nicht das. was ich erwartet hatte, aber ich lernte besser* (1986). Diese Episode illustriert anschaulich das institutionelle Arrangement, von dem man behaupten kann, daß es für die Herausbildung der Wiener Variante der Sozialforschung konstitutiv war. Das „Leben in zwei Welten" (1987) — universitärer Wissenschaftsbetrieb

und sozialdemokratisches Milieu — war, trotz gelegentlicher Antagonismen und Mißdeutungen auf beiden Seiten, vereinbar, weil in beiden Sphären Bezugspersonen wirkten, die die jeweils andere Welt respektierten: Adler, Bühler und Freud waren Mitunterzeichner der berühmten „Kundgebung des geistigen Wien", die anläßlich der bevorstehenden Nationalratswahl am 20. April 1927 in der *Arbeiter-Zeitung* veröffentlicht wurde. Adler und Bühler arbeiteten mit sozialdemokratischen oder von Sozialdemokraten verwalteten Einrichtungen, vor allem im Rahmen der Schulreformbestrebungen, eng zusammen. Auf der anderen Seite waren politische Repräsentanten der SDAP, allen voran Otto Bauer, den (Sozial-)Wissenschaften gegenüber nicht nur aufgeschlossen, sondern betrachteten sie und ihre Leistungen als Bestandteil jener Kultur, die in der sozialistischen Zukunftsgesellschaft einen herausragenden Platz einnehmen würde. Dieses mehrfach geschilderte und ausführlich analysierte geistige Leben Wiens der Zwischenkriegszeit versetzte junge sozialistische Sozialforscher in die Situation, eine optimale Synthese zwischen gewöhnlich separierten Lebenswelten zustande zu bringen.

Fragestellungen entstanden aus der Teilnahme an der sozialdemokratischen Bewegung, dort lernte man die „wirklichen Probleme" hautnah kennen. Diese Involviertheit sicherte außerdem die für jede gelungene Sozialforschung unerläßliche *Vertrautheit* mit dem Untersuchungsfeld, Jahoda selbst war beispielsweise vor 1934 nicht nur Funktionärin in den sozialistischen Jugendorganisationen, sondern auch durch drei Jahre hindurch Arbeiterbibliothekarin im Wiener Karl-Marx-Hof, kannte also das proletarische Leben aus eigener Anschauung, lang ehe sie dieses zu erforschen begann. Seriöse Sozialforschung bedarf neben solcher Bedingungen aber auch der Distanzierung und *rationalen Kontrolle.* Diese wurden durch das Bühler-Institut hergestellt, wo obendrein eine Einbindung in die *internationale wissenschaftliche Diskussion* erfolgen konnte, was den Ausgleich zwischen lokalistischer Problemgenese und kosmopolitischem Theoriebezug förderte.

Die von Jahoda rückblickend in die Nähe der Orientierungslosigkeit gerückte theoretische Neugier ihrer Jugendjahre (1987) bewahrte sie vor einer frühzeitigen engen Bindung an eine der drei Psychologieschulen. (Die starke Bindung an den Austromarxismus scheint mir — im Vergleich — weniger eine Verpflichtung gegenüber einer Theorie gewesen zu sein, sondern eine vortheoretische Perspektivierung der Struktur des Objektbereiches und eine Vorannahme über die Richtung der zu suchenden Erklärungen.) Es wurde schon darauf hingewiesen, daß Jahoda sich in jungen Jahren der Adlerschen Individualpsychologie verpflichtet sah und an den damaligen Bemühungen um eine Synthese zwischen diesem Ansatz und dem Marxismus aktiv Anteil hatte. Auch die Psychoanalyse lernte Jahoda genauer kennen, ging sie doch 1932/33 bei Heinz Hartmann in die Analyse (1977). Ein Abwägen und Kontrastieren der konkurrierenden Ansätze fand in den Seminaren der Psychologen aber nicht statt. Jahoda berichtet, daß es unmöglich gewesen wäre, beispielsweise im Bühler-Seminar die Psychoanalyse zu verteidigen; andererseits berichtet sie davon, daß Otto Neurath sie während ihrer Tätigkeit in seinem Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum einlud, an einem Seminar teilzunehmen, in dem versucht wurde, „Massenpsychologie und Ich-Analyse" von Freud neopositivistisch zu reformulieren (1981). An Möglichkeiten zur Diskussion fehlte es im sozialdemokratischen Milieu also nicht.

3.

Die wenigen Jahre, während denen in Österreich von äußeren Restriktionen unbehindert studiert und diskutiert werden konnte, nutzte Jahoda zur Entwicklung einer eigenständigen sozialpsychologischen Position. Drei Aufsätze, die sie während ihrer Studienzeit publizierte, illustrieren das. 1926 verteidigt die damals 19jährige Maturantin die Koedukation, nachdem sich das Wiener Jugendamt geweigert hatte, in jenem Jahr eine koedukativ geführte Ferienkolonie zu subventionieren. Jahoda zeigt sich davon überrascht, daß es überhaupt noch notwendig sei, sich mit solchen Fragen zu beschäftigen, wo doch „seit 1918 die Koedukation — freilich meist nur theoretisch — bereits in den Schulen eingeführt und dadurch zur fast selbstverständlichen Forderung jeder bürgerlichen Erziehung geworden" sei. Der Hinweis auf die Bürgerlichen, die sich der Koedukation bereits geöffnet hätten, sollte wohl die Rück-

schrittlichkeit des Erlasses der sozialdemokratischen Kommunalverwaltung deutlich werden lassen. Auch die im folgenden angeführten Argumente für die Koedukation lesen sich wie Instruktionen für junge Sozialdemokraten, die genötigt sein könnten, ihren älteren Genossen den Vorzug der Koedukation zu erläutern. Daher führt Jahoda als erstes einen Gesichtspunkt an, der auf marxistische Grundüberzeugungen Bezug nimmt — sie begründet die Vorzüge der Koedukation „ökonomisch": Diese Form der „Erziehung bedeutet für den jungen Menschen eine unerhörte Ersparnis an Seelenkräften, ein Vermeiden von Konflikten". Auch der Hinweis auf die „Verschwendung von Menschenkraft", die Jahoda im Gefolge der traditionellen Erziehung zu konstatieren vermeinte, sollte augenscheinlich der Prüderie der Genossen den argumentativen Wind aus den Segeln nehmen, indem an deren festgefügte Überzeugungen appelliert wurde, denn Verschwendung, gar solche von ökonomisch verstandenen Ressourcen, mußte einem Sozialdemokraten dieser Zeit wie ein säkulares Sakrileg erscheinen.

Nach diesem rhetorischen Einstieg konzentriert Jahoda sich auf die Unterscheidung zwischen überflüssigen und sinnvollen Konflikten. Traditionell erzogene Kinder müßten sich mühsam „die zweigeschlechtliche Menschenwelt erobern". Ihre „bleichen Wangen und unruhigen Augen" ließen erkennen, daß „ 14 Jahre genügt [hätten], ihnen das Natürlichste unnatürlich erscheinen zu lassen". Orientierungs- und erfahrungslos seien sie den Ansichten der Umwelt ausgeliefert, die ihnen weismachen wolle, „daß es sich dabei nur um Gräßliches und Gemeines handeln" könne. Die Jugendlichen (Jahoda argumentiert, nebenbei bemerkt, so, als gäbe es nur männliche) suchen dann „Waffen für diesen Kampf im Dunkeln, wo sie nicht mehr unterscheiden können, ob sie Sauberes oder Unsauberes in Händen halten". Dem koedukativ Erzogenen werde dagegen keineswegs die „Entdeckung des anderen Geschlechts" vorenthalten, mache doch der traditionell Erzogene „ja nicht die Entdeckung der weiblichen oder männlichen Seele", sondern, „um es kraß auszudrücken, die Entdeckung des Unterrocks". Dieser „entsetzliche Kampf, aus dem nur sehr wenige ganz heil vervorgehen", könne auch nicht unter Hinweis darauf eine Rechtfertigung finden, „daß Kämpfe der Jugend nützen". Nicht jede Auseinandersetzung sei zu begrüßen, und die Kräfte könnten auch in jenen weniger aufreibenden Kraftproben gemessen werden, die sich auf die „wirklichen Probleme" konzentrieren (1926). Worte, die Jahoda sechzig Jahre danach gebrauchen sollte, um ihre Auffassung von Sozialpsychologie zu illustrieren. Während ihrer Studienzeit muß es ihr wie eine Bestätigung ihrer frühen Ansichten erschienen sein, als sie bei Rudolf Carnap mit dem neopositivistischen Diktum der Vermeidung von Scheinproblemen bekannt wurde.

Wurde dieser erste Aufsatz noch vor Studienbeginn geschrieben, zeigt auch der im darauffolgenden Jahr erschienene nur marginal Spuren der *universitären* Psychologie. Aus dem Bericht über ihr Referat beim „Internationalen Kongreß sozialistischer Individualpsychologen" — das Referat selbst ist nicht erhalten geblieben — ist allerdings eine Bezugnahme auf wissenschaftliche Fragestellungen bereits herauszulesen (1927). Die Individualpsychologie habe sich bislang noch wenig mit dem Problem des Berufs beschäftigt. Zwei Bereiche, wo dies systematisch möglich und geboten sei, behandelte Jahoda dann in einer „Problemübersicht": Beratung bei der Berufswahl und bei der Berufsausübung, und sie setzt hinzu, daß „beides in sozialistischem Geist" erfolgen müsse. Bei der Berufswahl stünde das Begabungsproblem im Vordergrund. Da es bislang keine bestätigenden Hinweise für einen Einfluß der Vererbung gebe, sei es gestattet, „das Nichtvorhandensein von Unbegabung zu postulieren", obwohl darauf zu verweisen sei, daß „dieses Gebiet experimenteller Forschung... dringend der Bearbeitung" bedürfe. Während sie von „psychotechnischen Eignungsprüfungen" wenig Nutzen erwartet, weil deren „prognostischer Wert" gering sei, müsse eine „planmäßige Berufserziehung" in den „Lehr- und Erziehungsplan aller Schulen" eingebaut werden. Voraussetzung dafür sei eine individualpsychologisch begründete Berufskunde, in deren Zentrum nicht die einzelnen Handgriffe des jeweiligen Berufes stehen dürften und deren soziale und psychologische Grundlagen erst erarbeitet werden müßten: „.. .eine entsprechende Beleuchtung der verschiedenen Berufsarten im Zusammenhang mit einer individualpsychologischen Typenlehre ist eine weitere Aufgabe zukünftiger Forschung." Im zweiten Teil beschäftigt Jahoda sich dann mit einem Thema, das sie in den folgenden Jahrzehnten regelmäßig wieder aufgreifen sollte: der Bindung an die Arbeit (1982). Im kapitalistischen Betrieb würde jede Form von Arbeitsfreude behindert und sei nur scheinbar, nämlich

unter Akzeptierung des „kapitalistischen Geistes", herstellbar. Unter den gegebenen Bedingungen finde Arbeitsfreude ihren sozialen Ort nur „in der kollektiven Kampfarbeit gegen den Kapitalismus“. Das Proletariat sei auf sich selbst gestellt, weil arbeitswissenschaftliche Forschung gegenwärtig „unter dem Mantel objektiver Wissenschaft" gefährliche Handlangerdienste für die Kapitalisten leiste.

An die zuletzt zitierte Indienstnahme von Wissenschaft knüpft Jahoda in ihrer nächsten Veröffentlichung, einer Auseinandersetzung mit einem jüngst erschienenen *Lehrbuch der Wirtschaftspsychologie,* an. Unter dem assoziationsreichen Titel „Kathederkapitalismus" erscheint in *Arbeit und Wirtschaft* (1928) ihre Kritik an den Praktiken der „Dinta", dem Deutschen Institut für technische Arbeitsschulung, das knapp zuvor auch die Alpine- Montan-Gesellschaft in Donawitz als Kunde gewonnen hatte. Für die Sozialdemokratie sei es notwendig, nicht nur die „Gewaltmittel..., die die Unternehmerschaft überall anwendet“, zu beachten, auch die „„friedlichen“ Wege verdienen unser höchstes Mißtrauen". Sozialingenieure und Sozialsekretäre würden die „feinsten Methoden der modernen Erziehungs- und Seelenkunde" erlernen, und die Werkschulen der Alpine wären ein neues Betätigungsfeld dieses „schmusenden Kapitalismus". Ausführlich widmet Jahoda sich dann der kritischen Auseinandersetzung mit der Publikation eines „sogenannten Wissenschaftlers", der sich den Unternehmern „zur Schützenhilfe" angeboten habe.

Es zwingt geradezu, den Bericht folgendermaßen zu beginnen:

Name: Methoden der Wirtschaftspsychologie von Fritz Giese.

Geboren: aus dem Haß und dem Unverständnis gegenüber der Arbeiterbewegung.

Zuständig: nach jenen Kreisen des weitblickenden Unternehmertums, die jedes neue Mittel sofort in den Dienst des Kampfes gegen den Sozialismus stellen.

Delikt: unter dem Deckmantel der „objektiven" Wissenschaft eine ausgepichte Sammlung von Anweisungen zur Bekämpfung von Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung sein.

Das Delikt, es sei vorweg zugegeben, ist sehr geschickt in Szene gesetzt. All die so interessanten Tatsachen der Wirtschaftspsychologie: Rationalisierung. Reklamepsychologie. Eignungsprüfung. Berufsberatung usw. sind vom kenntnisreichen Verfasser fleißig zusammengetragen worden. Nur vorsichtig und zwischendurch sind Meinungen untergebracht, in der Hoffnung, daß sie der Leser als Tatsachen unter Tatsachen hinnehmen wird. Und da heißt es dann:

„Im Wirtschaftsleben hat die rationelle Menschenbehandlung die Aufgabe, die Arbeitsmitglieder so zu beeinflussen, daß ihre Mentalität zweckentsprechend gestaltet und für die Prosperität des Unternehmens wie die nützliche Gesinnung der eigenen Person zubereitet wird. Religiöse, metaphysische oder philosophische Erwägungen stehen daher außerhalb des Interesses der Wirtschaft. “

Es ist. wie man sieht, gar nichts über den Sozialismus gesagt. Nur für einen ganz einfachen Schluß ist alles vorbereitet: Der Sozialismus stellt metaphysische und philosophische Erwägungen an. das widerspricht der Wissenschaft (Seite 124). also ist er abzulehnen. Wer den Geistesumfang eines durchschnittlichen Studenten kennt, der weiß, daß ihn das überzeugen wird. (1928)

Die Gefahren, die „dem Sozialismus von den Kathedern her drohen“, hält Jahoda für vergleichsweise gering, befürchtet aber, daß eine „ganze Generation von Studenten" verhetzt und in ihrem Wissen beengt werden könnte, wenn Produkte eines solchen „Kathederkapitalismus" Verbreitung fänden.

Diese frühen Arbeiten lassen das Selbstverständnis der angehenden Psychologin klar erkennen. Von dem anfänglichen pädagogischen Interesse der sozialistischen Mittelschülerin über das Zwischenspiel der Individualpsychologie führt es zum politisch fundierten Interesse an Wirtschaftspsychologie. Neben diesen Akzent- und Interessenverschiebungen fällt aber vor allem die wechselseitige Verschränkung von Wissenschaft und Sozialismus auf, ohne daß von Jahoda der Terminus „wissenschaftlicher Sozialismus" explizit verwendet würde. Der innerwissenschaftliche Diskurs besitzt für sie kein autonomes Recht, sondern ist eingebunden in politische Erwägungen, und daher erscheint ihrdie von den Kathedern kommende Unterstützung des „schmusenden Kapitalismus“ zugleich wissenschaftlich angreifbar — weil Meinungen als Tatsachen ausgegeben würden — und politisch verdächtig, weil er ein „geistiges Zentrum für den Kampf gegen die freien Gewerkschaften" darstelle. Als Ausdruck

der „großartigen Illusion“, von der Jahoda rückblickend mehrfach spricht (1979, 1981, 1987), kann es angesehen werden, wenn sie in den zwanziger Jahren dem kritisierten Wirtschaftspsychologen entgegenhält, daß er „überhaupt nichts [weiß] von der ganzen organisatorischen und geistigen Welt der Arbeiterbewegung, in deren Schoß sich die neue Zeit wirklich gestaltet“. Wissenschaft, Sozialpsychologie insbesondere, konnte nur parteilich sein, sie half entweder dem auf sich selbst gestellten Proletariat oder sie bildete Sozialingenieure aus, die dessen Bekämpfung „unter dem Deckmantel der objektiven Wissenschaft“ zum Ziel hatten.Die deutliche, fast deftige Sprache dieser frühen Aufsätze findet sich in den späteren wissenschaftlichen Publikationen nicht mehr — und ihr Wegfall kann im Zusammenhang mit der disziplinierenden Wirkung des Studiums beim Ehepaar Bühler gesehen werden. Der Stilwechsel sollte aber nicht dazu verleiten, anzunehmen, parallel zur szientifischen Bildung wären die politischen Überzeugungen aufgegeben worden.Der zuletzt besprochene Aufsatz „Kathederkapitalismus“ kann — neben der Berücksichtigung im Kontext einer intellektuellen Biographie — herangezogen werden, um ein weitverbreitetes Bild der empirischen Sozialforschung dieser Jahre ein wenig zurechtzurücken. Gespeist wurde dieses Klischee vor allem aus den vielzitierten *Erinnerungen* von Lazarsfeld,[3] worin er auch über die Gründung der Forschungsstelle berichtet. Demnach habe sich Lazarsfeld, der zeitweilige Ehemann Jahodas, um eine bessere Verankerung am Bühler-Institut bemüht und die Forschungsstelle gegründet, um diese Absicht finanzieren zu können. Er datiert diesen Entschluß auf das Jahr 1927 und legt die Interpretation nahe, daß die Namensgebung der Forschungsstelle *nur* aus dem instrumentellen Interesse, Finanzquellen zu erschließen, entsprungen sei. Historisch läßt sich eine derartig klare Abfolge nicht nachweisen, eher ist das Gegenteil zutreffend: Jahodas Auseinandersetzung mit der Wirschaftspsychologie fand Jahre vor der formellen Gründung der Forschungsstelle, die erst 1931 erfolgte,[4] statt und legt die Vermutung nahe, es habe in der Gruppe, der sie angehörte, zu dieser Zeit auch ein inhaltliches Interesse an diesem Thema bestanden.

Zusätzlich gewinnt diese Sicht Plausibilität durch den Hinweis auf die Stellung im Lebenszyklus jener jungen Sozialforscher: Ende der zwanziger Jahre waren sie der Jugendbewegung entwachsen und als junge Akademiker auf der Suche nach einem neuen wissenschaftlichen Untersuchungs- und politischen Betätigungsfeld. Sie wandten sich parallel zum eigenen Eintritt in die Erwachsenenphase Problemen dieser Personengruppe zu. Jahodas Biographie illustriert diese Statuspassage anschaulich: 1927 Heirat, 1928/29 Studienaufenthalt in Paris, im selben Jahr Abschluß der Volksschullehrerausbildung, 1930 Geburt ihrer Tochter Lotte, 1931 und im folgenden Jahr Beschäftigung in Otto Neuraths „Gesellschafts-und Wirtschaftsmuseum“, 1932 Promotion, 1933 bis Ende 1934 als Hilfslehrerin in verschiedenen Wiener Volks- und Hauptschulen. Während dieser Jahre wohnte die junge Familie im Karl-Marx-Hof, wo Jahoda politisch in der Arbeiterbibliothek engagiert war, und von Ende 1931 bis März 1933 arbeitete das Forscherpaar Jahoda und Lazarsfeld an jener Studie mit, die zum Aushängeschild der „Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle" werden sollte: *Die Arbeitslosen von Marienthal.* Diese Untersuchung hätte den Beginn einer fruchtbaren Entwicklung der empirischen Sozialforschung in Österreich einleiten können, wären nicht die politischen Ereignisse der Jahre 1933 und 1934 dazwischengekommen.

4.

Marienthal soll hier nicht hinsichtlich der darin enthaltenen sozialwissenschaftlichen Befunde besprochen werden. Ich beschränke mich vielmehr darauf, zu einigen Aspekten Bemerkungen anzubringen, die in der bisherigen Rezeption wenig Beachtung fanden. In einem Fall wohl auch, weil das Buch zumeist nach einer der Neuauflagen zitiert wird, die jedoch einige Abweichungen vom Original aufweisen. Während die Neuauflagen als Autoren Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel (1960) anführen, weist das Original im strengen Sinn keine Autoren aus. Am Titelblatt heißt es nur „Bearbeitet und herausgegeben von der Öster¬reichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“, und erschienen ist der „sozio¬graphische Versuch“ als fünfter Band der von Karl Bühler herausgegebenen Reihe Psycho-logische Monographien. Hinweise auf die Personen, die hinter der damals weithin unbe-

kannten Forschungsstelle stehen, findet man erst im Vorwort und in der Einleitung. Ersteres ist von Jahoda und Hans Zeisel, letztere von Paul Lazarsfeld unterzeichnet. Im Vorwort finden außerdem sieben Feldmitarbeiter, von denen Lotte Danziger[5] besonders hervorgehoben wird, und vier Ärzte, die in Marienthal Sprechstunden abgehalten haben, Erwähnung. Am Ende dieses Vorworts heißt es dann: *Da der Text, wie er hier vorliegt, immer wieder umgearbeitet wurde, läßt sich der Anteil der Autoren und des Herausgebers an ihm nicht trennen, denn Herr Dr. Paul Lazarsfeld. bei dem die Gesamtleitung der Untersuchung lag. hat auch die Anordnung und Formulierung der Ergebnisse dauernd beratend* Die Frage der Autorenschaft wird nicht angeschnitten, um ein halbes Jahrhundert danach in einen Urheberstreit einzutreten, sondern um zu unterstreichen, daß *Marienthal* in der Erstauflage ausdrücklich als Kollektivarbeit firmierte, was die zeitgenössische Rezeption beeinflussen sollte. Das Zurücktreten der Beteiligten hinter den „Firmennamen" verweist nachdrücklich auf den geringen Wert, den damals Erwägungen individuellen Reputationserwerbes gespielt haben. Andererseits ist zu bedenken, daß dieses Buch in einer von Karl Bühler betreuten wissenschaftlichen Reihe erschien und nicht in einem politisch ausgewiesenen Verlag, sodaß man wohl nicht fehl geht in der Annahme, die Forschungsstelle wollte mit *Marienthal* in der akademischen Welt reüssieren, so wie sie mit ihren Markterhebungen bei der Unternehmerwelt auf Zustimmung gestoßen war. Diese Entscheidung — sofern es eine war (es existieren keine zeitgenössischen Aufzeichnungen, in denen diese Frage erörtert wurde) — hatte eine in Grenzen vorhersehbare und eine nicht vorhersehbare Konsequenz: Wäre *Marienthal in* einem politisch exponiertem deutschen Verlag zur Veröffentlichung vorgesehen gewesen, wäre das Buch vermutlich nie auf den Markt gekommen, als Produkt eines wissenschaftlichen Verlages konnte es in den Anfangsphasen des totalen Staates wenigstens noch ausgeliefert werden.[7] Die Verlagsplazierung wirkte sich andererseits auf die Aufnahme in der wissenschaftlichen Fachwelt positiv aus.

In den ersten beiden Jahren nach dem Erscheinen wurde es immerhin neunmal besprochen (bzw. konnte ich bislang so viele Rezensionen finden) und davon nur ein einziges Mal in einem als politisch zu qualifizierenden Organ: In *Arbeit und Wirtschaft* schrieb Käthe Leichter ausführlich und sehr positiv über die Studie. Alle anderen Rezensionen finden sich in Fachzeitschriften soziologischer, psychologischer oder nationalökonomischer Provenienz, darunter drei fremdsprachige (italienisch, niederländisch und amerikanisch).

Auffallenderweise werden nur in einer dieser Besprechungen Personen als Verfasser angeführt, während ansonsten die „Forschungsstelle" in der bibliographischen Notiz als „Bearbeiter" und „Herausgeber" aufscheint. Zwei Besprechungen erwähnen Jahoda und Zeisel im Text als Autoren. Das Prestige des Mentors Karl Bühler schlägt sich dagegen deutlicher nieder, zumeist (sechsmal) findet sich nämlich nicht nur der Hinweis auf die Reihe, sondern auch der Name ihres Herausgebers (fünfmal).

Dieser Hinweis auf das Erscheinungsbild (die Aufmachung) und die Aufnahme von *Marienthal* gibt jedenfalls keinen Anlaß anzunehmen, die drei Autoren, die die Neuauflagen nennen, wären damals durch dieses Werk in der wissenschaftlichen Welt bekannt geworden. Charakteristisch, wie Leopold von Wiese in seiner weitgehend wohlwollenden Besprechung mit dem Autorenproblem zu Rande gekommen ist: eine „Kollektivarbeit von Wiener Männern und Frauen ..., die offenbar dem Kreise Karl und Charlotte Bühlers nahestehen".[8]

Sofern sich die jungen Sozialpsychologen damals überhaupt individuell einen Namen machen wollten, erfolgte das über Einzelbeiträge, die im Fall von Jahoda in engem thematischem und zitatorischem Zusammenhang mit Marienthal standen.[9]

Eine breitere Rezeption des Buches fand trotzdem nicht statt, konnte nicht stattfinden, weil Marienthal nach der Machtübernahme der NSDAP erschien. Eine Besprechung spiegelt diese politische Veränderungen deutlich wider: Im „Nichtamtlichen Teil" des Reichsarbeitsblattes besprach ein Autor (der zur selben Zeit in einer neu geschaffenen Reihe, Die Sozialgesetzgebung des neuen Staates, eine Schrift mit dem Titel Der Entscheidungskampf gegen die Arbeitslosigkeit veröffentlicht hatte, die zur Hälfte aus dem Wiederabdruck der ersten NS-Gesetze zur Verminderung der Arbeitslosigkeit bestand) Marienthal recht freundlich, unterließ aber — ganz gegen die Usancen dieses Organs — die Nennung des Herausgebers der Psychologischen Monographien, die er sehr wohl bibliographierte: der Ehemann einer Jüdin war nicht mehr zitationsfähig.

Im Anschluß daran muß der Frage nachgegangen werden, warum einem pronazistischen Rezensenten die politische Haltung der Autoren von *Marienthal* entgehen konnte? Liest man das Buch unter diesem Blickwinkel noch einmal, fällt der betont apolitische *Stil* der Veröffentlichung auf. Sowohl in den frühen, weiter oben besprochenen Arbeiten Jahodas wie in ihren (und von Lazarsfeld) in dieser Zeit verfaßten Werken ist dagegen ihre politische Position deutlicher exponiert. Man könnte den apolitischen Stil von *Marienthal* (es sei ausdrücklich betont, daß hier nur von der Ausdrucksweise, nicht aber von den inhaltlichen, politisch bedeutsamen Aussagen die Rede ist) darauf zurückführen, daß das Buch in der von Bühler edierten Reihe erschienen ist, und mutmaßen, daß der Lehrer — ausdrücklich oder imaginiert — mäßigend Einfluß genommen hat. Doch mir scheint eine andere Interpretation plausibler: Das Vorwort von Jahoda und Zeisel ist mit „März 1933" datiert, und sofern es sich dabei nicht um eine Fehldatierung handelt, wofür es keine Indizien gibt, heißt das, daß das Manuskript nicht ganz zwei Monate nach der Machtergreifung der Nazis fertiggestellt wurde. Unter Zugrundelegung des damaligen Erwartungshorizonts hinsichtlich der Dauer der noch nicht konsolidierten NS-Herrschaft — im März 1933 waren die deutschen Parteien und Gewerkschaften noch nicht verboten — lag es für Sozialisten, die ein wissenschaftliches Buch im Deutschen Reich veröffentlichen wollten, nahe, explizite politische Deklarationen zu unterlassen. Damit wird nicht behauptet, die Autoren wären leise getreten oder hätten sich auch nur in die Nähe des Opportunismus begeben, wohl aber kann am Text des Buches gezeigt werden, daß versucht wurde, die politische Position der Autoren unkenntlich zu machen, eine politisch neutrale Sprache zu verwenden und Begriffe, Symbole, Namen und Floskeln, die politisch eindeutig gewesen wären, zu vermeiden. In der von Lazarsfeld gezeichneten Einleitung heißt es (wenig glaubwürdig), der Forschergruppe hätten „Mitarbeiter aller politischer Richtungen" angehört, wodurch die Kontaktnahme zu den „politischen Vereinen Marienthals" erleichtert worden wäre. Die Schilderung der politischen Verhältnisse des Dorfes weist eine analoge Vorsicht auf. Die erdrückende sozialdemokratische Dominanz — die SDAP besaß eine 80prozentige Mehrheit im Gemeinderat — wird in verschiedenen Passagen eher heruntergespielt, so beispielsweise, wenn sozialdemokratische Vorfeldorganisationen politisch nicht immer identifiziert werden, wenn das sozialdemokratische *Kleine Blatt* als Zeitung, die „dieselbe politische Richtung hat", vorgestellt wird oder die Verwendung des Plurals („die politischen Organisationen") den Eindruck vermitteln könnte, es würde damit ein (partei-)politischer Pluralismus berichtet, wo in Wahrheit über die Unzahl von sozialdemokratischen Organisationen gesprochen wird. Festzuhalten bleibt, daß jeweils an einer Stelle die politische Zuordnung nachgelesen werden kann, doch mir scheint, daß für diese Sparsamkeit nicht nur stilistische Gründe ausschlaggebend waren.

Ähnlich vorsichtig sind die wenigen Bezugnahmen auf die neue nationalsozialistische Partei: Zwar wird berichtet, daß die (einzigen) beiden deutschnationalen Vereine „allmählich in die erst kürzlich gegründete nationalsozialistische Gruppe über(gegangen)" seien; an anderer Stelle wird vom Wechsel der Deutschnationalen zu den Nazis gesagt, man könne „vorweg" nicht beurteilen, ob damit der bisherigen „Tendenz zur Milderung der (politischen) Gegensätze" entgegengetreten werden würde. Handelt es sich soweit noch um stilistische Fragen, überrascht eine inhaltliche Aussage an anderer Stelle. Im Anschluß an den Bericht darüber, daß „politische Funktionäre aller Richtungen einstimmig festgestellt" hätten, die politisch bedingten Feindseligkeiten seien seit Beginn der Arbeitslosigkeit geringer geworden, heißt es dann: „Diese Tatsache, die in seltsamem Widerspruch steht zu allem, was im Augenblick im Deutschen Reich vorgeht, ist wohl darauf zurückzuführen, daß in dem kleinen Marienthal alle Menschen, ohne Rücksicht der Parteizugehörigkeit, das gleiche Schicksal zu ertragen haben. Allerdings muß bei der ganzen folgenden Darstellung die Möglichkeit im Auge behalten werden, daß immer auch nationale Eigentümlichkeiten der Österreicher mitspielen, die zum Beispiel in Norddeutschland anders sein und dann auch zu anderen Wendungen führen könnten."

Nach allem, was wir über die politischen und Klassengegensätze am Ende der demokratischen Ansichten der Autoren wissen, überrascht diese Bezugnahme auf einen als friedlich erachteten Nationalcharakter der Österreicher.

Das Fehlen einer expliziten politisch-soziologischen Analyse in *Marienthal* scheint mir

eher auf die kontextuellen Faktoren während der Schlußredaktion des Textes zurückzuführen zu sein, als auf irgendeinen anderen Umstand. Als Sozialisten hätte die Autoren beispielsweise der Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Stärke des „Republikanischen Schutzbundes“ (daß es diese Organisation in Marienthal gab, wird berichtet) interessieren müssen. Im Abschnitt „Die müde Gemeinschaft“ werden zwar die Veränderungen der Mitgliedschaft fast aller Vereine berichtet, der politisch relevante Schutzbund findet dabei aber keine Erwähnung. Die in dieser Zeit politisch (auch innerhalb der Sozialdemokratischen Partei) kontroverse Beurteilung der Möglichkeiten des Schutzbundes wie die der weiteren Entwicklung der politischen Verhältnisse in Österreich finden nur verklausuliert Eingang in den Text: so gegen Ende des Berichts, wo die Frage aufgeworfen wird, wie „die Dinge nun tatsächlich weitergehen“ werden. Diese Passage ist in zweifacher Hinsicht von Interesse. Zum einen stellt sie die fragile Brücke zum Referat jener Befunde her, die mit den Haupttthesen von *Marienthal* nicht immer kongruent sind: die Lebensgeschichten, die nahelegen, daß manche Variation der aktuellen „Haltung“ eher auf Unterschiede in der davorliegenden Biographie denn auf den unmittelbaren Einfluß der Arbeitslosigkeit zurückgeführt werden müßte. Lebensgeschichte wird von den Autoren allerdings nur in einem der möglichen weiteren Verläufe der Entwicklung für bedeutsam erachtet: für den Fall, daß „sich die Schicksalsverbundenheit der Marienthaler Bevölkerung eines Tages löst und jeder sich seinen eigenen Rettungsversuchen anvertraut“. Dann wird „eine Frage wichtig“: „Wie beeinflußt das Lebensschicksal des einzelnen seine Widerstandskraft während der Arbeitslosigkeit?“

Die beiden anderen Szenarien werden mit weniger Worten abgehandelt: Ausdrücklich wird für möglich gehalten, daß bei „steigender Not Kräfte entstehen, die zu ganz neuen Erscheinungen führen“ könnten; darüber könne aber „der Sache nach“, also inhaltlich, keine Prognose gemacht werden. Woran die Autoren dachten, kann man den in Klammern beigefügten Hinweisen entnehmen: „Revolte, Wanderungen“. Doch während für die Migrationsvariante im restlichen Text Anhaltspunkte zu finden sind, die die Realmöglichkeit dieses Szenarios unterstreichen, finden sich, wie gesagt, für die „Revolte“ im Text selbst keine Indizien.

Implizit enthält diese Passage noch eine dritte „Zukunft“, da die ceteris paribus-Formel ausdrücklich in Erinnerung gerufen wird — „wenn in der äußeren Situation keine unerwarteten Veränderungen eintreten". Es scheint mir nicht überzogen zu sein, die Berufung auf das ceteris paribus genau an dieser Stelle als drittes Szenario, dessen Epizentrum allerdings außerhalb Marienthals liegen würde, anzusehen, sozusagen als das exogene Pendant zur „Revolte“: Zwar spricht aktuell alles gegen eine politisch zufriedenstellende Möglichkeit der Überwindung der durch die Arbeitslosigkeit hervorgerufenen Resignation, aber es könnte sein, daß sie wegen der weiter ansteigenden Not in Marienthal überwunden wird, oder es könnte im politischen und gesellschaftlichen Kräfteverhältnis Österreichs noch eine fundamentale Wende eintreten. Beide Szenarien liegen aber jenseits eines soziographischen Versuchs. Angesichts des generell vorsichtigen Stils, in dem *Marienthal* geschrieben wurde, kann diese Lesart des politischen (Erwartungs-)Horizonts (der Autoren) nur virtuellen Status besitzen.

5.

Wenige Monate nach dem Erscheinen von *Marienthal* wird die sozialdemokratische Bewegung, das für die intellektuelle Entwicklung Jahodas so entscheidende Umfeld, zerstört. Sie selbst ist peripher in die Kämpfe im Februar 1934 involviert und beteiligt sich danach an den Aktivitäten der illegalen Partei, wird später Mitarbeiterin des inneren Zirkels der illegalen Partei, wo sie durch drei Jahre hindurch eine wichtige Funktion ausübt. Ihre bürgerliche Existenz erfährt parallel dazu eine Veränderung: Die junge Sozialistin wird aus dem Schuldienst entlassen und übernimmt nach dem Weggang Lazarsfelds in die USA 1933 und dem Ausscheiden des Rechtsanwalts Hans Zeisel aus der Forschungstelle deren Leitung, anfangs gemeinsam mit Gertrud Wagner, später, nach deren Emigration, als alleinige wissenschaftliche Leiterin. Die Forschungsstelle blieb im Ständestaat lange Zeit unbehelligt,

um ihre Vitalität war es aber aus finanziellen Gründen nicht zum Besten bestellt. Einer der wenigen potenten Auftraggeber war das emigrierte Frankfurter Institut für Sozialforschung, für dessen *Studien über Autorität und Familie* Mitarbeiter der Forschungsstelle Erhebungs- und Auswertungsarbeiten durchführten. Lazarsfeld analysierte, schon in den USA, die Fragebögen der von Käthe Leichter in der Schweiz gemachten Jugendlichenerhebung und begann eine Familienuntersuchung. Deren europäische Parallelstudie sollte unter der Leitung von Jahoda und unter Mitarbeit der wieder in Wien lebenden Käthe Leichter in Österreich durchgeführt werden.[10]

Dazu kam es nicht mehr, weil Jahoda am 27. November 1936 aufgrund einer Denunziation verhaftet wurde. Ihr wurde vorgeworfen, die Forschungsstelle als Deckadresse für die Revolutionären Sozialisten verwendet zu haben. Tatsächlich war Jahoda im sogenannten „technischen Apparat" aktiv: Sie besorgte für Joseph Buttinger, den damaligen Leiter der Inlandspartei, Wohnungen, arrangierte Treffs, leitete Post weiter und verwahrte Aufzeichnungen des Zentralkomitees.

Eine ziemlich genaue Vorstellung von ihrer illegalen Arbeit gewinnt man aus einem von ihr pseudonym für den *Kampf* geschriebenen Artikel über „Die Intellektuellen und die revolutionäre Bewegung" (1937). Darin setzt sie sich mit dem problematischen Verhältnis der geistigen Arbeiter zur Arbeiterbewegung auseinander und plädiert für eine Selbstbescheidung der Intellektuellen. Deren Redegewandtheit, ihr Wissen und die formale Schulung führten nur zu leicht zu einer hochmütigen Haltung gegenüber den Arbeitern. Studiert zu haben sei aber noch keineswegs ein *Befähigungsnachweis für einen politischen Führer. Nicht einmal die noch so große Kenntnis von Sozialwissenschaften hilft hier etwas. Mögen unsere Genossen Nationalökonomen und Soziologen zeigen, ob sie die Lehren von Marx und Engels weiterbilden können, ob sie imstande sind, die heutige Gesellschaft zum Nutzen der Bewegung zu studieren. Auch mit dieser gewiß überaus wichtigen Tätigkeit haben sie der Politik erst ein Hilfsmittel geliefert und noch nicht Politik gemacht.* Jahoda schließt aus dieser Analyse, daß in der illegalen Kaderpartei, „vom kräfteökonomischen Standpunkt" — man erinnert sich, daß sie diese Denkfigur schon in ihrem ersten Artikel zur Verteidigung der Koedukation gebraucht hatte —, Intellektuelle für zwei Aufgaben besonders geeignet sind: für technische Arbeit und für die Schulung. Die folgende Beschreibung der Arbeit der Intellektuellen im technischen Apparat darf wohl auch als ein Stück Selbstbeschreibung, als Teil der ungeschriebenen Autobiographie gelesen worden: *Welche Qualitäten hat der Intellektuelle für den technischen Apparat? Die wichtigste: eine bessere Tarnungsmöglichkeit als die Arbeiter. Kleidung und Benehmen machen ihn der Polizei nicht von vornherein verdächtig. Zweitens besitzt er eine größere Möglichkeit, nützliche, unbelastete Menschen aufzuspüren. So wenig es vielleicht auch unsere überlasteten Wohnungsreferenten glauben wollen, es gibt diesen Menschenschlag in Österreich noch immer in großer Zahl. Man muß nur Mühe darauf verwenden, sie zu finden. Der Intellektuelle, der einen größeren Bekanntenkreis hat als der Arbeiter, vor allem einen mit größeren Wohnungen, muß dieses Problem leichter bewältigen. Außerdem sind seine räumlichen und psychischen Beziehungen zum Telephon weitaus besser als die der Arbeiterschaft. Er ist also leicht erreichbar und daher als zentraler Verbindungsmann besonders zu empfehlen: dazu kommt, daß für ihn das Überschreiten der Wohnbezirksgrenze eine große Selbstverständlichkeit ist. Schreibmaschinen und Abziehapparate stehen ihm eher zur Verfügung, und man sieht ihn nicht sofort als verdächtig an, wenn er eine größere Menge Papier anschafft. Natürlich kann das alles auch jeder Arbeiter machen: das ist heute die Regel. Aber es ist eine schlechte Regel. Denn Genossen, die unter der Arbeiterschaft eine Kaderfunktion auszuüben haben, müssen vor der Gefahr bewahrt bleiben, im Technischen unterzugehen. Sie sollen Zeit und Muße haben, soweit diese Begriffe in der Illegalität Sinn haben, ihrer Aufgabe gerecht zu werden und sich für sie zu schulen. Der Intellektuelle kann sie im Technischen mit einem weit kleineren Müheaufwand, als es den Arbeiter kostet, entlasten. Er leistet dem Arbeiter also technische Hilfe, damit dieser frei sei für seine politische Funktion.* (1937)

Jahoda hatte ihre Lektion in illegaler Arbeit gelernt. Bei den Verhören durch die Polizei gestand sie nur, was ihr nachgewiesen worden war, und führte die Vernehmer nicht nur einmal an der Nase herum. Diese, davon überzeugt, die Zentrale des „Informationsdienstes der Revolutionären Sozialisten" ausgehoben zu haben," standen obendrein vor dem

Problem, aus dem beschlagnahmten Material klug zu werden. Zwar ist dieses selbst nicht erhalten geblieben, anhand der Protokolle und Akten gewinnt man trotzdem ein recht facettenreiches Bild. Es ist amüsant zu sehen, welche Schwierigkeiten die Polizisten hatten, zwischen dem wissenschaftlichen und möglicherweise darunter befindlichen illegalen Material zu unterscheiden.

In der ersten Anzeige der Polizei an die Staatsanwaltschaft[12] heißt es beispielsweise: *Bei der sohin auch im Unterstände der Dr. Maria Jahoda-Lazarsfeld vorgenommenen Hausdurchsuchung wurden Aufzeichnungen über die politische Struktur der Betriebsarbeiterschaft in Wien, einzelne Berichte über die Durchführung der illegalen Weisungen anlässlich der Vertrauensmännerwahlen in den Betrieben, und eine Anzahl verschiedener von Rechercheuren gelieferter Berichte über die Einstellung gewisser Bevölkerungskreise zum Sozialismus und zum Kommunismus, sowie diverse sonstige Schriftstücke bedenklichen Inhaltes, darunter auch mehrere von Dr. Paul Lazarsfeld aus Newark, USA, an seine getrennte Gattin Dr. Maria Jahoda-Lazarsfeld gerichte Briefe, gefunden und beschlagnahmt.*

Eine Mappe mit der Aufschrift „Denkgewohnheiten" zog die Aufmerksamkeit der Polizei besonders auf sich, fanden sich darin doch „stenographische Vormerkungen" zu folgenden „staatsgefährdenden" Themen: „Was ist Soz., Was bringt dieser Zustand, Wie Soz. geworden." Jahoda wurde mehrfach zu diesen Aufzeichnungen vernommen. Sie erklärte, daß es sich bei diesen Papieren um Vorstudien zu einer neuen wissenschaftlichen Arbeit, die sich mit „Denkgewohnheiten" beschäftigen werde, handle. Anläßlich eines Aufenthalts in Paris zum Jahreswechsel 1935/36 habe sie mit Professor Max Horkheimer, der sie wegen der Marienthal-Studie kontaktiert hätte, dieses Thema abgesprochen, und Horkheimer — dessen politische Einstellung ihr nicht bekannt sei — habe sie ermuntert, die geplante Arbeit „auf breiterer Basis" fortzusetzen. Es ginge dabei darum, „daß Menschen von Begriffen, die sie einmal, sei es auch in der Jugend, gebildet haben, auch in späterer Zeit nicht abweichen". Von Horkheimer sei der Vorschlag gekommen, zu untersuchen, „ob äußere Ereignisse, insbesondere politischer Natur, die Denkgewohnheiten der Menschen beeinflussen". Sie habe ihm entgegengehalten, daß unter den gegebenen politischen Verhältnissen in Österreich diese Arbeit nicht in Angriff genommen werden könne, sich aber schließlich überzeugen lassen, es doch zu versuchen. Horkheimer habe gemeint, wenn sie sich nur die „entsprechende Zeit" lasse und „kleinweise" Material sammle, müsse eine Fertigstellung möglich sein. „Da mir Professor Dr. Horkheimer keine bestimmte Frist zur Vollendung der Arbeit stellte, erklärte ich mich hiezu bereit." Nach ihrer Rückkehr aus Paris habe sie mit der Sammlung des nötigen Materials begonnen. Zuerst arbeitete Jahoda die Ergebnisse der letzten Volks- und Betriebszählung durch und anschließend wandte sie sich an „Bekannte, von denen ich wußte, daß sie ihre politischen Ansichten geändert hatten und suchte zu ermitteln, welcher äußere Einfluß sie zu dieser Änderung brachte und wann dieser eingetreten ist". Beispielsweise sei ihre Mutter vor dem Weltkrieg monarchistisch eingestellt gewesen und unter dem Eindruck des Krieges zur Pazifistin geworden. Jahoda habe sich schließlich entschlossen, die Arbeiterschaft als Untersuchungsobjekt zu wählen, weil man „auf diesem Wege am besten großes und kontrollierbares statistisches Material erhalten" könne. Sie hätte in der Folge Personen, die sie von ihrer früheren Tätigkeit in der Sozialdemokratischen Partei gekannt habe, gebeten, ihr diesbezügliches Material zu überlassen.

Verschiedenste Aufstellungen, die Jahoda vorgehalten wurden — über den Anteil der offiziellen Einheitsgewerkschaft in einzelnen Arbeiter- und Angestelltengruppen Wiens, über die Ergebnisse der Betriebsratswahlen in den Saurer- und Hammerbrotwerken, Aufzeichnungen über die Anhängerschaft der (illegalen) Freien Gewerkschaften und anderes mehr hätten allein diesem Forschungsvorhaben dienen sollen. „Ich bestreite auf das entschiedenste", diktierte Jahoda ins Protokoll, „daß ich von den mir zugegangenen Berichten irgendeinen illegalen Gebrauch gemacht habe."

Die Polizei war nicht geneigt, Jahodas Darstellung Glauben zu schenken, und so war sie genötigt, bei weiteren Verhören detaillierter über das Design der geplanten Untersuchung zu berichten. Sie habe den Sozialismus als Gegenstand gewählt, weil das „ein Begriff ist, von dem die Leute bereits in ihrer frühen Jugend hören, und weil ich der Meinung war, daß dann die Leute später weniger darüber nachdenken". Sie wollte herausfinden, ob das Denken

auch durch andere als intellektuelle Faktoren beeinflußt werde, und nur darum hätte sie „Personen meines Bekanntenkreises, Verwandte, Freunde und Studenten“ mit folgenden Fragen behelligt: „Was ist Sozialismus?“, „Was erwarten Sie sich vom Sozialismus?“ und „Wie sind Sie zum Sozialismus gekommen?“ Durch eine Kombination von „Einzelanalyse und statistischen Erhebungen“ sollte das Ziel der Studie erreicht werden, und dazu hätten die diversen Aufzeichnungen über politische Stärkeverhältnisse gedient. Im Zuge dieser Erweiterung der Untersuchung hätte sie dann ein „Schema“ entwickelt, das zur einheitlichen Erfassung der „Stärke aller Organisationen, einschließlich der illegalen“, hätte dienen sollen. Als ihr vorgehalten wurde, die Berichte, die bei ihr beschlagnahmt wurden, ließen wegen „ihrer tendenziösen Abfassung klar erkennen, daß es sich nicht um objektive Feststellungen handelt“, erklärte Jahoda, sie hätte die Berichte „nehmen müssen, wie ich sie bekommen habe. Nachdem in den einzelnen Mitteilungen zuviel Stimmungsberichte enthalten waren, habe ich dann einen allgemeinen Fragebogen ausgearbeitet“. Ein Zettel, auf dem „Z.K.“ stehe, sei eines jener für ihre Arbeit wertlosen Papiere, die sie irrtümlich aufgehoben habe. „Wenn ich gesehen hätte, daß darauf Z.K. (Zentralkomitee) steht, hätte ich bestimmt den Kopf abgeschnitten“, — und ein anderes Papier, auf dem stenographisch vermerkt war, daß der „Schutzbund die einzige Macht sei, die den Generalstreik organisieren könne“, komme schon deshalb nicht als von ihr verfaßt in Betracht, weil diese Behauptung ihrer „politischen Überzeugung nach vollkommen unrichtig“ sei.

Marie Jahoda blieb auch bei allen weiteren Einvernahmen und bei der Gerichtsverhandlung ihrer Linie treu: Sie habe für einen ihr bekannten Mann, dessen Namen sie nicht bekanntgeben wolle, Briefe empfangen, diese aber nicht geöffnet. Auf seinen Wunsch hin hätte sie auch ein Banksafe gemietet und für ihn dort Papiere aufbewahrt.

Der Verschwiegene war Joseph Buttinger.

Jahoda wird im Juli 1937 zu drei Monaten Kerker verurteilt. Schon während der Anhalte- und der folgenden Untersuchungshaft wurde zugunsten der Inhaftierten interveniert. Während ein Gnadengesuch ihrer Mutter abgelehnt wurde, zeitigten Interventionen aus dem Ausland stärkere Wirkung. Das Außenministerium berichtete dem Justizministerium, daß „seit einigen Monaten wiederholt Eingaben linksgerichteter ausländischer Organisationen ... zugegangen“ wären. Sogar der „Herr Staatssekretär für die Auswärtigen Angelegenheiten“ sei bei Besuchen in London und Paris mit dem Fall konfrontiert worden. Das „von anscheinend ziemlich weiten, wenn auch linksgerichteten und daher Österreich wenig günstig eingestellten Kreisen wiederholt bekundete Interesse an diesem Straffall“ irritierte die zuständigen Stellen, umso mehr, als es nicht auf linke Kreise beschränkt blieb. Knapp vor dem Prozeß wandte sich auch der katholische Soziallehrer Johannes Messner, damals Professor an der Katholischen Fakultät der Wiener Universität, an den Justizminister und bat ihn, ein beigelegtes Schreiben des Sekretärs der „Catholic Social Guild“ aus Oxford prüfen zu wollen. Diesem Brief ist zu entnehmen, daß das „Londoner Soziologie-Institut", eine „wichtige Organisation für Sozialstudien“, an den österreichischen Kanzler und den Gesandten in London herangetreten war und um „Milderung des Urteils" ersucht habe, weil Jahodas „psychologische Forschungsarbeit, für die viele, besonders in England und Amerika, sehr viel Interesse haben und weshalb das Soziologie-Institut ihr eine Forschungsstelle angeboten hat“.[13]

Die österreichischen Stellen gaben schließlich nach und entließen Jahoda aus der Haft, allerdings mit der strikten Auflage, das Land umgehend zu verlassen.

6.

Als Dreißigjährige verließ Jahoda Ende Juli 1937 Österreich Richtung Großbritannien. Die in Aussicht gestellte Anstellung entpuppte sich zwar als ein Versprechen, das nur für den Interventionszweck gegeben worden war, Jahoda fand dennoch bald eine ihren fachlichen Fähigkeiten entsprechende Tätigkeit, was vor allem darauf zurückzuführen sein dürfte, daß sie vor der großen Emigrationswelle des März 1938 in London eintraf und daß ihr wissenschaftlicher Ruf in der Zwischenzeit gewachsen war. Ihre erste wissenschaftliche Arbeit war eine Nachfolgestudie zu *Marienthal:* In Südwales untersuchte sie die Wirkungen eines von Quäkern initiierten Selbsthilfeprogramms für Arbeitslose; eine Initiative, die jenen

den Bezug von Waren zum Selbstkostenpreis gewährte, die am Programm mitarbeiteten. Das Recht, die staatliche Arbeitslosenunterstützung zu beziehen, blieb unangetastet. Jahodas Erhebung kam zum Ergebnis, daß die Mitglieder des Programms, entgegen der Erwartung der philanthropischen Initiatoren, das Selbsthilfeprojekt nicht als Gelegenheit zu sinnvoller, autonom bestimmet Betätigung auffaßten, die von den Zwängen der gewöhnlichen industriellen Arbeit frei sei, sondern Gewohnheiten und Einstellungen, die sie in ihrem bisherigen Arbeitsleben eingeübt und erworben hatten, auf die neue Situation übertrugen. Die Bindung an die Arbeit und die Arbeitsanreize erfuhren unter den Bedingungen einer neuen Arbeitsorganisation keine prinzipielle Modifikation. Die Arbeit im Selbsthilfeprogramm erschien den Beschäftigten keine „wirkliche" Arbeit zu sein (1938). Dieses Resümee war für den Leiter der Quäkerorganisation niederschmetternd und sein Lebenswerk zerstörend. Da Jahoda sich ihm persönlich verpflichtet sah — Lord Forrester hatte nach dem Anschluß selbstlos mitgewirkt, Jahodas Mutter zur Emigration zu verhelfen —, verzichtete sie auf eine Veröffentlichung des Manuskripts.[14]

Die Entscheidung gegen die „publish or perish"-Maxime ist angesichts der Tatsache, daß sie von einer jungen, eben immigrierten Sozialforscherin getroffen wurde, besonders bemerkenswert. Für eine Exilantin oder Immigrantin, die vorübergehend oder ständig in einer unvertrauten und unbekannten Wissenschaftskultur versuchen mußte, Fuß zu fassen, wäre eine in der Nationalsprache publizierte Arbeit eine willkommene Referenz gewesen (1981 a). Die erste Exilpublikation datiert daher erst aus 1942 und behandelt in loser Anknüpfung an die nichtpublizierte Arbeit über das Selbsthilfeprojekt die Frage der Arbeitsanreize.

Jahoda blieb während der Kriegsjahre in England, anfangs als Forschungsstipendiatin der Universität Cambridge, später dann als Soziologin im „Ministry of Information". In den ersten Jahren im englischen Exil war Marie Jahoda neben ihrer wissenschaftlichen Arbeit im „Londoner Büro der österreichischen Sozialisten in Großbritannien" aktiv, wo sie mit Karl Czernetz die „Linie" der Revolutionären Sozialisten vertrat.[15] Für kurze Zeit war sie am Propagandasender „Radio Rotes Wien" beteiligt, der, nachdem sich die österreichischen Emigranten geweigert hatten, die mutmaßlichen Hörer ihrer Sendungen zur offenen Sabotage gegen die Nazis aufzurufen, geschlossen wurde.

Die alte Einheit von wissenschaftlicher und politischer Arbeit, die wechselseitige Befruchtung der „zwei Welten", konnte nicht bewahrt werden, wofür nicht nur die Emigration an sich verantwortlich war, sondern auch die politische Ernüchterung, die Erosion der Zukunftsgewißheit von einst — sozusagen des Auftauchen aus der „großartigen Illusion" — und die tiefe Kluft innerhalb der sozialistischen Emigranten, wo sich Repräsentanten der alten Partei wie Oscar Pollak, und solche der neuen, in der Illegalität des Ständestaates formierten Strömung unversöhnlich, bis zur persönlichen Feindschaft gehend, gegenüberstanden.

Nach Kriegsende entschloß sich Jahoda, in die USA zu gehen, wie sie erinnernd erklärt, aus persönlichen Gründen. Vor ihrer endgültigen Übersiedlung nach New York hatte sie allerdings Fühler Richtung Österreich ausgestreckt, wie dem Briefwechsel Walter Wodaks zu entnehmen ist. Am 6. Juni 1946 schrieb Wodak, der offiziöse Vertreter der SPÖ in der Londoner Botschaft, an den aus dem Exil in den USA schon nach Österreich zurückgekehrten Julius Deutsch: *Mitzi Jahoda hat, wie sie mir mitgeteilt hat, sich an Genossen Renner gewendet und ihn um eine Einladung für einen Besuch in Österreich ersucht. Vielleicht könntest Du die Freundlichkeit haben, ihr einen solchen Brief von der Partei aus zu senden. Mizzi hat, wie es mir scheint, die Absicht, nach Österreich zurückzukehren, möchte aber vorerst auf Besuch kommen. Ich lege Dir eine Abschrift eines von ihr erfaßten Memorandums bei, aus dem ihre Pläne für einen derartigen Besuch hervorgehen.* Die Antwort Deutschs war knapp und unzweideutig: *Mizzi Jahoda können wir nicht einladen, weil wir niemand einladen. Wenn sie kommt, wird sie gewiß willkommen sein, wie jeder, der herkommt und hier mitarbeiten will.*[16]

Marie Jahoda arbeitete die nächsten dreizehn Jahre in den USA, ehe sie wieder nach England übersiedelte. In New York zuerst als Mitarbeiterin von Horkheimer, der zu dieser Zeit im Auftrag des American Jewish Research Commiteedie große Vorurteilsstudie, *Studies in Prejudice,* leitete, wozu Jahoda eine Teilstudie beitrug (1950), später dann am Bureau for Applied Social Research, dem Nachfolger der Wiener Forschungsstelle, und schließlich von 1949 bis 1958 als Professor für Sozialpsychologie an der New York University.

Anmerkungen:

* Arbeiten von Jahoda werden nur mit einer Jahreszahl direkt im Text zitiert.

1 Diese von Otto Bauer 1924, 21, geprägte Formel verwendete Jahoda im Interview 1985, vgl. auch 1983.
2 Lazarsfeld 1927, 98, daraus auch das folgende Zitat.
3 Lazarsfeld 1975, 149ff. Zu den sich darauf stützenden Darstellungen vgl. Kern 1982, I62ff.; Käsler 1984, 621 und 632; Knoll u. a. 1981, 87ff.; Neurath 1983, 155ff. und Pollak 1981.
4 Landesgericht für Strafsachen Wien, ZI. Vr 10 981/36, Wiener Stadt- und Landesarchiv. Vgl. Fleck 1988.
5 Sie wird in allen deutschsprachigen Ausgaben falsch zitiert, richtig wäre: Danzinger.
6 Auf Unstimmigkeiten über die zu wählenden Autorenhinweise verweist, daß hier von *dem* Herausgeber und seinem nicht mehr bestimmbaren Anteil die Rede ist. Damit konnte unmöglich das Kollektiv „Forschungsstelle", sondern nur dessen Leiter Lazarsfeld gemeint sein.
7 Jahoda 1981, 220, berichtet, daß die Erstauflage bald nach dem Erscheinen den Bücherverbrennungen zum Opfer fiel.
8 Von Wiese 1933/34,96. Bezeichnenderweise wird in keiner der mir bekannten Rezensionen Lazarsfelds Name erwähnt.
9 Jahoda 1933a; Lazarsfeld/Zawadzki 1935; Eisenberg/Lazarsfeld 1938.
10 Wiggershaus 1986, 192; Landesgericht für Strafsachen Wien, ZI. Vr 10 981/36.
II *Arbeiter-Zeitung* vom 6. Jänner 1937.
12 Die folgende Darstellung nach den Akten des Strafverfahrens gegen Marie Jahoda, Landesgericht für Strafsachen Wien, ZI. Vr 10 981/36.
13 Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (DÖW) Wien, Akt 6414.
14 Eine gekürzte englische Version ist in Fryer/Ullah 1987 1 ff., enthalten, eine deutsche Übersetzung erscheint 1988.
15 Vgl. die Darstellung der österreichischen Exilpolitik in Großbritannien bei Maimann 1975.
16 Wodak 1980, 165 und 176f.

Literatur:

Otto Bauer, *Die Arbeiterjugend und die Weltlage des Sozialismus.* Wien 1924, jetzt in: Otto Bauer, *Werke,* Wien 1976, Bd. 2, 867ff.
Philip Eisenberg/Paul F. Lazarsfeld, „The Psychological Effect of Unemployment", in: *Psychological Bulletin* 35, 1938.
Christian Fleck, Einleitung zu: Jahoda 1988.
David Fryer/Philip Ullah, *Unemployed People. Social and Psychological Perspectives.* Milton Keynes 1987.
Marie Jahoda, (1926), „Koedukation", in: *Schulkampf* Heft 3 Juni/Juli.
Marie Jahoda, (1927), „Berufsprobleme in individualpsychologischer Beleuchtung", in: *Die sozialistische Erziehung,* 7. Jg., *Die Praxis,* 6. Jg., 274—275.
Marie Jahoda, (1928), „Kathederkapitalismus", in: *Arbeit und Wirtschaft.* Sp. 501—504.
Marie Jahoda, (1933), *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkung langdauernder Arbeitslosigkeit.* Mit einem Anhang: Zur Geschichte der Soziographie. Bearbeitet und herausgegeben von der Österreichischen Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle, in: Psychologische Monographien Bd. 5, hrsg. von Karl Bühler, Leipzig.
Marie Jahoda, (1933a), „The Influence of Unemployement on Children and Young People in Austria", in: *Children. Young People and Unemployment. A Series of Enquiries into the Effects of Unemployement on Children and Young People,* (The Save the Children International Union) Geneva Part II, 115—138.
Marie Jahoda, (1936), „Autorität und Erziehung in der Familie, Schule und Jugendbewegung Österreichs", in: *Studien über Autorität und Familie.* Forschungsberichte aus den Institut für Sozialforschung. Paris, 706—725.
Marie Jahoda, (1937), „Die Intellektuellen und die revolutionäre Bewegung in Österreich", in: *Der Kampf.* N. F., 16—22 (Pseudonym: M. Mautner).
Marie Jahoda, (1938), „Unemployed Men at Work: A Study of the Substistence Production Scheme in South Wales", (unpublished), gekürzte englische Ausgabe in: Fryer/Ullah, 1987 1—73, deutsche Übersetzung des Originals 1988.
Marie Jahoda, (1942), „Incentives to Work. A Study of Unemployed Adults in a Special Situation", in: *Occupational Psychology.* 16, 20—30.

Marie Jahoda, (1950), *Anti-Semitism and Emotional Disorder. A Psychoanalytic Interpretation* (gemeinsam mit Nathan W. Ackerman), New York, in: *Studies in Pre/udice,* ed. by Max Horkheimer and Samuel H. Flowerman, No. 5.
Marie Jahoda, (1960), *Die Arbeitslosen von Marienthal* (gemeinsam mit Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel). Allensbach (spätere Auflagen: Frankfurt).
Marie Jahoda, (1977), *Freud and the Dilemma of Psychology.* London (deutsche Ausgabe Frankfurt 1985).
Marie Jahoda, (1979), „Ich habe die Welt nicht verändert. Gespräch mit Marie Jahoda", in: Mathias Greffrath (Hrsg.), *Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern.* Reinbek, 103—144.
Marie Jahoda, (1981), „Aus den Anfängen der sozialwissenschaftlichen Forschung in Österreich", in: N. Leser (Hrsg.), *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit.* Wien, 216—222.
Marie Jahoda, (1981a), „To Publish or Not to Publish?", in: *Journal of Social Issues,* 37, 208—220.
Marie Jahoda, (1982), *Employment and Unemployment. A Social-Psychological Analysis.* Cambridge (deutsche Ausgabe 1983).
Marie Jahoda, (1983), *Des Menschen hohe Braut. Arbeit, Freizeit. Arbeitslosigkeit. Franz Kreuzer im Gespräch mit Marie Jahoda fünfzig Jahre nach der Untersuchung „Die Arbeitslosen von Marien- tahl",* Wien.
Marie Jahoda, 1985, Interview mit Prof. Marie Jahoda, Interviewer: Robert Knight, DÖW-Sammlung unveröffentlichter Interviews Nr. 279.
Marie Jahoda, 1986, „The Social Psychology of the Invisible: An Interview with Marie Jahoda". David Fryer in: *New Ideas in Psychology.* Vol. 4, 107—118.
Marie Jahoda, (1987), Interview mit Marie Jahoda, Interviewer: Christian Fleck, Oral History-Samm- lung des Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich. Graz.
Marie Jahoda, (1988), *Arbeitslose bei der Arbeit. Die Nachfolgeuntersuchung zu „Marienthal" aus dem Jahr 1938.* Hrsg. und eingl. von Christian Fleck, Frankfurt.
Dirk Käsler, *Die frühe deutsche Soziologie 1909 bis 1934 und ihre Entstehungs-Milieus. Eine wissenschaftssoziologische Untersuchung.* Opladen 1984.
Horst Kern, *Empirische Sozialforschung. Ursprünge. Ansätze. Entwicklungslinien.* München 1982.
Reinhold Knoll/Gerhard Majce/Hilde Weiss/Georg Wieser, „Der österreichische Beitrag zur Soziologie von der Jahrhundertwende bis 1938", in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozial- psycholgie,* Sonderheft 23: *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918—1945.* hrsg. von M. Rainer Lepsius, Opladen 1981.
Paul F. Lazarsfeld, „Marxismus und Individualpsychologie", in: *Die sozialistische Erziehung,* 6. Jg. 1927.
Paul F. Lazarsfeld/Bohan Zawadzki, „The Psychological Consequences of Unemployment", in: *Journal of Social Psychology,* 1935.
Helene Maimann, *Politik im Wartesaal. Österreichische Exilpolitik in Großbritannien 1938—1945.* Wien 1975.
Paul Neurath, „Paul F. Lazarsfeld — Leben und Werk", in: *Franz Kreuzer im Gespräch mit Marie Jahoda fünfzig Jahre nach der Untersuchung „Die Arbeitslosen von Marienthal",* Wien 1983.
Michael Pollak, „Paul F. Lazarsfeld — Gründer eines multinationalen Wissenschaftskonzerns", in: Wolf Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin,* Band 3, Frankfurt 1981.
Leopold von Wiese, Rezension von „Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langdauernder Arbeitslosigkeit", in: *Kölner Vierteljahreshefte,* 1933/34.
Rolf Wiggerhaus, *Die Frankfurter Schule. Geschichte, theoretische Entwicklung, politische Bedeutung.* München 1986.
Walter Wodak, *Diplomatie zwischen Parteiproporz und Weltpolitik. Briefe, Dokumente und Memoranden aus dem Nachlaß Walter Wodaks 1945—1950,* hrsg. u. eingel. von Reinhold Wagnleitner, Salzburg 1980.

PAUL NEURATH

Paul F. Lazarsfeld in Emigration und (teilweiser) Remigration

1 . EINLEITUNG

Daß mit der Vertreibung zahlreicher Wissenschaftler aus Zentraleuropa durch politische und rassische Verfolgung, Faschismus und Krieg nicht nur diese Wissenschaftler selbst, sondern vielfach auch ganze Wissenschaftszweige in ihrer Entwicklung gröblich gestört wurden und diese Wissenschaftszweige dann erst nach dem Krieg langsam wieder aufgebaut werden konnten, zum Teil sogar unter Mithilfe der vormals Vertriebenen selbst, ist weithin bekannt, zum Beispiel auf dem Gebiet der Nuklearphysik wegen des entscheidenden Anteils vertriebener europäischer Wissenschaftler an der Entwicklung der Atombombe in Amerika.

Es ist weit weniger bekannt in bezug auf andere Wissensgebiete, etwa die Sozialwissenschaften, die nicht mit so spektakulären Ergebnissen aufzuwarten haben. Und doch hätte zum Beispiel die Massenkommunikationsforschung, die heute vielfach als eine typisch amerikanische Erscheinung gilt, wahrscheinlich eine ganz andere Richtung genommen, wäre nicht der Wiener Emigrant Paul Lazarsfeld im Jahre 1937 zum Direktor des ersten amerikanischen Großprojekts auf diesem Gebiet ernannt worden, und das deshalb, weil er schon 1932, als in Amerika noch kein Mensch an wirklich großangelegte Höreruntersuchungen dachte, eine solche für Radio Wien durchgeführt hatte, mit den Antworten von 110.000 Hörern auf 38.000 eingesandten Fragebögen.[1]

Ähnliches gilt für die Wählerforschung, der Lazarsfeld mit seiner 1940 durchgeführten und 1944 veröffentlichten Studie über die Einflüsse sozialer Background-Faktoren, Massenmedien und Parteienpropaganda auf die Wählerentscheidungen neue Wege wies.[2]

Es würde zu weit führen und wäre wohl auch etwas zu technisch, wollte ich versuchen, Lazarsfelds bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der empirischen Sozialforschung und damit auf die ganze Richtung zu umreißen, die die moderne Soziologie in den vierziger und fünfziger Jahren nahm: weg von der traditionellen, mehr spekulativen Gesamtschau der menschlichen Gesellschaft und mehr hin zu einer empirischen Betrachtungsweise von gesellschaftlichen Problemen anhand von in empirischen Untersuchungen gewonnenem Datenmaterial. Im vorliegenden Zusammenhang sei nur kurz eine der klassischen Studien auf diesem Gebiet erwähnt: *Die Arbeitslosen von Marienthal,* von Lazarsfeld, Jahoda und Zeisel über die Wirkung langdauernder totaler Arbeitslosigkeit auf eine kleine Industriegemeinde. Begonnen 1930, erschienen 1933 und noch im gleichen Jahr mitverbrannt bei der großen Bücherverbrennung, war dies das Werk dreier junger Wiener Sozialwissenschaftler, die alle nachher noch Bedeutendes leisteten in ihren respektiven Wissensgebieten — aber eben in der Emigration in Amerika und in England.[3]

Diesen besonderen Aspekt, daß mit der Vertreibung so vieler Menschen, einschließlich so vieler junger Wissenschaftler, auch die damals sich in ihren Arbeiten schon abzeichnende neuere Entwicklung in den betreffenden Wissenschaften jäh unterbrochen wurde, machte besonders Mathias Greffrath klar in einer Serie von Interviews im Westdeutschen Rundfunk, von denen er einige veröffentlichte in einem Band *Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern.*[4] Zur Zeit dieser Interviews in den siebziger Jahren waren alle seine Gesprächspartner bereits international anerkannte Nationalökonomen, Politikwissenschaftler, Soziologen usw., die, so wie die Autoren von *Marienthal.* schon in jungen Jahren noch vor ihrer Emigration beachtliche Leistungen erbracht hatten, aufgrund deren man erwarten konnte, daß sie Bedeutendes zu der damals sich anbahnenden neueren Entwicklung in den Sozialwissenschaften beitragen würde — was sie nachher auch wirklich taten; aber eben in ihren respektiven Emigrationsländern, während die Entwicklung in Zentraleuropa weitgehend unterbrochen wurde. (Marie Jahoda. eine der Autoren von *Marienthal,* war auch Greffraths Gesprächspartnerin.)

3. POLITISCHF ANFÄNGE STUDIUM VON MATHEMATIK UND PSYCHOLOGIE

Paul Lazarsfeld wurde 1901 in Wien geboren. Sein Vater war Rechtsanwalt, seine Mutter, Sophie Lazarsfeld, Psychologin, eine Schülerin von Alfred Adler, und später bekannt durch ihr Buch *Wie die Frau den Mann erlebt.* Es war bedeutsam für seine spätere Entwicklung und letztlich indirekt mitbestimmend für seine Emigration nach Amerika, daß in seinem Elternhaus schon vor dem Ersten Weltkrieg die führenden Intellektuellen der Sozialdemokratischen Partei verkehrten, Leute wie Victor und Friedrich Adler, Otto Bauer, Rudolf Hilferding, Karl Renner und andere. Er sagte einmal von sich selbst: „Ich wurde Sozialist, wie ich Wiener wurde: durch Geburt."

Er wurde früh politisch aktiv. Nachdem Friedrich Adler im Oktober 1916 den damaligen Ministerpräsidenten Graf Stürgkh erschossen hatte, um mit dem unweigerlich zu erwartenden Prozeß ein Forum zu schaffen, vor dem er seine und seiner engeren Parteifreunde Antikriegsgesinnung öffentlich zum Ausdruck bringen konnte — was Stürgkh damit zu verhindern gesucht hatte, daß er nicht einmal das Parlament, ja nicht einmal dessen Parteiobmänner zusammentreten ließ —, nahm der damals noch nicht Siebzehnjährige an Demonstrationen innerhalb und außerhalb des Gerichtssaals, für Adler und gegen den Krieg, teil; einmal wurde er dabei verhaftet.

1919 gründete Lazarsfeld zusammen mit seinem Freund Ludwig Wagner und anderen die „Vereinigung Sozialistischer Mittelschüler". Beginnend 1924, leitete er durch mehrere Jahre, zum Teil ebenfalls mit Ludwig Wagner, Sommer- und Winterkolonien der Sozialistischen Mittelschüler, von denen insbesondere die erste ein Experiment in sozialistischer Gemeinschaftserziehung war. Statt, wie üblich, nur Sechs- bis Vierzehn- oder nur Vierzehn- bis Achtzehnjährige, nahmen sie in diese Kolonie Sechs- bis Achtzehnjährige auf und übertrugen den Älteren zum Beispiel die Verantwortung für Disziplin bei Tisch und in den Schlafsälen, mit möglichst wenig Eingreifen seitens der Erwachsenen. Das Ergebnis war, daß nach einigen unruhigen Tagen — bis sie alle, Jüngere und Ältere, sich in ihre Rolle gefunden hatten — die Kolonie sich wesentlich ruhiger verhielt als sonst üblich.[5]

All das war gedacht als Beitrag zur Erziehung des „Neuen Menschen", für den Sozialismus, den sie damals in ihrer jugendlichen Begeisterung und mit den Erfolgen des „Roten Wien" vor Augen für die nicht allzuferne Zukunft erhofften.

Allerdings kam schon in den zwanziger Jahren, insbesondere mit dem 15. Juli 1927, die Ernüchterung, aus der heraus Lazarsfeld einmal formulierte, daß *die herauf ziehende Revolution vor allem Nationalökonomen brauche (ein Hinweis auf die sozialistische Vorkriegsliteratur); daß die siegreiche Revolution sich auf Ingenieure stütze (eine Anspielung auf Rußland); und daß die verlorene Revolution aus uns Sozialpsychologen gemacht habe. Unter Sozialpsychologie verstanden wir das quantitative Studium von Massenerscheinungen*.[6]

Seine akademische Laufbahn begann Paul Lazarsfeld — übrigens unter dem Einfluß von Friedrich Adler, der ja selbst Mathematiker und Physiker war — mit einem Doktorat in angewandter Mathematik und als Lehrer für Mathematik und Physik an einem Wiener Gymnasium.

Durch seine sozialistischen Erziehungsexperimente wurde Lazarsfeld mit Siegfried Bernfeld bekannt, einem damals schon sehr renommierten jüngeren Psychologen (geboren 1892), der, vielfach unter dem Einfluß der Deutschen Jugendbewegung, neue Wege vor allem der Erziehung in Gemeinschaften vorschlug. *(Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung,* 1925) Bernfeld empfahl Paul Lazarsfeld, die Vorlesungen von Karl und Charlotte Bühler am damals neugegründeten Institut für Psychologie zu besuchen. Dort fiel er Charlotte Bühler auf — vor allem durch die statistische Änalyse von mehreren hundert Fragebogen von Lehrlingen, die aus einer Befragung stammten, die Otto Felix Kanitz, einer der damaligen Führer der Sozialistischen Arbeiterjugend, durchgeführt und aus der dieser in einer Versammlung eindrucksvolle Stellen vorgelesen hatte.[7]

Charlotte Bühler machte Lazarsfeld bald zu ihrem Assistenten, zunächst, um ihren Schülern die Anfangsgründe der Datenerhebung und der Statistik beizubringen — beides damals von Psychologen noch relativ wenig betrieben. Später trug Paul Lazarsfeld dann auch Jugend- und allgemeine Psychologie vor.

Das war allerdings eine nur sehr mäßig honorierte Teilzeitbeschäftigung. Wollte er, seiner eigenen Neigung folgend, sich ganz der Sozialpsychologie widmen, dann mußte er erst Ersatz für sein Gehalt als Mittelschullehrer finden. Für seine erste Idee in dieser Richtung, nämlich eine eigene Abteilung für Sozialpsychologie am Bühler-Institut einzurichten, fehlte es vor allem an den nötigen Mitteln. Außerdem aber war die Universität auf diese Art von Neuerung noch nicht eingerichtet. Damals hätte Lazarsfeld gerne, beeinflußt von Bühlers Theorie des Handelns, die einzelnen psychologischen Schritte untersucht, die zu Wählerentscheidungen führen — ein, wie er später einmal schrieb, nicht sehr geeignetes Thema für einen jungen sozialistischen Assistenten an einer politisch sehr konservativen Universität.

Ein zufälliges Gespräch mit einer Studentin brachte Lazarsfeld auf eine Lösung für beide Probleme. Die Studentin hatte ihm erzählt, daß sie für eine amerikanische Firma ein paar Interviews machen mußte, warum Käufer eine bestimmte Art von Seife bevorzugten. Da meinte Lazarsfeld, daß, wenn Firmen bereit wären, für eine derartige Befragung etwas Geld auszugeben, sich das vielleicht auch in größerem Ausmaß organisieren lassen müßte, wodurch sein Gehaltsproblem gelöst werden könnte. Außerdem aber, wie er vierzig Jahre später schrieb, war er der Meinung, daß *das Methodenproblem, das ich im Auge hatte, sich mit Hilfe von Material über Konsumentscheidungen erheblich leichter lösen lassen [würde].*

Das war der Ausgangspunkt für meine Wiener Marktstudien: die sich ergebende methodologische Äquivalenz von sozialistischen Wählerentscheidungen und dem Kauf von Seife.[8]

3. DIE „WIENER WIRTSCHAFTSPSYCHOLOGISCHE FORSCHUNGSSTELLE“

Mit Unterstützung von Karl und Charlotte Bühler gründete Lazarsfeld die „Wiener Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle“, ein kleines Marktforschungsinstitut, dessen Spezialität die Anwendung psychologischer und sozialpsychologischer Forschungsmethoden auf Konsumentenverhalten und Käuferpräferenzen war, was gleichzeitig die Anwendung psychologischen Wissens auf praktische Probleme und die Gewinnung neuer sozialpsychologischer Erkenntnisse aus der Analyse der letzteren ermöglichte. Und es sollte, so hofften Lazarsfeld und seine Mitarbeiter, auch bescheidene Gehälter für sie alle bringen können und womöglich auch etwas Geld für rein akademische sozialpsychologische Forschung, für die, abgesehen von gelegentlichen kleinen Subventionen für kleinere Forschungsprojekte, Geld normalerweise nicht aufzutreiben war.

Jahrzehnte danach sagte Marie Jahoda dazu im Interview mit Greffrath: *Wir haben eine ganze Reihe von Marktuntersuchungen gemacht... aber immer mit dem Hintergedanken: wieviel Geld kriegen wir für das, was wir noch lieber machen wollten*?[9]

Der interessanteste und für die spätere Entwicklung der Sozialforschung bedeutendste Aspekt dieser Neugründung aber war ihre Organisationsform: als ein privater Verein, der kommerzielle Auftragsforschung übernehmen konnte — was damals für ein richtiges Universitätsinstitut noch vollkommen unmöglich gewesen wäre —, aber mit gleichzeitiger eindrucksvoller Verbindung zur Universität und zur Wirtschaft. Im Präsidium saßen neben Professor Karl Bühler als Präsident noch der Präsident der Wiener Handelskammer (damals der ehemalige Bundeskanzler Ernst von Streeruwitz), der Generalsekretär der Wiener Kammer für Arbeiter und Angestellte und der Generalsekretär der Niederösterreichischen Landwirtschaftskammer.

In einem etwa vierziggliedrigen Beirat saßen neben bekannten Universitätsprofessoren (wie zum Beispiel dem Psychiater Otto Pötzl, den Nationalökonomen Ludwig von Mises und Richard Strigl — letzterer war damals Direktor des Österreichischen Konjunkturforschungsinstituts —, Oskar Morgenstern und anderen) und einigen hohen Regierungsbeamten leitende Direktoren einiger der bekanntesten Wiener Industrie- und Handelsbetriebe, wie zum Beispiel Direktoren von Mautner-Markhof, Gerngroß, Meinl, Delka, Bally, Städtische Versicherung und andere.[10]

Lazarsfeld war Direktor, blieb aber gleichzeitig Assistent bei Charlotte Bühler. Die meisten seiner Mitarbeiter waren damalige oder ehemalige Schüler am Bühler-Institut, die nun ihre Arbeit an der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle mit denselben Methoden, mit

derselben Objektivität und mit derselben Gründlichkeit betrieben, wie man sie von jedem Universitätsinstitut erwarten konnte.

Damit hatte die Forschungsstelle nach außen hin das Prestige — wenn auch natürlich nicht die legale Stellung — eines Universitätsinstituts und gleichzeitig Zugang zu einer Reihe großer Industrie- und Handelsfirmen, von denen man sich Aufträge erwarten konnte.

Ohne daß man das damals schon in seiner ganzen Tragweite übersehen konnte, hatte Lazarsfeld damit die Grundform akademischer Sozialforschung geschaffen, wie wir sie heute, wenn auch in zahlreichen Variationen und Spielarten, in Amerika und in Europa, aber auch in anderen Ländern kennen. Davon sind manche enger, andere weniger eng mit den betreffenden Universitäten liiert. Aber sie alle haben das Eine gemeinsam, das damals in Wien das große organisatorische Novum war: daß sie zwar in irgendeiner Form mit der Universität liiert und zum Teil — manchmal durch Beistellung der Räume, durch Deckung eines Teiles der Betriebskosten usw. — etwas von dieser subventioniert sind, daß sie sich aber im wesentlichen durch Auftragsforschung von außen her selbst finanzieren; daß sie aber gleichzeitig in ihrer Arbeitsweise einigermaßen wie reguläre Universitätsinstitute funktionieren, zumeist mit Professoren als Direktoren und mit akademisch geschulten Kräften als Abteilungs- und Projektleiter und vielfach mit Studenten oder ehemaligen Studenten als voll- oder als nebenberuflich tätige Mitarbeiter.

Wobei man daran erinnert sei, daß es damals die heutigen vielfachen Finanzierungsmöglichkeiten für Sozialforschung, teils durch private Stiftungen und Foundations, teils durch öffentliche Aufträge von Regierungsstellen und Gemeindeverwaltungen und so weiter, noch gar nicht gab, sodaß, wer Sozialforschung in größerem Ausmaß betreiben und dabei neue Methoden entwickeln wollte, das so gut wie nur im Wege von kommerzieller Auftragsforschung tun konnte. Darüber hinaus gab es auch die für solche Forschung nötigen geschulten Kräfte noch nicht, weil die Methodik der Sozialforschung, heute ein selbstverständlicher Gegenstand, damals an Universitäten noch nicht gelehrt wurde, sodaß diese Institute vor allem in den ersten Jahrzehnten, und eben insbesondere die Wiener Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle, die nötigen Hilfskräfte auch erst noch ausbilden mußten. Hinzu kam noch, daß durch die ersten Jahrzehnte (und zum Teil auch heute noch) die Universitäten sich gegenüber allem, was mit Massenbefragung und mit maschineller Verarbeitung der Daten zu tun hatte, eine recht ablehnende Haltung einnahmen und das alles als eine einer Universität unwürdige handwerkliche Tätigkeit abtaten.

Es war Lazarsfelds großes Verdienst, nicht nur diese Organisationsform erfunden, sondern mit der hohen wissenschaftlichen Qualität der in diesen Instituten geleisteten Arbeit und den dazugehörigen Publikationen die empirische Sozialforschung an den Universitäten sozusagen hoffähig gemacht zu haben.

Es liegt auf der Hand, daß das alles nicht nur die Wirkung eines einzigen jungen Mannes sein konnte, der da in Wien, aus der Not eine Tugend machend, ein kleines Forschungsinstitut gegründet hatte. Das Ganze war natürlich nur möglich im Rahmen von größeren gesellschaftlichen Entwicklungen, die zum Beispiel dazu führten, daß im Zeitalter der steigenden Massenproduktion und -konsumation Produzenten und Verkaufsfirmen Information über Konsumentenverhalten und Käuferpräferenzen benötigten; und daß, da vor allem das Umsichgreifen der Wirtschaftskrise mehr und mehr Eingriffe von Regierungen in das wirtschaftliche Leben erforderte, diese zur Planung und Durchführung von Stützungs- und Arbeitsbeschaffungsprogrammen mehr und mehr Information über soziales Verhalten und über die tatsächlichen oder die zu erwartenden Folgen von geplanten Maßnahmen benötigten. Wobei die auf rein zensusartige Erhebungen eingestellten statistischen Zentralämter oder die sehr viel mehr auf theoretische Analysen eingerichteten Universitäten diese Art von Information kaum liefern konnten.

Gleichwohl ist aber festzuhalten, einen wie entscheidenden Anstoß zum Beispiel diese Anfänge in Wien und die weitere Arbeit der aus Wien vertriebenen jungen Wissenschaftler für die spätere Entwicklung in Amerika bedeutete — wovon sie das meiste, wenn auch vielleicht in etwas kleinerem Maßstab, auch in der Heimat hätten leisten können.

Aber zurück zu Lazarsfeld und den Anfängen in Wien. Trotz des eindrucksvollen Präsidiums und Beirates waren Aufträge vor allem in den ersten Jahren schwer zu bekommen,

weil damals die Industrie selbst noch nicht wußte, wie nützlich gute Marktforschung sein kann. Vierzig Jahre später beschrieb das Hans Zeisel, einer von Lazarsfelds frühesten und langjährigsten Mitarbeitern, sehr hübsch: *Marktforschung zu verkaufen war damals ungefähr so einfach, wie ein Zweirad zu verkaufen an jemanden, der von so einer Maschine noch nie gehört hatte. Etwa so: Ich möchte Ihnen eine Maschine verkaufen, die aus zwei Rädern besteht, auf denen Sie sich bequem, rasch und ohne Schwierigkeiten weiterbewegen können. Ungefähr so leicht war es, die ersten Marktforschungsstudien zu verkaufen.*[11]

Sie untersuchten Käufergewohnheiten und -haltungen betreffend Tee, Kaffee, Zucker, Essig, Schokolade, Herrenhemden, Blumen, Schuhe, Parfüms und so weiter. Als eine große Wäscherei mit vielen Filialen wissen wollte, warum die Hausfrauen ihre Wäsche nicht dahin brachten, drehten sie die Frage um: Wann machten die Hausfrauen eine Ausnahme und brachten ihre Wäsche dorthin? Und so lernte die Wäscherei, in den Tageszeitungen Notizen von Hochzeiten, Geburten, Sterbefällen und so weiter zu verfolgen und bei diesen Gelegenheiten den Familien ihre Dienste anzubieten. — Als eine Wiener Firma versuchte, den ersten Löskaffee einzuführen, damals noch in Form von kleinen, in Staniol verpackten Würfeln, machte die Forschungsstelle, etwas skeptisch gegenüber der Bereitschaft der Wiener für diese Neuerung, auf eigene Faust eine kleine Präliminarstudie, die rasch das erwartete Ergebnis zeitigte: Die meisten Wiener waren offenbar nicht gewillt, ihren traditionellen Kaffee samt dem ganzen dazugehörigen, durch lange Tradition geheiligten Zubereitungsritual aufzugeben für eine Art von Suppenwürfel, den man einfach in heißem Wasser anrührte. Das mochte etwas sein für Bergwanderer und ähnlichen Randgruppen. Ich höre noch immer, wie mir einmal in Amerika ein ehemaliger Mitarbeiter der Forschungsstelle die folgende Geschichte erzählte und dabei ein altes Weiberl nachmachte, das er interviewt hatte: „Schaun's, mir san ja arm — aber a echt's Kaffeetscherl können mir uns immer no leisten."

Mit diesem Ergebnis in der Tasche sprach er beim Direktor der Firma vor, um vielleicht einen Auftrag für eine größere Untersuchung zu bekommen. Er wurde hohnvoll abgewiesen: Die Firma und ihre Vertreter wüßten selbst am besten Bescheid über die Absatzmöglichkeiten ihrer Produkte, sie brauchten keine Belehrung darüber von Außenseitern mit irgendwelchen neumodischen Marktuntersuchungen. No ja, schon gut, er hatte ja nur gemeint. Nahm seine Studie wieder mit und legte sie in die Schublade. Bis nach etwa sechs Wochen der erwartete Telefonanruf kam: Der Herr Direktor lassen bitten.

Sehr nützlich war für die jungen Forscher ein Brief, in dem Manfred Mautner-Markhof ihnen auf eindrucksvollem Firmenpapier bestätigte, daß dank der Empfehlungen, die aus einer ihrer Marktuntersuchungen resultierten, die Firma den Umsatz eines bestimmten Produkts innerhalb eines Jahres um 27 Prozent erhöhen konnte; samt der Erlaubnis, den Brief als Werbematerial zu verwenden.[12]

4. *DIE ARBEITSLOSEN VON MARIENTHAL*

Das nachmals berühmteste nicht-kommerzielle Produkt der Forschungsstelle war die schon erwähnte Studie über *Die Arbeitslosen von Marienthal.* Im Gespräch mit Greffrath erzählt Marie Jahoda über die Entstehungsgeschichte, daß sie, alle aktive junge Sozialisten, gerne eine Untersuchung machen wollten, bei der sie ihr Wissen in den Dienst der Arbeiterschaft und ihrer Partei stellen konnten. Was ihnen dabei vorschwebte, war, zu untersuchen, wie die Arbeiter, die erst zwölf Jahre zuvor mit der Revolution von 1918 und dem damit eroberten 8-Stundentag (damals noch mit einer 48-Stundenwoche) die neu gewonnene Freizeit gestalteten. Als sie Otto Bauer diese Idee vortrugen, hat er mit Recht die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gesagt: *„Uber die Freizeit? Wenn das Problem ist. Arbeitszeit zu haben? Warum schaut ihr nicht auf die Arbeitslosigkeit?" Er hat uns auf Marienthal aufmerksam gemacht, das für diese Studie so außerordentlich geeignet war, weil es eine kleine Gemeinde war.*[13]

Praktisch der ganze Ort Marienthal — etwa 30 km südlich von Wien, heute ein Teil von Grammatneusiedel — hatte von einer mitten im Ort gelegenen großen Textilfabrik gelebt, die mit dem Zusammenbruch der Monarchie ihre Absatzmärkte verloren hatte und schon Mitte der zwanziger Jahre teilweise stillgelegt worden war. Die große Wirtschaftskrise hatte

dann ihr und damit dem ganzen Ort den Rest gegeben, die letzten Maschinen wurden verkauft, und praktisch der ganze Ort lebte fast ausschließlich von Arbeits- und Notstandsunterstützung. Arbeit außerhalb gab es so gut wie keine, weil ja auch die Umgebungsorte, so wie das ganze Land, unter Arbeitslosigkeit litten, wenn auch nicht so total wie Marienthal mit seiner einzigen — und nunmehr stillgelegten — Fabrik.

Ich kann nicht im Detail auf diese sowohl zeitgeschichtlich wie methodologisch bedeutsame Studie näher eingehen. Ich kann nur kurz andeuten: Da es damals noch so gut wie keine Vorbilder für eine solche Untersuchung gab — außer vielleicht die großen englischen Untersuchungen um die Jahrhundertwende über die Armut in London und in New York, oder die ersten amerikanischen Community studies —, mußten sie so gut wie alles, was letztlich an Konzepten und Forschungsmethoden in die Studie einging, Schritt für Schritt improvisieren, erfinden und entwickeln.

Es war eine damals noch völlig neuartige Verbindung von quantitativen Daten und qualitativer Beobachtung. In der Einleitung zu *Marienthal* heißt es dazu:

Was uns vorschwebte, war eine Methode der Darstellung, die die Verwendung exakten Zahlenmaterials mit dem Sicheinleben in die Situation verband... Aber das subjektive Moment, das jeder Beschreibung eines sozialen Tatbestandes anhaftet, haben wir auf ein Minimum zu reduzieren gesucht, indem wir alle Impressionen wieder verwarfen, für die wir keine zahlenmäßigen Belege finden konnten.[14]

Insbesondere für eine so politisch motivierte und sozialkritische Studie schien es notwendig, alles, was sie sagten, so mit objektivem Zahlenmaterial belegen zu können, daß niemand nachher sagen konnte: Gut, das mögen eure subjektiven Eindrücke sein, aber woher wissen wir, daß ihr nicht einfach ein paar tragische Einzelfälle herausgegriffen habt, um auf die Tränendrüsen der Leser zu drücken, allenfalls um Stimmung zu machen gegen die Regierung, die so etwas zuläßt?

In einem oft zitierten Beispiel belegten die Autoren der Studie auf einfache Weise den an sich ja zunächst nur sehr subjektiven Eindruck, daß den Menschen in dieser ausweg- und hoffnungslosen Situation, in der es kaum mehr irgendwelche regelmäßige sinnvolle Beschäftigung gab, die den Tagesablauf hätte regeln können, mehr oder weniger der Begriff für Zeit verloren ging: Mit der Stoppuhr in der Hand stellten sie fest, daß die Frauen im Durchschnitt wesentlich rascher über die Dorfstraße gingen und nur halb so oft zu Gesprächen stehen blieben wie die Männer; weil eben die Frauen doch noch irgendwelche sinnvolle, zeitgebundene Tätigkeiten hatten, wie etwa zu versuchen, täglich drei Mahlzeiten auf den Tisch zu stellen, die Kinder für die Schule zurechtzumachen usw., während für die Männer „auf der Straße sein" fast nur mehr sinnloses Herumlungern und reines Zeittotschlagen bedeuten konnte.[15]

Wie sehr über die Arbeitslosigkeit und die Hoffnungslosigkeit der Situation hinaus die rein materielle Not die Menschen zermürbt und wie hier schon relativ geringe Unterschiede innerhalb der insgesamt elend geringen zur Verfügung stehenden Geldmittel — von „Einkommen" konnte man nicht mehr gut reden, weil es sich fast durchwegs nur mehr um Arbeitslosen- oder Notstandsunterstützung handelte — zu Unterschieden in der Gesamthaltung führten, zeigten die Forscher anhand einer einfachen Tabelle: Erst teilten sie die insgesamt 478 Marienthaler Familien in vier — im Buch genau definierte — Haltungsgruppen ein, von „ungebrochen" bis „apathisch", und dann berechneten sie für jede dieser vier Haltungsgruppen, wieviel im Durchschnitt pro „Verbrauchseinheit" zur Verfügung stand. (Wobei für einen erwachsenen Mann 1.00 Verbrauchseinheit berechnet wurde; 0.8 für eine Frau und für Kinder zwischen 14 und 18 Jahren, und 0.6 Einheiten für Kinder unter 14 Jahren.)

Haltungsgruppe	*Durchschnittliches „Monatseinkommen" pro Verbrauchseinheit*
ungebrochen	34 Schilling
resigniert	30 Schilling
verzweifelt	25 Schilling
apathisch	19 Schilling

Schon eine Differenz von monatlich 5 Schilling heißt, nur mehr mit Sacharin kochen können, oder noch Zucker verwenden; die Schuhe in Reparatur geben können, oder die Kinder von der Schule zu Hause lassen müssen, weil sie nichts mehr an den Füßen haben; heißt, sich gelegentlich eine Zigarette zu drei Groschen leisten zu können, oder immer nur Stummeln auf der Straße aufklauben; 5 Schilling mehr oder weniger, das bedeutet die Zugehörigkeit zu einer anderen Lebensform.[16]

(Als Lazarsfeld 1935, noch als Rockefeller-Stipendiat, *Marienthal* bei einer der New Deal-Organisationen in Washington vorzeigte, die ebenfalls Studien über die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit betrieb, waren die Leute so beeindruckt, daß sie sofort eine sozusagen „inoffizielle" Übersetzung als internen Arbeitsbehelf machen ließen; einfach in ein paar Kopien auf dünnem Durchschlagpapier auf der Schreibmaschine heruntergeklopft. Das Lazarsfeld-Archiv in Wien besitzt noch eine dieser Kopien.)[17]

5. ALS ROCKEFELLER-STIPENDIAT IN AMERIKA (1933 BIS 1935)

Aufmerksam geworden durch seine damals in Europa noch ungewöhnliche Marktforschung und die *Marienthal-Studie,* offerierte die Rockefeller Foundation Lazarsfeld für 1933/34 ein sogenanntes „Reisestipendium". Damit konnte er sich ein Jahr lang in Amerika umsehen, wie dort Markt-, Sozial- und Arbeitsforschung betrieben wurde.

Nachdem er im Spätherbst 1933 in New York angekommen war, suchte er als einen der ersten Professor Robert Lynd an der Columbia University auf, um den berühmten Verfasser von *Middletown* kennenzulernen. Diese Arbeit Lynds hatte Lazarsfeld und seinen Mitarbeitern als eines der wenigen Vorbilder für die *Marienthal-Studie* gedient. (Am Rande sei vermerkt, daß umgekehrt Lynd im Folgeband *Middletown in Transition* wiederholt darauf hinweist, was an Anregung dazu er aus *Marienthal* gewonnen hatte.)[18]

Lynd fand Gefallen an dem jungen Mann, und Lazarsfeld blieb durch einige Monate bei ihm als Assistent in seiner Vorlesung über Sozialforschung — eine der ersten übrigens, die es in Amerika gab. Teils gleichzeitig, teils anschließend daran besuchte er eine Reihe von Universitäten, wo einzelne Professoren etwas Sozialforschung betrieben, einige Marktforschungsinstitute, Stellen in Washington, die Arbeitslosenforschung betrieben usw. Wobei er allerdings feststellen mußte, daß auch hier das meiste noch in den Anfängen steckte und manches noch nicht einmal soweit entwickelt war wie an der Wiener Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle. Wie Lynd mir einige Jahre später, als ich bereits sein und Lazarsfelds Schüler war, sagte: „He could think rings around them" (er — Lazarsfeld — konnte Ringe um sie herumdenken).

Wenige Monate nach Lazarsfeld Ankunft in New York kam es in Wien zu den Februarkämpfen 1934, seine Eltern und etliche Verwandte und viele Freunde wurden verhaftet (seine Eltern, weil sie durch einige Tage die Frau von Otto Bauer versteckt gehalten hatten). Wäre er selbst ein paar Monate später mit Ablauf seines Stipendiums nach Wien zurückgekommen, so hätte ihn als aktiven Sozialisten mit großer Wahrscheinlichkeit das Gleiche erwartet. In dieser schwierigen Situation ersuchte er die Rockefeller Foundation um Verlängerung seines Stipendiums um ein weiteres Jahr, was gewährt wurde.

Da es nach Ablauf dieses zweiten Jahres offenbar für ihn als Sozialisten in Österreich keine Zukunft mehr gab, beschloß Lazarsfeld, ganz in Amerika zu bleiben. Allerdings mußte er nach den amerikanischen Einwanderungsbestimmungen kurzfristig nach Wien zurück, da nur der Konsul im Heimatland sein Studentenvisum in ein permanentes Einwanderungsvisum umtauschen konnte. Letzteres bekam Lazarsfeld aufgrund einer ihm an einem Marktforschungsinstitut in Pittsburgh zugesagten Anstellung. An dieser Stelle wurde es jedoch plötzlich etwas dramatisch: Am Tag, nachdem er sein Visum bekommen hatte, kam ein Telegramm vom Direktor des Instituts, David Craig, Lazarsfeld solle nicht kommen. Er selbst, David Craig, hatte gerade seine eigene Stelle in Pittsburgh aufgegeben — und damit war die Lazarsfeld von Craig versprochene Anstellung hinfällig. Lazarsfeld besorgte sich gleichwohl um das letzte vom Stipendium noch übriggebliebene Geld eine Schiffskarte und kam im Oktober 1935 in New York an, wie viele andere vor ihm, ohne Geld und ohne

Job; noch nicht, wie viele andere nach ihm, aus der Heimat offiziell ausgewiesen oder am Leben bedroht, aber de facto doch schon als politischer Immigrant.

6. ALS POLITISCHER IMMIGRANT IN AMERIKA (AB 1935) DAS FORSCHUNGSZENTRUM AN DER UNIVERSITY OF NEWARK

Robert Lynd griff, wie später noch mehrmals, helfend ein und verschaffte Lazarsfeld eine Stelle als „Jugendinspektor" bei einem Arbeitsbeschaffungsprogramm in Newark im Staate New Jersey. (Newark ist, das sei hier für europäische Leser angemerkt, nur durch den Hudson-Fluß von New York getrennt.) Dabei war Lazarsfeld eigentliche Aufgabe, für die unter seiner Aufsicht stehenden jugendlichen Arbeitslosen nützliche Betätigung zu erfinden. Lynd hatte auch das schon mitbedacht. Er wußte, daß dasselbe Arbeitsbeschaffungsprogramm der Universität Newark 10.000 von Jugendlichen ausgefüllte Fragebogen zur Bearbeitung übergeben hatte und ließ den Präsidenten dieser Universität, Frank Kingdon, wissen, daß Lazarsfeld der geeignete Mann dafür sei, weil er so etwas, wenn auch in kleinerem Maßstab, schon erfolgreich in Wien gemacht hatte. Daraufhin bot Kingdon Lazarsfeld die Stelle an. Dieser schlug gleich bei der ersten Begegnung vor, daß die Universität mit diesem Großprojekt als Basis — mechanische Datenverarbeitung stand nicht zur Verfügung, alles mußte mit der Hand tabuliert werden, was Monate dauern würde, und die Arbeitskräfte standen vom Arbeitsbeschaffungsprogramm zur Verfügung — auch schon ein kleines Forschungsinstitut einrichten konnte. Das leuchtete Kingdon ein.[19]

Die Organisation war — bis auf das glamoureuse Präsidium und den Beirat — im wesentlichen dieselbe wie in Wien: lose mit der Universität liiert, die die Räume beistellte —in einer aufgelassenen Bierfabrik — und Lazarsfelds halbes Gehalt zahlte, wofür er die halben Wochenstunden eines regulären Instruktors unterrichtete, aber legal unabhängig von der Universität, sodaß das Institut sich durch Auftragsforschung von außen her finanzieren konnte: anfänglich durch das genannte Projekt, dann durch Arbeit für die lokale Schulbehörde, schließlich durch kommerzielle Marktforschung, für die Lazarsfeld irgendwie die Aufträge verschaffte.

Vierzig Jahre später betonte Lazarsfeld, daß er hier ganz bewußt die Wiener Organisation wiederholt hätte und es seines Wissens das erste Mal in Amerika gewesen sei, daß jemand gleichzeitig eine (halbe) Universitätsanstellung und die Leitung eines lose mit der Universität liierten Instituts, das sich zum größten Teil selbst finanzierte, innehatte. Was letztlich in Amerika Schule machte.[20]

Lazarsfelds an sich nicht einfache Jagd nach kommerziellen Marktforschungsaufträgen wurde dadurch etwas erleichtert, daß er sich schon während seiner Zeit als Rockefeller-Stipendiat als erste Autorität auf diesem Gebiet etabliert hatte. Insbesondere durch zwei nachmals viel zitierte und oft wieder abgedruckte Arbeiten: „The Psychological Aspect of Market Research" in der *Harvard Business Review* (1934)[21] und „The Art of Asking Why" („Die Kunst, nach dem Warum zu fragen") in der damals eben erst gegründeten Zeitschrift der American Marketing Society (19 3 5).[22] Dazu kamen die Kontakte mit Marktforschungsinstituten und individuellen Firmen, die er ebenfalls schon während seiner Stipendiatenzeit gemacht hatte.

7. DAS PRINCETON RADIO PROJECT

1936 kam der große historische Moment, nicht nur für Lazarsfeld selbst, sondern vor allem für die Entwicklung der Massenkommunikationsforschung in Amerika, aber auch für den indirekten Einfluß der Anfänge an der Wiener Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle auf diese Entwicklung. In diesem Jahr finanzierte die Rockefeller Foundation, auf Vorschlag des Psychologen Hadley Cantril, an der Princeton University ein zunächst für zwei Jahre geplantes, für die damalige Zeit ungewöhnlich großes Forschungsprojekt zum Studium der sozialen Implikationen des Radios für die Hörer. Zwar gab es schon zum Beispiel bei CBS (Columbia Broadcasting System) eine Abteilung für Hörerforschung unter

Frank Stanton, der nachher noch durch viele Jahre mit Lazarsfeld zusammenarbeitete und schließlich selbst Präsident von CBS wurde, aber dies hier war das erste Großprojekt in Massenkommunikationsforschung in Amerika. Robert Lynd, der Lazarsfelds eingangs erwähnte Hörerstudie für Radio Wien aus dem Jahre 1932 kannte, schlug ihn als Direktor für dieses Projekt vor. Die Stelle wurde Lazarsfeld angeboten und dieser nahm gerne an, aber unter einer für ihn charakteristischen Bedingung: daß, obwohl das Projekt nominell an die Princeton University gebunden war, die eigentliche Arbeit von seinen Mitarbeitern in seinem Forschungsinstitut in Newark zu machen sei. Damit wollte er sicherstellen, daß er nach Beendigung dieses Projekts weiterhin ein funktionierendes Institut unter seiner Leitung hatte. Das wurde bewilligt.

Und so hatte die moderne Massenkommunikationsforschung, wie wir sie heute kennen, de facto ihre Geburtsstunde im Jahre 1937 in einer aufgelassenen Brauerei in Newark, N. J., wobei die Wiener Forschungsstelle indirekt Pate stand, nicht nur in der Person des Wieners Paul Lazarsfeld, sondern vor allem dadurch, daß, wie Lazarsfeld noch Jahrzehnte danach betonte, er in dieses Projekt von Anfang an die von ihm und seinen Mitarbeitern an der RAVAG-Studie in Wien entwickelten Grundbegriffe und Forschungsmethoden einführte. Insbesondere einschließlich der aus seiner Wiener politischen Zeit stammenden Orientierung zur Sozialpsychologie, das heißt zur Ausrichtung auf die soziale Klassenschichtung der Hörer und die sozialen Background-Einflüsse auf ihre Präferenzen für einzelne Programme und so weiter.[23]

Das Projekt war von Anfang an so erfolgreich und vor allem so bahnbrechend, daß die Rockefeller Foundation die Finanzierung erst um ein Jahr und dann noch einmal um drei Jahre verlängerte.

8. COLUMBIA UNIVERSITY. DAS „OFFICE OF RADIO RESEARCH“, 1944 UMBENANNT IN „BUREAU OF APPLIED SOCIAL RESEARCH“

Nach den ersten zwei Jahren wurde das Radio-Projekt 1939 nach New York verlegt, unter anderem, um es näher an den Zentren der Radio-Industrie zu haben, wobei Lazarsfeld gleich sein ganzes Newark Institute mitübersiedelte. Über Vermittlung von Robert Lynd wurde es — zunächst unter dem Namen „Office of Radio Research“ — ähnlich lose an die Columbia University angeschlossen, wie vorher an Princeton und Newark. Als sich im Lauf der Zeit der Aufgabenbereich beträchtlich erweiterte, wurde es 1944 umbenannt in „Bureau of Applied Social Research“, besser bekannt unter der Kurzbezeichnung „The Bureau".

Lazarsfeld war Direktor und trug gleichzeitig an der Universität vor — zunächst, solange sein Gehalt aus dem Rockefeller Project kam, ohne extra Bezahlung; die Universität stellte nach einer kurzen Übergangsperiode die Räume bei — übrigens wieder in einem schon zum Abbruch bestimmten Gebäude der Medizinischen Fakultät — und eine kleine Subvention. Im übrigen aber finanzierte sich das Institut weiterhin durch Auftragsforschung, kommerzielle oder sonstige — nur gab es am Anfang nicht viel „sonstige“.

1940 wurde Lazarsfeld im Zuge der Neubesetzung einer plötzlich vakant gewordenen Professur im Soziologie-Department zum regulären Mitglied der Fakultät ernannt, blieb aber weiterhin gleichzeitig Direktor des Instituts. Einige Jahre später wurde das Institut legal in die Universität integriert — aber erst nach einer entsprechenden Änderung des Universitätsstatuts, die vorsah, daß das Institut sich weiterhin zum größten Teil durch Auftragsforschung selbst finanzieren durfte. Ein von der Universität bestelltes Komittee führte eine Art Oberaufsicht.

Während und nach dem Krieg traten an die Stelle der vorwiegend kommerziellen nunmehr Regierungsaufträge und solche von Foundations und gemeinnützigen und philanthropischen Organisationen usw.

Ähnlich wie in Wien, waren die meisten Mitarbeiter jeweils gegenwärtige oder ehemalige Schüler Lazarsfelds an der Universität, und Lazarsfeld brachte, ähnlich wie in Wien, laufend interessantes Material aus Arbeiten des Instituts in die Vorlesung, während umgekehrt eine Reihe seiner Studenten entweder um Material für Seminar- oder Doktorarbeiten ins Institut gingen oder um dort als wissenschaftliche Hilfskräfte etwas Geld zu verdienen.

Mit alledem wurde das „Bureau“ rasch zu einer der zentralen Ausbildungsstellen für akademische Lehrer und für Spezialisten für die Industrie und Regierungsstellen in den einschlägigen Fächern, wie Massenkommunikations-, Markt-, Wähler- und Meinungs- und andere Forschung. Schließlich wurden mehrere von Lazarsfelds ehemaligen Schülern oder Mitarbeitern Gründer oder Leiter oder Abteilungsleiter von ähnlichen Instituten, die nach dem Krieg in rascher Folge an vielen anderen Universitäten entstanden.

Im Zusammenhang mit unserem Hauptthema „Vertriebene Vernunft“ sei hierangemerkt, daß Lazarsfeld schon in Newark und dann erst recht in New York eine ganze Anzahl von österreichischen und deutschen Emigranten entweder kürzer oder längerfristig bei sich anstellte und ihnen so beim Einstieg in Amerika half. Ich selbst begann meine amerikanische Karriere im Sommer 1941, kaum acht Tage vom Boot herunter, als Kodierer, auf gut Wienerisch als Stricherlmacher, bei Paul Lazarsfeld im damaligen „Office of Radio Research“. So hat er vielen von uns geholfen.

9. QUASI-ENTPOLITISIERUNG IN AMERIKA

Lazarsfeld und die meisten seiner Wiener Mitarbeiter waren vor ihrer Emigration engagierte Sozialisten gewesen. Und doch war dann kaum einer von ihnen in Amerika politisch tätig, was ihnen eine spätere Generation von politisch interessierten Studenten vielfach als Verrat an ihren ehemaligen sozialistischen Idealen auslegte.

Dazu ist zunächst zu bemerken, daß es jene Art von politischer Betätigung, die typisch war für junge Sozialisten, vor allem für junge sozialistische Intellektuelle im Wien der zwanziger Jahre, in Amerika so gut wie gar nicht gibt. Die amerikanische sozialistische Partei ist, gemessen an europäischen Maßstäben der Zwischenkriegszeit, ein unbedeutendes kleines Grüppchen, dem sich österreichische Sozialisten nur selten anschließen. Die vielen sozialistischen Vereine im Wien jener Zeit, einschließlich Arbeiterbildungsvereinen, sozialistischen Parteisektionen usw., in denen junge sozialistische Intellektuelle Vorträge hielten, aber auch die vielen Vereine, in denen sie selbst zusammenkamen, all das gibt es praktisch nicht in Amerika.

Die Gewerkschaften sind, abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen, die noch von europäischen Immigranten gegründet wurden und etwas von der politischen Tradition europäischer Gewerkschaften an sich haben, völlig apolitisch und so gut wie nur auf Lohn- und ähnliche Fragen ausgerichtet, mit so gut wie keinem Interesse an allgemein politischen oder auch nur allgemein sozialpolitischen Problemen, soweit es nicht zum Beispiel um Kranken- und Pensionsversicherung usw., geht. Die Demokraten, die immerhin vor allem in der Tradition des New Deal gewisse sozialpolitische Ziele verfolgen, sind nach europäischen Begriffen nicht eigentlich eine „politische“ Partei, obwohl natürlich die Unterschiede zwischen der sozialpolitischen und der Bürgerrechtsausrichtung der Demokraten, vor allem ihres liberalen Flügels, und jener der Republikaner gelegentlich recht beträchtlich sein können. Sie ihrerseits betrachteten vor allem noch in den dreißiger und vierziger Jahren die europäischen politischen Immigranten, die viel mit ihrer idealistischen und womöglich sozialistischen Weltanschauung hermachten, voll Mißtrauen als viel zu „radikal“, als „reds“ (Rote) oder gar als „Kommunisten“. Jedenfalls hatten sie wenig Bedürfnis, diese Immigranten in ihre Organisationen einzugliedern und die Immigranten umgekehrt hätten kaum gewußt, was sie in diesen Organisationen hätten anfangen sollen.

So schlossen sich die aktivsten unter ihnen irgendwelchen liberalen Gruppen an, die zum Beispiel gegen Verletzungen von Bürgerrechten oder gegen Diskriminierung von Schwarzen, usw., ankämpften — wobei das alles in den dreißiger und vierziger Jahren noch wesentlich weniger entwickelt war als heute. Oder sie schlossen sich untereinander zusammen in Emigrantengruppen von Sozialisten, Trotzkisten, Kommunisten usw., machten ihre traditionellen Veranstaltungen und Diskussionen, beschlossen Resolutionen, und hielten das Ganze für politische Betätigung.

Lazarsfeld versuchte gelegentlich, wie andere auch, irgend etwas Nützliches für Gewerkschaften oder für liberale Organisationen zu tun. Zumeist wußten diese aber nichts mit ihm anzufangen. Immerhin wurde er Mitglied von Komitees der American Civil Liberties Union,

die seit Jahrzehnten für die Verteidigung von in der Verfassung vorgesehenen, aber nicht immer gebührlich beachteten und von Zeit zu Zeit bedrängten Bürgerrechten eintritt. In späteren Jahren war er einer der ersten Unterzeichner eines großen Aufrufs gegen den Vietnamkrieg, aber von eigentlichen politischen Wirkungsmöglichkeiten, in denen er und seinesgleichen ihr Wissen zur Verfügung stellen könnten, war und ist kaum die Rede. Eine Serie von Artikeln, die er zusammen mit seinen Mitarbeitern während des Wahlkampfes von 1944 als Schützenhilfe für progressive Demokraten in der liberalen Wochenschrift *The Nation* schrieb, war eine große Ausnahme.[24] Ebenso die nach amerikanischen Begriffen stark politisch gefärbte, nach europäischen Begriffen eher unpolitische Untersuchung über die Wirkungen der MacCarthy-Zeit auf die akademischen Lehrer in den Sozialwissenschaften, *The Academic Mind,* 1958.[25]

*

Lazarsfeld wurde im Laufe der Jahrzehnte Gegenstand zahlreicher Ehrungen verschiedener wissenschaftlicher Organisationen, mit Ehrendoktoraten von verschiedenen europäischen und amerikanischen Universitäten, einschließlich eines Ehrendoktorates der Universität Wien. Er war einer der ersten Präsidenten der „American Association for Public Opinion Research", die Vereinigung der Amerikanischen Meinungsforscher; Präsident der „American Sociological Society", Mitglied der Amerikanischen Akademie der Wissenschaften, und vieles andere.

10. WIRKEN IM NACHKRIEGSEUROPA

Beginnend mit einem Semester als Fulbright Professor in Oslo 1948/49 war Lazarsfeld an der Gründung oder Umgestaltung einer Reihe von Instituten für Sozialforschung in Europa beteiligt, einschließlich einem an der Sorbonne, wo er mehrfach als Gastprofessor tätig war, und die ihm ihr erstes jemals einem Soziologen verliehenes Ehrendoktorat gab — aber auch in Warschau, Zagreb, usw.

Ab Jänner 1960 leitete er für die UNESCO in zweijährigen Abständen ein halbes Dutzend Sommerseminare in „mathematical social Science", jedes Mal in einem anderen Land, in denen junge Sozialwissenschaftler aus ganz Europa mit der inzwischen rapid fortgeschrittenen Entwicklung auf diesem technisch hochspezialisierten Gebiet bekanntgemacht wurden. Damit war Lazarsfeld durch über ein Jahrzehnt in ständigem Kontakt mit der jüngeren Generation europäischer Sozialwissenschaftler aus einer ganzen Reihe von Ländern, wobei eine ganze Anzahl von ihnen nachher an seinem „Bureau of Applied Social Research" in New York gastierten; manche schrieben dort ihre Doktordissertationen.

Was aber speziell das Thema „Emigration und Remigration" betrifft, so sei zum Abschluß darauf verwiesen, daß Lazarsfeld in den Jahren 1958 bis 1962 wiederholt im Auftrag der Ford Foundation nach Wien kam und hier die Verhandlungen zur Gründung des Instituts für Höhere Studien führte, für dessen Anfangsausgaben und Betrieb während der ersten vier Jahre die Ford Foundation beträchtliche Mittel beistellte. Lazarsfeld selbst fungierte als Mitglied des Beirats von der Gründung bis an sein Lebensende und kam wiederholt zu Gastvorträgen an dieses Institut, das letzte Mal im Mai 1976, knapp drei Monate vor seinem Tod — er starb, 75 Jahre alt, im August 1976 in New York.

Obwohl kein eigentlicher „Rückkehrer", stand Paul Lazarsfeld auf die Art doch während der letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens in ständigem Kontakt mit dem österreichischem Wissenschaftsbetrieb. 1971 verlieh ihm die Universität Wien ein Ehrendoktorat und die Bundesregierung das Goldene Verdienstkreuz für Verdienste um die Republik Österreich.

11. DAS PAUL F. LAZARSFELD-ARCHIV AN DER UNIVERSITÄT WIEN

1980 wurde, mit tatkräftiger Unterstützung seitens des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, am Institut für Soziologie der Wirtschafts- und Sozialwissenschaft-

lichen Fakultät ein Paul F. Lazarsfeld-Archiv errichtet — nicht nur als Gedenkstätte für einen großen ehemaligen — und wenigstens teilweise wieder — Österreicher, sondern auch als eine Forschungsstätte, an der Studenten und andere an Themen arbeiten können, die in seine Hauptarbeitsgebiete fallen. Das Archiv enthält im Original oder in Ablichtung alle publizierten und nicht publizierten Arbeiten von Paul Lazarsfeld, die meisten der in seinen Forschungsinstituten, dem „Office of Radio Research" und dem „Bureau of Applied Social Research" im Laufe von vier Jahrzehnten, 1937 bis 1977, erstellten Forschungsberichte, beträchtliche Teile seines sonstigen wissenschaftlichen Nachlasses, umfangreiche andere Materialien und etwa 3000 Bände seiner Arbeitsbibliothek. Eine Bibliographie seiner veröffentlichten Schriften mit etwa 300 Titeln erschien bereits 1979 in einem ihm gewidmeten Gedenkband. Eine Bibliographie seiner nicht veröffentlichten Schriften — ebenfalls etwa 300 Titel — erschien kürzlich im Jahrbuch für Kommunikationswissenschaften zusammen mit einer Geschichte dieses Archivs. Eine integrierte Gesamtbibliographie ist in Vorbereitung.[26]

An der Columbia University findet seit zehn Jahren jährlich eine große Veranstaltung statt, bei der jeweils einer der ehemaligen Kollegen oder Schüler Lazarsfelds einen größeren Vortrag aus einem seiner vielen Interessensgebiete hält, jeweils besucht von 200 bis 300 ehemaligen „Lazarsfeldianern" und auch schon von jüngeren Wissenschaftlern, die erst später mit Lazarsfelds Werk vertraut wurden. Die Vorträge werden in einer Serie veröffentlicht. Ich selbst halte seit Jahren regelmäßig am Institut für Soziologie in Wien Vorlesungen über das Werk von Paul Lazarsfeld.

Insgesamt kann wohl Paul Lazarsfeld als eines der besten Beispiele für jene Gruppe von Wissenschaftlern gelten, von denen ich eingangs gesprochen habe, die, nachdem sie schon in jüngeren Jahren noch vor der Emigration beträchtliche Leistungen erbracht hatten, in denen sich schon deutlich die bevorstehende neuere Entwicklung in den Sozial Wissenschaften abzeichnete, ihre Arbeit in ihren Emigrationsländern erfolgreich fortsetzten und dann viel von der neueren Entwicklung entweder selbst oder durch ihre Schüler wieder nach Europa zurückbrachten. Mit seiner vielfachen Tätigkeit in einer Reihe von europäischen Ländern war er einer von jenen, die hervorragend daran beteiligt waren, den durch politische und rassische Verfolgung und Krieg unterbrochenen Kontakt zwischen Wissenschaft und Wissenschaftlern diesseits und jenseits des Atlantiks wiederherzustellen.

Anmerkungen:

1 Paul Lazarsfeld, *Hörerbefragung der Ravag.* Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle. Unver- öff. Manuskript. Wien 1932. 52 Seiten. Dazu: Gertrud Wagner: *Die Programmwünsche der österreichischen Radiohörer.* Archiv für die Gesamte Psychologie. 90. Band. Leipzig 1934, 157—164.

2 Paul F. Lazarsfeld/Bernhard Berelson/Hazel Gavolet, *The Peoples Choice.* New York, 1944. (Deutsche Ausgabe: *Wahlen und Wähler.* Neuwied 1969.

3 Marie Jahoda/Paul F. Lazarsfeld/Hans Zeisel, *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie.* Leipzig 1933. (Im weiteren Verlauf zitiert als *Marienthal).* Eine zweite, unveränderte Auflage, aber mit einem 17 Seiten langen neuen Vorwort von Paul Lazarsfeld, erschien 1960 im Verlag für Demoskopie, Allensbach und Bonn. Nochmals abgedruckt bei Suhrkamp, Frankfurt 1975. Neuerlich abgedruckt (ohne das erwähnte neue Vorwort von Lazarsfeld) in: *Des Menschen Hohe Braut. Franz Kreuzer im Gespräch mit Marie Jahoda. Fünfzig Jahre nach der Untersuchung „Die Arbeitslosen von Marienthal".* Wien 1983.

4 Mathias Greffrath, *Die Zerstörer einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern.* Reinbek 1979.

5 Paul F. Lazarsfeld/Ludwig Wagner, *Gemeinschaftserziehung durch Erziehergemeinschaften. Bericht über einen Beitrag der Jugendbewegung zur Sozialpädagogik.* Leipzig und Wien 1924.

6 Paul Lazarsfeld im „Vorspruch zur Neuen Auflage" der *Arbeitslosen von Marienthal,* geschrieben 1960. Suhrkamp Ausgabe 1975, 13. (s. Anm. 3).

7 Paul Lazarsfeld, „Zur Berufseinstellung des jugendlichen Arbeiters", in: Paul F. Lazarsfeld (Hrsg.), *Jugend und Beruf. Kritik und Material.* Jena 1931. 157—174. Über das erwähnte Gespräch mit Kanitz s. Lazarsfeld, *Memoir,* 160 (s. Am. 8).

8 Paul F. Lazarsfeld, „Eine Episode in der Geschichte der empirischen Sozialforschung: Erinnerungen" in: Talcott Parsons/Edward Shils/Paul F. Lazarsfeld, *Soziologie — autobiographisch. Drei*

kritische Berichte zur Entwicklung einer Wissenschaft. Stuttgart 1975, 147—225. (Zitierte Stelle: 155). Wird nach dem Titel des Originals „An Episode in the History ofSocial Research: A Memoir“ (erscheinen 1968, in Donald Felming and Bernard Bailyn, (Eds.): *The Intellectual Migration.* Harvard University, 1968) zitiert als Lazarsfelds *Memoir.*

9 Marie Jahoda in Greffrath, 119 (s. Anm. 4).

10 Einführungsprospectus der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle, Wien (o. J.; im Paul Lazarsfeld-Archiv in Wien).

11 Hans Zeisel, „L'ecole viennoise des recherches de motivation“, in: *Revue Franfaise Sociologique,* IX, 1968, 3—12. Zitat auf 8. Hier zitiert nach dem Originalmanuskript in deutscher Sprache, 11. Im Paul Lazarsfeld-Archiv, Wien.

12 Brief von Manfred Mautner-Markof an die Wirtschaftspsychologische Forschungsstelle, 8. August 1933 (Paul Lazarsfeld-Archiv).

13 Marie Jahoda in Greffrath, 122 (s. Anm. 4). Hans Zeisel berichtet dasselbe in: *Der Anfang der modernen Sozialforschung in Österreich.*

14 *Marienthal.* Suhrkamp-Ausgabe, 25 (s. Anm. 3).

15 *Marienthal,* Suhrkamp-Ausgabe, 83 und 84 (s. Anm. 3).

16 *Marienthal.* Suhrkamp-Ausgabe, 96 (s. Anm. 3).

17 Übersetzung von *Marienthal* von Adelaid Hasse, Librarian, für „Research Section of the Federal Relief Administration“, Washington. D. C., 1935, (Paul Lazarsfeld-Archiv in Wien).

18 Robert S. Lynd/Helen Merrell Lynd, *Middletown. A Study in Contemporary American Culture.* New York 1929. Robert S. Lynd/Helen Merell Lynd, *Middletown in Transition. A Study in Cultural Conflicts.* New York 1937.

19 Lazarsfeld, *Memoir,* 164 (s. Anm. 8).

20 Lazarsfeld, *Memoir.* 164/65 (s. Anm. 8).

21 Paul F. Lazarsfeld: „The Psychological Aspect of Market Research“, in: *Harvard Business Review,* October 1934, 54—71.

22 Paul F. Lazarsfeld, „The Art of Asking Why. Three Principles Underlying the Formulation of Questionnaires.“ in: *National Marketing Review,* Summer 1935, Vol. 1, No. 1,32—43 (American Marketing Society, New York).

Ebenfalls in Lazarsfelds Anfangszeit in der Marktforschung in Amerika fällt sein Beitrag zum ersten größeren Lehrbuch über Marktforschung in Amerika, *The Technique of Marketing Research.* hrsg. von der American Marketing Society, New York 1937. Im Buch sind die Autoren der einzelnen Kapitel nicht genannt. Lazarsfelds Beitrag, besteht aus vier Kapiteln mit zusammen etwa 70 Seiten, erschien als Separatdruck mit dem Titel „Psychological Techniques of Marketing Research“ by Paul Felix Lazarsfeld, University of Newark. Im *Memoir* (173) erwähnt Lazarsfeld: „In einem dieser Kapitel fanden sich Bezüge zur Tiefenpsychologie, und man ist sich heute darüber einig, daß hier die Anfänge der Motivenforschung zu suchen sind“ (die später sein ehemaliger Wiener Schüler und Mitarbeiter der Forschungsstelle, Ernst Dichter, in Amerika zu voller Blüte brachte und als eine eigene Disziplin entwickelte.

23 Paul F. Lazarsfeld, „Zwei Wege der Masenkommunikationsforschung“, in: Oskar Schatz (Hrsg.): *Die elektronische Revolution.* Graz, 1975. 194—222.

24 „Polls, Propaganda and Politics.“ 14 Artikel von Paul Lazarsfeld und seinen Mitarbeitern am Bureau of Applied Social Research", in der liberalen Wochenschrift *The Nation,* zwischen Mitte August und Mitte November 1944.

25 Paul F. Lazarsfeld/Wagner Tielens jr., *The Academic Mind. Social Scientists in a Time of Crisis.* Glencoe, III., 1958.

26 Paul Neurath, „The Writings of Paul Lazarsfeld. A topical Bibliography“, in: Robert K. Merton/ James S. Coleman/Peter H. Rossi (Eds.), *Qualitative and Quantitative Social Research. Papers in Honor of Paul F. Lazarsfeld.* New York 1979, 365—387.

Paul M. Neurath, „Die nicht veröffentlichten Schriften Paul F. Lazarsfelds (1901—1976) (nach Sachgebieten)“ in: *Österreichisches Jahrbuch für Kommunikationswissenschaft,* Jahrg. 4, 1986/87, 157—177. Ebda.: Paul Neurath, Das Paul F. Lazarsfeld-Archiv an der Universität Wien, 131—155.

Ein ausführlicher Artikel über Paul Lazarsfeld mit zahlreichen Hinweisen auf Sekundärliteratur über ihn findet sich im 1979 erschienenen Nachtragsband (Band XVIII) der *International Encyclopedia of the Social Sciences* (411—427), geschrieben von David Sills, langjährigem Mitarbeiter und durch einige Zeit Nachfolger Lazarsfelds als Direktor des „Bureau of Applied Social Research“.

S. auch Paul Neurath, „Paul Lazarsfeld und die Institutionalisierung der empirischen Sozialforschung: Ausfuhr und Wiedereinfuhr einer Wiener Institution“, in: Ilja Srubar (Hrsg.), *Exil, Wissenschaft und Identität. Die Emigration Deutscher Sozialwissenschaftler 1933—1945.* Frankfurt 1988, 67—105.

Ökonomie

KARL H. MÜLLER

Die nationalökonomische Emigration
Versuch einer Verlustbilanz

Die Welt ist unter allen
Breitengraden ein Unternehmen auf
Gegenseitigkeit.
Aus: Herman Melville, *Mohy Dick*

EINLEITENDES

Jene Arbeiten, die in diesem Band zur nationalökonomischen Emigration versammelt sind, müßten zusammen mit den einschlägigen Übersichten aus dem ersten Band zur *Vertriebenen Vernunft* hinreichen, eine systematische Bestandsaufnahme zur sozialwissenschaftlichen — Ökonomen, Soziologen, Psychoanalytiker, Juristen unter anderem umfassenden — Zwangsexilierung aus Österreich zu vermitteln. Die Chronologie, oder besser: der Skandal dieser Ausbürgerung — im übrigen einer Reise nahezu ohne Wiederkehr — wird dabei sowohl von den Zeitzeugen, nämlich Josef Steindl und Leopold Kohr, sehr unmittelbar und anschaulich dargelegt, wie auch durch die Aufsätze von Werner Leinfellner, selbst Emigrant — allerdings des Nachkriegsösterreichs —, und von Claus-Dieter Krohn besorgt. Es könnte daher entbehrlich oder sogar störend wirken, dem angebotenen Spektrum an Analysen eine zusätzliche Einleitung beizugeben; aber es wird eine derartige „Einbegleitung" vorangestellt, die ihre Daseinsberechtigung darin erblickt, die Problemstellung der Exilforschung einen Schritt weiterzutreiben. Ging oder geht es nämlich bislang hauptsächlich um die quantitativen und qualitativen Erscheinungsformen der wissenschaftlichen Emigration, muß über kurz oder lang eines der Nachfolgeprobleme dann wohl so lauten: Welche Effekte, Wirkungen zeitigten diese großen intellektuellen Vertreibungen und Migrationen denn für das heimische Wissenschaftssystem eigentlich? Angestrebt wird daher eine auch wissenssoziologische Skizze, wie überhaupt am Beispiel der Nationalökonomie die inner- und außerwissenschaftlichen Kosten — von „Nutzen“ wird heuristischerweise wohl auch die wildeste Contremine-Phantasie nicht ausgehen wollen — einfangbar, evaluierbar sein könnten.

Eine derartige Schadensbilanz zur nationalökonomischen Emigration könnte sich dabei aus einer Perspektive, die irgendwo zwischen „homo oeconomicus“ und dem „Herrn Karl" angesiedelt ist, verkürzend wohl auf die folgenden Weisen eröffnen lassen: Verluste aus der Vertreibung dürften für eine Gesellschaft nicht allzu groß ausfallen, wenn deren nationalökonomische Eliten, wenigstens in ihren austroliberalen Teilen,[1] zu Zeiten um die Weltwirtschaftskrise lediglich Durchhalteparolen oder nur sehr verspätete Rezepturen beibringen; und wenn nach 1945, auch ohne diese volkswirtschaftliche Creme — unter bodenständigen Expertisen —, ein Wirtschaftswachstum und Realeinkommenszuwächse von historisch ungekannten Dimensionen geschaffen werden.

Es gehört zwar zum Wesen des „Herrn Karl", wie im übrigen auch zum „homo oeconomicus“, eine verengte Sicht der Welt mit allzu wenigen, noch dazu notwendigerweise verkürzten Gründen zu legitimieren; aber auf zweierlei wird durch ein solches Räsonieren dennoch aufmerksam gemacht:

- einerseits auf die Tatsache, daß eine Verlustbilanzierung der nationalökonomischen Emigration, und nicht nur von ihr, davon auszugehen hat, daß zwischen den Wissenschaften und der „Restgesellschaft" zwar viele, aber bei weitem nicht alle Wege hin- und herführen; daß beide, wie’s heute gerne heißt, hoch ausdifferenzierte, relativ abgeschlossene Sphären ausbilden, die, for better und wahrscheinlich häufiger: for worse, sich auch nach jeweils eigenen „Steuerungsimperativen“ weiterentwickeln.
- Und andererseits rückt dadurch ein anderes Faktum ins Blickfeld: daß nämlich der gesamtgesellschaftliche Verlust der nationalökonomischen Emigration zwar in vielen

weitverästelten, aber eben in speziellen Bereichen, und nicht in Makrogrößen à la wirtschaftliches Wachstum, Produktivitätszunahmen oder -abnahmen und ähnlichem zu suchen wäre: innerhalb der Wissenschaften selbst, im Schul- und Bildungssystem, im Zustand der Öffentlichkeit, in mancherlei lebensweltlichen Bereichen.

Und genau darum soll es im folgenden Bilanzierungs-Sketch gehen.

1. WISSENSCHAFTSKULTUREN: IHRE EINHEITEN

Vorab werden einige begrifflich-methodische Erläuterungen notwendig: Es gilt zunächst, die Bestimmungsstücke für ein derartiges „Science Assessment" zusammenzutragen: - Erstens wäre darauf hinzuweisen, daß die basalen Einheiten solcher Bilanzierungen weniger auf individuellen oder disziplinären, sondern innerhalb von Disziplinen und oberhalb der individuellen Ebene, auf den Bereichen von wissenschaftlichen Schulen oder Forschungstraditionen, zu suchen sind.[2] Nur in Ausnahmefällen werden die Grenzen einer Schule auch schon die Grenzen einer gesamten Disziplin markieren.

- Schulkonstitutive Merkmale sind zweitens über typische Institutionalisierungsbegriffe wie *Identifikation, Kommunikation. Initiation und Abgrenzung, Rekrutierung, Diffusion oder Sanktionierung*[3] und demgemäß über Indikatoren wie Publikations- und Kongreßtätigkeiten, Zitationsindices etc., festzumachen.
- Wissenschaftsschulen ihrerseits sind nun, pace Luhmann,[4] in der Lage, so etwas wie Identitäten auszubilden und über die Zeit zu konservieren. Und identitätsbildend sind, da es sich hier um wissenschaftliche Schulen handelt, Inhalte: In den meisten Fällen läßt sich nämlich bei Wissenschaftsschulen ein „Forschungsprogramm" (Imre Lakatos), eine „Research tradition" (Larry Laudan)[5] identifizieren, die nicht selten wohlstrukturiert über einen Paradigmenkern und einen Bereich intendierter Anwendungen[6] verfügt.
- Von Identität wird demnach in dem Maße zu sprechen sein, in dem es gelingt, diesen Paradigmenkern im Lauf der Zeiten stabil zu halten: ihn unverändert zu belassen oder rational begründbaren Modifikationen zu unterziehen.
- Und, quasi pro Habermas,[7] kann man, wiewohl's in eine eindeutig normative Problemstellung hineinführt, derartige Identitäten durchaus nach dem Grad ihrer Rationalität bewerten: Vernünftigkeit wird man wissenschaftlichen Schulen wohl dann attestieren, wenn sich nach innerwissenschaftlichen Kriterien wie Einfachheit, Problemlösungseffizienz, Konsistenz, Prognostik etc.[8] das identitätsstiftende Programm als vergleichsweise gut konfirmiert, getestet, geprüft, bewährt oder korroboriert ausweist.

2. WISSENSCHAFTSKULTUREN ALS KOMMUNIKATIVE NETZWERKE

Wissenschaftsschulen stellen zwar die atomaren Komponenten innerhalb der weiteren Analyse dar. Und obwohl trivialerweise szientifische Gruppierungen ihrerseits in der Regel so etwas wie eine personelle oder thematische Binnendifferenzierung aufweisen, sollen doch solche Schulen im weiteren als „black boxes", als „unterste Einheit (und) auch nach oben zu die Grenze"[8] behandelt werden, die wechselseitig über Inputrelationen, mit „Themen"[9] aus dem kognitiven Bereich oder, weitestmöglich gefaßt: Ressourcen aus dem Organisatorischen,[10] sowie über Outputbeziehungen, neue bzw. schulspezifische Themen und Organisationsgrößen, vernetzt sind.[11] Und damit läßt sich dann der für diese Arbeit zentrale Begriff, der einer Wissenschaftskultur, detaillierter ausbreiten: Von einer Wissenschaftskultur soll nämlich dann und nur dann gesprochen werden, wenn

- mehrere, im Normalfall aber viele Elemente, das heißt wissenschaftliche Schulen, daran partizipieren, welche darüber hinaus
- auch über inhaltliche Transfers, über Themen, miteinander gekoppelt sind.

Oder etwas präzisierter: Es sei X^N eine sxs Netzwerkmatrix, die Adjazenzmatrix, von s wissenschaftlichen Gruppierungen mit

$$x_{ij} = \begin{cases} 1 & \text{iff } i \rightarrow j \\ 0 & \text{sonst } j \end{cases}$$

dann lassen sich für jeden Knoten des Netzwerkes dessen In- und Outputbeziehungen formal wie

$$\text{Output:} \quad x_{i.} = \sum_j x_{ij}$$

$$\text{Input:} \quad x_{.j} = \sum_i x_{ij}$$

folgt festlegen:

Und um eine erste Einordnung in das gängige Applikationsspektrum von Netzwerkanalysen zu ermöglichen, sei das folgende, durchaus übliche[12] Schema in etwas modifizierter Form eingeschoben (vgl. Schema 1).

Szientifische Netze können, wie aus diesem Schema klar hervortritt, auf vielerlei Niveaus[13] beheimatet sein:

- räumlich, nach ihrer spatialen Ausdehnung, auf urbanen, nationalen oder, da ja Robert Merton gemäß ein wissenschaftliches Ethos schon immer auf „Universalismus“ und „Kommunismus“ abzielt,[14] globalen Levels;
- zeitlich, nach der temporären Dauer, auf kurz-, mittel- und langlebigen Stufen (wobei die letzteren wahrscheinlich in Jahrzehnten zu bemessen wären).

Darüber hinaus lassen sich solche Netzwerke auch durch eine ganze Reihe „topologischer Eigenschaften“[15] kennzeichnen, deren Wesentlichste kurz erläutert werden sollen:

- Dichte: Darunter wäre einfach die Relation zwischen tatsächlichen Kommunikationsverbindungen eines szientifischen Netzwerkes zu den an sich potentiell möglichen Beziehungen zu subsumieren. Gegeben ein Insgesamt an Wissenschaftsschulen mit einer Zahl Na an aktualisierten thematischen Transferkanälen, lautet das Dichtemaß dann

$$D = Na / \tfrac{1}{2} s \quad (s-1)$$

- Erreichbarkeit: Hiebei wird angegeben, über wie viele intermediäre Wege irgendeine wissenschaftliche Gruppierung mit einem der anderen Netzwerkpartizipanten kommunikativ verbunden ist; „kondensiert“ in Distanzmatrizen, deren x_{ij}'s die Anzahl der Zwischenstufen von i zu j darstellen, liefern derartige Informationen zu Nähe und Entfernung, da ja unterstellt werden kann, daß Netzwerkteilnehmer mit geringen Distanzen über eine Position relativer Stärke verfügen, eine erste Übersicht zu bestehenden Zentrums- und Peripheriestrukturen eines Netzwerkverbunds;
- Zentralität: Aus Distanzmatrizen lassen sich dann direkt ein oder mehrere Indices zur Positionierung von Netzwerkelementen eruieren, die in einfachster Form als

$$Z_i = S_i / S \quad \text{mit} \quad S_i = \sum_j^n d(p_i, p_j) \text{ und } S = \sum_i^n S_i$$

anzuschreiben wären.

- Verbundenheit: In gewisser Form unabhängig von Dichte und Distanzen bildet das Maß der „Connectivity“ ab, ob und in welchem Grad ein gegebenes Netzwerk in miteinander unverbundene Subgraphen, „Komponenten“, zerfällt. Dieser Verbundenheits-Koeffizient C kann daher „auch als Wahrscheinlichkeit interpretiert werden, daß zwei zufällig gezogene Knotenpaare zur selben Komponente gehören“.[16]

$$C = \frac{2}{s(s-1)} \sum_{i=1}^{c} \tfrac{1}{2} s_i (s_i-1)$$

Schema 1: Mögliche Anwendungen für Netzwerkanalysen

System	Ebene	Knoten	Linien
Soziokulturelles System	Individuen Gruppen	Personen Gruppen	Interpersonelle Beziehungen wie etwa Wahlen, Interaktion, Kommunikation, Macht Inter-Gruppen, Interaktionen (siehe oben)
Politisches System	Regional Global	Parteien Nationen	Programme „International Relations“
Ökonomisches System	Urban Regional Global	Firmen Branchen Volks-wirtschaften	Verkäufe, Lieferungen, Handels- oder Kapitalsströme
Wissenschaftlich-technisches System	variabel	Personen Schulen Disziplinen	Kommunikation, Themen, Personen Ressourcen
Transsystematisch	variabel	Positionen	Inter-Rollen-Beziehungen

- Clustering: Und von Dichte, Verbundenheit, Zentralität führt ein ziemlich direkter Weg zur nächsten Eigenschaft, nämlich der von Cliquen und Clustern. Besonders bei Netzwerken mit einer hohen Knotenanzahl und damit einer insgesamt geringen Dichte werden sich in der Regel typische Regionen relativ starker kommunikativer Vernetzung herausbilden, deren „Ingruppenkontakte“ jene mit der Außenwelt bei weitem übertreffen; ein Prozeß zudem, der für die evolutionäre Dynamik von Netzen von überragender Bedeutung sein dürfte.[17]

Daß es darüber hinaus eine ganze Reihe an zusätzlichen topologischen wie auch strukturellen, etwa nach den Graden an Häufigkeit, Intensität und anderem zu differenzierende Netzwerkeigenschaften anzuführen gäbe, sei schon der Vollständigkeit halber erwähnt. Aus Gründen der Kohärenz zwischen der Ebene der Wissenschaftsschulen und der von Wissenschaftskulturen müßten aber die beiden abschließenden Hinweise über mögliche Netzwerkspezifika recht aufschlußreich sein: Denn die Sprechweise von Identitäten und Vernünftigkeiten soll auch auf dem Niveau von Wissenschaftskulturen in sinnvoller Weise erlaubt sein. Und die Randbedingungen dafür?

- Wissenschaftskulturelle Identität wird wohl in dem Maße zuzubilligen sein, in dem sich ein Set an transdisziplinären,[18] von allen oder wenigstens signifikant vielen Gruppierungen geteilten Familienähnlichkeiten herauskristallisiert.
- Und Vernünftigkeit wird man szientifischen Kommunikationsnetzwerken hauptsächlich dann attestieren, wenn der Output insgesamt sich durch vergleichsweise hohe innovative Grenzneigungen, durch ein gut bewährtes Problemlösungsspektrum insgesamt oder dergleichen Desiderata mehr auszeichnet.

3. WISSENSCHAFTSKULTUR UND EMIGRATION

Aus dieser Netzwerksicht des Wissenschaftssystems ließen sich dann ganze Fragebatterien zur Strukturierung von „dynamischeren Aspekten“ entwickeln, denen derartige Wissenschaftskulturen im Lauf der Zeiten unterworfen sein können. Diese erstrecken sich einerseits auf typologisierende Problemgelage wie etwa:

- Auf welche Weisen reagieren szientifische Netzwerke bei Phasen längerer Expansion, Stagnation oder — neuzeitlich eher selten — Kontraktion: Welche ihrer topologischen Eigenschaften durchlaufen dabei gleich- oder gegenläufige Entwicklungen? Beispiel: Wie steht's mit der relativen Kommunikationsdichte bei langfristig expansiven Phasen?
- Lassen sich Sukzessionsmuster bezüglich zentraler Netzwerkmerkmale identifizieren; etwa ein zyklischer Rhythmus von Zentralisierung und Dezentralisierung; ein säkularer Trend zur Globalisierung von Netzwerken, beispielsweise über eine Abnahme von lokalen Kommunikationsdichten und eine Zunahme interregionaler Verbindungslinien? Und dergleichen mehr?
- Ausdifferenzierungsprozesse innerhalb von wissenschaftlichen und bei anderen sozialen Netzwerken: Verlaufen diese, bewertet man's wiederum an einzelnen Netzwerkeigenschaften, entlang ähnlicher oder divergierender Pfade?

Andererseits dient eine solche Netzwerkperspektive, sofern ihre empirische Einlösung gelingt, auch als Basis zur Konstruktion echter Modelle der Wissenschaftsdynamik, die höchstwahrscheinlich vor dem Hintergrund des Theorienspektrums der Selbstorganisation[19] dann Diffusionsprozesse, die Herausbildung an Clustern von Wissenschaftsgruppierungen, die Strukturen und vor allem den Ablauf „wissenschaftlicher Revolutionen" (Thomas S. Kuhn) unter anderem abzubilden in der Lage wären.

Aber auch der Problemkreis Emigration läßt sich jetzt unter einem größeren Label, nämlich dem der Störungen von Wissenschaftskulturen, subsumieren. Emigration, zumal dann, wenn, wie im österreichischen oder deutschen Fall, gerade die innovativsten Elemente in das nähere oder fernere Ausland vertrieben, zerstreut werden, besitzt ja einen eindeutig disruptiven Charakter, bedingt unter Umständen irreversible Brüche und wirkt jedenfalls für das etablierte szientifische System als Schock, dessen Dimensionen aber mit Hilfe eines derartigen Netzwerk-Approaches präziser abschätzbar werden: Zwei Fragen zur Wirkungsart der Emigration stellen sich nämlich jetzt quasi von selbst:

Wirkt die Emigration partiell oder total? Genauer: Handelt es sich um eine Abwanderung, welche das Netzwerk der Schulen und Kommunikationslinien im wesentlichen unbeschadet läßt — und nur einzelne der Mitglieder der Wissenschaftsschulen in die Fremde zieht oder zwingt? Oder werden ganze Schulen vertrieben, bisherige Gesprächskanäle geschlossen, bestehende Umfeldbeziehungen verödet?

Wird ein wissenschaftliches Netzwerk in bedeutenden Bereichen verletzt — was tritt an diese Stellen? Läßt sich so etwas wie „Ersatz", das Auftauchen neuer Schulen, unter Umständen Unterdrücker Traditionen, bislang ungenützter Kommunikationsverbindungen identifizieren?

Aus diesen beiden Punkten kann für den Anfang eine 2x2-Matrix gewonnen werden, welche für eine typologische Erfassung von Emigrationseffekten nützliche Dienste leisten müßte:

Schema 2: Zur Typisierung intellektueller Migrationen

	Substitution	Keine Substitution
Partiell	Typus I	Typus II
Total	Typus III	Typus IV

Diese vier möglichen Konfigurationen, „Typen", bedeuten — genau:

- Der erste Fall bildet jenes Muster, das sich wohl am weitesten vom Massenphänomen der Emigration, wie's im deutschen oder österreichischen Fall zutage trat, unterscheidet: Existierende Netzwerkstrukturen werden nicht nur aufrechterhalten, sondern auch emigrationsbedingte Leerstellen nachbesetzt; ein Schema somit, das angesichts einer wahrscheinlich ab ovo hohen vertikalen oder horizontalen Mobilität der „scientific community"[20] sogar den Normalfall darstellt;

- In der zweiten Konfiguration — und sie dürfte wohl die milderen Formen dessen treffen, was gemeiniglich als „brain drain“[21] apostrophiert wird — greift ein Sog aus dem Wissenschaftssystem Platz, dem keine oder vergleichsweise nur geringe Substitutionen auf der Inputseite gegenüberstehen.
- Typus III kennzeichnet eine Entwicklung, in welcher der Abzug ganzer Wissenschaftsschulen durch den Aufbau „neuer Knoten", die Emergenz bislang ungekannter wissenschaftlicher Schulen und Forschungstraditionen in gewissem Maße kompensiert wird; bis zu welchem Grad — und dies macht Verlust- oder Schadensbilanzen diesfalls diffizil —, muß dann von Einzelfall zu Einzelfall gesondert bewertet werden.
- Und schließlich steht das Feld IV für den in der Regel schwerwiegendsten Verlustprozeß: Ganze Wissenschaftsschulen werden exiliert, eine Wissenschaftskultur degeneriert absolut — und natürlich auch relativ —, weil sich in den so entstandenen Leerräumen keine oder nur eine marginal ausgeprägte Nachfolge verbreitet.

Wenig Begründung bedarf angesichts der vorgestellten Schematisierung die Behauptung, daß die österreichische Wissenschaftsemigration hauptsächlich diesem vierten Bereich, nur in Spurenelementen dem Typus III, zuzuschlagen ist: jedenfalls dem einer weitgehenden ersatzlosen Streichung zentraler Partien des seinerzeitigen wissenschaftlichen Kommunikationsverbundes.

Und damit läßt sich, peu à peu, eine Verlustbilanzierung der nationalökonomischen Emigration — doch diese Art der Evaluation wäre auf beliebige Disziplinfelder erweiterbar —, präziser nach zwei Hauptdimensionen, einer internalen und einer externalen, eröffnen.

4. DIE ZWEI WISSENSCHAFTSKULTUREN: (K)EIN VERGLEICH

Bei einer Gegenüberstellung der beiden Wissenschaftskulturen, der einen aus der Zeit zwischen zwei Kriegen mit der ab den Jahren 1938 oder 1945 bis, um einen ähnlich langen Zeitrahmen zu bemühen, 1958 oder 1965 — was fällt auf?

4.1 VERLUSTBILANZIERUNG I: DIE INTERNALE EBENE

Internal, auf der Ebene von Wissenschaftskulturen und ihren innerwissenschaftlichen Kommunikationsstrukturen, lauten, um’s zunächst noch im Methodischen zu belassen, die relevanten, problemstrukturierenden Fragestellungen für intellektuelle Migrationen vom Typus III oder IV wie folgt:

- Welche Traditionen sind’s, die aus einer bestimmten Wissenschaftskultur entfernt werden? Welche Wissenschaftsschulen sind überproportional, welche unverhältnismäßig wenig geschädigt, welche überhaupt intakt? „Die Entstehung des Neuen" (Thomas S. Kuhn) – über welche wissenschaftliche Gruppierungen vollzieht sich die? Welche Kommunikationslinien bleiben im wissenschaftsinternen Verkehr weiterhin aufrecht, welche an sich möglichen Kontakte finden nicht statt?

Und inhaltlicher, auf das Thema der nationalökonomischen Emigration bezogen, heißt dies:

- Für die Nationalökonomie der Ersten Republik werden, aus der vorgeschlagenen Netzwerkperspektive, zwei Feststellungen zentral: Die volkswirtschaftliche Wissenschaftskultur wird nämlich gerade nicht durch disziplinäre Grenzziehungen markiert; vielmehr lassen sich drei große sozialwissenschaftliche Cluster identifizieren, eine austroliberale, eine austromarxistische und eine austrofaschistische Hauptgruppe, welche jeweils für sich die meisten relevanten Problemgebiete des Sozialen abdeckte. Innerhalb dieser drei Cluster gibt’s dann jede Menge an „Knoten", wissenschaftlichen Gruppierungen, auch und gerade solche, die sich hauptsächlich um nationalökonomische Gegenstandsbereiche bemühen. Ebenso zentral muß aber vermerkt werden, daß diese drei Hauptgruppen — selbst, wenn auch am schwächsten, die austrofaschistische —, über ein klar strukturiertes Forschungsprogramm verfügen; daß besonders zwischen den austromarxistischen und austroliberalen Traditionen ein reger Austausch

existierte, der sich um Themen wie rationale Wirtschaftsplanung oder optimale, marktunabhängige Berechungsarten rankte; und daß schließlich die Wissenschaftskultur insgesamt auch über spezielle identitätsstiftende Merkmale verfügte, deren Set an Familienähnlichkeiten durch Begriffe wie „Einfachheit der Sprache", „empiristische Ausrichtung", „Interdisziplinarität der Problemlösungen" unter anderem zu umschreiben wäre.[22]

Für die Zeit nach 1945 waren hingegen die Jahre der „High Theory" (G. L. S. Schackle) gezählt: Die austroliberale Position degenerierte zu einem obskuren Objekt des Nutzens und der Begierden; die austromarxistische Richtung verlor, trotz einzelner Bemühungen, ihren kohärenten schul- und meinungsbildenden Charakter; und die Spannianer bemühten sich im Wirtschaftswunder, dort allerdings erfolgreich, um die erweiterte Reproduktion von Gründerschriften. Aber ohne Paradigmen, ohne die „großen Visionen", ohne Themen, über die sich's zu debattieren lohnte, fällt anscheinend doch der zentrale Anreiz, schul- und proselytenbildend zu wirken. Es verwischen sich nach 1945 jene Kanten, Konturen und Profile, die für organisierte Wissenschaftsgruppierungen typisch sind. Einer neuerlichen Wissenschaftskultur fehlte mithin nicht weniger als ihre materielle Basis.

Es besteht im allgemeinen Einigkeit darüber, worin die Innovationen auf den nationalökonomischen Feldern in der Zwischenkriegszeit sowie in den ersten Dekaden der Nachkriegszeit liegen:

Die Zeit der „Atempause" zwischen den Weltkriegen wäre wohl durch viererlei zu markieren: durch Pionierleistungen auf dem Gebiet von statistisch-ökonometrischen Verfahren, die sich von ersten Modellkonstruktionen über Input-Output-Analysen bis hin zu neuartigen Formen von Zeitreihenbearbeitungen erstrecken; durch Ausdifferenzierungen der Ökonomie in Subdisziplinen wie Außenhandel, einer in Hochblüte kommenden Konjunkturforschung oder der monetären Theorie; durch eine Proliferation von Analysen radikaler, zumeist marxistischer Observanz zu den Themen „endogene Zusammenbruchstendenzen" und „Planung"; und schließlich durch die Emergenz mindestens eines neuen theoretischen Referenzrahmens, der „Economics of Mr. Keynes".[23]

Für die Periode nach 1945 fallen dann, in loser Anordnung, folgende Innovationen an: die Erweiterung und Konsolidierung des Keynesianismus; die Restaurierung und schließliche Axiomatisierung des neoklassischen Paradigmas; die weitere Expansion statistisch-ökonometrischer Verfahren für Modell- oder Zeitreihenanalysen; das Auftauchen der Spieltheorie; gegen Ende der Phase das Auftauchen computerunterstützter Modell- und Simulierungs-Techniken; Untersuchungen zu „spätkapitalistischen Entwicklungs-Gesetzen"; Unter-bzw. Entwicklungstheorien qualitativen und nicht-formalisierten Zuschnitts und andere mehr.

Für die Phase I, jene ungefähr bis zum Anbruch des Zweiten Weltkriegs, ist die österreichische Partizipation unschwer festzumachen: Die Nationalökonomie der Zwischenkriegszeit besaß, und dies nicht erst in der Emigration, sondern schon vor Ort, Weltruf. Nur ein Indiz dazu: in Marc Blaugs[24] Aufzählung von hundert großen zeitgenössischen Ökonomen finden sich insgesamt gleich sechs Personen, die entscheidend das intellektuelle Ambiente Wiens zwischen 1918 und 1938 getragen haben oder davon geprägt wurden: Alexander Gerschenkron, Gottfried Haberler, Friedrich A. Hayek, Fritz Machlup, Ludwig Mises und Oskar Morgenstern. Das nationalökonomische Wien war damals, zusammen mit Orten wie Cambridge, Lausanne oder Stockholm, durchaus der Hinreise wert.

Und kategorisch kann für die Phase ab 1938 oder 1945 festgehalten werden, daß deren Erneuerungen zwar unter tatkräftiger Patronanz exilierter Nationalökonomen aus Österreich, aber unter Ausschluß der in Österreich ansässigen nationalökonomischen Öffentlichkeit vor sich gingen. Mehr noch: Die volkswirtschaftliche Wissenschaftskultur des „Österreich II" entwickelte darüber hinaus eine, Einzelpersonen notwithstanding, spezifische Trägheit, die sich selbst gegen die Rezeption neuer Inhalte sperrte. Wollte man jedenfalls über das nationalökonomische Neue etwas in Erfahrung bringen, war Wien, und erst recht Graz oder Innsbruck, um 1950 oder 1960 nur noch eine Ausreise wert.

LEOPOLD KOHR

Klein sein oder nicht sein

1.

Im Laufe eines Kurses um 1943 herum wurde ich von einer Prüfungskommission in einem amerikanischen Stipendienwettbewerb gefragt, was mein Lieblingsthema sei, und ersucht, es in konzentrierter Form in zehn Minuten vorzutragen. Das gelang mir, weil mir nichts anderes übrig blieb. Daraufhin wurde ich ersucht, das Gleiche in drei Minuten zu sagen, was mir auch gelang, weil mir nichts anderes übrig blieb. Dreißig Jahre später, 1973, hat mein Freund Fritz Schumacher im Titel seines Buches, dessen letzte Zeilen er sechs Monaten vor seiner Veröffentlichung in meinem Haus in Puerto Rico fertigschrieb, das Ganze mit drei Worten zusammengefaßt: SMALL IS BEAUTIFUL.

Das sollte eigentlich klein geschrieben werden. Ich schreibe es aber mit großen Buchstaben; denn nichts ist ein so alles durchdringendes großes Thema wie das Kleine. Man kann Hütten und Burgen daraus machen und es in Millionen von Variationen präsentieren, ohne sich jemals wiederholen zu müssen. Seine unabsehbare Vielfalt erinnert an Konfuzius, der einem Schüler zur Antwort gab, als er von ihm wegen seines großen Wissens bewundert wurde: „Ich weiß nur Eines, aber das durchdringt alles."

Was sein „Eines" war, weiß ich nicht, da ich leider kein Konfuzius bin. Für mich ist es jedenfalls die Kleinheitsstruktur, auf der alles aufgebaut ist; vom kleinen Atom als Basis des Gleichgewichtes, wie Erwin Schrödinger aufgezeigt hat (und das paradoxerweise Schumachers Schwager, Werner Heisenberg, in noch kleinere Teile spaltete und dadurch die größte Kraftquelle des Universums erschloß), bis zur kleinen Zelle als Basis der Gesundheit des Körpers; zur kleinen Wirtschaftseinheit als Fundament des Wohlstandes; zum kleinen Menschen als Grundlage der Demokratie, bis zur diözesan-kantonalen kleinen Gesellschaftseinheit als Fundament des gesunden Staatswesens.

So ungeheuer ist das Thema, daß ich seit meinem ersten Artikel darüber, der im September 1941, also vor fast einem halben Jahrhundert, in der amerikanischen Zeitschrift *Commonweal* unter dem Titel „Disunion Now" erschien, über fast nichts anderes mehr geschrieben habe, nicht einmal in meinen jährlichen heimwehmütigen Weihnachtsgeschichten über „Stille Nacht", das 1818 in meinem Geburtsort Oberndorf bei Salzburg geschrieben wurde, wo die Nächte auch heute noch stiller sind als in den terrorverängstigten Großstädten.

Als ich 1938 ohne einen Knopf Geld, oder sagen wir, mit $ 75 in der Tasche, in New York ankam, hatte ich einen großen Vorteil gegenüber meinen hauptsächlich aus Wien stammenden neuen Freunden — Martin Fuchs, Irene Harand, Harry Freud (Sigmunds Neffe), Hans Heller (Zuckerl-Heller), Professor von Heine-Geldern (Heinrichs Großneffe), Ernst Hoor, die unvergeßlichen Heurigensänger Leopoldi und Milskaia und viele andere Persönlichkeiten der „Vertriebenen Vernunft". Ich selber war nichts, was mir den Anfang in Amerika sehr erleichterte, wo jeder von unten anfangen muß, auch wenn er von oben kommt. Das schützte mich vor dem Bernhardinerkomplex, dem viele andere zum Opfer fielen, wie die Geschichte von den zwei kleinen Dackeln illustriert, die sich im New Yorker Zentralpark treffen. Einer davon ist ein Flüchtlingsdackerl, der am Ende ihres Gespräches seufzend feststellt: „In Wien war i a Bernhardina."

Ich war auch in Wien, beziehungsweise in meinem engeren Heimatland Salzburg, kein Bernhardiner. Ich mußte kein Prestige wahren und konnte daher in Amerika jeden Job annehmen, ohne mich wie ein Versager zu fühlen: vom Geschirrwäscher in einem New Yorker Beisl und Nachtportier der YMCA in Pasadena (was mir erlaubte, mich bei der mitternächtlichen Inspektion der Küche an Würsteln satt zu essen), bis zum Schwerstarbeiter in dem entlegenen kanadischen Goldbergwerk von Madsen, Ontario, über das hinaus es bis zum Nordpol und auf der andern Seite hinunter bis nach Sibirien keine menschliche Siedlung mehr gab.

Obwohl dieses Erlebnis für einen zukünftigen Amerikaner unentbehrlich war, war ich doch froh, als ich genug Geld für die drei Tage lange Rückreise durch Urwald, über Flüsse und nur von Indianern lautlos durchkreuzte stille Seen und die letzten tausend Kilometer per Eisenbahn nach Toronto zurück in die Zivilisation zusammengespart hatte und gleich nach meiner Ankunft von einem mir unbekannten Professor George M. Wrong zum Tee eingeladen wurde.

Es gab damals ein erfolgreiches Theaterstück, *The Man Who Came To Dinner,* über einen Gast, der zum Abendessen kommt und, da er sich beim Abschied den Fuß bricht, ein ganzes Jahr im Hause verbringt, ohne Rücksicht auf das Prinzip, daß drei Tage ein Besuch und mehr als drei Tage eine Heimsuchung sind. Ich kam nicht zum Abendessen, sondern nur zum Tee, blieb dafür aber gleich drei Jahre als Gast und Sekretär des ehrwürdigen Professors, der, wie ich entdeckte, als „Vater der kanadischen Geschichte" berühmt geworden war und dessen frühere Assistenten Kanada zum einzigen Staat machten, der von Historikern regiert wurde, bis herauf zum Premierminister und Nobelpreisträger Lester Pearson. Auf meine Frage, wie er denn eine so vortreffliche Gruppe um sich hatte sammeln können, sagte er mir: *Alles, was ich von meinen Mitarbeitern verlangte, waren zwei Eigenschaften: sie mußten Wissenschaftler sein, und sie mußten Gentlemen sein. Und wenn sie etwas von ihrem Fach wußten, umso besser.*

Das war gerade um die Zeit, als der Bestseller des amerikanischen Journalisten Clarence Streit herauskam, dessen großzügig skizzierter ewiger Friedensplan darin bestand, zuerst einmal die bereits alliierten atlantischen Staaten zu vereinigen, bei Kriegsende Europa dazuzuschließen und schließlich die ganze Welt unter ein einziges Dach zu bringen. Aber mit den atlantischen Staaten müsse man gleich beginnen: „Union Now".

Das war der Titel seines Buches, und das war es, worüber wir eines Morgens beim Frühstück ins Gespräch kamen. Einigkeit war natürlich immer schon der große Traum der zersplitterten Menschheit gewesen, vom Turm von Babel zum Weltreich der Römer („viribus unitis"), den Vereinigten Staaten, dem Vereinigten Königreich von Großbritannien, Großdeutschland, Panslavien, Paneuropa. Aber als wir so nachdachten, fiel uns doch auf, daß nicht nur Gott selber den Einigungsversuch von Babel als schöpfungs- und lebenswidrig verfluchte, sondern daß alle anderen Verschmelzungen von kleineren zu größeren Staatseinheiten nicht durch Beten und Wallfahrten nach Lourdes oder Mariazell, sondern durch immer grausamere Kriege erzielt wurden — wenn ich lokalpatriotisch von Österreich absehe, dessen romantisch-urbaner Leitsatz unter den Habsburgern es war, Einigkeit durch Heiraten zu erzielen: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube." Aber wie sich schließlich herausstellte, führen auch Heiratsunionen zu Streitereien, wenn die Mitglieder einer Familie zu lange zusammenbleiben, anstatt sich nach Aufwachsen der Kinder in kleine Einzelhaushalte aufzuteilen.

In Anbetracht dieser geschichtlichen Zusammenhänge zwischen Einigungsbestrebungen und Kriegführen schlug ich Professor Wrong vor, ob es nicht besser wäre, den gegenteiligen Weg zu gehen: Frieden nicht in Einigung, sondern in Aufteilung zu suchen, nicht im Großen, sondern im Kleinen. Denn wenn man sich so in der Welt umsieht, entdeckt man bald, daß das Problem unserer Zeit nicht der Krieg ist, nicht die Armut, die, wie Jesus gesagt hat, immer unter uns sein wird, nicht die Arbeitslosigkeit, nicht die Wirtschaftskrisen, nicht der Terrorismus, nicht schlechte Führer, nicht ausbeutende Wirtschaftssysteme, nicht religiöser Fundamentalismus. Das Problem, das die Welt beteufelt, ist das Ausmaß dieser Übel. Es ist nicht ideologisch, sondern dimensional. Es ist der Gigantismus. Die Antwort liegt daher nicht darin, die Staatseinheiten, die den sozialen Übeln ihr Ausmaß geben, zu vergrößern, sondern diese vielmehr zu verkleinern.

Es ist dasselbe wie bei einem Bergsteiger, dem Herz, Lunge, Augen, Ohren versagen, aber dem kein Ohren-, Augen-, Lungen- und Herzspezialist helfen kann, weil keines dieser Organe krank ist. Woran er leidet, ist Höhenkrankheit, und was man tun muß, ist nicht, ihm Spezialisten zu schicken, sondern ihn tiefer ins Tal zu bringen, was seine Schmerzen von selber heilen wird. Und so ist es bei der Größenkrankheit unserer Zeit. Die Lösung liegt nicht in Vereinten Nationen oder genialen Staatslenkern, sondern in der Rückkehr zu einem augustinischen Kleinstaatensystem, in dem alles, wie Aristoteles von der idealen Staatsgröße gesagt hat, vom Auge mit einem einzigen Blick überschaut werden kann.

Dagegen wird eingewendet, daß es in einem Zeitalter des Fortschrittes wie dem unseren keinen Sinn hat, zurückzugehen. Worauf mein walisischer Freund, der Anthropologe Alwyn Rees, zu antworten pflegte: „Wenn man den Rand des Abgrundes erreicht hat, ist das einzige, das Sinn hat, zurückzugehen.“ Und außerdem wird die Idee auch als eine Manifestation des Kantönligeistes kritisiert. Was natürlich stimmt. Aber möchten die Kritiker nicht selber lieber ein Konto bei der Kantönlibank von Solothurn, Genf oder Zürich haben — den *Gnomen*, die den ehemaligen britischen Premierminister Lord Wilson das Gruseln lehrten — anstatt bei Lloyds oder Chase-Manhattan, bei denen man von einem Tag zum anderen nicht weiß, ob sie nicht unter ihrem eigenen Gewicht zusammenbrechen werden?

Jedenfalls führte das spielerisch begonnene Frühstücksgespräch im Haus von Professor Wrong im Jahr 1941 zur ersten Bekehrung zur Idee von SMALL IS BEAUTIFUL — nämlich zur Bekehrung meiner selbst. Und wie gesagt, habe ich das Thema seither in all seine Zweige verfolgt — philosophisch, politisch, wirtschaftlich, ästhetisch, moralisch, erziehungspraktisch und sogar theologisch — ohne allerdings behaupten zu können, daß ich viele andere dazu bekehrt hätte, trotz Schumachers Bestseller von 1943. Die Welt geht weiter auf dem Weg des Gigantismus mit den zwei überlebenden Supermächten, die vor nichts so Angst haben als vor ihrer eigenen Größe, bis nur noch eine da sein wird und dann keine. Aber das stört nicht. Wie mein Vater einem Patienten, der ängstlich fragte, was er mit seinen verspäteten Masern tun solle, gesagt hat: „Freu dich, denn wenn du dich nicht freust, so hast du doch Masern.“ Und außerdem predige ich lieber in einer unbekehrten Welt, als in einer bekehrten, in der der Prediger nichts mehr zu sagen hat.

Das Befriedigendste ist das Halbbekehren, was in meinem Fall zu einigen Episoden geführt hat, an die ich mich noch immer gerne erinnere. Als ich 1942 einen mit schönen Mappen illustrierten Vortrag in Los Angeles hielt, kam am Ende ein englischer Journalist zum Podium mit der Bitte, noch einen Blick auf eine meiner Landkarten werfen zu können, die das natürlich regionale Kleinstaatensystem Europas aufzeigte. Er fand alles akzeptabel. Nur müsse es *zwei* Irlands geben. Ich nahm meinen Bleistift heraus und vollzog die Korrektur auf der Stelle. Denn man kann immer einen Staat kleiner machen. Heute würde ich Irland nicht halbieren, sondern kantonisieren, oder wie die Kirche in Bistümer aufteilen — diözesanisieren.

Einige Monate später, in Washington, meldete sich am Schluß meines Vortrages ein französischer Zuhörer zu Wort und sagte begeistert: „Wunderbar! Deutschland aufteilen, Rußland, Italien, Großbritannien, Amerika zerstückeln — glänzend. Aber“, fügte er mit seinem melodischen Charles-Boyer-Akzent hinzu, „Sie dürfen Frankreich nicht aufteilen. Das muß bestehen bleiben. You can’t divide France.“ Diesen Wunsch konnte ich auf meiner Landkarte leider nicht erfüllen.

Aber der verständnisvollsten Reaktion begegnete ich im gastlichen Haus von Paolo Vivanti in der Nähe von Siena, nachdem ich während des Abendessens bei Wein und Kerzenlicht wie so oft die Größe der Kleinstaatenwelt skizziert hatte, was in Italien, umgeben von der Pracht der Fürstentümer der Renaissance, nicht schwer fällt. „Ach“, rief Frau Vivanti aus, die die Kriegsjahre mit ihrem Gatten als Teil der von Mussolini „Vertriebenen Vernunft“ in England verbracht hatte: *Ach, wie herrlich, wieder eine Welt kleiner Staaten zu haben. Stellen Sie sich vor: man müßte nur eine Distanz von zwanzig Kilometern fliehen, um in einem andern Staat bereits Sicherheit vor einem Tyrannen zu finden.*

Alles, woran der Engländer interessiert war, war ein aufgeteiltes Irland. Daß dabei auch England aufgeteilt würde, machte ihm nichts aus. Der Franzose war begeistert von der Aufteilung der ganzen Welt, solange Frankreich unberührt blieb. Und die Italienerin war entzückt von der Idee, daß, wenn sie von der Regierung von Siena gefährdet würde, schon im benachbarten Arezzo ihr Leben gesichert wäre.

. 2.

Ein persönliches Erlebnis, an das ich mich in diesem Zusammenhang besonders gern erinnere, betrifft die kleine karibische Insel Anguilla in der Nähe von Puerto Rico, wo ich fast zwanzig Jahre lang Nationalökonomie lehrte.

Fritz Schumacher wurde einmal gefragt, ob er mit der Small-is-Beautiful-Idee nicht oft für einen Spinner gehalten wurde. *Natürlich,* antwortete er. *Aber das hat mir nie etwas ausgemacht. Denn was ist schon ein Spinner. Sein Werkzeug — das Spinnrad — ist billig, klein, wirtschaftlich, leistungsfähig und,* fügte er mit klingender Stimme hinzu, *es macht Revolutionen.*

Und ähnlich bin natürlich auch ich oft für einen Spinner gehalten worden und für einen Romantiker überdrein, was ebenfalls stimmt. Denn wenn man bedenkt, daß man aus Nichts kommt und im Nichts endet und dazwischen doch eine Menge Auslagen hat, so hat das Leben wirtschaftlich überhaupt keinen Sinn. Für einen Rationalisten ist es ein Verlustgeschäft. Nur der Romantiker sieht etwas in der Herrlichkeit des Regenbogens, der diese zwei Nullgrößen verbindet.

Aber abgesehen von ihrer Romantik ist die Kleinheitsidee auch äußerst nützlich und praktisch, und das ist es, was mich zum Thema Anguilla bringt. Bernard Shaw sagte einmal: „Wer tun kann, tut. Wer nichts tun kann, lehrt." Was mein alter Freund und Kollege Anatol Murad mit dem Zusatz ergänzte: „Und wer nicht lehren kann, lehrt Erziehungswissenschaft." Eine der Grundtheorien meines Lehrens war — und ist noch immer —, daß sich im Großen nichts und im Kleinen fast alles lösen läßt. Wie Charles de Gaulle Andre Malraux kurz vor seinem Tod gestand, habe es kein einziges Problem gegeben, das er während seiner langen politischen Tätigkeit gelöst hätte oder das jemals hätte gelöst werden können. Und das von einem der bedeutendsten Staatslenker des Jahrhunderts. Aber als ich vor einigen Jahren den Bürgermeister der kleinen Tiroler Berggemeinde Mieders fragte, welches Problem er während seiner Amtszeit *nicht* lösen konnte, antwortete er zuerst etwas bescheiden zögernd, aber gleich darauf mit selbstbewußtem Stolz: „Wenn ich so nachdenke ..., es hat überhaupt kein Problem gegeben, das meine Gemeinde nicht aus eigener Kraft hätte lösen können."

Aber meine puertorikanischen Studenten waren doch nicht allzu überzeugt von der Richtigkeit meines Lehrsatzes. Mit Bernard Shaw dachten sie, daß ein Lehrer lehrt, weil er nichts besseres tun kann. In ihren Augen lehrte ich Entwicklungswirtschaft, weil ich keine Ahnung hatte, was man mit so etwas praktisch tun könnte, trotz eines Buches, das ich unter dem Titel *Entwicklung ohne Hilfe (Development without Aid)* geschrieben hatte. Und sie hatten natürlich Recht — bis zu einem gewissen Punkt. Und dieser Punkt war gerade erreicht, als ich eines Tages am ewig sonnigen Meeresstrand, fünfzehn Minuten von meinem Büro in der Universität von Puerto Rico, im *San Juan Star* eine winzige Notiz las, daß Anguilla — im Stich gelassen von den vier großen „Us" (United Kingdom, United States, United Nations, UdSSR) — beschlossen habe, sein Schicksal in seine eigenen Hände zu nehmen, sich von Nevis und St. Kitts (mit denen es Großbritannien in der Überzeugung zusammengeschlossen hatte, daß die drei Inseln für eine unabhängige Separatexistenz zu klein seien) abzutrennen und sich unter der Führung Peter Adams, auch eines Lehrers, zu einem selbständigen Staat zu erklären, trotz einer Bevölkerungszahl von kaum mehr als 5000 Einwohnern.

Das war vor zwanzig Jahren, im Mai 1967, was ein erinnerungswerteres Jubiläum zu sein scheint, als die endlose Reihe von Sieges-, Bomben-, Zerstörungs- und Schandtatengedenktage, die die Menschheit als Buße für ihren gegenwärtigen Wohlstand zu brauchen scheint. Was mich an Anguilla bezauberte, war, daß der neue Staat über ein so kleines und menschlich überschaubares Ausmaß verfügte, daß sogar Lehrer etwas damit anfangen konnten, während in Großstaaten auch einem Genie nichts übrig bleibt, als hilflos zuzuschauen, wenn das Schiff an der Brandung der Geschichte in Brüche geht. Niemand hat diese Hilflosigkeit besser und humorvoller ausgedrückt als Ronald Reagan, der jetzt vielseitig bezweifelte Präsident der Vereinigten Staaten, als er einem großäugigen, sieben Jahre alten schwarzen Mäderl, das ihn fragte, was er denn eigentlich im Weißen Haus tue, seufzend zur Antwort gab: „Weißt du, darüber haben sich viele andere auch schon gewundert."

Nur in kleinen Gemeinschaften weiß nicht nur der Staatsmann, sondern auch jeder unscheinbarste Bürger, was er zu tun hat. Und das war es, was mich veranlaßte, zwei Tage nach Erscheinen der kleinen Notiz im *San Juan Star* nach Anguilla zu fliegen und dem neuernannten Präsidenten Peter Adams meine Dienste anzubieten. Das heißt, als richtiger Lehrer konnte ich ja selber nicht viel tun. Aber ich hatte einige Freunde, die helfen konnten, und das war genug.

Anguilla war zu dieser Zeit nicht nur vollkommen unentwickelt; die Regierung von

St. Kitts hatte auch dazugesehn, daß das Land kein Geld mehr hatte. Das war Problem Nummer eins. Außerdem gab es keine Elektrizität, kein Telefon, kein Petroleum, keine Straßen, keine Erziehungsmöglichkeit zum Trainieren junger Leute für die Übernahme der Staatsgeschäfte und, wie gesagt, kein Geld. Aber es hatte, und hat auch heute noch, das blaueste, unverschmutzteste Meer, die reinsten goldenen Strände und die besten Hummer der Welt, was die Idee aufkommen ließ, alle Entwicklungsprobleme durch den Bau eines Superhotels zu lösen. Das würde zwar Geld einbringen, gab ich zu, aber die Gefahr heraufbeschwören, aus einer kleinen Insel wie Anguilla eine Republik der Kellner zu machen. Denn wer außer Anguillanern sollte die erhofften Touristen bedienen? Und was Straßen anlangte, die würden mit Händen gebaut, von denen Anguilla genug habe, und nicht mit Geld, das in den Londoner Banken liege. Aber bevor die Unterstützung meiner Freunde mobilisiert werden könne, müsse Anguilla durch eine Volksabstimmung klarmachen, daß es auch wirklich unabhängig sein wolle.

Die Volksabstimmung fand am 11. Juli 1967 statt. Einen Tag später war die ganze anguillanische Regierung in Puerto Rico im Haus eines Freundes, des aus Köln stammenden tropischen Architekten Henry Klumb, um mit den andern Freunden zusammenzutreffen, die ich an dem Selbstentwicklungsprojekt interessiert hatte: Dr. Edgar Berman, Leibarzt und Ratgeber des damaligen amerikanischen Vize-Präsidenten Hubert Humphrey, der Interesse daran hatte, herauszufinden, wie Amerika unterentwickelten Ländern helfen könne, ohne dabei selbst bankrott zu gehen; Howard Gossage aus San Franzisko, Enthusiast des Kleinen, dessen dreizehnköpfiges Werbeinstitut das angesehenste der Vereinigten Staaten war; Dr. Gerald Feigen, Chairman der links-katholischen Zeitschrift *Ramaparts Magazine*; Scott Newhall, Chefredakteur der *San Francisco Chronicle* und Amateurmünzenpräger, und mein früherer Student Frank Ricciardi, damals Präsident der Walter Kidde-Corporation, der einige Monate zuvor in einem dramatischen Weihnachtscoup die größte Schifffahrtsgesellschaft der Welt, „The United States Lines“, übernommen hatte.

So imposant diese Liste auch aussehen mag, keiner von den Genannten war eine „Verbindung“ zum Packeln, Profitieren oder Ausnützen. Sie alle waren Freunde, die nach Puerto Rico nicht als Nutznießer einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung kamen, sondern als Amateure im wahrsten Sinne des Wortes, als Liebhaber einer Idee, als Enthusiasten, um zu beweisen, wie leicht die Probleme, an denen die Großen scheitern, von den Kleinen gelöst werden können. Im größeren Maßstab hätte eine konstituierende Staatsversammlung, wie diese es war, Monate zur Vorbereitung gebraucht, Wochen, um ein Programm aufzustellen, Tage, um herumzukonferenzieren, Stunden, um die Position eines Beistriches festzulegen, um schließlich wie die Vereinten Nationen mit einer Menschenrechtsdeklaration herauszukommen, die dem Bürger alles einräumt außer dem Recht, sich der Tyrannei und Unterdrückung zu widersetzen.

Anguillas Gründungskonferenz im Hause Henry Klumbs fand innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach der Volksabstimmung statt, dauerte fünf Stunden, beschloß die Herausgabe von Briefmarken zur Finanzierung der Staatskosten nach liechtensteinischem Muster; das Münzen des „Anguilla Liberty Dollars“, der bereits Wochen später im Wert von $ 10 im Umlauf war (und heute mehr als $ 500 kostet); den Entwurf einer Nationalflagge; und den Text des ganzseitigen Werbeinserates aus der meisterhaften Hand von Howard Gossage, das am 14. August 1967 unter dem Titel „Is it silly that Anguilla does not want to become a Nation of Bus Boys?“ („Ist es lächerlich, daß Anguilla keine Kellnernation werden will?“) in der *New York Times* erschien und das Interesse der ganzen Welt weckte.

Die Kosten dieser staatsgründenden Versammlung beliefen sich auf $ 200, die der Hausherr Henry Klumb absorbierte. Der Grund, warum ich ihn um seine Gastfreundschaft gebeten hatte, war, der Regierung von Anguilla vor Augen zu führen, daß auch der höchste Lebensstandard mit den Mitteln erworben werden kann, die auch der ärmsten Gesellschaft zur Verfügung stehen, falls sie sich die Mühe nimmt, sie vom Schutthaufen ihrer eigenen Unterentwicklung aufzuklauben, anstatt sie für teures Geld von Auswärts zu importieren. Henry Klumb hatte das herrlichste Haus, das man irgendwo in der üppigen Inselwelt der tropischen Karibik finden konnte — luftgekühlt von Brisen, die durch Palmen, Schatten- und Fruchtbäume flüsterten, umgeben mit einer holzgedeckten Terrasse mit

weiten Ecken für Cocktailgespräche, für Musik, für Kleinkonferenzen, für Mahlzeiten und Ruhepausen, ohne beengende Außenmauern und nur mit einem inneren Kern im beschatteten Terrassenraum für Bade-, Schlaf- und Gästezimmer. Aber wie er seinen Besuchern vom reichen Washington und San Franzisko bis zum armseligen Anguilla mit Nachdruck sagte: „In meinem Haus finden sie keine Unze von Material, aus dem nicht auch die ärmste Slumhütte gebaut ist. Alles, was man dazu braucht, sind Hände, die man nicht einführen muß, weil jeder damit geboren wird, Geschmack, der nichts kostet, und das Material, das unbenützt in jeder Nachbarschaft herumliegt.“ Das war die Botschaft, die es Anguilla ermöglichen sollte, sich mit seinen eigenen Kräften zu entwickeln („Development without Aid“), abgesehen von der Geburtshilfe und einigen Tauf-, Firm- und Hochzeitsgeschenken, die den Anfang erleichtern sollten und zu welchem Zweck die kleine Konferenz eben einberufen worden war.

So einfach sind die maßreduzierten Probleme der Kleinen und so wenig Talent ist zu ihrer Lösung notwendig, daß sogar ich einiges beitragen konnte — nicht nur durch Reden wie im Klassenzimmer, sondern auch durch Tun, ohne daß ich meine Lehrtätigkeit an der Universität von Puerto Rico auch nur einen einzigen Tag lang hätte unterbrechen müssen. Als mich Ronald Webster, der energische Geschäftsmann-Nachfolger des Lehrers Peter Adams als Präsident, ersuchte, zwanzig Scholarships für die Ausbildung anguillanischer Verwaltungsbeamter zu besorgen, fragte ich meinen Kollegen Rafael Corrada, dem ich im puertorikanischen Unterrichtsministerium in San Juan zufällig in die Arme gelaufen war, ob er mir diesbezüglich einen Rat geben könnte. „Ich weiß nicht, was Du meinst“, antwortete er mir. Als ich ihm die Sache mit den zwanzig Stipendien noch einmal vortrug, sagte er: „Ja.“ — „Was, ja?“ fragte ich. „Jetzt weiß *ich* nicht, was *Du* meinst.“ — „Ja“, wiederholte er, „o.k., genehmigt.“ Die Scholarships zu bekommen, hatte genau so viel Zeit in Anspruch genommen, wie Sie brauchen, diese Zeilen zu lesen. Was ich nicht gewußt hatte, war, daß mein Freund damals der Vize-Unterrichtsminister von Puerto Rico war.

Überrascht von der Schnelligkeit des Resultates, bat mich daraufhin Präsident Webster, einen Jahresvorrat Öl zu besorgen, da die mächtigen Mitglieder des internationalen Petroleumkartells nicht in der Lage waren, rechtlich dem abtrünnigen und noch nicht anerkannten Inselstaat in dieser Hinsicht auszuhelfen. Alles, was ich tun konnte, war, mich an einen anderen Zufallsfreund zu wenden, Teodoro Moscoso, Kennedys ersten Präsidenten der „Alliance for Progress“ und damals Chairman der größten puertorikanischen Ölfirma „Commonwealth Oil“, der mir sagte, er könne auch nichts tun. Seine Hände seien gebunden. Die Chefs der anderen Gesellschaften — Gulf, Esso, Shell —, an die er mich empfahl, gaben mir dieselbe Antwort. Alle diese Giganten schmachteten in den Fesseln ihres eigenen Kartells. So fiel ich letzten Endes auf meine eigenen Lehrsätze zurück, fragte ohne Mittelsperson im Hafen von San Juan den Kapitän eines kleinen Frachtschiffes, das zufällig aus Anguilla kam, ob er Öl für seine Regierung mitnehmen könne; ging (als er sich bereiterklärt hatte, es in zwei Ladungen zu transportieren) zur nächsten Tankstelle fünf Geh-Minuten entfernt, kaufte das Öl aus meinem eigenen ungigantischen Universitätsgehalt (später rückvergütet von der neugeborenen Republik), überwachte die Sofortverladung auf einen Lastwagen und, einige Minuten später, die Umladung der Hälfte des Jahresbedarfs auf das Schiff, und die Aufbewahrung des Restes unter einer Schutzdecke am Pier bis zur nächsten Überfahrt eine Woche später.

Was die Ölgiganten mit all ihrer Organisation, Erfahrung und Macht nicht zustandegebracht hatten, schaffte der Lehrer ohne Erfahrung, Geld oder arabische Beziehungen in einer Operation, die weniger als eine halbe Stunde in Anspruch nahm und einen Staat ein ganzes Jahr lang von seinem Ölproblem befreite, ohne daß es die Regierung einen Groschen an Zins oder Kommission gekostet hätte. Freilich handelte es sich dabei nur um neun Fässer. Volle neun Fässer! Was bedeutete, daß Anguilla im Notfall auch ohne Öl hätte auskommen können. Aber gerade das ist das Große der Kleinen: daß sie auch heute noch im Notfall alles mit den Händen bewältigen können — ohne Petroleum, ohne Kasinos, ohne Zuschüsse vom International Monetary Fund und ohne Ratschläge von Wirtschaftskoryphäen und Konsulenten, die Howard Gossage als Leute definierte, „die sich von dir die Uhr ausleihen, um dir zu sagen, wie spät es ist, und dafür ein Honorar verlangen“.

Was Anguilla beweisen sollte, war, daß die Antwort auf die Probleme der Großen die

Rückkehr zu kleineren, überschaubareren Dimensionen ist, wie der Untertitel meines Buches über *Die überentwickelten Nationen* unterstreichen sollte: *The Translucent Society (Die überschaubare Gesellschaft).* Die kann natürlich nur eine kleine Gesellschaft sein, die — wie Aristoteles von der idealen Staatsgröße sagt — „mit einem einzigen Blick vom Auge erfaßt werden kann", wie es beim glücklichen Liechtenstein auch heute noch der Fall ist.

Und Anguilla hat diesen Kleinheitsbeweis auch erbracht, obwohl es nach zwei Jahren, 1969, nach einer vielbelachten Fallschirminvasion seitens Großbritanniens, seine Unabhängigkeit wieder aufgeben mußte. Das geschah nicht, weil es wirtschaftlich versagt hätte, im Gegenteil. Der Grund war, das verletzte Eitelkeitsgefühl von St. Kitts zu befriedigen. An St. Kitts zurückgegliedert wurde es allerdings doch nicht mehr, sodaß der Hauptzweck seiner ursprünglichen Sezession erfüllt wurde.

Heute ist Anguilla wieder eine Kolonie des englischen Mutterlandes, jedoch mit einem großen Ausmaß von Autonomie und einer Entwicklung, die allerdings nicht mehr ganz der autarken Selbstversorgungsfähigkeit entspricht, die ich erhofft hätte. Voltaire sagte einst von England, es habe hundert Religionen, aber nur eine Sauce. Und ähnliches kann man heute, zwanzig Jahre nach seinem Abfall von St. Kitts, von Anguilla sagen: Es hat zweitausend Autos, aber nur eine Verkehrsampel. Tatsächlich hat es den höchsten Automobilstandard der Welt. Jeder, der ein Auto fahren kann, hat eines, auch wenn die größte Distanz, die man auf der sechzig Quadratkilometer kleinen Insel zurücklegen kann, nur zwanzig Kilometer ist.

Und außerdem hat es auch ein Luxushotel, das im Gegensatz zu den Autos ganz meiner Entwicklungsidee entspricht, trotz meines Entwicklungsleitsatzes: „Gasthäuser für Gäste, nicht Hotels für Touristen." Aber eine Ausnahme kann immer verkraftet werden, wie das eben bei dem Hotel in Anguilla der Fall ist. Es hat alles an fast unübertreffbarem Geschmack, Architektur, Cuisine, Bedienung und eine Umgebung von goldenen Stränden und tiefblauem, noch immer unverschmutztem Meer. Und vor allem ist es auch klein im Verhältnis zu dem Luxus, den es seinen Gästen bietet. Der ist so groß, daß die Nacht pro Kopf $ 1.000 kostet, was mich bei meinem letzten Besuch 1986 doch etwas aus der Fassung brachte. Denn meine puertorikanische Dollarpension hätte mir kaum gestattet, auch nur ein Zehntel einer Nacht dort zu verbringen.

Aber trotzdem war ich sofort bekehrt, als mir der gegenwärtige Regierungschef Emile Gumbs auf meine Frage, warum denn diese horrenden Preise, in meinem eigenen Sinn zur Antwort gab: „To keep the tourists away" — um die Touristen fernzuhalten. Denn der Leitsatz von Theophrastus Paracelsus gilt auch hier: „Alles ist Gift. Ausschlaggebend ist nur die Menge." Das definierende Element der ersten Klasse sind nicht aufgepolsterte Sitze, sondern weniger Passagiere. Das Kennzeichen des Paradieses ist nicht freie Kost, sondern weniger Menschen. Und so liegt der Grund der paradiesischen Strände von Anguilla, seiner frischen Luft, seines blauen Meeres, seiner herrlichen Hummer, seiner freundlichen Manieren, der erstklassigen Bedienung nicht im ununterbrochenen Aufräumen, Belehren und Ordnung halten, sondern in der geringen Anzahl seiner Touristen, die durch die unerschwinglichen Preise seines einzigen Luxushotels unter der parazelsischen Mengengrenze gehalten werden, bei der sie, wie überall, die Gefahr mit sich bringen, zum umweltverschmutzenden Gift zu werden.

3.

Aber das alles ist eigentlich nur so nebenbei als Illustration gedacht, um zu zeigen, wie leicht sich die Probleme der Wirtschaftsentwicklung und des menschlichen Zusammenlebens auf kleinem Raum lösen lassen, falls „lebensrichtig" gehandelt wird. Ich benütze diesen Ausdruck, der von meinem alten Salzburger Schulfreund Josef Haid geprägt und vom Atomphysiker Werner Heisenberg übernommen wurde (aus Haids tiefgründigem Büchlein, das den Titel *Lebensrichtig* trägt), um das Thema der Kleinheit als Baustein des Alls vom Praktischen und Spinnert-Romantischen ins Philosophische zurückzubringen. Denn klein ist nicht nur schön. Es ist schön, weil es der Natur entspricht, die weder physisch noch biologisch, noch politisch-wirtschaftlich-soziologisch etwas für Größe übrig hat — außer als Mittel der Vernichtung, falls sie eine ihrer Schöpfungen müde geworden ist. Es ist gleich-

gültig, ob es sich um Supernovae im Sternenhimmel handelt, um nachbar-verschlingende Krebszellen im menschlichen Körper, um babylonische Großmächte unter den Staaten oder Wirtschaftsgiganten in einem auf Klein- und Mittelgewerben aufgebautem Wettbewerbssystem. Wo immer wir hinschauen: Über die parazelsische Mengengrenze hinaus wird Heilmittel zum Gift, Leben zum Tod, Erfolg zum Ruin, Tugend zum Laster, Jugend zum Alter, Austerlitz zum Waterloo, das Nützliche zum Unheil, wie die Kettenreaktion der energiefreimachenden, sich spaltenden Atome oder der sich ununterbrochen halbierenden Teile des Besenstiels in Goethes „Zauberlehrling".

Die Welt ist wie ein Mosaik auf Kleinheit aufgebaut. Das hat bereits Protagoras im alten Griechenland erfühlt, als er in dem einzigen Satz, der uns von seinen Werken wörtlich erhalten geblieben ist, sagte: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der Seienden, das sie sind, der nicht Seienden, das sie nicht sind." Ich konnte lange nicht begreifen, warum sich die Welt so sehr an diesem Satz begeisterte, bis mir dann eines Tages der Knopf aufging. Ich hatte die Betonung außer acht gelassen. Der *Mensch* ist das Maß aller Dinge; nicht die Familie, nicht die Stadt, nicht der Staat, nicht das Volk, nicht die Nation, nicht die Menschheit, nicht die Erde, nicht der Kosmos — nichts von alledem. Das Maß ist der Mensch, der Mensch in all seiner Kleinheit, der nicht weiter reicht als vom Kopf bis zum Fuß.

Was mich an einen Abend in Kent erinnert, wo ich als junger Student ein Jahr lang mit einem Salzburger Freund lebte, um Englisch zu lernen. Von unseren Gastgebern für einige Stunden im Haus allein gelassen, versuchten wir in einer plötzlichen Anwandlung von Heimweh im Radio eine österreichische Sendung einzufangen. Das war im Jahr 1928, als es noch ziemlich schwer war, überhaupt eine Station zu erwischen. Aber wie es ab und zu vorkommt, war das Glück auf unsere Seite, wenn auch nur für knappe zehn Sekunden. Aus dem Nichts war plötzlich Wien da, mit einer Stimme, die — als wir in der Behaglichkeit eines englischen Wohnzimmers beim Kamin unter dem Porträt des Königs und der Königin saßen —, sich mit dem waschechtesten Lokalakzent im Heurigentenor direkt an uns zu wenden schien, um uns, mit feuchter Inbrust singend, die Botschaft zu überbringen: „Mir san die Liliputaner / net greßer, net klaner / wia sonst irgend aner..." Aus! Grabesstille! Zurück ins Nichts. Wir konnten aus dem Radio nichts mehr herausbringen, sodaß uns, wie vom Griechischen, auch vom Grinzinger Protagoras nur dieser eine Satz in unserer Erinnerung erhalten geblieben ist, der an die ewige Kleinheit der menschlichen Statur erinnert: Wir sind Liliputaner, auf deren Maß alles im Universum zugeschneidert sein muß, vom Hemd, von unseren Schuhen, der Familie, der Schule, dem Dorf, der Stadt, dem Staat bis hinauf zum Sternenhimmel.

Ja, auch der Sternenhimmel, worüber sogar ich überrascht war, als der amerikanische Nationalökonom Kenneth Boulding darauf hinwies, daß die Anzahl der Sternenbilder und der damaligen Mitglieder der Vereinten Nationen die gleiche sei. *Das ist natürlich kein Zufall,* fügte er hingerissen mit einem bewundernden Blick in die kristallklare tropische Sternennacht am Ufer des Karibischen Meeres hinzu, *wenn man bedenkt, daß beide — die Nationen wie auch die Sternbilder — Produkte des Menschen sind, der alles seiner Kleinheit anpassen muß, um es geistig und praktisch erfassen zu können. Deshalb haben wir die Menschheit in Nationen und die Gestirne in Sternbilder aufgeteilt.* Ungeteilt könnten wir weder mit den einen noch mit den andern etwas anfangen.

Wenn Protagoras festgestellt hat, *daß* der Mensch, und mit ihm alles Seiende, klein *ist*, so hat der österreichische Nobelpreisträger Erwin Schrödinger in seinem im Exil der „Vertriebenen Vernunft" geschriebenen kleinen (biologischen) Büchlein *What is Life* erklärt, *warum* alles in der Natur klein sein *muß.* Als Physiker nahm er zwar zu seinem Ausgangspunkt die Welt der Atome, aber das Problem ist das gleiche für alles, was sich bewegt und was lebt. Daher der Titel *What is Life.*

Der Grund, warum Atome klein sein müssen, ist erstens, weil sie in einer riesigen Zahl vorhanden sind, weil sie zweitens vollkommen frei sind, und drittens sich ununterbrochen und ungeleitet von irgend einer Autorität oder Gesetzlichkeit in alle Richtungen bewegen, was zu fortwährenden Kollisionen führt. Das einzige Gesetz, das in der Natur für Ordnung sorgt, ist das statische Gesetz, das bei einer gewissen Anzahl sich bewegender Teile eine errechenbare Anzahl von Zusammenstößen unvermeidbar macht. Wären nun die Atome groß wie Tanks, so würde jeder Zusammenprall zur Vernichtung führen. Da sie aber klein

sind, führen ihre Zusammenstöße nicht zur Vernichtung, sondern zu immer neuen Formen und Konstellationen. Anstatt das Gleichgewicht alles Seienden zu stören, führt jede Störung selbst zu einem neuen Gleichgewicht, wie es bei Pärchen auf dem Tanzboden der Fall ist, wo jeder Zusammenstoß gleichzeitig seine eigene Korrektur produziert, oder bei Mobiles, die von der Zimmerdecke hängen und deren dünne Stahlblätter von jedem kleinsten Lüftchen sanft zitternd aus ihrem Gleichgewicht gebracht werden, ohne je das Gleichgewicht des Ganzen zu stören. Und was von Atomen, Mobiles und Tanzpärchen gilt, gilt auch von Fußgängern, Fahrzeugen und Staaten, die über gewisse Größenverhältnisse hinaus die Harmonie vernichten, während sie *unter* einer gewissen Größe zur Basis des „Zusammenspieles ihrer Gegenteile" werden.

Das ist nicht romantische Spinnerei, sondern die naturgesetzliche „Lebensrichtigkeit" des Kleinen, was die österreichischen Geldbehörden wahrscheinlich nicht im Auge gehabt hatten, als sie ihre neuen Tausend-Schilling-Noten mit dem Porträt Erwin Schrödingers zierten. In dieser Zeit der Inflation und Korruption wäre es nicht unangebracht, die Gehalts-, Honorar- und Bestechungseinheit einen „Schrödinger" zu nennen. Denn 20 „Schrödingers" schaut billiger, kleiner und harmloser aus als 20.000 Schilling.

Wenn Protagoras sagte, *daß* alles klein *ist* und Schrödinger, *warum* alles klein sein *muß,* so hat Isaac Newton aufgezeigt, *wie* die Natur dazusieht, daß alles klein *bleibt.* Er tat das mit seinem Schwerkraftsgesetz, das besagt, daß sich die Anziehungskraft jedes Körpers mit dem Quadrat der Distanz verringert, bis sie schließlich auf Null herabsinkt, was jedes Weiterwachsen zu Ende bringt. Das erklärt die Autonomie des Mondes von der Erde, der Planeten von der Sonne, der Sterne von anderen Sternen und Sternensystemen. Ausdehnung über einen gewissen Punkt hinaus macht alles unstabil, von den schweren Atomen bis zu den himmlischen Giganten, die in der Form von Supernovae zu ihrer selbstverherrlichenden Vernichtung führen, um das auf Kleinheit aufgebaute Universum nicht aus seinem labilen Gleichgewicht zu bringen.

Aber wie jedes Naturgesetz in dieser monotheistischen Schöpfung hat auch Newtons Schwerkraftprinzip nur *einen* Ursprung, aber eine Unzahl von Manifestationen. Es ist dasselbe wie beim Wellengesetz von Leonardo da Vinci, der, als er die Viereinigkeit der Kraft entdeckte, die Schall, Licht und Luft auf dieselbe Weise bewegt wie Wasser — eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Erkenntnisse der Geistesgeschichte — in jubelnder und bewundernder Demut ausrief: *Es gibt nur ein Gesetz der Mechanik in allen Manifestationen der Kraft. Es gibt nur deinen Willen und dein Recht, du einzige Ursache aller Bewegung: der Winkel des Aufpralls ist derselbe wie der Winkel der Refraktion.*

Und ähnlich ist es beim Newtonschen Gesetz. Das Gebot, das der Ausdehnung jeder Materie Schranken setzt, ist dasselbe, das auch jedem anderen Kraftfeld Grenzen auferlegt, sei es physisch, chemisch, biologisch oder politisch-wirtschaftlich-gesellschaftlich. Jeder weiß, daß sich wie die Schwerkraft auch die eheliche Treue mit dem Quadrat der Distanz verringert. Und so steht es mit der Aufmerksamkeit und den ihr entsprechenden Noten von Schülern, die sich mit dem Quadrat der Distanz, in der sie von ihrem Lehrer sitzen, verschlechtern und daher durch Verkleinerung der Klassen und Klassenzimmer wieder aufgebessert werden können. Dasselbe gilt auch von *zeitlichen* Distanzen wie bei Versprechen, die auf morgen verschieben, was man heute tun soll, und die Oscar Wilde daher mit Recht als Schecks bezeichnet hat, „die man auf eine Bank ausstellt, bei der man kein Konto hat".

Aber die bedeutendste Manifestation der Allgemeingültigkeit des Newtonschen Prinzipes finden wir auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet. Wirtschaftlich findet es in den Begrenzungsgesetzen seinen Ausdruck, daß nach einem gewissen Punkt zusätzliche Einheiten von Produktionsfaktoren — Land, Arbeit, Kapital, Entrepreneur — weniger Ertrag liefern als die vorhergehenden, bis schließlich die Grenze erreicht wird, ab der jede weitere Infusion mehr kostet, als sie einbringt. Das heißt, daß der Rationalismus nicht nur der Natur, sondern der Wirtschaft dazusieht, daß, wie die Bäume, auch die Betriebe nicht in den Himmel wachsen. Firmen können zwar die Dimensionen unirdischer Giganten annehmen, aber wenn sie sich dann nicht schleunigst in ein Netzsystem von autonom regionalen oder multinational verkleinerten Optimalbranchen auflösen, bleibt ihnen wie bei den zu groß gewordenen Sternen nichts übrig als entweder zu zerplatzen oder in sich zusammenzubrechen.

Leider kommt der Mensch zu dieser Erkenntnis in vielen Fällen erst, wenn es bereits zu

spät ist, außer er handelt als Konsument anstatt als Produzent. Dann kommt er bald darauf, daß sich der abfallende Grenznutzen bei Wurst, Knödel und Bier bereits mit der zweiten Einheit so fühlbar macht, daß er auch ohne wissenschaftliche Anleitung seinen Dämmerschoppen zu Ende bringt, bevor sein Magen den Umfang einer Nova annimmt. Dies trotz der Überzeugung eines meiner Studenten, daß beim Wein das beste Schlückerl immer das letzte sei, bei dem er vermutlich aufhört, weil er nachher mit nur mehr einigen Tropfen Blut in seinem Alkohol, wie der Wirt vom „Schwarzen Walfisch" zu Askalon „steif wie ein Besenstiel am Marmortische" liegt.

Die Newtonschen Begrenzungsgesetze, die im Bereich der Wirtschaft Preise, Wert, Nutzen (Grenznutzengesetz) und den *optimalen* Umfang von Mahlzeiten und Betrieben bestimmt (im Gegensatz zu ihrer zerplatz-gefährdeten *Maximal*kapazität), gehören zu den grundsätzlichsten der nationalökonomischen Geisteswissenschaft und sind überdies eng mit dem Namen der ersten der zwei international berühmten sogenannten „Österreichischen Schulen" verbunden. Ihre Hauptvertreter waren die drei Wiener Professoren Karl Menger, Friedrich von Wieser und Eugen von Böhm-Bawerk, dessen Porträt auf Österreichs neuer Hundert-Schilling-Note abgebildet ist, sodaß sowohl die neuen Tausender wie auch die neuen Hunderter zwei Denkern gewidmet sind, deren Weltbild das Prinzip des Kleinen unterstreicht: des kleinen Atoms, der kleinen Zelle, der kleinen (was auch die mittleren einschließt) Betriebe, als Basis der Stabilität, des Gleichgewichtes, der undirigierten Freiheit, der Gesundheit, des Wettbewerbes und des Überlebens. Und da ich die erste der zwei „Österreichischen Schulen" genannt habe, möchte ich auch der zweiten gedenken, die als „Vertriebene Vernunft" in England und Amerika wirkte, deren Einfluß auf das gegenwärtige Wirtschaftsdenken ebensogroß ist wie der der ersten, und deren Vertreter, neben Joseph Schumpeter und Ludwig von Mises, der gegenwärtig einflußreichste der Nobelpreisträger Friedrich August von Hayek ist, für den noch Platz auf einer neuen 500-Schilling-Note wäre.

Letztens und wichtigstens hat aber das Newtonsche Begrenzungsgesetz auch ein politisches Anwendungsfeld. Denn wie sich die Anziehungs- und Haltekraft jeder Materie mit dem Quadrat der Distanz verringert, so verringert sich auch die Verwaltungskraft jeder Regierung — sei sie rechts, links, rot, blau, schwarz, braun, grün, christlich, islamisch — mit dem Quadrat der Distanz, mit der eine Provinz vom Sitz der Zentralregierung entfernt liegt, bis sie schließlich so schwach wird, daß sie über eine gewisse Entfernung hinaus überhaupt keinen Einfluß mehr ausüben kann.

Ich habe diesen Zusammenhang zwischen politischer Verwaltungskapazität und Staatsgröße in einem „Gesetz der Randgebietsvernachlässigung" (law of peripheral neglect) zu formulieren versucht, das erklärt, warum große Reiche an ihrer Peripherie abzubröckeln beginnen, auch wenn ihr Kern seine unverminderte Stärke beibehält; und warum Autonomiebewegungen wie in Wales, Schottland, in der Bretagne, Languedoc, im Baskenland, in Katalonien, Sizilien, Friaul, Südtirol, Kurdistan, Tibet oder Vorarlberg mehr als proportional anwachsen als die Kilometerdistanz, die sie von ihrem Wien, Peking, Rom, Madrid, Paris oder London trennt. Denn so gut es eine Zentralregierung auch meinen mag, so können ihre Verwaltungsaugen mit dem besten Willen nicht die Probleme überschauen, die unter ihrem Horizont liegen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß heutzutage Fernsehen, Computer und Telefon auch die entferntesten Gebiete so nahe bringen wie das Wirtshaus, in dem der Innenminister zu Mittag essen geht. Denn sein Hauptaugenmerk gilt in erster Linie dennoch den zahllosen Problemen, die in seiner unmittelbaren Nähe auftauchen. Die Begrenzung liegt nicht in seinem Willen oder seinen Instrumenten, sondern in seinem Gehirn, das seine Instrumente gründlicher verstopfen, als es der Fall wäre, wenn er sie *nicht* verwenden müßte.

Deshalb ist in Österreich die Autonomiebewegung „von Wien weg" in Oberösterreich größer als im Burgenland; größer in Salzburg als in Oberösterreich; in Vorarlberg größer als in Salzburg; und in Liechtenstein — da ist sie bereits so groß, daß das Fürstentum schon lange ein unabhängiger Staat geworden ist. Gesegnet von einer Kleinheit, hat es das Randgebietsvernachlässigungsgesetz vollständig seiner Wirkung beraubt. Wie Erbprinz Hans Adam bei seiner ersten Thronrede im Jahre 1985 sagte: „In der Zeit, in der eine Großmacht von einem Problem erfährt, sind wir in Liechtenstein schon halb damit fertig, es gelöst zu haben." Das ist auch der Grund, warum der höchste Lebensstandard der Welt — was nur wenige wissen

oder wahrhaben wollen — nicht in den Vereinigten Staaten, Skandinavien oder Kuweit zu finden ist, sondern im Fürstentum Liechtenstein.

Das heißt nicht, daß ein Staat nicht über seine funktionsbedingte Optimalgröße hinauswachsen kann. Er kann es, aber nur auf Kosten seiner Lebensqualität, da seine Schwierigkeiten bei jedem weiteren Bevölkerungs- und Gebietsgewinn quadratisch und seine Mittel, ihrer Herr zu werden, höchstens proportional zunehmen, was den dann notwendig größeren Beamten- und Militärapparat teurer macht als das zusätzliche Gebiet einbringt. Denn die Grenznutzenvariation des Schwerkraftgesetzes gilt natürlich auch militärisch. Was die Großreiche der Geschichte vernichtet hat, war nicht Mangel an Staatskunst oder Militärmacht, sondern ihre babylonische Ausdehnung, die keinen menschlichen (oder göttlichen) Zweck mehr erfüllte. Das war es, was Alexander in Indien, Hannibal vor Rom, Napoleon in Moskau, Hitler in Stalingrad, Nixon in Vietnam bezwang: nicht Verrat, Dolchstoß oder Feind, sondern geographische Distanz — eine Entfernung vom Sitz der Zentralgewalt, die den Grenzwert eines amerikanischen Supertanks auf die gleiche Größe brachte wie den eines radfahrenden Guerillakämpfers aus dem nächsten Urwalddorf. Und das ist es, was die siegreiche Mrs. Thatcher auch bereits auf den Falkland Inseln zu spüren bekam.

4.

Was ich mit all dem nochmals unterstreichen will, ist, daß das Problem, das die Welt in diesem Zeitalter des Gigantismus lösen muß, nichts mit Kriegsgefahr, Armut, Terrorismus, Analphabetismus im Doktorhut, Wirtschaftskrisen, Arbeitslosigkeit oder irgend einem andern der Übel zu tun hat, die uns die lieben Götter geschenksverpackt in der Büchse der schönen Pandora geschickt haben. Die werden immer der Welt anhaften. Wie Hesiod vor 2600 Jahren geschrieben hat, „die Menschen werden fortfahren, die Städte ihrer Mitmenschen zu zerstören“.

Das wahre Problem unserer Zeit ist das *Ausmaß,* das diese Übel angenommen haben. Es ist dimensional, nicht ideologisch. Und da das Ausmaß der sozialen Übel vom Umfang des Staates bestimmt ist, dem sie anhaften, ergibt sich, daß das einzige, das wir tun können, ist, den Umfang der Staaten, in denen wir leben, zu verkleinern. Das wird die Übel nicht abschaffen. Aber es wird sie auf ein Maß verkleinern, in dem der kleine Mensch sie verkraften kann. Und das ist das Beste, was wir erreichen können. Aber *ein* Problem wird durch eine Rückkehr zu einem augustinischen, locker-verbundenen System kleiner Staaten vollkommen gelöst werden — das Zentralproblem unserer Zeit: das vernichtende Supernovaproblem des politischen Gigantismus.

Worum es sich bei meiner Kleinheitstheorie handelt, ist daher nicht, um es noch einmal zu sagen, eine romantische Spinnerei, für die sie noch immer gehalten wird, obwohl heutzutage jeder vor dem Schlagwort „Small is Beautiful“ den Hut zieht, nur um, wie es oft bei einem reuigen Sünder der Fall ist, umso unbekümmerter weiter sündigen zu können, nachdem er sich mit Weihwasser besprenkelt hat. Worum es sich handelt, ist eine Geschichtsauslegung, die die primäre Ursache des geschichtlichen Wandels in einer anderen Kraft sieht als hergebrachterweise angenommen wird.

Viele sehen diese primäre Ursache im Auftreten starker Führerpersönlichkeiten wie Cäsar, Napoleon, Hitler, Stalin, Khomeini, ohne deren Intervention es zum Beispiel zu keiner „Vertreibung der Vernunft“ gekommen wäre. Andere sehen diese Kraft in Religionen wie Christentum, Buddhismus, Islam; in Ideologien wie Individualismus und Kollektivismus; in Wirtschaftssystemen wie Kapitalismus und Sozialismus; in der topographischen Umwelt, im Zufall, in der Rasse, oder in der am besten argumentierten Geschichtsinterpretation; in Karl Marxens Produktionsweise; in der Art, in der wir unseren Unterhalt verdienen. Wenn immer sich diese ändert, ändern sich alle rechtlichen, moralischen, ethischen, wirtschaftlichen, politischen und religiösen Begriffe, die als krönende Superstruktur auf ihr ruhen. Die mittelalterliche Handwerksproduktionsweise führte ihrer Natur entsprechend zu hierarchischen Gesellschaftsbegriffen, während die undifferenzierende Massenproduktion des Kapitalismus demokratische Gleichschalterei nach sich zog.

Alle diese Interpreten erklären etwas, und manche sehr viel. Aber sie alle haben Lücken,

die sie nicht füllen können, sogar die von Karl Marx, die sämtliche Manifestationen des Daseins von der jeweiligen Produktionsweise ableitet und bestechend darauf hinweist, daß, wenn diese sich ändert, auch alle unsere Einstellungen Änderungen ausgesetzt sind. Das einzige, was sie nicht erklärt, ist, warum sich diese „primäre" Ursache alles Wandels selber zeitweilig ändern soll.

Offenkundig muß es eine Ursache geben, die noch primärer als die Produktionsweise ist. Warum soll der Mensch die paradiesische Fruchtsammelmethode aufgegeben und plötzlich angefangen haben, sich mit Ackerbau und Viehzucht sein Leben im Schweiße seines Angesichts zu verdienen? Warum soll er die würdevolle Handwerksmethode der degradierenden Massenproduktionsweise geopfert haben, wie sie von Charlie Chaplin so vernichtend in seinem Film „Modern Times“ geschildert wurde? Warum soll er von Muskel-, Wind- und Wasserkraft als Energiequelle zur umweltverschmutzenden Kohlen-, Petroleum- und Kernkraft übergegangen sein?

Der Grund dazu liegt darin, daß die wirkliche primäre Ursache alles geschichtlichen Wandels nicht im Wandel der Produktionsweise, sondern in der zeitweiligen Veränderung der Größe der menschlichen Gesellschaft liegt, die uns zwingt, von leichteren zu härteren, von langsameren zu schnelleren, von gemächlicheren zu leistungsfähigeren Produktionsweisen zu greifen, um den disproportional anwachsenden Bedürfnissen des immer größer werdenden menschlichen Zuwachses gerecht zu werden. Was uns aus dem Paradies vertrieb, war nicht, daß Eva einen Apfel aß, sondern daß sie den *letzten* Apfel (den „Grenz"apfel), der noch am Baume hing, aß. Und es war der letzte Apfel, weil die zügellose paradiesische Bevölkerung so groß geworden war, daß keine Äpfel mehr übrig waren. Und so war jede weitere Bevölkerungsexplosion nicht die Folge, sondern die Ursache der Änderungen in der Produktionsweise. Die wahre Erbsünde war daher nicht die Eßlust der Paradiesianer, sondern ihre ungezügelte Fortpflanzungssucht, und das wahre Symbol der Austreibung nicht der Apfel, sondern das Feigenblatt — das erste Geburtskontrollmittel.

Wenn nun der primäre geschichtsändernde Umstand in der periodisch explosiv größer werdenden menschlichen Gesellschaft liegt, so müssen wir die logische Schlußfolgerung ziehen, daß die Lösung unserer sozialen Probleme nicht in noch größeren Zusammenschlüssen wie Wirtschaftsgemeinschaften und Vereinten Nationen zu suchen ist; das führt nur zu noch größeren Problemen. Was getan werden muß, ist, wie der Heilige Augustinus dem Römischen Weltreich vorgeschlagen hat, zu einem dem kleinen menschlichen Maß angepaßten System kleiner Staaten zurückzukehren, die, wie die Arche Noahs, allein imstande sind, das Zeitalter der Giganten zu überdauern. Freilich hat man Noah einen Narren genannt. Aber es ist ein Narr, von dem wir alle abstammen. Denn die Experten sind alle ertrunken. Ihr Verderbnis, um mit den Worten meines Freundes Josef Haid zu schließen, war, daß ihre Pläne den Naturgesetzen widersprachen. Sie waren nicht „lebenswichtig", sondern „lebenswidrig"! Die einzige Stärke ihres Irrtums war, daß er einstimmig war.

Leopold Kohr (rechts) im Gare St. Lazare in Paris, fünf Minuten vor der Abfahrt ins Exil

Leopold Kohr auf der „Bremen“ von Le Havre nach New York am Kapitänstisch, Oktober 1938.

JOSEF STEINDL

Zeitzeuge

Ich habe 1929 bis 1935 an der Hochschule für Welthandel (heute Wirtschaftsuniversität) studiert und dort einen Lehrer gefunden, der den Anstoß für meine Laufbahn gab: Richard Strigl, ein Schüler Böhm-Bawerks, der mir verständlich machte, was Nationalökonomie ist und daß die ökonomische Theorie für die Wirtschaftspolitik relevant ist. Seinen Theorien bin ich freilich bald abtrünnig geworden. Durch Vermittlung Strigls erhielt ich eine bescheidende Stellung am Institut für Konjunkturforschung. Dieses private und sehr kleine Institut war 1927 von Ludwig Mises gegründet worden. Nach meiner Auffassung hat er es gegründet, weil er wußte, daß er an der Universität niemals einen Lehrstuhl bekommen würde, jedoch dem weiten Kreis seiner Schüler und Anhänger das bieten wollte, was sonst ein Institutsvorstand bieten kann: Arbeitsmöglichkeiten, Publikation, Auslandsbeziehungen. Mises stützte sich auf seine außerordentlich guten Beziehungen zur Wirtschaft (Banken, Industrie) und zum Ausland (Rockefeller Foundation) und schuf überdies eine außerordentlich geschickte Basis durch ein Kuratorium, in dem alles vertreten war, was in der Wirtschaft Einfluß hatte. Dadurch konnte das Institut auch in schweren Zeiten eine gewisse, wenn auch qualifizierte Unabhängigkeit und Objektivität bewahren. Für eine Karriere als Nationalökonom war mir außerhalb des Instituts gar keine Möglichkeit gegeben.

Um das verständlich zu machen, muß ich auf die Rolle der Universität eingehen. Das Thema, das uns beschäftigt, ist übrigens in einem Aufsatz einer amerikanischen Zeitschrift sehr ausführlich behandelt worden (Earlene Craver, „The Emigration of Austrian Economists“, in: *History of Political Economy.* Duke University Press 1986). Die Informationen in diesem Aufsatz sind im allgemeinen sehr gut und viele Urteile sehr zutreffend.

Zunächst ist zu erwähnen, daß die Emigration die Reihen der österreichischen Nationalökonomie schon vor 1938 stark gelichtet hat. Im Lauf der Zwischenkriegszeit gingen nach und nach Carl Grünberg, Joseph Schumpeter, Paul Rosenstein-Rodan, Friedrich August Hayek, Gottfried Haberler, Ludwig Mises, Fritz Machlup, Gerhard Tintner; ferner die marxistischen Ökonomen, die im Zusammenhang mit der Niederschlagung des Februar-Aufstands fliehen mußten; am Rande auch Journalisten wie Gustav Stolper. Nicht zuletzt sind damals auch viele sehr junge Leute emigriert, die dann erst später Nationalökonomen wurden wie etwa Theodor Prager. Der Niedergang wird auffällig, wenn man daran denkt, daß die Österreichische Schule in der Vergangenheit großes Prestige besaß. Das Institut für Konjunkturforschung hat die Spätfolgen dieses Prestiges noch in Form eines alljährlichen Stroms von ausländischen Besuchern genossen. Die Bedeutung der Österreichischen Schule, vor allem Mengers und Böhm-Bawerks, lag vielleicht weniger in ihren Inhalten, die man als eine Abwehr der marxistischen Gesellschaftskritik interpretieren kann, als in dem Kontext von liberalen Bestrebungen, die sich in natürlicher Weise aus Konstitution und Parlamentarismus einerseits und Industrialisierung andererseits ergaben. Das Streben nach Toleranz, nach Vielfalt der Meinungen und nach Befreiung von den autoritären Mustern des Denkens und Verhaltens mußte für die österreichische Entwicklung von entscheidender Bedeutung sein. Gerade auf akademischem Boden haben diese Bestrebungen aber immer weniger Erfolg gehabt, und das Klima hat sich im Lauf der Zeit mehr und mehr verschlechtert. In der Zwischenkriegszeit waren die drei Lehrstühle in wenig befriedigender Weise besetzt. Degenfeld-Schönburg (Wirtschaftspolitik) war eine unbedeutende farblose Persönlichkeit. Othmar Spann attackierte den Liberalismus von rechts; er konfrontierte die moderne Wirtschaft mit der Romantik des Mittelalters und mit faschistischer Staatsphilosophie. Hans Mayer war ein begabter Mann, der aber seinen Lehrstuhl allzu rasch erhalten hatte und nachher kaum etwas schrieb (einen Aufsatz ausgenommen). Sein Einfluß auf das Schicksal der Fakultät war rein negativ. Über den Einfluß, den Friedrich Wieser auf dieses traurige Schicksal der Fakultät gehabt hat, kann man nur spekulieren. Erich Streißler hat in einem brillanten Vortrag die politische Persönlichkeit Wiesers analysiert und den Umstand auf-

gedeckt, daß er von den reaktionären Tendenzen akademischer Kreise der Nachkriegszeit mehr als angekränkelt war.

Ungeachtet dieses Verfalls der „offiziellen“ Ökonomie haben rege Kontakte mit dem Ausland dafür gesorgt, daß neue Gedanken nach Österreich gekommen sind. Kurz nach Erscheinen des Buchs von Keynes hat Gerhard Tintner im Konjunkturinstitut ein Seminar über dieses Buch organisiert, und ich habe dort die Anregungen empfangen, die mich von der Österreichischen Schule wegführten.

Weniger als ein Jahr vor dem „Anschluß“ hat Hjalmar Schacht Österreich einen inoffiziellen Besuch abgestattet. Er riet der österreichischen Regierung privat, eine Schachtsche Politik der Expansion (wir würden heute sagen, eine Keynesianische Politik) zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit durchzuführen. Der Rat war gut gemeint, aber er fiel auf taube Ohren. Im Jänner 1938 hat Dr. Ernst John in Abwesenheit des Chefs Morgenstern den Monatsbericht des Konjunkturinstituts mit einem Plan einer solchen Expansion ausgefüllt. (Es sei daran erinnert, daß Österreich schätzungsweise 30 Prozent Arbeitslose hatte. Die äußeren Symptome der damaligen Armut könnte man heute nur in Entwicklungsländern antreffen.) Der Bericht war schon gesetzt, aber er wurde nicht gedruckt. Karnitz, der zweite Stellvertreter des Chefs, telegraphierte Morgenstern, gleichzeitig rief er Kienböck, den Präsidenten der Nationalbank, auf den Plan und damit war der mutige Aufruf zur Rettung im letzten Augenblick erstickt. Der gescheiterte Versuch lag auf derselben Linie wie der Versuch der Regierung, wenige Wochen vor dem Ende, als schon strategische Positionen (wie das zentrale Telegraphenamt) aufgegeben waren, eine Akkommodierung mit den Resten der Sozialdemokratie zu suchen. Zu spät. Wenige Monate später wurde Schachtsche Politik in der Tat in Österreich realisiert, freilich für ganz andere Ziele.

Nach dem „Anschluß“ wurde ein kommissarischer Leiter eingesetzt, der meinen Kollegen Adolf Kozlik und mich im Auftrag der Gestapo vom Institut entfernen mußte. Kozlik war Revolutionärer Sozialist, ich war bloß lauthals Anti-Nazi, aber unversöhnlich. Der kommissarische Leiter benahm sich mir gegenüber korrekt und zahlte den Gehalt und die Abfertigung, er bot mir sogar an, mir eine kommerzielle Stellung in Deutschland zu verschaffen (dort, wo man mich nicht kannte). Die Möglichkeit einer Karriere als Nationalökonom war für mich nicht mehr gegeben. Die österreichischen Ökonomen im Ausland erwiesen sich aber als hilfreich. Mises hatte eine Liste von Leuten, denen geholfen werden sollte.

Nach dem Zerbröckeln der geistigen Infrastruktur war freilich nicht allzu viel übriggeblieben, abgesehen von der künftigen Generation, etwa Kozlik und mich, die gerade Fertiggewordenen wie Kurt Rothschild, die wieder Studierenden wie Eduard März (der bei Schumpeter in die Vorlesung ging), oder die Ökonomieprofessoren Morgenstern und Josef Dobretsberger aus Graz, ferner fachlich am Rand der Ökonomie Stehende, der Historiker Alexander Gerschenkron, der Philosoph Felix Kaufmann, schließlich der Kreis von Mathematikern, die sich mit Ökonomie befaßten und später viel Aufmerksamkeit erregten durch das, was sie in den dreißiger Jahren in Wien gemacht hatten. Sie hatten als Brennpunkt Karl Menger, den Organisator des mathematischen Kolloquiums, als Star Abraham Wald, von Morgenstern unterstützt, der freilich ebenso wie John von Neumann Ungar war. Weiters Frau Dr. Helene Lieser, Gastgeberin der national-ökonomischen Gesellschaft im Bankenverband, später in der Internationalen ökonomischen Gesellschaft tätig.

Ich bekam durch außerordentlich großes Glück und mit Unterstützung einiger älterer Kollegen, wie Hayek, Haberler, Rosenstein, Kaldor, eine Stellung als „research lecturer“ am Balliol College in Oxford, von wo ich später ins Oxford Institute of Statistics übersiedelte. Das waren meine formativen Jahre. Ich habe in England das Klima genossen, das die weiter oben erwähnten liberalen Bestrebungen des späten 19. Jahrhunderts in Österreich vergeblich einzuführen versuchte. Wie ich bei anderer Gelegenheit in bezug auf meinen Freund Kurt Rothschild sagte: „Wir österreichischen Intellektuellen haben unsere Wurzeln hier, aber die Luft kriegen wir im Ausland.“

In Oxford knüpfte ich auch die Verbindung, die für meine Existenz als Ökonom entscheidend war: zu Michal Kalecki, dem polnischen Ökonomen, der für mich „Guru“, Lehrer und Meister geworden ist.

Ich bin mir aber dessen nur allzu bewußt, daß ich einer sehr begünstigten Minorität angehörte und daß die Emigration für viele, vielleicht die meisten, ganz anders ausgeschaut hat.

Wenn ich einen bleibenden Eindruck aus der Zeit des Naziregimes wiedergeben soll, so ist es dieser: Man hat dieses Regime nicht ernst genommen, solange man es nicht drastisch zu spüren bekam. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Professor Hayek in der London School of Economics zu Ostern 1939, ein halbes Jahr vor Kriegsausbruch. Er meinte, die Finanzpolitik des Dritten Reiches, ungesund und inflationär, wie sie sei, müsse unweigerlich zum finanziellen Zusammenbruch und damit zum baldigen Ende des Regimes führen. Er stand jedoch mit diesem Urteil keineswegs allein. Man könnte mit einer Geduld, die ich nicht habe, wahrscheinlich eine endlose lange Reihe von Sozialdemokraten und Liberalen finden, die diese Fehleinschätzung im wesentlichen geteilt haben. Ich erinnere mich, daß Adolf Kozlik, nach einigen Wochen Gefängnis im Mai 1938 zurückgekehrt, mich davon zu überzeugen versuchte, daß der nationalsozialistische Umsturz eigentlich ein Fortschritt sei, weil dieses Regime notwendigerweise viel weniger tief verwurzelt wäre als die vorangegangenen Formen der Unterdrückung, vor allem als die jahrhundertalte Macht der Kirche, und daß es daher relativ viel leichter zu beseitigen sein werde. Er bezog diese Meinung aus einem kurz vorher erschienen Buch von Otto Bauer, das er mir warm empfahl.

Beispiele einer ganz ähnlichen Einschätzung der Lage könnte man leicht auch in den Reihen der sowjetrussischen Marxisten und Akademiemitglieder finden. Welcher Gott hatte alle diese Leute mit Blindheit geschlagen? Sie konnten nicht verstehen, daß eine Gesellschaft, die gewissermaßen die Zivilisation abschaffte, nichtsdestoweniger gleichzeitig eine große technisch-organisatorische Effizienz entwickeln konnte. Aber die Blindheit wird leichter verständlich, wenn man bedenkt, daß sie sich letzten Endes auf den Umfang des eigenen Versagens bezog. Die demokratischen Kräfte, die dazu berufen waren, ein Bollwerk gegen den Faschismus zu bilden, haben die Probleme ihrer Zeit, vor allem die Arbeitslosigkeit, nicht lösen können; ihr Unvermögen hat ein Vakuum geschaffen, in das die archaische Barbarei eindringen konnte.

Die Rückkehr der intellektuellen Emigranten ist in Österreich nicht gerade auf lebhaftes Interesse gestoßen. Man hatte andere Sorgen. Das nicht gerade direkt ausgesprochene Argument war: Warum bleiben's denn nicht in England, das ist ja doch für sie viel besser! Das war, im allgemeinen, gar nicht böse gemeint, es war, in meinem Fall etwa, nicht so unrichtig. Was mir jedoch merkwürdig erschien, selbst wenn man die dringende Notlage der ersten Nachkriegsjahre in Rechnung stellt, war das totale Fehlen der Einsicht dafür, daß Österreich dringend eines Neuaufbaus der stark derangierten geistigen Infrastruktur bedurfte, und daß es im Zusammenhang damit vor allem wichtig war, die abgerissenen Verbindungen mit dem Ausland wieder anzuknüpfen. Dieses mangelnde Verständnis für die Rolle der Intelligenz in einem Land schien mir bemerkenswert, und es dünkt mir auch heute bemerkenswert, daß es in dieser Hinsicht noch immer nicht sehr viel anders steht. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß in Österreich die Talente immer so wie das Gras wachsen, auf dem man ruhig herumtrampeln kann.

Ich fand schließlich (1950) einen Unterschlupf im Institut für Wirtschaftsforschung, einer Wiederbelebung des Konjunkturinstituts, an dem ich vor dem Krieg gewesen war. Sein Leiter, Franz Nemschak, hat nicht nur den alten organisatorischen Aufbau (mit Kuratorium) wiederhergestellt (der übrigens in den Sozialpartnerstaat sehr gut hineinpaßte), er hat auch in personeller Hinsicht eine ganz unösterreichische Vorurteilslosigkeit gezeigt und auch die Emigranten gern aufgenommen.

Anders freilich die Universität. Die Nationalökonomie war dort, insbesondere nach der Emeritierung von Hans Mayer, auf einem Tiefpunkt angelangt. Gerade zu dieser Zeit reichte ich ein Habilitationsgesuch ein. Es wurde abgelehnt mit der Begründung, daß eine in englischer Sprache veröffentlichte Arbeit nicht zur Beurteilung akzeptiert werden könne, weil die Unterrichts- und Amtssprache der Universität Deutsch sei. Um zu diesem Ergebnis zu kommen, hatte die Fakultät ein Jahr gebraucht, die in der damaligen Habilitationsordnung vorgesehene Maximalfrist für einen Bescheid.

Die Fakultät hat sich im weiteren durch den natürlichen Umschlag personell vollkommen verändert. Professor Streißler, der mit der früheren Angelegenheit nichts zu tun hatte, machte mir den Vorschlag, mich zum Honorarprofessor zu ernennen, und ich stimmte gerne zu (ich faßte es sozusagen als den zweiten Bildungsweg auf)- So bin ich seit 1970 mit diesem Titel geschmückt. Die Universität Graz hat noch ein übriges getan und mich vor einigen Jahren zum Ehrendoktor ernannt, eine sehr liebenswürdige Geste, die mich gefreut hat.

CLAUS-DIETER KROHN

Die Emigration der Österreichischen Schule der Nationalökonomie in die USA

1.

Als Fritz Machlup Ende 1933 mit einem Rockefeller-Stipendium zu einem mehrjährigen Amerikaaufenthalt aufbrach, gab ihm sein Lehrer Ludwig Mises die Hoffnung mit auf den Weg, daß er „weder Institutionalist noch Econometer“ werden möge. Mit diesen auf ganz unterschiedliche theoretische und methodische Aspekte verweisenden Begriffen verband Mises nur allenthalben auszumachende Fehlentwicklungen in der Wirtschaftswissenschaft. Die ersten Hefte, so empörte er sich weiter, der seit Beginn des Jahres erscheinenden neuen Zeitschrift *Econometrica,* das Sprachrohr einer jüngeren Ökonomengeneration in den westeuropäischen Ländern und der englischsprachigen Welt, die sich 1930 in der „Econometric Society“ zusammengefunden hatte, würden „mehr und verhängnisvollere Irrtümer enthalten als 20 Bände des Schmoller'schen Jahrbuchs“. Große Erwartungen setzte er deshalb auf Machlups persönliche Präsenz in Amerika, um dort die „verstocktesten Interventionisten“ — für ihn eine begriffliche Variation des Institutionalismus — und die jungen Ökonometriker in die Schranken zu weisen.[1] Machlups Antworten aus den Vereinigten Staaten, wo das Anti-Krisenprogramm des New Deal gerade eine lebhafte wirtschaftspolitische und -theoretische Diskussion eingeleitet hatte, konnten den Lehrer jedoch schnell beruhigen, daß der Schüler nichts von der Wiener Botschaft vergessen hatte. Irritiert gewahrte Machlup zu allererst die „Phrasendrescherei“ des neuen Präsidenten Roosevelt über „Social Justice and Economic Security“; die neuen Reformer in Washington würden pausenlos vom Ende des Laissez-faire reden, wobei das Bedenklichste für ihn war, daß sogar „vernünftige Leute anfingen, Roosevelt recht zu geben“.

In diesem zufällig genannten Gedankenaustausch und seinem Anlaß sind bereits die wichtigsten Variablen zu erkennen, die die Emigration der österreichischen Ökonomen charakterisieren. Im Vergleich zum Exodus der Kollegen aus dem Deutschen Reich nach 1933 zeigen die Modalitäten ihres Weggangs einige auffallende Unterschiede. Wie Machlup als Rockefeller Fellow in die USA gegangen war, sich dort während seines zweijährigen Aufenthalts ein vielfältiges Netzwerk von persönlichen Kontakten aufgebaut und dann angesichts der weiteren Entwicklung in Deutschland und Österreich gleich mit Erfolg auf eine Professur an der Staatsuniversität von New York in Buffalo beworben hatte, so waren auch die Mitstreiter aus der Österreichischen Schule — die eigentlich eine Wiener Schule war — in die Emigration gegangen. Die meisten von ihnen verfügten als Rockefeller- Stipendiaten seit Ende der zwanziger Jahre über längere US A-Erfahrungen. Dabei hatten sie ein Beziehungssystem zu amerikanischen Institutionen aufgebaut, das ihnen zum Teil schon vor 1938 einen gleitenden und geräuschlosen Übergang in die Emigration erlaubte, wenn sie, wie Machlup, nicht gleich dablieben.

Dabei erfolgte die Berufung Machlups nach Buffalo 1935, Gottfried Haberlers nach Harvard 1936, Oskar Morgensterns nach Princeton oder Gerhard Tintners an die Iowa State University 1938 in einer ausgesprochenen Engpaßsituation des akademischen Arbeitsmarktes in den USA. Mehrere Tausend zumeist jüngere Wissenschaftler hatten während der Weltwirtschaftskrise ihren Job verloren. Außerdem war gerade die erste Welle der deutschen Wissenschaftler, die nach dem Beamtengesetz vom April 1933 aus „rassischen“ oder politischen Gründen ihre Professuren verloren hatten, in die westeuropäischen Länder und nach Amerika geströmt. In dieser prekären Situation mußte sich Machlup selbst wundern: „Daß ich kein ‚emergency professor' bin, sondern eine Professur ‚on merits' anstrebe, macht die Sache sonderbarerweise eher leichter als schwerer.“[2] Denn die Universitäten wollten jene Notfälle nicht in die eigenen Budgets übernehmen, weil sie damit rechneten, daß die 1933 begonnene Praxis beibehalten werde und verschiedene Hilfskomitees, wie das eigens gegründete „Emergency Committee in Aid of Displaced German/ Foreign Scholars“, die Rockefeller Foundation und andere Organisationen die Finanzierung

der an eine Universität vermittelten Personen fortsetzen würden. Nur auf diese Weise sollte überhaupt die relativ schnelle und erfolgreiche Eingliederung der akademischen Flüchtlinge aus Nazi-Deutschland gelingen. Das war nicht nur Philanthropie und erklärter Protest gegen die Vorgänge in Deutschland, ebenso entscheidend war, daß weiterblickende Organisatoren dieser Hilfen den intellektuellen Zugewinn für die eigene Kultur im Auge hatten.

Allein durch jene langfristig eingefädelten Beziehungen lassen sich die Berufungen der Österreicher allerdings nicht erklären. Mindestens ebenso entscheidend dürfte ihre weltanschauliche Disposition gewesen sein. Mit ihrer expliziten Gegnerschaft zum New Deal fanden sie ein offenes Ohr in den konservativen wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten vor allem an den Universitäten der amerikanischen Ostküste. Dort war man in hellem Aufruhr, weil angesichts der schwersten Krise, die die westlichen Industriegesellschaften gerade erlebten, weltweit der traditionelle Optimismus professioneller Ökonomen über die Selbstheilungskräfte des Marktes im Schwinden begriffen war und mehr und mehr nach aktiven makroökonomischen Steuerungen gesucht wurde. Nicht von ungefähr war deshalb der wohl brillanteste österreichische Theoretiker jener Jahre, Joseph A. Schumpeter, bereits 1932 nach Harvard berufen worden, wie schon im Jahr zuvor auch Friedrich A. Hayek an die London School of Economics eingeladen worden war, um dort die oppositionelle Phalanx gegen das gerade von Keynes entwickelte Konzept des antizyklischen, defizitfinanzierten staatlichen Krisenprogramms zu verstärken. In den USA kam noch hinzu, daß die scheinbar dauerhafte Prosperität während der zwanziger Jahre dem markttheoretischen Paradigma überhaupt erst eine größere Anhängerschaft gebracht hatte, welches die traditionell so einflußreiche und von Mises so heftig kritisierte Richtung des Institutionalismus in die Defensive gedrängt hatte. Nach dem New Yorker Börsenkrach 1929 gerieten die Markttheoretiker aber zunehmend in Begründungsschwierigkeiten, und deshalb erhoffte man sich insbesondere von den Österreichern, die seit Jahren die originellste orthodoxe Markttheorie vertreten hatten, eine zusätzliche Argumentationshilfe.

Auf den ersten Blick scheint allerdings der von Mises neben seiner Kritik am Interventionismus erhobene Einwand gegen die Ökonometrie nicht in dieses Bild zu passen. In jener neuen Forschungsrichtung, die die Mathematik zur methodischen Vereinfachung auf die ökonomische Analyse anzuwenden suchte, vermutete er augenscheinlich — der nur angedeutete Vergleich der Zeitschrift *Econometrica* mit *Schmollers Jahrbuch* legt das nahe — einen unzulässigen Einfluß empirischer Forschung mit ihren statistischen Verfahren auf das ökonomische Denken, die seinem Verständnis von der Ökonomie als reiner Theorie widersprach. Damit stand er ganz in der Tradition der älteren österreichischen Schule: die Erfolge seiner Schüler in den USA hingegen sollten gerade auch mit auf bemerkenswerte Leistungen in diesem neuen Forschungszweig zurückzuführen sein. Das bedeutete eine methodische Loslösung von den geistigen Vätern, deren philosophisches Fundament jedoch nicht in Frage gestellt wurde.

2.

Wenn man von der Österreichischen Schule der Neoklassik spricht, so wird darunter nicht allein eine besondere analytische Tradition verstanden, die sich von den anderen großen Richtungen der klassischen, historischen oder marxistischen Ökonomie unterscheidet, sondern ebenso eine eigenwillige Dogmatik, über der sich die Geister bis heute scheiden. Geprägt wurde diese Schule von einem streng deduktiven Modelldenken und einem Ordnungsmonismus, der das komplexe System Wirtschaft bzw. die Gesellschaft insgesamt auf ein einziges Prinzip, die marktwirtschaftlich-dezentrale Selbststeuerung, zurückführte. Ihre zugespitzte Ausformung fand sie während der zwanziger Jahre in Ludwig Mises.

Einerseits ist die fundamentale Bedeutung der Österreicher für die Schärfung des modernen ökonomischen Denkens kaum zu überschätzen, andererseits hat ihr notorischer Konservativismus bereits seit den Anfängen dieser Lehre immer wieder zu heftigen Kontroversen geführt. Eine Revolution hatte 1871 die Veröffentlichung von Carl Mengers *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre* bedeutet. Neu war vor allem das Plädoyer für die Konzeption einer reinen Theorie ohne praktische Problemlösungsabsichten, der individualistische Ansatz

bei der Analyse ökonomischer Abläufe und schließlich die Betonung subjektiver Faktoren des Selbstinteresses, die auf dem Markt bei perfekter Mobilität der Input-Größen zur maximalen Güterversorgung und inhärentem Gleichgewicht des Systems führen würden. Dieser Zugriff richtete sich gezielt gegen die im deutschsprachigen Raum alles beherrschende Historische Schule der Nationalökonomie, die sich Mitte des 19. Jahrhunderts als Oppositionswissenschaft zur englischen Klassik entwickelt hatte und nachzuweisen suchte, daß es keine generalisierbaren, zeitunabhängigen und übernationalen Entwicklungen oder gar ökonomische Gesetze gäbe. Aus dem Versuch, die Ökonomie durch exakte historische und statistische Forschungen vor „falschen Abstraktionen" zu bewahren, so Gustav Schmoller, das Haupt dieser Richtung, war wohl eine große Wissenschaft hervorgegangen, nur war das weniger theoretisch reflektierte Ökonomie als beschreibende Wirtschaftsgeschichte gewesen. Typisch war ferner, daß die Historiker vor dem Hintergrund der ungelösten „sozialen Frage" in der neuen Industriegesellschaft dem Staat entscheidende makroökonomische Steuerungsfunktionen zuwiesen.

Der Gegensatz von Menger und seinen Nachfolgern Eugen von Böhm-Bawerk oder Friedrich von Wieser einerseits sowie der Schmollerschule andererseits läßt sich auf die jeweils unterschiedlichen sozialökonomischen Entwicklungstrends in Österreich und Deutschland zurückführen. Während der industriewirtschaftliche Take-off in Preußen, Sachsen und anderen deutschen Territorien als staatlicher Modernisierungsprozeß von oben durch die Bürokratie eingeleitet und fortgeführt wurde, wurde in der k.u.k. Monarchie durch den Staat eher behindert. Der autoritäre Zusammenhalt des Vielvölkerstaats hatte zur Aufblähung des Militär- und Beamtenapparats geführt, die zur Förderung des wirtschaftlichen Wachstums nur noch wenig finanzielle Spielräume ließ, sodaß Österreich gegen Ende des 19. Jahrhunderts noch kaum zu den modernen Industrienationen zählte. Charakteristisch für die kleine Schicht des Bürgertums als Träger der wirtschaftlichen Entwicklung war deren Adaption und Festhalten quasi-feudaler Wertvorstellungen und Konsumgewohnheiten.[3] Wenn man bedenkt, daß Menger, Böhm-Bawerk, Wieser und später auch noch von Mises aus alten Beamten- oder Offiziersfamilien stammten, den administrativen Anti-Modernismus also von Kindesbeinen an erfahren hatten, wird jener Gegensatz zu den deutschen Historikern vielleicht noch deutlicher und bekommt ihr methodologischer Individualismus die wichtige Dimension eines sozialen Appells an das österreichische Bürgertum.

Neben dem impliziten Anti-Etatismus umschrieb die Betonung subjektiver Faktoren zugleich eine anti-klassische und anti-sozialistische Stoßrichtung. Hierbei trafen sich die Österreicher sogar mit ihren Kontrahenten aus der Historischen Schule. Der von der klassischen englischen politischen Ökonomie entwickelten objektiven Kostentheorie, die den Wert der Produkte nach den zu ihrer Herstellung nötigen Arbeitsquanten bemessen wollte und die dann zur Grundlage der Arbeitswertlehre des Marxismus wurde, hatten sie die subjektive Nutzentheorie entgegengesetzt, die unübersehbar auf eine wissenschaftliche Erledigung der sozialistischen Theorie zielte, worauf insbesondere die berühmte „Marx-Kritik" der Österreichischen Schule verweist.[4] Zweifellos revolutionierte jenes Verständnis die theoretische Fundierung der Austauschmechanismen auf den Märkten, das dann als neoklassische Grenznutzentheorie die weltweite Beachtung fand.

Bestimmt wurde die neue Lehre von einem streng individualistischen Weltbild. Augenfällig wird das bei einem Vergleich mit den zur Zeit Mengers, aber jeweils unabhängig entstandenen (im übrigen mathematisch fundierten) marginalistischen Theorien von Leon Walras in Lausanne und Stanley Jevons in England. Walras hatte sich als wissenschaftlichen Sozialisten definiert und die Wirksamkeit des Grenznutzenprinzips an die vollständige Konkurrenz gleich mächtiger Marktpartner gebunden, womit der von Monopolen und Großgrundbesitz dominierte Kapitalismus überwunden werden sollte.[5] Jevons wiederum war kein Sozialist, sein Marginalprizip wurde jedoch von den britischen Fabiern aufgegriffen, weil es theoretisch offen war und angesichts des empirisch vorfindbaren Wohlstandsgefälles verteilungspolitische Eingriffe sogar für notwendig hielt. Im Unterschied zur Menger-Schule zeichnete sich die englische Neoklassik überhaupt durch ein stärkeres praktisches Engagement aus. Seit J. St. Mill, dem letzten Klassiker, gehörte es zur Überzeugung der englischen Wirtschaftstheorie, daß zwar die Produktion durch Gesetze der ökonomischen Rationalität bestimmt werde, die menschlicher Einflußnahme entzogen seien, die Verteilung des Wohlstandes aber erschien ihr

nach dem Mehrheitswillen der Gesellschaft gestaltbar. Von den österreichischen Neoklassikern hingegen wurden diese Probleme in das Feld der sie nicht interessierenden Politik verwiesen. Immerhin war aber auch von Böhm-Bawerk einmal an einer kaum bekannten Stelle erklärte worden, daß der Grenznutzen von Geld und Gütern bei Armen und Reichen nicht derselbe sei, sodaß auch der Markt mehr sei als ein bloßer Treffpunkt: Indem etwa ein reicher Herrenreiter, so sein Beispiel, um ein wichtiges Luxusbedürfnis mit dem Kauf eines Pferdes zu befriedigen, durch sein stärkeres Geldangebot einen armen Bauern vom Tausch des für ihn notwendigen Guten ausschloß, habe er diesem einen Wohlfahrtsgewinn vereitelt: „Seine egoistische Konkurrenz brachte daher gesellschaftlich Schaden.“[6]

Dieses im Ansatz also einmal vorhanden gewesene Bewußtsein über die Verteilungsprobleme verschwindet aus der österreichischen Lehre jedoch sukzessive, bis bei Ludwig von Mises die Existenz von Arm und Reich geradezu zum Konstitutionskriterium des Marktprinzips geworden war. Bei ihm erschien der Reichtum der Unternehmen allein als das Ergebnis eines „Plebiszits der Konsumenten“, worin er „im strengsten Sinne des Wortes Wirtschaftsdemokratie“ erkennen wollte.[7] Sein Schüler Hayek erklärte gar noch 1981, „der Begriff der sozialen Gerechtigkeit (ist) in einer marktwirtschaftlichen Ordnung völlig sinnlos.“[8] Hierbei ging es nicht mehr um den Gegensatz von Laissez faire und Intervention, das heißt um die Mittel, mit denen Wohlstand, Freiheit oder Stabilität erreicht werden sollten, sondern nur noch um die unverkleidete Apologie der kapitalistischen Klassenordnung. Bis heute steht der harte Kern der Österreichischen Schule damit quer zu allen anderen wirtschaftsliberalen Repräsentanten. Nimmt man etwa die Monopoldebatte als Lackmus-Test für die Liberalität der Marktwirtschaftler, so zeigt sich, daß Mises und Hayek nur die Gewerkschaften attackieren, die Kapitalmonopole — wenn sie ihnen überhaupt in den Blick geraten — jedoch verharmlosen. Ein nicht weniger orthodoxer Markttheoretiker wie beispielsweise Milton Friedman ist dagegen immerhin so konsequent, die Monopolmacht auf beiden Seiten zu bekämpfen.

Im vehement geführten sogenannten Methodenstreit während der 1880er Jahre waren zwar nicht die Kontrahenten Menger und Schmoller, jedoch ihre Nachfolger zu einer partiellen Verständigung gekommen. Sehr schnell war nämlich klargeworden, wieder immer konziliante Schumpeter später einmal bemerkte, welche Energie sinnlos verschwendet wurde, da für beide Richtungen genug Raum in der Forschung bestand.[9] Institutionell hatte sich an den deutschen Hochschulen allerdings nur wenig geändert, sie wurden mit nur wenigen Ausnahmen auch noch in den zwanziger Jahren von den Historikern beherrscht, sodaß sich die neoklassische Theorie quasi marginalisiert nur an der Peripherie etablieren konnte. Nach 1918 wurden die Neoklassiker dann noch zusätzlich von der zur öffentlichen Gewalt gewordenen Arbeiterbewegung bzw. von der dadurch angeregten sozialistischen Theoriedebatte herausgefordert, worauf etwa von Mises’ Werk über die *Gemeinwirtschaft* und die von ihm eingeleitete Kontroverse um die Wirtschaftsrechnung im Sozialismus hindeutet.[10] Ja, man wird sagen können, daß Mises, der 1912 mit seiner Habilitationsschrift über die *Theorie des Geldes* einen wichtigen Beitrag zu der im deutschsprachigen Raum nicht sonderlich entwickelten Geldlehre geliefert hatte, in seinen zahlreichen Veröffentlichungen nach 1918 bis zu seinem Tode 1973 in hohem Alter eigentlich nur noch politische Kampfschriften gegen den Interventionismus vorlegte, unter dem er von der Historischen Schule über die Sozialdemokratie, den Nationalsozialismus bis hin zum modernen Wohlfahrtsstaat pauschal alles subsumierte, was nicht seinen eigenen Deduktionen entsprach.[11] Eine persönliche Bedeutung mag dabei gehabt haben, daß nach 1918 sogar in Wien vakant gewordene Lehrstühle weder mit ihm noch mit dem brillanten Schumpeter besetzt worden waren, sondern mit dem „Universalisten“ Othmar Spann, einem Schüler des Historikers Albert Schäffle, sowie dem früheren Wieser-Assistenten Hans Mayer, der von kaum jemandem als kreativer Geist anerkannt wurde.[12] Mises blieb in Wien habilitierter außerplanmäßiger Titularprofessor, der sein Geld als leitender Sekretär der Wiener Handelskammer verdiente.

Als mitreißender Lehrer verstand er es jedoch, eine jüngere Schar von Wissenschaftlern außerhalb des universitären Milieus zu fesseln. Ab Mitte der zwanziger Jahre fand das eine feste organisatorische Form in seinem Privatseminar in der Handelskammer, zu dem nur Leute nach abgeschlossener Promotion eingeladen wurden. Weiter verdichtet wurde die

Gruppenkonstellation in der 1926 gegründeten Nationalökonomischen Gesellschaft, zu deren Präsident Hans Mayer wurde, deren Geschäfte jedoch von von Mises als amtierendem Vizepräsidenten geführt wurden. Im Mises-Seminar versammelte sich die vierte Generation der Österreichischen Schule; als Teilnehmer kamen weiterhin Historiker, Soziologen sowie einige der „logischen Positivisten" des Wiener Philosophen-Kreises hinzu.[13] Diese faszinierende Konstellation hätte eigentlich das interdisziplinäre Denken in breiten gesellschaftswissenschaftlichen Zusammenhängen beflügeln müssen. Doch offenbar war Mises' anti-interventionistischer Affekt so dominant und unbedingt, daß man weitergehende Fragen „instinktiv mied", wie Stefanie Braun, ein langjähriges Mitglied des Seminars, später kritisierte. Noch erstaunlicher fand sie, daß nicht einmal über mathematische Methoden gesprochen wurde, obwohl sich einige der Teilnehmer aus dem neuen „Institut für Konjunkturforschung" damit gerade intensiver zu beschäftigen begonnen hatten.[14]

3.

Offen soll hier bleiben, ob die Teilnehmer des Privatseminars den methodischen Individualismus von ihrem Lehrer eingeimpft bekommen haben oder ob ihre gruppenbiographischen Sozialisationsvorgaben bereits a priori zu gewissen Übereinstimmungen geführt hatten. Auf jeden Fall läßt sich ein bestimmtes Profil der jüngeren Österreicher ausmachen, das unter theoretischen und emigrationsgeschichtlichen Aspekten noch deutlicher konturiert ist, wenn man es mit dem der etwa gleichaltrigen, um die Jahrhundertwende geborenen Kollegen in Deutschland vergleicht. Der berufliche Einstieg dieser Generation und ihre Tätigkeitsfelder in den zwanziger Jahren zeigen in den beiden Ländern einige auffallende Unterschiede, die offenbar Rückwirkungen auf das jeweilige theoretische Verständnis, die Forschungsperspektiven sowie auf die institutionellen Einbindungen gehabt hatten und später auch noch jeweils andere Wege der Emigration bestimmen sollten.

Keiner der Teilnehmer des Privatseminars saß auf einer regulären Professorenstelle und hatte bei der personellen und finanziellen Ausstattung der österreichischen Universitäten auch kaum die Chance, jemals eine solche zu erhalten. Ihre wissenschaftliche Tätigkeit übten sie durchweg als „Privatgelehrte" neben ihrem Hauptberuf in der Privatwirtschaft oder bei privaten Wirtschaftsverbänden aus: Neben Mises hatte Gottfried Haberler nach der Promotion 1923 bei der Wiener Handelskammer gearbeitet, ehe er 1927 als Rockefeller Fellow zwei Jahre nach Harvard ging, Machlup war aktiver Teilhaber einer Firma der Papierindustrie, Herbert Fürth und einige andere wirkten als Rechtsanwälte, der schon ältere Karl Schlesinger, der als einziger nicht emigrierte — er beging am Tag des sogenannten „Anschlusses" im März 1938 Selbstmord —, kam aus dem Bankwesen, und Friedrich A. Hayek, der Mayer-Assistent Oskar Morgenstern oder Gerhard Tintner waren im österreichischen „Institut für Konjunkturforschung" tätig, einer privaten Gründung der Wiener Handelskammer. Diese beruflichen Bindungen und der relative akademische Außenseiterstatus schienen einmal den Rahmen ihres theoretischen Verständnisses mitdisponiert zu haben. Zum anderen waren sie dadurch genügend empfänglich, um insbesondere auf die Offerten der Rockefeller Foundation einzugehen, die im Rahmen ihres Mitte der zwanziger Jahre begonnenen sozialwissenschaftlichen Forschungsprogramms gerade im verarmten Nachkriegseuropa mit großzügigen Mitteln an Institutionen sowie mit ihrem Fellowship-Programm neue und weiterführende Forschungen, insbesondere im Bereich der Konjunkturanalyse und der dafür nötigen quantitativen Datenerhebung, zu finanzieren begonnen hatte.

Anders sah dagegen die Situation in Deutschland aus. Auch dort läßt sich eine Gruppe jüngerer Wissenschaftler isolieren, die dem Mises-Seminar vergleichbar ist. Zu nennen wäre vor allem der Forschungsstab des Kieler „Instituts für Weltwirtschaft und Seeverkehr" oder der „Heidelberger Kreis" um Emil Lederer, einem Schüler von Böhm-Bawerk und Wieser, der aber schon als Student zum Sozialisten geworden war. Gruppenbiographisch und in ihrem Theorieverständnis zeigten die Wissenschaftler in Kiel und in Heidelberg ein ähnlich homogenes, wenn auch intellektuell entgegengesetztes Profil wie ihre Kollegen in Wien. Im

Unterschied zu diesen waren sie auf anderen Wegen zur Wissenschaft gekommen, die auch ihr anderes Theorieverständnis geformt hatten. Bis auf den älteren Lederer hatten sich alle als junge Referenten 1918/19 in der Demobilmachungsbürokratie nach dem Ersten Weltkrieg oder als Mitarbeiter der damaligen Sozialisierungskommissionen kennengelernt. Die Konfrontation mit den wirtschaftspraktischen makroökonomischen Problemen der Nachkriegsrekonstruktion sollte auch ihre künftige wissenschaftliche Tätigkeit bestimmen. Nach Zwischenaufenthalten am Berliner „Institut für Konjunkturforschung" wurden einige von ihnen als Professoren nach Kiel berufen, wo am Weltwirtschaftsinstitut Mitte der zwanziger Jahre ein besonderes Forschungszentrum für die international vergleichende Wirtschafts- und Konjunkturanalyse aufgebaut wurde, zu deren Leiter Adolf Löwe ernannt wurde. Ferner versammelten sich dort mit Gerhard Colm, Hans Neisser und zeitweise auch Jacob Marschak oder Wassily Leontief ein Kreis von Wissenschaftlern, der später in der amerikanischen Emigration ebenfalls noch einige Wirkung haben sollte. Der Aufbau dieses Forschungszentrums und die relative berufliche Sicherheit auf festen Professoren- oder Dozentenstellen können möglicherweise erklären, warum kaum jemand von dieser Gruppe auf ein Rockefeller Stipendium reflektierte und sich der Aufbau eines internationalen Kontaktsystems damit in gewissen Grenzen hielt, obgleich Kiel seit Ende der zwanziger Jahre ein wichtiges Reiseziel zahlreicher ausländischer Gelehrter geworden war.

Die Beziehungen der Kieler und der Heidelberger Gruppe zu den Referenten des Europäischen Büros der Rockefeller Foundation in Paris sollten allerdings nicht weniger intensiv als die der Österreicher sein. Sie schufen ebenfalls die Bedingungen dafür, daß von ihnen nach der Entlassung durch die Nationalsozialisten sogleich im Frühjahr 1933 niemand vor dem Nichts stand. Mehrheitlich sollten diese Ökonomen an der eigens gegründeten „University in Exile" der „New School for Social Research" in New York Unterkommen, dessen spätere Existenz ohne Mittel der Rockefeller-Stiftung nicht denkbar ist.[15] Kiel hatte seit Beginn des sozialwissenschaftlichen Programms der Stiftung zu den bevorzugt geförderten Institutionen im deutschsprachigen Raum gehört. John van Sickle, der Vize-Direktor des Programms in Europa — selbst studierter Ökonom und eher den Ansichten von Mises zuneigend, in dessen Seminar er häufiger Gast war — hielt das Kieler Institut weltweit für die bedeutendste Stätte der internationalen Wirtschaftsforschung.[16] Dementsprechend üppig flössen die Forschungsgelder. Während etwa das österreichische Konjunkturinstitut um 1930 jährliche Zuwendungen von $ 4.000 erhielt, das heißt schon mehr als dessen Direktor Hayek beantragt hatte, beliefen sich die Summen für Kiel auf $ 10.000.[17]

Beispielhaft deutlich wurden die unterschiedlichen theoretischen Positionen zwischen den Neoklassikern aus Österreich und der deutschen Gruppe während der Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik 1928 in Zürich, wo erstmalig in der sechzigjährigen Geschichte des Vereins über das nach dem Krieg und der Inflation brennende Problem der „Konjunktur" diskutiert wurde. Im Kern ging es dabei um die Frage, ob endogene oder exogene Ursachen den ungleichgewichtigen Verlauf des Wirtschaftsprozesses bestimmen. Die Neoklassiker waren vom inhärenten Gleichgewicht des Marktsystems überzeugt und konnten sich die zyklischen Abläufe daher nur als Folge exogener Eingriffe vorstellen. In der von ihnen zu der Zeit entwickelten monetären Konjunkturtheorie fanden sie die Störpotentiale in den Geldschöpfungsmöglichkeiten des Bankensystems, die den „natürlichen Gleichgewichtszins", das heißt das Gleichgewicht zwischen Sparen und Investitionen, verfälschten, woraus dann die friktionellen Spannungen folgten. Mises wollte daher gleich zu einer starren Goldwährung zurückkehren, die keine flexible Geldmengenpolitik zuließ, während Hayek immerhin die statischen, an der Realität vorbeigehenden Implikationen dieses Vorschlags sah und den monetär induzierten Zyklus als notwendigen Preis des Fortschritts nahm.

Als Wortführer der deutschen Ökonomen sah Adolf Löwe hingegen die zyklischen Ursachen endogen in den Ausgangskonstellationen des Systems, wobei monetäre Faktoren nur eine zusätzliche Komponente darstellten. Die Produktionsstruktur des Hochindustrialismus sei nicht so flexibel, wie die Neoklassiker seit Böhm-Bawerks Theorie der Produktionsumwege voraussetzten, um mit der Zins-'und auch der Lohnhöhe variieren zu können. Die moderne Industrie werde vielmehr durch komplizierte sektorale Verflechtungen charakterisiert, die den Realitätsgehalt unbeschränkt mobiler Input-Faktoren obsolet erscheinen ließen. An das klassische Erbe von Ricardo und Marx anknüpfend, zeigten Löwe und seine

Mitstreiter das regelmäßige Auftreten von Disproportionalitäten in der Entwicklung der Produktionspotentiale, der strukturellen und quantitativen Produktion sowie der effektiven Nachfrage, deren gesamtwirtschaftliche Rückkoppelung im Marktsystem nicht zustande kommen.[18]

Nach Ausbruch der Weltwirtschaftskrise — am Vorabend der Emigration — wurden die unterschiedlichen Auffassungen noch konturenschärfer. Die österreichischen Neoklassiker blieben von den Selbstheilungskräften des Marktes überzeugt. Da sie die Ursachen der Zyklen und Krisen mit in monetären Verfälschungen sahen, gehörten sie auch zu den Gegnern der zu dieser Zeit diskutierten Konzepte defizitfinanzierter vermehrter staatlicher Nachfrage als Krisentherapie. Ebenso war die wachsende Dauerarbeitslosigkeit für sie nur eine Folge exogener Verfälschungen durch die gewerkschaftliche Lohnpolitik, das heißt starrer Lohnsätze, die den Produktionsfaktor Arbeit immobilisierten.

Die disproportionalitätstheoretisch orientierten deutschen Ökonomen hielten dagegen die Krisenüberwindung nur durch makroökonomische Steuerungen für möglich.[19] Sie gehörten in Deutschland zu den wenigen Experten, die lange vor Keynes eine kontrazyklische Finanzpolitik forderten und diese zugleich in weitgehende Steuerungen der Wachstumspotentiale und strukturellen Disproportionalitäten einbanden. In der amerikanischen Emigration wurden diese Forschungen weitergeführt, so im Bereich der indikativen Finanzplanung (Gerhard Colm), der Geldmarktoperationen (Hans Neisser) oder der Wachstumstheorie unter dem Stichwort der Steuerung des Technischen Fortschritts (Adolf Löwe und Emil Lederer). Als *neuklassische* Theorie finden diese Arbeiten heute bei Ökonomen Aufmerksamkeit, die der gegenwärtigen Krise mit einem Konzept begegnen wollen, das das überwiegend kurzfristige keynesianische Modell mit einer langfristigen Theorie der Kapitalbildung zu verbinden sucht.

4.

In seinem unlängst erschienenen Buch über die *Refugee Scholars in America* beschreibt Lewis A. Coser, wie die Österreichische Schule attraktive Positionen an den bedeutendsten Universitäten der USA gefunden habe, wohingegen die deutschen Kollegen nur an der kleinen „New School for Social Research“ untergekommen seien, die überhaupt erst durch die Flüchtlinge und der von ihnen konstituierten Graduate Faculty einen regulären Hochschulstatus erhalten habe. Jene hätten mit ihrer liberalen Markttheorie und ihren mathematischen Forschungsansätzen eine gemeinsame Sprache mit den Amerikanern gesprochen, diese seien in der für Amerikaner unverständlichen Tradition der Historischen Schule erzogen worden und hätten daher lediglich eine Außenseiterstellung erwerben können.[20]

Daran ist einiges richtig, mehr aber wird in dieser ex-post-Interpretation von äußeren Erscheinungen ein schiefes Bild wiedergegeben. Was bedeuteten die unterschiedlichen institutionellen Einbindungen in der zeitgenössischen Sicht? War es wirklich so, daß die Österreicher eine gemeinsame Sprache mit *der* amerikanischen Wissenschaft sprachen, die Deutschen hingegen nicht? Weder gehörten die mathematischen Methoden zum intellektuellen Gepäck aller Österreicher, noch standen die Deutschen in der Tradition der Historischen Schule, die im übrigen den Amerikanern nicht so unverständlich gewesen wäre. In der Phase der Emigration schienen beide Gruppen vielmehr gleichermaßen auf Neugier und Aufmerksamkeit in unterschiedlichen Kreisen der amerikanischen Wissenschaft gestoßen zu sein, die einen als engagierte Pro-New Dealer, die anderen als ebenso überzeugte Anti-New Dealer. Wenn vieles davon heute vergessen ist, so ist daran zu erinnern, daß die intellektuelle Aufbruchstimmung des New Deal — sieht man von den kurzen Jahren der Kennedy-Ära ab — sowohl politisch wie auch wissenschaftsgeschichtlich eine begrenzte Episode in der amerikanischen Entwicklung geblieben ist. Die Gruppe der deutschen Reformökonomen teilte insofern das Schicksal der anderen New Dealer, die gegenüber dem wachsenden Einfluß der neoklassischen Markttheorie in der Wissenschaft und der Politik nach dem Tode Roosevelts in den Hintergrund getreten sind.

Um 1933 hatte es dagegen noch anders ausgesehen. Der neuklassische Ansatz der deutschen Ökonomen hatte das gezielte Interesse der kleinen, zu der Zeit aber einflußreichen

Schar der New Dealer geweckt. Vor dem Hintergrund der vulgären unterkonsumtionstheoretischen Begründung, die die Roosevelt-Administration dem New Deal anfangs gegeben hatte, war die New School bald zum intellektuellen Zentrum geworden, das mit seinen disproportionalitätstheoretisch orientierten Analysen einige neue Gesichtspunkte für die amerikanische Krisendiskussion lieferte. Dafür mag die Karriere Gerhard Colms stehen, der Ende der dreißiger Jahre als Finanzexperte in die Roosevelt-Administration berufen wurde und dort bis in den persönlichen Beraterstab des Präsidenten aufstieg. Ebenso wäre Jacob Marschak zu nennen, der ab 1943 als Direktor der sogenannten „Cowles Commission for Research in Economics" und in dieser Eigenschaft als Professor in Chicago, später in Yale sowie an der UCLA zu einem wichtigen Multiplikator der Ökonometrie wurde.

Die österreichischen Neoklassiker hingegen sahen den New Deal mit ganz anderen Augen, wie Fritz Machlups eingangs zitierten ersten Eindrücke bereits gezeigt hatten. Nur wenig variiert sollte er auch später noch mehrfach darüber klagen, daß sich „das Land, in dem ein so großer Prozentsatz der Bevölkerung staatliche Gelder bezieht, bei demokratischen Methoden zugrunderichtet."[21] Deutlicher wurde Mises, der aus der Ferne die „Politik Roosevelts... für nicht weniger gefährlich und verderblich (hielt) als die Hitlers."[22] Mit dieser Auffassung verstanden sich einige der Österreicher als Aufklärer, die glaubten, ihren amerikanischen Kollegen die Augen öffnen zu müssen. Von seiner ersten Vortragsreise wußte Machlup nur Niederschmetterndes zu berichten: In Kalifornien seien die Palmen und Orangenbäume noch „die einzige Sensation" gewesen; die Menschen dort seien zwar alle sehr nett, „mir wäre es aber lieber, wenn sie anstatt dessen nationalökonomisch interessanter wären". Auch nach Gesprächen an zahlreichen Universitäten in anderen Teilen der Vereinigten Staaten hatte er keinen besseren Eindruck gewonnen: Wenn er sich überlege, daß Leute, die „sich seit Jahr und Tag mit Nationalökonomie beschäftigen, noch nicht einmal die leiseste Ahnung von den wesentlichen Dingen haben", dann ergreife ihn, wie er Mises schrieb, „eine tiefe Dankbarkeit, daß ich bei Ihnen studieren konnte".[23]

Bestehen konnte in den Augen der orthodoxen Österreicher anfangs offenbar nur die Harvard Universität, mit deren „Autorität gesalbt" zu werden ein erklärter Wunsch wurde.[24] Tatsächlich schien Harvard Anfang der dreißiger Jahre eine Hochburg der reinen Markttheorie gewesen zu sein. Befriedigt soll dort schon während des Präsidentenwahlkampfes 1932 zur Kenntnis genommen worden sein, wie sich Schumpeter mit der Bemerkung einführte, daß er eher Mussolini als Roosevelt seine Stimme gegeben haben würde.[25] Eine sogenannte „Veritas Society" hatte gar versucht, die keynesianische Theorie vom Lehrplan fernzuhalten. Die Ausnahme bildete offenbar nur Alvin Hansen, der 1937 als überzeugter Markttheoretiker aus Minnesota nach Harvard berufen wurde, kurz darauf in der Krise 1937/38 aber von seinen bisherigen Positionen abrückte und später zu einem berühmten Keynes-Interpreten in den USA wurde.

Von den europäischen Emigranten nahm die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät in Harvard niemanden auf. Die Anstellung Gottfried Haberlers, der zusammen mit Machlup und Hayek den Auffassungen von Mises wohl am engsten verbunden war und damit schon als Rockefeller-Stipendiat in den zwanziger Jahren zu beeindrucken vermocht hatte, war etwas anderes. Auch er wurde — ebenso wie Machlup — nicht als Flüchtling, sondern mit Schumpeters Hilfe regulär aus Genf berufen, wo er seit 1934 beim Völkerbund gearbeitet und dort seine bedeutende krisentheoretische Studie *Prosperity and Depression* geschrieben hatte. Die Phalanx Schumpeter und Haberler soll fortan alles daran gesetzt haben, „andere deutsche Herren von hier fernzuhalten", wie der gleichfalls in Harvard lehrende deutsch-amerikanische Politikwissenschaftler Carl J. Friedrich vermutete.[26] Vielmehr gaben sie, wie auch andere Universitäten, die an sie gegangenen Hilfsgesuche oder Anfragen in der Regel an die New School weiter, deren Emigranten-Universität so zu einem gewissen Grade zum Alibi für die Passivität oder gar den Antisemitismus amerikanischer Institutionen wurde. Zumal an den großen Universitäten der Ostküste hatten Juden zu jener Zeit keine Chance einer Berufung.[27]

Ganz abwegig waren die von Machlup beobachteten Defizite in der amerikanischen Ökonomie allerdings nicht. In den vorangegangenen Jahren war in den USA eine hektische Richtungsdiskussion ausgebrochen, in der das neoklassische Modell nach den Pionierarbeiten von John B. Clark und Irving Fisher überhaupt erst als neues Paradigma ein

breiteres Feld von Anhängern gefunden hatte. Deren auffallende Dogmatik war sicher ein Symptom des neuen Selbstbehauptungswillens, sie erklärt aber auch die Empfänglichkeit der jungen amerikanischen Neoklassiker für den strammen Konservativismus der Österreicher. Die Kontroverse hatte nämlich gewisse Parallelen zum Methodenstreit in Deutschland, ja zeigte eine ähnliche Genealogie. Wie in Deutschland, hatte die noch junge, aber rasch expandierende amerikanische Wirtschaftswissenschaft gegen Ende des 19. Jahrhunderts während des hektischen industriellen Wachstums nach dem Bürgerkrieg ebenfalls die Fehler der englischen Sozialentwicklung thematisiert. Die dort herrschende neoklassische Lehre hielt man für unzureichend, um die sozialen Probleme zu lösen. So orientierte man sich an der deutschen Historischen Schule, zumal viele jüngere Wissenschaftler bei der traditionellen Wertschätzung Amerikas für das auf die freie Persönlichkeitsbildung gerichtete Humboldtsche Erziehungsideal damals in Deutschland studierten. Von den großen Persönlichkeiten der amerikanischen Wirtschaftswissenschaft um die Jahrhundertwende hatten so durchweg alle in den Seminaren von Carl Knies, Wilhelm Roscher oder Gustav Schmoller gesessen, teilweise sogar bei ihnen promoviert. Sie brachten die Ideen mit, aus denen sich dann eine eigene Lehre, der Institutionalismus, formte, der Elemente des amerikanischen Pragmatismus (J. Dewey) mit den deutschen historischen Traditionen bei gleichzeitiger Ablehnung der dahinterstehenden politischen Philosophie über die Rolle des Staates verknüpfte. Dieser Richtung ging es vor allem um die empirische Erforschung der institutionellen Rahmenbedingungen der wirtschaftlichen Abläufe und der damit verbundenen Grenzen des Marktmechanismus. Nicht nur von symbolischer Bedeutung ist, daß der für das Universitätswesen zuständige Referent im preußischen Kultusministerium, Friedrich Althoff, 1906 von der Harvard Universität, damals noch ein Zentrum des Institutionalismus, die Ehrendoktorwürde verliehen bekommen hatte.

Nach dem Ersten Weltkrieg waren die USA führend in der empirischen Wirtschaftsforschung geworden. Der 1917 mit privatem Unternehmerkapital eingerichtete „Harvard Economic Service“, das 1920 mit Rockefeller-Geldern gegründete „National Bureau of Economic Research“ unter Leitung Wesley C. Mitchells oder der auf Betreiben Herbert Hoovers vom Zensusbüro herausgebrachte *Survey of Current Business* sollten fortan das Vorbild für die zahlreichen in Europa entstehenden Konjunkturforschungsinstitute geben.[28] An die Seite der Institutionalisten und Empiriker war aber seit der Jahrhundertwende die noch kleine marginalistische Schule getreten, als nach dem Durchbruch des Behaviorismus in den amerikanischen Sozialwissenschaften auch zunehmend nach den psychologischen Komponenten des Wirtschaftens gefragt wurde. In der langen Prosperitätsphase nach dem Krieg fand die jetzt rasch wachsende Gruppe der Neoklassiker eine scheinbare Bestätigung ihrer marktwirtschaftlichen Präferenzen, ehe die Weltwirtschaftskrise den überfälligen Klärungsprozeß zwischen den unterschiedlichen Richtungen einleiten sollte, in den dann alsbald auch die europäischen Emigranten gerieten.

5.

Derzeit können verschiedene Indikatoren nur ein vorläufiges Bild konturieren, welche Weichenstellungen der intellektuelle Transfer der dreißiger Jahre in der amerikanischen Entwicklung eingeleitet hat. Den seit 1969 vergebenen Nobelpreis für Ökonomie haben 15 Amerikaner erhalten, von denen fünf ehemalige Immigranten aus Europa sind. Seitdem Joseph A. Schumpeter 1948 zum Präsidenten der „American Economic Association“ gewählt wurde, hatten dieses Amt zehn ehemalige Europäer inne, darunter Gottfried Haberler und Fritz Machlup neben Wassily Leontief oder Jacob Marschak. Wie gezeigt wurde, fanden nach 1933 nicht bestimmte Richtungen und Denktraditionen Aufnahme, vielmehr konnten die Europäer — zumindest zeitweise — in unterschiedlichen Bereichen neue Akzente setzen. Genannt seien nur die Wachstumstheorie, die Finanzwissenschaft, Entwicklungsökonomie oder die Wirtschaftspolitik. Generell wurde von den zeitgenössischen amerikanischen Kollegen die vielfach an breiten erkenntnistheoretischen Fragestellungen orientierten Forschungsansätze der europäischen Kollegen bemerkt, die sich von den engen Curricula der eigenen Universitäten unterschieden. Besonders deutlich war, daß die jüngeren europäischen Ökono-

men aus den unterschiedlichen theoretischen Lagern zum großen Teil über fundierte mathematische Kenntnisse verfügten und damit auf aktuelle Forschungsdesiderata in den USA trafen.[29] Der Siegeszug der stark von den Europäern geprägten Ökonometrie beruhte nicht allein auf der formalen Eleganz ihrer Methoden, sondern ebenso auf den daran geknüpften Erwartungen, mit exakter Forschung das steril gewordene deduktiv-spekulative Denken vieler Neoklassiker und überhaupt die ideologischen Fixierungen der Wirtschaftswissenschaft überwinden zu können. Entscheidend war, daß mathematische Instrumente für die induktive ökonomische Analyse entwickelt wurden. Man suchte statistische Daten, um die theoretischen Annahmen in empirisch haltbare Gleichungen und numerische Datenkränze übersetzen zu können. Im Unterschied zur älteren Statistik mit ihrem zumeist theorieindifferenten Datensammeln sahen die jungen Ökonometriker in dem neuen Forschungsansatz, so Oskar Morgenstern, sowohl ein statistisches Komplement wie auch die induktive Überprüfung der reinen Theorie.[30]

Vor solchem Hintergrund ist die Wirkungsgeschichte der österreichischen Neoklassik in den USA zu modifizieren. Sicher bleibt richtig, daß ihr weltanschauliches Fundament die Integration auf dem prekären amerikanischen Arbeitsmarkt der dreißiger Jahre begünstigt hat. Ihr methodologischer Individualismus und ihre Modellabstraktionen hätten ihr jedoch kaum die anhaltende Aufmerksamkeit gesichert. Auffallend ist vielmehr, daß in der Emigration eine Differenzierung dieser Schule einsetzte. Während Mises und Haberler — teilweise auch Hayek, der erst 1950 mit einem Ruf an die Universität Chicago vorübergehend in die Vereinigten Staaten kam — den tradierten Bahnen folgten, sollten etwa Machlup, Morgenstern oder Gerhard Tintner mit ihren schon in Wien vorbereiteten mathematischen Forschungen Anschluß an die internationale Diskussion finden und der Neoklassik ein neues Profil geben. Die makroökonomischen Forschungsansätze der dreißiger Jahre wurden von jenen Gelehrten als produktive Herausforderung begriffen, die dann entweder zur „neoklassischen Synthese“ eines Paul A. Samuelson oder zu den Mikro-Fundierungen der Makro-Theorie bei den jungen Österreichern führte. Unübersehbar sind hierbei auch die Annäherungen zwischen den unterschiedlichen theoretischen Zugriffen, wie etwa die ähnlich gerichteten Forschungen des Makrotheoretikers Marschak zeigen.

Wenngleich sie die normativen Grundannahmen und das ordnungstheoretische Prinzip des Marktes nicht in Frage stellten, so bezweifelten sie jedoch die traditionell erwarteten Selbststeuerungs- und Gleichgewichtstendenzen. Von den Kritikern der Neoklassik waren diese Annahmen aufgrund empirischer Beobachtungen seit langem als ideologische Verkrustungen gesehen worden. Diesen Tatsachen trugen nun auch die Österreicher Rechnung. In Oskar Morgensterns zusammen mit dem Mathematiker John von Neumann entwickelter Spieltheorie und in der Theorie der Knowledge Industry Fritz Machlups werden ganz neue Erklärungen angeboten, auf welchen Wegen und unter welchen Bedingungen die Entscheidungsprozesse auf den anonymen Märkten stattfinden.

Schon in seiner Habilitationsschrift über die *Wirtschaftsprognose* hatte Morgenstern 1928 die Schwierigkeiten und Paradoxien wirtschaftlicher Voraussagen diskutiert, die ihm das Rationalprinzip der Markttheorie fraglich erscheinen ließen. Die kontinuierliche Erforschung dieses Problems war dann zunächst allerdings liegengeblieben, da er nach Hayeks Weggang als Leiter des österreichischen Konjunkturinstituts mit empirischen Arbeiten beschäftigt war. Erst nach seiner Emigration in die USA — im Januar 1938 war er mit einem Carnegie-Stipendium dorthin gereist und kehrte nach dem „Anschluß“ nur wenige Wochen später nicht mehr zurück — nahm er jenen Faden wieder auf, als er nach Princeton berufen wurde, wo bereits der ähnlich arbeitende Mathematiker von Neumann wirkte. Fortan richtete sich ihre gemeinsame Forschung auf die Entwicklung mathematischer Modelle zur Bestimmung der Variablen des menschlichen Sozialverhaltens. Daraus entstand 1944 ihre berühmte Studie *Theory of Games and Economic Behavior,* die eine fundamentale Neubestimmung der Nutzentheorie markierte.[31] Von eingeweihten, in der Mathematik bewanderten Ökonomen wurde der neue spieltheoretische Ansatz emphatisch begrüßt, da es mit ihm möglich schien, fortan Antworten auf die durch Monopole, Koalitionsabsprachen und andere Abweichungen von der Marktdoktrin aufgeworfenen Probleme zu finden. Nicht von ungefähr bemerkte sogar Marschak: „Zehn weitere solche Bücher, und der Fortschritt der ökonomischen Wissenschaft ist gesichert.“[32]

Im Gegensatz zu dem von der Neoklassik häufig zur Illustration individueller Nutzenentscheidung bemühten Robinson Crusoe-Modell sucht die Spieltheorie nachzuweisen, welche Vielfalt von Variablen, etwa unterschiedliche Interessen, verschiedener Zugang zu Information, irrationale Motivation etc., menschliche Entscheidungen und Aktionen bestimmen. Menschen wurden nach dieser Theorie nicht mehr als autonome, selbstbezogene Individuen gesehen, sondern als soziale Wesen, die auf den ungewissen Märkten die Motive und Handlungen ihrer „Mitspieler" zu berücksichtigen suchten, das heißt, das Ergebnis menschlichen Handelns ist nicht von den Variablen abhängig, die von einer einzigen Person kontrolliert werden, sondern von sämtlichen Variablen des Spiels, von denen einige von anderen Personen beherrscht werden. Das klassische Maximierungsprinzip wurde dabei von Morgenstern nicht bezweifelt, doch den Entscheidungen unterschiedliche individuelle und soziale Maximierungsziele zugemessen.

Zweifellos markierte die Spieltheorie einen beachtlichen Erkenntnisfortschritt für die modernen Sozialwissenschaften. Sie erklärte die Spiele selbst und verwendete sie dann als Modelle für wirtschaftliches und soziales Verhalten infolge der strengen Identität zwischen ökonomischen Erscheinungen und geeigneten strategischen Spielen. Damit befreite sie nicht nur die neoklassische Theorie aus ihren Erstarrungen, sondern schuf auch die Basis für einen fruchtbaren Dialog mit den Makroökonomen, die — wie etwa Marschak, Tjalling Koopmans und andere Forscher in der Cowles Commission — ebenso über die komplizierten Strukturen der Entscheidungsprozesse nachdachten. Sie gab ferner Impulse für die statistische Entscheidungstheorie und Wahrscheinlichkeitsrechnung, über die Morgensterns alte Freunde und Kollegen aus dem Wiener Konjunkturinstitut, Wald und Tintner, in den USA arbeiteten.

Dennoch ist die Spieltheorie nicht auf ungeteilte Zustimmung gestoßen, weil ihre hochformalisierte Methode den Zugang zu empirischer Anwendung sehr schwer machte oder weil ihre — von Morgenstern selbst eingeräumten — statischen Annahmen dynamische Veränderungen oder veränderte Werthaltungen zu wenig berücksichtigten. Genannt seien nur die Probleme des Umweltschutzes, für die der spieltheoretische Ansatz nur wenig bietet, da die Natur als „Spieler" keine, wie unter menschlichen Mitspielern üblich, kalkulierbare Strategie verfolgt. Morgensterns Schüler Martin Shubik berichtet, daß er in Princeton zunächst als eine Art Exzentriker galt, dessen Arbeiten nicht ganz ernstgenommen wurden.[33] Seitdem ist die Spieltheorie jedoch weiterentwickelt und auch um dynamische Modelle der expandierenden Wirtschaft bereichert worden. Teile der Theorie sind eng mit der linearen Programmierung und „Operations Research" verbunden. Besondere Beziehungen ergaben sich zu den Entwicklungen der Input-Output-Analyse, die von Morgenstern als Variante seines spieltheoretischen Ansatzes gesehen wurde.[34]

Eine gewisse Ergänzung zur Spieltheorie boten Fritz Machlups Untersuchungen über die „Knowledge Industry". Nach seiner Übersiedlung in die USA hatte er sich zunächst mit den konventionelleren Problemen der internationalen Wechselkurse, des Aktienmarktes etc. beschäftigt, dann aber während seiner Bearbeitung von Patentfragen im Büro des „Alien Property Custodian" im Zweiten Weltkrieg neuen Fragen aufgenommen, deren Integration in die ökonomische Analyse zu seiner bedeutendsten Leistung werden sollte. Bei jener Tätigkeit hatte er gesehen, daß das Patentsystem sowohl innovativen Nutzen als auch wohlstandsmindernde Wirkung haben könne, je nachdem, wie schnell neue Erfindungen in die gesamtwirtschaftliche Produktion eingingen. Darauf baute er dann in den folgenden Jahren seine Theorie auf, nach der die Entwicklung und Verbreitung von Wissen das Ergebnis gezielter Nutzenkalkulation sei. Bildung als Ressourcen-Allokation war zwar schon von Adam Smith angedeutet worden, doch war diese Input-Größe seitdem von der Ökonomie immer nur als exogene Variable gesehen worden. Neu bei Machlup war, daß der Fortschritt des Wissens zu einer endogenen Funktion wurde. Mit dieser Theorie der Wissens-Ökonomie wurde einerseits die dynamische Entwicklungs-und Wachstumstheorie seines Mitstreiters Schumpeter, die auf genialen Einfällen einzelner wagemutiger Unternehmer beruhte, aus der subjektiven in eine rational berechenbare Sphäre transportiert und andererseits die Kategorie Wissen als wichtige Entscheidungsdeterminante im ökonomischen Prozeß herausgestellt. Wissen erschien dabei nicht mehr als gegebene Größe oder pure Informationsbeschaffung von Daten, sondern als Einsicht, Verarbeitung und Verbreitung der Kausalbeziehungen und Strukturen des modernen Wirtschaftsprozesses.

Auf der einen Seite machte Machlup damit deutlich, daß Unternehmen, Gewerkschaften oder die Konsumenten nicht allein nach den aggregierten Daten des Preissystems entscheiden, wie die Neoklassik annahm, sondern vertieftes Wissen in größeren Zusammenhängen, zum Beispiel über die qualitativen Entwicklungstrends oder über mögliche Entscheidungen anderer Marktteilnehmer, die wirtschaftlichen Aktionen bestimmten. Auf der anderen Seite dokumentierte für ihn das staatlich bereitgestellte Bildungssystem und der im säkularen Prozeß steigende Anteil der Bildungsausgaben am Sozialprodukt, daß dieser ganze Bereich nicht nur von den Marktprinzipien her erklärt werden könne.

Die Markttheorie wurde damit entscheidender neoklassischer Funktionen entkleidet, ja Machlup warnte davor, die in Labors oder anderen Stäben praktizierte privatwirtschaftliche Forschung an Stelle der öffentlichen Grundlagen- und Breitenforschung zu bevorzugen, weil das langfristig nur zu einer Reduktion von qualifiziertem Forschungspersonal mit negativen Rückwirkungen auf das Gesamtsystem führen würde.[35] Allerdings bedeutete das für ihn keine Verabschiedung von der Markttheorie, vielmehr wurde sie in ein anderes Referenzsystem integriert, wonach der facettenreiche Lernprozeß mit seinen auf der Mikro- und der Makroebene anzusiedelnden Kosten-Nutzen-Kalkulationen zur wichtigen Größe wirtschaftlicher Handlungen wurde.

Wie ihre theoretischen Arbeiten, zeigen auch die weiteren Aktivitäten Morgensterns und Machlups, daß sie in der Emigration den ehemals in Wien gezogenen Rahmen überwunden hatten. In späteren Jahren arbeitete Morgenstern sowohl über Probleme der friedlichen Nutzung der Kernenergie als auch über Fragen der Verteidigungspolitik,[36] und Machlup engagierte sich nicht von ungefähr persönlich und mit zahlreichen Beiträgen zu Bildungsfragen in der „American Association of University Professors", zu deren Präsidenten er 1962 bis 1964 gewählt wurde. Ihre ordnungspolitischen Präferenzen blieben jedoch ebenfalls klar. Machlup gehörte wie Haberler nach der Emeritierung als Resident Fellow dem erzkonservativen „American Enterprise Institute" an. Ähnlich war Morgenstern in verschiedene, von der Industrie finanzierte Marktforschungsinstitute eingebunden; er selbst hatte 1959 das Beratungsunternehmen „Mathematica" gegründet, dessen Direktor er bis zu seinem Tode 1977 blieb.

Im Vergleich zu jenen beiden verlief die Karriere Gottfried Haberlers, wie jüngst von Coser bemerkt wurde, recht unauffällig und ereignislos.[37] Während der 35 Jahre seiner akademischen Tätigkeit als Professor für internationalen Handel hatte er Harvard nicht verlassen, und auch die große Anzahl publizierter Bücher und Aufsätze überschritt nicht den tradierten Horizont aus Wiener Tagen. Augenscheinlich lagen Haberlers Stärken in der klaren, didaktisch versierten Vermittlung. Darauf verweisen etwa seine bedeutendsten Studien über den internationalen Handel und die in mehreren Sprachen sowie zahlreichen Auflagen erschienene Konjunkturanalyse *Prosperity and Depression.* In der fundierten und differenzierten Darstellung waren das kompendienhafte Bestandsaufnahmen des theoretischen Denkens in den dreißiger Jahren, deren eigenes Plädoyer auf den — in jenen Jahren von kaum einem Land praktizierten — Freihandel und im Innern auf die reinigende Selbststeuerung der Märkte zielte.[38]

Und Mises? Unbeirrbar und starrköpfig blieb er dem orthodoxen Laissez-faire-Prinzip verpflichtet und lehnte auch die neuen mathematischen Forschungen kategorisch ab, weil sie seinem A-priori-Denken kaum verständlich waren. Statt dessen postulierte er eine Wissenschaft der menschlichen Aktionen, später von ihm Praxeologie genannt,[39] die die unwandelbaren subjektiven Verhaltensformen des immerwährenden homo oeconomicus festschrieb. Nachdem er 1934 einen später immer wieder verlängerten Jahresvertrag am „Institut Universitaire des Hautes Etudes Internationales" in Genf erhalten hatte und ihm als Juden ab 1938 die Rückkehr nach Wien unmöglich geworden war, kam er im Sommer 1940 als Flüchtling mit einem Non-Quota-Visum über eine fingierte Einladung als Professor nach New York. Dort fiel er bald in tiefe Resignation, als er erlebte, wie wenig seine Botschaft zu der Zeit Gehör fand.[40] Seine Rundschläge gegen alle, die nicht seine Überzeugungen teilten —sogar Keynes, dessen Werk gerade im Zenit der Diskussion stand, sprach er ab, von nationalökonomischen Fragen etwas zu verstehen[41] —, gingen sogar hartgesottenen amerikanischen Konservativen zu weit. Die Yale University Press etwa lehnte ein von Mises nach dem Kriegseintritt der USA eingereichtes Buchmanuskript über das Thema *Nazi Challenge to*

Western Civilization mit der Bemerkung ab, daß „die Darstellung von einer zu starken Tendenz zur Übertreibung und von Schlußfolgerungen bestimmt werde, die sich im Lichte der Tatsachen kaum halten ließen".[42] Deshalb war sicher nicht nur Mises' hohes Alter — bei der Ankunft in den USA war er bereits 59 Jahre als — ausschlaggebend für seine schwierige berufliche Integration. Seine Frau berichtete, daß er wohl arbeiten und lehren wolle, „aber nicht gegen seine Überzeugung. Nie wird er irgendwelche Konzessionen machen." Selbst der Mises nahestehende Hayek beklagte die fehlende Flexibilität und Selbstkontrolle des Lehrers, seine allfällige Mißachtung gegen die herrschende Wissenschaft erfolgreich zu verbergen.[43]

In den ersten Jahren hielt er sich, unterbrochen von einem Gastjahr an der Universität Mexico 1942/43, mit Vorträgen über Wasser, ehe er 1945 im Rahmen der G. I.-Bill (des staatlichen Bildungsangebots für die zurückkehrenden Soldaten) zum Visiting Professor an der New York University ernannt wurde. Dort blieb er offenbar ein Einzelgänger, dessen Saat nur allmählich aufging. Seine wenigen Schüler, zu denen unter anderem Israel M. Kirzner, Murray N. Rothbard oder Lawrence Moss zählen, formten erst in den sechziger Jahren den Kreis der sogenannte „Libertarians".[44] Mit der politischen Wende nach dem Amtsantritt Ronald Reagans sollte dann aber das Werk von Mises' eine große Zeit erleben. Keine Kuriosität ist, daß in diesen Jahren in New York beispielsweise ein „Laissez-Faire-Book- Shop" öffnete, der sich im Stile der politischen Buchläden zur Zeit der Studentenbewegung Ende der sechziger Jahre auf die Arbeiten der österreichischen Orthodoxie spezialisiert hat. Mises' Schriften wie auch die Hayeks, insbesondere sein Pamphlet *The Road to Serfdom* aus dem Jahre 1944, werden dort einer jüngeren Studentengeneration als neue Kultbücher feilgeboten.

Anmerkungen:

1 L. Mises an F. Machlup, 19. Jänner 1934, Nachlaß Machlup 169. Hoover Institution, Stanford University.
2 F. Machlup an L. Mises, 20. Dezember 1934 und 8. April 1935, ebda.
3 C. M. Cipolla/K. Borchardt (Hrsg.), *Europäische Wirtschaftsgeschichte,* Bd. 4: *Die Entwicklung der industriellen Gesellschaften.* Stuttgart u. a. 1977, 215ff.
4 Vgl. E. v. Böhm-Bawerk, „Zum Abschluß des Marxschen Systems", in: O. v. Boenigk (Hrsg.) *Festgaben für Karl Knies.* Berlin 1886, 87ff; wiederabgedruckt in: H. Meixner/M. Turban (Hrsg.), *Die Marx-Kritik der österreichischen Schule der Nationalökonomie.* Gießen 1974.
5 H. Ostleitner, „Handlungssequenzen, Herrschaftsverhältnisse und unfreiwillige Arbeitslosigkeit", in: K. Laski u. a. (Hrsg.), *Beiträge zur Diskussion und Kritik der neoklassischen Ökonomie. Festschrift für K. W. Rothschild und Josef Steindl.* Berlin u. a. 1979, 50.
6 E. v. Böhm-Bawerk, „Nachteilige Wirkungen des freien Wettbewerbes" (1896), in: ders., *Gesammelte Schriften,* Bd. 1, Hrsg, von F. X. Weiss. Wien—Leipzig 1924, 479.
8 L. Mises, *Die Ursachen der Wirtschaftskrise. Ein Vortrag.* Tübingen 1931, 8. F. A. Hayek, „Ungleichheit ist nötig", in: *Die Wirtschaftswoche* 35, 11, 1981, 38.
9 J. A. Schumpeter, *Geschichte der ökonomischen Analyse.* Göttingen 1965, 994ff.
10 L. Mises, *Die Gemeinwirtschaft. Untersuchungen über den Sozialismus.* Jena 1922; ders., „Die Wirtschaftsrechnung im sozialistischen Gemeinwesen", in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 47, 1921, 86ff.
11 C.-D. Krohn, *Wirtschaftstheorien als politische Interessen. Die akademische Nationalökonomie in Deutschland 1918—1933.* Frankfurt 1981, 33ff.
12 Dazu die Interview-Zitate in E. Craver, „The Emigration of the Austrian Economists", in: *History of Political Economy* 18, 1986, 1ff.
13 G. Winterberg, „Generationen der österreichischen Schule der Nationalökonomie, in: *Schweizer Monatshefte* 64, 1984, 39lff.
14 M. S. Browne, „Erinnerungen an das Mises-Privatseminar", in: *Wirtschaftspolitische Blätter* 4/1981, ll0 ff.
15 Dazu genauer C.-D. Krohn, *Wissenschaft im Exil. Deutsche Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler in den USA und die New School for Social Research.* Frankfurt 1987, 62ff.
16 J. v. Sickle, Report on Rockefeller Activities in Germany/Social Sciencs, 20. Juni 1933, Rockefeller Archive 1.1, 717/7/36.
17 Rockefeller Foundation, Budget Statement, 6. Jänner 1933, ebda. 2, 90/7/9.

18 Vgl. *Schriften des Vereins für Sozialpolitik,* Bd. 173: *Wissenschaftliche Gutachten;* Bd. 175: *Stenographische Verhandlungen.* Zürich 1928, München—Leipzig 1928 und 1929; F. A. Hayek, *Geldtheorie und Konjunkturtheorie.* Wien—Leipzig 1929; A. Löwe, „Wie ist Konjunkturtheorie überhaupt möglich?" in: *Weltwirtschaftliches Archiv* 24, 1926, 165ff; E. Lederer, *Technischer Fortschritt und Arbeitslosigkeit.* Tübingen 1931.
19 Vgl. dazu B. Mettelsiefen, „Der Beitrag der ‚Kieler Schule[4] zur Freisetzungs- und Kompensationstheorie", in: H. Hagemann/P. Kalmbach (Hrsg.), *Technischer Fortschritt und Arbeitslosigkeit.* Frankfurt—New York 1983, 204ff.
20 L. A. Coser, *Refugee Scholars in America. Their Impact and Their Experiences.* New Haven— London 1984, 137 ff.
21 F. Machlup an L. Mises, 8. April 1935, NI. Machlup 169 (wie Anm. 1).
22 L. Mises an F. Machlup, 11. September 1934, ebda.
23 F. Machlup an L. Mises, 8. Juni 1934, ebda.
24 L. Mises an F. Machlup, 21. Jänner 1935, ebda.
25 So der ehemalige Schumpeter-Schüler H. Zassenhaus, Gespräch in Washington, D. C., Juni 1984.
26 C. J. Friedrich an H. Beckmann, 6. Oktober 1938, NI. Friedrich 17.31, Harvard University, Pusey Library.
27 Zur Situation im Harvard der dreißiger Jahre, vgl. J. K. Galbraith, *Leben in entscheidender Zeit. Memoiren.* München 1982, 49ff.
28 J. Dorfman, „The Role of the German Historical School in American Economic Thought", in: *American Exonomic Review (Papers and Proceedings),* 45 (1955), 17ff.
29 Die Cowles Commission for Research in Economics suchte den Rückstand der USA im Vergleich zu Europa bei der Anwendung mathematischer Methoden in der Ökonomie aufzuholen.
30 O. Morgenstern, „Mathematical Economics", in: *Encyclopaedia of the Social Sciences,* Vol. 5, New York 1931, 364ff.
31 J. v. Neumann/O. Morgenstern, *Theory of Games and Economic Behavior.* New York 1944, 1964\
32 Zit. n. B. B. Seligmari, *Main Currents in Modern Economics. Economic Thought since 1870.* Glencoe 1962, 773.
33 M. Shubik, „Oskar Morgenstern", in: *International Encyclopaedia of the Social Sciences,* Vol. 18: *Biographical Supplement.* New York—London 1979, 541 ff.
34 O. Morgenstern, „John von Neumann 1903—1957", in: ders., *Spieltheorie und Wirtschaftswissenschaft.* Wien—München 1963, 193ff.
35 F. Machlup, *The Production and Distribution of Knowledge in the United States.* Princeton 1962.
36 O. Morgenstern, *The Question of National Defense,* New York 1959; ders. u. a., *General Report on the Economics of the Peaceful Uses of Underground Nuclear Explosions. Prepared for the U. S. Atomic Energy Commission.* Princeton 1967.
37 Coser, *Refugee Scholars in America* (wie Anm. 20), 147.
38 G. Haberler, *Der Internationale Handel.* Berlin 1933, engl. 1936; ders., *Prosperität und Depression. Eine theoretische Untersuchung der Konjunkturbewegungen.* Bern 1948, zuerst in Engl, und Franzos, vom Völkerbund publ., Genf 1937, 1939, 1941.
39 L. Mises, *Human Action. A Treatise on Economics.* New Haven—London 1949.
40 Vgl. den Briefwechsel L. Mises mit F. Machlup, 8. Oktober 1940ff, NI. Machlup 169 (wie Anm. 1).
41 Dazu die um 1940 geschriebenen Erinnerungen von Mises, die in Stuttgart erst 1978 veröffentlicht worden sind, 42.
42 Yale University Press an L. Mises, 10. Mai 1943, NI. Mises, Grove City College. Die Yale UP empfahl, das Mskr. zu überarbeiten und die Tonlage zu mäßigen. Teile sind später in sein Buch *Omnipotent Gouvernment. The Rise of the Total State and Total War* (New Haven 1944), eingegangen.
43 Margit von Mises an F. Machlup, 8. Oktober 1940, NI. Machlup 169 (wie Anm. 1); F. A. Hayek, Einleitung in die Erinnerung von Mises, XIV (wie Anm. 41).
44 Dazu M. N. Rothbard, *For A New Liberty. The Libertarian Manifesto.* New York—London 1973, 1978.

WERNER LEINFELLNER

Oskar Morgenstern

DAS LEBEN MORGENSTERNS

Oskar Morgenstern, einer der bedeutendsten Sozialwissenschaftler unserer Zeit (geb. am 24. Jänner 1902, gestorben am 26. Juli 1977), promovierte in Wien 1925 zum Doktor der Sozialwissenschaften und wurde zehn Jahre später Extraordinarius. 1931 übernahm er von von Hayek die Leitung des Wiener Instituts für Konjunkturforschung, das heutige Institut für Wirtschaftsforschung. 1938 kehrte er, weil er voraussah, daß er politisch verfolgt werden würde, von einer Vortragsreise in die USA nicht mehr nach Österreich zurück und war Emigrant in den USA geworden. Er bekam sofort eine glänzende Professur für Political Economy in Princeton, an der vielleicht renommiertesten amerikanischen Prestige-Universität. Er wurde dann Direktor des Econometric Research Programms in Princeton (1955 bis 1970); überwältigt von sentimentalem Heimweh und Neugierde nach Wien, wie er mir erzählte, kehrte er 1960 in seine Heimat zurück, wurde Initiator, Mitbegründer, Direktor und Boardmitglied des Instituts für Höhere Studien in Wien (1960 bis 1977). Nach seiner Emeritierung in Princeton warben sechs amerikanische Prestige-Universitäten um ihn, aber keine österreichische, und er entschloß sich, nachdem Wien ihm kein Angebot machte, für die New York University (1970 bis 1976). Er hätte damals sofort, wie viele Emigranten, einen Ruf oder eine Honorar-Professur in Wien angenommen. Er war, wie er mir selbst sagte, innerlich bereit, für immer in Wien zu bleiben. Während das Ausland sich um ihn bemühte, interessierte sich hier niemand für ihn. Darauf emigrierte er das zweite Mal endgültig nach New York und wurde „Distinguished Professor in Game Theory and Mathematical Economics". Er war Berater des Weißen Hauses, Mitglied der US-Atomic-Energy-Commission, der Rand- Corporation und zahlreicher wissenschaftlicher Akademien und Gesellschaften. Ehrendoktorate erhielt er von den Universitäten Basel, Wien und Mannheim, aber nicht die ersehnte Honorar-Professur in Wien.

Morgenstern hatte auch großen politischen Einfluß. In dem Buch *The Question of National Defense,* 1959, zeigt er schon Anwendungen des für die Spiel- und Entscheidungstheorie wichtigen „strategischen Verhaltens", das die klassischen Sozialwissenschaften nicht kannten. Bei der Beendigung des Korea-Konflikts wirkte er mit, als das erste Mal in der Geschichte eine Regierung sich Rat bei Spieltheoretikern holte. Die spieltheoretische Lösung dieses Konflikts, bzw. des damals drohenden Kriegs China gegen USA, wurde durch Aufstellung einer 3000 mal 3000-Strategienmatrix theoretisch erfaßt und die optimale Lösung auf einem ENIAC-Computer berechnet. Diese Konfliktlösung veranlaßte dann Truman, den Yalu-Fluß nicht zu überschreiten, ja Truman gab noch seine persönliche Note dazu und feuerte den Oberbefehlshaber MacArthur, der aber trotzdem später in New York mit Zehntausenden zerrissenen Telefonbüchern, deren Fetzen auf ihn wie Konfetti herabregneten, jubelnd empfangen wurde. Unter Kennedy wurde Morgenstern Berater für strategischmilitärische Entscheidungen (Polaris-Atomstrategie der Abschreckung), eine Aufgabe, über die er nie ganz froh war, aber einmal vertraute er mir doch an, daß er das Ärgste verhindert habe.

VERTREIBUNG UND DISKRIMINIERUNG VON SOZIALWISSENSCHAFTEN UND PHILOSOPHIE IN ÖSTERREICH

Morgensterns Denken war zutiefst verwurzelt in der guten österreichischen intellektuellen Tradition der weltberühmten österreichischen Schule der Nationalökonomie, die mit Carl Menger (1840—1921), dem Gründer der österreichischen Grenznutzenschule, begann. Dann folgten klingende Namen wie Eugen von Böhm-Bawerk (1881 —1914) und Friedrich von

Wieser. Mit Joseph Schumpeter (1883—1950) begann die Generation derjenigen, die Österreich verlassen mußten. Schumpeter war einer der ersten, die, 1933 von der Unvernunft vertrieben, in den USA, in Harvard, willkommen geheißen wurden. Ludwig von Mises folgte und schließlich in den zwanziger Jahren die letzte international bekannte Generation von weltweit bekannten österreichischen Ökonomen: Gottfried Haberler, Fritz Machlup, Alexander Mahr, Oskar Morgenstern, Friedrich von Hayek und andere.

Parallel damit, geistig eng verbunden, erfolgte der Aufstieg der österreichischen Philosophie zur Weltgeltung, deren Mitglieder ebenso verfolgt und vertrieben wurden durch den Austrofaschismus, den Nationalsozialismus und den eingesessenen österreichischen Traditionalismus. Kurz, alle international angesehenen Wissenschaftler wurden von den Nazis verbannt, der Neopositivismus und die Philosophie des „Wiener Kreises" verpönt, obwohl sie die analytische Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts aus der Taufe hoben: Ernst Mach (1838—1916), der ermordete Moritz Schlick (1882—1932), später Rudolf Carnap (1891 —1970), Herbert Feigl, Otto Neurath, Gustav Bergmann, von Mises, Ludwig Wittgenstein (1884—1951) und Karl Popper. Beide Richtungen verhalfen Österreich zum Weltruhm, nachdem sie in ihrer Heimat unerwünscht, und/oder mißachtet oder von dort vertrieben wurden.

MORGENSTERNS ÖKONOMISCHE BEDEUTUNG

Was machte Morgenstern so berühmt? Zuerst waren es seine ökonomischen Arbeiten, dann die Erfindung einer neuartigen Sozialtheorie praktisch aus dem Nichts: die Spieltheorie.

Schon in seiner Habilitationschrift (1929) beschäftigte er sich mit der schwierigen Theorie der Wirtschaftsprognosen (1928), in der er zum ersten Mal den Rückkoppelungseffekt der Prognosen in den Mittelpunkt stellte. Nach und nach publizierte er 17 Bücher, von denen das berühmteste die *Spieltheorie* ist. Er schrieb bahnbrechende Theorien über die Kooperation und liebte sie auch persönlich: So arbeitete er ein Jahrzehnt mit von Neumann zusammen und schrieb fast zwanzig Jahre lang an Wachstumsmodellen expandierender Ökonomie mit n- Gütern und m-Strategien zusammen mit Kemeny und Thompson. Er fußte auf Neumanns Vorarbeiten und erregte Aufsehen, als er zum Beispiel bewies, daß die maximale Wachstumsrate einer kapitalistischen Wirtschaft gleich dem Zinssatz sei.

In seinem wissenschaftlichen Leben war er sicher mehr an Zusammenarbeit und Kooperation interessiert als an wissenschaftlichem Ruhm und Ansehen. Das Buch mit Thompson erschien zum Beispiel nach zwanzigjähriger Zusammenarbeit 1976 kurz vor seinem Tode. Bekannt sind außerdem seine Analysen ökonomischer Zeitreihen, über die Genauigkeit und Zuverlässigkeit wirtschaftlicher Daten in seinem Buch *Über die Genauigkeit wirtschaftlicher Beobachtungen* (1950) und seine Pionierarbeit in der Anwendung der Spektralanalyse auf ökonomische Zeitreihen. Originell ist seine „Random Walk Hypothesis", eine Risikoanalyse, die bereits die Wahrscheinlichkeit, das heißt Unsicherheit bei Entscheidungen berücksichtigt. So sein Nachweis, interessant durch den Sturz des Dow Jones-Index, daß die New Yorker Effektenbörse eigentlich ein Kasino sei, in dem immer die Insider gewinnen, weil sie maximale „insider"-Informationen besitzen oder erwerben, die gewöhnlichen Outsider aber früher oder später zur Kasse gebeten werden.

GRÜNDUNG DES INSTITUTS FÜR HÖHERE STUDIEN IN WIEN, REMIGRIERUNG UND DAS TRAUMA DER ZWEITEN VERTREIBUNG

Morgenstern hatte den Plan, in Wien ein zweites „Institute for Advanced Studies" nach dem Muster Princetons zu gründen. Er gehörte also der Gruppe der Emigranten an, deren Psyche anfänglich mit Enttäuschung und Haß gegenüber ihrer Heimat, aus der sie vertrieben wurden, erfüllt war, Gefühle, die aber mit den Jahrzehnten in Haß-Liebe, Gleichgültigkeit und schließlich oft plötzlich in Liebe umschlugen. Als das „Institut für Höhere Studien" in Wien 1963 gegründet wurde, war es mit Morgenstern soweit, die Liebe zu Wien überwältigte ihn, er kehrte zurück. Aber das Mißtrauen blieb in ihm, und als risikoscheuer Spieltheoretiker

gab er, während er das zweite Mal in Österreich weilte, doch nie seine Stelle an der NYU auf. Als ich ihn das erste Mal 1963 traf, war er, wie auch Lazarsfeld, erfüllt von der Mission, Österreich zu helfen. Ich selbst verbrachte die Jahre 1963 bis 1967 bis zu meiner „Emigration" in die USA, am Institut für Höhere Studien, dessen Direktor und Spiritus rector er wurde. Er war es auch, der mich zur Spiel- und Entscheidungstheorie bekehrte, über die ich dann auch an der Universität Wien bei den Statistikern die ersten Vorlesungen hielt. Die Zeit dieser Zusammenarbeit, meiner Bekehrung zur Morgensternschen Sozialphilosophie und Spieltheorie wird mir immer unvergeßlich bleiben. Unvergeßlich werden mir auch die Gespräche mit ihm, oft im Kreise seiner Familie oder zwischendurch beim Kaffee in seinem Direktionszimmer, bleiben.

Seine wissenschaftliche Strategie war einfach: Erstens haben die Sozialwissenschaften die intuitiven Ideen der Sozialphilosophie, insbesonders des 19. Jahrhunderts, in wissenschaftliche empirische Theorien und Modelle zu verwandeln, zu mathematisieren, um dann über diese hinaus zu kommen. Zweitens: Forschung sollte einerseits Stillung persönlicher Neugierde sein, zu Engagiertheit im Gespräch führen, auf fairem Wettbewerb fußen, andererseits aber sollte aller wissenschaftlicher Fortschritt Kooperation zwischen Wissenschaftlern sein.

Diese Kooperation, deren Fäden Morgenstern am Institut für Höhere Studien in der Hand hielt, war der Grund, warum aus allen damaligen „Postgraduates" heute renommierte und engagierte Universitätsprofessoren und Forscher geworden sind, wie Frisch, Matzner, Bruckmann, Ferschl, Reichhardt, Adam, Selten und später Schwödiauer, Skala, Trappl, Wohlgenannt, Holl — um nur einige zu nennen.

Mit den Jahren in Österreich, vorsichtig geworden durch seine Erfahrung und Unabhängigkeit, begannen langsam seine Enttäuschung, Entfremdung und, wie er resignierend sagte, seine zweite Emigration. Anlaß wurde schließlich, wie Morgenstern mir erzählte, daß er es nicht nötig hatte und es unter seiner Würde fand, um etwas zu bitten, was eigentlich als selbstverständliche Wiedergutmachung ihm hätte angeboten werden sollen, nämlich die Honorar-Professur, denn mehr wollte er damals nicht. So verlor Österreich Morgenstern ein zweites Mal —, obwohl er damals für Österreich spottbillig gewesen wäre. Er wäre übrigens auch mit dem damals modernsten Großrechner als Geschenk an die Universität nach Wien übersiedelt. Zu stolz, um diese kleine Position bitten und betteln zu gehen, wo ihm in den USA alles Erdenkliche angeboten, ja nachgeworfen wurde, zog er sich enttäuscht an die New York University zurück. Offensichtlich war und ist es die österreichische Unkenntnis von Angebot und Nachfrage auf dem internationalen wissenschaftlichen Sektor, die zu seiner zweiten Emigration beigetragen hatte. Wirkliche Kenntnis von Angebot und Nachfrage wird gegenüber jenen, die sich am lautesten anbieten, zurückhaltend sein, aber denjenigen, die es nicht notwendig haben, sich anzubieten, weil sie schon zu berühmt sind, Angebote machen. Letzteres wurde damals versäumt!

In der Diskussion war Morgenstern von bestechender Einfachheit und Klarheit, meist sehr humorvoll, äußerst tolerant gegenüber den Kritiken und immer stimulierend für seine Mitarbeiter. Als er nach Wien kam, zum Beispiel, ermutigte er mich zu einer Zusammenarbeit mit ihm und anderen führenden Sozialwissenschaftlern auf dem Gebiete der Spiel- und Entscheidungstheorie. Diese Kooperation setzte sich später in den USA mit der Gründung und Herausgabe der heute führenden, internationalen wissenschaftlichen Zeitschrift *Theory and Decision. An International Journal for Philosophy and Methodology of the Social Sciences* (heute 23 Jahrgänge), einer internationalen „Library", (heute hundert Bände), einer internationalen wissenschaftlichen Gesellschaft mit internationalen Konferenzen bis zu seinem Tode am 26. Juli 1977 fort.

Die damals geführten Gespräche zeigten einen erfreulichen Zug, der dem heutigen akademischen Leben offensichtlich abhanden gekommen ist und der nach Morgenstern mit dem Zweiten Weltkrieg in Europa ausstarb. Nach ihm sollten Wissenschaftler bereit sein, mit jedem anderen zu sprechen, auch wenn er nicht vom eigenen Fach war. Es ist so einfach, sagte er: „Fragen Sie nur Ihre Kollegen, woran sie arbeiten, wie ihre Forschung, ihr Projekt weitergeht, oder ganz kurz — ‚Was für Gedanken wälzen Sie'?" Ihm fehlte einfach die Arroganz falscher akademischer Autorität und jede selbstüberhebliche Haltung im Stile des Herrn Karls: „Was kann denn der mir schon sagen."

MORGENSTERN, DER SPIELTHEORETIKER. ENTWURF DER ERSTEN KONFLIKTLÖSUNGSTHEORIE

Gemeinsam mit dem weltberühmten ungarischen Mathematiker von Neumann, der gleichfalls in Princeton lehrte, erfand Morgenstern einen völlig neuen Theorientyp für die Sozialwissenschaften, von dem er hoffte, daß er die Sozialwissenschaft revolutionieren würde: Die Spiel- oder Entscheidungstheorie, die erstmals in dem berühmten Buch *Theory of Games and Economic Behaviour* (1944) veröffentlicht wurde, entsprang wie die Pallas Athena dem Gehirn des Zeus dem Gehirn der beiden Wissenschaftler, wie Frisch einmal treffend bemerkte.

Sie ist die erste konfliktlösende Theorie der Sozialwissenschaften. Konflikte haben soziale, wirtschaftliche, politische und private Brisanz, denn sie sind instabile Krisen, die aus offenen, widersprüchlichen, gefährlichen Alternativen von bewerteten Handlungen, Entscheidungen, noch dazu unter Unsicherheit und Risiko, bestehen. Konfliktlösungen aber beenden und entschärfen soziale Konflikte und stabilisieren so die Gesellschaft.

Es war Morgenstern, der das Spiel als den paradigmatischen, normativen Regelrahmen bei Einzel- und Mehrpersonen, Gruppen und kollektiven Konflikten unter Unsicherheit ansah, und Neumanns mathematische Berechnung von Gleichgewichten (1928) lieferte die optimale Lösungsmethode für kompetitive und kooperative Konflikte. Daher war für beide die Ökonomie die kommende Wissenschaft, die eine optimale Lösung für die unvermeidlichen, ständig auftauchenden wirtschaftlichen Konflikte bereitstellen sollte. Morgensterns revolutionäre Strategie war es daher, die Spieltheorie als die neue Interdisziplin anzusehen, die uns Modelle liefert, wie wir wirtschaftliche, soziale, politische und auch private Konflikte optimal lösen könnten. Das meinte er, als er sagte: „Wir stellten damals unseren Fuß in die Tür der traditionellen ökonomischen Theorien."

Vergessen wir nicht, daß „optimal" einerseits eine praktische Konfliktlösung bezeichnet, die identisch mit „akzeptabel und fair für alle" oder kurz ein sozialer Kompromiß ist. Andererseits aber ist „optimale Konfliktlösung" identisch mit „Gleichgewicht" und „Stabilität". Optimale Lösungen maximieren daher nicht nur den Nutzen, sondern die relative Stabilität der Gesellschaft. Relativ heißt aber relativ zu einer bestimmten Umwelt, zu bestimmten Entscheidungsregeln und relativ zu unvorhergesehenen Störungen, zum Beispiel, durch die Zufallsereignisse unserer Umgebung. Diese Ideen entstammten der wissenschaftlichen Kooperation eines Ungarn mit einem Österreicher, beide österreichische Emigranten, mit dem Ziel, die Sozialwissenschaften zu revolutionieren. Als ich ihm einmal sagte, daß dies damals in Princeton perfekte k.u.k-Zusammenarbeit gewesen sei, war er darüber überaus erheitert.

IST DIE SPIELTHEORIE EINE REVOLUTIONÄRE THEORIE DER SOZIALWISSENSCHAFTEN ODER NICHT?

Die Spieltheorie und die Modelle der Wert-, Spiel- und Entscheidungstheorien betrachten die Wirtschaft, die Gesellschaft, die Politik als einen einzigen, ineinander verschränkten, nie aufhörenden Prozeß von multidimensionalen, individuellen, von Gruppen-, Komitee- sowie von kollektiven Konflikten, und letztere nennen wir bekanntlich Wahlen. Ihre Theoretisierungen und Modelle sollten uns helfen, unsere sozialen, politischen, ökonomischen sowie unsere Umweltkonflikte optimal zu lösen. Denn, welcher Politiker kann heute noch all das übersehen, was zur Lösung komplizierterer Konflikte wie Atomenergie, Umweltverschmutzung etc. notwendig ist? Äußerst interessant war auch seine Meinung, daß die Ökonomie eigentlich gar keine Voraussagen machen sollte, sondern nur Lösungen für eventuell auftauchende ökonomische, politische und soziale Konflikte aufstellen und für jedermann bereithalten sollte.

Die Spieltheorie wurde damit eine heue Interdisziplin der Sozialwissenschaften, weil sie das gesellschaftliche Verhalten auf die Bewertungen, Handlungen und Entscheidungen ihrer Mitglieder zurückführte und ihre neuartigen Modelltheorien führten auch in der Duopol- und Oligopoltheorie (Shubik, Schwödiauer) zu gänzlich neuen Ergebnissen, wie

zu Neuinterpretierungen des wirtschaftlichen Gleichgewichts (Luce-Raiffa), zur Neubegründung der kardinalen Nutzentheorie (Marschak, Fishburn, Allais, Hagen) und schließlich zu einer neuen Wohlfahrtsökonomik (Arrow, Sen) und Kooperationstheorie (Axelrod). Jedoch blieb Morgenstern der entscheidende revolutionäre Wandel der Ökonomie zu einer Theorie wirtschaftlicher Entscheidungen in seinem Leben versagt. Der Grund ist einfach der: Die normative Spiel- und Entscheidungstheorie vermochte eben nur den normativen Teil der Ökonomie, aber nicht ihren deskriptiven, zu erfassen. Kurz, die erwartete Revolution der Ökonomie blieb aus oder steht noch bevor, wie er oft sagte.

DIE POST-MORGENSTERNSCHE ÄRA

Kurz nach dem Tode Morgensterns war der Stand seiner Theorie folgender: 1. Sie weitete sich äußerst erfolgreich zur heutigen Konfliktlösungstheorie unter Unsicherheit und Risiko aus und konnte das erste Mal den Zufall und die Unsicherheit besonders unserer Umgebung als entscheidende Faktoren menschlicher Entscheidungen mit ins Kalkül ziehen. 2. Sie beschleunigte die Abkehr vom deduktiven, traditionell logischen Denken zugunsten von induktiv-wahrscheinlichem Denken. 3. Sie führte zur Aufgabe des linearen, deterministischen Kausal- und Substanzbegriffs zugunsten eines dynamischen, von partiell-kausalen Wechselwirkungen zwischen den Individuen bestimmten Gesellschaftsmodells, und sie forcierte 4. die Einbettung aller Denk-, Entscheidungs- und Wissenschaftsmethoden in eine Theorie des stochastischen Problemlösens. 5. Konfliktlösungen (Spiele, Entscheidungsprozesse) und die damit aufgestellten Regeln und Gesetze „erzeugen“ sozusagen die Gesellschaft und ihre Konstitutionen. Interessant ist, daß ohne Konflikte die Gesellschaft, wie die Minigesellschaften im Spiel, automatisch in einen individuellen Pluralismus zerfällt. Glücklicherweise sind aber immer genug Konflikte vorhanden, um die Gesellschaft sozusagen am Leben zu erhalten und Konstitutionen und Institutionen durch optimale Konfliktlösungen heranzubilden.

DIE POST-MORGENSTERNSCHE ENTWICKLUNG DER SPIELTHEORIE ODER DIE ZU SPÄT STATTGEFUNDENE REVOLUTION

Unmittelbar nach seinem Tod fand dann tatsächlich die lang ersehnte wissenschaftliche Revolution statt, deren wichtigste Phasen hier nun kurz geschildert werden sollen.

Anfang der achtziger Jahre begann die Spieltheorie sechs gänzlich neue Gebiete zu inkorporieren und sich dadurch explosionsartig zu erweitern: 1. konnte sie Unsicherheit und Risiko voll in die Konfliktlösung einbeziehen. Der Zufall wurde sozusagen zum Spielpartner, Mitentscheidenden; 2. revolutionierte sie buchstäblich die kollektive Entscheidungstheorie als neue Gesellschaftstheorie (Arrow, Sen, Rawls); 3. inkorporierte sie ethische Entscheidungen (Harsanyi, Flemming, Leinfellner); 4. erfaßte ihre Dynamisierung durch Berechnung von zeitlich aufeinanderfolgenden Konfliktlösungen plötzlich historische evolutionäre und innovative Prozesse (Eigen, Schuster, Maynard Smith), 5. verschmolz sie durch Einbeziehung kognitiver Faktoren, wie Gedächtnis und Verwirklichen (Realisieren) mit der Theorie der künstlichen und der biologischen Intelligenz (Simon Holland, Tulving, Leinfellner) 6. Ihre finiten mathematischen Methoden und ihr Aufbau durch Regeln wurden eine ideale Grundlage für die Computerisierung von Entscheidungsprozessen und Konfliktlösungen, zum Beispiel in Expertensystemen.

DIE DYNAMISIERUNG DER SPIELTHEORIE FÜHRT ZUR THEORIE EVOLUTIONÄRER PROZESSE UND ZUM KONZEPT RELATIVER STABILITÄT

Konfliktlösungen lassen sich dynamisieren oder iterieren, wenn die späteren zeitlich und kausal von den früheren abhängen, das heißt ineinander vernetzte Serien von Spielen oder Konfliktlösungen bilden. Dazu wird heute die Theorie dynamischer, differentieller

Spiele verwendet, die dynamische Version der statischen Spiel- und Entscheidungstheorie Neumann—Morgensterns. Die theoretisch-mathematische Konstruktion, die Computer-Simulation, die Berechnung von Konfliktlösungen und von evolutionären Prozessen bedeuten dann: Berechnung der zeitlich aufeinanderfolgenden Gleichgewichtszustände oder optimaler Konfliktlösungen, die optimal natürlich immer relativ zum jeweiligen Spielrahmen und der Umgebung sind. Stabilität ist nicht mehr statisch, sondern ein relativer, „pseudostabiler", dynamisch sich verändernder Zustand, der von vielen Störfaktoren abhängt, sich aber immer wieder „repariert", frisch einstellt oder „eingestellt werden" kann, kurz, folgt einem Attraktor. Änderungen in den Regeln, spontan auftretende Zufälle, können unter Umständen zu neuen Entscheidungsprozessen, zu neuen Konfliktlösungen und Neueinstellung der Optimalität oder der relativen Stabilität führen. Alles, was wir mit seriellen Konfliktlösungen berechnen können, sind nur eine Zeitlang relativ stabile Gesellschaftsstrukturen, die stabil bleiben, solange die steten Änderungen unserer Umwelt und der sozialen Gesellschaft selbst nicht zu groß werden und zu Stabilitäts- oder Symmetriebrüchen, ähnlich wie in der physikalischen Evolution, führen. Dies ereignet sich immer, wenn ein gewisser Schwellenwert der Störungen, seien sie zufälliger oder akkumulierender Natur, überschritten werden. Dann muß ein neuer Entscheidungsprozeß, das heißt eine neue Konfliktlösung mit neuen Regeln, neu ansetzen.

DER ÜBERGANG ZUR INTELLIGENZ: DYNAMISIERUNG UNTER ZUHILFENAHME DER GEDÄCHTNISSPEICHERUNG UND DIE HISTORISIERUNG DER SPIELTHEORIE

Die Dynamisierung der Spieltheorie fordert, daß man die dabei gewonnene, vergangene Erfahrung optimaler Konfliktlösungen speichert und bei der nächsten Konfliktlösung erfolgreich verwendet. Dadurch kommt, wie Roegen bemerkte, die Geschichte in die serielle Problem- und Konfliktlösung. Durch die stete Optimierung einer Größe, wie Stabilität und Überleben, wird die zeitlich dynamisierte Spieltheorie nicht nur eine Theorie biologischevolutionärer, sondern auch schöpferischer Prozesse, die heute bereits die physikalischchemische, die biologische Evolution sowie die der Intelligenz theoretisch in einer Theorie vereinheitlicht. Durch Inkorporation zusätzlicher Theorien, wie von Input-Output, von Speicherung gemachter Konfliktlösungen (das heißt von deren Schaden oder Gewinn, Nutzen), in die Theorie der dynamischen differentiellen Spiele wird sie, wie bereits erwähnt, eine historische Theorie, weil sie 1. die Speicherung aller in der Serie bereits vorangegangenen guten oder schlechten Erfahrungen bei den Konfliktlösungen voraussetzen und ausnützen muß und 2. aus dieser „historischen" Erfahrung auch lernt, wie man es besser machen kann, kurz, wird „innovativ". Ihre explosionsartige Entwicklung und Anwendung in der Biologie, Genetik und in der Intelligenzforschung und schließlich in der physikalischen und chemischen Evolution führte dazu, daß sie sich plötzlich in die Supertheorie aller evolutionären Prozesse verwandelte (Leinfellner). Sie vereinte die britisch-amerikanischen Forschungen, vor allem von Maynard Smith, aber auch die österreichischen von Schuster und seiner Forschungsgruppe, die deutschen von Eigen und Selten, die neue Ergebnisse auf dem Gebiete der Genetik, der Evolutionstheorien, der Intelligenzforschung sowohl in der biologischen Intelligenz, der kognitiven Psychologie, der Gehirnforschung, als auch auf dem Gebiete der künstlichen Intelligenz. Damit war eine neue Supertheorie der Evolution der Intelligenz geboren.

SPIELTHEORIE ALS THEORIE DER INTELLIGENZ UND DER EVOLUTION DER INTELLIGENZ

Man kann sich heute mit Recht fragen: Beschreibt die so erweiterte Spiel- und Entscheidungstheorie nicht eine neue Form des praktischen Denkens? Schon damals stand für Morgenstern und für mich fest, daß die spieltheoretischen Konfliktlösungen früher oder später eine neue Form des praktischen Denkens seien, die auf Bewertungen beruht, erstmalig

auch die Unsicherheit zum Beispiel der Umgebung und das Risiko für den sich Entscheidenden in unser Denken miteinbezieht und den Stempel der Optimierung einer Größe, zum Beispiel das Überleben, dem ganzen Prozeß aufprägt. Es drückt den fairen Wert-Kompromiß durch Gleichgewichts- bzw. Stabilitätsoptimierungen aus und ist mehr auf Wahrscheinlichkeit als auf logischer Wahrheit aufgebaut.

Entscheidend war schon damals, daß Newell und Simon (1961) die künstliche Intelligenz als Problem- oder Konfliktlösung definierten. Mit dem Wandel der Spieltheorie zu einer Konfliktlösungstheorie (Rapoport) erwies sich plötzlich die erweiterte, dynamische Spiel-und Entscheidungstheorie, bzw. deren Modelle, als die neue Form des praktischen Denkens. Die Frage stellt sich nun: Hat nicht die durch Input und Gedächtnis erweiterte dynamisierte Spiel- und Entscheidungstheorie unter Unsicherheit und Risiko mit der Art von Denken zu tun, die wir intelligentes Denken oder Intelligenz nennen, weil sie stochastisch ist und alle Entscheidungsprozesse, das heißt Konfliktlösungen, unter die Optimierung des Lebens stellen kann?

DIE THEORIE DER INTELLIGENZ

In den Gesprächen mit Morgenstern festigte sich die Überzeugung, daß den Modellen der Spiel- und Entscheidungstheorien, den auf präferentieller Zufallswahl funktionierenden Default-Systemen der Computer, den semantisch kognitiven Modellen des Sprachverständnisses nur diese Art des Denkens, die hier Intelligenz genannt wird, zugrunde liegen könne. Nur diese Art des Denkens ist kognitiv empirisch orientiert, das heißt hat Zugang zur Umgebung und ermöglicht Konfliktlösungen unter Unsicherheit und Risiko durch Lernen, weil nur es mit der Überlebensoptimierung ideal verbunden werden kann: das wesentliche Merkmal intelligenten Denkens. Wir denken in Entscheidungssituationen, beim Problem- und Konfliktlosen eben nicht im Modus Pönens oder in logisch wahren Schlüssen, sondern in wahrscheinlich induktiven, stochastischen und semantischen Sinn- und Bedeutungszusammenhängen plus deren Bewertungen, was Werner Leinfellner und E. Leinfellner in ihrem Buch *Ontologie, Systemtheorie und Semantik* (1978), eingehend dargestellt haben. In sozialpolitischen Konfliktlösungen müssen wir ja auch konsequenterweise Prämissen und jede Folgerungen als wahrscheinlich, da sie mit Unsicherheit und Risiko behaftet sind, betrachten. Das ist nun nicht etwa so, daß wir die genauen Zahlenwerte der Wahrscheinlichkeiten immer wissen, aber wir werden davor zurückscheuen, mit der Hand ins Feuer zu greifen oder eine 220-Volt elektrische Leitung zu berühren, weil wir das Risiko, eine Verletzung oder den Tod bei der Berührung zu erleiden, sehr genau einschätzen können und weil wir dabei die für uns wichtigste Größe, unser Überleben, automatisch maximieren. Es ist also die Maximierung unseres Überlebens und das der Art, die alle intelligenten Konfliktlösungen begleitet und die intelligentes Denken charakterisiert. Dies unterscheidet abstraktes, reines Wissen als 1'art pour l'art von Intelligenz und vielleicht auch die Zivilisation von der Kultur.

Um den Übergang von Konfliktlosen zum intelligenten Denken oder zur Intelligenz besser zu verstehen, ist es notwendig, die Lösungsmethode von Konflikten, wie sie in den Modellen der Spiel- und Entscheidungstheorie behandelt wird, von jetzt an nur als eine Teilfunktion der Intelligenz (als den Faktor 3 der untenstehenden Definition derselben), anzusehen. Unter einer Problemlösung verstehen wir, wie schon erörtert, die Aufgabe, einen Konflikt nun unter Heranziehung von vier Funktionen (Subsystemen) zu lösen. Wie der Autor in zahlreichen Veröffentlichungen (1981 —1988) schon darstellte, wird die erweiterte Theorie dynamischer differentieller Spiele dann Teil der Intelligenz. Diese umfaßt nicht nur die menschliche, sondern auch die animalische, ja sogar die zelluläre Intelligenz, die natürlich alle unter der Bedingung der Überlebensoptimierung stehen. Dazu soll nun auf folgende Definition der Intelligenz zurückgegriffen werden:

Definition der Intelligenz: Danach ist Intelligenz die effektive, synergetische Zusammenarbeit von vier (lebendig-organischen oder künstlich-technischen) Faktoren oder Subsystemen jedes lebendigen oder künstlichen, kognitiven Systems, das — gegeben sein spezifisches Umgebungssystem —, seine Konflikte so löst, daß dabei sein Überleben und das seiner Art maximiert wird oder zumindestens seine Überlebenschancen nicht vermindert werden.

Die hierarchisch geordneten, zusammenarbeitenden Subsysteme sind 1. ein dynamisches

Input-Output-System, das Sensorium, das Informationen von seinen Umgebungssystemen aufnehmen kann, wie zum Beispiel Sinneserfahrungen. 2. ein Speichersystem, das Außen- und Inneninformationen aufbewahrt. Dazu gehören: das überindividuelle, genetische Speichersystem der Gene; der individuelle, neuronale Gehirnspeicher und schließlich unser kultureller Speicher, zum Beispiel das Wissen in Büchern und Bibliotheken; 3. ein konfliktlösendes System, das unter Unsicherheit und Risiko bewertet, und induktiv-wahrscheinliche Schlüsse und Konfliktlösungen unter Überlebensoptimierung produziert bzw. Voraussagen oder berechnen kann. Dies erklärt die erweiterte Theorie dynamischer differentieller Spiele; 4. ein realisierendes System, das Konfliktlösungen (zum Beispiel Entscheidungen) mit Hilfe von Werkzeugen, wie zum Beispiel die menschliche Hand, verwirklichen kann. Sind diese Subsysteme künstlich, dann spricht man von künstlicher Intelligenz, sind sie natürlich, von biologischer Intelligenz. Sind 1 und 2 künstlich-technisch, 3 ein Computer und 4 eine Maschine, dann bilden sie einen technischen Roboter.

Intelligenz und reines, abstraktes Wissen sind also von einander verschieden, hauptsächlich, weil Wissen und oft auch die Wissenschaft und Technologie nicht immer an Überlebensoptimierung gebunden ist. Intelligenz ist Auseinandersetzung mit dem Urkonflikt aller Lebewesen, nämlich dem Überleben der Spezies. Intelligenz ist daher Konfliktlosen, Problemlosen vis à vis einer immer wechselnden Umgebung, die immer Zufall-Überraschungen für uns bereithält, während abstraktes Wissen meist aus Denkoperationen in einem veridealisierten Bereich besteht, von dem man nur befürchten kann, daß die Welt in Wirklichkeit so wie das Ideal aussehe.

Ohne auf nähere Details einzugehen, die vom Autor anderswo schon behandelt worden sind, ist es klar, daß die Aneinanderreihung von erfolgreichen (optimalen), intelligenten Problemlösungen — gegeben ein Speicher, der diese Konfliktlösungen aufbewahrt —, erklärt, warum wir und die intelligenten Tiere bisher überlebten, kurz, noch hier sind. Humane Intelligenz heißt also, daß wir bereit sein sollten, aus der Geschichte zu lernen, was heute noch nicht unbedingt für alle unsere Wissenschaften und unser Wissen zutrifft. Das aber heißt, daß die Theorie der dynamischen differentiellen Spiele in der vom Autor dargestellten „intelligenten“ Erweiterung, vor allem, wenn große Speicherungsmöglichkeit gegeben ist, eine Supertheorie ist, im Begriffe, die Evolution der Intelligenz theoretisch zu erklären. Sie fängt bei der chemischen Evolution mit den ersten, sich selbst replizierenden und Erfahrung genetisch speichernden, organischen Urstoffen des Lebens, wie den DNS- und RNS-Nukleotiden, an, setzt sich in der Kooperation von Nukleotiden und Eiweißstoffen, wie in den Eigen-Schusterschen Kooperationsmodellen, den Hyperzyklen, beschrieben, fort und führt über die Zellen zu den heutigen intelligenten Wesen, den Tieren und den sprachbegabten Menschen, wenn man Überlebensoptimierung kontra Zufall als steuernden Attraktor nimmt. Die Spieltheorie ist sozusagen zu einer Supertheorie evolutionärer Prozesse geworden, die sich nicht nur auf die biologische Evolution, sondern auf alle evolutionären, sogar die inventiven Prozesse anwenden läßt.

Dazu kommt das wichtige soziale Ergebnis, daß die Theorie der dynamischen, differentiellen Spiele heute die biologische Evolution in einem gänzlich anderen Licht als Darwin sieht. Nicht, daß Darwins Theorie nun plötzlich falsch wäre, aber sie ist nur mehr ein kleiner Teil der Evolution geworden, genauso wie in der Spieltheorie die nicht-kooperative Phase der Evolution. Sie verschwindet analog wie die klassische Mechanik in der Quantenmechanik. Zum Beispiel in dem aufsehenerregenden Buch von Axelrod (1984) führte dies zum Ergebnis, daß Kooperationen oder Symbiosen weit wichtigere Phasen der Evolution sind als die Darwinschen. Kurz, Evolution setzt sich, wie auch Morgenstern vermutete, heute aus alternierenden Phasen von Kooperation (Symbiosen) und von kompetitivem Kampf ums Überleben zusammen, wobei erstere, wegen ihrer die Komplexität erhöhenden Funktion die wichtigere wird. Kooperatives Verhalten muß daher nicht Altruismus als Prinzip voraussetzen und benötigt auch nicht unbedingt moralische Gebote. Es entsteht, wenn bestimmte, wohlbekannte Umwelt- und soziale Bedingungen im Verlaufe der Evolution eintreten, die die Kooperation auslösen. '

Und nun zum Schluß: Auf dem Gebiete dieser Forschungen sind wir in Österreich, seit Morgenstern das Land verlassen hat, um ca. zehn Jahre zurück. Es sind genau die Jahre, seit Morgenstern das zweite Mal emigrierte, denn alle diese neueren Forschungen sind Ergebnisse

der letzten zehn oder fünfzehn Jahre. Mit der zweiten Emigration Morgensterns haben wir nicht nur ihn, sondern auch den Anschluß an die letzten zehn Jahre auf diesem Gebiete verloren, die hier entscheidend gewesen wären. Zweifellos sind die europäischen und österreichischen Forscher nicht unqualifizierter als ihre amerikanischen Kollegen, das beweisen die Forschungen von Eigen und des Österreichers Schuster auf diesem Gebiete. Aber zur erfolgreichen Forschung fehlt noch etwas, was Morgenstern besaß: die wissenschaftliche Kooperation. Hätte man den Spiritus rector dieser Forschungen hierbehalten, so wäre eine ehemals große Tradition Österreichs nicht nur fortgesetzt worden, sondern Österreich könnte auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften jetzt international führend dastehen.

Oskar Morgenstern

HANS ZEISEL

Karl Polanyi und Eduard März

Polanyi wurde im Jahre 1886 in Wien geboren und wuchs in Budapest auf, wo er nach dem üblichen Gymnasialstudium Jura studierte und dann für eine kurze Zeit den Rechtsanwaltsberuf ausübte. Er war Kavallerieoffizier im Ersten Weltkrieg und, wie wir aus seinem späten Aufsatz über Shakespeares „Hamlet“ wissen, einmal dem Tode nahe.

In Budapest war er einer der Gründer und der erste Vorsitzende des Galilei-Kreises, der bald zum Sammelpunkt der fortschrittlichen Intelligenz Budapests wurde. Nach dem Zusammenbruch der ungarischen Nachkriegsrepublik kehrte Polanyi nach Wien zurück, wo er bald der außenpolitische Redakteur des *Österreichischen Volkswirtes* wurde. 1933 gab er diesen Posten auf und übersiedelte nach England, wo er seinen Lebensunterhalt als Extra- Mural-Lecturer an der Universität Oxford verdiente. In diesen Jahren absolvierte er auch zwei Vortragsreisen durch die Vereinigten Staaten.

Im Jahre 1941 folgte er einer Einladung, am Bennington College im Staate Vermont zu unterrichten. Dort begann und vollendete er sein Hauptwerk *The Great Transformation*. Ohne die Veröffentlichung abzuwarten, eilte er im Jahre 1944 zurück nach England.

Das Buch wurde in Amerika mit warmem Interesse aufgenommen, und im Jahre 1947 offerierte ihm die Columbia Universität den Posten eines Visiting Professors für Wirtschaftsgeschichte. Er lebte dann in New York und Pickering, Ontario, wo seine Frau Ilona wohnte; da sie in ihrer Jugend Mitglied der ungarischen Kommunistischen Partei gewesen war, konnte sie nach der damaligen Rechtslage nicht nach den Vereinigten Staaten kommen.

In diesen Jahren entstand Polanyis zweites Hauptwerk, *Trade and Markets in Early Empires* (1957). Polanyis intellektueller Ausgangspunkt waren Marx und die auf ihn aufbauende sozialistische Gedankenwelt. Ich begegnete Polanyi zum ersten Mal in den zwanziger Jahren, als er Leiter eines Seminars für die Wiener sozialistischen Studenten war. Ich erinnere mich an den Gegenstand dieses Seminars: der berühmte Engelssche Satz vom Sozialismus, der den Sprung darstellte vom Reich der Notwendigkeit in das der Freiheit. Die Frage, wie individuelle Freiheit mit den Notwendigkeiten unserer komplexen industriellen Gesellschaft vereinbar sei, blieb für ihn die zentrale Frage seines Lebenswerks. Sozialismus war für Polanyi der Weg zu einem neuen Stadium menschlicher Freiheit. Aus diesen Anfängen wuchs Polanyis bedeutsame Formulierung des, wie er es sah, Hauptproblems der modernen Gesellschaft.

Polanyi sah und verstand den Wohlstand, den die kapitalistische Marktwirtschaft in die Welt gebracht hatte. Aber er sah auch den Preis, den die Welt dafür zahlen mußte, in zerrütteten und entwurzelten menschlichen Existenzen. Er erweiterte die Marxsche Formulierung vom Warencharakter der Arbeit in die Einsicht, daß die kapitalistische Marktwirtschaft zum ersten Mal in der menschlichen Geschichte den Wirtschaftsprozeß aus seinen sozialen Fugen gehoben hatte. Der so verselbständigte Wirtschaftsprozeß führe dazu, daß die Gesellschaft vorwiegend von ökonomischen Überlegungen beherrscht werde, zum Nachteil anderer lebenswichtiger sozialer und kultureller Belange, vor allem in der gesellschaftlichen Unterschicht. Nur eine sozialistische Gesellschaftsordnung könnte den Wirtschaftsprozeß von seiner dominierenden Stellung zu einer den gesellschaftlichen Zielen untergeordneten Rolle zurückführen.

Die neoklassischen Nationalökonomen an der Wiener Universität formten damals die theologische und theoretische Hochburg der freien kapitalistischen Marktwirtschaft, die, in Polanyis Augen, die Grundlagen der Gesellschaft bedrohte.

Ihr Führer — den der amerikanische Nationalökonom Milton Friedman als seinen intellektuellen Ahnen ansieht — war Ludwig von Mises. Er vertrat die Ideologie des freien, unregulierten Marktes in ihrer extremen Form. Nach seiner Theorie, die später insbesondere Friedrich Hayek weiter ausführte, war der freie unregulierte Markt nicht nur der beste Weg zur Erhöhung des Gesamtwohlstandes, sondern auch die einzige Wirtschaftsform, die die

freiheitliche Demokratie garantierte. In einer wirtschaftlichen Detour versuchte Mises auch zu beweisen, daß eine sozialistische Planwirtschaft unmöglich sei, weil nur der freie Markt durch den Preismechanismus in der Lage sei, den Wirtschaftskomplex zu leiten. Polanyi debattierte die Frage mit Mises im *Archiv für Sozialwissenschaften* (1922); auch Jacob Marschak nahm an der Diskussion teil.

Polanyis Antwort in *The Great Transformation* war, daß es einen freien Markt nie gegeben habe und daß der Versuch, ihn einzuführen, sich binnen kurzem als verheerend erweisen würde. Die Forderung nach dem unregulierten freien Markt sei eine gefährliche politische Illusion. Nur der humanistische Sozialismus könne das Problem lösen.

Polanyi bestritt nicht, daß die neoklassische Nationalökonomie bedeutsame Einsichten in das Funktionieren der kapitalistischen Marktwirtschaft gebracht hatte. Er verneinte aber mit Entschiedenheit den Anspruch, daß diese Nationalökonomie eine Theorie des wirtschaftlichen Handelns schlechthin sei; Wirtschaft ist der Name für zwei grundverschiedene Dinge. Da ist zunächst, was Polanyi den *substantiven* Wirtschaftsbegriff nennt, das Produzieren und Verteilen, das allen Wirtschaftsordnungen gemeinsam ist. Dann aber gibt es auch den *formellen* Wirtschaftsbegriff, der die Tauschhandlungen der Mitglieder der kapitalistischen Marktwirtschaft beschreibt, die vom Eigennutz geleitet sind.

Von dieser Einsicht war es nur ein Schritt für Polanyi, zu zeigen, daß der moderne, formale Wirtschaftsbegriff seine Anwendbarkeit verliert, wenn es sich um Nicht-Marktwirtschaften handelt. Sein Werk *Trade and Markets in Early Empires* (1957) und seine posthum veröffentlichte Arbeit *Dahomey and the Slave Trade(\966)* zeigen, daß solche Gesellschaften von anderen Wirtschaftsmotiven geleitet werden als unsere kapitalistische Marktwirtschaft. Den Arbeiten Malinowskis und Thurnwalds folgend, zeigte Polanyi, daß für solche Gesellschaften Reziprozität, Wiederverteilung und Haushaltung die leitenden Prinzipien sind.

Eine Reihe von bedeutsamen Forschern — der Orientalist A. Leo Oppenheim (übrigens auch ein gebürtiger Wiener), der Klassizist Moses Finley, der Anthropologe Marshall Salin — haben die Anregungen Polanyis aufgegriffen und viel Nützliches in ihnen gefunden.

Polanyi war jedoch nicht nur ein bedeutsamer Forscher, er war auch, obwohl (oder vielleicht weil) er nie einer politischen Partei angehörte, ein eminent politischer Mensch, im hohen Sinn des Wortes. Nicht nur verstand er politische Ereignisse besser als andere, er konnte sie auch besser voraussehen.

Die verfeinerte Ausbildung dieser Fähigkeit verdankte er zweifellos seiner achtjährigen Tätigkeit am *Österreichischen Volkswirt.* Polanyis politische Einsichten waren von verblüffender Tiefe und Präzision. Drei Episoden sind mir für immer im Gedächtnis geblieben.

Im Herbst 1938, auf dem Auswanderungsweg nach Amerika, mußten wir uns in England aufhalten. Es war die Zeit der Hochspannung in den britisch-deutschen Beziehungen, vor dem Münchner Abkommen. Chamberlain stellte Kanonen in London auf und begann sogar einige Gasmasken zu verteilen. Wir wohnten in Greenwich, dem natürlichen Anflugspunkt im Falle eines deutschen Luftangriffs. Meine Frau Eva war recht besorgt, zumal wir unsere zweijährige Nichte bei uns hatten: „Wir sollten nicht hierbleiben, was machen wir, wenn der Krieg ausbricht?“ Ich teilte ihre Besorgnis nicht und schlug vor, daß wir Karli um Rat fragten. Meine Frau war das zweite Verbindungsglied zu Polanyi; sie war seine Nichte. Er wohnte damals in Sevenoaks in der Grafschaft Kent, und als wir ihn übers Telefon fragten: „Wird es jetzt Krieg geben?“ kam die Antwort ohne Zögern: „Garantiert jetzt nicht, garantiert in einem Jahr.“ Es war September 1938.

Die zweite Episode ereignete sich viele Jahre später in der New Yorker Wohnung eines gemeinsamen Freundes, Nikolaus Halasz, des Autors von *Capitain Dreyfus.* Wir hatten eben im Rundfunk gehört, daß Tito mit Stalin gebrochen hatte, und fragten uns, was der allmächtige Stalin jetzt tun werde. Karli sagte: „Laß mich nachdenken.“ Nach einer Pause sagte er dann mit überlegenem Lächeln: „Ich weiß genau, was Stalin machen wird — nichts.“

Die dritte Episode spielte sich im Jahre 1943 ab. Wir lebten damals in New Jersey, wo ich an der Rutgers Universität unterrichtete. Karli kam uns besuchen. So wie andere Gäste Blumen oder eine Flasche Wein schenken, war Karli immer darauf bedacht, irgend einen neuen interessanten Gedanken ins Gespräch zu bringen. Ich erinnere mich, wie er damals begann: „Also worüber sollen wir uns unterhalten?“ und gleich hinzufügte: „Ich weiß worüber, über

eine Situation im Hafen von Toulon, für die es keine Lösung gibt.“ Dann begann er die Lage zu schildern, in der sich die französische Vichy-Flotte befand, die in Toulon verankert war. De Gaulle hatte sie beschworen, den Hafen zu verlassen und auf seine Seite zu kommen, aber die Flotte hatte gezögert, bis es zu spät war. Der deutsche Anmarsch war schon in der Nähe. Karli endete mit einer verzweifelnden Handbewegung: „Da gibt es einfach keine Lösung.“ Am nächsten Tag sprengte sich die französische Flotte im Hafen von Toulon in die Luft.

Polanyis Überzeugung von der Heilkraft des Sozialismus entsprang der Verbindung wissenschaftlicher Einsichten mit moralischen, in gewisser Beziehung religiösen Wertpositionen. Obwohl er auch niemals einer Religionsgemeinschaft angehörte, war er ein religiöser Mensch, für den moralische Ziele entscheidend waren. Wiederholt in seinem Leben hat er mit christlichen Sozialisten zusammengearbeitet; er verstand die enge Verbindung der Bergpredigt mit den Idealen des humanistischen Sozialismus. Ich glaube nicht, daß Polanyi an irgendwelche theologisch-metaphysischen Sätze glaubte. Aber er respektierte Religion und fühlte sich ihr nahe in ihren Bemühungen um Gerechtigkeit und Freiheit.

In Wien waren die Christlichen Sozialisten unter seinen Freunden, und als Papst Johannes XXIII. in die Weltgeschichte einzog, erkannte Polanyi sehr bald seine große Bedeutung. Als der Kalte Krieg zwischen Ost und West einen neuen Höhepunkt erreichte und der amerikanische Präsident erklärte, daß man mit den Russen nicht verhandeln könne, weil sie nicht an Gott glaubten, da wandte dieser große Papst mit bescheidener Stimme ein, daß es völlig genügte, wenn die Russen nach menschlichem Anstand handelten.

Es kam die Zeit, wo die Ost-West-Beziehungen so schlimm wurden, daß Polanyi es für nötig hielt, seine letzten Energien diesem Problem zu widmen. Er gründete die Zeitschrift *Coexistence* und bat seine Freunde aus vielen Ländern, mitzuhelfen: Mahalanobis aus Indien, Professor Bognar aus Ungarn, Tinbergen aus den Niederlanden, Myrdal aus Schweden, Joan Robinson aus England und von ebendort den Shakespeare-Forscher Kenneth Muir. Polanyi bestand auf der zentralen Wichtigkeit des Ost-West-Problems. Das Hauptziel mußte die gesicherte, friedliche Koexistenz der beiden Großmächte, der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten, sein. Seine Hoffnungen und seine Voraussagen stützten sich in breiter Basis auf die Konvergenztheorie. Wenn einmal die friedliche Koexistenz gesichert sei, erwartete Polanyi mit Zuversicht, daß die beiden Riesen selbst herausfinden würden, daß ihre Extrempositionen — freie unregulierte Markt- und zentrale Planwirtschaft — keine Dauerlösungen versprechen. Die Lösung müßte in einer gemischten Wirtschafts- und Sozialordnung liegen, die Ordnung, Fortschritt und Freiheit sichert. Koexistenz würde zur Konvergenz führen.

Coexistence war Polanyis letzte Mühe. Die Fahnenabzüge der ersten Nummer erreichten Pickering, Ontario, am Tage, an dem wir ihn begruben.

Polanyi, wie wir alle, war erschüttert gewesen, als der Prager Frühling, der letzte Versuch humanistischer Reform im Ostblock, zertreten wurde. Es zeigt sich nun, daß der Frühling unter der Erde weiterkeimte. Heute ist er mit versprechender Stärke zu neuem Leben erwacht. Polanyi hätte diesen befreienden Umsturz mit tiefer Bewegung begrüßt.

Das Programm zu diesem Symposium versprach, daß heute Eduard März mit einer Würdigung seines Lehrers Joseph Schumpeter unser Podium teilen würde. Das Versprechen war eitel. Vor drei Monaten starb Eduard März.*

Ich möchte hier ein paar Worte zum Gedenken an diesen ausgezeichneten Mann sagen.

Er wurde 1908 in Lemberg geboren, verbrachte seine Jugend in Wien, kam in den bösen Jahren nach den Vereinigten Staaten, wo er unter Schumpeter in Harvard sein Doktorat erwarb und dann an einer Reihe amerikanischer Universitäten unterrichtete. Später war er einer der wenigen Emigranten, die nach Wien zurückkehrten. Von 1953 bis 1973 war er Leiter der wirtschaftswissenschaftlichen Abteilung der Wiener Arbeiterkammer. In den letzten Jahren lehrte er als Honorarprofessor an den Universitäten Salzburg und Wien.

Edis engeres Fachgebiet war die Finaniwissenschaft. Sein weiteres Fachgebiet umschloß nicht bloß die anderen Teilgebiete der Nationalökonomie, sondern auch Sozialtheorie und insbesondere Geschichte. Sein Verständnis der Gegenwart erwuchs aus seinem steten Blick auf die Geschichte, aus der unsere Gegenwart entstanden ist.

Edi war auch ein Humanist, nicht nur im allgemeinen Sinn des Wortes, sondern im technisch-spezifischen Sinn. Er war ein genauer Kenner der dramatischen Weltliteratur und hat sogar selber ein gar nicht übles Theaterstück geschrieben, das sogar unter der Mitwirkung von Hilde Wagener einen eindrucksvollen Vorleseabend erlebte.

All diese Dinge waren in einem wahrhaft edlen Mann vereinigt, in dem lauterer Charakter und anspruchsvolle Menschlichkeit vereinigt waren. Von Gesprächen mit ihm blieben in der Erinnerung immer ein paar Gedanken haften, die unseren Gesichtskreis erweiterten.

Über all dem Ernst konnte er über die Welt auch herzlich lachen, oder zumindest, in seiner vornehmen Art, freundlich ironisch lächeln.

Ein besonderes Geschenk waren für uns alle Edis Briefe. Sie waren, wie er selbst, lebendig und klar, jeder ein kleines literarisches Meisterwerk, schön im Inhalt und schön in der Form seiner unvergeßlichen, beinahe gemalten Handschrift.

Eduard März war ein sehr bewußter Sozialist. Wie so viele von uns, ist er in der marxistischen Schule aufgewachsen. Und wie bei so vielen von uns, haben sich mit der Zeit auch seine Gedanken über das Wesen des Sozialismus geändert. Nicht mehr diese oder jene technische Einzelheit, sondern die Vision einer gerechten Gesellschaft ist es, die in diesen Zeilen des von ihm geliebten und oft zitierten Bertolt Brecht aufleuchtet:

„But you, when the time comes that man will be a helper
to man, think of us with forbearance."

Eduard März hätte hier über Schumpeter sprechen sollen, dessen Lebenswerk er in seinem schönen Buch *Joseph Alois Schumpeter* (Edi hatte Freude an dem Mittelnamen), *Forscher, Lehrer und Politiker* festgehalten hat.

Ich darf hierzu vielleicht eine Fußnote beitragen. Vor nicht zu langer Zeit, in einer Unterhaltung mit dem Nationalökonomen William Fellner (chairman Yale Department of Economics, member of the Board of Economic Advisors of President Ford — er ist inzwischen auch schon verstorben) kam das Gespräch auf die Frage, wer wohl der bedeutendste Nationalökonom dieses Jahrhunderts sei. Fellner antwortete mit großer Sicherheit: „Ohne Zweifel Schumpeter."

Anmerkung:

* Vgl. die Erinnerungen von Eduard März in: Friedrich Stadler, *Vertriebene Vernunft* /. Wien—München 1987. (Anm. d. Hrsg.)

Eduard März als Lehrer in der US-Flotte

JÜRGEN P. NAUTZ

Richard Schüller

Mit Richard Schüller emigrierte im Juli 1938 einer der einflußreichsten Beamten der Ersten Republik. Robert A. Kann hat ihn einmal als den „Architekt der österreichischen Handelspolitik von 1918 bis 1938“ bezeichnet.[1]

Schüller wurde am 28. Mai 1870 als Sohn eines jüdischen Textilfabrikanten geboren. Nach der Matura studierte er in Wien Rechtswissenschaften. Den Schwerpunkt seiner Studien bildete aber sehr schnell die Nationalökonomie. Schüller promovierte 1892 und habilitierte sich 1899 an der Alma Mater Rudolphina für Nationalökonomie. Als Hochschullehrer gehörte er der österreichischen Grenznutzenschule an. Durch Vermittlung Carl Mengers, zu dessen bedeutendsten Schülern er gehörte, trat er 1898 als Ministerialbeamter in das Handelsministerium ein, wo er 1919 zum Sektionschef avancierte. Als Sektionschef wechselte er zum Außenministerium und leitete dort die wirtschaftspolitische Sektion.

Zu Richard Schüllers Aufgaben im Handelsministerium gehörten die turnusmäßigen Ausgleichsverhandlungen zwischen Österreich und Ungarn. Während des Ersten Weltkrieges nahm er für Österreich an den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk und Bukarest teil. Danach wurde er zu den Zollunionsverhandlungen der Donaumonarchie mit dem Deutschen Reich nach Salzburg entsandt. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges ging Schüller als Mitglied der österreichischen Delegation zu den Friedensverhandlungen nach Saint Germain. Danach vertrat er die österreichischen handelspolitischen Interessen auf allen wichtigen internationalen Konferenzen und bei bilateralen Verhandlungen. Darüber hinaus war er ein enger Vertrauter aller österreichischen Bundeskanzler. Dies mag ein Licht auf Schüllers Berufsauffassung als Beamter werfen: Er vertrat die Interessen der Donaumonarchie, der Ersten Republik wie des Ständestaates gleichermaßen. Es kam ihm nicht darauf an, welche Regierung er vertrat. Gleichwohl hat er in diesem Rahmen versucht, seine wirtschafts- und handelspolitischen Vorstellungen einzubringen. So hat er sich zur Bekämpfung der Massenarbeitslosigkeit immer wieder für staatliche Arbeitsbeschaffungsprogramme eingesetzt, was ihn durchaus als einen „Präkeynesianer“ kennzeichnet. Allerdings hat er diese Vorstellungen nicht durchsetzen können.

Seine handelspolitischen Positionen waren von einer positiven Haltung gegenüber Freihandelszonen gekennzeichnet. In Schüllers bekanntester Schrift *Schutzzoll und Freihandel*[2] vertrat er die Position, daß man Produzenten- und Konsumenteninteressen gegeneinander abwägen müsse: Durch den Zoll werde die Inlandsproduktion geschützt und die Einfuhr billiger Produkte aus dem Ausland verhindert. Dagegen würden die Konsumenten belastet, die im Vergleich mit den billigeren ausländischen Produkten mehr zahlen müßten. Schüller vertrat die Position, daß man Nutzen und Nachteil beider Effekte abwägen müsse. Der Zoll sei dann von Vorteil, wenn die Produktionssteigerungen im Inland die Verluste der Konsumenten überträfen. Für den anderen Fall, daß die Nachteile der Konsumenten gewichtiger seien, müsse der Zoll abgelehnt werden.

Schüller gehörte zu den Protagonisten des „italienischen Weges“, einer Zollunion mit dem Deutschen Reich stand er ablehnend gegenüber. Von 1926 bis zum „Anschluß“ Österreichs vertrat er Österreich beim Völkerbund, zunächst als Mitglied der ökonomischen Komitees, zeitweise auch als dessen Präsident, ab 1932 als bevollmächtigter Minister und a.o. Gesandter. Zwischenzeitlich war er an der Wiener Universität zum ordentlichen Professor für Nationalökonomie ernannt worden. Von 1930 bis 1938 war er Mitherausgeber der *Zeitschrift für Nationalökonomie.*

Nach dem „Anschluß“ wurde Schüller sofort aus dem Dienst entlassen. Er beantragte bei der deutschen Gesandtschaft ein Visurri für Italien. Das Auswärtige Amt stimmte dem Antrag zwar zu, aber in Wien konnte man sich nicht entscheiden: Während die Gestapo Schüller gehen lassen wollte, stand man ihm in der Reichstatthalterei sehr feindselig gegenüber.[3] Die Gestapo führte mehrere Hausdurchsuchungen bei ihm durch, und es setzte

eine Pressekampagne gegen ihn ein. Die Lage wurde für ihn immer beunruhigender: Der Rest der Familie, bis auf seine Tochter Susanne, hatte das Land bereits verlassen. So reiste er am 19. Juli 1938 ins Ötztal und floh von dort über die Ötztaler Alpen nach Italien. Dort fand er sehr freundliche Aufnahme.[4] Mussolini, der Schüller sehr schätzte, lud ihn ein, in Italien zu bleiben, aber Schüller wollte weiter: nach England und in die USA, wo sich bereits seine Tochter Ilse Mintz mit ihrer Familie befand. Gemeinsam mit Emil Lederer bemühte sie sich um eine Aufenthaltsgenehmigung für ihren Vater.

Im November 1938 konnte Richard Schüller dann nach London reisen, nachdem ihm Leith-Ross das Visum telegrafisch übermittelt hatte. In England hatte Schüller guten Kontakt zu einflußreichen Männern wie Leith-Ross, William Goode, Ashton Gwatkin, Otto Niemeyer, David Astor, Prinz Bernhard der Niederlande, Colijn und anderen.

Auf Initiative von David Astor wurde über Chatham House eine private Forschungsgruppe für europäische Studien[5] etabliert, deren Leitung Richard Schüller übernahm. Die Studiengruppe war von einem anonymen Spender mit einer Summe von 10.000 Pfund ausgestattet worden.[6] Zum Komitee gehörten unter anderen David Astor, Lord Lothian, Thomas Jones, Toynbee, der Warden of All Souls und Salter. Schüller engagierte Rauschnigg, Dr. Schumacher und andere. Er selbst arbeitete über Ungarn und die Tschechoslowakei. Thomas Jones hat in seinen Memoiren Schüllers Arbeiten als sehr wertvoll bezeichnet.[7]

Allerdings, so Schüller, habe er die Engländer nicht für eine wirkliche Mitarbeit gewinnen können. Als der Krieg dann auch auf England Übergriff, mußte die Gruppe ihre Arbeit einstellen.[8]

Zu dieser Zeit kam die Berufung als Visiting Professor an die „New School for Social Research". Nach einigen Problemen wegen des Visums reiste Schüller über Kanada in die USA ein. An der New School hatte Schüller zunächst kaum Hörer, dies änderte sich aber nach wenigen Semestern. Er war sehr darum bemüht, sein Wissen für seine Lehrtätigkeit zu aktualisieren.

Im ersten Jahr an der New School bezog Schüller kein Gehalt, danach verdiente er 1000 Dollar. Gleichzeitig arbeitete er über einen Zeitraum von eineinhalb Jahren an Max Warburgs Memoiren[9] für zunächst 100, dann 200 Dollar monatlich. Neben seiner Lehrtätigkeit verfaßte er für Shotwell und das State Departement ein Memo über Österreich, hielt Vorträge (unter anderem in Harvard) und publizierte eine Reihe von Artikeln, die sich in erster Linie mit Fragen der Handelspolitik beschäftigten. Einige davon erschienen in der von Alvin Johnson herausgegebenen Zeitschrift *Social Research.*[10] 1949 und 1950 beschäftigte sich Schüller mit dem Problem der wirtschaftlichen Integration Westeuropas.[11] Darin vertrat er die Auffassung, daß eine wirtschaftliche Integration Westeuropas durchaus wünschenswert sei. Eine Zollunion sei aber kaum zu realisieren, da dafür „eine intensive und extensive wirtschaftliche und politische Einheit notwendig ist". Unabhängige Staaten könnten eine solche Konstruktion nicht realisieren. Zugleich verwies Schüller auf die historischen Erfahrungen — nicht zuletzt auch auf seine eigenen —, die man mit Zollunionsprojekten in Europa gemacht hatte. Als Alternative empfahl er die Schaffung einer Freihandelszone, innerhalb welcher die Handelsbeschränkungen für Produkte, die in den Mitgliedsländern produziert werden, beseitigt werden.[12] Die Bildung der EFTA entsprach seinen grundsätzlichen Vorstellungen über die wirtschaftliche Integration Westeuropas.

Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit und seiner Lehrtätigkeit — er emeritierte 1952 im Alter von 82 Jahren — war Schüller als Berater verschiedener Unternehmen tätig. 1945 wurde er Vizepräsident der Amertrade, etwa 1948 Verwaltungsrat bei der Thonet-Mundus.

Seine politischen Aktivitäten im Exil scheint er eher als eine Pflicht denn als ein persönliches Anliegen aufgefaßt zu haben. Während seines Aufenthaltes in London sollte sich Schüller gemeinsam mit Heinrich Allina, Georg Frankenstein und Hans Rott als Mitglied eines repräsentativen „Austrian Advisory Committee" engagieren, das als erster Schritt zu einer österreichischen Exilregierung gedacht war. Die britische Regierung hatte diesen Plänen, die vor allem von Robert Habsburg und Kurt Strachwitz protegiert wurden, allerdings eine Absage erteilt. Schüller selbst hat von der Sache offensichtlich nicht viel gehalten. Er schreibt in seinen Memoiren dazu: „Ich wußte, es sei umsonst und fad, aber mußte mittun."[13]

Schüller war Mitbegründer und Vorsitzender des „Austrian Committee“, das den Krieg der Alliierten gegen Deutschland unterstützte und den Kriegseintritt der USA forderte. Das Ziel der Organisation, der neben vielen anderen Erich Hula, Ludwig Mises und Kurt Schuschnigg angehörten, war die Wiederherstellung der Selbständigkeit Österreichs. Im November 1942 wurde Schüller Mitglied des „Military Committee for the Liberation of Austria“, das die Funktion hatte, ein österreichisches Bataillon innerhalb der US-Armee aufzustellen. Mit dem Vorsitzenden des Komitees, Otto Habsburg, hatte Schüller guten Kontakt. Habsburg glaubte, daß er als Gegner des Kommunismus und mit Unterstützung der Kirche in Österreich wieder an die Macht kommen könne. Über die Rolle, die Otto Habsburg ihm zugedacht hatte, berichtet Schüller in seinen Aufzeichnungen: „Er hielt mich für geeignet, für ihn mit den Nachfolgestaaten zu verhandeln[4]“.[14] Auch diesem Unternehmen stand Schüller sehr skeptisch gegenüber: *Ein gräflicher Feldzeugmeister und Pfügl lehnten ab, den Aufruf mit den Erzherzogen zu unterzeichnen. Ich tat es, obgleich ich wußte, daß es eine unglückliche Idee sei, weil die Österreicher hier viel lieber in der amerikanischen Armee dienen wollten*.[15] Seiner Aussage nach war auch diese Aktivität in einem Pflichtgefühl gegenüber dem Staat, dem er so lange gedient hatte, begründet.[16] Das Bataillon wurde im Mai 1943, nach massiven Protesten verschiedener Emigrantenorganisationen aus Österreich und den Nachfolgestaaten, aufgelöst.

Schüller hatte außerdem sehr enge Verbindungen zum „Free Austrian Movement“, das 1940 auf Initiative von Otto Habsburg in Toronto ins Leben gerufen worden war. Zudem war er noch Mitglied des „Austrian Institute“.

Nach Beendigung des Krieges nahm die provisorische österreichische Regierung unter Karl Renner mit Schüller Kontakt auf, um ihn wieder für den diplomatischen Dienst zu gewinnen. Er wollte allerdings nicht nach Europa zurückkehren. Trotzdem hat Renner ihn der Regierung in Washington als ersten österreichischen Gesandten nach dem Zweiten Weltkrieg vorgeschlagen. Washington lehnte eine Akkreditierung Schüllers mit dem Hinweis auf seine Aktivitäten im „Free Austrian Movement“ ab. Wenn man Schüllers Aufzeichnungen glauben darf, wollte dieser dieses Amt auch nicht antreten: „Renner sagte erst, in Washington habe Österreich einen ‚gottgegebenen Gesandten[4]. Ich meldete mich nicht.“[17]

Anmerkungen:

1 Robert A. Kann, „Aus den Erinnerungen des Gesandten Dr. Richard Schüller (1870—1971)“, in: Heinrich Fichtenau/Erich Zöllner (Hrsg.), *Beiträge zur neueren Geschichte Österreichs. Festschrift für Adam Wandruszka.* Wien-Köln-Graz 1974, 403.

2 Wien 1905.

3 Mit Schreiben vom 20. Juni 1938 ließ die Reichstatthalterei die Gestapo in Wien wissen: *Von Schüller ist bekannt, daß er als typischer Vertreter kapitalistisch-freimaurerischer Tendenzen gewirkt hat und maßgeblich an der Verstrickung Österreichs in die internationale Schuldknechtschaft beteiligt war.* (Der Staatskommissar beim Reichsstatthalter, SS-Standartenführer Doktor Wächter, an Gestapo Wien, 20. Juni 1938, in: HHSt A Wien NAR 106 [Personalakte Schüller]). Die Gestapo kam ihrerseits zu dem Ergebnis: *Über Dr. Richard Schüller wurde weder in krimineller noch politischer Hinsicht Nachteiliges bekannt. Wegen seines hohen Alters kommt eine Unterbringung in einem KZ nicht in Frage. Gegen die Erteilung der Ausreisebewilligung bestehen von hier aus keine Bedenken, wenn Dr. Schüller das Reichsgebiet für ständig verläßt.* (Gestapo Wien an Auswärtiges Amt Wien, 29. Juni 1938, in: ebda).

4 Vgl. *Unterhändler des Vertrauens. Die autobiographischen Schriften des Gesandten Richard Schüller.* Hrsg. und eingel. von Jürgen P. Nautz, Ms. Kassel 1987, 123 ff (erscheint Wien 1989).

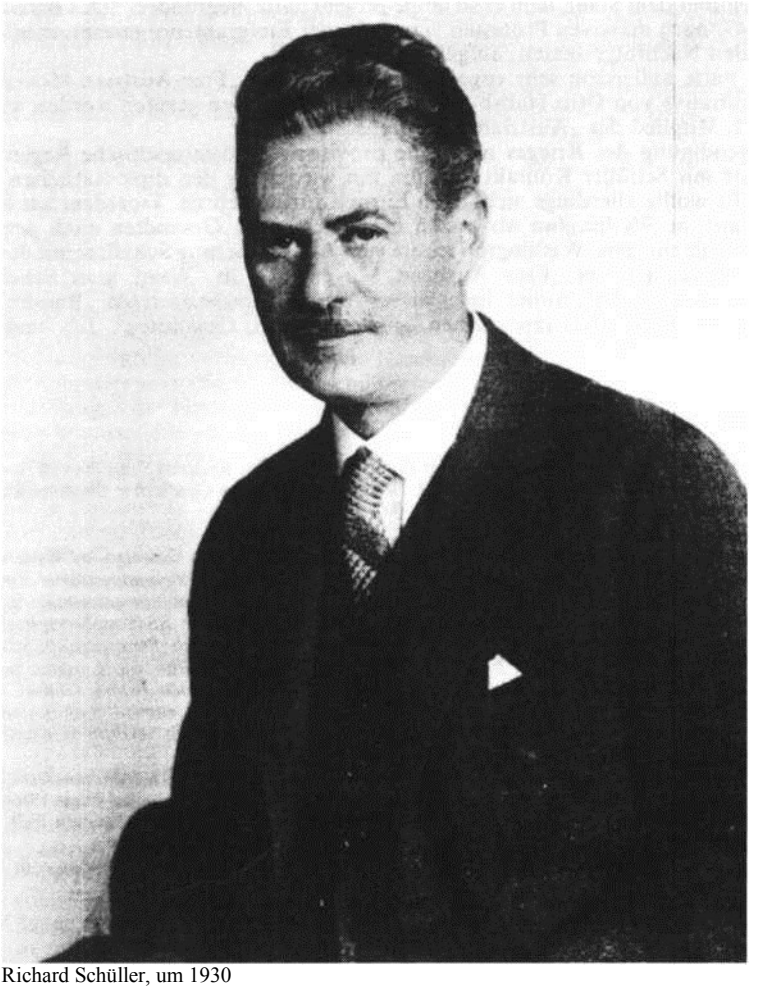
5 Der genaue Name der Studiengruppe konnte nicht ermittelt werden. Auf keinen Fall war es eine offizielle Einrichtung von Chatham House.

6 Vgl. ebda., 134, Schreiben des Royal Institute of Foreign Affairs an den Verfasser vom 10. Februar 1988.

7 *A diary with letter 1931—1950* by Thomas Jones, 438.

8 Vgl. ebda., 134f.

9 Max M. Warburg, *Aus meinen Aufzeichnungen.* Privatdruck New York 1952. Die Familie wollte die Memoiren nicht erscheinen lassen, obwohl ein Angebot von Macmillan vorlag (vgl. *Unterhändler,* a.a.O., 136).
10 Gemeinsam mit Bryn Hovde, Erich Hula, Adolph Lowe, Carl Mayer, Hans Neisser, Kurt Riezler und Hans Speier.
11 „A Free-Trade Area", in: *Social Research. An International Quarterly of Political and Social Science,* 16/1949, 151-157; „Economic Integration of Western Europe", in: *Social Research,* 17/1950, 320-331.
12 Vgl. hierzu vor allem seinen Artikel „A Free-Trade Area", a.a.O.: die Zitatstelle stammt aus der deutschen Übersetzung des Artikels, die 1950 in der *Zeitschrift für internationale Wirtschaftsbeziehungen* unter dem Titel „Freihandelszonen" erschienen ist (Jg. 5/1950, 36-43, Zitat 37). *Unterhändler des Vertrauens,* a.a.O., 123. *Unterhändler des Vertrauens,* a.a.O., 138.
15 Ebda.
16 „Ich hatte in Erinnerung an alte Zeiten ein Gefühl der Verpflichtung und nie ein Bedenken, mich zu kompromittieren", ebda.
17 *Unterhändler des Vertrauens,* a.a.O., 143.



Richard Schüller, um 1930

Rechts- und Staatswissenschaften

OLIVER RATHKOLB

Zur Archäologie über österreichische Juristen im Exil

Der Verfasser stand nach seinem Beitrag für den ersten Band von *Vertriebene Vernunft* vor dem Problem, neue Perspektiven für den zweiten Band über österreichische Wissenschaftler im Exil im Bereich der Rechts- und Staatswissenschaften zu entwickeln, ohne die Ergebnisse im ersten Band, wo es überdies eine Reihe von überaus nützlichen thematischen Überschneidungen mit den Beiträgen von Christian Fleck, Anton Amann und teilweise auch Karl H. Müller gab, zu duplizieren. Weiters decken die folgenden Beiträge von Kurt Steiner, Hans Thalberg und Robert Walter paradigmatisch zahlreiche Aspekte der spezifischen Exildiskussion ab.

Als einziger Ausweg erschien daher eine kritische materielle Reflexion über die Exilhistoriographie an sich angebracht zu sein — vor allem unter dem Karriereaspekt. Meist wurden in den gängigen biographischen Handbüchern, in den diversen Studien nur jene Juristen dokumentiert, die im Exilland erfolgreich waren und teilweise auch nach dem Zweiten Weltkrieg in Österreich wirksam werden konnten. Gerade diese Perspektive ist aber keineswegs repräsentativ für das Exilschicksal der Wissenschaftler im allgemeinen und der Juristen im speziellen. Kurt Steiner, der schließlich doch noch nach harten Jahren eine beachtliche Karriere an der University of Stanford in Kalifornien machte, beschreibt diese existenziellen, aber auch emotionalen Schwierigkeiten überaus anschaulich, sodaß solchen Lebensgefühlen seitens der nachgeborenen Wissenschaftler nichts mehr hinzugefügt werden kann.

Hans Thalberg skizziert die Probleme der Exilanten in der keineswegs so asylfreundlichen Schweiz aus der Sicht des jungen engagierten Studenten, der nicht nur im Studium, sondern auch im aktiven Widerstand gegen den Faschismus erfolgreich besteht.

Dem Wissenschaftler bleibt die Reflexion über zwei längst vergessene wissenschaftlichpolitische Aktivitäten österreichischer Juristen im Exil: Die Tätigkeit der Juristengruppe im Rahmen des „Free Austrian Movement“ in London bzw. der juristischen Experten des „Austrian Representative Committee“ in London sowie die Aktivitäten der „American Association of Former Austrian Jurists“ in New York. Ehe die Bestrebungen der genannten Gruppen in London — soweit sie juristisch-wissenschaftliche Zielsetzungen betrafen —analysiert werden, soll doch noch ein Zeitzeuge zu Wort kommen, der Rechtsanwalt Kurt Regner, der auch das „andere“ Exil erlebt hat:

Die österreichischen Juristen lebten in England meist in schwierigen Verhältnissen. Als Beispiel darf ich einen Wiener Rechtsanwalt namens Feuerstein anführen, den ich in Oxford besuchte und den ich inmitten von zu reparierenden Schuhen antraf Er war Schuhmacher geworden und damit eigentlich sehr zufrieden. Ich selbst arbeitete freiwillig nach Entlassung aus der Internierung als Dreher und Fabriksschlosser (nach Absolvierung eines Trainingskurses) bei Morris Radiators in Oxford.[1]

Sicherlich waren derartige Fälle nicht die Ausnahme, sondern die Regel — nur wenige Juristen konnten in den ersten Jahren eine ihrer Ausbildung adäquate Anstellung bzw. Betätigung erhalten. In den Anwaltslisten der Rechtsanwaltskammern in Österreich wurden von ungefähr 3000 Rechtsanwälten nach dem „Anschluß“ 2000 aus der Liste gelöscht — wie viele emigrieren und schließlich zumindest ihr Leben retten konnten bzw. wie viele in den Vernichtungslagern und Konzentrationslagern umgebracht wurden, ist nach wie vor einer der vielen „weißen“ Flecken der österreichischen Zeitgeschichte; dazu kommen natürlich noch die pensionierten Anwälte, Notare, juristisch ausgebildeten Beamten, Rechtswissenschaftler und andere. Eine umfassende Bestandsaufnahme wird wohl nie erfolgen, doch ein Blick in die grauenvollen Statistiken des „Prominenten“-Konzentrationslagers Theresienstadt, in das *Totenbuch,* genügt,[2] um die Folgen der nationalsozialistischen rassistischen Vernichtungspolitik zu erfassen. Nur ein Beispiel sei hier genannt, das nicht einmal in das *Totenbuch* aufgenommen wurde — ausnahmsweise ein prominenter Jurist: der ehemalige

Dekan der Rechtswissenschaftlichen Fakultät an der Universität Wien und Professor für Handelsrecht Josef Hupka, der am 23. April 1944 im KZ Theresienstadt „verstarb".[3]

Nur wenige Juristen jüdischer Herkunft überlebten in Österreich — sei es als Ehepartner in „privilegierten Mischehen", sei es — und dies war die Ausnahme — als sogenannte „Konsulenten", von denen 1944 nur mehr 12 zugelassen waren, wobei „7 ihrer Stellung enthoben und den 5 Verbliebenen (Dr. Braun, Dr. Heublum, Dr. Skrein, Dr. Stern und Dr. Tauszky) als Hilfskräfte zugewiesen wurden".[4]

Ohne näher auf die politischen Divergenzen innerhalb des Exils in Großbritannien einzugehen,[5] muß doch erwähnt werden, daß es keine einheitliche österreichische Juristengruppe gab. Ein Teil der Juristen bekannte sich zum „Free Austrian Movement" (FAM), das mehrheitlich von Kommunisten dominiert wurde, jedoch auch starke „bürgerliche" Kräfte integriert hatte, ein anderer Teil zum von Sozialisten und ehemaligen Christlichsozialen etablierten „Austrian Representative Committee".

Im FAM war vor allem der ehemalige Senatspräsident des Obersten Gerichtshofes (1934) und frühere Militärrichter Georg Lelewer aktiv, der eng mit der kommunistischen Mehrheit im FAM zusammenarbeitete. Aufgrund seiner langjährigen Erfahrungen als Militärrichter in der k.u.k. Armee — Lelewer hatte sich 1907 in Czernowitz für allgemeines Strafrecht und Militärstrafrecht habilitiert— verfaßte er unter anderem auch eine Untersuchung über die „Bestrafung der Kriegsverbrecher".[6] Erforderte eine Sondergerichtsbarkeit für Verbrechen, die mit fünf Jahren und mehr unter Strafe gestellt wurden — die übrigen Verfahren sollten von ordentlichen Gerichten abgewickelt werden, doch war er sich der gesellschaftlichen Grenzen derartiger Prozesse bewußt:

Manche Staaten, so, wie ich zuversichtlich hoffe, auch Österreich, werden diese Aufgaben innerstaatlich erfüllen, denn wer immer in Österreich an die Macht gelangen wird, wird den festen Willen haben müssen, das Vaterland von dem Schmutz und der Schmach zu reinigen, die unsere Seyß-Inquart und Genossen ihm angetan haben... Und wenn wir gelesen haben, daß schon vor mehreren Monaten in einem der alliierten Staaten 99% der Juden ausgetilgt worden seien, so müßte man doch annehmen, daß solches nicht ohne die tätige Mitwirkung erheblicher Teile der einheimischen Bevölkerung hätte geschehen können. Und das sind doch erfahrungsgemäß dieselben Leute, die sich dann als begeisterte Stützen der neuen Ordnung gebärden werden. Wird die neue Regierung dort willig sein, rücksichtslos gegen diese einzuschreiten?[7]

Ebenso gab es eine Reihe von Veranstaltungen zu juristischen Folgen der Moskauer Erklärung vom 1. November 1943.[8] Alles in allem konnte jedoch die Juristengruppe — abgesehen von Lelewer — keine besonders starke Außenwirkung erzielen.

Ein zweiter prominenter Jurist arbeitete jedoch in einem anderen Bereich und zwar als Musikkritiker: Hermann Ullrich, 1938 als Richter zwangspensioniert und nach dem Krieg Zweiter Präsident des Obersten Gerichtshofs, ab 1958 Präsident des Patentgerichtshofes.[9] Im Londoner Exil war er maßgeblich an kulturellen Aktivitäten des FAM beteiligt — auch als Herausgeber von Kulturzeitschriften mit besonderer Betonung der Eigenständigkeit österreichischer Kultur.

Insgesamt gesehen spielten jedoch die Juristen nur eine untergeordnete Rolle im FAM. Im Bereich der Wissenschaften dominierten hier die Naturwissenschaften, repräsentiert von der „Association of Austrian Engineers, Chemists and Scientific Workers in Great Britain".[10] So schienen unter den Sponsoren eines Meetings dieser Vereinigung am 3. November 1945 Viktor Heß, Herman Mark, Lise Meitner, Erich Schrödinger auf.

Etwas stärker verankert schienen Juristen im vom sozialistischen Gewerkschaftsführer Franz Novy initiierten „Austrian Representative Committee" zu sein. So war einer der beiden „Vice-Chairmen" der christlichsoziale Rechtsanwalt Franz Schneider, der nach dem Februar 1934 einer Versöhnung zwischen dem christlichsozialen Regime und der Arbeiterbewegung das Wort geredet hat.[11] Innerhalb dieser Gruppe von Juristen, die aus Gewerkschaftlern, Sozialisten und Mitgliedern der „Austrian Democratic Union" bestand, gab es sogar konkrete Überlegungen über „First Measures for *the Establishment of a Democratic Civil Service and Judiciary in Austria".* [12] Dieses Papier, das auch an das International Department der Labour Party weitergeleitet wurde, stellt eine der relativ seltenen konkreten Nachkriegsplanungen österreichischer Exilanten dar, die Veränderungen ihrer eigenen Berufs-

gruppen anstrebten. Die Bedeutung einer umfassenden Umgestaltung des Justizapparates wurde kompromißlos artikuliert:

Judges and civil servants, with the exception of the lower grades of the civil Service, who have served under the Nazi regime, cannot he used by the Austrian Republic as instruments of democratic reconstruction nor should they be used by the Allies during the period of military occupation. Lest civil servants and judges in Austria should again become instruments of German nationalism and Fascism the public officials of the Nazi regime must he removed from their present positions and a reliable democratic civil Service and judiciary created.[13]

Trotz dieser kühnen gesellschaftlichen Forderung, die auf einen Elitenaustausch im Bereich von Verwaltung und Justiz ausgerichtet war, zeigten sich die Experten nicht als Phantasten, sondern hatten auch konkrete Vorstellungen über die „neuen, demokratischen Beamten, Rechtsanwälte, Richter etc.“:

They should mainly he drawn from

a) professions of a similar nature such as lawyers, accountants, clerks, trade union officials, etc. h) civil servants und judges who have retired from public Service not later than within one year of the Nazi occupation,

c) civil servants and judges who have been dismissed on political, religious or racial grounds in or after 1934, always provided that they have not belonged to a Fascist or Nazi Organisation.

If the administration and justice of the new Austrian Republic are to be truly democratic they cannot maintain any continuity with the present German Fascist administration in Austria.[14]

In den verschiedensten Gerichtsbereichen sollten verstärkt nicht-richterliche juristische Experten Verwendung finden bzw. auf den unteren Kompetenzebenen vermehrt Laien eingesetzt werden, die gleichzeitig als Juristen — neben ihrer Tätigkeit als Laien-Richter und Laien-Staatsanwälte — ausgebildet werden sollten. In der Übergangsphase könnte die Gerichtsorganisation auf der unteren Ebene — Bezirksgericht — entsprechend mit Laienrichtern besetzt werden.

Es würde im Detail zu weit führen, die relativ ausgeklügelten Problemlösungsvorschläge, die sich immer an der österreichischen Rechtstradition orientierten, genau zu diskutieren, doch waren sie alle von dem Bestreben gekennzeichnet, einen umfassenden, auch juristischen Neubeginn zu setzen — unter bewußter Forcierung antifaschistischer, demokratischer Kräfte, um eine personelle Kontinuität im Bereich der NS-Justiz zu verhindern.

Daß im Umfeld dieses Komitees auch bekannte juristische Experten tätig waren, beweist beispielsweise die Mitarbeit eines „der“ Experten für Patent- und Urheberrecht, Rechtsanwalt Paul Abel, der als Mitglied der „Austrian Democratic Union“ (ADU) im „Austrian Representative Committee“ tätig war. Er war auch einer der Mitbegründer der aus Vertretern der ADU gebildeten Österreich-Sektion in der „New Commonwealth Society of Justice and Peace“ in London.[15]

Die zweite Fallstudie aus dem Exil in den USA betrifft eine Gruppe, die sich unter dem Namen „American Association of Former Austrian Jurists, Inc.“ in New York zusammenschloß.[16] Mit Ausnahme des Rechtsanwaltes und späteren Historikers Franz Goldner fanden die Funktionäre bisher keinen Widerhall in der Exilhistoriographie — ihre Biographien, ihre Schicksale, aber auch ihre Bestrebungen, die österreichische Nachkriegssituation zu beeinflussen, blieben erfolglos. Ihre Namen sollten gerade aus diesem Grund genannt werden: Armand Eisler (Chairman), Siegfried Geyerhahn (Executive Co-Chairman). Vice- Chairman: Manfred Arie und Ernest Newerly, Felix Haas (Secretary), Franz Goldner (Assistant Secretary), Egon Bergson (Treasurer); Directors: Paul L. Baeck, Frank Barth, Karl E. Ettinger, William Gruess, Josef Haim, Oscar Heitler, Edward Kaufmann, Fritz Schreier, Otto Strauss.[17] Bereits im Oktober 1945 wandte sich diese Gruppe an das State Department und das War Department mit dem Vorschlag „of refilling the ranks of the Austrian legal professions with persons imbued with the spirit of true democracy“.[18] Gerade in diesem Bereich hätte man die „Ersatzeliten“ finden können, doch die US-Administration war „unwilling to impose on the population of an occupied country its former nationals who were forced to emigrate, and subsequently acquired American citizenship“.[19] Nur in der Rechtsabteilung des amerikanischen Elements in der Alliierten Kommission arbeiteten drei Juristen: Francis Seidler (1938 als Verbindungsmann der Vaterländischen Front im

Bundeskanzleramt, Auswärtige Angelegenheiten, vor den Nationalsozialisten geflüchtet),[20] Joseph Simon, Revolutionärer Sozialist, der bereits 1937 vordem Austrofaschismus flüchten mußte,[21] und der Rechtsanwaltsanwärter Albert Löwy.[22] Sie stellten jedoch die Ausnahme von der Regeln dar. Zum Unterschied zu der Juristengruppe in Großbritannien, von denen sehr viele nach Österreich zurückkehrten — so die meisten der vorher Genannten —, war die Remigrationszahl aus den USA wesentlich geringer. Dies mag teilweise auch daran liegen, daß es in Großbritannien nur wenigen gelang, nach einem Studium als Solicitor oder Barrister zugelassen zu werden.[23] Überdies wurden viele von ihnen durch die FAM oder auch durch einzelne Interventionen zurückgerufen (so Schneider durch Figl, Lelewer durch Gero, den damaligen Justizminister). Sie kamen jedoch erst zurück, als die Strukturen des Justizapparates formal bereits wieder gefestigt waren — am wirklichen Wiederaufbau der ersten Monate konnten sie nicht mitarbeiten, aber gerade in diesen Monaten waren die grundlegenden politischen und sozioökonomischen Entscheidungen gefallen.

1945 gehörten rund 200 frühere österreichische Rechtsanwälte, Richter, Verwaltungsbeamte und Universitätsprofessoren der „American Association of Former Austrian Jurists, Inc.“ an. In drei Studienkreisen sollten „Lösungen" für die im „befreiten Österreich" aufgetauchten Rechtsprobleme gefunden werden wie „Wiederherstellung geordneter Rechtsverhältnisse, Wiedergutmachung, Justizverwaltung, Vergeltung begangener Verbrechen usw."[24] Doch niemand interessierte sich für diese Memoranden und auch nicht für die „Liste jener geeigneten Juristen, die bereit sind, ihre Dienste im Lande oder drüben zur Verfügung zu stellen".[25]

Obwohl die „American Association of Former Austrian Jurists" bis Mitte der fünfziger Jahre aktiv war und zahlreiche Memoranden über die „Ansprüche der österreichischen Opfer des Nationalsozialismus" verfaßte und an die Bundesregierung und an amerikanische Stellen schickte,[26] blieben diese Aktivitäten ohne Wirkung. Erst als sich der US-amerikanische Druck auf die österreichische Regierung verstärkte, wurden die berechtigten jüdischen Wiedergutmachungsforderungen zumindest teilweise erfüllt — begünstigt blieben aber eher die kleinen nationalsozialistischen Mitläufer und Ariseure, die im VdU einen wortgewaltigen Fürsprecher gefunden hatten, den beide Großparteien fürchteten, da auch sie um die Wählerstimmen der „Ehemaligen" kämpften.[27] Es würde zu weit führen, auf die technischjuristischen Details einzugehen; Tatsache bleibt, daß österreichische Exiljuristen maßgebend versuchten, die Interessen der jüdischen Opfer des NS-Terrors zu vertreten — so auch auf Seiten des World Jewish Congress, wo Frank R. Bienenfeld, ein prominenter Wiener Rechtsanwalt und auch Musikkritiker, in Erscheinung trat,[28] ebenso wie sich Juristen im „Committee of Former Austrian Bank Employees" für die Rechte der ehemaligen Bankangestellten (Pension etc.) einsetzten.[29] Sie alle aber mußten zur Kenntnis nehmen, daß es nicht um juristische Gerechtigkeit bei den Wiedergutmachungen ging, sondern daß es sich dabei um ein explosives Problem der österreichischen Innenpolitik handelte, das von den Großparteien nur unwillig und extrem zurückhaltend behandelt wurde — immer mit mehr als 500.000 ehemaligen NSDAP-Mitgliedern im Wahlvisier.[30] Inwieweit sich die juridische Fakultät der Universität Wien mit der Tatsache inhaltlich und nicht nur formal auseinandersetzte, daß zwischen 1938 und 1945 97 Juristen und einer Juristin das Doktordiplom entzogen wurde, muß nach dem Stand der Erkenntnisse ebenfalls mit „ungenügend" klassifiziert werden.[31]

Anmerkungen:

1 Schreiben von RA Dr. Kurt Regner an den Verfasser, 6. November 1987; vgl. auch Regners „Bemerkungen zur Völkerrechtlichen Stellung Österreichs nach der Moskauer Deklaration“, die vom FAM verteilt wurden (DÖW 16.526).

2 M. Steinhäuser (Hrsg.), *Totenbuch Theresienstadt. Damit sie nicht vergessen werden.* Wien 1987.

3 W. Ogris, „1884—1984. Einhundert Jahre Rechtswissenschaft im Hause am Ring“, in: G. Hamann/ K. Mühlberger/F. Skacel (Hrsg.), *100 Jahre Universität am Ring. Wissenschaft und Forschung an der Universität Wien seit 1884.* Wien 1986, 57.

4 C. Broda, „Kollegen, die nicht wiederkamen“, in: *Organ des Österreichischen Rechtsanwaltskammertages,* Juli 1985, Sondernummer, 17.

5 Vgl. vor allem H. Maimann, *Politik im Wartesaal. Österreichische Exilpolitik in Großbritannien 1938—1945.* Wien 1975.
6 W. Röder/H. A. Strauß (Hrsg.), *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* 1: *Wirtschaft, Öffentliches Leben.* München 1983, 429.
7 Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (DÖW), Bibi.-Nr. 3060/A8, 10.
8 Schreiben von RA Dr. Kurt Regner an den Verfasser, 6. November 1987.
9 Röder/Strauß (Hrsg.): *Handbuch.* a.a.O., 1, 774.
10 Vgl. dazu DÖW, Bibl.-Nr. 13560 und 1 1327.
11 Röder/Strauß (Hrsg.), *Handbuch,* a.a.O., 1, 658.
12 Kopie aus dem Archiv der Labour Party in London im Besitz des Verfassers (Beilage zu Schreiben von Oscar Pollak an William Gillies, 13. Juni 1944).
13 Ebda., 1 f.
14 Ebda., 5.
15 Röder/Strauß (Hrsg.), *Handbuch,* a.a.O., 1.
16 Entsprechende Unterlagen befinden sich im ungeordneten Nachlaß Albert Löwy, Österreichisches Institut für Zeitgeschichte, Wien (Box 27).
17 National Archives, Washington D.C, Record Group 59, 740.00119 Cont. Austria/10-1945; das Dokument verdanke ich Herrn Dr. Peter Eppel.
18 Ebda., 6.
19 Ebda., 9.
20 Bundesministerium für Inneres, Gauakt Franz Seidler.
21 J. T. Simon, *Augenzeuge. Erinnerungen eines österreichischen Sozialisten. Eine sehr persönliche Zeitgeschichte,* hrsg. von W. Neugebauer, Wien 1979.
22 Entsprechende biographische Unterlagen im Archiv des Österreichischen Institutes für Zeitgeschichte, ungeordneter Bestand Albert Löwy.
23 Schreiben von RA Dr. Kurt Regner an den Verfasser, 6. November 1987.
24 *Austria,* 15. April 1945, 9 (zur Verfügung gestellt von Dr. Peter Eppel).
25 Ebda.
26 Schreiben Siegfried Geyerhahn, 18. September 1953, Nachlaß Löwy, Box 27.
27 Vgl. dazu D. Walch, *Die jüdischen Bemühungen um die materielle Wiedergutmachung durch die Republik Österreich,* Wien 1971, sowie zuletzt für die Frühzeit R. Knight (Hrsg.), *„Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen". Die Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945 bis 1952 über die Entschädigung der Juden.* Frankfurt 1988.
28 Röder/Strauß (Hrsg.), *Handbuch,* a.a.O., 1, 63.
29 Bericht über die Mitgliederversammlung, 5. Dezember 1953, Nachlaß Löwy, Box 27.
30 B. Galanda, „Die Maßnahmen der Republik Österreich für die Widerstandskämpfer und Opfer des Faschismus — Wiedergutmachung", in: S. Meissl/K.-D. Mulley/O. Rathkolb (Hrsg.), *Verdrängte Schuld, Verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945—1955,* Wien 1986, 137 ff.
31 DÖW, Nr. 4035; darunter befanden sich der spätere Justizminister Josef Gero, die prominenten Juristen Alfred und Herbert Ehrenzweig sowie der berühmte Ökonometriker Gerhard Tintner.

KURT STEINER

„Once a Lawyer, always a Lawyer?“ Der Lebensweg eines emigrierten Juristen

Das amerikanische Sprichwort „Once a Lawyer, always a Lawyer“ trifft im allgemeinen nicht auf emigrierte österreichische Rechtsanwälte zu. Nur wenige von ihnen kehrten in ihr Gastland zu ihrem Beruf zurück. Aus Oliver Rathkolbs Beitrag in *Vertriebene Vernunft I* ersehen wir, daß fast 1.900 Rechtsanwälte und Rechtsanwaltsanwärter aus der Liste der österreichischen Rechtsanwaltskammern gestrichen wurden. Wir wissen nicht, wie viele von diesen emigrierten. Von den österreichischen Rechtsanwälten und Richtern, die in die Vereinigten Staaten von Amerika auswanderten, waren nach einer Schätzung von Wilhelm Schag in seinem *Survey of Austrian Emigration to the United States* nur drei Prozent imstande, wieder praktizierende Juristen zu werden.[1]

Die Rückkehr zu ihrem ursprünglichen Beruf war für Juristen aus mindestens drei Gründen besonders schwer. Erstens war für eine solche Rückkehr wegen der unterschiedlichen Rechtssysteme ein erneutes, längeres und kostspieliges Rechtsstudium notwendig. Zweitens ist die Rechtsanwaltstätigkeit — verglichen zum Beispiel mit der Tätigkeit von Technikern und Medizinern — zu einem besonderen Grade kommunikativ, sodaß der notwendige Übergang von der deutschen zur englischen Sprache für viele Emigranten ein besonderes Handikap darstellte. Drittens verlangte eine für die Zukunft ins Auge gefaßte Eröffnung einer eigenen Rechtsanwaltskanzlei neben beträchtlichen Geldmitteln auch Verbindungen zu breiten Gesellschaftskreisen, aus denen sich Klienten rekrutieren ließen. Solche Verbindungen waren für Neuankömmlinge nicht oft vorhanden.[2]

Wegen dieser Schwierigkeiten wandten sich die meisten europäischen Rechtsanwälte anderen Berufen im Wirtschaftsleben zu, zum Beispiel Buchhalter, Vertreter, Übersetzer oder Bankbeamter. Diese Majorität scheint in Rathkolbs Elitenstudie naturgemäß nicht auf. Sie sollte aber nicht vergessen werden, denn — wie Hans-Peter Kröner in seinem Beitrag betont — Emigrationsgeschichte ist nicht nur Erfolgs- oder Prominentengeschichte. Die Tatsache, daß die Remigrationsquote von ehemaligen praktizierenden Juristen relativ hoch war, läßt sich auch aus diesen Schwierigkeiten erklären.[3]

Einige Juristen wechselten in das akademische Leben über, entweder in ihrem eigenen Fachgebiet oder als Sozialwissenschaftler und insbesondere als Politikwissenschaftler. Die Anzahl der letzteren ist deshalb überraschend hoch, weil „political Science“ im amerikanischen Sinn in Österreich damals noch unbekannt war. Es gab wohl den „Dr.rer.pol.“, und für Juristen die dritte oder „staatswissenschaftliche“ Staatsprüfung, aber Politikwissenschaft wurde erst 1971 eine eigene Studienrichtung.

Mein beruflicher Lebenslauf führte mich letzten Endes auch ins akademische Leben und dort in die Politikwissenschaft. Die Maxime „Once a Lawyer, always a Lawyer“ trifft deshalb auch auf mich nur in beschränktem Maße zu, weshalb ich sie im Titel dieses Beitrages mit einem Fragezeichen versehen habe. Dazu einige persönliche Erinnerungen.

Ich entschloß mich zu einer juridischen Laufbahn im Alter von ungefähr zehn Jahren. Der Anstoß dazu war eine Radierung eines Künstlers namens Saliger, die damals in der Auslage einer Bildergalerie am Opernring hing. Im Mittelpunkt des Bildes stand ein Strafverteidiger im Talar, der einen in einer Geste der Hilflosigkeit vor ihm knieenden Burschen gegen die im Vordergrund sichtbaren drohenden Fäuste einer vergeltungssüchtigen Menge beschützte. Im Hintergrund stand überlebensgroß die Göttin der Gerechtigkeit, Justitia, mit Waage und Schwert. Dieses Bild beeinflußte nicht nur meine Berufswahl, sondern auch meine Auffassung von der Funktion des Rechts als Schutz des Individuums, und damit meine idealistische Auffassung vom Wesen meines zukünftigen Berufes. Fast vier Jahrzehnte später suchte und fand ich eine Kopie des Bildes. Sie hängt jetzt im Arbeitszimmer meines Hauses in Kalifornien.[4]

Ich promovierte an der Juridischen Fakultät der Universität Wien im März 1935. Nach dem vorgeschriebenen Gerichtsjahr trat ich in eine vorstädtische Rechtsanwaltskanzlei ein

und war dort bis zu meiner Auswanderung tätig. Ich faßte den Entschluß zu emigrieren aufgrund von Zeitungsberichten über das Zusammentreffen von Schuschnigg mit Hitler in Berchtesgaden am 12. Februar 1938. Das auslösende Moment war ein Bericht in der *Essener Nationalzeitung* vom 16. Februar, der die Beschwichtigungsversuche Schuschniggs Lügen strafte. Die Ausgabe war deshalb kurzfristig beschlagnahmt worden, aber der Zufall spielte sie mir am 17. Februar in die Hände. Nachdem ich sie gelesen hatte, war es mir klar, daß eine Machtübernahme durch die Nazis bevorstand. Ich hatte auch keine Zweifel darüber, was diese bedeuten würde. Abgesehen von meiner jüdischen Religion fühlte ich mich wegen eines den Nürnberger „Rassegesetzen" widersprechenden Verhältnisses zu einer „Arierin" (meiner späteren Frau Kitty) und wegen einer gegen den Nazismus gerichteten Artikelserie in der Wochenzeitung *Gerechtigkeit* exponiert. Vom 17. Februar an unternahm ich deshalb die zur Auswanderung nötigen Schritte wie Beschaffung eines Passes, einer U.S.- Visanummer und einer Unterhaltserklärung („Affidavit of Support"). Trotz dieser Vorbereitungen konnte ich Wien erst am 28. April verlassen.

Wenn ich an die Wochen zwischen dem „Anschluß" und meiner Ausreise zurückdenke, so ist mir der Zustand der Rechtlosigkeit, der Vogelfreiheit, der Mangel jeden Schutzes gegen Angriffe auf die eigene Person besonders gegenwärtig.[5] In der Kanzlei führte ich die Agenden in Abwesenheit des Chefs, der einen Selbstmordversuch unternommen hatte, weiter. Sie bestanden, abgesehen von der jüdischen Rechtsanwälten noch erlaubten Vertretung von Klienten vor Gericht, hauptsächlich aus der Zurückweisung von Erpressungen an einem wohlhabenden jüdischen Klienten aus der Schweiz, dessen Wohnhäuser in Wien die Kanzlei verwaltete.

Am 28. April verließ ich also Wien — wie ich glaubte, für immer. Kitty und einige Freunde, die auch später treu zu meinen zurückbleibenden Eltern standen, begleiteten mich zum Westbahnhof. Abgesehen von einem Koffer mit Habseligkeiten hatte ich mit Bewilligung der Nationalbank einen Barbetrag von sechs Dollar in meinem Besitz.

Nach ein paar Tagen in Paris kam ich in New York am 8. Mai an. Eine Rückkehr zur juristischen Praxis schien mir aus den schon erwähnten Gründen aussichtslos. Versuche, eine Anstellung in einer Realitätenkanzlei zu bekommen, waren erfolglos. Ich suchte daher Arbeit, wo immer sie sich anbot. Einige Zeit war ich mit dem Verpacken und Austragen von Paketen im Geschäft meines Onkels beschäftigt. Im Sommer verkaufte ich, von der Firma mit einem Dreirad ausgestattet, „Good Humor Ice Cream" in Brooklyn. Später arbeitete ich etliche Monate lang in einem vielstöckigen Apartementhaus, reinigte das Stiegenhaus und leerwerdende Wohnungen, bediente den Heizkessel und fungierte nachmittags in einer prächtigen Uniform als „doorman". Durch Fensterputzen für Wohnparteien erhöhte ich als Pfuscher meinen trotz der zwölfstündigen Arbeitszeit kärglichen Gehalt.

Im April 1939 bot sich mir eine Gelegenheit, nach Cleveland zu übersiedeln, wo mich Studenten der Sozialarbeit an der Western Reserve University in ihrem „cooperative house" freundlich aufnahmen und mir Unterkunft und Verpflegung gaben. Ich fand bald eine Anstellung an der dortigen Berlitz School of Languages, zunächst als Aushilfslehrer der deutschen Sprache. Kitty kam im August 1939 in den Vereinigten Staaten an, und eine Woche später feierten wir im „coop house" Hochzeit. In der folgenden Woche verdiente ich zwar nur vier Dollar, aber als ich dann der reguläre Deutschlehrer der Schule wurde, steigerte sich mein Gehalt ziemlich rasch.

Im Sommer 1940 wurde mir ein Posten als Assistant Director der Schule in Pittsburgh angeboten, und zwei Jahre später wurde ich Direktor beider Schulen, an deren Profit ich nun beteiligt war. Diese bereits verhältnismäßig gut bezahlte Tätigkeit schien Karrieremöglichkeiten zu bieten. Sie wurde aber durch meine Einberufung zur Armee im Dezember 1943 beendet.

In der Armee wurde ich in Intensivkursen in der japanischen Sprache ausgebildet. Im Dezember 1945 wurde ich als Sprachoffizier in das von den USA besetzte Japan gesandt und dem Hauptquartier des Oberkommandierenden der Alliierten Mächte (SCAP), General MacArthur, zugeordnet. Die erste, vorerst blasse, Möglichkeit einer Nutzung meiner juristischen Kenntnisse zeichnete sich ab, als ich im Jänner 1946 „Chief Analyst" der International Prosecution Section der Anklagevertretung im Tokyoter Kriegsverbrecherprozeß

— dem Gegenstück des bekannten Nürnberger Prozesses — wurde[6]. In dieser Funktion untersuchte ich zusammen mit einer Gruppe von japanischen Mitarbeitern buchstäblich Tausende Dokumente — meistens japanische, aber auch deutsche Dokumente, die aus Nürnberg kamen — auf ihren Nutzen für die Anklagevertretung. Bei dieser Arbeit standen meine Sprachkenntnisse im Vordergrund. Im Sommer 1946 wurde ich Assistent des Chefs der Dokumentenabteilung und später auf kurze Zeit Abteilungschef. Durch diese Tätigkeiten wurde ich mit der Prozeßordnung sowie mit dem Beweisstand vertraut.

Deshalb wurde ich im April 1947 zum Stab der Anklagevertreter transferiert. Als „Prosecuting Attorney" beschäftigte ich mich hauptsächlich mit den Beziehungen Japans zu Hitlers Deutschland im Rahmen des Dreimächtepaktes. Zusätzlich war ich Assistent des stellvertretenden Chefs der Anklagevertretung („Acting Chief of Counsel"), und diese Position gab mir einen Überblick über den Prozeß in seiner Gesamtheit.[7] Ich hatte diese Stellungen bis zum Ende des Prozesses im Herbst 1948 inne. Danach wurde ich, nunmehr als Zivilist im Regierungsdienst, in die Rechtssektion („Legal Section") des Hauptquartiers transferiert. Dort war ich weiterhin als „Prosecuting Attorney" mit einem vier Monate langen Kriegsverbrecherprozeß beschäftigt. Der Sprung zurück zur juristischen Tätigkeit schien gelungen zu sein.

Im März 1949 wurde ich als „Legislative Attorney" der Gesetzgebungs- und Gerichtsbarkeitsabteilung „Legislative and Justice Division" der Rechtssektion zugeteilt. Damit eröffnete sich mir ein Arbeitsgebiet, in dem meine Kenntnisse des kontinental-europäischen Rechtes zum Tragen kam. Zwei Bemerkungen sind zur Erklärung notwendig: Zum einen beruht das moderne japanische Recht im Prinzip auf dem kontinental-europäischen Rechtssystem. So basiert zum Beispiel die japanische Zivilprozeßordnung weitgehend auf der deutschen und österreichischen Zivilprozeßordnung.[8] Zum anderen war die Besatzung von Japan weit mehr, als dies bei der Besatzung von Österreich der Fall war, an Reformen, einschließlich Rechtsreformen im Sinn einer Demokratisierung, interessiert. Die Gesetzgebungs- und Gerichtsbarkeitsabteilung der Rechtssektion war mit Durchführung und Überwachung der Rechtsreformen betraut. So hatte sie, unter anderem, die Aufgabe der Begutachtung („legislative review"), insbesondere von einem rechtstechnischen Gesichtspunkt, aller Gesetzesvorschläge der Regierung, ehe diese dem Parlament vorgelegt wurden. Als Chef der Arbeitsgruppe für Zivilsachen und Bürgerrechte („Civil Affairs and Civil Liberties Branch") widmete ich mich mit besonderer Begeisterung der Propagierung und Durchsetzung der neuen, in der Verfassung von 1947 begründeten Rechte. Die Wahrung der in der Verfassung vorgeschriebenen Lokalautonomie in Gesetzgebung und Verwaltung fiel auch in meinen Aufgabenkreis.[9] Ich fand diese konstruktive Tätigkeit besonders faszinierend, zumal ich in Dr. Alfred Oppler, einem emigrierten Rat des Oberverwaltungsgerichts in Berlin, einen gesinnungsgleichen Vorgesetzten hatte.

Als das Ende der Besatzung näherrückte — sie endete im April 1952 —, stellte sich erneut die Frage einer zukünftigen Karriere. Ich konnte im Regierungsdienst bleiben, Partner in einer florierenden amerikanischen Rechtsanwaltskanzlei in Tokio werden, oder zu den Berlitz Schools zurückkehren und Filialschulen in Japan eröffnen und leiten. Nach reiflicher Überlegung entschloß ich mich aber für eine akademische Laufbahn. Um darin Erfolg zu haben, war die Erlangung eines amerikanischen Doktorates notwendig. Ich kehrte also im Juli 1951, nach sechs Jahren im Militär und im Regierungsdienst, in die Vereinigten Staaten zurück und inskribierte im Alter von 39 Jahren in Politikwissenschaft an der Stanford Universität, die einen guten Ruf für Studien des Fernen Ostens, meinem zukünftigen Spezialgebiet, hatte. Ich hatte überdies diese Universität Anfang 1951 kennengelernt, als ich sie (und andere Universitäten) in Begleitung von sechs japanischen Professoren besuchte, um diese in die amerikanischen Methoden des Rechtsunterrichts („case method") einzuführen.[10]

Als Student waren zwei meiner Hauptfächer Völkerrecht und (amerikanisches) Verfassungsrecht, neben meinem späteren Hauptgebiet, dem Vergleich von Regierungsystemen („comparative politics", damals noch „comparative governments" genannt). Nach meinen Prüfungen kehrte ich, von einem Stipendium der Ford Foundation unterstützt, im Jahre 1953 nach Japan zurück, um Materialien für meine Dissertation zu sammeln.

Die Reise führte zu meinem ersten Besuch in Österreich seit meiner Auswanderung 1938.

Dieser Besuch, über den ich kurz berichten möchte, war deshalb möglich, weil ich nicht auf dem direkten Wege von Kalifornien nach Japan fuhr, sondern auf einem „Umweg“ über Europa. Nach kurzen Aufenthalten in London, Paris und Karlsruhe — wo wir Freunde aus unserer Japanzeit aufsuchten — verbrachten Kitty und ich einige Tage in Wien, ehe wir von Marseilles aus die Schiffsreise nach Yokohama antraten. Es fällt mir noch heute nicht leicht, meine erste Rückkehr nach Wien — damals noch unter Besatzung — zu charakterisieren. Auf der einen Seite wurden wir von den Freunden, die meine Eltern bis zur Ausreise 1940 moralisch und auch finanziell unterstützt hatten, wärmstens empfangen. Trotzdem fühlte ich mich nach einer Abwesenheit von fünfzehn Jahren stark entfremdet und war auf seltsame Weise empfindungslos. Teilweise war dies sicher dem Trauma meiner Vertreibung aus einer einmal sehr geliebten Stadt zuzuschreiben. Dazu kam aber auch, daß ich in den Vereinigten Staaten nicht zu einem engen Kreis von früheren Österreichern gehört hatte (im Gegensatz von vielen, die in New York geblieben waren), obwohl einige Ex-Österreicher — unter anderem die spätere Frau von Otto Leichter — zu meinen Freunden gezählt hatten. In Japan war Österreich für mich ein fernes Land geworden, über dessen Nachkriegsentwicklung ich wenig wußte, und in das mich — vielleicht auch gerade deshalb — nichts zurückzog. Jedenfalls sprach bei meinem Besuch 1953 nichts dafür, daß Österreich für mich persönlich und beruflich einmal von Bedeutung sein würde.

Nach meiner Rückkehr von Japan verbrachte ich ein Jahr als „Visiting Research Fellow“ an dem „Woodrow Wilson Center of International Studies“ der Princeton University. Im Lauf dieses Jahres erhielt ich mein Doktorat von Stanford, fast auf den Tag zwanzig Jahre nach meiner Promotion in Wien. Im Herbst 1955 wurde ich an die Fakultät meiner zweiten Alma Mater berufen. Ich unterrichtete dort bis zu meiner Emeritierung 1977.

Die Aufnahme meiner Lehrtätigkeit fiel mit der Abwendung der Politikwissenschaft von der traditionellen Betonung von staatlichen Institutionen und politischer Geschichte und ihrer Zuwendung zu empirischer Analyse des politischen Verhaltens unter sozialwissenschaftlichen Gesichtspunkten, der sogenannten „behavioral revolution“, zusammen. Obwohl ich mit diesem Trend im Allgemeinen sympathisierte — ich gab zum Beispiel etliche Jahre ein Seminar über politische Sozialisierung für Doktoranden —, schien es mir doch nicht ratsam, das Interesse an Institutionen (Verfassungen und anderen Normen) als veraltet aufzugeben. Schon in einem meiner ersten politikwissenschaftlichen Referate befürwortete ich eine Synthese der zwei bestehenden Tendenzen.[11]Regional gesehen, bezog sich meine Lehr- und Forschungstätigkeit ursprünglich — von einigen Lehrveranstaltungen auf dem Gebiet des Völkerrechts und einem Einführungskurs über den Vergleich von politischen Systemen abgesehen —, hauptsächlich auf Japan.

1958 eröffnete Stanford ein Studienzentrum in der Bundesrepublik Deutschland, und ich wurde wiederholt eingeladen, dort zu unterrichten. Dies gab mir die Gelegenheit zu kurzen Abstechern nach Österreich, in deren Verlauf die Erstarrung, die meinen ersten Besuch 1953 charakterisiert hatte, zu weichen begann. Entscheidend für eine teilweise Reorientierung meiner beruflichen regionalen Interessen war aber die Eröffnung eines österreichischen Studienzentrums 1965, an der ich am Rande beteiligt war. Im selben Jahr gab ich dort meinen ersten Kurs über österreichische Politik. Wegen meiner lückenhaften Kenntnis der Nachkriegsentwicklungen verwendete ich fast sechs Monate auf seine Vorbereitung.[12] Ich gab diesen Kurs wiederholt in den folgenden Jahren. 1968 trat ein Verlag mit dem Vorschlag an mich heran, ein Buch über österreichische Politik zu veröffentlichen, und ich verbrachte einige Zeit in Wien, um Material zu sammeln.[13] Das Buch, das in seiner Struktur dem von Gabriel Almond entwickelten Modell politischer Systeme folgte, erschien 1972 unter dem Titel *Politics in Austria.*

Mein berufliches Interesse an Österreich erhielt 1977 einen zweiten Anstoß durch die Dotierung einer österreichischen Gastprofessur als ein Geschenk Österreichs aus Anlaß des zweihundertfünfzigjährigen Jubiläums der amerikanischen Unabhängigkeit. Ich leitete die dafür eingesetzte Kommission, und diese Tätigkeit führte zur Bekanntschaft, und in vielen Fällen Freundschaft, mit österreichischen Wissenschaftlern. In der Folge gab ich dann zwei weitere Bücher über Österreich heraus. *Modern Austria,* 1981 erschienen, war ein Sammelband von Aufsätzen prominenter Österreicher über weite Gebiete des Lebens in der Zweiten Republik wie zum Beispiel Wirtschaft, Politik (einschließlich Außenpolitik und

Sicherheitspolitik), Erziehung und Kunst. Naturgemäß waren für mich die Beiträge über Rechtspolitik und insbesondere über die mit dem Namen des von mir verehrten Justizministers Broda verbundenen Reformen von besonderem Interesse. Sie und andere Beiträge bestärkten mich in der im Rückblick vielleicht etwas zu euphorischen Überzeugung von der Existenz eines — im Gegensatz zu den im Ausland gängigen Klischees — modernen Österreich.[14] Ich befaßte mich dann mit dem Verhältnis zwischen Klischee und Wirklichkeit in der Einleitung zu einem zweiten Sammelband, *Tradition and Innovation in Contemporary Austria,* der 1982 erschien. Daneben setzte ich meine Arbeit an meinem ursprünglichen Interessensgebiet, Politik und Recht Japans, fort.

Ereignisse der späten sechziger Jahre drängten mich in die mir ansonsten ungewohnte Rolle eines politischen Aktivisten. Amerikanische Greueltaten — unter anderem das sogenannte Mylai-Massaker — und andere dem Völkerrecht widersprechende Aktionen im Zuge des Vietnam-Krieges erschütterten mich tief. Die Vereinigten Staaten waren die stärksten Proponenten der Kriegsverbrecherprozesse der Nachkriegszeit gewesen, und ich hatte in gutem Glauben, daß diese Prozesse ein Schritt zu einer auf Recht beruhenden Weltordnung waren, mit Begeisterung daran teilgenommen.[15] Nun fühlte ich mich betrogen, und ich drückte meine Enttäuschung in Reden in Schulen, Kirchen und anderen Versammlungsorten offen aus. Ich bemühte mich, den Geist der früheren Epoche, in der die Haltung der Vereinigten Staaten in internationalen Beziehungen von „Realisten" als zu moralisch und legalistisch kritisiert wurde, in Erinnerung zu rufen. Teilweise ist dies auch ein Beweggrund für meine gegenwärtige Arbeit an einem Buch über den Tokyoter Kriegsverbrecherprozeß.[16]

Die Überzeugung von der weit über das Postulat von „Law and Order" hinausgehenden Bedeutung des Rechts für die Gesellschaft sowie für das Individuum, die mir als zehnjährigem Buben zumindestens gefühlsmäßig durch ein Bild vermittelt wurde, bestimmte meine Berufswahl. Die Emigration riß mich zwar aus diesem Beruf heraus, doch das Leben bot mir Gelegenheiten, im Sinne meiner früh erworbenen Überzeugung von den Funktionen des Rechts tätig zu sein. Letzten Endes kehrte ich wohl nicht zur juristischen Praxis zurück, aber die Beschäftigung mit Fragen des Rechts zog sich wie ein roter Faden durch meine anderwärtigen Tätigkeiten. In diesem Sinne kann das amerikanische Sprichwort „Once a Lawyer, always a Lawyer" auf mich angewendet werden. Dies mag den Titel des Beitrags einschließlich des Fragezeichens erklären.

Anmerkungen:

1 O. Hietsch (Hrsg.), *Österreich und die angelsächsische Welt.* Wien 1961, 183.

2 Die Rückkehr zu ihrem Beruf mag für die in Rathkolbs Elitenstudie erwähnten Experten für Marken-, Patent- und Urheberrecht etwas leichter gewesen sein (O. Rathkolb, „Überlegungen zum Exodus der Jurisprudenz", in: F. Stadler, *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930—1940,* Wien 1987, 294). Albert A. Ehrenzweig, der 1941 ein juridisches Doktorat von der University of Chicago erhalten hatte, war von 1944 bis 1948 mit einer großen Rechtsanwaltskanzlei assoziiert, ehe er — nach einem weiteren Doktorat von der Columbia Universität — seine erfolgreiche Tätigkeit an der University of California in Berkely aufnahm.

3 Bezüglich der Remigrationsquote siehe *Vertriebene Vernunft I,* 19 (wie Anm. 2).

4 Eine bekannte Radierung desselben Künstlers zeigte einen Mediziner, der eine junge Frau vom Zugriff des Todes — als Gerippe dargestellt — bewahrte. Sie war oft in Wartezimmern von Ärzten zu sehen.

5 Über die damals üblichen, von Amts wegen geduldeten und geförderten Mißhandlungen von Juden siehe zum Beispiel G. Botz, *Wien vom „Anschluß" zum Krieg.* Wien 1978, 94—98.

6 Es ist typisch für die Rolle des Zufalls in meinem Leben, daß ich auf diese Position von einem meiner früheren Japanischlehrer aufmerksam gemacht wurde, der sich bei einem Zusammentreffen seltsamerweise daran erinnerte, daß ich einmal Jurist gewesen war.

7 Wie in Nürnberg hatten die Angeklagten, in Tokio die höchsten Positionen in Regierung und Militär innegehabt (zum Beispiel vier Ministerpräsidenten, fünf Kriegsminister, zwei Generalstabschefs). Die Anklage lautete auf Verbrechen gegen den Frieden, konventionelle Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Die Anklagevertreter kamen, so wie auch die Richter des Tribunals, aus den elf Ländern, gegen die Japan Krieg geführt hatte. Der Chef der

Anklagevertretung war ein Amerikaner. Die Prozeßordnung war in der *Charter* des Tribunals, dessen Regeln (rules) sowie in den fallweisen prozeduralen Entscheidungen (rulings) niedergelegt.

8 Es war daher naheliegend, daß mich Beamte des Justizministeriums im Zuge einer Novellierung der Zivilprozeßordnung ersuchten, einer Sitzung mit dem federführenden amerikanischen Kollegen beizuwohnen, um ihm kurz die Institutionen eines Versäumnisurteils zu erklären.

9 Ich veröffentlichte später u. a. zwei Bücher über .die japanische Lokalverwaltung und über das Verhältnis der Politik auf nationaler Ebene zur Lokalpolitik. Die Familienrechtsreform, welche die rechtliche Stellung der Frauen verbesserte, ist von ständigem Interesse für mich. Mein letzter Beitrag zu diesem Problemkreis ist ein Kapitel über die Besatzung und die Reform des Bürgerlichen Gesetzbuches in einem 1987 erschienenen Sammelband mit dem Titel *Democratizing Japan.*

10 Dieser Besuch trug zunächst zur Begründung eines Austauschprogramms für Professoren bei und führte in weiterer Folge zu einer Konferenz, deren Ergebnisse 1961 in einem Buch unter dem Titel *Law in Japan* veröffentlicht wurden. Seit 1967 gibt die „Japanisch-Amerikanische Gesellschaft für Rechtsstudien“ ein Journal unter demselben Titel heraus.

11 Seither hat zunächst Geschichte auf dem Umweg über das Interesse an politischer Entwicklung wieder einen gewissen Stellenwert erhalten, und ähnlich ist das auch bei staatlichen Institutionen im Zusammenhang mit dem Interesse an „public policy“.

12 Die Zuwendung zu einem zweiten Regionalinteresse führte im Herbst 1965 zu einer einigermaßen skurrilen Arbeitseinteilung. Ich unterrichtete Montag bis Donnerstag an dem Studienzentrum in Österreich in englischer Sprache über österreichische Politik, und am Donnerstag und Freitag in deutscher Sprache über japanische Politik als Gastvortragender an der Freien Universität in Berlin.

13 Ich verdanke diesen Aufenthalt meiner Bekanntschaft unter anderem mit Christian Broda, Hertha Firnberg und Heinz Fischer.

14 Ereignisse während und nach der Wahl Kurt Waldheims zeigten die — vorher — unterschwellige Kontinuität früherer Verhaltensmuster und Einstellungen einschließlich des Antisemitismus innerhalb eines Teiles der österreichischen Bevölkerung. Andererseits bestätigen unter anderem die Veranstalter des Symposiums über „Vertriebene Vernunft“, daß es natürlich falsch ist, von der Existenz des eben erwähnten Teiles der Bevölkerung verallgemeinernde Schlüsse auf die Gesamtbevölkerung zu ziehen, wie dies gelegentlich im Ausland getan wird. Bei der Annahme des mir von der Juridischen Fakultät der Universität Wien verliehenen „Goldenen Doktordiploms“ drückte ich diesen Gesichtspunkt im Rahmen einer kleinen Feier in Stanford 1987 mit der Bemerkung aus: *There were — and assuredly there are — Austrians who are unaffected by and opposed to the revival of the attitudes, to which 1 referred. This other Austria continues to have my respect and my sympathy. It needs no reconciliation.*

15 Am Ende meiner Tätigkeit dankte mir der Chef der International Prosecution Section für meine Arbeit. Er schrieb: *No member of our staff has contributed more substantially in this work; none has given more of his conscientious effort.*

16 Das Abrücken der amerikanischen Außenpolitik von rechtlichen Gesichtspunkten erscheint mir auch jetzt unter anderem in bezug auf Zentralamerika erkennbar. Hand in Hand damit geht das Erlahmen von Initiativen auf dem Gebiet des Völkerrechts und ein Rückzug aus internationalen Organisationen.

HANS J. THALBERG

Zeitzeuge

Die Flüchtlingspolitik der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs ist weltweit, auch in der Schweiz selbst, hart kritisiert worden. Und das nicht zu Unrecht, hat doch die Schweiz eine äußerst restriktive Flüchtlingspolitik verfolgt und in den besonders schweren Jahren 1942/43 sogar nicht gezögert, massiv Flüchtlinge an die Grenze zurückzustellen und damit dem sicheren Untergang preiszugeben. Allerdings muß man verschiedene Epochen der Schweizer Politik und damit auch des Flüchtlingswesens unterscheiden: Die Schweiz war bekanntlich während des Kriegs von den Achsenmächten eingekreist. In der ersten Phase, die sich etwa mit den deutschen Erfolgen deckt, stand die Schweiz unter starkem Druck von Berlin; in dieser Zeit hatte auch der deutschfreundliche Teil der Schweizer Politiker — solche gab es dort wie in jedem Land — einen erhöhten Einfluß. Im Flüchtlingswesen schlug sich dies vor allem in einem gemeinsamen schweizerisch-deutschen Abkommen nieder (auf deutscher Seite war der spätere Staatssekretär der Regierung Adenauer, Hans Globke, maßgeblich beteiligt), wonach deutsche Pässe jüdischer Inhaber mit einem „J“ gekennzeichnet wurden, um den Schweizer Behörden die Unterscheidung zwischen jüdischen und nichtjüdischen Reisenden respektive Visawerbern zu ermöglichen. Diese Maßnahme, die nach heute geltenden Begriffen der Menschenrechte gewiß als unzulässig betrachtet würde, hat das Los der Emigranten und Flüchtlinge weltweit ungeheuer erschwert, da die meisten anderen Länder nun ebenfalls zwischen jüdischen und nichtjüdischen Einreisewerbern zu unterscheiden begannen. Aber Menschenrechte wurden bekanntlich erst entdeckt, als es galt, kommunistische Staaten zu kritisieren.

Unmittelbar nach dem sogenannten „Anschluß“ Österreichs, der auch in der Schweiz große Betroffenheit ausgelöst hatte, war die Flüchtlingspolitik eher liberal und großzügig. Und in den späteren Kriegsjahren, als sich das Kriegsglück gewendet hatte und eine Niederlage Deutschlands immer wahrscheinlicher wurde, lockerten die Schweizer Behörden ihre Haltung sukzessive auch in der Flüchtlingsfrage. Allerdings war zu diesem Zeitpunkt eine Flucht in die Schweiz nur mehr in Ausnahmefällen möglich und die Anzahl der politischen Flüchtlinge sehr gering geworden. Das Gros der Flüchtlinge wurde in Internierungslager respektive Arbeitslager gebracht, wo sie bis zum Ende des Kriegs verblieben. Arbeitsbewilligungen wurden grundsätzlich nicht erteilt, auch nicht für Wissenschaftler oder Schriftsteller, und selbst die Genehmigungen zum Studium an Schweizer Hochschulen wurden nur in gewissen Fällen und unter bestimmten Umständen gewährt. Eine Ausnahme gab es nur für jene Schauspieler und Theaterleute, die am Zürcher Schauspielhaus Aufnahme fanden und damit dieses zur führenden deutschsprachigen Bühne machten.

Als ich im Spätherbst 1942, von Frankreich kommend, illegal die Schweizer Grenze passierte, war die Politik der Rückstellung von Flüchtlingen auf ihrem Höhepunkt angelangt. Durch eine glückliche Fügung von Umständen ist es mir gelungen, der Rückstellung und Auslieferung an die Gestapo — ich befand mich in jenem Abschnitt, der dem berüchtigten Klaus Barbie unterstand — zu entgehen. Nach einigen Monaten Internierung und Arbeitsdienst erhielt ich im Sommer 1943 die Studienerlaubnis für die Universität Zürich.

Ich möchte hier eine kurze Darstellung geben über Zusammensetzung und Lage der österreichischen Emigranten, wie ich sie damals in der Schweiz vorgefunden habe. Wie gesagt, der Großteil der österreichischen Emigranten respektive Flüchtlinge befand sich in Schweizer Internierungslagern, die über das ganze Gebiet der Eidgenossenschaft verstreut waren. Einigen wenigen war es gelungen, einen präferenziellen Status zu erlangen und ein normales Leben zu führen. Unter den bevorzugten Personen befanden sich einige österreichische Diplomaten, die sich in die Schweiz abgesetzt hatten, sowie der eine oder andere der wohlhabenderen Emigranten, und schließlich einige wenige Schriftsteller und Dichter wie Felix Salten und der Shakespeare-Übersetzer Siegfried Trebitsch. Der Bildhauer Fritz Wotruba, der unter dem persönlichen Schutz des Schweizer Industriellen Rheinhard (Winter-

thur) stand, konnte frei in Zug wohnen. Die meisten anderen prominenten österreichischen Künstler und Intellektuellen mußten aber das Schicksal der Internierung akzeptieren — wie zum Beispiel der berühmte Tenor Josef Schmidt, der in einem Schweizer Internierungslager gestorben ist.

Österreichische Wissenschaftler waren in der Schweiz damals sehr selten. Einer der ersten, dem ich einen Besuch abstattete, war Hans von Halban, Professor für physikalische Chemie an der Universität Zürich. Später trat ich dann auch in Verbindung mit Dozent Otto Stössel, der sich in freundschaftlicher Weise für österreichische Studenten an Schweizer Hochschulen einsetzte und sich auch für die von uns ins Leben gerufene Studentenvereinigung „Austria“ interessierte. An den Universitäten in Bern und St. Gallen lehrten zwei Österreicher, Prof. Nawiaski und Prof. Amonn, die sich aber in ihren Kontakten mit Flüchtlingen und Emigranten sehr zurückhielten; ich nehme an, daß sie deutsche Reisepässe hatten und von der allgegenwärtigen deutschen Vertretung in der Schweiz genau überwacht wurden.

Besonders hervorheben möchte ich hier die vorhin erwähnten österreichischen Bühnenkünstler, die sich damals in der Schweiz befanden und sich mit großer Begeisterung für österreichische Belange einsetzten. Am Zürcher Schauspielhaus, damals praktisch die einzige freie deutschsprachige Bühne Europas, waren hauptsächlich Österreicher als Schauspieler sowie als Regisseure tätig. Namen wie Leopold Lindtberg, Wolfgang Heinz, Karl Paryla, Hortense Raky, N. Giese waren darunter. In dieser Zeit hat sich das Zürcher Schauspielhaus eine große Reputation als Bühne von europäischem Rang erworben.

Zwei österreichische Künstler, mit denen wir Studenten engen Kontakt hatten, waren Fritz Hochwälder und Fritz Wotruba, beide der österreichischen Sache außerordentlich zugetan. Mittelpunkt österreichischer Aktivitäten war damals in Zürich der Wiener Rechtsanwalt und Bankfachmann Dr. Kurt Grimm. Im Herbst 1944 machte ich auf der Bellevuebrücke in Zürich zufällig die Bekanntschaft eines österreichischen Deserteurs, Fritz Molden. Molden war auf mein rot-weiß-rotes Abzeichen der Studentenverbindung „Austria“ aufmerksam geworden, und aus diesem Zusammentreffen ergab sich dann eine Fülle interessanter Entwicklungen. Es war dies der Beginn einer Zusammenarbeit mit österreichischen Widerstandsgruppen in Österreich selbst, wobei Molden als mutiger Kurier zwischen Zürich und Wien hin- und herpendelte, damals eine geradezu tollkühne Leistung. Unsere Aktivitäten genossen die Unterstützung der Alliierten, vor allem der Amerikaner. Die erforderlichen Kontakte zu Allan Dulles, der damals als persönlicher Vertreter Präsident Roosevelts in Bern agierte, wurden durch Kurt Grimm hergestellt.

Ich bin mir bewußt, daß ich von dem mir gestellten Thema etwas abgeschweift bin, aber die Verhältnisse in der neutralen Schweiz, die auf allen Seiten von Achsenmächten und deren Alliierten umgeben war, waren ganz besondere, und ich habe daher versucht, die Gesamtsituation der österreichischen Emigranten in den Jahren 1943 bis 1945 zu skizzieren.

An der Universität Zürich, wo die meisten österreichischen Studenten arbeiteten, war das Klima für Österreich recht positiv, wenngleich es einige Zeit brauchte, um eine Bewilligung der Universitätsbehörde für die Gründung der Studentenvereinigung „Austria“ zu erlangen. Später ist es gelungen, auch in Genf und Basel Untergruppen der „Austria“ zu bilden. Unsere Tätigkeit konzentrierte sich darauf, die Kontakte zwischen den Österreichern zu pflegen und uns für Anliegen österreichischer Studierender einzusetzen.

Durch einen glücklichen Zufall war es drei österreichischen Diplomaten gelungen, in der Schweiz Zuflucht zu finden. Johannes Schwarzenberg, dessen Familie in der Schweiz Bürgerrecht besitzt, war beim Internationalen Roten Kreuz in Genf untergekommen. Der österreichische Gesandte in Belgrad, Lothar Wimmer, erhielt durch Schweizer Freunde die Möglichkeit, die Kriegsjahre in Bern zu verbringen. Und Arthur Breycha-Vautier, Bibliothekar des Völkerbundes, war in Genf verblieben. Alle drei kehrten nach Kriegsende nach Österreich zurück und fanden Aufnahme und Verwendung im diplomatischen Dienst: Schwarzenberg wurde österreichischer Botschafter in London und später in Rom; Wimmer folgte ihm nach London nach. Breycha-Vautier wurde von Bruno Kreisky zurückgeholt und als Botschafter nach Beirut entsendet. Ein späterer Kollege von mir im Außenamt, Emanuel Treu, studierte in Genf und gründete dort eine Zweigstelle der „Austria“.

Österreichische Spitzenpolitiker waren in der Schweizer Emigration nicht vertreten, was das Klima unter den Österreichern außerordentlich günstig beeinflußte; die Streitigkeiten

und bösartigen Intrigen, die in den klassischen Emigrationsländern Frankreich, England und USA die Regel waren und den politischen Zielen Österreichs schweren Schaden zufügten, waren in der Schweizer Emigration unbekannt; der sozialdemokratische Bundesrat Anton Linder (Vorarlberg), der Gewerkschafter Ludwig Klein und der bürgerliche Bankier Kurt Grimm fanden zu einer gedeihlichen Zusammenarbeit für Österreich zusammen; diese Zusammenarbeit war die politische Grundlage, auf der sich die österreichischen Widerstandsaktionen, die die alliierte und natürlich auch die Schweizer Unterstützung genossen, entfalten konnten.

1944 hatte sich die österreichische Emigration in der Schweiz zu einer eindrucksvollen kulturellen Veranstaltung zusammengefunden, die unter dem Titel „Die Toten leben" in Zürich stattfand. Mitglieder des Zürcher Schauspielhauses lasen aus österreichischer Literatur; die Bühnendekoration wurde von Fritz Wotruba und Fritz Hochwälder erstellt. Natürlich benötigten wir für diese Veranstaltung nicht nur die Bewilligung, sondern die aktive Unterstützung der Schweizer Stellen. Der Schweizer Verleger Emil Oprecht (Europa Verlag), die Abgeordneten Ernst Dübi und Walter Bringolf setzten sich für unsere Belange bei den zuständigen schweizerischen Behörden ein.

Überhaupt war das Interesse der politischen und der geistigen Schweiz an der Wiederherstellung eines freien, demokratischen Österreich seit der Moskauer Erklärung vom 1. November 1943 stark gewachsen. Diese Entwicklung war nicht zuletzt an den Schweizer Hochschulen spürbar. Professor Jean Rodolphe von Salis, der an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich Geschichte las und dessen politische Kommentare über die Kriegsgeschehnisse am Sender Beromünster auch in Österreich mit größtem Interesse gehört wurden, entwickelte sich zu einem wahren Freund Österreichs: Nach 1947 erhielt er einen Lehrauftrag an der Universität Wien, und nach seiner Rückkehr nach Zürich gründete er dort die schweizerisch-österreichische Kulturgesellschaft, eine Vereinigung, die für die österreichischschweizerischen Beziehungen große Bedeutung erlangen sollte. Der Ordinarius für Geschichte an der Universität Zürich, Karl Meyer, einer der schärfsten Kritiker des Naziregimes, war ebenfalls an Österreich stark interessiert. Diese Einstellung der Schweizer Wissenschaftler, Politiker und Intellektuellen ist begreiflich, wünscht sich doch die Schweizer Eidgenossenschaft an ihrer Ostgrenze ein freies, demokratisches Österreich, einen soliden verläßlichen Nachbarn, der der Schweiz freundschaftlich verbunden ist. Die politischen Wandlungen, die Österreich seit dem 19. Jahrhundert durchmachte, hatten die Schweiz stark verunsichert. Umso mehr hoffte man bei Kriegsende auf ein Österreich, das ähnlich der Schweiz auf einer festen und soliden Grundlage ruhen soll. Das starke Anlehnungsbedürfnis Österreichs an Deutschland, der deutschnationale Enthusiasmus, der „Reichsmythos" waren in der Schweiz immer suspekt gewesen.

Der Schweizer Historiker Peter Stadler, Ordinarius für Geschichte an der Universität Zürich, zitiert aus einem Briefwechsel zwischen dem großdeutschen Wiener Historiker Heinrich von Srbik — einem der Totengräber Österreichs — und seinem Berner Kollegen Werner Näf im Zusammenhang mit dem sogenannten „Anschluß" Österreichs im März 1938 folgendermaßen:

Srbik, in seinen Briefen sonst eher verhalten und bisweilen grämlich gestimmt — denn er gehörte zu den Österreichern, die sich nur schwer in ihrem Kleinstaat zurechtfanden —, jubelte am 12. April 1938 förmlich auf: „Sie wissen, wie sehr meine ganze heiße Sehnsucht und mein bescheidenes Arbeiten bei aller Heimattreue diesem ganz großen Ziel — gemeint ist die Schaffung des Großdeutschen Reiches — gegolten hat. Für uns Deutsche in Österreich war diese Entwicklung, ganz anders als für den deutschen Schweizer, der unter verschiedenen historischen, raumpolitischen und ideenmäßigen Bedingungen lebt, durch Geschichte und Natur gegeben, und die großdeutsche Reichsgründung ist das Resultat des Willens der Nation und der einmaligen Tat eines Österreichers. Lassen Sie mich Ihnen die Hände reichen über die unüberbrückbaren Grenzen des Reichs und der Schweiz hinweg!" Auf diesen Begeisterungsausbruch mochte die Antwort Werner Näfs (vom 23. April 1938) eher wie eine kalte Dusche wirken. Darin las es sich folgendermaßen: „... wir können freilich mit Ihrer Freude nicht Schritt halten. Glauben Sie nicht, daß ein Verständnis fehle. Es wird ja schon durch die Kenntnis des zugrundeliegenden historischen Problems vermittelt. Ich habe auch menschlich genug unter dem Eindruck des Kriegsabschlusses von 1919 gestanden, um die materielle und geistige Not Ihres Vaterlandes mit-

fühlen zu können. Jetzt ist Ihnen... ein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen. Aber wird das Resultat des großdeutschen nationalen Staates nicht mit teuersten menschlichen und menschheitlichen Werten erkauft? Sie schreiben, lieber Herr Kollege, daß wir in der Schweiz unter andern historischen, raumpolitischen, staatlichen und ideenmäßigen Bedingungen leben. Dieses letztere ist entscheidend: ein anderer ideeller Glaube! Daß wir darin voneinander abweichen, ist schmerzlich.[1]

Als ich bei meiner Rückkehr nach Österreich Karl Meyer einen Abschiedsbesuch abstattete, beglückwünschte er mich, nicht ohne seine lebendige Sorge um das künftige Schicksal Österreichs auszudrücken. „Österreich wird erst dann ein glückliches Land sein", so sagte der große Schweizer Historiker, „wenn es gelernt haben wird, als Klein*staat* glücklich zu sein..."

Inzwischen ist Österreich ein neutraler Staat geworden, der auf dem internationalen Parkett begonnen hat, den Schweizer Weg eines selbstbewußten Kleinstaates zu gehen. Die Schweizer Eidgenossenschaft verfolgt das Schicksal Österreichs still, aber mit wachem und lebendigem Interesse. Gewisse Entwicklungen der österreichischen Politik insbesondere in den letzten Jahren haben in der Schweiz neuerlich Zweifel an der Berechenbarkeit der österreichischen Politik aufkommen lassen. Die Ereignisse um die Bundespräsidentenwahl (1987, Anm. d. Hrsg.) haben bei unserem westlichen Nachbarn größte Beachtung gefunden, und das plötzliche Wiederaufleben eines längst überwunden geglaubten Antisemitismus wurde mit Erstaunen registriert. „Wie kommt es, daß der Antisemitismus geradezu zu einem Strukturelement Österreichs geworden ist?" fragte mich kürzlich ein Schweizer Bankier. Für ihn wie für viele andere sind die jüngsten Entwicklungen in Österreich geradezu unverständlich. Sie scheinen einen Rückfall in eine Zeit zu manifestieren, die man — nicht nur in der Schweiz — für längst überwunden gehalten hatte.

Anmerkung:

1 Friedrich Koja/Gerald Stourzh (Hrsg.), *„Schweiz-Österreich ". Studien zu Politik und Verwaltung.* Wien 1986, 44/45.

Hans Thalberg (erster von links) im Internierungslager Wald bei Zürich 1942.

INGEBORG KATHARINA HELLING

Felix Kaufmann

Zum Thema der Vertreibung österreichischer Rechts- und Staatswissenschaftler zitiere ich zunächst aus einem Zeitdokument von 1938, einem vertraulichen Bericht des „Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars“ kurz nach dem „Anschluß“. Unter dem Titel „Displaced Austrian Scholars“ wird hier auf Besonderheiten der österreichischen Situation hingewiesen:

... one or two points in which the Situation of the Austrian scholars differs from that of the German scholars. The main point is that the strong anti-semitic tendencies which have prevailed at the Austrian Universities at least since the war had the effect that comparatively few “non- arians“ have held full time academic positions. There are in consequence very few full professors and still fewer if only those under fifty years are counted, which on account of their creed or race have been deprived of their positions.

On the other hand there are a great many men of very high Standing as scholars who either have been only „Privatdozenten“ at an university and earned their living in some other profession or who have never had any academic position. There are in particular a considerable number of practicing lawyers, who under different circumstances would have been in academic life, but who under the conditions as they are, devoted all their spare time to some scientific subject and whose knowledge in those subjects is the only qualification they possess for finding a job elsewhere. Although in theory those lawyers who served during the great war would be entitled to continue their practice, the experience in Germany makes it fairly obvious that they will have little chance of earning a livelyhood.

The point here which I should like to urge strongly, is that in the Austrian case the bodies which are willing to help academic people should not confine their assistance to people who actually hold an academic position, but equally include people with similar qualifications who for reasons of their race were excluded from an academic career... The difficult cases where help is urgently needed arise among the Privatdozenten...

Die darauffolgende Liste mit Namen und Beschreibungen der obigen Gruppe enthält Namen wie Dr. Arthur Lenhoff, Dr. Fritz Schreier, Dr. Eric Voegelin, Dr. Oskar Morgenstern, Dr. Walter Heinrich, Prof. Dr. Friedrich Engel-Janosi, Dr. Herbert Fürth, Dr. Walter Fröhlich, Dr. Emanuel Winternitz, Dr. Erich Schiff, Dr. Josef Steindl, Dr. Adolf Kozlik, Dr. Abraham Wald, Dr. Alfred Schütz. Sie gehören überwiegend zu den Rechts- und Staatswissenschaftlern, dem Thema unserer Sitzung, deren zeitliche Grenzen uns nur erlauben, über wenige prominente Repräsentanten zu sprechen, ein Umstand, der die Emigrationsforschung immer wieder nicht zu einer Erforschung der Emigration, sondern zu einer Erforschung der Lebensläufe und Wirkungen berühmter Männer macht.

Über Felix Kaufmann sagt das Dokument folgendes: *Dr. Felix Kaufmann, well known for his writings on the philosophy of law and the methodology of the social siences in general. He is under notice from the firm in the oil business in which he served as a director and certainly will have to leave Austria. About his great distinction there can be no doubt.*[1]

„Vernunft“ ist das zweite Wort im Namen des Symposions. Der Glaube an die Vernunft, der Glaube, daß die Probleme der Wissenschaft und des Lebens durch Aufklärung lösbar seien, gepaart mit Pessimismus bezüglich der politischen Verhältnisse in Österreich, ist nun ein geradezu tragischer Zug an Felix Kaufmann. „Die Ermordung Schlicks“, so sein Sohn in einem Interview mit der Verfasserin, „war die Tragödie im Leben meines Vaters; er sprach immer wieder darüber.“ Friedrich Stadler bat ein Dokument gefunden, wonach Felix Kaufmann schon kurz nach seiner Habilitation auf antisemitischen Proscriptionslisten gegen jüdische und marxistische Hochschullehrer stand (Stadler 1979, zit. nach Dahms 1985, 345). Sein Buch *Methodenlehre der Sozialwissenschaften,* das 1936 erschien, leitete er wie folgt ein: „Der Plan dieser Arbeit ist der Überzeugung entsprungen, daß viele der heftigsten metho-

dologischen Kontroversen innerhalb der Sozialwissenschaften zur Entscheidung reif sind" (1936, III), und Schüler von ihm an der „New School for Social Research" in New York, wo Kaufmann von 1938 bis zu seinem frühen Tod 1949 lehrte, berichteten mir in Interviews, daß Felix Kaufmann ihnen vermittelt habe, das philosophische Geschäft der Klärung von Begriffen könne dazu verhelfen, daß Menschen völlig unterschiedlicher Grundüberzeugung sich in Sachfragen einigen könnten. Noch sein letztes Manuskript trägt den Titel „The Pursuit of Clarity". Felix Kaufmanns Glaube an die Vernunft, verwirklicht als Geschäft der Klärung von in Argumenten jeweils Vorausgesetztem und Behauptetem, als beharrliches Bemühen, das jeweils Gemeinte auch in von ihm abgelehnten Positionen zu enthüllen, zum Beispiel bei vom Schlick-Kreis unter „Metaphysikverdacht" gestellten Argumentationen sinnvolle Fragen zu enthüllen, im Hintergrund der Gedanke der Kraft der Vernunft, der umfassenden Mathesis Universalis, jedoch ohne die Verkürzungen des Physikalismus — dieser Glaube, der dem Nationalsozialismus als „jüdisch" galt —, galt seinen für ihn selber wichtigen Gesprächspartnern in den USA, John Dewey und Arthur Bentley, mit denen er eine umfangreiche Korrespondenz führte, als „teutonisch" und, schlimmer, als Kennzeichen einer philosophischen Tradition, die systematisch zu Hitler geführt hätte.[2] Ich zitiere aus einem unveröffentlichten Brief Bentleys an J. Altman, 13. März 1945:*I mean it literally when I say... over and over, that Kaufmann in action is German-language-in-action and that German-language-as- in-Kaufmann is such that the wave motions of Dewey-Bentley-language simply disappear in the sea... Kaufmann (the man as a waking organism) is so affected by his German vocabulary, the meanings of words as he uses them, the shades of meanings — that we don't get together... K. sees Geist, Vernunft, Verstand, all these as mental operations in a nonmental world*.[3]

Bei dieser Tagung spreche ich über Felix Kaufmann (1895 bis 1949) in der den Rechts- und Staatswissenschaften gewidmeten Sitzung, wahrscheinlich, weil er, nach dem Studium der Rechte und der Philosophie und Habilitation in Rechtsphilosophie (1922), Privatdozent für Rechtsphilosophie an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät war. Diese umfaßte zu Zeiten Felix Kaufmanns Rechtswissenschaft, Rechtsphilosophie, Staatslehre, Wirtschaftswissenschaften und einen Teil dessen, was wir heute Soziologie nennen. Die bei diesem Symposion den heutigen Disziplingrenzen entsprechend vorgenommene Zuordnung von Mitgliedern und Absolventen der Fakultät zu den Disziplinen Soziologie, Nationalökonomie, Rechts- und Staatswissenschaften zerstört die Einheit des sozialwissenschaftlichen Diskurses im Wien der Zwischenkriegszeit und widerspricht auch dem Selbstverständnis vieler Sozialwissenschaftler, von denen ich nur Richard von Mises, Schütz und Kaufmann als Beispiele nenne. Man kann Kaufmanns Anliegen nicht gerecht werden, indem man ihn nur als Rechtsphilosophen behandelt. Zwischen 1922 und 1938, dem Jahr seiner Emigration, veröffentlichte er Bücher und Aufsätze auf folgenden Gebieten: Rechtsphilosophie, Philosophie der Mathematik, Grundlagenprobleme der Nationalökonomie und der Soziologie. Er war Mitglied im Wiener Kreis, im Kreis um Kelsen, im Privat-Seminar Ludwig von Mises', er hielt Vorträge in der Nationalökonomischen Gesellschaft, im Mises-Kreis, und verschiedene Vorträge in der eher privaten Gruppe des Geist-Kreises, bei der Kulturpolitischen Gesellschaft und der Urania, hier vor allem zur Verbreitung der Ideen Husserls.[4] Was diese unterschiedlichen Aktivitäten zusammenhält, ist meines Erachtens seine vom frühen Husserl entlehnte Auffassung von Wissenschaftstheorie, wie sie in Husserls *Logische Untersuchungen* „über die Möglichkeit und Berechtigung einer Logik als Wissenschaftslehre" formuliert wird (1928, 12): *Ermöglicht nach all dem die geregelte Form den Bestand von Wissenschaften, so ermöglicht auf der anderen Seite die in weitem Umfange bestehende Unabhängigkeit der Form vom Wissensgebiet den Bestand einer Wissenschaftslehre. Gälte diese Unabhängigkeit nicht, so gäbe es nur einander beigeordnete und den einzelnen Wissenschaften einzeln entsprechende Logiken, aber nicht die allgemeine Logik. In Wahrheit finden wir aber beides nötig — wissenschaftstheoretische Untersuchungen, welche alle Wissenschaften gleichmäßig betreffen, und zur Ergänzung derselben besondere Untersuchungen, welche die Theorie und Methode der einzelnen Wissenschaften betreffen und das diesen Eigentümliche zu erforschen suchen.*

Es ist das Anliegen meines Beitrages, Ihnen Felix Kaufmann als eine idealtypische Verkörperung der bei diesem Symposion häufig angesprochenen Interdisziplinärst des sozialwissenschaftlichen Denkens im Wien der Zwischenkriegszeit[4] vorzustellen. Diesem inhaltlichen, theoriegeschichtlichen Ziel entsprechend werde ich nun — für die Wiener Zeit — die

Positionen Felix Kaufmanns zum „Wiener Kreis“, zur Wiener Schule der Nationalökonomie, zur Reinen Rechtslehre und — für die Emigration — zum Pragmatismus John Deweys zusammenfassen.[5]

FELIX KAUFMANN UND DER „WIENER KREIS“

Hierzu zunächst eine Auswahl relevanter zeitgenössischer Dokumente. Über die Anfänge des „Wiener Kreises“ schrieb Herbert Feigl: *As l recall, it was in 1924 that F. Waismann and I— we were favored students of Schlick's — approached him with the idea of forming a discussion group. Schlick consented, and the result was a Thursday evening Colloquium — the beginning of the Vienna Circle. Among its initial members were the mathematician Hans Hahn, the sociologist-economist Otto Neurath and his wife Olga:.., Felix Kaufmann, then a lecturer in the philosophy of jurisprudence, and Victor Kraft...* (1969, zitiert nach 1981, 60)

Als 1929 offiziell der „Wiener Kreis“ gegründet wurde und Rudolf Carnap als einer der Verfasser der Gründungsschrift Kaufmann um Mitunterzeichnung und Angabe seiner Publikationen bat, wurde Kaufmanns ambivalente Position gegenüber dem Logischen Empirismus deutlich:

Wien, am 26. Juni 1929

Lieber Herr Carnap!

Ich habe heute zwei Zuschriften des „ Vereins Ernst Mach" erhalten, die ich bestens dankend bestätige.

Die erste enthält eine Aufforderung zur Beitrittsanmeldung, die ich hiermit vollziehe; die zweite betrifft die Broschüre „Die Wiener Schule der wissenschaftlichen Weltauffassung". Sie waren so freundlich, mich unter die Autoren, deren Arbeit in der dieser Broschüre angeschlossenen Bibliographie veröffentlicht werden sollen, einreihen zu wollen, doch bitte ich Sie, hiervon Abstand zu nehmen und möchte dies im folgenden kurz begründen.

Wie Sie wissen, verbindet mich mit der in unserem Kreise herrschenden theoretischen Weltauffassung die radikale antimetaphysische Einstellung, die, obwohl ich sie schon in meinen ersten Schriften zum Ausdruck gebracht habe, durch die im Schlick-Kreise abgehaltenen Vorträge und Diskussionen noch wesentlich in mir gefestigt wurde.

Diese Gemeinsamkeit ist für eine große Reihe methodologischer Probleme ausschlaggebend und so bin ich mir dessen voll bewußt, daß ich unserer Gemeinschaft eine Fülle wissenschaftstheoretischer Einsichten verdanke und daß insbesondere meine demnächst zum Druck gelangende Arbeit „Über das Unendliche in der Mathematik und seine Ausschaltung" ohne sie aller Voraussicht nach nie zustande gekommen wäre. (Wie ich auch im Vorwort hervorheben will.)

Die wesentliche Differenz aber, derentwegen ich glaube, mich nicht zur Wiener philosophischen Schule rechnen oder als „Autor verwandter Richtung" bezeichnen zu dürfen, ist die Auffassung des „a priori". Sie wissen, daß ich diesen Begriff durchaus nicht als Einfallspforte in die Methaphysik auffasse, aber trotzdem bleibt für mich eine Zweiheit der Erkenntnisweisen bestehen, die der Empirismus bestreitet.

Sie werden es am besten begreifen, daß ich nicht um persönlicher Bindungen willen eine mir wesentlich erscheinende Divergenz der Auffassungen unterdrücken oder auch nur verwischen kann. Auf das Lebhafteste aber würde ich es bedauern, wenn Sie oder Professor Schlick oder irgend ein anderes Mitglied unseres Kreises diese Ablehnung als Unfreundlichkeit gegenüber der Arbeitsgemeinschaft betrachten würden, der ich mich wegen ihrer lauteren und leidenschaftlichen Sachlichkeit eng verbunden fühle. Mit den herzlichsten Grüßen bin ich

Ihr Felix Kaufmann[6]

In einer seiner eher wissenschaftspolitischen Schriften „Zur Entwicklung des Wiener Kreises und die Zukunft des Logischen Empirismus“ (1936,1981,690) schrieb Otto Neurath unter der Überschrift „Wie die Wiener Atmosphäre entstand“: .. .*(Brentanos) Schüler Husserl, der in Deutschland hervortrat, folgten zum Teil metaphysische Idealisten, die stark von der Theologie beeinflußt waren... während sich sein Schüler Felix Kaufmann in Wien emsig mit Ar-*

beiten auf dem Gebiet der logischen Analyse befaßte, die ihn in die Nähe des „Wiener Kreises“ rückten. (A.a.O.)

In folgenden Punkten stimmte Kaufmann mit der Position des „Wiener Kreises" überein:

- Das Ziel jeder empirischen Wissenschaft ist Prognose von Ereignissen. Bezüglich dieses Zieles gibt es keinen Unterschied zwischen Natur- und Sozialwissenschaften.
- Gesetze und Anfangsbedingungen werden für Prognosen sowohl in den Natur- als auch den Sozialwissenschaften benötigt.
- Natur- und Sozialwissenschaften erfordern intersubjektive Begriffsbildung.
- Logische und empirische Wahrheit von Aussagen muß streng getrennt werden.
  Metaphysische Aussagen sind abzulehnen, weil sie sinnlos sind und Scheinprobleme aufwerfen.
- In folgenden Punkten lehnte Kaufmann die Position des „Wiener Kreises" ab:
- Aussagen über psychische Tatsachen sind nicht auf Aussagen über physische Tatsachen reduzierbar.
- Die Unterscheidung zwischen äußerem Verhalten und innerer Erfahrung bedeutet nicht, daß objektive Aussagen nur über Beobachtungen des äußeren Verhaltens möglich sind und daß nur das äußere Verhalten prognostiziert werden kann.
- Theoretische Aussagen können nicht vollständig in Atomsätze über Beobachtungen äußerer Ereignisse übersetzt werden.
- Die Bedeutung einer Aussage ist nicht identisch mit der Methode ihrer Verifikation, (vgl. Helling 1985, 238—239)

Kaufmann selber faßte sich als „loyale Opposition" zum „Wiener Kreis" auf. Er sprach bei den Kongressen der Bewegung in Prag und Paris, stand dem Projekt einer neuen Enzyklopädie positiv gegenüber, veröffentlichte in der Emigration Debatten mit Rudolf Carnap und Ernest Nagel.

Das Ergebnis von Kaufmanns Auseinandersetzung mit dem „Wiener Kreis" ist eine gemäßigte einheitswissenschaftliche Position im Sinne des oben zitierten Husserl-Satzes. Kaufmann bestreitet die Möglichkeit der Reduktion sozialer Begriffe auf physikalische, aber ebenso bestreitet er eine besondere Erkenntnisquelle für das Verstehen. Protokollsätze über soziale Gegenstände haben demnach zwar dieselbe Funktion im Verfahren einer empirischen Wissenschaft wie solche über physische, aber sie haben eine andere Struktur, weil bei Beobachtungen sozialer Gegenstände diese immer schon gedeutet werden. Sinnhaftes Verstehen ist eine Synthese äußerer und innerer Erfahrung, und daher können Begriffe von sozialen Tatsachen aus Begriffen von physischen und psychophysischen Tatsachen konstruiert werden. Der Kern von Kaufmanns Position bezüglich der Natur- und Sozialwissenschaften liegt in seiner Auffassung von Gegenstandskonstitution und Erfahrungszusammenhang: Natur- und Sozialwissenschaften sind nicht total unterschiedlich, weil ihre Gegenstände im Bewußtsein durch die von Husserl aufgewiesenen spontanen und rezeptiven Elemente konstituiert werden. Sie sind unterschiedlich, weil die implizierten Synthesen von anderer Art sind. Gemeinsam ist wieder, daß sowohl physische als auch soziale Tatsachen innerhalb eines Erfahrungszusammenhangs wahrgenommen werden. Als Konsequenz hat für ihn zum Beispiel auch der in den Sozialwissenschaften der Weber-Nachfolge vieldiskutierte Begriff „objektiver Sinn“ keine verfahrensmäßige Bedeutung ohne die Angabe eines Deutungsschemas. Die Variation des Sinns von Urteilen relativ zu Deutungsschemata besteht für Kaufmann auch in den Naturwissenschaften, wird jedoch durch deren Praxis, eine etablierte Hierarchie der Einordnung von Daten in Erfahrungszusammenhänge, häufig verdeckt. Erklären und Verstehen werden beide als die Einstellung von Tatsachen in allgemeine Erfahrungszusammenhänge definiert, und in beiden Fällen sind Gesetze und Anfangsbedingungen notwendig. Kaufmann verstand Gesetze nur als Regeln des Schließens von Tatsachen einer Art auf Tatsachen einer anderen Art: *Wie ganz allgemein Gesetze nichts anderes sind als generelle Annahmen — also rationale Konstruktionen —, die aufgrund vorerworbener Erfahrung auf gestellt wurden und sich nun weiterhin an den Tatsachen zu bewähren haben, so sind die idealtypischen Deutungsschemata rationale Konstruktionen eines sinnhaft verständlichen Handelns. .. Die Gesetzlichkeit, auf die es für die soziologischen Regeln ankommt, ist Verstehensgesetzlichkeit.* (1936, 228)

Kenner der Wiener Sozialwissenschaft mögen in der von mir bisher dargestellten Synthese

von Husserl und frühem logischem Empirismus im Werk von Kaufmann in Österreich Anklänge von Kelsen vernommen und vielleicht schmerzlich in meiner Darstellung vermißt haben.[7] Wegen der Ähnlichkeit der Fragestellungen der Aufsätze Kaufmanns in den zwanziger Jahren zur Reinen Rechtslehre und zur Nationalökonomie der Österreichischen Schule beginne ich jedoch mit letzterer, um Sie nach soviel komprimierter Wissenschaftstheorie zur Erholung zunächst mit einigen Strophen eines der Stanzerin erfreuen zu können, die Felix Kaufmann zur Melodie Wiener Lieder zu dichten und seinen Freunden zur Gitarre vorzutragen pflegte. Raten Sie, welcher seiner Zeitgenossen gemeint ist!

Da sprach der Herr: Du sollst nicht klagen derfen,
Du kannst Dir eine Theorie entwerfen,
das macht den Menschengeist erst so erlaucht,
daß er zum Denken nichts zu wissen braucht.
Zwar kannst Du niemals einen Satz erproben,
doch eben drum sollst du mich stündlich loben.
So bleibt die Lehre aufrecht in ihrem Fleck,
wo nichts erprobt wird, wird nichts widerlegt.. .[8]

Die Antwort gebe ich mit dem Refrain aus einem anderen Stanzerl (Melodie: Ich möcht' wieder einmal in Grinzing sein):

I geh heut Abend zu Mises hin,
weil i so gern dort bin.
Man spricht ja nirgens so schön in Wien,
über Wirtschaft, Gesellschaft und Sinn...

(Mises 1981, 269)

FELIX KAUFMANN UND DIE WIENER SCHULE DER NATIONALÖKONOMIE

Felix Kaufmann wandte sich vehement gegen Ludwig von Mises' Konzeption eines apriorischen Wissens in der Nationalökonomie (vgl. Mises 1933), das zugleich ausnahmslos gültig, „aus den Gesetzen unseres Denkens geschöpft" und auf die Wirklichkeit anwendbar wäre, und gegen die Hypostasierung des Bedürfnisbegriffes. In den zwanziger Jahren hatte er mehrere kritische Aufsätze über die Grundbegriffe der „reinen" theoretischen Nationalökonomie in der Menger-Tradition geschrieben. Gleichwohl hielt er die Österreichische Schule der Nationalökonomie zusammen mit der Reinen Rechtslehre „für die entwickeltsten Sozialwissenschaften", wobei er im Falle der ersteren politische Stellungnahmen für Wirtschaftsliberalismus für von der Theorie ablösbar ansah. In meinen Interviews mit Gottfried von Haberler, Paul Rosenstein-Rodan und Friedrich von Hayek wird Kaufmanns Rolle im Mises-Privatseminar als die eines Vermittlers der wissenschaftstheoretischen Diskussionen des „Wiener Kreises" beschrieben und über seine wissenschaftslogischen Analysen ökonomischer Begriffe und Forschungsmethoden berichtet. Hören wir wieder einen zeitgenössischen Bericht dazu:

1932/33 verbrachte der Harvard-Student Alan R. Sweezy ein Jahr in Wien, um sich mit der Ökonomie der Österreichischen Schule vertraut zu machen. In einem Bericht (aus dem Kaufmann-Nachlaß) unterscheidet er .. .*between three groups within what is generally known as the Austrian school.*

1a) Mises together with Hayek, Machlup (swinging over to the Kaufmann Group) and the rest of his personal disciples. b) Strigl and Robbins — between these first two there is no essential difference of opinion on fundamentals.

2) Mayer, Schönfeld, Rosenstein, and as far as his published works are concerned, Morgenstern. The chief int eres t of this group has been in trying to develop Utility theory für t her along traditional lines. In their methodology they are emphatic enough in rejecting the Mises standpoint but then seem to me to stop half way and to remain in a highly ambiguous position.

3) Kaufmann and Haberler, in which combination Haberler quite frankly takes the part of pupil. (KP 000 626—628)

Haberler sagt dazu im eben erwähnten Interview: *Kaufmann really disagreed with Mises... Mises was an apriorist of economic's logic... I admired him (Kaufmann) very much. The distinc-*

tion between the empirical Sciences and logic and mathematics, you see, is something which I found very, very useful... I learnt it from Felix Kaufmann.

FELIX KAUFMANN UND DIE REINE RECHTSLEHRE

Obwohl Kaufmann versuchte, die „neo-kantianische", der Reinen Rechtslehre unterliegende Wissenschaftstheorie durch eine „phänomenologische" zu ersetzen, womit er in der Wiener Rechtstheoretischen Schule durchaus nicht allein war, verteidigte er Kelsens Theorien zum Beispiel gegen die Angriffe Sanders und widmete ihr in seiner Methodenlehre von 1936 ein ganzes Kapitel, worin er die Theorie nicht grundsätzlich inhaltlich kritisieren, sondern durch logische Analyse weiter verbessern wollte.[9]

Aber der Einfluß Kelsens auf Kaufmann ging meines Erachtens sehr viel weiter, indem einige von Kelsens Begriffsexplikationen zu zentralen Elementen von Kaufmanns Wissenschaftstheorie der Sozialwissenschaften wurden. Ich greife den Begriff der „juristischen Person" und des „Deutungsschema" bei Kelsen heraus. In seinem 1929/30erschienenen Aufsatz „Soziale Kollektiva" übertrug Kaufmann Kelsens Auflösung des Begiffs der „juristischen Person" in die Rechtsordnung und Kelsens Satz „Die Norm fungiert als Deutungsschema" (1934, 5) auf Begriffsbildungen, *wie Gesellschaft, Staat, Volkswirtschaft, denen es gemeinsam ist, daß in ihnen eine Mehrheit von Menschen unter dem Gesichtspunkte spezifischer, zwischen ihnen bestehender Beziehungen betrachtet wird* (1929/30, 295). Er begründet dies mit folgendem Argument: *Die eben an dem Beispiel der juristischen Person durchgeführten Betrachtungen lassen sich nun sinngemäß auf die sozialen Gegenstände im engeren Sinn übertragen. Jenes Beispiel aber wurde aus zwei Gründen gewählt. Erstens darum, weil, wie wir eben anmerkungsweise festgestellt haben, auf dem Gebiete der Rechtslehre jene Einsicht bereits vorliegt und methodologisch ausgewertet worden ist, zweitens aber darum, weil hier das Bildungsgesetz (das definitorische Prinzip) weit klarer zutage liegt als bei den meisten sozialen Gegenständen im engeren Sinne, ja auch bei der „ Gesellschaft" selbst.* (1929/30, 298)

Aus Zeitmangel kann ich hier nur das Ergebnis dieser Übertragung anführen:

... Gesellschaft ist nicht ein Inbegriff von Individuen schlechthin, sondern diese bilden die Gesellschaft, insofern... sie in einem Zusammenhang von Gesetzen interpersonalen Verstehens eingestellt erschienen. Diese Gesetze sind aber nicht etwas, was über oder vor den einzelnen Menschen wäre; sondern es sind typische Beziehungen, die gegenüber individuellen Variationen innerhalb gewisser Grenzen invariant bleiben. (1929/30, 299)

Über solche Übertragungen aus der Reinen Rechtslehre in die Theorie der Sozialwissenschaften hinaus kann man argumentieren, daß die Reine Rechtslehre und, breiter, das juristische Denken Kaufmanns Wissenschaftstheorie des wissenschaftlichen Verfahrens entscheidend prägten. Wir finden in ihr wieder Kelsens „Stufenbau" der Rechtsordnung als Hierarchie von Regeln des wissenschaftlichen Verfahrens, die Dignität und Derogation von Aussagen und die Delegation von Bestimmungen an Teilrechtsordnungen. Ein amerikanischer Teilnehmer an einer Diskussion zu John Deweys neunzigstem Geburtstag kritisierte Kaufmanns Wissenschaftstheorie denn auch als „essentially a lawyer's theory of scientific method". (KP 001071)

Damit komme ich zu Felix Kaufmanns Leben als Emigrant. Wie viele hatte er zu lange gezögert. Er verließ Österreich erst nach dem „Anschluß" an das nationalsozialistische Deutschland. Sein Affidavit stellten Freunde der Haberlers. Er selber verbrachte in den folgenden Jahren unzählige Stunden damit, für europäische Freunde Hilfe zu vermitteln, und nach dem Kriege organisierte er Hilfsaktionen für die Besiegten. In New York bekam er sofort eine Stellung als Professor für Philosophie an der „New School for Social Research", wo er bis zu seinem Tod 1949 unterrichtete. Felix Kaufmann war dem Gründer der „Emigrantenuniversität", Alwin Johnson, und auch den Amerikanern als Volk zutiefst dankbar dafür, daß sie sein Leben gerettet und auch, daß sie ihm ein Leben als Wissenschaftler ermöglicht hatten.

In den zehn Jahren, die Felix Kaufmann bis zu seinem Tode blieben, publizierte er auf den folgenden Gebieten: Verbreitung der Phänomenologie in Amerika (auch als Mitherausgeber der Zeitschrift *Phenomenology and Philosophical Research),* Debatten mit Nagel und Carnap über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, allgemeine Wissenschaftstheorie der Sozialwissen-

schaften und Diskussionen von John Deweys *Logic: the Theory of lnquiry.* Spezifische Probleme der Rechtswissenschaft und Ökonomie traten zurück. Während er als Privatdozent in Wien hauptsächlich über Rechtsphilosophie gelesen hatte, umfaßten seine Kurse an der New School, wie das Vorlesungsverzeichnis für 1938 bis 1939 belegt, ein weiteres Spektrum der Philosophie.

FELIX KAUFMANN UND DER PRAGMATISMUS JOHN DEWEYS

„And then, I think to his own surprise and to the surprise of many of us who knew him he came very much under the influence of John Dewey", erzählte mir Ernest Nagel, der ihn seit einem längeren Besuch in Wien 1934 kannte, in einem Interview. Felix Kaufmann hielt sein Buch *Methodology of the Social Sciences* (1944) für eine Weiterentwicklung der Ideen aus Deweys 1938 erschienenem oben erwähntem Werk. Darin hatte Dewey eine Erkenntnistheorie entwickelt, in der „Logik" als Ergebnis von erfolgreichen Such- und Forschungsprozessen dargestellt und eine diesem Befund entsprechende Reform der Logik für die gegenwärtige Situation gefordert wurde. Kaufmann schrieb in der Einleitung seines Buches: *Shortly after the publication of my „Methodenlehre der Sozialwissenschaften" it was suggested that I write a similar book in English, and I started to work on it. But gradually it became a very different book. This is large ly due to my study of Dewey's „Logic: the Theory of lnquiry". While I was strongly impressed by Dewey' s analysis of scientific procedure, 1 could not accept his theory of meaning. This led me to a reconsideration of the problem how the logical analysis of scientific procedure (methodology) is related to deductive logic. I came to the conclusion that methodology must be clearly distinguished from deductive logic and recognized as an autonomous rational discipline. This distinction dominates the argument throughout the book.* (1944, vii)

Im Anschluß an das Erscheinen von Kaufmanns Buch entwickelte sich ein sehr umfangreicher und äußerst heftiger Briefwechsel zwischen Dewey, Bentley und Kaufmann, von dem die Briefe Deweys und Bentleys in einer Auswahl veröffentlicht sind. Ich habe oben unter dem Stichwort „Vernunft" aus ihm zitiert und auf die Probleme der Begegnung zwischen „deutscher" und „amerikanischer" Philosophie hingewiesen. Es war Kaufmanns Bestreben, aus Deweys genetischer Behandlung der Logik — a) der Interpretation von Forschung als einer organischen Aktivität in einer kulturellen Umwelt und b) der Interpretation von wissenschaftlichen Methoden als Gewohnheiten der Forschung — letzteres als einen nicht genetischen Teil herauszulösen und zu entwickeln als die Analyse der allgemeinen Kriterien gerechtfertigter Feststellbarkeit („warranted assertability" ist Deweys Begriff dafür). Dies schließt die Interpretation der Funktion der formalen Logik für die Forschung ein. Kaufmann fühlte sich dazu berechtigt durch folgende Stelle in Deweys *„Logic": To engage in an inquiry is like entering into a contract. It commits the inquirer to observance of certain conditions. A stipulation is a Statement of conditions that are agreed to in the conduct of some affair. These stipulations are at first implicit in the undertaking of inquiry. As they are formally acknowledged (formulated), they become logicalforms of various degrees of generality... (A postulate) is empirically and temporally a priori in the same sense in which the law of contracts is a rule regulating in advance the making of certain kinds of business engagements. While it is derived from what is involved in inquiries that have been successful in the past, it imposes a condition to be satisfied in further inquiries, until the results of such inquiries show reason for modifying it... Only after inquiry has proceeded for a considerable time and has hit upon methods that work successfully, it is possible to extract the postulates that are involved(*1938, 16—18). Ebenso mag sich Kaufmann durch Bemerkungen Deweys wie zum Beispiel die folgende (aus einem Brief Deweys an Kaufmann vom 26. Februar 1947) bestätigt gefühlt haben: *Given the full recognition of the connection of B (relation of criteria of warranted assertability and deductive logic) with A), the material of B) can then be developed on its own account...*

Ich kann hier den Verlauf des mehrjährigen Briefwechsels nicht inhaltlich nachzeichnen. Nur soviel: Neben erreichten Übereinstimmungen zeigt sich immer wieder gegenseitiges Unverständnis. So fragte Dewey Kaufmann am 2. April 1947 recht ungehalten: *You asked what does observation show? The answer to the question what does observation show us, is that it*

shows us what precisely it does show us... For the body of accepted scientific conclusions at a given time is that which observation shows us... Während Dewey und Bentley sich die Mißverständnisse und die unterschiedlichen Positionen aus Kaufmanns „teutonischer" Philosophie erklären, ist Kaufmann als Emigrant nicht in dieser glücklichen Lage: ein Beispiel dafür, wie auch in „vernünftigen Diskussionen um Vernunft" andere Faktoren als Vernunft mitspielen. Die mißlungene Annäherung Kaufmanns an Deweys Philosophie — es gibt ähnliche Prozesse bei anderen Emigranten, zum Beispiel Schütz gegenüber Parsons (Schütz/Parsons 1977) — ist darin begründet, daß beide andere Problemlagen haben: Kaufmann will eine Theorie der wissenschaftlichen Kritik entwickeln, Dewey will die Wissenschaft als die entwickeltste Form der menschlichen Praxis auf andere Praxisbereiche übertragen.

Jemand wie Kaufmann, der sich auf keine der philosophischen Schulen total einschwor und die Sozialwissenschaften als Ganzes sah, war im Wien der Zwischenkriegszeit möglich, in Amerika mit seiner viel weiter gehenden Spezialisierung der einzelnen Sozialwissenschaften und dem beginnenden Siegeszug der analytischen Philosophie und der naturwissenschaftlich orientierten Soziologie schon fast ein Anachronismus.

Anmerkungen:

1 Das Dokument wurde mir von Earlene Craver, Los Angeles, zur Verfügung gestellt.
2 Kaufmanns Briefe an Dewey und Bentley wurden in eine von S. Ratner, J. Altmann und J. E. Wheeler herausgegebene Auswahl des Briefwechsels (Dewey/Bentley 1964) nicht aufgenommen, sodaß sich in ihr nur zahlreiche Äußerungen über Kaufmann finden.
3 Der Brief wurde mir freundlicherweise von J. Altmann zur Verfügung gestellt.
4 Zwar ist inzwischen viel deskriptives Material über die verschiedenen Kreise und Gesprächsgruppen im Wien der Zwischenkriegszeit bekannt, eine genauere sozialwissenschaftliche Analyse der Gruppenstrukturen und Diskursanalyse bezüglich inhaltlichen Transfers von Theorien stehen jedoch noch aus. Diese sind weder in der klassischen Untersuchung von Johnston (Wien 1974) noch für neuere Hypothesen — etwa die von K. Müller (1987, 263) hervorgehobene, intellektuelle Transfers zwischen durchaus heterogenen Gruppen ermöglichende größere Gesprächs- und Diskussionskultur und Interdisziplinarität der Ersten Republik und den von N. Leser (1986) behaupteten Subjektivismus als durchgehendes Element Wiener Theoretisierens — durchgeführt.
5 Der Vortrag basiert auf folgenden Publikationen: Helling 1984a, 1984b, 1985, 1988, in denen die einzelnen Themen ausführlich behandelt werden.
6 Ich zitiere hier aus dem Carnap-Nachlaß (RCC 028-25-03), Rudolf Carnap Collection, University of Pittsburgh Libraries, Special Collection Department (Pittsburgh, PA, USA); die Briefe zu diesem Thema befinden sich auch im Kaufmann-Nachlaß (KP 08078-08063), Originale beim Center for Advanced Research in Phenomenology, Department of Philosophy, Wilfried Laurier University (Waterloo, Ontario, Kanada), Kopie beim Sozialwissenschaftlichen Archiv Konstanz, Universität Konstanz. Weitere Dokumente aus dem Kaufmann-Nachlaß werden im Text als KP zitiert.
7 In diesem Zusammenhang interessant sind zwei zeitgenössische Aufsätze Felix Schaffers (1937, 1939), in denen „eine weitgehende Ähnlichkeit in ihren Methoden und Ergebnissen" für die Reine Rechtslehre und die Reine Wirtschaftstheorie entwickelt wurde. Dazu neuerdings Paul Silverman, 1984.
8 Aus einem Interview der Verfasserin mit Prof. Gottfried Haberler, schriftliche Form zur Verfügung gestellt von Alan Sweezy, 1986.
9 Vgl. die zeitgenössischen Aufsätze von Fritz Schreier, 1923, und Joseph Dobretsberger, 1927.

Literatur:

H.-J. Dahms (Hrsg.), (1985), *Philosophie, Wissenschaft, Aufklärung. Beiträge zur Geschichte und Wirkung des Wiener Kreises.* Berlin—New York.
J. Dewey (1938), *Logic: The Theory of Inquiry.* New York.
J. Dewey/A. F. Bentley (1964), *A Philosophical Correspondence, 1932—1951* (Ausgewählt und ediert von S. Ratner/J. Altman/J. E. Wheeler). New Brunswick.
J. Dobretsberger (1927), „Die Begriffsbestimmung des Rechtes in der Phänomenologischen Rechtsphilosophie", in: *Zeitschrift für öffentliches Recht* 6, 1927, 246—258.
H. Feigl (1969), „The Wiener Kreis in America", in: H. Feigl (1981), 57—94.
H. Feigl (1981), *Inquiries and Provocations. Se/ected Writings 1929—1974{*Ed. R. S. Cohen). Dordrecht.
K. Helling (1984a), „A. Schütz and F. Kaufmann: Sociology between Science and Interpretation", in: *Human Studies* 7, 1984, 141 —161.

I. K. Helling (1984b), „Wirken in der Emigration: Felix Kaufmann. Fallstudie einer mißlungenen Annäherung am Beispiel des Briefwechsels zwischen John Dewey, Arthur F. Bentley und Felix Kaufmann“, in: Srubar (1988), 181—205.
I. K. Helling (1985), „Logischer Positivismus und Phänomenologie: Felix Kaufmanns Methodologie der Sozialwissenschaften“, in: Dahms (1985), 237—256.
I. K. Helling (1987), „Alfred Schütz, Felix Kaufmann, and the Economists of the Mises Circle: Personal and Methodological Continuities“, in: List/Srubar (1988), 43—68.
E. Husserl (1928), *Logische Untersuchungen.* Halle 1928.
W. M. Johnston (1974), *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848—1938.* Wien.
F. Kaufmann (1929/30), „Soziale Kollektiva“, in: *Zeitschrift für Nationalökonomie I,* 1929/30,294—308. F. Kaufmann (1936), *Methodologie der Sozialwissenschaften.* Wien.
F. Kaufmann (1944), *Methodology of the Social Sciences.* New York.
F. Kaufmann (im Erscheinen), *Theory and Method in the Social Sciences* (Übersetzung von Kaufmann 1936). (Ed. I, K. Helling) Dordrecht.
H. Kelsen (1934), *Reine Rechtslehre.* Leipzig und Wien.
N. Leser (1986), „Der zeitgeschichtliche Hintergrund des Wien und Österreich im Fin-de-Siecle“, in: ders. (1986), 29—57.
N.Leser (Hrsg.) (1986), *Die Wiener Schule der Nationalökonomie.* Wien—Köln—Graz.
E. List/I. Srubar (Hrsg.) (1988), *Alfred Schütz: Neue Beiträge zur Rezeption seines Werkes.* Amsterdam. L. v. Mises (1933), *Grundprobleme der Nationalökonomie.* Jena.
L. v. Mises (1981), *Ludwig von Mises: Der Mensch und sein Werk.* München.
K. H. Müller (1987), „Die Idealwelten österreichischer Nationalökonomen“, in: Stadler (1987),(238 bis 275).
O. Neurath (1936), „Die Entwicklung des Wiener Kreises und die Zukunft des Logischen Empirismus“, in: Neurath (1981), 673—702.
O. Neurath (1981), *Gesammelte philosophische und methodologische Schriften* (Hrsg, von Rudolf Haller und Heiner Rutte). 2 Bände. Wien.
F. Schafer (1937), „Reine Rechtslehre und Reine Wirtschaftstheorie“, in: *Internationale Zeitschrift für Theorie des Rechts* 11, 1937, 203—214.
F. Schafer (1939), „Rechtliche und wirtschaftliche Zurechnung“, in: *Internationale Zeitschrift für Theorie des Rechts,* Neue Folge, 1, 1939, 161 —176.
F. Schreier (1923), „Die Wiener rechtsphilosophische Schule“, in: *Logos* 11, 1923, 309—328.
A. Schütz/T. Parsons (1977), *Zur Theorie des sozialen Handelns. Ein Briefwechsel* (Hrsg, von W. Spron- del). Frankfurt.
I. Srubar (Hrsg.) (1988), *Exil, Wissenschaft, Identität. Die Emigration deutscher Sozialwissenschaftler 1933—1945.* Frankfurt.
F. Stadler (Hrsg.) (1987), *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930—1940.* Wien—München.

Links: Felix Kaufmann *
Rechts: Ernst Karl Winter am Rednerpult im Wiener Kleinen Konzerthaussaal am 8. Dezember 1937; er spricht, nach einem mehrere Monate dauernden Aufenthalt, zum Thema „Roosevelt reformiert Amerika“ (zu Seite 458).

ROBERT HOLZBAUER

Ernst Karl Winter

Eine Fallstudie zur Exilforschung kann sich nicht auf den ausschließlich biographischen Aspekt während einer bestimmten, begrenzten Lebensperiode, nämlich der des Exils, beschränken und damit sozusagen ein einzelnes Kapitel aus dem Lebensroman erzählen. Anderseits ist auch das methodische Ideal, das Ernst Karl Winter in seinem nachgelassenen Werk *Ignaz Seipel als dialektisches Problem* postuliert, schwer zu erreichen, wenn er erklärt, daß nicht der „Mensch, die Persönlichkeit, das historisch Einmalige, sondern das Typologische an diesem Dasein“[1] Gegenstand der Untersuchung sei.

Im Falle Ernst Karl Winters ist zunächst auf das Zuordnungsproblem hinzuweisen, das die Zuordnung „Exil“ oder „Emigration“ betrifft. Winter selbst verstand sich eher als Angehöriger des politischen Exils als der wissenschaftlichen Emigration.[2]

Der Akt der Selbstexilierung stellt den vorläufigen Endpunkt einer Karriere von diskriminierenden und dissimilierenden Handlungen seitens der Mitwelt dar; die „Ausgrenzung“, die sich sowohl im Exil als auch in der Emigration manifestiert, beginnt lange vor dem physischen Übertreten der Grenze. Als wesentliches Motiv im Leben Ernst Karl Winters ist ja gerade anzusehen, daß er, auch in politischer Hinsicht, persönlich imstande war, Grenzen zu überwinden, was dem katholisch-konservativen Lager, dem Winter angehörte, nicht gelang.[3]

In dieser Fallstudie sollen zunächst einmal jene Ausgrenzungsmaßnahmen dargestellt werden, die Winter von der institutionalisierten österreichischen Rechtswissenschaft zu erleiden hatte und die letztlich für ihn exilrelevante Erlebnisse waren. Dabei kann die Frage problematisiert werden, inwieweit die offizielle Rechtswissenschaft in Österreich vor 1938 bereit war, ihre Rolle als Staatswissenschaft auf die staatliche Souveränität Österreichs zu beziehen. Schließlich kann auch Ernst Karl Winters politische Identität vor und während des Exils nicht vollständig ohne Betrachtung bleiben.

Ernst Karl Winter wurde am 1. September 1895 in Wien geboren. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg fand er Kontakt mit katholischen Kreisen um Anton Orel. Er nahm als Einjährig-Freiwilliger am Ersten Weltkrieg teil und war dabei Regimentskamerad von Engelbert Dollfuß. Wegen Duellverweigerung wurde er nicht zum Offizier befördert.[4] Ab 1918 studierte er Rechtswissenschaften an der Universität Wien und promovierte am 24. März 1922.

Nach Abschluß des Studiums lebte er als freier Schriftsteller und Privatgelehrter, was bedeutet, daß er in materieller Hinsicht im Zustand einer permanenten Unsicherheit lebte. Politisch vertrat er in dieser Zeit katholisch-konservative und legitimistische Positionen, vor allem in Anlehnung an die katholische Soziallehre der Schule Karl Vogelsangs, in wissenschaftlicher Hinsicht war er vom Neukantianismus Max Adlers, zum Teil auch von Kelsens Reiner Rechtslehre beeinflußt.[5]

Winter ist wohl als Kopf jener Gruppe zu bezeichnen, die 1927 unter dem Titel *Die österreichische Aktion*[6] eine Sammlung programmatischer Studien veröffentlichte. Deutlich wird auf das französische Vorbild (*Action Française* von Charles Maurras) verwiesen.[7] Unter anderem versucht das Buch eine erste wissenschaftliche Begründung der staatlichen Souveränität der österreichischen Nation und setzt dem „deutschen Wesen“ ein konservativ-katholisch akzentuiertes Europa- und Österreichbekenntnis entgegen.[8]

Sowohl diese Arbeit, wie auch die Tatsache, daß Winter „die soziale Aufbauarbeit der Gemeinde Wien und den Kampf gegen die kapitalistische Ordnung“[9] positiv würdigte, wurden keiner großen Öffentlichkeit bekannt.

Im Mai 1929 ersuchte Winter die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Wien um Erteilung der Venia legendi für Allgemeine Gesellschaftslehre und legte die Habilitationsschrift *Die Sozialmetaphysik der Scholastik* vor. Die Fakultät war geprägt durch die Vorherrschaft einer Gruppe deutschnationaler Professoren, als deren wichtigste

Repräsentanten wohl Gleispach, Hold-Ferneck, Hugelmann, Schönbauer, Schwind, Spann und Voltelini anzusehen waren. Wie Winter selbst urteilt, war maßgeblich deren *ehrliche Überzeugung, einen nationalen Vorposten verteidigen zu müssen, dessen Durchsetzung mit national unzuverläßlichen Lehrern mit allen Mitteln verhindert werden sollte. Ebenfalls notorisch war deren Verneinung der österreichischen Eigenart in Kultur und Staatlichkeit, die im bedingungslosen Anschluß an Deutschland, sowie in einer weitgehenden Annäherung an nationalsozialistische Gedankengänge bestand.*[10]

In der ersten Sitzung der Habilitationskommission wurde auf jeden Fall nicht über die wissenschaftliche Qualifikation Winters diskutiert, sondern etwa über die Frage, ob er selbst oder lediglich Blätter, in denen er geschrieben hatte, von der Entente bestochen seien, ob er wegen seiner extrem-politischen Meinung habilitiert werden könne, oder ob die deutsche Gesandtschaft in der Habilitationsangelegenheit interveniert hätte oder lediglich einer ihrer Beamten als Privatmann.[11]

Im WS 1929/30 sagte der Dekan der Fakultät, Hold, zu Winter wörtlich: „Solange Sie nicht in der *Dötz* [der *Deutsch-Österreichischen Tageszeitung*, dem Organ der österreichischen NSDAP] einen Leitartikel für den Anschluß schreiben, werden Sie nicht habilitiert werden.“[12]

Nachdem Winter im Sommersemester 1930 seine zweite Habilitationsschrift *Platon. Das Soziologische in der Ideenlehre* vorgelegt hatte, verlangte die Fakultät ein „öffentlich abgegebenes, klares und deutliches Bekenntnis zur deutschen Kulturgemeinschaft“, ehe das Habilitationsverfahren eingeleitet werden würde.[13] Winter kam dieser Forderung in einer Form nach, die er vor sich selbst noch vertreten konnte[14] und die auch vom Professorenkollegium mehrheitlich anerkannt wurde; nicht jedoch von Hold und Spann, die gemeinsam mit Kelsen (der allerdings danach nach Köln wechselte) die Kommission zur Überprüfung der wissenschaftlichen Eignung Winters bildeten. Nachdem insbesondere Spann neuerlich Druck ausgeübt hatte, ersuchte Winter 1932 um Ruhen des Verfahrens, offensichtlich in der Hoffnung, neuerliche wissenschaftliche Leistungen würden die Situation ändern. Am 22. Dezember 1934 legte er — nun schon Vizebürgermeister der Stadt Wien — als neue Habilitationsschrift den 1. Band seines *Rudolf IV.* vor und beantragte die Wiederaufnahme des Verfahrens. Dies führte in der Folge dazu, daß die Habilitationswerbung auf das Fach „Wirtschaftsgeschichte“ eingeschränkt wurde, was Winter als Verhöhnung seiner wissenschaftlichen Arbeit auffaßte. Weil Winter Spann kritisiert hatte, wurde schließlich die Habilitation — ohne je formal erledigt zu werden — aus „einem in der Person des Bewerbers zutage getretenen, seine Eignung zum Hochschullehramt in Frage stellenden Grund abgewiesen“, das heißt, ihm wurde die moralische Eignung abgesprochen, letztlich, weil er „ein unbedingter Gegner des Anschlusses war“ und „den österreichischen Gedanken über den nationalen, deutschen Gedanken gestellt“ hatte.[15]

Winters „Eintritt“ in die Politik erfolgte mit den beiden offenen Briefen an den Bundespräsidenten vom 16. März und 1. April 1933, in denen er den Verfassungsbruch als Staatsstreich, den er als erster als solchen bezeichnete, scharf kritisierte und für die Demokratie Stellung nahm.[16]

Auch die von Winter ab 1933 herausgegebenen *Wiener Politischen Blätter*[17] sind in der ersten Phase der Verfassungskrise gewidmet. In der Folge beteiligte sich Winter im Lauf des Jahres 1933 erfolglos an Vermittlungsversuchen zwischen der Regierung und der Sozialdemokratie, wobei es ihm nicht gelang, zu Dollfuß vorzustoßen. Als Folge des 12. Februar 1934 wurde Winter von Dollfuß damit betraut, die Arbeiterschaft in den Staat zu integrieren, wofür er formal mit dem Amt eines 3. Vizebürgermeisters von Wien legitimiert wurde. Winter rief nun die „Aktion Winter“ (später „Österreichische Arbeiter-Aktion“) ins Leben, von der er selbst überzeugt war, daß sie der Versöhnung diene, von der Dollfuß jedoch meinte, sie diene der Bekehrung der Arbeiterschaft. Winter, der Zeit seines Lebens keiner Partei angehörte, hatte keinerlei Machtbasis. Sehr schnell geriet er zwischen die Fronten der österreichischen Politik und mußte feststellen, daß er seine Forderungen nicht verwirklichen konnte, etwa die nach einer raschen und umfassenden Amnestie für die Opfer des 12. Februar. Winter wurde von den Kernschichten der Arbeiterschaft nur zögernd akzeptiert. Oskar Pollak bezeichnete seine Funktion als die eines „Hofnarren des Faschismus“; schließlich durfte er den Machthabern eine Zeitlang relativ ungestraft die Wahrheit sagen. Nach der Ermordung

von Dollfuß wurden seine Möglichkeiten von seinen Gegnern in der Regierung und in der Verwaltung weiter eingeschränkt.

Von 1933 bis 1936 gab Winter die *Wiener Politischen Blätter* heraus, die in dieser Phase wohl als einziges bürgerliches Periodikum Österreichs bezeichnet werden können, das konsequent für die Demokratie und gegen den Nationalsozialismus eintrat.

Diesem Ziel diente auch Winters Gsur-Verlag, der „wie kein zweiter Verlag dieser Zeit in Österreich eine kompromißlos antinationalsozialistische Linie einhielt“ und der deswegen auch von den österreichischen Behörden gezwungen wurde, seine Tätigkeit einzustellen.[18] 1932 und 1933 erschienen vier gegen die Nationalsozialisten gerichtete Schriften, die zu dieser Zeit wahrscheinlich die schärfste Kritik an den Nazis waren, die im deutschen Sprachraum publiziert worden waren.

Der Verlag bot auch Schriftstellern, die der sozialistischen Bewegung angehörten, die Möglichkeit zu publizieren, beispielsweise Theodor Kramer. In zwei Fällen ist die Intervention der deutschen Gesandtschaft belegt. Im Falle des 1935 erschienenen Romans von Walter Mehring, *Müller. Die Chronik einer deutschen Sippe,* wurde auf Betreiben von Papens wegen „Hochverrats“ eine polizeiliche Untersuchung eingeleitet; der Roman *Unsere Töchter, die Nazinen* von Hermynia zur Mühlen wurde beschlagnahmt, weil er „unter der Maske der Feindschaft zum Nationalsozialismus ... fast unverhüllt aufscheinende marxistisch-kommunistische Propaganda“ enthalten sollte.

In der Folge des Juliabkommens 1936, mit dem sich Schuschnigg mit Hitler zu arrangieren glaubte, wurde Winter zunächst als Vizebürgermeister beurlaubt. Dennoch versuchte er, eine Einheitsfront von rechts nach links gegen den Nationalsozialismus zu schaffen. Zuletzt forderte er, eine „Volksmonarchische Aktion“ sollte das gesamte politische Spektrum von den Kommunisten bis zu den Monarchisten umfassen. Wegen dieser seiner „Volksfrontparolen“ wurde er im Oktober 1936 aus seinem Amt entlassen, unmittelbarer Anlaß war ein *Reichspost*-Artikel, der aus der Feder August Maria Knolls stammte.[19]

1937 unternahm Winter eine erste Reise in die Vereinigten Staaten. Es kann angenommen werden, daß er sein Exil vorbereitete. Einen Vortrag zum Thema „Roosevelt reformiert Amerika“ im Dezember 1937 im Wiener Konzerthaus bezeichnet Winter als letzte Manifestation des demokratischen Wien. Noch am 1. März 1938 verfaßte er eine Denkschrift für Schuschnigg, in der er unter anderem die Möglichkeiten eines bewaffneten Widerstandes Österreichs analysierte.[20]

Die erste Verhaftungswelle der Gestapo verfehlte Winter. Unter dramatischen Umständen gelang am 18. März 1938 der Grenzübertritt in die Schweiz. Kurz danach konnten auch seine Frau und die — damals — sieben Kinder ausreisen. Im September erfolgte die Einreise in die USA. Ab Oktober 1938 lehrte Winter als Professor für Sozialphilosophie und Soziologie an der Graduate Faculty, New School for Social Research, in New York, wo er vier Jahre — bis 1942 — tätig war. Diese vier Jahre waren die einzige Zeitspanne im Leben Winters, in der er einen bürgerlichen Beruf mit einem geregelten Einkommen hatte und nicht „wie die Lilien auf dem Feld“ leben mußte, wie er das selbst ausdrückte.

Winter blieb in diesen vier Jahren im wesentlichen bei seinen Forschungsschwerpunkten, zu denen antike und mittelalterliche Sozialphilosophie, besonders die Philosophie Platons, sowie die kritische Wertung des scholastischen und neoscholastischen Denkens gehörten. Weitere Schwerpunkte waren die Erforschung der geistesgeschichtlichen Wurzeln des Nationalsozialismus sowie Österreich-Themen. In der Periode des Exils konnte Winter wesentlich weniger publizieren; im Nachlaß befinden sich noch einige unveröffentlichte Manuskripte aus dieser Phase.

Ernst Karl Winter versuchte, auch in der Exilpolitik die „Union sacrée von rechts bis links“[21] zu verwirklichen. Im Jänner 1939 gehörte er zu den Gründern des „Austro-American Centre“, der ersten österreichischen Exilorganisation in den USA, deren Präsident er auch war. Es war dies die einzige überparteiliche Vereinigung, welche immerhin ein halbes Jahr ohne Spaltung überstand. Ab Sommer 1940 war Winter Leiter der österreichischen Sektion des „American Committee on European Reconstruction“, in dem neben Österreichern die offiziellen tschechischen und polnischen Exilkreise vertreten waren, darunter Jan Masaryk. Es kann als bekannt vorausgesetzt werden, daß es auch dem österreichischen politischen Exil nicht gelang, eine Einheitsfront gegen den Nationalsozialismus zu schaffen.

1942 wurde Winter von der New School for Social Research entlassen, offiziell wegen Sparmaßnahmen, inoffiziell wurde ihm auch mitgeteilt, er wäre einfach „too much of an Austrian". Tatsächlich wird an diesem Fall eine Bruchlinie zwischen der deutschen Emigration und dem österreichischen Exil sichtbar. Der Vermutung, „Winter wäre wegen seiner zweifelhaften politischen Positionen, die kaum in das antifaschistische Klima der Graduate Faculty paßten",[22] entlassen, steht Winters eigene Interpretation gegenüber.

In einem Manuskript mit dem Titel „I accuse the German University in Exile" sieht Winter den Grund für seine Entlassung darin, daß er kritisch über Deutschnationalismus und nicht unkritisch über Katholische Soziallehre lehren wollte. Seine ehemaligen Kollegen bezeichnet er als Deutschnationale reinsten Wassers. Weiters vermutet er, daß seine Funktion in der eines katholischen Aushängeschilds bestanden hätte; deswegen sei die Fakultät auch nicht an seinen anti-thomistischen Positionen interessiert gewesen, sondern stets daran, daß im Titel seiner Vorlesungen das Wort „katholisch" vorkäme. Winters abschließendes Urteil über die New School war, daß sie nicht aufgehört habe, eine deutsche Institution zu sein, aber keine, die sich verpflichtet fühlt, mutig und offen zur Idee eines neuen Deutschland zu stehen, sondern eine Institution, in der elementare Tendenzen eines Krypto-Germanismus eifersüchtig gehütet und kultiviert würden.[23] Für Winter war allerdings die Ausgrenzung wegen Mangels an Deutschtum ein Dejavu-Erlebnis.

In der Folge lebte Winter vor allem vom Stipendium eines katholischen Hilfskomitees. Er wandte sich nunmehr zunehmend den Problemen der Zivilisationsforschung zu, wie etwa Fragen der Atomzivilisation und der Ökologie (vor allem den landwirtschaftlichen Produktionsbedingungen).

Ab Kriegsende versuchte er, Voraussetzungen für seine Rückkehr zu schaffen, und bot Figl und Hurdes seine Rückkehr an. Seine Hoffnungen wurden jedoch nicht erfüllt. In einem Brief an Figl schreibt er am 23. April 1946:

Ich dachte, die Wiedergutmachung des mir durch fast 20 Jahre zugefügten Unrechtes, das in der Verweigerung der Venia legendi durch die an der juridischen Fakultät herrschende deutschnationale Clique bestand, sei eine Selbstverständlichkeit. Aus Hurdes' Brief glaube ich entnehmen zu müssen, daß dem keinesfalls so ist und daß damit neuerdings Klauseln und Bedingungen verbunden sind, die ich schon einmal abgelehnt habe.[24]

Am Beispiel der Habilitationssache Winter wird deutlich, daß es im Jahr 1945 im offiziellen akademischen Leben Österreichs, das schon vor 1938 stark deutschnational geprägt war, keine größeren Brüche gab. Weit verfehlt wäre es, von einer „Stunde Null" zu sprechen. Zwar wurde Winter im Oktober 1946 die Venia legendi erteilt, jedoch nur für Wirtschaftsgeschichte. Winter sah sich durch die Tatsache, daß seine Heimkehr verhindert wurde, in einer peinlichen Lage. Weil er — nach seiner Selbsteinschätzung — „zu katholisch für die Progressiven und zu kommunistisch[4] für die Katholiken" war, konnte er in Amerika keinen intellektuellen Beruf finden.

Hurdes versuchte 1946 und 1947, Winter an der Universität Graz einen Lehrstuhl für Soziologie (auf dem allerdings noch ein NSDAP-Exmitglied saß) zu verschaffen. Auch diese Berufung wurde verhindert. Winter stellte dazu fest, „die fanatischen Angriffe kamen nicht von den Nazis, sondern von den Katholisch-Nationalen". Insbesondere im Umfeld der ÖVP gab es beträchtliche Widerstände gegen eine Rückkehr Winters, namentlich von Funder, Knoll und Gorbach.[25]

Winter kehrte erst 1955 aus den USA zurück; erst in diesem Jahr wurde ihm die Lehrbefugnis für Soziologie, um die er 1929 angesucht hatte, erteilt. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich mit Problemen der Maschinen-, Chemie- und Atomzivilisation (Problemen also, die es offiziell noch gar nicht gab) und mit der Erforschung des Lebens des Heiligen Severin, in dem er unter anderem ein Symbol für die Lage Österreichs zwischen Ost und West sah.

Winter starb überraschend am 4. Februar 1959, wenige Stunden nach Fertigstellung des zweiten Bandes seines Severin-Buches, und wurde am 12. Februar begraben.

Am Beispiel des Denkens und — in einer freilich nur kurzen Phase — des konkreten politischen Wirkens Ernst Karl Winters lassen sich jene Alternativen ermessen, die sich der politischen Praxis in Österreich 1918 bis 1938 im allgemeinen und dem katholisch-bürgerlichen Lager im besonderen aus vielerlei Gründen nicht erschlossen haben. Winters Bedeutung

gründet auf seinen Analysen, die das Produkt außerordentlicher wissenschaftlicher Disziplin und von prophetischer Schärfe sind. Ihre Originalität gewinnen sie aus Winters Fähigkeit, „links zu denken". Seine Tragik liegt darin, daß ihn das eine Lager nicht akzeptieren konnte, weil er links dachte, das andere nicht, weil er rechts stand.

Anmerkungen:

1 Ernst Karl Winter, *Ignaz Seipel als dialektisches Problem. Ein Beitrag zur Scholastikforschung.* Wien 1966.
2 Das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration* etwa zählt Winter zur politischen, Kelsen und Kaufmann jedoch zur wissenschaftlichen Emigration.
3 Norbert Leser, *Grenzgänger. Österreichische Geistesgeschichte in Totenbeschwörungen*, Bd. 1. Wien—Köln—Graz 1981, 141 —166.
4 Ernst Karl Winter, *Christentum und Zivilisation.* Wien 1956, 370—388.
5 Zur wissenschaftlichen Position Winters: Joseph Marko, „Ernst Karl Winter: Wissenschaft und Politik als Beruf", in: *Geistiges Leben in der Zwischenkriegszeit.*
6 *Die österreichische Aktion.* Programmatische Studien von August Maria Knoll, Alfred Missong, Wilhelm Schmid, Ernst Karl Winter, Hans Karl Zeßner-Spitzenberg. Wien 1927.
7 Auf den Aspekt der Rezeption des Gedankengutes der „Action française" sowie auf andere geistige Querverbindungen im europäischen Konservativismus kann an dieser Stelle nur kursorisch verwiesen werden.
8 *Die österreichische Aktion,* 6.
9 „Ein katholischer Schriftsteller über das Neue Wien", Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Archiv Nr. 5088.
10 Rekurs gegen die Ablehnung der Habilitationswerbung, Kopie Sammlung Holzbauer, Mappe Habil, *4.*
11 Der Fakultätsakt befindet sich im Nachlaß Ernst Karl Winters, der von Hans Müller in Sargans, Schweiz, sachkundig verwaltet wird.
12 Rekurs, wie Anm. 10, 5; Ernst Karl Winter, „Österreichische Erziehungsprobleme", in: *Wiener Politische Blätter*, 7/8, 5. Juli 1936, 245.
13 Habil. Akt, wie Anm. 11.
14 „Persönliche Nachbemerkung": Ernst Karl Winter, „Der paternale Staat", in: *Zeitschrift für öffentliches Recht,* 1931, 250f.
15 Rekurs, 12.
16 *Arbeiter-Zeitung* vom 12. März und 2. April 1933; *Wiener Politische Blätter*, Nr. 1 vom 16. April 1933, 39—49.
17 In Auszügen liegen die *Wiener Politischen Blätter* nachgedruckt vor in: Karl Hans Heinz, *Ernst Karl Winter. Ein Katholik zwischen Österreichs Fronten 1933—1938.* Wien—Köln—Graz 1982.
18 Murray G. Hall, *Österreichische Verlagsgeschichte.* Wien 1985, 178—192.
19 „Volksfrontparolen auch in Österreich?", in: *Reichspost,* 23. Oktober 1936.
20 Ernst Karl Winter, „Ein österreichisches Memento", in: *Die Furche,* Nr. 6—9, vom 11., 18., 25. Februar, 4. März 1961, jeweils 3; gekürzt in: *Österreichische Academia,* Nr. 1 und 2, 1987.
21 Ernst Karl Winter, „Die österreichische politische Emigration", in: *Die Abwehr.* Graz 1949/50.
22 Claus-Dieter Krohn, *Wissenschaft im Exil. Deutsche Sozial- und Wirtschaftswissenschafter und die New School for Social Research.* Frankfurt—New York 1987,86. Leider fehlt an dieser Stelle der Beleg, da offensichtlich eine Anmerkung doppelt vergeben wurde.
23 Diesem Urteil über die New School for Social Research scheinen auch französische und belgische Sozialwissenschaftler zuzuneigen, die ab 1940 berufen wurden. Dies führte zu schwersten Spannungen, die Claus-Dieter Krohn damit erklärt, daß sie sich „nie anders als auf Rückkehr wartende Exilanten verstanden, während die... Deutschen fast alle schon amerikanische Staatsbürger geworden waren." Claus-Dieter Krohn, ebda. Dies wäre ein Erklärungsansatz, der auch für Ernst Karl Winter in hohem Maße plausibel scheint.
24 Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Archiv Nr. 15.060/21.
25 Ernst Karl Winter, „Briefwechsel mit Schuschnigg". Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Archiv Nr. 15.060/105.

ROBERT WALTER

Hans Kelsens Emigration aus Österreich im Jahre 1930[1]

1. KELSENS ABGANG AUS WIEN — EINE EMIGRATION?

Im Jahre 1930 erhielt der Professor der Wiener Rechtswissenschaftlichen Fakultät Dr. Hans Kelsen einen Ruf an die Universität Köln; er entschloß sich, diesem Ruf Folge zu leisten, machte einen Abschiedsbesuch beim Unterrichtsminister und trat am 2. November 1930 sein Kölner Lehramt an.

Betrachtet man bloß diese Fakten, so stellt sich die Frage, ob es sich bei diesem Abgang aus Wien um eine Emigration handelte. Dies hängt selbstverständlich von dem — durchaus nicht einheitlich gebildeten — Emigrationsbegriff ab. Unter Emigration wird nämlich teils jede Auswanderung verstanden; in einem engeren Sinne aber nur das freiwillige oder erzwungene Verlassen eines Landes infolge der Veränderung seiner Politik, Verfassung, Religion oder Weltanschauung;[2] im engsten Sinne ist mit Emigration nur die unfreiwillige Auswanderung gemeint.[3]

In der engsten Bedeutung des Wortes war das Verlassen Österreichs durch Kelsen keine Emigration; wohl aber in dem Sinne, daß ihn die Veränderung der politischen Verhältnisse und des geistigen Klimas bewogen, Österreich freiwillig zu verlassen.

Bevor auf diese Gründe für die Emigration eingegangen werden kann, muß Kelsens Leben und Werk bis zum Verlassen Österreichs kurz skizziert werden.

2. KELSENS LEBEN UND WERK BIS ZU SEINER EMIGRATION

2.1. LEBEN

Hans Kelsen wurde 1881 in Prag als Sohn deutschsprachiger jüdischer Eltern geboren. Bald übersiedelte die Familie nach Wien, und Kelsen absolvierte hier seine Schulausbildung und begann danach mit dem Studium der Rechtswissenschaften, das er 1906 mit dem Doktorat abschloß. Danach begann er — beruflich in verschiedenen Positionen tätig — die Arbeit an seiner bis heute richtungweisenden Habilitationsschrift über die *Hauptprobleme der Staatsrechtslehre.* Mit dieser — 1911 erschienenen Schrift[4] — wurde Kelsen Privatdozent an der Wiener Juristenfakultät.[5]

Im August 1914 zum Kriegsdienst eingezogen, wirkte Kelsen zuletzt in der bedeutungsvollen Aufgabe eines Rechtsberaters des Kriegsministers und erlebte aus nächster Nähe das Ende der Monarchie und das Entstehen der Republik.

Kelsen, der 1918 a.o. Professor, 1919 o. Professor an der Wiener Juristenfakultät geworden war, wurde von Staatskanzler Renner zur Mitarbeit an der neuen Verfassung der Republik herangezogen. Nach deren Inkrafttreten wurde er „auf Lebensdauer“ zum Mitglied des vom Bundesverfassungsgesetz 1920 eingerichteten Verfassungsgerichtshofes bestellt; aus dieser Position ist er aufgrund der Bundes-Verfassungsnovelle 1929 im Jahre 1930 entfernt worden.

Um die Persönlichkeit Kelsens zu umreißen, erscheint es erforderlich, zu betonen, daß er religiös agnostisch war und sich nie entschloß, einer politischen Partei beizutreten, weil er seine Meinung in Freiheit — auch ohne Rücksicht auf Parteidisziplin — vertreten wollte. Wertrelativistisch eingestellt, gab Kelsen niemals einer politischen Idee wissenschaftlich den Vorzug, wenn er auch persönlich als liberaler Demokrat bezeichnet werden kann.[6]

2.2 WERK

Aus Kelsens Wirken in der Zeit vor 1930 ragen vor allem zwei Bereiche hervor: Wissenschaftlich war dies die Begründung einer neuen theoretischen Grundlage der Rechtswissenschaft, nämlich des *kritischen Rechtspositivismus.* Mit seiner neuen Doktrin, der *Reinen Rechtslehre*, zeigte Kelsen, wie man in erkenntnistheoretisch zulässiger Weise eine Wissenschaft vom positiven Recht als Normwissenschaft betreiben könne: indem man als Grundlage der wissenschaftlichen Betrachtung positiver effektiver Ordnungen eine „Metanorm" als Voraussetzung annimmt, die er *Grundnorm* nennt. Von dieser ausgehend, läßt sich die Vielfalt der Rechtserscheinungen als auf diese Grundnorm zurückführbare Rechtsnorm deuten.[7]

Mit diesem rechtswissenschaftlichen Programm vermochte Kelsen eine Reihe bedeutender Schüler um sich zu versammeln, sodaß man von einer *Wiener Schule der Rechtstheorie* sprechen konnte.[8,9]

Der zweite — politisch im Vordergrund stehende — Bereich des Wirkens Kelsens war seine Mitarbeit beim Zustandekommen des Bundes-Verfassungsgesetzes 1920. Zahlreiche Entwürfe zu diesem — in mühevollen Verhandlungen zwischen den politischen Parteien, aber auch zwischen Bund und Ländern, zustandegekommenen — Verfassungswerk stammen aus der Feder Kelsens, der als Konsulent der Staatskanzlei und als Berater des Verfassungsausschusses auch an den Detailverhandlungen mitwirkte[10] und die ersten — richtungweisenden — Arbeiten über diese Verfassung schrieb.[11]

3. GRÜNDE DER EMIGRATION

Wie einleitend hervorgehoben, ist auch ein freiwilliges Verlassen eines Landes als Emigration zu werten, wenn es wegen der Änderung der politischen Lage erfolgt. Wie zu zeigen sein wird, war dies mindestens mit ein Grund für Kelsen, Österreich zu verlassen.

3.1 DIE ENTWICKLUNG DES VERFASSUNGSRECHTS DER ERSTEN REPUBLIK

Wie bereits hervorgehoben, hatte Kelsen am Zustandekommen des Bundes-Verfassungsgesetzes 1920 entscheidenden Anteil. Man kann davon ausgehen, daß Kelsen dieses Verfassungswerk auch innerlich akzeptierte.

Das Bundes-Verfassungsgesetz 1920 wurde nun durch zwei große Novellen wesentlich verändert: Durch die B-VG-Novelle 1925, die in gewissem Sinne eine „Vollendung" des Verfassungswerkes war, und durch die B-VG-Novelle 1929, die darauf abzielte, das System der Bundesverfassung umzugestalten.

Die Vorbereitung der zuletzt erwähnten Verfassungsnovelle führte zu einer eingehenden literarischen Diskussion, die zeigt, daß Kelsen, der mehrfach Stellung bezog, vielen der damals aktuellen verfassungspolitischen Bestrebungen kritisch gegenüberstand: An dem von der Bundesregierung vorgelegten Entwurf einer Verfassungsnovelle kritisierte er vor allem die gegen die parlamentarische Demokratie gerichtete Tendenz und die offenbare Benachteiligung des Bundeslandes Wien, aber auch die vorgesehenen Ermächtigungen zu gesetzesändernden und gesetzesergänzenden Verordnungen.[12] Bekanntlich ist im Zuge der Beratungen manches abgeschwächt und verändert worden, sodaß Kelsens Urteil später nicht mehr so scharf ausfällt.[13] Immerhin manifestierten sich Tendenzen — zum Beispiel auch jene in Richtung auf eine berufsständische Vertretung[14] —, die Kelsen bedenklich erschienen.

Abgesehen von diesen Punkten betraf die B-VG-Novelle 1929 Kelsen als Verfassungsrichter auch persönlich, was wohl auch einer der Umstände war, die ihm das politische Klima als nicht befriedigend erscheinen lassen mußten.

3.2 DIE UMBESETZUNG DES VERFASSUNGSGERICHTSHOFES

Der nach dem Bundes-Verfassungsgesetz 1920 eingerichtete Verfassungsgerichtshof war derart organisiert, daß seine Mitglieder teils vom Nationalrat, teils vom Bundesrat „auf Lebensdauer" zu wählen waren (Art 147 Abs 3). Einer dieser gewählten Richter war Hans Kelsen.

Die Bundes-Verfassungsgesetz-Novelle 1929 sah nun nicht nur einen anderen Bestellungsmodus der Richter vor, sondern auch, daß die bisherigen Mitglieder ihr Amt mit 15. Februar 1930 verlieren (§ 25 Abs 1 des Verfassungs-ÜbergangsG 1929).

Zwar hätte Kelsen abermals Verfassungsrichter werden können. Die Regierung war nämlich bereit, zwei der neuen Mitglieder auf Vorschlag der sozialdemokratischen Partei zu ernennen, und deren Vorsitzender, Bürgermeister Seitz, ersuchte Kelsen (ohne jede Bindung gegenüber der Partei), einen der beiden Plätze einzunehmen. Dieser lehnte aber ab, weil er ein solches Amt nicht als Vertrauensmann einer politischen Partei ausüben wollte; auch wollte er dem Gerichtshof durch seine Angehörigkeit auch nicht den Schein der Objektivität geben. Die damit gezeigte hohe ethische Haltung erscheint vielleicht in der heutigen Zeit mit ihrer weitverbreiteten Ämterpatronage noch anerkennenswerter.

Die Umbesetzung des Verfassungsgerichtshofes hatte selbstverständlich ihre Vorgeschichte. Deren Hauptpunkt war die Unzufriedenheit mit der Haltung des Verfassungsgerichtshofes in der Frage der sogenannten „Dispensehen". Diese stellten damals ein heikles politisches Problem dar. Im Hinblick auf die Unscheidbarkeit der katholischen Ehe erteilten die Landeshauptmänner — aufgrund einer gesetzlichen Ermächtigung — unter bestimmten Umständen eine Dispens vom Ehehindernis des bestehenden Ehebandes, sodaß eine neuerliche Eheschließung möglich wurde. Die ordentlichen Gerichte betrachteten jedoch diese Dispense als unverbindlich und erklärten die zweite Ehe für ungültig. Damit war gewissermaßen eine Person für den Bereich der Verwaltung mit dem Ehepartner A, für den Bereich der Gerichtsbarkeit mit dem Ehepartner B verehelicht. Dieser gewiß unerfreulichen Rechtssituation versuchte der Verfassungsgerichtshof als Kompetenzgerichtshof zu steuern, indem er eine Pflicht des Gerichtes zur Anerkennung des Verwaltungsaktes des Dispenses annahm. Über die Richtigkeit dieser Judikatur kam es zu heftigen juristischen Auseinandersetzungen,[15] die hier nicht weiter zu diskutieren sind. Es kam aber auch zu politischen Divergenzen und persönlichen Angriffen gegen Kelsen, auf den man diese Judikatur zurückführte und der sie auch literarisch verteidigte.

3.3 DIE SITUATION AN DER FAKULTÄT

Als Kelsen 1918 a.o. Professor an der juristischen Fakultät werden sollte, stimmten alle Mitglieder des Kollegiums für ihn, mit Ausnahme von Prof. Ernst Schwind, der ein Kontravotum einbrachte, in dem vor allem Kelsens theoretische Richtung bekämpft wurde. 1919, als Kelsen Ordinarius wurde, verlangte die Fakultät, die einen Zweiervorschlag erstellte, einstimmig und ausdrücklich die Ernennung des erstgereihten Kelsen. Bei dieser günstigen Lage blieb es jedoch nicht, was etwa bei der Habilitation des Kelsen-Schülers Fritz Schreier[16] deutlich wurde. Als besonderer Gegner Kelsens etablierte sich neben Professor Ernst Schwind[17] auch Professor Hold-Ferneck,[18] der Kelsen in einer eigenen — nicht unwidersprochen gebliebenen — Schrift angriff. So waren die Verhältnisse an der Wiener Fakultät für Kelsen, dem bereits vielfach internationale Anerkennung zuteil wurde, keineswegs erfreulich.

3.4 DIE GEISTESGESCHICHTLICHE LAGE

Eine der Wurzeln der wissenschaftlichen Position Kelsens war der „Wertrelativismus". Ihm war die Zeit nicht günstig. Allenthalben zeigten sich wertabsolutistische Heilslehren, die den Relativismus verdammten. Kelsen mußte dies in seiner österreichischen Heimat umso stärker empfinden, als seine Lehre hier auf fruchtbaren Boden gefallen war und schulbildend gewirkt hatte.

Es dürften alle diese Umstände gewesen sein, die Kelsen veranlaßten, den Ruf nach Köln

anzunehmen, obzwar er in Deutschland noch früher direkte politische Verfolgung zu erleiden hatte, als sie ihm in Österreich gedroht hätte.[19]

4. KELSENS LEBEN UND WERK NACH SEINER EMIGRATION AUS ÖSTERREICH

4.1 LEBEN

In Köln war Kelsen nur eine kurze Zeit des Wirkens vergönnt. Bereits 1933 wurde er pensionslos entlassen,[20] woran auch der — bis auf eine Stimme (Carl Schmitt) — einmütige Protest der Kölner Professoren nichts änderte. Kelsen konnte Deutschland verlassen und eine — vorübergehende — Stellung am Genfer „Institut Universitaire des Hautes Etudes International" antreten.[21]

Die Möglichkeit, wieder eine Professur zu erlangen, bot eine Berufung an die Deutsche Universität in Prag. Kelsen, der seine Genfer Tätigkeit teilweise aufrecht erhielt, trat 1936 sein Amt in Prag an, konnte es aber wegen andauernder Störungen und Drohungen durch „völkische" Studentengruppen kaum ausüben. Der politische Umschwung in der Tschechoslowakei beendete 1938 Kelsens Tätigkeit in Prag.

Kelsen konnte vorläufig seine Lehrtätigkeit in Genf fortsetzen, entschloß sich jedoch 1940 zur Emigration nach den Vereinigten Staaten, die ihm zur zweiten Heimat wurden. Kelsen konnte zwei Jahre als Lecturer an der Harvard Law School lehren, dort aber nicht verbleiben; er folgte 1942 einem Ruf an das Political Science Departement der Kalifornischen Universität Berkeley, wo er 1945 „Full Professor" wurde — also nach mehr als 25 Jahren wieder jene akademische Stellung erreichte, die er 1919 eingenommen hatte. 1952 trat er — glücklicherweise nur dienstrechtlich, nicht tatsächlich — in den Ruhestand, den er, unterbrochen durch zahlreiche Reisen, darunter auch nach Österreich, in Berkeley verbrachte. Hans Kelsen war fast bis zu seinem Tode unermüdlich wissenschaftlich tätig. Er starb 1973.

4.2 WERK

Die Vielfältigkeit von Kelsens Werk gestattet es nicht, einen vollständigen Überblick zu geben.[22] Deshalb seien nur zwei wichtige Bereiche seines Schaffens hervorgehoben:

Zum einen war es die Fortführung, Vertiefung und Verbreitung seiner rechtstheoretischen Richtung, der *Reinen Rechtslehre*, der er seine Schaffenskraft widmete. 1945 machte er seine Lehre in dem Buche *General Theory of Law and State* der englischsprechenden Welt bekannt, 1960 erschien seine *Reine Rechtslehre* in zweiter Auflage, und bereits posthum, 1979, konnte sein Werk *Allgemeine Theorie der Normen* veröffentlicht werden, das die rechtstheoretische Diskussion bereits wesentlich befruchtet hat.

Die Emigration aus Österreich rückte für Kelsen ein Rechtsgebiet in den Vordergrund, das er bis dahin nur in manchen Punkten berührt hatte: Das Völkerrecht. Er hat diesem Gebiet zahlreiche grundlegende Beiträge gewidmet, aus welchen die *Principles of International Law,* 1952 (in 2. Auflage 1966 erschienen), und sein Kommentar zum Recht der Vereinten Nationen herausgehoben seien[23] *(The Law of the United Nations*), der in fünf Auflagen — zuletzt 1966 — erschienen ist.

5. EINIGE BEMERKUNGEN ZUR REMIGRATION

Zu einer Rückkehr Kelsens nach Österreich ist es nicht gekommen. Für eine normale Rückberufung an die Wiener Fakultät war es wohl zu der Zeit, als sich die Verhältnisse in Österreich nach dem Kriege stabilisiert hatten — da Kelsen 1951 das 70. Lebensjahr vollendet hatte —, zu spät.[24] Ob es möglich gewesen wäre, Kelsen für Österreich durch das Angebot einer exzeptionellen Position wiederzugewinnen, muß dahingestellt bleiben, da es zu einem solchen nicht kam. Und es kann auch nur darüber spekuliert werden, welchen Gewinn die österreichische Rechtswissenschaft hierdurch gehabt hätte.

Im Bereich des Geistigen ist Kelsen remigriert. Denn seine — in fast die gesamte Welt ausstrahlenden[25] — Lehren sind heute, wenn auch keineswegs allgemein anerkannt, jedenfalls in laufender Diskussion der österreichischen Rechtswissenschaft.

Das offizielle Österreich hat gezeigt, daß es — über alle Parteigrenzen hinweg — Kelsen als einen der Großen der österreichischen Geisteswelt anerkennt und ehrt.[26] Dies geschah nicht zuletzt durch die Errichtung einer Hans Kelsen-Stiftung durch den Bund; ihre Aufgabe ist es, das Werk Kelsens weiterzupflegen.[27]

Der letzte Akt im Zuge der geistigen und offiziellen Remigration Kelsens war die Aufstellung seiner Büste in den Arkaden der Universität Wien im Jahre 1984, mit dem einem Mann ein ehernes Denkmal gesetzt wurde, der sich durch sein Werk bereits ein „monumentum aere perennius" geschaffen hatte.[28]

6. EXKURS: KELSENS RECHTSTHEORIE

Auf folgende Hauptpunkte sei zur Charakterisierung der Reinen Rechtslehre verwiesen:

a) Bezüglich der geistesgeschichtlichen Rolle der Reinen Rechtslehre sei bemerkt, daß diese „als Fortentwicklung von Ansätzen..., die sich schon in der positivistischen Rechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts ankündigen (verstanden werden)" kann.[29] Der Rechtspositivist des 19. Jahrhunderts wollte — in Abkehr von der Naturrechtslehre und nach dem Vorbild der Naturwissenschaften — nicht mehr täuschenden Bildern von „Gerechtigkeit" nachjagen, sondern die „nüchterne Wirklichkeit", eben das von einer sozialen (gesellschaftlichen) Autorität „gemachte" effektive Anordnungssystem als „Recht" erfassen.[30] Aber die Reine Rechtslehre war es, die dieser Richtung erst eine entsprechende erkenntnistheoretische Grundlegung gab und derart den älteren Positivismus zum *kritischen Rechtspositivismus* entwickelte.[31]

b) Es erscheint zweckmäßig, die Reine Rechtslehre in dem Sinne zu sehen, daß sie es unternimmt, *zwei Aufgabenstellungen* zu bewältigen. Die eine besteht darin, das *Erkenntnisobjekt* der Rechtswissenschaft, das *Recht*, — so zweckmäßig und so genau als möglich — *festzulegen* und dabei die erforderlichen Grundannahmen zu machen; die andere, das gewählte *Erkenntnisobjekt so* präzise wie möglich *zu beschreiben.*

Man könnte meinen, daß es über den Gegenstand einer so alten Wissenschaft, wie es die Rechtswissenschaft ist, kaum Streit geben könne. Selbst aber, wenn man — was bereits strittig ist — annimmt, daß es sich beim Gegenstand „Recht" um ein *System von Normen*, also von *Sollensanordnungen,* handelt, ist — wie die Geschichte der Rechtswissenschaft zeigt — noch wenig gewonnen. Denn mit dem Normsystem „Recht" können die Sollensanordnungen einer sozialen Autorität (König, Volksversammlung) oder die Sollensanordnungen einer übermenschlichen Autorität (Gott, Natur, Vernunft) oder aber die verschiedensten Verbindungen beider gemeint sein. Nur sehr vereinfacht kann also gesagt werden, daß sich für eine juristische Betrachtung die Alternative *Naturrecht* oder *positives Recht* als Gegenstand stellt.

Die Reine Rechtslehre meint, daß — wenn man „Recht" als normative Ordnung deuten will — es nur sinnvoll sein kann, die von einer *sozialen Autorität* ausgehenden — von ihr *gesetzten* — *Sollensanordnungen*, die auf *konkreten Willensakten* beruhen, zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. Denn keine — der *Wertfreiheit* verpflichtete — Wissenschaft kann die Anordnungen einer übermenschlichen Autorität objektiv erkennen. Dies gehört in den Bereich des Glaubens.[32]

Abgesehen von diesem erkenntnistheoretischen Argument ist noch zu erwähnen, daß für die Wahl der positiven Ordnungen als Erkenntnisgegenstand spricht, daß — wie die Geschichte der Rechtswissenschaft zeigt — ein Erkenntnisinteresse — zumindest: auch — für diese Systeme besteht. Man will nicht nur wissen, wie man letztlich „gut" handeln soll, sondern vielfach auch, was hier und jetzt an sanktionierten Sollensanforderungen der Gesellschaft an uns herantritt.

Die Anordnungen der sozialen Autorität werden von der Reinen Rechtslehre als *Rechtsnormen* aufgefaßt, wenn mit ihnen *Menschen* ein *bestimmtes Verhalten geboten* (verboten) und an das Zuwiderhandeln eine *gesellschaftliche Sanktion geknüpft* wird. *Rechtsnormen*

erscheinen somit als von Menschen für Menschen gesetzte (positive), *zwangsbewehrte Gebotsregeln.* [33]

Derart wird es möglich, Rechtsnormen von den Normen der *Sitte,* die keine bestimmten, gesellschaftlich organisierten Sanktionen kennen, und den Regeln der *Moral,* denen zumindest die diesseitige Sanktion fehlt, zu unterscheiden.[34]

Freilich werden nur solche *Anordnungssysteme* als *Rechtsordnungen* gedeutet, die *Effektivität* erlangt haben. Dies heißt, daß ihre Anordnungen — im großen und ganzen — befolgt oder, falls Verstöße Vorkommen, diese — im allgemeinen — sanktioniert werden.[35]

Damit soll nur einiges über die Bestimmung des Objekts der Rechtswissenschaft ausgesagt sein. Wesentliches ist noch näher zu erläutern.

Mit ihrer Festlegung des Erkenntnisobjekts befindet sich die Reine Rechtslehre in weitgehender Übereinstimmung mit dem Positivismus des 19. Jahrhunderts. Dieser ging ebenfalls davon aus, daß man die sanktionierten Anordnungen, die eine soziale Autorität mit Wirksamkeit für Menschen setzt, als „Recht" betrachten solle. Allerdings geriet der ältere Positivismus dabei in ein Dilemma: Einerseits wurde das positive Recht weithin als ein normativer Gegenstand angesehen, als ein System von Sollensanordnungen; andererseits wollte man diesen — eben normativen, nicht der Seinsebene zugehörigen — Gegenstand mit den Mitteln der — als Vorbild betrachteten — Naturwissenschaften als „realistischen Gegenstand" behandeln. Damit war verkannt, daß man das Recht, wenn es etwas Normatives sein sollte, nicht als etwas im Sein Gegebenes, etwa als die tatsächlichen Befehle der herrschenden Menschen, auffassen kann. Denn die *Macht,* die die Regeln setzt, ist etwas *Tatsächliches* — ein *Gegenstand des Seins* —, die *Verbindlichkeit* von Regeln aber ein *Gegenstand des Sollens.* Ist nun evident, daß aus dem Umstand, daß etwas ist, nicht abgeleitet werden kann, daß etwas sein soll, dann ist auch die Unmöglichkeit, das gesollte Recht aus der faktischen Macht abzuleiten, offenbar. Mit der Annahme, daß die Anordnungen der sozialen Macht als positives Recht verbindlich sind, hatte der ältere Positivismus — obgleich er in strikter Ablehnung naturrechtlicher Gedanken entstanden war — selbst einen gewissermaßen naturrechtlichen Akzent — eines Naturrechts des Stärkeren — gewonnen.

Die schwierige — der Reinen Rechtslehre aufgegebene — Frage war somit die *Kantianische Frage,* welcher Weg für die Rechtswissenschaft noch *offen* ist, *wie man Rechtswissenschaft denn betreiben könne, ohne den normativen Sinn des Erkenntnisgegenstandes zu verleugnen und ohne die Grenzen der wissenschaftlichen Erkenntnis zu überschreiten.* Diese Problematik löste Hans Kelsen mit seiner *Lehre von der Grundnorm:* Die Grundnorm muß von jenem als *Annahme* seiner wissenschaftlichen Bemühungen *vorausgesetzt* werden, der die Anordnungen der sozialen Autorität — ihrem intentionalen Sinne nach — als Sollensanordnungen deuten *will.* Diese Annahme ermöglicht also die Beschreibung dieser Anordnungen so, *als ob* sie gälten.[36] Die Grundnorm — eine transzendentale Voraussetzung — macht somit eine exakte und normative Rechtswissenschaft möglich.

Diese Lösung der Problematik läßt auch die erkenntnistheoretische Basis der Reinen Rechtslehre deutlich werden: Sie liegt in der Philosophie Kants. Freilich ist es nicht das Naturrecht Kants, an das Kelsen anknüpft, sondern dessen erkenntnistheoretischer Skeptizismus. Es ist der Kant der theoretischen, nicht der praktischen Vernunft. Leser hat die Grundnorm „das transzendentale Programm" der Reinen Rechtslehre genannt: vor aller Erfahrung, aber für alle Erfahrung wird erfüllt und sichergestellt, daß die Rechtsordnung als Einheit von Normen und nicht bloß als machtgestützte Faktizität aufgefaßt wird.[37] Kelsen unterlag zweifellos noch weiteren philosophischen Einflüssen, doch ist die — grundlegende — Konstruktion der Grundnorm am besten so zu deuten, wie Kelsen es in der zweiten Auflage der *Reinen Rechtslehre* (1960) getan hat, wo er schreibt, die Grundnorm könne *in ihrer Darstellung durch die Rechtswissenschaft — wenn ein Begriff der Kant'schen Erkenntnistheorie per analogiam angewendet werden darf — als die transzendental-logische Bedingung dieser Deutung bezeichnet werden. So wie Kant fragt: Wie ist eine von aller Metaphysik freie Deutung der unseren Sinnen gegebenen Tatsachen in den von der Naturwissenschaft formulierten Naturgesetzen möglich, so fragt die Reine Rechtslehre: wie ist eine nicht auf metarechtliche Autoritäten wie Gott oder Natur zurückgreifende Deutung des subjektiven Sinns gewisser Tatbestände als ein System in Rechtssätzen beschreibbarer,*

objektiv gültiger Rechtsnormen möglich? Die erkenntnistheoretische Antwort der Reinen Rechtslehre lautet: unter der Bedingung, daß man die Grundnormen voraussetzt... (205)

An dieser Stelle ist einem immer wieder auftauchenden Mißverständnis entgegenzutreten: Da die Reine Rechtslehre die positiven effektiven sozialen Anordnungssysteme als Normsysteme deuten will, muß sie diesen die Grundnorm voranstellen. Da diese aber eine transzendentale Voraussetzung ist, hat sie in keiner Weise die Funktion einer Rechtfertigung des positiven Rechts und kann eine solche Funktion nicht haben. Die *Wirksamkeit* eines Anordnungssystems ist *nur* eine *Bedingung,* um in den Deutungsbereich der Grundnorm einbezogen zu werden; sie ist *nicht* der *Grund der Geltung*.[38]

Anmerkungen:

1 Die Angaben über faktische Vorgänge stützen sich — soweit nicht anderes angegeben wird — auf Metall, *Hans Kelsen — Leben und Werk,* 1969.
Vgl. über die Person Kelsens weiters zum Beispiel Leser, „Hans Kelsen (1881 —1973)“, in: *Neue Österreichische Biographie,* XX, 1979, 29; Walter, „Hans Kelsen“, in: *Neue Deutsche Biographie,* 1977, 479; Walter, „Hans Kelsen (1881 — 1973)“, in: *Die Großen Deutschen,* VI, 1985, 286; Walter, „Hans Kelsen“, in: Brauneder (Hrsg.), *Juristen in Österreich 1200—1980,* 1987, 290.
2 Diese Begriffsbildung verwendet zum Beispiel *Brockhaus Enzyklopädie,* V, 1968, 490; lediglich der engere Begriff wird von *Meyers Enzyklopädischem Lexikon*, VII, 1980, 738, angeführt.
3 In diesem Sinne zum Beispiel Pross, *Die Deutsche Akademische Emigration nach den Vereinigten Staaten 1933—1941,* 1955, 18.
4 Das Werk erschien 1923 in zweiter — im Text unveränderter — Auflage, jedoch mit einer neuen — die Entwicklung der Lehre skizzierenden — Vorrede.
5 Über Kelsens Tätigkeit an der Exportakademie — der heutigen Wirtschaftsuniversität Wien — vgl. Walter, „Die Lehre des öffentlichen Rechts an der Hochschule für Welthandel in Wien“, *Wirtschaftspolitische Blätter 1969, 4*—5.
6 Am Ende seiner Arbeit „Was ist Gerechtigkeit?“, 1953, erklärt Kelsen, daß diese Frage unbeantwortbar sei und er nur zu sagen vermag, was für ihn als gerecht gilt: „Es ist die Gerechtigkeit der Freiheit, die Gerechtigkeit des Friedens, die Gerechtigkeit der Demokratie, die Gerechtigkeit der Toleranz“ (43).
7 Einige Hauptpunkte der Reinen Rechtslehre werden in einem Exkurs behandelt (vgl. Anm. 6).
8 Der Autor hat sich mehrfach mit den Hauptpunkten und der Entwicklung der Lehre Kelsens befaßt. Deshalb sei — insbesondere auf folgende — zum Teil eingehendere Darstellungen hingewiesen: Walter, „Kelsens Rechtslehre im Spiegel rechtsphilosophischer Diskussion in Österreich“, in: *Zeitschrift für öffentliches Recht* 18, 1968,331; Walter, „Entwicklung und Stand der Reinen Rechtslehre“ (Vortragsbericht), in: *Österreichische Juristenzeitung* 1967, 290; Walter, “Der gegenwärtige Stand der Reinen Rechtslehre“, in: *Rechtstheorie* 1, 1970, 69; Walter, „Hans Kelsens Reine Rechtslehre“, in: *Hans Kelsen zum Gedenken,* Schriftenreihe des Hans Kelsen-Instituts, 1, 1974, 37; Walter, „Der letzte Stand von Kelsens Normentheorie“, in: *Rechtstheorie* 1980, Beiheft 1, 295; Walter, „Hans Kelsen und die ‚Reine Rechtslehre“[4], in: Leser, *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit,* 1981, 57. Walter, „Der letzte Stand von Kelsens Normentheorie. Einige Überlegungen zu Kelsens Allgemeiner Theorie der Normen“[4], in: *Rechtstheorie* 1979, Beiheft 1, 295.
9 Über dieses Gebiet hinaus befaßte sich Kelsen auch mit einer Reihe anderer wissenschaftlicher Fragen. Vgl. dazu Überblicks weise Walter, *Hans Kelsen — Ein Leben im Dienste der Wissenschaft,* Schriftenreihe des Hans Kelsen-Instituts, 10, 1985.
10 Vgl. zum Beispiel Ermacora, „Österreichs Bundesverfassung und Hans Kelsen“, in: Merkl/Verdroß/Marcic/Walter (Hrsg.), *Festschrift Kelsen zum 90. Geburtstag,* 1971, 22; Ermacora, *Die österreichische Bundesverfassung und Hans Kelsen,* 1982; Stourzh, „Hans Kelsen, die österreichische Bundesverfassung und die rechtsstaatliche Demokratie“, in: *Die Reine Rechtslehre in wissenschaftlicher Diskussion,* Schriftenreihe des Hans Kelsen-Instituts, 7, 1982, 7; Schmitz, *Die Vorentwürfe Hans Kelsens für die österreichische Bundesverfassung,* Schriftenreihe des Hans Kelsen-Instituts, 6, 1981.
11 *Österreichisches Staatsrecht. Ein Grundriß, entwicklungsgeschichtlich dargestellt,* 1923; *Die Verfassungsgesetze der Republik Österreich, Fünfter Teil: Die Bundesverfassung vom 1. Oktober 1920.* Hrsg. in Verbindung mit Dr. Georg Fröhlich und Dr. Adolf Merkl, 1922.
12 Kelsens literarische Befassung mit den aktuell werdenden Verfassungsreformbestrebungen beginnt mit zwei analysierenden Aufsätzen: „Die Verfassungkrisis in Österreich“, in: *Frankfurter Zeitung* vom 6. Oktober 1929; „Der Drang zur Verfassungsreform. Eine Folge der politischen Machtverschiebung“, in: *Neue Freie Presse* vom 6. Oktober 1929.

In mehreren Aufsätzen wendet sich Kelsen deutlich gegen die von der Regierung eingebrachte Vorlage zu der Verfassungsnovelle: vgl. zum Beispiel „Die österreichische Verfassungsreform", in: *Der österreichische Volkswirt* 1929, 98ff; „Die Grundzüge der Verfassungsreform", in: *Neue Freie Presse* vom 20. Oktober 1929 und vom 30. Oktober 1929; „Betrachtungen zur Verfassungsreform in Österreich", in: *St. Galler Tagblatt vom* 30. Oktober 1929 und vom 31. Oktober 1929; „Die Verfassungsreform", in: *Juristische Blätter* 1929, 445; „Verfassungsreform in Österreich", in: *Die Justiz,* V, 1929, 130.

13 Vgl. zum Beispiel Kelsen, „Die Verfassung Österreichs", in: *Jahrbuch des öffentlichen Rechts,* 18, 1930, 130; Kelsen, „Der Verfassungsfriede in Österreich", in: *Frankfurter Zeitung* vom 6. Dezember 1929.

14 Die wesentlichen Bedenken, die Kelsen gegen eine berufsständische Organisation hatte, werden zum Beispiel in seinem Werk *Vom Wesen und Wert der Demokratie* (1929), 47, ausgeführt. Vgl. auch Kelsen, *Das Problem des Parlamentarismus* (1925), 21.
Die geistesgeschichtlichen Hintergründe der sich abzeichnenden Ablehnung der Demokratie hat Kelsen in: „Verteidigung der Demokratie", *Blätter der Staatspartei*, 2. Jahrgang, 1932, 90—98, geschildert, wo er von einem „Wechsel der philosophischen Front" spricht: „Fast von der... Klarheit des empirisch-kritischen Rationalismus, diesem geistigen Lebensraum der Demokratie, zurück zu der für Tiefe gehaltenen Dunkelheit der Metaphysik ...".

15 Vgl. dazu zum Beispiel Kelsen, „Der Begriff des Kompetenzkonfliktes", in: *Juristische Blätter* 1928, 105; Kelsen, „Zum Begriff des Kompetenzkonfliktes", in: *ZÖR* 7 1927/28, 583; Kelsen, „Diskussionsrede zu den Berichten »Überprüfung von Verwaltungsakten durch die ordentlichen Gerichte[4]", in: *Veröffentlichungen der Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer* 1929, 222; Satter, „Grenzen der Kompetenzkonfliktsgerichtsbarkeit", in: *ZÖR* 7,1927/28, 545; Satter, „Zur Frage des unverbindlichen Gesetzesinhaltes", in: *Zentralblatt für die juristische Praxis* 1927, 737; Satter, „Die Bindung der Gerichte an den Inhalt von Verwaltungsakten", in: *ZBL* 1930, 407; Wahle, „Bindung der Gerichte an gesetzwidrig erteilte Ehedispense?", in: *JBl* 1928,57,111,241; Wahle, „Die Vorfrage der Gültigkeit eines Verwaltungsaktes", in: *ZBl* 1930, 1; Schreier, „Verwaltungsakt und Urteil", in: *JBl* 1927, 293; Stricker, „Bindung der Gerichte an gesetzwidrig erteilte Ehedispense?", in: *JBl* 1928, 116; Ehrenzweig, „Eine Wendung in der Behandlung der Dispensehen?", in: *JBl* 1927, 65; Ehrenzweig, „Die Dispensehe im Kompetenzkonflikt", in: *JBl* 1928, 133, 193; Petschek, „Eine Wendung in der Behandlung der Dispensehen", in: *ZBl* 1927, 191; Petschek, „Zum neuesten Recht der Dispensehen", in: *ZBl* 1927, 255; Petschek, „Absicht und Irrtum des Gesetzverfassers und des Gesetzgebers", in: *ZBl* 1927, 417; Petschek, „Indirekter Kompetenzkonflikt und Bindungskonflikt", in: *ZBl* 1929, 349; Hantsch, „Das Hindernis wegen Ehebandes und die ‚Dispensehen[4]", in: *Gerichtszeitung* 1926, 216; Ratzenhofer, „Vom Wesen der Dispensation", in: *GZ* 1926, 221; vgl. auch Sever, *Albert Sever. Leben und Werk eines österreichischen Politikers.* Dissertation, Wien 1969, 72.

16 Wie sich aus den im Verwaltungsarchiv in Wien erliegenden Akten ergibt, wandte sich insbesondere Prof. Hold-Ferneck gegen die Habilitation des Kelsen- (und Husserl-) Schülers Schreier und fand dabei eine gewisse (allerdings nicht ausreichende) Unterstützung im Professorenkollegium.

17 Schwind, *Grundlagen und Grundfragen des Rechts,* 1928; dazu Kelsen, *Rechtsgeschichte gegen Rechtsphilosophie?,* 1928.
Zur Person Schwinds vgl. F. Schwind, „Ernst Freiherr von Schwind", in: Brauneder (Hrsg.), *Juristen in Österreich 1200—1980* (1987), 263.

18 Hold-Ferneck, *Der Staat als Übermensch,* 1926; dazu Kelsen, *Der Staat als Übermensch,* (1926). Im übrigen vgl. zur Kontroverse jetzt Kriegner, „Kelsen versus Hold-Ferneck. ‚Ein Kampf ums Recht[4]", in: Walter (Hrsg.), *Untersuchungen zur Reinen Rechtslehre II, Schriftenreihe des Hans Kelsen-Instituts,* 12, 1988, 44.
Über die Person Hold-Fernecks vgl. zum Beispiel dessen Selbstbiographie in: Grass (Hrsg.), *Österreichische Rechts- und Staatswissenschaften der Gegenwart in Selbstdarstellungen,* 1952, 93.

19 Wie Gatzke, „Europa und der Völkerbund", in: *Propyläen Weltgeschichte*, Bd. 9, 1960, 345f. schreibt, ist die NSDAP „trotz eifriger Agitation in den zwanziger Jahren nie zu einem wirklichen Faktor der deutschen Politik geworden". Der Aufstieg des Nationalsozialismus in Deutschland war 1929 noch nicht deutlich. Die Nationalsozialisten hatten damals im Reichstag lediglich 12 Sitze. Erst die Wahlen vom 14. September 1930 brachten ihnen einen entscheidenden Erfolg (107 Sitze). Noch um die Jahreswende 1932/33 schien das Ziel einer „legalen Machtergreifung" in „kaum erreichbare Ferne gerückt" (Bracher, „Zusammenbruch des Versailler Systems und Zweiter Weltkrieg", in: *Propyläen Weltgeschichte,* 9, 1960, 395).

20 Vgl. darüber Göppinger, *Die Verfolgung der Juristen jüdischer Abstammung durch den Nationalsozialismus,* 1963, 93, 94; Limperg, „Personelle Veränderungen in der Staatsrechtslehre und ihre neue Situation nach der Machtergreifung", in: Böckenförde (Hrsg.), *Staatsrecht und Staatsrechtslehre im Dritten Reich,* 1985, 52.

21 Die Möglichkeit, in der Schweiz zu bleiben, hat Kelsen zwar erwogen, doch erschien eine dauernde Position nicht erreichbar; vgl. dazu Metall, *Hans Kelsen — Leben und Werk,* 1969, 63; vgl. auch Stadler, „Geschichte der Universität Zürich seit dem Ende des Ersten Weltkrieges. I. Die Jahre 1919 bis 1957", in: *Festschrift zur 130-Jahr-Feier der Universität Zürich. Die Universität Zürich 1933—1983,* hrsg. vom Rektorat der Universität Zürich, Gesamtredaktion Peter Stadler, 1983, 25—94 (52ff.).

22 Ein kurzer Überblick findet sich in: Walter, *Hans Kelsen — Ein Leben im Dienste der Wissenschaft,* 1985. In dieser Arbeit findet sich auch eine systematische und chronologische Bibliographie der Arbeiten Kelsens.

23 Vgl. dazu auch Thévenaz, „Kelsen et le droit international", in: *Mélanges Georges Perrin,* Lausanne 1984, 313.

24 Daß man beim Abgang Kelsens 1930 mit einer früheren Rückkehr rechnete, zeigt ein Brief von Karl Renner an Hans Kelsen vom 23. Dezember 1930. Er lautet:

Lieber Professor Kelsen! Verehrter Freund!

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Glückwünsche. Mit gemischten Gefühlen hat mich berührt, daß Ihr Schreiben von Köln datiert ist. Ich denke mit einem gewissen Stolz an unsere Zusammenarbeit in den härtesten Tagen Österreichs. Mögen die anderen sich auf unseren abgelegten Kleidern noch so breitmachen, mögen sie noch soviel verfälschen und verderben, die Grundmauern der Verfassung, die wir zwei dem Lande gegeben haben, müssen sie doch stehen lassen! Ich erwarte mit Ihnen in nicht allzu großer Ferne eine andere Zeit, wo das Entstellte wieder geordnet und das von uns begonnene Werk im ursprünglichen Sinne wieder fortgeführt wird. Dann kommen Sie natürlich wieder nach Wien.

Mit den besten Wünschen zu Weihnachten und zum Jahreswechsel bleibe ich in unwandelbarer Freundschaft

Ihr Karl Renner

(zit. nach Nasko, *Karl Renner in Dokumenten und Erinnerungen*, 1982, 103).

25 Vgl. dazu insbesondere *Der Einfluß der Reinen Rechtslehre auf die Rechtstheorie in verschiedenen Ländern,* I, 1978; *Der Einfluß der Reinen Rechtslehre auf die Rechtstheorie in verschiedenen Ländern,* II, 1983 *(Schriftenreihe des Hans Kelsen-Instituts Bd. 2 und 8).*

26 Beispielsweise sei erwähnt, daß Kelsen das Österreichische Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst (1961) und das Große Silberne Ehrenzeichen mit dem Stern für Verdienste um die Republik Österreich (1967) sowie den Ehrenring der Stadt Wien (1966) erhielt.

1947 wurde er zum Honorarprofessor an der Wiener Fakultät bestellt, 1961 erhielt er das Ehrendoktorat für Staatswissenschaften der Wiener Universität, 1967 das Ehrendoktorat für Rechtswissenschaften der Universität Salzburg.

27 Vgl. dazu den Stiftbrief des Hans Kelsen-Instituts, in: *Hans Kelsen zum Gedenken,* Schriftenreihe des Hans Kelsen-Instituts, Bd. 1, 1974, 77.

28 Vgl. über den Festakt Walter, *Hans Kelsen — Ein Leben im Dienste der Wissenschaft,* 1985.

29 Kelsen, *Reine Rechtslehre,* 1934, Vorwort.

30 Als die deutsche Rechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts weitgehend von jener Richtung erfaßt wurde, die man den *Rechtspositivismus* zu nennen pflegt, war dies kein Zufall: Mußte doch eine Wissenschaft, die von Ideologien immer wieder in die Irre geführt worden war und die von den Fortschritten der Naturwissenschaften beeindruckend erschüttert sein mußte, zu dem Versuch gedrängt werden, auch „festen Boden unter den Füßen zu gewinnen" und den Weg zu einer exakteren, gewissermaßen „realistischen", Rechtswissenschaft zu finden. Diese Situation scheint sich besonders deutlich in einigen Sätzen skizziert zu finden, die Max von Seydel seinen *Grundzügen einer allgemeinen Staatslehre,* 1873, voranstellt: *Will deshalb die Wissenschaft des Rechtes in ihren Erfolgen nicht hinter den Schwesterwissenschaften Zurückbleiben, so muß auch sie jene Bahnen einschlagen, auf denen diese sich emporgerungen haben. Nicht täuschenden Bildern darf sie nachjagen, sondern die nüchterne Wirklichkeit muß sie zu fassen suchen. Das Recht ist von Menschen für Menschen gemacht worden, es ist nicht als Manna vom Himmel gefallen, nicht als Geschenk der Natur aus dem Boden emporgewachsen, von glücklichen Händen mühlos aufgelesen oder mühlos gepflückt. Es ist in hartem Kampfe, im Streben und Ringen der Jahrtausende erworben, wie Alles, was die Menschheit ihr Eigen nennt.* Die Rechtswissenschaft müsse auf die Wahrheit gerichtet sein, weshalb nur der Realismus für sie maßgebend sein könne.

Dieses Zitat Seydels, der geistesgeschichtlich etwa zwischen F. C. Gerber, einem Begründer der hier gemeinten positivistischen Richtung, und P. Laband, ihrem späteren bedeutenden Vertreter, einzuordnen ist, kennzeichnet die wissenschaftliche Situation: Ein realistischer Gegenstand „Recht" sollte behandelt werden. Und dieser „realistische" — „in hartem Kampf erworbene" (wie Seydel sagt) — Gegenstand konnte nur das effektive Anordnungssystem sein, das die etablierte gesellschaftliche Macht geschaffen hatte. Die dogmatische, das heißt diese Regeln beschreibende Aufgabe konnte man in gewissem Sinne als eine „realistische" ansehen.

31 Der Ausdruck „kritischer Rechtspositivismus“ wurde von Verdroß geprägt: vgl. zum Beispiel *Völkerrecht,* 1964[5], 18.

32 Diese Aussage führt auf die Wertphilosophie zurück. Zu dieser kann hier — bewußt skizzenhaft — folgendes gesagt werden: Einerseits wurde ein agnostischer Standpunkt bezogen, in dem die Behandlung von Werten und Normen aus dem Bereich wissenschaftlicher Betrachtung völlig ausgeschlossen werden sollte. So etwa ein Teil im Wiener Kreis des Neopositivismus, in dem (vgl. dazu Kraft, *Der Wiener Kreis,* 1950, 167) Carnap zunächst Sinn mit Verifizierbarkeit identifizierte und daher sinnvolle Sätze normativen Inhalts für unmöglich hielt, da sie nicht empirisch verifiziert werden könnten. Gibt man aber etwa „gut“ und „schön“ empirische Kennzeichen, so ergeben sich nur Tatsachen, aber keine Werturteile. Das hat Schlick, *Fragen der Ethik,* 1930, übersehen, wogegen Kelsen, *Reine Rechtslehre,* I960[2], 17, zu Recht polemisiert, da damit das Normative übersehen wird, bei dieser Position also eine Rechtswissenschaft als Wissenschaft unmöglich wäre. Andererseits meinten die Vertreter eines Wertabsolutismus (vgl. etwa Scheler, *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik,* 1916'; Hartmann, *Ethik,* 1935[2]) absolute, das heißt, letzte Werte — und damit auch ein letztes Sollen — erkennen zu können. Diese Werterkenntnis soll durch eine Art Intuition, eine Wesensschau, erfolgen, durch die die Werte a priori, das heißt, vor aller Erfahrung, erkannt werden.
Gegen diese Meinung hat aber zum Beispiel Kraft, *Grundlagen einer wissenschaftlichen Wertlehre,* 1951[2], zutreffend eingewendet, daß die rein persönliche Einsicht eines Menschen keine Geltungsbegründung abzugeben vermag, da bewiesen werden muß, daß die persönliche Erleuchtung über die subjektive Sphäre wirklich hinausgeführt hat, daß Gewähr für die Objektivität besteht. Eine solche wird zum Teil aufgrund intersubjektiver Gemeinsamkeit behauptet. Eine solche besteht aber durchaus nicht. Nicht nur die großen Wertverkünder (Schopenhauer, Nietzsche, Hegel), sondern auch die gegenwärtige Wertdifferenz (etwa zwischen Sicherheit und Freiheit) zeigen deutlich, daß von einer allgemeingültigen Evidenz von Wertungen nicht die Rede sein kann. Es muß daher angenommen werden, daß eine wissenschaftliche Erkenntnis absolut gültiger Werte nicht möglich ist (vgl. dazu auch Topitsch, *Vom Ursprung und Ende der Metaphysik,* 1958).
Es bleibt somit nur der Wertrelativismus als möglicher Weg offen. Damit ist gemeint, daß zwar absolut gültige Werte und Normen nicht erkannt werden können, daß aber Werte und Normen doch wissenschaftlicher Behandlung zugänglich sind. Man kann sie zu einem fiktiv-deduktiven System zusammenfassen und kann auf der Basis angenommener Geltung mit Normen systematisch-wissenschaftlich arbeiten.

33 Kelsen, *Allgemeine Theorie,* 71, 108.

34 Kelsen, *Reine Rechtslehre,* I960[2], 60ff.

35 Kelsen, *Allgemeine Theorie,* 111.

36 Bei dieser Deutung zeigt sich eine Beziehung von Kelsens theoretischer Position zu Vaihingers Philosophie des Als-ob: Vgl. dazu Kelsen, *Allgemeine Theorie,* 206.

37 Leser, „Die Reine Rechtslehre im Widerstreit der philosophischen Ideen“, in: *Die Reine Rechtslehre in wissenschaftlicher Diskussion,* Schriftenreihe des Hans Kelsen-Instituts, Bd. 7, 1982.

38 Kelsen, *Allgemeine Theorie,* 112; vgl. auch Thienel, „Geltung und Wirksamkeit“, in: Paulson/Walter (Hrsg.), *Untersuchungen zur Reinen Rechtslehre,* Schriftenreihe des Hans Kelsen-Instituts, Bd. 11, 1986, 28ff.; Walter, „Wirksamkeit und Geltung“, in: *ZÖR* 11, 1961, 521.

Hans Kelsen

Geschichtswissenschaft

GÜNTER FELLNER

Die Emigration österreichischer Historiker. Ein ungeschriebenes Kapitel in der Zeitgeschichte ihres Faches

1.

Jene Gelehrtengruppe, deren hauptberufliche Tätigkeit es ist, Vergangenes zu erforschen, hat ihre eigene nähere Vergangenheit bisher kaum durchleuchtet. Da uns vom Jahr 1945 bald ein halbes Jahrhundert trennen wird, liegt der Schluß nahe, eine Untersuchung der Geschichte dieses Faches in den Jahren vor und nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges sei entweder unergiebig oder zweitrangig. Für die folgende Studie ergibt sich damit eine ungünstige Ausgangslage. So verdienstvoll die wenigen Vorarbeiten sind,[1] bieten sie doch kaum Hilfestellung dafür, die allgemeine Rolle des Faches seit 1918 zusammenhängend zu skizzieren. Auf die Frage nach emigrierten Historikern versagen sie beinahe jede Antwort.[2] Das Ergebnis dieser Zeilen wird lückenhaft bleiben, wahrscheinlich auch mancher Korrektur bedürfen. Es wird jedenfalls den Eindruck hinterlassen, daß die österreichische Historie mehr verloren hat, als sie glaubt; auf einem leidvollen Umweg auch viel gewonnen hat, was uns vielleicht noch gar nicht richtig zu Bewußtsein gekommen und wofür den Emigranten noch nicht ausreichend gedankt worden ist. Das bis heute geringe Interesse am Thema wird sich schließlich als unbegründet erweisen und nicht freibleiben von einem schlechten Beigeschmack.

2.

Lohnt sich die Frage nach der Emigration österreichischer Historiker? Friedrich Engel- Janosi, Heinrich Benedikt, Alfred F. Pribram, Robert A. Kann — diese Namen sind bekannt. Wer älteren Jahrgängen angehört, kann sich unter Umständen noch auf persönliche Erfahrungen stützen; wer mit der österreichischen Historikerschaft einigermaßen vertraut ist, weiß es; wer zufällig daraufstößt oder hartnäckig sucht, erfährt es — an eher versteckter Stelle und in meist nicht sehr erhellenden Andeutungen.[3]

Die Frage ließe sich auch in quantitativer Hinsicht stellen. Die Medizinische Fakultät der Universität Wien hat im Zuge der Ereignisse des Jahres 1938 von ihren 197 Lehrern 153 verloren, davon allein 118 wegen sogenannter „zweifelsfreier jüdischer Abstammung".[4] An der Philosophischen Fakultät fielen der „Säuberung" 97 der 267 akademischen Lehrer zum Opfer.[5] Diese Zahl liegt deutlich niedriger und dürfte im Sektor der Historiker einen noch kleineren Prozentsatz ergeben. Der Vergleich mag zynisch sein, enthält aber ein Quantum Wahrheit. Die Zahl der an Österreichs Universitäten lehrenden Historiker, die 1938 Gefahr liefen, den damals vorherrschenden „rassischen" und politischen Qualitätskriterien nicht entsprechen zu können, war absolut und im Vergleich zu anderen akademischen Abteilungen gering. Damit reduziert sich auch die Chance für ein größeres Potential von Emigranten. Dennoch schließt sich der Kreis der Argumentation nicht, nicht nur deshalb, weil mit den genannten Emigranten die Liste keineswegs vollständig ist, sondern vor allem, weil eine Untersuchung der Verhältnisse allein an den Universitäten den Begriff der Geschichtswissenschaft ungebührlich einschränken würde. Wissenschaft und Universität sind nicht immer und überall deckungsgleich. Wissenschaftlich bedeutsame Gedanken und Ergebnisse gedeihen immer wieder außerhalb, in Archiven, Bibliotheken, politischen und kulturellen Institutionen, in mehr oder minder privaten Zirkeln. Wenngleich mit der Ausweitung des Wissenschaftsbegriffes auf diese Bereiche das Problem der Abgrenzung, der Auswahl und Erfaßbarkeit entsteht, scheint der Nutzen, auch in diese Regionen vorzustoßen, größer zu sein als der Nachteil, darauf von vornherein zu verzichten. Schließlich wäre eine Analyse der Universitätshistorie bedenklich, bliebe sie bei der rein akademischen Seite im Sinne ihrer Selbstdarstellung, vorurteilslos und selbstlos nur der Suche nach Wahrheit dienen zu wollen, stehen,

ohne die Verschränkung jeder Wissenschaft mit weltanschaulichen Positionen zu beachten und das gewollte oder ungewollte Agieren von Wissenschaft und Universität inmitten des Ringens verschiedener gesellschaftlicher Kräfte um Macht und Einfluß in die Betrachtung einzubeziehen.[6]

3.

Zwischen der Skylla eines zu engen Begriffs des in Frage kommenden Datenmaterials und der Charybdis, formal zu weitherzig vorgegangen zu sein, wird im folgenden zu steuern sein. Im einzelnen heißt das zum Beispiel: Im Zentrum stehen die im akademischen Betrieb tätigen „zünftigen" Historiker. Beachtung finden jedoch nicht nur diejenigen, die zum Zeitpunkt der Emigration bereits als Assistenten, Dozenten oder Professoren etabliert waren, sondern auch solche, die einen derartigen Rang oft erst viele Jahre nach ihrer Flucht, ob im Inland oder im Ausland, erreicht haben. Quantitativ nicht unerheblich erweitert wird diese Gruppe durch solche, die an dieses Ziel nie gelangt sind, vielleicht ein solches auch gar nie angestrebt haben; weiters durch Außenseiter, die aufgrund ihrer fachlichen Kompetenz vor der eigentlichen Zunft Anerkennung gefunden haben, jedoch auch durch solche, die schon eher der historischen Publizistik zugezählt werden können und die üblicherweise in Fachkreisen bestenfalls als Populariseure gelten. Insgesamt ergeben die gut fünfzig erfaßten Historiker eine teilweise recht inhomogene Gruppe. Neben Namen mit internationalem Ansehen stehen solche, von denen kaum mehr als ein paar dürre Fakten zur Biographie in Erfahrung gebracht werden konnten. Dennoch böte dieser Grundstock Liebhabern von Zahlen und Prozentsätzen mancherlei Gelegenheit zu Kombinationen und Schlußfolgerungen. Dafür ist die Zeit noch nicht gekommen. Lediglich auf einige ins Auge springende und auch plausibel erscheinende Charakteristiken soll hingewiesen werden. Daß trotz des mageren Forschungsstandes zur österreichischen Historie diese als Teil der allgemeinen politischen Entwicklung gesehen werden muß, ist bei unserer Fragestellung unumgänglich. Zuletzt sei festgestellt, daß es ungeachtet aller Bemühungen um Ordnung, Zusammenfassung und Interpretation des Materials zunächst auch einfach darum geht, halb oder ganz vergessene Namen wieder in Erinnerung zu rufen und sie mitsamt den bekannteren unter dem Gesichtspunkt der Emigration zu sehen. [4]

4.

Als im Jänner 1926 in der *Fackel* von Karl Kraus ein Leserbrief veröffentlicht wurde, in welchem sich die beiden Unterzeichneten als organisierte Sozialdemokraten zu erkennen gaben, hatten sie ihre Zustimmung zur Veröffentlichung des Briefes mit der Bemerkung versehen: „Es wird das wohl auf der Universität keinen dort Einflußreichen in eine uns förderliche Stimmung versetzen."[7] Der Extraordinarius für Geographie, Otto Lehmann, und der Privatdozent für Byzantinische Geschichte, Ernst Stein, schätzten damit ihre Lage durchaus richtig ein. Als Mitglieder der Vereinigung sozialistischer Hochschullehrer, die 1921 von Steins Lehrer Ludo M. Hartmann gegründet worden war, mußte ihnen klar sein, einer zahlenmäßig verschwindend kleinen Randgruppe anzugehören.[8]Innerhalb der Studentenschaft nahmen diejenigen, die sich sozialistischen betont demokratischen und humanistisch-liberalen Ideen verbunden fühlten, den gleichen Stellenwert ein. Die Mehrheit sah ihre Ideale anderswo. Auf einige davon spielt ein privater Brief Steins an Hartmann aus dem Jahr 1919 an, in welchem er als eine Forderung an eine zukünftige Hochschulreform das Verbot „der unsittlichen Rauf- und Saufverbindungen" der Studenten notiert.[9] In den zwanziger und dreißiger Jahren prägten tatsächlich Ausschreitungen nicht selten den Alltag an der Universität. Die Opfer dieser oft blutigen Aktionen waren zumeist sogenannte rote und jüdische Elemente. Die Täter kamen entsprechend aus den Reihen der deutschnationalen, teilweise auch katholischen Studentenschaft, die sich gern als „völkisch" und „arisch" bezeichneten. Sie wußten sich nicht nur durch ihre zahlenmäßige Überlegenheit und geschützt, sondern auch unterstützt durch eine diesbezüglich anachronistische Hochschulautonomie

und eine ihnen weitgehend wohlgesinnte Professorenschaft. Davon legte neben vielen anderen auch der bedeutende Historiker Alphons Dopsch Zeugnis ab, als er im Oktober 1920 in der Inaugurationsrede als Rektor der Wiener Universität seine „lieben jungen Kommilitonen“ besonders adressierte und ihnen die alten Germanen als „Männer von steifem Rückgrat und fester Faust“ zum Vorbild machte.[10] Ein halbes Jahr vorher, im April 1920, hatte Ernst Stein in einem Schreiben an seinen verehrten Lehrer für seine Absicht, zu emigrieren, neben der beengenden wirtschaftlichen Lage als Motiv auch die Verhältnisse im offiziellen Geistesleben Wiens genannt. Noch ohne konkrete Vorstellung, sprach er von einem Ort, „wo eine entweder wissenschaftlich oder politisch oder in beiden Hinsichten bessere Atmosphäre herrscht als hier“.[11]

Ein bezeichnendes Licht auf die akademisch-politische Atmosphäre der Ersten Republik wirft die akademische Festkultur, die Helge Zoitl anhand unmißverständlicher Beispiele analysiert hat.[12] Er zeigt, wie Festveranstaltungen zum Gedenken an die Revolution von 1848 oder an die Gründung der Republik 1918 schon in der Planung oft auf bürokratischem Weg behindert wurden. Kam es endlich dazu, fand sich ein Häuflein linker und altliberaler Studenten und Professoren ein, das jederzeit mit Störaktionen von seiten der „deutschen“ Studentenschaft zu rechnen hatte. Stand hingegen eine deutschvölkische Heldengedenk- oder Reichsgründungsfeier auf dem Programm, erschien das Publikum sowohl seitens der Studenten als auch seitens der Lehrerschaft in unvergleichlich größerer Zahl.

Selbstverständlich wurde an Österreichs Universitäten und Hochschulen der Zwischenkriegszeit nicht nur gefeiert oder geprügelt. Viele Studenten gaben sich mit Fleiß ihren Studien hin und bereicherten schon als junge Fachkräfte das Wissenschaftsleben. Ebenso gab es in den Reihen ihrer Lehrer Persönlichkeiten, die sich mit Hingabe und Geschick der Ausbildung ihrer Schüler widmeten, die — einmal mehr durch ausdauernde Akribie, ein andermal mehr durch Einfallsreichtum — als Forscher wesentliche Beiträge zum Fortschritt ihrer Disziplinen leisteten. Gleichwohl wäre es unzulässig, die hier mit einigen wenigen Beispielen illustrierte Atmosphäre als unschönes Beiwerk abzutun, das in keiner Verbindung zum Kern der Sache stehe. Das Vokabular bei öffentlichen Auftritten mag spezifische Akzente aufweisen, bleibt jedoch Grundwortschatz des Sprechens und Denkens, auch wenn sein Benützer in den kleinen Kreis eines Seminars zurückgekehrt ist. Das Interesse für gewisse Themen wechselt nicht grundlegend auf dem Weg von der Aula in das Professorenzimmer. Erika Weinzierl hat in diesem Zusammenhang mit Recht den Blick auf die Dissertationsthemen gelenkt, die von den damaligen Historikern vergeben bzw. gewählt wurden. Das Ergebnis ist vielsagend: In Graz und Innsbruck wurde zwischen 1918 und 1938 keine einzige Dissertation über Demokratie und Parlamentarismus fertiggestellt. Auch in Wien waren es nur zwei, die sich mit demokratischen Bewegungen und Strömungen befaßten. Weitere zwei behandelten die Geschichte der Sozialdemokratie.[13] Hingegen widmeten sich allein 45 Wiener Dissertationen dem Reich, der deutschen Frage und dem Auslandsdeutschtum. Daneben gab es, etwa in Graz, mehrere Arbeiten zum ständischen Gedanken und zum negativen Einfluß des Vertrags von St. Germain. Auch „Gesellschaft und Rasse“ ist bereits 1928 ein Thema. In den Vorlesungen darf aufgrund ähnlicher Ankündigungen kein wesentlich anderes Bild erwartet werden.[14] Schlägt man schließlich Bücher damaliger Historiker auf oder liest ihre Aufsätze, begegnen als gesellschafts-, politik-und ideologierelevante Zentralbegriffe solche wie Volk, Reich, Deutschtum, Kriegsschuld, Anschluß. Dieser Wortschatz hätte auch in anderer Form sicher kein wertfreies oder vorurteilsloses Vorgehen bei der systematischen Analyse der Vergangenheit und Gegenwart ermöglicht. In der konkreten Ausgestaltung nach 1918 hat er aber die Gewichte, das heißt die Interessen, Chancen und Mächte, in ganz bestimmter Weise verteilt. Sie neigten sich weg von dem, was den Staat, in dem die Historiker forschten, lehrten und studierten, formell kennzeichnete, nämlich weg von Republik, Demokratie und Parlamentarismus, vom Sozialismus ganz zu schweigen. Adjektive wie „jüdisch“, „bolschewistisch“, „marxistisch“ markierten als sprachliche Klischees das, womit man auf keinen Fall in Berührung kommen wollte, während man gleichzeitig in zahllosen Variationen über das „Volksganze“, das „deutsche Wesen“, die „Ordnung“ nachgrübelte, vor dem Bild der Masse zurückschreckte, sich zu „führenden“ Einzelgestalten hingezogen fühlte, von Klassen ungern und von Ständen gerne sprach.

Somit kann es nicht verwundern, daß Gedanken oder Organisationen, wie sie bei Lehmann, Stein und Hartmann begegnet werden, nur in Randzonen der Hohen Schulen anzutreffen sind. Ihnen ist kein nennenswerter Einfluß zuteil geworden. Ernst Stein hat seine Emigrationspläne zunächst nicht verwirklicht. Er stand aber nur mehr mit einem Bein in Österreich.[15] Der erste Band seiner *Geschichte des spätrömischen Reiches* erschien 1928 noch bei einem Wiener Verlag. Stein hat damit ein bis heute gültiges Standardwerk zur Verwaltungs- und politischen Geschichte des frühen Byzanz vorgelegt, welches ihn mit einem Schlag bekannt machte. De facto ist er dann 1927, de iure 1929, doch aus Wien weggegangen, wo man sich im Zuge eines vergeblichen Versuchs, ihn zum Extraordinarius zu ernennen, dazu hergab, seine „Stammeszugehörigkeit" im Rahmen eines universitären Gremiums ins Spiel zu bringen. In Berlin schien er zunächst zu erhalten, was ihm Wien verweigert hatte. 1933 war es auch hier zu Ende. Er ist nie mehr nach Deutschland oder Österreich zurückgekehrt, hat mit allen Kollegen gebrochen, die mit dem Nazismus kollaborierten, und sich von nun an geweigert, überhaupt die deutsche Sprache zu verwenden. Er kann zwar sein Hauptwerk vollenden, allerdings fern seiner Heimat, in Brüssel, Washington, Louvain, zuletzt unter der Bedrohung physischer Vernichtung auf der Flucht vor den deutschen Truppen in Frankreich, ehe ihm und seiner Frau im letzten Moment der Übertritt in die Schweiz gelingt. Hier stirbt er, kurz vor Kriegsende, Anfang 1945.

Mit der Schilderung dieses einen Emigrantenschicksals habe ich zwar vorgegriffen, gleichzeitig aber zu verdeutlichen versucht, daß die Wurzeln der Katastrophen von 1933/1934 und 1938 weit zurückreichen.

5.

Im Lauf der Jahre 1933 und 1934 wurde sowohl die Weimarer als auch die Erste Österreichische Republik als demokratischer, parlamentarischer Mehrparteienstaat beseitigt. Das geschah einerseits auch mit Mitteln der Gewalt und des Verfassungsbruches, andererseits jedoch mit der Duldung eines bedeutenden Teils der Bevölkerung.[16] Lediglich in Österreich formierte sich im Februar 1934 ein verzweifelter Versuch, der Gewalt des Staates mit gewaltsamen Widerstand zu begegnen. Hier wie dort wurden letztlich die gewerkschaftlichen, politischen und kulturellen Organisationen der Arbeiterschaft zerschlagen, ihrer Rechte beraubt oder diese bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Während die hauptbetroffene Linke vor die Alternative der Flucht oder illegalen Weiterarbeit gestellt war, festigte die Gegenseite ihre Position mittels eines autoritär-faschistischen Herrschaftssystems, in welchem Anpassung mit Belohnung rechnen durfte, Widersetzlichkeit hingegen eine bisher unbekannte Palette von Strafen erwartete.

Es ist bedeutsam, daß diese weitreichenden Veränderungen weder die Stellung noch die Arbeitsweise der Historiker in nennenswertem Ausmaß berührt haben. Den Grund dafür in der Natur der Gelehrtenarbeit zu sehen, die nun einmal keine direkten Verbindungen zur Außenwelt aufweise, kann nur die halbe Wahrheit sein. Wie aus den bisherigen Darlegungen zur Historie jener Zeit folgt, muß vielmehr angenommen werden, daß die politische Entwicklung von ihr gutgeheißen wurde. Daß es in Einzelfragen Meinungsverschiedenheiten geben konnte, ist weniger verwunderlich als natürlich. Die prinzipielle Zustimmung zur Politik seit 1933 bedeutete freilich nicht eine völlige Übereinstimmung etwa mit dem Regierungskurs von Dollfuß oder Schuschnigg. Deren Versuch, die Diktatur nach außen und innen durch eine konservative Österreich-Ideologie abzusichern, die sich gleichwohl für ein besseres Deutschtum hielt,[17] wurde zum Beispiel nur von wenigen akzeptiert. Er war nicht nur im Konkurrenzkampf mit Hitlerdeutschland zum Scheitern verurteilt, sondern stieß auch in österreichischen Historikerkreisen nur in Ausnahmefällen auf eine positive Resonanz. Die Universitäten waren und blieben mehrheitlich in „deutscher" Hand. Am deutlichsten wurde das bei den Studenten, die schon 1931 beim 14. Deutschen Studententag in Graz einstimmig einen Nationalsozialisten zum Vorsitzenden gewählt hatten.[18] Zwar kam es im folgenden Jahr zum Bruch zwischen der nationalsozialistischen und der katholischen Studentenschaft, 1933 wurden überdies die Deutsche Studentenschaft und der NSDStB verboten. Wie wenig das änderte, sollte sich fünf Jahre später zeigen. Auf Professorenseite war

man selbstverständlich zurückhaltender, jedenfalls offiziell. Schon um die Stelle zu behalten, wurde man Mitglied der Vaterländischen Front. Inoffiziell arbeiteten manche, wie etwa die Dopsch-Schülerin Erna Patzelt, schon für die NS-Bewegung.[19] Andere ließen in ungezwungener Umgebung zumindest keinen Zweifel an ihren Sympathien, wie der führende Vertreter der „gesamtdeutschen" Geschichtsauffassung, Heinrich Ritter von Srbik. Er feierte gemeinsam mit dem Rektor der Universität und vielen anderen bei einer Griechenlandreise Hitlers Geburtstag, noch ehe dieser in seiner Heimat das Sagen hatte.[20] Dennoch ist klarzustellen, daß nur eine unbedeutende Zahl von Universitätslehrern sowie von Historikern im besonderen vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus Mitglied der Partei war. Die meisten haben das allerdings rasch nachgeholt. Den Übergang gleichsam bildeten der Direktor des Wiener Kriegsarchivs und Militärhistoriker Edmund Glaise-Horstenau, der nach dem Berchtesgadener Abkommen als Vertreter nationalsozialistischer Interessen in die Regierung Schuschnigg aufgenommen wurde, sowie der Urgeschichtler Oswald Menghin, der im Kabinett Arthur Seyß-Inquarts dem Unterrichtsministerium Vorstand.[21]

Als Beispiel für die ständestaatliche Geschichtskonzeption kann auf publizistischer Ebene das *Goldene Buch der Vaterländischen Geschichte für Volk und Jugend Österreichs* gelten.[22] Ein Geleitwort Bundeskanzler Schuschniggs erläuterte den Zweck des Unternehmens, dessen Durchführung in der Hand des Schriftstellers Joseph August Lux lag.[23] Von fachmännischer Seite engagierte sich diesbezüglich der in Graz seit 1935 als Extraordinarius lehrende Benediktiner Hugo Hantsch. Er veröffentlichte 1937 den ersten Band seiner *Geschichte Österreichs.* Trotz seines darin sich äußernden Bekenntnisses zu diesem Land und trotz einer recht deutlichen Distanzierung von vielem, was im westlichen Nachbarland im Namen des deutschen Volkes geschah, zeigt sich auch bei Hantsch die grundsätzliche Fragwürdigkeit des eingeschlagenen Weges, wenn er schreibt: „Wir bilden den eigenen Staat, aber wir können niemals ein eigenes Volk bilden; denn der Stamm des heutigen Österreichertums ist deutsch."[24] Eine Ausnahme ganz anderer Art als Lux und Hantsch ist Hans Übersberger. Er war stets betont deutschnational eingestellt und seit vielen Jahren in Wien Ordinarius für osteuropäische Geschichte. Nach eigenen Angaben seit 1933 Mitglied der NSDAP, verließ er aus politischen Gründen 1934 Österreich, um zunächst in Breslau, dann in Berlin zu wirken.[25] Seine Emigration bleibt die einzige, formelle Gemeinsamkeit mit den folgenden Wissenschaftlern, die damals durch die harte Schule der Verfolgung und des Widerstandes gegen den Faschismus gingen. In zweifacher Hinsicht waren diese Historiker untypisch für den akademischen Flügel der Historie in Österreich: Einmal durch ihre überwiegend dem sozialistischen und marxistischen Gedankengut verbundene Geisteshaltung, zum anderen durch die Tatsache, daß nur die wenigsten überhaupt Kontakt zum universitären Lehrbetrieb hatten.

1933 waren es die aus Deutschland fliehenden Regimegegner, von denen nicht wenige nach Österreich verschlagen wurden, unter ihnen der 1900 in Wien geborene Franz Borkenau. Er ging über Wien zunächst nach Frankreich, wo 1934 seine bedeutende Studie zum *Übergang vom feudalen zum bürgerlichen Weltbild* in der Schriftenreihe des Instituts für Sozialforschung erschien. Weiters Eva Priester, eine gebürtige Russin, die 1935 zunächst nach Prag, dann nach Österreich emigrierte. Sie sollte sich später mit vielen anderen in Großbritannien im Free Austrian Movement betätigen und nach dem Krieg in Österreich ihre endgültige Heimat finden.

Für die Österreicher brachte das Jahr 1934 den vorerst entscheidenden Einschnitt, vor allem Verlauf und Ende des Februar 1934. Viele sahen nur die Möglichkeit, ins Ausland zu flüchten. Die prominenteste Stellung kommt Otto Bauer zu. Seine Bedeutung für den Austromarxismus ist unbestritten. Erst seit den letzten Jahren beginnt man, ihm auch als Historiker gerecht zu werden, der es — um nur sein 1923 erschienenes Buch *Die österreichische Revolution* zu nennen — verstanden hat, eine Vielzahl zünftiger Werke mit klarer Gedankenführung, Detailschärfe und gleichzeitiger Gesamtschau in den Schatten zu stellen. Es wäre an der Zeit, ihm in der Reihe hervorragender Historiker einen gebührenden Platz zuzuerkennen.[26] Von den anderen, die wie Bauer in die Tschechoslowakei gingen, sei Josef Kaut erwähnt, damals Redakteur des Grazer *Arbeiterwillens*, nach dem Krieg Salzburger Kulturpolitiker. Sein 1961 publiziertes Werk *Der steinige Weg* ist die erste und bis heute

einzige zusammenhängende Darstellung der Geschichte der Salzburger Arbeiterbewegung.[27] Ein anderer, Leo Stern, verbrachte nach den Februarkämpfen einige Monate in Wollersdorf, ehe er über die CSR nach Moskau ging, wo er sich 1940 für Neuere Geschichte habilitierte.[28] Nach 1950 stand er im Wissenschaftssystem der DDR an einflußreicher Stelle. Er hatte 1925 in Wien mit einer Arbeit über die sozialökonomischen und politischen Grundlagen des Merkantilismus promoviert.[29]

Eine Reihe späterer Historiker arbeitete nach 1934 in der illegalen Arbeiter- und Studentenbewegung. Der Obmann der Revolutionären Sozialisten, Joseph Buttinger, hat später ihre Geschichte geschrieben.[30] Nach der Annexion Österreichs war er mit seiner Frau neben seiner politischen Tätigkeit vor allem in der Flüchtlingshilfe aktiv. Er verfaßte als amerikanischer Staatsbürger mehrere Bücher über Vietnam und hat eine umfangreiche Bibliothek zu Geschichte, Ökonomie, Arbeiterbewegung und Marxismus der neuen Universität Klagenfurt vermacht. Ebenfalls aus dem Lager der Revolutionären Sozialisten kam der ehemalige Chefredakteur der Zeitschrift *Arbeit und Wirtschaft,* Jacques Hannak. Ihm sollte die Emigration erst 1939 nach mehrmaliger Inhaftierung und Aufenthalten in den KZs von Dachau und Buchenwald gelingen. Er schrieb nach dem Krieg in Österreich als Journalist und Publizist eine Reihe informativer Bücher zur österreichischen Zeitgeschichte und über (sozialistische) Persönlichkeiten der Politik (zum Beispiel Karl Renner). Einige Emigranten gingen zu den Internationalen Brigaden nach Spanien, um an diesem Platz Europas die Republik vor dem Zugriff des Faschismus zu retten. Während etwa Leo Stern infolge seines früheren Wegganges dort schon 1936 eintreffen konnte, folgten Hermann Langbein und Leopold Spira 1938, zur gleichen Zeit vor den in Österreich an die Macht gekommenen Nationalsozialisten fliehend. Langbein wurde noch in Österreich mehrmals inhaftiert, später in Frankreich abermals interniert und landete schließlich in Auschwitz. Seine schriftlichen und mündlichen Berichte darüber haben bis heute Wesentliches zur Aufklärung über das dunkelste Kapitel unserer Geschichte beigetragen, nicht zuletzt durch seine Kontakte mit den erst nach dem Krieg Geborenen. Spira glückte es, nach dem Ende des Spanischen Bürgerkrieges von Frankreich nach England zu entkommen. Auch er ist nach dem Krieg in Österreich politisch und publizistisch in Erscheinung getreten.[31] Er war 1937 aufgrund seiner Tätigkeit in illegalen Studentenorganisationen verhaftet und von der Universität Wien relegiert worden. Letzteres stieß auch Maria März-Szecsi zu, die seit 1934 Geschichte studierte, was sie dann erst 1938 nach ihrer Emigration in die USA fortsetzen konnte. Ihr späterer Mann Eduard März hatte 1933 bereits ein Studium an der Hochschule für Welthandel abgeschlossen. Zwischen 1934 und 1938 studierte er neben seiner Tätigkeit als betriebswirtschaftlicher Berater Wirtschaftswissenschaften und war politisch im Untergrund tätig. 1935 veröffentlichte er eine Broschüre gegen den Ständestaat, die beschlagnahmt wurde. Er sollte 1953 nach fünfzehnjähriger Abwesenheit aus den USA nach Österreich zurückkehren. Zahlreiche Publikationen zur Marxschen Wirtschaftstheorie, zur Wirtschaftspolitik und -entwicklung Österreichs, zuletzt vor allem zur österreichischen Industrie- und Bankenpolitik, sind ein bleibendes Vermächtnis des im Juli 1987 Verstorbenen. Ebenfalls ein Universitätsstudium hatte der vielseitig begabte Kelsen-Schüler Albert Fuchs hinter sich, ehe er sich zunehmend politisch betätigte. Im Sommer 1933 gehörte er zu den Organisatoren einer Hilfsstelle für deutsche Emigranten. 1936 und 1937 verhaftet, gelang ihm nach dem Anschluß die Flucht nach England. Hier spielte er im kulturellen und politischen Leben der Exilanten eine bedeutende Rolle. Er erwarb sich Verdienste um die Weckung eines österreichischen Nationalbewußtseins. In Österreich fand er wenige Monate nach seiner Rückkehr aus dem Exil unter tragischen Umständen den Tod. 1949 erschien posthum sein Buch *Geistige Strömungen in Österreich 1867—1918.* Dreißig Jahre später wurde es nachgedruckt, weil es zum Besten gehört, was je zur österreichischen Geistesgeschichte geschrieben worden ist.[32]

Zur Studenten- und Schülergeneration zählten in den dreißiger Jahren schließlich Personen, deren Jugend unter den Bedingungen der Verfolgung und des Widerstandes ihrer späteren Tätigkeit als Historiker und akademische Lehrer den Stempel aufgedrückt hat. 1987 verstarb Karl R. Stadler. Er studierte seit 1931 an der Universität Wien unter anderem Geschichte und engagierte sich in bald darauf verbotenen linken Jugend- und Studentengruppen. Im März 1938 ging er nach England. Der vier Jahre jüngere Felix Kreissler be-

kämpfte das autoritäre Regime im Rahmen eines antifaschistischen Mittelschülerbundes.[33] Nach seiner Verhaftung 1936 wurde über ihn und zwei andere als Strafe der Ausschluß von allen Schulen Österreichs verhängt. Ohne Matura, entschloß er sich ein Jahr später, in Frankreich jene Ausbildung abzuschließen, zu der ihm zuhause der Weg versperrt worden war. Der Ausbruch des Krieges unterbrach erneut seine Studien und führte ihn in die Reihen der Résistance. Ohne Mittelschulabschluß, da 1938 von der Schule ausgeschlossen, flüchtete auch Herbert Steiner Ende des Jahres nach Holland, bald danach weiter nach England, wo der seit 1937 in einer verbotenen Jugendorganisation Tätige eine Lehre als Schrift- und Maschinensetzer absolvierte. Die 1920 in Wien geborene Gerda Lerner ist heute in den USA Professorin für Frauengeschichte an der Universität Wisconsin.[34] Ihre Arbeiten zur Geschichte der farbigen und weißen Frauen in Amerika und zur feministischen Geschichtsbetrachtung haben ihr eine führende Stellung auf diesem Gebiet gebracht. Sie war den neuen Machthabern in Österreich im Herbst 1938 erst entkommen, nachdem man die angehende Maturantin im Frühjahr zusammen mit ihrer Mutter sogar einige Zeit als Geisel für den bereits emigrierten Vater festgehalten hatte.

Die Liste dieser Namen ist weder vollständig im Hinblick auf die Zahl aller für diese Untersuchung in Frage kommenden Emigranten, noch enthält sie das ganze Spektrum der möglichen Ursachen für eine Emigration aus Österreich vor 1938. Waren Zionisten, die Deutschland vor 1933 oder Österreich vor 1938 verließen, bloße Auswanderer?[35] In anderen Fällen wissen wir nichts über die Motive des Weggangs.[36] Fest steht, daß die Emigration der Zeit nach dem März 1938 allein in quantitativer Hinsicht eine ganz neue Dimension annahm. Zum bislang dominierenden politischen Faktor trat der willkürliche der „Rasse“, wodurch nun Menschen erfaßt wurden, die sich bislang vielleicht in Sicherheit gewiegt hatten.

6.

„Auch die Wiener Schule der Geschichtswissenschaft wird einst mit in die Vorgeschichte des durch die Genialität des Führers vollzogenen Anschlusses eingehen“,[37] schrieb der Wiener Neuzeithistoriker Reinhold Lorenz im Herbst 1938 in einem Artikel, der in der *Wiener Zeitung* erschien. Der Beitrag trug die Überschrift „Gesamtdeutsche Geschichtsauffassung“, die damit auf jene Perspektive anspielte, die Lorenz' Lehrer Srbik seit etwa einem Jahrzehnt propagiert hatte und die von der Mehrheit der österreichischen, nicht nur der Wiener Historiker im wesentlichen akzeptiert wurde. Es ging in der Gesamtdeutschen Geschichtsauffassung um einen Ausgleich zwischen der sogenannten großdeutschen und der kleindeutschen Sicht, die — im Lauf des 19. Jahrhunderts entstanden — die Akzente in der Interpretation des politischen und kulturellen Geschehens zwischen den Machtzentren in Berlin und Wien verschieden setzten, sowohl was die Vergangenheit als auch was die Gestaltung der Zukunft anlangte. Den Meinungsverschiedenheiten im einzelnen zum Trotz[38] kreisten die Varianten um immer dieselbe Frage — die „deutsche“ —, blieben alle Überlegungen auf eine mehr oder minder deutliche Vorherrschaft der Deutschen in und über Mittel- und Südosteuropa fixiert, was den imperialen Zielen der beiden Staaten entsprach. Freude, ja Begeisterung über den „Anschluß“ zeigte sich nicht allein bei Reinhold Lorenz, sondern auch bei anderen seiner Berufskollegen. Sie entsprach, wenn auch bei manchen in weniger expressiver Form, der Stimmung der überwiegenden Mehrheit der Historiker Österreichs.

Ehe das mit einigen Schlaglichtern beleuchtet wird, ist festzuhalten: Die nicht kleine Zahl der schon genannten, aber auch der zu nennenden Historiker, die durch die Ereignisse von 1938 bis 1945 zur Flucht, zumindest aber in Bedrängnis, manchmal in den Tod getrieben wurden, soll nicht vergessen lassen, daß die „normalen“ österreichischen Historiker vor allem die Anfangszeit nicht als dunkle, sondern als große Zeit erlebten. Ihre erstaunlichen Ergebenheitsbezeugungen, wie man sie unschwer in Vorworten und Einleitungen lesen kann, sind mit der Qualität der im Hauptteil der Schriften niedergelegten Forschungsergebnisse nicht gleichzusetzen. Sie stehen jedoch auch in keinem wirklich entscheidenden Widerspruch zu ihnen. Sowohl im negativen wie im positiven Sinn könnte man von einem Überwiegen des traditionellen Instrumentariums an Themen, Begriffen und Methoden sprechen, von einer Tradition, für die weder das Jahr 1938 noch das Jahr 1945 eine tiefere

Zäsur darstellte und die allein schon durch die weitgehende Konstanz der lehrenden Personen gewährleistet war.

Der Druck, der auf dem einzelnen schon vor dem März 1938 lastete und sich danach zweifellos erheblich verstärkte, war groß. Monate vor dem Anschluß geschah es, daß Studenten in einer Vorlesung „Juden raus!“ schrien und der Vortragende, um die Ruhe wiederherzustellen, schließlich die anwesenden jüdischen Studenten zum Verlassen des Saales aufforderte, ohne daß damit gesagt sei, es hätte sich deshalb um einen Nationalsozialisten gehandelt.[39] Als es endgültig soweit war, paßten sich auch die bisher Zurückhaltenderen oder Distanzierten in überwiegender Zahl den neuen Verhältnissen mit einer Geschwindigkeit an, die durch Pression von außen nicht zu erklären ist. Der auch durch historische Arbeiten in Erscheinung getretene Honorarprofessor für chinesische Sprache und Philosophie, Arthur von Rosthorn, war einer der wenigen Professoren, die sich nicht beugten. Obwohl Nichtjude, weigerte er sich als einziger, den sogenannten Ariernachweis zu erbringen, da er es ablehnte, ein anderes Kriterium als das der wissenschaftlichen Qualifikation für ein akademisches Lehramt anzuerkennen.[40] Da er auch sonst aus seiner ablehnenden Haltung kein Hehl machte, wurde er selbstverständlich entlassen, konnte jedoch in kleinem, privatem Kreis seine Lehr- und Forschertätigkeit während des Kriegs fortsetzen.

Der freudig gestimmten Historikerschaft dürfte schwerlich entgangen sein, daß in ihren Reihen etwa ein Dutzend Kollegen den Krieg zwar überlebte, ohne zu emigrieren, aber den Verlust der Venia oder vergleichbare Sanktionen hinnehmen mußte.[41] Bezeichnenderweise handelt es sich dabei zum Großteil um Randfiguren des Lehrbetriebes (vor allem um Privatdozenten). Zu den bekannten zählte Hugo Hantsch.[42] Aufgrund seiner Haltung im Ständestaat büßte er sein Extraordinariat in Graz ein, kam vorübergehend sogar nach Buchenwald und verbrachte die Zeit zwischen 1939 und 1945, in eine kleine Pfarre verbannt, als Seelsorger. Gleichzeitig wurde ihm verboten, zu publizieren. In den Ruhestand wurde in Innsbruck der Neuzeithistoriker und Pastorschüler Ignaz Philipp Dengel versetzt. Er war Verbindungsmann der Schuschnigg-Regierung an der Universität gewesen.[43]

Das Gros der Universitätshistoriker wurde von diesen Opfern des „Anschlusses“ ebensowenig wie von dem Schicksal der Emigranten davon abgehalten, in 1938 einen Zielpunkt deutscher Geschichte und die Erfüllung eines alten Traumes zu sehen, eine Erfüllung, der sie überdies seit Jahrzehnten vorgearbeitet hatten.[44] — Viele pflegten Mitglied des kurz vor der Jahrhundertwende ins Leben gerufenen Verbandes Deutscher Historiker zu sein. Dessen Tagungen fanden mehrmals auf österreichischem Boden statt, erst im Jahr 1949 sollte es zur Gründung eines deklariert österreichischen Historikerverbandes kommen. Ein ähnliches Bild bot die Akademie der Wissenschaften, an deren Spitze in den Jahren von 1919 bis 1945 zwei prominente Historiker standen, Oswald Redlich und Heinrich Srbik. Zur äußeren Schale paßte der Inhalt. Beides ergab einen stillen Anschluß lange vor dem März 1938.

Bekenntnis zu Österreich ist das Bekenntnis zum Deutschen Reich, zu dem unsere Sehnsucht uns treibt als unsere letzte Erfüllung, ist das Bekenntnis zu dem Dienst und der Herrschaft in dem Raume, um den durch die Jahrhunderte unser Blut floß und unsere Seelen rangen, heißt es in einem Werk, das 1932 der Öffentlichkeit übergeben wurde, das zwar den Titel *Bekenntnis zu Österreich* trug, jedoch in dem Ausruf gipfelte: „Deutschland, Deutschland über alles!“[45]

Es war der jüdische Künstler und Kulturhistoriker Egon Friedell, der sich aus dem Fenster in den Tod stürzte, als SA-Männer an seine Tür klopften.[46] Die offiziellen Fachvertreter reagierten anders auf den Anschluß. Das Organ des schulemachenden Institutes für österreichische Geschichtsforschung in Wien sprach vom „entscheidenden Zugriff eines gottbegnadeten Führers, den wir mit Stolz und Freude den unsern nennen dürfen“.[47] Ähnlich überschwengliche Gefühle äußerten sich in Publikationen der Historischen Vereine in den Bundesländern. Der Kärntner Geschichtsverein schickte mehrere Telegramme mit Dankesworten ab, zu allererst an Adolf Hitler in Berlin persönlich, „unwandelbare Treue“ gelobend.[48] Die Kollegen in der Steiermark reklamierten für sich den ersten Platz in der Entwicklung eines „völkischen“ Bewußtseins: „Die Steiermark wurde das Land, Graz die Stadt der Erhebung“.[49] Überall wurde die „Heimkehr“ gefeiert, zeigte man sich glücklich, eine Vergangenheit überwunden zu haben, in der die Menschen „gerissenen und volksfremden

Abenteurern“ ausgeliefert gewesen seien, wie die *Salzburger Landeskunde* schrieb, die auch gleichzeitig auf die „ungeheure Bedeutung der Rasse und des Bodens“ hinwies.[50] Der nun in „Oberdonau“ wirkende ehemalige Oberösterreichische Musealverein konnte präziser melden, daß „planmäßige, rassenkundliche Untersuchungen, und zwar zunächst im östlichen Mühlviertel“, schon in Angriff genommen worden seien.[51] Insgesamt läßt sich ein mehr oder minder wortgewaltiger Chor zum „deutschen Epochenjahr“ vernehmen, von dem Srbik im *Jahrbuch des Wiener Geschichtsvereines* rückblickend im Februar 1939 sprach und dabei Wien einen „Hort und Ostpfeiler des Deutschtums“ nannte, nicht ohne zuvor an das Hitlerwort von der „Perle“ erinnert zu haben.[52] Soviel zu der am Ende den Ausschlag gebenden Praxis der Theoretiker der deutschen Frage.

Die Kollaboration österreichischer Historiker mit dem Hitlerregime beschränkte sich nicht auf verbale Bekenntnisse. Sie kam auch in der Übernahme prominenter Funktionen zum Ausdruck, sei es in wissenschaftlichen Institutionen, sei es an anderer Stelle. Srbik etwa machte sich, wie Hans Rothfels treffend bemerkte, allein als Präsident der Wiener Akademie zum „Aushängeschild“.[53] 1938 war er überdies Mitglied der NSDAP und des Deutschen Reichstages geworden. Er fungierte weiters als Beirat in dem von Walter Frank geleiteten Reichsinstitut für Geschichte des Neuen Deutschland. Nach Jahren der Verfolgung jeder politischen Opposition, der Nürnberger Gesetze, der Reichskristallnacht, der Deportation und beginnenden Liquidierung der europäischen Juden im Zuge eines Angriffskrieges auf fast ganz Europa hieß es 1942 aus seinem Mund: „Die Partei, die wir ergreifen, ist die des deutschen Volks und Reichs (...)“.[54] Im selben Jahr kam der Historiker Ludwig Brügel, dessen fünfbändige *Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie* Anfang der zwanziger Jahre erschienen war, in einem KZ ums Leben.[55] Im Jahr darauf gedachte Srbik — um bei ihm zu bleiben — des gefallenen Innsbrucker Ordinarius für Neuere Geschichte, Kleo Pleyer. Er nannte diesen begeisterten Nationalsozialisten einen „Herold der Völkerfreiheit.[56] 1943 verlieren sich die Spuren von Leopold Moses in Auschwitz. Er war Archivar und Bibliothekar der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien gewesen und hatte sich als Historiker vor allem der jüdischen Gemeinden Niederösterreichs im 17. Jahrhundert angenommen.[57] Wilhelm Bauer, Ordinarius für Neuere Geschichte in Wien, kritisierte 1944 in einem Artikel die „jüdisch-aufklärerische“ Haltung, den Staat über Volk und Rasse zu stellen. Das führe dazu, „das eigentlich Jüdische an den Juden zu verschleiern und in dem Begriff des allgemein Menschlichen aufgehen zu lassen.“[58] Ungefähr zu gleichen Zeit erlag in Auschwitz der ehemalige Salzburger Rabbiner Adolf Altmann den unmenschlichen Bedingungen des Lagerlebens. Ihm war 1920 das ehrenvolle Amt des Oberrabbiners in Trier übergeben worden. 1938 hatte er Deutschland verlassen und geglaubt, in Holland Sicherheit zu finden. Seine zweibändige *Geschichte der Salzburger Juden* blieb nicht die einzige historische Arbeit in seinem Oeuvre.[59] Altmanns Versuch, zu entkommen, scheiterte; einer Reihe von Historikern ist die Emigration geglückt.

Alfred Francis Pribram war der prominenteste Emigrant.[60] Seit dem Jahr 1930 emeritiert, war er zuvor lange Jahre Ordinarius in Wien gewesen. Durch die Herausgabe der *Politischen Geheimverträge Österreich-Ungarns 1876—1914,* durch Vortragsreisen nach England, seinem Geburtsland, und in die USA galt er in der Zwischenkriegszeit vor allem im westlichen Ausland als *der* österreichische Historiker schlechthin.[61] Seine Interessen und wissenschaftlichen Publikationen erstreckten sich auf viele Gebiete. Neben den Fragen der österreichischen Außenpolitik und den internationalen Beziehungen vor dem Ersten Weltkrieg galt seine Aufmerksamkeit besonders der österreichischen Geschichte zur Zeit Kaiser Leopolds I. Eine Reihe sorgsam erstellter Editionen von Urkunden und Akten, unter anderem zur Geschichte der Juden in Wien, wiesen ihn als fleißigen, akribischen Historiker aus, verbargen aber zugleich einen skeptischen und, wie Engel-Janosi glaubt, tief unglücklichen Menschen.[62] Eine Festschrift zu seinem 70. Geburtstag, 1929 in Wien erschienen, wurde von Schülern, nicht von Kollegen, verfaßt und ediert,[63] darunter der nach dem Einmarsch Hitlers freiwillig aus dem Leben gegangene Peter Kuranda,[64] der schon erwähnte euphorische Nationalsozialist Reinhold Lorenz und Otto Brunner[65] — letzterer zweifellos ein Historiker von hohem Rang, was vor allem an seinem seit 1939 wiederholt aufgelegten Werk *Land und Herrschaft* zu sehen ist. Ähnlich Srbik, war Brunner hilfsbereit in Einzelfällen, zugleich aber nicht abgeneigt, im NS-Regime etwa als Direktor des Instituts für

Geschichtsforschung Karriere zu machen. Außerdem war er im Jahr 1944, also zu einem Zeitpunkt, in dem andere schon begonnen hatten, mehr oder weniger enttäuscht ihre Gesinnung zu ändern, der Meinung, die Idee einer österreichischen Staatsgeschichte wäre „längst sinnlos“ geworden.[66]

War man 1929 Pribram noch „in treuer Verehrung“ ergeben und voll des Dankes, dürfte er später davon wenig verspürt haben. Er unterlag den Schikanen, mit denen man Juden den Weg zur Universität erschwert und bald überhaupt versperrt hat. Sein Ansuchen um einen Passierschein zwecks Eintritt in das Universitätsgebäude erhielt den Aktenvermerk: „Bleibt vorläufig unerledigt.“[67] Achtzigjährig, gab er 1939 dem Drängen seiner in England lebenden Söhne nach, ihnen dorthin zu folgen. Dort starb er drei Jahre später. Eine Generation jünger als Pribram war Friedrich Engel-Janosi.[68] Aus der Familie eines Industriellen stammend und als solcher später selber tätig, gleichzeitig Dr. jur. und Dr. phil., 1929 für Allgemeine Neuere Geschichte habilitiert, sechs Jahre danach mit dem Titel eines außerordentlichen Professors versehen, hatte er bis zu seiner erzwungenen Emigration Anfang 1939 schon eine beachtliche Zahl historischer Studien veröffentlicht. Ihre Themen reichten von den sozialen Problemen der Renaissance bis zu österreichischen Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts (Rechberg, Hübner, Prokesch-Osten). Während eines Romaufenthaltes in den dreißiger Jahren trat er zum Katholizismus über. Über eine Zwischenstation in England gelang es ihm, im akademischen Leben der USA Fuß zu fassen, zunächst in Baltimore, dann für eineinhalb Jahrzehnte an der Catholic University of America in Washington D.C. Wie Engel-Janosi sollte Heinrich Benedikt zu den wenigen emigrierten österreichischen Historikern gehören, die nach dem Zweiten Weltkrieg in ihr Heimatland zurückkehrten und hier als Universitätslehrer wirken konnten. Im Gegensatz zu Engel-Janosi gehörte er vor 1938 keinem akademischen Lehrkörper an. Finanziell abgesichert und vielseitig interessiert, verkörperte er den ebenso produktiven wie geistreichen Privatgelehrten.[69] Sein *Graf von Sporck,* mit dem er 1930 zu seinem juridischen Doktorat noch das philosophische erwarb, wies bereits eine Reihe von Merkmalen auf, die das spätere Schaffen Benedikts kennzeichnen: die biographische Methode, die Vorliebe für Raum und Zeit der Habsburgermonarchie, die kulturgeschichtliche Betrachtungsweise, den gut leserlichen, literarischen Stil. 1939 ging er nach England, von wo er 1946 nach Wien zurückkehrte. Im selben Jahr wie Benedikt promovierte der wesentlich jüngere Gerhard Ladner. Er vereinigte eine kunstgeschichtliche und mediävistische Ausbildung. Ende Jänner 1938 habilitierte er sich für Geschichte des Mittelalters und historische Hilfswissenschaften. Sein Anfang Februar gehaltener Probevortrag behandelte die „Papstbilder des Mittelalters als historische Denkmäler“. Zweieinhalb Monate später entzog ihm das Ministerium die Dozentur. Es war mitgeteilt worden, daß er zwar Katholik, aber nicht Arier wäre.[70] Ladner ging 1938 nach Kanada und vollendete seine wissenschaftliche Karriere nach dem Krieg an verschiedenen amerikanischen Universitäten.

Ladner schließt mit Engel-Janosi und Pribram den kleinen Kreis von Historikern, die zur Zeit ihrer Emigration bereits ein akademisches Lehramt an einer österreichischen Universität ausüben konnten. Wie gesagt, weitet sich der Kreis um ein Vielfaches, zieht man auch die nichtakademischen Historiker in Betracht. Im Unterschied zur Emigration bis 1938 ist die Skala der politischen Motivation nach 1938 entsprechend der allgemeinen NS-Politik wesentlich breiter. Neben den bisher hauptsächlich verfolgten Sozialisten und Kommunisten werden nun auch Konservative, Katholiken, Liberale oder sich als unpolitisch Verstehende in die Enge getrieben. In einem hohen Ausmaß, schätzungsweise 80 bis 90 Prozent, einigt sie die plötzlich zur tödlichen Gefahr gewordene Tatsache, keine „Arier“ zu sein.

Bereits vor seiner Emigration nach England ist der zum Katholizismus konvertierte Archivar und Historiker Albert Hollaender mit wissenschaftlichen Publikationen hervorgetreten. Er hat dann in London die Leitung eines Archivs übernehmen können.[71] Im Gegensatz zu Hollaender ist Franz von Pollack-Parnau aus England, wohin er nach dem „Anschluß“ geflüchtet war, nach Kriegsende wieder nach Österreich zurückgekehrt. Seine 1927 erschienene Studie zu einer wenig bekannten zweiten österreichischen Ostindienkompanie im ausgehenden 18. Jahrhundert hat erst in den letzten Jahren erneut Beachtung gefunden.[72] Im Besitz einer umfangreichen Spezialbibliothek zur Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts,

hat er sein Wissen im privaten Kreis und mündlichen Gespräch teilweise fruchtbar gemacht. Der 1882 in Wien geborene Robert Eisler wirkte nach seiner wissenschaftlichen Ausbildung in Wien, Rom und Athen an englischen Universitäten und an der Sorbonne. Auch er ging nach der Annexion Österreichs nach Großbritannien. Die Liste seiner Publikationen ist lang und enthält Untersuchungen zu verschiedensten Themen, von der Geschichte des Geldes bis zu Plato. Immer wieder kehrte er jedoch zu Fragen antiker Religionen zurück, mit Ergebnissen, die gelegentlich heftig diskutiert wurden.

Wertvolle Beiträge zur jüdischen Geschichte haben vor 1938 die folgenden Historiker geliefert: Der gebürtige Wiener Hugo Gold wirkte in der Zwischenkriegszeit in Brünn als Publizist, Herausgeber und Verleger jüdischer Periodika, unter anderem der *Zeitschrift für die Geschichte der Juden in der Tschechoslowakei.* Nach seiner Niederlassung in Palästina im Jahr 1940 hat er seine Tätigkeit fortgesetzt, zum Beispiel in der von ihm 1964 bis 1974 verlegten und redigierten *Zeitschrift für die Geschichte der Juden.* In Zusammenarbeit mit anderen Fachkollegen war es in einer Serie von Gedenkbüchern seine traurige Aufgabe, den vielen vernichteten jüdischen Gemeinden Altösterreichsein Denkmal zu setzen. Funktionär jüdischer Organisationen war der nach England emigrierte Zionist Josef Fraenkel. Theodor Herzl bildet den thematischen Kern seiner Veröffentlichungen. Der von Fraenkel 1967 herausgegebene Sammelband *The Jews of Austria* ist bis heute nicht ins Deutsche übertragen und damit einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. In die USA ging der vor 1938 als Anwalt tätige Rudolf Glanz. Er war Mitglied verschiedener jüdischer Vereine (Poale Zion, YIVO) und Mitarbeiter diverser Publikationen. In seiner neuen Heimat machte er sich mit einer großen Zahl von Veröffentlichungen zur Sozialgeschichte jüdischer Immigranten, zur Situation der Juden in Amerika und ihren Beziehungen zu anderen Gruppen einen Namen.

Zu jung, um schon vor ihrer Emigration mit wissenschaftlichen Ergebnissen aufwarten zu können, waren andere, deren späteres wissenschaftliches Schaffen im Bann des jüdischen Schicksals steht. Zu diesen zählt der Fachmann für die Geschichte der organisatorischen und technischen Durchführung der „Endlösung“, der 1926 in Wien geborene Raul Hilberg. Er ging Ende der dreißiger Jahre in die USA. Weiters der zwei Jahre ältere Wiener Herbert Rosenkranz, gewissenhafter Chronist des Leidensweges der österreichischen Juden zwischen 1938 und 1945.[73] Seine Emigration nach Riga im Jahr 1938 führte ihn auf einem entbehrungsreichen Weg nach Israel, wo er nun im Rahmen des Yad Vashem tätig ist. Wieder in Wien wirkt der Burgenländer Jonny Moser, gleichfalls unermüdlich bemüht, das Schicksal der österreichischen Juden in jenen Jahren nachzuzeichnen. Auch ihn hat die Flucht nach Osten geführt, nach Ungarn, wo er sich nach einem längeren KZ-Aufenthalt an den Rettungsaktionen Raoul Wallenbergs beteiligen konnte. Die Schwierigkeiten waren für ihn — wie für viele andere — nach dem Krieg nicht zu Ende: Verspätete Fortsetzung der Schulausbildung und Zwang zu jahrelanger Tätigkeit in irgendeinem Brotberuf (als Trafikant)[74] erschwerten den Weg zur wissenschaftlichen Produktion. Als Neunjähriger mußte Peter Pulzer erleben, wie die Wohnung während der Reichskristallnacht von der SA geplündert und der Familie weggenommen wurde. Mit dieser ging er wenig später nach England, wo er nun als Historiker und Politologe wirkt. Von seinen Büchern sei nur das auch in deutscher Sprache erschienene Werk zur Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich erwähnt. Der gleichaltrige Uriel Tal emigrierte 1940 von Wien nach Palästina. Als Lehrer an israelischen Universitäten und als Gastprofessor in den USA tätig, kreisen seine Untersuchungen um die deutsch-jüdische Geschichte, den christlichjüdischen Dialog und die Wurzeln des modernen Antisemitismus.

Andere Themen stehen im Mittelpunkt der Arbeiten von Historikern, die wegen der gleichen Ereignisse nach dem März 1938 Österreich verlassen mußten. Der Rechtsanwalt Robert A. Kann trat in den dreißiger Jahren durch Aufsätze juristischen Charakters an die Öffentlichkeit.[75] 1938 verließ er Österreich und traf im folgenden Jahr in den USA ein. Hier entwickelte er sich über ein Zweitstudium und lange Lehrtätigkeit an der Universität von New Jersey — abgesehen von Gastprofessuren an anderen amerikanischen Hochschulen, später auch in Wien — zu einem führenden Historiker der Geschichte der Habsburgermonarchie. 1950 erschien in englischer Sprache sein zweibändiges Werk zum Nationalitätenproblem. Es sollte eine Reihe weiterer Bücher zum Gesamtthema der Monarchie sowie zu

Einzelfragen folgen, begleitet von einer Vielzahl von Artikeln zur Innen- und Außenpolitik der franzisko-josephinischen Zeit, zur Geistes- und Kulturgeschichte des 18., 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Über die Ara Metternichs arbeitete Arthur Haas, ein weiterer Österreich-Emigrant in den USA.[76] Den Schwerpunkt auf die Weimarer Republik hat der ebenfalls hier lehrende Eric (Erich) Kollmann gelegt. Er verfaßte jedoch auch eine bedeutende Biographie Theodor Körners.[77]

Neben dem Revolutionshistoriker Heinz Lubasz und dem Bibliothekar und Historiker Walter Grossmann seien noch drei in die Vereinigten Staaten gegangene Emigranten erwähnt. Zunächst der katholische Sozialphilosoph und 1934 zum dritten Wiener Bürgermeister berufene Ernst Karl Winter, der sich in der Zeit des Ständestaates um Kontakte zur illegalen Arbeiterbewegung bemühte.[78] Nur knapp dem Zugriff der Nationalsozialisten entkommen, konnte er in der Emigration vorübergehend als Universitätslehrer wirken. Seine zahlreichen Veröffentlichungen weisen zumeist eine historische Dimension auf, sind jedoch im strengen Sinn nicht zur geschichtswissenschaftlichen Literatur zu zählen. Im Gegensatz zu Winter nicht nach Österreich zurückgekehrt ist ein anderer konservativer Historiker, der Rechtsanwalt Franz Goldner. Seine Publikationen zur österreichischen Emigration haben allein mit der Wahl des Themas ein bis dahin weitgehend unerforschtes Gebiet zu erschließen begonnen.[79] Nachdem er Wien im Gymnasiastenalter verlassen mußte, kehrte der heute in Salzburg als Honorarprofessor lehrende Thomas Chaimowicz nach einer Odyssee, die ihn nach Kolumbien und in die Vereinigten Staaten geführt hatte, schließlich wieder nach Österreich zurück.[80] Als subtiler Interpret antiker Staatslehren, der Werke Montesquieus und Burkes sowie des Konservativismus im allgemeinen stellte er sein Wissen gelegentlich Otto Habsburg und dessen Kreis zur Verfügung.

Einen völlig anderen geistigen Bezugsrahmen weist die Interessenslage der beiden zuletzt zu nennenden Historiker auf. Der 1919 in Wien geborene Walter Grab studierte Jus, als ihn die nationalsozialistische Okkupation zwang, ins Ausland zu gehen. Er wandte sich nach Palästina, wo er ein Studium bald aufgrund materieller Schwierigkeiten unterbrechen mußte und erst Jahre später in Israel bzw. 1962 in Deutschland bei Fritz Fischer wieder aufnehmen konnte. Beginnend mit der Dissertation, hat sein Forschungsinteresse seitdem den deutschen Jakobinern und den demokratischen Bewegungen und Strömungen in Deutschland während des 18. und 19. Jahrhunderts gegolten.[81] Wie das von ihm in Tel Aviv gegründete Institut für deutsche Geschichte und ein Jahrbuch gleichen Namens andeuten, hat Grab nach dem Krieg vornehmlich Kontakte zu Deutschland gepflogen, dessen verschüttete demokratische Tradition er ins Bewußtsein zu heben nicht müde wird. Von Österreich spät zurückberufen wurde Ernst Wangermann, obwohl er seine österreichische Staatsbürgerschaft auch im Emigrationsland Großbritannien nie aufgegeben und seine historische Forschung weitgehend der österreichischen Geschichte gewidmet hat.[82] Im Alter von vierzehn Jahren mit seinen Geschwistern von der Mutter vorsorglich nach England in Sicherheit gebracht, hat er erst nach einem Jahrzehnt als Lehrer an dortigen Mittelschulen eine akademische Lehrtätigkeit an der Universität Leeds ausüben können, von wo er 1984 nach Salzburg übersiedelte. Seine bereits Anfang der fünfziger Jahre begonnenen Forschungen über die österreichischen Jakobiner trafen zunächst auf wenig Verständnis. Diese von ihm dokumentierte revolutionär-demokratische Seite österreichischer Geschichte bildet auch den Hintergrund für seine späteren Studien zur österreichischen Aufklärung, zum Josephinismus, zu Fragen von Demokratie, Reform und Revolution — auch über das 18. Jahrhundert hinaus, stets Geschichte als einen von den Menschen gestaltbaren Prozeß verstehend.

Wie im vorhergehenden Abschnitt sollen auch in diesem exemplarisch einige Namen erwähnt werden, die — bei Gefahr voreiliger Wertung — ihre Schaffenskraft als Historiker vornehmlich in den Dienst der populären Darstellung oder anderer publizistischer Zwecke gestellt haben. Genannt seien der im September 1938 als Lehrer entlassene Alfred Apsler, er ging über die Schweiz nach Amerika, wo er als Pädagoge weiterwirkte und eine Reihe von historischen Biographien (zum Beispiel über Nehru, Samson Wertheimer, Marx) für ein jugendliches Publikum schrieb; der nach England emigrierte Verfasser einer *Sozialgeschichte des Dritten Reiches,* Richard Grunberger; der schließlich nach Brasilien gegangene Kulturhistoriker Otto Maria Karpfen; der nach mehrmonatiger Gestapohaft über England

nach Schweden geflüchtete und von dort Anfang der sechziger Jahre nach Österreich zurückgekehrte Ernst Martin Benedikt, vormals Herausgeber und Chefredakteur der *Neuen Freien Presse.* Sein *Kaiser Joseph II.* aus dem Jahr 1936 basiert auch auf ungedrucktem Quellenmaterial. Jüdische Themen stehen im Vordergrund bei dem in die USA gegangenen Emil Lehmann; dem ebenfalls hier wirkenden Funktionär jüdischer Organisationen Oscar Karbach; seinem 1940 nach Palästina emigrierten Kollegen Ludwig Yomtov Bato; schließlich dem Herausgeber mehrerer Briefsammlungen, dem 1965 in Kalifornien verstorbenen Schriftsteller und Pazifisten Franz Kobler.

Diese lückenhafte Reihe von Namen reicht aus, um zu ermessen, welchen Verlust das wissenschaftliche und kulturelle Österreich erlitten hat. Dazu kommt, daß historisch arbeitende Vertreter anderer Disziplinen hier ausgespart bleiben. Dennoch wird eine umfassende Geschichte der Emigration österreichischer Historiker nicht umhin können, die nicht kleine Zahl von emigrierten Kunst-, Literatur-, Musik- oder Medizinhistorikern mitzuberücksichtigen.

7.

Das Jahr 1945 brachte die Wiederherstellung eines unabhängigen demokratischen österreichischen Staates, vor allem das Ende eines Krieges, der große Teile Europas zerstört und weite Gebiete der Erde in Mitleidenschaft gezogen hatte. Eine Unzahl von Toten war seine Bilanz: Soldaten, Zivilisten, politische Opfer und solche eines industriell genützten Rassenwahns.

Die Historikerschaft Österreichs hat darauf in der Nachkriegszeit auf eine Weise reagiert, die das Geschehene vor allem dort in ein Dunkel hüllt, wo es um die eigene Rolle geht.[83] In Würdigungen des 1959 verstorbenen ehemaligen Ordinarius für Alte Geschichte an der Universität Innsbruck, Franz Miltner, der von 1939 bis 1943 überdies das Amt des Dekans der Philosophischen Fakultät bekleidete, erfährt man nur, daß er sehr „initiativ" gewesen sei. Vor allem wird darauf hingewiesen, wie schwer ihn der Verlust der Professur im Jahr 1945 getroffen habe.[84] Daß er sich schon kurz nach dem sogenannten Umbruch in Denkschriften bei verschiedenen hohen Stellen energisch für die Errichtung eines „Rassenkundlich-Historischen Instituts" eingesetzt hat, bleibt unerwähnt; ebenso, daß er sich im Gegensatz zur Mehrheit seiner Fachkollegen von der Sinnhaftigkeit eines derartigen Unternehmens völlig überzeugt zeigte und sich auch in anderen Belangen eindeutig exponierte.[85] Ganz ähnlich verhält es sich bei seinem Grazer Pendant Fritz Schachermeyr. Nicht nur, daß dieser sich wie Miltner einer mit rassistischem Vokabular gesättigten Sprache bediente, trat er schon im April 1933 im *Völkischen Beobachter* mit einer Skizze an die Öffentlichkeit, die noch im selben Jahr erweitert unter dem Titel *Die nordische Führerpersönlichkeit im Altertum* erschien.[86] Während Schachermeyr sich selbst damals als „alten Kämpfer" bezeichnete und sich in der folgenden Zeit auch mehrfach dieser Bezeichnung würdig zeigte, weist ein Jahrzehnte später erstelltes Schriftenverzeichnis diesbezüglich Lücken auf.[87] Im Rückblick auf das eigene Leben hilft ein jovialer Tonfall über manche Klippe hinweg und taucht das Vergangene in ein mildes „steirisches" Klima, dem angeblich das NS-Regime des Landes entsprochen habe.[88]

Diese beiden Beispiele illustrieren den einen Weg, auf dem sich österreichische Historiker von der 1945 wie nie zuvor in der Geschichte gestellten Frage, was geschehen war und wie es dazu kommen hatte können, entfernten, statt sich ihr zu nähern. Der andere führte in eine anscheinend günstigere Richtung, um sich am Ende doch im Nirgendwo zu verlieren. Gemeint ist jene Form der Auseinandersetzung mit dem Geschehenen, in der die Konturen sich rasch im Dunst halbphilosophischer Spekulationen auflösen. Sie ist etwa bei dem selber in der nationalsozialistischen Zeit verfolgten Hugo Hantsch, dem Nachfolger Srbiks auf dessen Lehrstuhl 1945, festzustellen. Er sprach zwar von „dunklen Tiefen und gewaltigen Brüchen" der jüngeren Geschichte, lüftete jedoch den „Schleier des ewigen Geheimnisses"[89] nicht, der letztlich alles verhüllt. Im Vergleich dazu waren die konkreten Maßnahmen der für die Neugestaltung von Wissenschaft und Lehre zuständigen Behörden wesentlich deutlicher, allerdings in beiderlei Richtungen. Ungefähr zwei Drittel aller Hochschullehrer waren im

nationalsozialistischen Sinn kompromittiert. Viele von ihnen wurden zunächst entlassen, von den 197 Lehrern der Wiener Philosophischen Fakultät bis 1947 laut einem zeitgenössischen Bericht allein hundert.[90] Von den oben erwähnten Historikern waren unter anderem in diesem Sinne betroffen: Lorenz, Srbik, Brunner, Bauer, Miltner und Schachermeyr. Der drastischen Ausgliederung unmittelbar nach Kriegsende folgte in den Jahren danach eine nicht viel weniger drastische Wiedereingliederung, sofern die Betreffenden noch lebten, aus Altersgründen noch in Frage kamen und nicht inzwischen Berufungen ins Ausland gefolgt waren. Srbik verstarb 1951, Bauer zwei Jahre später; Brunner folgte 1954 einem Ruf nach Hamburg, Miltner wurde bald nach 1945 im Rahmen des Österreichischen Archäologischen Instituts wiederverwendet und 1954 mit der Leitung der Ausgrabungen in Ephesos betraut;[91] im selben Jahr wurde Lorenz die 1945 entzogene Lehrbefugnis wieder erteilt; Schachermeyr konnte schon zwei Jahre früher auf seinen Lehrstuhl zurückkehren und lehrte statt in Graz nun in Wien.

Wenig änderte sich auch in der Atmosphäre an den Hohen Schulen. Schon 1946 kam es zu eindeutig antisemitischen Aktionen von Studenten.[92] Ähnliche Vorfälle forderten zwei Jahrzehnte später im Verlauf der sogenannten „Affäre Borodajkewycz“ sogar ein Todesopfer.[93] Mit diesen Hinweisen sollen die Bemühungen um mehr Demokratie und Toleranz, die auch an den Hochschulen in der frühen Zweiten Republik festzustellen sind, nicht gering geachtet werden. Bis Mitte der sechziger Jahre herrschte jedoch ein unverkennbar restaurativer Geist vor, in welchem jeder Neuansatz abseits der konservativ-katholischen und deutsch-nationalen Bastion auf Ablehnung stieß. Das Gros der offiziellen Intellektuellen des Landes ließ sich willig für die Gefechte des Kalten Krieges in Dienst nehmen.[94]

Dieser Grundtendenz entsprach die weitgehende Kontinuität in der inneren Verfassung der Historie Österreichs in den ersten ein bis zwei Jahrzehnten nach 1945.[95] In den Geschichtsvereinen der Bundesländer wie in den Universitätsinstituten lief der Betrieb im wesentlichen unverändert weiter. Mit Ausnahme der Absicht, das Bewußtsein einer spezifisch österreichischen Geschichte in Hinkunft verstärkt in die Arbeit einfließen zu lassen,[96] hat die Historie der Zweiten Republik im allgemeinen spät und zurückhaltend auf moderne Tendenzen inhaltlicher oder methodischer Natur der internationalen Geschichtswissenschaft reagiert. Vieles spricht dafür, daß emigrierte österreichische Fachvertreter Entscheidendes zu vielen dieser Neuerungen und ihrer Einführung in Österreich beigetragen haben, nach wie vor freilich oft außerhalb der etablierten Institutionen und nicht selten außerhalb des Landes, dem sie galten.

Wenngleich die Zahl der Remigranten keine Auskunft über den tatsächlichen Einfluß der Emigranten auf ihre Heimatländer nach 1945 gibt und diesen unterschätzen würde,[97] stellt die in Österreich äußerst kleine Zahl von Historikern, die aus der Emigration Eingang in eine österreichische Universität gefunden haben, eine bemerkenswerte Tatsache dar. Denn wohl war nur ein sehr geringer Prozentsatz von ihnen schon 1934 oder 1938 im akademischen Bereich tätig; für einen wesentlich höheren Anteil trifft das jedoch für die Zeit nach dem Krieg zu. Hinzu kommt, daß die wenigen Rückkehrer, jedenfalls in der Anfangsphase, in ihrer politischen und weltanschaulichen Grundeinstellung die Gewähr boten, es bei allen denkbaren Differenzen zu keinem wirklichen Konflikt mit den Hiergebliebenen kommen zu lassen. Das traf sowohl für den 1947 im 61. Lebensjahr habilitierten und 1955 zum ordentlichen Professor ernannten bisherigen akademischen Außenseiter Heinrich Benedikt als auch für den 1959 dauernd nach Wien zurückgekehrten und keineswegs von seiner neuen Lehrstätte begeisterten Friedrich Engel-Janosi zu.[98] Konservative Haltung, nobler Gestus und vor allem eine liberale weltmännische Toleranz haben mitgeholfen, zurückzukehren und gleichzeitig die hiesige Historie geistig zu befruchten, beispielsweise durch Engel-Janosis ausgeprägtes Interesse für weit jenseits des deutschsprachigen Raumes angesiedelte Denkschulen geschichtsphilosophischer und methodologischer Art.[99]

Stärkere politische, thematische und methodische Akzente außerhalb des traditionellen Paradigmas vermochten weiterhin nur am Rande oder jenseits der Universitäten zu gedeihen oder in ihnen erst mit dem Aufbrechen alter Strukturen seit Ende der sechziger Jahre in größerem Umfang Fuß zu fassen. Die Berufung Karl R. Stadlers auf einen Lehrstuhl für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte an der jungen Linzer Hochschule für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften im Jahr 1968 kann als ein Beispiel gelten,[100] die Rückkehr Ernst

Wangermanns auf einen Lehrstuhl für Österreichische Geschichte an der Universität Salzburg 1984 als ein anderes. Die Habilitation Herbert Steiners im Jahr 1982 bedeutete eine späte Anerkennung für ein Jahrzehnte zurückreichendes menschliches und wissenschaftliches Engagement, vor allem im Rahmen des 1963 gegründeten Dokumentationsarchives des Österreichischen Widerstandes.[101] Felix Kreisslers Einsatz für die Erforschung der Zeitgeschichte Österreichs und die Bekanntmachung österreichischer Geisteskultur in Frankreich führt bereits über Österreichs Grenzen hinaus.

Erinnert man sich an die in den vorhergehenden Abschnitten genannten Emigranten und an ihr hier nur mit wenigen Strichen skizziertes historiographisches Schaffen, so wird deutlich, wie bedeutend die Leistungen ihres akademischen Flügels, wie bedeutend aber auch die Leistungen ihres nicht-akademischen Flügels sind, sowohl für die historische Erkenntnis im allgemeinen als auch für die Erforschung und Bekanntmachung der Geschichte Österreichs im besonderen. Die Liste der Gebiete, auf denen sie in besonderer Weise initiierend oder fördernd gewirkt haben, ist lang. Verwiesen sei auf die Erforschung demokratischer Bewegungen und aufklärerischer Bestrebungen, die Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung, die Analyse revolutionärer Ereignisse und Ideen, die Dokumentation des österreichischen Widerstandes gegen Diktatur und Faschismus sowie des Schicksals der von Diktatur und Faschismus Verfolgten, insbesondere auch der österreichischen Juden, die Untersuchung der Bedeutung der Juden Österreichs für Gesellschaft, Politik, Wissenschaft und Kultur dieses Landes, die Förderung der zeitgeschichtlichen Forschung, die wissenschaftliche Aufarbeitung jener Prozesse und Bedingungen, die die Ausbildung eines österreichischen Nationalbewußtseins gehemmt bzw. gefördert haben, die mit Wort und Tat propagierte Toleranz und Weltoffenheit in Forschung und Lehre, nicht zuletzt die Arbeit für Österreich in vielfältigen Formen und von zahlreichen Orten der Welt aus.[102]

Obwohl diese Historiker aus ihrer Heimat vertrieben wurden und ihnen nach dem Krieg nur in den seltensten Fällen der Weg zurück geebnet worden ist, haben sie auf historische Traditionen aufmerksam gemacht und Traditionen begründet, durch deren Fehlen oder Unterdrückung Geschichtswissenschaft und Gesellschaft Österreichs gleichermaßen schon einen zu großen Schaden erlitten haben.

Anmerkungen:

1 Eine der wenigen und frühesten Arbeiten ist die von Erika Weinzierl, *Universität und Politik in Österreich,* Salzburg—München 1969 (Salzburger Universitätsreden 33). Weiters vgl. Herbert Dachs, *Österreichische Geschichtswissenschaft und Anschluß 1918—1930.* Wien—Salzburg 1974; Günter Fellner, „Die österreichische Geschichtswissenschaft vom Anschluß zum Wiederaufbau“, in: *Unterdrückung und Emanzipation. Festschrift Erika Weinzierl zum 60. Geburtstag,* hrsg. von R. G. Ardelt u. a. Wien—Salzburg 1985, 321—339. Biographisch orientiert ist Gerhard Oberkofler, *Die geschichtlichen Fächer an der Philosophischen Fakultät der Universität Innsbruck 1850—1945.* Innsbruck 1969. Zu einigen Historikern liegen Biographien, meist in Form von Dissertationen, vor. Sie werden bei direkter Benützung zitiert werden. Verstreute Hinweise auf Historiker Finden sich in diversen Arbeiten zur Universitätsgeschichte. Zum Beispiel Erich Cermak, *Beiträge zur Geschichte des Lehrkörpers der Philosophischen Fakultät der Universität Wien zwischen 1938 und 1945,* geistes- wiss. Diss. Wien 1980; Margarete Kowall, *Die 1938 von der Universität verwiesenen Mitglieder des akademischen Lehrkörpers der Philosophischen Fakultät Wien,* geisteswiss. Diss. Wien 1983 (Für den Hinweis danke ich DDr. Oliver Rathkolb, Wien); *Grenzfeste deutscher Wissenschaft. Uber Faschismus und Vergangenheitsbewältigung an der Universität Graz,* Graz 1985; Willi Weinert, „Die Entnazifizierung an den österreichischen Hochschulen“, in: *Verdrängte Schuld— verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945 bis 1955.* S. Meissl/Kl.-D. Mulley/O. Rathkolb (Hrsg). Wien 1986, 254—269. Der Forschungsstand in Österreich liegt diesbezüglich weit hinter dem der BRD, wofür ich nur die gründliche Arbeit von Volker Losemann nenne: *Nationalsozialismus und Antike. Studien zur Entwicklung des Faches Alte Geschichte 1933—1945.* Hamburg 1977.

2 Zur Emigration österreichischer Historiker gibt es keine Untersuchung. Man ist auf biographische Lexika, Nachrufe, Festschriften, Autobiographien und ähnliches angewiesen. Einige Namen tauchen in Arbeiten zur deutschen Emigration auf. In diesem Zusammenhang ist auch die einzige von einem Österreicher verfaßte einschlägige Studie zu sehen, nämlich Gerald Stourzh,

„Die deutschsprachige Emigration in den Vereinigten Staaten. Geschichtswissenschaft und Politische Wissenschaft", in: *Jahrbuch für Amerikastudien 10,* 1965, 59—77; umfangreiche Bibliographie ebda., 232—266, und 11, 1966, 260—317. Im Textteil werden dabei als Österreicher Engel-Janosi, A. Haas, Kann, Kollmann und Winter genannt; im bibliographischen Teil scheint zudem R. Glanz auf — insgesamt also nur ein kleiner Prozentsatz. Von neueren Publikationen siehe Peter Th. Walther, „Emigrierte deutsche Historiker in den USA", in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 7,* 1984, 41—52. Ein Brückenschlag von der derzeitigen Forschungslage zu anspruchsvollen wissenschaftssoziologisch oder-theoretisch orientierten Analysen kann hier keinesfalls geleistet werden. Vgl. etwa Klaus Fischer, „Vom Wissenschaftstransfer zur Kontextanalyse — oder: Wie schreibt man die Geschichte der Wissenschaftsemigration?" in: *Antisemitismus und jüdische Geschichte. Studien zu Ehren von H. A. Strauss,* hrsg. von R. Erb u. a. Berlin 1987, 267—293.

3 Ein Beispiel: *Das Studium der Rechtswissenschaften an der Wiener Universität, Gerichtspraxis und erste Publikationen zur Strafrechtsreform ließen eine erfolgreiche Juristenlaufbahn erwarten. Sie wurde dann durch die politischen Ereignisse unterbrochen, wenngleich die rechtswissenschaftliche Ausbildung und Methode auch noch in den Arbeiten des Historikers erkennbar blieb.* Adam Wandruszka, „Robert A. Kann", in: *Österreichische Hochschulzeitung* 33 (1981) Nr. 9, 26.

4 Vgl. Judith Merinskv, *Die Auswirkungen der Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich auf die Medizinische Fakultät der Universität Wien im Jahre 1938. Biographien entlassener Professoren und Dozenten.* Phil. Diss., Wien 1980, XIX.

5 Vgl. Franz Gail, *Alma Mater Rudolphina 1365—1965. Die Wiener Universität und ihre Studenten.* 3. Aufl. Wien 1965, 31.

6 Einige grundsätzliche Überlegungen dazu zusammengefaßt in Günter Fellner, *Wissenschaft und Geschichte. Eine Einführung in neuere Theorien,* Wien—Salzburg 1983 (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Institutes für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften 11).

7 *Die Fackel,* Nr. 712—716, Jänner 1926, 33f.

8 Speziell dazu Günter Fellner, *Ludo Moritz Hartmann und die österreichische Geschichtswissenschaft. Grundzüge eines paradigmatischen Konfliktes.* Wien—Salzburg 1985 (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann-Institutes für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften 15), 244ff. Reiches Material allgemein dazu bei Helge Zoitl, *Kampf um Gleichberechtigung. Die sozialdemokratische Studentenbewegung in Wien 1914—1925.* Phil. Diss., Salzburg 1976.

9 Stein an Hartmann, 17. März 1919, Nachlaß Ludo M. Hartmann, HHStA, Korrespondenz, K. 5, Konv. „Stein". Zu Stein vgl. Fellner (wie Anm. 8), 289ff.

10 Alphons Dopsch, „Der Wiederaufbau Europas nach dem Untergange der Alten Welt", in: *Die feierliche Inauguration des Rektors der Wiener Universität für das Studienjahr 1920/21.* Wien 1920, 79 f.

11 Stein an Hartmann, 24. April 1920, Nachlaß Hartmann (wie Anm. 9).

12 Vgl. Helge Zoitl, „Akademische Festkultur", in: *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938,* hrsg. von F. Kadrnoska. Wien—München—Zürich 1981, 167—204.

13 Vgl. auch im folgenden Weinzierl (wie Anm. 1), 17.

14 Soweit es zeitgeschichtliche Themen betrifft, siehe Michael Derndarsky, „Die Berücksichtigung der Zeitgeschichte im Lehrbetrieb der Wiener Universität. Ein Versuch", in: *Austriaca. Cahiers Universitaires d' Information sur l'Autriche.* Juillet 1978, numero special, 235—375.

15 Im weiteren Sinn als Emigrant könnte unter Umständen auch Carl Grünberg gesehen werden, der 1924 nach Frankfurt ging, wo er Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung wurde. Zur Biographie siehe Günther Nenning, (Carl Grünberg) „Biographie", in: *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung,* Indexband. Graz 1979, 1—224.

16 Siehe etwa Peter Huemer, *Sektionschef Robert Hecht und die Zerstörung der Demokratie in Österreich. Eine historisch-politische Studie.* Wien 1975

17 Vgl. Anton Staudinger, „Zur ‚Österreich'-Ideologie des Ständestaates", in: *Das Juliabkommen von 1936. Vorgeschichte, Hintergründe und Folgen,* hrsg. von L. Jedlicka und R. Neck. Wien 1977, 198—240.'

18 Vgl. auch im folgenden Weinzierl (wie Anm. 1), 20.

19 Zu Patzelt siehe Fellner (wie Anm. 8), 314f.

20 Berichtet bei Kowall (wie Anm. 1), 20f.

21 Vgl. Weinzierl (wie Anm. 1), 6.

22 Joseph August Lux, *Das Goldene Buch der Vaterländischen Geschichte für Volk und Jugend Österreichs.* Erg. u. erw. Aufl. Wien 1935.

23 Zu Lux wie auch in Hinkunft zu allen später erwähnten Emigranten vgl. die folgenden biographischen Werke: *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* Bd. 1. Hrsg, von W. Röder und H. A. Strauss. München (u. a.) 1980; *International Biographical Dictionary of Central European Emigres.* Vol. 2. Ed. by H. A. Strauss und W. Röder. München (u. a.) 1983; Ernst H. Buschbeck, *Wissenschaft der letzten hundertfünfzig Jahre in Österreich.* Zürich—Wien

1947; *Encyclopaedia Judaica. Vol. lff. Jerusalem 1971; Christine Klusacek, Österreichs Wissenschaftler und Künstler unter dem NS-Regime. Wien—Frankfurt—Zürich 1966; List of Displaced German Scholars. London 1936/37; Walter Tetzlaff, 2000 Kurzbiographien bedeutender deutscher Juden des 20. Jahrhunderts. Lindhorst 1982; Wolfgang Weber, Biographisches Lexikon zur Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die Lehrstuhlinhaber für Geschichte von den Anfängen des Faches bis 1970. Frankfurt (u. a.) 1984; Bio-Bibliographischer Anhang „Wiener Juden in der Literatur", in: Harry Zohn: „...ich bin ein Sohn der deutschen Sprache nur..Jüdisches Erbe in der österreichischen Literatur. Darstellungen und Dokumentation. Wien—München 1986; Österreichisches Biographisches Lexikon 1815—1950, Bd. lff. Wien 1957ff. Um den Anmerkungsapparat nicht unnötig aufzublähen, werden in Hinkunft Angaben zur Bio-Bibliographie nur dann zitiert, wenn sie in den genannten Werken nicht belegt sind.*

24 Hugo Hantsch, „Das gesamtdeutsche Problem", in: *Monatsschrift für Kultur und Politik* 1, 1936 H. 6, 502.

25 Vgl. Walter Leitsch und Manfred Stoy, *Das Seminar für osteuropäische Geschichte an der Universität Wien 1907—1948.* Wien—Köln—Graz 1983. 132, 173 und 192.

26 Vgl. Ernst Hanisch, „Otto Bauer", in: *Deutsche Historiker,* hrsg. v. H.-U. Wehler. Bd. 6. Göttingen 1980, 69—88.

27 1982 ist das Buch in einer 2. Auflage in Salzburg erschienen.

28 Zur Biographie Sterns siehe etwa den Nachruf in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 30,* 1982, 6, 547f.; Hans Hübner (Hrsg.): *Leo Stern im Dienst der Wissenschaft und sozialistischen Politik.* Halle/Saale 1976. Für den Hinweis auf Stern danke ich Herrn Dr. Viktor Matejka, Wien.

29 Siehe: *Die Volksmassen — Gestalter der Geschichte. Festschrift Leo Stern zum 60. Geburtstag.* Hrsg. v. H.-J. Bartmuß u. a. Berlin 1962, 559.

30 Joseph Buttinger, *Am Beispiel Österreichs. Ein geschichtlicher Beitrag zur Krise der sozialistischen Bewegung.* Köln 1953. Vgl. weiters Muriel Gardiner und Joseph Buttinger, *Damit wir nicht vergessen. Unsere Jahre 1934—1947 in Wien, Paris und New York.* Wien 1978; Joseph Buttinger, *Ortswechsel. Die Geschichte meiner Jugend.* Frankfurt 1979.

31 Genannt sei nur Leopold Spira, *Feindbild „Jud". 100 Jahre politischer Antisemitismus in Österreich.* Wien—München 1981. Leopold Spira lieferte folgenden Diskussionsbeitrag zum Symposion:
Im Februar 1939 überschritten die geschlagene spanisch-republikanische Armee und Zehntausende Flüchtlinge die französische Grenze. Jene Angehörigen der Internationalen Brigaden, die nicht in ihre Heimatländer zurückkehren konnten, also auch die Österreicher, kamen ebenfalls nach Frankreich und wurden dort interniert. Etwa 450 Österreicher fanden sich schließlich im Lager Gurs, nahe den Pyrenäen. In diesem Lager wurden später Tausende österreichische und deutsche Emigranten interniert.
Von Anfang an entfaltete sich im Lager eine vielfältige kulturelle Tätigkeit. Vor Kriegsausbruch waren die materiellen Bedingungen im Lager zwar schlecht, aber die Internierten konnten mehr oder weniger machen, was sie wollten. Im Juni 1939 tauchte die Idee auf die verschiedenen Kurse, die es bereits gab, in einer „Volkshochschule Gurs" zusammenzufassen und zu ergänzen, mit anderen Worten, einen regelrechten Schulbetrieb zu eröffnen. Vorgetragen wurden die üblichen Schulfächer, aus dem Rahmen fiel ein Kurs für Militärtheorie. Die Lehrer waren meist ehemalige Studenten.
Ich hielt einen Kurs über österreichische Geschichte und zwar von einem österreichisch-nationalen Standpunkt aus, damals wohl der einzige Geschichtsunterricht dieser Art. Beim zweiten „Semester", das im August 1939 begann, hatten sich an die 200 der österreichischen Internierten für den Geschichtskurs gemeldet. Das Interesse war deshalb so groß, weil die Herausarbeitung eines österreichisch-nationalen Standpunkts eine starke politische Note erhielt. Ich hatte an der Universität Wien Geographie und Englisch studiert (im Mai 1937 wurde ich relegiert), war daher für einen Geschichtsunterricht nicht besonders vorgebildet. Aber da, wie gesagt, österreichische Geschichte damals stark politisch gefärbt war, hatte ich (wie auch andere) mich intensiver damit beschäftigt, als das sonst der Fall gewesen wäre. Ich weiß nicht mehr, was ich alles vor trug (es ist ja auch beinahe ein halbes Jahrhundert seither vergangen), und ich bin gar nicht so sicher, daß alles richtig war, was ich dozierte. Die Absicht war jedenfalls gut.
Die „Volkshochschule Gurs" wurde bis zum Mai 1940 weitergeführt, bis sie durch die äußeren Bedingungen unmöglich gemacht wurde.

32 Vgl. Ulrich Weinzierl, „Albert Fuchs (1905—1946). Ein Intellektueller im Exil", in: Helmut Konrad/Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), *Arbeiterbewegung — Faschismus — Nationalbewußtsein. Festschrift Herbert Steiner zum 60. Geburtstag.* Wien—München—Zürich 1983, 315—330, hier 315.

33 Zu Kreissler vgl. Rudolf Altmüller u. a., *Festschrift Melanges Felix Kreissler.* Wien—München— Zürich 1985, bes. 259ff.

34 Für den Hinweis auf Gerda Lerner danke ich Mag. Helga Embacher, Salzburg. Vgl. etwa Gerda Lerner, „Eine feministische Theorie der Historie“, in: *Die ungeschriebene Geschichte. Historische Frauenforschung.* Dokumentation des 5. Historikerinnentreffens in Wien, (Frauenforschung 3). Wien 1984, 404—411.

35 Dazu könnte der im August 1934 nach Palästina emigrierte Zionist, Publizist und Historiker Nathan Michael Gelber gerechnet werden.

36 So etwa bei Paul Frischauer, dem Verfasser populärwissenschaftlicher Bücher (zum Beispiel über Prinz Eugen, Beaumarchais, Garibaldi). Sein Sohn Willi trat in seine Fußstapfen (Bücher zum Beispiel über Göring und Himmler).

37 Zit. n. Reinhold Lorenz, *Drei Jahrhunderte Volk, Staat und Reich. Fünfzehn Beiträge zur Neueren Deutschen Geschichte.* Wien 1943, 365. Die Grundzüge für das Folgende schon bei Fellner (wie Anm. 1).

38 Sie werden zum Beispiel hervorgehoben bei Fritz Fellner, „Die Historiographie zur österreichischdeutschen Problematik als Spiegel der nationalpolitischen Diskussion“, in: *Österreich und die deutsche Frage im 19. und 20. Jahrhundert,* hrsg. v. H. Lutz und H. Rumpler. Wien 1982, 33—59.

39 Vgl. Kowall (wie Anm. 1), 17.

40 Vgl. ebda., 268. Ausführlicheres zu Rosthorn bei Else Unterrieder, „Arthur von Rosthorn — Diplomat, Wissenschaftler und Mittler zwischen Österreich und China“, in: *Zeitgeschichte* 5, 1978, 6, 221—246.

41 Wegen jüdischer Herkunft der Extraordinarius für Römische Geschichte Edmund Groag; aus — laut Kowall — unbekannten Gründen der Privatdozent für vorderasiatische Geschichte Friedrich König, der Honorarprofessor für Numismatik August Loehr, der Extraordinarius für Geschichte des Orients Hans Mźik, der Privatdozent für Neuere Geschichte Hans Schlitter und der Privatdozent für die Geschichte des Mittelalters und historische Hilfswissenschaften Anton Julius Walter; aus politischen Gründen neben Rosthorn der Priester und Privatdozent für antike Numismatik Karl Pink; kurioserweise war auch der langgediente Nationalsozialist und Informant deutscher Stellen Martin Winkler, seit 1935 Vorstand des Instituts für osteuropäische Geschichte in Wien, betroffen. Persönliche Mißgunst führte im Fall des Ur- und Frühgeschichtlers Richard Pittioni zur Enthebung. Alle genannten Fälle beziehen sich auf die Universität Wien. Vgl. Kowall (wie Anm. 1), 118ff.

42 Zu Hantsch vgl. die knappe Darstellung bei Fellner (wie Anm. 8), 357. Vorübergehend kam auch der schon erwähnte J. A. Lux in ein KZ.

43 Zu Dengel siehe Oberkofler (wie Anm. 1), 132ff., sowie briefliche Mitteilung von Univ.-Prof. Dr. Gerhard Oberkofler an den Verfasser vom 26. August 1987. Die bisher angenommene These eines Selbstmordes aus politisch-rassischen Motiven im Fall des damals in Innsbruck lebenden Althistorikers Carl. F. Lehmann-Haupt dürfte falsch sein. Vgl. dazu nämlich Gertrud Fussenegger, *Ein Spiegelbild mit Feuersäule. Lebensbericht,* Stuttgart 1979, 211, 316 und 389f., woraus hervorgeht, daß nicht er, sondern seine Frau sich das Leben nahm.

44 Vgl. im folgenden Fellner (wie Anm. 1) 321 ff. und ders. (wie Anm. 8), 327ff.

45 Zit. n. d. Abdruck in Reinhold Lorenz, *Der Staat wider Willen. Österreich 1918—1938. 2.* Aufl., Berlin 1941, 218f.

46 Vgl. Johann Baumgartner, *Egon Friedellals Kulturhistoriker.* Unveröff. Hausarbeit aus Geschichte, Univ. Salzburg 1978, 38.

47 *MIÖG 52,* 1938, IX.

48 *Carinthia* 128, 1938, H. 1, lff, hier 2.

49 *Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark* 32, 1938, „Heimkehr ins Reich!“.

50 *MGSLK* 78, 1938, VI.

51 *Jahrbuch des Vereines für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau* 88, 1939, 9.

52 *Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien* 1, 1939, „Zum Geleit“.

53 Hans Rothfels, „Die Geschichtswissenschaft in den Dreißiger Jahren“, in: *Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus,* hrsg. v. A. Flitner. Tübingen 1965, 95.

54 Gerhard Oberkofler, „Politische Stellungnahmen der Akademie der Wissenschaften in Wien in den Jahren der NS-Herrschaft“, in: Konrad/Neugebauer (wie Anm. 32), 123.

55 Vgl. Ernst Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus.* Wien—München—Zürich 1981, 92.

56 Oberkofler (wie Anm. 54), 124.

57 Zu Moses vgl. zum Beispiel Werner Schochow, *Deutsch-jüdische Geschichtswissenschaft. Eine Geschichte ihrer Organisationsformen unter besonderer Berücksichtigung der Fachbibliographie.* Berlin 1969 48f und 126f.

58 Wilhelm Bauer, „Treitschke und die Juden“, in: *Weltkampf 2,* 1944, 69 und 72.

59 Vgl. Adolf Altmann, *Geschichte der Juden in Stadt und Land Salzburg von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart, 2* Bde. Berlin—Frankfurt a. M. 1913—1930. Zur Person siehe Alexander

Altmann, „Adolf Altmann (1879—1944). A Filial Memoir“, in: *Yearbook of the Leo Baeck Institute,* XXVI, 1981, 145—167.

60 Zu Pribram siehe Christine Zouzelka, *Alfred Francis Pribram (1859—1942). Leben und Werk als Historiker.* Phil. Diss. Wien 1969.

61 Vgl. ebda., 44.

62 Vgl. Friedrich Engel-Janosi, *.. .aber ein stolzer Bettler. Erinnerungen aus einer verlorenen Generation.* Graz—Wien—Köln 1974, 73.

63 *Historische Studien. A. F. Pribram zum 70. Geburtstag dargebracht,* Wien 1929.

64 Vgl. Engel-Janosi (wie Anm. 62), 77.

65 Zu Brunner vgl. Erich Zöllner, „Otto Brunner“, in: *MIÖG 90,* 1982, 519—522, und Erwin Auern, „Univ.-Professor Otto Brunner“, in: *Wiener Geschichtsblätter* 37, 1982, 3, 178—179. Von Brunner stammt ein Nachruf auf Pribram, nämlich in: *Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften* 99, 1949, 240—247.

66 Otto Brunner, „Zur Frage der österreichischen Geschichte“, in: *MIÖG* 55, 1944, 433—439, hier 439.

67 Kowall (wie Anm. 1), 249f.

68 Zu Engel-Janosi siehe seine Memoiren (wie Anm. 62); Fritz Fellner, „Ein Lebensbild Engel- Janosis“, in: Friedrich Engel-Janosi, *Geschichte auf dem Ballhausplatz. Essays zur österreichischen Außenpolitik 1830—1945.* Graz—Wien—Köln 1963, 307—322; Erika Weinzierl, „Friedrich Engel- Janosi“, in: *Austrian History Yearbook* XIV, 1978, 439—446; Heinrich Lutz, „Friedrich Engel- Janosi als Historiker in unserer Zeit“, in: *Biographie und Geschichtswissenschaft. Aufsätze zur Theorie und Praxis biographischer Arbeit,* hrsg. von. G. Klingenstein/H. Lutz/G. Stourzh, Wien 1979, 15—27.

69 Vgl. auch im folgenden Günther Hamann, „Heinrich Benedikt zum 90. Geburtstag“, in: Heinrich Benedikt, *Das Zeitalter der Emanzipation 1815—1848.* Wien—Köln—Graz 1977, 7—14; ders., „Heinrich Benedikt (30. Dezember 1886 bis 26. Dezember 1981) zum Gedenken“, in: *Österreich und die deutsche Frage* (wie Anm. 38), 9—21. Für die Zeit bis 1918 siehe auch seine Autobiographie: *Damals im alten Österreich. Erinnerungen.* Wien—München 1979.

70 Vgl. Kowall (wie Anm. 1), 193ff.

71 Vgl. zum Beispiel Albert Hollaender, „Die vierundzwanzig Artikel gemeiner Landschaft Salzburg 1525“, in: *MGSLK 71,* 1931, 65—88; ders., „Michael Gaismairs Landesordnung 1526“, in: *Der Schiern* 13, 1932, 375ff.; ders., „Streiflichter auf die Kronprinzen-Tragödie von Mayerling“, in: *Festschrift für Heinrich Benedikt zum 70. Geburtstag,* hrsg. von H. Hantsch und A. Novotny, Wien 1957, 135—161; ders., „Shakespeare-Zitate und ein diplomatischer Zwischenfall: Frankfurt, April 1864“, in: *Österreich und Europa. Festschrift Hugo Hantsch zum 70. Geburtstag,* Graz— Wien—Köln 1965, 379—395. Für den Hinweis auf Hollaender danke ich Herrn Univ.-Prof. Dr. Ernst Wangermann, Salzburg, der mich überdies auf Pollack-Parnau aufmerksam gemacht hat.

72 Franz von Pollack-Parnau, *Eine österreichisch-ostindische Handelskompanie 1775—1785. Ein Beitrag zur österreichischen Wirtschaftsgeschichte unter Maria Theresia und Joseph II.,* (Beihefte zur *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 12). Stuttgart 1927. Vgl. dazu Walter Markov, „Die koloniale Versuchung: Österreichs zweite Ostindienkompanie. Supplementa zu F. v. Pollack-Parnau“, in: *Österreich im Europa der Aufklärung. Kontinuität und Zäsur in Europa zur Zeit Maria Theresias und Josephs II.* Bd. 1. Wien 1985, 593—603.

73 Vgl. bes. Herbert Rosenkranz, *Verfolgung und Selbstbehauptung. Die Juden in Österreich 1938 bis 1945.* Wien—München 1978.

74 Vgl. Jonny Moser, *Von der Emanzipation zur antisemitischen Bewegung. Die Stellung Georg Ritter von Schönerers und Heinrich Friedjungs in der Entwicklung des Antisemitismus in Österreich (1848—1896).* Phil. Diss., Wien 1962. Curriculum Vitae.

75 Vgl. auch im folgenden bes. Richard G. Plaschka, „Robert A. Kann zum 70. Geburtstag“, in: Robert A. Kann, *Erzherzog Franz Ferdinand-Studien.* Wien 1976, 7—14; Erich Zöllner, „Robert Adolf Kann“, in: *Almanach der österreichischen Akademie der Wissenschaften* 131, 1981,373—379.

76 Arthur G. Haas, *Metternich, re Organisation and nationality 1813—1818. A story of foresight and frustration in the rebuilding of the Austrian Empire.* Wiesbaden 1963.

77 Eric C. Kollmann, *Theodor Körner. Militär und Politik.* Wien 1973.

78 Zu Winter vgl. Alfred E. Missong, „Ernst Karl Winter (1895—1959)“, in: *Neue Österreichische Biographie* 17, 1968, 56—76. Vgl. auch den Beitrag von R. Holzbauer in diesem Band.

79 Franz Goldner, *Die Österreichische Emigration 1938 bis 1945.* Wien—München 1972; ders., *Flucht in die Schweiz. Die neutrale Schweiz und die österreichische Emigration 1938 bis 1945.* Wien—München—Zürich 1983; zur Person siehe die Autobiographie: *Vorher und nachher. Der Weg eines Österreichers.* Wien—München—Zürich 1985.

80 Vgl. zum Beispiel Thomas Chaimowicz, *Freiheit und Gleichgewicht im Denken Montesquieus und Burkes. Ein analytischer Beitrag zur Geschichte der Lehre vom Staat im IS. Jahrhundert.* Wien— New York 1985. Zur Person siehe etwa: *Who is Who in Österreich.* 6. Ausgabe. Cham 1985, 177.

81 Zu Grab siehe: *Revolution und Demokratie in Geschichte und Literatur. Festschrift Walter Grab zum 60. Geburtstag,* hrsg. von J. H. Schoeps u. a. Duisburg 1979, bes. 11 —15; *Die bürgerliche Gesellschaft zwischen Demokratie und Diktatur. Festschrift Walter Grab zum 65. Geburtstag,* hrsg. v. J. Garber und H. Schmitt. Marburg 1985, bes. 11 —14.

82 Der Verf. dankt für bereitwillig erteilte Auskünfte. Von den Publikationen Ernst Wangermanns seien hier nur genannt: *Von Joseph II. zu den .Jakobinerprozessen.* Wien 1966; *The Austrian Achievement 1700—IS00.* London 1973; *Aufklärung und staatsbürgerliche Erziehung. Gottfried van Swieten als Reformator des österreichischen Unterrichtswesens 17S1—179!.* Wien 1978 (Österreich-Archiv).

83 Allgemein zur Entwicklung des Faches nach 1945 vgl. Fellner (wie Anm. 1), 331 ff. und ders. (wie Anm. 8), 351 ff.

84 Oberkofler (wie Anm. 1), 169 sowie Josef Keil, „Franz Miltner", in: *Gnomon* 31, 1959, 654f, und ders., „Franz Miltner", in: *Almanach der österreichischen Akademie der Wissenschaften* 110, 1960, bes. 363.

85 Vgl. Losemann (wie Anm. 1), bes. 132ff.

86 Vgl. auch im folgenden ebda., 47f, und 206.

87 Siehe Fritz Schachermeyr, *Forschungen und Betrachtungen zur griechischen und römischen Geschichte. Festschrift zum SO. Geburtstag.* Hrsg. von A. Betz u. a. Wien 1974, 477ff.

88 Fritz Schachermeyr, *Ein Leben zwischen Wissenschaft und Kunst.* Hrsg. v. G. Dobesch und H. Schachermeyr. Wien—Köln—Graz 1984, hier bes. 165f. Im Jahr 1984 wurde ihm die Ehrendoktorwürde der Universität Wien verliehen.

89 Hugo Hantsch, „Über den Sinn der Geschichte", in: *Katholischer Glaube und Wissenschaft in Österreich. Jahresberichte der Wiener Katholischen Akademie.* Bd. 1. Hrsg. von H. Peichl. Wien 1957, 294. Ausführlicheres bei Fellner (wie Anm. 8), 358ff.

90 Vgl. Bericht über den Studienbetrieb an der Wiener Universität vom SS 1945 bis zum SS 1947. Erstellt von L. Adamovich, Wien 1947, 14f. Systematische quantitative Erhebungen und Vergleiche für ganz Österreich fehlen bis heute. Zum Problem allgemein siehe Dieter Stiefel, *Entnazifizierung in Österreich.* Wien—München—Zürich 1981, und Weinert (wie Anm. 1), bes. 259ff.

91 Vgl. Keil (wie Anm. 84).

92 Vgl. Weinert (wie Anm. 1), 257ff.

93 Vgl. Heinz Fischer (Hrsg.), *Einer im Vordergrund. Taras Borodajkewycz. Eine Dokumentation.* Wien—Frankfurt—Zürich 1966.

94 Veränderungen zeichneten sich in kritischen Äußerungen ab. Sie finden sich zum Beispiel in: *Österreich —geistige Provinz?* Wien—Hannover—Bern 1965; Heinz Fischer (Hrsg.), *Versäumnisse und Chancen. Beiträge zur Hochschulfrage in Österreich.* Wien—Hannover 1967.

95 Für den deutschen Historismus allgemein festgestellt bei Georg G. Iggers, *Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart.* 3. Aufl., München 1976, 327.

96 Vgl. Alphons Lhotskys Referat „Der Stand der österreichischen Geschichtsforschung und ihre nächsten Ziele" auf dem ersten österreichischen Historikertag 1949 in Wien, abgedruckt in: *Bericht über die Konstituierende Versammlung des Verbandes österreichischer Geschichtsvereine in Wien,* hrsg. vom Verband österreichischer Geschichtsvereine. Wien 1950, 36ff. Wesentlich beherzter und früher ist man in Emigrantenkreisen an diese Sache herangegangen. Siehe etwa das schon im englischen Exil entstandene Werk von Eva Priester, *Kurze Geschichte Österreichs,* 2 Bde. Wien 1946—1949, bes. die Vorworte vom Herbst 1946 und April 1949.

97 Darauf verweist Horst Möller, *Exodus der Kultur. Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler in der Emigration nach 1933.* München 1984, 105.

98 Vgl. Engel-Janosi (wie Anm. 62), 257f.

99 Siehe bes. Friedrich Engel-Janosi, *Die Wahrheit der Geschichte. Versuche zur Geschichtsschreibung in der Neuzeit.* Wien 1973.

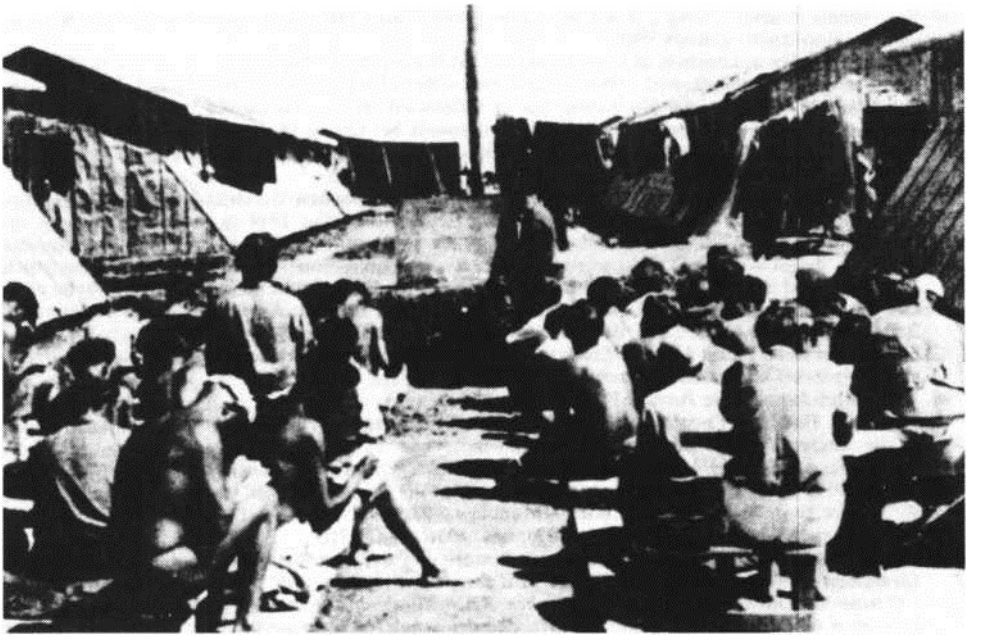
100 Zu Stadler siehe *Geschichte und Gesellschaft. Festschrift Karl R. Stadler zum 60. Geburtstag,* Wien 1974, bes. 9ff und 567ff, sowie *Geschichte als demokratischer Auftrag. Festschrift Kar! R. Stadler zum 70. Geburtstag.* Wien—München—Zürich 1983, bes. 7ff und 301 ff.

101 Vgl. Konrad/Neugebauer (wie Anm. 32),, bes. 405ff und 417ff.

102 Diese Liste bedeutet somit eine teilweise Bestätigung der von Arthur Rosenberg im Jahr 1938 formulierten These: *Eine spätere Zeit wird feststeilen müssen, daß seit 1938 eine lebendige und kritische Geschichtsforschung im deutschen Reich überhaupt nicht mehr existierte und gar nicht existieren konnte, und daß daher die kritische deutsche Geschichtswissenschaft seit 1933 nur noch*

in der Emigration weiterlebte. Arthur Rosenberg, „Die Aufgabe des Historikers in der Emigration“, in: *Freie Wissenschaft. Ein Sammelbuch aus der deutschen Emigration,* hrsg. von E. J. Gumbel. Straßburg 1938, 207—213, hier 212.

Links: Friedrich Engel-Janosi, um 1937
Unten: Volkshochschule im südfranzösischen Lager Gurs. Vor den Baracken, sitzend in der Gluthitze des Mittelmeerstrandes, folgten die Lagerinsassen den Kursen, die nach einem genauen Stundenplan festgelegt waren. Vgl. dazu den Bericht von Leopold Spira, S. 490, Anm. 31



FRANZ GOLDNER

Zeitzeuge

Ich war ein junger Rechtsanwalt in Wiener Neustadt, verheiratet mit einer Wiener Neustädterin. Ich selbst wurde in Wien geboren. Ich besaß kein Vermögen, und mein Schwiegervater, ein Zahnarzt, hatte seines nach dem letzten Krieg stark eingebüßt. Durch ihn bekam ich jedoch viele Klienten, da er mit der Krankenkassenbewegung aufgewachsen war, aus dem sozialdemokratischen Kreis. Ich selbst gehörte eigentlich keiner Partei an und fühlte mich als neutraler Jurist. Zuerst versuchte ich einen Richterposten zu bekommen, doch wurde mein Ansuchen niemals erledigt.

Als ich meine Kanzlei im Jahre 1935 eröffnete, ersetzte meine junge Frau die Schreibkraft und verstand es auch gut, mit den Klienten umzugehen. Seit dem Februar 1934 gab es keine zugelassene sozialistische Partei in der österreichischen Bundesregierung. Arbeiter kamen zu mir mit vielen kleinen Prozessen und Streitigkeiten.

Doch nach einiger Zeit schien es, daß sich die Leute in meinem Wartezimmer trafen, um alles Mögliche zu diskutieren. Drei dieser Leute lernte ich besonders kennen, die offensichtlich eine Rolle in der Gewerkschaft spielten. Einer von ihnen, Franz Apfelthaler, kam zu mir mit einem in der letzten Instanz verlorenen Prozeß. Ich übernahm im Armenrecht den Prozeß, da ich zu der Überzeugung kam, daß er ungerecht beurteilt worden war.

Lange Zeit hatte sich Franz Apfelthaler bemüht, die fällige Notstandsunterstützung zu erreichen und war mehrere Male abgewiesen worden. Im Juni 1937 wurde meine Beschwerde vor dem Gerichtshof plädiert und zugunsten von Franz Apfelthaler entschieden. Ich hatte einen Anzahl von Zeugen aus Wiener Neustadt zu dieser Verhandlung mitgebracht. Das stellte sich aber als unnötig heraus, da der Prozeß ohne Einvernahme gewonnen wurde. Auf der Rückfahrt nach Wiener Neustadt mit meinen neuen und Franz Apfelthalers alten Freunden waren wir alle in gehobener Stimmung. Ich war der Mittelpunkt, und zum ersten Mal wurde über die politischen Aussichten in Österreich debattiert.

Apfelthaler meinte, daß ein Naziregime bedrohlich nahegerückt und die Regierung Schuschnigg zu schwach sei, die Nazis aufzuhalten. Ohne Hilfe der Arbeiterschaft sei es unmöglich, Widerstand zu leisten, die Arbeiter wären verbittert, während die Nazis bevorzugt würden.

Apfelthaler und seine Freunde versuchten schrittweise, neue Positionen zu gewinnen, nicht nur für sich selbst, sondern auch, um Arbeiterrechte für Österreich neu zu schaffen.

Ich war beeindruckt, und diese Stellungnahme gewann mich für den sozialistischen Untergrund. Ich verlangte, daß wir zusammen mit den vaterländischen Verbindungen gemeinsam gegen die Nazipartei arbeiten müßten.

Einige Wochen später wurde ich von meinen Freunden verständigt, daß der damalige Staatssekretär für soziale Wohlfahrt, Hans Rott, benachrichtigt wurde, den Fall Franz Apfelthaler mit Bezahlung von elfhundert Schilling zu beenden.

Offensichtlich war das ein Grundstein für eine Versöhnungspolitik der Regierung mit der bisher außenstehenden Sozialistischen Partei.

In der Zukunft war meine Kanzlei der Mittelpunkt der sozialistischen Untergrundpartei, die die Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit Österreichs als wichtigstes Ziel vor sich hatte.

Dann kam der Februar 1938 mit dem Besuch des Bundeskanzlers Schuschnigg beim Reichskanzler Hitler in Berchtesgaden. Es war für uns alle ein unerwartetes Ereignis, das Ende aller unserer Bemühungen.

Meine Freunde kamen kurz danach mit der Feststellung: „Die Nazis sind nicht mehr aufzuhalten“, und legten mir nahe, auf der Hohen Wand, wie bereits vorbereitet, ein Versteck zu finden und von dort aus als Berater zu funktionieren. Für mich war es aber selbstverständlich, mich nie von meiner Frau zu trennen.

Am 24. Februar 1938 versuchte Bundeskanzler Schuschnigg mit einer Rede, die mit

„Rot-Weiß-Rot bis in den Tod" endete, die Österreicher anzufeuern, doch die waren bereits geteilt in die, die das Heil mit Hitler erhofften und die, die noch dem Bundeskanzler glaubten. Es war Sonntag, der 6. März, an dem ich mit meiner Frau einen Ausflug auf den Semmering machte. Es war sehr gutes Wetter, so kamen zahlreiche Autos aus der Steiermark, alle bereits geschmückt mit Hakenkreuzfahnen. Offenbar schien die Steiermark bereits durchsetzt.

Am 9. März 1938 kam die Verlautbarung in Innsbruck, daß für den 13. März die Volksabstimmung angesetzt war, und das war die Entscheidung. Nach meiner Überzeugung und der meiner Untergrundfreunde mußte ein selbständiges Österreich gewinnen.

So kam der Morgen des 11. März 1938, ein Tag, den ich nie vergessen werde, und den ich vor einigen Jahren bei einem Vortrag im Institut für Zeitgeschichte in Wien als den Schicksalstag meines Lebens bezeichnete. Um elf Uhr vormittags erschienen Franz Apfelthaler, Johann Schörner und Anton B. mit feierlichen Mienen in meiner Kanzlei. Sie hatten das bekannte sozialistische „Drei Pfeile"-Abzeichen angesteckt und darüber ein rot-weißrotes Bändchen geschlungen. Sie baten mich, alles liegen und stehen zu lassen und sie sofort vorzunehmen. Sie zeigten mir ein Schriftstück aus Wien, auf dem zu lesen stand, daß sich die Sozialisten mit der Regierung Schuschnigg geeinigt hätten. Sie wollten am 13. März für Schuschniggs Parole stimmen; als Gegenleistung der Regierung würden ihnen ihre Rechte, vor allem Gewerkschaftsfreiheit, sowie ihr beschlagnahmtes Vermögen zurückerstattet werden.

Also endlich doch — Einigung im letzten Augenblick! Ich gratulierte und fragte sie, wie sie sich jetzt im Untergrund in Wiener Neustadt die Entwicklung vorstellen. Sie müßten doch Pläne haben oder Instruktionen aus Wien? Alle drei Besucher erklärten sofort, sie seien nicht nur gekommen, um mich von dem Übereinkommen mit Schuschnigg zu benachrichtigen, sondern vor allem, um mir mitzuteilen, daß sie beabsichtigten, mich als sozialistischen Kandidaten für Wiener Neustadt aufzustellen. Ich wandte ein, daß ich „Jude" im Nazisinne sei, und dies könne der Partei schaden. Ob sie nicht eine geeignetere Person finden könnten? Davon wollten sie nichts wissen. Sie erklärten, es sei beschlossene Sache, da ich nach allgemeiner Überzeugung der beste Kandidat für Wiener Neustadt sei; die alten Führer seien diskreditiert, man brauche frisches Blut, und ich hätte gezeigt, daß ich ihr Vertrauen verdiene. Meine Frau, die bei dieser Unterredung anwesend war, hatte alles schweigend mitangehört. Ich blickte sie fragend an, sie nickte. Das genügte. Ich erklärte mein Einverständnis. Die Männer quittierten diesen Entschluß mit dem begeisterten Ausruf: „Freiheit Österreich!"

Aber meine Kandidatur war nicht alles, was sie brauchten. Sie brauchten auch Geld für die Vorbereitungen zu einem Demonstrationsaufmarsch, der am Abend des 11. März 1938 auf dem Wiener Neustädter Flugfeld stattfinden sollte. Die nötigsten Auslagen für Drucksachen und Abzeichen etc. mußten gedeckt werden. Ich gab ihnen, was ich bei mir hatte. Dann verlangten sie von mir einen schriftlichen Ersten Befehl, der bei der Versammlung verlesen werden und die Demonstranten mitreißen sollte. Ich entsprach diesem Wunsch sofort mit Begeisterung. Mein Befehl war kurz und bündig: „Auf den Naziterror ist mit Gegenterror zu antworten. Auf weiße Stutzen wird rücksichtslos hingeschlagen." Während des Naziparteiverbotes trugen die Nazis demonstrativ weiße Stutzen. Dieser Befehl entsprach unserer auf Erfahrung gegründeten Überzeugung, daß man Nazigewalt nur mit Gewalt und nicht mit Beschwichtigungsversuchen bändigen könnte.

Als meine drei Freunde die Kanzlei verließen und ich mit meiner Frau zurückblieb, versuchte ich zu überlegen, was als das Wichtigste zu tun wäre. Momentan war die Politik unser Schicksal, und als vorgesehener Kandidat mußte ich vielleicht die Kanzlei aufgeben, um mich ganz der Politik widmen zu können. Früh am Nachmittag sperrte ich zu, und zu Hause wartete ich auf weitere Nachricht für den vorbereiteten Demonstrationsaufmarsch.

Als ich am späten Nachmittag das Radio aufdrehte, hörte ich die Stimme Schuschnigg abschiednehmend, da er der Gewalt weichen mußte.

In der Folge wartete ich vergebens auf Nachricht, und erst vor meiner beschleunigten Ausreise kam Franz Apfelthaler zu mir, um Abschied zu nehmen und zu besprechen, was man jetzt unternehmen könnte. Ich hatte noch drei Monate vor mir, um dann mit meiner Frau die Heimat zu verlassen.

Schon am folgenden Samstag, als meine Frau und ich alles Schriftliche in der Kanzlei ver-

brannten, sahen wir gegenüber unserem Fenster deutsche Soldaten in das große Tor des Schulgebäudes einziehen. Dann verließen wir die Kanzlei.

Am nächsten Tag faßte ich den Entschluß, meine Kanzlei einem jungen Anwalt zu übergeben und verständigte die Rechtsanwaltskammer, daß ich resignieren und meine Laufbahn als Rechtsanwalt in Wiener Neustadt beenden würde. Tags darauf fuhr meine Frau weniger auffällig als ich nach Wien, um Kontakt aufzunehmen.

Am selben Tag erschien ein Kommando, vier SA-Soldaten mit aufgepflanzten Gewehren, mit einem Polizeibeamten in Zivil, und ich wurde aufgefordert, zur Polizei mitzukommen. Der Grund war anscheinend meine Resignation als Anwalt. Zu meinem Glück wurde ich nicht nach Dachau gebracht. Einige Zeit später, es war mittags, und ich ging über den Marktplatz, fühlte ich die Hand eines Mannes. Es war ein Detektiv in Zivil, der mich ersuchte, ihn aufs Kommissariat zu begleiten. Dort war ich freudig erstaunt, daß beim Eintritt einige Polizeibeamte, die mich kannten, aufsprangen und salutierten.

Ich wurde in den zweiten Stock in ein Zimmer geführt, und mein Detektiv schloß sorgfältig die Tür hinter uns. Er bat mich, Platz zu nehmen, und suchte aus einem Haufen von Schriftstücken einige heraus. „Herr Doktor“, sagte er, „was sollen wir tun, es handelt sich um Anzeigen, die von einer nationalsozialistischen Ortsgruppe außerhalb Wiener Neustadts gegen Sie gemacht wurden.“

Es war klar, daß derartige Anzeigen nur von Anhängern der Nazipartei gemacht wurden.

So wanderte ein Schriftstück nach dem andern zerrissen in den Papierkorb. Die ganze Prozedur dauerte kaum eine Viertelstunde, dann aber warnte er mich, daß die Sache nicht immer so einfach verlaufe.

Er gab mir den Rat, mich bis zu meiner Auswanderung zu verbergen, drückte mir die Hand, und ich verließ das Kommissariat. Mein Glaube, daß zumindest ein Teil der österreichischen Beamtenschaft, trotzdem sie sich mit dem Hakenkreuz geschmückt hatten, nicht gleichgeschaltet waren, hatte sich bestätigt. Ebenso war meine Überzeugung, daß ich schnellstens das Land verlassen sollte. Auch beim Hinausgehen wurde ich von den Polizeibeamten genauso freundlich gegrüßt wie vorher.

In der nächsten Zeit war jede Möglichkeit, auszuwandern, aussichtslos. Da kam ich auf die Idee, von einer kleinen Wiener Neustädter Fabrik, die Kugelketten für religiöse Kulte in Indien erzeugte, Patentschriften und Fabrikspapiere ins Ausland zu bringen und dort eine Neuerrichtung der Fabrik vorzubereiten. Das Unternehmen hatte Seltenheitswert, es gab nur zwei Fabriken in Europa. Die Erzeugung dieser Kugelketten für religiöse Kulte in Indien spielte für den österreichischen Außenhandel eine große Rolle. Der Inhaber war jüdischer Abstammung. Er war bereit, mir die Patentpapiere zur Verfügung zu stellen.

Wir lernten einen Schweizer Anwalt kennen, und mit einem Diamantring meiner Frau, ein verspätetes Hochzeitsgeschenk von mir, brachte er die Papiere ins Ausland. Mein Plan glückte schon in wenigen Wochen wider Erwarten. So wurde mir von der französischen Botschaft mitgeteilt, daß ein Einreisevisum für drei Wochen Aufenthalt bewilligt worden war, um mein industrielles Vorhaben auszuführen.

Die Franzosen waren sich anscheinend klar, daß in der Menge der Flüchtlinge manchmal Ideen, wertvoll genug, sie auszuführen, zu finden sind.

In wenigen Tagen gelang es mir, für mich und meine Frau Flugtickets für einen Flug nach Paris zu erhalten. Wir reisten sofort ab, nahmen nur Handgepäck mit und ließen uns das restliche Gepäck nachschicken. Kurz vor meiner Abreise besuchte uns mein Freund Franz Apfelthaler, er erwähnte selbst, daß Johann Schörner und Anton B. wohlauf wären, daß meine alten Freunde die letzten drei Monate heil überstanden hatten. Zuletzt stellte ich an Apfelthaler die Frage, was sie wohl tun würden, wenn ich einmal aus Österreich abgereist wäre. Er reagierte mit einem einzigen Wort: „Bohren.“ Wie mir aus früheren Besprechungen bekannt war, würden sie die neuen Naziherrschaft von innen aushöhlen.

Ich wünschte meinen alten Freunden Glück und bat sie, recht vorsichtig zu sein, denn der Verlust eines Mannes könnte leicht den Verlust aller zur Folge haben. Bei diesem Wiedersehen war unsere Meinung, daß ein Krieg nicht zu verhindern wäre und daß die Nazis den Krieg nicht überdauern würden.

Am 17. Juni 1938 verließen meine Frau und ich Wien, und nach einer Stunde Flug landeten wir zu einem Zwischenaufenthalt in Prag. Die tschechischen Kontrollbeamten waren

zuversichtlich auf meine Frage, ob sich das Land nicht bedroht fühle. Eine lachende Antwort folgte.

Dann landeten wir in Straßburg. Zum ersten Mal waren wir auf französischem Gebiet. Meine Träume von Frankreich sahen jedoch in Wirklichkeit ganz anders aus.

FRANZÖSISCHE EMIGRATION

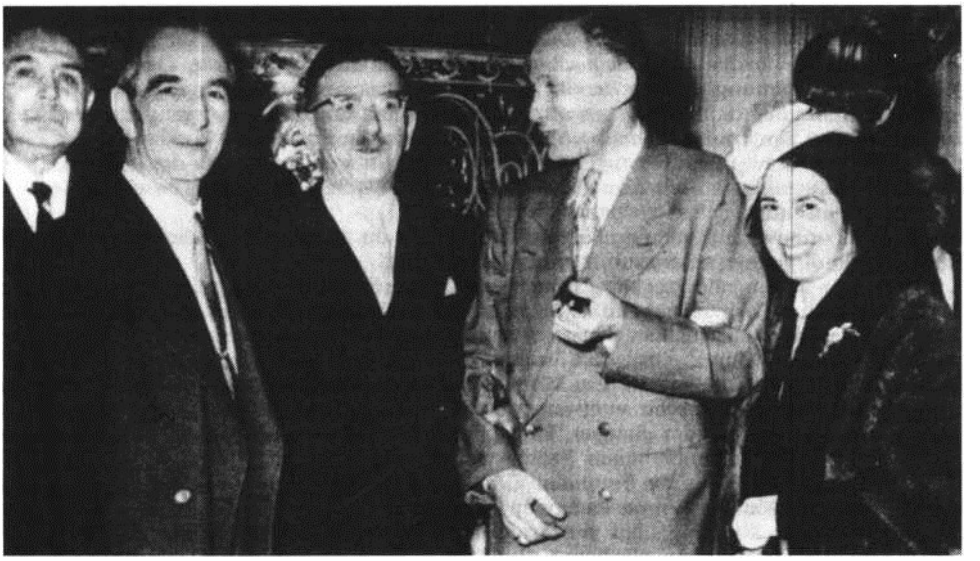
Ich möchte nicht viel über diesen fast zweijährigen Aufenthalt als Emigrant in Frankreich sprechen. Nicht nur für uns, sondern auch für alle andern österreichischen Emigranten damals galt das gleiche.

Wir hatten außer dem Asyl keine Rechte, und niemand hatte ein Recht auf Erwerbstätigkeit. Als das einzige nach dem Ausbruch des Krieges am 3. September 1939 blieb uns nur der Weg, auszuwandern, Fremdenlegionär zu werden oder ein kriegsdienstverpflichteter Arbeiter zu sein. In dieser Zeit waren wenigstens die Frauen vom Kriegsdienst befreit.

Gerne hätte ich mich für eine österreichische Formation aufstellen lassen, aber ein Fremdenlegionär oder Kriegsdienstverpflichteter wollte ich nicht sein.

Dennoch habe ich mich dreimal freiwillig zum Kriegsdienst in der französischen Armee gemeldet, zuerst zur Zeit der Sudetenkrise im Herbst 1938, als Prag von den Nazis besetzt wurde, und zuletzt bei Ausbruch des Krieges am 3. September 1939. Daß ich trotz dieser dreimaligen Meldungen nicht genommen, sondern interniert wurde, war ein niederschmetterndes Erlebnis.

Nach unserer Ankunft in Paris haben wir bei dem Polizeikommissariat unsere österreichischen Pässe abgegeben und wurden als Ex-Autrichiens anerkannt, mußten uns als solche melden und wurden trotzdem interniert. Wir wurden in einem großen Fußballstadion nahe von Paris untergebracht, dann einen Monat in einem Militärspital und kamen nach einer langen Bahnfahrt in ein richtiges Internierungslager. Am 1. Dezember 1939 wurde ich entlassen. Es gelang uns, nicht zuletzt, weil meine Frau schwanger war, mit dem letzten französischen Schiff „Champlain“ vom Seekriegshafen St. Nazaire am 18. Mai 1940 nach New York zu kommen. Das Schiff wurde bei seiner Rückfahrt von den Deutschen versenkt.



In den 1950er Jahren in New York. Von links nach rechts: Hans Rott, Leopold Figl, Franz Goldner, Lisi Goldner.

FELIX KREISSLER

Zeitzeuge

Gestatten Sie mir zunächst eine Vorbemerkung: Es ist nicht besonders lustig, in einem wissenschaftlichen Symposion als Zeitzeuge auftreten zu müssen und zu können. Das bedeutet nämlich, daß man bereits ein respektables und respektgebietendes Alter erreicht hat. Es ist auch nicht lustig, diese Vergangenheit in wenigen Worten zusammenzufassen, wie das die Veranstalter vorsehen, gar nicht davon zu reden, daß die sechzig Jahre, um die es sich bei mir handelt, an und für sich alles eher denn lustig waren, absolut keine „fröhliche Apokalypse".

Bei der mir gestellten Aufgabe ging es um ein weiteres Problem: Soll ich hier nur Zeuge der Zeit sein oder auch Zeuge meiner selbst, also meines persönlichen Erlebens? Ich habe mich entschlossen, meine persönliche Biographie zurückzustellen hinter die historischen Ereignisse, die mich nichtsdestoweniger geprägt haben und deren Zusammenhänge zu erfahren für die heutige Generation wichtiger ist als mein individuelles Schicksal. Dennoch wird mein kurzer Beitrag nicht einfach ein unpersönlicher historischer Abriß sein, da eben mein Leben in merkwürdiger Weise mit allgemeingültigen geschichtlichen Ereignissen verflochten ist.

Ich erwachte im Alter von zehn Jahren zum politischen Bewußtsein, anläßlich der Ereignisse des 15. Juli 1927, bei denen nicht nur, wie es jetzt oft unterstrichen wird, der Justizpalast in Flammen stand und viele Akten verbrannten, sondern in den Straßen Wiens auch an die neunzig Menschen getötet und viele Hunderte verletzt wurden. Die Überbewertung der Akten gegenüber Menschenleben schildert Canetti, der selbst Zeuge der Juliereignisse war, sehr eindringlich, anschaulich und sarkastisch in seinem Roman *Die Blendung* und in seiner autobiographischen Darstellung.

Meine Sensibilität gegenüber diesen blutigen Ereignissen kam daher, daß mein Vater seit eh und je Anhänger der sozialdemokratischen Bewegung war und mich — und meine Geschwister — in dieser Richtung beeinflußte, doch vor allem davon, daß ich im Arbeiterbezirk Meidling aufwuchs, der sich als eine Art Vorhut des „Roten Wien" fühlte, vergleichbar den Bezirken Favoriten, Ottakring, Brigittenau oder Floridsdorf.

In diesem Bezirk atmete man den Geist des sozialen Fortschritts, der geistigen Gemeinschaft und der Solidarität. Solidaritätsgefühl war es auch, das so viele Menschen gerade im Sommer 1927 in Bewegung setzte, um das Leben der zwei Opfer der amerikanischen Justizmaschinerie, Sacco und Vanzetti, doch noch zu retten. Genauso wie die Ereignisse des 15. Juli durch die Empörung gegen das Unrecht der Justiz, der Klassenjustiz, hervorgerufen worden waren, so waren viele Millionen in der Welt von Empörung ergriffen, als Sacco und Vanzetti trotz aller Proteste hingerichtet, ermordet wurden.

Diese beiden Ereignisse, der Tod namenloser Demonstranten in den Straßen Wiens und der Tod zweier italienischer Einwanderer in den USA, deren Namen jedoch zum Symbol begangenen Unrechts wurden, haben mich damals sehr beeindruckt und Empörung in uns hervorgerufen.

Die Empörung gegen Unrecht hat mich mein ganzes weiteres Leben nicht mehr losgelassen, sie hat auch meinen Blick für die individuellen und allgemein politischen Ereignisse geschärft, sodaß ich schon als junger Bub so manche Zusammenhänge klarer erkannte als viele, die sich berufen fühlten, politische Rollen zu spielen, denen sie nicht gewachsen waren. Was sich im Gefolge der Juliereignisse abspielte, die Weigerung des damaligen Bundeskanzlers Seipel, gegenüber den von der Justiz erfaßten Demonstranten Milde walten zu lassen, ließ mich schon damals erahnen, daß sich hier eine politische Wende anbahnte, deren Auswirkungen ich allerdings nicht voll erfaßte — sollten sie doch letzten Endes dem Heimwehrfaschismus großen Auftrieb, ja sogar schon 1930 Beteiligung an der Regierungsmacht bringen —, doch daß ich hier eine Niederlage der Arbeiterbewegung erlebte, erkannte ich sowohl instinktiv als auch intellektuell.

Persönliche Gründe zur Auflehnung gegen Unrecht hatte ich so manche, vor allem aber drei fundamentale, die mich mein Leben lang, bis heute, begleitet haben: meine jüdische Geburt, die trotz der urwienerischen Abstammung meiner Eltern und Großeltern auch in Meidling nicht immer ein Honiglecken war, ferner ab meinem zehnten Jahr meine körperliche Behinderung, die in der damaligen und auch in der heutigen Gesellschaft Ursache so vieler Zurücksetzungen, Beleidigungen und Benachteiligungen war und ist, und schließlich mein Engagement in der Arbeiterbewegung für eine bessere, gerechtere und humanere Welt. Dieses Engagement, das sich ab 1931 im Bund sozialistischer Mittelschüler realisierte und sich über die Zeitläufte immer weiter festigte und mir bald den Ruf und die damit verbundenen Verfolgungen eines unverbesserlichen — in den Polizeiakten hieß es: verstockten — Judenbolschewiken einbrachte.

Die Auflehnung gegen das Unrecht brachte mich zur Erkenntnis, daß es wichtig war, diesem Unrecht Widerstand zu leisten. Widerstand ist alles, sagte mein Freund Viktor Matejka — welch großartiger Zeitzeuge, der leider hier abwesend ist —, Widerstand wurde auch meine Losung, und ich hatte sehr bald Gelegenheit, sie in die Tat umzusetzen, denn der Faschismus wurde zu Beginn der dreißiger Jahre immer bedrohlicher.

Die Ausschaltung des Parlaments im März 1933 verlangte mir die erste Entscheidung im Sinne der Auflehnung gegen Unrecht ab. Damals wurde nämlich den Mittelschülern jede politische Betätigung verboten, wobei eine Mitgliedschaft in den katholischen Mittelschülerverbänden „natürlich“ nicht als politisch betrachtet wurde, hingegen jene bei linken Vereinigungen selbstverständlich als verboten! Dieses Verbot nahm ich mit einer großen Anzahl meiner Freunde nicht zur Kenntnis, und wir setzten unsere Werbe- und Schulungstätigkeit für die demokratischen und sozialistischen Werte fort. Doch nicht nur das: Kaum einen Monat nach der Ausschaltung des Parlaments in Österreich, am 27. Februar 1933, setzten die Nazis den Reichstag in Brand. Der Reichstagsbrandprozeß vor allem gegen Dimitroff, der sich so brillant verteidigte, löste in vielen Ländern, auch in Österreich, eine gewaltige Solidaritätsbewegung aus; mit meinen Freunden beteiligte ich mich mit Flugzettelaktionen und Spendensammlungen an dieser Bewegung, in der sich parteiübergreifend alle demokratischen und linken Kräfte näherkamen. Ich glaube, daß diese Solidaritätsaktion in mir meine Neigung zum „Brückenbauer“ innerhalb der Linken erweckte, der ich gerade in der heutigen Zeit eine verstärkte Wichtigkeit beimesse.

Ein Jahr nach dem Verbot jeder politischen Betätigung erforderten die Ereignisse eine zweite Entscheidung: Nach dem 12. Februar 1934 war nicht nur den Mittelschülern, sondern der gesamten Arbeiterbewegung jede politische oder kulturelle Betätigung versagt. Es begann die Zeit der Illegalität, des Widerstandskampfes gegen den Faschismus, denn schon profilierte sich hinter dem autoritären Ständestaat die Aggression des Nationalsozialismus gegen Österreich, gegen Europa, gegen die Welt, und immer noch glaubten die nun in Österreich maßgebenden und herrschenden Leute, sie könnten sich gegen den konkurrierenden Nationalsozialismus behaupten, ohne jede Mitwirkung und ohne jedes Mitspracherecht der Welt der Arbeit.

Ich aber gründete nun mit Freunden den Antifaschistischen Mittelschülerbund, in dem sich sozialistische, kommunistische und sonstige demokratische Mittelschüler vereinigten, um sich dem bestehenden Austrofaschismus und dem angreifenden Nationalsozialismus zu widersetzen. Ich war sehr stolz, Redakteur des *Roten Schulkampfs* zu sein, Nachfolger jenes *Schulkampfs,* den vor mir Jura Soyfer redigiert hatte. Wir entfalteten in zahlreichen Schulen Wiens eine rege Tätigkeit, bis es im März 1936 zur Verhaftung von rund 300 Wiener Mittelschülern kam, eine Affäre, die damals viel Aufsehen erregte. Die Polizei tat mir die Ehre an, die ganze Causa „Felix Kreissler und Genossen“ zu benennen.

Wir wurden alle im Zuge der sogenannten Juliamnestie wieder freigelassen, und diese Befreiung verdient ein paar Sätze. Sie war nämlich das Ergebnis des bekannten Gentlemen’s Agreement vom 11. Juli 1936 zwischen Schuschnigg und Hitler, aber nur ein absolut sekundäres Ergebnis. Denn die Hauptsache dieses Paktes war etwas ganz anderes: Unter dem Vorwand, durch dieses Juliabkommen die Unabhängigkeit Österreichs zu sichern, beschritt Schuschnigg den unheilvollen „deutschen Weg“, die Erklärung Österreichs als „zweiten deutschen Staat“, dessen Außenpolitik den Interessen des Dritten Reiches zu dienen habe, begleitet von der nahezu uneingeschränkten Legalisierung der Nationalsozialisten in den

„volkspolitischen Referaten“ der Vaterländischen Front. In weniger als zwei Jahren stellten sich die Folgen dieses Paktes ein: gerade das Umgekehrte der derart „gesicherten“ Unabhängigkeit, der Untergang Österreichs, sein Verschwinden von der Landkarte für sieben lange Jahre mit all den Folgen, die bekannt sind, besser gesagt, bekannt sein sollten, die jedoch, wie man jetzt sieht, noch lange nicht aufgearbeitet sind; man kann sagen, daß sich die Österreicher die letzten 50 Jahre, vielleicht sogar die letzten 150 Jahre ihrer Geschichte noch immer nicht angeeignet haben.

Für mich waren die Folgen meiner Verhaftung mit der Freilassung noch lange nicht erledigt. Mit zwei anderen Freunden — Joschi Sieder, der dann später nach Spanien gegangen ist und in der Folge von der Gestapo ermordet wurde, und Hans Escher, der heute als Maler und Graphiker in Wien lebt — wurde ich aus allen Schulen Österreichs ausgeschlossen; wir waren also nicht amnestiert, denn eine Amnestie bedeutet ja im Grunde auch und vor allem eine Tilgung der sogenannten Rechtsfolgen. Bei uns dreien — von den 300 — waren es Unrechtsfolgen. Von da ab verband sich mein Kampf gegen Unrecht, Faschismus und Krieg mit meinem persönlichen Kampf um das Recht auf Zugang zu Wissen und Kultur. Ein Jahr lang versuchte ich noch, irgendwo in Österreich zur Matura zugelassen zu werden; vergeblich. Am 1. August 1937, meinem zwanzigsten Geburtstag, wanderte ich, mit einem sehr bescheidenen Taschengeld versehen, nach Frankreich aus. Das Exil begann: Mein wichtigstes Ziel, neben dem politischen Engagement, blieb aufrecht: weiterlernen, weiterstudieren. Hier muß ich wieder eine Zwischenbemerkung einschalten: Das unheilvolle Gentlemen’s Agreement vom 11. Juli 1936 hatte unter anderem meine Freilassung zur Folge gehabt; die Verweigerung der Schulbehörden, mich zur Matura antreten zu lassen, bewirkte meine Emigration noch vor dem 13. März 1938; das war mein Glück; denn eben an diesem 13. März erschien die Gestapo bereits in der Wohnung meiner Eltern, um mich zu verhaften. Die Intoleranz der Ständestaat-Regierung hat mich davor bewahrt, war ich doch zur Emigration gezwungen worden: zwei paradoxe Folgeerscheinungen einer unheilvollen politischen und bürokratischen Haltung.

In Frankreich erlebte ich intensiv den dort vor sich gehenden mächtigen politischen Kampf: Schon war die Volksfront auf dem absteigenden Ast, doch die Bewegung war noch stark: noch immer hieß die Losung Brot, Frieden, Freiheit. Gegen die Nichteinmischung im Spanischen Bürgerkrieg gab es heftige und massive Demonstrationen, sowie auch gegen die soziale „Pause“, zu der sich Leon Blum unter dem Druck der „200 Familien“, die über die ökonomische Macht verfügten, gezwungen fühlte. Es gab weder Kanonen und Flugzeuge für das republikanische Spanien noch weitere soziale Errungenschaften.

Leon Blum resignierte schließlich, und es kam zur Übergangsregierung Chautemps. Auch er demissionierte und zwar in einem kruzialen Augenblick: Als vom 11. bis 13. März 1938 die Hitlertruppen in Österreich einfielen, hatte Frankreich keine funktionierende Regierung — wie übrigens schon am 12. Februar 1934. Ich selbst erlebte den sogenannten „Anschluß“ am Radio, hörte die Abschiedsrede Schuschniggs, in welcher er Österreich dem Schutze Gottes empfahl, und wußte, was jetzt über meine Heimat hereinbrach. Unsere kleine Gruppe von jungen Österreichern — wir waren sechs Jugendliche, die gemeinsam das Radio abhörten — weinte. Doch was schließlich über Österreich kam, überstieg alle unsere Vorstellungen. Inzwischen ist wohl bekannt geworden, was sich in den März- und Apriltagen 1938 in Österreich abgespielt hat.

Paris aber wurde nun die Hauptstadt der politischen Emigration Österreichs, da sich dort, insbesondere nach dem Münchner Abkommen, sämtliche führenden Emigrationspolitiker versammelten. Als junger Mensch hatte ich keinen direkten Einblick in die verschiedenen Verhandlungen zwischen den einzelnen Exilgruppen, die ja, wie man seither weiß, nicht zur Bildung einer österreichischen Exilregierung oder zumindest einer einheitlichen österreichischen Vertretungskörperschaft führten. Für mich war es jedoch klar, daß der Kampf gegen Hitler nun erst recht geführt werden mußte mit dem Ziel der Wiederherstellung Österreichs. Ich las die Exilzeitschriften *Nouvelles d’Autriche, Österreichische Post,* den *Sozialistischen Kampf,* die *Rote Fahne;* ich besuchte kulturelle Veranstaltungen des Exils, machte mich mit der Literatur des Exils bekannt, sah kämpferische Theatervorstellungen — ich bildete mich, vergaß aber dabei nicht, mich auf das Baccalauréat (Matura) vorzubereiten.

Ich gründete die erste Gruppe einer *Freien Österreichischen Jugend,* indem ich Verwandte,

Bekannte und Unbekannte warb mit dem einzigen Ziel, Kräfte für den bevorstehenden entscheidenden Kampf gegen Hitler bereitstellen zu können. In dem Kreis meiner erwachsenen Bekannten machte man sich über meine Jugendgruppe ein bißchen lustig: Wozu sollte das gut sein? Nun, von den rund vierzig jungen Menschen, die ich bis Kriegsausbruch versammelt hatte, ist gut die Hälfte dann in den aktiven Widerstand, in die Résistance, eingetreten. Es war also nicht ganz umsonst gewesen, was ich da unternommen hatte.

Uber meinen vielfältigen Aktivitäten vergaß ich fast — wenn mich mein knurrender Magen nicht allzu stark daran erinnerte —, meine heutzutage kaum vorstellbare materielle Notlage. Und immer wieder versetzte die Geschichte uns einen Schlag nach dem anderen. Das Münchner Abkommen vom September 1938 lieferte die Tschechoslowakei dem Dritten Reich aus, und die Illusionen, daß, wie Chamberlain erklärte, nun der Friede für eine Generation gerettet wäre, verflogen sehr bald. Durch den Münchner Ungeist hervorgerufen, verstärkte sich der Defätismus und bereitete schon die unselige Frage vor, die so manche Politiker und Journalisten im September 1939 schamlos stellten: Für Danzig sterben?

In Spanien wandte sich der Krieg zum Schlechteren; Zehntausende deutsche und italienische Söldner halfen Franco, während die westlichen Demokratien sich weiterhin „nicht einmischten", stillhielten wie das Kaninchen vor der Schlange. Die internationalen Brigaden verließen Spanien, ich hatte nun Gelegenheit, so manche österreichische Interbrigadisten kennenzulernen, ihren ungebrochenen Mut zu bewundern, ihr solidarisches Zusammenhalten. Es waren stürmische Zeiten, und dennoch hielt ich an meinem Ziel fest: weiterlernen, weiterstudieren.

Der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt empörte die einen, verwirrte die anderen. Für mich schien es klar, daß das monatelange Zögern der britischen Unterhändler, die nicht in Leningrad ankommen wollten, bei Stalins Pokerspiel mit Hitler eine nicht unwichtige Rolle gespielt hatte. Doch gleichzeitig erschienen mir alle theoretischen Spitzfindigkeiten über die „Gleichwertigkeit" des Naziimperialismus und der westlichen „Imperialismen" in der gegebenen Lage wie ein katastrophaler Nonsens. Für mich und viele andere Emigranten gab es keinen Zweifel: Frankreich stand nun — trotz seiner Sünden in der Nichteinmischung und in München — in der ersten Linie, und jeder Demokrat und Antifaschist mußte es auf alle Fälle mitverteidigen. Heute, fünfzig Jahre später, kann man wohl den Hitler-Stalin-Pakt — abgesehen von jeder „moralischen" Be- und Verurteilung — als Antwort auf München betrachten, doch damals stand uns eben das Hemd Frankreich näher als alle historisierenden Überlegungen.

Am 1. September 1939 fiel Hitler in Polen ein, und am 3. September erklärten Frankreich und Großbritannien dem Dritten Reich den Krieg. Wenn dieser Krieg zunächst auch nur „drôle" sein sollte, also keinesfalls lustig, sondern eher merkwürdig, für mich und alle anderen exilierten Österreicher und Deutschen hatte er einschneidende Folgen: wir wurden kurzerhand interniert. Ende September hätte ich zum Baccalauréat antreten sollen, doch bereits am 5. September befand ich mich im Stadion von Colombes, einer Pariser Vorstadt, von wo aus es dann bald nach Meslay-sur-Maine ging. Wieder war mir im letzten Moment der Weg versperrt.

Als ich wie durch ein Wunder — mein steifes Bein verhalf mir dazu — im Dezember 1939 wegen „Lagerunfähigkeit" — sowas gab es damals noch! — freiging, stürzte ich mich wieder in die Vorbereitungsarbeit. Fragen Sie nicht, wie ich in all dieser Zeit lebte, ich lebte nicht, sondern ich überlebte — eine Übung, die ich noch viele Jahre fortsetzen sollte — doch nun sollte, nun mußte es gelingen. Ende Mai war der Termin — wieder sollte es nicht dazu kommen.

Am 10. Mai 1940 war der „drôle de guerre" vorbei, es begann der Blitzkrieg, und innerhalb weniger Tage stand die Wehrmacht vor Paris. Den Exodus von 1940, ich machte ihn mit wie Millionen Franzosen: im Bombenhagel der Stukas, in der Panik der sich auflösenden französischen Armee — Unfähigkeit und 5. Kolonne taten ihr Werk —, in der Verzweiflung der fliehenden Zivilbevölkerung, die sich mit Kind, Hund, Katz' und Kanarienvogel auf den Landstraßen dahinschleppte. In Toulouse, dem vorläufigen Endpunkt meiner Flucht ohne Ende, nahm ich sofort wieder mein so oft unterbrochenes Studium auf, und in den eineinhalb Jahren Frist, die mir das Schicksal nun gewährte, konnte ich tatsächlich genug Prüfungen hinter mich bringen, um ein Doktorat zu beginnen. Ich wollte über *Les hommes de bonne*

volonté (Die Menschen guten Willens) von Jules Romains dissertieren. Inmitten des Réfugiés- Elends, des sich anbahnenden Genozids! Zu meinem Doktorvater, dem Professor Naves, ging ich in derart zerschlissenen Hosen, daß ich immer meine Hände auf die Löcher legen mußte. Dieser Professor ist dann später deportiert worden und in Auschwitz zugrundegegangen.

In der Zwischenzeit war der Waffenstillstand Deutschland-Frankreich unter erniedrigenden Bedingungen im Wald von Compiègne unterzeichnet worden, im selben Waggon wie jener von 1918; für Hitler ein symbolischer Triumph. Der Appell General de Gaulles vom 18. Juni 1940 sowie kommunistische Flugblätter, die zum Widerstand aufriefen — zur Steuer der historischen Wahrheit stelle ich als Zeitzeuge fest, daß solche Flugblätter bereits vor dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion verteilt wurden —, fanden vorerst wenig Echo. Am 10. Juli 1940 übergab das 1936 gewählte Parlament (die kommunistischen Mandate waren annulliert worden) in Vichy mit großer Mehrheit die Macht an Petain, der die Republik abschaffte, den *Etat français* verkündete und sehr bald Judengesetze erließ, die den Nürnberger Rassegesetzen in nichts nachstanden.

Den Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 erlebte ich noch in Freiheit, wie auch die aufflammenden Hoffnungen der Franzosen, rasch zerstört durch die ersten Blitzsiege der Wehrmacht in Rußland; sollte auch dort der Zusammenbruch so rasch erfolgen wie in Westeuropa?

Wiederum, wie seinerzeit in Wien und dann in Paris, sammelte ich junge Menschen um mich, zumeist Studenten, um Widerstand zu organisieren und zu leisten. Am 1. Dezember 1941 wurde ich von der Vichy-Polizei verhaftet und in das mittelalterliche Gefängnis St. Michel eingeliefert. Ich kam vor ein Militärgericht, das mich, da ich nichts gestand, tatsächlich freisprach, doch der Präfekt Chenaux de Leyritz verfügte sofort meine Internierung im Straflager von Récébedou bei Toulouse. Jetzt gab es keine Lagerunfähigkeit mehr. Nach etwa einem Jahr konnte ich jedoch mit Hilfe meiner späteren — und daher heutigen — Frau und eines katholischen Priesters aus dem Lager bzw. aus dem Spital, wohin ich mich hatte bringen lassen, flüchten.

Als ich am 11. November 1942 wieder in einer Straße von Toulouse auftauchte, befand ich mich im Angesicht deutscher Panzer und Soldaten, die Wehrmacht hatte mich eingeholt! Dieser 11. November 1942 war ein historischer Tag: Die Besetzung der bis dahin fälschlich so genannten „Freien Zone“ durch die Deutsche Wehrmacht war die Antwort Hitlers auf die Landung der Alliierten in Nordafrika. Nun wußte ich, daß es für die nächste Zeit keine Möglichkeit zum Weiterstudieren geben würde; die Wahl hieß nun, sich entweder in irgendeinem Dorf verkriechen und das Ende abwarten oder sich wehren, in den nun schon aktiven Widerstand eintreten. Ich wählte den Weg des Widerstandes. Es war kein leichter Weg; Von nun an hieß es mit falschen Papieren leben, jeder Razzia — und es gab deren viele — ausweichen, Identität und Wohnort sehr oft und rasch ändern, höchste Konspirativität walten lassen. Ich reihte mich zunächst in die sogenannte T. A. — „travail antiallemand“ — ein, die sich unter der Ägide der KPF entwickelt hatte. Meine Chefs hießen damals unter anderen Oskar Grossmann, Franz Marek, Arthur London — alle drei leben nicht mehr. Ich half mit, den *Soldat am Mittelmeer* zu verbreiten, schrieb kleine Artikel oder verfaßte Flugblätter, mit denen wir uns an die Soldaten der Wehrmacht wandten — vor allem an die österreichischen —, um ihnen das Sinnlose und Verbrecherische des Hitlerkrieges vor Augen zu führen.

Inzwischen hatte sich die Kriegslage geändert: Die Schlachten von Moskau und Stalingrad hatten gezeigt, daß es möglich war, der Hitler-Wehrmacht schwere Niederlagen beizubringen. In Tunesien, in Libyen erhielt Rommel schwere Schläge. Doch auch die Résistance, und in der Résistance die T. A., erlitt große Verluste. Als mein Freund Paul Jellinek, mit dem ich in Nlmes — entgegen allen konspirativen Regeln — ein Zimmer bewohnte, von der Gestapo verhaftet wurde, mußte ich schleunigst aus der Stadt verschwinden. Wieder war ein Identitätswechsel notwendig. Kurt Armand Frisch verschaffte neue Papiere. Ich ging nun nach Grenoble, weil dort die Italiener als Besatzungsmacht fungierten, was das Leben in der Illegalität um ein Weniges erleichterte, und arbeitete dort als Verkäufer in der großen Buchhandlung Arthaud. Doch im September 1943, nach der italienischen Kapitulation und der Vertreibung Mussolinis von der Macht, übernahmen die Deutschen auch diese letzte

von ihnen noch freie Zone Frankreichs, setzten kurzerhand alle italienischen Soldaten in Gefangenschaft, und wieder herrschte die Gestapo.

Nun wandte sich die gaullistische Widerstandsorganisation MNPGD an mich, damit ich mithelfe, für sie eine Art T. A.-Arbeit aufzubauen, im Sinne der Demoralisierung der Wehrmacht. Ich arbeitete dort in der Leitung mit einem Neffen de Gaulles zusammen, der heute noch lebt. Doch diese Arbeit wurde am 31. März 1944 von der Gestapo brutal unterbrochen. Im Gestapokeller von Lyon wurden meine Frau Denise und ich von der Gruppe Barbie in die Arbeit genommen; ich lernte alle Arten Mißhandlungen und Folterungen kennen und ertragen. Nach zwei langen Wochen in der Folterhölle verzichteten die Schergen: Ich hatte nichts zugegeben und behielt auch meine lebensrettende französische Identität. So kam ich am 11. Mai 1944 als Franzose nach Buchenwald, meine Frau erlitt Ravensbrück und seine furchtbaren Arbeitskommandos. Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, muß ich mich fragen, wie man ein solches Lager überstehen konnte.

Doch selbst in Buchenwald gab es illegale Widerstands- und Solidaritätsorganisationen, denen ich zweifellos mein Leben zu verdanken habe. Ihnen schloß ich mich alsbald an — mehr kann ich in dieser heutigen kurzen Darlegung nicht ausführen. Doch führte ich auch dort zahlreiche Diskussionen über die Notwendigkeit der Wiederherstellung eines unabhängigen demokratischen Österreich. Eines schwor ich mir jedoch in jener Zeit: Wenn du überlebst, dann wirst du endlich studieren, und zwar vor allem Geschichte, denn nur wer sich die Vergangenheit aneignet, und wer imstande ist, sie richtig zu verstehen, der kann auch die Gegenwart und die Zukunft meistern.

Ich habe überlebt. Doch so schnell wie ich es mir vorgestellt hatte, konnte ich nicht beginnen. Die Nachkriegszeit war eine Zeit vielschichtiger Probleme, die zu lösen nicht leicht war für einen Menschen mit einer bald vierköpfigen Familie. Erst mit genau vierzig Jahren konnte ich endlich das so intensiv ersehnte Studium beginnen. Nun aber holte ich rasch auf, sammelte Diplom nach Diplom — darunter auch drei Doktorate, die ich hier nicht aus Eitelkeit anführe, sondern nur, um zu zeigen, was ein Mensch, wenn er den festen Willen aufbringt, es zu tun, auch nach jahrelangen Haftzeiten, nach Gestapo-Folter und KZ zu leisten imstande ist, wenn er sich auch durch das unmenschlichste System nicht zur Un-Person machen läßt, sein Menschentum trotz allem bewahrt. Dabei habe ich in meiner Frau Denise eine unvergleichliche Helferin gefunden.

Ein festes Ziel hatte ich: Mein Wissen so weit wie möglich weiterzugeben. Ich kann hier das Weitere nur mehr im Telegrammstil schildern. 1960 trat ich in den französischen Hochschulunterricht ein, 1971 gründete ich das „Österreichische Studien- und Forschungszentrum“ an der Universität Rouen, das CERA, das sich seither durch seine Symposien und Publikationen über Österreich einen internationalen Ruf erworben hat; 1975 gründete ich mit meinen Kollegen die Zeitschrift *Austriaca,* die sich ausschließlich mit Fragen österreichischer Literatur, Kultur, Politik und Geschichte beschäftigt und in 35 Ländern zahlende Abonnenten hat. 1979 erreichte ich die Gründung eines eigenen Lehrstuhls „Civilisation Autrichienne“ — „Österreichische Landes- und Kulturkunde“. Heute wird Civilisation Autrichienne an ungefähr 25 französischen Universitäten gelehrt, als Ergebnis eines mühevollen Kampfes gegen den in der französischen Germanistik herrschenden Pangermanismus. Die Tätigkeit der Equipe unseres CERA ermöglicht es, junge Österreichspezialisten heranzubilden, und glauben Sie mir: es ist sicher genauso zeitraubend und beschwerlich, wenn auch vielleicht weniger kostspielig, einen solchen Spezialisten auszubilden, wie einen weißen Lipizzanerhengst hochzuzüchten.

Nein, ich habe Österreich nicht vergessen und konnte es in all den Jahren vielen Franzosen nahebringen; mit meinen verschiedenen Arbeiten bin ich zum Historiker der österreichischen Nationswerdung geworden.

Ich komme zum Schluß: Wie gesagt, ich habe Österreich nicht vergessen; aber Österreich selbst, hat es mich nicht seinerseits — mich und so manche Schicksalsgenossen — ein bißchen vergessen? Ja und Nein. Ich möchte hier nicht verhehlen, daß ich seit der Gründung des CERA von österreichischer Seite so manche Ermutigung und Unterstützung erhalten habe und benütze hier die Gelegenheit, um dem damaligen Bundeskanzler Bruno Kreisky meinen Dank für sein Verständnis auszudrücken, ihm sowie allen Außenministern der vergangenen Zeit, den Ministern Kirchschläger und Bielka vor allem, den Wissenschaftsmi-

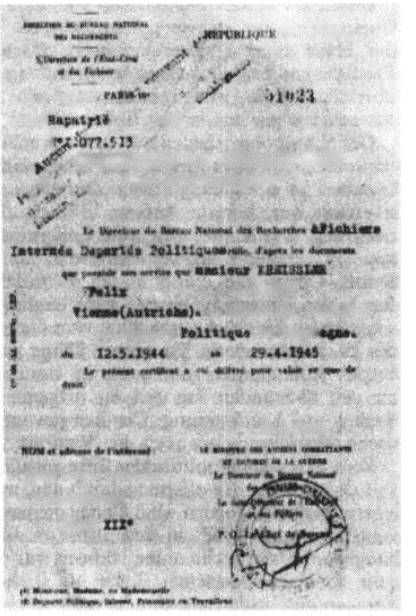
nistern Frau Dr. Hertha Firnberg und Heinz Fischer, aber auch jenen der Ära Sinowatz, die stets Verständnis für die notwendige Unterstützung des CERA zeigten und eine solche Lage schufen, daß jeweils alle Kosten der Aktionen des CERA — Publikationen, Symposien usw. fifty-fifty von französischer und von österreichischer Seite getragen wurden.

Es war nicht immer leicht: Alle Generalsekretäre des Außenministeriums, alle Ministersekretäre des Wissenschaftsministeriums, alle höheren und weniger hohen Ministerial- beamten haben mich kennengelernt und bald herausbekommen, daß es schwer ist, mich loszuwerden, wenn es um das CERA geht; doch nun bin ich emeritiert, und es ist notwendig, daß das CERA und seine Publikationen weiterwirken.

Daher richte ich zum Abschluß einen eindringlichen Appell an alle zuständigen Stellen, vor allem an Herrn Bundeskanzler Vranitzky, Herrn Vizekanzler und Außenminister Mock, Herrn Wissenschaftsminister Tuppy: dieses Symposion ist der „Vertriebenen Vernunft“ gewidmet. Es wäre eine Fortsetzung jener Vertreibung, wenn in Zukunft die dem CERA zuteil gewordene Förderung nicht fortgesetzt würde, nur weil ich als Emeritus hinfort nicht mehr die entsprechenden Ministerialbeamten belagern werde — die also jetzt ohne meine ständigen Besuche werden auskommen müssen, was sie ja hoffentlich überleben werden.

Das CERA veranstaltet Anfang März 1988 ein internationales Symposion „50 Jahre nach der Annexion Österreichs“. Das Wissenschaftsministerium hat dankenswerterweise bereits seine Förderung zugesagt, doch fehlt noch eine entsprechende Beteiligung des Außenministeriums.

Ich appelliere daher an alle Zuständigen, sie mögen bedenken, daß wir in dieser Zeit an der Erstellung eines ungeschminkten Österreichbildes, ohne beschönigende Kosmetik, ohne museale Nostalgie arbeiten, wissenschaftlich begründet und daher besser geeignet, das vielzitierte „Image“ in seriöser und kontroversieller und daher ehrlicher Art zu vermitteln und so zum Ruf, besser gesagt zurWiederherstellung des guten Rufes Österreichs mehr beizutragen als alle Historikerkommissionen und alle Lipizzanerballette der Welt.


REPUBLIQUE
51023
Rapatrié
Fichiers
Interrnés Deportés Politiques
Monsieur KREISSLER
Felix
Vienne(Autriche).
Politique
12.5.1944
29.4.1945
XIIe

Felix Kreissler 1943 in Marseille

ERNST WANGERMANN

Wie es zur Emigration kam

Im Unterschied zu den meisten am Symposium teilnehmenden Zeitzeugen wurde meine Familie nicht durch Verfolgung zur Emigration gezwungen. Denn mein Vater, der nach dem März 1938 wahrscheinlich verfolgt worden wäre, war bereits 1936 gestorben. Er war bei den Ostmärkischen Sturmscharen gewesen, dem spezifisch katholischen Gegenstück zur Heimwehr. Als begeisterter Monarchist hatte er fast nie eine Ehrenbürgerernennung Otto Habsburgs versäumt. Dadurch wurde seine Rechtsanwaltskanzlei etwas vernachlässigt, und als mein Vater starb, stand meine Mutter mit vier unversorgten Kindern vor dem Nichts. Einflußreiche Freunde konnten ihr eine Lottokollektur in St. Pölten und den drei älteren Kindern Freiplätze in Bundeserziehungsanstalten verschaffen. Am 12. März 1938 war ich also Schüler der dritten Klasse in der Bundeserziehungsanstalt Traiskirchen. Alle Schüler wurden an diesem Tage vom Direktor versammelt. Er schien noch nicht volle Klarheit über die Lage zu haben und befahl uns, sowohl die österreichische Hymne als auch das „Deutschland über alles" zu singen. An denen, die bei letzterem die Hand hoben, konnte man sehen, wer die Nazis waren oder jetzt als solche gelten wollten. Erst während der Osterferien erfuhr ich von der Mutter, daß wir unsere Freiplätze nicht behalten konnten und daher die Schule würden verlassen müssen. Denn die Großmutter mütterlicherseits, die längst verstorben war, war als Jüdin geboren und hatte sich mit 18 Jahren taufen lassen. Daß meine Mutter als Halbjüdin die Kollektur nicht behalten konnte, galt als höchst wahrscheinlich. In den Sommerferien teilte sie uns ihren Beschluß mit, auszuwandern. Als Begründung gab sie an, daß es anderswo auch schön sei und daß sie nicht bereit sei, in einem Staat zu leben, in dem sie Bürgerin zweiter Klasse war. Eine jüdische Schulfreundin, die bereits nach England emigriert war, würde die nötigen Schritte einleiten.

Durch die Bemühungen dieser Freundin und des von ihr kontaktierten „Quaker Refugee Committee" wurde unsere Ausreise nach England ermöglicht. Ich kam, vierzehnjährig, in das Haus einer Quäker-Ärztin in Manchester, die noch einigen anderen bedrängten Flüchtlingen half. Das Haus war jahrelang mit deutschen und österreichischen Flüchtlingen überfüllt. Ich ging alsbald in eine englische Schule, und zwar auf meinen Wunsch in ein Gymnasium, um mir später das Universitätsstudium zu ermöglichen.

Der Schulbesuch bedeutete, daß ich nicht ein Emigrantenleben, sondern das Leben eines englischen Schülers führte. Ich teilte daher den für alle Engländer selbstverständlichen Glauben an einen endgültigen Sieg gegen Hitler. Meine Mutter dagegen, die viel weniger integriert war, konnte Anfang 1941 an diesen Sieg nicht mehr glauben und in der Verzweiflung, ihre Kinder durch die Emigration ins Unglück gestürzt zu haben, brachte sie sich um. Ich verspürte starkes Heimweh, das durch Schallplatten von Wagner- und Richard Strauss-Opern und durch Ferien in Nadelwaldgegenden gelindert wurde. Ich nahm aber durch den Unterricht immer mehr englische Kultur und Tradition in mich auf. Die entscheidenden Eindrücke erhielt ich vom Geschichtsunterricht. Wir lernten englische Geschichte des 19. Jahrhunderts. Da kamen Dinge vor, die für einen aus dem österreichischen Schulbetrieb Kommenden ganz neuartig waren: die neuen Maschinen und Fabriken, der Kampf um den 10-Stunden-Tag und das Allgemeine Wahlrecht, das Ringen um gewerkschaftliche Rechte und Anerkennung. Die hier gewonnenen Eindrücke bestimmten sowohl meine politische Ausrichtung als auch die Wahl der zukünftigen Studienrichtung.

Vom väterlichen politischen Erbe verblieb jetzt lediglich der Glaube an die Unabhängigkeit Österreichs, der offenbar durch das, was ich in der Schule über europäische Geschichte lernte, bestärkt worden war. Daher meine Entrüstung, als nach der Moskauer Deklaration vom November 1943 ein Leserbrief im *Manchester Guardian* erschien, in dem die Unabhängigkeit Österreichs unter Hinweis auf die jahrhundertelange Zugehörigkeit Österreichs zum Römisch-Deutschen Reich als Unsinn verworfen wurde. Ich verfaßte sofort eine Entgegnung, in der ich zum folgenden Schluß kam: *If steps are taken towards the economic*

unity of the Danube Basin, an independent Austria will not only be practically desirable, but will have firm roots in history and tradition. (Manchester Guardian, 13. November 1943, 4)

Mein Leserbrief wurde veröffentlicht und erschien neben einem von ganz ähnlichem Inhalt, gezeichnet von J. Rubinstein, Sekretär des Free Austrian Movement im Manchester District. Dadurch entstand mein erster regelmäßiger Kontakt mit der österreichischen Emigrantenorganisation in Manchester. Diese Organisation politisierte mich kaum mehr, als ich bereits durch den Geschichtsunterricht politisiert worden war. Es war jedoch durch diesen Kontakt, daß ich gewahr wurde, wie außergewöhnlich mein Emigrantenschicksal war. Denn jetzt erst sah ich, daß die meisten Emigranten meines Alters nicht in die Schule gingen, sondern als Arbeiter ihren Unterhalt verdienen mußten. Es geschah auch durch diesen Kontakt, daß sich mein nostalgischer Traum von einer Rückkehr zur Oper und zu den Nadelwäldern zur konkreten Absicht, in das Nachkriegs-Österreich zurückzukehren, entwickelte. Aber nicht sofort nach Kriegsende, wie es die Organisation forderte, sondern nach Beendigung des Geschichtsstudiums an der Universität Oxford, zu der ich aufgrund einer in jenem Jahr abgelegten Aufnahmsprüfung die Zulassung erhalten hatte.

Nachdem ich mein Studium erst nach der Entlassung aus dem auf die Schule folgenden Kriegsdienst aufnehmen konnte, war ich in der Zeit von 1946 bis 1949 History Undergraduate am Balliol College, Oxford. Von den dort lehrenden Historikern machten nur der Mediävist Richard Southern und der Frühneuzeitler Christopher Hill einen bleibenden Eindruck auf mich. Christopher Hills Auffassung von der Englischen Revolution des 17. Jahrhunderts als einer im Endeffekt modernen bürgerlichen Umwälzung wurde, und ist bis heute, ein Grundstein meines eigenen Geschichtsverständnisses. Noch wichtiger aber als der Eindruck einzelner hervorragender Historiker war der Eindruck, den die Atmosphäre der gänzlich freien Diskussion über historische und andere Fragen in diesen Jahren auf mich machte.

In den Endprüfungen 1949 schloß ich genügend gut ab, um die Verlängerung des zu Anfang des Studiums gewonnenen Stipendiums zum Zweck der historischen Forschung zu bewirken. Die Entscheidung, über ein Thema aus der österreichischen Geschichte zur forschen, ergab sich nicht aus dem bisherigen Studium — denn im Rahmen des Oxforder Studienplans konnte man sehr wenig außer-englische Geschichte studieren —, sondern aus der beabsichtigten Rückkehr nach Österreich.

Die folgenden zwei Jahre, 1950 bis 1952, wohnte ich in Wien und erforschte in den verschiedenen Archiven die Akten zu den österreichischen Jakobinerprozessen. Die Freude an der Musik, am Theater und an den Wanderungen durch die österreichische Landschaft entsprach vollkommen den seit 1939 gehegten Vorstellungen. Aber ein wirklicher Kontakt zum Nachkriegs-Österreich und den in ihm etablierten Historikern kam nicht zustande. Außer dem Kontakt zu meinem inoffiziellen Betreuer, Dr. Franz Pollack-Parnau, waren meine Verbindungen zu den Kreisen der zurückgekehrten Emigranten beschränkt. Ganz kann ich das bis heute nicht erklären, aber zum Teil hing es mit den hartgefrorenen ideologischen Fronten des Kalten Kriegs zusammen, die ich in Österreich als wesentlich härter eingefroren empfand als in England. Eine sachliche Auseinandersetzung über Fragen der marxistischen Geschichtsauffassung schien im Österreich, in dem Brecht nur im Neuen Theater in der Scala aufgeführt wurde, nicht möglich. Mein Eindruck von der an den Universitäten etablierten Geschichte war durch eine recht sentimentale Vorlesung von Prof. Hantsch über den Sturz der französischen Monarchie 1792 und von Ferdinand Maaß' Einleitung zu seinen *Quellen des Josephinismus* geprägt. Rückblickend sehe ich jetzt sehr klar, daß in diesen Forschungsjahren die Hoffnung auf eine Rückkehr zu einer beruflichen Betätigung in Österreich als Historiker fast gänzlich verschwand.

Nach dem Abschluß meiner Studien in Oxford bewarb ich mich daher ohne viel Zögern um Anstellungen in England. Ich unterrichtete neun Jahre an Mittelschulen, bis ich 1962 eine Dozentur an der Universität Leeds erhielt. Das geringe Echo in Österreich auf die erste, englischsprachige Ausgabe meines Buches über die Jakobinerprozesse bestätigte mir die Richtigkeit des eingeschlagenen Kurses. An der österreichischen Geschichte hielt ich fest. Die Faszination der österreichischen Aufklärung läßt, glaube ich, wenige, die sie einmal ergriffen hat, wieder los.

Nach dem Staatsvertrag, und besonders im Zuge der Ära Kreisky, lockerten sich die ideologischen Fronten. Daß die österreichische Historiographie zum 18. Jahrhundert nicht

mehr von der Sicht von Hantsch und Maaß beherrscht war, wurde mir unter anderem durch die Veröffentlichungen von Hans Wagner und Grete Klingenstein bewußt. Die Kontakte zu den in Österreich etablierten Historikern kamen jetzt leicht, quasi von selbst, zustande. 1972 sprach ich zum ersten Mal bei einem historischen Symposion in Wien. Im gleichen Jahr fanden meine ersten Vorlesungen an einer österreichischen Universität statt. Das war der Anfang vom Ende meiner Emigration.

Anläßlich der ersten Delegation deutscher Erwachsenenbildner im Februar 1947 fand ein Seminar an der Universität Nottingham statt, in dem Karl R. Stadler (stehend ganz rechts) referierte.

HELMUT KONRAD

Karl R. Stadler

Am 7. Juli 1987 starb in Linz der österreichische Historiker Karl R. Stadler. Obwohl beinahe 74 Jahre alt, hatte er bis kurz vor seinem Tod trotz schwerer Krankheit am Wissenschaftsbetrieb mit voller Energie teilgenommen. Diese Teilnahme ging von der Leitung des Ludwig Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung und den damit verbundenen Förderungen der wissenschaftlichen Arbeiten anderer Historiker bis zum eigenen Forschen und Schreiben: Sein letztes Buch, die Biographie über Johann Böhm, an dem er in den letzten Monaten gearbeitet hatte, blieb leider unvollendet.

Um bei einer Veranstaltung, die der Emigration österreichischer Wissenschaft gewidmet ist, exemplarisch die Lebensgeschichte von Karl R. Stadler einbringen zu können, wird man wohl einschränkend vorausschicken müssen, daß er 1938 nicht als bekannter Wissenschaftler Österreich verlassen mußte, sondern als politisch engagierter Student. Im Ausland aber erfuhr er jene Prägung, die ihn zu einem Forscher und Lehrer besonderer Art werden ließ. Die drei Jahrzehnte in England, der Stil der englischen Universitäten, das antifaschistische Engagement, das waren die Säulen, auf denen Karl R. Stadler nach seiner Rückkehr nach Österreich aufbauen konnte und die es möglich machten, daß er den österreichischen Wissenschaftsbetrieb so entscheidend mitzubestimmen vermochte.

DIE URSACHEN FÜR DIE EMIGRATION

Karl R. Stadler wurde am 8. Oktober 1913 in Wien-Favoriten als Karl Rudolf Stavaritsch geboren und besuchte die Volksschule in seinem Heimatbezirk. Von 1923 bis 1931 konnte er jenen Schultyp besuchen, der im „Roten Wien“ den Aufstieg für begabte Kinder aus nicht begütertem Milieu erlaubte: die Bundeserziehungsanstalt Wien-Breitensee. Früh engagierte er sich im Verband Sozialistischer Mittelschüler. Von 1931 bis 1938 war er Student an der Universität Wien, erst an der juridischen, dann an der philosophischen Fakultät, mit den Fächern Anglistik und Germanistik.[1] Während man dies alles den publizierten offiziellen Biographien entnehmen kann, ergeben die Tagebücher[2] (Karl R. Stadler gehörte zu jenen Menschen, die über viele Jahre mit großer Konsequenz Tagebücher geführt haben) und die persönlichen Gespräche ein erstaunliches, berührendes Bild: Ganz unvermittelt tritt uns da ein Mensch entgegen, der alle jene Eigenschaften besitzt, die heute von der neueren Literatur manchmal als Fiktion bezeichnet werden. Karl R. Stadler war jener „Neue Mensch“, für den das Wert- und Normensystem aus der Gegenkultur der Arbeiterbewegung Gültigkeit hatte — bis hin zu den Fragen von Partnerschaft und persönlicher Lebensgestaltung.

Daß die Sozialdemokratie ab 1933 gerade ihre aktivsten Mitglieder verlor, von denen, zumindest in Wien[3], die meisten nach links gingen, ist heute allgemein bekannt. Es war vor allem Christian Broda, der die junge linke Intelligenz dem Kommunistischen Jugendverband zuführte. Hier, nicht in der KPÖ, sondern in der offenen Jugendorganisation, fand auch Karl R. Stadler sein politisches Betätigungsfeld. Er arbeitete vor allem in den legalen Organisationen mit, die auch dem KJV eine gewisse Plattform boten. Sein größtes Engagement entwickelte er dabei in der Friedensbewegung und deren „Hilfsorganisation“ für Jugendliche.

Stadler stand in der Friedensbewegung in der vordersten Reihe. Er war Delegierter auf der Internationalen Jugendkonferenz für den Frieden. Er hielt dort eine flammende Rede, in der er die Friedensfrage mit der sozialen Frage zu verknüpfen verstand. Und strategisch enthielt die Rede eine ganz bemerkenswerte Passage:

Österreichs Jugend ist wahrlich nicht kriegsbegeistert; sie hat die Schrecken des Krieges und der Nachkriegsjahre stärker empfunden als manch anderes Land und ist daher gewillt, alle ihre Kräfte in den Dienst der Verhinderung des Krieges zu stellen. Aber wir wissen, daß

wir jungen Österreicher dazu allein zu schwach sind, darum blicken wir über die Grenzen unseres Staates und suchen die Verbindung mit der Jugend anderer Länder, vor allem unserer Nachbarn. Wir interessieren uns für das Leben der tschechoslowakischen, ungarischen, jugoslawischen und bulgarischen Jugend und finden, daß wir vieles gemeinsam haben: gemeinsame wirtschaftliche Interessen als Bewohner des Donauraumes und gemeinsame politische Interessen in der Abwehr des Nationalsozialismus.

Darum schlägt die österreichische Delegation vor, eine Beratung der Jugend Mittel- und Osteuropas zu veranstalten, bei der die Möglichkeiten einer engeren Zusammenarbeit geprüft werden können. In Grenzjugend treffen wollen wir uns mit unseren Nachbarn treffen, in regem Meinungsaustausch wollen wir eine Plattform für den gemeinsamen Kampf der Jugend des Donauraumes schaffen.[4]

Als treibende Kraft erscheint er auch auf der Enquete „Was soll die Jugend für den Frieden tun?", die vor allem von Ludovica Hainisch organisiert wurde, bei der aber auch *D*r. Viktor Matejka, 1936 ja politisch durchaus noch anders zuzuordnen, unter den Einberufern aufscheint. Stadler, in der Broschüre auch groß im Bild, schlug den 29. März 1936 als Friedenstag der österreichischen Jugend vor und die Schaffung eines „Friedensgroschens" zur Finanzierung der weiteren Aktivitäten.[5] Er brachte damit beide zentralen Beschlüsse der Enquete in Vorschlag.

Am Flugblatt zum 97. Geburtstag von Marianne Hainisch war Karl Stavaritsch einer der acht Unterzeichner, zugleich aber der Verantwortliche laut Impressum,[6] und zwar mit voller Adresse. Er war also bei den österreichischen Behörden kein Unbekannter.

In diesen Jahren trampte er mit seiner späteren Frau Gina auch mehrfach durch England. In englischen Zeitungen erschienen erste antifaschistische Artikel von ihm, teilweise schon unter Verwendung des Namens Stadler. Politisch war Gina nur am Rande organisiert, sie bot in ihrer Wohnung der Gruppe um Broda aber die Infrastruktur — bis hin zu Brötchen, von denen der spätere Minister noch 1983 träumte.[7]

Die locker im KJV organisierte Gruppe geriet aber bald in Widerspruch zur Linie der illegalen KPÖ. Sie kritisierte den Kurswechsel nach dem VII. Weltkongreß der Komintern von links und war betroffen über die ersten Nachrichten von den Schauprozessen des Stalinismus. „Janda" (= Broda), „Reiter" (= Stadler) und ein kleiner Kreis mit ihnen gründeten die Zeitschrift *Ziel und Weg* und gerieten ins politische Schußfeld. „Man wird uns vielleicht Trotzkisten nennen. Wir sind über den Vorwurf erhaben"[8] argumentierte man vorausschauend, um im Juli 1937 scharf zu kritisieren:

Der österreichische Kommunist, der unter der Herrschaft des klerikalen Faschismus für die Freiheit und Unabhängigkeit der österreichischen „Nation" kämpfen will, wird unweigerlich zu einer komischen Figur.[9] Das war der endgültige Bruch mit einer Partei, bei der Stadler nie Mitglied im formalen Sinn gewesen war.

Auch die politischen Auseinandersetzungen an der Universität wurden härter. Stadler, der mitreißende Redner, stand in der ersten Reihe gegen den Nationalsozialismus. Mehrfach konnte er, der blond war und sehr „arisch" aussah, durch sein Eingreifen nationalsozialistische Schläger von Aktionen gegen jüdische Studenten ablenken.

Als sich im März 1938 die Ereignisse dramatisch zuspitzten, ging die Gruppe um Stadler massiv in die Öffentlichkeit für Schuschniggs Volksabstimmung. Während in Marie Tidls Buch Stadler angeblich bei der Stadtbahnstation Hietzing Flugblätter verteilt,[10] fährt dieser im „organisierten" Lastwagen durch Arbeiterbezirke und streut Blätter mit folgendem bemerkenswertem Inhalt aus:

Für die Freiheit! Österreich der Jugend! Die Jugend für Österreich! Vier Jahre nach den blutigen Schicksalskämpfen des Jahres 1934 — am 12. Februar 1933 — wurde die österreichische Arbeiterschaft und ihre Jugend vor die Frage gestellt: Was soll aus Österreich werden. Nach der Reise des Bundeskanzlers nach Berchtesgaden setzten Umtriebe verantwortungsloser Gesellen ein, die den Frieden im Lande — und damit in Europa — auf das Schwerste gefährden. Österreichs Arbeiterjugend will den Frieden, denn der Friede ist Voraussetzung für unseren Kampf um Freiheit und Arbeit. Die Stunde ist ernst, es geht ums Ganze. Die Arbeiterjugend will ein freies, soziales Österreich. Sammlung heißt die Parole. Fine freie Arbeiterjugendbewegung für Österreichs Freiheit! Am 13. März gehen wir zur Urne. Es ist ein historischer Lag, an dem wir unser Bekenntnis für ein freies und unabhängiges Österreich ab legen. Folgen wir

dem Beispiel derer, die vor 90 Jahren, am 13. März 1848, für die Freiheit kämpften. An dem ehernen Wall der einigen Arbeiterjugend w erden die Feinde der Freiheit und des Friedens zerschellen. Es geht um Österreich! Es geht um uns! Unsere Losung: Ja! Karl Königsberger, Freister; Heinrich Math, Gerz: Hans Miller, Beamter: Toni Spiker, Kremenezky, Rudolf Musial, Hutter & Schrantz, Hans Koci, Südbahnwerkstatt, Marie Opletal, Lourie, Emmerich Stockinger, Ortsstelle X, Karl Stavarits, Student, Philip, Ortsstelle XII.[11]

Wenige Wochen später, als er in England unter anderm sein Brot mit dem Schreiben von Artikeln verdiente, schrieb er rückschauend:

A policeman comes over, one of our leaflets in his hand. 'In the name ofthe new Government — you are arrested. Get out of the car, all of you!' W. flings a parcel of leaflets into his face, R. Steps on the accelerator, and w'e dash off at an incredible speed. Looking back, we see him take down our number. ' Well, this is the last time you've used your car', we tell our driver. 'Never mind', he attempts to joke, 'my grandmother wasn't Aryan, so they would have taken it anyway.'[12]

DER WEG INS AUSLAND

Die Nacht nach dieser Aktion verbrachte Karl Stadler nicht mehr zu Hause. Die Angst vor einer drohenden Verhaftung war zu groß. Vergeblich suchte die Mutter ihn auch bei Gina. Sie konnte aber in Erfahrung bringen, daß er mit dem Zug nach Paris wollte.

Auch Gina mußte fort. Zufällig sahen sie sich am Bahnhof: Beide wollten also mit demselben Zug abfahren! Gina, begleitet von Freunden mit Hakenkreuzen, im Koffer wenige Sachen und die praktisch fertige Dissertation, signalisierte ihm, daß sie sich nach der deutschen Grenze treffen sollten. Karl, der sich noch von seiner Mutter verabschieden konnte, saß aber im Zugteil nach Frankreich, Gina in dem nach Holland. Als sie ihn nach der Grenze nicht fand, mußte sie annehmen, er wäre der Gestapo in die Hände gefallen.

Und beinahe war es so: In Kehl wurde Karl Stadler aus dem Zug geholt und auf die deutsche Zollstation gebracht. Ein Anruf in Wien blieb aber ohne Erfolg. Zu Fuß überquerte er schließlich den Rhein, um von der Brücke die NS-Zeitungen in den Fluß zu werfen.

Paris und den Weg nach London beschrieb er einige Wochen nach den Ereignissen in einem anderen autobiographischen Text: „English Hospitality — the Finest Thing in the World."[13] Aber trotz aller Gastfreundschaft, trotz perfekter Sprachkenntnisse: ein mittelloser Student, „a young Austrian ‚Aryan' refugee from Vienna",[14] der nicht auf die jüdischen Hilfsprogramme zählen durfte, konnte nur schwer Fuß fassen.

Erste Station waren die Quäker. Eine ältere Dame bot dort ein Zimmer für ein „jüdisches Mädchen" an — der „christliche Junge" erhielt es. Während Gina kurz Hilfsprogramme in Anspruch nahm, um dann als Kindermädchen aufs Land zu gehen, sicherte sich Karl mit Artikeln und Nachhilfestunden die Existenz. Einen begüterten Schüler begleitete er sogar aufs schottische Landgut. Tagsüber als Treiber auf der Jagd, abends im vom Butler geliehenen Dinner-Jacket am Familientisch — Bilder, die schwer in Einklang zu bringen sind mit dem Karl R. Stadler der letzten Jahrzehnte.

Das ISS (International Student Service) half bei der Suche nach Studienplätzen. Die Universität London sagte zu, bestand aber auf dem Ablegen der englischen Matura. Schließlich fiel die Entscheidung für Bristol, wo ein Studienabschluß in zwei Jahren möglich war (den Karl als einziger seines Jahrgangs mit Auszeichnung erreichte. Nebenbei erhielt er den Preis für den besten Aufsatz — und das gegen die Konkurrenz mit englischer Muttersprache!)

Quartier boten in Bristol erst zwei alte Fräulein, wo es statt Tee warmes Wasser gab. Ein Methodistenpfarrer organisierte etwas Taschengeld, ISS half materiell. Schließlich organisierte Gina ein akzeptables Quartier. Die Artikel zeichnete Karl nur noch mit dem Namen Stadler, vor allem deshalb, um seine Mutter in Wien nicht zu gefährden.

Politisch brachten schon die ersten Monate ein Umdenken. Im Tagebuch findet sich im Oktober 1938 folgende Notiz:

Von Janda kam ein Abschiedsbrief, w er weiß, ob ich ihn jemals wiedersehen w erde! Ich weiß nicht, ob ich den Mut bewundern oder über den Fanatismus staunen soll: geht kaltblütig in den

Kerker, vielleicht gar in den Tod... Das ist sicher das Holz, aus dem die treibenden Kräfte der Menschheit geschnitzt werden, und doch kann eine lächerliche Kleinigkeit dieses Licht zum Erlöschen bringen, ein blinder Zufall ihn schweigen machen.

6. Oktober. Eben habe ich an ISS geschrieben, eine Liste meiner extra tourl. Ausgaben geschickt: Koffer 13', Transport 3'6, laundry 4', taylors and shoemakers bills 7', Gown 10', 2 altengl. Bücher 14', macht ca. 50 Shilling aus, und das bedeutet, daß ich Mitte Oktober stier bin: bin neugierig, ob sich was rührt.[15]

Stadler näherte sich rasch den Positionen der Exilsozialisten in London. In Vorträgen und Artikeln aus diesen Monaten kam dies deutlich zum Ausdruck. Brieflich teilte er dies auch Broda mit — die Freundschaft hielt aber über die politische Differenz hinweg. Vorträge hielt er übrigens beinahe jeden zweiten Tag. Sie bildeten schließlich die erste Existenzgrundlage. Daneben entstand ein großer Roman, der allerdings wahrscheinlich von ihm selbst nie zum Druck befördert und schließlich wohl vernichtet worden ist.

KRIEG, INTERNIERUNG, UNIVERSITÄT

Im Jahr 1939 wechselt das Tagebuch die Sprache: das neue Heft, das mit dem Kriegsausbruch beginnt, ist englisch geschrieben, und Stadler ist schon am 8. September 1939 *confident, that this time I shall not have to bum my notes hurriedly before the approach of a Fascist agent: for however long it is going to last, Hitler and his System are doomed.*[16]

Aber während der Schlußprüfungen kam Hitlers Überfall auf Holland. Ginas Familie, dorthin geflüchtet, war in existentieller Gefahr — eine Annahme, die später zur traurigen Realität wurde.

Vorerst mußten alle Ausländer von der Küste weg. Gina ging nach Coventry, um später Zeugin der Bombardierung zu werden. Karl Stadler aber wurde interniert. Sechs Monate verbrachte er hinter Stacheldraht. Er, der Antifaschist, zusammengepfercht auch mit echten Nazis. Erst war es ein Lager bei Derby, dann bei York, schließlich die Isle of Man. Die spätere Aversion gegen Fischgerichte resultiert aus dieser Zeit. Schließlich drohte die Verschiffung nach Kanada. Verzweifelt bemühten sich Karl und Gina um die Heiratserlaubnis, die wenigstens die gemeinsame Verschiffung gesichert hätte. Der deutsche U-Boot-Angriff auf ein Transportschiff und dessen Versenkung stoppten glücklicherweise die weiteren Transporte.

Viele Freunde bemühten sich um die Freilassung. Der Preis wäre schließlich der Eintritt in die Armee gewesen. So galt es für den Pazifisten, die reguläre Entlassung abzuwarten.

Das Informationsministerium brachte ihn trotzdem mit der Armee in Verbindung. Vorträge zur Geschichte und politischen Entwicklung vor Angehörigen der Armee war eine der nächsten Aufgaben. Dies ging mit der Berufslaufbahn konform. Die Universität in Derby bot Stadler eine Lecturer-Stelle im Rahmen der Erwachsenenbildung im Extra-Mural-Departement an, von der er später an die Universität Nottingham wechselte. Dort folgte auch der Berufswechsel hin zur Zunft der Zeithistoriker, der allerdings kein wirklicher Wechsel war. Stadler war immer Zeithistoriker und Erwachsenenbildner, auch in den späteren österreichischen Jahren.

Nach Kriegsende gab es sofort Arbeit in der Re-education des Informationsministeriums. Es waren vor allem Kriegsgefangene aus Österreich, die in den Lagern von Stadler zur Demokratie geführt wurden.

Im Februar 1947 traf eine erste Delegation deutscher Erwachsenenbildner in England ein. Und von diesem Kontakt an war Stadler eine zentrale Figur für den Wiederaufbau der deutschen Erwachsenenbildung. In einem umfangreichen Tagebuch beschrieb er seine Eindrücke von seiner ersten Reise durch das zerstörte Deutschland.

DIE GESCHICHTSWISSENSCHAFT

Seit 1946 lehrte Karl R. Stadler an der Universität von Nottingham. Extern vollendete er seine Studien an der Universität London. Obwohl stark in der Lehre, der Erwachsenen-

bildung und der Re-education engagiert, unternahm er zahlreiche Archivreisen, in denen er neues zeithistorisches Material erschloß. Neben seinen Schriften zur Erwachsenenbildung erschienen in deutscher Sprache 1962 und 1966 bahnbrechende Werke zum österreichischen Widerstand,[17] die dazu beitrugen, auf höchstem wissenschaftlichem Niveau die Widerstandsforschung zu etablieren.

Zweites Forschungsgebiet jener Jahre war die Zeit unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg. In den sechziger Jahren erschienen in englischer und deutscher Sprache umfangreiche, bis heute wichtige Monographien.[18] Später sollte noch der Schwerpunkt 1934 hinzutreten.[19] Die Alterswerke aber waren, gleichsam als Vollendung, Biographien.[20]

Nicht nur über die Forschungsfelder bestanden enge Kontakte zu Österreich. Die österreichischen Volkshochschulen banden Karl R. Stadler bald in führende Positionen ein (er war dann auch langjähriger Präsident, in den letzten Lebensjahren der erste und einzige Ehrenpräsident des Volkshochschulverbandes), aber auch die persönlichen Kontakte bestanden weiter. Gäste aus Österreich, darunter der junge Student Heinz Fischer, kamen und bevölkerten das Haus in Nottingham, das die Familie Stadler mit den beiden Töchtern bewohnte.

1962 zum Senior Lecturer für Neuere Geschichte und Internationale Beziehungen avanciert, wurde er 1964 bis 1966 von seiner englischen Universität beurlaubt, um in Wien das von Bruno Kreisky initiierte Wiener Institut für Entwicklungsfragen aufzubauen und gleichzeitig am Institut für Höhere Studien und an der Diplomatischen Akademie als Gastprofessor zu wirken.

DER RUF NACH LINZ

Mit 55 Jahren, am 1. April 1968, folgte Stadler einem Ruf an die neugegründete Universität Linz. Wer darin „nur" eine späte Wiedergutmachung der Republik Österreich sehen wollte, mußte bald zur Kenntnis nehmen, mit welch großen Ambitionen Karl R. Stadler antrat. Gemeinsam mit Kurt W. Rothschild prägte er lange Jahre das Bild der Universität. Stadlers Institut, aus dem Gerhard Botz, Helmut Konrad, Hans Hautmann, Josef Weidenholzer, Reinhard Kannonier, Brigitte Kepplinger-Perfahl und andere Historiker hervorgegangen sind, erzielte von allen Instituten der Universität wohl die größte Außenwirkung. Dies war vor allem auch dem Umstand zu danken, daß in Personalunion von Karl R. Stadler auch das erste Institut der Ludwig Boltzmann-Gesellschaft, das sich außerhalb des medizinisch-naturwissenschaftlichen Bereichs bewegte, geführt wurde. Das Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, in dessen Publikationsreihen von Stadler etwa 80 Bücher herausgegeben wurden, erlangte in kurzer Zeit Weltgeltung und führte die österreichische Geschichtswissenschaft im Teilbereich „Geschichte der Arbeiterbewegung“ an den internationalen Standard heran. Die Teildisziplin wurde erstmals in Westeuropa in einer Weise akademisch verankert, die ganze Studentengenerationen prägen konnte.

Daß Stadler daneben noch immer die Zeit fand, seinen Aufgaben in der Erwachsenenbildung in alter Tradition nachzukommen, ist nur durch seine enorme Arbeitskraft erklärbar. Dem Volkshochschulverband stand er weiter als Präsident vor, dem Dr. Karl Renner-Institut war er in den schwierigen Anfangsjahren der erste Rektor.

Selbst seine Emeritierung mit fast 72 Jahren stellte keinen Endpunkt in Stadlers Schaffen dar. Das Ludwig Boltzmann-Institut führte er mit ungebrochener Energie, bei ihm, in seinem Haus, liefen noch immer die Fäden zusammen, auch die zwischen den nunmehr an anderen Universitäten arbeitenden ehemaligen Schülern und Rudolf Ardelt, dem Nachfolger am Linzer Lehrstuhl. Er war bis zuletzt eine Institution. Mit seinem Tod ging für die österreichische Geschichtswissenschaft eine Epoche zu Ende. Stadlers Nachfolger müssen mit der Hypothek leben, an seinen Verdiensten gemessen zu werden.

Anmerkungen:

1 Helmut Konrad u. a. (Hrsg.), *Geschichte als demokratischer Auftrag. Karl R. Stadler zum 70. Geburtstag.* Wien 1973, 307.
2 Karl R. Stadler hat, zumindest bis 1947, ein Tagebuch geführt (Nachlaß Stadler).
3 Vgl. etwa: Gerhard Botz, *Gewalt in der Politik. Attentate, Zusammenstöße, Putschversuche. Unruhen in Österreich 19/8—1938.* München 1983, 275. ‘
4 Rede des Delegierten Stavaritsch (Österreich) auf der Intern. Jugendkonferenz für den Frieden, Brüssel, 29. Februar bis 1. März 1936. Unveröff. Manuskript, 2 (Nachlaß Stadler).
5 *Österreichs Jugend will den Frieden!* Erster Bericht über die Enquete „Was soll die Jugend für den Frieden tun?“ Wien 1936, 21 f. (Nachlaß Stadler).
6 „Der großen Friedenskämpferin Frau Marianne Hainisch. Gruß und Dank zum 97. Geburtstag“. Unveröff. Flugblatt, Wien 1936 (Nachlaß Stadler).
7 Unveröff. Rede von Christian Broda anläßlich der Feier zum 70. Geburtstag von Karl R. Stadler, Oktober 1983, Linz.
8 Franz West, *Die Linke im Ständestaat Österreich. Revolutionäre Sozialisten und Kommunisten 1934—1938.* Wien 1978, 265.
9 Ebda.
10 Marie Tidl, *Die Roten Studenten. Dokumente und Erinnerungen.* Wien 1976, 23.
11 Unveröff. Flugblatt, 11. März 1938 (Nachlaß Stadler).
12 Karl R. Stadler, „Good-night, Vienna! An Austrian Refugee Looks Back“. Wahrscheinlich unveröff. Artikel, 1938 (Nachlaß Stadler), 3.
13 Karl R. Stadler, „English Hospitality — the Finest Thing in the World“. Wahrscheinlich unveröff. Manuskript, 1938 (Nachlaß Stadler).
14 Ebda., 1.
15 Unveröff. Tagebuch, Eintragung Oktober 1938 (Nachlaß Stadler).
16 Unveröff. Tagebuch, Eintragung 8. September 1939 (Nachlaß Stadler).
17 Maria Szecsi/Karl R. Stadler, *Die NS-Justiz in Österreich und ihre Opfer.* Wien—München 1962. Karl R. Stadler, *Österreich 1938—1945 im Spiegel der NS-Akten.* Wien—München 1966.
18 Karl R. Stadler, *The Birth of the Austrian Republic 1918—1921;* Leiden 1965. Ders.: *Hypothek auf die Zukunft. Die Entstehung der österreichischen Republik 1918—1921.* Wien—Frankfurt—Zürich 1968.
19 Karl R. Stadler, *Opfer verlorener Zeiten. Die Geschichte der Schutzbundemigration 1934.* Wien— München—Zürich i974; Inez Kykal/Karl R. Stadler, *Richard Bernaschek. Odyssee eines Rebellen.* Wien—München—Zürich 1976.
20 Karl R. Stadler, *Adolf Schärf. Mensch, Politiker, Staatsmann.* Wien—München—Zürich 1982.

Karl R. Stadler in Derby am 22. Juni 1938, drei Monate nach seiner Emigration.

ERIKA WEINZIERL

Friedrich Engel-Janosi

Im Rückblick auf acht Jahrzehnte seines Lebens hat Friedrich Engel-Janosi in seinen Erinnerungen 1974 zu Recht bemerkt, daß trotz vieler Wendungen über Auf und Ab es ihm scheine, *nichts zu sehen, dessen ich mich schämen müßte, es getan zu haben — bei allem Irren, Versagen, Bedauern — ja, gewiß, aber doch nicht schämen. Es ist etwas, wenn auch nicht viel.*

Dieser Aussage sei gleich vorweggenommen, daß der am 18. Februar 1893 in Wien-Oberdöbling geborene bedeutende österreichische Historiker bis zu seinem Tod am 7. März 1978 in Wien auch für junge Intellektuelle eine besondere, faszinierende Attraktivität besaß. Auch seine schon graduierten akademischen Schüler bewunderten und liebten ihn und blieben mit ihm auch nach seiner Emeritierung in Kontakt. Sie besuchten ihn in seiner Wohnung, wo ihm für vier Jahrzehnte seine erste Frau Carlette und nach deren Tod bald nach der Rückkehr aus den USA seine zweite Frau Christiane als charmante Gastgeberinnen und Gesprächspartnerinnen zur Seite standen. Da Fritz Fellner in dem anläßlich des 70. Geburtstages von Engel-Janosi herausgegebenen Sammelband mit Essays des Jubilars zur österreichischen Außenpolitik 1830 bis 1955 *{Geschichte auf dem Ballhausplatz.* Graz—Wien 1963) eine ausgezeichnete und detaillierte Biographie Engel-Janosis bis zu diesem Zeitpunkt veröffentlicht hat, sei in diesem Rahmen vor allem auf seine Herkunft, Jugend, Emigration und Rückkehr eingegangen.

Friedrich Engel-Janosis Großvater väterlicherseits, Adolf Engel, wurde 1820 in Fünfkirchen (Pécs) geboren. Adolfs Vater hatte durch eine Reihe von unglücklichen Umständen sein ganzes Vermögen verloren. Er mußte die Existenzgrundlage der Familie daher aus dem Nichts wieder aufbauen. Als hochbegabter Mann, der die Schule im Alter von elf Jahren verließ, um seinen eigenen Weg als Kleinwarenhändler zu gehen, und der Deutsch, Ungarisch, Französisch und Hebräisch als Autodidakt lernte, war er äußerst erfolgreich. 1848/49 stand Adolf Engel auf der Seite der ungarischen Revolutionäre. In den folgenden Jahren war sein nunmehriger Holzhandel so gewachsen, daß er 1880 das Landgut Janosi des Fürsten Alfred Montenuovo kaufen konnte. Im nächsten Jahr baute er die erste Zementfabrik in diesem Teil Ungarns. Schließlich erwarb er Komló, die größte Kohlenfabrik des Landes, führte aber zugleich viele Sozialreformen zur Verbesserung der Lage seiner Arbeiter ein. 1886 in den Stand des erblichen Adels erhoben, fügte er dem Familiennamen Engel den Namen seines Gutes Janosi hinzu. Im selben Jahr zog Adolf Engel-Janosi mit seiner Familie nach Wien, wo er sich in einem Haus in der Hofzeile in Döbling niederließ.

Der mütterliche Großvater, Heinrich Klinger, war ein erfolgreicher Textilfabrikant. Daher war die finanzielle Situation der Eltern Friedrich Engel-Janosis so gesichert, daß sie und ihre Brüder und Schwestern ihren geistigen und kulturellen Interessen nachgehen konnten. Ein Onkel väterlicherseits, gleichfalls im Holzhandel tätig, war ein begabter Musiker, der freundschaftliche Kontakte zur Familie Richard Wagners hatte und Theaterstücke schrieb. Sein Sohn Richard starb im KZ Mauthausen. Friedrichs Vater, der sich auch als Dramatiker versuchte, war mit einigen der besten Schauspieler seiner Zeit in Verbindung und kannte Henrik Ibsen gut. Zudem publizierte er statistische Handbücher und Studien über Nationalökonomie. Es ist daher nicht erstaunlich, daß er darauf bestand, daß seine beiden Söhne bestens ausgebildet wurden, besonders im Studium der Rechte, damit sie in den Staatsdienst eintreten konnten. Friedrichs energische und für jene Zeit ungewöhnlich sportliche Mutter sorgte für die physischen und gesellschaftlichen Bedürfnisse ihrer drei Kinder. Im Familienheim Wien 19., Hofzeile 12, verkehrten regelmäßig Gustav Mahler, Julius Bittner, Arnold Rose und der junge Bruno Walter. Sie organisierten einen privaten Tanzkurs, an dem mit anderen die Töchter Gustav Mahlers und Sigmund Freuds teilnahmen. Zu ihrem 100. Geburtstag 1970 erhielt sie, die im amerikanischen Exil geblieben war, ein Glückwunschtelegramm von Präsident Nixon. Beim Empfang des Telegramms rief sie aus: „Das ist sehr nett von Mister Nixon, aber mit seiner Politik stimme ich nicht überein."

Es ist daher nicht erstaunlich, daß der Sohn solcher Eltern einen starken Willen besaß und Kompromisse stets ablehnte. Er erfüllte zwar des Vaters Wunsch und begann nach der Matura vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges das Studium der Rechte in Wien. Dabei verfolgte er jedoch seine eigenen speziellen Interessen, vor allem in Randgebieten der Jurisprudenz wie Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie. Besonders beeindruckt war er von einigen Professoren und Dozenten der Juridischen Fakultät wie Moriz Wlassak, Hans Kelsen, der ihn nach seiner Promotion als seinen Assistenten anstellen wollte, und Eugen Böhm-Bawerk, der für ihn das Jus-Studium zu mehr als einer Pflicht machte. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges hat diese hoffnungsvolle Entwicklung jäh unterbrochen. Engel-Janosis Besuch in Heidelberg, „die Stadt von Troeltsch, Gundolf, Windelband und Max und Alfred Weber", kurz vor der Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand, hatte dennoch einen großen Einfluß auf seine künftige Laufbahn.

Nach seiner Rückkehr aus Heidelberg rückte Engel-Janosi als „Einjährig-Freiwilliger" ein. Er diente als Artillerieoffizier an der galizischen und an der italienischen Front bis zum Ende des Krieges und wurde mehrere Male ausgezeichnet. Unter anderem erhielt er die Große Silberne Tapferkeitsmedaille, auf die er immer stolz blieb. Obwohl sein jüngerer Bruder Rudolf in Rußland gefallen und der Familienbesitz zum großen Teil nach dem Krieg und durch die darauf folgende Inflation weitgehend verlorengegangen war, zwang ihn sein Vater nicht, sich eine Lebensstellung zu suchen, nachdem er sein Jusstudium 1919 mit der Promotion abgeschlossen hatte. 1921 erwarb Friedrich Engel-Janosi das Doktorat der Philosophie. Seine Dissertation, die er bei Alfred Francis Pribram schrieb, behandelte „Die Lehre vom Staat im vormärzlichen Österreich". Sogar heute noch werden einige Konklusionen aus dieser Dissertation in einschlägigen Artikeln zitiert. Nach seinem Hauptstudiengebiet, der Geschichte, gehörten seine Interessen der frühen alten Geschichte und der indischen Philosophie.

Das zweifache Doktorat beeindruckte den Direktor der Lombard- und Escomte-Bank — der das Familienhaus in der Hofzeile gekauft hatte, in dem aber die Familie Engel-Janosi noch weiter wohnen durfte — so, daß er Friedrich den Posten eines Sekretärs des Verwaltungsrates der Bank anbot. Wegen der schwierigen Lage der Familie nahm Friedrich das Angebot an. Der Posten forderte nicht zu viel von ihm. Ähnlich wie Franz Kafka, dessen Pflichten als Versicherungsbeamter ihm noch Zeit zum Schreiben ließen, schrieb der Bankangestellte Engel-Janosi historische Werke — bis die Bank 1924 in Konkurs ging. Seine wissenschaftlichen Arbeiten waren in Fachkreisen schon mit mehr als vorübergehendem Interesse aufgenommen worden. Unter ihnen befand sich ein Artikel über die frühen Jahre des Prinzen Eugen und sein erstes Buch, *Soziale Probleme der Renaissance,* das 1924 veröffentlicht wurde.

Der Zusammenbruch der Bank und der Tod des Vaters ereigneten sich innerhalb eines Monats. Obwohl — oder vielleicht gerade deshalb — der Vater von ihm niemals verlangt hatte, die Holz- und Parkettbodenfabrik in der Heiligenstädterstraße zu übernehmen, lehnte er, das einzige überlebende Kind, ein ihm durch Professor Pribram vermitteltes Stipendium der Rockefeller-Stiftung ab und übernahm das Geschäft. Oft sagte er später, daß der wirkliche Direktor der Fabrik seine bezaubernde, kluge und fähige französische Frau Carlette gewesen sei, die er 1921 geheiratet hatte: dank ihrer Arbeit konnte er sich der Forschung widmen. Seine Memoiren vermitteln allerdings ein etwas differenzierteres Bild. Sicherlich, Carlette verbrachte mehr Zeit und strengte sich für die Fabrik mehr an als ihr Mann. Sei es wie immer, eine Fabrik, die 1924 sechs Angestellte hatte und es in den wirtschaftlichen Krisenjahren bis 1938 auf mehr als 100 Angestellte brachte, war vermutlich nicht nur das Werk von Carlette allein.

Auf jeden Fall hat Engel-Janosi zusätzlich zu seiner Arbeit als Industrieller, der immer aktiven Anteil am kulturellen und intellektuellen Leben Wiens nahm, seine wissenschaftlichen Forschungen so intensiv fortgesetzt, daß er bis zum Ende des Jahres 1938 noch drei Bücher veröffentlichen konnte: *Graf Rechberg. Vier Kapitel zu seiner und Österreichs Geschichte* (1927); *Der Freiherr von Hübner (1811—1892)* (1933) und *Die Jugendzeit des Grafen Prokesch von Osten* (1938). Das Buch über Prokesch von Osten war Engel-Janosis Habilitationsschrift, für die er 1929 die Venia docendi für Neuere Geschichte an der Universität Wien erhalten hatte. 1935 erhielt er den Titel eines außerordentlichen Professors.

Im Frühjahr 1937 und 1938 war Friedrich Engel-Janosi Austausch-Professorin Rom, wo seine innere Wandlung soweit gedieh, daß er nach fast zwei Jahrzehnten der Unsicherheit Katholik wurde. Er blieb Katholik im vollen Sinn des Wortes bis zu seinem Tod. Als Hitlers Truppen in Österreich einmarschierten, befanden sich Engel-Janosi und seine Frau Carlette in Rom. Sie kehrten sofort nach Wien zurück, wo seine Mutter und die neunjährige Tochter Madelaine geblieben waren. Obwohl seine Mutter nicht glauben wollte, daß sich irgend etwas Schreckliches ereignen würde und innerhalb der engsten Familie 1938/39 auch nichts „Böses" geschah, verkaufte Engel-Janosi die Fabrik und nahm das Angebot der Johns Hopkins-Universität an, für ein Jahr als Forschungsprofessor dort tätig zu sein. Bis er im Frühjahr 1939 das französische Visum erhielt, arbeitete Engel-Janosi als Konsulent weiter für sein früheres Eigentum und bereitete sich auf seine Reise vor. Sofern es ihm damals noch erlaubt war, Archive zu benützen, sammelte er für die Fortsetzung seines Buches über Prokesch-Osten so viel Material wie er konnte. Am 1. April 1939, nachdem er die Prozedur von Eichmanns Auswanderungsbüro hinter sich gebracht hatte, verließ Friedrich Engel- Janosi Österreich allein. Als er die Grenze zur Schweiz im Zug passierte, bestand sein ganzer Besitz aus 6'/2 Franken. Als er, der bis dahin niemals an Geldmangel gelitten hatte, das feststellte, bemerkte er: „So, und jetzt bin ich ein Bettler." Im finsteren Abteil des Zuges antwortete eine unbekannte Stimme: „Aber ein stolzer Bettler." Diese Bemerkung dieses Fremden wählte Engel-Janosi als Titel für sein letztes Buch, eben seine Erinnerungen. Der Titel war mir unverständlich, bis ich Engel-Janosis Memoiren gelesen hatte.

Engel-Janosi verbrachte zunächst einige Tage bei Schweizer Verwandten seiner Frau. Dorthin folgten ihm Carlette und Madelaine. Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankreich blieben die Engel-Janosis bei Freunden des Komponisten Egon Wellesz und warteten auf ihr amerikanisches Visum. Ende Mai 1939 wurde Engel-Janosi zu einem Vortrag in Cambridge eingeladen, wo er sechs Monate als „lecturer" blieb. Endlich kam das amerikanische Visum, und die Familie verließ Europa.

Friedrich Engel-Janosi begann seine Lehr- und Forschungstätigkeit an der Johns Hopkins-Universität sofort nach seiner Ankunft. 1941 wurde er von der Katholischen Universität in Washington für zwei Jahre als Gastprofessor für Neuere Europäische Geschichte eingeladen. Er blieb als „full professor" in Washington bis zu seiner Rückkehr nach Wien.

Noch in England hatte Engel-Janosi das in Österreich gesammelte Archivmaterial zu analysieren begonnen und einige Artikel über die Ergebnisse seiner Forschungen publiziert. In den USA war er von seinen Quellen abgeschnitten. Deshalb und aus anderen Gründen wandte er sich einem Thema aus dem großen Bereich der Geistesgeschichte zu: Der Geschichte der Geschichtsschreibung. In den USA wurden zwei Bücher darüber publiziert: *The Growth of German Historicism* (1944) und *Tour Studies in Historical and Political Sciences* (1955). Obwohl ihn seine beruflichen Aktivitäten voll beanspruchten, führte Engel-Janosi soweit als möglich auch ein aktives gesellschaftliches Leben und nahm an vielen kulturellen Veranstaltungen teil. Besonders nach dem Ende des Krieges lud er alle nach Washington kommenden jungen österreichischen Wissenschaftler, die Historiker ebenso wie die Physiker, in sein Haus ein und bot diesen oft isolierten und an Heimweh leidenden Stipendiaten für wenige Stunden ein österreichisches Ambiente von einem so hohen Standard, wie es im allgemeinen in Österreich nicht mehr vorhanden war und auch heute nicht mehr vorhanden ist. Carlette, die den Master-Titel erworben hatte und Französisch und Kunstgeschichte an Colleges lehrte, stand ihm bei all diesen Einladungen als fürsorgliche Hausfrau bei.

1949, nach einem Jahrzehnt extrem turbulenter Weltgeschichte, kehrte Engel-Janosi mit einem Rockefeller-Stipendium nach Wien zurück. Er hielt Vorlesungen an der Universität Wien, einige von ihnen über die Geschichte Europas seit 1914, das heißt, daß er Zeitgeschichte lehrte, lange bevor sie ein etabliertes Fach an österreichischen Universitäten wurde. Er kehrte auch in sein geliebtes Haus-, Hof- und Staatsarchiv zurück. Dort habe ich, damals eine der jüngsten Archivarinnen Österreichs, ihn persönlich kennen und bewundern gelernt. Das Faktum, daß meine zahlreichen Kontakte mit ihm zwischen 1959 und 1964 nach diesem Zeitpunkt abnahmen, geht auf meine berufliche Übersiedlung 1964 nach Salzburg zurück. Indirekt habe ich sie ihm zu danken und damit auch meine akademische Laufbahn, doch würde dies hier zu weit führen.

1949 hatte Engel-Janosi das Angebot eines Lehrstuhls für Neuere Geschichte an der Universität Wien vor allem aus Rücksicht auf Frau und Tochter abgelehnt, aber auch deshalb, weil die Wohnungsfrage nicht befriedigend gelöst werden konnte. Als er zehn Jahre später nach Österreich zurückkehrte, zeigte sich ihm die österreichische Bürokratie sicher nicht von ihrer besten Seite. Weil er sechzig Jahre alt war, erhielt er zwar alle Rechte eines Ordinarius, aber nur den Titel eines Honorarprofessors, und die Frage seiner Pension blieb ungelöst. Dieses Problem hat ihm später viele Sorgen bereitet, und es wurde nie befriedigend erledigt.

Während seines ersten Nachkriegsaufenthaltes in Wien begann er jene Dokumente zu sammeln, die die Basis für seine größte Publikation wurden, an der er elf Jahre arbeitete: *Österreich und der Vatikan (1846—1918) (2* Bde., 1958—1960) und *Vom Chaos zur Katastrophe* (1971; 1973 in italienischer Übersetzung mit dem Titel *Il Vaticano fra fascismo e nazismo* publiziert). So sehr Engel-Janosi diesen Begriff auch ablehnte, beide Publikationen waren und sind Standardwerke. Sie werden es auch bleiben. Obwohl sein Rückblick auf die neuneinhalb Jahre seiner Tätigkeit an der Universität Wien nach 1959 von einer gewissen Resignation geprägt war und er sich nach seiner endgültigen Rückkehr nicht mehr als der „distinguished foreigner" behandelt fühlte, wie das früher der Fall war, zeigt seine Publikationsliste doch, wie fruchtbar gerade diese neunzehn Wiener Jahre bis zu seinem Tod waren. Das gemeinsame österreich-ungarische Projekt der Edition der Protokolle des österreichischen und ungarischen Ministerrates von 1848 bis 1918 ist auf österreichischer Seite von ihm initiiert worden. Für die vier Bände, die noch zu seinen Lebzeiten erschienen, schrieb er informative Einleitungen. Wenn diese Edition viele Jahre nach seinem Tode vollendet sein wird, wird sie eine monumentale Quelle für die Geschichte der letzten Jahrzehnte der Habsburgermonarchie sein. Engel-Janosi war immer den USA verpflichtet, wo seine Mutter und auch seine Tochter nach seiner Rückkehr nach Österreich blieben. Er war dankbar für seine relativ sichere Existenz in schwierigen Zeiten und für die Möglichkeit, in wissenschaftlicher Forschung und akademischer Lehre frei von jeder Behinderung wirken zu können. Er schloß in den USA Freundschaften und Kontakte, die für ihn von entscheidender Bedeutung wurden. Das gilt vor allem für seine Freundschaft mit Ezra Pound. Er glaubte, daß dieser ebenso wie Ludwig Derleth und Eric Voegelin eine wichtige Rolle in dem Prozeß seiner „Entprovinzialisierung" gespielt hätten. Eine solche hatte gerade er wirklich nicht nötig. Zum Amerikaner wäre er allerdings auch dann nicht geworden, wenn er bis zu seinem Tod in den USA geblieben wäre. Dafür war er zu tief in Europa verwurzelt, besonders in der österreichischen Monarchie, deren Kultur in ihrer Spätblüte ihn von seiner Kindheit an geprägt hatte. Zudem war der Ort seiner wichtigsten menschlichen Beziehungen Wien. Hier hatte er mit Carlette viele Jahre und danach mit Christiane noch fünfzehn Jahre eine glückliche Ehe führen können. Schließlich hat er auch den Höhepunkt seines beruflichen Lebens in Wien erreicht: Hier war er 1965, im Jahr des 600-Jahr-Jubiläums der Universität Wien, Präsident des Internationalen Historikerkongresses.

Friedrich Engel-Janosi war im vollsten Sinn des Wortes ein „Herr" der „Welt von gestern", der untergegangenen Donaumonarchie, deren geistiges Erbe er an viele junge Akademiker als Lehrer und väterlicher Freund weitergegeben hat. Er war ein Historiker mit „feu sacré". Was ihm Geschichte bedeutete, hat er selbst als alter Mann am besten und schönsten beschrieben: *Geschichte schreiben ist schön. Es ist nicht so sehr forschendes Suchen und Sehen und die Vorbereitung hierzu. Die Vorbereitung kann lang dauern — sehr lang manchmal —, und sie umfaßt alles, was man heute Methodik nennt; früher war das Wort „Grundwissenschaft" beliebt; alles Unerläßliche mit einem Wort, bevor das Eigentliche beginnt. Von Anfang an ist „feu sacré" erforderlich, sonst hielte man nicht durch — zugegeben, daß die Anfangsstadien zuweilen drohen, es zum Erlöschen zu bringen.*

Geschichte schreiben ist schön und ist eine dem Menschen würdige Tätigkeit. Geschichtsschreibung hat sich in dieser Welt nur selten entwickelt — meines Wissens nur in drei Regionen; in Israel, in Hellas und in China. Sie ist ein Glied jenes Verwunderns, jenes Verwundert-um- sich-Blickens, das der griechische Philosoph an den Beginn alles Philosophierens gestellt hat. Ich kenne noch immer keine bessere Bestimmung als die Worte, die Ranke vor 150 Jahren geschrieben hat: Wissen zu wollen, „wie es eigentlich gewesen" ist. Was aber ist das Eigentliche?

Literatur,
Literaturwissenschaft
Theaterwissenschaft

WENDELIN SCHMIDT-DENGLER

Literaturwissenschaft und Exil

Von einer österreichischen Literatur im Exil wissen wir viel, wenngleich nicht alles. Wissen wir auch etwas von einer österreichischen Literaturwissenschaft im Exil? Wem fällt da gleich ein Name eines/einer Gelehrten ein, der/die aus einer österreichischen Universität hervorgegangen wäre, ein Name, der sich so wie der manches Physikers, Chemikers, Mediziners, Philosophen, Psychologen oder Kunsthistorikers untilgbar in die Wissenschaftsgeschichte eingeschrieben hätte? Denkt man im besonderen an die deutsche Philologie, stellt sich der Name Marianne Thalmanns ein, die Österreich vor der Naziherrschaft verlassen hatte, und auch der Franz H. Mautners und Heinz Politzers.[1] Einer späteren Generation gehören Walter H. Sokel, Peter Heller und Hans Eichner an. Einige — so auch Egon Schwarz — sind erst im Exil zu Germanisten und Literaturwissenschaftlern geworden und nicht aus einer Wiener oder österreichischen Schule der Germanistik abzuleiten. Kenntnis der deutschen Sprache, meist eine gute, privat erworbene, keineswegs wissenschaftlich überformte Kenntnis der Literaturgeschichte und nicht zuletzt ein kritisches Sensorium für Textqualitäten bildeten das Basiskapital, das vergrößert werden konnte und auf dem sich eine Karriere als Literaturwissenschaftler aufbauen ließ. Daß jedoch eine in Österreich begonnene wissenschaftliche Laufbahn aufgrund der hierorts erworbenen Ausbildung anderswo unter veränderten äußeren Bedingungen erfolgreich fortgesetzt wurde, ist — mit Ausnahme Mautners — nicht bekannt.

Und das muß Gründe haben, Gründe, die eben jenen Gelehrten, die der aus Österreich vertriebenen Intelligenz zugerechnet werden, das Studium der Literaturwissenschaft und im besonderen das der neueren deutschen Literatur nicht nur wenig attraktiv, sondern überhaupt nicht zielführend erscheinen ließ. Vorsicht ist allerdings geboten, will man die Gründe namhaft machen, die einer kreativen Intelligenz das Studium der Germanistik zu einer wenig geeigneten Operationsbasis für eine wissenschaftliche Laufbahn machten. Sie lassen sich nicht allein mit den Namen Josef Nadler und Heinz Kindermann umschreiben,[2] vielmehr wäre ein komplexer Begründungszusammenhang zu umreißen, der chronologisch weit in die Zeit vor 1918 zu verfolgen ist und sehr viel mit der Position einer Germanistik zu tun hatte, die wiederum für eine deutsche Nationalsprache und eine deutsche Nationalliteratur zu agieren hatte, und dies just in einem Staat, der seine Identität gerade in der Überwindung des Nationalismus behaupten wollte.

(Die Stunde der Vergleichenden Literaturwissenschaft — Prag, Wien, Zagreb, Budapest und Czernowitz wären ideale Zentren dafür gewesen — hatte damals noch nicht geschlagen.)

Doch darf die österreichische Germanistik der Zwischenkriegszeit nicht im vorhinein mit dem Verdikt „reaktionär" versehen werden. Insonderheit in den zwanziger Jahren klingen die Titel der damals approbierten Dissertationen durchaus progressiv, mag auch die Durchführung der Themen die im Titel geweckten Hoffnungen im einzelnen nur selten zu befriedigen. Als Autoren solcher mitunter recht interessanter Arbeiten finden sich auch Germanisten jüdischer Herkunft, doch konnte über ihre weitere Laufbahn schwer etwas ermittelt werden. In den großen Bibliographien der deutschen Literaturwissenschaft finden sich ihre Namen späterhin nicht; bei der Rekonstruktion dieser Lebensläufe wäre eine sinnvolle Relation von Arbeitsaufwand und Ergebnis anzustreben und die Unterscheidung von Notwendigem und Überflüssigem im Auge zu behalten.[3] In jedem Falle ist bei der Dissertationspraxis nicht nur jene Wendung zur stammeskundlichen Betrachtung oder der Rückzug zu einem unverbindlichen Positivismus oder die Abstinenz von literaturtheoretischen Fragestellungen zu beobachten, wie man aus der Lehrtätigkeit der Lehrer an den Universitäten folgern möchte.[4] Ausgeklammert scheint — mit der allerdings gewichtigen Ausnahme Grillparzers — die spezifisch österreichische Tradition. Zwar hatte Moriz Enzinger ein Buch über das Wiener Volkstheater vorgelegt, doch wurde dieser Themenbereich von Otto Rommel, einem Gelehrten, der nicht an der Universität wirkte, effizienter

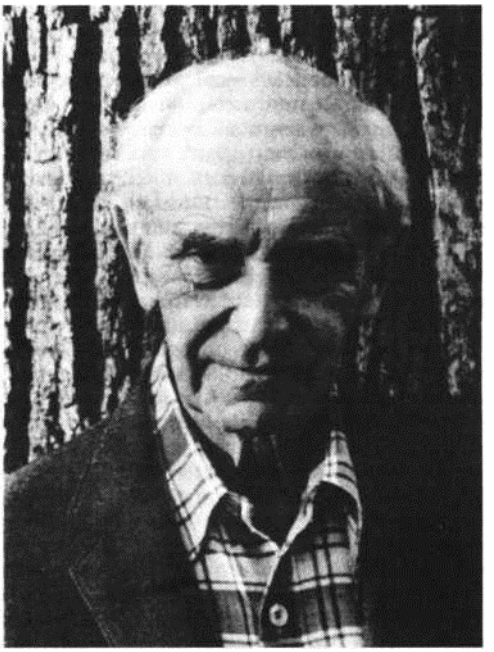
und umfassender vertreten. Die österreichische Moderne — vor allem deren kritisch-aufklärerische Tradition und das Oeuvre jüdischer Autoren — ist kein Thema. Spuren einer Verknüpfung des Literaturbetriebes mit der Lehrtätigkeit der Germanisten der Universität sind kaum zu finden; kennzeichnend ist als Ausnahme die Beziehung Walther Brechts, aber auch Josef Nadlers zum späten Hofmannsthal. Das Interesse, das die österreichische Germanistik einem Karl Kraus und Arthur Schnitzler versagte, brachte sie später einem Erwin Guido Kolbenheyer und Karl Hans Strobl entgegen, wie sie im überkompensatorischen Eifer sich besonders gerne angelegen sein ließ, die „Deutschheit" ihres Fachgebietes zu erweisen.

Für jüngere Wissenschaftler mit akademischen Ambitionen war die Germanistik in Österreich zwischen den beiden Weltkriegen ein außerordentlich ungünstiges Terrain: Die Positionen waren besetzt, die Ausstattung der Institute in bezug auf Planposten mangelhaft; der Germanistik haftete zudem das Odium des Massenstudiums an, und auch der soziale Status des Absolventen schien nicht erhebend, da — wie Adorno hervorhob — Philologen a priori dem wenig beliebten Menschenschlag der Pauker zugerechnet wurden. Tatsächlich dürften die Institute der Universitäten Wien, Graz und Innsbruck kaum die geeignete Atmosphäre geboten haben, um einen Diskurs über die wissenschaftlich brisanten Probleme zu ermöglichen, an dem auch jüngere Forscher teilhaben konnten. Das alles mag mit dem hier zu erörternden Thema auf den ersten Blick kaum Zusammenhängen. Tatsächlich jedoch fehlte durch die hier angedeuteten ungünstigen Konditionen nicht nur der Freiraum, den jede akademische Disziplin per se bereitzustellen hat, es war dieser Raum durchgehend verbaut, und die Vermutung, daß sich an diesen Instituten mancher nicht konservativ oder national eingestellte Student als Fremdling Vorkommen mußte und sich folglich, ehe er dazu gezwungen wurde, in einem Exil zu befinden schien, ist so abwegig nicht. Für die Produktion von Literatur ist ihre Verwaltung durch die Literaturwissenschaft gewiß kein essentielles Problem, für die Literaturvermittlung erhält der akademische Diskurs doch eine große Bedeutung, bedenkt man, daß die Lehrer für Deutsch — ein zentrales Bildungsfach an den Gymnasien einst und jetzt — an germanistischen Instituten ausgebildet wurden und werden. In diesem Sinne ist eine Rekonstruktion der Praxis von Lehre und Forschung in diesem Bereich mehr als eine Fleißaufgabe: Es geht darum, jene mentalitätsgeschichtlichen Faktoren zu benennen, die die Aktivität einer kritischen Intelligenz auf akademischem Boden behinderten und damit auch Anteil hatten an jenem Prozeß, der zur Austreibung der Vernunft aus Österreich führte. Zum Unterschied von anderen Fächern gingen von der literaturwissenschaftlichen Germanistik Österreichs keine Impulse aus, die sich nach 1945 über die Grenzen des Landes hinaus als wirksam erweisen konnten, ein Umstand, an dem diese Disziplin hierzulande heute noch zu tragen hat. Das heißt nun nicht, daß es im Bereich der Hochschulgermanistik keine Leistungen gegeben hätte, die Respekt abnötigten, das heißt auch nicht, daß die österreichische Germanistik mit dem Namen Nadler ident zu setzen wäre. Die Frage nach der Rolle der Germanistik führt über die wissenschaftliche Leistung hinaus zur Frage nach der kultur- und gesellschaftspolitischen Bedeutung des Faches.

Das Problem „Literaturwissenschaft im Exil" erledigt sich nicht dadurch, daß den Lebensläufen einzelner Gelehrter nachgegangen wird — so dringlich dies auch als Forschungsaufgabe wäre. Vielmehr ist der Horizont abzuschreiten, vor dem Literaturwissenschaft in Österreich zwischen 1918 und 1938 getrieben wurde. Dies wird vielleicht zur Feststellung führen, daß die Geschichte des Exils der Wissenschaftler und im besonderen der Germanisten nicht erst mit 1934 oder 1938 beginnen darf, sondern mit den spezifischen Voraussetzungen des Faches vor Ort einzusetzen hat. Vielleicht werden dann auch Zusammenhänge mit unserer Gegenwart sichtbar, aus denen hervorgeht, warum sich so viele Lebensläufe ehemaliger Germanistik-Studenten als Paradigmen der Desillusion lesen.

Anmerkungen:

1 Zu Franz H. Mautner vgl. die Studie von Sebastian Meissl in diesem Band; ein Desiderat wäre eine Biographie Heinz Politzers.
2 Vgl. dazu die grundlegenden Betrachtungen und Analysen von Sebastian Meissl, „Germanistik in Österreich", in: Franz Kadrnoska (Hrsg.), *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938.* Wien—München—Zürich 1981, 475—496.
3 Ein solches Projekt entscheidend voranzutreiben, wurde ich durch eine Erkrankung an der Jahreswende 1987/88 gehindert.
4 Vgl. dazu die Beiträge von Johann Holzner, Johann Strutz und Sebastian Meissl in: Klaus Amann/ Albert Berger (Hrsg.), *Österreichische Literatur der dreißiger Jahre.* Wien—Köln—Graz 1985,99—146.



Franz Heinrich Mautner, 1978

Heinz Politzer

PETER ROESSLER

Theaterwissenschaft — Theaterpublizistik

EINLEITUNG

Die Frage nach der im Exil geleisteten theoretischen und historischen Beschäftigung mit Drama und Theater verlangt auch die Frage nach dem Verhältnis der Fachvertreter der Theaterwissenschaft zum Faschismus — eine Problematik, die zugleich Licht auf die spezifische Form wirft, in der im Exil über Drama und Theater geschrieben wurde.

Hierzu einige Marginalien zur Geschichte der Theaterwissenschaft als Universitätsdisziplin: Theaterwissenschaftliche Veranstaltungen im universitären Bereich finden sich erst seit der Jahrhundertwende, als Beginn werden hier im allgemeinen die theaterwissenschaftlichen Vorlesungen Max Herrmanns an der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin angenommen. (Herrmann ging 1942 im KZ Theresienstadt zugrunde). Erfolgten ca. ab Mitte der zwanziger Jahre Institutsgründungen, so erlebte dieses Fach erst im Faschismus seinen institutionellen Siegeszug, der sich besonders deutlich in der Gründung des Zentralinstituts für Theaterwissenschaft in Wien 1943 manifestierte. Dies markierte die enorme Bedeutung, die die NS- Kulturpolitik dem Theater beimaß. Direkte propagandistische Funktionalisierung stand dabei nicht unbedingt im Vordergrund, unter den von den Nazis reklamierten Begriff des Nationaltheaters ließ sich ein Konglomerat disperater Orientierungen subsumieren, entleertes Unterhaltungstheater ebenso wie eine vereinnahmte und um ihr humanistisches Potential beraubte dramatische Tradition. Der mit der Leitung des Zentralinstituts für Theaterwissenschaft in Wien betraute Heinz Kindermann kam aus der Germanistik; geborener Wiener, war er 1929 einem Ruf als ordentlicher Professor nach Danzig gefolgt, ab 1936 wirkte er, bis zur seiner Übersiedlung nach Wien, in Münster. Seine Publikationen zeigen den Weg eines lebensphilosophischen Irrationalismus zur offenen Parteinahme für den Faschismus, wie sie sich etwa in dem Werk *Dichtung und Volkheit.* (1937) Kindermanns intendierter programmatischer Grundlegung der NS-Germanistik, erwies. Von seinen Fachkollegen Knudsen (Berlin) und Niessen (Köln) unterschied er sich allenfalls durch die immense Fülle an Publikationen; Elisabeth Fränzel spricht im Rosenberg-Organ *Deutsche Dramaturgie* (1/1943, 167) vom meist „publizierende(n) deutsche(n) Literaturhistoriker".

Demokratische Ansätze konnten sich im institutionellen Rahmen auch vor dem Faschismus kaum entwickeln. Kritische Entwürfe waren auf den Bereich der Publizistik verwiesen.

Aus diesen hier kursorisch erwähnten Bedingungen wird deutlich, warum sich im Exil die demokratische Auseinandersetzung mit Drama und Theater vorwiegend im Bereich der Theaterpublizistik abspielte. Es existieren vielfältige Zeugnisse, die wegweisende Gedanken zum Theater enthalten, und die — obwohl meist nicht mit wissenschaftlichen Ambitionen konzipiert — als eigentliches demokratisches Korrektiv einer sich dem Faschismus symbiotisch verbindenden universitären Disziplin betrachtet werden können. Die Beiträge wurden unter den verschiedensten Bedingungen verfaßt, sei es als knappe Skizze, als Rede, als briefliche Mitteilung oder als wohldurchdachte Programmatik. An der Flüchtigkeit des Geschriebenen läßt sich oftmals erkennen, wie der Autor oder die Autorin das Schreiben den Widrigkeiten des Exils abgerungen hatte. Die Themen reichen dabei von Berichten über Theateraufführungen, in denen der besondere Anlaß für allgemeine Schlußfolgerungen genützt wurde, über historische Arbeiten bis zu detaillierten Entwürfen für ein Theater nach der Befreiung vom Faschismus. Hinzuzählen ließen sich auch die unter den Bedingungen des Exils intensivierten Selbstreflexionen der Dramatiker und Theaterpraktiker.

Berthold Viertels Theateressayistik kommt in diesem Rahmen ein bedeutender Stellenwert zu, ebenso Beiträgen Heinrich Schnitzlers — der von 1942 bis 1955 an den Universitäten in

Los Angeles und Berkeley Theaterwissenschaft lehrte —, den kulturpolitischen und organisatorischen Konzepten der am Zürcher Schauspielhaus wirkenden Karl Paryla und Wolfgang Heinz. Aber auch die literaturwissenschaftlichen Studien Paul Reimanns *(Probleme und Gestalten der österreichischen Literatur)* und Ernst Fischers *(Grillparzer)* gehören in diesen Zusammenhang.

Lassen Sie mich noch ein knappes Beispiel bringen, das zugleich einen Bezug zum Lebenswerk Franz Mautners aufweist. Es handelt sich um ein Textbeispiel, in dem es um die Neuaneignung der demokratischen Volksstücktradition, verknüpft mit der Frage nach der österreichischen Nation, geht. In seinem Beitrag „Nestroy und Österreich" konstatiert der Dramatiker Ferdinand Bruckner die Existenz zweier Österreich: die eines „fiktiven" und die eines „wirklichen". Als „fiktiv" gelten ihm jene historischen Varianten einer Österreich-Ideologie, mittels derer die jeweils Herrschenden durch metaphysische Ableitung ewiger Volkscharaktere und Sendungen demokratische Bestrebungen als „unösterreichisch" stigmatisieren konnten. Nestroys „realistische Volksstücke" hingegen schaffen nach Bruckner die Sicht auf die Wirklichkeit, deshalb gehörte er nicht zu den *Trägern der hohen österreichischen Idee, vielmehr immer zu jenen, die sie zu erleiden hatten. Das verschloß ihm die Gesellschaft, die nun einmal darauf sieht, daß ihre Mitglieder Idealisten sind, und er mußte sich mit dem Rest der Bevölkerung begnügen, dem „mittleren, unteren und weiteren Bürgertum ", dem Anhängsel zum besitzenden Mittelstand — hauptsächlich waren es Handwerker und Handwerkerinnen (...) —. und dem „Proletariat der Dienstboten und Fabrikarbeiter".* (Abgedruckt unter anderem in: *Österreichisches Tagebuch* 1/1946, 5—6).

Die Waffen der Reaktion gegen Nestroy sieht Bruckner gleichermaßen in dessen Abwertung zum bloßen „Possenreißer" wie in der Handhabung von Zensur und Verbot. Den Autor interessieren primär jene verbotenen und verdrängten Stücke um 1848, in denen sich die demokratische Orientierung am konsequentesten manifestiert.

Eine andere gesellschaftliche und kulturpolitische Entwicklung vorausgesetzt, hätten diese Schriften, die vielfach erst nach 1945 publiziert werden konnten oder bis heute unveröffentlicht blieben, zur Grundlage einer Neuorientierung des Theaters werden können. Sie wurden es insofern, als das in ihnen enthaltene kritische Potential vielfach noch einzulösen bleibt.

Dramaturgie der Demokratie möchte ich diese Zeugnisse nennen — in ihnen lebt jener umfassende Begriff dramaturgischen Denkens weiter, den wir in der bürgerlichen Ästhetik bei Lessings *Hamburgischer Dramaturgie* oder Hegels *Ästhetik* finden.

Heinrich Mautner, 1978

Berthold Viertel am Regiepult für die Probe einer Leseaufführung von Karl Kraus' Die letzten Tage der Menschheit *in New York.*

ELISABETH FREUNDLICH

Zeitzeugin

Ich habe, um mit Brecht zu sprechen, die Länder öfter als die Schuhe gewechselt, und bin immer nur mit knapper Not davongekommen. Die schlimmste Bedrohung erfuhren wir, als durch den Waffenstillstand, den Hitler mit Pétain schloß, ganz Frankreich zweigeteilt wurde: in eine sogenannte „„zône libre“, in der wir saßen, nämlich in Montauban, und in die „zône occupée”. In die „„zône libre" hatte Leon Blum seine österreichischen Genossen nur wenige Wochen zuvor, versehen mit „sauf conduites“, geschickt. Übrigens scheuten sich die Nazis nicht, unter irgendeinem Vorwand — etwa, daß sie ein in der Nähe gelegenes, längst nicht mehr in Gebrauch stehendes Fort besichtigen mußten —, hier einzudringen.

Ich erinnere mich noch genau, wie eines Tages eine solche Delegation hoher Nazi-Offiziere erschien und, ohne die gaffende Menge auch nur eines Blickes zu würdigen, im Hoteleingang verschwand. Und ich höre noch, wie die herumstehenden Kleinbürgerinnen einander zuflüsterten: „Mais ils sont très chics, les Boches.“ Und damit waren sie schon für die Kollaboration gewonnen. Macht ist unwiderstehlich.

Zunächst einmal wurde der Waffenstillstand von uns, jedenfalls von einer großen Mehrheit von uns, seltsamerweise keineswegs als Bedrohung angesehen, sondern als Erleichterung. Ebenso deutlich erinnere ich mich noch daran, daß eine junge Frau, ohne anzuklopfen, die Tür zu dem Raum aufriß, in dem wir damals hausten, und schon von der Schwelle hereinrief: „Sie kommen *nicht!* Waffenstillstand!“ Ich sehe noch ihr erhitztes Gesicht, ihren triumphierenden Ausdruck. Sie war so stolz darauf, uns als erste die frohe Botschaft bringen zu dürfen.

Dieser Raum, in dem wir da hausten, beherbergte etwa 10 bis 15 Personen. Die einen hatten sich Matratzen „organisieren“ können, andere lagen auf Strohsäcken. Jeder ging irgendeiner Beschäftigung nach; ich erinnere mich an einen, der versuchte, mit einer Speckschwarte seinen Schuhen Hochglanz zu verleihen; adrett auszusehen war oberstes Gebot; nur nicht als Flüchtling erkannt werden! Es gab da sogar auch ein Bett, ein einziges, es sollte meinen Eltern als den Ältesten Vorbehalten bleiben. Es war unberührt. „Sie kommen nicht“, sinnierte meine Mutter ohne die geringste Freude: „Aber was bedeutet das für uns?“ Das Wort „Gestapo" lag in der Luft, sie wagte nicht, es auszusprechen.

„Es bedeutet", sagte etwas gekränkt die junge Person — ihre frohe Botschaft war offenbar nicht angekommen — „es bedeutet, daß sie nicht kommen und wir dadurch gerettet sind." Der Raum, in dem wir uns da aufhielten, sah aus, als hätte Reinhardt hier eben eine Probe zu Gorkis *Nachtasyl* abgebrochen.

Meine Eltern und ich und unser kleiner Hund (denn wo hätte ich den bei unserer überstürzten Flucht aus Wien am 11. März 1938 in der Eile unterbringen sollen?) hatten einen schwierigen, langwierigen Marsch über die Pyrenäen vor uns, der Nazistiefel immer knapp hinter uns. Der Dackel wollte nicht weiter, die Disteln stachen ihn in die Pfoten, ich mußte sie ihm einzeln vorsichtig — und zeitraubend — herausklauben und ihn schließlich tragen — und der Nazistiefel immer knapp hinter uns.

Ich erinnere mich noch dunkel, daß mein Vater auf dem unebenen, geröllreichen Weg einige Male ins Rutschen geriet. Unvorstellbar, wenn er sich verletzt und nicht weiter gekonnt hätte. Wir erreichten die spanische Grenze und schließlich auch Portugal.

Der Weg über die Pyrenäen ist von vielen Emigranten beschrieben worden, von Heinrich und Golo Mann, von Werfel und von Alma Mahler, von Polgar und vielen anderen. Auch ist vor ein bis zwei Jahren ein Buch von Lisa Fitko erschienen *(Mein Weg über die Pyrenäen. Erinnerungen 1940/41),* doch scheint mir, als seien der Autorin aufgrund der inzwischen vergangenen Zeit einige schwere Fehler unterlaufen. Manchmal werde ich, zuweilen sogar in strengem Ton, gefragt: „Ja, haben Sie denn kein Tagebuch geführt?" Ach, die so glücklich Ahnungslosen! Wir durften doch nur *einen* Gedanken haben: rennen, rennen, rennen.

Ankunft also in Lissabon. Die Stadt ein Lichtermeer. Jetzt erst wurde uns so recht bewußt

daß wir lange Zeit in verdunkelten Städten gelebt hatten. Hier: hell erleuchtete Caféterrassen, fröhliche Menschen, Fischerfrauen, die mit unbeschreiblicher Grandezza ihre hochgefüllten Körbe auf dem Kopf balancierten und ihre Ware anpriesen, „Camaroes, Camaroes!" riefen sie aus. Das waren die kleinen Krabben, die die Leute hier zu ihrem Aperitif zu knabbern pflegten. Alle so freundlich. Unvergeßlich die Professoren der ehrwürdigen Universität von Coimbra, das als das Heidelberg von Portugal gilt. Sie versprachen uns Professuren, Gastprofessuren wenigstens für ein Jahr, und danach würde man weitersehen.

Wir waren überselig, unser Leben hatte wieder Perspektiven. Es wurde nichts daraus. Die Behörden gestatteten es nicht, wir mußten weiter. Dann der erbitterte Kampf um Schiffskarten. Zunächst hatten wir auf der „New Hellas" gebucht, als aber dann auch Griechenland in den Krieg eintrat, wurde auch daraus nichts. Wir mußten noch froh sein, auf einem 4000-Tonnen-Dampfer die Fahrt machen zu können, dessen Jungfernfahrt diese Reise sein sollte, denn er hatte bisher nur Südfrüchte von den Azoren nach Lissabon gebracht. Wir fuhren bei abgedunkelten Lichtern und begegneten keinem einzigen Schiff. Es war die ruhigste Überfahrt, die sich vorstellen ließ. Wir erreichten die rettende Küste der Vereinigten Staaten am 26. November 1940. Es war Mutters 60. Geburtstag.

Als wir zehn Jahre später mit dem zwanzigmal größeren Riesenschiff, mit der „Queen Mary", zurückfuhren, war die See so bewegt, daß die Passagiere Kopf an Kopf über die Reling gebeugt standen und die köstlichen Speisen im prächtigen Speisesaal unberührt ließen.

*

Das Wort von den „vaterlandslosen Gesellen", das Goebbels nach altbewährter Methode gegen die Emigranten schleuderte, wie man es schon Heine und Marx und allen 48er-Flüchtlingen gegenüber getan hatte, um sie in Verruf zu bringen, dieses Wort ist noch Jahrzehnte nach dem Krieg lebendig geblieben.

Kehrte einer der wenigen überlebenden Emigranten in der unmittelbaren Nachkriegszeit zurück, dann wurde ihm meist ein so wenig freundlicher Empfang zuteil, daß er nicht blieb. Die Kommentare, die man aus der Bevölkerung zu hören bekam, lauteten etwa: „Wie der piekfein gekleidet ist, nicht so in Lumpen wie wir. Der hat es draußen zu etwas gebracht, sich ein Vermögen erworben, kommt nur, um uns in unserem Elend zu sehen, will womöglich seine alte Wohnung wieder haben. Wir haben diese Zeit unter Bomben verbracht!" Tatsächlich hat sich die Kluft zwischen den Hiergebliebenen — und damit sind auch solche gemeint, die ein reines Gewissen haben dürfen — und denen, die man davongejagt hatte, nie wieder ganz geschlossen. Ich erinnere mich sehr wohl eines Tages, da ich — kurz nach meiner Rückkehr — im Rathaus vorstellig wurde und den Antrag stellte, mir meine österreichische Staatsbürgerschaft zurückgeben zu lassen, was damals für naturalisierte Amerikaner bedeutete, auf die amerikanische Staatsbürgerschaft zu verzichten. Alle Beamten liefen zusammen, um die Wahnsinnige zu sehen, die ihre kostbaren Papiere gegen die „lumpigen österreichischen" eintauschen wollte. Sie alle redeten mir zu, doch vernünftig zu sein. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre", bekam ich nicht nur einmal zu hören, „ich drehte mich schnurstracks um und nähme das erste Schiff zurück, in das Land, wo Milch und Honig fließen." — In solchem Klima kann es nicht wunder nehmen, daß Verleger erst sehr spät wagten, die nicht ganz prominenten Exilschriftsteller zu veröffentlichen.

Erst in den sechziger Jahren trauten sich einige Vereinzelte mit solchen Publikationen heraus: Der Verlag „AGORA" in Darmstadt brachte eine Gedichtanthologie mit dem Titel *Anden Wind geschrieben:* es folgte 1964 *Verbannung. Aufzeichnungen deutscher Schriftsteller im Exil* im Mathias-Wegner-Verlag, Hamburg. In diesen wie in vielen späteren Bänden werden die österreichischen Schriftsteller nicht getrennt von den deutschen geführt, man muß sie sich selbst erst heraussuchen. Das erklärt sich daraus, daß die Opfer Hitlers in den Exilländern natürlich solidarisch miteinander gelebt haben; andererseits aber auch daraus, daß das uns heute so selbstverständliche österreichische Nationalbewußtsein sich erst sehr spät entwickelte: Die österreichische Sozialdemokratie hatte ja eine geradezu verklärte Vorstellung vom Parlament in der Paulskirche und war dadurch großdeutsch orientiert gewesen. Daher überließ man den österreichischen Patriotismus groteskerweise mehr oder minder den Ständestaatlern.

Ich bekomme viele Briefe von jüngeren Leuten, die mir schreiben, weder von ihren Eltern noch von ihren Großeltern könnten sie etwas darüber erfahren, was in den Jahren zwischen der Annexion und dem Kriegsende eigentlich vor sich gegangen sei und zu wessen Nutzen. Das ist immer eine große Ermutigung für mich, denn für diese jungen Leute zu schreiben, sie darüber aufzuklären, was damals geschehen ist, ist mein einziges Streben.

Kürzlich bin ich von einem Reporter in Zusammenhang mit unserem Symposium gefragt worden, wieso denn nur so wenige Emigranten zurückgekommen seien. Darauf gibt es mehrere Antworten: Zunächst einmal verspürten viele nicht die geringste Lust, dorthin zurückzukehren, wo sie so Schauriges erlebt hatten, wo sie die meisten ihrer Anverwandten verloren hatten. Außerdem waren ihre Kinder längst zu waschechten Amerikanern, Engländern, Franzosen oder Südamerikanern geworden, sprachen die jeweilige Landessprache akzentfrei und betrachteten das Land, in dem sie aufgewachsen waren, als ihre eigentliche Heimat. Und schließlich der wichtigste Grund: Niemand hat sie zurückgerufen, niemand ihnen eine Existenzmöglichkeit angeboten. Mit Ausnahme von Viktor Matejka, damals Stadtrat für Volksbildung und Kultur in der ersten provisorischen Nachkriegsregierung der Republik. Er freilich erließ einen flammenden Aufruf an alle zur Rückkehr: Man brauche sie dringend zum Wiederaufbau. Matejkas Aufruf wurde im Ausland gehört. Wir druckten ihn in der *Austro-American Tribune* ab, er wurde von vielen ausländischen Zeitungen registriert und von der *New York Times* und anderen ausländischen Blättern übersetzt und nachgedruckt. Sonst erfolgte nichts.

*

Die österreichischen politischen Parteien hatten nicht das geringste Interesse an Rückkehrern, ja nicht einmal an solchen aus ihren eigenen Reihen. Alle wollten heraus aus der Trümmerwelt, wollten wieder ein geregeltes Familienleben führen, wollten nicht unter den drängenden Fragen ihrer Kinder, wie es denn damals gewesen sei, verlegen werden müssen. So bekamen die Kinder auch in der Schule nichts von den finsteren Zeiten zu hören, was sich bald bitter rächen sollte. Jetzt bekommen wir die Rechnung präsentiert. Die Angst vor den Emigranten ging so weit, daß die SPÖ selbst ihre eigenen verdienstvollen Publizisten nicht zurück haben wollte.

Nur ein einziges Beispiel, stellvertretend für viele: Otto Leichter, einer der fähigsten Publizisten der *Arbeiter-Zeitung.* Verfasser ausgezeichneter Bücher und zudem Mann der tragisch im KZ umgekommenen Käthe Leichter, konnte keine ihm angemessene Betätigung finden und kehrte nach wenigen Monaten in die USA zurück. Man könnte eine ganze Liste ähnlicher Fälle aufstellen.

*

Um sich nur annähernd eine Idee machen zu können, welche hervorragenden Gelehrten man sich zum Wiederaufbau entgehen ließ, seien nur einige Namen genannt. Da wäre zunächst wohl an Hans Kelsen zu denken, den Schöpfer der Verfassung unserer Ersten Republik, Professor an der Wiener und später an der Kölner Universität. Dann wanderte er nach Kalifornien aus. Christian Broda war sein Schüler gewesen und rief ihn zu einer besonderen Ehrung zurück. Fast alle übrigen hochqualifizierten österreichischen Gelehrten waren Naturwissenschaftler.

Hier eine kurze Einschaltung, die zum Verständnis der Lage erforderlich ist. Österreich, die „Republik, die keiner wollte", hatte wenig Vertrauen zu sich selbst gehabt, und das geschrumpfte Land hatte seinen Gelehrten und auch seinen Schriftstellern nicht viel bieten können. So waren schon lange vor der Annexion viele nach Deutschland abgewandert, beispielsweise Lise Meitner nach Berlin, Wolfgang Pauli nach Zürich. Als die Nazis in Deutschland zur Macht kamen, folgte Lise Meitner einem Ruf nach Dänemark, später nach Schweden, wo sie engste Mitarbeiterin von Niels Bohr wurde. Und als es selbst in der Schweiz etwas unbehaglich zu werden begann, folgte Wolfgang Pauli einem Ruf an die Universität Princeton. 1955 erhielt er den Nobelpreis. Mir ist nicht bekannt, daß man versucht hätte, ihn nach Österreich zurückzuholen. Die Liste ließe sich beliebig verlängern.

Der einzige, den man wirklich zurückholte, war Erwin Schrödinger. Er hatte schon in jungen Jahren an den Universitäten von Stuttgart und Breslau gelehrt, war dann für die Jahre 1936 bis 1938 nach Österreich zurückgekehrt und nach der Annexion nach Dublin gegangen. Ihn hat man nach dem Krieg tatsächlich zurückgeholt. Aber auch dies geschah halbherzig, die Stadt Wien konnte keine geeignete Wohnung zur Verfügung stellen. Und als es schließlich soweit war, blieb dem alten Mann kaum mehr viel Zeit zu Forschungsarbeit. Zu seinem 100. Geburtstag hatte man ihn zwar kürzlich durch ein Symposium geehrt; auch trägt unser Tausend-Schilling-Schein sein Porträt und seine Daten. Jedoch ist dieser Schein kein Ersatz für alles, was man unterlassen hat, er ist bloßer Schein.

Goebbels' Wort von den „vaterlandslosen Gesellen" — wir erwähnten es bereits — ist noch Jahrzehnte nach dem Krieg lebendig geblieben. Noch 1980 nannte sich eine an sich verdienstvolle Ausstellung im oberen Belvedere „Die uns verließen". Zahlreiche Beamte des Belvedere waren mit dieser Ausstellung befaßt; keinem ist es eingefallen, gegen den Titel zu protestieren. „Die wir verstießen" hätte es doch wohl heißen sollen.

*

Wir haben auf diesem Symposium von so vielen hervorragenden Gelehrten gehört, von Kräften, die sich die erste Nachkriegsrepublik zum Wiederaufbau entgehen ließ. Man hat dabei nicht zwischen Juden und Nichtjuden unterschieden, obwohl der Anstand es vielleicht erfordert hätte, das Wort „Jude" oder „jüdisch" schon im Titel zu nennen. 6 Millionen ermordeter Juden hätten das eigentlich zur Pflicht machen müssen. Statt dessen heißt es im Titel, daß „die Vernunft vertrieben" worden sei: Es sind Menschen vertrieben worden, die meisten von ihnen Juden. Gleichviel, man bekam ausgezeichnete Einzelreferate zu hören, einiger Verschollener wurde gedacht.

Um für etwas Ausgewogenheit zu sorgen, fühle ich mich verpflichtet, auf das Schicksal einer gänzlich unberühmten jüdischen Wiener Familie hinzuweisen, nämlich auf die meiner Mutter. In ihrem Elternhaus gab es sechs Geschwister. Von ihnen durften nur zwei eines natürlichen Todes in ihren Betten sterben: meine Mutter und ihr älterer Bruder, der sich irgendwo in Rumänien hatte durchschlagen können.

Ein Bruder ist bereits in den ersten Augusttagen 1914 gefallen: Das Regiment wurde, wie es so schonend hieß, am Lubkow-Paß „aufgerieben". Keiner hat ihn in seinem Blut liegen gesehen, keiner hat die Blechkapsel gefunden, die jeder Soldat auf der Brust trug und die Namen und Regiment auf einem Papierstreifen enthielt: Ich habe mir die Akte dieses Onkels im Kriegsarchiv ausheben lassen. Er wurde zunächst als „vermißt" gemeldet, und nach einer bestimmten Frist folgte die Todeserklärung.

Die beiden hochbetagten verwitweten Schwestern meiner Mutter wurden von Theresienstadt nach Auschwitz deportiert. Ihre Namen sind zusammen mit denen ihrer Schicksalsgenossen irgendwo in Prag aufbewahrt. Ich bin nicht dort gewesen. Von der jüngsten Schwester meiner Mutter, die in Berlin verheiratet war, fehlt jede Spur. Die Söhne, heute auch schon alte Leute, tragen schwer daran, daß nirgendwo ein Mahnmal, eine Gedenkstätte steht, an der sie ihrer Mutter gedenken können.

Es schien mir notwendig, in Anbetracht des so verwaschenen Titels unserer Tagung zum Abschluß das Schicksal dieser „ganz unbedeutenden" Familie hier bekanntzugeben.

EGON SCHWARZ

Die Vertreibung aus Wien, perspektivisch gesehen

Das Urteil über das, was mit einem Menschen geschehen ist, unterliegt sicherlich zum Teil der Perspektive. Aus dem Abstand der Jahre nehmen sich die Dinge anders aus als in der Nahsicht des Moments, in dem sie sich ereigneten. Kein Zweifel, meine Emigration war von ausgepichter Unbequemlichkeit und Gefährlichkeit, mit illegalen Grenzüberschreitungen, Deportation, Niemandslandlager, nächtlicher Flucht, einer schier endlosen Nomadenexistenz zuerst in Europa, später in den hispano-indianischen Andenländern, mit schwerer körperlicher Arbeit um einen Schinderlohn als Handlanger und Hausierer, als Maurer und Elektriker, in bolivianischen Zinnbergwerken und ekuadorianischen Bananenplantagen. Nicht außer acht lassen darf man dabei auch die seelischen Belastungen, das Erlebnis der Rechtlosigkeit und des Ausgestoßenseins aus der menschlichen Gemeinschaft, den Verlust an Heimatgefühl und innerer Sicherheit, an Identität und kultureller Zugehörigkeit, das Herausgerissenwerden aus Kindheit und Zukunftserwartungen, aus Freundschaft und Studium, und am allerschlimmsten vielleicht die trübe Hoffnungslosigkeit eines ganzen langen Jahrzehnts. Vom psychologischen und völkerrechtlichen Standpunkt läßt sich nichts anderes sagen, als daß mir ungeheures Unrecht zugefügt wurde, persönliches und soziales Unrecht, das mich an den Rand der Vernichtung brachte, das gleiche Unrecht, das vielen Mitgliedern meiner Familie in der Tat das Leben gekostet hat.

Heute, ein halbes Jahrhundert später, ist aber eine ganz andere, ja eine diametral entgegengesetzte Betrachtungsweise möglich. Die Vertreibung aus Österreich trennte mich nämlich vom Gymnasium zu einem Zeitpunkt, als ich diese Trennung wie eine Wohltatempfinden mußte, sie befreite mich — ich sage das ohne Bosheit und ohne Sarkasmus — von Wien, einer verarmten, von politischen Leidenschaften gepeitschten, von Vorurteilen zerwühlten, einem unmenschlichen Regime ausgelieferten Provinzstadt. Die Illusionen, die mir mit *einem* brutalen Ruck entrissen wurden, so schmerzlich die Prozedur auch zweifellos war, habe ich nachmalig nicht mehr vermißt, den Mangel an Nationalismus, Ethno- und Eurozentrismus, der die unausbleibliche Folge von allem war, habe ich später als Gewinn gewertet. Oft frage ich mich, ob ich ohne den 11. März 1938 die sogenannte unterentwickelte Welt, die meine Lebensphilosophie bis zum heutigen Tag nachhaltig geprägt hat, jemals so gründlich kennengelernt hätte, woher die geschichtlichen Erfahrungen, die mein Denken zutiefst beeinflußt haben und untrennbar von meiner Persönlichkeit geworden sind, ohne diese Ereignisse gekommen wären. Wenn ich mich frage — und die Frage kann nicht ausbleiben —, was in Wien aus mir geworden wäre, dann gelange ich zwangsläufig zu negativen Mutmaßungen. Ich denke jetzt nicht an KZ und Vernichtungslager, in die so viele von den Zurückgebliebenen geworfen wurden und in denen sie zugrundegingen. Ich denke vielmehr an einen normaleren, weniger kataklysmischen Verlauf der Dinge, an eine Stadt, die ohne Nationalsozialismus in der Art weitergewurstelt hätte wie das Wien meiner Kindheit. Was wäre, so frage ich mich, in einer solchen Stadt geistig und beruflich aus mir geworden? Meine Chancen zu einem Leben aus dem Intellekt, zu einer Karriere als Literaturwissenschaftler und Universitätsprofessor wären gering gewesen.

Freilich, glänzend waren sie auch nicht für einen unbemittelten Wanderarbeiter und kulturell verwahrlosten jungen Menschen in den südamerikanischen, tibetartigen Abgeschiedenheiten, in denen ich mich über zehn Jahre lang mühsam genug durchschlagen mußte. Heute, so lange danach, kommt mir der Umschwung, der die Wege zu meiner jetzigen Berufsausübung geebnet hat, wie ein Wunder vor. Dieses Wunder zu entmythologisieren, die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Wandels plausibel zu machen und den Hergang rational zu schildern, betrachte ich als meine Aufgabe als Mitarbeiter an diesem Symposium.

Ganz unvermutet und plötzlich kam freilich der Umschwung von einem Handlanger in den Andenländern zu einem Literaturwissenschaftler nicht. Was mich von vornherein von meinen Mitproletariern unterschied, war das unverwechselbare „Wiener Bewußtsein“, das

ich mit mir herumtrug. In den sechs Jahren, die ich im Wiener Gymnasium verbracht hatte, war ich hoffnungslos vom „Kulturbazillus“ angesteckt und von einem intellektuellen Wertsystem geprägt worden. Allerlei Kenntnisse, vor allem literarische, spukten mir im Kopf herum. Erinnerungen an Ovid und Vergil, Goethe und Schiller trennten mich von meiner Umwelt. Gleichzeitig hielt mich in diesen zehn Jahren meine linguistische Passion aufrecht. Sprachen lernte ich leicht. Französisch, Lateinisch und Englisch hatte ich schon in der Schule angefangen. Dieser Grundlage verdankte ich mein schnelles Erlernen des Spanischen und, was ebenso wichtig war, meine bleibende Vertrautheit mit der Sprache meiner Kindheit, dem Deutschen, die ohne diese Neigung durch die lange Trennung von ihrem Nährboden sicherlich gelitten hätte. Ganz abgesehen von den praktischen Vorteilen, die ich daraus zog, lebte eine immer bereite Freude an sprachlichen Erscheinungen in mir, die mich auf Redewendungen, Wortspiele, Mehrdeutigkeiten, Metaphern, Sprachornamente wie Reim und Klangfiguren achten ließ und mir Spaß an jeder linguistischen Spielerei machte. Als mir Freuds Schriften über die Fehlleistungen und den Witz in die Hände fielen, fanden sie mich wohlvorbereitet. Diese Sensibilität erwarb ich natürlich nicht mit einemmal, ich mußte durch manche Entwicklungsphase hindurchgehen und ließ mich von manchem rhetorischen Schwindel, mancher sich tief oder brillant gebärdenden Unart betören. Aber das Ausschlaggebende ist, daß mich zeitlebens eine ausgeprägte Lust am Wort beseelte, die vielleicht auch aus meinem frühen Wiener Milieu stammte, mich aber auf jeden Fall für ein philologisches Studium prädestinierte.

Meine geistige Fortbildung wurde natürlich von gewissen Erlebnissen beeinflußt. Die meisten Emigranten, denen ich begegnete, waren an philosophischen und schöngeistigen Dingen nicht mehr interessiert, als die Leute eben sind. Zum Glück gab es Ausnahmen. Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, meinen mit jedem Jahr absurder aussehenden Sonntagsanzug anzulegen, wenn ich hörte, daß ein neuer europäischer Emigrant in dem Ort angekommen war, wo ich gerade lebte. Ich suchte ihn auf, stellte mich vor und platzte nach den minimalsten Höflichkeitsformalitäten mit der Frage heraus, um derentwillen ich gekommen war: „Haben Sie Bücher mitgebracht?“ Niemand konnte sich meiner Insistenz erwehren, selbst bei Pedanten und Sonderlingen, die Gedrucktes prinzipiell nicht verliehen, wußte ich es einzurichten, daß ich das Vorhandene an Ort und Stelle, ohne es dem Argusauge des Besitzers zu entführen, zu mir nahm. Nie wieder habe ich in meinem Leben so viel gelesen wie damals, und mit Neid erinnere ich mich auch der mir seither zum Teil wieder abhanden gekommenen Intensität des Lesens, bei der mir buchstäblich alles übrige Hören und Sehen verging und ich mich in einer Art Trance fortbewegte, in einem beinahe schmerzlichen, seelischen Aufruhr, nur mehr an den Schicksalen der dichterischen Gestalten Anteil nehmend.

Aus diesen Quellen und mit Hilfe öffentlicher Büchereien nährte ich mich ein Jahrzehnt lang. Von Flaubert bis Dostojewski, von Dickens bis Ibsen, von Thomas Mann bis Gide, von Proust bis Rilke, vom Koran bis Gobineau las ich kreuz und quer den Kanon des europäischen Bildungsbürgertums. Ich kann also eigentlich nicht sagen, daß ich in all den Jahren nicht aus den Anden herausgekommen bin. Alltäglich, noch mehr allnächtlich flog ich auf den Flügeln der dichterischen Phantasie in alle geographischen, historischen und seelischen Regionen der Menschheit.

Dazu gesellten sich Begegnungen mit eindrucksvollen Persönlichkeiten, die ebenso wie ich und aus ähnlichen Gründen in diese Welt verschlagen worden waren. Dem persönlichen Umgang, dessen sie mich würdigten, verdanke ich sicherlich so viel wie den Büchern. Solche Glücksfälle hielten das Feuer des geistigen Widerstandes gegen die Unerquicklichkeiten der Außenwelt in mir wach, und aus der Triade Belesenheit, Lust am Wort und unmittelbare Lebenserfahrung bildete sich im Lauf der Jahre meine geistige Persönlichkeit. Mit Zwanzig wurde ich ein Poet und begann sogar ein wenig später, die Produkte meiner tröstenden Muse in Zeitungen und Zeitschriften zu veröffentlichen. Besondere Dankbarkeit bewahre ich einem Menschen, den ich in einer kleinen bolivianischen Pension kennenlernte, einem Argentinier, der sich auf einer Studienreise befand. An dem grünen Stern in seinem Knopfloch erkannte ich ihn als Esperantisten und gewann ihn dadurch für mich, daß ich ihn auf Esperanto ansprach, wenngleich ich nicht sehr sattelfest in dieser Sprache war und unsere Konversation bald auf Spanisch fortgeführt werden mußte. Er war Arzt, hatte sich aber zu der Überzeugung durchgerungen, daß sich die moderne Medizin mit ihren chemischen und chirurgischen

Besessenheiten auf dem Holzweg befand, weil sie seiner Meinung nach nur die Symptome der Krankheiten bekämpfte, diese selbst aber und deren Ursachen unangetastet ließ. Dies betrachtete er als Vergewaltigung der Natur. Statt dessen hatte er sich einer Naturheilkunde verschrieben, die auf die inneren Rhythmen des Organismus achtete, ein strenges Vegetariertum befürwortete und überhaupt ein Heil- und Lebensregime empfahl, das „natürliche" Mittel an wandte. Das Fruchtbare an seinem Denken war, daß er bei der Medizin nicht haltmachte, sondern seine therapeutischen Grundsätze zu einem Weltbild ausbaute, daß auf der Pflege der Natur in allen Sphären beruhte. Alles das machte tiefen Eindruck auf mich, weil es kritisch mit dem Bestehenden abrechnete und doch nichts Künstliches und Angehängtes war, sondern ganz zu dem Menschen gehörte und völlig von ihm gelebt wurde. Nur wenige Tage verbrachte ich in seiner Gesellschaft, dann reiste er ab, und ich habe ihn nie wieder gesehen. Aber jahrelang noch versah er mich mit teilweise von ihm selbst verfassten Schriften, die sowohl die Esperanto-Bewegung wie den „Naturismus“ betrafen, sodaß ich gründlich in seine Philosophie eingeweiht wurde. Sie beschränkte sich natürlich nicht auf die paar Gemeinplätze, die ich hier angeführt habe. Es ist aber auch nicht nötig, daß ich im einzelnen auf seine Lehre eingehe, denn nicht sie ist es, die mir zum bleibenden Besitz geworden ist. Ebensowenig wie ich heute glaube, daß die Leiden der Weit von ihrem babylonischen Sprachgewirr herrühren, das durch eine Einheitssprache von der Art des Esperanto aufgehoben werden könnte, kann ich mir die Heilung der kranken Menschheit durch Schlammbäder, Kaltwasserkuren und Pflanzenkost erhoffen. Aber so wie mir ein weltweiter Universalismus ehrwürdig ist, der sich müht, die Klüfte zwischen Völkern und Individuen zu ignorieren und für den Esperanto nur ein unzulängliches, aber deswegen nicht gleich ein verächtliches Beispiel ist, so sehe ich in der Naturmedizin, an die mein Bekannter unter Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit glaubte, ein Symptom jener Ehrfurcht vor der Natur, die den heutigen Gesellschaften so sehr vonnöten wäre. Das daraus ableitbare Prinzip der Achtung und Schonung der Natur ist mir geblieben und eine Facette meines Denkens geworden.

Ein anderer Freund von mir, der weniger durch eine ausgeklügelte als durch eine gelebte Philosophie auf mich gewirkt hat, war ein Ostjude mit Jiddisch als Muttersprache, in der er wunderbare Erzählungen und Gedichte schrieb. Von ihm lernte ich, welch ein kräftiges und gleichzeitig subtiles Ausdrucksmittel diese törichterweise von vielen für Jargon oder Kauderwelsch gehaltene Sprache ist, in der es auch eine bedeutende Literatur gibt. Als Zionist war er nach Palästina gegangen, als Sozialrevolutionär von den Engländern ins Gefängnis geworfen und dort von seinen arabischen Mitgefangenen zu einem Weltverständnis bekehrt worden, das sich mit den landläufigen Definitionen des Zionismus nicht mehr vertrug. Nach seiner Entlassung aus der Haft war er zuerst nach Paris und, als sich die politische Lage in Europa verschlechterte, nach Südamerika weitergewandert. In ihm bewundere ich noch heute den politischen Dichter, der es verstand, ohne Religion, ohne Nationalismus, nur aufgrund seines Engagements in diesen für Juden düsteren Zeiten rebellischer Jude und schöpferischer Nonkonformist zu sein. Die unter Deutschen jüdischer und nichtjüdischer Abstammung verbreitete Verachtung für die angebliche ostjüdische Minderwertigkeit zerstob in seiner Gegenwart wie ein Schwaden verunreinigter Luft vor einem frischen Windstoß.

Zu meinen Glück lebten in Quito, als ich ihrer am meisten bedurfte, zwei Intellektuelle, deren jeder wie ein Magnet die aufgewecktere Emigrantenjugend anzog und in der Art eines Studienseminars um sich sammelte. Sie waren grundverschieden, und die wenigen jungen Leute, die sich wie ich ihnen anschlossen, lernten zwei mögliche geistige Haltungen in ihnen kennen. Der eine war der Typ des Forschers und Historikers. Allwöchentlich scharte sich ein Häuflein Beflissener um den Patriarchen, der uns, in herausfordernder Inkongruenz zu dem Leben, das wir außerhalb seiner schützenden Wände führen mußten, aber wohl deswegen um so eindrucksvoller, sorgfältig vorbereitete, materialreiche kulturgeschichtliche Vorlesungen über das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hielt. Seine umfangreiche Bibliothek, die mir viel später — aber das ist eine eigene Geschichte — ganz zugefallen ist, stand uns auch außerhalb der festgesetzten Zusammenkünfte zur Verfügung, und einige von uns würdigte er auf seinen sonntäglichen Spaziergängen des Gesprächs.

Der andere, Verfasser geschichtsphilosophischer Spekulationen, war eher der Typus des vom positivistischen Wissenskram unabhängigen Denkers und Dialektikers. Klassisch für

den Verächter äußerer Mißhelligkeiten war seine Antwort auf die unvermeidliche, täglich neugestellte Frage an den Emigranten, was er denn „tue“. Mit der lakonischen Behauptung „Ich denke“ schnitt er jede weitere Erörterung der ökonomischen Umstände seines Lebens ab. Auch bei ihm fanden wir uns regelmäßig zu Diskussionssitzungen ein. Jemand verlas irgendein kurzes thesenartiges Referat, sozusagen um den Ton anzugeben, und dann wurde mit allen Mitteln der Logik, der Ironie und der Kritik darüber hergezogen. Der Meister hörte sich die Debatte solange an, wie sie ihm fruchtbar zu sein schien, wenn sie sich aber verwirrte oder in haarspalterisches Wortgeplänkel ausartete, schaltete er sich ein und rückte den Gegenstand mit ein paar prägnanten Sätzen ins rechte Licht. Auf diese Weise habe ich beträchtliche Fortschritte im Verständnis Rilkes und der Tiefenpsychologie, Spenglers und des Marxismus gemacht. Man könnte die beiden Lehrer, die es ohne Gehalt und Bestallung waren, aus purer Lust und aus Erbarmen mit der vernachlässigten Jugend, nach dem altbekannten Schema als „Stoffhuber“ und „Sinnhuber“ charakterisieren. Nicht das, sondern das hohe Niveau und die selbstlose Begeisterung, mit der sie es waren, hat uns so ungemein gefördert.

Trotz dieser gelegentlichen Unterweisungen hatte aber mein Lesefieber gewisse negative Folgeerscheinungen. Bei meinen Beschaffungsmethoden konnte es nicht ausbleiben, daß ich alles Geschriebene kunterbunt zusammenlas, Simples und Abstruses, Gewichtiges neben Trivialem, Eintagsfliegen der Mode nicht minder als Altehrwürdiges, bloß Informatives ebenso wie künstlerisch Geformtes, außer der Unterhaltungs- und Bildungsliteratur der Mittelschichten meinen politischen Neigungen entsprechend die „linke“ Literatur aller Länder. Diesen wenig selektiven Eklektizismus, der mir mit der Zeit Unbehagen bereitete, betrachte ich heute als vorteilhaft für eine möglichst breite Grundlage und ein undogmatisches Verständnis der heterogenen Wirkungsmöglichkeiten von Literatur. Damals wurde mir meine autodidaktische Vielleserei selbst problematisch, ich begann einzusehen, daß ich den relativen Wert des Gelesenen nicht zu beurteilen wußte, daß meine Kenntnisse eher einem Sammelsurium von Unzusammenhängendem ähnelten als einem geordneten geistigen Besitz, kurz, ich begriff, daß mir die Disziplin eines geregelten Studiums unter kompetenter Anleitung fehlte. Als ich Zwanzig wurde, Zweiundzwanzig, schließlich Vierundzwanzig, ergriff mich eine furchtbare, wachsende Panik, daß ich mein eigentliches Leben versäumen, daß es zu spät werden könnte, etwas aus mir zu machen, was ich selbst als bedeutend und richtig anerkennen konnte.

Ich muß es mir versagen, von den praktischen Schritten zu berichten, die ich unternahm, um den verfahrenen Karren meines Lebens auf ein versprechenderes Geleise zu bringen. Sie schließen unzählige Gänge zum ekuadorianischen Unterrichtsministerium, mehrere Gesuche, sogar eine Reise nach New York ein, die bei meiner totalen Mittellosigkeit aus einer Kette von zum Teil haarsträubender Abenteuern bestand. Sie wurde nötig, weil ich die Beglaubigung meiner Schulzeugnisse durch den dortigen österreichischen Konsul brauchte. Der Krieg war gerade zu Ende gegangen, eine österreichische Vertretung in Quito gab es längst nicht mehr. Schließlich gelang das Vorhaben. Einem offiziellen Bescheid entsprechend durfte ich mich zur Matura an einem ekuadorianischen „Colegio“ melden. Ich hatte einen Sommer, um mich auf die Prüfungen in spanischer Sprache und Literatur, ekuadorianischer Landes- und Kulturkunde, südamerikanischer Geschichte und Geographie etc. vorzubereiten. Was in sechs Jahren in diesen Fächern durchgenommen wird, macht einen beträchtlichen Stoff aus, aber ich war wie der Diener im Märchen, der, von den Gewichten an seinen Beinen befreit, nun unaufhaltsam vorwärtsschnellt. Das Examen fand statt, man überreichte mir eine Urkunde, derzufolge ich berechtigt war, den Titel eines „Bachiller en Humanidades“ zu tragen und mich in der Universität zu immatrikulieren. Eine geisteswissenschaftliche Fakultät gab es nicht, und so wählte ich statt der vorhandenen Fächer Medizin und Ingenieurwesen als geringeres Übel Jurisprudenz und Sozialwissenschaften. Mir war freilich klar, daß dieses Studium nichts weiter sein konnte als ein Sprungbrett für das Kommende. Ich entfaltete nun eine weitläufige mühevolle Tätigkeit. Ich machte Abschriften meines Diploms, meiner Zeugnisse und meiner Studiendokumente und setzte einen langen Bewerbungsbrief auf. Das Ganze schickte ich in unzähligen Ausführungen in alle Welt, an Dutzende Universitäten mehrerer Länder, einschließlich mehrerer europäischer, deren Adressen ich einem in der Bibliothek vorhandenen Nachschlagewerk entnahm. Wenn man bedenkt, daß es damals noch

keine phototechnische Reproduktion gab, kann man sich ausrechnen, wie viele Stunden ich neben meinem Studium damit verbrachte, jede einzelne Unterlage auf der Schreibmaschine abzutippen und mir das Geld für das viele Porto zu verdienen. Das Ergebnis war im Vergleich zu diesem Aufwand zutiefst entmutigend. Es gab entweder gar keine oder negative Antworten. Einige Universitäten wären willig gewesen, mich probeweise aufzunehmen, aber damit war es nicht getan. Ich war ja völlig mittellos und brauchte eine finanzielle Unterstützung, sei es in der Form einer Hilfsassistentenstelle oder eines Stipendiums, die mir als blutigem Anfänger und ausgewiesenem Fremden, wie mir heute klar ist, unerreichbar waren. Wenn ich jetzt, mit meiner Kenntnis der akademischen Bürokratie, an meine damaligen Hoffnungen denke, dann graut mir noch im Nachhinein vor ihrer Aussichtslosigkeit. Ich muß auch hier drastisch abkürzen und nur berichten, daß meine Stimme dennoch nicht ganz ungehört verhallte, daß der Zufall eine meiner Bewerbungen in die Hände eines Mannes geraten ließ, der sie verstand. Ich muß hinzufügen, daß der Betreffende kein normaler Akademiker war, sondern ein ebenfalls von Hitler vertriebener Schriftsteller, der es in den USA zum Leiter eines germanistischen Instituts gebracht hatte. Alles Wollen und Tun hätte mir nichts genützt, wenn mir die Umstände nicht entgegengekommen wären, wenn unter so vielen, an die meine Flaschenpost gerichtet war, nicht der eine gewesen wäre, der die Botschaft hörte und noch dazu den nötigen Glauben aufbrachte.

Durch die Vermittlung eines Wiener Schulkameraden, mit dem ich in Verbindung geblieben war, schickte mir ein emigrierter österreichischer Physiker das nötige Reisegeld, ohne das ich das Angebot gar nicht hätte annehmen können. Und so befand ich mich eines Tages in Ohio, unterrichtete vormittags Deutsch und Spanisch an einem kleinen College und belegte am Nachmittag germanistische und romanistische Seminare an der großen Staatsuniversität in der Nachbarstadt. Im universitären Bereich war ich augenblicklich erfolgreich, und ich kann sagen, daß mir Heimatlosem die amerikanische Universität zu einer Art Heimat geworden ist, die mich mit allen meinen Mängeln und Vorzügen akzeptierte und in der ich meine Fähigkeiten einsetzen und weiterbilden konnte. Allerdings war ich intellektuell völlig ausgehungert und stürzte mich mit Feuereifer in die Studien, was wieder dazu führte, daß ich von allen Seiten gefördert wurde. Ich bin mir nicht bewußt, das Studium der Literaturwissenschaft, das ich nun in Erfüllung meiner kühnsten Wünsche betreiben durfte, von Anfang an als Beruf oder gar als Broterwerb angesehen zu haben. Ich betrachtete es vielmehr als Privileg und gab mich ihm hin, so gut ich es verstand, ohne zu fragen, was für materielle Vorteile ich daraus ziehen konnte. Ich mußte sehr sparsam mit meiner Zeit umgehen, beim Morgengrauen aufstehen, täglich lange Busfahrten über Land machen, viele Stunden unterrichten, abends nicht nur die schriftlichen Übungen meiner Schüler verbessern und die Klassen für den nächsten Tag präparieren, sondern auch mein eigenes Studienpensum bewältigen und meine Seminararbeiten schreiben.

In meiner Lehrstelle fühlte ich mich sehr wohl. Anfänglich habe ich als Lehrer sicherlich eine komische Figur präsentiert, wie es oft geschieht, wenn man unter veränderten Umständen eine alte Tätigkeit wieder aufnimmt oder nachahmt, denn ich setzte unwillkürlich ein Betragen, das ich von meinen Wiener Gymnasialprofessoren her kannte, in meiner neuen Umgebung fort, wo es absurd wirken mußte. Trotz meiner vielen Vorbehalte war es ja das einzige Lehrverhalten, mit dem ich vertraut war. Erst als ich mir, durch Intuition und Beobachtung meiner selbst, dieser Fehlhaltung bewußt wurde, entwickelte ich eine adäquatere, demokratischere Pädagogik.

Mit meinem Einkommen konnte ich keine großen Sprünge machen, aber an Armut war ich so gewöhnt, daß ich sie fast als Naturzustand empfand, jedenfalls keinen Gedanken daran verschwendete. Meine akademische Karriere hatte begonnen.

Nur in einer Hinsicht hatte ich ein Dilemma zu überwinden, das aber ein persönliches und kein eigentlich institutionelles war. Als ich zu studieren anfing, beherrschte der New Criticism, die angelsächsische Variante der europäischen werkimmanenten Textanalyse, das Literaturstudium in Amerika. Die besten, intelligentesten Dozenten waren dieser Methode verschrieben. Aus einer Reihe von Gründen, unter denen die Reaktion gegen die frühere trocken pedantische und philiströse Behandlung der Dichtung vielleicht überwog, wurde jetzt Hagiographie mit den großen metaphysischen Dichtern getrieben und ihre Werke ausgelegt wie die

Heilige Schrift. Der vom Dichter hergestellte Text galt als unantastbar, als Orakel, in das man hineinhorchen mußte, um seinen hohen Sinn zu erahnen, dessen Äußerungen Wort für Wort einer scharfsinnigen Exegese zu unterwerfen waren. Die inneren Korrespondenzen, der Klang der Silben und Reime, die melodische Linie der Verse, die Kadenzen der Sätze, der Tiefsinn der Metaphern wurde ehrfürchtig belauscht, die geheimen Stimmigkeiten der Teile, die Strukturelemente, die ein in sich geschlossenes Ganzes herstellen, wurden mit Eifer gesucht und gefunden, der Selbstverweisungscharakter des dichterischen Werkes zum Hauptgegenstand der Untersuchung gemacht. Diese Orientierung bedingte selbstverständlich eine ausgesprochene Präferenz für bestimmte Dichter, denn nicht jeder Text stellt solche hohe- priesterlichen, quasi religiösen Kunstansprüche, nicht jeder Schriftsteller wendet sich ausschließlich an ein hochgebildetes, verfeinertes Publikum, das Geschmack an der Entschlüsselung komplizierter Sprachfiguren findet. Alles, was diesen Ansprüchen nicht genügte, wurde zur Trivial- und Unterhaltungsliteratur gestempelt, als Kolportage oder gar Makulatur abgetan. Mit Verachtung und intoleranter Verleugnung behandelte man alles, was ein Werk und seinen Verfasser ans materielle Leben, an die Gesellschaft und Geschichte knüpft, denn die Funktion der Kunst sollte es ja sein, sich über die platte Alltäglichkeit der profanen, kommerziellen Umwelt zu erheben, den Eingeweihten in eine höhere, autonome Sphäre zu entrücken.

Gerade mit dieser Geschichte hatte ich aber meine besonderen, unauslöschlichen Erfahrungen gemacht. Mir schien eine Beschäftigung mit Kunst, die dieser Macht keine Rechnung trug, hoffnungslos weltfremd zu sein. Nicht, daß ich gar keine Freude am New Criticism gehabt hätte. Ich erwies mich sogar als gelehriger Schüler und entwickelte beträchtliche Fertigkeiten in der Handhabung der neukritischen Mittel. Bis zum heutigen Tag betrachte ich das genaue Lesen, den Respekt vor den erschließbaren Intentionen des Schriftstellers, das Verständnis für seine handwerkliche Kunst, seine Ausnutzung der Gattungsgesetze, der einer Sprache und einem Kulturkreis innewohnenden Assoziativkräfte als unentbehrliches Rüstzeug des Literaturwissenschaftlers. Aber den weltanschaulichen Flügen der werkimmanenten Kritik konnte ich nicht folgen, die historische Bedingtheit alles Menschlichen war mir von Jugend auf zu sehr eingebläut worden, das Wissen um sie ist zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als daß ich mich hätte überreden lassen, sie aus meinem Denken auszuschließen, und es fügte sich ganz von selbst, daß ich mit meinen historisierenden Tendenzen auch vor der Kunst nicht Halt machte und eine Methode, einen Kult nicht ausnahm, der sich von dieser Abhängigkeit frei dünkte. Kurz, zwischen meiner literarischen Ausbildung und meinem geschichtlichen Bewußtsein entstand ein Abstand, den zu schließen mir zu einem existentiellen Anliegen wurde. Es war, als bestünde ich aus zwei Hälften, einer literaturkritischen und einer lebensorientierten, und als dürfte ich nicht eher ruhen, als bis ich die beiden zusammengebracht hätte, denn die Scheidung meines biographischen von meinem beruflichen Ich bereitete mir fühlbares Mißbehagen. Die Überbrückung des Spalts beschäftigte mich jahrelang.

In einem frühen Versuch, eine Annäherung meiner „Hälften" zu fördern, bediente ich mich der vergleichenden Literaturgeschichte. Mir schien, daß jeder legitime Vergleich literarischer Werke aus verschiedenen Gesellschaften deren besondere Entstehungsbedingungen in Betracht ziehen müsse. Meine Vertrautheit mit mehreren Sprachen und Kulturen kam mir zuhilfe. Ich verlegte mich auf die Untersuchung der deutsch-spanischen Beziehungen, die ich nicht mehr von einem bloß literarischen, sondern von einem allgemeineren, „kulturellen" Gesichtspunkt betrieb. Im Rahmen dieser Studien schrieb ich ein Buch über Hofmannsthal und Calderón, in das ich eine historische Dimension einbaute. Ein belgischer Rezensent dieser Arbeit vermerkte zu meiner Freude; daß es die erste sei, die es dem Leser erlaube, Hofmannsthal in das Koordinatensystem der europäischen Sozialgeschichte einzufügen. Die Wahl dieses Autors hatte sicherlich etwas mit meiner österreichischen Herkunft zu tun.

Aber ich merkte, daß ich nicht weit genug gegangen war. Mich verlangte nach einer noch tieferen Durchdringung der Literatur und ihres sozialgeschichtlichen Nährbodens. Und so begannen meine Studien der deutschen Politik und Geschichte, die natürlich auch eine Art Selbstreflexion waren. Meine beiden Bücher *Nation im Widerspruch* und *Verbannung* sind ein Resultat dieser Bemühungen, ohne sie jedoch erschöpfend zu enthalten. Im ersten versuchte ich, die beiden deutschen Traditionen, die humanistische und die besessene, mitein-

ander zu konfrontieren, das zweite sollte eine Phänomenologie des deutschen, von Hitler bewirkten Exils bieten.

Seither habe ich größere Sicherheit in meinen Methoden gewonnen. Weil sowohl meine Lehre wie meine Forschung der neueren Literatur galten, beanspruchten die politischen und sozialen Mächte, die den Hintergrund dieser Literatur ausmachen, meine dringende Aufmerksamkeit. Es ist nicht schwer, in den Erscheinungen der Säkularisierung, Modernisierung und Demokratisierung die Grundtendenzen unseres Zeitalters zu erkennen. Man könnte sagen, daß die moderne Kulturgeschichte aus den vielfältigen Reaktionen auf die stufenweise Ausbreitung der Industrialisierung besteht. Ohne freilich alles und jedes unmittelbar auf diese Dynamik zu beziehen, bemühte ich mich um ein immer tieferes Verständnis dieser auch die Literatur mitformenden Kräfte. Meine Vorlesungen über Faschismus und deutschsprachige Literatur, meine Arbeiten über die verschiedenartige Rezeption Hermann Hesses in Deutschland und in Amerika, eine Anthologie über äußere und innere Emigration zur Zeit des Nationalsozialismus, mein Buch über die Verbindung von Poesie und Politik bei Rainer Maria Rilke — alle diese Arbeiten weisen schon in ihren Titeln auf die Richtung meiner Interessen.

Daß ich auf diese Weise entgegen der alten Tradition das Poetische mit dem Sozialpolitischen in Zusammenhang gebracht habe, belastet mein Gewissen nicht. Niemals hat sich die Germanistik gescheut, von anderen Fächern, von der Anthropologie bis zur Zoologie, zu borgen. Diesen Tatbestand kann man auch anders ausdrücken: Als höchst flüchtige Substanz ist die Germanistik selten im Naturzustand anzutreffen, sondern hat eine unmißverständliche Neigung, sich mit anderen, oft gar nicht solideren Stoffen zur Bildung neuer Verbindungen zusammenzuschließen. Die gleichen Leute, die heute entsetzt sind, wenn man sich Hilfe bei den Sozialwissenschaften holt, fanden alles in schönster Ordnung, solange man sich an Theologie oder Ästhetik anlehnte.

Aber werfen wir doch einen Blick auf diese „Germanistik“, mit der ich es als Forscher und Lehrer zu tun hatte. Wie alle Dinge, hat sie ihre aufschlußreiche Geschichte. Bevor man sagen kann, wie man sich mit einem Gegenstand beschäftigen soll, muß man wissen, was er ist. Die übliche Definition der Germanistik als Studium der deutschen Literatur ist unzureichend wegen der großen Variationen in der Bedeutung der Begriffe „deutsch“ und „Literatur“. Germanistik ist nicht an allen Orten und zu allen Zeiten dasselbe. Es gab eine Zeit, da gehörte in ihren Bereich alles von Gotisch bis Goebbels, von den schwerterrasselnden Germanen bis zu den esoterischen Problemen der neuesten Lyrik. In jenen Tagen war Germanistik das Wissen um alles Deutsche und mußte verstanden werden als Ausdruck von Deutschlands Rolle als Weltmacht, die alle diese disparaten Dinge aus ideologischen Gründen unterstützte. Diese Träume sind längst verflogen und haben einer neuen Wirklichkeit Platz gemacht.

Als der Zweite Weltkrieg zu Ende war, glich Deutschland einem Haufen rauchender Trümmer. Nichts schien von der alten Ordnung übriggeblieben zu sein als eine einzige Institution: die Universität, die sich weiter der hohen Achtung der Bevölkerung erfreute und sich mit unvermindertem Konservatismus an die Fortsetzung ihrer gewohnten Geschäfte machte. Aber diese erstaunliche Robustheit, diese scheinbare Unerschütterlichkeit erwiesen sich als Täuschung. Unter dem ehrwürdigen Efeu hatten die Mauern die gleichen Risse erhalten wie die anderen Institutionen, und in den sechziger Jahren brachen sie mit der sprichwörtlichen deutschen Gründlichkeit ein. Was sich vor den Augen der faszinierten Beobachter abspielte, das war die Verwandlung einer elitären Akademie in das gehobene Ausbildungsinstrument einer modernen Massengesellschaft. Diese Umwälzungen zerstörten allerdings auch die alte Ideologie. Die letzten Reste einer aristokratischen Romantik, die Deutschland länger beherrscht haben als andere Länder, wurden weggefegt und gaben einem pluralistischen Denken Raum, das der demokratischen Ordnung, die sich nun gebildet hatte, besser entsprach.

Die Germanistik blieb davon nicht unberührt. Indem es pragmatischer und weniger nationalistisch wurde, mehr nach der Aufklärung hin als an der Romantik orientiert, paßte sich dieses große und immer noch angesehene Studiengebiet augenfällig den neuen Gegebenheiten an. Der literarische Kanon wurde geändert, fortschrittlichere Autoren wurden aufgenommen, der Nachdruck von der abstrusen auf die zugänglichere Literatur verlegt, die

Werke der aus dem Dritten Reich verbannten Schriftsteller besonderer Aufmerksamkeit wert gefunden, ganze Bewegungen, die von den Nazis und ihren Vorläufern in Mißkredit gebracht worden waren, wie die Aufklärung und der Expressionismus, feierten ihre Wiedereinsetzung, verleumdete Autoren wie Heine erlebten in Seminaren, Tagungen und denkmalartigen Editionen ihre Auferstehung, die kritische Tradition der intellektuellen Linken, vertreten nicht durch Marx und seine Nachfolger, sondern noch mehr durch die Mitglieder der Frankfurter Schule, bildete ein Orientierungsfeld von intensiver Ausstrahlungskraft. In dieser Atmosphäre hatte man mit den Metaphern, Wortspielen und Rhythmen, die in der werkimmanenten Epoche so zentral gewesen waren, wenig Geduld. Aber der „New Criticism" in seiner deutschen Ausprägung war auch aus anderen Gründen diskreditiert, denn er war von den Professoren der unmittelbaren postnationalsozialistischen Epoche, die dem Regime treu gedient oder ihre Kompromisse mit ihm geschlossen hatten, als Schild gegen das Eindringen geschichtlicher Denkweisen gebraucht worden, als Abwehr gegen das Verlangen der neuen Generation nach „Bewältigung der Vergangenheit".

Das alles hatte seine tiefen Einwirkungen auf die deutschsprachigen Universitätsinstitute Amerikas, die bis weit in den Krieg hinein noch im Schlepptau des Deutschen Reiches gewesen waren und ebenfalls einer gründlichen Neuorientierung bedurften. Gerade weil die deutschen Abteilungen ja die besondere Aufgabe haben, den einander folgenden Studentengenerationen eine Idee von den Entwicklungen in den deutschsprachigen Ländern zu geben, kann es nicht wundernehmen, daß sie empfänglich sind für die Strömungen, die aus den Ländern kommen, deren schöpferische Beiträge den Hauptgegenstand ihrer Studien ausmachen. Für mich persönlich hatte dieser Umschwung aber noch eine ganz besondere Bedeutsamkeit, denn wie die deutschen Studenten hatte ich ja selbst die faschistische Ideologie und die reaktionären Tendenzen, auf denen sie beruhte, allerdings auf Grund viel konkreterer Erlebnisse, abgelehnt. Wie sie war ich, wenn auch in umgekehrter Weise, dem Wechselspiel historischer Erfahrungen und einer ästhetisierenden Literaturauffassung ausgesetzt gewesen. Sehr bald befand ich mich in der Rolle eines Vermittlers zwischen der deutschen und der amerikanischen Szene, zwischen denen, die in der Literatur eine Kunst sehen, und denen, für die sie vor allem die Geschichte widerspiegelt, und ich bin zu dem Schluß gekommen, daß das eine das andere nicht ausschließt.

Ich habe in diesem Rückblick mein Augenmerk hauptsächlich auf die deutsche Situation gerichtet und nicht auf die österreichische, und das kommt daher, daß westdeutsche Forscher und Universitätsleute meiner Person und meiner Arbeit frühes Interesse entgegenbrachten und daß ich schon in den frühen sechziger Jahren Gastprofessor an einer deutschen Universität war, während mein Ursprungsland und meine Geburtsstadt lange Zeit brauchten, mich zu „entdecken". Ich kann aber sagen, daß die Teilnahmslosigkeit in umgekehrter Richtung nicht die gleiche war, sondern daß ich einer der ersten in USA war, vielleicht sogar der allererste, der an der Harvard University, wo ich damals lehrte, ein Seminar über österreichische Literatur qua *österreichische* Literatur abhielt, eine Praxis, die ich bis zum heutigen Tag aufrecht erhalten habe. Ebenso war ich an dem lebhaften Gespräch über die österreichische Identität und kulturelle Eigenständigkeit, das sich diesseits und jenseits des Atlantik entspann, beteiligt.

Es wäre noch manches zu erzählen, aber der mir zugemessene Raum nimmt bedrohlich ab. Ich kann gerade noch kurz zusammenfassen. Meine Heimat Wien hat mir in meiner frühen Jugend übel mitgespielt, sodaß ich das nun einmal stark in mir lebende Gefühl der Anhänglichkeit und Dazugehörigkeit schon aus Überlebensgründen bekämpfen mußte und schließlich verloren habe. Aber es wäre ungerecht, wenn ich nicht anerkennen wollte, daß mir meine Geburtsstadt nicht auch Wichtiges auf den harten Weg der Emigration mitgegeben hat. An mein Gymnasium habe ich nur wenige gute Erinnerungen. Es war damals eine autoritäre, auf schlimme Weise politisierte und keineswegs jugendfreundliche Anstalt. Aber ich gebe gerne zu, daß ich ihr außer einigen Kenntnissen grundlegende kulturelle Orientierungen verdanke. Es heißt, daß man mit Geduld manches erreichen kann. So ging es auch mir. Im vergangenen Jahr (1986) wurde mir vom österreichischen Bundesminister für Unterricht in meiner alten Schule, mit einiger Verspätung, ehrenhalber, aber immerhin, die Matura ausgehändigt. Die Handvoll ehemaliger, nun längst ergrauter Klassenkameraden, die zu dieser Zeremonie erschienen waren und deren einer seither amerikanischer Botschafter in Öster-

reich geworden ist, übertrugen mir die Dankansprache. Aus dieser möchte ich zum Abschluß einige Sätze wiederholen, denn sie treffen dem Sinn nach immer noch zu:

Wir betrachten Staaten und Völker nicht als monolithische Gebilde, die nur mit einer *Stimme sprechen, mit* einem *Willen agieren, sondern als aus vielen widerstrebenden Kräften und Mächten zusammengesetzte Gesellschaften. Indem wir die Ehrung annehmen, verbünden wir uns mit den fortschrittlichen Elementen der österreichischen Gesellschaft. Die Härten und das Grauen der dreißiger und vierziger Jahre können und wollen wir nicht vergessen. Vergessen und Verdrängen verträgt sich nicht mit dem Begriff der Menschenwürde, und man weiß heute, daß unaufgearbeitete Erlebnisse psychische Schäden verursachen können. Aber die Erinnerung verträgt sich mit dem Geist der Versöhnlichkeit und der Freude an den positiven Veränderungen, die sich in unserem Ursprungsland und unserer Heimatstadt während der letzten Jahrzehnte segensreich ausgewirkt haben.*

Ein altes Denkprinzip der angelsächsischen Kultur lautet: „The whole man must move together", der ganze Mensch bewegt sich fort, bildet eine Einheit. Auch Freud und seine Vorgänger sowie Nachfolger würden der Erkenntnis nicht widersprechen, daß ein einmal in einen Menschen Eingegangenes ihm niemals wieder ganz verloren gehen kann. So geht es auch mir im Rückblick auf meine Karriere. Deutlicher vielleicht als in früheren Jahren sehe ich aus dem Abstand der Zeiten die österreichischen Ingredienzien in der Struktur meiner geistigen und kulturellen Persönlichkeit. Aufgrund meiner vielfältig verschlungenen Lebenswege sind sie mit manchen anderen Einflüssen in Berührung getreten und sind mit ihnen eine besondere Verbindung eingegangen, eine Einheit sui generis bildend. Aber das Fortwirken des österreichischen Elements in dieser Persönlichkeit abzuleugnen, wäre eine Torheit, der ich mich nicht schuldig machen möchte. Meine Rückkehr nach Wien spielt sich indes ganz unemotionell ab, so als führe ich nach Mexiko oder Australien, was ja auch gelegentlich geschieht. Ich komme meist aus professionellen Gründen hierher, um eines Vortrags willen, den ich halten soll, oder einem Kongreß zuliebe, zu dem ich eingeladen bin. Die größte Freude dabei bereitet mir das Wiedersehen mit meinen neuen österreichischen Freunden, die ich inzwischen gewonnen habe, da die alten in alle Winde zerstoben oder ganz aus der Welt verschwunden sind.

Egon Schwarz

KARL CORINO

Der Fall Robert Musil

Einer, der häufig nicht die Zeit hatte, zu lesen, was er abschreibt, behauptete 1986 in einer deutschen Wochenzeitung, man könne bei Musil von einem „politisch bewußt gewählten Exil kaum sprechen", er sei „gegen seinen Willen ein antifaschistischer Exilschriftsteller geworden“, und der Bruch zwischen den Nationalsozialisten und ihm sei vermutlich auf ein Mißverständnis zurückzuführen. Die Nazis hätten den Titel des zweiten Bandes zum *Mann ohne Eigenschaften, Ins Tausendjährige Reich. Die Verbrecher* auf sich bezogen und das Werk deshalb in der „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums" vom 31. Dezember 1938 kurzerhand verboten.[1] Macht man sich die Mühe, in dieser Liste selbst nachzuschlagen,[2] so stellt man rasch fest, unser Schnellhistoriker kann sie nie in der Hand gehabt haben. Denn auf Seite 100 jener Liste ist nicht nur der zweite Band zum *Mann ohne Eigenschaften* verboten, sondern auch der erste (in der Ausgabe von Bermann-Fischer 1938) und darüber hinaus Musils *Nachlaß zu Lebzeiten,* der 1936 beim Humanitas-Verlag in Zürich publiziert worden war. Ein von einem bloßen Titel ausgelöstes Mißverständnis kann also nicht vorgelegen haben.

Als Hitler am 30. Jänner 1933 die Macht übergeben wurde, wohnte Musil in der Berliner Pension Stern am Kurfürstendamm. Er hatte sich gegen Ende 1931 in die deutsche Reichshauptstadt begeben, weil dort seiner Meinung nach „die Spannungen und Konflikte des deutschen Geisteslebens fühlbarer“[3] waren als in Wien. Von der Machtübergabe an die Nazis wurde er wohl ebenso überrascht wie viele andere Intellektuelle — am selben Tag gewährte ihm die Sektion für Dichtkunst innerhalb der Preußischen Akademie der Künste noch ein Stipendium von 1000 Reichsmark für die Fortsetzung seiner Arbeit.[4] Es war die letzte Gratifikation, die ihm zu Lebzeiten von einer deutschen oder österreichischen Institution zuteil wurde. In den folgenden Wochen beobachtete er sehr genau, was in Deutschland vor sich ging: die Repressionen, die dem Brand des Reichstages folgten, die Ausschreitungen gegen Intellektuelle und Künstler, weil sie Juden waren oder als „Kulturbolschewisten“ galten, schließlich die Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933, der auch die Schriften seines Entdeckers und Mentors Alfred Kerr zum Opfer fielen. Spätestens seit jenem Datum dürfte Musil keine Illusionen mehr über die Kulturpolitik des Dritten Reiches gehabt haben. Seine Bewunderer und Gönner, die eine erste Musil-Gesellschaft gegründet hatten, um die Fertigstellung seines Werkes zu finanzieren (also Männer wie Hugo Glaser, Klaus Pinkus, Arthur Rosin, Hugo Perl, Rudolf Olden), gingen ins Exil, und so wandte Musil zusammen mit seiner Frau Martha, die Jüdin war, um den 21. Mai 1933 dem Deutschen Reich den Rücken und kehrte über Karlsbad in seine Wiener Wohnung zurück, obwohl, wie er in einem Curriculum vitae schreibt, „kein äußerer Zwang“ auf ihn wirkte.[5] Daß der christliche Ständestaat für ihn nur das geringere Übel war, steht dabei fest.

Als er mit Ernst von Salomon, einem literarischen Stallgefährten aus dem Rowohlt-Verlag, über dessen Pläne, Österreich zu besuchen, sprach, warnte ihn Musil vor der Unverständlichkeit der Denkweise von Ideologen wie Othmar Spann,[6] was Salomon nicht hinderte, Spann als einen „der anregendsten Menschen" zu empfinden und an seinen Lippen zu hängen.

Eine direkte Auseinandersetzung Musils mit Spanns Lehre „von einer organischen Gliederung des gesamten volkswirtschaftlichen Prozesses durch die Stände, die sich vom Mittelalter her, wo sie sich zu ihrer schönsten Blüte entfalteten, bis in unsere Tage hinein erhalten hatten“ — so Salomons Formulierung[7] —, ist nicht nachweisbar, so wie auch nicht belegt ist, ob er sich mit den programmatischen Schriften des Nationalsozialismus beschäftigt hat — in einer peripheren Notiz nennt er einmal lediglich Rosenbergs *Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts.*[8]

Im Unterschied zu vielen Intellektuellen der damaligen Zeit glaubte Musil nicht daran, daß der Nationalsozialismus in kürzester Zeit abgewirtschaftet hätte. Er sah in ihm ein

Epochen-Phänomen und nannte ihn nicht selten in einem Atemzug mit dem Bolschewismus. Er war der Ansicht, das Zeitalter der bürgerlichen Demokratien gehe zu Ende. Wörtlich sagte er in seiner Rede vor dem Internationalen Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur 1935 in Paris: *Die Geschichte unseres Zeitalters entwickelt sich in der Richtung auf einen verschärften Kollektivismus. Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr sich dieser Kollektivismus in seinen Formen unterscheidet und wie verschieden sein Zukunftswert wahrscheinlich zu beurteilen ist. [...] Ein Teil der Abneigung gegen stark autoritäre Staatsformen, Bolschewismus und Faschismus, geht bloß auf die Gewöhnung an die parlamentarisch-demokratischen zurück. Diese rufen die gleiche Anhänglichkeit hervor, wie ein vielleicht ein wenig abgetragener, aber bequem gewordener Anzug. Sie gewähren der Kultur ein großes Maß an Freiheit. Aber das gleiche Maß gewähren sie dann auch ihren Schädlingen. Eine Notwendigkeit. das Wesen der Kultur ihnen, auf Gedeih und Verderb, gleichzusetzen, ist nicht vorhanden. Auch der aufgeklärte Absolutismus ist gut, bloß muß das Absolute aufgeklärt sein.*[9]

Aufgrund solcher Stellungnahmen verdarb Musil es sich gleichermaßen mit den Faschisten und den Nationalsozialisten, mit den Bolschewisten und Kommunisten, die den Pariser Kongreß ausrichteten, und mit den Demokraten, etwa mit den österreichischen Sozialdemokraten, die nach dem gescheiterten Aufstand gegen Dollfuß vom Februar 1934 ins Exil gegangen waren und es Musil beispielsweise übelnahmen, daß er im österreichischen Rundfunk, bei der RAVAG, auftrat und dem österreichischen Klerikofaschismus à la Dollfuß und Schuschnigg kulturelle Weihen zu geben schien, — allein aufgrund der Tatsache, daß er seine Texte über den Äther verbreiten ließ.[10]

Es mag heute in unserem Europa, in dem sich die bürgerlich-parlamentarischen Demokratien auf eine erstaunliche Weise retabliert haben, schockierend wirken, daß Musil kein geschworener Demokrat und sogar bereit war, dem aufgeklärten Absolutismus sein Plazet zu geben, sofern er nur aufgeklärt war. Seine Erfahrungen mit der Ersten Republik in Österreich wie in Deutschland waren indes nicht so, daß er sie hätte favorisieren mögen. Er neigte dazu, sie nach ihren literarischen Symbolfiguren zu bewerten, nach, sagen wir, Stefan Zweig und Emil Ludwig, Bestsellerautoren, die Erfolg hatten, weil sie Figuren der Vergangenheit und der Zeitgeschichte popularisierten, oder sagen wir, Anton Wildgans, diese Mischung aus Flachheit und Bombast, dessentwegen Musil 1931 sogar Österreich verlassen haben wollte.[11]

Und die Ablehnung des Austrofaschismus, dessen führende Männer er als philiströs bezeichnete,[12] kristallisierte sich erneut in seinem Widerwillen gegen seine literarischen Repräsentanten:

Nach den Leuten, die ich innerlich bekämpft habe, ist die Schuschnigg-Gruppe (Zernatto, Scheibelreiter, Schreyvogel usw.) gekommen, nach dieser die neue (Ortner. Jelusic usw.). Beide gekennzeichnet durch Streben nach dem Erfolg.[13]

Musil wollte auf dem kulturellen Sektor die Kräfte des Kommerz ebenso außer Kraft setzen wie den Einfluß der Politik (vor allem einer geistfeindlichen Politik). So ist es kein Wunder, wenn ihn die deutschen Machthaber sehr rasch auf ihre schwarzen Listen setzten. Gegen Ende 1933 gab es offenbar Erwägungen, Musil seitens der Harry-Kreismann-Stiftung zu unterstützen — sein Freund Oskar Loerke, der Anfang 1933 in dieser Stiftung noch einen gewissen Einfluß hatte,[14] könnte da ein letztes Mal über Binding die Fäden gezogen haben. Wie Joseph Wulf berichtet, entschuldigte sich Binding aber am 29. November 1933 in einem Brief an das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, daß er Musil vorgeschlagen habe. Wörtlich schrieb er: „Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich feststellen werde, ob Musil jüdischer Abstammung ist, und daß ich in diesem Falle in kürzester Zeit einen anderen Namen unterbreiten werde.“ Offenbar genügte es, daß Musil, wie die entsprechende Formel lautete, „jüdisch versippt“ war, eine jüdische Frau hatte, damit er als Kandidat für eine (offenbar ursprünglich jüdische) Stiftung inakzeptabel war. Auf Bindings Vorschlag beerbte ihn Ina Seidel.[15]

Musil war den Machthabern des Dritten Reiches nicht genehm. Das geht auch aus Formulierungen der SS-Gazette *Das Schwarze Korps* hervor, die Adolf Frises mutige Rettungsversuche Musils im Sommer 1935 „eine wahre Perle literarischer Nachtwächterei“ nannte. In einem Staat, in dem der Begriff „Intellektueller" als Wort mit einem „jüdisch grellen Schein" galt, in dem man einen Kult des blinden Gehorsams und des fanatischen

Willens trieb, wehrten sich die Herren mit den Totenköpfen auf der Uniform dagegen, „Herrn Musil mit seinem zweibändigen überintellektuellen Wälzer ‚Der Mann ohne Eigenschaften' von neuem auf ein für das Jahr 1935 etwas unerwartetes Piedestal“ zu heben.[16]

Der Reichsführer SS, Herr Himmler, war beim Namen Musil also gewarnt. Als im Dezember 1935 im Züricher Humanitas-Verlag Musils *Nachlaß zu Lebzeiten* erschien, werden die bestallten Schnüffler schon bei der Lektüre der Vorbemerkung ihre arischen Nasen gerümpft haben. Da gab es kein Lob des deutschen Dichters, wie es die Johsts und Anackers und Kolbenheyers sangen. Da las man bereits im zweiten Absatz die geradezu defätistischen Sätze:

Schon lebt der Dichter nach eigenem Maß beinahe allerorten in einer tiefen Abgeschiedenheit vom Leben, und hat doch nicht mit den Toten die Kunst gemeinsam, daß sie kein Haus brauchen und kein Essen und Trinken. So günstig sind die Lebzeiten den Nachlässen.[17]

Und Texte wie die *Affeninsel* werden die braunen Literaturanalysanden durchaus als das gelesen haben, wozu die Zeit sie gemacht hatte: als Allegorie eines totalitären Staates. Da half es nichts, daß der Dichter von einem „Vorausblick" sprach, getan „in ein Zusammenleben von Affen“.[18]

Deshalb sprachen der Reichsführer SS und der Chef der Deutschen Polizei im Reichsministerium des Innern ein Verbot Musils für das Deutsche Reich aus, das im *Reichsanzeiger* veröffentlicht wurde.[19]

Musil hatte, wenn man es salopp formulieren will, mit seinen veröffentlichten wie unveröffentlichten Texten keine guten Karten für die zweite Hälfte der dreißiger Jahre: denn sein *Mann ohne Eigenschaften* war nicht nur „überintellektuell“, sondern nach demselben Sprachgebrauch auch „pervers“, schickte sich doch sein Held unübersehbar an, mit seiner Schwester Agathe Inzest zu begehen. Das war weder im Klerikofaschismus genehm[20] noch im Nationalsozialismus, obwohl (oder: weil) dessen Führer eine Zeitlang in einer Art von inzestuösem Verhältnis mit der Tochter seiner Schwester gelebt hatte (gemeint ist Geli Raubal, die unter ungeklärten Umständen starb).[21]

Und mochten sich vielleicht einige intelligente und gebildete Nazis in höheren Rängen an Musils Invektiven gegen Arnheim alias Rathenau delektieren — daneben gab es im *Mann ohne Eigenschaften* dann wieder die Satire auf den Rassenwahn eines Hans Sepp, in der die entsprechenden Ideen der Nazis schon ante festum lächerlich gemacht worden waren.

Musil wiegelte die Nazis nicht mit spektakulären Aktionen gegen sich auf, er forderte nicht, wie Oskar Maria Graf, man möge auch seine Bücher verbrennen; aber wenn er öffentlich auftrat, waren seine Analysen nicht selten gnadenlos. Seine *Rede über die Dummheit* vom März 1937 kommentierte Palko Lukacs, damals ein junger Mann und durchaus kein bedingungsloser Anhänger Musils, etwa so:

Der Saal war gestopft voll — alles, was in Wien Rang und Namen hatte und kein Nazi war —. war anwesend, auch eine beträchtliche Anzahl von jungen Leuten. Da saß Musil allein hinter seinem Tischlein und las mit einem leichten Lächeln, mit vernichtender Ironie seine erbarmungslose Anklage gegen das Nazitum und dessen Schergen. Ich war tief ergriffen und bewunderte seine Courage.[22]

Ein Jahr später marschierte Hitler in Österreich ein. Obwohl Musil nach dem Ersten Weltkrieg für den Anschluß Österreichs an Deutschland optiert hatte[25] und damit ein alter Wunsch in Erfüllung ging, blieb er der Massenorgie auf dem Heldenplatz offenbar demonstrativ fern, saß zuhause und las d'Annunzio, einen der Wegbereiter des italienischen Faschismus, und fragte sich, welchen Einfluß der italienische Autor in seiner Jugend auf ihn ausgeübt hatte: „Wahrscheinlich eine allgemeine Immoralität und einen ebenso allgemeinen Ästhetizismus.“[24]

Wenig später dann in Musils Tagebuch die Notiz:

Wir Deutsche haben den größten Moralisten der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts hervorgebracht u.[nd] *bringen heute die größte Aberration der Moral hervor, die seit der Zeit des Christentums dagewesen ist?*[25] So seine Formel für Nietzsche und Hitler.

Wie nach der Machtergreifung Hitlers 1933 in Berlin verharrte Musil einige Monate in der neuen Situation — der Anschluß überraschte ihn bei der Korrektur eines weiteren Fortsetzungsbandes zum *Mann ohne Eigenschaften,* der dann nicht mehr erschien —, er

beobachtete und analysierte mit jener induktiven Unvoreingenommenheit, die das bleibende Erbe seiner naturwissensschaftlichen Ausbildung war, wußte aber andererseits, „daß eine Grundeinstellung des Verneinens oder Bejahens allen Urteilen u.[nd] Gefühlen vorangeht u.[nd] sie umfaßt".[26]

Er versuchte Zustimmung und Ablehnung so lange als möglich in der Schwebe zu halten und sammelte Argumente pro und contra. Auf den Judenhaß der Nazis, der seine Frau und so mittelbar ihn selbst, der seine Freunde und Gönner bedrohte, antwortete er in seinen vier Wänden nicht mit Affekten, sondern mit Reflexion. Sich probeweise in die Position Carlyles versetzend, notierte er: *Carlyle könnte sagen: Man hat die Juden vertreiben wollen, das sei zugegeben. Ließe man sie nun mit ihrem Kapital abwandern, so wäre es ein schwer gutzumachender Schaden: und den Einzelnen dem Ganzen zu opfern, ist seit dem Krieg Usance gewesen. Also hat man ihr Kapital genommen. Und weil es doch schlecht ausgesehen hätte, hat man aus dem Eigennutzdelikt ein Leidenschaftsdelikt machen müssen. Darum also der wilde, nicht zu mildernde Antisemitismus. Zu Ehren des Vaterlands*.[27]

Während Martha Musil die Tarnung suchte und sich nach dem Zeugnis Bruno Fürsts das Hakenkreuz ans Revers steckte,[28] verschmähte es Robert Musil, in Deckung zu bleiben, wenn die Situation Zivilcourage erforderte. Franz Theodor Cšokor erinnert sich, Musil habe seinen „Ekel unverhüllt" gezeigt, „besonders, wenn er in den Straßen zum unfreiwilligen Zeugen der dort aufgeführten menschlichen Entwürdigungen wurde, sodaß die Ausbrüche seiner Reaktion ihn bald selbst gefährdeten".[2'] Man kennt ja die Bilder, die zeigen, wie die Juden Wiens gezwungen wurden, auf den Knien die Straßen zu schrubben.

Als Musils Emigration schon beschlossene Sache war, streckte das Dritte Reich, wenn man so sagen kann, in Gestalt von Eugen Claassen seine Fühler aus. Bis heute ist nicht klar, ob der Verleger im Auftrag des Goebbelsschen Propaganda-Ministeriums, mit seiner Billigung oder auf eigene Rechnung handelte, wobei ihm Zeitzeugen wie Karl Korn nachsagen, er habe gern wie der Fuchs vor dem Hühnerstall gelauert,[30] sprich: um andere, bereits exilierte Verleger wie Gottfried Bermann-Fischer zu beerben. Einer, der bei dem Gespräch zwischen Musil und Claassen anwesend war, Oskar Maurus Fontana, hielt fest:

Claassen war sehr entgegenkommend, er bot Musil einen fixen und recht ansehnlichen Monatsbetrag und machte sich erbötig, eventuelle Schwierigkeiten im Propagandaministerium zu beheben: die Beschlagnahme des dritten Bandes falle nicht ins Gewicht, sie richte sich nicht gegen Musil, sondern gegen Bermann-Fischer. Das Anerbieten Claassens war sehr verlockend und eine große Versuchung für Musil, denn mit einem Schlag wären alle seine finanziellen Sorgen behoben gewesen, doch Musil sagte „Nein" auf eine sehr liebenswürdige, aber auch sehr entschiedene Art. So sehr ihn das Anerbieten Claassens freue, könne er ihm nicht nähertreten, einfach aus dem Grunde, weil es ihm unmöglich sei. Bindungen einzugehen: denn er wisse nicht, ob und wie lange er in Wien bleiben werde. Aus dem Ausland für einen deutschen Verlag zu arbeiten, werde sicher seine Schwierigkeiten haben, was auch für die Überweisung des Monatshonorars zutreffen werde. Claassen riet Musil zum Bleiben in Wien: er werde alles für ihn in Berlin „richten" und garantiere für einen Erfolg. Musil dankte und meinte abschließend, vielleicht könne man später darauf zurückkommen: heute sei alles zu unklar und zu unübersichtlich, um guten Gewissens einen Vertrag abschließen zu können. [31]

Um den 12. August 1938 reiste das Ehepaar Musil nach Edolo in Italien und von dort Anfang September nach Zürich. Musil blieb nun bis zu seinem Lebensende in der Schweiz — mit der Behauptung, er habe eine Reise aus Krankheitsgründen unterbrechen müssen und könne deshalb nicht nach Wien zurückkehren. So behielt er seinen Paß und wurde nicht ausgebürgert, obgleich er die Fiktion der Unbeweglichkeit durch ein Visum für Shanghai durchlöcherte, um notfalls nach China emigrieren zu können.[32] Musil taktierte und lavierte nun, um seine im beschlagnahmten Bermann-Fischer-Verlag festgehaltenen Bücher zu befreien. Er flunkerte gegenüber dem kommissarischen Verwalter Hahn, daß gegen seine Person und sein Schaffen „doch nie ein Einwand erhoben worden" sei, ja daß er auch „im neuen Reich manche Anerkennung gefunden habe", sodaß er „auf eine wohlwollende Behandlung rechne".[33] Hahns Antwort vom 20. Oktober 1938 war prompt:

Der Mann ohne Eigenschaften sei „für das gesamte Gebiet des Deutschen Reiches als unzulässig erklärt worden".[34]

Nun erst, als Musils Trümpfe alle entwertet waren (wenigstens im Sinn von Handelsobjekten), wandte er sich an Eugen Claassen, der in Wien ja versichert hatte, er werde alle Schwierigkeiten von Seiten des Propagandaministeriums beseitigen können, und der vor allem monatliche Vorschüsse in Aussicht gestellt hatte. Um den 24./25. Oktober 1938 entwarf Musil von Zürich aus einen Brief an Claassen, dessen Konzept sich erhalten hat:

Ich kann also sagen, daß Ihre Andeutung, ich möchte meinen Wohnsitz in Deutschland behalten (ich habe ihn noch in Wien, möchte aber dort nicht bleiben), jetzt auf urbaren Boden gefallen ist. und es spräche viel dafür, daß ich ihn dann in die Gegend von Hamburg verlege. Das bedeutet natürlich auch eine geistige Entscheidung, auf die ich mich, in der Stille allerhand Eindrücke verarbeitend, vorbereitet habe. Die größte Sorge bereitet mir nach wie vor die materielle Fundierung unserer Angelegenheit.[35] Dies klingt manchen Ohren zu Recht skandalös.

Mir scheint, Musil spielte in der ersten Panik der Emigration auf Zeit. Es ging ihm darum, zunächst auf ein Jahr gut 600 Mark zu bekommen, ohne daß er ernsthaft daran dachte, in den Machtbereich Hitlers zurückzukehren. Der Vertrag mit Claassen kam nicht zustande, zum Ende des Jahres 1938 wurden der *Mann ohne Eigenschaften* wie der *Nachlaß zu Lebzeiten* in die offizielle „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ aufgenommen, in der Jahresliste 1941 erfolgte das Verbot sämtlicher Schriften Musils.[36]

Anscheinend fürchtete der Autor, von den Nazis für sein Taktieren bestraft zu werden. Als ihm sein Freund Otto Pächt zu einem (nicht näher bezeichneten) Weihnachtsfest durch eine englische Firma einen Plumpudding schicken ließ, wähnte Musil, es könne sich um ein Sprengstoffpaket aus einer braunen Hexenküche handeln, und versenkte deshalb das ominöse Geschenk an einer stillen Stelle im Rhein.[37]

Wirkung auf das Schweizer Geistesleben hat Musil in den rund dreieinhalb Jahren seines Exils nicht ausgeübt. Er traf zwar gelegentlich mit bedeutenden oder weniger bedeutenden Intellektuellen der Schweiz zusammen, mit Carl Jacob Burckhardt, mit Paul Lachenal oder Rudolf Jakob Humm, einem Freund Hesses, aber da er nichts publizieren konnte — er lebte von unregelmäßigen Almosen, die monatlich etwa 700 Franken betrugen —, war ein Einfluß auf die folgende Autorengeneration zunächst ausgeschlossen. Er litt zuweilen an der Inaktualität seines Romans,[38] daran, daß er noch mit der Entstehung des Ersten Weltkriegs beschäftigt war, während schon der Zweite heraufzog und zu wüten begann. Trost spendete ihm allenfalls die Aussicht, sein Werk könne vielleicht ebenso zwischen den Zeitaltern des Individualismus und des Kollektivismus vermitteln, wie es Dantes *Göttliche Komödie* zwischen Mittelalter und Neuzeit tat.[39] Die Epoche nahm ihn teilweise blutig beim Wort — „Moosbrugger und das mörderische Jahrhundert"[40] —, teilweise spottete sie über ihn. Er dachte über die „Utopie der Höflichkeit“ nach, während Hitler, im Umgang mit Damen ganz Kavalier alter Schule, die Menschlichkeit mit Füßen trat. Musil huldigte der „Utopie der induktiven Gesinnung",[41] und ringsum wurden die krudesten Philosopheme ohne jede Prüfung in schreckliche Tat umgesetzt; er betrieb nach wie vor Seelenzergliederung oder, wie die Nazis über Freud sagten: „Seelenzerfaserung", erwünscht war aber der fanatische Kult des Willens. „Man muß die Irren ins Volk lassen!“ fordert Musils Clarisse, und im Deutschen Reich tötete man sie serienweise, und die ausgemachten Narren standen an der Spitze des Staates.

Unter den Schweizer Autoren der Nachkriegszeit war Max Frisch wohl derjenige, der für Musils Botschaften am meisten aufgeschlossen war — ohne das Musilsche Möglichkeitsdenken sind manche seiner Werke nicht denkbar —, das Verdienst der Vermittlung gebührt dabei wahrscheinlich Ingeborg Bachmann, der Klagenfurter Landsmännin Musils, der bislang wohl bedeutendsten Schriftstellerin der Zweiten österreichischen Republik: Ingeborg Bachmann, übrigens deutlich beeindruckt, wie ihr Oeuvre beweist, von Musils Beschreibungen der „taghellen Mystik" und des „anderen Zustands". Mit ihrem Essay über Musil, mit ihrer Hörspiel-Bearbeitung seines Dramas *Die Schwärmer,* mit ihrer produktiven Anverwandlung von Musils spirituellen Konzeptionen gehörte Ingeborg Bachmann zu den ganz wenigen österreichischen Nachkriegsautoren, die um eine geistige Rückkehr Musils aus dem Exil bemüht waren. (Elias Canetti, bis zum heutigen Tag ein glühender Bewunderer Musils, kehrte aus dem Exil ja nicht eigentlich zurück!) Früh gab es freilich auch Widerstand gegen die literarische Wiedereinbürgerung Musils. Hier ist der Name Doderer zu nennen,

seine Polemik gegen „die im Essayismus erstickende fadendünne Handlung bei Musil", gegen das gänzliche „Zerdenken... einer fragwürdig gewordenen faktizitären Umwelt", gegen „jenen Überdruß an den ‚faits divers', der letzten Endes die Wurzel von Musils monströsem Romanwerk bildet".[42] Diese Einwände sind nicht mit einer Handbewegung wegzuwischen — Musil litt ja selbst an den essayistischen Auswüchsen des *Mannes ohne Eigenschaften:* aber es ist nicht zu übersehen, daß der Enkelgeneration, den Autoren, die geboren wurden, als Musil starb, oft einfach die persönliche Spannweite für die philosophische, psychologische, soziologische, ökonomische, juristische, mathematisch-naturwissenschaftliche, technische und — meinetwegen — militärische Kenntnis fehlte, wie sie etwa Musil und Broch in sich vereinten. Täuschen wir uns, oder haben die Schmähreden der Enkel nicht etwas vom Fuchs und den sauren Trauben? Originalton Peter Handke 1987:

Dieses ganze Romanzeugs, das kann mir wirklich gestohlen bleiben, das ist eine Verirrrung des 19. Jahrhunderts für mich. Die größten Leute, wie der Flaubert, die haben gelitten unter diesem blöden Romangehabe. Das ist ausgeartet im 20. Jahrhundert in diese monströsen Überromane von Musil, oder Ulysses von James Joyce. Immer braucht es da diese Story, oder man muß Zeitzeuge sein, oder man muß philosophieren, man muß Stellung nehmen — irgendwas Blödes ist in dem Roman immer drin...[43]

Gewiß, auch ein Milan Kundera, ein Brünner Landsmann Musils — heute in Paris lebend —, beklagte, daß Musils Überroman sozusagen die anthropologischen Dimensionen sprenge — wie ein Streichquartett von neun Stunden Dauer.[44] Immerhin aber verfolgt Kundera, angewidert von den Dogmen des sozialistischen Realismus, die Methoden Musils in kleinerem Maßstab weiter und verachtet es nicht, seinen Romanen eine Story zu geben, zu philosophieren, Zeitzeuge zu sein und Stellung zu nehmen, ohne dies, pardon, als etwas Blödes zu empfinden. Wenn ich recht sehe, krankt der österreichische Roman von heute selbst dort, wo mit großer Anstrengung ein Epochengemälde entworfen wird (wie bei Marianne Fritz), an seiner intellektuellen Dürftigkeit. Sollten Handkes Tiraden für die nächste Generation, die der Urenkel, den Ton angeben, so könnte die zweite Verbannung Musils aus Österreich länger dauern als die erste.

Anmerkungen:

1 S. Fritz/J. Raddatz, „Monsieur le Vivisecteur. Die Tagebücher Robert Musils: Kein Biographie- Ersatz, sondern groß angelegte Ästhetik", in: *Die Zeit.* 17. Oktober 1986, 69f.

2 Auf dem Buchmarkt noch erhältlich und deshalb vielleicht am besten zugänglich ist der fotomechanische Nachdruck, den der Topos Verlag 1979 in Vaduz/Liechtenstein vorlegte.

3 Robert Musil, *Gesammelte Werke,* hrsg. von Adolf Frise. *(Prosa und Stücke, Kleine Prosa. Aphorismen, Autobiographisches. Essays und Reden. Kritik)* Reinbek bei Hamburg 1978, 950.

4 Robert Musil, *Briefe 1901—1942,* hrsg. von Adolf Frise, unter Mithilfe von Murray G. Hall. Reinbek bei Hamburg 1981, 558f.

5 Robert Musil, *Prosa* und *Stücke* etc., 950.

6 Mündliche Mitteilung Ernst von Salomons an den Verfasser.

7 S. Ernst von Salomons Erinnerungen an Othmar Spann in seinem Roman *Der Fragebogen.* Reinbek bei Hamburg 1974, 170ff.

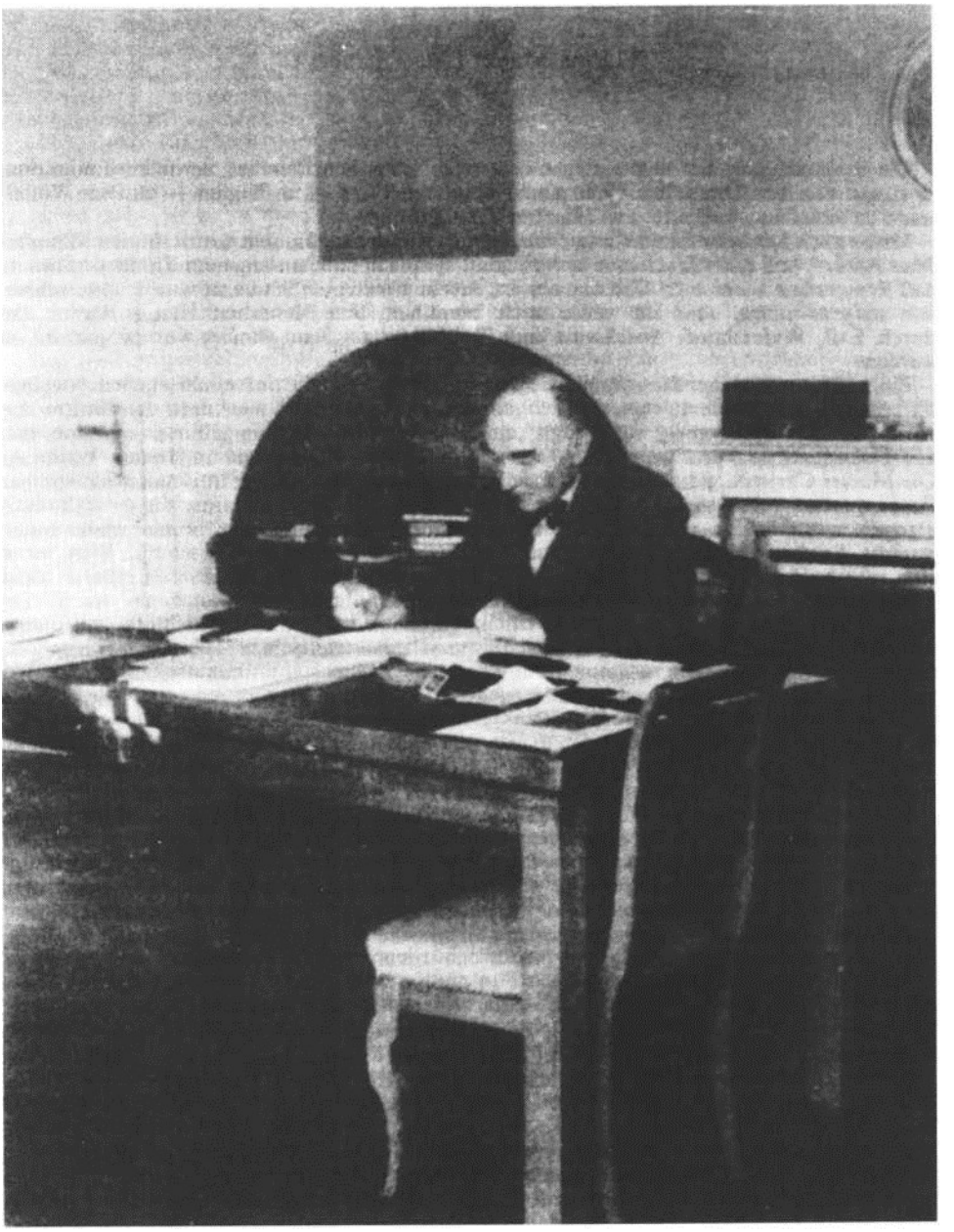
8 Robert Musil, *Prosa* und *Stücke* etc., 845.

9 Ebda., 1267f.

10 Das Organ der österreichischen Sozialdemokratie, die ins Brünner Exil emigrierte *Arbeiter-Zeitung,* schrieb damals: *Ein Kultur-Sendling des österreichischen Faschismus abgeblitzt. In Paris fand kürzlich ein Kongreß antifaschistischer revolutionärer Schriftsteller „für die Verteidigung der Kultur" statt. Durch ein unbegreifliches Versehen der Einberufer hatte sich als Vertreter Österreichs auch Herr Robert Musil in diese Gesellschaft gedrängt, der mit dem österreichischen Klerikofaschismus auf gutem Kulturfuß steht und seine Werke im Wiener Radio vorliest. Er hat sich dazu eine Theorie zurechtgelegt, die er auch auf dem Kongreß vortrug: Kultur und Politik hätten nichts miteinander zu tun. Auf diese feige Ausflucht erhielt er von mehreren Teilnehmern des Kongresses die gebührende Antwort: der in der Emigration lebende deutsche Schriftsteller Uhse stellte unter Beifall des Kongresses ausdrücklich fest, daß in Österreich dieselbe kulturfeindliche Tendenz herrsche wie in Deutschland. Die Musils und andere katholischgekrauste Literaten und Lakaien verteidigen vergebens die „Kultur" des österreichischen Klerikofaschismus — die wahre Kultur erkennt sie nicht als Verteidiger, sondern als Verräter.*

11 S. Robert Musil, *Tagebücher,* hrsg. von Adolf Frise. Reinbek bei Hamburg 1983, 924.

12 Ebda., 865.
13 Ebda., 989.
14 S. Oskar Loerke, *Tagebücher 1903—1939,* hrsg. von Hermann Kasack. Heidelberg—Darmstadt 1956, 262.
15 S. Joseph Wulf, *Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation.* Frankfurt—Berlin— Wien 1983, 104.
16 S. Karl Dinklage, „Musils Herkunft und Lebensgeschichte“, in: *Robert Musil. Leben. Werk. Wirkung.* Im Auftrage des Landes Kärnten und der Stadt Klagenfurt hrsg. von Karl Dinklage. Zürich— Leipzig—Wien 1960, 249.
17 Robert Musil. *Nachlaß zu Lebzeiten.* Zürich 1936, 7.
18 Ebda., 10.
19 Dies geht aus der „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums" vom 31. Dezember 1938 hervor. Der *Nachlaß zu Lebzeiten* ist dort mit einem Kreuz versehen, was bedeutet, daß gegen diesen Titel laut „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat vom 28. Februar 1933" ein zusätzliches allgemeines Verbot ausgesprochen wurde. Leider ließ sich die Veröffentlichung im *Reichsanzeiger* bislang noch nicht finden. Der Verfasser dankt Frau Cornelia Wilhelm vom Institut für Zeitgeschichte in München, die für ihn die Ausgaben des *Reichsanzeigers* vom Dezember 1935 bis Dezember 1938 durchgesehen hat.
20 Mündliche Mitteilung Bruno Fürsts, des Initiators der sog. Wiener Musil-Gesellschaft von 1934.
21 S. Joachim C. Fest. *Hitler. Eine Biographie.* Frankfurt—Berlin—Wien 1973, 447f. Wörtlich schreibt Fest: *Unter den zahlreichen Trauen, die Hitlers Weg gekreuzt haben (...). hat sicherlich keine die Bedeutung Geh Raubals gehabt. Sie war seine einzige und. so eigentümlich unangemessen es klingen mag. große Liebe, voll der Verbotsgefühle. der Tristanstimmungen und der tragischen Sentimentalität.*
22 Manuskript im Besitz des Verfassers.
23 S. seinen Aufsatz „Der Anschluß an Deutschland" vom März 1919 in der *Neuen Rundschau.* Wiederabgedruckt in: Robert Musil, *Prosa* und *Stücke* etc., 10331’f.
24 Robert Musil, *Tagebücher.* 736.
25 Ebda., 743.
26 Robert Musil, *Tagebücher,* 741.
27 Ebda., 740.
28 Mündliche Mitteilung Bruno Fürsts an den Verfasser.
29 Franz Theodor Csokor, „Gedenkrede zu Robert Musils 80. Geburtstag“, in: *Robert Musil. Leben. Werk. Wirkung,* 355.
30 Mündliche Mitteilung Karl Korns an den Verfasser. Karl Dinklage behauptete in seinem Aufsatz „Musils Herkunft und Lebensgeschichte", in: *Robert Musil. Leben. Werk, Wirkung,* 252ohne Beleg, Claassen habe „im Auftrag des Reichspropagandaministeriums" gehandelt.
31 Oskar Maurus Fontana, „Erinnerung an Robert Musil", in: *Robert Musil. Leben. Werk. Wirkung,* 343.
32 Musils Paß, aufbewahrt im Musil-Archiv Klagenfurt, wurde am 21. Dezember 1938 vom Deutschen Generalkonsul in Zürich ausgestellt. Er enthält eingestempelt ein Visum der Republik China fürdie Einreise nach Shanghai, gültig vom 3. Januar 1939 bis 2. Januar 1940.
33 S. Robert Musil, *Briefe 1901—1942,* 854.
34 Ebda., 860.
35 Ebda.. 860.
36 A.a.O., 13.
37 Mündliche Mitteilung Otto Pächts an den Verfasser.
38 So schrieb er ca. Anfang April 1938 an Bruno Fürst, es falle ihm schwer, „so viel Abseitigkeit aufzubringen". über Probleme der Gefühlspsychologie zu schreiben, während (so muß man ergänzen) Hitler gerade in Österreich einmarschiert war.
39 So auf dem Korrekturblatt XIII. 5, in Musils Nachlaß.
40 So eine Formulierung auf einem späten Schmierblatt.
41 S. Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften. Gesammelte Werke in Einzelausgaben,* hrsg. von Adolf Frise. Reinbek bei Hamburg 1960, 15878ff.
42 Vgl. dazu die diversen Äußerungen Doderers in seinen Tagebüchern, vor allem: Heimito von Doderer, *Commentarii 1957 bis 1966. Tagebücher aus dem Nachlaß. Zweiter Band,* hrsg. von Wendelin Schmidt-Dengler. München 1986, 101.
43 Peter Handke im Gespräch mit Herbert: *Aber ich lebe nur von den Zwischenräumen.* Zürich 1987,41.
44 So Milan Kundera in einem Interview mit Christian Salmon, in: Milan Kundera, *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins. Auszüge aus dem Roman. Materialien.* Ohne Ort und Jahr.



Robert Musil in Genf 1940/41

GUNDL HERRNSTADT-STE1NMETZ

Hanns Mayer (Jean Améry)

Die Beschäftigung mit dem einzigen österreichischen Schriftsteller, der in der Emigration in einem von der Deutschen Wehrmacht besetzten Land — in Belgien — aktiven Widerstand geleistet hat, bedeutet zweifelsohne Genugtuung.

Meine auch kritische Einstellung, trotz aller Bewunderung für den Autor, für den Kämpfer Jean Améry, soll nicht Erstaunen hervorrufen, denn ich habe aus eigenem Erleben erfahren, daß Emigration allein kein Gütezeichen ist, das zu erleidende Schicksal wurde unterschiedlich aufgenommen, aber ich werde mich bemühen, dem Menschen Hanns Mayer, der durch Exil, Widerstand, Auschwitz und Heimatverlust Jean Améry wurde, gerecht zu werden.

Einige Daten zu seiner Biographie, die übrigens je nach Quelle und seinen eigenen Angaben differieren, insbesondere, was die Religionszugehörigkeit und Herkunft der Mutter betrifft: Hanns Mayer wurde, wie er sagt, „durch Zufall" 1912 in Wien geboren, stammte aber aus Hohenems in Vorarlberg. Der Vater, Jude, fiel als Kaiserjäger im Ersten Weltkrieg. Die Mutter Christin, gläubig, aber wie sich anscheinend im Zuge der nationalsozialistischen Rassengesetze herausstellte, nicht rein arisch. Jedenfalls wurde Hanns Mayer katholisch erzogen, was er in seinen Auseinandersetzungen mit seinem „Jude-Sein" immer wieder unterstreicht. Er absolvierte in Gmunden das Gymnasium, studierte anschließend in Wien, wo er sich sehr bald literarisch betätigte und politisch interessiert wurde. 1934 verfaßte er einen Roman, der nie erschien, nur Auszüge davon in einem literarischen Jahrbuch. Am 12. Dezember 1937 heiratete er gegen den Willen seiner Mutter eine Grazer Jüdin, mit der er 1939 nach Belgien flüchtete. Nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Belgien am 10. Mai 1940 wurde er zusammen mit allen österreichischen und deutschen Emigranten verhaftet und in französische Internierungslager (Gurs und St. Cyprien) deportiert.

Nach einem zweiten, geglückten Fluchtversuch aus dem Lager im Juni 1941 gelangte er im September 1941 nach Brüssel, wo er sich sehr bald nach der Bekanntschaft mit Marianne Brand, einem Mitglied der österreichischen Widerstandsgruppe, ebenfalls der Gruppe anschloß.

Im Zuge einer Razzia im Juli 1943 wurde Hanns Mayer verhaftet. Laut Unterlagen, die belgische Historiker in deutschen Archiven gefunden hatten, wurde die Tätigkeit der österreichischen Gruppe von den deutschen Sicherheitsbehörden dem belgischen militärischen Widerstand zugesprochen, wahrscheinlich deshalb, weil sich die Flugschriften, bei deren Herstellung Jean Améry und Marianne Brand verhaftet wurden, an deutsche Soldaten wandten. Erst mit dieser Verhaftung erfuhr die Gestapo, daß Österreicher die Flugblätter herstellten. Auf Anfrage der Militärbehörden wurde Hanns Mayer vom Chef der Sicherheitspolizei als kommunistischer Funktionär bezeichnet, was weder stimmte, noch hätte es Hanns Mayer akzeptiert. Er kam zunächst in das Lager Malines, später in das KZ Breendonck, von wo er im Jänner 1944 nach Auschwitz deportiert wurde. Nach der Evakuierung von Auschwitz wurde er vorübergehend in ein Außenlager von Buchenwald und später nach Bergen-Belsen gebracht, wo er als einer der 615 Überlebenden von 25.437 aus Belgien deportierten Juden am 15. April 1945 befreit wurde. Körpergewicht 45 kg.

Der Krieg war drei Wochen später beendet — am 7. Mai 1945. Selbst wenn Hanns Mayer die Absicht gehabt hätte, nach Österreich zurückzukehren, wäre ihm dies materiell nicht möglich gewesen. Er hatte aber gar nicht die Absicht, er wollte nur zurück zu seiner Frau, zu dem einzigen Menschen, für den er um sein Überleben gekämpft hatte. Sie war einige Tage vorher an Herzversagen gestorben.

Hanns Mayer schrieb zunächst für Schweizer und holländische Zeitschriften, erst 1958 wurde zum ersten Mal eine Publikation in Deutschland mit dem Walter-Verlag vereinbart, die 1961 erschien — *Geburt der Gegenwart* — Améry bezeichnete dieses Buch als Kulturreportage. 1964, mit dem Beginn des Auschwitzprozesses, begann auch er sein

Auschwitz-Tagebuch zu verfassen. Die Begegnung mit Helmut Heissenbüttel im damals noch nicht so bezeichneten Goethe-Institut hatte einschneidende Folgen: Jean Améry wurde ein für deutsche Verlage schreibender Autor.

1966 erscheint sein Hauptwerk *Jenseits von Schuld und Sühne (Bewältigungsversuch eines Überwältigten)* mit den Kapiteln: An den Grenzen des Geistes — Die Tortur — Wieviel Heimat braucht der Mensch? — Ressentiments — Über Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein. Dieses Buch ist meines Erachtens das Beste, was über Auschwitz geschrieben wurde.

Es folgen mehrere andere Bücher sowie Essays und Beiträge für Radio und Fernsehen. Sicher nicht das beste Buch, aber für Améry das folgenschwerste, *Lefeu oder der Abbruch,* erschien 1974. Er hatte zwei Jahre daran gearbeitet, und es wurde in einer großen deutschen Zeitung total verrissen, ein Verriß, der tiefe, anhaltende Depressionen verursachte und seine Selbstmordabsichten, oder, wie er es genannt haben wollte, den Willen zum Freitod beschleunigte, den er in seinem „Diskurs über den Freitod" mit dem Titel *Hand an sich legen* zu rechtfertigen versuchte. Er betrachtete sich als einen „rate" (Versager), der immer nur „échecs" (Niederlagen) einzustecken hatte.

Am 17. Oktober 1978 unternahm er den Schritt, zu dem er schon Jahre vorher entschlossen gewesen war. Todesursache: Schlafmittelvergiftung. Mit Jean Améry starb einer der widersprüchlichsten und gerade deshalb interessantesten, begabtesten Essayisten Österreichs, dem seine Heimat, an deren Verlust er stark gelitten hatte, bis heute die entsprechende Anerkennung verweigert, sowohl als Autor als auch als Widerstandskämpfer, zwei wahrscheinlich in Zusammenhang stehende Beweggründe.

STELLUNG ZU ÖSTERREICH

„Wien ist für ihn nicht nur der Nabel der Welt, sondern die Welt schlechthin", erinnert sich Améry an seine seinerzeitige Einstellung und an das Nicht-Erkennen-Wollen der Zeichen der Zeit, obwohl ihm sozialistische Desperados vertraulich mitteilten, daß sie alle schon das illegale Parteibuch der Nazis in der Tasche hatten.

Als er an einem warmen Sommerabend, mit einem Freund durch das Raxgebiet wandernd, über den Semmering blickt, legt er sentimental den Arm auf die Schulter des Freundes und sagt: „Uns bringt keiner weg von hier." Er bleibt, bis man ihn „jagen wird wie einen Hasen".

Nach dem überstandenen Leid von Auschwitz hat er nie ernsthaft den Entschluß gefaßt, nach Österreich zurückzukehren, sich aber sehr viel und sehr unterschiedlich mit diesem Land und seiner Beziehung zu ihm auseinandergesetzt. Auffallend, daß er immer seine Vorarlberger Herkunft, seine Kindheit und Schulzeit in der österreichischen Provinz unterstreicht. „

Er betont, daß er seit 1946 Österreich regelmäßig besucht hat, ohne Gedanken, sich wieder dort niederzulassen. „Immerhin", sagte er, „ist mein Reisepapier der österreichische Paß." Eine erstaunliche Haltung, denn nach dem Jahre 1945 wäre ein belgischer Paß, den er ohne weiteres erhalten hätte, ein günstigeres Reisepapier gewesen. Amérys Begründung lautet, daß erstens sein Gastland in seiner nationalen Zerrissenheit — Wallonen und Flamen — nicht so geartet sei, sich naturalisieren zu lassen, außerdem — und das ist für Jean Améry viel bezeichnender —, „er will Emigrant" bleiben, nicht Auslandsösterreicher, sondern Emigrant. Auslandsösterreicher sind Kinder der Zweiten Republik, während er ein Österreicher der Zwischenkriegszeit geblieben ist, obwohl es ihm zutiefst unbehaglich in seiner Haut war, trotzdem er sich jenen zugehörig fühlt, die weiße Wadenstrümpfe und Trachten trugen. (Dies betont er in seinen Auseinandersetzungen mit dem Jude-Sein.) Den Dialekt seiner engeren Heimat gestattet er sich nicht mehr vom Tag an, da eine amtliche Bestimmung ihm verbietet, die Volkstracht zu tragen, in die er von früher Kindheit an fast ausschließlich gekleidet war.

In *Jenseits von Schuld und Sühne* berichtet er von folgenden Episoden: Ein SS-Mann, der unter jener Wohnung lebte, wo Jean Améry und Marianne Brand Flugblätter herstellten, fühlte sich gestört und kam wütend in den oberen Stock und forderte brüllend für sich und seine Kameraden Ruhe. *Er stellte seine Forderung — und dies war für mich das eigentlich Er-*

schreckende an der Szene — im Dialekt meiner engeren Heimat. Ich hatte lange diesen Tonfall nicht vernommen, und darum regte sich in mir der aberwitzige Wunsch, ihm in seiner eigenen Mundart zu antworten. Ich befand mich in einem paradoxen, beinahe perversen Gefühlszustand von schlotternder Angst und gleichzeitig aufwallender, familiärer Herzlichkeit. Eine gespenstische, nicht selten vorkommende Situation, in die man geraten konnte, wenn man mit falscher Identität leben mußte und plötzlich mit Heimatklängen konfrontiert wurde.

Améry gelangt zur Erkenntnis, daß das Kindheits- und Jugendland die Heimat ist, daß es dorthin aber keine Rückkehr geben kann, weil der Wiedereintritt in den Raum keinen Wiedergewinn der verlorenen Zeit bedeutet. Eine dieser ausgezeichneten Formulierungen, die zunächst überzeugen, aber bei längerem Nachdenken anzuzweifeln sind. Aus eigener Erfahrung weiß jeder, wie sehr durch das Wiedersehen mit einer Landschaft, durch den Besuch einer ehemals durchstreiften Gegend Stimmungen, längst vergessen geglaubte Erlebnisse wieder auftauchen. Nicht immer entsteht dann das Gefühl von Heimat oder Zu-Hause-Sein, aber es ist meistens doch ein „Wiedergewinn der verlorenen Zeit". „Aspekte des Österreichischen" betitelte Jean Améry seinen Beitrag zu einem Sammelband des Europa-Verlages *(Im Brennpunkt),* in dem er sich sehr eingehend mit dem Unterschied der Ersten Republik zur Zweiten auseinandersetzte. Der Österreicher der Ersten Republik hatte keine Achtung vor seinem Land, er war nicht eins mit sich und dem Alpenländchen, während die Kinder der Zweiten Republik Österreicher sind, auf durchaus selbstverständliche und unbefangene Weise. .

„Für uns“, stellt er fest, „die wir das Österreich der Ersten Republik in uns tragen und niemals hineinwuchsen in die Zweite, verhält es sich anders", und er meint mit Recht, daß Personen wie er besser in der Lage sind, Vergleiche anzustellen zwischen dem Österreich von damals und dem von heute, denn Leute „seines Schlages“, seiner Vergangenheit, haben nur mehr eine sentimentalische Beziehung, die ihnen gewisse Aspekte Österreichs deutlicher machen als jenen, die ohne emotionelle Belastung Österreicher sind. Bei diesem Vergleich, den er zwischen der Ersten und der Zweiten Republik zieht, kommt das jetzige Österreich nicht gut weg. Vom Wien der Zweiten Republik werde man nicht als von einer geistigen Kapitale sprechen, denn zum Unterschied von der Ersten Republik, die aus dem Reservoir der Monarchie schöpfte, sei der jetzige Staat auf sich selbst gestellt. Wien könnte demnach aus dem Kapital der Ersten Republik schöpfen, wenn durch politische Komplikationen diese Vergangenheit nicht verschwiegen oder nur zur gelegentlichen Aufbesserung des verlorenen Image hervorgeholt werden würde. Améry zählt eine Reihe ausländischer geistiger Zentren auf, die vom Gedankengut Intellektueller der Ersten Republik schöpfen, von Freud, Musil, Kraus und vielen anderen. „Aber als Staat behandelt Österreich die Männer, die es als Zeugen für seine geistige Größe anruft, miserabel...“ Den Vertriebenen wurde keine Förderung zuteil, wohingegen Schriftsteller, die mit dem Nationalsozialismus sympathisierten, weiter gefeiert werden (Heinrich Waggerl, Paula Grogger und andere mehr). Diese Feststellung mag mit ein Grund sein, warum Améry es vorzog, nicht nach Österreich zurückzukehren, und mit dieser Einstellung ist er nicht allein, die Mehrzahl der vertriebenen Schriftsteller blieb höchstens zu gelegentlichen Besuchen in Österreich. *Die Erste Republik quoll über von Geist und Begabung, um nicht zu sagen: Genie, aber der Staat war antigeistig und sperrte die intellektuelle Opposition ins Ghetto des Austromarxismus, dem man schließlich im Jahre 1934 mit der gebotenen, durch schwere Artillerie versinnbildlichten Energie das Ende setzte.*

Auch hier eine Formulierung, die zuerst zustimmendes Kopfnicken hervorruft, aber bei einiger Überlegung wandelt sich das Kopfnicken in Kopfschütteln. Der Austromarxismus war damals eine bewußte, gewollte Opposition, die im Gegensatz zur bürgerlichen eine Arbeiterkultur entwickelt hatte, die beispielgebend für viele Länder war. Gerade diese bewußte Opposition war anspornend und fruchtbar. Améry selbst muß dann einige Zeilen weiter die Frage stellen, ob nicht gerade die Spannung zwischen Geist und Macht zur intensiven Sprengkraft von Intellekt und Sensibilität wurde.

Dieses mit sich und in sich selbst zerfallende Österreich von damals war und blieb seine Heimat, das heutige Österreich blieb ihm fremd. Manches habe sich zum Guten, zum Besten gewendet, „man darf den Paß dieses Staates mit einem Gefühl tragen, das kein Unbehagen ist. Fremdsein, Vorbehalte bleiben. Es bleiben vor allem Erinnerungen …“

Er war dabei, als Hitler einmarschierte und sein Empfang zu zügellosen Festivitäten ausartete, er war nicht dabei, als die Russen einmarschierten und den Ja-Sager zum „Anschluß“, Karl Renner, zum Staatschef erhoben. Er war auch nicht dabei, als Österreich sich klein machte und ein zum Beklagen einladendes erstes Opfer Hitlers wurde, aber er war dabei, als der Staatsvertrag abgeschlossen wurde, und er war Zeuge, wie jeder einzelne Österreicher dies als sein ganz persönliches Verdienst empfand. Er verachtete den derzeitigen Patriotismus, der sich im Sport und in der Kochkunst manifestiert, in Weinseligkeit und Selbstgefälligkeit.

Sein Abstand zur Zweiten Republik, den er, man könnte sagen, kultiviert und gezüchtet hat, geht so weit, daß er nicht zugeben kann, daß auch die großen Begabungen der Zweiten Republik in Opposition zu Macht und Gesellschaft stehen. Exemplarisch manifestiert sich dies in der Auseinandersetzung mit Thomas Bernhard. In einer Rezension über *Ursache* und *Korrektur* von Thomas Bernhard erinnert er sich nicht an seine Behauptung, es gäbe keine Subversion, und das, was es gäbe, wäre eine wohlfeile Sache, könne sogar konsumiert werden, die Kontestation werde vereinnahmt. Dies sei zwar kein österreichisches Spezifikum, erst wenn die integrierte Negation zum Gegenstand der vaterländischen Erbauung wird, sei es typisch österreichisch.

Nun hatte er es mit einem subversiven Schriftsteller zu tun, der weit davon entfernt ist, in vaterländischer Erbauung integriert worden zu sein, man erinnere sich nur an die harte Kritik eines ehemaligen Kulturministers und eines ehemaligen Finanzministers. Auch Améry geht mit Thomas Bernhard scharf ins Gericht; man könne seine Bücher nur als Pathogramm des „Morbus austriacus" — so auch der Titel der Rezension — lesen, als Gereiztheit einer verstörten Seele, eines die Proportionen nicht mehr wahrnehmenden Kopfes. Améry gestattet Bernhard nicht jene Kritik, die er, Améry, sehr wohl formuliert, wenn er unvermittelt die von Bernhard attackierte Bevölkerung Salzburgs in Schutz nimmt und meint, sie sei nicht schlimmer als anderswo. Er stellt sogar die Frage, ob es erlaubt sei, dieses Land und dieses Volk so hinzustellen, wie Bernhard es tut.

Vollends gespenstisch wird es aber, wenn Améry einen Satz Thomas Bernhards, „Meine Heimatstadt ist in Wirklichkeit eine Todeskrankheit“, folgendermaßen kommentiert: „Sagen wir zunächst nur: Thomas Bernhard empfand sie als solche, wir müssen ihm glauben."

Salzburg war die Stadt, zwischen seinem Geburtsort Hohenems und Wien — der Stadt, aus der er vertrieben wurde —, die Améry als Ort seines Freitodes gewählt hatte.

Es gäbe noch eine Fülle von Zitaten, die Amérys widerspruchsvolle Haltung zu Österreich ausdrücken. Der folgende Satz faßt all dies zusammen: „Man kann krank sein vor Widerwillen gegen dieses Land, wenn man ihm angehört. Aber man hört nicht auf, es auf eine vertrackte Art zu lieben."

STELLUNG ZUR JUDENFRAGE

Die Schwierigkeiten der Juden nach Hitler, die weder religiös noch traditionell erzogen wurden, spiegeln sich in Amérys Büchern sehr deutlich wieder. Jean Améry macht einen Unterschied zwischen Judentum und seinem, wie er es bezeichnet, „Jude-Sein“. Dazu muß man feststellen, daß sich dieser von Jean Améry für seine Person definierte Unterschied sehr allgemein anwenden läßt, denn es war tatsächlich das Erlebnis der Judenverfolgung, das viele betroffen hatte, die mit dem Judentum kaum etwas gemein hatten, sowie es eine Reihe von Christen gibt, die wenig mit dem Christentum zu tun haben. Der Unterschied liegt nur in der Freiwilligkeit, Christ zu sein, während das Jude-Sein von den politischen Ereignissen aufgezwungen wird.

Es muß einiges allgemeiner Art zur Haltung der österreichischen assimilierten Juden gesagt werden. Die Österreicher jüdischer Herkunft waren in erster Linie Österreicher, hauptsächlich Wiener, und die Beziehung zur Religion und die Ausübung religiöser Vorschriften waren für die einen ebenso selbstverständlich, wie es die Ablehnung frommer Sitten für andere war. Im allgemeinen war das Jüdisch-Nationale, das Religiöse, etwas für Ostjuden, und je weiter entfernt die Abstammung aus dem galizischen, ungarischen

oder mährischen Raum war, desto mehr entfernte man sich auch von religiösen Bräuchen. Die besten Darstellungen für diese Zwiespältigkeit finden sich in den Werken Arthur Schnitzlers und in der Person Joseph Roths, der zwischen Sozialismus, Monarchie, Christentum und Judentum auf der Suche nach der geistigen Heimat schwankte. Es ist daher nicht außergewöhnlich, wenn sich diese Ambivalenz auch bei Jean Améry findet.

Dies zeigt der Sammelband *Mein Judentum,* herausgegeben von Hans Jürgen Schultz, in dem mehrere Persönlichkeiten ihre ganz unterschiedlichen Einstellungen darlegen und Jean Améry Standpunkte vertritt, die mit dem, was er zehn, elf Jahre vorher in *Jenseits von Schuld und Sühne* geschrieben hat, nicht übereinstimmen.

In dem Mitte der siebziger Jahre verfaßten Aufsatz beginnt Jean Améry damit, daß zu seinen unauslöschlichen Erinnerungen christliche Feste gehören, namentlich die weihnachtliche Mitternachtsmette.

Der Lernprozeß begann, als er nach Wien übersiedelte, dem Antisemitismus begegnete, sich in ein Mädchen verliebte, dessen „steirische Herkunft“ nicht fleckenlos, ihr Vater ein eingewanderter Ostjude war. Eine Welt brach für ihn zusammen. Trotz mütterlichen Protestes ließ er nicht ab von ihr, aber er ignorierte ihre Abkunft. Er wollte nicht aus rassischen Gründen, sondern aus freien Stücken ein Antinazi sein. Eine psychisch unmögliche Situation. Die Nürnberger Gesetze klärten ihn auf: Für die Mehrheit aller Deutschen und Österreicher galt auch er als Jude.

Als er 1940 im eiskalten Winter im Lager Gurs einer Chanuckafeier beiwohnte, meinte er, in eine andere und durchaus *unheimliche Welt* verschlagen worden zu sein. Die Kirche war ihm präsent, nicht die Synagoge, aber durch die Nürnberger Gesetze war er zum Jude-Sein gezwungen worden.

Nach der Flucht nach Belgien wurde er vom „Joodse Komiteit“ in Antwerpen betreut. Die jiddische Sprache, mit der er angeredet wurde, war ihm eine „unsägliche Peinlichkeit“. Sein Jude-Sein hatte er als Prinzip, nicht aber als Praxis genommen. In diesem Aufsatz meint er sogar, daß sein Anschluß an die Résistance ein letzter Versuch gewesen sein mag, sich dem Judentum zu entziehen. Er wollte nicht als Jude, sondern als Widerständler festgehalten werden.

Aber dann kam Auschwitz, dort habe sein Jude-Sein endgültige Gestalt angenommen. Dort mußte er den Kelch bis zum allerbittersten Ende trinken. Mit dem *Judentum* hatte er noch immer nichts zu tun, die jiddische Sprache ergriff ihn, aber er verstand die Sprache nicht, er konnte für sich das Judentum im Sinne historischer Tradition nicht erwerben, hingegen die Solidarität, die ihn mit der Mehrzahl aller Juden verband, und Solidarität mit dem Staat Israel. Und der sofortige Einwand: „Nicht, daß ich in diesem Land würde wohnen wollen. Es ist mir zu heiß, zu laut, zu fremd in jeder Hinsicht.“ Zu laut, zu heiß sind allgemein gültige, objektive Empfindungen, aber *fremd?* Fremd in *jeder* Hinsicht? Hier handelt es sich um eine jener typischen Sentenzen Amérys, die zunächst bestechen, sich aber bei längeren Überlegungen als bezweifelbar erweisen, denn sowohl der jüdische als auch der nichtjüdische Besucher wird in diesem Völkergemisch des Staates Israel sehr viel Bekanntes, Familiäres finden.

In seinen Gedanken über die Bewahrung oder Wiedererlangung der Würde unter den Bedingungen des KZ findet er: „Ich nahm es auf mich, ein Jude zu sein, wiewohl es gewisse Möglichkeiten zu einem Arrangement gegeben hätte.“ Als er einmal den Mut aufbringt, einen polnischen Häftlingsvorarbeiter zurückzuschlagen, war er trotz der Prügel, die er nachher bekam, mit sich zufrieden: *Ich wurde Mensch, nicht indem ich mich innerlich auf ein abstraktes Menschentum berief, sondern indem ich mich in der gegebenen gesellschaftlichen Wirklichkeit als revoltierender Jude auffand und ganz realisierte. (Jenseits von Schuld und Sühne,* 144)

Als er nach der Befreiung in fast ganz Europa neuerlich aufflammenden oder plötzlich entstandenen Antisemitismus wie in Holland entdeckte, zog er sich auf die Position Sartres zurück — das sei Sache der Antisemiten, ihre Schande, ihre Krankheit; die Ursache wollte er nicht untersuchen. Aber in dem in der Zeitschrift *Tribüne (Zeitschrift zum Verständnis des Judentums)* 1969 erschienenen Artikel „Die Linke und der Zionismus“ verurteilt er die Neue Linke in ihrer Ablehnung der israelischen Politik nicht deshalb, weil sie krank sei, sondern weil die Nazikatastrophe für sie tiefe Geschichte ist, sie daher auch nicht die

jüdische Katastrophe begreifen und Israel nicht als Land sehen kann, wo Überlebende und Verfolgte nach langer Wanderschaft sich in tiefer Erschöpfung niederlassen. Wenn man mangelndes Geschichtsbewußtsein als Krankheit bezeichnet, was einige Berechtigung hätte, dann gibt es hier bei Améry Übereinstimmung der unterschiedlich geäußerten Standpunkte.

Zitat aus *Jenseits von Schuld und Sühne: Ich kann in meinen Erwägungen den Juden, die Juden sind, weil eine Tradition sie birgt, keinen Raum lassen. Nur für mich selbst darf ich sprechen — und immerhin, wenn auch mit Vorsicht, für die nach Millionen zählenden Zeitgenossen, auf die ihr Jude-Sein hereinbrach, ein Elementarereignis, und die es bestehen müssen, ohne Gott, ohne Geschichte, ohne messianisch-nationale Erwartung. Für sie, für mich heißt Jude-Sein, die Tragödie von gestern in sich lasten spüren.*

Demgegenüber findet sich in dem erwähnten Aufsatz im Sammelband *Mein Judentum.* Jahre später verfaßt, folgende Feststellung: „Ich bin mir sicher, daß mein Intellekt und meine seelische Befindlichkeit jüdisch sind ...“

Es ist ihm sicher nicht bewußt geworden, wie sehr dieser Satz vom jüdischen Intellekt und der jüdischen Befindlichkeit zu seiner vorangegangenen Ablehnung im Widerspruch steht. Es ist anzunehmen, daß Améry Sigmund Freuds Betrachtungen zu seinem eigenen Judentum nicht gekannt hat, es hätte ihm — wie vielen von uns — einige Klarheit verschafft. 1926 sprach Freud von der Anziehungskraft dunkler Gefühlsmächte, „umso gewaltiger, je weniger sie sich in Worte fassen ließen“. Freud erklärte zum Abschluß dieser Rede vor dem B’nai B’rith, daß er als Jude vorbereitet war, in die Opposition zu gehen und auf das Einvernehmen mit der kompakten Majorität zu verzichten.

Améry wurde trotz Trachtenkleidung und bodenständiger Mundart aus der kompakten Majorität ausgeschlossen. Diese Erfahrung war für ihn und Millionen andere das ausschlaggebende Erlebnis, sich mit ihrem Anders-Sein zu befassen. Trotz aller Abwehrmechanismen und mitunter widersprüchlichen Erwägungen mag die Erkenntnis in seinem „Bewältigungsversuch eines Überwältigten“ *(Jenseits von Schuld und Sühne)* die letztendlich gültigste sein: *Ich trage auf meinem linken Unterarm die Auschwitz-Nummer: die liest sich kürzer als der Pentateuch oder der Talmud und gibt doch gründlicher Auskunft. Sie ist auch verbindlicher als Grundformel der jüdischen Existenz. Wenn ich mir und der Welt, einschließlich der religiösen und nationalgesinnten Juden, die mich nicht als einen der ihren ansehen, sage: Ich bin Jude, dann meine ich damit die in der Auschwitznummer zusammengefaßten Wirklichkeiten und Möglichkeiten.*

STELLUNG ZUM WIDERSTAND, ZU DEN KOMMUNISTEN, ZUR LINKEN

Max Frisch bei den Solothurner Literaturtagen: „Ein Aufruf zur Hoffnung ist heute ein Aufruf zum Widerstand!“ Ersetzen wir das *Heute* im Sinne Amérys durch *immer:* Hanns Mayer war Widerständler, Resistant, lange bevor diese Bezeichnung für die Kämpfer gegen Hitlers Machtapparat verwendet wurde. Im Februar 1934, als der Schutzbund zu den Waffen griff, meinte er, „man müsse die Revolte suchen“, und als er sie gefunden hatte, wurde er mit der Aufgabe betraut, Waffen und Munition in Sicherheit zu bringen. Als er im Jahre 1935 in einem Caféhaus vom Erlaß der Nürnberger Gesetze las und feststellte, daß die Weltöffentlichkeit diese schändliche Gesetzgebung akzeptierte, beschloß er, dieses Welturteil in der Revolte zu überwinden. Bei Ausbruch des Krieges 1939 meldete ersieh freiwillig, aber Belgien hatte seine Neutralität erklärt, mobilisierte nicht und nahm keine Freiwilligen. Améry spricht von fiebriger Kriegsbereitschaft, endlich Mann gegen Mann, mit der Waffe in der Hand, einem Feind gegenüberzustehen, der ihm bisher nur Jäger, Judenjäger, gewesen ist.

Jean Améry ist bekannt als Widerstandskämpfer in Belgien, aber es ist kaum bekannt, daß er in einer von österreichischen Kommunisten geleiteten Gruppe war, er selbst erwähnte das nur zweimal und Jahrzehnte später (1978, 1979), er bezeichnete sich meistens als Angehöriger der belgischen Résistance und sagte einmal: „Ich war auch niemals verbindlicher oder verbundener Angehöriger einer bestimmten Ideologie“, obwohl aus allen seinen Äußerungen hervorgeht, daß er sich im wesentlichen als Linker fühlte. Im Gespräch mit

Schultz-Gerstein *(Der Doppelkopf),* sagte er eindeutig: „Ich bin in einer von Kommunisten geleiteten Widerstandsgruppe gewesen.“

Nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Belgien am 10. Mai 1940 verhafteten die belgischen Behörden alle österreichischen und deutschen Emigranten. Eine Handvoll österreichischer Kommunisten, hauptsächlich Frauen, waren in Brüssel geblieben. Die Gruppe war schon vor dem Einmarsch sehr aktiv, hatte unter anderem, wie es damals hieß, „für's Land" gearbeitet, und der Rest der Gruppe fand nun, das „Land“ sei in Gestalt von Soldaten nach Belgien gekommen, und man sollte die antifaschistische Tätigkeit fortsetzen. Es wurden sehr bald mit den einfachsten Mitteln sogenannte „Pickerln", Flugblätter und später eine Soldatenzeitung hergestellt. Da diese Arbeit äußerst gefährlich war, war die Aufteilung streng konspirativ. Einige wenige waren mit der Redaktion, andere mit der Herstellung und wieder andere mit der Verteilung des Materials beschäftigt, und die sogenannte Mädelgruppe bemühte sich, Bekanntschaft mit Soldaten zu schließen und mündlich ihre Überzeugungen weiterzugeben. Die anfänglich aus fünf bis sechs Leuten bestehende Gruppe wurde durch Personen aufgefüllt, deren Fluchtversuch sich als vergeblich erwies, da die Deutsche Wehrmacht die Flüchtlingswellen überrollte, ferner durch viele am 10. Mai verhaftete Männer, denen es gelungen war, aus den französischen Lagern Gurs und St. Cyprien auszubrechen, darunter Jean Améry, und durch Menschen, die das Bedürfnis hatten, sich gegen die Maßnahmen der deutschen Besatzung zur Wehr setzen.

Es wäre vermessen, zu behaupten, daß die Gruppe Jean Améry zur Mitarbeit werben mußte, ganz abgesehen davon, daß ein Werben für diese äußerst gefährliche Tätigkeit nicht möglich gewesen wäre, im Gegenteil, absolute Freiwilligkeit und das Wissen um die daraus resultierenden Gefahren waren Voraussetzung. Hanns Meyer hatte Marianne Brand, ein Mitglied der Jugendgruppe, kennengelernt. Sie war, obzwar Deutsche, schon vor dem Krieg innerhalb der österreichischen Jugendgruppe und blieb, als die politische Tätigkeit unter den Bedingungen der Illegalität fortgesetzt wurde. Sie war es, die Hanns Mayer in die Gruppe brachte, und mit ihr hatte er in einem Quartier, das als sehr sicher galt, an der Herstellung von Flugblättern gearbeitet. Jean Améry war bezüglich der Kontaktnahme zur Gruppe sehr diskret, auf Marianne Brand, mit der zusammen er verhaftet wurde, gibt es nur einen einzigen Hinweis: *Unsere Widerstandsgruppe hatte damals einen Stützpunkt in der Wohnung eines Mädchens; dort stand das Vervielfältigungsgerät, auf dem wir unsere illegalen Flugblätter herstellten. Gelegentlich hatte die* allzu furchtlose junge Person, die später dann auch mit dem Leben bezahlte... [hervorgehoben von G. H.[. Es war nicht Leichtsinn, sondern der fehlende Ariernachweis, dazu die Tatsache, bei der Herstellung von illegalem Material erwischt worden zu sein, genau so wie Jean Améry. Sie kam ins KZ, wo sie an Hunger und Krankheit zugrundeging, wie Millionen andere.

Wenn es zu Marianne Brand nur einen einzigen Hinweis gibt, so ist die teils spöttische Distanzierung zum Inhalt der Flugblätter häufig. Einige Beispiele: *Wir haben vielleicht nichts getan, als ebenso blödsinnig konzipierte wie wirkungslose Flugblätter zu verteilen...* Oder: *Wir stellten ziemlich primitives Agitationsmaterial her, von dem wir uns einbildeten, es könne die deutschen Soldaten vom grausamen Wahnwitz Hitlers und seines Krieges überzeugen...* Oder: *So verteilte ich wirkungslose Flugblätter unter Lebensgefahr, aber im falsch-stolzen Bewußtsein, ich sei ein Kämpfer.*

Es wäre jedoch völlig falsch, Améry als sturen Antikommunisten abzustempeln, im Gegenteil, mehrere Bemerkungen kennzeichnen ihn als sehr objektiven Beobachter. Dazu gehören einige der folgenden Zitate: *Pepperls Männer* (eine Bezeichnung für Kommunisten in Anspielung an Josef Stalin), *wenn (sie) nicht recht hatten, so doch recht taten.* Oder die oftmals zitierte Einsicht: *Unleugbar haben die Kommunisten, gegen die du dich aus barem, bürgerlichem Hochmut, dazu aus unentschuldbarer Kenntnislosigkeit sperrtest, wenn schon nicht klüger, so doch authentischer gehandelt als du.* In den *Wanderjahren* meint er: *Denn schließlich waren Kommunismus und Marxismus nicht ausschließlich bei jenen, die wie von einer Geliebten in zärtlichem Tone von Stalin sprachen oder gar in Ehrfurcht über ihn schwiegen. Es hätte dir nicht entgehen dürfen, daß Lenins Werk „Materialismus und Empiriokritizismus", das sich genau mit jenen Fragen befaßte, die damals auch die deinen waren, eine Arbeit von Rang ist, die man nicht umgehen kann. Du warst inauthentisch nicht nur als Flüchtling aus der Tat, sondern auch als Feigling vor dem Wort.*

Widerstand als solcher war für ihn so selbstverständlich, daß er in der Besprechung des Buches von Alfred Andersch, *Die Leute von Winterspelt,* die Hauptgestalt verurteilte. *Da kam er als arischer Emigrant 1937 nach Belgien, hatte als Kunstexperte von Rang Verbindung zu belgischen Kreisen, zu jenen übrigens, die ich gut kenne und von denen ich weiß, in welchem Lager sie standen. Warum fand er über sie nicht den Weg in die Widerstandsbewegung? (Der integrale Humanismus)* Es ist charakteristisch für Améry, von der Romangestalt eines anderen linken Autors zu fordern, sie hätte sich der Widerstandsbewegung anschließen sollen.

Ein Satz wie „man hatte kein Recht, kampflos zu überleben", ist gleichfalls sehr charakteristisch und bezieht sich auf die Situation vor dem „Anschluß", über die er folgendes berichtete: *Ein Kardinal schrieb in netter Kurrentschrift ein Heil Hitler unter eine fürsterzbischöfliche Botschaft, und ein großer alter Trottel des Sozialismus entdeckte, er sei schon immer fürs Großdeutsche Reich gewesen,* und sagt dann von sich: ... *er tat nichts. Er brachte sich nicht um, was noch ein halbwegs männlicher Akt gewesen wäre.* Den halbwegs männlichen Akt vollzog er später.

Er distanzierte sich zwar von der kommunistischen Leitung seiner Widerstandsgruppe, aber viel eindeutiger distanzierte er sich von den beruflichen Antikommunisten oder abgefallenen Kommunisten, deren sich die USA im Kalten Krieg bedienen mußten, weil sie von der feindlichen Ideologie so gut wie nichts wußten. In einem von hohem Verantwortungsbewußtsein gekennzeichneten Artikel, „Die Kreuzfahrer", erschienen 1961 *(Geburt der Gegenwart),* bricht er den Stab über die abgesprungenen Kommunisten, nimmt sich jeden einzelnen vor, Borkenau, Silone, Orwell, Manès Sperber und andere mehr, insbesondere Arthur Köstler, die alle vor dem Zwang standen, die eigene Vergangenheit abzuwerfen. *Für alle Kaltkriegsideologen war die antikommunistische Aktivität eine Art schriftstellerischer Psychotherapie. wenn auch,* wie Améry meint, .. .*keineswegs eine klinisch immer gelungene.*

Améry erkannte sehr wohl die Gefahr für den Bestand der Menschheit, wenn diese Schriftsteller ihre persönlichen Befreiungsprozesse ohne historiographische Objektivität vollzogen und sie an geistige Führungsstellen des Westen berufen werden könnten, um die Überzeugung zu verbreiten, daß es keinen Platz gäbe auf dieser Erde für den kommunistischen Osten *und* den demokratischen Westen, daß nur die Vernichtung der kommunistischen Herrschaft die Lösung bringen könnte. *Auf den Krieg lief das alles hinaus, auf den blutheißen Krieg,* warnte Améry, *denn der Kalte Krieg, für den die Kreuzfahrer die ideologischen Waffen lieferten, hatte nur Sinn und Rechtfertigung, wenn er die Vorbereitung des totalen war.*

Trotz allem kritischen Abstand zu den Kommunisten hatte Améry sich nie für eine Politik des Kalten Krieges einspannen lassen, er hatte sehr früh erkannt, daß der Stalinismus eine vorübergehende Periode sein könnte, und verwarf jeden Vergleich zwischen Hitler und Stalin. Von ihm stammt der treffende Ausspruch, daß man sich einen entstalinisierten Kommunismus vorstellen kann, aber niemals einen enthitlerisierten Faschismus.

Selbst zum Terrorismus hatte Jean Améry eine sehr differenzierte Haltung — sicher auch unter dem Einfluß seines großen Vorbildes Jean-Paul Sartre —; so meinte er: *Ich widerrufe nicht, daß es politische Situationen gibt, Zwangslagen von Menschen, die von der Gesellschaft verschandelt wurden, und für die tatsächlich die violente Reaktion zugleich auch die moralische ist. Aber... der Terrorismus als internationales, überpolitisches Phänomen, als bare Willkür, ist mir ein Alpdruck.* Im Interview mit Schultz-Gerstein geht er so weit, zu versichern, daß, wenn er in der Widerstandsbewegung im Besitz einer Waffe gewesen wäre, er mit Bestimmtheit den erstbesten Gestapomann und dann sich selbst erschossen hätte.

Die Frage, warum Améry jahrelang seine Zugehörigkeit zu einer von Kommunisten geleiteten Widerstandsgruppe verschwiegen und nur verächtlich darüber gesprochen hat, beschäftigte mich lange Zeit, und ich bin zu dem Ergebnis gekommen, — hier begebe ich mich auf das glitschige Pflaster der Psychoanalyse —, daß dies im Zusammenhang mit seiner Verdrängung des Verhältnisses mit Marianne Brand stand. Er erwähnt sie ein einziges Mal, sehr verletzend, wenn er von „einer allzu furchtlosen Person, die dann auch mit dem Leben bezahlte“, spricht. Ein makabrer Spott, der Améry nicht zusteht, hatte er doch gründlich erfahren, daß Furchtlosigkeit nicht die häufigste Todesursache war, sondern die jüdische

Herkunft, die Widerstandstätigkeit. Angeblich konnte er sich viele Jahre später, als er auf sie angesprochen wurde, nicht mehr an sie erinnern.

Man kann ein Liebesverhältnis verdrängen, aber nicht vergessen.

Ein zweiter Grund seiner Ablehnung mag in der Tatsache begründet sein, daß er selbst nie zur Redaktion der Schriften herangezogen wurde, was sicher ein Fehler war, wußten doch alle maßgeblichen Mitarbeiter, daß Hanns Mayer Schriftsteller war. Allerdings muß bezweifelt werden, daß sein Stil die Soldaten mehr berührt hätte, denn, um mit Max Frisch zu enden: es gibt historische Situationen, wo Agit-Prop die einzige Literatur von Relevanz ist.“

DER SCHRIFTSTELLER JEAN AMÉRY — SEINE WICHTIGSTEN PUBLIKATIONEN

Mit Ausnahme des Romans *Lefeu* ist die Sekundärliteratur über Jean Améry sehr zustimmend, jedoch leicht larmoyant. Mag sein, daß er selbst durch die Themenwahl — Auschwitz, Exil, Heimatverlust, Altern, Freitod — zu einer solchen Rezeption zwingt. Gisela Lindemann schreibt im Vorwort zu Amérys *Bücher aus der Jugend unseres Jahrhunderts:* „Über alles, was er schrieb, hat erden Stab gebrochen“, oder, wie es im Klappentext heißt, Beschauliches sei von ihm nicht zu erwarten. Leider sind seine Arbeiten über Jean-Paul Sartre, seine Buchbesprechungen viel weniger bekannt, sie könnten einen anderen, weniger aggressiven, weniger resignierenden Améry vermitteln. Die oben zitierten tragischen Themen sind tatsächlich durch Stil und Formulierungskunst mitreißend, ansteckend. Andrerseits sind Teile aus seinem Buch *Jenseits von Schuld und Sühne,* das meines Erachtens sein wichtigstes Werk ist, von einer Klarheit, sogar Distanziertheit, emotionsfrei zum Unterschied von anderen Auschwitzbüchern, die — man verzeihe den Ausdruck — gerade deshalb wohltun. Améry fordert kein Mitleid, kein Mitgefühl, er erzeugt es durch die Schilderung des Geschehens, appelliert sogar häufig an das Überdenken und erreicht wahrscheinlich deshalb die große Überzeugungskraft.

Bewältigungsversuch eines Überwältigten, allein in diesen drei Worten des Untertitels liegt mehr Aussagekraft als in so mancher langen Abhandlung.

Anläßlich des Auschwitzprozesses, nach zwanzigjährigem Schweigen, begann Améry seine Gedanken über das Erlebte niederzuschreiben. Als ein Freund meinte, es gäbe schon zu viele Auschwitzbücher, antwortete er, er habe nicht das Gefühl, daß über Auschwitz so viel geschrieben wurde, wie, sagen wir, über die elektronische Musik oder den Bundestag von Bonn.

Zwei Kapitel dieses Buches, „An den Grenzen des Geistes“ und „Die Tortur“, beschäftigen sich ausschließlich mit Auschwitz, die andern drei, „Wieviel Heimat braucht der Mensch?", „Ressentiments“ „Über Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein“, mit den Folgen von Exil, Unterdrückung und KZ. Obwohl er sich hauptsächlich mit dem Intellektuellen in Auschwitz befaßt, ist es, um ein gebräuchliches, wenn auch nicht sehr schönes Wort zu verwenden, eine der besten „Aufarbeitungen“, weil es die objektivste ist. Selbst in dem Kapitel über die Tortur bemüht er sich, losgelöst von der persönlichen Qual zu berichten. Es bedarf unermeßlicher Kraft, sich über die Gegenwart zu erheben und den Blick zurück in die Geschichte zu wenden — was aber auch gleichzeitig ein Mechanismus des Durchhaltens sein kann —, um zu folgender Erkenntnis zu gelangen: *Die Folter war keine Erfindung des deutschen Nationalsozialismus, aber sie war seine Apotheose. Ein Deutschland war da. das Juden und politische Gegner in den Tod trieb, da es sich nur au f diese Weise glaubte, verwirklichen zu können. Und was weiter?* Der historische Rückblick, den er dann anstellt, weist ihn viel besser als Intellektuellen aus, als alle anderen, teils mühevollen Überlegungen, die er vorher anstellt, um den Intellektuellen zu definieren: *Es war die griechische Zivilisation aufgebaut auf Sklaverei, und ein athenisches Heer hatte auf Melos gehaust, wie die SS in der Ukraine. Menschenopfer unerhört waren gefallen, soweit das Licht der Geschichte in die Tiefe reicht…*, eine Erkenntnis, die nicht nur Bildung, sondern auch Kühnheit beweist in einer Zeit, die das Einmalige und Erstmalige der Hitlerschen Vernichtungsmaschinerie einfordert. *Die Via Appia war gesäumt gewesen von gekreuzigten*

Sklaven, und drüben in Birkenau verbreitete sich der Gestank verbrannter Menschenleiber. Hier war man nicht Crassus. sondern Spartakus, das war alles. Mit der Kleistschen Andichtung des Rheins setzt er seine Vergleichsversuche fort: *Lass gestäuft von ihren Leichen, schäumend um die Pfalz ihn weichen... und. wer weiß, er hätte seine Kadaverphantasie verwirklicht, wäre ihm die Macht zugefallen,* spekuliert Améry.

Der einzige, der sich kritisch mit Améry auseinandersetzt, ist Primo Levi, dessen Auschwitzbücher einen viel breiteren Leserkreis gefunden haben. Nachdem er sich fast entschuldigt, in eine Polemik mit einem potentiellen Freund und Gesprächspartner, mit einem Verstorbenen einzutreten, hält er diesen Schritt doch für notwendig. Er wolle mit seinem Essay eine Diskussion und eine Kritik an Amérys bitterem und eiskaltem Kapitel „An den Grenzen des Geistes" anregen. Er findet die Einschränkung, die Améry für den Begriff des Intellektuellen macht, falsch, denn auch der Mathematiker und Naturwissenschaftler sei Intellektueller, der kultivierte Mensch als solcher sei als Intellektueller zu bezeichnen. Auch habe er, Primo Levi, unter einigen Zuständen nicht oder anders gelitten, er zählt vieles auf. worüber er gleicher Meinung wie Améry ist. vieles, das er anders empfunden hatte als Améry. Zum Beispiel habe er sich nicht über das des Sterbens Gedanken gemacht, vielleicht, weil er jünger, ungebildeter, weniger bewußt gewesen war. Er dachte vielmehr an ein Stück Brot, ans Flicken der Schuhe, daran, ein Stück Kraut zu stehlen, die Zeichen rund um sich zu interpretieren. Und Primo Levi schließt dieses Kapitel mit dem heute, angesichts von Amérys Selbstmord, erschütternden Satz: „Der Zweck des Lebens ist die optimale Verteidigung gegen den Tod — nicht nur im Lager."

In *Örtlichkeiten* und *Wanderjahre* wird der Entschluß oder die Entschlußlosigkeit zum Auswandern so wahrhaftig beschrieben wie nirgendwo. Améry behandelt das Dilemma der Sehnsucht, „zu Hause" zu bleiben, und die Bedrängnis, wegzugehen, so klar und eindringlich, daß diese Bücher all jenen anzuraten sind, die da sagen, warum sind die Juden nicht früher gegangen, oder anderen, die meinen, die Juden hätten es gut gehabt, sie seien weg. während wir Krieg führen mußten. *Wer Grütze im Kopf hatte und nicht nur Geld in der Tasche, sorgte rechtzeitig für seine Übersiedlung nach jodelfreien Landstrichen: Ich blieb mit den Dummen und Armen, zusehend der triumphierenden Stupidität.*

Und dann mußte auch Hanns Mayer gehen. Knapp, nüchtern und ergreifend beschreibt er die Schritte ins Exil, und zwar nicht jener, die. mit Visa versehen. Bahn oder Flugzeug bestiegen, sondern jener Tausenden anderen, die nicht wußten, wohin, die an die Grenze fuhren, ohne zu wissen, wird es Frankreich. Belgien, Luxemburg oder Holland sein, die sich überrumpeln ließen oder gnädig den Asylsuchenden aufnehmen würden, angewiesen auf Menschen, die teils aus Humanität, teils aus Gewinnsucht, den illegalen Grenzübertritt bewerkstelligen konnten. Die Kapitel „Köln — Antwerpen" aus *Örtlichkeiten* oder „Wieviel Heimat braucht der Mensch?" aus *Jenseits von Schuld und Sühne* könnten empfohlene Lektüre für ahnungslose und geschichtslose Menschen sein, um ihnen Situationen zu vergegenwärtigen, die sie hoffentlich nie erleben werden. In „Wieviel Heimat braucht der Mensch?" macht er sich mit bitterem Spott über all die damals berühmten Schriftsteller lustig, die einander in Paris, Amsterdam, Zürich, Sanary-sur-mer und New York trafen und doch auch Sorgen hatten wie Aufenthaltsbewilligung oder Hotelrechnung, aber in der Illusion lebten. Stimme des wahren Deutschlands zu sein, während die Anonymen wie Hanns Mayer in der Realität des Verjagten lebten und nicht als Konservatoren deutscher Geistesgeschichte. Diese hatten keinen mobilen Heimatersatz und erkannten daher, wie dringend der Mensch Heimat braucht. Seine „geistigen Landsleute", wie er sie nennt, wurden später Proust. Beckett und vor allem Sartre, aber er fand keine neue Heimat: *Das immerwährende Exil, das ich wählte, war die einzige Authentizität, die ich mir erringen konnte.*

Für den Stil Jean Amérys ist ein Satz, den er nach einem Streitgespräch mit Elias Canetti formulierte, typisch: *Man muß sich beschränken, um Gedanken über eine Sache zu haben: das Ganze ist sprachlos*.

Ein Beispiel für die Knappheit, die deshalb nicht der Genauigkeit oder Treffsicherheit entbehrt: Gerhart Hauptmann wird folgendermaßen charakterisiert: *Er war... kein Kämpfer. Kein Rebell. Kein Held. Er war ein Dichter, sonst nichts. Und er war — im edelsten, besten, aber auch tragisch-verworrensten Sinn — der ewige Deutsche.* Zur Situation in den dreißiger Jahren: *Die unpsychologische. durch theoretisches Spintisieren gelähmte Politik der Thälmann-Gefolg-*

schaft kann niemals zum Ziele führen. Die anderen, der seine Dummschlauheit bis zur Genialität emporsteigende Mann aus Braunau, der diabolisch gescheite Trommler Goebbels, der auf abstoßend joviale Art brutale Göring, verstehen ihre Sache besser. Das ist, auf eine Kurzformel gebracht, eine ausgezeichnete Charakterisierung der drei Propagandisten des Nationalsozialismus.

„Bücher haben nicht nur ihr Schicksal, sie können auch Schicksal sein", diese Erkenntnis Amérys hat sich bei seinen Büchern über das Altern und den Freitod leider als wahr erwiesen. Man sagt, daß Améry einige Menschen dahingehend beeinflußt habe. Der letzte bekanntgewordene Selbstmord war der von Christian Schultz-Gerstein, der im Jahre 1976, nach Erscheinen des Buches *Hand an sich legen* für eine deutsche Wochenzeitung ein Interview machte, und der dieses Jahr [1987, G. H. S.] im März in seiner Wohnung tot aufgefunden wurde. Man könnte es als verantwortungslos bezeichnen, einen Selbstmord, der elf Jahre nach einem sehr intensiven Gespräch über den Freitod vorgenommen wurde, auf Améry zurückzuführen, aber wenn man heute das Gespräch mit Schultz-Gerstein nachliest, scheint die Vermutung nicht unbegründet. Nach der Lektüre dieser Bücher empfindet auch der Leser beim Entschluß zum Freitod Erleichterung. Auf diese Bücher trifft die vorher gerühmte Knappheit der Sprache auch nicht mehr zu, es gibt da erstaunliche Passagen, die fast als geschwätzig zu bezeichnen wären. Da hat Améry der Canetti gegenüber geäußerten Meinung, man müsse sich beschränken, zuwidergehandelt. Man könnte diesen langatmigen Überlegungen zum Selbstmord den kurzen Satz Heiner Müllers entgegenhalten: „Überleben ist auch eine Lösung."

Literatur:

Jean Améry, *Jenseits von Schuld und Sühne,* 1966; *Über das Altern,* 1967; *Geburt der Gegenwart,* 1961; *Unmeisterliche Wanderjahre.* 1971; *Hand an sich legen.* 1976; *Weiterleben, aber wie.* 1982: *Örtlichkeiten.* 1980; *Bücher aus der Jugend unseres Jahrhunderts,* 1981; *Der integrale Humanismus.* 1985; *Gerhart Hauptmann,* 1963; *Was kommt nach J. P. Sartre?,* 1967.

Primo Levi, *I sommersi e i salvati.* Turin 1986.

Christian Schultz-Gerstein, *Der Doppelkopf.* 1979.

Im Brennpunkt. Wien 1976.

Hans-Jürgen Schultz (Hrsg.), *Mein Judentum.* 1979.

W. Sebald, *Heimat und Exil.* 1986; *Mit den Augen des Nachtvogels.* 1987.

Morbacher Literatur Magazin 24/1982.

Tribüne. Zeitschrift zum Verständnis des Judentums. 1969/33.

Jean Amérys provisorische Kennkarte des Belgischen Ministeriums für Kriegsopfer 1945

PAUL MICHAEL LÜTZELER

Theorie der Demokratie — Hermann Brochs wissenschaftliche Arbeiten im amerikanischen Exil (1938 bis 1946)

Hermann Broch war kein „Dichter wider Willen“ — wie Hannah Arendt[1] ihn genannt hat —, wohl aber (in bestimmten Phasen seines Lebens) ein Romancier mit schlechtem Gewissen. Schriftsteller im engeren Sinne war Broch nur knappe fünf Jahre lang, von 1928 bis 1933. Mit solcher Intensität, Leidenschaft, Produktivität und Lust an der Literatur ist Broch weder in den Jahren davor noch in denen danach Dichter gewesen. Bis 1928 — und damals war er bereits über vierzig Jahre alt — hatte Broch selbst nicht gewußt, daß er einmal Romane schreiben würde. In den beiden Jahrzehnten zwischen 1908 und 1928 hatte er Philosoph werden wollen. Es war Brochs Vater, der die Erfüllung dieses Wunsches verhinderte.

Als Broch am 1. November 1886 in Wien geboren wurde, hatte sein Vater für ihn bereits einen Lebensplan entworfen: Der Erstgeborene des jüdischen Textilgroßhändlers Josef Broch sollte in die väterlichen Fußstapfen treten, die Familienfirma übernehmen und zu einem Konzern ausbauen.[2] Der Sohn möchte, seinen Neigungen folgend, ein humanistisches Gymnasium besuchen — der Vater meldet ihn bei der Realschule an. Der Sohn würde nach der Matura gerne an der Universität Philosophie studieren — der Vater besteht auf dem Ingenieur-Studium. Broch unterwarf sich aber nur äußerlich den väterlichen Vorschriften. Seine philosophischen Interessen pflegte er stets weiter. 1913 verfaßte er kulturkritische Beiträge für den *Brenner,* während des Ersten Weltkriegs für Bleis *Summa.* Nach 1916 wurde er zu einem Anhänger des Neukantianismus. Wie viele assimilierte, akkulturierte jüdische Intellektuelle des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts — Hermann Cohen war einer ihrer bekanntesten und prominentesten Vertreter —, fand auch Broch in der formalen Kantschen Ethik einen kosmopolitisch-weltanschaulichen Ort. Kein Philosoph (sowohl als Ethiker wie als Erkenntnistheoretiker) hat Broch so stark geprägt wie Kant, und keine Denkrichtung hat Broch so nachhaltig beeinflußt wie die des Neukantianismus.[3] 1925 konnte er seinen langgehegten Wunsch endlich erfüllen: die gehaßte Fabrik verkaufen und ein reguläres Studium der Philosophie und Mathematik an der Universität Wien beginnen. Vor allem beschäftigte ihn jetzt der Neopositivismus des „Wiener Kreises“, gegen den er im Namen des Neukantianismus opponierte. 1928 erfaßte den Einundvierzigjährigen das, was man heute mit „Midlife-crisis“ umschreibt. Zur akademischen Karriere mit Dissertation und Habilitation fehlte ihm die Beamtenmentalität, und die Aussichten, als freiberuflicher Wert- und Geschichtstheoretiker sein Brot zu verdienen, waren schlecht. In dieser Krisensituation ging Broch in die Psychoanalyse. Eine Freud-Schülerin nahm sich seiner Psyche an und legte behutsam den Lust- und Lebensnerv ihres Patienten bloß: den der literarischen Kreativität und Produktivität. Einmal enthemmt, entlud sich Brochs verdrängte und gestaute dichterische Energie geradezu explosionsartig. Innerhalb von nur drei Jahren erschienen jetzt zwischen 1930 und 1933 seine Romantrilogie *Die Schlafwandler* und der Roman *Die unbekannte Größe:* er schrieb das Drama *Die Entsühnung,* verfaßte zahlreiche Gedichte, hielt Vorträge — etwa über James Joyce —, publizierte eine Reihe von Novellen und veröffentlichte einige Aufsätze zu dichtungstheoretischen Fragen. 1933/34 — nach Hitlers Machtübernahme im Deutschen Reich und der Etablierung einer Diktatur in Österreich — wandte Broch sich sukzessive wieder von der Literatur ab. Mit der *Verzauberung* schrieb er 1935 einen antifaschistischen Roman, aber er sah bald ein — um mit Karl Kraus zu sprechen —, daß es wenig Zweck hatte, dem Nationalsozialismus „im Schutz der Metapher (...) die Stirn zu bieten".[4] Als angemesseneres Mittel im Kampf gegen Hitler betrachtete Broch jetzt die politische Theorie und Aktion. So verfaßte er 1936 die „Völkerbund-Resolution“,[5] mit der er gegen die Menschenrechtsverletzungen und die Kriegstreiberei der Nationalsozialisten protestieren wollte. In seiner Korrespondenz zwischen 1936 und 1938 suchte er seinen Freunden gegenüber den Wechsel der Disziplinen mit ethischen Argumenten zu begründen. Er meinte, daß dichterische Arbeit „überflüssig und Vormärz" ein „unmoralisches Spiel"

geworden sei (*KW* 13/1, 393). Joyce, den er als Repräsentanten der Moderne bisher so geschätzt hatte, zählte er nun zu den „Atavismen" (*KW* 13/1,433), da es „angesichts der Zeit und ihres Grauens einfach unmoralisch geworden" sei, Romane zu schreiben *(KW* 13/1,475). Broch kannte sich im Alltag der internationalen Politik nicht aus, und der Effekt seiner „Völkerbund-Resolution" war gleich Null; es kam damals nicht einmal zu ihrer Veröffentlichung. In dem Augenblick, als er die Vergeblichkeit dieser politischen Bemühungen erkannte, kehrte er 1937 — zumindest vorübergehend — an seinen Autorenschreibtisch zurück. Was Broch jetzt mit dem Buch *Der Tod des Vergil* unternahm, war etwas Paradoxes und in der Geschichte der Literatur wohl Einmaliges: daß nämlich ein modernistischer Roman vom Standpunkt der negativen Ästhetik geschrieben wurde, eine Dichtung gegen die Dichtung. Mit dem Vergil-Buch kehrte Broch zwar zum — politisch gesehen „untauglichen" — Mittel Literatur zurück, aber er tat es vor allem, um dessen Ohnmacht, seine Grenzen und ethischen Schwächen zu benennen bzw. aufzudecken.

Im Oktober 1938 emigrierte Broch in die Vereinigten Staaten, nachdem ihm im Juli des gleichen Jahres die Flucht aus Wien nach England gelungen war. Während der ersten drei Jahre lebte er in New York, dann in Princeton im Haus seines Freundes Erich von Kahler. Die Arbeit am *Tod des Vergil* zog sich bis 1945 hin. Diese lange Entstehungszeit war nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß Broch während der Kriegsjahre einen Großteil seiner Arbeitskraft auf seine wissenschaftlichen Projekte verwandte. In Brochs amerikanischem Exil sind zwei distinkte Phasen zu unterscheiden: die Jahre von 1938 bis 1946 und die Zeit von Ende 1946 bis 1951, dem Jahr seines Todes. Während der Kriegsjahre verfaßte Broch umfangreiche Arbeiten zur Theorie der Demokratie mit antifaschistischer bzw. antitotalitärer Zielsetzung, Arbeiten also, die in dieser Form damals nur in den USA geschrieben werden konnten. Sie sind die spezifische Frucht seiner Exilzeit.

Als Broch in New York eintraf, hatte er bereits die dritte Fassung seines Vergil-Romans fertiggestellt, und die Schriften aus den Friedensjahren 1946 bis 1951 hätten wohl auch im damaligen Europa entstehen können, falls Broch nach Österreich zurückgekehrt wäre. Viele seiner Freunde im Exil remigrierten seit 1947, und auch Broch erwog die Rückkehr. Sein Buch *Hofmannsthal und seine Zeit,* der Novellenroman *Die Schuldlosen,* die dritte (fragmentarische) Fassung der *Verzauberung* — all dies hätte Broch auch in seiner alten Heimat schreiben bzw. fertigstellen können.

Brochs Theorie der Demokratie aus dem amerikanischen Exil der Kriegsjahre ist bisher noch nicht angemessen gewürdigt worden. Das liegt zum Teil an den Arbeiten selbst: Die Systematik ihres Konzepts wurde immer wieder unterlaufen durch Abhaltungen bzw. durch aktuelle Anlässe, die neue Stellungnahmen provozierten. Schaut man sich die Bände *Politische Schriften* und *Massenwahntheorie* in der *Kommentierten Werkausgabe* Brochs an. erkennt man jedoch rasch die Komplexität seiner Studien. Die Theorie der Demokratie umgreift juristische, ökonomische, edukatorische, wissenschaftstheoretische und massenpsychologische Teile. Brochs Hauptaugenmerk galt den Menschenrechten. In seiner 1939 verfaßten Schrift *Zur Diktatur der Humanität innerhalb einer totalen Demokratie* ging es ihm darum, mit Mitteln der Gesetzgebung die Demokratie „gegen den Ansturm von links und rechts" (24) zu sichern. Broch suchte nach einem juristischen Mittel, mit dem das verhindert werden konnte, was er im Europa der zwanziger und dreißiger Jahre beobachtet hatte, nämlich, daß Demokratien von innen her in totalitäre Staaten verwandelt wurden. Die Diktaturen, schrieb Broch, seien „wesensgemäß nicht imstande", die „Prinzipien der Humanität, der Gerechtigkeit und der menschlichen Freiheit (zu) respektieren" (25). Mit Begriffen wie „Diktatur der Humanität" und „totale Demokratie" wollte er verdeutlichen, daß die Demokratie die Menschenrechte so entschieden und kompromißlos verteidigen müsse, wie der Nationalsozialismus sie mißachtete. Expressis verbis verstand Broch die juristischen Ausführungen innerhalb seiner Theorie der Demokratie als Antwort auf die Nürnberger Gesetze von 1935, auf die „Hitlersche Judengesetzgebung" (28). Brochs Definition des „Totalstaats" lautet: *Unter einem Totalstaat darf ein solcher verstanden werden, dessen regulative Grundprinzipien in die geschriebene oder ungeschriebene Verfassung eingegangen und für jeden Bürger unter Strafsanktion verbindlich geworden sind* (26). In der Demokratie sei „Humanität ein soziales Gut“, das auf „totale" Weise strafrechtlich geschützt werden müsse. In die Verfassung demokratischer Staaten sei daher

ein „Gesetz zum Schutz der Menschenwürde" aufzunehmen. Brochs Textentwurf zu diesem Gesetz lautet:

Wer durch Worte oder Taten danach trachtet, die Prinzipien der Freiheit, der Gleichheit, der Gerechtigkeit und der Humanität aufzuheben, wer durch Worte oder Taten trachtet, einen Menschen, der sich nicht gegen eine gesetzliche Bestimmung vergangen hat. oder eine Gruppe solcher Menschen aus der ihnen vom Schöpfer verliehenen allgemeinen Menschengleichheit auszuschließen, wer danach trachtet, ihnen ihre unveräußerlichen Rechte auf Leben und Freiheit und Glücksstreben abzustreiten oder zu schmälern, ferner, wer durch Worte oder Taten danach trachtet, einzelne Personen oder Gruppen von solchen, welche sich nicht gegen die Gesetze des Staates vergangen haben, aus den allgemeinen staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten auszuschließen und insbesondere derart zu diskriminieren, daß ihnen nicht der gerechte Mitgenuß an den bürgerlichen Rechten und Ehren, nicht die gleiche Freiheit ihres persönlichen Lebens, m. a. W., nicht die gleiche physische und psychische Integrität wie den übrigen Bürgern zustehe, schließlich, wer danach trachtet. Völker oder irgendeine andere Menschengruppe oder einzelne Personen derart zu diffamieren, daß sie zum Gegenstand des Hasses werden, wer nach solchem trachtet, verstößt gegen die Grundlage des Staates und soll straffällig gemacht werden. Gegen diese Straffolgen schützt keine vom Staate sonstwie gewährleistete Rechtsimmunität. (27)

Im liberalen Amerika hat ein solches Gesetz nie bestanden, und wenn man dort auch nicht ungestraft durch „Taten" Freiheit und Gleichheit anderer bedrohen kann, so ist es jedem unbenommen, es durch „Worte" zu tun. Darin sah Broch eine Gefahr für den Bestand der Demokratie. Mit Mitteln der Propaganda nämlich, so erinnert Broch, hatten die Nationalsozialisten Wahlen gewinnen und die Republik in eine Diktatur verwandeln können. 1939 gab Broch seiner Befürchtung Ausdruck, daß auch die USA ein faschistisches Land werden könnten. „Es läßt sich schon heute prophezeien", schrieb er. „daß der künftige Diktator der Vereinigten Staaten (...) seine Massen durch die Wiedereinführung der Sklaverei für Neger und Juden beschwichtigen wird" (58). Als der Autorein Jahr später den Streifen „Gone with the Wind" sah — es sollte einer der größten Erfolge in der amerikanischen Filmgeschichte werden —. verfaßte er die ideologiekritische Rezension ...Gone with the Wind' und die Wiedereinführung der Sklaverei in Amerika" (KW[7] 9/2. 237—246). „Vom Winde verweht" war ein Lieblingsfilm Hitlers, und Broch hatte zu Recht die unterschwellige rassistische Tendenz sowie die Blut- und Bodenideologie des Films aufgedeckt.

Wenige Monate vor Kriegsbeginn hatte Broch seine Ausführungen zum Thema „Gesetz zum Schutz der Menschenwürde" an seine Freunde verschickt, und kurze Zeit nach Kriegsende, im Herbst 1945. sandte er ihnen seine „Bemerkungen zur Utopie einer .International Bill of Rights and of Responsibilities'". Der äußere Anlaß war die inzwischen erfolgte Gründung der Vereinten Nationen in San Franzisko. Wieder stand der Schutz der Menschenrechte im Mittelpunkt seiner juristischen Exkurse. 1939 ging es ihm um die verfassungsmäßige Verankerung eines Strafgesetzes zum Schutz der Humanität; jetzt war das Thema der internationale Schutz der Human Rights durch die United Nations. Hatte er früher beanstandet, daß die Menschenrechte nicht unter strafrechtlichem Schutz standen, so störte ihn nun. daß den Vereinten Nationen als Organisation keinerlei Handhabe zur Verfügung stand. Menschenrechtsverletzungen in den Mitgliedsländern zu ahnden. Der Grundsatz der Souveränität des Einzelstaates sei nämlich nicht angetastet worden. Broch moniert: „Wenn ein Staat innerhalb seines Souveränitätsbereiches die Bestimmungen der .Bill of Rights' nicht einhalten will, so wird er dies ungestraft tun können" (243). Die UNO müsse sich nicht nur zur Bill of Rights bekennen, sondern „eine strafgesetzlich gedeckte .Bill of Responsibilities'" (246) für ihre Mitgliedsstaaten verbindlich machen. Kernstück dieser „Bill of Responsibilities" sei das schon erwähnte „Gesetz zum Schutz der Menschenwürde". Dieses Gesetz trage „die Keime zu einem internationalen Strafgesetz" in sich, zu einem „internationalen Gesetzbuch" (264). Wieder unterstreicht Broch die antifaschistische Stoßrichtung seiner juristischen Vorschläge, wenn es heißt:

Hitler wußte um die magische Tabuwirkung des Strafgesetzes, und ebendarum hat er die Nürnberger Rassengesetze zum Kernstück, ja zum Symbol der ganzen Nazi-Moral gemacht und hat mit ihrer pomphaften Proklamation seine eigentliche Herrschaft eingeleitet. Das „Gesetz zum Schurz der Menschenwürde" ist das genaue Gegenstück zu diesen Rassengesetzen, und wenn

mit diesen die Erziehung zur Barbarei und Enthumanisierung angehoben hat, so kann jenes den Beginn der Wieder-Humanisierung und zugleich deren gültigstes Symbol bedeuten. (272)

Brochs ökonomische Beiträge zur Theorie der Demokratie entstanden im Jahre 1940, als er Mitglied einer Gruppe von amerikanischen und emigrierten europäischen Intellektuellen war, die unter dem Titel *The City of Man*[6] Vorstellungen zur Erneuerung der Demokratie publizierten. Der Kreis wurde geleitet von Giuseppe Antonio Borgese, und ihm gehörten unter anderem Lewis Mumford und Thomas Mann an. Broch übernahm jenen Teil des Buches, in dem es um die wirtschaftspolitischen Vorschläge ging. Er plädierte dafür, daß die Bill of Rights durch eine „Bill of Economic Rights" ergänzt werden solle. In Roosevelts „New Deal"-Programm erkannte Broch einen evolutionistischen und der Demokratie angemessenen Weg zur Überwindung ökonomischer Krisen. In der Demokratie müsse verhindert werden, was in den totalitären Staaten eingetreten sei, nämlich die „Massenversklavung" (89). Den demokratischen Ländern sei es aufgetragen, einen „dritten Weg" zwischen links und rechts, zwischen Kommunismus und Faschismus zu finden, eine Richtung, deren Ziel die „krisenbefreite Wirtschaft" sein müsse (89). In seinem Aufsatz „Nationalökonomische Beiträge zur ‚City of Man'" von 1941 hat Broch ausführlicher dargelegt, warum es ihm in seinen wirtschaftstheoretischen Überlegungen gegangen sei. „Der echte Demokrat", schrieb Broch damals, „kämpft nicht für einen bestimmten Typus der Ökonomie", sondern für „die Humanitätsprinzipien der Demokratie". (92) Fluchtpunkt auch der Wirtschaftstheorie müsse die „Freiheit" sein, eine Freiheit, die „bloß im offenen System der Demokratie" realisierbar sei (92). Seinen „Dritten Weg", den er „zwischen der kommunistischen und der faschistischen Lösung" suchte, nannte er — im Hinblick auf den „New Deal" — den „amerikanischen Weg" (108). Dieser dritte Weg sei derjenige der Privatwirtschaft, aber gleichzeitig auch der des Anti-Kapitalismus. Der Kapitalismus alten Stils nämlich zeichne sich durch eine „Krisenbehaftung" (99) aus, die die Bevölkerung immer wieder in Panik versetze, eine Panik, in der stets die Gefahr des Massenwahns und der Faschisierung lauere. Broch brachte den Begriff der „entkapitalisierten Privatwirtschaft" in die Diskussion. Er betonte dabei den „hypothetischen" Charakter dieses Begriffes und unterstrich, daß er sich nicht „anmaße", das „Krisenproblem" des Kapitalismus „lösen zu können" (108). Broch war zwar kein bloßer Dilettant auf wirtschaftstheoretischem Gebiet — er las damals unter anderem John Maynard Keynes, William Yandell Elliott und John Strachey —, aber zu detaillierten ökonomischen Analysen fehlte ihm die Kompetenz. Als ehemaliger Industrieller war er mit der Praxis von Wirtschaftskrisen wohlvertraut, und die „New Deal"-Wirtschaftspolitik Roosevelts erschien ihm aussichtsreich und mit dem Geist der Demokratievereinbar. Es ist eine Mischung von Plan- und Marktwirtschaft, die Broch im Auge hat, wenn er den etwas paradoxen Begriff der „entkapitalisierten Privatwirtschaft" prägt. Schon 1939 hatte er in einem Memorandum zur Arbeit der „American Guild for German Cultural Freedom" die „drohende Versklavung breiter Volksschichten" qua „mangelhafter Güterverteilung" als das zentrale Problem des Jahrhunderts bezeichnet. Dieses „techno-ökonomische Problem", so meinte er, sei letztlich „ein wissenschaftliches und kein politisches". Jener Wirtschaftswissenschaftler, der dieses Problem löse, könne als „Weltenerlöser" bezeichnet werden (430). „Vorderhand aber", so stellt Broch resignierend fest, „ist er noch nicht erschienen", und daran, so läßt sich aus heutiger Perspektive ergänzen, wird sich auch nichts ändern. Denn die „Güterverteilung" — hier irrte Broch — ist eben nicht nur ein wissenschaftliches, sondern vor allem ein eminent politisches Thema.

Nach der Abkehr von der Literatur Mitte der dreißiger Jahre kehrte Brochs alte Hochschätzung der Wissenschaft wieder. Das eben erwähnte Zitat belegt, wie außerordentlich sie während der ersten Exiljahre war, als er im Wissenschaftler den potentiellen Welterlöser sah. 1940 veröffentlichte Broch einen kleinen Beitrag mit dem Titel „Ethische Pflicht" in einer Exil-Sondernummer der amerikanischen Kulturzeitschrift *The Saturday Review of Literature.* Hier meinte er, daß der Wissenschaftler, der Intellektuelle, „den Geboten der führenden Schicht" eines Staates „enthoben" sei, daß er „sogar ganz im Gegenteil" fordern könne, „daß diese oberen Gesellschaftsschichten sich jenem Geiste zu biegen haben" — man erkennt den Kantianer —, in dessen Dienst die Wissenschaft stehe (412). Damit sind wir bei den edukatorischen und wissenschaftstheoretischen Teilen von Brochs Theorie der Demokratie angelangt, wie er sie in seinen beiden Aufsätzen zum Thema „Internationale

Universität“ 1944 und 1946 ausgeführt hat. Als sich 1944 die Gründung der Vereinten Nationen abzeichnete, arbeitete Broch eine Skizze zur Etablierung einer Akademie aus, die den United Nations angeschlossen werden könnte. (Mehr als ein Vierteljahrhundert später wurde eine vergleichbare Institution dann tatsächlich in Tokio ins Leben gerufen.) Broch meinte (aber diese Idee erwies sich als undurchführbar), daß eine universitäre Einrichtung wie die „New School for Social Research“ in New York sich mit einem Forschungszentrum wie dem „Institute for Advanced Study“ in Princeton zusammentun könne, um die International University der UNO zu begründen. So groß die Erwartungen waren, die Broch in die neue Wissenschaft setzte, so scharf war seine Kritik an der Wissenschaft der vergangenen Jahrzehnte. Sie habe „versagt“, weil sie sich „bestimmten Zwecken“ untergeordnet habe, weil sie es aufgegeben habe, „autonom" zu bleiben. Gravierendes Symptom des Verfalls der Wissenschaft sei es gewesen, daß „sie sich in den faschistischen Ländern“ habe „gleichschalten" lassen, wodurch sie „selber zur Katastrophe hingesteuert“ habe (417).

Mit seiner International University demokratischer Provenienz glaubte Broch ein therapeutisches Mittel zur Überwindung der Wissenschaftskrise gefunden zu haben. Seine Universität (er gebraucht für sie auch einmal die Bezeichnung „Akademie für Demokratie“) versteht er als Gegenstück zum Marxismus-Leninismus-Institut in Moskau. Wie dort die Lehre von Marx erforscht und weiterentwickelt werde, so müsse in der International University eine umfassende theoretische Grundlegung der Demokratie unternommen werden. Diese Akademie habe zwei Klassen einzurichten: die „erfahrungswissenschaftliche Klasse für .Humanitätstheorie und Weltdemokratie'" und die „philosophische Klasse für .Methodologie und Wissenschaftsunifikation'“ (ATT 10/1, 71). In der ersten Klasse müßten all jene Gebiete behandelt werden, auf die wir bereits zu sprechen kamen: Recht, Ökonomie, Internationalismus; in der zweiten Klasse ginge es um Wissenschaftstheorie. In der ersten Klasse müsse als Leitbild, als Orientierungspunkt das „Ideal vom ‚vollkommen humanen Menschen'“ *(KW* 10/1, 69) anerkannt werden, denn Aufgabe der Demokratie sei „die Wiederherstellung der Humanität als Erziehungsideal“ *(KW* 10/1, 100). Genauere Ausführungen zu dem, was Broch unter dem Ideal des „vollkommen humanen Menschen" verstand, gibt es nicht. Wie bei all seinen Arbeiten zur Theorie der Demokratie, bleibt er auch in den edukatorischen und wissenschaftstheoretischen Partien bei Richtungshinweisen und Andeutungen. Das Unausgeführte und Offene hat hier allerdings System, ist sozusagen Teil seines Demokratie-Konzepts. „Demokratie", so betonte Broch emphatisch, ist „kein zusammenhängendes Lehrgebäude". Bei einem solchen nämlich sei stets „die Gefahr des Dogmatismus und Autokratismus" vorhanden, „also gerade dasjenige, was von Demokratie wesensgemäß am meisten gescheut wird: Demokratie will nicht zur politischen Religion werden" *(KW* 10/1, 79).

Brochs Überlegungen zur Wissenschaftstheorie beginnen mit einer kritischen Diagnose. Die Krankheit, die die Wissenschaft befallen habe, kenne „zwei Hauptursachen": eine „extensive" und eine „intensive“. Die extensive Ursache sieht er darin, daß sich die „innere Verbindung zwischen den verschiedenen Fächern aufgelöst" habe, das heißt, Broch diagnostiziert den Ausdifferenzierungsprozeß des Systems Wissenschaft. Die zweite, die intensive Ursache des Wissenschaftsverfalls, erkennt er im „Relativismus“, der ein Resultat der Erforschung der Grundlagen der Wissenschaften sei *(KW* 10/1,417). Die neue „Wissenschaftslehre" müsse sich also zum einen die „innere Verständigung“ der Disziplinen zum Ziel setzen und zum anderen eine „Grundlagengemeinsamkeit" der Wissenschaften erarbeiten. Broch will keinen materialen „Zentralwert" zur Unifizierung der Wissenschaften anbieten. Kein „inhaltliches Prinzip", keine „Dachwissenschaft" soll als Synthetisierungsmittel benutzt werden. Die „neue Einheitsstiftung" sei eine „methodologische", sei eine allen Disziplinen gemeinsame „Einstellung gegenüber Erkenntnissubjekt und -Objekt" *(KW* 10/1, 87). Die Philosophie wird als Unifizierungsmedium verabschiedet.[7] „Der Philosophie", heißt es. „ist keinerlei Eingriff in die Autonomie der empirischen Disziplinen mehr gestattet"; die Wissenschaften seien „definitiv aus ihrer Obhut (...) entlassen" *(KW* 10/1, 89). Auch in der Wissenschaftstheorie blieb Broch bei Hinweisen und Thesen. Als Charakteristikum der Methode, die allen Wissenschaften gemeinsam sei, stellt er das „Sich-selbst-als-Objekt-Sehen“ heraus *(KW* 10/1, 88).

Die Internationale Universität sollte aber nicht nur eine Akademie, ein Forschungs-

zentrum, sondern auch eine Lehranstalt beherbergen. Wichtigste Studienfächer würden „demokratische Tugendlehre“ und „Theorie vom Frieden“ sein. Was das Berufsprofil ihrer Absolventen betrifft, führt Broch aus: „Als berufsvorbereitende Fachschule ist sie auf Tätigkeiten (...) des öffentlichen Lebens ausgerichtet“ (*KW* 10/1, 101). Für die meisten Absolventen würde der Besuch ein Aufbau-Studium bedeuten, da sie im Normalfall ihre Fachausbildung an anderen akademischen Institutionen bereits abgeschlossen haben würden. Im Interesse des Kosmopolitismus und der „Internationalität“ *(KW* 10/1, 106) liege es, Studenten- und Professorenaustausche der Internationalen Universität mit Hochschulen in möglichst vielen Ländern zu organisieren.

Der einzige Aspekt von Brochs Theorie der Demokratie, der während der Emigrationszeit ausgearbeitet wurde, ist der massenpsychologische. Broch schrieb ein umfangreiches Buch mit dem Titel *Massenwahntheorie (KW* 12), das in großen Teilen zur Kriegszeit entstanden ist. Von den seinerzeit diskutierten Massenpsychologien Gustave Le Bons, JoséOrtega y Gassets, Sigmund Freuds und Wilhelm Reichs unterscheidet sich Brochs *Massenwahntheorie* dadurch, daß er die „Bekehrung“ der Massen zur Demokratie ins Zentrum des Buches rückt. Das Werk besteht aus drei Teilen: einem methodologischen Teil, in dem es um die Beschreibung und Analyse des „Dämmerzustandes“ der Massen geht; einem geschichtstheoretischen Teil, in dem psychische Zyklen, wiederkehrende Wahnbewegungen in der Geschichte beschrieben werden, und schließlich einen politologischen Teil, in dem die politische Willensbildung in der Massengesellschaft thematisiert wird.

Fragt man nach der Wirkung von Brochs Beiträgen zu einer Theorie der Demokratie, so fällt die Antwort nicht leicht. Während des Krieges veröffentlichte der Autor lediglich seinen kleinen Beitrag zum Thema „Ökonomie“ in der *City of Man.* Erst 1950 faßte er für die *Neue Rundschau* die Ergebnisse seiner Studien in dem Aufsatz „Trotzdem: Humane Politik“ zusammen. Die *Massenwahntheorie* blieb — bis auf wenige Fragmente — lange unbekannt; sie erschien erst 1979 als Teil der neuen *Kommentierten Werkausgabe.* Hie und da interessiert sich ein Politologe, ein Publizist oder ein Jurist für Brochs Demokratie-Theorien,[8] aber von einer Rezeption seiner Studien in Fächern wie Politologie, Recht, Ökonomie oder Psychologie kann nicht die Rede sein. Unmittelbar hat Broch auf diese Wissenschaften keinen Einfluß gehabt. Indirekt hat Broch aber durchaus gewirkt. Während der späteren vierziger Jahre diskutierte er seine Theorien ausführlich mit Hannah Arendt, und das blieb nicht ohne Folgen, wie man Hannah Arendts Totalitarismus-Buch anmerkt. Brochs Beiträge zur Demokratie-Diskussion kann man nicht einfach als Rezepte[9] übernehmen, aber die von ihm benannten Krisensymptome sind nach wie vor erkennbar, und so kann man einer Reihe seiner Gedankengänge eine anhaltende Aktualität nicht absprechen.

Anmerkungen:

1 Vgl. Hannah Arendts Einleitung in: Hermann Broch, *Dichten und Erkennen. Essays I,* hrsg. v. Hannah Arendt. Zürich 1955.

2 Zu Leben und Werk Brochs vgl. Paul Michael Lützeler, *Hermann Broch. Eine Biographie.* Frankfurt a. M. 1985.

3 Zu Broch als Neukantianer vgl. Friedrich Vollhardt, *Hermann Brochs geschichtliche Stellung. Studien zum philosophischen Frühwerk und zur Romantrilogie „Die Schlafwandler" (1914—1932).* Tübingen 1986.

4 Karl Kraus, „Warum die Fackel nicht erscheint“, in: *Die Fackel,* Jg. 36, Nr. 890—905, 2.

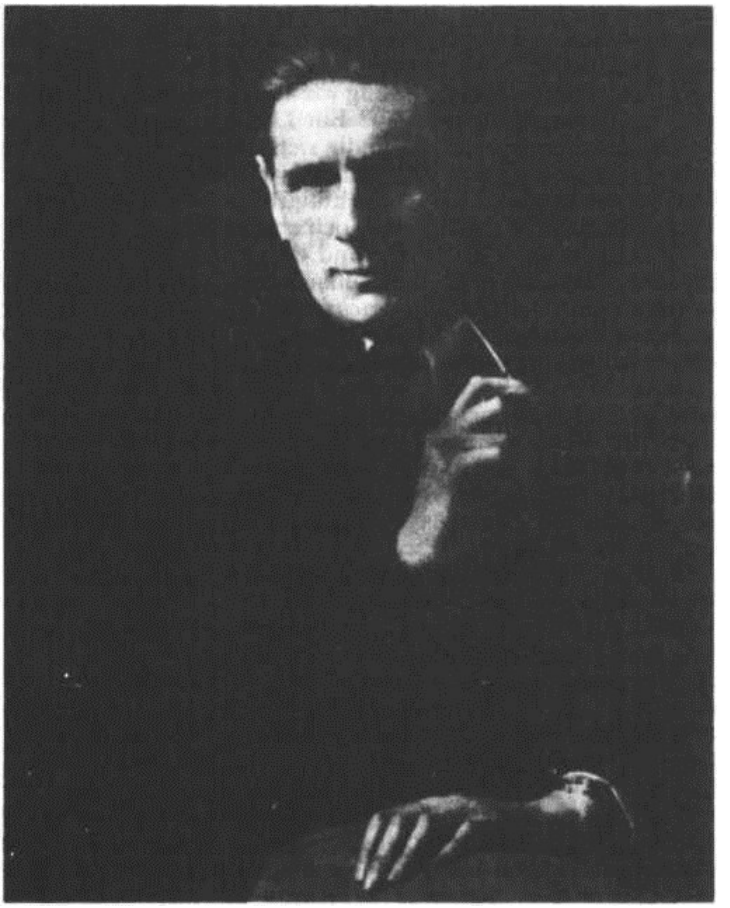
5 Hermann Broch, *Politische Schriften. Kommentierte Werkausgabe* Band 11, hrsg. v. Paul Michael Lützeler. Frankfurt a. M. 1970, 195—231. Nach diesem Band wird in der Folge mit einfacher Seitenangabe zitiert. Ansonsten wird die *Kommentierte Werkausgabe* mit *KW* und Bandzahl abgekürzt erwähnt.

6 *The City of Man. A Declaration on World Democracy.* Iss. by Herbert Agar et. al. New York 1940.

7 Vgl. dazu auch Hermann Broch, *Zur Universitätsreform,* hrsg. v. Götz Wienold. Frankfurt a. M. 1968. Zum Thema Unifikation der Wissenschaften vgl. auch Jürgen Kocka (Hrsg.), *Interdisziplinarität.* Frankfurt a. M. 1987.

8 Hingewiesen sei auf die verschiedenen Broch-Studien von Anton Pelinka, Harry Pross und Wolfgang Graf Vitzthum.

9 Als Anwendungsgebiet für seine Theorie der Demokratie dachte Broch vor allem an das Nachkriegs-Deutschland. Vgl. dazu seine „Bemerkungen zu einem .Appeal' zugunsten des deutschen Volkes“ von 1946 *(KW* 11,428—452). Zu diesem Thema vgl. ferner Hermann Broch, *Briefe über Deutschland. Die Korrespondenz mit Volkmar von Zühlsdorf/1945—i949.* hrsg. v. Paul Michael Lützeler. Frankfurt a. M. 1986.



Zum Namenstag in einer Zelle
Dem Sepp Khäls
Sein Haftgeselle H. Broch 19. III. 38

HANS-RUDOLF SCHIESSER

Im Exil zu Hause. Die vergebliche Heimkehr des Manès Sperber

Nur wenige der ungezählten Vertriebenen und Verbannten, deren Strom sich seit dem Ersten Weltkrieg über Europa ergossen hat. haben ihre Heimat wiedergefunden: die meisten verwandelten sich früher oder später in Immigranten... die im Nirgendland bleiben, zwischen dem alten verlorenen und dem neuen, nie wirklich gewonnenen Vaterland — Menschen auf einer Brücke, die zu keinem Ufer führt.[1]

Und so hat es auch für den Psychologen und Schriftsteller Manès Sperber nie eine Heimkehr aus dem Exil gegeben. Wie auch — stand für diesen aus Ostgalizien stammenden Juden das Exil nicht gleichermaßen am Anfang wie am Ende? Wurde nicht sein ganzes Leben von immer neuen Exilierungen durchzogen? Ein Leben, von dem er selbst sagt, daß es aufgrund der Gewalt der Ereignisse von ständig sich wiederholenden Entwurzelungen und einer immer wieder *vergeblichen Heimkehr* geprägt gewesen sei. Auch wenn Manès Sperber, sofern er vom Exil spricht, hauptsächlich seine Emigration nach Frankreich und der Schweiz zwischen 1934 und 1945 meint, scheint mir jedoch eine diesen Zeitraum weit übergreifende, viel universalere Exilerfahrung den Hintergrund dafür abzugeben, daß ihm am Ende des Zweiten Weltkrieges die Frage nach seinem Zuhause, nach Heimat, schließlich zu einer des Wohnsitzes gerinnt:... *es war Zeit, daß da, wo ich lebte, für mich* hier *werde und jeder andere Ort* dort. *Wer so entwurzelt worden ist wie ich, und dies nicht nur einmal, schlägt nirgends wieder Wurzel, aber er kann sich irgendwo festsetzen, entschlossen, zu bleiben, wo er ist. Das tat ich auch.*[2]

Man weiß, daß seine Wahl auf einen der Orte seines Exils, auf Paris, fiel, wo er bis zu seinem Tode am 5. Februar 1984 lebte. Aber noch die negative Begründung dieser Wahl läßt deutlich werden, daß man zwar dem Emigrantendasein ein Ende setzen kann, nicht aber der Exilerfahrung: *Obwohl ich mich keineswegs hier wie ein Fremder fühle, werde ich nicht zu behaupten wagen, daß ich hier Wurzeln geschlagen habe. Wichtiger ist, daß ich nicht hier entwurzelt worden bin, sondern dort, wo ich einmal „wie's Kind im Hause war".*[3]

Im Falle von Manès Sperber scheinen mir dessen vielfache Entwurzelungen zugleich auf ebenso vielfache Exile zu verweisen. Ihre gemeinsamen Bezugspunkte sind zwei Weltkriege, die zwei totalitären Systeme des Nationalsozialismus und Stalinismus und im Wesentlichen die zwei Länder Österreich und Deutschland. .

Manès Sperber wurde am 12. Dezember 1905 in dem jüdischen „Städtel" Zablotow im damals polnischen Ostgalizien geboren. Diese „Städtel" der beiden Kronländer und nordöstlichsten Provinzen der Habsburgermonarchie, des „Königreichs Galizien und Lodomerien" sowie des „Herzogtums Bukowina" lagen wie jüdische Enklaven in einem polnisch-christlichen Umfeld. Ein „Städtel", und so auch die chassidische Gemeinde Zablotow, war jedoch kein Ghetto, kein Anhängsel einer christlichen Gemeinde oder diskriminierter Fremdkörper innerhalb einer höheren Zivilisation, sondern es war im Gegenteil eine scharf profilierte und in ihren Grundlagen gefestigte autonome Gemeinschaft mit einer eigenen Kultur — eine *civitas dei,* die in ihrer Geistigkeit und Geistlichkeit so hoch entwickelt war, wie sie andererseits materiell zutiefst verarmt war. Die Einwohner hatten ihre Fluchtstätten zur Heimat gemacht. Ostjuden wußten nur zu gut, was Judenhaß, Verfolgung und Vertreibung bedeutet — ob aus dem rumänischen, nun dem polnischen, dem ukrainischen oder aus dem russischen Einflußbereich. Und auch hier, im galizischen „Städtel", war man eingekreist von Feinden des jüdischen Glaubens und alles andere als sicher vor Vertreibungen und Pogromen.

Gerade elf Jahre alt wurde Manès Sperber in seiner Heimat, dann geriet Ostgalizien zwischen die Fronten des Ersten Weltkrieges. Es wurde selbst zum umkämpften Gebiet, in dem das Dorf morgens nicht wußte, ob es abends noch oder schon wieder im Besitz österreichisch-ungarischer oder russischer Truppen sein würde. Das zaristische Rußland galt den ostgalizischen Juden als feindliche, ja als tödliche Gefahr, während man der Habsburger-

monarchie gegenüber freundlich bis dankbar gesonnen war, erfuhr man doch in diesem Vielvölkerstaat ein Minimum an Schutz, wofür Kaiser Franz Josef ein geachteter Garant zu sein schien. Angesichts der Kriegswirren, die für den jungen Manès Sperber zu einer traumatischen Erfahrung wurden, und angesichts der den Alten bereits leidvoll bekannten russischen Bedrohung mußte die Familie Sperber, wie so viele andere auch, 1916 nach Wien fliehen.

Bereits die Flucht nach Wien war also eine ins Exil. Aber als solches wurde es nicht gesehen. Schließlich floh man als Ostjude ja in heimatliche Arme — so meinte man. Für die Ostjuden war Wien auch ihre Hauptstadt. Hier wohnte der Kaiser. Hier würde alles viel besser sein als in dem häßlichen und verschlammten „Städtel". So war dann auch für den jungen Manès Sperber die freudige Erwartung auf die „goldene Stadt" stärker als der Verlust der Heimat, der erst dann zum unüberwindbaren Schmerz wurde, als er von ihrer Ausrottung erfuhr.

Wien, das war für einen wie ihn... *Glanz und Pracht, die absolute Schönheit auf Erden, die Stadt der Paläste, die nicht aus Ziegel und Stein, sondern aus leuchtenden Kristallen erbaut sein mußte, auf die sich die Nacht niemals herabzusenken wagte.*[4]

Und ob sie es wagte! Schwärzer und drückender als er und seinesgleichen es sich hätten vorstellen können.

In Wien erfährt Manès Sperber die grenzenlose Armut, das seelische Elend und die entwürdigenden Lebensverhältnisse, von denen die Familie hier ebenso betroffen war wie die meisten der zahlreichen Flüchtlinge aus dem Osten, aber auch wie viele der Einheimischen selbst.

Umso verständnisloser und empörter reagierte Sperber auf die allseitige Kriegsbegeisterung der Wiener Bevölkerung, ob in der Presse, auf der Straße oder bei der Kriegsberichterstattung im Kino. Hinzu kam, daß man sehr schnell erfuhr, und auch am eigenen Leibe zu spüren bekam, daß man als hilfsbedürftiger Flüchtling und schon gar als Ostjude im Zentrum des Habsburger Reiches alles andere als willkommen war. Österreich, das die Ostjuden nicht nur als Exilland betrachteten, sondern dem sie bereits in ihrer alten Heimat so wohlgesonnen waren, begegnete umgekehrt diesen Angehörigen seines Reiches mit Ablehnung und Diskriminierung. So lebte man zum Beispiel in der Leopoldstadt, wo auch die Familie Sperber eine Unterkunft fand, wahrlich nicht mehr in einer *civitas dei,* sondern in deren Gegenteil: im *Ghetto.* In der übrigen Stadt war man zudem dem Judenhaß ausgesetzt, der so vielen Wienern eigen war und es bis heute geblieben ist. Zahlreichen Demütigungen und antisemitischen Übergriffen ausgesetzt, erfuhr auch der junge Manès Sperber diesen Judenhaß am eigenen Leibe. Wieder also war er in einem doppelten Exil, und wie seine Vorfahren machte er sich wiederum das Exil zur Heimat: *Wien wurde meine Heimat und blieb es auch in den Jahren, als ich in Berlin lebte, bis es 1938 die Hauptstadt von Hitlers Ostmark wurde. Ich vergaß niemals, daß ich als Flüchtling gekommen war — und dies nicht nur, weil Einheimische mich so wie viele meinesgleichen oft abschätzig daran erinnerten, sondern weil mich damals oft das Gefühl bedrängte, daß ich mit dem Städtel Unwiederbringliches verloren hatte: das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer engen Gemeinschaft... Überall stieß man auf die unübersehbaren Zeichen des Niedergangs dieser Stadt des kaiserlichen Prunks — ich aber liebte sie fortab auch um ihres Unglücks willen. So entstand meine leidenschaftliche Bindung an Wien, die zeitweise einer unglücklichen Liebe glich.*[5]

Da jedwede Emigration zugleich einen Kulturwechsel bedeutet, geht mit ihr in den meisten Fällen auch eine Bedrohung der kulturellen Identität des Emigranten einher. Solche emigrationsbedingten Identitätskrisen erfahren natürlich eine zusätzliche Dramatisierung, wenn der erzwungene Wechsel zwischen Kulturräumen erfolgt, die strukturell keinerlei Ähnlichkeiten haben. Genau dies aber traf für die ostjüdische Emigration nach Österreich zu. Wenn die subjektiven Strukturen, die Wert- und Normorientierungen, die sozialen Deutungsmuster, kurz: nahezu alles, was gelernt und gewohnt war, den neuen soziokulturellen Verhältnissen wegen ihrer radikalen Fremdheit nicht mehr angemessen sind, kommt es zu Krisenverläufen, die wesentlich zwei Reaktionsweisen nahelegen: entweder den Versuch, sich zu assimilieren und dabei Gefahr zu laufen, auf dem Weg der Überanpassung die eigene Identität zu verleugnen, oder aber den Versuch, die eigene Identität zwanghaft zu sichern, wobei die Gefahr der krisenverschärfenden Isolation durch räumliche wie soziale Selbstghettoisierung droht. Nicht selten wird dann überkompensatorisch an Lebensformen,

Verhaltens- und Denkweisen betonter festgehalten und ihnen eine größere Bedeutung zugemessen, als dies im heimatlichen Kulturraum der Fall gewesen war. Die Wahrscheinlichkeit, sich in der gefährlichen Alternative dieser Reaktionsformen zu verfangen, wächst natürlich, wenn zu dem erzwungenen Kulturwechsel noch Not, Elend und Diskriminierung im Exilland hinzukommen. Und auch dies galt für die ostjüdische Emigration in Österreich.

Manès Sperber entging dieser Alternative und beschritt einen anderen, nicht minder gefährlichen Weg. Er machte sich diese neue Kultur lernend über den Weg der kritischen Auseinandersetzung zu eigen, ohne sich dabei zu assimilieren, ohne jemals zu vergessen, wer er war, woher er kam, und daß seine neue Heimat nicht die eines ostgalizischen Juden sein würde. Gleichzeitig blieb er durch sein bewußtes und engagiertes Judesein seiner Kultur und seinem Volk treu, indem er an den ihm vertrauten Denktraditionen, Prinzipien und Zielen festhielt, ohne jedoch dabei in den traditions- und glaubensbestimmten Formen zu verharren. Er wurde zum Revolutionär, der riskierte, in die verschiedensten Frontstellungen zu geraten, mit kulturellen Selbstverständlichkeiten zu brechen, Bindungen zu verlieren, kurz: zwischen allen Stühlen zu sitzen zu kommen.

Wien wurde in der Zeit von 1916 bis 1927 zur Stätte, in der die Weichen für all das gestellt wurden, was für Werk und Wirken Manès Sperbers bestimmend werden sollte. Hier beginnt sein politisches Engagement, das ihn vor allem über die Lektüre Kropotkins, Gustav Landauers und der russischen Sozialrevolutionäre zum Kommunismus brachte. Hier bricht er mit dem Glauben seiner Väter, um zeitlebens ein ungläubiger Jude zu bleiben, der zugleich an dessen Zielen festhält. Hier findet er eine Gemeinschaft in der jüdischen Jugendorganisation Hashomer-Hazair, deren militanter Zionismus ihn in eine kritische Distanz zum Galuth-Judentum, aber auch in eine Entfremdung von den Eltern treibt. Er bewundert den Pioniergeist seiner Kameraden, die nach Palästina gehen, gerät aber gleichzeitig in kritische Distanz zu ihnen, da in seinen Augen nicht die Gründung eines eigenen Judenstaates, sondern einzig eine sozialistische Revolution das Judenproblem lösen kann.

Wien ist aber auch die Stätte, in der er sich die Welt der Literatur und Wissenschaft erschließt, und in derer die wohl bedeutendste Begegnung seines Lebens macht: 1921 lernt der Sechzehnjährige Alfred Adler, den Begründer der vergleichenden Individualpsychologie, kennen, und er beginnt mit neunzehn Jahren eine frühe Karriere als praktizierender Psychologe und Pädagoge. Noch im gleichen Jahr hält er seinen ersten Vortrag, dessen Titel „Zur Psychologie des Revolutionärs“ bereits auf eine zentrale Dimension in Werk und Person Manès Sperbers verweist. 1926 verfaßt Sperber sein erstes Buch *Alfred Adler — Der Mensch und seine Lehre.* Gleichzeitig betätigt er sich literarisch, stellt diesen Wunsch aber auf Anraten seines Lehrers und Förderers Alfred Adler zurück und beschließt, bis zum 35. Lebensjahr als Psychologe zu arbeiten, um dann Schriftsteller zu werden.

Im Oktober 1927 geht Manès Sperber auf Wunsch sowohl Alfred Adlers als auch der Linksadlerianer Otto Rühle und Alice Rühle-Gerstel nach Berlin, um der deutschen „Individualpsychologie-Bewegung“ einen „Linksruck" zu verleihen und sie vor nationalistischen und religiösen Einflüssen zu bewahren. Bis zum Jahre 1933 versucht er mit einer beispiellosen Aktivität, dieser Aufgabe gerecht zu werden und zudem theoretisch wie praktisch marxistische Gesellschaftstheorie und Individualpsychologie miteinander zu verbinden. Er betreibt eine eigene Praxis, hält Vorträge, unterrichtet in Fachschulen für Juristen und Erzieher sowie in Verbänden und Parteischulen der KPD, er organisiert private Gesprächszirkel, erstellt Gutachten für kommunale und karitative Institutionen, ist für die KPD aktiv und verfaßt für deren Landtagsfraktion kulturpolitische Programme, er gründet mit Otto Müller-Main ein eigenes Institut und wird 1928 Herausgeber der *Zeitschrift für individualpsychologische Pädagogik und Psychohygiene.* Sein Bestreben, eine marxistische Sozialpsychologie auf individualpsychologischer Grundlage zu entwickeln und zu propagieren, läßt ihn jedoch nicht nur in Berlin aktiv sein, sondern auch im übrigen Deutschland, in Lettland, in Jugoslawien, wo er sowohl für die individualpsychologische Bewegung arbeitet als auch mit Vertretern der jugoslawischen KP wie Miroslav Krleza und August Cesarec politisch zusammenarbeitet, und in der Sowjetunion, wo er 1931 organisatorisch an einem Psychologenkongreß in Moskau mitarbeitet und unter anderem mit Bucharin und Bela Kun zusammentrifft.

Manès Sperber war sich bewußt, daß der drohende Nationalsozialismus nicht nur einen politischen Kampf erforderte, sondern auch ein psychologisch-pädagogisches Wirken, um den Subjekten und der damit verbundenen psychischen Anfälligkeit für die Nazi-Ideologie entgegenzuwirken. Menschen, die durch Erfahrungen von Entwertung und Sinnverlust geprägt waren, die kaum etwas anderes kannten als Leid, Ausbeutung, Unmündigkeit und Hoffnungslosigkeit, bildeten verständlicherweise eine psycho-soziale Disposition aus, die dem Versuch, Erlösungsphantasien zu aktualisieren und Minderwertigkeitsgefühle und Selbstwertzweifel mittels Macht- und Verschmelzungsphantasien auf Kosten anderer, besonders der zum Sündenbock gemachten Juden, zu kompensieren, entgegenkam. An dieser Problemlage, die besonders das Proletariat betraf, waren die therapeutischen, pädagogischen und publizistischen Aktivitäten Sperbers orientiert.

Neben all dem nimmt er noch an dem regen kulturellen Leben Berlins teil und engagiert sich auch auf literarischem und philosophischem Gebiet. Seine Arbeiten über zum Beispiel Knut Hamsun, Lovis Corinth, Dostojewski oder Nietzsche zeugen davon ebenso wie die hier entstehenden Freundschaften mit Alfred Döblin, Fritz Sternberg, Bert Brecht, Wilhelm Reich, Egon-Erwin Kisch, Hede Eisler, Alfred Kurella, Willi Münzenberg und vielen anderen.

In der Meinung, auf dem Höhepunkt seines Schaffens angelangt zu sein, beginnt jedoch zur gleichen Zeit für ihn ein Weg der Enttäuschungen, Niederlagen und Katastrophen. Zu Anfang steht eine persönliche Tragödie: der Bruch mit Alfred Adler. Schon als er das Ansinnen Adlers, eine Kampfschrift gegen Freud zu verfassen, ablehnte, schien sich die kränkende Ächtung Adlers durch Freud nun im Verhältnis des Lehrers zu einem seiner engsten Schüler zu wiederholen. Es war aber auch die „marxistische Individualpsychologie“ Sperbers, die Adler und einen Teil seines Kreises eine zu einseitige Politisierung der Adlerschen Schule befürchten ließ. Hinzu kam der untaugliche Versuch einiger deutscher Mitglieder der individualpsychologischen Bewegung, diese durch opportunistisches Wohlverhalten vor der Zerschlagung durch die Nazis zu bewahren. Da dieser Bruch mit einer Ächtung durch die immer sektenähnlicher gewordene Wiener Sektion der Individualpsychologen verbunden war, kann man auch hier durchaus von einer der so zahlreichen Entwurzelungen im Leben Manès Sperbers sprechen.

Zur gleichen Zeit werden in Berlin seine Vorlesungen an der Hochschule für Politik von jungen Nazis gestört. Der Nationalsozialismus steht vor der Machtergreifung. Statt entschiedenen Widerstand erlebt er das völlige Scheitern der gespaltenen deutschen Arbeiterbewegung und deren Flucht in die Niederlage, die von der grandiosen Illusion begleitet wird: „Nach Hitler kommen wir!“

In einer Berliner Wohnung, in die er untergetaucht war und für Genossen einige Waffen lagerte, wird Manès Sperber am 15. März 1933 verhaftet, mit anderen auf einen LKW verfrachtet und von der lynchbereiten Menge geschlagen und bespuckt. Den Tod vor Augen, macht er sich während seines einmonatigen Gefängnisaufenthaltes schwere Selbstvorwürfe: *Noch weit lächerlicher als dieses Waffenarsenal fand ich mich selbst. Alles, was ich seit Monaten getan hatte, war unsinnig, zuletzt der Entschluß, Deutschland nicht zu verlassen,... weswegen, wozu? Mich erfüllte fast Abscheu, ja eine mit Verachtung gemischte Abscheu gegen den Siebenundzwanzigjährigen... Ich war das Muster eines Ostjuden, eines Kommunisten, dem es gelungen war, sich in städtischen und staatlichen Institutionen breitzumachen und unter dem Vorwand, Psychologie zu lehren, „bolschewistisch zersetzend" zu wirken und gleichzeitig die „Weltherrschaft des internationalen Judentums" zu festigen.*[6]

Besonders bedrückend war für ihn jedoch die Vorstellung, hier im Gefängnis mit einem banalen, unwürdigen Tod zu enden, statt *aggressiv, also kämpfend,* zu sterben. Ein *Toter im Wartestand.*

Am 20. April 1933 wird Manès Sperber auf Intervention der polnischen Botschaft entlassen. Vier Tage später verläßt er Berlin in Richtung Wien. Begann hier ein weiteres Exil?

Man weiß, es gibt eine Art von Unglück, die nur anderen widerfahren kann — fast jedem anderen, nur nicht einem selbst. Das Exil ist solch ein schicksalhaftes Unglück.[7]

Und so sieht er zwar seine deutschen Mitreisenden als Emigranten, nicht aber sich selbst. Für ihn war es ja nicht die Fahrt in ein Asyl, sondern nach Wien — also eine Heimkehr. So meinte er.

In seinen politischen Auffassungen bleibt Sperber Kommunist, obgleich die Partei in

seinen Augen entwertet war: *Nicht das Sein, sondern das Seinsollende schien mir sinngebend, sinnschaffend. .. .der Kommunismus blieb für mich auch weiterhin die — trotz allem — unvergiftete Quelle, aus der man den Sinn des Lebens schöpfen konnte, wie ihn sonst nur die Religion zu bieten vorgab. Ich aber hatte den Glauben von mir abgetan. Mir und meinesgleichen war nichts versprochen, was wir nicht selbst erfüllen sollten. Es gab kein Jenseits, das Diesseits war überall; wo immer man stand, war Rhodos, wo man sein Leben erprobte, indem man sich selbst und die Selbsterweiterung durch Teilnahme am Überpersönlichen auf die Probe stellte.*[8]

Trotz seiner Enttäuschung und Kritik bleibt Sperber als illegaler Instruktor der KP, aber auch als Propagator der Individualpsychologie aktiv — nun von Wien aus. Besonders in Jugoslawien ist er in der illegalen Arbeit der KPJ engagiert, und viele der dortigen Genossen, die, wie die Parteiführer Milan Gorkic und Djuka Cvijic oder der kroatische Bauernführer Vladko Macek, zu seinen später durch Stalin ermordeten Freunden wurden, finden in Figuren aus der *Träne im Ozean* eine literarische Verkörperung.

Angesichts Hitlers blieb auch Manès Sperber ein Gefangener der von ihm so treffend beschriebenen und analysierten *falschen Alternative. Angesichts des Feindes diskutiert man nicht, man gehorcht der Führung!* Das leuchtete auch den ketzerischsten Genossen ein ...

In der elterlichen Wohnung in Wien bearbeitet Sperber seine sozialpsychologischen Vorlesungen und Diskussionen aus Berlin. Das Buch wird jedoch erst 1978 unter dem Titel *Individuum und Gemeinschaft* erscheinen.

Wieder erlebt Manès Sperber als Folge der Weltwirtschaftskrise seine Heimat im Winter 1933/34 in Not, Elend und Verzweiflung. 600.000 Arbeitslose, von denen die Hälfte keine Unterstützung erhielten, trieb die Arbeiterschaft jedoch nicht zur Linken. 40 Prozent der organisierten Arbeiter gehörten reaktionären Gewerkschaften an, *.. .denn die furchtbare Notlage erzeugte keineswegs den Willen zur Revolution, sondern lehrte sozusagen beten.*[9]

Dennoch nahmen die österreichischen Sozialisten am 12. Februar 1934 einen Kampf auf, *den sie zwar verlieren mußten — aber sie, nicht die deutschen Kommunisten waren es, die sich zum bewaffneten Widerstand entschlossen.*[10]

Auch wenn sie die ersten in Mitteleuropa waren, die gegen den überall zur Großoffensive angetretenen Faschismus die Waffen ergriffen hatten, wurde es eine blutige Niederlage für die Sozialisten, die sowohl vom Ausland als auch von den meisten österreichischen Arbeitern, denen die Arbeitsplätze wichtiger waren als alle Politik, allein gelassen wurden: 1.200 Tote, 5000 Verwundete und eine in die Illegalität verbannte Arbeiterbewegung. Für den Kommunisten Manès Sperber war auch dies eine Art vergeblicher Heimkehr. Einige Wochen später, im Juni 1934, beginnt für ihn das Exil, das in den biographischen Notizen vieler Lexika als einziges aufgeführt ist: das französische.

Bis zum März 1938 war es im strengen Sinne kein unmittelbar erzwungenes. Vielmehr folgte er zunächst dem Ruf der KP, „ideologischer Leiter“ des von deutschen Emigranten im Auftrag der Komintern gegründeten „Instituts zum Studium des Faschismus“ (INFA) zu werden. Während dieser einjährigen Tätigkeit, in der sich unter anderem die enge Freundschaft mit Arthur Koestler bildete, arbeitete er öffentlich ganz im Sinne der Komintern-Richtlinien, obgleich er nicht nur deren im doppelten Wortsinn falschen Charakter durchschaute, sondern auch um die realen Verhältnisse in der Sowjetunion wußte. So sah er nach der Ausschaltung der gesamten sowjetischen Linksopposition im stalinistischen Herrschaftssystem bereits strukturelle Ähnlichkeiten mit dem Nationalsozialismus nach dem „Röhm- Putsch“, was er aber erst drei Jahre später in seiner *Analyse der Tyrannis* auch öffentlich äußern wird.

Obwohl Manès Sperber sich nicht als Emigrant begriff, sondern vielmehr als ein militanter Antifaschist, der sich im Kampf für größere Aufgaben in naher Zukunft zu bewähren hatte, befand er sich jedoch längst im Exil. Nicht nur, daß die Kreise, in denen er verkehrte, fast ausschließlich aus Emigranten bestanden, sondern auch die sonstigen Lebensbedingungen ließen das deutlich spüren. So mußte man unter ärmlichsten Bedingungen leben, da eine mühsam und nicht selten unter Demütigungen erworbene Aufenthaltsgenehmigung bei Strafe der Ausweisung nur unter der Bedingung galt, keiner bezahlten Arbeit nachzugehen. So auch die konspirative Art, in der man mit Decknamen verkehrte, die das jeweilige Herkunftsland möglichst im Dunklen lassen sollten. Dies sowohl in Hinblick auf die

französische Polizei als auch auf den *sicher* zu erwartenden Einsatz in der *entscheidenden Schlacht* im feindlich gewordenen Heimatland. Überhaupt wurde auch für Sperber recht schnell eine Symptomatik sichtbar, die er allgemein als kennzeichnend für ein Leben im Exil ansieht:

1. Ein Leben, das ungleich stärker auf das verlassene Land und das dortige Geschehen konzentriert ist, als auf das im Emigrationsland, womit auch das Phänomen der Selbstghettoisierung zusammenhängt, .. .*denn der politische Emigrant ist dort, wo er sich gerade aufhält, niemals wirklich ganz da, sondern im Doppelsinne nur flüchtig anwesend. Die ferne Heimat ist ihm, seit er sie verloren hat, näher als vorher, ihre Präsenz wird für ihn beherrschend, so daß alles, was nicht zu ihr gehört, in den Hintergrund geschoben wird. Auch deshalb rücken die Emigranten in einem Viertel zusammen, als ob die Polizei es so angeordnet hätte: Sie bilden ein Ghetto, wo ihre Muttersprache eine provisorische Heimat findet.*[11]
2. Dementsprechend findet eine fortgesetzte Zeitverrückung statt, die ebenso kennzeichnend für die Lebensweise des Exilierten ist und die die Beurteilung von sich selbst wie die der eigenen Vergangenheit verändert. Beginnend mit der meist völlig falsch, das heißt zu kurz eingeschätzten Dauer seiner Verbannung erleidet der Emigrant eine Art Gegenwartsverlust: .. .*er wird ein Feind dieser flüchtigsten und dennoch belangvollsten aller Zeiten. Nur in der Vergangenheit findet er selbst Rechtfertigung und Gründe, auf eine Zukunft zu hoffen, welche alles gutmachen, die Usurpatoren stürzen, die Vertriebenen aber in der wiedergefundenen Heimat erheben soll. Dieser gewollte und trotzdem täglich aufs neue erlittene Gegenwartsverlust hindert ihn, im Asylland Fuß zu fassen. Er wünscht es ja auch gar nicht, denn er ist unterwegs; für ihn ist alles provisorisch, jedes Jetzt ein flüchtiges Inzwischen.*[12]
3. Dieser für den Emigranten typische entfremdende Widerspruch zu seiner täglichen Realität erzeugt einen Sachverhalt, den Manès Sperber als eine gleichsam *katastrophale Ferienstimmung jener Abart* kennzeichnet, *die sich bei Ausbruch eines Krieges verbreitet, aber recht bald einer kummervollen Ernüchterung* oder gar tiefen Depression weicht.

Sperber erlebte in seinem Pariser Exil die radikale Gleichgültigkeit der Einheimischen; deren entschiedene Abneigung, in die Existenz eines Fremden einbezogen zu werden oder diesen in die seine eindringen zu lassen. Dies ermöglichte zwar ein Maximum an persönlicher Freiheit, die vielen Emigranten sehr zugute kam, die aber zugleich bei den Ärmsten und Einsamsten unter ihnen bewirkte, daß sie zugrundegingen, *unter freiem Himmel, mitten unter vielen Menschen, auf den Pflastersteinen ertranken, ohne daß sich auch nur ein einziger Passant umdrehte.*[13] Sperber schreibt weiter:

Daß jemand in einer totalen Einsamkeit dahinlebt, das spüren die anderen so schnell wie einen unangenehmen Geruch. Und genau so spüren die Gleichgültigen, die sich ohne Bedenken hinter die Sieger und die Glücklichen stellen, den bitteren Geschmack, der allem anhaftet, was von den Besiegten kommt... Die deutsche Emigration war überall, besonders aber in Paris, nur eine von vielen. Nicht die unglücklichste, nicht die apathischste und nicht einmal die zersplittertste; sie war die unbeliebteste. Weil sie deutsch, weil sie deutsch und jüdisch war, weil sie sich nicht nur eindringlich, vordringlich, zudringlich bemerkbar machte, sondern die Heimischen mit einer Warnung belästigte, die man nicht vernehmen und jedenfalls unbeachtet lassen wollte. Und gemäß der Magie des Alltags verdächtigt man den Überbringer einer schlechten Botschaft seit jeher, an dem Unglück mitschuldig zu sein, von dem er berichtet, und wissentlich oder unabsichtlich Komplize jener, vor denen er warnen will. Ich war solch ein Überbringer schlechter Botschaften, ein unermüdlicher Warner...[14]

Wie viele Kommunisten wurde auch Manès Sperber durch die seit Jahren überfällige, aber erst 1934 verkündete Volksfrontpolitik kurzfristig von der inneren Zwietracht und Selbstverachtung erlöst, eine für verkehrt, gefährlich und paranoid gehaltene Generallinie öffentlich vertreten zu müssen. Neben seiner Institutstätigkeit arbeitet er im „Schutzbund deutscher Schriftsteller“ (SDS) eng mit Egon-Erwin Kisch und Anna Seghers zusammen. Gleichzeitig beginnt die neben Alfred Adler für ihn wohl einflußreichste Freundschaft: die zu André Malraux, der in Hinblick auf Sperbers schriftstellerische Laufbahn einer der wichtigsten Förderer und Ermutiger wurde.

Fühlte er sich in jener Zeit politisch wieder in Einklang mit sich und den Genossen — und sei es um den Preis, beim Blick auf das eigene Lager auf ein eigenes Urteil zu verzichten —, so

ließ die nächste Niederlage nicht lange auf sich warten. Am 13. Jänner 1935 entschieden sich beim Saarplebiszit ganze 8,8 Prozent gegen einen Reichsanschluß. Er ahnt nach dieser als vernichtend und demütigend empfundenen Niederlage noch weitaus größere Katastrophen, die sich nicht mehr würden verhindern lassen. Er wurde, wie er schreibt, zum *Spezialisten für Niederlagen,* der zudem wußte, daß vom deutschen Proletariat keine Erhebung und vom Westen kein Widerstand gegen die Nazis zu erwarten war. Somit schien die Sowjetunion der einzige sichere, wohlgerüstete und kampfbereite Alliierte gegen Hitler zu bleiben, was zur Folge hatte, daß Sperber die KP-Politik, die Sowjetunion, den Anti-Trotzkismus und den ersten Moskauer Prozeß gegen Sinowjew und Kamenjew verteidigte bzw. sich Kritik untersagte. Von sich selbst sagt er, ein *Doppelzüngler* gewesen zu sein, der in *selbstgewählter Unmündigkeit die erpresserische Behauptung akzeptierte, daß es nur die Alternative Hitler oder Stalin und nicht auch ein Drittes gegeben habe.*[15]

Es würde entschieden zu weit führen, die zahllosen politischen und psychologischen Aktivitäten Sperbers — sei es als Initiator, als Organisator oder als Funktionär — in Frankreich wie in anderen Ländern hier aufzuführen. Für sie alle galt, daß sie trotz aller Enttäuschungen, Niederlagen, Vergeblichkeiten ab dem Frühsommer 1936 — wieder einmal — von einer neuen Hoffnung getragen wurden. In Frankreich hatte sich eine Volksfrontmehrheit gebildet, und im Spanischen Bürgerkrieg wurden endlich die vom Westen allein gelassenen Republikaner von der Sowjetunion als einzigem Land tatkräftig unterstützt. Es war eine Hoffnung, die sich über alle Widersprüche legte und gleichermaßen Wahrnehmung, Denken und Handeln bestimmte. Es war eine gefährliche Krankheit, *eine Narkomanie: die Hoffnungssucht* (Sperber). Unter ihr litt Manès Sperber genauso wie ein Großteil der Lin ken. Sie sollte jedoch nicht lange anhalten, aber nur, um noch Schlimmerem Platz zu machen. Anfang 1937, nach dem zweiten Moskauer Prozeß, bricht Manès Sperber mit dem Kommunismus, und es beginnt nicht nur ein *Sturz, tiefer als der Abgrund,* sondern auch eine Vervielfachung seiner Exile. Von Schuld-, Demütigungs- und Entwertungsgefühlen geplagt, sieht er sein eigenes Handeln als ungewollte Komplizität an einer grausamen, wahrheitsvernichtenden Daueraktion einer winzigen Machtgruppe, die eine ganze Bewegung wie eine verächtliche, feige Geisel gedemütigt hatte. Als betrogener Betrüger ist er Opfer und Täter in einem. *Als hätte ein Gott seit Jahrtausenden alle Einsamkeit für mich allein aufgespart...*[16] Einzig dem in Spanien zum Tode verurteilten Freunde Arthur Koestler wollte er sich offenbaren, sofern er ihn jemals wiedersehen sollte.

Wir waren beide im 32. Lebensjahr, beide in mehr als einem Sinne heimatlos... Wir meinten, wir hätten keine Illusionen mehr: das war die letzte oder eine der vorletzten, die langsam schwand und niemals verschwinden sollte, denn es ist nicht das Schlimmste, solange man noch sagen kann: dies ist das Schlimmste...[17]

Was gab es nun noch für eine Heimkehr? Und würde sie nicht allemal eine vergebliche sein? Ein Rückzug ins Private war für einen wie ihn nicht möglich. In Frankreich war er als „Renegat“ durch die Kommunisten gefährdet. Die Flucht nach vorne, der Kampf in der Internationalen Brigade in Spanien wurde von der GPU verhindert, die wußte, wie er das Verhalten der Kommunisten gegenüber der POUM und den Anarchisten kritisiert hatte. Es ist das einzige Mal in seinem Leben, daß er an Selbstmord denkt.

Blieb einzig noch Wien. Im Juni 1937 verläßt er Paris. Nach einem längeren Aufenthalt in Jugoslawien, wo er versucht, seinen *Sprung ins Nichts,* seine tiefe Mutlosigkeit und Trauer zu verarbeiten, kommt er nach Wien und schreibt im Herbst in nur sechs Wochen den Essay *Zur Analyse der Tyrannis,* in dem er, ohne Hitler oder Stalin zu nennen, das Wesen ihrer Regime analysiert. Vergeblich aber war die erneute Heimkehr, da es für ihn wiederum unmöglich war, in Wien zu bleiben. Sich als Psychotherapeut hier niederzulassen, bereitete ihm angesichts der zu erwartenden Widerstände der orthodoxen Adlerianer ein kaum zu überwindendes Unbehagen. Und die politische Situation zeigte deutlich, wohin der Weg ging: ein von der Kirche und Mussolini gefördertes autoritäres Regime, Paraden paramilitärischer Verbände, Internierung von Sozialisten, wo immer man ihrer habhaft werden konnte. *Überall, in den Straßen Wiens und viel häufiger in der Provinz, stolzierten junge Leute in Kniehosen und weißen Socken — es war die geheime Uniform der Nazis —. deren Zahl sich genau in dem Maße vermehrte, in dem Hitlers Macht in Deutschland sich befestigte ... Österreich war dem Ende näher als im November 1918, sein Wille zur Selbständigkeit wurde täglich*

schwächer, trotz aller offiziellen Manifestationen einer Stärke, die — das war gewiß — keine echte Probe überstehen konnte.[18]

Drei Monate, bevor Österreich „heim ins Reich“ ging, hatte Manès Sperber längst keine Heimat mehr. Er saß in der Falle: Exil in der Heimat oder Heimat im Exil. Im Dezember 1937 kehrte er nach Paris zurück. Exkommunizierter Adlerianer, exkommunizierter Kommunist, verfolgter Jude, exilierter Deutscher — was eigentlich sollte noch alles kommen? Aber *wer dürfte sagen, schlimmer kann's nicht werden...!* Was noch fehlte, war der exilierte Österreicher. Am 11. März 1938 hört er im französischen Radio das „Sieg-Heil“ auf Wienerisch. Österreich wurde zur Ostmark des Dritten Reiches.

... mir war. als ob Wien in diesen Stunden von der Bildfläche verschwinden müßte. In jener Nacht verwaiste ich. verlor ich meine Wurzeln... Jetzt war ich heimatlos, mein Exil vervielfachte sich in jenen Stunden. Und das Gefühl der Hilflosigkeit wurde abgrundlos...

Auch das gehörte zur widerspruchsvollen Logik meines Lebens: ich liebte eine Stadt, deren Bewohner sich singend und grölend ihres goldenen Herzens rühmten und zugleich auf ihren hemmungslosen Judenhaß stolz waren. Es war vorauszusehen, daß die Nazis da leichter als in irgendeiner deutschen Stadt zahllose eifrige Komplizen finden würden, um Juden zu erniedrigen, und niederträchtige Schergen für die Konzentrationslager und später für die Vernichtungslager. [19]

Paris wurde nun ein zweifaches Exil. Nirgends dazugehörend, fristet er mit „ghostwriting“ und anderen Gelegenheitsarbeiten ein Leben als Ketzer in einem Niemandsland, bevor er im Oktober 1938 Mitarbeiter der von Willi Münzenberg herausgegebenen Zeitschrift *Die Zukunft* wird. Hier, wo er unter anderem mit Arthur Koestler, Ludwig Marcuse und Richard Löwenthal zusammenarbeitete, fand er ein antifaschistisches Forum, in dem er unter Pseudonym politisch wirken konnte, ohne durch die KP direkt gefährdet zu sein. Seine dort geäußerten Positionen entsprachen denen seiner im gleichen Jahr in Frankreich erschienenen, aber völlig totgeschwiegenen *Analyse der Tyrannis.* Bei aller Kritik wurde angesichts des Nationalsozialismus die Sowjetunion auch hier nicht beim Namen genannt. Nach dem „Hitler-Stalin-Pakt“ am 23. August 1939 allerdings erfolgt Sperbers endgültiger und vor allem auch öffentlicher Bruch mit dem Kommunismus, wovon der zweiteilige *Zukunft*-Aufsatz „Das Bündnis“ Zeugnis ablegt. Als politische Exilzeitschrift war die *Zukunft* natürlich auch in die Kontroversen der deutschen Emigration involviert, bei denen es im wesentlichen um die jeweils eigene politische Legitimation und Motivation des antifaschistischen Kampfes und um die persönliche und politische Identität der Exilierten ging. Sperbers Aufsatz „Coriolanuli oder der reaktionäre Defaitismus" steht in einer solchen Kontroverse, die von Leopold Schwarzschild in *Das neue Tage-Buch* 1939 ausgelöst wurde. Was in diesem Aufsatz deutlich wird, ist nicht nur seine revolutionäre, gleichwohl nicht parteipolitische Gesinnung, sondern auch seine tiefe Verbundenheit mit dem deutschen und österreichischen Volk, seine Ablehnung jedweder Völkerpsychologie und Kollektivschuldthesen und die Zurückweisung eines platten Antikommunismus.

Nachdem Sperber bereits gegen das „Münchener Abkommen" und die nachgiebige, ja entgegenkommende Haltung des Westens gegenüber Hitler Stellung genommen hatte, empörte ihn die fortgesetzte Passivität Frankreichs derart, daß er beschließt, nicht mehr nur zu reden und zu schreiben, sondern zu handeln: er tritt im Dezember 1939 als Soldat in die „Legion Etrangère" ein — entschlossen, nicht lebend in Gefangenschaft zu geraten. Nun, da er sich als so oft Besiegter auf der Seite der Sieger wähnte, mußte er verzweifelt feststellen, daß Frankreich nicht ernsthaft bereit war, gegen die Nazis zu kämpfen. Wieder war er auf der Seite der Besiegten und *wie 1933, nach einer fast kampflosen Niederlage.* Aber auch hier ist der Sturz noch nicht zu Ende. Nach seiner Demobilisierung im Sommer 1940 erfährt Sperber, daß er auf der Auslieferungsliste steht. Damit war er inmitten des Exils nochmals exiliert. Kaum Hoffnung, Frankreichs Grenzen jemals unbeschadet überschreiten zu können, fernab von allen Kämpfen und politischen Wirkungsmöglichkeiten, sieht er seine Zukunft, sieht er sich als verloren an. ... *Ich wollte eine Zuflucht finden vor dem Dasein.. mir blieb nur die Vergangenheit.*[20]

Das war im Winter 1940 Manès Sperbers Verfassung, als er begann, die erste Version vom *Verbrannten Dornbusch*[21] zu schreiben. Aber erinnern wir uns: beschloß nicht der Sechzehnjährige im Jahre 1921, mit fünfundreißig Jahren Schriftsteller zu werden? Genauso

kam es dann auch — und doch so ganz anders: *Ich fand mich damit ab, daß mein Tun keinerlei Zweck hatte und daß ich wohl der einzige Leser meiner Texte bleiben würde... Eine Flaschenpost-Botschaft, die nie ein Ufer erreichen würde.*[22]

Aber selbst vom Verfassen dieser Botschaft wird er noch vertrieben.

In höchster Not lagert er das Manuskript bei Roger Martin du Gard und flieht im September 1942 über die savoyischen Berge in die Schweiz. Nach Aufenthalten im Flüchtlingslager und im Internierungslager Gierenbad, über deren Verhältnisse Sperber schreibt, daß sie durchaus im Sinne Hitlers gewesen seien, lebt er als „amtlich anerkannter", aber mit Schreibverbot belegter Emigrant in Zürich, wohin ihm ein Jahr später seine Frau Jenka und sein eineinhalbjähriger zweiter Sohn, Dan Sperber, folgen.

Als Manès Sperber 1945 nach Paris zurückkehrte und repatriiert wurde, war er kein „amtlicher Emigrant" mehr. War das nun das Ende des Exils?

Eines blieb: die Bürde, im Gegensatz zu fast all seinen Verwandten, zu so unsäglich Vielen seines Volkes, überlebt zu haben. *Um einen Lebenden zu verstehen, muß man seine Toten kennen.* Die *unfaßbare Gewißheit des Churban* ließ ihm nur noch das existentielle Dauerexil, und auch geographisch sollte sich jedwede Heimat nur noch negativ bestimmen lassen. Frankreich blieb vielmehr eine Rückkehr ins Exil als eine aus dem Exil, als er erfuhr, *was in Auschwitz, Treblinka und Belzec, was in Polen, in den baltischen Staaten und in Rußland, in den Städten und in den Städteln meinem Volk angetan wurde. Aus negativen Gründen hörte ich also auf, ein Emigrant zu sein, noch ehe die Zeit gekommen war, eine neue Heimat zu wählen. Fortab konnte es für mich keine Rückkehr mehr geben...*

Zu Deutschland blieb der Bruch unheilbar: *Ich bin in Auschwitz nicht gewesen, aber dort wie in allen Lagern und Ghettos ist meine Beziehung zu alledem, was Deutschland für mich während langer Jahre bedeutet hatte, verhöhnt, zerschlagen, vergast, ausgerottet worden.*[23]

Und Österreich? Galt hier objektiv Ähnliches wie für Deutschland, so war der Verlust für Manès Sperber ein noch tragischerer. Die Fiktion Hugo Bettauers, Wien — „Stadt ohne Juden", war in einer solch grausamen Weise Wirklichkeit geworden, die weder Bettauer noch sonst wer jemals auch nur für denkbar gehalten hätte. *Es geschieht nicht selten, daß ich auf Reisen anstatt Paris „ Wien" nenne, wenn ich meinen Wohnort bezeichnen soll. Die Spuren einer vergifteten Liebe bleiben länger sichtbar als die einer langsam erschöpften, ausgebrannten Leidenschaft.*[24] *Das ist das Kennzeichen einer schlimmen Epoche, daß man in ihr an dem Besten des eigenen Wesens zugrunde geht — so an der Liebe und der Treue und an ihrer bindenden Kraft.*[25]

Wie umfassend, tief und dauerhaft und wie wenig geographisch festmachbar Manès Sperbers Exil war, läßt sich vielleicht auch an den Erfahrungen verdeutlichen, die er trotz all dem Geschehen auch noch nach 1945 machen muß. Bei den Franzosen, wie sie sich aufs neue selbst betrogen, indem sie ihre Vergangenheit verzerrten und versuchten, die Niederlagen und gar die Kollaboration durch ihr Prahlen von der zum Mythos stilisierten Résistance ungeschehen zu machen. Nach dem Krieg hätten aber insbesondere Millionen Deutsche und Österreicher, und nach der Destalinisierung hätten Millionen von Kommunisten ein quälendes Gefühl der Verantwortlichkeit, zumindest der passiven Komplizenschaft empfinden müssen. Stattdessen klagten die Schuldigen, Mitschuldigen und Verantwortlichen überall, daß man sie an ihre nahe Vergangenheit erinnerte.[26] Zu den unmittelbarsten Folgen des mehrfachen Exils gehört für den Schriftsteller Manès Sperber die Tatsache, daß er zweisprachig schrieb. Da es ihm psychisch unmöglich war, sich ganz vom Deutschen zu lösen, schrieb er seine Romane in Deutsch, seine Essays aber meist in Französisch.

... diese Situation mag vorteilhaft erscheinen, sie ist es keineswegs. Wohl dem, der nur in einer einzigen Sprache fühlt, denkt und schreibt, selbst wenn er mehrere Sprachen beherrscht. ... Die sprachliche Bigamie bringt gewiß auch viele Vorteile, aber ich mag sie nicht. Es sind die Vorteile eines schicksalhaften Nachteils: der Entwurzeltheit.[27]

Wer Werk und Wirken Manès Sperbers kennt, der weiß, daß er neben seinem literarischen Schaffen auch sein politisches, philosophisches und psychologisches Engagement aufrecht erhielt und in alldem seinen Zielen treu blieb. Politisch hieß das, nach Hitler gegen die im Westen schon wieder unterschätzte totalitäre Bedrohung durch den Sowjetkommunismus zu kämpfen. Es hieß aber auch, gegen die schlimmste aller Gewalten, die Gleichgültigkeit,

anzugehen. Für den Verrat der Zwecke durch die Mittel besonders sensibilisiert, warnte er vor der verführerischen Macht jeglicher heilsversprechenden Ideologien. Sein von Vernunft, Freiheit und Verantwortung getragenes skeptisch-humanistisches Engagement blieb nach wie vor von der Idee geleitet, die ihn zeitlebens faszinierte: daß die Welt nicht so bleiben darf, wie sie ist, sondern ganz anders, besser werden wird. Auch deshalb ist der *treue Ketzer* ein Mann der Linken geblieben.

Sein literarisches Werk ist ohne die Erfahrung seiner Exile kaum vorstellbar. Zwar steht zu vermuten, daß er seinen Entschluß, mit fünfunddreißig Jahren Schriftsteller zu werden, in seiner außergewöhnlichen Konsequenz und Zieltreue auch ohne diese Exilerfahrung verwirklicht hätte. *Dieses* Werk jedoch hätten wir nicht — schon gar nicht die Romantrilogie, die ihn weltweit bekannt machte: *Wie eine Träne im Ozean.* Vielleicht hätten wir dann ein weniger tragisches, ein schöneres und auch ein humorvolleres Werk — seine unerschütterliche Menschenliebe und sein ausgeprägter Humor lassen das naheliegen. Sicher aber hätten wir einen weniger, der sich für uns erinnert, der uns aufklärt, der uns mahnt und der uns zum Lernen anhält, ohne uns dabei alte oder neue Gewißheiten bieten zu können.

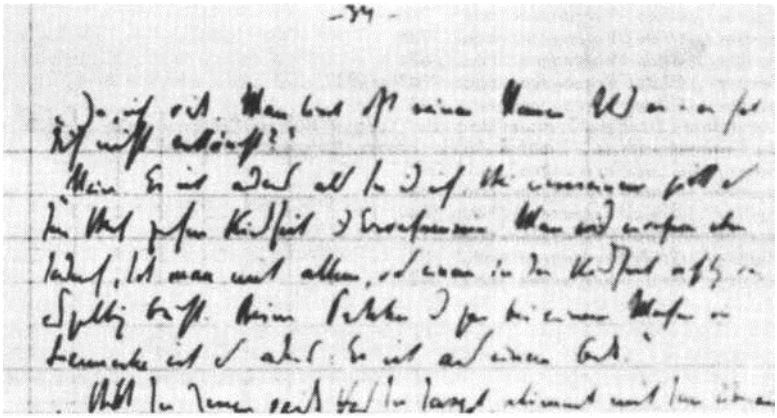
Am Ende blieb ihm doch eine Heimat: die Ziele, die Freunde, die Menschen, die ihm zuhören wollen. Und zu ihnen sollen auch wir gehören.

Dieses Symposion wird keine zukünftigen Exile verhindern können. Es sollte aber dazu beitragen, den heute lebenden Exilanten zu helfen und die toten Exilanten nicht durch Gleichgültigkeit und Verdrängung noch einmal zu exilieren.

Anmerkungen:

1 M. Sperber, Unterwegs überall im Niemandsland, in: Karl Corino (Hrsg.), *Autoren im Exil.* Frankfurt 1981, 286.
2 M. Sperber, *All das Vergangene.* Wien 1983, 924.
3 M. Sperber, *Unterwegs überall,* a.a.O., 925.
4 M. Sperber, *All das Vergangene,* a.a.O., 127.
5 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 286.
6 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 564f.
7 M. Sperber, *AU das Vergangene,* ebda., 583.
8 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 596f.
9 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 593.
10 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 619.
11 M. Sperber, *Unterwegs überall,* a.a.O., 288.
12 M. Sperber, *Unterwegs überall,* ebda., 288f.
13 M. Sperber, *All das Vergangene.* a.a.O., 675.
14 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 676f.
15 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 667.
16 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 726.
17 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 728f.
18 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 688.
19 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 764f u. 917.
20 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 835.
21 *Der verbrannte Dornbusch,* erster Band der Trilogie *Wie eine Träne im Ozean,* erschienen erstmals 1949 in Französisch: *Et le buisson devint cendre,* Calmann-Lévy, Paris.
22 M. Sperber, *All das Vergangene,* a.a.O., 835.
23 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 848.
24 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 684.
25 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 781.
26 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 883.
27 M. Sperber, *All das Vergangene,* ebda., 924.

Oben: Jenka, Manès und Dan Sperber 1942
Unten: Ausschnitt aus Manès Sperbers Manuskript Der verbrannte Dornbusch, *1940.*



SEBASTIAN MEISSL

Nestroy im Exil. Der Literaturwissenschaftler Franz Heinrich Mautner

Von den zahlreichen Intellektuellen unter den Opfern der nationalsozialistischen Vertreibung ist der 1902 in Wien geborene Franz H. Mautner einer der wenigen namhaften österreichischen Germanisten, der schon vor 1938 mit selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten hervorgetreten ist. Die auf den ersten Blick vergleichbaren Fälle wird man nicht ohne weiteres — trotz Aufnahme in das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration* — in diesen Zusammenhang einordnen können: Marianne Thalmann folgte schon 1933 als Wiener Dozentin einem Ruf an ein amerikanisches College;[1] Ernst Alker verließ auf der Suche nach einer Arbeitsstelle Österreich bereits in den zwanziger Jahren, verlor 1934 seine Position als wissenschaftlicher Bibliothekar in Bonn, konnte aber als Lektor in Schweden lehren und in Deutschland ungehindert publizieren.[2] Bleiben Helene Adolf, Germanistin und Linguistin, bis 1939 Privatgelehrte und Schriftstellerin in Wien, danach in die USA emigriert,[3] und Heinz Politzer, geborener Wiener wie Mautner, neben diesem ein weiterer später prominent gewordener Fall eines österreichischen Literaturwissenschaftlers im Exil. Sieht man von seiner Mitarbeit an der ersten Kafka-Ausgabe und lyrischen Produktionen vor 1938 ab, so setzen die Veröffentlichungen des Germanisten Politzer erst in der Emigration ein.[4]

Zur Charakterisierung der Situation im *Universitätsfach* „Neuere deutsche Literaturwissenschaft“ am Ende der Ersten Republik mag die vorläufige Feststellung genügen, daß es zwar einen zwangsweise pensionierten (Eduard Castle), aber keinen emigrierten Germanisten gab.[4a] Eine Erörterung der (besonders in Wien) herrschenden Lehre kann nicht Gegenstand dieses Berichts sein, doch werden im folgenden einige Hinweise gegeben, um eine im akademischen Betrieb nicht zur Wirkung gekommene Form des literaturwissenschaftlichen Diskurses kontrastiv beschreiben zu können.

ANFÄNGE IM AKADEMISCHEN ABSEITS

Im kurzen Abriß seiner Lebensgeschichte, die Franz Mautner 1972, im Jahr seines Abschieds von der Universität, vorgelegt hat, enthält sich der Verfasser jeder in Autobiographien so beliebten redseligen Weitschweifigkeit. Beschrieben wird ein innerwissenschaftlicher Werdegang, wobei nähere Hinweise auf das private Lebensschicksal wie auf die akademische Karriere fehlen. Immerhin, man möchte den Satz, „Ich bin ‚Literaturhistoriker' um der Literatur, nicht um der Historie willen geworden“,[5] auch auf des Autors Scheu, sich persönlich mitzuteilen, beziehen, auf die Neigung, statt von den unerfreulichen Umständen eines Lebens, den Zwängen einer ominösen Kausalität, von der Sache selbst zu reden, die dieser „Kausalität“ abgerungen wurde. Der Germanist, Romanist und vergleichende Literaturwissenschaftler Mautner hat ein Oeuvre vorzu weisen, das sich seit Beginn der dreißiger Jahre systematisch damals brachliegender, wissenschaftlich gering geschätzter Gegenstände annahm: Zu nennen sind die Pionierarbeiten über das Wortspiel als Stilelement (1931),[6] der Versuch einer ersten literaturwissenschaftlichen Gattungsgeschichte des Aphorismus (1933),[7] damit in direktem Zusammenhang stehende frühe Bemühungen um Johann Nestroy (1932),[8] die 1937 mit einer Volksausgabe und einer dieser vorangestellten gedrängten monographischen Darstellung zu einem ersten Abschluß gebracht wurden.’ Damit war schon ein Horizont von Interessen abgesteckt; die Summe eines langen Forscherlebens wurde in den beiden großen Monographien über Georg Ch. Lichtenberg (1968) und Johann Nestroy (1974) gezogen.[10]

Von der Vorklassik des 18. Jahrhunderts bis zu Thomas Mann hat Mautner den gesamten Bereich der deutschen und österreichischen Literatur in exemplarisch auswählenden Studien

dargestellt, die zu einem guten Teil als Modellanalysen in die Wissenschaftsgeschichte eingegangen sind,[11] ist aber doch immer wieder zu seinen Anfängen zurückgekehrt. Für diese hat — unschwer zu erraten — nicht die Universität, sondern die sprachliche und literarische Prägung des spezifischen Familien- und Bildungsmilieus die entscheidenden Interessen geweckt: Sohn eines kunstsinnigen Textilkaufmanns, der seinen Kindern im Deklamationsstil des alten Burgtheaters aus dem *Faust* vortrug, wächst der junge Mautner in jenem oft geschilderten Bereich gesicherter Bürgerlichkeit auf, die ihre jüdische Abkunft durch kulturelle Assimilation längst abgestreift hat. Er absolviert den notorisch „gestrengen, altösterreichischen Gymnasialunterricht",[12] beginnt zugleich Vorlesungen von *Karl Kraus zu* besuchen und beendet das letzte Gymnasialsemester mit einer Arbeit über dessen Lyrik. „Er und die Lektüre seiner Schriften", heißt es im Rückblick, „schärften meinen Sinn für die sprachlichen Qualitäten literarischer Werke."[13] Daß man diese — was heute selbstverständlich scheint — zuerst als sprachkünstlerische Schöpfungen behandelt, war für die zu Beginn der zwanziger Jahre praktizierte Philologie durchaus nicht der Regelfall. Als Student an der Wiener Universität sah man sich einem wissenschaftlichen Betrieb ausgesetzt, der durch das Neben- und Ineinander „eines beschränkten Positivismus oder eines kitschigen, pathetisch sentimentalen .Idealismus' und eines borniert phrasenreichen Nationalismus"[14] charakterisiert war — eine Einschätzung, die auf den damaligen Zustand der Germanistik überhaupt gemünzt ist. Die Noblesse des Berichterstatters läßt allerdings die Frage offen, wieweit er seine Lehrer nicht nur in solchen methodischen, sondern auch in jenen Zusammenhängen einer ideologisch-politischen Beschränktheit ansiedelt.[15] Wie dem auch sei, man lernte wenigstens „gewissenhaftes Umgehen mit biographischem, oft irrelevantem Detail" ebenso wie „die Fähigkeit, wesentlich Unzusammengehöriges aufgrund zufälliger Gemeinsamkeiten in scheinbare Beziehung zu setzen."[16] Mautners Sarkasmus fünfzig Jahre später macht verständlich. daß ein aufgeweckter Student, aus der Stickluft des Wiener Seminars zeitweise entflohen, die Atmosphäre einer deutschen Universität wie Heidelberg als einen geistigen Höhenflug empfinden mußte. Hier wurden ihm drei über den akademischen Routinebetrieb hinausragende Lehrer wichtig, die intellektuelle Redlichkeit und Souveränität, Sinn für das Musische mit Weltoffenheit zu verbinden wußten: der Germanist Friedrich Gundolf, der Romanist Ernst Robert Curtius und der Philosoph Karl Jaspers. (In jüngster Zeit hat Golo Mann vergleichbare Heidelberger Eindrücke festgehalten; ähnliches berichten Richard Alewyn und Benno von Wiese.[17]) Immerhin, es gab auch in Wien Ausnahmen von der Regel, so Walther Brecht, dessen „gutes Formgefühl" zur Aufschließung und Neubewertung der Barocklyrik anregte,[18] der aber in seiner pädagogischen Einstellung bisweilen „tödlich" wirkte, wenn — wie ein anderer, später bekannt gewordener Hörer berichtet — dieser gründliche Schöngeist in einem ganzen Semester „über die Analyse eines einzigen Gedichtes nicht hinaus" kam.[19] Angesichts dieser Konstellation tat ein junger Mann das Naheliegende und schloß das Studium mit einer konventionellen Stoff- und problemgeschichtlichen Dissertation rasch ab. Sie hatte die Aufnahme des deutschen romantischen Schicksalsdramas zum Thema und war noch den Fragestellungen des Wiener Lehrers Robert Franz Arnold verpflichtet, eines Polyhistors und Bibliographen, der heutigen Germanisten nur noch durch die penible, oft aufgelegte „Bücherkunde" geläufig ist.[20]

Mautners erster Berufstätigkeit als Mittelschullehrer folgte ein zweijähriges Auslandslektorat an der Universität Besançon und gleichzeitig der Beginn erster fachwissenschaftlicher Publikationen in renommierten Zeitschriften. Der erhoffte Erfolg, nämlich der Start zu einer akademisch-universitären Karriere, sollte sich erst später einstellen. Mautner blieb bis 1938 Deutsch- und Französischlehrer an Wiener Gymnasien, davon eine Zeitlang auch an den privaten *Schwarzwald-Schulen* mit ihrer Elite reformpädagogischer Erzieher, und unterrichtete als Dozent an der Volkshochschule *Urania.*[21]

Schon in der Dissertation hatte das forschende Interesse nicht nur einer „hohen" Gattungsform, sondern deren zahlreichen Nachahmungen und parodistischen Bearbeitungen im Bereich des Volkstheaters gegolten. Die Hinwendung zu Nestroy ist nur ein weiterer konsequenter Schritt: Zunächst wird die von Karl Kraus angeregte Sprachbetrachtung produktiv umgesetzt, indem die damals forciertesten poetologischen Kategorien von „Gehalt und Gestalt", von „innerer und äußerer Form" (Walzel), zur historischen und systematischen Beschreibung von stilistischen Funktionen des *Wortspiels* genutzt werden. Solches Bemühen

um Textnähe führt weg von den bis dahin gängigen abstrakten Gattungs- und Formbegriffen und eröffnet erst das Verständnis für die sprachliche Leistung Nestroys. Gegen die schiefen Urteile in der Literaturgeschichte[22] wird die Neuartigkeit seiner Wortspiele herausgearbeitet, die bewußt „als Mittel der Charakterisierung und der enthüllenden Aussage" eingesetzt seien. Wider die „verhüllenden Konventionen" der Sprache „erlöst sie [Nestroy] aus der Konvention, und das Antlitz der Gesellschaft wird sichtbar."[23] Derartige Pointierungen sind heute Teil der communis opinio, waren es aber nicht zum Zeitpunkt, als sie ausgesprochen wurden. Dazu nur zwei Äußerungen, die das forschungsgeschichtliche Umfeld schlagartig erhellen: Es sei „kennzeichnend (...), daß Goethe seinen Faust nie, Mephisto aber öfter in Wortspielen sprechen läßt"; Und: „(...) Mephisto ist immer eine peinliche Erscheinung"; Der erste Satz findet sich im Artikel „Wortspiel" des *Reallexikons,* in dem das Wissen und Literaturverständnis der deutschen Germanistik gleichsam kodifiziert vorliegt (1929) — Wortspiele werden im wesentlichen als „Klangspiele" ohne „tiefere" Bedeutung verstanden; der zweite ist der einzigen auffindbaren wissenschaftlichen Rezension entnommen, die zu Mautners Nestroy-Ausgabe von 1937 erschien. Mit Nestroy-Mephisto ist nur ein Topos der zu Nestroy zeitgenössischen Kritik wie auch der bis in die dreißiger Jahre anhaltenden literaturgeschichtlichen Wertung wiederholt und durch das Negativklischee ergänzt, „daß es Nestroy nicht gelingt, (...) sich zu versöhnendem Humor durchzuringen".[24] Aus den Verlegenheiten der maßgeblichen Literaturgeschichten half nur die genaue, vorurteilslose Lektüre. Mautner tat das Naheliegendste und nahm den wissenschaftlich Verschmähten *beim Wort.* Gestützt auf die eben abgeschlossene Bruckner-Rommelsche kritische Werkausgabe und Otto Rommels Biographie,[25] kritisch inspiriert von Karl Kraus' Essay „Nestroy und die Nachwelt" von 1912, entwarf er ein neues Bild von Nestroy, das über Jahrzehnte einen verbindlichen Rahmen abgab für die Detailforschung und in seiner letzten Fassung, der Gesamtdarstellung von 1974, bis heute nicht ersetzt, geschweige denn Überboten worden ist.[26] Einen ersten Abschluß fanden diese Bemühungen in Form der schon erwähnten Auswahledition, deren 60seitige Einleitung auch als gesonderte Broschüre erschien, eine gedrängte Charakteristik, die man noch heute, wie alles aus der Feder dieses formbewußten Germanisten, mit Genuß und Gewinn lesen wird. Ihr Präludium, das in seiner klaren Entschiedenheit an Karl Kraus anschließt, nimmt das Ergebnis vorweg:[27] *Nicht viele unter den Deutschen wissen. daß Nestroy der größte Satiriker ihrer Bühne, nur wenige, daß er von Lichtenberg bis Nietzsche der unerschrockenste Durchschauer des Menschen ist.* Und weiter: „Sein Werk galt den einen als im Innersten gütig, den andern als gemein, allen als witzig." Für Mautner ist Nestroy „der größte deutsche Komödiendichter schlechthin, wenn man Komödiendichter jenen nennt, dem Komödie nicht Nebenleistung, sondern Leben und Zwang ist (...)." Und die literaturhistorische Pointe auf diese programmatische Auf- und Umwertung ist der Satz: *Hätte man von Lessing und Kleist und Hauptmann und Hofmannsthal nur ihre Komödien und kennte man Nestrov besser, so käme man nicht auf den Gedanken, sein Gesamtwerk niedriger zu stellen.*

Das war nicht nur gegen akademische Zunftbräuche geredet, gegen die monumentalisie- rende ..Heroen"-Philologie, den von der Literaturwissenschaft aufgebauten „schöngeistigen Mvthus" (W. Muschg) der klassischen Autoren von Goethe abwärts, es hat auch, wissenschaftlich betrachtet, sprichwörtlich Epoche gemacht.[28] Dieses Urteil, das Nestroys Kunst von der *Sprache* her aufschließt, holt ihn aus den diversen Nischen hervor, in die ihn die Wirkungsgeschichte plaziert hatte: aus der des bloßen Schauspielers oder Possenreißers, des „witzigen Kopfs", aus der einer letzten Größe des Wiener Volkstheaters (und damit doch wieder nur einer Lokalfigur), zuletzt aus der Nische eines durch Verniedlichung zum Burgtheaterklassiker Erhobenen, hinter dessen sprachlicher Schärfe ein resignierendes, doch im Prinzip positiv bürgerliches Ethos stehe. Gegen solche Partial-, Halb-, Viertelwahrheiten richtete Mautner unbeirrt den Blick auf das Ganze der Nestroyschen Leistung, die durch „eine intuitive ursprüngliche Sprachkraft", die Sprachsatire des Komikers, zusammengehalten werde.[29] Was heute keiner besonderen Rechtfertigung bedarf, war eine damals ungewohnte These, nämlich *Satire samt* ihren Teilmengen Wortwitz, Parodie etc. als künstlerisch *originäre* Leistung zu sehen, die neben den traditionellen Gattungen bestehen könne. Durch die Beobachtung der individuellen Stilqualitäten sind die dem Werk selbst immanenten Kriterien für die Beurteilung einer Gattungsform der Komödie gewonnen, für die der Begriff „satirische Possen" neu geprägt wird."' Sich obendrein noch auf Karl Kraus zu berufen, der

einst wegen deren Pseudoobjektivität und Qualitätsblindheit zur „Razzia auf Literaturhistoriker" aufgerufen hatte, war auch ein Jahr nach dem Tod des Polemikers ein nicht ganz risikoloses Unterfangen — im Unterschied zur Gegenwart, wenn in Seminaren gern *Fackel*-Zitate vorgezeigt werden als Ausweis von ésprit de finesse.

Die linguistischen Exerzitien in solcher Sprachkritik, ihre Anwendung auf die genaue Beobachtung von Nestroys metaphorischen und argumentativen Stilebenen, der Nachweis seiner bildhaften, zugleich scharf logischen und selbstreflexiven Sprechweise, überhaupt die offene Parteinahme für einen Dichter- und Schauspielertypus, der als illusionsloser Aufklärer *aller* menschlichen Verhältnisse seiner Zeit gezeichnet ist, der insbesonders jede, auch noch die parodistische Verherrlichung des Wienertums ausschloß, dagegen seine zeitlose Modernität betonte — all das aufzuzeigen entsprach ganz und gar nicht dem herrschenden Denkstil der Literaturwissenschaft, auch gerade nicht jenem an der Wiener Universität vertretenen. Dort wurde versucht, Nestroy in den eben neu geprägten Epochenbegriff eines zwischen Romantik und poetischem Realismus situierten „Biedermeier" einzukonservieren,[31] oder man sah — in der Hauptsache den Konventionen der älteren Volkstheatergeschichte folgend — in Nestroy immer nur den Antipoden Raimunds. Eine damals dominierende Figur, ein Großordinarius mit Massenzulauf, lieferte die folgende Charakteristik: *Nestroy war ein Dämon der zersetzenden, grübelnden, mephistophelischen Vernunft. Sein Geist hat die ganze Luftschicht, die vom Kongreß her noch über Wien lag. ausgeweht und durchkältet, den Wiener zum unangenehmen Nörgler und Neinsager verzogen, die Wiener Stimmung von 1848 gegen jede Ehrfurcht aufgereizt.*

Dann aber geht es fast überraschend weiter:

Raimund und Nestroy waren der Inbegriff des österreichischen Theaters aus drei Jahrhunderten (...) In beiden steigerten sich die Wesenszüge des Wiener Volkes zu anschaulicher Beweiskraft: Raimund der Schönfärber aus schwerblütigem Idealismus. Nestroy der Bezweifler aus übersichtigem Realismus. Jeder hat nur in seiner Art uralte Stilmittel des Wiener Theaters (...) zu einer neuen und zeitgemäßen Kunst erhöht: Raimund die barocke Welt des Hoftheaters (...). Nestroy den Harlekin der Renaissancekomödie (...). aber beide stehen auf einem und demselben Boden. (...) Beide sind als große Schauspielerdichter Verwandlungen des alten Stegreifkünstlers. Keiner von ihnen vermag das Ganze zu bedeuten. Sie sind ein Ring, der erst geschlossen ganz und vollkommen ist.

Soweit diese, für ihre Argumentationsführung durchaus typische Stelle aus der *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften* von Josef Nadler.[52] (Diese Passage steht sinngemäß auch in den Nadlerschen Nachkriegsauflagen.) In ihrer Verbindung von historischer Würdigung, der Einordnung in die hochgeschätzte Langzeittradition einer „Literatur aus dem Volk", die aus den Kategorien der deutschen Stammesgeschichte deduziert ist, und der schneidenden Ablehnung besonders der Wirkung des frühen und mittleren Nestroy als eines negativen Helden und gesellschaftlichen Umstürzlers zeigt sich das alte Dilemma dieser Literaturbetrachtung. Wo sie eigentlich homogene und dauerhafte Traditionen von mythischer Dignität stiften will, sieht sie sich gleichzeitig genötigt, in der Wertung ständig Dezisionen und Ausgrenzungen vorzunehmen. Dieses Darstellungsschema von konservierender Eingliederung in den Kanon und affektiver Ablehnung wird übrigens auch bei Autoren jüdischer Herkunft häufig angewendet. Wie Nestroy als der Repräsentant des destruktiven Wienertums zur abschließenden Ringmetapher passen soll, bleibt vollends Geheimnis der literarhistorischen Mythologie. Derartige argumentative und sprachliche — gelinde gesagt — Unsauberkeiten könnten einen dazu verführen, ein paar von den höhnischen Urteilen des Karl Kraus gegen Literarhistoriker aus dessen Arsenal von symbolischen Vernichtungswünschen zu zitieren.[33]

Vielleicht macht aber die Gegenüberstellung des o. Prof. Nadler mit dem Dr. phil. Mautner klar, warum letzterer an der Wiener Universität nicht reüssieren konnte: Mautners Anfrage an Nadler, ob eine Habilitation im Bereich des Möglichen liege, wurde erst gar nicht beantwortet. (In Fußnote muß angemerkt werden, daß der Ordinarius Nadler auch anderen Kandidaten die Venia legendi verweigert hat.)[34] Doch nicht nur die Kraussche *Fackel* und die Mautnersche Akkuratesse der Textlektüre vertrugen sich nicht mit den Konstruktionen einer völkischen Literaturwissenschaft. Der wohl entscheidende Punkt ist: Mautners *kritischer* Olymp in der Linie der Lichtenberg—Nestroy—Nietzsche—Kraus konnte mit der von

Nadler bevorzugten Mixtur aus Bahr, Hofmannsthal, Kralik und den vielen Minores obscuri der Provinz- und Heimatkunst nicht zusammengehen. Gegen eine solche Perspektive hat Mautner schon 1932 Front gemacht, als er die jeweilige Zentralfigur der Nestroystücke als Träger „der *zeit- und ortlosen Satire"* kennzeichnete: „Gut verborgen sind hinter der sich spiegelnden Oberfläche (...) die *stamm- und volkhaft nicht gebundenen* menschlichen Abgründe."[35] Der illusionslose Blick versucht die diagnostizierten „Abgründe" auszuhalten und verweigert sich ihrer Aus- und Umdeutung durch eine rückwärts gewandte, zugleich aktuell funktionstüchtige völkisch-nationale Literaturgeschichte.[36] Daß unter den genannten Voraussetzungen die Leistung Mautners vor 1938/1945 nicht mehr zur Wirkung kam, wird nicht verwundern. In den Bibliographien der Wiener Dissertationen zum Thema Nestroy sucht man für die dreißiger Jahre seinen Namen vergeblich, obwohl die hier praktizierte Ausgrenzung vielleicht auch durch schlichte Ignoranz erklärt werden kann.[37]

DAS EXIL

Die nationalsozialistische Okkupation Österreichs traf Franz Mautner als Staatsbeamten jüdischer Herkunft mit voller Härte. Wie viele seiner Kollegen wurde er unmittelbar nach dem 12. März 1938 vom Dienst suspendiert und blieb von der neuen Vereidigung ausgeschlossen. Aus diesen Tagen hat sich ein Schreiben erhalten, das als ein document humaine für sich selbst spricht. Einem fünfzehnjährigen Wiener Mittelschüler, der das erzwungene Ausscheiden seines Lehrers brieflich bedauert hatte, antwortete Mautner:

Mein lieber G(...), *Wien, 30. März 1938*

Dein Brief hat mir große Freude bereitet und mich sehr gerührt. Denn, wenn ich auch von der inneren Anhänglichkeit vieler Schüler und auch von der Deinen überzeugt war, so hast Du mir doch als einziger einen sichtbaren Beweis von ihr gegeben. Und daß das Werk meines Lebens — mein Bemühen, meine Liebe zur deutschen Sprache auch anderen einzupflanzen nicht umsonst gewesen ist. ist ein Trost in den Sorgen und Leiden, die jetzt über mich und meine Gefährten gekommen sind. Du wirst vielleicht etwas von der Tragik verstehn, die gerade über den jüdischen Deutschlehrer verhängt ist.

Der Schreiber schließt mit der Bemerkung an seinen jugendlichen Briefpartner, er wolle ihn „nicht mit Persönlichem belasten, das als Folge weit zurückreichender geschichtlicher und geistiger Zusammenhänge getragen werden muß".[38]

Was hier zum Schluß nur angedeutet ist, wird rückblickend, fast fünfzig Jahre später, deutlich ausgesprochen: *(...) emotional aber hab ich mir längst abgewöhnt, mich über den ganzen Komplex aufzuregen, und war schon zur Zeit, als diese Dinge sich ereigneten, sehr bald nicht mehr .aufgeregt' darüber.* Sie hätten auf ihn „bald wie ein schicksalhaftes Naturereignis gewirkt".[39] Selbst noch „im ‚christlich(!)-sozialen' Wien Luegers aufgewachsen", ist er „überzeugt, daß weitgehend die Sozialgeschichte der jüdischen Minorität" noch die plausibelste Erklärung abgibt für den Judenhaß. Diesem habe besonders der mit „geheimem Überlegenheitsgefühl" auftretende „Intellektualismus" der städtischen jüdischen Geld- und Intelligenzberufe nur den gewünschten Vorwand geliefert. Selbstkritisch wird dabei einbekannt, daß erst der brutale, staatlich geduldete bzw. organisierte Antisemitismus der dreißiger Jahre eine allgemeine (innerjjüdische Solidarität erzeugte. Vorher waren, wie ein „traurig halber Beweis" für das Stereotyp vom „intellektuellen", „arroganten" Juden, „die Verachtung und der geheime Spott, mit dem die ‚kultivierten', .assimilierten' Wiener ‚West'-Juden auf die ‚Ost'-Juden (...) herabschauten", Teil der eigenen Weitsicht: *Ich erinnere mich leider, wie meine Eltern und alle Juden aus unseren Kreisen und ich und meine jüdischen Kameraden im Gymnasium offen oder versteckt diese Haltung teilten.*[40]

Als schließlich die weitverbreitete Unterschätzung einer möglichen Bedrohung der Erkenntnis von der realen Macht eines Massenphänomens weichen mußte, da reagierte Mautner mit erstaunlicher Gelassenheit, deren resignierend-fatalistischen Töne aber nicht die Hauptsache sind. Er erkannte klar die Unhaltbarkeit seiner persönlichen Situation und

leitete für sich und seine Familie die nötigen Schritte zur Emigration ein; seine ihm fremd gewordene Vaterstadt Wien verließ er schon im Sommer 1938. Der Meldezettel vermerkt in der üblichen Amtspapiersprache, so als ob es sich um eine routinemäßige Übersiedlung handelte: „26. Juli 1938, abgemeldet: Amsterdam".[41] Ein schon in Holland lebender Bruder, der den nahen Verwandten bei der Einreise behilflich war, ging später in einem deutschen Konzentrationslager zugrunde. Franz Mautner selbst gelang es, über London, wo er einige Monate blieb, ohne adäquate Arbeit zu finden, im Herbst 1938 in die USA einzureisen.[42]

Hier erhielt er im folgenden Jahr eine erste Anstellung als „Assistant", später „Associate Professor" an verschiedenen Colleges und Universitäten, zuletzt an einem sogenannten Elite-College (Swarthmore/Pennsylvania), wo er in den fünfziger Jahren die volle Professur erreichte. Hier endete auch mit der Emeritierung 1972 seine akademische Karriere.[43]

Gegen Ende des Krieges arbeitete Mautner, nach seiner Bewerbung für die „Translating Division" des State Department, an der Übersetzung der Reden Präsident Roosevelts für eine deutsche Ausgabe mit.[44] In diesen Jahren wurde auch der Kontakt gehalten zur organisierten österreichischen Emigrantenkolonie — die gelegentliche Mitarbeit an der in New York erscheinenden *Austro-American Tribune* zeugt davon. Aus den wenigen Artikeln mit aktuellen Stellungnahmen spricht bereits die Vertrautheit mit amerikanischen Lebensbedingungen, im besonderen der Universitäten und Colleges.[45]

Der aus Europa kommende Lehrer mußte die ernüchternde Erfahrung machen, daß der Sprach- und Literaturunterricht neben der Realität des Krieges und „dem oft sehr intensiv betriebenen Studium der .Social Sciences"' nur eine von mehreren Möglichkeiten der Wissensvermittlung über die vom Faschismus beherrschten europäischen Nationen war, das Interesse an deren Kultur meist nicht sehr tief ging und auf dem „kulturkundlichen" Niveau „unsystematische(r) Sammlung anekdotischer Einzelheiten" stehen blieb. Das begründete Interesse des aus *Österreich* emigrierten Deutschlehrers, „auf österreichische Besonderheiten sprachlicher und kultureller Art" näher einzugehen, stieß nicht nur auf die Barrieren des Ausbildungssystems, sondern auch auf eine herrschende Optik offizieller Sprachlehrbücher, die schon 1939 ein „Österreich" nicht mehr kannten, dieses „mit Selbstverständlichkeit als den ‚Ostmark' genannten Teil des Deutschen Reiches" und Wien als „süddeutsche Stadt" behandelten. Eine solche Sicht war „nicht untypisch für eine Situation, die älter ist als ein halbes Jahrhundert", in dem offensichtlich die deutschbetonten Geschichtsbilder ungefiltert in den USA übernommen wurden. Mautner stellte sich unmißverständlich gegen die flinken Anpassungen einzelner amerikanischer Vorkriegslehrbücher, die immer noch jenen Denktraditionen verpflichtet waren, für die Österreich nur als außenpolitischer und kultureller Appendix Deutschlands existierte. Er plädierte aber für ein Österreichbild, das „die Gemeinsamkeit der deutschen Sprache und die geschichtliche und kulturelle Verflochtenheit Österreichs und Deutschlands" nicht aus der Welt schaffen, sondern „zum Gegenstand kritischer Diskussion" machen sollte. „Propagandistische Übertreibungen" werden — ohne daß sie näher benannt wären, zurückgewiesen.[46] Dabei mochte auf das „Printed in the Austrian language" als Impressum in Exilzeitungen angespielt sein oder auf die Verengung der antifaschistischen Publizistik auf antipreußische Affekte.[47]

Als die *Austro-American Tribune,* das Sammelbecken der bürgerlichen und demokratischen Emigration, im Gedenken an die Ausrufung der Ersten Republik bekannte Künstler und Intellektuelle zu Wort kommen ließ, war neben Bruno Walter, Theodor Reik oder Kurt Pinthus auch Franz Mautner unter ihnen. Auf 1918 zurück- und „voll Hoffnung auf einen kommenden 12. November" vorausblickend, will er an ein österreichisches „republikanisches Staatsgefühl" der Gründungsphase anknüpfen, das durch die Entwicklung, die zum März 1938 führte, vorläufig vernichtet sei. Das großdeutsche Modell, auch in demokratischer Fassung, soviel scheint klar, ist ausgelaufen. Hier setzt nun das Bekenntnis des Emigranten zu den USA als einem politischen System ein, in dem die Bürgerrechte ernst genommen würden; daher wird für die nach Österreich Zurückkehrenden „der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten eine gute Schule echter Demokratie, im echten republikanischen Geiste, gewesen sein",[48] heißt es emphatisch. In diesem Zusammenhang und nicht nur als subalterner Job zu sehen ist wohl auch die erwähnte Mitarbeit Mautners bei den Übersetzungen der Reden Roosevelts, eines Mannes, der sich als Typus des demokratischen Führers einer uneingeschränkten Verehrung bei vielen Emigrierten erfreute.[49]

Der Wiener und Österreicher Franz Mautner ist durch den nun fünfzig Jahre währenden Aufenthalt in den USA nicht nur politisch-staatsbürgerlich, sondern auch geistig eingebürgert worden. Verständliche Gefühle der Dankbarkeit gegenüber dem Gastland verbinden sich mit zwiespältigen Gefühlen Richtung Österreich. Andeutungen wie jene, mit den ehemaligen „Häschern“ wolle er nichts zu tun haben,[50] zeigen bei aller sonstigen Gelassenheit die auch nach Jahrzehnten bestehenden Barrieren auf. Dennoch bleiben, wie er bekennt, Wien und Österreich seelisch „meine Heimat“.[51]

Nach einem ersten Besuch 1957 folgten regelmäßige, bis vor kurzem jährliche Urlaubsaufenthalte in der alten Heimat. Diese stellte sich 1969 mit der ranghöchsten einschlägigen Auszeichnung, die die Republik zu vergeben hat, dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst, ein. Die Mainzer Akademie für Sprache und Dichtung verlieh ihrem Mitglied 1977 den begehrten Friedrich Gundolf-Preis für Germanistik im Ausland. Schon zum hundertsten Todesjahr Nestroys (1962) als Hauptredner großer Gedenkveranstaltungen in der Bundesrepublik, später in Österreich auf Tagungen der internationalen Nestroy-Gesellschaft, trat Mautner vor eine größere Öffentlichkeit. Zu den Fachvertretern der Universitätswissenschaft seiner Generation hielt er aber meist Distanz.[52] Dabei hätte die von ihm vertretene Position einer zur konkreten Geschichte hin immer offenen werkimmanenten Interpretation, seine elegante und doch ganz jargonlose wissenschaftliche Prosa gewiß ihre therapeutische Wirkung tun können gegen den bis in die sechziger Jahre hinein weithin sterilen Betrieb an den österreichischen Germanistikinstituten, den noch die Epigonen des literaturwissenschaftlichen Positivismus und der Geistesgeschichte bestimmt haben. Ein Ruf von selten der hiesigen Universitäten erfolgte nicht. Dieser hätte vielleicht dazu beigetragen, aus der imaginären wieder eine realere „Heimat“ Österreich werden zu lassen.

Anmerkungen:

Für persönliche Mitteilungen wie auch für die Erlaubnis, aus privaten Briefen zu zitieren, danke ich Prof. Franz H. Mautner, Marple Township (Pennsylvania, USA), Dr. Kurt Görlich, Wien, Doz. Johann Hüttner, Wien, Dr. Irmgard Neck, Wien und Prof. Paul Stöcklein, Bamberg.

1 Herbert A. Strauss/Werner Röder (Ed.): *International Biographien! Dictionary of Central European Emigrés 1933—1945,* Vol. II, 2. München 1983, 1161. Thalmann lehrte 1933 bis 1962 am Wellesley College, Mass. Sie gehörte weder zu den sogenannten rassischen noch zu den politisch Verfolgten im engeren Sinn, doch dürfte ihr der Weggang nicht schwer gefallen sein, da sie von Seiten des Ordinarius Josef Nadler (ab 1931 in Wien) keinerlei Förderung erwarten konnte. Vgl. dazu Verf.: „Germanistik in Österreich. Zu ihrer Geschichte und Politik 1918—1938", in: F. Kadrnoska (Hrsg.), *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938.* Wien 1981, 480f., 490, Anm. 9, 492, Anm. 29.

2 *Dictionary,* a.a.O., Vol. II, 1, 19. Über Alkers Entwicklung in den dreißiger und vierziger Jahren vgl. Verf.: „Ostmark-Germanistik“ (Manuskript, erscheint 1989 in einem von Gernot Heiß herausgegebenen Sammelband zum Thema *Wiener Universität 1938—45.)*

3 *Dictionary.* a.a.O.. Vol. 11, I, 13.

4 *Dictionary,* a.a.O., Vol. II, 2, 915. Nicht vergessen sei der aus Deutschböhmen stammende Altösterreicher Erich Heller (Jg. 1911), Dr. jur. der Prager Karlsuniversität; auch er wurde erst im englischen Exil zum Berufsgermanisten. Wenigstens erwähnt werden muß jene nicht unbeträchtliche Zahl der heute im Ausland, besonders in den USA, wirkenden Germanisten österreichischer Herkunft, die noch vor dem Abschluß ihrer Universitätsausbildung, zum Teil noch im Jugend- oder Kindesalter, zur Auswanderung aus Österreich gezwungen waren. Einige von ihnen haben bei einem Symposion der Österreichischen Gesellschaft für Literatur in Wien Anfang Juni 1988 über ihr Leben berichtet, so unter anderen: Franz H. Bäuml (Jg. 1926), Peter Heller (Jg. 1920), Alfred Hoelzel (Jg. 1934). Herbert Lederer (Jg. 1920), Walter H. Sokel (Jg. 1917), Evelyn Torton Beck (Jg. 1933), George Wellwarth (Jg. 1932), Harry Zohn (Jg. 1923). In diese Reihe gehört auch Egon Schwarz (Jg. 1922), vgl. seinen Bericht in diesem Band.

4a Außer Betracht bleibt hier der Wiener Privatdozent (seit 1905) Stefan Hock, der schon seit den zwanziger Jahren von seiner Lehrbefugnis keinen Gebrauch mehr machte und sich als Dramaturg fast ausschließlich der Theaterarbeit widmete. 1938 wurde ihm aus rassischen Gründen die Venia

legendi aberkannt. Er starb 1947 im englischen Exil. Vgl. *Dictionary,* a.a.O., Vol. II, 1,523. Verf.: *Germanistik in Österreich.* a.a.O., 489,496, Anm. 113.

5 „Bekenntnisse des Hochstaplers FHM", in: Siegfried Unseld (Hrsg): *Wie. warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker?* Frankfurt/M. 1972, 181.

6 „Das Wortspiel und seine Bedeutung. Grundzüge der geistesgeschichtlichen Darstellung eines Stilelements", in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 9.* 1931, 697-710. Wiederabgedruckt in Franz H. Mautner, *Wort und Wesen. Kleinere Schriften zur Literatur und Sprache.* Frankfurt/M. 1974.

7 „Der Aphorismus als literarische Gattung", in: *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XXVII,* 1933, 132-175, jetzt wieder in Gerhard Neumann (Hrsg.), *Der Aphorismus. Zur Geschichte, zu den Formen und Möglichkeiten einer literarischen Gattung.* Darmstadt 1976 (= Wege der Forschung. Bd. CCCLVI), 19-74.

8 „Johann Nepomuk Nestroy", in: *Zeitschrift für Deutsche Bildung.* 8. Jg. (1932), 480—490.

9 Johann Nestroy, *Ausgewählte Werke.* Wien 1937, gleichzeitig in Lizenz durch die Büchergilde Gutenberg vertrieben; der Originalverlag Otto Lorenz pries den Band als „endgültige Volksausgabe" an. Im selben Verlag und Jahr erschien Mautners Einleitung „Johann Nestroy und seine Kunst" als selbständige Broschüre.

10 Lichtenberg, *Geschichte seines Geistes.* Berlin 1968. — *Nestroy.* Heidelberg 1974, jetzt auch als Taschenbuch: Frankfurt/M.

11 Dies gilt insbesonders von den oben zitierten frühen Arbeiten. Zur Bewertung vgl. Gerhard Neumann (Hrsg.), *Der Aphorismus.* a.a.O., 1. Jürgen Hein, „Nestroyforschung 1901—1966", in: *Wirkendes Wort* 18. Jg. (1968), 238. Ebensolches kann von den nach 1945 veröffentlichten Aufsätzen zu Karl Kraus, Georg Christoph Lichtenberg oder Büchner gesagt werden, die in Mautner, *Wort und Wesen.* a.a.O., zusammengefaßt sind.

12 „Über das Gedicht ‚An einen alten Lehrer' von Karl Kraus", in: *Literatur und Kritik.* 11. Jg. 1976, 198. Die Aussage ist auf Karl Kraus bezogen, der Zusammenhang läßt aber erkennen, daß Mautner auch aus eigener Erfahrung spricht.

13 „Bekenntnisse", a.a.O., 183.

14 Ebda., 183.

15 Über die vorherrschenden Tendenzen der österreichischen Germanistik vgl. Verf.: „Germanistik in Österreich", a.a.O.

16 „Bekenntnisse", a.a.O., 184.

17 Golo Mann, *Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland.* Frankfurt/M. 1986, 279ff. Richard Alewyn, „Warum? Wie? Und abermals warum?" in: *Unseld,* a.a.O., 19. Benno von Wiese, *Ich erzähle mein Leben. Erinnerungen.* Frankfurt/M. 1982, 52.

18 „Bekenntnisse", a.a.O., 185. Vgl. auch Herbert Cysarz, *Deutsche Barockdichtung.* Leipzig 1924, Vorwort.

19 Benno v. Wiese, *Ich erzähle mein Leben.* a.a.O., 52.

20 „Die Aufnahme des deutschen Schicksalsdramas". Phil. Diss. Wien 1925. (Thema: *Zacharias Werner und der frühe Grillparzer der .Ahnfrau', samt deren vormärzlichen Nachahmungen und Parodien.)* Über R. F. Arnolds profunde Vielseitigkeit vgl. Verf., „Germanistik in Österreich ", a.a.O., 487.

21 Mautners Stammschule war das Realgymnasium Wien V, Rainergasse (Mitt. Dr. Kurt Görlich, Wien). Zur Schwarzwaldschule: Franz Mautner an Dr. Irmgard Neck, 23. März 1985.

22 Statt langer Zitate nur die Verfasser einschlägiger Literaturgeschichten, in denen alle denkbaren Klischees über Nestroy nachgelesen werden können: Bruno Busse, Richard M. Meyer, Josef Nadler (über diesen unten mehr), Georg Witkowski. Eine seltene Ausnahme: Jakob Zeidler im Nestroykapitel der *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte.* 2. Band. Wien 1914.

23 „Das Wortspiel und seine Bedeutung", zit. nach Mautner, *Wort und Wesen.* a.a.O., 270f.

24 P. Beyer: „Wortspiel", in: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte.* 3. Bd. Berlin 1928/29,507. Ernst Feise (Rez.), „Johann Nestroy. Ausgewählte Werke", Hrsg, von F. H. Mautner, Wien 1937, in: *Modern Language Notes* 54 (1939), 7.

25 Otto Rommel, „Johann Nestroy. Ein Beitrag zur Geschichte der Wiener Volkskomik", in: *Johann Nestroy. Sämtliche Werke.* Bd. 15. Wien 1930, 5-357.

26 Neuere Forschungen zur Sozial- und Publikumsgeschichte setzen zwar etwas andere Akzente, sind aber noch nicht bis zu einem neuen Gesamtbild gediehen, vgl. Jürgen Hein, *Das Wiener Volkstheater. Raimund und Nestroy.* Darmstadt 1978.

27 *Johann Nestroy und seine Kunst,* a.a.O., 7f.

28 Jürgen Hein, *Nestroyforschung.* a.a.O., 238.

29 *Nestroy und seine Kunst,* a.a.Ö., 26.

30 Ebda., 36; der Begriff bei Mautner das erstemal in *Zeitschrift für Deutsche Bildung* 8 (1932), 484.

31 Wilhelm Bietak, *Das Lebensgefühl des „Biedermeier" in der österreichischen Dichtung.* Wien 1931,130 ff.

32 4. Bd. $^{2}/_{3}$, Regensburg 1928/1932, 424f.
33 Vgl. Karl Kraus, „Razzia auf Literaturhistoriker", in: *Die Fackel* XIII (1912), Nr. 341/342, 29—43. ..
34 Pers. Mitt. Prof. Franz Mautner, Marple Township, Pa, USA. Über Nadlers Rolle in Wien vgl. Verf., „Germanistik in Österreich", in: Kadrnoska (Hrsg.), a.a.O., 480f.
35 „Johann Nestroy", in: *Zeitschrift für Deutsche Bildung.* 8 (1932), 489f (Hervorh. S. M.).
36 Vgl. die Interpretation des Volkstheaters als eines „Theaters der Nation" bei Heinz Kindermann, zuletzt auf monumentalisierende Weise in: *Ferdinand Raimund. Lebenswerk und Wirkungsraum eines deutschen Volksdramatikers.* Wien 1940, oder Nadlers Auffassung des Barocktheaters als Antizipation der „Volksgemeinschaft", dazu vgl. Verf., „Stamm, Volk, Rasse, Reich. Über Josef Nadlers literaturwissenschaftliche Position", in: Klaus Amann/Albert Berger (Hrsg.), *Österreichische Literatur der dreißiger Jahre.* Wien 1985, 142f.
37 Nur die erste und die letzte Arbeit in dieser Reihe fallen durch eine gewisse innige Beziehung auf: *Die Gesellschaftssatire bei Nestroy,* Phil. Diss. Wien 1931, und *Johann Nestroy. Kritik derZeit.* Phil. Diss. Wien 1940. Die letztere — von einer „Autorin" Elfriede Kosch — ist ein ungeniertes, dabei spottschlechtes Plagiat der ersteren, die, im Geist Karl Kraus' und mit offensichtlich linker Perspektive geschrieben, noch von Nadlers Vorgänger Paul Kluckhohn betreut worden ist; Frymet Leib, spätere Goldman-Eisler, die jüdische Doktorandin des Jahres 1931, konnte sich 1940 nicht mehr wehren. Als engagierte Sozialdemokratin, Filmkritikerin der „Weltbühne", war sie in den dreißiger Jahren nach England emigriert, vgl. *Dictionary.* a.a.O., Vol. II, 1.
38 Mautner an Kurt Görlich, Wien.
39 Mautner an Dr. Irmgard Neck, Wien; Swarthmore, 18. Dezember 1984.
40 Mautner an Prof. Paul Stöcklein, Bamberg; Swarthmore, 20. Jänner 1985. Diese Einstellung war mehr oder weniger typisch für das mitteleuropäische assimilierte Judentum, wie die neuere Forschung bestätigt, vgl. u. a. Heinrich August Winkler, „Die deutsche Gesellschaft der Weimarer Republik und der Antisemitismus", in: Bernd Martin/Ernst Schulin (Hrsg.): *Die Juden als Minderheit in der Geschichte.* München 1981, 275.
41 Auskunft des Wiener Stadt- und Landesarchivs/Meldearchiv, 20. November 1987.
42 Mautner an Dr. Kurt Görlich, Gambier, Ohio, 9. Dezember 1952.
43 Universität Indiana 1939—40, Hobart College 1941—44, Wesleyan Universität Ohio 1944, 1946— 1948, Kenyon College 1948—52, Sarah Lawrence & Queens College 1953—55, von da an bis 1972 Swarthmore College. Vgl. *Directory of American Scholars.* Vol. III. New York 1982, 346.
44 Wie Anm. 42 und Hinweis in *Dictionary.* a.a.O., Vol. 11, 2, 788.
45 „Der amerikanische Student und europäische Fragen", in: *Freiheit für Österreich* [Vorläufer der *Austro-American Tribune],* Vol. 1 (1942), Nr. 5, 15. October, 8f., Leserbrief F. H. Mautner: ebda., Nr. 6., 15. November. (Rez.). Ein wertvolles Buch für Österreicher in Amerika: John Whyte, „American Words and Ways", in: *Austro-American Tribune.* 2, 1943, Nr. 3, October.
46 *Der amerikanische Student.* a.a.O., 8f.
47 Vgl. Benjamin Link, „Die österreichische Emigrantenpresse in den Subkulturen von New York City 1942 bis 1948". Phil. Diss. Salzburg 1972, 28.
48 Leserbrief F. H. Mautner, a.a.O., 15. November 1942.
49 Das bekannteste Beispiel dafür ist Thomas Mann, vgl. Eike Middell u. a., *Exil in den USA.* Leipzig 1979, 68 f.
50 So Mautner in einem Brief aus den sechziger Jahren, gerichtet an den ebenfalls emigrierten Kunsthistoriker und Nestroy-Ikonographen Heinrich Schwarz (Pers. Mitt. Doz. Johann Hüttner, Wien). „Häscher" zielte offenkundig auf Heinz Kindermann.
51 Mautner an Dr. Irmgard Neck, Wien; Martins Run, Pa., 7. November 1985.
52 Wie Anm. 50 (Kindermann).

PETER ROESSLER

Humanität und Geschichtlichkeit. Berthold Viertels Essays zum Theater

Elisabeth Neumann-Viertel gewidmet

1.

Die Theaterpraxis Berthold Viertels war seit den Anfängen bei der Wiener Freien Volksbühne mit dem Schreiben spannungsvoll verknüpft. Sei es, daß die Erfordernisse der Praxis die Ausführung schriftstellerischer Pläne blockierte oder sei es, daß Viertel 1948 in der Rede an den Schutzverband deutscher Schriftsteller seine Lyrik gegenüber der Theaterarbeit, die „zum täglichen Umgang mit den Menschen" zwinge und „reich an unmittelbarer Lebenserfahrung" sei, als „einen zweiten Ort", eine „Selbstbehauptung gegen die dramatische Entladung, die das Theater ist“', begriff. Aber auch dort, wo sich in seiner Funktion als Theaterkritiker oder als schreibender Regisseur eine Art Schnittpunkt seiner Aktivitäten bildete, bedeutete das Schreiben stets die Herstellung eines produktiven Spannungsverhältnisses zur Praxis, eine Haltung, die sich — sogar gegenüber den eigenen Inszenierungen — nicht mit dem Registrieren eines Status quo begnügte, sondern, weit über den Anlaß hinaus, den Akzent auf Verallgemeinerbares und auf das Aufzeigen von Perspektiven legte. Dies macht nicht nur die Qualität der Viertelschen Theaterpublizistik aus, es legitimiert auch ihre gesonderte Betrachtung, bevor in späteren Untersuchungen der Konnex zu den Inszenierungen oder die Stellung innerhalb des publizistischen Gesamtwerkes zu befragen wäre.[2]

Wenn hier vor allem der Frage nach Humanität und Geschichtlichkeit in der Theaterpublizistik Berthold Viertels nachgegangen werden soll, dann nicht im Sinne eines a priori, das den Arbeiten Viertels von Anbeginn untergelegt wird, sondern durch Analyse der widersprüchlichen Herausbildung seiner Positionen. Die Untersuchung kann daher nicht umhin — auch und gerade, wo sie die im antifaschistischen Exil entwickelten Positionen in den Blick nimmt —, die davorliegenden Auseinandersetzungen ebenso einzubeziehen wie die nach der Rückkehr entstandenen Schriften. Dieser notwendig weitgesteckte zeitliche Rahmen macht erst Brüche und Kontinuitäten über die bloße Momentaufnahme hinaus evident.

Die aufgeworfene Frage läßt sich über die — in der gegenwärtigen Theaterwissenschaft und Dramaturgie vernachlässigte — Kategorie des Menschenbildes ergründen. Bei aller Bezogenheit auf punktuelle Anlässe lassen sich dabei drei Felder ausmachen, die als Viertels kontinuierliche Hauptinteressen angesehen werden können und auf die sich die folgende Untersuchung konzentrieren soll. Erstens Viertels vom starken Interesse am dramatischen Text geprägter Zugang, zweitens seine Stellungnahme zur Theaterpraxis, die sich in der Auseinandersetzung mit Regiekonzepten (etwa Stanislawskis oder Piscators) und mit dem Ensemblespiel niederschlägt. Den dritten Aspekt bilden Überlegungen zu kulturpolitischen und organisatorischen Problemen. Diese genannten Felder sind freilich in den jeweiligen Beiträgen meist eng verzahnt.

2.

In einem seiner publizistischen Versuche Anfang der zwanziger Jahre, „zu weiteren, perspektivischen, vielleicht sogar normativen Betrachtungen über die Gegenwart und Zukunft des Theaters zu gelangen“, konstatiert Viertel im Rückblick selbstkritisch einen „Esoterismus, eine Art Bühnen-Kult", der seine Wiener Anfänge am Theater bestimmt hätte, bevor aus der „Liebe zum Theater eine Gewissensfrage und schließlich eine Gesinnung" geworden sei.' Viertel entwickelt diese Gedanken — und dies ist ein typischer Grundzug seiner Schriften — aus der Beschreibung einer konkreten Unternehmung, der Wiener Freien Volksbühne. Genauer, aus der Beschreibung des Scheiterns eines Projekts, das als programmatischer Versuch, der Volksbühnenbewegung nach Berliner Vorbild in Wien zum Durchbruch zu verhelfen, begann, dann jedoch an inneren Zerwürfnissen, einer zu engen

Bindung an ökonomische Interessen sowie an einer kulturpolitischen Orientierungslosigkeit der Protagonisten zerbrochen wäre, hätte nicht der Erste Weltkrieg dem Unternehmen ein Ende bereitet.[4]

Als Ergebnis des miterlebten Untergangs „eine(r) jener Versuchsbühnen (...) mitten im erbärmlichen Verfall der einst glorreichen Theaterstadt Wien“ *(SzT,* 231) sieht Viertel den zwangsläufigen persönlichen Aufstieg zum „versierte(n) Kenner in der Soziologie des modernen kapitalistischen Theaters“, dessen „Symbiose mit der kapitalistischen Presse", dessen „Abhängigkeit vom Geldmarkt im allgemeinen und von der Geldmenschheit im besondern“. *(SzT.* 232)

Vor seiner Volksbühnenzeit hatte Viertel bereits, in einem Beitrag für die *Tackel(*191 l),die „Verleumdung“ und Verfälschung der Werke Hauptmanns im zeitgenössischen Kulturbetrieb gegeißelt; als Symptom einer kulturpolitischen Misere, die die Arbeit des Dramatikers bedrohte, galt dem Kraus-Schüler Viertel das als „wucherndes Stilunkraut oder puritanischer Börsenbericht" *(SzT,* 158) in seinen eigenen Vorurteilen befangene bürgerliche Theaterfeuilleton.

Andere Erfahrungen traten hinzu, die ebenfalls unverkennbar in den zitierten Volksbühnen-Artikel einflossen. Der anfänglich — zur großen Enttäuschung seines Mentors Kraus — kriegsbegeisterte Viertel wandelt sich zum erbitterten Gegner des Krieges, dessen Erlebnis zugleich auch die Bedeutung von Literatur und Theater in ein neues Licht rückt.[5]

Vehement polemisiert Viertel 1919 — anläßlich des Erscheinens einer von Hofmannsthal, Reinhardt, Strauss u. a. unterzeichneten Schrift, die den Gedanken der Salzburger Festspiele formuliert — in einem bezeichnender Weise mit „Theater-Zukunft“ überschriebenen Beitrag gegen eine Haltung, die in der Vorstellung, „als wäre die Welt in schönster Ordnung gewesen und plötzlich, eines Tages, ereignishaft ausgerenkt worden“ *(SzT,* 366), melancholisch den Vorkriegszuständen nachtrauert und diese festzuhalten trachtet. Für Viertel ist der Krieg bereits „Folge“ jener Verhältnisse, die für die Unterzeichner zur Normalität gehören. In seiner Polemik verteidigt Viertel, der (nach seiner Tätigkeit als Redakteur am *Prager Tagblatt)* in den folgenden Jahren nunmehr seiner Gegnerschaft zum Krieg als exponierter Regisseur expressionistischer Dramatik[6] Ausdruck verleihen wird, die Änderungen am Theater und verknüpft diese gedanklich mit der Revolution. „Schauspielersozialismus“ *(SzT,* 368) lautet Viertels Terminus, der — von ihm wenig konkretisiert — die gewerkschaftliche Orientierung der Schauspieler, aber auch ihr konzeptionelles Mitwirken an den Theaterproduktionen meint. Max Reinhardt, dessen Wirken er würdigt, sieht Viertel durch die innere Dynamik seines Theaterkonzerns an einer eigenen inhaltlichen und organisatorischen Schranke angelangt. Die veränderte soziale Stellung des Schauspielers gilt Viertel dabei nicht als isolierte humanitäre Angelegenheit, sie fungiert vielmehr als ein entscheidender Hebel zur Veränderung des Theaters. Die aktive Übernahme von Verantwortung, auch als „organisierter Widerspruch“ *(SzT.* 371) zu den Vorstellungen von Leitung und Regie, soll die Arbeit auf ein zuvor nicht erreichtes Niveau heben. Die Parteinahme Viertels für die Installierung von Schauspielerräten ist getragen von einem expressionistischen Pathos, die „Jugend“ wird zum Träger der Bildung von „Gemeinschaftsgeist“ und einem „Theater des Inhalts, der Idee, des Bekenntnisses, der Tat“ *(SzT,* 372) bestimmt. Begriffe wie „Gemeinschaft“, „Gemeinde“ fungieren hier als nicht näher bestimmte Beschwörungsformeln.

Die organisatorischen Schlußfolgerungen, die Viertel in seinem Volksbühnen-Beitrag eher andeutet, liefert er gleichsam in seinen Schriften zur Gründung der „Truppe" 1923 in Berlin nach.[7] Hier markiert die Rede von „Gemeinschaft" und „Führerschaft“ im Zusammenhang mit dem Theater einen Gegenentwurf zum „Trust der Geschäftstheater" *(SzT,* 252). Als deren Prototyp gelten Viertel erneut die Reinhardt-Bühnen und deren langsame inhaltliche Aushöhlung. Aber auch die bisherigen Versuche, diesen Tendenzen zu entgehen — „Volksbühne“ und „Gesinnungstheater“ — betrachtet Viertel nunmehr mit Skepsis. Viertels Theaterentwurf der Errichtung von „neue(n) Lebewesen, Organismen — eben Truppen" *(SzT,* 254) richtet sich gleichermaßen gegen bloßes Schauspielervirtuosentum wie gegen eine auf veräußerlichten Effekten basierende Regiearbeit, also gegen jeden „Teil, der das Ganze verliert". *(SzT,* 253)

Wir haben bisher von den genannten Hauptthemen der Theateressays nur die Stellung-

nahmen zu Fragen der Theaterpraxis und der Organisation untersucht, Stellungnahmen, die Viertels beruflichen Weg vom Volksbühnenregisseur, über seine Zeit als Theaterkritiker und Feuilletonredakteur des *Prager Tagblattes,* bis zum Regisseur expressionistischer Dramatik und zum Gründer der „Truppe" begleiten, jenem Experiment, das — wie zahlreiche gleichzeitig gegründete Projekte — an inneren und äußeren Schwierigkeiten zerbrach. Ausgespart blieb dabei zunächst jener Bereich, der vielleicht das eigentliche Zentrum von Viertels Theaterpublizistik bildet: Die Studien zum Drama. Sie geben Auskunft über die inhaltliche Orientierung jener proklamierten „Sendung" des Theaters „zur Geistestat" *(SzT,* 372) und werfen zugleich auch ein Licht auf die spezifische Qualität der praktisch-organisatorischen Konzeptionen.

Im selben Beitrag, da Viertel angesichts der durch die Revolution zumindest kurzfristig hervorgerufenen Umwälzungen für die Errichtung von Schauspielerräten eintritt und vom „Schauspielersozialismus" träumt, findet sich eine Stellungnahme zum Naturalismus. Viertel, der sich schon 1911, in der erwähnten Verteidigung Hauptmanns, gegen ein „naturalistisches Kriechen" gewandt hatte, betrachtet den „sozialen Kern" des Naturalismus als produktiv, würdigt die hierdurch hervorgerufenen Veränderungen der Schauspielkunst, möchte aber mit der notwendigen Überwindung des Naturalismus zugleich die „materialistische Wissenschaft", die direkt in die „Weltkatastrophe" geführt hätte *(SzT,* 367), hinter sich lassen. Die Absage an den Milieu-Determinismus einer vom Naturalismus inspirierten Kunstpraxis mündet hier in eine generelle Absage an den Materialismus. Viertel betrachtet eine Kunst, der das Individuum als Bestandteil einer fetischisierten Objektwelt gilt, als heimlichen Komplizen des Krieges, der höchsten Stufe der Barbarei, die er bislang erleben mußte.

Zu Leitbildern einer Literatur, die gegen eine Versteinerung der Verhältnisse opponiert, erklärt Viertel die Dramen und Romane Knut Hamsuns. Hymnisch feiert er (1919) in Hamsun den Dichter der „Sage des Lebens", der „das unverkümmerte, aus der mechanistisch-technisch-kapitalistischen Zivilisationshölle errettete Ideal seiner Rasse, den Urtraum" dichte *(SzT,* 151). Dabei mißt Viertel die propagierte „Unmittelbarkeit", die gegen „Schönfärberei" stünde, nicht an einer etwaigen kritischen Potenz, sondern an der Fähigkeit der Preisung des „sinnlosen Lebens (...), des Lebens, das, ohne Zweck, ohne Vernunft, ohne Deutung, nur Leben ist". *(SzT,* 152) Die rebellische Gebärde vermag mit der Berufung auf einen heroisierten Naturkampf nicht viel mehr als die in eine antizivilisatorische Geste gefaßte Apologetik der brutalen Handlungsmechanismen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft zu liefern. Die Gesetze des „Lebens" werden als typologische Gegensatzpaare („Jugend — Alter", „Sommer — Winter") bestimmt. Die konkrete Geschichtlichkeit ist durch eine Scheinbewegung ersetzt, die Realität in ein Erleben des Autors zurückgenommen, der ihr als somit einzig legitimierte Autorität ein beliebiges Schema überstülpen darf.

Die Rettung des Individuums bildet eines der bevorzugten Themen, um die die Aufsätze und die nicht zur Veröffentlichung gelangten Manuskripte des nächsten Jahrzehnts kreisen. Zunächst bietet das Drama des Expressionismus die Möglichkeit, der Konzentration auf die Gestaltung des Menschen durch einen extremen Subjektivismus scheinbar zu entsprechen. Dabei spielt für Viertel die Revolutionierung der Bühnenausstattung eine untergeordnete Rolle, ja sie wird mitunter sogar als Störung empfunden. Mitten in den skandalträchtigen Schlachten um den Expressionismus wendet sich Viertel — 1919 in der Auseinandersetzung mit einem Aufsatz Friedrich Wolfs — gegen eine Raumkonstruktion, in der der Schauspieler unterzugehen droht. Neben dem Schauspieler, so die kategorische Feststellung, sei sämtliches Inventar der Bühne eine „Wirklichkeit zweiter Ordnung", der Schauspieler dürfe nicht zerstückelt werden *(SzT,* 437). Gerade das Insistieren auf der Individualität mußte aber an die Grenzen einer Richtung stoßen, in der, wie Szondi formuliert, „die Beschränkung auf das Subjekt zu dessen Aushöhlung führt", und die sich daher der Möglichkeit beraubt, „über das Subjekt Wesentliches auszusagen".[8]

Auch den Weg, den Erwin Piscator geht, kann Viertel nicht bejahen. Dessen schroffe Aufwertung des „Allgemeinen" gegenüber dem „Privaten" und des „Kausalen" gegenüber dem „Zufälligen"[9] gilt Viertel erneut als monokausaler Milieudeterminismus. In einem um 1925 verfaßten Manuskript zum Problem des Dramas sieht er die Experimente Piscators vorwiegend als „Predigt" und „Leitartikel"; Vulgärinterpretationen vor Augen, scheint ihm der Marxismus, auf den „Glauben an die allein bewegende Kraft ökonomischer und sozialer

Verhältnisse“ *(SzT,* 195) gestützt, das Individuum zu vergessen. Die Möglichkeit des Dramas ist für Viertel an die Möglichkeit des Menschen zu Entscheidungen geknüpft: „Der vom Milieu, von ökonomischen Gesetzen, von Naturkräften abhängige Mensch ist kein Vorwurf des Dramas" *(SzT,* 195). Viertel sieht die Chance der Überwindung des leeren Pathos des Expressionismus nicht in einer Orientierung, die ihm als Renaissance des Naturalismus gilt, sondern in der weiteren radikalen Zuspitzung der Berufung auf ein überhistorisches atomisiertes Subjekt. Totalität existiert hier nur mehr innerhalb der einzelnen Individuen, Geschichte zerfällt in unverbundene Probleme des Ich: *Die Probleme bleiben dieselben, wenn sie auch nicht nur von jeder Zeit, sondern sogar von jedem Ich immer neu entdeckt, neu gesehen und erlebt und durch Leben und Tun gelöst werden müssen — gelöst werden, um unlösbar zu bleiben; das eben ist der Sinn aller Dramatik und Tragik, die eben deshalb, wieviele Menschen und Geschlechter, wieviele Staaten und Soziologien auch an ihr sterben mögen, unsterblich ist. (SzT,* 196) So erweist sich noch die Berufung auf aktives Handeln als Mystifizierung, da die Probleme als nicht lösbar erklärt werden.

Die Ablehnung eines „Kollektivismus“ zugunsten eines „Individualismus“ kann — wie Silvia Schlenstedt gezeigt hat — als ein für den untersuchten Zeitraum häufig verwendetes Argumentationsmuster bürgerlicher Intellektueller ausgemacht werden.[10] Dennoch unterscheidet sich Viertel bereits hier etwa von Franz Werfel, der in einer Wiener Rede die Abwehr des „Kollektivismus" zur Stigmatisierung demokratischer Traditionen benutzte.[11] Viertel, fasziniert vom sowjetischen Film *(SzT,* 197), interessiert an Brechts Dramatik, dessen — damals durchaus in manchem noch verengten — theoretischen Versuchen er skeptisch gegenübersteht, legt den Finger entschieden auf Verkürzungen, die der Entwicklung des Dramas abträglich sind. „Ohne Glauben an Notwendigkeit und Freiheit kein Drama" *(SzT,* 194); diese Aussage, die Viertel mechanistischen Sichtweisen entgegenschleudert, vermag — so sehr sie an die Gesetzmäßigkeiten der dramatischen Form herankommt — in dem gemeinten mystifizierenden Sinnzusammenhang allerdings nicht produktiv zu werden. Hier bedurfte es erst, wie wir sehen werden, eines Zuwachses an historischem Sinn.

Für Viertel besaßen jene Haltungen Attraktivität, mit der die naturalistischen Schriftsteller um die Jahrhundertwende zur „Überwindung des Naturalismus" angetreten waren. Im Zusammenhang mit der Uraufführung von „Ignorabimus" 1927 in Dresden — Viertel war es gelungen, Arno Holz zur Freigabe seines 1913 fertiggestellten Dramas für die Bühne in einer aus dem Acht-Stunden-Opus präparierten Spielfassung zu bewegen[12] — rekapituliert Viertel diese Entwicklung in seinem Aufsatz „Arno Holz und sein Drama Ignorabimus". Er beschreibt darin den Weg Arno Holz’ vom Milieudeterminismus zu einer (mit der nunmehr vollständigen Abkoppelung des Individuums von realen gesellschaftlichen Bezügen erkauften) Innensicht, wie er sich von den „Sozialaristokraten" (1896) über „Sonnenfinsternis" (1903) bis zum mystisch-spiritualistischen Familiendrama „Ignorabimus", für Viertel der Gipfelpunkt der Berlin-Trilogie, erstreckt. Die von Viertel akklamierte Wende des einstigen Hauptvertreters des „konsequenten Naturalismus" war jedoch so radikal nicht, wies sie doch gerade Konturen jener Richtung auf, die sie rhetorisch zu überwinden vorgab.[13] Wo, wie Viertel schreibt, „das Prinzip der Individualität (...) Triumphe feiert" *(SzT,* 91), griff Holz auf fatalistische Schicksals- und Triebkonstrukte zurück, die bereits die Dramaturgie der naturalistischen Dramatik bestimmten. Nur ist das Individuum hier nicht mehr Gefangener des Milieus, sondern seiner eigenen Natur oder eines quasi naturhaften Weltlaufs. Verlorengegangen sind dabei die demokratischen Potenzen des Naturalismus, als Perspektive gilt nun die Abwendung von den — wie Viertel, Holz zitierend, schreibt — „simple(n) Schicksalen nicht geistiger Menschen" zu den „komplizierte(n) Schicksale(n) geistiger Menschen“. *(SzT,* 86)

Die Frage nach den Möglichkeiten des Dramas bildet ein zentrales Feld der publizistischen Reflexionen Viertels, ein Interesse, das lebensgeschichtlich beinahe an den Beginn der Bekanntschaft mit dem Theater reicht (vgl. *DuD,* 297ff). Die Attacken gegen die entleerte Praxis des zeitgenössischen Theaters und die hieraus gezogenen programmatischen Konsequenzen, wie die kurz vor Gründung der „Truppe" entstandene „Werbeschrift für die Gründung eines Theaters in Berlin", enthalten ein Bekenntnis zurdramatischen Tradition. Der Kampf um das Drama ist nicht nur eine in die Zukunft gerichtete Forderung, sondern schließt die Vergangenheit ein; allerdings keinesfalls als bewußtlose Übernahme eines Kanons. Unter der

Devise „nur wählen, was uns noch oder erst wieder wahr ist“ *(SzT,* 250) führt Viertel seinen Kampf gegen den summarischen Spielplan der Bildungsphilister.

Aber auch in seinem Verhältnis zur Tradition grenzt sich Viertel von den Inszenierungen Piscators ab, in denen die Dramenvorlagen unbekümmert um die Entstehungsbedingungen und die spezifischen Widersprüche des Textes als allegorisches Material zur Auseinandersetzung mit der Gegenwart Verwendung fanden. Konkret bezieht sich Viertel dabei auf Piscators „Räuber"-Inszenierung von 1926 am Staatlichen Schauspielhaus Berlin, von der Karl Kraus in seinem Aufsatz „Mein Vorurteil gegen Piscator“ meinte, am Werk sei „eine Arbeit verrichtet worden, die dem Erneuerer weniger den Vorwurf einträgt, daß er Schiller verkürzt, als daß er dessen Namen stehengelassen hat“.[14]

Diese Inszenierung gilt Viertel — in seinem 1927 publizierten Aufsatz zu „Maria Stuart" — als Demontage des Dramas „zu einer Art von bolschewistischem Gelegenheitsstück“, das Original sei „viel revolutionärer (...) als die ganze tollkühne, ja halsbrecherische Bearbeitung", der „zum Proletkult zurechtgerückte Schiller" besäße keine Wirksamkeit. *(SzT,* 32f) Viertel begreift dabei seine eigene „Maria Stuart“-Interpretation durchaus als „politisch". Politik erscheint hier allerdings mystifiziert als „Besessenheit politisierter Menschen", die Handlung gerät in dieser Sicht zum rauschhaften Aufeinanderprallen getriebener Individuen. *(SzT,* 34) Die in der Krise des Dramas verlorengegangene Zwischenmenschlichkeit, die auch eine Berufung auf das isolierte Individuum nicht retten konnte, wird in der Interpretation der Kollision als Willen beider Königinnen zur Macht neu zu installieren versucht. Der Versuch, das Drama von Sentimentalisierungen zu befreien, mündet in eine Ethik des barbarischen Egoismus, die sich in rasender Schlacht bis zu Marias „Überwindung in Gott" *(SzT,* 35) äußert. Die Interpretation, um die Erkenntnis des zentralen Konflikts gebracht, verliert sich in Intuitionismus, der beliebig viele Facetten der „Menschennatur" *(SzT,* 34) zu entdecken hat.

3.

„Der vertriebene Mann des Theaters entbehrt es nur, den Abschied nimmt er nie. Das ist der Sinn, wenn Viertel sich einen Mann des Theaters nennt."[15] Dieses Wort Heinrich Manns kennzeichnet prägnant Viertels leidenschaftliches Festhalten an der Auseinandersetzung mit und auf dem Theater während des Exils. Viertels Engagement auf diesem Gebiet ist geprägt vom Zusammenbruch und Scheitern zahlreicher Projekte, vom immer neuen Anlauf. Die komplizierte Lage des Theaters im Exil — nur wenige Beispiele einer über die Realisierung einzelner Projekte hinausreichenden Theaterarbeit lassen sich nennen[16] — verunmöglicht eine kontinuierliche Regiearbeit. Die Leseaufführungen bilden eine der Formen, in denen Viertel zumindest Bruchstücke seiner Konzeptionen vor einem antifaschistischen Publikum erproben kann.

1928 hatte Viertel ein Angebot Murnaus angenommen, nach Hollywood zum Film zu gehen, in der Hoffnung, die schriftstellerische Arbeit intensivieren und finanzielle Unabhängigkeit erlangen zu können. Die US-Filmindustrie bot ihm allerdings keine Möglichkeit, seine Vorstellungen und Pläne zu verwirklichen. Das Filmprojekt „Kleiner Mann, was nun“, das Viertel — nach vier Jahren zermürbender Filmarbeit in den USA — in Berlin 1933 zu realisieren versucht, wird durch die Machtergreifung der Nazis verhindert. Über Prag, Wien, Paris emigriert Viertel zunächst nach London, wo es ihm gelingt, für Film und Theater zu arbeiten. 1939 geht er nach New York. Mitbegründer des „Freien Deutschen Kulturbundes", Mitbegründer der *Tribüne* in New York, Mitbegründer des Aurora-Verlages, Mitarbeiter der *Austro-American Tribune* — dies sind nur einige der antifaschistischen Aktivitäten Berthold Viertels im Exil. Der antifaschistische Kampf wird zum zentralen Movens seiner Theaterpublizistik, auch dort, wo der Faschismus nicht explizit thematisiert wird. Mehr noch, die Auseinandersetzung mit dem Faschismus führt — wie im folgenden genauer auszuführen ist — zu einer Umwälzung der dramen- und theatertheoretischen Positionen. Hier nun gewinnt die Frage nach Humanität und Geschichtlichkeit ihre aktuelle Bedeutung.

Viertel behält in seiner Exilpublizistik zum Theater die eingangs genannten Interessensschwerpunkte, Studien zum Drama sowie Überlegungen zur Regie- und Ensemblearbeit, bei.

Etwas in den Hintergrund tritt die Erörterung von organisatorischen Problemen, ein Indiz für die erzwungene Absenz des stets konkret reagierenden Viertel vom institutionellen Theater. Allerdings gelangt er, da die Niederschlagung des Faschismus greifbarer wurde, erneut zu verstärkten Erörterungen auf diesem Feld.

Der Beitrag „Stanislawski" — 1938 in der *Weltbühne* publiziert — umfaßt alle drei thematischen Ebenen und nimmt am konkreten Gegenstand zahlreiche Probleme früherer theaterpublizistischer Arbeiten erneut auf. Viertel diskutiert nicht die theoretischen Schriften Stanislawskis, er geht vielmehr von der eigenen Anschauung der Praxis des Moskauer Künstlertheaters aus, wie er sie bei Gastspielen kennenlernen konnte und verknüpft diese Eindrücke mit der Geschichte des Dramas und der theatralen Mittel. Das Moskauer Künstlertheater gilt Viertel als vollendetes Beispiel des Ensemblespiels, „wie wir es im industrialisierten Theater nicht mehr oder noch nicht kennen", hier habe Stanislawski die „Gemeinschaft der Schauspieler" erreicht, die Probenarbeit hätte sich als „Bildung einer künstlerischen Kommune" vollzogen, in der es ein gleichberechtigtes Miteinander der Berufe aller Bereiche des Theaters gab, die „Einordnung ins einheitliche Ganze" hätte die Entwicklung der „schauspielerische(n) Individualitäten (...) nie beengt und gehindert", sondern erst ermöglicht *(SzT,* 380). Nach der Revolution konnte eine „neue Gesellschaft" dieses jenseits der Moden entwickelte Theater übernehmen, sie „fand sich —je länger, je mehr — in ihm bestätigt und durch Stanislawskis Kunst bereichert", obwohl es diesem niemals um Propaganda gegangen sei. (Ebda.)

Nach diesen vom besonderen Fall Stanislawski stets zur Verallgemeinerung drängenden Ausführungen, in denen uns, bis in die Terminologie hinein, programmatische Gedanken Viertels aus den zwanziger Jahren begegnen („Gemeinschaft", „Einordnung ins (...) Ganze"), nun jedoch in einer historisch konkreten Sicht und weniger beschwörend, wendet sich Viertel der Bestimmung der theatralen Mittel zu. Hier sieht er Stanislawski als Neuerer und Umformer von Methoden und Richtungen, die zunächst als Impulse seiner Arbeit gewirkt hatten. Besondere Bedeutung wird dabei Stanislawskis Abwehr eines „äußerlichen Naturalismus" und der Konzentration auf die „innere(n) Wahrheit" eines „schöpferischen Realismus" *(SzT..* 381) beigemessen.

Zeigt sich bereits hier, daß Viertel dem Milieudeterminismus nicht mehr unvermittelt den solipsistischen Rückzug auf ein isoliertes Ich gegenüberstellt — „innere Wahrheit" ist hier durchaus kein Gegenbegriff zur konkreten Wirklichkeit —, so wird diese Orientierung bei der Untersuchung der russischen und sowjetischen Dramatik, insbesondere der Werke Tschechows, des für Stanislawski bedeutendsten zeitgenössischen Dramatikers, noch deutlicher: *Der Vor wurf des russischen Theaters war nicht die Hypertrophie der Individualität, als übermenschliche Größe verherrlicht, nicht ein höherer, dämonisch emporgehobener, halbgöttlicher Zustand der Menschennatur; sondern das Leben in seiner Breite und Drastik. Das Leben war der Held, das Leben in seiner fließenden Norm: und der Mensch erschien in seiner — oft religiös aufgefaßten — Sozialität. Die Problematik bestand in der Frage nach der Verwurzelung des Einzelnen in der Alltags-Realität, im Dasein aller. (SzT.* 382)

Die Bemerkungen über die „Hypertrophie der Individualität" lesen sich fast wie die Kritik am früheren Verhaftetsein im Dualismus von Milieu und Ich, bei dem sich Viertel immer für das Ich entschieden hatte. Hier rückt nun die Sicht auf den Menschen als ein in konkreten Verhältnissen Handelnder in den Mittelpunkt der dramentheoretischen Anstrengungen Viertels. Viertel sieht hier eine Besonderheit der Entwicklung der russischen Dramatik — deren Autoren als „Epiker" und „Lyriker" „nur im Nebenamt" für das Theater geschrieben hätten *(SzT,* 382) —, ohne jedoch zu neuen Mystifizierungen einer genuin russischen Seele zu gelangen. Im Gegenteil bildet die Berücksichtigung des historischen Prozesses, die soziale Herkunft der Autoren, vor allem aber die Verarbeitung der sozialen Wirklichkeit, als „prophetische" Vorwegnahme der „große(n) Umwälzung" *(SzT..* 382), die Basis der Untersuchung Viertels. Der Begriff „Leben" erhält eine Umwertung gegenüber seiner früheren Verwendung im lebensphilosophischen Zusammenhang. Leben wird nicht mehr unter Rücknahme der gegenständlichen Wirklichkeit ins Bewußtsein eines Ich verlagert, „der soziale Krankheitsbericht schließt die individuelle Tragik in sich ein" *(SzT..* 382). Hierbei gewinnt das Menschenbild Viertels an Vielschichtigkeit und Konkretheit gegenüber den dürren Abstraktionen eines entgesellschaftlichten Ich, das allenfalls durch pathologische

Eigenschaften angereichert werden konnte. Durch Viertels Methode der konzentrierten Nacherzählung der Handlung gelang natürlich bereits früher das Aufspüren wesentlicher Züge der dramatischen Personen, die jedoch häufig in eine Apologie der als naturhaft begriffenen und in die Historie rückprojizierten bürgerlichen Verkehrsformen mündete. Die neugewonnene Sicht entgeht dieser Gefahr, ohne auf Denunziation oder Moralisieren ausweichen zu müssen, indem sie die individuellen Handlungen innerhalb bestimmbarer gesellschaftlicher Zusammenhänge begreifbar macht.

Jener Bruch in Viertels Theaterpublizistik der zwanziger Jahre zwischen den republikanischen Vorstellungen zur Theaterpraxis und Organisation und einem in der Dramenanalyse exemplifizierten Menschenbild, das weitgehend von überhistorischen Attributen bestimmt war, ist in diesem Exilaufsatz überwunden. Der Bruch hatte auch die weitreichenden praktischen und organisatorischen Überlegungen beeinträchtigt, ihnen viel von ihrer Richtung genommen. Eine Antibürgerlichkeit, die sich in der Diskussion um das Drama an Versatzstücken nietzscheanischen Denkens orientierte, konnte einer entleerten bürgerlichen Theaterpraxis kaum wirkungsvoll entgegentreten.

Viertels Stanislawski-Aufsatz bietet ein differenziertes Geflecht unterschiedlicher Ebenen, die jeweils in ihrer spezifischen historischen Herausbildung und Eigengesetzlichkeit untersucht sowie in ihrer wechselseitigen Bedingtheit erfaßt werden. Das Interesse an der dramatischen und theatralen Auseinandersetzung mit dem Schicksal der menschlichen Gattung ist hier zutiefst von einer historischen Herangehensweise durchdrungen. Dies äußert sich, über die Erkundung der Leistungen des Moskauer Künstlertheaters im historischen Prozeß hinausgehend, in der Deutung des Gehalts von Stanislawskis Theater als Verschränkung von Gegenwärtigem und Vergangenem. „Man verstand das Jetzt im Einst und das Einst im Jetzt um der großen Wahrhaftigkeit willen, welche die Zeiten verbindet“ *(SzT,* 383f) — diese Worte findet Viertel für Stanislawskis Bedeutung nach der Revolution. Die Beschäftigung mit dem „Lehrmeister dieser Wahrhaftigkeit“ *(SzT,* 384) vollzieht sich in Opposition zu jener verfälschenden Berufung auf Stanislawski durch das spätbürgerliche Theater, die dessen Realismus bis zur bloßen Detailmalerei veräußerlicht und unter Vernachlässigung vor allem seiner späteren Positionen von einem statischen Menschenbild ausgeht. Gerade die konsequente Geschichtlichkeit vermag dagegen Stanislawskis politische Bedeutung freizulegen, sie dogmatisiert seine Methoden nicht und behält hierdurch eine Offenheit für andere Vorschläge zum Theater.

Der Stanislawski-Aufsatz enthält keinerlei direkte Verweise auf den Faschismus, dennoch bedeutet gerade die vertiefte historische Sicht eine wirksame Gegenposition zum Faschismus. Die Aktivierung des kulturellen Erbes erweist sich als Waffe gegen die faschistische Ideologie, mit der der Prozeß der Zerstörung und Zurücknahme humanistischer Traditionen total geworden war.[17] Evident wird dies an Viertels direkten politischen Stellungnahmen zur NS- Kulturpolitik und ihren Protagonisten. Viertels Frage gilt den Hintergründen für das symbiotische Verhältnis exponierter Kulturschaffender mit dem Faschismus. Daß Werner Krauß „immer schon deutschnational und ein bekannter Kultur-Antisemit gewesen" ist, läßt Viertel allenfalls als erste Beobachtung gelten, er sieht hierin „ein tieferes, ein überpersönliches Problem“ *(SzT,* 348). Es ist ein Prozeß der Zerstörung der Vernunft am Theater, dessen Auswirkungen auf verschiedenen Ebenen in der publizistischen Skizze zu Werner Krauß (1937) umrißhaft deutlich werden. Die Beziehung zwischen Schauspielkunst und Realität ist zerrissen, an ihre Stelle tritt eine auf Sensation zielende Ausstellung eines „Zuviel an Individualismus“, der sich „der Standardisierung durch die Form so schwer fügte —jetzt allerdings nur allzu willig einer weitaus übleren Standardisierung sich fügt“. *(SzT,* 349) Viertel liefert Momentaufnahmen einer Entwicklung des bürgerlichen Theaters, in der „das edle Profil der deutschen Klassik (...) vom Fortschritt der Dinge längst in einen schlecht beleuchteten Hintergrund verdrängt worden“ ist, bis zum vorläufigen Endpunkt einer „gewalt- tätige(n) Simplizität“ *(SzT,* 350): „Ein falscher Klassizismus ist erreicht, hohl wie eine Attrappe“ *(SzT,* 351). Die ausführliche Würdigung des Naturalismus, der Ensemblearbeit Max Reinhardts, der „Visionen“ des Expressionismus steht dabei einer linearen Annahme der Entwicklung entgegen.

„(...) alles falsch und wie mit vollen Backen gelogen, jeder Zug unmenschlich und empörend“ *(SzT,* 355), notiert Viertel im selben Jahr zur Tätigkeit Emil Jannings im Dritten

Reich. Eine Formulierung, die sich auf jene „Theatralik des Faschismus“ ausweiten ließe, die Brecht so prägnant in der Schauspielerszene des „Arturo Ui“ entlarvte.[18] Viertel selbst zieht später — in einem um 1950 verfaßten Manuskript — Analogien zwischen „Führerreden“ und einem zur Zeit der Niederschrift noch immer regierenden Schauspielstil zwischen „wurzel- lose(r) Ekstase“ und „kalt prunkende(r) Rhetorik“, den er — auf Anregung von Studenten der Theaterwissenschaft — „Reichskanzleistil“ tauft. *(SzT,* 266)

Im Exil bleibt die Frage nach der Möglichkeit des Dramas eine bedeutsame Thematik Viertels, niemals allerdings als bloß vergangenes Problem behandelt, über sie erschließt sich Gehalt und Sinnhaftigkeit des Theaters der Gegenwart. Die Leseaufführungen konnten daher — sosehr sie der Konzentration auf den dramatischen Text dienten und sosehr in ihnen auch jenes „Theater der Dichtung“ weiterlebte, das Karl Kraus einer ritualisierten Theaterpraxis entgegengestellt hatte[19] — nur Ersatz für die erzwungene Ferne vom Theater bleiben.

„(...) ich wollte, ich könnte es ihnen auf der Bühne vorführen — wie ich es in Berlin gemacht habe“ *(SzT,* 182), bemerkt Viertel in seinem vor der Stage Society in New York gehaltenen Vortrag „Der Kampf um das Drama“ (um 1942). Die Abhandlung umfaßt die Entwicklung des Dramas von der Antike bis zur Gegenwart, wobei bereits Konflikte des Alten Testaments als potentielle dramatische Stoffe begriffen werden. Viertel geht dem Zusammenhang zwischen der dramatischen Form und den aus der gesellschaftlichen Realität gewonnenen Stoffen nach, seine Untersuchung ist dabei von früheren Tendenzen der Rückprojektion gegenwärtiger Probleme auf die Vergangenheit ebenso frei wie von einer bloßen Deduktion aus ökonomischen Verhältnissen. Vom jeweiligen Dramentext ausgehend, wird dabei durchaus eine gewisse Immanenz in Kauf genommen. Die Probleme des geschichtlich sich wandelnden Verhältnisses von Humanität und Geschichtlichkeit stellt einen übergreifenden Zusammenhang dieser Skizze dar.

Es ist hier nicht möglich, die komplexe Abhandlung auch nur annähernd zu referieren, an drei thematischen Momenten — Shakespeare, Goethe/Schiller und der neuerlichen Frage nach der Krise des Dramas — soll die Stoßrichtung umrißhaft kenntlich gemacht werden.

Shakespeares Drama ist hier als entscheidende Etappe der Bildung des „Charakterdramas“ *(SzT,* 179) und der Herauslösung aus einer Weitsicht gedeutet, die Viertel unterschiedslos den mittelalterlichen Spielen zuordnet, in denen „nur im allegorischen Sinne“ „keine Unterschiede der Klassen“ bestanden hätten: „Der Platz des heiligen Mysteriums wurde von der Geschichte der Menschheit übernommen". *(SzT.* 179) Hier tritt bereits die Konzentration auf die Einheit von Menschheitsgeschichte und besonderem Schicksal der handelnden Personen hervor, unter der im folgenden die Dramen Shakespeares angeeignet werden. Die Frage nach der Gestaltung des Individuums im Drama ist hier historisierend behandelt, die neuen Möglichkeiten des Dramas werden mit Bezug auf gesellschaftliche Umwälzungsprozesse untersucht.

Beschränkt sich ein Teil der Theaterpublizistik des antifaschistischen Exils oftmals darauf, durch eher rhetorische Berufung auf den Humanismus der Vereinnahmung des kulturellen Erbes durch den Faschismus gegenzuarbeiten, so geht Viertel einen entscheidenden Schritt weiter. Er spürt den historisch notwendigen Widersprüchen der Werke Goethes und Schillers an Hand ihres komplizierten Verhältnisses zur Französischen Revolution und der Schranken einer „privilegierten Humanität" der „Selbsterziehung“ *(SzT,* 180) nach. Hierdurch eröffnet er Wege einer produktiven Aneignung ihrer Dramen fürein antifaschistisches Theater. Die Krise des modernen Dramas wird nun stärker an thematische Wandlungen geknüpft, Indikator bleibt die Stellung des Subjekts, ohne neuerlich eine illusionäre Lösung des einseitigen Rückzugs auf ein entgesellschaftlichtes Individuum zu postulieren. Im Gegenteil: Viertel macht nunmehr die Gefahren des Umkippens solcher Positionen in einen „biologischen Nihilismus“ deutlich. *(SzT,* 182) Wiederum bedeutet gerade die nüchterne Analyse der historischen Entwicklung und der inneren Widersprüche der Dramen die enorme Nützlichkeit der Abhandlung für eine Dramaturgie der Demokratie. Der Anspruch ist hoch gesteckt. Die Auseinandersetzung mit der Realität ist für Viertel nicht nur die einzige Chance für die Entwicklung des Dramas, sie bestimmt zugleich die Bedeutung des Dramas innerhalb des Kampfes gegen den Faschismus. Dabei weist Viertel eine bloß oberflächliche Aktualisierung von Klassikern zurück und plädiert für das Freilegen ihres Sinnpotentials für die Gegenwart. Von den weiten Möglichkeiten, die Viertel für einen antifaschistischen

Spielplan diskutiert, nimmt das Werk Brechts in seinem Vortrag einen herausragenden Platz ein.

Neben der kritischen Befragung der dramatischen Tradition hat für Viertel im Exil in diesem Sinne die Suche nach einer Gegenwartsdramatik gegen Faschismus und Krieg eine große Bedeutung. Viertels theaterpraktisches und publizistisches Engagement gilt zunehmend einer Dramatik des Widerstandes „in einer Periode der Sonnenfinsternis der Humanität". *(SzT.* 100) Es ist vor allem die Herausbildung menschlicher Haltungen — der Opfer und der Täter —, die ihn (1942) an Ferdinand Bruckners Drama „Die Rassen" interessiert. *(SzT.* 102) Karl Kraus' *Die letzten Tage der Menschheit* gilt Viertel als *das* zentrale Drama gegen den Krieg, dessen Bedeutung weit über die Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg hinausreicht; das von ihm geforderte neue Durchdenken des Werkes soll gerade die „prophetische(n) Stellen", die „Warnungen und Befürchtungen" *(SzT,* 80) auffinden, die die hohe Aktualität für das Theater der Gegenwart ausmachen. Brechts „Furcht und Elend des Dritten Reiches" wird als Darstellung der Unmöglichkeit des Privatlebens unter dem Faschismus begriffen, da Terror und Mißtrauen die rudimentärsten Formen des Vertrauens untergraben und zersetzen. Die Überlegungen zu „Furcht und Elend des Dritten Reiches" bilden den letzten Teil einer umfangreicheren Studie Berthold Viertels zum „Dramatiker Bertolt Brecht" (1945). Ähnlich wie im Stanislawski-Aufsatz geht Viertel dabei nicht isoliert von künstlerischen Methoden aus, diese werden vielmehr auf ihre Tauglichkeit für die künstlerische Bewältigung der Realität befragt.[2"]

4.

Gegen Vorstellungen, man könne nach der Niederschlagung des Faschismus kulturpolitisch dort fortsetzen, wo man unterbrochen worden war, hatte Viertel bereits im Exil in einer Polemik gegen Ernst Lothar Stellung bezogen. Lothar richtete sich auf die Wiederbelebung der metaphysisch fundierten „Österreich-Ideologie" ein, in diesem Sinne versteht er die von ihm erhoffte Neugründung der Salzburger Festspiele.[21] Viertel bestimmt solche Konzeptionen als ..Barockidylle von gestern", die „schon zu ihrer Zeit ein Anachronismus" gewesen sei, er kritisiert die Vereinnahmung etwa der Werke Grillparzers zu Zeugnissen eines konservativen Österreich-Bildes. *Nein. Österreich hat bessere Gewähr zu bieten als das Gänsehäufel und die Kapuzinergruft. Sie besteht in ihren kritischen und revolutionären Geistern, von denen es eine ansehnliche Reihe besitzt. (...); in der österreichischen Arbeiterbewegung, die ihren Geist bewies, als sie sich im Februar 1934, wenn auch vergeblich, gegen den Bruch der demokratischen Verfassung zur Wehr setzte; in der bürgerlichen Erhebung von 1848.*[22]

Im Oktober 1947 kam Berthold Viertel nach Großbritannien, durch Vermittlung von Heinrich Fischer, dem früheren Dramaturgen der „Truppe", konnte er bei der BBC in London als Radioregisseur arbeiten, von 1948 bis 1949 wirkte er als Regisseur am Zürcher Schauspielhaus. Über seinen Schwager Josef Gielen, der ab 1948 die Direktion des Burgtheaters übernahm, bot sich für Viertel die Möglichkeit einer kontinuierlichen Inszenierungstätigkeit in Wien. Daneben nahm er unteranderem noch Angebote zu Gastinszenierungen am Berliner Schloßparktheater und am Zürcher Schauspielhaus an. Seine Inszenierung von Gorkis „Wassa Schelesnowa" 1949 am Berliner Ensemble — Viertel war dem Wunsch Brechts, ihn dauerhaft an das Theater am Schiffbauerdamm zu binden, nicht gefolgt — wurde zur Musterinszenierung erklärt.[23]

Die Konfrontation mit dem Zustand des Theaters in Deutschland und Österreich nach der Befreiung vom Faschismus machte deutlich, daß dieser den Erwartungen an eine Neuorientierung des Theaters denkbar entgegenstand. Was Viertel hier — bei einem Aufenthalt in Berlin — auf der Bühne begegnet, vor allem einige Um- und Neudeutungen der von der NS-Kulturpolitik vereinnahmten Klassiker, ließ ihn nur vage Konturen einer demokratischen Dramaturgie erkennen. Erschüttert ist er über Reaktionen von Zuschauern auf Brechts „Furcht und Elend des Dritten Reiches", die „die Wahrheitstreue eines solchen Realismus leugnen". *(SzT,* 264) Gerade auf die Realisierung und Wirkung der Dramen des antifaschistischen Exils — allen voran eben „Furcht und Elend" — hatte Viertel große Hoffnungen gesetzt, die dagegen an den meisten Bühnen favorisierten — an Momente des

Expressionismus anschließenden — Stücke scheinen ihm, bis auf wenige wichtige Ausnahmen, ebenso problematisch wie die modischen Katastrophendramen mit ihrem hypnotisierten Blick auf den Untergang. Tief beunruhigt zeigt sich Viertel über den Verfall der theatralen Mittel, vor allem zwei Züge kann er dabei ausmachen: Ein „kaltes Pathos", „eine falsche Sachlichkeit, die vom Redespiel der Nazizeit übrig geblieben ist", diagnostiziert er, und — „vielleicht noch problematischer" — „das äußerlich Vollendete", „eine Welt ohne Perspektive, ohne Zwischentöne, malerisch aufgefaßt und durchgepinselt". „Es fehlt diesem Spiel an Realität, an durchdringender Motivierung und Charakterisierung, an kräftiger und wuchtiger Aussage". *(SzT.* 265)[24]

Viertel nahm seine Tätigkeit am Burgtheater zu einem Zeitpunkt auf, da diese Problematik nicht nur nicht überwunden war, sondern sich in vielfacher Hinsicht verschärft hatte. Existierten nach der Befreiung vom Faschismus zumindest noch günstige Möglichkeiten für Inszenierungen von Exildramen an Wiener Bühnen,[25] so wurden diese — gewiß von Problemen unzureichender theatraler Mittel und gravierender Rezeptionsmißverständnisse belasteten — Versuche bald von einer restaurativen Kulturpolitik zurückgedrängt.

Mit der vom Existentialismus inspirierten Dramatik hatte sich Viertel bereits 1947 an Hand von Jean Paul Sartres „Huis clos" in der *Austro-American Tribune* auseinandergesetzt. Viertel erkennt zwar durchaus die im Werk enthaltene Gestaltung menschlichen Leides, Konkurrenzverhaltens und des Gefühls von Sinnlosigkeit als reale Verhaltenweisen spiegelnd an, mehr noch, er vermag in der gestischen und sprachlichen Charakteristik der Figuren die von Sartre prägnant gezeichneten Angehörigen der bürgerlichen Klasse zu entdecken, deren Zurückschrecken vor einem möglichen Ausbruch aus ihrer Welt als typische Haltung zu identifizieren. Viertels Kritik am Stück geht weiter, sie vermittelt zugleich eine anschauliche Probe von der Bedeutung des Verhältnisses von Humanität und Geschichtlichkeit in seine Theateressayistik. „Ihr [der Figuren, Anm. d. A.] perpetuum mobile wäre nur möglich, wenn die Wirklichkeit nur aus ihrer Klasse bestände, und wenn die Geschichte still stände." *(SzT,* 123) Die gesamte Menschheit könne sich vom Stück nicht getroffen fühlen, da sie nicht hinreichend repräsentiert sei. Es ist der Vorwurf der Ungeschichtlichkeit, der Ausweitung einer besonderen Situation zur „condition humaine", die das existentialistische Drama, trotz seiner Hinwendung zum Menschen — freilich als dürrem Abstraktum — für Viertel ungeeignet macht, da es sich in vermeintlicher Radikalität seiner Waffen durch Verzicht auf Dialektik entschlägt.

Viertels Theateressayistik der Nachkriegszeit, die nunmehr weitgehend parallel zu seiner Regietätigkeit — vorwiegend am Burg- und Akademietheater — entsteht, weist eine fundamental andere Orientierung als die in den Theaterverhältnissen der Nachkriegszeit dominierende Vorstellung von einer ewig tragischen Geworfenheit des Menschen, deren leerer Freiheitsbegriff die Ohnmacht nur befestigte, auf.

Die Theateressays dieser Jahre bilden in ihrer Gesamtheit die Arbeit an der Gewinnung einer Weltdramatik, nicht im Sinne eines auf Repräsentation gerichteten summarischen Spielplans, sondern im Sinne einer über die Dialektik von Nationalem und Internationalem gewonnenen dramatischen Auseinandersetzung mit der Realität. Hier ist die Methode des behutsamen Nacherzählens, die, unter Rekurs auf die Entstehungsbedingungen und die konkrete historische Situation, den Sinn der Dramen für die Gegenwart erschließt, auf ein seltenes Niveau gebracht. Tschechows „Die Möwe" gilt Viertel (1952) als „faszinierender Versuch, der widerspruchsvollen Logik der Wirklichkeit mit einer vorher nie und nachher selten gewagten und erreichten Treue zu folgen", ohne dabei in Naturalismus abzugleiten. *(SzT.* 54) Gerade die Konzentration auf die spezifische historische Situation an Stelle oberflächlicher Aktualisierungen bedeutet einen Gewinn für das zeitgenössische Publikum. So wirkt etwa bei der Analyse von Shaws „Major Barbara" die Kenntnis der historischen Widersprüche als Vorbedingung für die Darstellung „individuell ausgeprägte(r) Charaktere", für einen „menschlichen Charakter in seinem Widerspruch". *(SzT,* 116) Mehr noch als (1949) bei „Major Barbara" steht die Thematik des Krieges (1950) in den Bemerkungen zu Sean O' Caseys „Der Preispokal" im Vordergrund. Die bei aller Berücksichtigung der besonderen Lage Irlands von folkloristischen Irland-Klischees gereinigte Rezeption des Werks sozialistischen Dramatikers ermöglicht Vergleiche zu Kraus' *Die letzten Tage der Menschheit* und öffnet den Blick für das „Leiden der Gattung Mensch". *(SzT,* 119)

An zwei Bereichen — der Bemühungen um neuere US-amerikanische Stücke und der Aneignung der Shakespeareschen Dramatik —, die zugleich Interessensschwerpunkte Viertels während dieser Periode sind, sei untersucht, wie in seiner Theaterpublizistik der Nachkriegszeit die Ansätze des Exils aufgenommen und weiterentwickelt werden.

Das Engagement für die kritische zeitgenössiche Dramatik der USA ist eng verknüpft mit Viertels Übersetzertätigkeit. Tennessee Williams' „Glasmenagerie" hatte er bereits 1945 in einer deutschen Fassung vorgelegt, „Endstation Sehnsucht" folgte 1947 „Die tätowierte Rose" 1952. Neben Tennessee Williams galt sein Interesse Arthur Miller, dessen Drama „All my sons" er ins Deutsche übertrug.[26]

Hatte Viertel in den Exilstudien — wie wir sehen konnten — die Entwicklung des Dramas an die Realismusfrage gebunden, so ließ sich an der kritischen amerikanischen Dramatik dieser Anspruch erproben. Den Mangel an einer österreichischen und deutschen Gegenwartsdramatik, die sich der Auseinandersetzung mit dem Faschismus stellte, hatte Viertel mehrfach beklagt. Es ist zu vermuten, daß mit der Beschäftigung mit Dramen, die sich nicht jenem öffentlich favorisierten nebelhaften Katastrophismus fügten, für das Theater der Nachkriegszeit die Grenze des in diesem institutionellen Rahmen kulturpolitisch Möglichen erreicht, wenn nicht ausgedehnt war. Bereits die explizit gesellschaftskritische Deutung der Dramen Tennessee Williams' bedeutete einen Vorstoß in der Theaterpraxis jener Jahre.

Das Schicksal des beschädigten Menschen Blanche du Bois bildet den Hauptinhalt der Interpretation von „Endstation Sehnsucht". Die pathologischen Züge dienen hier nicht als Effekt zur Aufladung eines entleerten Individuums, sie sind in ihrer differenziert dargestellten Eigentümlichkeit mit den gesellschaftlichen Verhältnissen vermittelt. Viertels Urteil, daß sich bei Williams „die Grenzen der Realität im Bewußtsein seiner Personen" *(SzT,* 125) verwischen, beschreibt die Rückzugsbewegung der Figuren aus sozialen Bezügen, deren Gestaltung bestimmte ästhetische Methoden erfordert. Der Verweis auf die epischen Züge des Stückes, auf den darin angesprochenen „Kontrast zwischen Sein und Schein" *(SzT,* 125), fungiert als eine thematische Klammer zur allgemeinen Entwicklungsgeschichte des modernen Dramas.

Die bürgerlichen Kritiken der Williams-Inszenierungen Viertels erschöpfen sich weitgehend im isolierten Ausmalen der Psychologie der Figuren, das allenfalls durch den melancholischen Verweis auf die „Angst vor der grausamen Realität des Lebens"[27] angereichert wird. Im Bemühen, solcher Sicht den politischen Gehalt der Dramen entgegenzuhalten, konnte Viertels Interpretation gelegentlich eine über die Vorlage hinausreichende gesellschaftskritische Stoßrichtung annehmen. Hierin wurde er von einzelnen Vertretern der linken Publizistik kritisiert, die allerdings ihrerseits wiederum, in den Prämissen eines vordergründigen Verständnisses von politischem Theater als Illustration von Thesen befangen, für eine Ausgrenzung der jeweiligen Dramen plädierten. Viertel akzeptierte die Möglichkeit — etwa anläßlich der Auseinandersetzung um „Frankie und die Hochzeit" von Carson McCullers — einer Ablehnung des Stückes als „unwesentlich", trat jedoch der Praxis entgegen, es zugleich zu „brandmarken und zu ächten".[28] Seine Entgegnung auf eine Polemik Max Schroeders im Berliner *Sonntag* gegen „Endstation Sehnsucht" gibt Aufschluß über den Zugang zu den Dramen Tennessee Williams', deren Grenzen er benennt, ohne deshalb auf ihre Aufnahme in den Spielplan zu verzichten. *Der Dichter schrieb, mit vielen satirischen Zügen und Lichtern, die Elegie dieses Unterganges, dessen ökonomische und gesellschaftliche Ursache er nicht verschweigt. Weiter ging er allerdings nicht, das Ziel des Marsches der Menschheit durch das Dunkel der Zeit zeigt er nicht, vielleicht kennt er es ebensowenig wie seine Blanche. Darin liegt seine Beschränkung, oder seine Selbstbeschränkung: seine Borniertheit, wie Du es nennst. Zugleich aber seine Wahrhaftigkeit und seine unleugbare dramatische Kraft. Sein Glas ist klein, aber er trinkt aus seinem Glase. (SzT,* 130)

Es ist die Möglichkeit, den Aporien eines Milieudeterminismus ebenso zu entgehen wie der ehemals proklamierten isolierten Subjektivität, die die Attraktivität jener Stücke für Viertel ausmacht. Die differenzierte Gestaltung menschlicher Handlungen vermittelt in dieser Lesart Ahnungen über die Verhältnisse, innerhalb derer sich das Leiden der Figuren abspielt.

Berthold Viertels zweites großes Arbeitsfeld — die Auseinandersetzung mit der Dramatik Shakespeares — kann durchaus von diesem Punkt aus begriffen werden: Hier ist allerdings nicht ein aufs Ganze verweisender „abgeschlossener Winkel" *(SzT,* 128) zu gestalten, in

dem sich die Tragik entfremdeter Zwischenmenschlichkeit entfaltet, sondern das Agieren „welthistorischer Individuen“ (Hegel), das die komplizierte Einheit der Persönlichkeit mit dem geschichtlichen Inhalt der Kollision hervortreten läßt. Die Konzentration auf die Besonderheit der menschlichen Charaktere bedeutet hier, daß Viertel sie nicht von der historischen Konstellation löst, keine Vernachlässigung, sondern ein gesteigertes Verständnis der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Viertel selbst hatte darauf verwiesen, wie sehr seine Lesart der Shakespeareschen Dramatik durch die Erfahrung mit Faschismus und Krieg geprägt war; den Dramen sah er durch die politischen Ereignisse einen Sinn zugewachsen, den es zu entschlüsseln galt. Gelegentliche direkte Analogien zur Gegenwart zielen dabei mehr auf die Vorstellbarkeit des Realitätsgehalts literarisch gestalteter menschlicher Verbrechen, die nun weniger denn je als einzig der „Phantasie des Dichters“ entsprungen gelten können. Diese Analogien sind — etwa 1950 im anläßlich der Inszenierung von Shakespeares „König Richard II“ im Programmheft des Burgtheaters vorgelegten Beitrag[29] — allerdings eher ein erster spontaner Zugang, die einleitende Skizze einer Rezeptionshaltung, die einen Rückfall in entleerte Klassikerpflege verbot. Viertel ging es nicht um jene Vergangenheitsbewältigung im historischen Gewand, die letztlich durch ihre Negation von Geschichtlichkeit unverbindlich blieb.[30] Shakespeare gilt ihm — ähnlich Balzac — kraft einer künstlerischen Gestaltung, durch die die historischen Triebkräfte erkennbar werden, und die daher über die bornierte persönliche politische Haltung weit hinausweisen kann, in tieferem Sinne als „politische(r) Dichter“.[31]

Jenes Mitte der zwanziger Jahre von Viertel aufgestellte Postulat, nach dem es ohne Anerkennung der Kategorien von Freiheit und Notwendigkeit kein Drama gäbe, das im damaligen mystifizierenden Bedeutungszusammenhang folgenlos bleiben mußte, ist gewissermaßen in der Analyse von „Richard II“ eingelöst. Von dualistischen Deutungen, die einer romantisierten Gestalt Richards einem als Thronräuber begriffenen Bolingbroke gegenüberstellen und somit bewirken, „daß die historisch bedeutsame Auseinandersetzung zwischen den beiden Gegnern ins Hintertreffen geriet und im Vordergrund Richard seine Arien absingen konnte“,[32] grenzt sich Viertel ab. Von einer ausführlichen Darstellung der widersprüchlichen Charaktere, ihrer Entscheidungen und Handlungen, ausgehend, legt er den dem Geschehen zugrundeliegenden Konflikt in seiner „historischen Notwendigkeit“ als den „Zusammenstoß zweier Epochen“ dar.[33] Lehnt er sich mit dieser Darstellung gleichsam an die Gestaltungsweise Shakespeares an, der die Konflikte aus dem Zusammenstoß der Charaktere erwachsen läßt,[34] so sucht er auch bei der Verwirklichung auf der Bühne, durch den dezidierten Verzicht auf den monumentalen „Pomp“ theatraler Staatsaktionen und der Ablehnung meiningischer Detailmalerei, Shakespeares Umgang mit der Historie gerecht zu werden, um „den inneren Verlauf des Dramas klarer herauszustellen“.[35]

Von hier aus ist die verstärkte Hinwendung zu den späteren Werken Shakespeares begreifbar, die Viertel mit der Interpretation und Inszenierung von „Othello“ (1951) und „Antonius und Kleopatra“ (1953) vollzog. Die verallgemeinerbaren Züge ließen sich in jenen Dramen stärker herausarbeiten, in denen Shakespeare den engeren Rahmen der englischen Geschichte verlassen hatte, um zu einem souveräneren Umgang mit der Historie zu gelangen. Freilich treten in den sogenannten „Charakterdramen“ die aus der Krise der Periode erwachsenen Konflikte umso schärfer hervor. Sie bilden die Basis der Viertelschen Lesarten zu Shakespeare, die, auch wo sie — wie bei der Analyse von „Antonius und Kleopatra“ — der verengten Sichtweise früherer Jahre verhaftet bleiben,[36] erstarrte Theaterkonventionen aufbrechen. Die irritierend anmutende Lesart, zunächst ausführlich von der Eifersucht Jagos zu sprechen, diese aus seinen Lebensumständen erklärend und ihr „gutes Teil Rassen- und Klassenhaß" *(SzT,* 26) herausarbeitend, erweist sich nicht nur als dem Aufbau des Shakespeareschen Dramas gemäße. Sie wirft auch ein klareres Licht auf Othello, auf die komplexe Herausbildung seiner Verhaltensweisen, fern jeglicher mechanistischer Zuordnung starrer Attribute.

Das Interesse am Gewordensein der Menschen, an den Veränderungen, die Viertel immer wieder auf die Umschlagpunkte der Tragödien, in denen diese Probleme schlagartig deutlich werden, herausarbeiten ließen, fand beim überwiegenden Teil der Wiener Theaterkritik keine adäquate Aufnahme. Bei meist wohlwollender Zustimmung zu den Inszenierungen blieb man dort durch Aufzählung einiger Eigenschaften bei einer schematisierenden Sicht der

Charaktere,[37] bei jener Manier also, die — wie Hegel bereits kritisierte — sich darauf beschränkt, „daß ein Individuum nur zur bloßen, in sich abstrakten Form eines bestimmten Pathos, wie Liebe, Ehre usf., ausgeleert ist".[38] Die Beiträge in den Programmheften des Burg- und Akademietheaters standen für einen Vertreter des antifaschistischen Exils an einem ungewöhnlich prominenten Platz, aufgrund ihrer Qualität nehmen sie — trotz des Rückhalts in der Direktion — eine isolierte Stellung ein. Gegen den Zerfall in das dramatisierte Pandämonium des Immergleichen und die Akklamation eines veräußerlichten Schauspielervirtuosentums wird Viertels schreibend und inszenierend erstrebte Einheit von Drama und Ensemblespiel von einem Humanismus zusammengehalten, der seinen bestimmten Ort im Prozeß der Geschichte einnimmt.

Anmerkungen:

1 Berthold Viertel, Aus einem 1948 im Schutzverband Deutscher Schriftsteller in Zürich gehaltenen Vortrag, in: *Dichtungen und Dokumente. Gedichte, Prosa, autobiographische Fragmente.* (Im folgenden zitiert als *DuD.)* Hrsg. v. Ernst Ginsberg, München 1956, 391 f.

2 Vgl. zur hier diskutierten Thematik auch Konstantin Kaiser, „Theater im Exil: Das Beispiel Berthold Viertel", in: *Wiener Tagebuch* 11. November 1986, 22—24, sowie Peter Roessler, „Zur Theaterarbeit Berthold Viertels (1885—1953)", in: *Mit der Ziehharmonika. Zeitschrift der Theodor Kramer Gesellschaft* 3, September 1985, 7—9.

3 Berthold Viertel, *Schriften zum Theater.* Hrsg. v. Gert Heidenreich unter Mitarbeit von Manfred Nöbel. Mit einem Geleitwort von Herbert Ihering. München 1970, 231. (Im folgenden zitiert als *SzT).*

4 Vgl. Anna Grünwald, *Die Wiener Freie Volksbühne.* Diss. Wien 1932. Einen sehr subjektiven Bericht liefert Stephan Großmann, *Ich war begeistert. Eine Lebensgeschichte.* Berlin 1931.

5 Vgl. *Die Fackel* Nr. 423, 22f.

6 U. a. inszenierte Viertel F. Wolfs „Das bist du" (Dresden 1919), G. Kaisers „Gas" (Dresden 1920), W. Hasenclevers „Jenseits" (Dresden 1920), A. Bronnens „Vatermord" (Berlin 1922).

7 Der „Truppe" gehörten u. a. Fritz Kortner, Salka Viertel, Lothar Müthel, Leonhard Steckel, Walter Frank an. Gespielt wurde Shakespeares „Der Kaufmann von Venedig", Hamsuns „Vom Teufel geholt", Kaisers „Nebeneinander", Musils „Vinzenz", Hebbels „Herodes und Marianne", O'Neills „Kaiser Jones", Wedekinds „Der Liebestrank", Kraus' „Traumtheater" und „Traumstück". Karl Kraus ließ der „Truppe" zwar eine erhebliche finanzielle Zuwendung zukommen, konnte jedoch deren Zusammenbruch nicht mehr verhindern. Vgl. Wolfgang Glück, „Berthold Viertels Lebenslauf", in: *Berthold Viertel. Regisseur und Dichter 11885—1953).* Hrsg. v. Josef Mayerhofer. Wien 1975, 52ff; Fritz Kortner schied bereits nach einer Inszenierung aus. Die — stets spannungsreiche — Bekanntschaft mit Kortner datiert seit der Volksbühnenzeit und hält über Exil und Nachkriegszeit bis zu Viertels Tod an. Vgl. Klaus Völker, *Fritz Kortner. Schauspieler und Regisseur.* Berlin (West) 1987, 188ff, sowie Fritz Kortner, *Aller Tage Abend. Autobiographie.* München 1959.

8 Peter Szondi, *Theorie des modernen Dramas (1880—1950).* Frankfurt 1979, 107.

9 Erwin Piscator, *Theater der Auseinandersetzung. Ausgewählte Schriften und Reden.* Redaktion: Günther Busch. Frankfurt a. M. 1977, 24.

10 Silvia Schlenstedt, *„Wer schreibt, handelt." Strategien und Verfahren literarischer Arbeit vor und nach 1933.* Berlin—Weimar 1986, 24ff.

11 Franz Werfel, *Realismus und Innerlichkeit.* Berlin—Wien—Leipzig 1931. (Die Rede wurde in Wien im Jahre 1931 gehalten.)

12 Salka Viertel, *Das unbelehrbare Herz. Ein Leben in der Welt des Theaters, der Literatur und des Films.* Hamburg—Düsseldorf 1970, 130ff.

13 Vgl. Manfred Diersch, *Empiriokritizismus und Impressionismus. Über Beziehungen zwischen Philosophie, Ästhetik und Literatur um 1900 in Wien.* Berlin (DDR) 1977, 57ff. Auf die Rezeption des „Ignorabimus" durch Viertel geht in diesem Sinne erstmals Konstantin Kaiser ein. Kaiser, a.a.O., 23.

14 *Die Fackel* 758, 51.

15 Zit. nach *Berthold Viertel im amerikanischen Exil.* Bearbeitet von Friedrich Pfäfflin. Deutsches Literaturarchiv Marbach 1978, 32 *(Morbacher Magazin* 9/1978). Eine anschauliche Schilderung von Berthold Viertels Situation im Exil gibt Elisabeth Neumann-Viertel in einem Interview. Abgedruckt in *Erzählte Geschichte. Berichte von Widerstandskämpfern und Verfolgten.* Bd. 1: *Arbeiterbewegung.* Hrsg. v. Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes und v. Institut für Wissenschaft und Kunst. Wien—München 1985, 217ff. Informationen finden sich darüber hinaus bei Sylvia

M. Patsch, *Österreichische Schriftsteller im Exil in Großbritannien. Ein Kapitel vergessener österreichischer Literatur.* Wien 1985.

16 Vgl. Christof Wächter, *Theater im Exil. Sozialgeschichte des deutschen Exiltheaters 1933—1943.* München 1973; Walter Huder (Hrsg.), *Theater im Exil 1933—1945* (Akademie der Künste, Berlin) Berlin (West) 1973; Jan Hans, „Über Produktionsbedingungen des Theaters im Exil", in: *Theater im Exil 1933—1945.* Ein Symposium der Akademie der Künste. Hrsg. v. LotharSchirmer. Schriftenreihe der Akademie der Künste, Bd. 12. Berlin (West) 1979, 165—171.

17 Zur Vereinnahmung der Klassiker im Faschismus vgl. u. a. die Materialien bei Boguslaw Drewniak, *Das Theater im NS-Staat. Szenarium deutscher Zeitgeschichte 1933—1945.* Düsseldorf 1983, 167ff.

18 „Über die Theatralik des Faschismus" nannte Brecht einen Abschnitt im „Messingkauf'. Zum Unterschied von Viertel verband er diesen Terminus dort eng mit dem Begriff der Einfühlung. Bertolt Brecht, *Gesammelte Werke.* Bd. 16, Frankfurt 1977, 558ff..

19 Vgl. Georg Knepler, *Karl Kraus liest Offenbach. Erinnerungen, Kommentare, Dokumentationen.* Wien 1984, 93ff, sowie Kurt Krolop, *Sprachsatire als Zeitsatire bei Karl Kraus.* Neun Studien. Berlin (DDR) 1987, 170ff. Krolop verweist auf die nachhaltige Wirkung, die das „Theaterder Dichtung" auf fortschrittliche Theaterleute ausübte.

20 Vorwiegend als Leseaufführungen realisierte Viertel Bruckners *Die Rassen,* vier Szenen aus Brechts „Furcht und Elend des Dritten Reiches" (beide Werke 1942 im Rahmen der Tribüne für Freie deutsche Literatur in Amerika), 1945 Brechts „Furcht und Elend" in englischer Sprache und 1947 Karl Kraus' *Die letzten Tage der Menschheit.*

21 *Austro-American Tribune* December 1944, 7.

22 Ebda., January 1945, 7f.

23 Vgl. Werner Mittenzwei, *Das Leben des Bertolt Brecht oder Der Umgang mit den Welträtseln,* Bd. 2. Frankfurt 1987, 369ff; über die Regiearbeit Viertels am Berliner Ensemble sowie über die Unterschiede zur Praxis Brechts vgl. Wolfgang Böttcher,„Die Regie Berthold Viertels",in: *Theaterarbeit.* Hrsg. v. Berliner Ensemble (Helene Weigel u. a.). Berlin (DDR) 1967, 58.

24 Die Beobachtungen Viertels zur Auswirkung des Faschismus auf das Theater sind — oft wörtlich zitiert — am ehesten in die Literatur- und Theatergeschichtsschreibung eingegangen. Vgl. zum Beispiel Henning Rischbieter/Jan Berg (Hrsg.), *Welttheater. Theatergeschichte. Autoren. Stücke, Inszenierungen.* Braunschweig 1985, 436.

25 Vgl. Peter Roessler, *Studien zur Auseinandersetzung mit Faschismus und Krieg im österreichischen Drama der Nachkriegszeit und der 50er Jahre.* Köln 1987, 94ff.

26 Viertels Exildrama „The way home", das in einer Übersetzung Elisabeth Neumann-Viertels als Bühnenmanuskript des Sessler-Verlages vorliegt, ist der Versuch, an Mittel der kritischen amerikanischen Dramatik anzuknüpfen und diese über eine antifaschistische Thematik zu politisieren.

27 *Wiener Kurier.* 25. Jänner 1951.

28 *Tagebuch* Nr. 26, 23. Dezember 1950.

29 Berthold Viertel „Zur Neuinszenierung von Shakespeares König Richard II", in: *Programmheft des Burgtheaters,* Wien 17. März 1950, o. S.

30 Als Beispiel seien hier die Nachkriegsdramen Fritz Hochwälders genannt. Vgl. Roessler, *Studien,* a.a.O., 154ff.

31 Berthold Viertel, *Richard II,* a.a.O., o. S. Die Erwähnung Balzacs in diesem Zusammenhang weist auf die Wertschätzung Balzacs durch Marx und Engels zurück. „Der Realismus, von dem ich spreche, kann sogar trotz der Ansichten des Autors in Erscheinung treten", schrieb Engels 1888 in Zusammenhang mit Balzac in einem Brief an Margret Harkness, Marx/Engels, *Werke* Bd. 37, Berlin (DDR) 1978, 43.

32 Berthold Viertel, *Richard II,* a.a.O., o. S. *Würde jemand, der den Alpenzug der Trilogie überblickt. sich fragen, welcher von den beiden Gegenspielern Recht hat. so müßte die Antwort lauten: Beide haben Recht, ja, die Waagschale des Rechtes neigt sich, durch größeres Gewicht beschwert, eher dem Bolingbroke zu. Viertels Gedanken lassen sich zu einer Auffassung der Tragödie in Beziehung bringen, wie sie in Hegels Ästhetik zu finden ist. Für Hegel besteht „das ursprünglich Tragische (. ■.) nun darin, daß innerhalb solcher Kollision beide Seiten des Gegensatzes für sich genommen Berechtigung haben.* G. W. F. Hegel, „Vorlesungen über die Ästhetik III", in: *Werke* in zwanzig Bänden. Frankfurt 1970. Bd. 15, 523. Viertel verwendet zur Kennzeichnung des Konfliktes stilgeschichtliche Begriffe (Gotik), seine Sicht des Stückes hat jedoch vor Positionen der späteren kritischen Shakespeare-Forschung durchaus Bestand. Vgl. etwa Anhild Seecamp, „Zur Säkularisierung des politischen Denkens am Beispiel Richard II", in: *Gulliver, Deutsch-englische Jahrbücher.* Bd. 6/1979, 66ff.

33 Berthold Viertel. *Richard II,* a.a.O., o. S.

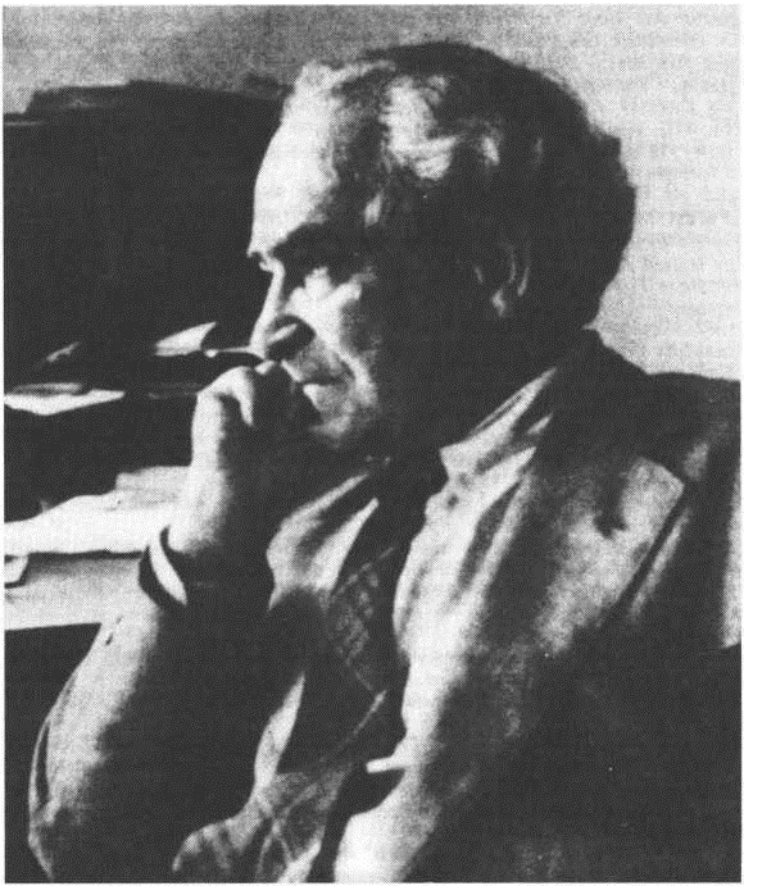
34 Vgl. Robert Weimann, *Shakespeare und die Tradition des Volkstheaters. Soziologie. Dramaturgie. Gestaltung.* Berlin (DDR) 1967, 372.

35 Berthold Viertel, *Richard II,* a.a.O. o. S.

36 Solches Verhaftetsein in früheren Vorstellungen scheint mir vor allem in Viertels eher mit Weiblichkeits- und Männlichkeitsklischees arbeitender Charakterisierung der beiden Protagonisten gegeben. Vgl. *SzT,* 28ff.

37 Vgl. zum Beispiel zu „Othello" *Wiener Kurier,* 24. Dezember 1951. Ausnahme sind in dieser Hinsicht die Kritiken Edwin Rolletts (Vgl. *Wiener Zeitung,* 25. Dezember 1951).

38 G. W. F. Hegel, *Torlesungen über die Ästhetik I.* a.a.O., 309.



Berthold Viertel

Musik und Musikwissenschaft

FRIEDRICH C. HELLER

Einige grundsätzliche Überlegungen zur Emigration österreichischer Musikwissenschaft

Während die Emigration österreichischer Komponisten immerhin im Rahmen mancher Darstellungen zur österreichischen Musikgeschichte des 20. Jahrhunderts allgemeine Erwähnung gefunden hat, blieb der große Einbruch, der durch die Emigration von Musikwissenschaftlern aus Österreich in den dreißiger Jahren entstand, bisher ebenso verschwiegen, wie die Traditionen und Tendenzen der musikwissenschaftlichen Disziplin in unserem Land in diesem Jahrhundert bisher überhaupt nicht untersucht worden sind.

Bei den folgenden Überlegungen kann es sich daher nur um erste Anstöße zu weiterführenden Untersuchungen handeln. Allein die Herstellung der anschließend wiedergegebenen Liste brachte einige Schwierigkeiten; die Zusammenstellung der Namen kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, bei vielen Namen blieben Einzeldaten über die Emigration und das Weiterwirken bisher unermittelt, Ergänzungen sind dringend wünschenswert.

Zunächst ist der Begriff des „Musikwissenschaftlers“ möglichst weit zu fassen. Da es sich um die Wissenschaft einer Kunst handelt, muß dieser Begriff auch das Feld der Theorie und der Pädagogik der Musik umfassen. In die Untersuchung und Nachforschung sind also nicht nur Musikwissenschaftler im strengen Disziplinenbegriff einzuschließen (und hier selbstverständlich nicht nur jene, die an einer Universität lehrten), sondern auch alle jene Komponisten oder Pädagogen, die ein musiktheoretisches Fach lehrten oder durch Publikationen tradierten, ebenso aber auch Musikschriftsteller und -journalisten, deren es gerade in Wien vor 1938 eine ganze Reihe von hohem Rang gegeben hatte und deren Wirken für die publizistische Verbreitung von Erkenntnissen im Zusammenhang mit der neuen Musik zweifellos historische Bedeutung erlangte.

Das Thema „Exil“ hat bisher in der musikwissenschaftlichen Literatur nur wenig Beachtung gefunden. Zu nennen sind eigentlich nur zwei Werke: Jürgen Schebera, *Hanns Eisler im* US/l-£'xZ/(Berlin/DDR 1978) und Claudia Maurer-Zenck, *Ernst Krenek — ein Komponist im Exil* (Wien 1980). Beide Arbeiten untersuchen die Bedingungen und Felgen des Exils an einem herausragenden Beispiel, Claudia Maurer bietet zudem noch einen längeren Exkurs über Exilforschung überhaupt und versucht nachfolgend, zwischen Emigration (Beispiel Hindemith) und Exil (Krenek) zu unterscheiden. In beiden Fällen werden allerdings die Verhältnisse im ursprünglichen Heimatland als weitestgehend bekannt vorausgesetzt, sodaß die oft schwer verständliche Verzahnung der persönlichen und künstlerischen Beziehungen im keineswegs eindeutigen politischen Ambiente (was besonders für Krenek einen komplizierten Fall darstellt) nicht ohne weiteres einsichtig wird.

Das Thema „Emigration“ und „Exil" ist nach meinem Dafürhalten ohne genaue Untersuchung der „Gegenseite“ auch nicht wirklichkeitsnah zu begreifen. Da eine eindeutige politische Intention vor dem Jahr 1938 in vielen Fällen österreichischer Künstler nicht auszumachen ist und da sich — bei aller Dominanz der herrschenden politischen Tendenzen — doch oft auf verwirrende Weise politische Implikationen mit solchen künstlerischer oder gar persönlicher Art verflechten, müssen die Wurzeln für die Konflikte von 1938 und für die Vertreibung so vieler Musiker durchaus früher untersucht werden. Daraus ergibt sich zwangsläufig auch eine differenzierte Gegenüberstellung der Bereiche „Emigration nach außen“, „innere Emigration“, „Anpassung“, „Unterwerfung", „Widerstand“. Sie sind nicht unabhängig voneinander zu behandeln, erschweren freilich die Untersuchung eines Einzelfalls, wenn er tatsächlich aussagekräftig werden soll. Aber diese Aussagekraft ist erst zu erreichen, wenn über die reine Persönlichkeitsgeschichte hinaus die Tendenzgeschichte und die Mentalitätsgeschichte mit einbezogen werden.

Damit stehen noch folgende Untersuchungsbereiche im Zusammenhang:

- Die Frage nach dem Stand der Musikwissenschaft in Österreich überhaupt, vor und nach der Emigration, ebenso vor und nach 1945 (und den Folgejahren). (Was bewirkte die Emigration für die Musikwissenschaft, was verhinderte sie möglicherweise?)

- Die Frage nach dem Bild bei den hiergebliebenen und den emigrierten Wissenschaftlern von „Österreichischer Musik“ (etwa im Anschluß an oder im Gegensatz zu „Deutscher Musik“), nach der Bedeutsamkeit des „spezifisch Österreichischen“ (was ist es?) für die Weltmusikkultur usw. Was haben emigrierte Wissenschaftler in diesem Zusammenhang in ihren Emigrationsländern bewirkt, das nach 1945 für ein neues oder altes Verständnis österreichischer Kultur im Ausland von Belang war?
- Was bewirkte die Emigration österreichischer Wissenschaftler und Theoretiker und Pädagogen für die Wissenschaft und Theorie und Pädagogik in den Emigrationsländern? (Im Fall von Egon Wellesz ist ein faktischer Wissenschaftsschub in England durch die Arbeit Wellesz’ zu beobachten!)
- Wie schon öfters (unter anderem von Friedrich Stadler und Erika Weinzierl) zu Recht formuliert, ist weder eine „Wiedergutmachung“ möglich noch eine Rechnung mit Faktoren wie „Gewinn“ oder „Verlust“. Die Aufgabe der Historiographie ist es vielmehr, Ursachen und Bedingungen für Zustände (die beide erst zu untersuchen und darzustellen sind) auszumachen, um damit jene ungeheure, leidvolle und unaufhörliche Verflechtung des Inhumanen mit dem anscheinend „Harmlosen" zu erhellen zu versuchen. Gerade im Bereich der Musik ist es mit einer bloßen Polarisierung „jüdisch — nichtjüdisch“ (so sehr leidvoll sie sich in zahllosen tragischen Fällen ausgewirkt hat) noch nicht getan. Das Gedankengut, das den Boden für die Ausbreitung barbarischer Herrschaft bildete, war auch in vielen kulturellen Interpretationen und Ideologien jüdischer Musiker eine Selbstverständlichkeit. (Hätten sie anders gedacht, wenn sie geahnt hätten, daß sich diese Gedanken einst gegen sie selbst kehren würden?) Den frühen Wurzeln des Irrationalismus und der Intoleranz nachzuforschen, ist die mühsame Aufgabe, die uns die Emigrationsforschung zusätzlich erbringt.

Daß die Zeit drängt, muß nicht eigens betont werden. In vielen Fällen sind die unmittelbar betroffenen Zeugen nicht mehr am Leben, wertvolles dokumentarisches Material ist für immer verloren. Deshalb sollten alle nur irgend Angesprochenen nicht zögern, ihre Erinnerungen, alle Hinweise (auch die kleinsten) noch jetzt einzubringen. Die Vertreibung der Erinnerung wäre der letzte und endgültige Bruch dieser Geschichte.

EMIGRATION ÖSTERREICHISCHER MUSIKWISSENSCHAFT, MUSIKTHEORIE, MUSIKPÄDAGOGIK UND MUSIKLITERATUR

	Emigrationsjahr	Emigrationsland
David J. *Bach*	1938	England
Kurt *Blaukopf*	1940	Palästina
Hugo *Botstiber*	1938	England
Max *Deutsch*	?	Spanien, Frankreich
Otto Erich *Deutsch*	1938	England
Hans *Gal*	1938	England
Felix Maria *Gatz* (= Felix Goldner)	1933	USA
Karl *Geiringer*	1938	USA
Felix *Greissle*	1938	USA
Max *Graf*	1938	USA
Hans Ewald *Heller*	?	USA
Robert *Hernried*	1935	USA
Rudolph Stephan *Hoffmann*	?	??
Hans *Hollander*	1939	England
Bronislaw *Huberman*	1936	Schweiz, USA
Fritz *Jahoda*	1938	England, 1939 USA
Heinrich *Jalowetz*	1936	USA
Alexander *Jemnitz*	?	??
Oswald *Jonas*	?	USA

Ernst *Kanitz*	1938	USA
Hugo *Kauder*	1938	Holland, England, 1940 USA
Hans *Keller*	1938	England
Rudolf *Klein*	1939	Schweiz
Walther *Klein*	1939	USA
Georg *Knepler*	1934	England
Rudolf *Kolisch*	1940	USA
Robert *Konto*	1938	Schweiz
Julius *Korngold*	1934	USA
Ernst *Krenek*	1937	USA
Egon *Lustgarten*	1938	USA
Paul *Netti*	1939	USA
Kurt *Pahlen*	**?**	Südamerika
Bernhard *Paumgartner*	1939	Italien
Paul Amadeus *Pisk*	1936	USA
Hans Ferdinand *Redlich*	1939	England
Willi *Reich*	1938	Schweiz
Joseph *Reitler*	1938	USA
Rudolf *Réti*	1938	USA
Kurt Georg *Roger*	1939	USA
Marcel *Rubin*	1938	Frankreich, 1942 Mexico
Felix *Salzer*	1938	USA
Arnold *Schönberg*	1933	Frankreich, USA
Leopold *Spinner*	1939	England
Paul *Stefan*	1938	USA (über Schweiz, Portugal)
Erwin *Stein*	1938	England
Fritz *Stiedry*	1938	USA
Richard *Stöhr*	1938	USA
Hans *Tischler*	1938	England, 1939 USA
Hermann *Ullrich*	1934	England
Arnold *Walter*	1933	Spanien, 1937 Kanada
Karl *Weigl*	1938	USA
Egon *Wellesz*	1938	England
Eric *Werner*	1938	USA
Victor *Zuckerkandl*	**?**	USA

KURT BLAUKOPF

Zeitzeuge

Bis zu meiner Emeritierung im Jahr 1984 war ich Inhaber der Lehrkanzel für Musiksoziologie an der Wiener Hochschule für Musik und darstellende Kunst. Die Spezialisierung in diesem Fach hatte ich mir schon im Alter von 18 Jahren vorgenommen, obgleich dies damals, 1932, höchst unrealistisch erschien. Musiksoziologie hatte noch keinen Platz im akademischen Fächerkanon. Davon konnte ich mich als Studierender der Rechts- und Staatswissenschaften an der Wiener Universität rasch überzeugen. Meine für damalige Begriffe seltsame berufliche Zielsetzung erklärt sich also keineswegs aus systematischen Anregungen im universitären Bereich, sondern vielmehr aus dem an Innovationen reichen geistigen und künstlerischen Leben *extra muros*. Zu den befruchtenden Impulsen *intra muros* zählten nur einige wenige Lehrveranstaltungen, die dem Juristen gar nicht vorgeschrieben waren: die Vorlesungen von Moritz Schlick oder die Seminare von Karl Bühler.

Umso nachhaltiger war der Ansporn, den ich außerhalb der Universität fand: bei meinem Lehrer für Musiktheorie und Komposition, Walter Bricht, einem Schüler von Franz Schmidt, der später emigrierte; im Umkreis der Musikzeitschrift *Anbruch* (deren Chefredakteur Paul Stefan mich als Redaktionssekretär beschäftigte); in den wenigen Begegnungen mit profunden Denkern wie Ernst Krenek, Arnold Hauser und anderen, die durch private Lern-, Lese- und Musikzirkel ermöglicht wurden.

1935 veröffentlichte ich in Wien eine kleine Schrift mit dem Titel *Arnold Schönberg und die Endkrise der bürgerlichen Musik*. Es war der unreife Versuch eines Anfängers. Umso bedeutsamer erscheint mir heute, daß Ernst Krenek dem unbeholfenen Elaborat eine zwar negative, aber doch wohlwollende und ausführliche Kritik in der *Wiener Zeitung* widmete und die Aufmerksamkeit seines Freundes Adorno auf mein Büchlein lenkte. Adorno stimmte der Kritik Kreneks zu, jedoch, wie er in einem Brief an Krenek schrieb, mit Bedauern, „denn natürlich will man einem Mann wohl, der sich so offen zu dem bekennt, was man selber versucht".

Im übrigen gab es kein Echo auf meinen ersten musiksoziologischen Versuch, wenn ich davon ausgehe, daß der Komponist Hanns Eisler mir mit einem Prozeß drohte, weil ich aus einem unveröffentlichten musiksoziologischen Essay Eislers (der mir in einem privaten Zirkel zur Kenntnis gekommen war) ohne seine Erlaubnis etwas zitiert hatte, und daß der Musikschriftsteller Willi Reich (der später in die Schweiz emigrierte) mir wegen meiner vorschnellen Schlüsse, zu denen ich in meiner Schrift gekommen war, die Leviten las.

Zu den Bundesgenossen in meinen musiksoziologischen Bemühungen gehörte mein Altersgenosse Leo Wilzin, mit dem ich in achtjähriger Mittelschulzeit Freundschaft geschlossen hatte. Wilzin, der Staatswissenschaft studierte, hatte das seltene Glück, in der Wahl seines Dissertationsthemas auf das Verständnis seines Lehrers Prof. Dr. Wilhelm Winkler zu stoßen. So entstand seine heute noch gewürdigte Dissertation „Musikstatistik — Logik und Methodik gesellschaftsstatistischer Musikforschung", die 1937 im Verlag Deuticke erschien. Der Zweite Weltkrieg hat den in Wien aufgewachsenen und ursprünglich aus Lettland stammenden Leo Wilzin ebenso wie andere Mitglieder seiner Familie in sibirische Arbeitslager verschlagen und ihm nach seiner Rehabilitierung durch die sowjetischen Behörden nur noch die Möglichkeit gegeben, Brotberufe auszuüben, die für sein eminentes wissenschaftliches Potential keinen Raum ließen. Die Musikstatistik — eine Disziplin, die in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen hat — kann sich zu Recht auf Wilzins Pionierarbeit berufen, die ohne die konzeptuelle Förderung durch Wilhelm Winkler nicht möglich gewesen wäre. Diese Disziplin wurde also in Österreich entwickelt und 1938 für lange Zeit abgebrochen.

Die äußeren Umstände, unter denen ich meinem Ausbildungs- und Berufsziel zustreben wollte, wurden immer ungünstiger. Die Bedrohlichkeit der politischen Entwicklung war mir jedoch keineswegs rechtzeitig klar. Als man mir einmal ander Universität einen Fragebogen

zum Ausfüllen vorlegte, der die Rubrik „Nationalität“ enthielt, schrieb ich das Wort „österreichisch“. In der Dekanatskanzlei wurde ich darüber belehrt, daß es für einen österreichischen Staatsbürger nur zwei mögliche Antworten gäbe: „deutsch" oder „jüdisch“. Selbst in diesem Augenblick, es muß wohl 1936 oder 1937 gewesen sein, hielt ich dies für einen Restbestand des „klassischen“ österreichischen Antisemitismus und keineswegs für eine Antizipation des NS-Rassismus durch die akademischen Behörden. Dennoch wurde mir allmählich klar, daß meine Hingabe an die Soziologie (die im Sprachengebrauch ungebildeter Bildungsträger der Vokabel „Sozialismus“ gefährlich nahesteht) mir alle noch irgendwie denkbaren Chancen nehmen würde. Die Zeit von 1935 bis zum Februar 1938 verbrachte ich zum größten Teil lesend und exzerpierend in der Musiksammlung der Nationalbibliothek und in der mit sozialwissenschaftlichem Schrifttum reich bestückten Bibliothek der Arbeiterkammer. Unterbrochen wurde diese stete Arbeit durch meine Verhaftung im Juli 1937. Auch nach der vierwöchigen Polizeihaft, die zu keinerlei Anklage führte, wurde mir nicht klar, was den politischen Verdacht gegen mich ausgelöst haben könnte. Möglicherweise waren es Kontakte zu Freunden, die für die Familien von eingesperrten Sozialdemokraten Geld sammelten. Fortsetzung und Abschluß des Jus-Studiums erschien mir unter diesen Umständen weit weniger wichtig als die Vollendung einer ersten Etappe meiner musiksoziologischen Arbeit: der Schrift *Musiksoziologie.* Im März 1938 suchte ich nach einer Möglichkeit, das Land schnell zu verlassen. Das gelang mir erst im September 1938. Ich hatte das schier unglaubliche Glück, keiner Erniedrigung, Gewalttat oder gar Verhaftung ausgesetzt zu sein, und konnte zusammen mit meinem jüngeren Bruder und mit der *Musiksoziologie* im Koffer zu Freunden nach Frankreich gelangen.

Mein Schicksal erschien mir in keinem Augenblick besonders beklagenswert, denn ich gewöhnte mich, es an den Schicksalen anderer zu messen, die nicht am Anfang ihrer wissenschaftlichen Bemühungen standen, sondern schon einiges vorzuweisen hatten. Paul Stefan, dem ich in Wien assistiert hatte, befand sich ebenso wie ich in Paris, um danach in die USA weiterzuwandern. Willi Reich, der die erste Biographie von Alban Berg veröffentlicht und von 1931 bis 1937 die Wiener Musikzeitschrift *23* herausgegeben hatte, mußte sich in der Schweiz eine neue Existenz schaffen. Der Musikhistoriker Hans Ferdinand Redlich sah sich vor ähnliche Probleme in England gestellt. Hans Tischler, der 1937 über „Die Harmonik in den Werken Gustav Mahlers“ dissertiert hatte, mußte seinen, zuletzt höchst erfolgreichen, Weg in die USA machen. Georg Knepler war schon 1934 emigriert. Otto Erich Deutsch wurde aus dem Musikland, dem seine Forschung vornehmlich galt, vertrieben und hat sein monumentales Verzeichnis der Werke Schuberts in England in englischer Sprache veröffentlicht. Viele von denen, die hier noch zu nennen wären, haben ihren Weg dennoch gemacht. So der 1885 geborene Erwin Stein oder der 1919 geborene Hans Keller, von dessen Lebenswerk man in Österreich nahezu nichts kennt und der doch in England als einer der bedeutsamsten Experten in Bezug auf Schönberg, Britten und die Musikanalyse gilt. Wer aber meldet von den zahlreichen Talenten, die auf der Strecke geblieben sind? Und wer bilanziert den Verlust, den die Wissenschaft und Kunst Österreichs durch die Vertreibung erlitten hat? In solcher Verlustrechnung müßte auch das im wahrsten Sinne erstickte Potential aufgeführt werden: all jene Menschen, denen es nicht gelungen ist, durch die von Tag zu Tag seltener werdenden Schlupflöcher in andere Kulturen zu gelangen und diese letztlich zu bereichern.

Ich vermute, daß die Zahl der so „Vergessenen“ weit größer ist als die Zahl jener, die durch ihr später erfolgreiches Wirken im Ausland den Verlust, den Österreich erfahren hat, sinnfällig machen.

Die ersten Ansätze, die ich gemacht habe, sind nicht in Verlust geraten. Ich gehöre also — statistisch gesprochen — zu den „Ausreißern“, zu den, wie mir scheint, privilegierten Ausnahmen. Die Förderung, die mir Romain Rolland und Jacques Delcour in Frankreich kurze Zeit angedeihen ließen, war ein Glücksfall. Die Internierung im Lager Meslay-du-Maine bei Ausbruch des Krieges hätte jedoch allen Hoffnungen bald ein Ende bereiten können, wäre mir nicht rechtzeitig, das heißt vor dem Zusammenbruch Frankreichs, durch ein Stipendium des Konservatoriums in Jerusalem die Ausreise nach Palästina ermöglicht worden. Von Jänner 1940 bis August 1947 lebte ich in Jerusalem, studierte zuerst am Konservatorium und war dann — um meinen Unterhalt zu verdienen — in der Registratur der öffent-

lichen Arbeitsverwaltung tätig. In diesen Jahren aber habe ich, inspiriert durch die Idee, wenigstens einen winzigen Beitrag zur Befreiung Österreichs zu leisten, an der Tätigkeit der „Freien Österreichischen Bewegung“ (Free Austrian Movement) teilgenommen. Das bot Ansporn zur Besinnung auch auf die österreichischen Quellen der Musiksoziologie, zur Besinnung auf die Arbeit Guido Adlers (der 1941 als Verfemter in Baden bei Wien starb) und auf die mögliche Bedeutung des musiksoziologischen Denkens für den Wiederaufbau der Musikwissenschaft und Musikpädagogik in einem befreiten Österreich.

Manches an diesen Überlegungen war illusionär. Ich habe das bei meiner Rückkehr nach Österreich 1947 bald zu spüren bekommen. Weder von Selbstüberprüfung noch von Aufbruchsstimmung war im akademischen Bereich viel zu merken. Der Verleger Willy Verkauf (später als Maler unter dem Namen André Verlon bekannt) hatte zwar den Mut, mich um das Öffnen meines alten Koffers zu bitten und das Buch *Musiksoziologie* (gemeinsam mit einem Schweizer und einem deutschen Verleger) zu veröffentlichen, doch es krähte kein Hahn nach dieser Publikation, von der im ersten Jahr nach Erscheinen sechs Exemplare verkauft wurden. „Net amal ignorieren“ schien vorerst die Devise. In den späten sechziger Jahren bahnte sich jener Umschwung an, den wir — wie ich glaube — erst heute in seiner vollen Bedeutung erfassen. Bis dahin mußte ich mir durch Publikationen und Vorträge im Ausland „einen Namen machen“, wie man so schön sagt. Dann wurde ich als Lehrbeauftragter an die Wiener Musikhochschule verpflichtet, erhielt schließlich die Lehrkanzel für Musiksoziologie, durfte sogar ein Institut für Musiksoziologie begründen und als Honorarprofessor an der Wiener Universität die Venia legendi genießen.

Insgesamt also eine Geschichte mit Happy-End. Ich würde bedauern, wenn man meine Chronik so verstehen wollte. In meinem ureigenen Fach verspüre ich Tag für Tag, was an Keimen im März 1938 (und zum Teil leider schon vorher) erstickt worden ist. Ich glaube, daß wir uns dies bewußt machen sollten. Und daß wir dabei auch jener gedenken sollten, die durch die Vertreibung um jede Chance gebracht worden sind, als Wissenschaftler tätig zu sein. Ihre Zahl — ich sagte es schon — ist groß: die Menge derer, die das Glück hatten, ihr Leben zu retten und die doch mit dem Sterbensgefühl vertraut waren, das ein vertriebener Lyriker einmal treffend formuliert hat:

In den Wind gesprochen meine Worte.
Ich verdorre an verbanntem Orte.

Kurt Blaukopf

ERNST KRENEK

Zeitzeuge

Meine Vorfahren sind, wie mein Name verrät, in Böhmen beheimatet gewesen, mein Vater — als Offizier in der österreichisch-ungarischen Armee — wurde jedoch dem Kriegsministerium in Wien zugeteilt, und so kam ich in Wien im Jahre 1900 zur Welt und bin hier aufgewachsen. Mit meiner Großmutter sprach ich tschechisch, mit meinen Eltern deutsch, und ich habe ausschließlich deutschsprachige Schulen besucht.

Am Ende des Ersten Weltkrieges, als ich selbst noch für ein paar Monate „einrückend gemacht" worden war, und nach der Errichtung der Ersten Republik waren meine privaten politischen Neigungen sehr stark linksorientiert; ich habe jedoch nie einer Partei angehört. Als ständiger und ergebener Leser der *Fackel* seit 1918 habe ich diese politische Einstellung nach und nach verändert, und Anfang der dreißiger Jahre, als ich Karl Kraus persönlich kennenlernen durfte, kam ich den damals neuen Ideen des Christlichen Ständestaates nahe, da Kraus eine Rettung vor Hitler durch die Sozialdemokraten für aussichtslos ansah.

Die Proto-Nazis, die sich schon damals Nationalsozialistische Arbeiterpartei Groß-Deutschlands nannten, hatten bereits 1928 die Bevölkerung in Plakaten zu Demonstrationen gegen meine Oper *Jonny spielt auf* angeheizt, um „die Vernegerung unserer Staatsoper durch diesen tschechoslowakischen Juden" zu unterbinden. Nebenbei gesagt, ich wurde nach meiner Geburt in der römisch-katholischen Kirche, die auch die Kirche meiner Vorfahren gewesen ist, getauft und gehöre ihr auch heute noch an. Die Nazis hatten mehr Glück, als sie 1934 die Uraufführung meines Bühnenwerkes *Karl V.* durch ihre Intrigen zu verhindern wußten. Obwohl von der Staatsoper in Auftrag gegeben, wurde das Werk vom Probenplan abgesetzt und erst 1984, also nach fünfzig Jahren, wieder aufgenommen. Davon später mehr.

Diese Ereignisse waren gewiß eine klare Warnung vor dem, was ich nach einer Annexion Österreichs durch das „Dritte Reich" erwarten konnte. Außerdem hatte ich mich in Wort und Schrift wiederholt gegen die Nazi-Barbarei scharf ausgesprochen, was meine Aussichten kaum verbesserte. Dazu kam, daß seit 1933 von meiner Musik kein Ton mehr in Deutschland gespielt werden durfte, da sie als „entartet" klassifiziert worden war, wodurch ich natürlich materiell schwer geschädigt wurde.

Daher nahm ich 1937 die Gelegenheit zu meiner ersten Amerikareise wahr, als eine österreichische Operntruppe, für die ich eine Oper von Monteverdi bearbeitet hatte, eine Nordamerika-Tour unternahm. Während dieser ersten Reise wurde mir klar, daß, wenn man in den USA Fuß fassen wollte, man dort längere Zeit verbringen müßte, und so bereitete ich mich geistig auf weitere Reisen vor. Als ich mit der Operntruppe im Februar 1938 nach Europa zurückkehrte, stand der Einmarsch der Deutschen in Österreich unmittelbar bevor, und ich zog es vor, das Land nicht mehr zu betreten. Es galt, ein amerikanisches Einwanderungsvisum zu erwerben, was ohne besondere Schwierigkeiten gelang, jedoch zeitraubende bürokratische Prozeduren erforderte. Nach meiner Ankunft in Boston im Herbst 1938 reichte ich sogleich um Erteilung der US-Staatsbürgerschaft ein, da mein Heimatland zu existieren aufgehört hatte. Sie wurde mir 1945 zugesprochen. Da ich in dieser Situation ziemlich mittellos war, mußte ich mich eine Weile der bescheidenen Unterstützung durch zu diesem Zweck gegründeter Verbände bedienen, aber da mein Name in den USA nicht unbekannt war, konnte ich mein Einkommen bald durch Vorträge und andere Gelegenheitsarbeiten etwas aufbessern. Da die Roosevelt-Regierung schon damals Österreich als das erste Opfer der deutschen Aggression betrachtete, waren österreichische Einwanderer nicht einmal jenen bescheidenen Beschränkungen ausgesetzt, die deutsche Emigranten betrafen.

In den Vereinigten Staaten muß sich so gut wie jeder Komponist durch Unterrichten fortbringen, und so galt es, nach einer akademischen Stellung Ausschau zu halten. Da die Einwanderungswelle von 1930 bis 1940 besonders etliche prominente Intellektuelle, die im Licht der Öffentlichkeit standen, ins Land gebracht hatte, wurden manchmal Bedenken laut wegen einer möglichen Überfremdung der geistigen Berufe. Aber wenn es da Schwierigkeiten

gab, so gingen sie oft von Einwanderern aus, die schon eine Stellung gefunden hatten und nun die Konkurrenz fürchteten.

Schon 1939 unterrichtete ich an einer der in den USA üblichen Sommerschulen an einer Universität im mittleren Westen. Später habe ich wiederholt an solchen Sommerschulen von Baltimore an der Ostküste bis Hawaii im äußersten Westen gelehrt.

Sehr bald bot sich eine Professur an dem akademisch sehr hochstehenden Vassar College im Staate New York, und hier geriet ich in kurzer Zeit in ein unangenehmes Fahrwasser, da ich in meinem Kompositionsunterricht auch die von Arnold Schönberg inaugurierte Zwölftontechnik tradierte. Für diese Komponiermethode hatte man damals in den Vereinigten Staaten nicht viel übrig, da französisch orientierter Geschmack vorherrschte. Man hielt sie für eine mitteleuropäische Schrulle, wahrscheinlich von ein paar Querköpfen in einem Wiener Café ausspintisiert, über die man in Amerika längst hinausgekommen sei. Ich erinnere mich eines mir zu Gesicht gekommenen Aufsatzes, in welchem ein angesehener amerikanischer Professor erklärte, daß die aus Europa eingereisten Zwölftonkomponisten sich nur einbildeten, von Hitler vertrieben worden zu sein; in Wahrheit habe er sie in die USA geschickt, damit sie durch ihre Lehre den amerikanischen Nachwuchs korrumpierten. Zur Ehre der amerikanischen Publizistik sei hinzugefügt, daß niemand den Artikel drucken wollte. Immerhin schufen solche Äußerungen keine angenehme Atmosphäre.

Somit nach drei Jahren vom Vassar College entlassen, fand ich sogleich eine Stellung als Leiter der Musikabteilung und Dekan der Kunstsektion an der Hamline Universität in St. Paul, Minnesota. Das war ein erheblich bescheideneres, provinzielles Institut, aber hier war ich mein eigener Herr, konnte unterrichten, was ich wollte, eine Bibliothek nach meinem Geschmack aufbauen, musikwissenschaftliche Studien betreiben und publizieren, wie es mir paßte. Nach fünf Jahren wurde ich sowohl des Unterrichtes als auch des Klimas müde — die Einheimischen sagen, es gebe in Minnesota nur zwei Jahreszeiten: Winter und August. So ließ ich mich, einem schon in Europa lang gehegten Wunsche folgend, in Kalifornien nieder, wo ich noch heute lebe.

Während mir im akademischen Bereich niemals zu meinem Nachteil vorgehalten wurde, daß ich ein Europäer war, verhielt es sich anders in bezug auf die Aufführungen meiner Werke. Amerika hatte bis in die zwanziger Jahre keine nennenswerte Musik hervorgebracht. Sein einziger wirklich großer Komponist, Charles Ives (ein Zeitgenosse Schönbergs), war total unbekannt und lebte anonym als Versicherungsangestellter. Das änderte sich, als nach dem Ersten Weltkrieg eine Reihe von Komponisten meiner Generation, die nunmehr in Paris anstatt in Deutschland studiert hatten, auf der Begründung einer eigenständigen amerikanischen Musik bestanden. Man kann wohl amerikanischer Staatsbürger werden, nicht aber amerikanischer Komponist. Das ist eine Art sakramentale Weihe, deren man nur durch Geburt oder wenigstens Musikstudium im Lande habhaft werden kann. Dazu kam, daß ich mich nicht der weithin einflußreichen New Yorker Clique anschloß, sondern im abgelegenen Kalifornien lebte. Immerhin wurden und werden zahlreiche meiner Werke gespielt, und ich erhielt wiederholt Aufträge von staatlichen Stiftungen, öffentlichen Stellen, Universitäten und Privatpersonen.

Im Jahre 1950 ermöglichten es die Umstände, daß ich zum ersten Mal an einen Besuch von Österreich denken konnte. Wie es vermutlich manchem Heimkehrer in solchem Falle geht, fand ich einiges unverändert und vieles ganz anders, als wie ich es verlassen hatte. Man bot mir eine Stellung an der Musikhochschule an, doch ich hatte die Lust am Unterrichten verloren, reagierte nicht auf das altvertraute Ambiente, sodaß ich Wien nach ein paar Tagen wieder verließ. Ich bin seither fast jedes Jahr für kürzere oder längere Perioden nach Europa zurückgekehrt, da besonders die westeuropäischen Rundfunkanstalten, Konzertsäle und Opernhäuser sich meinen Werken öffneten und mir Gelegenheit gaben, als Dirigent, Pianist oder Vortragender aufzutreten. Meine politischen Sympathien stehen wiederum weit links außen, doch war das schon bei meiner Exilierung von eher untergeordneter Bedeutung gewesen, da ich mich bereits mit meinen Kompositionen hinreichend kompromittiert hatte; so spielt es auch heute keine Rolle, weil es niemanden bekümmert.

Im Jahre 1984 hatte ich die Genugtuung, die vor fünfzig Jahren zurückgestoßene Oper, *Karl V.,* in Wien produziert zu sehen. Es brauchte einen Amerikaner, Lorin Maazel, der die Staatsoper eine Weile zu leiten hatte, um diese Wiedergutmachung herbeizuführen und

dieses der Idee Österreichs gewidmete Werk an der Institution, die es in Auftrag gegeben hatte, durchzusetzen. In diesen Jahren habe ich manche Versuche gemacht, hier wieder einigermaßen heimisch zu werden, und manche lokale Gesten — Verleihung von Preisen, Orden, Ehrenzeichen, Ehrenbürgerschaft der Stadt Wien — haben mich dabei unterstützt, was ich mit Dankbarkeit anerkenne. Trotzdem sind diese Versuche, wie mir scheint, ergebnislos geblieben. Man wird mich nicht mehr als einen von den „alten Knaben" einordnen. Ich lebe wie im Exil vom Exil — wahrscheinlich ein typisches Emigrantenschicksal. Lassen Sie mich schließen mit dieser Variante von Schuberts „Winterreise“:

Fremd kam ich an im fernen Land,
fremd kehre ich nach Haus zurück.

Ernst Krenek

REINHARD KAGER

Schönberg oder die „Permanente Emigration“

Gewiß würde Schönberg eine seiner gefürchteten Spitzen ausgesandt haben, hätte er noch erleben können, daß über sein Schicksal in und mit der Emigration auf einem Symposion über vertriebene Wissenschaftler berichtet wird. Tatsächlich mag es auf den ersten Blick seltsam anmuten, daß hier einer der bedeutendsten Komponisten Österreichs unter dem Etikett „Musikwissenschaft" diskutiert werden soll, und er selbst hätte sich aufs Entschiedenste zur Wehr gesetzt, als „Wissenschaftler“ gleich welcher Sparte bezeichnet zu werden. Ein in diesem Rahmen also überflüssiges Referat?

Ich hätte es kaum übernommen, würde ich nicht glauben, daß es sich teilweise wenigstens rechtfertigen läßt. Legt man nämlich — wie dies auch die Veranstalter dieses Kongresses tun — Wert auf einen möglichst weiten Kulturbegriff, so läßt sich die Trennlinie zwischen Wissenschaft und Kunst kaum mehr so starr ziehen, wie nach spießbürgerlicher Weisheit wissenschaftliche Forschung als Inbegriff der Logizität bestaunt wird, von der Kunst als Hort des Irrationalen ausgegrenzt werden muß. Solchem Widersinn hätte auch Schönberg sicher energisch widersprochen. Wie kaum einem anderen Komponisten seiner Zeit war ihm bewußt, daß nur die immanente Entfaltung des musikalischen Materials und der ausgefeilten Techniken zu dessen Formung der Musik jene Freiheit gewährt, die nur banausisches Unverständnis vorgeblich ungebrochener Spontaneität zusprechen kann. Verwiesen auf die Technik, ist Kunst eben auch Produkt der *einen* Vernunft, um freilich — vermittelt durch ihre logisch-technischen Verfahrensweisen — bloß wissenschaftliche Analytik zu transzendieren: mit dem ihr eigenen Ausdrucksvermögen.

Jenseits der blanken Identität von Wissenschaft und Kunst besteht also doch eine deutliche Affinität, die nahelegt, beide Pole als Momente eines gesamtkulturellen Prozesses zu begreifen. Deshalb stand Schönberg — der stets von der Bedeutung des Technischen in der Musik überzeugt war, ohne diese freilich mit deren Gehalt zu identifizieren — der Musiktheorie zeitlebens nahe. Das läßt sich schon an seiner Lehrtätigkeit ablesen, die er seit den Anfängen — als er um 1905 im privaten Rahmen zu unterrichten begann — überaus ernst nahm, was sich nicht zuletzt in zahlreichen pädagogischen Werken niederschlug. Über die rein kompositionstechnischen Schriften hinaus entwickelte Schönberg auch eine rege Vortragstätigkeit, die schließlich in dem 1950 erschienenen Sammelband *Style and Idea* dokumentiert wurde, in dem eine Fülle musikologischer Probleme diskutiert wird.[1]

Kurzum: Fernab. Schönberg als Wissenschaftler bezeichnen zu wollen, läßt sich aufgrund seiner immensen Bedeutung für die musiktheoretische Entwicklung unseres Jahrhunderts doch rechtfertigen, daß ihm ein ehrendes Gedenken im Zusammenhang mit der intellektuellen Emigration bewahrt wird. Meine Ausführungen konzentrieren sich zunächst auf den biographischen Abriß der Emigrationsjahre Schönbergs, um dann die Auswirkungen des Exils im Werk des großen Komponisten aufzuspüren.

Überblickt man die Biographie Schönbergs,[2] so evoziert diese sogleich die Frage: Wann ist Schönberg eigentlich emigriert? Das Skandalen, das die Schönbergsche Musik ständig erregte — Resultat der schonungslosen Abrechnung mit dem Zeitgeschehen —, nötigte den Künstler nämlich schon lange vor der braunen Dämmerung, seiner Heimat immer wieder den Rücken zu kehren. Auch die Größe der Monarchie bewahrte Österreich keinesfalls vor jener engstirnigen Kleinkariertheit, mit der konservative Kreise — deren jüngste Äußerungen fatal an das Stigma von „entarteter Kunst“ erinnern — auch heute noch Kulturpolitik betreiben möchten. Schon vor der Wende zur Zwölftontechnik war es Schönberg im walzerseligen Sumpf des Vielvölkerstaates nicht möglich, musikalisch die bittere Wahrheit auszusprechen, daß der zähe Tanz aristokratischer Herrschaft geradewegs in den Abgrund führte. Mit Zischen, Pfeifen und Tumulten quittierte man die schon in einigen Frühwerken angelegte Tendenz, mit harmonisierender Tonalität zu brechen, um auf diese Weise die unfaßbare Totalisierung von Herrschaft in diesem Jahrhundert ausdrücken zu können. Mit beinahe

seismographischer Prägnanz reagiert das Schönbergsche Oeuvre auf den gesellschaftlichen Desintegrationsprozeß unserer Zeit, der nicht nur von den beiden Weltkriegen, sondern erstmals in der historischen Entwicklung von der konkret gewordenen Möglichkeit begleitet wird, der Menschheitsgeschichte ein Ende mit Schrecken zu bereiten.

Bereits 1901 verließ Schönberg seine Heimatstadt Wien, um in Berlin im „Überbrettl", einem Kabarett Ernst von Wolzogens, zur Verbesserung seiner tristen materiellen Lage ein kleines Bühnenensemble zu leiten und Bühnenmusik zu schreiben — eine ihm durchaus fremde Tätigkeit. Dem ersten, kurzen Berlin-Aufenthalt sollten noch zwei weitere folgen: in den Jahren 1911 bis 1915 und schließlich 1926 bis 1933. Die Unmöglichkeit, trotz ständiger Bemühungen an der Wiener Musikakademie eine Professur zu erhalten, die es ihm ermöglicht hätte, sich bei geordneten finanziellen Verhältnissen in Ruhe seinem kompositorischen Schaffen widmen zu können, mehr noch wahrscheinlich die ständigen Anfeindungen in der Wiener Presse und schließlich nicht zuletzt der damals schon aufkeimende Antisemitismus bewogen Schönberg, seine Wiener Heimat immer wieder zu verlassen. Man gewinnt den Eindruck eines ständig auf der Flucht Befindlichen, der mit einsamer Beharrlichkeit, allem Unverständnis zum Trotz, unbeirrt an seinem Jahrhundertwerk weiterschuf, wohl wissend, daß er mit logischer Konsequenz an der Spitze einer langen musikgeschichtlichen Entwicklung arbeitete.

Erst als Schönberg 1926 die Nachfolge Ferruccio Busonis als Professor für musikalische Komposition an der Berliner Akademie der Künste antrat, nahm man in Wien Notiz von seiner Ausnahmestellung und beklagte den Verlust, der durch seinen Weggang entstanden war. Dabei wurde er in Berlin keineswegs nur freundlich aufgenommen: Bereits antisemitisch eingestimmte Kritiker sorgten dafür, daß auch dort das Zischen während der Aufführungen seiner Werke nicht verstummen sollte. Daß sich Schönberg entschloß, dennoch einige Jahre im Berlin des immer stärker werdenden Nazitums zu bleiben, dürfte wohl auf die äußerst liberalen Bestimmungen seines Vertrages mit der Akademie zurückzuführen sein, die es ihm erlaubten, ganze sechs Monate im Jahr Urlaub zu nehmen, den er wegen des damals schon infolge seines Herzasthmas angegriffenen Gesundheitszustands zumeist in Italien oder Spanien verbrachte.

Doch die politische Lage in Berlin verschlimmerte sich radikal mit der Machtübernahme Hitlers in Deutschland Anfang 1933. Als Schönberg im Februar dieses Jahres im Kulturbund in Wien seine berühmt gewordene Vorlesung über „Neue und veraltete Musik oder Stil und Gedanke"[3] vortrug, ahnte er wohl noch nicht, daß es sein letzter Aufenthalt in Österreich sein würde. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde Schönberg Anfang März 1933 bei einer Sitzung des Senats der Akademie mit der Mitteilung des damaligen Akademiepräsidenten Max von Schilling konfrontiert, daß nach Wunsch der neuen Regierung der jüdische Einfluß auch in diesem Gremium gebrochen werden müsse. Schönberg verließ die Sitzung entrüstet und stellte kurz darauf den Antrag auf Beurlaubung von seiner Professur bei Fortbezahlung seines vertraglich zugesicherten Gehalts — das er freilich nie erhielt. Einem Telegramm seines Schwagers Rudolf Kolisch folgend: „Luftveränderung dringend erwünscht!",[4] verließ er Berlin noch am selben Tage und reiste fluchtartig mit seiner Frau nach Paris. Der 17. Mai 1933 markiert zwar das eigentliche Datum von Schönbergs Emigration, diese hatte aber schon viel früher begonnen; sie ist Gipfelpunkt einer langjährigen Entwicklung, die von den programmatischen Untertiteln seiner „Begleitungsmusik zu einer Lichtspielszene", op. 34 (1929—1930), kommentiert werden könnte: Drohende Gefahr, Angst und Katastrophe.

Nachdem sich Schönbergs Pläne, in Frankreich musikalisch Fuß zu fassen, zerschlagen hatten, nahm er — ohne dies genauer zu prüfen — rasch ein Engagement an das Malkin-Konservatorium in Boston an und emigrierte noch im Oktober 1933 in die Vereinigten Staaten. In Boston angekommen, war er äußerst enttäuscht von der kleinen Anstalt, die nicht einmal über ein eigenes Orchester verfügte und nur wenige Schüler für ihn bereitstellte. Überdies waren umständliche Fahrten an eine Zweigstelle in New York nötig, die seinem angegriffenen Gesundheitszustand keineswegs zuträglich waren. Aus Rücksicht auf diesen schlug er sogar ein Angebot der berühmten „Juillard School of Music" in New York aus und ließ sich kurze Zeit später im für seine Krankheit klimatisch günstigeren Westen nieder. Schon 1934 übersiedelte Schönberg nach Los Angeles, wo er zunächst bis 1936 an der Uni-

versity of Southern California Komposition unterrichtete, um schließlich eine Professur für Musik an der wesentlich angeseheneren University of California zu übernehmen. Nun konnte Schönberg es sich leisten, ein eigenes, schönes Haus in Brentwood Park zu bewohnen, doch waren seine finanziellen Probleme, die ihn sein Leben lang begleiten sollten, keinesfalls ausgestanden.

Aufgrund der geringen Dienstjahre — Schönberg mußte aus Altersgründen 1944 emeritieren — erhielt er anfangs die klägliche Pension von $ 28.50, die später auf ganze $ 40.38 erhöht wurde, eine Summe, mit der er den Lebensunterhalt seiner Familie natürlich nicht bestreiten konnte. Nachdem die schwerreiche Guggenheim Memorial Foundation, die sich damit ein unfreiwilliges Armutszeugnis ausstellte, ein Ansuchen Schönbergs um finanzielle Unterstützung abgelehnt hatte, blieb dem wohl revolutionärsten Komponisten unseres Jahrhunderts nichts anderes übrig, als noch an seinem Lebensabend bis zu seinem Tode Privatunterricht zu erteilen.[5] Beschämend genug, daß sich Österreich nach dem Krieg nicht sofort um eine wenigstens kleine finanzielle Unterstützung für eines seiner größten Genies bemüht hatte, wurde auch noch der Versuch seiner Heimholung torpediert, die aufgrund von Schönbergs schlechtem Gesundheitszustand ohnedies unwahrscheinlich genug gewesen wäre.

Folgt man den Ausführungen Viktor Matejkas,[6] der sich als Stadtrat für Kultur und Volksbildung im Wien der Nachkriegsjahre für die Rückholung Schönbergs einsetzte, so suchte die konservativ orientierte Konzentrationsregierung mit allen Mitteln diese Anstrengungen zu boykottieren. Letztlich scheiterten die Bemühungen des damaligen Kulturstadtrates offenbar daran, daß sich die Stadt Wien auf eine briefliche Anfrage von Schönbergs Frau nicht dazu bereit fand, dem großen Komponisten eine Wohnung in seiner Heimatstadt zu vermitteln.[7] Das macht wohl auch verständlich, daß Schönberg eine Ehrung der Stadt Wien anläßlich seines 75. Geburtstages in seiner ersten Dankrede an den Überbringer der Urkunde mit der ironischen Bemerkung entgegennahm, daß Österreich die 1938 eingedrungenen Nazis sehr rasch aufgenommen habe, während die Anerkennung bedeutender Einheimischer lange auf sich warten ließe.[8]

Wahrscheinlich würde er diese Ehrenurkunde auch gleich zurückgesandt haben, hätte er um die Hintergründe von deren Verleihung gewußt: Überreicht wurde ihm nämlich nicht die Ehrenbürgerschaft, die in Wiens kulturkonservativem Klima für Persönlichkeiten seines Schlages außer Reichweite lag, sondern bloß die zweitrangige Ehrung als „Bürger ehrenhalber“, was der fixe Matejka eingefädelt hatte, um trotz massiver Widerstände wenigstens diese offizielle Ehrung für Schönberg zu erreichen, in der nicht unberechtigten Hoffnung, unpräziser Journalismus würde daraus ohnedies rasch einen „Ehrenbürger“ machen.[9] Immerhin gab es dann also doch eine späte Anerkennung für den großen Komponisten durch seine Heimatstadt, die dieser in seinem offiziellen Dankschreiben an Wiens damaligen Bürgermeister Theodor Körner schließlich mit Freude entgegennahm.

Relativ mittellos, bis zum letzten Atemzug trotz des hinderlichen Privatunterrichts mit der Entwicklung seines kompositorischen Schaffens befaßt, starb Schönberg am 13. Juli 1951 in Los Angeles in großer Einsamkeit. Die letzten Verse seines Gedichtzyklus' *Moderne Psalmen,* die er vertonte, enthalten — zufällig oder nicht — die Worte: „Und trotzdem bete ich.. .“[10]

Das signalisiert zugleich die vielleicht unmittelbarste Auswirkung der politischen Ereignisse und der Emigration auf Schönbergs Leben und Werk: die Rückwendung zum Judentum, die er offiziell noch dadurch bekräftigte, daß er — konvertierter Protestant — schon 1933 in Paris wieder offiziell der jüdischen Glaubensgemeinde beitrat. Schönberg selbst bestritt jedoch, daß seine Vertreibung einen wie auch immer gearteten Einfluß auf seine Musik gehabt habe. In Beantwortung einer Frage des Musikkritikers Albert Goldberg schrieb er:

Wenn die Emigration mich verändert hat — so habe ich selbst es nicht bemerkt. Es kann sein, daß ich, wenn ich in Europa geblieben wäre, mehr komponiert hätte; aber ich meine: nichts kommt aus einem heraus, was nicht in einem drin ist. Und zwei mal zwei ist in jedem Lande vier.[11]

Das ist sicherlich eine starke Unterspielung der tatsächlichen Probleme. Schon eine

Diagnose seines Hausarztes Frederic Waitzfelder widerspricht Schönbergs Selbstbeobachtungen: *Durch die politischen Verhältnisse und den Verlust seiner Position litt er unter starken Depressionen, wodurch seine Arbeitsfähigkeit bedeutend herabgesetzt wurde. In zweiter Linie war es der Mangel an Verdienstmöglichkeiten, was auch an seiner Gesundheit zehrte. Seine Zuckerkrankheit wurde dadurch verschlimmert, sodaß sich arteriosklerotische Veränderungen entwickelten und auch die Herzkranzgefäße in Mitleidenschaft zogen.*[12]

Große schöpferische Pausen in seinem Schaffen während der Emigration — signifikanterweise gerade auch zwischen 1938 und 1941 — zeigen nur zu deutlich, wie stark Schönberg unter den Eindrücken der politischen Ereignisse und der starken intellektuellen Isolierung im Exilland Amerika litt. Das bestätigen auch die Beobachtungen seines Schülers Josef Rufer, der sich zur Bearbeitung des künstlerischen Nachlasses nach Schönbergs Tod in dessen Wohnung in Los Angeles begab und dort feststellen konnte, mit welch rührender Nostalgie der große Musiker an der von ihm verlassenen Heimat hing, die er offenbar stets gleichsam mit sich trug: *Als ich Schönbergs Arbeitszimmer betrat, schienen sich mir die Dinge auf seltsame Weise verkehrt zu haben: Ich war in ein Tausende von Kilometern entferntes, völlig fremdes Land gekommen, fremdartig in seiner Natur, seinem Klima, der Erziehung und Denkweise seiner Menschen und ihrer Sprache. Alles (...) schien plötzlich in ferne Zeit gerückt, wie weggewischt: Ich stand innerhalb der gleichen vier Wände, die ich 1919 in Mödling bei Wien zum erstenmal betreten hatte. Ringsum dieselben schlichten, glatten, schwarzgebeizten Möbel, die Schönberg selber damals entworfen hatte, mitten im Zimmer der Flügel, an den Wänden Noten-, Bücherschränke und -regale, ein Arbeitstisch und ein Schreibpult, darauf in Schalen und flachen Zigarrenkisten Bleistifte aller Größen und Farbstifte, zum Teil in selbstverfertigten Haltern, Lineale und Dreiecke, dazwischen, hier und dort, selbstgebastelte Geräte und selbstgeheftete Notizbücher. Fast alles, was da herumlag, als sei Schönberg gerade von der Arbeit aufgestanden, war durch seine Hand entstanden, und alles war genauso wie vor Jahrzehnten in Wien und danach in Berlin.*[13]

Freilich schlugen sich die äußeren Umstände — sieht man von den großen Schaffenspausen ab — nicht direkt in kompositionstechnischen Belangen nieder: mit äußerster Konsequenz ist Schönberg seinen dodekaphonischen Weg weitergegangen; doch läßt sich in der Wahl der Sujets seiner Kompositionen eine deutliche Tendenz ausmachen: die zunehmende Bedeutung von biblischen Stoffen als Resultat der durch die politische Situation entstandenen verstärkten Betonung seines Judentums.

Schon früh — auf die immer deutlicher werdenden Manifestationen des Antisemitismus in Österreich reagierend[14] — wandte sich Schönberg religiösen Themen zu: 1917 begann er die Komposition seiner nie vollendeten „Jakobsleiter"; es folgte 1926 das unvertonte Drama „Der biblische Weg"; bis schließlich 1930 bis 1932 die Oper „Moses und Aron" entstand — wohl das Hauptwerk Schönbergs, das wie die „Jakobsleiter" aufgrund der miserablen pekuniären Situation in der Emigration trotz wiederholter Anläufe nie vollendet werden konnte. Bereits im amerikanischen Exil, komponierte er „Kol Nidre", op. 39 (1938), die Vertonung eines alten, am Versöhnungstag Jom Kippur in den Synagogen gesungenen liturgischen Textes, und gerade auch seine allerletzten Werke wie etwa „De profundis", op. 50b (1950), oder der schon erwähnte, unvollendet gebliebene „Moderne Psalm Nr. 1", op. 50c (1950), sind erfüllt vom Geist der — zum Teil den Zeitumständen entsprechend adaptierten —jüdischen Religion. So erscheint es kaum zufällig, daß Schönberg seine letzten Lebensstunden der Dichtung seiner „Modernen Psalmen" widmete, jener großangelegten Textsammlung, die wie die gleichnamige Komposition Fragment bleiben und — verstanden als moderne Fortsetzung der 150 biblischen Psalmen — eigentlich den Titel „Psalmen, Gebete und andere Gespräche mit und über Gott" tragen sollte.[15]

Und noch eine gravierende Änderung läßt sich im Werk Schönbergs nach der Emigration feststellen: Gebrochen wird mit der in der Frühphase vehement vertretenen Part pour Part-Konzeption wenigstens in zwei seiner Werke, die explizit politische Gehalte vermitteln.

Die „Ode an Napoleon Buonaparte", op. 41 (1942), folgt einem im Jahre 1814 entstandenen Gedicht Lord Byrons, aus dem die Enttäuschung des Dichters über die Entwicklung Napoleons zum Diktator spricht. Einige Verse dieses Werkes — dem Schönberg noch drei Strophen anfügte, die ein Loblied auf George Washington anstimmen —, die den arroganten

und selbstüberheblichen Diktator schildern, lassen sich mühelos auch als Charakteristik Hitlers lesen:

Is this the man of thousend thrones,
Who strewed our earth with hostile bones.
And can he thus survive?
Since he, miscalled the Morning Star,
Nor man nor fiend hath fallen so far.

Ill-minded man! why scourge thy kind
Who bowed so low the knee?
By gazing on thyself grown blind,
Thou taught'st the rest to see.
With might unquestioned, — power to save, —
Thine only gift hath been the grave
To those that worshipped thee;
Nor till thy fall could mortals guess
Ambition's less than littleness![16]

In strenger Zwölftontechnik für Streichquartett, Klavier und einen Sprecher gestaltet, endet die dramatisch akzentuierte Komposition — in ironischer Anspielung auf die ursprünglich Napoleon zugedachte Dritte Symphonie Beethovens — mit einem für Schönbergs Werk durchaus ungewöhnlichen, wuchtigen Es-Dur-Dreiklang.

Noch deutlicher wird der Bezug zu den zeitgeschichtlichen Geschehnissen in dem Werk „Ein Überlebender aus Warschau" für Sprecher, Männerchor und Orchester, op. 46(1947), das dem Tatsachenbericht eines aus dem Warschauer Ghetto Entkommenen folgt. Ein mit rhythmischer Genauigkeit, ähnlich wie im „Pierrot Lunaire" im Sprechgesang deklamierender Erzähler schildert die grausame Begebenheit, als die im Ghetto Gemarterten von einem Feldwebel zusammengetrieben wurden und sich in Vorbereitung für die Gaskammer durchzählen mußten. Das Orchester kommentiert — in strenger Reihentechnik — durch kurze, abgerissene, zumeist im Fortissimo skandierte Phrasen die militärisch-schrillen Befehle des Folterers. Aus einem gespenstisch tremolierenden Pianissimo der Streicher beginnt langsam das im Pizzikato akzentuierte Zählen der Opfer, das, angetrieben von den brutalen Schreien des Feldwebels, durch sich überlappende Rhythmen — Triolenfetzen gegen gerade Achtel oder Sechzehntel — zu einem immer undurchsichtigeren, jagenden Gewebe gesponnen wird, aus dem sich unvermutet der machtvoll einsetzende Cantus firmus des alten „Sch'ma Ysroel" erhebt, der vom einstimmig gesetzten, nur von der Posaune unterstützten Männerchor angestimmt wird. Mit einem hart angerissenen Sforzato des Orchesters, das der fast unwirklich-utopischen Regung einen abrupten Schlußpunkt setzt, bricht das Stück jäh ab. Ein kurzes, aber umso erschütternderes und aufwühlenderes Werk, in dem sich die Summe der unfaßbaren Lebenserfahrungen Schönbergs findet, die durch den Sprecher verdeutlicht jene Botschaft vermittelt, die auch aus seinen anderen Werken spricht und in ihrer Radikalität meist heute noch nicht verstanden werden will.

Die Schocks des Unverständlichen, schreibt Adorno, *welche die künstlerische Technik im Zeitalter ihrer Sinnlosigkeit austeilt, schlagen um. Sie erhellen die sinnlose Welt. Dem opfert sich die neue Musik.'*[1] *Alle Dunkelheit und Schuld der Welt hat sie auf sich genommen. All ihr Glück hat sie daran, das Unglück zu erkennen; all ihre Schönheit, dem Schein des Schönen sich zu versagen. Keiner will mit ihr etwas zu tun haben (...). Sie verhallt ungehört, ohne Echo. Schießt um die gehörte Musik die Zeit zum strahlenden Kristall zusammen, so fällt die ungehörte in die leere Zeit gleich einer verderblichen Kugel. Auf diese letzte Erfahrung hin, die mechanische Musik stündlich durchmacht, ist die neue Musik spontan angelegt, auf das absolute Vergessensein. Sie ist die wahre Flaschenpost.*[18]

Möge sie, ehe es zu spät ist, doch noch einige erreichen.

Anmerkungen:

1 Vgl. Arnold Schönberg, *Style and Idea* (Sammlung von Aufsätzen, Vorträgen und Glossen). New York 1950.
2 Außer diesen theoretisch-ästhetischen Abhandlungen waren natürlich auch Schönbergs pädagogische Arbeiten, zumal zur Harmonielehre, bedeutsam für die Musikwissenschaft, wenngleich sich diese hauptsächlich auf die traditionelle Musiktheorie beziehen. Die einzige Schrift Schönbergs zu seiner eigenen Zwölftontechnik findet sich in dem genannten Sammelband unter dem Titel „Komposition mit zwölf Tönen" auf Seite 103 bis 143.
3 Zur Biographie Schönbergs vergleiche unter anderem folgende Gesamtdarstellungen: Eberhard Freitag, *Arnold Schönberg.* Reinbek bei Hamburg 1973; Jan Meyerowitz, *Arnold Schönberg.* Berlin 1967; Willi *Reich, Arnold Schönberg oder Der konservative Revolutionär.* Wien—Frankfurt—Zürich 1968. Hans Heinz Stuckenschmidt, *Arnold Schönberg. Leben, Umwelt, Werk.* Zürich und Freiburg i. Br. 1974.
4 Abgedruckt in dem bereits angeführten Sammelband unter dem Titel „New Music, Outmoded Music, Style and Idea", 37—51.
5 Zit. nach Freitag 1973, a.a.O., 132.
6 Vgl. dazu Stuckenschmidt 1974, a.a.O., 425f.
7 Vgl. Viktor Matejka, *Widerstand ist alles. Notizen eines Unorthodoxen.* Wien 1984, 189ff.
8 Vgl. ebda., 195f.
9 Vgl. Reich 1968, a.a.O., 289.
10 Vgl. Matejka 1984, a.a.O., 196ff.
11 Schönberg hatte ein Jahr vor seinem Tode mit dieser sehr umfangreich konzipierten Dichtung begonnen, durch die er die biblische Vorlage in einem zeitgemäßen Sinne weiterführen wollte. Er konnte aber nur noch fünfzehn der vorgesehenen 150 Psalmen vollenden, die schließlich 1957 posthum veröffentlicht wurden. Zur Vertonung gelangte — und auch dies nur fragmentarisch — lediglich das erste Gedicht, seine letzte Komposition, die 1956 unter dem Titel „Moderner Psalm Nr. 1", op. 50c, in Köln uraufgeführt wurde.
12 Zit. nach Reich 1968, a.a.O., 292.
13 Zit. nach Ernst Hilmar (Hrsg.), *Arnold Schönberg — Gedenkausstellung 1974* (Katalog). Wien 1974, 358. (1946 wäre Schönberg beinahe an einem Herzinfarkt gestorben.)
14 Josef Rufer, „HommageàSchönberg", in: ders. (Hrsg.), *Arnold Schönberg. Berliner Tagebuch.* Frankfurt am Main—Berlin—Wien 1974, 74—92. Hier: 47.
15 Direkt betroffen von antisemitischen Kundgebungen wurde Schönberg erstmals bereits im Jahre 1921, als judenfeindliche Kreise im Salzburger Urlaubsort Mattsee die anwesenden Juden auf Plakaten aufforderten, den Ort zu verlassen. Als daraufhin der Bürgermeister der Gemeinde von allen Urlaubsgästen gar verlangte, ihr Christentum nachzuweisen, war dies der Familie Schönberg — obzwar evangelisch getauft — denn doch zu viel: Sie reiste unverzüglich wieder nach Wien. (Vgl. Freitag 1973, a.a.O., 110f., und Stuckenschmidt 1974, a.a.O., 249f.) Vgl. dazu auch oben Anm. 10.
16 Lord Byron, *Works,* Vol. III, *Poetry.* Ed. by Ernest Hartley Coleridge. London 1900, 305f.
17 Gemeint ist hier explizit die Schönbergsche.
18 Theodor W. Adorno, *Philosophie der neuen Musik.* Frankfurt am Main—Berlin—Wien 1972, 119f.

Rechts: Arnold Schönberg
Unten: Egon Wellesz mit Tochter und Gattin im englischen Exil

PETER REVERS

„Es war nicht leicht, sich in die völlig veränderten Verhältnisse einzugewöhnen“. Egon Wellesz’ Emigrationsjahre in Oxford

Die Uraufführung von „Prosperos Beschwörungen" am 19. Februar 1938 im Wiener Musikvereinssaal unter der Leitung von Bruno Walter hatte für Egon Wellesz in mehrfacher Hinsicht schicksalhafte Bedeutung. Der außerordentliche Erfolg dieses Konzerts und die daraus resultierende Planung weiterer Aufführungen in Amsterdam (13. März) und Rotterdam (16. März) waren für Wellesz Höhepunkt seiner kompositorischen Karriere, zugleich aber Beginn seines Exils, das ihn zunächst nach London und Cambridge, ab Herbst 1938 schließlich nach Oxford führte, wo er bis zu seinem Tode am 9. November 1974 lebte. Wellesz, der am 9. März 1938 nach den Niederlanden abgereist war, um den Proben für die erwähnten Konzerte beizuwohnen,[1] sollte Österreich zehn Jahre nicht wieder betreten. Über den Verlauf der Exiljahre geben vor allem folgende in Privatbesitz befindliche und in der bislang erschienenen Wellesz-Literatur unberücksichtigte Quellen Auskunft:[2]

1. Eintragungen in die Notizbücher Wellesz’ (die noch in der 1985 erschienenen Monographie von Caroline Cepin Benser als verschollen galten).[3]
2. Briefe von Egon Wellesz an einen seiner engsten Freunde, den Benediktinerpater Thomas Michels.
3. Einige wenige Briefe von Wellesz aus dem britischen Internierungslager „Hutchinson" (Isle of Man).

Die Ursachen von Egon Wellesz’ Verfolgung durch den Nationalsozialismus resultieren — abgesehen von seiner nichtarischen Ahnenschaft — aus seiner Mitwirkung in einem Kreis von Gelehrten, der sich „in einem geistigen Kampf für ein widerstandsgesinntes, widerstandsfähiges, im wesentlichen katholisches Österreich“[4] engagierte und stark pro-monarchistische Züge aufwies. Im Zentrum dieser Bewegung stand Dietrich von Hildebrand, der 1933 durch Vermittlung von Dollfuß eine außerordentliche Professur für Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Weltanschauungslehre an der Wiener Universität erhalten hatte. Andere Mitglieder waren unter anderem der Historiker Friedrich Engel-Janosi, der Verfassungs- und Verwaltungsrechtler Hans Karl Zessner-Spitzenberg, der Kirchenrechtler Willibald Plöchl, der Benediktinerpater und Liturgieforscher Thomas Michels und Egon Wellesz. Die Verfolgung dieses Kreises setzte unmittelbar nach dem Anschluß ein. Bereits am 17. März durchsuchte die Gestapo das Haus Kaasgraben 38, Wellesz’ Wiener Domizil. Für alle Mitglieder dieser pro-österreichischen, legitimistischen Bewegung hatte der 11. März 1938 Emigration, langjährige Zuchthaus- bzw. Gefängnisstrafen oder — wie im Falle Zessner-Spitzenberg — die Ermordung zur Folge: Letzterer wurde am 1. August 1938 im KZ Dachau erschlagen.[5] Ohne Zweifel wäre Wellesz, hätte er seine zunächst intendierte Rückkehr aus den Niederlanden in die Tat umgesetzt, der Gefahr einer Verhaftung, zumindest aber des Verlustes seiner beruflichen Existenz ausgesetzt gewesen. Bereitsam 23. April 1938 wurde seine Lehrbefugnis an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien widerrufen.[6] Wellesz’ Abreise nach London erfolgte am 24. März 1938 und ist — wie in der einschlägigen Literatur eingehend beschrieben — auf eine Einladung des Musikhistorikers Henry Colles[7] zur Mitarbeit an der 4. Auflage von *Groves Dictionary of Music and Musicians* zurückzuführen, die als Vorwand diente, um Wellesz’ Einreise nach England zu rechtfertigen. Wellesz’ Tätigkeit in den Monaten unmittelbar nach seiner Emigration konzentrierte sich auf in London und Cambridge gehaltene Vortragsreihen über die Geschichte der Oper. Daß seine Integration in das gesellschaftliche und akademische Leben Englands relativ rasch und — verglichen etwa mit der Situation seines Freundes Engel-Janosi — problemlos erfolgte, hat ohne Zweifel seinen Grund im engagierten Einsatz von Seiten Colles und des in Cambridge wirkenden Musikwissenschaftlers Edward Dent (Colles, Dent und Wellesz wurde am 10. Mai 1932 das Ehrendoktorat der Universität Oxford verliehen). Colles war es auch, der Wellesz kurz nach seiner Ankunft in London den Zugang zu dem einflußreichen Klub von Gelehrten und Künstlern Englands, „Athenäum“[8], möglich machte. Wellesz hatte darüber hinaus be-

reits in der 1. Aprilhälfte 1938 Kontakte zu Sir Hugh Allen, dem Lehrstuhlinhaber für „Musicology“ in Oxford und Direktor des „Royal College of Music“ in London und somit eine der einflußreichsten Persönlichkeiten des englischen Musiklebens, aufgenommen. Über die Ergebnisse dieser Gespräche schrieb Wellesz am 13. April 1938 an Thomas Michels:

Mein Oxforder Freund hatte mich für Sonntag nach New College geladen und als er allmählich mehr und mehr hörte, wie es um mich steht, war er fest entschlossen (und er ist der einflußreichste Mann), sofort etwas zu tun...

Bereits am 20. Dezember 1938 erfolgte Wellesz' Ernennung zum Fellow des Oxforder Lincoln Center. Wenngleich sich damit seine berufliche und ökonomische Situation relativ rasch etabliert hatte, blieb die menschliche Situation die eines Exilbewußtseins, das selbst in die Zeit nach seiner Naturalisierung im Jahre 1946 reichte: *Wahrscheinlich werde ich immer in England bleiben. Es gehört eine große Resignation dazu, Du ahnst nicht, wieviel! Es ist ein ganz anderes Lebend* Aber nicht nur das Wissen um die Aussichtslosigkeit, selbst in die Heimat zurückzukehren, auch die Anteilnahme am Schicksal der Hunderttausenden, das — wie Wellesz schrieb — „lähmend auf mir liegt und mich nicht froh werden läßt“[10], führten zu einer für ihn deprimierenden Situation, umso mehr als seine Initiativen, diesen die Emigration möglich zu machen, oft enttäuscht wurden: *Täglich habe ich 10—12 Briefe zu schreiben, um Bekannten oder Freunden zu helfen, und wie wenig sieht dabei heraus! Wegen Engel-Janosi bemühe ich mich seit April und komme nicht weiter.*[11] So Wellesz in einem Brief vom 18. Jänner 1939.

Die Sicherung seiner persönlichen Freiheit, die Wellesz durch seine Emigration nach England bewahrt hatte, wurde im Sommer 1940 durch die *Defence Regulation 18B,*[12] die einen Bestandteil des Public Order Acts (1936) bildet, in Frage gestellt. Diese Regelung ermöglichte Internierungen ohne Gerichtsverfahren auf unbestimmte Zeit. Sie wurde ab Juni 1940 infolge der deutschen Frühjahrsoffensive, der Ereignisse in Dünkirchen und der daraus resultierenden Befürchtung einer Invasion Hitlers in massivem Maße gegenüber feindstaatlichen Ausländern zur Anwendung gebracht. Beschränkte sich die Zahl der Inhaftierten am 21. März 1940 noch auf nur 40, so stieg sie bis Ende Juli auf 1465.[13] Der Internierung selbst ging eine Klassifizierung der feindstaatlichen Emigranten in drei Kategorien voraus, nämlich:[14]

- Klasse A (dauernd zu Internierende)
- Klasse B (Einschränkungen ihres persönlichen Freiheitsraumes, ab Mai 1940 ebenfalls interniert)
- Klasse C (ursprünglich kein Freiheitsentzug; ab 20. Juni 1940 wurden jedoch ebenfalls umfassende Internierungen dieser Gruppe durchgeführt).

Daß diese Internierungswelle auch zahlreiche Unschuldige und anti-nationalsozialistische Flüchtlinge erfaßt hatte, wurde zwar auch von britischer Seite erkannt, aber als unvermeidlich angesehen. So schrieb etwa die unabhängige, konservative Tageszeitung *Spectator* (17. Mai 1940): *... drastic treatment of foreigners. ... the majority of whom are perfectly loyal to the allies is regrettable, but there is no alternative... this is the case when the innocent must suffer for the guilty.*[15]

Die Internierung Wellesz' erfolgte am 5. Juli 1940. Sie bedeutete für ihn zwar eine Zeit der Ungewißheit, vor allem hinsichtlich der Dauer des erzwungenen Aufenthaltes, keinesfalls aber läßt sie sich mit KZ-ähnlichen Zuständen vergleichen. Das Lagerleben war — bei zwar knappen Essensrationen — durch ein hohes Maß an Freizeit gekennzeichnet. Die Lektüre von Werken Homers, Shakespeares, Horaz', Platos' *Timäus,* der griechischen Bibel etc. bestimmten ebenso den Tagesverlauf wie ausgedehnte Spaziergänge, „lying on the lawn in good air, fetching food, cleaning our room and sleeping“.[16]

Darüber hinaus organisierten die in Hutchinson internierten Wissenschaftler eine Abenduniversität, in deren Rahmen Wellesz sechs Referate hielt.[17] Bereits am 12. August erreichte ihn ein Telegramm seines Londoner Freundes Henry Colles bezüglich einer Einladung an Wellesz von Seiten der Carnegie Corporation, New York, zum Aufbau eines Zentrums für Byzantinische Musik in den USA, verbunden mit einer Lehrtätigkeit an der „New School for Social Research“, jener für vertriebene deutsche und österreichische Wissenschaftler so bedeutsamen Emigranten-Universität.[18] Ein Akzeptieren dieses Angebots hätte ohne Zweifel Wellesz' sofortige Entlassung aus dem Internierungslager zur Folge gehabt, andererseits aber

den endgültigen und unwiderruflichen Entscheid für ein Exil in den USA bedeutet. Und wohl aus diesem Grund zögerte Wellesz, der Berufung unmittelbar Folge zu leisten. Denn auch von England aus wurden Initiativen auf eine Freilassung der Internierten zielend unternommen. Die „Society for the Protection of Science and Learning", deren Präsident der Erzbischof von York gewesen ist, schrieb am 28. Oktober 1940, wenige Tage nach Wellesz' Entlassung aus dem Lager: *You may be sure that we are not resting until all releases have been taking place at a very rapid rate, and we have every hope of getting our people back before the end of autumn*.[19] Wellesz' Freilassung erfolgte am 13. Oktober 1940. Wenngleich er danach über längere Zeit eine vorübergehende Tätigkeit in den USA erwogen hatte, war er dennoch bestrebt, seine Position in Oxford nicht auf Dauer aufzugeben. Eine derartige Lösung seiner beruflichen Zukunft zeichnete sich bereits Anfang 1941 ab. In einem Brief vom 4. März 1941 schreibt Wellesz:

The fellows of Lincoln-College gave me leave of absence „to represent the College in the States", as they don't want me to go forever, but wish, as I hope, that I may be able to combine some way later on my work in the US with my research work at Oxford.[20]

Es wäre Wellesz zweifellos gelungen, in den USA rasch und auf Dauer Fuß zu fassen. Bereits am 14. März 1939 erging von Seiten des Musikkritikers R. Kurt List,[21] Professor an der Johns Hopkins University, Baltimore, eine diesbezügliche Anfrage: *Ihr Ruf als Musi- kologe ist ganz ungeheuer groß. Jeder Professor, den ich spreche, fragt mich nach Ihnen und alle sagen: ‚Ja, wenn wir Wellesz hier hätten.' Ich habe keine Ahnung, ob Sie herüberkommen wollen, aber wenn Sie wollten, wäre es ein leichtes für Sie.*[22]

Die intendierte Abreise in die USA verzögerte sich nicht nur durch den sich zunehmend verschärfenden U-Boot-Krieg und die daraus resultierenden Risiken einer Überfahrt über den Atlantik: Auch von Oxford gingen entscheidende Bemühungen aus, Welleszam Lincoln-College zu halten. Diese Initiativen erfüllten sich Anfang 1942: *Seit wenigen Tagen* — so schrieb er am 10. Februar 1942 — *bin ich von der Universität angestellt und damit sind alle Pläne, die von meinen Freunden entriert waren, zu Ende gekommen.*[23]

Zusammenfassend lassen sich die Bedingungen von Wellesz' Exil wie folgt beschreiben:

1. Die vergleichsweise rasche berufliche und gesellschaftliche Integration ist ausschließlich auf seine wissenschaftlichen Leistungen zurückzuführen. Als Komponist bedeuteten die Jahre 1938—1945 einen vorübergehenden Abbruch seiner vielversprechenden künstlerischen Karriere.

2. Bereits unmittelbar nach seiner Emigration läßt sich ein intensives Bemühen Wellesz' feststellen, viele seiner Landsleute vor allem durch Hilfestellungen bei der Beschaffung von Einreisepapieren zu unterstützen.[24] Nach 1945 engagierte er sich in der Causa Erich Schenk, Inhaber der Lehrkanzel für Musikwissenschaft an der Universität Wien.[25] Ihm warf er Kollaboration mit der Gestapo und — in Zusammenhang damit — erpresserische Aneignung der Privatbibliothek Guido Adlers für das Musikwissenschaftliche Seminar vor und intendierte — wie aus einem Brief Edward Dents an Wellesz vom 22. Juli 1947 hervorgeht —, in einer gemeinsamen Aktion der Musikhistoriker Dent, v. Ficker, Jeppensen und ihm selbst von Seiten der „Société Internationale de Musicologie" gegen Schenk vorzugehen.[26]

3. Trotz des günstigen Verlaufs von Wellesz' Exil ist die menschliche Komponente eines Exilantenschicksals zu berücksichtigen, die in einem Brief vom 20. Juli 1947 an Erich Thanner[27] noch einmal bewegenden Ausdruck fand:

Die wenigsten Menschen realisieren (ich sehe das aus so vielen Briefen), was es für einen Komponisten bedeutet, in einem Land zu leben, dessen Atmosphäre ihm nicht von Kindheit vertraut ist. Wenn Leute aus Österreich herkommen und sagen, „Sie haben es gut gehabt", so möchte ich ihnen gern sagen, daß ich ihnen wünschen würde, einen Bruchteil der Erschütterungen erlebt zu haben, die ich mitgemacht habe, als ich hierher kam und denken mußte, daß mein und meiner Freunde Lebenswerk umsonst war. und daß ich völlig aus Neuem anfangen mußte, mir eine Basis zu schaffen.

Es wäre nicht möglich gewesen ohne die Unterstützung von einigen Freunden, ohne die Unterstützung meiner Kollegen im College, die in all den Kriegsjahren mich nicht fühlen ließen, daß ich ja doch den Status eines „enemy alien" hatte, bis ich naturalisiert wurde, und ohne das Vertrauen einiger junger Ereunde — nicht mehr als vier oder fünf — die an meine

Musik glaubten. Dies gab mir die Kraft, die ersten Jahre zu überstehen und dann mein Schaffen wieder aufzunehmen.[28]

Anmerkungen:

Die Quellen zu den Anmerkungen 1, 8—11, 16—18, 20 und 23 befinden sich im Besitz von Elisabeth Kessler, 1190 Wien, Freihofgasse 1.
Da der Verfasser eine Publikation über das *kulturelle Wirken* von Egon Wellesz während der Zeit seines Exils vorbereitet (erscheint in: *Österreichische Musikzeitschrift* Heft 4, 1988,) soll dieser Aspekt im Rahmen der vorliegenden Abhandlung unberücksichtigt bleiben.

1 Eintragung in das Notizbuch für das Jahr 1938.
2 Es sei an dieser Stelle der Tochter von Egon Wellesz, Frau Elisabeth Kessler, für die außerordentlich fruchtbare Zusammenarbeit mit dem Verfasser gedankt.
3 Caroline Cepin Benser, *Egon Wellesz (1885—1974): Chronicle of a twentieth Century musician,* Bern 1985, 163.
4 Egon und Emmy Wellesz, *Egon Wellesz. Leben und Werk* (hrsg. von Franz Endler), Wien—Hamburg 1981, 236.
5 So wurde etwa Dietrich von Hildebrand mit Erlaß des österreichischen Unterrichtsministeriums vom 17. März 1938 (Zahl: 8873-1/1) „bis auf weiteres beurlaubt" und aufgrund der „Verordnung zur Neurordnung des österreichischen Berufsbeamtentums" vom 31. Mai 1938 entlassen (vgl. hierzu die Akten 6802b und 4004, Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes [DÖW], 1010 Wien).
Hans Karl Zessner-Spitzenberg, geb. am 4. Februar 1885, Professor für Verfassungs- und Verwaltungsrecht an der Hochschule für Welthandel in Wien, verhaftet während des Besuchs einer Messe in seiner Pfarrkirche Kaasgraben, Wien 19.
Willibald Plöchl. geb. am 7. Juli 1907, 1935—1938 Universitätsdozent für Kirchenrecht an der Universität Wien, verließ Österreich im September 1938; 1939 Professur an der Universität Nym- wegen; März 1941: Professur für Kirchenrecht, Rechtsphilosophie und Orientalisches Kirchenrecht an der Catholic University, New York.
Thomas Michels (OSB), geb. am 28. Oktober 1892 in Krefeld, 1938 Flucht vor der Verfolgung durch die GESTAPO nach Südtirol, Mailand. Schweiz und von dort in die USA (St. Anselm Priory, Washington D. C.); vgl. hierzu auch: Egon und Emmy Wellesz, a.a.O., S. 237ff.
6 Akt (Zahl 659 aus 1937/38) des österreichischen Unterrichtsministeriums vom 23. April 1938, DÖW: Akten-Nr. 6802b und 3989.
7 Henry Colles, geb. am 20. April 1897, seit 1919 Professor für Musikgeschichte am Royal College of Music, London.
8 Hierzu Wellesz in einem Brief an Thomas Michels vom 3. April 1938, p. Iv: *Damit ich nicht das Gefühl der Fremde habe, bekam ich vom ersten Club der Gelehrten und Künstler Englands die Ehrenmitgliedschaft für die Dauer meines Aufenthaltes: das ist eine Geste, die ich nicht vergessen werde.*
9 Brief von Egon Wellesz an Thomas Michels vom 4. Juli 1938, p. 2r.
10 Brief von Egon Wellesz an Thomas Michels vom 5. Dezember 1938, p. Iv.
11 Brief von Egon Wellesz an Thomas Michels vom 18. Januar 1939. In diesem Schreiben wird auch die zunehmende Sensibilisierung der Engländer für die drohende Gefahr einer Eskalation der politisch gespannten Lage erwähnt: *Es fängt auch hier an. Ernst zu werden. Die Menschen merken, daß die Nichtbeachtung der Gefahr nicht mehr möglich ist. — Du kannst Dir die Zerrissenheit unseres Lebens kaum denken,* (p. Ir./Iv.)
12 Vgl. hierzu: Aaron L. Goldman, Defence Regulation 18B: Emergency Internment of Aliens and Political Dissenters in Great Britain during World War II, in: *Journal of British Studies,* XII, Number 2 (May 1973), 120—136.
13 A.a.O., 123.
14 A.a.O.. 124.
15 A.a.O.
16 Brief von Egon Wellesz (House 24, Hutchinson Internment Camp, Douglas, Isle of Man) an seine Frau Emmy vom 26. Juli 1940 (vgl. hierzu Abb. 3).
17 Notizbucheintragungen (1939/40): 7. August 1940: „Vortrag über Oper"; 8. September: „Lecture on Vienna"; 19. September: ..Vortrag über Schönberg und mich. Unterbrochen durch Ablehnung der .Application' [bezüglich der Entlassung aus dem Internment. P.R.]"; 4. Oktober: „Vortrag über byzantinische Musik"; 5. Oktober: „Vortrag bei Jugendgruppe"; 10. Oktober: „Vortrag über mittelalterliche Musik". An sonstigen kulturellen Aktivitäten im Lager sind — neben zahlreichen

Vorträgen ebenfalls internierter Wissenschaftler — zu nennen: 14. September: „Bilderausstellung"; 11. Oktober: „Konzert: Schöne Müllerin. Nervenzusammenbruch" (den Wellesz während der Aufführung offensichtlich erlitten hat.)

18 Im Zeitraum 1938 bis 1941 hatte Wellesz mehrfach überlegt, zumindest zeitweise in die USA zu gehen: ich strebe sehr danach, wenigstens für einen Term im nächsten Jahr nach Amerika zu kommen. Nicht aus momentanen materiellen Gründen, sondern um für die Zukunft vorzusorgen." (Brief vom 5. Dezember 1938 an Thomas Michels, p. 2v.)
Im Jahre 1939 plante Wellesz, einige Monate an der Harvard University zu verbringen: *... ich denke, daß ich als Gast — vorläufig — im nächsten Jahr mit Emmy hinüber kommen dürfte; für zwei Monate etwa und dann kann sich alles weitere ergeben. Aber — wer kann heute Pläne machen? Und in welcher Situation werden wir alle, die wir hier als Ausländer leben, im Falle eines Krieges sein? Das ist keine allzu heitere Aussicht.* — (Brief vom 19. April 1939 an Thomas Michels, p. 3r/3v)
Über die Pläne der Carnegie Corporation schrieb Wellesz an Thomas Michels (26. November 1940): *The Carnegie Corporation has given me a grant to build up — or rat her to prepare — a centre for Byzantine music in Amerika. This grant has been converted into a professorship at the New School for Social Research in New York, so that 1 am able to see, where it will be best to create this centre.*
Eine detaillierte Analyse der Funktion und Bedeutung der „New School for Social Research" in: Claus-Dieter Krohn, *Wissenschaft im Exil. Deutsche Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler in den USA und die New School für Social Research.* Frankfurt/Main 1987.

19 Musiksammlung der Österreichischen Nationalbibliothek (ÖNB), F13/Wellesz/2008.

20 Brief von Egon Wellesz an Thomas Michels.

21 R. Kurt List, geb. am 21. Juni 1913 in Wien, gest. am 16. November 1970 in Mailand, Schüler von Alban Berg und Anton Webern.

22 Musiksammlung der ÖNB, F13/Wellesz/1374.

23 Brief von Egon Wellesz an Thomas Michels.

24 So etwa Friedrich Wildgans in einem Brief an Egon Wellesz vom 18. September 1945: *Sie können sich bestimmt erinnern, daß Sie im Jahre 1939 mir freundlicherweise behilflich waren, meine Einreisepapiere nach England zu beschaffen. Diese Reise ging dann allerdings nicht vor sich, da ich nie meine sämtlichen dazu notwendigen Papiere — deutsche Ausreisebewilligung und englisches Einreisevisum gleichzeitig beisammen hatte.* (Musiksammlung der ÖNB, F13/Wellesz/ 1696).

25 Zur Causa Erich Schenk vgl.: Briefe von Rudolf von Ficker (F13/Wellesz/1240), Andreas Liess (F13/Wellesz/1371).

26 Musiksammlung der ÖNB, F13/Wellesz/1198: / *do not see how the Société Internationale de Musicologie can take Steps about the affair [E. Schenk. P. R./ ... You and Jeppesen seem to suggest some public Statement by the society about Schenk; if we are to „expose" Schenk, we must equally expose' those who helped him, and I do not know where it would end. Anyway, we four. you. Ficker, Jeppesen and 1, are not in a position to publish any document in the name of the whole Society; if we drafted a document it would have to be authorized by the whole Comittee, and possibly by a General Meeting.*

27 Erich Thanner, geb. am 17. August 1912 in Linz, Jurist, am 9. November 1939 verhaftet und wegen legitimistischer Betätigung am 23. November 1943 zu 15 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust verurteilt (vgl. hierzu: DÖW, Akten Nr. 3218 und 3299).

28 Musiksammlung der ÖNB, F13/Wellesz/2041.

Architektur und Kunstgeschichte

FRIEDRICH ACHLEITNER

Die vertriebene Architektur1

Wenn man heute versucht, und sei es noch so skizzenhaft, die Welle der Emigration und Vertreibung von Architekten darzustellen, so muß einem bewußt sein — so groß und irreparabel der Verlust für Österreich und vor allem für Wien war —, daß damit nur teilweise die Stagnation der Moderne am Ende der dreißiger Jahre verbunden, vor allem aber die kulturelle Situation nach 1945 nur bruchstückhaft zu erklären ist.

Die tendenziöse Geschichtsschreibung der Protagonisten der Moderne, allen voran Sigfried Giedion, hat für die zwanziger Jahre ein Bild der absoluten Dominanz des Neuen Bauens erzeugt, das auch teilweise durch die publizistische Präsenz dieser Architektur bestätigt zu sein schien. Wenn man aber aus dieser Zeit gemäßigtere Organe, wie etwa den Münchner *Baumeister,* durchblättert, so werden gleich andere Verhältnisse sichtbar, obwohl selbst dieser ein sehr selektives und wohl auch optimistisches Bild der Bautätigkeit widergibt.

Der „Sieg der Moderne" war also auch in den zwanziger Jahren, selbst in der Weimarer Republik, ein Wunschdenken einer kleinen Avantgarde. Der Großteil des Baugeschehens blieb bürgerlich-konservativ. So war es in Stuttgart schon 1927 möglich, gegen die vom Werkbund errichtete Weißenhofsiedlung (als Araberdorf diffamiert) aus dem Stand heraus eine romantisch-nationalistische Gegensiedlung zu bauen.

Als zynisches Resümee der zwanziger Jahre könnte man behaupten, daß der Nationalsozialismus 1933 die „wahren Verhältnisse" wiederhergestellt hat. Durch den Wegfall der entscheidenden Publikationsorgane (etwa *Die Form),* mit dem Verbot oder der „Gleichschaltung" der wichtigsten Vereinigungen (etwa dem *Deutschen Werkbund),* war diese Architektur schlagartig aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit verschwunden. Sie wäre auch kaum sichtbar geblieben, wenn man sie publizistisch auf den Anteil im öffentlichen und privaten Baugeschehen reduziert hätte.

Ich halte es für notwendig, auf diesem Umstand hinzuweisen, weil man den Betroffenen, also den politisch Verfolgten und den ins Exil Getriebenen, nichts Gutes antut, wenn man sie posthum als die Repräsentanten einer etablierten Architektur feiert. Denn aus dieser falschen Prämisse läge der Schluß nahe (und er wurde auch gezogen), daß man 1945 mit der Zurückholung dieser Kräfte die alten (aber in Wirklichkeit nie vorhandenen) Zustände hätte wieder herstellen können. Das heißt aber nicht, daß es entschuldbar ist, daß Österreich so großzügig auf dieses „Potential" verzichtet hat. Ja, daß dies in der Architektur gar nicht als ein Problem gesehen wurde, hängt eben auch mit der politischen und kulturellen Entwicklung der späten dreißiger Jahre zusammen.

Tatsache ist, daß parallel zur ideologischen Okkupation der Architektur durch den Nationalsozialismus allgemein eine Veränderung vor sich gegangen ist, die vom biederen Regionalismus demokratischer Staaten (etwa Schweiz, Holland, Großbritannien) über die Propaganda-Architektur eines Hitler bis zum Sozialistischen Realismus eines Stalin reicht. Wie stark diese allgemeine gegen die internationale Moderne gerichtete „Tendenzwende" war, zeigt die Verunsicherung, die sogar führende Architekten eben dieser Moderne ergriffen hatte (etwa Behrens). Um nicht dem gleichen Fehler einer Schwarz-Weiß-Malerei zu verfallen, noch eine abschließende Bemerkung zu diesem Thema: Es gab eben auch keine homogene architektonische Moderne; von Peter Behrens bis Le Corbusier, von Auguste Perret bis Mies van der Rohe, von Hugo Häring bis Erich Mendelsohn, von Paul Bonatz bis Hannes Meyer, von Adolf Loos bis Josef Hoffmann, von Josef Frank bis Clemens Holzmeister gab es ein breites Spektrum zwischen Traditionalismus und Avantgarde, bürgerlicher Beharrlichkeit und ideologischen Fortschrittsperspektiven.

Die Moderne wurde von der wissenschaftlichen und politischen Entwicklung der zwanziger und dreißiger Jahre überrollt. Der Weltwirtschaftskrise fiel eine ähnliche Bedeutung (wenn auch mit einer viel tiefergreifenderen Wirkung) zu, wie dem Ölschock der frühen siebziger Jahre, der einer „Postmoderne" bis hin zu alternativen Architekturtendenzen

zum Durchbruch verhalf. Am Beginn der dreißiger Jahre waren alle theoretischen Positionen bezogen, aber bei weitem nicht ausdiskutiert. Der „Internationale Stil“ (als Terminus gerade eingeführt) wäre vermutlich von zwei Seiten ins Kreuzfeuer gekommen: von der bürgerlich-konservativen und der politisch-totalitären ohnehin, aber auch von der inneren Funktionalismuskritik, wie sie etwa von einem Josef Frank oder Hugo Häring repräsentiert wurde.

Mit einiger Kühnheit könnte man also behaupten, daß die folgende Emigration der europäischen Moderne ihren Fortbestand, vor allem in den Vereinigten Staaten, gesichert, zumindest ihre Entwicklung beschleunigt hat. Nirgendwo als in Amerika bestand eine größere Bereitschaft, diese Impulse aufzunehmen und den Ideen des Bauhauses ein fruchtbares Feld der Realisierung zu bieten.

Man könnte heute berechtigt die Frage stellen, wieweit die postmoderne Bewegung, nicht zuletzt ein Produkt der amerikanischen Architekturszene, eine Nachwirkung aus den europäischen vierziger Jahren ist. Die in Schwung gekommene Bauhaus-Hatz, die von chauvinistischen Tönen begleitete Ablösung von der europäischen Tradition, scheint dies zu bestätigen.

In Wien war die Situation noch insofern komplizierter, als die Revolution der Moderne bereits um die Jahrhundertwende stattfand und schon in den zwanziger Jahren, etwa mit dem „sozialen Realismus" der Gemeindebauten, die Architektur in ein politisches und ökonomisches Bezugsfeld geriet, das den Höhenflug der Avantgarde praktisch ausschloß. So war der Sozialist Frank schon in den zwanziger Jahren gezwungen, einen architekturtheoretischen „Zweifrontenkrieg“ zu eröffnen: einerseits gegen die Bauhausideologie (die er als modisches Formsystem in Frage stellte) und gegen den plakativen Formalfunktionalismus des Neuen Bauens, andererseits gegen die Wiener Ignoranz jeglicher Auseinandersetzung mit den Architekturfragen der Zeit. Die Gemeindebauarchitektur erschien den wenigen kritischen Köpfen als ein Amalgam aus Spätexpressionismus und gemäßigter Neuer Sachlichkeit („Sachte Neulichkeit“, wie man sich in der Behrensschule am Schillerplatz mokierte), sowie einigen handschriftlichen Elementen der Architekten aus der Otto Wagner-Schule.

Die allgemeine Krise der Moderne in den dreißiger Jahren und die spezielle Situation der Wiener Architektur können aber nicht die Tatsache verharmlosen, daß die Emigration und Vertreibung so vieler Architekten für Wien einen nicht mehr gutzumachenden Verlust dargestellt hat. Ein Verlust, der sich umso katastrophaler auswirkte, als nicht nur die unmittelbare Leistung dieser Gruppe dem Land verlorenging, sondern, daß sie, was noch viel schlimmer war, auch als Lehrer für eine weitere Generation nicht vorhanden war.

So problematisch es sein mag, in kulturellen Fragen mit statistischen Vergleichen zu arbeiten, so ist es doch nicht uninteressant festzustellen, in welchem Zahlenverhältnis die Emigranten und Vertriebenen[2] zu den übrigen Architekten standen. Wenn man jene Architekten, die am Wiener Gemeindebau beteiligt waren, als repräsentativ für die Architektur dieser Zeit annimmt (sie haben zweifellos die Architektur der zwanziger Jahre geprägt), so sind von diesen 200 Architekten rund 10 Prozent emigriert. Die tatsächliche Zahl war jedoch mindestens doppelt so hoch, da viele der später vertriebenen Architekten in den zwanziger Jahren noch studierten, also am Gemeindebau nicht beteiligt waren.

Ganz anders sieht es jedoch aus, wenn man die Gruppe jener Architekten betrachtet, die am Bau der Wiener Werkbundsiedlung beteiligt war und die am Beginn der dreißiger Jahre das fortschrittliche Wien repräsentierte. Von diesen Architekten wurden rund 60 Prozent ins Exil oder in den Tod getrieben.

Es ist im Rahmen dieses kurzen Beitrages nicht möglich, zwischen Emigranten und Vertriebenen, politisch oder rassisch Verfolgten zu unterscheiden. Einige haben die Zeichen der Zeit früh erkannt (wie etwa Josef Frank) und sind schon vor 1938 ins Ausland gegangen, wieder andere (wie Karl Brunner oder Clemens Holzmeister) konnten nach dem Einmarsch Hitlers nicht mehr nach Österreich zurück. Ungeachtet dieser Unterschiede sei an Hand der bekanntesten Namen das Ausmaß dieser Dezimierung der österreichischen Architektur in Erinnerung gerufen:

Felix Augenfeld, Wilhelm Baumgarten, Karl Augustinus Bieber, Anton Brenner, Karl Brunner, Ernst Egli, Herbert Eichholzer (ging in den Widerstand zurück und wurde hingerichtet), Josef Frank, Jaques Groag, Fritz Gross, Rudolf Hönigsfeld, Clemens Holzmeister, Frederick Kiesler, Leopold Kleiner, Heinrich Kulka, Ernst Lichtblau, Grete Schütte- Lihotzky, Walter Loos, Ernst A.

Plischke, Egon Riss, Michael Rosenauer, Bernard Rudofsky, Otto Schönthal, Franz Singer, Walter Sobotka, Hans A. Vetter und Oskar Wlach. Wenn man ergänzt, daß Adolf Loos 1933, Oskar Strnad 1935 und Hugo Gorge 1938 starben und Otto Breuer 1938 aus politischen Gründen Selbstmord verübte, so ist es eben eine historische Tatsache, daß Wien innerhalb eines knappen Jahrzehnts sein ganzes intellektuelles und progressives Architektenpotential verlor.

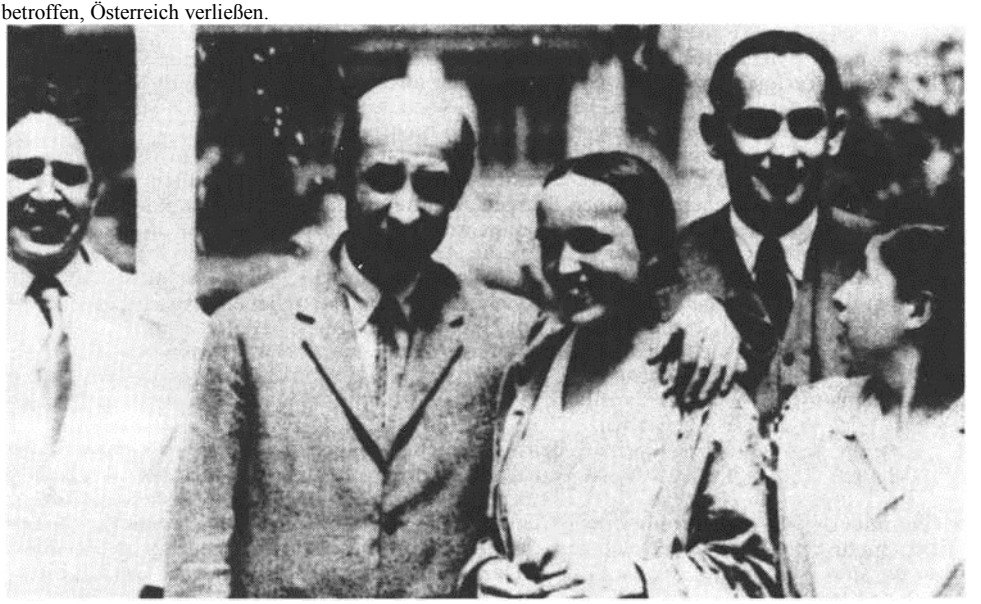
Es ist heute müßig, darüber zu spekulieren, welche Rolle diese Architekten in einem Österreich nach 1945 gespielt hätten. Allein wenn man diesen Verlust gleich nach dem Kriege erkannt hätte, wäre es zumindest ein Zeichen für ein anderes kulturelles Niveau gewesen. Solche Zeichen hat es nicht gegeben.

Es ist unnötig, darauf hinzuweisen, daß die ganz wenigen, die zurückgekehrt sind und ihre Arbeit neu begonnen haben (wie etwa Grete Schütte-Lihotzky oder Ernst A. Plischke), abgesehen von der behördlichen Ignoranz ihrem Werk und ihrer Bedeutung gegenüber, nicht mit Aufgaben verwöhnt wurden. Lediglich einem Clemens Holzmeister war es gegönnt, durch seine Robustheit und Verbundenheit (vor allem mit Tirol und Salzburg) wieder Fuß zu fassen.

Für die anderen begann eine zweite Emigration, eine vielleicht noch schlimmere, eine innere in einem Österreich, das sich so radikal verändert hat und paradoxerweise auch wieder so gleich geblieben ist.

Anmerkungen:

1 Dieser Beitrag ist eine gekürzte und veränderte Fassung des Artikels „Die Geköpfte Architektur", erschienen im Katalog *Die Vertreibung des Geistigen aus Österreich. Zur Kulturpolitik des Nationalsozialismus.* Wien 1985.
2 Es hat vor den Vertriebenen auch Emigranten gegeben, die, direkt oder indirekt von der politischen Entwicklung betroffen, Österreich verließen.



Josef Krank mit Ernst Lichtblau (links) und Maria Luzia Stadlmayer (Mitte), der späteren Frau von Karl Augustinus Bieber, und Mitarbeitern der Werkbund-Ausstellung 1930.

MARTIN SEILER

Das Exil der Wiener Schule der Kunstgeschichte und das Warburg-Institut in London

Im vorliegenden Beitrag geht es weniger um die Entfaltung eines Panoramas der Wiener Schule der Kunstgeschichte im Exil in der Fülle biographischen Details, es soll vielmehr in wissenschafts- und ideengeschichtlicher Perspektive gezeigt werden, wie eine kleine Gruppe von Kunsthistorikern in der Emigration, die einer bestimmten Denkposition innerhalb der Wiener Schule angehörten, in einen auf den ersten Blick fremden Denk- und Institutionszusammenhang eintraten, der gleichfalls von Emigranten getragen wurde. Konkret geht es dabei um die Bibliothek Warburg mit ihrem Stab von Kunsthistorikern, die seit der Übersiedlung aus Deutschland nach London im Jahre 1934 einer Reihe von Forschern — auch der Wiener Schule — eine neue Wirkungsstätte bot. Ernst Kris, Otto Kurz, Ernst Gombrich, Otto Pächt und lange vor ihnen Fritz Saxl haben aus der Denkform der Wiener Schule der Kunstwissenschaft im Warburg-Kreis substantielle Anregungen vermittelt — dialektische Folge dieser Vermittlung für die Wiener Schule im Exil war freilich die Selbstaufgabe, ihr Aufgehen in einem weiteren und dichteren institutionellen und intellektuellen Ganzen. Wie Werner Hofmann formuliert, hat die Wiener Schule (außerhalb Wiens) „nicht nur jeden Schulzusammenhang eingebüßt, sondern auch ihre eigene Herkunft weitgehend preisgegeben", sie ist „durch Saxl, Kris, Kurz, Gombrich und Pächt... der angelsächsischen Welt" nicht nur integriert, wie Hofmann[1] meint, sondern in ihr seit einem halben Jahrhundert im Sinne Hegels „aufgehoben".

1.

In den Jahrzehnten seit ihrer Gründung (1867) war die Wiener Schule der Kunstgeschichte unter dem Einfluß des „Instituts für Geschichtsforschung" dem methodischen Paradigma der klassischen Philologie gefolgt, was aus der Bedeutung der Quellenkritik als wesentlicher Hilfsdisziplin für die Künstlerbiographie erhellt, der damals (und auch später) das Hauptinteresse der Wiener Schule galt. Das „Kennertum" dagegen als zweite Hilfsdisziplin ließ sich von der Naturwissenschaft anregen, so von der medizinischen Symptomatik (wie im Verfahren Morellis). Ferner waren neben Lehre und Forschung die konservatorische Tätigkeit der Kunsthistoriker an Museen und die Mitwirkung an der Denkmalpflege in Zusammenarbeit mit staatlichen Stellen zentrale Anliegen der Wiener Schule, der hier fraglos eine Pionierrolle zukommt.

Der Positivismus der historisch-kritischen Forschungsrichtung geriet nun seit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts mehr und mehr in Konkurrenz zu mindestens drei synthetischen Ansätzen, welche das Bild der Kunstgeschichte in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts entscheidend mitformten, zum Teil noch in der Gegenwart wirksam sind und denen der Positivismus zuletzt unterlag, wenn er sich auch immer wieder regte, so in der bedeutenden Arbeit von Hans Tietze,[2] *Die Methode der Kunstgeschichte* (1913). Nun zu den Ansätzen selbst:

- Erstens, Riegls Teleologie des Kunst wollens, als ein an Hegel erinnernder geschichtsphilosophischer Entwurf, dessen „klassischer Duktus" (nach W. Hofmann) bei Riegls Nachfolger Sedlmayr in „manieristische Disturbation"[3] umschlug.
- Zweitens, die geistesgeschichtliche Hermeneutik des späten Dvořak im Gefolge Diltheys, für das frühere Werk Dvořaks erinnere ich an das zu Tietzes Buch Gesagte.
- Drittens, Schlossers Duplizität von Stilgeschichte und Sprachgeschichte der bildenden Kunst, wie er sie aus der Kulturphilosophie Benedetto Croces ableitete, besonders aus dessen Sprachtheorie, die die Ausbildung eines methodischen Dualismus von Geschichte des *Künstlers* und Geschichte der *Künste,* von Biographie und Kulturgeschichte, also

-

„alternativer Sprachhöhen“ (W. Hofmann) erlaubt, ihr Auseinanderfallen aber im Begriff der *Sprache* als universale Form des Ausdrucks verhindert.

Schlossers Konzept der Sprachgeschichte, für ihn Kulturgeschichte „im höchsten Sinn“, erlaubt uns die Annäherung an eine wissenschaftliche Position, die man gerne im Gegensatz zur Wiener Schule sieht: die Ikonologie. Aby Warburg, ihr Begründer, hatte ihr nicht nur die methodische Richtung gegeben, sondern auch das Instrument geschaffen, kraft dessen sie in den Worten Ernst Cassirers „das Organon geistesgeschichtlicher Forschung“[4] schlechthin werden sollte — seine „kulturwissenschaftliche Bibliothek“ in Hamburg, an deren Aufbau er fast vier Jahrzehnte verwendet hatte. Hans Blumenberg[5] bezeichnet Warburgs Bibliothek als „ein singuläres Dossier des Unentdeckten“, des „vermeintlich Obskuren“, des Untergründigen: Gerade das interessierte aber auch Schlosser, wie mehrere seiner Arbeiten beweisen, so die Studien zur Porträtbildnerei in Wachs (1910/11) oder das Buch über die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance (1908), und noch mehr interessierte es drei seiner bedeutendsten Schüler, Ernst Kris, Otto Kurz und Ernst Gombrich.

Zunächst aber zurück zur Bibliothek Warburg: Auch hinter ihr stand ein philosophisches System (wie jenes von Croce hinter Schlosser), wenn auch nicht *a priori.* Die Theorie der Bibliothek, später des gleichnamigen Instituts, war die *Philosophie der symbolischen Formen* (1923—1929, 3 Bände) von Ernst Cassirer, der damals in Hamburg lehrte. Cassirer hatte den Neukantianismus Marburger Provenienz (besonders seines Lehrers Cohen) um den Begriff der „symbolischen Form“ zentriert und zur Kulturphilosophie erweitert. Dieser philosophische Symbolbegriff war ungemein weitgefaßt, ganz ähnlich der Definition von Sprache bei Croce, und befaßte wie dieser alle Bereiche der geistigen Kultur, nicht zuletzt auch die Kunst, was ihn für den Warburg-Kreis, besonders für Panofsky und Edgar Wind, so anziehend machte. Mit ihm verband sich bei Cassirer eine hegelianisierende Geschichtskonzeption, die jener des Hegel-Epigonen Croce naheliegenderweise nicht allzu unähnlich war. Der Schluß liegt nahe, daß außerhalb der engeren philosophischen Diskussion, also im Bereich der historischen Wissenschaften, die beiden Schlüsselbegriffe „Sprache“ und „Symbol“ — wenn schon nicht bewußt identifiziert — so doch ständig vertauscht wurden. Die Leichtigkeit, sie zu konfundieren, erklärt sich und erhellt aus der Konvergenz der hinter ihnen stehenden theoretischen Positionen, der Kulturphilosophie Croces und der Kulturphilosophie Cassirers, beides Philosophien des *universalen* sprachlichen oder symbolischen *Ausdrucks* — bei aller sonstigen Verschiedenheit.

2.

Dieser theoretische Exkurs trug seinen Zweck nicht in sich selbst, vielmehr sollte er als Matrix die Leichtigkeit verstehbar machen, mit der die begabteren der Wiener Emigranten — besonders aus der Schule Schlossers — in einer Tradition aufgehen konnten, deren innere Nähe ihnen von vornherein vielleicht gar nicht ausdrücklich bewußt war, ehe sie sich nicht „dem reichen Nachlaß des unvergeßlichen Aby Warburg“[6] gegenübersahen, seiner Bibliothek, die ihnen schon um Jahre ins Exil vorangegangen war. Institut und Bibliothek Warburg sollten, wie das vorhin Gesagte bereits vermuten läßt, den Wiener Emigranten in den Jahren der Vertreibung zum geistigen, aber auch zum existentiellen Focus werden, wobei im zweiten Fall nicht primär an die Bonität der Familien Warburg und anderer zu denken ist — die finanzielle Lage des Instituts war bis zur Übernahme durch die University of London (1944) oft recht prekär —, sondern an bereits bestehende Verbindungen persönlicher Art.

Direktor des Instituts war nämlich der gebürtige Wiener Fritz Saxl (1890—1948), der 1912 bei Dvořak promoviert hatte und schon ein Jahr später als persönlicher Assistent und Bibliothekar Warburgs nach Hamburg übersiedelte. 1921 wandelte er mit dessen Zustimmung die Bibliothek in ein Forschungsinstitut um und ermöglichte so die überaus fruchtbare, fast symbiotische Zusammenarbeit mit den Kunsthistorikern und Philosophen der neugegründeten Hamburger Universität, es genügt, hier an die Namen Cassirer und Panofsky[6a]zu erinnern. An der Vorbereitung und Durchführung der Übersiedlung von

Bibliothek und Institut nach London im Jahr der Machtergreifung Hitlers war Saxl maßgeblich beteiligt. Sein Hauptbeitrag zur Methode des Instituts besteht in der Subtilität und Differenziertheit der philologischen Verfahren, die Saxl als Schüler Dvořaks einbrachte.

Ich komme nun auf die drei bereits genannten „Meisterschüler" Schlossers zu sprechen, auf Ernst Kris, Otto Kurz und Ernst Gombrich, und erinnere an das, was sie mit Schlosser, aber auch mit Warburg verband, ihr Interesse für das noch Unentdeckte, das vermeintlich Obskure, das Untergründige: So promovierte Kris über Naturabgüsse lebender Tiere aus der Zeit des Manierismus (1922), studierte Gombrich die astrologische Symbolik im Dekor von Giulio Romanos Palazzo del Te (1933), schrieb Otto Kurz — in reiferem Alter — über Kunstfälschungen *(Fakes,* 1948).

Leben und Werk von Ernst Kris (1900—1957) stehen im Spannungsbogen von Kunstgeschichte und Psychoanalyse. Für den „Urschüler" Schlossers (wie dieser ihn gerne bezeichnete), wurde die Begegnung mit Sigmund Freud — dessen Kunstberater er wurde — zum existenziellen Wendepunkt, wenn auch ohne unmittelbare dramatische Folgen, war doch Kris während eines Jahrzehnts zu gleicher Zeit Kurator an der Abteilung für Plastik und Kunstgewerbe des Kunsthistorischen Museums *und* ausübender und lehrender Psychoanalytiker sowie Mitherausgeber der Zeitschrift *Imago.* In den Jahren des Exils, das Kris seit 1940 in New York zubrachte, wo er sich — wie zuvor schon in England — mit der tiefenpsychologischen Auswertung der feindlichen Rundfunkpropaganda befaßte, verfolgte er als Psychoanalytiker und Psychiater eine höchst erfolgreiche Universitätslaufbahn, sodaß die Kunstgeschichte für ihn zumindest beruflich mehr und mehr an Bedeutung verlor. Aus Kris' genuin kunstpsychologischen bzw. -psychoanalytischen Schriften seien für unseren Zusammenhang seine Studien zu den *Charakterköpfefn] des Franz Xaver Messerschmidt* (1932) zumindest erwähnt, vor allem aber seine Gemeinschaftsarbeiten mit Otto Kurz, *Die Legende vom Künstler* (1934), und mit Ernst Gombrich, *Caricature* (1941).

Die *Legende vom Künstler* hat (nach W. Hofmann) eine „neue Psychologie des Gestaltungsaktes" begründet und „zugleich der heutigen Rezeptionsforschung den Weg" gewiesen. Die Autoren Ernst Kris und Otto Kurz haben diese Arbeit der Bibliothek Warburg gewidmet und so in deren interdisziplinäres Programm auch den psychoanalytischen Ansatz eingebracht, wenn auch eingeräumt werden muß, daß dieser Ansatz in der Rezeption und Kritik Gombrichs seither wesentlich transformiert worden ist, so im behaupteten Vorrang des Kunstwerks vor dem Künstler auch hinsichtlich des Unbewußten wie im Vorrang der Stiltradition vor individuellen Modi der Darstellung.

Zu Kris' Mitautor Otto Kurz (1908—1975) wäre noch nachzutragen, daß er als Wiener Kunsthistoriker am Warburg-Institut, dem er seit 1932 — also noch in Hamburg — angehörte, die philologische Tradition seines Landsmannes Fritz Saxl fortsetzte, seit 1949 als Erster Bibliothekar des Instituts.

Bevor ich schließe, noch ein Blick auf Ernst Gombrichs (geb. 1909) geschichtsphilosophisches Konzept. Der Dualismus Schlossers kontrastierte bekanntlich die Sphären des Stils und der Sprache in der Kunst, identifizierte jenen mit der großen, der „wahren" Kunst der Genies, diese mit der Kunst der Nachahmer und Epigonen. So sollte das Spannungsverhältnis von Kontinuität und Diskontinuität, von Innovation und Tradition in einer Dichotomie gleichsam neutralisiert werden: Gombrich verwirft aber diesen Gedanken und nimmt konsequent die Reduktion der Sphäre des Stils auf die Sphäre der Sprache vor, Kunst ist somit primär Sprache, als soziale Mitteilung erfüllt sie eine soziale Funktion.

Die Übernahme der Sprachgeschichte Schlossers und ihre monistische Verabsolutierung erlaubten Gombrich eine weitgehende Annäherung an die kulturwissenschaftliche Position Aby Warburgs, deren interdisziplinärer Charakter bei ihm wiederkehrt, wenn er synchron etwa die Anwendung von Verfahren der Ethnologie, der Informationstheorie, der Wahrnehmungs- und Gestaltpsychologie auf die Kunst fordert.[7] Diachron gesehen, werden Kunst- und Kulturgeschichte hier zur Geschichte künstlerischer bzw. kultureller Normen, Stereotype und Konventionen/Innovationen fügen sich dynamisch der Tradition und stabilisieren sie.

Die Essenz der Lehren der Wiener Schule ist von Saxl und Kurz, von Kris und Gombrich — und natürlich auch von Pächt[8] — in die Ikonologie Warburgs und seiner Nachfolger eingebracht worden, bzw. in ihr aufgegangen — in der *Dialektik* von Sprache und Symbol.

Anmerkungen:

1 Werner Hofmann, „Was bleibt von der ‚Wiener Schule'?" in: *Kunsthistoriker. Mitteilungen des Österreichischen Kunsthistorikerverbandes* 4/1, 1984/85. Graz 1985, 7.

2 Tietze (1880—1954) — ein Schüler von Wickhoff und Riegl — ist gleichbedeutend als Theoretiker (s. o.), Historiker (vor allem durch seine wesentliche Beteiligung an der monumentalen *Österreichischen Topographie)* und Kunstadministrator (besonders durch die Mitwirkung an der großangelegten Museumsreform in den frühen zwanziger Jahren, die unter anderem zur musealen Nutzung der Belvedereschlösser führte). 1938 zog Tietze es vor, von einer Vortragsreise in den USA nicht mehr nach Österreich zurückzukehren.

3 Hofmann, „Was bleibt von der ‚Wiener Schule'?", a.a.O., 4.

4 Ernst Cassirer, *Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance.* Leipzig—Berlin 1927 (Widmung des Autors an Aby Warburg).

5 Hans Blumenberg, „Ernst Cassirers gedenkend. Eine Rede", in: *Wirklichkeiten, in denen wir leben.* Stuttgart 1982.

6 Julius v. Schlosser, „ ‚Stilgeschichte' und ‚Sprachgeschichte' der bildenden Kunst", in: *Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften,* phil.-hist. Abt., Jahrgang 1935, 1, München 1935, 32.
Warburg starb bereits 1929, Schlosser selbst 1938, beiden stellte sich das Problem der Emigration nicht.

6a Ein früher „Verbindungsmann" der Wiener Schule zum Warburg-Kreis — besonders zu Panofsky — war auch der große Michelangelo-Kenner Charles de Tolnay (1899—1981): Mitglied des Budapester „Sonntagskreises" (wie Hauser und Antal) und Schüler Schlossers, lehrte er von 1929 bis zur Machtübernahme Hitlers an der Universität Hamburg, später in Paris und den USA (zunächst in Princeton, wo auch Panofsky wirkte).

7 Der kultursoziologische Ansatz Gombrichs hat in der zeitgenössischen Semiotik — besonders Italiens, der Heimat Croces und Wahlheimat Schlossers — große Resonanz gefunden: Für manche ist Gombrich heute gar „il padre e il miglior esponente delle semiotica delle arti" (Omar Calabrese, *Il linguaggio dell'arte.* Milano 1985, 42)

8 Otto Pächt (1902—1988) — der von 1941 bis 1963 Kunstgeschichte in Oxford lehrte—ist als einziger der Genannten nach fast dreißigjähriger Emigration für immer nach Österreich zurückgekehrt.

MARGARETE SCHÜTTE-LIHOTZKY

Zeitzeugin

Es liegt in der Natur der Sache, daß ein Zeitzeuge hauptsächlich von seinem eigenen Erleben aus der Vergangenheit berichtet. Ich will mich jedoch bemühen, Persönliches nur soweit herauszugreifen, soweit es für allgemeine Zustände charakteristisch sein könnte, und Vergangenes, soweit man daraus Schlüsse für die Gegenwart ziehen kann. Ich selbst bin zwar eine Verfolgte des nationalsozialistischen Regimes, aber keine Vertriebene, denn ich habe Österreich aus rein beruflichen Gründen 1926, demnach schon zwölf Jahre vor dem Einmarsch der deutschen Truppen in unser Land, verlassen.

Noch im vorigen Jahrhundert geboren, habe ich drei Viertel unseres Jahrhunderts das politische und kulturelle Leben bereits als erwachsener Mensch bewußt erlebt.

Meine Kindheit und frühe Jugend fiel noch in die Zeit der Monarchie, aber auch schon in die Zeit eines rasch anwachsenden Deutschnationalismus, der in Österreich, seit ich denken kann, mit dem Antisemitismus eng verknüpft war.

In Schule und Elternhaus wurde ich im Geiste eines bewußten Österreichertums erzogen. Trotzdem geriet ich einmal, das war etwa 1910, in einen deutschnationalen Studentenkommers im großen Wiener Musikvereinssaal. Alle Studenten, feierlich in „Wichs“, wie man ihre uniformartige Kleidung damals nannte, gröhlten mehr als sie sangen, von deutschem Wesen, deutschem Mädel, deutschem Leid. Ich, noch fast ein Kind, erklärte damals: „So wo geh ich nie mehr hin.“

Wie sehr das Gift des Rassismus schon lange vor 1938 auch die Arbeiterkreise bei uns erfaßte, beweist eine Flaschenpost, die mir vor kurzem in Radstadt im Salzburgischen in die Hände geriet. Sie wurde vergraben im Garten eines Hauses, das 1931 fertiggestellt war, gefunden. Darin heißt es:

Dieser Bau wurde von der Fa. Pekoll in Schladming erbaut und am 1. August fertig, Bauzeit 4 Monate. Die Arbeiter sind Sämtliche Hackenkreutzler und Judenfeinde. Sollte so ein Lump im Besitze dieses von Deutschen Händen geschaffenen gelangen sollte er weder Rast noch Ruh haben den wir Hassen die Juden und Schwarzen sowie Rotbonzen diese Volksbetrüger.

Franz Pribik Polier
(+ 10 Leute = Arbeiter)

Heil Hitler
N. S. D. A. P.
Radstadt am 31/VH 1931
(Originalunterschrift *Pribik Polier)*

Die Juden spielten zur Zeit meiner Jugend im geistigen und kulturellen Leben Wiens eine bedeutende Rolle — allerdings mehr in den Wissenschaften, vor allem in der Medizin, in Literatur und Theater, weniger in der bildenden Kunst. Mein Lehrer, Architektur-Professor Oscar Strnad, selbst Jude, meinte dazu, das hänge noch mit den Gebräuchen aus dem Mittelalter zusammen, als die Juden nur als Bader, sogenannte Quacksalber oder als Gaukler auf Marktplätzen auftreten durften. Wie dem auch sei. Die Namen bekannter österreichischer Architekten jüdischer Herkunft wie Strnad, Frank, Wlach, Gorge, Lichtblau und andere tauchen meines Wissens erst um die Jahrhundertwende in Wien auf. Die Werke dieser Architekten entstanden zeitlich zwischen denen der Sezessionisten, den Revoltierern gegen den Eklektizismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und den Funktionalisten. Durchwegs waren sie Sucher nach einer Architektur der eigenen Zeit — des 20. Jahrhunderts. Bei den Nazis galten sie bereits als Kulturbolschewisten.

Als Lehrer veränderte Oskar Strnad das Denken der meisten seiner Schüler von Grund auf und bestimmte damit unser ganzes weiteres Leben. Er starb vor 1938, konnte demnach nicht mehr vertrieben werden. Doch muß hier die Geschichte seiner Frau, stellvertretend für viele

andere gleichartige, erzählt werden. Frau Mathilde Strnad wußte, an welchem Tag die Juden ihrer Straße in Wien abgeholt werden. Sie war gerade im Begriff, aus ihrer Wohnung wegzugehen, um ihrem Leben durch einen Sprung in die Donau ein Ende zu setzen. Zufällig kam an diesem Morgen völlig unerwartet Frau Larisch-Ramsauer, meine ehemalige Studienkollegin und spätere Frau von Rudolf Larisch (Professor für ornamentale Schrift an unserer Hochschule), vorbei, erfuhr von Frau Strnads Absicht, nahm sie mit, versteckte sie unter großem eigenem Risiko in ihrem kleinen Hause am Rande der Stadt und rettete ihr so das Leben. Frau Larisch-Ramsauer war nicht die einzige, die so gehandelt hat. Das sind die vielen namenlosen Heldinnen und Helden jener Zeit, von denen man gerade heute zur Ehrenrettung Österreichs sprechen muß, so oft man kann.

Die nächste Etappe meines Lebens nach der Studienzeit in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre wurde durch meine berufliche Arbeit innerhalb der Siedlerbewegung bestimmt. Eine ganze Reihe von Menschen, die nach 1938 verfolgt und vertrieben wurden, waren darin führend tätig. Die Wiener Siedlerbewegung kann — meines Wissens — als einziges Beispiel gelten, bei dem durch eine Massenbewegung von unten gleich nach dem Ersten Weltkrieg ein umfangreicher Wohnungsbau erzwungen wurde.

Einer der markantesten Vertreter dieser Bewegung war Dr. Max Ermers, Kunsthistoriker und Gartenstadtfachmann. Gleich nach 1918 verfaßte er zusammen mit dem Architekten Adolf Loos ein Kunstprogramm. Später wurde er Leiter des Siedlungsamtes der Stadt Wien. Mit ungeheurem Einsatz und großer Opferbereitschaft unterzog er sich dieser Aufgabe. Hauptursachen der Siedlerbewegung war die unbeschreibliche Wohnungs- und Lebensmittelnot im damaligen Wien. Kleingartenvereine und Siedlungsgenossenschaften schossen wie Pilze aus der Erde. Ermers zog eine Reihe der modernen Architekten, vor allem Adolf Loos und Josef Frank, unter anderem übrigens auch mich, in diese Bewegung hinein. Nach seiner Tätigkeit im Siedlungsamt wurde er Journalist. In der Krise der dreißiger Jahre aber ging es ihm so schlecht, daß er nicht einmal so viel Geld hatte, sein einziges Zimmer, das er mit seinem kleinen Töchterchen bewohnte, zu heizen. Aus politischen und rassischen Gründen emigrierte er 1938 nach England. 1945 schon kehrte er nach Wien zurück, konnte aber hier nicht mehr Fuß fassen. Er starb 1947 unerwartet auf der Straße.

Alle Kleingartenvereine und Siedlungsgenossenschaften wurden in einem zentralen österreichischen Verband zusammengefaßt. Der Verband hatte ein Baubüro, in dem ich arbeitete. Generalsekretär des Verbandes war Dr. Otto Neurath. Sein Einfluß als Wissenschaftler, als Philosoph und Soziologe wird in einem anderen Beitrag gewürdigt.

Hier nur Persönliches. Meine Arbeit brachte mich Jahre hindurch täglich mit Neurath zusammen. Außerdem war ich auch persönlich mit ihm befreundet.

Neurath war außerordentlich vital, ein Motor, der alles in seiner Umgebung bewegte. Er sprach viel in Versammlungen, schrieb unzählige Artikel und hatte sicher, so wie auf mich, vor allem auf junge Menschen einen außerordentlichen Einfluß. An städtebaulichen und architektonischen Fragen war er weit über die Siedlerbewegung hinaus lebhaft interessiert und engagiert.

In diesem Riesen von Gestalt Otto Neurath wohnte eine äußerst subtil reagierende Empfindsamkeit. Er malte phantastisch ineinander verschlungene bunte Tiere in minutiöser Art und schrieb Märchen voll Poesie und Aussagekraft.

Der Verband war 1924 finanziell in Schwierigkeiten und konnte einen Teil seiner Angestellten nicht mehr halten. Damals kam Neurath die Idee einer neuartigen Bildstatistik, beruhend auf dem Gedanken „Besser einprägsame Bilder behalten, als genaue Zahlen vergessen“. Darüber arbeitete er ein kurzes Expose aus und fuhr mit einem Taxi zu führenden Leuten der Stadtverwaltung, zu Parlamentsabgeordneten und Gemeinderäten. Ich fuhr mit ihm. Mit nichts anderem in der Tasche als zwei von Seitz, Renner, Deutsch und anderen unterschriebenen Blatt Papier kam er triumphierend lachend zum Taxi zurück. Das war der allererste Anfang des Wiener Museums für Siedlungs- und Städtebau (aus dem sich dann ab 1925 das Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum entwickelte), das später weltberühmt werden sollte.

Neurath war für die Nationalsozialisten *das* rote Tuch, schon wegen seiner Teilnahme an der Münchener Räteregierung 1919. Es gelang ihm, rechtzeitig nach Holland zu fliehen und dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch viel Material seines Museums zu retten.

Beim Einmarsch der Deutschen Wehrmacht in Holland mußte er wieder fliehen. Es gelang ihm, mit einem Boot nach England zu entkommen. Im Herbst 1945 wollte er nach Österreich zurückkehren, doch ereilte ihn, einige Tage vor der geplanten Abreise, ein plötzlicher Tod.

Josef Frank war einer der wenigen Architekten, die sich von Anfang an der Siedlerbewegung verbunden fühlten. Franks Werke, sein Einfluß, werden später gewürdigt. Hier nur die Schilderung des Menschen Frank, wie ich ihn kannte: Ich sah ihn das erste Mal 1917, mitten im Krieg — in Dragoner-Uniform, die so gar nicht zu dem auffallend intellektuellen Schädel paßte.

Frank war einer der interessantesten Menschen, denen ich je begegnet bin, eine merkwürdige Mischung widersprüchlich scheinender Eigenschaften. Geistreich und sehr gebildet auf den verschiedensten Wissensgebieten, sarkastisch, voll von beißender Kritik und Ironie, von scheinbar destruktivem Geist beseelt, gleichzeitig aber in der Realität ständig konstruktiv tätig und äußerst produktiv. Als Sucher nach einer Architektur des 20. Jahrhunderts war er vom offiziellen Kunstbetrieb in Österreich boykottiert und hatte hier nicht viel gebaut. Bei den Nazis war er als Kulturbolschewik verschrien.

Umso größer war dann sein Einfluß in Schweden. Ich wurde vor kurzem gefragt, warum er nicht nach Wien zurückkehrte, obwohl man es ihm angeboten hatte. Darüber habe ich damals lange mit ihm gesprochen. Ihn hinderte sein eingefleischter Pessimismus. Er fühlte sich zutiefst verletzt von allem, was geschehen war. Er wußte natürlich, daß die vielen Nazis und auch Antisemiten sich nicht über Nacht ändern würden, und fühlte sich zu alt, um den Kampf mit den völlig Andersdenkenden noch aufzunehmen.

Ein wichtiger Architekt in unserem damaligen Freundeskreis war Ernst Egli. Sein Vater war als junger Mensch in Österreich eingewandert, daher der Name. Ernst Egli war in Wien geboren, studierte hier an der Technischen Hochschule und fühlte sich vollkommen als Wiener. Er baute unter anderem die Siedlung Eden in Hütteldorf. Später wurde er Assistent bei Holzmeister, kam durch ihn nach Istanbul in die Türkei, wo er jahrelang Professor für Architektur an der Academie des Beaux Arts war. Mit Holzmeister zusammen baute er halb Ankara auf.

Er hatte eine jüdische Frau und konnte nicht mehr nach Österreich zurück. In seinen Gedanken über Architektur und vor allem über Städtebau war Egli schon in den Jahren, als ich viel mit ihn zusammen war (1922—1924), außerordentlich interessant.

Nach seinem Aufenthalt in der Türkei wurde er Professor an der Technischen Hochschule in Zürich. Dort schrieb er eine *Geschichte des Städtebaus.* Mit diesem grundlegenden Werk ist er in die Architekturgeschichte eingegangen. Er starb in hohem Alter in der Schweiz.

Der heute nicht sehr bekannte Architekt Ernst Egli ist nur ein klassisches Beispiel für die vielen wertvollen Menschen, die unser Land durch die „Vertreibung der Vernunft“ durch die Nazis verloren hat.

Um die Jahreswende 1925/1926 übersiedelte ich von Wien nach Frankfurt am Main. Dort war ich über die Uninteressiertheit meiner Architekten-Kollegen am städtischen Hochbauamt sehr erstaunt. Die meisten waren sehr engagiert und tüchtig im Beruf, aber darüber hinaus fühlten sie keine Verantwortlichkeit. Deshalb waren sie über politische Fragen und Probleme uninformiert und ziemlich unwissend und hatten 1933, als der Nationalsozialismus in Deutschland zur Macht kam, diesem keine feste, politische Überzeugung entgegenzusetzen, wurden von ihm überrollt oder verfielen ihm sogar.

Heute bin ich überzeugt davon, daß diese Haltung der Mehrheit der Intellektuellen in den zwanziger Jahren viel zum Sieg des Nationalsozialismus in Deutschland beigetragen hat.

1930 übersiedelten wir, eine Gruppe von 17 Architekten und Stadtplanern, zusammen mit dem bekannten Frankfurter Baustadtrat Ernst May in die Sowjetunion für die Planung der Wohnstädte bei den neuen Werken und Fabriken der Schwerindustrie. Innerhalb dieser Gruppe gab es einen österreichischen jungen Stadtplaner, Erich Mautner. Als er 1932 nach Wien auf Urlaub fuhr, erkannte er schon damals die Gefahr, die ihm als Jude hier drohte. Später übersiedelte er von Moskau endgültig nach Johannesburg, wo er heute noch lebt. Außer Mautner bin ich keinem österreichischen Architekten-Emigranten in der Sowjetunion begegnet.

Ich verließ die Sowjetunion endgültig im August 1937. Vom Einmarsch der Deutschen Wehrmacht erfuhr ich in Paris. Im Mai 1938 fuhr ich nach London. Doch weder in Paris noch in London gab es damals eine Arbeitsmöglichkeit, denn jetzt kam zur deutschen Emigration auch noch die österreichische dazu. In London traf ich den österreichischen Architekten Singer. Er hatte in einem Wiener Gemeindebau einen sehr guten Montessori-Kindergarten eingebaut, den ich in einer sowjetischen Architekturzeitschrift veröffentlicht hatte. Singer brachte sich in England mühsam durch. Er wollte später nach Wien zurückkehren, war aber als Jude nun plötzlich zum Emigranten geworden. Unser Gespräch war naturgemäß von den Weltereignissen überschattet. Im August 1938 übersiedelten wir — mein Mann und ich — in die Türkei. Schon in Paris hatten wir beide nach unserem Londoner Aufenthalt günstige Arbeitsverträge mit dem türkischen Erziehungsministerium abgeschlossen, um an der Academie des Beaux Arts in Istanbul zu arbeiten. Egli war schon längst in Zürich. Seine Professur hatte jetzt der bekannte deutsche Architekt und Emigrant Bruno Taut, der auch unsere Berufung nach Istanbul veranlaßt hatte.

In jener Zeit kamen wir oft mit Professor Holzmeister, der damals das Parlament in Ankara baute, zusammen. Bei Holzmeisters habe ich manche schöne gemütliche Abende in Tara- bia, an einem kleinen Bosporushafen gelegen, verbracht. Alle seine Mitarbeiter wohnten mit ihm im selben Haus und nahmen gemeinsam ihre Mahlzeiten. Obwohl er selbst nicht direkt Emigrant war — denn so wie ich war er beim Einmarsch der Deutschen in Österreich im Ausland —, so möchte ich doch hier hervorheben, daß er in Istanbul einer Reihe von Emigranten sehr geholfen hat. So zum Beispiel dem jüdischen Ehepaar Reichl, dem Architekten Herbert Eichholzer aus Graz und anderen.

Über Herbert Eichholzer will ich hier als den letzten meiner vertriebenen Kollegen ausführlicher berichten, denn er ist meines Wissens der einzige österreichische Architekt, der im Widerstand organisiert gearbeitet und sein Leben bewußt riskiert hat und unter dem Henkerbeil in Wien starb.

Herbert Eichholzer war am 11. März 1938 — also im letzten Moment vor der Okkupation unseres Landes — aus politischen Gründen geflüchtet. Zehn Jahre vorher hatte er sein Studium in Graz beendet, arbeitete 1929 einige Zeit bei Le Corbusier in Paris, war dann als freischaffender Architekt in Graz tätig, baute einige Privathäuser, beteilige sich an Wettbewerben usw.

Aus der Emigration in Frankreich kam er im Herbst 1938 nach Istanbul und kam bei Holzmeister unter. Bald suchte er mich, von der er wußte, daß ich bereit war, für Österreichs Befreiung etwas zu tun, in der Akademie auf. Er gründete in Istanbul eine österreichische Widerstandsgruppe und fuhr im Frühjahr 1940 zurück nach Graz — ins innere Exil. Von da an bis zu seiner Verhaftung im Februar 1941 arbeitete er gemäß seiner politischen Überzeugung intensiv und organisiert für die Befreiung unseres Landes. Im September 1942 stand er in Wien vor dem Zweiten Senat des Berliner Volksgerichts. Er wurde zum Tode verurteilt und im Januar 1943 im Wiener Landesgericht enthauptet. Mit einem Gerichtsdiener, der bei Herberts Prozeß anwesend war, konnte ich nachher sprechen. Dieser Mann war von Herberts ungebrochener Haltung vor Gericht und seiner mutigen und politisch gescheiten Verteidigung beim Prozeß sehr beeindruckt und voller Hochachtung für den Kommunisten Herbert Eichholzer.

Eindreiviertel Jahre nach Herbert Eichholzer fuhr ich von Istanbul nach Wien, um dabei mitzuwirken, die Naziherrschaft zu brechen, damit ein sinnloser Eroberungskrieg so rasch als möglich zu Ende gehe und ein selbständiges Österreich wieder erstehe, aus dem auch niemand mehr vertrieben würde. Wir haben gegen den Nazi-Staat bewußt gekämpft, wurden von ihm folgerichtig verfolgt und fühlten uns deshalb nicht als Opfer.

Im Jänner 1941 wurde ich in Wien verhaftet. Nach eineinhalb Jahren Untersuchungshaft stand ich vor demselben Senat des Berliner Volksgerichts in Wien wie Herbert. Nach Beantragung des Todesurteils kam ich unerwarteterweise mit fünfzehn Jahren Zuchthaus davon, von denen ich viereinviertel Jahre hinter Schloß und Riegel verbrachte. Unter den etwa hundert politisch verfolgten Österreicherinnen, denen ich im Gefängnis begegnet bin, die organisiert konspirativ tätig waren, sind sechzehn zum Tode verurteilt und geköpft worden. Unter den Männern war der Prozentsatz noch viel höher. Die Frauen waren keine Architektinnen, sondern kamen fast durchwegs aus Arbeiterkreisen. Ich erzähle das nur, weil es heute noch

Leute bei uns gibt, die glauben, die Nazis hätten keine Frauen unter das Henkerbeil gelegt.

Aber nun zum Schluß heraus aus der Vergangenheit und kurz in die Gegenwart und Zukunft, zu einer Frage, die ein französischer Teilnehmer des Symposions angeschnitten hat:

Auch ich halte es für gefährlich und verhängnisvoll, den Nationalsozialismus, diese spezielle Form des Faschismus, nur auf den Antisemitismus zu reduzieren. Verhängnisvoll, weil dadurch die anderen katastrophalen Gefahren jedes Faschismus heruntergespielt werden, weil jeder Faschismus, der da und dort in dieser oder jener Form heute wieder auflebt, nicht nur Chauvinismus und Rassismus in sich birgt, sondern auch Feindbilder erzeugt, die kriegsfördernd sind. Wohin aber könnten im Atomzeitalter in einem künftigen Krieg die Millionen Vertriebenen noch flüchten, um ihr Leben zu retten?

Margarete Schütte-Lihotzky. 1935

Osterreichische Widerstandskämpfer. Vorne rechts: Margarete Schütte-Lihotzky nach ihrer Befreiung

HILDE ZALOSCER

Wissenschaftliche Arbeit ohne wissenschaftlichen Apparat

Ich möchte meinem Beitrag nicht die Form einer Autobiographie, zumindest nicht ausschließlich, geben. Wir kennen so viele Autobiographien von Emigranten, tragische und weniger tragische, solche, in denen der Autor das Ende nicht mehr schrieb, sondern vorher das Handtuch warf, solche, die von Henkern vereitelt wurden. Viele endeten durch Selbstmord, von Depressionen waren sie fast immer geprägt. Gibt es eine Statistik der Emigrantenselbstmorde, angeführt von Egon Friedell über Stefan Zweig, Walter Benjamin?

Die tragischste Gruppe aber scheint mir jene — und ich weiß nicht, ob sie berücksichtigt wurde —: Emigranten, die aus der Emigration heimkamen, nur um zu sehen, daß sich nichts geändert hatte, daß sie weiterhin nicht gewollt waren, daß für sie weder Arbeit noch Unterkunft da war, und die hier, zurückgekehrt, Selbstmord begingen. In meiner unmittelbaren Umgebung kenne ich zwei solche Fälle. Mich rettete vor diesem endgültigen Entschluß nur die Berufung an die Carleton-University, sodaß Kanada mein viertes Exilland wurde.

Ich erinnere mich: Es war einige Tage vor Kriegsausbruch, ich saß mit Schiller-Marmorek, Redakteur der *AZ,* einem Freund meines Schwagers Hans Sailer, in einem Kaffeehaus in Paris; es war ein glühend heißer Sommertag, wir sprachen über die unheilschwangere Situation — gerade hatten Rußland und Deutschland ihren Nicht-Angriffspakt unterschrieben, wir sprachen über die Emigranten, die sich in Paris versammelt hatten, über die fast menschenunwürdigen, aussichtslosen Umstände, in denen sie lebten, und wir sprachen über die, denen die Flucht nicht gelungen war, über Käthe Leichter und viele andere. Und damals sagte Schiller-Marmorek: *Wir Emigranten sind für die anderen eine eigene Menschensorte, daß wir nicht als Emigranten geboren sind, vergessen sie. Weißt du,* fügte er hinzu, *um das Phänomen der Emigranten in ihrer ganzen Tragik und Komplexität je wirklich zu erfassen, um ihre Psychologie, ihre Traumata, um alle Dimensionen dieser neuen Menschengattung zu erfassen, wird es einmal eines Dichters von der Statur eines Balzac oder Zola bedürfen. Alles übrige beleuchtet kaum eine Facette der ganzen Tragödie.* Warten wir also auf einen Balzac, der eine neue „Tragédie Humaine“ schreiben wird. Inzwischen wollen wir unsere kleinen Bausteine dazu beitragen.

Ich möchte hier einen Aspekt der Emigration herausgreifen, einen, der auf den ersten Blick nicht besonders wichtig, ja eher nebensächlich erscheinen könnte, von dem ich dennoch glaube, daß er festgehalten gehört.

Zu meiner eigenen Emigration, oder besser meinen drei Emigrationen, nur ganz kurz folgendes: Mit einer gewissen Berechtigung darf ich sagen, daß mein ganzes Leben im Grunde aus einer Reihe von immer neuen Emigrationen bestanden hat, daß jeder neue Lebensabschnitt immer auch eine neue Station in der Reihe der Emigrationen war. Bisher habe ich es auf vier gebracht, und so habe ich — bis auf meine Jugendzeit — mein Leben, was seinen Standort anlangt, immer als ein Provisorium gelebt. Kofferpacken hat, selbst wenn es in den Urlaub geht, auch heute noch immer etwas Traumatisches für mich.

Die erste Emigration fand 1918 statt. Ich wurde in Bosnien geboren, das damals Österreich einverleibt war und nicht mit Unrecht das Pulverfaß Europas genannt wurde. Ich bin sogar in Tuzla geboren, der Stadt, wo das Gymnasium stand, aus dem zwei von den drei Attentätern des Thronfolgers kamen. Meine Familie lebte einige Bahnstunden von Sarajevo entfernt, wo dann am 28. Juni 1914 jene fatalen Schüsse fielen, die erst die Auflösung der Monarchie mit sich brachten und, einem historischen Determinismus folgend, die Auflösung aller jener Werte, die die westliche Welt bildeten und vorderen Resten wir uns heute befinden.

Als die Monarchie 1918 in ihre Bestandteile zerfiel, kam Bosnien, das Österreich erst von den Türken okkupiert und schließlich 1908 annektiert hatte, an Jugoslawien, dem es ethnisch ja angehörte. Mein Vater und mit ihm alle Österreicher wurden aus dem Land vertrieben, ihr Vermögen eingezogen. Völlig mittellos kamen wir nach einer langen Odyssee in Wien an.

Ich war damals fünfzehn Jahre alt. Für mich war eine, meine, heile Welt zusammengebrochen, eine neue stand mir bevor. Als Vorwarnung für Späteres sei vermerkt, daß ich, da der Name Zaloscer auf einer Kriegsverbrecherliste stand, als Maria Klofutar nach Wien kam, das war der Name auf dem ersten der vielen späteren, falschen Pässe, die ich noch haben sollte.

Meinem Vater war es durch übermenschliche Anstrengungen gelungen, sich wieder eine Existenz, erst als Dolmetscher, dann als Rechtsanwalt, aufzubauen. Und so konnten ich und meine zwei jüngeren Schwestern sogar studieren. Bezeichnend ist, daß während dieser so unendlich schwierigen Zeit meinen Eltern niemals der Gedanke kam, wir könnten etwas „Vernünftiges“ tun, das heißt, zum gemeinsamen Lebensunterhalt beisteuern, Geld verdienen. Statt dessen stand immer fest, daß jede von uns studieren sollte, und das auch nach eigener freier Wahl. Für mich stand seit jeher fest, daß ich Kunstgeschichte studieren würde, auch wenn es in unserer Familie seit fünf Generationen immer nur Ärzte und Anwälte gegeben hatte — mein Großonkel mütterlicherseits, ein Natansohn, war Sigmund Freuds Schwiegervater, und irgendwo war Großmama Dora, geborene Nierenstein-Mieses, mit Mahler verwandt. Wie, konnte ich nie eruieren. Aber es gab auch „Aussteiger" in der Familie, schon früher. Ein Bruder von eben dieser Großmama Dora hatte das väterliche Nest verlassen, wurde zum schwarzen Schaf der Familie, änderte den Namen, hieß Camilo Morena und wurde in Berlin ein mittelmäßiger Komponist. Eine Großtante emigrierte nach den USA, gründete ein eigenes Theater. So zu lesen in Abba Ebans Buch *Heritage.* Erstaunlicherweise trug sie sogar Mamas Vornamen Berta. Nach dem Ersten Weltkrieg besuchte sie uns in Wien, und wir waren durch die Pracht einer uns damals unbekannten Herrlichkeit förmlich geblendet.

Im Jahre 1921 inskribierte ich Kunstgeschichte. Für die kleine „Tschuschin“, die ich damals war, öffneten sich auf geistigem Gebiete ungeahnte Möglichkeiten. Ich konnte mich nicht sattsehen, nicht satthören. Mit Fritz Novotny, dem nachmaligen bekannten Kunsthistoriker, verband mich bald eine enge Freundschaft. Mit ihm besuchte ich Vorträge, Konzerte, er führte mich ein in die Welt eines Karl Kraus, der für mich, für unsere Generation, so etwas wie eine moralische Instanz wurde. Die Zeit des Studiums war reich und anregend zugleich.

1927 promovierte ich. Der Ernst des Lebens sollte beginnen. Wir waren, wie Professor Heinrich Glück oft sagte, ein „guter Jahrgang“, tatsächlich kamen aus unseren Reihen Kunsthistoriker wie Fritz Novotny, Otto Demus, Fritz Grossmann — und vielleicht auch ich — hervor. Mit uns promovierte noch eine ganze Reihe von Kunsthistorikern, und bald sollte es sich herausstellen, daß die meisten eine Anstellung fanden, nur zwei, Fritz Grossmann und ich, konnten beim besten Willen nichts finden. Bald wurde uns klar, warum: Wir waren die einzigen Juden! Während alle, gute und weniger gute, unterkamen, für manche sogar extra Posten geschaffen wurden, gingen wir leer aus.

Zehn Jahre ungefähr versuchte ich es. Nicht, daß die Zeit verloren war, in meiner Biographie zähle ich auch auf, was ich in dieser Zeit alles unternahm, umso mehr, als ich immer schon eine Grenzgängerin gewesen war, mich nicht auf das enge Gebiet der Kunstgeschichte beschränkte. Ich arbeitete für Otto Neurath, ich gab mich mit Herz und Seele der Volksbildung hin, absolvierte die Graphische Lehr- und Versuchsanstalt, arbeitete mit Professor Hans Tietze an seiner Ausstellung „Kunst in unserer Zeit“ mit, verdiente mir mein Taschengeld als Freelancer, aber alles das war nicht die Karriere, die ich anstrebte.

Dann bekam ich einen mir fast entsprechenden Posten als Herausgeberin der Kunstzeitschrift *Belvedere.* Dieser Karriere machten zwei brave Nazikollegen ein Ende, indem sie mich der Werksspionage bezichtigten, es waren Ferdinand Eckhard und Hermann Leber. Den Verleumdungsprozeß gegen Leber gewann ich, seine Drohung aber, nach dem Prozeß, war nicht mißzuverstehen. Dazu kommt, daß nicht nur die Aussichten, sondern die ganze Atmosphäre in Wien immer unerträglicher, immer erstickender wurde. Ich beschloß, Wien coute que coute zu verlassen. Ein Seminar bei Professor Heine-Geldern und eine Seminararbeit wurden der Anlaß, nein, wurden entscheidend: Es handelte sich um eine Untersuchung über „Die Ikonographie der Lotosranke in Indien“, die Heine-Geldern in den *Artibus Asiae* auch publizierte und anschließend meinte, jetzt müsse eine Parallel-Untersuchung über die Lotosranke in Ägypten folgen. Zufälle stellten sich ein — Zufälle, die in meinem Leben immer eine große Rolle spielten: Ein prominenter ägyptischer Arzt in Alexandrien suchte eine Hausdame, ich bewarb mich und verließ Österreich 1936, um in Ägypten als Hausgehilfin zu arbeiten.

Wie es mir gelang, von der sozial niedrigsten Stufe, als Europäerin in einem arabischen Haushalt, schließlich in die mir gemäße Stufe aufzusteigen und an der Universität in Alexandrien zu landen, war ein langer, nicht immer erquicklicher Weg, gehört aber nicht hierher.

Jedenfalls stand meiner akademischen Karriere in Ägypten nichts mehr im Weg. Umsomehr, als zwei Versuche, in Wien Fuß zu fassen, gescheitert waren. Denn natürlich versuchte ich, als der Krieg zu Ende und der Rest meiner Familie wieder in Wien war, meine Karriere in Wien aufzunehmen. Der tausendjährige Spuk war ja, wie wir glaubten, vorüber, Faschismus und Antisemitismus mit allen ihren unaussprechlichen Greueln waren vorbei, ein neuer Anfang war in Sicht. Wie falsch diese Meinung war, erfuhr ich nur allzubald. Als ich Fritz Novotny mitteilte, ich wollte nach Wien zurück und hier meine akademische Karriere in Angriff nehmen, sagte er mir, da hätte ich wenig Chancen, der Ressortminister Hurdes sei ein Antisemit! Das war deutlich. Ich verließ Wien 1947 ein zweites Mal. Fuhr ich „heim" nach Ägypten — oder in die Emigration? Die Frage kann ich kaum beantworten, jedenfalls war inzwischen in Ägypten meine Berufung an die Universität erfolgt.

Im Jahre 1967, nach dem Sechs-Tage-Krieg, als Ägypten wieder in einer Auseinandersetzung mit Israel verloren hatte, — eine entsetzliche militärische Auseinandersetzung —, und das Land in seiner Erniedrigung und Beschämung seine Wut an Zivilpersonen ausließ, als für uns Juden sich eine ähnliche Situation darbot wie in Österreich unter dem Hitler-Regime, fuhr ich wieder nach Wien, wieder auf der Suche nach einer mir gemäßen Arbeit. Nun, es hatte sich auch jetzt nichts geändert. Nur der Minister hieß diesmal Drimmel! Die Borodajkevic-Affäre erhitzte die Gemüter, Nazi-Verbrecher wurden freigesprochen — und für mich bestand nach wie vor keine Hoffnung!

Die nächste Etappe meiner Emigration hieß also Kanada, wo mir Prof. Meyer Schapiro, einer der bedeutendsten Kunsthistoriker an der Columbia-Universität, der meine Arbeiten durch Fritz Novotny kannte, eine Berufung an die Carleton University verschafft hatte. Mein Vertrag wurde zweimal verlängert, und erst im Jahre 1974 kam ich, siebzigjährig, nach Wien zurück. Das sind in Kürze die Etappen meines Wanderns von Kontinent zu Kontinent.

Doch, wie ich anfangs gesagt habe, nicht das erscheint mir wichtig, es gab viel tragischere Schicksale. Nur mein Erleben ist, in seinem Verhältnis zu Österreich, symptomatisch. — Ich wollte, wie eingangs erwähnt, auf eine jener Schwierigkeiten zu sprechen kommen, denen Wissenschaftler, die es in Drittländer oder Entwicklungsländer verschlagen hatte, ausgesetzt waren. Ich wiederhole: verglichen mit den Schwierigkeiten, mit denen andere zu kämpfen hatten, erscheint diese unwichtig. Ich meine den Mangel jedes wissenschaftlichen Apparates, unter dem wir europäische Emigranten in Entwicklungsländern zu leiden hatten. Es gab keine Bibliotheken, Bücher konnten wir uns nicht beschaffen, also kannte ich weder die diesbezügliche Literatur, noch all das, was es an Neuerscheinungen gab. Ein klassisches Beispiel ist Erich Auerbach, den die Emigration nach Istanbul verschlug. Dort aber schrieb er ein großartiges, bis heute gültiges Buch: *Mimesis.* Und vielleicht war es gerade der Mangel jeder Literatur, jeder Sekundärliteratur, die zur Wichtigkeit und Bedeutung der Arbeit beigetragen hat. Dieser Tatsache ist sich Auerbach auch bewußt, wenn er schreibt: *... die Untersuchung wurde während des Krieges in Istanbul geschrieben. Hier gibt es keine für europäische Studien gut ausgestattete Bibliothek: die internationalen Verbindungen stockten: sodaß ich auf fast alle Zeitschriften, auf die meisten neueren Untersuchungen, ja zuweilen selbst auf eine zuverlässige kritische Ausgabe meiner Texte verzichten mußte.* Dieses Handikap fiel bei mir weg, die Denkmäler waren da, in Überfülle, meist auch noch in situ. Aber Auerbach fährt fort, und auch das gilt wortwörtlich für mich: *Es ist daher möglich und sogar wahrscheinlich, daß mir manches entgangen ist, was ich hätte berücksichtigen müssen, und daß ich zuweilen etwas behaupte, was durch die neuere Forschung widerlegt oder modifiziert worden ist... Mit dem Mangel an Fachliteratur und Zeitschriften hängt es auch zusammen, daß das Buch keine Anmerkungen enthält. Aber, und das scheint mir wichtig,* fährt Auerbach fort, *es ist übrigens sehr möglich, daß das Buch sein Zustandekommen eben dem Fehlen einer Fachbibliothek verdankt: hätte ich versuchen können, mich über alles zu informieren, was über so viele Gegenstände gearbeitet worden ist, so wäre ich vielleicht nicht mehr zum Schreiben gekommen.*[1]

So und nicht anders erging es mir. Ich kenne die Bibliothek von Istanbul nicht, diejenige in Alexandrien verdiente kaum die Bezeichnung einer solchen, und so schrieb ich im Vorwort

meiner Arbeit *Die Kunst im Christlichen Ägypten* — ohne die Arbeit von Auerbach damals gekannt zu haben: *Mit einigen Bedenken übergebe ich vorliegende Arbeit der Öffentlichkeit. Da sie... in Ägypten entstanden ist. war mir viel Literatur zu diesem Gegenstand nicht zugänglich... Wenn ich die Arbeit trotzdem veröffentliche, so geschieht dies aus der Überzeugung, daß das oben erwähnte Manko durch eine wichtige Tatsache kompensiert wird: wenn mir auch viel Literatur... entgangen sein mag. so entstand diese Arbeit nicht nur in unmittelbarem Kontakt mit den Werken, sondern vor allem auch in der Lebensatmosphäre, in der sie entstanden sind.. unter Lebensbedingungen, die die gleichen sind wie damals. Mit anderen Worten: die Kenntnis der lebendigen Gegenwart half weitgehend, die Probleme der Vergangenheit zu verstehen.*[2]

Die Universität von Alexandrien war einige Jahre vor Kriegsende gegründet worden. Bisher unter englischem Mandat stehend, hatte man der Erziehung bewußt wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Nach dem Prinzip: „N'éduquez pas la canaille" oder auch „Wissen ist Macht" wurde das Erziehungs-, besser das Bildungswesen von den Mandataren unterdrückt.

So gab es weder Professoren noch Bibliotheken. Professoren wurden aus dem Ausland rekrutiert, hauptsächlich Franzosen und Engländer oder jene jungen Ägypter, die im Ausland studiert hatten. Es gab ja kaum Bücher und wenn, in arabischer Sprache!

Zurück nun zum Problem, das ich hier behandeln möchte. Wie gesagt, ich weiß, es ist klein, ja nebensächlich, verglichen mit all dem, was ein Emigrantenschicksal beinhaltet. Es soll aber auch als Warnung an jene Kollegen gedacht sein, die unter normalen Umständen, unter normalen Bedingungen ihrer wissenschaftlichen Arbeit nachgehen konnten, und die sich mit vorbildhafter Akribie an die Kritik jener Arbeiten machten, die unter so unvorstellbaren wissenschaftlichen Bedingungen entstanden sind, und wo wir oft mit zusammengebissenen Zähnen einer Arbeit nachzugehen versuchten, von der wir wußten, wie lückenhaft das Material war, das uns zur Verfügung stand.

Als ich 1947 an die Universität von Alexandrien berufen wurde, war, wie ich schon oben sagte, die Universität kaum einige Jahre alt. Sie war in einem alten Palais untergebracht, später übersiedelten wir in das italienische Matrosenspital, bis endlich die zwei Universitätsgebäude errichtet wurden.

Was das alles bedeutet, kann sich jemand, der an unsere altehrwürdigen Universitäten gewöhnt ist, kaum vorstellen. Nicht nur fehlt der akademische Geist, das akademische Verantwortungsgefühl, es fehlte jeder wissenschaftliche Apparat, vor allem natürlich eine Bibliothek. Was da war, war veraltet, Neues konnte mangels Geld nicht angeschafft werden, das Wenige, das vorhanden war, war in arabischer Sprache geschrieben.

An diese Universität wurde ich also berufen. Kunstgeschichte als Fach gab es nicht, ich wurde im „Department for European Studies" integriert. Der Vorstand dieses Departments war Dr. Nour Sherif, eine junge Ägypterin, die in England studiert hatte und deren Fach Englisch war. Die übrigen Kollegen waren gleichfalls meist im Ausland ausgebildet.

Uber die Schwierigkeiten, Kunstgeschichte unter solchen Umständen zu *unterrichten,* habe ich anderswo berichtet, das gehört nicht hierher, wohl aber die Frage, wie betreibt ein Kunsthistoriker *kunsthistorische Forschung* unter solchen Umständen und in einem totalen Vakuum.

Erlauben Sie mir hier einen kurzen historischen Exkurs, der, wenn auch indirekt, hierher gehört und mein Forschungsgebiet während meiner ägyptischen Zeit determiniert hat.

Die geschichtliche Entwicklung Ägyptens untersteht anderen Gesetzen als die Europas. Die Geschichte schreitet nicht linear vorwärts, sondern lagert in horizontalen Schichten übereinander. Und so ist der herrliche Satz aus dem Eingangskapitel von Thomas Manns Josephsroman: „Tief ist der Brunnen der Vergangenheit. Sollte man ihn nicht unergründlich nennen?" nicht nur sprachlich ein Kleinod, sondern deckt sich auch mit den Gegebenheiten: Die Geschichte Ägyptens ist kein vorwärtseilender Fluß, sondern ein in die Tiefe reichender Brunnen. Fünf Schichten überlagern sich in diesem Brunnen. Die unterste, älteste, reicht in vorchristliche Jahrtausende. Wir nennen sie die pharaonische. Sie hat das Land am stärksten geprägt, hat am längsten gedauert, hat sie sich doch auch auf einen ungeheuren Machtapparat gestützt.

Im Jahre 331 v. Chr. folgt mit Alexander dem Großen — einer der faszinierendsten Ge-

stalten der Weltgeschichte —, die Gründung des Großgriechischen Reiches zugleich mit der Gründung Alexandriens, auf die die römische Periode folgen sollte. Beide werden als die griechisch-römische Phase zusammengefaßt. In dieser Zeit ist Alexandrien der schöpferische Mittelpunkt der Niloase. Weltstadt par excellence, an der Schwelle von drei Kontinenten gelegen, was ihr genialer Gründer erkannt hatte. Um diese Zeit wird zum ersten Mal in der Kultur des Landes ein deutlicher Bruch sichtbar. Vereinigt sich in Alexandrien alles geistige, wirtschaftliche, kulturelle und künstlerische Leben zu ungeahnter Größe, so ist das ägyptische Hinterland von allen diesen Manifestationen ausgenommen.

In der knapp tausendjährigen Zeitspanne zwischen seiner Gründung und dem Einmarsch der Araber im Jahre 641 wird Alexandrien das Zentrum der ganzen damaligen geistigen Welt. Kosmopolitisch eingestellt, die Pflegestätte der Wissenschaften, von einem Schüler des Aristoteles begründet, nimmt das Museum das Erbe der Universität Athens an. Vor allem den Naturwissenschaften ergeben, werden hier die ersten Sprossen für weltweisende Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik, der Mathematik gebaut. Hier lebt und lehrt Euklid, die ersten anatomischen Sektionen werden hier durchgeführt. Der Astronom Ptolemäus erkennt die Kugelform der Erde, vermißt die Länge des Äquators etc. Neben dem *Museion* besteht im *Serapäum* auch noch die Lehrstätte pharaonischer Gelehrsamkeit, aus der Theologischen Hochschule, dem *Didaskale,* gehen bedeutende Kirchenväter hervor — erinnern wir uns: die großen Dogmenstreitigkeiten sind in Alexandrien beheimatet — und auch jüdische Gelehrsamkeit hat mit Philo hier eine Heimstätte.

So wird auch die erste Bibelübersetzung, die Septuaginta, in Alexandrien hergestellt. Wir sehen: Verschiedene Kulturen, verschiedene kulturelle Institutionen sind hier vereint, tauschen in gelehrten Konversationen, unter Umständen in Streitgesprächen, Meinungen aus. All dies aber geschieht in griechischer Sprache, alles wird vom subtilen griechisch Denkenden, griechisch Sprechenden mittels des griechischen Denkapparates ausgefochten und ausgetragen. Alexandrien besaß auch damals, und das wird von nicht geringem Wert gewesen sein, die größte Bibliothek, die den Forschern und Gelehrten eine große Hilfe war. Wie diese Bibliothek zustandekam, ist uns überliefert: Alexandrien erbat sich Bücher, Papyri, Pergamente von den Bibliotheken in Athen oder Pergamon. Stellte in ihren Scriptorien Kopien her, diese schickte sie zurück, behielt die Originale, oft schickte sie keine Kopien, behielt die Originale ohne Gegengabe. Wenn es demnach beim Beschaffen der Bücher nicht immer ganz redlich zuging — ich, für meine Person, huldige hier dem Prinzip: Der Zweck heiligt die Mittel! Und ich muß ohne besondere Schamröte gestehen, daß ich, wenn ich in besonderer Büchernot war, ebenfalls Bücher gestohlen habe.

Während also Alexandrien blühte, und — wie ein Kulturhistoriker schrieb — Paris, Cambridge und New York in einem war, blieb seine Wirkung auf das Hinterland bis auf einige griechische Siedlungen praktisch null. Unter römischer Herrschaft residierten die Herrscher auch nicht mehr im Lande, waren an seiner geistigen Kultur völlig uninteressiert: es ging ihnen lediglich um die Steuern und den Weizen, den das Land zu liefern hatte.

Der Bruch zwischen der hochkultivierten, aber fremdsprachigen Hauptstadt und dem autochtonen Hinterland, in das man — noch zu meiner Zeit — wie in ein anderes Jahrtausend trat, war ein kennzeichnendes kulturelles Phänomen.

Mit dem Einmarsch der arabischen Heere, von den Ägyptern mit offenen Armen empfangen, weil sie sich eine Befreiung des oströmischen Jochs erwarteten, änderte sich vorerst wenig. Die arabischen Eroberer ließen Alexandrien, die nach allen Seiten hin offene Hafenstadt, links liegen und errichteten, als echte Wüstenbewohner, ihre Hauptstadt weiter südlich an der Spitze des Nildeltas, in der Nähe des ehemaligen Memphis, im heutigen Kairo. Langsam verfiel Alexandrien, verlor seine weltpolitische Bedeutung, und als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Truppen Napoleons hier von Bord gehen, ist die einst so prächtige Stadt ein elendes arabisches Fischerdorf von einigen hundert Seelen.

Erst in der Kolonialzeit im 19. Jahrhundert nimmt die Stadt einen neuen Aufschwung und wird sogar zu so etwas wie die zweite Hauptstadt des Landes. Ausländer lassen sich nieder, Franzosen, Engländer, vor allem Griechen und Italiener, Syrer und Juden, die alle zu etwas hybridem Neuem verschmelzen: den Levantinern.

Und wieder ergibt sich jener Bruch, den es in der griechisch-römischen Periode gegeben hat: hier in Alexandrien alles Geld, jeder Luxus, geistiges Interesse, Künstler aus dem Aus-

land, Modeschöpfer aus dem Ausland für die reichen Baumwollbesitzer, aber sie alle sprechen Französisch, Englisch, Italienisch etc. Ich selbst habe in Alexandrien sechs fremdsprachige Zeitungen gezählt. Arabisch sprachen die wenigsten, oder ähnlich wie ich eine Art Pidgin, „Kuchelarabisch", mit dem sogenannten Personal! Wie einst in Bosnien!

Ich habe mich mit der Geschichte Ägyptens etwas länger auseinandergesetzt, denn sie ist wichtig, um das Folgende zu verstehen. Zum ersten einmal hatte ich, in meiner eigenen Gegenwart, genau die gleiche Konstellation, die es vor der arabischen Invasion gegeben hatte. Das habe nicht nur *ich* erkannt. Auch der Musikhistoriker Hans Hickmann, den es ebenfalls in die Emigration nach Ägypten verschlagen hatte, schrieb, unter ähnlichen Erfahrungen und Bedingungen, in seinem Buch *Koptische Musik:* „Die kulturelle und gesellschaftliche Struktur des damaligen Ägypten muß grosso modo den heutigen Verhältnissen entsprochen haben."[3] Und P. M. Fraser in seinem *Ptolomaic Alexandria* schreibt: „Alexandrias relationship with Egypt proper during the Ptolomaic Period was singularly like its relationship with modern Egypt.. ."[4] Solche Erfahrungen hätten Kunsthistoriker in Europa von ihren Schreibtischen aus kaum machen können!

Was also Griechen und Römer zu ihrer Zeit gewesen waren, waren jetzt in erster Reihe Engländer und Franzosen — die tonangebenden Herrn im Land. Das war die Zeit, in der ich ins Land kam.

Kairo hatte schon seit einiger Zeit — neben der alten ehrwürdigen Theologenschule, dem Azhar, eine weltliche Universität. Sie hieß Fuad-University, war vom Vater des jungen König Faruk, der einen Anschein von politischer Unabhängigkeit vermitteln wollte, gegründet worden.

Einige Jahre vor Kriegsende erhielt dann auch Alexandrien seine Universität. Das System wurde eine Kreuzung eines amerikanischen Colleges und einer englischen Universität. Unsere Studenten waren zumeist junge Ägypter, die kein Geld hatten, im Ausland zu studieren, häufig Fellachensöhne, deren Väter in Lehmhütten lebten und am Rande des Kanals hockten. Wie man diesen Studenten die Welt Shakespeares beibringen sollte, wie ich ihnen Komposition, Sinn, Bedeutung und Ästhetik eines Werkes der europäischen Kultur erklären sollte, und vor allem, *warum* wir es sollten, diese Fragen haben wir in leidenschaftlicher Diskussion immer wieder erörtert. Mir ging die Sinnlosigkeit dieser Methode bald auf.

Neben meiner Lehrtätigkeit ging es ja aber auch um Forschungsarbeit, wie in jeder akademischen Karriere. Was konnte ich hier machen? Ägyptologie war ein eigenes Fach, kam für mich nicht in Frage, ich konnte auch keine Hieroglyphen lesen. Ebensowenig kam die griechisch-römische Periode für mich in Frage, die als Archäologie gelehrt wurde, und ebenso wenig die arabische Kunst, umso mehr, als den Lehrstuhl ein in Frankreich ausgebildeter junger Gelehrter, Professor Fahmi, innehatte.

Wohl aber bot sich mir als Forschungsgebiet die ohnedies — von der offiziellen Forschung — stiefmütterlich behandelte Kunst des christlichen Ägyptens, die sogenannte koptische Kunst, an, stiefmütterlich deshalb, weil man das „Koptische" als solches sozusagen negierte. Die Kopten waren die Juden Ägyptens, eine Minorität, wie alle Minoritäten verfolgt und verachtet, darum aber auch die begabteren Menschen. Die koptische Kunst wurde aber deshalb wenig beachtet, weil die Denkmäler, verglichen mit denen der ägyptischen und der griechisch-römischen Zeit, unansehnlich, derb und von wenig geschulten Arbeitern ausgeführt waren. Es waren vor allem die Kopten, die sich mit dieser ihrer Kunst beschäftigten. Für mich war entscheidend, daß die koptische Kunst sich in die Tradition der frühchristlichen Kunst eingliedern ließ. Es war ja auch Strzygowski gewesen, der zu Beginn des Jahrhunderts (1904/5) von Gaston Maspero berufen wurde, den ersten Katalog der koptischen Denkmäler zu machen. Maspero war auch der erste, der in diesen unscheinbaren Werken Zeugen einer eigenen Kultur, der Koptischen, erkannte und rechtzeitig noch retten konnte, was zu retten war, denn vieles war wegen seiner Unansehnlichkeit bereits zerstört.

Die nächstfolgenden Jahrzehnte — bis zu meiner endgültigen Rückkehr nach Wien — werde ich mich also mit den Problemen der Koptischen Kunst auseinandersetzen, vor allem der Frage der Genese dieser Kunst nachgehen. Das Resultat dieser Beschäftigung wurde ein gutes Dutzend von Aufsätzen — meist in Französisch — und sechs größeren Unter-

suchungen, darunter das bei Schroll in Wien erschienene Standardbuch für koptische Kunst: *Die Kunst im Christlichen Ägypten.* Dazu schrieb Prof. DDr. J. H. Emminghaus in „A Review of german-language research contributions on literature, music, and fine arts“: „The book is one of the first comprehensive surveys of Coptic art as such and merits the greatest attention on the part of historians...“, was einen deutschen Kollegen nicht hinderte, eine niederschmetternde Kritik zu schreiben, vor allem wegen der „unorthodoxen“ Methode, der ich mich befleißigte.

Das Buch bzw. die darin aufgestellte Hypothese über die Genese der koptischen Kunst ist heute allgemein anerkannt, ebenso das von Klaus Wessel[5] wie das von Arne Effenberger.[6] (Aus seinem Buch konnte ich entnehmen, daß eine Dissertation über diese meine These erschienen ist.) 1963 wurde ich zum Koptischen Kongreß in der Villa Hügel in Essen eingeladen, einige Jahre später zur Mitarbeit an der *Encyclopedia Coptica.*

Eines sei hier noch vermerkt: Ich besaß ein großes Atoût, das mir sehr geholfen hat — ich beherrschte die französische Sprache vollkommen — Englisch etwas weniger, aber auch immer noch genügend —, und so konnten meine Aufsätze und die ersten wichtigen Bücher in den *Annales de l'Institut Français* einerseits und andererseits in den Publikationen der „Société d'Archéologie d'Art Copte“ in Kairo, während des Krieges, während wir von Europa abgeschnitten waren, erscheinen. Die beiden ersten Bücher, die damals in Ägypten erschienen, sind heute vergriffen.

Das Koptische Museum kaufte damals die Sammlung Abbas-el-Arabi an. Etienne Drioton, der Generaldirektor der ägyptischen Museen, den ich inzwischen kennengelernt hatte, drückte mir eines Tages eine Pappschachtel mit schönen großen Photographien in die Hand und sagte: „Untersuchen Sie das, und sehen Sie, was Sie daraus machen können.“ Für einige Wochen lebte ich im Museum, vermaß, untersuchte und verglich die Objekte und machte mich schließlich an die Bearbeitung. Wie gesagt, ich hatte keine Literatur, keine Periodika, ich wußte auch nicht, wo zum Beispiel in den USA, in England oder anderswo der Stand der koptischen Forschung — wenn es überhaupt eine gab — hielt. Ich hatte das Material, und ich hatte, wie gesagt, den Katalog von Strzygowski — aus dem Jahr 1904![7]

Es war daher kaum möglich, „akademisch“ vorzugehen in dem Sinne, daß ich mich Schritt für Schritt in bereits vorhandene Thesen, ihre Begründungen, mit einem Wort, in der orthodoxen üblichen Weise in die Materie einarbeitete. Einzig und allein die Objekte hatte ich, mit denen ich in direkter, sozusagen permanenter Berührung stand. Ich hatte aber noch etwas anderes. Nicht nur waren viele Objekte noch in situ, sondern die Lebensatmosphäre, die soziopolitischen Bedingungen, die materiellen Schwierigkeiten, unter denen die Erzeuger dieser Objekte, die Kopten, gelebt hatten, waren die gleichen geblieben. Parias damals wie heute. Es ist so, als ob ein Kunsthistoriker heute eine Untersuchung über Piero della Francesca zum Beispiel in seiner Zeit, der Zeit von damals, herausschriebe und sie sich nicht erst durch historische Studien, die immer durch den Blickwinkel des Autors gebrochen sind, erarbeiten müßte.

Dies war für mich, für die Kunsthistorikerin, eine einmalige Chance! Denn, wie gesagt, was ich an Untersuchungen vorfand, wog leicht.

Man kann die Hypothesen über die Genese der koptischen Kunst in drei Gruppen teilen, alle drei im Prinzip hieb- und stichfest, jedoch typische, am Schreibtisch entstandene Konstrukte, den lebendigen Bedingungen werden sie nicht gerecht. Da ist einmal die These, meist von koptischen Historikern vertreten, die koptische Kunst sei nichts anderes als ein Weiterleben der altägyptischen Kunst, obwohl Ähnlichkeiten kaum zu erkennen sind. Der Grund für diese These ist leicht durchschaubar: Damit wollte sich die koptische Minorität eine ethnische Legitimation ihrer Existenz holen. Umso mehr, als die Kopten ja tatsächlich die echten und wahren Nachfahren der alten Ägypter sind. Die zweite These sieht in der koptischen Kunst eine Entartung, Vergröberung der zeitgenössischen griechisch-römischen, und die dritte These lautet, daß Ägypten zu jener Zeit politisch von Byzanz abhängig war und die koptische Kunst nichts anderes als ein provinzieller Dialekt der byzantinischen Kunst sein konnte. Alle drei Thesen waren historisch haltbar, es ließen sich auch, mit Mühe, einige Objekte finden, um sie kunsthistorisch zu untermauern, das Gros der koptischen Kunst aber fiel durch den Rost, blieb durch sie unerklärt.

Mir bot sich damals, in Ägypten, die Sache anders dar. Vorerst fiel auf, daß die koptischen Monumente, verglichen mit jenen der pharaonischen Zeit, ebenso wie auch der griechisch-römischen Ära, gröber, plumper, mit einem Wort, ohne jede Spur von Artistik, das heißt gediegener Durcharbeitung, die besonders bei den pharaonischen Denkmälern bestrickt, ausgeführt waren — somit total verschieden von der technischen Vollkommenheit sowohl der altägyptischen wie auch klassischen Denkmäler. Es war eindeutig klar, daß sie für ein wenig anspruchsvolles Publikum ausgeführt worden waren. Andererseits zeigten sie, im Gegensatz zu jenen in ihrer Monumentalität wie erstarrten Formen und Figuren, einen weit größeren Einfallsreichtum wie auch Verschiedenheiten in den Stilansätzen. Sie waren, wenn auch derber, doch lebendiger, das Produkt eines völlig anderen künstlerischen Impulses. Zur Derbheit der Ausführung gesellte sich auch das neue Material. Waren die Werke der altägyptischen und klassischen Zeit durchwegs in edlem, hartem Stein gearbeitet, so waren die Werke der christlichen Periode meist in Sandstein und Holz gebildet, was auch der Grund dafür war, daß vieles teils der Zeit zum Opfer fiel, teils auch von den Archäologen vorerst übersehen und vernichtet wurde. Was aber war geschehen, daß ein so einschneidender Wandel im Approach des Künstlers zu seinem Werk vor sich gegangen war?

Und hier half mir die lebendige Gegenwart, half mir die Erkenntnis, die ich aus dem Vergleich hatte mit der soziopolitischen Situation, in der ich lebte, und jener, in der die Monumente entstanden waren: Der Gegensatz zu dem kultivierten, raffinierten, reichen, ja üppigen Lebenszuschnitt, wie er in Alexandrien und auch in Kairo herrschte, der aber vornehmlich für Fremde, Ausländer, Bürger der herrschenden Oberschicht bestand, für die das Beste gerade gut genug war — und dem draußen auf dem Lande ausgebeuteten Bewohner Ägyptens, der für die Kolonialherrschaft die Baumwollfelder bebaute. Heute waren die Oberschicht Franzosen, Engländer, Griechen, Italiener etc.,damals waren es die Griechen und Römer oder Byzantiner gewesen. Es waren also Erfahrungen des Alltags, die mir halfen, kunsthistorische Probleme zu erkennen und teilweise zu lösen — eine wissenschaftlich höchst unorthodoxe Methode! Die formvollendeten, zur Perfektion neigenden Arbeiten waren damals wie heute für eine Oberschicht, die als Besteller fungierte, ausgeführt worden. Und allen kunstpsychologischen, formalästhetischen Auslegungen, die von der „Zeitlosigkeit, Ewiggültigkeit“ der pharaonischen Kunst etwa sprechen, diesen Auslegungen stehe ich mit äußerster Skepsis gegenüber! Sie sind Projektionen zeitgenössischer ästhetischer Theorien in Werke von einst! Was „ewiggültig, zeitlos" — für uns Heutige — scheint, ist die Erstarrung der Form durch die äußerste Präzision der Ausführung: die Glätte, die materialbedingte Statik der Figuren etwa, die unser heutiges ästhetisches Gefühl so geheimnisvoll ansprechen. Diesen Werken gegenüber standen die groben, unschlächtigen, offenbar von ungeschulten Handwerkern ausgeführten Werke der koptischen Kunst! Umso erstaunlicher, als sie ja die Werke der pharaonischen wie auch der klassischen Zeit vor Augen hatten!

Wie läßt sich dieser Bruch erklären? Warum schlossen die Kopten nicht an das Vergangene und Vorhandene an?

Die Erklärung kam nicht durch das Studium dicker Wälzer, sie kam aus der unmittelbaren Lebenserfahrung. Denn eines wurde mir klar, auch während der jahrtausendelangen, hochkarätigen, prächtigen perfekten pharaonischen Kunst mußte das Volk eine eigene Kunst gehabt haben, bescheiden sicher, aber freiwillig und nicht unter Zwang ausgeführt, unmittelbarer Ausdruck *ihres* eigenen Kunstwollens. Davon war nichts oder fast nichts erhalten. Denn natürlich waren diese Werke weder in Basalt noch in Granit ausgeführt! Und dann kam die wichtige historische Tatsache hinzu, mein Aha-Erlebnis: Unter römischer und byzantinischer Herrschaft residierten die Herrscher nicht im Land. Die Steuereinnehmer allein genügten. Zum ersten Mal in seiner Geschichte war das Volk kulturell sich selbst überlassen. In diesem kulturellen und politischen Vakuum, wo keine Oberschicht ihr Sagen hatte, stieg die seit jeher existierende, immer vorhandene Kunst des Volkes an die Oberfläche. Die koptische Kunst, gefördert durch den christlichen Appell an die „Armen und Verfolgten“, ist die wahre Kunst Ägyptens — nicht die der Pharaonen, nicht die der Priesterkaste mit ihrem sich durch Jahrtausende erhaltenen Formenkanon! Das erklärt auch, warum die christlichen Bauten nicht in dem herrlich vollkommenen Quaderbau der vergangenen Zeit ausgeführt waren, sondern im armseligen Lehmbau, den das einfache ägyptische Volk auch zum Bau seiner ärmlichen Hütten benützte. Wie gesagt, das wurde das Aha-Erlebnis, das wohl auch

jener hatte, der in seine Badewanne stieg, und als das Wasser überschwappte, ein Grundgesetz der Physik erkannte!

Diese meine These vom „Volkstumscharakter“ der koptischen Kunst ist, wie gesagt, heute allgemein akzeptiert.

Außerdem wurde ein anderes kunsthistorisches Phänomen deutlich: die Erkenntnis von der Existenz von zwei nebeneinander her laufenden Kunstströmen. Der eine, den man heute als die E-Kunst, die elitäre Kunst, bezeichnen könnte, und der andere, der sich als U-Kunst, das heißt Untergrundkunst, besser als A-Kunst, als alternative, oder noch besser, in unserem Fall, als S-Kunst, als Sub-Kunst, bezeichnen ließe. Diesem letzteren gehört die koptische Kunst, jenem die pharaonische an.

Eine weitere kunsttheoretische Erkenntnis kam mir, ebenfalls nicht vor meinem Schreibtisch und ebenfalls ohne jeden wissenschaftlichen Apparat, lediglich durch die Unmittelbarkeit der Erfahrung. Mit dem Erlös meiner Rückfahrkarte Alexandrien—Venedig, die ich nach 1939 nicht mehr benützen konnte, fuhr ich in den Mittleren Osten, wo ich einige Tage bei meiner Familie Rast machte, und von dort nach Beirut. Von hier aus „strahlte“ ich, immer per Mietauto, in die Umgebung aus: Nach Baalbeck, nach Byblos, nach Palmyra, nach Damaskus etc., bis schließlich nach Bagdad. Immer am Fenster hängend und die Landschaft, die Umgebung beobachtend, aufnehmend, vergleichend. Und so erkannte ich vom kleinsten Wohngebäude an bis zum repräsentativen Palastbau — in Persepolis —ja selbst in Haifa im Techneion, einen Bautypus, dessen letzter Ausläufer bis nach Venedig reichte. Ihn im Detail zu schildern, gehört nicht hierher. Jedenfalls schrieb ich einen Artikel, in dem ich meine Beobachtungen zusammenfaßte, diesem Bautypus nachging. „Survivance et Migration“, erschienen in den *Annales de 1'Institut Français,* eine wissenschaftliche Plattform, wie man sie sich besser und anspruchsvoller nicht wünschen kann! Als ich Jahre später in Paris war, war der Herausgeber der *Annales* inzwischen Directeur Général des Musées du Louvre geworden: Henri Seyric, der, als er hörte, daß ich in Paris war, einen gemeinsamen Freund bat, uns bekannt zu machen. Der Artikel hatte ihn so beeindruckt, daß er sich noch an ihn erinnern konnte!

Und schließlich kam auch eine weitere Arbeit zustande, in der ich mich ebenfalls nur auf das nackte Material stützen konnte. Sie führte nicht nur zu einigen anerkannten Publikationen, sondern auch zu einer Korrespondenz mit Thomas Mann.

Die Wege, Verquickungen und Zufälle, die dazu geführt haben, sind so ungewohnt, daß ich sie hier kurz mitteilen will. Es begann damit, daß der zweite Band von Thomas Manns Tetralogie *Joseph und seine Brüder* im Jahre 1936, also im gleichen Jahr, in dem ich Wien verließ, erschien. Ein Freund schickte mir das Buch, das ich vorfand, als ich in Alexandria ankam. Thomas Mann war seit jeher mein liebster und vertrautester Autor, er sollte mir in der Fremde über die Trennung von zu Hause hinweghelfen. So geschah es also, daß ich mich tagsüber in Alexandrien mit seiner Kultur, seiner Kunst, seiner Geschichte beschäftigte, in Museen ging, archäologische Funde besichtigte, das Leben, die Atmosphäre des neuen, so fremden Landes in mich aufnahm, und am Abend, wenn ich müde war, vertiefte und erholte ich mich, indem ich mich in das Werk von Thomas Mann hineinlas. Und während ich mich mit der Welt von Thomas Mann, seinen Helden, dem Ägypten, in dem sie sich bewegten, las, hatte ich immer häufiger ein merkwürdiges Gefühl. Das Gefühl: Aber das kenn' ich, das Gefühl des Dejà-vu! Ich las mit gesteigerter Aufmerksamkeit, und schließlich bestand kein Zweifel: Thomas Mann nahm in sein Buch tatsächlich existierende Menschen, Ereignisse, Szenen, vor allem aber Kunstwerke, die in Stein gehauen oder auf Fresken zu sehen waren, erfüllte sie mit neuem Leben und machte agierende, liebende, leidende Helden aus ihnen. Es ist dies die heute, in der Postmoderne, seit Umberto Ecos *Der Name der Rose* in den Vordergrund gerückte „Montagetechnik“, der sich Thomas Mann seit jeher in seinen Romanen in ganz besonderem Maße befleißigte. Spätestens bei der Einführung einer der wichtigsten Figuren in seinem Josephsroman, dem Zwerg Dudu mit seiner „normalwüchsigen“ Frau und seinen zwei Kindern, konnte kein Zweifel mehr bestehen: Die Figurengruppe, der Zwerg samt Frau und zwei Kindern, steht, genau wie Thomas Mann sie beschreibt, im Museum in Kairo! Von nun an war mein Pirschgang leicht, mit dem Roman in der Hand

und einem guten visuellen Gedächtnis begabt, ließen sich eine stattliche Reihe von Figuren, Figurengruppen, ja ganze Szenen „entschlüsseln“. Es war das glückliche Zusammentreffen eines Autors, dem Thomas Mann am Herzen lag, der zugleich Kunsthistoriker war und sich im Exil in Ägypten befand! Kennt man die Werke, dann erkennt man sie auch. Der Niederschlag dieser meiner Beschäftigung waren eine Reihe von Aufsätzen, darunter: „Ägypten im Werke von Thomas Mann"; „Die Montage-Technik im Oeuvre von Thomas Mann"; „Le Docteur Faustus et ses modèles“ etc. etc. Ich schickte Thomas Mann ein Exemplar einer solchen Untersuchung, und Thomas Mann antwortete, ihn hätte die Arbeit „gerührt und amüsiert“, da ich ihm „auf seine Schliche gekommen war“. Wie oben schon gesagt, diese kleinen Seitensprünge entstanden während der Kriegsjahre in Ägypten, ohne jeden wissenschaftlichen Apparat, ohne jede Ahnung, wo die Thomas Mann-Forschung zurzeit stand. Inzwischen sind eine ganze Reihe von Untersuchungen über die Montage-Technik im allgemeinen und im besonderen erschienen — der Collage-Technik in der bildenden Kunst entsprechend —, sie soll ein wesentliches Merkmal der Postmoderne sein.

Pikanterie am Rand, aber dennoch illustrativ für die Bedingungen, unter denen viele von uns arbeiten mußten, zähneknirschend vor Neid, wenn wir an Kollegen dachten, die an altetablierten Universitäten und Colleges arbeiten konnten: Die Setzer und Drucker, die meine Aufsätze und Publikationen in Ägypten setzten, waren nicht nur der Sprache nicht mächtig — Deutsch oder Französisch —, sie waren oft auch zur Gänze Analphabeten! Wie die ersten Fahnen aussahen, ist unvorstellbar, nach ungezählten Korrekturen löste sich allmählich der Text heraus, aber auch das Endergebnis war nicht fehlerfrei. Für einen korrigierten Fehler kamen oft drei neue hinzu. Es war eine Sysiphus-Arbeit!

So arbeiteten wir. Und doch frage ich mich oft, ob der Mangel eines riesengroßen angehäuften Wissens, das anderen Wissenschaftlern anderswo zur Verfügung stand, auch immer ein Segen gewesen ist. Aber ich möchte solche Kollegen um etwas mehr Nachsicht bitten, die in Kritiken mit oft unerträglicher Arroganz auf das Fehlen dieser oder jener Hinweise aufmerksam machen, ahnungslos, unter welchen Zuständen und Umständen viele solcher Arbeiten entstanden sind.

Damit wäre ich am Ende meiner Ausführungen, die, auch wenn sie nicht einen lebenswichtigen Aspekt der Emigration oder des Exils aufdecken, mir doch wichtig genug erscheinen, um erwähnt zu werden und auf die man nur allzu leicht vergißt. Andererseits glaube ich, und wiederhole es, daß man in solchen Situationen, in denen man ganz auf sich gestellt ist — siehe Erich Auerbach —, ohne vorgefaßte Hypothese, wo die Hilfe des stützenden Apparates fehlt, mit anderen Methoden, gleichsam empirisch, auch etwas Brauchbares hervorbringen kann. Von mir darf ich sagen, daß fast alle in Ägypten entstandenen Arbeiten bis heute bestehen, auch wenn sie mit ganz wenigen oder fast gar keinen Fußnoten versehen sind!

Ein anekdotisches Einschiebsel am Rande: Nach Erscheinen meines vorletzten Buches *Der Schrei*[8] schrieb der Wiener Kritiker Sotriffer, die Wissenschaftlichkeit des Buches wäre allein schon durch die vierhundertfünfundvierzig Fußnoten gewährleistet!

Ich bin, wie gesagt, nicht einmal, sondern dreimal emigriert. Und wo ich zu Hause bin, und wo mein Exilland ist, auf diese Frage könnte ich beim besten Willen nicht antworten. Und wenn mich da einer nach meiner „Identität“ fragt, sehe ich rot. Meine Heimat ist wohl Europa, und meine Identität bin wohl ich selbst!

Dreimal habe ich versucht, in das Land, in dem ich geboren bin, wo ich studiert habe, zurückzukehren, dreimal wurde mir klargemacht, daß man mich nicht wolle, nicht brauche, und der Grund war immer der Gleiche.

Als ich schließlich, über siebzigjährig, aus Kanada nach Wien kam, habe ich jeden Augenblick, den ich hier unter den hiesigen Menschen leben muß, bitter bedauert. Nirgends fühle ich mich fremder!

In diesem letzten Jahr, als mit der Wahl des neuen Staatsoberhauptes das alte schwärende Abszeß wieder aufbrach, hat man plötzlich die Liebe für „unsere Juden", zumindest in Lippenbekenntnissen, entdeckt. Man setzt allerorts Alibiaktionen. Da wurde für viele, inzwischen im Ausland prominent Gewordene, der rote Teppich ausgebreitet, man sah und hörte sie im Fernsehen und im Radio, sie wurden zu einer neuen ethnischen Einheit gestempelt, sie wurden „Altösterreicher", besonders dann, wenn sie es zu Nobelpreisen

gebracht hatten. Am Ende jedes Interviews stand dann immer die Frage — gerichtet an Emigranten, an solche, die vor fünfzig Jahren um ihr Leben gelaufen waren, um nicht in einem Lager oder in einem Gasofen zu enden —, ob sie nicht Sehnsucht nach Wien, nach der alten Heimat hätten! Und aus den meisten Antworten hörte man gequälte Antworten. Was sollten sie auch sagen, nach fünfzig Jahren eines Lebens in anderen Ländern, mit Erinnerungen, die teils verblaßt, teils verklärt sind? Auch die Höflichkeit des Gastes kam hindernd dazu, und zwischen diesem und der Ahnungslosigkeit kamen Antworten wie: Ja, Wien wäre eine schöne Stadt, und von der Kunst war die Rede, und natürlich die Oper oder die Lipizzaner. Aber zurückkommen, nein, das möchten sie nicht. Es war auch gut so, man erinnere sich nur an das Theaterstück „Das Wunder von Wien"!

Meine Antwort auf diese Frage ist eindeutig: Ja, Wien ist eine schöne Stadt, das Belvedere einer der schönsten barocken Bauten, aber weder mit barocken Palästen noch mit Lipizzanern lebe ich. Leider. Abgesehen davon, daß auch Paris eine herrliche Stadt ist, und die Lebensatmosphäre von London einmalig. Man lebt mit Menschen. Und so lebe ich mit der „österreichischen Seele", lebe mit dem „Herrn Karl", die mir auf Schritt und Tritt begegnen, umgeben von einer Mauer des Schweigens!

Meine Antwort ist daher deutlich und bitter, aber wahr: Ich bin hier nicht daheim, ich bin wie jene Un-Heldin aus Dürrenmatts Theaterstück — ich bin die „alte Dame auf Besuch", in der Stadt, deren Einwohner mir sehr zugesetzt haben, mich von Kontinent zu Kontinent gejagt haben — ich weiß nicht, warum.

Ich solidarisiere mich total mit dem großen österreichischen Autor Thomas Bernhard in seinem Buch *Auslöschung.* Es mag nicht höflich sein, nicht jene nichtssagende „österreichische Verbindlichkeit" haben, es hat aber den Vorteil, wahr zu sein!

Anmerkungen:

1 Erich Auerbach, *Mimesis.* Bern 1946.
2 Hilde Zaloscer, *Die Kunst im Christlichen Ägypten.* Wien 1974.
3 Hans Hickmann, „Koptische Musik", in: *Katalog der Ausstellung „Koptische Kunst".* Essen 1963.
4 P. M. Fraser, *Ptolomaic Egypt.* London 1973.
5 Klaus Wessel, *Koptische Kunst.* Recklinghausen 1962.
6 Arne Effenberger, *Koptische Kunst.* Wien 1975.
7 J. Strzygowski, „Koptische Kunst", in: *Catalogue General des Antiquités Egyptiennes au Musée du Caire.* Wien 1904.
8 Hilde Zaloscer, *Der Schrei. Signum einer Epoche.* Wien 1985.

Hilde Zaloscer im Kreise ihrer Studenten in Ägypten

WILFRIED POSCH

Josef Frank

Josef Frank wurde am 15. Juli 1885 in Baden bei Wien geboren. Sein Vater war der Kaufmann Ignaz Frank. Er war Gesellschafter eines protokollierten Schneiderzubehör- und Textilhandelsunternehmens in Wien und betrieb darüber hinaus noch ein eigenes, auf Leinen und Wäsche ausgerichtetes Geschäft. Ignaz Frank stammte aus Heves in Ungarn, einem Marktflecken rund 90 Kilometer östlich von Budapest. Josefs Frau Jenny, geborene Feilendorf, stammte aus der Nähe von Preßburg. Seine Eltern hatten damals ihren Wohnsitz in Wien 9., Alsergrund, Liechtensteinstraße 61, in späteren Jahren, bis 1941, in Wien 1., Innere Stadt, Gölsdorfgasse 4.[1] Wie viele wohlhabende Bürger Wiens verbrachte die Familie Frank die Sommermonate im Süden der Großstadt, an der Thermenlinie. Sie hatten im Herzen der Kurstadt Baden, in der Braitnerstraße 6, in einem biedermeierlichen Mehrfamilienhaus eine Sommerwohnung gemietet. Die Bindung der Eltern Franks an Baden muß sich über viele Jahre erstreckt haben, denn noch in Josefs Militärpapieren aus dem Ersten Weltkriege findet sich der zweimalige Hinweis, er habe „Urlaub in dringenden Familienangelegenheiten nach Baden bei Wien“ erhalten.

Wie aus einer Eintragung im Geburtenbuch der Israelitischen Kultusgemeinde hervorgeht, machte man sich zunächst Sorgen um die Gesundheit Josefs, da das Kind nach der Geburt sehr schwach war. Seine Mutter hatte nur fünfzehn Monate zuvor, am 20. März 1884, ihren erstgeborenen Sohn Philipp zur Welt gebracht. Wie Bilder beweisen, haben sich beide Söhne sehr ähnlich gesehen. Sie standen sich auch geistig sehr nahe. Außerdem schenkte Frau Frank einem weiteren Sohne, Rudolf, und einer Tochter, Hedwig, das Leben.[2]

Josef besuchte die k.k. Staatsrealschule im 1. Wiener Gemeindebezirk, wo er 1903 — im Jahre der Gründung der Wiener Werkstätte — die Reifeprüfung ablegte. Danach studierte er an der Technischen Hochschule in Wien Architektur. Nach der Zweiten Staatsprüfung im Jahre 1908 arbeitete Frank ein Jahr lang im Atelier des Architekten Bruno Möhring (1863—1929) in Berlin.[3]

Möhring war schon um die Jahrhundertwende durch die Gestaltung von Eisenkonstruktionen wie die Rheinbrücke bei Bonn, Industrie- und Ausstellungsbauten, besonders aber durch die Haupthalle der deutschen Abteilung bei der Weltausstellung in St. Louis 1904 aufgefallen. Er war in Berlin einer der Wegbereiter des modernen Städtebaues und arbeitete mehrfach mit Rudolf Eberstadt zusammen. Am bekanntesten wurde ihre preisgekrönte Beteiligung am Wettbewerb Groß-Berlin 1910. Die hiefür ausgearbeiteten Überlegungen zur Stadtentwicklung haben modellhaften Charakter und sind als solche in die Geschichte des Städtebaues eingegangen. Bruno Möhring war — wie viele damalige Architekten und später auch Josef Frank — sehr vielseitig und arbeitete auch auf kunstgewerblichem Gebiete. Frank hatte von seiner Tätigkeit in Berlin nachweislich viele Eindrücke mitgenommen, war doch damals schon seit sechs Jahren die Deutsche Gartenstadtgesellschaft tätig; seit 1904 kam in Berlin die von Camillo Sitte und Theodor Goecke gegründete bahnbrechende Zeitschrift *Der Städtebau, Monatsschrift für die künstlerische Ausgestaltung der Städte nach ihren wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sozialen Grundsätzen* heraus. Persönlichkeiten wie Werner Hegemann, Hermann Muthesius, Leberecht Migge, Hugo Preuß, Martin Wagner und andere arbeiteten damals jene Grundlagen aus, die nach 1918 nicht zuletzt in der Wiener Gartenstadt- und Siedlerbewegung Anwendung fanden.

Frank fand in Berlin nach seinem Studium in Wien — nach eigener Aussage hatte er sich dabei hauptsächlich dem Studium der Renaissance gewidmet —eine andere Welt vor. Diese beiden Pole der damaligen Architekturentwicklung — das fortschrittliche, sachliche, von West- und Nordeuropa beeinflußte Berlin und das traditionsreiche, verspielte, von Südosteuropa beeinflußte Wien — beschäftigten ihn zumindest bis Ende der dreißiger Jahre sehr stark.[4]

Nach seinem Aufenthalt in Berlin hielt sich Frank sieben Monate in Italien auf. In dieser

Zeit arbeitete er an seiner Dissertation „Über die ursprüngliche Gestalt der kirchlichen Bauten des Leone Battista Alberti“. Nach heutigem Sprachgebrauch würde man die Arbeit als „typologische Studie“ bezeichnen. Frank hat sie durch siebzehn großformatige aquarellierte Zeichnungen ergänzt, die äußerst intensive Detailstudien belegen.[5]

In die Zeit unmittelbar nach Franks Staatsprüfung fällt die Erste Jahresversammlung des Deutschen Werkbundes im Juni 1908 in München. Sein Berliner Chef Möhring war eines der Gründungsmitglieder. Frank, damals 23 Jahre alt, nahm daran zusammen mit Adolf Loos teil. Außerdem hatten noch Josef Hoffmann, Gustav Klimt, Berthold Löffler und Fritz Wärndorfer daran teilgenommen. Josef Frank wurde zwischen 1910 und 1912 aufgrund seiner bis dahin gezeigten Leistungen zum Mitglied ernannt. Er hatte in Wien eine Büroeinrichtung und zusammen mit Oskar Strnad und Oskar Wlach ein Einfamilienhaus gebaut und in Köln am Rhein das Museum für ostasiatische Kunst eingerichtet.[6]

Der Werkbund strebte das Überwinden des Kunstgewerbes herkömmlicher Art, die Qualitätsarbeit in der Formgebung durch die Zusammenarbeit von Kunst, Handwerk und Industrie, eine erneuerte Kultur „vom Sofakissen bis zum Städtebau“ an, wie dies Hermann Muthesius 1911 ausgedrückt hatte. Ziel war eine Klärung im Streit zwischen Maschine und Handwerk, eine Auseinandersetzung, die selbst die englischen Reformer um William Morris und John Ruskin nicht geführt hatten. Für sie stand in der Arts-and-Crafts-Bewegung die Wiederbelebung der alten Handwerkskunst im Vordergrund.

Während sich in Deutschland bereits das schöpferische Bemühen und der Wille zeigte, mit den Neuerungsideen der Künstler Einfluß auf die Gestaltung der Industrieerzeugnisse zu gewinnen, bekannte Hoffmann 1905 im Arbeitsprogramm der Wiener Werkstätte, daß sie den Schritt zum industriell gefertigten Massenartikel noch nicht machen wolle. Dennoch übte die Wiener Werkstätte, für die auch Josef Frank gelegentlich arbeitete, großen Einfluß auf den Werkbund aus. Ihre phantasievollen Gestaltungen, mit jenem für die österreichische Kunst des Vielvölkerstaates so wichtigen Ineinanderfließen deutscher und slawischer Kultureinflüsse, übte auf binnendeutsche und nordeuropäische Kreise eine geradezu magische Anziehung aus.

Die Werkbundbewegung hat vielfältige geistige Wurzeln, im Philosophischen beeinflußt von den Ausläufern der Romantik und des deutschen Idealismus ebenso wie vom Rationalismus, im Politischen von einer Strömung, die oft als Neoliberalismus, Linksliberalismus oder auch als sozialer Liberalismus bezeichnet wird. Für Österreich ist sicher der Begriff Kulturliberalismus treffend, weil die Werkbundbewegung, anders als im Deutschen Reich, nahezu keine Kraft zu politischer Parteienbildung besessen hat. Sie ist in Österreich durch den Weg unabhängiger Persönlichkeiten geprägt worden, die meist über, selten innerhalb einer der politischen Parteien gestanden sind. Neben nahezu allen Künstlern dieser Zeit seien hier nur Wilhelm Exner, der vielseitige Hochschulprofessor und Begründer des technisch-gewerblichen Schulwesens in Österreich, Eduard Leisching, der auch in der Volksbildung tätige Direktor des Museums für Kunst und Industrie, und nicht zuletzt Adolf Vetter, der Leiter des Gewerbeförderungsamtes und geistige Vater des Österreichischen Werkbundes als Beispiele genannt.[7]

Wien war in diesen Jahren nicht nur ein künstlerischer Brennpunkt Europas. Der Liberalismus, der in der zisleithanischen Reichshälfte, politisch gesehen, nur zwölf Jahre, von 1867 bis 1879, währte, als Kulturliberalismus jedoch bis 1934 weiterlebte, brachte auch eine Blütezeit auf wissenschaftlichem Gebiet mit sich. In diesem geistigen Klima wirkten Philosophen und Physiker wie Ernst Mach, Ludwig Boltzmann, Franz Brentano, Volkswirtschaftler wie Eugen Böhm-Bawerk, Friedrich Wieser und Eugen Philippovich, Historiker wie Heinrich Friedjung und Josef Redlich oder der Sozialreformer Josef Popper-Lynkeus, um nur einige zu nennen. Auf diese liberale Epoche und ihre Persönlichkeiten hatte sich 1929 der um den Physiker und Philosophen Moritz Schlick gebildete neopositivistische „Wiener Kreis“ berufen. Ihm gehörte Josef Franks Bruder Philipp als führender Gelehrter an. Er hatte Physik studiert und war 1912 bis 1938 als Professor am Institut für theoretische Physik an der Deutschen Universität in Prag als Nachfolger Albert Einsteins tätig. Auch Josef Frank stand dem „Wiener Kreis“ sehr nahe.[8]

Die Jahre vor 1914 waren für Frank eine Zeit stiller Arbeit. Er baute zusammen mit Wlach und Strnad einige weitere Einfamilienhäuser, die sich vor allem durch eine starke Verein-

fachung der Formen und ausgewogene Baukörperkompositionen auszeichneten. Er nahm an der Deutschen Werkbundtagung 1912 in Wien teil und war von der danach erfolgten Gründung an auch Mitglied des Österreichischen Werkbundes. Bei der aus Anlaß der Werkbundtagung veranstalteten Frühjahrsausstellung im Österreichischen Museum für Kunst und Industrie war eine von Frank gestaltete Wohnhalle zu sehen, die sehr gut aufgenommen wurde. Frank gelang ein Entwurf, der in freier Weise bäuerliche Vorbilder verarbeitete. Ein schachbrettartiger Boden, weiße Wände, schwarze Deckenbalken und leichte Möbel beherrschten den Raum.[9]

Inwieweit Frank an der Kölner Werkbundausstellung und dem in die Kunstgeschichte eingegangenen Streit zwischen Hermann Muthesius und Henry van de Velde über die Typenbildung Anteil genommen hat, ist nicht feststellbar. Doch ist anzunehmen, daß er schon allein durch die Mitarbeit seines Partners Oskar Strnad an der Innenhofgestaltung des Hoffmannschen Baues über die Entwicklung genauestens Bescheid gewußt hat. Dieser Streit, der den Deutschen Werkbund an den Rand der Spaltung trieb, sollte in Österreich erst 1920 ausbrechen. Frank beschäftigte sich später ausführlich mit dem Problem der Typenbildung.[10]

Die Ausstellung in Köln wäre für den Österreichischen Werkbund zu einem großen Erfolg geworden. Am 1. August 1914, zweieinhalb Monate nach der Eröffnung, mußte das Haus jedoch geschlossen, und die Ausstellung binnen drei Tagen geräumt werden. Der Erste Weltkrieg war ausgebrochen! Das Deutsche Heer benötigte die Gebäude für Spitalszwecke ...

Josef Frank diente als Leutnant der Reserve in einem k.u.k. Eisenbahnregiment und war beim Bau von Feldbahnen in der Nähe von Krakau eingesetzt. Im Vormerkblatt seiner Qualifikationsbeschreibung aus dem Jahre 1917 ist zu lesen: „Heiterer, offener Charakter, gute Geistesgaben mit rascher Auffassung, wenig militärischem Sinn, fleißig mit gutem Erfolge, technisch gut ausgebildet und verwendbar, wirkt durch seine Rechtschaffenheit günstig auf seine Untergebenen ein.“ In einer zweiten Qualifikation aus dem Jahre 1918 wird er als „gut verwendbarer Offizier“ beschrieben.[11]

Das 1916 von Max Eisler verfaßte und vom Österreichischen Werkbund herausgegebene Buch über die *Österreichische Werkkultur* machte erstmals einen größeren Personenkreis mit den Arbeiten Josef Franks bekannt.[12]

Das Jahr 1918 traf Frank als Architekt nicht unvorbereitet. Anders als etwa Josef Hoffmann stellte sich Frank sofort den veränderten Verhältnissen. Seine erste Veröffentlichung nach dem Kriege im Jahre 1919 galt der Arbeiterwohnungsfrage. Er beschäftigte sich mit der Typenbildung, der Massenherstellung, neuartigen Bauweisen und der Planung von Siedlungen. Mit den Persönlichkeiten der Wiener Gartenstadtbewegung wie Gustav Scheu, Max Ermers, Hans Kampffmeyer und besonders mit Otto Neurath verband ihn ein hohes Maß an geistiger Übereinstimmung. Er arbeitete mit ihnen eng zusammen und wurde 1921 einer der Architekten des Büros des Österreichischen Verbandes für Siedlungs- und Kleingartenwesen. Als Josef Popper-Lynkeus — dessen Idee, die wirtschaftliche Not Deutschlands durch die Einführung einer „Allgemeinen Arbeits- und Nährpflicht“ zu beseitigen, in Siedlerkreisen heftig erörtert wurde — seinen achtzigsten Geburtstag feierte, schrieb Philipp Frank eine Geburtstags Würdigung. So berührten sich die Interessen der beiden Brüder.[13]

Im Jahre 1919 wurde Frank Professor für Baukonstruktionslehre an der Kunstgewerbeschule, der heutigen Hochschule für angewandte Kunst in Wien. Damit war Frank, damals 34 Jahre alt, in den einflußreichsten Kreis des Kunstgeschehens aufgerückt. Warum er 1925 seine Lehrtätigkeit nach nur sechs Jahren beendet hat, ist ungeklärt.[14]

Rund um die Kunstschau 1920 entzündeten sich heftige öffentliche Auseinandersetzungen um die geübte Form des Kunstgewerbes, den Weg der Kunstgewerbeschule, die Wiener Werkstätte, den Werkbundgedanken und um die Verflechtung der damit verbundenen wirtschaftlichen Interessen. Auch Josef Frank, der in der Kunstschau 1920 zwei Beleuchtungskörper ausgestellt hatte, nahm öffentlich zu den Problemen Stellung. Seine Aussagen zeigen große Übereinstimmung mit ähnlichen Kritiken Hans Tietzes und Arthur Roesslers. Frank vermied jedoch, im Gegensatz zu den beiden Genannten, persönliche Angriffe auf Josef Hoffmann: *Unter Kunstgewerbe verstehe ich über das Notwendige hinaus fortgesetzte Arbeit an handwerksmäßig hergestellten Gegenständen, deren Gestalt für einen praktischen Zweck bereits bestimmt ist. um neue Möglichkeiten der Arbeit und dadurch neue Schönheiten*

des Materials zu zeigen... Das Wiener Kunstgewerbe hat seinen Boden verloren. Damit sind nicht unsere Randstaaten gemeint, aus denen wir nicht nur unsere Motive, sondern auch unsere Arbeiter bezogen haben. Wohl aber fehlt uns heute die Möglichkeit zur Ruhe und zur Freude an Zwecklosem... daß aber die Fortsetzung dieser Tätigkeit in diesem Sinne ihre innere Hohlheit auf die Dauer nicht wird verbergen können, ist klar. Und dann ist zu hoffen, daß ein Bruch mit dieser ganzen steckengebliebenen Entwicklung eine Rückkehr vom Luxus zum Leben bringen wird, und das Kunstgewerbe für das eigene Bedürfnis und aus diesem heraus wird arbeiten können. Das hier Gesagte gilt auch in mancher Beziehung von ganz Deutschland.[15]

Vor diesem Hintergrund kam es im Jahre 1920 zu einer schweren Krise im Österreichischen Werkbund. Sie wurde durch Josef Hoffmann ausgelöst, der im Jänner 1920 völlig überraschend den Antrag stellte, die 1915 gegründete Verkaufsstelle des Werkbundes zu schließen, da durch sie zu viel qualitätsloses Kunstgewerbe verkauft werde. Nach wochenlangen Streitigkeiten kam es zusammen mit Josef Hoffmann zum Austritt fast des gesamten Vorstandes und 1921 zur Gründung des „Werkbundes Wien“ durch diese Gruppe. Der Österreichische Werkbund hatte sich gespalten, auch Josef Frank trat aus.

Hans Ankwicz-Kleehoven hat 1924 die damaligen Hauptströmungen sehr treffend beurteilt: *Heute sind es nicht so sehr Stilfragen, als Meinungsverschiedenheiten über die Aufgaben und das Wesen des Kunsthandwerkes überhaupt, welche die Künstlerschaft in mehrere Lager spalten. Während Hoffmann und seine Schule an der künstlerisch orientierten Edelarbeit festhalten, treten Oskar Strnad. Josef Frank, Ernst Lichtblau. Hugo Gorge und andere jüngere Architekten dafür ein, das Wörtchen „Kunst" aus dem Kunstgewerbe zu eliminieren, das Handwerk im stärkstem Maße den technischen und sozialen Anforderungen unserer Zeit anzupassen und womöglich auf maschinellem Wege brauchbare Typen herzustellen, deren Ästhetik einzig und allein auf funktionellen Werten beruht. Während die Edelarbeit nur für einen kleinen Kreis in Betracht kommen kann, ist die Qualitätsware für die breitesten Schichten bestimmt; so ergänzen sich beide Richtungen trotz scheinbarer Gegensätzlichkeit und bilden zwei wichtige Elemente in der Verfeinerung unserer Lebenskultur, auf welche das österreichische Kunsthandwerk hinzielt.*[16]

Für das Jahr 1925 plante Frankreich in Paris die Veranstaltung der ursprünglich für 1915 vorgesehenen „Exposition internationale des arts décoratifs et industriell modernes“. Im Deutschen wurde sie — ungenau übersetzt — „Internationale Kunstgewerbeausstellung, Paris 1925“ genannt. Sie war ursprünglich als französische Antwort auf die Werkbundausstellung in Köln 1914 gedacht. Als die französische Regierung im Wege ihrer Gesandtschaft in Wien auch die Republik Österreich zur Teilnahme an dieser Ausstellung mit dem ausdrücklichen Beifügen einlud, daß auf die Teilnahme Österreichs der größte Wert gelegt werde, griff im Februar 1924 Bundespräsident Michael Hainisch persönlich ein, um das nötige Geld für eine würdige Vertretung zusammenzubringen. Hainisch, bis 1920 selbst Werkbundmitglied, hatte sich als Bundespräsident allgemein die Förderung des Kulturliberalismus zur Aufgabe gemacht.

Man war sichtlich bemüht, die Pariser Ausstellung zu einer Einigung aller Kräfte und für einen neuen Aufschwung der Werkbundbewegung in Österreich zu nützen. Hoffmann suchte sogar seinen alten Gegner Adolf Loos auf, um ihn zur Mitarbeit zu bewegen, was dieser jedoch ablehnte. Anders als in Rom, Venedig und Köln, entwarf Hoffmann diesmal eine lockere unsymmetrische Baukörperanordnung. Im Rahmen seines Gesamtkonzeptes plante Peter Behrens, der 1922 nach Wien an die Akademie der bildenden Künste berufen worden war, ein Glashaus, Josef Frank ein Wiener Kaffeehaus und Oskar Strnad als Wahrzeichen des ebenerdigen Pavillons einen Orgelturm. Im Inneren boten — ähnlich wie in Köln 1914 — rund 280 Ausstellende einen Überblick über Österreichs kunstgewerbliche Erzeugnisse aller Art.

Die französische Presse würdigte Österreichs Leistung geradezu überschwenglich. Allerdings gab es auch in Frankreich — ebenso wie in Österreich in den Kreisen um Loos — wieder Stimmen, die an der gesamten Ausstellung harte Kritik übten und eine neue Zeit ankündigten: Die moderne dekorative Kunst sei antisozial, der falsche Luxus die vorherrschende Note, ein gutes neues Stadtviertel zu bauen, wäre wichtiger...[17]

Die Fragen des Städtebaus, des Wohnungs- und Siedlungswesens beschäftigten Frank in diesen Jahren mehr als alles andere. Neben beispielhaften Siedlungsplanungen in Wien

und Niederösterreich beteiligte er sich mit fünf mehrgeschossigen Wohnbauten auch am großen Wohnbauprogramm der Gemeinde Wien. Dietrich Worbs untersuchte sie im Jahre 1985 und stellte zusammenfassend treffend fest: *Josef Frank hat ein Konzept für den Geschoßwohnbau gehabt, auch wenn er ihn für einen „Kompromiß" gehalten hat. Dieses Konzept läßt sich als pragmatischer Versuch eines qualitätsvollen Wohnungsbaues mit einfachen Mitteln im Rahmen des in Wien Möglichen bezeichnen.*[18]

Mit welchen Schwierigkeiten Frank, einer der geistreichen Kritiker des „Volkswohnungspalastes", bei seinen Wohnbauten zu kämpfen gehabt hat, geht aus einem Aufsatz von Max Ermers aus dem Jahre 1926 hervor, als der Wiedenhofer-Hof eröffnet wurde: *Alle unnützen Gliederungen der vier Schauseiten, alle Dekorationen, Ornamente, Altstilreminiszenzen, Heimatklänge, Oberbayrisches, Giebel- und Dreieckspielerei sind weggelassen... Der Volkswitz hat sich des orangeroten Baublocks mit seinen strengen Linien und Mauerkuben sehr bald bemächtigt, indem es ihn die „Paprikakiste" taufte. Ja, Eingeweihte wollen wissen, daß die zweimaligen Dachstuhlbrände, denen die Paprikakiste bisher ausgesetzt war. als Unwillensäußerung der Hernalser Volksästheten zu deuten sind..* [19]

Im Jahre 1925 gründete Josef Frank zusammen mit Oskar Wlach das Einrichtungshaus „Haus & Garten (Frank & Wlach)". Das Unternehmen umschrieb sein Arbeitsgebiet: „Einzelmöbel, Stoffe, Lampen, Keramik, Glas, Teppiche etc., vollständige Haus- und Wohnungseinrichtungen." Damit fand Frank eine weitere Möglichkeit, seine Auffassungen über das Wohnen vorzuführen und die allgemein oft allzu abstrakten, rechthaberischen und mißverständlichen Debatten über Kunstgewerbe, Handwerk und Industrieform auf eine „gegenständliche" Ebene zu bringen. So trat 1925 an die Seite der Wiener Werkstätte eine zweite „Institution", die nun zeigen konnte, wie — im Sinne des Zitates von Ankwicz- Kleehoven — die „andere Richtung" die Wiener Lebenskultur verfeinerte. Josef Frank beschäftigte sich in diesen Jahren intensiv mit Stoffentwürfen, die in der Tradition der sogenannten irischen Leinen, bedruckter Dekorstoffe, standen. Mit ihren kräftigen Farben und Motiven, die aus verschiedenen südosteuropäischen und asiatischen Kulturen stammen, haben sie auch heute, nach mehr als einem halben Jahrhundert nichts an Reiz verloren. Franks Hinneigung zum textilen Gestalten ist sicherlich schon früh durch den Beruf des Vaters und die Tätigkeit seiner Mutter beeinflußt worden, doch steht die Forschung hier erst am Anfang. Franks Mutter fertigte für ihren Bekanntenkreis mit großem handwerklichem Geschick Vorhänge und Tischtücher in verschiedenen Stricktechniken an. Sie stellte ihre Erzeugnisse sogar in der Abteilung „Textile Kunst und Industrie" der Kunstgewerbeausstellung Paris 1925 aus.[20]

Durch kaufmännische Ungeschicklichkeiten entstanden dem Österreichischen Werkbunde Ende 1923 bei der Abwicklung seiner deutschen Messegeschäfte durch die Markabwertung so große Verluste, daß man 1926 an die Liquidation oder den Konkurs des Bundes dachte.

Auch die Wiener Werkstätte befand sich wieder einmal in wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Josef Hoffmann hatte nun nach Fritz Wärndorfer seinen zweiten großen Mäzen, Otto Primavesi, unter tragischen Umständen verloren und war dadurch selbst gesundheitlich schwer angegriffen. In dieser Lage stellte Josef Hoffmann im Mai 1926 einen Antrag auf Sozialisierung des Unternehmens durch die Gemeinde Wien. Die Wiener Werkstätte sollte sich von nun an der Erzeugung von industriell gefertigten Artikeln widmen und von der gemeindenahen „Gemeinwirtschaftlichen Siedlungs- und Baustoffanstalt GESIBA" übernommen werden. Um es vorweg zu nehmen: Die Übernahme durch die Gemeinde Wien ist nicht zustande gekommen, aber bis zur Auflösung der Wiener Werkstätte im Jahre 1932 im Gespräch geblieben.

Im Österreichischen Verband für Siedlungs- und Kleingartenwesen gab es in jener Zeit ebenfalls eine schwere wirtschaftliche Krise. Ende des Jahres 1924 mußte der Verband sein Bau- und Planungsbüro, in dem ja auch Josef Frank gearbeitet hatte, schließen. Nach tiefgreifenden Umstellungen im Verbände schied auch Otto Neurath im Juli 1925 aus.

Nur ein Unternehmen hatte einen ungebrochenen Aufstieg zu verzeichnen: die 1921 gegründete, schon erwähnte GESIBA, an ihrer Spitze der sozialdemokratische Politiker Julius Deutsch als Präsident und Hermann Neubacher als Generaldirektor. Neubacher entwickelte die GESIBA und ihre in späteren Jahren zahlreichen Nebenbetriebe zu einer der erfolgreichsten Einrichtungen der Wiener Gemeinwirtschaft. Er erwarb sich dadurch vor allem in

sozialdemokratischen Kreisen großes Ansehen. Für die Finanzierung der Siedlungsbauten mußte er aber auch viel mit dem Bundes-Wohn- und Siedlungsamt, das dem Bundesministerium für soziale Verwaltung angegliedert war, Zusammenarbeiten. Dieses war stets von christlichsozialen Ministern geleitet. Als damals parteiunabhängiger Fachmann gelang es ihm, auch deren Vertrauen zu gewinnen.

Die Krise im Werkbund, in der Wiener Werktätte und im Siedlerverband ließen Mitte 1926 zahlreiche Persönlichkeiten des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens Wiens nach einem Auswege suchen. Der naheliegendste Gedanke war, die Zersplitterung der Kräfte zu überwinden und den Österreichischen Werkbund auf eine neue, umfassende Grundlage zu stellen. Ende Mai 1926 konnte Präsident Robert Oerley auf einer außerordentlichen Vollversammlung des Werkbundes den Mitgliedern eine Erklärung des „Werkbundes Wien" zur Kenntnis bringen, daß diese Gruppe um Josef Hoffmann, nach Bereinigung einiger Einzelfragen, als Ganzes in den Österreichischen Werkbund wieder eintreten werde. Man hoffte innerhalb von fünf Wochen zu einer Einigung zu kommen, die Verhandlungen zogen sich aber fast zwei Jahre hin, wobei wirtschaftliche Probleme im Vordergründe standen.

Am 18. Mai 1928 erfolgte endlich, nach acht Jahren der Trennung, die Wiedervereinigung der beiden Bünde. Danach führte ein viergliedriges Komitee, Josef Frank, Otto Lagus, Laszlo Gabor und Josef Hoffmann, die Geschäfte provisorisch weiter, ehe am 29. November 1928 in einer außerordentlichen Vollversammlung Vorstand und Ausschuß neu gewählt wurden und der Österreichische Werkbund endgültig zu neuem Leben erwachte. Zum Präsidenten wurde Hermann Neubacher, zu Vizepräsidenten Josef Frank und Josef Hoffmann, zum geschäftsführenden Vorstandsmitglied Laszlo Gabor gewählt.[21]

Josef Frank wurde wegen seiner schon beschriebenen Stellung im Wiener Kunstgeschehen und nicht zuletzt wegen seiner Erfahrungen mit deutschen Ausstellungen gewählt. Er baute im Jahre 1927 als einziger Österreicher ein Doppelhaus für die Werkbundausstellung „Die Wohnung" auf dem Gelände des Weißenhofes in Stuttgart. 1928 erhielt er auf Betreiben Robert Oerleys und anderer den Auftrag, eine kleine österreichische Kunstgewerbeausstellung auf der Internationalen Presse-Ausstellung in Köln zu gestalten. Frank nahm außerdem im Sommer dieses Jahres als einziger Österreicher am 1. Internationalen Kongreß für Neues Bauen (CIAM) in La Sarraz teil und beteiligte sich in München an der Ausstellung „Heim und Technik" und in Köln an der Ausstellung „Haus und Garten".[22] Die Wahl Josef Hoffmanns zum zweiten Vizepräsidenten war selbstverständlich, sollte der Ausgleich gelingen.

Hermann Neubachers Wahl zum Präsidenten erfolgte aufgrund seiner Tüchtigkeit auf wirtschaftlichem Gebiete und seiner Bekanntschaft mit wichtigen Politikern aller Lager und vielen Künstlern. In einem Brief aus dem Jahre 1964 beschrieb ihn Josef Frank als sehr tatkräftigen, über den Parteien stehenden und fortschrittlich denkenden Werkbundpräsidenten, obwohl er über Neubachers spätere Tätigkeit für die Nationalsozialisten wußte. Ganz ähnlich beurteilte ihn auch Julius Deutsch schon 1960 in seinen Lebenserinnerungen aufgrund der zwölfjährigen gemeinsamen Tätigkeit in der GESIBA.[23]

Mit Josef Frank kamen auch Viktor Fadrus, der Direktor des Pädagogischen Institutes der Stadt Wien, Otto Neurath, Direktor des von ihm gegründeten Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums, die Architekten Max Feilerer, Oswald Haerdtl, Walter Sobotka und Oskar Strnad in den Vorstand beziehungsweise Ausschuß des Werkbundes. Es konnten auch namhafte Persönlichkeiten aller Berufe und weltanschaulichen Richtungen als neue Mitglieder gewonnen werden, wie beispielsweise der sozialdemokratische Schulreformer Otto Glöckel, Albert Paris Gütersloh, Anton Hanak, Clemens Holzmeister, Rudolf Larisch und Julius Meinl. Der österreichische Kulturliberalismus erreichte eine letzte Blütezeit.[24]

Die Arbeit Josef Franks während seiner knapp vierjährigen Präsidentschaft kann hier nur in ganz groben Umrissen angedeutet werden. Schon wenige Wochen nach seiner Wahl begann eine rege Tätigkeit, die den Werkbund zu einer Einrichtung mit großer Breitenwirkung werden ließ. Zusammen mit Gabor, Haerdtl, Kalmar, Sobotka und Neubacher nahm er 1929 an der Tagung des Deutschen Werkbundes in Breslau teil. Dabei kam es zur Einladung an diesen, seine Jahrestagung 1930 in Wien abzuhalten und zur Idee, aus diesem Anlaß eine „Werkbundsiedlung" zu errichten. Neubacher, die GESIBA und die Gemeinde Wien sollten die Finanzierung sicherstellen, für alles andere hatte Josef Frank zu sorgen. Allein diese Aufgabe sollte Frank bis 1932 beschäftigen.[25]

Als im April 1929 die vom Deutschen und Österreichischen Werkbund zusammengestellte Ausstellung „Neues Bauen“ in der Hofburg gezeigt wurde, begann Frank eine intensive Vortragstätigkeit zu diesem Thema, die ihn 1930/31 auch in alle Bundesländer führte. Zusammen mit Ernst May und Hugo Häring nutzte er erstmals auch den Rundfunk als Medium. Im Jahrbuch 1929 ist sein bis heute sehr bekanntes *Gespräch über den Werkbund* erschienen, das zu den „Klassikern" der gesamten Werkbundliteratur gehört.[26]

Im Jahre 1930 veranstaltete der Werkbund wieder wie 1912 eine große Ausstellung im Museum für Kunst und Industrie. Der Gesamtplan stammte von Josef Hoffmann, Josef Frank gestaltete einen Teesalon mit hellgrün spritzlackierten Stühlen aus gebogenem Holz, also einem Industrieprodukt. Dieses Nebeneinander von Industrieerzeugnissen und Kunsthandwerk war ein Hauptanliegen der Ausstellung. Frank hielt auf der Deutschen Werkbundtagung in Wien einen vielbeachteten langen Vortrag zum Thema „Was ist modern?“. In dieser Rede zeigte sich die schwierige Aufgabe, die Frank in der Werkbundbewegung der damaligen Zeit zu meistern hatte. Während er im allzu traditionalistischen Österreich mit seinen Vorträgen von Stadt zu Stadt zog, um für das Neue Bauen und seine Grundsätze zu werben, versuchte er die deutschen Gäste vor den Übertreibungen der neuen Lehre zu warnen, ähnlich wie er dies ein Jahr später in seinem Buch *Architektur als Symbol — Elemente deutschen Neuen Bauens* tat. Ein scharf beobachtender Schweizer schrieb: *In der nur scheinbar negativen Form einer Kritik hat Frank mit Nachdruck den Menschen und nicht den Fetisch „Maschine" in den Mittelpunkt der Werkbundarbeit gestellt, und zwar den lebendigen, wirklichen Menschen, nicht einen abstrakten Normen-Kollektivmenschen, der ein genauso begriffliches Phantom ist. wie nur irgend ein „Idealmensch" früherer Ästhetik. Damit gab aber Frank zugleich unausgesprochenermaßen eine diskrete Verteidigung und theoretische Fundierung des österreichischen Standpunktes.*[21] Josef Franks Neigung, die Dinge nicht absolut, sondern relativ zu sehen, geht sicher auch auf Einflüsse der Philosophie des „Wiener Kreises“ beziehungsweise seines Bruder Philipp zurück.

Als der Werkbund um die Jahreswende 1931/32 die Ausstellung „Der gute billige Gegenstand“ veranstaltete, beauftrage Frank nur die fortschrittlichen Kräfte mit der Gestaltung: Walter Sobotka, Laszlo Gabor, Julius Jirasek, Julius Kalmar, Ernst Lichtblau, Otto Neurath und Ernst Plischke. Im Katalog schrieb Frank einen sehr klaren Beitrag „Zum Formproblem", der keine Fragen offen ließ: *Es besteht kein Zweifel, daß die individuellen Gebrauchsgegenstände immer mehr verschwinden werden und alles in der nächsten Zeit durch Industrieerzeugnisse ersetzt werden wird, die serienmäßig in großer Anzahl von Varianten hergestellt werden.* Der Werkbund beschäftigte sich nach dreißig Jahren endlich mit dem ursprünglichen Gedanken seiner Gründer im Sinne der Aufgaben des 20. Jahrhunderts.[28]

Josef Frank äußerte sich in jenen Jahren sehr offen zu Fragen der Kulturpolitik. So berichtete Max Ermers im Oktober 1931 über eine Protestversammlung des Werkbundes gegen die Art des Wiederaufbaues und der Aufstockung des nach den politischen Unruhen des Jahren 1927 ausgebrannten Justizpalastes: *Der Vortrag Professor Franks wurde zu einer Generalabrechnung mit den Wiener Kunstverhältnissen überhaupt. In breit angelegter Weise schilderte er den raschen Weg der Verdorfung und Provinzialisierung, den Wien in der Nachkriegszeit genommen hatte. Am Beginn des 20. Jahrhunderts war es in der Baukunst und in der Werkarbeit noch führend in Europa und die Nachbarstaaten blickten auf das, was in Wien geschaffen wurde. Heute hat sich bei uns die konservative Professoren- und Bürokratenarbeit auf allen Gebieten der Kunst vorgedrängt, die freischaffende Begabung, ja selbst der solide, anständige Techniker wird überall in den Hintergrund zurückgeschoben. An einer großen Anzahl von Beispielen, an der Art der Behandlung der Fragen der Bundestheater, an der Zeitungs-Kunstkritik, an der Ernennung der neuen Akademie-Professoren, an den Pavillons, mit denen Österreich sich auf der Antwerpener und Barcelonaer Ausstellung präsentierte, an einer Anzahl neuer Bauten der Gemeinde Wien und an den Staatspreisen stellte Frank den absoluten Rückgang des Geschmacks und den drohenden Verfall fest.* Herbert Thurner, ein Schüler Josef Franks, erinnerte sich 1965 an die damalige Zeit: *Als glänzender Redner nahm er jede Gelegenheit wahr, durch Vorträge die Öffentlichkeit zu belehren und gegen Fehlentwicklungen zu predigen, die er durch den steigenden Einfluß biederer Reaktionäre kommen sah. Seinen Feinden — und er hatte viele — erschien er destruktiv und voll vernichtender Ironie.*[29]

Einen Höhe- und Wendepunkt im Leben Josef Franks bildete die Vollendung der „Werk-

bundsiedlung — Internationale Ausstellung Wien 1932“ im Juni des genannten Jahres. Sie zeigte 70 eingerichtete Reihenhäuser von 31 Architekten, die damals in Österreich, Deutschland, Holland, Frankreich, den Vereinigten Staaten von Amerika und in der Sowjetunion arbeiteten. Max Ermers schrieb anläßlich der Eröffnung seherischen Blickes: *Gewiß, die Siedlung ist nicht fehlerfrei... aber endlich ist ein Zentrum neuen Geistes der Wohnkultur geschaffen, auf das man immer und immer wird hinweisen können.* In den Jahren 1983 bis 1985 ist die Siedlung nach Jahrzehnten des Verfalles, spät aber doch, durch die Stadt Wien instand gesetzt und damit die Bedeutung dieses Werkes wieder offiziell anerkannt worden. Von der Auswahl der Architekten, der Aufgabenstellung einer Haustypenausstellung, der Ablehnung bautechnischer Experimente bis zur Betonung des Wohnlichen kündet sie von Franks Haltung einer „liberalen Moderne“ (Otto Kapfinger).[30]

Das Eigenartige an diesen letzten Jahren des Kulturliberalismus waren einerseits die beachtlichen Leistungen, die noch zustande kamen, während sich andererseits in vielen Dingen schon der Keim kommenden Unheils zeigte. Die durch die Weltwirtschaftskrise ausgelöste Arbeitslosigkeit, die Radikalisierung des politischen Lebens und der wachsende Antisemitismus waren in den Jahren 1932 und 1933 in Österreich das vorherrschende Thema in den öffentlichen Auseinandersetzungen. Wie bei vielen anderen Vereinigungen hatte dies auch auf den Werkbund Auswirkungen. Die damaligen Zerwürfnisse werden wohl auch bei reger zukünftiger Forschung nie restlos aufgehellt werden können. Die genaueste Schilderung hat bisher Eduard F. Sekler in seinem Buch über Josef Hoffmann gegeben.

Für Josef Hoffmann war das Ende der Wiener Werkstätte im September 1932 ein schwerer Schlag. Schon im März dieses Jahres wollte er den Werkbundvorstand wegen dieser Angelegenheit verlassen. Vor diesem Hintergrund verschärfte sich seine Empfindlichkeit in der Debatte über das Kunstgewerbe, die Frank in diesen Tagen mit aller Deutlichkeit führte. Die *Form* berichtete: *Frank betrachtet es als symptomatisch, daß das Kunstgewerbe derart unsicher geworden ist, daß sogar die Ansicht vorherrscht, daß das Wort „Kunstgewerbler" schon eine Art Schimpfwort sei. Zu Zeiten Morris' und Ruskins war es eben anders, damals ging eine wirkliche, nicht nur handwerkliche, sondern auch geistige Erneuerung von da aus. Der Werkbund kann durch Beratung für die kleinen Nöten des Kunstgewerblers etwas tun, er kann aber einer vergangenen Entwicklung nicht nachtrauern. Dem Kunsthandwerker stehen aber noch genügend Möglichkeiten offen, wenn er nur erkennt, was tatsächlich gebraucht wird. Auch für Luxus ist heute noch ein beschränkter Bedarf vorhanden, bloße Dekoration ist aber unschöpferisch und wird selbst vom kaufenden Publikum abgelehnt.*[31]

Frank griff nun in seinen Vorträgen nicht nur Hoffmann, sondern auch Behrens persönlich an, was dieser zunächst gelassen hinnahm. Bei Hoffmann bemühte sich Frank im Juli 1932 wieder um Aussöhnung. Diese Auseinandersetzungen, begleitet von Intrigen aller Art, zogen sich bis Anfang des Jahres 1933 hin.

Mit welcher Erbitterung von manchen der Streit geführt worden ist, zeigen Äußerungen Clemens Holzmeisters in einer Sitzung des Gesamtvorstandes des Werkbundes am 24. Februar 1933, bei der Frank, Neubacher, Strnad und Neurath nicht anwesend waren. Holzmeister: *Wenn man aber nicht die Möglichkeit gehabt hat. Großes zu leisten, wie Frank, so sollte man nicht Männer angreifen, wie Behrens und Hoffmann, die Großes geleistet haben, die internationalen Geistes sind; es scheint mir viel wichtiger, durch Werke Menschen für den Werkbund zu gewinnen, wie durch Ausführungen und durch Kritiken, die nur Unheil nach sich ziehen. Ich muß auch bei dieser Gelegenheit über ein Thema sprechen, über das ich mich öffentlich nie geäußert habe, nie einer Zeitung gegenüber, obwohl ich dazu oft aufgefordert worden bin. Es betrifft die Werkbundsiedlung. Nach meinem Gefühl ist die Stellung Franks als schaffender Künstler durch die Werkbundsiedlung stark erschüttert. Die Siedlung ist nicht so. wie es dem Verlangen von heute entspricht. Es ist selbstverständlich nicht das einzelne Haus, das ich meine. Es sind ausgezeichnete Leistungen darunter, ganz vortreffliche. Aber das ganze Konzept ist so verfehlt, verfehlt vor allem aus wirtschaftlichen Gründen, verfehlt aus wohntechnischen Interessen, verfehlt in Bezug auf die aufgestellten Typen, wie es sich zeigt, verfehlt in der Art der Verteilung, von der man nicht weiß, warum sie so und nicht anders ist... Alle diese Umstände bewirken, nach meinem Gefühl und nach dem Gefühl vieler anderer, daß wir dieses Werk als verfehlt betrachten müssen, sodaß man an der künstlerischen Schöpferkraft des Herrn Frank durch das Mißglücken dieses Werkes etwas irre wird.. .*[32]

Als Oskar Strnad mit der Gestaltung der österreichischen Abteilung bei der Triennale in Mailand beauftragt wurde, kam es zum offenen Bruch. Am 12. Dezember 1933 meldete ein vorbereitendes Komitee die Gründung eines „Neuen Werkbundes Österreichs“ bei der Vereinsbehörde an. Die federführenden Unterzeichner des Antrages waren Peter Behrens und Clemens Holzmeister.[33]

Damit setzte eine Entwicklung ein, die neben vielem anderem zum Niedergang des Kulturliberalismus in Österreich beitrug. Wie sehr damals fachliche Fragen, die zum Teil in ihren Wurzeln bis in die Zeit der Gründung der Wiener Secession zurückgereicht haben, verzerrt worden sind, geht aus einem Bericht des *12-Uhr-Blattes* hervor. Diese Zeitung verfolgte wie die *Neue Zeitung* besonders in den letzten Monaten des Jahres 1933 einen Kurs im Sinne des geschäftsführenden Obmannes der Christlichsozialen Partei, Emmerich Czer- mak, der damals „keinen Zweifel darüber ließ, daß die Christlichsozialen mit den Nationalsozialisten im Antisemitismus wetteiferten“ (Charles Adam Gulick, 1948). So meldete sie Ende Dezember 1933: *Der Hauptexponent der fremdrassigen Richtung im Österreichischen Werkbund war Professor Dr. Josef Frank. Frank ist als Exponent der mathematischen Richtung in der Kunst zu betrachten. Er tritt für eine internationale Kunst ein und lehnt das nationale Element, welches allein schöpferisch zu wirken vermag, ab. Insbesondere tritt Frank für die Lehre des französischen Architekten Le Corbusier ein. Frank (welcher eindeutig jüdischer Abstammung ist) hat eine Gruppe um sich geschart, welche schon wegen ihrer rassischen Verbundenheit untereinander fest zusammenhielt und schöpferische arische Künstler womöglich auszuschalten bestrebt war... Zur Gruppe des alten Werkbundes gehört auch der fremdrassige Theaterarchitekt Professor Strnad. welcher in künstlerischer Hinsicht eine Mittelstellung zwischen dem extremen Internationalismus Franks und der bodenständigen Künstlerschaft einnimmt. Es war höchste Zeit, daß endlich auch auf künstlerischem Gebiete eine Aussonderung der destruktiven Elemente vor sich ging.*[34]

Von all dem ist nur der Hinweis auf Franks jüdische Herkunft richtig gewesen. Ihn als Vertreter einer „mathematischen Richtung in der Kunst" darzustellen, zeigt von völliger Unkenntnis seiner Person, seiner Ansichten und seines Werkes. Josef Frank nahm wohl — wie schon erwähnt — als Vertreter Österreichs am vorbereitenden „Internationalen Kongreß für Neues Bauen“ im März 1928 in La Sarraz teil, versuchte dann im Jänner 1929 eine österreichische CIAM-Gruppe ins Leben zu rufen, legte jedoch schon im Herbst 1929 nach dem Zweiten CIAM-Kongreß in Frankfurt am Main sein Amt als österreichischer Delegierter nieder, weil er die dogmatischen Ausschließlichkeitsansprüche der CIAM auf vielen Gebieten ablehnte. Im Jahre 1930 hatte er geschrieben: *Modern ist das Haus, das alles in unserer Zeit Lebendige aufnehmen kann und dabei doch ein organisch gewachsenes Gebilde bleibt. Die moderne deutsche Architektur mag sachlich sein, praktisch, prinzipiell richtig, oft sogar reizvoll, aber sie bleibt leblos.* Frank hatte eine eigene, unabhängige Stellung innerhalb der Bewegung des Neuen Bauens. Sein Eintreten für Form, Behaglichkeit und Bequemlichkeit, gegen die Überbewertung der Maschine und der neuen Baustoffe wie Stahl und Stahlbeton, zeigte schon in der Weißenhofsiedlung 1927 seinen Gegensatz zu vielen Auffassungen Le Corbusiers und des deutschen Bauhauses.[35]

Bei aller Kritik hat er dabei den Bemühungen in Deutschland damals, rückschauend auch 1964, stets eine gewisse Anerkennung gezollt. Man habe das Beste gewollt, es aber nicht immer erreichen können. Von der neuen Architektur Wiens und der Lebensart seiner Bewohner hat sich Frank dagegen um 1930 nachhaltig immer mehr abgewendet: *Denn was hier geschieht, sieht aus, als hätte es der Zufall auf die Straße geworfen, und fröhliche Dummheit grinst aus jedem Fensterloch... Es herrscht hier eine starke Einmütigkeit aller, die da bauen, ohne Unterschied des Grades, sodaß Hochschulprofessor und Maurermeister sich durchwegs auf dem gleichen Niveau bewegen: sie gehen gänzlich ahnungslos an jedem Problem vorbei, sei es welcher Art auch immer...* Gleichzeitig mit diesen Entwicklungen haben sich in dieser Zeit seine Interessen immer mehr nach Schweden verlagert.[36]

Josef Frank hatte schon vor dem Ersten Weltkriege eine Schwedin geheiratet und war dem Lande seit damals auch beruflich verbunden. Möglicherweise reichten seine Beziehungen zu Skandinavien noch weiter zurück. Aus seinen Militärpapieren geht hervor, daß er zunächst die norwegische Sprache beherrscht hat. Im Jahre 1921 gestaltete Frank ein Eßzimmer für eine Freundin seiner Frau in Djursholm. Diese Möbel sah im gleichen Jahre

Estrid Ericson, eine Persönlichkeit, die Franks weiteren Lebensweg stark beeinflussen sollte. Ericson war von der schlanken Eleganz dieser Wiener Möbel und den Raumgestaltungen mit ihren Anklängen an das Biedermeier, an bäuerliche Traditionen sowie an englische und chinesische Vorbilder sehr begeistert. Wenige Jahre später, 1924, gründete Estrid Ericson in Stockholm die Firma Svenskt Tenn, die zunächst nur hochwertige Zinnwaren herstellte. Unter dem Eindruck der Stockholmer Ausstellung 1930, die zum Durchbruch des Neuen Bauens in Schweden führte, entschloß sie sich, ihrem Unternehmen eine Abteilung für Inneneinrichtung anzuschließen. Josef Frank war inzwischen in Schweden durch den Bau von zwei Sommerhäusern im Seebadeort Falsterbo während der Jahre 1924 bis 1927 und durch die Beachtung, die ihm der schon 1845 gegründete Schwedische Werkbund schenkte, bekannt geworden. Über seine „Nutzmöbel", ausgestellt in Paris 1925, schrieb die schwedische Werkbundzeitschrift: *In ganz Europa wird man jetzt kaum etwas finden, das gesünder und lebensfähiger wäre. Die Gestaltung der Einrichtungen und Möbel vereinigt eine Selbstverständlichkeit, eine Elastizität und eine praktische Bewohnbarkeit, die bei uns ganz selten ist.* Im Jahre 1932 begann dann die Zusammenarbeit zwischen Estrid Ericson und Josef Frank, im September 1934 stellten sie in Stockholm erstmals gemeinsam aus. War Svenskt Tenn früher für ausschließlich funktionelle, asketische Serienmöbel, teils aus Metall gefertigt, bekannt, so wurde damals unter dem Einfluß von Frank eine neue, „weiche und blühende" Linie eingeschlagen. Die gemeinsame Arbeit zwischen Ericson, Frank und Svenskt Tenn währte bis zum Tode Franks im Jahre 1967.

Auf der Pariser Weltausstellung 1937 gestalteten Frank und Ericson gemeinsam eine Gartenterrasse, für *Haus & Garten* hatte er ein Wohnzimmer entworfen. Die von Frank geprägte Richtung wurde von da an international unter dem Begriff „Swedish Modern" bekannt, ein Ruf, der sich nach der Beteiligung an der World's Fair 1939 in New York weiter festigte. Bald war vergessen, daß dieses Swedish Modern seine Wurzeln in Wien hatte ... Svenskt Tenn bekam viele Aufträge für die Ausstattung öffentlicher Bauten des Landes und schuf Einrichtungen für die Botschaften Schwedens in aller Welt. Franks Entwürfe für Möbel, gedruckte Stoffe, Teppiche, Beleuchtungen und Glaswaren bilden heute noch einen Hauptteil des Warenangebotes des Unternehmens, das 1975 von einer Stiftung übernommen worden ist. Sie fördert neben der Humanökologie auch das Weiterleben der kulturellen und künstlerischen Werte der schwedischen Einrichtungstradition.[37]

Seit 1933/34 hatte Josef Frank seinen Wohnsitz in Stockholm. In Österreich hielt er sich nur mehr gelegentlich auf. So feierte er im Juli 1935 im Wiener Freundeskreis seinen 50. Geburtstag, im Oktober gleichen Jahres hielt er einen vielbeachteten Vortrag über „Dreißig Jahre Architekturgeschichte". Nach den Unterlagen im Wiener Stadt- und Landesarchiv erfolgte die endgültige Abmeldung nach Schweden im August 1938. Sein Vater war im Jänner 1921 verstorben. Seine Mutter starb im Jänner 1941 in Wien. Als Sterbeort ist ihre Wohnung angegeben. Nach mündlichen Überlieferungen soll sie sich unter den Schutz rumänischer Diplomaten gestellt haben und so der Verfolgung durch die Nationalsozialisten entgangen sein.[38]

In den Jahren 1941 bis 1946 lehrte Frank an der „New School for Social Research" in New York. In dieser Zeit entstand ein umfangreiches, bisher größtenteils unveröffentlichtes schriftstellerisches Werk. Im Jänner 1948 besuchte er auf Einladung der Stadt Wien wieder seine Heimatstadt und hielt drei Vorträge. Ein Vorschlag zur Neugestaltung des Stephansplatzes im Jänner 1949 war sein letztes Werk für Wien. Es blieb, wie so vieles, unbeachtet. In Schweden wurde Frank im Jahre 1952 durch eine große Ausstellung im Nationalmuseum in Stockholm geehrt. Der Kritiker Gotthard Johansson stellte damals fest: *Man kann sich fragen, ob jemand größeren Einfluß auf die Ausgestaltung des modernen schwedischen Möbel- und Einrichtungsstiles gehabt hat, als der Österreicher Josef Frank.*[39]

Sehr spät ehrte ihn auch das offizielle Wien beziehungsweise Österreich. Im Mai 1960 erhielt Frank den Preis der Stadt Wien. Im Herbst 1961 fand im Österreichischen Museum für angewandte Kunst eine von der Zentralvereinigung der Architekten Österreichs veranstaltete Ausstellung über „Österreichische Architektur" statt, in der Franks Werk mit fünf Bildtafeln vertreten war. Man war kleinlich genug, ihm die dafür entstandenen Kosten zu verrechnen. Doch Frank nahm dies mit Humor. An seine Cousine Helene Eisenkolb schrieb er danach: *Von der Zentralvereinigung habe ich eine Bestätigung bekommen mit so vielem*

Dank, daß es so ausgesehen hat, als wäre ich der einzige gewesen, der überhaupt gezahlt hat, aber hoffen wir, daß es nicht so war. Im Dezember 1965 wurde Frank dann mit dem Großen Österreichischen Staatspreis ausgezeichnet. Bei beiden Ehrungen konnte er wegen seines angegriffenen Gesundheitszustandes nicht mehr nach Wien kommen. Die Ironie hatte sich Frank auch im Alter bewahrt: *Hoffentlich wird die Feier recht feierlich sein, mit schönen Reden. Es tut mir sehr leid, daß ich da nicht dabei sein kann...* schrieb er an Frau Eisenkolb, die für ihn den Staatspreis übernahm. Um die Jahreswende 1965/66 rief eine von Friedrich Kurrent und Johannes Spalt gestaltete kleine Ausstellung der Österreichischen Gesellschaft für Architektur einem breiteren Kreis das Lebenswerk Franks in Erinnerung. Ein Jahr später, am 8. Jänner 1967, starb Josef Frank im 82. Lebensjahre in Stockholm.[40]

Noch vor seinem Tode hat Svenskt Tenn 1966 einen „Josef-Frank-Fonds" gegründet, aus dem seither das „Josef-Frank-Stipendium" vergeben wird. Der Fonds erhält seit 1985 auch Zuschüsse aus der Estrid-Ericson-Stiftung. Er wird von einer schwedischen Bank verwaltet, seine Erträge werden zu gleichen Teilen in Österreich und Schweden ausgeschüttet. Das Stipendium geht jährlich an einen oder mehrere Studenten der Architektur und dient zur fachlichen Weiterbildung durch eine Reise nach Schweden. So wirkt Franks Geist bis heute auf die Jugend in einer Weise, die sich schon zur Zeit seiner Lehrtätigkeit an der Kunstgewerbeschule gezeigt hat. Herbert Thurner, einer seiner damaligen Studenten, im Jahre 1965: *War Josef Hoffmann der naive Künstler, Oskar Strnad ein sprühendes Temperament. sprunghaft und von umfassendem Wissen, so war Josef Frank gegen seine Schüler von bestrickender Konzilianz. klar und eindeutig in Urteil und Hilfe.*[41]

Anmerkungen:

1 *Lehmann's Allgemeiner Wohnungsanzeiger nebst Handels- und Gewerbe-Adreßbuch für die k.u.k. Reichs-, Haupt- und Residenzstadt Wien und Umgebung.* Wien 1883 und Nachfolgebände bis 1938. Auskünfte von Frau Helene Eisenkolb, der Cousine Josef Franks, am 14. Feber 1986.

Vormerkblatt für die Qualifikationsbeschreibung für die Zeit vom 28. April 1918 bis 30. September 1918, Österr. Staatsarchiv, Kriegsarchiv.

2 Geburtenbuch der Israelitischen Kultusgemeinde Wien.

3 Josef Frank, Curriculum vitae, eigenhändig geschrieben. Rigorosenakt 1901/11—304, Archiv der Technischen Universität Wien.

4 Hans Vollmer (Hrsg.), *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler,* Bd. 25. Leipzig 1931, 1. Thomas Rönnebeck, „Rudolf Eberstadt", in: *Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung.* Bd. 1. Hannover 1970, 511—518.

5 J. Frank, Curriculum vitae, s. Anm. 3.

Josef Frank, *Über die ursprüngliche Gestalt der kirchlichen Bauten des Leone Battista Alberti.* Diss. techn., TH Wien 1910. Archiv der Techn. Univ. Wien.

6 Verzeichnisse der Gründer und Mitglieder des Deutschen Werkbundes, Werkbund-Archiv, Berlin; Burkhardt Rukschcio/Roland Schachei, *Adolf Loos. Leben und Werk.* Salzburg—Wien 1982, 113—115. Eduard F. Sekler, *Josef Hoffmann — Das architektonische Werk.* Monographie und Werkverzeichnis. Wien 1982, 122.

7 Wilfried Posch, „Die Österreichische Werkbundbewegung 1907—1928", in: *Geistiges Leben im Österreich der Ersten Republik.* Wissenschaftliche Kommission, Veröffentlichungen Bd. 10. Wien 1986, 279—312. Über die Schwierigkeiten, den Linksliberalismus und andere Richtungen gegeneinander abzugrenzen, siehe besonders Ernst Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus.* Wien 1981, 17—21.

8 Veröffentlichungen des Vereines Ernst Mach, *Wissenschaftliche Weltauffassung, Der Wiener Kreis.* Wien 1929, 10—13, 33,48,49; Viktor Kraft, *Der Wiener Kreis. Der Ursprung des Neopositivismus. Ein Kapitel der jüngsten Philosophiegeschichte.* Wien—New York 1968; Philipp Frank, *Wahrheit — relativ oder absolut?* Mit einem Vorwort von Albert Einstein. Zürich 1952, 33, 34; Philipp Frank. *Einstein. Sein Leben und seine Zeit.* Mit einem Vorwort von Albert Einstein. Braunschweig—Wiesbaden 1979.

9 Frühjahrsausstellung Österreichischer Kunstgewerbe verbunden mit einer Ausstellung der k.k. Kunstgewerbeschule Wien, Katalog. Wien 1912, 26, 72, 73; *Das Interieur.* XIII, 60.

0 *Deutsche Werkbund-Ausstellung Cöln 1914.* Offizieller Katalog, 133—156; Julius Posener, *Anfänge des Funktionalismus. Von Arts and Crafts zum Deutschen Werkbund.* Berlin—Frankfurt—Wien 1964, 199—222.

1 Vormerkblatt für die Qualifikationsbeschreibung für die Zeit vom 6. November 1916 bis 20. Oktober 1917 und Vormerkblatt s. Anm. 1.

2 Max Eisler, *Österreichische Werkkultur.* Wien 1916, 81—92, 94, 95.

3 Josef Frank/Hugo Fuchs/Franz Zetting, „Wohnhäuser aus Gußbeton", in: Der Architekt, Heft 1/2, 1919, 33—37; Wilfried Posch, *Die Wiener Gartenstadtbewegung. Reformversuche zwischen erster und zweiter Gründerzeit.* Wien 1981, 71, 72, 74, 76, 78, 86, 88; Josef Popper-Lynkeus, *Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage.* Dresden 1912; Adolf Gelber, Josef Popper-Lynkeus. Sein Leben und sein Wirken. Berlin—Leipzig—New York 1922.
Ingrid Belke, *Die sozialreformerischen Ideen von Josef Popper-Lynkeus (1838—1921) im Zusammenhang mit allgemeinen Reformbestrebungen des Wiener Bürgertums um die Jahrhundertwende.* Tübingen 1978; zur Erörterung in Siedlerkreisen siehe: *Neue Erde. Kultursozialistische Wochenschrift.* Max Ermers (Hrsg.). Wien 1919; Robert S. Cohen/Marx W. Wartofsky (Ed.), *Boston Studies in the Philosophv of Science*, 1962—1964. Vol. 2: In Honour of Phillip Frank. New York 1965, S. XXXI.

4 *Kunstgewerbeschule Wien, 60. Bestandsjahr.* Katalog. Wien 1929, 51.

m Archiv der Hochschule für angewandte Kunst gibt es keine Hinweise darüber.

5 W. Posch, *Werkbundbewegung*, s. Anm. 9, 301, 302; Josef Frank, „Über die Zukunft des Wiener Kunstgewerbes", in: Der Architekt. 5/6, 1921, 37—44.

6 W. Posch. Werkbundbewegung, s. Anm. 7, 298—302; Hans Ankwicz-Kleehoven, „Kunstgewerbe“, in: Carl Brockhausen (Hrsg.), Österreich in Wort und Bild. Wien—Leipzig—Bern, 1924, 47.

7 W. Posch, Werkbundbewegung, s. Anm. 7, 307.

8 Otto Kapfinger/Adolf Krischanitz, „Siedlungen, Historisches, Gegenwärtiges, Allgemeines“, in: *Wiener Wohnbau Wirklichkeiten.* Katalog. Wien 1985; Dietrich Worbs, „Josef Franks Wiener Massenwohnungsbau — ein pragmatischer Versuch“, in: Bauwelt. a.a.O., 1048—1051.

9 Max Ermers, „Die Paprikakiste am Kongreßplatz", in: Der Tag. 1. August 1926, 9.

0 Inserat im Katalog Werkbundsiedlung, Wien 1932, siehe auch das an hervorragender Stelle angebrachte Inserat im Katalog der Werkbundausstellung, Wien 1930; L'Autriche à l'exposition internationale des ans décoratifs et industriels modernes. Paris 1925. Guide, Vienne 1925,41; Angela Völker, „Textilien", in: J. Spalt/O. Kapfinger, *Josef Frank, Stoffe. Tapeten. Teppiche,* a.a.O., 9, 10. Josef Frank, Vorwort im Katalog zur Werkbundausstellung 1932.

1 W. Posch, *Werkbundbewegung*, s. Anm. 7, 308—312. Wiener Handelsblatt, 5. Oktober 1926. I. Amand Vejborny, „Fürsorgemaßnahmen des Bundes auf dem Gebiete des Wohnungswesens seit der Gründung der Republik", in: *10 Jahre Wiederaufbau. Die staatliche, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung der Republik Österreich 1918—1928.* Wien 1928, 268—272. Österr. Staatsarchiv —Allgem. Verwaltungsarchiv, Sozialdemokratische Parteistellen. Karton 21; Der Tag. 30. November 1928, 10.

2 Jürgen Joedicke/Christian Plath. *Die Weißenhofsiedlung.* Stuttgart 1977, 28; Bundesministerium für Handel und Verkehr, ZI. 68563—14/1928, Gegenstand: Österr. Kunstgewerbeausstellung in Köln 1928, Österr. Staatsarchiv — Allgem. Verwaltungsarchiv; Armand Brulhard, „Josef Frank und die CIAM bis zum Bruch 1928—1929", in: Bauwelt, a.a.O., 1058—1060.

3 Josef Frank, *Brief an Eduard T. Sekler.* Harvard University, 7. April 1964, Archiv Eduard F. Sekler; Julius Deutsch. Ein weiter Weg. Lebenserinnerungen. Wien 1960, 157. 158; Aussagen über Hermann Neubacher finden sich in fast allen Werken zur Zeitgeschichte. Über seine Tätigkeit als Bürgermeister von Wien siehe: Gerhard Botz, *Wien vom „Anschluß" zum Krieg. Nationalsozialistische Machtübernahme und politisch-soziale Umgestaltung am Beispiel der Stadt Wien 1938/39.* Wien 1978. Vergleiche auch: Bruno Kreisky, *Zwischen den Zeiten. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten.* Berlin—Wien 1986, 181, 182.

4 *Österreichischer Werkbund* 1929. Wien 1929, 17—24.

5 Josef Frank, *Brief an E. F. Sekler*, s. Anm. 23.

6 Max Ermers, „Die baurevolutionäre Ausstellung, Werkbundschau Neues Bauen in der Hofburg“, in: *Der Tag*, 7. April 1929, 4; Neue Freie Presse. 13. April 1929, 1; Frank sprach 1930 in Graz. 1931 in Linz und anderen Städten; Josef Frank, „Gespräch über den Werkbund. Der Werkbundgedanke", in: s. Anm. 24.

7 Josef Frank, „Was ist modern?", in: *Die Form. Zeitschrift für gestaltende Arbeit*. 15, Oktober 1930, 399—406; Josef Frank, *Architektur als Symbol. Elemente deutschen Neuen Bauens.* Wien 1931, und mit einem Begriffsregister, hrsg. von Hermann Czech. Wien 1981; Das Werk. Nr. 8, 1930,252.

8 Josef Frank. „Zum Formproblem", in: Österreichischer Werkbund. *Der gute billige Gegenstand*. Katalog, Wien, November 1931, Jänner 1932, 12—16.

9 Max Ermers. „Protestversammlung gegen den Justizpalast", in: Der Wiener Tag. 20. Oktober 1931, 5: Herbert Thurner, „Josef Frank — Österreichischer Staatspreisträger“, in: Bau. 3, 1965, 66.

30 Otto Kapfinger, „Positionen einer liberalen Moderne. Die Wiener Werkbundsiedlung 1932", in: Astrid Gmeiner/Gottfried Pirhofer, *Der Österreichische Werkbund.* Salzburg—Wien 1985; Adolf Krischanitz/Otto Kapfinger, *Die Wiener Werkbundsiedlung. Dokumentation einer Erneuerung.* Wien 1985; Max Emers, „Die neue Lainzer Gartenstadt", in: *Der Wiener Tag,* 3. Juni 1932, 5.

31 E. F. Sekler, *Josef Hoffmann,* s. Anm. 6, 208—210, 497, 499; Hermann Neubacher, Brief an Josef Hoffmann, 14. März 1932, Archiv Eduard F. Sekler.

32 Josef Frank, Brief an Josef Hoffmann, 12. Juli 1932, Wiener Stadtbibliothek, Handschriftensammlung IM 158.558, Österreichischer Werkbund, Protokoll der Sitzung des Gesamt Vorstandes des Architektur- und Kunstgewerbeausschusses vom Freitag, den 24. Februar 1933, 18 Uhr, 8,9, Archiv Eduard F. Sekler.

33 E. F. Sekler, *Josef Hoffmann,* s. Anm. 6, 209; Bundeskanzleramt, ZI. 254.167-GD2/1933, Gegenstand: Verein: Neuer Werkbund Österreichs in Wien, Bildung, Österr. Staatsarchiv — Allgem. Verwaltungsarchiv.

34 *Kurt Paupié. Handbuch der österreichischen Pressegeschichte.* Bd. I. Wien—Stuttgart 1960, 176, 177. Die Neue Zeitung, 8. November 1933, 3; *Die Neue Zeitung.* 11. Dezember 1933, 1; *Die Neue Zeitung.* 20. Dezember 1933, 1, 2; *12-Uhr-Blatt.* 23. Dezember 1933, 1; Charles Adam Gulick, *Österreich von Habsburg zu Hitler.* Wien 1976, 460; Peter Eppel, *Zwischen Kreuz und Hakenkreuz.* Wien—Köln—Graz 1980, 150, 151; Sylvia Maderegger, *Die Juden im Ständestaat.* Wien—Salzburg 1973, 66, 187, 174, 177—179, 267; Gerhard Popp, *CV in Österreich 1864—1938. Organisation. Binnenstruktur und politische Funktion.* Wien—Köln—Graz 1984, 201, 202, 262.

35 A. Brulhart, *Frank und CIAM,* s. Anm. 22; J. Frank, *Architektur,* s. Anm. 27, 135; Karin Kirsch, „Franks Doppelhaus in der Weißenhofsiedlung", in: *Bauwelt* 26, a.a.O., 1054—1056.

36 J. Frank, *Architektur,* s. Anm. 27, 133, 134; Friedrich Achleitner, „Wiener Architektur der Zwischenkriegszeit", in: Norber Leser (Hrsg.), *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit.* Wien 1981, 286; J. Frank, Brief an Sekler, s. Anm. 23.

37 Hauptgrundbuchblatt Nr. 752, Josef Frank, Österr. Staatsarchiv, Kriegsarchiv; Kristina Wängberg-Eriksson, „Josef Frank bei Svenskt Tenn in Schweden", in: *UM BAU* 10,a.a.Ö., 75—84; Walter Karbe, „Die Schwedische Werkbundbewegung", in: *Die Form,* 17, 1. September 1930, 460; J. Spalt/O. Kapfinger, *Josef Frank. Stoffe, Tapeten, Teppiche,* a.a.O., 34.

34 Hans Ankwicz-Kleehoven, „Dreißig Jahre Architekturgeschichte", in: *Wiener Zeitung,* 9. Oktober 1935, 10; Schriftliche Mitteilung des Wiener Stadt- und Landesarchives vom 18. Juni 1986; Mündliche Mitteilung von Prof. Mag. Johannes Spalt, 21. Oktober 1987.

39 Georg Schöllhammer, „Zum literarischen Werk Josef Franks", in: *UM BAU* 10, a.a.O., 133—145; *Die Presse.* 17. Jänner 1948, 6; J. Spalt/H. Czech, *Josef Frank,* a.a.O., 162—166; Gotthard Johansson, *Josef Frank och Svenskt Tenn.* Nationalmusei utställningskatalog Nr. 188. Stockholm 1952, 4. ..

40 Brief der Zentralvereinigung der Architekten Österreichs an Josef Frank, 12. Oktober 1961; Brief Josef Franks an Helene Eisenkolb, 18. Dezember 1961; Brief Josef Franks an Helene Eisenkolb, 17. Dezember 1965, alle: Archiv Helene Eisenkolb, Wien.

41 *UM BAU.* Heft 11, Dezember 1987, 87. H. Thurner, *Josef Frank,* s. Anm. 29.

Für Auskünfte, beziehungsweise die Gewährung der Einsichtnahme in ihre Archive danke ich Helene Eisenkolb, Otto Kapfinger, Eduard F. Sekler und Johannes Spalt.

Literatur:

Über Leben und Werk Josef Franks gibt es bisher noch keine zusammenfassende Monographie. Zu den wichtigsten Darstellungen gehören:

Friedrich Kurrent/Johannes Spalt, *Josef Frank, Text zur Ausstellung der Österreichischen Gesellschaft für Architektur.* Wien 1965.
Johannes Spalt/Hermann Czech, *Josef Frank 1883—1967.* Katalog Wien 1981.
Johannes Spalt, *Josef Frank 1885—1967, Möbel und Geräte und Theoretisches.* Katalog Wien 1981.
„Josef Frank: ein undogmatischer Funktionalist", gestaltet von Karin Carmen Jung und Dietrich
Worbs, in: *Bauwelt,* 26, 12. Juli 1985, 1043.
Dokumentation und Nachlese zum Josef-Frank-Symposion 1985, gestaltet von Otto Kapfinger, *UM BA U,* Heft 10, August 1986.
Johannes Spalt/Otto Kapfinger, *Josef Frank 1885—1967. Stoffe. Tapeten. Teppiche.* Katalog Wien
1986.

Links: Josef Frank um 1920
Unten: Josef Frank im Kreise der Mitarbeiter von Svenskt Tenn. Links neben ihm Estrid Ericson. Stockholm 1940

REINHARD SCHUCH

Arnold Hauser

Arnold Hauser, der 1892 im ungarischen Temešvar geboren wurde, hat die Beschwernisse der Emigration gleich zweimal auf sich nehmen müssen. Als Angehöriger des linksliberalen Budapester „Sonntagskreises" und als Kulturbeauftragter der ungarischen Räterepublik mußte er 1919, als das Horthy-Regime an die Macht kam, Ungarn verlassen. Ein zweites Mal floh er 1938, als Halbjude in Wien ansässig geworden, vor den einmarschierenden Truppen Hitlers. Das durch die geschichtlichen Ereignisse unstet und dramatisch verlaufende Leben Hausers wurde noch verschärft durch seine Herkunft aus materiell mittellosen Verhältnissen, die Hauser schon während des Studiums zum Broterwerb zwang. Aus dieser Verkettung schwieriger lebensgeschichtlicher Voraussetzungen ist zu erklären, daß Hauser erst spät zur Verfassung seiner wissenschaftlichen Werke kam. Als über Fünfzigjähriger schrieb er sein erstes Buch, die so erfolgreiche *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur,* als über Sechzigjähriger die *Philosophie der Kunstgeschichte,* und er war 82 Jahre alt, als 1974 die *Soziologie der Kunst* erschien, sein letztes und in theoretischer Hinsicht schlüssigstes Werk, das noch einmal die Kategorien seines Denkens auf einen Nenner bringt.

Worin besteht dieses Denken? Ausgehend von Vorbildern wie Karl Marx, Heinrich Wölfflin, Georg Simmel, Max Weber und Karl Mannheim thematisiert Hausers Denken die Kunst im Schnittpunkt dreier Sphären: einer psychologischen, einer stilgeschichtlichen und einer soziologischen. Demnach ist für Hauser das Kunstwerk nur aus der wechselseitigen Beeinflussung von individuellen Kunstbestrebungen, kunstgeschichtlichem Stilzwang und sozialen Bedingtheiten zu verstehen, wobei er den sozialen Bedingtheiten die größte Bedeutung beimißt. Bereits die *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur,* in der Hauser Kunst und Künstler von der Steinzeit bis ins 20. Jahrhundert anhand eines überaus umfangreichen Materials analysiert, läßt diesen Ansatz erkennen.

Wenn man der Chronologie von Hausers Leben folgt, ist der Budapester „Sonntagskreis“ die erste prägende Erfahrung für den jungen Studenten der Kunstgeschichte. Georg Lukács war die Zentralfigur dieser an Fragen der deutschen Mystik, der Kunst und Literatur orientierten losen Gruppierung. Weitere Angehörige waren der Filmtheoretiker Béla Balázs , der Kunsthistoriker Frederick Antal und der Soziologe Karl Mannheim.

Alle Mitglieder verband eine idealistische, linksliberale Geisteshaltung, die sich gegen den mechanistischen Positivismus und Materialismus des 19. Jahrhunderts richtete. Ausgeklammert blieben jedoch gesellschaftstheoretische und politische Fragestellungen, und das Werk von Marx wurde weder von Lukács noch von anderen Mitgliedern diskutiert. Vor allem mit Mannheim verband Hauser eine intensive Freundschaft, die in den Londoner Emigrationsjahren nach 1938 von Wichtigkeit werden sollte.

Das Ende der Räterepublik mit dem Eintritt des Regimes Horthy verstreute die Mitglieder des „Sonntagskreises“ in alle Welt, Hauser verschlug es nach Italien. Dort, beim Studium der Renaissancekunst, vertiefte sich sein Geschichtsverständnis, und er lernte Kunstwerke als historische Gebilde sehen, die in ihrer Entstehung und Rezeption von einer gesellschaftlichen Realität abhängig sind.

Nach einem etwa einjährigen Aufenthalt in Italien veranlaßten ihn neue Ideen aus Deutschland, gemeinsam mit seiner Frau nach Berlin zu ziehen. Von 1920 bis 1925 studierte er bei dem Historiker Ernst Troeltsch und dem Kunsthistoriker Adolf Goldschmidt. Er lernte Webers Lehre von den gesellschaftlichen Lagen und Standorten geistiger Kulturgebilde kennen und beschäftigte sich mit den soziologischen Entwürfen Simmels.

Wie Hauser in einem Interview mitteilte, war es seine Frau Nora, die den aufkeimenden Nationalsozialismus nicht länger ertrug und ihren Mann zur Übersiedlung nach Wien bewog. Diese Mitteilung ist insofern von Interesse, als sie die für Hauser typische zurückhaltende Art, über Politik zu sprechen, kundtut. Natürlich war er gegen die Nazis, aber er sagte es nicht selbst, er ließ es seine Frau sagen. Obwohl selbst ein Betroffener, hüllte er sich immer wieder

in politische Zurückhaltung, um nicht zu sagen, in Indifferentismus. Und noch in seinen späten Jahren, als er sich als „kritischen Marxisten“ bezeichnet, wird er auf der Unterscheidung eines theoretischen von einem aktivistischen Marxismus beharren. Das analytische Instrumentarium des Marxismus benutzen, ja, aber ohne sich mit seiner politischen Brisanz zu konfrontieren. Die Politik verdroß Hauser zeitlebens, ihr gegenüber fühlte ersieh, so seine Worte, „kraftlos und hilflos“.

Vielleicht verständlich werden diese Worte, wenn man bedenkt, daß Hausers Kraft sich in der lebenslangen Doppelbelastung von Brotberuf und wissenschaftlicher Arbeit verzehrte. In Wien, und damit nehme ich die Chronologie wieder auf, verdingte er sich von 1925 bis 1938 als Werbebeauftragter einer Filmgesellschaft. Nebenher sammelte er Material für ein Buch mit dem Titel *Dramaturgie und Soziologie des Films,* zu dessen Ausarbeitung es nicht mehr kommen sollte.

Beim Erscheinen Hitlers in Wien emigriert er nach London. Nach dem Tod seiner Frau allein, ohne Referenzen und wiederum ohne finanzielle Mittel, tritt er in London erneut einer Filmgesellschaft bei, diesmal als Laufbursche. Über diese Zeit sagte er: „Ich irrte ohne Geld, ohne Ziel, ohne Hoffnung umher und fand in jenem Lesesaal, wo Marx sein *Kapital* schrieb..., nichts als das Bewußtsein, in einem Heiligtum zu sein.“

Hört man auf diese verzweifelten und pathetischen Worte genauer, drängt sich die Frage nach Hausers Selbstbewußtsein und Selbstverständnis auf. Der im ersten Londoner Jahr Sechsundvierzigjährige hatte bis auf wenige Artikel in Fachzeitschriften nichts veröffentlicht. Er arbeitete nach eigener Aussage langsam, hatte ein kompliziertes Verhältnis zur Sprache, die er, darin Paul Valéry folgend, als etwas Heiliges verehrte. Ob er mit einer weniger skrupulösen, den Zeitschemata der Wissenschaftlerkarriere angepaßteren Arbeitsweise früher im Wissenschaftsbetrieb Fuß gefaßt hätte, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Eher wohl trifft zu, daß die Umstände der Emigration die Identitätsfindung als Wissenschaftler verzögerten.

Als rettender Engel in der Londoner Not erschien Mannheim, der Hauser beauftragte, die Einleitung für eine Anthologie von Texten über die soziologische Rolle der Kunst zu schreiben. Schließlich wurde aus der geplanten 150 Seiten starken Einleitung in fast zehnjähriger, nachts und an Wochenenden verrichteter Arbeit die 1000 Seiten umfassende *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur.* Mit diesem Werk etablierte sich Hauser als Vertreter einer sowohl geschichtlich-dialektisch als auch historisch-empirisch verfahrenden Kunsttheorie und wendete sich gegen die anfangs der fünfziger Jahre moderne werkimmanente Interpretation.

Nach dem Erscheinen des Buches 1951 erhielt er eine Stelle als Lecturer in Leeds, wo er während eines sechsjährigen Aufenthalts die *Philosophie der Kunstgeschichte* schrieb. Im Anschluß daran erfolgte eine zweijährige Berufung als Gastprofessor an die Brandeis Universität in den Vereinigten Staaten, wo er den Plan zu seinem Buch über den Manierismus faßte. Der Manierismus interessierte ihn, weil hier ein historischer Stil auffallende Ähnlichkeiten mit der Gegenwartskunst aufwies. Er ist zugleich Ausgangspunkt von Hausers Überlegungen zum Stilbegriff, den er unter synchronem Gesichtspunkt in Analogie zu Max Weber als „Idealtypus“ begreift, unter diachronem Gesichtspunkt als dynamischen und veränderlichen Relationsbegriff. In einer Art Approximationstheorie des Stils können für Hauser künstlerische Meisterwerke dem Stil als „Idealtypus" sehr nahekommen, ihn jedoch nie ganz erreichen. Ein Stil zerfällt, wenn nach den Meistern das Epigonentum sich breitmacht. Er verändert sich aber auch mit den subjektiven Absichten der Künstler und mit geänderten sozialen Voraussetzungen.

Von der Brandeis-Gastprofessur wieder in London zurück, bekommt Hauser bald darauf eine Einladung von der Universität Ohio. Er hält ein Seminar für Studenten und diskutiert in einem zweiten mit Kollegen Fragen seiner *Soziologie der Kunst,* an der er gerade zu arbeiten beginnt.

In dieser Arbeit treten Hausers Theorieelemente deutlich hervor, und es zeigt sich, daß seine Auffassungen in vielen Punkten in der Auseinandersetzung des Historismus mit dem Marxismus begründet sind, die die Kunstsoziologie und Wissenssoziologie im ersten Drittel unseres Jahrhunderts prägte. Kurz gefaßt sind von Bedeutung: 1. Das wissenssoziologische Modell Mannheims, das der Frage nachgeht, auf welche Weise die kulturellen

Gebilde einem bestimmten gesellschaftlichen Unterbau zurechenbar sind. 2. Der dialektische Materialismus, insofern es um die Herleitung künstlerischer Phänomene aus der materiellen Basis geht. Hauser wendet sich jedoch gegen einen einseitigen ökonomischen Reduktionis- mus und betont die Wichtigkeit sowohl einer materialistisch-kausalen als auch einer geistigkausalen Kunstbetrachtung. 3. Ist ein ideologiekritisches Konzept zu erkennen, das in Analogie zu Mannheims „totalem" Ideologiebegriff den Nachweis der Verwurzelung von Kunstwerken in klassen- und gruppenspezifischen Interessen liefern soll. In seinen Bemühungen, den gesellschaftlichen Gehalt von Kunstwerken aufzuspüren, bewahrt Hauser jedoch, ähnlich wie Theodor W. Adorno, dem Kunstwerk seinen spezifischen ästhetischen Wert. Dieser ist bei Hauser — im Gegensatz zu dogmatischen marxistischen Auffassungen — nicht mit der gesellschaftlichen Zurechnung identisch. Er ist ferner von Philosophie und Soziologie nicht erklärbar, sondern offenbart sich im Erleben des Kunstwerks. Das Kunsterlebnis stellte Hauser, der wie Adorno leidenschaftlich an Musik interessiert war und ein feines Sensorium für Nuancen des künstlerischen Ausdrucks besaß, über die Theorie. Ebenso hatte er ein sicheres Urteil bei der Bewertung von Kunstwerken, hütete sich aber davor, die Kunst in ein begriffliches Korsett zu zwängen. Darin unterschied er sich wohltuend von seinem Landsmann und zeitweiligen Gegenspieler Lukács, dessen formale und analytische Ausrichtung nicht selten zu einseitigen Urteilen und zu Fehleinschätzungen von Kunstwerken führte.

Nachdem die *Soziologie der Kunst* 1974 erschienen war, fand Hauser eine späte Ehrung: Er wurde Ehrenmitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und kehrte 1977 nach Budapest zurück, wo er im darauffolgenden Jahr verstarb.

Obwohl ihn im Jahr 1919 politische Gründe zur Emigration aus Ungarn veranlaßt hatten, verstand sich Hauser nie als politischer Emigrant. Sein unpolitisches Verhalten mag die erste Emigration genauso als Schicksalsschlag empfunden haben wie die zweite, von den Nazis erzwungene Flucht aus Wien. In den spärlichen Quellen über Hausers Emigrationsjahre findet sich jedenfalls kein Hinweis auf eine aktive politische Tätigkeit oder Zugehörigkeit zu einer politischen Exilbewegung.

Unabhängig davon trifft für Hauser zu, Was Günther Anders über die Exilanten geschrieben hat: *Kennzeichnend für uns ist nicht, daß unser Leben durch ein Intermezzo eine Unterbrechung erfahren hat, sondern daß die Zerfällung unseres Lebens in mehrere Leben endgültig geworden ist; und das heißt, daß das zweite Leben im Winkel vom ersten absteht, und das dritte wieder vom zweiten.*

Im Gegensatz zu Anders war politische Reflexion Hausers Sache nicht. War es die mühselige Doppelarbeit in Beruf und Wissenschaft, die sein politisches Reaktionsvermögen, trotz der haarsträubenden aktuellen Vorgänge, verkümmern ließen? Oder ist es ein verbreitetes Wissenschaftlerschicksal, die Komplexität der wissenschaftlichen Arbeit mit einer Störung des sozialen Bewußtseins erkaufen zu müssen?

Was wäre aber auch zu tun gewesen? Im Angesicht der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft waren der Geist und die von ihm geführte Feder keine Waffen. Der politische Geist nicht und erst recht nicht der unpolitische. Der Transmissionsriemen von der Wissenschaft in die Politik war und ist ein dünner, zu wenig konnte er bisher transportieren, zu oft riß er infolge zu schwerer politischer Gewichte. Gerade die kreativen Wissenschaftler, diese an sensiblen Individualismus gewöhnte und von Autonomie abhängige Spezies Mensch verfügte gegen den Nationalsozialismus über keine Waffen. Hauser war hierin keine Ausnahme.

Er war auch nicht, wie Robert Musil (im *Mann ohne Eigenschaften)* den Exilanten beschrieb, *der Büffel, dem an der Stelle seiner gewaltigen Hörner ein anderes Hautgebilde, nämlich zwei lächerlich empfindliche Hühneraugen, entstanden sind. Dieses Wesen, mit der gewaltigen Stirn, die einst Waffen getragen hat und jetzt Hühneraugen trägt.* .. Besser trifft für Hauser folgende Notiz Musils zum *Mann ohne Eigenschaften* zu:

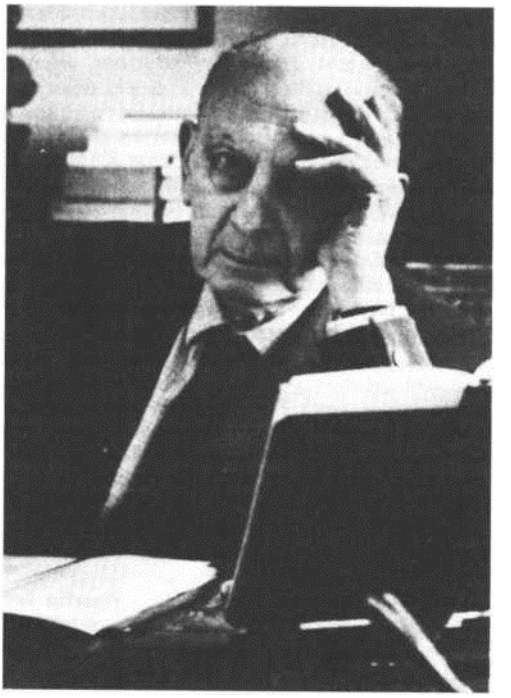
Wie alle Menschen, die sachlich oder persönlich ihre eigene Aufgabe haben, wünschte er von der Politik möglichst nicht gestört zu werden.

Ob diese Notiz Musils ein Grundprinzip kreativer Arbeit charakterisiert oder bloß eine Vogel-Strauß-Politik, möchte ich dahingestellt lassen.

Werke von Arnold Hauser:

Sozialgeschichte der Kunst und Literatur (München 1953)
Philosophie der Kunstgeschichte (München 1957)
Der Manierismus (München 1964)
Soziologie der Kunst (München 1974)
Arnold Hauser im Gespräch mit Georg Lukács (1979)

Arnold Hauser, ca. 1918



Arnold Hauser. 1972

Naturwissenschaften

WOLFGANG L. REITER

Das Jahr 1938 und seine Folgen für die Naturwissenschaften an Österreichs Universitäten

1. EINLEITUNG

Nach mehr als vierzig Jahren seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Befreiung Österreichs von der Herrschaft des Nationalsozialismus, fünfzig Jahre nach der Zerschlagung der staatlichen Selbständigkeit des Landes, beginnen nun erste systematische Anstrengungen, die Auswirkungen der Naziherrschaft auf das naturwissenschaftliche Leben an den Universitäten und Hochschulen zu untersuchen.

Das Symposium des Jahres 1987 bot erstmals Gelegenheit, auf breiter Basis die Geschichte, den Verlauf und die Folgen des wissenschaftlichen Exodus aus Österreich und im besonderen auch die naturwissenschaftliche Emigration ins Blickfeld einer öffentlichen Auseinandersetzung zu rücken.

Obwohl eine größere Anzahl von einschlägigen Arbeiten im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Emigration aus Österreich in den letzten Jahren publiziert wurde und das Institut für Wissenschaft und Kunst an einer Gesamtbestandsaufnahme der österreichischen Emigration, vor allem aus biographischer Sicht, arbeitet, ist eine auch nur gesicherte quantitative Übersicht über einen der Teilbereiche der wissenschaftlichen Emigration wie den der Naturwissenschaften, aufgrund des noch immer sehr lückenhaften Bearbeitungsstandes noch nicht möglich. So kann auch für die naturwissenschaftliche Emigration an dieser Stelle lediglich ein repräsentativer Überblick gegeben werden.

Die Forschungslücken, die in der Emigrationsforschung vor allem im Bereich der Naturwissenschaften für Österreich bestehen (verglichen mit dem Stand der Forschung in der Bundesrepublik Deutschland), haben mehrfache Wurzeln, die aus den politischen, kulturellen und sozialen Bedingungen des Landes verstehbar sind: Einmal ist eine generelle Unterbewertung der wissenschaftlich-technischen Intelligenz für das kulturelle Selbstverständnis in Österreich charakteristisch; der diese Haltung prägende sozio-kulturelle Hintergrund trägt dazu bei, daß der Anteil der Naturwissenschaften am kulturellen und produktiven Leben des Landes kaum gewürdigt wird. Zum anderen sind aber auch die akademischen Institutionen, die zur Bearbeitung der Wissenschaftsgeschichte berufen wären, an der Erforschung der neueren Geschichte der Naturwissenschaften und insbesonders der naturwissenschaftlichen Emigration wenig engagiert.

Vielfach sind auch die historischen Quellen noch nicht ausreichend erschlossen, und zudem ist die Zugänglichkeit gerade von zeithistorischen Quellen in Österreich mit mancherlei Hindernissen versehen, die im Fall der Emigrationsforschung auch unmittelbar mit dem Forschungsgegenstand selbst zu tun haben mögen.

Auch die einzelnen naturwissenschaftlichen Disziplinen betrachten historische Reflexion und Wissenschaftsgeschichte kaum als integralen Teil der wissenschaftlichen Gesamttätigkeit. Die Tatsache des Fehlens einer historischen und sozialen Sicht der Entwicklung der Naturwissenschaften bzw. ihrer Einzeldisziplinen ist, was die jüngste Geschichte der Naturwissenschaften in Österreich anlangt — das heißt die Zeit seit den zwanziger Jahren und im besonderen seit 1934 bis 1938 —, freilich auch mit der notorischen Bürde beladen, über eine „schwierige Zeit“ zu sprechen. Ob dabei eine bewußte Strategie des Vergessenmachens, des Sich-nicht-mehr-errinnern-Wollens mitspielt oder ob dies einer kognitiven und politischen Haltung gegenüber den Ereignissen der Nazizeit entspringt, wie sie in Österreich seit 1945 gepflogen wird, bleibt für die Tatsache der Forschungslücken unmaßgeblich.[1]

Eine nicht unerhebliche Anzahl von Vertretern naturwissenschaftlicher Fächer, die im Zuge der Entnazifizierung ihre akademischen Positionen verloren hatten, kehrte nach einer Zeit der Zwangsabstinenz, die in wenigen Fällen bis in die fünfziger Jahre dauerte, wieder an die Universitäten zurück. Im Vergleich zu den wenigen aus der Emigration zurückgekehrten Naturwissenschaftlern gehörte diese Gruppe zumeist einer jüngeren Generation

an, die nach dem altersbedingten Abgang ihrer akademischen Vorgänger deren Positionen übernehmen konnte. (Die „Wiedergutmachung“ an den Nazis war insgesamt fixer, als die durch bürokratische Hindernisse und in manchen Fällen auch von Antisemitismus geprägte Haltung gegenüber den Opfern des Naziregimes.) Daß diese Gruppe „Ehemaliger“ im politischen Klima der Integration der Nationalsozialisten auch in das akademische Leben kein Interesse daran hatte, die Vergangenheit transparent zu machen, ist evident. Der Modus der Entnazifizierung und die Bedingungen beim Aufbau eines wissenschaftlichen Lebens nach 1945 dürften aber auch für die remigrierten Wissenschaftler den Umgang mit der Geschichte der jüngsten Vergangenheit bedingt haben. Engelbert Broda und seiner leidenschaftlichen Initiative und unermüdlichen Arbeit ist es vor allem zu verdanken, daß das Interesse an einer Auseinandersetzung mit der naturwissenschaftlichen Emigration in Österreich wach blieb.

Die Vertreibung und Emigration der Naturwissenschaftler hat ab Mitte der dreißiger Jahre in mehrfacher Hinsicht Einfluß auf die Entwicklung der Naturwissenschaften genommen: Einmal auf die wissenschaftlich-technische Seite des jeweiligen Fachgebiets durch den Wissenstransfer und die Veränderung von Forschungsrichtungen, -programmatiken und -ansätzen; zum anderen aber auch durch einen spezifischen „politischen“ Einfluß auf die Forschung in den Immigrationsländern, dessen Muster sich aus europäischen kulturellen und kognitiven Quellen speiste. Denn die Emigration fand ja in einer politischen Kampfsituation statt — und das gilt nicht nur für die politischen Emigranten, sondern auch für die emigrierten Naturwissenschaftler —, die unmittelbar Auswirkungen auf die Forschungsorientierungen selbst hatte.

Das für die Naturwissenschaften in Österreich freilich entscheidende Faktum ist der ungeheure Aderlaß selbst, den die Wissenschaften durch die Vertreibung so vieler und so hervorragender Forscher erlitten haben.

Damit ist der Forschungsgegenstand der Emigrationsforschung schon näher umrissen. Neben den für die Erforschung der Emigration wichtigen biographischen Aspekten — wer mußte emigrieren, aus welchen Gründen, was waren die näheren Umstände der Emigration — und der Betrachtung der jeweils spezifischen Situation in den Immigrationsländern kann die Emigrationsforschung nicht abgelöst von einer zeitgeschichtlichen und wissenschaftsgeschichtlichen Betrachtung erfolgen.

Einige Problemkreise, die in weiterführenden systematischen Arbeiten zur Emigration zu behandeln sein werden, seien hier angeführt: Welchen Einfluß hatten österreichische Naturwissenschaftler auf die Entwicklung der Forschung in den Exilländern? Zu untersuchen wäre die Entwicklung der Naturwissenschaften und ihrer Institutionen, Gruppen und sozialen Strukturen unter den durch die Emigration geschaffenen Bedingungen. Diese Frage betrifft sowohl die Entwicklung in Österreich als auch in den Aufnahmeländern. Fragen schließen sich an, ob und inwieweit Forschungsrichtungen und -ansätze durch die Emigration Veränderungen, Verlagerungen oder Verstärkungen erfahren habe oder abgebrochen wurden. Wie ist die durch Emigration und Krieg gezeichnete Situation der Naturwissenschaften in Österreich nach 1945? Die Bearbeitung dieser Problembereiche der Emigrationsforschung steht vielfach noch am Anfang. Besonders wertvoll sind daher die Aussagen von Zeitzeugen als „Kondensationskerne“ weiterführender Überlegungen.

Anders als Schriftsteller, Theaterschaffende und Künstler (oder — in anderer Form — die Mitglieder der psychoanalytischen Bewegung) standen Naturwissenschaftler in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts kaum im Blickpunkt der Öffentlichkeit; einer Öffentlichkeit, die sich in Österreich schon in den Jahren vor 1938 gegenüber intellektuellen Innovationen reserviert bis feindlich verhielt; sie war zudem geprägt von einem sich politisch artikulierenden, zuerst christlich, dann stärker deutschnational gefärbten Antisemitismus, einem allgemeinen Kulturkonservativismus und Antiintellektualismus, sowie einer tristen wirtschaftlichen Situation, die viele Intellektuelle, Künstler und Schriftsteller das Land verlassen ließ — oft in Richtung Deutschland und da im besonderen nach Berlin.

Die Naturwissenschaftler waren — alles in allem — keinen öffentlichen Anfeindungen ausgesetzt. (Einschränkend erwähnt sei das demonstrative Desinteresse seitens der staatlichen und akademischen Öffentlichkeit, das Albert Einstein bei einem Besuch in Wien im Jahr 1931 entgegengebracht wurde, da es ein bezeichnendes Licht auf die damals in Wien

herrschende kulturelle und intellektuelle Atmosphäre wirft.[2]) Doch die Arbeitsbedingungen und vor allem die periphere Stellung der österreichischen Naturwissenschaften verglichen mit der Situation in den westlichen Ländern waren einer gedeihlichen Entwicklung der Naturwissenschaften keineswegs förderlich. Geldknappheit und ein krasser Mangel an verfügbaren freien universitären Posten verschlimmerten ab der Mitte der zwanziger Jahre die Situation an den Universitäten. Dies führte schon lange vor 1938 zu einer Abwanderung von Naturwissenschaftlern nach den westlichen Ländern, vor allem nach Deutschland. Erklärend zu dieser frühen Abwanderung von Naturwissenschaftlern ist allerdings anzumerken, daß die Internationalität der Naturwissenschaften eine gewisse Mobilität der Forscher begünstigte. Paul Ehrenfest, Otto R. Frisch, Herman Mark, Lise Meitner, Friedrich Paneth, Wolfgang Pauli jr., Max Perutz, Erwin Schrödinger, Paul Weiss und Victor Weisskopf gehören, mit vielen anderen, zu jener Generation von Naturwissenschaftlern, die schon vor 1938 aus Österreich weggingen; damals nicht aus politischen Gründen, doch oft aufgrund der Tatsache, daß sie an österreichischen Universitäten keine ausreichenden Chancen für ihr wissenschaftliches Fortkommen sahen. Die zum Teil informelle, zum Teil aggressive und öffentliche Diskriminierung von Juden bei ihrer Bewerbung um akademische Positionen spielte dabei mit eine wesentliche Rolle.

2. DIE SITUATION AN DEN UNIVERSITÄTEN 1938

Mit einem Paukenschlag veränderte das Jahr 1938 das bis dahin trotz vielerlei Schwierigkeiten funktionierende akademische und wissenschaftliche Leben in Österreich. Ein erster und qualitativer Überblick über die naturwissenschaftliche Emigration und die Vertreibung von Forschern von den österreichischen Universitäten betrifft die philosophischen Fakultäten der Universitäten Wien, Graz und Innsbruck. (Mit der Situation der Techniker befaßt sich der Beitrag von Wilhelm Frank.[3]) Für die philosophischen Fakultäten der Universitäten Wien und Graz liegen Untersuchungen vor, die einen guten Überblick über die Vertreibung des Lehrpersonals dieser Fakultäten erlauben;[4] gleiches gilt für einen zusammenfassenden „Bericht über die Opfer des Nationalsozialismus an der Universität Innsbruck".[5]

Der Bearbeitungsumfang und die Bearbeitungsdichte sind für die einzelnen naturwissenschaftlichen Fächer recht unterschiedlich. Insgesamt sind die Fachgebiete der Physik und Chemie besser — wenn auch keineswegs vollständig — dokumentiert, als Zoologie, Biologie, Mineralogie, Petrographie, Geologie, Astronomie, Meteorologie oder Pharmakologie. Die bisher erfolgte Bearbeitung von Material über das wissenschaftliche Personal der Universitäten gibt nur einen unvollständigen Aufschluß über den Umfang und die weiterreichenden Auswirkungen der Vertreibung für die verschiedenen wissenschaftlichen Fächer. Aufgrund der außerordentlich schlechten finanziellen Verhältnisse an den Universitäten Österreichs in der Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre waren viele Naturwissenschaftler gezwungen, entweder als freie wissenschaftliche Mitarbeiter zu wirken oder außerhalb ihrer universitären Tätigkeit einem Zweitberuf nachzugehen. Da diese Wissenschaftler in keinem Anstellungsverhältnis zu den Universitäten standen und daher auch in den Archivmaterialien nicht aufscheinen, ist über ihr Schicksal bisher aufgrund der Bearbeitung fast ausschließlich universitärer Quellen nur in Einzelfällen etwas bekannt geworden. Ähnliches gilt für die Studierenden naturwissenschaftlicher Fächern, die wegen des Numerus Clausus für Studenten jüdischer Herkunft[6] oder aufgrund politischer Verfolgung ihr Studium nicht mehr fortsetzen konnten, von den Universitäten vertrieben und zur Emigration gezwungen wurden.

2.1 UNIVERSITÄT WIEN

Die Chronik der Universität Wien für das Jahr 1938 vermerkt unter dem Punkt „Gesetzliche Maßnahmen und Reformen an den Hochschulen der Ostmark" folgende „Verfügungen zum Zwecke der neuen Ordnung an den Hochschulen":[7]

1 .) Enthebung von akademischen Würdenträgern und die Einsetzung neuer akademischer Funktionäre.

2 .) Gegen die Überfremdung durch Juden.

3 .) Reinigung des Lehrkörpers, sowie Maßnahmen zur Wiedergutmachung von Schäden, erlitten im Kampf für die nationalsozialistische Weltanschauung.

Zwischen dem 16. März und dem 25. März 1938 kam es in Wien zu einer Reihe von Hausdurchsuchungen und Gestapo-Überfällen bei Professoren, die die Nazis aus „rassischen" oder politischen Gründen verfolgten. Am 17. März wurde Felix Ehrenhaft, Professor für Physik und Vorstand des III. Physikalischen Instituts der Universität Wien, in seiner Wohnung von bewaffneter Gestapo überfallen, beraubt und in das Landesgericht Wien eingeliefert, wo er in ein Pissoir eingesperrt wurde. Als er verlangte, mit einer amtlichen Stelle zu sprechen, wurde er in eine Telefonzelle gesperrt, in der das Telefon abmontiert war. Unter den Rädelsführern des Überfalls befand sich auch einer seiner ehemaligen Schüler. Die Beurlaubung Ehrenhafts wurde sodann am 21. März verfügt. Auch Hans Thirring, Vorstand des Instituts für theoretische Physik, der durch Zufall Zeuge des Überfalls auf Ehrenhaft geworden war,[8] war wegen seiner „politischen Unzuverlässigkeit" einer der ersten, die unter der Naziwillkür an den Universitäten zu leiden hatten. Ebenso wie das Arbeitszimmer Friedrich Kottlers, a.o. Professor am Institut für theoretische Physik, wurde auch Thirrings Schreibtisch von der Gestapo versiegelt, um angeblich vorhandenes belastendes Material sicherzustellen. Am 24. April mußte Hans Thirring die Leitung des Instituts für theoretische Physik an Ludwig Flamm, Professor für Physik an der Technischen Hochschule Wien, übergeben.

Schon am 15. März wurde ein Erlaß über die Vereidigung der Beamten des Landes Österreich „auf den Führer des Deutschen Reiches und Volkes Adolf Hitler" veröffentlicht, wonach jüdische Beamte aufgrund der Nürnberger Rassegesetze vom 15. September 1935 nicht zugelassen waren. Die Konsequenzen dieses Erlasses und der Vereidigung waren nun, daß diejenigen, die nicht vereidigt worden waren, sich „bis auf weiteres jeglicher Dienstleistung zu enthalten" hatten. Zur Vorbereitung dieser Vereidigung mußten die Institutsvorstände Listen der nicht zur Vereidigung zugelassenen Personen den Dekanaten mit einer Begründung übermitteln. Damit waren schon wenige Tage nach dem Einmarsch der Hitlertruppen die ersten bürokratischen Grundlagen für die „Säuberung" der Universitäten nach den Vorstellungen der Nazis geschaffen. Die endgültige „Säuberung" der Beamtenschaft erfolgte aufgrund der „Verordnung zur Neuordnung des österreichischen Berufsbeamtentums" vom 31. Mai 1938 (kundgemacht am 4. Juni 1938). Durch diese Verordnung wurden viele der seit dem März völlig willkürlich getroffenen Entscheidungen nachträglich legitimiert.

Am 22. April 1938 erging vom Österreichischen)!) Unterrichtsministerium an das Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Wien ein Erlaß, der eine umfassende Liste mit den Namen der zu entlassenden bzw. zu beurlaubenden Angehörigen der Fakultät enthielt.[9]

Neun Professoren bzw. Dozenten der Physik wurden entlassen: Felix Ehrenhaft, Fritz Hauer, David Kurt Konstantinovsky, Friedrich Kottier, Johann Friedrich Ludloff, Stefan Meyer, Karl Przibram, Erwin Schrödinger und Hans Thirring. Eduard Haschek bekam „Hausverbot".[10]

Zehn Professoren bzw. Dozenten der Chemie wurden entlassen: Emil Abel, Jean Billiter, Fritz Feigl, Philipp Gross, Alfons Klemenc, Moritz Kohn, Fritz Lieben, Herman Mark, Jaques Pollak und Ernst Zerner.

Fünf Professoren bzw. Dozenten der Zoologie bzw. Biologie wurden entlassen: Berthold Hatschek, Heinrich Joseph, Andreas Penners, Hans Przibram und Hans Strouhal.

Weiters wurden entlassen: Der Meteorologe Victor Conrad, der Astronom Kasimir Romuald Graff, die Pflanzenphysiologen Joseph Kisser und Alfred Zeller, die Geologen Leopold Kober und Franz-Xaver Schaffer, die Mineralogen Emil Dittier, Hans Leitmeier und Hermann Michel.

Der in Wien geborene organische Chemiker Hans Weiss (1871—1942), der an der Universität Prag wirkte, wurde in das KZ Theresienstadt verschleppt und ist dort umgekommen.

Das Fach der Physik verlor ein Drittel (32 Prozent) der Professoren und Dozenten (9 von insgesamt 28 der in der Zeit zwischen 1938 und 1945 tätigen akademischen Lehrer). 50 Pro-

zent der Professoren bzw. Dozenten der Chemie wurden entlassen (10 von 20 der in der Zeit zwischen 1938 und 1945 tätigen akademischen Lehrer; bzw. 37 Prozent unter Einschluß der Professoren und Dozenten vor 1938, das heißt 10 von 27). Am Mathematischen Institut der Universität Wien wurden 5 von 14 Mitgliedern der Fakultät entlassen, das sind 36 Prozent.

In der Folge der Ereignisse der Okkupation Österreichs im März 1938 emigrierten die folgenden der oben genannten Wissenschaftler: Felix Ehrenhaft emigrierte 1938 über Frankreich und Rio de Janeiro in die USA, von wo er 1947 als Gastprofessor zurückkam und sodann zum Vorstand und Direktor des I. und III. Physikalischen Instituts der Universität Wien ernannt wurde. Kurt David Konstantinovsky, der 1938 als Direktor der Kabelfabrik AG. Bratislava wirkte, legte seine Dozentur in Wien zurück und widmete sich seiner industriellen und wissenschaftlichen Tätigkeit, unter anderem dem Aufbau eines der ersten Hochspannungslabors. Konstantinovsky emigrierte schließlich nach England und war dort als Direktor einer der größten Kabelfabriken der Welt tätig. Friedrich Kottier, der als theoretischer Physiker auf dem Gebiet der Relativitätstheorie arbeitete, emigrierte in die USA und wirkte bei Eastman Kodak Company in Rochester, New York, wie auch der vom Institut für Radiumforschung vertriebene Franz Urbach.[11] Johann Friedrich Ludloff, Dozent für theoretische Physik, gelangte über Italien in die USA, wo er zuerst an der Cornell University, später am City College New York, der Princeton University und schließlich als Professor für Aeronautik an der New York University wirkte. Karl Przibram emigrierte nach Belgien, von wo er 1946 wieder nach Wien zurückkehrte.[12] Fritz Hauer wurde aus politischen Gründen von den Nazis entlassen; über Erwin Schrödinger und Hans Thirring wird an anderem Ort berichtet.[13] Die Chemiker Emil Abel, Philipp Gross[14] und Ernst Zerner emigrierten nach Großbritannien, Jean Billiter nach Frankreich, Fritz Feigl über Belgien nach Brasilien, Moritz Kohn über Kuba nach den USA, so wie auch Fritz Lieben und Herman Mark. Der Meteorologe Victor Conrad emigrierte nach den USA und wirkte zuletzt in Cambridge, Massachusetts. Emil Dittier wurde aufgrund seiner gegnerischen Einstellung zum Nationalsozialismus entlassen und später pensioniert; die Zwangspensionierung des Astronomen Graff hatte einen auf seinen Posten spekulierenden Nachfolger zum Hintergrund; Graff übernahm nach 1945 wieder die Leitung der Sternwarte in Wien. Der Mineraloge Hans Leitmeier wurde mit der Begründung pensioniert, seine Frau gehöre dem jüdischen Volke an: Der Führer des NS-Dozentenbundes, Arthur Marchet, verdrängte Leitmeier von seinem Posten, noch bevor die „Verordnung zur Neuordnung des österreichischen Berufsbeamtentums" in Kraft gesetzt wurde.

Insgesamt wurden an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien durch Erlaß vom 30. März 1938 („zum Zwecke der Neuordnung an den Hochschulen“, wie es hieß) 97 von 267, das sind 36,3 Prozent der Mitglieder der Fakultät entlassen;[15] 37 gingen in die Emigration, acht von diesen kehrten nach 1945 an die Universität zurück (das sind 21,6 Prozent).[16] Sieben Angehörige dieser Fakultät wurden in Konzentrationslager verschleppt, fünf starben auf dem Transport oder im KZ Theresienstadt, unter ihnen der Chemiker Jaques Pollack, der Mathematiker Alfred Tauber und der Zoologe Hans Przibram; einer starb an den im KZ erlittenen Haftfolgen (der Philosoph Oskar Ewald), zwei begingen Selbstmord (der Geograph Norbert Lichtenegger und der Zoologe Heinrich Joseph).

	Physik	*Chemie*	*Mathematik*
Anzahl der Professoren/Dozenten 1938—1945	28	20	14
Anzahl der Entlassungen	9	10	5
in %	32,1	50	35,7
emigriert	6	8	3
in %	21,6	40	21,4
davon remigriert	3	0	0
in %	50	0	0

2.2. UNIVERSITÄT GRAZ

Zur Situation an der Grazer Universität schreibt Walter Höflechner:[17] *Die Verluste waren nicht quantitativ, sondern qualitativ bedeutend, ja ungeheuer. Drei Nobelpreisträger mußten 1938 die Universität Graz verlassen: Loewi, Hess und Schrödinger. Loewi, weil er nicht Arier war: Hess, weil er Kulturrat im Ständestaat gewesen und gläubiger Katholik war: Schrödinger, weil er 1933 aus dem nationalsozialistisch gewordenen Berlin nach England gegangen war — ihm hatte seine große Presse-Huldigung an Hitler, die trotz allen möglichen Drucks von eher geringer Standfestigkeit zeugt, nichts genützt.*[18]

Der Pharmakologe Otto Loewi[19] kam 1909 an die Universität Graz. Angeregt durch Sir Henry Dale, widmete sich Loewi der Frage nach der Reizung des Herzens durch chemische Substanzen, ein ursprünglich pharmakologisches Problem, das Loewi jedoch darüber hinausgehend im physiologischen Sinne zu bearbeiten begann. Diese Fragestellung führte ihn zu allgemeineren und verwandten Problemen der Nervenreizung, für deren chemische Vermittlung er 1924 den Nachweis erbrachte. Für diese Leistung wurde Loewi 1936 zusammen mit Sir Henry Dale mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Nach den Märztagen 1938 wurde Loewi zusammen mit seinen beiden Söhnen verhaftet, konnte sich dann durch sein in Stockholm deponiertes Nobelpreisgeld loskaufen, worauf ihm ein bis Ende November 1938 befristeter Ausreiseauftrag erteilt wurde. Am 30. September 1938 verließ Loewi Graz nach 29 Jahren wissenschaftlicher Tätigkeit. 1940 ließ Loewi sich in New York nieder, wo er 1961 im Alter von 88 Jahren verstarb.

Victor Franz Hess, [20] der Entdecker der kosmischen Strahlung und Nobelpreisträger für Physik 1936, wurde 1937 von Innsbruck als Nachfolger von Hans Benndorf nach Graz berufen. Hess wurde aus politischen Gründen entlassen und emigrierte in die USA, wo er sich an der Fordham University in New York in Fortsetzung seiner schon in Österreich begonnenen Arbeiten Problemen des Strahlenschutzes, der Radiobiologie und der Radioaktivität von Gesteinen widmete.[21]

Erwin Schrödinger,[22] den eine offensichtliche Fehleinschätzung der politischen Verhältnisse — oder sollte man annehmen, es war die Liebe zur Heimat? — nach Österreich zurückgeführt hatte, geriet in Graz sehr schnell in die Mühlen der Verfolgung. 1933 verließ er Berlin als Zeichen eines stillen Protestes gegenüber dem NS-Regime und nahm eine Berufung nach Oxford an. 1936/37 erfolgte seine Berufung nach Graz als Ordinarius für theoretische Physik; seit 14. September 1936 war Schrödinger auch als Gastprofessor an der Universität Wien tätig. Wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ am 1. September 1938 fristlos entlassen — aufgrund der „Verordnung zur Neuordnung des österreichischen Berufsbeamtentums" nach § 4, Abs. 1 —, emigrierte Schrödinger über Rom und Genf nach Dublin, wo er bis zu seiner Rückkehr nach Österreich 1956 am Institute for Advanced Studies arbeitete.

An der Philosophischen Fakultät der Universität Graz wurden von insgesamt 102 ihrer Angehörigen 13 entlassen, das sind 12, 7 Prozent des akademischen Lehrkörpers.[23]

2.3. UNIVERSITÄT INNSBRUCK

An der Universität Innsbruck wurden bis Ende des Jahres 1938 32 von insgesamt 153 Bediensteten, das sind 20,9 Prozent, aus politischen oder „rassischen" Gründen enthoben oder in den Ruhestand versetzt. Zwei emigrierten in die USA (Wilhelm Bauer, a.o. Prof, für Zahnheilkunde, und Ernst Theodor Brücke, o. Prof, für Physiologie).[24] An der Philosophischen Fakultät wurden von 74 Mitgliedern (Studienjahr 1937/38) insgesamt 14 Personen, das sind 18,9 Prozent, in den Ruhestand versetzt (5 Personen) oder ihnen die Lehrbefugnis entzogen (7 Personen) bzw. die Lehraufträge nicht erneuert (2 Personen).

3. EXEMPLARISCHE ÜBERSICHT ÜBER DIE NATURWISSENSCHAFTLICHE EMIGRATION AUS ÖSTERREICH

Wie schon eingangs erwähnt, läßt sich die naturwissenschaftliche Emigration zum gegenwärtigen Stand der Forschungen nur exemplarisch darstellen. Die biographischen Aspekte

haben daher ein Schwergewicht gegenüber systematischen Überlegungen zur Wirkungsgeschichte von Emigration und Exil. (Eine Übersicht wird in Anhang 2 gegeben.)

Herman Mark und Victor Weisskopf berichteten im Rahmen des Symposiums als Zeitzeugen über ihre Erfahrungen als emigrierte Naturwissenschaftler. Herman Mark (geb. 3. Mai 1895 in Wien) war zum Zeitpunkt, als er Österreich verließ, ein international anerkannter Wissenschaftler auf dem Gebiet der Polymerchemie; Victor Weisskopf (geb. 19. September 1908 in Wien) ging als Student Ende der zwanziger Jahre nach Göttingen, um an einer der Hochburgen der Entwicklung der damals neuen und revolutionären Quantentheorie seine in Wien bei Hans Thirring begonnenen Studien fortzusetzen, denn Österreich war, verglichen mit den Zentren der Entwicklung in Kopenhagen oder Göttingen, zu dieser Zeit nur am Rande an den neuen theoretischen Entwicklungen in der Physik beteiligt. Vor allem auch die triste finanzielle Situation der österreichischen Universitäten nach dem Ersten Weltkrieg und eine im Gefolge der Weltwirtschaftskrise in ihren Strukturen wissenschaftsfeindliche Regierungspolitik brachte die Universitäten immer mehr unter Druck[25] und trieb schon damals viele junge Wissenschaftler aus Österreich weg. Der „brain-drain“ nach den westlichen Industrieländern war durchaus schon zu dieser Zeit ein Stück Realität des wissenschaftlichen Lebens in Österreich und ist keinesfalls nur charakteristisch für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Zu den frühen Fällen der Abwanderung hervorragender Naturwissenschaftler aus Österreich zählen die Kernphysikerin und Schülerin Boltzmanns, Lise Meitner (geboren 17. November 1878 in Wien), die schon 1907 nach Berlin ging, und Paul Ehrenfest (geboren 18. Jänner 1880 in Wien), der, nach Jahren der akademischen Wanderschaft, 1912 in Leiden die Nachfolge von H. A. Lorentz antrat.[26] Sind diese beiden Beispiele des Weggangs aus Wien nur in sehr mittelbarer Weise mit der allgemeinen gesellschaftlichen Situation in Beziehung zu bringen, so gilt dies nicht mehr für die nächste Generation wissenschaftlicher Auswanderer. Die späteren Nobelpreisträger Karl Landsteiner, Erwin Schrödinger, Wolfgang Pauli jr., Richard Kuhn und auch Victor Hess (dieser für ein paar Jahre) verließen Österreich schon in der Zeit vor 1938, ebenso wie der Physiker Arthur Erich Haas und die schon erwähnten Otto Robert Frisch und Victor F. Weisskopf. Auch der Radiochemiker Friedrich Paneth (geboren 31. August 1887 in Wien), der Chemiker Edgar Lederer (geboren 5. Juni 1908 in Wien),[27] wie auch der Biochemiker Erwin Chargaff (geboren 11. August 1905 in Cernowitz), der vor seinem Weggehen 1928 seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten noch zusammen mit Fritz Feigl publizierte, fanden in Wien keine dauernden Arbeitsmöglichkeiten. Der Chemiker und Kristallograph Max F. Perutz (geboren 19. Mai 1914 in Wien) ging nach seinen Studien in Wien nach England, machte dort mit seiner Schule der Strukturaufklärung von Molekülen (Proteinstruktur) eine hervorragende wissenschaftliche Karriere und wurde für seine Arbeiten 1962 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet.

Einschneidend waren die Ereignisse und die Folgen des März 1938 für das „Institut für Radiumforschung" der Akademie der Wissenschaften in Wien. Elf Mitarbeiter mußten das Institut verlassen: der Direktor des Instituts, Stefan Meyer, sein Stellvertreter Karl Przibram, sowie weiters die Mitarbeiter Marietta Blau, Magda Haberfeld, Eduard Jahoda, Gustav Kürti, Stefan Pelz, Elisabeth Rona, Anni Urbach und Franz Urbach; Elisabeth Kara-Michailowa kehrte aus politischen Gründen in ihre Heimat Bulgarien zurück. Das Institut verlor ein Viertel seiner Mitarbeiter, und es waren jene, die das Profil des Radiuminstituts durch ihre wissenschaftlichen Leistungen geprägt hatten.[28]

Ungeschrieben ist die Geschichte der „Biologischen Versuchsanstalt“ der Akademie der Wissenschaften im Wiener Prater, des sogenannten „Vivariums“, die von Hans Przibram, Leopold von Portheim, Wilhelm Figdor und Karl Przibram für Forschungen auf dem Gebiet der experimentellen Biologie gewidmet bzw. gestiftet worden war. Paul Weiss kam als Nachfolger von Paul Kammerer nach dessen tragischem Tod 1926 an das „Vivarium". Weiss, dem die Habilitation in Wien verweigert wurde, verließ Österreich schon 1931 und erbrachte seine wissenschaftlichen Leistungen, vor allem auf dem Gebiet des Nervenwachstums und der Nervenregeneration, an verschiedenen Forschungsinstituten in den USA, wo er höchstes wissenschaftliches Ansehen errang.[29] Schwer trifft das Jahr 1938 die Versuchsanstalt: Zwei der führenden Wissenschaftler mußten Österreich verlassen, Hans Przibram und Leopold von Portheim.[30]

Engelbert Broda, Otto Loewi, Hans Thirring und Erwin Schrödinger werden an anderer Stelle in diesem Band gewürdigt. Das Beispiel des Emigranten Engelbert Broda steht auch für alle jene Naturwissenschaftler, die aus politischen Gründen das Land verlassen mußten. Zum Zeitpunkt seiner Emigration 1938 nach Großbritannien war Broda ein junger Wissenschaftler am Beginn einer akademischen Karriere, deren äußere Umstände schon den Stempel der politischen Ereignisse in Deutschland und Österreich trugen; 1933 aus Deutschland ausgewiesen, vom ständestaatlichen Regime in Österreich nach seiner Rückkehr mehrfach verhaftet, floh er nach der Besetzung Österreichs nach England. 1947 kam er aus dem Exil zurück, um sich am Aufbau des darniederliegenden wissenschaftlichen Lebens zu beteiligen.[31]

Der theoretische Kernphysiker Guido Beck (geboren 28. August 1903 in Reichenberg), der in Wien promovierte, ist einer jener Naturwissenschaftler, die in den dreißiger Jahren in die Sowjetunion gingen, wo er — wie zum Beispiel auch Victor Weisskopf und Hans Motz 1932 am Physikalisch-Technischen Institut in Charkow — an der Universität in Odessa von 1935 bis 1937 lehrte. Beck emigrierte 1938 über Frankreich und Portugal 1943 nach Argentinien, wo er als Professor für theoretische Physik wirkt. Der in Wien geborene Astronom, nachmalige Generaldirektor der Europäischen Weltraumorganisation und wissenschaftliche Direktor der Britischen Energiebehörde, Sir Hermann Bondi, ging 1937 nach England. Zur damals jüngeren Generation unter den Emigranten gehörte auch der später zusammen mit Mark am Polytechnic Institute of Brooklyn tätige Polymerchemiker Friedrich Roland Eirich (geboren am 23. Mai 1905 in Wien; er promovierte noch knapp vor seiner Emigration 1938 in Wien), sowie die Chemiker Efraim Racker (Biochemiker, geboren in Polen, studierte in Wien[32]), S. M. Rapoport, F. Redlich, H. Steiner und J. Weiss.

Ergänzend zu den schon genannten Physikern der mittleren bzw. jüngeren Generation von Emigranten seien hier noch weiters genannt: Thomas Gold, Eugen Guth, Hans H. Halban, Otto Halpern, Kurt Hoselitz, Rudolf Kompfner,[33] Karl Lark-Horowitz,[34] Hans Motz, Georg Placzek, Walter A. Rosenblith und Käthe Schiff.

Kaum Erwähnung haben bisher jene gefunden, die noch als Studenten oder Schüler Österreich verlassen mußten. Unter ihnen finden wir eine Reihe heute bedeutender, ja zum großen Teil in ihren Fachgebieten weltbekannte Naturwissenschaftler. Martin Deutsch (geboren 29. Jänner 1917 in Wien), Professor für Physik am Massachusetts Institute of Technology und einer der führenden theoretischen Elementarteilchenphysiker, ging schon 1935 zusammen mit seinen Eltern, den Psychoanalytikern Felix und Helene Deutsch nach den USA. Kurt Gottfried lehrt heute an der Cornell University theoretische Physik und zählt in den USA, zusammen mit Victor Weisskopf und dem aus Deutschland emigrierten Physiker Hans A. Bethe zu den entschiedenen Gegnern des SDI-Programms. Leopold E. Halpern (geboren 17. Februar 1925 in Wien) emigrierte nach England und kehrte nach 1945 wieder nach Wien zurück, um hier seine Studien zu beenden; bis 1959 war Halpern Assistent unter anderem bei Erwin Schrödinger an der Universität Wien; seit 1974 ist Halpern an der Florida State University tätig. Halpern arbeitet auf dem Gebiet der Gravitationstheorie und deren Bezug zur Quantenmechanik und Elementarteilchenphysik. Frederic de Hoffmann (geboren 8. Juli 1924 in Wien) flüchtete 1938 mit 14 Jahren aus Prag — entgegen dem Rat seiner eher optimistischen Verwandten — und ging in die USA; als Präsident des Salk Institute in San Diego zählt er heute zu den führenden Wissenschaftlern und Wissenschaftsmanagern der Vereinigten Staaten. Seine Arbeitsgebiete reichen von der Theorie der Spaltung, der Neutronenstreuung und Mesonentheorie bis zur Magnetohydrodynamik und Energietechnik. Der vor wenigen Jahren verstorbene theoretische Kernphysiker Peter Moldauer (geboren 18. Juni 1923 in Wien) mußte 1938 das Gymnasium in Wien verlassen; über Italien und England emigrierte er nach den USA, wo er ab 1957 am Argonne National Laboratory über Theorie der Kernstruktur und Kernreaktionen arbeitet. Wolfgang Rindler (geboren 18. Mai 1924 in Wien), der sein Studium im Exil in England absolvierte, ist heute Professor für theoretische Physik an der University of Texas, Dallas; seine Arbeiten über Spinoren, Relativitätstheorie und Kosmologie zählen zu den wichtigsten Beiträgen auf diesen Gebieten. Fritz Rohrlich (geboren 12. Mai 1921 in Wien) wurde 1938 verhaftet und zur Zwangsarbeit herangezogen, schließlich aber entlassen. Im Januar 1939 ging er mit einem Studentenvisum nach Palästina, wo er am Technion in Haifa seine Studien absolvierte. Rohrlich, dessen Arbeitsgebiete Quantenfeldtheorie und Relativitätstheorie sind, lehrt heute in den USA (Syracuse University,

Syracuse). Edwin E. Salpeter (geboren 1924 in Wien), dessen Vater schon als Physiker in einer Wiener Glühlampenfabrik tätig war, emigrierte zusammen mit seiner Familie 1939 nach Australien, um den Nazis zu entkommen; er studierte in Sydney und erhielt seinen Ph. D. in theoretischer Physik an der Birmingham University 1948 bei Sir Rudolf Peierls, einem Emigranten aus Deutschland. 1949 ging Salpeter an die Cornell University zu H. A. Bethe, wo er heute als Director of the Center for Radiophysics and Space Research wirkt. Seine Arbeiten und die seiner Schule haben einen sehr wesentlichen Beitrag zum Fortschritt der theoretischen Astrophysik der vergangenen dreißig Jahre erbracht. George Maxime Temmer (geboren 10. April 1922 in Wien) mußte das Gymnasium Stubenbastei in Wien 1938 verlassen und ging mit Unterstützung seiner Familie nach Paris. 1939, nach einem Sommeraufenthalt in Jugoslawien durch den Ausbruch des Krieges von der Rückkehrmöglichkeit nach Frankreich abgeschnitten, emigrierte Temmer nach den USA. Er ist heute Mitglied des Physikdepartments der Rutgers University, New Brunswick, N. J., wo er auf dem Gebiet der experimentellen Kernphysik arbeitet.

Die Lebensgeschichte des Physikers Bruno Touschek (geboren 3. Februar 1921 in Wien) ist zu abwechslungsreich, ja abenteuerlich (es sei mir dieses Wort verziehen), seine wissenschaftlichen Leistungen sind zu vielfältig, als daß ich Touschek hier, mit wenigen Worten, gerecht zu werden vermag.[35] Vom Schulbesuch am Piaristengymnasium in Wien ausgeschlossen, da seine Mutter Jüdin war, wurde ihm am Schottengymnasium die Ablegung der Matura gestattet. Sein Ansuchen um ein Visum zum Studium in England wurde durch den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs zunichte, und Touschek begann an der Universität Wien das Studium der Physik und Mathematik. Im Juni 1940 wurde ihm der weitere Besuch der Universität aus „rassischen" Gründen verwehrt.[36] Auf Vermittlung, unter anderem von Arnold Sommerfeld, konnte Touschek nach Hamburg gehen und an der dortigen Universität als für die Nazis „unbeschriebenes Blatt“ seine Studien fortsetzen. Anfang 1945 wurde die Gestapo auf ihn aufmerksam. Touschek wurde verhaftet. Auf dem Marsch in ein KZ in Kiel wurde Touschek, der schwer fiebernd am Weg zusammengebrochen war, von der SS niedergeschossen, konnte sich jedoch trotz schweren Blutverlusts wegen der Schußwunde am Kopf in ein nahes Spital retten, wo er gepflegt wurde. Vom Direktor des Spitals verraten, wurde er abermals verhaftet und in ein Gefängnis nach Altona gebracht, wo britische Truppen ihn schließlich befreiten. Touschek setzte seine Studien in Göttingen fort und übersiedelte 1947 nach Glasgow; hier blieb er nach dem Abschluß seiner Studien bis 1952. In diesem Jahr übersiedelte Touschek nach Rom, wo er schließlich und nach vielerlei Schwierigkeiten 1978, im Jahr seines Todes, zum ordentlichen Professor an der Universität Rom ernannt wurde. Bruno Touscheks Arbeiten auf den Gebieten der experimentellen und der theoretischen Physik waren gleichermaßen richtungsweisend; er war der erste, der die chirale Symmetrie vorschlug, und seinem Konzept und seiner Initiative verdankt die Beschleunigertechnik der Hochenergiephysik das Prinzip der kollidierenden Teilchenstrahlen. Touschek starb am 25. Mai 1978 in Innsbruck. Eine Darstellung der Ereignisse des Jahres 1938 und der Folgen darf jene nicht aussparen, die an den Universitäten als Parteigänger der NSDAP auftraten. Ich beziehe mich hier nur auf die an den Physikalischen Instituten der Universität Wien tätigen Personen. Eine Anzahl von Assistenten bzw. Dozenten dieser Institute waren (zum Teil schon in der Illegalität) Mitglieder der NSDAP, unter anderem Dr. Hans Bauer (tit. a.o. Prof. 1940), Dr. Bibl (Assistent bei Ehrenhaft, Mitglied der SA), Dr. Willibald Jentschke (nachmaliger Direktor des CERN und des DESY in Hamburg), Dr. Gerhard Kirsch (1941 Vorstand des I. Physikalischen Instituts), Doz. Dr. Gustav Ortner (ab 1938 Leiter des Instituts für Radiumforschung), Dr. Friedrich Prankl, Dr. Herbert Schober, Prof. Dr. Georg Stetter (Dissertant bei Ehrenhaft, seit 1932 Mitglied der NSDAP, 1939 o. Prof, und Vorstand des II. Physikalischen Instituts), und Dr. Herta Wambacher.

Enthoben wurden im Jahre 1945: Hans Bauer (Wiederverleihung der Venia 1950), Gerhard Kirsch (1947 als Assistent pensioniert), Gustav Ortner (ab 1950 Universität Kairo, 1955 Rückkehr nach Österreich, 1960 o. Prof, an der Technischen Hochschule Wien), Georg Stetter (Wiedererlangung der Venia 1953. Vorstand des I. Physikalischen Instituts bis 1967).

4. NACH 1945

Die Anstrengungen, die Österreich unternahm, emigrierte Wissenschaftler nach Österreich zurückzuholen und sie einzuladen, am Aufbau des Landes und der Wissenschaft nach 1945 mitzuwirken, waren wohl recht sporadisch und zögernd.

Zur Frage, was das offizielle Österreich in den Jahren nach 1945 unternommen hat, um Emigranten nach Österreich zurückzuholen, schreibt Elisabeth Freundlich: *Auch die politischen Parteien blieben blind da für, welch enormes Potential für den Wiederaufbau sie sich dadurch entgehen ließen, daß sie die Emigranten nicht zurückriefen. Auf diesen naheliegenden Gedanken ist meines Wissens nur Viktor Matejka gekommen, damals Stadtrat für Kultur und Volksbildung der Stadt Wien. Seinen Appell zur Rückkehr haben wir in New York in dem Emigrantenblatt* Austro-American Tribune *gebracht, von wo er dann auch von amerikanischen Zeitungen übernommen wurde. Keine offizielle österreichische Regierungsstelle hat diesen Ruf angenommen.*[31]

Es bleibt zum allergrößten Teil den Aktivitäten der Emigranten selbst vorbehalten, in den Exilländern für den Aufbau Österreichs und seiner Wissenschaft um Hilfe zu werben, wie etwa aus den Aktivitäten der „Association of Austrian Engineers, Chemists and Scientific Workers in Great Britain" hervorgeht. Es war Selbsthilfe der „scientific community“ und jener schon in der Emigration politisch organisierten Österreicher (zum Beispiel im Rahmen des „Free Austrian Movement") und diese stieß auf einen sehr geringen Widerhall auf Seiten der offiziellen österreichischen Stellen. Trotz Entnazifizierungund Wiedererrichtung eines demokratischen Staates waren die Kontinuitäten der Jahre zwischen 1938 und 1945 und der Zeit nach 1945 in signifikanten Bereichen gerade des akademischen Lebens merkbar. Wenn wir heute aus der Kenntnis der Protokolle der ersten österreichischen Regierungen nach 1945 wissen,[38] in welch offener Weise antisemitische (Vor)-Urteile und Einstellungen in den Rängen der Regierungspolitiker zum Ausdruck kamen, so ist wohl anzunehmen, daß diese Einstellung gegenüber den Emigranten jüdischer Herkunft auch bestimmend dafür war, keine besonderen Anstrengungen zu unternehmen, sie auf universitäre Posten zu berufen oder zumindest zur Rückkehr einzuladen. Victor Weisskopf berichtet, daß er nach 1945 zwar Einladungen aus Göttingen und Oxford erhalten habe, Österreich hingegen sich nicht einmal zu einer Geste der Einladung bereitfand.[39]

Von den zahlreichen hier genannten Naturwissenschaftlern kehrten aus der Emigration sechs nach Österreich zurück: Karl Przibram (1946), Felix Ehrenhaft (1947), Engelbert Broda (1947), Leopold Halpern (1948?), Erwin Schrödinger (1956) und Marietta Blau (1960).

Generell ist daher festzustellen, daß die Mehrzahl der emigrierten Naturwissenschaftler in den Immigrationsländern verblieb, vor allem jene jüngeren, die einen Teil ihrer Ausbildung in der Emigration erhalten hatten, und die dort auch vielfach günstigere Forschungsbedingungen und ein den Naturwissenschaften gegenüber aufgeschlosseneres Klima als in Österreich vorfanden.

In diesem Zusammenhang ist zu fragen, ob die Emigration in manchen Fällen nicht wesentlich dazu beigetragen hat. für einzelne Wissenschaftler die für sie günstigen Forschungsbedingungen erst zu schaffen. Diese These wäre freilich zynisch, wollte man nicht sofort betonen, daß durch die Emigration eine viel größere Anzahl von wissenschaftlichen Karrieren abgebrochen oder zerstört wurde. Trotzdem scheint mir dieser Aspekt wert, diskutiert zu werden, da er zum einen die in Österreich für naturwissenschaftliche Forschungen nicht besonders förderlichen finanziellen, sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen beleuchtet und zum anderen aber auch von Bedeutung für die Interpretation und Beurteilung der sozialen und institutionellen Bedingungen der Transferwirkungen wissenschaftlicher Forschung sowie der Veränderungen von Forschungsansätzen ist.

Wenn für die vertriebenen Naturwissenschaftler auch Emigration und Exil die erste und gemeinsame Erfahrung eines aufgezwungenen Schicksals war, so verblieb die Mehrzahl in den Emigrationsländern und oft schon bald nach der Emigration nicht mehr nur als Emigranten, sondern als Bürger dieser Länder und Mitglieder ihrer wissenschaftlichen Gemeinschaften. Rückkehr nach Österreich in den Jahren nach 1945 hatte wohl die in der Emigration bleibend prägende Erfahrung des Exils zur Bedingung. Und nur wenige sind später

zurückgekommen, um in dem Land ihrer Geburt, ihrer frühen Jahre und der Vertreibung ihre letzte Zeit zu leben.

Anmerkungen:

1 Ein Anschauungsmaterial besonderer Art stellen die Nachrufe auf emigrierte Wissenschaftler sowie die Würdigungen und Auszeichnungen ehemaliger Nazigrößen unter den akademischen Lehrern dar.
2 E. Broda, *Wissenschaft, Verantwortung. Frieden. Ausgewählte Schriften.* Hrsg, von P. Broda/ G. Deutsch/P. Markl/Th. Schönfeld/H. Springer-Lederer. Wien 1985, 196.
3 Vgl. dazu in diesem Band den Abschnitt über die Technik. Weiters finden sich Beispiele bei Wilhelm Frank, „Emigration österreichischer Technikerinnen und Techniker, in: F. Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft 1. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930—1940.* Wien- München 1987.
4 Franz Gall, *Alma Mater Rudolfina 1363—1963. Die Wiener Universität und ihre Studenten.* Wien 1965; Erich Cermak, *Beiträge zur Geschichte des Lehrkörpers der Philosophischen Fakultät der Universität Wien zwischen 1938 und 1943.* Dissertation, Wien 1980; Margarete Kowall, *Die 1938 von der Universität verwiesenen Mitglieder des akademischen Lehrkörpers der Philosophischen Fakultät Wien.* Dissertation, Wien 1983; eine Darstellung der Ereignisse des Jahres 1938 an der Universität Graz findet sich bei Walter Höflechner, „Zur Geschichte der Universität Graz", in: K. Freisitzer/H.-J. Holzer/W. Mantler (Hrsg.), *Tradition und Herausforderung. 400 Jahre Universität Graz.* Graz 1985, 58.
5 G. Oberkofler in: *Zeitgeschichte,* 8, 1981, 142-149.
6 Mit Erlaß des österreichischen Unterrichtsministeriums vom 29. März 1938, Gzl. 10039-1/1, wurde eine Beschränkung des Besuchs österreichischer Universitäten für jüdische Studenten verfügt, „um die Überfremdung der deutschösterreichischen Hochschulen durch jüdische Hörer zu steuern". (Zit. nach G. Oberkofler, a.a.O., 147.) Der Numerus clausus für Studierende jüdischer Herkunft wurde mit Erlaß vom 24. April 1938 mit zwei Prozent festgelegt. Schon 1930 wurden die jüdischen Studenten aufgrund eines Beschlusses des Akademischen Senats der Universität Wien aus den studentischen Vertretungen ausgeschlossen, da diese nach dem Volksbürgerschaftsprinzip organisiert waren und nur „dem deutschen Volke“ zugehörigen Studenten offenstanden. Vom österreichischen Verwaltungsgerichtshof war 1921 judiziert worden, daß nur deutscher Volkszugehörigkeit sein könne, wer dies gemäß seiner Rasse und Sprache sei.
7 Margarete Kowall, a.a.O., 25.
8 Persönliche Mitteilung von Prof. Paul Urban an den Verfasser.
9 Bundesministerium für Unterricht, Gzl. 12474/1/1 b aus 1938. Univ. Wien, Phil. Fak., Personalmaßnahmen.
10 Persönliche Mitteilung von Prof. E. Hlawka an den Verfasser.
11 Vgl. dazu W. L. Reiter, in diesem Band.
12 Siehe dazu Anm. 11.
13 Siehe dazu W. Thirring über *E. Schrödinger,* in diesem Band, und E. Glaser über *H. Thirring.* in diesem Band.
14 Siehe dazu Hans Friedmann, *Philipp Gross,* in diesem Band.
15 Vgl. dazu Franz Gall, a.a.O., 31.
16 M. Kowall, a.a.O., 48.
17 Walter Höflechner, a.a.O., 59.
18 Zu der von Höflechner erwähnten „Presse-Huldigung" E. Schrödingers siehe Anhang 1.
19 F. Lembeck/W. Giere, *Otto Loewi: Ein Lebensbild in Dokumenten.* Berlin 1968.
20 Vgl. dazu auch W. L. Reiter, a.a.O.
21 Eine Würdigung Hess’ findet sich, neben den in Anm. 11 zitierten Arbeiten, bei Siegfried J. Bauer, „Victor Franz Hess und die Erforschung der kosmischen Strahlung: Vom Freiballon zur Weltraumsonde“, in: *Tradition und Herausforderung. 400 Jahre Universität Graz.* A.a.O., 319.
22 G. Kerber/A. Dick/W. Kerber (Hrsg.), *Dokumente, Materialien und Bilder zur 100. Wiederkehr des Geburtstages von Erwin Schrödinger.* Wien 1987.
23 Walter Höflechner, a.a.O., 58.
24 G. Oberkofler, a.a.O.
25 Die Situation an den Universitäten verschlimmerte sich besonders im Zuge der Sanierungspolitik der Regierung in der Folge des Zusammenbruchs der Credit-Anstalt und der Einsparungsmaßnahmen vom Oktober 1931 in Vollziehung des Budgetsanierungsgesetzes.
26 Ehrenfest verläßt Wien schon im Jahre 1906. Es folgen Aufenthalte in Göttingen (1906—1907) und St. Petersburg (1907—1912). M. J. Klein, *Paul Ehrenfest,* Amsterdam-London 1970.

27 E. Broda schreibt dazu: *Als... Edgar Lederer, der als der hervorragendste Student der Chemie seiner Generation galt, seine Studien beendet hatte, meinte sein wissenschaftlich hervorragender Doktorvater: „ Wenn Sie kein Jude wären, würde ich Sie jetzt als Assistenten anstellen. " Er war gar kein Antisemit, aber die Richtigkeit seiner Vorgangsweise war ihm offenbar evident. Lederer wurde später als Professor der Sorbonne zu einem der ersten Fachleute für Naturstoffe in der Welt.*
E. Broda, a.a.O., 195.

28 Siehe dazu W. L. Reiter, a.a.O., in diesem Band.

29 L. Fermi, *Illustrious Immigrants. The Intellectual Migration from Europe, 1930/41.* 2nd Ed., Chicago-London 1971, 109.

30 Die Botanische Abteilung wurde von Leopold Portheim, die Pflanzenphysiologische Abteilung von Prof. Dr. Wilhelm Figdor, die Physiologische Abteilung von Prof. Dr. Eugen Steinach und die Zoologische Abteilung von Prof. Dr. Hans Przibram geleitet. *Akademie der Wissenschaften in Wien, Almanach für das Jahr 1937,* 87. Jg., Wien 1937. Vgl. dazu auch E. Broda, a.a.O., 191.

31 Schon am 3. November 1945 fand in London eine Veranstaltung „in Support of the Restauration of Science in Austria" der „Association of Austrian Engineers, Chemists, and Scientific Workers in Great Britain", einer Vereinigung, die dem „Free Austrian Movement in Great Britain" angehörte, statt. Sprecher waren: der Physiker P. M. S. Blackett, der Chemiker F. G. Donnan, der Biologe L. Hogben und K. Przibram vom Radiuminstitut der Österreichischen Akademie der Wissenschaften; den Vorsitz führte der Zoologe Sir D'Arcy W. Thompson. Neben hervorragenden Vertretern der englischen wissenschaftlichen Gemeinde umfaßt die Liste der Sponsoren des Treffens die Namen der emigrierten österreichischen Wissenschaftler E. Abel (London), F. Bergel (London), F. Feigl (Rio de Janeiro), P. Gross (London), H. von Halban (Zürich), V. Hess (New York), S. Jellinek (Oxford), O. Loewi (New York), H. Mark (New York), L. Meitner (Stockholm), K. Menger (Notre Dame), R. von Mises (Harvard), F. A. Paneth (Durham), W. Pauli (Zürich), L. Portheim (London), K. Przibram (Brüssel), E. Schrödinger(Dublin) und K. Weissenberg (Manchester). Über die Aktivitäten der 1942 in Großbritannien gegründeten „Association of Austrian Engineers, Chemists and Scientific Workers in Great Britain" berichtet E. Broda in: *Notizen zur Rolle der Österreichischen Wissenschaftler in der Emigration.* Zentralbibliothek für Physik in Wien, BrodaArchiv Nr. 341.

32 L. Fermi, a.a.O., 310.

33 Siehe dazu Kurt Hoselitz, „Rudolf Kompfner", in diesem Band.

34 V. A. Johnson, *Karl Lark-Florowitz. Pioneer in Solid State Physics.* Oxford 1969.

35 Eine ausführliche Würdigung Bruno Touscheks hat sein langjähriger Freund, der italienische Physiker Edoardo Amaldi, vorgelegt. E. Amaldi, „L'eredita di Bruno Touschek (Vienna 1921 — Innsbruck 1978)", in: *Quaderni del Giornale di Fisica. N*, 1982, 3. Englische Version: „The Bruno Touschek Legacy", in: *CERN* 81—19, Geneva 1981.

36 Mit Erlaß des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 11. November 1938 wurden die Rektoren der Universitäten und Hochschulen ermächtigt jüdischen Studenten das Betreten der Hochschulen zu verbieten; darin war auch das Verbot der Benützung der Bibliotheken eingeschlossen. Zit. nach G. Oberkofler, a.a.O., 147.

37 Elisabeth Freundlich, „Exil", in: *Die Vertreibung des Geistigen aus Österreich. Zur Kulturpolitik des Nationalsozialismus.* Wien 1985.

38 Robert Knight (Hrsg.), *„Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen": Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945 bis 1952 über die Entschädigung der Juden.* Frankfurt am Main 1988.

39 V. Weisskopf, in diesem Band.

ANHANG 1

Grazer Tagespost: 30. März 1938

Die Hand jedem Willigen.
Bekenntnis zum Führer.

Ein hervorragender Wissenschaftler meldet sich zum Dienst für Volk und Heimat. Graz, 30. März.

Erklärung des Universitätsprofessors Dr. E. Schrödinger: Das Rektorat der Universität übermittelt uns folgende Erklärung Professor Schrödingers auf dessen Ersuchen zur Veröffentlichung:

Inmitten der jubelnden Freude, die unser Land durchzieht, stehen heute auch solche, die diese Freude zwar voll teilen, aber nicht ohne tiefe Scham, weil sie bis zum Letzten den rechten Weg verkannt hatten. Dankbar hören wir das echt deutsche Friedenswort: Die Hand jedem Willigen. Sie möchten die

großmütig ausgestreckte Hand gern ergreifen, indem sie versichern, daß sie sehr glücklich sein werden, wenn sie in treuer Mitarbeit und gehorsam dem Willen des Führers das Wort ihres jetzt vereinigten Volkes mit allen Kräften fördern dürfen. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß für einen alten Österreicher, der seine Heimat liebt, keine andere Stellungnahme in Frage kommen kann; daß — um es ganz grob auszudrücken — jedes Nein in der Wahlurne dem völkischen Selbstmord gleichkäme. Es darf — wir bitten alle darum — in diesem Land nicht mehr wie ehedem Sieger und Besiegte geben, sondern ein einiges Volk, das seine ganze ungeteilte Kraft für die gemeinsamen Ziele aller Deutschen einsetzt.

Wohlwollende Freunde, welche die Wichtigkeit meiner Person überschätzen, finden es richtig, daß ich das ihnen gemachte reumütige Bekenntnis öffentlich ablege: Auch ich gehöre zu denen, die nach der Friedenshand greifen, weil ich an meinem Schreibtisch den wahren Willen und die wahre Bestimmung meiner Heimat bis zuletzt verkannt hatte. Ich lege das Bekenntnis gern und freudig ab. Ich glaube, es ist aus dem Herzen vieler gesprochen, und ich hoffe, damit meiner Heimat zu nützen.

E. Schrödinger.

ANHANG 2

Übersicht und Namensliste zur Emigration deutschsprachiger (österreichischer) Naturwissenschaftler nach 1933*

Physik

	verfolgt „rassisch“	verfolgt politisch	em. (Jahr)	em. (Land)$	rem. (Jahr) (Land
Beck Guido	*		38	ARG	
Blau Marietta	*		38	N, MEX, USA	(60 A)
Deutsch Martin	*		35	USA	
Ehrenfest Paul[1]			—		
Ehrenhaft Felix	*		38	USA	47 A
Ehrlich Margarete	*		7	USA	
Frank Philip	*		38	USA	
Frei Ephraim H.	*		38	PAL	
Frisch Otto R.	*		33	GB	
Gold Thomas	*		?	GB?	
Gottfried Kurt	?		?	USA	
Guth Eugen	*		37	USA	
Haberfeld Magda	?		?		
Haas Arthur E.[2]	?		?	USA	
Halban jun. Hans H. von’	?		39	GB, CND	
Halpern Leopold E.	*		38	GB	48? A
Hoffmann Frederic de	*		38	USA	
Hoselitz Kurt	*		38	GB	
Hauer Fritz		*	*		
Hess Victor Franz		*	*	USA	
Haschek Eduard[4]		*	*		
Jahoda Eduard	*		38	USA	
Kara-Michailowa Elisabeth[5]		*	*	BGR	
Kompfner Rudolf	*		34	GB	
Konstantinivsky David K.	*		39?	GB	
Kottier Friedrich	*		38	USA	
Kürti Gustav	*		38	USA	
Lark-Horowitz Karl	*		39	USA	
Leng Herta R.	?	?	?	USA	
Ludloff Johann F.	*		39?	USA	
Moldauer Peter	*		38	USA	
Meitner Lise[6]	*		33	S	
Meyer Stefan[7]	*		—		
Motz Hans	*		36?	IRL, GB	
Pauli Wolfgang[8]					
Pelz Stefan	*		38	GB	

Physik / Fortsetzung

	verfolgt „rassisch“	politisch	Em. (Jahr)	(Land) $	Rem. (Jahr) (Land)
Placzek Georg	*				
Przibram Karl	*		39	B	46 A
Rindler Wolfgang	*		38	GB, USA	
Rohrlich Fritz	*		38	PAL, USA	
Rona Elisabeth	*		41?	USA	
Rosenblith Walter A.	*		39	USA	
Rossi Harald H.	?	?	?	GB, USA	
Salpeter Edwin	*		39	AUS, GB, USA	
Schiff Käthe	?		38?	(? BRD), GB	
Schrödinger Erwin		*	38	IRL	56 A
Strauss Siegmund	?		38	GB, USA	
Temmer George M.	*		38	USA	
Thirring Hans		*	–		
Touschek Bruno[10]	*		–		
Urbach Anni	*		38	USA	
Urbach Franz	*		38	USA	
Weisskopf Victor	*		37	USA	

Chemie / Biochemie

	verfolgt „rassisch“	politisch	Em. (Jahr)	(Land) $	Rem. (Jahr) (Land)
Abel Emil	*		38	GB	
Bader Alfred R	?*		38	GB, CND; USA	46 A
Billiter Jean	*		38?	F	
Bohm Gertrude	?	?	39	GB, USA	
Bondi Aron	?		34	PAL	
Broda Engelbert		*	38	GB	47 A
Chargaff Erwin[11]	*		33	USA	
Eirich Friedrich R.	?		38	GB, USA	
Feigl Fritz	*		38	BRAS	
Feuer Henry	?		38	F, USA	
Friedmann Hans	*	*	38	COL, 47 S	53 A
Friedmann Christina	*		38	COL, 47 S	53 A
Gross Philipp	*		37?	TR, 39 GB	
Halpern Otto	?	*	33?	USA	
Hohenstein Walter P.	?		34	I, CH, USA	
Hevesy Georg K. de	*		34	DK	
Klemenc Alfons		*	–		
Kohn Moritz	*		38?	USA	
Krumholz Pawel	?		38	B, BRAS	
Kuhn Richard[12]					
Lederer Edgar[13]					
Lieben Fritz	*		38?	USA	
Luisada-Opper Anita V.	?		38	F, USA	
Lustig Bernard	?		38	GB, USA	
Mandl Ines	?		?	USA	
Mark Herman	*		38	USA	
Neurath Hans	?		34	USA	
Paneth Friedrich	*		33	GB	(53 BRD)
Pauli Wolfgang Josef sen.	*		38	CH	
Perutz Max F. [14]					
Pollak Jacques[15]	*				
Racker Efrain	*		?	USA	

Chemie/Biochemie/Fortsetzung	verfolgt „rassisch"	politisch	em. (Jahr)	(Land)$	rem. (Jahr) (Land)
Raizen Senta	?		?	USA	
Rapoport S. M.	*		?		
Redlich Otto	?		38	USA	
Schächter Yehoschua	*		36	1, PAL	
Simha Robert		?	38	USA	
Steiner Herbert	?		38	GB	
Weiss Hans[16]	*				
Weiss J.	?		?	?	
Winternitz Paul F.	?		39	H, GB,	
Zerner Ernst	?		38?	GB,	

=

	verfolgt „rassisch"	politisch	em. (Jahr)	(Land) $	rem. (Jahr) (Land)
Biologie/Zoologie/Physiologie/Botani					
Boyka Elisabeth	*	?		PAL	
Edlinger E.	?	?		?	
Glaessner M.	?	?		?	
Hatschek Berthold[17]	?			—	
Joseph Heinrich[18]	?			—	
Penners Andreas		*		—	
Portheim Leopold von	*		38	CŠR,	
Przibram Hans[19]	*		39	NL	
Singer Rolf	?		34	E, F,	
Stock Alexander	?		38	GB	
Strouhal Hans		*		—	
Weiss Paul[20]					
Meteorologie/ Geophysik					
Biel Erwin R.	?	?	38	USA	
Conrad Victor	*		38?	USA	
Astronomie/Astrophysik					
Bondi Hermann Sir	*		37	GB	
Graff Kasimir R.		*		—	
Mineralogie					
Dittler Emil		*		—	
Leitmaier Hans[21]		*		—	
Michel Hermann		*		—	
Geologie					
Kober Leopold	*?	*			
Schaffer Franz-Xaver		*?		—	
Pharmakologie					
Loewi Otto	*		38	USA	
Medizin					
Bauer Wilhelm	*		38	USA	
Brücke Ernst Th.		*	38?	USA	
Landsteiner Karl[22]					

1 Ehrenfest (1880—1933), verläßt Wien 1906.
2 Haas (1884—1941), bis 1936 2. Aktuar (mathem.-naturw. Klasse) der Akademie der Wissenschaften in Wien, a.o. Prof, für Physik. Professor für Physik University of Notre Dame.
3 Der Österreicher Halban jun., Sohn des physikalischen Chemikers Hans von Halban sen., arbeitet bei Joliot in Paris zusammen mit Lew Kowarski. Flucht aus Paris nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Frankreich unter Mitnahme der Vorräte an schwerem Wasser und Uran des Labors am College de France.
4 Erhielt am Physikal. Inst, der Univ. Wien „Hausverbot", das von Prof. G. Stetter, der sich als „Blockwart" der Physikal. und Chern. Institute gerierte, verhängt wurde.
5 Kehrte nach Bulgarien zurück.
6 Verläßt Österreich 1907 und geht nach Berlin; als österreichische Staatsbürgerin fällt sie nach der Okkupation Österreichs unter die „Nürnberger Rassengesetze"; emigriert 1938 über Holland und Dänemark nach Schweden.
7 Verbringt die Zeit von 1938 bis 1945 in Bad Ischl.
8 Pauli (Nobelpreis für Physik 1945) studierte bei A. Sommerfeld in München. 1928 Berufung an die ETH Zürich. Ab 1931 zahlreiche Aufenthalte in den USA, 1940 bis 1946 Institute for Advanced Studies, Princeton.
9 Placzek (1905—1955), theoretischer Physiker, in Böhmen geboren, studierte in Wien.
10 1940 von der Universität Wien aus „rassischen Gründen" relegiert.
11 Verläßt Wien 1928.
12 Kuhn, Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für medizinische Forschung, Heidelberg, mußte die Verleihung des Nobelpreises für Chemie für das Jahr 1938 aufgrund von Repressalien der Nazis ablehnen. (Ab 1937 war die Annahme eines Nobelpreises für Deutsche verboten worden, nachdem Carl Ossietzky mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde.) Kuhn studierte zuerst in Wien Chemie, setzte dann seine Studien ab 1919 bei Richard Willstätter in München fort. Willstätter wurde 1939 aus „rassischen" Gründen aus Deutschland vertrieben und emigrierte in die Schweiz.
13 Lederer verläßt Österreich vor 1938; später Professor an der Sorbonne, Paris.
14 Perutz (Nobelpreis für Chemie 1962) studiert ab 1932 an der Universität Wien Chemie; Fortsetzung der Studien als „research Student" ab 1936 am Cavendish Laboratory, Cambridge.
15 Starb am 8. August 1942 im KZ Theresienstadt.
16 Starb im KZ Theresienstadt.
17 Gestorben 1943 in Wien.
18 Tod durch Selbstmord am 25. Jänner 1941 in Wien.
19 1943 aus Holland ins KZ Theresienstadt verschleppt; gestorben im Mai 1944.
20 Geht 1931 in die USA.
21 Als Entlassungsgrund wird angegeben, daß seine Frau „dem jüdischen Volk angehöre".
22 Landsteiner (Nobelpreis für Physiologie und Medizin 1930) verläßt wegen der wirtschaftlichen Situation 1918 Wien und geht nach Holland. Ab 1922 am Rockefeller-Institut in New York.

Erklärungen:

* Es wurden jene Personen erfaßt, die in Österreich bzw. im Gebiet der Österreichisch-Ungarischen Monarchie geboren wurden oder ihre Studien in Österreich absolviert hatten. Die Namensliste wurde über die im Textteil genannten Personen hinaus erweitert.

$ Es wird das Land angegeben, das als jenes der endgültigen Niederlassung in der Emigration gelten kann. In Einzelfällen werden Stationen mit längerem Aufenthalt angegeben.

Länderschlüssel:

A Österreich, ARG Argentinien, AUS Australien, B Belgien, BRAS Brasilien, BRD Bundesrepublik Deutschland, CH Schweiz, CND Canada, COL Columbien, ÖSR Cechoslowakei, DK Dänemark, E Spanien, F Frankreich, GB Großbritannien, H Ungarn, I Italien, IRL Irland, MEX Mexiko, N Norwegen, NL Niederlande, PAL Palästina, S Schweden, TR Türkei, USA Vereinigte Staaten, USSR Sowjetunion.

Literatur:

List of Displaced German Scholars. London, Autumn 1936. Nachdruck in: *Emigration. Deutsche Wissenschaftler nach 1933. Entlassung und Vertreibung.* Hrsg, von H. A. Strauß, T. Buddensieg und K. Düwell. Technische Universität Berlin 1987.

H. A. Strauss/W. Röder (Eds.), *International Biographical Dictionary of Central European Emigres 1933—1945.* München—New York—London—Paris 1983.

P. Kröner, *Vor fünfzig Jahren. Die Emigration deutschsprachiger Wissenschaftler 1933—1939.* Münster 1983.

L. Fermi, *lUustrious Immigrants. The Intellectual Migration front Europe. 1930/41.* Chicago—London 1971.

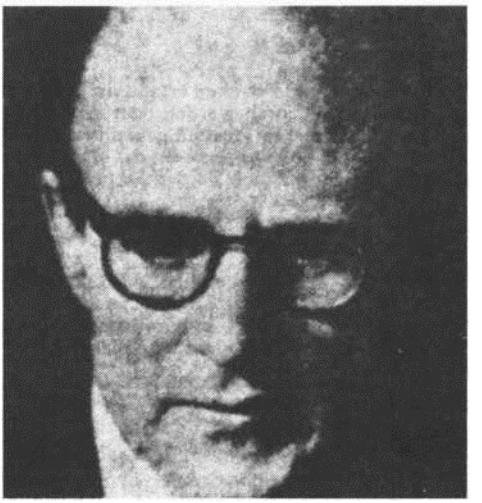
D. Fleming and B. Bailyn (Eds.), *The Intellectual Migration. Europe and America. 1930—1960.* Cambridge, Mass. 1969.

M. Kowall, *Die 1938 von der Universität verwiesenen Mitglieder des akademischen Lehrkörpers der philosophischen Takultät Wien.* Dissertation, Universität Wien 1983.

Wolfgang Pauli

Lise Meitner

Victor Franz Hess



Max Perutz

ENGELBERT BRODA

Wissenschaft, Emigration und Exil
Reflexionen und Erinnerungen

EDITORISCHE VORBEMERKUNG

Schon als Mittelschüler und Student an historischen Fragen sehr interessiert, hat Engelbert Broda (1912—1983) später im britischen Exil dem Studium der Entwicklung der Naturwissenschaften in Österreich und der Leistungen hervorragender österreichischer Gelehrter viel Zeit gewidmet. Diese Studien waren ein Element seiner Mitwirkung an den Bemühungen der „Freien Österreichischen Bewegung", die britische Öffentlichkeit mit den Leistungen der österreichischen Kultur und Wissenschaft bekannt zu machen und sie so für die Unterstützung der Forderung nach Wiedererrichtung eines selbständigen Österreich zu gewinnen.

Nach der Rückkehr aus der Emigration hat er sich weiter mit der österreichischen Kultur- und Geistesgeschichte befaßt. In den siebziger und achtziger Jahren hat Broda mehrere längere Aufsätze veröffentlicht, wobei er persönliche Erinnerungen und Archivstudien in interessanter, aussagekräftiger Weise miteinander verbinden konnte. Die Okkupation Österreichs, ihre Vorgeschichte und Folgen interessierten ihn besonders und er hätte gewiß wichtige Beiträge zum Symposium „Vertriebene Vernunft" geleistet, bisherige Studien zusammenfassend und sie in verschiedene Richtungen vertiefend. An Themen, die ihm besonders am Herzen lagen, hat er ständig weitergearbeitet und oft ergänzende Schriften oder überarbeitete Fassungen früherer Artikel herausgebracht.

Wir haben es daher für angebracht gehalten, Engelbert Broda nicht nur durch die biographische Skizze Othmar Preinings zu würdigen, sondern auch durch einen Auszug aus seinen unveröffentlichten Schriften zum Thema des Symposiums zu Wort kommen zu lassen. Die Zusammenstellung des Auszugs, für den insbesondere fünf Schriften Brodas[1] herangezogen wurden, besorgten Gitta Deutsch, Thomas Schönfeld und Helmuth Springer-Lederer, die im Herausgeberkreis der Ausgewählten Schriften Engelbert Brodas[2] mitwirkten und an der vollständigen Dokumentation und Sammlung von Brodas Schriften an der Zentralbibliothek für Physik in Wien mitgearbeitet haben.[3]

W. L. Reiter und F. Stadler

DIE ERSTE REPUBLIK — TRADITIONEN UND WIRTSCHAFTLICHE LAGE

Im Jahre 1918 brach das Habsburgerreich zusammen, nachdem es jahrhundertelang große Leistungen vollbracht und Mitteleuropa vor den Türken gerettet hatte, aber seit der Zeit der Französischen Revolution mehr und mehr im großen Strom der Entwicklung zurückgeblieben war. Mit dem Zerfall des alten Reiches, vorwiegend als Folge seiner verfehlten Nationalitätenpolitik, ist der ursprüngliche historisch-soziale Grund für die Vernachlässigung der Wissenschaft weggefallen. Traditionen und Geisteshaltungen haben aber ein zähes Leben. Die Politiker, Funktionäre und Beamten der Ersten Republik und auch das Volk waren unter dem Kaiserreich groß geworden, und neue Generationen werden weitgehend von den älteren Generationen geformt und ausgewählt. Eine plötzliche Änderung der Einstellung konnte daher selbst bei Vorliegen des besten Willens nicht erwartet werden.

Dazu kam, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse als Folge des verlorenen Krieges in der zunächst schwachen Republik wirklich sehr schlecht waren. Der Verlust der Privilegien der Deutschösterreicher und die Anpassung an den verkleinerten Wirtschaftsraum waren schmerzlich. Überdies brach alsbald die Weltwirtschaftskrise über Österreich herein. Die Industrie war oft zu monopolistischen Kartellen zusammengeschlossen, die ihr Heil eher in der Einführung von Zöllen und von Beschränkungen als im technischen Fortschritt suchten und meist mit dem Ausland verquickt waren.

REAKTIONÄRE UND FASCHISTISCHE STRÖMUNGEN

Alle Bemühungen um den Fortschritt der Wissenschaft zwischen den Kriegen scheiterten an den sozialen und politischen Entwicklungen. Schon der Verlust des Krieges 1918 führte nicht nur, wie bereits betont, zu argen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, sondern auch in Österreich und im Deutschen Reich zu einem Aufschwung reaktionärer, ja faschistischer und daher jeder echten Wissenschaft feindlicher Kräfte. Finanziert vom Großkapital, suchten diese Kräfte die Niederlage von 1918 rückgängig zu machen und bereiteten einen neuen Waffengang vor. Auf dem Wege dahin mußten die Organisationen der Arbeiterschaft — Sozialdemokraten, Kommunisten — und überhaupt der politischen Linken und der Demokratie, ja selbst eines ernsthaften Christentums, bekämpft und ausgeschaltet werden, wie es dann unter Hitler tatsächlich geschah.

Insbesondere wendeten sich die faschistischen Bewegungen, darunter in steigendem Maß auch der Nazismus, an die Akademiker einschließlich der Studenten. Ihnen wurde als Angehörige des vorgeblich rassisch überlegenen Herrenvolkes eine führende Stellung in Europa, ja sogar in der Welt in Aussicht gestellt — also eine noch weit höhere Stellung, als die Deutschösterreicher im Rahmen des Habsburgerstaates innegehabt hatten. Dafür seien Marxismus und Judentum, aber auch Liberalismus und Demokratie auszurotten. Die rassisch minderwertigen, wenn auch „arischen“ Ostvölker, besonders die Slawen, hätten den Deutschen zu dienen.

Auch in Österreich wurde schon bald nach 1918 durch die sogenannte „Deutsche Studentenschaft“ — Österreich hatte darin die stolze Rolle eines Kreises 8 — eine höchst aggressive antisemitische, antidemokratische, antimarxistische und deutsch-nationalistische Politik betrieben. Die Organisation, die selbstverständlich den sogenannten Arierparagraphen eingeführt hatte, umfaßte neben den unmittelbar deutschnationalen, zunehmend direkt nazistischen Gruppen bis 1932 auch die katholischen Verbände. Daß christliches Gedankengut als mit der barbarischen Ideologie der Hitlerianer unter dem gemeinsamen Titel „christlich-deutsch“ verträglich betrachtet wurde, die Evangelien mit *Mein Kampf* und dem *Mythus des 20. Jahrhunderts,* muß der heutigen Generation wohl rätselhaft erscheinen. Besonders betont wurde die angebliche Gemeinsamkeit von den sogenannten „Brückenbauern“, etwa dem Weihbischof Alois Hudal, die beim Vatikan damals viel Sympathie genossen.

Zu den immer wieder erhobenen Forderungen der Deutschen Studentenschaft zählten die Beschränkung der Zulassung „nichtarischer" Studenten an den Hochschulen („Numerus clausus“) und die gänzliche Vertreibung ausländischer jüdischer Studenten. Jüdische Professoren sollten von akademischen Funktionen, etwa Rektorat und Dekanat, ausgeschlossen werden. Diese Forderungen wurden besonders aggressiv von der *Deutsch-Österreichischen Tageszeitung* erhoben, die vom „jüdischen Asiatenklüngel" schrieb. Der Antisemitismus der *Reichspost,* die ebenfalls gegen die „Galizianer" und die „Kohnsorten" hetzte, stand dem der *Deutsch-Österreichischen Tageszeitung* wenig nach. Die *Reichspost* war die Tageszeitung der führenden Regierungspartei, der sogenannten Christlichsozialen Partei. Der unbestrittene Führer dieser Partei war der langjährige Bundeskanzler Prälat Ignaz Seipel, der den von ihm so benannten Notwehrantisemitismus bejahte. Nach ihm, der auch Professor für Moraltheologie und später Ehrendoktor der Universität Wien war, heißt heute der wunderschöne frühere Universitätsplatz vor der heutigen Akademie der Wissenschaften. Flugblätter gegen jüdische akademische Funktionäre wurden zum Beispiel durch den „christlichen“ Funktionär der Deutschen Studentenschaft, den Bundeskanzler der Zweiten Republik Josef Klaus, unterschrieben. An der Universität Innsbruck trat die Deutsche Studentenschaft in den Streik, als dem sogenannten „Judenstämmling" Dr. Wilhelm Bauer die Lehrbefugnis für Zahnheilkunde erteilt werden sollte.

Um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, stürmten die Rechtsextremisten immer wieder unter dem Geschrei „Juden hinaus" oder „Deutschland erwache“ Hör- und Arbeitssäle, mißhandelten andere Studenten mit eisenbeschlagenen Stöcken, Ochsenziemern usw. und verhinderten die Abhaltung von Lehrveranstaltungen durch mißliebige Professoren und Dozenten. Für die Auslösung von riesigen Krawallen in Wien genügte bereits, daß die Deutsche Universität in Prag (!) einen Juden, Samuel Steinherz, zum Rektor gewählt hatte.

Den sozialistischen Studenten war ein Anschlagkasten durch das Rektorat der Technischen Hochschule Wien verweigert worden, da der Sozialismus auf akademischem Boden nicht propagiert werden dürfe; nun wurde ihre Plakatsäule im gemeindeeigenen Garten vor der Hochschule von extremistischen Studenten angezündet.

Derartige Ausschreitungen, die an die Pogrome im zaristischen Rußland erinnerten, wiederholten sich mit ermüdender Regelmäßigkeit oft viele Male im Jahr, ohne daß von staatlicher oder akademischer Seite dagegen ernstlich eingeschritten worden wäre.

Leider ist der Wahrheit zuliebe festzuhalten, daß auch die akademischen Lehrer gegen den antisemitischen und faschistischen Bazillus keineswegs immun waren, im Gegenteil: viele Professoren feuerten die Nazistudenten noch an. Beispielsweise Rektoren der Universität Wien, wie der Geologe Karl Diener und der Geograph Hans Übersberger, der Biologe Othenio Abel sowie der Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften, der Mineraloge Becke, solidarisierten sich ausdrücklich mit den Forderungen der extremistischen Studenten und wurden dafür von diesen entsprechend gefeiert. Ein Rektor der Universität, der Jurist „Graf' Wenzel Gleispach, wurde später in seiner von der Familie unterzeichneten Todesanzeige als „von fanatischem Glauben an seinen Führer erfüllt“ bezeichnet. Diese Herren benützten die *Deutsch-Österreichische Tageszeitung* und/oder die *Reichspost* als Sprachrohr. Nicht der Komik entbehrt, daß der rechtsextremistische Rektor Othenio Abel im Oktober 1932 den amerikanischen Gesandten — zwar gewiß nicht gerne, aber doch bereitwillig — um Verzeihung bitten mußte, weil seine Recken auch jüdische Studenten amerikanischer Staatsangehörigkeit mißhandelt hatten.

Wenn die Deutsche Studentenschaft unter anderem auch wegen ihres Arierparagraphen mit Rücksicht auf die Rechtslage nicht die formale staatliche Anerkennung als offizielle Studentenvertretung in der Ersten Republik erreichte, so wurde sie doch von den akademischen Behörden akzeptiert, gehegt und gepflegt. Die Deutsche Studentenschaft verfügte an den Hochschulen über Amtslokale, und sie beherrschte die Mensen wie auch die Arbeitsvermittlung. Bezeichnenderweise wurde vielfach der Mitgliedsbeitrag zur Deutschen Studentenschaft von den Quästuren eingetrieben, was dann allerdings von einem Höchstgericht für ungesetzlich befunden wurde. Besonders schlimm waren die Zustände an der Hochschule für Bodenkultur, wo der Rektor in der „Überfüllung unserer Hochschulen mit fremdrassigen Elementen eine unerhörte Gefahr für die Reinerhaltung unseres Volkes“ sah, und wo schon die Nachricht vom Studium von sechs jüdischen Ausländern zu einem Pogrom und zur zeitweiligen Schließung der Hochschule führte. Immer wieder dankten akademische Behörden den Leitern der Deutschen Studentenschaft für ihre angebliche Besonnenheit und Mäßigung, obwohl doch gerade sie für die Exzesse verantwortlich waren. Ein Spiel mit verteilten Rollen.

Da die Arbeitslosigkeit groß war, waren Assistentenposten für linksstehende Studenten fast nie und für jüdische Studenten nur selten zu haben. Als der später noch zu erwähnende Edgar Lederer, der als der hervorragendste Student der Chemie seiner Generation galt, seine Studien beendet hatte, meinte sein wissenschaftlich hervorragender Doktorvater: „Wenn Sie kein Jude wären, würde ich Sie jetzt als Assistenten anstellen.“ Er war gar kein Antisemit, aber die Richtigkeit seiner Vorgangsweise war ihm offenbar evident. Lederer wurde später als Professor der Sorbonne zu einem der ersten Fachleute für Naturstoffe in der Welt. Bezeichnend ist auch, daß sich für Karl Popper keine akademische Stellung fand; er war ganz erleichtert, als er schließlich an einer Schule unterrichten durfte.

Ein besonders unschönes Kapitel war die parteiische Handhabung des Habilitationswesens durch die Fakultätskollegien, die sich damals übrigens nur aus Professoren zusammensetzten. Dem später weltberühmten Chemiker Fritz Feigl wurde an der Technischen Hochschule Wien und dem Physiker Karl Horowitz an der Universität Wien die Habilitation verweigert, obwohl ihre fachliche Qualifikation von den Fachkommissionen mit überwältigender Mehrheit oder einstimmig anerkannt worden war. Der Grund für die Ablehnung war, was niemand bestritt, jüdische Abstammung und sozialistische Gesinnung. Horowitz wurden sogar kommunistische Sympathien vorgeworfen. Dem wurde von anderer Seite, wie auch von Horowitz selbst, widersprochen. Das Argument, auch kommunistische Sympathien seien kein Hindernis, wurde allerdings nicht gebraucht. Die nordische List der Fakultätsmehrheiten bestand darin, daß der Fachkommissionsbericht einer geheimen Abstimmung

im Gesamtkollegium unterworfen werden mußte. Gründe für die Ablehnung muß aber bei geheimer Stimmabgabe natürlich niemand angeben. Forderungen nach Begründung wurden unter Verweis auf die akademische Freiheit abgelehnt.

Feigl war (und blieb) übrigens ein besonderer Patriot. Er hatte 1921 sogar als Freiwilliger an den Kämpfen um das Burgenland teilgenommen. Viele Jahre leitete er selbstlos das chemische Laboratorium des Volksheims Wien-Ottakring, wo auch ernste wissenschaftliche Arbeit geleistet wurde. 1938 emigrierte er nach Belgien und Brasilien, wo er außerordentliches Ansehen erwarb. Nach der Befreiung Österreichs freilich wurde er Ehrendoktor der Universität Wien und auch in anderer Weise vielfach geehrt. Horowitz mußte schon bald nach Kanada auswandern und gewann schließlich als Wissenschaftler in den US A großes Ansehen. Andere merkwürdige Fälle waren die des Zoologen Paul Weiss und des Physikers Otto Halpern, dessen Ablehnung damit begründet wurde, daß er vor vielen Jahren einen Institutsschlüssel verloren hatte. Vermutlich kamen in vielen Fällen Mißliebige gar nicht soweit, daß überhaupt eine Kommission eingesetzt wurde.

Die Ungunst sowohl der wirtschaftlichen als auch der politischen Verhältnisse trieb viele Wissenschaftler ins Ausland oder hinderte sie an der Rückkehr. Genannt seien hier die Physiker Erwin Schrödinger, der seine Wellenmechanik in Zürich begründete, sodann Wolfgang Pauli jun., Victor Weisskopf und Otto Robert Frisch. Da waren der physikalische Chemiker Hans Halban sen., der Radiochemiker Friedrich Paneth und die organischen Chemiker Richard Kuhn und Edgar Lederer. Zu den ausgewanderten Biologen zählten Karl Landsteiner, der Entdecker der Blutgruppen, Karl von Frisch, der „Bienen-Frisch", der Sinnesphysiologe Robert Barany und auch der junge Konrad Lorenz — alle vier früher oder später Nobelpreisträger — zu den Mathematikern Karl Gödel, Karl Menger, Richard Mises und Karl Weißenberg. Hier müssen auch die Philosophen Ludwig Wittgenstein, Karl R. Popper und Herbert Feigl genannt werden. Ein bemerkenswerter Fall war der von Lise Meitner, einer Schülerin Boltzmanns. Sie hatte schon nach ihrer Promotion lange vor dem Ersten Weltkrieg Wien mit Berlin vertauscht, da eine Physikerin hierzulande allzu großen Vorurteilen begegnete. Offenbar wurde aber auch später nie wirklich daran gedacht, sie nach Österreich zu berufen, wiewohl sie stets österreichische Staatsbürgerin blieb. Übrigens hielten viele der Auslandsösterreicher die Verbindung mit der alten Heimat aufrecht, und sie stellten sich auch zumeist, soweit sie die Freiheit dazu hatten, im Zweiten Weltkrieg der österreichischen Befreiungsbewegung zur Verfügung.

NAZISMUS, STÄNDESTAAT UND OKKUPATION

Die wirtschaftlichen Verhältnisse verschlechterten sich nach Ausbruch der Weltwirtschaftskrise 1929 abermals radikal. Die Arbeitslosigkeit in Österreich erreichte die Angsttraumgrenze von einer halben Million, und auch die Jungakademiker waren stark betroffen. So steigerte sich die Aggressivität der faschistischen Bewegung an den Hochschulen. Die vorwiegend mit den Christlichsozialen verbundene Heimwehr gewann an Bedeutung. Vor allem aber die Nazibewegung erhielt aus dem verarmten Mittelstand, dem ja ein Großteil der Studenten entstammte, riesigen Zulauf. Die Maßnahmen der sich rasch folgenden Bürgerblock-, also Rechtsregierungen waren nicht dazu angetan, Vertrauen zu gewinnen. Die Hochschulen wurden weiter eingeschränkt: Die Montanistische Hochschule Leoben wurde zum Beispiel als selbständige Hochschule liquidiert. Es gab sogar Pläne, die Philosophische Fakultät Graz und die Medizinische Fakultät Innsbruck gänzlich aufzulassen.

Für den Ungeist der damaligen Rechtsregierung in Österreich ist auch ihre Haltung gegenüber Albert Einstein kennzeichnend, dem größten wissenschaftlichen Genius des Jahrhunderts, der als solcher sehr wohl auch damals erkannt war. Er wurde in der Weimarer Republik, in der er damals wirkte, von den Rechtsextremisten, insbesondere den Nazisten, ständig bedroht: war er doch Pazifist, Sozialist und Jude. Als er 1931 in Wien einen Vortrag hielt, wurde er von den hiesigen staatlichen und akademischen Stellen praktisch ignoriert. Insbesondere wurde ihm in der Öffentlichkeit keine Anerkennung durch die Behörden zuteil. Maßgebend für die Brüskierung dürfte der christlichsoziale Unterrichtsminister Emmerich Czermak gewesen sein, der sich nur wenig später auch öffentlich zu den

antisemitischen Forderungen der Deutschen Studentenschaft bekannte und dann ein Buch schrieb, das von den legalen Vertretern der Nazisten in Österreich willkommen geheißen wurde. Aber auch sonst wurde Einstein, wenn er auch viel Zuneigung zum Land hegte und es oft besuchte, hier niemals eine akademische oder offizielle Ehrung zuteil.

Im Jahre 1936 war es soweit, daß das Haupt des „Wiener Kreises", Moritz Schlick, von einem rechtsradikalen Fanatiker auf den Stufen der Wiener Universität ermordet werden konnte. In der einflußreichen katholisch-brückenbauerischen Zeitschrift *Schönere Zukunft,* die sowohl von Kreisen des Schuschnigg-Regimes als auch vom deutschen Naziregime unterstützt wurde, erschien drei Wochen nach dem feigen Mord an Schlick ein Leitartikel, dessen Verfasser sich — gleichfalls feige — hinter dem Pseudonym „Professor Dr. Austriacus“ verbarg. In diesem Haßgesang auf den toten Märtyrer der Wissenschaft und auf den Wiener Kreis überhaupt hieß es, daß der Mörder vermutlich mit der Logik einer (von Schlick) um den Sinn des Lebens betrogenen Seele gehandelt habe. Um Schlick hätten sich alle metaphysikfeindlichen Elemente, insbesondere alle Juden und Freimaurer, geschart. Schlick sei der Abgott der jüdischen Kreise gewesen. *Wie schrecklich hat sich nun die in so vielen Vorlesungen geleugnete Seele gerächt... Auf die philosophischen Lehrstühle der Wiener Universität im christlich-deutschen Österreich gehören christliche Philosophen...! Hoffentlich beschleunigt der schreckliche Mordfall an der Wiener Universität die wirklich befriedigende Lösung der Judenfrage!* Wie man sieht, war es kein so weiter Weg mehr nach Auschwitz und Treblinka.

Freilich war in den dreißiger Jahren ein neues wichtiges Moment hinzugekommen: die unheilige Allianz zwischen den Deutschnationalen, die sich inzwischen in der Regel zu Nazisten gemausert hatten, und den politischen Katholiken begann zu zerbrechen. Dies galt für die allgemeine Staats- wie auch für die Hochschulpolitik. Im Dezember 1932 verließen die christlich gesinnten Verbände die Deutsche Studentenschaft — dies gegen den ausdrücklichen Widerstand der Rektoren mit Othenio Abel als Sprecher. Die staatlichen Behörden begannen gegen den Terror der Nazisten an den Hochschulen vorzugehen, wenn auch noch immer allzu zaghaft. Im Herbst 1933 wurde der famose Gleispach zwangspensioniert und übersiedelte in seine geistige Heimat, in das nazistische Berlin. Der Grund für den Ausbruch des Konflikts war natürlich, daß die weiter an Frechheit gewinnenden Nazisten, die im Deutschen Reich kurz vor der Machtergreifung standen, sich nun anschickten, Österreich dem bevorstehenden Dritten Reich zu unterwerfen. Mit dieser Perspektive war aber die Mehrheit der Katholiken Österreichs durchaus nicht einverstanden.

Allerdings waren die deutschen Positionen innerhalb Österreichs überaus stark. Insbesondere in der Steiermark und in Kärnten beherrschte das deutsche Großkapital entscheidende Teile der Wirtschaft. So gehörten die Alpine-Montangesellschaft samt der Graz-Köflacher Eisenbahn- und Bergbaugesellschaft den Vereinigten Stahlwerken in Düsseldorf, die Bleiberger Bergwerks-Union der Preussag. Da die Akademiker, besonders in der Steiermark und in Kärnten, sehr oft, was Arbeitsplatz und Fortkommen anging, vom Wohlwollen der Bergbau- und Industriegiganten abhingen, war es schwer, gegen den reichsdeutschen und nunmehr nazistischen Stachel zu locken.

Die Lage wurde ganz allgemein dadurch tragisch erschwert, daß die oft als klerikofaschistisch bezeichneten, jedenfalls diktatorisch-autoritären Regierungen Dollfuß und Schuschnigg, wenn sie auch versuchten, Österreich gegen die deutschen Übergriffe zu verteidigen, gleichzeitig auf ihrem antidemokratischen Kurs, auf der Verfolgung und Einkerkerung der Linksgesinnten, der Sozialdemokraten und Kommunisten beharrten. So bemühten sich diese Regierungen, gerade jene Kräfte auszuschalten, die die beste Gewähr für die Freiheit Österreichs gegeben hätten. Leider, wenn auch begreiflich, machten manche der verfolgten Demokraten den Fehler, dem Klerikalismus übermäßige Bedeutung zuzumessen. In Wirklichkeit war der Klerikalismus zu jener Zeit und auch schon vorher eher eine Nebenfrage. Die Hauptfrage waren natürlich die Freiheit und Selbständigkeit Österreichs, die nur demokratisch hätten gesichert werden können. Unter den Regierungen Dollfuß und Schuschnigg wurden auch auf den Hochschulen die demokratischen Rechte beseitigt und eine Allmacht des Ministeriums hergestellt, die rücksichtslos im Sinne der austrofaschistischen Regierung ausgeübt wurde. Zahlreiche Studenten wurden wegen ihrer fortschrittlichen Gesinnung relegiert, und Hochschullehrer wurden verfolgt. Als ein Beispiel für die damaligen Zustände diene etwa der Fall des welt--

berühmten Anatomen und sozialdemokratischen Stadtrats der Gemeinde Wien, Julius Tandler. Er hatte sich um eine soziale Kommunalpolitik enorme Verdienste erworben, wurde aber jetzt entlassen, eingekerkert und vertrieben, starb schließlich auch als Emigrant.

Anderseits organisierten sich im Untergrund, auch auf den Hochschulen, die Kräfte der patriotischen Opposition. Sie strebten die Wiederherstellung der demokratischen Freiheiten an, die eine Voraussetzung für einen erfolgreichen Kampf gegen die immer stärker werdende Drohung des Hitlerfaschismus und deutschen Militarismus war. Der österreichisch-nationale Gedanke, der in jener Zeit eine zeitgemäße Ausprägung erhielt, war eine starke Kraft für die Wiedererringung der Demokratie. Vielen Österreichern wurde klar, daß erfolgreicher Widerstand gegen den Nazismus die Zusammenarbeit der katholischen, liberalen, sozialistischen und kommunistischen Kreise auf demokratischer Basis erforderte.

In diesem Sinne wirkten junge Männer und Frauen auch an Instituten der Universität Wien, so etwa am 1. Chemischen Laboratorium, an dem ich zu Hause war. Sie stellten illegale Flugblätter her, verbreiteten sie und bastelten sogar illegale Radiosender.[4]

Nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht eignete sich das Deutsche Großkapital, zum Teil vertreten durch die reichseigenen Hermann-Göring-Werke, die übrigen Schlüsselpositionen der österreichischen Wirtschaft an. Alle wesentlichen Befehle kamen nun aus Berlin, und selbst der Name Österreich wurde geächtet. Die sieben Jahre deutscher Herrschaft und Nazismus kosteten unser Land eine halbe Million Tote. Auch die österreichischen Hochschulen wurden provinzialisiert. Ihre Tätigkeit wurde der Kriegsvorbereitung und sodann der Kriegsführung untergeordnet. Auf Blut und Boden gegründete Pseudowissenschaften, wie Rassenlehre und Geopolitik, machten sich breit. Die Gebäude und Einrichtungen der Hochschulen erlitten durch Bomben und Granaten schwere Schäden.

Meiner Kenntnis nach haben nur wenige der vielen österreichischen Hochschullehrer von bedeutendem wissenschaftlichem Ruf an dem faschistischen Treiben teilgenommen. Der Urgeschichtsforscher Oswald Menghin war Minister im kurzlebigen Kabinett Seyß-Inquart, das Österreich dem Dritten Reich unterwarf. Der Grazer Chemiker Armin Dadieu, ein Mann von eher geringerem Ruf, wurde Landesstatthalter der Steiermark. Von Othenio Abels Aktivitäten war bereits die Rede. Der neue Präsident der Akademie der Wissenschaften, der Historiker Heinrich von Srbik, ehemals Unterrichtsminister in einer der Bürgerblock-regierungen der Republik Österreich, wurde Mitglied von Adolf Hitlers Deutschem Reichstag. Dort hatte er Gelegenheit, an den Vertrauenskundgebungen für die Politik des nazistischen Reiches teilzunehmen, die die Nürnberger Gesetze, Bau und Betrieb der Vernichtungslager und den vielfachen Aggressionskrieg einschloß.

VERFOLGUNG UND VERTREIBUNG

Nach der Naziokkupation Österreichs im März 1938 konnten als demokratisch oder links gesinnt bekannte Personen oder gar Juden die Hochschule nicht mehr betreten. Auch viele aufrechte Katholiken, die sich gegen die deutsche Gefahr gewendet hatten, fielen der Verfolgung zum Opfer, ob sie nun fortschrittlich oder konservativ dachten. Zehntausende Österreicher, darunter auch sehr viele Angehörige von Hochschulen, wurden eingekerkert.

Zahllose Hochschullehrer wurden Knall und Fall entlassen. Unter ihnen befanden sich sämtliche noch im Amt befindlichen Nobelpreisträger Österreichs. Lehrreich ist, daß sie ganz verschiedene Weltanschauungen vertraten. Erwin Schrödinger, der Begründer der Wellenmechanik, der bereits früher aus Protest gegen das nazistische Barbarentum seine Professur an der Universität Berlin freiwillig aufgegeben hatte, wurde wegen seiner liberalen und demokratischen Anschauungen in Graz in Haft gesetzt und flüchtete ins Ausland. Der Entdecker der kosmischen Strahlung, der Physiker Victor Franz Hess, der als aktiver Katholik die Unabhängigkeit Österreichs verfochten hatte, mußte nach Amerika emigrieren. Der weltberühmte Neurophysiologe Otto Loewi in Graz, übrigens ein gebürtiger Reichsdeutscher, wurde wegen seines Judentums aus Graz vertrieben, wo er Jahrzehnte gewirkt hatte; er starb dann als Emigrant.

Unter den vielen weiteren Opfern erwähne ich die Physiker Karl Przibram, der jedoch glücklicherweise das Dritte Reich im Untergrund in Belgien überlebte, und Arthur Erich

Haas, sodann die Chemiker der Universität Wien, Philipp Gross und Herman Mark, weiterhin den weltberühmten analytischen Chemiker Fritz Feigl und den Kolloidchemiker Wolfgang Pauli sen., den Vater des schon vorher abgewanderten Nobelpreisträgers der Physik Wolfgang Pauli jun. Auch die hervorragenden physikalischen Chemiker der Technischen Hochschule Wien, Emil Abel und Otto Redlich, wurden vertrieben. Voll Erbitterung berichtete Abel, obwohl ein gütiger und wohlwollender Mensch, daß ein bedeutender Fachkollege, mit dem er Jahrzehnte hindurch von Haus zu Haus freundschaftlichen Verkehr gepflegt hatte, nach Einmarsch der Deutschen nicht mehr bereit war, ihn zur Besprechung dringender Dinge anders als zur Mitternacht auf einem Friedhof zu treffen. Der hochverdiente Direktor des Radiuminstituts der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Stefan Meyer, sowie der weltberühmte theoretische Physiker der Universität Wien, der Pazifist Hans Thirring, wurden entlassen.

Unter jenen, die in Konzentrationslagern ihr Leben einbüßten, nenne ich aus dem engeren Kreis der Naturwissenschaft in Wien meinen Amtsvorgänger, den verdienten Professor der chemischen Technologie an der Universität Wien, Jakob Pollak, sowie den weltberühmten Professor der Biologie und Mitbegründer der Forschungsanstalt Vivarium, Hans Przibram, den Bruder Karl Przibrams.

Unter den Auswanderern und Vertriebenen, die auf diese oder jene Weise Österreich in den zwanziger oder dreißiger Jahren verließen, befanden sich natürlich auch zahlreiche junge Leute, die erst später Weltruhm errangen und dann doch trotz allem zum Bild Österreichs positiv beitrugen. Zu ihnen gehören etwa der Experimentalphysiker Otto Robert Frisch, der theoretische Physiker Victor Weisskopf, der Mitbegründer der Kernenergieforschung Hans Halban jun., der spätere Molekularbiologe und Nobelpreisträger Max Perutz, die Physikochemiker Fritz Eirich und Joseph Weiss, der schon genannte organische Chemiker Edgar Lederer sowie die Biochemiker Erwin Chargaff, Ephraim Racker und Samuel M. Rapoport.

HILFE FÜR GEFLÜCHTETE WISSENSCHAFTLER

Ein großer Teil der entlassenen und verfolgten Wissenschaftler floh ins Ausland, wobei ihnen natürlich die internationalen Verbindungen, über die jeder bedeutende Wissenschaftler verfügt, eine Hilfe waren. In manchen Aufnahmeländern gab es sogar besondere Organisationen, die der Hilfeleistung an die emigrierten Wissenschaftler dienten. So kannte ich aus eigener Erfahrung die großartige Solidarität britischer Wissenschaftler mit den vertriebenen Deutschen und Österreichern und später Tschechoslowaken und anderen. In London gründete der spätere Lord Beveridge, ein hochangesehener Sozialwissenschaftler, den „Academic Assistance Council“, die spätere „Society for the Protection of Science und Learning". Diese Organisation hat unter ihrer unermüdlichen und tüchtigen Sekretärin Esther Simpson, der wir alle zu größtem Dank verpflichtet sind, eine große Zahl Verfolgter aus den Klauen des Faschismus gerettet, sie unterstützt und ihnen einen Wirkungskreis gefunden. Präsident der Gesellschaft war anfangs der Kernphysiker Lord Rutherford, dann William Temple, Erzbischof von York, dann Lord Beveridge. Heute ist der Biophysiker A. V. Hill Präsident. Rutherford und Hill waren bzw. sind Nobelpreisträger.

EINE VEREINIGUNG ÖSTERREICHISCHER WISSENSCHAFTLER UND TECHNIKER IM BRITISCHEN EXIL

Auf Initiative der „Freien Österreichischen Bewegung“ („Free Austrian Movement") in Großbritannien, der bei weitem größten Organisation der dortigen Österreicher, wurde 1942 ein „Bund der österreichischen Ingenieure, Chemiker und wissenschaftlichen Arbeiter in Großbritannien" („Association of Austrian Engineers, Chemists and Scientific Workers in Great Britain“) gegründet. Diese „Association“, wie sie kurz genannt sei, war dann natürlich auch der „Freien Österreichischen Bewegung" angeschlossen und nahm an deren vielfältigen Tätigkeiten teil, die der antihitlerischen Kriegsführung sowie der Propaganda

für ein freies, unabhängiges und demokratisches Österreich dienten. Zur Verstärkung des Zusammenhalts für die guten Zwecke wurden unter dem Präsidenten F. Ehrenfest-Egger, der überaus einsatzbereiten Sekretärin Klara Hilfreich und unserem intensiv tätigen Kollegen F. Bild viele wissenschaftliche Vorträge und Diskussionen veranstaltet. Die Veranstaltungen wurden sehr häufig auch in der Zeitschrift *Nature* angekündigt.

Als das Ende des Kriegs und die Befreiung Österreichs nahten, entstand natürlich ein Bedürfnis zu wirkungsvoller Aktion. Daher unternahm die „Association" die Organisierung einer bedeutenden öffentlichen Versammlung mit hervorragenden, meist britischen Sprechern über das Thema „Science in Austria". Dort sollte für eine Unterstützung des wissenschaftlichen Lebens in Österreich geworben werden, das ja neu zu beleben war.

NACH DER BEFREIUNG: BEMÜHUNGEN UM HILFE FÜR ÖSTERREICHS WISSENSCHAFT

Die Versammlung fand tatsächlich am 3. November 1945, also etwa ein halbes Jahr nach der Befreiung, im Saal der Chemical Society, Burlington House, London W. 1, statt. Sie war ausgezeichnet besucht und verlief nach unseren Wünschen. Als Protektoren (Sponsors) der Versammlung hatten sich berühmte österreichische Wissenschaftler in aller Welt zur Verfügung gestellt, nämlich die Mathematiker Karl Menger und Richard Mises, die Physiker Victor Hess, Lise Meitner, Karl Przibram, Erwin Schrödinger und K. Weissenberg, die Chemiker Emil Abel, F. Bergel, Fritz Feigl, Philipp Gross, Hans Halban sen., Herman Mark, Friedrich A. Paneth und Wolfgang Pauli sen., sowie die Biologen S. Jellinek, Otto Loewi und Leopold Portheim. Offenbar wurde vergessen, an den späteren Nobelpreisträger, den schon 1945 sehr berühmten Physiker Wolfgang Pauli jun., Zürich, heranzutreten. Die einzige Absage lief — auf dem Briefpapier des Trinity College, Cambridge — von Ludwig Wittgenstein ein; ein Grund wurde nicht angegeben. Der fernste unter den Signataren war Fritz Feigl, der Erfinder der Tüpfelanalyse. Die britischen Protektoren gehörten zu den hervorragendsten Vertretern der Weltwissenschaft. Viele von ihnen hatten den Nobelpreis erhalten oder erhielten ihn später. Es seien nur die Namen angegeben: P. M. S. Blackett, W. L. Bragg, Harriette Chick, F. G. Donnan, R. Gregory, J. B. S. Haldane, H. Hartley, W. N. Haworth, L. Hogben, F. G. Hopkins, E. M. Hume, J. S. Huxley, R. W. Lawson, John Boyd Orr, E. K. Rideal, R. Robinson, A. G. Tansley, G. P. Thomson und R. A. Watson-Watt. Den Teilnehmern an der Versammlung wurde eine Broschüre mit zahlreichen Botschaften, unter anderem von Abel, Jellinek, Przibram, Schrödinger und Weissenberg, überreicht. Ich steuerte gemeinsam mit A. Stock eine historische Übersicht über die Wissenschaft in Österreich bei.

Den Verlauf der denkwürdigen Versammlung beschrieb ich in der Nummer der *Nature* vom 12. Jänner 1946 unter dem Titel „Wiederherstellung der Wissenschaft in Österreich". Die Übersetzung eines Teiles lautet:

Das Ziel einer Kundgebung, die von der Association of Austrian Chemists, Engineers and Scientific Workers in Great Britain für den 3. November einberufen wurde, war es, die Unterstützung britischer Wissenschaftler für die Wiederherstellung eines echten wissenschaftlichen Lebens (Physik, Chemie, Biologie) in Österreich zu gewinnen. In einem Büchlein, das verteilt wurde, wird das Ausmaß beschrieben, zu dem die Wissenschaft in Österreich unter den sieben Jahren der Naziherrschaft gelitten hat. Der Vormarsch des Faschismus in ganz Mitteleuropa wirkte sich schon vor der Annexion im wissenschaftlichen Leben Österreichs aus: aber die deutsche Herrschaft und der Krieg brachten Zerstörung in großem Ausmaß. Viele Gebäude, darunter die Wiener Universitätsbibliothek und das Vivarium Professor Hans Przibrams, wurden schwer beschädigt, und Reparaturen sind bei dem gegenwärtigen Niveau der industriellen Aktivität sehr schwierig. Aber noch ernster ist der geistige und moralische Schaden. [...]

Sir D'Arcy W. Thompson, der Vorsitzende der Kundgebung /...] sagte[...] wissenschaftliche Revolutionen voraus und drückte seine Zuversicht aus, daß Österreich ebenso wie andere Länder dazu beitragen würde. Unter den österreichischen Wissenschaftlern der Vergangenheit nannte er besonders L. Boltzmann, der ein neues Zeitalter der Physik eingeleitet hat. und für britische Wissenschaftler wegen seiner Verbindung mit Maxwell auf mehr als einem Gebiet besonders

interessant ist. Prof. F. G. Donnan sprach die Hoffnung aus, daß britische, amerikanische und sowjetische Wissenschaftler Hilfe leisten würden. Unter den österreichischen Wissenschaftlern nannte er die älteren Physiker Doppler. Stefan, Loschmidt, Mach und besonders Boltzmann; die zeitgenössischen Physiker Stefan Meyer. K. Prizbram, E. Schrödinger. Lise Meitner, W. Pauli: die Chemiker Wegscheider. Abel. Paneth. Mark, H. H. Meyer und die Pioniere der Mikrochemie Pregl, Emich und Feigl, den Vater der Genetik, Mendel, den Gründer der Psychoanalyse, Freud.

Prof. L. Hogben befaßte sich besonders mit dem verheerenden Einfluß des pseudowissenschaftlichen Rassismus: *Es ist hohe Zeit, daß jemand sagt, und zwar mit lauter Stimme, daß die moralischen Greuel des KZ Belsen die praktische, mit besonderer preußischer Rücksichtslosigkeit durchgeführte Anwendung eines Baus von Gedanken sind, die zum Teil wissenschaftlich falsch und zum Teil völlig unbewiesen und bestenfalls Verzerrungen wissenschaftlicher Wahrheiten sind, die sich unverschämt als biologische Wissenschaft verkleiden. Ich halte sie aus Gründen für falsch, die ich als Biologe in meinem Buch .Nature and Nurture' dargelegt habe, das bezeichnenderweise vor der Machtergreifung Hitlers erschienen ist. [...] Ich sagte bezeichnenderweise, weil solche Gedanken nicht auf Nazikreise beschränkt sind. Sie entstanden nicht ausschließlich in Deutschland, obwohl sie dort auf fruchtbaren Boden fielen. Sie sterben nicht automatisch mit dem Tod des Naziregimes ab. Weil solche Gedanken noch immer weit verbreitet sind, weil sie noch immer einen septischen Herd im öffentlichen Leben darstellen, ist es noch immer notwendig, sie öffentlich zu widerlegen, wo und wann immer sie vertreten werden. Dies ist einer meiner Gründe für meine Teilnahme an dieser Kundgebung — nicht zu betonen, was die britische Wissenschaft für Österreich tun kann, sondern vorzuschlagen, wie die Wiedergeburt der Wissenschaft in Österreich zu einer gesünderen britischen Auffassung über die sozialen Beziehungen des Menschen beitragen kann. Denn jene, die die Wissenschaft in Österreich wieder aufbauen, haben Grund, die bösartigen Konsequenzen, die Rassenhygiene oder Eugenik (man nenne sie. wie man will) hinterlassen haben, zu erkennen. Ich glaube nicht, daß Sie leicht Versuche ertragen werden, in der Tracht der akademischen Respektabilität eine Ideologie zu rehabilitieren, die Ihrem Lande unaussprechliches Elend gebracht hat /.../.*

Prof. P. M. S. Blackett. der letzte der britischen Sprecher, zollte Viktor Hess, der die Grundlage zur Erforschung der kosmischen Strahlen gelegt hatte. Tribut. Er sprach auch seinen Stolz aus. Otto Robert Frisch in seinem Laboratorium gehabt zu haben.

Er begrüßte den Gedanken einer organisatorischen Einheit akademischer und industrieller Wissenschaftler, wie sie in der (österreichischen) „Association" und in der (britischen) „Association of Scientific Workers" verwirklicht ist. Er betonte die Notwendigkeit der Ausrüstung der Laboratorien mit modernen, oft teuren Geräten. In den befreiten Ländern wird dies oft nur in Zusammenarbeit mit dem Auslande möglich sein. Blackett befürwortete besonders Pläne für den Austausch von Fachkräften.

Schließlich beschrieb Professor Karl Przibram vom Radiuminstitut der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, der unter der deutschen Besetzung in Belgien gelebt hatte, die moralischen Wirkungen der intellektuellen Isolierung auf wissenschaftliche Arbeiter, und er drückte Österreichs Wunsch aus, diese Isolierung so bald als möglich zu durchbrechen.

Am Ende der Kundgebung wurde die Gründung eines Komitees britischer Wissenschaftler mitgeteilt, das Vorschläge für praktische Hilfeleistung verwirklichen soll. Das Komitee soll sich gegenwärtig besonders auf die Beschaffung wissenschaftlicher Literatur konzentrieren.

Das Anglo-Österreichische Wissenschaftskomitee, auf dessen Briefpapier auch wieder berühmte Namen standen, versandte einen Appell, wissenschaftliche Literatur für Österreich zu stiften, da ja unser Land während der nationalsozialistischen Herrschaft von der Weltliteratur abgeschnitten worden war. Leider war die Spendefreudigkeit unserer britischen Freunde nicht so groß wie erwartet. Die bei weitem größte Spende kam von Hans H. Halban jun., dem bekannten, aus Österreich stammenden Kernphysiker, dem Sohn des Chemikers Hans Halban sen. Er hatte gemeinsam mit F. Joliot und L. Kowarski Anfang 1939 in Paris die Emission von Neutronen bei der Kernspaltung des Urans gefunden, war nach der Besetzung Frankreichs von dort entflohen und hatte dann in Cambridge und später in Kanada maßgebenden Anteil an der britischen Kernforschung. Immerhin konnte eine gewisse Menge an neuer wissenschaftlicher Literatur den Wiener Hochschulen zugesandt werden.

Auch nach der Versammlung im Burlington House blieb die „Association“ noch längere Zeit aktiv. So erschien im Juni 1946 eine Nummer eines gedruckten *Bulletins* mit Artikeln von Ehrenfest-Egger, Abel, F. Singer, Broda, Eirich und A. Klein. Dort wurde die Mitgliederzahl mit 200 angegeben und über nicht weniger als elf wissenschaftlich-technische Vorträge seit September 1945 berichtet. Doch lag es im Wesen der Sache, daß die Mitglieder sich nun entscheiden mußten. Die einen verließen Großbritannien, um in ihr Vaterland zurückzukehren und sich mit ihren Erfahrungen dem Wiederaufbau zur Verfügung zu stellen. Andere entschlossen sich, in der neuen Heimat zu bleiben und sich zu assimilieren. Die „Association“ hatte jedenfalls ihre Aufgabe erfüllt. Ihre Mitglieder dürfen mit Befriedigung und Stolz auf ihre aufklärende und mobilisierende Tätigkeit zurückblicken, durch die ein Steinchen zum Bau eines freien und besseren Österreich beigetragen wurde.

ALS WISSENSCHAFTLER IN DER „FREIEN ÖSTERREICHISCHEN BEWEGUNG“

In den letzten Tagen 1941 übersiedelte ich aus beruflichen Gründen nach Cambridge, wo ich alsbald in Gemeinschaft mit Dr. Alexander Stock Initiativen zur Aktivierung der dortigen Österreicher aufnahm. Daß vorher in Cambridge diesbezüglich etwas Nennenswertes erfolgt ist, glaube ich nicht. Anfangs 1942, wenn ich nicht irre, schickte uns die „Freie Österreichische Bewegung“ in London („Free Austrian Movement“, FAM) den Schriftsteller Robert Neumann sozusagen mit Instruktionen, doch bedurften wir ihrer eigentlich nicht. Das FAM war die bei weitem größte und aktivste Organisation österreichischer Emigranten in Großbritannien. Sie setzte sich für ein freies, unabhängiges und demokratisches Österreich ein.

In Cambridge dürfte es 1941 gegen 200 Österreicher gegeben haben. Eine gewisse Anzahl, von denen wir begreiflicherweise wenig wußten, versuchte sich möglichst rasch und vollständig zu assimilieren. Andere wieder lehnten aufgrund ihrer Erfahrungen oder Ideologie österreichische Bestrebungen ab und bekannten sich nur als Juden, manchmal als Zionisten. Dennoch dürfte die Mehrzahl der Österreicher in Cambridge in dieser oder jener Weise mit der von A. Stock und mir geleiteten Organisation im Rahmen der FAM verbunden gewesen sein, sei es auch nur als mehr oder weniger regelmäßige Besucher unserer ziemlich häufigen Veranstaltungen. Mit Einschluß der uns eng verbundenen Gruppe des „Jungen Österreich" (Young Austria) war unsere Organisation die einzige österreichische Gruppierung in Cambridge von Bedeutung.

Der sozialen Zusammensetzung nach zerfielen die Österreicher in Cambridge in zwei ziemlich scharf getrennte Kreise, die aber im Rahmen unserer Organisation vereinigt wurden. Einerseits waren Menschen, vorwiegend Frauen, als Arbeiter oder einfache Angestellte tätig, beispielsweise im Haushalt, als Handelsangestellte oder sogar als Bus-Schaffner. Anderseits gab es hochqualifizierte Intellektuelle, die zumeist irgendwie mit den universitären Kreisen verbunden waren. Unter ihnen nenne ich Dr. Rottenberg, der, wenn ich nicht irre, früher für den Pressedienst des Bundeskanzleramtes gearbeitet hatte, den hervorragenden Musikwissenschafter Professor Otto Erich Deutsch, den angesehenen Frauenarzt Dr. Albert Wilhelm Bauer, der als aktiver Anhänger Otto Habsburgs auffiel, mit dem wir aber dennoch zumeist gut auskamen, sowie den späteren Nobelpreisträger Dr. Max Perutz, einen Chemiker und Kristallographen. Perutz war zwar nicht in unserer Bewegung aktiv, doch fühlte er sich weiter als Österreicher, und wir hatten mit ihm mancherlei Kontakte. Da war weiter der ehemalige Oberrabbiner von Wien, Dr. Israel Taglicht, der in unserer Vereinigung einmal einen Vortrag hielt, und zwar über den Beitrag des Judentums zur österreichischen Kultur.

Zu den Intellektuellen gehörten auch Alexander Stock, Dozent für Zoologie an der Londoner Universität, der aus dem gefährdeten London nach Cambridge übersiedelt war, sowie ich selbst, der für eine wissenschaftlich-technische Staatsorganisation arbeitete, die im Cavendish-Laboratorium in Cambridge Arbeiten durchführte. Stock wurde Vorsitzender unserer „Vereinigung der Österreicher in Cambridge“ („Association of Austrians in Cambridge“), die dem FAM angeschlossen wurde. Ich war Sekretär. Später stieß zum inneren Kern auch Dipl. Ing. J. Wolloch, ein technischer Physiker.[5]

Die „Vereinigung“ hatte natürlich eigene Mitgliedskarten und hob Beiträge ein. Kassier war lange Zeit Fräulein Eisner. Besonders aktiv war auch Fräulein Ulla Blau, eine graphische Künstlerin, die dann nach dem Krieg den weltberühmten österreichischen Physiker Otto Robert Frisch heiratete, der in Liverpool und USA wirkte und schließlich Professor am Cavendish-Laboratorium wurde. Sie war für die äußere Gestaltung unserer schriftlichen Propaganda verantwortlich.

Wie erwähnt, gab es auch eine recht aktive Gruppe des „Jungen Österreich". Ihr Leiter war ein sympathischer junger Arbeiter namens Felix Kohn. Andere aktive Mitglieder waren zwei Schwestern Erika und Lore Weiss, die Geschwister Paul und Gerti Zunterstein sowie die Tochter Otto Erich Deutschs, Gitta. Zu Zeiten arbeiteten die jungen Österreicher eng mit der Jugendorganisation der deutschen Emigranten, der „Freien Deutschen Jugend“, zusammen. Überhaupt bestand viel Kontakt mit Organisationen von Emigranten aus anderen Ländern, so auch mit den Tschechoslowaken.

Unsere Vereinigung veranstaltete ungefähr einmal im Monat einen öffentlichen Abend mit politischen und sehr oft künstlerischen, besonders musikalischen Programmen. Berufsmusiker oder Laien spielten österreichische Musik. Auch Abende mit österreichischen Musik- und Sprechplatten gab es von Zeit zu Zeit. In einer weiteren erfolgreichen Veranstaltung, die mir besonders in Erinnerung ist, gab es einen Vortrag von Albert Fuchs über das Wesen der österreichischen Literatur. Zu musikalischen Abenden luden wir natürlich auch unsere englischen Freunde ein. Ich denke noch an eine wunderschöne Wiedergabe des Forellenquintetts im stimmungsvollen King’s College Combination Room. Ein anderes Mal gab es in den Räumen des Trinity College ein Konzert des Cellisten Buxbaum aus dem RoseQuartett und der Sängerin Lotte Eisler.

DIE „FREIE ÖSTERREICHISCHE BEWEGUNG“ INFORMIERT DIE BRITISCHE ÖFFENTLICHKEIT

In englischer Sprache gab es immer wieder Informationsabende, und zwar entweder in Form von öffentlich zugänglichen Vorträgen oder auch aufgrund persönlicher Einladungen in Privathäusern. Eine solche Veranstaltung fand im Hause der in der Cambridger intellektuellen Gesellschaft sehr bekannten Dr. Alice Roughton statt. Wir gründeten auch eine Gruppe der „Friends of Austria“. Unter deren Mitgliedern nenne ich den konservativen Politologen der Universität, Sir Ernest Barker, den Leiter eines evangelischen College, Reverend J. S. Whale, und besonders die eher der Labour Party verbundene Biochemikerin Dr. Barbara Holmes, Tochter des Nobelpreisträgers Sir F. G. Hopkins, ebenfalls ein Biochemiker. Diese englischen Intellektuellen waren zwar ständig einer Propaganda gegen das FAM ausgesetzt, die von anderen österreichischen Stellen in London ausging, doch blieben sie uns treu, da sie zu unserer Arbeit Vertrauen hatten. Häufig erschienen auch von uns verfaßte oder veranlaßte aufklärende Leserbriefe in der parteilosen Lokalzeitung *Cambridge Daily News*.

Außerdem beteiligte sich die Vereinigung an den Aktionen des FAM in London, an Geldsammlungen im Zusammenhang mit der Kriegsführung, am Vertrieb von österreichischer Literatur, die in London gedruckt wurde usw. usw.

Bei all unserer künstlerischen, Vortrags- und sonstigen Tätigkeit blieben wir uns immer der Grundfragen Österreichs in der bestehenden Situation bewußt. Unermüdlich machten wir die Ereignisse betreffend das Schicksal Österreichs bekannt, wie etwa die Greuel des Nazismus in Österreich, Fortschritte im Widerstandskampf innerhalb des Landes, die einhellige Vereinbarung der Alliierten auf ihrer Moskauer Konferenz 1943 zur Wiederherstellung eines freien, demokratischen und friedliebenden Österreich, und nach der Befreiung 1945 die Bildung einer selbständigen österreichischen Regierung durch die drei innerhalb Österreichs existierenden demokratischen Parteien. In allen Fällen riefen wir zur Unterstützung Österreichs auf.

Die Basis aller Betrachtungen und Bestrebungen war die Erkenntnis, daß das Volk Österreichs sich im Laufe der neueren historischen Perioden allmählich zu einer eigenen Nation entwickelt hatte, die deshalb auch den Anspruch auf dauernde unabhängige Staatlichkeit

erheben konnte und mußte. Für großdeutsche Vorstellungen, wie sie ja stellenweise auch von österreichischen Emigranten in London gehegt wurden, hatte niemand von uns Sympathie.

Einen Höhepunkt unserer Tätigkeit in Cambridge stellte eine österreichische Ausstellung in schönen Räumen eines Kaufhauses im Inneren der Stadt dar, über die der Rektor der Universität und der Bürgermeister der Stadt das Protektorat übernommen hatten. Gezeigt wurden nicht nur Bildtafeln über Österreich und Dokumente über den österreichischen Freiheitskampf, die vom FAM in London zur Verfügung gestellt worden waren, sondern auch zahlreiche Gegenstände mit Bezug auf Österreich, die unsere englischen Freunde uns zu dem Zweck geborgt hatten. Die Eröffnung der Ausstellung war geradezu ein gesellschaftliches Ereignis.

Im Jahre 1946 übersiedelte ich nach Edinburgh und reiste dann 1947 nach Wien ab. Stock kehrte mit seinen Kollegen nach London zurück und wanderte später mit seiner Familie nach Australien aus. Ob nachher in Cambridge noch etwas erfolgte, weiß ich nicht. Im Ganzen sei festgestellt, daß die Teilnehmer an unserer Cambridger Tätigkeit wohl mit Befriedigung auf sie zurückblicken dürfen.

Anmerkungen:

1 Engelbert Broda, „Warum war es in Österreich um die Naturwissenschaft so schlecht bestellt?" Neufassung (1983) eines Artikels, erschienen in: *Wiener Geschichtsblätter,* Heft 3, 1979, 89. Engelbert Broda, „Naturwissenschaftliche Leistungen im gesellschaftlichen Zusammenhang", in: Norbert Leser (Hrsg.), *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit.* Wien 1981, 119.
Engelbert Broda, „Das Jahr 1938 und die Naturwissenschaft in Österreich", in: *Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte,* 2. 1978, 230-236.
Engelbert Broda, „Österreichische Naturwissenschaftler im Exil“, in: *Österreicher im Exil 1934 bis 1945.* Internationales Symposion Juni 1975 in Wien. Wien 1977.
Engelbert Broda, *Notizen zur Geschichte der österreichischen Bewegung in Cambridge.* Verfaßt für das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes. Wien 1981.

2 Engelbert Broda, *Wissenschaft — Verantwortung — Frieden. Ausgewählte Schriften,* hrsg. von Paul Broda, Gitta Deutsch, Peter Markl, Thomas Schönfeld und Helmut Springer-Lederer. Wien 1985.

3 Eine möglichst vollständige Erfassung der Schriften Engelbert Brodas wurde mit dem Schriftenverzeichnis angestrebt, das als Anhang zu seinen *Ausgewählen Schriften* (siehe Anmerkung 2) veröffentlich wurde. Dieses Verzeichnis nennt 647 Schriften Brodas. Eine fast vollständige Sammlung der in dem Verzeichnis angeführten Schriften wurde in der „Zentralbibliothek für Physik in Wien", Boltzmanngasse 5, 1090 Wien, auf Grund des freundlichen Entgegenkommens des Direktors der Bibliothek, Mag. Dr. Wolfgang Kerber, angelegt.

4 Als Teilnehmer der illegalen antifaschistischen Gruppe an den naturwissenschaftlichen Instituten in Wien nennt Broda: Käthe Schiff (Doernberger-Boll), Anny Wishin (Coslett), Robert Adler, Hans Motz, Hans und Christl Friedmann, Franz Csapo, Hilde Kothny (Angelini), Robert Tauber, Otto Hoffmann-Ostenhof und Max Wald.

5 Als Teilnehmer an der „Freien Österreichischen Bewegung" in Cambridge nennt Broda auch: Karoline Schroth, Herr Neiss, Theodor Prager, Thomas Brody, Maria Rosenberg, Frl. Eisner, Ulla Blau (Frisch), Felix Kohn, Erika und Lore Weiss, Paul und Gerti Zunterstein, Gitta Deutsch, Selma Stock, Karl und Fritz Wehsely.

HERMAN MARK

Zeitzeuge

Nach viereinhalb im wesentlichen an der Front verbrachten Kriegsjahren geriet ich Ende November 1918 bei Rovereto in italienische Kriegsgefangenschaft, aus der ich Ende August 1919 nach Wien zurückkehrte; mein Bruder Hans war schon im Jahr davor wieder bei der Familie.

Da mein Vater krank und meine Schwester (fünfzehn) noch in der Schule war, mußten wir beide zum Unterhalt beitragen, was durch Stundengeben auch einigermaßen gelang.

Die Lebensverhältnisse in Wien waren elend, die Stimmung in der Bevölkerung uneinig und gereizt: Da waren die „Monarchisten“, ein Kreis, zu dem ich aus meiner Theresianum-Zeit viele Beziehungen hatte, der aber — ohne führendes Programm und ohne hervorragende Persönlichkeit — für einen Aufbau Österreichs völlig aussichtslos war; dann gab es die „Großdeutschen" (Anschluß an das Reich), deren Ziel im Friedensvertrag ausdrücklich verboten wurde, und die „Sozialdemokraten“, denen die Macht nach dem Zusammenbruch der Monarchie einfach „in den Schoß“ gefallen war. Sie hatten zwar einige führende Köpfe, doch gelang es ihnen nicht, die Bevölkerung für ihr Programm so zu begeistern, daß man mit einer klaren politischen und wirtschaftlichen Entwicklung rechnen konnte.

Hans und ich hatten daher nur *ein* Ziel: studieren, fertigwerden, einen Beruf ergreifen und die Familie erhalten.

Wir hatten Glück: Hans studierte Medizin. Die berühmte Wiener Medizinische Schule der Vorkriegszeit war durch den Zusammenbruch der Monarchie nur sehr wenig beeinflußt worden; ich hatte — 1919 — vier Semester Chemie und fand bei meiner Rückkehr eine hervorragende naturwissenschaftliche Fakultät vor; in der Mathematik beherrschten Furtwängler und Wirtinger die Szene, beide weltberühmt, abstrakt und doch hervorragend pädagogisch. In der Physik waren die großen klassischen Experimentatoren — Lacher und Stefan Meyer — unsere Vorbilder, sowie der Theoretiker Jäger und Hans Thirring, welch letzterer uns alle nicht nur durch seine zauberhafte Vortragskunst begeisterte, sondern uns auch eine tragende Grundlage für physikalisches Verstehen gab. Hier waren auch einige höchst anziehende „Privatdozenten" wie Schrödinger, Smekal, Kohlrausch, Paneth, Meitner und Przibram, die insgesamt einen Kreis ungewöhnlicher wissenschaftlicher Persönlichkeiten bildeten; die Chemie war ebenso anziehend mit dem streng klassischen Wegscheider, dem genialen Experimentator Schlenk, dem strengen Analytiker Franke und mit einer Schar von Extraordinarien und Dozenten wie Herzig, Abel, Späth, Phillippi und Herzfeld.

Dieses große menschliche „Plus“ der Naturwissenschaften im Wien nach dem Ersten Weltkrieg wurde leider beinahe aufgehoben durch die völlige Abwesenheit finanzieller Mittel und die unruhige politische Atmosphäre, die besonders auch an der Universität immer wieder zu Unruhen und Gewalttätigkeiten führte.

Als mir daher mein Lehrer Schlenk nach meiner Promotion im Juli 1921 den Antrag machte, als Hilfsassistent mit ihm an die Universität Berlin zu gehen, nahm ich mit Begeisterung an, und Ende August zogen wir — vier Assistenten: Benedikt, Ender, Wolf und ich — mit der Familie Schlenk an das berühmte „Emil Fischersche Institut“ in Berlin, Hessische Straße 1.

Hier war vieles so wie in Wien, und vieles war ganz anders. Gleich war die verworrene politische Lage und die Abwesenheit irgendeiner Autorität; Unruhen, Streiks und politische Morde verdüsterten die Atmosphäre und zeigten, daß die junge deutsche „Weimarer“ Republik auf sehr unsicherem Boden stand. Arbeitslosigkeit und Inflation, erbitterte soziale Kämpfe und Unverständnis für eine Einigung der vier oder fünf „führenden“ Parteien ergänzten das hoffnungslose politische Bild.

Völlig anders war die Lage in Wissenschaft und Kunst. Musik und Theater, Konzerte und Kongresse aller Art erreichten ein internationales Niveau von bislang unbekannter Höhe

und Kraft. Unterstützt durch Auslandshilfe und durch die Anwesenheit zahlreicher hochbegabter Emigranten, die vom Osten und Süden kamen — Komponisten, Dirigenten, Solisten, Sänger und Regisseure —, wurde Berlin für ein wunderbares Jahrzehnt (1922—1932) die Weltzentrale der Kunst. Ähnliches geschah zur gleichen Zeit in der Wissenschaft. Neben Mathematik und Philosophie gelangte die Physik durch Planck, Einstein, Laue, Nernst, Pringsheim und Schrödinger zu einer auch seither noch nicht wieder erzielten Geltung. Die Chemie war nicht viel geringer vertreten mit Haber, Hahn, Meitner, Bodenstein, Schlenk, Warburg und Stock.

Anfang 1922 erhielt ich eine Anstellung als Forschungsassistent am „Kaiser Wilhelm-Institut für Faserstoffchemie“ in Berlin-Dahlem, dessen Direktor — Professor R. O. Herzog — ein führender Textilchemiker war, und gelangte dadurch in die Mitte einer gewaltigen wissenschaftlichen Aufwärtsbewegung, die in der Tat die weitere Entwicklung dieser Gebiete im gegenwärtigen Jahrhundert bestimmte: in der Physik die Quantentheorie, in der Chemie die Lehre von den Hochpolymeren. Als ich so, im Sommer 1922, zum ersten Mal eine gesicherte Position innehatte, heiratete ich und begann mir für die weitere Arbeit geeignete Mitarbeiter zu suchen. Der erste war Erich Schmid — Metallphysiker, hervorragender Experimentator und später Präsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften —, mit dem ich schon 1923 eine ausführliche, unter der Leitung von Michael Pabazzgi hergestellte Arbeit über die mechanischen Eigenschaften von Zink-Einkristallen veröffentlichte.

Später kamen zu mir Gerda Laski, Anton von Wacek, Emerich Valko, Georg von Susich, Ernst Hauser, Paul Rosbaud und besonders Otto Kretky, die sich alle in dem rasch und kräftig dahineilenden Strom der modernen Physik und Chemie gute Namen gemacht haben. So verflogen die Dahlemer Jahre — 1922 bis 1926 — unter dem Einfluß wohlwollender Vorgesetzter — Schlenk, Haber, Hahn, Laue — mit interessanter und erfolgreicher Arbeit.

Um die politische Verwirrung und den völligen Zerfall jeglicher Ordnung im Reich kümmerten wir uns wenig. Die Inflation war zu Ende, und Arbeit war wieder möglich — das war die Hauptsache für uns.

Sich mit Parteipolitik zu beschäftigen, wäre offenbar Wahnsinn gewesen. Eine Reihe von gewaltsamen Aktionen — sogenannten „Putschen“ — änderten nichts an der Ziellosigkeit der „regierenden“ Kreise. Der Name Hitler erschien und verschwand wieder. Das „Geschenk“, welches die Alliierten im Jahre 1918 in der Form von „Demokratie“ der deutschen Nation gemacht hatten, war völlig fehlgeschlagen; sie hatten in Deutschland und Österreich die verhaßte (weil gefährliche) konstitutionelle, feudale Regierungsform beseitigt und ein Vakuum geschaffen, in welches viele kleinliche Aktionen einströmten und naturgemäß ein Wirbelfeld bildeten, das bis jetzt (1927) angehalten hatte.

Was würde und wird geschehen, wenn die kleinen ungeordneten *Wirbelströme* eines Tages in einen großen und mächtigen *Gleichstrom* (Laminalcurrent) umfunktioniert würden? Man konnte es nicht wissen, würde es aber bald sehen.

Zu Beginn 1927 trat ich als Laboratoriumsleiter für Hochpolymere bei den IG-Farben, Werk Ludwigshafen am Rhein, ein und begann im Auftrag von Kurt H. Meyer ein Laboratorium aufzubauen, welches der *praktischen* Anwendung der Polymere gewidmet war: die am KWI in Dahlem gewonnenen „fundamentalen“ Erkenntnisse sollten auf ihre praktische Verwendbarkeit geprüft und entsprechend ausgebaut werden. Die Hauptziele waren: künstliche (man-made) Fasern und Elastomere sowie die Massenherstellung brauchbarer plastischer Materialien aus billigen Rohstoffen — wie Kohle, Öl, Erdgas und Holz. Hiefür war die Organisation eines eigenen Laboratoriums notwendig mit genügend Platz, geeigneten Instrumenten — vom X-ray und IR-Spektrographen bis zum Hochdruckautoklaven und zur korrosionsfreien Sinndüse. Platz und Geld waren vorhanden, der Ankauf der Maschinen und Instrumente hing von den Mitarbeitern ab. Den letzteren mußte daher die größte Aufmerksamkeit gewidmet werden. Erstklassige organische Chemiker waren schon vorher da: Hopf, Günther, Ebel, Schuster und andere; wir mußten diese Gruppe durch Hinzunahme von Physikern, Physikochemikern und Ingenieuren ergänzen. Das Angebot der Universitäten war groß, und es war nicht schwer, eine ausgezeichnete Mannschaft zusammenzubringen: Wierl, Wolf und Hengstenberg in der Physik, Dunkel, Röll, Dohse und Fikentscher

in der physikalischen Chemie und Biedenkopff, Donath und Kollek im Ingenieurbereich. So legten wir, Professor Meyer und ich, mit unserem neuen Laboratorium 1927 los und, aufbauend auf den Dahlemer Erkenntnissen, stellten sich bald praktische Erfolge ein: feste Fasern, elastische Kautschuke und leichter verformbare plastische Massen.

Patente, wissenschaftliche Arbeiten und Mammographien waren der literarische Niederschlag dieser Arbeiten; bestehende Fabriken wurden verbessert, neue dazugebaut, und ein erweiterter Kundenkreis wurde gewonnen; es wurde Geld verdient — viel Geld. Eingenommen in diese materialistische, erfolgreiche Tätigkeit, kümmerte ich mich wenig — viel zu wenig! — um die allgemeine Lage im Lande. Sie wurde immer bedrohlicher. Das brutale Vorgehen der SA in Straßenkämpfen und die Unfähigkeit führender Politiker — Müller, Brüning, Schleicher, Papen —, sich irgendwie zu einigen, hatten allmählich zur Überzeugung geführt, daß in Kürze Hitler zum Reichskanzler berufen und dann nach dem weltbekannten und immer wieder betonten Rezept die „Macht ergreifen“ würde.

In der Tat rief mich Ende 1931 Dr. Gan, der Vorstands-Vorsitzende der IG-Farben Gruppe Oberrhein, zu sich in sein Büro und sagte mir: *Es ist sehr wahrscheinlich, daß Hitler in Kürze an die Macht kommen und überall seine Grundsätze durchführen wird. Sie sind Ausländer und aus der wissenschaftlichen Atmosphäre der internationalen Berliner Gruppe zu uns gekommen, also sicher nicht nationalsozialistisch gesinnt. Ich hoffe, daß Sie Ihre gegenwärtige Stellung werden behalten können, eine Beförderung wird aber ausgeschlossen sein. Benützen Sie Ihren guten akademischen Ruf und versuchen Sie irgendwo eine Professur zu bekommen — wir werden Ihnen nach bestem Können helfen.* Dr. Gan, ein hervorragender Chemiker, kluger Verwalter und perfekter Gentleman, sah schon damals die Entwicklung richtig voraus. Ich folgte sogleich seinem Rat, und nach einer Reihe von Korrespondenzen und Besuchen trat ich im Herbst 1932 meine Stelle als ordentlicher Professor an der Universität Wien an.

Hier ergab sich für mich zunächst ein interessantes pädagogisches Problem, nämlich zusätzlich zu dem bestehenden normalen Lehrplan einen neuen für die eben entstandene Polymerchemie aufzubauen. Der erforderte Platz war da und eine Reihe von Assistenten, die entweder schon etwas von der neuen Disziplin wußten oder bereit waren, sich einzuarbeiten. Junge, begabte und fleißige Kandidaten waren da: von Guth, Simna, Motz für Physik über die Physiker- und Kolloidchemiker Eirich, Süss, Patat zu präparativ orientierten Organikern — Raff, Breitenbach, Weiss und Wacek. Die notwendigen Mittel würde ich schon von der IG bekommen, die ja an einer Schule für Polymerchemie, als Ergänzung der Staudinger-Gruppe in Freiburg, sehr interessiert war. Dieses neuwertige Arbeitsprogramm war logisch durch die Tätigkeit in Dahlem und Ludwigshafen begründet, es zog auch zahlreiche ausländische Gäste an: Rogwin, Neiman und Kargin von der UdSSR, Pauling, Mulliken und Allison von USA, Hassel von Norwegen, Natta von Italien, Trillat und Magat aus Paris und andere aus Japan und dem Vereinigten Königreich.

Im Lande selbst bestanden Unruhe und Uneinigkeit. Eines war klar — Hitler war im Vormarsch; jeder Erfolg in Deutschland, Wahlmajoritäten, Reichskanzlerschaft, Besetzung wichtiger Stellen durch NSDAP-Mitglieder, Erfolge in der Bekämpfung des Versailler „Diktates“ wirkten sich in Österreich zum Teil mehr aus als in Deutschland selbst. Im Land war Zwiespalt: die Sozialdemokraten hatten eine starke, zum Teil zur Gewalt neigende Gefolgschaft, die Kommunisten waren zwar gering an der Zahl, aber lautstark und hatten starke Unterstützung im Ausland, die „Mitte-Volkspartei“ war zwischen der „Linken“ und den „Nazis“ eine prekäre Position. Es gab krasse Unruhen: Brand des Justizpalastes 1927, Zusammenbruch der Creditanstalt 1931 und der gesamten Wirtschaft.

Als ich im Herbst 1932 an die Universität nach Wien kam, war Dr. Engelbert Dollfuß Bundeskanzler. Wir kannten uns seit 1916 — er war damals Maschinengewehr-Spezialist gewesen und ich war im selben Bataillon und Regiment Kompaniekommandant. Nach dem Krieg trafen wir uns selten. Er studierte Jus, ich Chemie. In den zwanziger Jahren half Dollfuß sehr erfolgreich, die österreichische Landwirtschaft zu sanieren und hatte eine Zeitlang das Landwirtschaftsministerium geleitet. Nach meiner Ankunft in Wien trafen wir uns häufiger, oft in Gegenwart anderer Ex-Kaiserschützen wie Gleissner, Paar, Glaser, Sponer, Laserz und Schuppler. Es wurde natürlich über Politik gesprochen, und Dollfuß vertrat den Standpunkt, daß das kleine Österreich eine Brücke zwischen Deutschland und

Italien bilden könnte; politisch, kulturell und wirtschaftlich. Wenn geantwortet wurde, daß dies nur mit Hilfe der Sozialdemokraten möglich sei, sagte er: „Ich habe in vielstündigen Verhandlungen alles versucht, eine gemeinsame Linie zu finden, aber die Bedingungen der Gegenseite waren einfach nicht annehmbar."

Einmal, als wir noch allein waren, fragte mich Dollfuß, ob ich Lust hätte, bei ihm das Handelsministerium zu übernehmen. Meine Antwort war: Erstens ist Stockinger ein ausgezeichneter Verhandler, und zweitens würde ich, als Minister, die sachlichen Argumente viel stärker hervorkehren. Seine Antwort war: „Schau, in letzter Linie hängt doch alles von der Weltanschauung ab." — „Doch werde ich immer gerne als Berater zur Verfügung stehen", sagte ich darauf und habe in der Tat viele für mich sehr interessante Gespräche mit Minister Stockinger gehabt.

So kam das Jahr 1933 heran und mit ihm schwere Kämpfe zwischen den Parteien und die Schaffung einer faschistischen Regierung nach Muster Mussolini.

Am Institut ging alles soweit befriedigend voran, was Vorlesungen und Doktorarbeiten betraf, doch waren tiefe Spannungen in der Studentenschaft, die in der Aula und am Ring zu dauernden Schlägereien führten. Die Institute in der Währingerstraße waren davon im wesentlichen verschont.

Im Juli 1934 wurde Dollfuß ermordet, und Kurt Schuschnigg trat auf die schwankende Bühne seiner Nachfolge. Nichts hatte sich im Prinzip geändert; die „Regierung" hatte eine schwache Stelle zwischen den starken Gruppen; „Sozi“ links, „Nazi" rechts; die Schaffung einer eigenen Truppe, die „Vaterländische Front", kam über eine wenig bekannte Existenz und über einen vergeblichen Versuch zur Machtergreifung nicht hinaus.

Seit meinem Fortgang von der IG in Ludwigshafen hatte ich als Konsulent verschiedene IG-Laboratorien und Fabriken regelmäßig besucht; Berlin, Bielefeld, Leuna, Höchst, Leverkusen und Ludwigshafen. Dabei enthüllte sich mir ein tief erschütterndes Bild der „Gleichschaltung" und „Nazifizierung", Verleumdung, Lüge, Drohung und wenn nötig „Brandlegung und Mord" (als Opfer selbst oder irgendeines Bekannten oder Verwandten).

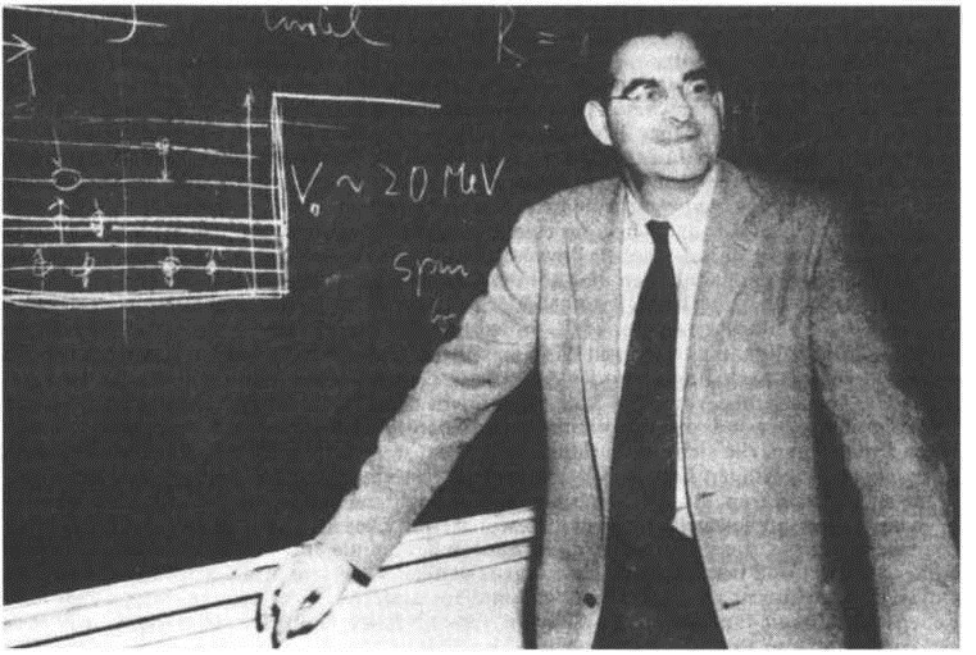
Alles höchst raffiniert und so langsam, daß man den Vorgang selbst beinahe nicht bemerkte. Juden und Nichtjuden kamen gleichermaßen an die Reihe, nur war bei den Juden alles einfacher: weil von vornherein eine glatte Schuld vorlag. Alles wurde aufgedeckt durch Wahrheit und Lüge, und die „Strafen" waren brutal. Immer, wenn ich von einer solchen Reise zurückfuhr, dachte ich: Was würde meinen Mitarbeitern passieren, wenn es in Österreich zu einer „Machtübergreifung" käme?

Die bei den zahlreichen Deutschland-Reisen gesammelten Eindrücke ließen für mich selbst und besonders für viele meiner Mitarbeiter gefahrvolle Zeiten voraussehen, wenn einmal in Österreich die NSDAP zur Macht und an die Regierung gelangte. Das dies in relativ kurzer Zeit geschehen würde, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Ich selbst war in der Gefahrenzone als Freund von Dollfuß, als Halbjude und bekannter Nazi-Gegner, durch Fotographien mit Dollfuß, Gleißner, Reichl und anderen führenden Personen der Regierung. Viele meiner Mitarbeiter waren jüdisch oder gehörten bekannten israelitischen Familien an — Bunzl, Perutz, Mandl, Pollak und Löw-Beer —, die ihre Nazifeindlichkeit wiederholt deutlich gemacht hatten.

Mit uns allen würde das geschehen, was ich jetzt in Deutschland sah, wo Haber, Einstein, Willstätter und Dutzende anderer Wissenschaftler und Künstler über Nacht entlassen wurden oder, noch schlimmer, in Konzentrationslagern verschwanden. Ich versuchte daher meine neutralen internationalen Beziehungen so ruhig wie möglich zu pflegen: in Schweden Swedberg Hägglund und Erdtmann, in England Bragg, Sir Robert Robinson, Rideal. Donnan, Bernal und andere, die sich später als besonders hilfreich erwiesen, in der Schweiz Ruzika, Scherrer und Karrer und in Frankreich Trillat, Champetier, Letort und Sadron. Amerika war weit weg und litt immer noch von dem Börsenkrach des Jahres 1931. Später, 1937 bis 1938, gelang es mir, einer ansehnlichen Zahl — etwa zwanzig — meiner Mitarbeiter und Kollegen (Pollak, Weiss, Abel) bei ihrer Ausreise behilflich zu sein. Ich selbst hatte seit meinen Dahlemer Jahren am Faserstoff-Institut die Strukturforschung und Verwendung der Zellulose dauernd gepflegt — etwa fünfzig Publikationen und eine Monographie *Physik- und Chemie-Zellulose* veröffentlicht und war mit ausländischen Forschern in gutem Kon-

takt: Ani Worinnen in Finnland, Hägglund in Schweden, Ott und Ward in den USA sowie mit Heuser und Hibbert in Kanada. Mit ihrer Hilfe gelang es mir, Österreich ganz kurz nach dem „Anschluß“ zu verlassen und in Amerika eine neue Existenz zu gründen.

Herman Mark bei einem Vortrag an der Wiener Universität 1937



Victor r. Weisskop f (zu Seite 698)

VICTOR F. WEISSKOPF

Vertriebene Vernunft aus Österreich

Ich möchte gleich mit einem persönlichen Erlebnis anfangen. Es war 1928, also zehn Jahre, bevor Hitler nach Österreich kam. Ich studierte damals Physik an der Universität in Wien und hörte einen zweijährigen Kurs von Professor Hans Thirring über theoretische Physik. Es war eine großartige Einführung in die theoretische Physik des neunzehnten Jahrhunderts, die klassische Physik, ohne auf die modernen Entwicklungen wie die der Quanten-Theorie einzugehen. Ich hatte den Kurs absolviert und ging zu Professor Thirring, den ich auch persönlich kannte, und suchte Rat für mein weiteres Studium. Er sagte, wenn ich mich weiter in der modernen Physik ausbilden wolle, sollte ich unbedingt Wien verlassen und zu einer reichsdeutschen Universität gehen: „Hier können Sie nicht mehr viel lernen." Er riet mir, nach Göttingen oder München zu gehen, wo die neue Physik aktiv betrieben würde.

Das war ein charakteristisches Erlebnis. Damals, im ersten Jahrzehnt des kleinen Deutsch-Österreich, war hier tatsächlich wenig aktive moderne Physik vertreten. Es gab natürlich einige sehr gute und modern orientierte Physiker, wie Karl Przibram, Stephen Meyer und sein Radium-Institut, Adolf Smekal und andere. Dieses war jedoch nicht zu vergleichen mit den Zentren in Göttingen, München, Kopenhagen und Cambridge (England), wo damals die neue Quanten-Mechanik geschaffen wurde und in den Instituten das intellektuelle Leben voll Schaffenskraft vibrierte.

Warum war Österreich auf der Seitenlinie dieser sogenannten „goldenen Jahren" der Physik? In der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg war Österreich gleichfalls ein Zentrum neuer Ideen in der Physik gewesen, als Loschmidt, Boltzmann, Hasenöhrl, Exner und viele andere dort wirkten.

Ursache war natürlich der Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Das übriggebliebene kleine Land, die Stadt Wien — die plötzlich von der Stellung der Hauptstadt eines Weltreiches zum Zentrum eines kleinen, schwachen Landes erniedrigt worden war—, konnten nicht mehr die intellektuellen und finanziellen Mittel aufbringen, um die Aktivitäten der Vergangenheit in allen Wissenschaften aufrechtzuerhalten. Nur in der Kunst, speziell in der Musik, war die Wiener Tradition so stark, daß, zum Teil mit finanzieller Hilfe des Auslandes, das hohe Niveau der früheren Zeit erhalten blieb. Die zwanziger Jahre, die ich in Wien verbrachte, waren intellektuell äußerst anregend und haben meine Charakterbildung trotz des wachsenden Antisemitismus stark beeinflußt.

Die „vertriebene Vernunft" begann eigentlich schon in den zwanziger Jahren, als einige der erstklassigsten österreichischen Physiker Stellungen in anderen Ländern annahmen, wo sie bessere Arbeitsmöglichkeiten und höhere Gehälter bekamen. Ich erinnere an die Namen Schrödinger, Pauli, Ehrenfest, Fajans, Lise Meitner und andere mehr. Sicher spielte in einigen dieser Fälle der latente Antisemitismus eine Rolle, speziell in den Hochschulen. Viele dieser Persönlichkeiten waren dann später das Opfer des Nazismus, als sie gezwungen waren, nochmals nach England oder Amerika zu emigrieren.

Zu der „vertriebenen Vernunft" sollte man nicht nur die Gelehrten zählen, die Österreich verlassen mußten, sondern auch die nächste Generation, die Kinder der vielen österreichischen Emigranten, die sich im Ausland ausgebildet und viel zur Kultur des Zufluchtlandes ihrer Eltern beigetragen haben. Sie wären ja in Österreich, wenn die Familien nicht vertrieben worden wären. Es ist interessant zu beobachten, daß die Kinder von Emigranten in vielen Fällen intellektuell sehr begabt gewesen sind. Dies liegt wohl daran, daß der Einfluß von zwei Kulturen, die alte der Eltern, die neue in der Schule und der Gesellschaft, meist sehr anregend wirkt und den geistigen Horizont erweitert. Viele von ihnen wurden während der Odyssee ihrer Eltern, als sie von einem Land ins andere ziehen mußten, bis sie eine feste Lebensmöglichkeit fanden, in den Schulen verschiedener Kulturkreise erzogen, was auch viel zur Breite ihrer Bildung und zur Aufnahmefähigkeit für neue Ideen beigetragen hat. (Für manche junge Menschen hatte es allerdings auch einen negativen Effekt.) Ich erinnere hier an

die Physiker Martin Deutsch, Georg Temmer, Kurt Gottfried, Edwin Salpeter, Hans Mark, Walter Kohn und andere. Sie alle sind Söhne von Emigranten.

Es ist nicht meine Aufgabe, die Namen der österreichischen Physiker aufzuzählen, die vom Nazismus aus Österreich vertrieben wurden. Es wurde mir aufgetragen, über meine eigenen Erlebnisse als Emigrant aus Österreich zu sprechen. Das Schicksal war unglaublich gut zu mir. Ich war nie in wirklicher Gefahr, und meine engere Familie landete unbehelligt in Amerika — abgesehen vom Verlust allen materiellen Eigentums.

Vor meiner Immigration nach Amerika hatte ich eine temporäre Stellung als Assistent an der E.T.H. (Eidgenössischen Technischen Hochschule) in Zürich, die 1936ablief. Danach konnte ich keine Stelle mehr finden, Professor Niels Bohr hatte jedoch Mittel zur Verfügung, um jüdischen Physikern vorübergehend Geld und Arbeitsmöglichkeiten zu beschaffen, bis diese eine Anstellung fanden. Ich bekam ein Stipendium vom Carlsberg Fund, einer Organisation, die die Gewinne der berühmten Bierfabrik Carlsberg für humanitäre Zwecke verteilt.

Es war eine ganz auserwählte Gesellschaft von Physikern dort, unter anderen die Nobelpreisträger J. Franck und Georg Hevesy. Auch Otto Frisch und Hans von Halban, zwei Österreicher, waren dabei. Es herrschte natürlich eine sehr anregende und produktive Atmosphäre, wo viele neue Ideen und Einsichten gewonnen wurden. Niels Bohr beteiligte sich intensiv an den wissenschaftlichen Diskussionen, er reiste auch mehrmals nach England und in die Vereinigten Staaten, um, wie wir sagten, „seine jüdischen Physiker zu verkaufen". Die meisten haben durch ihn feste Stellungen erhalten.

Ich selbst bekam durch seine Anregung das Angebot für eine Instructor-Stellung an der Universität in Rochester im Staate New York. Zur gleichen Zeit bekam ich auch ein Angebot für eine ordentliche Professur in Kiew mit einem wesentlich höheren Gehalt und besonderen Privilegien für Auslandsreisen. Nach einem Besuch in Rußland war es allerdings klar, daß die russischen Verhältnisse viel zu unsicher waren — es war die Zeit der sogenannten Tschistka (Reinigung) Stalins —, um dort zu bleiben. Die Entscheidung war einfach: Meine Frau und ich entschlossen uns für Rochester, trotz des kleinen Gehalts (200 Dollar im Monat) und der untergeordneten Stellung eines Instructors.

So reisten wir im September 1937 mit dem schwedischen Schiff „Gripsholm“ von Göteborg nach New York, als Einwanderer, aber mit einer festen Stellung in der Tasche. Gerade wegen dieses Umstandes war unsere Immigration soviel einfacher als die der meisten Flüchtlinge aus Hitlerdeutschland. Als Lehrer mit einer festen Anstellung war man nicht den Beschränkungen der Einreise-Quoten unterworfen; wir brauchten nicht zu warten, bis die Quote frei war, auch ein Affidavit war nicht nötig, und wir mußten nicht, wie so viele andere, mit beschränkten Mitteln in Amerika umherreisen, um eine Stellung zu finden.

In Rochester wurden wir warm und herzlich empfangen. In den verschiedenen europäischen Ländern, wo wir als Ausländer gelebt hatten, waren wir gewissermaßen als Fremde angesehen worden. Die Universitätskreise in den USA jedoch nahmen uns sofort als Gleichberechtigte auf, alle interessierten sich für uns. Unser noch sehr starker fremder Akzent der Landessprache war ein Vorteil, während er in Europa doch meistens als etwas Nachteiliges angesehen wurde. Ich empfand es als besonders rührend, als ich später einen Brief fand, den der Amerikaner Leonard Schiff an den Departmentchef Professor Lee Dubridge geschrieben hatte. Er hatte sich nämlich auch um diese Stelle beworben. Als er jedoch erfuhr, daß ich die Anstellung bekommen hatte, schrieb er, daß er natürlich enttäuscht sei, drückte aber seine Befriedigung aus, daß dadurch einem Emigranten geholfen würde und daß die amerikanische Physikergemeinschaft dadurch bereichert wäre.

Wir fühlten uns als volle Mitglieder der amerikanischen intellektuellen Kreise, nicht nur in Rochester, sondern auch bei Besuchen in anderen Städten, wie New York oder Chicago. Vielleicht hatten wir sogar eine privilegierte Stellung, da sich die Leute natürlich sehr für unsere Berichte über die Lage in Europa interessierten. Wir hatten nicht den Eindruck, daß sie die Schreckensberichte über die Nazi-Untaten bezweifelten. Gewiß, unsere materielle Situation war nicht so großartig. Meine Instructor-Stellung war die tiefste in der akademischen Hierarchie und relativ schlecht bezahlt. Nach zwei Jahren wurde ich zum Assistent Professor promoviert mit einem etwas höheren Gehalt. Ein amerikanischer Physiker mit meinen damaligen wissenschaftlichen Leistungen hätte sicher

einen höheren Rang bekommen. In gewissem Sinne kann man wohl sagen, daß die akademischen Immigranten in den dreißiger Jahren, trotz aller freundlichen Aufnahme, materiell ausgenützt wurden. Die Ankunft meiner Mutter, meines Bruders und meiner Schwester als Flüchtlinge, als Hitler 1938 Österreich besetzte, verschärfte unsere materielle Lage. Auf die Frage: „Werden Sie nicht bald Kinder bekommen?“ mußten viele in unserer Situation antworten: „Erst müssen wir Eltern bekommen." Tatsächlich aber wurde uns 1940 ein Sohn und 1942 eine Tochter geboren, die alle früher erwähnten Vorteile der Doppelkulturgenossen und heute gute und einflußreiche Stellungen in den Vereinigten Staaten innehaben.

Nur ein paar Worte über den damaligen Antisemitismus in den Vereinigten Staaten. Natürlich war er vorhanden. James Franck soll gesagt haben, daß er stärker war als in Deutschland vor Hitler.[1] Wir haben das schon gemerkt, als wir ankamen. Es gab Hausbesitzer, die Häuser oder Wohnungen nicht an Juden vermieteten. In der Feriengebieten sah man oft das Zeichen „Selected Clientel“. Das bedeutete, daß keine Juden erwünscht waren. Der Antisemitismus bezog sich aber eher auf die amerikanischen Juden als auf die europäischen Flüchtlinge. Als wir zu Anfang die Bedeutung des „Selected Clientel" noch nicht verstanden, hat uns unser fremder Akzent die Türen geöffnet.

An den Universitäten gab es sehr wenige jüdische Professoren, und ein jüdischer Universitätspräsident war überhaupt undenkbar. Ich erlebte diese Vorurteile, wenn das Department die Ansuchen junger Studenten um Aufnahme in die Graduate School (Kandidaten für Ph. D.) diskutierte. Wenn ein jüdisch klingender Name aufkam (Mutter und Vater in Polen oder Rußland geboren), wurde der Kandidat nur aufgenommen, wenn die Empfehlungsschreiben außerordentlich positiv waren. Die Folge war natürlich, daß gerade diese Studenten besonders gut waren.

Es muß aber sofort gesagt werden, daß die meisten dieser Vorurteile in der akademischen Welt nach dem Zweiten Weltkrieg völlig verschwanden. Heute gibt es viele jüdische Professoren selbst an den Universitäten höchsten Ranges, wo es vor dem Krieg fast keine gab. Viele dieser Institutionen haben oder hatten jüdische Präsidenten, wie das Massachusetts Institute of Technology, die University of Chicago (Hannah Gray, übrigens eine gebürtige Deutsche) und andere mehr. Bei der Aufnahme von Studenten wird gar kein Unterschied gemacht, was zur Folge hat, daß die jüdischen Studenten nicht mehr soviel besser sind als die anderen.

Es ist schwer, den Grund für das Verschwinden des Antisemitismus in den intellektuellen Kreisen Amerikas zu finden. In anderen Gesellschaftsschichten erkennt man immer noch Spuren. Auch das Zeichen „Selected Clientel" ist kaum mehr zu finden. Es hat wohl etwas zu tun mit der großen Rolle, die bekannte jüdische Gelehrte wie J. Robert Oppenheimer im Kriege gespielt haben. Das völlige Verschwinden des jüdischen Problems an den Universitäten und in intellektuellen Kreisen ist auf jeden Fall eine befriedigende Tatsache, was auch immer die Ursache gewesen ist.

Die wissenschaftliche Arbeit eines theoretischen Physikers in Amerika verglichen mit europäischen Laboratorien war und ist besonders interessant wegen des engeren Kontaktes mit den Experimental-Physikern. Die leichtere Beweglichkeit, die zahlreichen Besuche anderer Institute, die vielen (oft allzu vielen) Konferenzen und Tagungen haben viel zu einem lebhaften Gedankenaustausch beigetragen, der wohl auch das Aufblühen und die tonangebende Rolle der amerikanischen Wissenschaft seit den dreißiger Jahren verursacht hat.

Es wird manchmal behauptet, daß diese Entwicklung durch die nach Amerika eingewanderten ausländischen Wissenschaftler entstanden ist. Das ist wohl sehr übertrieben. Gewiß hat die Einwanderung dazu beigetragen, aber die tiefere Ursache ist in einer Wandlung der intellektuellen Einstellung vieler amerikanischer Wissenschaftler zu finden, die sich damals von der angewandten Physik mehr der Grundlagenforschungen zuwendeten. Wir Emigranten fanden daher ein wachsendes Interesse für die Probleme, die uns am meisten beschäftigten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg verschwanden auch die erwähnten Nachteile der ersten Zeit, die untergeordneten Stellungen und die niedrigen Gehälter. Im Gegenteil, viele von uns erhielten leitende Stellungen an den besten Universitäten und Laboratorien und hatten viele gute Mitarbeiter und Studenten. Ich bekam damals Angebote von Oxford, Zürich und Kopenhagen, wieder nach Europa zurückzukommen. Ich habe sie abgeschlagen, da meine

Position am M.I.T. doch sehr anregend und einflußreich war. Ein bißchen hat es mich aber doch betrübt, daß von meinem Heimatland kein Angebot kam.

Ein paar Worte sollen der problematischen Zeit des Weltkrieges gewidmet sein. Viele Wissenschaftler hatten an der Entwicklung militärischer Anwendungen der Physik, wie Radar und Atombombe, mitgearbeitet. Zu Anfang des Krieges jedoch waren die meisten eingewanderten Physiker noch nicht amerikanische Bürger. Dies führte nicht wie in England zur Internierung, aber wir durften nicht an militärischen Dingen mitarbeiten. Wegen der starken Beteiligung der amerikanischen Physiker war der Betrieb der reinen Forschung stark eingeschränkt.

Jedoch gerade auf dem Gebiet der Kernphysik gab es unter den eingewanderten Wissenschaftlern viele Experten. In vielen Fällen, auch in meinem Fall, wurde die Einschränkung aufgehoben, und ich wurde, zusammen mit anderen Immigranten, gebeten, an der Konstruktion der Atombombe mitzuarbeiten. Für uns war es damals kein moralisches Problem. die hohe Wissenschaft für mörderische Zwecke zu verwenden, denn wir fürchteten, daß Hitler imstande sein könnte, diese Waffe selbst zu entwickeln. Wir hofften jedoch vergeblich, daß es vielleicht doch unmöglich wäre, die Bombe zu realisieren.

Oppenheimer forderte mich auf, mit ihm an diesem sehr geheim gehaltenden Projekt zu arbeiten und für die Kriegsjahre mit der Familie nach Los Alamos zu kommen, einem Ort in einer sehr romantischen Gegend, umringt von indianischen Dörfern, die viele interessante Kunstschätze enthielten. In wenigen Monaten entstand dort ein Zentrum von Laboratorien, Wohnhäusern und Hilfsgebäuden, um eine Gemeinde von einigen tausend Wissenschaftlern, Ingenieuren und Hilfskräften zu versorgen. Darunter war vielleicht ein Dutzend kürzlich eingewanderter Wissenschaftler wie ich selber. Es ist hier nicht der Platz, das eigenartige Leben zu schildern, das wir dort führten. Aber es scheint mir doch wichtig, in diesem Bericht über den Empfang eines europäischen Wissenschaftlers in Amerika zu erwähnen, daß ich nur sechs Jahre nach der Einwanderung zum Vorsitzenden des Stadtrates gewählt wurde. So viel Vertrauen schenkte man einem Neuangekommenen.

Während der Nachkriegszeit hat es mich jedoch sehr befriedigt, daß sich die europäische Physik recht rasch erholt hatte, speziell in England, Deutschland und Frankreich. Aber auch in Österreich haben die Professoren Walter Thirring (der Sohn des am Anfang erwähnten Hans Thirring), Roman Sexl, Herbert Pietschmann und speziell Paul Urban viel für die Wiederbelebung der österreichischen Physik getan. Als damals das Europäische Forschungszentrum in Genf gegründet wurde, zog mich diese Idee der europäischen Zusammenarbeit sehr an. Ende 1960 hat man mir dann die Stelle eines Generaldirektors von CERN angeboten. Es war für mich eine selbstverständliche Pflicht, diese Stelle anzunehmen, damit für die kulturellen Gaben, die mir Europa mitgegeben hatte, meinen Dank zu erweisen und am Ideal eines Vereinigten Europas mitzuarbeiten.

Zum Schluß dieses kurzen Berichtes möchte ich betonen, daß die Geschichte meiner Emigration äußerst untypisch ist. So viele meiner Zeitgenossen wurden vom Nazi-Terror verfolgt, gefoltert und ermordet. Die wenigen, denen es gelang, ins Ausland zu kommen, hatten die größten Schwierigkeiten, eine Beschäftigung zu finden und sich in die neuartigen Umstände einzuleben. Speziell für die älteren Leute war es oft sehr tragisch. Ich war jung genug für das Abenteuer und bin meinem Schicksal großen Dank schuldig, daß ich es leichter als die meisten gehabt habe. Die Emigration hat mein Leben sehr bereichert. Ich bin Europäer und Amerikaner und nenne mich gerne einen „Atlantic Citizen". Ich hoffe, daß unsere gemeinsame Kultur die schweren Probleme unserer Zeit überwinden wird.

Anmerkung:

1 Siehe den aufschlußreichen Artikel von P. Hoch, in: *Annals of Science* 40, 1983, 217.

OTTO HOFFMANN-OSTENHOF

Otto Loewi

Wenn ich an dieser Stelle einen Bericht über Otto Loewi als Fallstudie gebe, erinnere ich damit gleichzeitig an einen hervorragenden Wissenschaftler, einen liebenswerten, weisen und großherzigen Menschen, dem auch ich einiges zu verdanken habe.

Man könnte mir mit einigem Recht vorhalten, daß es sich bei Otto Loewi nicht wirklich um einen Österreicher handelte, da er in Frankfurt geboren wurde. Er wirkte aber von 1905 bis zu seiner Vertreibung im Jahre 1938 als Professor an österreichischen Universitäten, zuerst in Wien und dann insgesamt zwei Jahre in Graz. Er fühlte sich auch stets selbst in der Emigration als Österreicher.

Zuerst eine kurze Beschreibung seines Lebens.

Otto Loewi wurde am 3. Juni 1873 in Frankfurt am Main als Sohn des Weinhändlers Jakob Loewi und dessen zweiter Frau Anna, geborene Willstädter, geboren. Ob hier trotz der verschiedenen Schreibweisen eine Verwandtschaft mit dem berühmten Chemiker und Nobelpreisträger Richard Willstätter vorliegt, ist nicht mit Sicherheit bekannt. Loewi, der für solche Fragen wenig Interesse zeigte, hielt eine solche entfernte Beziehung für wahrscheinlich, scheint aber niemals den Kontakt mit Richard Willstätter gesucht zu haben.

Als Schüler am Frankfurter Städtischen Gymnasium zeigte Loewi ursprünglich mehr Interesse für die Geisteswissenschaften, für Musik und die bildenden Künste. Sein damaliger Berufswunsch war es, Kunsthistoriker zu werden. Er folgte aber schließlich doch dem Wunsch seiner Eltern, die ihm das Medizinstudium nahelegten. 1891 immatrikulierte er an der Universität Straßburg als Medizinstudent, wobei ihm die vorklinischen Fächer wenig Interesse abgewinnen konnten. Nach der ersten medizinischen Hauptprüfung, dem sogenannten Physikum, das er nur mit Schwierigkeiten bestand, ging er auf ein Jahr nach München, kehrte aber dann wieder nach Straßburg zurück. Er war damals besonders stark von den klinischen Vorlesungen von Bernhard Naunyn beeindruckt, wählte aber trotzdem für seine Dissertation ein Thema aus der Pharmakologie.

Unter der Anleitung von Oskar Schmiedeberg arbeitete er über den Einfluß verschiedener Drogen auf das isolierte Herz des Frosches. Nach seiner Promotion zum Doktor der Medizin im Jahre 1896 begab er sich zuerst nach Frankfurt, wo er bei Martin Freund einen Kurs über Analytische Chemie absolvierte, darauf ging er für einige Monate zum Studium der Physiologischen Chemie nach Straßburg, wo damals Franz Hofmeister der Vorstand eines der ersten Institute für Physiologische Chemie in Deutschland war. Im darauffolgenden Jahr arbeitete er an der von Carl von Noorden geleiteten Klinik für innere Medizin am Städtischen Krankenhaus in Frankfurt. Er fühlte sich aber bei der klinischen Arbeit nicht wohl und entschloß sich schließlich dazu, sich der Grundlagenforschung zu widmen.

Von 1898 bis 1904 war Loewi Assistent von Hans Horst Meyer, der damals Vorstand des Instituts für Pharmakologie an der Universität Marburg war. Dort habilitierte er sich auch mit einer Schrift über den Nukleinsäurestoffwechsel. Nach der Berufung von Meyer nach Wien leitete Loewi eine kurze Zeit das Marburger Institut, begab sich aber dann nach England, um die damals als besonders fortschrittlich angesehene Physiologische Schule in London und in Cambridge kennenzulernen.

Im Jahre 1905 folgte Loewi seinem Marburger Kollegen Meyer nach Wien, wo er 1907 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. 1909 erhielt er eine Berufung als Ordinarius an die Universität Graz, wo er die Stellung eines Vorstandes des Instituts für Pharmakologie erhielt, die er bis zu seiner Vertreibung im Jahre 1938 innehatte.

Er schilderte oft, wie glücklich er sich damals in Wien fühlte, wie gerne er in die Oper ging, die gerade unter Gustav Mahler als Direktor eine Blütezeit erlebte, wie sehr er die Schauspieler am Burgtheater — unter ihnen besonders Joseph Kainz — bewunderte, und wie ihm die intellektuelle und kulturelle Atmosphäre von Wien zusagte. Auch in seiner 1960, also mehr

als fünfzig Jahre nach dieser Zeit, geschriebenen kurzen Autobiographie berichtet er über den einzigartigen Charme der Stadt und ihrer schönen Umgebung.

Doch auch die Wiener Medizinische Schule war damals in einer Glanzzeit. Es gab viele ausländische Studenten, darunter besonders Amerikaner. Die Berühmtheit der Wiener Schule führte dazu, daß es unter dem Titel „American medical association in Vienna" spezielle Kurse für die Amerikaner gab. Fertige Arzte aus Amerika bemühten sich auch oft darum, als Assistenten — natürlich unbezahlt — an den theoretischen Instituten und an den Kliniken mitarbeiten zu dürfen. Auch Loewi hatte schon damals amerikanische Mitarbeiter, die ihm vom Institutsvorstand Meyer zugewiesen wurden.

Die hauptsächlichen Gebiete, mit denen sich Loewi in der Wiener Zeit beschäftigte, waren der Stoffwechsel der Kohlenhydrate und das vegetative Nervensystem, wobei einige bedeutsame Ergebnisse erzielt wurden. 1909 wurde Loewi dann nach Graz berufen, um als Ordinarius das Pharmakologische Institut der dortigen Universität zu leiten. Wie er selbst sagte, verließ er Wien mit großem Bedauern; es gelang ihm aber verhältnismäßig rasch, sich auch in Graz einzuleben. Dies wurde ihm vor allem dadurch erleichtert, daß Graz zu dieser Zeit ein ausgezeichnetes Theater hatte und auch zahlreiche musikalische Ereignisse stattfanden.

1907 hatte Loewi in seinen Sommerferien die Familie Goldschmiedt kennengelernt. Guido Goldschmiedt war Professor der Chemie, damals in Prag, später in Wien. Im Jahre 1908 heiratete Loewi dessen Tochter Guida, mit der er viele Jahre lang eine ausnehmend glückliche Ehe führte. Der Ehe entsprossen vier Kinder. Obwohl ursprünglich die Berufung Otto Loewis nach Graz in der Fakultät wegen seiner Zugehörigkeit zur mosaischen Religionsgemeinschaft auf Schwierigkeiten gestoßen war, gelang es ihm bald, sich dank seiner wissenschaftlichen und menschlichen Qualitäten in den akademischen Kreisen der Stadt die entsprechende Achtung zu verschaffen. Während des Ersten Weltkriegs setzte er sich sehr für die Sache der Mittelmächte ein, weil er aufgrund der Propaganda der Meinung war, daß diese von den Alliierten überfallen worden waren. In seinem Haus pflegte er eine kultivierte Geselligkeit, wobei er seinen Neigungen entsprechend gerne Künstler und Musiker bei sich sah.

Loewi hielt stets sehr gut vorbereitete Vorlesungen und war von den Studenten sowohl als hervorragender Vortragender als auch als gerechter und entgegenkommender Prüfersehr geschätzt.

Wir wollen hier nun auf die wissenschaftlichen Leistungen von Loewi eingehen, die ihm ja im Jahre 1936 den Nobelpreis, wohl die höchste wissenschaftliche Auszeichnung in der Welt, einbrachten.

Als Loewis bedeutendster Beitrag zur Pharmakologie und Physiologie muß aber die Entdeckung der chemischen Übertragung von Nervenimpulsen angesehen werden. Bis 1921 war man allgemein der Meinung, daß die Übertragung von Nervenimpulsen auf ein Effektorgan auf elektrischem Weg zustandekomme. Loewi gelang nun der Nachweis, daß bei elektrischer Reizung der vegetativen Nerven eines isolierten Froschherzens Stoffe freigesetzt werden, die an einem zweiten Herzen eine gleichartige Wirkung wie die Vagusreizung ausüben. Es folgte dann die Isolierung des „Vagusstoffs", wie Loewi die für die Wirkung verantwortliche Substanz zuerst nannte. Sie konnte als Acetylcholin identifiziert werden. Die Unbeständigkeit des Acetylcholins wurde dann auf die Anwesenheit eines Enzyms, der Cholinesterase, zurückgeführt; das Enzym wird durch Eserin gehemmt. Eine analoge Untersuchung mit Reizung des Sympathicus, wobei die Schule von Dale den Vorstellungen von Loewi folgte, führte zu gleichartigen Ergebnissen; auch hier wurde eine Überträgersubstanz gebildet, die auf ein zweites Herz die entsprechende anregende Wirkung ausübte. Beim Frosch wurde der Transmitter als Adrenalin identifiziert; in Säugetieren dürfte es allerdings das Noradrenalin sein, dem die Überträgerfunktion zukommt.

Die geschilderten Ergebnisse wurden von verschiedenen Forschern angezweifelt, so war es besonders Leon Asher, der Loewis Befunde in Frage stellte. Die Kritik kann vor allem dadurch erklärt werden, daß es methodisch recht schwierig ist, das als Beweis dienende Experiment zu reproduzieren. Selbst Loewi konnte dies nicht immer. Im Jahre 1926 wurde er aufgefordert, sein Experiment beim Physiologischen Kongreß in Stockholm vorzuführen, was ihm aber mit großem Erfolg gelang. In zahlreichen Publikationen von Loewi und seinen

Schülern sind weitere Befunde über die humorale Übertragung von Nervenimpulsen beschrieben.

Seine Entdeckungen machten Loewi nicht nur in der Fachwelt bekannt, sondern brachten ihm zahlreiche Einladungen zu Vorträgen und auch Ehrungen. So wurde er bereits 1923 von der Republik Österreich zum Hofrat ernannt, eine Auszeichnung, die damals nur besonders verdienten Ordinarien an den österreichischen Hochschulen verliehen wurde. 1936 erhielt Loewi gemeinsam mit Sir Henry Dale den Nobelpreis, die höchste Ehrung, die einem Wissenschaftler zuteil werden kann. Die gleichzeitige Verleihung des Nobelpreises an Sir Henn Dale war Loewi sehr willkommen. Dale war ihm in langjähriger Freundschaft verbunden und hatte auf der Grundlage von Loewis Entdeckungen zahlreiche wichtige Arbeiten veröffentlicht.

Wir wollen nun an dieser Stelle kurz mit der Lebensbeschreibung von Loewi innehalten, um die Position, die er damals an der Universität Graz und überhaupt in der Fachwelt einnahm, zu beleuchten. Loewi war sicher einer der geachtetsten Lehrer an der Grazer Medizinischen Fakultät. Dank seiner musischen Interessen spielte er auch eine Rolle in den entsprechenden Kreisen der Grazer Gesellschaft. In Graz hatte er sich soweit eingelebt, daß er sich dort wirklich völlig zu Hause fühlte und auch sehr ehrende Berufungen an andere Universitäten — sogar nach dem von ihm so geliebten Wien — ablehnte. Er nahm sicher mit anscheinend gutem Grund an, daß er bis zur Emeritierung in seinem Laboratorium noch weiter an seinen ihn wie auch die Fachwelt interessierenden Problemen arbeiten könne und daß er schließlich seinen Lebensabend in der von ihm geliebten Steiermark verbringen werde. Doch es kam anders.

Sofort nach dem Einmarsch der Deutschen 1938 wurde Loewis Haus von Nazigarden besetzt, teilweise geplündert, und die männlichen Angehörigen der Familie wurden sofort verhaftet. Otto Loewi, der eine Einladung aus Amerika vorweisen konnte, mußte, um ausreisen zu dürfen, das Nobelpreisgeld, das er auf einer schwedischen Bank liegen hatte, dem Nazistaat übertragen. Bei Frau Loewi wurde verlangt, daß sie den Grundbesitz, den ihre Familie in Italien hatte, ebenfalls dem Nazistaat übertragen müsse. Dies bedeutete einen großen Zeitverlust, da die Italiener nicht gleich mitmachen wollten. Dies war auch der Grund, warum Frau Loewi erst ein Jahr nach ihrem Mann emigrieren konnte. Aberauch bei der Amerikareise von Otto Loewi gab es Schwierigkeiten. Der amerikanische Konsul in Graz verlangte ein Gesundheitszeugnis des Vertrauensarztes. Als er dieses in die Hand bekam, erschrak er, denn dort stand: „Sehr seniler Mann, unfähig, sein Brot zu verdienen". Der Konsul richtete sich allerdings nicht nach diesem Dokument, sondern zog auf Bitten von Loewi das *Who is Who in the Worli!* zu Rate, in dem selbstverständlich Loewi als Nobelpreisträger eine ausführliche Biographie gewidmet war. Darauf erhielt er das Visum. Er konnte sich allerdings nicht enthalten, den Konsul aufzuklären: „Wissen Sie, wer den Text im *Who is Who* verfaßt hat? Das war ich selbst."

Er reiste nun nach Amerika, wurde von der amerikanischen wissenschaftlichen Gemeinschaft freundlichst empfangen, und cs gelang ihm, besonders, nachdem seine Frau auch gekommen war, sich durchaus erträgliche Lebensumstände zu schaffen.

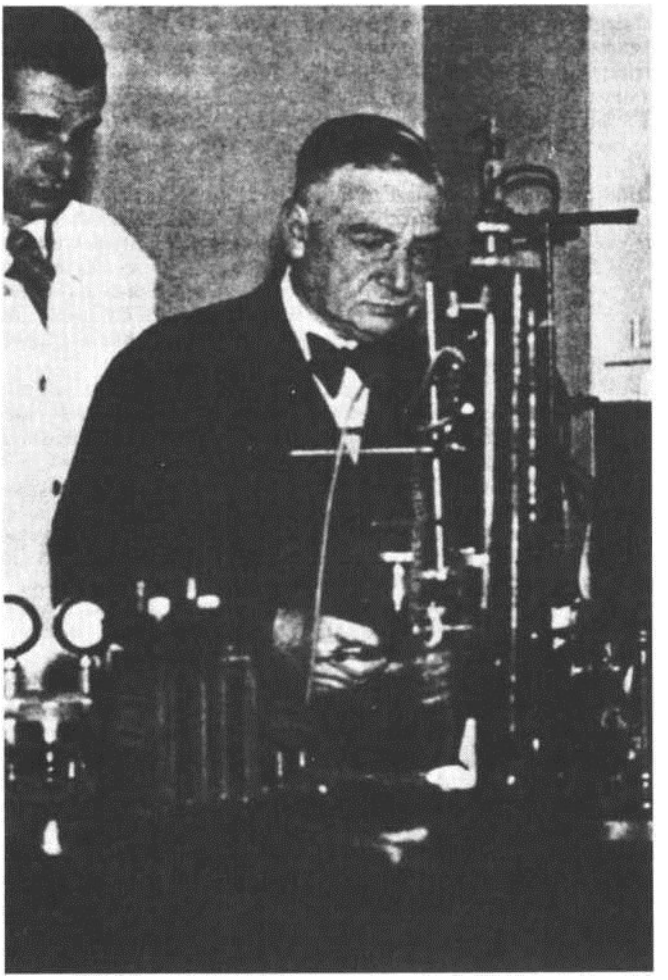
Ich möchte hier noch kurz meine persönliche Beziehung zu Loewi beschreiben. Als ich 1950 das erste Mal nach dem Krieg nach Amerika eingeladen wurde und dort an einem Kongreß an der Yale-University teilnahm, begab ich mich danach auch nach Woodshole, einem kleinen Ort an der Küste von Massachusetts, wo sich eine berühmte biologische Station mit einer hervorragenden Bibliothek befindet. Als ich einmal in der Bibliothek saß, wurde mir mitgeteilt, daß Loewi von der Anwesenheit eines Österreichers gehört hatte und mich bitte, ihn in seinem Sommerhaus zu besuchen. Ich wurde von ihm und seiner Frau herzlichst aufgenommen. Loewi fragte mich über die damaligen Zustände in Österreich aus und freute sich, als ich ihn über seine klassischen Experimente fragen konnte. Er brachte mich weiter mit einigen Wissenschaftlern in Kontakt, die ebenfalls den Sommer in Woodshole verbrachten, darunter den Nobelpreisträger Szend Györgyi.

Auf der Rückreise nach Europa hielt ich mich kurz in New York auf und wurde auch in sein Haus eingeladen. Durch ihn erhielt ich Kontakte mit bedeutenden Fachkollegen, wie Severo Ochoa und David Nachmanson.

Es war für den Verfasser eine große Genugtuung, daß er als Generalsekretär des IV. Internationalen Kongresses für Biochemie in Wien 1958 sowohl Otto Loewi als auch Peter Erich Pick zur Teilnahme einladen konnte.

Obwohl Frau Loewi kurz vorher verstorben war, bedankte sich Loewi für die Einladung und nahm aktiv an diesem Kongreß teil. Eine große Freude bereitete ihm ein Besuch einer Mozartoper in der wiederhergestellten Staatsoper.

Es war bewundernswert, wie versöhnlich sich Loewi bei Treffen mit Leuten, von denen er mit gutem Grund annehmen konnte, daß sie Nazis gewesen waren, verhielt. Er und Pick wurden von der Österreichischen Bundesregierung durch einen Empfang und durch die Verleihung höchster Auszeichnungen geehrt. Loewi starb im Jahre 1961 in New York.



Otto Loewi

Engelbert Broda

Engelbert Broda wurde am 29. August 1910 in die Familie des Anwalts Ernst Broda geboren, in eine wienerische Familie: seine Mutter de Viola war eine geborene Pabst. Die Mittelschule absolvierte er am Akademischen Gymnasium, an welchem er 1928 mit Auszeichnung maturierte. Er begann in Wien mit dem Studium der Chemie, wobei wohl besonders Friedrich Feigl und Philipp Gross seinen frühen akademischen Werdegang beeinflußten. Er war auch schon früh sozialkritisch, links orientiert und dem Kommunismus verbunden. Im Jahre 1931 ging Broda nach Berlin, um sein Studium am Institut von Max Bodenstein fortzusetzen. Er hatte schon ein strahlenchemisches Dissertationsthema bei Paul Günther, als Hitlers Machtübernahme erfolgte. Broda wurde als unerwünschter Ausländer 1933 sofort von der Universität relegiert und aus Deutschland ausgewiesen. Im gleichen Jahr starb auch sein Vater. Nach Wien zurückgekehrt, begann er eine neue Dissertation bei Herman Mark, beendete diese nach einem Jahr und promovierte 1934 nach Ablegung aller Rigorosen mit Auszeichnung.

Engelbert Broda arbeitete dann als Privatassistent bei Mark, ab 1937 auch als Patentanwalt. Wegen seiner bekannten politischen Einstellung hatte er Probleme. Aber er wußte auch besser als viele andere, was geschehen würde, wenn Hitler käme. Deshalb hat er auch, als es im März 1938 soweit war, Österreich sofort verlassen, was ihm, der seine Heimat sehr liebte, sicher schwergefallen ist. Er ging nach England, wo er sich relativ gut arrangieren konnte. Ein Rockefeller-Stipendium des Medical Research Council erlaubte ihm am University College, London, Untersuchungen über den Sehpurpur aufzunehmen. Im März 1939 wurde sein Sohn Paul geboren.

Im englischsprachigen Ausland ist man, besonders dann, wenn man einigermaßen Englisch beherrscht, relativ bald soweit, sich zurechtzufinden, man fühlt sich integriert oder zumindest für die Integration fähig. Aber schon nach einiger Zeit beginnt man die Unterschiede in vielen „kleinen" Dingen des täglichen Lebens zu sehen. Man vermißt die „Heimat" schmerzlich, und obwohl äußerlich integriert, ist man in einem wesentlichen Bereich seiner Emotionen in Österreich geblieben.

So ähnlich ist es wohl auch Broda ergangen. Mit Kriegsausbruch verschlechterte sich zunächst seine Lage. Er wurde noch im September 1939 verhaftet und in ein Internierungslager gebracht. In seinen 1981 verfaßten *Notizen* über Erlebnisse in der Internierung in England ist er sehr vorsichtig, nur wenn man zwischen den Zeilen zu lesen vermag, kann man erahnen, welche psychische Grausamkeit diese Internierung war, welche Angst die Einsitzenden hatten, wie sehr auch die westlichen Alliierten unmenschlich zu jenen waren, die verzweifelt die Heimat verlassen hatten, um Schutz zu finden in einem fremden Land.

Aus Brodas Bericht wörtlich:

Eines Morgens im September 1939 wurde ich durch einen Beamten von Scotland Yard aus meiner Londoner Wohnung in Highgate abgeholt: Der Polizeibeamte schlug mir freundlicherweise vor, ich solle noch etwas zu mir nehmen, da es unsicher sei, wann ich wieder Essen bekommen würde. Als ich daraufhin aus dem Schrank Corned Beef herausholte, eine meiner zahlreichen Lieblingsspeisen, meinte er scharfsinnig, daß dies wohl typische Soldatennahrung sei. Er hatte mich offenbar als Soldaten der deutschen Wehrmacht durchschaut.

Im Dezember 1939 wurde Broda entlassen und konnte seine Tätigkeit wieder aufnehmen. Im Juni 1940 wurde er erneut interniert und zwar im riesigen Lager Huyton, einer Vorstadt Liverpools, wo er bis September 1940 bleiben mußte.

Die Angst der Internierten war groß. Wieder Broda wörtlich: *Auch die zunehmende Angst der Internierten vor einer Invasion Englands durch die Deutschen spielte eine Rolle. Sie fühlten, daß hinter ihrem Rücken der Abgrund lag. Nicht mit Unrecht befürchteten sie nicht nur eine Besetzung Großbritanniens im allgemeinen, sondern überdies mußte man auch mit der Möglichkeit rechnen, daß britische Behörden oder andere Stellen im Falle einer Kapitulation*

die Lager als Ganze den Deutschen übergeben würden, wie dies ja vorher in Frankreich unter Marschall Pétain tatsächlich geschehen war.

So war es kein Wunder, daß Broda einer Berufung in die Cambridge-Forschungsgruppe des Department of Atomic Energy innerhalb des Departments of Scientific and Industrial Research sofort mit Erleichterung und Freude folgte. Diese Berufung sollte sein Leben und sein Denken wesentlich beeinflussen. In Cambridge arbeitete er von 1941 bis 1946, meist im Cavendish Laboratory, gelegentlich an der Universität Liverpool unter Prof. Chadwick und auch in industriellen Laboratorien.

Broda schreibt über diese Arbeiten ein einziges Mal in einem mit 2. Juli 1947 datierten Lebenslauf wörtlich: „Unsere Gruppe war die erste, die die Möglichkeit von sich selbst fortpflanzenden Kernkettenreaktionen nachwies." Er hat diese Bemerkung in keinem mir bekannten späteren Lebenslauf wiederholt. Er hat diese Arbeiten auch sonst, soweit mir bekannt, später nicht mehr erwähnt.

Der Einsatz von Kernwaffen 1945 war sicher für einen Menschen wie Broda, wissend, selbst zur Entwicklung derselben beigetragen zu haben, ein großer Schock. Dieser und die Arbeit am Wiederaufbau für eine befreites Österreich mögen mit dazu beigetragen haben, daß Broda die Remigration suchte.

1947 kam Broda nach Wien zurück, zunächst an das Bundesministerium für Eneriewirt- schaft und Elektrifizierung. Er begann sofort auch mit einer wissenschaftlichen Tätigkeit an der Universität und habilitierte sich Anfang 1948. Dort arbeitete er bis zu seiner Emeritierung am Institut für Physikalische Chemie der Universität Wien.

Er beschäftigte sich immer auch mit allgemeinen Fragen, mit Fragen der politischen Situation der Wissenschaftsethik und ähnlichem. Broda wurde ein Verfechter der Friedensidee und war lange Jahre Motor der österreichischen Pugwash-Gruppe. Er fühlte sich immer in erster Linie als Weltbürger, aber gleich danach als Österreicher und Wiener.

Seine Ansichten, die er einem weiten Kreis von Schülern weitergab, wurden stark vom Erlebnis der Emigration geprägt. Das Aufsuchen der Wurzeln, das Rückverfolgen von Ideen, von persönlichen Entwicklungen, die zu so profunden Ergebnissen führten wie vor allem zu Brodas Boltzmann-Biographie und zu seinen Studien über die Geschichte und die Philosophie der Naturwissenschaft.

Broda starb am österreichischen Nationalfeiertag 1983, plötzlich, innerhalb von Minuten, bei einem Spaziergang durch die herbstlichen Donauauen, die er so sehr liebte. Wie sein einziger Sohn Paul bemerkte: Er ist poetisch gestorben, verbunden mit seiner geliebten Heimat Österreich, in der Natur.

Broda, ein Vertreter der harten Naturwissenschaften, war ein weicher, liebenswerter und viel liebender Mensch, von Emotionen getragen, von Kindern und von seinen Mitarbeitern geliebt.

Sein Sohn Paul nannte ihn „an emotional human being".

In der letzten Zeit seines Lebens trug Broda immer das folgende Gedicht von Erich Fried bei sich:

Weil das alles nicht hilft Sie tun ja doch
was sie wollen

Weil ich mir nicht nochmals die Finger
verbrennen will

Weil man nur lachen wird:
Auf dich haben sie gewartet

Und warum immer ich?
Keiner wird es mir danken

Weil da niemand mehr durchsieht
sondern höchstens noch mehr kaputtgeht

Weil jedes Schlechte vielleicht auch
sein Gutes hat

Weil es Sache des Standpunktes ist und
überhaupt wem soll man glauben?

Weil auch bei den andern nur
mit Wasser gekocht wird

Weil ich das lieber
Berufeneren überlasse

Weil man nie weiß wie einem das
schaden kann

Weil sich die Mühe nicht lohnt
weil sie das alle gar nicht wert sind.

Das sind Todesursachen
zu schreiben auf unsere Gräber

die nicht mehr gegraben werden
wenn das die Ursachen sind

Engelbert Broda (rechts) mit Friedrich Paneth im englischen Exil

WOLFGANG L. REITER

Österreichische Wissenschaftsemigration am Beispiel des Instituts für Radiumforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften

1. EINLEITUNG

Als vor nunmehr zehn Jahren Engelbert Broda anläßlich des damaligen „Symposiums zur Erforschung des österreichischen Exils 1934 bis 1945“ seine „Notizen zur Rolle der österreichischen Wissenschaftler in der Emigration“ vortrug, leitete er mit den Worten ein: *Fürchterlich waren die Folgen der Okkupation im März 1938für das wissenschaftliche Leben Österreichs. Zahllose Wissenschaftler, die Gegner der Nazisten waren oder den Rassengesetzen unterlagen, wurden von den Hochschulen entfernt, oft auch in Gefängnisse und Konzentrationslager gebracht oder ins Ausland vertrieben.*[1]

Am 22. April 1938 erging vom Bundesministerium für Unterricht an das Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Wien ein Erlaß, der mit „sofortiger Wirkung“ für 65 Mitglieder des Lehrkörpers der Universität das Ende ihrer akademischen Tätigkeit bedeutete.[2]

Fünf Hochschullehrern wurde die „Befugnis zur Unterrichtserteilung in der Eigenschaft eines Lektors hiermit entzogen“, für 20 Privatdozenten ruhte ab sofort ihre Lehrbefugnis — darunter Kurt Gödel, Simon Moser und Egon Brunswik, für 23 pensionierte Professoren sowie Privatdozenten „wurde die seinerzeit erteilte ministerielle Bestätigung der Zuerkennung der Lehrbefugnis mit der Wirkung des Erlöschens derselben aus *wichtigen Gründen des öffentlichen Wohles* widerrufen“.[3] (Hier finden wir unter anderem die Namen von Viktor Kraft, Egon Wellesz, Charlotte Bühler, Friedrich Engel-Janosi, die der Chemiker Jakob Pollack, Hans Billiter, Fritz Lieben, Fritz Feigl, Philipp Gross und Emil Abel sowie des theoretischen Physikers Friedrich Ludloff.) Erwin Schrödinger wurde „die Befugnis zur Unterrichtserteilung in der Eigenschaft eines Honorarprofessors“ entzogen, und 16 Professoren wurden mit sofortiger Wirkung bis auf weiteres beurlaubt. (In den naturwissenschaftlichen Fächern Physik, Chemie und Zoologie waren davon Hans Thirring, Herman Mark, Hans Przibram, Karl Przibram und Friedrich Kottier betroffen. Felix Ehrenhaft, der Vorstand des III. Physikalischen Instituts, war schon am 21. März 1938 beurlaubt worden.)

An erster Stelle der beurlaubten Professoren steht der Name des ordentl. Professors Stefan Meyer: bis zur Entscheidung über sein Ansuchen um Versetzung in den dauernden Ruhestand“.

Meyer hatte am 18. März 1938, sieben Tage nach dem Einmarsch der Hitlertruppen in Österreich, ein Schreiben an den Dekan seiner Fakultät gerichtet, in dem er diesem mitteilte:

Am 27. April 1937 habe ich das Alter von 65 Jahren erreicht, und meine Schwerhörigkeit nimmt zu.

Da ich nun trotz aller meiner für immer treuen Verbundenheit mit meinem Vaterland und trotz der langjährigen Stellung an der Universität die Empfindung habe, nicht mehr in meinem Amte als Universitätsprofessor am Platze zu sein, erbitte ich die Versetzung in den dauernden Ruhestand. Ich bitte dieses Gesuch an das Ministerium für Unterricht weiterzuleiten.

In vorzüglichster Hochachtung, ergebens!

Prof. Stefan Meyer.[4]

Mit „Heil Hitler“ reichte der kommissarische Dekan Prof. Victor Christian, vidiert vom kommissarischen Rektor Prof. Fritz Knoll, Ordinarius für Botanik, der am 16. März 1938 die Amtsgeschäfte übernommen hatte und beauftragt wurde, die Interessen der Landesleitung der NSDAP an der Universität Wien wahrzunehmen, dieses Ansuchen am 21. April 1938 dem Ministerium weiter, das dem Ansuchen Ende Mai stattgab.

Der Direktor des Instituts für Radiumforschung der Akademie der Wissenschaften und Professsor der Physik, Stefan Meyer, hatte aus dem für ihn Unvorstellbarem die ihm nunmehr einzig mögliche Konsequenz gezogen, bevor noch andere ihm zuvorkommen sollten.

Der liberale Bürger Meyer, dessen Urgroßvater Dr. Magnus Österreicher schon unter Josef II., Leopold II. und Franz II. Kameralsyndikus — (heute etwa die Funktion eines obersten Sanitätsdirektors) — in Wien gewesen war, hoffte wohl, mit seinem Pensionierungsgesuch dem Sturm der Gewalt, den er in seinem schrecklichen Ausmaß nicht erkennen wollte, zu begegnen.

Der kommissarische Dekan der Philosophischen Fakultät, Christian, hatte schon am 14. April 1938 „die endgültigen Anträge betreffend die personellen Veränderungen im Lehrkörper der philosophischen Fakultät der Universität Wien“ dem Unterrichtsministerium mit der Bitte, „diesem Ansuchen stattzugeben“, übermittelt.[5] Dieses Schreiben des Dekans war dann mit geringen Veränderungen die Grundlage für den Erlaß des Ministeriums für Unterricht vom 22. April 1938.

Die „Vertreibung des Geistes“ von den Universitäten und Instituten unter Kollaboration von Angehörigen dieser Institutionen war wenig mehr als ein Monat nach der Machtergreifung der Nazis auch in Österreich abgeschlossen. Insgesamt wurden an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien 97 von 267 Professoren, Dozenten und Lehrbeauftragten, das sind ca. 36 Prozent des Lehrkörpers, in den Ruhestand versetzt bzw. verloren ihre Lehrbefugnis.[6]

Die historische Aufarbeitung der Vertreibung und der Emigration religiös, politisch oder „rassisch" Verfolgter des Hitlerregimes steht in manchen Teilbereichen, gerade der naturwissenschaftlichen Emigration, für Österreich erst am Anfang.

Obwohl Ausmaß und Anteil von Naturwissenschaftlern an der Emigration der Wissenschaftler im großen und ganzen für Deutschland gut dokumentiert sind, sicher auch aufgrund der Tatsache, daß der Anteil der Naturwissenschaftler am Exodus besonders signifikant ist — in Österreich und Deutschland zusammen ca. 30 Prozent der gesamten wissenschaftlichen Emigration —, so ist doch auffällig, wie wenig noch über die Emigration der naturwissenschaftlichen Intelligenz aus Österreich in den Jahren zwischen 1938 und 1945 bzw. zum Teil schon in der Zeit vor 1938 bekannt ist.

In einem durchaus umfangreichen Ausmaß hat sich die Emigrationsforschung auch in Österreich bisher mit der Emigration von Künstlern und Literaten auseinandergesetzt, und in den einschlägigen Publikationen finden sich „Literatur und Kunst“ als Sachgebiete der Emigrationsforschung. Eine intensive und systematische Beschäftigung mit „Wissenschaft und Forschung“ und im speziellen auch mit den Naturwissenschaften, vor allem auch von Seiten der Universitäten selbst, sucht man dagegen — von Ausnahmen abgesehen — vergeblich.

Es hängt dies, wie man vermuten darf, wohl auch mit dem kulturellen Selbstverständnis dieses Landes zusammen, daß den vertriebenen Physikern, Chemikern oder Mathematikern bisher relativ wenig Augenmerk geschenkt wurde. Freilich, die Namen bedeutender Forscher, deren sich Österreich gerne rühmt, sind bekannt, und sie wurden gar manches Mal in einer Art von geistiger Zwangsremigration für das kulturelle Erbe dieses Landes reklamiert.

Ich möchte meinen Ausführungen noch eine kurze Bemerkung voranstellen, die verdeutlichen soll, warum ich zum Gegenstand meiner Nachforschungen über die Emigration österreichischer Wissenschaftler das Beispiel des Instituts für Radiumforschung gewählt habe. Zwei Gründe sind es: Zum einen habe ich an diesem Institut mein Studium absolviert, und zum anderen fand Stefan Meyer in Bad Ischl, wo ich geboren und aufgewachsen bin, während der Nazizeit „Unterschlupf“, nachdem er 1938 seine akademische Position verloren und sich in das Landhaus seiner Familie nach Bad Ischl zurückgezogen hatte.

Ein weiterer Grund, warum ich das Institut für Radiumforschung als Fallbeispiel gewählt habe, ist die Überzeugung, daß eine Auswahl, die sich vornehmlich an der *wissenschaftlichen* Bedeutung emigrierter Forscher — und somit an Einzelpersonen — orientiert, der Breite und Vielschichtigkeit der Emigration nicht gerecht zu werden vermag. Das Beispiel des Radiuminstituts erlaubt, ein umfassenderes Bild der Wirkungsgeschichte der nationalsozialistischen Machtübernahme und der Zwangsvertreibung der Wissenschaftler zu zeichnen, als es das Herausgreifen einzelner, wegen ihres wissenschaftlichen Ranges bedeutender Forscherpersönlichkeiten zuläßt.

2. DAS INSTITUT FÜR RADIUMFORSCHUNG

Das Institut für Radiumforschung in Wien, 1910 von der Akademie der Wissenschaften aufgrund einer großzügigen Stiftung begründet, war das erste wissenschaftliche Institut, das ausschließlich der Erforschung des damals noch relativ neuen Phänomens der Radioaktivität gewidmet war. Stefan Meyer, ein Schüler Boltzmanns, war der Spiritus Rector und Leiter des Instituts und bekleidete diese Funktion von 1910 bis 1938 und dann wieder von 1945 bis zu seiner Emeritierung 1947.

2.1. STEFAN MEYER

Stefan Meyer wurde am 27. April 1872 in Wien als Sohn des Dr. Gotthelf Karl Meyer und dessen Gattin Clara, geborene Goldschmidt, geboren. Der Vater war Jurist, zunächst in Horn, Niederösterreich, dann in Wien, literarisch tätig und führte einen Verlag und eine Buchhandlung. Die Mutter war die Schwester des bekannten Heidelberger Mineralogen Victor Mordechai Goldschmidt (1853—1933) und entstammte einer Mainzer Familie. Die Familie der Gattin Stefan Meyers, Emilie, geb. Maahs, kam väterlicherseits aus Berlin (der Vater Felix Maahs war Justizrat in Berlin), mütterlicherseits aus Prag (Familie von Portheim). Stefan Meyers Bruder Hans war Professor für organische Chemie an der Deutschen Universität in Prag, Schwester Anna veröffentlichte deutsche Übersetzungen russischer Volksmärchen, die Schwester Herta war mit dem Vulkanologen I. Friedländer verheiratet. Stefan Meyers Familie väterlicherseits war schon lange in Wien ansässig. Der Urgroßvater Josef Magnus Österreicher wurde schon erwähnt; dieser soll das Glaubersalz in die Therapie eingeführt haben. Die Familie lebte eingebettet in das soziale Milieu des liberalen Bürgertums der Wiener Gründerzeit.

Meyer studierte nach Absolvierung des Gymnasiums in Horn an der Universität Wien und im Studienjahr 1894/1895 in Leipzig Physik, Mathematik und Chemie und promovierte 1896 bei F. S. Exner; seine Dissertation befaßte sich mit dem „Sitz der Potentialdifferenzen an Tropfenelektroden und im Kapillarelektrometer". Meyers lebenslanges Interesse für Probleme der Akustik und der Instrumentenkunde — (er verfaßte dazu in der Zeit als „Zwangspensionist“ in Bad Ischl zusammen mit dem Philharmoniker Alexander Wunderer ein Buch, das posthum veröffentlicht wurde[7]) — fand die Basis in seiner Dozententätigkeit am Wiener Konservatorium in den Jahren 1902 bis 1911.

1896 begann Meyer zusammen mit Gustav Jäger Messungen der Magnetisierungszahlen der seltenen Erdenelemente am Institut Ludwig Boltzmanns, der sich diesen Messungen gegenüber zunächst skeptisch verhielt.[8] Vom Braunschweiger Chemiker F. Giesel bekommt Meyer 1899 ein Radiumpräparat mit 1 Prozent Radiumgehalt zur Bestimmung der Magnetisierungszahlen leihweise zur Verfügung gestellt. Boltzmann gab nunmehr den Auftrag, für die Messungen einen großen Elektromagneten zu bauen. Mit Hilfe dieses neuen Magneten entdeckten Meyer und Egon von Schweidler — zu dessen großer Leistung es gehört, als erster 1905 auf die statistische Natur des radioaktiven Zerfallsprozesses hingewiesen zu haben — die magnetische Ablenkung der Becquerel-Strahlen, gleichzeitig mit Giesel, Elster und Geitel. Die Entdeckung wurde wenig später von Henri Becquerel bestätigt. In ihrer Arbeit von 1899 wurde von Meyer und Schweidler auch der Unterschied der Strahlen des Radiums (^-Strahlen) und des Poloniums (α -Strahlen) an Hand der unterschiedlichen Ablenkung dieser beiden Strahlenarten im Magnetfeld richtig gedeutet. (Erst 1902 etablierte Ernest Rutherford den Unterschied zwischen a- und ß-Strahlen; ihm gelang auch erstmals die Ablenkung der α -Strahlen.) Mit dieser Arbeit habilitierte sich Meyer 1902 als Privatdozent an der Universität Wien.

Nun wandte Meyer sich der Aufklärung der Radiumzerfallsreihen zu und wies in Arbeiten zusammen mit Schweidler nach, daß es sich bei den vielen neu entdeckten radioaktiven Stoffen um Glieder schon bekannter Zerfallsreihen handelt. Meyer und Schweidler konnten durch diesen Nachweis Ordnung in das Chaos der vielen neu entdeckten radioaktiven Strahlen bringen. In einem Brief vom 5. November 1904 beglückwünschte Rutherford die Wiener Forscher zu dieser Arbeit.

Noch im alten Physikinstitut in der Türkenstraße Nr. 3 begann Meyer Arbeiten zur Ver-

färbung von Festkörpern durch radioaktive Stoffe (Radium-Strahlen), im besonderen an Kunzit (von Rosa nach Grün) und an Alkalihalogeniden. Diese Arbeiten sollten dann zum Ausgangspunkt der so erfolgreichen Forschungen Karl Przibrams zu Problemen der Strahlenbeeinflussung von Festkörpern am Institut für Radiumforschung werden, womit der physikalischen Forschung ein neues Gebiet eröffnet wurde.

Seit 1897 war Meyer Assistent bei Ludwig Boltzmann und führte nach dessen tragischem Tod 1906 das Institut für theoretische Physik bis zur Ernennung seines Freundes Fritz Hasenöhrl. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang die doppelte Ausbildung Meyers sowohl auf theoretischem wie auf experimentellem Gebiet; es entsprach dies den Ausbildungsstandards der damaligen Physikergeneration; auch Meyers Lehrer Boltzmann ist ja sowohl experimentell wie theoretisch tätig gewesen.

Im September des Jahres 1898 wandten sich Pierre und Marie Curie an die österreichische Regierung mit der Bitte, ihnen Uranpechblendenrückstände aus der Produktion in Joachimsthal zu überlassen. Mit den Curieschen Entdeckungen des Poloniums und des Radiums signalisierte dieses Jahr den Beginn der Erforschung der Radioaktivität; die ersten Arbeiten begannen in Wien ein Jahr später 1899 durch Meyer und dessen Untersuchungen der Ablenkung der Becquerel-Strahlen.

Stefan Meyer hatte schon als Assistent Boltzmanns experimentelle Mitarbeiter, so auch Lise Meitner, die von ihm 1905/1906 zu Arbeiten auf dem Gebiet der Radioaktivität angeregt wurde. Lise Meitner beschäftigte sich mit der Absorption von α - und β -Strahlen von Thorium B- und Actinium B-Präparaten an Platin, Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Aluminium.[9] Lise Meitner, vornehmlich an theoretischen Fragestellungen interessiert, ging nach dem Tode Boltzmanns zur weiteren Ausbildung 1907 nach Berlin zu Max Planck. Was als kurzer Studienaufenthalt zur Vertiefung der Wiener Erfahrungen geplant war, wurde zu jener langen und fruchtbringenden wissenschaftlichen Zusammenarbeit mit Otto Hahn — der 1905/1906 auf dem Gebiet der Erforschung der Radioaktivität zu arbeiten begonnen hatte —, die nach 31 Jahren im Juli 1938 mit der Flucht Lise Meitners aus Berlin nach Holland und dann weiter nach Stockholm, wo sie eine Berufung an das von Manne Siegbahn geleitete Nobel-Institut annahm, ihr Ende fand.[10] (Bis zum März 1938 war Lise Meitner durch ihre österreichische Staatsbürgerschaft vor dem Zugriff der Nazibehörden geschützt gewesen.) Stefan Meyer, der große Anreger vieler wissenschaftlich fruchtbringender Entwicklungen, stand auch Pate an der Wiege der ersten Schritte Lise Meitners auf dem damals noch so neuen Gebiet der Radioaktivitätsforschung.

Die weitere wissenschaftliche Laufbahn Meyers verlief zügig und erfolgreich: 1907 wurde er an das II. Physikalische Institut zu F. S. Exner versetzt, 1908 erfolgte die Ernennung zum a.o. Professor, 1910 wurde Meyer Sekretär der Internationalen Radiumstandard-Kommission in Brüssel, deren Präsidentschaft er nach dem Tode Rutherfords 1937 übernahm.

Am 28. Oktober 1910 wurde das Institut für Radiumforschung eröffnet, dessen Aufbau und Ausstattung nach Meyers Plänen erfolgte. Es ist dies insofern als eine besondere Leistung hervorzuheben, da es zu jener Zeit keinerlei Vorbild für die Einrichtung einer derartigen neuen wissenschaftlichen Institution gab. Das Radiuminstitut war ja das erste Institut dieser Art auf der Welt.[11] F. S. Exner war nomineller Vorstand des Instituts, die Leitung oblag allerdings Meyer als dessen 1. Assistenten.

1911 wurde Meyer zum wirklichen Extraordinarius ernannt und bekam 1915 den Titel und Charakter eines o.ö. Professors. 1913 wird ihm der Lieben-Preis der Akademie zuerkannt. Nach dem Rücktritt F. S. Exners 1920 wurde Meyer wirkl. Ordinarius und Vorstand des Instituts für Radiumforschung. 1921 wurde er korrespondierendes Mitglied der Akademie, 1932 deren ordentliches Mitglied.

In die dreißiger Jahre fällt die Initiative Julius Tandlers — des Anatomen und sozialdemokratischen Politikers, der vom Dollfuß-Regime entlassen, eingekerkert und vertrieben wurde —, im Krankenhaus Lainz eine Radium-Station zu errichten, an deren Planung Meyer wesentlich mitbeteiligt war. Auf Meyers Vermittlung hin erhielt die Radium-Station in Lainz von der „Union Miniere du Haut Katanga“ in Belgien, die in Belgisch-Kongo Uranbergbau betrieb und zur damaligen Zeit der größte Radiumproduzent war, zu sehr günstigen Bedingungen 5 Gramm Radium. Die Dankbarkeit der „Union Minière“ gegenüber Meyer für viele gute Dienste sollte später auch Karl Przibram in seinem belgischen Exil zugute

kommen. Einem Mitarbeiter Przibrams am Radiuminstitut, Franz Urbach, wurde durch die Vermittlung Meyers 1931 die physikalische Leitung der Strahlenabteilung des Krankenhauses der Stadt Wien in Lainz übertragen.

Meyer ist zusammen mit dem Ehepaar Curie und mit Rutherford zweifellos einer der Pioniere der Frühzeit der Erforschung der Radioaktivität. Neben seinen vielen wissenschaftlichen Arbeiten zur Meßmethodik, der Wärmewirkung der radioaktiven Strahlung und der Ionisation, der Verfärbung und Lumineszenz, zu Problemen der Zerfallskonstanten und der radioaktiven Altersbestimmung, zum Atombau und dem periodischen System (hier schlägt er 1906 den Begriff der „Ordnungszahl“ anstatt des bis dahin verwendeten Begriffs „Atomgewicht" vor), zu Fragen der Zusammenhänge von Kern und Hülle, Atomvolumskurven und der balneologischen Verwendung von radioaktiven Quellwässern ist auch seine Tätigkeit in der „Internationalen Radiumstandard-Komission“ hervorzuheben. Die Herstellung von Radiumstandards diente dem genauen Vergleich der Messungen radioaktiver Substanzen und war damit eine Grundvoraussetzung zur quantitativen Bestimmung radioaktiver Zerfälle. Das Wiener Institut war durch Otto Hönigschmid führend an der Herstellung und Eichung dieser Standards beteiligt, die von Wien aus an die verschiedenen Labors der Welt geliefert wurden.

Über seine wissenschaftlichen Aktivitäten hinaus war Meyer ein besonders effizienter „Wissenschaftsmanager“. Karl Przibram, sein Stellvertreter am Institut, drückte dies mit den Worten von Meyers „Talent zur Freundschaft" aus.[12] Meyer war der Anreger zahlreicher Arbeiten des Instituts, der Förderer einer ganzen Generation von angehenden jungen Kernphysikern und Drehpunkt einer internationalen Gemeinde von Wissenschaftlern, die oftmals nach Wien kamen, um die Einrichtungen des Radiuminstituts für ihre Arbeiten zu benützen. Das zusammen mit Egon von Schweidler verfaßte Buch *Radioaktivität*[13] gehört auch heute noch zu den Quellenwerken des Fachgebiets, nachdem es lange Jahre die erste geschlossene und umfassende Darstellung der Radioaktivität war.

Meyers Zeit als Pionier der Erforschung der Phänomene der Radioaktivität war die der radiochemischen Arbeitsmethoden und der klassischen Meßmethoden vor der Einführung der elektronischen Meßapparaturen ab der Mitte der zwanziger Jahre. Den rapiden Aufstieg der Kernphysik mit Beginn der dreißiger Jahre machte Meyer, geprägt durch den Arbeitsstil der Physik der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, nicht mehr mit. Es war dann der Generation der Schüler dieser ersten Pioniere der Radioaktivitätsforschung Vorbehalten, die neuen Konzepte der Kernphysik zu entwickeln.

Die wissenschaftliche Produktivität des Radiuminstituts war unter seiner Leitung bis zum Jahre 1938 ungebrochen, wie aus der Anzahl der Publikationen des Instituts und deren jährlicher Entwicklung hervorgeht (siehe Abbildung auf Seite 714).

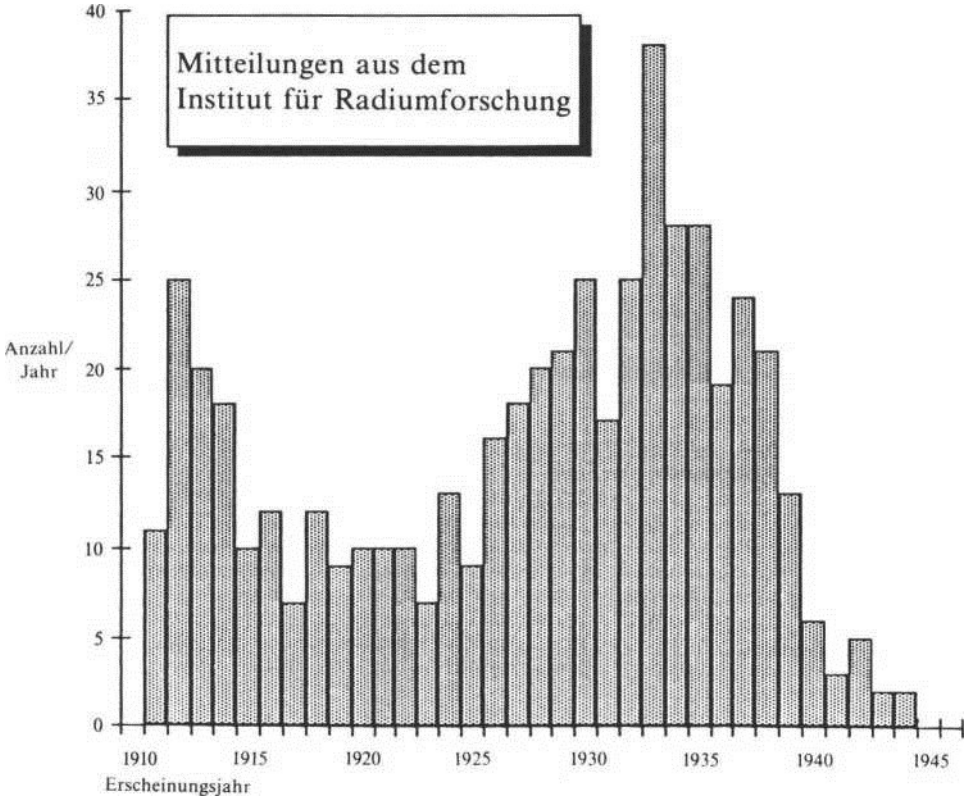
Der politischen Entwicklung in Deutschland und auch in Österreich stand Meyer als distanzierter unbeteiligter Beobachter gegenüber. Eine akute Bedrohung seiner Position, seiner Person oder seiner Familie war für ihn nicht vorstellbar. Der dem liberalen Bürgertum entstammende und von diesem zutiefst geprägte Stefan Meyer betrachtete Österreich als das ihm Schutz gewährende Vaterland und steckte vor den sich anbahnenden politischen Entwicklungen den Kopf in den Sand; die kommenden Ereignisse waren jenseits von Meyers Vorstellungsvermögen.

Mit der Realität der nationalsozialistischen Machtübernahme in Österreich konfrontiert, reagierte Meyer jedoch sofort auf die für ihn nunmehr unhaltbar gewordene Situation. Wie schon erwähnt, ersuchte er am 18. April 1938 um seine Pensionierung und verzichtete „freiwillig" auf seine Mitgliedschaft in der Akademie, um der Demütigung eines drohenden Ausschlusses zu entgehen. Meyer entschloß sich auch sofort, seinen Sohn Frederic V. Meyer, heute emeritierter Professor (Reader) für Nationalökonomie an der University of Exeter, nach England zu schicken, was auf Einladung von in England lebenden Verwandten hin ermöglicht wurde. Er selbst sah für sich und die Familie, für die er sich nunmehr in besonderer Weise verantwortlich fühlte, keine Möglichkeit zur Emigration. Vielleicht war dafür auch mit maßgeblich, daß Meyer glaubte, sich durch einen vollständigen Rückzug ins Privatleben vor dem Zugriff der Nazis schützen zu können.

Abbildungserklärung:

Mitteilungen aus dem Institut für Radiumforschung. (Sonderabdrucke aus den *Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften* in Wien, mathem.-naturw. Klasse, Abteilung Ila.)

Die Nummer 1 der *Mitteilungen* erschien 1911; die Veröffentlichungsreihe wird seitdem fortgeführt und stellt eine umfassende Dokumentation der wissenschaftlichen Arbeiten des Radiuminstituts dar.



Inwieweit davon gesprochen werden kann, daß Meyer die Leitung des Instituts 1938 seinem Mitarbeiter Doz. Dr. Gustav Ortner übergab, von der Vorstellung geleitet, durch diese Wahl die Kontinuität für das Institut sicherzustellen, oder ob Ortner als Mitglied der NSDAP quasi der „logische Nachfolger" war, ist retrospektiv kaum von Belang. Ortner war, solange es ging, bemüht, Meyer und Przibram, der ebenso wie ersterer durch den Erlaß vom 22. April 1938 seiner akademischen Funktionen verlustig ging, Arbeitsmöglichkeiten am Radiuminstitut zu erhalten. Meyer und Przibram konnten als „Gäste" weiterhin arbeiten, bis Ortner deswegen von einer Anzeige aus dem Kreis der Mitarbeiter des Instituts bedroht

wurde und er daraufhin Meyer und Przibram das weitere Erscheinen am Institut verbot. Meyer mußte seine Privatbibliothek auf Anordnung Ortners aus dem Institut entfernen und sie in die noch vorhandene Wiener Wohnung bringen. (Dieser Akt Ortners läßt sich als eine Schutzmaßnahme für Meyers Bibliothek vor Übergriffen verstehen.) Der Zeitpunkt dieser Ereignisse dürfte das Frühjahr des Jahres 1939 gewesen sein.

Nunmehr wurde die Familie zum Schein nach Berlin abgemeldet und die Übersiedlung in das Haus nach Bad Ischl vollzogen. Die Wohnung am Luegerring 6 blieb der Familie noch einige Zeit (bis 1941) erhalten, mußte dann aber auch aufgelöst werden. Die Tochter Agathe Meyer schloß auf Vermittlung der norwegischen Chemikerin Ellen Gleditsch, die enge wissenschaftliche Verbindungen zum Radiuminstitut hatte und mit Meyer sehr befreundet war, eine Ehe mit dem norwegischen Chemiker Rosenqvist, wodurch sie die norwegische Staatsbürgerschaft erlangte und der Besitz in Bad Ischl und damit quasi auch die Familie einen ausländischen Status erhielten. Gedeckt durch den in die Gegebenheiten eingeweihten Gemeindesekretär von Bad Ischl, Anton Kagerer, gelang es Agathe Rosenqvist nunmehr durch Vorlage ihrer norwegischen Dokumente und durch Verschleierung der Familienherkunft, die Familienmitglieder vor dem Zugriff der Behörden über die Nazizeit hinwegzuretten. Dies war vor allem ab 1940 nach dem Tode A. Kagerers zunehmend mit großem Risiko verbunden.

Noch Ende 1939 hatten sich Irene, die Tochter Marie Curies, und Frederic Joliot bemüht, im Wege der französischen Behörden eine Ausreise für die Familie Meyer zu erreichen. Die Bemühungen der Joliots waren zu diesem Zeitpunkt aufgrund der geänderten Ausreisepolitik der Nazibehörden gegenüber potentiellen Emigranten aber vergeblich; Stefan Meyer wäre damals zur Emigration bereit gewesen. Ebenso bemühte sich Georg von Hevesy von Stockholm aus, für Stefan Meyer eine Position außerhalb Österreichs und Deutschlands zu finden, jedoch ebenfalls ohne Erfolg.

Während der Nazizeit, abgeschnitten von allen wissenschaftlichen Kooperationsmöglichkeiten, arbeitete Meyer an dem schon erwähnten Buch über *Instrumentenkunde* und übersetzte das Buch *Atlantik und Atlantis* seines ehemaligen Mitarbeiters am Radiuminstitut, des bekannten schwedischen Ozeanographen Hans Pettersson, ins Deutsche.

Meyer kehrte 1945 aus Bad Ischl wieder ans Radiuminstitut zurück, wo er in der ersten Zeit auch wohnte, ebenso wie der aus dem belgischen Exil zurückgekehrte Karl Przibram. Er wurde 1946 als Honorarprofessor rehabilitiert und ging 1947 in Pension. In seinen letzten Jahren beschäftigte sich Meyer wieder mit der Theorie des Sehens und auch noch lebhaft mit Problemen des Aufbaus der Atomkerne und ihrer Systematik.

Meyer starb am 29. Dezember 1949 in Bad Ischl, kurz vor Vollendung seines 78. Lebensjahres.

Gehört eine Würdigung des Wissenschaftlers Meyer, die Darstellung seines Schicksals und das seiner Familie, in den Rahmen der Emigrationsforschung? Am Schicksal Meyers läßt sich zeigen, unter welchen Voraussetzungen und Bedingungen eine Emigration im Inneren des Nazireichs zustande kam, nachdem kein anderer Ausweg mehr verblieben war. Gerade das Außerordentliche eines Beispiels für das Überleben in der sprichwörtlichen Höhle des Löwen fügt dem Gesamtbild der Emigration von Wissenschaftlern eine wichtige Facette hinzu.

2.2. KARL PRZIBRAM

Karl Przibram, der Pionier auf dem Gebiet der Beeinflussung fester Körper durch radioaktive Strahlung, wirkte an der Seite Stefan Meyers als stellvertretender Vorstand des Instituts für Radiumforschung und wurde wegen seiner jüdischen Herkunft mit Erlaß vom 22. April 1938 von seinen akademischen Funktionen „beurlaubt“, das heißt des Dienstes enthoben. Przibram, dem die Unhaltbarkeit der Situation in Wien und die Möglichkeit eines weiteren Verbleibes im Einflußbereich der Nazis bewußt war, schickte zunächst seine Kinder Erika und Heinrich nach England, wobei der ehemalige Mitarbeiter am Radiuminstitut, Friedrich Paneth, bei der Ausreise und der Unterbringung in Durham, wo Paneth nach seiner Emigration aus Deutschland eine Professur für Chemie innehatte,

behilflich war. Przibram beabsichtigte, so bald wie möglich ebenfalls zu den Kindern nach England zu übersiedeln.

Nach dem Verbot, das Radiuminstitut weiter zu betreten, emigrierte Przibram zusammen mit seiner Frau zu Beginn des Jahres 1939 nach Belgien, wobei das Verbleiben in Belgien lediglich als Zwischenaufenthalt vor der weiteren Emigration nach England geplant war. Es sollte jedoch anders kommen.

Przibram erhielt, nicht zuletzt aufgrund der schon erwähnten guten Beziehungen Stefan Meyers zur „Union Miniere", bei dieser in Brüssel eine Anstellung, die vorerst den Lebensunterhalt sicherte. Przibram war für die „Union Miniere" mit Literaturstudien beschäftigt, wobei ihm seine außerordentlich guten Kenntnisse des Englischen und Französischen zugute kamen. Die geplante Übersiedlung zu den Kindern nach England wurde durch den Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien (Kampf um Belgien 10. bis 28. Mai 1940) unmöglich gemacht. Die Situation der Przibram wurde prekär; als „U-Boot", mit falschem Paß, der von der Resistence organisiert wurde, lebten sie zum Teil von Nachhilfeunterricht, den Przibram erteilte, und wohl auch noch durch die „Union Miniere" vor deutschem Zugriff gedeckt, bis zum Ende des Krieges in Brüssel.

Nach der Vertreibung der deutschen Truppen aus Belgien legalisierte sich in Belgien sofort die „Österreichische Freiheitsfront — Front National Autrichien", die bereits in den Tagen der Moskauer Deklaration durch illegale Flugblattaktionen in Erscheinung getreten war. Sie wurde im September 1944 als Organisation offiziell zugelassen und zählte 750 Mitglieder. Präsident des Exekutivkomitees war Karl Przibram.[14] Bis zur Einrichtung offizieller konsularischer bzw. diplomatischer Vertretungsbehörden vertrat Przibram in Belgien die Interessen österreichischer Staatsbürger[15]; ein Zeichen des hohen Ansehens, das Przibram genoß.

Przibram kehrte bald nach Ende des Kriegs nach Wien zurück, nachdem er noch am 9. Juni 1945 in Brüssel einen Vortrag im Rahmen der „Österreichischen Freiheitsfront" zum Thema „Die Entdeckung des Radiums und Österreich"[16] gehalten hatte, und wurde mit Wirkung vom 1. Juni 1946 zum Extraordinarius am Institut für Radiumforschung ernannt. Er folgte dann dem Ruf als ord. Professor und Vorstand des II. Physikalischen Instituts der Universität Wien (ernannt am 17. März 1947).[17]

Przibram wird 1951 emeritiert und kehrte an seine alte Forschungsstätte, das Radiuminstitut, zurück, wo er bis ins 85. Lebensjahr seine Forschungstätigkeit fortsetzte.

Karl Przibram starb am 10. August 1973 in seinem Heim in Wien, Unter-St.-Veit, im 95. Lebensjahr.[18]

Karl Przibram wurde am 21. Dezember 1878 in Wien geboren. Sein Vater, Gustav Przibram, war Textilindustrieller, führte als Dichter das Pseudonym Hans Walter und war zeitweilig Deutscher Abgeordneter im Böhmischen Landtag. Die Mutter Charlotte, geborene Baronesse Schey, deren Vater sich beim Ausbau der Wiener Ringstraße hervorgetan hatte, entstammte der geadelten und sehr angesehenen jüdischen Familie Schey.

Karl Przibrams Bruder, Hans Leo Przibram, ist der spätere a.o. Professor der experimentellen Zoologie an der Universität Wien und Direktor der „Biologischen Versuchsanstalt" der Akademie der Wissenschaft in Wien, des Vivariums im Wiener Prater. Gemeinsam mit dem Botaniker Leopold von Portheim,[19] einem Bruder der Schwiegermutter Stefan Meyers, und Wilhelm Figdor erwarb er das Vivarium, das er zu einer wissenschaftlichen und volksbildnerischen Einrichtung (ein Schauaquarium wird 1932 hinzugefügt) ausbaute. Hans Przibram wurde aus Holland, wohin er 1939 emigrierte, 1943 nach Theresienstadt verschleppt, wo er im Mai 1944 umkam. Das Vivarium, Hans Przibrams Lebenswerk, wurde im Verlauf der Kämpfe um die Befreiung Wiens 1945 zerstört.

In einer autobiographischen Skizze schrieb Karl Przibram über die Zeit seiner Jugend: *Der in meinem Elternhaus herrschende Geist war der des gebildeten jüdischen Bürgertums der liberalen Ära, mit seinem unbedingten Glauben an den Fortschritt und seiner Aufgeschlossenheit für alle Errungenschaften der Kunst und Wissenschaft. Zu meinen Onkeln gehörten die Juristen Josef Unger und Josef Schey sowie der Chemiker Adolf Lieben. Mein Vater selbst, übrigens ein begabter Dichter und voll tiefen sozialen Empfindens, interessierte sich sehr für die technischen Anwendungen der Naturwissenschaften. Er war an der Erfindung einer galvanischen Batterie beteiligt, mittels welcher er anfangs der achtziger Jahre unsere Wohnung beleuchtete.*[20]

Schon als Schüler beschäftigte sich Przibram mit physikalischen Experimenten und studierte nach Absolvierung des Akademischen Gymnasiums in Wien (Reifeprüfung 1896) Physik, Chemie und Mathematik an der Universität Wien, wo F. S. Exner und L. Boltzmann seine Lehrer waren, sodann bei L. Pfaundler in Graz. Dort promovierte er 1901 mit der Arbeit „Photographische Studien über die elektrische Entladung". Das Studienjahr 1902/1903 verbrachte er am Cavendish Laboratory in Cambridge bei J. J. Thomson, wo er weiter auf dem Gebiet der Gasentladungen tätig ist. Nach Wien zurückgekehrt, arbeitete Przibram bei seinem Freund Stefan Meyer am alten Physikinstitut in der Türkenstraße[21], wo Lise Meitner im Nebenzimmer gerade mit ihrer Dissertation beschäftigt war, und habilitierte sich 1905 mit einer Arbeit über Büschelentladungen (Probevortrag „Über polare Unterschiede in den elektrischen Erscheinungen"). In der folgenden Zeit wandte sich Przibram Fragen der Kondensationserscheinungen zu. die durch die Arbeiten C. T. R. Wilsons, den er bei seinem Aufenthalt am Cavendish Laboratory kennengelernt hatte, und dessen Nebelkammer-Experimente aktuell geworden waren. Mit Arbeiten über die Brownsche Bewegung nicht kugelförmiger Teilchen gelang Przibram der Nachweis der Gültigkeit der Einsteinschen Formeln für ungeordnete Bewegungen.

Das Jahr 1912 markiert den Beginn von Przibrams Tätigkeit am Radiuminstitut. Auf Anregung von Stefan Meyer wandte er sich den Erscheinungen der Verfärbungen und Lumineszenzen fester Körper, hervorgerufen durch radioaktive Strahlung, zu. Hier wurde er zum Pionier des heute so wichtigen Gebiets der Beeinflussung von Festkörpern durch Strahlung. Unterstützt von einer größeren Anzahl von Schülern erarbeitete er die ersten Grundlagen der Verfärbungsmechanismen und die Abhängigkeit dieser von den Eigenschaften der Kristallstruktur. 1921 gelang ihm die Entdeckung der Radiophotolumineszenz, die heute in der Dosimetrie radioaktiver Strahlungen zu praktischer Bedeutung gelangt ist. Zusammen mit der bulgarischen Physikerin E. Kara-Michailova, die nach dem Einmarsch der Hitler-Truppen 1938 von einem Aufenthalt in Cambridge nicht mehr nach Wien kam, sondern in ihre Heimat Bulgarien zurückkehrte, und seinem begabtesten Schüler Franz Urbach erarbeitete Przibram weitere grundlegende Erkenntnisse zur Radiothermolumineszenz, die von der Gruppe um Przibram erstmals untersucht wurden.

1916 wird Przibram zum tit. a.o. Professor und 1927 zum a.o. Professor der Physik an der Universität Wien ernannt, nachdem er 1920 eine Assistentenstelle am Radiuminstitut übernommen hatte. Aus sehr vermögendem Hause stammend, war es ihm möglich, bis zu diesem Zeitpunkt seinen wissenschaftlichen Interessen als Privatgelehrter nachzugehen. Przibram war einer jener Glücklichen, die sich ein Leben als Privatdozent im Wortsinne leisten konnten.

Zusammen mit H. Haberlandt, B. Karlik und E. Rona wurde von 1933 an die Rolle der zweiwertigen seltenen Erden für Verfärbungserscheinungen und die Fluoreszenz des Fluorits systematisch untersucht; weitere wichtige Arbeiten Przibrams waren der Aufklärung der Verfärbung der Alkalihalogenide gewidmet. Die Summe eines Forscherlebens zog Karl Przibram in seinem Buch *Verfärbung und Lumineszenz,* das 1953 erschien und zu den Standardwerken der Festkörperphysik zählt.[22]

Karl Przibram, nach dem Tode Stefan Meyers der Doyen der österreichischen Experimentalphysiker, ist einer jener wenigen Naturforscher, die aus der Emigration nach Österreich zurückkehrten, um sich am Aufbau des wissenschaftlichen Lebens in den Jahren nach 1945 zu beteiligen. Sicher war dafür seine tiefe Verbundenheit mit der Kultur dieses Landes, wie er sie verstand, maßgebend gewesen, die es ihm erlaubte, sich der neuen Aufgabe, trotz der Vertreibung aus Österreich, zu stellen. Freilich muß in diesem Zusammenhang auch angemerkt werden, daß Przibram im Exilland Belgien keine Möglichkeiten hatte, wissenschaftlich zu arbeiten und sich in einem neuen Wirkungsfeld als Physiker zu betätigen, sehr im Gegensatz zur Situation in den Emigrationsländern USA oder Großbritannien; auch dies mag mit ein Motiv für seine Rückkehr nach Österreich gewesen sein.

In einer Ansprache Przibrams im November 1945 in London anläßlich der Veranstaltung „Science in Austria" der „Association of Austrian Engineers, Chemists and Scientific Workers in Great Britain", die zur Unterstützung des Wiederaufbaus der österreichischen Wissenschaften durch das Ausland beitragen will, drückte Przibram seine Hoffnung aus, daß das nunmehr freie Österreich in der weltumfassenden Republik der Wissenschaften

wieder seinen Platz entsprechend seinen früheren Beiträgen einnehmen werde. Abschließend sprach er von zwei Institutionen, deren Zukunft ihm besonders am Herzen lag:

The first is the „Institut für Radiumforschung" of the Vienna Academy of Sciences, with which 1 was connected for 18 years. I hope to see Professor Stefan Meyer once more the Head of the Institute, whose very heart and soul he was since its foundation in 1910.

The second institute I wish to refer to is the „Biologische Versuchsanstalt" in the Vienna Prater, founded conjointly with L. Portheim and W. Figdor by my late brother, Hans Przibram. It was my brother's aim to make the Institute a centre not only of experimental, but also of „quantitative" biology, and 1 hope this trend of research may be continued there, in memory of him who died a victim of Nazi barbarism.[23]

2.3. ELISABETH RONA

Seit dem Jahr 1926 war die aus Ungarn stammende Elisabeth Rona am Radiuminstitut als Radiochemikerin tätig, als sie 1938 vor den Nazis aus Wien flüchten mußte. Elisabeth Rona wurde am 20. März 1890 in Budapest als Tochter des Samuel Rona und dessen Frau Ida, geb. Mahler, geboren. Der Vater war Arzt am St. Stefans-Spital in Budapest und beschäftigte sich mit der Radium-Therapie zur Behandlung von Hautkrankheiten. Diese damals noch ganz neue Therapieform verdankte Samuel Rona der Anregung zweier französischer Ärzte, L. Wickham und H. Dominici, die er anläßlich eines internationalen Ärztekongresses in Budapest kennenlernte.

Vielleicht auch angeregt durch die naturwissenschaftlichen Interessen im Elternhaus, studierte Elisabeth Rona an der Universität Budapest Physik und Chemie, wobei ihre besondere Vorliebe der physikalischen Chemie galt. Nach der Promotion 1911 ging Rona zur weiteren Ausbildung zu dem führenden physikalischen Chemiker Georg Bredig an die Technische Hochschule Karlsruhe. Dort arbeitete sie mit dem polnischen Physiker und Chemiker Kasimir Fajans, der zeitweilig auch am Radiuminstitut in Wien tätig war, zusammen und wurde von ihm in das Gebiet der Radioaktivität eingeführt. Es entstanden erste Arbeiten zu Problemen der Radium-Zerfallsreihen.

Nach einem achtmonatigen Aufenthalt in Karlsruhe kehrte Rona nach Budapest zurück und wurde Mitarbeiterin von Georg von Hevesy, der zu dieser Zeit Dozent an der Universität Budapest war. Hevesy war gerade von einem Aufenthalt am Wiener Radiuminstitut zurückgekehrt. Dort hatte er die Zusammenarbeit mit Fritz Paneth begonnen, die 1913 zur Entwicklung der Methode der Markierung von physikalischen, chemischen oder analytischen Reaktionen mit Hilfe radioaktiver Stoffe führte, für die Hevesy 1943 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde.[24] Rona wandte die neu entwickelte radioaktive Indikator-Methode bei der Aufklärung der Identität radioaktiver Zerfallsprodukte an (UY-Th 231).

Nachdem Hevesy seine Stellung an der Universität Budapest aufgegeben hatte — er arbeitete wieder zeitweilig zusammen mit Fritz Paneth in Wien an der Indikator-Methode —, war Rona bei dem Biochemiker und Physiologen Francis Tangl an der Medizinischen Fakultät der Budapester Universität mit der Ausbildung von Medizinstudenten auf chemischem Gebiet beschäftigt.

Nach der Niederschlagung der Räte-Republik (21. März bis 1. August 1919) durch den „Weißen Terror" verließ Rona mit einem Stipendium, das ihr Otto Hahn offeriert hatte, Budapest und ging an das Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin-Dahlem. Rona genoß die Zusammenarbeit mit Otto Hahn, die offene Atmosphäre am Dahlemer Institut. Sie arbeitete an der Separation von Thorium-230 aus Uranproben und machte in Berlin zudem die Bekanntschaft so bedeutender Forscher wie des ungarischen Mathematikers Gabor Szegö, des — nach seiner Emigration in die USA — späteren Vorstands des Mathematik-Departments der Stanford University, Palo Alto, und Johann von Neumanns. Rona arbeitete dann in Berlin am Textilinstitut des Kaiser-Wilhelm-Institutes, ging aber wegen der immer drückender werdenden Inflation in Deutschland nach Ungarn zurück, wo sie für eine Textilfirma an der Verbesserung von Verfahrenstechniken arbeitete.

Während eines Sommeraufenthalts mit ihrer Familie 1925 (oder 1926) in Bad Ischl wurde

Rona von Stefan Meyer eingeladen, eine Stelle am Radiuminstitut als wissenschaftliche Mitarbeiterin anzunehmen. Rona erhielt zwar am Institut keine fixe Anstellung wie damals die Mehrzahl der wissenschaftlichen Mitarbeiter, konnte aber aus Mitteln eines Fonds bezahlt werden. Es war die Zeit der ersten Kernumwandlungen nach Beschuß mit α -Strahlen, und das Radiuminstitut befand sich gerade in einem intensiven wissenschaftlichen Streit mit dem Cavendish Laboratory Rutherfords über unterschiedliche experimentelle Ergebnisse bei Reaktionsausbeuten, als Rona zur Gruppe um Hans Pettersson ans Institut kam. Damals arbeitete am Radiuminstitut auch Otto Robert Frisch, ein Neffe Lise Meitners, an seiner Dissertation bei Karl Przibram. Auch Victor Weisskopf war zu dieser Zeit in der Gruppe um Przibram bei Franz Urbach mit experimentellen Arbeiten beschäftigt.[25]

1926 ging Rona zu einem Forschungsaufenthalt ans „Institut de Radium“ zu Marie Curie und arbeitete dort mit Irene Curie an der Präparation von Polonium-Quellen. In der ersten Zeit der Emigration sollten Rona dann in den USA die in Paris gewonnenen Erfahrungen im Umgang mit Polonium bei ihren Arbeiten am Argonne National Laboratory, die bereits in Zusammenhang mit dem „Manhattan Project“ standen, zugute kommen.

Nach ihrer Rückkehr aus Paris nahm Rona die Zusammenarbeit mit der sogenannten „Kernzertrümmerungs-Gruppe" um Pettersson am Radiuminstitut wieder auf und half bei der Herstellung von Poloniumquellen. Polonium war zu der Zeit, als noch keine Beschleuniger zur Verfügung standen, die einzige Quelle reiner α -Strahlen, und entsprechend hoch war der Bedarf an diesen Strahlungsquellen für die Durchführung von Experimenten.

Auf Einladung von Irene und Pierre Joliot-Curie, die 1934 nach Wien gekommen waren, um über ihre ersten Experimente zur Erzeugung künstlicher radioaktiver Stoffe zu berichten, ging Rona für weitere Arbeiten nach Paris. Nach einem darauffolgenden kurzen Aufenthalt bei Rutherford kehrte Rona wieder ans Radiuminstitut zurück. Es waren die Tage der Entdeckung des Neutrons und der ersten künstlichen Radioaktivitäten, die durch Beschuß mit langsamen Neutronen entstanden, wohl eine der aufregendsten Perioden der Kernphysik. Außer von der Gruppe um Enrico Fermi in Rom, den Joliot-Curies in Paris sowie Hahn und Meitner in Berlin wurden auch von der Gruppe um Pettersson am Radiuminstitut die Bestrahlungen schwerer Elemente (hier Thorium) vorangetrieben, Arbeiten, die schließlich zur Entdeckung der Kernspaltung des Urans durch Hahn, Meitner und Strassmann Ende 1938 führten.

Den „Anschluß“ im März 1938 erlebte Rona in Wien. In ihrer wissenschaftlichen Autobiographie[26] findet sich kein Hinweis auf das Jahr 1938 und den Weg ihrer Emigration. Erinnerungen von damaligen Mitarbeitern des Radiuminstituts zufolge verließ Rona nach dem „Anschluß“ 1938 sofort Österreich. Zur Zeit der Publikation der ersten Ergebnisse Hahns und Strassmanns über die Kernspaltung in den *Naturwissenschaften* vom 6. Jänner 1939 war Rona auf Einladung von Ellen Gleditsch am Chemieinstitut der Universität Oslo. Von dort kehrte sie, nicht ohne Otto Hahn bei der Rückreise in Berlin aufgesucht zu haben, nach Budapest zurück. Wie schon in den Jahren seit 1928 verbrachte Rona die Sommerferien bis zum Jahr 1940 an der ozeanographischen Station in Borno, Schweden, wo sie mit Hans Pettersson an der Analyse von Ozeansedimenten arbeitete.

Über die Zeit in Ungarn bis zur endgültigen Emigration 1941, nachdem sie um ein Besuchervisum nach den USA angesucht und dieses auch erhalten hatte, gibt es nur spärliche Informationen. Schon am 3. Mai 1939 wurde die antijüdische Gesetzgebung in Ungarn erlassen; 1941 erklärte Ungarn zuerst der Sowjetunion (am 27. Juni 1941) und dann den USA den Krieg (am 12. Dezember 1941). In dieser Zeit muß Rona wohl, trotz ihrer Hoffnung auf ein freies Ungarn — sie suchte um ein Besuchervisum nach den USA an! —, die Entscheidung getroffen haben, Ungarn zu verlassen. Der Weg führte sie noch einmal nach Wien, wo sie sich von Berta Karlik und ihren Freunden verabschiedete. Die Wiener Freunde baten sie, bei Einstein zu intervenieren, dieser möge Roosevelt zum Eintritt der USA in den Krieg gegen Deutschland bewegen.

Nach der Ankunft in New York war zunächst die Columbia University die erste Anlaufadresse für Elisabeth Rona. Nach einigen Monaten gelang es ihr, eine Anstellung am Trinity College, Washington D. C., als Chemielehrerin für Mädchen zu erhalten, und daneben arbeitete sie auch am Geophysical Institute des Carnegie-Instituts in Washington über Urangehalte in Meerwässern. In der Folgezeit war Rona in Rochester mit der Herstellung

von Polonium-210- und Blei-210-Lösungen beschäftigt, die im Zusammenhang mit dem „Manhattan Project“ in größeren Mengen benötigt wurden.

1947 bis 1951 arbeitete Rona am Argonne National Laboratory, Chicago, und ging anschließend ans Oak Ridge-Institute of Nuclear Studies, wo sie Post-Graduate-Kurse in Kerntheorie und Methoden der Kernphysik hielt. Hier nahm sie auch wieder Arbeiten zur Geochronologie und Geophysik auf, die sie schon am Radiuminstitut in Wien und dann in Schweden in Zusammenarbeit mit Hans Pettersson begonnen hatte.

Fritz Koczy, ein ehemaliger Mitarbeiter Petterssons am Ozeanographischen Institut in Göteborg und zuvor Dissertant und Mitarbeiter bei Przibram am Radiuminstitut, der damals am Institute of Marine Sciences an der University of Miami, Florida tätig war, lud Rona 1965 zur Mitarbeit ein; hier widmete sie sich der Datierung von marinen Sedimenten nach der Thorium-230/Protactinium-231-Methode. 1970 wurde sie Professorin für Chemie an der University of Miami. Florida, und wurde dort 1976 emeritiert.

Schon ihre ersten Arbeiten in Budapest und Wien waren der chemischen Kinematik und der Radiochemie gewidmet, die sie dann über Fragen der Radioaktivität von Sedimenten, die Pettersson bei seinem ersten Besuch am Radiuminstitut 1924 aufgriff, schließlich in den USA zur nuklearen Geochemie und zur Ozeanographie führten.

Elisabeth Rona verstarb 1982 im hohen Alter von 92 Jahren in Miami.

2.4. MARIETTA BLAU

Nach 15 Jahren ununterbrochener Tätigkeit am Institut für Radiumforschung verließ Marietta Blau 1938 Österreich. Ihre bahnbrechenden wissenschaftlichen Leistungen bei der Entwicklung der photographischen Methode zum Nachweis von Teilchen und ihre frühen Beiträge zur Erforschung der kosmischen Strahlung haben nicht jene Würdigung gefunden, die einem Forscher zuteil wird, der unter weniger schwierigen Bedingungen arbeiten kann, als sie Blau als Emigrantin und Frau in einer männlich dominierten Wissenschaft entgegentraten.

Marietta Blau wurde am 29. April 1894 als Tochter des Hof- und Gerichtsadvokaten Markus Blau in Wien geboren. Nach Absolvierung der Volksschule (1900 bis 1905) und des „Privaten Mädchen-Obergymnasiums des Vereins für erweiterte Frauenbildung" in der Rahlgasse in Wien (Matura 1914) studierte sie in den Jahren 1914 bis 1918 an der Universität Wien Physik und Mathematik und promovierte 1919 mit einer am II. Physikalischen Institut (Institut Exner) verfertigten Dissertation „Über die Absorption divergenter α -Strahlen". Kurz nach Beenden des Studiums arbeitete Blau am Zentralröntgeninstitut in Wien und von Oktober 1920 bis Juni 1921 am Radiuminstitut. 1921 nahm sie eine Stellung an der Röntgenröhrenfabrik Fürstenau in Berlin an und ging sodann ans Institut für physikalische Grundlagen der Medizin nach Frankfurt am Main (1922 bis 1923).

Aus familiären Gründen kehrte Blau 1923 nach Wien zurück und fand am Radiuminstitut als freie wissenschaftliche Mitarbeiterin in der zusammen mit dem 11. Physikalischen Institut gebildeten Arbeitsgruppe, die sich mit Fragen der Kernumwandlung zu beschäftigen begann, ihr neues wissenschaftliches Betätigungsfeld. Sie arbeitete auf dem Gebiet der Radioaktivität und publizierte über die Zerfallsraten von RaA sowie die Ionisation von H-Strahlen (Protonenstrahlen) zusammen mit Elisabeth Rona. Von Hans Pettersson, der damals mit der schon erwähnten Arbeitsgruppe auf dem noch ganz neuen Gebiet der Kernphysik zu arbeiten begonnen hatte, wurde Blau angeregt, die Verwendung photographischer Emulsionen zum Nachweis von Rückstoßprotonen und von Atomzertrümmerungsprozessen (eine sehr martialische Eindeutschung des von Rutherford geprägten Begriffs „atomic disintegration", nach heutigem Sprachgebrauch künstliche Kernumwandlung) zu studieren. Die erste einer Reihe grundlegender Arbeiten zur „photographischen Wirkung natürlicher H-Strahlen" wird 1925 publiziert.[27]

Außer der Szintillationsmethode, die am Radiuminstitut mit wechselndem Erfolg angewandt wurde, gab es damals keine andere Methode, die empfindlich genug gewesen wäre, Einzelteilchen nachzuweisen. Nach langwierigen Versuchen gelang es Blau schließlich, diese Methode zu einem reproduzierbaren und quantitativen Untersuchungsinstrument zu ent-

wickeln. Die Vielseitigkeit und relative Einfachheit der photographischen Methode hat sich seither vielfach bewährt; sie gehört heute zu den Standardverfahren zum Nachweis von Strahlen und findet nicht nur im Strahlenschutz, sondern in vielen Bereichen der Kern- und Teilchenphysik Anwendung.

1932/1933 ging Marietta Blau mit einem Stipendium des Verbandes der Akademikerinnen Österreichs zu Professor Pohl nach Göttingen (Arbeiten zur Kristallphysik) und dann für ein Semester zu Marie Curie nach Paris, wo eine Arbeit über eine von «-Teilchen an Beryllium ausgelöste Neutronenstrahlung entstand.

1936 begannen Blau und ihre Mitarbeiterin Herta Wambacher mit Untersuchungen über das Vorkommen von schweren Teilchen in der kosmischen Strahlung und entdeckten dabei in den exponierten Emulsionen „Sterne", deren Ursache auf neue Teilchen hindeutete und als Explosionen von Atomkernen durch kosmische Strahlung verstanden wurden. Marietta Blau schrieb dazu in einem Rückblick auf diese Zeit: *Im Jahre 1924 arbeitete Prof. Hans Pettersson im Wiener Radiuminstitut mit einer Gruppe von Physikern auf dem damals ganz neuen Gebiet der Kernphysik. Er forderte mich auf, mitzuarbeiten, und schlug mir vor, zu untersuchen, ob nicht photographische Emulsionen zum Nachweis von Atomzertrümmerungsprozessen verwendet werden könnten... Nach langwierigen vergeblichen Versuchen gelang es endlich, 1926 die Bahnspuren von Protonen nachzuweisen und 1927 die Methode in Zertrümmerungsversuchen von Aluminium mit Alphapartikeln zu verwenden.... Wohl die größten Vorteile der photographischen Methode liegen in der Einfachheit, mit der Experimente bewerkstelligt werden können, und in der Tatsache, daß seltene Strahlungseindrücke durch geeignete Wahl der Expositionszeiten gesammelt werden können. Ende 1936 beschlossen Dr. Wambacher und ich, diese Vorteile der Methode in Experimenten über das Vorkommen von schweren Teilchen (Protonen, Neutronen und Alphapartikeln) in der kosmischen Strahlung auszunützen... Ermutigt durch die experimentellen Resultate planten wir unmittelbar neue Experimente. Um die Abhängigkeit der Sterngröße von der Atomnummer des zu zertrümmernden Elements zu untersuchen, wurden Emulsionen frei und bedeckt mit dünnen Folien verschiedenen Materials exponiert. Weiters wurden Emulsionen an Bergstationen verschiedener Höhen- und Breitenlagen verteilt. Durch Vermittlung von Prof. St. Meyer erhielten wir von der Akademie der Wissenschaften einen Beitrag, der uns Ballonflüge mit Emulsionen ermöglichen sollte. All das wurde jedoch durch die politischen Verhältnisse in Österreich unterbrochen.*[28]

Für ihre „Untersuchungen der photographischen Wirkungen der Alphastrahlen, der Protonen und der Neutronen" wurde Marietta Blau und ihrer Mitarbeiterin Herta Wambacher von der Akademie der Wissenschaften 1937 der „Ignaz L. Lieben-Preis" verliehen. Die zweite wissenschaftliche Würdigung ihrer Arbeiten erfuhr Blau nach ihrer Rückkehr nach Österreich 1962 mit der Verleihung des „Schrödinger-Preises" der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.[29]

Marietta Blau trat gerade zum Zeitpunkt des deutschen Einmarsches einen Auslandsaufenthalt an, um am Chemischen Institut von Ellen Gleditsch in Oslo zu arbeiten. Gleditsch hatte die Wiener Forscherin eingeladen, an ihrem Institut die photographische Methode zum Nachweis von Kernspuren bekannt zu machen und an dieser weiter zu arbeiten. Blau mußte in Wien ihre betagte Mutter zurücklassen, als sie nach Oslo aufbrach; durch Interventionen seitens Ellen Gleditschs gelang es Marietta Blau, ihre Mutter nach Norwegen nachkommen zu lassen. In Oslo entsteht noch eine Arbeit über die «-Strahlung eines Elements, die später einem noch unbekannten Isotop des Samarium zugeordnet werden konnte.

1939 verließ Blau das Institut für organische Chemie in Oslo und nahm auf Empfehlung Einsteins einen Ruf an die Technische Hochschule in Mexico City an, wo sie in den folgenden Jahren als Professor für Physik tätig war. 1944 ging sie nach New York und arbeitete dort für die „Canadian Radium Corporation". 1948 wurde Blau von der „Atomic Energy Commission" an die Columbia University als Research Physicist berufen, wo weitere Arbeiten zur photographischen Nachweismethode entstehen, nun schon im Zusammenhang mit den in Entwicklung begriffenen Beschleunigungsmaschinen zur Erzeugung hochenergetischer Teilchenstrahlen. 1950 wurde Blau von der „Atomic Energy Commission" an das Brookhaven National Laboratory berufen, wo mit dem „Cosmotron" ein neuer, sehr leistungsfähiger Teilchenbeschleuniger zur Verfügung stand. Neben der Untersuchung hoch-

energetischer Stöße von Protonen in Emulsionen werden auch Mesonen als Primärteilchen benutzt, und es gelang erstmals, die Erzeugung von Mesonen durch Mesonen nachzuweisen. Ein weiter Weg mußte seit der Zeit zurückgelegt werden, als in den zwanziger Jahren Elisabeth Rona Poloniumquellen für Blaus Versuche am Radiuminstitut hergestellt hatte, und nun durch die Beschleunigertechnik Energiebereiche zugänglich wurden, die vordem nur durch die Wirkungen der kosmischen Strahlung studiert werden konnten. Die kosmische Strahlung, die Blau damals vor zwanzig Jahren bei ihren Experimenten am Hafelekar bei Innsbruck untersucht hatte, enthält eine Komponente schwerer Teilchen, die Hyperonen, die Blau nun mit den neuen Möglichkeiten der Beschleunigertechnik in einer größeren Anzahl von Publikationen studierte.[30]

1955 wurde Blau von ihren Arbeiten in Brookhaven freigestellt und nahm eine Stelle als Associate Professor an der University of Miami in Florida an. Neben ihrer Lehrtätigkeit verfaßte sie dort zusammen mit mehreren ihrer Mitarbeiter Veröffentlichungen über Antiprotonen, A-und K-Mesonen, sowie monographische Artikel über die photographische Methode.[31]

In einem Brief an Berta Karlik vom 24. März 1956 schrieb Marietta Blau:

Florida erinnert mich ein bißchen an Mexico, aber natürlich fehlen die Berge und alles ist artificial und für den Touristenverkehr hergerichtet und in der Saison, die gerade vorbei ist, sind fürchterliche aufgedonnerte und laute Leute hier. Miami Beach — die nur ungefähr 30 km entfernt ist, habe ich erst einmal gesehen, aber selbst wenn ich Zeit hätte, würde ich nicht zum zweiten Mal hingehen. Man sieht das Meer vor lauter überpompösen Hotels nicht. In der Nähe des Hauses, in dem ich wohne, ist eine Brücke zu einer einsamen Insel, und auch dort war ich erst einmal am Abend. Palmen stehen am Strand, und es war gerade Mondschein und (die) langen Schatten der Palmen auf dem smaragdgrünen Wasser waren wundervoll schön. In dem Garten, wo ich wohne, sind auch Kokospalmen und Mango- und Avocadobäume, und wunderschöne Vögel fliegen herum.

Trotz all der Schönheit habe ich großes Heimweh und denke viel an die schönen Tage , die ich in Wien verbracht habe.[32]

1960 kehrte Marietta Blau nach Wien zurück; am Radiuminstitut erhielt sie bescheidene Arbeitsmöglichkeiten, und unter ihrer Anleitung entstehen einige Dissertationen in Kooperation mit CERN. Die schon erwähnte 1962 erfolgte Verleihung des „Schrödinger-Preises“ kann vielleicht als Kompensation für die ablehnende Haltung der Akademie der Wissenschaften verstanden werden, Marietta Blau als korrespondierendes Mitglied in die Akademie aufzunehmen; ein diesbezüglicher Antrag wurde von Karl Przibram 1961 gestellt.[33]

Ihre letzten Jahre in Wien waren von einem schweren Starleiden, das sie fast erblinden ließ, getrübt. Am 27. Januar 1970 verstarb Marietta Blau im Krankenhaus Lainz in Wien. Ihre Urne wurde im Grab ihres Vaters beigesetzt.

2.5. WEITERE MITARBEITER DES INSTITUTS FÜR RADIUMFORSCHUNG, DIE 1938 EMIGRIERTEN: MAGDA HABERFELD, EDUARD JAHODA, GUSTAV KURTE STEFAN PELZ UND FRANZ URBACH

Die Gruppe, die Karl Przibram am Radiuminstitut um sich geschart hatte, war von der rassistischen Politik der Nazis in besonderer Weise betroffen. Nicht nur Przibram selbst, sondern noch weitere fünf seiner Schüler waren zur Emigration gezwungen: Magda Haberfeld, Eduard Jahoda, Gustav Kürti, Stefan Pelz und Franz Urbach.

Eduard Jahoda emigrierte 1939 nach den USA, Gustav Kürti zuerst 1938 nach England und dann 1939 weiter in die USA. Stefan Pelz geht 1938 nach England, wo er in einem Londoner Spital arbeitet und zu einem der Begründer der Spitalsphysik in England wird. Über Magda Haberfeld war es mir nicht möglich, Näheres in Erfahrung zu bringen.

Gustav Kürti, geboren in Wien am 7. April 1903, studierte an der Universität Wien Mathematik und Physik und promovierte 1926 mit einem mathematischen Thema („Über die Reduktion von ebenen Parallelgittern und zugehörige Dirichletsche Nachbarschafts-

figuren") bei Furtwängler. Neben seiner Tätigkeit als Bundesbeamter im Schuldienst der Stadt Wien als Lehrer für Mathematik und Naturlehre (1927 bis 1938) arbeitete er ab 1931 als freier wissenschaftlicher Mitarbeiter am Radiuminstitut. 1938 emigrierte Kürti nach Großbritannien, 1939 ging er in die USA.

Gustav Kürti, der, wie auch die anderen Genannten, bei Przibram an Verfärbungs- und Lumineszenzerscheinungen von Alkalihalogeniden arbeitete, wandte sich nach der Emigration 1939 in die USA wieder der Mathematik, vor allem der angewandten Mathematik, zu. Als enger Mitarbeiter Richard von Mises' war er zwischen 1942 und 1951, zuerst als Assistent bei von Mises, dann ab 1946 als Assistent Professor of Aerodynamics an der Harvard University tätig. Zuvor arbeitete Kürti als Research Fellow in Physics an der University of Rochester, New York (1939 bis 1941), sodann bis zu seiner Übersiedlung nach Harvard als Research Associate am MIT in Cambridge. 1951 bis 1952 ging Kürti als stellvertretender Abteilungsleiter und Konsulent für angewandte Mathematik an das Naval Ordonance Laboratory in der Nähe von Washington und wirkte schließlich ab 1952 bis zu seiner Emeritierung 1968 zuerst als Associate Professor, ab 1952 als Professor of Aerodynamics am Case Institute of Technology in Cleveland, Ohio. In den Jahren 1965, 1968 und 1969 war Kürti als Gastprofessor an den Universitäten Halle und Rostock, DDR, tätig.[34]

Die wissenschaftliche Tätigkeit Kürtis besticht durch ihr breites Spektrum. Als Mathematiker und Lehrer wandte er sich der experimentellen Physik zu, war auf den Gebieten der Grenzschichtentheorie und der Photometrie tätig und gelangte durch seine Arbeiten in der theoretischen Mechanik, der Aerodynamik und Hydromechanik zu akademischen Positionen. Als Autor verfaßte er gemeinsam mit K. Oswatitsch das Buch *Gas Dynamics* (1956) und übersetzte Arnold Sommerfelds zweiten Band der *Vorlesungen über theoretische Physik* ins Englische.

Gustav Kürti verstarb 63jährig 1969 in Wien.

Franz Urbach wurde am 28. Juni 1902 in Wien geboren, wo er auch das Gymnasium und die Universität besuchte. 1926 promovierte er mit einer Arbeit über Lumineszenzerscheinungen nach radioaktiver Bestrahlung, die er unter der Obhut Karl Przibrams ausführte. Ein weiterer Dissertant des Jahres 1926 bei Przibram war O. R. Frisch, dessen Arbeit „Über die Wirksamkeit von langsamen Kathodenstrahlen auf Steinsalz" 1927 in den Mitteilungen des Radiuminstituts erschien. In den Jahren von 1926 bis 1931 arbeitete Urbach zusammen mit der Gruppe um Przibram an den Erscheinungen der Photolumineszenz und der Thermolumineszenz in Festkörpern nach Bestrahlung und beschrieb als erster die in der Literatur als *„glow curves"* bezeichneten Erscheinungen, die er „Buckel" nannte.[35] 1931 übernahm er die physikalische Leitung der neuerrichteten Strahlenabteilung am Krankenhaus der Stadt Wien in Lainz, kehrte aber immer wieder zu Forschungsarbeiten an das Radiuminstitut zurück, wo er sich mit infrarotempfindlichen Phosphoren und der Temperatur- und Formabhängigkeit von Absorptionskanten in Festkörpern befaßte. 1938 wurde auch Urbachs wissenschaftliche Laufbahn in Österreich jäh unterbrochen; die Gruppe um Przibram verlor damit wohl einen ihrer fähigsten Forscher.

1939 gelang ihm zusammen mit seiner Frau Anna, der Tochter des Psychoanalytikers Paul Federn, die auch am Radiuminstitut arbeitete, die Flucht aus dem Machtbereich der Nazis, und er siedelte sich in den USA an, wo er ab 1941 zuerst als Research Physicist am Institut für Optik der Universität Rochester und dann, sowie parallel dazu, in verschiedenen leitenden Funktionen in den Forschungsabteilungen von Eastman Kodak/Rochester tätig war. Sein Name ist mit den „Urbach-Regeln“ in die wissenschaftliche Literatur eingegangen.

Bemerkenswert sind die vielfältigen persönlichen kulturellen und sozialen Querverbindungen der Wissenschaftler des Radiuminstituts. Die akademischen Lehrer der Mathematik versammelten sich im Nebenhaus des Radiuminstituts zu Sitzungen des Wiener Kreises; zu den Sozialwissenschaften bestanden Kontakte durch die Schwester Eduard Jahodas, Marie Jahoda. Karl Jahoda, der Vater Eduard Jahodas, war der Drucker der *Fackel,* und nach dem Tode des Vaters 1926 mußte der Sohn sehr zu seinem Leidwesen die wissenschaftliche Arbeit zugunsten der Leitung der Druckerei zurückstellen. Sein Bruder Fritz Jahoda war Konzertpianist. Die Schwester Rosi Jahoda studierte Botanik und Zoologie und war mit Gustav

Kürti verheiratet. Durch Urbachs Frau wiederum bestanden Verbindungen zum Kreis der Wiener Psychoanalytiker.

2.6. MITARBEITER AM INSTITUT FÜR RADIUMFORSCHUNG VOR 1938, DIE NACH DER MACHTERGREIFUNG DER NAZIS EMIGRIERTEN: VICTOR F. HESS, GEORG v. HEVESY, FRIEDRICH PANETH UND ERWIN SCHRÖDINGER

Zu Ende dieser Untersuchung über das Radiuminstitut und die Ereignisse im Verfolg der Eliminierung von Wissenschaftlern von den Universitäten durch die Nazis sei noch auf eine Gruppe von Physikern und Chemikern hingewiesen, die im ersten Dezennium nach der Gründung des Radiuminstituts dort zusammengearbeitet hatten und nach der Machtergreifung durch die Nazis emigrierten.

Victor Franz Hess, geboren am 24. Juni 1883 auf Schloß Waldstein in der Steiermark, war nach seinen Studien in Graz Assistent am II. Physikalischen Institut der Universität Wien bei Franz Exner und nach seiner Habilitation 1910 mit einer Arbeit über die Radioaktivität der Luft 1. Assistent am neugegründeten Radiuminstitut. Dort arbeitete er an luftelektrischen und radioaktiven Untersuchungen, die 1912 zur Entdeckung der kosmischen Strahlung führten. Hess wurde dafür 1936 zusammen mit Carl D. Anderson mit dem Nobelpreis für Physik ausgezeichnet. R. Steinmaurer berichtet in einem Rückblick auf die frühe Zeit der Erforschung der kosmischen Strahlung und die Arbeiten Hess': *Bald nach der Besetzung Österreichs durch das nationalsozialistische Deutschland wurde Hess zuerst in den Ruhestand versetzt und im September 1938 fristlos ohne Pension aus politischen Gründen entlassen und gezwungen, den Nobelpreis, den er in Schweden investiert hatte, einzuberufen und gegen deutsche Reichsschatzscheine auszutauschen.*[36] *Als kosmopolitisch denkender Wissenschaftler und aktiver Katholik hatte Hess aus seiner Ablehnung des Nationalsozialismus nie ein Hehl gemacht.*[37]

Hess emigrierte im Herbst 1938 in die USA, wo er sofort an der Fordham University in New York eine Professur erhielt, die er bis zu seiner Emeritierung 1958 innehatte. Hess besuchte nach 1945 noch einige Male Österreich, konnte sich jedoch nicht entschließen, den Einladungen nachzukommen und nach Österreich zurückzukehren. Victor Hess starb am 17. Dezember 1964 in Mount Vernon, New York, im Alter von 81 Jahren.

Georg Karl von Hevesy, geboren am 1. August 1885 in Budapest, begann nach Absolvierung seiner Studien der Mathematik, Physik und Chemie in Budapest, Berlin und Freiburg i. Br. seine akademische Karriere in Manchester bei Rutherford und setzte sie ab 1913 am Radiuminstitut in Wien fort, wo in enger Zusammenarbeit mit Friedrich A. Paneth die Grundlagen zu jenen Arbeiten gelegt wurden, für die Hevesy 1943 den Nobelpreis für Chemie erhielt.

Im Rückblick auf diese Jahre schrieb Hevesy: *Im November 1912 hatte ich das große Glück, den Assistenten des Instituts, Dr. Paneth, kennenzulernen. Im Gespräch mit ihm zeigte sich bald, daß Paneth bei seinen Versuchen, Radium D von Blei zu trennen, dieselben Enttäuschungen erlebt hatte wie ich. Mein Vorschlag, den Spieß umzudrehen und die Untrennbarkeit von Radium D von Blei (der Ausdruck „Isotop" wurde erst viel später eingeführt) dazu zu benutzen, eine bekannte Menge Blei durch Zugabe einer bekannten Menge von Radium D zu kennzeichnen, fand begeisterte Aufnahme bei Paneth, und wir wurden rasch einig, die Arbeit unmittelbar nach Weihnachten aufzunehmen. In einem Brief, den Stefan Meyer im Dezember 1912 an mich richtete, sprach er den Wunsch aus, wir sollten uns der Untersuchung der Chemie des Poloniums zuwenden; doch, schrieb er, sei er auch mit der Ausführung der geplanten „Indikator-Arbeit" einverstanden. Wir haben beide Untersuchungen in Angriff genommen. Alle Hilfsmittel, die wir zu unseren Arbeiten benötigten, standen zu unserer Verfügung, und an Hilfsbereitschaft von Seiten des Direktors des Instituts und seines Vertreters, Victor Hess, fehlte es wahrlich nicht. Es waren herrliche, unvergeßliche Zeiten: Hönigschmid arbeitete am Institut, Atomgewichtsbestimmungen von großer Wichtigkeit wurden ausgeführt, Etalons wurden hergestellt, wir erlebten die Entdeckung der Höhenstrahlung.*[38]

Da Hevesys Leben und wissenschaftliches Werk gut dokumentiert sind,[39] soll hier nur in einigen Zitaten auf das Ausscheiden aus seiner Professur an der Universität Freiburg i. Br. eingegangen werden. Sein Freund Paneth teilte ihm im Frühjahr 1933 mit, daß er die Absicht habe, Deutschland zu verlassen und sich in England niederzulassen. Kasimir Fajans und V. M. Goldschmidt, alte Freunde und Kollegen Hevesys, verloren ihre Posten. Hevesy begann daran zu zweifeln, ob Freiburg die Heimat für ihn sein könne, als die er sie noch in einem Brief an Stefan Meyer 1931 beschworen hatte. Am 5. Juli 1933 schrieb er an Paneth: *Ich bin dabei, meine Arbeiten so weit als möglich abzuschließen. Das III. Reich ist was sehr Schönes für einen Deutschen, wenn man aber kein Deutscher ist, so scheint es mir am richtigsten zu sein, die Konsequenzen zu ziehen, wie unangenehm sie auch in meinem Punkte sein mögen.*[40] In einem weiteren vertraulichen Brief an Paneth vom 8. August 1933 berichtete er von seinem Entschluß, um seine Entlassung einzureichen, und der Absicht, nach Kopenhagen zu ziehen. Obwohl die Entscheidung, Deutschland zu verlassen, schon gefallen war, entschloß sich Hevesy, für ein weiteres Jahr in Freiburg zu bleiben, auch um zu dokumentieren, daß es nicht sein Wille war, Deutschland zu verlassen. Schließlich ersuchte er im Juli 1934 um seine Entlassung, ein Wunsch, dem am 25. August stattgegeben wurde.

Hilde Levi, Assistentin und Mitarbeiterin Hevesys in Kopenhagen in der Zeit von 1934 bis 1943, schrieb zu den Motiven und Bedingungen, die Hevesy veranlaßten, seine Position in Deutschland aufzugeben: *During the thirties the political Situation in Europe and its consequences for a large number of people as well as the threat of war were the dominant topics of discussions everywhere. But even in this connection Hevesy displayed a detached, impersonal, and very unemotional attitude. To me, this seemed strange behaviour. After all, Hevesy had left Germany because of the Nazis. He never said a ward about his own Situation. Rumors would have it that the reason for his departure from Freiburg was "a Jewish grandmother". As many will remember, during the Hitler regime in Germany, "a Jewish grandmother" was like a collective Code, or a measuring unit, in which a group of people's undesirability, their chance for escape or survival, could be expressed. "A Jewish grandmother" was the misfortune that had befallen many a distinguished family whose members did not consider themselves Jewish — neither in a religious nor in a "racial" sense. Apparently, Hevesy belonged to this group. He did not want to be mistaken for a person who left Germany because of "race", rather, that he had taken this Step because he was definitely opposed to the vulgar Nazi regime and its atrocities.*[41]

Abschließend sei eine Anekdote berichtet, die den Menschen und Wissenschaftler Hevesy sehr treffend charakterisiert: Damit die ihm anvertrauten goldenen Nobelpreis-Medaillen seiner Freunde und Kollegen James Franck und Max von Laue nicht in die Hände der deutschen Besatzung in Kopenhagen fallen können, löste Hevesy sie in Königswasser auf. Nach 1945 wurden die Lösungen intakt aufgefunden und aus dem Material neue Medaillen geprägt.

Der Chemiker Friedrich Adolf Paneth, geboren am 31. August 1887 in Wien, war nach seinen Studien in Wien und München von 1912 bis 1917 wissenschaftlicher Mitarbeiter Stefan Meyers am Radiuminstitut. In diese Zeit fällt die schon erwähnte intensive Zusammenarbeit mit Hevesy während dessen Wiener Aufenthalten. Hier entstand eine Vielzahl von Arbeiten zur Indikatormethode und deren Anwendung auf das Studium der physikalisch-chemischen Eigenschaften von Schwermetallen und deren anorganischen Salze. Ein weiteres Ergebnis ihrer Zusammenarbeit war das gemeinsam verfaßte *Lehrbuch der Radioaktivität,* an dem sie 1917 zu arbeiten begonnen hatten.[42]

Paneth nahm 1917 eine Assistentenstelle an der Deutschen Technischen Hochschulein Prag an, ging 1919nach Hamburg und als Professor für Chemie 1922 nach Berlin, wo er an der dortigen Universität eine a.o. Professur für Chemie erhielt. Schließlich folgte er einem Ruf nach Königsberg auf die Stelle eines Professors und Direktors des Chemischen Instituts der Universität.

1933 kehrte er von einer Vortragsreise nach England nicht mehr nach Deutschland zurück. Paneth wurde aus seiner Position in Königsberg am 27. April 1933 entlassen.[43]

Paneth arbeitete vorerst in England am Imperial College of Science and Technology in London und erhielt 1939 eine Einladung, eine Professur für Chemie an der University of

Durham anzunehmen. Von 1943 bis Kriegsende bekleidete er den Posten des Direktors der Chemieabteilung des Joint British-Canadian Atomic-Energy-Teams in Montreal, wo er mit Fragen der Plutoniumforschung befaßt war. Nach Kriegsende kehrte Paneth nach Durham zurück, gründete das Londonderry Laboratory for Radiochemistry und widmete sich wieder seinen früheren Forschungsinteressen.

Nach Erreichen der Altersgrenze für die Professur in Durham nahm Paneth 1953 einen Ruf an das Max-Planck-Institut für Chemie in Mainz an. Hier wandte er sich der Erforschung der Chemie des äußeren Weltraums und der Fortsetzung seiner 1926 begonnenen Forschungen über Meteoriten zu.[44]

Fritz Paneth war einer der führenden Radiochemiker seiner Zeit. Nicht nur die Entwicklung der Methode der radioaktiven Indikatoren, sondern eine Vielzahl von wichtigen Beiträgen zur Verbesserung der Abtrennung radioaktiver Substanzen, die Bestimmung kleinster Gasmengen (Helium), der Nachweis der Existenz einiger Metallhybride und kurzlebiger freier Radionukleide gehen auf seine Arbeiten zurück. Seine Forschungen zur Chemie der Meteoriten leisteten einen ganz wesentlichen Beitrag zur Erweiterung unseres Wissens über die Geschichte der Erde.

Paneth war ein umfassender Gelehrter mit vielen sein engeres Fachgebiet überschreitenden Interessen, wofür seine Literatursammlung historischer Meteoritenfälle (heute an der Smithonian Institution, Washington D.C.) oder auch seine vielfältigen historischen Studien, insbesonders zur Geschichte der Radioaktivität und der Chemie — sein besonderes Interesse galt der Alchemie — zeugen.

Friedrich Paneth starb am 17. September 1958 in Wien.

Abschließend sei noch Erwin Schrödinger[45] erwähnt, der, Stefan Meyer vielfach freundschaftlich verbunden,[46] gleichfalls am Radiuminstitut experimentelle Arbeiten ausführte. Auf Anregung Egon von Schweidlers entstand 1913 eine Arbeit zu Fragen der atmosphärischen Luftelektrizität.[47] Eine weitere Arbeit wurde in Zusammenarbeit mit Fritz Kohlrausch 1914 publiziert.[48]

3. ZUSAMMENFASSUNG UND ABSCHLIESSENDE BEMERKUNGEN

Es ist die vornehmliche Absicht dieser Arbeit, einen ersten zusammenfassenden und dem derzeitigen Stand der Nachforschungen entsprechenden Überblick über die Folgen der Okkupation Österreichs im März 1938 für ein einzelnes Institut zu geben. Dabei stand eine weitgehend biographisch orientierte Vorgangsweise im Vordergrund, ohne dabei eine im einzelnen oft lediglich kursorische wissenschaftliche Würdigung zu vernachlässigen.

Da eine geschlossene Darstellung aufgrund des bisher bearbeiteten Materials noch nicht gegeben werden kann, ist eine genaue quantitative Analyse der Emigration und ihrer Folgen für das Radiuminstitut noch nicht möglich. Dies bezieht sich vor allem auf bisher noch nicht erfaßte Dissertanten und Studenten des Instituts.

Trotzdem lassen sich schon jetzt einige Hinweise geben, was die quantitativen Aspekte der Emigration anlangt. Elf Wissenschaftler des Radiuminstituts mußten unmittelbar bzw. in der Folge der Ereignisse nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Österreich das Institut verlassen: Stefan Meyer, Karl Przibram, Elisabeth Rona, Marietta Blau, Anni Urbach, Franz Urbach, Eduard Jahoda, Gustav Kürti, Stefan Pelz und Magda Haberfeld; Elisabeth Kara- Michailowa kehrte aus politischen Gründen nach Bulgarien zurück. Ebenso emigrierten alle drei am Radiuminstitut in den Jahren vor 1938 tätigen späteren Nobelpreisträger: Victor Hess, Georg von Hevesy und Erwin Schrödinger.

Die vorsichtige Schätzung, daß das Radiuminstitut 1938 durch Vertreibung und Emigration *ein Viertel* seiner wissenschaftlichen Mitarbeiter verlor, bezieht sich auf die Zahl von insgesamt 49 im Jahr 1938 am Radiuminstitut mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte Personen (einschließlich der auswärtigen Mitarbeiter und Dissertanten). 22 Mitarbeiter des Instituts haben 1937 in den *Mitteilungen des Instituts für Radiumforschung* publiziert.[49]

Im Zusammenhang mit der Publikationstätigkeit des Instituts lassen sich folgende Zahlen angeben, die sowohl auf die quantitativen Auswirkungen wie auch und vor allem auf die

qualitativen Folgen der Emigration für die Forschungsarbeit Hinweise geben: Von den in der Zeit seit der Gründung des Instituts 1910 bis zum Jahr 1938 in den *Mitteilungen* insgesamt publizierenden Autoren wurden 1938 10 Prozent aus ihren Positionen vertrieben; von diesen vertriebenen Wissenschaftlern wurden in der genannten Zeit insgesamt 50 Prozent aller wissenschaftlichen Artikel verfaßt.

Eine über die hier gemachten kurzen Anmerkungen zu den Folgen der Emigration auf das wissenschaftliche Leben selbst hinausgehende Befassung mit den daraus resultierenden Veränderungen, sowohl in der Zeit zwischen 1938 und 1945 als auch nach 1945, muß einer weiteren Untersuchung Vorbehalten bleiben, die neben den spezifischen lokalen und nationalen Forschungsbedingungen und -Strukturen auch die international geänderte Situation der Forschungen auf dem Gebiet der Kernphysik für die Abschätzung der Folgen der Emigration mit in Betracht zieht.

In diesen Problemkreis fallen auch die Auseinandersetzung mit der Forschungspolitik in Österreich nach 1945 und der personellen Situation an den Universitäten und Forschungseinrichtungen im Lichte der Entnazifizierung und die „Personalpolitik“ gegenüber den aus Österreich emigrierten Wissenschaftlern.

Danksagung:

Der Autor dankt Prof. Berta Karlik, Hofrat Dr. Auguste Dick, Eva Paneth, Prof. Edmund Hlawka, Prof. Frederic Meyer, Prof. Paul Urban und Dr. Friedrich Hernegger für ihre zahlreichen und wertvollen Hinweise sowie das Überlassen von dokumentarischem Material. Besonderer Dank gilt Dr. Agathe Koss-Rosenqvist für ihre stete Hilfe und die Bereitschaft zur Beantwortung vieler Fragen.

Anmerkungen:

1 Engelbert Broda, „Notizen zur Rolle der Österreichischen Wissenschaftler in der Emigration.“ Ergänzte Fassung des Beitrags zum *Internationalen Symposium zur Erforschung des österreichischen Exils 1934 bis 1945.* Wien 1977. Nachlaß Engelbert Broda 341, Zentralbibliothek für Physik in Wien.

2 Bundesmin. für Unterricht, Gzl. 12474/1/1 b aus 1938. Ggst.: Univ. Wien, phil. Fak., Personalmaßnahmen. Österr. Staatsarchiv, Allg. Verwaltungsarchiv.

3 Hervorhebung des Autors. Es ist dies das einzige Mal, daß in diesem Akt ein „Grund“ genannt wird. Die „Verordnung zur Neuordnung des österreichischen Berufsbeamtentums" vom 31. Mai 1938 (RGBM 1938 I, 607) enthielt im § 3 die Bestimmung, nach der „jüdische Beamte, Beamte, die jüdische Mischlinge sind und Beamte, die mit einer Jüdin (einem Juden) verheiratet sind“, in den Ruhestand zu versetzen sind.

4 Bundesmin. für Unterricht, Gzl. 9492/II/6 aus 1938. Ggst.: Univ. Wien, phil. Fak., ord. Prof. Stefan Meyer, Versetzung in den dauernden Ruhestand. Österr. Staatsarchiv, Allg. Verwaltungsarchiv.

5 Bundesmin. für Unterricht, Gzl. 12674/1/1 b aus 1938. Siehe Anm. 2.

6 Erika Weinzierl, „Hochschulleben und Hochschulpolitik zwischen den Kriegen“, in: N. Leser (Hrsg.), *Das geistige Leben Wiens in der Zwischenkriegszeit.* Wien 1981, 72f.

7 Stefan Meyer/Alexander Wunderer, *Grundlagen der Instrumentenkunde für Musikanten und Dilettanten.* Wien 1950.

8 Aufgrund dieser Messungen wurde es möglich, Sommerfelds Theorie der Magnetisierung experimentell zu überprüfen.

9 Lise Meitner, *Phys. Z.,* 7, 1906, 588 und 8, 1907, 489.

10 Otto Robert Frisch, *What Little I Remember.* Cambridge—London—New York—Melbourne 1979. Charlotte Kerner, *Lise, Atomphysikerin. Die Lebensgeschichte der Lise Meitner.* Weinheim—Basel 1986.

11 Mit Beschluß der Österr. Akad. der Wissenschaften wurde das Institut für Radiumforschung 1986 in ein Institut für Mittelenergiephysik umgewandelt, das heißt aufgelöst, womit der traditionsreiche Name des Instituts aus der ÖAW verschwunden ist. (Dem gleichnamigen Universitätsinstitut blieb der Name erhalten.) Das „Institut de Radium" der Madame Curie in Paris, errichtet nach dem Wiener Vorbild, besteht noch dem Namen nach, wohl auch in Anerkennung einer naturwissenschaftlichen Tradition.

12 K. Przibram, „Stefan Meyer“. Nachruf in: *Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.* 100. Jg. 1950, Wien 1951.

St. Meyer und E. v. Schweidler, *Radioaktivität.* Leipzig, 1. Aufl. 1917. 2. Aufl. 1927.
Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hrsg.): *Österreicher im Exil, Belgien 1938—1945. Eine Dokumentation.* Auswahl und Bearbeitung Ulrich Weinzierl. Wien 1987, 5.
A.a.O., 153.
A.a.O., 150.
M. Kowall, *Die 1938 von der Universität Wien verwiesenen Mitglieder des akademischen Lehrkörpers der philosophischen Fakultä* Diss. Univ. Wien 1983.
Berta Karlik, „Karl Przibram". Nachruf in: *Almanach der Österr. Akad. der Wiss.,* 12. Jg. (1974). Wien 1975.
L. v. Portheim arbeitet als Privatgelehrter am „Vivarium" in Wien und nach seiner Emigration nach Großbritannien in den Kew Gardens London.
Berta Karlik, „Karl Przibram", a.a.O., 380.
Karl Przibram. *Erinnerungen an ein altes physikalisches Institut. Beiträge zur Technik und Chemie des 20. Jahrhunderts.* Lise Meitne
Otto Hahn, Max von Laue zum 80. Geburtstag. Hrsg. von O. R. Frisch/F. A. Paneth/F. Laves/P. Rosbaud. Braunschweig 1959.
Karl Przibram, *Verfärbung und Lumineszenz.* Wien 1953.
Science in Austria. Leaflet, Presented on the Occasion of the Meeting of British and Austrian Scientists in Support of the Restauratio of Science in Austria. November 3rd, 1945. Chemical Society, Burlington House.
Hilde Levi, *George de Hevesy. Life and Work.* Kopenhagen 1985.
Persönliche Mitteilung V. F. Weisskopfs an den Verfasser.
Elizabeth Rona, *How it came about: Radioactivity, Nuclear Physics, Atomic Energy.* Oak Ridge Associated Universities. ORAU 137 published June 1978.
Marietta Blau, „Über die photographische Wirkung natürlicher H-Strahlung", in: *Mitteilungen des Instituts für Radiumforschung.* 179 1925.
Marietta Blau, „Bericht über die Entdeckung der durch kosmische Strahlung erzeugten „Sterne" in photographischen Emulsionen", in *Sitzungsberichte der Österr. Akad. der Wiss.,* Mathem.-naturw. Klasse, Abt. Ila, 159. Bd., L—2. Heft, Wien 1950.
Almanach der Österr. Akad. der Wiss., 87. Jg. 1937. Wien 1938, 351.
nanach der Österr. Akad. der Wiss., 112. Jg. 1962, Wien 1963, 242.
M. Blau, *Phys. Rev.,* 102, 2, 495.
M. Blau, „Photographie Emulsions", in: L. C. L. Yuan and C. S. Wu (Eds.), *Methods of Experimental Physics,* 5a, Nuclear Physics Chapter 1.7., 208—264. New York—London 1961.
Blau, „Determination of Mass of Nucleons in Emulsions." Ebda., Vol. 5b, Chapter 2.3.5., 37—44. New York—London 1963. Für beid Artikel wurde von Blau als Ort das Institut für Radiumforschung angegeben, da die Artikel zumindest teilweise in Wien verfaßt wurden Archiv des Instituts für Radiumforschung und Kernphysik der Univ. Wien.
Bezeichnend für die Atmosphäre, die M. Blau umgibt, ist der Prof. Gustav Jäger, II. Physik. Inst, der Univ. Wien, unterstellte Ausspruch als Blau die Möglichkeiten einer Habilitation sondierte: „Frau *und* Jüdin, das ist zu viel."
Max Pinl and Lux Furtmüller, „Mathematicians under Hitler", in: *Leo Beck Institute, Year Book XVIII,* 1973. London, 129.
x Pini, unter Mitarbeit von Auguste Dick, „Kollegen in einer dunklen Zeit. Schluß". Jber. Deutsch. Math.-Verein. 75, 1975, 166.
Franz Urbach, „Zur Lumineszenz der Alkalihalogenide. I. Vorbemerkungen und orientierende Beobachtungen", in: *Mitteilungen de Instituts für Radiumforschung,* 261. Wien 1930.
nz Urbach, „Zur Lumineszenz der Alkalihalogenide. II. Mitteilung", in: *Mitteilungen des Instituts für Radiumforschung,* 262. Wien 1930
nz Urbach/Georg Schwarz, „Zur Lumineszenz der Alkalihalogenide. III. Thermolumineszenzmessungen; zur Lockerstellenhypothese, in *Mitteilungen des Instituts für Radiumforschung,* 262. Wien 1930.
Hess war ein aktiver Parteigänger des austrofaschistischen Regimes und wurde aus diesem Grund von den Nazis entlassen.
R. Steinmaurer, „Erinnerungen an V. F. Hess, den Entdecker der kosmischen Strahlung, und an die ersten Jahre des Betriebs de Hafelekar-Labors", in: Y. Sekido and H. Elliot (Eds.), *Early History of Cosmic Ray Studies.* Dordrecht—Boston—Lancaster 1985.
G. von Hevesy, „Erinnerungen an die alten Tage am Wiener Institut für Radiumforschung", in: *Sitzungsbericht der Österr. Akad. der Wiss., Math. nat. KL, Abt. Ha. 159. Bd., 1—2. Heft 1950.*
Vgl. dazu die bei Hilde Levi, a.a.O., angegebenen Referenzen. Weiters: B. Karlik, „Georg von Hevesy". Nachruf in: *Almanach der Österr. Akad. der Wiss.,* 118. Jg., 1968. Engelbert Broda, Nachruf auf G. v. Hevesy, in: *Chemie in unserer Zeit* 1/3, 1967, 73.
Hilde Levi, a.a.O., 67.

Hilde Levi, a.a.O., 85f.

Georg von Hevesy/Fritz Paneth, *Lehrbuch der Radioaktivität.* Leipzig 1923. 2., völlig umgearb. Aull., Leipzig 1931.

Das Entlassungsdatum wird zitiert nach einer im *Manchester Guardian Weekly* veröffentlichten Liste entlassener Angehöriger der deutschen Universitäten. *The Manchester Guardian Weekly,* Friday, May 19, 1933: „Nazi-‚Purge' of the Universities. A Large List of Dismissais." In: *The Intellectual Migration. Europe and America,* 1930—1960. Ed. by D. Fleming and B. Bailyn, Cambridge 1969.

G. von Hevesy, „F. Paneth 70 Jahre", in: *Pysikal. Blätter* 13, 1957, 414.

Walter Thirring, in diesem Band.

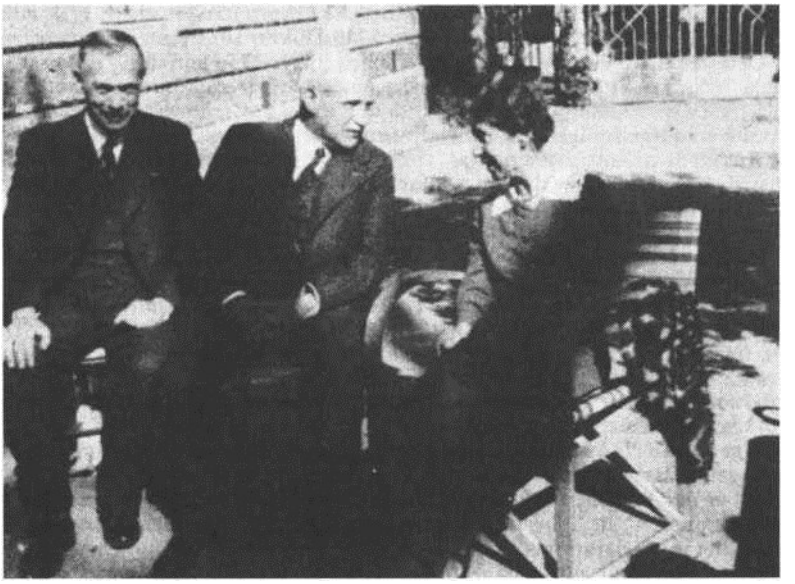
G. Kerber/A. Dick/W. Kerber, *Dokumente, Materialien und Bilder zur 100. Wiederkehr des Geburtstags von Erwin Schrödinger.* Wien 1987. *Schrödinger: Centenary Celebration Of A Polymath.* Hrs. von C. W. Kilmister. Cambridge 1987.

Berta Karlik, „Der wissenschaftliche Briefwechsel von Stefan Meyer", in: *Sitzungsbericht der Österr. Akad. der Wiss., Mathern.-Naturw. Kl., Abt. II, 188. Bd., 4. bis* 7. *Heft. 1979. Mitteilungen des Inst. für Radiumforschung.* 717. Wien 1979. Karlik führt 28 Briefe an St. Meyer aus der Zeit 1911 bis 1938 aus Stuttgart, Berlin und Graz an.

E. Schrödinger, „Radium-A-Gehalte der Atmosphäre in Seeham 1913.", in: *Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaft* in Wien, Mathem. - Naturw. KL, Abt. 2a, 122, 1913, 2033.

K. W. F. Kohlrausch/E. Schrödinger. „Über die Weiche (0) Sekundärstrahlung von γ -Strahlen", in: *Mitteilungen des Instituts für Radiumforschung* 61, 1914.

Vgl. dazu *Almanach für das Jahr 1938,* 88. Jg., Akademie der Wissenschaften in Wien. Wien 1939. Im Jahr 1938 publizieren 20 Autoren in den *Mitteilungen des Instituts für Radiumforschung.* Siehe dazu auch die Abbildung zum zeitlichen Verlauf der Publikationstätigkeit des Instituts.



Von links nach rechts: Karl Przibram. Stefan Mayer. Ellen Gleditsch (Oslo) im Hof des Wiener Radium-Instituts 1935

WALTER THIRRING

Die Emigration Erwin Schrödingers

Erwin Schrödinger war der Emigrant par excellence: Er mußte dreimal emigrieren. Ja, er wurde sein ganzes Leben durch die politischen Wirrnisse in Mitteleuropa von einer Wirkungsstätte zur anderen gestoßen, so wie ihn sein Genius stets von einer wissenschaftlichen Vision zur nächsten trieb. Sein gutbürgerliches Elternhaus, das ihm nach Privatunterricht zuhause im weiteren ein beschauliches Gelehrtendasein versprach, brach mit Ende der Monarchie ebenfalls zusammen. Sein Vater wurde von Krankheit und das Vermögen von Inflation dahingerafft, und da in Wien eine Universitätsassistentenstelle ein junges Ehepaar nicht ernähren konnte, mußte Schrödinger emigrieren. Zunächst an einigen deutschen Universitäten tätig, fand er schließlich in Zürich eine Umgebung, die sein Genie aufblühen ließ und wo er die Gesetze entdeckte, die nicht nur die Atome, sondern alle Materie beherrschen. Dies brachte ihm 1927 einen Ruf als Nachfolger von Max Planck nach Berlin ein. Einer solchen Ehre konnte Schrödinger nicht widerstehen. Doch die Ansammlung führender Physiker wie Einstein, Planck, Laue und viele mehr in Berlin, in der Schrödinger seine geistige Heimat gefunden zu haben glaubte, war nur von kurzer Dauer. Sie wurde barbarisch durch die Machtübernahme Hitlers zerschlagen, und Schrödinger emigrierte zum zweiten Mal. Zunächst in England lebend, zog er 1937 eine Professur in Graz einer solchen in Edinburgh vor. Dies stellte sich als schwerer Fehler heraus, und nach dem Einmarsch Hitlers war seine dritte Emigration eine Flucht in der Nacht über die Grenze nach Italien. Es folgte weiteres Flüchtlingsdasein, bis ihm durch E. de Valera 1940 Dublin zur zweiten Heimat wurde. Erst nachdem Österreich wieder frei war, kehrte Schrödinger 1956 endgültig in seine echte Heimat zurück.

Wie hat die ständige Emigration Schrödingers geistige Entwicklung beeinflußt? Er wurde durch sie aus dem herausgerissen, was vielfach „main stream of scientific development“ genannt wird. Da es sich bei diesem vielfach nur um den Versuch mittelmäßiger Geister, durch Nachäffen von Modeströmungen billige Lorbeeren zu ernten, handelt, hatte dies auf Schrödinger ohnehin wenig Einfluß. Doch auch er benötigte Gesprächspartner, solche wie H. Weyl und P. Debey in Zürich hatte er dann nicht mehr. Wir lesen in einem Brief an Wolfgang Pauli 1940:

People are as nice to me as nice can be. Newspaper articles extall my fame, graciously discuss my private life in detail. No wish could I utter with respect to the School, that would not immediately be cared for. A remark that I must have made a lang time ago recently came back to me in this form: the Prime Minister stressed the necessity to provide for an afternoon-tea, to invite the members of the Institute in an informal way etc. etc. — So nothing is missing — except, the others; except this that I am still quite alone. Oh, could I get you *here! That is nonsense now, I know. But perhaps a little later.*

So geriet sein Streben nach einer vereinheitlichten Feldtheorie in Dublin auf Irrwege, und obgleich er der Wahrheit schon recht nahe war, blieb ihm der Erfolg scheinbar versagt. Doch nur scheinbar — die Saat, die er gestreut hatte, keimte im Tiefen, und seine Schriften haben die späteren Generationen, denen der Durchbruch gelang, stark beeinflußt.

Schrödinger war nicht nur Emigrant, sondern er war zweimal Remigrant. Das erste Mal war er trotz seiner Erfahrungen zu keinen politischen Kompromissen bereit, an Frau O. Fröbe-Kapteyn schreibt er 1946:

Den Namen Leisegang kenn ich gut. Ich schlug einmal im Herbst 37 in Graz in einer Besetzungskommission Krach, weil sein Name von der Liste verschwunden war. Und als ich fragte, warum, hieß es, er sei eingesperrt gewesen. Und als ich fragte, warum, hieß es: „ Wegen Beleidigung des Führers.“ Und dann kam eben der Krach, und ich trat aus der Kommission aus. Vielleicht war das „the last straw“, dem ich es verdanke, daß ich nachher von den Nazis hinausgeschmissen wurde und daher noch lebe.

Doch auch in seiner Dubliner Geborgenheit denkt er an seine Heimat (das Österreich vor 1918), und schreibt an A. March 1946:

Ich liebe Südtirol und das angrenzende Oberitalien wie — ich könnte fast sagen als *— meine Heimat. Es nahe und, für einen anständigen Ordinariengehalt, auch pekuniär erreichbar zu haben, ist für mich eine der größten Verlockungen. Ist diese Hoffnung berechtigt? Was glaubst Du, was denkst Du darüber, erstens aufgrund dessen, wie es jetzt steht, zweitens aufgrund der kürzlich abgeschlossenen Verträge?*

So war man schon ab 1946 bestrebt, Schrödinger nach Österreich zurückzugewinnen, doch er zauderte. Wer kann ihm folgendes verdenken:

Brief an Victor Hess:

Man weiß ja nicht, auf was man sich einläßt, bei dieser völligen Unsicherheit der valutarischen Lage — um nur eines zu nennen. Optimistisch kann man annehmen, daß sie uns, auch nach Klärung derselben, gut behandeln und so stellen werden, daß man im Inland sein Auskommen hat — aber im Ausland (entschuldige den schrecklichen Wortwitz) kein Einkommen hat. Eigentlich wollte ich sagen: aber ins Ausland wird man vielleicht in absehbarer Zeit überhaupt nicht mehr können. Denn das hab ich jetzt in der Schweiz gesehen, selbst wenn man theoretisch überall und auf alles eingeladen ist, gibt man doch ein Narrengeld aus.

Brief an Kabinettsdirektor W. Klastersky:

Meine Frau ist neun Jahre jünger als ich, wird mich also voraussichtlich überleben. Meine einzige große Sorge seit 1938 ist, daß ich nicht weiß, wovon sie dann leben wird. Es gibt hier in Irland keine Witwenpensionen, selbst nicht für Staatsbeamte. Nach meiner Vertreibung durch die Nazi und definitiven Anstellung in Dublin war ich zu alt (53). um eine diesbezügliche Privatversicherung möglich zu machen, ganz abgesehen von der damals vorauszusehenden und wirklich erfolgten Verminderung aller Geldwerte auf die Hälfte oder ein Drittel.

Es würde dem Ansehen der Republik Österreich abträglich sein, wenn meine Witwe einmal vor dem Nichts stünde oder, wie seinerzeit die Witwe des Heinrich Hertz, von internationaler Wohltätigkeit lebte.

Diesmal hatte Schrödinger die Situation richtig eingeschätzt, und er kehrte erst 1956 in das neuerstandene Österreich zurück. Nicht um hier sein Gnadenbrot zu essen, sondern voll Hoffnungen, deren Erfüllung ihm leider nur in geringem Maße vergönnt war. Er sprach sie in einem Gedicht aus:

Mitte September:

Wenn erst die Gleiche vorbei
kommt wieder Sonnenglanz:
leuchtender als im Mai
wirbelt der Blättertanz
durch die Alleen.
Bräutlicher neigen
die überreichen
Zweige sich zum Spiegel der Seen.

Aber nein, nein, vorüber

ist neues Grünen,

vorüber die kühnen

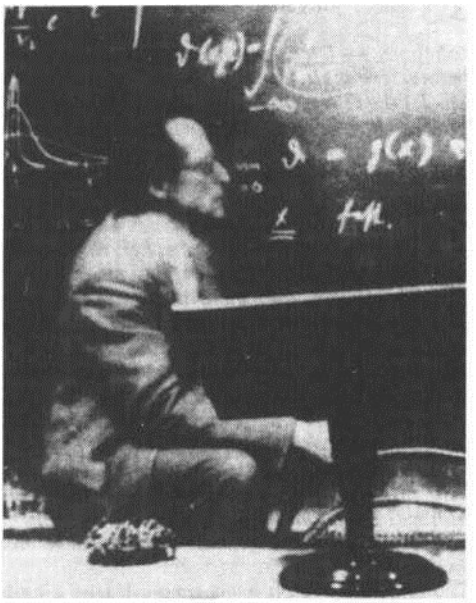
furchtlosen Pläne.

Nur mit geliehenen
Fittichen sühnen
wir müden Schwäne
zum Nichtsein hinüber.

So sagen andre. —
Glaub es nicht, wandre
mutig und frei
durch all dies Sterben.
Nur den vermessenen
selbstvergessenen
ist es Verderben.
Uns schafft es neu.

Schöner als einst im Mai
wirbelt im Herbstesglanz
leuchtender Blättertanz —
nichts ist vorbei.

Für Schrödinger war es bei seiner Heimkehr leider schon Ende November.



Erwin Schrödinger während einer Vorlesung

Erwin Schrödinger in Graz. ca. 1937

Erwin Schrödinger mit Carl Gustav Jung

Technische Wissenschaften

WILHELM FRANK

Technik. Einleitende Bemerkungen

1.

Meinem Verständnis nach ist es eine Hauptaufgabe, Material für professionelle Zeitgeschichtler zu erschließen, damit künftig einmal eine wissenschaftlich begründete Darstellung des Verlustes gegeben werden kann, den Österreich durch die aus moralischen, wirtschaftlichen und vor allem politischen Ursachen erzwungene Abwanderung von Angehörigen der technischen Intelligenz, insbesondere im Gefolge der Annexion an das Dritte Reich, erlitten hat.

In einem im Jänner dieses Jahres gehaltenen Vortrag habe ich den Begriff Österreicher so definiert, daß ich darunter auch alle jene Staatsbürger verstehe, die vor 1918 in der österreichischen Reichshälfte der k.u.k. Monarchie wenigstens eine längere Zeit ansässig waren. Ich habe auch auf den Umstand hingewiesen, daß sowohl in der Monarchie als auch in der Ersten Republik ein ständiger Abfluß technischer Talente stattgefunden hat, der durch keinen entsprechenden Zufluß kompensiert wurde. Schließlich habe ich den Personenkreis auf jene Kollegen eingeschränkt, die spätestens 1938 ihr Studium abgeschlossen hatten. Man könnte allenfalls diese Grenze bis 1945 hinaufsetzen und damit noch jene einbeziehen, die ihre Ausbildung im Exil bis zu diesem Zeitpunkt beenden konnten. Im übrigen habe ich versucht, an kurzen Lebensbildern von insgesamt neun schon seinerzeit prominent gewesenen Exilanten und einer Exilantin den Schaden in den Bereichen Maschinenbau, Elektrotechnik und Bauingenieurwissenschaften zu illustrieren, der Österreich durch deren Vertreibung zugefügt wurde. Da mittlerweile der Text dieses Vortrages — bis auf einige der Erläuterung technischer Einzelheiten dienende Skizzen — im Wege über die Druckerpresse allgemein zugänglich ist, brauche ich hier nicht weiter darauf einzugehen; er ist als Bestandteil dieser Einleitung anzusehen. (Vgl. meinen Beitrag in *Vertriebene Vernunft I)*

2.

Zunächst möchte ich versuchen, den Personenkreis, mit dem wir uns zu beschäftigen haben, quantitativ abzuschätzen, wobei ich mich auf das entscheidende Ereignis, die mit der NS-Herrschaft einsetzenden Verfolgungen, konzentriere.

Ich gehe davon aus, daß Österreich im Jahr 1938 rund 7 Millionen Einwohner hatte.

Die Zahl der absolvierten Diplomingenieure aller Fakultäten ist zu diesem Zeitpunkt mit maximal rund 12.000 anzunehmen; ich konnte dafür keine genauen Daten ausfindig machen. Aber 1961 waren es, bei einer erheblich vergrößerten industriellen Basis (laut Josef Steindl, „Bildungsplanung und wirtschaftliches Wachstum“ in: *Studien und Analysen des österreichischen Institutes für Wirtschaftsforschung,* 2, 1967, 51) insgesamt 13.514. Man kann weiters annehmen, daß von dieser Gesamtzahl rund 60 Prozent auf Absolventen der von uns — oder jedenfalls von mir — allein zu behandelnden Fakultäten: Maschinenbau, Elektrotechnik und Bauingenieurwesen, entfallen und rund 40 Prozent auf Chemiker, Architekten, Vermessungsingenieure, Agrar-, Kultur- und Forstingenieure und Montanisten. Wir haben daher von einer Gesamtzahl von rund 7200 Diplomingenieuren in den genannten drei Fachgebieten auszugehen und nun zu überlegen, wie viele davon seitens der NS-Machthaber Verfolgungen oder mindestens Diskriminierungen ausgesetzt oder sonst bedroht waren.

Gehen wir von der Anzahl der 1938 in Österreich lebenden konfessionell gebundenen Juden aus, die 203.000 betragen hat, das heißt rund 3 Prozent der Gesamtbevölkerung (nach Stephan Vajda, *Felix Austria. Eine Geschichte Österreichs.* Wien 1980, 589), und verdoppeln wir diese Zahl, dann sind darin wohl auch alle anderen Bevölkerungsschichten ein-

geschlossen, die wegen ihrer Herkunft oder aus politischen Gründen — oder aus beiden — direkten Zwangsmaßnahmen ausgesetzt waren oder solche zu befürchten hatten. Das sind also 6 Prozent der gesamten Bevölkerung.

Nimmt man den Anteil an der akademischen technischen Intelligenz, die aus dieser Schicht kam, mit dem doppelten des Bevölkerungsanteils an, wovon aber nur etwa die Hälfte den Fluchtweg in die Emigration gefunden haben, dann ist die Gesamtzahl der hier in Betracht zu ziehenden Personen mit rund 500 abzuschätzen.

3.

Ich halte diese Ziffer eher für eine obere Grenze. Dies deshalb, weil die Ausgangsziffer von 12.000 akademischen Ingenieuren im Jahr 1938 sehr hoch geschätzt ist. Ferner deshalb, weil die Führung der österreichischen Industriebetriebe in der Ersten Republik überwiegend in der Hand offen reaktionärer und meist auch radikal antisemitisch eingestellter Personen lag, bei denen fortschrittlich orientierte oder abstammungsmäßig unpassende Ingenieure — ungeachtet ihrer fachlichen Qualität — ebensowenig eine Chance auf eine Anstellung hatten, wie in der öffentlichen Verwaltung — die Gemeinde Wien in gewissem Maße ausgenommen. Beides — Industrie und öffentliche Verwaltung — waren aber damals wie auch bis heute jene hauptsächlichen Gebiete, in denen Diplomingenieure ein Betätigungsfeld finden konnten. Zum Unterschied etwa von Medizinern und Juristen, bei denen der Anteil der freiberuflich Tätigen verhältnismäßig groß und damit die Möglichkeit der Durchsetzung auf Grund der erweisbaren Fähigkeiten erheblich günstiger war, war diese Chance bei der technischen Ausbildung kaum gegeben. Dazu kam, daß für Juristen etwa im Handel, bei Banken und bei Versicherungen, wo sich das Management anders als in der Industrie zusammensetzte, vollwertige berufliche Tätigkeitsfelder bestanden haben. Daher war schon unter den Studierenden technischer Fächer der Anteil der fortschrittlich eingestellten und der herkunftsmäßig Belasteten erheblich geringer als bei den Medizinern und Juristen, und die meisten dieser ihr technisches Studium aus Neigung zum Fach Betreibenden waren darauf eingerichtet, ihren Beruf künftig im Ausland auszuüben. Sie waren a priori potentielle Wirtschaftsemigranten. Traditionell sind dies ja viele der österreichischen Techniker gewesen, auch bereits dann, als noch nicht die drückende Wirtschaftskrise mit mehr als 600.000 Arbeitslosen an der Sinnhaftigkeit technischen Tuns, das ja zu einem erheblichen Teil auf Rationalisierung — also der Erbringung der gleichen Dienstleistungen und der Herstellung der gleichen Gütermengen mit weniger Arbeitsaufwand — gerichtet ist, zweifeln ließ.

4.

Heute und in Zukunft erscheint es wohl aussichtslos, das Schicksal all der Betroffenen — die vorher von mir auf 500 geschätzt wurden — zu verfolgen, die zu einem guten Teil nicht einmal namentlich bekannt sind.

Immerhin dürften aber die Prominenten der Exilanten einigermaßen in dem Werk *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* München—
New York—London—Paris, Band I und II 1980; Registerband (Band III) 1982, erfaßt sein.

Wie ich überdies Ende September 1987 erfahren habe, hat der „Verein Deutscher Ingenieure“ (VDI) im Jahr 1986 ein von Wolfgang Mock stammendes Buch von 207 Seiten, *Technische Intelligenz im Exil 1933—1945.* herausgegeben, das allerdings nur die Fachgenossen enthalten dürfte, die nach England emigriert sind.

Aus der ersten dieser Quellen müssen natürlich die Österreicher und Österreicherinnen ausgegliedert werden. Die zweite enthält bereits diese Ausgliederung. In beiden Fällen müssen aber die biographischen Daten auf ihre Richtigkeit überprüft werden.

5.

Ich möchte nun auf die vorhin bereits gestreifte besondere materielle und geistig-moralische Situation zurückkommen, in der sich die österreichische Technikerschaft in der Zeit von 1929 — dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise — bis 1938 befunden hat. Die in Österreich besonders tiefe und anhaltende Depression der Wirtschaft hat sich auch auf die Beschäftigungslage der Ingenieure entsprechend ausgewirkt, und sehr viele mußten sich, wenn sie nicht direkt arbeitslos waren, in zumeist sehr unbefriedigender Weise in anderen Berufen kümmerlich durchbringen. Die Bundesregierung war zwar sehr stolz auf die durch eine scharfe monetaristische Politik zum Alpendollar stilisierte, relativ stabil gehaltene Währung, aber völlig unfähig, dieses Ergebnis weiter in eine expansive Wirtschaftsentwicklung umzusetzen. Die Aussichtslosigkeit, mit der Technik und in technischen Berufen in Österreich etwas weiterbringen zu können — individuell wie für die Gesellschaft als Ganzes — stand ab 1933/34 im immer auffallenderen Gegensatz zu den Entwicklungen im Deutschen Reich, wo durch Autobahnbau, Vierjahresplan — hinter dem natürlich die Aufrüstung stand — und die öffentliche Wertschätzung der Technik augenscheinlich für technische Tätigkeiten wieder unvergleichlich günstigere Bedingungen herrschten. Es ist deshalb verständlich, daß die Attraktivität des „Anschlusses" an das Dritte Reich bei der österreichischen technischen Intelligenz in besonders hohem Maße gegeben war.

Ein, wenn auch kleiner Teil der österreichischen Technikerschaft glaubte, daß das Beispiel des ersten Fünfjahresplanes der Sowjetunion (1928 bis 1933) allgemein einen Ausweg aus der Krise weisen könnte, und eine Anzahl von Ingenieuren, darunter auch solche, die dem Kommunismus skeptisch bis ablehnend gegenüberstanden, suchten und fanden zu Anfang der dreißiger Jahre Arbeit in der Sowjetunion. Diese wurden — soweit ihnen als Mitglieder der Kommunistischen Partei nicht etwas Schlimmeres passierte, wie den technischen Physikern Quittner und Alex Weißberg-Cibulski — in den Jahren 1936/37 brutal in das kleriko-faschistische Österreich zurückgeschickt. Beispielhaft erwähne ich dafür den Lokomotivbauer Dipl.-Ing. Otto Weywoda, der dann zwischen 1950 und 1959 Generalsekretär des österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins war, und Dipl.-Ing. Karl Waldbrunner, den späteren Spitzenpolitiker der SPÖ. Auch diese Seite der österreichischen Emigration vor 1938, die zum Teil tragische Aspekte aufweist, sollte nicht vergessen werden.

Jedenfalls aber muß man das Verhalten der breiten Masse der österreichischen Technikerschaft zur Zeit des „Anschlusses“ aus ihrer damaligen Lage heraus beurteilen, in der im Vordergrund die lang vermißte und nunmehr reale Gelegenheit zu befriedigender und entsprechend bezahlter qualifizierter Tätigkeit stand. Nach langen Jahren der Entbehrung oder zumindest der Existenzbedrohung kamen in der Euphorie der Beseitigung dieses Zustandes kaum Gedanken an die weiteren Konsequenzen auf, waren Krieg, Zerstörung und Gaskammern für die Ingenieure ebensoweit aus dem aktuellen Gesichtskreis gerückt, wie für die politischen und moralischen Autoritäten aus anderen Lagern, die dem „Anschluß“ ein „freudiges Ja“ spendeten. Natürlich, auch damals hat es einen, wenn auch recht einsamen Mann gegeben, der klar gesehen hat: der „Anschluß“ bedeutet den Auftakt zum Krieg. Aber das war eben kein verlogener Biedermann, sondern ein geradlinig denkender, sein Fach ausgezeichnet beherrschender Militär, dessen an sie gerichtete Warnungen seine Kollegen im Generalstab der Deutschen Wehrmacht ignoriert haben: Theodor Körner, der auch sonst eine positive Ausnahmeerscheinung in der neueren österreichischen Geschichte war und geblieben ist. (Theodor Körner, *Auf Vorposten. Ausgewählte Schriften 1928 — 1938.* Wien 1977, speziell 202/203 und 233 ff.). Aber solche Ausnahmen, die es vielleicht auch auf Seiten der technischen Intelligenz gegeben haben mag — mir persönlich sind keine bekannt, was aber nichts besagt —, bestimmen nicht die Grundtendenz, die hier zu beurteilen ist, ebensowenig wie gelegentliche und meist vereinzelt gebliebene Kundgebungen von persönlicher Sympathie der im Land ohne Gefährdung Verbliebenen gegenüber den zur raschen, manchmal überstürzten Auswanderung gezwungenen Kollegen.

6.

Was die erzwungene Auswanderung betrifft, so war die Situation für Techniker im allgemeinen nicht besser als für die Angehörigen anderer Berufsgruppen, selbst bei hoher Qualifikation. Viele scheiterten überhaupt an den Schwierigkeiten der Visabeschaffung und der Ausreiseschikanen der Behörden des Dritten Reiches. Nur wenige nahmen die Bedrohung so ernst, daß sie einen illegalen Grenzübertritt wagten, und nicht wenige von diesen scheiterten dabei. In keinem der Aufnahmeländer waren die Emigranten gerne gesehen; man mußte schon zufrieden sein, geduldet zu werden. Das alles ist bekannt — für Techniker gab es keine Ausnahme.

7.

Gelegentlich wird — rückblickend — den österreichischen Behörden der Vorwurf gemacht, sie hätten im Jahr 1945 und in den Jahren danach keine Anstalten getroffen, die Emigranten zurückzurufen, auch nicht solche, die durch ihre Qualifikation für den Wiederaufbau von besonderer Bedeutung hätten sein können.

Ein solcher Vorwurf verkennt völlig die damalige Lage in einem hungernden, frierenden und weitgehend zerstörten Land, das Hunderttausende von Flüchtlingen beherbergte, vierfach militärisch besetzt war und vor dem eine ungewisse politische Zukunft lag. Niemandem, der unter diesen Bedingungen zur Mitarbeit an dem Wiederaufbau als Gleicher unter Gleichen bereit war und dazu aus dem Ausland zurückkehrte, war dies verwehrt — er mußte sich nur selbst zurechtfinden. Eine Einladung zur Rückkehr hätte jedoch bedeutet, dafür materielle und ideelle Anreize zu bieten, die Inländern nicht gewährt werden konnten, was unstreitig die Basis für neuerliche schwerwiegende Konflikte gelegt hätte.

Zur Behebung der aktuellen Schwierigkeiten, vor die sich das Land damals gestellt sah, war primär die Beschaffung materieller Güter und nicht das Spenden von besonderen Ideen erforderlich. Die jüngste Vergangenheit gehörte noch zum aktuellen Erlebnisinhalt jeder Bürgerin und jedes Bürgers, man konnte sich mit ihrer Verurteilung als politischem Bekenntnis begnügen, um die verfügbare Zeit möglichst ganz dem Wiederaufbau, einschließlich der Organisierung der individuell dringend benötigten Güter, zu widmen. Retrospektiv mag die Unterlassung einer tiefergehenden Analyse, die schon zu der damaligen Zeit möglich gewesen wäre, und etwa der Verzicht auf eine öffentliche Erklärung des Bundespräsidenten Dr. Karl Renner — dem so manche Züge mit jenen des Herrn Karl von Merz und Qualtinger gemeinsam sind — über sein Verhalten von 1933 bis Kriegsende, für die ja bis Ende 1950 Gelegenheit gegeben war (siehe dazu auch: Siegfried Nasko, *Karl Renner in Dokumenten und Erinnerungen Wien 1982),* als eine Wurzel jener Malaise anzusehen sein, unter der wir heute leiden. Aber damals war allgemein der Blick vor allem nach vorne — auf den nächsten Tag —gerichtet, darauf, daß es Brot gab und vielleicht ein bißchen Fett, daß Fensterglas zu haben war und das Stromnetz nur einmal und nicht dreimal täglich zusammenbrach. Das hat auch Ergebnisse gebracht. Der materielle Wiederaufbau ist unstreitig in relativ kurzer Zeit gelungen. Er darf die Generation, die ihn vollbracht hat, mit einigem berechtigten Stolz erfüllen.

Von außen besehen stellte sich das Bild aber doch differenzierter dar. Für diejenigen, die unter meist schmählichen Bedingungen und oft auch unter Verlust ihrer ganzen Habe ins Ausland gelangen und dort allmählich, unter Überwindung vieler Widrigkeiten, schließlich wieder festen Fuß fassen konnten, war eine Rückkehr in ein Land, in dem sie unter schwierigen Verhältnissen von neuem und mit höchst ungewissen Zukunftsaussichten wieder von vorne hätten anfangen müssen, wenig reizvoll, und es bedurfte einer besonderen inneren Bindung an dieses Land, um diese Hürde zu überwinden. Dazu kam noch, daß so manchem, der diese Hürde überwunden hat. es nicht nur materiell nicht leicht gemacht wurde, einen seiner Leistungsfähigkeit entsprechenden Platz zu finden. In diesem Zusammenhang sei beispielsweise auch erwähnt, daß die neue Republik zwar für jene, die mit der Waffe in der Hand für ein freies Österreich gekämpft haben, eine Befreiungsmedaille schuf — aber so mancher, der diesen riskanten Weg auf sich nahm, hat sie nicht erhalten. Das blieb auch außen nicht unbekannt, und zusammen mit der als mangelhaft empfundenen ehrlichen

ideellen Aufarbeitung der Vergangenheit wurden so auch die Mentalreservationen verstärkt, die zum Ergebnis hatten, daß der Rückstrom arbeitsfähiger Emigranten nach 1945 sich in engen Grenzen hielt und per Saldo die vorher erzwungene Abwanderung als ein dauernder Verlust anzusehen ist, zu dem noch der Verlust all jener kommt, die den Verfolgungen im zeitweiligen Machtbereich des Totalitarismus zum Opfer fielen.

8.

Techniker blicken stets mehr nach vorne als nach rückwärts. Die sorgfältige Vorbereitung auf die Zukunft ist Bestandteil unserer Berufspflicht, die es uns auch auferlegt, vor vor uns liegenden Gefahren vernehmlich zu warnen.

Ich gehe aus vom Phänomen einer neuen Form der Emigration — einer sozusagen unsichtbaren. Sie besteht darin, daß namhafte ausländische Konzerne in Österreich technisch-wissenschaftliche Zentren unterhalten und weiter errichten, in denen österreichische Ingenieure, Naturwissenschaftler und Mathematiker Beschäftigung finden und daher als in Österreich tätig in der Statistik geführt werden; sie sind also wenigstens nicht arbeitslos. Jedoch fließt das Ergebnis ihrer Arbeit meist nicht in die Produktionen ein, die in Österreich ablaufen — sie trägt nicht zur Stärkung der Produktionskraft dieses Landes bei. Um nicht mißverstanden zu werden: nicht die Tätigkeit ausländischer Unternehmen in Österreich wird, im Zeitalter der wachsenden internationalen Kooperation, von mir kritisiert, sondern es ist die *Einseitigkeit,* die bei dieser Erscheinung zu verzeichnen ist. Diese Asymmetrie wird noch durch die oft kostspielige Förderung der Ansiedlung von reinen Fertigungsbetrieben verstärkt, deren Basis für die weitere Entwicklung ihrer Produkte und Verfahren sich nicht in Österreich befindet.

Was hier zu beanstanden ist, ist auch nicht die im Einzelfall erfolgte Entscheidung, sondern der Umstand, daß diese Entscheidung ohne eine Einordnung in ein Gesamtkonzept erfolgte, das die Stärkung des wirtschaftlichen Potentials Österreichs zum erklärten Ziel hat. Ein solches Gesamtkonzept, das bis heute nicht existiert, wäre aber auch nur dann als brauchbare Leitlinie anzusehen, wenn es davon ausgeht, daß dieses Land künftig immer mehr nur von der qualifizierten Arbeit seiner Bevölkerung leben und sich so unter den anderen Ländern als eine selbständige Einheit behaupten kann. Oder, anders ausgedrückt, das humane Kapital bildet den entscheidenden Vermögenswert dieses Landes — auch wenn in keiner betriebswirtschaftlich geführten Buchhaltung sich dafür ein Posten findet —, dessen Mehrung und Nutzung für die eigenen Interessen seine wesentliche Existenzgrundlage darstellt.

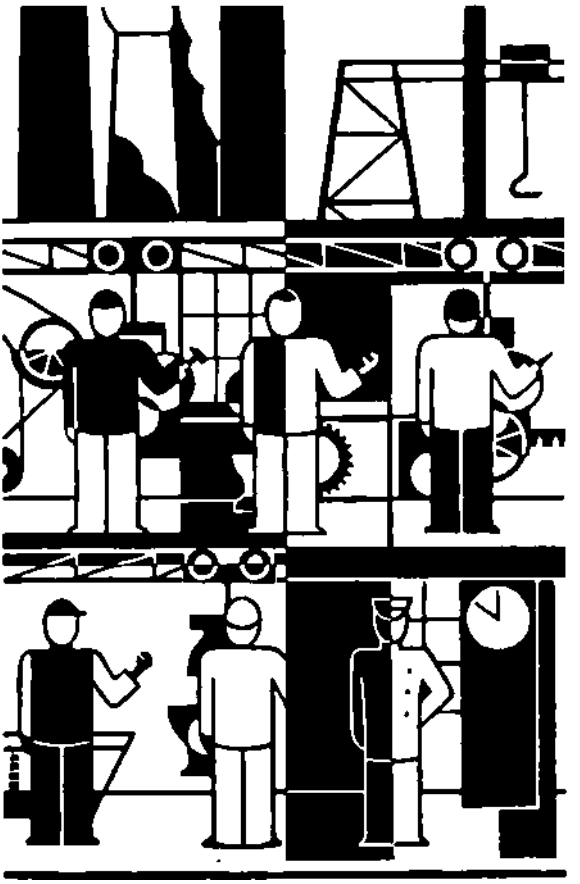
Zur Zeit des Wiederaufbaues der Zweiten Republik haben die herumliegenden Trümmer augenscheinlich auf das hingewiesen, was zu tun war. Den Übergang in die Zeit, in der keine sichtbaren Trümmer, sondern nur angestrengte, kritische gedankliche Arbeit den Weg zur dauernden Behauptung in einer Welt des gnadenlosen Wettbewerbs weist, haben wir bis dato nicht geschafft. Der Abfluß an technischer Intelligenz — der sichtbare, verstärkt durch den erwähnten unsichtbaren —, der dafür symptomatisch ist, entspricht zwar einer langen österreichischen Tradition, aber diese hat in die nationale Katastrophe geführt.

Die erschreckende Unterschätzung der Bedeutung guter technischer Arbeit hat in jüngerer Zeit Milliardenschäden verursacht, die alle Österreicher bezahlen müssen. Ich erinnere nur an die enormen Kosten- und Zeitüberschreitungen beim Allgemeinen Krankenhaus in Wien und die Pleite des VÖEST-Stahlwerksprojektes in Bayou — beides das eindeutige Ergebnis sträflich mangelhafter planmäßiger Vorbereitung durch entsprechend qualifizierte Ingenieure. Nicht die Projekte waren zu groß — sind „Monster“, wie uns Politschwätzer weismachen wollen —, sondern die Leute, denen man die Verantwortung dafür übertragen hat, waren für diese Vorhaben zu winzig.

Ende August 1987 sagte der österreichische Bundeskanzler Vranitzky im sogenannten Politikersommergespräch im Fernsehen unter anderem: Man könne sich in der Verstaatlichten Industrie nicht damit begnügen, oben das Management zu feuern und unten die Arbeiter zu entlassen, während das mittlere Management so ineffizient bleibe wie bisher. Das sind goldene Worte, die allgemein gelten — auch für den nicht gemeinwirtschaftlich geführten Sektor der Wirtschaft. Aber nicht weiter ausgeführt hat er den Weg, auf dem diese

Effizienzsteigerung erreicht werden könnte. Jedenfalls werden die Auseinandernehm- und Zusammensetzspiele, wie sie jetzt erfolgen, allein noch keine kreativen und funktionstüchtigen Führungsgruppen schaffen. Dafür bedarf es in der Regel einer mehrjährigen Aufbauarbeit unter erheblicher Zufuhr neuer Kräfte. Es braucht dazu Geduld und die natürliche Autorität auf der obersten Ebene, die die nötige Atmosphäre des Vertrauens verbreitet und die Motivation der Mitarbeiter stets von neuem erzeugt. Erfolge dieser die industrielle Struktur grundlegend verbessernden Bemühungen stellen sich im allgemeinen aber erst nach Zeiträumen ein, die außerhalb der Zeithorizonte etwa von üblichen Handelsgeschäften liegen. Zunächst verursachen sie nur Kosten.

Ich glaube, daß die notwendige Hinwendung zu den Quellen, aus denen der Reichtum und die Stärke unserer Gesellschaft tatsächlich und einzig zu schöpfen ist, weitherum noch nicht erfolgt ist. Darin ist die tiefe Sorge begründet, die nicht nur ich, sondern, in zunehmenden Maße, die Ingenieure um dieses Land empfinden und der ich mich deshalb verpflichtet fühle, auch an dieser Stelle Ausdruck zu geben.



Gerd Arntz. „Fabrik“ *(1927) aus der Serie* „Zwölf Häuser der Zeit“

ROBERT ADLER

Zeitzeuge

Vielleicht wäre es am besten, diesen Bericht mit ein paar biographischen Daten zu beginnen: Ich bin Ende 1913 in Wien geboren und habe bis zur Zeit der Auswanderung in der Josefstädterstraße gewohnt. Schon als Kind habe ich mich brennend für Physik und Technik interessiert. Die einzige Frage für mich war, ob ich an der Universität oder an der Technischen Hochschule studieren sollte. Ich habe schließlich die Universität gewählt, weil ich dachte, als Physiker würde ich die Technik besser verstehen. Lassen Sie mich bitte hinzufügen, daß die Physik selbst damals noch ganz verständlich war. Wenigstens kommt es mir heute so vor.

Im Mai 1937 war ich also ein funkelnagelneuer Doktor. Posten gab es nicht viele. Ein paar Stunden in der Woche arbeitete ich für einen Patentanwalt. Die Arbeit war interessant und die Erfahrung nützlich. Ich schrieb auch einige technische Artikel und verdiente sogar ein paar Schillinge als technischer Spezialist. Dann, im März 1938, kam der „Anschluß".

Es ist schwer, sich heute in die psychologische Situation des Frühjahrs 1938 zurückzuversetzen. Ich war ein gebürtiger Josefstädter. Alle meine Freunde und Bekannten waren Wiener. Ich hatte nie die geringste Absicht gehabt, Wien zu verlassen. Jetzt plötzlich sagte man mir: Du bist kein Wiener Kind mehr. Du bist ein Fremdkörper, der entfernt werden muß. Geh' freiwillig, oder...! Es war eine Situation wie in einem Kafka-Roman. Leider konnte man das Buch nicht zuschlagen und zur Wirklichkeit zurückkehren: Die Wirklichkeit selbst war verrückt geworden.

Nach dem „Anschluß" blieb ich noch ein ganzes Jahr in Wien. Ich fand sogar eine Beschäftigung als Lehrer für Radioreparatur in Umschulungskursen für Auswanderer. Meine Anzüge, Hemden, Krawatten, meine Schreibmaschine und mein Rechenschieber gingen in unzähligen Postpaketen zu meiner Freundin, die gleich nach dem „Anschluß" nach Brüssel geflohen war. Alle kamen an, und in den ersten Jahren im Ausland war ich froh, die Sachen zu haben. Den Rechenschieber habe ich heute noch. Jüngere Kollegen, die mit Elektronenrechnern aufgewachsen sind, fragen mich manchmal, wie man denn so etwas benützt. Aber ich vergesse es auch schon langsam selber.

Im März 1939 bekam ich ein englisches Besuchervisum und ein belgisches Durchreisevisum „sans arrêt" — ohne Aufenthalt. In Brüssel holte mich meine Freundin vom Bahnhof ab; fünf Minuten später erhielt ich meine erste Lektion im Verhalten in einem fremden Land.

„Du mußt Deinen Paß sofort verstecken. Wenn die Behörden hier dein englisches Visum sehen, schicken sie dich sofort nach England." „Aber du hast doch gesagt, daß ich mich bei der Gemeinde anmelden soll?" „Ja. Sag' ihnen, du bist bei Nacht über die Grenze gegangen. Die geben dir einen Zettel, damit bist du legal in Brüssel."

Schon wieder Kafka. Man hat einen gültigen Paß, aber man darf ihn der Lokalbehörde nicht zeigen, sonst wird man hinausgeworfen. Aber diesmal ist die verrückte Wirklichkeit freundlich: Du bekommst einen Zettel und darfst dableiben. Und die Dame am Gemeindeamt lächelt über dein holpriges Französisch und wünscht dir Glück.

Drei Monate später erhielt auch meine Freundin ein englisches Visum. Belgische Freunde gaben uns den Rat, unser Gepäck als Fracht nach London zu schicken; sie sagten, es gäbe eine Organisation „Mise et Reprise de Bagage", die brauche man bloß anzurufen, und sie würden das Gepäck von unserem Haus mit dem Lastauto abholen.

„Die haben leicht reden", dachten wir. Wir hatten ja fast kein Geld. Wir konnten uns kein Lastauto leisten. Wir riefen gar nicht erst an; statt dessen mieteten wir einen Schubkarren, und an einem warmen Juninachmittag karrten wir unsere Siebensachen schwitzend durch die Straßen Brüssels zur Frachtannahmestelle, wo wir einigermaßen erschöpft ankamen.

Und hier bekam ich wieder eine wichtige Lektion. Es stellte sich heraus, „Mise et Reprise de Bagage" hätte weniger gekostet als die Miete unseres Schubkarrens. Wir sind uns damals sehr dumm vorgekommen, aber die Erfahrung war mehr als ein paar belgische Francs wert:

In einem fremden Land soll man nie annehmen, daß große Dinge oder kleine Dinge so sind wie zu Hause — sogar wenn man sich in dem fremden Land schon zu Hause fühlt.

England, im Sommer 1939 — ein paar Monate vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges —, war ein Land ganz anders als das England von heute. Der europäische Kontinent war weit weg, nicht besonders interessant, und Mitteleuropa war noch weiter weg und noch weniger interessant. Bloß ein Jahr früher hatte Premierminister Chamberlain von der Tschechoslowakei gesprochen: „Ein fernes Land, von dem wir wenig wissen“ ... Kanada, Australien, Indien waren Teile des Britischen Weltreichs. Mit ihnen fühlten sich die Engländer verbunden. Die Länder im Osten des Ärmelkanals gehörten nicht zur Familie; die Leute dort sprachen ja nicht einmal Englisch!

In England fühlte ich mich wirklich in der Fremde. Es war nicht die Sprache; die hatte ich so halbwegs gelernt, bevor ich in England landete. Es war vielmehr das Gefühl, daß ein Flüchtling aus Mitteleuropa hier wirklich ein Fremdkörper war. Die Engländer waren ruhig, selbstsicher, höflich — ihre Welt war fest verankert und stabil. Wie konnte da unsereiner mitkommen?

Aber bald entdeckte ich etwas anderes, Schöneres: Diese Menschen waren hilfsbereit — Tausende Flüchtlinge kamen damals nach London, und Dutzende Hilfskomitees aller Arten, religiös, beruflich oder einfach aus Freiwilligen bestehend, nahmen sich der Flüchtlinge an. Ich selbst wurde durch eine dieser Gruppen — die „Gesellschaft der Freunde“, die sogenannten Quäker — eingeladen, eine Woche bei einem älteren Ehepaar auf dem Land zu verbringen. Aus der einen Woche wurden fünf; die Frau des Hause lieh mir ihr Fahrrad, und die schönen Fahrten durch die friedliche Landschaft Südenglands sind mir eine unvergeßliche Erinnerung geblieben.

Anfang 1940 fand ich einen Posten im Laboratorium einer kleinen Firma in London. Es war meine erste ganztägige Stellung. Den ganzen Tag im Labor arbeiten zu dürfen und dafür noch bezahlt zu bekommen, schien zu schön, um wahr zu sein.

Und dann, ein paar Wochen später und völlig unerwartet, kam ein Brief vom amerikanischen Konsulat: „Ihre Quotennummer ist an der Reihe. Bitte melden Sie sich.“

Meine erste Reaktion war, beim Konsulat anzurufen und mich krank zu melden: Ein schrecklicher Schnupfen, oder so etwas ähnliches. Ich brauchte Zeit, um mir das zu überlegen. Nach Amerika fahren? Drei Monate früher wäre ich Hals über Kopf zum Konsulat gelaufen. Aber jetzt hatte ich interessante Arbeit, ein paar englische Freunde, und fing an, mich in London richtig zu Hause zu fühlen. Warum nicht hierbleiben?

Aber alle meine Freunde sagten: Geh nach Amerika. Du bist doch Techniker, und Amerika ist das gelobte Land für Techniker. Und hier — wer weiß, wie sich der Krieg entwickelt. Wart’ nicht, bis es zu spät ist. Geh!! — So kam ich im Juni 1940 nach Amerika.

In den USA, dem klassischen Einwanderungsland, war die Rolle des Neuangekommenen ganz anders als in Belgien oder in England. Die Leute betrachteten ihn — oder sie — als gar nichts Ungewöhnliches — „Meine Großeltern sind auch aus Mitteleuropa gekommen“ —, bloß als einen Menschen, der sich nicht auskennt, der die Regeln des Baseballspiels nicht versteht, und der noch nicht Auto fahren kann. Kein Problem. Das wird er alles bald lernen. Mittlerweile muß man ihm behilflich sein.

Die Hilfsbereitschaft dem Neuankömmling gegenüber hat mich wirklich erstaunt. Sie war so natürlich, fast instinktiv, wie die Reaktion eines Erwachsenen, der Kinder vor dem Überfährenwerden beschützt, ob er sie nun kennt oder nicht.Meine erste Anstellung war bei einer kleinen Firma in Chicago, die sich mit elektrischen Meßinstrumenten beschäftigte. Es war ein Ingenieursposten, hauptsächlich auf praktische Probleme eingestellt, und mein Doktorat hielt ich sorgfältig geheim, sonst hätte ich den Posten sicherlich nicht bekommen. Löten konnte ich ja gut, das war bedeutend wichtiger. Der Posten brachte mir wertvolle Erfahrung: Ich lernte amerikanische Bestandteile kennen, wurde vertraut mit Meßinstrumenten, und das Wichtigste vielleicht — ich lernte, mit anderen zusammenzuarbeiten: einander mit Respekt zu behandeln, was immer die Schulung des anderen war — und gelegentlich einander zu „häkerln“ und nie wütend zu werden, wenn man hineingefallen war.

Nach anderthalb Jahren fand ich dann einen viel interessanteren Posten bei einer großen Radiofirma, die später eine der größten amerikanischen Fernseherfirmen wurde. Ich blieb

dort, mit einer kurzen Unterbrechung, über vierzig Jahre, und arbeite noch heute als Konsulent für sie. An meinem ersten Arbeitstag, als man mir im Labyrinth des Laboratoriums einen Platz angewiesen hatte, kam ein Ingenieur — ich kannte ihn natürlich noch nicht — vorbei und fragte: „Sind Sie neu hier? Schon lange in Amerika? Bloß anderthalb Jahre? Von wo sind Sie denn gekommen?“ Und als ich antwortete: „Aus Wien!“, sagte er lächelnd: „Wo all die gute Musik herkommt!“ Es war eine nette Einführung in das neue Milieu.

Ich will Sie nicht mit Details meiner amerikanischen Karriere langweilen. Lassen Sie mich bloß sagen, daß für mich die USA ihrem Ruf als das gelobtes Land der Techniker wirklich gerecht geworden ist. Es ist selbstverständlich, daß in einem großen Land technische Neuentwicklungen leichter finanziert werden können; aber dieser Vorteil der Vereinigten Staaten ist lange nicht so wichtig wie die Haltung dem Neueinwanderer gegenüber: „Wenn du etwas kannst, zeig’s uns; wir halten dich nicht zurück.“

In unserem Laboratorium haben wir Techniker aus vielen Ländern, mit allen möglichen Akzenten. In den letzten paar Jahren sind auch Kollegen aus China und Korea dazugekommen. Und wir sind durchaus nicht ungewöhnlich in dieser Beziehung; wenn man zu einem technischen Symposium geht, muß man sich auf die verschiedensten Akzente gefaßtmachen. Ich kann keine Zahlen geben, aber es besteht kein Zweifel daran, daß der Prozentsatz von Einwanderern — das heißt Leuten, die nicht in den USA geboren sind — unter den Technikern und Naturwissenschaftlern bedeutend größer ist als in der Gesamtbevölkerung. Wir sind alle Kollegen; wo einer herkommt, ist interessant, aber mit dem Wert seiner Arbeit hat es nichts zu tun.

Im Sommer 1951 kamen meine amerikanische Frau und ich zum erstenmal nach dem Krieg nach Europa. Bei dieser Gelegenheit besuchten wir meinen verehrten Lehrer, Prof. Hans Thirring, in Kitzbühel. Prof. Thirring hatte damals seine Stellung als Vorstand des Instituts für theoretische Physik wieder aufgenommen, und ich stellte verschiedene Fragen — wie viele Studenten studierten heute Physik, und was wären die Pläne dieser Studenten nach dem Doktorat. Thirring antwortete, etwa ein Drittel würde versuchen, irgendwie an der Universität zu bleiben; ein zweites Drittel würde auswandern, nach Deutschland, nach Großbritannien, in die Schweiz, und nach Amerika ... Und das dritte Drittel? Meine Frage muß sehr naiv geklungen haben. Prof. Thirring fing an zu lachen. „Sie haben aber ein kurzes Gedächtnis. Wann haben Sie Physik studiert? Von 1932 bis 1937? Sagen Sie einmal — versuchen Sie sich zu erinnern: Wie Sie selber studiert haben, wie war das? Haben Sie damals geglaubt, daß Sie einen Posten finden werden?“

Mein alter Lehrer hatte natürlich recht. Man gewöhnt sich so leicht an gute Dinge und vergißt bald, daß sie nicht immer so waren. In den fünfziger Jahren konnte sich ein junger Physiker oder Elektroingenieur in Amerika seinen ersten Posten unter mehreren Angeboten aussuchen. Eine Anzahl junger Österreicher ging damals hinüber; viele sind dort geblieben. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß die österreichischen Einwanderer — ich spreche von den freien Berufen, die der Gegenstand dieses Symposiums sind — in den Vereinigten Staaten guten Erfolg gehabt haben. Oft sind sie in der Bevölkerung schwer zu identifizieren; sie haben sich ausgezeichnet angepaßt.

Österreichische Freunde fragen manchmal: Fühlst du dich wirklich so ganz zu Hause in Amerika? Wir verstehen schon, sagen sie, wie wichtig dir deine Arbeit ist. Sie hat es dir ermöglicht, mit Kollegen von Kalifornien bis Massachusetts in engem Kontakt zu stehen, und Laboratorien von Tokyo bis Akademgorodok zu besuchen. Wir verstehen das alles. Aber das Leben besteht doch nicht bloß aus Arbeit allein. Vermißt du nicht die Alpen, die Kärntner Seen, den Wienerwald?

Die Antwort ist nicht so einfach. Ja, ich denke oft an den Wienerwald im Frühling, die Tauern, den Wörther See. Aber ich denke gerade so oft, und mit der gleichen Sehnsucht, an die blumenbedeckten Bergwiesen im Mount Rainier National Park im Nordwesten der USA und an das herrliche Schigelände von Colorado. Der Begriff des „zu Hause“ ist nicht mehr so eng wie früher. Das Flugzeug und das Telefon haben die Welt weit geöffnet, und wo gute Freunde sind, da ist auch ein Stück von zu Hause.

Vielleicht nehmen Sie jetzt an, daß meine Frau und ich Nomaden geworden sind. Keine Angst: Unsere Adresse hat sich seit 37 Jahren nicht geändert.

Hat die Einwanderung so vieler österreichischer Techniker und Wissenschaftler den Vereinigten Staaten von Amerika genützt? Ich glaube schon. Einige sind berühmt geworden — Kurt Hoselitz wird mit seinem Beitrag von einem solchen Mann erzählen, Rudi Kompfner. Viele andere haben zum Reichtum ihrer neuen Heimat beigetragen.

Hat die Auswanderung dieser hochgeschulten Menschen Österreich geschadet? Wenn man objektiv bleiben will, ist diese Frage viel schwerer zu beantworten als die frühere. Es ist wahr, wir haben Österreich verlassen, weil wir keine Wahl hatten. Die meisten von uns wären sonst in Österreich geblieben. Aber Posten waren schwer zu bekommen, und mit dem wenigen Geld, das für Forschung und Entwicklung verfügbar war, konnte man nicht viel anfangen. Darum sind ja auch in den Nachkriegsjahren so viele europäische Wissenschaftler und Techniker nach Amerika gegangen; es waren nicht wirklich die hohen Gehälter dort, die den „Brain Drain“ verursachten — zum Großteil wenigstens war es die Aussicht, mit ausreichenden Mitteln arbeiten zu können.

Aber heute ist Österreich kein armes Land mehr. Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, einen umgekehrten „Brain Drain“ zu organisieren. In den meisten Fällen wird es nicht möglich sein, österreichische Techniker oder Wissenschaftler auf die Dauer aus den USA zurückzubekommen. Aber warum nicht für sechs Monate oder für ein Jahr? Ich spreche nicht sosehr von uns, die in den dreißiger Jahren flüchten mußten; manche von uns sind vielleicht schon zu alt oder wollen von Österreich nichts mehr hören. Aber die Nachkriegsauswanderer, die etwa zwanzig Jahre jünger sind — hat man versucht, *die* zurückzubekommen?

Zum Schluß noch eine persönliche Bemerkung. Wenn Sie meine Lebensgeschichte dem gegenüberstellen, was in den Jahren nach dem „Anschluß“ anderen geschehen ist, können Sie nur eines sagen; Der Kerl hat unglaubliches Glück gehabt. Während seine Freunde und Bekannten auf der Straße oder in ihren Wohnungen abgefangen und ins Konzentrationslager eingeliefert wurden, ist er gemütlich mit der Bahn nach Belgien gefahren, hat in London einen schönen Posten gefunden und ist dann nach Amerika gegangen, gerade vor dem Beginn der Bombenangriffe auf London. Und nach Kriegsende, während seine alten Freunde in Österreich dem Verhungern nahe waren, durfte er sich mit der Entwicklung neuartiger Elektronenröhren beschäftigen.

Sie haben recht — ich habe unglaubliches Glück gehabt! Dasselbe gilt für die meisten, die damals mit heiler Haut über die Grenze gekommen sind. Die anderen, denen es nicht gelungen ist, sind nicht mehr da. Sie können uns ihre Geschichte nicht erzählen.

Während dieses Symposiums haben wir von vielen erfolgreichen Auswanderern gehört. Kein Zweifel, Österreicher sind talentiert und anpassungsfähig. Sie haben zum guten Ruf Österreichs im Ausland im großen Maß beigetragen. Aber jene anderen Österreicher, die in den Lagern elend zugrundegegangen sind, waren wahrscheinlich geradeso talentiert und anpassungsfähig. Wir dürfen sie nicht vergessen!

KURT HOSELITZ

Zeitzeuge

EINLEITUNG

Ich wurde am 18. Juli 1916 in Wien geboren. Meine Eltern waren assimilierte Juden und Sozialdemokraten. Die Familie meiner Mutter waren seit vielen Generationen Wiener, die meines Vaters stammte aus der Slowakei und aus Ungarn. Ich war an ein familiales Mittelstandsmilieu gewöhnt. Beide Familien bestanden aus Akademikern, Ingenieuren, Staatsangestellten, Kaufleuten, Doktoren etc.

Von 1922 bis 1926 ging ich in die Volksschule. Mit etwa acht oder neun trat ich den „Roten Falken“ bei und marschierte stolz bei der großen Prozession am 1. Mai als „Pfeiferlebub“ am Ring.

Ab 1926 ging ich ins Realgymnasium, RG2, Kleine Sperlgasse, wo ich auch 1934 maturierte. Als Mittelschüler trat ich von den „Roten Falken“ aus und ging zum „Verein Sozialistischer Mittelschüler“ (VSM).

Meine besten Gegenstände in der Schule waren Mathematik und Physik. In den anderen Gegenständen kam ich jedes Jahr gerade mit dem Minimum durch. Mein Physikprofessor riet mir, Physik zu studieren. Seit den ersten Schuljahren spürte ich den weitverbreiteten Antisemitismus in Wien stark. Trotzdem war ich gerne bei den „Roten Falken“ und dem VSM.

Die Ferien verbrachte ich bis zum 14. Lebensjahr mit den Eltern, meistens im Salzkammergut. Im Sommer 1932 war ich in Frankreich als Pensionär, um Französisch zu lernen. Der Unterschied der Atmosphäre in diesem freien Lande und jener in Österreich machte einen bleibenden tiefen Eindruck auf mich.

1934 war ein bedeutungsvolles Jahr für Österreich. Im Februar gelang der Putsch der Vaterländischen Faschisten gegen die Demokratie. Ich hatte damals einen Freund, Robert S., im nächsten Haus, wo mein Rad in der Garage eingestellt war. Robert war ein Mitglied des Schutzbundes. Während des Putsches hatte er Transportdienste für den Schutzbund zu leisten.

STUDIENZEIT

Im Sommer dieses Jahres inskribierte ich an der Universität Physik und Mathematik. Zwei Onkel, ein Universitätschemiker und ein Ingenieur, halfen mir mit Rat bei den Studien.

Die Universitätslehrer waren hervorragend. Ich ging mit Enthusiasmus unteranderem zu den Vorlesungen von Wirtinger, Furtwängler und anderen in Mathematik, und zu den schönen Kursen von Ehrenhaft in Experimentalphysik, Hans Thirring in theoretischer Physik, Karl Przibram im Radiuminstitut, Herman Mark in physikalischer Chemie und auch zum faszinierenden Kurs von Schrödinger über die Quantentheorie des Universums.

Nach den meisten Kursen machte ich ein „Kolloquium“, und ich besitze noch heute eine dicke Mappe mit Kolloquiumszeugnissen, die meisten mit „sehr gutem" Erfolg.

Ich nahm auch an vielen Seminaren teil, und obwohl ich von den meisten „arischen“ Studenten ignoriert wurde, war es bald bekannt, daß ich viele der Probleme lösen konnte, und sie waren nicht zu stolz, mich um Rat und Hilfe zu fragen.

Nachdem ich drei Jahre die Grundlagen studiert hatte, war es Zeit, an das Doktorat zu denken. Während einer Ferienzeit hatte ich durch Vermittlung meines Onkels, Philipp Gross, einem Kollegen, Dr. Hans Motz, mit einer Forschungsarbeit in Elektronenbeugung am I. Chemischen Institut geholfen. Als es nun dazu kam, eine Dissertation zu machen, nahm mich Professor Mark, der eine weltberühmte Polymerforschungsgruppe hatte, in sein Institut. Ich sollte Polymerverbindungen mit Elektronenbeugung erforschen. Ich beschäftigte mich anfänglich mit der Technik der Methode und versuchte, Schichten von Latex

zu erzeugen, die dünn genug waren, um ziemlich schnelle (100 kV) Elektronen durchzulassen.

Die Versuche begannen im Herbst 1937. Nach Weihnachten zeigten sich die ersten Erfolge, und ich konnte manches Mal, aber unkontrollierbar, Beugungsmuster sehen. Ich erinnere mich noch an meine Freude über die ersten Fotografien. Leider war die Freude nur kurz, denn im März brach alles zusammen, und ich konnte nicht einmal mehr aufs Institut gehen, um meine Notizbücher, Fotos etc. zu holen. Aber Thirring und Mark gaben mir handgeschriebene Bestätigungen meiner Tätigkeit in ihren Instituten.

So war nach dreieinhalb Jahren Studium jede Hoffnung, mit Physik oder Mathematik etwas anzufangen, zerstört, und man mußte froh sein, am Leben zu sein.

POLITISCHE AKTIVITÄT

Seit 1934 war jede sozialdemokratische Aktivität illegal. Immerhin vergaß man natürlich seine politische Sympathie nicht über Nacht und versuchte soweit wie möglich, mit Gleichgesinnten in Kontakt zu bleiben und geheim gegen den neuen Faschismus zu kämpfen.

An der Universität erwuchs eine kleine überparteiliche Sozialistische Studentenbewegung. Alle antifaschistischen Fraktionen gehörten ihr an. Wir waren in Zellen organisiert, und die ganze Aktivität wurde geheim unter den Regeln der Konspiration geführt. Die Aktivitäten bestanden darin, gegen den Faschismus zu werben und dem Publikum und den Behörden zu zeigen, daß es eine sozialistische Opposition gab und der Wunsch für Freiheit nicht tot war.

Ohne auf Details einzugehen, erinnere ich mich noch an unsere Aktion während der Enthüllung des Auer-von-Welsbach-Denkmals vor dem Chemischen Institut der Universität, wo wir ein Katapult am Fenster über dem Denkmal angebracht hatten. Dieses war mit einer Uhr versehen, die zur kritischen Zeit den Kontakt schloß und einen Schauer von sozialistischen Propagandapapieren auf die feierliche Versammlung streute. Nur drei Freunde in unserer Zelle möchte ich erwähnen, Hans Schedling, der später Professor der Medizinischen Physik war und vor etwa zwei Jahren starb, Horeischy, der von den Nazis bei der Befreiung des Physikalischen Instituts erschossen wurde, und mein bester Freund, Fritz Koczy, der ein Jahr vor mir zu studieren begonnen hatte und am Radiuminstitut dissertierte. (Er wurde ein berühmter Ozeanograph, der seit 1939 in Schweden und dann in Amerika lebte, wo er 1965 starb). Der Privatverkehr beschränkte sich auf die Minorität von Kollegen, die keine Nazis waren. Unter meinen Freunden und Freundinnen, teilweise noch von der Schulzeit, waren nur wenige Nichtjuden.

Mein ziemlich altes Motorrad — mit Nachhilfestunden für Mittelschüler verdient —, stand bei Robert S. in der Garage.

Ferien während dieser Jahre waren immer „Tippeltouren" nach Westeuropa. Ich hatte Freunde in Bristol, die wir im Jahre 1935 in der Schweiz getroffen hatten, ein junges Ehepaar, Don und Joyce, die mit Fahrrädern in die Schweiz gekommen waren. 1936 kamen sie auch für einige Tage nach Wien, und mein Freund Max T. und ich tippelten nach England und machten einen Rückbesuch. Im Sommer 1937 war ich wieder in England und verbrachte einige Wochen bei Don und Joyce in Bristol.

Einer meiner Freunde sammelte, wie viele von uns, für die geheime Hilfsorganisation für die Republikaner im Spanischen Bürgerkrieg. Durch eine Indiskretion wurde er verhaftet, und im Lauf des Polizeiverhörs wurde mein Name erwähnt. Am nächsten Tag, im Februar 1937, um 5 Uhr früh kam die Polizei und nahm mich zur Polizeistation in der Reichsbrückenstraße, wo ich dann die nächsten drei Wochen zubrachte. Trotz Drohungen während der häufigen Verhöre zu allen Tageszeiten blieb ich dabei, daß ich von dieser und anderen politischen Aktivitäten und Aktivisten nichts wüßte, daß ich nur mit meinem Studium beschäftigt sei und keine Zeit für die Politik hätte.

Die drei Wochen waren eine interessante Erfahrung. In den Polizeizellen war ein wechselndes Publikum: Betrunkene, zwei Einbrecher, Diebe, und sogar ein des Raubmordes Verdächtigter. Viele waren Opfer des idiotischen Meldegesetzes. So sah ich in der Polizeizelle eine Seite des Lebens des Proletariats, von dem ich vorher nicht viel gewußt hatte.

Nach drei Wochen wurde ich aus dem Polizeigefängnis entlassen.

Am 10. April 1937 wurde ich vom „Kommisar für die Aufrechthaltung der Disziplin unter den Studierenden an den Hochschulen“ wegen politischer Aktivität vom Besuch aller österreichischen Hochschulen ausgeschlossen. Dieser Bescheid war ein sehr schwerer Schlag, dann mein Studium war der wichtigste Teil meines Lebens. Ich dachte daran, im Ausland weiterzustudieren, und es wurde Paris erwähnt. Obwohl ich schon seit einiger Zeit den festen Entschluß hatte, nach Vollendung meiner Studien nicht in Österreich zu bleiben, war das praktisch unmöglich. Ein prominenter Rechtsanwalt, der sich in solchen Situationen auskannte, erreichte es, daß der Ausschluß am 14. Juni wieder aufgehoben wurde, weil es nie ein Strafverfahren gegen mich gegeben hatte. Immerhin waren die vier Monate vom Februar bis zum Juni nicht die angenehmsten gewesen.

Natürlich mußte ich mit meinen politischen Aktivitäten besonders vorsichtig sein, ich gab aber die Zelle nicht auf, und im großen und ganzen veränderte sich mein Leben nicht wesentlich. Ich empfand nur noch stärker den Wunsch, das Land zu verlassen und mein Leben in einem freien Lande weiterzuführen.

„ANSCHLUSS“ UND AUSWANDERUNG

Als die Nazis im März 1938 eimarschierten, war es klar, daß für mich ein weiteres Leben in Österreich unmöglich war.

Mein Vater war damals bei einer tschechoslowakischen Firma als Reisender in der Slowakei angestellt. Er fuhr sofort nach Bratislava, womit ihm vorläufig die Möglichkeit, sein Brot zu verdienen, gesichert war!

In den ersten Tagen war es möglich, einen der zahlreichen Leute, die sich plötzlich als gute Nazis (Parteimitglieder etc.) identifizierten, zu bestechen, um im Paß eine „Auswanderungserlaubnis“ zu bekommen. Ich suchte um diese Erlaubnis sofort an, und sie wurde auch gewährt. Aber alle Länder verschlossen ihre Grenzen gegenüber den Flüchtlingen, und man konnte nur ausnahmsweise oder illegal weg.

Diese ersten Wochen nach dem „Anschluß“ waren schrecklich, und es zeigte sich ganz deutlich, wie sehr die lange Unterdrückung der Demokratie durch die unpopuläre Dollfuß- Schuschnigg-Diktatur das Land und die Bevölkerung demoralisiert hatte. Das „Rote Wien“ begrüßte den Einmarsch mit Begeisterung. Überall wurden die deutschen Soldaten und die braunen und schwarzen Sturmtruppen bejubelt. Viele alte Sozialdemokraten, zum Beispiel Robert S., der beim Schutzbund gewesen war, kamen mit SA-Uniformen heraus, sie waren schon seit einiger Zeit Nazis gewesen. Ich traf einen alten Volksschulfreund, Ladi K., dessen Vater ursprünglich aus Böhmen gekommen war. Mit der Tschechoslowakei gab es stetige Krisen. Wir sprachen darüber, und Ladi sagte: „Ja wenn die Tschechen frech san, müß’n mir’s eanah zagen.“ Wie gesagt, seine Eltern waren Tschechen, die mit starkem Akzent sprachen („böhmakln“).

Ich hatte in den letzten Monaten wegen Mangels an Freizeit das Motorrad aufgeben müssen, und es war bei einem Motorradhändler in Kommision. Nach dem „Anschluß“ leugnete der Händler, daß er mein Motorrad hatte. Ein Nachbar, mit dem ich ganz gut befreundet gewesen war — auch ein „neuer“ SA-Nazi —, erbot sich, das Motorrad zurückzubekommen. Er tat es und behielt sich auch das Motorrad. So gab es, außer den öffentlichen Quälereien (zum Beispiel das Trottoir mit Wasser und Reibbürste reiben, was allen jüdischen Passanten zum großen Jubel der Zuschauer überall plötzlich passieren konnte), allerlei persönliche Vorfälle, die dem demokratischen Österreicher zeigten, wie tief die öffentliche Moral gesunken war.

Also, ganz abgesehen von der persönlichen Gefahr, in der ich stand, war es vollkommen unmöglich geworden, sich irgendeine Existenz in Österreich vorzustellen.

Ich schrieb an alle Freunde im Ausland und bat sie, mir zu helfen. Don und Joyce in Bristol waren Gewerkschaftler und Labour-Party-Sozialisten und wußten, daß Max T. und ich in Gefahr waren. Sie schrieben, daß sie einem von uns ein Heim bieten könnten. Max T. und ich entschieden durch Los, daß ich die Einladung annehmen sollte. (Max T. war Schneider und lebt heute in Israel, wo er ein gutgehendes Konfektionsgeschäft hat.)

Bevor ich ein englisches Visum bekommen hatte, kam eines Morgens, wieder um 4 oder 5 Uhr, die Polizei, denn ich war ja als „Roter“ bekannt. Die Aktion war sehr groß, und ich fand mich bald in einer Schule mit Hunderten anderen eingekerkert. Wir wurden von der österreichischen Polizei bewacht, aber das Protokoll wurde von der Gestapo geführt. Wenn nicht ein Wunder geschah, gab es keine Rettung für mich. In dieser hoffnungslosen Lage wurde ich leichtsinnig und verlangte ein Verhör. Die Polizisten sagten, daß sie keine Autorität hätten und nichts zu machen sei. Aber in meiner Verzweiflung ließ ich es nicht dabei bewenden und, obwohl ich bis heute nicht verstehe, wie das gelang, wurde ich am zweiten oder dritten Tag vor einen jungen Gestapo-Offizier gebracht, der mich anbrüllte und allerlei drohte. Ich sagte, daß seine eigene Organisation mir eine Auswanderungserlaubnis gegeben hätte und meine Gefangenschaft vollkommen gegen den Sinn dieser Erlaubnis wäre. Nach einigen Minuten war ich wieder unter den anderen Häftlingen, die alle meinten, ich sei verrückt, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, man müsse nur schweigen und nicht auffallen. Zu meiner größten Verwunderung und Furcht wurde ich am nächsten Tag wieder vor den Offizier gebracht, und er brüllte wieder und drohte, aber er ließ mich ein Dokument unterzeichnen, daß ich innerhalb von 21 Tagen das Deutsche Reich verlassen müßte, niemals eine feindliche Handlung gegen Deutschland unternehmen würde und mich bis zu meiner Abreise täglich bei der Polizei zu melden hätte. Also, ein Wunder war geschehen, und man ließ mich frei! (Ich erfuhr nachher, daß die meisten anderen Häftlinge nach Buchenwald gebracht worden waren.)

Das Problem war nun, innerhalb von drei Wochen nach England zu gelangen. Durch Don und Joyce war ich schon mit dem „International Student Service“ (I. S. S.), einer englischen Studentenhilfsorganisation, in Verbindung. Glücklicherweise war Miss Kellner vom I. S. S gerade in Wien, und nachdem ich ihr die Lage berichtete, schickte sie mich mit einem Brief an Captain Kendrick aufs Britische Konsulat. Nach langem Warten in einer Schlange wurde ich vorgelassen und mußte meinen Paß hinterlegen. Einige Tage später hatte ich ein britisches Visum.

Mit diesem Visum im Paß konnte ich ein Durchreisevisum durch die Tschechoslowakei bekommen, um meinen Vater noch zu sehen. Mein wohlhabender Großonkel zahlte für eine Flugkarte Prag-Rotterdam-London, der Flüchtlingsflug von Prag, der nicht in Deutschland landete.

Ich hatte nun alles erledigt, meldete mich beinahe am letzten Tage meiner „Galgenfrist" bei der Polizei in der Reichsbrückenstraße und fuhr am nächsten Tag nach Prag, wo ich mit meinem Vater eine Woche verbrachte und von wo ich dann nach London flog. Es war Juni 1938.

ENGLAND — INTERNIERUNG

Don und Joyce erwarteten mich am Flughafen Croydon. Der Immigration Officer wollte mich nicht hereinlassen. Don wurde herbeigerufen, mein Visum war ungültig, weil Captain Kendrick es in der Eile auf eigene Autorität, ohne Ministeriumsreferenz, gegeben hatte. Außerdem war es verdächtig, daß ich schon im Gefängnis gesessen hatte, das geschieht in England nur Verbrechern. Don sprach lange mit dem Immigration Officer (eineinhalb Stunden) und überredete ihn schließlich, mich für drei Monate hereinzulassen.

Wir fuhren nach Bristol, wo ich die ersten drei bis vier Wochen die meiste Zeit schlief, nur jedesmal, wenn jemand zur Haustür kam, hatte ich Angst, verhaftet zu werden. Nach den ersten paar Wochen wurde mein Gesuch um dauernde Aufenthaltsbewilligung genehmigt, unter der Bedingung, daß ich keinen Posten annehmen durfte. Mit Hilfe von I. S. S. und anderen Empfehlungen besuchte ich verschiedene Universitäten, aber mit Ausnahme von Southampton bot mir keine einen Platz als Student mit finanzieller Unterstützung an. In Southampton wurde mir ein Platz als Student im ersten Jahr angeboten.

Ein Freund in Dons Fahrradklub war Glasbläser im Physikalischen Institut der Universität in Bristol, und als er von meinem Unglück erfuhr, bot er an, mit Professor A. M. Tyndall, dem Institutsvorstand, zu sprechen. Ich wurde zu einem Interview eingeladen und ging mit all meinen Zeugnissen bewaffnet hin. Ich brauchte sie nicht, und als ich erzählte, daß ich bei

Prof. Mark meine Dissertation angefangen hatte, sagte Tyndall, daß ich in Bristol Physik weiterstudieren könnte, und daß er mir ein Stipendium geben würde unter der Bedingung, daß ich nicht das „Bachelors Degree“ bekommen konnte, da man dazu mindestens drei Jahre als „Undergraduate“ studieren mußte. Es gab jedoch eine Spezialregel, unter der man auch als Absolvent einer anderen Universität in Bristol ein Doktorat machen konnte. Diese Regel wurde angewendet, da ich dreieinhalb Jahre in Wien absolviert hatte, und einige Wochen später begann ich meine Dissertationsarbeit über lonenbeweglichkeit in Edelgasen unter Professor Tyndall. Ich mußte auch Vorlesungen besuchen und absolvierte Kurse von N. F. Mott und Cecil Powell, beide waren später Nobelpreisträger.

Tyndall war ein vorzüglicher Mann. Seine Weisheit und Gutherzigkeit war im ganzen Lande bekannt. Er hatte schon einigen deutschen Flüchtlingen geholfen, und am Institut arbeiteten W. Heitler, H. Fröhlich und H. London, alle sehr berühmte Physiker. Die Atmosphäre war phantastisch, und bald fühlte ich mich in Bristol sehr zuhause. Meine lieben Freunde Don und Joyce hatten mich als Familienmitglied angenommen. Sie halfen auch vielen Freunden und Verwandten und gaben 1939 meinem Vater ein Heim.

Man gewöhnte sich schnell an die Freiheit in England, wo alles erlaubt ist, Religion oder Rasse, politische Sympathie oder Parteizugehörigkeit waren für die Behörden uninteressant. Ich lernte Leute in der Labour Party und der Independent Labour Party kennen und war oft in politischen Diskussionen.

Die Forschungsarbeit ging gut weiter, aber die internationale politische Lage war schlimm, und wir hatten große Sorgen um unsere Verwandten, die zurückgeblieben waren, besonders um meine Mutter, die noch in Wien war.

Krise folgte auf Krise, und nach dem Fall von Sudetendeutschland mußte mein Vater aus der Tschechoslowakei heraus. Mit Hilfe einer Garantie von Joyces Bruder gelang das auch. Professor Tyndall erhöhte mein Stipendium, als er davon hörte, ohne daß ich ihn darum ersuchen mußte.

Ich war bei allen Kollegen mehr als willkommen und machte viele persönliche Freunde. Ich war in England vollkommen zuhause und war glücklich, in einem freien und hochzivilisierten Lande ganz gleichberechtigt zu leben.

Der politische Himmel verdunkelte sich immer mehr, und als der Krieg ausbrach, war alle Möglichkeit, den noch in Wien verbleibenden Familienmitgliedern zu helfen, verloren.

An dem kritischen Sonntag, 3. September 1939, befand ich mich im Institut, wo ich wegen der Kriegsgefahr als Brandwächter die Nacht verbracht hatte, und hörte im Radio die Ankündigung von Mr. Chamberlain, daß wir mit Deutschland im Krieg waren.

Im ersten Jahre des Krieges wurde ich fast genau wie alle Engländer behandelt. In England gab es keine Meldepflicht. Für uns Ausländer wurde sie dann eingeführt. Bald wurden „Tribunale“ abgehalten, wo man seine Glaubhaftigkeit, kein Feind zu sein, etablieren mußte, was mit Hife von Zeugen, die einen kannten, ganz einfach war. Nach den Tribunalen wurden die meisten Flüchtlinge, offiziell „enemy aliens“, praktisch so wie neutrale Ausländer behandelt.

London hatte Fliegerangriffsgefahr, und das King’s College London wurde nach Bristol evakuiert. Unter den Studenten, denen ich im Praktikum helfen mußte, war eine Studentin, Annemarie, die später meine Frau wurde.

Im Mai oder Juni 1940 wurde die Stadt Bristol zur „Protected Area“ erklärt, und alle Ausländer mußten aus Bristol weg. Ich ging mit anderen vom Physikalischen Institut in eine kleine Stadt in der Nähe, wo ein kleines Labor eingerichtet wurde, damit wir einfache Forschungsarbeit weitermachen konnten, besonders die mikroskopische Messung der Spuren der kosmischen Strahlen in fotografischen Platten. (Für diese Forschungen bekam Cecil Powell später den Nobelpreis.)

Aber nach etwa zwei Wochen wurden wir alle als „feindliche Ausländer“ in ein Internierungslager gebracht. Das war die Zeit der Schlacht von Dünkirchen, England stand ganz allein, und eine Invasion wurde täglich erwartet. Es ist nicht zu verwundern, daß die Behörden erst ganz sicher sein wollten, daß unter uns keine Spione oder Nazis waren.

Die Internierung (ich verbrachte dort etwa zehn Wochen) war nicht besonders unangenehm. Das Lager war primitiv, aber die Behandlung und Verpflegung waren ziemlich leidlich.

Wir hatten nur eine Sorge: Wir waren alle zusammen Flüchtlinge. „Was würde uns ge-

schehen, wenn den Deutschen eine Invasion von England gelänge? Da hätten sie uns alle auf einen Schlag.“ Unsere Furcht galt also nicht denen, die uns im Lager gefangenhielten und bewachten, sondern nur den Nazis.

Professor Tyndall hatte jedoch bei unserer Internierung um Freilassung und um Erlaubnis, nach Bristol zurückzukehren, angesucht, und zweifellos ergaben die Nachforschungen, daß ich und die meisten anderen Internierten wirklich keine gefährlichen Spione waren. Ich wurde im September freigelassen und konnte an die Universität zurück. Leider erfuhr ich in diesen Tagen, daß meine Mutter in eines der Vernichtungslager in Ostpolen gebracht worden war.

Die Kriegsumstände veranlaßten, daß der Gegenstand meiner Dissertation auf die Erforschung der magnetischen Eigenschaften der Eisen-Nickel-Legierungen unter einem neuen Beaufsichtiger umgestellt wurde. Dieses Thema interessierte mich bald sehr, ich machte gute Fortschritte mit meiner Arbeit und unterbreitete sie im Winter 1941/42 der Universität. Meine Doktorprüfung war erfolgreich, und die Dissertation wurde angenommen. So bekam ich das Doktorat der Philosophie der Universität von Bristol.

Bald darauf suchte eine Vereinigung von Stahlwerken in Sheffield einen Forscher, der sich mit der Verbesserung der Dauermagnetlegierungen beschäftigen sollte, die im Krieg gegen magnetische Minen und für Magnete der Magnetronenröhren für Radar gebraucht wurden. Mein Universitäts-Beaufsichtiger war inzwischen Professor in Sheffield geworden, und er empfahl mich. Ich hatte ein Interview, und der Posten wurde mir angeboten. Ich hatte also zum ersten Mal eine voll und gut bezahlte Stelle. Ich konnte den Posten nicht sofort antreten, weil er wegen „Rüstungsproduktion“ etc. in Sheffield nicht ohne Spezialerlaubnis von einem „feindlichen Ausländer“ bekleidet werden durfte. Während meine Arbeitgeber um diese Erlaubnis ansuchten, verbrachte ich die Wartezeit in Cambridge unter Sir Lawrence Bragg.

Die Erlaubnis kam im Spätsommer, und so begann 1942 mein professionelles Leben als praktischer Physiker.

Annemarie hatte inzwischen graduiert und in Cambridge, auch unter Sir Lawrence Bragg, einen Posten angenommen. Aber wir waren verlobt, und im April 1943 heirateten wir, sie gab den Posten auf und kam nach Sheffield, wo sie auf der Universität Forschungsarbeit begann.

Meine Tätigkeit hatte einigen Erfolg, das Laboratorium wurde vergrößert, und ich wurde Forschungsdirektor der „Permanent Magnet Association“ in Sheffield.

Als Forscher in Metallen lernte ich viel über Metallurgie, und obwohl ich als Physiker zum „Fellow“ des Instituts of Physics ernannt worden war, wurde ich damals auch von den Metallurgen geehrt und zum „Fellow“ des Institutes der Metallurgen ernannt.

Wir machten viele Freunde, und Jahr für Jahr wurde die Aussicht, den Krieg zu gewinnen, besser und besser. Die Nachtbombenangriffe hörten auf, und schließlich war der Krieg zu Ende.

NACHKRIEGSZEIT UND NATURALISIERUNG

Im Jahre 1946 wurde ich als Spezialist mit der British Intelligence Commission, als Ausländer und ohne Paß, mit dem Rang „Hauptmann“ nach Deutschland geflogen und verbrachte dort sechs Wochen, um den Fortschritt, den Deutschland in Dauermagnettechnologie gemacht hatte, zu erforschen. Wir lernten kaum etwas Neues, die meisten Techniken kannten wir schon mit Ausnahme von einigen Materialien, die durch Mangel an Legierungselementen in Deutschland nötig gewesen waren. In Theorie hatten die deutschen Akademiker, die vor dem Krieg berühmt gewesen waren, nicht viel geleistet. Frankreich und England waren viel weiter gekommen. Während der Reise sah ich die Zerstörung in vielen Teilen von Deutschland, und kam auch nach Tirol (Reutte). Ich fühlte mich absolut nicht in meinem Heimatland.

Ich war also in England sehr fest etabliert, beruflich wie auch im Gewerkschaftsverband der Wissenschaftler. 1947 wurde es möglich, um Naturalisation anzusuchen. Das taten wir, und so wurden wir am 13. Juni 1947 britische Staatsbürger.

Seit damals ist viel weitergeschehen. Wir haben Kinder und Enkelkinder und fühlen uns in jeder Beziehung als Engländer. Wir waren erfolgreich, Annemarie war Lehrerin (Mathematik und Physik) in einer großen Mittelschule, und ich ging 1952 von Sheffield weg ins englische Labor von Philips, wo ich 1969 Direktor wurde. Seit 1964 bin ich auch außerordentlicher Universitätsprofessor und ein Fellow der „Institution of Electrical Engineers".

Nach meiner Pensionierung von Philips im Jahre 1976 wurde ich Professor an der Universität von Sussex, wo ich noch bis 1981 als Fakultätsmitglied arbeitete. Wir sind britische Patrioten und lieben das Land und die Menschen. In den beinahe fünfzig Jahren, seit ich hier lebe, kamen mir Religion, Rasse, frühere Nationalität etc. nie zum Bewußtsein und wurden nie von Freunden oder Behörden erwähnt. Deshalb fühle ich mich nie als ein Mensch, der im Exil lebt, und bin glücklich, daß ich mein Leben ohne Vorurteile von Behörden und Mitbürgern, nur auf Leistung und Beitrag begründet, frei und unbehindert leben kann.

Kurt Hoselitz

Richard von Mises. 1931 als Dekan der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität

WILHELM FRANK

Richard von Mises und Hilda Geiringer-Mises
Anmerkungen zu deren Lebenslauf

1. VORBEMERKUNGEN

Von den beiden Persönlichkeiten, über die ich berichten soll, Richard von Mises und dessen spätere Gattin Hilda Geiringer, habe ich bereits in meinem nunmehr veröffentlichten Vortrag (in *Vertriebene Vernunft* Z) Kurzbiographien mitgeteilt. Ich werde mich daher bemühen, möglichst ohne Wiederholung des bereits von mir Gesagten — und das betrifft vor allem die wissenschaftlichen Leistungen der beiden, die in Fachkreisen ja allgemein bekannt sind — hier einige Ergänzungen vor allem im Hinblick darauf anzubringen, welche Einflüsse aus der persönlichen Umgebung und in der Erziehung die Entfaltung der inherenten Talente wohl besonders gefördert und auch zur Entwicklung der Persönlichkeit wesentlich beigetragen haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß dabei das Milieu der Jugend bedeutend prägender wirksam war als das der späteren Zeit. Zugleich ist mir dies auch willkommener Anlaß für einige Korrekturen an seinerzeit mitgeteilten biographischen Daten, da mir inzwischen zuverlässigere zur Verfügung stehen.

Danach ist das Quellenmaterial, das mir bisher über Richard von Mises zur Verfügung gestanden ist, erheblich umfangreicher und ergiebiger, als jenes, das ich über Hilda Geiringer feststellen konnte. So hat Univ.-Prof. DDr. h. c. Leo Schmetteret zwar anläßlich ihres fünfzigjährigen Doktorjubiläums an der Universität Wien 1967 die Laudatio gehalten, deren Text ist mir aber erst nach der Drucklegung dieses Beitrages zugänglich geworden. Nekrologe, die zweifellos vor allem in amerikanischen Fachblättern publiziert wurden, darunter wohl auch in dem entsprechenden Organ der US-Academy of Science and Arts, liegen in keiner österreichischen Bibliothek (auch nicht in der der Österreichischen Akademie der Wissenschaften!) auf.

2. RICHARD VON MISES

verdankt es dem Umstand, daß sein Vater zur Zeit seiner Geburt — 19. April 1883 — zeitweilig Lemberg als seinen Dienstort hatte, daß er im österreichischen Ostgalizien zur Welt kam.

Die Familie stammte aus Wien. Richards Vorfahren väterlicherseits waren Ingenieure, Ärzte, Beamte und Bankiers und mütterlicherseits Bibliophile und Philologen. Den Adelstitel erhielt der Großvater, der Vater war Eisenbahningenieur, der an der ETH in Zürich (Eidgenössischen Technischen Hochschule) studiert und dort auch das damals noch sehr seltene Doktorat der Technischen Wissenschaften erworben hatte.

So sind schon aus der familiären Situation die Berufswahl und die besonderen literarischen Interessen Richard von Mises' erklärlich. Der Vater starb bereits 1903 — noch während Richards Studium an der Technischen Hochschule in Wien. Mit der Mutter blieb Richard bis zu deren Tod aufs engste verbunden, und ihretwegen kam er bei jeder nur möglichen Gelegenheit nach Wien. Sie starb 1937. Auf diese häufigen Aufenthalte in Wien sind wohl auch die engen persönlichen Kontakte zurückzuführen, die Richard zum „Wiener Kreis" um Moritz Schlick pflegte, und auch zu Adolf Loos und zu einigen anderen Künstlern, die die Gesellschaft von Karl Kraus nicht scheuten. Trotzdem Richard seine gesamte akademische Karriere im Ausland absolviert hatte, blieb er gerade deshalb mit Österreich innerlich und äußerlich verbunden. Eine seiner letzten Arbeiten, „Über einige Grundfragen der Hydrodynamik", in der das Auftreten von Unstetigkeiten in den Lösungen der hydrodynamischen Grundgleichungen untersucht und an Stelle der üblichen Adiabatenbedingung ein verallgemeinerter linearer, differentieller Ansatz zwischen den zeitlichen Änderungs-

raten von Druck und Dichte verwendet wurde, erschien — bereits nach seinem Tod — im VI. Jahrgang (1954) des *Österreichischen Ingenieur-Archivs*.

Die innerliche Verbundenheit mit Österreich war auch durch Richards Beschäftigung mit Rainer Maria Rilke gegeben, die während seiner Straßburger Zeit begann und ihn damals unter anderem auch zur Konversion zum Katholizismus veranlaßte. Letztere Bindung gab er allerdings ab 1930 auf, von wann an er sich als konfessionslos bekannte — wohl eine Konsequenz seiner nicht zuletzt unter dem Einfluß des Wiener Kreises gefestigten philosophischen Position.

Während seines Studiums an der Technischen Hochschule in Wien wurde er — wie R. Sauer in seinem Nachruf hervorhebt — vor allem durch den Mathematiker Emmanuel Czuber und den Geometer Emil Müller beeindruckt. Über Veranlassung des letzteren verfaßte er auch — noch als Student — seine erste wissenschaftliche Publikation „Zur konstruktiven Infinitesimalgeometrie der ebenen Kurven", die — 41 Druckseiten umfassend — 1905 in der *Zeitschrift für Mathematik und Physik* erschien.

Entscheidend für Richards weitere Laufbahn war, daß er nach seinem zweiten Staatsprüfungsabschluß in Wien an der Lehrkanzel für Mechanik der Deutschen Technischen Hochschule in Brünn eine Stelle als Assistent und Konstrukteur erhielt. An diese Lehrkanzel war damals gerade Georg Hamel berufen worden. Hamel hatte 1901 in Göttingen bei Hilbert mit einer Arbeit, die ein Vorläufer der heute als Finslersche Geometrie bezeichneten Arbeitsrichtung der allgemeinsten Geometrie ist, mit dem Titel „Geometrien, in denen die Geraden die Kürzesten sind" dissertiert. Bald darauf — 1905 — hat er durch den Nachweis der Existenz von unstetigen Lösungen der Funktionalgleichung von Cauchy und der damit zusammenhängenden Angabe einer Basis für reelle Zahlen, der seither sogenannten Hamel-Basis, allgemein Anerkennung in der mathematischen Welt gefunden. Aber das besondere Interesse Hamels galt schon damals und während seiner gesamten weiteren erfolgreichen Laufbahn der Mechanik, der er noch 1949 in seiner *Theoretischen Mechanik* eine hervorragende Monographie widmete. Von Mises erhielt durch Hamel nicht nur Anregungen zum Abschluß seiner Dissertation an der Technischen Hochschule Wien über „Die Ermittlung der Schwungmassen im Schubkurbelgetriebe", sondern auch für die rasche Verfassung von vier weiteren Arbeiten, drei davon über die damals neue Theorie von H. Lorenz über die Berechnung von Turbinen, die dann bereits 1909 zur 120 Seiten starken Habilitationsarbeit unter dem Titel „Theorie der Wasserräder" und anschließend zu Richards Berufung als a.o. Prof, an die Universität Straßburg führte.

Etwa zur gleichen Zeit wie Richard von Mises erhielt auch Viktor Kaplan (geboren am 21. November 1876), der bisher Ingenieur bei der Maschinenfabrik Ganz & Co. in Leobersdorf/Niederösterreich gewesen war, eine Stelle als Konstrukteur an der Deutschen Technischen Hochschule in Brünn an der damals von Hofrat Prof. Musil geführten Lehrkanzel für Maschinenlehre und Maschinenbau I und begann dort seine wissenschaftlichen Untersuchungen über schnellaufende Wasserturbinen, die in weiterer Folge zur sogenannten Kaplan-Turbine führten.

Kaplan und von Mises waren zweifellos miteinander persönlich bekannt. In ihren zeitgenössischen Publikationen finden sich auch gegenseitige Zitate. So erwähnt von Mises in seiner Habilitationsschrift *Zur Theorie der Wasserräder* (Leipzig 1909) auf Seite 101 und Seite 102 in positiver Weise Arbeiten Kaplans. Beide waren sich auch in der Kritik an der vorhin erwähnten Lorenzschen Turbinentheorie einig — Kaplan mehr von deren falschen Folgerungen ausgehend, von Mises mehr von deren falscher Herleitung bestimmt. In seiner 1912 in der *Zeitschrift für das gesamte Turbinen wesen* erschienenen Arbeit „Die zweidimensionale Turbinentheorie mit Berücksichtigung der Wasserreibung und deren Anwendung und Ergebnisse bei Schaufelkonstruktionen" weist Kaplan andererseits mit folgenden Worten (ebda., 536, Fußnote 9) auf die Habilitationsschrift Richard von Mises' hin: *... später wurde durch Prof. v. Mises... die Theorie des Strombildes auf durchaus exaktem Wege begründet und auch die Grundlage einer Schaufelkonstruktion für reibungslose Flüssigkeiten geschaffen, welche mit den hierauf anderem Wege gefundenen Ergebnissen in guter Übereinstimmung ist.*

Im Ersten Weltkrieg — an dessen Ende dem Gesuch Richards, wieder Felddienst zu tun, stattgegeben wurde und er auch das Offizierskreuz des Franz-Josefs-Ordens erhielt — be-

schäftigte er sich, neben seiner Verwendung als Konstrukteur des ersten Großflugzeuges und danach als Verantwortlicher für alle technischen Fragen der Flugzeugbeschaffung für die Streitkräfte, intensiv mit den erkenntnistheoretischen Fragen der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Sein bereits erwähnter Lehrer Czuber hatte unter anderem 1908/10 eine zweibändige umfassende und in mathematischer Hinsicht dem damaligen Standard entsprechende Monographie *Wahrscheinlichkeitsrechnung und ihre Anwendung auf Fehlerausgleichung, Statistik und Lebensversicherung* verfaßt. Für Mises völlig unbefriedigend war es, daß Czuber, wie auch andere Autoren — wie er in seinem Buch *Wahrscheinlichkeit, Statistik und Wahrheit* (2. Aufl., 35), ausführt — behauptet, daß man in den übrigen Wissenschaften Schlüsse aus dem ziehe, was man weiß, aber „in der Wahrscheinlichkeitsrechnung die wertvollsten Schlußfolgerungen aus dem Nichtwissen zu gewinnen wären". Und er zitiert hier Czuber, der argumentiert, daß absolutes Nichtwissen über die Bedingungen, unter denen ein Würfel fällt, zu der Schlußfolgerung führe, daß jeder der sechs Würfelseiten die Wahrscheinlichkeit ein Sechstel zukomme.

Die ersten Veröffentlichungen von Mises' über die Neubegründung der Wahrscheinlichkeitstheorie erfolgten 1919, unmittelbar nach dem ihn auch materiell schwer treffenden Verlust seiner Stellung und seines Wohnsitzes in Straßburg und mitten während seines weiteren Domizilwechsels zwischen Frankfurt am Main und Dresden. Sie haben mit den späteren folgenden Abhandlungen jedenfalls den Anstoß zu einer weitreichenden Umgestaltung der Grundlagen dieses Wissenszweiges und dessen Befreiung von den bisherigen halbmystischen Auffassungen gegeben, und das Ziel von Mises', sie zu einer „ganz normalen Wissenschaft zu machen, gekennzeichnet durch den besonderen Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigen, aber nicht durch eine besonders geartete Denkmethode" (ebda.), kann wohl seit längerem als erreicht betrachtet werden.

Die erfolgreiche Tätigkeit, die von Mises als Direktor des Institutes für angewandte Mathematik an den Universitäten Berlin und Istanbul und dann an der Harvard Universität ausgeübt hat, ist, zumindest unter Fachleuten, allgemein bekannt, und ich brauche hier nicht näher darauf einzugehen. Zu erwähnen ist aber vielleicht doch, daß er, als er von Istanbul nach den USA ging, dort keinesfalls sofort eine seinen bisherigen Tätigkeiten entsprechende Stelle erhielt. Vielmehr mußte er seine amerikanische Karriere — bereits 56 Jahre alt — zunächst als „lecturer" im Westergaard College, das erst später als Abteilung für Ingenieurwissenschaften und Angewandte Physik in die Harvard Universität aufgegangen ist, beginnen, um danach zum a.o. Prof. (Associate Prof.) zu avancieren und schließlich, an der Harvard Universität, zum Ordinarius und Inhaber des Gordon McKay-Lehrstuhls für Aerodynamik und angewandte Mathematik aufzusteigen. Er mußte sich seine neue Position durchaus mit harter Arbeit erwerben.

Gestorben ist Richard von Mises an einem Krebsleiden. Seine Schaffenskraft blieb jedoch bis unmittelbar vor seinem Ableben am 14. Juli 1953 ungebrochen.

3. HILDA GEIRINGER-MISES

Zunächst stellt sich wohl die Frage nach der Berechtigung ihrer Eingliederung unter den auf dem Ingenieurgebiet tätigen Personen. Die Berechtigung ergibt sich aus zwei Fakten.

In den knappen Angaben über sie im *Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration* heißt es unter anderem, daß sie „eine führende Autorität auf dem Gebiet des Motorfluges" gewesen sei („Pioneer authority on powered flight"). Aber wohl wesentlicher als diese Bemerkung ist der Umstand, daß der Großteil ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit eindeutig auf die Schaffung solider Grundlagen für technische Tätigkeiten gerichtet war.

Hilda Geiringer wurde in Wien am 28. September 1893 geboren und verstarb —achtzigjährig — am 22. März 1973 in Santa Barbara, Kalifornien.

Hilda Geiringer promovierte 1917 „sub auspicis imperatores" an der Wiener Universität (nicht wie in meinem erwähnten Vortrag angegeben, erst 1922) bei Wilhelm Wirtinger mit einer Dissertation über „Trigonometrische Doppelreihen", die, neunundsiebzig Druckseiten umfassend, 1918 in den *Monatsheften für Mathematik und Physik* erschien. In dieser auch heute noch lesenswerten Arbeit wird nach ihrer eigenen Darstellung die Theorie der trigono-

metrischen Doppelreihen in systematischer Weise dargestellt, unter klarem Auseinanderhalten der beiden Gesichtspunkte: ob von der vorgegebenen Reihe ausgegangen wird und Aussagen über die eventuell durch sie dargestellte Funktion gemacht werden oder ob von einer periodischen Funktion von zwei unabhängigen Variablen ausgegangen wird und daraus Schlüsse über deren Darstellbarkeit durch eine trigonometrische Doppelreihe gezogen werden. Die Motivation für diese Arbeit, die deutlich die hervorragende und strenge Schulung durch Wilhelm Wirtinger erkennen läßt, lag nicht nur darin, einen Überblick über den damaligen Stand der einschlägigen Untersuchungen zu geben, sondern auch darin, *Mängel in der bisherigen Behandlung dieser Fragen, die darin bestanden haben, daß einerseits gewisse Sätze immer wieder (und in gleicher Weise) bewiesen wurden, andere wichtige Gebiete ganz unberührt waren und schließlich mit denselben Bezeichnungen verschiedene Begriffe verbunden waren und umgekehrt, zu beheben.*

Jedenfalls hat Hilda Geiringer diese Arbeit qualifiziert, um noch im Jahre 1918, nach einer mir von Leo Schmetterer mündlich gegebenen Auskunft, als Mitarbeiterin in die Redaktion des *Jahrbuches für Fortschritte der Mathematik* — des nachmaligen *Zentralblattes für Mathematik* — in Berlin einzutreten, die damals unter der Leitung des als ungemein streng und gewissenhaft bekannten Leon Lichtenstein stand. Zwei Jahre später, nach der Berufung Richard von Mises' zum Direktor des Institutes für angewandte Mathematik an der Berliner Universität, wurde sie dessen Assistentin. Vorher aber verfaßte sie noch eine zweihundert Seiten starke Schrift *Die Gedankenwelt der Mathematik,* die aber leider keine inländische Bibliothek besitzt und die mir bisher auch durch Fernleihedienste nicht zugänglich gemacht werden konnte.

Jedoch habe ich die folgende, von 0. Szasz — (damals Professor an der Universität Frankfurt am Main und durch Arbeiten über trigonometrische und Potenzreihen bekannt) — verfaßte Besprechung dieser Schrift im Band 48 (Jahrgang 1921/22) des *Jahrbuches der Fortschritte der Mathematik* gefunden, die folgendermaßen lautet: *In diesem recht gewandt geschriebenen Buch werden in großen Zügen die Aufgaben der Mathematik, ihre Methoden und ihre Leistungen geschildert. Es ist für weitere Kreise bestimmt, wie sie etwa bei Volkshochschulkursen in Frage kommen. Den Schluß bildet ein Verzeichnis der einschlägigen Literatur, die auch vielfach herangezogen wurde.*

Daraus ist ersichtlich, daß Hilda Geiringer an Fragen der Verbreitung der mathematischen Bildung in weiteren Kreisen interessiert und neben den philosophischen auch an den didaktischen und pädagogischen Aspekten, die dieses Problem bietet — das sich ja auch heute stellt —, in kreativer Weise Anteil genommen hat.

Offenbar in Berlin lernte sie auch ihren ersten Mann, den um ein Jahr älteren Mathematiker Felix Pollaczek, kennen. Über diesen konnte ich bisher in keinem der biographischen Handbücher bzw. Lexika Angaben finden, doch verdanke ich meinem Freund Univ.-Prof. Leo Schmetterer, der ihn persönlich gekannt hat, folgende Auskünfte: Felix Pollaczek soll der Sohn eines österreichischen Offiziers gewesen sein. Er war unter anderem ein Pionier auf dem Gebiete der Theorie der *Warteschlangen.* Die Anregung dazu soll ihm der Ärger über das Warten bei Postschaltern gegeben haben. In zweiter Ehe war Pollaczek mit einer Französin verheiratet, und nach dem Zweiten Weltkrieg soll er ein Mitarbeiter am Institut Henri Poincaré in Paris gewesen sein. Anfang der sechziger Jahre, zwischen 1961 und 1963, soll er auch eine Gastprofessur an der Universität Maryland/USA bekleidet haben. Immerhin könnten diese Angaben erste Anhaltspunkte zur näheren Verfolgung des Lebenslaufes auch dieses österreichischen Wissenschaftlers bieten.

Die Ehe zwischen Felix Pollaczek und Hilda Geiringer wurde noch in Berlin vor 1933 geschieden. Der genaue Zeitpunkt ist mir ebensowenig bekannt, wie das Datum der späteren Eheschließung mit Richard von Mises, die vermutlich erst nach der Niederlassung der beiden in den USA stattfand.

Die im *Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration* als Tochter von Hilda Geiringer angeführte Magda Buka hat bei einem Brand ihres Wohnhauses ihre Tochter verloren. In zweiter Ehe ist sie mit einem mittlerweile emeritierten Professor am MIT verheiratet. Diese Angabe verdanke ich Prof. Dr. Karl Geiringer, Santa Monica, Kalifornien.

Die mir gegenüber von philosophisch Interessierten geäußerte Vermutung, wonach es zwischen dem Ehepaar von Mises und Hermann Broch persönliche Kontakte gegeben hat,

wurde mir von Paul L. Lützeler, dem Biographen Hermann Brochs, bestätigt. Die Kontakte sollen aber nicht besonders intensiv gewesen sein. Bündigen Aufschluß über die kulturellen und persönlichen Beziehungen von Hilda Geiringer und Richard von Mises können heute wohl nur die allenfalls bei Verwandten (dem Bruder und der Tochter von Geiringer) oder in Universitätsarchiven in den USA befindlichen persönlichen Aufzeichnungen geben. So ist unter anderem auch der gesamte durch fast vier Jahrzehnte sich erstreckende Briefwechsel von Richard von Mises mit seiner Mutter im Besitz Richard von Mises' gewesen, und dieser dürfte vielleicht noch manches interessante Material zur Zeitgeschichte Österreichs enthalten.

Wie bei Richard von Mises kann ich es auch bei Hilda Geiringer hier unterlassen, über den äußeren Ablauf ihrer erfolgreichen Karriere neuerlich zu berichten. Besonders hinweisen möchte ich aber auf den stets klaren und einprägsamen Stil, der die Veröffentlichungen von Hilda Geiringer auszeichnet.

Mit Hilda Geiringer beginnt die bisher leider erst sehr kurze Reihe österreichischer Mathematikerinnen, die meines Wissens eine akademische Laufbahn ergreifen konnten. Ihr folgten vor dem Zweiten Weltkrieg noch Olga Taussky-Todd und nach dem Zweiten Weltkrieg — und da nur an der Technischen Universität in Wien — Elfriede Tungl und Inge Troch. Hilda Geiringers wissenschaftliche Leistungen sowie ihre gereifte Persönlichkeit würden eine eingehendere Darstellung von wissenschaftshistorischer Seite gewiß verdienen.

Anmerkungen:

An dieser Stelle möchte ich zugleich der Zentralbibliothek für Physik und der Bibliothek des Mathematischen Institutes der Universität Wien für die Unterstützung danken, die sie mir bei meinen Recherchen stets in freundlicher Weise gewährt haben.

An Quellen, auf die sich meine folgenden Ausführungen stützen, gebe ich an:

a) für Richard von Mises

1. Poggendorf, *Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften,* Bd. 5, 6 und 7a.
2. Nachruf von R. Sauer, in: *Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.* 1953.
3. M. Pini, *Jahresberichte der deutschen Mathematiker-Vereinigung* Bd. 71 bis 75, Aufsatzserie „Kollegen in einer dunklen Zeit".
4. Vorwort von Sydney Goldstein zur Veröffentlichung der „American Mathematical Society", *Selected Papers of R.* v. *Mises.* Providence/Rhode Islands 1963.
5. Vorwort von Philipp Frank zu *Studies in Mathematics and Mechanics, presented to R.* v. *Mises by Friends, Colleagues and Pupils.* New York 1954.
6. Nachruf von G. Temple in *Nature* (Jahrgang 1953), 333; *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* Bd. II. München—New York—London—Paris 1980.

b) für Hilda Geiringer-Mises

1. *Who is who in Austria* 1959/1960, 157.
2. Poggendorf, *Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften.* Bd. 6, 7a.
3. M. Pini, *Jahresberichte der deutschen Mathematiker-Vereinigung,* Bd. 71 bis 75, Aufsatzserie „Kollegen in einer dunklen Zeit".
4. *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* Bd. II. München—New York—London—Paris 1980.

HANS FRIEDMANN

Philipp Gross

Vor die Aufgabe gestellt, eine „Fallstudie“ über Philipp Gross vorzulegen, muß ich als Vorbemerkung sagen, daß es mir nur für kurze Zeit in den Jahren 1936 und 1937 vergönnt war, als Student und Dissertant mit diesem großen Wissenschaftler und Lehrer in engerer Verbindung zu sein. Was sein Wirken vor und nach dieser Zeit betrifft, bin ich hauptsächlich auf Dokumente und persönliche Berichte angewiesen.[1]

Philipp Gross wurde in Wien am 30. September 1899 als Sohn des Ersten Buchhalters der k.k. Nordwestbahn, Berthold Gross, geboren. Nach der Matura (mit Auszeichnung) 1917 am k.k. Erzherzog-Rainer-Realgymnasium legte er seinen Militär- und Felddienst ab. 1919 bis 1923 Studium der Chemie an der Technischen Hochschule Wien sowie der Chemie und Physik an der Universität Wien; Dissertation bei Prof. Klemenc, nach den Rigorosen (mit Auszeichnung) Promotion 1923. Gross’ wissenschaftliche Laufbahn begann 1922 am I. Chemischen Laboratorium der Universität Wien, zuerst als wissenschaftliche Hilfskraft, dann als Hilfsassistent und außerordentlicher Assistent. 1928 wurde er mit der Errichtung der neugeschaffenen Physikalisch-chemischen Abteilung betraut und war 1929 bis 1937 Leiter des Physikalisch-chemischen Praktikums. 1930 erhielt Gross die Venia legendi für physikalische und theoretische Chemie, 1931 den erstmalig zur Verleihung gelangenden Rudolf-Wegscheider-Preis der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1936 den Titel eines außerordentlichen Professors. 1937 ließ er sich beurlauben und nahm die Stellung eines ordentlichen Gastprofessors und Direktors des Instituts für Angewandte Chemie an der Universität Istanbul an. Von dort kehrte Gross nicht mehr auf seinen Posten in Wien zurück. Im April 1938 wurde er von der Wiener Universität aus „Rasse-Gründen“ fristlos entlassen. 1938 bis 1939 war er als ordentlicher Professor an der Universität Istanbul tätig, die er bei Kriegsausbruch verließ, um nach England zu emigrieren. Dort übte er eine Lehrtätigkeit an der Universität Bristol und am King’s College in London von 1940 bis 1942 aus, dann arbeitete er bei High Duty Alloys Ltd. und International Alloys Ltd. (unter anderem an Problemen in einem kriegswichtigen Magnesiumwerk) und seit 1946 als Principal Scientist und Direktor des neugegründeten Fulmer Research Institute in Stoke Poges, Bucks. Nach seiner Pensionierung 1968 gehörte er diesem Institut weiter als Konsulent an.

Im Jahre 1968 verlieh die Universität Wien Philipp Gross die Lehrbefugnis für Thermochemie und den Titel „Honorarprofessor“. Im Sommersemester 1972 war er Gastprofessor am Institut für Anorganische Chemie der Universität Wien, und am 27. März 1974 erhielt er das goldene Doktordiplom der Universität Wien. Am 20. Mai 1974 starb Prof. Philipp Gross in London.

Philipp Gross war mit Maria, geb. Herzog, verheiratet, mit derer 1939 nach England kam. Maria Gross hatte Patentrecht studiert und war eine ausgezeichnete Patentanwältin. Eine Tochter des Ehepaars Gross, 1941 geboren, lebt in England.

Die Fachgebiete, mit denen Philipp Gross sich befaßte, können kurz folgendermaßen umrissen werden (in möglichst chronologischer Ordnung):

a) Bis Ende der dreißiger Jahre:

- Theorie der starken Elektrolyte, speziell auch in nichtwäßrigen Lösungen
- Ein- und Aussalzwirkung
- Säure-Basen-Katalyse
- Thermodynamik der starken Elektrolyte, Versuche mit Deuterium und schwerem Wasser

b) In England ab 1940:

- Anorganische Hochtemperaturchemie, Thermodynamik der Subhalogenide von Metallen und deren technische Anwendung, besonders Aluminiumvergasung mit Hilfe von AIC1, und Entwicklung von Präzisionskalorimetern

Ich glaube, daß einige Sätze aus der Wiedergabe eines Referats von Gross auf der 3. Internationalen Leichtmetalltagung vom 7. bis 9. Juni 1956 in Leoben auch dem chemi-

sehen Laien eine ungefähre Vorstellung des Gross-Verfahrens geben können: *Die Al-Erzeugung mittels Subhalogenid-Destillation kann als Zweistufenprozeß durchgeführt werden. Zunächst wird ein Al-Erz durch Kohlenstoff im Lichtbogen zu einer Al-Legierung reduziert. Dann wird daraus Aluminium in einer $AlCl_3$-Atmosphäre als Monochlorid destilliert, woraus man dann ein praktisch reines Al-Kondensat erhält.*

Philipp Gross genoß ohne Zweifel in der internationalen Fachwelt höchstes Ansehen und große Wertschätzung. Daß sein Bekanntheitsgrad nicht höher war, ist — wie sein Schüler Hans Suess in seinem Geburtstagsartikel 1964 meinte — auf Gross' Bescheidenheit zurückzuführen, die ihn bei Veröffentlichungen zögern ließ. Schon 1930 wurde er von dem Nobelpreisträger Debye als ordentlicher Professor nach Prag empfohlen. Die Liste seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen umfaßt mindestens 90 Titel. Weil mir zur Beurteilung des Werkes von Philipp Gross die Qualifikation fehlt, möchte ich nun einige Zitate anführen:

Seine Arbeiten waren gekennzeichnet durch die Attribute eines engagierten Wissenschaftlers — durch die Freude am Experimentieren, durch bewundernswerten Einfallsreichtum und durch Vielseitigkeit, durch ein tiefes Verständnis, ein durch lange Erfahrung und helles Beobachten geprägtes Gefühl für die Materie. Philipp Gross hat sich nicht nur durch die Schaffung bleibender geistiger Werte um das Ansehen Österreichs verdient gemacht, sondern übte auch eine nachhaltige Wirkung als akademischer Lehrer aus. Er verstand es meisterhaft, ein sehr anregendes Arbeitsklima zu unterhalten und durch kritische Diskussionen Studenten für die wissenschaftliche Laufbahn zu begeistern. Die klangvollen Namen seiner ehemaligen Schüler und Mitarbeiter wie zum Beispiel Otto Halpern, Hans Suess und F. Patat, selbst bedeutende Professoren der physikalischen Chemie bzw. chemischen Technologie, legen dafür Zeugnis ab. (Aus dem Nekrolog bzw. der Laudatio von Kurt Komarek)

Seit er [P. G.] *beim Fulmer Research Institute ist, stand er den Abteilungen Chemie und Physikalische Chemie vor. Unter seiner Leitung entstanden bedeutende Neuentwicklungen in der Gewinnung und Raffination von Aluminium und einigen hitzebeständigen Metallen. Dank der Anwendung hochentwickelter, verfeinerter Methoden einschließlich Hochpräzisionskalorimetrie und Hochtemperatur-Gleichgewichtsbestimmungen gelang ihm die Bestimmung vieler thermodynamischer Konstanten von anorganischen Materialien.* (Aus dem *Newsletter* des Fulmer Research Institute anläßlich der Pensionierung von Philipp Gross 1968.) *Der unvergeßliche Professor Philipp Gross, einer der bedeutendsten Physikochemiker Österreichs, der später — in den letzten Jahrzehnten seines Lebens — in England als Metallurge bahnbrechend wirkte...* (Aus dem Beitrag von Professor Engelbert Broda zu dem Band *Wien 1938. Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte.* Wien 1978)

Engelbert Broda sagte auch in einem Vortrag: *... Philipp Gross, einer der ersten Erforscher des um 1930 entdeckten schweren Wassers,... ging dann als Emigrant nach England und erfand dort auf theoretischer Basis grundsätzlich neue Verfahren zur Gewinnung von Aluminium und anderen Metallen in höchster Reinheit.* (Engelbert Broda, *Wissenschaft — Verantwortung — Frieden. Ausgewählte Schriften.* Wien 1985)

Seine Arbeit während des Zweiten Weltkrieges erweckte auch sein Interesse an der Chemie des Aluminiums und führte zu seiner Erfindung eines neuen Verfahrens für die Erzeugung dieses Metalls — des Gross-Verfahrens —, mit dem sein Name immer verbunden sein wird... Stets durch Kühnheit und Originalität in der Konzeption gekennzeichnet, gehören diese Untersuchungen zu den bemerkenswertesten Beiträgen zur chemischen Forschung in unserem Land seit dem letzten Krieg. Neben seiner bedeutenden Innovation in der Aluminiumtechnologie lag seine wahre Errungenschaft in der Einführung eines Elements des Raffinements in die Methoden der Metallgewinnung, das es früher nicht gab und das noch immer wirksam ist. (Aus dem Nachruf von D. L. Levi in *The Times* vom 29. Mai 1974.) Ergänzend zu obigem noch Äußerungen von Chemikern, die mit Philipp Gross persönlich und auch fachlich in Verbindung waren: Prof. Komarek hält Gross für einen der weltweit besten Fachleute für Kalorimetrie, wenn nicht überhaupt für den besten Kalorimeterfachmann. Die von Gross gemessenen Werte sind heute noch immer gültig. Anläßlich seiner Gastprofessur in Wien 1972 ließ man unter seiner Leitung am Institut für Anorganische Chemie der Universität Wien ein Hochpräzisionskalorimeter bauen. Der Chemie-Industrielle Paul Löw-Beer meint, daß Gross sich unter anderem dadurch auszeichnete, daß er imstande war, aufgrund seiner enormen rechnerischen Begabung technische Anlagen auf der Grundlage be-

kannter physikalisch-chemischer Gegensätze so zu berechnen, daß Pilotanlagen eigentlich hauptsächlich zur Verifizierung der Berechnungen dienen sollten. Gross habe überhaupt die Ansicht vertreten, man solle den Berechnungen gegenüber der Durchführung allzu vieler Versuche den Vorzug geben. Die interessanten Patente, die Gross gemeinsam mit der Firma International Alloys Ltd. erarbeitete, fanden großen Anklang und führten auch zur Lizenzvergabe (laut Dr. Löw-Beer an die Firmen Alcoa, Alcan und Pechiney), und es wurde außer einer kleinen Pilotanlage im Fulmer-Research-Institute eine größere in Kanada errichtet. Technologische Schwierigkeiten (das Vakuum, hohe Temperaturen, Korrosion etc.) ließen es jedoch — so Prof. Komarek — nicht zur großtechnischen Verwertung kommen.

Der Verlust des ausgezeichneten Forschers Philipp Gross für die Naturwissenschaft in Österreich ist in derselben Reihe zu sehen wie die zahlreicher anderer, über die Engelbert Broda in seiner obengenannten Arbeit *Das Jahr 1938 und die Naturwissenschaft in Österreich* schreibt. Eine Parallele sehe ich auch zum Schicksal des berühmten analytischen Chemikers Fritz Feigl, des Erfinders der Tüpfelanalyse, dessen akademische Laufbahn an der Universität Wien durch den dort herrschenden Ungeist jahrelang schwer behindert war. Bei Gross dürfte die Sachlage ähnlich gewesen sein — mit dem Unterschied, daß er, vorausblickend, schon 1937 der Einladung in die Türkei folgte und ihm so die Flucht vor den Nazis erspart geblieben ist. Philipp Gross, wenn auch, soviel ich weiß, politisch nicht direkt engagiert, verfolgte aufmerksam das Vordringen des Faschismus in Europa. Mir ist eine Diskussion in Erinnerung, die er mit einem jungen kommunistischen Chemiker führte, der voller Optimismus auf die Erfolge der Volksfront in Frankreich im Jahre 1937 verwies. Gross hat ihm damals vorausgesagt: „In zwei Jahren haben Sie in Frankreich den Faschismus.“ Er hat sich höchstens um ein Jahr geirrt.

Für mich als 23jährigen Dissertanten (seit Dezember 1936) war das praktische Ausscheiden meines Doktorvaters naturgemäß nicht angenehm. Allerdings hatte ich das Glück, noch eine Zeitlang die wirksame Unterstützung von Gross’ sehr fähiger Assistentin, der Physikerin Käthe Schiff, zu genießen, bis auch sie später im Jahre 1937 nach England ging. Der Professor stand mir jedoch auch weiterhin schriftlich und bei seinen wiederholten Besuchen in Wien hilfreich zur Seite (bis März 1938). Die Doktorarbeit, das heißt der experimentelle Teil, blieb dann kurz vor dem Abschluß liegen. Als ich nach fünfzehnjähriger Emigration und Auslandsaufenthalt wieder in Österreich lebte[2] und auf Anraten von Prof. Ebert, dem damaligen Vorstand des I. Chemischen Instituts der Universität Wien, meine Doktorarbeit zwecks Einreichung 1954 bis 1955 zusammenschrieb, hatte ich eine hauptsächlich schriftliche Verbindung mit Prof. Gross, der mir seine Hilfe zuteil werden ließ. Es kam auch eine Veröffentlichung in den *Monatsheften für Chemie* über mein Thema zustande. Ich rechnete ihm das sehr hoch an, denn er hatte das Gebiet der starken Elektrolyte schon seit Jahren verlassen.

Welcher Art sind meine persönlichen Erinnerungen an Philipp Gross? Es ist zu berücksichtigen, daß mein Kennenlernen seiner Persönlichkeit gute fünfzig Jahre zurückliegt, und seit 1938 habe ich ihn leider viel zu wenige Male in Wien und in England gesehen. Seine Person strahlte große Ruhe und Sicherheit aus. Seine feine Ironie machte das Gespräch leicht und angenehm. Hier ergibt sich selbstverständlich die Frage, was mich veranlaßt hat, Gross als Dissertator zu wählen. Die physikalische Chemie hatte mich als Student besonders interessiert, vor allem, nachdem ich im Studienjahr 1933/34 das Glück hatte, die Hauptvorlesung Physikalische Chemie von Prof. Herman Mark hören zu können, die mich sehr anregte, ja geradezu faszinierte. Ich erfuhr dann, daß es am I. Chemischen Laboratorium unter Mark ein eigenes physikalisch-chemisches Praktikum unter Leitung von Dozent Gross gab, und obwohl dessen Besuch damals nicht obligat war, nahm ich daran teil. Außerdem war ich Hörer von mindestens einer Vorlesung (ich glaube, sie hieß „Molekulare Dipole“) von Philipp Gross. So erhielt ich einen besseren Eindruck von seiner Person. Mir ist die überaus große Klarheit und Präzision seines Vortrags noch in Erinnerung. Dabei fällt mir ein Detail ein: Gross pflegte ohne jegliches Konzept vorzutragen, ohne die zahlreichen Formeln nachzusehen, die er an die Tafel schrieb. Plötzlich konnte er innehalten und in äußerster Konzentration viele Sekunden lang (oder länger?) in totalem Schweigen verharren — vielleicht um zu kontrollieren oder zu rekapitulieren —, dann ging es wieder fließend weiter, ohne mit einem Wort auf die Unterbrechung Bezug zu nehmen. Die Vorlesung war einigermaßen schwierig,

sodaß Käthe Schiff regelmäßig „Zusatz-“ oder Erläuterungsvorlesungen für einen Kreis von Interessierten abhielt.

Jedenfalls empfand ich Gross’ Art, zu lehren, besonders anregend. Übrigens gab es damals (1937) in der Abteilung Gross auch eine Vorlesung und einen Praktikumskurs über die ganz neue Analysemethode der Polarographie von Heyrovsky, was mir als Beweis für die Offenheit Gross’ für alle Neuerungen der physikalischen Chemie erschien. Der allem Neuen aufgeschlossene Institutschef Mark hat aber da sicher auch mitgewirkt. In dem von Gross geführten allgemeinen physikalisch-chemischen Praktikum gefielen mir die Einrichtung und die Führung außerordentlich. Jeder Teilnehmer hatte Gelegenheit — größtenteils an selbstgebastelten Apparaturen —, Versuche und Messungen durchzuführen, wobei auf große Selbständigkeit Wert gelegt wurde. Mir gefiel es, daß ich dort Experimente zur Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit, der Elektronenladung (nach Millikan) oder Versuche mit einer einfachen „Wilson’schen Nebelkammer“ durchführen konnte.

Ein zufällig erhalten gebliebener Beleg für die Beliebtheit Gross’ im Institut in der Währingerstraße 42 ist ein vergilbtes Blatt, das mir unter den Papieren aus meiner Dissertationszeit in die Hände gefallen ist. Darin heißt es unter dem Datum „Wien, 5. November 1936“: *Sehr verehrter Herr Professor!* [Es kann meines Erachtens nur der Vorstand des I. Chemischen Laboratoriums, Prof. Herman Mark, gemeint sein. Anm. H. F.] *Beunruhigt durch die Gerüchte, daß Herr Dozent Dr. Gross beabsichtigt. Wien und damit das Institut zu verlassen, treten die Unterzeichneten mit der Bitte an Sie, sehr verehrter Herr Professor, heran, nichts unversucht zu lassen, um dem Institut die wertvolle Mitarbeit von Doz. Gross auch weiterhin zu sichern. — Die Unterzeichneten sind davon überzeugt, daß die Anregungen, die Anleitung und die Arbeitsmöglichkeiten, die die Studentenschaft durch ihn erhalten hat. nicht leicht ersetzt werden könnten. — Wir hoffen sehr, daß es Ihnen, sehr verehrter Herr Professor, gelingen wird, Herrn Doz. Gross von diesem für das Institut so bedauerlichen Schritt abzuhalten.* Es folgen 42 Unterschriften. Wieso diese Unterschriftenliste dann anscheinend nicht abgegeben wurde, ist mir nicht erinnerlich.

Wie sehr Philipp Gross als Mensch geschätzt wurde, scheint auch aus seinem Freundschaftsverhältnis mit Chemikern hervorzugehen, die er früher oder später in seinem Leben kennengelernt hatte und die auch mir bekannt waren bzw. sind: Engelbert Broda, Emil Abel, Ernst Katscher, Paul Löw-Beer, Kurt Komarek und andere. Es ist mir bei weitem nicht möglich, ein volles Bild von Gross’ Persönlichkeit zu geben, weil ich ihn viel zu wenig kannte, aber jedenfalls gehört noch seine tiefe Verbundenheit mit der Kunst erwähnt, auf die in mehreren der schon genannten Äußerungen besonders hingewiesen wird.

Anmerkungen:

1 Insbesonders möchte ich Herrn Prof. Kurt Komarek, Vorstand des Instituts für Anorganische Chemie der Universität Wien, danken, der mir liebenswürdigerweise mit Informationen und Aufzeichnungen geholfen hat. Ihn verband eine menschliche und wissenschaftliche Freundschaft mit Philipp Gross.

2 Siehe K. R. Fischer, „Emigrant in Kolumbien 1938 bis 1947", in: Friedrich Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I.* Wien 1987.

KURT HOSELITZ

Rudolf Kompfner

Rudolf Kämpfner wurde am 16. Mai 1909 in Wien geboren, als Sohn von Paula und Bernhardt Kämpfner. Sein Vater war Buchhalter, komponierte Wienerlieder und spielte auch Klavier in Gasthäusern beim Heurigen.

Meine Mutter war mit Paula Kämpfner befreundet, und daher kannte ich Rudi, aber wegen des Altersunterschiedes hatten wir nicht viel Kontakt. Rudi war musikalisch und lehrte sich selbst Klavierspielen. Er konnte nie Noten lesen, jedoch spontan Melodien klimpern. Auch war er ein sehr guter Zeichner. (Er hatte 23 Illustrationen in einem Buch, *Drei Jungen ziehen durch Kleinasien* von Theo Elder, 1936.)

Die Art, in der er Klavierspielen konnte, war ziemlich charakteristisch. Er lernte viele Dinge durch praktische Anwendung seines vielseitigen Talents. In den meisten Fällen war das von intensivem Nachdenken und Studieren begleitet.

Von Volks- und Mittelschule weiß ich nichts, nur, daß Kämpfner schon als Junge an Physik interessiert war und die Bücher von Arago las. Physik war damals und blieb in seinem ganzen Leben sein Hauptinteresse.

Die Familie war nicht wohlhabend, und auf Rat seines Onkels, der ein Architekt war, studierte Rudi an der Technischen Hochschule Architektur. Er verdiente sich etwas Geld mit Zeichnungen, und meine Eltern hatten ihn engagiert, eine Porträtskizze von mir zu machen. Es war eine Rötelskizze, sie hing im Schlafzimmer meiner Eltern.

Rudi absolvierte 1933 den Hochschulkurs als Diplom-Ingenieur. Ich weiß nicht, ob er damals politisch tätig war, jedenfalls fühlte er als Jude schon 1934, daß er nicht in Österreich bleiben wollte oder konnte. Seine Kusine hatte einen Engländer, R. Franey, geheiratet, und dieser vermittelte es, daß Rudi nach England kam und bei einer englischen Architektenfirma für zwei Jahre als Praktikant arbeitete. 1936 trat er in die Baufirma Franey in London als Managing-Direktor ein. Franey hatte offenbar Rudis Talent erkannt. Im Englischen gibt es keine Umlaute, und deshalb änderte er seinen Namen zu Kompfner.

Rudi war so ein Polymath, daß alles, was er tat, erfolgreich war. Als Architekt schuf er Häuser, die auch in der Literatur erwähnt wurden. *(Small Houses,* hrsg. von H. Myles Wright. London 1937.)

Schon während er Architekt war, galt sein Hauptinteresse der Physik, besonders der Elektronenphysik, und er las und studierte diese Sachen eifrig. Er besuchte seit 1935, abends nach der Arbeit, die Patentamtsbibliothek in London, um Bücher und Zeitschriften zu lesen.

In seinen Notizbüchern finden sich besonders Anmerkungen über Bildröhren und später über Mikrowellenröhren von Varian und Heil.

Kompfner erfand schon damals neue Elektronenröhren, zum Beispiel das „Relayoscope“, in dem ein Lichtmuster (Bild), das auf ein normal isolierendes photoelektrisches Gitter fiel, den Strom von Elektronen kontrollierte (Britisches Patentgesuch 476,311,4. Juni, 27. Juli und 18. August 1936, angenommen 6. Dezember 1937). Das Patent beschreibt die Verwendung des Relayoscopes als Fernseh-„Pickup“-Röhre auch für die Darstellung mit gewöhnlichem Licht, von infraroten, ultravioletten oder Röntgenbildern. Leider konnte er die Erfindung nicht verkaufen. Sein Interesse wandte sich mehr und mehr den Mikrowellenröhren zu. Auf diesem Gebiet leistete er schon als Amateur einige wichtige Beiträge.

Während dieser Zeit genoß er oft die Gesellschaft und Hilfe von Peggy Mason, die er 1935 im Schwimmklub in Westminster getroffen hatte. Sie heirateten am 24. April 1939 in Caxton Hall, Westminster.

Mein alter Freund, Gerhard Hamburger aus Wien (dessen Mutter mit meiner Mutter im Kreis von Frau Kämpfner verkehrt hatte) war Diplom-Elektroingenieur von der Technik (Elektronik). Er war 1938 durch Vermittlung des Erfinders des Fernsehens, Logie Baird, nach London gekommen, um mit Baird zu arbeiten. Er traf Rudi oft und gab ihm auch Rat und Hilfe.

Kurz nach Kriegsausbruch hatte er eine Publikation über Magnetronen zu der Zeitschrift *Wireless Engineer* geschickt, diese wurde jedoch von der Britischen Admiralität als „während des Krieges unpublizierbar“ erklärt. Immerhin, die Admiralität wußte von ihm.

Im Juni 1940 wurde er, wie die meisten Österreicher in England, interniert. Da waren auch viele andere Wissenschaftler dabei, und Rudi lernte mehr Physik. Er war bei einem Mathematiker aus Cambridge einquartiert (Wolfgang Fuchs, jetzt Professor in Cornell), mit dem er eine Publikation, „Theory of Space Charge Effects in Velocity Modulated Electron Beams“, in den *Proceedings of the Physical Society* veröffentlichte.

Durch seine Arbeiten, Freunde und Bekannten war er als „Physiker“ gut bekannt geworden. Im Dezember 1940 wurde er aus der Internierung entlassen. Peggy hatte inzwischen bei der Admiralität vorgesprochen, und Frederik Brundrett, einer der Forschungsleiter im Ministerium, vermittelte es, daß er im September 1941 an der Universität von Birmingham in ein Laboratorium kam, das für die Admiralität unter Professor M. L. Oliphant an „High Power Magnetrons“ arbeitete.

Kompfner begann also erst im Jahre 1941, im Alter von 32 Jahren, als professioneller Physiker zu arbeiten, und erst damals begann seine persönliche Erfahrung von Physik-Forschung und wie man mit anderen Physikern, Mathematikern und Ingenieuren zusammenarbeitet.

Das Laboratorium war hauptsächlich mit Magnetronen, die für das damals besonders wichtige „RADAR“ gebraucht wurden, beschäftigt. Aber Rudi war ein „Originator“, ein freier, erfindungsreicher Geist, und er ging seinen eigenen Weg. Daraus erstand die Erfindung der „Travelling Wave Tube“ (Wanderwellenröhre). Diese Röhre ist auf sein schon lange bestehendes Interesse an der Interaktion von Elektronen mit einer elektromagnetischen Welle begründet. Trotz Kritik von Experten konstruierte er eine Travelling Wave Tube, die nicht nur funktionierte, sondern er fand einen ganz neuen Effekt: die Welle und der Elektronenstrom verstärken sich gegenseitig über einen weiten Frequenzbereich. Rudi studierte die Theorie und konnte das Benehmen der Röhre erklären.

1944, als er tief in seiner Arbeit war, wurde er ins Clarendon Laboratorium in Oxford transferiert, wo er mit Neville Robinson, der bis zum Ende sein guter Freund war, das Funktionieren der Röhre weiterentwickelte, und so erstand die „Travelling Wave Tube“ als „very low noise amplifier“. In Oxford studierte Kompfner für sein Doktorat, Dr. Phil, in Physik, und erwarb dieses 1951.

John Pierce, ein sehr bekannter Nachrichtentechniker und Mikrowellenphysiker, der eine einflußreiche Stelle im Bell Laboratory hatte, war schon seit einiger Zeit an Rudis Arbeit interessiert gewesen und lud ihn ein, zu Bell zu kommen. Rudi war von der Admiralität zur Atom-Energie-Kommission versetzt worden. Er erzählte mir, daß er fühlte, daß seine Arbeit nicht ganz voll bewertet wurde. Deshalb nahm er 1951 ein Angebot von Bell Laboratories an und begann dort am 27. Dezember 1951. Bell Laboratories war damals, und blieb für lange Zeit, und ist es vielleicht bis heute geblieben, das berühmteste und hervorragendste physikalische und technische Forschungslaboratorium der Welt.

In Bell Labs wurde Kompfners Genie voll anerkannt, und 1955 wurde er zum Director of Electronics Research, 1957 zum Director of Electronics and Radio Research und 1962 zum Associative Executive Director der Communications Sciences Division ernannt.

Von 1958 an begann er mit John Pierce sein Interesse in Satellite Communications zu entwickeln, und zusammen mit J. Pierce führte das zu der Erfindung von Satellite Communication Systems. Das erste Experiment, 1960, war das berühmte Echo-Experiment, in dem Signale von Holmdell an der Ostküste der USA ausgesendet wurden und von einem passiven Ballon, der am 12. August 1960 von der NASA in den Raum gesetzt worden war, reflektiert und in Kalifornien empfangen werden konnte. (Voll publiziert in *Bell Laboratory Journal.)* 1962 gelang es Kompfner und seinem Team, den ersten aktiven Communications Satellite, Telstar, zu fliegen, mit dem „lebende“ Bilder von USA nach Europa gesendet wurden. Man kann sich einen Begriff des Wirkungsbereiches von Rudi machen, wenn man sich erinnert, daß das Telstar-Experiment Bell Laboratories schon damals 70 Millionen Dollar kostete. In seinem Beitrag zum Symposium „Die Zukunft von Wissenschaft und Technik in Österreich“ (Wien 1972) erwähnte er ganz bescheiden, daß er sich des großen Rahmens, in dem er gewirkt hatte, bewußt sei.

Das Telstar-Experiment hatte auch für mich einige Bedeutung. Ich war damals Abteilungs-

leiter der Festkörper-Physik-Abteilung im Mullard Research Laboratory, dem englischen Forschungslaboratorium der Philips Company. Mein guter Kollege Dr. John C. Walling war sehr interessiert an Siow Wave Structures. Um 1958 wurden sehr sensitive Verstärkerröhren für Mikrowellen-Empfänger gebraucht. Charles Townes hatten den „Maser" erfunden, und John dachte daran, die Leistung des Masers zu verbessern. Er erfand unabhängig den Travelling Wave Maser. (Wir hatten dann Korrespondenz mit Bell Labs, und Rudi warf mir vor, daß wir die Bell Lab-Techniken plagiierten. Das war aber nicht der Fall, es handelt sich wirklich um eine beinahe gleichzeitige, unabhängige Erfindung.) Auf John Wallings Erfahrung und Wissen gründete sich der Auftrag, den unser Laboratorium vom British Post Office bekam: einen heliumgekühlten Travelling Wave Maser für den transatlantischen Fernseh-Empfänger in Goonhilly Downs in Cornwall zu konstruieren. Alle anderen Empfangsstationen hatten im Bell Lab gebaute Ausrüstungen.

Während dieser Zeit war ich oft in Amerika und besuchte auch Bell Labs. Einer der führenden Wissenschaftler dort war Derek Scovil, der sich mit Quantumeffekten in Festkörpern beschäftigte. Er hatte den Ruby-Maser für den Echo-Empfänger gebaut. Während eines Besuchs sah ich, daß er allerlei sehr fundamentale Experimente mit Interaktion von Elektronen in verschiedenen Energiezuständen von Salzen und Oxyden machte. Er war in der Grundlagenforschungsgruppe in Murray Hill. Bell Labs hatte 4500 Leute beschäftigt. Rudi war in Communications in Holmdell. Die Direktion von Bell Labs hatte ihm ein eigenes Laboratorium auf dem Crawford Hill in der Nähe des Hauptgebäudes gebaut, wo er mit etwa hundert bis zweihundert Mitarbeitern Experimente in Communications ausführte. Ich sprach mit Scovil und fragte ihn, was ihn so in diese Grundlagenforschung von Quantumeffekten gezogen hatte. Er antwortete einfach: „Rudi wants it, so we do it." So weit war Rudi Kompfners Einfluß in dieser Riesenorganisation und so hoch wurde er geschätzt, und so weitsichtig war seine Intuition.

Während dieser Jahre hatte er auch Arno Penzias und Robert Wilson von deren Universitäten nach Bell Labs geworben. Sie hatten in Crawford Hill in Rudis „Privatabteilung" mit der hochempfindlichen Horn-Antenne und den besten und lärmfreiesten Verstärkern Experimente zu machen. Diese Experimente führten zur Entdeckung der isotropen Raumstrahlung von einer Lärm-Temperatur von 3°. Die Entdeckung ist äußerst wichtig in Kosmologie und weist stark auf die „Big Bang"-Theorie. Wilson und Penzias bekamen dafür später den Nobelpreis.

Ab 1962 etwa war Rudi sehr beschäftigt, die hohen optischen Frequenzen der Lichtwellen in der Nachrichtentechnik zu verwenden. Als ich ihn 1967 in Crawford Hili besuchte, arbeitete er an Transmission durch lange Röhren mit kontinuierlichen Gaslinsen. Die Lösung dieses Problems mit dünnen Fasern fand er nicht. Aber sofort nachdem er von den Versuchen von Rao etc. in England erfahren hatte, sah er, daß das die richtige Methode war, und erwirkte, daß Bell Labs ein Entwicklungsprogramm anfingen, das bald mit den durchsichtigsten Glas- und Quartzfasern Erfolg hatte.

Kompfner zog sich 1973 von Bell Labs zurück und teilte seine Zeit zwischen Stanford University als Professor of Applied Physics und Oxford als Professor in Engineering Science. Während dieser letzten Jahre beschäftigte Rudi sich mit „Scanning Microscopy", in Oxford mit Don Walsh (er war auch in Kontakt mit Hans Motz) in optischer Scanning Microscopy, und in Stanford mit Cal Quate in akustischer Scanning Microscopy. Das war nicht sein einziges Interesse, aber von diesen Arbeiten sprach er am meisten, als ich ihn 1975 in Palo Alto besuchte.

Rudi Kompfner war der Autor von vielen Publikationen und von etwa 55 Patenten. Wo immer er arbeitete und lebte, wurde er geehrt und anerkannt. 1955 bekam er die Dudell Medal von der Physical Society in England, 1960 den David Sarnoff Award von der Institution of Electrical and Electronic Engineers (IEEE, USA) und die Stuart Ballantyne Medal vom Franklin Institute, Philadelphia, 1963 die Medal of Honour, die höchste Ehre der IEEE. 1964 wurde er von der Technischen Hochschule in Wien mit dem Ehrendoktorat der Wissenschaften gewürdigt, 1969 erhielt er den Doctor of Science von der University of Oxford, 1974 die John Scott Award, City of Philadelphia, und die Sylvanus Thompson Medal von der Röntgen Society, British Institute of Radiology, und schließlich 1975 vom Präsidenten der Vereinigten Staaten die National Medal of Science.

Rudolf Kompfner war ein freundlicher, einfacher Mensch. Alle nannten und kannten ihn als den Rudi. Als ich ihn einmal in London zum Physical Society Club zu einem Dinner einlud, wo er als Ehrengast eine kleine Rede halten sollte, kam er mit einem kleinen Rucksack am Rücken, in dem er seine Notizen etc. hatte. Er fand es bequem, denn es ließ ihm im Bus und der Untergrundbahn beide Hände frei.

Er kümmerte sich gar nicht darum, daß viele Leute seine unkonventionelle Weise nicht verstanden.

Rudi liebte Schifahren und fuhr beinahe jedes Jahr im Winter mit Verwandten nach Österreich. Er war ein begeisterter Schwimmer, und nach einem schweren Herzanfall 1967 begann er bald wieder zu schwimmen. Als ich ihn 1975 in Stanford besuchte, nahm er mich in das Schwimmbad mit, wo er viele Längen eifrig schwamm. Man konnte kaum glauben, daß er 66 war und ein paar Jahre zuvor einen schweren Herzanfall gehabt hatte. Nach einem Besuch im Stanford University Schwimmbad im Dezember des Jahres 1977 erlag er einem zweiten Herzinfarkt.

Dieser Bericht stützt sich sehr stark auf eine Gedächtnisschrift von Rudi Kompfners langjährigem Freund und Kollegen in Bell Laboratories, John Pierce: „Winning Ways: Kompfner's Career", in: *Int. J. Electronics* Vol. 48, No. 5, 375—388, 1980, und auf einige persönliche Erinnerungen.

Medizin

MICHAEL HUBENSTORF

Vertriebene Medizin — Finale des Niedergangs der Wiener Medizinischen Schule?

EINHEIT ODER VIELFALT DES KOMPLEXES „MEDIZIN"

Im Rahmen unseres Themas „Vertriebene Vernunft“ wie auch allgemein in der Struktur deutschsprachiger Hochschulen der dreißiger Jahre nimmt die Medizin jeweils eine Sonderstellung ein. Zum einen zeichneten sich die medizinischen Fakultäten fast regelmäßig dadurch aus, daß sie die Fakultäten mit dem zweitgrößten Personalstand nach dem enzyklopädischen Kaleidoskop der philosophischen Fakultät waren. Sowohl die Wiener Medizinische Fakultät im Jahr 1937 als auch ihr Berliner Pendant im Jahr 1932 waren mit über 300 lehrbefugten Personen ausgestattet.[1] Selbst die kleineren österreichischen Universitäten reproduzierten noch dieselbe Struktur: die Grazer und Innsbrucker medizinischen Fakultäten stellten mit über 60 bzw. beinahe 45 Hochschullehrern ungefähr ein Drittel des jeweiligen Hochschullehrkörpers.[2]

Nun wird jeder sogleich verstehen, daß man nicht die Entwicklung der Kunstgeschichte und der Atomphysik gleichzeitig abhandeln kann; daß aber die Sprach- und Stimmheilkunde von der theoretischen Strahlenbiologie fast ebensoweit entfernt ist, taucht selten im Problembewußtsein bezüglich medizinischer Forschungs- und Lehreinrichtungen auf. Die Einheit der medizinischen Fächer scheint durch ihre Ausrichtung auf die therapeutische Bemühung gegenüber dem kranken Menschen gestiftet zu sein, und folglich betrachten wir „die Medizin“ unbesehen als Einheit. Daß dies nicht unproblematisch ist, wird an zwei Punkten deutlich: Zum einen wurde eine nicht unbeträchtliche Gruppe von Medizinern schon unter den Themenkomplexen Psychoanalyse bzw. Psychologie vorgestellt, und ein biographischer Einzelbericht im Themenbereich Naturwissenschaften beschäftigte sich mit dem Grazer Pharmakologen Otto Loewi; zum zweiten umspannen auch die Berichte in dieser Sektion eine außerordentliche Vielfalt: von der Philosophie der Medizin und der Kinderpsychoanalyse (Alfred Kneucker bzw. Josef K. Friedjung) über die Grundlagenwissenschaft Anatomie (Julius Tandler) bis zu den unmittelbaren Zeitzeugen Franz David und Josef Schneeweiß, die als Chirurg bzw. Internist ihren schwierigen Weg machten.

Das macht wohl deutlich, daß wir es mit einem äußerst komplexen Feld der wissenschaftlichen Emigration zu tun haben und daß in dieser Einleitung allenfalls einige zusammenfassende Grundlinien vorgestellt werden können, die auch eine offenbar kaum vermeidliche Einseitigkeit der hiesigen Auswahl — namentlich in rebus politicis — korrigieren sollen.[3]

DER „JÜDISCHE ANTEIL“ AN DER „ÖSTERREICHISCHEN MEDIZIN“

Das zweite Spezifikum bei der Beschäftigung mit der „vertriebenen Medizin" ist die Tatsache, daß gerade in diesem Wissenschaftsbereich der Anteil jüdischer Wissenschaftlerschon seit langem sehr hoch, wenn nicht der höchste unter den akademischen Disziplinen war. Dies bedeutet, daß gerade unter Medizinern die Brutalität der Vertreibung eine äußerst weitreichende war und wir anderseits das denkbar weiteste Forschungsfeld vorfinden. Es wäre wohl zynisch und unangebracht, hier von einem besonderen „Glücksfall“ der Forschung zu sprechen, Trauer ist vielmehr angesagt. Doch im Zuge der nur allzu verbreiteten Apologie-Bestrebungen kommt in nicht wenigen Darstellungen jenes folgenschwere Ideo- logem zum Vorschein, daß am deutschen Wesen und seinem „niedlichen“ österreichischen Gegenstück, dem „Austrian Mind“[4], dereinst noch die Welt genesen werde. „Seht her", so spricht der apologetische Geist, „was haben wir" — welches „wir“, bitteschön? sollte man dazwischenrufen — „nicht alles der Welt gegeben? Austria erit in orbe ultimo. Dieses Österreich wird nicht untergehen.“[5]

Angesichts des großen Anteils jüdischer Ärzt(inn)e(n), der mit unserer Themenstellung überall verknüpft ist, kommen zwei Argumente zum Vorschein: Das erste ist das alte antisemitische Thema von der „Verjudung der Ärzteschaft" — der Ärzteschaft eben nur in unserem Kontext, denn dieselbe Schein-Erklärung wurde auch auf das Textilgewerbe und die Viehhändler oder Handel und Handwerk im allgemeinen angewandt.[6] Wer so argumentiert — und dies kann auch ein Philosemit sein, dessen Philosemitismus nur zu schnell in Antisemitismus umzuschlagen vermag — setzt den jüdischen Anteil im jeweiligen Bereich hoch an.

„VERJUDUNG DER ÄRZTESCHAFT" — GESTERN UND HEUTE

Daß dieses eigenartige Deutungsmuster, zu dessen Konkretisierung immer wieder das Beispiel der Medizin, der Ärzte und der Wiener Medizinischen Fakultät herhalten muß, bis heute nicht verschwinden will, dafür mögen die folgenden Beispiele aus früherer und heutiger Zeit dienen.

In seinen zwischen 1931 und 1933 geschriebenen Lebenserinnerungen bezifferte der erste Bundespräsident der Republik Österreich, Michael Hainisch, den Anteil jüdischer Ärzte auf 70 Prozent und den der Rechtsanwälte auf 85 Prozent[7] und fügte hinzu, „daß die Besetzung der Stellen mit Juden eine Grenze haben müsse und daß die Universität keine Judenschule werden dürfe". Besonders bemerkenswert ist die eindeutige Rassen-Argumentation, mit der Hainisch, den man allgemein als unabhängigen, liberalen Repräsentanten der Ersten Republik zu interpretieren beliebt, seine Forderung nach einem Numerus clausus für den Juden begründete:

Mein Wunsch, die Zahl der Juden in leitender Stellung möge begrenzt sein, findet seinen Grund darin, daß die Mentalität der Juden eine andere ist als die der arischen Bevölkerung. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß ich die Juden für ein minderwertiges Volk halte. Im Gegenteil, sie sind eine auf Intelligenz und geistige Regsamkeit hochgezüchtete Rasse und in dieser Hinsicht zweifellos der arischen Bevölkerung überlegen. Ich halte deshalb einen mäßigen Zufluß jüdischen Blutes nicht nur nicht für schlecht, sondern sogar für vorteilhaft. Der Dehler der Juden ist aber, daß ihnen der Sinn für das Irrationale im Volksleben (Vaterland, Heimat, Muttersprache. Christentum), ohne welches den Völkern keine Lebensdauer verbürgt ist, vollkommen abgeht.[8]

Schon der Herausgeber der Lebenserinnerungen Hainischs merkte kritisch die mangelnde Fundierung der Zahlenangaben an;[9] auf welchen Zeitpunkt Hainisch sich bezieht, ist nicht ersichtlich, aber selbst wenn man die 1938 von NS-Stellen ermittelte Zahl für Wien von 65 Prozent (vgl. unten) heranzieht, liegt der Bundespräsident in seiner Stellung noch immer um 5 Prozent über den Zahlen nach dem Kriterium der Nürnberger Rassengesetze![10]

Dieselben Stellen hat nun 1983 Viktor Reimann unter anderem dazu benutzt, um Hainisch für das dritte, das „freiheitliche Lager", zu vereinnahmen.[11] Er zitierte unkritisch diese Passagen und bezichtigte dann nicht genannte Historiker des ungerechtfertigten Antisemitismusvorwurfs, denn *wenn man deshalb von einzelnen Historikern im Gespräch zu hören bekommt, daß Hainisch ein Antisemit gewesen sein soll, dann stoßen wir wieder auf die Unart gegenwärtiger Geschichtsschreibung mit der Kenntnis von heute, Erscheinungen der Vergangenheit zu be- und verurteilen.*[12]

Was der angebliche Historiker Reimann dabei vergaß, war die einfache Tatsache, daß der vorgeblich liberale Bundespräsident auch nach damaligen Kriterien liberale Grundprinzipien der Verfassung abzuschaffen beabsichtigte. Denn der freie Zugang zu Bildung, wissenschaftlichen Ausbildungswegen bzw. Berufen und öffentlichen Stellen war ein fundamentales Prinzip des Staatsgrundgesetzes von 1867, auch wenn dessen Ansprüche realiter nie verwirklicht wurden. Und „die Unart gegenwärtiger Geschichtsschreibung" besteht allenfalls darin, die historischen Akteure am Maß der zu ihrer Zeit gültigen, zum Beispiel verfassungsmäßig verbrieften Rechte zu messen, die offenbar auch der damalige Bundespräsident zu umgehen versuchte. Hainisch lag hier auf keiner anderen Linie als die Protagonisten eines Numerus clausus für Juden, Leopold Kunschak und Ignaz Seipel, oder die Verfasser jener Studentenordnung der Wiener Universität von 1930, die der Verfassungsgerichtshof postwendend

aufhob.[13] Hainisch kritisierte in diesem Zusammenhang nur, daß sich die verschiedenen Universitätsspitzen auf kein einheitliches Vorgehen einigen konnten. Antisemitisch waren seine Ideen allemal, wenn auch mit scheinbar philosemitischen Urteilen amalgamiert. Nur die Radikalität des Antisemitismus und gelegentliche individuelle Abweichungen mögen von anderen verschieden gewesen sein, was auch nicht ausschloß, daß die Familie Hainisch nach 1938 bedrängten Mitbürgern jüdischer Herkunft half.[14]

Mehr als fünfzig Jahre später reproduzierte ein ebenfalls autobiographischer Autor, der Gründer des Verbandes der Unabhängigen (VdU; Vorläufer der FPÖ), ähnlich fadenscheinige Statistiken, die ohne Jahreszahl, Geltungsbereich und Zählkriterium auskommen. Er schreibt nicht unähnlich über die zwanziger Jahre:

Aber noch mehr Besorgnis rief ihr [das heißt der „Juden“ — M. H.] *Anteil in den Intelligenzberufen hervor. So waren von den Journalisten SO Prozent, den Bankiers 75 Prozent, den Rechtsanwälten 62 und den Ärzten 51 Prozent Juden. Sie waren eine geschlossene „organisierte Gruppe", in der nicht allein die Tüchtigkeit, sondern auch die Zugehörigkeit zur Gruppe entschied. Jüdische Zeitungsbesitzer stellten nur jüdische Journalisten an. jüdische Universitätsprofessoren fast nur jüdische Assistenten. Nichtjuden erblickten darin das Entstehen einer neuen privilegierten Kaste und ihre eigene Benachteiligung im freien Spiel der Kräfte.*[15] Und für die prominente Journalistin Ilse Leitenberger *(Die Presse)* waren gleich 75 Prozent aller damaligen Studenten „jüdisch“, die jedoch nicht ausgefallene Fächer wie Assyriologie, sondern Medizin studiert hätten:

Als sich emanzipierendes Volk halfen sie einander schrecklich: es war unmöglich für einen nichtjüdischen Arzt, eine Stelle zu bekommen.[16]

Neben den Sprach- und Denkstörungen, die üblicherweise das antisemitische Syndrom mit sich bringt — wie nämlich kann man „einander schrecklich helfen“? —,[17] ergibt sich aus dieser Sammlung ein relativ stabiles Deutungsmuster zur jüdischen Beteiligung an der österreichischen Wissenschaft und insbesondere der Medizin:

- Der Anteil jüdischer Studenten/ Ärzte während der Zwischenkriegszeit wird regelmäßig anhand der Kriterien der Nürnberger Rassengesetze(l) — wohl mit einer gewissen Ausnahme bei Kraus — überschätzt oder an der Obergrenze des Realitätsadäquaten angesiedelt.
- Dieser Anteil wird explizit (Hainisch) oder implizit als „zu hoch" charakterisiert, was zur Forderung nach bzw. Rechtfertigung einer Beschränkung im Sinne eines „Numerus clausus“ führt.
- Die Bestimmung des Ortes, für den die Zahlen gelten sollen (z. B. Wien), entfällt überhaupt oder bleibt nebensächlich, wobei die Sonderstellung der Wiener Universitätsverhältnisse und die durchaus konträren Verhältnisse an anderen Orten (Graz, Innsbruck) unberücksichtigt bleiben, was implizit einer falschen Verallgemeinerung der Wiener Sondersituation auf ganz Österreich Vorschub leistet.
- Zeitliche, nämlich Verlaufsaspekte oder Entwicklungstrends werden ausgeblendet, was die Zahlenangaben als unglaubliche, daher umso „skandalösere“, naturwüchsig entstandene, statische Realitäten erscheinen läßt.
- Vergleich und Nachweis der durchaus widersprüchlichen Zahlenangaben (von 51 Prozent bis 75 Prozent) bleiben aus.
- Implizit werden die Kriterien der „Nürnberger Rassengesetze“ zur Geschichtsdeutung als gültig vorausgesetzt.
- Zur Erklärung dient — allerdings nicht bei Hainisch — ein angeblich die Konkurrenz ausschaltendes Monopolverhalten, das sich offenbar aus Protektion, Nepotismus und wissenschaftsfremden Entscheidungskriterien speisen soll und ausschließlich auf „jüdischer“ Seite angenommen wird.

Derartige auch nach 1945 latent vorhandene (historische) Deutungsmuster, die offenbar seit 1983 bzw. 1986 in Österreich wieder verstärkt offen vorgetragen werden, beeinflussen — wohl auch indirekt — selbst die historisch-wissenschaftliche Forschung. Eine derartige Tendenz mag wohl auch hinter dem Faktum stecken, daß nur zu gern zitiert wird, 1938 habe man drei Viertel aller medizinischen Hochschullehrer entlassen[18] — eine Zahl, die nur in begrenzten Interpretationsrahmen zulässig ist. In Wirklichkeit standen nämlich auch noch 1941 mehr als 40 Prozent der medizinischen Hochschullehrer von vor 1938 in allen Verzeich-

nissen, mit Titel und Würden: und die Zahl der aus rein politischen Gründen Entlassenen hielt sich in engen Grenzen. Die Sucht, heute vielleicht auch anklagend, den jüdischen Anteil möglichst hoch anzusetzen, erweist dem Verständnis und der Erkenntnis keinen guten Dienst, sie setzt nur eine alte Antisemitentradition unter scheinbar umgekehrten Vorzeichen fort und stützt zugleich das zweite Argument.

Dieses nämlich lautet: „Wo ist denn da die Diskriminierung, das behauptete Wirken des Antisemitismus schon vor 1938, wenn so viele Ärzte und Hochschullehrer jüdischer Herkunft waren? Ist es nicht vielmehr ein Beweis des Gegenteils, wenn in einzelnen Fächern ein Drittel oder die Hälfte der Wissenschaftler aus Gründen rassischer Verfolgung emigriert ist?" Da dies so auch in der Diskussion der Sektion Medizin geäußert wurde, soll hier nachträglich eine genauere Antwort geliefert werden.

JÜDISCHE ÄRZTE IM MITTELEUROPÄISCHEN VERGLEICH

Man muß nach den nicht ganz unproblematischen Statistiken der nationalsozialistischen Ärztepolitiker von 1938 davon ausgehen, daß 65 Prozent der Wiener Ärzte „jüdischer" Herkunft waren — allerdings nach den nationalsozialistischen „Rassenkriterien"; in Niederösterreich waren es etwa 15 Prozent, in den übrigen Bundesländern nur wenige, daher für das österreichische Gesamtgebiet etwa ein Drittel der Ärzteschaft.[19]

Für die medizinischen Fakultäten ist in Wien von einer Entlassung aufgrund der Rassengesetze bei etwa der Hälfte der Hochschullehrer auszugehen, in Graz handelte es sich um einen einzigen Hochschullehrer (von 32 Prozent), nämlich Otto Loewi, und in Innsbruck vielleicht um drei; daneben erfolgten eine Reihe von Entlassungen wegen der Ehe der Betreffenden mit einer „jüdischen" Frau, was die definitorischen Grenzen und die Uferlosigkeit des zeitgenössischen Rassismus deutlich macht.[20] Der umgekehrte Fall, daß eine medizinische Hochschullehrerin wegen ihres „jüdischen" Ehemanns entlassen worden wäre, scheint nie aufgetreten zu sein; einerseits deshalb, weil es an den medizinischen Fakultäten überhaupt nur fünf Frauen als Hochschullehrerinnen gab, und anderseits, weil drei davon selbst aus rassischen Gründen vertrieben wurden.[21]

Einer Erklärung dieser Anteile der jüdischen Ärzte am Medizinbetrieb kommt man schon näher, wenn man sie im mitteleuropäischen Zusammenhang betrachtet. Unter den Ärzten bzw. Kassenärzten in Deutschland waren etwa 17 Prozent „jüdischer" Herkunft, und auch hier gab es eine Konzentration in bestimmten Großstädten. So waren 52 Prozent der Kassenärzte im Berliner Arztregisterbezirk „jüdischer" Herkunft, je etwa 30 Prozent in Hamburg und Wiesbaden (einschließlich Frankfurt) und jeweils 22 Prozent in den schlesischen Arztregisterbezirken Breslau und Oppeln.[22] Großstädtische Struktur, Nähe zu Ost-Mitteleuropa und historische Zentren des bürgerlichen Liberalismus sind offenbar die Determinanten dieser Verteilung. Demgegenüber lagen die Anteile jüdischer Ärzte in ostmitteleuropäischen Ländern wesentlich höher. In Polen gab es 1931 4448 jüdische Ärzte (das sind 56 Prozent), und in Ungarn ergibt eine ältere Statistik von 1920 einen Prozentsatz von 59,9; in der Slowakei waren es 40 Prozent, und für die restliche CSR, Rumänien, Litauen und Lettland hegen Hinweise auf in etwa ähnliche Verhältnisse vor.[23]

Österreich, und das heißt im konkreten Fall eigentlich nur Wien und sein Umland, nimmt also in etwa eine Mittelstellung zwischen west- und osteuropäischen Verhältnissen ein. Diese Mittelstellung trifft nun nicht allein auf die Ärzte zu, sondern gilt wohl ebenso für die Demographie und Berufsverteilung der jüdischen Bevölkerung und noch weit allgemeiner für den speziellen Typ der Auflösung feudaler Verhältnisse zwischen einem west- bzw. osteuropäischen Modell.[24] Die besondere soziale Lage der Juden Osteuropas hatte sie nämlich zu einer spezifischen Volksklasse gemacht, die unter feudalen Gesellschaftsstrukturen das Residuum des freien Warentausches in der ansonsten statischen Gesellschaft von adeligen Grundherren und leibeigenen Bauern besorgte. Mit der Herausbildung modernerer kapitalistischer Strukturen wurde aber die Funktion dieser Volksklasse überflüssig, sodaß eine rapide Veränderung parallel mit Schritten zur rechtlichen Emanzipation einsetzte, in deren Rahmen sozialer Aufstieg vor allem über die Berufe des Kaufmanns, Arztes, Rechtsanwalts bzw. Journalisten möglich wurde, während die jüdischen Handwerker und Händler in ihrer

Mehrzahl zu einer spezifischen handwerklich-proletarischen Schicht herabsanken. Daraus erklärt sich unter anderem die spezifische Bedeutung der Ärzte in der Berufsstruktur der jüdischen Bevölkerung, nicht nur in Österreich, sondern in allen mitteleuropäischen Ländern.

HOCHSCHULBESUCHSSTRUKTUR UND JÜDISCHE BILDUNGSTRADITION

Wenn wir uns vergegenwärtigen wollen, wie der hohe Anteil von jüdischen Medizinstudenten und Ärzten zustandekam, so sind wir auf eine sehr kleine Anzahl von neueren publizierten Arbeiten angewiesen, wenn wir nicht den kurzfristig ungangbaren und weit arbeitsaufwendigeren Weg der Benützung der primären statistischen Daten einschlagen wollen.[25] Aus diesen Studien ergibt sich, daß in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie je nach Nationalität und Religionsbekenntnis eine sehr differenzierte Struktur des Hochschulbesuchs vorherrschte:

- Im Vergleich zum Anteil an der Bevölkerungszahl waren deutsche, polnische, ungarische und italienische Studenten an den Hochschulen leicht überrepräsentiert, während alle anderen Nationalitäten zum Teil deutlich weniger (z.B. Slowenen, Rumänen und Ruthenen) vertreten waren; die starke Überrepräsentierung bei Italienern 1863 und bei Polen 1910 dürfte durch Studenten aus Territorien außerhalb der Monarchie bedingt gewesen sein.
- Studenten israelitischen Religionsbekenntnisses[26] waren 1863 dreimal so oft (9,4 Prozent) im Vergleich zur Bevölkerung (3 Prozent) vertreten und 1890 (20,6 Prozent, 4,6 Prozent) bzw. 1910 (20,4 Prozent; 4,4 Prozent) etwa viereinhalbmal so oft.
- Diese beiden Phänomene sind sicher nicht unabhängig voneinander, da Religionsbekenntnis und Nationalität zwei getrennte Erhebungskriterien bei Volkszählung und Immatrikulation waren,[27] und vermutlich ist die Überrepräsentierung der deutschen, polnischen und ungarischen Studenten mindestens teilweise auf den höheren Anteil jüdischer Studenten, die sich zu dieser Nationalität bekannten, zurückzuführen; die Sprachenfrage ist also eng mit dem Phänomen des jüdischen Anteils und dementsprechend dem akademischen Antisemitismus verknüpft.
- Bezogen auf die Bevölkerungszahl gab es unter den Anhängern des israelitischen Bekenntnisses immer die höchsten relativen Mittelschüler- und Studentenzahlen; so studierten 1863 66,6 von 100.000 der israelitischen Bevölkerung und 1910 318,1, während es unter 100.000 Deutschen 1863 27,6 und 1910 87,7 Studenten gab.[28] Diese Tatsache wird in fast allen international vergleichbaren Studien als Ausdruck des Wirkens einer spezifischen jüdischen Bildungstradition gewertet bzw. als Vorwegnahme eines Modernisierungsprozesses, der sich in Mitteleuropa wohl erst fünfzig Jahre später verallgemeinerte.[29]
- Dennoch betrug der Anteil der Studenten israelitischen Glaubensbekenntnisses seit 1890 stagnierend auch nur ein Fünftel der gesamten Studentenschaft, was allen bis heute kolportierten Extremwerten (Leitenberger: 75!) eindeutig widerspricht. (Es ist ein bezeichnendes Merkmal für den Irrationalismus heutiger antisemitischer Akademiker, daß das exorbitante Wachstum bei der Gruppe der jüdischen Studenten zwischen 1863 und 1890 offenbar heute noch die mentalen Strukturen besetzt, während schon ab 1890 ihr Zuwachs allenfalls dem allgemeinen Durchschnitt entsprach.[30] Mindestens eine Veränderung, die schon beinahe 100 Jahre zurückliegt, könnte man mittlerweile zur Kenntnis genommen haben.)

Betrachtet man denselben Sachverhalt getrennt nach Hochschulorten, so ergeben sich starke Differenzen (vgl. Tabelle 1). Während es in Graz, Innsbruck und an der Prager tschechischen Universität kaum jüdische Studenten gab, waren 1890 in Wien und Budapest jeweils fast ein Drittel der Studenten Juden. Doch auch hier entwickelte sich nach der Jahrhundertwende fast überall ein Rückgang der Anteile, besonders ausgeprägt in Wien und Prag.

Was nun die Medizin betrifft, so liefern die neueren österreichischen Studien keine nach Fakultäten aufgeschlüsselten Angaben. Dagegen stehen uns vergleichbare Zahlen für die preußischen Hochschulen in der jüngsten Studie von Norbert Kampe zur Verfügung (vgl. Tabelle 2). Bei insgesamt geringeren Anteilen der jüdischen Studenten zeigt sich hier ein über-

durchschnittlicher Anteil bei den Medizinstudenten, insbesondere aber bei den ausländischen Medizinstudenten. Mit Wiener Verhältnissen annähernd vergleichbar ist dagegen am ehesten die Situation an den preußischen Universitäten Berlin, Breslau und Königsberg, wo der Anteil der jüdischen Medizinstudenten etwa zwischen 25 und 40 Prozent betrug. Setzt man für Wien im Jahr 1910 eine ähnliche Verteilung wie für Berlin im Jahr 1911/12 voraus, so ergäbe sich ein vermutlicher Anteil jüdischer Medizinstudenten von ca. 55 Prozent! Obwohl dies gut mit diversen zeitgenössischen Angaben zusammenstimmt, ist dies natürlich eine Schätzung.

Tabelle 1: Anteil der israelitischen Studenten nach Universität und Jahr (in Prozent aller Studenten)

Universität in ...	1863	1890	1910
Wien	15,6	32,8	25,0
Graz	0,2	2,9	2,5
Innsbruck		0,2	0,5
Prag*	10,2	12,0**	7,2**
Prag (deutsche Uni.)		27,9	19,5
Prag (tschech.Uni.)		1,8	2,1
Lemberg	6,3	15,8	13,4
Krakau	4,7	15,3	13,4
Budapest***	11,5	30,7	34,9

Quelle: Otruba 1983, 100 (Tab.4); Hochgerner 1983, 216—218 (Tab. B I).
* 1982—84 wurde die Prager Karls-Universität in eine deutsche und eine tschechische Universität getrennt.
** Durch Vergleich mit Hochgerner 1983 rückgerechnet.
*** Für Budapest die Zahlen von 1892/93 anstatt 1890.

Es ergibt sich also insgesamt außer einer ungefähr realistischen Schätzung des Wiener Medizinstudentenanteils von vielleicht 50 bis 60 Prozent, daß wir zu einer differenzierteren Betrachtungsweise einer Aufgliederung der Studenten nach Gesamtzahl und Medizinstudenten, nach in- und ausländischen Studenten bzw. nach dem Religionsbekenntnis bedürften, und dies über längere Zeiträume hinweg. Abgesehen davon, daß wir darüber gegenwärtig nicht verfügen, ist dabei zu bedenken, daß solche Differenzierungen eben immer nur nach dem Religionsbekenntnis möglich sind, das für die nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen allein kein Entscheidungskriterium war.

Tabelle 2: Anteile jüdischer Studenten an preußischen Hochschulen und medizinischen Fakultäten (in Prozent aller Studenten)

Studentenkategorie	1886/87	1899/00	1911/12
Inländische Studenten	8,98*	8,11	5,60
Inländische Medizinstudenten	18,55*	14,65	12,02
Ausländische Medizinstudenten	21,21*	28,40	72,02

* Zahlen für 1886—1891.

Studentenkategorie	1886/87	1899/00	1911/12
Fortsetzung von Seite 771			
In- und ausländische (Medizin-) Studenten in:			
Berlin-Universität	17,75	17,97	16,69
Berlin-Medizinische Fakultät	37,96	30,46	37,00
Breslau-Universität	16,82	13,42	11,94
Breslau-Medizinische Fakultät	35,81	26,07	27,79
Königsberg-Universität	8,43	9,15	16,40
Königsberg-Medizinische Fakultät	23,08	14,91	43,28

Quelle: Kampe 1988, 79 (Tab. 1), 85 (Tab. 5).

DER ARZTBERUF ALS REFUGIUM UND DIE DISKRIMINIERUNG AN DEN HOCHSCHULEN

Die spezifische Sozialstruktur der jüdischen Bevölkerung als Ausdruck historischer Ausgrenzung und eine ausgeprägte Bildungstradition liefern also zwei Erklärungshypothesen für die große Zahl jüdischer Akademiker insgesamt und speziell der Ärzte. Dazu kommt eine historisch weit zurückgehende Medizintradition des Judentums,[31] die bei der Suche nach sozialen Aufstiegswegen gerade diesem Beruf erhöhte Präferenz, Vorbildwirkung und vorstrukturierte Akzeptanz auch bei der nichtjüdischen Bevölkerung verlieh. Dies erklärt auch die besondere Neigung für Medizin gerade bei ärmeren jüdischen Studenten, was in der Folge erhöhtes Engagement im sozialmedizinischen Grenzbereich und für die Kassenarzttätigkeit hervorrief, während der akademische Antisemitismus gerade auf diese „hosenverkaufenden Jünglinge aus Tarnopol“ (Th. Billroth) extrem negativ reagierte.[32]

Unter den akademischen Berufen waren Juden aber die mit einer staatlichen Anstellung verknüpften (zum Beispiel Beamte, Richter, Mittelschullehrer, etc.) Positionen als Folge einer nur unvollständigen Emanzipation, die die prinzipielle rechtliche Gleichstellung im Staatsdienst sofort wieder zurücknahm, vielfach verschlossen, sodaß allein die freien akademischen Berufe, zum Beispiel Advokat und Arzt, offen zugänglich blieben. Unter einer liberalen Wiener Stadtregierung bis in die neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts konnten zumindest jüdische Ärzte sogar in beamtete Positionen vordringen, und solange der Antisemitismus die staatlichen Entscheidungen in Österreich noch nicht in stärkerem Maß beeinflußte, gelangten jüdische Ärzte zumindest auch in Primararztstellen der staatlichen Krankenanstalten,[33] was in eingeschränktem Maße noch bis 1934 zutraf. Gerade die Medizin bildete so in den staatlichen Strukturen eine gewisse Ausnahmeposition, was die Vehemenz antisemitischer Angriffe auf diese liberale Sondersituation nur steigerte.

Nur die prestigereichen Stellen der ordentlichen Universitäts-Professoren (das heißt Instituts- und Klinikleiter) waren Juden —von heftig umkämpften Ausnahmen abgesehen — weitgehend verschlossen, während sich demgegenüber gerade unter den nicht beamteten, daher ökonomisch auch nicht abgesicherten Hochschullehrern (titular-außerordentliche Professoren, Privatdozenten) jüdische Vertreter konzentrierten. Die von Herbert Kraus und Ilse Leitenberger vorgetragene These einer Diskriminierungsstrategie von Seiten jüdischer Hochschullehrer (vgl. oben) ist daher nur Ausdruck einer besonderen Perfidie, da es überhaupt nur wenige jüdische Hochschullehrer in diesen Entscheidungspositionen gab. Allenfalls in sozialdemokratischen Machtbereichen, wie der Wiener Stadtverwaltung von 1919 bis 1933, einem Großteil der Krankenkassen[34] und kurzfristig unter sozialdemokratischer Unterrichtsverwaltung in den Jahren 1919/20 waren diskriminierende, anti-jüdische Einschränkungen nicht zu erwarten. Kompensatorisch konnten sich jüdische Ärzte infolge einer sozialdemokratischen Strategie zur Gewinnung der liberalen Intelligenz, eventuell durch Parteibeitritt, eine gewisse Förderung erhoffen, was auf Seite der Antisemiten das Feindbild des „liberal-marxistisch-freimaurerischen Juden“ nur bestärkte. Aber in welchen gesellschaftlichen Bereichen bestimmten Sozialdemokraten schon die Personalpolitik?

ANTIJÜDISCHE DISKRIMINIERUNG AM BEISPIEL DER DERMATOLOGIE

Diskriminierung, so muß man genau definieren, bedeutet in diesem Zusammenhang eine deutliche Abweichung der Verteilung zwischen Juden und Nicht-Juden in Teilbereichen des Medizinerbetriebs gegenüber der Verteilung in der Grundgesamtheit aller Medizinstudenten und Ärzte. Trat eine solche aber auf, so war sie entweder auf eine allen Regeln rechtlicher Gleichstellung hohnsprechende anti-jüdische Abschottung zurückzuführen oder eine geringere Präferenz jüdischer Ärzte für diese Teilbereiche, zum Beispiel Spezialfächer. Wenn 1938 nur 10 Prozent aller Wiener Hochschullehrer der Chirurgie „Juden" waren,[35] wohl aber 65 Prozent der Ärzte, dann traf eine der beiden Alternativen zu, wobei die zweite höchst unwahrscheinlich ist, da der Anteil jüdischer Hochschullehrer — außer in medizinischen Orchideenfächern — nirgends über 65 Prozent lag, vielfach auch nicht über 50 Prozent.

Daß solche Diskriminierungsmechanismen sehr weitgehend und langfristig wirkten, soll hier am Beispiel der Dermatologie[36] gezeigt werden. Hier standen 1938 acht „jüdischen" Hochschullehrern elf nichtjüdische gegenüber — zählt man nur die nicht-emeritierten,[37] so waren es sechs zu neun —, also kein Extrembeispiel wie etwa in der Chirurgie, aber doch eine deutliche Abweichung: 40 Prozent der Hochschullehrer der Dermatologie, aber 68 Prozent der Wiener Dermatologen waren „Juden". Ein anderes Maß für Diskriminierung, das wir hier verwenden wollen, ist die kürzere bzw. längere Dauer der akademischen Karrierestufen. Wer erst später zum Privatdozenten oder hierauf zum Titular-Professor ernannt wurde, kam auch erst später in die Lage, bei der weiteren akademischen Konkurrenz um Stellungen mitzuspielen. Umgekehrt konnte die lange Dauer dieses Avancements auch so ausgelegt werden, daß eben die wissenschaftliche Anerkennung des Betreffenden so berühmt nicht sei. Tabelle 3 gibt nun darüber Auskunft, daß in allen Perioden sowohl für die Zeit zwischen dem Doktorat und der Habilitation (= „Habilitationsdauer") als auch für die nachfolgende Zeit bis zum nächsten Titel bzw. Amt (= „Avancementsdauer"), die für jüdische Hochschullehrer zumeist beim tit. außerordentlichen Professor endete, bei jüdischen Ärzten im Durchschnitt immer ein längerer Zeitraum verstrich.[38]

Tabelle 3: Habilitations- und Avancementsdauer von Dermatologen an der Universität Wien (in Jahren) nach Herkunft und Periode (in Klammer: jeweilige Gruppengröße)

Habilitations-/ Avancementsgruppen	Perioden[1] 1850—1880	1883—1906	1907—1925	1929—1938
Durchschnittliche Habilitationsdauer[2] für...				
alle	6,3(11)	8,0 (15)	10,5 (19)	9,9 (7)
nicht-jüdische Ärzte	6,0 (6)	7.3 (7)	9,6* (10)	9,8 (6)
„jüdische" Ärzte	6,0 (5)	8,6 (8)	11,4* (9)	10,0 (1)
Durchschnittliche Avancementsdauer[3] für ...				
alle	10,1 (9)	8,6 (14)	9,9 (16)	8,5 (6)
nicht-jüdische Dozenten	9,8 (5)	7,4* (7)	9,1 (9)	8,5 (6)
„jüdische" Dozenten	10,5 (4)	11,3* (7)	10,9 (7)	-(0)

1 Zu den Perioden vgl. Anm. 40. In den Jahren 1881/82 bzw. 1925—1928 erfolgte keine Habilitation.
2 Habilitationsdauer = Differenz zwischen Promotions- und Habilitationsjahr.
3 Avancementsdauer = Differenz zwischen Habilitationsjahr und Jahr der nächsten akademischen Ernennung.
* Statistisch signifikant auf 0,05%-Niveau (einseitiger T-Test).

Das Fach Dermatologie ist gerade deshalb so interessant, da es traditionellerweise gerade als „jüdisches“ Fach par excellence begriffen wird und 1938 nationalsozialistische Ärztepolitiker ausdrücklich hervorhoben, daß 68 Prozent der Wiener niedergelassenen Fachärzte für Dermatologie „Juden“ waren,[39] was als Spitzenwert unter den Fachärzten gelten konnte. Dazu kommt, daß in vielen Bereichen der Dermatologie weltweit entscheidende Beiträge von jüdischen Ärzten stammten und andererseits die Herausbildung dieses Spezialfachs gerade in Österreich besonders früh erfolgte, wodurch Österreicher auch bei der Besetzung ausländischer Universitätsposten zum Zuge kamen.

Die zeitliche Gliederung dieser Darstellung wurde an die Perioden der Entwicklung der österreichischen Dermatologie angeglichen. Da in den Jahren 1881, 1902/04 und 1926/27 beide Wiener Lehrstühle jeweils fast zeitgleich neu besetzt wurden, ergab sich eine relativ einfache Periodisierung. Ausgangspunkt war das Habilitationsjahr der Privatdozenten bzw. derjenigen Lehrstuhlvertreter, unter dem sie ihre universitäre Assistententätigkeit begonnen hatten.[40] Auch für das selbstverständlich später erfolgende Avancement wurden sie in derselben Gruppe zusammengefaßt.[41] Als jüdische Ärzte wurden nur diejenigen berücksichtigt, deren „jüdische“ Herkunft — das heißt fast immer das jüdische Glaubensbekenntnis — aus den Quellen bekannt ist, während alle anderen als nicht-jüdische Ärzte gezählt wurden.[42]

In der ersten Periode von 1850 bis 1880 erfolgte die Herausbildung des Spezialfachs unter Ferdinand Hebra (1816—1880), einem aus ärmlichen katholischen Verhältnissen stammenden Arzt, und Carl Sigmund(1810—1883), dem ersten protestantischen Hochschullehrer der Medizin. Aus dieser Außenseiterposition kommend, fanden sie ihre Chance in der Spezialisierung und erreichten beide 1869 die Stellung eines ordentlichen Professors, was die akademische Institutionalisierung des Faches charakterisierte. Unter ihrer Schülerzahl fanden sich fast zu gleichen Teilen Juden wie Nichtjuden, die auch in etwa vergleichbaren Zeiträumen ihre akademische Laufbahn hinter sich brachten. Unter den auf Lehrstühle[4'] gelangten Schülern findet sich ebenfalls die gleiche Zahl von Juden und Nichtjuden, nämlich jeweils drei. Während aber die jüdischen Schüler des Gründerduos, Moritz Kaposi (1837— 1902), Isidor Neumann (1832—1906) und Hermann von Zeissl (1817—1884), die beiden Wiener Lehrkanzeln bzw. die Abteilung für Syphilis im Allgemeinen Krankenhaus in Wien besetzten, kamen die drei nichtjüdischen Schüler auf Lehrstühle im Wiener Josephinum (Albert Reder 1826—1904), in Graz (Adolf Jarisch 1850—1902) bzw. Klausenburg (Ed. Geber 1841 —1891).

Die folgende zweite Periode von 1881—1902/04 war also drei jüdischen Hochschullehrern bestimmt, was wohl die unreflektierte Charakterisierung der Dermatologie als „jüdisches" Fach provozierte. Vorerst wurden die beiden Lehrkanzelvertreter nur außerordentliche Professoren, während der von ihren Vorgängern erreichte Zustand erst 1893 mit ihrer Ernennung zum Ordinarius wieder hergestellt wurde. Wenn auch in dieser Periode die jüdischen Schüler der drei Hochschullehrer im Durchschnitt später als ihre nicht-jüdischen Kollegen habilitiert wurden, so ist der Unterschied noch nicht signifikant. Erst bei der weiteren Ernennung zu akademischen Positionen in dieser Schülergruppe trat die Diskriminierung jüdischer Kollegen krass hervor. Während nämlich die nicht-jüdischen Dozenten in der für alle Perioden durchschnittlich kürzesten Zeit von 7 $^1/_2$ Jahren avancierten, brauchten die jüdischen Dozenten mehr als II Jahre dazu. Bezeichnend für den allgemeinpolitischen Kontext ist der Zeitraum, in dem diese Ernennungen erfolgten, nämlich die letzten Jahrzehnte der Monarchie zwischen 1895 und 1919, die vom entscheidenden Einfluß antisemitischer Gruppen (Christlichsoziale und Deutschnationale) in der Politik gekennzeichnet waren, nachdem die „Antiliberale Wahlgemeinschaft“ — auch unter der Bezeichnung „Antisemiten“ bekannt — 1897 unter Karl Lueger das Wiener Rathaus endgültig erobert hatte.

Noch deutlicher machte sich der Unterschied bei Ernennungen zu ordentlichen Professoren bzw. Klinikchefs bemerkbar: sieben nichtjüdische Hochschullehrer, die als Nachfolger die beiden Wiener Kliniken sowie die Lehrstühle in Graz, Leipzig, Lemberg, München und Prag besetzten, stehen einem einzigen jüdischen Vertreter, Salomon Ehrmann (1854—1926) gegenüber, der von 1908 bis 1923/25 nur die 2. Abteilung für Hautkrankheiten im Wiener AKH leitete und erst 1917 zum titular-ordentlichen Professor befördert wurde. Diese Vorgänge sind die realistische Entsprechung jener Ränke, die Arthur Schnitzler in seinem Drama

„Professor Bernhardi“ literarisch verarbeitet hat.[44] Kein Wunder, daß diese Anprangerung eines Zusammenspiels von antisemitischer Öffentlichkeit, opportunistischer Politik und akademischen Rankünen vor Ende der Monarchie auf der Bühne nicht erscheinen durfte.

Die dritte Periode bis 1926 überschneidet sich mit der des eben geschilderten diskriminierendes Avancements. Die beiden Hautkliniken wurden von Gustav Riehl (1855—1943) und Ernest Finger (1856—1939) geleitet, beide in den zwanziger Jahren Mitglieder des „rein arischen“ „Vereins deutscher Ärzte in Österreich“. Zwischen beiden bestand aber ein Unterschied. In einem Nachruf schrieb Leo Kumer (1886—1951), ein Schüler Riehls, diesem das besondere Verdienst zu, „die Entjudung der Wiener Dermatologie“ bewerkstelligt zu haben.[45] Gustav Riehl war ein Sohn des Wiener Neustädter Advokaten, Abgeordneten zur Frankfurter Nationalversammlung 1848, österreichischen Reichsrats- und niederösterreichischen Landtagsabgeordneten Anton Riehl sen.; sein Bruder Anton Riehl jun. war ebenfalls Advokat in Wiener Neustadt und bezeichnete sich politisch als „Sozialreformer“, während sein Neffe, Dr. Walter Riehl, der Gründer der österreichischen NSDAP war; im Lichte der hier vorgestellten Fakten sollte man vielleicht das etwas blasse Bild dieses österreichischen NSDAP-Führers samt seiner hervorragenden gesellschaftlichen Verbindungen wieder einmal genauer unter die Lupe nehmen. Und tatsächlich, so bestätigt Leo Kumer, die Realität von sieben habilitierten Assistenten Riehls war nur der erste, Walther Pick (1847— 1932) Jude; diese Ausnahme dürfte wohl auch daher rühren, daß der junge Pick, Sohn des angesehenen Prager Ordinarius für Dermatologie und Hebra-Schülers F. J. Pick (1834— 1910) war.[46] Die beiden Nachfolger der Wiener Klinikchefs ab 1926, Leopold Arzt (1889—1955) und Wilhelm Kerl (1880—1945), stammten aber beide aus der Klinik Riehls, dessen Schüler auch die Lehrstühle in Innsbruck (Arzt 1926, Kerl 1926, Kumer 1928—1939), Graz (Herbert Fuhs 1935—1939) und wieder Wien (Fuhs 1939—1945) besetzten, sodaß sich ihr Einfluß auf die gesamte österreichische Dermatologie erstreckte.

Unter den sieben Assistenten und Mitarbeitern bei Finger, die sich habilitieren konnten, waren dagegen drei Juden, allerdings realiter nur ein Dermatologe, da Leopold Freund (1886—1943) schon 1904 für Röntgenologie habilitiert wurde[47] und Rudolf Müller (1877— 1934) vor allem die serodiagnostische Abteilung (Wassermann-Reaktion) der Klinik leitete. Finger stammte aus einer katholischen (deutschen?) Krakauer Familie und gab sich als ärztlicher Standespolitiker im Wiener Medizinischen Doktorenkollegium bzw. als Präsident der zuvor zwischen „exklusiv arischen“ Ärzten des „Wiener Ärztevereins" und der „fortschrittlichen Mehrheit“ heftig umstrittenen Wiener Ärztekammer relativ liberal. Seine Klinik galt auch noch keineswegs als für jüdische Ärzte komplett geschlossen, während sein Naheverhältnis zum Beratergremium des Bundespräsidenten Hainisch über Fragen der Sozialhygiene und Bevölkerungspolitik auf eine Zugehörigkeit zu jener vorerst noch kaum klar definierbaren, gemäßigt deutschnationalen, gelegentlich vielleicht auch liberalen Professorenfraktion hindeutet, die zu Beginn der zwanziger Jahre zwischen den verfeindeten Fakultätsgruppen die Balance hielt.[48]

Dagegen erfolgten allein fünf Habilitationen jüdischer Ärzte aus der Krankenhausabteilung Salomon Ehrmanns, der selber nach der Habilitation bei Isidor Neumann von 1888 bis 1904 Chefarzt sozialdemokratischer Krankenkassen gewesen war und über die dermatologische Abteilung des Krankenhauses Wieden 1908 in diese Position gekommen war. Seine Abteilung war also für jüdische Ärzte eine Chance für berufliches und akademisches Weiterkommen, wie sie in der Internen Medizin die I. Medizinische Abteilung unter Jakob Pal (1863—1936) zwischen 1893 und 1933 bzw. die II. Medizinische Abteilung unter Hermann Schlesinger (1866—1934) zwischen 1908 und 1934, in der Chirurgie die I. Chirurgische Abteilung unter Konrad Büdinger (1867—1938) zwischen 1903 und 1935 boten. Daß gerade Ehrmanns Abteilung 1923/25 geschlossen wurde, beraubte jüdische Dermatologen dieses letzten Schlupflochs in der mehr und mehr antisemitischen Atmosphäre der Wiener Universität.

Für diese dritte Periode war die durchschnittliche Habilitationsdauer generell deutlich höher, ein wohl gesetzmäßiges Phänomen in der Geschichte von Disziplinen, die sich mittlerweile etabliert hatten und denen daher die Chancen akademischen Aufstiegs enger wurden. Dennoch erfolgten von 1907 bis 1926 neunzehn Habilitationen, davon allein zehn zwischen 1912 und 1915. Daß nichtjüdische Ärzte dafür weniger als zehn Jahre brauchten, jüdische dagegen fast 11 $^1/_2$, ein statistisch signifikanter Unterschied, ist die Widerspiegelung des

oben nach Kliniken individuell aufgeschlüsselten Zustands. Eine teilweise Erklärung dieses Unterschieds kann darin liegen, daß sechs von zehn jüdischen Dozenten[49] einen Aufenthalt an einer dermatologischen Klinik im Ausland (Breslau, Zürich bzw. Paris) aufzuweisen hatten, dagegen keiner der nichtjüdischen Dozenten. Der Unterschied der Avancementsdauer ist in dieser Gruppe deutlich, aber nicht signifikant, während nun nur mehr jüdische Ärzte auf Lehrstühle gelangten, nämlich die obengenannten vier Schüler Gustav Riehls. Die jüdischen Dozenten und Professoren mußten sich dagegen mit Stellungen im 1. Wiener öffentlichen Kinder-Krankeninstitut, dem Kaiser Franz Josef-Ambulatorium in der Sandwirtgasse, und dem Rothschild-Spital begnügen. Daß alle drei Institutionen seit der NS-Zeit nicht mehr bestehen, wird daraus und aus der Parallelentwicklung in anderen Fächern verständlich. Ein bezeichnendes Faktum für die Zeitumstände, unter denen diese Dermatologengeneration lebte, ist die Tatsache, daß man sie beinahe vollständig in „Deutsche" und „Juden" aufspalten konnte. Von den 20 Dermatologen dieser Gruppe waren zehn „Juden", während sieben im Jahr 1923 im Fachärzteverzeichnis des „Vereins Deutscher Ärzte in Österreich" aufscheinen;[50] die beiden jüngsten, Leo Kumer und Herbert Fuhs, scheinen darin noch nicht auf, taten sich aber gerade während der NS-Zeit besonders hervor.

Waren schon seit dem Ende der Monarchie nur mehr zwei Habilitationen jüdischer Dermatologen erfolgt,[51] so ist die letzte Periode von 1926 bis 1938 von einem fast vollständigen Erfolg der „Entjudung der Wiener Dermatologie" gekennzeichnet. Die Riehl-Schüler Leopold Arzt und Wilhelm Kerl leiteten die beiden Kliniken und wurden 1938 als dem austro-faschistischen Regime nahestehende Professoren von ihren Posten entfernt.[52] 1929 wurde der letzte jüdische Arzt, Erich Urbach (1893—1946), Assistent bei Kerl, habilitiert, während in den Jahren 1932 bis 1938 in rascher Folge sechs nichtjüdische Kollegen folgten, die die österreichische Dermatologie bis weit in die Zweite Republik bestimmten. In dieser letzten Periode ist also die Auseinandersetzung in akademischen Konflikten nicht mehr von der Konfrontation jüdisch/nichtjüdisch bestimmt, sondern von der internen Auseinandersetzung jener Kräfte, die in einer allgemeinen antisemitischen Stimmung in die Elitepositionen der österreichischen Gesellschaft getragen worden waren. Daß man dabei etwa Wilhelm Kerl in der Zeitschrift des Nationalsozialistischen Deutschen Ärztebundes als „jüdisch versippten" Hochschullehrer anschwärzte,[53] zeigt nur eines der vielen Kampfmittel, das in der Auseinandersetzung zwischen den „vaterländischen" und den „völkischen" Erben der antisemitischen Wahlgemeinschaft Luegers zur Anwendung kam.

EINE DERMATOLOGIE OHNE JÜDISCHE KOLLEGEN?

In der Tat ist das Ergebnis dieser langen Entwicklungskette darin zu sehen, daß auch ohne Nationalsozialismus eine Wiener Dermatologie fast ohne jüdische Hochschullehrer absehbar war, denn von den noch lebenden neunzehn habilitierten Universitäts-Dermatologen[54] des Jahres 1938, von denen aber schon vier jenseits der akademischen Altersgrenze angelangt waren, hatte nur ein jüdischer Dozent, dagegen aber sechs nicht-jüdische weniger als fünfzig Lebensjahre. Nochmals sieben Jahre Nationalsozialismus veränderten das Bild noch stärker: Tod durch nationalsozialistische Verfolgung, in der Emigration oder kurze Zeit nach 1945 reduzierte die Zahl der „jüdischen" Hochschullehrer auf zwei, von denen nur Robert Otto Stein (1880—1951) nach 1945 wieder an der Wiener Universität lehrte, während Stephan Robert Brünauer (1887—1968) 1946 von Großbritannien nach den USA weiterwanderte. Die Zahl der acht übriggebliebenen „nicht-jüdischen“ Hochschullehrer reduzierte sich durch frühen Tod und politische Belastung weiter, während von den sieben Habilitationen der NS- Zeit nur eine nach 1945 anerkannt wurde.[55] So wurde die Personalsituation in den fünfziger Jahren äußerst knapp.

Wie aber reproduzierte sich diese Entwicklung im Bewußtsein der in Wien Verbliebenen? Wir können es allenfalls vermuten. Sie waren die Nutznießer einer Diskriminierung, die weitaus früher, nämlich schon vor der Jahrhundertwende, eingesetzt hatte. Sie waren mit derartigen Mechanismen aufgewachsen, ohne daß der Großteil von ihnen sie aktiv voranzutreiben brauchte. Sie konnten auf Entlassungen durch die Nationalsozialisten auch bei „Nicht-Juden“, auf NS-Verfolgung bis hin zu letztlich nicht vollstreckten Todesurteilen

wegen Widerstandstätigkeit (1945 gegen Albert Wiedmann) oder Gestapo-Haft (für den späteren St. Pöltner Primarius Hans Lausecker) verweisen. Bedeutet dies nun, daß nach der gewaltsamen Vertreibung der „jüdischen“ Dermatologen kein Anlaß zu Nachdenklichkeit bestand, kein inhärenter wissenschaftspolitischer Zwang zur Einladung an Emigranten, ihre im Ausland gemachten Erfahrungen beim „Neuaufbau“ der österreichischen Wissenschaft einzusetzen? Oder war nicht vielmehr die Berufssituation nach 1945, anknüpfend an die Zustände vor 1938, praktisch schon seit den Jahren 1920 oder 1930 vorgeformt?

Waren nicht die brutalen Auswirkungen des Nationalsozialismus die Finalisierung eines schon längst beschrittenen Wegs, wobei man diesen umso besser verleugnen konnte, da man sich von jenem öffentlich distanzierte, während man die aus beiden resultierenden Vorteile für die eigene Person nun zumindest klammheimlich in Anspruch nahm?

Ein Blick auf die Dermatologen als Berufsgruppe bestärkt die letzte Vermutung. 1935 gab es etwa 210 Fachärzte und -ärztinnen für Haut- und Geschlechtskrankheiten in ganz Österreich, davon etwa 160 in Wien, während die Steiermark mit Graz als Universitätsstadt deren 12, Oberösterreich 9 und Tirol (samt Universität!) sowie Niederösterreich jeweils 7 beherbergten.[56] Daß von den 160 Dermatologen Wiens schätzungsweise 110 „Juden“ waren und darüber hinaus allenfalls einige der Niederösterreicher (in Baden bzw. Wiener Neustadt),[57] ist wohl neben anderen Faktoren dem Wirken des Antisemitismus zuzuschreiben, der eine Niederlassung jüdischer Ärzte in den übrigen Bundesländern fast völlig behinderte. Demgegenüber gab es in Wien etwa 50 (geschätzt) „nichtjüdische" Hautärzte und außerhalb Wiens höchstens 48, von denen auch wieder 35 in der jeweiligen Landeshauptstadt saßen, insgesamt also weniger als die Hälfte der österreichischen Dermatologen; aber schon 1923, also zwölf Jahre zuvor, waren 24 Wiener Hautärzte sowie 23 Dermatologen im übrigen Österreich im „Verein deutscher Ärzte in Österreich“ organisiert.[58] Auch auf dieser Ebene war die Scheidung nach „Juden“ und „Deutschen“ — Bundespräsident Hainisch sprach aber schon von „Juden“ und „Ariern“ — längst eingetreten und ebendiese Scheidung, verbunden mit regionalen Abschottungsmechanismen, bewirkte den strukturellen Unsinn, daß 75 Prozent aller Dermatologen in der österreichischen Hauptstadt saßen. Zwar ist das Streben von Ärzten und insbesondere Fachärzten in die großen Städte bis heute ein international verbreitetes Phänomen, aber jene österreichischen Extremstrukturen waren allenfalls zu einem kleinen Teil ein solcherart sozio-ökonomisch verursachtes Problem, zum überwiegenden Teil hingegen eines der kulturell-politischen Exklusivität landeshauptstädtischer Intelligenzschichten, die über dieses Mittel ihr „Markt“-monopol sicherstellten. Erst 1951 ist eine merklichere regionale Streuung unter den Dermatologen zu bemerken.

Dementsprechend war nach dem Approbationsentzug für „jüdische“ Ärzte im September 1938 die Berufsgruppe um mehr als die Hälfte verkleinert. Unter Kriegsbedingungen schienen 1941 in Wien nur 48, im übrigen Österreich 33 Dermatologen auf,[59] während etwa 30 Assistenten, Sekundär- und Volontärärzte zum dringend benötigten Nachwuchs herangebildet werden sollten. 1947 gab es dann in Wien 65, im übrigen Österreich 55 Hautärzte, während sich 1951 mit 68 bzw. 69 der regionale Ausgleich andeutete.[60] Es bedurfte also einer enormen Ausbildungsanstrengung, um nach 1938 für entsprechendenen Ersatz zu sorgen, denn selbst von den ca. 50 „nicht-jüdischen“ Wiener Hautärzten des Jahres 1935 war 1947 nur mehr die Hälfte in Wien tätig, während bis 1951 allenfalls sieben Hautärzte aus Emigration und Lager zurückkamen.[61] Immerhin hatte die amerikanische Besatzungsmacht 1946 auch Ludwig Chiavacci und Sidonie Fürst — beide mittlerweile in New York — als wissenschaftlich ausgewiesene Kräfte vorgeschlagen,[62] die an den Universitäten Verwendung finden könnten. Vermutlich dürften dem Dollfuß-Freund Leopold Arzt, nach 1945 wieder in sein Amt zurückgekehrt und einer der hegemonialen Strategen der Wiener Medizin nach dem Krieg, diese beiden österreichischen Delegierten auf der Internationalen Konferenz sozialistischer Ärzte in Karlsbad von 1931[63] politisch wenig gepaßt haben. Aber es kann nicht allein politischer Antagonismus sein, daß sich nach 1945 eine Spezialdisziplin fast ohne jüdische Kollegen herausbildete, im Fall der Dermatologie vielleicht nicht einmal das Fortwirken jenes Ungeistes Gustav Riehls, der die „Entjudung der Dermatologie“ begann; Robert Otto Stein war immerhin Präsident der österreichischen Dermatologischen Gesellschaft, Albert Wiedmann und Leopold Arzt gaben sich ersichtlich Mühe, zumindest an die bekanntesten emigrierten Dermatologen zu erinnern, Kontakte zum Ausland wie auch

zu emigrierten Kollegen zu knüpfen,[64] was für viele medizinische Disziplinen eher unüblich war.

„VERTREIBUNG“ UND „ARISIERUNG" ALS STRUKTURPOLITIK DES GESUNDHEITSWESENS

Dennoch, die Vertreibung war eine weitgehend endgültige, die Ausnahmen von der Regel auf Einzelfälle beschränkt, und jegliche zeitgenössische Reflexion darüber wird man offenbar vergeblich suchen. Demgegenüber drängt sich vielmehr eine strukturelle Erklärung der Vertreibung auf, die den langfristigen Entwicklungsaspekt berücksichtigt. Vorerst einmal handelte es sich bei dem hervorragenden Anteil „jüdischer“ Ärzte an der österreichischen Medizin um den Ausdruck einer historischen Ungleichzeitigkeit, bedingt durch die spezifische Bildungs- und Medizintradition des Judentums bzw. den intellektuellen Impetus der jüdischen Aufklärung und der Emanzipation. Dies ließ gerade jüdische Ärzte alle Ansätze zur Modernisierung, medizinischen Arbeitsteiligkeit, Spezialisierung und naturwissenschaftlichen Durchdringung medizinischer Fragestellungen äußerst früh aufgreifen. Daß dies vor allem in Wien — in geringerem Ausmaß auch in Budapest und Prag — erfolgen konnte, war unter anderem darauf zurückzuführen, daß die herrschenden Eliten gerade die medizinische Versorgung für sich bzw. in sozialkaritativen Aktionen auch für ihre „Untertanen“ förderten. Das frühzeitig ausgeweitete medizinische Angebot stand einer sozialpolitisch induzierten erweiterten Nachfrage gegenüber, die als soziales Pazifizierungsinstrument bis zum Ende der Monarchie eine prekäre Stabilität des Systems gewährleisten sollte.

Als nun die „nicht-jüdische“ Intelligenz diesen Modernisierungsprozeß zeitverzögert nachvollzog, kam es zu einer außergewöhnlichen Konkurrenzsituation, die durch die Auflösung der Monarchie, Krisen und Beamtenabbau im Gefolge der Hyperinflation und schließlich durch die Wirtschaftskrise ab 1929 extrem verschärft wurde. Die Entwicklung des neuen Antisemitismus seit den achtziger Jahren bewirkte aber eine Eingrenzung und regionale Konzentration der „jüdischen“ Konkurrenz, sodaß sich vor allem in Wien die krisenhaften Symptome potenzierten. Wenn nicht die Veränderung des Krankheitsspektrums (in der Dermatologie zum Beispiel der Rückgang der Geschlechtskrankheiten) und die ökonomische Krise eine positive Veränderbarkeit überhaupt unmöglich erscheinen ließen,[65] so war eine Lösung allenfalls durch rationalere regionale Verteilung, Schaffung neuer Berufsfelder,[66] gerechtere Verteilung ärztlicher Einkommen bzw. Arbeitsmöglichkeiten und eventuell eine Aufteilung der Nachfrage auf mehr Ärzte unter Senkung der berufsgruppenspezifischen Einkommen möglich. Mochten solche Fragestellungen in den meisten Ländern mit einem entwickelteren Gesundheitswesen diskutiert werden und in einigen — Jahre bis Jahrzehnte später (zum Beispiel Großbritannien, Schweden) — teilweise Verwirklichung finden, so widersprachen sie in Österreich ebenso wie in Deutschland der etablierten ärztlichen Standespolitik, den Vorstellungen der Regierungspolitik sowie den dominanten ideologischen Leitbildern. Sie wurden mit Sozialismus und Planwirtschaft identifiziert und abgelehnt.

Doch die Nationalsozialisten standen vor demselben Problem, das sie schließlich auf drei verschiedenen Wegen zu „lösen" versuchten: der massiven Vertreibung, „Ausschaltung" und Ermordung „jüdischer" Ärzte, der Ausweitung medizinischer Tätigkeit als technokratisches Lenkungsinstrument einer biologischen Neustrukturierung der Gesellschaft durch die Rassenhygiene[67] und schließlich dem Ausbau des Medizinalwesens der rapide vergrößerten Militärmaschinerie.[68] Dieser „alternative Lösungsversuch", der zumeist nur als atavistischer historischer Rückfall, angetrieben von chaotischen Aspirationen kleinbürgerlicher Geltungssucht, verstanden wird, wurde aber ebenso wie in anderen gesellschaftlichen Bereichen auch in dem der Medizin von oben her kanalisiert und gelenkt. Eine jüngste Analyse des Vorgangs der sogenannten „Arisierungen“ hat gerade rund um das Paradebeispiel Wien gezeigt, daß „Arisierungen“ nicht bloß ein Vorgang brutaler Enteignungen einerseits, bei Benutzung der enteigneten Ressourcen zur sozialpolitischen Befriedung und Einlösung sonst uneinlösbarer sozialer Versprechen andererseits sind.[6’] Vielmehr sei dieser gewaltsame historische Vorgang von einer technokratisch-„rational“ planenden Bürokratie bewußt gesteuert worden, um

eine Strukturveränderung und "-verbesserung" von Wirtschaftssektoren im Rahmen der Vorstellungswelt der damaligen Sozial- und Wirtschaftsplaner zu erzielen. Und das Konzept dieser arisierten, „strukturverbesserten" Mittelstandsgesellschaft sei vom Saarland über Wien und Prag nach Warschau, von einem „Arisierungs"-schritt zum nächsten, und zuletzt als Gesellschaftsentwurf der Nachkriegs- und „Wiederaufbau"-Zeit übermittelt worden.

In den Schautafeln und bildstatistischen Diagrammen der Wiener „ Arisierungs"-Behörden kommen zwar Banken, Industrie-, Gewerbe- und Handelsbetriebe vor, nicht aber die vielleicht wertmäßig kleinsten „arisierbaren" Betriebseinheiten wie Arztpraxen und Anwaltsbüros.[70] Doch die Vorgänge im Gesundheitsbereich sind in ihrer Struktur höchst ähnlich: Ausschaltung unrentabler Kleinpraxen, Schrumpfung im Privatanstaltensektor, Schließung poliklinischer Institutionen bzw. Umwandlung derselben in reguläre Spitäler. „Vertreibung" und „Arisierung" können so als strukturpolitischer Eingriff zur Umgestaltung des Gesundheitswesen in nationalsozialistischem Sinn begriffen werden. Das staatswissenschaftliche Know-how solcher Umgestaltungsprozesse war seit langem im Rahmen der ärztlichen Standesorganisationen Deutschlands institutionalisiert gewesen, die Neustrukturierung des Gesundheitsbereichs offenbar Aufgabe der Standesorganisationen, deren diesbezügliche Aktenbestände bis heute nicht wieder aufgetaucht sind. Allerdings war der in der Wiener Außenstelle der *„Kassenärztlichen Vereinigung Deutschlands"* zuständige Referent für Fragen der Beaufsichtigung der sogenannten „jüdischen Krankenbehandler", Dr. Max Tobis, ein langjähriger Funktionär des nun umgewandelten *„Reichsverbandes ärztlicher Organisationen Österreichs."*[71]

Die politische Situation des Jahres 1938 lieferte die Rechtfertigung für Zwangsübersiedlungen auch von „nicht-jüdischen" Ärzten,[72] während in den letzten Kriegsjahren offenbar eine vom *„Reichsbeauftragten des Führers für das Sanitäts- und Gesundheitswesen",* Hitlers Begleitarzt Karl Brandt, und dessen Stellvertreter Prof. Paul Rostock dirigierte zwangsweise Zuordnung von Ärzten an bestimmte Dienstorte und -aufgaben Platz griff.[73] Unter den Bedingungen des „totalen Krieges" konnte sich also genau jener, nun quasi-etatistisch und autoritär strukturierte, „Lösungsansatz" durchsetzen, der vom ärztlich mittelständischen Anhang der NS-Bewegung noch wenige Jahre zuvor als typisch „bolschewistisch" bekämpft worden war. Auf die „ärztliche Aufbauarbeit"[74] folgte die „ärztliche Wiederaufbauarbeit": auch die Entnazifizierungsgesetzgebung von 1947 kannte das Mittel der strafweisen regionalen Versetzung.[75] Offenbarals Instrument zum Ausgleich regionaler Versorgungsdefizite sollten wenigstens die politisch belasteten Ärzte disponibel bleiben — ein sonst für einen „freien Beruf" kaum rechtfertigbares Zwangsmittel; wie stark solche Eingriffsmöglichkeiten der Gesundheitsverwaltung auch tatsächlich benutzt wurden, bleibt aber bislang unklar.

Anderseits waren aber auch Remigranten vielfach von genau denselben Entscheidungsstrukturen abhängig, da sie zumeist eine öffentliche Starthilfe bei der neuerlichen Niederlassung in Österreich benötigten.[76] Eine deutliche Förderung emigrierter Ärztinnen oder ehemaliger KZ-Häftlinge ist aber allenfalls von dem Chefarzt der Wiener Gebietskrankenkasse, Dr. Emil Tuchmann, bekannt. Dagegen war der Sektionschef der Abteilung Volksgesundheit im Bundesministerium für soziale Verwaltung, Dr. Alfred Khaum (1894— ?) ein Medizinalbeamter, der seit seinem von der Rockefeller-Stiftung finanzierten Aufenthalt in den USA zum Studium der Gewerbehygiene (Industrial Hygiene) 1930/31 kontinuierlich in allen Phasen der österreichischen Gesundheitsverwaltung wirkte und seinen Aufstieg erlebte.[77] Ob von ihm eine Förderung der Remigranten zu erwarten war?

So bleibt die Schlußfolgerung, daß die strukturelle Umgestaltung des österreichischen Gesundheitswesens während der NS-Zeit, die zumindest auf Institutions- und Kapazitätsebene weiterbestand, eine „Rückholung" der Emigranten, abgesehen von Einzelfällen, illusorisch machte. Seit den Forderungen von Seiten der Industrie nach Abbau des „Überkonsums" von Gesundheitsleistungen um 1931/32 war eine generelle Einschränkung erfolgt, die auch nach 1945 nicht durch neue Initiativen wettgemacht wurde, was erstaunlicherweise selbst den ärztlichen Emigrantenorganisationen in Großbritannien schon 1945 verständlich erschien.[78] Ob in diesem Rahmen eine isolierte Förderung der Remigration allein der Wissenschaftler Aussichten auf Erfolg hatte, ist zu bezweifeln. Daß aber selbst die geringen verbleibenden Möglichkeiten nur spärlich genutzt wurden und andererseits belastete

Nationalsozialisten bis hin zu niemals wegen ihrer Taten belangten Kriegsverbrechern wiederum auf Lehrstühle gelangen konnten, ist und bleibt ein Skandal, der noch nicht einmal das öffentliche Bewußtsein in Österreich nachhaltig erreicht hat.

DER NIEDERGANG DER WIENER MEDIZINISCHEN SCHULE

Der Abstieg vom „luxuriösen" Gesundheitswesen der letzten Jahre der Monarchie und der Zeit des „sozialpolitischen Schubs" von 1919/20 zur Verarmung und Austrocknung dieses Sektors in den dreißiger Jahren erfaßte auch die ressortmäßig völlig anders zugeordneten medizinischen Fakultäten. Die Versuche, Lücken im Wissenschaftsbetrieb.die man noch zu Zeiten der Monarchie festgestellt hatte, zu schließen (zum Beispiel das Institut für soziale Hygiene), oder ehrgeizige Pläne, die Stellung der Wiener Fakultät als größte medizinische Fakultät des deutschen Sprachraumsauf internationaler Basis abzusichern (Hochenegg- Plan), scheiterten schon früh. Wenn es überhaupt nach 1918 Neugründungen gab, so waren diese neuen Institutionen klein, allenfalls mit einem Professor und höchstens ein bis zwei Assistenten ausgestattet. Dagegen wurde eine Reihe von Abteilungen und Instituten geschlossen, privatisiert, nur provisorisch besetzt oder aus dem Lehrbetrieb ausgeschaltet. Eine Übersicht der bislang bekannten Veränderungen gibt die nachstehende Liste:

1914—1920 Krise des *Seminars für Soziale Medizin* (Ludwig Teleky*)

1919/20 Fakultätsstreit um Besetzung des *Instituts für pathologische Anatomie* 1920 Scheitern des *Hochenegg-Planes* („Wien als medizinisches Zentrum") *1920* Gründung des *Instituts für Geschichte der Medizin* (Max Neuburger*; vorher nur medikohistorische Sammlung)

1920 Scheitern eines staatlichen und universitären *Instituts für Soziale Hygiene* (Ignaz Kaup**)

1920/21 *Seminar für Soziale Medizin* vakant (L. Teleky* nach Düsseldorf ausgewandert)

1921 Gründung einer selbständigen *Abteilung für Amtsarztausbildung des Hygiene-Instituts* (Roland Grassberger, ab 1923 Heinrich Reichel**)

1922 Institut für medizinische Kolloidchemie (neben dem 1919 gegründeten *Labor für physikalisch-chemische Biologie* im Rahmen des Pharmakologischen Instituts; beide W. Pauli sen.*)

1923 Streit um Besetzung des *Hygiene-Instituts*

1923 Auflösung der *II. Medizinischen Abteilung,* der *II. Chirurgischen Abteilung* und der *Abteilung für Haut- und Geschlechtskrankheiten* (Salomon Ehrmann*; nach anderen Angaben noch 1924/25 unter St. Brünauer*)

1923 Übernahme des *Seminars für Soziale Medizin* durch den Rassenhygieniker Heinrich Reichel** *(Abteilung für Amtsarztausbildung und Soziale Hygiene des Hygiene-Instituts)*

1924 Streit um Neubesetzung des *Instituts für allgemeine und experimentelle Pathologie* (provisorisch besetzt: Julius Rothberger*, Friedrich Silberstein*)

1925 Streit um Neubesetzung des *Universitäts-Ambulatoriums für orthopädische Chirurgie* (nur provisorisch besetzt: Julius Hass*)

1925/26 Auflösung des *Instituts für pathologische Histologie und Bakteriologie* (Oskar Stoerk*); Stellen und Räume an Hygiene-Institut.

1928 Konflikt um Neubesetzung der *Psychiatrischen Klinik* zwischen J. Wagner- Jauregg (für O. Pötzl) und F. Chvostek (für F. Hartmann**)

1929—1933 Vakanz der *1. Medizinischen Klinik* bis zur Eingliederung der *HI. Medizinischen Klinik* (F. Chvostek) und Besetzung mit Hans Eppinger** (supplierender Leiter: Otto Porges*)

1933/34 beide *HNO-Kliniken* zusammengelegt (Markus Hajek* emeritiert; Vorstand: Heinrich Neumann*)

1933/34 *I. Frauenklinik* aufgelöst, 1936 als *1. Frauenklinik und Bundeshebammenlehranstalt* neu eröffnet

1933/36 Vakanz und Auflösung der *Abteilung für Amtsarztausbildung und Soziale Hygiene des Hygiene-Instituts* (H. Reichel** nach Graz bzw. Nominierung für Berlin)

1934 Entfernung Julius Tandlers* *(1. Anatomisches Institut)* aus politischen Gründen 1934 *Institut für Geschichte der Medizin* bis 1938 nur provis. besetzt (M. Neuburger* emeritiert und provis. Leiter)
1934 *Institut für medizinische Kolloidchemie* bis 1938 nur provis. besetzt (W. Pauli sen.* emeritiert und provis. Leiter)
1935 *Allgemeine und experimentelle Pathologie und Allgemeine Biologie* als medizinische Prüfungsfächer abgeschafft
1935/36 *Institut für Embryologie* (Richard Fischel*) dem Institut für Histologie eingegliedert
1936 *Universitäts-Ambulatorium für orthopädische Chirurgie* (Julius Hass*) aufgelöst.

Auflösungen, provisorische Besetzungen, Konflikte bei Instituten, Kliniken und Abteilungen der Wiener Medizinischen Fakultät (kursive Jahreszahlen kennzeichnen als Kontrast dazu Neugründungen).

* = 1934 bzw. 1938 emigrierter Hochschullehrer oder vor 1938 verstorbener jüdischer Hochschullehrer;
** = Hochschullehrer mit späterem eindeutigen Bekenntnis zum Nationalsozialismus:

Der Zusammenhang dieses Abbaus zur Vertreibung, insbesondere der Vertreibung „jüdischer“ Wissenschaftler, ergab sich dadurch, daß vornehmlich diese zu Opfern des langfristigen Schrumpfungsprozesses wurden. Entweder wurden bisher von „jüdischen“ Hochschullehrern geleitete Institutionen aufgelöst bzw. provisorisch weiter verwaltet, bei einer eventuell anstehenden Besetzung mit einem „jüdischen" Hochschullehrer nur mehr provisorisch besetzt, oder die Neubesetzungen führten zum Ausscheiden bzw. zur Diskriminierung „jüdischer“ Assistenten.[79] Innerhalb der Medizinischen Fakultät führte dies und eine Vielzahl anderer Konflikte*[0] zu heftigen Kontroversen; man kann beinahe sagen, die Wiener Medizinische Schule hat sich von innen heraus, an einer Konfliktlinie, die von Antisemitismus, Deutschnationalismus, religiösem Eiferertum und letztlich Nationalsozialismus schon vor 1938 gekennzeichnet ist, selbst zerstört. Gerade am Beispiel des Triumphes akademischer Heckenschützen (1923/24) bei der nicht erfolgten Berufung eines „nicht-jüdischen“ Wissenschaftlers hat der Psychiater Julius Wagner-Jauregg dies 1940 als Beginn des Niedergangs der Fakultät bezeichnet.[81]

Die „Wiener Schule“ war also schon im Niedergang, bevor ihr die nationalsozialistischen Eingriffe 1938 praktisch ein Ende bereiteten. Gerade aus der Verdrängung des eben erst Geschehenen konnte so nach 1945 der Mythos ihres ungebrochenen Fortbestehens erwachsen, das angeblich nur kurzfristig vom Nationalsozialismus bedroht gewesen. Daß die Emigranten den Nimbus der „Wiener Schule“ vielleicht nur zu verständlich weiter pflegten und so der Mythifizierung im Lande selbst eine Stütze in der westlichen Welt boten, hatte sehr viel mit ihrer eigenen, zumindest prekären Situation zu tun.

Nachdem die Machtübergabe an die Nationalsozialisten in Deutschland etwa 10.000 Ärztinnen und Ärzte als potentiell Nachfragende auf den internationalen Arbeitsmarkt getrieben hatte, von denen vielleicht 6000 auch tatsächlich emigrierten,[82] waren in Österreich etwa 3500 Ärztinnen und Ärzte gefährdet, von denen sich vielleicht 3000 ins Ausland retten konnten. Aber noch während sie um ein Affidavit, die US-Quoten-Nummer, ein mögliches Arbeitsangebot bangten, vor Konsulaten, Auswanderungsbehörden, konfiszierenden Finanzämtern Schlange standen, von der Schiffspassage, der Bahnkarte, den Reisedokumenten, Durchreisevisa und hundert sonstigen „Kleinigkeiten“ einmal abgesehen, setzte der deutsche „Griff nach der Weltmacht“ weitere Tausende demselben Schicksal aus: „jüdische“ Sudetendeutsche, Tschechen, Polen, schließlich Jugoslawen, Balten oder welche Angehörige der ärztlichen Berufsgruppe immer in den nationalsozialistischen Machtbereich gerieten.[83] Neben den deutschen Auswanderern besaßen auch diese Gruppen (zum Beispiel Tschechen, Polen, Ungarn, Russen) vielfach aus früheren Auswanderungsperioden stammende spezifische Berufsorganisationen in den Immigrationsländern,[84] wenngleich es darunter zuweilen auch solche mit anti-jüdischer oder offen anti-semitischer Tendenz gab. Solches fehlte den österreichischen Emigranten vorerst vollständig, zudem standen sie in Gefahr, mit den Deutschen in einen Topf geworfen und als „feindliche Ausländer" bespitzelt

und interniert zu werden. Da sie einen Arbeitsplatz aber nur in Konkurrenz zur Vielzahl der auf den internationalen ärztlichen Arbeitsmarkt geworfenen Menschen erringen konnten, während sich die nationalen Ärzteschaften zunehmend abschotteten,[85] bedurften sie einer spezifischen Begründung und Legitimation, eines besonderen Anknüpfungspunktes, um erst einmal beruflich ein Bein auf den Boden zu bekommen.

Dieses Mittel aber war die Herkunft aus der „Wiener Schule“: hunderte Ärzte aus dem Ausland hatten schon vor dem ersten Weltkrieg, besonders aber in der Zwischenkriegszeit in Wien studiert, hospitiert, an den Internationalen Fortbildungskursen der Wiener Medizinischen Fakultät teilgenommen oder eine spezifische Ausbildung (zum Beispiel in der Psychoanalyse) absolviert; vielfach waren gerade dies jüdische Ärzte, die entgegen den antisemitischen Barrieren im eigenen Land[86] nach einer Möglichkeit zur Aus- und Fortbildung bzw. Spezialisierung suchten; noch immer hatte die Wiener Fakultät einen weit aus dem 19. Jahrhundert herkommenden Ruf, eines der Weltzentren der Medizin zu sein, welches sie nur noch in Rudimenten war, eine der zentralen Geburtsstätten vieler Spezialfächer. Vorerst war dieser Ruf und die eigene Verbindung zu dieser Institution das wichtigste Kapital in der Konkurrenz mit anderen Emigranten, wenngleich nicht unbedingt bei der Überwindung der ersten Zulassungshürden.[87]

Im Gegensatz zu dem völlig absurden Bild von den „bequem im Lehnsessel oder Restaurant in New York, London oder Paris sitzenden Emigranten", wie es das schlechte Gewissen nach 1945 — aufbauend auf einer zynischen Propaganda schon ab 1933 — suggerierte, war die berufliche Existenz in den Emigrationsländern auch während des Kriegs und in den ersten Nachkriegsjahren allenfalls prekär abgesichert. Die meisten ärztlichen Emigranten in Großbritannien waren nur befristet auf Kriegsdauer zur Praxis zugelassen, in einzelnen U. S.-Bundesstaaten erteilte Lizenzen galten in anderen wiederum nicht und erschwerten so die Mobilität. Erst in den fünfziger Jahren trat für die meisten Emigranten eine weitgehende Normalisierung in der Berufssituation ein, die durch die generell positive wirtschaftliche Nachkriegsentwicklung abgesichert werden konnte.[88]

Die berufliche Tätigkeit im Haupt-Emigrationsland USA spielte sich natürlich weiterhin in einem hoch kompetitiven Gesundheitssystem ab. So war es nicht nur eine Frage des subjektiven Selbstverständnisses, wenn gerade emigrierte Ärzte die Tradition der „Wiener Schule“ pflegten und hochhielten,[89] sondern vielmehr auch ein Aspekt der inneramerikanischen Auseinandersetzung von Absolventengruppen verschiedener Universitäten. Der Herausgeber des *Medical Circle Bulletin* wies 1960 beim 20. Jahres-Jubiläum des New Yorker „Medical Circle“ darauf hin, daß die damals ca. 2200 an der Universität Wien promovierten Ärzte in den USA und Kanada — nicht nur emigrierte Österreicher, sondern auch geborene Amerikaner — potentiell die größte Absolventenvereinigung (alumni association) in den USA bildeten.[90] Tatsächlich waren im Jänner 1959 allerdings nur 256 Ärztinnen und Ärzte (März 1961: 273) Mitglieder des „Medical Circle“, darunter zwei Ehrenmitglieder aus Österreich, der Physiologe Arnold Durig (1872—1961) und der Röntgenologe Konrad Weiss (1891—nach 1970).[91] Im Jahre 1940 war die Vereinigung nicht zuletzt nach dem Vorbild der Wiener „Gesellschaft der Ärzte“ gegründet worden und hielt regelmäßige wissenschaftliche Sitzungen ab. Die Versuche, den „Medical Circle“ als Stimme ehemaliger Wiener Mediziner im Konzert amerikanischer ärztlicher Gesellschaften zu organisieren, können unter anderem an den langjährigen Versuchen von Gerhart S. Schwarz abgelesen werden, das *Bulletin* durch Zusendung an wesentliche Bibliotheken im *Index Medicus* unterzubringen, um so auch in weiteren wissenschaftlichen Kreisen Beachtung zu finden. Letztlich war der „Circle“ eine zugleich gesellschaftliche und wissenschaftliche Institution, die die Tradition der „Wiener Schule“ nach ihrer Vertreibung in der Emigration fortzusetzen suchte, ein Versuch, den man 1938/39 mit weit formelleren institutionellen Plänen letztlich erfolglos in London unternommen hatte, sozusagen mit dem Zielpunkt einer „Vienna Medical School in Exile“. So sind es gerade die vertriebenen Wissenschaftler gewesen, die den historischen Ruf der Wiener Medizinischen Schule „gerettet“ haben.

DIE POLITISCHEN TENDENZEN DER EMIGRIERTEN ÄRZTE

Die letzte Frage, die hier noch angeschnitten werden soll, betrifft die politischen Strömungen unter den vertriebenen Ärzten. Angesichts der Zeitzeugen und der biographischen Berichte in der Sektion Medizin, aber auch im Rahmen des gesamten Symposiums könnte nur zu leicht der Eindruck entstehen, die vertriebenen Wissenschaftler seien fast ausschließlich oder zumindest vornehmlich Sozialdemokraten mit gewissen Überschneidungen zu den Kommunisten gewesen. Stimmt dieser Eindruck mit den Tatsachen überein? Und wenn nicht, welche Korrekturen muß man an diesem Bild anbringen? Wie kann man sich das tendenzielle Entstehen dieses Eindrucks überhaupt erklären?

Beginnt man die Überlegung einmal an einem anderen Ende des politischen Spektrums, so fällt eine Emigrantin wie die Histologin Carla Zawisch-Ossenitz (1888—1961) auf, die nach dem Krieg (1946) als erste in einer österreichischen medizinischen Zeitschrift über die *Austro-American University-League* berichtet hatte. 1934 habilitiert, wurde sie 1938 verhaftet, konnte noch im selben Jahr nach Frankreich emigrieren, wurde aber bereits 1940 wieder von der französischen Regierung in einem Lager in den Pyrenäen interniert, aus dem sie über die Zwischenstation als Sprachlehrerin in Madrid 1943 in die USA entkam, um 1946/47 als außerordentliche Professorin der Histologie und Embryologie nach Graz zurückzukehren.[92] Im politisch-kulturellen Spektrum Österreichs aber ist bemerkenswert, daß sie in der „Österreichischen St. Lukas-Gilde“ (katholischer Ärzte) seit deren Gründung) 1932) Schriftführerin und seit 1933 in der Nachfolge Josef Pörners Schriftleiterin der *Mitteilungen der St. Lukas-Gilde* war.” Auch im Fall des Physiologen und Psychotherapeuten Rudolf Allers (1883—1963) spielt dieselbe Kombination von jüdischer Herkunft und katholischem Religionsbekenntnis eine Rolle, während die Lebensgeschichte einer Reihe von rassisch verfolgten Wissenschaftlern, die an katholischen Universitäten der USA unterkamen, gegenwärtig noch unklar ist.’[4] Blättert man die Seiten des von Carla Zawisch redigierten Mitteilungsblattes durch, bekommt man einen Eindruck von der internationalen Verflechtung dieser relativ kleinen katholischen Ärztegruppe, wobei sich viele Thematiken sehr deutlich der Tendenz des „Renouveau Catholique“’[5] einordnen, offenbar aber im Ausland (USA, Frankreich) mehr Beachtung fanden als nach 1945 in Österreich. Aufgrund der antisemitischen Prägung des österreichischen Politischen Katholizismus wird man diese Personen nicht in den politischen Organisationen, wohl aber in gesellschaftlich-kulturellen Gruppen finden. Aber nicht nur im engeren Rahmen des konfessionellen politischen Katholizismus finden sich widersprechende Fakten: Hatte die niederösterreichische Heimwehr bis 1938 trotz heftigen Antisemitismus in ihren Reihen einen jüdischen Sanitätschef, nämlich Dr. Hans Lamberg, so versuchte der konservative Pharmakognost Richard Wasicky (1884—1970), Mitte der zwanziger Jahre immerhin Dekan der medizinischen Fakultät, 1938/39 in Paris offenbar zum ersten Mal eine österreichische Exilregierung zustande zu bringen, bevor er nach Brasilien emigrierte.[96]

Die genannten Beispiele mag man als Einzelfälle abtun, und tatsächlich ist es unmöglich, zum tendenziellen Eindruck gegenteilige Fakten auf der Ebene der Wiener Gesamtärzteschaft vorzulegen, da wir nicht über zeitgenössische Meinungsumfragen verfügen und in den zwanziger Jahren Ärztekammerwahlen offenbar nicht nach parteipolitischen Fraktionen erfolgten.[97] Einen teilweisen Ersatz dafür kann allerdings die Verteilung von ärztlichen Kandidaten auf einzelne Parteien bei den Wiener Gemeinderats- und Bezirksratswahlen der Zwischenkriegszeit bieten[98] (siehe Tabelle 4).

Natürlich ist eine derartige Zusammenstellung allenfalls bedingt repräsentativ. Erfolglose Splitterparteien nominierten natürlich ebenso Kandidaten, wenn auch meist nur ein Drittel bis die Hälfte, wie die in den Vertretungskörpern repräsentierten Gruppen. Von den 24 gewählten Ärzten gehörten daher auch 87,5% zur Sozialdemokratie und nur jeweils einer zu den Demokraten, Christlichsozialen und Großdeutschen. Auf der anderen Seite vermag dieser Befund aber auf spezifisch abweichende politische Verteilungsmuster in der für die Politik nun auch nicht eben repräsentativen Gruppe der Ärzte hinzudeuten; wenn die Gruppe der Demokraten die zweithöchste Zahl von Ärzten nominierte, dann geschah das unter anderem auch mit Rücksicht auf ihr Wählerpotential, das nicht unbeträchtlich aus dem Sektor der „Freien Berufe“ kam.[99]

Tabelle 4: Ärzte als Kandidaten bei Wahlen zum Wiener Gemeinderat und den Bezirksräten nach politischen Parteien, 1919 bis 1932 (Prozentsätze gerundet):

Politische Partei	Zahl der Kandidaten	%-Anteil von allen
Kommunistische Partei	1	1%
Sozialdemokratische Partei	32	43%
Demokratische Parteien	13	18%
Jüdisch-nationale Parteien	10	14%
Harand-Bewegung (Österr. Volkspartei)	1	1%
Christlichsoziale Partei	5	7%
Einheitsliste 1927 (nur f. diese kandidiert)	1	1%
Deutschnationale Parteien	10	14%
NSDAP	1	1%

Unter den Sozialdemokraten finden sich die bekannten Emigranten Julius Tandler, Josef K. Friedjung, Paul Schilder und Karl Kautsky jun. und der weniger bekannte Leo Kritz, unter den Demokraten Hugo Redlich (1862—1942) und unter den Jüdisch-Nationalen Isidor Schalit, während sonst für die Kandidaten der Demokraten, Jüdisch-Nationalen, der Harand-Bewegung und der Kommunisten eine Emigration bislang nicht nachweisbar ist, anderseits aber mit Ausnahme eines Demokraten keiner der Betreffenden im Ärzteverzeichnis von 1941 aufscheint.[100] Nebenbei widerlegt diese Auswahl von Ärzten auch eine andere politische Annahme: daß nämlich politisch organisierte Personen eher die Flucht vor dem Nationalsozialismus ergriffen oder dies zumindest schafften. In Konzentrationslagern wurden zumindest die Sozialdemokraten Margarethe Hilferding-Hönigsberg (1871 —1942) und Alfred Aladar Franz Bekes (1868—1942) sowie der Demokrat Heinrich Löwenstein (1871 —1943) umgebracht, während das Totenbuch Theresienstadt dasselbe Schicksal noch bei einer Reihe weiterer Ärzte-Kandidaten wahrscheinlich macht.[101] Politisch fällt auf, daß die Sozialdemokraten über 40% der Kandidaten stellten, obwohl sie in Wien allenfalls ein Fünftel der Ärzte, und auch diese vielfach nur formell, organisieren konnten. Andererseits stellten die Demokraten und Jüdisch-Nationalen immerhin zusammen ein Drittel der Kandidaten.[102] Schon 1907 war der erste zionistische Reichsratskandidat in Wien ein Arzt, der Zahnarzt Isidor Schalit (1871 —1953), gewesen, dem 1938 die Emigration nach Palästina gelang.[103]

Man muß wohl daraus folgern, daß die Tradition des bürgerlichen Liberalismus, der jüdischen Nationalidee bzw. des Zionismus unter den Ärzten und wohl auch den Emigranten einen deutlich höheren Stellenwert besaß, als dies unsere Allgemeinkenntnisse zur österreichischen Zeitgeschichte vermuten lassen. Wahrscheinlich ist das gegenteilige Bild von den historischen Verhältnissen darauf zurückzuführen, daß vor 1933 fast ausschließlich die Sozialdemokraten erfolgreich waren, daß vielleicht gerade dadurch aber auch durch die wachsend schärfere Konfrontation zweier politischer Blöcke die jüngere Generation unter den Ärzten stärker zur Sozialdemokratie (aber auch zum Zionismus) tendierte und schließlich nach 1945 sozialdemokratische Kommunikationsnetze (teilweise neben denen der Kommunisten) am ehesten Kontakte zwischen den Emigranten und Österreich ermöglichten. Insgesamt bedeutet die Vertreibung der Intellektuellen aber auch einen Verlust an politisch-kultureller Differenziertheit der österreichischen Gesellschaft, aus der Liberalismus, Zionismus und eine weitgehend bekannte jüdisch-katholische Tradition fast völlig verschwanden, offenbar nicht unbedingt zum Mißvergnügen aller politischen Parteien nach 1945, die auch eine lästige politische Konkurrenz losgeworden waren. Demgegenüber mutet der New Yorker „Medical Circle“ fast wie eine Reinkarnation altösterreichischer Komplexität an, wenn in ihm sowohl ein ehemals durchaus deutschnational gesinnter Burschenschafter wie Otto Loewi, aber auch ein sozialistischer Zionist österreichisch-patriotischer Gesinnung wie Sigismund Peiler führende Mitglieder waren.[104]

Anmerkungen:

1 *Personalstand der Universität Wien für das Studienjahr 1936/37.* Wien 1936, gibt 329 Hochschullehrer, davon 30 im Ruhestand, an; J. Merinsky, *Die Auswirkungen der Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich auf die medizinische Fakultät Wien im Jahr 1938,* Phil. Diss. Wien 1981, gibt eine Liste von 308 Hochschullehrern; Das *Personalverzeichnis der Friedrich Wilhelms-Universität* für 1932/33 verzeichnet 334.

2 *Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt.* 31. Jg., 2. Abt. Berlin—Leipzig 1934, 526f. und607; E. Fuhrmann, *Ärztliches Jahrbuch für Österreich.* Wien 1935, 181 f, 205f.

3 Zu den Details siehe M. Hubenstorf, „Österreichische Ärzte-Emigration", in: F. Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930—1940.* Wien— München 1987, 359—415.

4 Das Werk von W. M. Johnston, *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte. Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848—1938.* Wien—Köln—Graz 1972, hatte im englischen Original den Titel *The Austrian Mind:* von hier wurde der Terminus wiederholt zur unkritischen österreichischen Verhimmelung geborgt.

5 Abgesehen von dem schon von Friedrich Stadler mehrfach kritisierten Ausstellungskatalog unter dem Titel A.E.I.O.U. (P. Kruntorad, (Hrsg.), *A.E.I.O.U. Mythos Gegenwart. Der österreichische Beitrag,* Wien 1985; F. Stadler, „Kontinuität und/oder Bruch? Anmerkungen zur österreichischen Wissenschaftsgeschichte 1938 bis 1955", in: ders. (Hrsg.), *Kontinuität und Bruch 1938—1945—1955. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte.* Wien—München 1988, 13) werfe man nur einen Blick in den Band: *Das Werk der Auslandsösterreicher in der Welt. Biographisches Verzeichnis der Auslandsösterreicher.* Wien 1969, in dem kunterbunt die 1938 Vertriebenen wie die nach 1945 abgewanderten geistigen Nazi-Größen als Österreicher vereinnahmt werden.

6 Zu den höchst differenzierten Aspekten des jüdischen Anteils an Handwerk und Handel in Wien vgl. H. Witel, „Arisierungen in Wien. Aspekte nationalsozialistischer Enteignungspolitik 1938 bis 1940", in: E. Talos/E. Hanisch/W. Neugebauer (Hrsg.), *NS-Herrschaft in Österreich 1938—1945.* Wien 1988, 212.

7 M. Hainisch, *75 Jahre aus bewegter Zeit. Lebenserinnerungen eines österreichischen Staatsmannes.* Wien—Köln—Graz 1978, 306. Hainisch gibt keinen Geltungsbereich dieses Wertes an, doch wäre er für Österreich so unrealistisch, daß sich Hainisch offenbar auf Wien bezog; so auch die unausgewiesene Präzisierung bei Reimann. (Vgl. Anm. 11)

8 Ebda.

9 Ebda., 14 (Einleitung Weissensteiner).

10 Unklar bleibt, ob der Anteil der jüdischen Ärzte in Wien zwischen 1931/33 und 1938 gestiegen oder gesunken ist, etwa durch Einbürgerungen oder durch Auswanderung ab 1933/34.

11 V. Reimann, „Dr. Michael Hainisch — zu seinem 125. Geburtstag", in: *Michael Hainisch. Österreichs erster Bundespräsident (1858—1940).* Wien o. J. (1983), 10.

12 Ebda., 9f. ..

13 A. Pelinka, *Stand oder Klasse? Die christliche Arbeiterbewegung Österreichs 1933—38.* Wien 1972, 297—300, bes. §§ 4 und 6 des Kunschakschen Gesetzesentwurfs „über die Rechtsverhältnisse der jüdischen Nation" von 1919 und Kommentare Ignaz Seipels dazu; B. Fenz, „Zur Ideologie der ‚Volksbürgerschaft', Die Studentenordnung der Universität Wien vom 8. April 1930 vor dem Verfassungsgerichtshof", in: *Zeitgeschichte 5* (1978) 125—145.

14 Hainischs Frau, Emilie Auguste, geb. Figdor, war „jüdischer" Herkunft. Konkrete Hilfeleistungen der Familie Hainisch sprach mir gegenüber Anna Teleky an; Interview mit Anna Teleky, Wien, vom 5. Oktober 1980; Zur Unterstützung Hainischs für den ehemaligen Czernowitzer Professor und Mitarbeiter Theodor Herzls, Leon Kellner (1859—1928), vgl. Hainisch 1978, 228f. und A. Kellner, *Leon Kellner, Sein Leben und sein Werk.* Wien 1936, 47f., 83f., 86.

15 H. Kraus, *„Untragbare Objektivität". Politische Erinnerungen 1917bis 1987.* Wien—München 1988, 73.

16 E. Holloway, „Mediencollage", in: M. Dor (Hrsg.), *Die Leiche im Keller. Dokumente des Widerstands gegen Dr. Kurt Waldheim.* Wien 1988, 46.

17 Auf der Suche nach einer prägnanten Formulierung kam hier offenbar eine Fehlleistung für etwas zustande, was realitätsadäquater heißen könnte: „Es *halfen einander* Leute (gegen eine schon bestehende Diskriminierung), denen später (in Fortentwicklung und Brutalisierung ebendieser) *Schreckliches* (das heißt Tod oder Vertreibung ihrer selbst bzw. ihrer Angehörigen) wiederfuhr". In der Fehlleistung wurde allein die zeitliche Differenz und die implizite Unterscheidung der Akteure, bei der die Mörder/Vertreiber nicht benannt werden, ausgelöscht, während die in Klammern gesetzten interpretativen Aussagen im öffentlichen Diskurs in der Hauptsache bestritten oder verniedlicht werden und insofern die Abwehr dieser Aussagen die energetische Grundlage der Fehlleistung bildet.

18 Zuletzt B. Lichtenberger-Fenz, „Österreichs Hochschulen und Universitäten und das NS-Regime“, in: Talos/Hanisch/Neugebauer 1988, 271 (wie Anm. 6). Zur Korrektur Hubenstorf 1987, 381 und Anm. 165 (wie Anm. 3). Bei Hubenstorf 1984, 94 (wie Anm. 19) findet sich noch dieselbe unkritische Darstellung.

19 Zu den statistischen Angaben: Hubenstorf 1987, 381 (wie Anm. 3) und M. Hubenstorf, „Österreichische Ärzteemigration 1934—1945 — Zwischen neuem Tätigkeitsgebiet und organisierten Rückkehrplänen“, in: *Berichte der Wissenschaftsgeschichte* 7, 1984, 93f.

20 Hubenstorf 1987, 383—386 (wie Anm. 3) und für Graz: G. Lichtenegger, „Vorgeschichte, Geschichte und Nachgeschichte des Nationalsozialismus an der Universität Graz“, in: *Grenzfeste deutscher Wissenschaft. Über Faschismus und Vergangenheitsbewältigung an der Universität Graz.* Wien 1985, 51—55.

21 Hubenstorf 1987, Anm. 190 zu den drei Emigrantinnen. Die beiden verbliebenen waren die Pathologin Carmen Coronini-Cronberg (1885—1968) in Wien und die Histologin Dora Boerner-Patzelt (1892 bis nach 1961) in Graz; beide wurden 1938 bzw. 1943 außerordentliche bzw. außerplanmäßige Professorinnen.

22 St. Leibfried, F. Tennstedt, *Berufsverbote und Sozialpolitik 1933.* Bremen o. J. (1980), VI; St. Leibfried, „Stationen der Abwehr. Berufsverbote für Ärzte im Deutschen Reich 1933—1938 und die Zerstörung des sozialen Asyls durch die organisierten Ärzteschaften des Auslands“, in: *Bull. Leo-Baeck-Inst.* 62(1982) 11 im Vergleich mit *Reichs-Medizinal-Kalender für Deutschland,* Teil II, 54. Jg., 1933, 483 bzw. 56. Jg., 1935, 76* und V für den Anteil bei allen Ärzten.

23 E. Mendelsohn, *The Jews of East Central Europe between the World Wars.* Bloomington 1987, 27, 101, 145. Zur Situation in Lettland mit angeblich 20% jüdischen Ärzten vgl. B. Press, *Judenmord in Riga 1941—1943,* Berlin 1988.

24 J. Bunzl, *Klassenkampf in der Diaspora. Zur Geschichte der jüdischen Arbeiterbewegung.* Wien 1975; P. Anderson, *Lineages of the Absolutist State.* London 1974.

25 Die folgenden Ausführungen stützen sich auf: G. Otruba, „Die Nationalitäten- und Sprachenfrage des höheren Schulwesens und der Universitäten als Integrationsproblem der Donaumonarchie (1863—1910)“, in: R. G. Plaschka und K. Mack (Hrsg.), *Wegenetz europäischen Geistes. Wissenschaftszentren und geistige Wechselbeziehungen zwischen Mittel- und Südosteuropa vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg.* Wien 1983, 88—106, J. Hochgerner, *Studium und Wissenschaftsentwicklung im Habsburgerreich. Studentengeschichte seit Gründung der Universität Wien bis zum Ersten Weltkrieg* (Studenten in Bewegung. Österreichische Studentengeschichte vom Mittelalter bis in die Gegenwart, Bd. 1), Wien 1983 und N. Kampfe, *Studenten und „Judenfrage" im Deutschen Kaiserreich. Die Entstehung einer akademischen Trägerschicht des Antisemitismus.* Göttingen 1988. Während Otruba und Hochgerner nur Zahlen für alle Studenten angeben, gliedert Kampfe nach den einzelnen Universitätsfakultäten bzw. -fächern auf.
Nur für die ältere Zeit gibt es in der Literatur Angaben über die prozentuellen Anteile jüdischer Studenten in den einzelnen Fakultäten:

Jahr	Medizinische Fakultät	Juristische Fakultät	Philosophische Fakultät
1851-1869	ca. 23%		
1869	30%	19,8%	6%
1880	38,6%	22,3%	16%
1889/90	48%	22%	15 %

Vgl. F. L. Carsten, *Faschismus in Österreich. Von Schönerer zu Hitler.* München 1977, 11; J. W. Boyer, *Political Radicalism in late Imperial Vienna. Origins of the Christian Social Movement 1848—1897,* Chicago-London 1981, 8lf.; W. Häusler, „Toleranz, Emanzipation und Antisemitismus. Das österreichische Judentum des bürgerlichen Zeitalters (1782—1918)“, in: Drabek et. alia, *Das österreichische Judentum. Voraussetzungen und Geschichte,* Wien—München 198 2[2], 112; H. Tietze, *Die Juden Wiens. Geschichte, Wirtschaft. Kultur, Reprint,* Wien 1987, 232; die angeblichen Professorenanteile bei Carsten 1977, 11 (als Zitat nach F. Heer) sind in Wirklichkeit Studentenanteile (vgl. Häusler 1982, 112), während H. Tietze für 1894 nur 2 ordentliche, 14 außerordentliche Professoren und 37 Privatdozenten der Medizinischen Fakultät als Juden angibt, allerdings aus einer antisemitischen Quelle.
In keiner der angegebenen Quellen finden sich diese Zahlen zusammen, es bleibt jeweils beim pointillistischen Verweis und vielfach einer sekundären Zitierweise, auf die ich hier — wenn auch mit kritischer Sichtung — ebenso angewiesen bin. Die Deutungen der Medizinstudentenentwicklung bei Boyer 1981, 81, können nur teilweise stimmen; gestützt auf absolute Zahlen, spricht

er von einem Rückgang der jüdischen Medizinstudenten in der Periode 1872—1880 und 1892—1910. Die von allen genannten Autoren direkt oder indirekt benutzten Quellen sind offenbar: B. Windt, „Die Juden an den Mittel- und Hochschulen Österreichs seit 1850", in: *Statist. Monatsschr.* 7, 1881,442—457; *Die Juden in Österreich. Veröffentlichungen des Bureaus für Statistik der Juden.* Heft 4, Berlin 1908 und L. Goldhammer, *Die Juden Wiens. Eine statistische Studie,* Wien—Leipzig 1927.

26 Die deutsche Sprache wurde bis heute, nicht allein vom Nationalsozialismus (E. Jäckel, „Die Entscheidungsbildung als historisches Problem", in: ders, J. Rohwer (Hrsg.), *Der Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg. Entschlußbildung und Verwirklichung,* Frankfurt/Main 1987,10), sondern schon länger von der kulturellen Prägung durch den Antisemitismus derart vorgeformt, daß es heute sprachlich schwerfällt, die Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft bzw. zur Gruppe der als „Juden“ vom Nationalsozialismus Verfolgten auseinanderzuhalten. *Israelitisch* ist die traditionelle, offizielle Religionsbezeichnung des Judentums in Österreich und wird hier synonym mit *jüdisch* verwendet; dagegen „jüdisch“ und „Juden“ immer dort, wo letztlich eine „Rassen-Definition" zugrundeliegt.

27 Israelitische Studenten waren zugleich deutsche, polnische etc. Studenten; die noch in der Volkszählung von 1857 auftauchende Kategorie (vgl. Ötruba 1983, 89) einer „jüdischen Nationalität“ wirkte auch späterhin fort, sodaß die Nationalitätenkategorie „sonstige“ viele sich als jüdisch-national verstehende Studenten enthalten dürfte, was das statistische Artefakt produziert, daß 1910 von 100.000 Angehörigen „sonstiger Nationalität“ 11.166,2 studierten (vgl. Hochgerner 1983, 212, Tab. 2).

28 Auch hier zeigen die nicht nach Inländern und Ausländern bzw. Religionsbekenntnis aufgegliederten Zahlen von 43.1 auf 100.000 für Italiener (1863) und 124,6 für Polen (1910), daß einerseits unspezifizierte Zahlen als solche noch wenig aussagen und möglicherweise anderseits nationale Emanzipationsprozesse auch hier zu einem Run auf die Hochschulen geführt haben könnten.

29 Dem Studentenanteil in der jüdischen Bevölkerung von 1910 hätte bei ca. 7 Millionen Einwohnern Österreichs (in späterer Zeit)eine Zahl von 22.000 Studenten entsprochen. Solche Studentenzahlen wurden in Österreich zu Spitzenzeiten zwar schon ab 1906/07, kurz nach dem Ersten Weltkrieg, dann wieder anfangs der dreißiger Jahre und unmittelbar nach 1945 erreicht (vgl. Hochgerner 1983 und S. Preglau-Hämmerle, *Die politische und soziale Funktion der österreichischen Universität. Von den Anfängen bis zur Gegenwart.* Innsbruck 1986, 177, 224), aber entweder als Ergebnis eines enormen Zustroms aus anderen Teilen der Monarchie nach Wien, einer Kumulation von Kriegs- und Nachkriegsstudenten, oder (vor 1933/34) bei enormen Anteilen ausländischer Studenten. Eine Stabilisierung der inländischen Studentenzahl bei über 22.000 trat erst zu Beginn der sechziger Jahre ein.

30 Otruba 1983, 99, Tab. 3. Allerdings ist hier nach Nationalitäten und Hochschultypen stark zu differenzieren. Das Wachstum war bei Magyaren und Italienern noch geringer, auch bei deutschen und tschechischen Mittelschülern, deren Gesamtstundenzahl und Universitätsstudenten, nicht aber Technikstudenten, während die hohen Zuwachsraten bei Polen, Ruthenen und Südslawen auftraten.

31 W. F. Kümmel, „Medizin im Nationalsozialismus (III). Die ‚Ausschaltung*. Wie die Nationalsozialisten die jüdischen und politisch mißliebigen Arzte aus dem Beruf verdrängten“, in: *Dt. Ärztebi.* 85 (1988), 1568—1571.

32 N. Kampe 1988,90—97 (wie Anm. 25); J. W. Boyer 1981,81 (wie Anm. 25); M. Hainisch 1978,287 (wie Anm. 7);Th. Billroth, *Über das Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaften an den Universitäten deutscher Nation.* Berlin 1875.

33 Die großen Wiener Krankenanstalten mit Ausnahme des Städtischen Krankenhauses Lainz waren bis 1938/39 (bundes)staatliche Anstalten im Rahmen des Krankenanstaltenfonds.

34 34 Daß demgegenüber auch ein gewisser Teil der Krankenkassen (zum Beispiel Wiener Bezirkskrankenkasse um die Jahrhundertwende) antisemitische „arische“ Kassenvorstände aufwies, muß man aber eindeutig festhalten.

35 Hubenstorf 1987, 385 (wie Anm. 3).

36 Vereinfachend wird hier für die Bezeichnung „Haut- und Geschlechtskrankheiten“ bzw. „Dermatologie und Syphilidologie“ der Kurzbegriff „Dermatologie" verwendet. Die Ausführungen stützen sich auf N. Siegl, *Personalbibliographien von Professoren und Dozenten der I. Wiener Hautklinik im ungefähren Zeitraum von 1845—1969,* Med. Diss. Erlangen 1971, D. Casaretto, *Personalbibliographien von Professoren und Dozenten der II. Wiener Hautklinik im ungefähren Zeitraum 1849—1961,* Diss. Med. Erlangen 1972 und eigene Recherchen.

37 Riehl und Finger waren emeritiert, Gabor Nobl mit 78 Jahren erst kürzlich von der Lehrtätigkeit verabschiedet, während der 74jährige Karl Ullmann schon 1934 seine Venia legendi verloren hatte.

38 Allerdings ist der bisweilen nur minimale Unterschied der durchschnittlichen Dauer bei diesen kleinen Gruppen in nur zwei Fällen statistisch signifikant.

39 Hubenstorf 1984, 93 (wie Anm. 19).

40 Dies ergibt zwischen 1902 und 1906 eine Verschiebung gegenüber den Tätigkeitsperioden der Hochschullehrer, da Gabor Nobl, Stefan Weidenfeld, Friedrich Luithlen und Moritz Oppenheim ihre Ausbildung zu Zeiten Moritz Kaposis bzw. Isidor Neumanns zwar begonnen hatten, aber erst spät unter Gustav Riehl und Ernest Finger habilitiert wurden. Leo von Zumbusch war zwar nur Riehls Assistent, wurde aber, da im gleichen Jahr wie Oppenheim habilitiert, hier zugeordnet.

41 Da einzelne Daten nicht ermittelt werden konnten, wurden die betreffenden Personen bei fehlenden Zeitangaben nicht berücksichtigt. Zumeist handelt es sich um Daten „jüdischer" Dozenten (vgl. auch Anm. 42).

42 Zu den Quellen vgl. Hubenstorf 1987, 384, Anm. 2 und 4 (wie Anm. 3) — zusätzlich wurde eine maschinschriftliche Liste jüdischer Hochschullehrer der Medizin von Dr. Helmut Leitner, Institut für Geschichte der Medizin der Universität Wien, für die ältere Zeit benützt; das im Text angesprochene Kriterium könnte bedeuten, daß sich unter einigen weniger bekannten Dermatologen mit oft langer Habilitations-/Avancementdauer noch weitere „jüdische" Ärzte befinden, was die hier getroffenen Aussagen noch deutlicher machen würde; ebenso mußte unberücksichtigt bleiben, daß einige Dozenten nie befördert wurden, was über den gesamten betrachteten Zeitraum auf 8 „jüdische" und nur 2 nichtjüdische Dozenten zutraf.

43 Bzw. in Abteilungsleiterpositionen: Hermann v. Zeissl leitete von 1869—1883 die 2. Abteilung für Syphilis im AKH und war nach Sigmunds Abgang 1881 Supplent der Klinik für Syphilis, gehört also eigentlich in die Phase der Gründergeneration, während ihm von 1886/87 — 1908 der in Innsbruck 1871 habilitierte Eduard Lang (1841—1916) — ebenfalls Jude — folgte, der schon 1886 in Innsbruck ordentlicher Professor geworden war. Die 2. Abteilung muß deshalb hier berücksichtigt werden, da von ihr aus ebenfalls Habilitationen erfolgten.

44 H. Rey, *Arthur Schnitzler — Professor Bernhardi.* München 1971; R. Speck, „„Die Allgemeine Wiener Poliklinik' und .Professor Bernhardi'". Zum hospitalhistorischen und biographischen Hintergrund in Arthur Schnitzlers gleichnamiger Komödie", in: *Historia Hospitalium* 14,1981/82, 301—320; M. Skopec, „Zur Wiener Allgemeinen Poliklinik und Arthur Schnitzlers .Professor Bernhardi', in: *Österr. Krankenhaus-Ztg.* 28, 1987, 255—263. Schnitzler bezieht sich nicht ausdrücklich auf die Dermatologie, wie auch sein ganzes Stück nicht realistisch zu verstehen ist, aber gerade die Wiener *Poliklinik,* die eindeutig Vorbild für Schnitzlers *Elisabethinum* war, bildete eine jener Ausweichinstitutionen, an denen „jüdische" Dermatologen wie Josef Grünfeld, Eduard Schiff, Karl Ullmann und Gabor Nobl noch reüssieren konnten.

45 L. Kumer, „Gustav Riehl f. 19. Februar 1855 — 7. Jänner 1943", in: *Wien. med. Wschr.* 93. 1943, 134; ähnlich H. Fuhs „Gustav Riehl f", in: *Wien. klin. Wschr.* 56, 1943, 41f. Zu den Verwandtschaftsverhältnissen Riehls vgl. *Wer ist's?,* VII. Ausgabe, 1908, 1125f. und VIII. Ausgabe, 1914, 1372.

46 Obwohl W. Pick und der zweite Assistent bei Riehl, Leo von Zumbusch (1874—1940), gleich alt und im gleichen Jahr Dr. med. geworden waren, Pick aber nach einer Tätigkeit bei dem deutschjüdischen Breslauer Dermatologen Neisse 1903 Assistent bei Riehl, Zumbusch jedoch erst 1905 geworden war, wurde dennoch Zumbusch schon 1906 und Pick erst nach seinem Ausscheiden aus der Klinik 1908 habilitiert. Weitere Karriere: W. Pick 1907—1920 1. Wiener öffentliches KinderKrankeninstitut, dermatologische Abteilung (nur Ambulanz), 1920 in die CSR übersiedelt; Leo v. Zumbusch 1909—1913. KA Rudolfstiftung, dermatologische Abteilung, 1913 Uni-Poliklinik München, 1915—1935 Universitätsklinik München.

47 Freund war 1905—1920 Mitarbeiter der Klinik Finger.

48 Hainisch 1978, 284 (wie Anm. 7) nennt aus dem Beratergremium unter anderem die Namen von Wagner-Jauregg, Durig, Pirquet, Peham und Moll, aberauch Julius Tandler! Gäste des „liberalen" Salons von Berta Zuckerkandl waren Wagner-Jauregg, Eiseisberg und wieder Tandler, vgl.: L. O. Meysels, *In meinem Salon ist Österreich. Berta Zuckerkandl und ihre Zeit,* Wien—München 1984.

49 Da das Promotionsjahr von Otto Sachs (1870—1927) nicht bekannt war, konnte er in Tabelle 3 für die Habilitationsdauer nicht berücksichtigt werden. Die allgemeine Erhöhung der Habilitationsdauer ist unter anderem auch durch vorherige Tätigkeiten in Instituten für *Pathologische Anatomie* bzw. *Allgemeine und experimentelle Pathologie* bedingt, die für sieben Dozenten nachgewiesen werden kann.

50 Verein deutscher Ärzte in Österreich, *Fachärzte-Verzeichnis. Zahnärzte,* Wien 1923. Diese sonst kaum auftreibbare Quelle verdanke ich dem Entgegenkommen Dr. Oliver Rathkolbs, aus dessen Besitz meine Kopie stammt. Der einzige nicht festlegbare Dermatologe dieser Gruppe, Otto Kren (1876—1937), auch ein Riehl-Schüler, war von der Eröffnung des Krankenhauses Lainz bis 1937 Primarius der dermatologischen Abteilung, in einem Spital also, das am Anfang fast ausschließlich mit christlichsozialen Parteigängern besetzt wurde. Die einzige Ausnahme unter den Primarii im KH Lainz vor 1919 war der Urologe Friedrich Kroiss, der 1932 für die NSDAP zum Wiener Gemeinderat kandidierte.

51 1919 Alfred Perutz (1885—1934) und 1925 Stefan Robert Brünauer (1887—1968).

52 Kommissar. Leiter der I. Hautklinik wurde der Arzt-Schüler August Matras (geb. 1869), der — seit 1937 Abteilungsleiter im KH Lainz — seinen eigenen Lehrer ersetzte; Kommissar. Leiter der II. Hautklinik der Finger-Schüler Gustav Scherber (1874—nach 1941), der — von 1914—1941(?) Abteilungsleiter im Rudolfspital — Wilhelm Kerl ersetzte. Danach wurde die Klinik überhaupt zusammengelegt und dem Klinikkollegen von Leopold Arzt, Herbert Fuhs (1891 —1960), unterstellt.

53 „Die andere Seite", in: *Ziel und Weg. Zeitschrift des Nationalsozialistischen Deutschen Ärztebundes* 3, 1933, 35 If; dies ist angeblich der Abdruck eines Briefes des pseudonymen Dr. Germanicus Verus, Wien, an Prof. Andreas Pratje, Erlangen, in Reaktion auf dessen Aufsatz:...; mit der Nachbemerkung: „gut gebrüllt Löwy!" versucht die Redaktion von *Ziel und Weg* den Brief einem jüdischen Autor zuzuschreiben; ob ein solcher jedoch in der üblichen Häme von *Ziel und Weg* neben Freud und E. P. Pick auch Julius Wagner-Jauregg, Hans Horst Meyer und Franz Hamburger (!!) eine „jüdische Abstammung" zugeschrieben hätte und auf die „jüdischen" Ehefrauen der Proff. Eiseisberg und Kerl hingewiesen hätte, ist sehr zu bezweifeln; es ist eher an ein nationalsozialistisches Falsifikat zu denken; A. Pratje, „Rassenpflege und Erbpflege", in: *Deut. Med. Wschr.*. 59, 1933, 1073—1080.

54 Auch die Ergebnisse bei Hubenstorf 1987, 384, sind analog der schon ebda. 410, Anm. 186 gemachten Bemerkung zu korrigieren. In der ursprünglichen Ausgangsliste von Merinsky 1981 fehlen neben Gabor Nobl auch die Emeriti Gustav Riehl und Ernest Finger sowie Karl Ullmann (vgl. Anm. 37). Als Emigranten stehen mittlerweile vier (Oppenheim, Volk, Brünauer, Urbach) fest, rassisch verfolgt wurden drei (Ullmann, Königstein, R. O. Stein) und Selbstmord beging einer (Nobl). Politisch entlassen wurden zwei (Kerl, Arzt), während sieben Hochschullehrer verblieben (Scherber, Riehl jun.. Matras, Musger, Konrad, Wiedmann und Wolfram). — Stefan Wolfram (1901 —1977) gibt seine Habilitationsjahre mit 1938 und 1945 an (vgl. Casaretto 1972, 150, (wie Anm. 36), was deutlich für politische Verfolgung spräche, wurde jedoch 1940 Dr. med. habil, und 1941 oder 1942 Universitätsdozent (Durchsicht *Wien. klin. Wschr.* 1940—1944), was für eine normale Karriere während der NS-Zeit spricht.

55 M. Wolf, „Stephan Brünauer, M. D., 1887—1968", in: *Pirquet Bull. Clin. Med.* 17, 1969, No. 5, 12; der Tod des letzten emigrierten ehemaligen Dozenten der Dermatologie am 21. November 1968, der kurzzeitig 1924/25 noch die ehemalige Abteilung Salomon Ehrmanns geleitet hatte, wurde in Wien offenbar nicht sonderlich vermerkt; zu Robert O. Stein vgl. Anm. 64.

Unter Hinzurechnung der Prof. Fuhs und Kumer, die 1939 nach Wien wechselten, gab es 1938 fünf Hochschullehrer in Graz und Innsbruck (zusätzl. Polland, Schreiner, Wendlberger) und zwei Habilitationen (Otto Hrad, Hans Loos) zwischen 1938—1945 an denselben Fakultäten. Mit Ausnahme von Leo Kumer waren offenbar alle politisch derart belastet, daß sie nicht mehr ins Lehramt zurückkehrten. Die sieben Habilitierten in Wien waren: Walter Fröhlich, Richard Geiger, Wilhelm Hofbauer, Karl Hübner, Theoderich Nimpfer, Wilhelm Volavsek und der einzige nach 1945 verbliebene neue Dozent: Sepp Tappeiner. In der Gesamtrechnung macht das 24 Hochschullehrer 1938, von denen nur 11 im Amt blieben. Mit den neun Habilitationen der NS-Zeit war der Personalstand ungefähr wieder erreicht (zwanzig). Nach der Entlassung der NS-Belasteten 1945 und der Wiedereinsetzung von drei entlassenen Hochschullehrern ergab sich ein „Restbestand" von neun, nachdem Gustav Scherber offenbar noch vor 1945 und Wilhelm Kerl nach seiner Wiedereinsetzung und Bestellung zum Wiener Stadtrat noch im Jahr 1945 verstorben waren.

56 Zusammenstellung nach Fuhrmann 1935 (wie Anm. 2).

57 Geschätzt nach dem Anteil „jüdischer" Dermatologen von 68% (für 1938) bei Rudolf Ramm (vgl. Anm. 74) und der Liste bei Fuhrmann 1935, 106—108, die 160 Wiener Dermatologen auflistet.

58 Fuhrmann 1935; Verein 1923 (wie Anm. 50).

59 Zusammenstellung nach H. Lautsch, H. Dornedden (Hrsg.), *Verzeichnis der Ärzte und Heilanstalten der Ostmark,* Nachtrag 6 zum Ärzteverzeichnis 1937, Leipzig 1941.

60 Zusammenstellung nach K. Langer, *Handbuch für die Sanitätsberufe Österreichs,* Wien o. J. (1947/48), und W. Urbarz (Hrsg.), *Handbuch für österreichische Ärzte,* 1. Auflage, Wien 1952.

61 Neben Robert Otto Stein (vgl. Text vor Anm. 55) und der bei Hubenstorf 1987,387 und 407, Anm. 146, sowie E. Prost, „Emigration und Exil österreichischer Wissenschaftlerinnen", in: Stadler 1987, 456 (wie Anm. 3) erwähnten Maria Frischauf (1882—1966) waren zurückgekehrte Dermatologen vermutlich: Theodor Friedländer, Ludwig Haas, Rudolf Rosner (1947 Prim. d. dermatol. Ambulanz im Sophienspital, gestorben 1955), Josef Urbach (alle bis 1947) und Ernst Siranyi (bis 1952).

62 Liste von ehemaligen österreichischen Hochschullehrkräften, die sich gegenwärtig in den Vereinigten Staaten aufhalten, Beilage zum Brief des Rektors der Universität Wien an den Dekan

der Philosophischen Fakultät vom 4. Mai 1946, UA Wien, Phil. Fak. 1401 ex 1945/46, nach DÖW-Akt Nr. 6814; Sidonie Fürst war Ärztin des Österreichischen Generalkonsulats in New York, vgl. *Med. Circle Bull.* 8, 1961, No. 1, 19.

63 Delegierten-Liste in: *Der sozialistische Arzt* 7, 1931, 200, bzw. G. Loewenstein, *Kommunale Gesundheitsfürsorge und sozialistische Ärztepolitik zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus — autobiographische, biographische und gesundheitspolitische Anmerkungen.* Bremen o. J. (1980), 232.
Die beiden anderen Delegierten waren Josef K. Friedjung und Alexander I. Cemach (1882—1958), HNO-Arzt und Lichttherapie-Spezialist, der vor 1938 im Mariahilfer-(Kaiser Franz Josef-) Ambulatorium tätig, nach der Emigration nach GB 1948 Dozent für HNO-Krankheiten wurde und die laryngologische Ambulanz der Lungenheilanstalt der Stadt Wien „Baumgartner Höhe" leitete.

64 L. Arzt, „Professor Dr. Richard Volk", in: *Wien. klin. Wschr.* 58, 1946,705f.;ders., „Die Zukunftsaufgaben der Dermato-Syphilidologie in der Wissenschaft und in der Heilkunst", in: ebda. 60, 1948, 19—21 (über eine Schwedenreise österr. Medizin-Professoren); A. Wiedmann, „Dr. Leopold Karl Ungar", in: ebda. 60, 1948, 442; L. Arzt, „In memoriam Moritz Oppenheim", in: ebda. 61, 1940, 942L; ders., „Prof. Dr. Robert Otto Stein", in: ebda. 63, 1951,408; A. Wiedmann, „Prof. R. O. Stein", in: *Wien. med. Wschr.* 101, 1951, 436; ders., „Stephan Brünauer zum 75. Geburtstag", in: *Hautarzt* 13, 1962, 382.

65 M. Kater, „Physicians in Crisis at the End of the Weimar Republic", in: P. D. Stachura (Hrsg.), *Unemployment and the Great Depression in Weimar Germany.* Basingstoke—London 1968, 66f.

66 Einige Dermatolog(inn)en wandten sich zum Beispiel dem Bereich der Kosmetik zu.

67 Unter den Dermatologen hatten in Österreich der Grazer Professor Rudolf Polland (1876— ?) und in Deutschland der Münchner Professor Hermann Werner Siemens (1891 —1969; seit 1929 Prof, in Leiden/Holland; Schüler von Zumbusch, vgl. Anm. 46) diesen Weg beschritten.

68 Auch in Österreich erfolgte nach 1934 durch Expansion des Bundesheeres bzw. der Wehrverbände (Heimwehr etc.), die später in der *Österreichischen Frontmiliz* zusammengefaßt wurden, eine Ausweitung dieses Sektors.

69 Dies war die erste systematische These zum Charakter der „Arisierungen" von Gerhard Botz (vgl. G. Botz, *Wohnungpolitik und Judendeportation in Wien 1938—1945. Zur Funktion des Antisemitismus als Ersatz nationalsozialistischer Sozialpolitik.* Wien—Salzburg 1975; G. Botz, *Wien vom „Anschluß" zum Krieg: Nationalsozialistische Machtübernahme und politisch-soziale Umgestaltung am Beispiel der Stadt Wien 1938/39.* Wien 19 80[2]).
Nun neu: S. Heim/G. Aly, „Die Ökonomie der .Endlösung'. Menschenvernichtung und wirtschaftliche Neuordnung", in: *Sozialpolitik und Judenvernichtung. Gibt es eine Ökonomie der „Endlösung"?* Berlin 1987, 11—90, bes. 20—30 zu Wien; zur Kritik an einer früheren Version der These von Heim/Aly vgl. U. Herbert, „Arbeit und Vernichtung. Ökonomisches Interesse und Primat der „Weltanschauung" im Nationalsozialismus", in: D. Diner (Hrsg.), *Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit.* Frankfurt/Main 1987, 209.

70 Dies beruht auf der Quellenbasis der Untersuchung von S. Heim/G. Aly; die wesentlichen Büros der bei Heim/Aly dargestellten Organisationen waren im Haus der Wiener Handelskammer untergebracht und befaßten sich offenbar nur mit dem ökonomischen Zuständigkeitsbereich dieser Kammerorganisation.

71 Vgl. die Artikel Julius Hadrichs in *Dt. Ärzteblatt,* bes. 1933 bis 1937, aber auch schon vorher in den *Ärztl. Mitteil.* Hädrich, der volkswirtschaftliche Syndikus des *Hartmannbundes* und ab 1933 der *Kassenärztlichen Vereinigung Deutschlands,* wurde allerdings 1937 von der Gestapo im Berliner Ärztehaus verhaftet, was nicht ausschloß, daß er später noch Geschäftsführer des Interessenverbandes der Privatkrankenanstalten werden konnte. Die „Gleichschaltung" des Gesundheitswesens und der Standesorganisationen im Saarland und in Österreich wurde vom selben Ärztefunktionär, Rudolf Ramm, betrieben. Zu Tobis vgl. Lautsch/Dornedden 1941, (wie Anm. 59) bzw. die Berichte über die Vorstandssitzungen des *Reichsverbandes* in den *Mitteil. d. wirtsch. Org. d. Ärzte Wiens* vor 1938.

72 M. Hubenstorf 1988, „Kontinuität und Bruch in der Medizingeschichte. Medizin in Österreich 1938 bis 1955", in: F. Stadler (Hrsg.), *Kontinuität und Bruch 1938—1945—1955. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte.* Wien—München 1988, 313 und 324, Anm. 94; „alte Kämpfer" der NSDAP erhielten gutgehende Arztpraxen in Niederösterreich, „vaterländische" Ärzte wurden nach Wien verdrängt bzw. erhielten regionale „Gauverbote"; zwischen Niederösterreich und Nordburgenland erfolgte ein weitgehender Austausch der Bezirkssanitätskommissäre bzw. Gesundheitsamtsleiter.

73 Ein Konvolut hektographierter Zuteilungslisten aus diesem Programm fand sich im Archiv der *Uniwersylet im A. Mickiewicza,* Poznan, im Bestand der ehemaligen Reichsuniversität Posen. Bislang liegen keine weiteren archivalischen Hinweise auf eine derartige Struktur vor.

74 R. Ramm, „Sechs Monate ärztliche Aufbauarbeit in der Ostmark", in: *Ärzteblatt für die deutsche Ostmark* 1, 1938, Nr. 13 vom 1. Oktober 1938, 219.

75 D. Stiefel, *Entnazifizierung in Österreich.* Wien 1981, 21 lf.

76 L. Popper, *Soziale Medizin — Eine Medizin von Gestern? Persönliche Erinnerungen an ein verdrängtes Kapitel der Medizingeschichte und zur sozialen Dimension der Medizin,* hrsg. v. M. Hubenstorf, P. Klein, D. Milles. Bremen o. J. 304—311; ebenso der Fall der Dermatologin Maria Frischauf, vgl. Anm. 61.

77 1917 Dr. med.; vom Volksgesundheitsamt 1930/31 für ein Rockefeller-Stipendium nominiert; (1935) Ministerialsekretär in der Abt. f. öffentl. Gesundheitspflege im Volksgesundheitsamt im Bundesministerium f. soz. Verwaltung; 1938—1940 Sektionsrat und Hilfsreferent für gerichtsärztliche Angelegenheiten, Seuchenbekämpfung, Hebammen, Krankenpflege- und sonstiges Personal in der Abt. II, Gruppe 8 des Min. f. innere und kulturelle Angelegenheiten; 1940—1945 Sektionsrat bzw. Regierungs- und Gewerbeobermedizinalrat in Referat III d GM „Gewerbeärztliche Angelegenheiten" der Unterabteilung III d „Arbeit und Siedlung" beim Reichsstatthalter in Wien; nach 1945 Ministerialrat und Sektionschef der Sektion V (Volksgesundheitsamt) im Bundesmin. f. soziale Verwaltung. Vgl. Fuhrmann 1935,1 (wie Anm. 2); *Jahrbuch für die Ärzte und Beamten der Spitäler/Sanatorien und Humanitätsanstalten in der Ostmark* 31, 1939, 32—34; *Handbuch Reichsgau Wien* 63/64, 1941, 95, hier falsch als Dr. Alfred Khausen; K. Langer 1947/48, 17 (wie Anm. 60); *The Rockefeller Eoundaiion Directory of Tellowship Awards for the Years 1917—1950.* New York o. J. (1951), 114.

78 *Rationalisierung im Krankenkassenwesen.* Bearbeitet vom ÖKW(= Österr. Kuratorium für Wirt- schaftlichkeit)-Arbeitsausschuß „Rationalisierung im Krankenkassen- und Versicherungswesen" (OK W-Veröffentlichungen Nr. 11). Wien 1932; *Geschäftsbericht über die Tätigkeit des Kuratoriums im Jahre 1930 (=* ÖKW-Mitteilung Nr. 3, Jg. 1930), 6f.; *Jahresbericht 1931 (=* ÖKW-Mitteilung Nr. 5, JG. 1931), 15f.; *Jahresbericht 1932* (= ÖKW-Mitteilung Nr. 7, Jg. 1932), 12,23—25; P. Elb, „Zur Rationalisierung der Sozialversicherung", in: *Sozialärztliche Rundschau* 2, 1931, 19 bzw. 36; Grundsätzlich: E. Streeruwitz, *Rationalisierung und Weltwirtschaft. Grundzüge der Rationalisierung vom Standpunkt künftiger Weltgemeinschaft* (= ÖKW-Veröffentlichung Nr. 1). Wien 1931; O. Bauer, *Kapitalismus und Sozialismus nach dem Weltkrieg. Erster Band: Rationalisierung und Tehlrationalisierung.* Wien 1931, wiederabgedruckt in *Otto Bauer. Werkausgabe,* Bd. 3. Wien 1976, 719—914; H. Lackner, „Die Rationalisierung der industriellen Produktion" in: *Arbeit/Mensch/ Maschine. Der Weg in die Industriegesellschaft.* Katalog zur Oberösterreichischen Landesausstellung 1987, *Beiträge.* Linz 1987, 99—108. Association of Austrian Doctors in Great Britain, *The Health Services in Austria. Essays collected by the Committee for Postwar Medical Relief in Austria.* London 1945.

79 Ausnahmen waren die Besetzungen der HNO-Kliniken 1919/20 mit Markus Hajek und Heinrich Neumann, 1921 des Instituts für Pharmakognosie mit Richard Wasicky, 1924 des Instituts für Pharmakologie mit Ernst Peter Pick und 1929 des Instituts für medizinische Chemie mit Otto Fürth. Zu den Protesten der christlich-deutschen Studentenschaft gegen die Wahl E. P. Picks zum Dekan der Med. Fakultät für 1932/33 vgl. Artikel „Bundeskanzler Dr. Josef Klaus", in: H. Weiss/K. Federspiel, *Wer?* (erscheint Wien 1988). Pick blieb mindestens bis 1937 Prodekan (= Stellvertreter des Dekans).

80 Hainisch 1978, 286 (wie Anm. 7).

81 J. Wagner-Jauregg, *Lebenserinnerungen,* hrsg. und ergänzt v. L. Schönbauer und M. Jäntsch. Wien 1950, 84f.; Hubenstorf 1987, 370f. (wie Anm. 3).

82 Leibfried 1982, 3, 14 (wie Anm. 22); W. F. Kümmel, „Die Ausschaltung rassisch und politisch mißliebiger Ärzte", in: F. Kudlien, *Arzte im Nationalsozialismus.* Köln 1985, 79.

83 Vgl. die Angaben zur Berufsstatistik in ostmitteleuropäischen Ländern im Text bei Anm. 23.

84 Im Katalog der *Library of Congress,* Washington D. C., finden sich eine Reihe von ärztlichen Emigrantenzeitschriften schon vor 1933, die etwa bei den polnischen Ärzten sogar nach Ärzten und Zahnärzten spezialisiert waren.

85 Vgl. die Zusammenstellung bei Leibfried 1982, 2lf. (wie Anm. 22).

86 K. M. Pearle, *Preventive Medicine. The Refugee Physician and the New York Medical Community 1933—1945.* Bremen 1981.

87 Nach den Zulassungsstatistiken bei Pearle, die sich fast ausschließlich auf New York beziehen, waren die österreichischen Kandidaten bei den Zulassungsprüfungen nicht gerade die erfolgreichsten, was kaum etwas über ihre fachliche Qualifikation, mehr schon über Sprachkenntnisse und Prüfungsstrategien aussagt.

88 Als Beispiel eines dennoch schwierigen beruflichen Werdegangs vgl. den Brief von George Vash (Dr. med. Wien 1937, offenbar in Ungarn geboren), in: *Med. Circle Bull.* 5, 1958, No. 8, Hf.

89 Zum Beispiel: A. Schick, „The Vienna Medical School: Glimpses of the Past", in: *Pirquet Bull. Clin. Med.* 14, 1967, No. 2, 10—12, No. 3, 7—10; A. Vogl, „Six hundred years of medicine in Vienna.

A history of the Vienna school of Medicine", in: *Bull. N. Y. Acad. Med.* 43, 1967, 282—299, auch abgedruckt in *Pirquet Bull. Clin. Med.* 14, 1967, No. 5, die letztere Publikation mit deutlich kritischen Bemerkungen zur Geschichte nach 1918 (297f.)l

Eine teilweise vollständige Ausgabe des *Pirquet Bulletin ofClinical Medicine* (1954—1963 *Medical Circle Bulletin.* 1976—1983 *Proceedings of the Virchow-Pirquet Medical Society)* wurde 1988 dem Autor bzw. dem Institut für Geschichte der Medizin der FU Berlin von der Witwe des langjährigen Redakteurs Gerhart Steven Schwarz (1912—1982), Frau Gertrude Schwarz, geb. Aschner (New Rochelle, NY), nach freundlicher Vermittlung von Dr. Elisabeth F. Turnauer zur Verfügung gestellt. Für dieses Geschenk sei hier ausdrücklich gedankt. Eine zumindest für die spätere Zeit vollständige Ausgabe besitzt das *Institut für Geschichte der Medizin der Universität Wien:* vollständiger Bestand zumindest in der Bibliothek der *New York Academy of Medicine.* der *Columbia University Medical Library,* jeweils New York und des *National Institutes of Health.* Bethesda, Maryland.

90 G. S. Schwarz, „The future of the Medical Circle“, in: *Twenty Years of Medical Circle. Special Issue, Dedicated to the Memory of Dr. Ernest P. Pick,* = Medical Circle Bulletin 7, 1960, No. 7&8), 25f.

91 „Preliminary Membership Directory“, in: *Med. Circle Bull.* 6, 1959, No. 3,8—10 und „Membership Directory", in: ebda. 8, 1961, No. 3,41—45. Zur wechselhaften Geschichte vgl. „The History of the Medical Circle“, in: ebda. 7,1960, No. 7&8, 2 bzw. 23—25; H. Kaunitz, „Why the Medical Circle persists", in: ebda. 8, 1961, No. 2, 23—25; D. Lehr, „Remarks of the Past President“,in: ebda. 26f.; G. S. Schwarz, „Farewell Adress of the President for 1966“, in: *Pirquet Bull. Clin. Med.* 14, 1967, No. 2, 4f und O. Deutschberger, „Opening Address of the President for 1967", in: ebda. 5—7.

92 N. Heindel, *Personalbibliographien von Professoren und Dozenten des Histologisch-Embryologischen Institutes der Universität Wien im ungefähren Zeitraum von 1848—1968.* Diss. med. Erlangen 1971, 89f.

93 *St. Lukas. Mitteilungen der österreichischen St. Lukas-Gilde* 1, 1933 und ff.; darin unter anderem C. Zawisch, „Was wir sein, was wir tun wollen", in: ebda. 1, 1933, 2—4; C. Zawisch, *Werden des Christlichen Arztes. Persönlichkeit und Gestaltung,* Einsiedeln/Köln 1937; B. Hampel, *Bruder Gottfried der Arzt. Episoden aus dem heiligmäßigen Leben eines Wiener Arztes Dr. Josef Pörner.* Wien 1934.

94 Strauss/Röder, Bd. 2, 1983, 19; L. Juguet. *Rudolf Allers ou L'Anti-Freud.* Paris 1950; Der Grazer Psychiater Otto Kauders, wegen der Ehe mit einer jüdischen Frau entlassen, versuchte 1938 an der selben Universität wie Allers unterzukommen, kehrte aber 1939 nach Österreich zurück. Vgl. auch: O. Kauders, „Krankheit und sexuelle Immoralität", in: *St. Lukas* 1, 1933, 42—46.

95 Zur Nachkriegswirkung dieser Strömung vgl. K. Skalnik, „Parteien", in: E. Weinzierl/K. Skalnik (Hrsg.), *Österreich. Die Zweite Republik.* Band 2. Graz—Wien—Köln 1972, 203, 208ff.

96 W. Wiltschegg, *Die Heimwehr. Eine unwiderstehliche Volksbewegung? Wien 1985, 265f, 289.;* Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hrsg.), *Österreicher im Exil. Frankreich. 1938—1945. Eine Dokumentation.* Wien—München 1984, 19, 141—148.

97 Allerdings bestand die knappe „fortschrittliche Mehrheit“ bei den Ärztekammerwahlen der Jahrhundertwende, die durchaus angesichts der antiliberalen Dominanz im Wiener Gemeinderat in den Sog politischer Konflikte gerieten, aus Liberalen, Demokraten, Sozialdemokraten und Frauenrechtlerinnen (G. Possanner).

98 Auswertung nach den Kandidatenlisten im *Amtsblatt der Stadt Wien* 1919, 1923, 1927 und 1932. *Demokratische Parteien* = Vereinigte Demokratische Parteien Wiens (1919), Bürgerlich-demokratische Arbeitspartei (1923), Demokratische Liste (1927); *Jüdisch-Nationale Parteien* = JüdischNationale Partei (1919), Jüdische Wahlgemeinschaft (1923), Jüdische Partei (1927); *Harand-Be- wegung* nur 1932; *Einheitsliste* = gemeinsame Liste von Christlichsozialen, Großdeutscher Volkspartei, Teilen der Nationalsozialisten und der ehern, bürgerlichen Demokraten (1927), nur berücksichtigt, wenn nicht vorher oder nachher für andere Partei kandidiert; *Deutschnationale Parteien* = Nationaldemokraten, Deutschnationale Partei bzw. Deutschnational-antisemitische Partei, Deutschvölkische Partei (1919), Großdeutsche Volkspartei (1923 und 1932).

99 M. Seliger/K. Ucakar, *Wahlrecht und Wählerverhalten in Wien 1848—1932. Privilegien, Partizipationsdruck und Sozialstruktur.* Wien—München 1984, 164.

100 Dies ist nicht allein aus Gründen des hohen Alters zu erklären, da 17 christlichsozialen, deutschnationalen und NSDAP-Kandidaten 6 schon vor 1935 verstorben waren, 9 jedoch nach 1941 in Wien praktizierten.

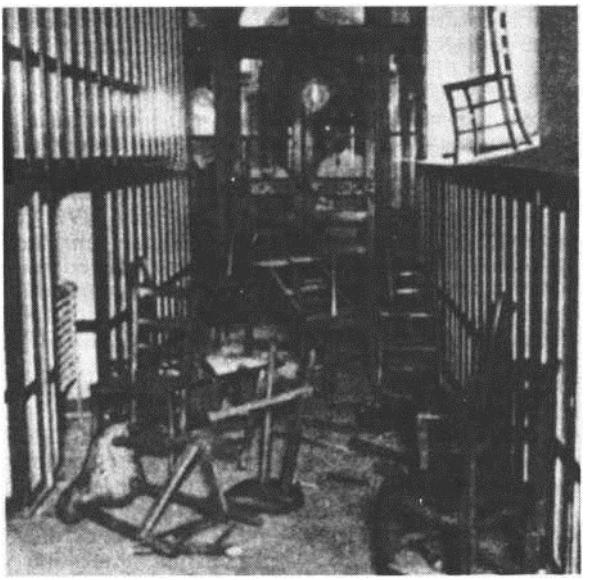
101 M. Steinhäuser und Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), *Totenbuch Theresienstadt.* Wien 1987, 7, 55, 84; M. Hilferding war Psychoanalytikerin bzw. Individualpsychologin und Bezirksrätin im 10. Bezirk; A. Bekes war Zahnarzt und Bezirksrat im 2. Bezirk; H. Löwenstein war Chirurg, ehemals Vorstandsmitglied der Wiener Ärztekammer und Bezirksrat im 1. Bezirk; möglicherweise starben in Theresienstadt bzw. Auschwitz die Sozialdemokraten Dr. Richard Singer (BR Wieden 1918—1934), Dr. Karl Weiss, Dr. Heinrich Keller (BR Mariahilf

1919—1932), Dr. Siegmund Schwarz (BR 14. Bezirk 1918—1934), Dr. Jakob Schwarz (BR 15. Bezirk 1927—1932), Dr. Alois Hauser (BR 17. Bezirk 1923—1932) und die Jüdisch-Nationalen Kandidaten Alfred Löwy und Hermann Beer.

102 Zwischen Demokraten und Jüdisch-Nationalen gab es vielfach Übergänge: als die *Bürgerlichdemokratische Arbeitspartei* 1923 einen deutlich konservativeren und bezüglich der Bekämpfung des Antisemitismus weniger eindeutigen Kurs im Vergleich zu den *Vereinigten Demokraten* von 1919 zeigte, schwenkte die ehemalige Untergruppe der *„Demokraten"* zur *Jüdisch-Nationalen Partei* und bildete mit dieser die *Jüdische Wahlgemeinschaft.*

103 E. Holleis, *Die sozialpolitische Partei. Sozialliberale Bestrebungen in Wien um 1900.* Wien 1978, 87f.; Strauss/Röder, Bd. 2, 1983, 1022; Seliger-Ucakar 1984, 214f. (wie Anm. 99).

104 1Strauss/Röder, Bd. 2, 1983, 744 bzw. das insgesamt höchst fragwürdige Werk von H. Grimm, L. Besser-Walzel, *Die Corporationen. Handbuch zu Geschichte. Daten. Fakten. Personen,* Frankfurt am Main 1986, 323; Otto Loewi wurde 1891 —1893 Mitglied der Burschenschaft Germania-Straßburg; S. Peiler, *Not in My time. The Story ofa Doctor, New York* 1979, bzw. Interview mit Sigismund Peiler, Walnut Creek, Calif., USA, 1982, durchgeführt von Paul Klein, Transskript.



Nach einer der zahlreichen antisemitischen Ausschreitungen am Wiener Anatomischen Institut bei Julius Tandler am 2. Februar 1931.

FRANZ DAVID

Zeitzeuge

Ich war 14 Jahre alt, als der Erste Weltkrieg ausbrach. In diesen Tagen kamen Freunde zu meinem Vater, einem Lokomotivführer aus Hütteldorf, und sie diskutierten über dieses Ereignis. Dabei hörte ich, neugierig wie ich war, wie mein Vater sagte: „Das ist das Ende der Monarchie." Er war ein überzeugter Sozialdemokrat, noch aus der Zeit vor der Jahrhundertwende, und Kriegsgegner von der ersten Stunde an. Bei uns gab es nur die *Arbeiterzeitung,* die auch ich gerne las.

Wir waren drei Kinder, zu Hause war e sein bißchen knapp, und meine Mutter sah es gerne, wenn wir beim Budget ein bißchen mithalfen. So beim Drehen des Ringelspieles am Himmelberg, als Ballbub beim Tennisspielen in der Hackinger-Au. Bei Kriegsausbruch während der Ferien war ich im Brauhausgarten in Hütteldorf zuerst Brotschani und dann Zigarrenbub. Dort fanden die Einberufungen für das Heer statt, und ich erlebte die Kriegsbegeisterung der Assentierten.

Während meiner Gymnasialzeit am Hietzinger Gymnasium war ich von sechzehn bis neunzehn Hauslehrer des jüngsten Sohnes eines bekannten Hietzinger Rechtsanwaltes und half so mit beim Haushalt der Familie. 1917 gab es bereits heftige Diskussionen unter den Mitschülern zwischen den „Siegfriedlern" und den Anhängern eines „Friedens ohne Annektionen und Kontributionen". Die Ereignisse der Revolution 1917 in Rußland verfolgten wir zu Hause mit großer Sympathie. Im Mai 1918 kam ich mit einem Klassenkollegen über eine Ferienaktion für Mittelschüler zu einem Bauern in der Nähe von Kronstadt in Siebenbürgen. Bei meiner Rückkehr im September erlebte ich in Budapest den Beginn des Zusammenbruchs der Monarchie. Am Platz vor dem Budapester Westbahnhof lagerte ich mit Tausenden mit meinen 10 Kilogramm Mehl und einigen Speckseiten. Erst bei der sechsten Welle gelang es auch mir, in den devastierten Bahnhof und in den Wiener Zug zu kommen.

Während dieser Tage war ich Zeuge, wie die mehrmaligen Bemühungen von Offizierspatrouillen bei der Suche nach Deserteuren scheiterten. Sie wurden jedesmals mit johlendem Pfeifen empfangen und mußten immer wieder unverrichteter Dinge abziehen.

Anfang Oktober kam mein jüngerer Bruder von der Maschinenbauschule in Pola mit dem Horthy-Zug zurück. Horthy hatte die Ungarn, Österreicher und Tschechen der Marine durch das gar nicht freundliche, chauvinistische Slowenien durchgeschleust. In Pola erlebte mein Bruder noch den Untergang der „Viribus Unitis", des Flaggschiffes der Österreichisch-Ungarischen Marine, das von italienischen Froschmännern versenkt wurde. Mein Vater wurde zu dieser Zeit zum Obmann des Betriebsrates (Personalausschusses) des Heizhauses Hütteldorf mit seinen über 500 Beschäftigten gewählt. Mein Bruder war Matrosenrat, ich Mittelschulrat. Wir waren natürlich Anhänger des Umsturzes, und so war ich am 12. November vor dem Parlament, gleich hinter der Abordnung des 41er-Rotarmistenbataillons. Kaum hatten die ersten Redner begonnen, bemerkte ich eine Unruhe am linken Eck des Gebäudes, dann sah ich, wie die rot-weiß-rote Fahne heruntergeholt und danach ohne den weißen Streifen in der Mitte, als rote Fahne, wieder hochgezogen wurde. Am Dach des Parlamentes sah ich eine Gruppe von Menschen. Dann ging plötzlich ein Schuß los. Die 41er stürmten nach vorne, Gewehrschüsse knatterten, und eine Panik brach aus. Die Menschen stürzten davon, die Stiegen und Rampen wurden in Minuten leer. Ich hatte mich hinter einen Baumstamm der Ringstraße gestellt, um nicht mitgerissen zu werden. Tief enttäuscht ging ich nach Hause.

Das Jahr 1918/19 brachte viele Veränderungen. Im Gymnasium war ich der Mitbegründer der ersten Schulgemeinde. Wir errichteten die Schülerlade, eine Leihbibliothek mit gebrauchten Lehrbüchern. Als Mitglied des Zentralen Mittelschülerrates beteiligte ich mich bei der Vorsprache beim Staatssekretär für Unterricht — Otto Glöckel. Wir verlangten die Abschaffung der Matura. Auf unsere Argumente antwortete er, darüber werde er nach-

denken und uns seine Entscheidung wissen lassen. Ergebnis: keine mündlichen Prüfungen mehr, sondern nur mehr schriftliche. So endete meine Gymnasialzeit.

Im Wintersemester 1919/20 inskribierte ich Medizin an der Wiener Universität. Da für Maturanten mit Auszeichnung bei der Erstinskription nur eine Halbbefreiung von den Kollegiengeldern möglich war, mußte ich meine Markensammlung verkaufen, um den Rest zu bezahlen.

Durch Freunde wurde ich an den „Wiener Mediziner-Verein“ empfohlen und noch im ersten Semester in den Ausschuß kooptiert und zur aktiven Mitarbeit herangezogen. Damals gab es drei Mediziner-Vereine: den deutschen, nur für Arier und Bulgaren, den jüdischen und unseren, für alle an der Wiener Medizin Studierenden offen. Zu seinen Gründern gehörte auch Prof. Julius Tandler, der dem Verein einen Raum in seinem Anatomischen Institut zur Verfügung gestellt hatte. Vom 7. Semester an bis zum Ende meines Medizinstudiums war ich Obmann des „Wiener Mediziner-Vereins“. Wegen der schlechten Versorgung gab es auch Schwierigkeiten bei der Ernährung. Da ich keine Mensa hatte, mußte ich mein Frühstücksbrot aus Maismehl und Wruckenmarmelade mit in die Uni nehmen. Manchmal wurde das Brot durch Gärung der Marmelade ungenießbar.

Am Seziertisch lernte ich 1919 den serbischen Kollegen Lazar Petrowitsch, einen Kommunisten, kennen. (Nach 1945 war er Professor an der Medizinischen Fakultät in Belgrad.) Bald gab es politische Diskussionen und Freundschaften mit politischen Emigranten, unter anderem mit Muika Golubitsch, ehemaliger Hauptmann der serbischen Armee, Mitglied der Organisation „Tschornaya Ruka“ und Freund von Apis. Zusammen mit diesem wurde er 1916 im Saloniki-Prozeß zum Tode verurteilt, ihm gelang die Flucht. 1921 trat ich der „Freien Vereinigung Sozialistischer Studenten“ bei, die damals unter dem Einfluß der Kommunisten stand. 1922 wurde ich Mitglied der KPÖ, als die Vereinigungsverhandlungen zwischen der Zweieinhalbten und Dritten Internationale scheiterten. 1924 fuhr ich zur Zeit des 5. Weltkongresses der Komintern nach Moskau. Dort heiratete ich eine frühere Mitarbeiterin der Wiener Sowjetbotschaft. Sie arbeitete damals im Narkomindjel (Volkskommissariat für Äußeres) bei Tschitscherin als nächtliche Stenografin und Maschinschreiberin dreimal wöchentlich nachts bis in die Morgenstunden. Tschitscherin war ein Nachtarbeiter. Oft erst um Mitternacht kam der deutsche Botschafter Graf Brokdorf-Randsau zu einem Gläschen Wein.

Moskau lebte damals in der Zeit der NÖP. Die Märkte waren übervoll mit billigen Lebensmitteln, vor allem der große Markt, die „Sucharewka“. Ein Pfund Brot kostete 3 Kopeken, Fleisch 8 bis 10 Kopeken. Dem entsprachen auch die Gehälter. Meine Frau bekam 80 Rubel, der Volkskommissar 180 Rubel (das Partei-Maximum). Schwieriger war es mit den Textilien. Parfümerieartikel waren in den Auslagen als erstes zu sehen. Dann gab es die sogenannte „Kommissioni Magazini“, wohin die sogenannten „Büfschie“, die früheren Reichen, ihre Sachen zum Verkauf brachten, die besonders bei den damals nicht sehr zahlreichen Ausländern Abnehmer fanden.

Der 5. Weltkongreß der Komintern begann mit einer Rede Sinowjews, einem leidenschaftlichen Aufruf zum revolutionären Kampf. Die deutsche Delegation dominierte. Im deutschen Klub hörte ich, wie Ruth Fischer — in Österreich besser bekannt als Else Friedländer, die Schwester des Komponisten Hanns Eisler —, sagte: „Der nächste Kongreß ist in Berlin." Öfters wurde ich auf der Straße angesprochen: „Kogta budjet revoluzzia b germania?" Als ich einmal im deutschen Klub in Moskau bei einer Diskussion über den Dawes-Plan die Meinung äußerte, er könnte doch zu einer zeitweiligen Restaurierung des Kapitalismus beitragen, wurde ich als Austro-Marxist abgestempelt.

In dieser Zeit wurde ich mit dem Bulgaren Dimitroff, den ich schon von Wien her kannte, näher befreundet und mit Boskowitsch (Prof. Fillipowitsch, dem Führer der serbischen Kommunisten). Mit ihnen war ich auch in Wien in den zwanziger Jahren in engerem Kontakt. Oft gab es damals in Moskau Straßenmeetings. Auf einem zugunsten der Studenten vor dem Hotel Metropol war ich dabei. Zuerst sprach Trotzki, nach ihm Bucharin, als letzter stürmte Majakowsky vom Sessel auf den Tisch und zitierte sein berühmtes Gedicht: „Mein Parteibillet.“ Er hatte den größten Applaus.

Bei meinem Eintritt in die Partei in Österreich begann, neben der Arbeit unter den Studenten. meine politische Tätigkeit in der Propaganda-Abteilung. Aus den damaligen Fraktions-

kämpfen hielt ich mich heraus, da ich weder für die politische Plattform von Toman noch für die von Frey etwas überhatte. Ich war von der ersten Stunde an auf der Seite Koplenigs. Eines Tages erkundigte er sich, ob ich noch die Eisenbahner-Regiekarte hätte. Als ich bejahte, meinte er: „Da kannst du ja die Bauernarbeit übernehmen, die Fahrten in die Provinz kosten dich ja nichts.“ So wurde ich Agrarreferent. Ich nahm auch deshalb an, weil mir das bäuerliche Milieu nicht fremd war. Mein Vater war der Sohn eines Viertelbauern aus dem Egerland gewesen, meine Großmutter mütterlicherseits die Tochter eines reichen Bauern aus der Hanakei, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Niederösterreich gewechselt hatte.

1925 promovierte ich und arbeitete dreieinhalb Jahre als aspirierender Hospitant oder unbesoldeter Hilfsarzt an verschiedenen Spitälern und Kliniken in Wien.

In der Zwischenzeit war ich wieder einmal in Moskau als Vertreter der KPÖ bei einer Tagung der „Krestintern“, der Bauerninternationale. Der Vorsitzende war der Pole Dombai. Es wurde über die Arbeit unter den Bauern diskutiert und von der Notwendigkeit einer Presse gesprochen. Auf der Konferenz traf ich wieder einen vietnamesischen Journalisten aus Paris, den ich schon während des 5. Weltkongresses kennengelernt hatte. Er hieß Njujen ai-Quak, später besser bekannt als Ho-Tschi-Min. Damals schrieb ich auch zwei kleinere Arbeiten: „Über die Entwicklung der bäuerlichen Besitzverhältnisse in Österreich“ und über die „Landarbeitergesetzgebung“.

1927 wurde ich Zeuge des Brandes des Justizpalastes. Ich arbeitete damals als Hilfsarzt im Wilhelminenspital. Durch Arbeiter erfuhr ich, daß es in der Stadt „wirbelte“. Mit dem letzten 48er kam ich noch bis zum Ring, dort sah ich, wie die letzten Berittenen der Roßauer Kaserne abzogen. Um den Justizpalast und in den umliegenden Gassen waren viele Menschen. An der Wand der Polizeistation der Bartensteinstraße stand mit Blut geschrieben das Wort „Rache“. Bald sah ich vom Justizpalast Rauch aufsteigen. Aus den Toren des Gebäudes liefen Justizwachebeamte ohne Uniformblusen, nur in Unterhosen. Als aus einem Fenster des Justizpalastes ein großes Bild des Kaisers Franz Josef herabgeworfen wurde, klatschten Arbeiter auf dem Gelände des gerade in Renovierung befindlichen Volkstheaters Beifall. Als Seitz versuchte, mit Hilfe von Schutzbündlern die Brandlöschung zu ermöglichen, wurde er zuerst ausgepfiffen. Gegen Mittag begann sich die Menge zu zerstreuen. Plötzlich ertönten Gewehrschüsse. Die Salven kamen immer näher. Die Leute begannen zu laufen, auch ich, in Richtung Neulerchenfelderstraße. Ich konnte anfangs nicht glauben, daß die Polizei scharf auf die Menge schoß.

Zur Zehn-Jahr-Feier der Oktoberrevolution wurde ich als Leiter einer Bauerndelegation nach Moskau eingeladen. Die Demonstration am Roten Platz in Moskau war sehr eindrucksvoll, besonders die Partisanenverbände mit den alten Gewehren und die Vorbeifahrt der „Datschanka“, der Kampfwagen der Partisanen. Ich stand ziemlich weit links am Roten Platz mit dem Blick zum „Achotny Rjat“. Beim damaligen Hotel „Maly Parisch" sah ich plötzlich, wie die Miliz die angesammelte Menschenmenge auseinandertrieb. Später hörte ich, daß von dort aus Kamenew, ein führender Anhänger Trotzkis, zu den Demonstranten sprechen wollte und daß auch der Zug der Studenten von der Ersten Universität deshalb nicht zum Roten Platz gelassen würde. Deutlich hörte ich, wie eine Gruppe deutscher Emigranten mit erhobener Faust und dem Ruf „Hoch Trotzki“ an der Tribüne, auf der Stalin und die Mitglieder des Pol-Büros standen, vorbeimarschierten. Auf der anschließenden Reise der Delegation durch die Ukraine erläuterten in Sahorosje der Chefingenieur Winter und der amerikanische Konsulent Cooper den Delegierten die Perspektiven des in Bau befindlichen großen Stauwerkes am Djnepr. Meine Frau Nina, die 1925 wieder an die Sowjetbotschaft in Wien geschickt worden war, wurde Anfang 1928 nach Moskau abkommandiert. Da für mich als Kommunist, trotz aller Bemühungen, keine Aussicht bestand, eine bezahlte Arztstelle oder einen Krankenkassenposten zu bekommen, fuhr ich mit Zustimmung der österreichischen kommunistischen Partei mit meiner Frau nach Moskau.

Semaschko, der Erste Volkskommissar für Gesundheitswesen, schlug mir ein zweijähriges Stipendium von 100 Rubel monatlich für die Ausbildung zum Fachchirurgen an einer der führenden chirurgischen Kliniken der Zweiten Moskauer Universität bei Prof. Levit vor, was ich mit Freuden annahm.

Die Zeit von 1928 bis 1930 war erfüllt vom Kampf gegen die NÖP. Ein Erlebnis für mich

war 1929 die Reinigung der Partei, die öffentlich — auch für Nicht-Parteimitglieder — zugänglich war. Da ich von der russischen Partei 1928 übernommen worden war, wurde auch ich über meine Parteibiographie befragt.

Eine gewaltige Bewegung löste der erste Fünfjahresplan aus. Auch unter der Intelligenz gab es große Veränderungen. Die Parteisperre wurde für sie aufgehoben. Viele organisierten sich in einer eigenen Bewegung, „Warnitso“. Spaßvögel sagten: „Er war nit so." Nicht wenige meldeten sich zum Aufbau der sozialistischen Industrialisierung in die Provinz. Auch meine Frau war unter ihnen und meldete sich zur Arbeit nach Archanjelsk; dort wurde sie als erste Frau in der Sowjetunion Direktorin eines Leepromchos (Forstwirtschaftsbetriebes), stand oft in den Zeitungen und hatte Erfolg. Auch ich wurde im Frühjahr 1930 nach Beendigung der Internatur in einen deutschen Bezirk im Süden der Ukraine nach Molotschansk (Halbstadt) geschickt. In diesem Bezirk leben 50.000 Deutsche, mehr als die Hälfte waren Menoniten, eine Sekte, die im Mittelalter zuerst aus Deutschland nach Holland wanderte, von den Askanasiern nach der Eroberung Ostpreußens dorthin und nach dem Sieg der Russen über die Türken im Krimkrieg von Potjemkin in die menschenleeren Steppen des Südens der Ukraine eingeladen wurden. Diese „Potjemkinschen Dörfer" wurden zu lebensstarken Kolonien. 1930 gab es in diesem Bezirk eine deutsche Zeitung, deutsche Schulen, ein medizinisches und ein pädagogisches Technikum und zwei von den Menoniten gebaute Krankenanstalten. Der Primarius des größeren, sehr gut ausgerüsteten Muntauer Krankenhauses war vor kurzem gestorben, und ich trat seine Stelle an. Um diese Zeit war gerade die Reorganisation in der Verwaltung der Ukraine im Gange. Die „Kreise" wurden liquidiert, die Bezirke unmittelbar mit Charkow, dem damaligen Zentrum der Ukraine, verbunden. Als ich hinkam, gab es im Bezirk mit Einschluß der beiden Spitäler nur 14 Ärzte. Durch die Reorganisation stand auch mehr Geld für das Gesundheitswesen zur Verfügung, was mir ermöglichte, die Zahl der Ärzte bis zu meinem Weggang auf 32 zu erhöhen und das Gesundheitswesen auszubauen. Die Chefarzt-Villa bei meinem Krankenhaus verwandelte ich in ein Ambulatorium, organisierte die fliegenden Trachom-Ambulanzen, eine Arztstelle für Mutterschutz und Säuglingspflege und ein poliklinisches Ambulatorium. Die Kollektivierung war damals bereits abgeschlossen, als Parteimitglied wurde ich in die Verwaltung der Muntauer Kolchose mit seinen mehr als 4000 ha eingebaut, um an ihren Problemen und der politischen und organisatorischen Arbeit mitzuarbeiten.

Nach den ersten Wochen berief ich eine Ärztekonferenz ein, wo ich über die neuen Aufgaben sprach. Da es am Anfang gewisse Schwierigkeiten mit dem menonitischen Teil der Bevölkerung gab, die mich als Kommunisten nicht anerkennen wollten, half mir ein Zufall, diese zu überwinden. Als einer der Ärzte bei seiner Fahrt zur Konferenz eine Kranke mitnahm, die an einer geplatzten Extrauterin-Schwangerschaft fast am Verbluten war, übernahm ich sie gleich auf die chirurgische Abteilung und ordnete die sofortige Operation an. Während die Ärzte allmählich eintrafen, hatte ich die Patientin bereits operiert und die notwendige Behandlung angeordnet. Nach Schluß der Konferenz fragte mich der Arzt nach dem Befinden seiner Patientin. Er war sehr überrascht, als er sie bereits sitzend im Bette fand. Dieser Vorfall verhalf mir rasch zum Vertrauen auch der menonitischen Bevölkerung. Obwohl ich sehr viel Freude mit der interessanten organisatorischen und chirurgischen Arbeit in Molotschanks hatte, übersiedelte ich Anfang 1931 als Leiter des Stadt-Krankenhauses mit 1500 Betten nach Archanjelsk am Weißen Meer. Dort gab es ebenfalls viele organisatorische Schwierigkeiten. Die Bevölkerung der Stadt war vom Jahre 1925 bis 1930 von 35.000 auf 120.000 angewachsen. Hier gaben es vor allem Probleme auf dem Sektor der Mitarbeiter. Auch bei den Schwestern hatten wir großen Mangel zu verzeichnen, da immer wieder wegen der schlechten Bezahlung des medizinischen Personals Schwestern auf die Lesobirscha übersiedelten, wo sie den doppelten Gehalt erhielten. Die fehlenden Stellen konnte ich mit den sogenannten „Adminsilnyi" (administrativ Verschickte) besetzen. Als meine Frau nach Wologta versetzt wurde, übernahm ich die chirurgische Abteilung des dortigen Krankenhauses mit 120 Betten, wo ich mit mehr als 500 großen Operationen meine chirurgischen Erfahrungen erweitern konnte. Ende 1932 lud mich mein früherer Klinikchef, Prof. Levit, zur Aspirantur nach Moskau ein. Meine Frau kam ebenfalls auf einen leitenden Posten im Narkomless (Volkskommissariat für Forstwirtschaft). Hier begann ich meine wissenschaftliche Laufbahn. Ich hatte bereits eine experimentelle Arbeit und die klinische

Arbeit beendet, da kamen die Februar-Ereignisse in Österreich dazwischen. Als die Schutzbündler nach Moskau kamen und es nur wenige politische Betreuer gab, stellte ich mich der österreichischen Partei zur Verfügung. Ich kam als österreichischer Referent in die Komintern. Vom WCSPS (dem Obersten Gewerkschaftsrat) wurde ich als Verantwortlicher für die Schutzbundarbeit bestellt. Neben der Koordinierung der politischen Arbeit der Schutzbündler bestand meine Hauptaufgabe darin, ihnen bei der Eingliederung in den Arbeitsprozeß mitzuhelfen. In Moskau, Charkow, Gorki und Rostow fand ich großes Entgegenkommen der Behörden bei der Unterbringung der Schutzbündler in die sowjetischen Betriebe, bei der Beschaffung von Wohnungen, bei den Einschulungen und Ausbildungen.

Als der ungarische Kommunist Revai später Minister in der Rakoszy-Regierung) aus dem ungarischen Gefängnis nach Moskau kam, fragte mich Bela Kun, ob ich bereit wäre, meine Planstelle als Referent in der Komintern an Revai abzugeben und auf eine freie Planstelle in der Profintern (Gewerkschaftsinternationale) zu gehen. Ich war einverstanden. Anfang 1935 schlug mir die österreichische Partei vor, eine führende Arbeit in der illegalen Partei im Lande zu übernehmen. Im März fuhr ich zuerst nach Prag, wo sich damals unsere Parteiführung befand, und bekam die entsprechenden Direktiven für die Arbeit im „See“ (Sekretariat der Führung im Lande). Mit einem legalen österreichischen Paß fuhr ich in Gmünd über die Grenze, wo mir von den österreichischen Grenzbeamten „Guter Urlaub“ gewünscht wurde.

Nach meinem ersten Treff in einem Kaffeehaus am Stephansplatz mit dem damaligen Leiter der illegalen KP im Lande, Zucker-Schilling, der mir vor seiner Abreise nach Prag seine Arbeit übergab, erkannten mich zwei Schutzbündler, die aus Moskau nach Wien zurückgekehrt waren, in der Rotenturmstraße. Ich sah noch, wie sie zu dem Polizisten vor dem Erzbischöflichen Palais gingen, sprang am Lugeck rasch in ein Taxi, und weg war ich. Nun wußte also die Polizei, daß ich in Wien war. Im April bei der ersten illegalen Konferenz der Kreisleiter in Kritzendorf sprach ich zu unseren Aufgaben im Lande und warnte dabei besonders vor den Tendenzen zur Zusammenarbeit mit den Nazis, da die Gefahr von Seiten der Nationalsozialisten größer sei, als die der Dollfußdiktatur. Zu meinen Hauptaufgaben gehörte die Zusammenführung der illegalen Gewerkschaften, die damals im sozialistischen Siebener-Ausschuß und der kommunistischen Wiederaufbaukommission organisiert waren. Bei den Metallarbeitern gelang es mir, anläßlich der gemeinsamen Konferenz in Floridsdorf, und bei den Textilarbeitern in einem Kaffeehaus im 7. Bezirk. Ein Versuch für einen gemeinsamen Mai-Aufruf mit den RS (Revolutionären Sozialisten) scheiterte praktisch, da er erst am Vortag des 1. Mai zustande kam. Dafür wehten von den Türmen der Votivkirche die Hakenkreuzfahnen. Mitte Mai wurden zwei Mitglieder des dreigliedrigen Sekretariats verhaftet. Ich war noch mit der Bestellung der Nachfolger beschäftigt, als ich acht Tage später, von einem Spitzel verraten, ebenfalls verhaftet wurde. Nach mehrmonatiger Untersuchungshaft in der „Liesl“ und dem gemeinsamen Hungerstreik aller politischen Gefangenen wurde ich endlich ins Landesgericht I überführt und von Richter Ölah wegen Geheimbündelei in führender Stellung zu sechs Wochen Haft verurteilt und nach Verbüßung derselben für unbestimmte Zeit nach Wollersdorf überstellt. Nach einem Hungerstreik in Wollersdorf wurde ich zusammen mit Dr. Dürmeyer ins Kreisgefangenenhaus Wiener Neustadt und anschließend wieder in die „Liesl“ gebracht. Dort mußte ich auf das Einreisevisum in die SU warten, eine Bedingung für meine Freilassung. Es gab Schwierigkeiten, und erst nach Intervention von Dimitroff bekam ich das Visum. Anfang 1937 war ich wieder in Moskau.

In der alten Klinik erhielt ich wieder die Stelle eines Oberarztes. Nach einem Leitartikel in der *Prawda,* in dem die Politemigranten als mögliche Spione verdächtigt wurden, mehrten sich auch unter ihnen die Verhaftungen. Auch die Schutzbündler blieben nicht verschont. Als Lobow, der Volkskommissar für Forstwirtschaft, verhaftet wurde, folgte ihm fast der gesamte führende Kader, darunter auch meine Frau. Die Verhaftung hatte mich schwerstens getroffen. Meine Freunde in der Klinik, die auch meine Frau kannten, standen zwar zu mir, und ich behielt meine Stelle im Spital, was damals nicht immer der Fall war. Auch die österreichischen Freunde ließen mich nicht im Stich. Als Familienmitglied einer Repressierten war ich gesellschaftlich verfemt. Bald begannen auch für mich administrative Schwierig-

keiten bei den Behörden. Mein russisches Parteibuch erhielt ich nicht mehr zurück. Als der österreichische Paß 1938 seine Gültigkeit verlor, bekam ich — wie alle anderen in dieser Lage — ein Ausweispapier für „Personen ohne Staatsbürgerschaft“. Die Aufenthaltsbewilligung, die ich früher automatisch für ein Jahr bekommen hatte, wurde oft nur für 14 Tage oder einen Monat verlängert. Dreimal wurde ich aus Moskau über die 100-Meilenzone ausgewiesen. Dank Dimitroffs wurde diese Maßnahme immer wieder aufgehoben.

Dann begann der Krieg. Die überraschenden Mißerfolge in den ersten Kriegsmonaten lösten große Befürchtungen aus. Als nach dem Fall von Smolensk alle Deutschen — und sogar alle Personen mit deutschem Namen, auch solche, die oft seit 100 Jahren in Moskau gewohnt hatten — aus Moskau ausgewiesen wurden, bekam ich in meinen Personalausweis den Stempel: „Gültig nur in Usbekistan in der Hungersteppe“. Damals war auch die Tochter Piecks (des Vorsitzenden der deutschen Kommunisten) dabei. Wir sollten zu einem Sammeltransport abgeholt werden. Da aber niemand kam, blieb ich illegal in Moskau. Die Stelle im Krankenhaus war allerdings verloren. Ich ging in die NKWD, um Klarheit über meine Situation zu erhalten. Der Oberst, bei dem ich vorsprach, sagte zu mir: „Warum arbeiten Sie nicht? Chirurgen braucht man jetzt.“ Ich antwortete: „Mit diesem Papier?“ Darauf bekam ich keine Antwort. Wie früher fuhr ich täglich in die Klinik und half bei der Versorgung der Verwundeten, aber natürlich jetzt unentgeltlich. Nur in der benachbarten Poliklinik der großen Fabrik Krasnyproletari behielt ich meine Konsulentenstelle, die ich schon seit Jahren innehatte. Am 16. Oktober 1941 wurde ich plötzlich auf die Liste der Diensthabenden eingeteilt. Nach Versorgung der Verwundeten und ihrer Sortierung für den Weitertransport kam ich wieder ins Dienstzimmer, wo alle Assistenten, die nicht in die Armee eingerückt waren, auf Prof. Levit, den Chef der Klinik, warteten. Er sollte ihre Evakuierung nach Omsk organisieren, wohin die Fakultät zur Ausbildung von Militärärzten verlegt worden war. In Moskau begann die große Panik. Es gab ein Gerücht, die Deutschen seien schon in Fili (wie bei uns Purkersdorf). Ich blieb allein als Diensthabender in der Klinik zurück. Auch in den Nachbarkliniken waren nur wenige Ärzte verblieben. Die Lage an der Front verschlechterte sich von Tag zu Tag. In der Nacht hörten und sahen wir das Geschützfeuer. Die Bombenangriffe verstärkten sich. Eine Bombe fiel auch auf den Kreml, die Verwundeten der Kremlwache wurden von mir versorgt. Als die Klinik in das militarisierte Ewako-Hospital 5018 umgewandelt wurde, übernahm ich die Stelle als leitender Chirurg. Mit der Gegenoffensive am 6. Dezember 1941 wurde der Anfall von Verwundeten immer größer. Nebenstellen mußten organisiert werden. Zeitweilig mußte ich über 1000 Verwundete versorgen. Es kam Hilfe von den verschiedensten Organisationen. Die Chefstwo (Patronage) übernahmen unter anderem die Akademie der Wissenschaften, die Kremlwache, die Fabrik Krasnyproletari und andere.

In diesen Tagen halfen die Frau von Kapiza, dem führenden Atomphysiker, die Witwe von Ordschonikidse, dem einstmaligen Freund Stalins und Mitglied des Politbüros, die Frau Dimitroffs, die bald meine Operationsschwester wurde, bei der Versorgung der Verwundeten. Bei der ersten gemeinsamen Konferenz der Frontchirurgen der Westfront und der Chirurgen der Ewako-Spitäler hielt ich das Hauptreferat über die infizierten Verletzungen des Kniegelenks und das Coreferat über die Behandlung von Schußverletzungen des Hüftgelenkes. Als nach der Landung der Alliierten in Sizilien eine hochrangige Ärztedelegation der Alliierten nach Moskau kam, darunter der Chefchirurg von London, der Chefchirurg der amerikanischen Navy und der kanadischen Armee, führte man sie in mein Lazarett, um ihnen meine Methode der erweiterten Resektion des Kniegelenkes zu zeigen. Sie aber meinten: „In solchen Fällen amputieren wir, wir haben ja gute Prothesen.“

Zum Jahrestag der Roten Armee am 23. Februar 1942 wurde ich in den Kreml eingeladen. Mit einem Wort, die Zeit der Diskriminierung war vorbei, ich war wieder als gleichberechtigtes Mitglied in die Gesellschaft aufgenommen worden.

Nach der Moskauer Deklaration der Verbündeten im Dezember 1943 wollten wir Österreicher unseren Beitrag zum Sturz des Faschismus und damit zum Wiederaufbau Österreichs leisten. AnfangOktober 1944 war es soweit. Nach einem Probeabspringen mit dem Fallschirm aus 800 m Höhe, der recht unsanft auf der Erde endete, ging es durch das befreite Gebiet Rußlands und der Ukraine über Odessa nach Rumänien und von dort in das befreite Gebiet Sloweniens in die kleine Stadt Tschernomel. Dort war ich an der Organisation und an der

politischen Schulung des 1. österreichischen Bataillons im Rahmen der Volksbefreiungsarmee Sloweniens beteiligt. Täglich sprach ich im Radio vom österreichischen Freiheitssender aus über den österreichischen Freiheitskampf. Darüber hat auch Jaworcek in seinem Buche *Radio oswobodilnowo fronta* berichtet. Als die Nachricht von der Befreiung Wiens zu uns kam, rüsteten wir zur Heimkehr. Mit bewaffneten Kradfahrern vor uns fuhren wir über die gerade befreite und verwüstete Lika nach Cadar an der Adria und flogen von dort mit dem Flugzeug über Belgrad nach Steinamanger, zum Hauptstab der Tolbuchinschen Armee, wo uns Oberst Piterski, der Chef der 4. Abteilung, mitteilte, daß Stalin Dr. Karl Renner mit der Bildung einer österreichischen Regierung betraut hatte. Am nächsten Tag fuhren wir mit zwei Lastkraftwagen nach Wien. Es war Nacht, die Stadt war finster, wir sahen nur Ruinen. Vor der zerbombten Oper und dem ausgebrannten Heinrichshof hielten wir. Es war ein bedrückendes Bild.

In der provisorischen Regierung wurde ich als Unterstaatssekretär im Staatsamt für soziale Verwaltung mit Karl Böhm und Unterstaatssekretär Weinberger bestellt. Für mich gab es eine Menge zu tun. Viele Arzte waren vor der sowjetischen Armee davongelaufen. 70 Prozent der Apotheker hatten Wien verlassen, die Ambulanzwagen hatten die abziehenden Nazis mitgenommen. Als U-Boot Verbliebene und/oder mit Arierinnen verheiratete Ärzte, die bei den Nazis nicht hatten arbeiten dürfen, meldeten sich bei mir, und ich bot ihnen verwaiste Stellen in der Provinz an. Von den Russen bekam ich die Medikamente aus den Militärdeponien der Naziarmee. In St. Pölten beschlagnahmten wir einige Fässer mit Sulfonamiden, die wir entsprechend der Zahl der gemeldeten GO-Fälle über die Heilmittelstelle an die Bürgermeister verteilen ließen.

Eines Tages kam Prof. Schönbauer zu mir und bat um Hilfe — der Äther gehe zu Ende, und er habe erfahren, daß die Russen die Aldersche Ätherfabrik in Liesing abmontiert hätten. Ich wandte mich zuerst an Generalleutnant Morosow im „Imperial“. Er schickte mich zum Beutegeneral ins „Bristol“. Anfangs weigerte sich dieser, uns die Ätherfabrik zu überlassen mit dem Hinweis, die Nazis hätten dies auch so gemacht, gab dann aber doch die Einwilligung. In Begleitung eines Offiziers fuhr ich in die Fabrik, wo die Maschinen schon verpackt waren. In 14 Tagen konnte ich Morosow, so wie er es verlangt hatte, den ersten Äther bringen. Dabei erzählte ich ihm von unseren Plänen, eine eigene Heilmittelindustrie zu schaffen. Er unterbrach mich und sagte, dazu könnte er etwas beitragen. Bei Tulln stehe ein ganzer Zug Zisternen mit Rohsprit. Da schon einige Matrosen an Methylalkoholvergiftung gestorben seien, sei er gerade dabei, den Rohsprit in die Donau schütten zu lassen. Wenn es mir gelänge, binnen drei Tagen diese Zisternen wegschaffen zu lassen, würde er uns den Alkohol als Beitrag zu unserem Beginnen schenken. Am übernächsten Tag waren die Zisternen in Floridsdorf. Für uns leider nicht lange. Der Staatssekretär für Finanzen, Zimmermann, erschien bei mir, berief sich auf das Staatsmonopol für Alkohol und übernahm den Alkohol für sein Staatsamt in österreichischen Besitz.

Als sich der Flecktyphus im Lande immer stärker bemerkbar machte und Maßnahmen von der provisorischen Regierung verlangt wurden, brachte ich das Seuchengesetz in die provisorische Regierung. Als zweites Gesetz wurde von meiner Abteilung das Opfer-Fürsorge-Gesetz erarbeitet — mit damals nur sehr kleinen Renten, da Renner in Hinblick auf die Finanzlage eine zu große Zahl von Bewerbern fürchtete. Vor dem Eintreffen der Alliierten in Wien kam Generaloberst Smirnoff, der Chef des medizinischen Dienstes der Sowjetarmee, in Begleitung von Prof. Levit, meinem früheren Klinikchef, nach Baden. Prof. Levit war damals schon stellvertretender Chef des chirurgischen Dienstes der gesamten Sowjetarmee. Er half mir bei der Abwehr der Wünsche des medizinischen Leiters der Rückführung einer Millionenarmee von Sowjetsoldaten in die SU, medizinische Einrichtungen aus Wiener Bezirken der anderen Alliierten in Beschlag zu nehmen. Da wir Schwierigkeiten mit den Krankentransporten hatten, überließ Generaloberst Smirnoff uns drei Sanitätsautos, die mit der Aufschrift „Geschenk der Sowjetarmee“ in Wien fuhren, leider nicht lange.

Nach den Wahlen trat an die Stelle der provisorischen Regierung die vom Parlament gewählte Figl-Schärf-Regierung. Damit war ich arbeitslos.

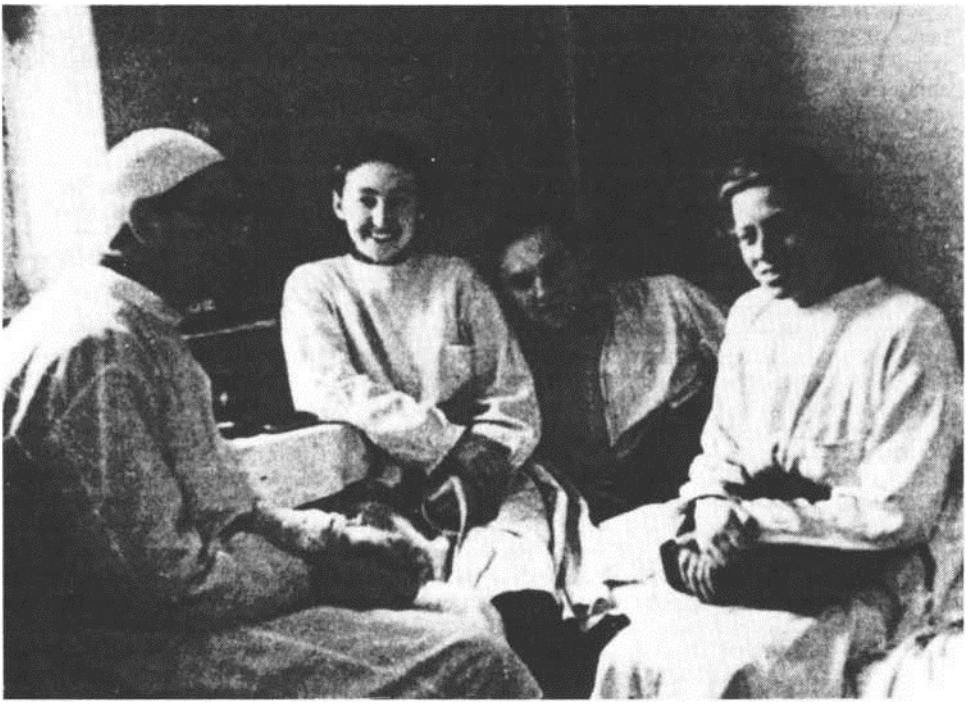
Als die Wiener Gebietskrankenkasse mir die Chefarztstelle vorschlug, nahm ich an. Zusammen mit Tuchmann organisierte ich den Aufbau des Gesundheitswesens der Wiener Gebietskrankenkasse, die Einrichtung der Poliklinik, von Erholungsheimen für

Kinder und Erwachsene und übernahm die Leitung der Spitäler der Krankenkasse, darunter auch des späteren Hanusch-Krankenhauses.

Nach meinem Ausscheiden aus dem Staatsapparat übertrug mir Bundeskanzler Figl die Leitung der Entnazifizierung der Wiener Nazi-Arzte, die aufgrund der von Schärf ausgearbeiteten Verbotsgesetze durchgeführt werden mußte. Von den zahlreichen Ärzten, die in der Nazipartei Parteimitglieder gewesen waren, erhielten nur um die 20 Ärzte ein Praxisverbot. Darunter waren solche, die jüdische Ärztepraxen arisiert hatten oder Mitglieder der SS gewesen waren. Ansonsten genügte eine Erklärung, mit dem nationalsozialistischen Gedankengut nichts mehr zu tun zu haben. Nur einer verweigerte diese Erklärung.

In meiner späteren Eigenschaft als ärztlicher Konsulent der Sowjetbotschaft kam es immer wieder zu Begegnungen mit interessanten Persönlichkeiten. Von der Begegnung mit Molotow möchte ich berichten. Er war eine Zeitlang Direktor des Friedensinstitutes in Wien. Anläßlich meiner ärztlichen Beratung seiner Enkelkinder lud er mich einmal zu sich ein. Unteranderem diskutierten wir die Frage der österreichischen Nation. Er lehnte diesen Begriff für Österreich ab, obwohl ich ihm entgegenhielt, daß alle Kriterien für eine Nation auch im Buche Stalins über die nationale Frage auf uns zuträfen.

Jetzt sind wir alle Zeitzeugen der großen Veränderungen in der Sowjetunion. Ich glaube, daß ich nicht alleine bin, wenn ich hoffe, daß die Bemühungen Gorbatschows um die Erhaltung des Weltfriedens in Erfüllung gehen.



Fran: David (links) als Arzt in Moskau

ROBERT HEILIG

Als Emigrant und Arzt 35 Jahre in Indien

Die Einladung, über meine Erfahrungen einen Bericht vorlegen zu dürfen, hat mich umso mehr gefreut, als ich im Programm des Symposions Indien nicht erwähnt gefunden habe und von Berufskollegen nur mein verehrter Lehrer Julius Tandler aufscheint — im wahrsten Sinn des Wortes — und zwischen ihm, dem Anatom von Weltruf, und mir, einem klinischen Internisten, nur wenige Ähnlichkeiten zu finden sind.

Geboren im März 1897 in einer mährischen Provinzstadt als Sohn eines diplomierten Tierarztes, der auf Drängen seiner Schwiegereltern seinen geliebten Beruf aufgegeben hatte und Kaufmann geworden war, hatte ich 1914 die Realschulmatura mit Auszeichnung und 1915, bereits in Uniform, die Ergänzungsprüfungen zur Gymnasialmatura abgelegt. Anfangs 1915 war ich freiwillig zum gleichen Reitenden Artillerieregiment eingerückt, dem auch mein Vater — wieder Tierarzt geworden — seit dem Ausbruch des Krieges angehörte. Zum Leutnant „avanciert", dekoriert mit fünf Tapferkeitsmedaillen, erhielt ich im Frühjahr 1918 Studienurlaub, um Medizin zu studieren, da in der österreichischen Armee Ärztemangel herrschte und im Kriegsministerium mit einer noch beträchtlichen Kriegsdauer gerechnet wurde. Unter Ausnützung aller erdenklichen Vorteile, die „Kriegsmedizinern" gewährt werden konnten, promovierte ich nach knapp vier Jahren im Februar 1922 zum Dr. med. Inzwischen war mein Vater, 1922, an einer „Kriegsnephritis" gestorben, und ich hatte geheiratet, sodaß wir 1985 im Rathaus in Wien unsere eiserne Hochzeit feiern konnten. Aber auch einige Publikationen hatte es bis dahin gegeben, darunter mit Paul Saxl über die Entdeckung des ersten injizierbaren Quecksilber-Diuretikums Novasurol „Bayer", nach dessen Muster einige mildere Quecksilber-Diuretika (Salyrgan etc.) gebildet wurden, die die Behandlung von kardialen Ödemen (Herzwassersucht) völlig bestimmten. Nach der Promotion wurde ich Hilfsarzt der Klinik Wenckebach und, nach einem Jahr, Assistent von Professor Julius Donath am Krankenhaus der Wiener Kaufmannschaft, wo ich neun Jahre (1923— 1932) bei friedlicher Spitalsarbeit und angenehm wachsender Privatpraxis verblieb.

1930 wurde ich Facharzt für Innere Medizin und publizierte bis zu meinem Abgang 25 Arbeiten, von denen jene über Funktionsänderungen in Schlaf und Hypnose, letztere mit Hans Hoff, meinem besten Freund und späteren Chef der Psychiatrischen Klinik, viel Beachtung fanden und immer noch zitiert werden. Von einiger Bedeutung war meine Beobachtung, daß Atophanyl „Schering", intravenös injiziert, Schmerzen, die durch Spasmen glatter Muskulatur verursacht wurden, sich in kürzester Zeit lösen, sodaß eine intravenöse Atophanyl-Injektion eine Gallenstein- oder Nierenstein-Kolik meist in kürzester Zeit beendet.

1932 nahm ich eine Stelle als Internist mit dem Titel „Chefarzt" in der chefärztlichen Ordination der Angestellten-Krankenkasse an und verließ das mir so liebgewordene „Kaufmännische". 1934, anläßlich der Ablösung der Sozialdemokraten durch die Christlichsozialen in der Kassenleitung, wurde ich von der neuen Leitung als „Permanent" erklärt und auch sonst sehr freundlich behandelt, was eher überraschend war, da ich seit 1923 Mitglied der Sozialdemokratischen Partei gewesen war. Jetzt mußte ich, wie alle Kassenbeamten, Mitglied der „Vaterländischen Front" werden, eine Änderung, die allerdings auf die Mitgliedskarte beschränkt blieb. Nach Übernahme durch die Nazis wurde ich im März 1938 beurlaubt und im Juni durch einen Spezialerlaß vor die Wahl gestellt, mich entweder pensionieren zu lassen oder mit einmaliger Abfertigung meinen Abschied zu nehmen. Ich tat das Letztere und konnte mit der erhaltenen Summe einen Teil unserer Übersiedlungskosten bezahlen.

Wir wußten zu jener Zeit nicht viel von den Nazis, und ein paar Wochen nach deren Machtübernahme spielte ich mit dem Gedanken, in Wien zu bleiben, mich jeder nennenswerten Tätigkeit zu enthalten, Bücher lesend zu warten, bis der Spuk vorüber war. Eines Tages traf ich auf der Straße Dr. Arthur Marczell, einen befreundeten Kollegen aus der

„Chefärztlichen“. Er war 1934 nach dem Dollfuß-Verbot der Sozialdemokratischen Partei ein geheimer Nazi geworden und seit der Gründung der Ostmark ein einflußreicher Parteigenosse; wir waren einander aber freundschaftlich gesinnt geblieben. Sobald er von meiner Absicht hörte, hier zu bleiben, wurde er so energisch und entschieden in Ton und Ausdruck, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Er bestand darauf, mir mit allem Nachdruck zu versichern, daß meine Absicht falsch sei und daß ich alles tun müsse, mit meiner Frau Wien möglichst bald zu verlassen. Ich habe den Ausdruck seiner geradezu verzweifelten Entschlossenheit bis heute nicht vergessen, obwohl fast fünfzig Jahre vergangen sind.

Ich hatte zwei Einladungen erhalten: eine von Freunden nach Baltimore, die andere von indischen Patienten nach Bombay. Die indische kam telegraphisch sofort nach Hitlers Einmarsch in Wien und lautete: „Come at once and stay with us till everything in Vienna has settled down again“, ein unvergeßlicher, lebensrettender Satz. Diese Einladung und ein ohne unser Wissen von einem englischen General, der einmal mein Patient gewesen war, an den hiesigen englischen General-Konsul gesandter Empfehlungsbrief ermöglichten es uns, eine Einreisebewilligung nach Indien zu bekommen.

Wir reisten am 31. Juli 1938 ab, mit den erlaubten zehn Reichsmark in der Tasche. An der Grenze wurden wir so genau untersucht, daß der deutsche Zollbeamte eine 50-Centimes- Münze in einer alten Börse entdeckte, die wir vor Jahren in Paris auf der Straße gefunden und „for good luck“ eingesteckt hatten. Er betonte, daß dieser Besitz genüge, uns ins KZ zu bringen und er uns nur als besondere Gnade über die Grenze lasse. — Dem Rat von in Bombay lebenden Europäern folgend, blieben wir bei den französischen Lehrerinnen meiner Frau in Epinal, bis die ärgste Hitze in Indien vorbei war, und kamen am 31. Oktober an Bord der „Victoria“ des Lloyd Triestino in Bombay an. Am Hafen erwarteten uns unsere Parsee-Gastgeber und brachten uns in ein Parsee Boarding House, wo wir auf ihre Kosten einquartiert wurden, da wir vollkommen mittellos eingereist waren. Nach wenigen Tagen zwang mich ein malariaartiges, auf Chinin reagierendes Fieber zu Bett. Nach einem Monat konnte ich wieder an Arbeit denken und begann in einem Bankgebäude, wo mir meine Gastgeber zwei Zimmer gemietet hatten, zu praktizieren. Auf deren Empfehlung und die eines Parsee-Arztes, der mich von Wien her kannte, entfaltete sich meine Praxis über den Dächern von Bombay ganz zufriedenstellend, besonders auch aufgrund von Erfolgen, die sich bei Mitgliedern einer führenden Parsee-Familie einstellten, auf die die ganze Gemeinschaft hörte.

So ging es bis zum Beginn des Krieges im Herbst 1939. Am Tag des Kriegsausbruches wurde ich, zusammen mit einigen hundert deutschen „refugees“, in ein anglo-indisches Militärlager, etliche Bahnstunden von Bombay entfernt, gebracht, wo ich von den Mitgefangenen zum Chefarzt gewählt und vom englischen Lagerkommandanten, einem reaktivierten Oberst, feierlich bestätigt wurde. Einvernehmlich mit den mitinternierten deutschen Kollegen baten wir den Lagerkommandanten, die ärztliche Versorgung zu teilen, wie auch die Unterbringung der Internierten geteilt war: die Deutschen in einer Barackengruppe, die Juden in einer anderen. Die Teilung der ärztlichen Betreuung wurde bewilligt, sodaß ich nur mehr für die jüdischen KZler verantwortlich war, eine Aufgabe, die mir von den mitinternierten deutsch-jüdischen Kollegen erleichtert wurde.

Die Tatsache, daß die jüdischen Flüchtlinge von den Engländern genauso „feindlich“ behandelt wurden wie unsere gemeinsamen deutschen Feinde, erregte bei denkenden Indern viel Kritik, bis ein hoher Staatsbeamter, ein indischer Sir, der mich einmal in Wien konsultiert hatte und jetzt „Adviser to H. E. the Vice-Roy" (Berater des höchsten Beamten in Delhi) war, dem Vizekönig das Absurde der Lage erklärte. Daraufhin ernannte dieser eine Kommission mit einem der höchsten englischen Beamten als Vorsitzenden, die politische Stellungnahme der Internierten zu prüfen. Von den jüdischen Lagerinsassen wurden fast alle allmählich freigelassen. Mitte Oktober, nach sechs Wochen „Internat“, war ich wieder bei meiner Frau und versuchte die Ordination aufzunehmen, was gar nicht so leicht war, da die Parsen als gute Patrioten durch das Vorgehen der Engländer gegen uns eher mißtraurisch geworden waren und selbst meine Frau merken ließen, daß ihrer Meinung nach die Regierung wohl Gründe hatte, uns unschädlich zu machen.

Bald darauf verfügte die Regierung der Provinz Bombay, daß nur jene Ausländer praxisberechtigt waren, die vor dem 10. März 1938 ihre Praxis aufgenommen hatten. Dieses Datum

und manche Äußerungen der deutschen Kollegen, die ja schon seit Hitlers Machtübernahme im Deutschen Reich nach Indien gekommen waren, ließen es wahrscheinlich erscheinen, daß dieses feindliche Vorgehen der Behörden gegen die nach dem 10. März Niedergelassenen auf deutsch-kollegialen Einfluß zurückzuführen war. Nun wurde ja Praxisberechtigung so gehandhabt, daß sie hauptsächlich bei der Anerkennung von ärztlichen Zeugnissen und ähnlichen Amtshandlungen berücksichtigt wurde, während Ordination und Medikamentenverschreibung unbehindert blieben. Trotzdem waren meine Freunde am zentralen Regierungssitz in New Delhi sehr beunruhigt und trachteten, mir eine Stellung außerhalb des Einflußbereiches von Bombay zu verschaffen. Es gelang ihnen, den Regierungschef eines indischen Staates für mich zu interessieren. Sir Mirza Ismail, damals wohl der modernste Staatsmann Indiens, Dewan von Mysore, lud mich ein, ihn auf seinem Amtssitz in Bangalore, Südindien, zu besuchen. Das Resultat dieser langen Reise, in Begleitung meiner Frau, hatte die Ernennung erstens zum „Consulting Physician to H. H. the Maharaja of Mysore", zweitens zum Professor für Innere Medizin am Medical College und drittens zum „Chief Physician" am Universitäts-Spital zur Folge.

Die medizinische Abteilung umfaßte hundert Betten, Patienten auf der Zahlabteilung nicht eingerechnet. Ich hatte drei Assistenten und genügend männliche Pfleger. Der Direktor des Spitals war der Chefchirurg, ein in Indien geborener Amerikaner, Sohn eines christlichen Missionars, in Amerika und England ausgebildet, der einen ruhig arbeiten ließ, ohne sich einzumischen. Röntgen und Elektrokardiograph waren in gutem Zustand. Ich erhielt das Recht, unsere Patienten selbst zur röntgenisieren, ohne den Röntgenologen zu bemühen. Meine ersten Untersuchungen galten den Auswirkungen der Hakenwurm-Infektion, die äußerst häufig war, auf Herz-, Nieren- und Magenfunktion. Publiziert in der englischsprachigen indischen medizinischen Monatszeitschrift, wurden diese Arbeiten in anderen Zeitschriften referiert und in amerikanischen Lehrbüchern der Tropenmedizin zitiert.

Bevor es aber soweit war, erlitt ich ein einzigartiges berufliches Mißgeschick, das meine 35 Jahre in Indien nicht unerheblich beeinflußte. Wegen meiner Bestellung zum Konsiliar- Arzt des Maharaja wurden mir seine medizinischen Befunde übergeben. Aus dem Elektrokardiagramm (EKG) ersah ich, daß der sehr aktive, regelmäßig reitende höhere Fünfziger vor ca. zwei Jahren einen Herzinfarkt erlitten hatte. Nun wartete ich auf den Ruf zur ersten Untersuchung, die aber so lange verschoben wurde, bis es ein dringender Ruf zum akut erkrankten Maharaja wurde. Meine Diagnose: akuter Herzinfarkt. Die Betreuung war sehr erschwert durch religiöse Vorschriften, die der sehr gläubige Maharaja streng befolgte. Eine der gefährlichsten war zweifellos das strenge Verbot, Notdurft im Bett zu verrichten. Das machte eine Einhaltung des absoluten Ruhegebotes nach dem Infarkt unmöglich. Nach ca. einer Woche verordnete sich der Fürst das erste Bad, und zwei Wochen nach dem Infarkt war er tot.

Zunächst änderte sich meine Situation durch diese unglücklichen Ereignisse nicht — entgegen meinen Erwartungen. Außer meiner Position als Konsiliarius beim Maharaja, die unbesetzt blieb, verblieb ich zunächst Professor und Chefinternist im Spital. Hingegen gab Sir Mirza seine beherrschende Stellung als Dewan (Ministerpräsident) auf, da er sich mit dem jungen regierenden Fürsten, einem Neffen des Verstorbenen, nicht verstand. Sein Nachfolger war mir gegenüber anscheinend neutral. Ungefähr ein Jahr später aber gelang es dem durch mich — ohne mein Zutun, nur durch Sir Mirzas Reformbestrebungen — verdrängten Kollegen, mich nach Bangalore, der Hauptstadt von Mysore-State, transferieren zu lassen. Dort war zwar ein ungefähr gleich großes Spital, aber kein Medical College, also keine Professur.

Um diese Zeit wurde Sir Mirza als Chief-Minister nach Jaipur, einem alten Rajputen- Staat in der Nähe von Delhi, berufen. Alsbald begann er, von ihm geschätzte Staatsbeamte von Mysore nach Jaipur einzuladen, um sich dort einen Stab zu bilden, der ihm völlig ergeben war. Unter den Eingeladenen befanden sich neben Ingenieuren, Verwaltungsfachleuten etc. auch zwei Ärzte: der amerikanische Chefchirurg und ich selbst, der Herzspezialist, als der ich zunehmend bezeichnet wurde. Da es damals in Jaipur keine Universität und keine Medizinschule gab, kam eine Professur nicht in Betracht, und da der Maharaja, ein berühmter Sportsmann, und seine Familie jung und gesund waren und einen tüchtigen Hofarzt hatten, war meine Konsiliartätigkeit recht beschränkt. Hingegen hatten wir ein

ziemlich modernes, genügend geräumiges Spital, das ein weites Arbeitsfeld bot. Ich zögerte fast ein Jahr, bevor ich die in mancher Beziehung reizvolle Einladung zum Orts- und Postenwechsel annahm, und ich muß sagen, daß ich diesen Entschluß nie bedauert habe. 1941 verlegten wir unseren ganzen Haushalt samt Auto, Chauffeur, einem Diener und einer Köchin und unserem geliebten Spaniel nach Jaipur, wo uns zuerst eine nette Wohnung im Hause des Finanzministers und nach einigen Wochen ein schönes Haus aus dem Besitz des Maharajas mit großem Garten und eigenem Gärtner zugewiesen wurden. Die Verzögerung der Hauszuweisung hatte besonders angenehme Ursachen: Das Haus wurde weitgehend modernisiert, zu den vier Badezimmern und ins Ordinationszimmer, das sich in einem einige Meter entfernten kleinen Haus befand, wurde Fließwasser eingeführt, in den Klos automatische Spülung und im ganzen Haus ein Kühlsystem durch fließendes Wasser, für das die Rohre gelegt werden mußten. Es waren herrschaftliche Quartiere, die wir Sir Mirza verdankten.

Alles schien glatt zu gehen, bis drei Jahre nach unserer Ankunft in Jaipur auch hier eine Universität gegründet wurde und naturgemäß ein Medical College entstand. Der peinliche Umstand, daß das Wiener Doktorat in Indien nicht anerkannt wurde und Nostrifizierung nicht eingeführt war, ergab so große Schwierigkeiten, daß meine Frau und ich 1948 nach London flogen, um zu erkunden, wie diese sehr ernsten Schwierigkeiten überwunden werden könnten. Vergeblich! London litt noch außerordentlich unter den Nachwirkungen des Krieges, das tägliche Leben war noch sehr „grau", und die zuständigen Kollegen zeigten keine besondere Neigung, einem „fast“ Feind das Leben zu erleichtern. Die Lösung wurde etwa ein Jahr später in Delhi gefunden, wo das Medical Council, die oberste Behörde, die über Einhaltung der Vorschriften zu wachen hatte, mein Wiener Doktorat freundlicherweise anerkannten, mit speziellem Hinweis auf meine Tätigkeit als Vorstand einer großen medizinischen Spitalsabteilung und besonders auf meine wissenschaftlichen Arbeiten, die in zahlreichen Publikationen vorlagen. 1949 wurde ich zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften FNA (Fellow National Academy of Sciences) gewählt. — Im gleichen Jahr gab ich das Rauchen auf, dem ich seit meinem zwölften Lebensjahr ergeben gewesen war.

1952 besuchten wir zum ersten Mal wieder Wien, blieben aber nur wenige Tage. Die Nähe des russischen Hauptquartieres zu unserem Hotel wirkte nicht gerade anziehend. Wir verbrachten den Urlaub alle zwei bis drei Jahre in Europa, sonst in einer der „Hillstations“ in den Bergen Indiens, zumeist im Nainital, in ca. 2000 m Seehöhe in den Vorbergen des Himalaya-Gebirges gelegen, mit Bahn und Bus leicht zu erreichen und reichlich mit angenehmen preiswerten Hotels ausgestattet.

1952 erreichte ich das damalige indische Pensionsalter von 55 Jahren. Somit endeten meine Lehrtätigkeit und auch meine Pflichten als Chef-Internist. Dagegen konnte ich mich der Bibliothek voll widmen, zu deren Berater ich einige Zeit vorher bestellt worden war. Wir waren nicht schlecht dotiert, aber lange nicht ausreichend für meine Ambition, eine wirklich gute Quelle für die Bedürfnisse der Studenten, der Lehrer und für wissenschaftliche Arbeiten zu schaffen. Um das zu erreichen, wandte ich mich systematisch an alle pharmazeutischen Firmen, deren Produkte im Spital und in meiner Praxis vornehmlich gebraucht wurden. Das Resultat war hoch befriedigend. In den zwanzig Jahren bis zu meinem definitiven Abgang wuchs der Bibliotheksbestand von ca. 600 auf 25.000 Bände. Die Bibliothek galt bald als die „lebendigste“, wenn auch noch nicht die größte, in Indien und wurde schließlich, mehr als ein Jahr nach meiner Rückkehr nach Wien, erst von der College-Direktion und dann bestätigt von der Regierung, nach mir benannt: „Dr. Robert Heilig-Library“ ist die Inschrift, die eine Marmortafel am Eingang trägt und auch auf dem Briefpapier der Bibliothek prangt, eine ungewöhnliche Ehrung in Indien, wo meines Wissens eine solche nur Gandhi, Pandit Nehru oder Mitgliedern seiner engsten Umgebung zuteil wurde. *The Rajastan Medical Journal,* eine von mir gegründete Vierteljahres-Zeitschrift, feierte 1986 sein Silberjubiläum und brachte aus diesem Anlaß einen freundlichen Leitartikel über meine Tätigkeiten: per „seamail“ brauchte das Heft acht Monate, um mich von Indien zu erreichen.

Im November 1971, im Zuge einer Nachtfahrt von Jaipur nach Delhi, erlitt ich einen Herzinfarkt. Ich ließ mich von der Bahnstation direkt ins modernste Spital der Hauptstadt bringen, wo mir von einem meiner ehemaligen Schüler eine hingebungsvolle

Behandlung zuteil wurde. Heute, sechzehn Jahre danach, ist das EKG — unberufen — ganz beruhigend.

Zwischendurch gab es in den ersten zehn bis zwölf Jahren unseres Aufenthaltes in Mysore und Jaipur einige Malaria-Infektionen, die jedes Mal mit Atebrin und Plasmochin ausgeheilt wurden. Diese Infektionen wurden meist anläßlich beruflicher Besuche bei oft weit entfernten Maharajas erworben. Seit ca. 25 Jahren habe ich von den Malaria-Parasiten — dem Himmel sei Dank — nichts mehr gespürt. Während der 35 Jahre, die wir in Indien weilten, publizierte ich, oft gemeinsam mit einem oder zwei Assistenten, 155 Arbeiten in englischer Sprache in indischen und amerikanischen Zeitschriften. Viele befaßten sich mit klinischen Erfahrungen in der Behandlung von Koronar-Erkrankungen, Hakenwurm-Infektionen und Anämien, mit Verbesserungen im medizinischen Unterricht oder mit der Diät unserer vorwiegend vegetarischen Patienten. Allgemeines Interesse und Aufnahme in die meisten Textbücher der Tropenmedizin fand meine Beobachtung von Flecktyphus in Mysore: selbst die Fotografien der Patienten, die ich zur Klarstellung des klinischen Bildes dem Text beigefügt hatte, wurden in einem der Textbücher komplett wiedergegeben. Eine andere Serie von Publikationen mit Beobachtungen anderer Art waren acht Arbeiten zur Frage der Populationsbeschränkung, ein Problem, das ich als von entscheidender Bedeutung für Indien betrachte. Premierminister Nehru, der bis dahin wenig Interesse für dieses heikle Problem bekundet hatte, lud mich zu einer Besprechung ein, der auch der mir wohlbekannte Populationsminister beiwohnte. Seit diesem Tag blieb „population control“ ein Dauerbrenner der indischen Regierungspolitik und wurde von Nehrus Enkel, dem tödlich verunglückten älteren Sohn von Indira Gandhi, zu seinem wichtigsten Betätigungsfeld. Dieses Problem stellt eines von Indiens schwierigsten Problemen dar, weil bei den Hindus, die die überwältigende Majorität von Indiens Bevölkerung bilden, ein Sohn bei den Begräbnisritualen für den Vater unbedingt nötig ist. Bei der sehr hohen Kindersterblichkeit dieses Landes wird es als wünschenswert angesehen, einen zweiten Sohn als Reserve zu haben. Bei Mohammedanern sind mehr gefühlsmäßige als religiöse Motive maßgebend, die allerdings nur für solche Familien gelten, wo mehr als eine Ehefrau vorhanden ist. Wenn eine der Ehefrauen ein Kind gebärt, sollte es die andere auch tun, um sich nicht zurückgesetzt zu fühlen.

Nach meiner Rückkehr aus dem Spital in Delhi spürte ich die Privatpraxis als große Belastung, der sich zu entziehen sehr schwer war. Wir bereiteten daher die Heimkehr nach Wien vor, was durch einen freundlichen Beschluß der Krankenkasse und Pensionsanstalt sehr erleichtert wurde. Die beiden hatten mir eine bescheidene Pension bewilligt, in Anerkennung meiner Tätigkeit bis 1938. Innerhalb des Jahres, das bis zu unserer Abreise verging, verlieh mir der Deutsche Bundespräsident das Bundesverdienstkreuz I. Klasse, gefolgt von der Verleihung des Ehrenkreuzes für Wissenschaft und Kunst durch den österreichischen Bundespräsidenten Kirchschläger. Das schloß die bunte Reihe ab, die 1916/17 mit fünf Tapferkeitsmedaillen begonnen hatte und in den sechziger Jahren mit einer kanadischen und päpstlichen Medaille für kulturelle Tätigkeiten fortgesetzt worden war.

Im Frühjahr 1973 war es dann soweit, und anfangs April brachte uns die Air India nach Wien, wo wir sehr freundlich empfangen wurden, sodaß wir uns sogleich wieder zu Hause fühlten.

JOSEF SCHNEEWEISS

Hitler in Spanien schlagen!

Ich hätte Österreich im September 1936 nicht verlassen müssen. Meine Eltern lebten in guten finanziellen Verhältnissen. In zwei Jahren hätte ich wahrscheinlich mein Medizinstudium abgeschlossen. Ich sah aber, daß Österreich mit seinem austrofaschistischen Regime Hitlerdeutschland auf die Dauer nicht widerstehen konnte. Als Student erkannte ich deutlich, was los war: Zwei Drittel meiner Kollegen waren Nazis oder sympathisierten mit ihnen. Die Exekutive war von Nationalsozialisten durchsetzt. Charakteristisch war, daß sich am 25. Juli 1934 ein Nazikriminalbeamter (Angehöriger der SS-Standarte 89) mit dem Bundesleiter der Vaterländischen Front in einem Kaffeehaus treffen wollte, um ihn über den bevorstehenden Sturm der SS auf das Bundeskanzleramt zu informieren. Im letzten Augenblick schreckte der Kriminalbeamte vor dem Hochverrat zurück. Zu den Polizeidienststellen hatte er kein Vertrauen.

Ich hoffte, die faschistische Welle, die sich über Europa ausbreitete, in Spanien aufhalten zu können. In meinem Vaterland sah ich keine Möglichkeit. So war mein Verhalten atypisch für die österreichische Emigration. Insgesamt wählten gleich mir siebzehnhundert Österreicher im Lauf des Spanischen Bürgerkrieges, für Spanien und Österreichs Freiheit zu kämpfen.

Die Prägung, daß ich so handelte, wie ich gehandelt habe, erhielt ich in meinem Elternhaus. Mein Vater, ein hoher Beamter der Zentralsparkasse, war durch den Ersten Weltkrieg Sozialdemokrat geworden. Früher war er wie seine ganze Familie christlichsozial.

Mein Vater war ein sehr gebildeter Mann. Er beherrschte mehrere Sprachen, war musikalisch und dem klassischen Humanitätsideal ergeben. Es war daher kein Zufall, daß ich die Dichter und Schriftsteller anderer Völker genauso liebte wie die meiner Muttersprache.

In der fünften Mittelschulklasse trat ich der Vereinigung sozialistischer Mittelschüler bei und wurde Funktionär. Später war ich auch Funktionär des Verbandes sozialistischer Studenten. Zwei Tage vor dem 12. Februar 1934 erkrankte ich an einem Peritonsillarabszeß und wurde in der Poliklinik operiert. Meine illegale Tätigkeit in meinem Bezirk wurde im Juli 1934 durch einen Nervenzusammenbruch unterbrochen. Ich hielt mich ein Jahr von politischer Aktivität zurück und machte mein erstes Rigorosum. Im Jänner 1936 wurde ich Mitglied des Vereinigten Roten Studentenbundes.

Die Nachricht vom Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges erhielt ich in Bodensdorf am Ossiacher See, wo ich in einem einfachen Hotel wohnte, das eine getarnte linke Studentengruppe gemietet hatte. Ich war von der Nachricht aus Spanien fasziniert und hatte schon damals die Absicht, als Freiwilliger dorthin zu gehen. Es dauerte aber noch einige Wochen, bis ich den Entschluß durchführte. Ich erkundigte mich bei einigen Freunden, ob sie mitmachen wollten, erhielt aber überall eine abschlägige Antwort. So stellte ich mich am 2. oder 3. September 1936 auf die Bundesstraße 1 und fuhr per Autostop durch Österreich, die Schweiz, das Rhönetal abwärts bis Marseille und dann weiter nach Nimes. Dort konnte ich mit Hilfe eines sozialistischen Abgeordneten in einen Flüchtlingszug aus Irun einsteigen und erreichte bei Cebere Port-Bou die spanisch-französische Grenze.

Meinen Eltern hatte ich gesagt, ich würde eine Tippeltour durch Österreich, die Schweiz, das Rhönetal und über Oberitalien zurück machen. Nur mein Bruder kannte das wahre Ziel meiner Reise. In Barcelona geriet ich zuerst in eine anarchistische Kaserne. Am nächsten Tag meldete ich mich im Hotel Colon auf der Plaza de Catalunya, wosich der Sitz der PSUC, der Vereinigten Sozialistischen Partei Kataloniens, befand. Man schickte mich nach Saria, wo sich in einem früheren Nonnenkloster neben anderen marxistischen Milizen ein Teil der Centuria Thälmann befand. Es war die erste Einheit, die deutschsprachige Antifaschisten in Spanien zusammenfaßte. Nach vierzehn Tagen Ausbildung kamen wir an die Aragonfront. Dort wurde ich am 28. Oktober bei einem Nachtangriff maurischer Truppen verwundet und verlor den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand.

Wenn ich an diese Zeit in Spanien zurückdenke, muß ich sagen, ich habe nie wieder in meinem Leben so begeisterte Menschen gesehen. Aber schon damals machte sich die ausländische Intervention bemerkbar. An der Front bombardierten uns Caproniflugzeuge. Auch Barcelona wurde von italienischen Flugzeugen angegriffen. Sie kamen aus Mallorca, wo die Generale im Juli gesiegt hatten. Zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit wurde eine friedliche Zivilbevölkerung von feindlichen Flugzeugen angegriffen. Nach einem Spitalsaufenthalt in Barcelona arbeitete ich im Verwundetendienst der PSUC. Da mich diese Arbeit nicht befriedigte, meldete ich mich Ende Februar zu den Internationalen Brigaden und fuhr nach Albacete. Dort war die Basis dieser Freiwilligen-Regimenter, die Ende Oktober 1936 aufgestellt wurden.

Ich kam an die Jaramafront in das Feldspital der 15. Brigade, deren Chef Dr. Walter Fischer war, der Bruder von Ernst Fischer. Im Spanischen Bürgerkrieg waren etwa zwanzig österreichische Ärzte und Ärztinnen und zwei Medizinstudenten — davon war einer ich — in der Internationalen Brigade. Ich kannte die Hälfte persönlich oder lernte sie kennen: Neben Dr. Walter Fischer, Dr. Fritz Jensen, der Brigadearzt war, war Dr. Ernst Amann mit mir in der Centuria „Thälmann“, Dr. Walter Freudmann arbeitete im Colmenar de Oreja im selben Feldspital. Dr. Lizzi Brauner lernte ich im Spitalszentrum Benicasim kennen. Dr. Hans Kaiser arbeitete in einem Spital im Hinterland, ebenso der Medizinstudent Nazi Bauer. Dr. Emanuel Edel kannte ich noch als Demonstrator am Medizinisch-Chemischen Institut in Wien. Er war Truppenarzt bei einem französischen Bataillon. Weitere österreichische Ärzte waren: Dr. Siegfried Badian, Dr. Anita Hammermann, Dr. Friedrich Hautmann, Dr. Karner, Dr. Heinrich Kent, Dr. Hans Landesberg, Dr. Henrico Ranzenhofer, Dr. Oskar Sigall und Herr und Frau Dr. Langer.

Mein Wunsch, eine Offiziersschule zu besuchen, wurde in Albacete mit dem Hinweis auf meine Handverletzung abgelehnt. Dort erkrankte ich an einer infektiösen Gelbsucht, lag drei Wochen im Spital und kam schließlich in das große Spitalszentrum der Internationalen Brigaden zur Rekonvaleszenz nach Benicasim. Nachdem ich mich von der Erkrankung erholt hatte, wurde ich für einige Monate Leiter der Kulturarbeit für alle Deutschsprachigen. Es waren dort immer etwa hundertfünfzig Deutsche, Österreicher und Schweizer.

Vor dem Durchbruch der Franco-Truppen ans Mittelmeer im April 1938 führte ich den letzten Lazarettzug nach Norden Richtung Barcelona. Dort arbeitete ich bis zum Abzug der Interbrigaden im Oktober 1938 in der Rekrutierungskommission. Damals war klar, daß wir den Krieg verlieren werden.

Mit der Commission Medical, deren Sekretär ich war, besuchte ich Spitäler, in denen Angehörige der Internationalen Brigaden lagen. Wer nicht mehr kriegsdiensttauglich war, wurde in sein Heimatland zurückgeschickt.

Im Oktober 1938 wurden die Internationalen Brigaden von der Front zurückgenommen. Die spanische Regierung erhoffte sich, daß auch Franco die deutschen und italienischen Truppen zurückziehen werde. Das war natürlich nicht der Fall.

Es begann eine traurige Zeit. Mitte Oktober bis Ende Jänner warteten wir in einem Städtchen südlich der Pyrenäen, daß uns ein Land aufnehmen werde. Für unsere Genossen aus den demokratischen Ländern war das kein Problem. Die Deutschen, Italiener, Polen, Österreicher, Ungarn, Jugoslawen und viele andere konnten aber nicht in ihre Heimat zurückkehren. Auf sie wartete Gefängnis, das KZ oder vielleicht die Todesstrafe.

Die Sowjetunion nahm nur die Schutzbündler, die dort in der Emigration waren, und einige Kriegsinvaliden. Ein Hoffnungsstrahl war Mexiko. Das Land war bereit, Hunderte unserer Kameraden aufzunehmen. Die französischen Behörden verhinderten jedoch, daß sie das Schiff in Bordeaux erreichten. Der Zug kam wieder zurück. Ich selbst wollte nach England.

Zu Weihnachten 1938 begann die Offensive Francos gegen Katalonien. Ende Jänner 1939 wurden wir aufgerufen, noch einmal zu den Waffen zu greifen, um den Zusammenbruch der spanischen Republik zu verhindern. Wir schützten den Rückzug. Eine halbe Million Flüchtlinge ergoß sich über die spanisch-französische Grenze. Die Intervention Hitlers und Mussolinis führte zum Sieg Francos in Katalonien. Zwei Monate später zog Franco als Sieger in Madrid ein.

Zehntausend Angehörige der Legion Condor(Berufssoldaten und Offiziere der Deutschen

Wehrmacht) und fünfzigtausend italienische Soldaten und Schwarzhemden waren ein eminent starkes militärisches Potential. Die Sowjetunion unterstützte die spanische Republik, aber das Mittelmeer wurde durch italienische Unterseeboote blockiert.

Eine ungeheure Erbitterung hatte sich in unseren Herzen angesammelt. Hätte uns Frankreich die Waffen geliefert, die wir brauchten, wäre der Spanische Bürgerkrieg anders ausgegangen. Aber genauso wie das republikanische Spanien wurden auch Österreich und die Tschechoslowakei von den Westmächten im Stich gelassen. Die militärische Überlegenheit der Faschisten war so groß wie die der Alliierten in den letzten Tagen des Dritten Reiches. Das demokratische Frankreich hatte gegenüber Franco-Spanien eine dritte Front. Zwei andere hatte es an der deutsch-französischen und an der italienisch-französischen Grenze.

Einige Tage vor dem 12. Februar 1939 passierte ich in einem Sanitätsauto die Grenze und landete im französischen Internierungslager Argeles. Ein Stück Strand am Mittelmeer war mit Stacheldraht eingezäunt. Eingeborenen-Truppen bewachten uns.

Die ärmsten Emigranten in Frankreich waren neben den spanischen Flüchtlingen die internierten Angehörigen der Internationalen Brigaden. Sie vegetierten an der untersten Stufe des Lebens. Die französischen Behörden versuchten, uns in die Fremdenlegion zu pressen. Ich war durch Zufall von der Hauptmasse der deutschen und österreichischen Freiwilligen getrennt, was ich nicht bedauerte. Ich entging damit der kommunistischen Bevormundung. Nur langsam kam ein geregeltes Leben in Gang. Es gab anfangs keine Baracken, kein Essen, keine sanitären Anlagen. Es ist im Februar auch am Mittelmeer kalt. Nach einem Monat kam ich ins Lager Barcares! Dort erkrankte ich plötzlich an hohem Fieber und kam ins Lagerspital. Die spanischen Ärzte waren zu mir sehr freundlich, und ich konnte als Krankenpfleger bleiben.

Ich schrieb jeden zweiten Tag einen Brief an Freunde in demokratischen Ländern, sie sollten mir helfen, herauszukommen und in ihrer Heimat Aufnahme zu finden. Mein Freund Peter Griebichler hatte von meinen Eltern Geld bekommen, das er mir in kleinen Beträgen aus Paris sandte. Schließlich hatten meine Hilferufe Erfolg. Eine Jugendfreundin, die nach England emigriert war, sowie die Tochter eines Labourabgeordneten, die ich von Spanien kannte, hatten sich für mich eingesetzt. Am 4. August 1939 wurde ich aus dem Lager Barcares entlassen und kam in das Heim des „Britischen Komitees für spanische Flüchtlinge" nach Narbonne. Ich sollte mit einem der nächsten Transporte nach England.

Am 23. August 1939 wurde der deutsch-sowjetische Pakt abgeschlossen. Am 1. September 1939 begann der Zweite Weltkrieg. Es war nun unmöglich, nach England zu gelangen. Ich hätte mich sofort der französischen Polizei zur neuerlichen Internierung stellen müssen. Unter der britischen Flagge war ich jedoch vom Zugriff der französischen Behörden geschützt. Die englischen Bergarbeiter aus Wales, die das Heim, eine alte Likörfabrik, erhielten, konnten uns kein Geld mehr schicken. So arbeiteten wir sechs Wochen bei der Weinernte in der Umgebung von Narbonne. Die Mehrheit der Insassen des Heimes waren spanische Intellektuelle und ihre Familien. Sie konnte anfangs Dezember nach San Domingo ausreisen. Etwa zwanzig Emigranten blieben zurück, darunter auch ich. Ich hatte nicht einmal einen Paß, da er mir in einem spanischen Spital gestohlen worden war.

Wir arbeiteten durch Vermittlung einer französischen Hilfsorganisation in der großen Pulverfabrik in Toulouse. Die Schwierigkeit bestand vor allem darin, daß ich keine Papiere hatte, nur eine Arbeitsbewilligung auf den Namen JoséSchnexes. Das war keine Fälschung durch mich, der französische Beamte der betreffenden Dienststelle hatte meinen Namen nicht lesen können. Am 28. April 1940 wurde ich in Toulouse verhaftet, landete im Militärgefängnis und kam schließlich in das Internierungslager Catus. Dort waren deutsche und österreichische Emigranten, alles Hitlergegner. Wir sollten als Arbeitssoldaten eingesetzt werden. Ich erlebte das vollkommene Chaos des französischen Zusammenbruches. Wir wurden zuerst nach Norden in die Nähe von Paris transportiert. Wir sahen die Flüchtlingsströme aus Belgien und Nordfrankreich. In Tours wären wir in unserem Zug beinahe gelyncht worden. Es befanden sich sehr viele Flüchtlinge im Bahnhof. Die französische Begleitmannschaft hatte auf unseren Viehwaggon „Gestapo und SS" geschrieben. Dann ging es weiter nach Süden ins Massif-Central. Wir kamen in eine alte Papierfabrik in Tence im Departement Haute-Loire. Dort sollte ein Lager für invalide Arbeitssoldaten errichtet werden.

Als der Waffenstillstand in Kraft trat, waren die deutschen Truppen 20 km von unserem

Lager entfernt. Der sehr freundliche Lagerkommandant, ein alter Volksschuldirektor, sagte: „Versuchen Sie nicht zu flüchten, die Bevölkerung könnte Sie für verkleidete Fallschirmjäger halten und erschlagen."

Die Anspannung unserer Nerven war enorm. Wir wußten nicht, ob man uns als Antifaschisten und Spanienkämpfer sofort an die Wand stellen würde. Nach einer Woche kam eine Abordnung der Waffenstillstandskommission aus Wiesbaden. Schon vorher waren alle Internierten, die nach Deutschland zurück wollten, den deutschen Truppen überstellt worden. Die Kommission war nur an den nichtjüdischen Internierten interessiert. Mehr als zwei Drittel unserer Mitgefangenen waren Juden. Ich lehnte damals die Überstellung ins Dritte Reich ab. Zum Schluß sagte ein SS-Offizier in schwarzer Uniform: „Wenn ihr nicht heimkommt, könnt ihr mit den Juden verrecken."

Wir erhielten jetzt bessere Verpflegung und hatten vormittags und nachmittags Ausgang. Natürlich wurden wir abends abgezählt, ob alle anwesend waren.

Bei einem Spaziergang in die Umgebung lernte ich eine junge Französin aus Saint Etienne kennen. Wir verliebten uns. Es waren die schönsten Wochen für lange Zeit.

Im Oktober kam es zu einer Kontroverse mit dem neuen Lagerkommandanten, einem Offizier der Fremdenlegion und Anhänger der Regierung in Vichy. Wir waren alle zum Appell angetreten. Wir sollten alle unsere Koffer abgeben, damit wir nicht mit ihnen fliehen konnten. Unsinnigerweise hatten einige deutsche Juden das Lager verlassen, um in ihre Wohnungen in das von den Deutschen besetzten Paris zu gehen. Mein Nebenmann rief: „Vive le General de Gaulle!"

Die Folge war, daß wir in das viel schlechtere Lager Gurs am Fuße der Pyrenäen abtransportiert wurden. Die Unterbringung in den Baracken war elendig. Wir lagen auf verwanztem Stroh, zu essen gab es fast nichts. Es war lehmiger Boden, man versank bei Regen im Morast. Es gab täglich zahlreiche Todesfälle. Kurz vor unserer Ankunft waren dreitausend deutsche Juden aus Irrenanstalten nach Gurs gebracht worden.

Es ging das Gerücht um, die Vichy-Regierung wollte uns zum Bau der Trans-Sahara-Bahn nach Afrika schicken. Inzwischen hatte ich erfahren, daß die KP einen Spanienkämpfer nach Österreich zurückgeschickt hatte, um zu erfahren, was uns dort drohte. Wir hatten jedenfalls nicht mit der Todesstrafe zur rechnen. Ein deutscher Spanienkämpfer (Reichsbannermann), der auf der Flucht aus Buchenwald einen SS-Mann erschlagen hatte, riet mir: „An deiner Stelle würde ich nach Deutschland zurückkehren. Mich kostet es den Kopf." Ich traf im Lager auch Dr. Pick, einen unserer Vortragenden bei den Sozialistischen Mittelschülern. Er sah prononciert jüdisch aus und war im KZ Buchenwald gewesen. Im Vergleich zu ihm hatte ich mehr Überlebenschancen.

Eine tiefe Depression hatte sich meiner bemächtigt. Ich war nahe daran, meinem Leben ein Ende zu machen. Ich hatte Niederlage auf Niederlage erlebt: in der Weimarer Republik, am 12. Februar 1934, den verzweifelten Kampf der spanischen Republikaner, die Niederlage der französischen Republik. Sollte ich in der Sahara verrecken? Ging ich in Deutschland zugrunde, so konnte ich wenigstens noch einmal meine Eltern sehen.

Die KPÖ gab die Parole aus: Gesicht zur Heimat! Das sollte heißen, man sollte nach Österreich zurückkehren und sich je nach Möglichkeit in den Widerstand einschalten. Ich fragte mich nur, wo hatte ich mehr Möglichkeiten, den Krieg zu überleben. Ich fürchtete mit Recht, daß Hitler auch nach dem unbesetzten Frankreich greifen würde.

Ich meldete mich, wie einige Dutzend politischer Emigranten, nach Deutschland zurück. Es war natürlich eine tiefe Demütigung. Den Vormarsch Hitlers aufzuhalten, war ich im September 1936 ausgezogen, als besiegter Hitlergegner zog ich das Zuchthaus oder KZ einer weiteren Emigration vor.

Als ein Trupp Geschlagener, zum Teil Zerlumpter, wurden wir von der Guarde Mobil an die Demarkationslinie gebracht. Es war Abenddämmerung. Der Teil Frankreichs, aus dem wir kamen, war erhellt, dort, wo wir hingingen, war absolute Verdunkelung. Keiner von uns erhob die Hand zum Hitlergruß, als wir an der Hakenkreuzfahne vorbeizogen.

An der Demarkationslinie wurden wir von der Deutschen Wehrmacht übernommen. In der nächsten Stadt erhielten wir in einem Restaurant Tee und belegte Brote. Obwohl 47 Jahre seither vergangen sind, weiß ich noch heute, wie enttäuscht ich war, weil wir keine warme Mahlzeit bekamen. Nach fünf Stunden Eisenbahnfahrt kamen wir nach Paris und wurden in

einem Hotel untergebracht. Man verlangte Papiere. Ich gab meinen spanischen Militärpaß ab. Am nächsten Vormittag wurden fünfzehn Leute aus unserer Gruppe von der deutschen Militärpolizei verhaftet und in das Gefängnis Sante gebracht. Ich war vier Monate in Einzelhaft. Es gab sehr wenig zu essen, und ich fror. Nur einmal wurde ich kurz vernommen, der SS-Mann sagte: „Die Heimatgestapo wird über den Fall entscheiden."

Ende März wurde ich plötzlich entlassen und fuhr mit einem Rückwanderertransport nach Saarbrücken, wo ich neuerlich von der Gestapo verhaftet wurde. Ich hielt mich dort drei Wochen auf. Dann ging es mit einem Sammeltransport in einem Zellenwagen mit mehreren Unterbrechungen bis Wien ins Polizeigefangenenhaus.

Ich wurde am Morzinplatz von dem Gestaporeferenten für die Spanienkämpfer einvernommen. Es stellte sich heraus, daß er über mich bestens informiert war. Ein Cousin von mir war 1937 als illegaler Nazi verhaftet worden und hatte der österreichischen Staatspolizei höhnisch gesagt: „Mich als deutschen Mann sperren sie ein, meinen roten Cousin lassen sie aber nach Spanien ausreisen." Daraufhin wurden alle meine Briefe, die über eine Pariser Deckadresse an meine Eltern gingen, spoliiert, fotokopiert und erst dann weitergeleitet. Der Gestapobeamte kündigte mir einen Prozeß vor dem Volksgerichtshof an. Dann konnte ich meine Eltern und meine Schwester fünf Minuten sprechen.

Am 11. November 1941 war der Prozeß vor dem 5. Senat des Volksgerichtshofes. Ich wurde zu 2 Jahren und 4 Monaten Zuchthaus wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt. Anfang Dezember kam ich nach Stein an der Donau. Am 24. Dezember 1941 wurde ich dort plötzlich entlassen und kam auf die Rossauerlände in Wien (Polizeigefangenenhaus), wo mir einen Tag später der Schutzhaftbefehl zugestellt wurde. Das bedeutete die Einweisung in das KZ Dachau. Es wurden nur gegen ganz wenige Spanienkämpfer Prozesse durchgeführt.

Ende Jänner wurde ich nach Dachau überstellt. In derselben Gruppe befand sich ein österreichischer Spanienkämpfer, der wegen einer Zeugeneinvernahme nach Wien geholt worden war. Er erklärte mir genau, was bei der Aufnahme geschehen würde. Auf der politischen Abteilung würde ich gefragt: „Warum bist du da?" Ich mußte antworten: „Rotspanienkämpfer." Ein beinamputierter Krimineller erhielt gleich eine Ohrfeige. Man mußte sich duschen, die Haare wurden abgeschnitten, man erhielt die Sträflingskleidung, Holzpantinen und eine Mütze, mit der man aussah wie ein Idiot. Man wurde ärztlich untersucht, und dabei wurde nachgesehen, ob man Goldzähne hatte. Ich kam auf den Zugangsblock. Schon auf der politischen Abteilung traf ich den Spanienkämpfer Willi, den ich aus der Centuria kannte. Er war dort als Photograph beschäftigt gewesen. Noch am Tag meiner Einlieferung besuchte mich am Abend Sepp Lebersdorfer, ein Medizinstudent, der ein führender Funktionär der Roten Studenten gewesen war. Er warnte mich, politische Gespräche mit Leuten zu führen, die ich nicht sehr gut kannte, sonst drohten mir 25 Doppelschläge auf die Kehrseite, was manchmal zu tödlichen Nierenblutungen führte.

Nach vier Wochen auf dem Zugangsblock kam ich auf den Block der Spanienkämpfer. Ich war in einer ungünstigen Situation, da ich weder Schuster, Schneider, Koch noch Metallarbeiter war. Als Arzt oder Medizinstudent durfte ich nicht im Lagerspital arbeiten. Das Überleben im Lager hing von einem guten Kommando ab. Als nicht Eingeteilter konnte man jederzeit in ein anderes KZ verschickt werden, wo in jedem Fall schlechtere Überlebenschancen bestanden.

Jeder Häftling hatte den Eindruck, mit einem Fuß im Grab zu stehen. Es gab eine eigene Lagersprache: „Paß auf, du gehst auch durch den Kamin." Gemeint war das Krematorium. Oder der Ausdruck „Mit den Augen arbeiten", das hieß, man arbeitete schnell, wenn ein SS-Posten zusah, im anderen Fall langsam oder überhaupt nicht. Einen gewissen Einfluß hatte das Häftlingspersonal, das Verwaltungsaufgaben durchführte. So gelang es, den einen oder anderen zu schützen, was bei den Spanienkämpfern im allgemeinen der Fall war, die im Lager ein gewisses Ansehen genossen. Ohne die Solidarität der politischen Gefangenen hätten viele später führende Politiker das Lager nicht überlebt. In Dachau gab es viele deutsche Kommunisten und einige Sozialdemokraten in wichtigen Positionen. Die Befehle der SS mußten natürlich durchgeführt werden. Ich erhielt zweimal Ohrfeigen, einmal von einem Kapo, der aber bald darauf von einem alten Häftling zur Rede gestellt wurde, und einmal von einem SS-Gärtner.

Die ersten sechs Monate waren für mich sehr hart. Ich mußte häufig das Kommando wechseln. Ohne Kommando bekam man keine Brotzeit. Sie aber war für das Überleben äußerst wichtig. Manchmal überlegte ich, ob es nicht besser wäre, in den elektrisch geladenen Stacheldraht zu laufen. Eine Flucht aus dem Lager war ganz unmöglich.

Anfang August 1942 kam ich über Vermittlung von Major Eifler (militärischer Leiter des Republikanischen Schutzbundes) in das Lagerspital. Wegen der Versuchsstationen hätte ich dort nicht arbeiten dürfen. Ich gab mich als Philosophiestudent aus. Ich war zuerst auf der HNO-Abteilung, dann auf der Abteilung für kleine Chirurgie. Eines Tages wurde ich auf die Versuchsstation Block 5 versetzt. Dort experimentierte der berüchtigte Stabsarzt der Luftwaffe Dr. Rascher mit Unterkühlungsversuchen. Es war ein gräßlicher Anblick, einen Menschen — auch wenn es ein Krimineller war, der mehrere politische Häftlinge am Gewissen hatte —, mit einem Thermometer im Mund, unter der Achsel und im Anus zu sehen, wie er in einem Bassin mit eiskaltem Wasser knapp über dem Gefrierpunkt hing. Alle fünfzehn Minuten erfolgten Blutabnahmen (komplettes Blutbild, Blutsenkung, Blutzucker, Reststickstoff etc.) Daneben lagen Handschellen und Gummiknüttel. Die Versuche dauerten zwei bis drei Stunden, dann wurden die Versuchspersonen mit heißem Wasser übergossen. Da ich eine Laboruntersuchung in begreiflicher Erregung verpatzte, drohte Rascher, mich bei einem der nächsten Versuche zu verwenden. Es war höchste Zeit, daß ich dort verschwand. So wurde ich Kapo des Kommandos Totenkammer. Ich hatte einen tschechischen und einen polnischen Arzt und zwei polnische Medizinstudenten unter mir. Wir hatten drei Räume, einen für die fünfzehn Transportsärge, ein Präparationszimmer und den Sezierraum. Histologische Untersuchungen konnten nicht durchgeführt werden. Es wurde aber über jeden Fall ein Protokoll geführt. Alle Häftlinge, die im Lagerspital starben, mußten seziert werden. Besonders wichtig war die Sektion der Häftlinge der Versuchsstationen. Die toten Häftlinge auf den Invalidenblöcken wurden nicht seziert. Außer der Rascher-Station gab es noch die septische Versuchsstation auf Block 1 und die Malariastation auf Block 3. Die Versuchsobjekte auf Block 1 waren deutsche katholische Priester, denen der SS-Arzt Pus (Eiter) intravenös spritzte. Es gab zwei Behandlungsmethoden: Die Fälle, die mit homöopathischen Präparaten behandelt wurden, gingen alle zugrunde. Die Fälle, die Sulfonamide erhielten, hatten eine gewisse Chance, zu überleben. Auf der Malariaversuchsstation gab es wenig Todesfälle (Überdosierung durch Pyramidon). Ein furchtbares Erlebnis war die Sektion von drei jungen Juden, die vorher im Krematorium gearbeitet hatten, und die wir persönlich kannten. Dr. Rascher führte die Versuche bei ihnen absichtlich ad exitum.

Im Frühjahr 1944 wurde ich auf der Internen Abteilung als Oberpfleger eingesetzt. Von diesem Zeitpunkt an durften Ärzte im Lagerspital arbeiten. Auf einem Block lagen in drei Sälen 200 bis 300 Patienten in Stockbetten. Es entsprach der rassistischen Einstellung der Nazis, daß sie zu einem deutschsprachigen Medizinstudenten mehr Vertrauen hatten als zu einem holländischen, jugoslawischen und russischen Arzt, die mir unterstellt waren. Die Kollegen konnten bei mir nach freiem Ermessen handeln, und ich mußte nur informiert sein und deckte alles nach oben. Bei uns lagen sehr viele eitrige Rippenfellentzündungen, die punktiert wurden. Es gab einzelne kardiale Fälle, da diese schon in den ersten 14 Tagen im KZ starben, und auffallend wenig Karzinome. Fälle mit Durchfallserkrankungen lagen auf Block 7. Wir hatten nur wenige Medikamente, und es war wichtig, sie gerecht zu verteilen. Entscheidend war auch die Aufnahme in die Abteilung, die Vergabe von Betten. Tuberkulosefälle kamen auf Block 5. Im Lagerspitai konnte niemand länger bleiben als zwei Monate. Er wurde dann auf Invalidentransport geschickt und in der Nähe von Linz vergast.

Schon 1943 hatten wir eine Typhusepidemie im Lager. Ein Freund von mir pflegte unseren späteren Bundeskanzler Dr. Figl. Furchtbar war es aber, als im Jänner 1945 Fleckfieber ins Lager eingeschleppt wurde. Das Lager war für 8000 Personen gebaut, jetzt hatten wir einen Belag von 30.000. Von meinen drei internen Krankensälen ließ ich zwei ausräumen und belegte sie mit den ersten Fällen. Der erste Fall wurde von einem jugoslawischen Arzt entdeckt, wir anderen hatten die Krankheit früher noch nicht gesehen. Der Infektionsblock 7 hatte als Oberpfleger einen Fleischhauer, von ihm konnte man entsprechende Maßnahmen nicht erwarten.

Die Situation glich immer mehr einem Inferno. Es verstärkten sich die Luftangriffe auf München, tagsüber warfen die Amerikaner die Bomben ab, nachts die Engländer. Die Lebensmittelrationen wurden auf die Hälfte gekürzt. Immer neue Transporte aus anderen evakuierten KZs kamen nach Dachau. Wir hatten nur ganz wenig Kreislaufmittel. Wichtig war die Entlausung, die Reinigung, bevor die Patienten ins Bett gelegt wurden. Wir waren alle nicht geimpft. Wer eine Laus bei sich entdeckte, wartete mit großer Spannung die nächsten zehn Tage ab — so lange dauert die Inkubationszeit.

Eines Tages wurden Zeitungen *(Münchner Neueste Nachrichten* und *Völkischer Beobachter)* nicht mehr in das Lager gelassen. Die Kriegslage war also sehr schlecht. Je näher das Ende des Dritten Reiches kam, umso größer wurde unsere Lebensgefahr. Nach einem später bekanntgewordenen Befehl sollten alle Insassen getötet werden, keiner in die Hände der Feinde fallen. Besonders ausgelöscht werden sollten die jugoslawischen Partisanen, die Russen und die Spanienkämpfer. Wir von der Totenkammer und von den Versuchsstationen, die Zeugen zahlreicher Verbrechen, fühlten uns besonders bedroht.

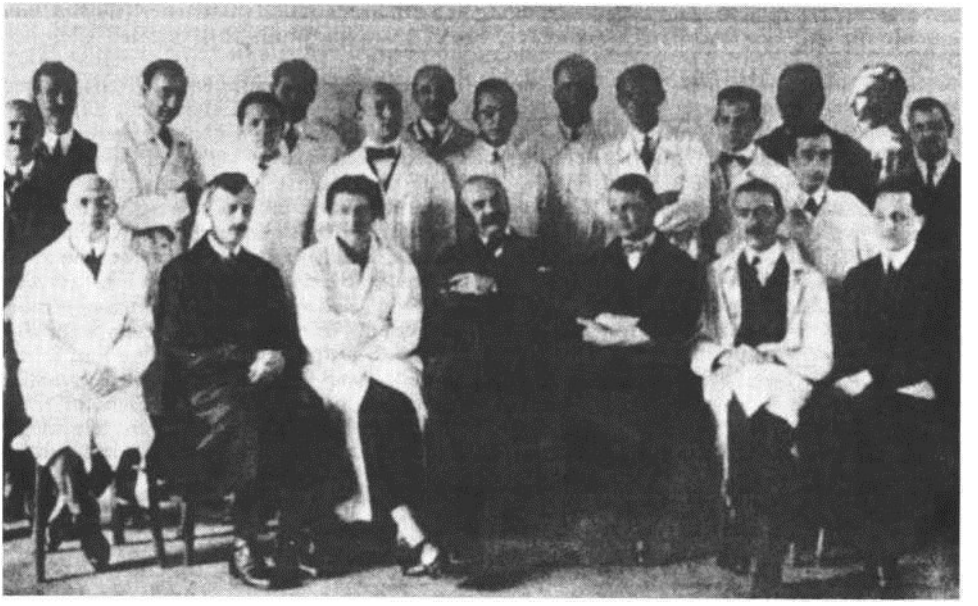
Am 26. April 1945 kam der Befehl, daß vorläufig zehn Marschkolonnen das Lager verlassen sollten. Man hörte in der Ferne bereits das Donnern der Artillerie. Ich war ursprünglich als Sanitäter zu Block 10 eingeteilt. Da der russische Arzt, der bei Block 8 eingeteilt war, bitterlich weinte, sprang ich für ihn dort ein. Wir marschierten in den Abendstunden ab. Außer mir waren in unserer Marschkolonne noch sechs Sanitäter und fünfhundert litauische Jüdinnen. Sie waren kurz vorher ins Lager gekommen. Wir marschierten in der Nacht und kampierten tagsüber in einem Gehölz in der Nähe von München, und es bestand die Gefahr, daß alliierte Flieger uns für marschierende Soldaten hielten. Als wir anhielten, sagte eine alte Frau auf der Straße ganz offen: „Ihr Armen, bald werdet ihr erlöst sein.“ Die Münchner waren betroffen, weil auch eine ganze Reihe deutscher Häftlinge zu hören und zu sehen waren. Die zweite Nacht verbrachten wir südlich von München.

Am 28. April gelang mir südlich des Starnbergersees die Flucht. Ich zog mit einem zweiten Häftling einen kleinen Wagen, auf dem sich Sanitätsmaterial und eine Ziege befanden. Diese hatte uns ein Hauptsturmführer aufgedrängt. Bei einer starken Steigung blieb unser Wagen weit zurück. Der begleitende SS-Mann kaufte sich ein Bier. In diesem Augenblick kam ich mit einem Passanten ins Gespräch. Ich sagte: „Ich bin Student und politischer Häftling und möchte fliehen.“ Er erwiderte: „Nicht weit von hier ist ein Wald, dort versteck’ dich, ich bring’ dir Kleider.“

Nach einer Viertelstunde sagte ich dem SS-Mann: „Ich muß austreten.“ Ich ging in den Wald und lief immer tiefer hinein. Er schrie mir nach, ich ließ mich aber nicht aufhalten. Es waren aufregende Stunden, die ich im Wald verbrachte. An dem Tag war mein 32. Geburtstag. Ich konnte nicht nur von der SS getötet werden, sondern auch von der Bevölkerung, die Angst vor plündernden KZlern hatte. Ich hörte motorisierte Kolonnen an mir vorbeifahren. Endlich bei Einbruch der Dunkelheit klopfte jemand laut an die Scheune, in der ich mich versteckt hatte, und schrie: „Holla, Wiener“! Es war mein Retter. Ich zog die Häftlingskleidung aus und erhielt eine Soldatenmütze, eine Militärjacke und eine Zivilhose. Das Motorrad des Herrn Donatello funktionierte nicht. So nahm uns ein Militärfahrzeug mit. Herr Donatello wohnte in einem kleinen Ort in der Nähe der Hauptdurchgangsstraße. Dort versteckte er mich zwei Tage auf dem Dachboden. Am 30. April zu Mittag kam eine amerikanische Vorhut in den Ort. Die dort stationierten Truppen ergaben sich. Mein Retter war ein kleiner Nazi, der beim Münchner Magistrat angestellt war. Durch mich verschaffte er sich ein Alibi. Ich war gerettet. Nach einigen Tagen kehrte ich mit einem Geleitbrief ins KZ zurück. Man begrüßte mich im Lager wie einen vom Tode Auferstandenen. Ich pflegte noch fleckfieberkranke Häftlinge, und am 15. Juli 1945 kehrte ich nach vielen Hindernissen nach Wien zurück.

Oben: Josef Schneeweiß, um 1937

Rechts: Josef Schneeweiß 1937 an der Jarama-Front in Spanien



Julius Tandler mit seinen Mitarbeitern im Anatomischen Institut der Universität Wien (zu Seite 815)

ALFRED GISEL

Julius Tandler

Julius Tandler verließ Österreich 1936. Wohl war er nicht in seiner leiblichen Existenz gefährdet, er fühlte sich aber im Ständestaat entwürdigt, geächtet und vor allem außerstande, sein wissenschaftliches Werk hier fortsetzen zu können.

Es ist gerechtfertigt, die Biographie knapp zu halten; sie liegt ja, von Karl Sablik subtil recherchiert und dokumentiert, bereits in Buchform vor.[1]

Julius Tandler. Geboren: 16. Februar 1869 in Iglau (Jihlava), Vater: Moritz (1843), Mutter: Rosalia (1848). Übersiedlung nach Wien 1872. Sechs Geschwister. Kindheit und Jugend in dürftigsten Verhältnissen. Mäßige Schulleistungen: 10 Jahre Gymnasium! Matura 1889. Erfolgreiches Medizinstudium, gefördert vom Professor der Anatomie, Emil Zuckerkandl. Promotion 1895; Assistent an der Ersten Anatomischen Lehrkanzel. Privatdozent 1899; Konversion zur römisch-katholischen Kirche. 1900 Heirat mit Olga Klauber (1876). A.o. Prof. 1903. Militärdienst: 1892; 1895/96: Assistenzarzt; 1914: Regimentsarzt. 1910 Ordinarius, o. Prof, für Anatomie, Vorstand der Ersten Anatomischen Lehrkanzel. 1914—1917 Dekan der Medizinischen Fakultät. 1919/20 Unterstaatssekretär, Leiter des Volksgesundheitsamtes im Staatsamt für soziale Fürsorge. 1920—1934: amtsführender Wiener Stadtrat für Wohlfahrtswesen und soziale Verwaltung. 1936 Tod in Moskau.

AKADEMISCHES LEHRAMT

Schon Tandlers erste Publikationen wiesen hohe wissenschaftliche Qualifikation aus, seine außerordentliche Lehrbefähigung wurde allseits anerkannt. In Gemeinschaft mit Klinikern verfaßte er Standardwerke für chirurgische Disziplinen; an seinem vierbändigen *Lehrbuch der Systematischen Anatomie des Menschen* arbeitete er von 1912 bis 1929.

Als Nachfolger seines Lehrers Zuckerkandl begann er seine Antrittsvorlesung am 18. Oktober 1910 mit einer ihn charakterisierenden Passage, die auf seine Kindheit hinweist: „Beklommenen Herzens, doch nicht frei vom Gefühl stolzer Genugtuung...“, aber er hätte auch Grund gehabt, anzufügen: doch auch empört über die antisemitischen Ausfälle im *Deutschen Volksblatt,* er wäre „mehr Jude als Anatom ...“

Ein Meister der Definition, sprach er, was er sich überlegt hatte, immer pointiert aus, und verstörte damit bald manche Kollegen der Fakultät:

Wissenschaftliche Forschung verlangt Genauigkeit, zweckdienliche Lehre kann ihrer oft entraten, und wieviel Gedankenarmut verbirgt sich oft hinter Genauigkeit! Wer die Körner eines Sandhaufens zählt, leistet Genauigkeit, fördert er auch die Wissenschaft? Wer eine Gegend beschreibt, so daß der andere sich in ihr zurechtfindet, lehrt und hilft, ohne daß er die Zahl der Bäume, die Höhe der Steine beschreibt und genau anführt...

Prägende Kindheitserlebnisse bewegten ihn, sein wissenschaftliches Interesse dem Lebensablauf und der ererbten Konstitution zuzuwenden. Er differenzierte die Menschen in Normo-, Hypo- und Hypertoniker (Tonus = die Spannkraft der Muskulatur; A. G.) und glaubte, Schwierigkeiten der sozialen Einpassung wären eben in der angeborenen Qualität des Reagierens begründet: *Der Kampf ums Dasein ist nicht aufgebaut auf Mitleid und charitative Tätigkeit, sondern ist ein Kampf, in welchem der Stärkere und Tüchtigere schon im Interesse der Erhaltung der Art siegen muß und siegen soll.* Eine seiner prägnanten Thesen, „Das Volk ist das organische Kapital des Staates“, kündigte sein kommendes soziales Engagement an. Und dieses zwang ihn, am 24. März 1916 in der „Gesellschaft der Ärzte“ einen Vortrag zu halten, der ihm Beachtung und Kontroversen eintrug. Er deklarierte:

Dieser Krieg ist weder ein Rassenkrieg, noch ein nationaler Krieg, vielmehr der Krieg bestimmter Interessensgruppen und demnach vor allem ein ökonomischer Krieg.

Später wurde er noch deutlicher (22. März 1918): *Es ist der alte Fluch des Imperialismus, daß er in der Sucht nach Landerwerb und in der Gier nach Macht die Bewirtschaftung seines organischen Kapitals vergißt und Menschen für Land und Macht solang auf den Markt wirft, bis er an Mangel des organischen Kapitals zugrundegeht.*

Er wußte, daß seine Vorstellungen von Volkswohlfahrt nur über politische Einflußnahme zu verwirklichen sind: *.. .der enge Zusammenhang zwischen ärztlicher Kunst und Volkswohlfahrt macht die Ärzte von vornherein zu aktiven Politikern.*

Enger wurden seine Kontakte zu führenden Politikern der Sozialdemokratischen Partei, aber auch Kaiser Karl lud ihn noch zur Aussprache ein.

POLITISCHE AKTIVITÄT

Tandler wurde, nach einem Zwischenspiel in der Staatsregierung (1919), amtsführender Stadtrat für Wien (1920) und zu einem der großen Baumeister des „Roten Wien"; ein Gefühlssozialist, der seine Kindheitserlebnisse und, vor allem, die tiefe Liebe zu seiner Mutter in seine politische Aktivität einbrachte. Wegen seiner Neuschöpfungen im Sozialwesen wurde er international bekannt und ein hochgeschätzter Experte des Völkerbundes. Das Kollegium der Fakultät empfand ihn als Außenseiter, die Mehrheit der Wiener verehrte ihn als Wohltäter der Bedürftigen, der unermüdlich für die Benachteiligten kämpfte. Aber eine Minderheit beargwöhnte jede seiner Maßnahmen; für die Sprecher dieser Minderheit war er ein Familienfeind, ein Leugner aller christlichen Werte, wie es für einen Juden, Freimaurer und Marxisten ja selbstverständlich sei. Schmähungen im Gemeinderat und in der Presse nahm er anscheinend gleichmütig hin, sie trafen ihn aber viel tiefer, als er zugab. Immerhin äußerte er sich einmal, daß er nicht „die dicke Haut des Politikers" hätte.Die antisemitische und antimarxistische Woge wurde — parallelflutend mit der in Deutschland — auch hierzulande immer höher (erinnert sei an die von Weihrauch und Weihwasser assistierte Ankündigung vom bevorstehenden „Köpferollen der Asiaten").

CHARAKTER UND RESIGNATION

Tandler *forderte* die Gemeinschaft zu Hilfeleistungen für die Schwachen auf, denn diese hätten ein *Recht auf Beistand.* Aber *er förderte,* wenn er Mitarbeiter brauchte, die Großen, Kräftigen, besonders wenn sie blond waren, für die er eine Vorliebe hatte; (auch seine Frau war stattlich und ein heller Typ); von ihnen wären, nach seiner These zur Konstitutionslehre, engagierte Bereitschaft und besonderes Durchsetzungsvermögen zu erwarten.

Seine Bewegungen waren bedächtig, er war eitel, sentimental und eine seltsame Mischung von Romantik und Realismus. Als akademischer Lehrer war Tandler Autorität und agierte autoritär;[2] auch im politischen Leben war er ein Autokrat, befürwortete dynamisch-demokratisches Vorgehen, aber dort, wo er zuständig war, mußte geschehen, was er wollte. Einwände gegen seine Anordnungen hörte er sich an, berücksichtigte sie aber nur selten. Sein Sarkasmus war stadtbekannt und bei Prüfungen von den Kandidaten gefürchtet. Von den für die Offiziere der k.u.k. Armee geltenden Vorschriften übernahm er, gleichsam als oberster Dienstherr der im städtischen Krankenhaus angestellten Ärzte, die Anordnung, daß diese um eine Verlängerung ihres Dienstverhältnisses binnen dreier Tage anzusuchen hätten, wenn sie sich verheirateten. Es bedurfte intensiver Interventionen und Diskussionen in Gremien der Partei, bis dieser sogenannte „Zölibatsparagraph" aus der Dienstordnung verschwand.

Tandler war nicht mehr gesund, hatte Durchblutungsstörungen; er wurde müde, und immer öfter kam ihm der Gedanke „des freiwilligen und rechtzeitigen Abschieds". Er hatte „ein ungutes Gefühl, den Platz nicht ganz ausfüllen zu können und den auszufüllen man alle Fähigkeiten hat". In „leichter Benommenheit" fragte er sich, „ob es denn nicht besser sei zu gehen und einem Jüngeren, einem Tüchtigeren die Bahn frei zu machen". Er sehnte

sich „nach Freiheit des Handelns, deren erste und älteste Offenbarung sich in jugendlichem Wandertrieb äußert“.

Schließlich (1933) erbat er sich Urlaub sowohl in der Stadtverwaltung als auch im zuständigen Ministerium, in dem er die Absicht äußerte, mit dem 65. Lebensjahr in Pension zu gehen. Sektionschef Löwenstein „sagte in äußerst liebenswürdiger Art, er habe das, was ich eben über meinen Rücktritt gesagt habe, nicht als Ministerialbeamter, sondern als Privatperson gehört, könne es daher auch gar nicht zur Kenntnis nehmen“.

Tandler folgte einer Einladung der chinesischen Regierung. Auf seine Anfrage — es war ihm ein diesbezügliches Gerücht zu Ohren gekommen — antwortete ihm der Dekan Ernst Pick, „daß er eine solche Pensionierung — von amtswegen — für ausgeschlossen halte“. Es kam aber anders.

Am 14. Februar 1934 erfuhr Tandler vom Aufruhr in Wien; er schrieb ins Tagebuch: *Und ich sitze hier fern von alldem und kann nicht mitkämpfen, nicht mitleiden... Es gibt nur eines: Nachhause. Hier tötet Sehnsucht, würgt Pflichtgefühl. Es gibt auch eine Pflicht des Mitleidens. Ich kann die Arbeiter nicht allein lassen, ich gehöre zu ihnen: daher Nachhause — so rasch als möglich. Bekennen ist Pflicht und vielleicht auch Tat.*

RACHE UND BRÜSKIERUNG

Tandler fuhr mit der transsibirischen Eisenbahn über Moskau — dort erfuhr er in einem Brief seines Sohnes Wilhelm (1904), daß er bereits pensioniert worden sei — nach Wien. Ankunft 17. März., 2.05; 4.20 Gang in die Polizeidirektion, 5.00 Beginn der Einvernahme, 9.00 Inhaftierung. Man nahm ihm Brille, Hosenträger, Schuhbänder; nie kam Tandler über die Schäbigkeit der ganzen Prozedur hinweg. Er war maßlos erregt über *die moralische Disqualifikation, die bei der Besetzung von Ministerposten durch den Verfall demokratischer Anständigkeit eingetreten war... Damit war ich also von meiner Stellung als Universitätslehrer entlassen, und das in der eben angeführten Art und Weise... Herr Dr. Schuschnigg war um diese Zeit nicht nur Unterrichts-, sondern auch Justizminister.* Gegen das Gesetz war die Pensionierung noch vor dem 65. Geburtstag verfügt worden.

Bald nach seiner Entlassung ging er auf Reisen; niemand hatte ihm, wenn man ihm schon das Lehren nicht mehr zugestand, in Wien eine Arbeitsstätte angeboten, um seine anatomischen Vorhaben fortsetzen zu können; daß ihm öffentliches Wirken unmöglich gemacht worden war, traf ihn nicht so sehr. Seine Freunde, er hatte nur wenige, waren in Haft.

EMIGRATION UND ILLUSION

Voll Erbitterung und in der Absicht, „denen werde ich es noch zeigen“, nahm er das Angebot der neuen großen weltpolitischen Macht, der Sowjetunion, an, für ihre Völker gesundheitspolitisch zu raten und zu planen; er erhielt einen Konsultantenvertrag. Am 2. Februar 1936 verließ er Wien. In Moskau hatte er ein Zimmer im Hotel National und mochte sich nicht eingestehen, daß er seine Arbeitskraft in so fremder Umgebung und faktischer Isolierung — er konnte nicht Russisch — falsch eingeschätzt hatte. Er vertrug das Essen nicht und litt immer häufiger unter Herzbeschwerden. In schlechter Laune rügte er den Dolmetscher, der Arzt war: „Wenn er der Assistent Professor Tandlers wäre, käme er erstens morgens pünktlich und zweitens frisch rasiert.“

Über all das entschädigte ihn die Parade der Massen am 1. Mai, die an der Tribüne, auf die zu kommen er geladen war, vorbeizogen. Er war begeistert von der blühenden Jugend, den Athleten, den Kolonnen der Werktätigen, dem Wald an roten Fahnen ... Aber sowie er wieder in seinem Zimmer war, schrieb er an das zuständige Amt: *Wenn Hunderttausende Menschen vom frühen Morgen an so viele Stunden auf der Straße sind, dann pflegen sie auch gewisse Bedürfnisse zu haben, die befriedigt werden müssen. Nun fehlt es aber in Moskau an öffentlichen Bedürfnisanstalten. Und so sah ich denn am ersten Mai Ströme von Urin aus den*

Haustoren sich auf die Straßen ergießen, und er schloß seine Vorstellungen von notwendigen Maßnahmen an.

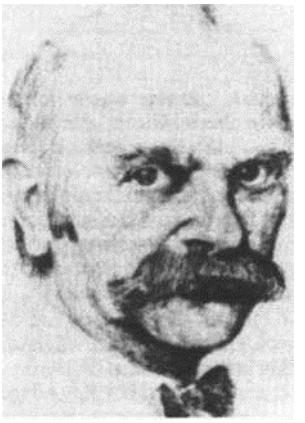
In dem letzten Brief (10. August 1936) an den einstigen Wiener Gemeinderat und Kinderarzt Doz. Dr. Josef Friedjung, einem seiner wenigen Vertrauten, schrieb er, die Wiener Fakultät sei „theomedicinisch" geworden, ihr Niedergang nicht aufzuhalten,.... *übrigens, was geht es mich an. 40 Jahre habe ich Anatomie unterrichtet. 25 Jahre habe ich im Colleg gerauft. Genug. All das liegt weit, weit hinter mir. Ohne äußeren Anlaß denk ich gar nicht dran. Nur die vielen Schüler auch hier in M. erinnern sich und mich an die längst vergangenen Zeiten. Hier leb ich in der Zukunft, und das ist viel schöner. Hier schaff ich wiederfür das, was wird. Hier raufe ich. arbeite ich. Ringsum regt es sich, es ist eine Lust zu leben. Ich bin kein Pensionist, kein abgetaner Raunzer... Grüß die, die noch zu mir zu stehen den Mut haben, lächle für mich über die vielen Marketender des Kampfes und spucke für mich auf die verlausten Seelen.*

Leb wohl. Dein Jul. T.

Seine Vertreibung aus dem Lehramt verdrängte er, hat sie aber nicht überwunden. Wie einst im Kollegium „raufte" er auch in Moskau, glaubte jedoch an den Erfolg seiner Bemühungen und war befriedigt, daß er *hier* nicht „abgetan" war ... Aber schon wurden die Herzbeschwerden immer häufiger und intensiver, schließlich ordnete der konsultierte Internist Dr. Lewin[3] die Überführung ins Kreml-Krankenhaus an. Dort war Tandler kein bequemer Patient: „Wenn schon krepieren, dann gleich", sagte er einem lieben Schüler, Professor Alfred K. George (dieser war der vorletzte Besucher am Krankenbett, der letzte war ein ehemaliger Kommandeur des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold"). Nach zweitägigem Aufenthalt im Krankenhaus starb Tandler in der Nacht vom 25. zum 26. August 1936. Sein Leichnam wurde nach Wien gebracht und hier eingeäschert. Trauergäste wurden perlustriert, viele abgewiesen. Eine schlichte Urne umschließt seine Asche. Aber er lebt im neuen Wien weiter.

Anmerkungen:

1 Karl Sablik, *Julius Tandler. Mediziner und Sozialreformer.* Wien 1983.
2 1938 verließen viele seiner Mitarbeiter das Anatomische Institut und Österreich für immer; genannt seien nur einige: Louis Bergmann, Johanna Bulowa, Ernst Burian, Karl Goldhamer, Benno Schlesinger, Harry Sicher, Rudolf Singer, Hans Weiss; sie alle haben sich in ihrer neuen Heimat bewährt.
3 Hingerichtet im stalinistischen Ärzteprozeß.



Julius Tandler. Bleistiftzeichnung von Alfred Gisel

HELMUT GRÖGER

Josef K. Friedjung

Im Rahmen meines Beitrages über Josef Friedjung möchte ich versuchen, sein aktives Wirken im geistig-kulturellen und politischen Leben Wiens sowie seine vielfache Verbundenheit mit diesem Lande darzustellen. Besonders hervorheben möchte ich dabei aber seine Bedeutung für die Psychoanalyse.

Josef Friedjung wurde am 6. Mai 1871 in Nedwieditz, einem mährischen Dorf unweit von Brünn, als Sohn eines deutschliberalen jüdischen Kaufmannes und Gastwirtes geboren. Er wuchs in einer kinderreichen Familie zweisprachig auf und besuchte die tschechische Volksschule. Schon im Kindesalter kam er zur höheren Schulbildung nach Wien, wo er das akademische Gymnasium[1] besuchte und mit Auszeichnung abschloß. Er wollte sich zuerst ganz der Musik widmen und studierte am Konservatorium Klavier und Komposition. Aufgrund des frühen Todes des Vaters und der dadurch entstandenen schwierigen finanziellen Situation der Familie entschied er sich dann aber für das Studium der Medizin. In seiner Studienzeit war er auch als Erzieher, leitend im Akademischen Turnverein und gegen Ende als Volontärarzt tätig; er promovierte 1895.[2]

Seine weitere Ausbildung erhielt Friedjung als Einjährig-Freiwilliger an der Allgemeinen Poliklinik bei den Professoren Stoffella und Reuß,[3] wo er schon als Student gearbeitet hatte, und am Garnisonsspital Laibach. Er entschied sich dann für das damals noch sehr junge Gebiet der Kinderheilkunde und begann mit seiner Facharztausbildung an der Universitäts-Kinderklinik Berlin bei Prof. Heubner.[4] Von 1897 bis 1904 war Josef Friedjung Assistent am Kinderspital der Wiener Allgemeinen Poliklinik (unter Prof. Monti),[5] wo auch seine ersten Publikationen entstanden.[6] Anschließend trat er in das „I. Öffentliche Kinder-Kranken-Institut“ ein, an dem er 1911 Abteilungsvorstand und später stellvertretender Direktor wurde.[7] 1919 übernahm er die Leitung des vom Verband der Genossenschaftskrankenkassen von Wien und Niederösterreich neu geschaffenen Kinderambulatoriums im 21. Wiener Gemeindebezirk.[8]

Im Jahre 1920 habilitierte sich Friedjung an der Universität Wien als Dozent für Kinderheilkunde,[9] unter anderem mit den Arbeiten „Die Pathologie des einzigen Kindes“[10] und „Erlebte Kinderheilkunde — eine Ergänzung der gebräuchlichen Lehrbücher“;[11] Thema seines Probevortrages war „Erkrankungen des Kindesalters infolge eines schädlichen Milieus“.[12] Von 1921 bis 1936 hielt er regelmäßig Vorlesungen an der Universität, unter anderem mit den Themen „Über Zusammenhänge von Erziehung und Erkrankungen des Kindesalters“, „Soziale Gesichtspunkte in der Kinderheilkunde“, „Das normale und krankhafte Triebleben des Kindes“.[13]

1925 übernahm er dann die Leitung des Kinderambulatoriums der Arbeiterkrankenversicherungskasse in Wien-Ottakring, die er bis 1934 innehatte.[14] Daneben unterhielt er in all den Jahren eine Privatpraxis, die bald weit über das übliche Maß hinaus bekannt war.

Seit 1909 gehörte Friedjung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung an.[15] Geprägt durch seine Tätigkeit als Erzieher in der Studienzeit,[16] hatte er schon zu Beginn seiner pädiatrischen Laufbahn der psychischen Dimension des Kindes Beachtung geschenkt, wie die „Demonstration einiger Fälle der typischen Form der Kinderhysterie“ in der k.k. Gesellschaft der Ärzte in Wien vom 6. März 1903 zeigt.[17] Er bezieht sich darauf auch in der *Zeitschrift für Kinderpsychiatrie* in dem Sigmund Freud zum 80. Geburtstag gewidmeten Heft unter dem Titel „Organische Ausdrucksmittel der Kinderneurose“: *Als ich vor mehr als 34 Jahren auf dem Weg zur Wiederentdeckung der später sogenannten rezidivierenden Nabelkolik der Kinder.. ,*[18] *beim Studium der Literatur mit dem seither berühmt gewordenen Buch von Breuer und Freud bekannt wurde..., gewöhnt, überall in der Krankheitslehre an das anatomische Substrat zu denken, sah ich hier mit einem Male den Blick vornehmlich auf die Funktion gerichtet, die unter dem Einfluß seelischer Energie eine Wendung ins Krankhafte nehmen konnte.*

Alltägliche, zu wenig beachtete Beobachtungen erschienen aber damit allmählich in neuem Lichte, gewannen an Bedeutsamkeit…[19]

Ebenso hatte die kindliche Sexualität, jedoch zunächst mehr im Sinne der Sexualaufklärung und Sexualerziehung, seine Beachtung gefunden.[20]

Durch freundschaftliche Beziehung zu Paul Federn[21] und Eduard Hitschmann[22] mit dem Kreis um Sigmund Freud in Kontakt gekommen, nahm Friedjung am ersten Internationalen Kongreß für Psychoanalyse in Salzburg (am 26. April 1908) teil.[23] Am 27. Oktober 1909, in der 84. Sitzung, wurde er mit dem Vortrag „Was kann die Kinderheilkunde von der Psychoanalyse erwarten?"[24] in die „Wiener Psychoanalytische Vereinigung" aufgenommen. Er sagte dort unter anderem: *Vor allem ist notwendig, möglichst gründliche objektive Beobachtungen statt subjektiver Angaben zu sammeln und dann per analogiam vom Erwachsenen her auf diese Zustände zu schließen... Von großer Wichtigkeit sind diese Krankheitsbilder wegen ihrer pädagogischen und prophylaktischen Verwertung. Wenn erst die Kinderärzte, Erzieher und Pfleger mit diesen Verhältnissen vertraut sein werden, wird die Zahl der Neurotiker in späteren Jahren erheblich vermindert werden.*

... In vielen Fällen genügt die einfache Milieuänderung oder Änderung in der Einwirkung der Umgebung, um die Symptome zum Verschwinden zu bringen. Es sei jedoch möglich, daß damit eben nur das Symptom geheilt sei, das später sich wieder einstellen könne.[25]

In der anschließenden Diskussion wurde die Praxisbezogenheit hervorgehoben, und Freud sagte unter anderem: *Die Frage, was die Psychoanalyse vom Kinderarzt erwartet, lasse sich allgemein dahin beantworten, daß sie ihre Begründung und Verifizierung von ihm erwarte. All die Dinge, die wir behaupten, gehen aufs Kindesalter (zurück), sind aber natürlich nicht am Kind gefunden. Die Sachen seien erst dann gesichert, wenn sie der Kinderarzt bestätige.*[26]

Josef K. Friedjung war der erste Kinderarzt, der der Psychoanalytischen Vereinigung angehörte, wenn man von Oscar Rie absieht, der aber keine pädiatrischen Beiträge in der Vereinigung leistete.[27] Innerhalb der Vereinigung gehörte er der Gruppe um Alfred Adler an; nach dem definitiven Bruch zwischen Freud und Adler, im Jahre 1911, war er jedoch der einzige dieser Gruppe, der sich für die Psychoanalyse entschied.[28]

Friedjung war es auch, der die direkte Kindesbeobachtung in die Psychoanalyse einbrachte, vieles bestätigen konnte, was die Psychoanalyse zum Teil nur aus der Analyse Erwachsener, also durch Rekonstruktion, erschloß (zum Beispiel die frühkindliche Sexualität), und die Erkenntnisse Sigmund Freuds in der Kinderheilkunde zur Anwendung brachte.

Nach den anfänglich vorwiegend pädiatrischen Arbeiten (von denen jene über natürliche Säuglingsernährung und Infektionskrankheiten hervorzuheben sind)[29] wurde die Erweiterung der Kinderheilkunde um das Verständnis der psychischen Störungen sowie der psychischen Verursachung und Beeinflussung so mancher körperlichen Symptome sein Forschungsgebiet. Er maß der Vorbeugung durch Erziehung und Aufklärung der Eltern sowie der Beobachtung der sozialen Bedingungen wesentliche Bedeutung zu. Sein Interesse galt besonders der Verbreitung der psychoanalytischen Erkenntnisse und ihrer praktischen Anwendung in der Kinderheilkunde und Pädagogik. Er hielt zum Beispiel bereits 1910 den in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung gemeinsam mit Isidor Sadger[30] gehaltenen Vortrag „Zur Psychologie des einzigen und des Lieblingskindes",[31] in erweiterter Form in der „Pädiatrischen Sektion der Gesellschaft für innere Medizin und Kinderheilkunde" in Wien,[32] obwohl ihm die Vereinigung in ihrem Interesse zunächst davon eher abgeraten, letztlich aber doch zugestimmt hatte.

Er sagte dort unter anderem: *Es ist hier nicht der Ort, Hypothesen psychologischer Natur zur Diskussion zu stellen; immerhin möchte ich meine Meinung dahin aussprechen, daß wir hier vor psychischen Mechanismen stehen dürften, die Freud zu seinem Forschungsgebiet gemacht hat.*[33]

Friedjung veröffentlichte zahlreiche Arbeiten in den verschiedensten medizinischen, pädiatrischen, psychoanalytischen und pädagogischen Fachzeitschriften[34] (insgesamt, die frühen pädiatrischen eingeschlossen, waren es nach eigener Angabe bereits 1935 etwa 150),[35] und er war vom zweiten Jahrgang (1927) an ständiger Mitarbeiter der *Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik.*

Von Josef Friedjungs Publikationen seien nur beispielhaft einige angeführt: *Die Erziehung*

der Eltern. Die kindliche Sexualität und ihre Bedeutung für Erziehung und ärztliche Praxis, Akute Psychoneurosen des Kindes, Die geschlechtliche Aufklärung im Erziehungswerke, Grundlagen der psychischen Erziehung und Neurosenprophylaxe, Fehlerziehung in der Pathologie des Kindes,™ sowie seine Beiträge über kindliche Ängste, Einschlafstörungen, Onanie, Kriminalität, Selbstmord, Träume und Eifersucht, aber auch solche wie zum Beispiel *Die asthmatische Reaktion.* [37]

Ich möchte noch hervorheben, daß er sich in der schon anfangs erwähnten Habilitationsschrift und in seinen Vorlesungen, also auch auf akademischem Boden, um die Einführung der Psychoanalyse in die Kinderheilkunde bemühte. So sagte er in seinem Probevortrag zur Erlangung der Venia legendi an der Universität Wien unteranderem: *Besonders tiefe Einblicke gewann uns die von Freud begründete psychoanalytische Forschung, der ich vor allem die Anregung zu der hier eingeschlagenen Forschungsrichtung verdanke.*[38]

1931 vertrat Friedjung in der Diskussion mit Charlotte Bühler,[39] der Begründerin der Entwicklungspsychologie, die den Auffassungen Freuds ablehnend gegenüberstand, den psychoanalytischen Standpunkt.[40]

Es war Friedjungs großes Verdienst, die Erkenntnisse der Psychoanalyse als erster Kinderarzt aufgegriffen und die Bedeutung dieser neuen Dimension für das Kind selbst erkannt zu haben. Er konnte durch die Anwendung der Psychoanalyse in Kinderheilkunde und Pädagogik zu einer neuen Sichtweise und einem tieferen Verständnis der Erkrankungen wie der Erziehungsschwierigkeiten des Kindes wesentlich beitragen und damit echte Pionierarbeit leisten. Daß er der Psychoanalyse ohne Zweifel auch umfassende Bedeutung zumaß, kommt unter anderem in der Würdigung Sigmund Freuds anläßlich dessen 70. Geburtstages in der sozialdemokratischen Monatsschrift *Der Kampf* zum Ausdruck: *Aber wir Sozialisten müssen uns seines Besitzes doppelt freuen, weil seine Lehren und Auffassungen unser Ringen um die Befreiung des Menschen von der psychologischen Seite her befruchteten und befeuerten, weil sie Marxens großes Lehrgebäude sinnvoll ergänzen und psychologisch vertiefen.*[41]

Friedjung war der erste Psychoanalytiker, der als aktiver Sozialist politisch tätig war. Nach vorausgehender Bildungs- und Aufklärungsarbeit im Rahmen von Arbeiterbildungsvereinen (unter anderem im Kampf gegen den Alkoholismus), trat er 1899 der Sozialdemokratischen Partei bei.[42] Als aktiver Funktionär setzte er sich gemeinsam mit Julius Ofner[43] für Frauenrecht, Mutter- und Kinderschutz ein.[44] Er war Kriegsgegner und gehörte dem innerhalb der Sozialdemokratie bestehenden „Verein Karl Marx“, einer der Parteiführung kritisch gegenüberstehenden Gruppe um Friedrich Adler, an. So fand auch bei ihm, der politischen Haltung wegen, nach dem Attentat auf den Ministerpräsidenten Karl Graf Stürgkh eine Hausdurchsuchung statt.[45] Auch Friedjungs Frau (geb. Neumann), mit ihm seit 1905 verheiratet, war aktive Pazifistin.

Ab 1916 war Friedjung als landsturmpflichtiger Zivilarzt[46] an der Balkanfront in Plevlje-Bielopolje (Sandschak), sowie im Militärspital Wien und Bruck an der Leitha, dessen Führung er im Zusammenbruch übernahm,[47] tätig. Im Sommer 1917 leitete er einen Kindertransport von 300 Kindern nach Holland.[48]

Nach 1918 war er Vorsitzender der Gesundheitskommission im revolutionären Arbeiterrat,[49] am 4. Mai 1919 wurde er in den Niederösterreichischen Landtag gewählt.[50] Nach der Trennung Wiens von Niederösterreich im Dezember 1921 wurde Friedjung zunächst in den Stadtschulrat[51] für Wien entsandt, dem er von 1922 bis 1934 angehörte. Dort war er maßgeblich um den schulärztlichen Bereich bemüht.

Bei der Gemeinderatswahl 1923 errang Friedjung — auch für die Sozialdemokratische Partei völlig unerwartet — eines der beiden im Bezirk Innere Stadt zu vergebenden Mandate und gehörte so von 1923 bis 1934 dem Wiener Landtag und dem Wiener Gemeinderat an,[52] wo er als enger Mitarbeiter Julius Tandlers im Ausschuß für Wohlfahrtseinrichtungen, Jugendfürsorge und Gesundheitswesen tätig war.[53] In diesen Funktionen erwarb er sich große Verdienste um die soziale und medizinische Betreuung der Wiener Kinder, insbesondere in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg.

Seine nahe Beziehung zu Tandler setzte Friedjung auch hilfreich für die Psychoanalytische Vereinigung und die Interessen der Psychoanalyse ein. (Außer Friedjung hatte seitens der Psychoanalytischen Vereinigung nur noch Paul Federn persönliche Kontakte zur kommunalen Stadtverwaltung).[54]

1924 konnte er gemeinsam mit Julius Tandler in Vertretung des Bürgermeisters Sigmund Freud zum 68. Geburtstag den Beschluß des Gemeinderates zur Verleihung des Ehrentitels „Bürger der Stadt Wien“ überbringen.[55]

1921 gründete Friedjung die „Wiener Sozialdemokratische Ärztevereinigung", die ihre Tätigkeit mit 28 Mitgliedern begann (unter diesen waren Alfred Adler, Wilhelm Ellenbogen,[56] Julius Tandler, Ludwig Teleky[57]) und bereits 1927 800 Mitglieder zählte — das war damals ein Fünftel der Wiener Ärzteschaft. Er war ihr Obmann und übernahm dann, nachdem in den übrigen Bundesländern ebenfalls sozialdemokratische Ärztegruppen entstanden waren, auch den Vorsitz der 1932 gegründeten gesamtösterreichischen Reichsorganisation.[58] Darüber hinaus nahm er an der Internationalen Karlsbader Tagung der Sozialistischen Ärzte im Mai 1931 teil[59] und war Vorsitzender der Sozialistischen Ärzte Mitteleuropas, deren erster Kongreß 1933 in der Tschechoslowakei stattfand.[60]

Es war Friedjungs Anliegen, nicht nur Standes-, sondern auch Gesellschaftspolitik zu betreiben. So hielt die Wiener Sozialdemokratische Ärztevereinigung zum Beispiel unter seinem Vorsitz eine Tagung über „Schwangerschaftsunterbrechung und Bevölkerungspolitik“ ab. (Die Hauptforderungen waren: Beseitigung der Ursachen des Abbruches, Vorzug der Empfängnisverhütung, medizinische und soziale Indikation des Abbruches sowie wirksame Fürsorgemaßnahmen).[61]

In einer Würdigung zu Friedjungs 60. Geburtstag sagte Julius Tandler: *Sie* [die sozialistischen Ärzte — Anm. d. Verf.] *aber zusammengeführt, sie begeistert zu haben für die Idee des Sozialismus, nicht nur in Gedanken, nicht nur in Worten, sondern, was viel schwieriger ist, in Taten, ist sein Verdienst.*[62]

Friedjung war auch Proponent und bis 1934 Obmann des 1927 als Sektion des ASKÖ (Arbeiterbund für Sport- und Körperkultur Österreichs) gegründeten Arbeiter-Samariter- Bundes,[65] sowie Obmann der „Wirtschaftshilfe für Mittelschüler". Er war mit Paul Federn aktiv im Monistenbund tätig (seit 1917 im Zentralausschuß, 1929 und 1930 als Präsident)[64] und gehörte außerdem den Freimaurern (wie etwa auch Tandler und Hanusch), dem Verein „Bereitschaft“ und dem Freidenkerbund an.[65] Er unterhielt enge Kontakte zum Wiener Kreis der Neopositivisten um Moritz Schlick insbesondere durch den „Verein Ernst Mach“, in dessen Proponentenkomitee er neben Heinz Hartmann,[66] Siegfried Bernfeld[67] und Wilhelm Reich[68] als Psychoanalytiker vertreten war,[69] und gehörte auch dem wissenschaftlichen Beirat des „Akademischen Vereins für medizinische Psychologie" an.[70]

Im April 1926 nahm Friedjung am Ersten Allgemeinen ärztlichen Kongreß für Psychotherapie in Baden-Baden teil.[71]

1930 war er organisatorischer Leiter des Vierten Kongresses der „Weltliga für Sexualreform“ in Wien, nachdem er an den vorangegangenen Kongressen teilgenommen hatte und im internationalen Komitee vertreten war. Sein Referat vor dem Kongreß war dem Thema „Das Recht des Kindes“ gewidmet.[72]

1931 hielt Friedjung auf der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde (deren Mitglied er auch war) in Dresden das Hauptreferat: „Die Physiologie und Pathologie der kindlichen Sexualität“ und konnte erwirken, daß die nächste Tagung in Wien abgehalten wurde.[73]

Ebenfalls im Jahre 1931 schlug Friedjung auf persönliche Bitte des damaligen Wiener Bürgermeisters Karl Seitz eine Berufung nach Ankara aus.[74]

Bereits im Jahre 1933 bekam Friedjung die Vorboten der Vertreibung der Vernunft zu spüren, als ihm anläßlich eines im Rundfunk gehaltenen Vortrages über Erziehung und Schule auferlegt wurde, den Namen Sigmund Freud zu streichen und auch nicht durch Psychoanalyse zu ersetzen.[75]

Zu der für Februar 1934 vorgesehenen Vortragstätigkeit in Riga und an der Warschauer Universität auf Einladung der „Vereinigten Kinder- und Nervenärzte Polens“ kam es nicht.[76] Im Zuge der Februar-Ereignisse wurde er als sozialdemokratischer Gemeinderat verhaftet, ohne daß irgendein gerichtliches Verfahren gegen ihn eingeleitet worden wäre, und zunächst im Wiener Polizeigefangenenhaus, dann im Anhaltelager Wollersdorf gefangengehalten.[77] Trotz Inhaftierung gelang es ihm, die Auflösung des „Vereines zur Errichtung und Erhaltung von Montessori-Kindergärten“, dessen Obmann er war, rückgängig zu machen.[78] (Anna Freud hatte eine besondere Nähe zur Montessori-Pädagogik, hielt ein Seminar für die

Mitarbeiter des Montessori-Kindergartens und übernahm dessen Leitung ab 1937 bis zu ihrer Emigration.)[79]

Dank ausländischer Intervention wurde er zwar freigelassen, verlor aber Ämter und Funktionen;[80] seine Pension wurde gekürzt und ihm eine Zahlung für den Lageraufenthalt auferlegt.[81] Die negativen Auswirkungen für die Privatpraxis waren deutlich zu bemerken und die finanziellen Einbußen insgesamt beträchtlich.[82]

Wegen eines Artikels in der *Arbeiter- Zeitung* („Das Urteil der Ärzte über den Gasschutz"), in dem er sich kritisch mit dem Gastvortrag eines Generalmajors in der Gesellschaft der Ärzte in Wien auseinandersetzte,[83] wurde ein Diziplinarverfahren seitens der Universität gegen Friedjung eingeleitet. Das Verfahren endete mit einem Schuldspruch, von einer Disziplinarstrafe wurde abgesehen.[84]

Die vom Unterrichtsministerium drohende Entziehung der Venia legendi vermochte Friedjung durch Berufung zunächst noch abzuwenden.[85] 1 9 36, nach Vollendung des 65. Lebensjahres, wurde ihm jedoch das Erlöschen der Lehrbefugnis einfach mitgeteilt.[86]

1937 nahm er noch am Ersten Internationalen Kongreß für Kinderpsychiatrie in Paris teil und referierte dort über „Erziehungsberatung im Schulalter".[87]

Dem Zugriff der Nationalsozialisten konnte sich Friedjung zusammen mit seiner Frau 1938 auf Vermittlung der Jewish Agency durch Emigration nach Haifa entziehen.[88] (Sein Sohn Bruno war bereits 1934 aus politischen Gründen emigriert, der ältere Sohn Walter war elf Monate in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald inhaftiert, ehe er dank ausländischer Hilfe ebenfalls emigrieren konnte.[89]) Sein bescheidenes Vermögen wurde eingezogen,[90] die Praxis aufgelöst, seine medizinische Gerätschaft und die Bücher schenkte er dem Rothschildspital bzw. der Gesellschaft der Ärzte.[91]

In Israel (damals Palästina) gelang es Friedjung auf Empfehlung Max Eitingons (der bis zu seiner Emigration 1933 dem Berliner Psychoanalytischen Institut vorstand und 1934 das Psychoanalytische Institut Palästina gegründet hatte), seine Kenntnisse und Fähigkeiten rasch nutzbar zu machen.[92] Er entwickelte eine rege Vortragstätigkeit, vorwiegend über Jugend- und Sexualerziehung im Rahmen des Betreuungsprogrammes der Einwanderungsbehörde für Kinder und Jugendliche („Youth-Immigration"/„Jugendaliyah"), die unter der Leitung von Henrietta Szold stand, und wurde 1940 angestellt.[93]

Anfänglich fuhr Friedjung durch das ganze Land, zu den Gruppen von Kindern und Jugendlichen, die vor dem sich in Europa ausbreitenden Faschismus gerettet werden konnten, und beriet und betreute sie. Nachdem diese Art der Hilfe den wachsenden Anforderungen kaum mehr gerecht werden konnte, wandte er sich vorwiegend der pädagogischen Ausbildung der Erzieher und Jugendleiter auf psychoanalytischer Grundlage zu und tat dies dann von Haifa aus.[94]

Friedjung war aktives Mitglied des „Free Austrian Movement (FAM) of Palestine"[95] und stand ebenso in intensivem Kontakt mit der Leitung und den Ärztekollegen des Free Austrian Movement wie gleichzeitig mit der sozialdemokratischen Emigration in Großbritannien.[96] In dieser Zeit begann er bereits, sich mit den Grundlinien für den Wiederaufbau des Wiener Wohlfahrtswesens zu befassen.[97]

Zu der von ihm unmittelbar nach Kriegsende geplanten, aber auf Anraten der Wiener Parteifreunde aufgeschobenen Rückkehr kam es jedoch nicht mehr. Josef K. Friedjung erlag am 20. März 1946 in Haifa einem Herzinfarkt.[98]

Anmerkungen:

Der Autor arbeitet an einer ausführlichen Biographie über J. K. Friedjung und wäre für sachdienliche Angaben, insbesondere von Personen, die ihn persönlich gekannt haben, äußerst dankbar.

1 Verwaltungsarchiv: 4 Medizin/Friedjung, Akt Bundesministerium für Unterricht 1921, Nr. 1467.
2 Ebda.
3 Ebda.
4 Ebda.
5 Ebda.

6 J. Friedjung, „Zur Pathogenese der Furunculose im Säuglingsalter", in: *Archiv für Kinderheilkunde.* 24/1898. Stuttgart 1898.
7 Vgl. Anm. 1.
8 Ebda.
9 Dekanats-Akt der medizinischen Fakultät der Univ. Wien (1918/19 ZI. 1020; 1920/21 ZI. 798).
10 J. Friedjung, „Die Pathologie des einzigen Kindes", in: *Ergebnisse der inneren Medizin und Kinderheilkunde.* 7/1919. Berlin 1919.
11 J. Friedjung, *Erlebte Kinderheilkunde — Eine Ergänzung der gebräuchlichen Lehrbücher.* Wiesbaden 1919.
12 J. Friedjung, „Erkrankungen des Kindesalters infolge eines schädlichen Milieus (Miliosen)", im Auszug in: *Wiener Klinische Wochenschrift,* 1921; ausführlich unter dem Titel: „Das Milieu als Krankheitsursache im Kindesalter", in: *Deutsche Medizinische Wochenschrift.* 1921. Leipzig 1921.
13 Vorlesungsverzeichnis der Universität Wien 1921 bis 1936.
14 M. Klang, *Die geistige Elite Österreichs.* Wien 1936.
15 H. Nunberg/E. Federn, *Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung.* II. Stuttgart 1977.
16 J. K. Friedjung, „Einige Bemerkungen über Kindererziehung", in: *Der Freidenker,* 1899.
17 Offizielles Protokoll, in: *Wiener Klinische Wochenschrift.* 1903.
18 „Die Diastase der musculi recti abdominis in der Pathologie des Kindes", in: *Verhandlungen der Gesellschaft für Kinderheilkunde,* 74. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte in Karlsbad, 1902. Wiesbaden 1903.
19 J. K. Friedjung, „Organische Ausdrucksmittel der Kinderneurosen", in: *Zeitschrift für Kinderpsychiatrie,* 1936.
20 „Über die sexuelle Aufklärung der Kinder", Bericht über die Sitzung der Österreichischen Gesellschaft für Kinderforschung Feber/März 1908, in: *Zeitschrift für Kinderforschung,* 13. Jg., 9/1908.
21 Paul Federn (1871—1950), Internist, Psychoanalytiker (Vizepräsident der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung von 1924 bis 1938), 1938 Emigration in die USA.
22 Eduard Hitschmann (1871—1958), Internist, Psychoanalytiker (Leiter des psychoanalytischen Ambulatoriums von 1923 bis 1938), Emigration 1939 nach England, 1940 in die USA.
23 E. Jones, *Das Leben und Werk von Sigmund Freud.* 11, 2. Aufl. Bern—Stuttgart—Wien. 1978, 59.
24 H. Nunberg/E. Federn, *Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung,* II. Berlin 1977.
25 Ebda.
26 Ebda.
27 Ebda.
28 S. Freud/C. G. Jung, *Briefwechsel.* Stuttgart 1974, 473, Anm. 3; 493, Anm. 1.
29 J. Friedjung/A. Hecht: „Über Katalyse und Fermentwirkungen der Milch", in: *Archiv für Kinderheilkunde.* 37, 5/6, 1903.
J. Friedjung, „Ikterus in den Prodromen der Morbillen", in: *Allgemeine Wiener medizinische Zeitung,* 15, 60. Jg., 1910.
30 Isidor Sadger (1867— ?), Psychiater, Psychoanalytiker, in der NS-Zeit umgekommen.
31 H. Nunberg/E. Federn, *Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung,* III. Stuttgart 1977.
32 *Mitteilungen der Gesellschaft für Innere Medizin und Kinderheilkunde.* 1911, Nr. 10.
33 J. Friedjung, „Die Pathologie des einzigen Kindes", in: *Wiener Medizinische Wochenschrift.* 1911, 6.
34 Vgl. dazu A. Grinstein, *The Index of Psychoanalytic Writings,* II. New York 1957. (Nicht-vollständige Bibliographie — Anm. d. Verf.)
35 Dekanatsakt der Medizinischen Fakultät der Universität Wien 1934/35, ZI. 1507.
36 *Die Erziehung der Eltern.* Wien—Leipzig 1909.
„Die kindliche Sexualität und ihre Bedeutung für Erziehung und ärztliche Praxis", in: *Ergebnisse der Inneren Medizin und Kinderheilkunde.* 1923.
Akute Psychoneurosen des Kindes", in: *Zeitschrift für Kinderheilkunde.* 1926.
Die geschlechtliche Aufklärung im Erziehungswerke. Wien 1926.
Grundlagen der psychischen Erziehung und Neurosenprophylaxe", in: *Zeitschrift für Kinderheilkunde,* 1927.
Die Fehlerziehung in der Pathologie des Kindes. Wien 1931.
37 „Das Angstproblem im Kindesalter", in: *Zeitschrift für Kinderheilkunde,* 1934.
„Einschlafstörungen der Kinder", in: *Wiener Medizinische Wochenschrift,* 1924. „Über Onanie im Kindesalter", in: *Zeitschrift für Kinderheilkunde,* 1926.
„Kindliche Kriminalität", in: *Medizinische Klinik,* 1924.
„Zur Frage des Kinderselbstmordes", in: *Zeitschrift für Kinderforschung.* 1930.

„Traum eines sechsjährigen Kindes“, in: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse,* 1913.
„Die typische Eifersucht auf jüngere Geschwister und Ähnliches“, in: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse,* 1915.
„Die Asthmatische Reaktion“, in: *Ergebnisse der Inneren Medizin und Kinderheilkunde,* 1937.

38 J. Friedjung, „Das Milieu als Krankheitsursache im Kindesalter", in: *Deutsche Medizinische Wochenschrift,* 1921.
39 Ch. Bühler (1893—1974), 1922 Privatdozentin und 1927—1938 Univ.-Prof. (Entwicklungspsychologie) in Wien, 1938 Emigration nach England, 1945 in die USA.
40 a) Ch. Bühler, „Zum Problem der sexuellen Entwicklung“, in: *Zeitschrift für Kinderheilkunde,* Jg. 1931, 51.
b) J. Friedjung, „Zum Prolbem der Sexualentwicklung“, in: *Zeitschrift für Kinderheilkunde.* Jg. 1932, 52.
c) Ch. Bühler, „Zum Problem der Sexualentwicklung — Replik“, in: *Zeitschrift für Kinderheilkunde,* Jg. 1932, 52.
41 J. Friedjung, „Das Revolutionäre in Freuds Werk“, in: *Der Kampf. Sozialdemokratische Monatsschrift,* Jg. 19, 1926, 6.
42 Verwaltungsarchiv: BKA Generaldirektion für öffentliche Sicherheit 163. 271-34.
43 J. Ofner (1845—1924), Rechtsanwalt, Sozialpolitiker, bürgerlich-demokratischer Reichtagsabgeordneter.
44 Vgl. dazu auch 1. Bloch, *Das Sexualleben unserer Zeit.* 4.—6. Aufl. Berlin 1908.
45 Unveröffentlichtes Material der Universität Bremen.
46 Kriegsarchiv: Landsturmevidenzblatt
47 Vgl. Anm. 45
48 *Arbeiter-Zeitung,* 18. August 1917.
49 Vgl. Anm. 45.
50 Riepl, *Fünfzig Jahre Landtag von Niederösterreich,* 1.
51 M. Klang, *Die geistige Elite Österreichs.* Wien 1936.
52 Patzer, *Der Wiener Gemeinderat 1918—1934.* Wien 1961.
53 Verwaltungsberichte der Stadt Wien.
54 Federn, „Die Beziehung ist nicht so rätselhaft", in: *Sigmund Freud House Bulletin,* 10 1, 1986.
55 S. Freud/K. Abraham, *Briefe 1907—1926.* Stuttgart 1965.
56 Wilhelm Ellenbogen (1861—1951), Abgeordneter, kurzfristig Regierungsmitglied, 1939 Emigration in die USA.
57 Ludwig Teleky (1872—1957), bedeutender Sozialmediziner, 1939 Emigration in die USA.
58 *Der Sozialistische Akademiker.* 35. Jg., 1982, Heft 11/12.
59 Unveröffentlichtes Material der Universität Bremen.
60 Unveröffentlichtes Material, Institut für Zeitgeschichte, München.
61 Vgl. Anm. 58.
62 Unveröffentlicht, aus Nachlaß J. Tandler, Institut für die Geschichte der Medizin, Wien.
63 Akt der Bundespolizeidirektion, Wien V. D. II 10599.
64 Verwaltungsarchiv: BKA Generaldirektion für öffentliche Sicherheit 163.271-34.
65 W. Huber, *Beiträge zur Geschichte der Psychoanalyse in Österreich,* Wien—Salzburg 1978.
66 Heinz Hartmann (1894—1970), Psychiater, Psychoanalytiker, 1938 Emigration in die Schweiz, Frankreich, 1941 in die USA.
67 Siegfried Bernfeld (1892—1953), Psychologe, Pädagoge, Psychoanalytiker, 1936 Emigration in die USA.
68 Wilhelm Reich (1897—1957), Arzt, Psychoanalytiker, Emigration 1933 nach Schweden, 1939 in die USA.
69 F. Stadler, *Vom Positivismus zur wissenschaftlichen Weltauffassung.* Wien—München 1982.
70 W. Huber, *Psychoanalyse in Österreich seit 1933.* Wien—Salzburg 1977.
71 W. Eliesberg (Hrsg.), *Psychotherapie. Bericht über den I. Allgemeinen ärztlichen Kongreß für Psychotherapie in Baden-Baden. 17.—19. April 1916.* Halle a. d. S., 1927.
72 J. Friedjung u. a. (Hrsg.), *Sexualnot und Sexualreform — Verhandlungen der Weltliga für Sexualreform. IV. Kongreß, Wien. 16.—23. September 1930.* Wien 1931.
73 42. ordentliche Tagung der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde, 23.—26. September 1931, Dresden. Vgl. Monatsschrift für Kinderheilkunde Bd. 51/1932.
74 Unveröffentlichtes Material, Institut für Zeitgeschichte, München.
75 Vgl. *Die Psychoanalytische Bewegung.* V/1933, Heft 6.
76 Verwaltungsarchiv: BKA Generaldirektion für öffentliche Sicherheit 160.747-34 und 178.696-34.
77 Verwaltungsarchiv: BKA Generaldirektion für öffentliche Sicherheit 157.545-34.
78 Dekanatsakt der Medizinischen Fakultät der Univ. Wien 1934/35 ZI. 1507.

79 U. H. Peters, *Anna Freud — Ein Leben für das Kind.* München 1979.
80 Unveröffentlichtes Material, Institut für Zeitgeschichte, München.
81 Verwaltungsarchiv: BKA Generaldirektion für öffentliche Sicherheit 315.455.
82 Vgl. Anm. 80.
83 *Arbeiter-Zeitung,* 25. Jänner 1934.
84 Dekanatsakt der Medizinischen Fakultät der Universität Wien (1934/35), ZI. 877.
85 Dekanatsakt der Medizinischen Fakultät der Universität Wien (1934/35), ZI. 1507.
86 Dekanatsakt der Medizinischen Fakultät der Universität Wien (1936/37), ZI. 649.
87 Bericht über den I. Internationalen Kongreß für Kinderpsychiatrie in Paris, 24. Juli bis 1. August 1937, in: *Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik,* XL Jg. 1937 Heft 3/4.
88 Unveröffentlichtes Material, Institut für Zeitgeschichte, München.
89 Ebda.
90 90 Verwaltungsarchiv: Vermögensverkehrsstelle. 984.
91 Ebda.
92 J. Friedjung, „Five Years Psycho-analytical Educational Work among Jewish Youth Immigrants“, in: *Max Eitingon in Memoriam.* Jerusalem 1950.
93 Ebda.
94 Ebda. ..
95 Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Dokumente, Drucksachen und Briefe der Freien Österreichischen Bewegung in Palästina 1941 —1946). ZI. 2740.
96 Unveröffentlichtes Material, Institut für Zeitgeschichte, München.
97 Ebda.
98 Ebda.

Literatur:

„Josef Karl Friedjung zum 60. Geburtstag“, in: *Arbeiter-Zeitung,* 6. Mai 1931.
„Dr. Josef Friedjung gestorben“, in: *Arbeiter-Zeitung,* 27. März 1946.
Der Sozialistische Akademiker, 11/12, 1982.
I. Fischer, *Biographisches Lexikon der hervorragenden Arzte der letzten fünfzig Jahre.* Berlin—Wien 1932.
E. Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus.* Wien—München—Zürich 1981.
H. Gröger, „Kinderarzt, Politiker, Psychoanalytiker — zum 40. Todestag von J. K. Friedjung", in: *Arbeiter-Zeitung,* 31. Oktober 1986.
H. Gröger, „Politiker und Psychoanalytiker — zum 40. Todestag des Wiener Forschers J. K. Friedjung", in: *Wiener Zeitung,* 4. April 1986.
H. Gröger, „Vor 40 Jahren starb Dr. Friedjung“, in: *Der Sozialistische Arzt,* 1/1986.
H. Gröger, „Kinderarzt, Politiker, Psychoanalytiker — zum 40. Todestag von J. K. Friedjung“, in: *Sigmund Freud House Bulletin,* 10/2, 1986.
E. Hitschmann, „Josef K. Friedjung zum 60. Geburtstag", in: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse.* 1931.
W. Huber (Hrsg.), *Beiträge zur Geschichte der Psychoanalyse in Österreich.* Wien—Salzburg 1978.
W. Huber, *Psychoanalyse in Österreich seit 1933.* Wien—Salzburg 1977.
F. Kadrnoska (Hrsg.), *Aufbruch und Untergang.* Wien—München—Zürich 1981.
Kindlers *Psychologie des 20. Jahrhunderts* — Tiefenpsychologie 2. Weinheim und Basel 1982.
M. Klang, *Die geistige Elite Österreichs.* Wien 1936.
A. Magaziner, *Die Vorkämpfer.* Wien—München—Zürich 1979.
F. Patzer, *Der Wiener Gemeinderat 1918—1934.* Wien 1961.
E. Planer, *Jahrbuch der Wiener Gesellschaft.* Wien 1929.
W. Röder/H. A. Strauss (Hrsg.): *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* München—New York 1980.
L. Santifaller (Hrsg.), *Österreichisches Biographisches Lexikon.* Graz—Köln 1957.
F. Stadler, *Vom Positivismus zur wissenschaftlichen Weltauffassung,* Wien—München 1982.
E. Wiesbauer, *Das Kind als Objekt der Wissenschaft.* Wien—München 1982.
M. Woolf, „Joseph K. Friedjung“, in: *International Journal of Psychoanalysis* 1946.

RAOUL E KNEUCKER

Über meinen Vater Alfred W. Kneucker

Dem Sohn, der über seinen Vater sprechen soll — über eine bemerkenswerte Persönlichkeit —, gehen zunächst die verschiedenen Wortbedeutungen durch den Kopf: Was sind die bemerkenswerten Daten, Ereignisse, Hintergründe und Zusammenhänge seines Lebens? Für wen sind sie bemerkenswert — losgelöst vom Persönlichen? Was habe ich davon bemerkt, und was habe ich mir darüber gemerkt? Schließlich: Was an dieser bemerkenswerten Persönlichkeit ist wert, weiterhin gemerkt und bemerkt zu werden, was ist bleibend merk-„würdig"?

Der Aufgabe, sich forschend an die Zeit um 1938 zu erinnern, stellt sich der Band, der an anderer Stelle Treffendes zur Frage des Merken-Sollens enthält. Die persönliche Sicht des Sohnes ist erbeten worden; und die Ereignisse, Erfahrungen, die Wirklichkeit — vermittelt in den Darlegungen, Gesprächen und Verhaltensweisen des Vaters — haben sich dem sechzehnjährigen Jungen, als er seinem Vater wieder persönlich und nicht allein in Briefen begegnete, freilich tief ins Gedächtnis eingegraben, sind ein Teil des eigenen Erwachsenwerdens und der persönlichen Entwicklung geworden. In einem hohen Maße — so erscheint es dem historischen Befund — ist das Leben des Vaters, der nach Hitlers Machtergreifung die Emigration wählte, typisch für eine ganze Generation Wiener Ärzte, Forscher und Intellektueller, die der Nationalsozialismus vertrieben hat; es ist beispielhaft für eine gesellschaftlich und kulturell wichtige Schichte Wiens, dem liberalen, mit dem demokratischen Sozialismus sympathisierenden Großbürgertum.

*

Einige Lebensdaten mögen die Person des Vaters charakterisieren: Er wurde 1904 in Wien geboren, wuchs in Wien auf, ging hier zur Schule und zur Universität; er war ein schwieriges, zum Teil kränkliches Kind, kein besonders guter Schüler; aber später war er ein guter Student, sportlich trainiert, abenteuerlustig. Sein Vater ermöglichte ihm zwei Weltreisen. Sein Vater setzte sich auch bei der Berufsentscheidung, er müsse Zahnarzt werden, durch und richtete ihm die Ordination ein. Der heftige Vater-Sohn-Konflikt löste die Rückkehr zu einer neuen Facharztausbildung aus — in Urologie. Es folgte die erste und dann die zweite Heirat, aus der ich stamme. Bereits kritisch gegen das Regime 1934 bis 1938 eingestellt, verließ er Österreich im März 1938, ohne die Frau und den eben geborenen Sohn, und erreichte über Schweden London. Internierung, Auffanglager, Arbeitssuche, neue Emigrationspläne — da erhielt er das Angebot der Quäker, ihr Spital in Westchina zu leiten. Die Reise auf dem französischen Schiff — schon gemeinsam mit seiner späteren dritten Frau — endete am Roten Meer mit der Internierung des „feindlichen Fremden", der einen österreichischen Paß besaß, — der Krieg war ausgebrochen. Das Passagierdeck mußte mit dem Schiffsgefängnis vertauscht werden. Der Vater fand Zuflucht in der „offenen" Stadt Shanghai; denn ein Visum für einen anderen Landeplatz wäre nicht beschaffbar gewesen. In Shanghai eröffnete er eine Arztpraxis, die durchaus erfolgreich war. Im Jahre 1942 wurde er von den japanischen Machthabern ins ^Ghetto" von Shanghai gezwungen. Von der US-Armee befreit, entschloß er sich, nicht nach Österreich zurückzukehren. Seine Frau erhielt Arbeit in der US-Armee; die „Fortsetzung der Emigration" in die USA folgte 1947. Akademischer Lehrer, Spitalsarzt und Primararzt in Kalifornien, Texas, Montana, zuletzt an der Chicago Medical School als Professor für Chirurgie und Urologie, waren die zahlreichen, zum Teil erfolggekrönten beruflichen Verwendungen, die stets mit den entsprechenden Niederlassungsprüfungen für Ärzte im jeweiligen Bundesstaat der USA verbunden waren. Er starb überraschend 1960 während eines längeren Besuches in Wien — vielleicht, als er sich anschickte, aus der Emigration endlich heimzukehren?

Mein Vater entstammte einer jüdisch-katholischen Familie. Der Großvater — ein assimi-

lierter Jude — war Zahnarzt; er wurde Medizinalrat, nicht zuletzt, weil er wöchentlich einmal Arme ohne Bezahlung behandelte. Mein Vater lebte in einem kultivierten Haus — Literatur, Musik, Philosophie waren selbstverständliche Elemente. Mein Vater, der stets wissenschaftlich arbeitete, spielte — typisch für Wiener Mediziner — ausgezeichnet Klavier; er komponierte und schrieb Dramen. Im Nachlaß befinden sich Lieder, mehrere Einakter, Filmbücher, Arthur Schnitzler stilistisch sehr ähnlich. Zeit seines Lebens war er ein „Zerrissener"; später noch einmal — in den USA — spielte er mit dem Gedanken, den Beruf des Arztes aufzugeben und in Hollywood eine neue Karriere zu beginnen. Seine unveröffentlichte Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts, *Das blecherne Zeitalter,* stellte für mich persönlich — vor allem wegen seines Eintretens für die Schönberg-Schule als musikalischer Ausdruck der Moderne — ein bestimmendes, unmittelbares Erlebnis dar.

*

Als Jurist kann ich schwerlich zu den zahlreichen fachlichen Arbeiten, zu Geräteentwicklungen, also zu den wissenschaftlichen Leistungen des Vaters, Stellung nehmen, es sei denn in zwei allgemeinen Punkten:

Mein Vater hat — im Rahmen der Onkologie, bezogen auf sein Spezialfach, — die neuen und ungeheuren Möglichkeiten erkannt, die einmal die biochemische Forschung eröffnen wird; es war beeindruckend, wie er selbst seine eigene Fortbildung betrieb — bis zuletzt. Und zuletzt arbeitete er an Enzymen mit Bezug auf die Alters- und Todesforschung.

Der Unterbrechung der ärztlichen Praxis in China und die Trennung von den wissenschaftlichen Bibliotheken Europas — so ähnlich wie das Schließen der Archive, das Historiker oft zu den großen „Würfen" anregt — verdankt die Medizin zwei Werke der Berufsphilosophie: *Richtlinien einer Philosophie der Medizin* (Wien 1953), fortgesetzt im Buch *Das Denken in der Heilkunde* (Remscheid-Lennep, 1958). Der Vater steht damit in einer typisch österreichischen wissenschaftlichen Tradition, die stets das eigene Fach wissenschaftshistorisch und wissenstheoretisch zu bearbeiten bereit war. Er war dazu insbesondere von den Versuchen der österreichischen Rechtsphilosophen angeregt worden. „Das gigantische Gebäude der Heilkunde" wollte er als „Wissenschaft" grundlegen. In der Trias Arzt-Medizin-Patient diskutierte er die Spannungen, in die das Fach gestellt ist: Medizin als Naturwissenschaft und Humanwissenschaft, als Wissenschaft und Kunst/Technik, „Schulmedizin" und Naturheilkunde.

Unveröffentlicht ist übrigens eine *Philosophie für Kinder.* Wer heute die weltweiten Bemühungen verfolgt, Kinder — ausgehend von ihren eigenen Beobachtungen — auf fundamentale Probleme und Denkprozesse vorzubereiten, wird in der Lage sein, die damals wenig beachteten, heute aktuellen Versuche zu würdigen.

*

Als zeitgeschichtlich bemerkenswert habe ich stets vier Elemente der Lebensgeschichte meines Vaters angesehen: die Beziehung seiner Generation zur Politik vor 1938, die Rassengesetze als persönliches Problem, die Bewältigung der Emigration, die Identifikation mit Österreich.

Mein Vater war ein apolitischer Mensch, typisch — so scheint es — für viele dieser Generation und für seine gesellschaftliche Herkunft. Es lohnt sich jedoch zu differenzieren. Was bedeutet „apolitisch"? Der Vater war parteipolitisch nicht gebunden. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß ein öffentliches Amt oder ein parteipolitisches Engagement für ihn in Frage gekommen wäre. Er war über die politischen Ereignisse der Ersten Republik, über die Hilflosigkeit der Parteien, einen Konsens für die Lösung der krisenhaften Zustände zu finden, sicherlich entsetzt und verzweifelt. Es gab aber andererseits nie ein böses Wort über Parlament und Demokratie. Er bewunderte die Leistungen der „roten" Wiener Stadtverwaltung; er verteidigte zum Beispiel seinen Lehrer Julius Tandler. Er hat Politik als solche ernst genommen. Hitlers *Mein Kampf* verstand er früh als reales Aktionsprogramm —ganz anders als der Großvater, der (mit vielen anderen) darin eine Verirrung menschlichen Geistes sah. Seit 1936 erwog er die Emigration; Wien zu verlassen, war politisch motiviert.

Sein eigener Vater ging über Theresienstadt in den Tod. Es wäre denkmöglich, daß mein Vater mit seinen „Prozentpunkten an jüdischem Gehalt" gemäß den Rassengesetzen und durch seine Heirat mit meiner Mutter (als U-Boot) überlebt hätte, denkunmöglich aber war es, daß er überlebt hätte im Sinne seiner politischen Überzeugungen.

Mein Vater war Atheist. Wie immer bei Atheisten: Religion spielte eine große Rolle in seinem Leben. Ich erlebte durch ihn die großen Weltreligionen und gewann durch ihn zuerst die Achtung vor der Religion ebenso wie vor der Entscheidung, Atheist zu sein. Er kehrte ins Judentum nicht zurück; seine „Zwangseingliederung" durch die Rassengesetze berührte ihn persönlich nicht, mit den religiös Verfolgten fühlte er sich stets solidarisch, so wie ein die Menschenrechte verteidigender Rechtsfreund.

Meine Mutter, bei einem eben geborenen Kind vielleicht verständlich, zögerte, in die Emigration nachzufolgen, so wie es ursprünglich beschlossen worden war. Mein Vater, und sicher viele Österreicher im Ausland mit ihm, konnte die administrative Effizienz des Deutschen Reiches, die mit dem „Anschluß“ sofort wirksam wurde, nicht kennen, ja nicht einmal ahnen: die sofortige Schließung der Grenzen, Paß- und Valutenregelungen, Aberkennung der Staatszugehörigkeit, Arbeitsverbote oder Arbeitsmarktregelungen. Der besonderen Lage „jüdisch versippter“ Ehegatten sind ebenso wie den tatsächlichen Arisierungsvorgängen (in Wien) bisher kaum wissenschaftliche Studien gewidmet worden; das Schicksal der Mutter wäre selbst wieder ein Beispiel für zahlreiche Schicksale. Sie sah sich in ihrer Not gezwungen, Arbeit zu suchen, das heißt, ihren Beruf wieder auszuüben; das aber bedeutete „Zwangsscheidung" — oder im euphemistischen Ton jener Zeit: die Ausnützung besonders günstiger, schneller Scheidungsverfahren für jene Personen, deren Gatten nicht mehr der (deutschen) Staatsangehörigkeit „würdig“ waren.

Mein Vater fand Zeit, sofort nach der Befreiung und noch vor der Einreise in die Vereinigten Staaten, die Jahre der Emigration in einem Buch zu dokumentieren *(Zuflucht in Shanghai,* herausgegeben von F. Gamillscheg, mit einem Nachwort von K. R. Fischer — selbst ein Zeitzeuge der Shanghaier Emigration. Wien—Köln—Graz 1984). Für dieses Dokument der Zeit wählte er die Romanform; erst die neuen Methoden der Geschichtswissenschaft öffneten erneut das Verständnis dafür, daß die eigenartige Verquickung von historischer Dokumentation und Belletristik überhaupt publikationswürdig ist. Das Buch ist weniger autobiographisch zu lesen, als es zunächst erscheinen mag; es versucht vielmehr, eine Typologie der vielen Familien zu zeichnen, aus der auch mein Vater stammte, die Atmosphäre jener Zeit zu vermitteln und die bösen Erlebnisse der Emigration zu dokumentieren — und sich selbst davon zu befreien.

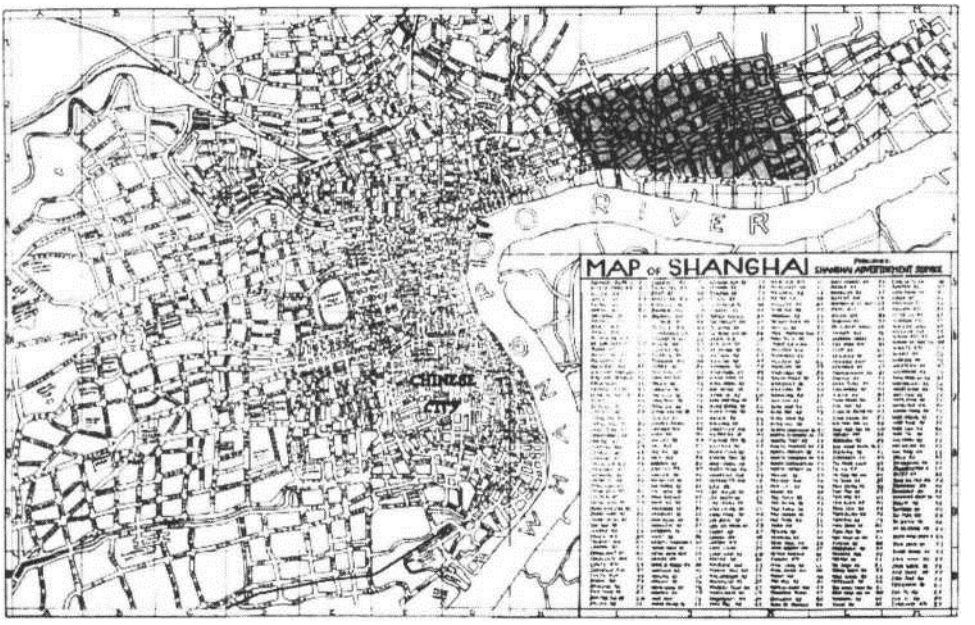
Es scheint, daß die „Befreiung“ wenigstens zum Teil gelang; an einem Punkt aber wird deutlich, daß die Bewältigung des Schicksals nicht erfolgreich sein konnte: Mein Vater, der sich zunächst nicht imstande sah, sich für eine Rückkehr nach Österreich zu entschließen, der dann in den USA beruflich erfolgreich war, Achtung und Anerkennung fand — zuletzt auch wieder in Österreich —, dieser Vater rang mit der Frage, ob er zurückkehren hätte sollen oder müssen, um am Aufbau mitzuarbeiten. Je älter er wurde, desto mehr beschäftigte ihn diese Frage. Er war darüber zuletzt wie verstört, ohne daß er sah, daß ihn eine Rückkehr wahrscheinlich gleichermaßen unglücklich gemacht hätte; zu sehr war er schon in den USA etabliert. Sein überraschender Tod hat freilich eine der immerhin denkbaren Rückkehrmöglichkeiten, die Berufung an die Wiener Fakultät, versperrt.

Persönlichkeiten, die in mehreren Kulturen leben (müssen), werden der wesentlichen Wirkung dieser interkulturellen Erfahrung nicht entgehen können, nämlich ihre eigene Herkunft, ihre eigene Identität schärfer, als es sonst möglich wäre, in den Blick zu nehmen, sie besser als sonst zu verstehen und ausdrücken zu können. Es werden solche Wirkungen wohl für eine immer stärkere Identifikation mit dem kulturellen Erbe des „größeren Österreich“ bei meinem Vater verantwortlich sein; sie würden jedoch nicht ausreichen zu erklären, wie sehr er sich stets einer „österreichischen Nation“ verbunden fühlte. Heute, wenn wir diesen Begriff verwenden, meinen wir freilich jenen eigentümlichen, nachgeholten, die Zweite Republik begründenden „Sozialkontrakt", der — im Sinne der Nationalstaatsidee europäischer Prägung — die „Nationswerdung“ Österreichs bewirkte. Das Verständnis damals, die Liebe, die Bewunderung für Österreich — vielleicht eine notwendige geistige Grundlegung des kommenden „Sozialkontraktes" — waren historisch, intellektuell und affektiv gemeint,

ähnlich den Worten Grillparzers in *Ein Bruderzwist in Habsburg:* „Ich hab erdacht im Sinn mir einen Orden,... nicht außen auf der Brust trägt man das Zeichen, nein, innen, wo der Herzschlag es erwärmt, es sich belebt am Puls des tiefsten Lebens."

Ausweis von Afred W. Kneucker zum Verlassen der „Designated Area" in Shanghai

Alfred W. Kneucker



Plan von Shanghai

Publizistik und
Kommunikationswissenschaft

FRITZ HAUSJELL

Emigration österreichischer Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.

Eine Einleitung

Die Medien- und Kommunikationsforschung war in Österreich zur Zeit der Ersten Republik noch an keiner Universität verankert. An der Hochschule für Welthandel in Wien fanden ab 1930 zwar Lehrveranstaltungen über Zeitungskunde statt, und während des „Ständestaates“ kam es zur Gründung einer „Österreichischen Gesellschaft für Zeitungskunde“, auch gab es Bemühungen zur Akademisierung — das erste Institut für Zeitungswissenschaft wurde im Gebiet Österreich jedoch erst 1942, also zur Zeit der NS-Herrschaft, an der Universität Wien eröffnet.[1]

Diese späte und mit politischer Belastung verbundene Institutionalisierung der Medienforschung in Österreich ist indes nicht mit mangelnden Forschungsaktivitäten im Bereich Medien zu verwechseln. Über die Geschichte, über aktuelle Entwicklung, über Funktion und Wirkung von verschiedenen Medien hatten bereits lange vor der Etablierung des Gegenstandes als universitäres Fach viele Personen in Österreich wissenschaftlich gearbeitet oder zumindest reflektiert und theoretisiert. Germanisten, Historiker, Soziologen, Juristen, Ökonomen, Kulturhistoriker und noch andere hatten vor 1942 und freilich auch danach wichtige Erkenntnisse über Publizistik, Medien und Kommunikation geschaffen und damit Grundsteine zur Entwicklung der Medien- und Kommunikationswissenschaft gelegt. Auch die ihre eigene Arbeit reflektierenden Journalisten, Zeitungs- und Zeitschriftenherausgeber, Rundfunkleute und Publizisten dürfen hier nicht vergessen werden.

Seit einigen Jahren ist in der österreichischen Kommunikationswissenschaft deutlich ein Blick auf die eigenen Wurzeln, ein Bemühen um die Frage „Woher kommen wir?", zu registrieren.[2] So führt etwa der Salzburger Kommunikationswissenschaftler Hans Heinz Fabris die unbefriedigende Entwicklung des Faches nach 1945 wesentlich auch auf die Unterbrechung sozialwissenschaftlicher Ansätze in der Publizistik und Kommunikationswissenschaft durch „Ständestaat" und „Drittes Reich" zurück.[3] Erst spät wurden diese frühen Traditionen nach 1945 aufgegriffen. Und erst in letzter Zeit sind die Bemühungen um das Zugänglich-Machen und um die Rezeption vertriebener, verschütteter und vergessener Theorien und Methoden der Kommunikationsforschung wirklich nachhaltig.

Paul F. Lazarsfelds Leistungen auf dem Gebiet der empirischen Sozialforschung wurden von der österreichischen Soziologie seit längerer Zeit geschätzt und anerkannt; 1980 erfolgte beispielsweise die Gründung eines „Lazarsfeld-Archivs" am Wiener Institut für Soziologie.[4] Mittlerweile signalisierte auch die österreichische Kommunikationswissenschaft mit der Durchführung des mehrtägigen, international besetzten Symposions „Paul F. Lazarsfeld: die Wiener Forschungstradition der empirischen Sozial- und Kommunikationsforschung“ (es fand im Mai 1988 an der Wiener Universität statt), daß sie die von Lazarsfeld und seinen Arbeiten ausgehenden Impulse gerne aufgenommen hat und die Auseinandersetzung damit immer noch befruchtend ist.[5]

Über andere Väter und Mütter der österreichischen Medienforschung, die durch die politischen Zäsuren vertrieben oder durch deren Nachwirkungen zum Vergessen gebracht wurden, wußte man im Fach bis vor kurzem recht wenig. Auch über die Emigration der deutschen Zeitungswissenschaft, die vor 1933 im Gegensatz zur österreichischen an mehreren Universitäten verankert war, lagen bis vor kurzem kaum Forschungen vor. Dem Münsteraner Kommunikationswissenschaftler Arnulf Kutsch, der zuvor schon mit aufschlußreichen Studien über die Zeitungswissenschaft(ler) im „Dritten Reich“ hervorgetreten war, ist ein erster, überaus bedeutsamer Einblick zu verdanken. In einer detailreichen Arbeit stellt er das Ausmaß der Vertreibung jenem der Anpassung gegenüber und würdigt zudem in Kurzporträts die emigrierten deutschen Zeitungswissenschaftler.[6]

Wer eine ähnliche Bilanz über die österreichischen Verhältnisse sucht, tut dies vergeblich. Es kann — im engeren Sinn gesehen — derartiges auch nicht geben. Wenn man die Kommunikationsforschung, die in den zwanziger und dreißiger Jahren zumeist primär als *Zeitungs-*

Wissenschaft verstanden und betrieben wurde, jedoch nicht nur in seiner akademischen Variante sieht, sondern alle Personen, die Beiträge zur Medienforschung vor 1933/34 bzw. vor 1938 geleistet hatten, in einem weiteren Sinn als Mitbegründer/innen der Medienwissenschaft betrachtet, wäre eine ähnliche Studie denkbar und vor allem wünschenswert.

Wesentliche Vorarbeiten hierzu wurden in einem kürzlich fertiggestellten Forschungsprojekt bereits geleistet.[7] Dieses stellte sich zur Aufgabe, österreichische Publikationen zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft aus dem Zeitraum 1848 bis 1938 mittels kommentierter Bio-Bibliographie zu erfassen. Das Ergebnis: 74 Autoren wurden sowohl bibliographisch als auch biographisch aufbereitet, von weiteren 89 Personen — darunter zwei Frauen — enthält der Endbericht lediglich annotierte Werkverzeichnisse.

Diese Ergebnisse erwecken zunächst einmal den Eindruck, daß Frauen unter jenen, die über Journalismus und Medien reflektierten und dies zu Papier brachten, noch seltener waren als im Journalistenberuf selbst. Da dieses Forschungsprojekt jedoch erst ein erster, freilich sehr wichtiger Schritt ist, der noch keine Totalerhebung sein konnte, muß die Frage allerdings vorerst offen bleiben, ob tatsächlich derart wenige Frauen — auch relativ gesehen — an der Begründung der Medienforschung in Österreich beteiligt waren.

Wie viele der durch oben erwähnte Studie biographisch erfaßten Beiträger zur Entwicklung der Medienforschung waren nun ab 1933/34 oder ab 1938 emigriert? Diese Frage hat sich zwar jenes Forschungsprojekt nicht gestellt, sie ist jedoch durch eine kurze Sekundäranalyse der Daten leicht zu beantworten.[8] Von den 74 biographisch erfaßten Personen hatten zumindest bis zum Jahr 1938 insgesamt 30 gelebt. Jene 30 Autoren gingen in den dreißiger Jahren folgende Wege:

- 10 (oder 33,3%) blieben im Land, arbeiteten (weitgehend) unbeschadet weiter oder stiegen beruflich auf;[9]
- 7 (oder 23,3%) verloren ihren Posten oder/und wurden inhaftiert;[10]
- 1 (oder 3,3%) wurde im Konzentrationslager ermordet;[11]
- 7 (oder 23,3%) emigrierten (manche aus Deutschland 1933)[12] und
- 5 (oder 16,7%) konnten keiner Gruppe zugeordnet werden, da keine ausreichenden Angaben zum Lebensweg zwischen 1933/34 bzw. 1938 und 1945 in den Biographien enthalten sind.[13]

Zumindest die Hälfte der hier untersuchten Beiträger zur Entwicklung der österreichischen Medienforschung wurden also im „Ständestaat“ oder im „Dritten Reich“ aus ihrer Berufslaufbahn geworfen, jeder zweite von diesen zudem aus der Heimat. Jene, die „nur“ entlassen oder inhaftiert waren, blieben wenigstens im Land und waren ab 1945 wieder mit dabei, zum Teil auch im mittlerweile universitär etablierten Fach: wie etwa Eduard Ludwig, der dem Wiener Institut für Zeitungswissenschaft von 1946 bis 1957 vorstand.[14] Ein Verlust auf Dauer war für das junge Fach indes einerseits zweifellos der Jurist und Herausgeber der Fachzeitschrift *Das Recht,* Isidor Ingwer, der sich unter anderem mit juristischen Fragen der Medien beschäftigt hatte. Er wurde im KZ Theresienstadt ermordet.[15] Einen beträchtlichen Verlust erlitt die Entwicklung der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft andererseits auch durch die Emigration von rund einem Viertel der hier untersuchten frühen Vertreter, da sie nach 1945 entweder in ein anderes Land — nicht aber nach Österreich — zurückkehrten oder im Exil blieben:

Béla Balázs (1884—1949), der ja lediglich von 1919 bis 1926 im Exil in Wien tätig war, kehrte 1945 aus Moskau nach Ungarn zurück.[16]

Paul Bellac(1891—1975) mußte im März 1938 in die Schweiz. Er hatte davor viele Beiträge zu Problemen des Radios publiziert. Aus der Schweiz kehrte er nach 1945 nicht zurück, sondern wirkte dort als angesehener Publizist und Fernsehexperte.[17]

Egon Erwin Kisch (1885—1948) wiederum ging nach 1945 nach Prag.[18]

Daß Paul Felix Lazarsfeld (1901 —1976), der 1933/34 in die USA emigrierte, nicht nach Österreich zurückkehrte, ist ebenso bekannt.[19]

Stefan Lorant (geb. 1901, lebt in Lenox, Mass., USA) ist eigentlich gebürtiger Ungar und wurde in jene Studie nur als Altösterreicher aufgenommen. Dieser Journalist und Schriftsteller, der in den zwanziger Jahren Arbeiten zum Film veröffentlicht hatte, blieb ebenso in den USA im Exil.[20]

Ähnlich verhält es sich mit dem Soziologen Ernest Manheim (1900—1982), der kurz

in Wien studiert, später jedoch in Deutschland gearbeitet hatte und 1933 zunächst nach England, später in die USA emigrierte. Von dort kam er nach 1945 lediglich zu Gastprofessuren in Graz und Wien (1955/56) vorübergehend nach Österreich.[21]

Zu jenen sieben emigrierten „österreichischen" Vätern der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft gehört schließlich noch Friedrich Porges (1890—1977). Erarbeitete in Wien als Journalist und Drehbuchautor und verfaßte Bücher über den Film. 1938 emigrierte er nach Großbritannien, 1943 dann in die USA. Von dort kam er nicht zurück.[22]

Welche Ideen, welche Perspektiven, Ansätze und Methoden der österreichischen Kommunikationswissenschaft für längere Phasen ihrer Entwicklung entzogen bzw. vorenthalten worden sind, indem deren Vertreter nicht nach Österreich zurückgeholt wurden bzw. diese nicht zurückkommen wollten, muß erst im Detail untersucht werden. Es muß jedoch zugleich auch angemerkt werden, daß das Ausmaß der Vertreibung aus dem Bereich der österreichischen Medienwissenschaft vermutlich wesentlich größer war als das durch diese erste Studie erhobene. Vertriebene aus der Verdrängung und dem Vergessen zurückzuholen, erfordert mehr Mühe als die Erforschug der Hiergebliebenen. Dies bei einer Fortsetzung der Suche nach den Wurzeln des eigenen Faches zu berücksichtigen, scheint mir eine wichtige Erkenntnis zu sein. Ohne sie würden viele der Exilierten im Schatten der von uns geschriebenen Geschichte des Faches, seiner Begründer, Theorien und Methoden bleiben.

Weitere Emigranten, die nicht ganz unbedeutende Beiträge zur Erforschung der Medien und zur Entwicklung von Theorien und Methoden vor 1938 geleistet haben, die durch jenes schon mehrfach erwähnte Forschungsprojekt jedoch noch nicht erfaßt wurden, sind:

Stefan Grossmann (1875—1935), der vor 1912 in Wien und danach in Berlin Journalist war. 1933 emigrierte er nach Wien. Aufschlußreiche Analysen des Wiener Journalismus enthält zum Beispiel seine Autobiographie *Ich war begeistert* (1930); von Bedeutung für die Medienforschung ist auch sein Roman *Chefredakteur Roth führt Krieg* (Berlin 1928).[23]

Paul Abel (1874—?) war als Jurist in den zehner und zwanziger Jahren mit etlichen Arbeiten zum Urheberrecht verschiedener Medien hervorgetreten. Er emigrierte nach London, wo er zumindest bis Anfang der fünfziger Jahre als Rechtsanwalt lebte.[24]

Friedrich Rosenfeld (1902—1987) war ein in der Zwischenkriegszeit bekannter Filmkritiker, der nicht nur mit dem Roman *Die goldene Galeere!* Berlin 1930), sondern mit etlichen größeren Aufsätzen zu Geschichte, Soziologie, Ökonomie und Wirkung des Filmes wichtige Analysen vorgelegt hat. Näheres zu diesem fast Vergessenen in meinem Beitrag in diesem Band.

Ernst Krenek, der bekannte emigrierte Komponist, hatte sich gelegentlich auch mit Medienfragen beschäftigt.[25]

Ziel des Panels „Publizistik" am Symposion „Vertriebene Vernunft" war zum einen, in Fallstudien auf emigrierte (alt)österreichische Personen und deren Beitrag zu Theorien und Methoden der Medienforschung zu verweisen. Mit Referaten über Béla Balázs und Friedrich Rosenfeld wurde dabei bewußt ein Schwerpunkt im Bereich Film gesetzt, zumal in den zwanziger und dreißiger Jahren in den Reflexionen meist die klassischen Medien „Zeitung" und „Zeitschrift" im Mittelpunkt der Interessen standen. Hier sollte bewußt gegengesteuert werden. Als Zeitzeugen waren Jenö Kostmann (geb. 1906) und Alfred Magaziner (geb. 1902) eingeladen.

Kostmann und Magaziner kann man zwar nicht zur Gruppe jener Journalisten zählen, die ausführliche Beiträge zur Erforschung der Medien publiziert haben. Zweck ihrer Einladung war vor allem, durch ihre Reflexionen über ihr Exil und ihre journalistischen Tätigkeiten Anregungen für neue Forschungsperspektiven zu erhalten. Denn ihre Betroffenen-Sicht bietet ganz wichtige Einblicke in Probleme des Journalismus, die durch das Studium allein von Akten, Zeitungen und anderen üblichen Quellen oft nicht als solche erkannt und deshalb von der Forschung auch ignoriert werden.

Dem Exil der Journalisten und Journalistinnen selbst hat sich die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft von heute erst sehr spät zugewandt. Einen Überblick über diese Verspätung habe ich kürzlich an anderer Stelle gegeben.[26] In jüngster Zeit ist der Exiljournalismus fast schon zu einem beliebten Thema studentischer Abschlußarbeiten geworden. Zum Glück, denn es gibt vieles nachzuholen.

Anmerkungen:

Dazu unter anderem H. H. Fabris, „Österreichs Beitrag zu Kommunikationswissenschaft und -forschung: Zwischen Aufbruch und Verhinderung“, in: *Publizistik,* 28, 1983, 2, 204—220.
Zum Beispiel ebda.; H. Haas, „Die späte Einsicht. Ein Essay über die fehlende Aufarbeitung der Rolle der Zeitungswissenschaft zwischen 1933 und 1945“, in: *Medien&Zeit,* 2, 1987, 4, 3—11; Th. Venus, „Zur historischen Tradition der österreichischen Zeitungswissenschaft“, in: *Österreichisches Jahrbuch für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,* 4, 1986/87, 115—130; M. Schmolke, „Zeitungswissenschaft, Publizistik, Kommunikationswissenschaft", in: *Österreichisches Jahrbuch für Publizistik und Kommunikationswissenschaft,* 1, 1979, 17—34; M. Lunzer-Lindhausen, „Wege der Pressegeschichte am Wiener Institut“, in: M. Bobrowsky/W. R. Langenbucher (Hrsg.), *Wege zur Kommunikationsgeschichte.* München 1987, 111 —116; M. Gottschlich, „Notizen zur Geschichte des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien während des Ordinariats von Kurt Paupié“, in: ebda., 117—121.
Fabris, „Österreichs Beitrag“, a.a.O., 209.
Siehe zum Beispiel P. M. Neurath, „Das Paul F. Lazarsfeld-Archiv an der Universität Wien. Vorgeschichte, Gründung, Bestände und Pläne“, in: *Österreichisches Jahrbuch für Kommunikationswissenschaft,* 4 (1986/87), 131 —155; P. Neurath, „Paul Lazarsfeld und die Institutionalisierung empirischer Sozialforschung: Ausfuhr und Wiedereinfuhr einer Wiener Institution“, in: I. Srubar(Hrsg.), *Exil, Wissenschaft. Identität. Die Emigration deutscher Sozialwissenschaftler 1933—1945.* Frankfurt a. M. 1988, 67—105.
Veranstalter war die „Österreichische Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft“.
A. Kutsch, „Die Emigration der deutschen Zeitungswissenschaft ab 1933. Anmerkungen zu einem vergessenen Thema“, in: *Medien&Zeit,* 3, 1988, 1, 3—16.
Österr. Dokumentationszentrum für Medien- und Kommunikationsforschung (ADMAC), *Auswahlbibliographie österreichischer Publikationen zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft aus der Zeit vor der Einführung der Studienrichtung an österreichischen Universitäten. Eine kommentierte Bio-Bibliographie 1848—1938.* Unveröff. Manuskript, Salzburg 1988; das vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung beauftragte Projekt wurde unter der Leitung von Univ. Prof. Dr. Michael Schmolke (Salzburg) von ADMAC durchgeführt.
Diese Kurzanalyse wurde vom Verfasser durchgeführt.
Es sind dies Wilhelm Bauer (1877—1953), Anton Dörrer (1886—?), Joseph Eberle (1884—1947), Joseph Gregor (1888—1960), Rudolf Holzer (1875—1965), Erich Kunsti (1891—1955), Hans Nüchtern (1896—1962), Rudolf Oertel (1902—?), Hans Schopper (1900—1955) und Ernst Eugen Winkler (1875—1963).
Dies sind: Eduard Castle (1875—1959), Oskar Czeija (1887—1958), Friedrich Funder (1872—1959), Siegmund Guggenberger (1891 —1969), Rudolf Henz (1897—1987), Emil Löbl (1863—1942) und Eduard Ludwig (1883—1967).
Isidor Ingwer (1866—1942 in das KZ Theresienstadt deportiert, Todesdatum ist unbekannt).
Dies deshalb, weil manche aus der Untersuchungsgruppe in den 20er Jahren nach Deutschland übersiedelt waren. — Die Namen dieser 7 Personen werden im Text weiter unten genannt.
Und zwar: Max Ast (1875—1964), Othmar Doublier (1865—1946), Anton Schlossar (1849—1942), Gustav Adolf Witt (1879—1959) und Ernst Viktor Zenker (1865—1945). — Die Lücken in den Biographien wurden vom Verfasser für diese Sekundäranalyse nicht zu schließen versucht.
Zu E. Ludwig siehe unter anderem ADMAC, *Auswahlbibliographie,* a.a.O., 189—195.
Zu I. Ingwer siehe ebda., 131 f.
Siehe ebda., 14—23.
Siehe ebda., 37ff.
Siehe ebda., 158—163.
Siehe ebda., 172—174.
Siehe ebda., 187f.
Siehe ebda., 196ff.
Siehe ebda., 219f.
Zu Grossmann siehe unter anderem H. A. Strauss/W. Röder (Hrsg.), *International Biographical Dictionary of Central European Emigres 1933—1945.* Volume II/Part 1: A—K, The Arts, Sciences, and Literature. München—New York—London—Paris 1983, 423.
Zu Abel siehe unter anderem *Österreicher der Gegenwart. Lexikon schöpferischer und schaffender Zeitgenossen.* Wien 1951, 1.
Zum Beispiel E. Krenek, „Filmfragen“, in: *Wiener Zeitung,* 24. Juni 1934, Sonntagsbeilage.
H. Haas/F. Hausjell, „Das Exil österreichischer Journalisten durch Ständestaat' und .Drittes Reich'. Anmerkungen zur Forschungssituation sowie eine Umfrage', in: *Medien&Zeit.* 3 (1988).

JENÖ KOSTMANN

Zeitzeuge

Meine Emigration begann nicht erst 1938, sondern schon drei Jahre vorher, im Jahre 1935. Und das kam so:

Ich wurde am 19. Februar 1934 verhaftet, nicht, weil ich mich an den Februarkämpfen aktiv beteiligt hätte — dazu hatte ich keine Möglichkeit —, sondern weil ich der Polizei seit langem als aktiver Kommunist und seit Herbst 1930 als Redakteur des damaligen Parteiorgans der KPÖ, *Die Rote Fahne,* bekannt war. Ich komme aus einem sozialdemokratischen Elternhaus, mein Vater war Eisenbahnbediensteter, war Sozialdemokrat und Gewerkschaftsvertrauensmann in seiner Dienststelle. Ich selber studierte Medizin und lernte ausländische Kollegen kennen, aus Ländern, in denen bereits der Faschismus herrschte — so in Bulgarien, in Jugoslawien, in Griechenland —, und auch jüdische Kollegen aus Ungarn, die dort nicht studieren konnten wegen des Numerus clausus für Juden an den Universitäten. Von ihnen erfuhr ich, wie es in diesen Ländern zuging, lernte, was Faschismus ist. Ich konnte mich daher immer weniger mit der Unterschätzung der faschistischen Gefahr durch die SDAP abfinden, trat schon zu Beginn meines Studiums 1925 der kommunistischen Studentenorganisation bei und wurde auch Mitglied der „Roten Hilfe“, die mit der KP verbunden war und sich der mir damals schon besonders am Herzen liegenden Sorge und Vorsorge für die aus ihrer Heimat zur Emigration gezwungenen Menschen widmete. Als ich im September 1938 als Mitglied der „Roten Hilfe" nach Wiener Neustadt fuhr, um an einer eventuellen antifaschistischen Kundgebung gegen einen im Herzen dieser roten Arbeiterstadt anberaumten Heimwehraufmarsch teilzunehmen, wurde ich dort verhaftet. Und als ich mich dann wegen einiger derber antisemitischer Beschimpfungen durch den damaligen SP-Bürgermeister Püchler beim Parteivorstand beschwerte, wurde ich wegen Nichtbeachtung eines Verbots durch die SP, an einer solchen Demonstration teilzunehmen, aus der Sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen. Nun schloß ich mich der KPÖ an, die zwar recht schwach war, die aber die faschistische Gefahr sehr ernst nahm und mit ihren bescheidenen Kräften offen und mutig dem immer aggressiver auftretenden Faschismus entgegentrat, wo sie konnte. Und als ich zu meiner Überraschung im Frühherbst 1930 als Redakteur in die *Rote Fahne* berufen wurde, nahm ich die Berufung an, obwohl ich mich gerade in den Schluß-Rigorosen meines Studiums befand, in der Hoffnung, meine antifaschistische Tätigkeit publizistisch wirkungsvoller fortsetzen zu können, ohne die medizinische Laufbahn aufgeben zu müssen. Doch es kam anders. Mit meiner Verhaftung war diese Hoffnung so gut wie vorbei, wie sich bald zeigte.

Da gegen mich weiter nichts vorlag, wurde ich zunächst polizeilich mit sechs Wochen Arrest bestraft, damals die höchste zulässige Polizeistrafe. Doch danach wurde ich nicht freigelassen, sondern ins Polizeigefängnis auf der Rossauerlände und nach vierzehn Tagen mit dem ersten Transport in das neueröffnete „Anhaltelager" in Wollersdorf bei Wiener Neustadt gebracht. Es war der sogenannte Prominententransport, in dem sich auch einige Abgeordnete der SDAP wie Glöckel, Leuthner und andere befanden, sowie mehrere Schutzbundoffiziere, Gewerkschaftsfunktionäre etc., im ganzen mehrere Hundert. Kommunisten waren damals noch eine kleine Minderheit. Das änderte sich sehr im Verlauf der langen Zeit, die ich in Wollersdorf verbrachte. Die Kommunisten trugen ihr Schicksal gefaßter als die meisten Sozialdemokraten, für die eine Welt zusammengebrochen war und von denen einige auch wirklich zusammenbrachen. Und der Parteisekretär von Neunkirchen beging Selbstmord durch Erhängen. Das löste einen Hungerstreik im Lager aus, und aus Wien kam bald eine Abordnung des Bundeskanzleramtes, der wir unsere Forderungen vortrugen.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit betonen, daß Wollersdorf kein Konzentrationslager war, wie sie Hitler in Deutschland errichtete, sondern eben ein Anhaltelager. Die Behandlung war korrekt, die Aufsicht lag bei der Gendarmerie (bei der es damals noch nicht wenige Sozialdemokraten gab). Es gab auch Heim wehrleute in der Bewachungsmannschaft, die aber von der Gendarmerie kontrolliert wurden und sich für uns manchmal sogar als vorteilhaft

erwiesen, weil diese „Fünf-Schülling-Manderln“ für ein kleines Trinkgeld zu allerhand Diensten zu haben waren. Das Essen war gut und reichlich. Man konnte sich innerhalb des Stacheldrahtes fünf Stunden lang im Freien und sonst in den Objekten bewegen und sich mit allerhand beschäftigen. Wir Kommunisten errichteten dort für die immer zahlreicher eingelieferten KP-Mitglieder eine regelrechte Parteischule.

Was wirklich die Angehaltenen quälte, war, daß sie nicht wußten, wie lange die Anhaltung dauern würde. Diese totale Aussichtslosigkeit zu beenden, war daher die wichtigste Forderung. Wir verlangten konkrete Fristen. Und das wurde auch zugestanden. Sie betrug in der Regel drei bis sechs Monate. Einige aber bekamen keine Frist. Unter ihnen war auch ich. Amnestien kamen und gingen, es wurde 1935, und ich saß noch immer im Anhaltelager. Erschwerend für mich war wohl auch ein fünftägiger Hungerstreik im Februar 1935, der hauptsächlich von Kommunisten durchgeführt wurde. Ich galt als einer seiner „Rädelsführer“, sodaß alle Interventionen in Wien bei dem zuständigen Mann, dem Polizeirat Dr. Berger, dem die Verfolgung der Kommunisten oblag, vergeblich blieben. Erst nach Intervention von ausländischen Kollegen trat eine gewisse Wendung ein: Er verlangte als Bedingung für eine Freilassung, daß ich Österreich verlasse. Tatsächlich wurde für mich eine Arbeitsbewilligung in der Schweiz erwirkt, doch Berger winkte ab; ich müsse Europa verlassen. Da ich Verwandte in den USA hatte, erhielt ich ein Affidavit. Doch rührte sich weiter nichts. Bis meine Schwester (die ebenso wie mein Vater später Opfer des Holocaust wurde) bei einer Intervention in der Polizeidirektion zu einem jungen Mann kam, der sich als Dr. Seipka vorstellte und Berger während dessen Urlaub vertrat. Er erklärte ihr, er könne mich zwar nicht freilassen, doch könne er mich für einen Monat aus dem Lager „beurlauben“, um meine Ausreise vorzubereiten. Ich sollte mich gleich bei ihm melden, wenn ich nach Wien käme. Tatsächlich konnte ich einige Tage später das Lager verlassen. Ich meldete mich bei Dr. Seipka. Er sagte, er könne meinen „Urlaub“ noch um einen Monat verlängern, wenn ich aber dann noch in Österreich sei, müßte ich ins Lager zurück, weil dann Dr. Berger wieder da sein werde. Dieser Wink war deutlich genug. Ich bin bis heute Dr. Seipka, der auch anderen geholfen hat, dankbar. Er hat nach 1945 eine steile Karriere gemacht und ist, wie ich weiß, als Leiter der Sicherheitsdirektion im Innenministerium in Pension gegangen. Es gab eben nicht nur Bergers, sondern auch Seipkas.

Den Entschluß, Österreich wenigstens zeitweilig zu verlassen, hat dann meine vorgesetzte Stelle in der Partei entschieden. Ich konnte ja im Land keine politische Tätigkeit ausüben und mußte wenigstens auf einige Zeit weg, um später eventuell illegal zurückzukehren. So wurde ich nach Prag geschickt, wo damals die *Rote Fahne* hergestellt wurde, um an der Seite von Chefredakteur Erwin Zucker-Schilling wieder tätig zu werden.

Doch so einfach ging es auch nicht. Die Partei meinte, es wäre sicherer, schwarz über die Grenze zu gehen. Ich wurde an einen jungen Mann in Hainburg verwiesen, der schon andere über die Grenze gebracht hatte. Ich sollte nach Bratislava gehen und von dort nach Prag fahren. Doch der junge Mann bekam im Niemandsland Angst, er würde drüben schon gesucht, und meinte, ich sollte es allein versuchen. Erbeschrieb mir den Weg. Es blieb mir nichts anderes übrig, als eben allein weiterzugehen und ich kam direkt bei einer tschechischen Grenzwache an. Ich wurde nach Bratislava gebracht und dort der Polizei übergeben. In der Slowakei herrschte damals ein scharfer antikommunistischer Wind. Ich bekam vierzehn Tage Arrest wegen unbefugtem Grenzübertritt, gleichzeitig wurde ich ausgewiesen. Ich saß die zwei Wochen ab. Im Gefängnis traf ich auf einen deutschen Emigranten, der schon einmal an die Grenze gebracht worden war. Er erbot sich, mich wieder nach Bratislava zu führen. Das war nicht gar so schwer, denn man sieht ja schon von weitem die in der Nacht hell erleuchtete Donaubrücke, sodaß man sich orientieren kann. Tatsächlich kamen wir unbehelligt zurück, und ich konnte zunächst bei lieben Verwandten unterkommen, ehe ich weiterfuhr. In Prag nahm dann das für mich neue Emigrantenleben seinen Lauf. Ich möchte betonen, daß es nicht das übliche Emigrantenleben war, denn ich gehörte ja einer Gemeinschaft an, hatte meine Beschäftigung und auch das Nötige für einen bescheidenen Unterhalt.

Prag machte auf mich gleich den besten Eindruck. Es ist gewiß eine der schönsten Städte der Welt. Ihr alter Teil ist älter als der Wiens und ist nicht ganz so von Barock gekennzeichnet. Prag hat ja lange Zeit Wien weit überstrahlt und vor allem die hundert Jahre, in denen die luxemburgischen Kaiser in Prag residierten, haben der Stadt bis heute den Stempel aufge-

drückt. Prag war aber in der Zeit der Monarchie noch eine relativ kleine Stadt und ist erst nach 1918 zu einer Millionenstadt geworden. Ein ganz neues Prag ist um den alten Kern entstanden, und es waren offenbar hervorragende Architekten und Städtebauer am Werk, denn diese neuen Viertel gehören zum Besten, was es damals in Europa gab. Erstaunlich für einen Wiener, daß die freundlichen Wohnungen schon damals zumeist zentralgeheizt wurden und durchwegs Badezimmer hatten, sodaß ich mir sogar mit meinem sehr bescheidenen Einkommen ein Heim leisten konnte zum erstenmal in meinem Leben mit einem eigenen Badezimmer. Prag machte einen sehr modernen Eindruck. Das Leben spielte sich noch mehr als in Wien in Kaffeehäusern ab. Essen konnte man billig und gut. Prag war damals viel billiger als Wien. Außerordentlich war auch schon das kulturelle Angebot, nicht nur quantitativ reichlich und vielfältig, sondern auch qualitativ höchstwertig. Als leidenschaftlicher Musikfreund konnte ich mir immerhin Stehplätze im Nationaltheater, in dem damals Oper gespielt wurde, und im Deutschen Theater leisten, wo es abwechselnd Theater- und Opernvorstellungen gab. Und Musikchef im Deutschen Theater war niemand geringerer als Georg Szell, der tonangebende Dirigent auf tschechischer Seite, und der jahrelange Chefdirigent der Prager Philharmoniker und erste Dirigent im Nationaltheater, Vaclav Talich. Im Deutschen Theater hörte ich zum Beispiel die damals ganz neue Oper „Lady Macbeth von dem Bezirk Mzensk“ mit Hilde Konetzny in der Titelpartie.

Dennoch: Immer hing ein Damoklesschwert über mir. Der kleinste Anstand, und alles wäre zu Ende gewesen. Denn ich war ja ausgewiesen, konnte mich daher nicht anmelden und lebte somit auch im Exil im „Untergrund“.

Ich kam im September 1935 nach Prag. Ein Jahr später ging es illegal wieder nach Wien, wo ich meine antifaschistische Tätigkeit unter weitaus schwierigeren und gefährlicheren Umständen mit der Herstellung eines Pressedienstes der *Roten Fahne* ausübte. Dieser Pressedienst war eine wichtige Hilfe für die buchstäblich hunderten „Blitznachrichten“, die ein umfangreiches Untergrundnetz der antifaschistischen Information bildeten und von Laien hergestellt wurden, für die der wöchentlich (natürlich nicht öffentlich) erscheinende Pressedienst eine wichtige Hilfe war. Ein Jahr lang — dann war man mir auf der Spur, und es gelang mir gerade noch im letzten Moment, wieder in die CSR zu entkommen. Dort erwartete mich eine neue Situation und eine neue Beschäftigung. Hitlers Angriff auf die Tschechoslowakei hatte bereits eingesetzt. Im Sudetenland ging es schon kritisch zu. Die Kommunistische Partei der CSR war schon damals eine starke Partei, die drittstärkste im Parlament, die stärkste in Prag und in einigen der wichtigsten Industriestädte wie Kladno. Sie stellte sich auch im Sudetengebiet dem Faschismus entgegen. Es war ein tapferer und gefährlicher Kampf, den die sudetendeutschen Kommunisten dort führten. Dazu war das deutschsprachige Organ der KPC, *Die Rote Fahne,* von besonderer Wichtigkeit. Ich konnte in dieser heißen Zeit als Redakteur der Zeitung (neben meiner Tätigkeit in der KPÖ) mitarbeiten. Um diese Zeit brauchte ich mich wegen der Ausweisung nicht mehr viel scheren, denn es war ein großer Wandel in der Stimmung des Landes eingetreten. Die Sowjetunion war zu einer verbündeten Macht und die KP zu einem entscheidenden Faktor des Abwehrkampfes gegen die faschistische Gefahr von innen und außen nach der Annexion Österreichs geworden. Ich konnte die Entschlossenheit zum Abwehrkampf erleben, als im Sommer 1938 die allgemeine Mobilisierung und sogar die Verdunkelung Prags wegen der Gefahr von deutschen Luftangriffen angeordnet wurde. Man war entschlossen zu kämpfen. Doch der Verrat schlich sich immer näher — bis zu jenem unglückseligen Münchner Abkommen, in dem die damaligen Regierungen Englands und Frankreichs zuerst das Sudetenland dann die Tschechoslowakei und dann faktisch Hitlerdeutschland preisgaben. Wer das, wie ich damals, miterlebt hat, kann sich nur wundern, daß die entscheidende Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs bei uns zu Hause totgeschwiegen wird.

Ein neuer Abschnitt meiner Emigration begann. Die CSR war faktisch preisgegeben, Präsident Benesch verließ das Land, aus dem abgetretenen Sudetengebiet ergoß sich ein innerer Emigrantenstrom nach Prag. Die neue Regierung unter General Syrowy erklärte, sie könne nicht mehr für die Sicherheit der deutschen und österreichischen Emigranten garantieren. Wohin also?

Da setzte in England das schlechte Gewissen und die Scham über die Preisgabe der CSR ein. Auf Initiative des liberalen Blattes *News Chronicle* bildete sich ein Komitee, um Geld

und Visa für die Emigranten zu beschaffen. Es kamen große Summen zustande, es wurde ein „Czech Trust Fund“ gebildet, eine wachsende Zahl von Visa wurde durchgesetzt. Die Verteilung erfolgte für alle politischen Gruppen unter Kontrolle des Fonds durch die Gruppen selbst nach dem Grad der Gefährdung. Ich war einer der ersten, der ein solches Visum bekam; es wurden später Hunderte. Der Transport nach England erfolgte mit Sonderflugzeugen, die Weisung hatten, unter keinen Umständen auf deutschem Gebiet zu landen, sondern notfalls nach Prag zurückzukehren. Ich kam am 12. November 1938 in London an.

Die für mich riesige Stadt machte einen kolossalen Eindruck. Und auch der krasse, auf der Straße wahrnehmbare Abgrund zwischen den Klassen.

Eine der interessantesten Bekanntschaften in England war für mich der damalige außenpolitische Redakteur des Zentralorgans der KP Großbritanniens *Daily Worker,* Pitcairn, ein Pseudonym für Claude Cockburn. Er war damals noch sehr jung, aber eine hervorstechende Erscheinung im britischen Pressewesen. Er war ursprünglich bei der *Times* gewesen, stieg rasch zum Berichterstatter in Washington auf, wandte sich dann dem Kommunismus zu, verließ die *Times* und ging zum *Daily Worker.* Sein täglicher außenpolitischer Artikel in dieser Zeitung hatte weit über die KP hinaus Gewicht. Umso mehr, als Cockburn auch noch ein eigenes Organ herausgab, das erste politische *News Sheet,* ein primitiv vervielfältigtes Informationsorgan, das natürlich nur eine sehr beschränkte Auflage hatte, dessen Abonnement daher sehr teuer war, von Cockburn allein geschrieben wurde und wöchentlich erschien — weshalb der Titel *Week* hieß. Und diese *Week* gehörte sozusagen zur Pflichtlektüre jedes Chefredakteurs der größten Blätter, in die Einsicht zu nehmen eine Auszeichnung war. Und das galt nicht nur für England, sondern auch für den Kontinent. Jede Zeitung war auf die *Week* abonniert, wenn man über die Hintergründe der politischen Ereignisse informiert sein wollte. Und Pitcairn war wirklich bestens informiert, denn seine Kollegen, die ihn noch von der *Times* her kannten, ließen ihm oft wichtige Nachrichten zukommen, die sie in ihren — zumeist konservativen — Organen nicht „unterbringen“ konnten. Das galt übrigens auch für Pitcairns Kollegen Gedye, der beim *Daily Telegraph* begann und später in seinem Buch *Fallen Bastions* die bis heute authentischste Schilderung der Vorgeschichte der Annexion Österreichs schrieb.

Ich hatte ihn zusammen mit Cockburn schon in Prag kennengelernt. Sie waren zusammen mit der sogenannten „Runciman-Mission“, im Frühsommer 1938, nach Prag gekommen, einer halboffiziellen, in Wahrheit mit allen Vollmachten ausgestatteten Mission der britischen Regierung Chamberlain, angeblich, um das Problem der Sudetendeutschen zu „studieren“ und Vorschläge zur „Lösung" zu machen. In Wahrheit war sie die Wegbereiterin und der Vortrupp der bereits vorbereiteten Preisgabe der Tschechoslowakei. Cockburn und Gedye sagten mir schon bei der ersten Zusammenkunft: „Ihr seid schon verkauft und verraten, wenn die ÖSR nicht selbst die Initiative ergreift und Nein sagt.“ Und sie sollten recht behalten.

Ähnlich war es dann in England, wo ich Gedye zwar nicht mehr traf, wohl aber Cockburn. Für ihn war es eine ausgemachte Sache, daß die Regierung Chamberlain alles unternehmen und nichts unterlassen werde, um das von der Sowjetunion vorgeschlagene Bündnis mit dem Westen — zur Abwehr eines Krieges (kollektive Sicherheit) nicht Zustandekommen zu lassen. Leider behielt er auch damit recht. Man hat damals für die Politik der Regierung Chamberlain die Bezeichnung „appeasement“ geprägt, was etwa „Beschwichtigung“ heißt, aber zumeist mit „Befriedung“ übersetzt wurde, was ja verheißungsvoll dieser Politik den Anschein einer Friedenspolitik verlieh, sodaß deren Gegner, vor allem die Gruppe um Churchill, in den Verdacht gebracht wurden, auf einen Krieg hinzuarbeiten. Es war ein verhängnisvoller Irrtum.

Eine interessante Begegnung für mich war schon in den ersten paar Tagen meines Aufenthaltes in London jene mit Professor R. W. Seaton-Watson (senior), einem der Mitbegründer der Tschechoslowakei im und nach dem Ersten Weltkrieg als Förderer von Masaryk und Benesch bekannt. Seaton-Watson war der einflußreiche Berater der britischen Regierung für Mitteleuropa und Professor für Neuere Geschichte an der Londoner Universität.

Auf seinen Wunsch war ich die ersten Tage bei ihm zu Gast. Er wollte von mir wissen, warum die CSR-Regierung sich dem Münchner Diktat gefügt hatte. Wir verbrachten fast drei Nächte, in denen er fragte und ich nach bestem Wissen und Gewissen antwortete. Seaton-Watson konnte nicht verstehen, warum Benesch und Hacha (damals Ministerpräsi-

dent) am Ende doch nachgegeben hatten. Er benützte nicht wenig von dem, was ich ihm mitteilen konnte, in seinem bald darauf erschienenem Buch *Munich and the Dictators,* das — wie ich glaube — deutsch nie erschienen ist, aber unbedingt neu herauskommen sollte, als eine authentische Quelle der Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs.

Zunächst war ich in dieser Riesenstadt verloren, obwohl ich in der Hut des „Czech Trust Fund“ es wesentlich leichter hatte als die Masse der nach England strömenden Emigranten aus Österreich. Für sie war es schwer, Visa zu bekommen. Zunächst gelang es nur prominenten Persönlichkeiten wie Stefan Zweig, Freud, Arnold Rosé (Konzertmeister der Philharmoniker und Schwiegersohn Mahlers). Für Frauen war ein Posten als Hausgehilfin fast die einzige Möglichkeit, hinüber zu kommen. Dann versuchte man, Engländer zu bekommen, die die Garantie übernahmen, daß ihr Schützling nicht dem Staat zur Last fallen werde. Arbeitserlaubnis gab es für niemanden, außer etwa für Hausarbeiten. Außer dem „Czech Trust Fund“ bemühten sich auch jüdische Organisationen um Visa, wobei das „Wobourn House" die Leitung und Organisation übernahm. Immerhin kamen noch Tausende auf diese Weise hinüber und entgingen dem Holocaust. Zunächst gab es nur eine kleine Gruppe von Kommunisten, die schon länger drüben waren, unter ihnen Dr. Engelbert Broda, der an einer berühmten Forschungsstätte tätig war, und Dr. Theodor Prager, damals noch Student an der London School of Economics. Doch mit der Zeit kamen noch andere Kommunisten hinüber, unter ihnen etwa der Grazer Willi Scholz, der eine wichtige Rolle bei der Gründung des Austrian Center spielte, das er bis zu seiner Heimreise 1945 auch verwaltete, sowie Franz West, der die politische Leitung der KP-Gruppe übernahm. Wir wollten nicht einfach Emigranten sein, sondern aktiv etwas unternehmen im Sinn des erklärten Ziels meiner Partei: der Wiederherstellung eines unabhängigen demokratischen Österreich. Zu diesem Zweck strebten wir die Bildung einer breitestmöglichen Sammlung aller Kräfte der in England befindlichen Österreicher an.

Dazu aber brauchte man ein Zentrum, einen Treffpunkt für die zumeist ohne Kenntnis der Sprache in der riesigen Stadt verstreut und einsam lebenden Landsleute. Die Idee war, möglichst im Zentrum der Stadt eine Art Ersatzheimat zu schaffen, wo man Landsleute treffen, Nachrichten aus der Heimat erfahren, Rat finden konnte, eine Art Kaffeehaus und Gasthaus mit heimischer Kost. Wir fanden drei solcher Häuser nebeneinander in Paddington, und recht bald nach der Gründung im Jahr 1939 wurde das „Austrian Center“ bald zum österreichischen Zentrum, das eine vielfältige Tätigkeit auf sozialem und kulturellem Gebiet entwickelte und ein Wiener Theater, das „Laterndl“, mit bekannten österreichischen Schauspielern ins Leben rief. Es bildete sich auch eine rasch anwachsende Jugendorganisation „Young Austria“.

Das Unternehmen war nicht leicht, denn die meisten der Emigranten waren gerade mit knapper Not davongekommen. Sie waren plötzlich heimatlos; wir konnten ihnen eine Ersatzheimat bieten. Sie wurden vielfach aktive Vorkämpfer für die Wiederherstellung der Unabhängigkeit ihres Heimatlandes, für die viele, vor allem junge Menschen, auch mit der Waffe in den Reihen der britischen Armee kämpften. Gestützt auf die Zustimmung so vieler Österreicher in der Emigration konnte auch der politische Kampf für das Ziel eines wiederhergestellten freien, demokratischen Österreich aufgenommen werden. Es kam zur Bildung des „Free Austrian Movement",das sich zu einem „Free Austrian World Movement" erweiterte mit Gruppen in der damals freien Welt. Ein wichtiges Organ hierfür, ein ständiges Bindeglied, war der wöchentlich erscheinende *Zeitspiegel,* zu dessen Chefredakteur ich nach meiner Internierung berufen wurde, und die ich bis zu meiner Heimkehr im Frühherbst 1945 zusammen mit Eva Priester, Hilde Mareiner und Mitarbeitern wie Joseph Kalmar, dem Dichter Theodor Kramer, leitete. Wir veröffentlichten die ersten Gedichte des damals sehr jungen Erich Fried. Dr. Ullrich, später Musikkritiker des *Neuen Österreich,* zählte ebenfalls zu unseren ständigen Mitarbeitern.

Der Kampf für die Anerkennung unserer Forderung war nicht leicht, weil die Hauptvertreter der Sozialisten, Oscar Pollak und Czernetz unter Berufung auf Otto Bauer nicht zu bewegen waren, sich diesem Kampf anzuschließen. Es gab jedoch auch Sozialisten wie die frühere SP-Abgeordnete Marie Köstler, die aktiven Anteil an der Österreich-Bewegung nahmen. Ich möchte hier vor allem auch Eva Kolmer nennen, damals eine junge Frau, die sozusagen als Außenminister in der „Freien Österreichischen Bewegung“ fungierte und den

Kontakt mit den wichtigsten Beamten im britischen Außenministerium herstellte. Wir empfanden die Moskauer Erklärung als die Krönung unserer Bemühungen.

Ganz entschieden möchte ich mich gegen die gelegentlich auftauchende Behauptung wenden, daß die Emigranten ein geruhsames Leben fern von den Schrecken und Unbilden des Krieges in Sicherheit geführt hätten. Dazu ist zunächst zu sagen, daß die Emigration keine freiwillige war, sondern eine durch die Umstände in der Heimat erzwungene Flucht, nicht nur für diejenigen, die nach den nazistischen Nürnberger „Rassegesetzen" als Juden galten, aber auch für die meisten politisch Verfolgten und erst recht für Leute wie mich, auf den beides zutraf. Was mich erwartet hätte, bezeugt das Schicksal meiner im Land verbliebenen Verwandten, meines Vaters und meiner Schwester, die Opfer des Holocaust wurden. Als ich heimkehrte, fand ich von meiner Familie einzig einen Cousin vor.

Und dem Krieg waren wir „Refugees" auch nicht entkommen, denn England, vor allem London, war drei Jahre lang Ziel des Luftkrieges, zuerst des sogenannten „Blitz", der massierten Luftangriffe Nacht für Nacht, die erst abflauten, als die britische Luftwaffe der deutschen schwerste Verluste beigebracht hatte; und dann kamen Hitlers „Wunderwaffen", die V 1 und V 2, fliegende Raketen, die von Rampen vom Festland vor allem in Richtung London abgeschossen wurden. Dieser Luftkrieg hörte erst in den allerletzten Monaten des Krieges auf, als die Abschußrampen von alliierten Truppen eingenommen worden waren. London hat schwere Verluste an Gebäuden und Menschen erlitten. Dennoch gab es keine Stimmung gegen die Flüchtlinge, sondern Menschlichkeit und Solidarität. Wir Flüchtlinge waren vom Krieg nicht verschont, aber wir waren und sind England und seinem Volk dankbar für das Asyl, das sie uns gewährt haben und die Art, wie es geschehen ist. Ich sage das, obwohl ich ebenso wie Tausende andere — Deutsche, Österreicher, Italiener, die sogenannte „enemy aliens" — im Frühjahr 1940 interniert wurde. Wie viele andere wurde auch ich nach Kanada (andere auch nach Australien) verschickt. Was diese Internierungen sollten, ist mir heute noch nicht einsichtig. Möglicherweise war es eine Panikreaktion. Dabei passierte es, daß schon das erste Schiff nach Kanada, das ganz schutzlos aufs Meer geschickt wurde, die „Andora Star", von deutschen U-Booten torpediert wurde, wobei vor allem Hunderte Italiener umkamen. Die kleine Zahl von Österreichern, die sich an Bord befanden, wurden durch die Umsicht eines Landsmanns, ich glaube, er hieß Maierhöfler (der nach dem Krieg nach Österreich zurückkehrte), gerettet. Ich befand mich zum Glück im nächsten Schiff, das heil hinüberkam.

Der Untergang der „Andora Star" löste eine starke Bewegung aus. Auch dabei spielte das Austrian Center eine aktive Rolle. Es gelang, eine größere Zahl von Abgeordneten zu bewegen, im Parlament die Sache aufzurollen. Es gab zwei stürmische Debatten, und die Regierung sah sich veranlaßt, schrittweise die Internierten wieder zu entlassen. Auch ich konnte im Frühherbst 1941 wieder zurück nach England fahren.

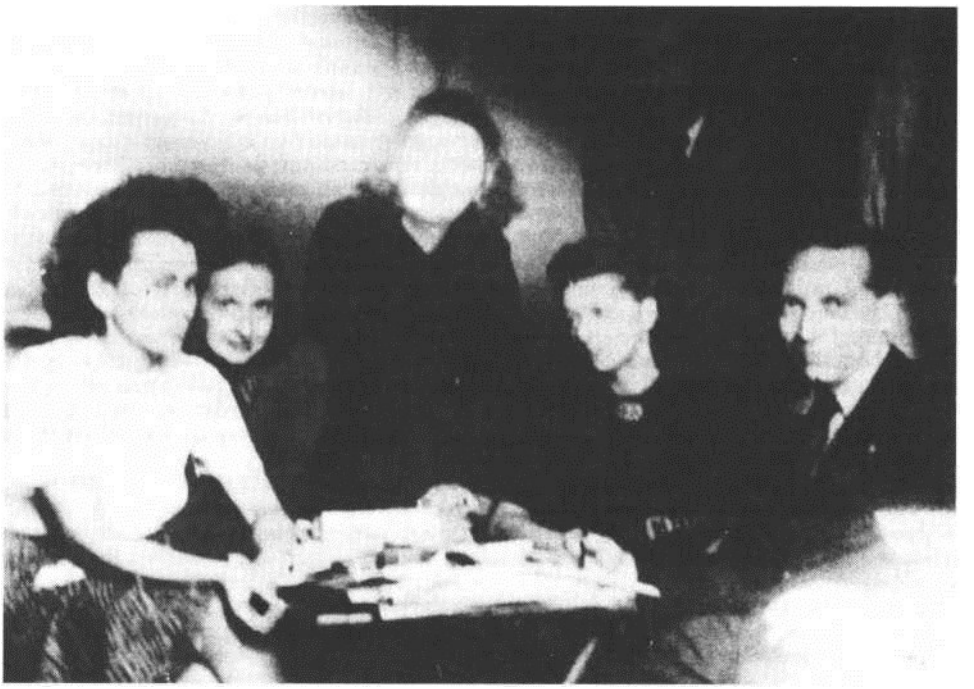
Und dann kam der Tag des Kriegsendes und des Sieges. Ich erhielt alsbald eine Einladung des Chefredakteurs Erwin Zucker-Schilling vom neuen Zentralorgan der KPÖ, *Volksstimme,* zurückzukehren und eine leitende Funktion zu übernehmen. Dazu aber brauchte ich eine Ausreiseerlaubnis aus England und die Einreiseerlaubnis der britischen Besatzungsmacht in Österreich.

Doch zunächst sah es nicht nach baldiger Wiederkehr in die Heimat aus. Denn so schwer es war, Zuflucht in diesem Land zu finden, so schwer war es dann, auch wieder herauszukommen. Da hörte ich, daß der Chefredakteur der *Arbeiterzeitung,* Oscar Pollak, bereits in Wien sei. Das war etwa im September 1945. Ich bemühte mich natürlich ebenfalls um die Heimkehr, wurde aber zwischen Home Office und War Office hin und her geschickt. Doch da eröffnete sich eine Möglichkeit. In Prag wurde ein Internationaler Studentenkongreß vorbereitet. Angesichts der schlechten Kommunikation auf dem vom Krieg heimgesuchten Kontinent wurde vereinbart, daß sich die Delegierten aus dem Westen in London versammeln und von dort mit tschechischen Bombern nach Prag geflogen werden sollten. Von tschechoslowakischen Freunden erfuhren wir, daß in diesen Flugzeugen noch Plätze frei seien und auch Österreicher mitkommen könnten. Auch ich erhielt die Möglichkeit und bekam auch die Ausreiseerlaubnis, freilich mit der Verpflichtung, wieder zurückzukommen. Obwohl ich meine Frau und meinen noch keine zwei Jahre alten Sohn in London zurückließ, kehrte ich nicht mehr zurück, feierte Wiedersehen mit dem fast unversehrt gebliebenen Prag

und konnte mit Hilfe von tschechoslowakischen Freunden die Weiterreise über Bratislava und von dort mit der ehemaligen Wien-Preßburg-Elektrischen zunächst bis Marchegg fortsetzen. Mit mir kam eine ganze Gruppe junger Österreicher, darunter auch der spätere Begründer und langjährige Leiter des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes, Herbert Steiner.

Schließlich brachte uns eine Lokomotive mit einigen Viehwaggons nach Wien, freilich nur bis zum Bahnhof Floridsdorf, der ein Trümmerhaufen war. Irgendwie ging es über die schwerstbeschädigte Floridsdorfer Brücke ins damalige Hauptquartier der KPÖ, das sich in jenem Gymnasium befand, in das ich 1917 eingetreten war und wo ich 1925 maturiert hatte — im Wasa-Gymnasium im 9. Wiener Bezirk.

Ich hatte keine Wohnung und stand völlig mittellos da, doch konnte ich gleich meine Tätigkeit in der kurz zuvor zugelassenen *Volksstimme* aufnehmen. Das war wenige Tage vor den ersten Nationalratswahlen. Mit ihrem Ausgang befaßte sich auch mein erster Leitartikel. Meine Gattin konnte mit unserem Sohn erst ein Jahr später die Heimreise nach Österreich antreten. Ein hoffnungsvoller, neuer Lebensabschnitt hatte für mich begonnen.



Jenö Kostmann (rechts) mit Kollegen/innen der Zeitspiegel-*Redaktion in London*

ALFRED MAGAZINER

Emigration und Heimkehr

Am 12. Februar 1934 — ich war gerade aus meiner Wohnung gekommen — um wie jeden Wochentag zu meinem Arbeitsplatz im Parteihaus in der Rechten Wienzeile zu fahren — bemerkte ich, daß Straßenbahn und Stadtbahn nicht fuhren. Die Garnituren standen leer auf ihren Schienen. Und zwar ohne Personal. Das sagte mir genug: Irgendwo war der Bürgerkrieg ausgebrochen. Der Bürgerkrieg, von dem uns seinerzeit der Kommandant des Republikanischen Schutzbundes, Major Alexander Eifler, in der Partei-Hochschule erklärt hatte, daß eine Formation wie der Schutzbund das Bundesheer nicht besiegen könne. Wozu dann, fragte man sich, wozu dieser Aufwand mit Uniformen, Gewehren, Munition? Schein-Abwehr also. So wie in der tropischen Wildnis harmloses Getier sich gegen seine Feinde mit Schein-Abwehrmitteln zu wehren versucht, so sollte auch der Schutzbund abschrecken. Da aber von den Linzern Schutzbündlern geschossen wurde, kam es doch zum Bürgerkrieg.

Für mich gab es damals die Aufgabe, meinte ich, einen Kontakt zu finden. Da es kein Fuhrwerk gab und ich noch ziemlich jung war, marschierte ich in die Rechte Wienzeile, zum Parteihaus. Das Tor war offen. Es gab aber keinen Portier in der Portierloge. Ich ging in das Haus hinein und fuhr mit dem funktionierenden Lift in den 1. Stock, dort sah ich mich in den Redaktionen der *Arbeiter-Zeitung* und des *Kleinen Blattes* um. Das Haus war leer. So verließ ich es wieder und trat den Rückmarsch an. Was mir nicht einfiel, war, in das nächste Kaffeehaus zu gehen. Dort hätte ich ^Z-Redakteure getroffen. Diese haben dort die Gründung einer illegalen Partei beschlossen und einen jüngeren Redakteur beauftragt, nach Linz zu fahren. Das war Hans Sailer, der später eine Zeitlang Obmann der illegalen Partei gewesen ist.

Da ich also trotz dieser halsbrecherischen Suche noch niemanden gefunden hatte, marschierte ich in das Parlament. Dort suchte ich nach dem Sekretär der Sozialistischen Partei, Adolf Schärf. Dieser saß tatsächlich in seinem Arbeitszimmer. Er erzählte mir, daß der Bürgermeister (Karl Seitz) drüben im Rathaus auch auf seinem Stuhl sitze und warte... „Sonst kann ich Ihnen nichts sagen“, erklärte er. Zu Seitz bin ich dann nicht mehr gegangen. Ich hatte wohl zu viel Respekt vor ihm.

So marschierte ich dann zur Mittagszeit nach Hause. Dort fand ich meine Schwägerin, Lisi Zerner, in großer Eile. Später habe ich erfahren, daß sie zu einer Besprechung ging, die Manfred Ackermann einberufen hatte. Bei dieser Besprechung wurde vereinbart, eine illegale sozialdemokratische Partei zu gründen. Daß dieses Vorhaben tatsächlich ausgeführt wurde, ist bekannt.

Es gelang mir dann, in die Tschechoslowakei zu kommen und dort endlich einen Kontakt mit der Partei zu erreichen. Faktisch war es so, daß ich, nachdem ich in Brünn angekommen war, noch einen Streifzug durch die Stadt unternahm. Dabei stieß ich mit einer Gruppe von Männern zusammen, unter denen auch Karl Heinz, der Sekretär des Schutzbundes, war. Wir vereinbarten für den nächsten Vormittag eine Zusammenkunft.

Bei dieser konnten wir uns leicht einigen. Daß ich durch meinen so „innigen“ legalen Polizeikontakt für illegale Arbeit kaum brauchbar war, ist sowohl Heinz wie mir klar gewesen.[1] Deshalb meinte er, ich sollte in Brünn bleiben, wo es bei dem Mangel an Leuten, die mit einer Schreibmaschine umgehen konnten, für mich genug zu tun geben werde.

Es waren meistens hochqualifizierte Arbeiter, die keinesfalls nach Österreich zurückkehren konnten, da sie nach den Kämpfen mit ihren Gewehren bis an die österreichisch-tschechoslowakische Grenze gekommen waren. Die konnten also und wollten auch nicht zurückkehren. Was sie wollten, war, in die Sowjetunion zu kommen, wo qualifizierte Arbeiter dringend gebraucht wurden. Da gab es schriftliche Arbeit genug, die weder von den Arbeitern selbst noch von den Schutzbündlern, die auch dort waren, bewältigt werden konnte. So

meinte Heinz, daß es da etwas sehr Nützliches zu tun gebe, und ich wurde also der „Sekretär“ dieser Arbeiter.

Einen Arbeiter, der aus der Sowjetunion zurückgekommen war, habe ich einmal getroffen. Ich frage ihn, warum er bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm geboten hatte, zurückgekommen sei. Er antwortete: „I hab’s Tempo net ausgehalten.“ Worauf ich lachte und sagte, daß es kaum glaublich sei, daß einem qualifizierten Wiener Arbeiter das russische Tempo zu rasch war. Darauf lachte er auch und antwortete: „Oba na, z’langsam.“

Einige Zeit später hatte ich auf dem Bahnhof eine Zusammenkunft mit meiner Frau, die mir einen Koffer mit Wäsche und Kleidung brachte. Dann fuhr ich durch Ungarn nach Jugoslawien. Dort gab es einen Freund meines Schwagers. Dieser war Leiter einer Textilfabrik, die für eine der Großfirmen am Wiener Kai arbeitete. In Zagreb waren die Arbeiterlöhne weitaus niedriger als in Wien. Allerdings waren auch die Lebensmittel billiger. Der Wiener Freund meines Schwagers hat mich sehr großzügig unterstützt. Bondy, so hieß dieser Freund, mußte später selber nach Amerika auswandern. Er machte mich auf die deutschsprachige Zagreber *Tages-Zeitung* aufmerksam. Solche deutschsprachige Tageszeitungen, mehr oder minder bedeutend, gab es vor Hitler von Lemberg bis Konstantinopel. Besonders bekannt waren drei deutsche Blätter, die in Prag herauskamen. Diese Blätter gibt es nicht mehr.

Die *Tages-Zeitung* war zwar eine bescheidene Angelegenheit, für mich aber damals von Bedeutung. Stoff für meine Kritiken an dem Wiener Kurs fand sich genug in den Wiener Zeitungen, die in den Zagreber Kaffeehäusern auflagen.

Nachdem einige Artikel in dem Zagreber Blatt erschienen waren, ließ man mich wissen, daß sie unseren Leuten recht gut gefielen. Daher wurde auch die Zahl der Käufer in Österreich von Samstag bis Samstag größer. Als die Zahl von 8 auf 18 gestiegen war und es gute Aussicht gab, daß es bald 80 sein könnten, die von Hand zu Hand wanderten, wurde die Wiener Regierung nervös. Sie wollte natürlich die Kritik, die über die Grenze hereinkam, abstellen. Einfach verbieten wollte sie es nicht, denn das Blatt wurde ja in einer Druckerei gedruckt, die faktisch dem jugoslawischen Staat gehörte. Man fand einen anderen Weg.

In einer Nacht mußte einer der jüngeren österreichischen Leute des Botschaftspersonals an einen jugoslawischen Würdenträger 10.000 Schilling in Gold bei einer Partie Poker verlieren. Nachdem das geschehen war, verkaufte die jugoslawische Regierung einen Teil der Zagreber Druckerei an Österreich. Außerdem wurde der Chefredakteur des Zagreber Blattes nach Österreich eingeladen, wo man ihm im Verlauf des Aufenthaltes einiges in und außerhalb Wien zeigte.

Nachdem der Mann nach Zagreb zurückgekommen war, erklärte er mir, daß es in Österreich auch Gutes gäbe. Wir einigten uns, daß mein nächster Beitrag Vorgänge in Ost-Asien behandeln werde. Es war mein letzter Artikel, der in dem Blatt erschien.

Im Lauf der Zeit ergaben sich zwei Möglichkeiten, meinen Beruf auszuüben, ohne Konzessionen an den Gegner zu machen. Dafür hätte ich schließlich in Wien bleiben können. Die eine gab mir ein junger Kollege, der herausgebracht hatte, daß die bürgerlichen, nichtnationalsozialistischen Blätter in Deutschland Schwierigkeiten mit dem Füllen ihrer Spalten hatten. Von dem Material, das ihnen die neuen Herren anboten, übernahmen sie nur so viel sie mußten. Daher war die Nachfrage nach anderem, unpolitischem Material größer als je zuvor. Die kleine neue Artikel-Agentur des jungen Kollegen machte sich in Wien das zunutze. Sie bot Feuilletonistisch-Aktuelles an. Als mir das mitgeteilt wurde, fand gerade in Zagreb ein Markt statt, auf dem alljährlich Frauenkleider angeboten wurden, die einst von Bauersfrauen und Bauernmädchen an Winterabenden genäht worden waren. Es gab Außerordentliches dabei. Eine Reportage darüber zu schreiben, war nicht schwer, und der Kollege in Wien hat sie leicht verkauft.

Es dauerte aber nicht sehr lange, bis sich für mich Besseres und Angemesseneres bot.

In der jugoslawischen Innenpolitik kam es zu einem Wechsel. Zahlreiche politische Häftlinge wurden aus ihren Gefängnissen entlassen. Die kroatische Bauernpartei konnte sich wieder regen. Ihr Obmann, Vladimir Matschek, kam auch nach Hause. Unter diesen Umständen benötigte der Korrespondent der *New York Times,* G. E. R. Gedye, in der Hauptstadt von Kroatien, Zagreb, einen Berichterstatter. Er konnte aber unter den kroatischen Kollegen keinen finden. Nun war Gedye, der als Konservativer nach Wien gekommen,

jedoch dort Sozialist geworden war, mit Oscar Pollak befreundet und erzählte ihm von seinen Schwierigkeiten. Worauf ihm Pollak riet, es mit mir zu probieren. Worauf Gedye schrieb, ich möge am Soundsovielten um etwa vier Uhr Nachmittag in einem Kaffeehaus, das er bestimmte, erscheinen. Ich erschien selbstverständlich pünktlich. Es gab ein kurzes Gespräch. Als ich nach Weisungen fragte, meinte er: „Sie müssen selbst einschätzen können, was für mich brauchbar ist. Ich kann Ihnen nur sagen: Nicht zu wenig, nicht zu viel." Es stellte sich bald heraus, daß ich in den meisten Monaten nicht mehr als ein bis zwei Telephonate nach Wien geben konnte. Da Gedye meine Telephonate neben der *New York Times* auch einem englischen Blatt weitergab, konnte ich von dieser Tätigkeit in dem außerordentlich billigen Zagreb trotzdem ganz gut leben. Eine Zeit später kam meine Frau nach Zagreb. Sie war eine hervorragende Pianistin und wurde vom Zagreber Rundfunk gern eingesetzt. Sie durfte aber den einheimischen Musikanten keine Konkurrenz machen. So spielte sie deshalb nur Werke von kroatischen Komponisten und von alten französischen. Diese waren schon in Wien ihre Spezialitäten gewesen. Sie fand in Zagreb auch eine Freundin, die Opernsängerin Ossegovitsch. Außerdem pflegte sie eine Spezialität, die sie aus einem Kindergarten für Zurückgebliebene mitbrachte. Es ging dabei um die Pflege von stummen Kindern. Diesen wurde mit Hilfe der Musik das Reden möglich gemacht. Auch diese Betätigung wurde ihr in Zagreb überlassen.

Diese idyllische Situation endete, als Hitlers Truppen in Österreich einmarschierten. Kurz davor wurde ich von dem Belgrader Pressebüro aufgefordert, zu einer Unterredung in die Hauptstadt zu kommen.

Dort wurde mir klar gemacht, daß es in Jugoslawien nur in Zagreb einen Berichterstatter für die *New York Times* gebe, jedoch in Belgrad nicht. Dies sei ein unerträglicher Zustand. Es hatte einen Berichterstatter in Belgrad gegeben. Er war aber ausgewiesen worden, weil er eine Verspottung des Prinz-Regenten (der damalige jugoslawische König war noch ein Kind) von einer jugoslawischen Zeitung entnommen und an seine Blätter geschickt hatte. Ich sollte nun nach dem Wunsch der Regierung die bisherige Aufgabe des Ausgewiesenen übernehmen. Das war wohl ein schönes Angebot, es kam aber von der falschen Stelle. Deshalb antwortete ich, daß ich nicht glaubte, daß die *New York Times* auf diesen Vorschlag eingehen werde. „Dann werden wir Sie auch ausweisen müssen", erklärte der Beamte, „denn den jetzigen Zustand halten wir nicht aus."

Daraufhin fuhr ich nach Zagreb zurück und informierte Gedye telephonisch. Dieser beschaffte uns die Einreiseerlaubnis nach England. Deren Benützung war aber nicht so einfach, wie wir glaubten. Der französische Konsul verweigerte uns die Durchreisepermits für Frankreich.

Es gab jetzt nur einen Ausweg, den durch Oberitalien. Dazu benötigte man nicht einmal ein Permit. Man konnte also mit der Bahn durch Oberitalien in die Schweiz fahren. Der Schweizer Konsul gab uns ein Permit, das für einen Tag galt. Man kam also abends nach Zürich, übernachtete dort und flog am nächsten Morgen nach London.

In der Schweiz kamen wir mit dem Wiener Rechtsanwalt Köbler, dessen Sohn in Wien bei meiner Frau Klavierspielen gelernt hatte, zusammen. Nach dem Essen fragte ich Dr. Köbler, wieso er Asyl in Zürich gefunden habe. „Weil die Schweiz unser Heimatland ist." Und dann erklärte er uns, wieso. Also, einer seiner Vorfahren war nach Wien übersiedelt. Weil dieser Mann, auch nachdem er die österreichische Staatszugehörigkeit erhalten hatte, sich nicht aus der Bürgerliste seiner Schweizer Heimatgemeinde streichen ließ. Seine Nachkommen taten das auch nicht. Daher blieben sowohl der Auswanderer wie auch dessen Nachfolger Schweizer Bürger und durften infolgedessen mit ihren Familien in die Schweiz kommen, wann immer sie wollten, und auch dort bleiben. Denn sie waren nach dem Schweizer Heimatrecht Schweizer.

Nachdem wir in London seßhaft geworden waren, schrieb ich unseren ehemaligen Quartiergebern in Zagreb. In dem Brief gab ich ihnen den Rat, den Schweizer Konsul aufzusuchen und sich zu erkundigen, wie es mit ihrer Schweizer Bürgerschaft stehe, weil ich von ihrer Schweizer Abkunft wußte. Die unternahmen vorerst nichts, weil sie es einfach nicht glaubten, was ich ihnen mitteilte. Daraufhin wurde ich energischer. Eines der Mädchen ging schließlich doch in das Schweizer Konsulat. Der Konsul war sehr freundlich und forschte nach. Und es zeigte sich, daß die Familie tatsächlich noch das Schweizer Heimatrecht hatte. So kamen

die fünf, sie waren Katholiken jüdischer Herkunft, zu ihrem Heimatrecht und erhielten die entsprechenden Papiere, mit denen sie, als die deutschen Truppen nach Kroatien kamen, in „das Heimatland Schweiz“ fahren konnten.

Bevor das geschah, leistete eines der Mädchen mir einen guten Dienst. Die Balkanzeitungen enthielten sehr oft kleine, lustige Nachrichten. Obwohl die Leute da unten nicht viel zu lachen hatten, lachten sie gerne und oft. Deshalb brachten die jugoslawischen Blätter viel Humoristisches. Gedye hatte mir seinerzeit nahegelegt, ihm solches Material für Füller zu schicken. Sie wurden in den Frühausgaben der Zeitungen verwendet und ausgehoben, wenn für späte Ausgaben neue Nachrichten einliefen. Deshalb ließ ich mir solches Material aus den Balkanzeitungen nach London schicken. Da die Zagreber Freundin als Bankbeamtin Zugang zu vielen Zeitungen hatte, schickte sie mir derartige Ausschnitte zur Genüge. Meine Frau übersetzte sie ins Englische, und dann wurden sie, für den englischen Markt hergerichtet, den Blättern angeboten.

Auch diese Idylle dauerte nicht lange. Am Beginn des Monats September 1939 brach der Zweite Weltkrieg aus. Am 1. September um 4.45 Uhr ließ Hitler Polen angreifen. England und Frankreich erklärten Deutschland den Krieg. Und taten — nichts.

Es wäre sinnlos, in diesem Rahmen die Geschichte des Zweiten Weltkrieges zu erzählen. Es genügt wohl, daran zu erinnern, daß im Verlauf der Ereignisse die englische Regierung in einer Parlamentstagung gestürzt wurde und Winston Churchill an die Macht kam. Für uns genügt es im Rahmen dieses Beitrags, daß nach der Eroberung Frankreichs durch die deutschen Truppen alle in England lebenden Deutschen und Österreicher interniert wurden. Die Mehrheit der Internierten waren jüdische Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich. Unter diesen Internierten war auch ich. Als später auch die Frauen interniert wurden, war meine Frau auch dabei.

Die Internierten wurden auf die Ferieninsel Man gebracht und dort in Hotels und Ferienhütten untergebracht.

Wie sich später herausstellte, gab es unter den Internierten auch Nationalsozialisten. Es waren so wenige, daß ein Hotel für sie genügte. Dieses wurde von den anderen Internierten das „Braune Haus“ genannt.

Später wurden die internierten Männer nach Australien und Kanada verschickt. Ich war auf dem Schiff, das Australien als Fahrziel hatte.

Ein Jahr später wurde ich, als es klar war, daß ich nicht ein Anhänger Hitlers war, wieder nach England zurückgebracht. Allerdings hätte ich bis zum Ende des Krieges im australischen Interniertenlager bleiben können. Ich wählte die Rückreise.

Als der Krieg dann endlich zu Ende war, wurde ich mit meiner Frau nach Österreich zurückgerufen.

Anmerkungen:

Als Redakteur der damaligen *Sozialdemokratischen Korrespondenz,* deren Ausgaben stets konfisziert wurden, hatte ich immer wieder sowohl mit der Polizei als auch mit einem Untersuchungsrichter zu tun. Die Konfiskationen wurden immer auf Grund von Gesetzen vorgenommen, deren Verletzung mit Strafen bis zu zwanzig Jahren bedroht waren. Bis 1934 war noch kein Prozeß durchgeführt worden. Was aber in Zukunft geschehen würde, konnte niemand voraussehen. Bis zum 12. Februar 1934 hätte die Regierung einen Prozeß vor einem Geschworenengericht riskieren müssen. Was nach den Februarkämpfen mit derlei Hindernissen für die Regierung geschehen würde, konnte niemand wissen. Daher meinte Heinz, es sei besser, abzuwarten: „Bleib da, du bekommst, so wie die anderen, die hier sein werden, seine Unterstützung.“

1 Manès Sperber, „Unterwegs überall im Niemandsland“, in: Karl Corino (Hrsg.), *Autoren im Exil.* Frankfurt 1981, 286.
So zum Beispiel gab es in Brünn eine Schutzbündlergruppe mit ihrem Schutzbundführer.
2 Manès Sperber, *All das Vergangene.* Wien 1983, 924.
3 Corino, a.a.O., 295.
4 Sperber, a.a.O., 127.
5 Corino, a.a.O., 286.

6 Sperber, a.a.O., 564, 569.
7 Ebda., 583.
8 Ebda., 596.
9 Ebda., 593.
10 Ebda., 619.
11 Corino, a.a.O., 288.
12 Ebda., 289.
13 Sperber, a.a.O., 675.
14 Corino, a.a.O., 289.
15 Sperber, a.a.O., 667.
16 Ebda., 688.
17 Ebda., 765.
18 Ebda., 835.
19 Ebda., 683.
20 Ebda., 848.
21 Ebda., 684, 781.
22 Ebda., 924.

Alfred Magaziner

FRITZ HAUSJELL

„Gedankt hat man es mir nicht." Anmerkungen zum Leben des exilierten österreichischen Sozialisten Fritz Rosenfeld und seinen Beiträgen zu Theorie und Kritik des Kinofilms

Binnen relativ kurzer Zeit konnte sich Fritz Rosenfeld in der Ersten Republik als *der* Filmkritiker der Wiener *Arbeiter-Zeitung* etablieren. Ernst Glaser bezeichnete ihn kürzlich neben Béla Balázs als den „aussagekräftigste(n) Filmkritiker der Zwanzigerjahre in Österreich" überhaupt.[1] Dennoch sind seine Beiträge zu Geschichte und Theorie von Film, Radio und Schallplatte heute weitgehend unbekannt. Vor allem den Arbeiten Ernst Glasers[2] sowie Theodor Venus'[3] verdankt es Rosenfeld, aber mehr noch die österreichische Kommunikationswissenschaft, daß seine Leistungen als Filmkritiker sowie seine Beiträge zu den Theorien über Medien wenigstens etwas in die begrenzte Öffentlichkeit wissenschaftlicher Publizistik und Symposien zurückgeholt wurden.

Einer breiteren, vor allem sehr jungen Öffentlichkeit ist Fritz Rosenfeld allerdings sowohl in Österreich als auch im Ausland unter dem in der Emigration angenommenen Pseudonym „Friedrich Feld" sehr bekannt: als Autor von überaus zahl-und erfolgreichen Kinderbüchern sowie Theaterstücken, Hörspielen und Schallplatten für Kinder.[4] Mitte der sechziger Jahre wies Richard Bamberger darauf hin, daß Rosenfeld *wegen seiner modernen Grundhaltung... im Ausland vielfach als der eigentliche zeitgemäße Jugendschriftsteller in deutscher Sprache geschätzt, oft übersetzt und auch in deutschsprachigen Schulausgaben Kindern anderer Länder zugänglich gemacht* wurde.[5] Als Kinder- und Jugendbuchautor hat Rosenfeld bis heute nichts von seiner Beliebtheit bei jungen Menschen sowie an Anerkennung in Fachkreisen eingebüßt.

Doch von Rosenfelds verdienstvollem Wirken für die Kinder- und Jugendwelt, denen er mit seinen phantasievollen Geschichten, in denen Gerechtigkeit, Hilfsbereitschaft und soziale Einstellung Leitmotive sind, überaus viel gab, soll hier nicht die Rede sein. Vielmehr sollen in diesem Aufsatz einige der Erkenntnisse aus seiner Beschäftigung mit verschiedenen Medien, vor allem dem Film, beleuchtet und sohin der aktuellen Medien- und Kommunikationsforschung zugänglich gemacht werden. Daneben steht gleichrangig Rosenfelds Lebensweg, der geprägt wurde durch seine Vertreibung aus Österreich 1934 und aus Mitteleuropa 1939. Er steht stellvertretend für jene vielen Journalisten, die Österreich entweder wegen des „Ständestaates" oder wegen des „Dritten Reiches" verlassen mußten. Rosenfeld kam — wie sehr viele andere aus dieser Gruppe — nie nach Österreich zurück.

ALS FILMKRITIKER BEI DER *ARBEITER-ZEITUNG* 1923 bis 1934

Fritz Rosenfeld, geboren am 5. Dezember 1902 in Wien, hatte an der Wiener Universität deutsche und englische Literatur sowie Kunstgeschichte ohne Abschluß studiert.[6] Er war gerade zwanzig Jahre jung, als er während des Studiums begann, Aufsätze über Literatur in sozialdemokratischen Zeitschriften und Zeitungen zu publizieren. So erschienen zunächst Arbeiten über Sinclair, Nexö, über Petzold, Toller, Heinrich Mann und über Zola und andere im Theorieorgan der Sozialdemokratie, im *Kampf,* bald darauf auch in der Monatsschrift *Der Sozialdemokrat,* später auch in der *Bildungsarbeit.*[7] 1922 oder 1923 kam er in die Kulturredaktion der Wiener *Arbeiter-Zeitung*[8] wo er sich bald auf die Themen „Film" und „Literatur" konzentrierte. Er schrieb aber auch Konzert- und Theaterkritiken. Der Feuilleton-Chef der sozialdemokratischen *Arbeiter-Zeitung* hatte sich für Rosenfeld eingesetzt: „Er hat mich gefördert, als ich als mittelloser Student zu ihm kam."[9]

Neben regelmäßigen Filmkritiken in den Rubriken „Filme der Woche" (1924 eingerichtet)[10] und „Die Welt des Films"[11] sowie etlichen ausführlichen Aufsätzen zu Geschichte. Theorie und verschiedenen Aspekten des Mediums Film,[12] ebenfalls verfaßt für die *Arbeiterzeitung,* gelegentlich aber auch für die *Bildungsarbeit* und den *Kampf,* entwickelte Rosenfeld eine ganze Reihe publizistischer Tätigkeiten, deren komplette Aufzählung den Rahmen

dieses Beitrages sprengen würde. Für sozialdemokratische Massenveranstaltungen schrieb er Sprechchor-Werke: 1925 „Kerker“,[13] 1928 dann „Die Stunde der Verbrüderung“.[14] 1932 verfaßte er die politische Revue „Das Echo der Welt“.[15] Ab Ende der zwanziger Jahre erschienen zwischen Buchdeckeln auch Legenden und Erzählungen sowie die ersten Kinderbücher Rosenfelds.[16]

DIE GOLDENE GALEERE — EINE LITERARISIERTE THEORIE DES FILMS FÜR DIE POLITISCHE PRAXIS

1930 kam in der Berliner „Laubschen Verlagsbuchhandlung“ der erste Roman dieses Wiener Filmkritikers heraus. Er sollte in der Folge der einzige dieses Genres in seinem reichhaltigen schriftstellerischen Schaffen bleiben. *Die goldene Galeere,* ein *Roman aus der Filmindustrie,* wurde noch im selben Jahr ab Anfang November in der *Arbeiter-Zeitung*[17] sowie gleichzeitig bzw. in der Folge in „der überwiegenden Mehrzahl der sozialdemokratischen Parteizeitungen in Deutschland, außerdem in Übersetzungen in Amsterdam, Kopenhagen, Stockholm und Prag“[18] als Fortsetzungsroman abgedruckt und erhielt so eine beachtliche Öffentlichkeit.

Das Handlungsgerüst dieses Romanes ist rasch erzählt: Eldrid, eine Schauspielerin, und Ulfar, ein Drehbuchautor, sind ein Liebespaar. Der Existenzkampf der beiden in der Hektik und Konkurrenz der deutschen Filmindustrie ist erschöpfend. In einer kleinen Nebenrolle fällt Eldrid einem Produzenten auf. Sie wird in der Folge zum Star gemacht und in einer Rolle abgestempelt. Ulfar hingegen hat weniger Erfolg, denn seine Drehbücher widersprechen dem Erfolgsrezept: Sie zeigen den Kampf gegen Not, gegen Unrecht und Gewalt. Aber ergibt nicht nach und produziert seinen Film selbst; tausende Kleinaktionäre aus der politischen Opposition Europas ermöglichen den Film. Ein kleines Vorstadtkino wagt die Vorführung der „Symphonie des Lebens“, die überraschend ein großer Erfolg wird. Alsbald stehen die Menschen Schlange vor den Kinokassen, die bürgerliche Filmwelt in Berlin gerät ins Wanken. Der finanzielle Erfolg des Films, der unter den Hauptmitarbeitern des Streifens aufgeteilt wird, ist sehr groß. Groß genug, um daraus eine neue Produktionsgesellschaft zu gründen, die künftig Filme herstellen soll, die der sozialen Wahrheit verpflichtet sind.[19]

Der sozialdemokratische Journalist Hans Hirsch, der wie Rosenfeld später ins Exil mußte und 1944 in London starb,[20] lenkte in einer Rezension die Aufmerksamkeit der Leser und Leserinnen des *Kleinen Blattes* auf die zeitbezogene Aktualität: *... daß der Film eine Ware ist, wie alles in dieser kapitalistischen Welt zur Ware wird, und darum nicht geschaffen wird, um die Massen zu erfreuen und zu erheben, sondern fabriziert wird, um den Wenigen die Taschen zu füllen. Diese entgötterte, entlarvte und darum wahre Welt des Films zeigt uns Fritz Rosenfelds Roman „Die goldene Galeere“.*

Und nach einer kurzen Skizzierung der handelnden Personen fährt Hirsch fort: *Aber wichtiger als diese persönliche Handlung, die dem Roman das Gerüst gibt, ist die Schilderung der Umwelt, in der sie vor sich geht. Diese Umwelt, das ist die deutsche Filmindustrie. Sie ist mit fast photografischer Treue festgehalten. Da ist nichts erfunden — alles, was in dem Roman erzählt wird, hat sich so oder ganz ähnlich in Wirklichkeit zugetragen. Diesen Generaldirektor Mandelberg von der Mandelberg A.-G., den gibt es, wenn auch unter anderem Namen: er schickt uns die flotten Militärfilme und anderen lieblichen Kitsch in die Kinos; früher einmal hat er mit Hosenträgern gehandelt, dann mit Schuhen, jetzt handelt er mit Filmen. Warum nicht? Ware ist Ware! Und die große, mächtige Germaniafilmgesellschaft, die mit allem Raffinement in Patriotismus macht, die Revolution und die Revolutionäre schmäht und die gute, alte kaiserliche Zeit verherrlicht — welcher unterrichtete Kinobesucher erkennt darin nicht das getreue Abbild von Hugenbergs Ufa?*[21]

Die Goldene Galeere ist Rosenfelds literarisierte Analyse der Filmindustrie. Seine darin immanent skizzierte Theorie war eine für die politische Praxis. Und sie ist wiederum auch nur aus seinem politischen Engagement heraus zu verstehen. So versuchte er unter anderem mittels dieses Romanes zu unterstreichen, daß das Publikum begeisterungsfähig für den realistischen Film, für den Film der sozialen Anklage sowie für den revolutionären Film sei. Daß Rosenfeld dies auch in seinem Roman besonders betonte, hat stark mit einer

Entwicklung der Kinopolitik der österreichischen Sozialdemokratie in den späten zwanziger Jahren zu tun. Er beteiligte sich intensiv an einer Diskussion innerhalb der Sozialdemokratie, die gegen die pragmatische Realisierung dieser Politik gerichtet war, ja prägte diese Auseinandersetzung. Doch bevor ich näher darauf eingehe, muß hier zunächst grob die sozialdemokratische Film- und Kinopolitik der Zwischenkriegszeit skizziert werden, um das Vorverständnis dafür zu schaffen.

ROSENFELDS ENGAGEMENT IN DER SOZIALDEMOKRATISCHEN FILMPOLITIK WÄHREND DER ERSTEN REPUBLIK

Nachdem durch das Ausscheiden der Sozialdemokratie aus der Regierungskoalition im Sommer 1920 die unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg von ihr erhobene Forderung nach einer „Sozialisierung der Kinotheater" hinfällig geworden war, mußten andere Strategien entwickelt werden.[22] Kritik am kommerziellen, kapitalistisch organisierten Kino- und Filmbetrieb machte in der Folge den einen Teil der Film- und Kinopolitik aus, andererseits strebte man danach, durch Entwicklung einer autonomen, der Arbeiterbewegung nahestehenden Filmproduktion sowie eines -Verleihs Einfluß zu gewinnen.

Die Kritik am herrschenden Film- und Kinobetrieb erfolgte in den Filmkritiken der sozialdemokratischen Presse sowie in Berichten zur Ökonomie der Filmindustrie. Rosenfeld spielte dabei eine wichtige Rolle. Film wurde von Anfang an zwar grundsätzlich positiv als Kunstgattung und ebenso als Bildungs- und Unterhaltungsmedium eingestuft. Aber wichtiger als die ästhetische Kritik wurde die Organisation von Filmproduktion und deren Distribution als eine privatwirtschaftliche analysiert und kritisiert.[23] Der Zusammenhang zwischen kapitalistischer Produktionsweise und den vermittelten Inhalten war für Rosenfeld klar. *Das große Machtmittel Film, dieser ungeheure, die ganze Erde umfassende Apparat zur Beeinflussung und Beherrschung von vielen Millionen Menschengehirnen ist denen überantwortet, die die Herstellung der Filme finanzieren,* hält er zum Beispiel im Jänner 1929 in einem Vortrag im Wiener Radio fest: *Von dieser inneren Struktur der Filmindustrie wird auch ihre geistige Haltung bestimmt. Der Industrielle, der sein Geld in den Film investiert, übt manchmal offen, manchmal ohne es zuzugestehen, eine Zensur über den Film aus. Er finanziert keinen Film, der seiner Weltanschauung, der seinen Interessen zuwiderläuft. (...) Diese Zensur des Kapitals über den Künstler muß nicht immer eine bewußte sein; es ist der Instinkt, der den Geldgeber des Films zu einer weltanschaulichen Kontrolle des zu schaffenden künstlerischen Werkes führt. Der Instinkt des Filmkapitals drängt alle Kräfte zurück, die eine Umwandlung unserer Gesellschaft anstreben, und stellt alle Kräfte in den Vordergrund, die für die Erhaltung der gegenwärtigen Gesellschaftsform, ja oft für die Wiederaufrichtung einer überlebten wirken wollen.*[24] In seinem Roman schildert Rosenfeld plastisch die via Unterhaltung vermittelten politischen Inhalte und deren Auswirkungen auf das politische Handeln der Kinobesucher: *Sie sahen einen armen, alten Kaiser, der die Schustertochter liebte, aber nicht heiraten durfte; sie sahen einen milden und gütigen Fürsten, der unfreier und unglücklicher war als der geringste seiner Untertanen. Und gingen zur Urne.*

Sie sahen elegante Offiziere bei Manövern und im Kasino, John Volters, strahlend und lächelnd, Hermann Lüders, den Arm voll Blumen, wie lustig war doch diese Zeit, das Soldatenleben; ach daß es wiederkäme! Und gingen zur Urne. (...)

Sie sahen eine Welt, die nicht mehr verbessert werden konnte. In der das Gericht immer gerecht war, die Tugend immer belohnt, das Laster immer bestraft wurde, vorwärts kam, wer fleißig rackerte, erhoben wurde, wer bescheiden blieb und fromm diente, erniedrigt und zerschmettert wurde, wer eigenwillig und aufrührerisch dachte. Wenn diese Welt erhalten wurde, mußte der Himmel auf Erden kommen. Und sie gingen zur Urne.

Sahen es, glaubten es, mußten es glauben, denn es flimmerte dort oben schwarz auf weiß, unanzweifelbar, lebendig, wahr. Und gingen zur Urne.[25]

Das *Ringen um das Klassenkampfmittel Film hat begonnen,* schrieb Fritz Rosenfeld schon vier Jahre vor dem Erscheinen seines Romans im Jahr 1926, *schwach und klein steht der proletarische Film neben dem bürgerlichen... Aber diese Übermacht zerrinnt in dem Augenblick, in dem wir dem bürgerlichen Film das entziehen, was* wir *ihm geben: das*

Publikum.[26] Da klang etwas an, was später, in den fünfziger Jahren, Herbert Marcuse propagierte und in der Frühphase der Studentenbewegung von jener antizipiert wurde.[27] Doch es war nicht die totale Verweigerung, zu der Rosenfeld hier in den zwanziger Jahren aufrief. Ihm und anderen Sozialdemokraten ging es zum einen darum, über eine zentrale Filmberatung und -Vermittlung das Publikum, vor allem die Arbeiterschaft, zu politisch vertretbaren Filmen hinzulenken. Zudem wollte man über den Betrieb eigener Kinos sowie durch den Aufbau eines der Partei nahestehenden Filmverleihs eingreifen. Und in einem weiteren Schritt sollte die Arbeiterbewegung sich eigene Produktionsgesellschaften aufbauen.[28]

Ersteres konnte über die „Arbeiter-Bildungszentrale" recht befriedigend erreicht werden. Mit der Gründung der „Kinobetriebsgesellschaft m.b.H." („Kiba") 1926 wurde auch der zweite Schritt realisiert. 1931 verfügte oder programmierte die „Kiba" bereits 30 Kinos mit zusammen über 16.000 Plätzen (1929 gab es in Wien insgesamt 173 Kinos mit zusammen 75.000 Sitzplätzen). Im selben Jahr begann die „Kiba" auch eine eigene Verleihfirma zu betreiben.[29] Die unter anderem von Rosenfeld wiederholt geforderte Schaffung einer der Partei nahestehenden Filmproduktion kam indes nicht zustande.[30]

EIN KONFLIKT MIT DER SOZIALDEMOKRATISCHEN FILMPRAXIS: ROSENFELD KONTRA „KIBA"

Die nur wenig an sozialistischer Gesinnung orientierte Programmierung der „Kiba"- Kinos stieß wiederholt auf Kritik seitens der Arbeiter-Bildungszentrale und der Parteipresse. „Der schärfste Kritiker der Kiba war" — wie schon Venus feststellte — „der Filmkritiker der *Arbeiter-Zeitung,* Fritz Rosenfeld".[31] Er führte jahrelang und immer offener einen Kampf gegen die Programmierungspolitik der nach fast ausschließlich kommerziellen Gesichtspunkten operierenden „Kiba", die der „Arbeiterbank" gehörte. Er kritisierte die Kitsch-, Schund- und reaktionären Filme, die in Kinos der „Kiba" liefen, und feierte andererseits den Russischen Film in seinen Kritiken als den Beginn des realistischen Films.[32]

1976 meinte Rosenfeld in der Rückschau: *Was machte ich mit, als die Arbeiterbank ins Filmgeschäft einstieg! Ich hatte immer die monarchistischen Uniformfilme mit dem Harry Liedtke und anderen süß lächelnden Leutnants bekämpft — nun spielte sie die Kiba, die Filmgesellschaft der Arbeiterbank, in ihren Kinos. Wenn ich schlecht darüber schrieb, hieß es, ich setze die Gelder der Arbeiter aufs Spiel. Sie loben konnte ich nicht. (...) Die Theorie war: wir sind gegen militärischen Kitsch. Die Praxis war: die Arbeiterbank macht damit gute Geschäfte. Mir wurde vorgehalten, ich kenne den Geschmack des Publikums nicht — die Leute sehen gerne Uniformen und hören gerne Blechmusik. Hätte ich da meine ideale Forderung aufgeben sollen?*[33] Er gab sie nicht auf. Man erfand in der Redaktion zum Beispiel Umwege: *Ich erinnere mich, als die Kiba das alte Apollo-Theater übernahm und von einem sehr konservativ denkenden Architekten in einen Kitsch-Palast alten Stils umbauen ließ, mußte jemand anders hingehen, den Umbau zu loben, und eine Zeitlang schrieb Dr. Bach die Kritiken über die Filme, die dort gezeigt wurden — er verstand es besser als ich, diplomatisch zu sein und nur ganz sanft durchleuchten zu lassen, daß der betreffende Film künstlerisch wertlos war.*[34]

1929 kulminierte diese Auseinandersetzung zwischen der „Kiba"-Geschäftsführung und Fritz Rosenfeld. Der Filmkritiker schrieb kompromißlos in der Parteipublizistik, was er meinte: Waren die Angriffe auf die „Kiba" in seinem Radiovortrag „Der Arbeiter und der Film" Ende Jänner 1929 und in der abgedruckten Fassung in der Zeitschrift *Bildungsarbeit* noch einigermaßen zurückhaltend und vor allem die „Kiba" nicht beim Namen nennend,[35] so fehlte es kurz darauf den Aussagen in seinem resümierenden wie auch programmatischen Aufsatz „Sozialdemokratische Kinopolitik" in der April-Ausgabe des *Kampf* nicht an Schärfe. Er verwies darauf, daß es damals in Wien und in der Provinz viele Lichtspielhäuser gab, die in Arbeiterheimen untergebracht und von der Arbeiterbank errichtet worden waren, oder die in Gemeinden mit sozialdemokratischer Gemeinderatsmehrheit von Arbeitern geführt wurden. Und er stellte die Frage, ob und wie diese Arbeiterkinos der sozialdemokratischen Idee dienten. *Da bietet sich wohl ein sehr trauriges Bild,* notierte Rosenfeld unumwunden: *Fast alle diese Kinos spielen nicht nur den üblichen Filmschund, sie spielen von diesem Schund noch das Schlechteste: fast alle diese Kinos vernachlässigen nicht nur ihre Pflicht gegen*

den künstlerischen Film, ... sie spielen auch oft und oft Filme, die ihrer politischen *Einstellung nach in Arbeiterkinos* niemals gespielt werden dürften. *Wenn man die Spielpläne dieser Kinos, besonders der Wiener Arbeiterkinos, durchsieht, so wird man als Gesamteindruck finden, daß dort weniger gute Filme gespielt werden als in bürgerlichen Lichtspieltheatern — das muß einmal offen gesagt werden —, und daß dort reaktionärer Kitsch aufgeführt wird, gegen den das Arbeiterpublikum im bürgerlichen Kino sicher* und mit Recht *rebellieren würde.*[36] Und Rosenfeld ging dabei auch gleich auf die oft von Seiten der „Kiba"-Geschäftsführung gegen ihn vorgebrachten Argumente ein: *Man wendet ein. das Kino müsse als* Geschäft *geführt werden. Nun ist es erstens noch sehr* fraglich, *ob ein Arbeiterkino* nur *vom Standpunkt des Geschäftes aus geleitet werden darf: es ist aber* nicht *fraglich, daß man auch vom Standpunkt des Geschäftes aus ein Arbeiterkino* anders *führen kann.*[37]

Die Schuld an diesen Spielplänen, betonte Rosenfeld schließlich, *trifft nicht die Genossen der Arbeiterbank oder der Arbeiterheime, die ja nicht jeden Film vorher ansehen und begutachten können, sondern die Hand, in die man die Führung der Kinos vertrauensvoll gelegt hat.*[38] Daß er, Rosenfeld, in diese Geschäftsführung der „Kiba" hingegen kein Vertrauen hatte, wird in diesem Aufsatz dann nur allzu deutlich: Er forderte unter anderem eine „Umgestaltung der Leitung der bestehenden Arbeiterkinos". Sie sollten entweder unter den Einfluß der „Kunststelle" oder der „Bildungszentrale" gestellt oder aber der „Kiba" ein eigener verantwortlicher künstlerischer und politischer Berater beigestellt werden.[39] Die Geschäftsführung der „Kiba" hatte sich schon davor einige Male beim Parteivorstand gegen Rosenfeld beschwert, und dieser war vom höchsten Parteigremium für seine Kritik auch bereits mehrmals verwarnt worden. Nun gipfelte eine neuerliche Beschwerde in einer Weisung des Parteivorstandes, wonach Rosenfeld keine Filme, die in „Kiba"-Kinos liefen, mehr rezensieren durfte.[40]

ENDE DES EXPONIERT FILMPOLITISCHEN ENGAGEMENTS ROSENFELDS UM 1930

Diese Niederlage innerhalb der Partei, die verbunden war mit der Feststellung eines starken Mißverhältnisses zwischen Theorie und Praxis innerhalb der sozialdemokratischen Filmpolitik, bewegte Rosenfeld vermutlich dazu, sich ab etwa 1929/30 deutlich aus der unmittelbaren politischen Einmischung zurückzuziehen.

Jedenfalls erschienen nach 1930 in den Diskussions- und Theorieorganen der Sozialdemokratie zur Medienpolitik keine Beiträge mehr aus Rosenfelds Feder. Sein vorletzter Aufsatz — abgesehen von Artikeln in der *Arbeiter-Zeitung* — erschien in der *Bildungsarbeit* im März 1930, sein letzter im September 1930 in *Kunst und Volk.**' Im vorletzten Aufsatz machte er nochmals auf die mangelhafte sozialdemokratische Medienpolitik aufmerksam. *Die Arbeiterschaft hat,* schrieb er, *verhängnisvollerweise die ungeheure politische Bedeutung mechanischer Mittel der Verbreitung von Wort und Bild erst zu spät erkannt. Sie hat sich um den Film erst zu kümmern begonnen, als er schon rettungslos in die Hände von kapitalistischen Spekulanten gefallen und Waffe in der Faust von Reaktionären geworden, sie hat ihren Kampf um das Radio verhältnismäßig spät begonnen, und sie hat auch tatenlos zugesehen, wie eine ungeheure, den ganzen Erdball umspannende Schallplattenindustrie aus dem Boden wuchs...*[42] Rosenfeld kritisierte also nicht nur die mangelnde Grundsatztreue der Medienpolitik in der Praxis — etwa im Fall „Kiba" —, sondern auch das aktuellen Entwicklungen Hinterherhinken, das späte und dadurch oft zu späte Reagieren der Partei auf neue Medien.

Der „am linken Parteiflügel angesiedelte" Journalist,[43] der die Berufskollegen Schiller- Marmorek und Max Winter zu seinen Freunden zählte,[44] stellte um 1930 sein medienpolitisches Engagement innerhalb der Partei ein, bzw. — dies ist beim gegenwärtigen Stand der Forschung noch nicht klar — mußte dies einstellen. Dafür intensivierte er nun andere publizistische Aktivitäten, schrieb Kinderbücher, Legenden und Erzählungen.[45] Und er schrieb bis 1934 weiterhin seine Filmkritiken in der *Arbeiter-Zeitung.* Zuletzt war er zum Feuilletonchef des Blattes als Nachfolger Dr. David Josef Bachs, der mit Jahresende 1933 in Pension ging, aufgestiegen.[46] Allerdings ging dies nicht ganz reibungslos vor sich, wie aus einer rückblickenden Schilderung Rosenfelds hervorgeht: *Ich arbeitete in der Feuilletonredaktion, ich war Theaterkritiker, ich schrieb allein die Filmseite für die Sonntagsausgabe, ich mußte zu Tanz-*

abenden gehen, ich wurde von den Sektionen der Partei, auch in der Provinz, zu Vorträgen eingeladen, ich hatte bei den Filmvorstellungen, die die Kunststelle veranstaltete, die einleitenden Worte zu sprechen — ich kann heute nicht mehr verstehen, wie ich das alles geschafft habe. Ich war eben noch jung und sehr enthusiastisch. Gedankt hat man es mir nicht. Ich leistete diese Arbeit, ohne ein fest angestellter Redakteur zu sein, und als mein Vorgänger, Dr. Bach, in Pension ging, wollte man jemand anders vorschieben. Es brauchte einiger Anstrengung, um klarzumachen, daß ich ein Recht auf die Nachfolge hatte.[47] Er hatte diese Stellung dann allerdings lediglich sechs Wochen inne, da infolge des 12. Februar 1934 das Blatt verboten wurde.

In seinen Filmkritiken favorisierte er bis 1934 weiterhin Avantgardefilme,[48] russische Filme[49] sowie sozialkritische Streifen. Zugleich unterzog er Filme, die die Monarchie verherrlichten, die Revolution desavouierten, sowie vor allem die zunehmenden kriegshetzerischen Aufrüstungsfilme einer scharfen Kritik. Den Film „Morgenrot“ rezensierte er beispielsweise folgendermaßen: *Am Schluß weist dieser Film aus der Kriegsvergangenheit klar und deutlich in die Kriegszukunft: Der Kapitän erklärt: „So 'n Wetter brauchen wir Deutschen von Zeit zu Zeit. “ Mag sein, daß der Teil des deutschen Kinopublikums, dessen Hirn mit Hakenkreuzbrettern vernagelt ist, sich an einem Film dieses „geistigen" Zuschnitts erbaut; dem Kaiser Wilhelm, der ihn zum Geburtstag bekam, hat er ja sicher gefallen. Wer aber seine fünf Sinne beisammen hat und noch der altmodischen Anschauung ist, daß uns das Leben gegeben wurde, um es zu* leben, *und nicht, um es für die fragwürdige Ehre der unterschiedlichen Vaterländer auf Schlachtfeldern und im Bauch der U-Boote zu verlieren, wird bei diesem nationalistischen Filmmachwerk nur Übelkeiten empfinden. Der Kapitän behauptet zwar: „ Wie's kommt, wird's gefressen", aber man kann selbst im Dritten Reich niemandem verbieten, nachher zu speisen.* Und in der Einleitung merkte er grundsätzlich und treffend an: *Am Sterben verdient der Kanonenfabrikant* Hugenberg, *und deshalb läßt er seine Filmfabrik, die* Ufa, *Propagandafilme für den Tod drehen; ein Geschäft fördert das andere.*[50]

EINIGE ASPEKTE DER ROSENFELDSCHEN FILMTHEORIE

1934 erschien — soweit ich das richtig überblicke — Rosenfelds letzter ausführlicher Beitrag über Film und Kino, abgedruckt in dem in Karlsbad herausgegebenen *Arbeiterjahrbuch.* Darin faßte er einerseits viele seiner schon davor in verschiedenen Aufsätzen vertretenen Positionen und Forderungen zusammen. Andererseits gab er einen eingehenden Überblick über die Filmproduktion zu Beginn der dreißiger Jahre und arbeitete dabei die wesentlichen inhaltlichen Leitmotive der verschiedenen Genres in amerikanischen, französischen, österreichischen, russischen und vor allem in deutschen Unterhaltungs- und Kulturfilmen heraus.[51] Rosenfeld bemühte sich hierbei den grundsätzlich festgestellten „Klassencharakter des bürgerlichen Unterhaltungsfilms“[52] reichlich zu illustrieren. Seine Analyse der Filmindustrie ist eine zweifellos materialistische, die eng an die politische Praxis des österreichischen Sozialismus — und hier des linken Flügels innerhalb der sozialdemokratischen Partei — orientiert war und für sie theoretische Grundlage sowie Handlungsanleitung in der Kulturpolitik sein wollte.

Film ist, hielt Rosenfeld in jenem Aufsatz 1934 einleitend fest, *eine in einer Fabrik serienweise hergestellte, für kommerzielle Zwecke bestimmte Ware. Das Wort „Kunst" kommt in dieser einzigen richtigen Definition des Films überhaupt nicht vor; der Film muß auch gar nichts mit Kunst zu tun haben, er ist eine Form der Unterhaltung, die künstlerisch sein kann.. .*[53] Da die Herstellung von Filmen, besonders die der Tonfilme, komplizierte technische Behelfe und bedeutende Geldmittel erfordert, ist nur kapitalkräftigen Besitzern der Filmfabriken die Produktion von Filmen möglich: *Der Film liegt in den Händen des Kapitals. Und er ist vom Geld abhängig, wie es niemals eine andere Kunstform war.*[54]

Nachdrücklich wies der damals 32jährige Fritz Rosenfeld 1934 auch auf die Verwendung des „Massenbeeinflussungsinstrumentes Film“, damals „eines der wirksamsten Machtmittel“,[55] durch Faschismus und Diktatur in Italien, Deutschland und Österreich hin. Und er betonte bereits in dieser Frühphase des Propagandaeinsatzes der Wochenschauen die eminente Bedeutung der visuellen Medien für faschistische und diktatorische Regime.[56]

„Versuch einer Soziologie des Kinos“, der Untertitel dieses letzten großen Aufsatzes aus

dem Jahr 1934, bezieht sich zum einen auf die Ebene der Produktion, zum andern stark auf jene der Distribution und Konsumption von Film sowie der damit zusammenhängenden Wirkungen dieses Mediums. Zunächst einmal stellte er eine „ungeheure Breitenwirkung des Kinos“[57] im Vergleich zu anderen Medien wie etwa Buch, Zeitung oder — damals im europäischen Raum zumindest noch — Radio fest. Der Film wirke *auf Volksmassen, deren Urteilskraft weder durch eine ästhetische, noch durch eine politische Erziehung vorgeschult sei. Da,* wie Rosenfeld meinte, *einem großen Teil der Zuschauer die kritische Vergleichsmöglichkeit* — etwa durch Information über andere Medien zu einem bestimmten Thema — *fehlt,* glaube das Publikum dem Film *vorbehaltlos.*[58]

Rosenfeld spricht hier auch von einer „unvergleichlichen Tiefenwirkung“ des Kinofilms.[59] Diese erklärt er aus der Rezeptionssituation. Das Medium Film erspare im Gegensatz zu vielen anderen Medien dem Menschen jede „Vorstellungsarbeit". Und die Arbeitsverhältnisse der Zeit bringen es mit sich, daß der *abgespannte Arbeitsmensch der Gegenwart, dessen Nerven vom Hetztempo des modernen Lebens allzu schnell verbraucht werden, am Abend so erschöpft ist, daß er vor jeder Kunstform flieht, die an seine Phantasie, an seine Vorstellungskraft Anforderungen stellt.*[60] Die Frage nach der Hemmung und Förderung von Kreativität der Menschen durch verschiedene Medien beschäftigte Rosenfeld schon früh. Medien und Kulturtechniken, die sich der Sprache und des Tons bedienen, billigte er eine positive Rolle bei der Herausbildung von Phantasiefähigkeit zu. Dem Film indes attestierte er — besonders Mitte der zwanziger Jahre, noch stark beeinflußt von der Buchkultur der bürgerlichen Aufklärung, die er in der Literatur intensiv sich zunächst angeeignet hatte — eine die Phantasieentwicklung der Menschen untergrabende Wirkung.[61]

Durch die weitgehende Unmöglichkeit, sich im kapitalistischen Produktionsprozeß zu verwirklichen, so argumentierte Rosenfeld dann Anfang der dreißiger Jahre in seinem Beitrag für das *Arbeiterjahrbuch 1934,* strömen die Massen zugleich mit einem *ungeheuerlichen Erlebniswunsch,* mit einer Fülle ungestillter Lebenssehnsucht ins Kino: *Ihre Seele ist ein unbestellter Acker, in den man den Samen eines Traums von der Umgestaltung unserer ungerechten Welt, aber auch das Bewußtsein senken kann, daß alles so sein muß, wie es ist, daß die kapitalistische Gesellschaftsform die einzig mögliche, die Justiz gerecht, die Bankdirektoren edle Götter und die Kaiser und Könige Sendboten des Himmels sind.*[62] Die realen Sehnsüchte werden natürlich durch das Kino nicht erfüllt. Aber sie sehen zum Beispiel, *wie eine von ihnen die erträumte Karriere macht, sie trösten sich am angeblich beispielhaften und durchaus nicht auf den Einzelfall beschränkten Glück ihrer Kolleginnen* auf der Leinwand — und lernen so auch: *warten.*[63]

Der Unterhaltungsfilm der dreißiger Jahre hatte also in den Augen Rosenfelds deshalb eine große Macht über das Publikum, weil er sie tröstete. Zugleich wurden Zuwarten und Unterordnen als Lebensweisheiten angepriesen. Widerstand gegen eine derartige ideologische Kost sei kaum möglich, da die Kinobesucher durch ihre Arbeit überbeansprucht und erschöpft seien. Der Kinobesuch stelle für sehr viele Menschen den einzigen Lichtpunkt einer grauen, mühseligen Arbeitswoche dar: der Kinobesuch als *einzige Zeitspanne, in der der Arbeitssklave der kapitalistischen Welt sich selbst und seinen Träumen gehört. Das Kino ist* Lebensersatz *geworden."* Zudem, wie aus einer Stelle seines Romans *Die goldene Galeere* (1930) hervorgeht, sei Kino auch so etwas wie Religionsersatz: *Aus der überhitzten Atmosphäre des politischen Kampfes flohen die Menschen zu den weißen Altären. Dort war es behaglicher als in den Wahlversammlungen, dort sprang die Not des Tages einem nicht so grell entgegen, dort war Vergessenheit, Traum, Überwindung des Daseins: dort war alles, was man ersehnte, erkämpfte (...) So wunderbar fern war man dort von allem Dunkeln und Mühseligen. Stiller, heiterer war es vor diesen Altären.*[65]

Schon 1929 erkannte Rosenfeld etwas, was heute von der kritischen Kommunikationsforschung weitgehend anerkannt ist und beispielsweise bei der Analyse der Fernsehunterhaltung eine wichtige Rolle spielt: Die Wirkung des Unterhaltungsfilmes ist *nur so groß, weil sie unbewußt geschieht: weil der Film auf Menschen einwirkt, die sich zu unterhalten glauben, während ihr Denken in eine bestimmte Richtung gelenkt wird.*[66]

Rosenfeld war aber durchaus nicht puritanisch. Er anerkannte die Entspannungsfunktion des Kinos wohl; er gestand dem Publikum zu, sich unterhalten zu wollen. Doch: *Setzen wir an die Stelle des Wortes unterhalten das gleichbedeutende, aber aufschlußreichere Wort:* ab-

lenken, *so kommen wir dem Kern der Sache einen Schritt näher. Ablenken heißt weglenken: weglenken von der Wirklichkeit, weglenken vom Alltag.*[67] Daß dies nicht bloß in den Unterhaltungsfilmen passiert(e), war Rosenfeld wichtig zu erwähnen. Auch der Kulturfilm, der Reisen und andere Völker schildernde Dokumentarfilm lenke oft ab, sei keineswegs neutral oder objektiv: *Die Kamera ist objektiv, aber der Mann, der sie bedient, der die Gegenstände auswählt, auf die sie sich richtet, wird von ganz bestimmten, wenn auch unbewußten Klasseneinstellungen geleitet. Er wählt die Wirklichkeitsausschnitte, die sein Film wiedergibt, mit Klasseninstinkt und Klassengefühl. Er gibt nicht vollkommene Wirklichkeit; nicht, was er zeigt, sondern was er* verschweigt, *ist für seine Einstellung charakteristisch.*[68] Am Beispiel der Reisefilme illustrierte Rosenfeld diese seine Feststellung.[69]

ERSTER EXILORT AB 1934: PRAG

Weitere Aspekte der Rosenfeldschen Bausteine zu einer Filmtheorie wären hier zu erwähnen. Der Platzmangel erfordert jedoch eine Beschränkung auf einige Züge. Der oben ausführlich erwähnte Aufsatz Rosenfelds aus dem Jahr 1934 war zweifellos ein wichtiger Schritt in der Erforschung des Mediums Kinofilm aus sozialistischer Perspektive. Er verwies vielversprechend auf künftige Arbeiten dieses damals jungen Filmkritikers. Doch sie blieben aus. Sie kamen nicht, so meine ich, weil Rosenfeld nicht nur aus seinem Land, sondern durch die Exilierung auch aus seinem Beruf vertrieben wurde.

Nach der Zerstörung der parlamentarischen Demokratie und dann nach dem Verbot der Sozialdemokratie verließ Fritz Rosenfeld am 14. Februar 1934 Wien Richtung Prag.[70] Im Prager Exil brachte er sich zunächst als freier Schriftsteller durch. Er schrieb einige Kinderbücher, die in Prag und Amsterdam erschienen.[71] Auch konnte er das Prager Theaterreferat einer jugoslawischen Zeitung übernehmen.[72] Der scharfe Kritiker der kapitalistischen Filmindustrie arbeitete im Prager Exil zudem für die amerikanische Filmgesellschaft „Paramount“: *Daß ich in Prag für eine amerikanische Filmgesellschaft arbeitete, verursachte mir keinerlei Gewissensbisse — ich hatte die kapitalistische Filmindustrie immer angeprangert, das wußte man in Hollywood, aber man bot mir doch einen Posten an, weil ich ja keinerlei Entscheidungsmacht erhielt — ich war nur als Berater tätig. Ich las die neuen Romane und ging zu den Premieren der neuen Stücke und berichtete, was sich für Hollywood eignen würde und was nicht. Das meiste kam ja von Anfang an nicht in Frage. Ich half bei Straßenaufnahmen in Prag für den Lubitsch-Film „Blaubarts achte Frau" und hielt Interviews mit Sängerinnen, die nach Hollywood engagiert werden wollten. Dabei vergab ich mir nichts.*[73]

In Prag blieb er bis zum 12. August 19 3 9.[74] Nach der Besetzung der Tschechoslowakei durch Hitler-Deutschland mußte er weg und hatte dabei zunächst sehr große Schwierigkeiten. *Ausreiseerlaubnisse wurden monatelang verweigert und erst erteilt, als die Gestapo eine jüdische Auswanderungsstelle einrichtete. Auch von dort eine Genehmigung zu erhalten, war nicht einfach.*[75] Verbrennen mußte er hier nun seine gesammelten Zeitungsausschnitte früherer Arbeiten. Gestapo-Besuche drohten. „Ich konnte den Herrschaften einreden, daß ich nur Kinderbücher und harmlose Hörspiele geschrieben hatte.“[76]

MÜHEVOLLER AUFBAU EINER NEUEN BERUFLICHEN EXISTENZ IM LONDONER EXIL

In London endlich angelangt, wurde er anfangs von einem Flüchtlingsfond unterstützt. „Dann nahm ich Arbeit in verschiedenen Fabriken. Jahrelang arbeitete ich auf Nachtschicht in einer Metallfabrik.“[77] Siegfried Friedman, ein Lederoberteilzurichter aus Wien, der ebenfalls nach England emigriert war, arbeitete zeitweise mit ihm zusammen. Rosenfeld habe diese schwere Arbeit ziemlich zugesetzt, erinnert sich Friedman heute.[78] Die Mühen um den Aufbau einer neuen Existenz ließen Rosenfeld kaum Zeit zum Schreiben. „Natürlich war ich in der Emigration deprimiert“, erinnerte sich Rosenfeld selbst: „Wer war es nicht?“[79]

Später, noch während des Krieges, bekam er eine Stelle beim Abhördienst der BBC.[80] Dort hörte er deutsche und tschechische Sendungen ab und übersetzte sie ins Englische.[81] Nach

Kriegsende gelang es Rosenfeld, 1946 bei der Agentur *Reuter* eine Anstellung zu finden. Auch dort arbeitete er anfangs im Monitoring.[82] In einem Beitrag, den Rosenfeld in dieser Zeit für die Wiener *Arbeiter-Zeitung* schrieb, schildert er übrigens die Arbeitswelt eines Monitors. Zwar bezeichnete er darin den Monitor unter anderem als eine „Übersetzungsmaschine", doch die persönlich schwierige Situation in jener Zeit ist aus diesem Artikel nicht ablesbar.[83] In einem Brief Rosenfelds an einen Parteifreund, den Schriftsteller und Pädagogen Dr. Josef Luitpold Stern, aus dem Februar 1948 bekommt man ein besseres Bild seiner damaligen Situation vermittelt:

Meine Hörspiele haben Erfolg in der Schweiz (deutsch und italienisch), in Holland, Belgien, Norwegen, Dänemark, der Tschechoslowakei, Finnland, und werden auch in Österreich und Deutschland gespielt, und in Wien sind mehrere Kinderbücher und ein Band Legenden in Vorbereitung. Aber all das klingt wohl sehr schön auf dem Papier, enthebt mich aber nicht der Notwendigkeit, mir mein tägliches Brot hier sehr schwer mit nervenaufreibender Übersetzungsarbeit und unter sehr ungünstigen äußeren Umständen zu verdienen. Unsere Abhörstelle liegt weit draußen, ich muß drei Nächte in der Woche dort in einem kellerartigen Raum schlafen und von dem leben, das ich mir mitbringe und selber koche. Das mache ich nun zwei Jahre.[84] Später kam Rosenfeld ins Hauptbüro in der Fleet Street, wo er als „sub-editor" zuerst in der Südamerika-Abteilung und später im Wirtschaftsressort beschäftigt war. *Ich mußte mich in so manchen Themenbereich einleben, der meinen persönlichen Interessen fernlag — wir konnten es uns nicht aussuchen, wir mußten froh sein, eine Beschäftigung zu haben.*[85]

Rosenfelds politisches Engagement im Londoner Exil ist wohl gering; er ging zwar zu den Versammlungen der Partei, hielt sonst aber Distanz zu anderen politisch aktiven Emigrantengruppen.[86] Aus Rosenfeld war im Exil kein apolitischer Mensch geworden, auch wenn dies auf den ersten Blick vielleicht so scheint. Der Rückzug aus dem unmittelbaren politischen Engagement war, wie weiter oben schon erwähnt wurde, bereits früher — wohl primär als Folge der wiederholten Wahrnehmung von starken Diskrepanzen zwischen Theorie und Praxis sozialdemokratischer Medienpolitik — erfolgt. Nun, in den späten vierziger Jahren, registrierte Rosenfeld die politischen Entwicklungen relativ aufmerksam. *Wenn man in so engem Kontakt mit den politischen Dingen steht wie ich, und den ganzen Tag lang dem Feuer der Propagandakanonen ausgesetzt ist,* schrieb er zum Beispiel 1948 seinem Parteifreund Josef Luitpold Stern, *empfindet man die tragische Spaltung der Welt natürlich viel tiefer, als der „Mann auf der Straße", der davon nur ab und zu das wenige erfährt, das durch den Filter der Zeitungsredaktionen gedrungen ist.*[87] Die internationale politische Lage, der Kalte Krieg und die damalige Entwicklung des Kommunismus ödeten ihn an.[88]

Dazu kommt das bedrückende Schauspiel, daß in Deutschland und Österreich die früheren Nazi und Faschisten, besonders Schriftsteller, Schauspieler etc. blühen und gedeihen und von einer wirklichen Reinigung kaum die Rede sein kann. Aus all dem, so meinte Rosenfeld knapp drei Jahre nach Kriegsende, bleibe *dann nur die Flucht in die Märchenwelt eines Kinderbuches oder eines chinesischen Legendenspiels, das ja nicht Flucht vor den Dingen, sondern Rückkehr zu ihren klareren, zeitlosen Formen ist, befreit von den Schlagworten der Gegenwart und zurückgeführt auf die Urprobleme von Macht, Freiheit, Menschenrecht.*[89]

WARUM FRITZ ROSENFELD NICHT NACH ÖSTERREICH ZURÜCKGING

Nach Österreich kehrte er nach 1945 nicht zurück. Doch er sandte aus London bald nach Kriegsende Artikel für die wiedererscheinende *Arbeiter-Zeitung,* Filmkritiken von neuen englischen Filmen vor allem sowie etliche Beiträge fürs Feuilleton; darunter auch solche, die die Nachwirkungen des „Dritten Reiches" deutlich thematisieren.[90] Seine Berichte für die *Arbeiter-Zeitung* kamen, so berichtete Rosenfeld viele Jahre später in einem Brief, im Jahr 1956 „durch Intrigen zu einem dramatischen Ende". Es waren plötzlich eine ganze Reihe von Beiträgen nicht gebracht worden. Rosenfeld: *Jemand ließ die Manuskripte verschwinden, und als ich mich bei Pollak beschwerte, und er nachforschte, wurde ihm gesagt, ich hätte nichts mehr geschickt. Deshalb habe man eine Frau, die nach England geheiratet hatte, damit betraut, an meiner Stelle über Londoner Filmpremieren zu berichten. Die Sache war Pollak sehr peinlich und er versprach mir, sie in Ordnung zu bringen. Aber er hat nichts getan.*[91] Rosenfeld stellte

daraufhin seine Tätigkeit für das Blatt ein; er bestellte auch die Zeitung ab. Jedenfalls hatte er den Eindruck, daß ihn jemand „systematisch hinausekeln“ wollte. „Weres war, weiß ich nicht. Es ist auch ganz egal.“[92]

Warum kehrte dieser hervorragende Journalist und Publizist nicht aus dem britischen Exil nach Österreich zurück? Auf eine entsprechende Frage antwortete Rosenfeld 1986 selbst: „Ich kehrte nicht nach Wien zurück, weil ich mir in England eine neue Existenz geschaffen hatte.“ Doch dies war nicht sein einziger Grund: „Ich hatte, offen gestanden, gewisse Zweifel daran, daß der Antisemitismus in Österreich wirklich ausgerottet war.“ Und er wurde wie die meisten anderen „von keiner österreichischen Regierungsstelle nach 1945 aufgefordert, nach Wien zurückzukehren“. Nachsatz: „Auch von der SPÖ nicht.“[93]

Er erhielt nur vom Chefredakteur der *Arbeiter-Zeitung,* Oscar Pollak, im Jahr 1948 einen Ruf, als Feuilletonredakteur nach Wien zu kommen.[94] Andere alte TZ-Journalisten aus der Zeit der Ersten Republik hatte Pollak schon zu einem früheren Zeitpunkt geholt.[95] Dies dürfte zu einer gewissen Verstimmung beigetragen haben. „Ich wußte genau, daß es da Reibungen geben würde“, meinte Rosenfeld 1985, denn es gab in der *Arbeiter-Zeitung* bereits einen Redakteur, der als Chef des Kunstteils zeichnete, „und dem ich mich wohl hätte unterordnen müssen“.[96]

Hinzu kam als Motiv fürs Bleiben in England, daß er kurz davor, Anfang 1948, die britische Staatsbürgerschaft erhalten hatte: *Fast genau 14 Jahre des Wanderns kommen damit zu einem Ende,* schrieb er damals einem Parteifreund: *Ich lebe hier auch sehr „kosmopolitisch", im Büro gibt es alle Nationalitäten, da man ja Vertreter aller Sprachen braucht, und sonst gibt es Inder, Chinesen und Neger rundherum. Ich kann es mir gar nicht mehr vorstellen, wie man in Wien oder Prag gelebt hat — wo man nur von Leuten umgeben war, die alle dieselbe Sprache redeten und aus demselben Kulturkreis stammten*.[97] Zu Rosenfelds Entscheidung trug auch *wesentlich ein Wink von Otto Koenig bei, der nicht nur mein enger Kollege, sondern auch ein wirklich guter Freund war.* Als Rosenfeld ihn im Vertrauen fragte, ob er zurückkommen solle, antwortete dieser: „So gern ich Dich hier in der Redaktion hätte, ich kann Dir nicht dazu raten, zurückzukommen.[98]

Rosenfeld blieb in England und blieb bei der Agentur Reuter bis zur Pensionierung im Jahr 1962.[99] Die im Ruhestand gewonnene Freizeit nutzte er zu intensiverem schriftstellerischem Arbeiten. Viele Bücher für Kinder sowie Hörspiele, entwickelt und geschrieben von „Friedrich Feld“, wie Rosenfeld sich seit seinem Prager Exil als Autor nannte, zeugen davon.[100]

53 Jahre nach dem Wegmüssen aus seiner Heimatstadt Wien zog Fritz Rosenfeld eine — in erster Linie für die österreichische Nachkriegsgesellschaft — bittere Bilanz: *Ich war nicht in Wien, seit ich es am 14. Februar 1934 unter Kanonendonner verließ, und ich sehne mich nicht zurück. Ich ging von Wien zuerst nach Prag und habe mich seither dort immer mehr zu Hause gefühlt. Und ich habe mehr Freunde dort. Wenn ich nach Prag komme, bin ich persona grata, meine Bücher erscheinen dort, der Rundfunk und das Fernsehen benutzen meine Texte. In Wien kennt mich niemand mehr, und niemand vermißt mich. Aber ich vergieße darüber keine Tränen.*[101]

Drei Wochen nach seinem 85. Geburtstag starb Fritz Rosenfeld am 27. Dezember 1987 in Südengland in Sussex.[102]

Anmerkungen:

1 E. Glaser, „Die Stummfilmkritik unter besonderer Berücksichtigung des Sowjetfilms“. Unveröff. Manuskript, 17 (= Referatsmanuskript für das Symposion „Medien in der Ersten Republik“, veranstaltet von der „Wissenschaftlichen Kommission zur Erforschung der Geschichte der Republik Österreich“ im Juni 1987 in Wien).

2 Ebda., sowie E. Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des Österreichischen Sozialismus.* Wien—München—Zürich 1981, hier besonders 496—501 u. 508.

3 T. Venus, „„Hinein in das Kino!' Sozialdemokratische Kino- und Filmpolitik von 1918—1934", in: *Medien-Journal,* 8, 2/1984, 14—24.

4 Ein umfassendes Verzeichnis seiner Werke findet man bei W. Schuder (Hrsg.), *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 1984.* 59. Jg. Berlin—New York 1984, 1003f.; bibliographische Angaben zu Rosenfelds Schaffen u. a. auch in: L. Binder, „Lexikon der Jugendschriftsteller in deutscher

Sprache", in: *Die Barke.* Lehrer-Jahrbuch 1968, hrsg. vom Österreichischen Buchklub der Jugend, 129—347, hier 1731'.; K. Doderer (Hrsg.), *Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur.* Weinheim— Basel—Pullach 1975; H. Giebisch/G. Gugitz, *Bio-bibliographisches Literaturlexikon Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart.* Wien 1964,338 u. 500; H. A. Strauss/W. Röder (Hrsg.), *International Biographical Dictionary of Central European Emigres 1933—1945.* Vol. II/Part 1: A-K *The Arts, Sciences, and Literature.* München—New York—London—Paris 1983, 289.

5 R. Bamberger, „Friedrich Feld", in: ders. (Hrsg.): *Der österreichische Jugendschriftsteller und sein Werk.* Wien 1965, 32—39, hier 39.

6 U. a. Strauss/Röder, *Dictionary,* a.a.O., 289.

7 Siehe z. B. folgende Aufsätze und Rezensionen: „Upton Sinclair", in: *Der Kampf,* 15. November 1922, 341—351; „Martin Andersen Nexö", in: *Der Kampf.* 16, November 1923, 377—383; Alfons Petzold (Zu seinem ersten Todestag)", in: *Der Kampf,* 17. Jänner 1924,28—35; „Ernst Toller", in: *Der Kampf,* 17. Juli 1924, 293—298; „Ernst Toller. Nach fünfjähriger Kerkerhaft am 16. Juli der Freiheit wiedergegeben", in: *Der Sozialdemokrat* (Wien), August 1924; „Karl Adolph — ein Arbeiterdichter", in: *Der Sozialdemokrat,* November 1924; „Konstantin Neunier", in: *Der Sozialdemokrat,* Dezember 1924; „Martin Andersen Nexö", in: *Der Sozialdemokrat,* Februar 1925; „Leonhard Frank", in: *Der Kampf.* 18. Mai 1925, 187—193; „Soziale Dichtung. Upton Sinclair: ‚Nach der Sintflut*", in: *Der Kampf.* 18. Juli 1925; „Soziale Dichtung. Heinrich Mann: Der Kopf", in: *Der Kampf.* 18. Oktober 1925; „Romain Rolland", in: *Der Sozialdemokrat,* Februar 1926; „Heinrich Holek: Der graue Film", in: *Der Kampf,* 19. März 1926; „Der moderne Zola", in: *Der Kampf,* 19. September 1926, 396—406; „Emil Zola", in: *Der Sozialdemokrat,* Oktober 1926; „Soziale Dichtung. Heinrich Holek: Unterwegs. Eine Selbstbiographie", in: *Der Kampf,* 20. März 1927; „Selma Lagerlöf. Zu ihrem siebzigsten Geburtstag am 20. November 1928", in: *Bildungsarbeit* (Wien), November 1928, 231—234; „Dichter von gestern, Kämpfer von heute. Zur Volksausgabe von Emile Zolas Romanzyklus, Drei Städte und Vier Evangelien im Knaur-Verlag", in: *Bildungsarbeit,* Mai 1930, 30—32; „Romane am laufenden Band. Zu den Büchern Zane Greys", in: *Bildungsarbeit,* Februar 1931, 10—12; „Heinrich Mann. Zu seinem sechzigsten Geburtstag am 27. März 1931", in: *Bildungsarbeit,* März 1931, 21—24.

8 H. Kotlan-Werner gibt einmal 1922/23 als Zeitpunkt an, an einer anderen Stelle vermerkt sie allerdings, daß Rosenfeld 1923 in die Kulturredaktion der *Arbeiter-Zeitung* eintrat (H. Kotlan- Werner, *Kunst und Volk, David Josef Bach 1874—1947.* Wien 1977, 124 bzw. 97). T. Venus sowie E. Glaser geben als Zeitpunkt für den Eintritt in die Redaktion mit jeweils 1923 an: vgl. Venus, *Hinein,* a.a.O., 14 u. 17 sowie Glaser, *Im Umfeld,* a.a.O., 496. Da H. Schroth auch erst ab Mai 1923 namentlich gezeichnete Beiträge von Rosenfeld in der *Arbeiter-Zeitung* erfaßt, dürfte Rosenfeld tatsächlich erst 1923 zur Zeitung gekommen sein; vgl. *Arbeiter-Zeitung 1889—1934.* Register, bearbeitet von H. Schroth. Wien 1983, R9. Allerdings sind in diesezm Register nicht alle Beiträge Rosenfelds — sowie auch anderer Autoren — erfaßt. Beispielsweise fehlen die Rosenfeld-Artikel „Der Wiener Film von gestern und morgen" (11. Februar 1932) und „Weltbürgerliche Dichtung — Zum fünfzigsten Geburtstag Stefan Zweigs am 28. November" (28. November 1931).

9 Brief Fritz Rosenfeld an Henriette Kotlan-Werner (Wien) vom 30. Juni 1975, auszugsweise abgedruckt in H. Kotlan-Werner, *Kunst und Volk,* a.a.O., 124f.

10 Vgl. Venus, „Hinein", a.a.O., 17.

11 Vgl. Glaser, *Im Umfeld.* a.a.O., 496.

12 Siehe Schroth, *Register,* a.a.O., R9—RI 1 sowie die im vorliegenden Aufsatz weiter unten erwähnten Beiträge Rosenfelds.

13 In der Universitätsbibliothek Wien unter der Signatur I 460.615 erfaßt, allerdings seit 1956 verlustig. — Seine Überlegungen zum Sprechchor hat Rosenfeld übrigens in einem Aufsatz dargelegt („Gedanken zum Sprechchor", in: *Der Kampf.* 19. Februar 1926, 85—88).

14 W-r (= Siegfried Weyr), „Die Stunde der Verbrüderung", in: *Der Abend ('Kien),* 7. September 1928.

15 Die erzählende Fassung eines Bildes aus dieser politischen Revue hat Rosenfeld in der *Arbeiterzeitung* veröffentlicht (Fritz Rosenfeld, „Das Licht und der Schatten", in: *Arbeiter-Zeitung.* 1. November 1932.

16 1929 erschien die Legende *Mitsanobu* im Berliner Verlag der Büchergilde Gutenberg, das von der Büchergilde als Werbeprämie verteilt wurde (siehe dazu die Rezension von Otto Koenig in der *Bildungsarbeit.* Jänner/Februar 1930). *Eine Erzählung für denkende Kinder* ist der Untertitel des 1931 erstmals bei Prager in Leipzig und Wien erschienenen Buches *Tirilin reist um die Welt.* Ebenfalls bei Prager kam ein Jahr später, 1932, sein Erzählungenband *Aufruhr der Herzen* heraus. Und 1933 warb die Büchergilde Gutenberg erneut mit einem Legendenband aus Rosenfelds Feder um neue Mitglieder: *Der Goldfasan* (siehe dazu u. a. die Rezension von „smk", „d. i. Schiller Marmorek, unter dem Titel „Chinesische Legenden", in: *Das Kleine Blatt,* 24. Jänner 1934.

17 Der Roman wurde am Beginn den Leserinnen und Lesern der *Arbeiter-Zeitung* wie folgt vorgestellt: *In diesem Roman wird der erste Versuch unternommen, das soziale Gesicht der gigan-*

tischen Unterhaltungsindustrie zu zeigen, die heute eines der wichtigsten geistigen Machtmittel geworden ist. Ein junger Filmautor, der den Kampf mit der kapitalistischen Filmindustrie aufnimmt und sie überwindet, und eine junge Schauspielerin, deren künstlerischer und menschlicher Charakter von dieser Industrie zerstört wird, sind die Helden des Buches. Sein Schauplatz ist Berlin; im Hintergrund aber richtet sich der Schatten der Filmzentrale Hollywood auf, von der aus der kapitalistische Film seine Feldzüge gegen den Geist der sozialen Freiheit lenkt. Der Roman, dessen Handlung zum größten Teil auf wirklichen Vorgängen beruht, wird sicherlich das Interesse unserer Leser finden. (An unsere Leser! In: *Arbeiter-Zeitung,* 1. November 1930).

18 Brief Fritz Rosenfeld an Christina Kronaus (Wien) vom 22. Februar 1985; Dr. Kronaus danke ich für die Überlassung ihres Briefwechsels mit Rosenfeld.

19 Vgl. Ch. Kronaus, „Zwischen Avantgarde und Gartenlaube. Literatur und Politik am Beispiel des Fortsetzungsromans in den sozialdemokratischen Medien 1920—1934". Phil. Diss., Wien 1985, 164—170.

20 Zu Hans (Johann, Johannes) Hirsch siehe W. Röder/H. A. Strauss (Hrsg.), *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Bd. 1. Politik, Wirtschaft. Öffentliches Leben.* München 1980, 299 sowie den Nachruf „In der Emigration gestorben. Hans Hirsch", in: *Austrian Labor Information* (New York), Nr. 24/March-April 1944, 9.

21 Joh. H. (= Hans Hirsch), „Romane aus aller Welt. Ein Roman aus der Filmwelt", in: *Das kleine Blatt* (Wien), 6. Mai 1931.

22 Zur Filmpolitik der Sozialdemokratie bzw. der Arbeiterbewegung siehe z. B. T. Venus, „Hinein", a.a.O., sowie H. Grafl, „Hinein in die Kinos. Ein Beitrag zur Aufarbeitung der österreichischen Arbeiterfilmbewegung 1918—1934", in: F. Kadrnoska (Hrsg.), *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938.* Wien—München—Zürich 1981.

23 Vgl. Ebda. Hierin sah Rosenfeld, der Balázs rezipierte (siehe z. B. die Besprechung des Balázs- Buches „Der Geist des Films" durch Rosenfeld in der *Arbeiter-Zeitung* vom 14. September 1930), selbst den zentralen Unterschied zwischen sich und dem, was Béla Balázs machte: *Er betrachtete den Film hauptsächlich als eine neue Kunstform, ich befaßte mich mit ihm vor allem vom sozialkritischen Standpunkt aus und sah in ihm eine Waffe im Klassenkampf* (Brief Fritz Rosenfeld an Ernst Glaser (Wien) vom 6. Dezember 1976, auszugsweise wiedergegeben in Glaser, *Im Umfeld,* a.a.O., 496f.).

24 Dieser am 30. Jänner 1929 in der Arbeiterkammerstunde von Radio Wien gehaltene Vortrag Rosenfelds wurde auch publiziert: F. Rosenfeld, „Der Arbeiter und der Film",in: *Bildungsarbeit,* 16. Februar 1929.

25 F. Rosenfeld, „Die goldene Galeere. Ein Roman aus der Filmindustrie" (Folge 58), in: *Arbeiterzeitung,* 1. Jänner 1931, 20.

26 *Arbeiter-Zeitung,* 18. April 1926, zit. nach Venus, „Hinein", a.a.O., 17.

27 Siehe z. B. H. Marcuse, *Versuch über die Befreiung.* Frankfurt a. M. 1969, 22ff.

28 Siehe dazu Venus, „Hinein", a.a.O., und Grafl, „Hinein", a.a.O.

29 Vgl. Venus, „Hinein", a.a.O., 17—22.

30 Z. B. F. Rosenfeld, „Der Arbeiter und der Film", in: *Bildungsarbeit,* 16. Februar 1929; ebenso F. Rosenfeld, „Sozialdemokratische Kinopolitik", in: *Der Kampf.* 22. April 1929, 192—197, hier notiert Rosenfeld etwa: *Mit den russischen Filmen und dem vom Geschäftskino abgelehnten, darum aber geschäftlich noch lange nicht undankbaren Film (es kommt nur auf das Wagnis an. sie zu spielen!) ließen sich Arbeiterkinos solange führen, bis sie aus Eigenem Kapital zur Filmerzeugung aufbrächten. Ein Ring der vereinigten sozialistischen Kinos einiger europäischer Länder könnte eine Produktionsgemeinschaft bilden. Nun wären die Mittel da, die vollwertige Filme gewährleisten, nun müßte man sich um die Verwertung der Filme nicht mehr sorgen. Wie die kapitalistischen Filmfabriken risikolos arbeiten, weil sie einen eigenen Kinopark angeschlossen haben, in dem sie ihre Filme auswerten, würde auch diese Produktionsgemeinschaft auf sicherer Basis arbeiten, weil die Arbeiterkinos genug Hinterland für die Verwertung der Filme böten.* (Ebda., 195).

31 Venus, „Hinein", a.a.O., 22.

32 Ebda., 22f.

33 Brief Fritz Rosenfeld an Henriette Kotlan-Werner (Wien) vom 13. September 1976, zit. nach Kotlan-Werner, *Kunst und Volk,* a.a.O., 97f.

34 Ebda., 98; Dr. David Josef Bach (1874—1947) war als Kulturressortleiter der *Arbeiter-Zeitung* Rosenfelds Chef.

35 F. Rosenfeld, „Der Arbeiter und der Film", in: *Bildungsarbeit,* 16. Februar 1929.

36 F. Rosenfeld, „Sozialdemokratische Kinopolitik", in: *Der Kampf,* 22. April 1929, 192—197, hier 195.

37 Ebda., 196.

38 Ebda.

39 Ebda., 196f.

40 Venus, „Hinein", a.a.O., 23.
41 Rosenfeld, „Tonfilm und Theater“, in: *Kunst und Volk,* September 1930.
42 Rosenfeld, „Sozialistische Schallplatten“, in: *Bildungsarbeit,* 17. März 1930, 29—32, hier 29.
43 Venus, „Hinein“, a.a.O., 17.
44 Brief Fritz Rosenfeld an Christina Kronaus (Wien) vom 25. März 1985.
45 Siehe dazu weiter oben sowie die Anm. 16.
46 Brief Fritz Rosenfeld an Henriette Kotlan-Werner (Wien) vom 19. Juni 1975, abgedruckt in Kotlan-Werner, *Kunst und Volk.* a.a.O., 124.
47 Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 28. Mai 1987.
48 Rosenfeld betonte mehrmals die Wichtigkeit der Avantgarde und sympathisierte mit ihr (siehe z. B. F. Rosenfeld, „Film und Proletariat. Versuch einer Soziologie des Kinos", in: *Arbeiterjahrbuch 1934.* Karlsbad 1934, 17—32, hier 30). 1985 schrieb er mir: *Ich stand in enger Verbindung mit der .Filmliga', die ihren Sitz in Holland hatte, eine Zeitschrift herausgab... und die auch das internationale Treffen der Avantgarde auf Schloß La Sarraz, in der Schweiz, veranstaltete — das war im Jahre 1928. Dort traf ich Eisenstein; Richter. Ruttmann, Calvalcanti, Béla Balázs und viele andere* (Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 28. Mai 1987).
49 Auf die Rolle, die Rosenfeld dem russischen Film beimaß und wie er diesen einschätzte, wird hier mit Absicht nicht eingegangen; Glaser *(Im Umfeld,* a.a.O., 497—499 und *Die Stummfilmkritik,* a.a.O., 18f.) und Venus („Hinein“, a.a.O., 22) haben sich damit bereits beschäftigt.
50 Rosenfeld, „Morgenrot. Ein neuer Kriegshetzfilm der Ufa“, in: *Arbeiter-Zeitung,* 5. März 1933.
51 F. Rosenfeld, „Film und Proletariat. Versuch einer Soziologie des Kinos“, in: *Arbeiterjahrbuch 1934.* Karlsbad 1934, 17—32.
52 Ebda., 31.
53 Ebda., 17; Rosenfeld bezeichnete den Film auch schon in früheren Aufsätzen als Ware (z. B. F. Rosenfeld, „Der Arbeiter und der Film“, in: *Bildungsarbeit.* 16. Februar 1929).
54 Ebda., 18.
55 Ebda., 21.
56 Rosenfeld 1934: *Diktaturregierungen haben die ungeheure Eindruckskraft des Films auf die Bevölkerungsmassen genau erkannt. Besonders der Faschismus bedient sich des Films als Propagandamittel und stellt ihn wie den Rundfunk unter staatliche Kontrolle. In Italien erzeugt ein staatliches faschistisches Filminstitut eine Wochenschau, die von allen Kinos gespielt werden muß. Wo es keine Kinos gibt, wird der tragbare Schmalfilmapparat eingesetzt. Kaum war ein brauchbares transportables Tonfilmgerät für Schmalfilmvorführungen erfunden, als das faschistische Italien als erste Großkundschaft auftrat; es bestellte zehntausend Apparate, die nun auch in den winzigsten Gebirgsdörfern und auf den kleinsten Inselchen die Reden Mussolinis im Tonfilm verbreiten werden. (....) In den deutschen Wochenschauen wimmelt es von Hitler-, Göring- und Göbbels-Bildern, wenn irgendwo ein Hakenkreuzbonze ein paar pathetische Phrasen donnert, ist der Kameramann zur Stelle und die neueste Offenbarung völkischer politischer Weisheit wird dem armen Kinopublikum wochenlang im Lichtspieltheater aufgetischt. In Österreich wurde eine staatliche Wochenschau eingeführt, die der Propaganda für die Regierung dient und in allen Kinos gezeigt werden muß* (ebda., 29).
57 Ebda., 19.
58 Ebda.
59 Ebda.
60 Ebda., 20.
61 Siehe z. B. F. Rosenfeld, „Der visuelle Mensch", in: *Arbeiter-Zeitung,* 16. Mai 1926, 21.
62 Rosenfeld, „Film und Proletariat. Versuch einer Soziologie des Kinos", in: *Arbeiterjahrbuch 1934.* Karlsbad 1934, 17—32, hier 21. 1929 meinte er ähnlich: *Je trister die Wirklichkeit ist, um so häufiger flieht der Mensch in das Reich der Phantasie, in eine ferne und fremde Welt. Er kann heute diese ferne und fremde Welt nirgends billiger und nirgends vollkommener finden als im Kino. Flucht vor der Wirklichkeit ist der letzte Sinn fast aller filmischen Darbietungen; Flucht vor dem Alltag, Flucht vor der Umgebung, in der das freudlose Leben des Menschen abläuft, in eine andere Umwelt, die, wenn auch nicht heller und froher, so doch zumindest neuartig ist. Der Hunger nach Erleben, die Sehnsucht nach Überwindung des Einerlei grauer Arbeitstage treibt den Menschen immer wieder zur Filmleinwand hin. Treibt ihn in die Hände derer, die mit der Macht über den Film und das Kino die größte Macht über Menschengehirne besitzen, die es in unseren Tagen gibt* (F. Rosenfeld, „Der Arbeiter und der Film", in: *Bildungsarbeit,* 16. Februar 1929).
63 Rosenfeld, „Film und Proletariat. Versuch einer Soziologie des Kinos“, in: *Arbeiterjahrbuch 1934.* Karlsbad 1934, 17—32, hier 23.
64 Ebda., 20f.
65 Rosenfeld, „Die goldene Galeere" (Folge 58), in: *Arbeiter-Zeitung,* 1. Jänner 1931, 20.
66 Rosenfeld, „Der Arbeiter und der Film", in: *Bildungsarbeit,* 16, Februar 1929.

67 F. Rosenfeld, „Film und Proletariat. Versuch einer Soziologie des Kinos", in: *Arbeiterjahrbuch 1934.* Karlsbad 1934, 17—32, hier 21.

68 Ebda., 28.

69 Ebda., 28: *In den Reisefilmen wird fast immer die glanzvolle Fassade eines Landes und einer Stadt, die Paläste, Kirchen. Theater, Regierungsgebäude gezeigt. Die Elendsquartiere, die Proletarierviertel sieht man fast nie. Wer kennt nicht den .malerisch zerlumpten' Bettler aus dem Orientfilm, der nicht etwa das Opfer einer falschen sozialen Ordnung, sondern nur ein interessanter Anblick für den Reisenden ist. Die .Eingeborenen' werden in den Kulturfilmen meist bei festlichen Tänzen belauscht, bieten der Kamera fröhliche Gesichter. Man lobt ihren Fleiß und ihre Genügsamkeit (sanfter Wink für die Zuschauer!). Noch niemals ist es einem neutralen Kulturfilm eingefallen, zu verraten, nach welchem Schlüssel der Ertrag der Arbeit zwischen dem eingeborenen Arbeiter und dem europäischen Unternehmer aufgeteilt wird.*

70 Strauss/Röder, *International Biographical Dictionary,* a.a.O., 289; ebenso Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 28. Juli 1987.

71 Z. B. *Die Brücke nach Ypsilon* (tschechisch, Prag 1935), *Der Regenbogen fährt nach Masagara* (tschechisch, Prag 1936 oder 1937), *Der Flug ins Karfunkelland* (Prag 1936); unterschiedliche Angaben dazu in Strauss/Röder, *International Biographical Dictionary.* a.a.O. 289; Schuder, *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 1984,* a.a.O., 1003f. sowie Bamberger, *Jugendschriftsteller,* a.a.O., 32—36.

72 Bamberger, *Jugendschriftsteller,* a.a.O., 32; der Name des Blattes wurde von Bamberger nicht angegeben. Diese Tätigkeit hat vermutlich wenig Geld eingebracht oder war nur sporadischer Natur. Rosenfeld erwähnte sie jedenfalls weder in den Briefen an T. Venus und Chr. Kronaus noch in jenen an den Verfasser.

73 Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 14. Oktober 1987; es war dies Rosenfelds Antwort auf die Frage „Wie beurteilen Sie den Einfluß der Emigration auf Ihre geistigen Arbeiten? Sie arbeiteten in Prag für Hollywood, obwohl Sie zuvor die kapitalistische Filmproduktion stark kritisiert hatten. War dies schlicht der Preis fürs Überleben-können?" (Brief des Verfassers an Fritz Rosenfeld vom 10. Oktober 1987).

74 Brief Fritz Rosenfeld an Henriette Kotlan-Werner (Wien) vom 19. Juni 1975, auszugsweise wiedergegeben in Kotlan-Werner, *Kunst und Volk,* a.a.O., 124.

75 Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 20. Jänner 1986.

76 Brief Fritz Rosenfeld an Theodor Venus (Wien) vom 9. Juli 1984; T. Venus danke ich für die Überlassung seines Briefwechsels mit Rosenfeld.

77 Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 20. Jänner 1986.

78 Gespräch mit Siegfried Friedman (Wien) im Dezember 1987.

79 Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 14. Oktober 1987.

80 Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 20. Jänner 1986.

81 Brief Fritz Rosenfeld an Theodor Venus (Wien) vom 9. Juli 1987.

82 Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 20. Jänner 1986.

83 F. Rosenfeld, „Die Ohren der Welt", in: *Arbeiter-Zeitung,* 25. Mai 1947.

84 Brief Fritz Rosenfeld an Josef Luitpold Stern (Wien) vom 9. Februar 1948; Kopie befindet sich im Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung (Wien), Mappe „F. Rosenfeld"; T. Venus verdanke ich den Hinweis auf diesen Brief.

85 Brief Fritz Rosenfeld an Theodor Venus (Wien) vom 9. Juli 1984.

86 Ebda.

87 Brief Fritz Rosenfeld an Josef Luitpold Stern vom 9. Februar 1948 (siehe Anm. 84).

88 Ebda.

89 Ebda.

90 Z. B. F. Rosenfeld, „Zwischenspiel", in: *Arbeiter-Zeitung,* 9. Juni 1946: ein deutscher Schauspieler, emigriert, dessen Frau die Nachstellungen der Nazis nicht ausgehalten und sich deshalb auf der Flucht selbst getötet hatte, muß als Geretteter in amerikanischen Filmstudios eine neue Existenz beginnen — und in einem Film einen SS-Mann spielen. — In einem anderen Feuilleton erzählte er — zur Jahreswende 1948/49 — die Geschichte eines im „Dritten Reich" opportunistischen Komikers, über den nun, nach dem Krieg erstmals wieder auf der Bühne auftretend, das Publikum das Urteil fällt (F. Rosenfeld, „Das Urteil", in: *Arbeiter-Zeitung,* 1. Jänner 1949).

91 Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 14. Oktober 1987. — Dr. Oscar Pollak war damals Chefredakteur der *Arbeiter-Zeitung.* Bei der erwähnten Journalistin handelt es sich um Dorrit Görgey (Letztgenanntes laut Interview des Verfassers mit Fritz Walden am 12. Juli 1986).

92 Ebda. — Ob diese Einschätzung Rosenfelds den Ereignissen entspricht, muß offen bleiben, ebenso die Frage, wer ihn hinausgedrängt hat. Sicher ist indes, daß es ganz beträchtliche Spannungen zwischen zumindest zwei Wiener AZ-Journalisten und Fritz Rosenfeld in London gegeben hat. Dies geht aus Erinnnerungen des Kulturredakteurs Fritz Walden (richtiger Name: Fritz Drobi-

litsch) ganz klar hervor: *Rosenfeld war, als ich den Film übernommen hab, der „Säulenheilige" der Filmkritik. (...) Und er hat aus der Emigration — in England, glaub ich war er — immer wieder, wenn dann ein Film drüben war, uns Filmberichte geschrieben. Da war die Görgey, die hatte damals noch die Filmrezensionen in Wien. Und da war er. Da hat er immer wieder reingespuckt, wenn ihm etwas nicht gefallen hat. Und dann wars so, daß ich irgendwie mich von dem Trauma — das war wirklich schon ein Trauma — lösen konnte: Es haben meine Kritiken dann irgendwie eine gewisse Durchschlagskraft erreicht. Wobei es passiert ist, daß wenn der Rosenfeld mir irgendwie Kritik geschickt hat über einen englischen Film, wo ich dann etwas anderes geschrieben habe, nicht wahr... Auf einmal war es dann soweit, daß ich nicht mehr mit dem Knüppel Rosenfeld erschlagen werden konnte, und darüber soll er sich sehr gekränkt haben, sehr geärgert haben. Frau Görgey sei etwa Anfang der fünfziger Jahre nach England übersiedelt. Und die Görgey... ja, auf die Görgey war ja der Rosenfeld schon sehr eifersüchtig! Über die Görgey hat er sich schon bei Pollak manchmal beschwert, daß... Ich hab mich ja nicht darum gekümmert, aber ich hab gewußt, daß die Görgey sich manchmal geärgert hat. daß die auch vollständig von dem Riesenschatten so wie eine Fliege auf ihre Schreibmaschine gepreßt wurde. Vielleicht ist eine Frau empfindlicher. Empfindlich war ich schon auch, aber auf der anderen Seite unbekümmerter. Ich hab mir gedacht, also irgendwie werde ich schon mit dem Rosenfeld fertig werden...* Aus: Interview des Verfassers mit Fritz Walden (Wien) am 12. Juli 1986.

93 Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 20. Jänner 1986.

94 Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 28. Mai 1987.

95 Vgl. dazu F. Hausjell, „Österreichische Tageszeitungsjournalisten am Beginn der Zweiten Republik (1945—1947). Eine kollektivbiographische Analyse ihrer beruflichen und politischen Herkunft". 3 Bde. Phil. Diss., Salzburg 1985, 125—130.

96 Brief Fritz Rosenfeld an Theodor Venus (Wien) vom 23. Juli 1985.

97 Brief Fritz Rosenfeld an Josef Luitpold Stern (Wien) vom 9. Februar 1948 (siehe Anm. 84).

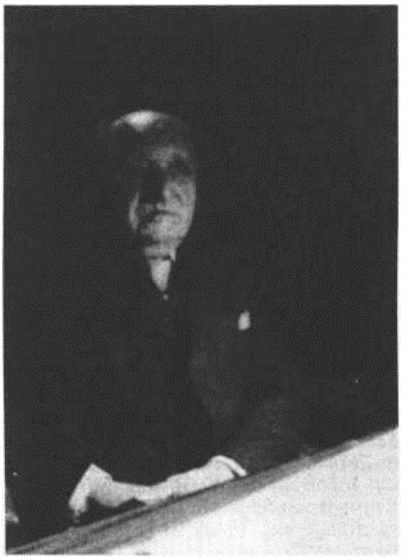
98 Brief Fritz Rosenfeld an Theodor Venus (Wien) vom 23. Juli 1985.

99 Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 20. Jänner 1986.

100 Siehe die Werkübersicht bei Schuder, *Kürschners Deutscher Literatur-Kalender 1984*. a.a.O., 1003L 101 Brief Fritz Rosenfeld an den Verfasser vom 28. Mai 1987. — Einige kennen ihn heute noch in

101 Wien. Dies wurde etwa durch mehrere Reaktionen auf einen Geburtstagsartikel, der in der *Neuen AZ* erschienen war, deutlich (F. Hausjell, „Fritz Rosenfeld — Filmkritiker der alten ‚AZ'", in: *Neue AZ. 4.* Dezember 1987, Beilage „Lesezeit", 1). Die Redaktion wurde von mehreren Lesern und Leserinnen um die Adresse Rosenfelds gebeten.

102 Brief Ellen Rosenfeld an den Verfasser vom 5. Jänner 1988.



Fritz Rosenfeld

THEODOR VENUS

Béla Balázs — die Begründung der Filmtheorie als Brotarbeit im Exil

JUGEND UND „SONNTAGSKREIS“

Unter den frühen Filmtheorien der zwanziger Jahre im deutschen Sprachraum kommt jener des gebürtigen Ungarn Béla Balázs — oder wie er von Geburt an hieß: Herbert Bauer —, in drei Büchern und zahllosen Artikeln und Vorträgen manifest — neben jenen von Siegfried Kracauer und Rudolf Arnheim der bedeutendste Platz zu. Wenngleich Balázs zum Unterschied zu den beiden Vorgenannten als Begründer der Filmtheorie dank wiederholter Neuauflage seines letzten, 1949 erstmals in deutscher Sprache in Wien erschienenen Buchs *Der Film — Werden und Wesen einer neuen Kunst* auch im Westen niemals gänzlich in Vergessenheit geriet,[1] erlebte sein Werk hier — zu Unrecht — dennoch nicht jene Wiederentdeckung, wie dies im Falle Kracauers und Arnheims, vornehmlich durch die Wiederaufnahme des geistigen Umfelds der „Frankfurter Schule“, zuletzt der Fall war.[2] Zu sehr galt Balázs nach seiner Übersiedlung nach Moskau im Herbst 1931 und seiner Rückkehr nach Budapest kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs als „linientreuer“ Anhänger der Kommunistischen Partei, zu der er sich freilich seit Ende 1918 ungebrochen bekannte, und der Sowjetunion. Mit seiner kurz nach seiner Ankunft in Moskau in der *Weltbühne* erschienenen Artikelserie „Die Furcht der Intellektuellen vor dem Sozialismus“[3] hatte er selbst bereits 1932 die Unverbindlichkeit des Bekenntnisses der „linksbürgerlichen Intellektuellen“ zum Sozialismus kritisiert, verbunden mit der Aufforderung, sich der kommunistischen Bewegung „einzureihen“. Aber auch im eigenen Lager war Balázs’ Leistung auf diesem Gebiet zwar anerkannt, hat jedoch erst in jüngerer Vergangenheit mit der Neuauflage seiner Werke und der Geistesgeschichte seine wahre historische Würdigung erfahren. Vielleicht stand seiner vollen Anerkennung im Osten lange Zeit das Urteil im Wege, das ausgerechnet einer seiner Jugendfreunde, Georg Lukács, fällte und bis zuletzt aufrechterhalten zu haben scheint. Für Lukács blieb Balázs trotz seines Eintritts in die KPU zeit seines Lebens „ein linker bürgerlicher Schriftsteller“, dessen Werk auch den Stempel dieser „Dualität“ trug. Für Lukács hatte das Schaffen seines Freundes, von dem er sich bereits Ende der zwanziger Jahre zu distanzieren begann, schon Anfang der zwanziger Jahre, also am Beginn der Emigrationsjahre, seinen künstlerischen Zenit überschritten.[4] Während in dieser Bewertung, die offenbar bis in die jüngere Gegenwart nicht ohne Einfluß auf das Balázs-Bild in Ungarn blieb, die Filmtheorie kaum positive Würdigung erfuhr,[5] fand sein Werk, wie das der übrigen Mitglieder des von ihm mitbegründeten „Sonntagskreises“, zuletzt zunehmend Aufmerksamkeit und Eingang in die ungarische Geistesgeschichtsschreibung.[6] Wenngleich der marxistische Charakter von Balázs’ Gesamtwerk auch heute nicht mehrangezweifelt zu werden scheint, so dürfte Balázs auch in Ungarn gerade wegen seines filmtheoretischen Schaffens Anerkennung finden, und 1982 wurde eine Neuveröffentlichung seiner filmtheoretischen Schriften und Artikel zum Film in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren als Gemeinschaftsproduktion eines in der BRD ansässigen Verlages mit einem DDR-Verlag eingeleitet.[7]

Arnold Hauser, wie Balázs Mitglied des „Sonntagskreises“, äußerte sich 1975 über die Bedeutung von dessen Filmtheorie mit folgenden Worten:[8]

Béla Balázs lebt im allgemeinen Bewußtsein als ungarischer Dichter, seine Bedeutung lag aber nicht in seinem Dichtertum, wenn er auch in den Augen von gewissen voreingenommenen Leuten wie Lukács selbst vor allem als Dichter wichtig war... Das besondere Vermögen von Béla Balázs bestand im Entdeckungsspürsinn für dichterische Sensibilität... Er entdeckte aber noch eine epochale Erscheinung und schrieb die ersten zwei Bücher über den Film als den Anfang eines neuen Zeitalters. Seither ist nichts mehr so Gutes über diesen Gegenstand geschrieben worden.

Die Frage, ob Béla Balázs als Mitbegründer der Theorie des Films jedoch dem österreichischen Exil zugerechnet werden kann, läßt sich nur pragmatisch bejahend beantworten.

Zwei Argumente sind es vor allem, die sich dafür anführen lassen: Erstens begann die Beschäftigung Balázs' mit dem Medium Film in Wien, wo er sich nach seiner Flucht aus Budapest in den Jahren 1920 bis 1926 aufhielt. Mit seinem ersten Buch über den Film, *Der sichtbare Mensch,* erstmals erschienen in Wien 1924, verbunden ist die Entstehung seines Namens als Filmtheoretiker, von dem er nach seiner im Jahre 1926 erfolgten Übersiedlung nach Berlin zunächst vor allem zehrte. *Der sichtbare Mensch* stellte den wissenschaftlichen Ertrag seiner bereits mehrjährigen journalistischen Beschäftigung mit diesem Medium als Filmkritiker einer Wiener Tageszeitung dar.

Die zweite Begründung, daß Balázs nicht bloß als ungarischer, sondern darüber hinaus auch als deutschsprachiger Intellektueller Geltung beanspruchte, stammt von ihm selbst. In einer Reaktion auf einen Bericht Johannes R. Bechers für die *Literaturnaja Gazeta* über deutschsprachige Schriftsteller im Exil, in dem sein Name fehlte, beschwerte sich Balázs in einem Brief an Becher am 1. Mai 1938:[9] *Seit fünfundzwanzig Jahren werden deutsche Originalschriften von mir gedruckt. Schon im Jahre 1913 und 1914 erschienen Novellen im „Pester Lloyd" von mir. Seit zwanzig Jahren, seit meiner Emigration auf deutsches Sprachgebiet, schreibe ich überhaupt nur deutsch.* Im weiteren nannte Balázs nicht weniger als fünfzehn Bücher und Broschüren, durchwegs in deutscher Sprache, um danach fortzufahren: *Ich war zehn Jahre lang Film- und Theaterkritiker in Wien als Mitarbeiter des „Tag"* — hier übertreibt Balázs —. *Ich war fünf Jahre lang Mitarbeiter der „ Weltbühne", schrieb oft im „Berliner Tageblatt" und in der „fossischen Zeitung". Meine ganze literarische Tätigkeit auf dem Gebiet des Films fällt ausschließlich in die zwanzig Jahre meines deutschen Schriftstellertums... Ich war von Anbeginn Mitglied des „Schutzverbands Deutscher Schriftsteller" und der österreichischen Sektion des P. E. N. Clubs.* Nicht einmal die reaktionär-konservative Presse habe jemals behauptet, er sei gar kein „deutscher Schriftsteller".[10]

Béla Balázs (d. i. Herbert Bauer) wurde am 4. August 1884 in der südungarischen Stadt Szeged als Sohn des jüdischen Mittelschullehrers Simon und der aus Ostpreußen gebürtigen Lehrerin Jenny Bauer geboren. Seine Jugend verbrachte er in der Stadt Lötsche inmitten eines seit langem überwiegend deutschsprachigen Siedlungsgebietes im äußersten Norden Ungarns, wohin sein Vater wegen Differenzen mit seinem Vorgesetzten im Jahre 1889 versetzt worden war. Nach dem frühen Tod des Vaters kehrte Jenny Bauer, die dadurch zur Rückkehr in ihren alten Beruf gezwungen wurde, nach Szeged zurück, wo Balázs die Mittelschule abschloß. Trotz der erheblichen räumlichen Entfernung zu Budapest bekam Balázs, wie er in seiner dichterischen Autobiographie *Die Jugend eines Träumers* (1947) berichtet, in Szeged bereits einen Vorgeschmack auf die ihm erst später voll zum Bewußtsein kommenden sozialen, ökonomischen und geistigen Auseinandersetzungen im Ungarn der Jahrhundertwende. Gefühlsmäßig vollzog schon der junge Balázs die Hinwendung zum Liberalismus seines Vaters, begann sich aber auch bereits für volkstümliches Liedgut zu interessieren, dessen Ertrag er in die Zusammenarbeit mit seinen späteren Freunden Bela Bártok und Zoltan Kodalyi einbrachte, und zeigte bereits früh Sympathie mit „niedrigen" Volksschichten und Außenseitern seiner Umgebung.[11] Die ersten Gedichte Balázs' erschienen im *Szegeder Boten,* wo er bereits unter seinem Pseudonym publizierte.

Mit dem Szechenyi-Preis für die „beste Maturaarbeit über ungarische Literatur" in seinem Schulbezirk ausgezeichnet, erwarb er sich einen Freiplatz im Hötvös-Kollegium in Budapest, dem damals angesehensten Institut für Lehramtskandidaten. In Budapest lernte er 1904 auch Georg Lukács kennen; enge Freundschaft verband ihn darüber hinaus, wie erwähnt, mit Bártok und Kodaly. Die Freundschaft mit Lukács, die zwanzig Jahre dauerte und erst im Moskauer Exil endgültig zerbrach, wurde für die dichterische und theoretische Entwicklung von Balázs im weiteren zum prägenden Faktor und war auch für Lukács in den ersten Jahren von außerordentlich großer Bedeutung. *Unser Verhältnis,* schrieb Balázs dazu 1915, ist *eher eine intellektuelle Waffenbrüderschaft... Ich schätze Gyuri wegen seiner großen Ehrlichkeit, seiner Feinfühligkeit (denn gut ist er nicht), mir imponiert sein riesiger Intellekt..., nie begeistert er mich. Mir wird nicht heiß, ich bin nicht bewegt, wenn ich ihn sehe, wie früher bei Zoltan und auch jetzt bei Bártok.*[12] Aber auch für Lukács war diese Freundschaft von erheblicher Bedeutung und blieb es, ja steigerte sich noch in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Heidelberg und Berlin. Beide schlossen eine Art „Schutz- und Trutz-

bündnis“,[13] das für etwa zehn Jahre (1909 bis 1919) Bestand hatte und bei dem Lukács den theoretischen und Balázs den künstlerisch-praktischen Part übernahm. Balázs äußerte sich zu dieser „Arbeitsteilung“ in einem Brief an seinen Freund Ende Mai 1910 so: *Seitdem ich das Gefühl habe, daß wir im Prinzip gleich sind, habe ich die theoretische Ausführung im Prinzip Dir überlassen und philosophiere immer weniger (womit ich mächtig Kraft spare)...*[14] Balázs, der mit Lukács, Fülep, Bártok und anderen gemeinsam im Frühjahr 1911 eine Florenz-Reise unternahm, revanchierte sich, indem er Lukács Ratschläge zur Verbesserung seines Stils erteilte und ihm den publizistischen Durchbruch in Ungarn zu verschaffen versuchte, während dieser die ersten Stücke seines Freundes an deutsche Bühnen und Verlage empfahl[15] und ihm 1919 sogar eine Verteidigungsschrift unter dem (deutschen) Titel „ Béla Balázs und seine Feinde“ widmete, in der er diesen gegenüber der bürgerlichen Gruppe rund um die Literaturzeitschrift *Nyugat (Westen)* positiv abzugrenzen versuchte. Er und Balázs hatten in dieser Zeitschrift ihre literarische Tätigkeit in Budapest begonnen.[16]

Wie Lukács war auch Balázs schon vor Ausbruch des Krieges bestrebt gewesen, sein Gesichtsfeld über Ungarn hinaus zu erweitern: Als Stipendiat unternahm er Studienreisen nach Berlin, wo ihn vor allem der Philosoph Dilthey und der Soziologe Simmel beeinflußten, und nach Paris, wo er Anregungen von Bergson und den französischen Impressionisten empfing. Nach seiner Rückkehr nach Budapest promovierte Balázs 1908 mit einer Arbeit über Hebbels Weltanschauung, nachdem er bereits ein Jahr zuvor den Versuch einer theoretischen Begründung seiner Poetik, die Anleihen bei Simmel nahm, unter dem Titel *Ästhetik des Todes* unternommen hatte.

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges übte Balázs den Beruf eines Lehrers und Bibliothekars aus, widmete jedoch mehr und mehr seiner Zeit der Dichtkunst, wobei zunächst die Werke Endre Adys ihm und Lukács als Vorbild dienten. Mit Lukács und anderen Freunden gründete er in Budapest schon 1904 die „Thalia-Gesellschaft“, die die Aufführung moderner Stücke an Budapester Theatern fördern sollte. Die dichterische Karriere Balázs begann vielversprechend: 1909 debütierte er mit der Tragödie „Doktor Margit Szelpäl“ am Budapester Nationaltheater; ein unter dem Einfluß Dostojewskis und der Lebensphilosophie verfaßtes Stück, das Lukács auch an deutsche Theater zu bringen versuchte. Weitere Stücke ähnlichen Zuschnitts und ähnlicher Thematik folgten, ohne daß Balázs damit auch einen ähnlichen Erfolg landen konnte. 1910 erschien sein erster Gedichtband unter dem Titel *Ein Wanderer singt,* in dem er seine in den Jahren zuvor in diversen Blättern erschienenen Gedichte versammelte, für die sein Freund Lukács noch 1918 höchste Worte des Lobes fand.

Daneben veröffentlichten Balázs wie auch Lukács Gedichte, Aufsätze, Besprechungen in verschiedenen Blättern und Zeitschriften, wie *Huszadik Század,* (dt: 20. Jahrhundert), der Zeitschrift Oskar Jaszis, *Szinház,* der *Renaissance* und vor allem in der Literaturzeitschrift *Nyugat (Westen),* ehe sie sich 1911 an die Gründung einer eigenen philosophischen Zeitschrift heranwagten, die im März dieses Jahres unter dem Titel *A Szellem* erschien, jedoch nach nur zwei Nummern aus Geldmangel ihr Erscheinen einstellen mußte.[17]

Dennoch hatte das Blatt seine Funktion insofern erfüllt, als sich der Kreis um die beiden erweiterte und später so bekannte ungarische Intellektuelle wie Lajos Fülep, Bela Fogarasi, Bela Zalai, Sandor Hevesi u. a. umfaßte. Für Balázs’ eigene Entwicklung besonders wichtig erwies sich die über Kodalys Vermittlung sich anbahnende Freundschaft mit Bela Bartök, der bereits seit 1905, ähnlich wie dies auch Balázs in seiner Autobiographie erwähnt, mit der Sammlung von Volksliedern begonnen hatte, die auf ihn großen Einfluß ausübten, vor allem auf seine Balladen und Märchen, die zum Teil erst Jahre später in Wien und Berlin ihre Veröffentlichung erleben sollten.[18] Aus der Zusammenarbeit Balázs’ und Bartöks entstand 1911 das Opernlibretto zu „Herzog Blaubarts Burg“, 1915 „Der holzgeschnitzte Prinz“, die Sammlung „Mysterienspiele“, „Das Blut der heiligen Jungfrau“ und „Der letzte Tag“, das 1912 auch eine Aufführung am Budapester Nationaltheater erlebte.[19]

In mehreren dieser Werke gestaltete Balázs in psychologisch äußerst einfühlsamer Weise das Schicksal des einsamen Künstlers in verschiedenen Figuren und Aspekten, wobei die ihm schon in früher Kindheit als Sohn eines gebürtigen Juden bewußt gewordene Isolation, wie er in seiner Autobiographie erwähnt, nicht zuletzt als Anstoß diente.[20] Sowohl Lukács, besonders aber Arnold Hauser, wiesen immer wieder auf diese besondere Qualität von Balázs’ damaligen, aber auch späteren Dichtungen und Schriften hin: *Das besondere*

Vermögen von Béla Balázs bestand... im Entdeckungsspürsinn für dichterische Sensibilität. Seine unzähligen Bemerkungen, frappanten Analysen und seine diesbezüglichen Abendkurse bleiben mir unvergeßlich, erinnerte sich Hauser noch 1975 daran.[21]

Ein besonderes Beispiel dafür stellt Balázs' Arbeit an seinem erst 1930 in der dritten Fassung veröffentlichten Roman *Unmögliche Menschen* dar, an dem er bereits 1910 zu arbeiten begonnen hatte. Die ersten beiden Kapitel erschienen 1919 noch während der Räterepublik unter dem Titel „Auf Gottes Handfläche". In dieser ersten Fassung zeichnete er das Bild einer Gruppe von Intellektuellen, die schließlich über ihre individuellen Schicksale hinaus zur Teilnahme an der Rebellion gelangen.[22]

Zweifellos griff Balázs dabei auf autobiographische Erfahrungen und Beobachtungen jener Gruppe ungarischer Intellektueller zurück, die sich in den letzten Vorkriegsjahren um ihn, seine Frau und Lukács allmählich versammelten und die später die Bezeichnung „Sonntagskreis" erhielt. Der Kreis um Balázs und Lukács begann feste Formen anzunehmen, als jener nach kurzem freiwilligem Militärdienst in die Hauptstadt zurückkehrte und Lukács im Februar 1915 ebenfalls zur Stellungskommission einberufen wurde, ohne jedoch einrücken zu müssen.[23] „(M)an traf sich", erinnerte sich Arnold Hauser, „wöchentlich einmal, Sonntag nachmittags, in der Ofner Wohnung des Dichters Béla Balázs ",[24] um alle möglichen Themen zu diskutieren, philosophische und literarische ebenso wie geschichtliche, moralische, Malerei, Folklore usw.[25]

Der „Sonntagskreis", dem etwa fünfzehn Teilnehmer ständig angehörten, versammelte einen Großteil der hervorragendsten Talente des ungarischen Geisteslebens jener Zeit. Unter ihnen so bedeutende Wissenschaftler und Künstler wie Karl Mannheim, Lajos Fülep, Arnold Hauser, Bela Fogarasi, György Káldor, Ervin Sinko, Charles de Tolnay, Friedrich Antal, Anna Lesznai, Mihaly Polanyi und andere.

In politischer Hinsicht vertraten die Teilnehmer zum Teil sehr divergierende und verworrene liberale Ansichten, deren einziger gemeinsamer Nenner die Ablehnung der ungarischen Reaktion war; jedoch stand die Politik zumindest bis zum Ende des Krieges nicht im Mittelpunkt der Diskussionen, deren wichtigstes Charakteristikum die Pflicht zur „ehrlichen Beichte" gewesen sein soll. In philosophisch-weltanschaulicher Hinsicht bildeten dabei zweifellos Lukács und neben ihm auch Mannheim die größte Autorität.[26]

„Es ist... erstaunlich", notierte Balázs in seinem Tagebuch Ende Mai 1917, „wie sehr Gyuris Nimbus langsam im Laufe der Jahre hier gewachsen ist"; vor allem in philosophischen Fragen sei er eine absolute letzte Autorität.[27] Doch ebenso wurde auch er selbst, wenn auch auf anderen Gebieten, als Autorität akzeptiert, vor allem von den jüngeren Teilnehmern des Kreises.[28]

ERSTER WELTKRIEG UND RÄTEREPUBLIK

Die politische Haltung von Balázs, dessen 1916 veröffentlichte Schrift *Seele im Krieg* noch patriotische Gefühle spürbar werden ließ, begann sich noch im Laufe desselben Jahres zu wandeln. Im März 1916 notierte er in seinem Tagebuch die Frage: *Ob ich an einer Revolution teilnehmen würde? Ich würde nicht. Das ist nicht meine Lebensaufgabe (an der Revolution der Seele würde ich teilnehmen). Dennoch gibt es einen Situationszwang. Aus Amerika käme ich nicht nach Hause, um zu kämpfen. Doch wenn mich der Kampf zufällig auf der Barrikade erreichte, würde ich nicht mehr weglaufen.*[29]

Aus dem „Sonntagskreis" heraus hatte sich im Frühjahr 1917 die „Freie Schule für Geisteswissenschaften" entwickelt, die bis zum Beginn der Revolution in Ungarn, also fast zwei Jahre lang, bestand und zuletzt an die 200 Hörer hatte. Diese Einrichtung verstand sich als eine Art Volks- oder Gegenuniversität zum Universitätslehrbetrieb und hielt ihren Lehrbetrieb in den Räumen der Gesellschaft für Sozialwissenschaften Oskar Jaszi's ab.[30] Balázs organisierte im Rahmen der „Freien Schule" den Lehrbetrieb auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften und hielt selbst Vorlesungen über Dramaturgie. Außer Lukács wirkten auch A. Hauser, B. Fogarasi, K. Mannheim, A. Molnär und andere Mitglieder des „Sonntagskreises" daran mit. Die Niederlage der Mittelmächte, die Auflösung der Donaumonarchie, der Regierungsantritt Michael Karolys und die Verschärfung der politischen

Krise in Ungarn, die zur Errichtung der Räterepublik führte, bewirkten auch eine Differenzierung und

schließlich den Zerfall des „Sonntagskreises“, der zwar kurzfristig auch in Wien neu zu beleben versucht wurde, ohne jedoch dieselbe Qualität wie in den Jahren 1917 bis 1918 zu erreichen.

Von allen seinen Mitgliedern hatte sich Lukács am frühesten mit der Philosophie von Hegel und Marx und den Ereignissen in Rußland zu beschäftigen begonnen und war, wie er es selbst ausdrückte, allmählich zu einem „hegelianisch-marxistischen Standpunkt“ gelangt.[31] Während diese Entwicklung bei Lukács also ziemlich rasch ablief, nahm sie bei Béla Balázs Jahre, um nicht zu sagen Jahrzehnte in Anspruch, wie er selbst in einem Brief an jenen im Moskauer Exil Anfang 1940 offen eingestand:[32]

Freilich ist es wahr, daß ich mich sehr langsam zum Marxismus durchgearbeitet habe, und auch heute lange nicht fertig bin. Er könne, wie er leicht ironisch hinzufügte, *auf rein wissenschaftlich-theoretischem Wege* [eben —*T.V.] keine „Sprünge“ machen..., ohne einen Sprung zu bekommen.*

Ende November 1918, als die politische Entwicklung in Budapest bereits auf eine politische Krise zusteuerte, notierte Balázs in seinem Tagebuch: *Inzwischen protestiert mein Gewissen immer wieder: Jetzt müßtest auch Du handeln. Doch es gibt nichts, wo ich antreten könnte, denn einen Kampf einleiten kann ich als Amateur, als Neuling nicht, und sie, die „Berufenen“, leiten ihn nicht ein, sodaß ich nur anzutreten brauchte.*[33] Immerhin zeigen diese Gedankengänge, daß Balázs mit Lukács etwa darin übereinstimmte, daß die bürgerliche Revolution nicht als ausreichend erachtet wurde.

Als Lukács, der inzwischen den Beitritt zur Kommunistischen Partei vollzogen hatte und auch dem Zentralkomitee angehörte, im April 1919 Zsigmund Kunfi als Leiter der Kulturpolitik ablöste, berief er unter anderem seinen Freund Balázs in das Direktorium für Literatur, dem die Registrierung und Betreuung von Schriftstellern mit Ausnahme der Tagesjournalisten oblag. Letztere unterstanden dem Volkskommissär für Pressewesen unter der Leitung Ferenc Göndörs, wo unter anderem auch Emmerich Bekessy tätig war.[34] Wann Balázs selbst Mitglied der KPU wurde, steht nicht exakt fest: es dürfte wohl im Zeitraum zwischen Dezember 1918 und April 1919 geschehen sein.[35]

Lukács, der Balázs zuvor noch durch Veröffentlichung seiner gesamten Kritiken, die er dessen Werken bisher gewidmet hatte, gegenüber denen, „die ihn nicht mögen“, verteidigt hatte, erwähnte fünfzig Jahre später, er habe ihm „immer abgeraten, in die Partei einzutreten“, damit „ihn niemand auf den Marxismus verpflichte(n)“ könne und er „ein linker, bürgerlicher Schriftsteller“ bleiben könne,[36] — was umgekehrt den Schluß zuläßt, daß Balázs dem Rat seines Freundes nicht folgte.

Wie immer auch Balázs Stellung innerhalb der KPU damals auch gewesen sein mag, fest steht, daß er, wie auch Lukács bestätigt, „die Revolution von 1919 mit größter Begeisterung und Hingabe mitgemacht und ihr auch später die Treue bewahrt hat“.[37] Ob er als überzeugter Marxist handelte oder sich ihr „instinktmäßig“[38] anschloß, erscheint zunächst unwesentlich. Fest steht, daß er in den letzten Tagen sogar wie Lukács an die Front geht und als politischer Kommissar am Kampf gegen die rumänischen Truppen des Königs Carol teilnimmt. In einigen seiner Gedichte, die in dem erst im Wiener Exil veröffentlichten Band *Mannessang* enthalten sind, verarbeitete Balázs seine Fronterlebnisse.

BÉLA BALÁZS IN WIEN (1920 bis 1926)
KRITIKER UND THEORETIKER DES FILMS — WIRKUNGEN

Wie zahlreiche andere Intellektuelle, weit über den engen Kreis der mit der Kommunistischen Partei verbundenen hinaus, mußte auch Balázs im Herbst 1919 den Weg ins Exil antreten und traf mit seiner Frau als einer der letzten Ende November 1919 in Wien ein. Lukács, Mannheim, Fogarasi, Revai, Ervin Sinko und andere waren bereits vor ihm eingetroffen und hatten entweder Quartier bezogen, waren durchgereist oder, wie Lukács, sogar kurzfristig interniert worden.[39] Arnold Hauser hatte sich zunächst nach Italien durchgeschlagen und kam erst später nach Wien.[40] Neben den kommunistischen Intellektuellen trachteten auch jene Intellektuelle Zuflucht und Asyl in Wien zu finden, die im

Bildungs- und Kulturbereich der Räterepublik exponierte Funktionen und Tätigkeiten ausgeübt hatten, darunter nicht wenige, für die Wien als erster Exilort, obwohl mit großen materiellen Problemen verbunden, das Sprungbrett zu einer Karriere wurde, ihnen zumindest aber eine bescheidene Fortsetzung ihrer

beruflichen Tätigkeit und künstlerischen Entwicklung erlaubte.

Wenig Probleme gab es dabei für Filmregisseure vom Format eines Alexander „Sandor“ Korda oder Mihaly Kertesz, die während der Räterepublik leitende administrative und künstlerische Funktionen im ungarischen Filmwesen eingenommen hatten und von der im Nachkriegswien durch die „neuen Reichen“ geförderten Expansion der österreichischen Filmindustrie profitierten, wo sie bald zu Starregisseuren avancierten. Sie zog es, nachdem in der heimischen Filmbranche Mitte der zwanziger Jahre eine ökonomische und künstlerische Stagnation eingetreten war, zuerst nach Berlin und von dort nach Großbritannien und in die USA weiter.[41]

Einigen anderen Intellektuellen, darunter mehrere bürgerliche Journalisten, gelang es, da die Sprachbarriere für die meisten von ihnen kaum ein ernsthaftes Hindernis darstellte, relativ rasch Fuß zu fassen und sich erträgliche Existenzbedingungen zu schaffen. Die literarische und ungarische Emigration verfügte in Wien zumindest in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre über mehrere Blätter, darunter auch Zeitungen in ungarischer Sprache. Einige Monate lang erschien sogar der zu den angesehensten Budapester Blättern zählende *Pester Lloyd* in Wien. Die beiden wichtigsten in ungarischer Sprache erscheinenden Organe waren die *Becsi Magyar Ujsag (Wiener Ungarische Zeitung),* eine bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts in Wien erscheinende ungarische Tageszeitung, und die erst von Emigranten, vornehmlich solchen, die der ungarischen Sozialdemokratie nahestanden, gegründete *Jövö.* Daneben existierten eine Anzahl kleinerer, zumeist in längeren Abständen erscheinender Blättchen, wie *Uz Nemzedek, Nemzeti Ujsag* oder *Az Ember (Der Mensch),* das letztere ein vom ehemaligen Pressechef der Räteregierung, Ferenc Göndör, herausgegebenes Blatt.[42]

Vor allem die *Becsi Magyar Ujsag,* von Oskar Jaszi finanziert und unter der Leitung von Eugen Lazar, versammelte einen Großteil des linken Flügels der Wiener ungarischen Emigration, darunter so prominente Namen wie Zoltan Ronai, Paul Szende, Szigmund Kunfi, Paul Keri, Alexander Garbai, Vilmos Böhm, Andor Gabor, Leo Margitai, Karl Polanyi, Ladislaus Frank, Imre Bolgar und eben Béla Balázs . Für den im Vorwärts-Verlag gedruckten *Jövö* waren unter anderem Ernst Garami, Emanuel Buchinger, Katharina Peidl, Martin Lovaszy und andere tätig. Beide Blätter konnten sich drei Jahre lang in Wien halten und wurden im Verlauf des Jahres 1923 eingestellt.[43]

Für diejenigen unter den Emigranten, die der deutschen Sprache mächtig waren, bot zudem auch die deutschsprachige Publizistik und das nach 1918 blühende österreichische Geistes- und Kulturleben eine Fülle von Aktions- und Publikationsmöglichkeiten. Den Emigranten gehörte auch die Solidarität der gesamten österreichischen Arbeiterbewegung, wodurch ihre Auslieferung an die Hórthy-Regierung, die einige von ihnen des Mordes angeklagt hatte (zum Beispiel Lukács) verhindert wurde.[44]

Obwohl die Existenzbedingungen für die große Zahi der Emigranten schon aufgrund der langjährigen gemeinsamen staatlichen Existenz günstiger als in anderen Staaten waren, gestalteten sich die Existenzbedingungen für viele von ihnen vor allem in den ersten Monaten schwierig: Am drückendsten war die reale Angst einer möglichen Auslieferung, die nicht nur den in Karlstein internierten Volkskommissaren, sondern auch anderen, weniger prominenten Funktionären der Räteregierung drohte.

Auch Béla Balázs etwa erschien die Gefahr, verhaftet und ausgeliefert zu werden, so groß zu sein, daß er sich schon kurz nach seinem Eintreffen in Wien in den entlegenen Kärntner Bergort Reichenau begab, wo er sich und seine Frau Anna vor Verfolgungen sicher glaubte. Nach Wien fuhr er nur dann kurz, wenn er dies zur Anknüpfung publizistischer Kontakte für unerläßlich hielt. Dabei mied er, um sich, wie er dem Tagebuch anvertraute „nicht zu kompromittieren“, strikt den Kontakt zu Emigranten, die er, wie seinen Freund Lukács, von der österreichischen Polizei überwacht wußte. Zwar wurde nach und nach der Kontakt vor allem mit den jüngeren Mitgliedern des „Sonntagskreises“ wiederhergestellt und diese suchten ihn in seinem Kärntner Domizil auf, doch erwiesen sich die Umstände und die

unterschiedlichen Schlußfolgerungen, die die einzelnen Mitglieder aus den Erfahrungen der Rätezeit zogen, als wenig förderlich für seinen Weitererhalt.[45] Lukács war, wie Balázs schmerzlich registrierte, immer mehr an seiner philosophisch-theoretischen Arbeit behindert, Hauser befand sich in Italien, Mannheim in Bayern, Káldor in Berlin, Balázs' erste Frau zuerst in Moskau, dann in Mailand, Fogarasi hielt sich in Prag auf, während einige der früheren Mitglieder sich auf das neue Regime einließen, es sogar publizistisch verteidigten, wie Lajos Fülep. „Jetzt sind wir tatsächlich verstreut", konstatiert Balázs im Frühjahr 1920 nüchtern und zugleich wehmütig im Rückblick. Er selbst hatte bereits kurz nach seiner Ankunft in Österreich für sich die Konsequenz aus der Niederlage gezogen: *Es ist wahr, daß ich mich niemals wieder an der Politik beteiligen werde. Für mich ist der Kommunismus Glaube, nicht Politik. Ich habe mich auch entschlossen, mich völlig aus jeder Arbeit von revolutionärem Zusammenschluß herauszuhalten, und will auch mit niemandem Kontakte haben.*[46]

Zwar markiert dieser Entschluß in der Tat Balázs' Rückzug von der Politik im großen wie auch als kulturpolitischer Funktionär, doch bedeutete er keineswegs eine Rückkehr zu einem Selbstverständnis als apolitischer, nur von einer vagen Ethik und Moral geleiteter Künstler. So verurteilt er Mannheim und Hauser, weil sie sich vom „kommunistischen" Rest des „Sonntags" zurückziehen, als „nervös und feige": *Unsere bisherige Entwicklungslinie führt uns zur Hingabe an eine Bewegung, welche diese individuale Ethik ausschließt,* notiert er im Frühjahr 1921 in sein Tagebuch. *Jetzt sind solche menschlichen Beziehungen nicht möglich, die nicht zugleich Bündnisse sind.*[47]

In der Realität, im alltäglichen Leben, versuchte Balázs einen Kurs zwischen den Extremen zu steuern: Er erkannte, daß „sich die Weltrevolution immer weiter verzögert"[48] und lehnte daher den Glauben Lukács' daran ab, wies aber auch den allzuweit gehenden Pragmatismus einzelner „Sonntagskreis"-Mitglieder im politischen Verhalten zurück. Als Beobachter der künstlerischen Diskussion sowohl innerhalb der ungarischen Emigration wie auch in Deutschland zeigte er sich wenig beeindruckt von der Vielzahl der neu auftauchenden Strömungen, wie des Dada, des Expressionismus und anderer Formen des Aktivismus. Sein Urteil darüber erscheint aus heutiger Sicht geradezu bieder: „Die Kunst kann sich wandeln, aber es bleiben Marmor und Wort." Nicht wenige der neuen „Ismen" hätten sich „unter dem moralischen Prestige der Revolution einzuschmuggeln" versucht.[49]

Balázs' erste in Wien erscheinende Artikel und Broschüren glichen mehr einer „Nachlese" seiner in den letzten Jahren in Budapest veröffentlichten Arbeiten, ein Eindruck, der vielleicht auch daher rührt, daß manches — bisher noch nicht gefunden und neu entdeckt — in verschiedenen obskuren Zeitschriften und Publikationen erschienen ist. Dazu zählt auch Balázs' praktische Arbeit als Verfasser, Berater, Kritiker und Übersetzer von Filmdrehbüchern, die in ihrer Gesamtheit in all ihren Stationen — Wien, Berlin, Moskau — noch der soliden Spürarbeit pedantischer Biographen und Filmhistoriker harrt und heute — trotz kompetenter Anfänge der Herausgeber seiner Werke — nur durch Heranziehung zahlreicher Lexika einigermaßen überschaubar gemacht werden könnte.[50]

Die Einordnung, die Balázs' Werk in den frühen zwanziger Jahren daher erfährt, ist einigermaßen widersprüchlich. Für Lukács, zu dem die Distanz größer wurde, ist es eine „üble Mischung zwischen einem oberflächlichen Marxismus und der Fortsetzung seiner alten dichterischen Intentionen": auch für Szabolcsi unterschieden sich seine damaligen Arbeiten „kaum von der bürgerlichen Durchschnittsproduktion der Zeit", während es in der Einleitung zu den neu herausgegebenen *Schriften zum Film* heißt, daß Balázs nach eigenen Angaben in Wien Vorträge über Kunst und Literatur vor Arbeitern im Auftrag der Partei gehalten und erst dadurch sich stärker mit dem Marxismus vertraut gemacht habe.[51]

Die Wahrheit dürfte wohl in der Mitte liegen, und die Ursachen der scheinbaren oder wirklichen „Inkonsequenz" in seinem Schaffen verweisen auf die prekäre materielle Situation, die sich für ihn und seine physisch wenig belastbare Frau Anna unter den schwierigen Existenzbedingungen bald eingestellt haben wird. Unter welchen Umständen ein Großteil der Emigranten damals leben mußte, kann hier nur angedeutet werden: Lukács wohnte mit seiner Frau in einer recht ärmlichen Wohnung in Hütteldorf, „von Schriftstellerhonoraren konnte damals ein kommunistischer Schriftsteller... nicht existieren", heißt es in seiner Autobiographie *Gelebtes Leben;*[52] der Schriftsteller Ervin Szabo suchte sich daher nebenbei als Tischlerlehrling, Hilfsarbeiter und später als „Kassierer des Verlags

der Tageszeitung *Der Tag* durchzubringen",[53] und Arnold Hauser berichtet, er habe kurz nach seiner Ankunft in Wien eine „Anstellung bei einer Filmgesellschaft an(genommen)", um nicht ewig vom Bettelbrot leben zu müssen.[54]

Auch von Balázs wissen wir, daß er und seine Frau wenigstens einige Zeit in einer Baracke in Favoriten zu wohnen gezwungen waren, die eigentlich für Kriegsverletzte des Ersten Weltkrieges bestimmt gewesen war. Keinem von ihnen gelang ein ähnlich fulminanter Aufstieg wie jenen, die ihre Rätevergangenheit hinter sich zu lassen versuchten, wie die Filmregisseure Korda und Kertesz oder der Star- und Skandaljournalist Emmerich Bekessy, der mit finanzieller Unterstützung Camillo Castiglionis schon ein halbes Jahr nach seinem Eintreffen in Wien über ein erfolgreiches, eigenes Wirtschaftsblatt *(Die Börse)* verfügte.[55]

Trotz individueller Probleme ging der Integrations- und Enkulturationsprozeß der ungarischen Emigranten in Wien, unterstützt durch wechselseitigen Rat und Hilfe und die Solidarität der heimischen Arbeiterbewegung, relativ gut vonstatten, was sich bald positiv auf die kulturelle Landschaft Wiens auszuwirken begann, wie Hugo Bettauer beispielsweise in seinem seit Dezember 1922 im *Tag* erscheinenden Fortsetzungsroman „Der Kampf um Wien" schildert:[56]

Tatsächlich bilden diese Emigranten eine ganz stattliche Kolonie in Wien. Ein beträchtlicher Teil der geistig hervorragendsten Ungarn befindet sich unter ihnen, Schriftsteller, Maler, Journalisten von Bedeutung, hochtalentierte Menschen, die sich damals, als der Kommunismus eine heilige Sache, die große Menschenerlösung zu sein schien, der Rätebewegung zur Verfügung stellten... Und die eigenartige und einzigartige Begabung dieser Menschen bringt es zuwege, daß sie langsam, aber sicher im fremden Lande aufgehen, ohne es zu wissen, germanisiert werden. Ungarische Schriftsteller werden im Laufe weniger Jahre zu deutschen, aber sie behalten ihre Eigenart, bringen einen exotischen Ton in die deutsche Literatur.

Für die Nebenfigur des Béla Balton nahm sich Bettauer, wie Murray G. Hall nachweist, seinen Berufskollegen Béla Balázs zum Vorbild, „der vor drei Jahren noch der deutschen Sprache kaum mächtig war und heute zu den ersten Wiener Feuilletonisten gehört".[57] Als Schriftsteller verfaßte Bettauer Romane, die gleichsam Zeitbilder Wiens in den Inflationsjahren waren und die er als Fortsetzungsromane in den Tageszeitungen *Der Tag* und *Die Stunde* veröffentlichte.[58] Er darf daher als intimer Kenner des Milieus und seiner Journalistenkollegen gelten.

Die Figuren der großen Inflationskönige Siegmund Bosel und Camillo Castiglioni tauchen darin ebenso auf wie Emmerich Bekessy, der, wie erwähnt, im Juni 1920, kurz nach seiner Flucht aus Budapest,[59] das Wirtschaftsblatt *Die Börse* gründete. Im Frühjahr 1923 brachte er eine neue Tageszeitung auf den Markt: *Die Stunde,* die sich rasch einen Platz auf dem Wiener Zeitungsmarkt eroberte. Sie repräsentierte ein Blatt neuen Typs, wie es in Wien bisher nicht existiert hatte, den eines modernen Boulevardblatts, — eine Zeitung, die wegen des unrühmlichen Abgangs des Chefredakteurs aus Wien im Sommer 1926 bis heute — nicht ganz zu Recht — das Odium eines Erpresserblatts trägt.[60] Nach dem Erfolg der *Stunde* startete Bekessy mit der *Bühne* sein drittes Blatt, das ebenfalls zum Erfolg wurde. Mit der *Börse,* der *Stunde* und der *Bühne* darf Bekessy als erfolgreichster „Newcomer" im Wiener Zeitungsgeschäft der zwanziger Jahre gelten, ein Herausgeber, der sich zum Unterschied zu den meisten anderen offen zum Gewinn als oberstem Geschäftsprinzip des „Blattmachens" bekannte.[61]

Obgleich Bekessys Aufstieg unter den ungarischen Emigranten, von denen er übrigens einige in seinen Blättern als Journalisten beschäftigte, kein Pendant hat, bleibt dennoch zu erwähnen, daß auch andere den Wiener Pressemarkt mit neuen Produkten bereicherten. So wurde etwa die von Armin Ladanyi und Josef Szekely, ein *Stunde*-Journalist, begründete *Radiowelt,* deren Chefredakteur mit Imre Bolgar gleichfalls aus den Reihen der ungarischen Emigranten kam, eine der erfolgreichsten unabhängigen Radiopublikumzeitschrift.[62]

Es ließen sich noch eine Reihe weiterer Namen aufzählen, allesamt aus den Reihen der ungarischen Emigranten, die in — wie wir es nennen würden — „Medienberufen" als Journalisten, Korrespondenten ausländischer Blätter, für Nachrichtenagenturen, als Graphiker, Karikaturisten oder kaufmännische Fachleute in der Zeitungs-, Werbe- oder

Filmbranche überdurchschnittliche Leistungen erbrachten. Der Umstand, daß Béla Balázs im Herbst 1922 vom Chefredakteur des eben gegründeten *Tag* den Auftrag erhielt, Filmkritiken zu schreiben, erscheint daher vor dem Hintergrund der Exilsituation und der offenbar großen Bereitschaft der ungarischen Emigration, sich neuen Tätigkeiten zuzuwenden, wenig überraschend. Zudem wäre zu berücksichtigen, daß die noch vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs aufblühende ungarische Filmproduktion selbst bereits den ersten Anstoß zur Beschäftigung mit diesem Medium gegeben hatte. Alexander Korda hatte im Jahre 1912 selbst als Filmjournalist in Budapest begonnen,[62] während Balázs nun in Wien auf umgekehrte Weise diesen Weg beschritt, der ihn bekannt machen sollte.

Bis dahin war Balázs in Wien nur unter den ungarischen Emigranten bekannt. Er hatte, neben gelegentlichen Beiträgen für den *Becsi Magyar Ujsag,* einige größere Arbeiten herausgebracht, darunter die *Theorie des Schauspiels* (1922), den Roman *Auf Gottes Handfläche* und den Gedichtband *Männergesang* (1923), alle jedoch in ungarischer Sprache. Daneben sind uns vergleichsweise wenige in deutscher Sprache verfaßte Arbeiten aus der Feder Balázs' bekannt, die jedoch mit Ausnahme des Gedichtbands *Sieben Menschen* (1922) alle in vergleichsweise obskuren Zeitschriften erschienen waren.[63]

Bereits in den Jahren 1921 und 1922 hatte er hingegen Gelegenheit, als Filmdrehbuchautor Geld zu verdienen. In seinem Tagebuch notiert er: *Dies ist auch eine der vielen, an mir vorbei- huschenden Möglichkeiten, daß ich durch eine meiner nebensächlichen Fähigkeiten schönes Geld mit dem Kino verdiene, es zehrt mich nicht aus und kostet kaum Zeit. Denn eine solche Geschichte diktiere ich ihnen aus dem Stehgreif gleich in die Maschine — erstaunlich, wie ich so einfältig erzählen und in Bildern sehen kann —, aber das alles bedeutete lange Gespräche in den Cafés, langes Warten und Lauern auf die Gelegenheit und nahm viel Zeit in Anspruch.*[64] 200.000 bis 300.000 Kronen erhielt er pro Drehbuch, das er ablieferte, von denen allerdings nur vier während seines sechs Jahre dauernden Exilaufenthalts in Wien auch verfilmt worden sein dürften, darunter ein Drehbuch zum Film „Karl Habsburg" über den fehlgeschlagenen Putschversuch 1921 sowie für den Film „Moderne Ehen" (1924), das möglicherweise aus der Arbeit an seinem Roman *Unmögliche Menschen* entstand.[65] Insgesamt bleibt diese Tätigkeit für Balázs sowohl intellektuell wie auch finanziell unbefriedigend, sodaß er, wie seinem Tagebuch zu entnehmen ist, im März 1922 eine Übersiedlung nach Berlin überlegt.[66] Warum es dazu letztlich nicht kam, wissen wir nicht, denn hier endet das Tagebuch; Balázs führt es anscheinend erst in Moskau wieder fort.

Immerhin hatte er in diesen beiden Jahren, wie er vermerkt, sich „in die Filmtechnik ausgezeichnet eingearbeitet. Mein Regietalent erwachte und entfaltete sich.. ,"[67] Diese praktische Erfahrung bot eine gute Ausgangsbasis für seine nun beginnende Tätigkeit als Filmkritiker und die Entwicklung seiner Filmtheorie.[68]

Wie Balázs zu dieser Stellung beim *Tag* kam, wo er in knapp dreieineinhalb Jahren etwa 200 Filmkritiken und darüber hinaus auch Theaterkritiken und Feuilletons über zum Teil seltsame Phänomene veröffentlichen konnte, ist bisher noch ungeklärt. Möglicherweise wurde er von Robert Musil an den Herausgeber des mit Hilfe des Börsenritters und Präsidenten der Unionbank, Siegmund Bosel, im Herbst 1922 gegründeten *Tag,* Maximilian Schreier, empfohlen, für den auch Musil Feuilletons beisteuerte. Vielleicht konnte sich Musil auf diese Weise für die ihm von Balázs bereits früher erwiesene Würdigung revanchieren.[69]

In den dreieinhalb Jahren bis zu seinem Weggang aus Wien war Balázs also in erster Linie Filmkritiker, ein Brotberuf zwar, wie er später einmal für sich notierte, den er jedoch nicht als zu seinen Interessen völlig konträr angesehen haben dürfte. Die Filmkritiken, die er wöchentlich ein- oder zweimal für den *Tag* schrieb, stellten, obzwar der Film etwa zur selben Zeit auch von anderen Blättern als künstlerisches Medium entdeckt wird, dennoch eine neue journalistische Leistung dar.[70] Von besonderem Reiz ist es, wie Helmut H. Diederichs bemerkt, zudem, an Hand dieser ebenso unterhaltenden wie geistreichen Beiträge „die Genese von Balázs Filmtheorie im Detail nachvollziehen zu können". Denn: Balázs' Theorie, wie er sie im 1924 erschienen Buch *Der sichtbare Mensch* erstmals zu skizzieren versuchte, *ist empirische Theorie insofern, als sie sich in ihren wesentlichen Bestandteilen auf die einzelnen Filme... zurückverfolgen läßt,* die er im Verlauf dieser Jahre besprochen hatte.[71]

„Das Kino ist die Kunst, die Poesie, die Phantasie des Volkes geworden, ein ausschlaggebendes Element der Volkskultur."[72] Mit dieser bereits in seinem ersten Filmartikel für den

Tag aufgestellten Behauptung sagt Balázs „den berufenen Kunstrichtern“ ebenso den Kampf an wie den Gefälligkeitskritikern der übrigen Wiener Zeitungen.

Engagement, Ernsthaftigkeit und Sachverständnis sowie Bemühen um Entdeckung bleibender und neuer Elemente in der Filmästhetik der Filmsprache prägen Balázs’ Artikel über den Film von Anfang an. Wie das Buch vierhundert Jahre zuvor werde auch der Film *der menschlichen Gesellschaft neue geistige Formen... geben..., diese vielen Millionen Menschen sind dabei, eine neue Sprache zu lernen; die längst vergessene, jetzt neu entstehende (und zwar internationale) Sprache der mimischen Ausdrucksbewegung,* die letztlich *ein neues Empfindungsleben* in den Menschen hervorbringen werde, formuliert Balázs seine kühne Vision.[73]

Kaum eine Kritik, die Balázs in all diesen Jahren schrieb, war eine bloße Empfehlung oder begnügte sich mit dem verdammenden Urteil, stets war er bemüht, sein Urteil zu begründen, im Positiven wie im Negativen. Noch dem minderwertigen Produkt versuchte er, dort wo sie vorhanden waren, positive Aspekte abzugewinnen. Ohne Zweifel fände nicht jedes von ihm gefällte Urteil Zustimmung unter Facbkollegen, und doch hat Balázs kaum einen wichtigen Film, einen bedeutenden Regisseur oder eine filmhistorisch bedeutende Schauspielerleistung übersehen, wie Helmut H. Diederichs feststellt. Aber mehr als das, beginnt Balázs vom ersten Augenblick an aus seinen alltäglichen Beobachtungen heraus jene Kategorien und Dimensionen zu gewinnen, die später in seiner Filmtheorie weiter ausgeformt werden: „die Kritiken (sind) in ihren wesentlichen Aussagen von dem Buch *[Der sichtbare Mensch* — Anm. T. V.] nicht zu trennen“, ohne daß diese bereits eine geschlossene filmästhetische Konzeption enthalten, sodaß das Buch selbst eine eigenständige theoretische Leistung bleibt.[74]

Schon in seinen Kritiken benennt er die zentralen Elemente jeder Filmtheorie: die Besonderheit der schauspielerischen Leistung im Verhältnis zum Theater, die Bedeutung des Textbuchs und dessen Unterschiede zur literarischen Vorlage, mehr noch aber die Notwendigkeit einer kreativen filmischen Umsetzung durch den Regisseur und sein Team, den Kameramann, den Beleuchter, Ausstatter usw. und schließlich die Anordnung der einzelnen Szenen durch Zwischentitel, Schnitt und Montage. Er lobt die besondere photographisch- technische Leistung, das Tempo und die unliterarische Eigenständigkeit amerikanischer Filmschöpfungen der Regisseure Griffith, Chaplin usw., aber auch die Phantasie und Einfühlsamkeit europäischer Werke. Insbesondere die Produktion der österreichischen Filmindustrie, die aufgrund der Leistungen von Korda, Kertesz, Robert Wiene, Max Neufeld und anderen ein beachtliches Niveau erreichte, hatte in Balázs einen strengen, aber gerechten und aufmerksamen Kritiker, der positive Leistungen in Regie, Drehbuch und Kameraführung vorbehaltlos anerkannte, aber ebenso offen Fehler kritisierte. Selten finden sich in Balázs' Kritiken Pauschalurteile, weder in der einen noch der anderen Richtung.

Seine Artikel enthalten keine Empfehlungen, sie lesen sich vielmehr so, als ob der Autor jeweils an einem Film ein spezielles Problem der sich entwickelnden Kunst und die Art, in der ihm Genüge getan worden wurde, darstellen wollte. Wer als Resultat jedoch trockene, pedantisch-lehrreiche Analysen erwartet, der irrt. Er verblüfft immer wieder durch feine Einfühlungsgabe und Phantasie, und das Resultat genügt auch stets dem berechtigten Anspruch auf Unterhaltung. Im übrigen vertrat Balázs die Ansicht, daß auch der Film, selbst der revolutionäre, niemals lehrreich illustrativ, sondern interessant, einfühlsam und suggestiv persönlich, Schicksal glaubhaft darzustellen habe. Er kritisierte daher regelmäßig die mangelnde innere Logik der Handlungsführung selbst bei Filmen, deren Intention seiner eigenen Weltanschauung widersprach.

Im Frühjahr 1924 erschien im „Deutsch-Österreichischen Verlag“ sein erstes filmtheoretisches Buch *Der sichtbare Mensch oder die Kultur des Films*.[75] Es enthielt manchen Gedanken, den der Autor bereits als Kritiker zu formulieren versucht hatte, aber auch manch neue Idee. Bescheiden formulierte Balázs in der Einleitung: „Nicht mich anhören, die Sache erhören sollt ihr.“ An die „gelehrten Hüter der Ästhetik und Kunstwissenschaft“ erging sein Appell, der Filmkunst „Sitz und Wort in eurer Mitte“ einzuräumen. Sein Büchlein stellte den „Versuch einer Kunstphilosophie des Films“ dar. Das Buch richtete sich aber auch an die Regisseure und das Publikum. Zu Beginn versuchte er, eine Begründung des Films als eigene Kunstgattung zu geben. Eine seiner zentralen Thesen zur „poetischen Substanz“ des Films als Kunstwerk lautete dabei: „Regisseur und Darsteller“ — der „sichtbare Mensch“

eben — „(sind) die eigentlichen Dichter des Films“: denn „der Text des Films besteht aus seiner Textur, aus jener Sprache der Bilder, wo jede Gruppierung, jede Gebärde, jede Perspektive, jede Beleuchtung jene poetische Stimmung und Schönheit auszustrahlen hat, die sonst die Worte des Dichters enthalten ... Darum hat er nichts mit der Literatur zu schaffen.“ Um den Film als eigene Kunstgattung herauszuarbeiten, war Balázs bestrebt, sorgsam die Unterschiede zur theatralischen und literarischen Form herauszuarbeiten, entdeckte dabei jedoch ebenso zahlreiche fundamental neue Elemente und Kunstgriffe der Filmkunst, wenngleich die Regie und Kameratechnik diese noch nicht voll zur Reife gebracht hatte. Filmische Elemente, wie die erst von Eisenstein zur Reife gebrachte „Montagetechnik“, werden von ihm daher nicht so bewertet, wie es ihrer späteren Bedeutung nach zukäme. Ebenso gilt dies für Filmgenres, wie den Dokumentarfilm, der noch im Schatten des Spielfilms stand. Die Tatsache, daß Balázs der „Großaufnahme“ ebenso wie der „Bilderführung“, das heißt der Regie, eigene Kapitel widmete, zeigt, daß er zumindest auf dem Wege zur Entwicklung einer wirklich eigenständigen Theorie des Films war. Schließlich ließ er keine Zweifel daran, daß er als Kommunist weitere durchgreifende Fortschritte der Filmkunst erst unter geänderten gesellschaftspolitischen Bedingungen erwartete. Obwohl *Der Geist des Films* mehrheitlich positive Aufnahme fand, war das Echo des Buches in Wien nicht überwältigend.[76] In Deutschland wurde es, nachdem Balázs nach Berlin übersiedelt war, von einem unbekannten Verlag in Halle neu aufgelegt, und auch sein zweites filmtheoretisches Werk *Der Geist des Films* erschien beim gleichen Verlag bereits ein Jahr später, 1929. Das Erscheinen von Balázs' erstem Buch fiel zeitlich zusammen mit einer beginnenden Krise der österreichischen Filmproduktion, die zugleich auch eine Krise der österreichischen Filmkunst war: Längst hatten die bekanntesten zu Beginn der zwanziger Jahre in Wien tätigen Regisseure, wie Korda, Kertesz, Neufeld, Wiene, Stroheim u. a. Wien in Richtung Berlin oder Hollywood verlassen, und infolge von Deflation und Bankenkrisen brachen auch eine Reihe Wiener Filmproduktionsgesellschaften, darunter die Vita-Film-AG, zusammen. Im Mai 1924 fand eine „Kinoreformtagung“ in der Urania statt, bei der die wirklichen ökonomischen Probleme der Filmindustrie jedoch nicht zur Sprache kamen. Von Interesse erscheint die Tatsache, daß Balázs in einem Artikel dazu die Notwendigkeit einer genauen empirischen Untersuchung „zur Psychologie des Kinopublikums“ betonte, eine Anregung, die, wie Arnold Hauser später bekannte, nicht ohne Auswirkung auf seine eigene Arbeit blieb.[78]

Ansätze einer Rezeptions- und Wirkungsforschung zum Film gab es auch am Psychologischen Institut der Universität im Kreise um Paul F. Lazarsfeld und den beiden Bühlers sowie im Rahmen der fortschrittlichen pädagogischen Jugendforschung. Hilde Spiel etwa versuchte in ihrer Dissertation „Versuch einer Darstellungstheorie des Films“ eine Symbiose der Bühlerschen Sprachtheorie mit Theorien des Dramas, den Ansichten Balázs' und eigenen empirischen Studien, die heute wohl als präsemiotisch zu bezeichnen wären.[79] Auch im Rahmen des 1934 gegründeten Instituts für Filmkultur gab es unter der Leitung von Ludwig Gesek zaghafte Ansätze zu einer empirisch-wissenschaftlichen Analyse, mehr aber noch wahrscheinlich in der 1936 über Anregung Karl Bühlers und Viktor Matejkas gegründeten „Gesellschaft der Filmfreunde Österreichs“, die unter dem Schutze des Wiener Vizebürgermeisters Major Fritz Lahr stand, und der unter anderem auch Robert Musil und Arnold Hauser angehörten. Die Vereinigung sollte auch die wissenschaftliche Erforschung des Films fördern.[80] Béla Balázs selbst beschäftigte sich bis zu seinem Abschied von Wien in verschiedenen Vorträgen mehrmals mit der Frage einer tieferen Erforschung der Probleme der Filmkunst und regte überdies schon im Oktober 1925 die Einbindung des Films in den Schulunterricht an, eine Empfehlung, die als Anregung zur Medienpädagogik bezeichnet werden könnte.[81]

ZWEITE EXILSTATION: BERLIN (1926—1931)

Im Frühsommer 1926 übersiedelte Balázs endgültig nach Berlin, wenngleich er dem *Tag,* wo die Umstände seines Rückzug als Filmkritiker bis jetzt nicht völlig geklärt sind, noch einige Monate als Feuilletonist erhalten blieb. In Berlin, seiner zweiten Exilstation, hielt er sich bis 1931 auf, ehe er nach Moskau übersiedelte. Als Autor des *Sichtbaren Menschen*

„hatte Balázs in Deutschland bereits einem Namen“, der ihn bereits unmittelbar nach seinem Eintreffen auf die Titelseite der Branchenzeitschrift *Film-Kurier* brachte.[82] In der deutschen Filmmetropole Berlin hoffte Balázs offenbar seine Arbeitsmöglichkeiten verbessern zu können. Auch die Tatsache einer im Vergleich zu Wien wesentlich größeren und kulturpolitisch aktivistischen KPD, deren Exponent der Medienkonzern um Münzenberg war, dürfte in seinen Überlegungen eine Rolle gespielt haben.[83] .

Nach Georg Lukács' Erinnerung war Balázs' Wechsel nach Berlin zunächst primär „mit der Perspektive (verknüpft — Erg. T. V.), im Film eine gesicherte, sogar sehr günstige Existenz zu finden“.[84] Die ersten Monate mußten ihm wohl wie eine Bestätigung seiner optimistischen Annahmen erscheinen: Nicht weniger als vier Filme erschienen 1927, bei denen Balázs federführend am Drehbuch mitgewirkt hatte, zwei weitere waren es bereits 1926 gewesen. Unter diesen kann wohl höchstens der gemeinsam mit Berthold Viertel gedrehte Streifen „Die Abenteuer eines Zehnmarkscheins“ gewissen Qualitätsansprüchen gerecht werden, die übrigen mögen Balázs Geld eingebracht haben; in die Filmgeschichte aufgenommen zu werden, verdienen sie hingegen wohl kaum.[85]

Doch begann sich Balázs bereits 1927 von seinen eigenen Filmen öffentlich zu distanzieren, was zur Folge hatte, daß er auch von den großen Filmfirmen als Autor gemieden wird.

Noch im gleichen Jahr vollzog er eine deutliche Wendung nach links: er wurde ständiger Mitarbeiter der *Weltbühne* Ossietzkys, beteiligte sich aktiv an der Theaterarbeit von Erwin Piscator und engagiert sich als Schriftsteller und Filmtheoretiker in der wachsenden kulturpolitischen Aktivität der Kommunistischen Partei Deutschlands. Er trat dem „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ bei, wurde künstlerischer Leiter des „Arbeiter-Theaterbundes“ und verfaßte zahlreiche Artikel, hielt Vorträge über Probleme der Filmkunst, wobei er die Entwicklung des Sowjetfilms, der mehr und mehr auch in deutsche Kinos Eingang fand, aufmerksam beobachtete und zu analysieren begann.[86]

In die intensiv geführte Formendebatte unter linken und linksbürgerlichen Schriftstellern griff Balázs 1928/29 zweimal mit längeren polemischen Beiträgen ein und argumentierte mit Berufung auf Marx und Klassiker gegen die „neue Sachlichkeit“ und die von ihr bevorzugte Form der Reportage und des dokumentarischen Stils.[87] Seine Argumentation machte deutlich, worauf es ihm selbst als Dichter ankam. *Feinere Ohren haben, tiefer zu sehen, bedeutet noch keine Wehleidigkeit, keine Schwulstigkeit... Die sensible Feinheit des analytischen Nachspürens und Einfühlens ist... eine eminent männliche Qualität... Gewiß sind dokumentarische Berichte von ungeheurer Wichtigkeit... Aber die „bloße Reportage“ als einzig berechtigte Literatur an Stelle der Dichtung setzen zu wollen, ist Zeichen eines primitiven Banausentums.*[88] Äußerungen wie diese lassen sich ohne weiteres auf Balázs' filmtheoretische Position übertragen.

Die unterschiedlichen Arbeitsbereiche Film, Theater, Literatur beeinflussen einander bei Balázs nicht selten inhaltlich und formal, eine von Georg Lukács an Balázs' Werk geübte Kritik. Dies läßt sich am Beispiel der tragikomischen Oper „Achtung Aufnahme“ (Text: Balázs, Musik: Wilhelm Grosz, 1929) ebenso zeigen wie an dem 1930 erscheinenden Roman *Unmögliche Menschen,* der, so Balázs, „mit der Schnittechnik des modernen Films komponiert“ ist. Der Roman, an dem Balázs bereits mehr als ein Jahrzehnt arbeitete, erzählt nach eigenen Worten „von unsachlichen Menschen“, die „von ethischen Problemen getrieben wurden“, „von den Krisen und vom Untergang der letzten unpolitischen Generation“, also auch von „seiner eignen Vergangenheit“, zu der er „bereits Distanz genug (hat), um ihr gerecht zu werden“.[89] Auch in verschiedenen anderen Arbeiten aus den Jahren 1928 bis 1930 zeigt sich diese wechselseitige Durchdringung verschiedener Arbeitsbereiche und Inhalte von Balázs' Arbeit,[90] wie überhaupt seine Aktivitäten in diesen Jahren außerordentlich vielfältig und komplex sind.

Dennoch kann festgestellt werden, daß aus der Fülle der Aktivitäten seiner Berliner Zeit der Arbeit für den Film objektiv die größte bleibende Bedeutung beizumessen ist, die übrigens auch damals unter den Zeitgenossen das stärkste Echo fand. Als Beweis dafür mögen seine Berufung in den Vorstand des „Verbands Deutscher Filmautoren“, die Wertschätzung, die seinem filmtheoretischen Werk in den zeitgenössischen Filmzeitschriften entgegengebracht wurde und sein Auftreten auf dem internationalen „Kongreß des unabhängigen Films“ in La Sarraz 1929 gelten, wo übrigens auch ein Zusammentreffen mit

Sergej Eisenstein stattfand, ein Kontakt, der in der Folge für ihn von außerordentlich großer Bedeutung werden sollte.[91] Im Oktober 1929 kam es in Berlin zu einem zweiten Zusammentreffen mit dem „Potjemkin"-Regisseur, der sich gerade auf einem längeren Aufenthalt im Ausland befand. In der *Arbeiterbühne* erschien im Oktober des gleichen Jahres ein Gespräch zwischen Eisenstein und Balázs, in dem jener von einer mit einem notwendigen Wechsel der Themen verbundenen „Übergangskrise" im sowjetischen Filmschaffen sprach.[92]

Tiefgreifende Veränderungen vollzogen sich zur selben Zeit jedoch auch im Westen durch die allmähliche Einführung des Tonfilms. Gleichsam als theoretisches Resümee des erreichten Entwicklungsstandes der Stummfilmkunst erschien im Frühjahr 1930 Béla Balázs ' zweites Buch *Der Geist des Films.* „Zeit, Bilanz zu machen und eine Nachtheorie zu schreiben", heißt es in der Einleitung dazu,[93] und nachträglich nannte er sein Buch das „theoretische Tagebuch eines Augenzeugen und Teilnehmers".[94] In diesem Buch versuchte er erstmals „eine Art Grammatik" der Film- „Sprache" zu geben, die zugleich ein Rückblick auf die Entwicklung der letzten Jahre des Stummfilm sein soll. Denn: „Die Sprache des Films (wozu sie auch mißbraucht worden sein mag) hat sich unaufhaltsam verfeinert."[95] Er setzte dort fort und entwickelte weiter, wo er mit seinem ersten Buch aufgehört hatte: Großaufnahme, Perspektive bzw. Kameraeinstellung und Bildmontage bezeichnete Balázs als die „Grundelemente (der) optischen Sprache",[96] wobei die klarere Erkenntnis vor allem der beiden letzten Elemente nicht zuletzt auf die Kenntnis der herausragenden Leistungen des neuen russischen Films (Eisenstein, Pudowkin) zurückzuführen ist.

Die Möglichkeit, die wichtigsten sowjetischen Filmproduktionen kennenzulernen, ergab sich für ihn dadurch, daß sie gewissermaßen durch seine Hände gingen, noch bevor sie in die deutschen Kinos gelangten; denn er wurde Ende der zwanziger Jahre vom Filmverleih der „Internationalen Arbeiter-Hilfe" Willi Münzenbergs bzw. ‚Meshrabpom' unter Vertrag genommen, um „die sowjetischen Filme für den [deutschsprachigen — T.V.] (zu) bearbeite(n)" und tat dies eigenen Aussagen zufolge auch „für den größten Teil der Sowjetfilme", was, wie Wolfgang Gersch bemerkt, „von der Kritik kaum wahrgenommen" wurde.[97]

Zwar unternahm Balázs auch Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre auch selbst immer wieder Ausflüge in die Filmpraxis, zumeist als Drehbuchautor, doch erntete er damit wenig Erfolg. Durch die umstrittene Verfilmung der „Dreigroschenoper" Brechts durch G. W. Pabst, für den Balázs, Leo Lania und Ladislaus Vajda Drehbuchfassungen lieferten, geriet Balázs sogar in Konflikt zu Brecht und anderen Kritikern, und der Fall wurde über Brechts Initiative sogar vor den Gerichten ausgetragen.[98] Nicht viel anders erging es ihm — der seinerseits an den proletarischen „Elendsfilmen" vom Typ Zille Kritik geübt hatte — später durch seine Zusammenarbeit mit Arnold Franck im Bergfilm „Das blaue Licht", der die Erstlingsarbeit für Leni Riefenstahl darstellte.[99]

Wenngleich sich Balázs damit, wie auch an manch anderen Gelegenheiten, scheinbar außerhalb der Erwartungen bewegte, die man in einen kommunistischen Schriftsteller und dessen Werk setzte, so blieb er unbestreitbar in der kulturpolitischen Arbeit insgesamt bis zum Verlassen Berlins eng mit der kulturpolitischen Praxis der KPD verbunden. Als Mitbegründer des Volksverbands der Filmkunst, als künstlerischer Leiter des „Arbeiter-Theater-Bundes", als Lehrer der „Marxistischen Arbeiterschule" und nicht zuletzt als Filmkritiker und -theoretiker.

EXIL IN DER UdSSR UND HEIMKEHR NACH UNGARN

In einer Vortragsreihe, die er unmittelbar vor seiner Abreise in die UdSSR 1931 in Preßburg hielt und die bei ihrem Erscheinen in der *Weltbühne* in ihrer Wirkung nicht unumstritten war, setzte er sich mit der „Furcht der Intellektuellen vor dem Sozialismus" auseinander und legte dabei ein klares Bekenntnis zum Marxismus, zur Sowjetunion und zur KPD ab.[100] Einfühlsam, aber nicht ohne Ironie, versuchte er darin, die häufigsten Einwände und Vorurteile seiner deutschen Zunftkollegen gegenüber dem „real existierenden Sozialismus" der Sowjetunion zu widerlegen oder ad absurdum zu führen: die Angst vor der „inneren Uniformierung", die Sorge um die Freiheit von Wissenschaft und Kunst und das Überhandnehmen der Tendenz- oder politischen Kunst usw. Balázs hielt dem entgegen, daß die sozia-

listische Gesellschaft zwar die Beseitigung der Sonderstellung der Intelligenz, jedoch durch die Bewertung der persönlichen Leistung eine auch ökonomisch gerechtere Bewertung gestatte; daß die Vorherrschaft der Tendenzkunst vorübergehend sei; daß die Intellektuellen sich entsprechend der allgemein ökonomischen Entwicklung enger an der Arbeiterbewegung zu orientieren hätten, daß das Bürgertum zur Genüge seine Unfähigkeit bewiesen habe, ihnen jene „Unabhängigkeit" zu verschaffen, die sie wünschten; daß es eine unabhängige Stellung zwischen oder über den Klassen in der Realität nicht gäbe und Zensur und Unterdrückung der Kunst auch und vor allem im gegenwärtigen Stadium des Kapitalismus existierten.

In Rußland ist man heute noch in dem Übergangszustand eines ideologischen Bürgerkrieges, also gibt es dort noch eine strenge Zensur. Niemand behauptet, die Kampfkunst mit der offenen Tendenz wäre das ästhetische Ideal. Sie ist eine notwendige Zeiterscheinung. Wir haben... nur zu wählen, ob Gewalt und Diktatur gegen oder für das Proletariat gebraucht werden soll! Für den Intellektuellen kann bei dieser notwendigen Wahl nur eines entscheiden: das ist die Vernunftmäßigkeit und der moralische Wert des Endzieles.[101]

Balázs selbst hatte sich längst entschieden. Im Herbst 1931 bereits war er einer Einladung gefolgt und hatte sich in die Sowjetunion begeben, wo er eine Stelle als Lehrer an der Staatlichen Filmakademie erhielt.[102] Obwohl diese Tätigkeit nur als vorübergehend angesehen wurde, kehrte er nicht wieder nach Deutschland zurück, sondern blieb bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges in der Sowjetunion, die damit zu seinem dritten Exilland wurde.

Die Informationen, über die wir für diesen Abschnitt seines eineinhalb Jahrzehnte dauernden Exils verfügen, sind auch heute noch leider sehr spärlich, wie dies auch für die deutschsprachige Emigration in der UdSSR allgemein zutrifft.[103] Der Zeitpunkt, zu dem Balázs und andere Künstler und Regisseure eintrafen, war nicht unbedingt günstig. Wohl befand sich die Filmindustrie etwa in einer Expansionsphase, in der die bestehenden Kapazitäten erweitert und neue Anlagen errichtet wurden, zugleich aber gab es heftige Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten auf der Ebene der Kulturpolitik und der künstlerischen Organisationen, in denen sich manche der Emigranten nur schwer zurechtfanden.[104] Der negative Einfluß der Auseinandersetzungen im Schriftstellerverband RAPP machte sich auch innerhalb der Filmindustrie bemerkbar: So galt eine Zeitlang offiziell die Auffassung, daß die Tätigkeit von Schriftstellern als Drehbuchautoren sich negativ auf die Qualität der Filme auswirke. Eine Zeitlang wurde überdies dem Dokumentarfilm der Vorrang vor dem episch-künstlerischen Film gegeben.[105] Aber auch nachdem über Beschluß der Parteiführung eine Änderung in der offiziellen politischen Linie eintrat, bestanden etwa auf dem Gebiet der Filmproduktion weiterhin Hemmnisse, und manche ehemals führende Regisseure wurden wegen ihrer Produktionen heftig kritisiert, und ihre Filme konnten nicht aufgeführt werden — Eingriffe, von denen in den Jahren nach 1932 selbst Regisseure wie Sergej Eisenstein nicht ungeschoren blieben.[106] Auf die deutschsprachigen Emigranten blieben diese Entwicklungen naturgemäß nicht ohne Auswirkungen, im Gegenteil: einige von ihnen, wie Lukács, Becher, Alfred Kurella oder Hugo Huppert und andere waren daran in der einen oder anderen Weise mitbeteiligt. Balázs' Hoffnungen, in der Sowjetunion, die er gegenüber den „linksbürgerlichen" deutschen Intellektuellen verteidigt hatte, nicht nur als Filmtheoretiker, sondern auch als Schriftsteller und Filmautor Betätigungsmöglichkeiten zu finden, erfüllten sich zunächst nicht. Im Rückblick auf die ersten Jahre in der UdSSR notierte er in seinem Tagebuch Anfang 1940 verbittert:[107]

Die ersten drei Jahre sind für meine Arbeit vollkommen verloren durch den unglückseligen Kampf um den Film „Tisza Garit". Umgeben von Schädlingen, Dummköpfen, technischen und organisatorischen Schwierigkeiten, von der Bande Bela Kuns, die in der ungarischen Partei damals regierte,[108] *auf Gnade und Ungnade der schlimmsten Clique ausgeliefert, ohne auch nur einen einzigen Freund und Helfer zu haben. Unkundig der Sprache und isoliert von den Arbeiten und von jenem gesellschaftlichen Aufbau, an den ich glaubte... Es war die bitterste Zeit meines Lebens.* Obgleich Balázs hier im Rückblick zweifellos übertrieb und eher seine Ängste und seine Isolation in den Jahren des Stalin-Terrors (nach 1934) als die vorherliegenden ausdrückt, vermitteln diese Zeilen doch etwas von seinem damaligen negativen Lebensgefühl und den sich allmählich steigernden realen Ängsten. Wenn man bedenkt, daß selbst Lukács kurz nach Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges einige Tage verhaftet wurde, begreift man, weshalb Balázs jede an ihm und seinem Schaffen geübte Kritik aus

den eigenen Reihen, aber auch von sowjetischen Kulturfunktionären mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen suchte.[109]

In den ersten Jahren seines Aufenthalts scheinen die Arbeitsmöglichkeiten für Balázs, der übrigens seit 1923 dem österreichischen PEN angehörte und auch im Exil ausdrücklichen Wert darauf legte, es auch zu bleiben und als deutschsprachiger Schriftsteller zu gelten,[110] von den erwähnten Sprachproblemen abgesehen, durchaus nicht unangenehm gewesen zu sein.

Da die Einladung in die Sowjetunion, die formell durch seinen Berliner „Arbeitgeber", die „Meshrabpom" — die russische Abkürzung für die Filmorganisation der IAH — erfolgte,[111] versuchte Balázs daher auch zuerst auf diesem Gebiet Fuß zu fassen. Als Filmtheoretiker gelang es ihm, vermutlich auch durch Fürsprache Eisensteins und anderer Regisseure, als Lehrer an der staatlichen sowjetischen Filmakademie (GIK) tätig zu werden, eine Aufgabe, der er zumindest bis Mitte der dreißiger Jahre nachgekommen zu sein scheint.[112] So wie in Deutschland, wo er als Kommunist und unbestechlicher Kritiker seit 1927 jedoch einer Art Boykott seitens der Filmindustrie unterlegen war, bemühte er sich auch hier, seine Ideen praktisch umzusetzen, sei es als Drehbuchautor, Konsulent oder selbst als Regisseur, stieß dabei allerdings rasch auf Widerstände. Drei Jahre lang kämpft er „einen unglücklichen Kampf gegen „Schädlinge(), Dummköpfe, technische und organisatorische Schwierigkeiten" und gegen die Intrigen, die gegen ihn und sein Projekt in Kreisen der ungarischen Emigration — siehe oben — gesponnen wurden.[113]

Das Ergebnis war deprimierend und der Film „Die brennende Theiß", nach der Vorlage des Romans von Bela Ilies, für den Balázs seine schriftstellerische Tätigkeit geopfert hatte, wanderte, wie ein amerikanischer Beobachter trocken bemerkt, „ins Regal" wie andere auch, dies nicht zuletzt ein Ergebnis der Anfang der dreißiger Jahre durch den mit der Gesamtverantwortung für die sowjetische Filmproduktion betrauten Schumjatski eingeschlagenen neuen Linie, die Filmproduktion der UdSSR zu einer Art Konkurrenz zu Hollywood umzupolen versuchte. Kein Platz also für Filmtheoretiker und -ästheten wie Eisenstein und andere, oder Dokumentaristen wie Wertow.[114]

Zudem mußte „Meshrabpom" 1935 die Arbeit einstellen, und dies bedeutete das Aus für ein Unternehmen, das zahlreichen ausländischen Schriftstellern, Schauspielern und Autoren Arbeitsmöglichkeiten geboten und damit die Umstellung auf ungewohnte neue Arbeitsbedingungen erleichtert hatte.[115] Im gleichen Jahr erschien eine „umgearbeitete russische Ausgabe" von *Der Geist des Films;* erst um 1938 ging Balázs an die Arbeit für ein neues, sein drittes theoretisches Buch über die Filmkunst.[116]

Ungeachtet seines ersten Rückschlags setzte Balázs mit der ihm eigenen Energie alles daran, um auch als Praktiker des Films Anerkennung zu finden. Er knüpfte Kontakte zu den verschiedenen Filmstudios vor allem außerhalb Moskaus in Leningrad, Tiflis und Odessa. „Bei Meshrabpom hatte man mir gekündigt", schrieb Balázs retrospektiv, „ich mußte sofort etwas verdienen."[117] In dieser finanziell beengten Situation entwarf er das Drehbuch für einen Film mit dem Titel „Karlchen durchhalten", einen antifaschistischen Film über deutsche Jugendliche im Kampf gegen den Faschismus in Deutschland, ein Auftrag, der Balázs jedoch in erhebliche politische Schwierigkeiten brachte. Der Film, der 1936 zugleich mit dem gleichnamigen Kinderbuch erschien, entstand zwischen Frühjahr 1934 und Ende 1935 in Odessa. Er lief nach seinem Erscheinen in Moskau und Leningrad erfolgreich drei Monate lang in einer allerdings verstümmelten Version; die deutschen Exilblätter in Moskau, vor allem die *Internationale Literatur* und die *Deutsche Zentral-Zeitung,* besprachen zwar die Buchversion, brachten aber keine Mitteilung über den Film, weil man in der Hauptfigur eine Verherrlichung der Ende der zwanziger Jahre aus der KPD ausgeschlossenen Kommunistin Ruth Fischer erblickte, was von Balázs jedoch keineswegs intendiert war.[118] Es erscheint bezeichnend für das damals unter den Emigranten herrschende Klima, daß er einen monatelangen Kampf sowohl gegen die Leitung der Filmfabrik als auch innerhalb der Emigration zu führen sich gezwungen sah, den er selbst als „Kampf auf Tod und Leben" empfand, in dem er sich schließlich gegenüber seinen Widersachern durchsetzte.[119] Zwei Jahre nach Erscheinen des ersten Teils konnte Balázs dennoch den Auftrag für eine zweite Folge erhalten.

Doch der Sieg, den er gegen die örtlichen Parteifunktionäre, die Leitung der Kinofabrik bis hinauf zur Hauptleitung der sowjetischen Filmindustrie — Schumjatski wurde später

abgelöst und fiel dem Terror zum Opfer — errang, hatte Spuren hinterlassen: ein Herzleiden wurde wieder akut und machte ihm, dem Mittfünfziger, schwer zu schaffen. Da er zudem seine Stellung an der Kinohochschule verlor und selbst von manch altem Freund gemieden wurde, entschloß sich Balázs, zusammen mit seiner Frau Anna Moskau zu verlassen. Die Tantiemen, die ihm aus dem Buch und dem ersten Teil seines Films zuflossen, gestatteten es ihm, das — ohnehin teure — Hotelzimmer mit einer Datscha in unmittelbarer Nähe Moskaus zu tauschen, von der er die Hälfte käuflich erwarb. Dort fand er endlich wieder die nötige Ruhe für literarische Arbeit.[120]

Vom Frühjahr 1937 an begann sich der auf ihm lastende Druck zu lockern, und seine Beiträge konnten auch wieder in deutschsprachigen Exilzeitschriften, wie dem von Bredel und Brecht herausgegebenen *Wort,* erscheinen. Aber noch zwei Jahre später, im Mai 1939, führte er Beschwerde bei Johannes R. Becher, weil dieser ihn in einem Bericht für die *Literaturnaja Gazeta* nicht unter den deutschsprachigen Schriftstellern erwähnt hatte. *Seit fünfundzwanzig Jahren werden deutsche Originalschriften von mir gedruckt... Seit zwanzig Jahren, seit meiner Emigration... schreibe ich überhaupt nur deutsch... fünfzehn deutsche Bücher* [die er namentlich auflistete — Anm. T. V.]... *Ich war von Anbeginn Mitglied des „Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller", des „Bundes deutscher proletarisch-revolutionärer Schriftsteller" und der österreichischen Sektion des PEN.-Clubs. Ich stehe als Schriftsteller im Kürschner, im Brockhaus und vielen anderen Stellen registriert.. .Aber niemals,* beklagte er bitter, *auch in der reaktionärsten, nationalistischen Presse wurde mir vorgehalten, ich sei eigentlich gar kein deutscher Schriftsteller. Dies blieb meinen Genossen in der Emigration überlassen.*[121]

Das ganze Verhalten Balázs' in diesen für ihn schwierigen Jahren sowohl gegenüber den deutschen Literaturfunktionären Huppert, Becher und selbst Lukács, aber auch sowjetischen Stellen gegenüber, zeigt, wie entschieden Balázs sich zu verteidigen wußte, wenn er sich im Recht glaubte.[122]

Auch dort, wo er, ob aus Überzeugung oder um sich nicht zu gefährden, sei dahingestellt, nicht gegen dominierende Meinungen aufbegehrte, wie in der von Lukács bestimmten Realismusdebatte,[123] wagte er es, seinen eigenen Standpunkt zu vertreten. Es ist daher unrichtig, wenn A. Kantorowicz Balázs vorwirft, die Liquidierung Meyerholds gefordert zu haben. Im Gegenteil: Er verteidigte das expressionistische Erbe Meyerholds und Majakowskis gegen jene, die allen Ernstes behaupteten, daß Expressionismus und Faschismus gemeinsame Wurzeln hätten, wenngleich er dies in vorsichtige Formulierungen kleidete.[124] Wie sehr er sich dabei in Opposition zu Kurella, Lukács und andere begab, zeigt die Tatsache, daß er darum streiten mußte, daß seine Äußerungen auch erscheinen durften. Zu Lukács etwa war das Verhältnis lange Zeit so gespannt, daß der Briefwechsel Jahre hindurch abbrach, nachdem Lukács sich durch Balázs' Aufsatz „Form und Gattung" kritisiert sah und selbst die Veröffentlichung eines Kapitels aus dem zwischen 1936 und 1940 entstandenen „Mozart"-Drama zu verhindert gesucht hatte, ein Stück, an dem Balázs die „revolutionäre Humanität im Lebenskonflikt und Kampf Mozarts'" herausarbeiten wollte, wie er Alfred Kerr 1939 schrieb.[125] Dennoch versuchte Balázs Lukács gegenüber in einem rührenden Brief Anfang 1940 eine Aussöhnung herbeizuführen und zögerte — ohne daß ihm dies von jenem gedankt worden wäre —, als Lukács im Sommer 1941 verhaftet worden war, keinen Moment, für diesen zu intervenieren.[126] Für ihn selbst begann sich die Lage noch vor Ausbruch des Krieges im September 1939 zu bessern: Der bereits fertige zweite Teil des „Karlchen durch- halten"-Films war allerdings aufgrund des Nichtangriffspakts inopportun; dafür interessierten sich Moskauer Theater für das „Mozart"-Drama, für das er auch ein Filmszenario erarbeitete; auch Willy Bredel bot ihm 1938 die Gestaltung einer Filmversion zu seinem Roman *Dein unbekannter Bruder* an, für dessen Verfilmung sich der bekannte sowjetische Regisseur Leonid Trauberg interessierte, und Balázs schrieb dazu das Szenario „Heinrich beginnt den Kampf". Dazu arbeitete Balázs an einem Stück mit dem Titel „Rückkehr", einem Roman *Karl, wo bist Du?* und an einem Gedichtband. Dazu kamen unterhaltende, anspruchslosere Filmstoffe, die Balázs wie früher nebenbei erledigte, um sich damit Freiräume für ernsthafte Arbeiten zu schaffen.[127] Wenige Wochen nach dem Überfall Hitlersauf die UdSSR mußte er allerdings „sein" Haus in Istra verlassen, und Julius Hay erinnert sich, mit Balázs gemeinsam im Dezember 1941 in der asiatischen Filmmetropole Alma-Ata eingetroffen zu

sein. *Etwas vom Gefühl des Heimgekehrtseins wärmte uns von innen... Jedenfalls hatte jede Familie ein eigenes Zimmer. Mit Waschen, Duschen und mit dem WC hatten wir zwar unseren Ärger, aber wir waren geborgen, schliefen in Betten, lebten in geregelten Verhältnissen. Wir hatten auch A rbeit und waren mit der Elite der sowjetischen Filmkunst ständig beisammen... Die kasachischen Schriftsteller haben uns Ungarn... mit besonderer Sympathie aufgenommen.*[128]

An welchen Filmen Balázs dort im speziellen mitgearbeitet hat, wissen wir nicht; das Handbuch deutschsprachiger Exilschriftsteller weist sie nicht aus.

Aus seinem Nachlaß geht lediglich hervor, daß er bereits geraume Zeit an einer Neubearbeitung seines 1935 in russischer Sprache erschienenen filmtheoretischen Werks *Der Geist des Films* arbeitete. Mit dem Leiter der deutschsprachigen Sektors des Ukraine-Verlags, Sternberg, hatte er bereits von Istra aus Kontakt aufgenommen und ihm „für das Jahr 1940" ein Manuskript für dieses geplante dritte Filmbuch angeboten. Aber das Buch erschien nicht vor Ende des Krieges, und manches spricht dafür, daß es Unterschiede in den Auffassungen über die Bewertung Sergej Eisensteins waren, die dies verhinderten. 1945 erschien in Moskau ein Buch unter dem Titel *Kinokunst,*[129] von dem wir nicht wissen, ob es mit der von Balázs fertiggestellten Fassung übereinstimmt.

Béla Balázs kehrte kurz nach Kriegsende, nach sechsundzwanzig Jahren Exil, nach Budapest zurück. Schon bald nach seiner Rückkehr gründete er eine Filmzeitschrift, hielt Vorträge und Vorlesungen und nahm so Einfluß auf die junge Generation ungarischer Regisseure, die in den vierziger und fünfziger Jahren ihre ersten Filme drehten.[130] Gemeinsam mit dem Regisseur Géza Radványi zeichnete er verantwortlich für den Film „Irgendwo in Europa", der 1947 im Auftrag der Kommunistischen Partei Ungarns entstand und in die Filmgeschichte einging, in dem er unter Anwendung der modernen Stilmittel der Montage den Neubeginn und Aufbruch einer Gruppe verwahrloster Jugendlicher „irgendwo im Nachkriegseuropa" zeigt.[131] Der Film, nach Balázs „mitten unter den rauchenden Ruinen von Budapest hergestellt",[132] kam im Herbst 1948 in einer deutschen Synchronfassung auch in die Wiener Kinos. Im gleichen Jahr erschien in Budapest sein letztes filmtheoretisches Werk: *Filmkultura*; der Wiener Globus-Verlag, der, gleichfalls 1948, *Die Jugend eines Träumers* als ersten Teil einer mehrbändig konzipierten dichterischen Autobiographie veröffentlichte, brachte im darauffolgenden Jahr eine Übersetzung dieses filmtheoretischen Vermächtnisses von Balázs unter dem Titel *Der Film — Werden und Wesen einer neuen Kunst* heraus. Die Übersetzung hatte der Sekretär des wieder errichteten österreichischen PEN, Alexander Sacher-Masoch, besorgt, der damit dem österreichischen PEN-Mitglied und Emigranten Béla Balázs den letzten Dienst erwies.

Dieser fühlte sich auch nach seiner Rückkehr in seine Heimat Wien als der Stadt, in der sein filmtheoretisches Werk den ersten Anstoß erhalten hatte, aufs engste verbunden. Insbesondere mit der 1936 ins Leben gerufenen und 1945 über Initiative von Viktor Matejka wieder belebten „Gesellschaft der Filmfreunde" knüpft Balázs Kontakte. Am 11. November 1946 sprach er erstmals vor diesem Forum zum Thema „Filmprobleme der Gegenwart und Perspektiven der Zukunft".[133] In den beiden folgenden Jahren äußerte er sich des öfteren im KPO-Organ *Volksstimme* und der Zeitung der Roten Armee, *Österreichische Zeitung,* auch zu Problemen der österreichischen Filmentwicklung. Im September 1948 etwa kritisierte er anläßlich eines Österreich-Besuches die bestehende wirtschaftliche und künstlerische Abhängigkeit der österreichischen von der amerikanischen Filmproduktion; als Gegenmodell verwies er auf die — soeben auch in Ungarn durchgeführte — Verstaatlichung der Filmproduktion. *Das amerikanische Filmkapital hat,* so sein Resümee, *schon aus rein kapitalistischen. also aus Absatzgründen, gar keine Veranlassung, an einer guten österreichischen Filmproduktion interessiert zu sein. Im Gegenteil geht es ihr nur darum, den österreichischen und den westdeutschen Filmmarkt mit eigenen Produkten zu überschwemmen.*[134] Dieses filmpolitisch eindeutige Credo hat der nachhaltigen Wirkung, die Balázs' filmtheoretischen wie auch politischen Aussagen auf das österreichische Filmschaffen hatten, in Anbetracht der hierzulande aus dem Debakel gezogenen — oder besser nicht gezogenen — Konsequenzen, zweifellos nicht Vorschub geleistet, wenngleich sein Tod am 17. Mai 1949 mit einmonatiger Verspätung der „Gesellschaft der Filmfreunde Österreichs" Anlaß zu einer Gedenkstunde gab, bei der der spätere Leiter der filmwissenschaftlichen Gesellschaft, Ludwig Gesek, die Gedenkrede hielt und Marianne Schönauer gemeinsam mit O. W. Fischer aus Balázs' Werken lasen.[135]

Anmerkungen:

1 Die Schriften Béla Balázs zum Film, die vor seiner Emigration in die UdSSR erschienen sind, liegen in deutscher Sprache in zwei vom Henschel-Verlag und dem westdeutschen Hanser-Verlag gemeinschaftlich verlegten zweibändigen Ausgaben vor und beinhalten auch die beiden ersten Bücher zum Film *Der sichtbare Mensch* (1924) und *Der Geist des Films* (1930). Ferner wird vom Wiener Globus-Verlag das dritte und letzte filmtheoretische Werk Balázs', *Der Film — Wesen und Werden einer neuen Kunst,* seit seinem Ersterscheinen 1949 kontinuierlich verlegt.
2 Vgl. zum Beispiel Inka Mülder, *Siegfried Kracauer— Grenzgänger zwischen Theorie und Literatur. Seine frühen Schriften 1913—1933.* Stuttgart 1985; Rolf Wiggershaus, *Die auserwählte Theorie — Zur Geschichte der Frankfurter Schule,* Frankfurt 1987. Die Schriften Kracauers und Arnheims zum Film wurden und werden seit den siebziger Jahren neu aufgelegt.
3 *Die Weltbühne,* 1932, 3, 19. Jänner 1932ff.
4 Vgl. zum Beispiel Georg Lukács, *Gelebtes Denken — Eine Autobiographie im Dialog,* red. von István Eörsi. Frankfurt 1981, l01 f.
5 Das längere Zeit hindurch vermutlich durch die spätere negative Einschätzung durch Lukács geprägte Balázs-Bild in Ungarn wurde neuerdings durch eine intensivere Auseinandersetzung mit den Angehörigen des „Sonntagskreises", der Veröffentlichung von Texten und Dokumenten seiner Mitglieder und des Lukács-Briefwechsels der Jahre 1902—1917 revidiert.
6 Vgl. vor allem Georg Lukács, *Karl Mannheim und der Sonntagskreis,* hrsg. von Eva Karádi und Erzsebet Vezer, Frankfurt 1985; Georg Lukács, *Briefwechsel 1902—1917,* hrsg. von Eva Karádi und Eva Fekete, Budapest 1982; Istvan Hermann, *Georg Lukács — Sein Leben und Wirken.* Wien—Köln—Graz 1986.
7 Béla Balázs , *Schriften zum Film,* 2 Bände, Berlin 1982—1984 (Bd. 1: *Der sichtbare Mensch. Kritiken und Aufsätze 1922—1926',* Bd. 2: *Der Geist des Films. Artikel und Aufsätze 1926—1931).* Die ausgezeichneten (werk-)biographischen Einleitungen beider Bände, verfaßt von Helmut H. Diederichs (Band 1) bzw. Wolfgang Gersch (Bd. 2) waren auch für diesen Beitrag eine wesentliche Unterstützung.
8 Arnold Hauser, *Im Gespräch mit Georg Lukács.* München 1978, 56f.
9 Bibliothek der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest, Handschriftensammlung, Balázs Nachlaß, Ms 5081/87, B. B. an Becher vom 1. Mai 1936. Der Autor möchte den Beamten der Handschriftensammlung für die a.o. freundliche Unterstützung sowie Herrn Dr. Miklós Marschall, Budapest, für die Unterstützung bei der Beschaffung von Unterlagen seinen Dank sagen.
10 Ebda.
11 Béla Balázs , *Die Jugend eines Träumers.* Wien 1947. Zum frühen Interesse B. an der Volksmusik vgl. ebda., 230ff, 369; zur verunglückten Teilnahme an einem „Schnitterstreik": ebda., 371ff.
12 Béla Balázs (im folgenden zit als B. B.), „Tagebuch (1915—1922)". Eintragung vom 23. Dezember 1925, in: G. Lukács, *K. Mannheim und der Sonntagskreis,* 107.
13 I. Hermann, Georg Lukács, a.a.O., 39. Einen analogen Begriff verwenden auch Karádi/Vezer (Anm. 6) 39.
14 Brief B. B. an Lukács Ende Mai 1910, in: Lukács — *Briefwechsel 1902—1917,* 122.
15 Brief B. B. an Lukács, 12. Mai 1910, in: Ebda., 112ff.
16 G. Lukács, *Gelebtes Denken.* a.a.O., 71f.
17 Vgl. dazu G. Lukács, *Briefwechsel 1902—1917.* 159ff.
18 William Johnston, *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte — Gesellschaft und Ideen im Donauraum 1848 bis 1938.* Wien 1974, 357; B. B., *Jugend.* 230ff., 369.
19 Attila E. Lang, *Béla Balázs als Filmkritiker und Filmästhet.* Phil. Diss., Wien 1974, 13ff.
20 B.B., *Jugend,* a.a.O., 73.
21 A. Hauser, *Im Gespräch.* a.a.O., 56.
22 Miklós Szabolcsi, „ Béla Balázs und sein Roman .Unmögliche Menschen'", in: *Studien zur Geschichte der deutsch-ungarischen Beziehungen,* hrsg. von Leopold Magon u. a., Berlin 1969, 435—452, hier 435ff, 443.
23 G. Lukács, *Gelebtes Denken,* a.a.O., 7lf.
24 A. Hauser, *Im Gespräch,* a.a.O., 49.
25 Siehe die Erinnerungen diverser Mitglieder des „Sonntagskreises" in dem von Karádi/Vezer (Anm. 6) herausgegebenen Band, 93—111.
26 Ebda., G. Lukács, *Gelebtes Denken,* a.a.O., 78ff.
27 B.B.,Tagebuch— Eintragung vom 28. Mai 1917. Die Tagebücher B. B. aus den Jahren 1915—1922 standen dem Autor nur in der von Karádi/Vezer getroffenen Auswahl zur Verfügung.
28 Zum Beispiel B. B. an Lukács vom 12. Mai 1910, zit. in: G. Lukács, *Briefwechsel 1902—1917,* a.a.O., 114; *Der Sonntagskreis,* a.a.O., 106; A. Hauser, *Im Gespräch.* a.a.O., 54.

29 *Der Sonntagskreis,* a.a.O., 111.
30 Vgl. B. B., „Szabadskola“, in: *Becsi Magyar Ujsag,* 12. Oktober 1922, zit. a.a.O., 93ff.
31 Vgl. dazu u. a. I. Hermann, *G. Lukács,* a.a.O., 68ff, G. Lukács, *Gelebtes Denken,* a.a.O., 80ff., ders., *Einleitung zu Geschichte und Klassenbewußtsein.* Neuwied 1970; ders., *Revolution und Gegenrevolution. Politische Aufsätze, Bd. 1,* Neuwied 1975, sowie Georg Ahrweiler(Hrsg.),Betr.*Lukács. Dialektik zwischen Idealismus und Proletariat.* Köln 1978.
32 Brief B. B. an G. Lukács, Anfang 1940, Briefwechsel G. Lukács — B. B., Ms., Lukács Archivum. Für die Einsichtnahme in den Briefwechsel, der leider zum Großteil in ungarischer Sprache geführt wurde, bin ich dem wissenschaftlichen Personal des Lukács-Archivs zu Dank verpflichtet.
33 B. B., Tagebücher, Eintragung vom 22. November 1918, zit. In: *Der Sonntagskreis,* a.a.O., 120.
34 B. B., *Schriften zum Film.* Bd. 1, Einleitung; 16,1. Hermann, *G. Lukács,* a.a.O., 87, Margit Koczo, *Die ungarische Räterepublik (21. März—1. August 1919).* Phil. Diss., Wien 1968, 94ff. Vgl. das Interview Lukács für den „Neuen Tag“, in: *Der neue Tag,* 25, 16. April 1919 (Morgen), 18. April 1919 (Morgen). Zu Bekessys Tätigkeit 1919 vgl. Hans Habe, *Ich stelle mich — Meine Lebensgeschichte,* München—Berlin 1986, 57ff.; M. Koczo, *Räterepublik,* a.a.O., 158f.
35 Der Artikel über B. B. im *Handbuch der deutschsprachigen Emigration* nennt als Datum das Jahr 1918. Aus Balázs' eigenen Aussagen geht dies, soweit sie in deutscher Übersetzung vorliegen, nicht hervor, wobei die Tagebucheintragungen der Monate April—Juni 1919 nicht übersetzt wurden.
36 G. Lukács, *Gelebtes Denken,* a.a.O., 144f.
37 Ebda., 102.
38 M. Scabolcsi, *Unmögliche Menschen,* a.a.O., 448.
39 B. B., Tagebücher, Eintragung vom 4. Dezember 1919, 120.
40 A. Hauser, *Im Gespräch.* a.a.O., 61.
41 Vgl. István Nemeskürty, *World and Image — History of the Hungarian Cinema.* Budapest 1968, 41 ff., Rudolf Oertel, *Macht und Magie des Films — Weltgeschichte einer Massensuggestion.* Wien— Frankfurt 1959, 475ff.
42 Vgl. Angaben zur redaktionellen Zugehörigkeit in: *Der Journalist,* Jgge. 1920ff.
43 *Arbeiter-Zeitung* 15. Dezember 1923.
44 Vgl. Miklós Scabolsci, Ungarisches Exil, in: *Österreicher im Exil 1934 bis 1945,* hrsg. vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes und der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Wien 1977, 470—473.
45 Vgl. Hans Hautmann, *Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918—1924,* Wien—Zürich 1984, 467ff., *Ungarn 1919 und Österreich,* hrsg. vom Pressebüro der Ungarischen Botschaft, Wien 1979.
46 B., Tagebücher, Eintragung vom 4. Dezember 1919, zit. in: *Der Sonntagskreis,* a.a.O., 122. Siehe auch die schwache Analyse von Lee Congdon, „The Making of A Hungarian Revolutionary: the unpublished Diarys of Béla Balázs ", in: *Journal of Contemporary History,* 1973, 3, 57—74.
47 B., Tagebücher, Eintragung vom 26. April und 12. Juli 1921, zit. in: *Der Sonntagskreis.* a.a.O., 126f.
48 B. B., Tagebücher, Eintragung vom 12. Juli 1921, zit. ebda.
49 B. B., Tagebücher, Eintragung vom 16. Oktober 1922, zit. ebda., 128.
50 Die sachverständig vorgenommene und hervorragend kommentierte Auswahl der beiden Bände *Schriften zum Film* berücksichtigt lediglich ebendiese, von wenigen Ausnahmen abgesehen.
51 B., *Schriften zum Film,* Bd. 1, Einleitung, 17.
52 Ervin Szabo, *Roman eines Romans — Moskauer Tagebuch.* Köln 1962, 11.
53 Hauser, *Im Gespräch.* a.a.O., 63.
54 Friedrich Scheu, *Ein Band der Freundschaft.* Wien 1984, 84.
55 Vgl. zu Bekessy: Peter Kirchweger, *Inflations- und Revolverpresse in der Ersten österreichischen Republik. Emmerich Bekessy in Wien 1920—1926.* Phil. Diss., Wien 1985.
56 Hugo Bettauer, *Kampf um Wien, Gesammelte Werke,* Band 1, Salzburg 1980, 18 If.
57 Ebda., 182.
58 Murray Hall, *Der Fall Bettauer,* Wien 1978.
59 Hans Habe, *Ich stelle mich — Meine Lebengeschichte,* München 1954 (Neuaufl. 1986), 65ff.
60 Die Vorgänge auf dem Wiener Presseboulevard wurden von der österreichischen Pressehistoriographie bisher nicht ausreichend genau ausgeleuchtet.
61 Emmerich Bekessy, „Der Großkapitalist im Zeitungsgewerbe", in: *Die Börse.* 16, 19. April 1923, 6f.
Die Zeitschrift *Radiowelt* stand eine Zeitlang der österreichischen Sozialdemokratie nahe (s. *Der Abend,* 2. Dezember 1927).
62 I. Nemeskürty, *World and Image.*

63 Vgl. I. Szabolcsi, *Unmögliche Menschen.* a.a.O., 435, 444ff. In Berlin erschien 1922 außerdem eine Novellensammlung Balázs' unter dem Titel *Der Mantel der Träume.*
64 B.B., Tagebücher, Eintragung o. A. d. Datums, zit. in: *Schriften zum Film.* Bd. 1, 25f.
65 Ebda. und Szabolcsi, *Unmögliche Menschen.* a.a.O.
66 B., Tagebücher, Eintragung 11. März 1922, zit. Karádi/Vezer, *Karl Mannheim,* a.a.O., 127.
67 B., Tagebücher, zit bei B. B., *Schriften zum Film,* Bd. 1, a.a.O., 26.
68 Auch in Österreich reichen die Ansätze einer theoretischen Beschäftigung mit dem Film über Balázs zurück. Vgl. etwa Viktor Pordes' Schrift *Das Lichtspiel.* Wien 1919.
69 B., *Schriften zum Film.* Band 1, a.a.O., 27. Szabolcsi, *Unmögliche Menschen.* a.a.O., 437.
70 Eine wissenschaftliche Arbeit über die Entwicklung und Geschichte der österreichischen Filmkritik fehlt bisher. Zu Balázs' Kritikertätigkeit in Wien vgl. die mangelhafte Arbeit von Attila E. Lang, *Béla Balázs als Filmkritiker und Filmtheoretiker.* Phil. Diss., Wien 1974. Zur Entstehung als eigener Rubrik in den Parteiblättern vgl. August Jentsch, *Der Kulturteil der Parteienpresse.* Phil. Diss., Wien 1952. Zur Kritikertätigkeit Fritz Rosenfelds in der *AZ:* Theodor Venus, „Hinein in das Kino — Sozialdemokratische Kino- und Filmpolitik von 1918—1934", in: *Medien-Journal.* 1984, 2, 14—24.
71 B., *Schriften zum Film.* a.a.O., Band 1, 23.
72 *Der Tag,* 1. Dezember 1922, zit. B. B., *Schriften zum Film,* Bd. 1, 149.
73 Ebda.
74 Helmut H. Diederichs in: B. B., *Schriften zum Film,* Band 1, a.a.O., Einleitung, 36.
75 Ebda., 45—146. Die folgenden Seitenangaben beziehen sich auf diese Neuauflage dieses Werks.
76 Robert Musil wurde von diesem Buch zu einer längeren Abhandlung angeregt: Vgl. R. Musil, *GW.* 8. Reinbek 1978, 1137—1154.
77 Vgl. Franz Grafl, „Hinein in die Kinos! — Ein Beitrag zur Aufarbeitung der Arbeiterfilmbewegung 1918—1934", in: Franz Kadrnoska (Hrsg.), *Aufbruch und Untergang — Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938,* Wien 1981, 69ff; A. Hauser, *Im Gespräch,* 36f und 63.
78 B., *Schriften zum Film.* Band 1, zit. a.a.O., 354
79 Hilde Spiel, *Versuch einer Darstellungstheorie des Films.* Phil. Diss., Wien 1985. Zur Biographie H. Spiels vgl. „‚In Österreich wurde ich eigentlich vernachlässigt' — Ein Gespräch", in: *Medien und Zeit,* 1987, 1, 8—16.
80 Zum Institut für Filmkultur vgl. Republikarchiv, Vaterländische Front, K. 2; zur Gründung der Gesellschaft für Filmfreunde vgl. *Die Stunde* 21. Mai 1936.
81 *Der Tag,* 18. Oktober 1925, Nachtrag zu einem Vortrag.
82 Vgl. Einleitung von Wolfgang Gersch zu B. B., *Schriften zum Film,* Band 2, a.a.O. 9—48. Die folgende Darstellung von Balázs' Berliner Zeit stützt sich wesentlich auf die Darstellung von Gersch. *Film-Kurier,* 9. Juni 1926. Die Übersiedlung B. nach Berlin dürfte Ende Mai oder Anfang Juni 1926 erfolgt sein.
83 Obwohl es in Wien etwa um dieselbe Zeit zur Gründung des sozialdemokratischen Kinokonzerns „Kiba" kam, scheint B. sich davon wenig erwartet zu haben, weshalb die von Ernst Glaser vorgenommene Einbeziehung in das Umfeld des Austromarxismus aus dieser Sicht als nicht zutreffend zu bezeichnen ist (Ernst Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus — Ein Beitrag zur Geistsgeschichte des österreichischen Sozialismus.* Wien—München—Zürich 1981, 494ff).
84 Lukács, zit. in: Einleitung zu B. B., *Schriften zum Film.* Band 2, a.a.O., 10.
85 Ebda., 19ff.
86 Ebda., 12ff.
87 B.B., „Sachlichkeit und Sozialismus", in: *Die Weltbühne* (im Folgenden zit. als *WB),* 51, 18. Dezember 1928, 916—918; ders., „Männlich oder kriegsblind", in: *WB.* 26, 25. Juni 1929, 969f. Vgl. auch Inka Mülder, *Siegfried Kracauer. Grenzgänger zwischen Theorie und Literatur. Seine frühen Schriften 1913—1933.* Stuttgart 1985,116f und 196. Nach Mülder nahm Kracauer in dieser Frage die gleiche Haltung ein wie B.
88 B., *Männlich und kriegsblind,* a.a.O., 970f.
89 *Achtung Aufnahme,* Tragikomödie von B. B., Musik von W. Grosz, Wien—Leipzig 1929. *Unmögliche Menschen,* B. B., in: *WB,* 1929, 46, 12. November 1929, 734f.
90 Vgl. weitere Beispiele dazu in: B. B., *Schriften zum Film.* Band 2, 13f.
91 Ebda., 14f.
92 Gespräch mit Eisenstein, dem „Potjemkin"-Regisseur, *Arbeiterbühne,* Oktober 1930, zit. in: Ebda., 250—260.
93 B., *Schriften zum Film,* Band 2, a.a.O., 51.
94 B., *Der Film,* Wien 1961, 9, zit: ebda., 36.
95 B., *Der Geist des Films,* in: ebda., 55.
96 Ebda., 56.
97 Ebda., 26. Zur Filmtätigkeit der IAH vgl. auch: Toni Stooss, „‚Erobert den Film' oder Prometheus

gegen UfA & Co. — Zur Geschichte des proletarischen Films in der Weimarer Republik", in: *Ausstellungskatalog „Wem gehört die Welt" — Kunst und Gesellschaft in der Weimarer Republik.* Berlin 1977, 482—525.

98 Vgl. Bertolt Brechts *Dreigroschenbuch. Texte—Materialien—Dokumente.* Frankfurt 1960, 208ff., Josef Schuchnig, „G. W. Pabst und die Darstellung der Neuen Sachlichkeit im Film". Phil. Diss. Wien 1976, Band 1, 25ff.

99 B. B., *Schriften zum Film.* Band 2, a.a.O., 25f.

100 Ursula Madrasch-Groschopp, *Die Wellbühne — Portrait einer Zeitschrift.* Frankfurt 1985, 209f; B. B., „Die Furcht der Intellektuellen vor dem Sozialismus", in: *WB.* 3, 19. Jänner 1932ff. B. eigenen Angaben zufolge trug ihm dieses Bekenntnis zur Sowjetunion, das auf einem in der Tschechoslowakei im Herbst 1931 basierte, die Ausweisung aus diesem Land ein. Inwieweit es als „Vorbereitung" seiner Übersiedlung dienlich sein sollte, wäre zu bedenken. Die vorgebrachten Argumente dürften aber ebenso von ehrlicher Überzeugung getragen gewesen sein.

101 Zitate aus diesem Artikel.

102 Es ist zu vermuten, daß ihm Eisenstein dabei behilflich war.

103 Für die allgemeinen Bedingungen der künstlerischen und schriftstellerischen Produktion der deutschsprachigen Emigranten in der UdSSR vgl. David Pike, *Deutsche Schriftsteller im sowjetischen Exil 1933—1943.* Frankfurt 1981; Klaus Jarmatz u. a., *Exil in der UdSSR,* Leipzig 1979. Hugo Huppert, *Wanduhr im Vordergrund.* Halle a. d. Saale 1977.

104 Vgl. hierzu D. Pike, *Deutsche Schriftsteller.* Kapitel 2—3, ebda., 40—110.

105 Vgl. Autorenkollektiv, *Der sowjetische Film, Band I: Von den Anfängen bis 1943,* hrsg. vom Staatlichen Filminstitut der UdSSR, Berlin 1974, 189ff.

106 Jan Leyda, *Kino — A History of the Russian and Soviet Film.* London 1960, S. 278ff.

107 Ungarische Akademie der Wissenschaften, Handschriftenabteilung, Nachlaß Béla Balázs , Tagebücher (im folgenden zit. als NL B. B., Tagebücher), Eintragung vom 2. Jänner 1940.

108 Vgl. I. Hermann, *G. Lukács,* a.a.O., 129.

109 Zur Verhaftung Kuns s. ebda., 142. Lukács wurde ebenfalls, wenn auch nur kurz, im Sommer 1941 verhaftet. Vgl. dazu: I. Hermann, *G. Lukács.* a.a.O., 155 sowie G. Lukács, *Gelebtes Denken.* a.a.O., !60f und Julius Hay, *Geboren 1900. Erinnerungen.* Hamburg 1971, 277f.

110 Vgl. Klaus Amann, *P.E.N. — Politik. Emigration, Nationalsozialismus — Ein österreichischer Schriftstellerclub.* Wien 1984, 67.

111 B. B., *Schriften zum Film,* Band 2, 18; NL B. B., Tagebücher, Eintragung vom 2. Jänner 1940.

112 Im Budapester Nachlaß von B. B. (s. Anm. 9) findet man eine Reihe von Verträgen zwischen B. B. und der Staatlichen Filmakademie der UdSSR (GIK) einerseits sowie Filmproduktionsgesellschaften (NL B. B., MS 5018/6ff). Eine Übersetzung seines zweiten filmtheoretischen Werks erschien ca. 1933.

113 S. Anm. 111.

114 J. Leyda, *Kino.* a.a.O., 310. Im 14. Kapitel (S. 301—340) gibt L., der damals selbst am GIK als Stipendiat tätig war, einen Überblick über die „neue Filmpolitik" unter der Direktion Schumjatzkis und deren Folgen für Sergej Eisenstein.

115 Jarmatz u. a., *Exil.* a.a.O., 504.

116 NL B. B,, MS 5018/2, B. B. an Dukelski, o. D.

117 NL B. B., Tagebücher, Eintragung vom 2. Jänner 1940.
Ebda., vgl. auch D. Pike, *Deutsche Schriftsteller,* Kapitel 8, a.a.O., 217—71; Jarmatz u. a., *Exil,* a.a.O., 194ff. In den Jahrgängen 1937/38 des *Wort,* aber auch in der *Deutschen Zentral-Zeitung* und der *Internationalen Literatur* finden sich wiederholt B. B.-Beiträge; NL B. B., MS 5018/87 B. B. an Johannes R. Becher vom 1. Mai 1939.

118 Ebda. Vgl. dazu auch D. Pike, *Deutsche Schriftsteller,* a.a.O., 421f. Ervin Sinko, *Roman eines Romans — Moskauer Tagebuch,* Köln 1962, 399f.

119 NL B. B., *Tagebücher,* Eintragung vom 2. Jänner 1940.

120 Ebda.

121 B. B. an Johannes R. Becher vom 1. Mai 1939; NL B. B., MS 5021/87.

122 Vgl. entsprechende Briefe B. B. an Schumjatzki, Annenkowa, Huppert u. a. im NL B. B. 5018/117ff und /101.

123 Zur Realismusdebatte vgl. D. Pike, *Deutsche Schriftsteller,* Kapitel 10, a.a.O., 352—419; polemisch auch Alfred Kantorowicz, *Politik und Literatur im Exil — Deutschsprachige Schriftsteller im Kampf gegen den Nationalsozialismus,* München 1984, Kapitel 5, 230ff.

124 B. B., „Meyerhold und Stanislawski", in: *Das Wort,* 3. Jg., 1938, H. 5,115ff; A. Kantorowicz, *Politik und Literatur,* a.a.O., 235.

125 NL B. B., Brief an J. R. Becher, o. D. (ca. 1938/39), MS 5018/176, B. B., Brief an G. Lukács, MS 5018/108, 177; Brief B. B. an A. Kerr, o. D., Ms 5018/60.

126 Brief B. B. an G. Lukács, Istra 1938, Nr. 100 und B. B. an G. L., Anfang 1940, Nr. 110, zit. in: Briefwechsel B. B.— G. L., als Manuskript im Lukács-Archivum, Budapest 1982, S. 163ff.
127 D. Pike, *Deutsche Schriftsteller.* a.a.O., 421f, NL B. B.. MS 5018/51-68 (betr. das „Mozart"- Stück), sowie ebda., Tagebücher, Eintragung vom 2. Jänner 1940.
128 J. Hay, a.a.O., 262ff.
129 Vgl. dazu NL B. B., MS 5018/5 sowie MS 5018/2, B. B., Brief an Dukelski, o. D. und MS 5018/3, Brief an Sternberg, o. D. (ca. Ende 1939). Auch aus diesen Briefen geht hervor, mit welcher Energie B. die Publikation seines Buches verfolgte.
130 Vgl. I. Nemeskürty, *World and Image,* a.a.O., 139.
131 Ebda., 143f.
132 „Kultur in Ungarn nicht mehr Monopol einer kleinen Schichte" — Gespräch mit B. B., Pressedienst der P.K.P., 20. Oktober 1948. Eine Kopie dieser Aussendung wurde mir von Herrn Dr. Willi Weinert vom Pressearchiv des Globus dankenswerterweise zur Verfügung gestellt.
133 Eine Kopie der Einladung dazu erhielt ich von Herrn Prof. Dr. Ludwig Gesek, Österreichische Gesellschaft für Filmwissenschaft. S. auch *Wiener Zeitung.* 29. Dezember 1946, „Ein Jahr Gesellschaft der Filmfreunde".
134 *Österreichische Volksstimme* 14. September 1948. Die kritische Bemerkung ist zweifellos auch durch den dominierenden Einfluß der amerikanischen Filmindustrie im Nachkriegsungarn sowie durch die im gleichen Jahr erfolgte Verstaatlichung der ungarischen Filmstudios beeinflußt.
135 Ein Kopie der Einladung zu dieser Veranstaltung erhielt ich dankenswerterweise von Prof. Dr. L. Gesek.

Georg Lukács und Béla Balázs , 1910

Schule und Volksbildung

JOHANN DVORAK

Die „Gelehrtenrepublik der Arbeit“. Wissenschaft, Schulreform und Volksbildung im „Roten Wien“ und ihre Zerstörung durch Austrofaschismus und Nationalsozialismus[1]

Der Aufbau der neuen, demokratischen Republik in Österreich nach 1918 war von Anfang an eng verbunden mit dem Aufbau eines neuen Erziehungswesens.

Noch während des Ersten Weltkrieges, am 7. Jänner 1917, hatte im Wiener Konzerthaus eine Versammlung des Vereins „Freie Schule“ stattgefunden, bei der ein neues Schulprogramm erstellt werden sollte; Otto Glöckel hielt einen Vortrag mit dem Titel „Das Tor der Zukunft“ und vertrat folgende Ansicht:

Der Überblick über die schulgeschichtliche Entwicklung in unserem Staate zeigt den wachsenden verderblichen Einfluß des Klerikalismus, wogegen es nur ein Mittel gibt: Freiheit der Kirche und Freiheit der Schule, d. h. Trennung von Kirche und Schule. Zu den schulverderberischen Einflüssen gesellt sich der bürokratische Geist, der unser Schulwesen beherrscht. Soll unsere Schule leistungsfähig werden, ist der völlige Umbau der Jugendfürsorge erforderlich. Vom Schwangerenschutz über Säuglingsschutz zu den Krippen und Kindergärten! Hier ist noch alles zu tun übrig. Jugendspielplätze sind ein wichtiges Erziehungsmittel. Es darf kein hungerndes und frierendes Schulkind geben. Die größte Schmach ist das erwerbende Kind. Die körperliche Erziehung ist bisher völlig vernachlässigt. Weg mit den sogenannten „Schulbesuchserleichterungen", die die im Gesetz festgelegte achtjährige Schulpflicht zu einer sechs- und siebenjährigen herabdrücken! An die Stelle der verwirrenden Mannigfaltigkeit unseres Schulwesens muß eine einfache, übersichtliche Organisation treten. Die Entscheidung über das weitere Studium soll erst nach dem 14. Lebensjahr erfolgen, daher ist der Ruf nach einer „Einheitsschule" berechtigt. Jeder Begabung den richtigen Weg! Volle Unentgeltlichkeit des Unterrichtes. Die planmäßige Förderung leistungsfähiger geistiger Kräfte ist eine Schicksalsfrage des Staates. Eine völlige Umstellung in der methodischen Behandlung der Lehrgegenstände ist dringend erforderlich. Nicht der Umfang des Stoffes, sondern wie der Stoff zum Geisteseigentum des Kindes wird, ist das Entscheidende. Lernfreudigkeit muß die Schule erzeugen, zur Achtung vor der Arbeit erziehen und Kinder mit sozialem Gefühl erfüllen. Aus der Schulstube muß ein festlicher Raum werden: dazu gehört ein berufsfreudiger, unabhängiger Lehrerstand, der, sorgfältig vorgebildet, in einer Klasse mit einer geringen Schülerzahl zum Freund und Führer der Jugend wird. Der Geist des Lehrers ist der Geist der Schule. Es muß verhindert werden, daß eine oberflächliche Scheinreform an die Stelle einer gründlichen Umgestaltung unseres Schulwesens trete.

Für den Bürokraten ist das Kind Aktenmaterial, für den Geistlichen eine Seele, um die gerungen werden muß, für den taglöhnernden Schulmeister ein Mittel zum Erwerb. Uns aber soll das Kind die Erfüllung unserer Hoffnungen und Wünsche sein, die Fortsetzung und Vollendung unseres Kampfes... wir wollen weisen das Tor der Zukunft und es zu öffnen suchen mit starker Hand.[2]

Otto Glöckel stellte auch die Frage nach den Trägern einer Schulreform: *Wer ist berufen, die Schulreform durchzuführen? Pestalozzi erwartete die Durchführung einer Schulreform von einer gekrönten Person; er wurde enttäuscht. Den Völkern Österreichs wurden von den verschiedenen Regierungen Schulreformen versprochen; sie sind ausgeblieben. Das Volk muß der Träger der großen, bedeutungsvollen Idee sein. Das Reichsvolksschulgesetz konnte nur darum zertrümmert werden, weil keine Beziehung zum Volk hergestellt war. Eine Schulreform, die das Volk erkämpft und sich dadurch zum geistigen Eigentum gemacht hat, wird nicht auf Sand gebaut sein, sie wird Verteidiger finden, begeistert und erfüllt von der Größe der Aufgabe. Eine völlige Umkehr in der österreichischen Schulpolitik ist notwendig. Wir wissen, was das heißt. Wir schätzen den Widerstand, der dagegen wirksam gemacht werden wird, richtig ein. Eines wird uns aber unüberwindlich machen: der Gedanke an das Wohl unserer Kinder.*[3]

Wir finden in den programmatischen Aussagen Otto Glöckels alle wesentlichen Punkte, die bis heute in Fragen der Schulreform von Bedeutung sind. Bildung wird nicht als einziges Mittel zur Lösung gesellschaftlicher Probleme angesehen; zu den Reformen im Bildungs-

wesen müssen eine Reihe weiterer sozialpolitischer Maßnahmen treten, sollen auch nur die angestrebten Bildungsmaßnahmen sich auswirken.

Einige der geforderten Maßnahmen sind inzwischen verwirklicht worden, aber heute — 70 Jahre, nachdem Glöckel seine Forderungen erhoben hat — kann wohl keine Rede davon sein, daß die Schule Lernfreudigkeit erzeugt, zur Achtung vor der Arbeit erzieht oder Kinder mit sozialem Gefühl erfüllt (dies gehört nicht einmal zu den gesetzlich verankerten Zielen der österreichischen Schule...), ganz zu schweigen von der völligen Umstellung in der methodischen Behandlung der Lehrgegenstände oder gar der Einführung der einheitlichen Schule der Sechs- bis Vierzehnjährigen.

Die von Glöckel angestrebten Reformen sollten auch nicht bloß Reformen von oben, keine obrigkeitlichen Beglückungen des Volkes mit Gesetzen und Verordnungen sein, deren Sinn und Vorteil für sie selbst und ihre Kinder die Masse der erwachsenen Bevölkerung nicht einsieht und nicht einsehen kann.

Nach der Beseitigung der Monarchie und Gründung der Republik 1918 ging Otto Glöckel als Mitglied der Bundesregierung und später als Abgeordneter zum Nationalrat und als geschäftsführender Präsident des Wiener Stadtschulrates daran, gemeinsam mit vielen Mitarbeitern die Ideen der Schulreform zu verwirklichen, und es gelang ihm, zahlreiche Eltern und Lehrer (weit über den Kreis der Mitglieder der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei hinaus) davon zu überzeugen, daß die Schulreform, der Kampf um die neue Schule, ihre eigene Sache wäre.

Charakteristisch für die neue Schule der Republik war, daß Drill und passives Aufnehmen des Unterrichtsstoffes durch schöpferische Aktivität der Schüler selber ersetzt werden sollten; statt ausschließlicher Stoffdarbietung durch die Lehrer war die Erarbeitung des Stoffes durch die Schüler anzustreben.

Demokratie sollte in jedem Alter und auf jeder Entwicklungsstufe der Kinder und Jugendlichen — von den Anfängen der Volksschule an — erfahren werden: als Mit-Ent- scheiden und Selbsttätigkeit der Schüler und als *gemeinsames* Arbeiten von Lehrern und Schülern.[4]

Wesentlich für die Glöckelsche Schulreform war auch die wissenschaftliche Fundierung. Allerdings konnte dabei keineswegs auf die universitäre Pädagogik zurückgegriffen werden. (Die Wiener Universitätspädagogik war eine gegen die Schulreformbewegung gerichtete Kampfdisziplin.) In einigen Ansätzen der Psychologie jedoch, in der Psychoanalyse, in einer Reihe von Bestrebungen in den Naturwissenschaften und der ihnen verbundenen Philosophie waren Tendenzen vorhanden, die der wissenschaftlichen Förderung und Absicherung der Schulreform dienten. Hervorragende Wissenschaftler verschiedener Disziplinen (die nicht unbedingt an den Universitäten etabliert waren) unterstützten daher auch die Erneuerung des Schulwesens (und darüber hinaus das gesamte Bildungswesen).

Das Konzept der Einheitsschule war nicht bloß ein organisatorisches, bedeutete nicht nur die einheitliche Zusammenfassung der Sechs- bis Vierzehnjährigen in einer Schulform, sondern auch die Einheit der zu vermittelnden und zu erarbeitenden Erkenntnis der Welt. Daher das Prinzip des Gesamtunterrichtes in der Grundschule und der Bedachtnahme auf das Herstellen von Zusammenhängen zwischen den einzelnen Unterrichtsfächern in den höheren Schulstufen.

Es ist daher auch kein Zufall, daß zahlreiche Mitglieder des „Wiener Kreises“ der Schulreformbewegung besonders verbunden waren.

Ludwig Wittgenstein erarbeitete mit den Kindern seiner Volksschul-Klassen ein *Wörterbuch für Volksschulen,* der Mathematiker Hans Hahn war auch im Wiener Stadtschulrat tätig, Edgar Zilsel war nicht nur in der Volksbildung, sondern auch im Bereich Schulreform und der angestrebten hochschulmäßigen Aus- und Fortbildung der Pflichtschullehrer am neugegründeten Wiener Pädagogischen Institut tätig...

Denn die Vertreter der wissenschaftlichen Weltauffassung des „Wiener Kreises“, die für das Prinzip einer einheitlichen Erkenntnis der Welt, der enzyklopädischen Zusammenfassung wissenschaftlicher Erkenntnisse und der systematischen Herstellung eines Zusammenhanges zwischen Wissenschaft, Bildung und Alltagsleben eintraten, sahen in der Glöckelschen Schulreformbewegung ihnen verwandte und ihre Intentionen ergänzende Bestrebungen.[5]

Edgar Zilsel hatte schon in einem 1921 erschienenen und als Beitrag zur Glöckelschen

Schulreform zu verstehenden Aufsatz mit dem Titel „Der einführende Philosophieunterricht an den neuen Oberschulen“ die Ansicht vertreten, es wäre die Aufgabe der Philosophie, „ein einheitliches Gebäude der Wahrheit zu errichten, das die ganze Natur und alle Ziele des Lebens und der Kunst umspannt“, und „die Synthese des Einzelwissens und lebendigen Handelns zu einer einheitlichen Weltanschauung“ zu erreichen.

Aufgabe eines reformierten Philosophie-Unterrichts wäre es, *nicht fix und fertige Weltanschauungen dem Schüler in den Mund zu stopfen, sondern mit den Schülern gemeinsam, ehrlich, sachlich und gerecht jene Problemstellungen und Begriffe zu erarbeiten, die es dem jungen Menschen möglich machen, gestützt auf die Denkarbeit der Vergangenheit, eine einheitliche Antwort auf die Grundfragen der Natur, des eigenen Lebens und der menschlichen Gesellschaft selber zu finden.*[6]

Dies sollte nicht nur für die Schule, sondern auch für die Bildungsarbeit mit Erwachsenen gelten.[7]

Überhaupt dürfen Schulreform, Volksbildung, die Bemühungen der künstlerischen und wissenschaftlichen Avantgarde sowie die gesellschaftliche und politische Situation im Wien der Zwischenkriegszeit nicht voneinander isoliert gesehen werden.

Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei bemühte sich nach 1918 um einen politischen Weg zum Sozialismus, der eine Alternative zum Modell der Russischen Revolution, eine Alternative zur Politik der Bolschewiki darstellen sollte. Nicht mit Gewalt und gestützt auf eine entschlossene Minderheit, sondern mit Hilfe von Massenorganisationen und der Unterstützung der Mehrheit der Bevölkerung sollte eine sozialistische Gesellschaft verwirklicht werden.

Auf dem Weg zur Eroberung der Macht im Staate durch die Arbeiterbewegung im Rahmen eines (von ihr selbst durchgesetzten), an westlichen Demokratien, am englischen Parlamentarismus orientierten politischen Systems kam der österreichischen Hauptstadt Wien eine besondere Bedeutung zu. Wien sollte ein praktisches und allen vor Augen zu führendes Beispiel für die Erfolge von Demokratie und sozialistischer Politik sein. Robert Danneberg beschrieb dies so: *Aus der Gemeinde, die als Verwaltungsbehörde den breiten Massen fremd, ja oft feindselig gegenüberstand, wird unter sozialistischem Einfluß das wirkliche Gemeinwesen, das alle umfaßt, die in seinen Mauern wohnen, und den Weg der einzelnen von der Wiege bis zum Grab begleitet, wann immer es nötig ist.*

Der Kapitalismus kann nicht von den Rathäusern aus beseitigt werden, aber große Städte vermögen schon in der kapitalistischen Gesellschaft ein tüchtiges Stück sozialistische Arbeit zu leisten. Eine sozialdemokratische Gemeindearbeit kann auch im kapitalistischen Staat zeigen, welche schöpferische Kraft dem Sozialismus innewohnt. Ihre fruchtbare Arbeit dient nicht nur dem Wohle der Stadtbewohner, sie ist zugleich Werbearbeit für den Sozialismus im höchsten Maß.[8]

Die ersten demokratischen Wahlen zum Wiener Gemeinderat fanden am 4. Mai 1919 statt; die Sozialdemokraten erreichten in der bisher von den Christlichsozialen regierten Stadt die Mehrheit (mit 54,2 Prozent der Stimmen).

Auf den Gebieten der Sozial-, Gesundheits-, Bildungs- und Wohnbau-Politik schuf die sozialdemokratische Stadtverwaltung innerhalb weniger Jahre Hervorragendes; und da die Mehrheit der Wiener Bevölkerung die Errungenschaften dieser Politik auch unmittelbar positiv erlebte, fand dies den Niederschlag in Wählerstimmen für die Sozialdemokratie (nicht nur in Wien, sondern auch bei den Nationalratswahlen).

Jeder Wahlerfolg diente als Ansporn für weitere Sozialreformen, die Reformen wiederum bewirkten Wahlerfolge. Das „Rote Wien“ war ein international beachtetes Beispiel für umfassende, geplante Sozialreformen, die wesentlich mit einer historischen Perspektive verknüpft waren: der Errichtung einer sozialistischen Gesellschaft mit demokratischen Mitteln.

Im Zeugnis zeitgenössischer Intellektueller findet die umfassende Bedeutung der Errungenschaften der Arbeiterbewegung der damaligen Wiener Gemeindepolitik immer wieder ihren Ausdruck.

Kurt Pahlen zum Beispiel, der auch in der Volksbildung tätig war, erinnert sich: *Eines Tages vertrat ich einen Kollegen bei der Probe eines Jugendchores im Arbeiterbezirk Ottakring und kam so in eine ganz neue Welt. Ich begann so etwas wie eine Aufgabe zu ahnen. Bald übernahm ich selbst Chöre und sang mit großen Kindergruppen. Sehr bald auch lud mich die Volkshoch-*

schule zu Kursen über alle erdenklichen musikalischen Fragen. Mein sozialer Sinn, seit der Kindheit vorhanden, ja sicherlich vererbt, schärfte sich nun; ich begann die schreienden Ungerechtigkeiten der Welt zu erkennen, und mein Herz schlug, wo es Stärke gab, stets für die Schwachen und Unterdrückten. Das damalige „Rote Wien" bot in vielem ein lebendiges Vorbild für eine neue Gesellschaft ohne Haß, Hunger und Ausgestoßensein. Und: über meinen Platz war ich keinen Augenblick im Zweifel. Ich hatte zwar nie einer Partei angehört, fühlte mich aber als Liberaler, als Sozialist, verabscheute jeden Totalitarismus, jeden Militarismus, jede Gewalt.

Kurt Pahlen emigrierte 1938 über die Schweiz nach Südamerika; denn: „Ich hatte mir als junger Mensch geschworen, nie in einer Gewaltherrschaft zu leben und ihr meine Kräfte zu leihen, auch wenn es nur musikalisch wäre.“[9] (Nach dem Umsichgreifen von Diktaturen in Südamerika kehrte er daher wieder nach Europa zurück und lebt heute in der Schweiz.)

Der Austrofaschismus hat dann nach der Ausschaltung des Parlaments und anderer verfassungsmäßiger Organe der demokratischen Republik 1933 und nach der Niederkämpfung des Republikanischen Schutzbundes im Februar 1934 die Errungenschaften der Schulreform und Volksbildung systematisch zerstört. Aber es darf nicht vergessen werden, daß es dem Faschismus nirgendwo nur um die Zerstörung „geistiger“ Errungenschaften gegangen ist; seine wesentliche gesellschaftliche Funktion war stets die Zerschlagung der Arbeiterbewegung (das heißt der Gewerkschaften und der Arbeiterparteien) und damit zusammenhängend die Zerstörung des Bewußtseins von den Möglichkeiten der kollektiven Lebens- und Gesellschaftsgestaltung, die systematische Auslöschung von längerfristigen Zukunftshoffnungen.

Gerade im sozialdemokratisch regierten Wien hatten mit der Zerstörung der Arbeiterbewegung auch zahlreiche, insbesondere jüdische Intellektuelle ihre soziale Heimat verloren, und nachdem das austrofaschistische Regime unter Bundeskanzler Schuschnigg im März 1938 Österreich an die Nationalsozialisten ausgeliefert hatte (ohne militärischen Widerstand zu leisten oder auch nur eine Exilregierung zu bilden), da waren viele dieser Intellektuellen keineswegs vor eine freie Wahl zwischen Dableiben und Auswandern gestellt, sondern ihnen blieb nur die Flucht (wenn diese überhaupt möglich war) als einzige Alternative zur physischen Vernichtung.[10]

Die individuellen Erfolgsstories überlebender Zeitzeugen täuschen über das tatsächliche massenhafte physische und psychische Elend der Emigranten hinweg, und wenn Paul Zilsel das Schicksal seiner Eltern beschreibt, dann vermittelt er beispielhaft Einsichten in das durchschnittliche, normale, häufige Schicksal derer, denen die Flucht vor den Nazis gelungen war.

Die Tatsache, daß es nach 1945 nicht gelang, an die Errungenschaften sozialdemokratischer Politik der Ersten Republik anzuknüpfen, ist vor allem darauf zurückzuführen, daß Österreich das einzige Land Europas war, das von zwei Faschismen heimgesucht wurde und daß deren Auswirkungen bis heute nicht ausreichend analysiert worden sind.

Wenn wir uns heute mit den historischen Errungenschaften des „Roten Wien“, mit den vielfältigen Programmen und praktischen Ansätzen in den Bereichen der Wissenschaft, der Schulreform, der Volksbildung und der künstlerischen Avantgarde beschäftigen, dann besteht unser Erkenntnisinteresse vor allem darin, daß wir Maßstäbe für die Gegenwart und Zukunft gewinnen und an wichtige und bis heute gültige Vorhaben anknüpfen und sie fortsetzen wollen.

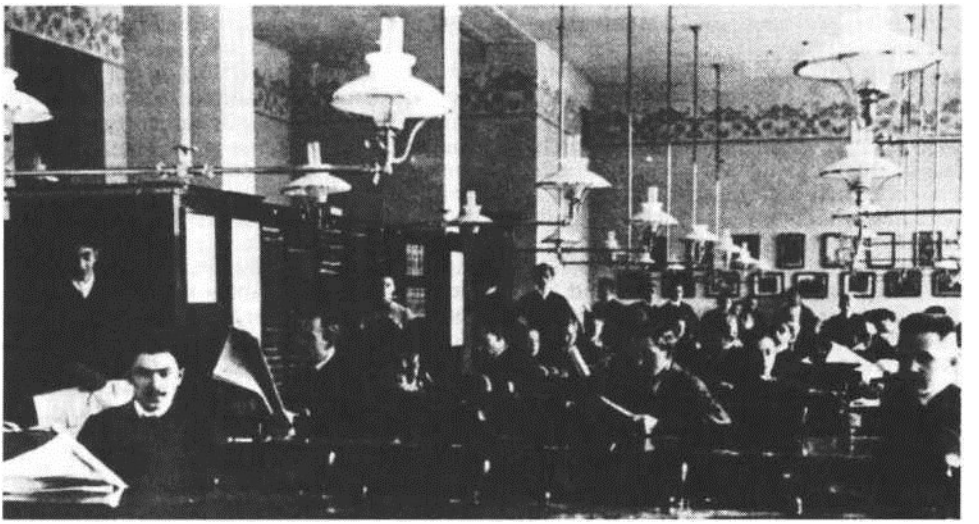
Dazu ist aber eine präzise Rekonstruktion der Geschehnisse der Vergangenheit notwendig; die folgenden Zeugnisse, Fallstudien und ergänzenden Hinweise sind wichtige Beiträge hierzu.

Anmerkungen:

1 Vgl. Johann Dvořak, „Die Emigration österreichischer wissenschaftlicher Intelligenz und die Wiener Volksbildung 1918 bis 1938“, in: Friedrich Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I.* Wien— München 1987, 343—358.
Die Bezeichnung „Gelehrtenrepublik der Arbeit" stammt von Otto Neurath.

2 Zitiert von Oskar Achs/Albert Krassnigg, *Drillschule — Lernschule — Arbeitsschule.* Wien— München 1974, 64f.

3 Ebda., 63f.
4 Ebda., 114ff.
5 Vgl. Das „Manifest" des Wiener Kreises: Rudolf Carnap/Hans Hahn/Otto Neurath, *Wissenschaftliche Weltauffassung — Der Wiener Kreis.* Wien 1929.
6 Edgar Zilsel, „Der einführende Philosophieunterricht an den neuen Oberschulen“, in: *Volkserziehung.* 1921.
7 Vgl. Johann Dvořak, *Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis.* Wien 1981. Insbesondere Kapitel 3: „Schulreform und Volksbildung".
8 Robert Danneberg, *Das neue Wien.* Wien 1930, 80.
9 Kurt Pahlen, „Wenn ich zurückblicke...“ in: *Festgabe zum achtzigsten Geburtstag von Professor Dr. Kurt Pahlen.* Zürich 1987, 34, 35, 37.
10 Historisch gesehen hat in Österreich eine „funktionelle Arbeitsteilung" zwischen Austrofaschismus und Nationalsozialismus stattgefunden: *der Austrofaschismus leistete die Zerstörung der Organisationen* der Arbeiterklasse; *der Nationalsozialismus betrieb* in der Folge *die* systematische, massenhafte, physische *Vernichtung der Individuen.* Wesentlich ist hiebei, daß ohne die Zerschlagung der österreichischen Arbeiterbewegung 1933/34 wohl kein Erfolg des Nationalsozialismus, keine Okkupation Österreichs möglich gewesen wäre — die Geschichtswissenschaft muß auch die Kausalität von Ereignissen darstellen!



Lesesaal im Volksheim Ottakring

MINNA LACHS

Kinder und Schule unter dem gelben Stern

1. DER „ANSCHLUSS“ UND SEINE ERSTEN AUSWIRKUNGEN

Es ist der 12. März 1938. Helles Morgenlicht und der schwere Gleichschritt marschierender Männer dringen durch das halbgeöffnete Fenster zu mir herauf: „Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen, SA marschiert...“ schallt es durch die Gassen der noch schlafenden Stadt. Von den Dächern der gegenüberliegenden Häuser flattern im Märzwind Fahnen, die Fahnen des Deutschen Reiches und die Hakenkreuzfahnen. Es reißt mich aus dem ruhelos gequälten Nachtschlaf empor. Doch ich zwinge mich, ruhig zu bleiben. Wir hatten ja vorausgesehen, daß dieser Tag bald kommen würde. Wir wußten, seit der greise Hindenburg den „Gefreiten des 1. Weltkrieges“, wie er Hitler verachtungsvoll nannte, zum Reichskanzler des Deutschen Reiches gemacht hatte, daß uns nicht einmal der Schimmer einer Illusion geblieben war, dem machtgekrönten „Führer“ zu entkommen.

Niedergeschmettert von dem unglückseligen Ausgang des Bürgerkrieges in den Februartagen 1934 und der besten politischen und militärischen Führung beraubt, waren wir im kleriko-faschistischen Ständestaat von Engelbert Dollfuß und seinem Nachfolger Kurt Schuschnigg der Diktatur ausgeliefert worden. In die Illegalität gedrängt, mußten die Sozialdemokraten zusehen, wie die letzten demokratischen Bastionen fielen. Alle Macht lag nun in den Händen Hitlers und seiner Kumpane, und Österreich war in der Nacht die Ostmark geworden. Ich wußte, daß die schwerste Zeit für Österreichs Juden begonnen hatte. Doch kaum jemand konnte die unerschöpfliche Fülle des Leidens, des Todes und des Untergangs schon damals ermessen.

Das Telefon klingelte. Bestürzende Nachrichten prasselten auf uns nieder. In der Nacht waren zahlreiche Verhaftungen vorgenommen worden, alle Grenzen waren geschlossen — kein Entrinnen mehr. Eine Selbstmordwelle ergriff das Land und erfaßte politisch Gefährdete, jüdische Männer und Frauen und solche, die mit einem nichtjüdischen Partner verheiratet waren und ihre Kinder und Familienangehörigen durch ihren Freitod retten wollten. Tragödien spielten sich ab, die auch vor den Kindern nicht Halt machten. Die jüdischen Kinder waren unter den ersten der wehrlosen Opfer, die die demütigenden Grausamkeiten des Naziregimes zu spüren bekamen.

Bald nach den „Anschluß“ traten tiefgreifende Ereignisse ein, die alle Bereiche des öffentlichen Lebens, und insbesondere des Schulwesen, veränderten. Die Nazimachthaber hatten erkannt, daß die Schule das beste Medium darstellt, um die jungen Hirne und Gemüter zu beeinflussen und daß diese am geeignetsten sei, nationalsozialistische Ideen zu verbreiten und zu verwurzeln. Man mußte nun so schnell wie möglich die notwendigen Maßnahmen treffen, mit denen man schon im Reich die Vorarbeiten für die nationalsozialistischen Methoden und Ziele geschaffen hatte. Das Bildungsideal war „nicht Humanität, sondern vollendete Nationalität“.[1]

Und: „Da die deutsche Schule die Aufgabe hat, den nationalsozialistischen Menschen formen zu helfen, sind alle ihre Erziehungs- und Bildungsaufgaben auf dieses Ziel zu richten.“[2]

Da die bestehenden Lehrpläne und Lehrbücher den nationalsozialistischen Tendenzen nicht entsprachen und es lange gedauert hätte, bis man sie dem neuen System würde anpassen können, mußten Lehrer und Professoren zunächst eine Auswahl aus dem Vorhandenen treffen, die noch am ehesten dem erwünschten Modell entsprach. Das galt besonders für den Unterricht in Deutsch, Geschichte, Philosophie und dem der lebenden Fremdsprachen.

Ich habe nach meiner Rückkehr im Jahre 1947 noch immer nur nationalsozialistische Lehrbücher und Lehrpläne vorgefunden. Für den Englisch-Unterricht allerdings konnte ich auf der Arbeit in dem von mir geführten Probandenseminar aufbauen.

Die Verbreitung der neuen Ideen und Gedanken nach 1947 erfolgte durch die Verteilung von hektographierten Texten an die Lehrer. Erst in der Folge erschienen meine Bücher *Open Doors to English* und das Handbuch für Lehrer: *Der Anfangsunterricht in den lebenden Fremdsprachen.*

Die Leibeserziehung war und blieb noch lange der wichtigste Schwerpunkt und wurde ganz im Sinne der nationalsozialistischen Ziele von Schule und NSDAP unterstützt. Für die Hitlerjugend war sie die vorherrschende Freizeitbeschäftigung.

Es war schmerzlich für uns zu sehen, wie die Burschen und Mädchen, in HJ und BDM, mit Hilfe der Umstrukturierung des bestehenden Pfadfinderbundes und anderer Jugendbünde im Sinne des Nationalsozialismus beeinflußt wurden. Die Mitgliedschaft war freiwillig, aber wer konnte es schon wagen, sein(e) Kind(er) von der Jugendorganisation fernzuhalten? Das ging so weit, daß kritische Eltern sich hüten mußten, ihre Gedanken darüber vor ihren Kindern auch nur auszusprechen. Die Uniform, der Marschrhythmus, die Instrumente und Lieder, deren Texte an die nationalsozialistischen Ideale angepaßt wurden, fanden einen besonderen Anklang bei der Jugend. Alles, was geschah, kreiste um das Grundprinzip von Befehl und Gehorsam, von Führer und Gefolgschaft. Das alles mit Romantik — Lagerfeuer, Gemeinschaft, Chorgesang, Sport und Spiel — umwoben. Kein Wunder, daß Hitler das Idol der Jugend wurde und die HJ die beste Werbung für den Nationalsozialismus. Diese Jungen wurden auch später die letzten und treuesten Kämpfer.

Schlag auf Schlag erfolgten die diesbezüglichen Erlässe und Verordnungen. Die Grundlagen wurden schon im März und April 1938 verankert und bis zum Ende des Schuljahres 1938/39 bis in die Details ausgeweitet.

Zunächst wurde der Unterricht in den Hintergrund zurückgedrängt, da man Lehrer und Professoren für schulfremde Aufgaben ebenso benötigte wie viele der zur Verfügung stehenden Gebäude und Klassenräume.

Wie es den Schülern, Studenten und der Allgemeinheit im prahlerischen Stil der „Naziwissenschaft" zum Bewußtsein gebracht wurde, hieß es in der entsprechenden Verordnung: „Das große weltgeschichtliche Ereignis der Wiedervereinigung Österreichs mit dem deutschen Vaterlande, das das ganze deutsche Volk beglückt erlebte, hat auch die deutsche Jugend zutiefst aufgewühlt."[3]

Zunächst benötigte man, wie in jedem totalitären Staat, die Schüler für die Spaliere, denn fast täglich kamen Machthaber des Deutschen Reiches an und mußten entsprechend willkommen geheißen werden. Jüdische Kinder und „Mischlinge" waren gemäß den Nürnberger Gesetzen davon ausgeschlossen. Schulräume wiederum brauchte man als Unterkünfte für die deutschen Truppen und ihre Gulasch-Kanonen, aus denen sie großzügige Portionen an die „hungernden Wiener" verteilten. Geistige Nahrung hingegen gab es wenig. Erst am 22. März 1938 begann der reguläre Schulunterricht, der jedoch immer wieder durch verschiedene feierliche Anlässe unterbrochen wurde.

Den Höhepunkt der tobenden Feierlichkeiten bildete am 15. März 1938 die große Kundgebung für den Führer auf dem Heldenplatz — dem repräsentativsten und schönsten Platz Wiens. Die Straßen der Stadt selbst waren menschenleer. Die Minderheit der politisch Besonnenen war in den Wohnungen geblieben und — natürlich — die Juden.

Die wußten, was ihnen bevorstand.

In der Stille des Nachmittags klingelten in den Wohnungen der Daheimgebliebenen die Telefone. Man verständigte sich nur telefonisch. Hans Adler, einer unserer besten Freunde, rief verzweifelt an mit der Bitte, ob ich zu ihnen kommen könne, denn Lotte, seine (nichtjüdische) Frau, sei nicht davon abzubringen, ohne Sicherheitsgürtel die Fenster ihrer im dritten Stock gelegenen Wohnung zu putzen. Sie müsse etwas tun, behauptete sie. Zwei oder drei Jahre später, als Hans, im französischen Widerstand, dem „Maquis", gefallen war, nahm sich Lotte das Leben.

Auf dem Heimweg von Adlers durch die vereinsamten, entlegenen Hintergassen drang das Getöse und das hysterische Chorgeschrei der Massen auf dem Heldenplatz bis zu mir herüber. Ich konnte sogar die Stimme des Führers verstehen, der den Wienern, in einer eingetretenen Stille, mit marktschreierischem Pathos für die „Perle Wien" den passenden Rahmen versprach. Ich beschleunigte meine Schritte: Was mußte wohl der vom Cäsarenwahn erfüllte Mann, der in dem Männerheim in der Meldemanngasse in Wien gehaust hatte, dem

nie etwas gelungen war, nach seinem triumphalen Einzug in Österreich bei dieser Kundgebung vor den jubelnden Menschenmassen empfinden, die sich an ihrem eigenen Freudentaumel berauschten?

Da gellte es vom Heldenplatz her bis an mein Ohr: „Ein Reich, ein Volk, ein Führer“ und: „Heute gehört uns Deutschland, morgen die ganze Welt.“ Oder bilde ich mir vielleicht nur ein, es damals schon gehört zu haben, während diese schauderhafte Prophezeihung erst später zum großen Schlagwort der Nationalsozialisten für die Zukunft wurde. Es könnte möglich sein, denn damals wußte ich, daß ich für Juli unser Kind erwartete, das ich trotz der Bedenken meines besonneneren Mannes und trotz aller Bedrohungen und Gefahren mir so heiß ersehnt hatte.

Da ertönte, von rauhen und schrillen Stimmen gesungen und geschrien, das Horst-Wessel-Lied. Und ich glaubte, die hellen und klaren Kinderstimmen ausnehmen zu können und die von Begeisterung blitzenden Augen der nichtjüdischen Kinder zu sehen.

Da steigen sie vor mir auf, die kleinen Gesichter mit den großen, traurig fragenden Augen der jüdischen Kinder. Sie haben sich schon seit Jahren an die Demütigungen, Fußtritte und Schläge von ihren Klassen- und Altersgenossen gewöhnt: „Saujuden, Juda, verrecke!“, und kindertümlich höhnend: „Jud, Jud, spuck in Hut, sag der Mutter, das ist gut. Sie haben gelernt, alle Beleidigungen schweigend, zuweilen auch schluchzend, hinzunehmen, ohne sich daheim zu beklagen. Sie hatten schon begriffen, daß auch ihre Eltern ebenso hilflos und schutzlos waren wie sie selbst. Sie ahnten noch nicht und konnten sich nicht vorstellen, was auch ihre Eitern nur in Alpträumen vor sich sahen und was dann über sie alle hereinbrechen würde.

Diejenigen von ihnen, die ein glückliches Schicksal überleben ließ, werden Zeit ihres Lebens durch diese Beleidigungen und Schläge aus dem Schlaf geschreckt werden und sich in schauderhaftes Entsetzen versetzt fühlen.

Die Bilder ihrer vor den Schlägen geduckten Eltern und Freunde, das schreckliche Abholen aus den Wohnungen, wenn man nicht wußte, wohin Vater und Mutter, Bruder und Schwester gezerrt wurden und ob man sie wiedersehen würde, die Kolbenschläge und höhnischen Zurufe, mit denen man sie auf Lastautos verfrachtete, von denen man nicht wußte, wohin sie fuhren, das demütigende Reiben der Straßen unter den Fußtritten und dem Gejohle der Umstehenden — sie werden es nie mehr aus ihrem Gedächtnis verdrängen können.

Und es wurde ärger von Tag zu Tag in der Schule und auf der Straße. Kein befreiendes Lachen, kein freundliches Wort von Menschen, mit denen man bekannt gewesen war, und die man nun mit großem Hakenkreuz durch die Straßen stolzieren sah. Was geschah ihnen? Warum geschah es ihnen? Würde es bald oder nie aufhören? Sie litten mit den Eltern und um die Eltern.

Mein Herz krampfte sich zusammen, denn unter ihm begann keimendes Leben zu pulsieren. Wie würde ich es retten können vor Gewalt und Mord?

Am letzten Sonntag im April geschah mir das grausam Erschreckende. Ich war mit meinem Mann auf Schleichwegen unterwegs zu meinen Eltern. Ein feiner, frühlingshafter Regen nieselte von einem grauen Himmel, und mein Mann hielt den Regenschirm über uns beide. Plötzlich hörten wir Kommandorufe. Als wir um die Ecke bogen, sahen wir eine Gruppe von SS-Männern in ihren unverkennbaren Uniformen. Sie hielten im Kordon die unbelebte schmale Wolmuthstraße abgesperrt. Zwischen einer Hausmauer und einem parkenden Lastauto stand ein Häuflein verängstigter Menschen, Männer, Frauen und einige Kinder.

Kein Entrinnen. Wir konnten nicht mehr kehrtmachen und mußten geradewegs auf den schwarzen Kordon zugehen.

Mein Mann drückte mich fest an sich und hielt den Regenschirm niedriger. Als wir am Ende des Kordons anlangten, lösten zwei Männer die Verschlingung ihrer Hände zum Hitlergruß und ließen uns passieren. Sie hatten nicht erkannt, daß wir Juden waren. Auf meinen Mann gestützt, am ganzen Körper zitternd, erreichten wir das Haustor. Wie wir einige Stunden später durch das Radio erfuhren, war die menschliche Fracht an den Donaukanal geführt und in die kalten Fluten gestoßen worden. Nur wenige der Opfer waren gestählte und gute Schwimmer, um diese „Hetz“ zu überleben.

In der Nacht setzten Wehen ein. Dr. Margulies, mein Frauenarzt, verordnete Bettruhe, denn noch wäre mein Kind nicht lebensfähig gewesen. Für mich kamen kritische Stunden und

Tage. Es schien, daß es in meine Hand gegeben war, ob ich dieses keimende Leben bis zur Reife austragen oder es durch Turnübungen vor dem Eintritt in diese schreckliche Welt schützen sollte. Nächtelang wußte ich nicht, was das Gebot der Stunde war. Doch eines Morgens erwachte ich mit dem Gefühl, daß mein Entschluß gefaßt war. Ich würde um mein Kind und uns selbst kämpfen. Dr. Margulies zeigte sich sehr zufrieden über meine Entscheidung. In New York habe ich ihn später wiedergetroffen — der aus Österreich Vertriebene war einer der begehrtesten Gynäkologen der großen Stadt geworden.

Wer Verwandte und Freunde im Ausland hatte, schrieb immer dringlicher werdende Briefe: „Rettet uns aus dieser Hölle, verschafft uns ein Visum für Euer Land!“

Wer noch genügend Geld hatte, erwarb ein Visum nach Shanghai oder in ein „obskures" Land in Asien oder Afrika. Am besten erging es Wissenschaftlern, Ärzten und Künstlern, die schon einen Namen hatten und Einladung oder Berufung ins rettende Ausland erhielten.

Hilflos Verzweifelnde verschafften sich Telefonbücher größerer amerikanischer Städte. Stundenlang saßen viele Schüler der höheren Klassen, die schon Englisch konnten, über sie gebeugt und adressierten Briefe an Unbekannte, die denselben Namen wie sie selbst führten: *Dear Mr. Soundso, wir haben denselben Namen wie Sie, und da meine Großmutter (Tante) sich daran erinnert, daß ein Vetter gleichen Namens vor Jahren nach Amerika ausgewandert ist, könnten wir vielleicht Verwandte sein. Schicken Sie uns ein Affidavit, auch wenn Sie mit uns nicht verwandt sind. Retten Sie uns vor den Nazimördern!*[4]

Wie viele Briefe solchen und ähnlichen Inhalts habe ich für so manche Familie geschrieben. Viele sind ohne Antwort geblieben. Viele der Affidavits, die man erhielt, wurden als Gefälligkeits-Affidavits vom amerikanischen Konsul klassifiziert und das Visum verweigert. Nur wenigen gelang der große Wurf. Sie erhielten das amerikanische Visum. Sie konnten die Reise nach Amerika antreten.

Die große Mehrzahl der Verfolgten sah hilflos keinen Ausweg. Nur wenige fanden einen Unterschlupf bei nichtjüdischen Freunden und überlebten als U-Boote. Manche fanden Trost im Gebet, und Hundertausende endeten in den Konzentrationslagern und Gaskammern.

2. VERTREIBUNG UND ABSONDERUNG

Nach der Volksabstimmung vom 10. April 1938, die Hitler mit 99 Prozent, wie er mit Pathos in die Welt hinausposaunte, gewann und die er auch ohne nationalsozialistische Praktiken gewonnen hätte, begann die systematische Vertreibung der jüdischen Intellektuellen aus ihren Berufen und der jüdischen Schüler aus ihren Schulen. Nicht nur die Ausbildung zu Wissenschaftlern und Künstlern sollte ihnen verwehrt sein, sondern auch die Möglichkeit, sich die primitivsten Kenntnisse anzueignen.

In Angleichung an die im Deutschen Reich bestehenden Nürnberger Gesetze und deren Auswirkungen wurden auch in der Ostmark alle Juden aus dem öffentlichen Dienst und aus allen freien Berufen eliminiert. Kulturschaffende wurden aus ihren Tätigkeitsbereichen vertrieben. Alles, was dem Geschmack der Machthaber nicht entsprach, wurde als „entartet" abgestempelt und vernichtet. Prominente Nichtjuden versuchten vergebens, für ihre bedeutenden jüdischen Freunde zu intervenieren. Früher oder später wurden sie Opfer der Gleichschaltung. Aus den Berufsorganisationen der Akademiker wurden schon im Juni und September 1938 die jüdischen Mitglieder ausgestoßen und durch „Ariseure" und „kommissarische Leiter" ersetzt. Nur die Ärzte wurden noch kurze Zeit als „Krankenbehandler“ für die jüdische Bevölkerung belassen.

Im Schulwesen fing es mit den Hochschülern an. Am 24. April 1938 wurde der schon gültige Numerus clausus für die Hochschulen, zu denen nur 2 Prozent der jüdischen Maturanten zugelassen waren, auf 1 Prozent reduziert. Doch was bedeutete dies in einem Bereich, in dem schon von altersher Rassenwahn und Intoleranz beheimatet und gefördert wurden? Die Hochschulen hatten den Arierparagraphen in fast allen ihren studentischen Verbindungen und Vereinen schon zu Beginn des Jahrhunderts eingeführt, und ihr skrupelloser Antisemitismus nahm immer brutalere Formen an. Die deutschnationalen schlagenden Verbindungen waren die eifrigsten. Doch der katholische Carteilverband (CV) stand ihnen wenig nach. In beiden Fällen war der Judenhaß nicht nur durch ein elitäres Bewußtsein

genährt, sondern aus wirtschaftlichen Gründen von den „alten Herren“ gepflegt. Nur keine Juden zu den Bildungsstätten und Sportvereinen zulassen und sie vertreiben, wo man sie findet!

Kein Wunder, daß im Austrofaschismus die arischen Studentenverbände eine führende Position innehatten und daß die „Studentenkrawalle“, mit brutalen und blutigen Schlägermethoden in erschreckenden Exzessen endeten. Ich selbst war Zeugin solcher Brutalitäten auf akademischem Boden. Ihr „Juda, verrecke!“ war ein Herold-Ruf für die Bücherverbrennungen und Zerstörung von Kulturdenkmälern, die in der geistlosesten Epoche Deutschlands, im Naziregime, gipfelten.

Die Studenten und Sportler sorgten auch dafür, daß schon in den Gymnasien die Schüler zu Kämpfern in antisemitischen Traditionen großgezogen wurden. In Niederösterreich war zum Beispiel Krems a. d. Donau ein solches Zentrum des Rassismus.

Am 27. April 1938 erfolgte die Absonderung der jüdischen Mittelschüler und die Errichtung von *acht* rein jüdischen Mittelschulen. Folgende Schulen wurden in jüdische umgewandelt: Die Gymnasien im 2. und 9. Bezirk, das Realgymnasium im 2. Bezirk und die Realschulen im 1. und 3. Bezirk. Am Realgymnasium VII und am Realgymnasium XX gab es vorläufig noch jüdische Parallelklassen.[5]

Im Herbst 1938 gab es statt der 6000 jüdischen Mittelschüler wie zuvor nunmehr nur 500, die in einer einzigen Schule zusammengedrängt waren.

Ab 9. Mai 1938 galten die Vorschriften für Absonderung auch für Volks-, Haupt- und Fortbildungsschulen. Den jüdischen Pflichtschülern war nunmehr nur der Besuch folgender 13 Schulen gestattet:

1. Bezirk: KV, MV: Börsegasse 5
2. Bezirk: MH, KV, MV: Kleine Sperlgasse 2a
   KH, MH, 2 KV, MV: Pazmanitengasse 17
   KMV: Vorgartenstraße 191
3. Bezirk: KV, MV: Eslarngasse 23
   KH, MH: Sechskrügelgasse 11
5. Bezirk: KV, MV: Am Hundsturm 18
6. Bezirk: KH, MH: Stumpergasse 56
8. Bezirk: KMV: Albertgasse 52
9. Bezirk: KH, MH: Währingerstraße 43
15. Bezirk: KMV: Stättermayergasse 29
19. Bezirk: KV, MV: Pantzergasse 25
20. Bezirk: KV, MV: Gerhardusgasse 7[6]

Bei den Pflichtschulen, wo die Ausweisung der jüdischen Schülereine starke Abnahme der Klassenschülerzahl zur Folge hatte, mußten die zurückgebliebenen nichtjüdischen Schüler sogar auf andere Schulen aufgeteilt werden.

Zunächst hing es mehr oder weniger vom Willen und dem Mut der Direktoren und Leiter dieser Schulen ab, ob sie die jüdischen Schüler gleich entfernten oder bis zum Schuljahresende am regulären Unterricht teilnehmen ließen.

Mit Ende des Schuljahres 1938/39 war für alle jüdischen Studenten und Schüler jeder öffentliche Unterricht verboten.[7]

Es wäre jetzt an der Zeit zu erforschen, wie viele Kinder und Jugendliche Österreich bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht verlassen hatten und ohne Unterricht geblieben waren. Was ihr weiteres Schicksal war, wird man jedoch kaum oder nur in Einzelfällen eruieren können.

Ende des Schuljahres 1936/37 Davon mosaisch	Knaben 20.161 3.488	Mädchen 11.608 2.639	Insgesamt[8] 31.769 6.127
1937/38 Davon mosaisch	19.133 2.201	10.543 1.810	29.676 4.011

Allerdings sind in den in der Tabelle angegebenen Zahlen nicht die Privatschulen, die konfessionellen Schulen und die Schulen, die von Elternvereinen erhalten wurden, inkludiert. Daher ergibt sich kein genaues Bild der schwer betroffenen jüdischen Schuljugend.

Aus eigener Kenntnis und aus persönlichen Umfragen im Bekanntenkreis weiß ich zum Beispiel, daß die zumeist privaten Mädchenmittelschulen in Wien, die überwiegend von jüdischen Schülerinnen besucht und von jüdischen Direktorinnen geleitet wurden, zu Beginn des Schuljahres 1938/39 aufgelöst wurden und in den amtlichen Statistiken nicht mehraufscheinen. Es ist zu hoffen, daß möglichst viele der Schüler und Lehrer noch rechtzeitig emigrieren konnten.

Während meiner langjährigen Tätigkeit als Direktorin des Wiener Mädchengymnasiums in der Haizingergasse im 18. Wiener Gemeindebezirk, von 1954 bis zu meiner Pensionierung im Jahre 1972, erhielt ich immer wieder aus dem englischsprechenden Ausland (USA, England, Kanada, Australien und sogar Neuseeland) von gewesenen Schülerinnen das Ersuchen, ihnen zu bestätigen, daß sie 1938/39 diese oder jene Klasse meines Gymnasiums besucht hatten. Man hatte sie während des Schuljahres 1938/39 früher oder später ausgeschult und ihnen kein Zeugnis ausgestellt. Aus den entsprechenden Klassenkatalogen geht hervor, daß sie diese Schule besucht und welche Fächer sie belegt hatten. Sie benötigten diese Bestätigungen zum Besuch eines Colleges oder zum Vorweis für eine akademische Laufbahn im Ausland. Fast allen konnte ich die gewünschte Bestätigung übermitteln.

Wie rasch und gründlich die Übernahme der Unterrichtsbehörden durch die Nationalsozialisten erfolgte, geht daraus hervor, daß schon am 13. März 1938, einen Tag nach dem „Anschluß", die meisten höheren Beamten aus ihren Stellungen entfernt wurden und je nach dem Grad ihrer Ablehnung des Nationalsozialismus in den dauernden Ruhestand versetzt, verhaftet, oder in Konzentrationslager verschickt wurden, wo viele von ihnen den Tod fanden.

Dies galt auch für Personen in den niedrigeren Diensträngen.

Die jüdischen Lehrer wurden zur Vereidigung auf das neue Regime am 19. März 1938 nicht zugelassen und damit eliminiert. Ich kannte eine Reihe von ihnen persönlich. In der Zeit vom 15. bis zum 18. März 1938 waren es 49 und im Juni desselben Jahres weitere 135, insgesamt 184 jüdische Lehrpersonen, die entlassen wurden. Nur eine kleine Anzahl hat man in den „Judenschulen" eingestellt.[9]

Es war erstaunlich, wie die neuen Herren das Lehrziel und die Lehrpläne in größter Eile an jene im Reich anzugleichen begannen. Immerhin dauerte es bis zum Beginn des Schuljahres 1939/40, bis sie soweit waren.

Es war einer der härtesten Schläge, die den jüdischen Lehrern und deren Familien von den neuen Machthabern versetzt wurden. Die entlassenen Lehrpersonen und die Studenten und Schüler der höheren Klassen gaben Privatunterricht. Für ein kleines Entgelt, oder auch ohne jede Bezahlung, waren sie bereit, in die Bresche zu springen und kleine und jüngere Schüler zu unterrichten.

Ursula Patzer zitiert in *„Wien 1938. Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte. Band 2, 288"* zwei Eintragungen in Schulchroniken, die beweisen, daß es auch damals Zivilcourage und Charakterfestigkeit unter den Schulleitern gegeben hat:

18. März 1938. Im Zuge der politischen Umwälzungen wurde die gefertigte Oberlehrerin mit heutigem Tage von der Leitung der M(ädchen) V(olks) S(chule) 17, Rupertusplatz 1 enthoben und von Amts wegen bis auf weiteres beurlaubt (St.S.R.f. W., Z.I-1802/38 vom 17. März 1938). Sie wünscht der geliebten Schule und den hervorragenden, tüchtigen Lehrpersonen eine glückliche Zukunft und Gottes Schutz und Segen! Charlotte Horrmann.

Und:

Frau Türkei Helene wird als Jüdin mit Ende Mai 1938 nach 24jähriger Dienstzeit in den dauernden Ruhestand versetzt. Sie hat die ganze Dienstzeit an der Schule verbracht, war bei Kindern, Eltern und Kolleginnen wohlgelitten und hat mit viel Liebe und Pflichtgefühl jederzeit ihren Dienst versehen. — Eintragung der Leiterin einer Mädchenhauptschule im 20. Bezirk, die selbst den Machtwechsel unbeschadet überstanden hatte.

An dieser Stelle muß ich von der merkwürdigen Begebenheit berichten, die für mein damaliges Dasein entscheidend war. Wir hatten vorausgesehen, daß wir beide, mein Mann und ich, nach dem „Anschluß" aus dem Dienst entlassen und vor einem Existenzkampf stehen

würden. In diesem Falle würde mein Mann bei unserem besten nichtjüdischen Freund Hans Dostal sofort in dessen mit Arbeit überhäufte Anwaltskanzlei eintreten. Da ich wegen des Doppelverdienergesetzes an keiner öffentlichen Schule unterrichten durfte, hatte ich mir schon vorher private Maturakurse organisiert, die Zulauf hatten. Außerdem hatte ich mir rechtzeitig von dem pädagogischen Leiter der Maturaschule „Universum“ in der Garnisongasse, in der ich schon seit langem den Abendkurs in Französisch führte, ein Verwendungszeugnis für meine Unterrichtstätigkeit geben lassen. Ich mußte jederzeit gewärtig sein, daß man mich als Jüdin auch aus der Privatschule entlassen würde. Es war noch im März, als im Professorenzimmer an der schwarzen Tafel verlautbart wurde, daß die Damen und Herren des Kollegiums ihren Ariernachweis vorzulegen hatten. Ich hielt meine Stunde wie gewöhnlich und verabschiedete mich sodann von meinem Kurs mit der Zusicherung, daß sie ihre Matura beim nächsten Termin mit Erfolg bestehen würden. Ein lautes Gemurmel, und dann sagte der Lastwagenchauffeur, der Sprecher des Kurses: „Wir lassen es uns nicht gefallen, daß man uns unsere besten Professoren wegnimmt: die Herren Professoren Nathansky und Sabath, und auch Sie, Frau Doktor, und die Frau Doktor Kappelmacher. Wir werden uns wehren.“ Ich dankte ihnen, daß sie sich für ihre Lehrer und für das Recht einsetzten, und sagte, daß es aber weder den Professoren noch ihnen selbst helfen würde. Mit einem „Gute Nacht“ verließ ich das Klassenzimmer.

Nach einigen Tagen rief die Sekretärin des „Universum“ bei uns an und verband mich mit dem neuen Direktor der Schule. Ich erschrak. Hatte ich den Kursteilnehmern zu viel gesagt? Es war der kommissarische Leiter der Schule, der mir mitteilte, daß ein Sprecher meines Französischkurses ihm berichtet habe, daß ich ein Kind erwartete und es mir bald schwer fallen würde, bis zur Matura den Unterricht weiterzuführen. „Wir kamen daher überein“, sagte er, „den Kurs in Ihre große Wohnung zu verlegen, und der Einfachheit halber wird ein Vertreter des Kurses Ihnen das Honorar persönlich übergeben.“ Ich konnte nichts hervorbringen als ein stockendes „Dankeschön.“ — „Sie sind doch mit diesem Arrangement zufrieden, Frau Kollegin?“ Ich preßte ein „Ja“ hervor. Da sagte die Stimme am anderen Ende: „Gott schütze Sie, mein Kind“, und hängte ab. Und so geschah es, und alle Schüler bestanden im Juni die Matura.

Nach unserer Rückkehr im Herbst 1947 habe ich vergeblich versucht, etwas über die Maturaschule „Universum“ und den kommissarischen Leiter zu erfahren. Das „Universum“ war aktenmäßig unauffindbar und mein Verwendungszeugnis mit Schulstempel, auf dem Briefpapier des „Universum", datiert mit 25. März 1938 und unterzeichnet vom pädagogischen Leiter Professor Nathansky, war der einzige Beweis für das ehemals renommierte Maturainstitut. Professor Nathansky selbst ist im KZ ermordet worden. Ehemalige Schüler des Gymnasiums in der Wasagasse haben aus eigenen Mitteln dem von ihnen hochverehrten Mann und Lehrer eine Gedenktafel im Gymnasium angebracht.

3. FLUCHT IN DIE EMIGRATION

Der Sommer war heiß. Am 16. Juli 1938 begannen die Geburtswehen, und meine Mutter rief sogleich Dr. Margulies an. Es wurde ausgemacht, ihn zu verständigen, bevor ich in das Sanatorium „Hera“ fuhr, damit er mich dort erwarte. Als es soweit war und meine Mutter wieder telefonierte, antwortete seine Frau schluchzend, daß ihn die Gestapo soeben abgeführt habe. Dr. Kautsky sprang sofort ein. Doch meine Wehen hörten schockartig auf. Erst nach Tagen der Angst, der Schmerzen und der Erwartung, am 22. Juli, kam mein Kind, nach einer schweren und komplizierten Geburt, zur Welt.

Am 23. September — mein Kind war zwei Monate und einen Tag alt — flüchteten wir Hals über Kopf in die Schweiz. Ein anonymer Anruf hatte uns gewarnt, und Dr. Werner Stocker, Generalsekretär der Schweizer Sozialdemokratischen Partei, hatte uns telefonisch wissen lassen, daß uns das schweizerische Visum an der Grenze erwarten würde.

Da saßen wir nun allein in unserem Abteil und wurden immer unruhiger, je näher wir der schweizerischen Grenze kamen. Würde uns das Visum wirklich erwarten? Würden die Deutschen uns über die Grenze in die Freiheit lassen? Was harrte unser? Es regnete in Strömen, es war kalt, trüb und dunkel. In der Grenzstation kam ein Gestapo-Mann in unser

Abteil, gefolgt von einer dicken, eilfertigen Frau. Der Mann prüfte unseren Paß, auf dem wir alle drei vermerkt waren. Höhnisch fragte er: „Wo ist denn Ihr Visum in die Schweiz?“ Das in unseren Paß gestempelte große „J“, der Name „Israel“ vor dem Vornamen meines Mannes und „Sarah“ vor meinem Namen gaben ihm jedes Recht, uns mit tiefster Verachtung und Feindseligkeit zu behandeln. „Das Visum erwartet uns an der Grenze“, sagte mein Mann. „Wenn Sie mich anlügen, machen wir kehrt, und direkt ins KZ, die ganze saubere Familie.“ Er entfernte sich mit unserem Paß, und das Weib waltete ihres Amtes.

Halb nackt stand ich vor ihr. Ich zitterte am ganzen Körper, als sie mich anherrschte, mich wieder anzuziehen. Dann griff sie nach dem Säugling, und mit ihren groben Händen legte sie das Kind auf den Bauch. „Was machen Sie da?“ rief ich zu Tode erschrocken. „Ich suche im After nach Euren Brillanten. Wir wissen, wo Ihr Saujuden Eure Juwelen versteckt!“ „Judenpack“, sagte sie, als sie die Tür des Abteils hinter sich schloß.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Ich hatte doch vorgehabt, beim Verlassen der Ostmark Freudentänze aufzuführen, statt dessen weinte ich, schluchzte ich, es schüttelte mich am ganzen Körper.

„Ernst“, rief ich, „Ernst, wir fahren!“

Ein Schweizer Eisenbahner mit Kappe öffnete die Tür des Abteils: „Familie Dr. Lachs, willkommen auf Schweizer Boden!“

Meine Tränen mit Mühe zurückhaltend, jedoch von der Todesangst befreit und mein schlafendes Baby im Arm, trat ich, von meinem Mann gestützt, unseren in Zürich wartenden Freunden entgegen. Erst vor dem Einschlafen lösten sich die überstandene Todesangst und das Glück über die gelungene Rettung in einem einzigen, unaufhaltsamen Tränenstrom auf: Wir waren in Sicherheit.

Emigration — das Wort selbst hatte einen bitteren Geschmack, der in uns Assoziationen von Polizeischikanen, Not, Elend und Leid hervorrief. Wir dachten an die großen Vertriebenen und an ihr Leiden im Exil. Ich hatte noch die Verse des großen Exilanten Dante Alighieri im Gedächtnis:

Erfahren wirst du, wie gesalzen schmeckt das fremde Brot,
und wie so herb der Pfad den man auf fremden Stiegen auf
und nieder steigt.

Doch unser Schicksal war besser, als wir befürchtet hatten. Wir fanden freundliche Menschen, ein geordnetes Staatswesen und keine schreckhaften Ereignisse vor. Wenn wir unsere Situation mit der von Emigranten in Frankreich, England usw. verglichen, sahen wir erst, wie gut wir es getroffen hatten. Wir konnten frei atmen und uns in Sicherheit fühlen. Wir mußten nicht Not leiden, das Kind bekam alles, was der Arzt empfahl.

Doch nie verließ uns das Bewußtsein, daß wir Tür an Tür mit dem Satan wohnten. Hier saßen wir unbehelligt, während nebenan Schreckliches und Unvorstellbares denen geschah, die dem unsäglichen Leid nicht hatten entkommen können. Ein Gefühl von Schuld beschlich uns, weil das Schicksal uns verschont hatte.

Die Nachrichten, die uns die wenigen über die Schweiz reisenden Österreicher mitbrachten, wurden immer grauenhafter. Am tiefsten erschütterte uns, was ein Funktionär der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde von der Nacht des 9./10. November (Kristallnacht) berichtete — Feuerbrände, Zerstörung der jüdischen Religionssymbole und Tempel, die unbarmherzige Menschenjagd — er schloß mit: „Und Gott schaute zu.“

Nicht nur Gott schaute zu, sondern auch die zivilisierten Staaten Europas und Amerikas und die nichtjüdischen Augenzeugen im Lande selbst. Wie konnte das geschehen?

Empörung und Entsetzen bemächtigten sich der Menschen in der Schweiz, doch die Fremdenpolizei schickte erbarmungslos Flüchtlinge, denen in Österreich der sichere Tod drohte, von der Grenze zurück. Die demokratische Presse versuchte vergebens, sie von ihren Praktiken zurückzuhalten. Die humanitären Institutionen versuchten ohne Erfolg, die Meinung der Welt aufzurütteln.

Mein Mann arbeitete bei der von Regine Kägi geleiteten „Arbeiterhilfe“ mit und ich als Freiwillige im Büro des IRK und der Quäker und in der Bibliothek der Israelitischen Kultusgemeinde in Zürich. Ich führte Tagebuch über alles, was ich in Erfahrung bringen konnte.

Jahrzehnte später, nach meiner Remigration, als ich in der UNESCO ehrenamtlich für Friedenserziehung, Toleranz, Menschlichkeit und Völkerverständigung mitarbeitete, kamen mir meine Aufzeichnungen immer wieder zugute. Immer wieder gedachte ich der Episode knapp nach dem „Anschluß“, die dazu beigetragen hatte, mir als Pädagogin und Psychologin die Augen über die Hintergründe von Hitlers Triumph zu öffnen: Ich durchquerte eine kleine Parkanlage, als mir zwei 6- bis 8jährige Knirpse entgegen kamen. Der eine fragte: „Warum tragen S’ denn ka Hakenkreuz? San S’ vielleicht a Jüdin?“ Ich ging ruhig weiter. „Wann S’ a Jüdin san, dürfen S’ da net gehen, die Parks san nur für uns, die Arier." Da korrigierte der andere: „Gehen derf s’ schon, aber sitzen derf s’ net.“

Schon den Kindern wurde das Gefühl der „naturgegebenen“ arischen Überlegenheit eingepflanzt. Man war ein „Herrenmensch“, weil man ein „Arier“ war. Die anderen waren Untermenschen, Gesindel und Ungeziefer, das man straflos vernichten durfte, um die Menschheit von ihnen zu befreien. Die sozial Schwächeren und die Jugend begeisterten sich an ihrer Erhebung zu einer privilegierten Klasse.

Ihnen, den „Herrenmenschen“, war alles gestattet, und dem Führer, von dem eine „höllische Dämonie“ ausging (Jaques Hannak), war es gelungen, Jung und Alt gegen alle menschlichen und moralischen Gesetze in seinen Bann zu ziehen.

Im Rahmen eines UNESCO-Projektes hatte ich im Jahre 1968 Gelegenheit, Gymnasiasten in den oberen Klassen an zwei Westberliner Gymnasien zu interviewen. Diese zumeist aus Nazifamilien stammenden jungen Menschen sind heute die Intellektuellen und Opinionleader in ihrer Heimat. Deren Eltern hatten der HJ und dem BDM angehört und waren mit nationalsozialistischen Ideen indoktriniert worden. Als ich sie über ihr Verhältnis zu ihren nationalsozialistischen Eltern befragte, antworteten sie mit einer überraschenden Offenheit. Ihre Eltern und Lehrer hätten ihnen, wie sie anklagend berichteten, Fakten und Ereignisse unter dem Naziregime vorenthalten. Sie hatten selbst durch Bücher, Theater und Filme die Wahrheit über diese Zeit herausfinden müssen. Als sie dies ihren Eltern vorwarfen, versuchten sich diese mit „Irrwegen, falschen Informationen, verfehltem Idealismus und der Macht der Umstände ..zu rechtfertigen. „Sie sind mitschuldig und wollen es nicht wahrhaben. Wir können ihnen verzeihen, wenn sie zugeben, daß sie schuldig geworden sind und diese Schuld in irgendeiner Form abtragen wollen. Wenn sie dies nicht tun, werden wir sie fallen lassen, auch wenn sie unsere Eltern sind.“ Eines der Mädchen beschloß unser Gespräch: „Ich habe irgendwo gelesen, daß eine Schuld so lange bestehen bleibt, wie ein Gewissen um sie weiß.“

Ihre Alterskollegen in Österreich hielten sich von jeder dramatischen Stellungnahme fern und versuchten, sich und ihre Elterngeneration von aller Schuld reinzuwaschen. Sie hatten nichts von den Ereignissen und deren Hintergründen gewußt. In der Verurteilung der Bücherverbrennungen und Zerstörung der Meisterwerke der „Entarteten Kunst“ waren sich die meisten einig, ebenso in der Verurteilung der Vertreibung der Wissenschaftler, Intellektuellen und Künstler und der ungeheuren Greuel in den Konzentrationslagern. So etwas dürfe sich nie wiederholen. In ihrer Ablehnung des Rassenwahns und des Neofaschismus und ihrem Bekenntnis zu Frieden und Demokratie hielten sich die Aussagen in ihrer Verschiedenheit und Schattierung die Waage.

4. KINDER HINTER STACHELDRAHT

Das Verbleiben in Wien wurde immer gefährlicher. Viele jüdische Studenten und Oberschüler verbanden sich zu kleinen Gruppen und versuchten, illegal über die Berge in die freie Schweiz zu gelangen. Eine ganze Reihe von ihnen schlossen sich den illegalen Transporten, die von der „Hagana“ (Verteidigung) in Palästina unter großen Schwierigkeiten und Gefahren organisiert wurden, an. Wie schrecklich und gefährlich dieser Fluchtweg war, und wieviel Blut er von den Flüchtlingen, ebenso von den Organisationen und Helfern in Palästina erforderte, hat Leon Uris, wenn auch romanhaft, in seinem Werk *Exodus* geschildert.

Es war im Oktober 1938, als eine jüdische Kollegin, die über die Schweiz legal ausreiste, mir erzählte, daß unsere Geschichtsprofessorin Julia Neumann gemeinsam mit einer Schar von jüdischen Kindern in die Gaskammern transportiert worden war.

Die jüdischen Kinder, die zusammen mit ihren Eltern durch eine legale Ausreise dem Kindermorden entrinnen konnten, waren trotz der erlebten Schrecknisse, bis es soweit war, vom Schicksal begünstigt.

Eltern, die keine Aussicht auf eine Ausreisemöglichkeit vor sich sahen, entschieden sich, blutenden Herzens, um ihre Kinder zu retten, diese mit einer der damals organisierten Kinderhilfsaktionen in die ungewisse Freiheit zu schicken.

Norman Bentwich, ein Engländer, organisierte Transporte jüdischer Kinder nach England, wo sie in Kinderheimen untergebracht wurden. Der Holländer Gildemeester organisierte in Zusammenarbeit mit den Quäkern Transporte von jüdisch-christlichen, das heißt getauften Kindern, nach Holland. Diese in den ersten Jahren von der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde durchgeführten Hilfsaktionen wurden von jüdischen Begleitern betreut. Die Kibbuzim in Israel organisierten mit Hilfe der „Hagana" ihrerseits eine Jugend-Alia (Auswanderung) jüdischer Jugendlicher. Alle Hilfsaktionen nahmen ein Ende, als die Juden Freiwild wurden und mitsamt ihren Kindern in Viehwaggons in die KZ verfrachtet wurden.

Ich wurde ein einziges Mal Zeugin eines Kindertransportes, als die Eltern sich von ihren Kindern am Bahnhof trennten und sie in eine ungewisse Zukunft schickten, in dem furchtbaren Gefühl, sie nie wiederzusehen.

Ich sehe und höre noch meine Freundin, wie sie mit übermenschlicher Gewalt, ihre Tränen zurückhaltend, dem achtjährigen Töchterchen einschärfte, sich nicht von ihrem sechsjährigen Brüderchen trennen zu lassen. Die Szene ist mir unvergeßlich. Die Eltern selbst wurden ermordet, bevor sie eine Nachricht über die Errettung ihrer Kinder erhalten hatten. Zehntausende jüdische Kinder starben gemeinsam mit ihren Eltern in den Gaskammern, andere wurden in Kinderbaracken gesteckt, wo nur wenige von ihnen überlebten.

Als ich in den Jahren 1960 bis 1962 meine Anthologie *Und senden ihr Lied aus. Lyrik österreichischer Dichterinnen vom 12. Jahrhundert bis zur Gegenwart,* vorbereitete, hatte mir eine alte Frau, die das KZ Auschwitz überlebt hatte, die ungelenken Verse der dreizehnjährigen Ruth Klüger geschickt:

Fressen unsre Leichen Raben?
Müssen wir vernichtet sein?
Sag, wo werd ich einst begraben — Herr,
ich will nur Freiheit haben, Und der
Heimat Sonnenschein.
(Geschrieben 1944 im KZ Auschwitz)

Diese fünf Zeilen gelten in ihrer niederschmetternden Bedrängnis für alle hinter Wachttürmen und elektrisch geladenem Stacheldraht gefangenen Kinder, die in Einsamkeit und Todesangst ihr furchtbares Schicksal erwartet haben.

Oswald Amstler, Herausgeber einer erschütternden Dokumentation über Kinder in Konzentrationslagern,[10] zitiert aus dem Bericht eines Überlebenden von Auschwitz im Jahr 1943 über die Einlieferung eines Transportes von 120 Buben zwischen acht und fünfzehn Jahren:

Sie waren furchtbar verschreckt, weil sie geschlagen worden waren... Immer wieder fragten sie, was mit ihnen geschehen werde und ob man sie töten werde... und warum... Nach stundenlangem Warten wurden 80 von ihnen getötet, die übrigen am nächsten Tag...

Als Einheiten der Sowjetarmee am 27. April 1945 im KZ Auschwitz eindrangen, fanden sie 280 Kinder vor, von 5 bis zu 15 Jahren, und 115.068 Kleidungsstücke für Säuglinge und Kinder bis zu 10 Jahren. Aus dem Verzeichnis der vom Lager aus ins Reich geschickten Sachen geht hervor, daß in dem Zeitraum vom 12. Dezember 1944 bis zum 16. Jänner 1945, also innerhalb von 37 Tagen, 116 Waggons mit verschiedenen Kleidungsstücken ins Reich abgesandt wurden. Ein Drittel bestand aus Kinderkleidung... „Perfekte Bürokratie des Massenmordes und der Mordpraxis. "

Vier Millionen Menschen aus 28 Ländern wurden in Auschwitz ermordet, darunter zirka 500.000 Kinder. — Unter den 6 Millionen von den Nazis in Europa ermordeten Juden waren 1,280.000 Kinder.

Wie viele wohl hätten ein Gedicht ersonnen — ein Bild gemalt — ein Licht ins Dunkel getragen...

Unter den Zubringertransporten in die Vernichtungslager nahm Theresienstadt einen besonderen Platz ein. 15.000 Kinder sind aus diesem Lager, „das der Führer in seiner Güte den Juden geschenkt hatte“, in den „Osten“, sprich zu den Gaskammern, geschleust worden.

Theresienstadt war ein jüdisches Ghetto wie auch verschiedene andere in Böhmen und Mähren gewesen, bis im Jahre 1941 Reinhard Heydrich Reichsprotektor über das Protektorat Böhmen und Mähren wurde. Unter diesem Schlächter wurde, wie Überlebende es formulieren, Theresienstadt zum „Vorzimmer der Hölle“ und „Umsteigestation auf der Fahrt in den Tod“.

Ein ungeheuerlicher „Potemkinscher Betrug“ war den nationalsozialistischen Mördern hier gelungen. Es fragt sich nur, wieso das möglich war. In gewissen Zeitabständen kam eine Kommission des IRK (Internationales Rotes Kreuz) ins Lager, und diese sollte nichts gemerkt haben? Wieso konnten sich erfahrene Männer und Frauen so täuschen lassen, daß ihnen die vorgeführte „Show“ bei diesen Gelegenheiten nicht verdächtig wurde? Konnten sie nicht sehen, was hier gespielt wurde, daß Konzerte und Theatervorführungen den Insassen an der Schwelle des Todes geboten wurden, und zynische Mörder dies als ihr eigenes Verdienst deklarierten? Sahen sie nicht, daß in dem feuchten Gemäuer kein Grün sproß und keine Schmetterlinge flogen, daß in den Kinderbaracken kleine Kinder, von Vater und Mutter getrennt, auf engstem Raum zusammengepfercht waren? Warum ließen sie die Außenstehenden glauben, daß Theresienstadt ein Modellager für Privilegierte war?

Ich habe, wie erwähnt, als Freiwillige im IRK und bei den „Quäkern“ mitgearbeitet, und wir glaubten dort alle an das tragische Gaukelspiel. Wir glaubten, daß die Eltern meines Mannes unter den gegebenen Umständen es gut getroffen hatten, und daß die Kinder in jenen Baracken, in denen hauptsächlich die aus Österreich und der Tschechoslowakei beheimateten Opfer untergebracht waren, es in den „Kinderheimen“ besser hatten als woanders. Erst als nach Jahren die tatsächlichen Zustände in Theresienstadt aufgedeckt wurden, erfuhr man von dem ungeheuerlichen Betrug.

Bei den „Kinderheimen“ verbietet sich jede Assoziation mit „Schutz“ und „Betreuung“. Die Kinder wurden bei ihrer Ankunft von ihren Eltern brutal getrennt. Die Mütter schleppten sich nach einer zehnstündigen Sklavenarbeit in Betrieben müde und hungrig zu den Kinderbaracken, um soweit als möglich den Kleinen eine Spur von Nestwärme zu geben. Was Psychologen, Erzieher und auch ungeschulte Kinderfreunde für die armen Opfer leisteten, werden die damals Erwachsenen niemals vergessen. Eine Überlebende, die Grazerin Frau Sophie Bader, Freundin meiner erblindeten Schwiegermutter, erzählte mir von Verhältnissen, die zu schildern sich alles in mir sträubt.

Jeder Unterricht war verboten, und Lehrer riskierten ihr Leben, um den Schulkindern entsprechende Elementarkenntnisse zu vermitteln. Man organisierte in den winzigen Räumen während des Unterrichtes einen Wachtdienst, der durch ein Signal warnte, wenn eine deutsche Uniform in Sicht kam. Dann verschwanden blitzschnell die von den Lehrern aus alten Zetteln gemachten Bücher und die kostbaren Bleistiftstummel. Man stellte mit Windeseile auf Turnen und Singen um, was immerhin erlaubt war. So lernten sechs-bis zwölfjährige Kinder Kameradschaft und Solidarität und erwarben unter grausamen Bedrohungen zumindest ein gewisses Maß an Wissen und Kenntnissen.

Im „Marodenquartier“ lagen Kinder, die an „Mischinfektionen“ litten und wegen mangelnder Medikamente nicht betreut wurden. Jüdische Ärzte und Pflegerinnen gaben ihr Bestes, um ihre Leiden zu mildern. Künstler und Psychologen versuchten, ihnen an der Schwelle des Todes Erheiterndes zu bieten. Und sie alle, „Gesunde und Kranke“, lebten in Angst vor dem nächsten Tag.

Man kann mit Berichten und Aussagen ganze Sammelbände füllen, aus denen Psychologen und Pädagogen viel erfahren können. Die Zahl der „unbesungenen“ Helden lebt in der Erinnerung der wenigen Überlebenden und soll nie vergessen werden.

Stellvertretend für die vielen erwachsenen Häftlinge, die mit opferwilliger Hingabe und oft unter Einsatz ihres Lebens den todgeweihten Kindern in den Baracken von Theresienstadt ein wenig Linderung in ihren Ängsten und ihrer Trostlosigkeit und ein wenig Hoffnung in ihre Sehnsucht nach dem Leben brachten, sei der Name einer Frau genannt: Friedl Dicker. Sie hatte in dem avantgardistischen Weimarer Bauhaus unter Anleitung ihres Lehrers die

pädagogische und psychologische Bedeutung des Zeichenunterrichtes für Kinder erkannt und diesen im Ghetto von Theresienstadt in den Jahren 1942 bis 1944 mit großem Einfühlungsvermögen eingesetzt. 4.000 Kinderzeichnungen haben die Ermordung ihrer Schöpfer in den Gaskammern von Auschwitz überlebt.

Der Sammelband *Theresienstadt*[11] ist ein Denkmal der Unmenschlichkeit und Menschlichkeit zugleich, das sich die Betroffenen selbst gesetzt haben, in Sprache und Bild. Die Tagebucheintragungen, die Gedichte, die Zeichnungen der gefangenen Kinder, voll Geist und Phantasie, machen diesen Band zu einem einzigartigen Dokument.

Wir, die Betroffenen, haben mit Theodor Adorno geglaubt, daß man nach Auschwitz kein Gedicht mehr schreiben können werde, doch wir sehnen uns geradezu nach den Zeugnissen der dichterischen Aussage. Ein Gedicht von Paul Celan ist ergreifender und erschüttert uns mehr als Fakten und Zahlen.

Die gnadenlose Zeit hat die, die sie erlebt haben, und auch die Nachgeborenen geprägt. Man kann und darf die Nazi-Jahre nie vergessen. Auch in Zukunft wird man nicht verstehen, daß Bürger eines hochzivilisierten Landes schweigend die Frevel der Henker und Mörder geduldet und sogar unterstützt haben. Wie konnten sie die Ermordung von Millionen unschuldiger Menschen hinnehmen und sich mitschuldig machen?

Die Unmenschlichkeit dieser gnadenlosen Zeit, deren Opfer wir fast geworden wären, habe ich in meinem schriftlichen Beitrag und in meinem Erinnerungsbuch[12] in einem eigenen Kapitel: „Auf dem Hellship ‚Navemar‘, dem „Floating Concentration-Camp“, geschildert.

5. DAS KZ HOLT UNS EIN

Es ist einer jener Nachmittage im Spätsommer, an dem man plötzlich trotz warmer Sonne und blauem Himmel die Wehmut des scheidenden Herbstes spürt. Wir, eine kleine Gruppe österreichischer Emigranten, 26 Erwachsene und Kleinkinder, die das unwahrscheinliche Glück hatten, drei Jahre der erbarmungslosen Zeit in der Schweiz zu verbringen, stehen, von Freunden umringt, mit großem Reisegepäck am Züricher Bahnhof. Im letzten Augenblick haben wir noch das Einreisevisum in die USA erhalten und warten auf den Zug, der uns nach Port Pou an der spanischen Grenze bringen wird. Dort werden wir in einen spanischen Zug umsteigen und über Barcelona und Madrid nach Cadiz fahren, um uns nach New York einzuschiffen.

Wir fürchten uns alle vor der Überfahrt, denn der portugiesische Dampfer, auf dem wir gebucht hatten, war ganz plötzlich nach Buenos Aires umdirigiert worden, und wir hatten gerade noch, wie man uns riet, für teures Geld auf ein spanisches Schiff umbuchen können. 450 $ für einen Erwachsenen und 250 $ für jedes Kind, um 200 $ mehr als es auf der American Exportline gekostet hätte. Man hatte uns zwar vor den spanischen Schifffahrtslinien gewarnt, aber kein anderes Schiff war bereit, in absehbarer Zeit die Überfahrt über den Atlantik zu wagen. In gutunterrichteten Kreisen war man überzeugt, daß die USA in allernächster Zeit in den Krieg eingreifen werde. Der amerikanische Konsul selbst hatte uns im Nebenzimmer seines Büros seine gepackten Koffer gezeigt, als Beweis, daß er für eine Abreise bereit war. Ferry, mein Lieblingsschüler aus dem „Universum“, hatte uns noch rechtzeitig unsere eiserne Reserve, den Familienschmuck, in die Schweiz gerettet. Wir haben ihn verschleudern müssen. Schweizer Zeitungen, für die ich Artikel und Rezensionen geschrieben hatte, gaben mir einen Vorschuß und eine Journalistenkarte für bestellte Artikel aus New York mit.

Im Reisebüro hatte man uns gesagt, daß das spanische Schiff, die „Navemar“, ein 10.000 t-Frachter, in den Staaten zu einem Passagierschiff umgebaut worden sei und 600 Passagiere aufnehmen könne. „Ihr habt die Wahl“, sagten unsere Freunde, „zwischen einem von Hitler besetzten Europa und einer Überfahrt auf der ‚Navemar‘.“

Wir trösteten uns damit, daß uns ein Schweizer Regierungsbeamter begleiten würde, um uns im versperrten Waggon auf der Fahrt durch das von den Deutschen besetzte Frankreich nicht schutzlos allein zu lassen.

Wir verließen Zürich am 7. Juli 1941 und kamen erst am Vorabend des 10. Juli in Cadiz an. Drei Tagreisen waren wir in dreckigen Zügen mit schmutzigen und stinkenden

Waggons dritter Klasse — obwohl wir in Zürich 1. Klasse voraus bezahlt hatten — in Gesellschaft schreiender, raufender Einheimischer mit den übelriechenden Bündeln unterwegs gewesen.

Wir saßen auf engen Holzbänken zu zehnt zusammengedrängt, die Kinder auf dem Schoße ihrer Mütter. In den Stationen tranken wir das Mineralwasser, vor dem man uns in der Schweiz gewarnt hatte. Doch in der schrecklichen Hitze war unser Durst unerträglich. Erschöpft und mit Brechdurchfall kamen wir in Cadiz an.

In Cadiz warteten schon seit zwei Wochen jüdische Emigranten aus dem Internierungslager „Gurs“ auf die „Schweizer“. Kein Zimmer war reserviert, kleine Jungen führten uns zu scheußlichen Privatquartieren. Ich hatte zwei Patienten, einen Mann und dessen Kind, mit Brechdurchfall bei mir und dazu noch den Dichter Albert Ehrenstein, den ich unter meine Fittiche genommen hatte und der sich kaum auf den Füßen halten konnte. Es war ein glücklicher Zufall, daß ich einen Schulkollegen meines Bruders traf, einen Spanienkämpfer, der fließend Spanisch sprach. Er erwirkte für uns ein großes Zimmer im Hotel.

Die verzweifelt Wartenden erzählten, daß niemand je etwas von der „Navemar“ gehört habe. Sie existiere nicht, sie sei ein Geisterschiff.

Cadiz trug noch alle Spuren des Bürgerkrieges. Hunger, kein Wasser, Kinder mit aufgeblähten Hungerbäuchen und spindeldürren Gliedmaßen, die die Gräten der Fische und die kostbaren Schalen der Bananen aus dem Sand aufklaubten und gierig aßen. Sie krochen unter die Tischchen der Lokale, in denen man nur Mineralwasser bekam, und bettelten „Agua, Agua, Senora“. Es war schrecklich.

Nach zweiwöchiger Wartezeit wurden wir am 28. Juli von einem verwegen aussehenden Agenten im Zug nach Sevilla gebracht, wo die „Navemar“ auf uns wartete. Als wir sie sahen, wußten wir alle, was uns bevorstand. Unser Hotelier, bei dem wir übernachteten, raunte uns zu, daß die „Navemar“ nur ein 5.400 Tonnen-Frachter sei, den man in Spanien für Passagiere „umgebaut“ und mit Resten von Betten und Decken aus dem Bürgerkrieg „ausgestattet“ habe. Er riet uns, alle Liegestühle aufzukaufen, die es noch in Sevilla gab, und ebenso alles Eßbare und Trinkbare.

Man hatte vom Boden des Decks einige Bretter entfernt und so einen Luft- und Lichtschacht in die bis tief unter Deck gehenden Verladeräume geschaffen. An den vier Seiten dieses Schachtes, durch den allein Luft und Licht in die dumpfen unterirdischen Räume gelangte, hatte man bis tief in den Schiffsleib hinein in sechs Reihen Stockbetten aufgestellt, Gestelle mit schmalen Strohsäcken. Nur die Betten in der Nähe des Luftschachtes hatten etwas Licht und Luft. Die armen Passagiere aus den hinteren Reihen schliefen in den Rettungsbooten. Die Alten und Kranken lagen auf ihren Strohsäcken gerade unterhalb des Luftschachtes unter freiem Himmel. Begann es in der Nacht zu regnen, wurden sie patschnaß. Regnete es nicht, war es in der tropischen Hitze bei 60° Celsius unerträglich, denn in der Tiefe des engen Schachtes stand die Luft still. Ohne nasse Salzwasser-Kompressen auf Kopf und Herz konnte man sich überhaupt nicht schlafen legen und erwachte dennoch schweißgebadet. Bettlaken und Handtücher wurden kein einziges Mal gewechselt und der Raum nie gereinigt, auch nicht wenn jemand sich übergeben hatte. Die Ratten hatten es gut.

Tommy hätte mit einem Bettnässer-Kind sein Bett teilen müssen. Doch die Mutter nahm Abstand davon und legte das Kind zu sich. Wer einen Liegestuhl hatte, mußte ihn stets bewachen oder jeden Tag mit Brachialgewalt erkämpfen. Ringsum standen Kinder und beobachteten, was vorging. Sie waren die Ärmsten an Bord, da es für sie nirgends einen Platz zum Spielen gab.

60 Prozent der Passagiere waren ältere Leute, und unter ihnen gab es solche, die nicht mehr imstande waren, die Klosette aufzusuchen oder in den Waschraum zu gehen, sodaß wir einen Hilfsdienst einrichten mußten, um dem Ärgsten abzuhelfen.

Die Klosette waren das Entsetzlichste von allem. Stets verstopft, wurden sie von den vielen Diarrhöekranken in ihrer Not in einem entsetzlichen Zustand verlassen. Es war stockfinster und die Entlüftung ging in die Küche. Die Gesunden versuchten, ihre Bedürfnisse auf ein Mal pro Tag zu reduzieren.

Wir hatten einen Arzt in unserer Gruppe, der Bauchtyphus feststellte. Der Kapitän, stets in weißer Uniform und bereits am Morgen schon angesäuselt, konstatierte hingegen ein harmloses „tropical fever“. Als der Wiener Arzt widersprach, brachte ihn der Kapitän

damit zum Schweigen, daß er, wo immer möglich, in einem Aushang verkündete, daß „auf dem Meere der Kapitän allein das Recht habe, über Leben und Tod zu entscheiden“.

Ein „Girl“ in Schwesterntracht war die „Nurse“, die sich von Zeit zu Zeit auf der Kommandobrücke zeigte. Medikamente gab es nicht.

Wie viele Menschen an Bauchtyphus und Entkräftigung starben und nachts ins Meer geworfen wurden, wußte niemand.

In den „Speisesaal“, dem heißesten und schwankendsten Teil des Schiffs, trauten sich nur wenige hinein und verließen ihn so schnell wie möglich. Die „Matrosen“, verwegene Burschen, wie man sie von Hollywoodfilmen kannte, servierten schwitzend und fluchend das Essen, halbverfaulte Kartoffeln, die man uns zuwarf, und das Wasser, in dem sie gekocht worden waren, als Suppe in schmutzigem Geschirr. Immer wieder kam es zu Keilereien zwischen den Matrosen und einzelnen Gästen. Die Kinder sahen weinend und schreiend zu. Auf dem Tisch standen ständig dieselben verwesenden Speisen, Fisch und Fleisch, vor denen uns unser Wiener Arzt striktest abriet. Wer sich nicht abhalten ließ, starb an einer Fleischvergiftung. Zum Frühstück gab es verschimmeltes Brot und „Tee“, heißes Wasser mit Kräutern, die man in der „Kantine“ für teures Geld erstehen konnte. Diesen Tee gab es auch am Abend.

Ich weiß nicht mehr, wie lange diese Etappe bis Lissabon gedauert hat, und wie lange wir unter der gelben Flagge, die Epidemie signalisierte, in Lissabon vor Anker lagen.

Wir durften nicht an Land, nur die Passagiere, deren amerikanisches Visum im Ablaufen war, brachte man täglich — die „Hicem“, eine jüdisch-amerikanische Hilfsorganisation, hatte es durchgesetzt — in Bussen zum amerikanischen Konsulat und wieder zurück an Bord.

An einem dieser Tage kam plötzlich in einem blendend weißen Motorboot ein gut gekleideter Herr an das Schiff heran. Man rief meinen Namen auf, und er kam an Bord. Es war der Arzt des portugiesischen Gesundheitsdienstes, der von dem Schweizerischen Büro des IRK von den Verhältnissen an Bord informiert worden war. Er überzeugte sich, daß es wirklich schlimm war, sprach mit unserem Arzt und versprach sofortige Hilfe. Tatsächlich legte schon nach einigen Stunden ein Boot bei der „Navemar“ an, man übergab unserem Arzt einen großen Karton mit Medikamenten und eine Kiste mit pulverisierten/kondensierten Nahrungsmitteln für die Kinder. Tommy war ein Nutznießer. Er erhielt ein eigenes Töpfchen mit Desinfektionsmitteln.

Junge Spanierkämpfer übernahmen den Schutz dieser Lebensmittel, da sie ohnehin die jungen Frauen an Bord vor den Attacken der Gangster verteidigen mußten.

In Bermuda durften Frauen und Kinder auf einer unbewohnten kleinen Insel an Land gehen. Eine Frauenorganisation hatte ein Picknick arrangiert. Trotz aller Warnungen ließen sich viele Frauen dazu verleiten, „auf Vorrat“ zu essen. Die Folgen waren entsetzlich.

Vertreter der Gesundheitsbehörde in Bermuda kamen, von amerikanischen Stellen ersucht, an Bord, um sich von den Verhältnissen zu überzeugen. Ich wurde gebeten, bei der Führung durch das Schiff den Dolmetscher abzugeben. Ich werde nie vergessen, wie eine Frau mit aufgelöstem Haar sich schreiend auf mich stürzte und mich zu würgen versuchte ... „Sie Schweizerin, was wissen Sie vom KZ! Man wird uns, wenn die Engländer Weggehen, nach Frankreich in ein Lager zurückführen!“

In unserer nächsten Station, Kuba, durfte eine Anzahl von Emigranten mit kubanischem Einreisevisum das Schiff verlassen. Das „Joint Distribution Committee“ hatte uns mit Hilfe kubanischer Behörden wichtige Nahrungsmittel für alle an Bord geschickt und den Kapitän und seine Gangster davor gewarnt, die Verteilung zu vereiteln. Man wußte nun in der Welt von dem Piratenschiff und seinen Gangstern. Wir waren nicht mehr schutzlos.

Bevor wir in amerikanische Gewässer einfuhren, hatten die „Matrosen“ es unternommen, das Schiff zum ersten Mal mit Wasserschläuchen zu reinigen. Überall wurde aufgespritzt. Auf dem Deck richteten sie die Schläuche auf die in den Liegestühlen liegenden Passagiere und ergötzten sich an deren Schrecken und Verwirrung. Sie wollten noch zuletzt ihren Spaß haben.

Diese Szene ist die erste Kindheits-Erinnerung meines damals dreijährigen Sohnes.

Nach 42 Tagen auf der „Navemar“ ging das „Hellship“ und „Floating Concentration Camp“, wie es in der internationalen Presse genannt wurde, in New York vor Anker. Ver-

treter der Gesundheits- und Emigrationsbehörden kamen an Bord und besichtigten das Schiff genau, verhafteten den Kapitän und seine Mannschaft. Stunden um Stunden untersuchten sie die Passagiere. Wie viele nach Ellis Island in die Quarantäne gebracht und wie viele direkt in Spitäler eingeliefert wurden, erfuhren wir erst später. Alle zuständigen Stellen waren sich einig, daß es ein Wunder war, daß so viele von uns — 769 — diese sechs Wochen trotz der schrecklichen Verhältnisse an Bord überstanden hatten; ein einziger Sturm hätte katastrophale Folgen gehabt.

Als wir an Land gingen, erwarteten uns außer Verwandten und Freunden die Reporter und Fotografen aus aller Welt. Das amerikanische Abendblatt *P. M.* bestand am folgenden Tag fast ausschließlich aus der Reportage über die „Navemar". Durch einen Zufall habe ich ein Exemplar dieser Ausgabe vom 14. September 1941 gerettet. Die Zeitung ist längst eingestellt worden, aber ihre Berichte über die „Navemar" sind erhalten geblieben.

Den Interviewern gaben wir alle dieselbe Antwort: Wir seien glücklich, daß wir die Schrecknisse dieser langen und lebensgefährlichen Überfahrt überstehen konnten und die Freiheit und Sicherheit der großen Demokratie „USA" erreicht hatten.

Meinen Eltern telegraphierte ich: „Wir haben überlebt, wir sind gerettet."

Anmerkungen:

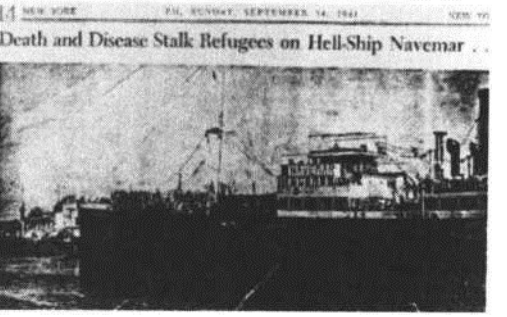
1 Ernst Anrich, „Neue Schulgestaltung aus nationalsozialistischem Denken", in: *Kulturpolitische Schriftenreihe,* Heft 4. Stuttgart 1933, 17.
2 Verordnungsblatt des Stadtschulrates für Wien (Vbl.), Jg. 1938, St. VII, 1. April 1938, Nr. 49.
3 Vbl. (s. Anm. 2), St. VIII, 15. April 1938, Nr. 58.
4 Minna Lachs, *Warum schaust du zurück.* Erinnerungen 1907—1941. Wien 1986, 191.
5 Verzeichnis der städtischen Schulen Wiens nach dem Stande vom 31. März. Vom Stadtschulrat für Wien für amtliche Zwecke herausgegeben, Maschinschrift, 27f.
6 Vbl. (s. Anm. 2) St. XI, 1. Juni 1938, Nr. 86.
7 Erika Weinzierl, *„Zu wenig Gerechte." Österreicher und Judenverfolgung 1938—1945.* Graz 1969,32.
8 *Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 1938,* N. F. 5, 176; 1937, N. F. 4, 201.
9 *Stadtchronik.* 1938/1940, 975f.
10 *Solidarität zu Kindern in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern.* Wien .1962.
11 *Theresienstadt.* Copyright 1965 in Englisch und 1968 in Wien in deutscher Übersetzung von Walter Hacker. Redigiert von Rudolf Iltis. Das Kapitel „Die Kinder von Theresienstadt" stammt von Irena Lauscherova.
12 Minna Lachs, *Warum schaust du zurück? Erinnerungen 1907—1941.* Wien 1986, 185, 194.

Titelfoto zu: Oswald Amstler, Solidarität zu Kindern in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern. *Wien 1982*

Kinder und Mütter auf der Verladerampe von Auschwitz auf dem Weg in die Gaskammern

Minna Lachs und ihr Sohn Tommy nach der Ankunft in den USA mit der „Navemar"

Das Flüchtlingsschiff „Navemar"



14 NEW YORK PM, SUNDAY, SEPTEMBER 14, 1941

Death and Disease Stalk Refugees on Hell-Ship Navemar . .

WOLFGANG SPEISER

Zeitzeuge

Ich wurde 1909 in Wien geboren. Mein Vater war seit 1919 sozialdemokratischer Stadtrat von Wien. Mit elf Jahren marschierte ich zum ersten Mal am 1. Mai mit ihm an der Spitze der Floridsdorfer Arbeiter von der Floridsdorfer Brücke bis zum Rathaus — ein bewegendes Erlebnis für mich. Als Student an der Universität lernte ich zum ersten Mal den Nationalsozialismus in seiner brutalen Form kennen. Meine grundsätzliche, eher radikale Einstellung entstand auf dem Parteitag Ende Oktober 1927, der sich mit den Ereignissen des 15. Juli befaßte. Hier wurde darüber debattiert, ob die spontane Kundgebung, die mit einem Blutbad der Schoberpolizei geendet hatte, ein Versagen der Disziplin oder der mangelhaften Führung durch den Parteivorstand gewesen war. Die Majorität der Delegierten lehnte die spontane Demonstration ab. Wir Jungen sympathisierten mit Max Adler, dem großen austromarxistischen Theoretiker, der die Demonstranten als Verteidiger des verletzten Rechtsgefühles bezeichnete. In Wahrheit hatte der 15. Juli 1927 die Wende von der machtvollen Erscheinung der Arbeiterbewegung zum Aufstieg des Austrofaschismus gebracht.

An den österreichischen Hochschulen erlebte ich den Aufstieg des Nationalsozialismus. Mit Hilfe des katholischen CV und der deutschnationalen Burschenschaften terrorisierten die Nationalsozialisten Jahre vor der Machtergreifung Hitlers in Deutschland die Studenten durch rassistische Exzesse. Schon im Oktober 1929 verteilten die Hakenkreuzstudenten ein Flugblatt, in dem sie zum Boykott der Vorlesungen jüdischer Professoren aufforderten. Unter diesen befanden sich der Lehrer des deutschen Rechts, Emil Goldmann, der Handelsrechtler Hupka, der Zivilrechtler Pisko und Max Adler. Ebenso wurde Hans Kelsen genannt, den man ebenfalls als „Marxisten“ bezeichnete, obwohl Kelsen weder Jude noch Marxist war. Unter den 41 genannten Lehrern der Philosophischen Fakultät waren führende Wissenschaftler wie der Professor für Römische Geschichte, Kappelmacher, Emil Reich, der Positivist Schlick, der Kunstgeschichtler Tietze und der Komponist Egon Wellesz. Unter den 122 genannten Lehrern der Medizinischen Fakultät waren weltberühmte Professoren wie Sigmund Freud und der Anatom Julius Tandler.

Eine markante Persönlichkeit der Wiener Universität war Wenzel Graf Gleispach. Er war ein Strafrechtler, der wegen seiner nationalsozialistischen Gesinnung in der ständischen Zeit entlassen wurde und sofort im nationalsozialistischen Berlin einen Lehrstuhl erhielt. Dort entwickelte er das nationalsozialistische Strafrecht. 1929 wurde er Rektor der Wiener Universität. Bei seiner Inauguration hatten Nazi-Studenten in Uniform und farbentragende Studenten die Rampe besetzt, sodaß die Ehrengäste unter Polizeischutz und Bundespräsident Miklas von Gummiknüppel schwingenden Polizisten beschützt zum Festsaal geleitet werden mußten. Gleispach sprach zum Thema „Was ist Strafe?“ und bezeichnete diese als vergeltendes Übel.

Schon am nächsten Tag überfielen Heimwehrstudenten das Anatomische Institut von Professor Julius Tandler, zerstörten Gegenstände und verletzten Studenten zum Teil schwer. Die Feuerwehr mußte für jüdische Studentinnen, die aus dem Fenster sprangen, Sprungtücher spannen.

Gleispach war der Hauptvertreter einer rassistischen Studentenordnung. Im April 1930 wurde diese vom akademischen Senat publiziert. Sie sollte die Studentenschaft in deutsche, jüdische und andere nationale Gruppen einteilen. Dem Staatsbürgerprinzip wurde ein sogenanntes Volksbürgerprinzip gegenübergestellt. Gegen diesen Versuch führte auch die bürgerliche Presse einen heftigen Kampf. Die sozialistischen Studenten gingen ebenso wie der Chefredakteur der *Wiener Sonn- und Montagszeitung* zum Verfassungsgerichtshof. Ein Vertreter der Deutschen Studentenschaft gab es uns schriftlich, daß das Wahlrecht zur Deutschen Studentenschaft im Zweifel mit den sieben Taufscheinen der Eltern und Großeltern nachgewiesen werden müßte.

Vor dem Verfassungsgerichtshof plädierte Gleispach für die Studentenordnung und

bezeichnete die Ideen der Französischen Revolution von Gleichheit und Freiheit als überholt. Der Verfassungsgerichtshof hob jedoch die Studentenordnung als ungesetzlich auf.

Unmittelbar nach der Verkündung des Spruches durch den Verfassungsgerichtshof, der damals im Gebäude des Parlaments tagte, eilte ich zur Universität und warnte in der Bibliothek und in verschiedenen Institutsräumen die Studenten vor einem blutigen Hochschulkrawall, mit dem auch tatsächlich die antisemitischen Studenten ihre Niederlage beantworteten.

Zu Ende des Jahres brachte der christlichsoziale Unterrichtsminister Czermak eine ähnlich rassistische Studentenordnung als Gesetz im Parlament ein, offenbar, um den Nationalsozialisten den Wind aus den Segeln zu nehmen. Sie wurde jedoch nie Gesetz und scheiterte am Widerstand der Sozialdemokraten. 1932 zerfiel die Deutsche Studentenschaft, als die katholischen CVler offen von den Nazis bekämpft und ebenfalls bei einem Studententag in Graz verprügelt wurden.

Die Hochschulkrawalle mit der blutigen Verfolgung von Juden und sozialdemokratischen Studenten schienen in den zwanziger und dreißiger Jahren Bestandteil des Lebens an der Universität und an der Technischen Hochschule zu sein. Sie hatten ihre Wurzeln wohl in den nationalen Kämpfen der Monarchie, den Schlägereien bei den Samstagsbummeln zwischen deutschnationalen und anderen Studentenverbindungen. Die Idee der Hochschulautonomie, die die Freiheit der Lehre sichern sollte, wurde, da sie auch die Polizei von der Hochschule fernhielt, zu einem Freibrief für verbrecherische Mißhandlungen unschuldiger Studenten.

Ich selbst war wiederholt Opfer der Ausschreitungen, als mein Bekanntheitsgrad zunahm und ich als Obmann der Sozialistischen Studenten an der Universität zu schlichten und bei den Rektoren zu protestieren suchte. Die Deutsche Studentenschaft hatte hinter der Universität eine Schießstätte bekommen, von der Stahlruten, Gummiknüttel und Schlagringe jederzeit leicht besorgt werden konnten.

Diese Schießstätte diente zuerst der Heimwehr und später der entsprechenden Sturmabteilung der Nationalsozialisten. Die akademische Legion der sozialistischen Studenten war mit einigen Ausnahmen (etwa bei der Verteidigung des Anatomischen Instituts von Professor Tandler) jederzeit in der Minderheit. Sie konnte unerwartete Angriffe nicht abwehren.

1931 wurde ich Obmann der Sozialistischen Studenten an der Universität. Es war ein besonderes Kampfjahr gegen den Nationalsozialismus. In großen Versammlungen wurde der Ungeist der Nationalsozialisten angeprangert.

Anläßlich der Wahlen zur sogenannten Deutschen Studentenschaft, von denen natürlich Juden ausgeschlossen waren, forderten wir zur Wahlenthaltung auf und legten ein Programm vor, das eine Hochschulreform verlangte, wie sie erst in den sechziger und siebziger Jahren verwirklicht wurde. Diese Aufforderung zur Wahlenthaltung durften wir nicht in der Universität plakatieren, daher mußten wir unsere Plakate vor der Rampe aufstellen. Sie waren natürlich Ziel der Angriffe und wurden von Rektor Übersberger als „Geßlerhüte“ bezeichnet. Er verlangte von mir deren Entfernung. Zur Wahl in die sogenannte Kammer der Deutschen Studentenschaft waren dann nur 6.000 der 12.000 Studenten der Universität erschienen. Schon damals waren die Nationalsozialisten die stärkste Gruppe.

Während meiner Hochschulzeit beschäftigten mich neben meinem normalen Studium insbesonders zwei Materien. Einmal die Strafrechtsreform, wie sie in dem Entwurf von Professor Kadecka 1927 behandelt wurde. Das Österreichische Strafrecht ging ja in seinen Grundzügen noch auf die Zeit Maria Theresias zurück. Erst 1974 gelang es Christian Broda, ein zeitgemäßes neues Strafrecht durchzusetzen.

Andererseits war eine gründliche Hochschulreform ein Programmpunkt der sozialistischen Studenten. Am Verbandstag im Jänner 1931 war ich nach gründlicher Beratung durch mehrere Kommissionen Hauptreferent zu unserem Hochschulreform-Programm, in dem Forderungen enthalten waren, die erst in der Zweiten Republik, zum Teil unter meiner Jahrgangskollegin Hertha Firnberg, durchgeführt wurden, wie:

1. Unentgeltlichkeit des Studiums und sozialer Einrichtungen zur Überwindung des sozialen Numerus clausus.
2. Mitwirkung der Assistenten und Studenten an der Hochschulverwaltung.

3. Trennung von Forschung und Lehre im Interesse beider.
4. Berufung der Professoren ausschließlich nach fachlichen Gesichtspunkten.
5. Reform des Vorlesungsbetriebes durch Abschaffung der Massenvorlesungen und Vermehrung der Arbeitsgemeinschaften.

Im März 1933 schaltete Dollfuß das Parlament aus, und im Februar 1934 wurde der Abwehrkampf der österreichischen Arbeiter blutig niedergeschlagen. Nach der Auflösung des „Verbandes Sozialistischer Studenten Österreichs“ schuf ich bald eine Untergrundorganisation „Die rote Vorhut“ und war mittätig an der Gründung des „Roten Rings sozialistischer Intellektueller“. Inzwischen war ich Konzipient in der Strafrechtskanzlei von Dr. Oswald Richter geworden und verteidigte bald hunderte Widerstandskämpfer zumeist unentgeltlich — unter ihnen Bruno Kreisky und vier seiner Mitangeklagten.

Nicht immer fehlte meiner Tätigkeit eine humoristische Note. Rosi, eine junge Trotzkistin, die die polnische Staatsbürgerschaft besaß, wurde wiederholt wegen illegaler Betätigung verhaftet. Als die Gefahr bestand, daß sie nach Polen abgeschoben wurde, veranlaßten wir, daß sie zum Schein einen ihrer Genossen heiratete, und ich konnte ihre Freilassung durchsetzen. Noch heute weiß sie nicht, welche ihrer beiden Ehen gültig ist.

Nach dem Einmarsch von Hitlers Truppen in Österreich stand für mich der Plan zur Emigration fest. Der Krieg war vorauszusehen. Ich hatte keine Lust, als Hitlers Soldat europäische Länder anzugreifen und in seinem Heer meine Pflicht zu tun. Außerdem würde ein Flugblatt, das mit meinem Namen gezeichnet war und in dem ich zu einer Antinazi-Versammlung aufrief und das mit den Worten schloß: „Schlaget die Nazi, wo ihr sie trefft“, auftauchen.Ich verschwand zunächst aus meiner Wohnung, vertrat dann noch einige Fälle meines Chefs, der inzwischen ins Konzentrationslager nach Dachau gekommen war und dort starb.

Anfang April fuhr ich dann mit einem „Arierpaß“ in die Schweiz und dann in mein erstes Emigrationsland Frankreich.

PARISER EMIGRATION

Für den politischen Emigranten spielt sich das Leben auf drei Ebenen ab.

Einmal gegenüber den Behörden des Asyllandes. Sie mögen ihn dulden oder mehr oder weniger seine Sicherheit bedrohen.

Die zweite Ebene ist seine materielle Lage. Gerade der Intellektuelle hat es da mit wenigen Ausnahmen berühmter Kollegen (wie großer Dirigenten und weltberühmter Schriftsteller) schwer. Ihm ist eine Arbeit in seinem Beruf zumeist verwehrt. Ich brauche gar nicht an das Schicksal des Strafjuristen zu denken, der Flüchtling aus einem Staat ist, der nicht mehr besteht und wo die Rechtsordnung sich zu einer Unrechtsordnung gewandelt hat.

Die dritte Ebene ist das Weiterbestehen des Interesses an der politischen Entwicklung in der Heimat. Wer, in den Cafés der Grand Boulevards sitzend, den Haßtiraden Hitlers aus den Lautsprechern ohnmächtig zuhört, kann wohl mit Schicksalsgenossen das Unheil besprechen, er kann seine Sorge um die Heimat und die Welt, die vor einer Kriegskatastrophe steht, mit seinen Kollegen besprechen, aber was kann er schon tun? In Paris erhielt ich eine kurzfristige Aufenthaltsgenehmigung. Ich wurde aber nach einigen Wochen aus der Stadt und dem angrenzenden Departement Seine et Marne ausgewiesen. Es waren ja schon Millionen Flüchtlinge aus vielen Ländern dort. Ich nahm dann für vierzehn Monate Aufenthalt in dem kleinen Städtchen Chelles sur Marne, das durch eine Autobusverbindung die tägliche Fahrt nach Paris ermöglichte. Denselben Gedanken hatten auch etwa 800 andere österreichische Flüchtlinge, sodaß sich eine kleine Kolonie bildete.

Meine Aufenthaltsbewilligung galt aber nie für mehr als drei bis vier Wochen, sodaß ich und andere stets vor der Ausweisung aus Frankreich bangten.

Ich lebte, da ich ja kein Geld hatte mitbringen können und keine Arbeitserlaubnis erhielt, von einer Unterstützung des sozialistischen Matteotti-Komitees in der Höhe von 70 Francs in der Woche.

Dieser Beitrag genügte gerade, um die Unterkunft in einem schäbigen Zimmer und die Fahrten zu bestreiten. Das Zimmer hatte kein warmes Fließwasser, und mit dem kalten

mußten wir uns waschen, das Kochwasser bereiten und das Geschirr abwaschen. Das WC war zwei Treppen tiefer über den Hof. Ein kleines Eisenöfchen gab für den kalten Winter etwas Wärme, und auf ihm bereitete meine Frau Tee und zumeist Kartoffelgulyas. Bald konnten wir an der von der Familie Rothschild unterhaltenen jüdischen Gemeinschaftsküche teilnehmen. Da die Küche orthodox geführt wurde, gab es am Samstag nur das am Vorabend gekochte und über Nacht warm gehaltene Essen, das daher oft angebrannt war.

Ich bemühte mich, meinen Leidensgenossen, orthodoxen burgenländischen Juden, das Leben zu erleichtern. An Samstagen zündete ich als „Schabes Goi“ das Feuer an, was ihnen ihre Religion verbot. Sie mahnten mich dreimal von meinem unfrommen Vorhaben ab, und ich wäre das erste Mal bald unverrichteter Dinge weggegangen. Meine Frau konnte als Absolventin der Musikakademie bei bessergestellten, zumeist rumänischen Emigranten einige Klavierstunden geben und so unser Budget aufbessern. In den ersten Wochen war aber oft Schmalhans Küchenmeister, und wir lebten von französischem weißem Brot, weißem Topfen und Tee.

Bald nach dem Überfall auf die Tschechoslowakei kam die Sorge auch um die persönliche Zukunft. Wir rechneten mit der Wahrscheinlichkeit, daß die Maginot-Linie nicht halten würde, und die Zustände im französischen Heer waren uns aus Gesprächen mit Schülern meiner Frau bekannt.

So war eine unserer Hauptbeschäftigungen der Versuch, in irgendeinem Überseeland ein Visum zu erlangen, die Fahrkosten würde wohl ein Flüchtlingskomitee beitragen. Aber selbst die südamerikanischen Länder und das britische Weltreich verschlossen sich dem österreichischen Flüchtling, der als einzigen Ausweis einen Fremdenpaß mit der Bezeichnung Ex-Autrichien hatte.

Neben einigen fehlgeschlagenen Versuchen, illegal Arbeit zu erhalten, saß ich bei Schönwetter vor den herrlichen Impressionisten im Museum, im Luxemburggarten, oder durchstreifte Paris und seine Museen. Einmal in der Woche holte ich meine Unterstützung ab oder traf Freunde. Ich hatte jedoch eine besondere Aufgabe. Einige Kollegen und deren Freunde, die große Auswanderungsabsichten hatten, schmuggelten Geld mit Hilfe von korrupten SA-Männern aus Österreich über Paris in viele Länder der Welt. Die SA-Männer behielten ihren Anteil und lieferten den Rest pünktlich bei einem jüdischen Geschäftsmann in Paris ab. Dieser übergab mir die Beträge — ebenfalls gegen eine Provision — immer im Café de la Paix. Ich transferierte diese Beträge nach Südamerika oder Shanghai oder sonstwohin. Ich zog mir selbst nie eine Provision ab, weil ich dies als unehrenhaft betrachtete. Der jüdische Geschäftsmann verschaffte mir aber immerhin später gegen Geld das von der Regierung zunächst abgelehnte Einreisevisum nach Australien.

An ein bis zwei Abenden trafen sich die emigrierten Sozialisten in einem Kellerlokal in der Rue Trudaine. Hier waren Otto Bauer und der Führer der Revolutionären Sozialisten, Buttinger, zusammen mit den Emigranten aus Brünn und Österreich.

Vorträge und Diskussionen erleichterten das Weiterleben, Probleme wurden besprochen, aber nicht gelöst.

Im Mai 1939 berichtete Otto Bauer, daß er beim Vorstoß Hitlers in die Tschechoslowakei bereits von Leon Blum über den französischen Aufmarschbefehl gehört habe. Eine Deklaration des russischen Sozialdemokraten Dan, des Polen Zyromski und Otto Bauers wurde heiß umstritten. Sollten die Emigranten in die alliierten Heere eintreten? Ich plädierte mit anderen für die Umwandlung der militärischen Auseinandersetzungen in einen revolutionären Krieg: Der Feind stehe jeweils im eigenen Lande.

Zur Zeit des Münchner Abkommens war ich entschlossen, in die Schweiz zu fliehen, mit einem Koffer wurde ich am Gare de l'Est als Attentäter sieben Stunden verhört, der Schlüssel war nicht da, und die Polizei vermutete Sprengstoffe. Die Fahrkarte war am Bahnhof von Chelles mit einem anderen Datum markiert, als ich angegeben hatte.

Im August 1939 kam endlich das australische Einreisevisum. Wir fuhren von Genua mit einem italienischen Schiff 35 Tage in der dritten Klasse. Über den Schiffsfunk hörten wir in Indonesien von der Kriegerklärung, ebenso von Sigmund Freuds Ankunft in England und daß jüdische Wissenschaftler zur Rückkehr ins Hitlerreich gebeten wurden. Bei unserer Ankunft in Australien war man verwundert, daß ich nicht in Österreich Militärdienst gemacht hatte.

IN AUSTRALIEN

In Australien, meinem zweiten Asylland, war meine rechtliche Lage längere Zeit sicher. Ich war als Einwanderer, wenn auch zuerst als Angehöriger einer feindlichen Nation, anerkannt. Eine Arbeitserlaubnis brauchte in Australien niemand. Selbst Österreicher, die —etwa mit einem Australier als Geschäftspartner — einen kleinen Betrieb oder Laden führen wollten, bedurften keiner Konzession. Ich habe bei all meinen Versuchen, eine manuelle Arbeit zu finden, nie ein Zeugnis vorweisen müssen.

Was aber tun? Eine Bürostellung konnte ich nicht anstreben, denn meine Englischkenntnisse waren damals noch zu schwach. Mit einigen Artikeln über europäische Verhältnisse fand ich bei den Zeitungen wenig Interesse.

So versuchte ich es mit manueller Arbeit. Meine Ungeschicklichkeit ließ mich überall scheitern. Ich putzte zwei Tage die Spiegelscheiben einer Cafeteria. Ich war zu langsam in einer Wäschebügelei. In einer Konservenfabrik schleppte ich 50 Kilo-Säcke mit Kartoffeln und Rüben. Dann sollte ich die fertigen Kisten mit je 48 Dosen im Stock stapeln. Das Fließband brachte sie zu mir herauf. Es entstand bald eine Situation wie in Charlie Chaplins Film „Moderne Zeiten“. Ich hatte die ersten Kisten zu weit vorne gestapelt und mußte daher rund um sie herum laufen. Das Fließband mußte abgestellt werden, und ich wurde entlassen.

Nun lernte ich in einer technischen Abendschule zusammen mit anderen jungen Leuten Lackspritzen mit einer Spritzpistole. Als ich es nach ein paar Wochen erlernt hatte, brach die Autoindustrie zusammen. Japan hatte die Benzinzufuhr gesperrt. So bekam ich zum Schluß eine Stellung in einer Gerberei als Hilfsarbeiter und Lackspritzer für die Ausarbeitung des Leders. Es war nicht sehr angenehm, aber ich konnte eineinhalb Jahre davon leben. Meine Frau hatte schon etwas verdient und begann jetzt langsam als Klavierlehrerin.

Inzwischen hatten wir die Hälfte eines kleinen Häuschen gemietet, und ein Kind war unterwegs. Der Krieg mit Japan war noch nicht ausgebrochen, und von Europa erhielten wir nur spärliche Nachrichten. Nach Ausbruch des Krieges mit Japan wurde es auch in Australien ernst. Die jüngeren Australier wurden mobilisiert und kämpften nicht nur in Afrika, sondern auch im Pazifik den grausamen Krieg mit den Japanern.

Für die Fremden wurde ein „Civil Aliens Corps“ gebildet, dessen Angehörige zwangsweise schwere Arbeit verrichten mußten. Obwohl meine australischen Arbeitskollegen in der Fabrik als kriegswichtig eingestuft worden waren, wurde ich mobilisiert. Wie sich später herausstellte, hatte der Intelligence Service einen Brief abgefangen, in dem mein Freund aus Mexiko ziemlich unverblümt revolutionäre Ansichten vertrat.

So ging es zehn Tage lang zumeist in offenem Lastwagen nach Norden ins heiße Zentralaustralien. Als wir endlich ankamen, sahen wir die staubbedeckten Arbeiter im Scheinwerferlicht eben ins Lager zurückkehren. Es war ein Steinbruch, in dem Tag und Nacht gearbeitet wurde. Das Werk diente, wie später andere Arbeiten, dem Straßenbau. Die Abwehr der Japaner sollte durch eine neue Militärstraße erleichtert werden.

In diesem Steinbruch verrichtete ich verschiedene Arbeiten. Als Hilfe für den Sprengmeister lief ich zu früh vor der Zündung zurück, einen Preßlufthammer wollte ich gar nicht übernehmen. Selbst zum Teekochen war ich ungeeignet. Ich hatte zu grünes Holz gemacht, und der Kessel kam nicht zum Kochen. So blieb es dann beim Steineauflesen, zumeist in Nachtschicht, später beim Teeren der Straße. Eine australische Zeitung, die die Behandlung der Fremden mißbilligte, brachte die Karikatur des Wiener Rechtsanwalts, der mit Sträflingen zusammen im Steinbruch arbeiten mußte.

Zu dieser Zeit waren italienische und deutsche Kriegsgefangene aus andern Lagern zu uns als Arbeiter eingeliefert worden, und wir mochten dies gar nicht, da es zumeist engagierte Faschisten waren. Es war die Zeit der Moskauer Erklärung, worin Österreich als erstes Opfer Hitlers bezeichnet wurde. Wir kämpften um die Anerkennung als freundliche Alliierte mit Hungerstreiks und zuletzt mit einem Prozeß vor dem Verfassungsgerichtshof. Dabei vertrat uns ein Rechtsanwalt des Council of Civil Liberties.

Während die Australier Urlaub machen konnten, mußten wir nach 14 Monaten noch Weiterarbeiten.

Dann sollte ich an einer etwas südlicher gelegenen Stelle zum Schwellenbau gehen. Ich

lehnte dies ab und verlangte die Vorführung zum Distriktsstaatsanwalt. Diesem teilte ich mit, daß er Anklage wegen Dienstverweigerung gegen mich erheben müsse, und zeigte ihm mein Doktordiplom. Ich war ja der einzige Jurist neben ihm im Nordterritorium. Tags darauf wurde ich in die Kanzlei versetzt, wo ich täglich 10 bis 12 Urlaubsscheine schreiben mußte.

Als wir endlich Urlaub nach Melbourne erhielten, war der Prozeß um die Rechtsstellung der Österreicher noch nicht abgeschlossen. Aber ein anderes Ministerium hatte mir inzwischen über meinen Antrag die australische Staatsbürgerschaft verliehen, sodaß ich nicht mehr ins Aliens Corps mußte. Ich verbrachte die restliche Kriegszeit als Mischer in einer Farbfabrik und die letzten Wochen als Kanzleihilfskraft bei einem Österreicher, der Buchhalter geworden war.

Während ich in Frankreich noch mit Gleichgesinnten zusammengewesen war, begann sich in Australien bald eine geistige Isolierung einzustellen. Es gab zwar ein Austrian Center, dieses wurde jedoch von Großbritannien aus von Kommunisten gelenkt.

Ich erhielt nur hie und da eine Schrift der österreichischen Sozialisten aus London.

Nach der deutschen Niederlage bei Stalingrad und der Versenkung des Emigrantenschiffes „Andora Star" durch die Deutschen mit vielen Ertrunkenen schrieb ich folgende Zeilen:

An der Jugendfreunde Schar,
Ihrem Los, dem düstern Geschick, Das
noch dunkler als meines war, hängt mein
fragender Blick.

In den Gräbern von Stalingrad.
Den Leichenkammern von Polen.
Des Andora Stars nassem Grab.
Würd' er sich Antwort holen.

Später fand ich Anschluß an australische Linke. Besonders im Arbeiterbildungsverein besuchte ich Kurse und arbeitete mit. 1943 war ich soweit anerkannt, daß ich auf Grund meiner Erfahrung im Wiener Volksheim einen „Plan für die Erwachsenenbildung in Victoria" anläßlich einer großen Konferenz an der Universität vorlegte.

Dieser Plan fand viel Zustimmung, auch in der Presse. Er wurde jedoch erst viel später mit der Gründung mehrerer Zweigstellen verwirklicht.

Ende 1944 schrieb ich für die englische Zeitschrift *Left News* einen Artikel über die nach dem Krieg fällige Reform der deutschen Universitäten in politischer und fachlicher Hinsicht. In diesem waren die Forderungen des Hochschulreform-Programmes der sozialistischen Studenten von 1931 enthalten.

ZURÜCK UND ALS VOLKSREDNER

Die österreichischen Sozialisten aus London sandten mir bald nach Kriegsende das Bild meines Vaters mit Staatskanzler Renner, die den eben aus der Haft entlassenen Karl Seitz besuchten.

Nach großen Schwierigkeiten mit Paß und Visen kehrte ich 1946, noch mit einem Truppentransportschiff, nach England zurück. Die Einreisebewilligung nach Österreich dauerte ebenfalls Monate.

Als ich Ende 1946 nach Wien heimkehrte, wäre es naheliegend gewesen, in die Advokatur zurückzukehren. Es wurde mir auch die Leitung des neu aufzubauenden sozialistischen Wohnbauvereines und des Parteiverlages angeboten. Ich sah jedoch in der Umerziehung der Menschen nach sieben Jahren nationalsozialistischer Unterdrückung und totaler Gleichschaltung die wichtigste Aufgabe. So übernahm ich als öffentlicher Verwalter den Wiederaufbau des Wiener Volkshochschulwesens. Als Zentralsekretär baute ich jene Vereine wieder auf, die von den Nationalsozialisten als Teil der „Deutschen Arbeitsfront" für ihre Propaganda mißbraucht worden waren.

Der Wiederaufbau der Tätigkeit in den Wiener Volksbildungshäusern war aber sehr schwierig. Die Urania war in wichtigen Teilen zerstört. Die Kuppel mit der Sternwarte war im November 1944 von Fliegerbomben getroffen worden, ebenso lagen die Säle der oberen Stockwerke in Trümmern. Auch das Volksbildungshaus Margareten und das Volksbildungshaus Alsergrund waren getroffen worden.

Es waren aber nicht nur die materiellen Schäden, sondern in gleichem Maße der Verlust an Menschen, die den Wiederaufbau erschwerten. Viele der besten Volksbildner waren an der Front gefallen, in den KZs umgekommen oder ins Ausland vertrieben worden.

Am 1. Februar 1947 trat ich mein Amt als Zentralsekretär an. An diesem Tag lag hoher Schnee rund um die Urania, wo sich auch die zentralen Büros befanden. Der andere öffentliche Verwalter und seine Mitarbeiter schaufelten die Wege frei, um den Zutritt zu dem Gebäude zu ermöglichen. Ich legte natürlich auch mit Hand an. Bald widmete ich mich, als meiner ersten Tätigkeit, der Beschaffung von Heizmaterial, damit in jenem Winter der Kursbetrieb nicht völlig eingestellt werden mußte.

Es wurde versucht, systematische Bildungslehrgänge, wie sie in den Volkshochschulen vor dem Krieg bestanden hatten, auszuarbeiten. Die Bildungslehrgänge fanden aber wenig Zuspruch. Besonders unter den jungen Leuten herrschte ein Bildungsdefaitismus. Bei einer Befragung wurde unter anderm geantwortet: „Wozu lernen? Lernen kann man nur, wenn man Hoffnung hat. Für die Atombombe ist es gleich, ob sie einen leeren oder vollen Kopf trifft."

So blieb es zuerst bei praktischen Kursen, wie Kleider oder Schuhe reparieren. Auch die Sprache der Besatzungsmächte wollten viele gerne lernen.

Ich bemühte mich natürlich vor allem um die politische Umerziehung. Hatten früher die Volkshochschulen die Neutralität durch Abstinenz von gesellschaftswissenschaftlichen und vor allem tagespolitischen Fragen zum Prinzip erhoben, so wollten wir zwar Überparteilichkeit und Überkonfessionalität, aber auch eine bewußte Erziehung zur Demokratie.

Zu Beginn des neuen Wintersemesters hatte der spätere Landesschulinspektor Hermann Schnell einen Kurs „Hundert Jahre Weltgeschichte 1848-1948" mit 20 Lichtbildervorträgen ausgearbeitet. In diesem wurden das Zusammenbrechen der deutschen Revolution 1848, die beiden Weltkriege und die Greuel des Nationalsozialismus dargestellt. Dieser Kurs konnte aber nur einmal abgehalten werden. Die Zeit für zeitgeschichtliche Veranstaltungen war noch nicht reif.

Das nationalsozialistische System der Bespitzelung durch die Gestapo und die Hausblockwarte hatte die frühere Freudigkeit für ein Gespräch bei den Wienern zum Verstummen gebracht. Wir begannen daher zuerst durch den englischen Brains-Trust und das Offene Forum die Menschen wieder zum Mitreden zu bewegen. Themen wie „Die seelische Not unserer Zeit" oder „Wissenschaft und Weltanschauung" hatten oft Hunderte Besucher.

1951 begann ich mit einer Diskussionsgruppe: „Was meinen Sie dazu?". Der damalige Justizminister Tschadek hatte einen Vortrag über die Todesstrafe gehalten, und ich teilte zum Schluß mit, daß in der folgenden Woche eine allgemeine Aussprache stattfinden würde. Diskussionen zu Themen, die von den Hörern ausgewählt wurden, fanden bald in mehreren Volkshochschulen großen Zuspruch und wurden während vieler Jahre durchgeführt.

Das Lehrgespräch an der Volkshochschule wurde durch Seminare für die Kursleiter — neben dem Frontalunterricht — eingeführt und so die Wiener Tradition der Diskussion und des Arbeitsunterrichts wieder belebt. Aus Skandinavien kam die Idee einer mitbürgerlichen Bildung, die nicht nur in den gesellschaftswissenschaftlichen, sondern in allen Kursen — auch für Frauen und in Fertigkeitskursen — zum Prinzip werden sollte. An die Stelle der Staatsbürgerkunde früherer Systeme trat die mitmenschliche und mitbürgerliche Bildung.Für viele dieser Neuerungen waren aber die damaligen Klassenräume in Schulgebäuden, ja auch in den vier Volksbildungshäusern ungeeignet. So entstand die Forderung nach neuen und modernen Erwachsenenbildungszentren in den verschiedenen Bezirken.

Zuerst am Stadtrand in der Per-Albin-Hansson-Siedlung wurden von der Gemeinde Wien mit großem Kostenaufwand eigene Volkshochschulhäuser und Häuser der Begegnung gebaut. Wien besitzt gegenwärtig 27 eigens für die Erwachsenenbildung bestimmte große und kleinere Volksbildungsgebäude. Eine in der Welt wohl einzigartige Leistung! Ab 1957

begannen wir mit der Zeitgeschichte und der Gegenwartskunde — also viele Jahre vor deren Einführung in den Schulunterricht. Die Generationen, die durch die Hitlerjugend und das nationalsozialistische Schulwesen gegangen waren, sollten so die Grundlagen eines wahrheitsgemäßen Bildes der jüngsten Vergangenheit erhalten. Unter Verwendung des Filmes von Freislers Volksgerichtshof über die Männer des Widerstandes vom 20. Juli 1944 und vielem anderen Material wurde nun die ganze Breite des bereits Geschichte gewordenen Zeitbildes dargestellt. Der Erfolg war sehr groß. Auch Einzelvorträge, wie jene Bruno Kreiskys und Heinrich Drimmels im Festsaal der Wiener Universität über den 12. Februar 1934, und vieler aus Deutschland und Österreich emigrierter Gelehrter, wie Lise Meitner, fanden jetzt hunderte Zuhörer.

Mitte der fünfziger Jahre wurden gemeinsam mit den Gewerkschaften die sogenannten „Lebensschulen" geführt. Besonders für Hörer, die keine höhere Schule besucht hatten, wurde in sechs Semestern an mehreren Abenden in der Woche aus den wichtigsten Wissensgebieten ein Weltbild und Kulturumblick vermittelt.

Die Volkshochschulen haben mit dem Hörfunk gemeinsam Buchstudienzirkel und das große Funkforum der Wiener Volksbildung geführt. Mit dem Fernsehen wurden Begleitkurse zu dessen Bildungsveranstaltungen abgehalten, ein Medienverbundprogramm mit dem Rundfunk besteht noch heute.

Die „realistische Wende" der sechziger Jahre zu berufsbezogenen und mit Zeugnissen bewerteten Sprachkursen und das Zunehmen der musischen Kurse sorgte für eine Ausweitung der Volksbildungsbewegung, an der heute mehr als hunderttausend Kurshörer im Semester teilnehmen. Wien ist wieder zu einem Mekka der Volksbildung aller Länder geworden, mit denen wir im engsten Einvernehmen arbeiten.

Wolfgang Speiser

HENRIETTE KOTLAN-WERNER

David Josef Bach

EINLEITUNG

In eine Ordnung „Emigrationsforschung“, wie sie in diesem Symposium vorgesehen ist, läßt sich das Lebenswerk David Josef Bachs nur schwer einordnen, und von den geforderten Gesichtspunkten, von welchen aus in den Vorträgen und Diskussionen das jeweilige Thema analysiert werden soll, eignen sich für die Darstellung der Tätigkeit Bachs nur wenige und diese nur eingeschränkt oder indirekt.

Bach wollte die Arbeiter zur Kunst führen und das kapitalistische Kunstmonopol beseitigen. Er wählte dazu die Musik, und die Möglichkeit und Voraussetzung für diese seine unermüdliche Tätigkeit war vom Anfang an die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Österreichs. Den Höhepunkt seines Schaffens erreichte Bach im „Roten Wien“, wo er gleichzeitig vehementen faschistischen Angriffen ausgesetzt war.

Ohne diese Partei hätte er sein Streben nicht in die Tat umsetzen und es daher auch in einem anderen Land nicht fortsetzen können. Zudem hatte er zur Zeit seiner Emigration den Höhepunkt seiner Schaffenskraft bereits überschritten.

Schält man jedoch Bachs Verdienste um Arnold Schönberg und andere Komponisten, die später Österreich verlassen mußten, heraus, dann darf man, wenn auch mittelbar, von „Folgen für ein Aufnahmeland“ reden, und dem unermüdlichen Förderer Bach ist wohl auch ein Teil zuzurechnen, wenn nach dem Zweiten Weltkrieg auf den österreichischen Konzertprogrammen mehr neue Musik erschien.

Sehr wohl aber liefert sein Lebenswerk einen wichtigen, überaus reichen Beitrag zur Darstellung jenes „anderen“, demokratischen Österreich, von dem Frau Professor Weinzierl in ihrem Einladungsbrief zu diesem Symposion spricht: „… nicht zuletzt als eine Art Wiedergutmachung.“

Der Name David Josef Bach ist in jedem Musiklexikon zu finden: als Schöpfer der Arbeiter-Sinfonie-Konzerte und als Förderer bedeutender zeitgenössischer Komponisten. Aber er hatte nicht nur maßgeblich teil am Wiener Kunstleben, er war auch als Kunsterzieher innerhalb seiner Partei eine einzigartige Erscheinung.

Bereits 1895 hatte Josef Scheu den jungen Arnold Schönberg, schon damals mit David Bach befreundet, dem Stockerauer Metallarbeiter-Sängerbund als Chorleiter empfohlen, und Anton Webern wirkte nicht nur an den Arbeiter-Sinfonie-Konzerten mit, er leitete auch den „Singverein der Sozialdemokratischen Kunststelle“.

Was kurzlebige Gründungen, wie der „Ansorge-Verein“, die „Vereinigung schaffender Tonkünstler“ und der „Verein für musikalische Privataufführungen“ angestrebt hatten, David Bach hat es fast durch drei Jahrzehnte mit seinen Arbeiter-Sinfonie-Konzerten, der Sozialdemokratischen Kunststelle und als Leiter von Musikfesten der Stadt Wien vermocht: Werke neuerer Tonkünstler in Wien aufzuführen.

Alle Einrichtungen, welche das ermöglichten, wurden von der organisierten Arbeiterschaft Wiens getragen: materiell und geistig. Wohl „verstanden“ die meisten Arbeiter diese Musik nicht, auch gab es Einwände gegen eine zu „hochgestochene“ Musikerziehung — aber Bach konnte ungehindert arbeiten. Das bleibt das Verdienst der Arbeiter Wiens um die Musik der „Wiener Schule“.

Bach sah in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs vor allem eine Kulturbewegung, und daß sie das auch, in einem hohen Maße, gewesen ist, ist sein großes Verdienst.

MARXISTISCHER SOZIALIST UND IDEALIST

Zu berichten ist von einem Mann, welcher Schillers Streben nach Volkserziehung durch ein Nationaltheater und Richard Wagners Ziel, eine das ganze Volk umfassende Festkultur zu schaffen, mit Hilfe einer organisierten Arbeiterschaft verwirklichen wollte.

David Josef Bach, 1874 geboren, studierte in Wien Philologie, hörte aber auch Vorlesungen bei Boltzmann und Mach. Daneben interessierte er sich seit seiner frühesten Jugend für Musik. Sein Jugendfreund Arnold Schönberg stellte ihm das schöne Zeugnis aus: ... *David Bach: ein Philolog, Philosoph. Literaturkenner, Mathematiker und ein ganz guter Musiker. Er hatte so großen Einfluß auf die Entwicklung meines Charakters, daß er diesem die ethische und moralische Kraft zu verleihen mochte, die meinen Widerstand gegen Gewöhnlichkeit und Allerweltvolkstümlichkeit begründen konnte.*[1]

Noch als Schüler des Akademischen Gymnasiums beschäftigte sich Bach mit dem Marxismus. Ludwig August Bretschneider, der enge Mitarbeiter Victor Adlers, versorgte ihn und seine Freunde mit Literatur: *Ein Jahr später verstanden wir schon ganz gut zu schwätzen: über Mehrwert, Kapitalakkumulation, Klassenkampf, dialektischen Prozeß der ökonomischen Entwicklung.*[2]

Nach seiner Promotion arbeitete Bach als Journalist bei der *Zeit,* die im Geiste der „Fabians" geführt wurde, half eine zeitlang Karl Kautsky bei den Redaktionsarbeiten der *Neuen Zeit* und trat, dreißigjährig, nach dem Tode Josef Scheus als Musikkritiker in die *Arbeiter-Zeitung* ein.

Zu eben dieser Zeit, im Dezember 1904, als Wien von Gustav Mahler noch nichts wissen wollte, wurde dessen Dritte Sinfonie zum ersten Mal aufgeführt. Bach hörte sie, zusammen mit Victor Adler, in der Generalprobe an: *Damals entstand der brennende Wille, das Recht der Kunst auf das Volksganze und umgekehrt noch anders zu verfechten als in Schrift und Wort, und zwar durch die Tat. Die Möglichkeit, diese Überzeugung von der Einheit Kunst und Volk auswirken zu lassen, die war mit Hilfe Victor Adlers einige Monate später gegeben mit den Arbeiter-Sinfonie-Konzerten. Ihren ideellen Ursprung haben sie von dorther genommen.*[3]

Wir befinden uns in Wien — Haupt- und Residenzstadt der österreichisch-ungarischen Monarchie. Neben Hunger, Wohnungselend, Tuberkulose und anderen Folgen der industriellen Revolution, bei politischer Unfreiheit und einer oft beklemmenden geistigen Enge gibt es zu Beginn des Jahrhunderts ein reiches Kunstleben mit einem bereits hochkommerzialisierten Musikwesen.

Noch kämpft die Sozialdemokratische Partei unter Victor Adler um das allgemeine Wahlrecht. In Italien wird ein Gewerkschaftsbund gegründet, in England entsteht die Labour Party, in Frankreich kommt es zum Bruch mit dem Vatikan, zur Trennung von Kirche und Staat, und in Petersburg bricht nach dem Russisch-Japanischen Krieg die erste Russische Revolution aus.

In dieser Zeit großer wirtschaftlicher und politischer Umwälzungen will David Bach Arbeiter-Sinfonie-Konzerte veranstalten, um mit der Musik „die Herzen der Arbeiter zu revolutionieren" und das bürgerliche Kunstmonopol zu brechen. Und die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Österreichs unterstützt diesen jungen Idealisten, Victor Adler bejaht und fördert ihn. Bach, obwohl dem Marxismus verhaftet, in dem es keinen Platz für Idealismus gibt, glaubt an „unauslöschliche Ideale", strebt sein ganzes Leben danach, ein Ideal zu verwirklichen oder sich ihm anzunähern.

Schon Eduard Bernstein hat auf diesen Widerspruch in der sozialistischen Bewegung hingewiesen: In den theoretischen Schriften versündige sich der Marxismus am Idealismus, „während ihm in der Praxis die größten Zugeständnisse gemacht würden".[4]

Bach meinte, er hätte in seinem Idealismus Schiller und Richard Wagner gegenüber mit seinem marxistischen Sozialismus etwas Entscheidendes voraus: *Wie Schiller flüchtete er (R. Wagner) von dieser Welt in das Reich der Schönheit und des Ideals, wartend, daß man ihm nachkäme, hoffend, von dort aus die Erde aus den Angeln heben zu können. Wir anderen setzen den Hebel an irdischen Punkten an.*[5]

Aber auch der „irdische Hebelansatz" erwies sich als kein „Sesam öffne dich", wie Bach später erkennen mußte.

Hier sei ein kleiner Exkurs erlaubt.

Es wäre eine wichtige Aufgabe der Geschichte der Arbeiterbewegung, die Rolle des Idealismus — ein „schillernder Begriff“, wie Fritz Mauthner in seinem *Wörterbuch der Philosophie* sagt — in der deutschen und österreichischen, wohl auch in der russischen, Arbeiterbewegung zu untersuchen und eingehend darzustellen.

Schiller war zur Zeit des Entstehens der Arbeiterparteien der populärste deutsche Dichter, und sein Einfluß reichte weit in den Osten Europas hinein. Man lese nur die Erzählung *Schiller in Barnow* von Emil Franzos, in der sich zwei arme Burschen aus Galizien, ein ruthenischer Bauernsohn und ein orthodoxer Jude, in den Besitz eines zerlesenen Bandes von Schiller teilen.

Aber Mauthner tut Schiller Unrecht, wenn er ihm vorwirft, er habe selbst keine deutliche Vorstellung vom Idealismus gehabt. Spricht doch der Dichter, ganz im Sinne Kants, von einem „Ideal der Begierde“, welches von der „Tierheit in uns“ aufgeworfen wird und Glückseligkeitssysteme entstehen läßt. Und wenn der Dichter überhöhte Charaktere zeigt, so tut er es, weil er glaubt, mit einem großartigen Flug der Gedanken die Welt verändern zu können.

Die Gefahr des Idealismus liegt in der Überzeugung: Wer sich selbstlos, bis zum Opfertod, einer Idee hingibt, sei ein besserer Mensch, ungeachtet, welcher Idee dabei gehuldigt wird. Der selbstlose Kampf um die Verwirklichung eines Ideals wird sowohl bei Sozialisten wie Kommunisten als auch bei Nationalisten hochgehalten. „Er war ein Idealist“ gilt als Entschuldigung für manchen politisch Verirrten. Und als die neue Lyrik mit der aufkommenden Massenverherrlichung das Wort „Held“ ausmerzte („Laßt das Wortespiel, s’war kein Held, der da fiel, s’war ein Opfer kommender Zeiten!“) — da war es Pflicht, sich für die nachfolgende Generation zu opfern. Denn im reinen Idealismus steckt nicht nur Maßlosigkeit, sondern auch ein moralischer Zwang.

VORLÄUFER BACHS

Schon vor Bach hatte es Bemühungen gegeben, gute Konzerte auch Arbeitern zugänglich zu machen. So hatte Robert Hirschfeld, Dozent für Musikästhetik am Wiener Konservatorium, im Volksbildungsverein die Veranstaltung von Volkskonzerten angeregt, die er dann acht Jahre lang leitete; Ferdinand Löwe leitete die „Volkstümlichen Konzerte“ des Wiener Konzertvereins. Er war ein Schüler Bruckners, den er sehr verehrte: „Bruckner ist den Wienern erst aufgegangen, seitdem ihnen Löwe Jahr für Jahr mit unverdrossener Hingabe seine Werke vorführt.“[6]

Sowohl Hirschfeld als auch Löwe unterstützten in hohem Maße Bachs Arbeiter-Sinfonie-Konzerte. Schließlich gab es noch die Nachmittagsvorstellungen des Burgtheaters mit verbilligten Karten für Mittel- und Hochschüler, aber auch für gewerkschaftlich organisierte Arbeiter.

Gewerkschaftlich organisierte Arbeiter im k.k. Hofburgtheater?

Darunter muß man sich vor allem die jungen, hellwachen Handlungsgehilfen vorstellen, die im dynamischen „Zentralverein der kaufmännisch Angestellten“ organisiert waren. Unter der Leitung des begabten Karl Pick wirkte diese Gewerkschaft des „Stehkragenproletariats“ 1910 erfolgreich am Zustandekommen des *Handlungsgehilfengesetzes* mit. Das hinderte nicht, daß zu gleicher Zeit Versammlungen dieser Gewerkschaft von der Polizei aufgelöst werden. Viele dieser Handlungsgehilfen liebten Theater und Oper, verehrten stürmisch Richard Wagner und machten eifrig von allen Bildungseinrichtungen Gebrauch.

ARBEITER UND ALKOHOL

Aber so darf man sich nicht alle Gewerkschaften vorstellen. Der ehemalige Fiaker August Forstner, der die Transportarbeiter organisiert hat, berichtet: *Vorbei war die Zeit, da den Versammlungen stets Tanz und Harmonikabegleitung folgen mußten, zu denen ich... auch die Tänzerinnen, Dienstmädchen und dergleichen bei den Dienstvermittlungen acquirieren mußte... Ich hatte meinen Kameraden schon längst in Versammlungen die Schönheiten der*

Welt geschildert, ihnen gezeigt, daß es Schöneres gäbe als Schnapskarten und dumpfige, rauchige, stinkende Wirtshauslokale.[7]

Schon um 1870 vermerkt der liberale Journalist und Lokalschriftsteller Friedrich Schlögl, es stünde dem Volksbildungsverein besser an, den Wiener Proletarier zuerst aus seiner dumpfen Bierseligkeit herauszuführen, anstatt hochgeistige Vorträge zu halten.

Über eben diese, von Bier und Fusel verursachte Dumpfheit klagt auch Victor Adler in einem Brief an Kautsky, und er geht in der Bildungsarbeit bis an die Wurzel: Er erzieht, mit Erfolg, die österreichischen Arbeiter zur Abstinenz, geht mit dem Beispiel selbst voran und verzichtet auf sein gewohntes Abendbier. Seine Mahnung: „Der trinkende Arbeiter denkt nicht, der denkende Arbeiter trinkt nicht", wird namentlich von der Jugend mit Begeisterung aufgenommen und prägt die Partei in der Ersten Republik. Auf dieser Grundlage baut die Partei ihre Bildungskurse auf, die im Wesentlichen in der Erklärung des Parteiprogrammes und grundlegender Schriften, wie *Das kommunistische Manifest* von Karl Marx, *Die Frau und der Sozialismus* von August Bebel, *Der neue Mensch* von Max Adler und einigen anderen bestehen. In den Bildungskursen sollen Sozialisten marxistischer Prägung herangezogen werden, befähigt, neue Mitglieder für die Partei zu gewinnen.

Bach ist in dieser Bildungsorganisation nicht eigentlich angesiedelt, so wenig wie die Arbeitersänger, über die noch zu sprechen sein wird. Die Schillerfeier vom Jahre 1905 wurde von einem „Schiller-Comite der Wiener Arbeiterschaft" veranstaltet, mit ihrer Gestaltung war David Bach von Victor Adler betraut worden. Die Arbeiter-SinfonieKonzerte unterstanden bei ihrer Gründung der alten Landesparteivertretung, und ein eigenes Komitee, dessen Obmann Ludwig August Bretschneider war, verwaltete sie bis 1919. Danach wurde die „Sozialdemokratische Kunststelle" das Verwaltungsorgan für das gesamte Gebiet der Kunst, und ihr Leiter war David Bach.

DIE ARBEITERSÄNGER

Neben Bachs Musikerziehung der Arbeiter läuft jene von Josef Scheu und den Leitern der Arbeiterchöre. Schon der Arbeiterbildungsverein Gumpendorf hatte eine „Gesangsektion", und Josef Scheu nahm sich vom Anfang an der Arbeitersänger sehr an.

1841 geboren, am Wiener Konservatorium ausgebildet, saß Scheu schon mit 15 Jahren im Orchester des Wiedner Theaters, ab 1865 als erster Waldhornist in jenem des Burgtheaters. Von dort wurde er, wohl wegen seiner sozialistischen Gesinnung, bereits 1881 pensioniert. Eine eigene Gesangschule sicherte seinen Lebensunterhalt. Er gab später die *Österreichische Arbeitersänger-Zeitung* heraus, in deren erster Nummer (1. April 1902) er sein Programm darlegte: „Die Fähigkeiten Stimm- und Hörbegabter auszubilden..., um das Leben der Arbeiter schöner zu gestalten."

In diesem Sinne arbeiteten auch die Chorleiter, die, wie Johann Mörth und Heinrich Schoof, Sängerknaben gewesen und Absolventen des Wiener Konservatoriums waren. Sie und Josef Seyfried waren tief verwurzelt in der Arbeiterbewegung, hatten Lieder für sie komponiert, die viel gesungen wurden, da sie die Gefühle der Arbeiter von damals ausdrückten. Aber Josef Scheu hatte als Musikkritiker der *Arbeiter-Zeitung* oft darüber zu klagen, daß die politische Presse der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei keinen Raum für die Arbeitersänger habe, wohl auch kein Interesse, denn um die Berichterstattung über eine Gesangvereinsveranstaltung müsse man sich wie um eine Gnade bewerben.

Es gab Mängel und viele Schwierigkeiten in der österreichischen Arbeitersängerbewegung, und ihre Leiter hatten schwere Arbeit zu leisten, aber diese Bewegung war dennoch schöpferisch und voll Leben.

Ein ganz anderes Feld bearbeitete David Bach mit seiner Musikerziehung: *Wir sind in Wien bei unseren Bestrebungen erstaunlicherweise ohne weiteres den Weg gegangen, der eine innere Leistung bereits voraussetzt, zu der er doch erst zu führen schien. Nämlich, wir haben mit Sinfonien begonnen, die nichts hergeben als ihre Musik, kein Programm, keine Deutung.* * Es handle sich um das erste Muster musikalischer Volkserziehung durch die höchste Kunst und nur durch diese. Von einer „Hörbegabung", wie sie Scheu als

Voraussetzung nennt, spricht Bach nicht. Ihm war es selbstverständlich, daß Musik auf alle Menschen so wie auf ihn und seine Musikfreunde wirke. Die meisten Arbeitersänger konnten nicht Noten lesen, und insgesamt besaßen die Arbeiter jene Voraussetzungen kaum, wie sie Hanns Eisler für das Verständnis von Musik nannte: „Feingefühl, eine unbeschwerte Jugend mit Freiheit und Kenntnis eines Musikinstruments.“[9] Bach wollte mit seinen Sinfoniekonzerten „das erste Muster musikalischer Volkserziehung durch die höchste Kunst und nur durch diese liefern“.

Scheu und die Chormeister aber waren überzeugt, daß man die Arbeitersänger schrittweise an diese Musik heranführen müsse.

Somit sehen wir uns einer Arbeiterbewegung gegenüber, deren Mitglieder keineswegs über ein einheitliches Bildungsniveau verfügten. Während Victor Adler den Alkoholismus bekämpfte, Scheu bestrebt war, den Geschmack der Arbeitersänger zu heben, wollte Bach „das Monopol der Kunst brechen“.

Doch darf man diesen drei voneinander verschiedenen Erziehungszielen nicht streng voneinander abgegrenzte Arbeitsgebiete unterstellen: Bach hatte auch Verständnis für die „kleine" Musik und förderte die Marschmusik für Blaskapellen, die Arbeitersänger wirkten dann doch in Beethovens Neunter Sinfonie mit, und Adler, der das Wirtshausleben bekämpfte, unterstützte Bach vom Anfang an in seinen Bestrebungen.

SCHILLER — BEETHOVEN — RICHARD WAGNER

Zahllos waren die Feiern zum hundertsten Todestag Schillers. Er war der Freiheitsdichter schlechthin, war 1792 vom Nationalkonvent als Freund der Freiheit und der Weltbrüderlichkeit („comme un ami de la liberte et de la fraternite universelle“) zum Bürger Frankreichs erklärt worden, was freilich ein deutsches oder österreichisches Kind kaum jemals in der Schule lernte. Er wollte für das Volk schreiben, und er strebte ein Nationaltheater an.

Mit einem flammenden Aufruf kündigt die *Arbeiter-Zeitung* die „Schiller-Gedenkfeier der Wiener Arbeiterschaft“ am 8. Mai 1905 an. Das Orchester der Volksoper unter der Leitung von Alexander von Zemlinsky, die Gesangsvereine „Freie Typographia“ und „Helios“ unter Heinrich Schoof wirken mit. Im Orchester spielt, neben anderen, auch Anton von Webern freiwillig mit.

Zum ersten Mal ist der Versuch gemacht worden, nicht nur mit einem sorgfältigen, sondern mit einem erlesenen Programm, das an Hörer und Mitwirkende die größten Anforderungen stellt, die Feststimmung hervorzurufen, die dem Andenken eines großen Mannes würdig ist, schrieb Bach am folgenden Tag in der *Arbeiter-Zeitung*. Bei der Feier war die Fünfte Sinfonie von Beethoven aufgeführt worden, denn diesen Tonkünstler an die Arbeiter heranzubringen, war und blieb Bachs oberstes Ziel.

Paul A. Pisk schreibt später in seinem Aufsatz „Zur Soziologie der Musik“ über Beethoven: *Er hat die Gattung Sinfonie zu einer ungeahnten Höhe weitergeführt. Er wollte auf die Masse wirken und fühlte in sich den Zwang, sich einer großen Hörerschaft mitzuteilen. Vielleicht war er hierin von der Französischen Revolution beeinflußt worden... Er spricht zur ganzen Menschheit und erreicht etwa in der Neunten Symphonie deren künstlerische Vereinigung mit anderen Mitteln, als es die Messen und Passionen des Mittelalters vermochten.*[10]

Für D. J. Bach war Beethovens Musik in einem ganz besonderen Sinn revolutionär. Sein Freiheitsbegriff gehe über den Bereich von Politik und Gesellschaft hinaus, er kämpfe gegen das Schicksal an, er setze das Recht des Menschen in seiner Musik gegen Himmel und Erde durch, er glaube an die Menschheit.

Die eigentliche geistige Grundlage für Bachs Kunsterziehung liefert aber Richard Wagner. Sein Streben, das Publikum zu erneuern, neue, arbeitende Volksschichten ins Theater zu bringen, die Kunst „von der Herrschaft Merkurs“ zu befreien und eine neue, das ganze Volk umfassende Festkultur zu schaffen — das sind Ziele, die Bach von Wagner übernimmt und deren Urheberschaft er uneingeschränkt anerkennt.

Es ist für uns heute schwer vorstellbar, in welchem Maße die Sozialdemokraten vor dem

Ersten Weltkrieg Richard Wagner als politischen Revolutionär ernst genommen haben. Er hatte sich als Königlicher Kapellmeister 1849 dem Dresdner Aufstand angeschlossen, wurde deshalb steckbrieflich verfolgt umd mußte flüchten. Das Aprilheft der Zeitschrift *Der Strom* vom Jahre 1913, vom Sozialdemokraten Josef Luitpold Stern redigiert, ist ganz Richard Wagner gewidmet. Es bringt sein Bild und Auszüge aus seinen Schriften, deren Höhepunkt ein Flugblatt bildet: „Näher und näher wälzt sich der Sturm, auf seinen Flügeln die Revolution." Gedanken der Menschheitsbeglückung und Theaterreform vermengen sich in seltsamer Weise.

Bachs Zeitgenosse Thomas Mann hält von Richard Wagners revolutionären Schriften nichts, aber beim Lesen von Schopenhauer erkennt er in dessen Metaphysik, „deren tiefstes Wesen Erotik ist", „die geistige Quelle der Tristan-Musik".[11] Und später heißt es: *... ich spreche von seinem mächtigen Werk selbst, das beim bourgeoisen Publikum den Höhepunkt seiner Popularität erreicht hat, von seiner Kunst als Geschmack, als Stil, als Weltempfindung.*

Von einer solchen bourgeoisen Wagnerschen Stil- und Weltempfindung war David Bach frei, wie man aus seinen einschlägigen Artikeln ersehen kann, wie etwa in seinem Feuilleton zu Wagners fünfundzwanzigstem Todestag: *... Das Licht, das vom lebenden Wagner ausging, blendet nicht mehr... Jeder weiß heute, daß Wagner der Welt große Kunstwerke geschenkt hat. Aber er hat mehr und Größeres gewollt, nämlich das Bayreuther Werk mit Festhaus und Festspielen, die das Volk vom Theater weg zum Fest, von der schalen Unterhaltung zur Kunst führen sollte.*[12]

Aber Bach sorgte dafür, daß auch die Arbeiter Wagners Musik kennenlernten. Die bedenklich rassistischen Züge des Tondichters, die auf den Einfluß Gobineaus zurückgingen, der in seinem Hause verkehrte, blieben von den Sozialdemokraten jener Vorkriegszeit unbeachtet.

DIE ARBEITER-SINFONIE-KONZERTE

Am 29. Dezember 1905 fand im Großen Musikvereinssaal das „Erste Sinfoniekonzert für die Arbeiterschaft Wiens" statt. Auf dem Programm standen die Ouvertüre zu „Oberon", Lieder von Richard Wagner, Beethovens Dritte Sinfonie („Eroica"), Lieder von Hugo Wolf und die „Tannhäuser"-Ouvertüre. Die Leitung hatte Ferdinand Löwe inne, der auch die Lieder auf dem Klavier begleitete.

In der Partei herrschten vor der Aufführung ernsteste Bedenken. „Noch in keiner Stadt Europas hatte man Gleiches gewagt", schrieb Karl Leuthner später in der *Arbeiter-Zeitung*. Victor Adler sagte zu Bach: *Die Stimmung ist gegen Sie. Noch haben Sie vierundzwanzig Stunden Zeit. Sagen Sie das Konzert ab, wozu Sie der Vertrag berechtigt. Das ist keine Schande. Wiederholen Sie den Versuch ein Jahr später.*[13]

Bach bestand auf der Aufführung. Vom Programm sagte er, daß es ein prinzipielles sei. Zum ersten Male wurde in einem volkstümlichen Konzert eine *ganze* Sinfonie geboten,[14] nicht Teile, und Hugo Wolf wurde gesungen, der damals bei der herrschenden Musikclique noch verpönt war.

Der spätere Bürgermeister von Wien, Karl Seitz, der dem Unternehmen ebenfalls skeptisch gegenübergestanden war, das Konzert aber dennoch mit den anderen Parteiführern besucht hatte, schilderte später den Erfolg: *Eine tausendköpfige Schar von Arbeitern, willig, sich hinzugeben und schon nach wenigen Minuten hingerissen, begeistert, erhoben — alle Zweifel waren hinweggeschwemmt, der Sieg errungen. Die Eroberung der Musik konnte systematisch fort geführt werden.*[15]

Wien hatte von nun an, solange es eine Sozialdemokratische Arbeiterpartei Österreichs gab, seine Arbeiter-Sinfonie-Konzerte. Sie waren ein Bestandteil des Wiener Musiklebens. Wer besuchte nun die Arbeiter-Sinfonie-Konzerte? Es ist richtig — auch Bach bestätigt das später —, daß die Arbeiter unter den Besuchern nur eine Minderheit darstellten.

Es gehört zur Tradition, bei der Schilderung des ersten Arbeiter-Sinfonie-Konzertes den Besuch der Transportarbeiter besonders hervorzuheben. Die Partei hatte an August Forstner, der um die Bildung seiner Kollegen bemüht war, appelliert, sie in den Konzertsaal

zu bringen: *Tatsache ist, daß einige Konzertbesucher sehr erstaunt aufsahen, als die Transportarbeiter, einer nach dem andern, schön langsam mit ihren schweren Stiefeln... den Musikvereinssaal an der Seite ihrer Frauen betraten. Die jüngeren Frauen trugen wohl schon Hüte, aber die älteren hatten noch ihre „Gugel“*[16] *auf dem Kopfe. Einigen Kutschern war die aufgerollte Schürze über die Schenkel geglitten.... Bei dem Konzert selbst horchten die Kollegen mit großer Aufmerksamkeit den Darbietungen.*[17]

Das Experiment war geglückt, es war nicht, wie die Partei gefürchtet hatte, zu einem Skandal gekommen. David Bach las daraus uneingeschränktes Verständnis für die dargebotene Musik.

Darin hat er wohl geirrt. Doch muß es in der organisierten Arbeiterschaft um 1900 viele intelligente und bildungshungrige Menschen gegeben haben. Die musikalisch Interessierten unter ihnen hätten früher in der Kirche Gelegenheit gehabt, gute Musik zu hören. Aber die vehement antiklerikale Haltung ihrer politischen Partei verbot den Besuch der Kirche, und so werden sie mit Freude von der Einrichtung der Arbeiter-Sinfonie-Konzerte Gebrauch gemacht haben. Das Auftreten der Transportarbeiter im ersten dieser Konzerte mag als Symbol weiter in der Tradition bestehen bleiben und jene Sätze illustrieren, welche D. J. Bach in der Österreich-Sendung des Londoner Rundfunks vierzig Jahre nach dem ersten Arbeiter-Sinfonie-Konzert gesprochen hat:

Am 28. Dezember 1905 betrat ein neues Publikum den großen Saal des Musikvereinsgebäudes in Wien. Ungefähr achtzig Jahre zuvor hatte diese Gesellschaft eine neue Schicht, das Bürgertum, als Träger der Musikpflege in Österreich und besonders in Wien gezeigt. An diesem Abend spielte zum ersten Mal die Arbeiterschaft eine sichtbare Rolle in der Musikpflege in Wien. Es war ein historischer Abend.[18]

Nach dem erfolgreichen ersten Konzert fand bereits am 8. Februar 1906 eine Mozartfeier im Großen Musikvereinssaal statt. Danach ging Bach als journalistischer Betreuer mit dem Wiener Männer-Gesangsverein nach London und erfüllte diese Aufgabe zur größten Zufriedenheit des Vereins.

Im Februar 1908 gab es eine „Richard-Wagner-Feier für die Wiener Arbeiterschaft“. Schon Tage vorher waren die Sitzplätze ausverkauft. Die Festrede hielt, dithyrambisch, der Reichstagsabgeordnete Dr. Wilhelm Ellenbogen. Vom Künstler Wagner wolle er sprechen und seiner Bedeutung für die Arbeiterschaft. Siegfried, der freier ist als Wotan, der Gott, sei als herrlicher Idealmensch auch das Ziel der modernen Arbeiterbewegung.

1911 wurde als erstes modernes Werk in einem Arbeiter-Sinfonie-Konzert „Messe des Lebens“ von Delius aufgeführt. 1912 widmet Bach abermals ein Arbeiter-Sinfonie-Konzert ganz Richard Wagner.

In diesem Jahr rechnet er mit dem Bayreuth-Rummel ab: *Nichts, auch Bayreuth nicht, kann sich den Gesetzen der kapitalistischen Ordnung entziehen, in der wir leben. Das Theater, auch Bayreuths Festspielhügel, ist das Eigentum der besitzenden Klasse.*[19] Das internationale Snobtum komme, weil es viel koste und die Karten schwer zu haben seien. Die arbeitende Klasse kämpfe darum, dieses Monopol zu beseitigen. —

Es gab aber auch Arbeiter-Sinfonie-Konzerte in der Form von „Wiener Abenden“, gewöhnlich in den Arbeiterheimen Ottakring und Favoriten. Bach, unermüdlich um die Hebung der Festkultur bemüht, gewann Girardi zum Singen des „Aschenlieds" und des „Hobellieds“ und den Soloflötisten der Hofoper, der Beethoven, Mozart und einen Altwiener Walzer spielte.

Der Erste Weltkrieg macht Aufführungen der Arbeiter-Sinfonie-Konzerte immer schwieriger; im Winter müssen alle Säle wegen Kohlenmangels geschlossen werden. Im November 1914 kann noch das fünfzigste Arbeiter-Sinfonie-Konzert stattfinden. Man führt die symphonische Dichtung „Mazeppa“ von Liszt auf, und der berühmte Geiger Busch spielt das Violinkonzert von Beethoven.

DIE KUNSTSTELLE

Am 12. November 1918 wurde die Republik ausgerufen. In der vorangegangenen Nacht war Victor Adler gestorben. Auch Engelbert Pernerstorfer lebte nicht mehr. An seiner Stelle

war nun Bach Feuilleton- und Kunstredakteur der *Arbeiter-Zeitung*. Für beide, Adler wie Pernerstorfer, war es selbstverständlich gewesen, daß die Republik „Deutsch-Osterreich“ heißen würde, um später einem republikanischen Deutschland anzugehören.
Der neuen Republik drohten kriegerische Verwicklungen mit den Tschechen und Südslawen. In Wien gab es Flecktyphus, und auf Plünderung stand die Todesstrafe.

Das erste Arbeiter-Sinfonie-Konzert der Republik fand am 11. Jänner 1919 im Großen Musikvereinssaal statt und war dem Andenken Victor Adlers gewidmet. Nach der Trauermusik von Bruckner ergriff, tief bewegt, Bach das Wort: „ ... das Hingegebensein an das Ideal, das man einmal erkannt und empfunden hat“, mache Victor Adler eins mit der Kunst. Nach der Gedenkrede erklang unter Ferdinand Löwes Leitung Beethovens Neunte Sinfonie. Noch im selben Jahr wurde im November an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen ein weiteres Konzert zum Andenken Victor Adlers aufgeführt: „Ein deutsches Requiem“ von Brahms.

Im Bewußtsein des Entstehens einer neuen Ordnung hoffte Bach auf ein besseres Gedeihen der Künste. Schon am 5. November 1918 war er in der *Arbeiter-Zeitung*[20] für den Schutz der Kunstgegenstände in öffentlichen Sammlungen, Museen und Bibliotheken eingetreten, denn es bestand die Gefahr, daß sie in der großen Not verkauft oder gegen „nachträgliche Abrechnung“ verschenkt würden.

In einem Artikel „Die Künstler und der Sozialismus“[21] fordert Bach für die Kunst Autonomie und Freiheit, damit sie sich nach eigenen Gesetzen entwickeln könne. Die Künstler sollen sich in ihrem Schaffen „durchaus als Beauftragte des Volksbewußtseins fühlen“, und er fordert ein „Staatsamt der schönen Künste“.

Ein solches Staatsamt kam nicht zustande, aber Bach erhielt die Kunststelle seiner Partei.

Im Juni 1919 beschloß der Wiener Gemeinderat, Theater- und Musikaufführungen für Arbeiter, Angestellte und Schüler zu unterstützen, damit Theater und Konzerte in der verarmten Stadt nicht zum Stillstand kommen sollten. Diese Unterstützung bestand in zehn Prozent der Lustbarkeitsabgabe.

Über eben diese Steuer klagten wiederum viele Theater- und Musikdirektoren. Sie machten sie für ihre trostlose Geschäftslage verantwortlich, und die Opposition der Christlichsozialen im Rathaus wurde nicht müde, den Stadtrat für Finanzen, Dr. Hugo Breitner, wegen dieser Steuer anzugreifen. Aber dieser integre Mann war es, der es nicht nur verstand, die zerrütteten Finanzen der Stadt Wien in Ordnung zu bringen, sondern auch die Grundlage für das „Rote Wien“ zu schaffen, wo eine sozialdemokratische Gemeindeverwaltung mit ihren Volkswohnhäusern, Kindergärten, Bädern, mit ihrer Tuberkulosebekämpfung und ihrer Schulreform weltweit Interesse erweckte. Zahlreich waren die Besucher, die die reformfreudige Stadt kennenlernen wollten.

Dem Komitee zur Durchführung dieses Gemeinderatsbeschlusses, Theater- und Musikaufführungen zu unterstützen, gehörten D. J. Bach, Luitpold Stern und Hans Brecka von der Christlichen Volksbildung als Fachberater an. Als brauchbare Durchführungsmittel boten sich auf ihren Vorschlag „Kunststellen“ an. Zuerst bildete sich der Verein „Sozialdemokratische Kunststelle“. Ihren Grundstock bildeten die noch rund 1000 Mitglieder des Vereins „Freie Volksbühne“, dessen Tätigkeit im Krieg erloschen war. Die neue Organisation nahm einen unerwarteten Aufstieg, schon 1922 zählte die Sozialdemokratische Kunststelle 40.000 Mitglieder. Arbeiter und Angestellte hatten, wenigstens zum Teil, anstelle der Aristokraten und Bürger der Vorkriegszeit das Kunstmäzenat übernommen.

MEISTERAUFFÜHRUNGEN WIENER MUSIK

Nicht von einem „Fest“ wollte man sprechen, dazu war die Zeit um 1920 nicht angetan. Man kämpfte um Mehl, um Kohle für die Lokomotiven, welche die langen Züge mit hungernden Kindern ins Ausland bringen sollten. Ein Bericht über die amerikanische Kinderhilfsaktion spricht vom erschreckenden Überhandnehmen der Tuberkulose, von Hungerödemen, an welchen Erwachsene und Kinder leiden. *Unter den zwei Millionen Einwohnern gibt es zwanzigtausend herumstreichende Kinder in Wien, die schon derart der Straße ergeben*

sind, daß sie die Aufnahme in ein Ferienheim ablehnen.... Mit dem Betteln um ein Stück Brot begann der Abstieg.[22]

Man wollte ein Zeichen des Dankes an das Ausland setzen, das der Stadt großzügig half: „Wir wollen nicht nur betteln." Aber es war auch ein Heilverfahren: „Wir dürfen uns nicht der Verzweiflung hingeben." Daß Geschäftsleute sich eine kleine Belebung der Wirtschaft vom Besuch ausländischer Gäste erhofften, war angesichts der trostlosen Lage verständlich.

Es war Breitner, der mit Danneberg und anderen 1920 den Antrag auf die Durchführung eines Musikfestes stellte. Die Anregung dazu hatte Guido Adler gegeben, Professor für Musikgeschichte an der Universität Wien. Die Gemeinde Wien sollte es veranstalten, der Gemeinsinn aller Bürger es tragen. Die künstlerische Leitung aber oblag D. J. Bach. Er sprach von „Meisteraufführungen Wiener Musik", weil man das Wort „Fest" vermeiden wollte.

Wiener Musik war nach Bach kein topographischer, sondern ein künstlerischer Begriff. Er umfasse nicht den Ort, wohl aber die Landschaft. *Diese Landschaft, die zugleich ihre Musik ist. sie hat ihren Heiligen, der heißt Franz Schubert. Der Märtyrer Schubert muß uns eine Mahnung sein. Richard Wagner spricht einmal vom notwendigen Leiden des Künstlers. Wir wollen es nicht vermehren. Es muß bei dieser Veranstaltung den Lebenden ihr Recht werden. Die Lebenden, die Jungen, die Jüngsten, die noch nicht einmal durch einen Skandal Berühmten sollen zu Wort kommen. Es sind nicht lauter „Moderne" und nicht nur Jünglinge, denn hier in dieser Stadt sind Künstler grau geworden, ohne ihre Werke gehört zu haben.... Hier wird Arbeit geleistet: zur Festlichkeit wird sie durch ihren Wert erhoben.*[23]

Bach wandte sich an *alle,* etwas zu den Meisteraufführungen beizutragen. Der Widerhall war groß. Männergesangsvereine, Arbeiter- und Kirchenchöre, akademische und volkstümliche Vereine boten ihre Mitarbeit an, sodaß neben den Aufführungen in der Staats- und Volksoper, im Konzerthaus und Musikvereinsgebäude in der Zeit vom 26. Mai bis 23. Juni 1920 ein reiches Programm der „Meisteraufführungen" entstand.[24] Ein „Wiener Volkschor" und ein „Wiener Volksorchester" führten unter anderem „Morgen" von Karl Weigl und „Der Ursprung der Harfe" von Karl Prohaska auf. Sie gehörten jenem „Verein für volkstümliche Musikpflege" an, zu dessen Bildung die *Arbeiter-Zeitung* im Februar 1919 aufgerufen hatte. Bei den „Meisteraufführungen Wiener Musik" gab dieser Verein sein erstes Konzert.

In der Aula des Alten Universität gaben die Philharmoniker unter Felix Weingartner ein Haydn-Mozart-Konzert, im Festsaal des Alten Rathauses stand Hugo Wolf auf dem Programm, während die musikhistorische Gesellschaft der Lutinisten im Mittleren Konzerthaussaal Musik aus Wien und Österreich von 1400 bis 1800 mit alten Instrumenten darbot. Im Stephansdom, in Maria am Gestade, in der Minoriten- und Peterskirche, den Pfarrkirchen von Gumpendorf und Lichtental gab es Messen von Klassikern und zeitgenössischen Tonkünstlern. Von Schönberg wurden die „Gurrelieder" und „Pelléas und Mélisande" aufgeführt.Es war ein Erfolg in jeder Hinsicht. Zu dem nicht verwendeten Kredit der Gemeinde Wien von 500.000 Kr. konnte noch ein Reingewinn von 127.219 Kr. zugeschlagen werden. Er wurde für eine Erholungsstätte tuberkulös gefährdeter Kinder verwendet.

Auf eine Beschwerde, daß der Mittelstand bei dem Fest zu wenig berücksichtigt worden wäre, erwiderte Bach, daß er zu den Konzerten geladen war.

Im Nachlaß David Bachs fand sich ein Zeitungsartikel „Das Bach-Fest". Wir lesen: *Unter dem Titel „Meisteraufführungen Wiener Musik" veranstaltete die jüdisch-rote Gemeindeverwaltung der Musikstadt Wien eine internationale Musikfeier, die leider durch ihren jüdischen Charakter vollständig enttäuschen mußte. An die Spitze des gesamten Geschäftes — denn unter Judenhänden wird alles zum Geschäft — wurde der jüdische Redakteur Dr. David Josef Bach gestellt, nachdem die ganze Veranstaltung den sarkastischen Namen des „Bach-Festes" erhielt. Ihm zur Seite waltete der jüdische Bankier*[22] *und sozialdemokratische Gemeinderat Breitner.... Obwohl ja allgemein bekannt ist, daß die Juden überhaupt nicht schöpferische Kunstwerke schaffen, sondern nur „Künstelei" machen können, wurden doch als „Wiener Musik" Werke von...*

Es folgt nun eine Liste von Komponisten, die der Schreiberalle für Juden hält und die Bach angezeichnet hat, weil sie keine waren. Daß auch Schönberg und Schreker aufgeführt worden waren, veranlaßt den Verfasser zu dem Schlußsatz: „Hinaus mit den Juden aus Wien und Österreich!"[26]

Wir sind im Wien des Jahres 1920. Die Stadt war die Zuflucht vieler Juden aus den östlichen Kriegsgebieten der Monarchie geworden. Es gab unter ihnen genug Arbeiter und Handwerker. Aber Handel, namentlich der Kleinhandel, bildete für viele von ihnen seit Generationen die einzige Erwerbsquelle. Das konnte im verarmten Wien hier und dort eine ernste Konkurrenz ergeben, denn der Zugewanderte, ob nun Jude oder Sudetendeutscher, ist gezwungen, zunächst mit Wenigem vorliebzunehmen, härter zu arbeiten, ausdauernder zu sein, und er fühlt sich auch nicht an herrschende Konventionen gebunden. Das mochte einem Greisler, der während des großen Lebensmittelmangels im Krieg zu einer Machtperson geworden war, ohne Zweifel Sorge bereiten und ihn zu einem feindseligen Verhalten gegenüber jüdischen Zuwanderern veranlassen.

Aber wie stand es denn mit den „Meisteraufführungen" Wiener Musik?

Eine verarmte, hungernde Stadt, der in größter Not das Ausland zu Hilfe gekommen war, wollte mit dem Einzigen, das ihr noch zur Verfügung stand, ihren Dank bezeigen. Haydn, Mozart, Beethoven, allerdings auch zeitgenössische Komponisten, wurden aufgeführt: in Musikhallen, historischen Sälen und Kirchen.

Aber was Schubert, Mozart, Haydn, was Schiller, Beethoven — ein *Jude* hatte die Aufführungen geleitet! Nichts ist geeigneter, die Unkultur, die Geistfeindlichkeit gewisser Schichten in Österreich aufzuzeigen. Und das Beschämende: Diese Unkultur reichte weit in den Mittelstand hinein, Lehrer, Beamte, ja Professoren inbegriffen. Wie sonst wäre es zu erklären, daß 1936 im Ankündigungskasten des Germanistischen Fachvereins der Universität Wien zu lesen war: „Der Judenfreund Lessing hat in der deutschen Literatur nichts verloren"? Von keinem Rektor oder Professor beanstandet, zwei Jahre vor der „Machtergreifung"!

Dieser David Josef Bach, der eben voll Freude von der „wahrhaften Eroberung der Neunten Sinfonie Beethovens durch das Proletariat" gesprochen hatte, weil bei der Maifeier der Arbeiter-Sinfonie-Konzerte der Chor der „Freien Typographia" und jener des „Vereines für volkstümliche Musikpflege" mitgesungen hatten — dieser David Bach war jenen Wienern, die sich als „bodenständige Arier"[27] fühlten, fremd und ein Dorn im Auge.

DAS MUSIK- UND THEATERFEST IN WIEN 1924

1924 fand, abermals unter Bachs Leitung, ein großes Fest in Wien statt. Es war das Jahr, in welchem sowohl Bach als auch sein Jugendfreund Schönberg den fünfzigsten Geburtstag feierten. Bach ehrte seinen Freund mit einer Aufführung „Friede auf Erden" und mit der Uraufführung von Schönbergs Bläserquintett. Daneben gab es Erstaufführungen von Beethoven, Gluck und Mahler sowie Alban Berg, Hindemith, Hauer, Pisk, Prohaska, Schreker, Webern und Weigl.

Die Stadt Wien hatte Kunstpreise für Dichtung, Musik und bildende Kunst gestiftet. Bach saß als ehrenamtlicher Preisrichter in der Jury für Dichtkunst.

Die Sozialdemokratische Kunststelle überreichte David Bach zu seinem fünfzigsten Geburtstag eine schön gearbeitete Kassette mit fünfundsiebzig Widmungsblättern in Halbbogenformat, auf welchen Künstler Wiens, aber auch andere, wie etwa John Galsworthy, ihre Glückwünsche darbrachten: mit einem Vers, einem Musiksatz, einer Zeichnung — je nach dem von ihnen vertretenen Kunstbereich. So Alban Berg mit einem Originalauszug von „Wozzek", Franz T. Csokor mit einem Auszug aus einer Ballade, Karl Kraus mit einem Gedicht usw. Diese Kassette, die sich noch in England befindet, ist ein Beweis dafür, daß Bachs Wirken über Österreich hinaus bekannt war.

Über das Musikfest 1924 berichtet die *Deutsch-österreichische Literaturgeschichte* von Nagl-Zeidler:[28] *Diese Mammutveranstaltung, mit Fanfaren vom Rathausturm eingeleitet, dauerte vom 14. September bis 19. Oktober und gewährte in gleicher Weise den literarischen und musikalischen Extremisten wie den Traditionalisten Raum: der Bogen war von Mozart und Beethoven bis zu Mahler und Schönberg, vom .. Urgötz" bis zu Barlach und Billinger, von dem Sozialisten Ernst Fischer bis zu den Katholiken Max Mell und Richard Kralik gespannt... vereinigte über alle politischen Gegensätze hinweg Pläne und Versuche links- und rechtsorientierter Architekten zur Lösung der damals viel diskutierten Frage der Theaterreform im*

Sinne einer Abkehr von der Guckkastenbühne: man sah die Radikalismen des sowjetischen Rußland wie des faschistischen Italien, das eine starke Abordnung unter Enrico Prampolini entsandt hatte. Das Ergebnis wäre jedoch „in keinem rechten Verhältnis zu den Ausgaben" gestanden, heißt es weiter, und selbst in „eigenen Kreisen" hätte es Kritik gegeben.

Im Gegensatz zum Musikfest 1920 wies das Musik- und Theaterfest von 1924 einen Fehlbetrag von 108.879 Schilling auf. Dennoch war es ein bedeutendes Fest gewesen, das unter anderem mit der Erstaufführung von Schönbergs Bläserquintett in die Musikgeschichte eingegangen ist. „Die Kritik aus den eigenen Reihen" aber, die etwas später einsetzte, richtete sich mehr gegen die Tätigkeit der Kunststelle als gegen das Fest der Stadt Wien.

DIE MONATSSCHRIFT *KUNST UND VOLK*

Zur tausendsten Theateraufführung der Sozialdemokratischen Kunststelle gab David Bach im Februar 1923 *Kunst und Volk,* eine Festgabe der Kunststelle, heraus, aber es dauerte bis zum Jahr 1926, ehe er seine Monatsschrift *Kunst und Volk* publizieren konnte. Neben den notwendigen administrativen Mitteilungen für die Mitglieder und den Erklärungen zu Konzerten und Bühnenwerken sollte das Blatt vor allem „eine geistige Aussprache“ herbeiführen. Dieser Aufgabe ist *Kunst und Volk* in hohem Maße nachgekommen. Bach ließ die gegensätzlichsten Standpunkte zu Wort kommen, versuchte nicht, sie „auf eine Linie" zu bringen und kommentierte sie auch nicht. *Kunst und Volk* ist daher eine einzigartige Informationsquelle über alle Arten von Fragen der Kunst innerhalb einer sozialistischen Arbeiterpartei. War Kunst im Grunde nicht ein Luxus für Arbeiter? Bach hielt dem entgegen, daß revolutionäre Bewegungen zuerst in der Kunst aufscheinen und daß man mit Musik „die Herzen revolutionieren“ könne.

Aber das Blatt der Kunststelle bemühte sich auch um einen Abbau der oberflächlichen Auffassung von Schuberts Persönlichkeit als „Schwammerl“, um Darstellungen, die Johann Strauß als ernsten Musiker erkennen ließen. Einen großen Raum nahm die Diskussion um eine eigenes Theater ein. Als der Kunststelle 1928 das Carl-Theater zur Verfügung stand, konnte es nicht gefüllt werden. Die wachsende Sportbewegung, steigender Kinobesuch und die Arbeitslosigkeit nannte man als Gründe dafür. War schon Grabbes „Scherz, Satire und Ironie“ schlecht besucht gewesen, Ernst Fischers „Lenin“ war es noch weniger.

Und nun setzte die „Kritik in den eigenen Reihen“ ein. Nehme man genügend Rücksicht auf die Arbeiter? Man dürfe sich nicht genieren, den Arbeitern zu sagen, wer Shakespeare war. Bach antwortete mit einem Leistungsbericht: Über zwei Millionen Karten waren in fünfeinhalb Jahren ausgegeben worden, für Konzerte allein 200.000, 377.000 für Opern- und Operettenvorstellungen, 1,400.000 für Schauspielbesuche. An der Spitze standen Gerhart Hauptmann, dann folgten Shakespeare und Schiller.

Die intellektuelle Parteijugend warf Bach vor, „bürgerliche“ Kunst zu verfechten. Ernst Fischer schrieb: „Die alten Formen der Kunst, des Theaters verfallen.“[29] Was die Masse kennzeichne, sei *eine* Leidenschaft, *ein* Richtungswille, man müsse nach besten Kräften ein Reporter, kein Poet sein. Als Form biete sich der politische Mythos an: *Politische Dramen, Massendramen, in denen der Rhythmus wilder Maschinen dröhnt, die der Atem der Revolution durchweht — das will die Jugend. Das wird sie dem Theater gewinnen.*[30]

Immer häufiger wurden „Revuen“ aufs Programm gesetzt, um politische Parolen deutlich und unmißverständlich den Zuschauern einzuprägen — Agitation und Propaganda standen im Vordergrund. Der deutsche Schriftsteller Kurt Kläber, der sich für sozialistische Erziehung interessierte und deshalb nach Wien kam, wollte die Werke Goethes und Schillers als „überholt“ aus der Bibliothek einer sozialdemokratischen Erzieherin entfernen und verbrennen. Er konnte noch rechtzeitig an seinem Vorhaben gehindert werden.

Diese Entwicklung hatte etwas Beunruhigendes an sich, was manche Sozialisten sehr wohl erkannten.

Im September 1930 schreibt Bach in seinem Blatt: *Spitzen-Leistung einer Festkultur sind die Arbeiter-Sinfonie-Konzerte. Gewiß, es nimmt nur ein kleiner Ausschnitt von Parteigenossen daran teil: aber diese tragen die Idee, die Anregung dieser Konzerte weiter. Insbesondere ihr*

Einfluß auf den Arbeitersang ist sehr groß. Diese Konzerte tragen überdies zu dem Ruhme Wiens, des sozialistischen Wien bei. an ihnen finden die Künstler eine Zuflucht.... Im kommenden Spieljahr werden unter klassischen Werken, die niemals fehlen dürfen, auch zwei seltener aufgeführte Werke... zu hören sein.

Bach, der in Wien mit Überzeugung die zeitgenössische Musik förderte, der mit Ernst Krenek die österreichische Sektion der Internationalen Gesellschaft für neue Musik leitete — dieser Bach will auf die Klassik nicht verzichten. Dafür hätten wir ihm alle dankbar sein müssen.

Er war von der humanistischen Bildung geprägt, dazu kamen tiefe Kenntnisse der Musik und der Naturwissenschaften. Aber er nahm auch Rücksicht auf die Bedürfnisse der Arbeiter, hatte Verständnis für die Eigenart der Wiener, die Schauspielleistung höher zu schätzen als den Inhalt eines Stückes, sehen zu wollen, wie ein neuer Schauspieler den Valentin im „Verschwender" spielt. Er erkannte auch darin ein echtes Gefühl für Kunst. Von dem Volksstück „Mein Leopold" sagte er einmal, Alexander Girardi habe es mit seiner Darstellungskunst im Wert gehoben.

In seinem Artikel „Der Lassalle-Marsch"[31] erweist sich der Begründer der Arbeiter-Sinfonie-Konzerte ganz als Anwalt volkstümlicher Musik. Er spricht vom Kabarett und den revolutionären Chansons, die „sich bei unseren Veranstaltungen durchgesetzt" haben. Die Masse solle selber singen, nicht nur entgegennehmen.

Auch für die zahlreichen Blasmusiken interessierte sich Bach. Der Komponist Julius Bittner, mit dem Bach 1918 bis 1922 die Musikzeitschrift *Der Merker* herausgab, hatte in diesem Blatt über den Mangel an brauchbarer Marschmusik geklagt. Als der Musikverein der Straßenbahner seinen dreißigjährigen Bestand feierte, schrieb die *Arbeiter-Zeitung* 1924 einen Wettbewerb für „Wiener Märsche" aus. Preisrichter waren David Bach, Julius Bittner, Franz Lehar, Heinrich Schoof und Karl Wacek. Von den 200 Einsendungen wurden als die besten ausgewählt: „Wiener Kinder" von Julius Rey, „Gruß aus Graz" von Karl Gürlich, „Frisch, froh, frei!" von Hans Daubrawa und „Bitte, vorgehen!" von Louis Feigl.

Julius Bittner wurde von Bach wegen seiner Volksverbundenheit geschätzt, die in seinen spezifisch österreichischen Opern zum Ausdruck kam, für welche er auch meistens den Text selbst schrieb. „Bergsee" zum Beispiel handelt vom Aufstand der Bergbauern gegen den Salzburger Bischof. Ein Artikel[32] in *Kunst und Volk* forderte daher, Opern von Bittner wie „Die rote Gret", „Der Musikant", „Der Bergsee", „Der liebe Augustin" und andere aufzuführen, da sie „für unverbildete, unvoreingenommene, aufnahmswillige Menschen, nicht für blasierte Premierentröpfe sind".

Mit Julius Bittner war David Bach in enger Freundschaft verbunden. Man erzählt, er habe ihn vor seiner Abreise aus Wien besucht, um sich von ihm zu verabschieden. Er traf den Komponisten, der sehr krank war, im Gebet an. Auf Bachs Äußerung, er bete wohl um einen guten Ausgang seiner bevorstehenden Operation, antwortete Bittner: „Ich bete für jene, die Weggehen müssen."

Unter Bachs Leitung als Kunstredakteur brachte Fritz Rosenfeld regelmäßig ausführliche Filmbesprechungen, mit welchen die Arbeiter zur Kritik an vielen Machwerken der Filmindustrie erzogen wurden. Bach besprach auch die Musik im Radio, und er setzte sich kritisch mit dem veralteten Weltbild auseinander, das den Bildungskursen der Partei — „so löblich sie sind" — zugrundegelegt wurde. Es werde der Tatsache nicht Rechnung getragen, daß sich in den letzten Jahren das Weltbild vollständig geändert habe. Philosophieren sei keine nutzlose geistige Kraftverschwendung. *Nicht, was Hegel gedacht hat — so interessant das auch ist —, sondern was* jetzt *ist. In einer Zeit, wo jedes Arbeiterkind sich einen Radioapparat selbst bauen kann, dürfte es doch nicht unmöglich sein, das Interesse der großen Masse auf die Zusammenhänge im Weltall zu lenken. Der Sozialismus müßte auch eine Philosophie für jedermann bedeuten.*[33]

Während ein Teil der Parteijugend den vermeintlich in „bürgerlicher Kunst" befangenen Bach ablehnte und in revolutionärer Ungeduld zur Agit-Prop-Kunst drängte, hielt es Bach für notwendig, dem veralteten „Weltbild" der Partei entgegenzutreten. Er war, alles in allem, ein getreuer Eckart der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei.

Die Mythisierung der Masse, das Aufgehen in ihr, wie es Ernst Fischer forderte, — sowohl der Kommunismus wie der Nationalsozialismus haben es den Menschen geboten, und wohl

auch den „politischen Mythos“, den Fischer für die dramatische Kunst anruft. Die verachtete Klassik, die Bach vertrat, stand dagegen für Maß und Ratio.

Am 11. Februar 1934 — es war ein Sonntag — fand das letzte Arbeiter-Sinfonie-Konzert statt. Aus Anlaß des vierzigjährigen Bestehens dieser Konzerte schrieb Bach am 30. Dezember 1945 in der *Arbeiter-Zeitung:*

Es bleibt unsere Freude und unser Stolz, der letzte Hauch eines freien Österreich gewesen zu sein. Auf dem Programm war die ganze Musik zu dem Film von Hanns Eisler, die mit dem Solidaritätslied endete. Der Verleger hatte die Aufführung verboten. Wir erklärten aber, daß das Lied auch ohne seine Erlaubnis auf geführt werden würde. Die Arbeiter kamen, und als das Lied der Solidarität erklang, sprang das Publikum bei den ersten Takten von seinen Sitzen. Am nächsten Tag erfolgte jener Schlag des Faschismus, der Österreich von dieser Vorhölle in den Abgrund des Nationalsozialismus riß.

Mit Ende 1933 war Bach als Redakteur aus der *Arbeiterzeitung* ausgeschieden und in Pension gegangen. Die Kunststelle leitete er bis zum 12. Februar 1934.

In der Folge arbeitete er an seinem „Filmwerk“: drei Filmentwürfe mit einer Einleitung als „Beitrag zu einer Filmtheorie“, noch 1938 unter dem Titel *Der Kugelmensch* im Anzengruber-Verlag erschienen. Bach fuhr zu einem längeren Aufenthalt nach Amerika, wohl, um dort seine Filmideen zu verwerten. Er kam tief enttäuscht zurück. Im Juli 1939 schrieb Arnold Schönberg an Anton Webern: *Von Bach habe ich, seit er in London ist, nichts gehört. Ich habe seinerzeit eine Menge in seinem Interesse versucht, aber leider immer mit Mißerfolg.*[34]

Bachs Emigration nach England, weil rechtzeitig geplant, aber auch weil sein älterer Bruder Max dort mit seiner Familie lebte, erfolgte in verhältnismäßiger Ruhe und Ordnung. Max Bach war seit 1901 mit der jüngsten Schwester der Frauenrechtskämpferin Emmeline Pankhurst verheiratet. David Bach konnte Möbel mitnehmen, sein Klavier, seine Bücher. Eine Wohnung wurde unter Schwierigkeiten gefunden, weit von der City: Streathbourne Road, London S.W. 17. Er verbrachte viel Zeit im Lesesaal des Britischen Museums und war fast täglich im Transport-House, der Londoner Gewerkschaftszentrale, das ihm Kaffeehausersatz wurde. Dort wußte man, wer er war, dort traf er als Präsident der „Union österreichischer Journalisten in England“ Gesinnungsgenossen, die bei Zeitungen oder im Auslandsdienst der BBC im Bush- House tätig waren.

Fast jeden Sonntag besuchte er mit seiner Frau das kleine Arbeiterheim der österreichischen Sozialdemokraten in South Hampstead, obwohl der Weg weit und wegen der häufigen Luftangriffe gefährlich war. Für dieses Heim fand er junge Musiker zu einer Kammermusik, deren Proben er stets beaufsichtigte. Aus dem Trio wurde später ein Quartett, das als „Amadeus-Quartett“ berühmt geworden ist.

Für das große Wohltätigkeitskonzert der Anglo-Austrian-Society am 7. Dezember 1945 in der Royal Albert Hall wollte Bach, als Berater beigezogen, moderne österreichische Komponisten aufs Programm setzen, stimmte aber dann dem Organisator bei, es bei den „klassischen Vier“ zu belassen: Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert.

Der Krieg war beendet, und Bach mußte erfahren, daß seine Schwester Eva mit ihrem Mann, einem Vetter Arnold Schönbergs, und auch die Klavierpädagogin Bella Cohn, eine Schwester seiner Frau, in Konzentrationslagern umgekommen waren.

... wenn ich David Josef Bach im Londoner Exil vor mir sehe, wie er nach so viel Glanz nun Alter, Kränklichkeit und Armut mit großer Würde trug..., schrieb Marianne Pollak.[35]

In seinem letzten Lebensjahr dachte Bach an eine Veröffentlichung ausgewählter Feuilletons aus seiner Feder. Er führte darüber mit Freunden in Wien eine Korrespondenz, aber es blieb bei dem Plan.

Am 30. Jänner 1947 starb David Josef Bach in London.

Anmerkungen:

1 *Arnold Schönberg, Katalog zur Gedächtnisausstellung,* 1974, 159.
2 „Unser Freund Hugo Schulz“ in: *Arbeiter-Zeitung,* 30. Mai 1933.
3 *Arbeiter-Zeitung,* 20. Dezember 1904.
4 Zitiert in Friedrich Adler, *Victor Adler, Briefwechsel mit August Bebel und Karl Kautsky,* 289.

5 „Zu Richard Wagners 25jährigem Todestag“, in: *Arbeiter-Zeitung.* 13. Februar 1908.
6 *Arbeiter-Zeitung.* 21. Jänner 1906.
7 August Forstner, „Die Transportarbeiter im ersten Arbeiter-Sinfonie-Konzert“, in: *Kunst und Volk,* Oktober 1928.
8 „Die Kunststelle“, in: *Kunst und Volk, eine Festgabe,* 1923.
9 Scheu nennt „Hörfähigkeit“ als eine Voraussetzung, der Komponist Ernest Ansermet spricht von „logarithmischem Hören“ (erst durch sein nachgelassenes Werk bekannt geworden).
10 *Der Kampf.* 1925, 184.
II Erika Mann (Hrsg.), *Wagner und seine Zeit.* Stuttgart 1963.
12 *Arbeiter-Zeitung.* 13. Februar 1098.
13 D. J. Bach, „25 Jahre Arbeiter-Sinfonie-Konzerte“, in: *Kunst und Volk,* Oktober 1929.
14 So wie bereits bei der Schillerfeier.
15 „Das Erbe der Musik“, in: *Kunst und Volk.* Oktober 1928.
16 Kopftuch.
17 August Forstner, „Die Transportarbeiter im ersten Arbeiter-Sinfonie-Konzert“, a.a.O.
18 „Vierzig Jahre Arbeiter-Sinfonie-Konzerte", in: *Arbeiter-Zeitung,* 30. Dezember 1945.
19 „Parsifal-Schutz". *Arbeiter-Zeitung,* 3. September 1912.
20 „Die Kunst und der neue Staat“.
21 *Arbeiter-Zeitung,* 9. Februar 1919.
22 Friedrich Reischl, *Wiener Kinder und Amerika.* Wien 1919, 78.
23 *Der Merker.* Heft 6. 1920. Separatabdruck für die „Meisteraufführungen Wiener Musik“.
24 Das Programm wurde im *Amtsblatt der Stadt Wien* vom 2. Juni 1920 abgedruckt.
25 Breitner war Bankangestellter gewesen.
26 *Der Volkssturm. Gegen Judaismus, Materialismus, Kapitalismus.* Wochenschrift, Wien, 13. Juni 1920.
27 Ausspruch eines christlichsozialen Gemeinderats laut Protokoll.
28 Hrsg, von Eduard Castle, IV. Bd., 2136.
29 In: *Kunst und Volk.* Oktober 1927.
30 In: *Kunst und Volk,* September 1928.
31 *Arbeiter-Zeitung,* 1. Mai 1929.
32 Theodor Haas, „Julius Bittner", in: *Kunst und Volk.* Jänner 1930.
33 „Haben Sie keine anderen Sorgen?", in: *Arbeiter-Zeitung.* 1. Jänner 1931.
34 Brief vom 8. Juli 1939, in: *Arnold Schönberg, Gedächtnisausstellung.* 1974, 67.
35 „Dem Andenken D. J. Bachs", in: *Arbeiter-Zeitung,* 2. Februar 1947.

Edgar Zilsel. Porträt 1914

Edgar Zilsel. New York 1988

PAUL ZILSEL

Über Edgar Zilsel

Ich will hier nicht eine Biographie meines Vaters versuchen. Auch über seine volksbildnerische Tätigkeit zu berichten, scheint mir nicht angebracht, denn das können andere viel besser als ich. Vielmehr sehe ich es als meine Aufgabe, darüber zu berichten, was weniger allgemein bekannt ist: über das Schicksal meiner Eltern in der Emigration.

Ich habe jetzt schon an mehreren Orten gelesen, daß die Gründe für den Selbstmord meines Vaters obskur seien. Das möchte ich etwas zu klären versuchen. Verzeihen Sie mir, wenn ich das in einer Form tun muß, die für ein wissenschaftliches Symposion vielleicht nicht ganz gewöhnlich ist.

Das Folgende basiert auf einer zuerst in Englisch in der jüdisch-amerikanischen Zeitschrift *Shmate* erschienenen Skizze, „Portrait Of My Father“, *(Shmate* Nr.l, Berkeley 1982).

BILDNIS MEINES VATERS

Zu Hause bei mir in Seattle hängt ein Bild meines Vaters aus dem Ersten Weltkrieg, als er um die Zwanzig war. Und obwohl es ungefähr acht Jahre vor meiner Geburt gemalt wurde, sieht er darauf genau so aus, wie ich mich seiner aus meiner Kindheit in Wien erinnere. Es ist ein kleines Ölgemälde, Kopf und Schultern en face, im Hintergrund eine Tapete in Beige mit roten Rosen. Es ist die Tapete desselben Wohnzimmers, in dem das Bild damals in unserer Wohnung in der Währingerstraße hing.

Mein Vater schaut aus dem Porträt mit traurigen Augen. Das dünne, intelligente Gesicht mit seiner langen Nase ist gebräunt, das schwarze Haar hoch über die Stirne zurückgebürstet. Die tiefroten, im Bild fast purpurnen Lippen drücken ein ironisches Lächeln aus. Das Ganze gibt sehr stark wieder, wie er in den letzten Jahren vor seinem Tod im Alter von 53 Jahren aussah.

Der Stil des Bildes ist österreichischer Expressionismus; es könnte von Kokoschka oder Schiele sein, aber der Maler war ein junger Zeitgenosse, der nie die Chance hatte, berühmt zu werden. Er fiel an der Front, kurz nach Beendigung des Gemäldes.

Das Porträt war unter den Sachen, die meine Eltern mitnehmen konnten, als sie im November 1938 vor den Nazis nach London flohen. Als ich im März 1944, nach meines Vaters Selbstmord, zu meiner Mutter fuhr, hing es in ihrer Einzimmerwohnung in New Yorks Lower East Side. Sie arbeitete damals als Hilfskraft im Post Graduate Hospital, gleich in der Nähe. Sie sterilisierte und puderte chirurgische Handschuhe. Es war eine der wenigen Perioden während ihrer Amerikajahre, wo sie, auf sich selbst gestellt, nicht im Staatlichen Krankenhaus war.

Im Jahre 1948 ging meine Mutter nach Österreich zurück und überließ mir das Bild. Seither hat es mich, allein und mit Familie, auf zahlreichen Umzügen begleitet — auch noch wieder hin und zurück über den Atlantik. Jetzt (1982) hängt es schon seit zehn Jahren in Seattle. Ich schaue es oft an und denke an meine Eltern.

Gerade jetzt denke ich mehr als gewöhnlich an sie. Vielleicht ist es die Tragödie der ukrainischen Familie in Chicago, die täglich in den Fernsehnachrichten abrollt. Sie waren vor sechs Monaten aus der Sowjetunion angekommen, und jetzt wollen die Eltern, enttäuscht und erschöpft von den Schwierigkeiten der Anpassung an das amerikanische Leben, nach Rußland zurück. Aber eine Tochter, 17, und ein Bub, 12, wollen hierbleiben. Wie anziehend, wie spielend leicht scheint das Leben in den Staaten oft für junge Leute, die von Europa hier ankommen, und wie schwierig, verblüffend und schmachvoll für ihre Eltern! Ich schau' aufs Fernsehen hin: Die ukrainische Tochter, angestrengt bemüht, die Kluft, die sich zwischen den Generationen in ihrer Familie eröffnet hat, zu erklären — und selbst zu verstehen. Der Vater, verzweifelt dasitzend, die Hände vor dem Gesicht. Die Mutter, sich zornig von der

Kamera abkehrend, spricht Stakkato einen Strom von ukrainischen Worten, und der Bub schreitet stumm mit seinem Anwalt durch den Gerichtskorridor, mit traurigen, aber entschlossenen Augen. Ich schau' das an und bin überwältigt, wieder nach allen den Jahren, von der Erinnerung an unsere erste Zeit in Amerika und an das tragische Schicksal meiner Eltern.

Das Dasein als Refugees in Amerika war katastrophal für meine beiden Eltern. Ich denke manchmal, sie wären gerne zurück nach Hause gegangen — sogar zurück zu dem tödlichen Antisemitismus und dem bevorstehenden Rassenmord am jüdischen Volk in Nazi-Europa, alles nur, um nicht versuchen zu müssen, mit der verblüffenden, scheinbar hoffnungslosen Aufgabe fertigzuwerden, sich als fast fünfzigjährige Neuankömmlinge ohne Geld oder Stellung in Amerika ein neues Leben zu schaffen. Und meine Mutter ging ja tatsächlich nach dem Kriege zurück, sobald sie sich soweit zusammenraffen konnte, den Versuch zu unternehmen.

Während ihrer neun Jahre in den Vereinigten Staaten ist sie, mit Ausnahme von ein paar kurzen Intervallen, einfach in Streik getreten. Wie ein gewaltlos Protestierender im Anblick der Polizei machte sie sich schlaff, verweigerte jede Verantwortung für sich selber und für die Tatsachen ihrer Umgebung und ihres Lebens. Es war nicht — oder wenigstens nur halb — eine bewußte, gewollte Verweigerung. Sie kam aus der Tiefe ihres Selbst, ihrer Nerven und Eingeweide. Es war ein hoffnungsloser Versuch, aus einer unbegreiflichen Welt zu entkommen, in ihre Kindheit oder in den Mutterleib zurückzukehren, in einen Zustand seliger Passivität, wo für alle ihre Bedürfnisse, ganz ohne ihr Zutun, gesorgt worden wäre.

Meiner Mutter panische Flucht vor der Wirklichkeit hatte schon in Wien begonnen, als die Grundlagen ihres Lebens unter ihren Füßen zerbröckelten. Meine Erinnerungen aus dieser Zeit sind stark verdrängt, aber ich habe flüchtige Gedächtnisbilder, wie die Mutter im Jahre 1934, als sie ihren Beruf verloren hatte, wochenlang weinend auf dem Sofa lag und dann nach dem „Anschluß" auch wieder. Die Auswanderung im November 1938 mit der weinenden, passiven Frau muß für meinen Vater keine Kleinigkeit gewesen sein. Ich kann es mir vorstellen, aber ich war nicht dabei, denn er hatte mich zwei Monate vorher nach London vorausgeschickt: Die Steuerunbedenklichkeitserklärung war für den Schulbuben viel leichter zu bekommen als für die Erwachsenen; aber dann in London erinnere ich mich an den Tag, wo wir alle zusammen — Vater, Mutter und Sohn — aufs amerikanische Konsulat gehen mußten zu einem Interview fürs Visum, und wie die Depression meiner Mutter verborgen werden mußte, weil Depression ein Grund für Visumverweigerung war; wie der Vater die Mutter mit Schlafmitteln dopte in der Hoffnung, sie würde zu schläfrig sein, um im Konsulat eine Szene zu machen, aber doch noch wach genug, ein paar Fragen beantworten zu können, und wie wir sie dann, jeder an einem Arm, de facto ins Konsulat hineintragen mußten. An das Interview selbst erinnere ich mich nicht. Aber es muß geklappt haben, denn wir bekamen das Visum.

Das volle Maß ihrer Verweigerung erreichte meine Mutter aber erst in Amerika, dem Land ihrer mutmaßlichen Zuflucht. Hier lebte sie in einer inneren Hölle von panischer Furcht, von überwältigendem Groll und Haß, den sie nur durch absolute Passivität beherrschen konnte. Ich weiß es, denn zu Zeiten war's mit mir beinahe auch so.

Sie nannten es „agitierte Depression". Wirksame Antidepressionsmittel gab es noch nicht, und sie wurde ins staatliche Irrenhaus eingesperrt. Sie gaben ihr Elektroschock, Metrazol- schock, Insulinschock, aber alles ohne viel Erfolg. Denn jedes Mal, als es ihnen gelang, meine Mutter zu überzeugen, daß die Außenwelt besser sein mußte als dieses Folterlager eines Spitals, belehrte sie eine kurze Rückkehr in die Stadt New York des Besseren: Im Spital mußte sie wenigstens nicht die irrsinnige Normalität der realen Welt bewältigen. Und sie blieb am Leben.

Aber mein Vater, mein armer, rationaler, unpraktischer Vater, hatte nie eine Chance. Mit seinen großen Kräften an Intellekt und Einsicht versuchte er zu funktionieren und mit der Welt fertigzuwerden: mit der ungewohnten Sprache und dem blinden, verständnislosen Rattenlabyrinth, das die Stadt New York den armen Leuten darbietet, mit den Hungersubventionen der gelehrten Gesellschaften, die Refugeewissenschaftler unterstützten, zu ringen mit der arroganten psychiatrischen Bürokratie, die seine Frau in ihren Klauen fest-

hielt, sie im Spital draußen auf Long Island zu besuchen, ihr Mut und Hoffnung zu geben und einen Schein von Ruhe und Stärke.

Zugleich hoffte er, entgegen aller Hoffnung, Berge zu bewegen: seine Schwester und ihren Mann, die in Nazideutschland zurückgeblieben waren, noch zu retten. Er, der Bruder, der das Land, wo die Straßen mit Gold gepflastert sind, erreicht hatte, und doch seiner Schwester nicht helfen konnte — oder wollte? —, den Massenmördern, die ihre Endlösung vorbereiteten, zu entfliehen, mußte ihre anklagenden Briefe bewältigen, mußte ohnmächtig aus der Ferne zusehen, wie Schwester und Schwager zuerst nach Theresienstadt und dann, im Viehwagen, nach Auschwitz transportiert wurden. Sein letzter Brief kam „ohne Adresse verreist" gestempelt zurück.

Und bei alledem, bemüht, seinen Geist vom Gewicht der persönlichen und universellen Tragödie, die ihn bedrückte, zu befreien, schrieb er fieberhaft im Wettrennen mit dem Ende, das er nahe ahnte. Mehrere Jahre lang saß er fast täglich in der New Yorker Öffentlichen Bibliothek und der Columbia Universitätsbibliothek auf der Suche nach Dokumentationsmaterial für seine Arbeit. In seinem plumpen Englisch, mit der unendlichen deutschen Satzkonstruktion, die ich, zusammen mit viel wichtigeren Eigenschaften, von ihm geerbt habe, schrieb er Aufsatz über Aufsatz. In Fragmenten entfaltete erden Umriß seines großen Konzepts: seine Analyse der sozio-ökonomischen Wurzeln des Aufstiegs der neuzeitlichen Wissenschaft in Europa zur Zeit der Renaissance, des Frühkapitalismus im 16. und 17. Jahrhundert. In Dutzenden polemischen Briefen an die Redakteure wissenschaftlicher Zeitschriften verteidigte er mit Geist und Gelehrsamkeit seine historisch-materialistische Analyse gegen den Klassendünkel der wissenschaftlich-intellektuellen Elite.

Und ich? Ich war ein vielversprechender junger Student damals, noch nicht zwanzig Jahre alt, im College in Charleston, South Carolina, der seinen Unterhalt von einem Refugeestipendium bezog. Ich hatte den Optimismus, die Spannkraft und die Gedankenlosigkeit meiner Jugend. Ich hatte die Ermutigung und Duldung, die man solchen Studenten, besonders in kleinen Colleges, zukommen läßt, und so war es mir natürlich viel leichter, mit der bizarren Sonderlichkeit meiner Umgebung, mit meiner Einsamkeit und Verfremdung im neuen Milieu, in das man mich verpflanzt hatte, fertigzuwerden. Ich war ein großer, wenn auch sonderbarer Frosch im kleinen College-Teich. Nur selten war meiner Eltern tragisches Leben, weit weg in New York, in meinen Gedanken. Meistens war ich mit meinen Studien und meinem Studentenleben voll beschäftigt.

In den Sommerferien fuhr ich nach New York, um etwas Geld zu verdienen, bei meinem Vater zu sein, meine Mutter im Spital zu besuchen. Es war charakteristisch für meinen Vater, daß er mir da mit einem Telefonanruf Zugang zu Paul Lazarsfeld und seinem damaligen Office-of-Radio-Research verschaffte, wo ich dann mehrere Sommer lang, in guter Gesellschaft — wie Paul Neurath und Hans Zeisel, und auch Lazarsfeld selbst — eine interessante Arbeit hatte, die auch ganz gut bezahlt wurde, während der Vater es nie über sich gebracht hätte, etwas Ähnliches für sich selber zu tun.

Ich erinnere mich seiner in diesen New Yorker Sommern, wie er in einer Reihenfolge von immer kleineren und schäbigeren Einzimmerwohnungen in heruntergekommenen Braunsteinhäusern auf Manhattans Upper West Side wohnte. Sein viel zu weiter Rock hing lose an seinem abgezehrten Körper. Die Hosen waren oben unter dem enggeschnallten Gürtel wie in breite unregelmässige Plissees gefaltet. Schon seit Jahren hatte ihn ein chronisch „verdorbener“ Magen gezwungen, nur in ganz kleinen Portionen zu essen. Jetzt bestand seine Diät schon nur mehr aus Milch, auf der elektrischen Heizplatte in seinem Zimmer erwärmt, und ein paar Stücken Toast. Er sah wie ein Leichnam aus. Nur seine Augen hatten den alten Glanz, als wir stundenlang bei ihm zusammensaßen und diskutierten, über die Weltpolitik, über Wissenschaft, über meine Studien und seine Arbeit. Mit zitternden Händen zündete er Zigarette um Zigarette an, sprang auf und schritt im Zimmer auf und ab, wenn das Thema ihn besonders erregte. Er war kaum fünfzig, aber für alle Welt schien er wie ein Stück Schrott für den Abfallhaufen und wurde auch so behandelt. Ich konnte es nicht ertragen, ihn so zu sehen, konnte die tiefe Liebe und das Mitleid nicht ertragen, das ich für den Mann fühlte, der nicht nur mein Vater, sondern mein Lehrer, mein moralisches und intellektuelles Vorbild war. Viel öfter in diesen Jahren, als ich die Erinnerung daran aushalten kann, behandelte ich ihn mit bemitleidender Herablassung: Ich war der zungenfertige junge „Hipster“, der sich in

Kafkas Amerika zurechtzufinden wußte, er der kraftlose Gestrige, unfähig, mit dem Leben fertigzuwerden.

Im Sommer 1943 schien es besser mit ihm zu gehen. Seine Arbeit hatte begonnen, etwas Interesse zu erregen. Lynn White, ein bekannter Wissenschaftshistoriker, wurde damals Präsident am Mills College, einem renommierten privaten Frauencollege in Oakland, Kalifornien, und bot meinem Vater eine Dozentur in Physik und Wissenschaftsgeschichte an. Im Herbst fuhren wir beide von New York nach dem Westen: er nach Kalifornien, ich in die Graduate School an der Universität Wisconsin, wo ich zugleich Physik studieren und Armeerekruten unterrichten sollte.

In den nächsten Monaten hörte ich mehrmals von ihm. So wie bei unseren mündlichen Diskussionen, schrieben wir über alles Mögliche. Er beschwerte sich über Überarbeitung in dem Laboratorium für Elementarphysik, die ihn an seiner eigentlichen Arbeit hinderte; denn er hatte geglaubt, daß Lynn Whites Interesse an seiner wissenschaftshistorischen Arbeit ihm mehr Zeit für diese geben würde. Auch von seiner Einsamkeit in Oakland schrieb er mir. Aber von seiner tiefen Enttäuschung, seiner verzweifelnden Erschöpfung hatte ich keine Ahnung. Sechs Monate nach unserem letzten Beisammensein, am 12. März 1944, teilte mir ein Telegramm von Lynn White mit, daß mein Vater in seinem Büro im College mit Schlafmitteln Selbstmord begangen hatte.

Dreißig Jahre nach seinem Tod wurden die verstreuten englischsprachigen Aufsätze zur Entstehungsgeschichte der neuzeitlichen Wissenschaft, die Edgar Zilsel während seines amerikanischen Exils geschrieben hatte, in seine Geburtssprache rückübersetzt, in einem Buch gesammelt,[1] das jetzt in Europa bei Fachleuten einen beträchtlichen Ruf erlangt hat. Seine historisch-materialistische Analyse ist zu einer definitiven Quelle, einem Ausgangspunkt für weitere Arbeit in der Ursprungsgeschichte der modernen Wissenschaft geworden. Eine Übersetzung ins Italienische steht bevor,[2] und jetzt soll eine österreichische Ausgabe vorbereitet werden? Aber in Amerika, obwohl schon seit Jahrzehnten davon die Rede ist, sind die englischsprachigen Aufsätze bis jetzt noch nicht gesammelt und wiederveröffentlicht worden.

Anmerkungen:

1 Edgar Zilsel, *Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft,* hrsg. von Wolfgang Krohn. Frankfurt 1976.

2 Von Valeria Russo, Universität Florenz.

3 Das Buch von Johann Dvořak: *Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis,* Wien 1981, das einen wertvollen Überblick über die Gesamtarbeit Edgar Zilsels gibt, ist mir erst jetzt, anläßlich des Symposions „Vertriebene Vernunft", bekannt geworden.

DIE ÖSTERREICHISCHE WISSENSCHAFTS-EMIGRATION NACH WANDERUNGS- UND NIEDERLASSUNGSLÄNDERN

KRISTINA PFOSER-SCHEWIG

„Hier trifft sich alles“ ... Frankreich als Transit- und Niederlassungsland für österreichische Intellektuelle

Ausgehend von einer quantitativen Erfassung der nach Frankreich emigrierten österreichischen Intellektuellen[1] und des Studiums der Kurzbiographien rückten zunächst die Aufenthaltsbedingungen, die Asylpolitik Frankreichs ins Zentrum des Interesses.

Die Lebensbedingungen prägten hier im besonderen jedes Engagement bzw. machten dieses nahezu unmöglich. Der Großteil der Österreicher war mit der Emigrationswelle im März 1938 angekommen — im September 1938 erfolgten die ersten Internierungen. Diese kurze Zeitspanne, in der die Flüchtlinge mit dem Bemühen um die Identitätskarte, die Aufenthaltsbewilligung, eine Arbeitserlaubnis, mit dem Kampf ums tägliche Überleben beschäftigt waren, ließ nur wenig Zeit für wissenschaftliche, kulturelle, politische Aktivitäten. Die Versuche der Österreicher, der sogenannten „Ex-Autrichiens“, ihre österreichische Identität zu wahren und das sich daraus entwickelnde kulturelle Engagement, das in erster Linie von Intellektuellen dominiert wurde bzw. das seinen publizistischen Niederschlag fand, bildet den Gegenstand des zweiten Teils der Abhandlung.

1. ASYLPOLITIK UND BEHÖRDENPRAXIS

Heine, Büchner, Börne und Marx, sie und an die 60.000 weitere Emigranten fanden vor 1848 in Paris Zuflucht. Schon seit dem 19. Jahrhundert galt Frankreich als klassisches Asylland Europas, und es stand 1933 noch immer in dem Ruf eines liberalen, toleranten Staates.

„Paris wird die Stadt der Emigranten. Täglich kommen hundert an. Hier trifft sich alles“,[2] schrieb Willi Münzenberg 1933 in einem Brief an den Schweizer Arzt und Anarchisten Fritz Brupbacher. Obwohl in der Zeit nach 1933 die Aufnahmebereitschaft geringer war als bei den vorausgegangenen Auswanderungswellen, hat Frankreich bis zum Ende, auch in seiner fremdenfeindlichsten Phase nach dem Sturz der Volksfrontregierung 1938, das Prinzip des Asylrechtes aufrechterhalten. Noch kurz vor dem Krieg, nach der Besetzung Österreichs und der Tschechoslowakei, öffnete Frankreich den Flüchtlingen seine Grenzen.

Während deutsche und staatenlose Einwanderer den Sichtvermerk für eine Einreise benötigten, konnten die Österreicher die Grenze zunächst noch ohne Visum passieren. War man nun einmal im Lande, so mußte man sich spätestens acht Tage nach der Ankunft bei den zuständigen Polizeibehörden oder gegebenenfalls beim Bürgermeister melden und um eine „carte d’identité“ ansuchen — so wie es das Fremdengesetz vom 3. Dezember 1849, das noch immer die Aufenthaltsbestimmungen regelte, vorschrieb. Wurde die „carte d’identité“ verweigert, so kam das einer Aufforderung gleich, das Land zu verlassen — möglich war nur mehr eine Berufung beim Innenminister. Bis zu einer Entscheidung durfte der Betroffene im Lande bleiben, mußte sich aber in der Regel wöchentlich, mitunter auch öfter bei der Polizei melden.[3] Ernst Lothar berichtet: *Einmal wöchentlich hatten wir uns auf der Préfecture, der Fremdenpolizei auf der Isle de la Cité, vorzustellen, ein barbarischer Vorgang, der vom Schlangestehen frühmorgens, vom Amtszimmer-zu-Amtszimmer-Gedrängt-, mit Hunderten in ähnlicher Situation Befindlichen Geschoben-, Vernommen-, Angebrüllt-, zur Abnahme von Fingerabdrücken wie krimineller Handlungen Verdächtigter Bestimmt-, zum Fotografieren Weggeschickt- und, endlich, nach gänzlicher Erschöpfung, Wieder-Vernommen- Werden, acht bis neun Stunden beanspruchte, mit dem jämmerlichen Ergebnis, eine „convocation" zu erhalten, die nur zu neuer Pein, doch keineswegs zur wildbegehrten Carte d’identité führte, womit der Aufenthalt erst gesichert gewesen wäre.*[4]

Die Emigranten sahen sich Willkürakten der Polizeibehörden ausgesetzt, und immer wieder finden sich in den Autobiographien die Klagen über die französische Bürokratie mit ihrer „für die französische Verwaltung typischen Mischungaus Dummheit, Korruption und

Laisser-faire."[5] Überdies war das Schicksal der deutschen und österreichischen Emigranten abhängig von der innenpolitischen Stimmung, die immer eine entsprechende Behördenpraxis zur Folge hatte.

Die ersten Emigranten berichten 1933 noch von sehr positiven Erfahrungen mit der französischen Bürokratie: *Während normaler Zeiten ist die französische Asylpraxis durchaus liberal, die Kluft zu den (strengen) Vorschriften sehr groß gewesen. In Krisensituationen (...) entwickelten die Behörden eine kaum für möglich gehaltene Härte und Rücksichtslosigkeit.*[6] 1931 war eine „carte d'identité" noch problemlos erhältlich, erst infolge der Wirtschaftskrise änderte sich die Aufnahmepraxis. Nach dem Attentat, dem der jugoslawische König Alexander und der französische Außenminister Barthou zum Opfer fielen, begann schließlich eine scharfe Politik der Ausweisungen. Erst im Frühjahr 1935 kehrten die Behörden — nach Protesten der französischen Linken — zu einer gemäßigteren Praxis zurück, eine wirkliche Verbesserung brachte aber erst 1936 die Volksfrontregierung unter Leon Blum, der sich den Emigranten durch eine gemeinsame Grundhaltung — den Antifaschismus — verbunden sah. Die Aufenthaltsbestimmungen wurden neu geregelt, Emigranten, die zwischen 30. Jänner 1933 und 5. August 1936 in Frankreich angekommen waren, hatten Anspruch auf einen Interims-Paß.

Einen Monat vor dem Sturz der Volksfrontregierung wurde Österreich okkupiert, eine neue Flüchtlingswelle setzte ihre Hoffnungen auf Frankreich. — Die erste, rein politische Emigrationswelle aus Österreich in der Folge des Februar 1934 hatte sich vor allem in die ÖSR und in die Sowjetunion gerichtet, und sieht man von den verhältnismäßig wenigen österreichischen Emigranten ab, die sich bereits damals in diesem traditionsreichen Asylland niederließen, hatte Frankreich in erster Linie als Durchgangsstation für Interbrigadisten, meist ehemalige Schutzbundkämpfer, eine Rolle gespielt.

Ab März 1938, mit dem Einsetzen des nationalsozialistischen Terrors und des Massenexodus', wandelte sich die Situation schlagartig. Nun war Paris das Zentrum des österreichischen Exils und beherbergte die Führungen der einzelnen politischen Gruppen ebenso wie zahlreiche prominente Künstler und Schriftsteller, ja es war bis kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen eine Art Hauptstadt der österreichischen Emigranten. Hier kamen die — für diese Jahre — wichtigsten österreichischen Exilzeitschriften heraus, hier wurden die großen politischen Debatten ausgetragen, auch und gerade in bezug auf die „nationale Frage". Hier wurde auch erstmals über die — nie realisierte — Bildung einer österreichischen Exilregierung verhandelt.

Bald nach der Okkupation Österreichs gelang es denjenigen, die mit alten österreichischen Pässen nach Frankreich gekommen waren und sich bereit erklärten, auf den deutschen Staatsangehörigen im Ausland gebührenden Schutz (Konsulate) zu verzichten, als ehemalige Österreicher anerkannt zu werden. Die Zeitschrift *Die österreichische Post* definierte diesen Status: *Die Bezeichnung „Ex-Autrichiens" umfaßt in weiterem Sinne alle ehemaligen österreichischen Bundesbürger ohne Unterschied; in engerem Sinne jedoch bedeutet diese Bezeichnung jene ehemaligen österreichischen Bundesbürger, die sich nicht zum deutschen Staate bekennen, auf den Schutz des Deutschen Reiches verzichten oder einen solchen Schutz tatsächlich nicht genießen.*[7] Die „Ex-Autrichiens" übergaben ihre Pässe den französischen Behörden, sie verzichteten auf Anerkennung, Verlängerung oder Neuausgabe eines Passes durch eine deutsche Behörde im Ausland und wurden *auf Grund einer von ihnen unterfertigten schriftlichen Erklärung „de vouloir maintenir la nationalité autrichienne" von der französischen Verwaltungsbehörde ausdrücklich als „Ex-Autrichien" sowohl in ihren Personaldossiers als auch auf ihren Ausweispapieren bezeichnet.*[6] Damit brachte man seine Ablehnung der völkerrechtlichen Folgen der Annexion zum Ausdruck, den Protest gegen die Besetzung Österreichs. Die „Ex-Autrichiens" wurden sowohl in ihren polizeilichen Personaldossiers als auch in ihren Ausweisdokumenten getrennt von den Deutschen geführt und trotz faktischer Staatenlosigkeit nicht als Staatenlose bezeichnet.[9] Allerdings konnte die den ehemaligen Österreichern zugesicherte Möglichkeit einer unterschiedlichen Behandlung weder verwirklicht werden, noch zog die französische Regierung und Verwaltung aus dieser Sonderstellung Konsequenzen. Hertha Pauli bemerkte lakonisch: (*...) wer wollte, konnte sich auf der Präfektur ein „Ex" vor die Staatsbürgerschaft im österreichischen Paß eintragen lassen*

und als Ex-Autrichien herumlaufen, solange der Paß gültig war. Was dann aus uns werden sollte, wußte der Himmel. Verlängerungen oder neue Pässe gab es für uns nicht.[10] Die Praxis zeigte, daß die österreichischen Emigranten gesetzlich den anderen in Frankreich befindlichen staatenlosen Ausländern und Asylberechtigten gleichgestellt waren und bei Ausbruch des Krieges mit den übrigen, aus Deutschland bzw. „Großdeutschland" stammenden Personen als „feindliche Ausländer" behandelt wurden.

Nach dem Sturz der Volksfrontregierung unter Léon Blum im April 1938 änderte sich die französische Asylpolitik radikal zuungunsten der Emigranten. Nach einem Dekret des Kabinetts Daladier vom 1. Mai 1938 wurde aus jedem Verstoß gegen die Aufenthaltsregelungen ein strafrechtliches Vergehen, auf das hohe Geld- und Freiheitsstrafen standen. Ebenso drohte man denjenigen Personen Strafen an, die direkt oder indirekt den heimlichen Grenzübertritt von Ausländern oder deren illegalen Aufenthalt erleichterten. Am 12. Oktober wurde schließlich eine Verfügung des Innenministeriums erlassen, die rückwirkende Geltung hatte und anordnete, daß allen Flüchtlingen, die ohne Visum kommen oder gekommen waren, das Aufenthaltsrecht zu verweigern war.[11] Für viele Flüchtlinge war so eine hoffnungslose Situation geschaffen, zumal es in der kurzen Frist, die zum Verlassen des Landes blieb, unmöglich war, ein Visum für ein anderes Land zu erhalten.

Ab Dezember 1938 informierte der Wiener Rechtsanwalt Dr. Paul Kris regelmäßig in der *Österreichischen Post* über die Rechtsstellung der österreichischen Flüchtlinge in Frankreich. So berichtete er am 1. Jänner 1939 über ein Dekret vom 4. Dezember 1938, das dem Innenminister die Möglichkeit gab, Ausländern den Aufenthalt in jedem beliebigen Departement zu untersagen oder aber auf eine oder mehrere Departements zu beschränken. Rückblickend läßt sich jedoch behaupten, daß manchem, der diese Maßnahme damals Rechtens als Schikane betrachtete, die Umsiedlung eine gewisse Erleichterung der Lebensführung brachte.

Nichtbefolgung der Erlässe konnte jedenfalls die Abschiebung nach sich ziehen. — Von Anfang an waren österreichische Flüchtlinge dazu verhalten worden, in Provinzdepartements ihren Aufenthalt zu nehmen. Die Departements um Paris herum wurden für die Flüchtlinge gesperrt, wie die *Nouvelles d'Autriche* in ihrer ersten Nummer zu berichten wußte. Die Konsequenz war aber nicht eine Entlastung der Stadt, sondern eine immer größer werdende Anzahl von Flüchtlingen, die illegal in Paris lebten, ständig von der Gefahr bedroht, verhaftet und ausgewiesen zu werden.

Es gab zwei Formen der Ausweisung: „refoulement" und „expulsion". Die mildere Form war der Aufenthaltsentzug („refoulement"), bei dem der Emigrant Frankreich innerhalb einer bestimmten Frist, die verlängert werden konnte, verlassen mußte. Zahlreiche Flüchtlinge lebten Mitte der dreißiger Jahre mit einem „ordre de refoulement" als einzig gültigem Ausweis. So berichtet Albert Drach, daß ich nur einen Aufschub von einem Monat habe. Viel mehr als das habe ich aber nie in Händen gehabt, seit ich von zu Hause fort bin."[12] Nach einem „refoulement" konnte man aber theoretisch jederzeit wieder nach Frankreich zurückkehren. Im Falle einer „expulsion" jedoch wurde der Ausländer von der Polizei über die Grenze abgeschoben, die Wiedereinreise war verboten. Die Ausweisung war innerhalb von 24 Stunden zu vollziehen, sie war endgültig und konnte nur durch einen Erlaß des Innenministeriums widerrufen werden.

„Refoulement" und „expulsion" wurden von den Polizei- und Verwaltungsbehörden oft willkürlich vorgenommen — ein großer Teil der Flüchtlinge in Frankreich lebte jahrelang in einem Zustand beängstigender Rechtsunsicherheit und überdies unter schwierigsten materiellen Bedingungen. Viele Emigranten hatten weder eine Arbeitserlaubnis noch die Möglichkeit zur Schwarzarbeit.

Die Zentralvereinigung österreichischer Emigranten, deren Tätigkeit im folgenden noch näher beschrieben werden soll, führte eine Fragebogenerhebung durch, die aufgrund von 312 Erhebungen einen — allerdings begrenzten — Einblick in die soziale Lage der österreichischen Flüchtlinge gibt. Danach lebten 46 Personen von eigenen Mitteln, 175 von Hilfskomitee-Unterstützung, 53 von Verwandten, 29 von Freunden und nur 17 von ihrem Arbeitsverdienst.[13] Die „carte de travail" (Arbeitserlaubnis) war in Frankreich 1926 eingeführt worden, ab 1932 wurde die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte beschränkt (gewöhnlich auf 10 Prozent des Gesamtpersonals) — allerdings nicht in den handwerklichen Berufen. 1935 wurde die „carte d'artisan", eine Art Gewerbeausweis, ausgegeben. Somit war der

französische Arbeitsmarkt für Emigranten praktisch geschlossen. In der Asylrechtsdebatte der Kammer hieß es dazu treffend, man verurteile diese Menschen dazu, „vor Hunger zu krepieren". Gelegentlich halfen die französischen Kommunisten und Sozialisten bei der Vermittlung von Haushalts-, Näh- und Abschreibarbeiten. Aber bereits 1933 waren viele Flüchtlinge auf die Unterstützung privater Hilfsorganisationen angewiesen, und zahlreiche Komitees bemühten sich um die teilweise völlig hilf- und mittellosen Emigranten.[14]

Gegen diese sich ständig verschlechternden Lebensbedingungen half schließlich nur eines: Aktivität, und zwar Handlungen, die die eigene Identität, das eigene Selbstwertgefühl erhielten — politisches und kulturelles Engagement.

Die unmittelbar nach der Okkupation Österreichs gegründete „Entr'aide autrichienne" war auf Initiative des ehemaligen österreichischen Presseattaches in Paris und späteren Botschafters, Martin Fuchs, gegründet worden. Der studierte Jurist war nach dem Anschluß Österreichs aus dem diplomatischen Dienst ausgeschieden, aber in Paris geblieben. Seit 1938 war er Mitarbeiter verschiedener französischer Zeitungen *(Revue de Paris, Le Figaro)* und arbeitete mit Otto Habsburg zusammen. Er hatte sich maßgeblich für die offizielle Anerkennung von Österreichern als Ex-Autrichiens eingesetzt und war im Mai 1938 an der Gründung der „Zentralvereinigung österreichischer Emigranten" beteiligt: Die „Entr'aide autrichienne" hatte sich mit Hilfsorganisationen der Linken (zum Beispiel Comité Matteotti) auf die Bildung einer politisch neutralen Flüchtlingsorganisation für die österreichische Emigration, der „Zentralvereinigung österreichischer Emigranten" (ZV), geeinigt. Am 15. Dezember 1938 übernahm die Zentralvereinigung alle Flüchtlingsagenden, die bis zu diesem Zeitpunkt von der von Legitimisten oder diesen Nahestehenden getragenen „Entr'aide autrichienne" geführt worden war. Die tägliche Arbeit wurde von einem viergliedrigen Arbeitsausschuß (Comité executif) besorgt. Alle Entscheidungen lagen bei der paritätisch zusammengesetzten Leitung (Comité directeur). Der Leitung stand ein Beirat (Conseil) zur Seite, dem namhafte Persönlichkeiten wie Bruno Walter, Franz Werfel, Alma Mahler-Werfel, Bertha Zuckerkandl-Szeps, Friederike Zweig, Alfred Polgar und eine Reihe weiterer Emigranten angehörten. Zur Förderung der Kontakte mit dem Gastland wurde ein Patronagekomitee gebildet, dem viele führende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in Frankreich beitraten — darunter die Minister Debos und de Monzie, der Kammerpräsident Herriot, die Abgeordneten de Kerillis und Pezet, ferner Baron de Rothschild und Albert Levy, Präsident des „Comité d'Assistance aux Refugies". Eine wesentliche Aufgabe der „Zentralvereinigung" bestand darin, die Neuankömmlinge — auch die illegal eingereisten — der französischen Behörde vorzustellen und ihre Aufenthaltserlaubnis zu regeln. Die Angaben jedes Flüchtlings wurden überprüft, ein Akt über ihn angelegt und ein Zertifikat über seine Flüchtlingseigenschaft ausgestellt. Ebenso gab die ZV in den verschiedensten Fragen (Einrichtungen und Gesetze des Gastlandes) den zum Teil französischunkundigen Österreichern Rat und Auskunft, gewährte Unterstützungen und ermöglichte Berufsumschulungen. Um diesen vielfältigen Aufgaben nachkommen zu können, arbeitete die ZV mit einer großen Anzahl französischer Stellen und Organisationen zusammen: mit dem „Intercomité", in dem die verschiedenen Hilfsorganisationen zusammengefaßt waren, dem „Accueil Français aux Autrichiens", mit den Quäkern und der HICEM, sowie mit zahlreichen jüdischen Hilfsinstitutionen in der Provinz; auch mit der Liga für Menschenrechte, der „Association des Amis de la Republique Française" und den französischen Gewerkschaften stand die ZV in ständiger Verbindung.

Das Bestreben, sich zu organisieren, zeigte sich aber nicht nur in dem Versuch, die praktischen Probleme des Alltags zu bewältigen. Tatsächlich war der Emigrant ständig auf der Jagd nach dem Identitätspapier, nach einer Arbeitserlaubnis, er sah sich in die Vereinzelung getrieben — abgeschnitten nicht nur vom französischen Publikum, sondern vor allem auch vom okkupierten Österreich. Kulturelles Engagement sollte aus der Sackgasse der Isolation führen — es galt, die „österreichische Sache" zu vertreten: unterschiedliche Ansichten fanden da einen gemeinsamen Nenner, hier trafen sich Schriftsteller und Wissenschaftler der verschiedensten Richtungen.

2. ÖSTERREICHISCHE IDENTITÄT IM EXIL

Da war der Wirtschaftswissenschaftler und Kommunist Arpad Haasz, der unter dem Pseudonym „Holzknecht“ bis zu seiner Verhaftung und Auslieferung an die Gestapo durch die Vichy-Behörden 1941 im Untergrund arbeitete. Da war die Germanistin Elisabeth Freundlich, die schon seit 1934 immer wieder in Paris gelebt und an der Sorbonne studiert hatte und seit 1937 für spanische Hilfskomitees tätig war. Zusammen mit dem Unternehmensleiter Kurt Lichtenstern (ab 1941 unter dem Namen Conrad H. Lester), der mit der illegalen KPÖ zusammengearbeitet hatte, und dem Schriftsteller Emil Alphons Rheinhardt beschlossen Haasz und Freundlich im September 1938, einen Verein ins Leben zu rufen. Kontakte wurden rasch aufgenommen, und der Gründungsaufruf der „Liga für das geistige Österreich“ im Dezember war bereits von einer Reihe namhafter Persönlichkeiten unterzeichnet.[15] — Zur ersten Versammlung der Liga im Extrazimmer eines Hotels am Boulevard Raspail waren bereits auch Joseph Roth, der Autor und Shaw-Übersetzer Siegfried Trebitsch, der Theaterkritiker und ehemalige Sekretär von Karl Kraus, Ludwig Ullmann, der Musiktheoretiker Paul Stefan, der Historiker und Jurist Walter Tritsch und andere versammelt. Für die Ziele der Liga konnten auch die seit Jahren in Paris ansässigen Maler Joseph Floch, Georg Merkel und Viktor Tischler gewonnen werden.

Wir sind jetzt schon eine ganze Menge geistiger und künstlerischer Menschen, aus denen sich diese Liga zusammensetzt, Katholiken, Sozialisten, Kommunisten und parteilos demokratisch fühlende, sämtliche aber antifaschistisch, schreibt E. A. Rheinhardt am 29. November 1938 in einem Brief an Gerty Wolmut.[16]

Über die Grenzen der politischen Lager und Konfessionen hinweg, suchte man Antworten auf die Fragen, „ob es eine österreichische Nation gibt“, oder ob „wir — natürlich ganz außerhalb der rassistischen Pseudotheorien — ein Teil der Deutschen sind" und: „Wenn es eine österreichische Nation gibt, worin besteht ihr Wesen, (...) wie läßt es sich beschreiben oder definieren.“[17]

Die Tätigkeit der Liga wurde am 14. Jänner 1939 mit einem Vortragsabend „Franz Werfel“ eröffnet.[18] Die Organisation ohne großen materiellen Aufwand und ohne entsprechenden Vertriebsapparat war nicht einfach. Elisabeth Freundlich war wesentlich an der Vorbereitung der Veranstaltungen beteiligt: *Daß zu uns als Bundesgenossen auch Monarchisten stießen, denen wir wenig Chancen gaben, oder Freunde Schuschniggs wie Werfel, das bekümmerte uns damals kaum. Für die Wiederherstellung Österreichs sollten sie eintreten — das war's, worauf es uns ankam.*[19] Daß der schon von E. A. Rheinhardt angedeutete gemeinsame Einsatz ungeachtet der politischen Zugehörigkeit nicht problemlos funktionierte, berichtet Freundlich an anderer Stelle:[20] Spanienkämpfer, weitgehend KPÖ-Mitglieder, hatten sich mit „patriotischer Pflicht“ für die Organisation des Werfel-Abends eingesetzt. Als Werfel vor seiner Lesung in einer einleitenden Ansprache allerdings sein politisches Credo formulierte und davon sprach, „daß ohne Gottesglauben die Demokratie nur die Kehrseite der Diktatur bleiben müsse“,[21] versetzte er die Spanienkämpfer nahezu in Aufruhr.

Von den Sozialdemokraten war der Abend boykottiert worden, da Werfel in Österreich zu den Vertrauten Schuschniggs gezählt hatte. Dennoch galt diese Veranstaltung, die zusammen mit dem „Cercle Culturel Autrichien“ organisiert worden war, als großer Erfolg und als Beweis, daß der österreichische Geist im Exil lebendig sei.

Am 11. März 1939, im Gedenken an den Jahrestag der Annexion, war die Liga für das geistige Österreich zum zweiten und letzten Mal — vor etwa 700 Zuhörern — öffentlich in Erscheinung getreten: der Verein erhielt nicht die von den französischen Behörden geforderte Lizenzierung. Zwar wurden noch gelegentlich Sitzungen abgehalten und Erklärungen ausgeschickt,[22] doch erschwerten die äußeren Umstände und die Gesetzgebung eine Zusammenarbeit mehr und mehr.

Zudem war der Tod Joseph Roths am 7. Mai 1939 eine Zäsur für den Zusammenhalt der Liga — im Café Tournon, wo Joseph Roths legendärer Stammtisch „residierte, in diesem vom Kitsch, Tabakqualm und Alkoholdunst erfüllten Raum schlug das Herz der österreichischen Emigration“.[23] Joseph Roth hatte seine Zeit fast ausschließlich in diesem Café verbracht, bis zuletzt war sein Arbeitstisch im Café Sammelpunkt vieler deutscher und österreichischer Emigranten, die regelmäßig kamen: der Jurist und Wiener Kulturkor-

respondent der *Frankfurter Zeitung,* Soma Morgenstern, der Philosophieprofessor Dietrich von Hildebrand und Klaus Dohrn, die im Einvernehmen mit Engelbert Dollfuß die Zeitschrift *Der Christliche Ständestaat* herausgegeben hatten (nach seiner Emigration nach Frankreich unterrichtete Hildebrand als a.o. Prof, am Institut Catholique in Toulouse, Dohrn arbeitete im französischen Informationsministerium). Gelegentlich schlossen sich auch Ernst Toller und Stefan Zweig an, weiters Alfred Polgar, der Wiener Arzt Herbert Carl Stoerk, der als Pathologie-Assistent am Cancer Institut der Universität Paris eine Stelle gefunden hatte, Friederike Zweig, Hermann Kesten, Ludwig Marcuse, Walter Hasenclever, Arthur Koestler, Franz Werfel, Emil Ludwig, Egon Erwin Kisch, Valeriu Marcu, Walter Mehring, Joseph Constantinowsky, Hertha Pauli, Sybil Rares, Hubertus Prinz zu Löwenstein, Alfred Kantorowicz, Gustav Regler, Martin Fuchs, der Arzt Eduard Broczyner, Conrad H. Lester, Josef Bornstein — der Chefredakteur der *Pariser Zeitung* —, Leopold Schwarzschild, die Journalisten Rudolf Olden, Hans Siemsen, Hans Natonek, Ernst Erich Noth und der Verlagslektor Karl Retzlaw[24]. — Intellektuelle aus den verschiedensten Berufssparten, aus unterschiedlichsten politischen Lagern waren hier zusammengekommen. Hermann Kesten über Joseph Roth: *Seine Freunde in aller Herren Länder waren Legion, Freunde von jeder Sorte, Poeten und Journalisten, Verleger und reiche Leute, Schmarotzer und Stammgäste, katholische Priester und Kommunisten, Herzoginnen und Schauspielerinnen, Hilfesuchende und Leser, Narren und Unglückliche. Eine ganze Gesellschaft saß an seinem Tisch, und Roth studierte und unterhielt sie, trinkend und plaudernd und rauchend, noch in den müßigsten Stunden beschwingt, ein ausgezeichneter Erzähler, geistreich und nobel, ein flinker Beobachter, scharfäugig, hellhörig, immer der Mittelpunkt, anziehend und anzüglich, und in guten und lange auch in schlechten Tagen die Tafelrunde bewirtend.*[25] Roth wurde als integrative Figur geschätzt, als einer, der es verstand, die verschiedensten Ansichten an seinem Stammtisch auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen: den Kampf gegen Hitler. *Hier pflegten sie ... einander die Hände zu reichen, Legitimisten, Geistliche und Revolutionäre. Als sie Roth später zu Grabe trugen, legte ein Herr im Gehrock einen Kranz mit schwarzgelber Schleife im Namen Seiner Majestät Otto von Habsburg neben den mit einem rotem Band für „unseren Genossen".*[26]

Neben der Liga gab es noch eine weitere kulturelle Vereinigung — im November 1938 kam es zur Gründung des „Cercle Culturel Autrichien", der das Ziel hatte, Österreichs Kultur und seine „geistige Atmosphäre auch in der Fremde zu pflegen und zu erhalten".[27] Geleitet wurde der „Cercle" von der Wiener Dermatologin Marie Pappenheim-Frischauf, die bereits nach den Februarkämpfen 1934 nach Frankreich emigriert war.

Mit einer großen Veranstaltung in der Salle Chopin am 26. November 1938 trat der Cercle zum ersten Mal an die Öffentlichkeit. Weitere Aktivitäten folgten: Gemeinsam mit der „Liga für das geistige Österreich" organisierte man den bereits erwähnten Werfel-Abend. Wöchentlich wurde ein Abend veranstaltet, bei dem unter der Bezeichnung „Permanence" kleinere spezialwissenschaftliche Vorträge gehalten wurden, anschließend gab es die Möglichkeit zur Diskussion, überdies fanden Arbeitskreise zur Literatur- und Kunstgeschichte statt. Das reichhaltige Programm des Cercle umfaßte auch Museumsführungen und Ausflüge, die Vortrags- und Musikabende wurden bis zum Kriegsbeginn fortgesetzt.

Für die Bekanntmachung all dieser Veranstaltungen sorgte die Zeitschrift *Nouvelles d'Autriche,* mitunter auch die *Österreichische Post.* Die Gründung einer gesamtösterreichischen Zeitschrift war an parteipolitischen Gegensätzen der Emigranten gescheitert: Die *Österreichische Post* war rechtsgerichtet, das Organ der Legitimisten, hier schrieben unter anderem Martin Fuchs und Guido Zernatto; die *Nouvelles d'Autriche* hingegen wurde von dem kommunistischen Publizisten Erwin Zucker (später in Österreich bekannt unter dem Pseudonym Erwin Schilling) geleitet.

Im Dezember 1938 erschien die erste Nummer der *Österreichischen Post* von Klaus Dohrn und Martin Fuchs. Hier sollte der österreichische Emigrant nicht nur praktische Ratschläge und Mitteilungen über das Leben und Arbeiten der Österreicher im Ausland erhalten (Informationen über die Aufenthalts- und Arbeitsbedingungen), sondern auch über die Vorgänge in der Heimat informiert und auf Veranstaltungen und Kurse hingewiesen werden. *... wir wollen grundsätzlich alles zu Wort kommen lassen, was sich zu Österreich bekennt und*

auf den Inhalt mehr Wert legen, als auf die Prominenz des Autors, vor allem aber liegt uns daran, mit den bescheidenen Mitteln, die uns im Exil zur Verfügung stehen, die Mannigfaltigkeit und Umfassendheit österreichischer Kultur und Tradition zum Ausdruck zu bringen.[28]

So war diese Zeitschrift nicht bloß von praktischer Bedeutung für die Emigranten; die Beiträge von Werfel, Polgar, Joseph Roth (ein Vorabdruck aus der *Kapuzinergruft* in Fortsetzungen!), Torberg, Roda-Roda, E. A. Rheinhardt, Carl Zuckmayer, Stefan Zweig bürgten für ein beachtliches Niveau. Die ersten zehn Nummern erschienen zweimal, von Juni bis September dann nur einmal im Monat als Doppelnummer.

Die Österreichische Post vom 15. Februar 1939 berichtete zum Beispiel auch über die Eröffnung einer österreichischen Galerie, die in Paris aus privater Initiative gegründet worden war: vom Wiener Kunsthistoriker und Kunsthändler Otto Kallir (bis 1934 unter dem Namen Nirenstein-Kallir bekannt). Als Mitglied der Künstlervereinigung „Hagenbund" hatte er schon Originalgrafiken von Kokoschka, Kubin, Bechmann publiziert und auch von Schiele, über den er eine Monographie schrieb (1930). Nach der Emigration in die USA im August 1939 gründete Kallir in New York eine Galerie mit demselben Namen — „St. Etienne" —, die er bis zu seinem Tod betrieb.

Die *Nouvelles d'Autriche* publizierten von Beginn (Februar 1939) an monatlich eine Nummer in deutscher und in französischer Sprache. Als Gegengewicht zur monarchistischen *Österreichischen Post* und im Sinne der Volksfrontstrategie war diese Zeitschrift als Diskussionsplattform für Intellektuelle verschiedener politischer Richtung ohne parteipolitische Bindung konzipiert. In der Programmatik, die in jeder Nummer der *Nouvelles d'Autriche* abgedruckt wurde, hieß es: *Die Wahrheit über die Lage in Österreich, dessen Stimme keine Fremdherrschaft zum Verstummen bringen kann, zu verbreiten; ein Spiegelbild des Fortlebens und Ringens der österreichischen Kultur zu geben; alle, die guten Willens sind, über alle Zweige des Lebens im besetzten Österreich zu informieren; eine Quelle ernster und geprüfter Dokumentierung über alle Vorgänge im Herzen Mitteleuropas zu sein: einen Sammelpunkt aller wirklichen Freunde der Freiheit des österreichischen Volkes und seines Kampfes um Frieden und Unabhängigkeit zu bilden — das ist unser Programm.* — Die Zeitschrift fand ziemlich große Verbreitung und Echo nicht nur unter den österreichischen Emigranten in Frankreich. Zahlreiche Solidaritätskundgebungen von verschiedensten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens Frankreichs und auch anderer Länder (vor allem Großbritanniens) konnten immer wieder publiziert werden. Nicht allein als Informationsmedium kam diesen beiden Zeitschriften große Bedeutung zu: Als Publikationsmöglichkeit für die österreichischen Intellektuellen im Exil erfüllten sie gleichfalls eine wesentliche Aufgabe — mit Hilfe von Schriften und Aufrufen konnten sie hier ihr kulturelles Erbe fortsetzen und (teilweise auch durch Veröffentlichungen in nichtösterreichischen Exilzeitschriften) den illegalen Widerstand in der Heimat stärken. Auch wenn es in Frankreich gestattet war, in der Presse des Gastlandes zu publizieren, was keineswegs in allen Ländern üblich war, so war doch im großen und ganzen die Möglichkeit, an die Öffentlichkeit zu treten und außerhalb des eigenen Kreises zu wirken, sehr gering: Sowohl die Zeitschriften als auch die Exil-Verlage litten unter Finanzierungsschwierigkeiten, von den anderen Problemen — wie Sprachbarrieren, Verlust des alten Publikums, Chancenlosigkeit für weniger prominente Künstler — ganz zu schweigen.

Paris war nicht das einzige Zentrum der emigrierten Künstler und Intellektuellen. In Le Lavandou hatte sich zum Beispiel eine kleine Kolonie österreichischer Emigranten gebildet: Der Historiker Fritz Brügel, der nach seiner Teilnahme an den Februarkämpfen 1934 in die CSR emigriert und 1938 über die UdSSR nach Frankreich gekommen war, lebte dort mit falschem tschechischem Paß unter dem Namen Bedrich Dubski, „ängstlich bemüht, seine wahre Identität zu verheimlichen, die inoffiziell ohnedies der Polizei und uns allen bekannt war."[2] Emil Alphons Rheinhardt hatte sich bereits 1928 in einer Villa in Le Lavandou niedergelassen, die zu einer wesentlichen Zufluchtsstätte für viele deutschsprachige Emigranten wurde: Golo Mann, Conrad H. Lester, Balder Olden, Alfred Kantorowicz und andere fanden dort Aufnahme, Egon Erwin Kisch, Bodo Uhse oder Hans Weigel kamen zu Besuch. Als der Krieg ausbrach, löste sich auch diese Gruppe auf — der Kampf ums Überleben stand jetzt für jeden an erster Stelle und ließ weder Zeit noch Energie für kulturelles Engagement.

3. INTERNIERUNGEN

Am 4. September 1939 erschienen überall in Frankreich Anschläge, wonach „feindliche Ausländer zwischen 17 und 65 Jahren“ sich mit einer Wolldecke, Waschsachen und einer Eßration für zwei Tage an einem für jedes Departement besonders angegebenen Ort (meist ein Stadion, eine Kaserne oder eine ehemalige Festung) einzufinden hätten. Frauen blieben vorerst verschont. Nach einer Woche waren bereits 15.000 Ausländer in 60 verschiedenen Lagern interniert.[30] Insgesamt hatte man 102 Lager errichtet.[31] Das Pariser Sammellager war das Stade de Colombes, einige Tage später kam ein Teil der Pariser Internierten in die südfranzösischen Lager Rieucros, Le Vernet oder Les Milles,[32] wo sich schon Tausende ehemalige Spanienkämpfer befanden. Der Großteil der Flüchtlinge in Paris wurde in das Lager Meslay-du-Maine gebracht. — Damit waren alle Aktivitäten beendet, die Kulturvereinigungen waren aufgrund der Internierungen zerschlagen, die österreichischen Zeitschriften konnten nicht mehr erscheinen. Jedes Interesse war notgedrungen ausschließlich aufs Überleben konzentriert. Hinter Stacheldraht vegetierten die Emigranten unter menschenunwürdigen Bedingungen dahin.

Doch selbst in den Lagern versuchte man ein Österreich-Bewußtsein aufrechtzuerhalten. So gelang es zum Beispiel einer Gruppe von Künstlern, eine Revue zusammenzustellen: Als 1939 im Lager Meslay-du-Maine nach einem Sturm Zelte verloren gegangen waren, wurden einige Internierte in einen Bauernhof überstellt. Dort trafen unter anderem Karl Farkas und Heinrich Sussmann zusammen. Die Revue mit dem Titel „Meslay lacht wieder“ wurde aufgeführt, Farkas hatte für die Texte gesorgt, Sussmann für das Bühnenbild, die Musik stammte von dem österreichischen Film- und Schlagerkomponisten Neumann.

Bis Mitte Jänner 1940 wurden viele der „politisch Unverdächtigen“ wieder freigelassen — Österreicher und vor allem Saarländer erfuhren eine mildere Behandlung als deutsche Emigranten. Wer kein Übersee-Visum hatte, konnte sich „nach Wahl“ zum Dienst mit der Waffe (Fremdenlegion)[33] oder zum Arbeitsdienst („Prestataires“) melden. 9000 Flüchtlinge traten damals in die Fremdenlegion ein, 5000 in die Arbeitsdienstformationen.

Die wenigen, die den Lagern und dem Soldatendienstentkommen konnten, waren bemüht, sich trotz aller widrigen Umstände für die österreichische Sache nützlich zu machen. Conrad H. Lester versuchte eine Erlaubnis für das Wiedererscheinen der *Österreichischen Post* zu erlangen, die Bewilligung wurde allerdings verweigert. Stattdessen gelang es ihm, die Monatsschrift *Freies Österreich* ins Leben zu rufen, eine Zeitschrift mit stark kulturellem Akzent.

Das *Freie Österreich* sollte die Bemühungen von Richard Wasitzky, dem österreichischen Pharmakologen und ehemaligen Dekan der Wiener Medizinischen Fakultät, unterstützen, eine unpolitische Vertretungskörperschaft, ein „Office Autrichien“ zur Wahrung österreichischer Belange, zu errichten, das von den Alliierten anerkannt werden sollte, was aber nicht gelang. Im Mai 1940 erschien die erste Nummer des *Freien Österreich* mit Beiträgen von Julius Deutsch, Soma Morgenstern, Alfred Polgar, Roda-Roda, Moritz Scheyer, Paul Stefan, Ludwig Ullmann und Franz Werfel. Eine zweite Nummer kam nicht mehr zustande — einen Monat später wurde Paris von der Deutschen Wehrmacht besetzt, Lester, von der Gestapo gesucht, floh mit falschem französischem Paß nach Algier, weiter nach Brasilien und in die USA.

Eine neue Internierungswelle begann, als die deutschen Truppen im Mai 1940 Belgien besetzten. Als es aber einen Monat danach zum Zusammenbruch kam, dachte niemand an die Flüchtlinge, die in den Lagern wie in einer Falle saßen; einige Emigranten konnten mit dem allgemeinen Flüchtlingsstrom nach Süden ziehen. Manche Kommandanten hatten auf eigene Verantwortung die Lager geöffnet, als die deutschen Truppen schon fast vor der Tür standen, andere Internierte wurden hingegen den Besatzern überantwortet. Die französische Regierung verpflichtete sich in einem Artikel des Waffenstillstandsabkommens, jene deutschen Emigranten auszuliefern, die die Sieger namhaft machten. Die „Kundt-Kommission“ — deutsche Militär- und Zivilbeamte unter Legationsrat Dr. Ernst Kundt — besuchte die Internierungslager in der besetzten und der unbesetzten Zone, um alle „wahren Deutschen“ zu „befreien und zu repatriieren“. Bekannte Gegner des nationalsozialistischen Regimes wurden verhaftet und der Gestapo ausgeliefert. Zu den prominentesten Opfern

dieser Praxis zählten die beiden Minister der Weimarer Republik, Rudolf Hilferding und Rudolf Breitscheid.

Der Arzt und Finanzminister in der Regierung Stresemann, Rudolf Hilferding, hatte sich bereits 1938, nach der Besetzung Nordfrankreichs, mit Breitscheid im Südwesten des Landes niedergelassen. Varian Fry,[34] ein Amerikaner, der sich von Marseille aus bemühte, besonders gefährdeten Flüchtlingen die (illegale) Ausreise zu ermöglichen, hatte Breitscheid und Hilferding ein Notvisum für die USA beschafft. Kurz vor der Abreise wurden beide jedoch durch die Vichy-Behörden mit Zwangsaufenthalt in Arles belegt. Dort verfaßte Hilferding noch seine letzte Arbeit unter dem Titel „Das historische Problem“[35] über die Rolle der Gewalt in der Geschichte. Am 11. Dezember 1940 wurde er aufgrund des Art. 19 des deutsch-französischen Waffenstillstandsabkommens zusammen mit Breitscheid an die Gestapo ausgeliefert und schwer mißhandelt. Offiziell wurde sein Freitod (12. Februar 1941) bekanntgegeben, die wirkliche Todesursache bleibt ungeklärt.

Die Haupttätigkeit der Hilfsorganisationen bestand nach 1942 darin, Flüchtlinge zu verstecken oder nach Emigrationsmöglichkeiten für sie zu suchen. Für jene Emigranten, denen die Ausreise aus Frankreich nicht gelungen war, verschlimmerte sich die Lage noch mit der Besetzung der französischen Südzone durch die deutschen Truppen am 11. November 1942. Von da an war die Gestapo offiziell in ganz Frankreich vertreten. *Junge und auch ältere Menschen werden allüblich in beschleunigtem Tempo zusammengefangen und zum Arbeitseinsatz nach Deutschland gebracht. (...) Den in französischen Gefängnissen sitzenden politischen Häftlingen droht Verschickung in deutsche Todeslager.*[36]

Ohne die aktive Mitarbeit der Vichy-Regierung und der französischen Polizei wäre allerdings die „erfolgreiche“ Durchführung der nationalsozialistischen Judenpolitik in Frankreich nicht möglich gewesen. Die Technik der Verhaftungen und Deportationen war vom Judenreferat unter SS-Hauptsturmführer Dannecker ausgearbeitet worden. Jeden Tag fanden Einzelverhaftungen statt, und überdies wurden Razzien durchgeführt, Massenverhaftungen, deren Opfer mit der Zeit die größte Anzahl der Lagerbevölkerung stellten.

Im Juli 1942 wurden in Paris mehr als 12.800 Menschen jüdischer Herkunft in Auffanglager gebracht, von denen aus die Transporte in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert wurden.[37] In der Südzone befanden sich bereits ab Ende 1940 die meisten ausländischen Juden in Lagern. Nach der Vollbesetzung und besonders während des Jahres 1943 fanden regelmäßig Deportationen aus den Lagern der Südzone in die Transitlager der Nordzone statt, die ebenfalls eine Vorstation zu Auschwitz waren. Etwa ein Drittel der 350.000 Personen starken jüdischen Bevölkerung Frankreichs ist durch die Hitlersche Politik der „Endlösung" vernichtet worden. Der Prozentsatz der ausländischen Juden unter den Opfern ist dabei erheblich größer als der der französischen. In die Vernichtungslager Auschwitz, Maidanek und Sobibor wurden allein aus Frankreich mindestens 1746 österreichische Juden deportiert.[38]

Diese Fakten machen ein Kapitel über die Remigration aus Frankreich wohl überflüssig. Wer nicht mit einem Notvisum entkommen konnte, wem die Flucht mit gefälschtem Paß nicht gelang, der wurde früher oder später von der Gestapo verhaftet. In der Résistance riskierten auch eine Anzahl von österreichischen Intellektuellen ihr Leben: E. A. Rheinhardt wurde bereits 1943 verraten, verhaftet und über die Gefängnisse Mentone, Nizza und Marseilles nach Dachau deportiert, wo er noch als Arzt arbeitete, bevor er im Februar 1945, zwei Monate vor der Befreiung des Konzentrationslagers, am Fleckfieber starb. Einige wenige überlebten die Konzentrationslager, wie der Maler und Bühnenbildner Heinrich Sussmann, der vielen Emigranten mit der Herstellung von gefälschten Papieren geholfen hatte und schließlich nach seinem Einsatz für die Résistance 1944 von der Gestapo arretiert und nach Auschwitz transportiert wurde. Oder aber Arpad Haasz, von den Vichy-Behörden an die Gestapo ausgeliefert, der neben Auschwitz auch die Konzentrationslager Mauthausen und Ebensee erlitt. — Sie stehen nur für die große Zahl derer, die bis zuletzt kämpften.

Anmerkungen:

1 Gemeinsam mit Ernst Schwager wurde von mir eine Liste von ca. 250 emigrierten Intellektuellen zusammengestellt. Ausgewertet wurden: die bisherigen Ergebnisse des Forschungsprojektes zur österreichischen Wissenschaftsemigration am Wiener Institut für Wissenschaft und Kunst, eine Liste des Wiener Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes (zusammengestellt von Siegwald Ganglmair), Christine Klusaceks *Auflistung der österreichischen Wissenschaftler und Künstler unter dem NS-Regime.* Wien 1966, und die Exil-Zeitschriften *Österreichische Post. Nouvelle d' Autriche* und *Der Sozialistische Kampf.* Genaueren Aufschluß über die so recherchierten 250 Emigranten gab das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte München und der Research Foundation für Jewish Immigration New York, Bd. 1—3, 1980/1983.

2 Zit. nach Babette Gross, *Willi Münzenberg. Eine politische Biographie.* Stuttgart 1967, 254.

3 Hans-Albert Walter, „Die Asylpolitik Frankreichs von 1933 bis zur Annexion Österreichs", in: Peter Uwe Hohendahl/Egon Schwarz (Hrsg.), *Exil und innere Emigration II. Internationale Tagung in St. Louis.* Frankfurt/Main 1973, 54.

4 Ernst Lothar, *Das Wunder des Überlebens.* Hamburg—Wien 1960, 138.

5 Arthur Koestler, *Abschaum der Erde.* Wien 1971, 393; vgl. auch: Wulf Köpke, „Die Flucht durch Frankreich", in: *Exilforschung. Bd. 4: Das jüdische Exil und andere Themen.* München 1986, 229—242.

6 Hans-Albert Walter, „Die Asylpolitik Frankreichs...", a.a.O., 60.

7 *Österreichische Post,* 3, 11.

8 Ebda.

9 Vgl. Franz Goldner, *Die österreichische Emigration 1938 bis 1945.* Wien—München 1972, 34f. Vgl. Hans-Albert Walter, *Deutsche Exilliteratur 1933—1950,* Bd. 2: *Europäisches Appeasement und überseeische Asylpraxis.* Stuttgart 1984, 87—112.

10 Hertha Pauli, *Der Riß der Zeit geht durch mein Herz.* Wien—Hamburg 1979, 50.

11 Vgl. Josef Forscht, „Probleme der österreichischen Emigration in Frankreich", in: *Nouvelles d'Autriche* 1, Februar 1939, 12.

12 Albert Drach, *Unsentimentale Reise. Bericht.* München—Wien 1966, 101.

13 Ernst Loeffler, „Zur sozialen Lage der österreichischen Emigration", in: *Der sozialistische Kampf.* 4, 25. Februar 1939, 88f.

14 Siehe dazu: Hanna Schramm, *Menschen in Gurs. Erinnerungen an ein französisches Internierungslager (1940—1941).* mit einem dokumentarischen Beitrag zur französischen Emigrationspolitik (1933—1944) von Barbara Vormeier. Worms 1977, 281 f.

15 Fritz Brügel, Gina Kaus, Alfred Polgar, E. A. Rheinhardt, Roda-Roda, Joseph Roth, Franz Werfel.

16 Zit. nach Selma Steinmetz, „Emil Alphons Rheinhardt (1889—1945). Aus dem Leben eines Exilschriftstellers", in: *Zeitgeschichte* 4 (1977), 109—122, hier 112.

17 Vgl. Conrad H. Lester, „Probleme der österreichischen Literatur in der Emigration. Frankreich 1938—1940". Vortrag an der Wiener Universität am 16. März 1972.

18 Vgl. *Nouvelles d'Autriche,* 1, Februar 1939, 35f.

19 Elisabeth Freundlich: „Der große Exodus. Wo Österreich am Leben blieb", in: Christian Sotriffer (Hrsg.), *Das größere Österreich.* Wien 1982, 339.

20 Elisabeth Freundlich, „„Flüchtlingsgespräche* aus heutiger Sicht", in: *Österreicher im Exil 1934 bis 1945.* Hrsg, vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes u. v. d. Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Wien 1977, 522f.

21 Zit. nach Freundlich, *Flüchtlingsgespräche,* a.a.O., 523.

22 Lester, Vortrag am 16. März 1972, a.a.O.

23 Ebda.

24 Vgl. David Bronsen, *Joseph Roth. Eine Biographie.* Köln 1974, 592.

25 Hermann Kesten, „Der Mensch Joseph Roth", in: Hermann Linden (Hrsg.), *Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch.* Köln 1949, 15—26, hier 16f.

26 Pauli, *Der Riß der Zeit,* a.a.O., 87.

27 *Nouvelles d'Autriche.* 2, März 1939, 74.

28 „Unsere erste Nummer", in: *Die Österreichische Post,* 1, Weihnachten 1938, 6.

29 Lester, Vortrag am 16. März 1972, a.a.O.

30 Vgl. Ruth Fabian/Corinna Coulmas, *Die deutsche Emigration in Frankreich nach 1933.* München 1978, 67f.

31 Gilbert Badia u. a., *Les barbeles de l'exil.* Grenoble 1979.

32 Schramm, *Menschen in Gurs,* a.a.O.; Barbara Vormeier, *Die Deportierungen deutscher und österreichischer Juden aus Frankreich.* Paris 1980, 75.

33 Siehe vor allem den Bericht von Hans Reichmann, *Vom Fremdenlegionär zum Botschafter beim*

Hl. Stuhl. Erinnerungen 1939—1973. Wien—Salzburg 1982, Materialien zur Zeitgeschichte, 3. 9ff.

34 Siehe Varian Fry, *Surrender on Demand.* New York 1945.

35 Aus dem Nachlaß hrsg. von Benedikt Kautsky, in: *Zeitschrift für Politik* 1, 1954.

36 Georg Scheuer, „Damals in Lyon“, in: *Wiener Tagebuch,* 7/8/1987, 26.

37 Vgl. Claude Levy/Paul Tillard, *Der Schwarze Donnerstag.* Olten 1968, 183f.

38 Vgl. Vormeier, *Die Deportierungen....* a.a.O. 7.

Preis 1. Februar 1939

Preis 2 frs

Die Österreichische Post

COURRIER AUTRICHIEN

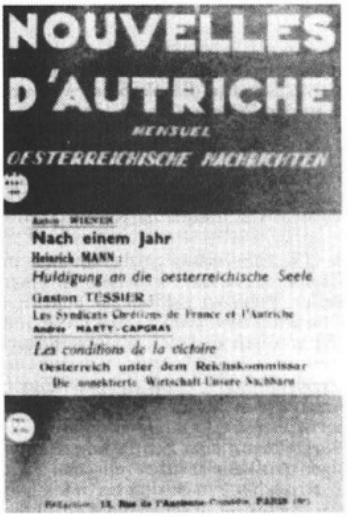
Der Briefwechsel Otto von Oesterreich - Dr. Schuschnigg

Einzige autorisierte Wiedergabe: Seite 3

HEIMKEHR INS REICH

Von FRANZ WERFEL

Die legitimistische Österreichische Post


NOUVELLES D'AUTRICHE

MENSUEL

OESTERREICHISCHE NACHRICHTEN

Nach einem Jahr

Heinrich MANN :

Huldigung an die oesterreichische Seele

Gaston TESSIER :

Les Syndicats Chrétiens de France et l'Autriche

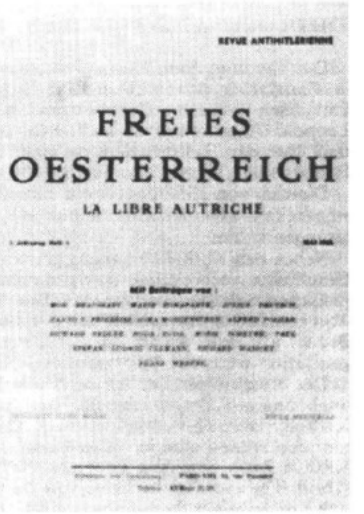
André MARTY - CAPGRAS

Les conditions de la victoire

Oesterreich unter dem Reichskommissar

Die annektierte Wirtschaft-Unsere Nachbarn

Die von der KPÖ herausgegebene zweisprachige Volksfrontzeitschrift


REVUE ANTIHITLERIENNE

FREIES OESTERREICH

LA LIBRE AUTRICHE

Die erste und einzige Nummer der von Kurt Lichtenstern (Conrad Lester) herausgegebenen Zeitschrift

ERNST SCHWAGER

Österreichische Wissenschaftler in Frankreich

Wie die große Mehrheit der Emigranten waren auch die meisten österreichischen Wissenschaftler, die ins Exil flohen, jüdischer Abstammung. Doch auch andere Gründe, seien sie politischer, wirtschaftlicher oder wissenschaftlicher Natur, veranlaßten Österreicher, in den dreißiger Jahren in Frankreich Asyl zu suchen. Sozialisten und Kommunisten wußten aus den leidvollen Erfahrungen ihrer deutschen Genossen, wie das NS-Regime mit politischen Gegnern umging, und die österreichischen Monarchisten erlebten unmittelbar nach der Annexion die Schmähung Otto Habsburgs durch NS-Zeitungen.

Spezifische Gründe gab es auch für österreichische Wissenschaftler und Intellektuelle, aus dem sich erweiternden NS-Herrschaftsgebiet zu entfliehen: Sie erfuhren tagtäglich, daß Medizin und Psychoanalyse ebenso wie die Relativitätstheorie als „verjudet“ denunziert wurden. In den Naturwissenschaften dominierten nun „deutsche Physik“ und „arische Mathematik“.

Unmittelbar nach der Besetzung Österreichs kontrollierten in Wien SA-Posten an der Uni-Rampe, ob Studenten ohne Ariernachweis das Gebäude betreten wollten. Auch den nichtjüdischen Wissenschaftlern zeigten die Auseinandersetzungen um die „weißen Juden“ (so wurden „arische“ Anhänger der Relativitätstheorie genannt) im Zusammenhang mit dem vakanten Lehrstuhl für theoretische Physik in München, wie sehr ihre Forschungsmöglichkeiten nun eingeschränkt wurden.

In diesem Beitrag sollen anhand einiger Beispiele Aufenthaltsbedingungen und Forschungsmöglichkeiten österreichischer Wissenschaftler in Frankreich aufgezeigt werden.

THEOLOGEN UND POLITIKER

Der Theologe John Maria (Johannes) Österreicher bekämpfte während seines Aufenthalts in Frankreich öffentlich das NS-Regime und engagierte sich für die Verbesserung der katholisch-jüdischen Beziehungen. Auch der Präsident der Wiener Caritas, Prälat Dr. Leopold Ungar, war 1938 als Priester in Paris tätig. Er setzte dort seine Theologiestudien fort und übte eine Lehrtätigkeit an einer Schule in St. Brieuc in der Bretagne aus. Nach der französischen Kapitulation emigrierte er nach England und kehrte 1947 nach Wien zurück.

Dietrich von Hildebrand, ein christlich-sozialer Befürworter der österreichischen Eigenständigkeit, konnte 1939/1940 als a.o. Professor am Institut Catholique in Toulouse Vorlesungen halten.

Neben den Katholiken engagierten sich Sozialisten und Kommunisten gegen den auch in Frankreich verbreiteten Antisemitismus. Der Schriftsteller Leo Katz arbeitete in einer jüdischen Sektion der französischen KP mit. Otto Heller, Publizist zahlreicher Schriften über das Judentum, schloß sich der Résistance an, konnte unter dem Decknamen Raymond Brunet als Dolmetscher bei der Deutschen Wehrmacht arbeiten und der Widerstandsorganisation wertvolle Informationen liefern.

Der Kommunist Dr. Alfred Klahr begründete die Notwendigkeit eines eigenständigen, unabhängigen Österreichs mit wesentlich anderen Argumenten als der schon erwähnte Katholik Dietrich von Hildebrand. Klahr war nach dem Münchner Abkommen Chefredakteur der *Roten Fahne* in Belgien und stand in engem Kontakt mit dem Zentralkomitee der KPÖ in Paris. Seit dem Frühjahr 1937 hatte er in einigen Artikeln der theoretischen Zeitschrift *Weg und Ziel* die These von der eigenständigen österreichischen Nation vertreten und sich bald in seiner Partei durchgesetzt. Diese Umorientierung führte zu schweren Konflikten zwischen den österreichischen Sozialisten und Kommunisten. Alfred Klahr flüchtete 1940 nach Südfrankreich und war an Aktionen der Résistance beteiligt. Er wurde von der VichyPolizei zunächst in Le Vernet interniert. Sein weiteres Schicksal waren Flucht, Verhaftung,

Auschwitz, abermals Flucht und Teilnahme am Partisanenkampf. Von einer Wehrmachtsstreife wurde er im Kampf erschossen.

Der Publizist und Politiker Franz Marek war neben Othmar Strobl Leiter der österreichischen Kommunisten, die sich in Frankreich dem Widerstandskampf anschlossen. Er beteiligte sich 1939 ander Herausgabe der zweisprachigen Zeitschrift *Nouvelles d' Autriche.* Während der deutschen Besetzung gab Franz Marek die illegale Zeitung *Soldat im Westen* heraus, wurde im Sommer 1944 von der Gestapo verhaftet und in eine *Todeszelle* gesteckt. Durch den Aufstand von Paris konnte Marek die deutsche Haft überleben.

Unter den ca. 170 österreichischen Widerstandskämpfern in Frankreich, die ich bisher namentlich erfassen konnte, befinden sich rund ein Dutzend Akademiker. Die meisten von ihnen waren vor ihrer Flucht aus Österreich Ärzte gewesen.

Auch in der sozialistischen Emigration befanden sich viele Akademiker, unter ihnen Otto Bauer, Friedrich Adler und Julius Deutsch. Der Führer der Revolutionären Sozialisten, Joseph Buttinger, lehnte ebenso wie seine bereits genannten Genossen einen Kampf für die Unabhängigkeit Österreichs ab und strebte eine gesamtdeutsche Revolution an. Die österreichischen Sozialisten wollten sich mit ihren deutschen Genossen im französischen Exil vereinen und gaben gemeinsam mit ihnen den *Sozialistischen Kampf* heraus. Buttinger war sowohl an diesen Einigungsbestrebungen als auch an den Verhandlungen mit österreichischen und deutschen Kommunisten beteiligt. In Frankreich kam es zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen ihm und anderen österreichischen Sozialisten. Nach seiner Ankunft in Amerika ermöglichte er gemeinsam mit seiner Gattin sehr vielen österreichischen Genossen die Flucht aus dem besetzten Frankreich.

MEDIZINER

Die meisten österreichischen Wissenschaftler konnten in Frankreich nicht legal in ihren Spezialgebieten arbeiten, da ihnen die Arbeitsgenehmigung fehlte. Der burgenländische Arzt Richard Berczeller berichtet, daß er während seines fünfzehnmonatigen Frankreichaufenthaltes bis Kriegsbeginn vergeblich auf eine Entscheidung über seinen Antrag wartete, ja daß er keinerlei Mitteilung von den Behörden bekam. So blieben ihm zu seiner Existenzsicherung nur ungesetzliche Möglichkeiten offen: als Urlaubsvertretung in einem Labor, als Handlungsreisender für Zahnärztebedarf auf Provisionsbasis oder als Nachfolger für den verstorbenen Arzt einer Abtreibungsklinik. Ohne Arbeitsbewilligung durfte kein Mediziner auch nur Rezepte verschreiben, doch einige Ärzte fanden trotz der schwierigen Situation qualitativ hochwertige Beschäftigungsmöglichkeiten. Der Pathologieprofessor Herbert Carl Stoerk fand eine Anstellung in einem Krebsinstitut in Paris. Auch die Biochemikerin Anita Victoria Luisada-Opper, die sich zunächst am Hospital de l'Hôtel de Dieu weiterbildete, war an der Sorbonne an der Krebsforschung beteiligt. Die Mikrobiologin Helga Francis Harvas konnte sich in Lyon in biologischer Chemie weiterqualifizieren, während sie gleichzeitig ihren Lebensunterhalt als Lehrerin verdiente.

Der bekannte Biochemiker Edgar Lederer arbeitete zunächst als Physiker in Paris und von 1940 bis 1947 als Forscher in einem biochemischen Labor in Lyon sowie 1941 bis 1978 im Centre National de la Recherche Scientifique. Schwierige Bedingungen fand der Laryngologe Hugo Stern vor. Er konnte 1939 kein amerikanisches Visum erhalten, blieb in Nizza und arbeitete dort als Spezialist für Sprachstörungen.

Der Pharmakologe Richard Wasicky hatte sich schon in der Zwischenkriegszeit durch wissenschaftliche Veröffentlichungen in Wien und an der Sorbonne einen Namen gemacht. Bei Kriegsausbruch spielte der parteilose Arzt eine bedeutende Rolle als Politiker. Er war von Exponenten verschiedener politischer Richtungen als Leiter einer österreichischen Vertretung in Frankreich ausersehen worden, doch das rasche Vordringen der deutschen Truppen beendete dieses politische Experiment.

ARBEIT MIT KINDERN

Der Psychoanalytiker Heinz Hartmann war als Lehrer und am Psychoanalytischen Institut in Paris tätig, ehe er 1939 in die Schweiz emigrierte. Die Psychiaterin Helene Papanek arbeitete in einer Spezialklinik in Paris. Wie ihr Gatte betreute sie 1938 bis 1940 Kinder. In Montmorency bei Paris gab es in Heimen, die von Ernst Papanek geleitet wurden Flüchtlingskinder. Ihm gelang es, den Großteil dieser gefährdeten Kinder in die USA zu retten.

Auch die Choreografin Gertrude Bodwyn-Bunzel engagierte sich sehr für Kinder. Während der Zeit ihrer Emigration in der Schweiz, in Frankreich und vor allem in Amerika entwickelte sie eine Tanztherapie für geistig und körperlich behinderte Kinder. Die Architektin Grete Schütte-Lihotzky befaßte sich während ihres französischen Exils ebenfalls mit Kindern. 1937 reiste sie — nach Aufenthalten in der Sowjetunion und in China — nach Paris und wurde Mitarbeiterin des französischen Gesundheitsministeriums. Sie entwickelte 1938 Richtlinien für Behandlungsstationen für an Tuberkulose erkrankte Kinder. Doch noch 1938 wurde Schütte-Lihotzky vom türkischen Unterrichtsministerium nach Ankara berufen, von wo sie illegal nach Wien zurückkehrte, um sich dem österreichischen Widerstandskampf anzuschließen. Am 22. Jänner 1941 wurde sie von der Gestapo verhaftet und zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt.

WIRTSCHAFTSEXPERTEN

Wirtschaftsfachleute hatten es im französischen Exil im allgemeinen leichter als Geisteswissenschaftler, eine qualifizierte Arbeit zu erhalten. Der Chemiker und Maschinenbauingenieur Alois Robert Böhm übersiedelte Ende 1932 nach Frankreich und betätigte sich nun als Industrieberater. Auch der Elektrotechniker und Fabrikant Gerard Frank Back war 1938/1939 beratender Ingenieur in Paris. Der Wirtschaftsfachmann Robert Eisenberg war nach seiner illegalen Einreise 1939 in Frankreich als Bankangestellter und als Statistiker tätig. Doch so wie andere Emigranten wurden auch die Wissenschaftsexperten von der Verhaftungsgefahr bedroht. Der spätere Leiter des österreichischen Instituts für Wirtschaftsforschung, Franz Nemschak, emigrierte 1938 nach Frankreich. Allerdings verhielt er sich in der Folge anders als der Großteil der Emigranten. Als Nichtjude wagte er im Juli 1939 die Rückreise in die Heimat und mußte einige Monate Gestapohaft erleiden.

Der Wirtschaftsexperte und Rechtswissenschaftler Georg Maria Alexich wurde als Nazigegner 1938 aus dem diplomatischen Dienst entlassen und emigrierte nach Frankreich. In Paris wurde er Leiter einer pharmazeutischen Fabrik, ehe er 1940 wegen des deutschen Auslieferungsbegehrens in die USA weiterflüchtete.

Dieses Auslieferungsbegehren der NS-Diktatur wurde von den Vichy-Behörden genau befolgt, weshalb viele Österreicher unter Mithilfe der französischen Polizei in den deutschen Konzentrationslagern landeten. So wurde Dr. Max Umschweif nach der französischen Kapitulation an die Gestapo ausgeliefert und kam nach Dachau und später nach Buchenwald.

JURISTEN UND DIPLOMATEN

Viele Hitlergegner flüchteten aus den französischen Internierungscamps, tauchten mit Hilfe der Zivilbevölkerung unter oder ergatterten durch einen glücklichen Zufall ein gültiges Ausreisevisum. Für viele aber kam jede Hilfe zu spät. Sie saßen in Südfrankreich in einer Mausefalle, aus der kein Ausweg möglich schien. Massenselbstmorde waren die Folge. So war der frühere Diplomat und Publizist Otto Pohl wie Tausende andere nach Südfrankreich geflüchtet und konnte kurzfristig als Landarbeiter eine Existenzmöglichkeit finden. Doch im Mai 1941 wählte er gemeinsam mit seiner Gattin den Freitod.

Auch der Diplomat Norbert Bischof hatte sich in Südfrankreich eine Existenzmöglichkeit als selbständiger Landwirt geschaffen. Ähnlich wie Professor Franz Nemschak war es ihm möglich, mitten im Krieg, im Jahre 1942, nach Wien zurückzukehren.

Ebenfalls in Südfrankreich, und zwar in der Ortschaft Volonne, arbeitete der Rechtsanwalt Arthur Berl in den Jahren 1939 bis 1941, ehe er in die USA flüchtete.

Der Diplomat Ernst Lemberger war vor dem Krieg als Gelegenheitsarbeiter beschäftigt, trat der Fremdenlegion bei, war 1941 bis 1943 Bergmann in Camaux bei Toulouse und schloß sich schließlich der französischen Résistance an. Bei Kriegsende nahm er im noch besetzten Wien Kontakt mit Adolf Schärf und der Widerstandsorganisation POEN auf.

JOURNALISTEN UND PUBLIZISTEN

In einer Metallfabrik arbeitete Dr. Max Weiser als Angestellter, der Journalist Fritz Thorn fand illegal eine Anstellung als Textildesigner in Paris.

Als Turnlehrerin konnte die Publizistin Tilly Spiegel ihren Aufenthalt finanzieren und hatte nebenbei noch die Zeit, sich intensiv im Cercle Culturel Autrichien und in der Flüchtlingshilfe zu engagieren.

Manche französischsprechende Österreicher fanden einen Job als Dolmetscher. Dr. Artur Rosenberg, der sich bereits seit 1926 in Frankreich aufhielt, übersetzte im Jahr 1935 die *Geschichte der französischen Nation* von Ch. Seignobos.

Eine Reihe von österreichischen Journalisten und Schriftstellern, die sich in Frankreich aufhielten, konnten vor dem Kriege ihre Werke veröffentlichen. Von Berta Szeps-Zucker- kandl erschien 1939 im Verlag Calmann-Lévy *Souvenirs d'un monde disparu. Autriche 1878— 1938.* Im selben Jahr erschienen in Nizza Zeitschriften von Otto Günther, der aus Dachau entlassen worden war. Die Zeitschriften hießen *La femme provençale* und *La Française chrétienne.* Einen eigenen Verlag, den „Europäischen Merkur", gründete Paul Roubiczek. Der Verlag mußte bald seine Tätigkeit einstellen, doch konnte der Verlagsleiter sein Buch *Der mißbrauchte Mensch* noch erscheinen lassen.

Das Buch *L'art allemand en France* von Emil Szytta erschien 1933 im Verlag La Zone, und die historisch-politische Abhandlung *Revolution in der Weltpolitik* von Felix Stössinger kam 1938 im Verlag Helene Block heraus. Emil Szytta und Felix Stössinger waren, wie so viele andere österreichische Intellektuelle, Mitarbeiter beim *Pariser Tagblatt.* Weitere Beiträge für *diese* Zeitschrift lieferten Leo Lederer, der nach dem Krieg Korrespondent des *Neuen Österreich* in Paris wurde, die Schriftstellerin Lilly Körber — sie arbeitete nebenbei als Deutschlehrerin — und der schon erwähnte Diplomat und Publizist Otto Pohl. Als Volontär war der spätere Verleger Thomas Sessler 1933 beim *Pariser Tagblatt* angestellt. Thomas Sessler kam in Februar 1945 abermals nach Frankreich, als es ihm mit Unterstützung von US- Stellen gelang, illegal aus einem Schweizer Lager zu flüchten. Ungesetzliche Überquerungen der Grenze zwischen der Schweiz und Frankreich waren bei Kriegsende nicht so selten. Aus dem Schweizer Lager Bassecourt flüchtete Max Stern gemeinsam mit Peter Hofer und Turl Maller 1944 nach Frankreich. Ihnen gelang es, über Bari Jugoslawien zu erreichen und sich dort den österreichischen Freiheitsbattaillonen anzuschließen.

Die Aufenthaltsbedingungen in Frankreich waren vor 1938 für Österreicher bedeutend einfacher als nach der Annexion ihrer Heimat. Wissenschaftler konnten in den frühen dreißiger Jahren noch relativ häufig in den verschiedenen Universitäten und Instituten unterkommen.

Am Centre National de la Recherche Scientifique wirkte der Philosoph Paul Schrecker. Er hielt sich 1933 bis 1940 in Paris auf und gab die Werke von Peter Malebranche, dem „Plato der Christenheit und Frankreichs", heraus. Der Philosophieprofessor Alfred Stern arbeitete an der Sorbonne. 1936 erschienen in Paris seine beiden Bände von *La philosophie des valeurs.* 1939 trat er als Freiwilliger der Armee bei und diente in Frankreich und Algerien. Er versuchte nach der französischen Niederlage vergeblich, ein amerikanisches Visum zu erhalten, doch konnte er sich mit knapper Not über Marseille nach Mexiko retten.

Der Professor für Archäologie und Sozialanthropologie, Gerardo Reichel-Dolmatoff, fand 1937 bis 1939 ebenfalls an der Sorbonne eine fachspezifische Beschäftigung und emigrierte bei Kriegsausbruch nach Kolumbien, wo er auch nach dem Ende des Krieges wirkte. An der Sorbonne studierten auch viele junge Österreicher, die, wie der bekannte Zukunftsforscher Robert Jungk, Frankreich nach 1934 zu ihrem vorläufigen Aufenthaltsort erwählt hatten.

Der Assyrologe Adolf Leo Oppenheim konnte 1938/1939 in Paris in seiner Spezialdisziplin arbeiten, ehe er, wie die meisten Österreicher in Frankreich, von den Behörden interniert wurde.

MUSIKER UND FILMSCHAFFENDE

Vielen Musikern wurde Frankreich eine Zwischenstation auf ihrer Flucht aus Wien. Genannt werden im folgenden nur einige von ihnen, die sich im Exil auch schriftlich zur Musik geäußert haben. Als Musikkritiker fand Frederick (Friedrich) Dorian 1934/1935 im Pariser Büro der *Frankfurter Zeitung* eine Beschäftigung. Der Komponist und Dirigent Erich Paul Stekel arbeitete für den Musikverlag „France Mèlodie" und gab einige gut besuchte Konzerte für österreichische und deutsche Emigranten in Frankreich. Von 1941 bis 1945 lebte er in Nîmes und La Thuile in Savoyen. Das österreichische Ehrenkreuz für Kunst und Wissenschaft, das ihm 1969 verliehen wurde, lehnte er aus verständlichen Gründen ab.

Der Komponist und Musikkritiker Marcel Rubin war in der österreichischen Gruppe der Résistance organisiert, ehe er 1942 nach Mexiko weiterflüchtete. Die Lektorin für Musikgeschichte, Franziska Ascher-Nash, nahm ihren Fluchtweg nach Amerika über die Zwischenstationen Schweiz und Frankreich.

Der Musiksoziologe Kurt Blaukopf befand sich ab 1938 in Frankreich und verfaßte Beiträge für die Zeitschrift *Nouvelles d'Autriche.* zum Beispiel den Aufsatz „Mozart und die Ideen von 1789". In seinen Stellungnahmen in dieser engagierten Zeitschrift verteidigte Blaukopf die demokratischen Traditionen der Musikkultur gegen die Mißinterpretationen der Nationalsozialisten. Blaukopf flüchtete 1940 nach Palästina und kehrte 1947 nach Österreich zurück.

Für viele Filmschaffende wurde Frankreich eine Zwischenstation auf ihrer Flucht vor dem NS-Regime. Peter Lorre war ebenso in Frankreich wie Fritz Lang, der hier Molnárs *Liliom* mit Charles Boyer verfilmte. Billy Wilder kam 1933 gleichfalls nach Paris und verfaßte das Drehbuch von *Mauvaise Graine.* Als Drehbuchautor betätigte sich auch Leo Lania, der für britische und französische Auftraggeber schrieb.

STUDIUM UND WEITERBILDUNG

Vielen jungen Österreichern war es durch die antisemitischen Maßnahmen der Schulbehörden nicht mehr möglich, bis zur Matura in ihrer Heimat zu bleiben. Auf der Flucht konnten einige von ihnen diese Qualifikation in den Emigrationsländern erwerben. Der Historiker Felix Kreissler, heute ein Experte für Fragen der österreichischen Nation, konnte noch vor Kriegsbeginn das Baccalaureat in Paris erhalten. Während des Zweiten Weltkriegs war er Mitglied der Résistance und blieb nach 1945 in Frankreich. In Rouen gründete er ein Institut, das sich speziell mit Österreich beschäftigt und zum besseren Verständnis unserer Heimat in Frankreich beiträgt.

Der spätere Atomphysiker Georges Maxime Temmer war ebenfalls 1938 Schüler in Paris. Den Urlaub im Sommer 1939 verbrachte er noch mit seiner Familie in Jugoslawien, kehrte dann nach Frankreich zurück und konnte 1939 in die USA emigrieren. Atomphysik studierte auch Peter Havas, doch hatte er Schwierigkeiten, da seine Wiener Studienzeit nicht angerechnet wurde.

Der Soziologe Joseph Hans Bunzl studierte an der Sorbonne und der Psychoanalytiker John S. Kafka an der Universität von Bordeaux, ehe beide 1939 in die USA weiterflüchteten.

Der Biophysiker Walter A. Rosenblith qualifizierte sich 1936/1937 in Bordeaux und Paris als Radiotechniker.

HEIMKEHR

Wie viele österreichische Wissenschaftler und Intellektuelle, die in Frankreich im Exil

waren, wieder in ihre Heimat zurückgekehrt sind, ist schwer zu sagen, weil eine vollständige Liste aller österreichischen Emigranten keineswegs vorliegt. Unter der Aktennummer 3051 wäre im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands eine Liste von 400 Intellektuellen im französischen Exil zu studieren, nur ist ausgerechnet dieser Akt spurlos verschwunden. Eine wesentliche Bereicherung unseres Wissens über die Österreicher in der französischen Emigration wären auch Aufzeichnungen der verschiedenen Unterstützungsorganisationen in Frankreich. Seit dem 3. April 1939 wurden österreichische Intellektuelle offensichtlich aufmerksamer als die übrigen Emigranten behandelt und deshalb einer speziellen Anlaufstation überwiesen. In den Zeitungen der Österreicher in Frankreich, in den *Nouvelles d'Autriche* Nr. 4 und in der *Österreichischen Post* Nr. 10 heißt es: „Seit dem 3. April wenden sich österreichische Flüchtlinge der intellektuellen Berufe (Schriftsteller, Ärzte, Juristen, Lehrer u. dgl.) wegen Unterstützung an den Accueil Français aux Autrichiens, 102, rue de l'Université", und wie um den „gewöhnlichen" Flüchtlingen ihre weniger geschätzte Aufmerksamkeit zu vermitteln, fährt die *Österreichische Post* vom 1. Mai 1939 fort: „Alle anderen Flüchtlinge (wenden sich) nur an das Comité d'Assistance aux Refugies, 60, rue Joufroy, Paris 17." Sollten heute noch Aufzeichnungen dieser speziellen Unterstützungsorganisationen existieren, könnten die Namenslisten der österreichischen Wissenschaftler im französischen Exil sicherlich ergänzt werden. Vor zwei oder drei Jahrzehnten wäre eine Erforschung dieser Fragestellungen lückenloser gelungen, aber damals gab es noch kaum Interesse dafür. Die Wertschätzung der Emigranten war in breiten Kreisen der österreichischen Bevölkerung ziemlich niedrig. Leopold Figl erkärte bald nach dem Krieg, es sei für die Emigranten sicherlich bequemer gewesen, in ihren Klubsesseln zu sitzen, als für Österreich zu leiden. Daß die Einstellung der Österreicher zu den Emigranten keineswegs vorurteilsfrei ist, zeigte vor einigen Jahren auch der Titel einer Ausstellung über Wissenschaftler im Exil: „Die uns verließen" — so als ob diese Emigranten freiwillig weggereist wären, so als ob sie ihre Heimat in schwerer Zeit im Stich gelassen hätten. Das Verlassen der Heimat war für viele die einzige Möglichkeit, dem nationalsozialistischen Terror zu entgehen. Zu Tausenden wurden die Hinterbliebenen inhaftiert, gefoltert und ermordet. Viele Emigranten können ihre schrecklichen Erlebnisse aus der Zeit, als sie in ihrer Heimat Freiwild geworden waren, nicht mehr vergessen und blieben im Exil.

Manche andere kamen sofort nach Kriegsende zurück nach Österreich. Doch auch in den folgenden Jahren siedelten sich verspätete Heimkehrer wieder in Österreich an, so der Publizist Julius Klanfer, der nach Kriegsende als Korrespondent der *Arbeiterzeitung* in Frankreich geblieben war und erst 1966 zurückkehrte, oder der Physiker Joachim Blatt, der 1938 kurzzeitig interniert war und dann über Frankreich in die USA flüchten konnte. Er kam 1972 nach Österreich zurück.

Ein weiterer Wissenschaftler, der erst einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg den Kontakt mit seinem ursprünglichen Heimatland wieder aufnahm, war der Chemiker Erwin Chargaff. Er hatte aufgrund des politischen Klimas Österreich verlassen und wieso mancher andere österreichische Naturwissenschaftler in den Jahren 1934/1935 eine Arbeitsmöglichkeit am Pasteur-Institut in Paris gefunden. In seinem späteren Exil in den USA verweigerte er die Mitarbeit in seinem speziellen Gebiet der Gentechnologie, weil er die gesellschaftsgefährdenden Tendenzen dieser Forschung nicht mehr mitverantworten wollte.

Nach dem Kriege erlebten viele Emigranten die Ablehnung großer Teile der Bevölkerung ihres Heimatlandes. Einstige Hitleranhänger schlüpften in die Rolle von Opfern und fürchteten, die 1938 „arisierten" Wohnungen wieder zu verlieren. Den heimreisenden Frankreichemigranten rief der Österreicher Paul Frankfurth warnend zu: *Ihr werdet einzeln oder in kleinen unmächtigen Gruppen als geduldige und geduldete Heimkehrer nach Hause zurückkommen und. wenn es gut geht, mit Mißtrauen, sonst aber mit Haß und Verachtung, wie es achtjährige Nazischule gelehrt hat. aufgenommen werden.*

Dieser Aufsatz stützt sich auf das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration,* München—New York—London—Paris 1980—1983, und Ernst Schwager, *Die österreichische Emigration in Frankreich 1938-1945.* Wien 1984.

WILHELM FRANK

Emigrationsland Schweiz

Ich habe keine Gesamtdarstellung der österreichischen Emigration in die Schweiz zu geben, sondern soll als Schwerpunkt das Segment der wissenschaftlich Tätigen — oder wenigstens in wissenschaftlicher Ausbildung gestandenen — Personen behandeln.

Gleichwohl läßt sich das Schicksal dieses Personenkreises im Schweizer Exil in der Periode 1933 bis 1945 nur unter Bezugnahme auf die allgemeine Politik der Schweiz Flüchtlingen gegenüber verstehen, die ihrerseits in der allgemeinen Politik dieses Land begründet war.

Traditionell — wenigstens im gesamten 19. Jahrhundert und bis Ende des Ersten Weltkrieges — hat die Schweiz politischen Flüchtlingen aus den autokratisch regierten Ländern Europas großzügig Asyl gewährt, ohne Beschränkung ihrer politisch-publizistischen Tätigkeit und auch ohne Einschränkung ihrer Erwerbstätigkeit. Damit wurde die in der Schweizer Bevölkerung nachwirkende Tradition einer — wenn auch eher zurückhaltenden — Toleranz und Sympathie gegenüber Verfolgten von diktatorischen Regimen begründet.

Die Not am Ende des Ersten Weltkrieges hat jedoch auch in der an den militärischen Auseinandersetzungen unbeteiligt gebliebenen Schweiz soziale Spannungen ausgelöst, die in einem Generalstreik endeten, dessen Ziele allerdings nicht erreicht wurden, was zu einer Stärkung der bürgerlich-reaktionären Kreise führte. Sie bejahten zwar durchaus die demokratische Verfassung mit ihren Freiheitsrechten, aber diese Verfassung resultierte innenpolitisch in einer streng konservativen Haltung auf Bundesebene, die sich zum Beispiel in der Fernhaltung von Vertretern der Sozialdemokratie aus der Bundesregierung (dem sogenannten Bundesrat) bis nach dem Zweiten Weltkrieg manifestierte und in der Außenpolitik in der von ideologischen Motiven geleiteten strikten Ablehnung der Anerkennung der Sowjetunion. In gewisser Weise fühlte man sich schuldbeteiligt daran, daß Lenin von der Schweiz aus zur Organisierung der Revolution nach Rußland gefahren war. Dieses Trauma hat nicht unwesentlich die Haltung der Schweizer Behörden im Zweiten Weltkrieg den Flüchtlingen gegenüber bestimmt: Kein neuer Lenin sollte in der Schweiz entstehen.

Der aufkommende Faschismus in Italien — der Territorialansprüche an die Schweiz stellte (Tessin) — ebenso wie das nationalsozialistische Regime in Deutschland fanden, bis auf geringe, an der sogenannten Frontenbewegung beteiligte Kräfte weitgehende Ablehnung in der Schweizer Bevölkerung. Auch der Bundesrat setzte der Aktivität der NSDAP in der Schweiz ein Ende durch die Ausweisung des als Nachfolger des von Frankfurter ermordeten Gauleiters Gustloff eingesetzten, an der Universität in Freiburg lehrenden Österreichers Leopold Huber und durch das Verbot der NSDAP. Zugleich aber nahm die Schweiz bereits 1933 gegenüber einer Zuwanderung deutschsprechender Wissenschaftler, die früher in sehr liberaler Weise und durchaus zum Vorteil der Schweiz gehandhabt wurde, eine restriktive Haltung ein, die sich im Laufe der Zeit noch verstärkte. Einerseits wollte man damit den Zuzug von Propagandisten der NS-Ideologie unterbinden, andererseits aber auch verhindern, daß die Schweiz durch zwar wissenschaftlich begabte, aber politisch vermutlich nicht untätig bleibende Emigranten zu einer Plattform für eine Aktivität würde, die einen mächtigen Nachbarn reizen könnte, was außenpolitisch Schwierigkeiten mit sich bringen würde. Schließlich war man auch — in einer Zeit der wirtschaftlichen Krise, die auch die Schweiz, allerdings weit weniger als andere Länder, betroffen hatte — an einer Bevorzugung des eigenen Nachwuchses interessiert. Letzterer Gesichtspunkt führte dazu, daß die Schweiz Flüchtlingen nur in seltensten Fällen — nämlich nur dann, wenn sich tatsächlich keine Schweizer Fachkräfte mit annähernden gleichen Qualifikationen auftreiben ließen — Arbeitsbewilligungen gewährte und sie a priori in den Status von Unterstützungsempfängern — sei es von karitativen, meist religiösen, Organisationen oder sei es von Ver-

wandten — drängte, wenn sie nicht — das waren sehr rare Ausnahmen — über Vermögenswerte in der Schweiz verfügten.

Für die in Österreich Verfolgten bot sich die Schweiz als Nachbarland mit freiheitlichem Regime zwar 1938 als erster Fluchtort, in den man allerdings fast nur auf illegale Weise gelangen konnte, aber nicht als ein Land an, in dem man dauernd Asyl nehmen wollte und konnte. Nur die, die von der Schweiz aus keine Möglichkeit zur Weiterwanderung fanden, blieben unter den drückenden Bedingungen der teilweisen Kasernierung in unzulänglichen Flüchtlingslagern wie Diepoldau oder am Albis bei Zürich in diesem Land. Die Schweizer Fremdenpolizei legte den Flüchtlingen ständig nahe, das Land möglichst bald wieder zu verlassen, und auch die karitativen Flüchtlingshilfen taten in dieser Hinsicht ihr Möglichstes.

Das erklärt, daß zu Kriegsbeginn die Zahl der Flüchtlinge in der Schweiz (fast ausschließlich deutsche und österreichische Emigranten) bei etwa 6000 lag. Da die Deutschen wie die Schweizer die Grenzüberwachung bereits Ende 1938 sehr verstärkt hatten, ebbte in dieser Zeit der Zustrom neuer Flüchtlinge in die Schweiz trotz steigender Verfolgung und Bedrohung im Dritten Reich ab. Die Schweizer Behörden trugen über den verstärkten Grenzschutz — gemeinsam mit Schweden — noch das Ihrige zur Erschwerung der Ausreise aus Deutschland bei, als sie im September 1938 in ihren Verhandlungen mit den deutschen Stellen über Eindämmung der von Deutschland aus meist illegalen Grenzübertritte von Flüchtlingen in die Schweiz an Stelle der Einführung einer allgemeinen Visapflicht für deutsche Staatsangehörige sich für den berüchtigten „roten J"-Stempel für sogenannte „Nicht-Arier" ausgesprochen hatten.

Der Kriegsbeginn 1939 führte zu einer Verschärfung der Lage der Flüchtlinge in diesem Land, weil mit dem Verbot der Tätigkeit der Kommunistischen Partei in der Schweiz auch ein verstärkter Gesinnungsdruck auf politisch linksstehende Emigranten einsetzte. Andererseits war die allgemeine innenpolitische Lage insofern weit besser als 1914/1918, als es keine Aufspaltung des Landes in ein pro-deutsches und ein pro-alliiertes Lager gab. Die viersprachige Schweiz war in der Abwehr des Nationalsozialismus bis auf einen kleinen, völlig isolierten Kreis geeint. Diese entschiedene Haltung der Bevölkerung wurde allerdings vom Bundesrat — der Schweizer Regierung — bei weitem nicht so fest vertreten. Symptomatisch dafür war die defaitistische Ansprache, die der damalige Bundesrat Pilet-Golaz anläßlich der Kapitulation Belgiens über das Radio hielt und die zu einer tiefen stimmungsmäßigen Depression in der Bevölkerung führte. Diese Stimmung wich aber sofort, als zwei Tage später über Nacht überall in der Schweiz ein Plakat auf gelbem Grund mit schwarzen Lettern affichiert wurde mit folgendem Inhalt: „Wer immer auch, sei es der Bundesrat oder ich selbst, bei einem Einmarsch fremder Truppen einen Befehl zur Kapitulation geben sollte, ein solcher Befehl ist ungültig; gezeichnet Henri Guisan, General." General ist in der Schweiz der vom Parlament in Kriegszeiten gewählte Oberkommandierende der Streitkräfte.

Mit Anfang des Jahres 1940 begannen die Schweizer Behörden die körperlich arbeitsfähigen Flüchtlinge in Arbeitslagern — zunächst etwa 12 an der Zahl mit einer gesamten Belegschaft von rund 2000 Personen — zusammenzufassen und für Straßenbauten und Meliorationsarbeiten einzusetzen. Die sanitären und sozialen Bedingungen in diesen Lagern waren anfänglich völlig unzulänglich. Nun zeigte es sich, daß es zwei Gruppen von Emigranten gab, eine zahlenmäßig sehr kleine, die politischen — wenn sie es auch meist vorgezogen hatten, sich als solche gegenüber den Behörden nicht zu deklarieren, weil dies schon vor Kriegsausbruch nur Nachteile brachte —, und die weit größere Gruppe der nur wegen ihrer Abstammung im Dritten Reich verfolgt Gewesenen, die besonders unter der Einkesselung der Schweiz durch die Achsenmächte und die dadurch gegebene Gefährdung und zumindest die Aussichtslosigkeit der Gründung einer neuen, dauerhaften Existenz zur Demoralisierung neigte.

Unter den österreichischen politischen Emigranten waren damals jene in der Überzahl, die sich durch die Erlebnisse der Jahre 1933 und 1934 von der Sozialdemokratischen Partei gelöst hatten und sich spätestens nach dem März 1938 von den bereits 1936 von der Kommunistischen Partei entwickelten Auffassungen der Eigenständigkeit der österreichischen Nation angezogen fühlten. Sie sahen in dem am 13. März 1938 erlassenen Aufruf

dieser Partei, die als einzige damals dem Kampf um die Wiederherstellung eines freien und unabhängigen Österreichs proklamiert hat, eine klare Zielsetzung und in Hitlers Erfolgen keine Dauererscheinung. Für sie war daher die Werbung und Vorbereitung für eine Rückkehr in ein befreites Österreich eine Aufgabe, der sie sich in den Lagern, zugleich mit der Organisierung einer Bewegung zur schrittweisen Verbesserung der sozialen, kulturellen und sanitären Zustände, intensiv zuwendeten. Instrumente dazu bildeten unter anderem die Wahl von Belegschaftsvertretungen unter dem Titel „Freizeitausschüsse", das Angebot von attraktiven Freizeitprogrammen und — kurzzeitig — auch eine von Schweizer Flüchtlingshilfeorganisationen herausgegebene, aber von Lagerinsassen redigierte Zeitschrift.

Natürlich blieben Rückschläge und Verfolgungen durch die Schweizer Behörden dabei nicht aus. Als einer der davon Betroffenen möchte ich jedoch darauf nicht eingehen und verweise auf das im Wiener Bundesverlag erschienene Buch von Kurt Seliger: *Basel — Badischer Bahnhof.* Insgesamt konnte die Lage der Flüchtlinge in den Arbeitslagern verbessert und unter anderem durchgesetzt werden, daß berufslose Jugendliche — auch Maturanten — nach einer bestimmten Dauer des Arbeitsdienstes eine ordnungsgemäße Berufslehre absolvieren durften. Andererseits wurden ab 1942 die den Schweizer Behörden bekannten linksstehenden Emigranten in einem Sonderarbeitslager unter besonders strenger Kontrolle und verschärften Ausgangsbeschränkungen interniert.

1942 setzte mit der Durchführung der Deportationen in den besetzten Ländern durch die Gestapo erneut ein Zustrom von Flüchtlingen, darunter auch von österreichischen, in die Schweiz ein, wobei aber die Schweizer Grenzorgane einen erheblichen Teil der Asylsuchenden abwiesen und den deutschen Behörden auslieferten. Eines der Opfer dieses Vorgehens war der maßgebende Theoretiker des Begriffs der „österreichischen Nation“, Dr. Alfred Klahr. Immerhin gelang es aber einer erheblichen Anzahl österreichischer Flüchtlinge — erheblich im Verhältnis zu der damals bereits in der Schweiz befindlichen Anzahl —, aus Frankreich kommend, in der Schweiz Unterschlupf zu finden. Später — gegen Kriegsende — fanden in zunehmendem Maße aus der Deutschen Wehrmacht desertierte Soldaten Aufnahme in der Schweiz.

Als ich Ende 1944, auf Grund einer vom „Internationalen Studentenhilfswerk" prämiierten Schrift über *Studenten und Universitäten nach dem Kriege* aus der Internierung entlassen wurde, bereiteten sich die Schweizer Behörden bereits auf das Kriegsende vor und änderten damit radikal ihre bisher die politische Betätigung der Flüchtlinge behindernde Haltung — denn schließlich: „Man konnte ja nicht wissen ...". Jedenfalls war es nunmehr möglich, bei Flüchtlingen und auch unter desertierten Soldaten offen Vorbereitungen für eine Rückkehr in ein bald befreites Österreich zu treffen, unter anderem auch eine umfassende Hilfsaktion (Paketsendungen) für Österreich vorzubereiten, für Österreicher, die sich in der Schweiz niedergelassen hatten — also keine Flüchtlinge waren, aber mit dem „Anschluß" ihre österreichische Staatsbürgerschaft gegen die deutsche hatten eintauschen müssen —, für die neuerliche Anerkennung als Österreicher durch die Schweizer Behörden zu wirken und dergleichen mehr. Die „Frei-Österreich-Bewegung", der ich angehörte, zählte zu Kriegsende durch diese Aktivitäten und die Herausgabe einer Zeitschrift *Neues Österreich* meiner Erinnerung nach über 2000 Mitglieder.

Natürlich gab es daneben noch andere Österreich-aktive Gruppen, darunter die Studentenverbindung „Austria", in der sich unter anderem die späteren Botschafter Treu und Thalberg sowie der Publizist Dr. Roland Nitsche, der als Assistent an der ETH tätige Sohn des Architekten Clemens Holzmeister und meiner Erinnerung nach etwa zwanzig weitere Personen österreichischer oder Südtiroler Herkunft zusammenfanden.

Insgesamt aber war die Gruppe der Österreicher, die in der Schweiz in akademischen Berufen ausgebildet wurden oder tätig sein konnten, aus den bereits angeführten Gründen sehr klein. Neben dem bereits erwähnten Dipl.-Ing. Holzmeister haben an der ETH Zürich außer mir meines Wissens nur noch zwei Österreicher in der Zeit von 1938 bis 1945 ihr Studium abschließen können: Gerhard Rezek und ein Kollege namens Donath, dessen Vorname mir entfallen ist.

Ihr Medizinstudium beendete in Zürich Ilse Benedikt, eine der Töchter des seinerzeitigen Herausgebers der *Neuen Freien Presse,* das Rechtsstudium (internationales Recht) in Genf Josef Markus.

An Professoren österreichischer Herkunft wirkten an Schweizer Hochschulen Ludwig von Mises und Hans Kelsen in Genf am Institut für internationales Recht bis 1939, desgleichen dort für kurze Zeit auf dem Weg nach Amerika als Assistent Dr. Kotzlik. Der Physiker (und Nobelpreisträger 1945) Wolfgang Pauli jun., der von 1927 an der ETH lehrte und Mitte 1940 nach den USA ging, kehrte 1945 wieder in die Schweiz zurück. An der Universität Bern bekannte sich der Kunstgeschichtler Hahnloser gegen Kriegsende (zeitweilig wenigstens) als Österreicher, ebenso der Altphilologe Stoessl an der Universität Zürich, wogegen dies der an der ETH als Professor für elektrische Triebfahrzeuge tätige Sachs ängstlich vermied.

Typisch für die Lage der emigrierten österreichischen Wissenschaftler in der Schweiz ist vielleicht das Beispiel von Wolfgang Pauli sen., dem Vater des Physikers, der als Professor für physiologische Chemie in Wien internationales Ansehen genossen hatte — unter anderem geht die medizinische Verwendung der Tierkohle auf ihn zurück —, der aber in der Schweiz nur als unbezahlter Mitarbeiter im Laboratorium von Prof. Schwarzenbach an der Universität Zürich tätig sein durfte.

Besser war nur die Lage der österreichischen Schauspieler und Schauspielerinnen, die vor allem am Schauspielhaus in Zürich wirkten, wie Wolfgang Heinz, Karl Paryla, Emil Stöhr, Hortense Raky und Margarethe Fries und als Regisseur Leopold Lindtberg. Zusammen mit den deutschen Kollegen wie Wolfgang Langhoff, Horwitz, Ginzburg, Hirschfeld und der Giehse sowie dem Bühnenbildner Theo Otto bildeten sie den Kern eines hervorragenden Ensembles, auf das das Züricher Bildungsbürgertum nicht verzichten wollte — gerade auch im Interesse seiner geistigen und politischen Selbstbehauptung, und das sich daher für die freie Arbeitsmöglichkeit dieser politisch eindeutigen und offen antifaschistischen Künstlergruppe erfolgreich einsetzte. Deren Bedeutung für das deutsche Theater der Nachkriegszeit wurde unter anderem in einem Buch von Curt Riess ausführlich gewürdigt.

Weit schlechter als dieser Gruppe von Künstlern erging es anderen. Während Hans Weigel sich in Basel noch halbwegs durchbringen konnte, litt der Bildhauer Wotruba stark unter seiner sehr begrenzten Betätigungsmöglichkeit. Der damals als solcher noch unbekannte Dramatiker Hochwälder versuchte 1940/41, allerdings vergeblich, durch Anpassung an die Transmigranten — Diktion der Schweizer Behörden — seine kümmerliche Lage zu verbessern, was ihn aber nur in Konfliktsituationen mit den politischen Emigranten brachte. Robert Musil, der ja auch ein Doktorat der technischen Wissenschaften besaß, ist in Genf praktisch verhungert. Besser ging es dort dem ehemaligen Bibliothekar des Völkerbundes und späteren Leiter der diplomatischen Akademie, Botschafter Breycha-Vauthier, der eben nicht als Flüchtling in die Schweiz gekommen war.

Zusammenfassend kann wohl gesagt werden, das die Schweiz für das Exil österreichischer Wissenschaftler einen Wüstenboden gebildet hat, auf dem nur einzelne, wenn es gar nicht anders ging und sich kein anderer Ausweg mehr bot, Zuflucht gesucht haben. Auch die Heranbildung eines wissenschaftlich gebildeten Nachwuchses erfolgte bis knapp vor Kriegsende nur in Ausnahmefällen. Die Bedeutung der Schweiz für das Thema dieses Symposions ist höchstens als die einer „ersten Quarantäne“ zu betrachten.

Im Sonderlager für politisch Internierte in Gordola (Tessin). Vordere Reihe von links nach rechts: Richard Herland, Trau Halm. Wilhelm Trank, Kurt Seliger, Kurt Bettelheim

GUNDL HERRNSTADT-STEINMETZ

Emigrationsland Belgien

Wenn Peter Weiss in einem seiner Notizbücher meint, Exil bedeutete, sich in einer Unterwelt umzusehen,[1] so wird das in einem der Paragraphen der belgischen Ausländerbestimmung deutlich, denn Herman Bekaert, Kabinettschef im damaligen Justizministerium, legte fest: „Das Flüchtlingsstatut ist eine Gunst und bedeutet weder die Anwendung noch den Genuß der bürgerlichen Rechte.“[2]

Obwohl Belgien traditionsgemäß viele Ausländer beherbergte, war es auf den Ansturm der Flüchtlinge nach der Machtergreifung Hitlers 1933 in Deutschland und 1938 in Österreich nicht vorbereitet. Bereits am 15. März 1938, drei Tage nach dem „Anschluß“, wurden alle belgischen Konsulate angewiesen, jede Art von Visum, sei es für touristische oder geschäftliche Zwecke, zu verweigern. Daher war die Emigration der Österreicher nach Belgien von vornherein an den illegalen Grenzübertritt gebunden. Wenn Herman Bekaert vom „Exodus der rumänischen, ungarischen, polnischen und deutschen Juden, die in die westeuropäischen Länder eindringen, um sich hier nach den ihnen gewährten Möglichkeiten niederzulassen“, spricht, so beweist das die völlige Unkenntnis der tatsächlichen Lage und Gefahr, in der sich die Verfolgten des deutschen Faschismus befanden. Auch alle anderen Verordnungen dieses Flüchtlingsstatuts zeugen von der abweisenden Haltung der belgischen Behörden; so behielt sich der Staat das Recht vor, den Flüchtlingen den Zutritt zum belgischen Territorium zu gewähren oder sie aus seinem Territorium zu entfernen, was praktisch einer Ausweisung oder Rückverschickung gleichkam. Mehrere Interpellationen im belgischen Parlament und Appelle an die belgische Königin wiesen auf die für die Emigranten lebensbedrohenden Maßnahmen der belgischen Behörden hin, was auch zu gewissen Erfolgen führte.

Mehrere einander ablösende Kommissionen zur Lösung der Flüchtlingsfrage waren ein Indiz der schwierigen Lage, in der sich Belgien objektiv befand: ein Land mit drei Grenzen — Holland, Frankreich, Deutschland —, beginnende wirtschaftliche Schwierigkeiten und der illegale Grenzübertritt, der zudem von den Deutschen ausdrücklich gefördert wurde.

Im August 1939 wurde endlich ein dem Justizministerium unterstelltes Gremium geschaffen, in dem die Vertreter der Hilfskomitees Mitglieder waren. Der Ausländer, der belgisches Territorium betreten hatte, konnte sich direkt an die Kommission wenden, um als Flüchtling anerkannt zu werden, zog es aber in den meisten Fällen vor, sich vom Kommissionsmitglied jener Flüchtlingsorganisation vertreten zu lassen, der er sich zugehörig fühlte.

Diese Hilfskomitees waren im wesentlichen gut organisiert. Für die Sozialisten und Gewerkschaftsmitglieder gab es das Matteotti-Komitee, das bereits 1924 für nach Belgien geflüchtete Italiener gegründet worden war; es erweiterte seinen Aktionsradius mit den Jahren 1933 und 1938 für die Aufnahme deutscher und österreichischer Flüchtlinge. Eine große moralische Rolle spielte das „Comité de Vigilance des Intellectuels Antifascistes“, das zwar auf Initiative von belgischen kommunistischen Intellektuellen gegründet worden war, das aber nicht nach politischer oder religiöser Herkunft des Flüchtlings fragte. Professoren von vier belgischen Universitäten spendeten ein Prozent ihres Monatsgehaltes zur Unterstützung jener Flüchtlinge, deren religiöse oder parteipolitische Zugehörigkeit nicht explizit war. Das „Katholische Hilfskomitee“ war vor allem um die Organisierung der Weiterreise bemüht, und die „Rote Hilfe“, eine für Kommunisten vorgesehene Organisation, hatte nur geringe materielle Möglichkeiten, mußte sie sich doch um die sogenannten „Illegalen“ kümmern, die eine Anmeldung bei der belgischen Polizei wegen zu befürchtender Ausweisung vermieden. Die stärkste Bedeutung, den breitesten Wirkungskreis, hatte das jüdische Komitee, das mit seinem Leiter Professor Gottschalk, einem fähigen Organisator, die größte Anzahl von Exilanten zu betreuen hatte. Dieses Netz von Hilfsorganisationen war wahrscheinlich in keinem anderen Emigrationsland so gut ausgebaut wie in

Belgien. Ein Teil der zur Emigration gezwungenen Österreicher war schon vor der Flucht informiert, an welches Komitee man sich zu wenden hatte, wenn der Übertritt in belgisches Territorium endlich geglückt sein würde.

Zum Unterschied von den Behörden war die Haltung der belgischen Bevölkerung vorbildlich. Zu ihr gab es gute, sehr oft freundschaftliche Beziehungen, die sogar über die Emigration andauerten. Die immer wieder bewiesene Solidarität der Belgier machte das Verhalten so mancher Behörde erträglich, sodaß vielen Österreichern der Aufenthalt in Belgien in angenehmer Erinnerung geblieben ist. Diese Solidarität erreichte in manchen Fällen einen Grad von anekdotischer Merkwürdigkeit: So fand der Wiener Privatgelehrte Rudolf Biach in einem belgischen Trappistenkloster Aufnahme und wurde dort während der ganzen Besatzungszeit versteckt.[3]

Die Österreicher hatten unter den Belgiern gute Freunde: die Monarchisten den nicht unbedeutenden belgischen Adel, die Sozialisten die ziemlich starke belgische Arbeiterpartei, die zeitweise den Ministerpräsidenten stellte. Auch die Tatsache, daß das Büro der Zweiten Internationale mit dem Österreicher Friedrich Adler an der Spitze seinen Sitz in Brüssel hatte, wirkte sich günstig aus. Die Kommunisten wiederum besaßen in hochrangigen Funktionären ihrer belgischen Schwesterpartei einflußreiche Verbündete.

Während die politischen Flüchtlinge bald nach ihrer Ankunft Kontakt sowohl zu den bestehenden Solidaritätsorganisationen als auch zu Gesinnungsfreunden fanden, hatte es die jüdische Emigration erheblich schwerer. In Belgien, insbesondere in Brüssel, gab es eine seit Generationen ansässige dünne Schicht von in hohem Maße assimilierten Juden — Angehörige der Hochfinanz und der Großindustrie —, die zwar bereit waren, finanziell und organisatorisch Probleme der Emigration lösen zu helfen, aber persönlichen Beziehungen eher reserviert gegenüberstanden. Diese Zurückhaltung war wahrscheinlich auch auf eine noch vorhandene Unsicherheit zurückzuführen, sich eindeutig als Juden zu deklarieren. Anders als in den Niederlanden, wo seit der Inquisition eine starke jüdische Tradition und ein jüdisches Selbstbewußtsein existierten, gab es innerhalb der Brüsseler Oberschicht ein so ausgeprägtes Solidaritätsgefühl anderen Juden gegenüber noch nicht. Hingegen war die jüdische Bevölkerung, die erst nach dem Ersten Weltkrieg aus dem Osten eingewandert war, zu wenig begütert, um den Emigranten materielle Hilfe zu leisten. Sie sorgte jedoch manchmal für Gelegenheitsarbeiten und bot vor allem Familienanschluß und Mitgefühl, ohne damit allerdings auf Gegenliebe zu stoßen. Insbesondere in Antwerpen war das evident: Dort lebte die vermögende Gruppe der Diamantenschleifer und -händler, die nicht nur zu materiellen Opfern bereit war, sondern auch zu herzlicher Aufnahme der Emigranten. Aber bei den „rassisch“ Verfolgten aus Deutschland und Österreich handelte es sich zum Großteil um assimilierte Juden, die das in den Kreisen der Antwerpner Juden übliche Jiddisch nicht beherrschten und das Festhalten an jüdischen Traditionen ablehnten. Andererseits befanden sich unter den österreichischen Emigranten viele, die erst während des Ersten Weltkrieges und in dessen Folge nach Österreich gekommen waren. Einige von ihnen hatten persönliche und manchmal auch berufliche Verbindung mit belgischen Juden. Im großen und ganzen gestaltete sich jedoch der Anschluß an die einheimische Bevölkerung gerade in jenen Kreisen, wo er am ehesten zu vermuten gewesen wäre, schwierig. Sozialisten fanden zu Sozialisten, Legitimisten zu Royalisten, Kommunisten zu Kommunisten. Juden bildeten in diesem Sinn keine Gesinnungsgemeinschaft, noch nicht; Gemeinschaftsgefühl setzte erst mit der Vernichtungsbedrohung ein.

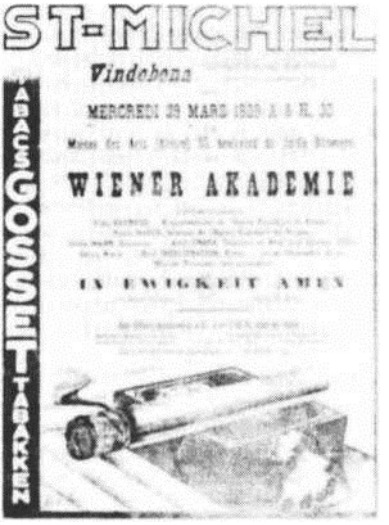
Wenn es außer dem bedeutenden österreichischen Physiker Prof. Karl Przibram, Friedrich Adler und dem später berühmt gewordenen Theater- und Literaturkritiker Martin Esslin, der sich von 1938 bis 1939 in Belgien aufhielt, unter den österreichischen Emigranten in Belgien keine bedeutenden Intellektuellen gegeben hat, ist das auf die Tatsache zurückzuführen, daß nur die mittel- und beziehungslosen Österreicher emigrierten. Auch der später durch seine literarischen Werke zu hohem Ansehen gekommene Hanns Mayer — Jean Améry — hatte nach seiner geglückten Flucht nach Antwerpen gerade noch so viel Geld, daß er zwei Worte nach Hause telegrafieren konnte: „Glücklich angekommen.“

Doch muß die kulturelle Tätigkeit der Flüchtlinge im Emigrationsland unterstrichen werden. Es wurde der „Cercle Culturel Autrichien“ gegründet, wo sich Musiker, Schriftsteller, Sänger und die Tänzerin Stella Mann um das Gelingen kultureller Veranstaltungen

bemühten. Besondere Anziehungskraft übte die von Hans Herwig und seiner Frau Hildegard Polt initiierte Theatergruppe aus. Beide waren in Brüssel engagiert gewesen und blieben nach dem „Anschluß" im Land, bildeten eine Schauspieltruppe und begannen für Emigranten Theaterstücke einzustudieren. Benno Feldmann, der von der „Literatur am Naschmarkt" gekommen war — er hat nach dem Krieg zum Ensemble des Theaters in der Josefstadt gehört —, hatte Programme dieses bekannten Kabaretts in die Emigration mitgenommen und gestaltete gemeinsam mit Herwig die Programmauswahl. Von den Besuchern der Vorstellungen wurden geringe Eintrittspreise verlangt, aus deren Ertrag man die dementsprechend bescheidenen Honorare ausbezahlte. Der Saal wurde von der Gewerkschaft gratis zur Verfügung gestellt und die Ausstattung von freiwilligen Helfern besorgt. Die Vorführungen waren gut besucht, das Publikum setzte sich hauptsächlich aus österreichischen und deutschen Emigranten zusammen. Die Plakate wurden handschriftlich angefertigt und überall dort, wo sich Emigranten aufhielten, angeschlagen. Das genügte, um volle Säle zu garantieren. Die kulturelle Tätigkeit bedeutete für die Emigranten die nicht abreißende Beziehung zur österreichischen Kultur.

Mit der deutschen Invasion am 10. Mai 1940 wurde diesen zwar schwierigen, aber erträglichen Lebensbedingungen ein gewaltsames Ende bereitet. Bereits einen Tag nach dem Überfall auf Norwegen, am 10. April 1940, hatte die belgische Regierung Listen von „verdächtigen" Ausländern angefertigt, die im Falle eines Angriffs auf Belgien verhaftet werden sollten. Italienische, deutsche und österreichische Emigranten wurden am 10. Mai 1940 ab 4 Uhr früh verhaftet und unter unmenschlichen Bedingungen, als „Fallschirmjäger" und „Spione" bezeichnet und derart dem Zorn der Zivilbevölkerung ausgesetzt, in Viehwaggons in französische Internierungslager deportiert.

Anläßlich des Waffenstillstandsabkommens verpflichtete sich die Vichy-Regierung, die in Frankreich internierten Deutschen und Österreicher auf Wunsch den deutschen Behörden auszuliefern. Nur wenigen Emigranten gelang es, dieser Falle zu entkommen. Die meisten wurden direkt oder über Umwege in deutsche Konzentrationslager gebracht, ein Großteil kam nach Auschwitz. Diese panikartige und in ihren Auswirkungen verheerende Haltung — nämlich Verhaftung aller Emigranten, ohne ihnen die Chance einer individuellen Rettungsmöglichkeit zu geben — nahm nicht nur Belgien, sondern auch Frankreich und Holland ein. Sie war in der Geschichte der Flüchtlingspolitik der Länder Frankreich, Belgien und Holland der folgenschwerste Fehler, wodurch der Zugriff der Hitlerschen Vernichtungsmaschinerie erleichtert wurde.



Veranstaltungsplakat des „Cercle Culturel Autrichienne". Brüssel 1939

HANS WÜRZNER

Österreichische Wissenschaft im niederländischen Exil 1933 bis 1940

Bei der Beurteilung der Bedeutung der Niederlande für die österreichische wissenschaftliche Emigration muß man davon ausgehen, daß es zwischen den deutschen Emigranten, das heißt die aus dem Deutschen Reich Hitlers emigriert waren, und den österreichischen Emigranten einen grundsätzlichen Unterschied gab. In erster Linie ist dieser durch die unterschiedliche historische Situation bedingt. 1933 war Österreich Gastland für eine große Zahl deutscher Emigranten. Allerdings erfolgte schon nach dem Februaraufstand 1934 die erste Emigrationswelle auch aus Österreich. Es betraf vor allem Sozialdemokraten und Kommunisten, die im Ständestaat von Dollfuß von nun an ebenfalls gefährdet waren. Doch war der Unterschied zwischen dem Deutschland nach 1933 und dem Österreich nach 1934 beträchtlich. Erst durch den „Anschluß“ 1938 wurde Österreich mit den in Deutschland geltenden Gesetzen gleichgeschaltet. Die Folge war eine zweite große Emigrationswelle, es verließen nun viele rassisch oder politisch Bedrohte Österreich.

Ein ins Auge springender Unterschied ist, daß in Österreich in den Jahren 1934 bis 1938 keine mit Deutschland vergleichbare Schrifttumspolitik betrieben wurde, trotz des latenten Antisemitismus und der weitverbreiteten antidemokratischen Gesinnung. Man muß wohl Murray G. Hall zustimmen, wenn er feststellt: *Auf die Gefahr hin, als Apologet aufzutreten, möchte ich festhalten: Wenn man die Verbotspolitik in Hitler-Deutschland und Dollfuß-Österreich vergleicht, gab es in Österreich keinen Index, keine Indizierung, kein „ volksschädliches Schrifttum“, keine „Säuberung" — sieht man von der Praxis in Büchereien ab, — keinen annähernd vergleichbaren „ Verbotsapparat“ und zu allerletzt keine erkennbaren schrifttumspolitischen Vorstellungen.*[1] Auf dem Gebiet der politischen Publikationen sah es allerdings anders aus. Hall schreibt, daß es vor allem drei Bundesgesetze waren, die die Verbotspraxis in dieser Hinsicht in Österreich bis 1938 bestimmten:

Alle hatten mit der Untersagung jedweder Tätigkeit von bestehenden politischen Parteien zu tun. Als erste wurde am 26. März 1933 die Kommunistische Partei Österreichs, dann am 19. Juni 1933 die NSDAP (Hitler-Bewegung) von der Regierung verboten und schließlich am 12. Februar 1934 die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Österreichs. Hierdurch waren sämtliche Druckschriften, die eine Förderung dieser genannten Parteien darstellten, in Österreich verboten.

Von 1934 an gab es also eine politisch, aber keine rassisch bedingte Emigration. Die Schwierigkeiten, die auf dem Gebiet der schöngeistigen Literatur und — etwas weniger — auf dem der Wissenschaften entstanden, kamen nicht vom Staat her, das heißt von gesetzlichen Regelungen wie in Deutschland.

Doch gab es auf dem Gebiet schöngeistiger Literatur eine Emigration von Büchern nach Holland in der Zeit von 1933 bis 1940, wobei die Autoren zum größten Teil vorerst noch in Österreich verblieben und erst nach 1938 emigrierten. Vor allem bei Albert de Lange in Amsterdam erschienen viele dieser Bücher. Die wichtigsten der dreißig österreichischen Autoren, von denen ein oder mehrere Bücher erschienen, waren: Max Brod, Ödön von Horváth, Gina Kaus, Egon Erwin Kisch, Joseph Roth, Adrienne Thomas, Karl Tschuppik, Stefan Zweig, Franz Blei, Otto Brod, Ferdinand Bruckner, Vincens Brun, Franz Theodor Csokor, Sigmund Freud, Alma Mahler-Werfel, Valeriu Marcu, Hans Natonek und Alfred Polgar. Die Begründung hierfür muß man also nicht so sehr in staatlichen Verordnungen suchen, sondern eher bei den Verlegern, die durch die Maßnahmen im Dritten Reich direkt betroffen wurden. Wie Hall gezeigt hat, verkauften sie zu Beginn der dreißiger Jahre etwa 70 bis 75 Prozent ihrer Buchproduktion nach Deutschland. Dazu kam, daß der weitaus größte Teil der Werke österreichischer Schriftsteller sowieso schon in Deutschland erschien. In einem Aufsatz über die österreichische Exilliteratur in den Niederlanden 1934 bis 1940 habe ich das näher ausgeführt. Ich zitiere hieraus: Die Publikation in Deutschland *wurde nach 1933 durch die aggressive Kulturpolitik in Deutschland vor allem für die jüdischen Schriftsteller ständig problematischer. Sie konnten in Deutschland nicht mehr publizieren, und*

ihre Bücher durften als „unerwünschtes Schrifttum" nicht mehr nach Deutschland ausgeführt werden, was wiederum die Verleger veranlaßte, eine vorsichtige Verlagspolitik zu treiben. Es ergab sich dadurch die Merkwürdigkeit, daß österreichische Schriftsteller zwar noch in Österreich wohnten, aber ihre Bücher irgendwo anders, also zum Beispiel in Holland erschienen. Nicht die Verfasser, sondern die Bücher emigrierten bereits in den Jahren vor 1938. Die große Bedeutung, die die Niederlande für die deutschsprachige Exilliteratur in den Jahren 1933 bis 1940 hatten, lag nicht so sehr darin, daß hier viele Schriftsteller einen neuen Aufenthaltsort gefunden hatten, sondern daß sie Verleger fanden, die bereit waren, diese verfemten Bücher zu drucken.[2]

Auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Literatur liegt die Sache etwas anders. Es gab in den Niederlanden verschiedene Verlage, die wissenschaftliche Werke von Emigranten gedruckt haben. Neben Brill, Elsevier und Nijhoff war der wichtigste Sijthoff in Leiden, der 1933 eine deutsche Abteilung hatte, die unter der Leitung von Rudolf Kayser, dem Schwiegersohn Einsteins, stand und wo etwa 35 deutschsprachige Bücher herauskamen. Mir ist allerdings keine Ausgabe bekannt von einem österreichischen Wissenschaftler, der zu dieser Zeit noch in Österreich gewohnt hätte. Es ist aber auch schwer zu bestimmen, ob es sich um „emigrierte Bücher" handelt. So erschien zum Beispiel 1937 bei Brill in Leiden ein Buch von Robert O. Steuer: *Über das wohlriechende Natron bei den alten Ägyptern.* Zwei Jahre später, 1939, erschien im selben Verlag von seiner Frau Raphaela Steuer ein Buch unter dem Titel *Die Botschaft des Lebens — Ein Roman in biblisch mythischen Gleichnissen.* Wahrscheinlich hat sich für dieses letztere Buch in Österreich kein Verleger gefunden. Über das weitere Schicksal der Steuers ist mir nichts bekannt, sodaß es schwer ist, zu bestimmen, ob es sich hierbei um „emigrierte" Bücher handelt. Mit den Büchern, die von österreichischen Wissenschaftlern damals in den Niederlanden erschienen sind, hat es jeweils eine eigene Bewandtnis, auf die noch einzugehen ist.

Wie verhielt man sich nun in den Niederlanden gegenüber der wissenschaftlichen Emigration? Es ist ein sehr schwieriges Kapitel, worüber kaum Vorarbeiten vorliegen.[3] Es ist wahrscheinlich auch ein sehr schwarzes Kapitel, worauf man in den Niederlanden kaum stolz sein kann. Ganz im Gegensatz zu England und vor allem Amerika, wo die Wissenschaftsemigranten die größten Chancen gehabt haben, hat man in Holland — wie wohl auch in anderen Ländern auf dem Kontinent — eher Wälle aufgeworfen, um durch diese Eindringlinge nicht gestört zu werden. Das allgemeine Argument war, daß es ökonomisch nicht besonders gut ging, man also kaum für die eigenen Landsleute genug Existenzmöglichkeiten hatte und daher diese Eindringlinge fernhalten wollte, weil man sie nur als Konkurrenten betrachtete. Holland ist daher vor allem als Durchgangsland wichtig geworden. Die offizielle Haltung der holländischen Regierung war keineswegs flüchtlingsfreundlich. Anfänglich wurden die Exilierten zwar wie alle anderen Ausländer auch behandelt, aber bald hat man von Regierungsseite allerlei einschränkende Maßnahmen getroffen, um den Flüchtlingsstrom einzudämmen. Schon bald wurden immer weniger Aufenthaltsgenehmigungen erteilt, meistens nur kurzfristige zum Zwecke der Durchreise.[4]

Anfang Juli 1933 wird allen Ausländern jede Art politischer Betätigung bei Strafe der Ausweisung verboten. Das bezieht sich jedoch nicht nur auf Flüchtlinge, sondern zum Beispiel auch auf die rund 75.000 Reichsdeutschen, die in den Niederlanden wohnten und arbeiteten, von denen einige (1937 etwa 2000) der Auslandsorganisation der NSDAP angehörten. Weiters bezog es sich nur auf Menschen, nicht auf Bücher, deren Autor sich nicht im Lande aufhielt. Es konnten zum Beispiel ungehindert die in Österreich verbotenen Bücher über den Februaraufstand 1934 von Otto Bauer und Julius Deutsch erscheinen.[5] Andererseits durften beim Begräbnis von Karl Kautsky 1938 in Amsterdam — der im gleichen Jahre nach Holland gekommen war — keine Ausländer sprechen.[6]

Der Anlaß für die wissenschaftliche Emigration aus Deutschland war bekanntlich das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" vom 7. April 1933, das zur Folge hatte, daß mehr als 3000 vor allem jüdische Professoren und Dozenten von den Universitäten und Hochschulen zwangsweise beurlaubt und, da sie keine Existenzgrundlage mehr hatten, zur Emigration gezwungen wurden. Die Reaktion in den Niederlanden war nicht sehr positiv. Schon im September 1933 wurde eine Ergänzung zum Hochschulgesetz erlassen, wonach die Immatrikulation von Nichtniederländern an niederländischen Universitäten eingeschränkt werden sollte. Vorher bestand schon die Regelung, daß für die Aus-

übung verschiedener geistiger Berufe (zum Beispiel Rechtsanwalt, Arzt, Apotheker, Zahnarzt) ein holländisches Examen erforderlich war. Durch die neue Maßnahme wurde es nun für Ausländer praktisch unmöglich, in den Besitz dieser Zeugnisse zu kommen. Dagegen wurden zwar Bedenken geäußert — etwa in der *Groene Amsterdamer* vom 18. November 1933 von Dr. mr. F. G. Scheltema in einem Beitrag über „De intellectuele balling" („Der intellektuelle Flüchtling") —, aber im großen und ganzen waren die betreffenden holländischen Berufsgruppen damit wohl einverstanden. Auch an den Universitäten wurde nicht anders gehandelt. So wurden Helmuth Plessner und Kurt Baschwitz zunächst nur Privatdozenten, der erstere erst 1939 Professor für Soziologie in Groningen und letzterer erst 1948 Professor in Amsterdam. Carl Mennike wurde Direktor eines nichtakademischen Instituts, „Internationale School voor Wijsbegeerte te Amersfoort" („Internationale Schule für Philoso- sophie in Amersfoort"). Lediglich Hugo Sinzheimer gelang es, mit Hilfe der Sozialistischen Partei einen Lehrstuhl für Arbeitsrecht an der Universität Amsterdam zu erhalten. Die meisten mußten versuchen, eine Existenzmöglichkeit außerhalb der Universität zu finden.

Ich möchte das an einem Fall verdeutlichen, und zwar an dem österreichischen Psychoanalytiker Theodor Reik, der 1933 mit noch drei anderen Psychoanalytikern, K. Landauer, A. Watermann und M. Levy-Sühl, aus Berlin nach Holland gekommen war. Ich stütze mich dabei auf eine ausgezeichnete holländische Arbeit von Christine Brinkgreve, *Psychoanalyse in Nederland* (Amsterdam 1984). Schon vor dem Ersten Weltkrieg, vor allem aber danach, hatte sich eine starke psychoanalytische Bewegung in den Niederlanden entwickelt. 1920 fand der 6. Internationale Psychoanalytische Kongreß in Den Haag statt, an dem Freud und Reik teilgenommen hatten. Doch bildeten sich bald verschiedene Gruppen, wodurch es zu Prioritätsstreitigkeiten kam. Vor allem zwischen den Instituten Amsterdam und Den Haag kam es zu Auseinandersetzungen. In Amsterdam war es vor allem Westerman Holstijn, der einen nationalen Standpunkt einnahm und die Berufsmöglichkeiten für Niederländer reservieren wollte. Er selbst war nie in Wien oder Berlin gewesen und empfand daher die besser qualifizierten Emigranten als Konkurrenten. Für Den Haag sprach vor allem van Ophuysen, der selbst einige Zeit in Berlin gewesen war. Daher kannte er die politische Situation auch viel besser als die anderen. Er setzte sich für die Emigranten ein und hatte die Absicht, mit ihrer Hilfe die Qualität des Haager Instituts zu verbessern. Die Frage war, ob die Emigranten in die Niederländische Vereinigung für Psychoanalyse aufgenommen werden sollten oder nicht, denn davon hing es ab, eine neue Existenzmöglichkeit in den Niederlanden aufbauen zu können. Die Auseinandersetzungen, in denen ökonomische, fachliche, aber auch auf Antisemitismus und Konkurrenzangst beruhende Argumente eine Rolle spielten, sollte sich noch bis 1935 hinziehen, ehe die Entscheidung — nachdem sich übrigens auch die Internationale Vereinigung eingeschaltet hatte — zugunsten der Emigranten gefallen war. Eine Rolle spielte dabei sicher auch, daß die Emigranten nicht als Bittsteller kamen, sondern sich ihrer fachlichen Überlegenheit bewußt waren und deutlich merken ließen, daß sie die rückständige holländische Praxis auf ein höheres Niveau bringen wollten. Sie glaubten dann auch, die holländischen Kollegen nutzten ihre Chance nicht. Die Emigranten beriefen sich also in dieser Diskussion nicht auf ihre Emigrantensituation und auf die politischen Ursachen, wodurch ihr Aufenthalt in Holland notwendig geworden wäre. Theodor Reik fühlte sich in der Folge in Holland nicht mehr sicher, im Juni 1938 fuhr er nach Amerika.

Nach dem Überfall der deutschen Truppen im Mai 1940 ging zunächst das normale Leben weiter, bis 1941 die Verordnung erlassen wurde, daß Juden nicht mehr Mitglieder von „gemengten" Vereinigungen sein durften. Das war vorläufig das Ende der Niederländischen Vereinigung für Psychoanalyse. 1942 mußten die jüdischen Analytiker dann ihre Praxis aufgeben. 1942 kam Watermann nach Westerbork, Landauer wurde 1943 verhaftet und nach Westerbork gebracht, beide sind in einem Vernichtungslager umgekommen, nur Levy-Sühl hat die Besatzungszeit überlebt.

Vor 1940 erschienen von Theodor Reik zwei Bücher im Verlag A. W. Sijthoff in Leiden: *Der überraschte Psychologe. Über Erraten und Verstehen unbewußter Vorgänge* (1935) — es wurde sehr lobend von Menno ter Braak besprochen (am 14. März 1936) — und *Wir Freud-Schüler* (1936) aus Anlaß des 80. Geburtstags von Freud. Von Freud selbst erschienen ebenfalls zwei Bücher in Holland beim Verlag Albert de Lange in Amsterdam: die Übersetzung zusammen mit Anna Freud von Marie Bonapartes *Topsy. Der goldhaarige Chow*

(1939) und vor allem *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* (1939). Daß dieses Buch in Holland erschien, wird durch eine Bemerkung in der Freud-Biographie von Oscar Mannoni verständlich: *Während er dieses Buch in Wien schrieb (er hat es mehrfach umgearbeitet), stand er unter der tödlichen Bedrohung durch die Nazis, aber er sah der Gefahr mit einer Indifferenz entgegen, die sich vielleicht aus seinem Alter erklärt. Es ist ein Tod wie ein anderer, sagte er. Diese Indifferenz erstaunt uns umso mehr, wenn wir wissen, daß der Gedanke, sein Buch könnte die katholischen Autoritäten von Wien und Rom provozieren, ihn mit großer Sorge, ja fast mit Panik erfüllte*.[7] Bei seiner Flucht aus Wien hat Freud wahrscheinlich erst an Den Haag gedacht. In der Tageszeitung *Het Volk* erschien am 23. März 1938 ein Artikel mit der Überschrift „Freud in Holland?", am 1. April 1938 teilte die gleiche Zeitung mit: „Duitsland weigert Freud een pas! Hij komt dus niet in Holland wonen" (= Deutschland verweigert Freud einen Paß, er kommt also nicht nach Holland). Nach dem „Anschluß" am 12. März 1938 schloß Holland ja seine Grenzen, die Flüchtlinge wurden künftig als „unerwünschte Ausländer" an der Grenze zurückgewiesen — Rundschreiben des Justizministers vom 7. Mai mit rückwirkender Kraft bis zum 1. März (später 1. Mai). Ursula Langkau-Alex schreibt hierüber: *Die Regierung hatte sofort nach dem „Anschluß" ihre Grenzen verstärkt mit dem Primärziel, Flüchtlingen zu wehren. Das Justizministerium übermittelte allen unterstellten Behörden Direktiven für die Zulassung von (Alt-)Österreichern — sie wurden ja in die deutsche Staatsbürgerschaft übernommen —, deren erster Punkt verlangte, daß jeder Flüchtling, im Besitz eines noch mindestens zwei Monate gültigen (deutschen-ULA) Passes und zudem einer amtlichen deutschen Erklärung, daß die Person ungehindert nach Deutschland bzw. Österreich zurückkehren könne', sein müsse. An dieser Bestimmung... scheiterte zum Beispiel der Flüchtling Sigmund Freud, für den eine Maklerfirma in Den Haag bereits eine geeignete Wohnung suchte. Die deutschen Behörden wollten dem weltberühmten Psychoanalytiker keinen (neuen) Paß ausstellen. Dagegen erhielt im August 1938 der bei Wien geborene, in der Stadt lebende deutsche Historiker des Anarchismus, Max Nettlau, eine Einreise-, Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung für das Internationale Institut für Sozialgegeschichte in Amsterdam.*[8]

Es muß noch auf den Einfluß hingewiesen werden, den ein anderer österreichischer Psychologe in Holland gehabt hat: Alfred Adler. Soweit mir bekannt ist. war kein AdlerSchüler als Emigrant in Holland. Adler selbst hat regelmäßig seit 1932 bis zu seinem Tode 1937 in Holland Vorträge gehalten (unter anderem an der Universität in Leiden). Vier von seinen Werken sind in holländischer Übersetzung im Verlag Erven J. Bijleveld in Utrecht erschienen, ein Verlag, der beinahe alle in Holland erschienenen Bücher über Individualpsychologie herausgegeben hat. Es sind: *Menschenkenntnis* (1932, 1938[3]), *De Psychologie van het Individueele op school en in het gezin* (1933), *De zin des Levens* (1935) und *Levensproblemen* (1937). Von seinem Schüler Rudolf Dreikurs erschienen im gleichen Verlag *Alfred Adlers Individualpsychologie* (1934) und *Hoe voed ik mijn kind op* (1939). Interessant ist es, daß das Buch über Alfred Adler von Hertha Orgler schon 1940 in der holländischen Übersetzung von Dr. P. H. Ronge (der sich sehr verdienstlich für die Individualpsychologie in Holland gemacht hat) bei Bijleveld erschienen ist: *Alfred Adler en zijn werk.* Die deutsche Ausgabe erschien erst 1956, vermeldet die holländische Ausgabe aber nicht.

Wahrscheinlich der einzige, der aufgrund der Februarereignisse von 1934 nach Holland emigrierte und der wissenschaftlichen Emigration zuzurechnen ist, ist Otto Neurath. Marie Neurath berichtet, daß die Beziehungen zu Holland schon 1931 durch den Kongreß über „World Social Economic Planning" in Amsterdam zustandekamen. Damals wurde beschlossen, im Falle die Situation in Wien unhaltbar würde, nach Holland zu emigrieren. Nach dem Februar war es soweit. Neurath ging mit Marie und Gerd Arntz nach Holland. Anfänglich fehlte es an Aufträgen. 1936 kam ein Auftrag aus den USA, von der „National Tuberculosis Association" in New York. Marie Neurath schreibt: *Auch in den Niederlanden nahm man nun Notiz von uns, vor allem als das vierzigjährige Regierungsjubiläum von Königin Wilhelmina 1938 mit Ausstellungen und Publikationen gefeiert wurde. Auch bestellte das Warenhaus „De Bijenkorf" eine Ausstellung in dreifacher Ausführung für alle drei Filialen gleichzeitig. ... Die erste Ausstellung „Rondom Rembrandt" enthielt synchronische Darstellungen — Rembrandt und seine Familie, Rembrandt und seine Zeitgenossen —, historische Tafeln, die den großen Aufschwung des Landes zu Rembrandts Lebzeiten in der Bevölkerung einiger Städte,*

Produktion, Universitäten usw. zeigten, oder über das Auf und Ab seines Erfolges, an konkreten Merkmalen ersichtlich; es gab auch Photos, zum Beispiel alle Selbstbildnisse, und vergrößerte Detailaufnahmen, die Rembrandts Malweise in Jugend und Alter verglichen.[9]

Die bekannteste Publikation Neuraths war das ursprünglich englisch geschriebene Buch *Modern Man in the Making,* das in holländischer Übersetzung 1940 unter dem Titel *De moderne mens ontstaat, een reportage van vreugde en vrees* erschien. Die graphischen Darstellungen hatte Gerd Arntz entworfen. Mit diesem Buch wurden nicht nur statistische Daten vermittelt, sondern zugleich die Methode erläutert und gezeigt, wie diese Statistiken gelesen werden müssen. Es wurden Symbole eingeführt, die eine Kombination ermöglichten, wodurch Zusammenhänge und Veränderungen verdeutlicht wurden, die die gebräuchlichen graphischen Darstellungen nicht sichtbar machen konnten. Am 11. Februar 1940 wurde es von Menno ter Braak besprochen. Diese Besprechung war deshalb wichtig, weil sie nicht die übliche Inhaltsangabe war, sondern den Ansatzpunkt von Neuraths Methode durchreflektierte. Mit der gegenwärtigen Überschätzung des Wortes, so meinte ter Braak, hängt die Unterschätzung des Bildes zusammen: *Die Unterschätzung des Bildes, als wäre es lediglich ein Werkzeug für minderwertige Popularisierung, ist ein für allemal lächerlich, denn alles hängt davon ab, wer das Bild verwendet, mit welchen Absichten, intelligenten oder dummen, das Bild verwendet wird.*[10] Mit der Isotype-Methode war aber auch eine neue Bewertung des Wortes verbunden, und zwar, daß die Sprache eines der Mittel ist, wodurch zwischenmenschliches Verstehen ermöglicht wird. Dabei hat die Isotype-Methode durchaus „unpersönlichen" Charakter. Dies bezieht sich aber nur auf den Stoff, auf die Tatsache. Ter Braak schreibt: *Ich meine mit unpersönlich keineswegs, daß der Stil Neuraths unpersönlich ist: der Charme seines Buches besteht nicht an letzter Stelle gerade darin, daß er über statistische Dinge in einem sehr persönlichen, oft feinsinnig-humoristischen Trant schreibt, der uns davon überzeugt..., daß Statistiken in Isotype-Form geradezu romantisch und sogar pikant sein können.* Letztlich sind es auch gar nicht die Tatsachen — *als ob Tatsachen an sich das wären* —, sondern die Kombination von Tatsachen, die das persönliche Element in diese scheinbar unpersönlichen statistischen Daten hineinbringen. Nach ter Braak handelt es sich dann auch um die Verwendung von unpersönlichem Material mit intelligenter Absicht: *Das Resultat ist ein Beitrag zur Erkenntnis der Modernität, die nicht näher definiert zu werden braucht, weil jeder Leser, soweit er nicht intelligent genug ist. seine eigenen Schlußfolgerungen aus den statistischen Silhouetten ziehen kann.*

Nach 1938 fand Neurath auch in philosophischen Kreisen in den Niederlanden Beachtung. Die niederländische philosophische Zeitschrift *Synthese. Maandblad voor het geestesleven van onze tijd*[11] brachte in der ersten Nummer von 1938 einen redaktionellen Artikel über ihn und die niederländische Übersetzung seines Aufsatzes „Eenheidswetenschap als empirische synthese", in dem er seine Auffassungen über Empirismus auseinandersetzte und nachdrücklich auf den „Wiener Kreis" hinwies. Er schreibt in der deutschen Zusammenfassung, sich von Popper distanzierend, unter anderem: *Die Aufgabe dieses modernen wissenschaftlichen Empirismus wurde vielfach, insbesondere auch von einzelnen Vertretern des „ Wiener Kreises", dahin gekennzeichnet, es handle sich um das Aufzeigen unklarer Begriffe und Fragestellungen sowie um die Ausschaltung von Scheinproblemen. Dieser mehr kritischen Einstellung gegenüber, die sozusagen immer auf Mängel warten muß, um Aktionen zu ermöglichen, kann man sich den Aufbau einer möglichst einheitlichen Gesamtwissenschaft als positive Aufgabe stellen, wobei man von diesen Methoden konstruktiven Gebrauch macht. Man kann so das Programm einer* Einheitswissenschaft *entwickeln, das sich insbesondere auch mit der Vereinheitlichung der wissenschaftlichen Sprache beschäftigt* (19).

Im gleichen Jahr erschien ein Aufsatz in der *Algemeen Nederlands Tijdschrift voor Wijsbegeerte en Psychologie* mit dem Titel „Weten en Zijn", in dem er ebenfalls seine Vorstellungen von einer Einheitswissenschaft weiter ausführte und auf die im Entstehen begriffene *International Encyclopedia of Unified Science* hinwies. In diesem Zusammenhang sorgte Neurath auch für zwei Ausgaben eines anderen, in einem weiteren Zusammenhang dem „Wiener Kreis" und der österreichischen Emigration angehörenden Philosophen: Richard von Mises. 1938 erschien in dem Verlag, mit dem Neurath zusammenarbeitete, Van Stockum in Den Haag, *Ernst Mach und die empirische Wissenschaftsauffassung* und 1939 *Kleines Lehrbuch des Positivismus, Einführung in die empirische Wissenschaftssauffassung* (in

der „Library of Unified Science", Book-Serie). In der Einleitung schreibt der Verfasser: *Die Zeit, in der dieses Buch an die Öffentlichkeit tritt, ist ruhiger Gedankenarbeit nicht günstig; sie ist doppelt ungünstig einem Unternehmen, das ausschließlich auf Besinnung gerichtet ist, Klarstellungen anstrebt und Unbestimmtheiten jeder Art zu vermeiden sucht. Herausgeber und Verlag, die das Erscheinen in solcher Zeit ermöglichten, gebührt aller Dank des Verfassers.*

Damit ist die Situation gut umschrieben. Direkte Folgen hatten die Bemühungen Neuraths nicht.'dafür war die Zeit zu kurz. Als im Mai 1940 die deutschen Truppen die Niederlande überfielen, konnte Neurath sich mit knapper Not retten und nach England fliehen. Gerd Arntz, mit dem Neurath eng zusammengearbeitet hatte, blieb in Den Haag zurück. Er arbeitete bei der „Nederlandse Stichting voor Statistiek" mit einigen kriegsbedingten Unterbrechungen bis 1965 und lebt noch heute in Den Haag.

Anmerkungen:

Dieser Bericht beansprucht in keiner Weise, vollständig zu sein. Für Korrekturen und Hinweise ist der Verfasser sehr dankbar.

1 Murray G. Hall, „Buchhandel und Verlag der dreißiger Jahre im Spiegel von Innen- und Außenpolitik", in: Amann/Berger, *Österreichische Literatur in den dreißiger Jahren.* Graz—Wien 1985, 167, und vom gleichen Verfasser, *Österreichische Verlagsgeschichte 1918—1938.* I und II. Wien- Köln—Graz 1985.

2 H. Würzner, *Österreichische Exilliteratur in den Niederlanden 1934—1940.* Amsterdam 1986; vgl. auch Dittrich/Würzner, *Die Niederlande und das deutsche Exil 1933—1940.* Königstein/Is. 1982.

3 In dem holländischen Standardwerk über den Zweiten Weltkrieg, *Het Koninkrijk der Nederlande in de Tweede Wereldoorlog.* s'-Gravenhage 1969ff., Bd. 1, ist hierüber nichts zu finden.

4 Vgl. hierzu Ursula Langkau-Alex, „De opname van de vluchtelingen uit Duitsland en uit de Duit- stalige gebieden van Middel-Europa in Nederland", in: *Kun je woorden verbranden?* Rotterdam 1985, 44—75. (Deutsche Fassung in der Deutschen Bibliothek, Frankfurt). Es wurden 1933 sehr schnell allerlei Hilforganisationen gegründet, schon im März ein jüdisches Flüchtlingskomitee („Komite voor Bijzondere Joodse belangen"), dem ein Akademischer Unterstützungsfonds angeschlossen war. In seinem Bericht „Zwervend en Dolend" (Haarlem 1955) schreibt der ehemalige Vorsitzende Prof. D. Cohen, daß vor allem den Akademikern unter den Flüchtlingen am schwersten zu helfen war. Für sie gab es kaum entsprechende Arbeitsmöglichkeiten in Holland. Man konnte ihnen nur helfen, nach England, Amerika oder Palästina weiter zu emigrieren.

5 Otto Bauer, *De opstand van de Oostenrijksche arbeiders.* Amsterdam 1934; und Julius Deutsch. *Burgeroorlog in Oostenrijk.* Amsterdam 1934.

6 Ursula Langkau-Alex, „Karl Kautsky in den Niederlanden", in: H. Würzner, *Österreichische Exilliteratur in den Niederlanden 1934—1940.* Amsterdam 1986, 39ff.

7 O. Mannoni, *Freud.* Reinbek Jahs, 154.

8 U. Langkau-Alex, *Karl Kautsky,* a.a.O., 43f.

9 F. Stadler (Hrsg.), *Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit. Otto Neurath — Gerd Arntz.* Wien 1982, 29.

10 Menno ter Braak, *Verzameld Werk,* IV. Amsterdam 1951.

11 Die Zeitschrift *Synthese, maandblad voor het geestesleven van onze tijd (Monatsschrift für das Geistesleben unserer Zeit)* erschien von 1936 bis 1939 unter der Redaktion von Dr. J. C. L. Godefroy, Dr. H. Groot, Dr. W. M. Kruseman und einigen wechselnden Redakteuren. Sie richtete sich auf moderne Strömungen in der Philosophie, war u. a. am logischen Positivismus interessiert (wahrscheinlich durch die Zeitschrift *Erkenntnis),* aber keineswegs anti-metaphysisch eingestellt. In der Juli-Nummer erschien nach der Ermordung von Schlick ein längerer Artikel der Redaktion über „Schlick en de .Wiener Kreis"". Der Aufsatz beginnt folgendermaßen: *Als wir vor einigen Wochen mit Prof. Schlick in Wien, dem Leiter des „ Wiener Kreises", in Kontakt traten, konnten wir nicht vermuten, daß zur gleichen Zeit dem Leben dieses eminenten Gelehrten, mit dem wir hofften zusammenarbeiten zu können, gewaltsam ein Ende gesetzt werden würde.* Nach einem Hinweis auf den „Wiener Kreis" in der November-Nummer folgte im Dezember noch ein Artikel von Friedrich Waismann über Moritz Schlick. 1938 im 1. Heft erschienen die Aufsätze über und von Otto Neurath und 1939 im 7. und 8. Heft der Aufsatz „Von der Natur eines philosophischen Problems" von Friedrich Waismann.

HELMUT MÜSSENER

Österreichische Wissenschaftler im schwedischen Exil

Die Problematik dieses Themas beginnt mit der Bestimmung der Begriffe „Österreich“, „Österreicher“ und „österreichisch“. Sie sollen hier aber nicht ausführlich diskutiert, sondern kurzerhand sehr vereinfachend so definiert werden, daß nur derjenige im folgenden „Österreicher" ist, der 1934 bis 1938 Bürger der Republik Österreich war oder dort ständig lebte oder sich im Exil zu Österreich bekannte, nicht aber derjenige, der zwar in Österreich geboren wurde, dann aber wie der Politiker Josef Hofbauer die Staatsangehörigkeit der CSR akzeptierte oder zu einem anderen Zeitpunkt vor 1938 freiwillig, wie zum Beispiel der Literaturwissenschaftler Ernst Alker, deutscher Staatsangehöriger wurde oder, wie beispielsweise Bert Brecht, erst nach Kriegsschluß die österreichische Staatsangehörigkeit annahm.

Daß die Gesamtproblematik der staatlichen und kulturellen Zugehörigkeit eines einzelnen Individuums unter verschiedenen Aspekten zu sehen ist, dürfte offenkundig sein. Österreich war und ist bis heute ein Teil Europas, dessen Grenzen nach 1918 nur allzu häufig verändert wurden und mit ihnen Staatszu- und Staatsangehörigkeiten, ohne daß dies immer den davon betroffenen Menschen zunächst so bedeutungsvoll erschien. Hier sei nur ein literarisches Beispiel dafür zitiert, wie diese wechselnden Grenzen das Leben einzeiner schicksalhaft beeinflußten. Es stammt aus einer kurzen, *Fragment* betitelten autobiographischen Skizze des schwedischen Schriftstellers deutscher Muttersprache und einst tschechoslowakischer Staatsangehörigkeit, des Emigranten und Bruders von Peter Weiss, Alexander Weiss, der beinahe sogar ein österreichischer Emigrant hätte sein können. Dieses Zitat läßt die gesamte Problematik der deutschsprachigen Emigration nach 1933 und darüber hinaus auch wohl die jeder Emigration, jeden Exils, das ja immer auch ein Nicht-dazu-Gehören ist, deutlich werden:

Als ich geboren wurde, war ich Ausländer. Als wir nach England kamen, war ich Ausländer, nicht weil ich Deutscher, sondern weil ich Tschechoslowake war. Meine zwei Jahre in einem englischen Internat machten mich nicht zu einem Engländer. In der Tschechoslowakei wurde ich als Ausländer betrachtet — obwohl ich Tschechoslowake war —, weil ich aus England kam. In Schweden wurde ich als Ausländer betrachtet, nicht weil ich Tschechoslowake war, sondern weil meine Muttersprache Deutsch war. Obwohl meine Muttersprache Deutsch war, konnte ich mich nicht als Deutscher betrachten. Ich konnte mich nicht als Jude betrachten, weil mein Vater zum Christentum übergetreten und meine Mutter Katholikin war. Als wir unmittelbar vor der deutschen Annexion in einem deutschsprachigen Gebiet in der Tschechoslowakei lebten und die Gegensätze zwischen den Deutschsprachigen, den Tschechen und den Slowaken sich verschärften und sowohl Slowaken als auch Deutschsprachige den tschechoslowakischen Staat zu zersprengen suchten, konnte ich mich nicht als Deutscher zählen — obwohl ich deutschsprachig war —, sondern galt als Slowake, weil mein Vater in dem Teil Ungarns geboren war, der nach dem Ersten Weltkrieg ein Teil der Tschechoslowakei wurde. Er hatte beschlossen, tschechoslowakischer und nicht österreichischer Staatsbürger zu werden, obwohl er seine ganze Jugend über in Wien ansässig gewesen war. Und obwohl er sich entschlossen hatte, tschechoslowakischer Staatsbürger zu werden, ließ er sich in Deutschland nieder und heiratete meine Mutter, die in der Schweiz geboren war. (Alexander Weiss, „Fragment", in: *Akzente,* Heft 2. München, April 1972, 140—146/144).

Die österreichische Emigration nach Schweden war quantitativ alles andere als bedeutend und erreichte kaum mehr als 900 Personen. Die Flüchtlinge kamen in mehreren Schüben. 1934, nach dem niedergeschossenen Aufstand der österreichischen Arbeiterbewegung, hatte es nur wenige nach Skandinavien verschlagen. 1938 aber, nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Österreich und aufgrund der drohenden Okkupation der Tschechoslowakei, kamen ca. 700 bis 900 Flüchtlinge, unter ihnen allerdings zahlreiche Transmigranten, nach Schweden. Die Mehrheit von ihnen war von den Nürnberger Rassengesetzen betroffen, das heißt, sie waren sogenannte Nicht-Arier. 1940 gelangte dann ferner eine kleine Anzahl

politischer Flüchtlinge, die ihre erste Zuflucht in Dänemark und Norwegen gefunden hatten — in Oslo gab es sogar einen „Klub österreichischer Sozialisten“ und eine Parteigruppe der KPÖ —, ins neutrale Schweden. Es nahm ferner 1942/43 zusätzlich mit der dort zunehmenden Judenverfolgung einige wenige jüdische Flüchtlinge aus diesen Staaten auf und wurde auch zum Asyl österreichischer Militärflüchtlinge aus diesen skandinavischen Ländern. Zu guter Letzt gelangten einige KZ-Häftlinge kurz vor Kriegsende mit den Weißen Bussen des Grafen Bernadotte nach Schweden, die aber im folgenden nicht als Emigranten gezählt werden. Die Zahl der Emigranten und Militärflüchtlinge dürfte demnach gegen Kriegsende 800 bis 900 betragen haben, eine Zahl, die wohl zu keinem Zeitpunkt überschritten wurde.[1]

1938 kamen sie alle, österreichische Sozialisten und Kommunisten, Legitimisten und Anhänger der Vaterländischen Front, Juden und Christen, Marxisten und Bürgerliche, sogenannte Nicht-Arier und sogenannte Arier, in ein kleines, vergleichsweise noch armes, neutrales Land abseits des großen Geschehens. Es führte eine auf dem Papier sehr liberale Flüchtlingspolitik, gewährte aufgrund seiner Gesetze politischen Flüchtlingen Asyl und verbot Zoll wie Polizei eine direkte Abweisung von Flüchtlingen an der Grenze, soweit sie ihr Recht auf Asyl geltend machten. Aber die schwedischen Behörden waren nicht auf eine Flucht von solchen Ausmaßen vorbereitet, wie sie nach der Besetzung Österreichs, der Gefährdung der Tschechoslowakei und nach der weiteren Verschärfung der nationalsozialistischen Rassengesetzgebung einsetzen sollte. Einige schwedische Zeitungen und Organisationen suchten darüber hinaus geradezu eine flüchtlingsfeindliche Stimmung zu manipulieren. Vor allem gab man vor, eine jüdische Masseneinwanderung zu befürchten, der man mit rein antisemitischen Argumenten oder Hinweisen auf eine sich steigernde Arbeitslosigkeit entgegentrat. Nicht zuletzt die Studenten in Uppsala und Lund sowie die Medizinstudenten in Stockholm unterstützten in Demonstrationen und Resolutionen diese Bestrebungen. Die Behörden ergriffen nun Maßnahmen, die eindeutig und einseitig gegen eine jüdische Emigration gerichtet waren; vor allem durften Juden nicht als politische Flüchtlinge behandelt werden und hatten somit keinen Rechtsanspruch auf Asyl. Bereits ab 22. April 1938, also fünf Wochen nach dem sogenannten „Anschluß“, mußten zudem Inhaber eines österreichischen Passes ein Einreisevisum für Schweden vorweisen können, und ab 9. September 1938 war für alle Inhaber eines deutschen Passes — österreichische Reisepässe wurden ab 1. Jänner 1939 ungültig — eine „Grenzempfehlung“ (gränsrekommendation) vorgeschrieben. Sie wurde von einer diplomatischen Vertretung Schwedens im Ausland ausgestellt und sollte bescheinigen, daß man Verwandte in Schweden hatte, die dort schon länger ansässig waren, daß man niemandem zur Last fallen würde oder daß man die Absicht hatte, Schweden wieder zu verlassen, was notfalls durch Einreisevisa in andere Länder unter Beweis zu stellen war. Es kam sogar zu schwedisch-deutschen Verhandlungen, in denen man schwedischerseits eine besondere Kennzeichnung der Pässe für Juden forderte. Sie wurden parallel zu entsprechenden Verhandlungen zwischen der Schweiz und Deutschland geführt. Der berüchtigte „J“-Stempel, der am 5. Oktober 1938 eingeführt wurde und schweizerischen und schwedischen Vorstellungen nur zu gut entsprach, ermöglichte es dann auch den Grenzbehörden beider Länder, bereits an der Grenze „jüdische Böcke“ von „deutschen Schafen“ zu scheiden. Alle diese Maßnahmen trafen nicht zuletzt gerade österreichische Flüchtlinge, die von der nationalsozialistischen Rassengesetzgebung betroffen waren und die in Scharen nach Schweden zu kommen versuchten, wie vor allem die Stellenanzeigen schwedischer Tageszeitungen im Sommer und Herbst 1938 erkennen lassen. Aber Schweden hatte die Schotten dicht gemacht, und nicht nur das Schweizer, sondern auch das schwedische Boot war angeblich voll. Gemeinsam betete man zum heiligen Florian: „Verschon mein Haus, zünd andere an“. Alles in allem wurde die schwedische Flüchtlingspolitik in den Jahren vor Kriegsausbruch weitgehend von Egoismus und Furcht bestimmt, Furcht vor der ausländischen Konkurrenz um den Arbeitsplatz, vor einer Überfremdung, vor dem bösen Nachbarn im Süden. Sie ist kein Ruhmesblatt für das Land, selbst wenn es im europäischen Vergleich noch nicht einmal schlecht abschneidet. Dies gilt nicht zuletzt für die allgemeine Behandlung der Flüchtlinge, die die schwedische Grenze überqueren konnten und nicht abgewiesen wurden. Denn der finstere Eindruck, den die offizielle schwedische Flüchtlingspolitik und die passive Neutralität des schwedischen Staates hinterlassen, erhält

durch die Hilfsbereitschaft und Initiative einzelner Privatpersonen sowie von Gruppen der schwedischen Gesellschaft, vornehmlich der Arbeiterschaft und des radikal-liberalen Bürgertums, des öfteren hellere Züge. Viele seiner Bürger billigten die Politik des Staates nicht und setzten sich im Geist von Humanität, Mitmenschlichkeit und Klassensolidarität für die Flüchtlinge ein, die oft alles verlassen mußten, um ihre nackte Existenz zu retten.

Vor allem politische Flüchtlinge, die zudem das Asylrecht in Anspruch nehmen konnten, wurden im allgemeinen zuvorkommend behandelt und von Organisationen wie „Arbetarrörelsens flyktingshjälp" („Flüchtlingshilfe der Arbeiterbewegung") bzw. der kommunistischen „Röda Hjälpen" (der „Roten Hilfe") unterstützt. Ihre Gesamtzahl dürfte 200 bis 250 betragen haben, also etwa 25 bis 30 Prozent der gesamten österreichischen Emigration. Von ihnen sind in meiner eigenen Arbeit bzw. im Handbuch von Röder/Strauß 43 namentlich aufgeführt worden, darunter 25 Vertreter der österreichischen Sozialisten, 13 Mitglieder der KPÖ und 5 Vertreter kleinerer Splittergruppen bzw. bürgerlicher Organisationen. Allerdings verließen mindestens 8 Sozialisten, unter ihnen prominente Persönlichkeiten wie Helene Bauer, Marie Deutsch und Karl Heinz, Schweden nach kurzer Zeit in Richtung USA und werden im folgenden nicht berücksichtigt. Die verbleibenden politischen Flüchtlinge entfalteten eine rege politische und kulturelle Tätigkeit in verschiedenen Organisationen wie dem „Klub österreichischer Sozialisten", der Landesgruppe der KPÖ und der Dachorganisation aller Österreicher in Schweden, der „Österreichischen Vereinigung in Schweden" (ÖVS), die im Februar 1944 offiziell gegründet wurde. Allerdings kam es über die Frage, ob sich die ÖVS an die „Free Austrian World Movement" (FAM) anschließen sollte, zu internen Streitigkeiten. Sie führte zu einer Spaltung, als die Befürworter eines solchen Anschlusses im November 1944 austraten und im April 1945 eine „Freie Österreichische Bewegung in Schweden" (FÖB) gründeten. Sie existierte aber nur bis März 1946, als die beiden österreichischen Gruppen gemeinsam die „Österrikiska Föreningen i Sverige" („Österreichische Vereinigung in Schweden") bildeten. Bereits im November des vorhergehenden Jahres hatte man aber auf schwedische Initiative hin, hinter der Bruno Kreisky vermutet werden darf, einen „Österreichischen Repräsentationsausschuß in Schweden" gegründet, der noch im gleichen Monat zusammen mit der schwedischen Hilfsorganisation „Rädda barnen" („Rettet das Kind") eine „Österreichische Woche" veranstaltete, deren Reingewinn Hilfmaßnahmen für die notleidende österreichische Bevölkerung finanzieren sollte. Das Programm soll hier als Beispiel für österreichische Kulturpropaganda angeführt werden, die geschickt den Goodwill, den man Österreich bereits Ende des Ersten Weltkriegs entgegengebracht hatte, auszunutzen wußte. Die Woche begann mit einem Kirchenkonzert in der Engelbrektskirche, in der das bekannte schwedische Kyndelquartett und Maria Ribbing als österreichische Solistin auftraten. Am Dienstag sprachen in der Handelshochschule Lise Meitner über „Die Bedeutung von Wissenschaft und Technik für die kulturelle Entwicklung", die Schwedin Elsa-Brita Nordlund über „Wien — den medicinpsykologiska forskningens stad" („Wien — die Stadt der medizinpsychologischen Forschung"), der schwedische Kunsthistoriker Axel Romdahl über „Österrike, ett konstens land" („Österreich — ein Land der Kunst") und der sozialdemokratische Vorsitzende des schwedischen Genossenschaftsverbandes, Carl Albert Anderson, über „Det sociala Wien" („Das soziale Wien"). Am 24. November gab das Royal-Kino den Wiener Film „Maskerade" mit Adolf Wohlbrück und Paula Wessely, den der schwedische Star Edvin Adolphson einleitete, und am gleichen Tag fand auch eine musikalische Soiree mit dem österreichischen Pianisten Ernst Wasservogel und seinen schwedischen Kollegen Ivar Kåge und Margit Levinson statt. Den Abschluß bildete eine Festvorstellung in der Oper. Nach einem Prolog des österreichischen Regisseurs und Drehbuchautors Adolf Schütz, gesprochen vom schwedischen Filmstar Viveca Lindfors, und nach der „Leonoren"-Ouvertüre Nr. 3 wurde der dritte Akt von „Figaros Hochzeit" unter dem ukrainischen Dirigenten Isaac Dobrowen und unter Mitwirkung der Ensemblemitglieder der Königlichen Oper in Stockholm Sigurd Björling, Inga Sundström, Gurli Bernhard und Sven-Eric Jacobsson aufgeführt. Es folgten Franz Lehar-Lieder, gesungen von der schwedischen Künstlerin Ruth Moberg, die „Fledermaus"-Ouvertüre und der Einakter „Abschiedssoupé" von Arthur Schnitzler mit den schwedischen Schauspielern Sture Lagervali, Gun Wällgren und Erik Berglund. Zum Abschluß tanzte das Opernballett den „Kaiserwalzer". Als Conférencier hatte sich für den ganzen Abend der ebenfalls aus

Österreich entflohene dänische Revue- und Operettenstar Max Hansen zur Verfügung gestellt. Bei einem solchen Aufgebot nimmt es nicht wunder, daß die Woche finanziell ein voller Erfolg wurde. Die Nettoeinnahmen betrugen 500.000 Schwedenkronen, zu denen die schwedische Regierung weitere 1,000.000 Schwedenkronen beisteuerte.

Es war gleichzeitig auch eine große Abschiedsmanifestation der österreichischen politischen Emigration, deren führende Mitglieder fast ausnahmslos in die Heimat zurückkehrten, das heißt 31 der insgesamt 35 namentlich genannten politischen Flüchtlinge, darunter 15 Sozialisten und alle 13 Kommunisten. Hier seien lediglich in alphabetischer Reihenfolge einige Namen erwähnt, wie die der Sozialisten Walter Figdor, Richard Fuchs, Josef Hindels, Fritz Holowatyi, Bruno Kreisky, Franz Novy, Josef Pleyl, Helene Popper, Alois Reitbauer und die Mitglieder der KPÖ Ludwig Berg, Oskar Deubler, Gustl Moser, Jakob Rosner usw. Sie alle waren maßgeblich am Aufbau der neuen Republik beteiligt und nahmen bald leitende Positionen im öffentlichen Leben bzw. in den Parteigremien ein.

Die weitaus meisten dürften cum grano salis ideologicae dem Satz Bruno Kreiskys zustimmen: „Die Jahre in Schweden waren eine wesentliche Bereicherung und Abrundung meiner politischen Vorstellungen“ (Bruno Kreisky, *Zwischen den Zeiten. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten.* Berlin 1986, 373), auch wenn sie vielleicht nicht seiner Meinung sind, wenn er ausführt, daß „Schweden... das große Erlebnis einer funktionierenden und lebendigen Demokratie" war (ebda., 378), jedenfalls nicht so groß für sie wie für den heutigen „grand old man“ der SPÖ.

In Schweden war es das bleibende große Verdienst der ÖVS bzw. der 1946 gegründeten „Österrikiska Föreningen i Sverige“, unter ihrem Leiter Bruno Kreisky erreicht zu haben, daß Österreich in das offizielle staatliche schwedische Hilfsprogramm miteinbezogen wurde, daß das Hilfskomitee den Auftrag der schwedischen Regierung erhielt, Hilfssendungen nach Österreich durchzuführen, und daß Österreich aus schwedischer Perspektive stets ein kleines, neutrales Land blieb, das vom großen, bösen Nachbarn überfallen und vergewaltigt worden war. Darüber hinaus hatte die Emigration in ihren internen Arbeitskreisen immer wieder die Lebensfähigkeit Österreichs als selbständiger Staat, die bekanntlich nach 1918 so oft in Frage gestellt worden war, diskutiert und auch bereits vor Herbst 1943 uneingeschränkt bejaht, was der schwedischen Emigration in dieser Hinsicht eine Sonderstellung einräumen sollte.

Zu der positiven Beurteilung Österreichs in der schwedischen Öffentlichkeit, wie sie nicht zuletzt im Reinertrag der oben erwähnten österreichischen Woche deutlich wurde, hatte auch die Arbeit der emigrierten Wissenschaftler und Kulturpersönlichkeiten beigetragen, die nur insoweit berücksichtigt werden kann, als sie in Veröffentlichungen und anderen öffentlichen Tätigkeiten ihren Niederschlag fand. Dabei ist der Begriff des Wissenschaftlers hier sehr weit ausgelegt. Denn er umfaßt alle diejenigen, die ein akademisches Examen in Österreich oder in Schweden abgelegt oder sich vor der Flucht darauf vorbereitet hatten und/oder solche Persönlichkeiten, die sich auf kulturellen Gebieten in Schweden einen Namen gemacht haben. Es sollte ferner nicht vergessen werden, daß viele der politischen Flüchtlinge ebenfalls diesem weitgefaßten Bereich der Wissenschaften zuzuzählen sind. Darunter finden sich unter anderem das KPÖ-Mitglied Dr. Ludwig Berg, der Legitimist Dr. Karl Bittner, der Anhänger der „Vaterländischen Front“, Dr. Karl Pontesegger, und acht Sozialisten, darunter Dr. Bruno Kreisky, Dr. Alois Reitbauer, Dr. Ludwig Schnabl — der nicht zurückkehrte —, und Dr. Helene Popper.

In den beiden Bänden des *Biographischen Handbuchs* von Röder/Strauß sind über die 35 Persönlichkeiten der politischen Emigration hinaus noch an die weitere 30 Namen aufgeführt, die den Bereichen des öffentlichen Lebens, der Wirtschaft, der Kunst, der Naturwissenschaften und der Literatur zugerechnet werden können. Diese Aufstellung ist allerdings unvollständig und könnte durch weitere Namen, vornehmlich von Vertretern verschiedener Kunstarten, ergänzt werden. Die überwiegende Mehrheit von ihnen kehrte nach dem Krieg nicht zurück, sondern blieb in Schweden. Nähere Schlußfolgerungen möchte ich hier aber daraus nicht ziehen, auch wenn Stellungnahmen zur Nicht-Rückkehr, wie die Maxim Stempels: „Ich kehrte aus Abneigung nicht zurück“, häufig genug vorkommen und niemand den Versuch unternommen zu haben scheint, die Flüchtlinge zur Rückkehr aufzufordern oder ihnen gar eine unaufgeforderte Heimkehr zu erleichtern.

In Schweden selbst hatten vor allem die Angehörigen der akademischen und künstlerischen Berufe sehr oft große Schwierigkeiten, im angestammten Beruf Fuß zu fassen, denn ihre schwedischen Kollegen sahen häufig genug ihren eigenen Futternapf bedroht oder hegten gelegentlich auch andere, antisemitische Ressentiments. Das Land vermochte zu seinem eigenen Schaden kaum die Chance zu nutzen, die sich ihm durch die Einwanderung oft junger, gut ausgebildeter Arbeitskräfte bot. Die Zahl der Emigranten, die nach den USA, dem gelobten Land der österreichischen Emigration, weiterwanderten, ist vergleichsweise groß. Sie umfaßt bei Röder/Strauß mindestens 15 Namen. Unter ihnen sind nicht zuletzt Mediziner und Psychoanalytiker, von denen Wilhelm Reich wohl der bekannteste war; er wurde nach vier Monaten aus Schweden ausgewiesen. Für sie bot sich keine Gelegenheit zur Berufspraxis, weder als selbständiger Arzt noch als Assistent oder auch nur als Famulus.[2] Das gleiche gilt für sämtliche Universitätslehrer, denen die Tore der Institute im allgemeinen verschlossen blieben.

So bleiben nur wenige Namen übrig. Sie sollen im folgenden kurz gestreift und nicht ausführlich behandelt werden, da jeder und jede von ihnen eine mehr oder weniger umfangreiche Einzeldarstellung für sich in Anspruch nehmen könnte. Ihre Namen und Tätigkeiten ergeben ein buntes Mosaik, in dem keine „Farbe“ dominiert.

Als ausübende Künstler machten sich vergleichsweise viele einen Namen, so die Pianisten Hertha Fischer[3] und Ernst Wasservogel,[3] die häufig bei den Veranstaltungen der Exilorganisationen auftraten, aber sonst vor allem als Klavierpädagogen tätig waren, wie auch die Sängerin Maria Ribbing,[3] der in Schweden eine Karriere als Konzertsängerin gelang. Maxim Stempel,[3] vor seiner Emigration unter anderem Kapellmeister am Theater in der Josefstadt und 1925 bis 1933 Lehrer am Konservatorium in Düsseldorf, trat in Schweden als Dirigent, Musiklehrer, Musikkritiker und Musikschriftsteller hervor. Sein Sohn, Paul Stempel, ist heute einer der führenden Opernregisseure Schwedens und Opernintendant, er aktualisiert die Frage nach der Rolle und Bedeutung der zweiten Generation der Emigration, der hier aber nicht näher nachgegangen werden kann und die vornehmlich für das Aufnahmeland Interesse hat. Der Komponist Hans Holewa[3] schließlich, vor seiner Emigration Repetitor und Kapellmeister an der Wiener Volksoper, war Mitglied des Schönberg-Kreises gewesen und stieß bei seiner Ankunft in Schweden ebenfalls auf großes Unverständnis für seine Musik. „Was unten verboten war, galt hier auch nicht“, wie er resümierend äußerte. Seine ersten Erfolge kamen nicht vor den sechziger Jahren, als der Schwedische Rundfunk seine Kompositionen erstmalig aufführte und das schwedische Musikmilieu sowohl seine bis dahin vorherrschende Provinzialität abzustreifen als auch seinen Futterneid zu vergessen begann. Im Bereich der Darstellenden Künste sind die Schauspieler und Regisseure Robert Peiper und Peter Winner zu erwähnen. Sie gehörten beide dem deutschsprachigen Exil-Theater „Die Freie Bühne“ in Stockholm an, traten aber auch wie Robert Peiper auf schwedischen Bühnen auf. Er schrieb ferner eine Komödie „Varje dag är inte torsdag“ („Jeden Tag ist nicht Donnerstag“), die 1943 am privaten „Scala-Theater“ in Stockholm über 40 Vorstellungen erlebte. Peter Winner ist die schwedische Erstaufführung des Dramas „Leonce und Lena“ von Büchner zu verdanken, das er 1943 inszenierte.

Weitere Verbreitung fänden aber vor allem die Werke von Paul Baudisch und Adolf Schütz, der vor seiner Emigration in Wien zu den bekanntesten Operetten- und Revueregisseuren gehört hatte. Gemeinsam schrieben sie für schwedische Filmgesellschaften die Drehbücher zu etwa 30 Filmen. Die Schwänke mit Nils Poppe, dem Heinz Rühmann des schwedischen Films, als Fabian Born wurden zu einer der erfolgreichsten Serien der schwedischen Filmgeschichte. Klassiker wurden darüber hinaus Filme wie „Appassionata“, „Räkna de lyckliga stunderna blott“ („Zähle die glücklichen Stunden nur...“) und „Anna Lans“. Gemeinsam waren sie ferner für den bekannten schwedischen Schlagerkomponisten Jules Sylvain lange Jahre als Texter tätig, und in Zusammenarbeit mit ihm entstand auch die Operette „Zorina", die 1946 an der Königlichen Oper in Stockholm uraufgeführt wurde. Paul Baudisch, der auch als Übersetzer arbeitete, verfaßte ferner das Stück „De fyra små“ („Die vier Kleinen“), das an mehreren schwedischen Theatern, aber auch in Finnland, der Bundesrepublik Deutschland, Ungarn, den USA und Israel gespielt wurde.

Schriftstellerisch betätigten sich darüber hinaus noch Maria Lazar-Strindberg, alias Esther Grenen, Gusti Stridsberg und Robert Braun sowie der Journalist und Verleger Kurt Singer,

der als politischer Flüchtling zu gelten hat. Esther Grenen[3] brachte mitten im Krieg, 1943, ein Meisterwerk bitterer Satire heraus, das Buch *Del tyska ansiktet (Das deutsche Gesicht).* Es ist eine Anthologie, in der Bildern von deutschen Klassikern wie Goethe, Schiller, Kant und Heine bereits auf der Umschlagseite die von Hitler, Göring, Goebbels und Streicher gegenübergestellt werden. Diese Technik wird im Buch selbst auch auf Zitate erweitert. Sie erzielt geradezu mörderische Wirkung, wenn hier Gegensatzpaare wie Hitler-Schopenhauer, Rosenberg-Lichtenberg, Bismarck-Hanns Johst und Göring-Grillparzer auftauchen. Der Journalistin Gusti Stridsberg[3] gelang es, nach Ende des Spanischen Bürgerkriegs, an dem sie auf republikanischer Seite teilgenommen hatte, nach Schweden zu entkommen, wo sie eine zweite Heimat fand. Ihre Autobiographie spielt mit dem Titel *Mina fern liv (Meine fünf Leben)* auf die Jahre ihres Lebens an, die sie unteranderem in Österreich, „dem großen Kaiserreich, der kleinen Republik", verbracht hatte. Schweden war für sie dagegen das Land des „Mittelweges eines prinzipiellen Humanismus", ein Vorbild auch für das wiederzuerrichtende Österreich: sie war nach Kriegsende maßgeblich an Hilfsaktionen beteiligt. Robert Braun schließlich, Bruder von Felix Braun und Käthe Braun-Prager, hatte es 1938 nach Schweden verschlagen. Hier mußte sich der promovierte Chemiker und spätere Journalist zunächst von seiner Frau, die als Dienstmädchen arbeitete, versorgen lassen, ehe er eine bescheidene Stellung als Bibliothekar am Kunsthistorischen Institut der Universität Uppsala antreten konnte. Flucht und Aufenthalt in Schweden, aber auch die verlorene Heimat schildert er in mehreren Veröffentlichungen, wie in den Romanen *Die Mutter der Flüchtlinge.* dem Lyrikband *Gehen und Gehen in Wien* und der Autobiographie *I skuggan av Wienerwald,* die 1969 in Schweden erschien. Hier schildert er seine eigene persönliche Entwicklung, aber auch die zwei Wiener Welten, in denen er zu Hause war. Das alte Wien mit seinen Kaffeehäusern und Gestalten wie Sigmund Freud und Stefan Zweig und die Atmosphäre seiner Umgebung mit ihren Buchenwäldern werden heraufbeschworen, aber auch der Hexenkessel des nationalsozialistisch gewordenen Wien mit seinen Orgien der Gewalttätigkeit und des antisemitischen Machtrausches. Der Verfasser gibt ferner ein erschütterndes Bild von den verzweifelten Versuchen, die Ausreise irgendwohin zu erhalten. Die Schlußsätze des Buches lassen religiöse Bindung und bäuerliche Idyllik erkennen, die für Braun symptomatisch sind: *Aber die Wiesen leuchteten smaragdgrün, und das braune Fell der Kühe, die ruhig wieder- käuend auf der Wiese lagen, glänzte. Die bäuerliche Landschaft mit Holzhäusern, wohlgepflegten Gärten, alten hohen Baumstämmen glitt vorüber. Wie war es soweit gekommen, daß wir in diesem Land leben sollten? Wer hatte die Fäden verknüpft, daß wir wieder in Freiheit atmen konnten? Schweden leuchtete vor dem Fenster.* (Robert Braun, *Iskuggan av Wienerwald. Im Schatten des Wienerwalds.* Stockholm 1969, 198.) Schweden wurde auch für ihn zu einem Asyl, das er liebgewann und dessen spätere Entwicklung, die für ihn in falsche Richtung verlief, er mit Sorge verfolgte, wie in seinem Buch *Was geht in Schweden eigentlich vor. Analysen und Kritik einer Entchristlichung* (Nürnberg 1967) deutlich wird. Im Mittelpunkt seines Werkes steht ständig das Religiöse, das zum Zentralthema seines Seins wird. Er hatte sich 1945 taufen lassen, „da die Kirche die einzige Macht auf Erden war, die Hitler geistig zu schlagen vermochte" (ebda., 164). Mit seinen mehr als zehn Büchern und Broschüren leistete der Journalist Kurt Singer antinationalsozialistische Aufklärungsarbeit, die allerdings aufgrund ihrer Spekulationen und einiger Falschmeldungen nicht immer als seriös bezeichnet werden kann. Er war bereits 1934 nach Schweden gekommen, das er 1940 zusammen mit Helene Bauer verließ, um nach den USA zu gehen. Große Wirkung erzielte er mit dem Buch *Göring — Tysklands farligaste man (Göring — Deutschlands gefährlichster Mann),* das als erstes Buch überhaupt von schwedischen Behörden auf Protest Görings im September 1939 eingezogen wurde.[4] Die Verleger bzw. Verlagsangestellten Adolf Neumann und Justinian Frisch traten dagegen nach außen hin kaum in Erscheinung. Frisch war maßgeblich daran beteiligt, daß der S. Fischer-Verlag in Stockholm eine gewisse Produktion während der Kriegsjahre aufrechterhalten konnte, und Adolf Neumann bereitete im Auftrag des schwedischen Verlages Norstedt ein Verlagsprogramm vor, mit dem dieser nach Kriegsende auf den deutschsprachigen Markt vorstoßen wollte. Das Projekt scheiterte aber an den administrativen Maßnahmen der Besatzungsmächte, die für eine Bucheinfuhr keine Lizenzen erteilten.

Der ehemalige Herausgeber und Chefredakteur der Wiener *Neuen Freien Presse,* Ernst

Benedikt, war 1939 über Großbritannien nach Schweden gekommen, wo er während der Kriegsjahre vor allem an der monatlich erscheinenden Zeitschrift *Judisk tidskrift (Jüdische Zeitschrift)* mitarbeitete. Er behandelt in seinen Rezensionen hauptsächlich österreichische Schriftsteller und nahm häufig zu zionistisch-jüdischen Problemen Stellung, so auch in einem großen Artikel von März 1944 unter dem Titel „Die Stellung der Juden gegenüber einem neuen Deutschland. Offener Brief an einen Freund". Darin argumentierte Benedikt gegen die Auffassung, die Juden sollten zurückkehren und am Aufbau eines neuen, demokratischen Deutschland teilnehmen. Nach allem Leiden dürften Juden nicht die Initiative ergreifen, sondern sollten erst die Entwicklung und eine ausdrückliche Aufforderung zur Rückkehr abwarten. „Für uns Juden ist Zurückhaltung am Platz", was er auch gegenüber Österreich für angebracht hielt. Ernst Benedikt veröffentlichte ferner bis Mitte der sechziger Jahre zahlreiche Artikel über österreichische Schriftsteller, Musiker und Maler, arbeitete aber auch in der österreichischen Presse, unter anderem als Korrespondent der *Presse,* und wurde folglich, wie Robert Braun, zu einem der wichtigsten Mittler zwischen der Kultur der beiden Staaten. Nach Kriegsende trat er darüber hinaus unter dem Pseudonym „Ernst Martin" als Maler in Erscheinung.

Mitten im Krieg, 1943, konnte schließlich auch die Malerin Elisabeth Söderberg,geborene Weixlgärtner, ausreisen. Sie hatte mehrere Einzelausstellungen in Schweden und war als Kunstlehrerin tätig. Ihre Eltern gelangten dagegen erst 1945 auf persönliche Einladung des schwedischen Königs nach Schweden. Ihr Vater, Arpad Weixlgärtner, war bis 1943 unter anderem Leiter der Schatzkammer in Wien gewesen. Trotz seines hohen Alters war er noch mehrere Jahre als Gastprofessor an schwedischen Hochschulen tätig und veröffentlichte unter anderem Monographien über Grünewald und Dürer. Ob er allerdings in gleichem Atemzug mit Emigranten wie beispielsweise Ernst Benedikt oder Robert Braun genannt werden kann, sei dahingestellt, kam er doch erst 1945 nach Schweden.

Die Frage nach Flucht oder freiwilliger Auswanderung stellt sich auch bei dem wohl neben Bruno Kreisky bekanntesten Österreicher, den es nach Schweden verschlug, dem Architekten und Designer Josef Frank, „einer der Europäer, die eine neue Architektur des Funktionalimus durchsetzten", wie es in dem Katalog einer ihm gewidmeten Ausstellung im Stockholmer Nationalmuseum 1968 heißt *(Josef Frank 1885—1967. Minnesutställning. Nationalmusei utställningskatalog 320.* Stockholm 1968, 11). Er war mit einer Schwedin verheiratet und hielt sich bereits seit 1932 mit mehr oder weniger kurzen Unterbrechungen für Reisen nach Wien in Schweden auf, wo er vor allem als Innenarchitekt tätig war und „einen neuen Einrichtungsstil schuf, der in seiner Ungebundenheit der konsequenteste und am klarsten artikulierte Stil ist, den wir besitzen" (ebda.); er „spielte eine entscheidende Rolle für die helle schwedische Einrichtungskunst" (ebda.). Ein weiterer Architekt, der Absolvent der Technischen Hochschule Wien, Viktor Reich, erreichte ebenfalls bereits 1937 Schweden. Er war hier leitender Architekt mehrerer Wohnbaugesellschaften, ehe er 1947 eine große Schreibwarenfabrik gründete, die er seither leitet.

Zwei österreichische Pädagogen, Gusti Bretter[3] und Hans Mändl,[3] konnten in den vierziger Jahren für kürzere Zeit mit staatlichen Stipendien im Rahmen eines Arbeitsbeschaffungsprogramms für Flüchtlinge an der damaligen Hochschule Stockholm Fuß fassen. Hans Mändl war ursprünglich Dr. jur. und Kaufmann. Er hielt am Philosophischen Seminar Übungen über Völkerpsychologie. Später wandte er sich der Anthroposophischen Bewegung zu, war Lehrer an ihrer Stockholmer Schule und Redakteur ihrer Zeitung *Anthropos.* Gusti Bretter, bis 1938 Leiterin einer Reformschule in Wien, legte 1948 eine Arbeit *Skolan i den totalitära staten (Die Schule im totalitären Staat)* vor. Nach einer Schilderung der pädagogischen Strömungen und der Struktur der Schule in der Weimarer Republik behandelt sie eingehend die wichtigsten Ziele und Grundsätze des nationalsozialistischen Unterrichts und seiner Methoden. Ihr Buch stellt sachlich und ohne Polemik eine bittere Abrechnung mit dem nationalsozialistischen Erziehungsideal und seiner Verwirklichung dar. Zusammen mit Hans Mändl nahm sie ferner an der Arbeit eines offiziösen „Koordinationskomitees für demokratische Aufbauarbeit" („Samarbetskommitte fördemokratiskt uppbyggnadsarbete") teil, das sich die Aufgabe gestellt hatte, nach Kriegsende dem deutschen Volk beim Aufbau einer im schwedischen Sinne richtig verstandenen Demokratie zu helfen und sich aktiv am deutschen Wiederaufbau zu beteiligen. Allerdings kann hier auf die Tätigkeit dieses

Komitees, das Flüchtlinge und Schweden, Gäste und Gastgeber in gemeinsamer Arbeit an Völkerverständigung und Demokratie vereinte, nicht näher eingegangen werden. Die Initiative dazu war von einem weiteren Österreicher ausgegangen, Dr. Ludwig Schnabl, der 1932 als Experimentalpsychologe promoviert hatte und als Lehrer sowie als Jugendfürsorger tätig gewesen war. In Schweden spielte er eine führende Rolle in den österreichischen Exilorganisationen. Er arbeitete zunächst als Metall- und Transportarbeiter, wurde dann durch ein Arbeitsstipendium gefördert, ehe er 1946 Leiter des Archivs des schwedischen Genossenschaftsverbandes sowie sein Jugendreferent wurde; im Rahmen seiner Tätigkeit veröffentlichte er mehrere Studien zu Jugendfragen.

Aus den Bereichen der Medizin und der Naturwissenschaften sind nur vier Namen zu erwähnen, was aber aufgrund der eingangs geschilderten schwedischen Einwanderungspolitik nicht weiter verwundern sollte. Der Arzt Paul Lindner[3] kam 1940 aus Norwegen nach Schweden. Wie alle anderen Mediziner war auch ihm bis 1943 verboten, seinen Beruf auszuüben; erst zu diesem Zeitpunkt wurde er als Arzt, aber nur für Ausländer, zugelassen. Nach 1945 war er lange Jahre Vorsitzender des „Verein(s) Die Naturfreunde" in Schweden, der deutsche, österreichische und sudetendeutsche Emigranten vereinte. Der Pflanzenpharmakologe Nachum Keda (i. e. Norbert Kammermann) war 1940 aus Dänemark nach Schweden gekommen, wo er an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Uppsala studierte und ein Examen als Diplom-Landwirt ablegte. Er wanderte danach 1950 nach Israel weiter, wo er heute Professor an einer Landwirtschaftlichen Hochschule ist. Der Ozeanograph Friedrich Franz Koszy war seit seiner Ankunft in Schweden am Marinebiologischen Institut der Universität Göteborg tätig, nahm an mehreren Expeditionen teil und arbeitete an staatlichen Forschungsinstituten. Er verließ Schweden 1967, als er einem Ruf an das Institut für Ozeanographie in Miami folgte. Lise Meitner schließlich, die engste Mitarbeiterin Otto Hahns bei seinen Forschungen, die ihm den Nobelpreis für 1944 einbrachten, kam 1938 aus Dänemark nach Schweden. Sie hatte seit 1907 mit ihm zusammengearbeitet und die Kernphysikalische Abteilung des Kaiser-Wilhelm-Institutes für Chemie in Berlin geleitet. Sie trug seit 1922 den Professorentitel der Universität Berlin, aus derem Lehrkörper sie 1933 entlassen wurde. In Stockholm arbeitete sie als Mitarbeiterin Professor Manne Siegbahns am Forschungsinstitut für Experimental-Physik der schwedischen Wissenschaftsakademie und leitete seit 1946 eine Abteilung für Kernphysik der Stockholmer Technischen Hochschule. In einem Interview mit der Zeitung *Svenska Dagbladet* vom 8. Mai 1940 dementiert sie zunächst zwei Gerüchte: „Ich habe mich nicht auf die Flucht nach den USA begeben, und ich habe keine Pläne, die Dampftechnik zu revolutionieren." Weder Niels Bohr noch Otto Hahn noch ihr selbst, „drei der berühmtesten Repräsentanten der Forschung", so der Interviewer, sei es gelungen, das aktuelle Brennstoffproblem dadurch zu lösen, daß sie die unermeßlichen, im Uran gebundenen Energien freisetzten. Allerdings habe Hahn in seinem Institut, „während ich noch da arbeitete", entdeckt, daß sich Uran bei Beschuß mit Neutronen spalte Bohrs Hypothese, daß es sich um Uran 235 gehandelt habe, „wurde durch eine Reihe von Experimenten, die Dr. Frisch und ich durchführten, bestätigt". Sie erwähnt die riesigen Energiemengen, die auf diese Weise befreit werden könnten, schließt aber, 1940, mit dem Satz: „Aber dies ... ist vorerst noch eine Utopie, weit hinter den Grenzen des praktisch Möglichen." Die Stadt Wien ehrte Lise Meitner übrigens 1947 durch den Preis der Stadt Wien für Naturwissenschaften, und 1950 wurde sie Dr. h. c. und korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Ihren wohl letzten Vortrag überhaupt dürfte sie 1963 in Wien als 85jährige gehalten haben, wo sie an der „Urania Volksbildungsanstalt" über „50 Jahre Physik" sprach.

Abschließend seien noch zwei Personen erwähnt, die beide in jungen Jahren 1938 als 21jähriger bzw. als 13jähriger ohne ihre Familien, die später in Konzentrationslagern umkamen, nach Schweden gelangten. Beide kehrten nach 1945 nicht nach Österreich zurück, beide haben eine abwechslungsreiche Karriere hinter sich, beide haben das schwedische Kulturleben maßgebend mitbeeinflußt, und beide haben bis heute auf den verschiedensten Ebenen ihre Verbindungen zur alten Heimat nicht abreißen lassen bzw. wiederangeknüpft: Harry Schein, als 13jähriger von Wien auf einen südschwedischen Bauernhof verpflanzt, war nach einem Studium an der Technischen Hochschule als Ingenieur und selbständiger Unternehmer tätig, ehe er sich nach dem Verkauf seines Unternehmens ganz seinen

kulturellen Interessen: Theater, Film und Rundfunk, widmen konnte. Er wurde der Medienexperte der schwedischen Sozialdemokratie und leitete quasi als ihre Mehrzweckwaffe 1963 bis 1970 das Schwedische Filminstitut, das nach seiner Konzeption 1963 gegründet worden war. Danach baute er die österreichische Entsprechung in Wien auf. Nach seiner Rückkehr nach Schweden war er unter anderem Sachverständiger im schwedischen Kultusministerium und leitet heute sowohl die Staatliche Schwedische Investitionsbank als auch, als Aufsichtsratsvorsitzender, den staatlichen schwedischen Rundfunk- und Fernsehkonzern. Paul Patera war Medizinstudent, als er nach Schweden kam. Er konnte sein Studium nicht fortsetzen, sondern war als Sprachlehrer, Landarbeiter, Korrektor und nebenberuflich auch als Journalist tätig, ehe er letzteres 1949 auch im Hauptberuf wurde. Er entwickelte sich zu einem der vielseitigsten schwedischen Journalisten, der nicht zuletzt in allen kulturellen Sätteln zu Hause ist. Seine Vielseitigkeit stellte er auch durch seine übrige Tätigkeit als Kulturvermittler unter Beweis. Ab Dezember 1943 war er Leiter eines studentischen Musikzirkels in Uppsala, der mehrere Jahre lang ein wichtiges Forum für zeitgenössische Musik in Schweden war und auf Schallplatten- und Kammermusikabenden ausländische wie einheimische Komponisten erstmalig einem schwedischen Publikum vorstellte. Bis 1966 leitete er das „Kammertheater" in Uppsala, das er begründet hatte und das bis zu seinem Rücktritt eines der führenden Avantgardetheater Schwedens war. In diesen zehn Jahren brachte er mit bescheidenen Mitteln 19 Stücke von 17 Autoren heraus, die häufig von ihm inszeniert wurden. Von 1965 bis zu seiner Pensionierung 1982 leitete er darüber hinaus die Kulturzeitschrift *Tidsspegel (Zeitspiegel),* die von der konservativen Volksbildungsorganisation „Medborgarskolan" herausgegeben wird. Als Journalist beschäftigte und beschäftigt er sich bis heute in dieser Zeitschrift und in verschiedenen schwedischen Tageszeitungen und Zeitschriften mit kulturellen, gesellschaftskritischen und politischen Themen, bei denen im zunehmenden Maße österreichische dominieren. Denn mit zunehmendem Alter wurde die Bindung an die alte Heimat immer stärker. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß er zwischen 1970 und 1980 zahlreiche Ausstellungen über „Graphik aus Österreich" in Schweden organisierte und — als Pensionär — bis heute jedes Semester Volkshochschulkurse und österreichische Themen mit anschließenden Studienreisen nach Österreich durchführt.

1940 schrieb der dänische Schriftsteller Martin Andersen-Nexö: *Die Aufgabe der Emigration ist die schwerste, aber auch die wertvollste, die es heute gibt. Wie Keime und Samen der Freiheit wehen sie über die Grenzen und bereichern die Kultur der Länder, wo sie Obdach finden. Jedes Land sollte mit offenen Armen die Emigranten aufnehmen — und dazu dankbar sein.*

Es sollte deutlich geworden sein, daß die Emigranten nicht nur die Keime und Samen der Freiheit mit sich führten, sondern auch die der Kultur und Wissenschaft. Manche von ihnen landeten auf Felsboden, in dem sie keine Wurzeln schlagen und sich nicht reproduzieren konnten. Andere wiederum lebten, wuchsen und gediehen. Einige ihrer Samen und Keime wiederum wehten vielleicht sogar in die alte Heimat zurück. Aber Martin Andersen-Nexös Worte galten und gelten nicht nur der deutschsprachigen und der österreichischen Emigration der Jahre nach 1933, sondern können hier, heute und wohl bis in alle Zukunft, Allgemeingültigkeit beanspruchen. Auch für uns, lernend aus der Geschichte, sollte der Satz verpflichtend sein: „Jedes Land sollte mit offenen Armen die Emigration aufnehmen — und dazu dankbar sein."

Anmerkungen:

Vgl. hierzu und im folgenden die Arbeiten
Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Band I: *Politik. Wirtschaft. Öffentliches Leben.*
Leitung und Bearbeitung: Werner Röder/Herbert A. Strauss/ .../ München 1980. Band II: *The Art. Sciences and Literature.*
General Editors Herbert A. Strauss/Werner Röder. München 1983.
Band III: *Gesamtregister.* Unter der Leitung von Werner Röder, zusammengestellt von /.../ München 1983.
(zitiert als: Röder/Strauss).
Josef Hindels, „Die österreichische Emigration in Schweden", in: *Österreicher im Exil 1934 bis*

1945. Protokoll des Internationalen Symposiums zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934—1945. Wien 1977, 186—202.
Helmut Müssener, *Exil in Schweden. Politische und kulturelle Emigration in Schweden nach 1933.* München 1974.

2 Unter ihnen war unter anderem der ehemalige Chefarzt des Rothschildkrankenhauses in Wien, Dr. Waldemar Goldschmidt. Er war mit der schwedischen Schriftstellerin und Übersetzerin Elsa Björkman-Goldschmidt verheiratet. In Schweden war er Gesprächspartner Bertolt Brechts. Unter anderem geht die Episode „Schweden oder die Nächstenliebe. Ein Fall von Asthma" in *Flüchtlingsgespräche.* Frankfurt 1961, 113—125, auf ihn zurück.
Goldschmidt ist nicht bei Röder/Strauss verzeichnet.

3 Nicht bei Röder/Strauss verzeichnet.

4 Singer wurde 1939 zu acht Monaten Gefängnis verurteilt, da er Material über nazistische Umtriebe in Schweden an englische Gewerkschaften geliefert hatte.

Literatur:

In Schweden erschienene Schriften, die von österreichischen Emigranten während ihres Aufenthalts in Schweden verfaßt und nicht in einem deutschsprachigen Land veröffentlicht wurden.

Paul Baudisch/Adolf Schütz (Ps. George Martens), *Anna Lans.* Stockholm 1943.
Ernst Benedikt, *Goethe und Linné.* Uppsala 1945.
Robert Braun, *Silvertronen. (Der Silberthron).* Stockholm 1950.
Gusti Bretter, *Skolan i den totalitära staten. (Die Schule im totalitären Staat).* Stockholm 1948.
Gerhard Brück, *Österrike efter kriget (Österreich nach dem Krieg).* Stockholm 1949.
Gerhard Brück, *Det neutrala Österrike (Das neutrale Österreich).* Stockholm 1958.
Franz Koszy, *Large scale planctone cultures.* Göteborg 1939.
Franz Koszy, *Photometrie measurements of the growth of phytoplancton cultures.* Göteborg 1946.
Franz Koszy, *The torium content of the cambrium alum scales of Sweden.* Stockholm 1949.
Franz Koszy, *Korrektion av djupbestämning med ekolod.* Göteborg 1956.
Franz Koszy, *Echo soundings.* Göteborg 1956.
Maria Lazar-Stnndberg (Ps. Ester Grenen), *Det tyska ansiktet (Das deutsche Antlitz).* Stockholm 1943.
Hans Mändl, *De heliga tre konungar och deras offer (Die Heiligen Drei Könige und ihre Opfer).* Stockholm 1966.
Josef Pleyl, *Wahlen in Österreich.* Stockholm 1945.
Karl Popper, *Österreich und die Habsburger.* Stockholm 1945.
Harry Schein, *Avsyrning. avjärning och avmanganing av vatten (Entsäuerung. Enteisung und Entmanga- nisierung von Wasser).* Stockholm 1951.
Harry Schein, *Vattenrening för swimbad (Wasserreinigung für Schwimmbäder).* Stockholm 1951.
Harry Schein, *Klorering (Chlorierung).* Stockholm 1953.
Harry Schein, *Har vi råd med kultur? Kulturpolitiska skisser (Haben wir Geld übrig für Kultur? Kulturpolitische Skizzen).* Stockholm 1962.
Harry Schein, *Kulturattityder. En opinionsundersökning (Kulturattitüden. Eine Meinungsumfrage).* Stockholm 1967.
Harry Schein, *I själva verket. Sju års filmpolitik (Aber in Wirklichkeit. Sieben Jahre Filmpolitik).* Stockholm 1970.
Harry Schein, *Inför en ny mediapolitik. Kabeltelevision — bildskval eller kommunikation? (Vor einer neuen Medienpolitik. Kabelfernsehen — Bildberieselung oder Kommunikation?).* Stockholm 1972.
Harry Schein, *Smalfilmdistribution (Schmalfilmverbreitung).* Stockholm 1972.
Harry Schein, *Schein (Schein. Autobiographie).* Stockholm 1980.
Harry Schein, *Öm känslor och andra farligheter (Über Gefühle und andere Gefahren).* Stockholm 1983.
Harry Schein, *Kullurindustrins negativa verkningar. Ett diskussionsunderlag (Negative Auswirkungen der Kulturindustrie. Eine Grundlage für Diskussionen).* Stockholm 1981.
Ludwig Schnabl, *Schejkens överman (Der überlegene Widersacher des Scheiks).* Stockholm 1946.
Ludwig Schnabl, *Drömmar och mål. Attityds- och mentalitetsundeökningar bland föreningslösa och Passiva ungdomar i Stockholm (Träume und Ziele. Attitüden- und Mentalitätsuntersuchungen unter passiven und keiner Vereinigung angeschlossenen Jugendlichen in Stockholm).* Stockholm 1946.
Ludwig Schnabl, *Fran tvä sidor (Von zwei Seiten).* Malmö 1947.
Ludwig Schnabl, *Ungdom och framtid. En ungdomsfräga. Sparpropagandan i psykologisk belysning (Jugend und Zukunft. Sparpropaganda in psychologischer Beleuchtung).* Stockholm 1948.

Ludwig Schnabl/H. Sohlenius, *Låter ungdomen Iura sig? Diskussionstedning av... (Läßt sich die Jugend hinters Licht führen? Diskussionsanleitung von.../* Stockholm 1948.
Ludwig Schnabl, *Musik utan gränser. En brevkurs för unga musiklyssnare och spisargrupper sammanställd av L. S. efter samråd med jazzvänner, musiklyssnare och ungdomsledare (Musik ohne Grenzen. Ein Briefkursus für junge Musikhörer und Hörergruppen zusammengestellt von L. S,, nach Kontakten mit Jazzfreunden. Musikern und Jugendleitern).* Stockholm 1959.
Kurt Singer (Ps. P. Carbone), *Del kommande luftkriget (Der kommende Luftkrieg).* Stockholm 1935.
Kurt Singer (Ps. P. Carbone), *Morgondagens generaler (Die Generale von morgen).* Stockholm 1935.
Kurt Singer, *Carl von Ossietzky, fredkämpen i koncentrationslägret (Carl von Ossietzky, der Friedenskämpfer im Konzentrationslager).* Stockholm 1936.
Kurt Singer, *Europas diktatorer. 24 diktatorer från Hitler till Stalin (Europas Diktatoren. 24 Diktatoren von Hitler bis Stalin).* Stockholm 1936.
Kurt Singer, *Europas rustningar (Europas Rüstungen).* Stockholm 1936.
Kurt Singer/Hilde Tradelius-Singer. *TvångssteriHseringen i Tredje riket (Die Zwangssterilisierung im Dritten Reich).* Stockholm 1936.
Kurt Singer, *Ossietzky talar (Ossietzky spricht).* Stockholm 1936.
Kurt Singer, *Europas tukthus. Diktaturernas offer och de politiska fångarna (Europas Zuchthäuser. Die Opfer der Diktaturen und die politischen Gefangenen).* Stockholm 1937.
Kurt Singer, *Göring. Tysklands farligaste man (Göring. Deutschlands gefährlichster Mann).* Stockholm 1939.
Kurt Singer, *Martin Niemöller. Prästen i koncentrationslägret. Med 50 brev från koncentrationslägret (Martin Niemöller. Der Geistliche im KZ. Mit 50 Briefen aus dem KZ).* Stockholm 1939.
Gusti Stridsberg, *Skuggspel i Jugoslavien (Schattenspiel in Jugoslawien).* Stockholm 1946.
Gusti Stridsberg, *Sverige-bilden i utlandet (Das Bild Schwedens im Ausland).* Stockholm 1958.
Gusti Stridsberg, *Målat på glas. Ur en österrikisk familjekrönika. (Auf Glas gemalt. Aus einer österreichischen Familienchronik).* Stockholm 1964.
Gusti Stridsberg,*Slottet vid gränsen. Ett gammaldags äventyr (Das Schloß an der Grenze. Ein altmodisches Abenteuer).* Stockholm 1965.
Gusti Stridsberg, *Tänk inte med hjärtat (Denk nicht mit dem Herzen).* Stockholm 1966.
Gusti Stridsberg. *Hjärtats äventyr (Abenteuer des Herzens).* Stockholm 1967.
Gusti Stridsberg, *Vår stund med varandra (Unsere Stunde zusammen).* Stockholm 1968.
Arpad Weixlgärtner, *Dürer und Grünewald. Ein Versuch, die beiden Künstler zusammen — in ihren Besonderheiten. ihrem Gegenspiel, ihrer Zeitgebundenheit — zu verstehen.* Göteborg 1949.

Der Obmann des dänischen Gewerkschaftsbundes Eiler Jensen 1946 beim Aufladen der Pakete der Hilfssendung. Der Offizier in amerikanischer Uniform Lt. Dr. Josef T Simon

HILDE KOPLENIG

Emigration in die Sowjetunion

Die Emigration von österreichischen Intellektuellen in die Sowjetunion hat sich in mancher Hinsicht von der Emigration in andere Länder unterschieden. Einmal schon deshalb, weil sie viel früher, bereits in den zwanziger Jahren, begonnen hat. Ich denke hier an eine Reihe von Wissenschaftlern, Nationalökonomen und Soziologen — Schüler von Professor Carl Grünberg und auch von Professor Hans Kelsen. Als Linke und oft auch als Kommunisten bekannt, sahen sie keine Möglichkeit, in Österreich unter den damaligen politischen Verhältnissen eine ihrer Qualifikation und ihren Intentionen gemäße Arbeit zu finden. In der Sowjetunion aber wurden sie gebraucht: Die verschiedenen neugegründeten wirtschaftswissenschaftlichen, historischen und sozialwissenschaftlichen Institute suchten qualifizierte Mitarbeiter. Es war aber für die, die in die Sowjetunion zogen, nicht nur der Wunsch oder der Zwang maßgebend, aus Österreich wegzugehen, sondern auch die Faszination des „Neuen", der große Einfluß der Russischen Revolution auf die Linke. Es lockte die Möglichkeit, in dem „Land der Zukunft" an den Grundlagen des Aufbaus einer neuen Welt, eines neuen Lebens mitzuwirken und vorurteilslos wissenschaftlich arbeiten zu können.

Verlässliche Aufzeichnungen aus dieser Zeit habe ich nicht gefunden. Soweit ich mich erinnern kann, sind schon sehr früh — etwa 1925 — die Grünberg-Schülerinnen Dr. Hilde Anäugl — die, wie ich hörte, später nach Jugoslawien ging — und Dr. Valentine Adler, die Tochter von Alfred Adler, nach Moskau ausgewandert. Wenig später folgten die beiden Brüder Dr. Hans und Fritz Glaubauf, ebenfalls Grünberg-Schüler, um in der Komintern zu arbeiten. Der nächste meiner Erinnerung nach, der Österreich verließ, war Dr. Alexander (?) Wischnitzer, ein sehr geschulter und unter uns Studenten geachteter Wirtschaftswissenschaftler und Marxist, der in Moskau Vizevorsitzender der Stadtplankommission wurde. Dann suchte Rjazanow Mitarbeiter für das Marx-Engels-Institut, und im Herbst 1927 folgte der Historiker und Bibliothekar der Arbeiterkammer-Bibliothek, Dr. Otto Mänchen-Helfen, seinem Ruf und erhielt eine leitende Stellung im Marx-Engels-Institut. Zur gleichen Zeit ging auch ich, nach Beendigung meines Studiums an der Staatswissenschaftlichen Fakultät, an dieses Institut, wo ich etwa ein Jahr lang als Lehrling für Geschichte der Arbeiterbewegung arbeiten durfte. Die Österreicherin Dr. Anne Bernfeld, ursprünglich Ärztin, war dort bereits als Übersetzerin tätig, und etwa ein halbes Jahr später folgte der Kelsen-Schüler Dr. Hugo Huppert, der sich aber später als Schriftsteller betätigte.

Alle diese Fachleute, die überdies meist Kommunisten waren, wurden sehr willkommen geheißen. Sie erhielten gute Lebensbedingungen, so gut sie eben in dieser Zeit möglich waren. Es wurden ihnen trotz der drückenden Wohnungsnot bescheidene Wohngelegenheiten zugewiesen, die Versorgung mit lebensnotwendigen Gütern war damals, zur Zeit der NEP, durchaus zufriedenstellend, wenn auch nicht so reichhaltig wie in Westeuropa. Wie weit die Emigranten am Leben der Menschen teilnahmen, hing davon ab, wie rasch sie Russisch lernten. Es gab zwar schon damals einen deutschen Klub in Moskau, den späteren Thälmann-Klub, doch waren da die Österreicher mit den Deutschen beisammen, und ich kann mich nicht erinnern, ob viele hingegangen sind. Im ganzen lebte man doch sehr isoliert untereinander, aber die interessante Arbeit entschädigte für vieles.

Einen neuen Auftrieb erhielt die Auswanderung in die Sowjetunion mit der Verschärfung der Wirtschaftkrise im Westen und dem Beginn des ersten Fünfjahresplanes im Osten: In Österreich stieg die Arbeitslosigkeit qualifizierter Techniker und Spezialisten an, in der Sowjetunion wurden sie mehr und mehr gebraucht. Auch hier spielten natürlich die Faszination des Neuen, der Wunsch, am Aufbau einer neuen Welt mitzuarbeiten, für Techniker vor allem aber die ungeheuren Möglichkeiten dieses riesigen Landes eine große Rolle.

Ich kann hier nur einige der Intellektuellen nennen, die in diesen Jahren um 1930 in die Sowjetunion emigrierten. Da waren die Architektin Grete Schütte-Lihotzky und ihr Mann Wilhelm Schütte, die allerdings nicht aus Wien, sondern aus Frankfurt kamen. Da waren der

Physiker Dr. Franz Quittner und seine Frau, die Nationalökonomin Dr. Genia Quittner- Lande, der Arzt Dr. Franz David, der Physiker Dr. Hans Jellinek, dann die Physiker Dr. Alex Weissberg und sein Freund Dr. Konrad Weisselberg, die beide nach Charkow gingen, sowie der Gartenbautechniker Herbert Breth, der im Süden der Sowjetunion, in Mitschurinsk, an den neuen pflanzenbiologischen Versuchen mitgearbeitet hat, und der Germanist Dr. Hans Goldschmidt, der in Moskau im Verlag für ausländische Arbeiter beschäftigt war. Auch der spätere Minister der Zweiten Republik, Karl Waldbrunner, arbeitete etwa zwei Jahre lang als Ingenieur im Ural. Wie man mir erzählte, war er sehr beliebt, weil er im Gegensatz zu anderen Ausländern die ihm zustehenden Sonderzuteilungen an Lebensmitteln mit seinen Mitarbeitern teilte.

Um diesen Trend zur Auswanderung in geregelte Bahnen zu lenken, wurde 1931 bei der Handelsvertretung der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken in Wien ein „SpezialistenBüro" eingerichtet, das bis Anfang 1933 Überprüfung, Auswahl und Transport von österreichischen qualifizierten Arbeitern, Technikern und Ingenieuren organisierte. In diesem Büro war ich etwa anderthalb Jahre lang als Sekretärin beschäftigt. Ich erinnere mich an manches Gespräch, das der zu diesem Zweck angestellte Ingenieur König mit Technikern und Ingenieuren führte, um ihre Kenntnisse und Fähigkeiten zu beurteilen, sie abzulehnen oder zu vermitteln. Ich erinnere mich aber nur an ganz wenige Namen, und es gibt keinerlei Aufzeichnungen über die Arbeit des „Spez-Büros“. Was ich in Erfahrung bringen konnte, stammt zum größten Teil aus der von Lilli Beer-Jergitsch, die ebenfalls 1927 in die Sowjetunion emigriert war, zusammengestellten Kartothek „Österreicher in der Sowjetunion“, die sich im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands befindet. Von den in dieser Kartothek angeführten Personen glaube ich, daß Ingenieur Alexander Stekler, die Mathematikerin Dr. Marie Fessler sowie ihr Mann, der Spezialarbeiter Zach, und die beiden Arzte Dr. Hermann Fass und Dr. Adele Fass-Wiesenfeld durch das Spez-Büro vermittelt wurden. Genau erinnern kann ich mich, daß Ingenieur Otto Benedikt von uns vermittelt wurde, der dann bis 1955 als Eisenbahningenieur in Moskau arbeitete. Und ich erinnere mich auch an den Architekten Herbert Eichholzer, der nach kaum einem Jahraus Moskau zurückkehrte, zu uns ins Büro kam, und mit dem ich eine lange Diskussion über seine Erlebnisse und Erfahrungen in der Sowjetunion führte. Er, der Grazer war, fuhr dann in seine Heimatstadt zurück, emigrierte 1938 nach Paris, wo ich ihn wiedertraf, und zog dann weiter in die Türkei. 1940 kam er nach Österreich zurück, um am Widerstand gegen Hitler teilzunehmen. 1942 wurde er verhaftet, verurteilt und 1943 hingerichtet.

Dann kam der Februar 1934. Als die nach der Tschechoslowakei geflüchteten österreichischen Schutzbündler ein Asyl suchten, war es doch selbstverständlich, daß viele von ihnen an die Sowjetunion dachten. Durch das Radio und auf Anfrage in der sowjetischen Gesandtschaft in Prag erfuhren sie, daß die Sowjetgewerkschaft bereit war, den Kämpfern Asyl und Arbeit zu gewähren. Nach Verhandlungen zwischen österreichischen, tschechoslowakischen, sowjetischen, sozialdemokratischen und kommunistischen Stellen und Funktionären, über die Karl Stadler in seinem Buch *Opfer verlorener Zeiten* schreibt, gingen in den nächsten Monaten einige Transporte mit Schutzbündlern ab. Der erste und größte Transport mit ungefähr 350 Teilnehmern, der am 23. April 1934 von Brünn über Prag nach Moskau ging, ist der „berühmteste“ geworden. Im Triumph, von der Aura der kämpfenden, wenn auch besiegten Truppe umgeben, zogen diese Schutzbündler am 1. Mai mit der großen Demonstration durch Moskau, von der Bevölkerung begeistert begrüßt — Ruth Mayenburg hat darüber berichtet. Der nächste größere Transport folgte am 1. Juni mit 250 Teilnehmern, und dann kamen noch einige kleinere Gruppen, auch mit Frauen und Kindern, bis zum Dezember 1934.

Mit den Schutzbündlern gelangten ebenfalls Intellektuelle in die Sowjetunion. Da waren einmal Ernst Fischer und seine beiden Brüder, der Arzt Dr. Walter Fischer und der Ingenieur Otto Fischer. Zwei „Nachzügler“ von der Staatswissenschaftlichen Fakultät waren Dr. Ludwig Birkenfeld und Dr. Leo Stern. Der Ingenieur Gustav Deutsch erhielt eine ihn begeisternde Arbeit als Eisenbahningenieur in Woronesch. Ingenieur Armand Weiss arbeitete am Bau der Moskauer Metro, der Untergrundbahn. Die Ingenieure Josef Brüll (von dem Karl Stadler berichtete) und Fritz Turnheim erhielten ihnen entsprechende Arbeit, so wie andere, die ich nicht alle nennen kann.

Um diese Zeit, 1933 bis 1934, nach dem Verbot der Kommunistischen Partei, waren auch viele kommunistische Intellektuelle gezwungen, Österreich zu verlassen, und einige gingen in die Sowjetunion: Dr. Arnold Reissberg, Dr. Alfred Klahr, Richard Schüller und, ebenfalls als verspäteter Grünberg-Schüler, Dr. Rudolf Schlesinger, der über Berlin kam. Die Lebensbedingungen, vor allem in den für die Sowjetunion so schwierigen Jahren 1929 bis 1933, waren nicht gut, doch für ausländische Spezialisten immerhin besser als für Russen. Sie wurden bei der Vergabe von Wohnraum bevorzugt, sie erhielten besondere Lebensmittelzuteiiungen und hatten das Recht, in Spezialgeschäften einzukaufen, wo sie bekamen, was sonst nicht zu haben war. Diese Schwierigkeiten hatten zur Folge, daß so mancher den Mut verlor und nach Österreich zurückkehrte — auch Schutzbündler gab es darunter —, obwohl 1934 die Lebensverhältnisse schon etwas besser waren.

Man bemühte sich auch um die gesellschaftliche Integration der Ausländer. Es gab in Moskau außer dem deutschen Thälmann-Klub auch die *Deutsche Zentral-Zeitung* und eine deutsche Schule, in der Kinder von deutschen und österreichischen Sozialisten, aber auch von Diplomaten unterrichtet wurden. Für die österreichischen Schutzbundkinder, von denen manche ohne Eltern gekommen waren, wurde 1934 das „Schutzbundkinderheim" eingerichtet, in dem eine ganze Generation von österreichischen Kindern heranwuchs, bis das Heim zu Kriegsbeginn 1941 geschlossen wurde. Wolfgang Leonhard hat unter anderem darüber geschrieben. Die Ausländer waren willkommen, man schätzte ihre Kenntnisse und ihre Arbeitskraft und zeigte es ihnen.

Das änderte sich nach der Ermordung Kirows in Leningrad am 1. Dezember 1934, mit der die Periode der „Säuberungen“ begann. Von 1935 an kroch das Mißtrauen aus allen Ritzen heraus. Mißtrauen wurde überall gesät und verbreitet, Mißtrauen gegen alle, gegen jeden, vor allem aber gegen Ausländer. Sie wurden isoliert, diskriminiert. 1938 wurden alle Institutionen, die man für sie geschaffen hatte, geschlossen — der Thälmann-Klub, die deutsche Schule und die Redaktion der *Deutschen Zentral-Zeitung,* wo überdies die Mehrzahl der Lehrer und der Redakteure verhaftet wurden. Auch Österreicher wurden von den Repressionen, vom Terror erfaßt.

Glück hatten noch jene, deren Aufenthaltsbewilligung nicht verlängert wurde, die ausreisen mußten. Das waren, soviel ich feststellen konnte, 1936 und 1937 Dr. Hans Goldschmidt, der Dirigent Kurt Adler, der das Orchester in Tiflis geleitet hatte, Dr. Otto Mänchen-Helfen, Dr. Rudolf Schlesinger und wohl noch viele andere. Tragisch war das Schicksal der ersten Pioniere der Emigration. Dr. Valentine Adler wurde 1937 verhaftet. Susanne Leonhard schreibt in ihrem Buch *Fahrt ins Verderben,* daß sie im Gefängnis einige Monate lang mit Vally Adler beisammen war, dann wurde diese transferiert und ist seither verschwunden. Mit Dr. Wischnitzer waren mein Mann und ich noch 1936 in Moskau beisammen. Er war optimistisch und voller Pläne — ein Jahr später wurde er verhaftet und ist gleichfalls seitdem verschwunden.

Ein großer Verlust für uns Österreicher, persönlich und wissenschaftlich, war 1938 die Verhaftung von Dr. Franz Quittner. Auch er ist verschwunden, obwohl Dimitroff sich für ihn einsetzte. Von den durch das Spez-Büro Vermittelten weiß ich, daß Ing. Stekler verhaftet wurde und verschwand. Seine Frau kehrte nach 1945 nach Wien zurück. Die Ärztin Dr. Adele Fass-Wiesenfeld kam aus dem Lager zurück, während ihr Mann Dr. Hermann Fass zugrundeging. Zugrundgegangen ist auch die ganze Familie Zach-Fessler — Mann, Frau und Kind, für mich eine besonders schmerzliche Erinnerung, da Mizzi Fessler mit mir in die Schule ging und ich, die Kommunistin, sie, die Sozialdemokratin, damals in endlosen Diskussionen von der Richtigkeit des Kommunismus zu überzeugen versucht habe.

Auch unter den Emigranten des Jahres 1934 forderte die Repression furchtbare Opfer. Über den großartigen — ebenfalls verschwundenen — Idealisten Josef Brüll schreibt Karl Stadler ausführlich. Seine Frau kam nach Wien zurück. Dr. Ludwig Birkenfeld wurde gleichfalls Opfer der Säuberungen. Tragisch ist das Schicksal von Gustav Deutsch, der mit so großer Begeisterung, solchem Enthusiasmus für den „Aufbau des Sozialismus“ gearbeitet hat. Er wurde 1937 verhaftet und nach vielen Monaten qualvoller Haft erschossen. Seine Frau, die Schweizerin Agnes Jünemann, kam nach fünfzehnjähriger Lagerhaft frei. Sie war auch in Wien und hat über ihre Erlebnisse erzählt, Ernst Fischer und Karl Stadler berichten darüber. Der einzige Ausländer, und wahrscheinlich auch einer der ganz wenigen Russen, der vor

ein ordentliches Gericht gestellt und dann freigesprochen wurde, war Ingenieur Armand Weiss. Nach seiner Freilassung arbeitete er weiteram Bau der Metro, nach Kriegsbeginn meldete er sich freiwillig bei der Verteidigung von Moskau. Er ist im Kampf gefallen.

Auch in der Provinz wütete der Terror. Ich kann nur einige Beispiele anführen: Herbert Breth wurde in Mitschurin verhaftet und verschwand, seine Frau, die ebenfalls verhaftet wurde, bekam im Gefängnis Zwillinge, kam dann frei und ging mit den beiden Kindern in die DDR. In Charkow wurde Konrad Weisselberg verhaftet, man hat nie mehr von ihm gehört. Dr. Alex Weissberg wurde ebenfalls in Charkow verhaftet. Er wurde nach jahrelanger Haft vom NKWD an die Grenze gestellt und der Gestapo übergeben. Es gelang ihm, zu fliehen und sich, in Polen versteckt, zu retten. In dem Buch *Hexensabbat* hat er über seine Erlebnisse geschrieben, und er hat es verstanden, die völlig irrationale, für jedes normale Denken unbegreifliche Atmosphäre jener Zeit zu schildern.

Andere Österreicher, die die Haft überlebten, haben nicht viel über diese gesprochen. Dr. Hans Jellinek kam nach acht Jahren Lager im hohen Norden nach Wien zurück, er starb 1973. Dr. Arnold Reissberg kehrte nach Gefängnis und Verbannung zurück und arbeitete dann an einem Institut in der DDR als Historiker. Ernst Fabri und Hugo Huppert waren ebenfalls einige Zeit verhaftet, sowie einige Ingenieure, von denen manche ein dramatisches Schicksal hatten. Es wäre notwendig, dieses nach den spärlichen Angaben der Kartei im Dokumentationsarchiv zu rekonstruieren.

Vielleicht kommt jetzt die Zeit, in der es möglich sein wird, diese Periode der sowjetischen Geschichte, die Stalinsche Repression, wissenschaftlich zu untersuchen, diese grauenhafte Zeit, förderen Irrationalität das Schicksal von Gustl Deutsch beispielhaft ist. Gustl Deutsch wurde „als Spion“ verhaftet und erschossen um dieselbe Zeit, als sein Vater Julius Deutsch im Spanischen Bürgerkrieg als General für die Republik kämpfte.

Dennoch ist es notwendig, festzustellen, daß eine große Anzahl der in die Sowjetunion eingewanderten Österreicher sich dort eingelebt und mit ihrer Arbeit der Sowjetunion — und damit auch dem Ansehen Österreichs — einen großen Dienst erwiesen hat. Das war vor allem nach Ausbruch des Kriegs der Fall. Dr. Franz David hat als Chirurg unschätzbare Arbeit geleistet. Dr. Walter Fischer hat als Leiter des österreichischen Sektors von Radio Moskau und Richard Schüller als sein Mitarbeiter viel zur Anti-Hitler-Propaganda beigetragen.

So wie sie haben auch alle anderen Österreicher, die zu jener Zeit in Moskau lebten, ihr Möglichstes im Kampf gegen Hitlerdeutschland getan, jeder nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen: In der Propaganda, wie zum Beispiel Ernst Fischer mit seinem Spottgedicht „Der Miesmacher“, das er selbst im Radio las, bei der Umschulung von Kriegsgefangenen, wie Leo Stern und Genia Quittner und andere. Eine Gruppe von Österreichern, darunter Franz David und Willi Frank, flog nach Jugoslawien, um bei der Bildung einer österreichischen Partisanengruppe mitzuwirken — Willi Frank fiel im Kampf, andere Österreicher, auch ehemalige Schutzbundkinder, kämpften in der Roten Armee. Fast ausnahmslos sind alle diese Österreicher gleich nach Kriegsende nach Österreich zurückgekehrt.

Darüber darf man aber jene nicht vergessen, die sich völlig in das russische Leben integrierten und nicht an Rückkehr dachten. Ich habe einige solche Fälle in der Kartothek im Dokumentationsarchiv gefunden und möchte hier einen — als Beispiel für andere — zu rekonstruieren versuchen: Der Elektroingenieur Paul Irani kam 1934 mit seiner Frau in die Sowjetunion. Er wurde Leitereines Elektroforschungslaboratoriums und war der Miterbauer der Elektroindustrie in Swerdlowsk im Ural — er hat also wesentlich zum industriellen Aufbau der Sowjetunion beigetragen. Er und seine Familie blieben in Swerdlowsk, vor einigen Jahren starb er. Wie mir eine Verwandte der Familie erzählte, ist auch seine Frau völlig in das sowjetische Leben integriert und kommt nur hie und da auf Besuch nach Wien. Es ist schwer zu sagen, wie viele solche und ähnliche Fälle es noch gibt, doch schon dieser eine zeigt, daß es österreichische Emigranten gibt, die trotz aller Schwierigkeiten ihre neue Heimat in der Sowjetunion gefunden haben.

Großbritannien

Ich glaube, wenn wir Großbritannien als Exilland betrachten, sollten wir uns doch noch einmal in Erinnerung rufen, daß, wie die verschiedensten Lander, auch Großbritannien 1938/39 sehr restriktive Einreisemöglichkeiten hatte und daher nicht allen, die dort hinfahren wollten, die Möglichkeit dazu gegeben wurde. Nur derjenige, der eine Einladung, verbunden mit einer Garantie einer englischen Familie, erhalten hatte, konnte in Großbritannien einreisen. Die Arbeitsmöglichkeiten vor dem Krieg waren sehr beschränkt. Nur Hausarbeiter, wie zum Beispiel Dienstboten, Köchinnen, Gärtner, Butler usw. wurden gesucht. Es gab einzelne Exilierte, für die sich bekannte englische Politiker oder Wissenschaftler bemühten, daß sie nach England kamen — ein typisches Beispiel war Sigmund Freud, für den sich einige seiner Freunde damals besonders einsetzten —, aber die Zahl derer, die so eine Chance bekamen, war durchaus gering.

Im Herbst 1938 bemühten sich einige Engländer erfolgreich, vor allem Jugendlichen aus Österreich die Einreise nach England zu ermöglichen. Ich kann hier nicht viele Namen nennen. Aber ich glaube, einer sollte in diesem Zusammenhang unbedingt erwähnt werden: Prof. Norman Bentwich, der dreimal unter großen Schwierigkeiten nach Österreich gekommen war, um mit dem Leiter des Judenamtes, Eichmann, und mit anderen Nazis persönlich zu verhandeln. Er war erfolgreich — ich glaube, es waren dann insgesamt neun Transporte von Kindern und Jugendlichen, die nach England kamen.

Eine zweite größere Aktion gab es dann unmittelbar vor Kriegsbeginn. Als die Nazis einige jüdische Häftlinge aus Konzentrationslagern — Dachau, Buchenwald usw. — unter der Bedingung entließen, daß sie innerhalb eines sehr kurzen Zeitraumes das deutsche Reichsgebiet verlassen müßten, setzten sich einige englische Flüchtlingsorganisationen dafür ein, einem Teil dieser Leute die Einreise nach England zu ermöglichen. Das waren jene, die 1939 in das frühere britische Armeelager Kitchener Camp kamen. Später wurden sie dann in verschiedenen Orten untergebracht. Ich möchte auf eine Tatsache hinweisen, die für die weitere Entwicklung von großer Bedeutung ist, nämlich, daß sich in Großbritannien sehr bald schon, im Jahre 1938, österreichische Organisationen bildeten. Die erste, wichtigste und umfassendste Organisation war das „Austrian Center“ und seine politische Vertretung, der „Council of Austrians in Great Britain“. Wenn wir uns heute die Namen jener Leute anschauen, die in dieser Organisation tätig waren, so finden wir fast alle österreichischen Wissenschaftler und Intellektuellen, denen es gelungen war, schon im Jahr 1938 nach England zu kommen. Sigmund Freud war Ehrenpräsident, und neben ihm finden wir Oskar Kokoschka, Siegfried Charoux, Georg Ehrlich, Walter Hollitscher, Georg Knepler und viele andere.

Eine der Aufgaben dieser österreichischen Organisationen, die sich damals bildeten, war es, eine gewisse solidarische, oder wie wir das damals nannten: „self-aid“ Organisation für die exilierten Österreicher ins Leben zu rufen. Es wurden verschiedene „workshops“ gegründet, Einrichtungen, wo zum Beispiel Frauen die Möglichkeit bekamen, zu nähen oder Wäsche zu waschen und andere Handarbeiten zu verrichten. Vor allem versuchte man die sehr schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen, denen die Flüchtlinge in der ersten Zeit ausgesetzt waren, durch solidarische Hilfe zu erleichtern. Eine andere Frage war, daß dieser Council of Austrians, als politische Vertretung des Austrian Centers, von Anfang an auch versuchte, den Österreichern die Möglichkeit zu schaffen, doch eine größere Zahl von Berufen auszuüben und nicht nur in Haushalten beschäftigt zu werden. Die Engländer schufen vor allem auf lokaler Basis viele Flüchtlingskomitees, die versuchten, sowohl den Deutschen als auch den Österreichern zu helfen. Aber die britische Chamberlain-Regierung, die Hitler gegenüber eine Appeasement-Politik vertrat, zeigte sich den Flüchtlingen gegenüber nicht gerade freundlich und großzügig. Es wurde eine offizielle englische Flüchtlingsorganisation gebildet — das sogenannte „Central Office for Refugees“ — oder wie es unter uns besser bekannt war, das

Bloomsbury House —, wo also die zentrale und offizielle Organisation war. Ich erwähne das deshalb, weil ich hier am Anfang doch einige Zitate aus einer Flugschrift bringe, die damals alle Flüchtlinge bekamen — die meisten von Ihnen, die damals Flüchtlinge waren, haben das sicher vergessen, und kaum einer wird sie sich aufbewahrt haben — obwohl sie allen übergeben wurde. Da finden wir zwei Dinge: das eine, was die Refugees nicht tun sollten, und das andere, was sie tun sollten. Gestatten Sie mir, einiges davon zu zitieren:

Da heißt es unter dem Titel „for refugees“: *Don't talk German in the streets, in public places or any places where others may hear you. You will learn English more quickly by talking it constantly and there is nothing to show the men in the Street, that you are a refugee and not a Nazi.*

Dann heißt es weiter: *Don't ask whether your friends and relatives can be brought into the country, whether or not they have permits. No-one can at present immigrate to this country.*

Das betraf natürlich eine der großen Sorgen aller Leute, die von ihren Familien getrennt worden waren. Und nun der letzte wichtige Punkt dieser Verhaltensmaßregeln: „Don't discuss the political Situation in public.“ Also ich nehme an, daß sich nur ein kleiner Teil der Einwanderer an diese Anweisungen gehalten hat. Es gibt jedoch Aufschluß über die offizielle Haltung englischer Kreise.

Verantwortlich für diese Flugschrift war das Central Office for Refugees, Bloomsbury House. Ganz offiziell herausgegeben also, das wurde nicht von einem bösartigen Mann hergestellt. Es wäre allerdings nicht uninteressant, festzustellen, wer das Flugblatt verfaßte. Ich bin sicher, daß es mit Hilfe von wahrscheinlich deutschen Flüchtlingen, aber auch von Engländern zusammengestellt wurde.

Dann gibt's aber noch eine ganze Seite, wo es heißt: *For refugees, do talk English as much as you possibly can. Bad English preferably to German,* — daran halte ich mich persönlich noch immer —, *the average person does not know what nationality you are by your English accent.*

Und weiter: *Do obey police regulations and all instructions given to you by officials of the commitees. It is in your own interest.*

Und dann sagen sie diesen armen Flüchtlingen noch: *Do be as quiet and modest aspossible. If you do not make yourself noticeable, other people will not bother about you.* Aber wir wollten ein bisserl „bother“ haben, daher versuchten wir, uns auch „noticeable" zu machen.

Und dann kommt etwas, was sehr erhebend wirkte: *Do be as cheerful as possible. Everyone sympasizes with you in your difficult position. A smiling face makes them still more your friends.*

Wir lachen heute über diese Formulierungen, jedoch waren sie charakteristisch für die damalige Denkweise gewisser Leute den Flüchtlingen gegenüber.

Gestatten Sie mir jetzt, ganz kurz in einigen Punkten zusammenzufassen, worin meiner Meinung nach die Bedeutung der verschiedenen Flüchtlingsorganisationen zu suchen ist:

Erstens: eine Solidaritätshilfe und Selbsthilfe unter den Flüchtlingen zu organisieren.

Zweitens: die Möglichkeit und die Verbreitung österreichischer Kulturtraditionen. Sie wissen, daß in den verschiedenen Klublokalen ein sehr wesentlicher Teil der Programme sich mit der Verbreitung und Weiterentwicklung der österreichischen Kulturtraditionen beschäftigte.

Eine dritte Frage, die mir von Bedeutung zu sein scheint, ist, daß diese Exilorganisationen viel dazu beitrugen, daß ein Großteil der Exilierten, die vorher durchaus noch keine politischen Menschen waren, zu bewußten politischen Menschen, ja zu bewußten Antifaschisten geworden sind. In Verbindung mit diesen österreichischen Organisationen wurden sie in den allgemeinen antifaschistischen Kampf in England einbezogen, ebenso wie Leute, die von sich aus in der Kriegsindustrie tätig wurden, und vor allem einige Tausend, die sich als Freiwillige für die Britische Armee meldeten.

Ein vierter Punkt, der mir gleichfalls wichtig zu sein scheint, hat auch heute eine besondere Bedeutung: jene Österreicher und Organisationen sahen es als ihre Aufgabe an, den Engländern zu zeigen, daß es neben dem nazistischen Österreich noch ein anderesösterreich gab, ein Österreich des Widerstandes, österreichische Freiheitskämpfer, eine österreichische

Kultur, die es zu bewahren und weiterzuentwickeln galt. Wir bekamen von vielen Engländern Verständnis für dieses andere Österreich.

Fünftens glaube ich, daß diese Organisationen von Anfang an versuchten, unter den Exilierten selbst bzw. ihren englischen Freunden die Hoffnung wachzurufen, daß trotz der deutschen Besetzung Österreichs und trotz des Jubels, den es im März 1938 beträchtlich gab, und trotz der Haltung der Westmächte, inklusive Englands, die sofort die Besetzung Österreichs anerkannten, doch ein unabhängiges, demokratisches Österreich eines Tages Wiedererstehen werde. Das war von Bedeutung besonders vor dem September 1939, als der Krieg noch nicht begonnen hatte, als die Appeasement-Politik, dann das Münchner Abkommen und dann der Fall der Tschechoslowakei folgten. Wir können aus Dokumenten, Publikationen und Veranstaltungsverzeichnissen der Österreicher sehen, daß sie auch damals die berechtigte Hoffnung hegten und dafür eintraten, daß ein unabhängiges Österreich Wiedererstehen sollte. Wenn ich von den Exil-Organisationen spreche, so möchte ich nochmals daran erinnern, daß diese Organisationen sehr verschiedenartigen Charakter hatten. Sie widerspiegelten in einer Demokratie, wie wir sie in England vorfanden, die diversen demokratischen, politischen Richtungen, die es vor 1934 in Österreich gab und die teilweise 1934, aber besonders 1938, gleichgestaltet und unterdrückt wurden. Es war kein Zufall, daß die im Exil befindlichen Österreicher nicht geschlossen einer einzigen Organisation angehörten. Selbstverständlich gab es die verschiedensten politischen Auffassungen, von rechts bis links. Es gab in England keine österreichische Exilregierung, aber auch keine ernsthaften Versuche, eine solche Exilregierung aufzustellen. Allen österreichischen politischen Kräften, die eine ernsthafte Tätigkeit durchführten, war von Anfang an klar, daß dies ein sinnloses Unterfangen gewesen wäre, da weder die britische noch irgend eine alliierte Regierung so eine österreichische Exilregierung je anerkannt hätten.

Ich möchte noch einmal festhalten: Es gab nicht deswegen keine Exilregierung, weil die Österreicher untereinander uneinig waren, sondern es gab vor allem deshalb keine, weil den Österreichern klar war, daß dies nicht sinnvoll gewesen wäre. Selbstverständlich gab es immer große Dikussionen und tiefe Meinungsverschiedenheiten zwischen den verschiedenen Organisationen.

Ich möchte hier noch einmal auf einige der wichtigsten österreichischen Organisationen in England verweisen: Da waren das „Austrian Center“ und der „Council of Austrians“ bereits im Jahre 1938/39. Für die Jugend gab es vom ersten Jahrestag der Annexion im März 1939 an die Organisation „Young Austria in Great Britain“, die bis 1945 eine relativ große Ausdehnung erfahren hat. Auf der anderen Seite wurde 1939 und 1940 aus einer ursprünglichen Vertretung der sozialistischen Emigranten in England — die teilweise schon 1934 bis 1938 in England waren, nachdem Oskar Pollak und Karl Czernetz aus Frankreich gekommen waren, das „London Bureau of Austrian Socialists“ gebildet. Später gründete der Gewerkschafter Svitanics auch eine österreichische Gewerkschaftsgruppe. Eine Frage, die immer wieder auftaucht — sowohl in Forschungen als auch in Diskussionen, und über die man hier sehr offen sprechen sollte — ist, daß behauptet wird, daß das Austrian Center und das Free Austrian Movement, das Young Austria und eine Reihe von österreichischen Fachorganisationen von kommunistischem Einfluß beherrscht wurden. Zweifellos stimmt es, daß es vor allem österreichische Kommunisten waren, die die Initiative zur Gründung vieler Organisationen entwickelten. Die Kommunisten vertraten, aufgrund ihrer damaligen politischen Anschauungen, die politische Linie einer breiten antifaschistischen Arbeit für den Kampf um die Unabhängigkeit Österreichs. Sie waren es, die sich vor allem bemühten, daß diese Organisationen eben nicht „kommunistische“, sondern breite überparteiliche Organisationen wurden. Daher versuchten sie einen möglichst großen Kreis von Andersdenkenden für den antifaschistischen Kampf zu gewinnen. Darüber gab es ja auch manche Gespräche mit den Angehörigen anderer Vereinigungen. Eine rein rechtliche Frage war es, daß die britische Regierung den politischen Flüchtlingen untersagte, eine parteipolitische Tätigkeit zu entfalten, und es war daher auch kaum möglich, in legalem Rahmen kommunistische Organisationen zu bilden. Die Kommunisten führten ihre von der Regierung erlaubte Tätigkeit und reiche Aktivitäten in den verschiedenen Exilorganisationen durch. Dies zu bestreiten, würde jeder historischen Wahrheit widersprechen. Umgekehrt ist es jedoch unrichtig, zu behaupten, wie das manchmal geschieht, das Austrian Center oder das Free

Austrian Movement oder andere Organisationen seien „kommunistische“ Organisationen gewesen.

Natürlich hatten die Mitglieder der KPÖ und der KJV in England auch eigene Organisationen im Untergrund. Es hat darüber hinaus, und da komme ich jetzt zu einem Punkt, der uns hier besonders beschäftigt, gerade in Großbritannien eine ganze Reihe von österreichischen Vereinigungen gegeben, die in erster Linie für Wissenschaftler gedacht waren. So gab es eine sehr aktive Organisation österreichischer Naturwissenschaftler, in der vor allem Engelbert Broda, Paul Löw-Beer und andere tätig waren. Jeder, der sich über die Tätigkeit dieser Organisationen informieren will, sollte die Dokumente darüber im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes ansehen. Sie entwickelten eine umfassende Tätigkeit, und der größte Teil der in England lebenden österreichischen Wissenschaftler konnte in diesen Fachorganisationen erfaßt werden. Es gab auch eine österreichische Organisation, die von den britischen wissenschaftlichen Organisationen als offizielle Vertretung anerkannt wurde und mit diesen eng zusammenarbeitete.

Eine andere Organisation sorgte für die österreichischen Ärzte, die bis Kriegsbeginn keine Möglichkeit hatten, in ihren akademischen Berufen zu arbeiten. Es gab einige sehr tragische Fälle, wo österreichische Ärzte, die oft auf sehr schwierigen Umwegen — manche nach ihrem Einsatz im Spanischen Bürgerkrieg — in England Asyl gefunden hatten, nicht mehr als Ärzte tätig sein konnten und einen Ausweg im Selbstmord suchten. Erst später, während des Krieges, als Ärztemangel herrschte, hat man österreichischen Medizinern die Möglichkeit gegeben, in britischen Spitälern und in verschiedenen Funktionen tätig zu sein.

Weiters gab es eine Organisation österreichischer bildender Künstler. Ich möchte hierauch daran erinnern, daß alle österreichischen Künstler, wie Oskar Kokoschka, Georg Ehrlich, Anna Mahler, Siegfried Charoux und andere, das Free Austrian Movement aktiv unterstützten.

Und es gab auch eine selbstständige Organisation für österreichische Studenten, die damit die Möglichkeit fanden, an britischen Universitäten zu studieren und in enger Verbindung mit der British Union of Students arbeiteten. In diesem Zusammenhang erwähne ich auch das Auslandszentrum des österreichischen PEN, das unter der bewährten Leitung von Robert Neumann — der ja schon vor 1938 hinübergekommen war — vielen österreichischen Schriftstellern in England helfen konnte. Diese hatten Schwierigkeit, in ihrem Beruf weiterzuarbeiten, da sie meist nur deutsch publizieren konnten. Robert Neumann war übrigens einer der ersten Österreicher, der ein Buch in englischer Sprache schrieb, mit einem damals noch fremdländischen Akzent. Dieser gefiel seinem Verleger besonders gut, er veröffentlichte das Buch, ohne zu korrigieren, und prägte somit einen bestimmten Stil.

Robert Neumann erwarb sich große Verdienste. Sein Exil-PEN-Archiv liegt in der österreichischen Nationalbibliothek und zeigt viel über das Schicksal österreichischer Schriftsteller im Exil.

Ich möchte abschließend darauf hinweisen, daß für das geistige Exil in Großbritannien die Internierung große Bedeutung hatte. Sie wissen alle, daß im Jahr 1940 der größte Teil der Österreicher interniert wurde. Canetti und andere haben darüber ausführlich geschrieben. Plötzlich gab es wieder die Möglichkeit, daß die österreichischen Intellektuellen wieder geistig tätig sein konnten, da in den Internierungslagern Volkshochschulen eingerichtet wurden, in denen verschiedene Intellektuelle Vorträge und Schulungen abhielten. Vor allem den jungen Leuten, die dort interniert waren, sind manche große Impulse gegeben worden. Eine persönliche Bemerkung sei mir gestattet: Mein Interesse an Geschichte, das vorher sehr gering war, wurde durch den bedeutenden Historiker Hans Rothfels geweckt, mit dem ich im Internierungslager zusammen war und der mir stundenlang persönlich Vorträge zur Geschichte hielt, wodurch mir viele Anregungen für meine spätere Tätigkeit gegeben wurden.

Die österreichischen Exilorganisationen, über die ich hier berichtet habe, verfügten über eigene Exil-Verlage. Es gab mehrere österreichische Exil-Zeitungen. Die *Kulturblätter des Free Austrian Movement,* die Professor Ullrich herausgab, trugen viel dazu bei, österreichische Kulturtraditionen weiterzuentwickeln. Die Jugendorganisationen, die ihre Mitglieder darauf vorbereiteten, später nach Österreich zurückzukehren, haben österreichische Wissenschaftler im Exil ersucht, Vorträge zu halten, die in London veröffentlicht wurden. Nach

1945, als es in Österreich noch keine Schulbücher gab, waren diese im Exil hergestellten Lehrbehelfe äußerst nützlich.

Abschließend möchte ich folgendes sagen: Die Bedeutung des Exils in England lag darin, daß für Tausende Menschen, die in Österreich verschiedene Berufe ausgeübt hatten und 1938 zu Opfern der politischen Entwicklung geworden waren, die selbst nie aktiv an der Politik teilgenommen hatten, in England durch den Einfluß dieser Exilorganisationen zu aktiven politischen Menschen, im besten Sinne des Wortes, geworden sind. Vielen, die heute wahrscheinlich unterschiedliche Auffassungen haben, wurde damals mitgegeben, daß jene Politik, die sie ins Exil geführt hat, eben keine „zufällige" Politik, sondern vom einzelnen beeinflußbar war. An der Demokratie sollten alle in irgendeiner Form teilnehmen. Das scheint mir doch von einiger Bedeutung zu sein. Wir wissen heute aus den Dokumenten, daß der politische Einfluß des Exils sehr gering war. Als die Engländer im Jahr 1943 in der „Moskauer Deklaration" die Unabhängigkeit Österreichs als Kriegsziel nannten, geschah es sicher nicht, weil wir Exilierten ihnen immer wieder gesagt hatten, sie sollten dies tun. Es geschah aus ganz anderen Gründen, die ihren eigenen Interessen entsprachen.

Da ich anfangs zitiert hatte, möchte ich am Schluß wieder etwas zitieren, weil diese Sätze meiner Meinung nach besser aussagen, was ich selbst nicht so gut formulieren kann.

Es hat im Jahr 1938 einen Professor an der Innsbrucker Universität gegeben, der in Österreich bereits anerkannt war und den schönen Namen Jerusalem führte. Knapp vor Kriegsausbruch hatte Prof. Jerusalem noch die Gelegenheit, von England weiter in die Vereinigten Staaten von Amerika zu emigrieren.

Dieser sehr bürgerliche Professor Jerusalem schrieb 1939 an den ihm bekannten kommunistischen Sekretär des Austrian Center, Willi Scholz, einen Abschiedsbrief, den ich gekürzt zitieren möchte:

Als ich vor sechs Monaten das Pflaster Londons betrat, zeigte man mir die Katakomben in der Westbourne Terrace, nicht gerade als Sehenswürdigkeiten im Rang der Westminster Abbey oder des Buckingham Palace, aber immerhin als Kuriosität. So wurde ich ins Austrian Center eingeführt. Einer Fortsetzung der Versammlungen jener jüdischen Refugees. die im alten Rom als erste Christen gelebt hatten und von da aus in die Weltgeschichte eingegangen sind. Seither saß ich einige Male in der Woche auf einem der wacklichen Stühle an einem wackligen Tisch mit reichlich benütztem Tischtuch, aß Einspänner mit Kohl und bewunderte die Fresken an den Wänden, welche Szenen aus dem Leben einer ausgestorbenen Menschenrasse darstellen in prähistorischen Landschaften: Prater. Heuriger. Raxplateau. Rasch lernte ich die neue Menschenart, die hier zusammenkam, schätzen und lieben. Da war keiner und keine, denen die neue Barbarei nicht Lebenswichtiges geraubt hatte: Existenz, Vermögen, Familienbande, Kinder ohne Eltern, Eltern ohne Kinder. Und mit einem Lebenswillen und mit Heldenmut ohnegleichen schritten sie alle an den Aufbau einer neuen Existenz. Überrannten unübersteigliche Hindernisse. Teilten unteilbare Moleküle von Erworbenem untereinander, erniedrigten sich zu untergeordneten Arbeiten und zu unwürdiger Behandlung durch die Vertreter des Gastvolkes. Glücklich war, wer bei schwerster Arbeit noch menschlich behandelt wurde. Man lernte das Leben von der Froschperspektive aus ansehen und fühlte sich als Adler über den Wolken. Und das Austrian Center nahm sie alle in seinen Schoß. Bot Speise und Trank zu billigsten Preisen Zeitungen und Radio, Bücher, reparierte Schuhsohlen, bot Vorträge für Beträge, die man Bettlern gibt, hörte man Meister des Vortrages. Das Beste, was Kunst, Wissenschaft, Musik, Literatur geschaffen haben: Karl Kraus, Alfred Polgar. Peter Altenberg und Haseks unsterblicher Soldat Schwejk. *Neue, noch Unbekannte kamen zu Wort. Junge begabte Menschen sind Schrittmacher neuer Zeit. Wenn Lächerlichkeit töten kann, dann hat das „Laterndl"* [das war das österreichische Theater; H. S.] *reichlich seinen Teil beigetragen zum Abwürgen jener gespenstischen Größe der Dummheit, Brutalität und Unkultur, denen heute Deutschland gehört, aber morgen noch nicht die ganze Welt, solange die Flüchtlinge leben und wirken. Politisch hat die Emigration auf die Refugees gewirkt wie ein Glasprisma auf einen reinen Sonnenstrahl. Sie hat sie in allen Farben des Spektrums gebrochen. Alle Nuancen, von rosa bis dunkelrot, sind zu sehen. Aber auch ultraviolett und infrarot kann man ahnen. Jede Nuance betrachtet die andere als Todfeind, und der Niederschlag dieser Kämpfe spiegelt sich deutlich in der dicken Luft der Speisesäle. Ob die Rückwanderung aus dem Regenbogen wieder einen reinen Sonnenstrahl machen wird? Wer kann es wissen? Für mich ist das heilige Land Tirol mit seinen Schuhplattlern*

hinter düsteren braunen Nebeln verschwunden. Die schönen Barockportale sind mit Hakenkreuzen zur Unkenntlichkeit übertapeziert und Wien. Wien du ganz allein wirst stets die Stadt meines Alptraums sein. Aber nach dem Austrian Center und seinen wackligen Stühlen und seiner begeisterten Jugend werde ich mich noch lange sehnen.

Das, sehr geehrter Herr Scholz, mußte ich Ihnen doch vor meiner Abreise in die Vereinigten Staaten sagen, und ich bitte Sie. das auch den anderen mitzuteilen. To whom it may concern.

Mit vielen Grüßen und guten Wünschen für ein weiteres Gedeihen verbleibe ich hier und räume meinen Platz einem anderen hungrigen Österreicher.

Ihr Prof. W. Jerusalem

Ich glaube, daß dieser Brief die Gefühle vieler, die das Exil erlebt haben, ausdrückt. Es sollte allerdings — und das ist durchaus aktuell — daran erinnert werden, daß es österreichischen Wissenschaftlern im Exil und österreichischen Exilorganisationen zu verdanken gewesen ist, daß nach der Befreiung im April 1945 Österreich in Großbritannien besonders hohes Ansehen genossen hat. Das gute „image“ unter Engländern wurde durch die Tätigkeit jener Österreicher geformt, die 1938 aus Österreich vertrieben wurden.

Klubraum im ..Austrian Centre"

PETER EPPEL

Die Vereinigten Staaten von Amerika

ALLGEMEINES

Zwischen März 1938 und dem Kriegseintritt der USA im Dezember 1941 nahmen die USA rund 30.000 Österreicher und Österreicherinnen auf, die vom Nationalsozialismus aus ihrer Heimat vertrieben worden waren. Noch viel mehr Menschen hätten gerettet werden können, wenn nicht Arbeitslosigkeit und Konkurrenzangst, Antimarxismus und Antikommunismus, Antisemitismus, Nationalismus und Isolationismus gepaart mit einer vorübergehenden Agentenhysterie eine restriktionistische Einwanderungspolitik bestimmt hätten.[1]

Österreicher wurden gelegentlich auch noch nach der Verordnung des Department of Justice vom 5. Februar 1942, derzufolge die österreichischen Emigranten/Exilanten (die Grenzen sind fließend)[2] in den USA generell als nichtfeindliche Ausländer zu klassifizieren seien, höchst unterschiedlich behandelt, und die Stellungnahmen amerikanischer Behörden zur Frage, ob die USA den „Anschluß" anerkennen oder nicht, blieben bis zur Moskauer Deklaration vom 1. November 1943 widersprüchlich.

Es gab in den USA von bürgerlich-konservativer und legitimistischer Seite Versuche zur Bildung einer anerkannten Exilregierung, die scheiterten, unter maßgeblicher Beteiligung Otto Habsburgs ein „Austrian Battalion", das nach wenigen Monaten wieder aufgelöst werden mußte.[3] Bei diesen Aktivitäten, den etwa 28 österreichischen Exilzeitungen, die in den USA erschienen, in den vielen Exilorganisationen, in Einrichtungen der militärischen und psychologischen Kriegsführung der USA sowie an unzähligen Stätten der Forschung und/oder Lehre wirkten vertriebene österreichische Wissenschaftler mit. Ihr Schicksal nachzuvollziehen, ist vor allem bei jenen Frauen und Männern sehr mühsam, denen der berufliche Erfolg versagt geblieben ist, aber auch sie sollten nicht völlig in Vergessenheit geraten.

BEISPIELE ORGANISIERTER EXILTÄTIGKEIT FÜR ÖSTERREICH

Als Beispiele dafür, daß österreichische Wissenschaftler auch in Exilorganisationen für die alte Heimat wirkten, seien die Ziele des eher rechtsgerichteten „Austrian National Committee" und ein Aufruf der linksgerichteten *Freiheit für Österreich* vom April 1942 angeführt.

Das „Austrian National Committee" verfolgte im April 1942 nachstehende Ziele:

1. *to fight for an independent Austria;*
2. *to mobilize the Austrians in their own country and in the free world for this struggle at the side of the democracies;*
3. *to support thus the war effort of the Allied Powers;*
4. *to act as spokesman for the cause of occupied Austria; and*
5. *to represent the interests of Austrians abroad.*[4]

Dem „Austrian National Committee" gehörten unter anderen Hans Rott und Guido Zernatto als „Presidents", Ferdinand Czernin, Martin Fuchs, Dietrich von Hildebrand, Walter von Schuschnigg als „Executive Board", Herman Mark, Egon Ranshofen-Wertheimer, Robert Langer, Ludwig von Mises als „Members" sowie Otto Loewi, Richard Schueller, Erich Hula, Franz Werfel und Bruno Walter als „Permanent Advisers" an.[5]

Die *Freiheit für Österreich* erschien in New York als Nachrichtenblatt der unter dem Vorsitz von Fritz Rager, dem ehemaligen Sekretär der Wiener Arbeiterkammer, gegründeten „Arbeitsgemeinschaft für eine demokratische Republik Österreich". Im April 1942 veröffentlichte die *Freiheit für Österreich* einen Aufruf „an die österreichischen Ärzte in Amerika", der nachstehende Zeilen enthält: *Wir sind so glücklich, eine neue Heimat in Amerika*

gefunden zu haben, müssen wir darum die alte, von Hitler versklavte Heimat vergessen? [...] Als Amerikaner und Österreicher haben wir das gleiche zu tun: gegen Hitler und für die Befreiung Österreichs zu kämpfen. Kein anständiger Mensch kann zu den Brutalitäten der Nazi schweigen, am allerwenigsten darf es ein Arzt, wenn heute in Wien, der Stadt einer einmal weltberühmten medizinischen Schule, Geisteskranke und Krüppel in sogenannten Heilanstalten vergiftet werden. Die Nazis machen den Arzt zum Feind und Mörder der Patienten. [...] Wir Schüler der Wiener medizinischen Heilkunde werden zu diesen Verbrechen der nationalsozialistischen Rasseimperialisten nicht schweigen. Wir glauben noch, daß es die Aufgabe des Arztes ist, zu helfen und zu heilen, nicht einer blödsinnigen Rassenkunde zu folgen oder wehrlose Patienten zu töten.

Erhobenen Hauptes können wir zu unseren amerikanischen Kollegen von den großen Leistungen der Wiener Medizin sprechen. [...] Pflege der Tradition der Wiener medizinischen Schule und Mitarbeit am gesundheitlichen Wiederaufbau der Heimat werden die beiden Hauptthemen unserer Fachgruppe innerhalb der Arbeitsgemeinschaft sein.[6]

TEILNAHME AN DER ALLIIERTEN KRIEGSFÜHRUNG

An der alliierten Kriegsführung beteiligten sich österreichische Wissenschaftler in den USA, von der Teilnahme am militärischen Kampfeinsatz abgesehen, bei der Entwicklung von Atomenergie, Radartechnik, Flugwesen und anderen militärischen Projekten; bei der Entwicklung von Methoden zum Studium der Feindpropaganda; bei der Abfassung von Flugblättern und Radiosendungen, die sich an die Bevölkerung in den besetzten Gebieten richteten; bei der Erstellung von Karten mit genauer Beschreibung kriegswichtiger Ziele; bei der Durchführung sowie der Analyse von Interviews mit Kriegsgefangenen, bei der Analyse von feindlichen Sendungen und Dokumenten betreffend die besetzten Gebiete und dortige Vorgänge; ferner bei der amerikanischen Nachkriegsplanung in bezug auf Österreich.[7] Das „Office of Strategie Services“ ließ sich von österreichischen Wissenschaftsemigranten unzählige Berichte über die verschiedensten Fragenkomplexe geben, beispielsweise Listen mit Namen von Nazis und Nazigegnern, aber wichtige politische Entscheidungen haben sich die amerikanischen Stellen immer selbst vorbehalten.

URSACHEN DER EMIGRATION

Noch im März 1938 wurde von den Nationalsozialisten in Österreich eine Neuordnung des Hochschulbetriebes verfügt, derzufolge alle jüdischen und politisch „untragbaren“ Lehrkräfte vom Dienst enthoben, „beurlaubt“ bzw. „in den zeitlichen Ruhestand versetzt“ wurden. Rudolf Ekstein ist das Beispiel eines in die USA emigrierten österreichischen Wissenschaftlers, der gleich aus drei Gründen vertrieben wurde: „Als Jude, als Sozialist und als Psychoanalytiker“.[8]

QUANTITATIVE BESTANDSAUFNAHME UND RÄUMLICHE AUFTEILUNG

Eine umfassende Bestandsaufnahme der österreichischen Wissenschaftler, die vor dem Nationalsozialismus in die USA flüchteten, scheitert vor allem daran, daß die Österreicher in den betreffenden Statistiken nicht von den Deutschen getrennt wurden. Eine Liste der Universität Wien vom 4. Mai 1946 enthält die Namen und Adressen von 151 „ehemaligen österreichischen Hochschullehrkräften, die sich gegenwärtig in den Vereinigten Staaten von Amerika aufhalten“,[9] und es ist beispielsweise auch bekannt, daß „sich 1946 in den Vereinigten Staaten 2214 österreichische Ärzte“ befanden, „davon 52% mit vorgeschriebener Prüfung“,[10] sowie, daß im *Who's Who in America* von 1952 doppelt so viele Österreicher verzeichnet sind als in jenem des Jahres 1938. Im *Who's Who in America* von 1952 stehen die Österreicher hinter den bedeutenden Persönlichkeiten aus den viel größeren Ländern Kanada, Großbritannien, Sowjetunion und Deutschland nunmehr an fünfter Stelle.

Spaulding schreibt dazu: *Among these distinguished Austrian-born Americans there were dozens of teachers in our Colleges and universities — and principally in the best of those universities. After the professors the largest group was that of scientists, many of whom were teaching or working in university and industrial laboratories. Then came the musicians. The medical immigrants, who came next in number, were chiefly psychiatrists in mental health and many of those found places in teaching. Austria's contributions to American business came next [...], art followed, with law and politics, economics, and the films, well represented.*[11]

Eine von Friedrich A. Hayek und Gerald Stourzh 1958 erstellte „Liste von Gelehrten österreichischen Ursprungs in den Vereinigten Staaten" umfaßt aus dem Bereich „Humani- ties“ 61 Namen, aus „Social and Behavioral Sciences“ 106 Namen, aus „Mathematical, Physical and Biological Sciences“ 68 Namen, aus „Medicine“ 91, aus „Engineering and Architecture“ 12 — insgesamt 338 Wissenschaftler, die 1958 „durch Lehre oder Forschung an Hochschulen beschäftigt waren oder sind“.[12]

In räumlicher Hinsicht ist für die USA als Exilland eine Zersplitterung charakteristisch, die Homogenität von vornherein verhinderte. Ein großer Teil der österreichischen Wissenschaftsemigration in den USA ist allerdings in New York geblieben, was unter anderem auf New Yorks Rolle als künstlerische und kulturelle Metropole sowie auf den hohen Anteil jüdischer Bevölkerung und Hilfsorganisationen zurückzuführen ist. Weitere Exilzentren entstanden in Kalifornien, wo das Klima viel angenehmer ist, als das feuchte, subtropische an der Ostküste, und unter anderem Hollywoods spezielle Hilfsmaßnahmen einen Rettungsanker für vertriebene Regisseure und Schriftsteller bedeuteten, *im Mittleren Westen besonders in Chicago, und auch in Neuengland in und um Harvard, wenn auch hier, im Zentrum der eingesessenen ältesten amerikanischen intellektuellen Tradition, wohl eine geringere Strahlungskraft der intellektuellen Emigration festzustellen ist, als in den zuerst genannten Regionen. Praktisch unberührt ist der amerikanische Süden geblieben.*[13]

AUFNAHME- UND ARBEITSBEDINGUNGEN

Wissenschaftlern war es erlaubt, außerhalb der sogenannten Quote in die USA zu immigrieren, sofern sie eine Anstellung nachweisen konnten, und private Hilfsorganisationen entwickelten eine äußerst rege Tätigkeit, wenn es beispielsweise darum ging, auch einem kleinen College die Finanzierung eines gut ausgebildeten Immigranten zu ermöglichen. Als Beispiele seien das „Emergency Committee in Aid of Displaced Foreign Scholars“, die „Rockefeller Foundation“, der „Oberlaender Trust“ und das „American Friends Service Committee“ angeführt.[14]

Das „Emergency Committee“ wurde in der Absicht gegründet, einerseits Wissen und Forschungstalente der vom Nationalsozialismus Vertriebenen zu retten und andererseits Lehre und Bildung in den USA zu dienen. Wenn sich eine Hochschule an das Komitee wandte, nannte dieses den Kandidaten und zahlte dessen Gehalt für die ersten ein bis zwei Jahre, wobei es, um Konkurrenz mit jungen Amerikanern zu vermeiden, nur Professoren und Privatdozenten zwischen 30 und 58 Jahren vermittelte, und zwar Vertreter aller Religionen.

Die „Rockefeller Foundation“ finanzierte mehrere Organisationen zur Stellenbeschaffung und Beratung emigrierter Intellektueller, der „Oberlaender Trust“ erteilte Stipendien und Forschungsbeihilfen für emigrierte Wissenschaftler, beispielsweise 1939 Hermann Broch, „to enable him to continue his literary work“.[15] Im darauffolgenden Jahr verwendete Broch Geld von der „Guggenheim Foundation“ dafür, europäische Schriftsteller und Wissenschaftler aus Frankreich zu retten, indem er ihnen Affidavits, Notvisa, Lehrstellen und anderes mehr vermittelte.[16] Das „American Friends Service Committee“, die Gesellschaft der Quäker, hat geflüchteten Akademikern Sprachtraining und Orientierungskurse zur Einführung in die neue Umgebung sowie weitere Lern- und Lehrmöglichkeiten geboten. Josef Luitpold Stern gehörte beispielsweise zu den Schülern der Quäkerschule in Haverford, Pennsylvania, bevor er als „Assistant Librarian“ an das „College Settlement of Philadelphia“ vermittelt wurde.[17] An akademischen Institutionen, in denen emigrierte Wissenschaftler in besonderer Weise zu Wort kommen konnten, seien die „New School for Social Research“ und

die Columbia University in New York, das „Institute for Advanced Studies“ in Princeton sowie kalifornische Universitäten genannt. Alvin Johnson gründete 1919 aus privaten Geldern im Süden Manhattans die „New School for Social Research“ als eine anspruchsvolle Abendhochschule mit Schwerpunktprogrammen in den Gesellschaftswissenschaften zur Weiterbildung von Berufstätigen.[18] 1933 gliederte er ihr eine eigene Emigrantenfakultät an, die zunächst den Namen „University in Exile“, dann die Bezeichnung „The Graduate Faculty of Political and Social Science organized under the New School for Social Research“ erhielt.[19] Johnson wollte sich zur Bekämpfung der damaligen Krisenerscheinungen in Amerika Expertenwissen holen und gleichzeitig hervorragenden, verfolgten Gelehrten aus Europa die Gelegenheit geben, ihre Traditionen an seiner Hochschule in Vorträgen, Arbeitsgruppen sowie in Form von Beiträgen für die Zeitschrift *Social Research* fortzusetzen. Im Vorlesungsverzeichnis von 1938/39 stehen die lakonischen Worte: „Drei österreichische Gelehrte, vertrieben durch das Vorrücken des Nationalsozialismus nach Österreich, werden der Fakultät angegliedert.“[20]

Es ist zu bezweifeln, daß, wie *der Aufbau* vom 21. Dezember 1984 schreibt, etwa 25 Österreicher an der „New School“ unterrichteten,[21] aber Hanns Eisler, Hans Ernest Fried, Erich Hula, Erich Kahler, Felix Kaufmann, Emil Lederer, Richard Schüller, Alfred Schütz, Hans Schwarzkopf (John White) und Ernst Karl Winter waren mit Sicherheit an ihr tätig. Rudolf Hilferding hatte bereits einen Ruf an die „New School“ erhalten, als er unter so tragischen Umständen starb.[22]

Richard Schüller schreibt in seinen Tagebüchern, die Jürgen Nautz demnächst publizieren wird: *Ilse /.../ und Prof. Lederer bemühten sich um meine Berufung an die New School [... Im Frühjahr 1939] kam meine Berufung als Visiting Professor der New School und ich bekam mein Visum. Der amerikanische Konsul* [in London | *bös. weil der Botschafter Kennedy mich ihm empfahl. Ich müsse nach weisen, daß ich in den zwei letzten Jahren lehrte: er wisse ja, daß ich Minister, nicht Professor war. Ich ließ den Wiener Lektionskatalog* [sic!] *kommen, in dem ich nicht lesend, aber an der Spitze als Ehrenprofessor stand. Er gab nach. [...] Im Juli fuhr ich ab [...] In der New School war ich von den Kollegen angenehm überrascht. Alvin Johnson, eine Persönlichkeit voll starken Humors [.../ Meine Vorlesungen, erst sehr schlecht, wurden immer besser. [...] Im ersten Jahr hatte ich in der New School kein Gehalt und verdiente auch sonst nichts. Dann 1000 Dollar und zugleich eineinhalb Jahre Arbeit an* [der Herausgabe von] *Max Warburgs interessanten Memoiren gegen erst 100 dann 200 Dollars monatlich. [.../ Brüning lud mich ein, einen Vortrag in seinem Seminar in Harvard zu halten [...] Bei Haberler trage ich zweimal in Harvard vor. [...] In dem Generalseminar der New School, wo die Professoren zuhören, halte ich einige Vorträge. [...] Februar 1932.— Ich gab meine Vorlesung in der New School auf. Eine wirklich sympathische Abschiedsfeier. [.../ Mich hatte er* [Johnson] gern *und ich ihn. /.../ Meine Vorlesungen waren erst recht schlecht und schwach besucht. Mit der Zeit wurden sie besser und besser besucht: ich arbeitete viel daran und modernisierte mein Wissen durch viel Lesen und Diskussion mit Ilse. [.../ Meine Stärke war, daß ich meinen Halt in mir hatte, mich von Personen und Erfolgen unabhängig fühlte, sachlich sein konnte.*[23]

Die Tatsache, daß der „New School“ im vorliegenden Beitrag relativ viel Raum eingeräumt wurde, soll nicht darüber hinwegtäuschen, daß diese „Emigranten-Oase" als solche eine Ausnahme darstellte und die meisten österreichischen Wissenschaftler an größeren Universitäten wirkten, wo sie ganz andere Bedingungen vorfanden.

Ein weiteres New Yorker Hauptzentrum der Exilwissenschaft war das der großen Columbia University angeschlossene „Institute of Social Research“, an dem die emigrierten Mitarbeiter des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, und aus Österreich Paul Lazars- feld wirkten. Darüber hinaus haben an der Columbia University einige andere österreichische Emigranten gelehrt, wiederum andere haben dort studiert. Heinz Hartmann und Ernst Kris nahmen an der „Conference on Germany after the War“ teil, die vom „Joint Committee on Post-War Planning“ von Ende April bis Anfang Juni 1944 an der Columbia University abgehalten wurde.[24]

Das „Institute for Advanced Studies“ in Princeton bot Robert A. Kann und anderen österreichischen Wissenschaftlern die Möglichkeit, zu unterrichten bzw. an Publikationen arbeiten und damit die Basis für weitere akademische Karrieren in Amerika legen zu können.

In Kalifornien boten die staatliche Universität von Kalifornien, kurz „UCLA“ genannt, und die private Universität von Südkalifornien, gewöhnlich mit der Abkürzung „USC“ bezeichnet, beide in Los Angeles gelegen, sowie die staatliche Universität in Berkeley und die private Universität in Stanford Franz Werfel, Arnold Schönberg, Rudolf Carnap und vielen anderen exilierten österreichischen Schriftstellern, Künstlern sowie Wissenschaftlern die Möglichkeit zu öffentlichen Vorträgen, Diskussionen und gemeinsamen Veranstaltungen.[25]

Österreichische Wissenschaftler, die vor dem Nationalsozialismus in den USA Zuflucht suchten, fanden dort eine ganze Reihe positiver Rahmenbedingungen vor: unzählige amerikanische Hilfsagenturen, die Hilfe früher emigrierter Wissenschaftler, die in den meisten Wissenschaften üblichen internationalen Verbindungen, eine offene Gesellschaft — „open to talent“ —, die an sich keine Erwerbsbeschränkungen kennt und bereit ist, Leistungen ausländischer Talente neidlos anzuerkennen, wenngleich als Arbeitsergebnisse amerikanischer Wissenschaft. Hinzu kommt, daß es an den unzähligen amerikanischen Colleges und Universitäten leichter war und ist, als Hochschullehrer wirken zu dürfen, ohne dazu ausgebildet zu sein, als in Österreich.

Andererseits fanden keineswegs alle Wissenschaftler Zugang zu den Hilfsagenturen — der jüdische Arzt Viktor Spira aus Wien beispielsweise kam nur dadurch zu einem Affidavit, daß er sich aus amerikanischen Telefonbüchern „Spiras“ heraussuchte und anschrieb, bis er auf einen hilfreichen Namensvetter stieß —, und die meisten der mit dem Exilleben von Hitler-Flüchtlingen verbundenen Probleme belasteten zweifellos auch die emigrierten Wissenschaftler.[26] Hinzu kommt, daß die meisten Exilwissenschaftler 1938/39 in die USA kamen, als die Arbeitslosigkeit 12 Prozent betrug (1939) und auch ein Akademikerüberfluß herrschte. Das Problem der Konkurrenzangst wurde erst wesentlich entschärft, als im Gefolge des Kriegseintritts der USA im Dezember 1941 immer mehr Menschen eingezogen wurden und ein Umschwung bis hin zum Mangel an Lehrern einsetzte. Nach der Ankunft in den USA hatten die meisten Exilwissenschaftler aus Österreich die Zerstörung einer begonnenen oder etablierten wissenschaftlichen Karriere in der Heimat hinter und das Problem der Anpassung an stark veränderte Lebens- und Arbeitsverhältnisse vor sich. Sie stellten bald fest, daß sie in eine Konkurrenz- und Leistungsgesellschaft geraten waren, in der Geld und Besitz einen wichtigen gesellschaftlichen Maßstab darstellten, und jene, die an Colleges oder Universitäten unterkamen, sahen sich zur gründlichen Revision ihrer Lehrmethoden gezwungen. Wollte man reüssieren, war es klug, nicht Vorlesungsmonologe, autoritäre Hörsaalatmosphäre, distanziertes Verhältnis zum Studenten und Ansprache unter Beibehaltung voller Titeln zu pflegen, sondern ganz im Gegenteil Eingehen auf den Studenten und möglichst große Umgangsfreiheit.[27] Es dürfte wohl auch vorgekommen sein, daß sich Exilösterreicher über Babies-waschende Hochschulkollegen wunderten und Studenten über die Steifheit mancher Neuankömmlinge, gar nicht zu reden von der Unterschiedlichkeit der Bildungs- und Erziehungsziele.

Als Beispiel für fachspezifische Probleme sei erwähnt, daß viele Juristen wiederum für Prüfungen lernen oder auf den Lehrberuf umsatteln mußten, weil verschiedene Rechtskreise unterschiedliches Wissen verlangen, was bei einer „internationalen“ Wissenschaft wie der Mathematik viel weniger zutrifft. Aber auch von den Exilärzten wurde verlangt, daß sie sich von neuem Prüfungen unterzogen.

ZWISCHEN SCHEITERN UND INTEGRATION, WISSENSCHAFTLICHER KARRIERE UND BERUFLICHEM ABSTIEG

Bruno Bettelheim stellte sich, nachdem er einem nationalsozialistischen Konzentrationslager entronnen war und einige Zeit in den USA verbracht hatte, die Frage, in welchem Maße veränderte Lebensbedingungen eine Persönlichkeit verändern, und konstatierte eine breite Skala von Verhaltensweisen: *Sie reicht von dem Extrem des starren Festhaltens an Werten und an einer Einstellung, die nutzlos geworden sind und in keiner Beziehung zur neuen Umwelt stehen — der Grund hierfür liegt lediglich darin, daß dem betreffenden Menschen diese Werte und diese Einstellung schon in jungen Jahren eingepflanzt worden sind —, bis zu dem anderen Extrem der*

völligen Anpassung an eine neue Situation, womit der neuen Umgebung sozusagen die Herrschaft überlassen wird.[28] Nur selten konnte Bettelheim *beobachten, daß die feine Wechselwirkung zwischen Persönlichkeit und Umwelt zu größerer Integration führte.*[29] Donald Peterson Kent vertritt aufgrund einer Studie über 1509 deutsche und österreichische Intellektuelle, die zwischen 1933 und 1941 in die USA immigrierten, die Meinung, daß die Assimilation intellektueller Flüchtlinge in den USA von nachfolgenden Faktoren abhängig sei:

Age on arrival seems very important. f.. J the younger the Immigrant the more rapid and the more complete the Integration [...]

Previous occupational training is significant, since all skills are not equally transferable. Those occupations having a body of knowledge internationally known and applicable, like medicine, engineering, or mathematics, or those arts having a medium of expression universally accepted, like music or painting, fare best in the transplanting.

Place of residence in America would seem to exert some influence on eventual success. The avoiding of immigrant colonies is an essential for assimilation. [.. J

The larger the size of the family, the better the adjustment [...]

Intermarriage with a native-born American proved to be a strong assimilation force. [...]

The female tends to take slightly more quickly to the new dress, language, and manners of the culture while the males tend to participate more in community affairs and to make friends more frequently with the native-born.

The circumstances of the migration had a pronounced effect. Harrowing experiences inducing nervous and physical exhaustion were Impediments to adjustment and at the same time severed emotional ties with the homeland. The economic and social conditions of the receiving country at the time of entry are also potent factors in ultimate adjustment. A demandfor the particular skill of the newcomer is a decided aid not only to economic adjustment but to his social acceptance and, on hispari, to the creation of a favorable attitude toward the new environment.

Organized and well-directed aidfrom formal agencies is important, particularly in the early stages of adjustment. Concern for the welfare of other members of the immediate family not in the United States can be a deterrent to Integration.

Family tensions and discord are on occasion the partial result of the migration and, in turn, hamper complete acclimatization in America.

To some extent the prejudice and discrimination against the stranger common to all groups operate to block complete Integration and encourage immigrant Isolation. [...]

The individual's intelligence, temperament, maturity, and adaptability [...] are more important than any environmental or social factor. [...] [30]

Mitunter machte die Immigration in die USA einen europäischen Intellektuellen erst zum Wissenschaftler (Lewis A. Coser verarbeitete seine persönlichen Exilerfahrungen wissenschaftlich und wurde später zum angesehenen Soziologen), mitunter entfernte sie einen Intellektuellen von der Wissenschaft (Günther Anders vermißte angesichts amerikanischen Spezialistentums zu sehr die Allgemeinbildung).[31] Von den österreichischen Intellektuellen, die Kents Untersuchung zugrundeliegen, wurden 87,8 Prozent binnen sechs Jahren amerikanische Staatsbürger, fünf Jahre entsprächen der vorgeschriebenen Mindestdauer. Nach Kents Angaben hätten weiters mehr als die Hälfte der intellektuellen Emigranten aus Österreich in den USA in ihren erlernten Berufen Verwendung gefunden, nach Spaulding beinahe drei Viertel.[32] Im Zuge der Untersuchung Kents klagten von denjenigen, die ihren Beruf ändern mußten, die Hälfte auch über sozialen Abstieg, bei den anderen nur ein Viertel.[33] 65,5 Prozent der von Kent herangezogenen Personen erklärten, daß ihr sozialer Status in den USA gleichgeblieben oder besser geworden sei, wobei sich Frauen häufiger positiv äußerten: Während von den Männern nur 8,4 Prozent angaben, in den USA einen höheren sozialen Status erreicht zu haben als früher, äußerten sich bei den Frauen 37 Prozent in diesem Sinne. Von den Frauen war häufig zu hören, daß ihnen Amerika im Vergleich zu Österreich Vorteile und Privilegien biete.

Edith Prost betont die im Vergleich zum Mann besser entwickelte Fähigkeit von Frauen,

sich einer neuen Situation anzupassen, noch mehr als Kent und konstatiert, daß die Frauen im Exil zumeist gezwungen waren, unter ihren Qualifikationen zu arbeiten, in den USA allerdings als Psychoanalytikerinnen und Psychologinnen relativ gute Weiterbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten vorfanden.[34]

Für die Berufsgruppe der Psychoanalytiker wird man überhaupt sagen können, daß ihre Vertreter in den USA fast geschlossen Karriere machten.

Für die logischen Positivisten trifft nach Dahms zu, was *man ganz generell für die akademische Emigration feststellen kann [...]: je eher der Auswanderungszeitpunkt, je höher die Stellung in der wissenschaftlichen Hierarchie, und je stärker naturwissenschaftlich und mathematisch orientiert die Emigranten waren, desto besser sahen ihre Anstellungschancen aus. Die meisten logischen Positivisten konnten sich durch die Emigration hinsichtlich ihrer beruflichen Situation halten oder verbessern. [...] Wesentlich schlechter erging es dagegen den Sozial- und Geisteswissenschaftlern des Wiener Kreises. [...] Am schlimmsten traf es aber Edgar Zilsel[...]*[35] Während für einzelne österreichische Wissenschaftler wie Ernest Dichter (Begründer der modernen Werbepsychologie), Peter Drucker (Begründer des modernen Managements) oder Herman Mark (Pionier auf dem Gebiet der Polymerforschung) der Fluchtpunkt Amerika die Chance des Lebens bedeutete, gab es nicht wenige, die — wie Edgar Zilsel[36] — durch Selbstmord bzw. — wie Guido Zernatto (Minister ohne Portefeuille im letzten Kabinett Schuschniggs) — durch frühen Tod in Amerika in und am Exil zugrundegingen.

Während Zilsel allerdings bis zuletzt seiner sozialdemokratischen Gesinnung treu geblieben ist, bewirkte der Einfluß des Aufnahmelandes bei anderen Exilösterreichern eine Entwicklung nach rechts bzw. politische Enthaltsamkeit.

EINFLUSS DER ÖSTERREICHISCHEN EMIGRATIONSWISSENSCHAFT AUF DAS AUFNAHMELAND USA

Den Einfluß österreichischer Wissenschaftler, die vor dem Nationalsozialismus in die USA flohen, auf die USA zu quantifizieren oder zu qualifizieren, ist schon deshalb unmöglich, weil hier Prozesse im Spiel sind, die noch nicht abgeschlossen wurden, und weil erst aus wenigen Wissenschaftsdisziplinen bruchstückhafte Forschungsergebnisse vorliegen.

Generell wird man wohl sagen können, daß auch die österreichische Wissenschaftsemigration nach den USA dazu beitrug, daß um die Mitte des 20. Jahrhunderts ein Prozeß zum Abschluß kam, der die traditionelle wissenschaftliche Abhängigkeit Amerikas von Europa ins Gegenteil verkehrte?[37]

Zu den weiter vorne angeführten Hinweisen auf das *Who's Who in America* 1952, Spauldings Kommentar dazu sowie auf die 1958 von Hayek und Stourzh erstellte Liste österreichischer Gelehrter in den USA sei ergänzend bemerkt, daß 1985 allein in Stanford rund zwanzig Wissenschaftler österreichischer Herkunft arbeiteten und daß, weil der Kontakt zwischen Lernendem und Lehrendem an amerikanischen Bildungsinstitutionen groß ist, österreichische Wissenschaftstraditionen bei der Ausbildung von Studenten durch Professoren österreichischen Ursprungs eine gewisse Rolle spielen.[38]

Am einflußreichsten dürfte die Wirkung österreichischer Wissenschaftsemigration in den USA auf dem Gebiet der Psychoanalyse gewesen sein, weil es Österreicher waren, die die USA zum Zentrum der Psychoanalyse machten, und weil Freudsche Erkenntnisse schließlich in so ziemlich allen Lebensbereichen eine Rolle spielen.

Zur modernen empirischen Sozialforschung bemerkte Paul Lazarsfeld, der auch schon vor 1938 in den USA wirkte, daß sie heute in der ganzen Welt als eine typisch amerikanische Erfindung gelte, während sie in Wahrheit von ihm selbst nach Amerika gebracht und dort unter seinem unmittelbaren Einfluß weiterentwickelt wurde, von wo sie sich dann nach dem Krieg in alle Welt verbreitete und schließlich nach Wien zurückkam.[39]

Auch in der Nationalökonomie trifft die Beobachtung zu, daß die Forschung und Wirtschaftspolitik entscheidende Impulse von österreichischen Emigranten erhielt, deren Abstammung häufig verkannt wird?[40]

Die logischen Positivisten des Wiener Kreises haben „erheblichen Einfluß auf die Weiter-

entwicklung von Philosophie und wissenschaftlichem Leben in den USA“ erzielt, besonders „mit der Durchsetzung der Wissenschaftstheorie“, und umgekehrt kam es zu Rückwirkungen, die Dahms mit den Worten „Entpolitisierung“, „Liberalisierung“ und „Akademisierung“ charakterisiert.[41] Von den emigrierten österreichischen Juristen dürften bedeutende Beiträge am ehesten auf dem Gebiet der „Politischen Theorie“ zu verzeichnen sein, wenn man davon absieht, daß Hans Kelsen nicht nur eine „Theorie des positiven Rechts“ entwickelte und sowohl als Vortragender an bedeutenden Universitäten als auch in Zeitschriften und Büchern öffentlich wirkte, sondern darüber hinaus als Rechtsberater der amerikanischen Regierung fungierte.[42]

Kelsen war unter anderem mit Vorbereitungen für die alliierte Verwaltung der noch zu befreienden Gebiete, insbesondere Österreichs, sowie mit der rechtstechnischen Vorbereitung der Nürnberger Prozesse befaßt. Anfang Mai 1944 legte er dem amerikanischen Außenministerium seine Ideen zum Thema „Future of Austria“ folgendermaßen dar: [...] *Dr. Kelsen is firmly convinced that Austria should be restored as an independent state. At the same time he feels that it will be necessary for Austria to have some as yet unspecified form of special economic arrangements, first with Czechoslovakia and, if possible, with Hungary and perhaps with Yugoslavia. [...]*

A second condition for viable Austria will be, in Dr. Kelsen's opinion. an effective international security System. [..]

He believes that a plebiscite, held under an Allied guarantee of a free choice, would result in a verdict in favor of independence.

A constituent assembly, Dr. Kelsen proposes, should follow the plebiscite. Although he was one of the authors of the Constitution of 1919, he believes that that instrument should not be restored. He points out that the federal structure written into the Constitution of 1919 was necessary in order to prevent the total break-up of the country. Federalism was expensive and seems unnecessary for a future Austrian state. Dr. Kelsen, however, would grant considerable autonomy to Vienna, giving it a position in the stateperhaps comparable to that of theDistrict of Columbia in the United States. [...] He professes a certain amazement at some of the demonstrations that have been given to the Archduke Otto [...]

Dr. Kelsen believes, finally, that exiles from Austria should not take the lead in the work of political reconstruction.[43]

Ein anderer Jurist, der in die USA emigrierte, Robert Rie, ist sicher nicht annähernd so bekannt wie Hans Kelsen, aber einen gewissen bleibenden Einfluß werden ihm Kenner seines Wirkens nicht absprechen können. Rie hat, als ausgebildeter Anwalt, nach der Emigration in die USA zunächst als „Nachtwächter, male nurse, Greislereigehilfe, Branntweinverkäufer, Packer und Picker“[44] gearbeitet, bevor er als Experte für amerikanisches Autorenrecht wirkte, vor allem aber an vielen Colleges amerikanische Studenten mit österreichischer Geschichte und Literatur vertraut machte. Diese Vermittlungstätigkeit wirkt insofern über Ries Tod hinaus weiter, als er den Großteil des Stefan Zweig-Nachlasses an das State University College Fredonia, New York, vermittelte und sein eigener materieller Nachlaß dazu verwendet wird, amerikanischen Studenten Studien- und Forschungsaufenthalte in Österreich zu ermöglichen. Eine Reihe von Emigranten, unter denen sich noch mehr ursprüngliche Juristen befinden, bewirkte durch Tätigkeit in historischer Forschung und Lehre an Colleges bzw. Universitäten, daß die amerikanische Forschung und Lehre auf dem Gebiet der europäischen, insbesondere der mitteleuropäischen Geschichte „eingehender und besser ist als je zuvor“.[45]

REMIGRATION UND RÜCKWIRKUNGEN DER EMIGRATION AUF DAS NACHKRIEGSÖSTERREICH

Eine repräsentative Stichprobe von 304 Emigranten und Emigrantinnen im Rahmen des Projektes „Österreichische Wissenschaftsemigration" am Institut für Wissenschaft und Kunst ergab für die Remigration eine Quote von 19,4 Prozent.[46] Von jenen bei dieser Stichprobe erfaßten Wissenschaftlern, die in die USA emigriert waren (68 der 304), kehrten jedoch nur 7,35 Prozent (5 der 68) zurück.

Viele der Gründe dafür, daß so viele österreichische Emigranten in den USA blieben, können als bekannt vorausgesetzt werden.[47] Eine besondere Rolle spielte für die Wissenschaftler die erwähnte Vielzahl von Colleges und Universitäten, für die erfolgreichsten unter ihnen die Tatsache, daß Österreich keine vergleichbaren Betätigungsfelder anzubieten hatte.

Unter den vielen Repräsentanten des neuen Österreich, die sich nicht dazu entschließen konnten, Emigranten zur Rückkehr aufzufordern, bildete der Wiener Stadtrat für Kultur und Volksbildung, Dr. Viktor Matejka, eine rühmliche Ausnahme. In den ersten Nachkriegsjahren richtete er in unzähligen Briefen an emigrierte Österreicher, insbesondere Künstler, Wissenschaftler und Politiker, die Aufforderung zur Rückkehr sowie die Bitte um „geistige und materielle Hilfe. [...] Bücher, Zeitschriften, Photomaterial, Malmittel, Schreibmaschinen, und Freßmaterial, um nur Einiges hervorzuheben".[48] Matejkas Schreiben „an die österreichischen Künstler und Wissenschaftler in den Vereinigten Staaten" vom 10. Oktober 1945, das die in New York erschienene österreichische Exilzeitung *Austro-American Tribune* in ihrer November-Nummer desselben Jahres veröffentlichte, wird zwar in der Regel als Aufruf zur „Rückkehr" interpretiert, das Wort selbst kommt aber nur in einem unmittelbar daran anschließenden Artikel aus der Feder Berthold Viertels vor. Matejka schildert die ersten Erfolge des Wiederaufbaus auf kulturellem Gebiet und schreibt: [*.../ Freilich fehlt es uns noch an einer richtigen Buchproduktion. Es kann sogar länger dauern, bis wir hier infolge der Kriegseinwirkungen und Kriegsfolgen soweit sind, um mit Hilfe einer großzügigen und neuen Bücherproduktion den immensen Bedarf zu decken, der bei uns für neue österreichische und die uns durch Jahre hindurch vorenthaltene Weltliteratur vorhanden ist.*

Und da wenden wir uns daher an unsere Freunde der Kunst, Kultur und Wissenschaft Österreichs in der Welt und bitten sie, uns ihre Mithilfe bei diesem Aufbauwerk nicht zu versagen. Es ist klar, daß hier auch schon der geringste Beitrag, welcher Form immer, ein großer Vorteil ist, um den Weg zu dem angedeuteten Ziel erfolgreich zu beschreiten, [...] Um aber die Schulen mit neuem und zeitgemäßem Lehr- und Lesematerial zu beliefern, dazu bedarf es auch der besonders großen Hilfe jener Freunde Österreichs, die in Amerika und in andern Ländern Interesse und Sympathie für Österreichs Kultur, Kunst und Wissenschaft haben. [...]

Ich wende mich an Euch, Ihr Freunde Österreichs in den Vereinigten Staaten, um auch Euch zu danken für alle bisherige Sympathie und die Mithilfe für unseren Befreiungskampf. Ich weiß, daß Ihr alle Interesse habt, uns Eure Mithilfe auch in Zukunft angedeihen zu lassen. [...][49]

Tatsache ist, daß Emigranten nach dem Krieg unzählige Hilfssendungen nach Österreich schickten, sobald das möglich war, und Berufsorganisationen wie die „American Association of former Jurists" oder die „Austrian University League of America" versuchten, beim Wiederaufbau einzelner Fachschaften bzw. des österreichischen Hochschulwesens insgesamt, mitzuhelfen, entsprechende Vorschläge aber auf wenig Gegenliebe gestoßen zu sein scheinen.[50]

Österreichische Emigranten, die unmittelbar nach Kriegsende als Privatpersonen in die alte Heimat zurückkehren wollten, mußten mitunter ein Jahr auf die Ausreisebewilligung warten. Männer, die mit der amerikanischen Besatzungsmacht heimkehrten, durften ihre Frauen erst im Abstand von sechs Monaten nachfolgen lassen.

Als Beispiele für Rückkehrer, die sowohl der amerikanischen Besatzungsmacht als auch Österreich wertvolle Dienste leisteten, seien die Juristen Albert Loewy und Joseph (Hasi) Simon erwähnt. Loewy schrieb ein Handbuch, das die einmarschierenden Truppen mit den österreichischen Verhältnissen vertraut machen sollte, und leistete als juristischer Berater des kommandierenden Generals wichtige Dienste im Sinne guter Kooperation zwischen der amerikanischen Besatzungsmacht und dem Nachkriegsösterreich.[51] Loewy wurde dabei von seinem Landsmann Simon unterstützt, der bei der Ausbildung im amerikanischen Camp Ritchie einen gewissen Henry Kissinger aus Fürth bei Nürnberg zur Beförderung zum Korporal vorgeschlagen hatte.

Loewy und Simon fanden Posten vor, die es ihnen ermöglichten, am Wiederaufbau teilzunehmen, andere Rückkehrer — wie Otto Leichter und Hans Rott — hingegen sahen sich in ihren Hoffnungen enttäuscht und verließen Österreich nunmehr für immer.

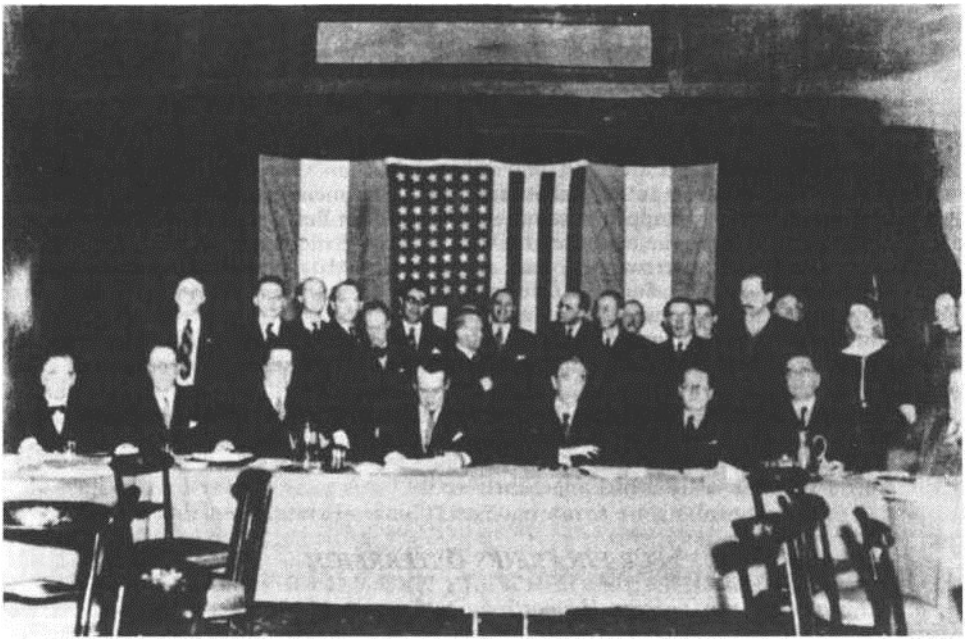
Österreichische Emigranten in den USA und Remigranten sind besonders geeignet zum

Brückenschlag dafür, gegenseitiges Verstehen und Zusammenarbeit zwischen den beiden Ländern zu fördern. Es ist zu hoffen, daß diesem Umstand in der Zukunft mehr Rechnung getragen werden wird und auch die Berufung Henry Grunwalds zum amerikanischen Botschafter in diesem Licht gesehen werden kann. Die mit Abstand stärkste Rückwirkung der wissenschaftlichen Emigration besteht aber zweifellos in einem unwiederbringlichen intellektuellen Substanzverlust im Hinblick auf die Entwicklung der Wissenschaften in Österreich.

Anmerkungen:

1 Peter Eppel, „Österreichische Emigranten in den USA 1938—1945", in: *Exil,* Jg. V, 1985, 58.
2 Siehe meinen Beitrag „Österreicher im Exil", in diesem Band.
3 Vgl. ebda.
4 Wilhelm Schlag, „A Survey of Austrian Emigration to the United States", in: Otto Hietsch (Hrsg.), *Österreich und die angelsächsische Welt. Kulturbegegnungen und Vergleiche.* Bd. 1. Wien—Stuttgart 1961, 188. ..
5 DÖW (Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes) 10588, Liste des „Postal & Telegraph Censorship Department" (London), 9. Dezember 1942, 28.
6 *Freiheit für Österreich,* April 1942.
7 Siehe hier und im folgenden Laura Fermi, *lllustrious Immigrants. The Intellectual Migration from Europe 1930—1941.* Chicago—London 1968, 320ff; E. Wilder Spaulding, *The Quiet Invaders. The Story of the Austrian Impact upon America.* Wien 1968, 88; Records of the OSS, National Archives, Washington D. C., RG 226, Entry 100.
8 Dorothea Oberläuter, *Rudolf Ekstein — Leben und Werk. Kontinuität und Wandel in der Lebensgeschichte eines Psychoanalytikers.* Wien—Salzburg 1985, 59.
9 DÖW 6814. ' ..
10 Michael Hubenstorf, „Österreichische Ärzteemigration 1934—1945 — Zwischen neuem Tätigkeitsgebiet und organisierten Rückkehrplänen", in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 7, 1984, 94.
11 Spaulding, *The Quiet Invaders,* a.a.O., 90.
12 DÖW 6217. Vgl. Peter Kröner, *Vor fünfzig Jahren. Die Emigration deutschsprachiger Wissenschaftler 1933—1939.* Münster 1983, 75.
13 Gerald Stourzh, „Die deutschsprachige Emigration in den Vereinigten Staaten. Geschichtswissenschaft und Politische Wissenschaft", in: *Jahrbuch für Amerikastudien,* 10, 1965, 74.
14 Siehe hier und im folgenden Helge Pross, *Die deutsche akademische Emigration nach den Vereinigten Staaten 1933—1941.* Berlin 1955, 49ff.
15 Hans Gramm, *The Oberlaender Trust 1931—1953.* Philadelphia 1956, 115.
16 DÖW 8051, Bericht Hermann Brochs vom Oktober 1941.
17 Siehe Peter Eppel, „Josef Luitpold Stern in Amerika (1940—1948)", in: *Jahrbuch 1987 des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes,* 56.
18 Zur „New School für Social Research" siehe Benita Luckmann, „Exil oder Emigration. Aspekte der Amerikanisierung an der ‚New School für Social Research' in New York", in: Wolfgang Früh- wald/Wolfgang Schieder (Hrsg.), *Leben im Exil. Probleme der Integration deutscher Flüchtlinge im Ausland 1933—1945.* Hamburg 1984, 227—234; Monika Plessner, „Die deutsche .University in Exile" in New York und ihr amerikanischer Gründer", in: *Frankfurter Hefte.* 19. März 1964, 181 —186; Peter M. Rutkoff/William B. Scott, *A History of the New School for Social Research.* New York—London 1986.
19 Institut für Zeitgeschichte, Wien, Nachlaß Peter Berger, Nl-6/19, Brief Ernst Karl Winters vom 11. Mai 1939 an Peter Berger.
20 Plessner, „Die deutsche .University in Exile"", a.a.O., 184f.
21 *Aufbau,* 21. Dezember 1984, 4. Vgl. Erich Hula am 11. Juli 1986 im Gespräch mit dem Verfasser.
22 Vgl. Claus-Dieter Krohn, „.Nobody has a right to come into the United States." Die amerikanischen Behörden und das Flüchtlingsproblem nach 1933", in: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch.* Bd. 3. 1985, I38f.
23 Manuskript, 131 —148. Die Herausgabe von Richard Schüllers Tagebüchern durch Jürgen Nautz, dem an dieser Stelle gedankt sei, ist unter dem Titel *Unterhändler des Vertrauens. Die autobiographischen Schriften von Richard Schüller* für Winter 1987 geplant.
24 DÖW 16351/44. Die Tochter Maria Elisabeth des Prinzen Löwenstein kam 1940 in der medizin. Abteilung der „Columbia University" zur Welt.

25 Vgl. Ruth Goldschmidt-Kunzer, „Die deutsche Literatur und Kultur im Exil und die Universitäten in Kalifornien“, in: John M. Spalek/Joseph Streika (Hrsg.), *Deutsche Exilliteratur seit 1933.* Bd. 1. Bern—München 1976, 147ff.
26 Siehe meinen Beitrag „Österreicher im Exil“, a.a.O.
27 Vgl. Pross, *Die deutsche akademische Emigration.* a.a.O., 57f; Maurice R. Davie u. a., *Refugees in America. Report of the Committee for the Study of Recenl Immigration from Europe.* New York— London 1947, 306ff.
28 Bruno Bettelheim, *Aufstand gegen die Masse. Die Chance des Individuums in der modernen Gesellschaft.* München 1980, 45f. Vgl. meinen Beitrag „Österreicher im Exil“, a.a.O.
29 Bettelheim, *Aufstand.* a.a.O., 46.
30 Donald P. Kent, *The Refugee Intellectual: The Americanization of the Immigrants of 1933—1941.* New York 1953, 242f.; Vgl. Friedrich Stadler, „Emigration der Wissenschaft — Wissenschaft von der Emigration. Ein ungeschriebenes Kapitel österreichischer Zeitgeschichte", in: Friedrich Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930— 1940.* Wien—München 1987, 21.
31 Richard Albrecht, „Wissenschaftler im Exil. Ein Versuch nach fünfzig Jahren", in: *Widerstand und Exil 1933—1945.* hrsg. von der Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn 1985.
32 Vgl. Kent, *The Refugee Intellectual,* a.a.O., 32; Spaulding, *The Quiet Invaders,* a.a.O., 88; Reinhold Knoll, „Die Emigration aus Österreich im 20. Jahrhundert", in: *Austriaca.* Februar 1979, Sonderheft, 268.
33 Siehe hier und im folgenden Kent, *The Refugee Intellectual.* a.a.O., 87.
34 Vgl. Kent, *The Refugee Intellectual,* a.a.O., 32; Edith Prost, „Emigration und Exil österreichischer Wissenschaftlerinnen“, in: Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I,* a.a.O., 452, 459ff.
35 Hans-Joachim Dahms, „Die Emigration des Wiener Kreises", in: Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I,* a.a.O., 101.
36 Vgl. Ernst Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des österreichischen Sozialismus.* Wien—München—Zürich 1981, 59; Vgl. den Beitrag von Paul Zilsel in diesem Band. DÖW E 19624, Briefe Paul C. Tyndalls vom 24. April und 10. Juli 1944 an Wilhelm Börner.
37 Siehe Stourzh, *Die deutschsprachige Emigration,* a.a.O., 75.
38 Vgl. Luckmann, *Exil oder Emigration.* a.a.O., 231; *Kleine Zeitung.* 27. April 1985, 7.
39 Vgl. Albrecht, *Wissenschaftler im Exil.* a.a.O., 227; Lewis A. Coser, *Refugee Scholars in America. Their Impact and their Experiences.* New Haven—London 1984, 9f.
40 Vgl. Giselle Podbielsky, „Die Österreichische Schule der Nationalökonomie", in: Paul Kruntorad (Hrsg.), *A. E. I. O. U. Mythos Gegenwart. Der österreichische Beitrag.* Wien 1985, 131; Bruno Kreisky, *Zwischen den Zeiten. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten.* Wien 1986, 168; Eduard März, „Zwei Brüder aus Lemberg", in: *Jüdisches Echo,* September 1984, 102.
41 Dahms, „Die Emigration des Wiener Kreises", a.a.O., 103f. Vgl. Coser, *Refugee Scholars,* a.a.O.,9.
42 Vgl. Rudolf Aladar Metall. *Hans Kelsen. Leben und Werk.* Wien 1969.
43 DÖW E 20220, Memorandum „Future of Austria", 5. Mai 1944. Vgl. DÖW 15060/54, Brief Hans Kelsens vom 25. September 1940 an Ernst Karl Winter; DÖW Bibliothek 3017/14.
44 DÖW 15899/19, Brief Robert Rie’s vom 17. Februar 1941 an Willibald Plöchl.
45 Stourzh, *Die deutschsprachige Emigration...*, a.a.O., 67.
46 Stadler, „Emigration der Wissenschaft...“, a.a.O., 19.
47 Vgl. meinen Beitrag „Österreicher im Exil“, a.a.O.
48 DÖW E 17844, Brief Viktor Matejkas vom 4. Mai 1946 an Erich Hula.
49 *Austro-American Tribune.* November 1945, 1.
50 Vgl. DÖW 9361/7; Christian Fleck, „Rückkehr unerwünscht. Der Weg der österreichischen Sozialforschung ins Exil“, in: Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I.* a.a.O., 203f.
51 Eppel, „Österreichische Emigranten", a.a.O., 62.



Konferenz der Österreichischen Vereinigung, 1942

Arthur Kaufmann. „Geistige Emigration", Ölbild

RUTH ASPÖCK

Österreichische antifaschistische Gruppen in Lateinamerika

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit den österreichischen Gruppen und nicht mit den international ausgerichteten antifaschistischen Organisationen, etwa den Auslandssozialisten oder den nach Sprachgruppen zusammengefaßten zum Beispiel jüdischen Vereinen wie die „Menorah“ in Mexiko, die deutschsprachige jüdische Exilanten umfaßte.

Es soll nur daran erinnert werden, daß die aktivsten Mitglieder von „Austria Libre“- Organisationen oft auch in anderen Gruppen tätig waren, seien dies international ausgerichtete oder lokale Bewegungen im Gastland.

So bunt wie die Zusammensetzung der Emigranten selbst sind die Gruppen und Vereine der Österreicher. Sie spiegeln ein breites politisches Spektrum wider und variieren von Land zu Land beträchtlich.

Zudem unterliegen sie während der Kriegsjahre den verschiedensten Wandlungen, tendenziell jedoch immer stärker auf Einigkeit, auf Betonung des gemeinsamen Zieles und auf Überparteilichkeit ausgerichtet.

Ein Aufruf sei dafür als Beispiel angeführt:

FÜR EIN FREIES ÖSTERREICH

So weit wir auch von unserer Heimatfront entfernt sind, können wir und müssen wir dennoch beweisen, daß wir uns einreihen in den großen Kampf unseres Volkes gegen Unterdrückung und Fremdherrschaft für Freiheit und Unabhängigkeit. Während unsere Schwestern und Brüder in der Heimat schweigend ihr Leben einsetzen, müssen wir, in der Freiheit lebend, wenigstens für sie sprechen.

Österreicher in Mexiko! Schart Euch um die Fahnen der Österreichischen Republik, die bald wieder von den Türmen unserer Rathäuser wehen werden! Sammelt Euch in den Reihen der Accion Republicana Austriaca de Mexico, der einzigen Vertretung der demokratischen Österreicher in diesem Lande! Helft, Österreich wieder zu dem zu machen, was es vor der schmachvollen Periode des Faschismus und Nazismus gewesen ist: Eine Stätte friedlicher Kulturarbeit für seine Bürger und für seine Nachbarn!

Es darf keinen demokratischen Österreicher in Mexico geben, der unserem Kampfe fernsteht. In den Reihen der Organisation haben alle freiheitsliebenden Österreicher ohne Unterschied der Rasse, Religion oder Partei ihren Platz. Jetzt zählt nur Eines:

Die Treue zu unserem Volk, das in der Heimat nie aufgehört hat, gegen die fremden Eroberer zu kämpfen. Jetzt gilt nur Eines: Das Bekenntnis zu einem freien und unabhängigen Österreich als gleichberechtigtes Mitglied der Familie der freien Völker.[1]

Österreich war keineswegs vor dem Faschismus eine „Stätte friedlicher Kulturarbeit“ gewesen, aber der Pathos und die geschönte Erinnerung sind Teil eines Wunschtraumes, für den diese Österreicher gekämpft haben.

Die „Frei-Österreich-Bewegungen“ waren insgesamt demokratisch, überparteilich, bürgerlich, auf unterschiedliche Art zwar, von der Persönlichkeit und Einstellung der Exilanten genauso abhängig wie von der allgemeinen Stimmung im Gastland.

Ein Anschwellen der Mitgliederzahlen und der Aktivitäten dieser Österreich-Vereinigungen ist nach der Moskauer Deklaration festzustellen.

Die Moskauer Erklärung legte fest, daß Österreich als überfallenes Land anzusehen ist, daß jedoch der eigenständige österreichische Beitrag zur Befreiung gewertet werden müsse.

In diesem Jahre 1943 kam es auch zum Zusammenschluß der „Austria Libre-Gruppen“ in den verschiedensten lateinamerikanischen Ländern, wobei von beiden Seiten Kompromisse notwendig waren. Denn einige Gruppen waren beispielsweise monarchistisch und sehr

konservativ. Sie änderten ihre Haltung erst unter dem Eindruck der Verheerungen des Zweiten Weltkrieges — oder auch wegen der Gefahr der Konfiszierung des Vermögens von „Deutschen".

Alle Organisationen hatten gemeinsam, daß sie kulturelle Aktivitäten setzten, stärker als andere Ländergruppen. Vor allem war es die österreichische Musik, die auch über Radio immer wieder gebracht wurde. Die Geselligkeitsvereine für Auslandsösterreicher, wie es einen solchen in Havanna nach 1934 gab, wurden während des Zweiten Weltkrieges zu Österreicher-Vereinen, die für ein freies Österreich tätig waren. Über Plattformen fanden sich Personen verschiedenster politischer Meinungen zusammen. Grundprinzipien waren die antifaschistische Ausrichtung und die Wiederherstellung eines freien und unabhängigen Österreich.

Nach 1945 wurden viele Feste gefeiert, die meist dann auch den Schlußstrich für die jeweilige Organisation bildeten. Sie wurden oft in eine Freundschaftsgesellschaft umgewandelt (zum Beispiel „Austro-Mexicana") und brachten in den fünfziger Jahren viele österreichische Künstler nach Lateinamerika.

Außerdem gab es aktive finanzielle Hilfe durch die Exilanten für Österreicher. Daran beteiligten sich alle diese Organisationen.

Das Verhältnis der Österreicher zum jeweiligen Gastland war durch das Bemühen um Anerkennung gekennzeichnet, da niemand als „enemy alien" behandelt werden wollte, was ja oft den Entzug des Vermögens zur Folge hatte.

In vielen Ländern gelang es den Österreichern, als solche quasi-anerkannt zu werden, manchmal durch einen Zusatz im Paß, manchmal durch andere formale Akte.

DAS ZENTRALKOMITEE DER ÖSTERREICHER IN LATEINAMERIKA

Dieses Komitee wurde im Oktober 1943 in Anwesenheit von Delegationen aller einzelnen amerikanischen Länder, in denen Österreichgruppen tätig waren, gegründet.

Das war zu einem Zeitpunkt, als viele Gruppen bereits jahrelang aktiv gewesen waren, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Die Gründung des Zentralkomitees hat hier einigende Funktion gehabt.

Schon bei der Gründung dieses überparteilichen Zentralkomitees wurde eine — bereits vorher abgesprochene — Erklärung für ein freies, unabhängiges, demokratisches Österreich angenommen.

Das Sekretariat des ZK war in Montevideo, Sekretär war Dr. Karl Stephan Grünberg, gleichzeitig Präsident des „Austria Libre" in Uruguay.[2]

Erich Kleiber, zu diesem Zeitpunkt Ehrenpräsident mehrerer österreichischer Organisationen in Lateinamerika, trat wiederholt aktiv für ein unabhängiges Österreich ein und wurde daher zum Präsidenten des ZK gewählt. Die Gruppe in Uruguay war ziemlich groß und sehr aktiv, vielleicht hat man sich daher für diesen Hauptsitz entschieden. Es gab in Uruguay schon recht früh eine Art Tafelrunde, die „Asociacion Cultural Austro-Uruquayen", bei der Dr. Grünberg den Vorsitz führte.

Im Herbst 1943 wurde ein ganzer Zyklus von Vorträgen über „Österreich und österreichische Probleme" veranstaltet.

Die Initiative zur Gründung des Zentralkomitees ging von der österreichischen Gruppe in Chile aus. Der Sekretär, Hugo Moser, sei ganz besonders rührig und aktiv gewesen, wird berichtet. Zu einem guten Teil mag es ihm zu verdanken sein, daß die Österreicher in Chile bereits im Winter 1943/44 als Österreicher anerkannt wurden.

Die Haltung der Alliierten zu Österreich, vor allem seitens der USA, hatte einen starken Einfluß auf die Regierungen der verschiedenen lateinamerikanischen Länder, sodaß einige ihre Haltung zu Österreich, was die Frage der Anerkennung betraf, änderten.

Die Situation selbst war absurd: Österreicher, die von Hitler vertrieben worden waren, konnten nur mit deutschem Paß (oft mit dem Kennzeichen „J") ausreisen und wurden dann im Exilland, eben weil sie einen deutschen Paß hatten, als Feinde und Kriegsgegner angesehen, sodaß sie mit neuen Schwierigkeiten rechnen mußten.

Eine zusätzliche Komplikation entstand für diejenigen, die mit österreichischem Paß in

einem Land geboren waren, das längst nicht mehr Österreich, jedoch — von Hitlers Wehrmacht besetzt — auch kein eigenständiger Staat mehr (ÖSR, Ungarn usw.) war.

Die Gründung des Zentralkomitees erfolgte gleichzeitig mit den Konferenzen in Moskau vor der berühmten Erklärung. Erich Kleiber, Ehrenpräsident der Freien Österreicher in Argentinien, Chile und Kuba, berichtete in Mexiko sehr anschaulich darüber. Er betonte die Überparteilichkeit und das Ziel, Österreich von der Fremdherrschaft zu befreien. Daher sollten sich alle Österreicher, die in Lateinamerika lebten, zusammenschließen. Er mahnte zur Einigkeit und forderte die Zurückstellung der Sonderinteressen bis zur wirklichen Befreiung. Besorgten Diskussionsteilnehmern gab Kleiber zu verstehen, daß das Zentralkomitee weder kommunistisch noch monarchistisch gelenkt sei, sonst hätte er nie seinen Namen dafür hergegeben. Sein Ziel sei es, Österreich wieder zu schaffen.[3] Mit Datum vom 1. November 1943, also praktisch gleichzeitig mit der Gründung, wurde das schon 12. Rundschreiben, maschinschriftlich und vervielfältigt, aufgelegt, in dem kurz auf die Entstehung des ZK eingegangen wurde:

Von Austria Libre, Chile, ging vor einigen Monaten die Anregung aus, ein Zentralkomitee der Organisationen der Freien Österreicher in Lateinamerika zu bilden. Ein gründlicher Meinungsaustausch führte zu der Annahme eines von A ustria Libre, Montevideo, ausgearbeiteten Organisationsstatuts durch die folgenden Organisationen:

- *Federación de Austriacos Libres, La Paz, Bolivien*
- *Austria Libre, Santiago de Chile*
- *Austria Libre. Bogota, Columbien*
- *Austria Libre. La Habana, Cuba*
- *Austria Libre. Quito, Ecuador*
- *Austria Libre, Guayaquil, Ecuador*
- *Austria Libre, Mexico*
- *Alianza Austriaca, Asuncion, Paraquay*
- *Austria Libre, Lima. Peru*
- *Union de Refugiados Austriacos, Trujillo, Santo Domingo*
- *Austria Libre, Montevideo. Uruguay*
- *Austria Libre, Caracas, Venezuela*
- *Comité Austriaco — Austria Libre, Buenos Aires, Argentinien*

Da über die Ziele und Aufgaben der österreichischen Organisationen Einigkeit herrschte, konnten die Voraussetzungen für die Gründung des Zentralkomitees auf schriftlichem Wege geschaffen werden, zumal der baldigen Abhaltung eines Kongresses große Schwierigkeiten entgegenstanden.

Jede Landesorganisation ernennt einen Vertreter im Zentralkomite. Organisationen, die mehr als 400 Mitglieder besitzen, ernennen je einen, solche, die mehr als 600 Mitglieder zählen, je zwei weitere Vertreter.

Als Sitz des Zentralkomitees wurde Montevideo bestimmt, das in den letzten Jahren zum Zentralpunkt der demokratischen Bewegungen Lateinamerikas geworden ist.

Leider konnte das „Comite de Protefao dos Interesses Austriacos do Brazil" infolge seiner andersartigen Struktur an der Gründung des ZK nicht teilnehmen. Der Vorsitzende des Comites, unser Ehrenpräsident Gesandter a. D. Anton Retschek, schrieb uns hierüber wie folgt:„Die von der brasilianischen Regierung (Außenamt) zur Ausübung ihrer Schutzfunktionen autorisierte, aus Diplomaten und Konsuln des antinazistischen Österreich bestehende österreichische Interessenvertretung für Brasilien kann zwar, ihres dienstlichen Charakters zufolge, nicht an dem Zusammenschluß der in den spanisch-amerikanischen Staaten legal konstituierten Frei-Österreich-Vereine teilnehmen, begrüßt aber selbstredend die Gründung des Zentralkomitees wärmstens als einen weiteren Schritt zur Einigung der Österreicher und steht diesem Zentralkomitee zu jeder im Bereich des Möglichen liegenden Zusammenarbeit gerne zur Verfügung."

Die offizielle Gründung des ZK erfolgt am 30. Oktober; sie wird in einer feierlichen Kundgebung im Ateneo, Montevideo, eröffnet.[4]

Die mexikanische „Austria Libre"-Zeitschrift nimmt in der Jännernummer 1944 auf die Gründung des ZK Bezug:

„Austria Libre de Chile" hat eine Initiative gesetzt, um einen engeren Zusammenschluß der

Frei-Österreicher-Gruppen in Lateinamerika zu bilden. Das einzige Ziel dieser Vereinigung besteht darin, am Freiheitskampf Österreichs mit größerer Anstrengung teilnehmen zu können, als dies den einzeln arbeitenden Gruppen bisher möglich war. Dabei ist völlig klar, daß die unabhängige Arbeit jeder einzelnen Gruppe gewährleistet bleibt, unabhängig vom Bestehen des übergeordneten Komitees.

Jede Organisation wird wie bisher ihren eigenen Weg gehen, nur mit dem Unterschied, daß sie mit der Hilfe des Komitees rechnen kann, daß gemeinsame Aktionen durchgeführt werden können, die mehr Erfolg haben werden.

Die Aufgabe des Comites ist es, die Propaganda für die Befreiung Österreichs zu erweitern und zu intensivieren, enge Beziehungen zwischen den Landesgruppen zu schaffen, sodaß diese ihre Erfahrungen gegenseitig austauschen und dadurch effizienter für die gemeinsamen Ziele arbeiten können.

Diese Ziele sind: Österreich zu befreien, seine Unabhängigkeit wiederherzustellen und so gut wie möglich den Alliierten gegen Hitler zu helfend

Das Ziel des ZK war es, Einigkeit und Zusammenarbeit trotz unterschiedlicher Auffassungen zu ermöglichen. Dies scheint jedoch alles andere als leicht gewesen zu sein, und zwar nicht nur wegen der schwierigen Kommunikation zwischen den einzelnen Ländern, da ja die Post nicht immer normal funktionierte und zumindest mit Zeitverzögerungen zu rechnen war. Nicht zufällig häufen sich im Jahre 1944 die Appelle zur Einigkeit. Immer wieder wird von den Aktivisten betont, daß es das oberste Ziel bleiben müsse, die Beitragsforderung der Moskauer Deklaration zu erfüllen.

Zu diesem Zeitpunkt war das ZK bereits dem später gegründeten „Free Austrian World Movement" (FAM = Österreichische bürgerliche Freiheitsbewegung) angegliedert, aus dessen Grundlagenpapier die für Lateinamerika und die generellen Ziele interessanten Teile im Folgenden zitiert werden.

DIE FREI-ÖSTERREICH-WELTBEWEGUNG

Die Frei-Österreich-Bewegung in Großbritannien ist seit ihrer Gründung schriftlich mit ähnlichen Organisationen in anderen Teilen der Welt in Kontakt gewesen. Wenngleich jede dieser Gruppen unabhängig arbeitet, gibt es doch viele Gemeinsamkeiten. In manchen wichtigen Fragen sind die Gruppen zu gleichen Entscheidungen gelangt.

Im Jänner 1944 hat die FAM den Vorschlag gemacht, eine österreichische Weltbewegung auf der Basis eines 10-Punkte-Programmes zu gründen.

Am 11. März 1944 konnten wir die Gründung der Weltbewegung bekanntgeben.

Die Ziele sind die folgenden:

1. *Wiederherstellung eines unabhängigen und demokratischen Österreich*
2. *Unterstützung der österreichischen Freiheitsbewegung in Österreich selbst, die ja das Ziel hat, einen Volkskrieg gegen die deutsche Herrschaft zu entwickeln.*
3. *Die Österreicher in den Kampf der Alliierten einzubeziehen, um Hitlerdeutschland und seine Verbündeten zu besiegen.*
4. *Gründung von österreichischen Kampfeinheiten*
5. *Enge Zusammenarbeit aller Staaten auf der Basis der Moskauer Deklaration über Österreich*
6. *Unterstützung der Grundsätze der Atlantic-Charta*
7. *Bestrafung der Verräter Österreichs und der Kriegsverbrecher*
8. *Die Versorgung des befreiten österreichischen Volkes mit Essen und Rohmaterialien*
9. *Gründung eines von den Alliierten anerkannten Komitees, das die Interessen Österreichs und die österreichische Freiheitsfront vertritt und auf der Einheit der Österreicher im Ausland beruht und fähig sein soll, eine effiziente Unterstützung des Freiheitskampfes der österreichischen Bevölkerung zu sein.*
10. *Einigung der Österreicher in allen Ländern zur Erreichung der oben angegebenen Ziele.*[6]

Wenn die Idee des Zusammenschlusses nicht „in der Luft gelegen" ist, könnte man an-

nehmen, daß die erfolgreiche Gründung des ZK in Lateinamerika der Anstoß für die Gründung der Weltvereinigung war.

Die angeschlossenen Organisationen gliederten sich in vier regionale Hauptgruppen, nämlich:

- Großbritannien
- der Vordere Orient mit Südafrika und Mauritius
- Lateinamerika
- Nordamerika und der pazifische Raum

Den Text bezüglich Lateinamerika möchte ich in meiner Übersetzung hier wiedergeben, weil er die Schwierigkeiten und den Einsatz der Exilanten sehr gut schildert:

Es gibt eine vergleichsweise starke österreichische Bevölkerung in den Ländern Zentral- und Südamerikas. Einige Tausend kamen als Flüchtlinge, aber die Mehrheit kam als Einwanderer in den zwei Jahrzehnten zwischen den beiden Weltkriegen.

Beispielsweise wurde in Brasilien die landwirtschaftliche Genossenschaft „13 Linden" durch bäuerliche Einwanderer unter Führung von Minister Thaller, der dort auch starb, gegründet.

Viele dieser Österreicher, die schon lange in den verschiedenen Ländern wohnen, haben deren Staatsbürgerschaft angenommen. Ziemlich viele wurden von der intensiven pangermanischen Propaganda der Nazis und der faschistischen Agenten angezogen, und nach dem Anschluß von 1938 wurden sie in nazideutsche Organisationen hineingelockt.

Daher müssen sich patriotische Osterreicherorganisationen, die sich logisch auch gebildet hatten, gegen die Aktivitäten der „5. Kolonne" wehren.

Der Präsident der „Österreichischen Vereinigung für die Alliierten" in Paraguay, Dr. H. M. von Schochor, hat für sein Eintreten für Österreichs Freiheit bereits mit dem Leben bezahlt. Letzten November ist er auf Auftrag politischer Gegner von zwei gedungenen Mördern umgebracht worden. Sie haben ihn in den Rücken geschossen, als er des Abends nach Hause ging.

Umso bemerkenswerter ist es daher, daß trotz all der Schwierigkeiten mit Entfernungen, geringen Kommunikationsmöglichkeiten, Veränderungen der innenpolitischen Bedingungen einiger Länder sowie der Gegnerschaft von Naziagenten die patriotischen österreichischen Organisationen erfolgreich waren und ein umfassendes Zentralkomitee gründen konnten...

Das Zentralkomitee hält die Mitgliedsorganisationen über Rundbriefe stets auf dem laufenden.

Insgesamt hat das ZK zirka 3000 Mitglieder.

Wie man sich vorstellen kann, sind die Bedingungen von Land zu Land unterschiedlich; ebenso die Möglichkeiten der Österreicherorganisationen, ihre Arbeit effizient durchzuführen.[7]

Anmerkungen:

1 *Demokratische Post,* Mexiko, vom 1. März 1944.

2 Karl Stephan Grünberg war Jurist, der sich als Mitglied des Internationalen Arbeitsamtes in Genf (1926—1940) auf das Arbeitsrecht spezialisiert hatte.

3 Längerer Bericht darüber in der mexikanischen Zeitschrift *Austria Libre* vom 18. Februar und DÖW Dokument Nr. 12859.

4 12. Rundschreiben des Comité Austriaco Austria Libre. Adresse: Diagonal Norte 1119 Oficina 625.

5 *Austria Libre,* Organo de los Austriacos Anti-Nazis de Mexico Ano III, No. 1, Enero de 1944. Übersetzung aus dem Spanischen: Ruth Aspöck.

6 DÖW Akt 1010: Free Austrian World Movement, Survey of Austrian Organisations abroad, London, July 1944. Übersetzung aus dem Englischen: Ruth Aspöck.

7 Ebda.

Ausstellung österreichischer Emigranten in Rio de Janeiro

CHRISTIAN KLOYBER

Einige Anmerkungen zum Exil österreichischer Intellektueller in Mexiko 1938 bis 1945

VORBEMERKUNG

1938 stellte Mexiko aufgrund der innenpolitischen Verhältnisse nach der mexikanischen Revolution von 1910 im lateinamerikanischen Raum eine Ausnahme dar, besonders was die außenpolitische Linie der Regierung des revolutionären Präsidenten General Lázaro Cardenas betraf. Diese progressive Außenpolitik Mexikos beeinflußte wesentlich die mexikanische Exilpolitik und die rechtliche Stellung der antifaschistischen Flüchtlinge in diesem lateinamerikanischen Staat, im Gegensatz zu allen anderen Ländern des lateinamerikanischen Subkontinents, wo hauptsächlich in den „klassischen" Einwanderungsländern wie Argentinien, Brasilien, Paraguay oder Uruguay eine Kolonisationspolitik betrieben wurde. Das heißt, daß diese Staaten mit nur wenigen Ausnahmen europäischen Einwanderern mit Agrarberufen (Bauern und Viehzüchter) zur Urbarmachung der unerschlossenen Wald- und Buschflächen die Einreise und Immigration gewährten.

Die mexikanische Landreform nach der Revolution („tierra y libertad") versuchte ganz im Gegenteil Ausländer vom Grund- und Bodenbesitz auszuschalten. Während also der Diktator der Dominikanischen Republik Leonidas Trujillo nach der ersten Flüchtlingskonferenz von Evian 1938 in Frankreich vor allem jüdischen Flüchtlingen zur Gründung einer Agrarkolonie (Sosua-Settlement auf Santo Domingo) die Einreise auf diese karibische Insel gewährte, definierte die mexikanische Regierung mit einigen Ausnahmen den Status „Exilant" als politisch verfolgter Flüchtling und erschwerte den „Emigranten" aus anderen Gründen die Einreise.

Ein in Anlehnung an das Sosua-Settlement-Projekt beschlossenes Präsidentialdekret Cardenas zur Gründung einer Agrarsiedlung vor allem osteuropäischer Juden wurde in Mexiko von der Öffentlichkeit so heftig angegriffen, daß es nach Amtsende des Präsidenten Cardenas nicht mehr zur Durchführung kam. Im tropischen Bundesstaat Tabasco sollte für über 1000 jüdische Flüchtlinge eine Agrarkolonie gegründet werden.

Die außen- und innenpolitischen Voraussetzungen in Mexiko schufen die Bindungen für das hauptsächlich politische Exil, wie die Gründung der „Liga pro Cultura Alemana" 1938 (auf Veranlassung Ernst Töllers) und 1941 die Bewegung „Freies Deutschland Alemania Libre" beweist.

Diese politischen Voraussetzungen waren: eine konsequente Politik der Verstaatlichung ausländischer Industrien (Sisal-Hanf, Eisenbahn, Erdöl, Elektrizitätsgesellschaften), Bruch der diplomatischen Beziehungen mit der UdSSR nach Amtsantritt Stalins bis zum Kriegseintritt Mexikos im Frühjahr 1942, Unterstützung der Spanischen Republik mit Waffenlieferungen, offizieller Protest gegen die Invasionen in Abessinien, China und Österreich vor dem Völkerbund in Genf, eine progressive Politik der internationalen Solidarität.

Diese Politik einer internationalen Solidarität schuf die wesentlichen Voraussetzungen für die mexikanische Flüchtlingspolitik, Tausende Republikaner und Kämpfer der Internationalen Brigaden gegen Franco fanden ab 1938 ihre zweite Heimat in Mexiko.

Andererseits aber gab es in der mexikanischen Bevölkerung oft große Sympathien für das Hitler-Regime in Europa, für die Doktrin der Falange Francos in Spanien. Diese Sympathien wurden besonders von der katholischen Kirche Mexikos unterstützt, die nach der mexikanischen Revolution und aufgrund der mexikanischen Verfassung von 1917 („CarranzaDoktrin") jeden Einfluß auf die Politik verloren hatte. Dem Klerus wurde Grund- und Bodenbesitz verboten, sein Einfluß auf die Politik gänzlich ausgeschaltet, Priestern und Ordensmitgliedern ist bis heute das passive und das aktive Wahlrecht verwehrt. Die mexikanische Sinarquisten-Partei stützte sich nach 1938 auf die Doktrin der Bewegung „Anti-Juden" und „Anti-Chinesen" der Gewerbetreibenden in Mexiko-City, Puébla, Guadalajara,

Monterrey und Chihuahua, die sich von den europäischen Einwanderern, besonders vom „kommerziellen Geschick“ der jüdischen Flüchtlinge bedroht sahen.

Ernst Töllers Auftreten am Jahrestag der Bücherverbrennung im März 1938 in Mexiko (Veranstaltungen im Kulturpalast „Bellas Artes“) schuf die Voraussetzungen einer aktiven politischen, deutschsprachigen Exilvertretung, die sich um die Erteilung der Asylvisa für österreichische Flüchtlinge bemühte, wie die Telegramme an den mexikanischen Präsidenten Cardenas, gezeichnet vom Komitee der Liga Enrique Gutmann, Bodo Uhse, Moritz Luft und Terese Mandel beweisen. Der Zahnarzt Moritz Luft war schon vor 1938 (1929?) von Wien nach Mexiko ausgewandert, 1938 stieß die Wiener Sozialistin (RS) Terese Mandel zur „österreichischen Zelle“ der Liga.

Mit der Ankunft der kommunistischen Flüchtlinge Bruno Frei und Leo Katz in Mexiko wurde das österreichische Exil in Mexiko politisch neu ausgerichtet. Die „Liga pro Cultura Alemana“ verlor ihre zentrale Bedeutung, sie wurde jetzt in eine deutsche Gruppierung und eine kleine österreichische aufgeteilt. Im Dezember 1941 gründeten vor allem österreichische Kommunisten die von der mexikanischen Regierungspartei anerkannte Exilvertretung „Acción Republicana. Austríaca de Mexico“, der bis 1943 der Sozialist Rudolf Neuhaus vorstand, bis es zum endgültigen Bruch der „Exilkoalition“ zwischen Kommunisten und Sozialisten in Mexiko kam.

Dieser Bruch trifft mit der Ankunft des Wiener Wirtschaftswissenschaftlers und Sozialisten Adolf Kozlik zusammen, der um 1944 aus den USA ausgewiesen wurde und zu den österreichischen Revolutionären Sozialisten in Mexiko aufschloß.

Adolf Kozlik trug nach 1945 wesentlich zum Aufbau eines wirtschaftswissenschaftlichen Institutes an der mexikanischen Nationaluniversität bei.

Das intellektuelle Leben der österreichischen Exilanten in Mexiko wurde also besonders von der politischen Zerstrittenheit bestimmt; entweder nahm man aktiv an der „Exilpolitik“ teil, oder man isolierte sich von den Exilgruppen und schuf sich eine eigene Welt: ein Exil im Exil, wie die Schicksale zweier großer deutschsprachiger Künstler in Mexiko beweisen, B. Traven und der Wiener Surrealist Wolfgang Paalen.

Von 1938 bis 1945 bestanden in Mexiko also folgende Exilvertretungen österreichischer Flüchtlinge:

Acciön Republicana Austriaca de Mexico (Aram):

Mexiko-City: Nápoles 45—1 (Arturo Bonyhadi)
Präsident: Rudolf Neuhaus (bis 1944), Franz Schallmoser (ab 1944)
Etwa 300 Mitglieder, Mitgliedsausweise von der mexikanischen Regierungspartei anerkannt, vertreten im nationalen Komitee aller in Mexiko offiziell anerkannten Exilgruppierungen, erst ab Ende 1944 Eintritt ins Lateinamerikanische Zentralkomitee der Freien Österreicher.

Comite Gubernativo de Austria Libre (F.A.M.):

Mexiko-City, Apartado Postal 1716
Präsident: Silvio Pizarello von Heimsburg, Rudolf Rifczes (?)
Der 1943 entlarvte Hochstapler Pizarello von Heimsburg, ein aus Triest in den zwanziger Jahren eingewanderter Altösterreicher, vertrat ab 1938 die Legitimisten (Otto von Habsburg) in Mexiko, um 1941 etwa das „Free Austrian Movement“ (Hans Rott — Guido Zernatto). Diese Bewegung wurde von der mexikanischen Regierung nicht anerkannt, nach 1943 verboten.

Comite pro Austria:

Sitz in Mexiko-City
Vorsitz: Dr. Bernhard Hollinger, Rudolf Neuhaus und andere.
Eine Bewegung der „Austrian Action“, die den Versuch unternahm, besonders im Bereich der kulturellen Aktivitäten eine Annäherung zur „kommunistischen Aram“ zu versuchen.

Bewegung Deutscher und Österreichischer Sozialisten:

Sitz in Mexiko-City
Vorsitz: Alfred Kozlik, Rudolf Neuhaus und andere.
Ab 1944 in Mexiko bekannt, besonders durch scharfe Angriffe aus Moskau gegen Kozlik.

Austrian Revolutionary Club:

Mexiko-City, Cuernavaca 124/204
Vorstand: Philipp Müller, Terese Mandel und andere.
Etwa 30 aktive Revolutionäre Sozialisten und österreichische Emigrantenfamilien, hauptsächlich aus Wien, die sich in Mexiko den R. S. anschlossen, enge Kontakte zu Buttinger und Trotzki, besonders nachdem Buttinger die Auslandsvertretung der österreichischen Sozialisten New York verließ.

Austrian Action:

Mexiko-City, Calle Articulo 123, Nr. 40
Vorstand: Dr. Bernhard Hollinger, Dr. Bruno Mandel
Kontakt zur „Aram“, endgültiger Bruch Ende 1943.

ÖSTERREICHISCHE DIRIGENTEN UND KOMPONISTEN IM MEXIKANISCHEN EXIL

Das mexikanische Kulturleben, vor allem die junge mexikanische Oper, wurde von den österreichischen Musikern bereichert und befruchtet. Ernst Römer dirigierte im Jahr 1938 nicht weniger als fünfzig Mal die „Fledermaus" in der mexikanischen Oper, sein Hauptinteresse galt jedoch der Verbreitung der österreichischen Moderne, wie das Werk Arnold Schönbergs. Er fand die Hilfe bedeutender mexikanischer Komponisten, vor allem aber Silvestre Revueltas’. Dieser mexikanische kommunistische und revolutionäre Musiker, Komponist der symphonischen Dichtung „Homenaje a Garcia Lorca“, unterstützte aktiv die österreichischen politischen Flüchtlinge.

Carl Alwin, deutscher Dirigent und Herzensösterreicher, dirigierte noch im März 1938 die letzte freie Aufführung der Wiener Staatsoper. Auf Betreiben Ernst Römers kam er schon 1938 nach Mexiko, wo er sowohl am Staatskonservatorium lehrte, rege am Konzertleben teilnahm, und sich für die österreichische Exilvereinigung „Aram": „Acción Republicana Austríaca de Mexico" einsetzte. Sowohl Carl Alwin als auch Ernst Römer gestalteten wesentlich das Kulturprogramm des „Heinrich Heine-Klubs“, der Kulturvereinigung aller antifaschistischen und deutschsprachigen Flüchtlinge in Mexiko.

Der junge Wiener Komponist Marcel Rubin leitete den Chor der „Freien Deutschen“ und gestaltete das Musikprogramm der österreichischen Radiosendung „La Voz de Austria Libre“ im mexikanischen Staatssender Radio Gobernación. Besonderes Aufsehen erregte das von Rubin komponierte „Dachaulied“, das in Mexiko zur Uraufführung gelangte. Der Text stammte von niemand geringerem als vom jungen antifaschistischen österreichischen Dichter Jura Soyfer. Die Tochter des österreichischen Ingenieurs Schönthal (seit 1938 im mexikanischen Exil), Ruth Schönthal-Ochoa, debütierte 1943 als Dirigentin und Komponistin in Mexiko. 1987 widmete der mexikanische Radiosender „Radio Educación“ ein Programm der Serie „Frauen-Komponisten" der österreichischen Komponistin. Als Gastdirigent hielt sich Erich Kleiber in Mexiko auf. Er war besonders bestrebt, eine lateinamerikanische Vereinigung aller Exilösterreicher zu schaffen. Erich Kleiber, selbst im Exil in Montevideo, versuchte eine überpolitische Vertretung einer lateinamerikanischen Bewegung „Freies Österreich" ins Leben zu rufen, was auf dem Papier auch kurz vor Kriegsende Zustandekommen sollte. Oscar Strauss dirigierte in den Jahren von 1943 bis 1945 die Militärmusikkapelle der mexikanischen Streitkräfte, diese Konzerte mit vor allem österreichischer Marschmusik wurden direkt von zahlreichen mexikanischen und amerikanischen Radioanstalten ausgestrahlt.

ÖSTERREICHISCHE SCHRIFTSTELLER IM MEXIKANISCHEN EXIL

Gemeinsam mit der Bewegung „Freies Deutschland“ schufen die österreichischen Autoren Bruno Frei, Leo Katz, Marie Frischauf-Pappenheim, Egon Erwin Kisch, Else Volk den deutschsprachigen Exilverlag „El Libro Libre (Das freie Buch)“ und den „Heinrich Heine-Klub“. Am regen Kulturleben der deutschsprachigen Exilanten in Mexiko nahm die österreichische Kolonie heftigen Anteil, während Anna Seghers und Egon Erwin Kisch zu den Köpfen der deutschsprachigen Schriftsteller zählten, prägte der Wiener Ernst Robitschek (Pseudonym Charles Rooner) das deutschsprachige Theater im mexikanischen Exil.

Zu den Veröffentlichungen österreichischer Autoren im mexikanischen Exil zählen:

Egon Erwin Kisch, *Marktplatz der Sensationen.*
Egon Erwin Kisch, *Entdeckungen in Mexiko.*
Egon Erwin Kisch, *Paradies Amerika* (Manus)
Egon Erwin Kisch, zahlreiche Reportagen in der in deutscher Sprache erscheinenden Exilzeitschrift *Demokratische Post.*
Leo Katz, *Saatzeit*
Leo Katz, *Totenjäger*

Bruno Frei: Herausgeber und Chefredakteur der österreichischen Exilzeitung *Austria Libre,* eine Zeitung, die von 1941 bis 1946 regelmäßig erschienen ist.
Marie Frischauf-Pappenheim, Gedichte, die erst 1962 im Eigenverlag in Wien erschienen: *Verspätete Ernte, zerstreute Saat,* wie ihr Exilroman heißt, der in Mexiko entstand und 1949 im Globus-Verlag Wien, unter dem Titel *Der graue Mann* erschien ist.
Else Volk, *Cristo y el Judio,* 1946 (span.)

ÄRZTE IM MEXIKANISCHEN EXIL

Die Dermatologische Gesellschaft Mexikos erinnert noch heute an die Bedeutung österreichischer Ärzte für die mexikanische Dermatologie, wie es der ehemalige Leiter der Wiener Lupus-Kliniken, Dr. Richard Volk, und seine Gattin Dr. Else Volk-Friedland waren. Dr. Richard Volk, der 1938 nach dem „Anschluß“ seiner leitenden Funktion der Wiener Lupus-Heilstätten enthoben wurde und mit seiner Frau nach Mexiko flüchtete, konnte sich jedoch nicht an sein Exilland gewöhnen, konnte nicht verkraften, seine Heimat verlassen haben zu müssen. Schon einige Jahre nach den ersten beruflichen und wissenschaftlichen Erfolgen verstarb er noch vor Kriegsende. Seine Witwe, sie trat auch als Übersetzerin, Schriftstellerin und Malerin im mexikanischen Kulturleben in Erscheinung, führte die Praxis ihres Mannes weiter.

Die Wiener Dermatologin Marie Frischauf-Pappenheim kam über ihr Pariser Exil, das Lager Gurs, nach Mexiko. Schon 1934 mußte sie Wien verlassen, hatte sie doch gemeinsam mit Annie Reich die Sexualbroschüre *Ist Abtreibung schädlich?* verfaßt. Während ihres Studiums der Medizin an der Universität — sie war eine der ersten Frauen, die das Studium der Medizin aufnahmen —, schrieb sie für Arnold Schönberg den Text des Melodrams *Erwartung,* Karl Kraus lobte sie in der *Fackel,* nach dem Ersten Weltkrieg gab er ihr die Gelegenheit, für seine Zeitschrift zu arbeiten.

Marie Frischauf-Pappenheim kehrte schon 1947 nach Wien zurück, wo sie für das *Wiener Tagebuch* schrieb und bis zu ihrem Tod als Hautärztin an der Wiener Gebietskrankenkasse arbeitete.

Moritz Luft, der, wie schon erwähnt, vor 1938 nach Mexiko emigrierte, war Zahnarzt und übte seinen Beruf mit Erfolg in der Hauptstadt aus. Nur wenigen war bekannt, daß er mit dem österreichischen Schriftsteller Joseph Roth verschwägert war. Während er vor der Gründung der „Accion Republicana Austriaca de Mexico (Aram)“ aktiv für das Komitee „Pro Cultura Alemana“ (später „Liga Pro Cultura de Habla Alemana“) eintrat, scheint dann sein Name nur noch sporadisch in den deutschsprachigen Publikationen der Exilanten *(Austria Libre, Freies Deutschland, Demokratische Post)* auf. 1944 promovierte sein Sohn Max

Luft zum Doktor der Medizin *(Demokratische Post* I, 17, vom 14. April 1944); er ist heute ein bekannter und angesehener Arzt in Mexiko-City.

Wie aus den jüngst in den USA erschienenen Erinnerungen des Wiener Mexiko-Exilanten Stephen S. Kalmar *(Goodbye Vienna!* California 1987) hervorgeht, praktizierten die beiden Wiener Ärzte Dr. Victor Liebermann und Dr. Kunewalder in der Hauptstadt.

Dr. Kurt Wallis, 1905 in Wien geboren, hatte 1929 an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien promoviert, bis 1937 arbeitete er als Assistenzarzt am Karolinischen Spital. Er nahm dann aktiv am Spanischen Bürgerkrieg teil, wo er für das Kinderhilfswerk des Republikanischen Gesundheitsministeriums für die ärmsten Kinder Spaniens Hilfe leistete.

ÖSTERREICHISCHES THEATER IN MEXIKO

Das deutschsprachige politische Exil in Mexiko wurde wesentlich von den Gewerkschaften des Landes unterstützt. Der sozialdemokratische Gewerkschaftsführer Vicente Lombardo Toledano hatte persönlichen Kontakt zu den österreichischen Exilanten und bot ihrer Kulturorganisation innerhalb der „Acción Republicana“, dem Heinrich Heine-Klub, und den Freien Deutschen Unterstützung und Hilfe.

Der Theatersaal des Gewerkschaftsgebäudes der mexikanischen Elektrizitätsarbeiter wurde so oft zum Zentrum der vielbejubelten Aufführungen des deutschsprachigen Theaters in Mexiko. Es handelte sich dabei aber keineswegs um Laiendarstellungen, vielmehr bemühten sich professionelle Schauspieler um Regie, Sprechkunst, Bühnenbild und um die endgültige Realisierung oft gewagter Projekte, die scheinbar die Möglichkeiten im Exil sprengten.

So entstanden die Erstaufführung der *Dreigroschenoper* in Mexiko, die Uraufführung des antifaschistischen Dramas *Denn seine Zeit ist kurz* des österreichischen, im kalifornischen Exil lebenden Dramaturgen Ferdinand Bruckner, Szenen aus Nestroy, hin bis zur Uraufführung der dramatisierten Kisch-Reportage *Die Galgentoni* als Höhepunkt der Feiern zum 60. Geburtstag des Prager Schriftstellers.

„Wenn die Österreicher rufen, kommt ganz Mexiko“, mit diesen Worten berichtete Bruno Frei über „unseren Theaterabend":

„Wenn die Österreicher rufen, kommt ganz Mexiko“, sagte ein Besucher, nicht ohne Anflug von Neid. In der Tat, der Musik- und Theaterabend, zu dem wir unter dem Motto „Ein Abend bei Strauß und Nestroy“ einluden, vereinigte im Saal der Electricistas wieder einmal alles, was sich in der Hauptstadt, sei es durch Geburt, sei es durch Neigung, zu dem Wiener Kulturkreis rechnete — und darüber hinaus alles, was Wien gern hatte. (Und wer hatte Wien nicht gern?)

Trau Milizia Korjus, begleitet von Dr. Ernst Römer, brachte außer Johann Strauß einen reichen Kranz Schubertscher Lieder mit, was die Stimmung vom ersten Takt an hochschlagen ließ. Dann kam Nestroy! Ein Nestroy von Ernst Rooner. und das bedeutete einen Nestroy, so bearbeitet, als ob im Nachlaß eine Version für Mexiko 1944 gefunden worden wäre. Kein Wunder, daß die Schauspieler stellenweise Mühe hatten, sich gegen die Lachsalven durchzusetzen. Ernst Rooner machte aus dem Muffel einen philosophierenden Vagabunden, der uns wieder einmal die Shakespeare-Nähe Johann Nestroys empfinden ließ. Rooners Regie war darauf aufgebaut, die Zuhörer ihrer Fernheit zu entrücken und durch die vielen Schichten des Vergessens durchzustoßen, bis zum verborgenen Kern der unzerstörbaren Liebe zu Wien. Der Zauber gelang hundertprozentig, dank der Hingabe der Schauspieler, dank der einfallsreichen Ausstattung von Kurt Berci und dank der genialen musikalischen Umrahmung von Dr. Eugen Neumann.

Aus dem reichen Ensemble eines großen hauptstädtischen Theaters hätte man kaum bessere Besetzung auf die Beine stellen können als diese. Erau Luise Rooner als Pepi Amsel war ganz genau auf den Ton der musikalischen Komödie gestellt, Frau Stefanie Spira, Tochter aus gutem Hause, widerstand allen Versuchungen, durch Karikieren zusätzlich Lacherfolg zu erzielen, heldenhaft [...] (Aus: Austria Libre, III, Nr. 5, 3)

Die Erfolge der deutschsprachigen Theateraufführungen gehen nicht zuletzt auf den heute unbekannten Wiener Theaterfanatiker und Max Reinhardt-Schüler Dr. Ernst Robitschek

zurück. Unter seinem Künstlernamen Charles Rooner inszenierte und spielte er mit seiner Frau nicht nur im deutschsprachigen Exiltheater in Mexiko, er wirkte auch erfolgreich im mexikanischen Film mit. Nach 1950 gründete er das Universitätstheater an der „Universidad Nacional Autonoma de Mexico". Die mexikanischen Kritiker feierten ihn als Begründer des modernen Theaters in der mexikanischen Hauptstadt. Nach dem plötzlichen Tod ihres Mannes, vereinsamt und verarmt, verstarb die Witwe Luise Robitschek vor einigen Jahren in einem Gartenhäuschen, das ihr ein befreundeter Universitätsprofessor zur Verfügung gestellt hatte.

In der Festschrift des „Heine-Klubs“ zur Erinnerung an die erbrachten Leistungen der Exilanten, 1946 als letzte Publikation des Exilverlages „El Libro Libre“ erschienen, schreibt niemand geringerer als Egon Erwin Kisch über das Theater:

Eine deutsche Aufführung in Mexiko, achthundert Zuschauer im Saal, sechsundzwanzig Darsteller und Sänger auf der Bühne, ganz zu schweigen vom Bühnenmaler, dem Kostümmeister, dem technischen Personal...

Es war nicht nur eine Schau über die geistig Interessierten und nicht nur eine Glanzleistung des Heine-Klubs, der dem in Deutschland verbotenen Geist ein Zentrum schuf. Sondern vor- allem war es eine Tat des kollektiven Optimismus, vollbracht von all denen, die sich von Hitler ihre Freude an der Kultur nicht rauben lassen. Auch wenn das Unternehmen keinen Erfolg gehabt hätte, wäre es ein Erfolg gewesen. Aber es war auch ein äußerer, ein jubelnder Erfolg...

Das schrieb ich über einen Theaterabend des Heine-Klubs. Im gleichen Sinne kann man und möchte ich von der Gesamtleistung des Heine-Klubs sagen: eine Tat des kollektiven Optimismus, ein Erfolg.

Neben dem Schauspielerehepaar Rooner machte sich besonders der böhmische Filmexperte und vor 1938 an der Josefstadt engagierte Albert Victor Blum einen Namen. Auch er wirkte im aufblühenden mexikanischen Film mit, nach Ende des Weltkrieges blieb er in Mexiko, wo er ein Fotogeschäft führte und die Laienschauspielgruppe „Thespiskarren" leitete.

WOLFGANG PAALEN — EIN WIENER SURREALIST IN MEXIKO

Der 1905 in Wien geborene Wolfgang Paalen gehörte in Paris dem engsten Freundeskreis des Surrealisten Breton an, wo er auch der Hauptinitiator der ersten Weltausstellung der Surrealisten war. Der mexikanische Muralist Diego Rivera und seine Lebensgefährtin Frida Kahlo trafen Paalen schon vor 1936 in Paris, und begeistert von der faszinierenden Persönlichkeit des Wiener Malers, lud ihn Frida Kahlo sofort nach Mexiko ein. 1938 wiederholte Kahlo die Einladung, doch Wolfgang Paalen, seine erste Frau Alice Rahon und die Schweizer Fotografin Eva Sulzer reisten durch Kanada, auf den Spuren der primitiven Kunst der Eingeborenen Amerikas.

Während der Kanadareise erfuhr Paalen von der Besetzung seiner Heimat durch die Truppen Nazi-Deutschlands und beschloß mit seiner Frau, die Einladung nach Mexiko anzunehmen.

In Mexiko angekommen, bemühte Paalen sich sofort um die Organisation der ersten lateinamerikanischen Ausstellung des Surrealismus, die zu seinem ersten großen Erfolg im Exilland wurde.

Diese Ausstellung gab den entscheidenden Anstoß für die mexikanische Kunstszene, den Anschluß an die internationale Bewegung der Modernen zu suchen. Heute gilt das Werk Paalens in Mexiko als Beginn einer neuen mexikanischen Schule.

1941 trennte sich Paalen von Breton und vom Surrealismus. In der ersten Nummer der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Dyn* setzte er sein Manifest gegen alle „-Ismen“ in der Kunst, gegen alle Dogmen fest. Der Erfinder der Flammtechnik in der Malerei widmete sich nun einer „kosmologischen Kunst“, dadurch isolierte er sich immer mehr von der Gesellschaft, die ihn in Mexiko bewunderte, aber nicht verstand. Octavio Paz urteilt über Paalen, indem er ihn mit einem zerbrechlichen Schmetterling vergleicht, der im Uber- lebenskampf nicht gegen die Gewalten des alltäglichen Lebens ankommt.

1959, kurz vor seiner ersten Gesamtausstellung in Mexiko, nahm sich der Wiener Maler das Leben.

Paalens Werk ist heute in den Museen der Welt verstreut, in Paris, London, San Francisco, Los Angeles, Mexiko. Der Nachlaß befindet sich im malerischen Dorf Tepoztlán in der Nähe der Stadt Mexiko und in der Obhut des englischen Malers Gordon Onslow Ford in Kalifornien. In regelmäßigen Abständen veranstaltet das Museum für Moderne Kunst in Mexiko Ausstellungen zum Werk Paalens.

NATURWISSENSCHAFTLER

Die ehemalige Assistentin Albert Einsteins, die österreichische Physikerin Marietta Blau, flüchtete wie viele ihrer Schicksalsgenossen über Frankreich und das berüchtigte Lager von Gurs nach Mexiko, wo sie kurz an der Politechnischen Hochschule lehrte, bis sie auf Betreiben Einsteins die Einreisegenehmigung für die USA erhielt.

Bruno Frei erzählte dem Autor die Anekdote, daß der berühmte Roman Anna Seghers, *Transit,* „nur" durch die Hilfe Marietta Blaus zustandegekommen war. Borgte sie doch während der Überfahrt von Frankreich nach Kuba und von New York bis Mexiko der deutschen Schriftstellerin ihre Reiseschreibmaschine.

Als Mediziner und Forscher wurde bald nach seiner Ankunft im mexikanischen Exil DDr. Bernhard Hollinger bekannt, der bis vor dem „Anschluß" an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien gelehrt hatte.

Während einer Radiorede im Programm „La Voz de Austria" („Stimme Österreichs") am 23. Juli 1942 berichtete er mit leidenschaftlichen Worten über den Untergang der Ersten Republik und über das Ende des sozialen Modells des „Roten Wien". Bernhard Hollinger übte seinen Beruf als Arzt aus und wirkte in der Forschung an der Medizinischen Fakultät der Universität in Mexiko mit.

An der Politechnischen Hochschule und später an der Nationaluniversität begründete die Wiener Ingenieurin Gertrude Kurz-Delare Studien über Kybernetik und Informatik. Sie gehört heute zu den wenigen Frauen in dieser Disziplin, die über die Grenzen ihrer zweiten Heimat das Ansehen Österreichs in die Welt trägt. Ing. Gertrude Kurz gehörte dem Vorstand des Frauenkomitees der „Accion Republicana" der Exilösterreicher in Mexiko an, der wesentlich dazu beitrug, daß umfangreiche Hilfssendungen nach der Befreiung Wiens nach Österreich abgeschickt wurden. Das Frauenkomitee der „Aram" — dazu gehörten Dr. Else Volk, Bronja Katz, Marie Frischauf, Frau Elias-Blanco, Gertrude Kurz — ... bemühte sich außerdem um den geistigen Wiederaufbau der Heimat. In Veranstaltungen zu diesem Thema erarbeitete das österreichische Frauenkomitee neue Lehrpläne für die Schulen im wiedererstandenen Österreich. Von diesen Träumen konnte nur wenig in die Realität des Nachkriegsösterreich hinübergerettet werden.

WIRTSCHAFT UND HANDEL

Dr. Friedrich Elias-Blanco, der 1938 nach Dachau verschickt wurde, konnte durch Unterstützung des jüdischen Hifskomitees den Weg ins mexikanische Exil finden. Der 1901 in Wien Geborene gründete, noch ehe es eine diplomatische Vertretung Österreichs nach dem Zweiten Weltkrieg gab, die österreichische Handelsaußenstelle in Mexiko. Bis 1962 bemühte er sich um den Aufbau der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten, bis er aus Gesundheitsgründen nach Österreich heimkehrte. In Wien leitete er bis 1972 die mexikanische Außenhandelsstelle, wo er 1978 verstarb.

Für das wissenschaftliche und kulturelle Leben Mexikos haben österreichische Intellektuelle und Künstler wesentliches geleistet. Ihre Kreativität und der leidenschaftliche Einsatz für ein freies Österreich blieb für ihre Heimat in fast allen Fällen ohne Ergebnis. Welche Leistungen könnten heute in Österreich hervorgebracht werden, wären diese Österreicher nach 1945 in die Heimat zurückgekehrt. Die Heimat, für die sie täglich im Exil kämpften.

mit ihren Taten und ihrem Werk, die Heimat, die ihnen dann die Rückkehr schwermachte und nicht selten verhinderte.

Literatur:

Austria Libre: Exilzeitschrift der Acciön Republicana Austi/aca de Mexico, Chefredakteur: Dr. Bruno Frei (Erscheinungsweise 1941 —1946 alle 14 Tage) Mexiko.

Demokratische Post: Zeitschrift der Bewegung „Freies Deutschland". Chefredakteur: Rudolf Fuerth-Feistmann. (Erscheinungsweise alle 14 Tage, 1943—1945). Mexiko.

Dyn: Herausgeber und Verleger: Wolfgang Paalen, 1942—1946. Erscheinungsweise: unregelmäßig, Mexiko.

Freies Deutschland: Zeitschrift der Bewegung „Freies Deutschland", Erscheinungsweise: monatlich, Jge. 1941—1946, Mexiko.

Kalmar, S. Stephen, *Goodbye, Vienna!* California 1987.

Kloyber, Christian, „Österreichische Autoren im mexikanischen Exil". Phil. Diss., Wien 1987.

Im mexikanischen Exil. Vorne dritter von links: Marcel Rubin, hinter ihm Marie Frischauf, rechts seitlich Leo Katz

ANDREAS PFERSMANN

Exilland Brasilien. Aperçu zur literarischen Emigration[1]

Im kleinen Parterre des Hauses in Vichy, wo sich die brasilianische Botschaft installiert hatte, kam es zu einer kurzen und für mich tragischen Szene, als ich um die Erneuerung meines Visums ansuchte. Der Botschafter Luis de Souza-Dantas, den ich gut kannte (...), hatte sein Rundsiegel erhoben und schickte sich an, meinen Paß zu stempeln, als ihn ein zuvorkommender und eisiger Zugeteilter mit dem Hinweis unterbrach, daß ihm dieses Recht durch jüngste gesetzliche Vorschriften entzogen worden sei. Einige Sekunden lang blieb der Arm in der Luft. Mit einem besorgten, beinahe flehenden Blick suchte der Botschafter von seinem Mitarbeiter zu erreichen, daß er den Kopf abwende, während der Stempel sich senken würde, mir erlaubend, Frankreich zu verlassen, vielleicht sogar nach Brasilien einzureisen. Doch alle Mühe war vergeblich. Das Auge des Zugeteilten fixierte weiterhin die Hand, die sich automatisch wieder senkte, neben dem Dokument. Ich würde mein Visum nicht erhalten; der Paß wurde mir mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückerstattet.[2]

Was Claude Lévi-Strauss in den *Traurigen Tropen* berichtet, ist auch vielen anderen Flüchtlingen zwischen 1937 und 1941 widerfahren, die im größten Staat Südamerikas, einem traditionellen Einwanderungsland, Asyl begehrten. War Mitte der dreißiger Jahre die Situation vor allem für potentielle Siedler vergleichsweise günstig, so verfuhren die brasilianischen Immigrationsbehörden umso restriktiver, je größer die Gefahr in Europa wurde, wobei die Beschränkungen in erster Linie gegen jüdische Antragsteller gerichtet waren. Ein geheimer Erlaß des Itamaraty, des brasilianischen Außenministeriums, aus dem Juni 1937 untersagte es den Konsulaten, Personen „semitischer Herkunft“ Visa auszustellen. Nur massiven Interventionen war es zu danken, daß einige Ausnahmen von dieser Regelung gemacht wurden, Ausnahmen, über die sich der brasilianische Botschafter in Berlin prompt bei seinem Minister beklagte.[3]

Erst auf Drängen von Pius XII. erklärte sich der brasilianische Diktator Getúlio Vargas bereit, 3000 europäische Juden aufzunehmen — vorausgesetzt, sie waren zum Christentum übergetreten. In dieser Lage befand sich ein in Österreich in Vergessenheit geratener Intellektueller, der von allen damaligen Emigranten den bis heute nachhaltigsten Einfluß auf das brasilianische Geistesleben ausübt: Otto Maria Karpfen, 1900 in Wien geboren und promovierter Chemiker. Karpfen war während der Zwischenkriegszeit in der politischkulturellen Publizistik aktiv, wo der engagierte Konvertit für die Sache des politischen Katholizismus eintrat. Sowohl seine Mitarbeit am *Christlichen Ständestaat,* einer von den deutschen Emigranten Klaus Dohrn und Dietrich von Hildebrand geleiteten Zeitschrift, als auch seine Bücher *Wege nach Rom. Abenteuer, Sturz und Sieg des Geistes* (Wien— Leipzig 1934) und *Österreichs europäische Sendung. Ein außenpolitischer Überblick* (Wien 1935) erweisen ihn als klerikal gesinnten Ideologen des Austrofaschismus, der in der Kirche ein Bollwerk gegen Nationalsozialismus, Kapitalismus und Revolution erblickte.

Mit dem Anschluß blieb Karpfen nur die Flucht nach Belgien, wo er sich als Redakteur der *Gazet von Antwerpen* betätigte. Ein Jahr später ermöglichte ihm R. P. Dr. Ambros Piffig von Utrecht aus die Schiffsreise nach Südamerika,[4] wo er sich zuerst in Säo Paulo, bald darauf in Rio niederließ.

„(...) ich spreche über mein Leben in Europa, als wäre es das Leben eines anderen",[5] konnte er in den sechziger Jahren mit einigem Recht von sich behaupten. Aus Karpfen war Carpeaux geworden, aus einem politischen Journalisten mit beschränktem Leserkreis einer der bedeutendsten brasilianischen Literaturkritiker, auf den sich namhafte Philologen nach wie vor als ihren Lehrmeister berufen. Sein brasilianisches Oeuvre umfaßt mehr als ein Dutzend Werke, darunter eine achtbändige Literaturgeschichte des Abendlandes sowie über fünfzehnhundert Essays. Dabei hatte der Emigrant erst mit vierzig Jahren das Portugiesische erlernt und seine ersten literaturkritischen Arbeiten in der fremden Sprache verfaßt.

Alvaro Lins und Paulo Bittencourt gewannen ihn als Mitarbeiter des *Correio da Manhã,* in dessen Redaktion er bis 1964 arbeitete. Für die Exilforschung ist Carpeaux nicht zuletzt wegen seiner Vermittlertätigkeit zwischen den Kulturen von Bedeutung, verdankt ihm doch die Rezeption europäischer Autoren — die sich in Brasilien lange auf französische Vorbilder beschränkte —, entscheidende Impulse. Zu objektivieren wäre, welchen Beitrag genau — um mit Benjamin zu reden — der „Stratege im Literaturkampf zur Konstitution und Veränderung eines literarischen Kanons zu erbringen vermochte.

Der Werdegang von Otto Maria Carpeaux stellt auch insofern eine Ausnahme dar, als er überhaupt erst im Exil, vielleicht sogar durch das Exil seine Talente als Literaturkritiker und Gelehrter entfalten konnte. Sein Glück blieb allerdings nicht ungetrübt, als er sich in den sechziger Jahren erneut politischen Fragen zu wandte. Zu entschlossen war sein Auftreten gegen das putschende Militär, um ihn nach der sogenannten „Revolufão“ von 1964 nicht der Möglichkeit zu berauben, journalistisch tätig zu bleiben.

Zur allgemeinen Situation der Hitlerflüchtlinge ist zu bemerken, daß ihnen vor allem in Südbrasilien, also in den Staaten Paranà, Santa Cantarina und Rio Grande do Sui, eine mächtige, auf wilhelminische Traditionen bedachte deutsche Minderheit gegenüberstand, die sich für die nationalsozialistische Propaganda besonders empfänglich erwies. Darüber hinaus bestanden deutliche Affinitäten zwischen dem Vargas-Regime und dem Italien von Mussolini. Das bekam auch Karl Lustig-Prean zu spüren, der — völlig zu Unrecht — als Kommunist denunziert wurde. Der Wiener Theaterdirektor sudetendeutscher Herkunft korrespondierte übrigens in seiner Funktion als Vizepräsident des „Movimento dos Alemães livres do Brasil“ auch mit Thomas Mann, der in seinen Briefen der Hoffnung Ausdruck verlieh, einmal sein *Mutterland* Brasilien, dem er als Künstler viel verdanke, besuchen zu können.[6] Trotz der von Lustig-Prean erwirkten Fürsprache des berühmten Anthropologen Gilberto Freyre fanden sich weder die brasilianische Regierung noch die Academia das Letras bereit, Thomas Mann einzuladen. Zu einem Zeitpunkt, da die Vargas-Diktatur noch beste Beziehungen zu Hitlerdeutschland unterhielt, war ein so prononcierter und prominenter Gegner der Nazis nicht tragbar.[7]

Mit dem Kriegseintritt Brasiliens auf Seiten der Alliierten im August 1942 änderte sich die Situation für die österreichischen Emigranten ganz entscheidend. Zwar hatten besonders die literarisch Tätigen unter dem Verbot zu leiden, auf Deutsch zu publizieren oder eine Sprache der Achsenmächte in der Öffentlichkeit zu gebrauchen. Doch gelang es dem „Comité de Proteção dos Interêsses Austriacos no Brasil“, das Ende 1943 entstanden war, die Österreicher von den administrativen Beschränkungen zu befreien, denen die Ausländsdeutschen nunmehr unterworfen waren.“ Anton Retschek, der letzte österreichische Botschafter vor dem Anschluß, war der Obmann dieses Komitees, das befugt war, österreichische Identitätspapiere auszustellen, die von den brasilianischen Behörden anerkannt wurden.

Zu seinen Mitarbeitern zählten zwei namhafte österreichische Juristen, von denen keiner nach Österreich zurückgekehrt ist. Der Kelsenschüler Rudolf Metall war seinem Lehrer schon 1930 nach Köln gefolgt und nach einer mehrjährigen Tätigkeit im „Bureau International du Travail“ nach Brasilien gelangt, wo er die Regierung in Fragen der Sozialversicherung beriet. Neben einer Studie zu dieser Thematik publizierte er eine Broschüre mit verschiedenen Urteilen und Zitaten über Österreich, aus der sich die Notwendigkeit seiner Eigenstaatlichkeit ergibt.[9] In wissenschaftlicher Form zeigte dies der spätere Professor an der hebräischen Universität von Jerusalem, Hans Klinghoffer, in seinen Traktaten *Les aspects juridiques de l'occupation de 1'Autriche par l'Allemagne* (Rio 1943) und *Autriche à venir. Bref commentaire de la Declaration conjointe sur l'Autriche* (Rio 1945).[10]

Alle diese von Retscheks Komitee herausgegebenen Veröffentlichungen, die an Presse- und Regierungsstellen verteilt wurden, verdeutlichen den wissenschaftlich-publizistischen Beitrag, den Emigranten einer davon so betroffenen Disziplin wie der juridischen für die Wiederherstellung der österreichischen Unabhängigkeit geleistet haben.

Wirkten sich die neuen Arbeitsbedingungen nicht selten zum Vorteil der Naturwissenschaftler aus, so wurden sie von den Schriftstellern als radikale Verschlechterung erfahren. Besonders schlimm erging es Paula Ludwig, der 1941 in abenteuerlicher Weise die Flucht nach Brasilien gelang. Sie war, berichten ihre Biographen, trotz ihrer Gegnerschaft zum Nationalsozialismus der Reichsschrifttumskammer beigetreten, um weiterhin eigene Ge-

dichte sowie Texte des Geliebten, Iwan Goll, in Deutschland veröffentlichen zu können.[11] Getrennt von ihrem literarischen Freundeskreis, ohne deutschsprachiges Ambiente und wirkliche Kontakte zu brasilianischen Künstlern fiel ihr das Dichten schwer. Ihre Texte des Exils stehen unter dem Zeichen der Trauer; selten können sie sich mit jenen der Zwischenkriegszeit messen. Als sie nach dreizehn Jahren Brasilien nach Europa zurückkehrte, wollten sich die früheren Erfolge nicht mehr einstellen. Wenn man dem Herausgeber ihrer poetischen Versuche trauen darf, hat sie besonders über den schlechten Empfang geklagt, der ihr in Österreich bereitet wurde, über den Fortbestand jener braunen Tradition, von der man heute weiß, daß sie nie entschlafen ist. Paula Ludwig wollte gar nach Frankreich oder Brasilien zurückkehren, was allerdings an materiellen Zwängen scheiterte. Daraus ist ersichtlich, daß auch die Remigration kein Allheilmittel sein konnte, weder für ein Österreich, das das Erbe zweier Faschismen konsensualistisch verdeckt hat, noch für die Vertriebenen, denen die „alte" Heimat allzu oft als unheimliche entgegentrat.

Ich erinnere einen Besuch bei ihm. es muß noch im Jahre 1940 gewesen sein. Musil hatte abermals eines dieser Schreiben aus Bern erhalten. Emigration in die Vereinigten Staaten erwies sich als unmöglich. Es wurden Visumsfragen an jenem Teenachmittag erörtert. Ich meinte, er sollte sich um ein Visum nach Südamerika bemühen. Freunde von mir hatten damals ohne größere Schwierigkeiten die Erlaubnis zur Einreise nach Kolumbien erhalten. Musil sei Christ, so machte ich geltend, sogenannter Arier, sogar von Adel: da könne es nicht fehlen. Er sah mich mißbilligend an und sagte bloß: „In Südamerika ist Stefan Zweig."[12]

Der meistübersetzte und bestbekannte Großschriftsteller seiner Zeit war tatsächlich unübersehbar. Schon 1936 war Stefan Zweig in Brasilien triumphal empfangen worden, unter anderem von Vargas höchst persönlich. Die Reise hatte ihm einen bleibenden Eindruck gemacht und der Entschluß, wiederzukommen, war gefaßt worden. Zweigs Faszination für das tropische Land, das er 1940 erneut bereiste, bewegte ihn zu einem eigenen Buch, das im darauffolgenden Frühjahr als *Brasilien. Ein Land der Zukunft* zugleich auf Portugiesisch, Deutsch und Englisch erschien.

Der Titel war nicht gerade originell: 1909 schon war in Holland, 1911 in Deutschland ein gleichnamiges Werk erschienen.[13] Was aber war der eigentliche Beweggrund für diese Liebeserklärung an Brasilien? Stefan Zweig sagt es immer wieder: Was ihn so berührt hatte, war die seltene Eintracht und Vermischung der Bevölkerungsgruppen aller Couleurs und Herkunftsländer. Brasilien war für ihn das verklärte Gegenbild des von Rassismus und Imperialismus beherrschten Europa. In der Idylle, die er schildert, sind Konflikte inexistent, die in Europa vorherrschenden, negativen Folgen der Industrialisierung und Standardisierung weichen zwischen Rio und Recife einer friedlichen Koexistenz. Zweig hebt besonders die pittoresken Aspekte des Landes hervor, was viele seiner Leser nicht goutierten. Sie warfen ihm vor, ihre technischen Errungenschaften nicht hinreichend gewürdigt zu haben. Während offizielle Stellen sich begeistert zeigten, stieß das Buch vor allem in intellektuellen Kreisen auf Ablehnung. Aufgrund der Lobesworte, die Zweig für Getúlio Vargas fand, sahen Autoren wie Jorge Amado und Carlos Drummond de Andrade in *Brasil. Pals do futuro* ein Auftragswerk des DIP, des Sekretariates für Information und Propaganda, mit dessen Direktor, Lourival Fontes, Zweig bekannt war. Ein anderer nach Brasilien emigrierter österreichischer Schriftsteller, Paul Frischauer, hat 1943 tatsächlich eine Apologie des Diktators veröffentlicht, was gewiß nicht die Intention von Zweig war. Das „Land der Zukunft", wo Zweig ab Sommer 1941 weilte, um dem New Yorker Trubel zu entfliehen, die *Schachnovelle* zu verfassen und die *Welt von Gestern* abzuschließen, vermochte freilich seine Erwartungen nicht zu erfüllen. Es ist bekannt, daß er sich nach einigen Monaten der Zurückgezogenheit in Petropolis bei Rio im Februar 1942 das Leben nahm, wo seine Beisetzung Anlaß für ein Staatsbegräbnis war. Zweig, öffentlichen Ehrungen nicht abhold und Feind politischer Auseinandersetzungen, hatte sich zu Lebzeiten nicht wirklich gegen die propagandistische Vereinnahmung seiner Person gewehrt, die nun ein letztes Mal von der Regierung Vargas betrieben wurde. So bleibt das Paradox, daß ein Schriftsteller, der vor dem Faschismus geflohen war, einem autoritären, mit dem Faschismus liebäugelnden Regime als Garant gedient hat.

Abschließend gilt es, dem emigrierten Autor Tribut zu zollen, in dessen Oeuvre der erzwungene Brasilienaufenthalt seinen literarisch wertvollsten Niederschlag gefunden hat —

Ulrich Becher. Von Wolfgang Kießling weiß man um die Moritat *Das Märchen vom Räuber, der Schutzmann wurde,* die 1943 als erster Band der „Notbücherei deutscher Antifaschisten" in Rio erschien.[14] Ihren lyrischen Ausdruck findet die Exilerfahrung etwas später mit dem *Brasilianischen Romanzero,* wo Becher durch seine Kunst der Wortfügung jene brasilianische Realität einzufangen wußte, die auch Stefan Zweig nur impressionistisch beschwört. Die Notizen im Anhang verdeutlichen, welch präzise kulturellen und politischen Kenntnisse seinen Dichtungen zugrundeliegen: sie beziehen zudem die Entstehungszeit der Texte auf ihre Nachgeschichte.

Der Umschlagentwurf des *Romanzeros* geht auf einen Holzschnitt Axel von Leskoscheks zurück, mit dem Ulrich Becher in Rio befreundet war. Der Maler, der 1936 als Schutzbündler und Februarkämpfer in Haft geriet, konnte nach Brasilien fliehen, wo er einer Reihe von Künstlern graphischen Unterricht erteilte und zahlreiche Bücher illustrierte. Noch im April 1945 hat ihn Becher, bereits in den Vereinigten Staaten, in einer deutschsprachigen Emigrantenzeitschrift gewürdigt:

Wenn ich an ihn, den in Rio Fernen, denke, will mir scheinen, als sei er selber seinen Holzschnitten zur Odyssee entsprungen, ein leidensgeübter großer Dulder und kluger Held, zur wundersamen Insel der Kalypso verschlagen. Doch sitzt er nicht vor der Grotte der Nymphe, neben dem Zitronenbaum, und blickt tränenverhangenen Augs übers Meer.

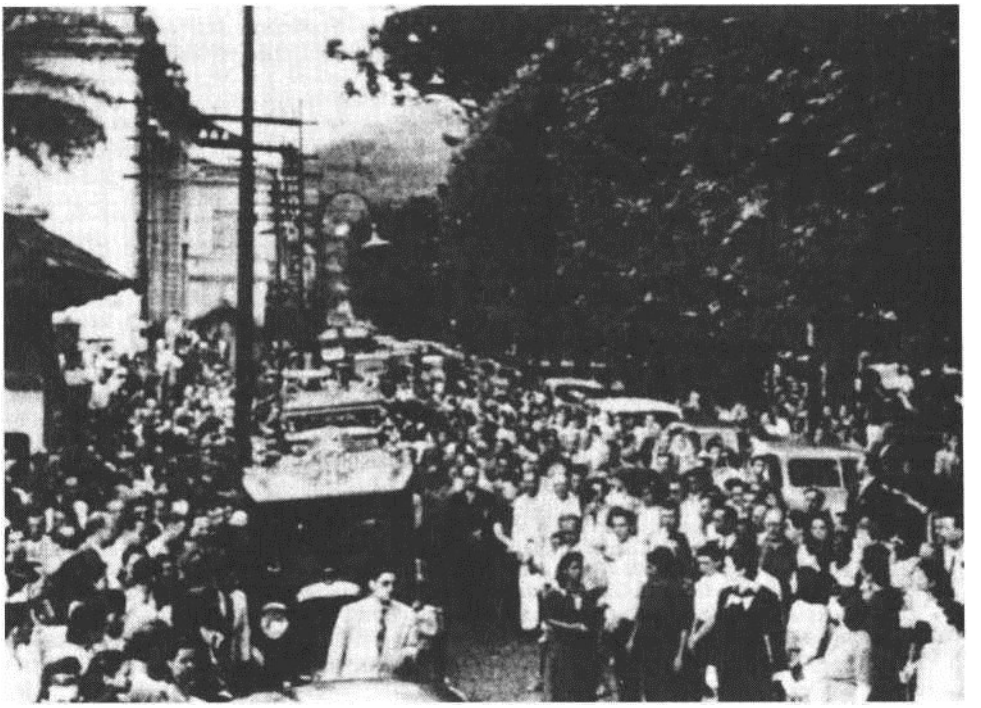
Nein: er arbeitet.[15]

Anmerkungen:

1 Die folgende Skizze steht im Zusammenhang eines vom Österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung geförderten Projektes über *Otto Maria Carpeaux (1900—1978), work in progress,* aus dem anläßlich der Bestandsaufnahme der vertriebenen Vernunft allererste Reflexionen jene österreichische Schriftsteller zur Sprache bringen sollen, deren Exil sich in besonderer Weise mit Brasilien verknüpft hat. Keineswegs bedeutet dieser Akzent auf den literarisch Produktiven eine Mißachtung all jener vertriebenen Gelehrten, deren wissenschaftliche Disziplinen so viel später als Literatur und Kunst in der Exilforschung Beachtung finden. Insbesondere dürfen an dieser Stelle die Namen des Mikrochemikers Fritz Feigl, des Physikers Guido Beck und des Pharmakologen Richard Wasicky nicht unterschlagen werden, die alle nach Brasilien geflohen sind. (Zu Guido Beck vgl. den Beitrag von Michael Desser im selben Band.)
Über Brasilien als Exilland informieren: Dieter Marc Schneider, „‚Ein Land der Zukunft'. Deutschsprachige Emigranten in Brasilien nach 1933", in: *Um der Freiheit willen.* Pfullingen 1983,147—178; Hans-Albert Walter, *Deutsche Exilliteratur 1933—1950, Band 2: Europäisches Appeasement und überseeische Asylpraxis.* Stuttgart 1984, 312ff; Ray-Güde Mertin, „Deutschsprachige Exilschriftsteller in Brasilien nach 1933", in: *Lingua e Literatura* V (1976), 353—371; Susan Eisenberg-Bach, „French and German Writers in Exile in Brazil: Reception and Translations", in: Hans-Bernhard Moeller (Hrsg.), *Latin America and the Literature of Exile,* Heidelberg 1983, 293—310 und Maria Luiza Tucci Carneiro, *Anti-Semitismo na Era Vargas. Fantasmas de uma Geração (1939—45).* São Paulo 1988.
2 Claude Lévi-Strauss, *Tristes tropiques,* Paris, Pion 1984 (1955), 17f. Übersetzungen A. P.
3 Vgl. Alberto Dines, *Morte no paraíso. A tragédia de Stefan Zweig.* Rio de Janeiro, 1982, 227f. und Maria Luiza Tucci Carneiro, *Anti-Semitismo,* a.a.O.
4 Mündliche und schriftliche Mitteilung von Hon. Prof. Dr. Ambros Pfiffig.
5 Otto Maria Carpaux, *Tendências contemporâneas na literatura. Um esbôço.* Rio de Janeiro. 1968.
6 Die Briefe von Thomas Mann an Lustig-Prean werden in der Handschriftensammlung der ÖNB, Wien, verwahrt. Wie der Theaterdirektor sein Exil erfahren hat, kann man in *Lustig-Preans lachendes Panoptikum* (Frankfurt—Wien 1952) nachlesen.
7 Vgl. auch Alberto Dines, *Morte no paraíso.* a.a.O., 224.
8 Vgl. u. a. Franz Goldner, *Die österreichische Emigration 1938 bis 1945.* Wien—München 1972, 259ff. ..
9 Rudolf Aladar Métall, *Austria Aeterna.* Rio 1944. Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands (DÖW), Exil 4448.
0 DÖW, Exil 2016 und 3015/4.
Vgl. Paula Ludwig, *Gedichte.* Ebenhausen bei München 1986, 295 (Nachwort).
2 Hans Mayer, *Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen.* Frankfurt 1982, 1, 382.
3 Vgl. Alberto Dines, *Morte no paraíso*. a.a.O., 273.

14 Vgl. Ebda. und Donald A. Prater, *Stefan Zweig. Das Leben eines Ungeduldigen.* Frankfurt 1984, 345. Wolfgang Kießling hat der zweiten Ausgabe seines Buches *Exil in Lateinamerika (= Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil, Band 4),* Leipzig 1984, ein Kapitel über Stefan Zweig hinzugefügt. Vgl. ebda., 383—410.

15 Ulrich Becher, „Der Holzschneider Axel von Leskoschek", a.a.O., April 1945 (DÖW, Akt 12.563). Im Kontext dieser Skizze darf Leopold von Andrian nicht unerwähnt bleiben, über dessen brasilianisches Exil allerdings kaum etwas bekannt ist. Besser ist man über die Jahre unterrichtet, die der unermüdliche Polygraph und Autor der *Braunen Pest,* Frank Arnau, in Brasilien verbracht hat, teilweise als Mitarbeiter der englischen Botschaft. Vgl. Frank Arnau, *Gelebt, geliebt, gehaßt. Ein Leben im 20. Jahrhundert.* München—Wien—Basel 1972.



Das Begräbnis von Stefan Zweig in Rio de Janeiro. 1942

HANS-JOACHIM DAHMS

Die Türkei als Zielland der wissenschaftlichen Emigration aus Österreich. Ein Überblick

Über die österreichische Emigration in die Türkei gibt es bislang keine Untersuchung. Deshalb werde ich versuchen, deren Besonderheiten — im Vergleich zur Emigration aus Deutschland in dieses Zielland — zu skizzieren, soweit sie sich aus der bereits publizierten Literatur entnehmen lassen. Am Schluß werde ich auch auf einige Probleme eingehen, die sich einem Untersuchungsprojekt über die akademische Emigration von Österreichern in die Türkei stellen würden, wenn es in Zukunft angegangen werden sollte.

Als Ausgangsmaterialien habe ich vor allem das Emigrantenlexikon von Strauss und Röder[1] (im folgenden als *Handbuch* bezeichnet) sowie die 1973 erschiene Studie *Exil und Bildungshilfe. Die deutschsprachige Emigration in die Türkei nach 1933* von Horst Widmann[2] benützt. Aufschlußreich waren auch die autobiographischen Bücher von Türkeiemigranten, nämlich — in der Reihenfolge ihres Erscheinens — das Buch des Mediziners Rudolf Nissen[3], *Helle Blätter — dunkle Blätter,* das als erstes bereits 1969 erschien, die *Zuflucht am Bosporus* aus der Feder des Ökonomen Fritz Neumark[4] von 1980 sowie schließlich das Werk des Juristen Ernst Hirsch,[5] *Aus des Kaisers Zeiten durch die Weimarer Republik in das Land Atatürks,* von 1982. Allerdings sind alle diese Bücher von deutschen Staatsangehörigen geschrieben worden. Die einzige mir bekannte autobiographische Schrift aus der Sicht der österreichischen Emigration in die Türkei sind die *Erinnerungen aus dem Widerstand*[6] der österreichischen Architektin und prominenten Kommunistin Margarete Schütte-Lihotzky. Dies ist einer der Gründe, warum ich auch die politische und künstlerische Emigration in die folgenden Bemerkungen einbeziehe, die sich ja im übrigen nicht selten in einer Person vereinen.

1. Beginnen wir mit dem Umfang der österreichischen Gesamtemigration in die Türkei, soweit sie im *Handbuch* nachgewiesen wird. Für die Türkei als Zielland der Emigration nennt sein Index 143 Namen. Von diesen sind 26 als gebürtige Österreicher zu identifizieren, also ein gutes Sechstel. Vergleicht man die Zahlen mit der Gesamtemigration, für die Mehringer 9000,[7] davon 2200 Österreicher, angegeben hat, also immerhin ein knappes Viertel, fällt für die Türkei ein relativ geringerer Umfang der österreichischen Emigration auf. Woran liegt das? Wahrscheinlich muß man die Antwort in den Emigrationszeitpunkten suchen. Während nämlich viele deutsche Wissenschaftler schon 1933, ziemlich bald nach der „Machtergreifung“ Hitlers, emigrierten, sind die meisten Österreicher erst 1938 nach dem „Anschluß“ ausgewandert, also zu einem Zeitpunkt, als einerseits die gesamte politische Lage schon so bedrohlich geworden war, daß eine direkte Emigration über den großen Teich in die USA näher lag, und andererseits die meisten Posten in der Türkei, die für Ausländer in Frage kamen, schon besetzt waren. Es gibt allerdings auch Ausnahmen zu dieser Regel des späteren Emigrationszeitpunktes der Österreicher (im Vergleich zu den deutschen Exilanten). Das sind diejenigen gebürtigen Österreicher, die als Hochschullehrer vor 1933 eine Arbeitsstelle in Deutschland hatten und dann nach 1933 von dort emigrieren mußten. Ich nenne als Beispiele nur die vielleicht Prominentesten, den Mathematiker Richard von Mises und den Romanisten Leo Spitzer.

2. Wie stellt sich nun die Verteilung der österreichischen Emigranten in die Kategorien der politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Emigration dar? Es fallt auf, daß von den insgesamt neunzehn im ersten, den Politikern und Publizisten gewidmeten Band *des Handbuchs* unter den verzeichneten Türkeiemigranten neun Österreicher sind, also relativ viel mehr als Deutsche. Dagegen registriert das *Handbuch* nur zwei österreichische Künstler, die in die Türkei emigrierten, nämlich den Pianisten und Musikwissenschaftler Ludwig Czacks und den Architekten Herbert Eichholzer, während unter den deutschen Türkeiemigranten in den Gruppen um den Komponisten Paul Hindemith einerseits und den Architekten Bruno Taut andererseits viel mehr Künstler versammelt waren. Gemeinsam ist aber sowohl den deutschen als auch den österreichischen Künstleremigranten, daß sie jeweils Gebieten zuzu-

ordnen sind, die — anders etwa als bei Literatur oder Film — keine über das Alltägliche hinausgehende Kenntnis der Landessprache voraussetzten.

Bevor wir zur wissenschaftlichen Emigration von Österreichern in die Türkei übergehen, soll hier kurz die politische Emigration dorthin vorgestellt werden, da sie fast die Hälfte aller im *Handbuch* für dieses Land verzeichneten Österreicher ausmachte und wir, wie gesagt, durch die Memoiren Margarete Schütte-Lihotzkys darüber unterrichtet sind. Außer der *relativ* größeren Zahl von österreichischen politischen Emigranten in der Türkei im Vergleich zu den deutschen fällt auch ein Unterschied in der politischen Orientierung auf. Während nämlich die deutschen eher sozialdemokratisch gesonnen waren — man denke nur als bekanntesten unter ihnen an den späteren Ersten Bürgermeister Berlins, Ernst Reuter —, waren die österreichischen Exilanten in der Türkei durchweg kommunistisch orientiert. Das mag auch der Grund gewesen sein, weshalb die Istanbuler Gruppe der KPÖ „auch Verbindung zu deutschen Antifaschisten (hielt), jedoch lediglich zum Zweck politischer Aussprache", hingegen organisatorisch „völlig getrennt"[8] war. Denn schon die *österreichischen* Sozialisten und Kommunisten befanden sich untereinander in einem tiefgehenden Dissens über die Ziele ihres antifaschistischen Kampfes, wobei die Sozialisten eine „gesamtdeutsche Revolution" (unter Einschluß Österreichs) verfochten und die Kommunisten im Sinne eines „nationalen Kurses" für den Unabhängigkeitskampf des österreichischen Volkes eintraten.[9] Umso mehr wird sich dieser Konflikt hemmend auf Kontakte zwischen *deutschen* Sozialdemokraten und *österreichischen* Kommunisten ausgewirkt haben.

Die einzige Ausnahme unter den politischen österreichischen Exilanten in der Türkei hinsichtlich der Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei Österreichs scheint der Nationalökonom Josef Dobretsberger gewesen zu sein, der zeitweise Sozialminister in der Regierung Schuschnigg war. Auch auf ihn hat offenbar die KPÖ-Gruppe Einfluß ausgeübt, denn Schütte-Lihotzky schreibt über ihre Kontakte mit ihm: *Im Herbst 1938 lernten wir Dobretsberger in Istanbul kennen, wir wohnten einige Zeit mit ihm in derselben Pension. Jeden Abend saßen wir beisammen und diskutierten. Dobretsberger kam als fortschrittlicher Katholik und vor allem als Nationalökonom zum Marxismus. Er hielt in unserer Gruppe in Istanbul ein Referat „Katholizismus und Sozialismus". Nach dem Kriege war Dobretsberger, den seine Gegner Sowjetsberger nannten, für uns aus dem politischen Leben nicht wegzudenken.*[10]

Die kommunistische Gruppe in Istanbul bestand dort im wesentlichen zwei Jahre, und zwar etwa vom November 1938 bis zum Jahresende 1940." Sie diente einigen Parteimitgliedern nur als Durchgangsstation auf dem Weg vom französischen ins sowjetrussische Exil. Andere aber, wie Margarete Schütte-Lihotzky oder Herbert Eichholzer, bereiteten sich in der Türkei auf die aktive Teilnahme am Widerstandskampf im österreichischen Untergrund vor. Das gelang beiden nach ihrer Rückschleusung nach Wien nur jeweils für kurze Zeit. Nach ihrer Verhaftung wurde Eichholzer zum Tode verurteilt und am 7. Jänner 1943 hingerichtet,[12] Schütte-Lihotzky zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt, aus dem sie erst im April 1945 befreit wurde.[13]

3. Trotz des relativ hohen Prozentsatzes von politischen Exilierten unter den aus Österreich in die Türkei Ausgewanderten machen doch in absoluten Zahlen mit insgesamt vierzehn im *Handbuch* verzeichneten Österreichern die Wissenschaftler den größeren Anteil aus. Zu ihnen kann man sicherlich auch noch Eduard März und Josef Dobretsberger hinzuaddieren, die im ersten den politischen Emigranten vorbehaltenen Band des *Handbuchs* verzeichnet sind. Solche Zweifelsfälle zeigen im übrigen erneut, daß die Eigenschaften des Politikers und Wissenschaftlers gelegentlich in einer Person Zusammentreffen, weshalb eine eindeutige Einordnung in die eine oder andere Kategorie Schwierigkeiten macht.

Die Erklärung dafür, daß erstaunlich viele Wissenschaftler in ein Entwicklungsland, wie die Türkei es danach darstellte, mit einer zudem völlig fremden Sprache, gegangen sind, ist bekannt genug und braucht deswegen hier nur skizziert zu werden:[14] Der Schöpfer der modernen Türkei, Atatürk, hatte 1932 aus Unzufriedenheit mit dem schleppenden Gang der Reformen im Erziehungswesen den Genfer Pädagogik-Professor Malche mit der Abfassung eines Gutachtens über die notwendigen Reformen im Hochschulwesen beauftragt. Dieses Gutachten empfahl dann die vollkommene Schließung der traditionellen osmanischen Universität und den konsequenten Neuaufbau einer nach westlichem Muster ausgerichteten Hochschule, wofür in möglichst großem Umfang Wissenschaftler aus Westeuropa heran-

gezogen werden sollten. Unter normalen Umständen hätte sich die Umsetzung dieser Empfehlungen sicher nur sehr viel langsamer vollzogen. Aber durch die erste Entlassungswelle von jüdischen und politisch unliebsamen Hochschullehrern im Deutschen Reich nach der nationalsozialistischen Machtergreifung und mit Hilfe der in Genf von dem Frankfurter Mediziner Philipp Schwartz gegründeten „Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler im Ausland" bot sich nun die Chance, diese Pläne auf einen Schlag zu verwirklichen. So kam es denn zu einer Einstellungswelle in Istanbul, die Strauss „what may well have been the most massive appointment process at one time in academic history"[15] genannt hat.

Die Arbeitsbedingungen an dieser neu gegründeten Hochschule waren anfangs natürlich schwierig, weil sich zu der zunächst mangelhaften Ausstattung von Bibliotheken[16] und Labors in jedem Fall die Probleme der Erteilung akademischen Unterrichts mittels eingeschalteter Dolmetscher[17] und häufig genug der Neid und die Intrigen der durch die Neuankömmlinge verdrängten türkischen Vorgänger gesellten.[18] Solche Probleme betrafen natürlich alle neu berufenen Hochschullehrer gleichermaßen und nicht nur die Österreicher unter ihnen. Deshalb sind hier einige Bemerkungen zu *deren* fachlichen Schwerpunkten am Platze.

Die meisten wissenschaftlichen Emigranten aus Österreich gab es in den Naturwissenschaften, nämlich vier in der Chemie und ihren Grenzgebieten (Otto Gerngross, Philipp Gross, Felix Haurowitzund Reginald Herzog) und jeweils zwei in der angewandten Mathematik (Richard von Mises und Wilhelm Ornstein) und in der Medizin (Friedrich Reimann und Max Sgalitzer). Aber daneben gab es auch einen Schwerpunkt in der Assyrologie (mit Fritz Rudolf Kraus und Benno Landsberger). Alle übrigen Wissenschaften waren von aus Österreich Emigrierten mit nur je einem Repräsentanten vertreten. Es trifft sich nun ungünstig, daß über alle diese genannten Fächer weder für die Emigranten im ganzen noch in ein spezielles Zielland Untersuchungen vorliegen, sodaß es gegenwärtig unmöglich ist, zu vergleichenden Aussagen über die Aufbauleistungen der österreichischen Wissenschaftsemigranten in der Türkei zu kommen. Ein Vergleich mit der Entwicklung ihrer jeweiligen Disziplinen in ihrer früheren Heimat ist mangels entsprechender Untersuchungen über die in Österreich Gebliebenen ebenfalls unmöglich. Deshalb kann man beim derzeitigen Stand der Forschung nur auf die Schilderung individueller Leistungen verweisen, wie sie von Widmann sowie in den eingangs angegebenen Autobiographien bereitgestellt werden.

4. Was ist nun aus den wissenschaftlichen Türkeiemigranten aus Österreich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs geworden? Das wichtigste Ergebnis ist wohl, daß bis auf zwei (Gerngross und Reimann) alle nicht dauerhaft in ihrem Exilland geblieben sind. Denn von denen, die nicht bereits vor 1945 gestorben waren, sind alle — größtenteils schon weit vor diesem Zeitpunkt — weitergewandert (davon bei weitem die meisten mit insgesamt sieben Personen in die USA und nur einer nach Großbritannien) oder nach 1945 in einen der Nachfolgestaaten des Dritten Reiches zurückgegangen. Daß so viele weitergegangen sind, ist leicht erklärlich. Abgesehen von den bereits geschilderten schwierigen Arbeitsbedingungen an der Universität machten sich mit der steigenden Kriegsgefahr und dann besonders nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verstärkt politische Fluchtmotive bemerkbar. Insbesondere nach dem Amtsantritt Papens[19] als deutscher Botschafter in der Türkei schien den Flüchtlingen ihr Asyl in der Türkei nicht mehr sicher genug. Und aus den gleichen politischen Gründen ist erklärlich, daß sie dann nicht in das von einer möglichen deutschen Invasion bedrohte England, sondern lieber gleich in das sichere Amerika gingen, das zudem über eine ganz andere Aufnahmekapazität verfügte.

Unter den österreichischen Wissenschaftsemigranten in die Türkei sind nun aber immerhin fünf identifizierbar, die nach 1945 in den deutschen Sprachraum zurückkehrten, nämlich der Botaniker Leo Brauner, Josef Dobretsberger, der Architekturprofessor Clemens Holzmeister, Fritz Kraus und der Psychologe Wilhelm Peters. Für die inzwischen heftig entbrannte Diskussion über die eventuell mangelnde Aufnahmebereitschaft Österreichs für rückkehrwillige Emigranten ist die Beobachtung einschlägig, daß zwei von diesen in die Bundesrepublik gingen, Brauner und Peters, und einer, nämlich Kraus, es vorzog, 1954 in die Niederlande weiterzuwandern. Von den aus Österreich über die Türkei in die USA bzw. Großbritannien gewanderten Wissenschaftsemigranten ist im übrigen kein einziger je zurückgekehrt.

5. Ich darf mir zum Schluß einige Bemerkungen zu den Aussichten eines möglicherweise

in der Zukunft in Angriff zu nehmenden Forschungsprojekts über die österreichische Emigration in die Türkei gestatten: Ich glaube nicht, daß angesichts der ausgedehnten Zusammenarbeit von deutschen und österreichischen Wissenschaftlern an den verschiedensten Instituten an der Universität Istanbul ein sozusagen nationalstaatlicher Ansatz Sinn macht. Es kommt hinzu, daß in die Türkei ja keine Wissenschaftler gegangen sind, die etwas exportiert hätten, das man als etwas „typisch Österreichisches" bezeichnen könnte (wie etwa die Psychoanalyse, die empirische Sozialforschung oder der logische Positivismus des Wiener Kreises). Der einzige Fall, der anscheinend eine Ausnahme bildet, ist Richard von Mises.[20] Denn dieser hat als Sympathisant des Wiener Kreises in der Türkei sein *Kleines Lehrbuch des Positivismus* verfaßt. Aber auch für ihn gilt wohl, daß sein Kontakt mit seinem früheren Berliner Kollegen Hans Reichenbach im Bereich der Philosophie oder mit seinem aus Göttingen ankommenden neuen Kollegen Willy Prager in der angewandten Mathematik und Fluglehre mindestens ebenso wichtig gewesen sind wie mit aus Österreich emigrierten Wissenschaftlern.

Anders verhält es sich meiner Meinung nach mit dem spezifischen Kraftfeld der österreichischen Emigration in die Türkei, das durch den intensiven Kontakt von linksorientierten politischen Emigranten mit einigen Wissenschaftlern und Architekten gebildet wurde.[21] Denn hier könnte man exemplarisch — sozusagen im kleinen Maßstab — einmal die Kooperationsvorgänge und Austauschprozesse studieren, die noch allzuoft in der Exilforschung nur von einander getrennt behandelt werden.

Anmerkungen:

1 Strauss/Röder (1983)
2 Widmann (1973)
3 Nissen (1969)
4 Hirsch (1982)
5 Neumark (1980)
6 Schütte-Lihotzky (1985)
7 In diesem Band.
8 Schütte-Lihotzky (1985), 52.
9 Siehe zu diesen Auseinandersetzungen schon im französischen Exil Weinzierl (1984), 10—16.
10 Schütte-Lihotzky (1985), 54.
11 Ebda., 50f. und 61.
12 Ebda., 122.
13 Ebda., 138.
14 Siehe dazu ausführlich Widmann (1973), 42ff.
15 Siehe den Einleitungsartikel von Strauss/Röder (1983), Band II: *Science, Arts and Literature.*
16 Siehe dazu die lebhafte Schilderung von Hirsch (1982), 219ff.
17 Ebda., 197.
18 Auf solche Fälle geht besonders Nissen (1969), 199ff., ein.
19 Ebda., 203.
20 Siehe dazu den Artikel über Richard von Mises in diesem Band.
21 Siehe dazu den Artikel von Margarete Schütte-Lihotzky in diesem Band.

Literaturverzeichnis:

Ernst E. Hirsch, *Aus des Kaisers Zeiten durch die Weimarer Republik in das Land Atatürks.* München 1982. Fritz Neumark, *Zuflucht am Bosporus. Deutsche Gelehrte, Politiker und Künstler in der Emigration 1933—1953* Frankfurt 1980

Rudolf Nissen, *Helle Blätter — Dunkle Blätter. Erinnerungen eines Chirurgen.* Stuttgart 1969. Margarete Schütte-Lihotzky, *Erinnerungen aus dem Widerstand 1938—1945.* Hamburg 1985.

Herbert A. Strauss und Werner Röder (Hrsg.), *International Dictionary of Central European Emigrés 1933—1945.* München 1983.

Ulrich Weinzierl, (Auswahl und Bearbeitung), *Österreicher im Exil, Frankreich 1938—1945. Eine Dokumentation.* Wien München 1984.

Horst Widmann, *Exil und Bildungshilfe. Die deutschsprachige akademische Emigration in die Türkei nach 1933.* Bern—Frankfurt—Main 1973.

WILLY VERKAUF-VERLON

Palästina als Emigrationsland österreichischer Wissenschaftler

Die Besetzung Österreichs im März 1938 durch Nazi-Deutschland hatte negative Folgen für Wissenschaft und Kultur unseres Landes. Zahlreiche Wissenschaftler, Gegner des Nazismus oder dem neuen Regime nicht genehm, wurden über Nacht von den Hochschulen entfernt, verhaftet, zur Emigration gezwungen. Einem Teil der entlassenen und verfolgten Wissenschaftler gelang die Flucht ins Ausland, vor allem in die Vereinigten Staaten von Amerika und nach Großbritannien, wobei ihnen die internationalen Beziehungen, die sie als Wissenschaftler besaßen, oft zugute kamen.

Wenige waren schon vor dem März 1938 aufgrund des damals herrschenden traditionellen Antisemitismus, der an den österreichischen Hochschulen an der Tagesordnung war, ausgewandert, auch nach Palästina, einem Exilland besonderer Art.

Palästina war ein kleines Land mit einem großen Spektrum an ethnischen, religiösen, ökonomischen und politischen Verschiedenheiten. 1918 hatten die Briten die vierhundert Jahre währende Herrschaft der Türken beendet, und das Land wurde ab 1920 britisches Mandatsgebiet des Völkerbundes.

In den dreißiger Jahren litt Palästina unter einer schweren wirtschaftlichen Krise. Die Bewohner zählten einerseits zu einer jüdischen Minderheit, teils zionistisch, teils aus ultra-orthodoxen Gründen antizionistisch gesinnt, und andererseits zu einer arabischen Mehrheit moslemischen und auch christlichen Glaubens, die bereits begonnen hatte, sich gegen die jüdische Einwanderung aufzulehnen.

In diesem Zusammenhang muß gesagt werden, daß es ohne Judenverfolgungen im zaristischen Rußland und in anderen Staaten Europas, ohne Antisemitismus in Deutschland und Österreich, keinen politischen Zionismus gegeben hätte und Palästina nicht zu einem Exilland geworden wäre. In Jerusalem gäbe es heute wahrscheinlich nur ein jüdisches religiöses und kulturelles Zentrum, neben Vertretungen der christlichen und islamischen Religionen. Faschistischer Terror und Rassenantisemitismus ermöglichten, was die zionistische Bewegung während Jahrzehnten nicht erreichen konnte: eine Masseneinwanderung. Die religiöse, von messianischen Motiven beeinflußte Zionssehnsucht der Juden wurde zu einer politischen Ideologie, zum politisch aktiven Zionismus der jüdisch-nationalen Bewegung mit ihren verschiedenen politischen Schattierungen von extrem links bis extrem rechts. Seit dem Jahre 1896, in dem Theodor Herzls *Judenstaat* erschienen war, wanderten bis 1932 nur etwas mehr als 100.000 Juden nach Palästina ein, während in den Jahren 1933 bis 1945 trotz Einwanderungsbeschränkungen und-verboten seitens der britischen Mandatsregierung 360.000 Juden hier eine neue Heimat suchten.

Es ist ein Irrtum, Palästina als sicheres Exilland zu betrachten. Um 1941 war die Zeit, in der Rommels Armee vor den Toren Alexandriens stand, die Engländer ihre Angehörigen aus Kairo evakuierten, die ersten Sonderzüge mit Flüchtlingen in Jerusalem eintrafen, italienische Flugzeuge Tel-Aviv bombardierten. Es war die Zeit, in der nach der Besetzung von Kreta auch in Palästina mit der Landung deutscher Fallschirmtruppen gerechnet wurde und von den Eisenbahn- und Autobusstationen die Beschilderungen entfernt wurden, um den Luftlandetruppen die Orientierung zu erschweren. Zu dieser Zeit sickerten auch die ersten Nachrichten von den Massendeportationen in die Nazilager durch.

Emigrationsprobleme im Zusammenhang mit Palästina respektive Israel sind deshalb so kompliziert zu behandeln, weil sie zwischen Emigration, Immigration und Remigration, Exil, Rückkehr, Finden einer neuen Heimat, angesiedelt sind. Die Situation für den einzelnen war unterschiedlich: Palästina als vorübergehendes Zufluchtsland oder als neue Heimat. Die Österreicher jüdischer Abstammung hatten die Wahl, sich in Palästina in der Fremde oder zu Hause zu fühlen. Die nichtjüdischen Österreicher in Palästina hatten diese Wahl nicht. Die Zusammensetzung der österreichischen Emigration in Palästina läßt sich folgendermaßen einteilen:

1. Österreicher jüdischer Abstammung, die vor dem Jahre 1933 wegen antisemitischer Verfemung resultierender jüdisch-nationaler Einstellung nach Palästina ausgewandert sind.
2. Österreicher, die zwischen dem März 1933 und Februar 1938 nach Palästina kamen, vor allem wegen der Gefahr des auch in Österreich aufkommenden Nazismus oder wegen Verfolgung durch das antidemokratische Regime in Österreich.
3. Die größte Gruppe von Österreichern jüdischer Abstammung, aber auch Nichtjuden, kam nach dem März 1938, nach der Besetzung durch Hitler-Deutschland, nach Palästina. Sie kamen wegen sogenannter „rassistischer“ und/oder politischer Verfolgung.

Sie verließen Österreich als Geächtete und zumeist Mittellose, nachdem sie einen Kampf um ihre Ausreise geführt hatten, bemüht, ein Land zu finden, das sie aufnahm. Diejenigen, die bis Kriegsausbruch im Herbst 1939 in Kontinental-Europa geblieben waren — in Belgien, Frankreich, den Niederlanden unter anderem —, wurden erneut zur Flucht gezwungen und waren froh, in Palästina eine Zufluchtsstätte zu finden. Die meisten Emigranten fanden keine Beschäftigung in ihren ursprünglichen Berufen und mußten als Hilfskräfte ihren kärglichen Unterhalt verdienen. Akademiker wurden Bau- und Plantagenarbeiter, Haushaltshilfen usw. Palästina konnte ihnen nicht jene Möglichkeiten bieten, wie heute der Staat Israel es vermag.

Wenn man die politische Tätigkeit der österreichischen Emigranten in Palästina analysieren will, so ergeben sich einige Probleme. Im allgemeinen kann man sagen, daß in dieser oder jener Form alle österreichischen Emi- und Immigranten am Kampf gegen den Nazismus teilgenommen haben, die einen als Soldaten in der sogenannten Jewish Brigade oder in anderen Einheiten der Britischen Armee, andere in den verschiedensten Organisationen, die mit dem Kriegseinsatz verbunden waren. Wenn er aber gleichzeitig österreichbewußt bleiben wollte, bestand für den Österreicher jüdischer Abstammung in Palästina das Phänomen einer doppelten Emigration, der sogenannten „inneren Emigration“. Diese Emigranten, eine Minderheit, hatten die Absicht, nach der Vernichtung des Nazismus und der Wiederherstellung eines unabhängigen und freien Österreich in ihre Heimat zurückzukehren. Der zionistischen Ideologie zufolge war aber jeder Jude, der sich nur als Emigrant und nicht als Immigrant betrachtete, also Palästina nur als Asylland benützte, quasi ein Volksverräter. Trotzdem vereinigten sich die nationalbewußten österreichischen Emigranten in einer überparteilichen Organisation, dem „Free Austrian Movement of Palestine“ mit Ortsgruppen in Jerusalem, Tel-Aviv, Haifa und Petach Tikwah. Dieser Organisation gehörten sämtliche politische Richtungen an, sie hatte zum Ziel die Herausarbeitung eines gemeinsamen Standpunktes zur nationalen Frage Österreichs, die laufende Versorgung der Presse, des Rundfunks, der alliierten zivilen und militärischen Stellen mit Informationen über die Lage im annektierten Österreich, Pflege des österreichischen Kulturerbes, Erfassung heimkehrwilliger österreichischer Emigranten, Betreuung nichtnazistischer österreichischer Kriegsgefangener usw.

Eine klare Grenzziehung zwischen politischen Exilanten und unpolitischen Emigranten ist schwer möglich. Manche verließen Österreich als politisch und „rassisch" Verfolgte, waren anfangs typische Exilierte, entwickelten sich aber mit der Zeit zu Immigranten und kamen als solche in den Genuß der Unterstützung seitens des zionistischen Establishments. Den andern wurde diese Unterstützung verweigert. Private Unterstützungsfonds für Emigranten wie zum Beispiel in der Schweiz, in Belgien, Frankreich und in den USA gab es nicht. Aus diesem Grunde wurde die Assimilationsbereitschaft besonders unter Wissenschaftlern beeinflußt, was in vielen Fällen zur endgültigen Abkehr vom Gedanken an eine Rückkehr nach der Befreiung Österreichs führte. Daß von Österreich aus nach der Befreiung 1945 nichts unternommen wurde, um die Emigranten zurückzurufen, steht auf einem anderen Blatt. Sicher war der Entschluß zur Rückkehr von den individuellen Erlebnissen nach der Annexion Österreichs, insbesondere bei den sogenannten „rassisch“ Verfolgten, beeinflußt. Es muß nochmals betont werden, daß insbesondere österreichische Akademiker jüdischer Abstammung nicht erst ab dem März 1938 den Antisemitismus zu spüren bekamen, denn er bestimmte schon seit Jahrzehnten das Klima an den österreichischen Universitäten. Menschen, die vor dem März 1938 in weiser Voraussicht oder aufgrund der „milden“ Verfolgung durch den Austrofaschismus Österreich verlassen mußten, faßten leichter den Entschluß zur

Rückkehr, als jene, die nach dem März 1938 ihre Heimat verlassen mußten und die brutale Nazigewalt am eigenen Leib erlebt hatten — durch die deutschen Okkupanten wie auch seitens eines nicht unbeträchtlichen Teiles der österreichischen Bevölkerung. Die persönlichen Enttäuschungen mit „Freunden und Kollegen“ hinterließen tiefe Spuren. Die Eingliederung der Wissenschaftler in Palästina wurde auch dadurch erschwert, daß sich die Hebräische Universität in Jerusalem erst im Aufbau befand. In Haifa bestand zwar bereits seit 1914 eine technische Schule, diese entwickelte sich aber erst später zu einer vollwertigen Technischen Hochschule. Das Weizmann-Institut, das auf Forschung eingestellt ist, bestand zu jener Zeit noch nicht.Beim Versuch, die Verluste festzustellen, die Österreichs wissenschaftliches und kulturelles Leben durch die Verfolgungen in der NS-Zeit erlitten hat, spielen Palästina und das spätere Israel als Emigrations- respektive Immigrationsland eine nicht unwesentliche Rolle. Nachfolgend eine Liste österreichischer Wissenschaftler, die nach Palästina emigrierten, wozu ich bemerken möchte, daß diese Liste sicher nicht komplett ist und es zur Vervollständigung weiterer Forschungen bedarf.

IK, ARCHITEKTUR, NATURWISSENSCHAFTEN

ger Rivka (Erika), (1927 Wien), E.: 1939 Pal., Univ.-Prof, für Physik, Univ. Jerusalem.
ai Ruth (geb. Horn), (1923 Wien), E.: 1938 Pal., Univ.-Prof, für Biologie, Weizmann-Institut, Rehovoth, Techn. Hochschule Haifa

Arieh (1920 Wien—1972 Wien), E.: 1938 Pal., Univ.-Prof. für Molekularbiologie.

Aharon (Wien), E.: Pal., Architekt.

ann Paul (1891 Olmütz—1965 TA), E.: 1938 Pal., Architekt, Kulturphilosoph. Werke über Adolf Loos, Karl Kraus etc.

scher Herbert. Uber Türkei 1940 nach Pal. Rem.: 1947 Deutsch-Feistritz, Ing. Papier und Karton.

Irene (geb. Kominka), (1907 Wien), E.: 1938 Pal., 1941 USA, Geodäsistin.

ıg Bruno, E.: 1938 Pal., Architekt in Haifa.

in Esrah (Wien), U-Boot in Wien. E.: Pal., Architekt.

David (Baden b. Wien), E.: Pal., Lehrtätigkeit Chemie und technical engineering, Techn. Hochschule Haifa.

Karl L. (Wien), E.: Türkei, 1941 Pal. Rem.: 1947 Wien, Ingenieur, Direktor der Wiener Stadtwerke (Gas-Elektr.).

er Leopold (1890 Wien—1954 Jerusalem), E.: 1924 Pal., großer Anteil an Neugestaltung der Architektur in Palästina, Stadtplanung.

E.: vor 1938 Pal., Technion Haifa. Wesentlicher Anteil an Ausbildung zahlreicher Maschineningenieure in Palästina und Israel.

Eva (1938 Wien), E.: 1938 Pal., Univ.-Prof. für Physikalische Chemie, Univ. Jerusalem, Weizmann-Institut Rehovoth.

Ernest (1923 Wien), E.: 1938 Pal. 1947 USA, Prof, der Chemie.

Kurt, E.: Pal., Prof. Maschinenbau. Techn. Hochschule Haifa.

w) Hans (1921 Wien), E.: 1938 Pal., 1947 USA, Chemiker, Toxikologe.

w) William (Zeew), (1922 Wien), E.: 1939 UK, 1940 Kanada, 1946 USA, 1950 Israel, Univ.-Prof. für experimentelle Physik, Univ. Jerusalem

Paul (1923 Wien), E.: 1939 Pal., Prof, für Maschinenbau, Techn. Hochschule Haifa.

anz Herbert S. (Wien 1933), E.: 1938 Pal., Univ.-Prof. für Mikrobiologie, Hebrew Univ. Jerusalem 1971 —1972.

Baruch (1931 Wien), E.: 1935 Pal., Univ.-Prof. für Physik, Univ. Jerusalem, Haifa.

Schiller Otto, E.: Pal., Architekt. Bauten für Weizmann-Institut, Univ. Tel-Aviv.

Singer Josef (1923 Wien), E.: 1933 Pal., 1946 GB. 1949 Israel, Hochschullehrer, Luftfahrtingenieur, Luftfahrttechnik, Techn. Hochschule Haifa.

Stern Walter (1906), E.: 1933 Pal., Univ.-Prof, für Geophysik und Hydrographie, Techn. Hochschule Haifa.

Tauber Gerald Erich (1922 Wien), E.: 1939 UK, 1940 Kanada, 1945 USA, 1959 Israel, Univ-Prof. für Physik und Astronomie, Univ. Tel Aviv.

Traum Eduard (1924 Wien), E.: 1939 Pal., 1965 USA, 1972 Israel, Zivilingenieur, Prof, für Konstruktion.

Wagner Hans (1913 Wien), E.: 1936 Pal., Fachmann für Dieselmotore, Lehrtätigkeit an Techn. Hochschule Haifa.

Weinreb Leo (1921 Wien), E.: 1938 Pal., Univ.-Prof, für Physik, Univ. Jerusalem.

Wenkart Ernst (1925 Wien), E.: 1939 Lettland, 1940 USA via Japan, Univ.-Prof, für Organische Chemie, 1964—1965 Lehrstuhl für Organische Chemie am Weizmann Institute of Science, Rehovoth, Israel.

Yaalon Dan (Berger Hardy). (1924), E.: 1939 Dänemark. 1943 Schweden, 1948 Israel. Univ.-Prof, für Geologie, Univ. Jerusalem, Haifa.

Ritter Zeev (Wien). E.: 1939 Pal., Prof, für Mathematik und Physik.

Zilsel Paul Rudolf (1923 Wien), E.: 1938 UK, 1939 USA, 1954 Israel, Univ.-Prof, für Physik, USA.

Zimmermann Gideon (1917 Wien—1968 Haifa), E.: 1939 Schweiz, 1950 Israel, Prof, für Nahrungsmittel-Technologie.

DIVERSE WISSENSCHAFTEN

Berger Gustav Adolf (1920 Wien), E.: 1938 Pal., 1954 USA, Forscher auf dem Gebiet der Kunstrestauration.

Blau Jehoshua (Baden bei Wien), E.: Pal., Prof, für jüdische und arabische Geschichte.

Blaukopf Kurt (1914), E.: 1938 Frankreich, 1940 Pal., Rem.: 1947 Wien, Hochschul-Prof.. Musiksoziologe.

Boyko Elisabeth (geb. Spitz), (1892 Wien), E.: 1935 Pal., Ecological Climatography, Univ. Jerusalem.

Buber Martin (1878 Wien — 1965 Jerusalem), E.: 1938 Pal., Religionsphilosoph, Sozialphilosoph, Univ.-Prof., Univ. Jerusalem.

Ceiss Ernst (Wien), E.: Pal., Rem.: 1947 Wien, Prof., Sprachpädagoge. Josef (1903), E.: 1938 Schweiz.

Dobretsberger Türkei, 1941 Pal., Rem.: 1946 Wien, Univ.-Prof. Nationalökonomie.

Dotan Etat Trude (Wien), E.: 1925 Pal., Prof, für Archäologie, Univ. Jerusalem. Moshe (Wien), E.: Pal., Historiker,

Grab Lehrtätigkeit Univ. Jerusalem. Walter J. (1919 Wien), E.: 1938 Pal., Univ.-Prof, für Geschichte, Univ. Tel Aviv.

Gross Theodor (Wien), E.: Pal., Prof, für Wirtschaftsgeschichte, Univ. Jerusalem.

Kiwe Heinrich (1885—1952 Wien), E.: 1938 Pal., Rem.: 1946 Wien. Dozent für Patent-, Markt- und Urheberrecht, Univ. Jerusalem.

Klinghoffer Hans (1905), E.: Frankreich, 1939 Brasilien, 1953 Israel. Univ.-Prof. für Verwaltungs- und Verfassungsrecht, Univ. Jerusalem, Dekan der Rechts wissenschaftlichen Fakultät.

Kollek Theodor (Teddy), E.: 1937 Pal., seit 1965 Bürgermeister von Jerusalem.

Kreitler Hans (1916 Wien), E.: 1938 Pal., Univ.-Prof. für Psychologie, Univ. Tel Aviv.

Krommer Anna (1924), E.: 1949 Pal., 1952 USA, Kunstwissenschaft.

Politzer Heinz (1910 Wien—1978), E.: 1938 Pal., 1947 USA, Univ.-Prof. für deutschsprachige Literatur, Berkeley Univ. Cal.

Ra'Anan Uri (Pseudonym Mark Richard, bis 1954 Heinz Felix Frischwasser). (1926 Wien), E.: 1938 Schweiz, 1939 UK, 1951 Israel, 1958 USA, Prof, für Internationale Politik.

Rattner Heinrich (1923 Wien), E.: 1938 Pal., 1951 Brasilien, Univ.-Prof., Ökonomie.

Richter Elieser (Fritz), (1917 Wien), E.: 1950 Israel, Dr. jur., Richter.

Rosen Haiim (Heinz Erich Rosentraub), (1922 Wien), E.: Pal., Univ.-Prof. für Sprachforschung.

Schatzker Chaim (Wien), Prof, für jüdische Geschichte und Pädagogik, Univ. Jerusalem, Univ. Haifa.

Schneid Otto (1900 Wien), E.: 1939 Pal., 1960 USA, Lehrtätigkeit Univ. Jerusalem, Haifa.

Schmelz Uriel (Wien), E.: Pal., Prof, für Demographie und Statistik, Nationales Institut für Statistik, Jerusalem.

Sela Matityahu (recte Edmund Silberstein), (1911 Innsbruck), E.: 1936 Pal., Forscher der Kriminalogie.

Shaked Gerson (recte Mandel), (1924 Wien), E.: 1939 Pal., Literaturwissenschaftler, Prof. Hebrew Univ. Jerusalem.

Shimron Benjamin (Wien), Historiker und Philologe, Prof. Univ. Tel-Aviv.

Shimron Shaul (recte Erwin Schujowitz), (1919 Wien—1978 Tel-Aviv), E.: 1938 Pal., Kriminologe.

Tal Uriel (recte Taubes), (1929 Wien—1984 Herzlya), E.: 1940 Pal., Geschichtswissenschaftler, Prof. Univ. Jerusalem, Tel-Aviv.

Weisz Benjamin, E.: 1939 Pal., Historiker, Lehrtätigkeit Univ. Jerusalem.

Yaron Reuven (recte Rosenkranz) (1024 Wien), E. 1939 Pal, Prof. der Rechtskunde, seit 1973 Direktor der National- und Universitätsbibliothek der Univ. Jerusalem

MEDIZIN

Eitington Max (Markus), (1881 Galizien-Altösterreich—1943 Jerusalem), E.: 1933 Pal., Psychoanalytiker, studierte bei Freud (1907) in Wien, 1914—1918 Major in der österr. Armee, 1921 —1933 Vizepräsident der Internationalen Psychoanalytischen Gesellschaft.

Friedjung Josef (1881 Wien—1946 Haifa), E.: 1938 Pal., Primarius, Dozent für Kinderheilkunde Univ. Wien, bedeutender Sozialmediziner.

Fuchs Georg (1908 Wien), E.: 1939 Türkei, 1952 Pal., Rem.: 1948 Wien, Röntgenologe, Univ. Istanbul, Univ. Jerusalem, Univ. Wien.

Karplus N., E.: Pal., Prof. Pathologie.

Lunenfeld Bruno (1927 Wien), E.: 1938 USA, 1969 Israel, Univ.-Prof. für Medizin, Hebrew Univ. Jerusalem.

Mandl Felix (1892 Wien—1957 Wien), E.: 1938 Pal., Rem: 1947 Wien. Univ.-Prof. Chirurgie.

Pappenheim Martin (1881—1943 Tel-Aviv), E.: 1933 Pal., Prof, für Neurologie und Psychiatrie.

Weiss David Walter (1927 Wien), E.: 1938 ÖSR, Belgien, 1939 USA, 1966 Israel. Univ.-Prof. für Immunologie, Univ. Jerusalem.

Peller Sigismund (1890—1985), E.: 1926 Pal., 1936 USA, Sozialmediziner.

Grünspan Berta. E.: Pal., Psychoanalytikerin.

Von den siebzig hier angeführten Wissenschaftlern sind nach 1945 lediglich acht nach Österreich zurückgekehrt. Die politischen Parteien- in Österreich waren nach der Befreiung 1945 blind dafür, welches enormes geistiges und wissenschaftliches Potential sie sich dadurch entgehen ließen, indem sie die Emigranten nicht zurückriefen. Auf diesen naheliegenden Gedanken ist nur Viktor Matejka gekommen, damals Stadtrat für Kunst und Volksbildung der Stadt Wien. Sein Appell zur Rückkehr der Emigranten wurde von keiner offiziellen österreichischen Regierungsstelle, auch nicht von den Hochschulen unterstützt. Wenn 1987 ein österreichischer Bundeskanzler erklärt, man müsse sich jetzt mehr um die im Ausland gebliebenen Emigranten kümmern, so ist dies, fast 50 Jahre nach dem Schicksalsjahr 1938, schlicht ein Hohn, denn die meisten leben leider nicht mehr.Der Verlust beschränkt sich nicht nur auf diejenigen, die als schon anerkannte Wissenschaftler das Land verlassen mußten, sondern es sind auch jene in diesen Verlust einzubeziehen, deren Ausbildung gewaltsam unterbrochen wurde. Fazit: Rückstände in der Forschung mit negativen Auswirkungen für die Volkswirtschaft Österreichs.

Literatur:

Eva Behling, *Die gesellschaftliche Eingliederung der deutschen Einwanderer in Israel.* Frankfurt 1967. Engelbert Broda, „Österreichische Naturwissenschaftler im Exil“, in: *Österreicher im Exil 1934 bis 1945.* Wien 1977.

Konstantin Kaiser, „Interview mit Willy Verkauf', in: *Aufrisse.* 3. Jg. Nr. 2, Wien 1982.

Konstantin Kaiser, „Kulturnotizen, Nationalkultur, Ansätze, sie im Exil neu zu bestimmen", in: *Aufrisse.* Wien 1987.

Konstantin Kaiser, „Willy Verkauf und die Zeitschrift .Erbe und Zukunft'". Mit vollständigem Register, in: *Mit der Ziehharmonika. Zeitschrift der Theodor Kramer-Gesellschaft.* 4. Jg., 2. Wien 1987. ..

Christine Klusacek, *Österreichs Wissenschaftler und Künstler unter dem NS-Regime.* Wien 1966.

Felix Kreissler, *Der Österreicher und seine Nation.* Wien 1984. (siehe Register: Blaukopf Kurt, Brod Max, Buber Martin, Dobretsberger Josef, Grün Anastasius, Hakel Hermann, Hofmann Martha, Lindtberg Leopold, Perutz Leo, Politzer Heinz, Preschern Franz, Verkauf-Verlon Willy.).

Willy Verkauf-Verlon, „Die politische und kulturelle Tätigkeit der freien Österreicher im Nahen Österreich in den Jahren 1933—1945“, in: *Österreicher im Exil 1934 bis 1945.* Wien 1977.

Willy Verkauf-Verlon, *Situationen. Eine autobiographische Wortcollage.* Wien 1983.

Willy Verkauf, „Heimkehrprobleme in Palästina und Israel“, in: *Eine schwierige Heimkehr.* Inst, für Germanistik der Universität Innsbruck, 1988.

Willi Weinert, „Die Maßnahmen der reichsdeutschen Hochschulverwaltung im Bereich des österreichischen Hochschulwesens nach der Annexion 1938“, in: Helmut Konrad/Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), *Arbeiterbewegung, Faschismus. Nationalbewußtsein.* Wien 1983.

Harry Zohrn, *... .ich bin ein Sohn der deutschen Sprache nur...* Wien 1986.

Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. München 1980—1983.

Freie Österreichische Bewegung (FAM) in Palästina. Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, Wien, Akt. Nr. 2740

„Wien-Nummer“, in: *Orient,* 6, Haifa, 8. Mai 1942.

Umfrage über den Lebenslauf von österreichischen Immigranten, durchgeführt von Prof. Dov Kulka, Universität Jerusalem, Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien.

Die Vertreibung des Geistigen aus Österreich. Zur Kulturpolitik des Nationalsozialismus. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung. Wien 1985.

Schriftenreihe „Dokumente und Berichte“. Studiengruppe der freien Österreichischen Weltbewegung, Ortsgruppe Jerusalem, 1943—1945.

Bescheidene Publikationsmöglichkeiten bestanden in einigen Exil-Verlagen, meist waren es Idealisten, die ihre oft geringen Mittel für kleinste Auflagen zur Verbreitung deutschsprachiger Publikationen einsetzten. Es gab auch hebräischsprachige Verlage, die einzelne deutschsprachige Bücher von Emigranten oder Immigranten veröffentlichten:

ABC-Verlag, Tel-Aviv

Altan-Verlag, Tel-Aviv

Verlag Peter Freund, Jerusalem

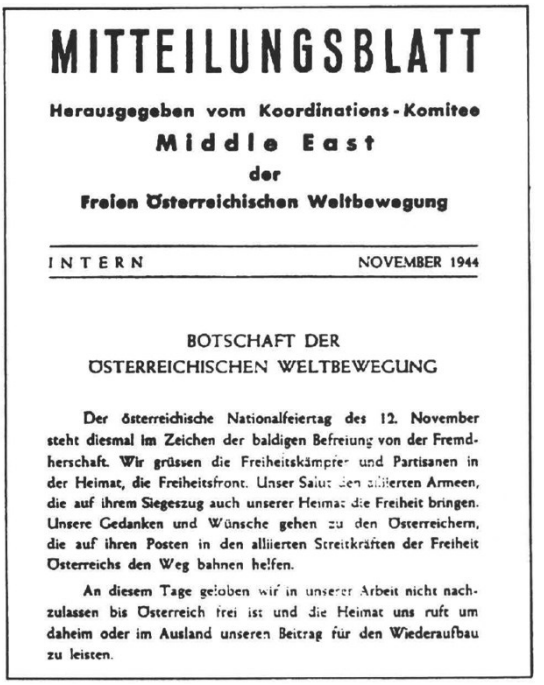
Verlag Joachim Goldstein, Tel-Aviv

Junge Dichtung, Jerusalem (Verlagsleiter Manfred Vogel)

Matara-Verlag, Tel-Aviv
Romema-Edition, Jerusalem
Verlag Rubin Mass, Jerusalem
Edition Olympia (Verlagsleiter Martin Feuchtwanger, der Bruder von Lion Feuchtwanger), Tel-Aviv
Palestine Literary Guild, Jerusalem
Refta-Verlag, Tel-Aviv
Verlag N. Rosner, Tel-Aviv
Verlag Manfred Rothschild, Jerusalem
Verlag Willy Verkauf, Jerusalem

DEUTSCHSPRACHIGE PERIODICA IN PALÄSTINA

Blumenthals Nachrichten (Tageszeitung), Tel-Aviv
Heute und Morgen, Antifaschistische Revue, Tel-Aviv
Jedioth Chadaschoth (Neueste Nachrichten). Tageszeitung, Tel-Aviv
Jedioth Hajom (Nachrichten des Tages), Tel-Aviv
Mitteilungsblatt der Freien Österreichischen Bewegung. Jerusalem
Mitteilungsblatt der Hitachduth Olej Germaia we OleJ Austria (Mitteilungsblatt der deutschen und österreichischen Einwanderer), Tel-Aviv
Orient, Haifa
Press-Echo, Jerusalem
Zeitschrift des Kreises der Bücherfreunde, Tel-Aviv



MITTEILUNGSBLATT

Herausgegeben vom Koordinations-Komitee
Middle East
der
Freien Österreichischen Weltbewegung

INTERN NOVEMBER 1944

BOTSCHAFT DER
ÖSTERREICHISCHEN WELTBEWEGUNG

Der österreichische Nationalfeiertag des 12. November steht diesmal im Zeichen der baldigen Befreiung von der Fremdherschaft. Wir grüssen die Freiheitskämpfer und Partisanen in der Heimat, die Freiheitsfront. Unser Salut den alliierten Armeen, die auf ihrem Siegeszug auch unserer Heimat die Freiheit bringen. Unsere Gedanken und Wünsche gehen zu den Österreichern, die auf ihren Posten in den alliierten Streitkräften der Freiheit Österreichs den Weg bahnen helfen.

An diesem Tage geloben wir in unserer Arbeit nicht nachzulassen bis Österreich frei ist und die Heimat uns ruft um daheim oder im Ausland unseren Beitrag für den Wiederaufbau zu leisten.

FRANQOISE KREISSLER

Die Emigration nach Shanghai — ein Ghettoisierungsprozeß?

EINLEITUNG

Im Hinblick auf die Exilforschung stellt das Thema „Emigration in Shanghai“ einen noch kaum erforschten Gesamtkomplex dar, ein Sachverhalt, für den einige stichhaltige Gründe vorliegen. Die wenigen, bereits vor mehreren Jahren erschienenen Darstellungen zur Problematik Shanghai[1] gelten bis heute als Standardwerke für jede weitere Untersuchung zu diesem Thema und werden auch in jüngeren Arbeiten keiner kritischen Auseinandersetzung oder Infragestellung unterzogen. Ohne auf einzelne Detailfragen eingehen zu wollen, muß dennoch festgestellt werden, daß alle vorhandenen Studien eindeutig zwei wesentliche Punkte der Problematik kommentarlos übergehen, die hier allerdings nur kurz angeführt werden sollen.

Einerseits basieren die bisher unternommenen Untersuchungen auf Archivunterlagen, die nur in einem bescheidenen Maße dem zur Verfügung stehenden Quellenmaterial entsprechen, obwohl in den verschiedenen Publikationen immer wieder auf diese Unterlagen zurückgegriffen wird. In diesem Zusammenhang muß allerdings darauf hingewiesen werden, daß für den Shanghai-Forscher das Quellenstudium mit hohen Ausdauer- und Zeitansprüchen verbunden ist, denn abgesehen davon, daß eine systematische Lokalisierung und Auflistung der existierenden Archivbestände nach wie vor noch gänzlich aussteht, erweist sich auch der Zugang zu dem in Archiven und Bibliotheken (National Archives in Washington, Leo-Baeck Institute und Yivo in New York, Yad Vashem und Zionist Archives in Jerusalem, Politisches Archiv in Bonn, Zentrales Staatsarchiv in Potsdam, Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands in Wien, Institut für Zeitgeschichte in München, Archive der Stadt Shanghai — um nur einige zu nennen) vorhandenen Quellenmaterial vorwiegend aus sprachlichen Gründen, aber manchmal auch aus politischen Motiven nicht selten als problematisch. (Namentlich die Archive der Stadt Shanghai wurden erst nach dem Ende der „Kulturrevolution" teilweise erschlossen. Trotzdem dürfen die zahlreichen zeitaufwendigen Schwierigkeiten, die mit der Erforschung der Shanghaier Emigration verbunden sind, nicht über den derzeitigen völlig unzulänglichen Auswertungsstand der Archivquellen hinwegtäuschen.)

Andererseits läßt sich in nahezu allen Untersuchungen eine bedenkliche Unterlassung feststellen: Indem die chinesische Komponente des Fragenkomplexes gänzlich ausgeklammert wird, unterbleibt gegenwärtig jede politische, wirtschaftliche, soziale Darstellung und Analyse der chinesischen Umwelt im Shanghai der dreißiger und vierziger Jahre im Zusammenhang mit der europäischen Emigration. Ein Sach verhalt, den man in der Erforschung jedes anderen Exillandes als eine unvollständige, subjektive, wenn nicht sogar awissen- schaftliche Forschungsmethode bewerten würde. In dieser Hinsicht wäre es auch angemessen, den Mythos der Exotik abzubauen, der seit Jahrzehnten dem Gesamtkomplex „Emigration in Shanghai" anhaftet und vermutlich eine direkte Konsequenz der soeben erwähnten historischen Unzulänglichkeit ist. Da es im Rahmen dieser Studie nicht möglich ist, alle aufgeworfenen Kritiken und Fragen zu beantworten, werden sich die anschließenden Ausführungen vor allem darauf beschränken, die Divergenzen zu anderen „klassischen“ Exilländern hervorzuheben. Ich schicke schon jetzt voraus, daß sich meiner Meinung nach die Shanghaier Emigration kaum in die existierenden, von der Exilforschung ausgearbeiteten Forschungsmodelle einordnen läßt, daß sich jedoch die Erlebnisse und Ergebnisse der Emigranten in Shanghai größtenteils auch mit denen der Emigranten in anderen Exilländern decken.

Ein ehemaliger Shanghaier Emigrant, der deutsche Theaterregisseur und Schauspieler Alfred Dreifuss, der heute in der DDR lebt, hat die Emigration in Shanghai als eine „Emigration am Rande“ bezeichnet,[2] und ich glaube behaupten zu können, ohne mich einer Miß-

interpretation schuldig zu machen, daß er den Standpunkt vertritt, die Shanghaier Emigration sei eine Emigration zweiten Ranges gewesen, die auf politischer, wirtschaftlicher, kultureller Ebene sich nicht mit den Leistungen der Emigranten in anderen Exilländern (USA, Großbritannien, Frankreich usw.) messen könne. Mag sein, daß eine solche Feststellung teilweise zutrifft, aber die „Shanghaier", wie sie sich nannten, standen vor allem am Rande der ideologischen, politischen, kulturellen Debatten, die das Handeln, das Engagement oder Nichtengagement der Emigrantengruppen in den „klassischen" Exilländern geprägt haben. Bevor die Hauptdivergenzen erörtert werden, sollen die wesentlichsten Rahmenbedingungen der Shanghaier Emigration, in mehrere Komplexe untergliedert, vorgebracht werden.

1. VORAUSSETZUNGEN DER EMIGRATION NACH SHANGHAI

Für den überwiegenden Teil der zukünftigen Emigranten in Shanghai war der Pogrom im November 1938 ausschlaggebend: soziale, politische, wirtschaftliche Entrechtung, Inhaftierung im KZ waren Anlaß dazu, daß zahlreiche österreichische und deutsche Juden Ende 1938 das Land verließen. (Einige wenige Österreicher waren schon im Sommer 1938 aus Österreich geflohen, und die ersten fünfzehn österreichischen Emigranten waren im August 1938 in Shanghai angekommen.[3]) Für alle diejenigen, die keine Möglichkeit hatten, sich ein Visum, ein Affidavit, eine Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung für das westliche Ausland zu verschaffen, für alle diejenigen, die nach ihrer KZ-Entlassung schnellstens das Dritte Reich verlassen mußten, aber auch für viele ältere Menschen, deren Gesundheitszustand eine Einreise nach England oder Amerika nicht zuließ, bot Shanghai, wo es bis zum Sommer 1939 keine Einreisebeschränkungen gab, ein rettendes Asyl. Zwischen Ende 1938 und Ende 1939, also in der Zeitspanne, während der die Mehrzahl der Emigranten in Shanghai Zuflucht fanden, waren es ungefähr 15.000 bis 20.000, die aus Österreich, Deutschland, Polen und der Tschechoslowakei flohen. Obwohl die Quantifizierung der Shanghaier Emigranten nach wie vor unpräzise bleibt, kann die in den meisten Untersuchungen angeführte Zahl von 15.000 bis 20.000 mitteleuropäischen Emigranten, unter denen sich an die 4000 Österreicher befanden, als realistisch angenommen werden.

2. DIE POLITISCHE KONSTELLATION IM ASYLLAND

Die innenpolitische Situation im China der dreißiger Jahre soll hier nur in Stichwörtern zusammengefaßt werden, die sich darauf beschränken, die wesentlichsten politischen Ereignisse anzuführen, die für unsere Problematik entscheidend sind:

- In Chongqing, das heißt im unabhängigen Südwestchina, herrscht die Nationalregierung Tschang Kaisheks.
- Nordchina und die Küstengebiete werden seit 1937 von der japanischen Armee besetzt gehalten.
- Weitere Gebiete im Inneren des Landes stehen wiederum unter Kontrolle der Roten Armee.
- Schließlich war in Nanjing von der japanischen Besatzungsmacht die Marionettenregierung von Wang Jingwei eingesetzt worden.

Während China also gewissermaßen in vier Haupteinflußsphären aufgeteilt war, befand sich Shanghai in einer spezifischen Lage, die sich größtenteils aus der bis in das 19. Jahrhundert zurückreichenden Geschichte der Stadt ableiten läßt. Seit 1937 stand Shanghai unter japanischer Herrschaft, ausgenommen das internationale Settlement und die französische Konzession, die unter der Herrschaftsgewalt der Briten, Amerikaner und Franzosen standen und sozusagen ausländische Kolonien innerhalb der chinesischen Metropole bildeten, die sich bis Dezember 1941 (Pearl Harbor) der japanischen Gewalt entziehen konnten. Aus diesen historischen Tatsachen ergab sich für die europäischen Emigranten folgende Lage: Sie kamen in eine Stadt, die einesteils unter französischer und angelsächsischer Kontrolle und andernteils unter japanischer Besatzung lebte, in ein Land, das sich im Kriegszustand mit Japan, dem Alliierten Hitlerdeutschlands, befand. In diesem Shanghai der

späten dreißiger Jahre fand man alle politischen Teilhabenden vor, die zu diesem Zeitpunkt in den internationalen Konflikt involviert waren. Ohne hier auf Einzelheiten einzugehen, kann die politische Konstellation in Shanghai zusammenfassend als ein Mikrokosmos der damaligen Weltsituation bezeichnet werden, dessen Auswirkungen natürlich nicht ohne Folgen für die mitteleuropäischen Emigranten bleiben sollten.

3. AUFNAHMEBEDINGUNGEN IN SHANGHAI

Die ins Exil Getriebenen wurden in Shanghai in den ausländischen Konzessionen aufgenommen, wobei sich die meisten von ihnen im Stadtteil Hongkew etablierten. Hongkew war ursprünglich Teil des internationalen Settlements, seit Anfang der dreißiger Jahre aber von der japanischen Armee besetzt und galt seitdem als japanischer Stadtteil. Hongkew, ein damals zum Großteil zerbombter Bezirk, bot den Emigranten zwar schlechte, dafür aber äußerst billige Wohnverhältnisse. Hier befanden sich auch die Heime, die von den jüdischen Hilfsorganisationen für die mittellosen Emigranten eingerichtet worden waren. Nur einem geringen Prozentsatz verhältnismäßig wohlhabender Emigranten gelang es, sich in der internationalen oder französischen Konzession niederzulassen.

Die Reaktionen, die die Einwanderung der vorwiegend jüdischen Emigranten aus Mitteleuropa bei der Shanghaier Bevölkerung hervorriefen, waren unterschiedlich:

- Die Ausländer, das heißt die Franzosen, Briten, Amerikaner, Japaner, die sich als alte „Shanghailänder“ bezeichneten, zeugten eher von einer großen Indifferenz den Neuankömmlingen gegenüber. Ebenso der Großteil der alteingesessenen deutschen Gemeinde (ca. 2000 bis 2500 Deutsche), die vom gleichgeschalteten Generalkonsulat des Dritten Reichs aufgefordert wurden, sich jedes Kontaktes mit den Emigranten zu enthalten.[4] Diese anfängliche Gleichgültigkeit veränderte sich allmählich im Laufe der Monate und entwickelte sich progressiv zu einem Mißbehagen bei den Europäern und Japanern, sodaß im Sommer 1939 die ersten Einwanderungsbeschränkungen beschlossen wurden:[5] Künftig dürfen in den japanisch besetzten Teil der Stadt nur noch Emigranten einreisen, die entweder 400 US-$ als „guarantee money“ vorweisen, einen Arbeitsplatz in Shanghai nachweisen können oder deren Ehepartner bereits in Shanghai ansässig ist. Diese ursprünglich von den Japanern getroffenen Maßnahmen werden unverzüglich von den Behörden des internationalen Settlements und der französischen Konzession übernommen.[6] Die schwerwiegenden Konsequenzen, die sich aus der neuentstandenen Situation zu ergeben drohten, wirkten sich jedoch nicht voll aus, denn mit Ausbruch des Krieges in Europa im September 1939 wurden die Möglichkeiten einer Auswanderung nach Shanghai ohnehin stark unterbunden.
- Die chinesische Bevölkerung stand ihrerseits den europäischen Emigranten mit noch größerer Teilnahmslosigkeit gegenüber, denn infolge des chinesisch-japanischen Konflikts war Shanghai einem Flüchtlingsstrom von Hunderttausenden Chinesen aus dem Inneren des Landes exponiert, sodaß von Seiten der Shanghaier den paar Tausend europäischen Emigranten keine Bedeutung beigemessen wurde. Hinzu kam, daß angesichts der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Stellung, die damals der chinesischen Bevölkerung zustand, die Chinesen die Emigranten mit der privilegierten weißen Bevölkerung gleichstellten. In den Augen der Chinesen galt seibstein verarmter Emigrant aus Europa noch immer als wohlhabender als Millionen ihrer Mitbürger. Darüber hinaus waren die politischen und rassischen Motive, die die Mitteleuropäer zur Emigration bewogen und gezwungen hatten, für die chinesische Bevölkerung keineswegs nachvollziehbar. Nationalsozialismus, Antisemitismus, Judentum usw. waren soziopolitische und religiöse Begriffe, die vollends außerhalb des Konzeptionsbereichs der Chinesen lagen. Diese waren mit derartigen Problemen nie konfrontiert worden, für sie waren die Europäer nie der Kategorie der politisch, wirtschaftlich und sozial Unterdrückten zuzuordnen, sondern immer jener der Unterdrücker.
- Die alteingesessene jüdische Gemeinde, die sich zum Teil aus Juden zusammensetzte, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus dem Irak, aus Indien und Hongkong nach Shanghai eingewandert waren, und zum Teil aus zur Zeit und nach der Oktoberrevolution

eingewanderten russischen Juden bestand, brachte anfangs ihre Solidarität mit den mitteleuropäischen Emigranten zum Ausdruck, verhielt sich aber immer distanzierter, als diese in ständig größerer Zahl nach Shanghai kamen. Daraus kann eine eindeutige Parallele zur Verhaltensweise der nationalen jüdischen Gemeinden in allen anderen Asylländern gezogen werden, die sich am Ende der dreißiger Jahre einer Überflutung durch Juden aus Deutschland und Österreich ausgesetzt wähnten. Auch in Shanghai spielte sich alles für die vor dem Nationalsozialismus geflüchteten Juden aus Europa nach einem sehr ähnlichen Muster ab, und als 1939 die ersten Einreisebeschränkungen für Shanghai beschlossen wurden, wurde von Seiten der russischen und der wohlhabenden sephardischen jüdischen Gemeinden kaum Protest erhoben.

4. DIVERGENZEN ZU ANDEREN EXILLÄNDERN UND „GHETTOISIERUNGSPROZESS“

Da die Divergenzen ohne Zweifel zu einer Typisierung der Shanghaier Emigration beitragen, sollen hier vorwiegend einige Komponenten dieser Fragestellung angeführt und kurz analysiert werden.

Shanghai als Zwischenstation

Für einen erheblichen Teil der Emigration war Shanghai von Anfang an ausschließlich als Zwischenstation auf dem Wege einer weiteren Emigration gedacht. Im Laufe meiner Forschungen bin ich bis heute keinem Zeitzeugen begegnet, der die Emigration 1938/1939 als Erwachsener erlebte und bereits in Europa völlig im wirtschaftlichen und sozialen Leben integriert gewesen war und je die Vorstellung gehegt hätte, sich in die Shanghaier Gesellschaft zu integrieren und nach Kriegsende in Shanghai zu verbleiben. (Hingegen hatte die jüngere Emigranten-Generation diesbezüglich eine viel differenziertere Konzeption, da Shanghai für sie keinen sozialen Abstieg bedeutete und die eigentliche Heimat war.) Folglich bildet die Auffassung von Shanghai als Zwischenstation ein ausschlaggebendes Moment bei der Deutung der Problematik.

Das Problem der Sprache

Unter den Emigranten blieb die deutsche Sprache bis Ende des Krieges vorherrschend, obwohl ihnen bewußt war, daß diese keinen wirtschaftlichen Aufstieg zuließ.

Aus diesem Grund lernten und praktizierten die Emigranten in späteren Jahren und vor allem nach Kriegsende Englisch und sorgten so eigentlich schon für ihre spätere Weiterwanderung vor. Kontakt zum Gastland konnte ihnen die Kenntnis der englischen Sprache kaum verschaffen, und insofern trug das Englische auch nicht zur Aufhebung der Isolierung bei, denn einerseits bildeten jene Chinesen, die des Englischen mächtig waren, eine verschwindende Minderheit, andererseits gehörten sie der höheren Gesellschaftsschicht an, die jeglichen engeren Kontakt mit Emigrantenkreisen mied. Ferner bewirkte die Beherrschung des Englischen kein besseres Verständnis der chinesischen Umwelt und förderte in keinem Maße deren Rezeptivität. Darüber hinaus kann auch mit ziemlicher Gewißheit behauptet werden, daß das Erlernen der chinesischen Sprache und die Überwindung der damit verbundenen Hindernisse nicht zur Lösung der Probleme beigetragen hätten, wäre dieser Entschluß nicht parallel gelaufen mit einer Anpassungsbereitschaft an die chinesischen Lebens- und Denkstrukturen. Die Unkenntnis der Sprache brachte aber nicht nur Kommunikationsprobleme mit sich, sondern bedeutete für die Emigranten gleichsam die Unmöglichkeit, sich über lokale politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Geschehnisse aus chinesischen Quellen zu informieren, was ihre Abkapselung von der Umwelt nur noch verstärkte.

Das mangelnde politische Engagement

Daß die Emigranten in Shanghai in ihrer Mehrzahl politisch kaum engagiert waren, hat zwei wesentliche Grundursachen. Einerseits waren die aus Österreich und Deutschland stammenden Emigranten in ihrer Heimat nur in seltenen Ausnahmefällen politisch engagiert und organisiert gewesen, und andererseits ließ die verhältnismäßig komplexe zwischenstaatliche Konstellation, die in Shanghai herrschte, für staatenlose Flüchtlinge kaum die Möglichkeit einer politischen Tätigkeit zu, vielmehr drohte sich eine solche schließlich eher nachteilig auszuwirken. Obwohl sich China im Kriegszustand befand, kam auch in Shanghai keine Widerstandsorganisation zustande, was aber im Grunde genommen in der Logik der Dinge lag, denn gegen wen hätten die Emigranten, die einen täglichen Überlebenskampf führten, Partei ergreifen und Widerstand leisten sollen? Die japanischen Eroberer hatten ihnen anfangs immerhin uneingeschränkte Zuflucht gewährt. In Shanghai gab es bis zum Ende des Krieges im Fernen Osten auch keine offen wirkende antinationalsozialistische Organisation. Erst dann mit Kriegsende bildeten die Österreicher eine „Austrian Resident Association".

Die hier kurz angeführten Elemente sind grundlegende Bestandteile eines Evolutionsvorgangs, den ich als „Ghettoisierungsprozeß" definieren würde. Diese Elemente und noch einige andere, die eine umfassendere Analyse erfordern würden, haben zur Entstehung einer Art Ghetto beigetragen, noch bevor im Februar 1943 die Japaner, die nun die gesamte Stadt beherrschten, die staatenlosen Flüchtlinge in die „designated area" im Stadtteil Hongkew zwangen, wo sie bis August 1945 unter japanischer Aufsicht und Kontrolle leben mußten. Der Begriff „Ghettoisierung" darf selbstverständlich keineswegs abwertend ausgelegt werden, vielmehr soll er die Isolierung der europäischen Emigranten in Shanghai verdeutlichen. Die Distanz zur chinesischen Umwelt, die Konsequenzen der internationalen politischen Konstellation, wie sie sich in Shanghai widerspiegelt, die Absonderung der Emigranten nach der japanischen Proklamation vom Februar 1943 begünstigen das Zustandekommen eines „Ghettos", eine Bezeichnung, die von den Emigranten selbst angewendet wurde. Wobei noch zwei wesentliche Bemerkungen vorzubringen sind:

- Die Periode der „designated area", i. e. des eigentlichen „Ghettos", umfaßte die Zeitspanne von Mai 1943 bis August 1945, also etwas über zwei Jahre, ein relativ kurzer Zeitraum im Vergleich zu den zehn Jahren und manchmal mehr, die die Emigranten in Shanghai verblieben:
- Im Kontext des Zweiten Weltkriegs bedeutet der Begriff „Ghetto" eine Vorstufe zur Vernichtung der Juden. Was Shanghai betrifft, so gab es zwar immer wieder Gerüchte über eine geplante und bevorstehende Vernichtung der jüdischen Emigranten, bis heute jedoch vermochte die Forschung noch nicht nachzuweisen, daß ein solcher Vernichtungswille vorhanden gewesen ist und in die Tat umgesetzt werden sollte.

5. DIE KULTURELLEN LEISTUNGEN DER ÖSTERREICHISCHEN EMIGRATION

Die verschiedenen Komponenten des „Ghettoisierungsprozesses" hatten jedoch auch Auswirkungen, die äußerst positiv zu bewerten sind und die vor allem einen Ansporn zu einem vielfältigen kulturellen Leben in Shanghai darstellten. Zwei Bereiche des Kulturlebens verdienen besonders hervorgehoben zu werden, und zwar das Theater und die Presse, beides Wirkungsbereiche, in denen sich die österreichischen Emigranten ganz besonders auszeichneten und folglich in gewissem Maße einen wertvollen Beitrag zur Aufrechterhaltung der österreichischen Kultur in der Emigration leisteten.

So veranstaltete zum Beispiel die „European Jewish Artists Society" (EJAS) zahlreiche Theater-, Operetten- und Kabarettaufführungen, an denen österreichische Künstler maßgeblich mitwirkten, die zumeist schon vor ihrer Emigration professionell tätig gewesen waren: Jenny Rausnitz, die vom Wiener Reinhardt-Seminar kam, der Wiener Komiker Fritz Heller, der Conferencier Erwin Engel, die Operettensängerin Rosi Albach-Gerstl, der Opernsänger Josef Fruchter, der vor 1938 dem Chor der Wiener Staatsoper angehört hatte, der Filmregisseur Arthur Gottlein, der in Shanghai ein Marionettentheater gründete, und

noch viele andere. Sie alle waren maßgebende Persönlichkeiten des Shanghaier Kulturlebens.

Neben dem Theaterleben war auch die Emigrantenpresse wesentlich von Österreichern geprägt: Mitte 1939 erschien in Shanghai eine der besten kulturellen Zeitschriften des ganzen Fernen Ostens, *Die gelbe Post,* die von Adolf Josef Storfer herausgegeben wurde. Storfer war 1921 bis 1932 Leiter des Psychoanalytischen Verlags gewesen. Andere Wiener Journalisten wie Ladislaus Frank und Mark Siegelberg, der zeitweise die *Shanghai Jewish Chronicle* herausgab, leisteten ebenfalls einen erheblichen Beitrag zum intensiven Presseleben in Shanghai.

Natürlich gab es noch andere kulturelle und wissenschaftliche Bereiche, in denen die Emigranten aktiv mitwirkten. So gründeten sie zum Beispiel Volks- und Mittelschulen. Manche Emigranten, vor allem Naturwissenschaftler, konnten an chinesischen Hochschulen eine — nicht immer gut bezahlte — Anstellung finden, Fachärzte praktizierten in Shanghaier Krankenhäusern usw. Ein kultureller Bereich soll hier jedoch ganz besonders hervorgehoben werden, nicht nur weil er für das Kulturleben der Emigranten von besonderer Bedeutung war, sondern vor allem weil er bis heute noch in Shanghai nachwirkt: das Musikleben. Bis lange nach Ende des Krieges konnten österreichische und deutsche Musiker im „Shanghai Municipal Orchestra“ mitwirken, und noch heute erinnern sich die ältesten Mitglieder des „Shanghai Symphony Orchestra“ an ihre jüdischen Kollegen von vor vierzig Jahren. (Somit war also das Musikleben sozusagen der einzige Bereich, der dem „Ghettoisierungsprozeß“ entging.)[7]

6. DAS PROBLEM DER RE-EMIGRATION

Dadurch, daß Shanghai von Anbeginn für die Emigranten nur als Zwischenstation in Frage kam, boten sich — vor allem ab 1949, als die Volksbefreiungsarmee sich Shanghai näherte und schließlich die Stadt einnahm, was ein Verbleiben in China unmöglich machte —, nur zwei Möglichkeiten: die Rückkehr nach Österreich, zu der sich überwiegend Emigranten der älteren Generation entschlossen, oder die Weiterwanderung, eine zweite Emigration, die meist nach Amerika, Australien, Kanada erfolgte und seltener nach Palästina bzw. Israel. Die Möglichkeit, in die USA zu reemigrieren, wurde vorwiegend von der jüngeren Generation wahrgenommen, die in ihrem Streben vom Joint voll unterstützt wurde. Dieser setzte alles daran, jungen, begabten Emigranten ein Studium in den Vereinigten Staaten zu ermöglichen und ihnen damit zu einem günstigen Start im Leben zu verhelfen. Es kann mit aller Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß keine österreichischen Emigranten in Shanghai zurückgeblieben sind, und Shanghai bildet also auch in dieser Hinsicht einen Ausnahmefall zu allen anderen Exilländern.

7. SCHLUSSBEMERKUNG

Das Schicksal der Emigranten in Shanghai war zweifellos ein schwieriges, und das Erlebnis Shanghai war für die Erwachsenen eindeutig mehr als nur ein Zwischenspiel. Es bedeutete eine ernste Krise, für viele sogar ein Trauma, das bei weitem nicht alle zu überwinden vermochten. Nahezu zehn Jahre in Shanghai hatten ihr privates, wirtschaftliches und soziales Leben vernichtet, was auch darin zum Ausdruck kommt, daß bis heute eine relativ geringe Zahl von Erlebnisberichten über die Shanghaier Emigration veröffentlicht wurde und viele ältere Zeitzeugen ihre Shanghaier Vergangenheit verdrängt haben. Im Falle der Jüngeren hingegen, die Shanghai als Halbwüchsige oder als junge Erwachsene verließen, und von denen die Mehrzahl ihr Leben befriedigend meistern konnten, läßt sich mit Sicherheit die Behauptung aufstellen, daß sich ihr Leben günstiger entfaltete, nicht trotz Shanghai, sondern wegen Shanghai, daß sich also die Emigration auf ihr persönliches Schicksal eher positiv auswirkte, eine Tatsache, die im Rahmen des Exils fast Allgemeinwert erlangt hat.

Anmerkungen:

I Siehe A. Dreifuss, „Shanghai — Eine Emigration am Rande“, in: *Exil in den USA.* Leipzig 1979; D. Kranzler, *Japanese, Nazis and Jews; The Jewish Refugee Community of Shanghai, 1938—1945.* New York 1976; M. Tokayer/M. Swartz, *The Fugu Plan.* Paddington Press 1979.

2 A. Dreifuss, „Shanghai — Eine Emigration am Rande“, a.a.O.

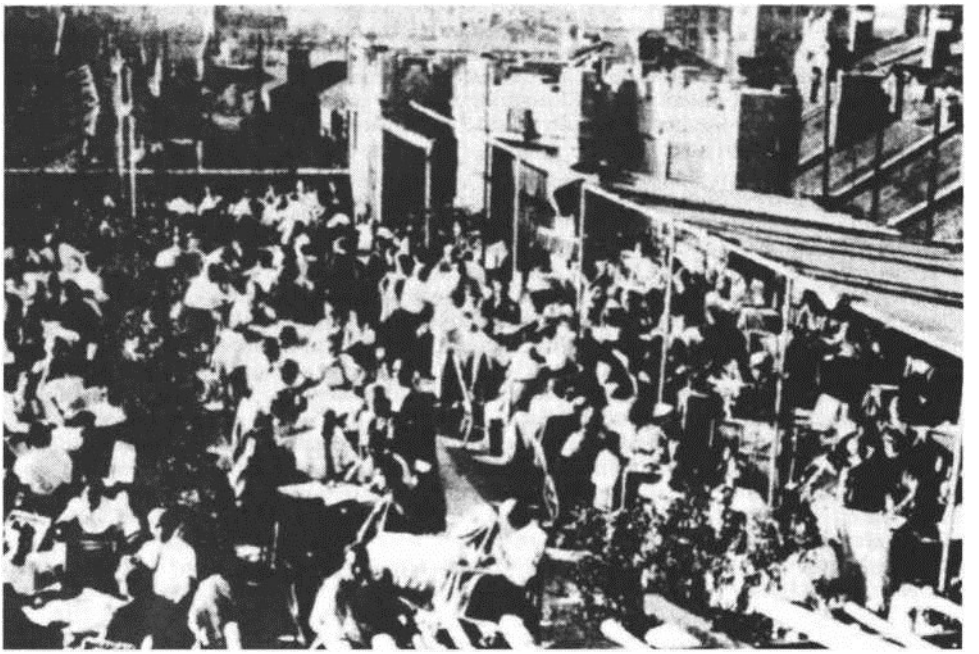
3 *Israel's Messenger* (Shanghai), 20. September 1938.

4 Informationen, die mir von ehemaligen Beamten des deutschen Generalkonsulats und Shanghai-Deutschen erteilt wurden.

5 *North-China Herald,* 16. August 1939 und 25. Oktober 1939.

6 Ebda.

7 Interviews mit Mitgliedern des „Shanghai Symphony Orchestra“, Shanghai, Juli/August 1986.



Das Café Tongshan, ein beliebter Emigranten-Treffpunkt in Shanghai

ERWIN TREBITSCH

Emigration nach Australien

Dieser Beitrag soll versuchen, den Typus des Emigranten und den Eindruck des Landes, wie es sich 1938 einem Flüchtling darbot, zu vermitteln und auch zeigen, wie dieses Land zur Prägung oder Umgestaltung des Charakters des Neuankömmlings beitrug. Da der Schreiber 1946 in Australien landete, ergibt sich eine Grundstimmung, die aus dem Kriegsende und der bedingungslosen Kapitulation der Achsenmächte resultierte. Bei einer Rückblende auf 1939, das Jahr, das das Ende eines — freilich labilen — Friedens, Rettung aus höchster Gefahr und die erste Fluchtwelle zu dieser Rettung in ein neues Land bedeutete, ergibt sich zweifelsohne eine gewisse Problematik. Wenn trotzdem der Versuch einer Charakteristik unternommen wird, liegt es vor allem daran, daß fast keiner — im wörtlichsten Sinn — der Vorkriegsflüchtlinge nach 1945 aus jenem pazifischen Kontinent zurückgekehrt ist, und weiters an der Tatsache, daß sich Australien 1946 gerade noch so präsentierte wie im Jahre 1939. Die etwaige Frage, warum keinerlei Rückkoppelung mit australischer Emigration nach Kriegsende stattfand, dürfte in den folgenden Ausführungen ihre Antwort finden.

Das britische Generalkonsulat in der Wallnerstraße in Wien war 1938 auch für Einwanderungswillige nach Australien zuständig. Die Voraussetzungen für einen Immigrationssichtvermerk waren einfach: Der Ansuchende mußte entweder vom Staat oder von einer Privatfirma (mit staatlichem Einverständnis) angefordert werden, oder aber es war eine Kaution vom Ansucher oder einem Garanten zu hinterlegen, die bei der Landung ausgefolgt wurde und dazu diente, etwa ein Jahr lang den Lebensunterhalt zu sichern. Die Kaution betrug zweihundert australische Pfund pro Kopf. 1938 waren das viertausend österreichische Schillinge. Wenn man in Betracht zieht, daß damals eine Einzelperson froh war, einen Posten mit einem Jahresgehalt von 1800 Schillingen (das waren 150 Schillinge pro Monat) zu haben, und wenn man berücksichtigt, daß diese viertausend Schillinge (2800 Reichsmark) von der Reichsbank erst nach Zahlung der Reichsfluchtsteuer und zu einem je nach Vorschrift überhöhten Devisenkurs freigegeben wurden, ist es leicht zu ersehen, daß man wohlhabend sein mußte, um nach Australien einreisen zu können. Das war trotz damaliger (und oft auch heutiger) Propagandabehauptungen größtenteils nicht der Fall, und nur wenige konnten diesen Weg beschreiten. Ebenso war es fast unmöglich, Garanten zu finden, da nicht — wie in den Vereinigten Staaten — eine eidesstattliche Erklärung verlangt wurde, daß der Immigrant der öffentlichen Wohlfahrt nicht zur Last fallen würde, sondern ein tatsächlicher Erlag der Kaution bei einer Bank. Diese Kaution mußte der Garant in barem Geld auslegen. 200 Pfund waren damals das vom australischen Staat festgesetzte Minimumjahreseinkommen (Basic Wage).

Beruflich bevorzugt wurden nur Montaningenieure oder eventuell Spezialisten in der Papierfabrikation sowie Chemiker, die auf ihrem Gebiet erfolgreiche Spezialisten waren. Wenn jemand diese Hürden nehmen konnte, ging er eher in die Vereinigten Staaten, wo er fast sicher war, eine von vielen Existenzformen zu finden, oder eventuell nach Südamerika mit der begründeten Hoffnung, von dort in die USA zu gelangen, was von Australien aus wegen der großen Entfernung, der Isoliertheit und der lange dauernden Reise praktisch kaum möglich war: Die Schiffsreise allein betrug mindestens 44 Tage, und sogar die Postverbindung konnte sich erst auf Ansätze einer Flugpostverbindung stützen, von Passagierbeförderung ganz zu schweigen. Australien war ein exklusives Zielland, exklusiv in mehr als einer Hinsicht.

Was nun war dieses Land, das man höchstens aus Kinderbüchern kannte, und das damals etwa sechs Millionen Einwohner zählte, was waren das für Leute, von denen man nichts wußte, außer daß sie gut zu Pferde sein mußten, wie es ein Plakat in einem Reisebüro zeigte, und die vielleicht unermeßlich reich waren?

1788 wurde in Australien eine Strafkolonie als Ersatz für die verlorengegangenen amerikanischen Kolonien gegründet. Von Männern, die, vom Hunger getrieben, oft nur einen

Laib Brot gestohlen oder geraubt hatten, bis hin zum Schwerverbrecher wurden die in England zur Deportation Verurteilten wie Galeerensträflinge zusammengepfercht und zum Wohle des Mutterlandes in monatelangen Transporten in ein Land gebracht, das, noch unberührt von Ackerbau und Viehzucht, die einfachsten Bedarfsmittel des täglichen Lebens mühselig aus England herbeischaffen mußte. In Ketten zur Arbeit getrieben, aus den geringfügigsten Gründen — manchmal auch nach Laune der Bewacher— mit drakonischen Strafen wie Auspeitschung oder Dunkelhaft bedacht, kann man das physische Überleben, aber nicht nur das, sondern auch das Überleben schattenhafter Begriffe von menschlicher Würde und Selbstachtung nur als Beinahe-Wunder begreifen. Die übrigen Siedler bestanden aus Soldaten, einigen Offizieren, die eine eigene Kaste bildeten, Beamten, ehemaligen Sträflingen, die nach Ablauf der Strafzeit oder bedingt frei gekommen waren, und jenen, die England freiwillig — manchmal, um einer drohenden Deportation zu entgehen — mit etwas Geld verlassen hatten und nun die billigen Arbeitskräfte zum eigenen Vorteil ausbeuteten.

Um etwa 1840 wurde die Strafdeportation verboten und eingestellt. Die einzelnen Kolonien waren gewissermaßen etabliert und die Ureinwohner des Kontinents, die faktisch als Tiere angesehen wurden, waren bis auf einen kleinen Rest dezimiert (1932 gab es etwa 60 000 Eingeborene, heute sind es immerhin wieder etwa 180 000). Es folgte der Goldrausch der fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Die Bevölkerung nahm sprunghaft zu. ein Eisenbahnnetz wurde begonnen und ausgebaut. Im Gefolge der Goldgräber richtete sich ein ausgedehntes Marketendertum ein. Vor allem chinesische Kaufleute nutzten die Lage. Durch Fleiß und Sparsamkeit, manchmal freilich auch mit unehrlichen Praktiken, erwarben sie einen gewissen Wohlstand, der dauerhafter war als der Eintagsfliegenreichtum vieler weißer Goldgräber, der in vielen Fällen ebenso rasch vertan wurde, wie er gewonnen worden war. Das erregte die Eifersucht der Weißen, die sich noch steigerte, als die lukrativen Goldminen zusehends in die Hände organisierter kapitalskräftiger Gesellschaften gelangten und das Vagabundentum, aber auch die unverschuldete Arbeitslosigkeit, die meistens Hoffnungslosigkeit bedeutete, Überhandnahmen. Es kam zu Unruhen und schließlich sogar zu einer Konfrontation mit dem Militär. Haß auf die Obrigkeit, die, wenn auch oft widerwillig, die als Schmarotzer verachteten chinesischen Kaufleute schützte, Haß auf die Schützlinge, Ekel und Abneigung den Ureinwohnern gegenüber — all das legte den Grund zu einem vor allem auf der Hautfarbe basierenden Rassismus. Nun ist es nicht nur grundfalsch, an jenen Rassismus unseren heutigen Maßstab anzulegen, man tut auch gut daran, sich zu erinnern, daß dieser heutige Maßstab erst knappe vierzig Jahre praktiziert wird und daß diese Praxis eine Reaktion auf europäische kalt-administrative „Auslöschung unwerten Lebens minderwertiger Rassen“ ist. Der europäische Rassismus des 19. und 20. Jahrhunderts war und ist dem Australier stets fremd geblieben.

Nach Abklingen des Goldrausches setzte die wirtschaftsbedingte Einwanderung fort: Handwerker, die in England durch die Mechanisierung und Industrialisierung arbeitslos geworden waren, entlassene Dienstboten, Kleinbauern, Angestellte und Arbeiter auf Hungerlohn gingen in die australischen Kolonien, um reich zu werden. In gutsituierten englischen Familien wurden „schwarze Schafe“ noch immer nach Rhodesien, Südafrika oder Australien verfrachtet. Es war eine britische Version der Kolonisierung Kaliforniens und des amerikanischen Westens. Ohne es wirklich zu wollen, wurde man verwurzelt; die Kinder ahmten die Eltern nach, wenn sie von England als „zuhause“ sprachen, ohne aber eine wirkliche Vorstellung damit verbinden zu können, bis sie dann vielleicht anläßlich einer Europareise in die „Heimat“ gelangten und diese touristisch vereinnahmten. Immerhin war der Australier Brite, blieb es auch nach der Gründung des australischen Staatenbundes am 1. Januar 1901. Das Oberhaupt dieses Staatenbundes war die englische Krone, das Land war britisch mit einer sprachlich homogenen Bevölkerung.

Was nicht homogen war, war die Religion. Der Zustrom irischer Einwanderer schuf eine starke und militante katholische Minderheit (1982 waren etwa 26 Prozent der Bevölkerung Katholiken). Der Gegensatz Protestanten — Katholiken nahm niemals nordirische Ausmaße an, war jedoch stark genug, um auch in Großfirmen eine religiöse Diskriminierung bei Einstellung oder Beförderung von Arbeitskräften zu zeitigen. Es gab kein religiöses oder rassisches Vorurteil Juden gegenüber.

Im Ersten Weltkrieg begann sich unter dem Eindruck der Schlacht bei Gallipoli (1915) ein australisches Nationalbewußtsein zu regen, eine England verbundene, aber eigenständige Identität. Der wirtschaftliche Aufschwung der frühen zwanziger Jahre führte zur Stärkung dieses Bewußtseins sowie zu andauernder Immigration. Diese hatte ihre Quelle hauptsächlich in England, da bei Staatsangehörigen anderer Länder die Kaution ein finanzielles Hindernis war. Aus Ländern, deren Einwohner Farbige waren, kam überhaupt keine Einwanderung in Frage, da die „White Australia Policy" Farbigen jede Einwanderung untersagte. Offiziell wurde diese Haltung mit dem Streben nach Homogenität, einer Vermeidung von Überschwemmung mit billigen Arbeitskräften sowie einer kulturellen Zwiespältigkeit untermauert. Die „gelbe Gefahr", wie damals der zunehmende japanische Einfluß auf dem Weltmarkt genannt wurde, verstärkte das wirtschaftliche Argument; es besteht jedoch kein Zweifel, daß ein irrationaler Rassismus aus früheren Tagen mitbestimmend war.

Die Wirtschaftskrise nach 1929 traf Australien als Rohstofflieferant ohne nennenswerte Industrie besonders hart. Nach 1935 begann sich die Wirtschaft langsam zu erholen und Arbeiter konnten wieder offene Stellen finden. Die Arbeiterbewegung selbst war nicht marxistisch, sondern gewerkschaftsorientiert und darauf bedacht, den Lebensstandard zu halten. Dieser gipfelte im Eigenheim, einem bungalowartigen ebenerdigen Haus (Cottage) mit Garten, dem eigenen Auto, das wegen der durch die Leere des Kontinents bedingten großen Entfernungen eine viel größere Notwendigkeit als in Europa darstellte, und einer hohen Entlohnung. Es war ein durchaus bürgerliches Ideal. Angestellte und Unternehmer hatten Ähnliches, nur in anderen Vororten, größer und schöner. Es gab dies der Bevölkerung einen äußeren Schein von Standesgleichheit, dem ein innerer Hang zum Konformismus gegenüberstand, der durch den mangelnden verkehrstechnisch bedingten Kontakt mit andern Ländern und Kulturen entstanden war. Der Konformismus zeigte sich auch im wirtschaftlichen Bereich, wo man jedem Experiment oder einer Innovation aus nicht unberechtigter Angst vor Verlust von Arbeitsplätzen ablehnend gegenüberstand. Da die meisten Unternehmen ihre Muttergesellschaft in England hatten, wurde die wirtschaftliche Abhängigkeit von diesem Land als gegeben angenommen und als Begleiterscheinung der Zugehörigkeit zum Britischen Imperium vor allem von konservativer Seite gutgeheißen. Im Hinblick auf die Abneigung des Australiers gegen Obrigkeit und Zwang hätten sich zweifellos große politische und wirtschaftliche Schwierigkeiten im Verhältnis zu England und auch unternehmensintern ergeben, wenn nicht eine kluge Geschäftsleitung eine gewisse Abreaktion seitens der Belegschaft durch eine ostentativ zur Schau getragene Unabhängigkeitsattitüde nicht nur gestattet, sondern manchmal auch gefördert hätte: Australische Arbeiter nannten ihren Chef beim Vornamen, bei Besprechungen, Verhandlungen oder anderen betrieblichen Zusammenkünften wurde eine legere Haltung bewahrt und die Zusammengehörigkeit von Chef und Belegschaft durch ein gelegentliches kollegiales Bier — dem australischen alkoholischen Nationalgetränk — nach der Arbeit betont und untermauert. Diesem Unabhängigkeitstrieb des einzelnen war die Bereitwilligkeit beigegeben, dem Nächsten eine Chance einzuräumen und ihm dabei behilflich zu sein. Zunächst galt das Maxim, die zugeteilte Arbeit zu verrichten und sich nicht in Spinnereien zu ergehen",[1] nicht durch fremdartige Ideen den mühsam errungenen Lebensstandard zu gefährden. Die Entfernung und Isolierung von Europa und Amerika erleichterten diese Haltung. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, daß Australien für den Durchschnittseuropäer ein Begriff war, der nichts mit der Wirklichkeit australischen täglichen Lebens zu tun hatte. Gleichermaßen war Europa zwar in der Vorstellungskraft des Australiers vorhanden, hatte aber wenig mit europäischer Realität gemeinsam. Dem Flüchtling von 1938 oder 1939 schien es jedenfalls, in ein Paradies der Ruhe, ein Paradies ohne Spannung und Unrast zu reisen.

Soweit dem Verfasser bekannt ist — und es sei für jedes Versäumnis in dieser Hinsicht um Entschuldigung gebeten —, kamen vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zwei Emigranten, deren Namen bereits damals nicht unbekannt waren, aus Österreich nach Australien[2]: Henry Krips, Dirigent und Bruder des Staatsoperndirigenten Josef Krips, und die Tänzerin Gertrude Bodenwieser. Da Ballettanz eine jener „europäischen" Aktivitäten war, die von der Durchschnittsbevölkerung zwar als ein wenig überspannt, aber als „gute Tradition"

betrachtet wurden, konnte Frau Bodenwieser ihre Karriere wieder aufnehmen und eine Tanzschule gründen, wobei sich aber doch manchmal mangelndes Allgemeininteresse in finanziellen Schwächen kundtat. Henry Krips blieb Dirigent und leitete ein vom Staatlichen Rundfunk unterhaltenes Orchester.

Die Bedingungen für einige andere Berufe waren wie folgt: Ingenieure und Techniker konnten im allgemeinen je nach Grad und Erfahrung reüssieren. Es herrschte ziemlich genaue Kenntnis der Qualitätsunterschiede zwischen den einzelnen europäischen technischen Hochschulen. Auf dem Gebiet der Medizin ergaben sich natürlich große Schwierigkeiten. Es war nicht nur eine selbstverständliche Notwendigkeit, Englisch zu können, es war auch der Beweis nötig, sich dem Patienten in einer Weise mitzuteilen, die der gegebenen Situation und ärztlicher Ethik entsprach, sowie die Rezepte nach den Richtlinien der englischen Pharmakologie auszustellen. All das bedeutete, daß man als Arzt praktisch von vorne beginnen mußte. Einige der emigrierten Mediziner — es waren ganz wenige — wurden Vertreter bei pharmazeutischen Firmen, andere inskribierten erneut, konnten aber bei Ausbruch des Krieges als Polizei- oder Militärhilfsärzte arbeiten und daher nach dem Krieg praktizieren. Noch schwerer war es für Rechtsanwälte, da durch die grundlegende Verschiedenheit des angelsächsischen Rechtssystems vom kontinental-europäischen ein vollständiges Neustudium erforderlich war. Mir war nur ein Anwalt bekannt, der sich nach vollendetem Studium neu etablieren konnte. Buchhalter und Angestellte ohne besondere Qualifikationen konnten wegen des großen Angebotes höchstens bei Emigrantenfirmen Beschäftigung finden. Die praktischen und nächstliegenden Arbeitsmöglichkeiten für Neuankömmlinge bestanden in der Anstellung in einer Fabrik oder als Hilfskraft in der Landwirtschaft. Für Frauen war noch die Möglichkeit von Hausgehilfinnenposten gegeben. Das wichtigste war jedenfalls, Englisch zu lernen. Die meisten Emigranten begannen als Fabriksarbeiter, um das Landungsgeld zu schonen, beziehungsweise um die Umgebung zwecks eventueller selbständiger Existenz besser kennenzulernen. Oft waren die Frauen die Familienerhalter, damit der Mann die notwendigen Studien für eine spätere Existenz nachholen konnte.

Durch den von vornherein gegebenen Umstand einer nicht allzu unsicheren finanziellen Lage waren die Flüchtlinge in Australien besser gestellt als in vielen anderen Niederlassungsländern. Außerdem war die Bevölkerung ihnen gegenüber zum Teil sogar positiv, größtenteils aber gefühlsmäßig zumindest neutral eingestellt, eine Haltung, die jedenfalls durch den rein zahlenmäßig mageren Zustrom neuer Emigranten nicht in Frage gestellt wurde. Kulturell jedoch blieben die Emigranten ziemlich isoliert.

Am 3. September 1939 begann der Kriegszustand zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reich. Australien trat an der Seite Englands in den Krieg ein. Die Mobilmachung war wie im Ersten Weltkrieg, das heißt, australische Soldaten konnten nur auf freiwilliger Basis außerhalb Australiens eingesetzt werden. Die Emigranten als — zu jener Zeit noch — deutsche Staatsangehörige wurden nicht interniert, mußten sich aber anfangs bei eingeschränkter Bewegungsfreiheit der Kontrolle durch die Polizei unterwerfen, bis sie schließlich als unbedenklich, und praktisch mit den Einheimischen gleichgestellt, nur jenen Beschränkungen ausgesetzt waren wie alle anderen.

Der U-Boot-Krieg hatte vor allem zur Konsequenz, daß viele englische Waren, die einen Teil des australischen Konsums deckten, nicht mehr geliefert wurden. Dies hatte nun vor allem einen plötzlichen Aufschwung jener Sekundärindustrien zur Folge, wonach wegen des kleinen Marktes vorher keine Nachfrage geherrscht hatte: Produkte von Kleinbetrieben wie etwa Bekleidungs-, Schuh-, Möbel- und Metallfabriken konnten jetzt Abnehmer finden. Es wurde nun für Emigranten viel leichter, in ihrem ursprünglichen Beruf tätig zu sein, sei es als Arbeiter oder als Unternehmer. Außerdem begann das Militär als Auftraggeber aufzutreten, was zur Erweiterung der Kleinbetriebe und der Etablierung von Dienstleistungsunternehmen beitrug. Diese Militärpräsenz in allen Bereichen wurde durch den Ausbruch des Pazifischen Krieges am 7./8. Dezember 1941 verstärkt. Der Krieg, das rasche Vordringen der Japaner und die zunehmende Bedrohung des australischen Kontinents hatten aber auch zur Folge, daß die Bevölkerung sich zum ersten Mal ihrer vollständigen Isoliertheit und Abseitsstellung in der Welt bewußt wurde. Wenn der Einsatz im Ersten Weltkrieg und die Verteidigung von Tobruk im Zweiten das Idealbild eines Helden schufen

und auf diese Weise einen Patriotismus bilden halfen, so war der Kampf in Neuguinea ein Ringen um Australien selbst, an dem das Hinterland unmittelbar teilnahm und das die ungeheure Entfernung des bisherigen Mutterlandes England physisch und seelisch zu einem drastischen persönlichen Erlebnis machte. Eine zunächst politisch begründete Abkehr von England mit gleichzeitiger Zuwendung zu den in der Not herbeigerufenen Vereinigten Staaten war die Folge. Durch das Angewiesensein auf eigene Reserven begann jedoch auch eine Rückbesinnung auf eigenes Kulturgut, die breite Schichten des Volkes erfaßte und nicht auf eine Elite beschränkt war. Ähnlich wie in England während des Blitzkrieges erlebte die kulturelle Betätigung vor allem auf den Gebieten Musik und Theater einen ungeahnten Auftrieb. Teilweise als Ausdruck einer Sehnsucht nach verklärter Vorkriegsunbekümmertheit wurde auf Modernität oder Avantgarde wenig Gewicht gelegt, der künstlerische Ausdruck dieser abgelegenen Insel europäischer Kultur erstreckte sich vom Zeitalter Elisabeths I. über das Europa des 17. Jahrhunderts bis etwa zum Ende des Ersten Weltkrieges. Dieser verspätete Aufbruch fand nun bei den Emigranten eine natürliche Resonanz und beendete die Isolierung des geistigen Emigrantentums. Der einsetzende Zustrom amerikanischer Truppen brachte einen Einbruch und eine Erweiterung des Kulturkreises, dessen Ausmaß — man mag darüber urteilen wie man will — kaum überschätzt werden kann. Die allenthalben spürbare Erleichterung, nicht mehr allein zu sein, die sehr handgreiflich gewordene „gelbe Gefahr“ gebannt zu wissen, erregte die Bereitschaft zur Rezeption und Vereinnahmung, die verständlicherweise gelegentlich in Nachahmung überging. Die Emigration wurde von diesem Enthusiasmus genauso mitgerissen wie alle anderen. Von den Amerikanern wie Australier behandelt, nach fünf Jahren Aufenthalt naturalisiert, waren die Voraussetzungen für eine vollständige Integration gegeben. Eine weitere Erleichterung bestand nun darin, daß die Emigration nach Australien weder von geistig noch kulturell oder politisch motivierten Spitzenvertretern getragen war, noch gab es Existenzen wie etwa professionelle Schriftsteller oder Schauspieler, die a priori nur im deutschsprachigen Raum schaffen konnten. Allerdings war der Integration eine Grenze gesetzt: Ein naturalisierter Brite wurde auch bei voller menschlicher Akzeptanz niemals als hundertprozentig sozial ebenbürtig betrachtet. Es war dies ein Überhang aus den Tagen des Imperiums und könnte als eine Art „englischer Nationaleigenschaft“ bezeichnet werden. Sie richtete sich gegen niemand im besonderen, ist heute fast nicht mehr existent, war aber damals präsent.

Das Verhältnis zur ehemaligen Heimat litt unter dem inneren Bruch, verursacht durch die Vertreibung, die nach dem „Anschluß“ Österreichs von einem beträchtlichen Teil der damaligen Mitbürger als Akt der Befreiung und als Erlösung vom Übel empfunden wurde, eine Haltung, deren Tragweite und Bedeutung durch das Kriegsende und das Wegfallen des äußeren alptraumartigen Druckes erst damals wirklich zum lebendigen Bewußtsein wurde. Es war das unbewältigte Trauma aller Durchschnittsflüchtlinge, die nicht die Gabe hatten, dies in kulturelle oder wissenschaftliche Spitzenleistungen zu verarbeiten, noch in künstlerischem Schaffen zu sublimieren oder einer erlösenden Katharsis zuzuführen. Die wieder in ihrem ursprünglichen Beruf tätigen Emigranten beabsichtigten daher auch nicht, in ihre alte Heimat zurückzukehren, wobei bei allen jedoch ein tatsächliches oder rationalisiertes Gefühl, zu alt für eine Rückkehr zu sein, als Argument eine Rolle spielte. Diese Dichotomie von Integration und Abkehr von der alten Heimat wurde durch die dynamische Nachkriegsentwicklung Australiens überdeckt: Der augenblicklichen Prosperität folgte das großangelegte staatliche Einwanderungsprogramm mit erhöhtem wirtschaftlichem Wachstum. Dabei erschienen die Flüchtlinge von 1938/39 als „alteingesessen“, was eine große emotionelle Unterstützung bedeutete. Die neue Einwanderungswelle brachte unter den Nicht-Briten vor allem europäische Heimatvertriebene (Displaced Persons). Es ist klar, daß die früheren Emigranten keinen Kontakt mit jenen Einwanderern suchten, die als Folge der Niederlage des Deutschen Reiches heimatlos geworden waren, umso mehr, als sich — begünstigt durch die wiederaufgenommene antikommunistische Haltung der angelsächsischen Welt — unter die Neuankömmlinge manches faschistische Element mischte. Allerdings waren gerade ehemalige Faschisten froh, untertauchen zu können, und enthielten sich meistens jeder aktiven Betätigung, vor allem, wenn es Deutsche oder Österreicher waren, während Einwanderer aus anderen Ländern, wie zum Beispiel Jugoslawen, weniger zurückhaltend waren. Die Neu-Australier, wie sie offiziell

genannt wurden, waren vertraglich verpflichtet, die ersten zwei Jahre zu kollektivvertraglichen Löhnen dort zu arbeiten, wo sie vom Staat eingesetzt wurden, und verteilten sich daher über den ganzen Kontinent, was, zusammen mit der Notwendigkeit, Englisch zu lernen, die Absorption erleichterte. Das Nationalitäten- und Staatsbürgergesetz von 1948 (Nationality and Citizens Act) begründete eine offizielle eigenständige Nationalität und ersetzte den britischen Untertan durch den australischen Bürger. Infolge des Vietnamkrieges fiel auch die Barriere der „White Australia Policy“, als Flüchtlinge aus asiatischen Ländern aufgenommen wurden.

Die wichtigste Entwicklung der folgenden Jahre war jedoch das zunehmende Bewußtsein, ein Land der pazifischen Region zu sein und der Gemeinschaft der Staaten in diesem Raum anzugehören. Heute sind Japanisch und Chinesisch als Fremdsprachen ebenso wichtig wie Deutsch oder Französisch. Dem kulturellen Aufbruch der vierziger Jahre folgte das wirtschaftliche und politische Heranreifen des Kontinents.

Diese Dynamik sowie die allmähliche Umstellung im Identitätsgefühl betraf die gesamte Bevölkerung, nicht zuletzt die nunmehr tatsächlich älter und alt gewordenen Emigranten und deren noch in Europa geborene Kinder; besonders die letzteren erlebten diese Umstellung bereits als Australier, die ihr eigenes freies Schicksal gestalteten. Wenn wir nur kurz einige Beispiele einer erfolgreichen Karriere dieser noch aus Europa stammenden Nachfolgegeneration anführen, dann deshalb, weil es einen passenden Ausklang zum Thema „Vertreibung und Niederlassung" bildet:

Sir Gustav Nossal, geadelt für Verdienste im Bereich der Medizin, Leiter des „Walter and Eliza Hall-Instituts für Krebsforschung".

Sir Peter Abeles, geadelt für Verdienste um Australien im Bereich der Wirtschaft, Vorstand eines weltweiten Transportunternehmens. In Österreich hätte sein Name möglicherweise ein Karrierehindernis bedeutet, ebenso wie der von Leo Dintenfass, einem führenden Biochemiker, dessen bahnbrechende Forschungen über Lebensbedingungen im Weltraum von der amerikanischen Luftraumbehörde experimentell durchgeführt und ausgewertet wurden.

Diese Beispiele mögen genügen. Abschließend mag es vielleicht auffallen, daß kaum Schwierigkeiten und Probleme erwähnt werden, wenn man sich als Jude in einem Land niederläßt, dessen Einwohner oft mehr christlich-religionsbewußt waren. Der Grund liegt darin, daß es diese Hindernisse fast nirgends gab oder gibt. Vom einfachen Beamten zum Generalgouverneur, vom Hafenarbeiter zum Verwaltungsratspräsidenten, vom Laborgehilfen zum Spitzenwissenschaftler gab und gibt es Menschen jüdischen Religionsbekenntnisses, und der Schreiber dieser Zeilen schließt mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß es so bleibt.

Anmerkungen:

1 Neuseeland war in dieser Hinsicht noch viel abgeschlossener; es gibt Hinweise, daß der Philosoph Karl Popper deswegen die neuseeländische Universität, wo er ein Lehrfach innehatte, wieder verließ.

2 Adolf Josef Storfer, Mitglied der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Linguist und Sprachforscher, gelangte erst 1941 aus Shanghai nach Australien (Sydney). Er starb 1944. In Sydney arbeitete er in einer Drechslerei.

SPEZIFISCHE PROBLEME DER ÖSTERREICHISCHEN WISSEN-SCHAFTSEMIGRATION UND IHRER ERFORSCHUNG

SIEGWALD GANGLMAIR

Das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*

Das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933 (International Biographical Dictionary of Central European Emigres 1933—1945)* — Band I: *Politik, Wirtschaft, Öffentliches Leben,* Band II: *Kunst, Wissenschaft, Literatur,* Band III: *Index, Register* — wurde vom Institut für Zeitgeschichte, München, und der Research Foundation for Jewish Immigration, New York, unter der Gesamtleitung von Werner Röder (München) und Herbert A. Strauss (New York) kompiliert und herausgegeben und bei KG Saur 1980 bzw. 1983 verlegt — bei einem Verlag, der — ich verweise auf die sechsbändige Publikation *Jewish Immigrants of the Nazi Period in the USA* — auf dem Gebiet des sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebens jüdischer Auswanderer aus Österreich und Deutschland schon prominent hervorgetreten ist.

Band I gibt es auf deutsch und wurde herausgeberisch vom Institut für Zeitgeschichte, München, betreut, Band II liegt nur in englischer Sprache vor, und an ihm war die Research Foundation for Jewish Immigration federführend beteiligt.

Diese Aufteilung herausgeberischer Zuständigkeit entspricht den verschiedenen Tätigkeitsbereichen beider Herausgeberinstitute: Das Hauptinteresse der deutschen Forschungsseite gilt der Geschichte von Verfolgung, Widerstand, Exil, Remigration, während die Research Foundation ihren Schwerpunkt auf den Bereich der Auswanderungsgeschichte, Integration von Emigranten in den Aufnahmeländern und ihre dortigen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Leistungen legt. Bedingt durch die Quellennähe kam es zwischen den beiden Herausgeberinstituten auch zur geographischen Aufgabenteilung: Die New Yorker Projektstelle wandte sich vor allem Großbritannien und den außereuropäischen Niederlassungsländern, allen voran der Auswanderung nach Palästina/ Israel, und insgesamt den jüdischen Organisationen zu, das Institut für Zeitgeschichte, München, den kontinentaleuropäischen Asylländern, dem politischen Exil, der christlichen Emigration und Rückwanderung. Im Zuge weiterer Arbeitsteilung nahm sich die Research Foundation verstärkt um die jüngere Auswanderungsgeneration an, deren Karrieren erst in den Aufnahmeländern zum Tragen kamen, während das Institut in München die Biographien jener älteren Auswanderer behandelte, die schon vor dem Weggehen anerkannte Fachkräfte auf ihrem Gebiet waren. Ungeachtet aller Aufgabentrennung wurden die Ergebnisse für beide Sammlungen in München und New York dupliziert. Beiden Biographiebänden ist eine relativ lange Einleitung vorangestellt, die ganz allgemein in die Probleme der Emigration und des Exils einführt und die Absichten der Herausgeber darlegt.

Zu den beiden Bänden gibt es einen Registerband in zweisprachiger Ausführung. Er enthält das Gesamtverzeichnis der für biographiewürdig befundenen Emigranten, dazu eine Auflistung dieser Emigranten nach Wanderungs- und Niederlassungsländern, ferner eine Aufgliederung nach Berufen und Tätigkeitsbereichen, und unter anderem findet sich auch eine Liste jener Deutschen, die vor 1938 Österreich als Emigrationsland und — wie es sich herausstellen sollte — nur als Zwischenstation in ihrer aufgezwungenen Wanderung gewählt haben (Oskar Maria Graf zum Beispiel).

Von annähernd 25.000 Emigranten wurden für die beiden Bände des vorliegenden Projekts Biographien erstellt; zirka 8700 wurden für den Druck ausgewählt, knapp 4000 für den Band I, an die 4700 für Band II. Jede Biographie gliedert sich in drei Abschnitte: 1. Biographie in Kurzdaten (Lebensgeschichte)

2. Darstellung des Berufs- und Wanderungsweges (Tätigkeitsgeschichte)
3. Werke und Bibliographie (Werkgeschichte)

Was die Herkunft dieser ausgewählten Personen betrifft, so kamen sie aus dem deutschsprachigen Kulturkreis Mitteleuropas: aus Deutschland, Österreich (ab 1934) und der Tschechoslowakei (ab 1938) und den nach dem Ersten Weltkrieg abgetrennten östlichen Provinzen Deutschlands; dazu kamen noch Personen anderer Nationalität sowie Staaten-

lose, die im deutschsprachigen Raum seßhaft geworden waren. Die deutschsprachige Emigration setzte sich aus zwei unterschiedlichen Gruppen zusammen, die sich freilich zu erheblichen Teilen überschneiden: der Gruppe der Juden und der Gruppe der aktiven Regimegegner; mehr als neun Zehntel der insgesamt 500.000 deutschsprachigen Emigranten gehören der ersteren an.

Die definitorischen Voraussetzungen, die das Institut für Zeitgeschichte und die Research Foundation for Jewish Immigration für die Aufnahme von Emigranten in die beiden Bände erarbeiteten, wurden durch hierarchische Kriterien (vorwiegend im Bereich des Parteien-, Verbands- und Verwaltungswesens) und durch leistungs- bzw. einflußorientierte Kriterien (hauptsächlich auf dem Gebiet der Literatur, Kunst und Wissenschaft) begrenzt. Zur Verdeutlichung: Im Bereich der Presse und Publizistik beispielsweise bildeten Herausgeber, Verleger, Redakteure von Zentralorganen und überregional bedeutenden Periodika die Untergrenze; im Bereich der Partei- und Verbandspolitik wurde diese bei Mitgliedern von Führungsgremien überörtlicher Gliederungen (Bezirke, Kreise) gezogen, innerhalb des jüdischen Religionslebens nahm man Rabbiner von Gemeinden mit über 500 Mitgliedern auf. Maßgeblich für die Aufnahme in den Band II waren die Stellung von Emigranten in hierarchisch strukturierten Institutionen (Universitäten, Spitäler), Zahl und Qualität der Veröffentlichungen, Ausstellungen, öffentlichen Auftritte, die Anerkennung, die sie in der Fachwelt genossen, sowie bedeutende Innovationen.

Diese Kriterien wurden aber nicht rigide angewendet, sondern spezifischen Situationen angepaßt. Die Maßstäbe wurden gelockert, wenn sich Emigranten erhöhten Schwierigkeiten — zum Beispiel in Entwicklungsländern — gegenübersahen; berücksichtigt wurde die hinausgezögerte Karriere von Frauen in Disziplinen, die ihnen soweit kaum oder nur infolge verstärkten Einsatzes zugänglich waren. Auf dem Sektor Partei- und Verbandspolitik wurde auf die unterschiedlichen Organisations- und Verwaltungsstrukturen von Herkunfts- und Niederlassungsländern geachtet. Schließlich fanden auch Personen Platz, die einen wichtigen wissenschaftlichen Beitrag leisteten, ohne mit akademischen Institutionen affiliiert zu sein.

Es überrascht nicht, daß trotz Würdigung der bedeutenden Aufgabe dieses Handbuchs die Kritik daran gerade an diesem Punkt, der Biographiewürdigkeit eines Emigranten, ansetzte. Rezensenten und Emigrationsforscher — das ist auch eine Erfahrung aus der praktischen Arbeit des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes (DÖW) — vermissen einige „ihrer“ Emigranten. Unterschiedliche Länge der diversen Biographien provoziert Gewichtungen, die Erstellung einer von den Herausgebern allerdings nicht beabsichtigten Bewertungsskala (beispielsweise eine Spalte für Ernst Bloch gegenüber eineinhalb Spalten für die Regisseure und Autoren wie Hanus Burger und Gustav von Wangenheim oder gar zwei Spalten für den Karikaturisten Benedikt Fred Dolbin). Angesichts der vielen prominenten Namen stellte sich bald der Vorwurf einer „Tendenz der Prominentisierung“ ein.

Es lag jedoch nicht in der Absicht der Herausgeber, ein weiteres Nachschlagewerk über mehr oder weniger prominente Persönlichkeiten zu schreiben. Die Besonderheit des *Biographischen Handbuchs* liegt laut Geleitwort von Martin Broszat darin, daß die Auswahl des Personenkreises und das Schwergewicht der biographischen Information nicht primär durch Rang und Stellung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft eines Landes bestimmt sind, sondern durch eine gemeinsame historische Betroffenheit, die erzwungene Auswanderung aus dem Machtbereich des nationalsozialistischen Deutschland. Die Daten zur individuellen Lebens-, Tätigkeits- und Werkgeschichte dokumentieren nicht in erster Linie Personen um ihrer selbst willen, sie sollen vielmehr gelesen und verstanden werden als Mosaikdarstellung eines überaus schmerzhaften, zum Teil irreversibel gewordenen Vorgangs, in dessen Verlauf sich etwa eine halbe Million Menschen zum Verlassen des politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebenszusammenhangs ihrer deutschsprachigen Heimatländer gezwungen sah.

Die Kriterien der Aufnahme mußten sich an allen drei Wirkungsperioden — Voremigrationszeit, Wanderung/Exil, Niederlassung oder Rückkehr — orientieren. Das Schwergewicht der Information liegt bei den Biographien auf der individuellen Verfolgungs- und Wanderungsgeschichte; exilspezifische Tätigkeitsfelder (zum Beispiel Flüchtlings- oder Einwanderungshilfe), die sich kaum in anderen Nachschlagewerken finden, wurden mitein

-

bezogen; ebenso Hinweise auf den Konnex Emigration — Widerstand (das heißt Kampf gegen den Nationalsozialismus vor und nach 1933); die Biographien von zirka 50 Prozent der Emigranten, die beim Verlassen ihrer Heimat unter Dreißig waren, wurden bis in die Jetztzeit fortgeführt — alle diese Bemühungen führten das *Handbuch* über eine Ansammlung einzelner Biographien hinaus in Bereiche einer Sozialgeschichte der Emigranten, in die Bereiche Integration und Akkulturation der Auswanderer.

Anfang der achtziger Jahre kamen Herausgeber und Verlag mit dem Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes überein, die Österreicher aus beiden Emigrationsbänden in einem eigenen Österreich-Band — vollständig übersetzt und ergänzt — herauszugeben. Mit diesem Schritt wurde dem in den letzten Jahren verstärkten Interesse des DÖW selbst sowie der Öffentlichkeit an Exilfragen Rechnung getragen; die Übersetzungsarbeiten sind mittlerweile abgeschlossen.

Die Herausgeber denken nicht an einen Österreich-Sonderband bei bloßer Übernahme der Biographien aus Band I und II, sondern entsprechend dem inzwischen weiter fortgeschrittenen Forschungsstand an eine Erweiterung und Ergänzung. Aufnahmekriterien werden beibehalten, doch bezüglich der neu aufgetauchten handbuchwürdigen Kandidaten soll eine großzügige Handhabung dieser Aufnahmekriterien erfolgen. Nach dem jetzigen Stand wird es gegenüber dem *Biographischen Handbuch* zu einer beträchtlichen Erhöhung der Anzahl der Biographien kommen. Üm diese Anreicherung des Österreich-Bandes in einem vertretbaren zeitlichen Rahmen abschließen zu können, wurde aus Vertretern des DÖW, des Instituts für Wissenschaft und Kunst/Wien (IWK) und des Ludwig Boltzmann-Instituts für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften — Organisationen, die zum Thema „Emigration“ Vorarbeiten geleistet haben und Materialien beistellen können — unter Mitarbeit des Instituts für Zeitgeschichte, München, eine Arbeitsgruppe gebildet. Die Herausgabe dieses Österreich-Bandes ist für Herbst 1989 geplant.

HARTMUT MEHRINGER

Das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933,* das biographische Lexikon *Österreicher im Exil* und neuere Fragestellungen zur Wissenschaftsemigration

Meine Ausführungen tragen den Charakter eines Korreferats zu der tour d'horizon, die Werner Röder in seinem Beitrag über Stand und Entwicklung der internationalen Exilforschung unternommen hat — in gewisser Weise auch zu den Ausführungen von Siegwald Ganglmair über das geplante und in der Vorbereitung kurz vor dem Abschluß stehende Biographische Lexikon *Österreicher im Exil* und zu den einleitenden Ausführungen von Friedrich Stadler. Ich möchte mich deshalb vor allem auf einige zusätzliche Anmerkungen zu dem seit nunmehr fünf Jahren geschlossen vorliegenden drei- bzw. vierbändigen *Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*[1] konzentrieren — sicherlich eines der gewichtigsten Ergebnisse der inzwischen gut zwanzig Jahre alten Exilforschung und gleichzeitig auch die entscheidende Datengrundlage für das geplante biographische Lexikon *Österreicher im Exil.*[2]

Doch zuvor möchte ich einige Zahlen anführen, die einmal unmittelbaren Bezug zu dem Symposion „Vertriebene Vernunft" haben und seine Breite beleuchten, zum anderen — wenn auch auf abstrakter, statistischer Ebene — einige Schlaglichter auf jenes spezifische Phänomen der „Vertreibung und Emigration der Vernunft" unter dem Nationalsozialismus und nicht zuletzt auch unter dem Austrofaschismus zu werfen vermögen. Ich habe mir die kleine Mühe gemacht, aus dem gedruckten Programm des Symposions die Namen der österreichischen Emigranten herauszuziehen, die als Zeitzeugen, zum Teil als Referenten und vor allem als Thema von Spezialvorträgen aufscheinen. Das ergibt immerhin die stattliche Zahl von über 100 (104) Namen, von denen 92 in dem angeführten *Biographischen Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933* verzeichnet sind. Schlägt man diese Biographien im einzelnen nach, so ergeben sich — bei aller Zufälligkeit der Auswahl — doch einige Zahlen, die mir höchst bemerkenswert und symptomatisch und vielleicht auch repräsentativ erscheinen.

Ich habe unter anderem überprüft, wie viele Jahre diese 92 emigrierten österreichischen Wissenschaftler und Künstler als ordentliche Professoren gelehrt haben, und bin dabei, soweit es Österreich bzw. in weiterem Sinne den deutschsprachigen Raum betrifft, auf knapp 200 Ordinarienjahre gekommen, — sei es vor 1933 bzw. 1934 bzw. 1938, um die Eckdaten der Emigrationsschübe anzuführen —, sei es nach 1945, nach einer möglichen Rückkehr. In den Asyl- bzw. Emigrationsländern kommen diese 92 emigrierten Wissenschaftler und Künstler hingegen auf über 550 (552) Jahre als ordentliche Professoren — eine, wie ich glaube, höchst bemerkenswerte Zahl, selbst wenn man berücksichtigt, daß diese Jahre zum größeren Teil in die Phase nach 1945 fallen. Dies bildet ein Indiz dafür, daß ein erheblicher Teil der „vertriebenen Vernunft" zunächst nicht zurückgekehrt ist, sondern die wissenschaftliche Karriere in den Asylländern fortgesetzt und beschlossen hat. Diese Zahlen würden sich in beiden Rubriken vervielfachen, nähme man die Jahre hinzu, die diese emigrierten österreichischen Wissenschaftler und Künstler als Assistenten, Privatdozenten, außerordentliche Professoren bzw. als Senior Lecturers, Assistant Professors, Visiting Professors usw. zugebracht haben — schließlich konnten ja selbst anerkannte wissenschaftliche Kapazitäten nach ihrer Emigration nicht ohne weiteres damit rechnen, ihre akademische Karriere im Asylland einigermaßen bruchlos weiterzuführen, sondern sie mußten oft genug — schon aufgrund von Sprachbarrieren — gewissermaßen von der Pike auf neu beginnen.

Und noch eine Zahl scheint mir bemerkens- und beachtenswert: Betrachtet man sich die Biographien dieser 92 emigrierten österreichischen Wissenschaftler und Künstler im Hinblick auf die Haftzeiten, die sie durchgemacht haben, so kommt man auf insgesamt über 40 Jahre Gefängnis- und Lagerhaft — mit anderen Worten, auf jeden entfällt, statistisch gesehen, nahezu ein halbes Jahr Haft, sei es in nationalsozialistischen Gefängnissen und Konzentrationslagern, sei es in österreichischen Gefängnissen und Anhaltelagern während der Jahre 1934 bis 1938 oder in alliierten Internierungslagern während des Krieges; ein

halbes Jahr Haft — und das, obgleich es sich hier überwiegend um Personen handelt, deren Beruf und Berufung weniger im konkreten politischen Engagement, im Widerstand gegen das NS-Regime oder das autoritäre ständestaatliche Regime lagen, als vielmehr auf dem „neutralen“ Gebiet von Wissenschaft und Kunst. Auch dies sind Zahlen, wie mir scheint, die besser als vieles andere die existentiellen Zwänge und Friktionen zu verdeutlichen vermögen, die im Einzelfall mit der „Vertreibung der Vernunft“ verbunden waren.

Doch zurück zu den drei Bänden des *Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration nach 1933.* Band I und II — Band III ist ein Registerband — enthalten rund 9000 biographische Einzeleintragungen, die aus einer Sammlung von rund 25.000 im Institut für Zeitgeschichte in München und in der Research Foundation for Jewish Immigration in New York zusammengetragenen biographischen Dossiers nach bestimmten Aufnahmekriterien ausgewählt wurden: Das sind knapp zwei respektive fünf Prozent der Gesamtzahl der deutschsprachigen Emigration der Jahre 1933 bis 1945, die auf etwa 500.000 geschätzt wird — bei dieser Größenordnung also Zahlen, auf deren Grundlage sich durchaus auch sozialstatistische und ähnliche Untersuchungen anstellen und Aussagen treffen lassen — zumal in den einzelnen Biographien jajeweils auch die unmittelbaren Angehörigen — Eltern, Geschwister, Ehepartner, Kinder — mitdokumentiert sind, was den Anteil an der Gesamtzahl beträchtlich nach oben verschiebt.

Dieses in den Jahren 1980 bis 1983 vom Institut für Zeitgeschichte, München, und der Research Foundation for Jewish Immigration, Inc., New York, veröffentlichte *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933/International Biographical Dictionary of Central European Emigres 1933—1945* gilt inzwischen als „Höhepunkt... [der] Erforschung der Emigrationsbewegung aus Deutschland und den ihm angeschlossenen Gebieten zur Hitlerzeit“, als Gesamtdarstellung, von der *schwer vorstellbar* [/st], *daß der hier zusammengetragene Reichtum an detaillierter Information von einer zusammenfassenden Schilderung integriert oder gar übertroffen werden könnte.* So Heinz Hürten schon 1983 über den vom Institut für Zeitgeschichte betreuten ersten Band (vgl. *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur,* 8). Hürten bestätigt die Intention des Herausgebers, den eigentlichen Sinn dieses Handbuchs „weniger in der bequemen Möglichkeit [zu sehen], Informationen zu bestimmten Persönlichkeiten nachzuschlagen, sondern in seiner Eigenart als ‚Mosaik-Darstellung' [W. Röder] eines sonst in dieser Breite nicht zu fassenden Vorgangs“. Insofern sei das Werk in besonderem Maße geeignet, auch die Voraussetzungen für neue und präziser angesetzte Untersuchungen begrenzter Gruppen und Regionen zu schaffen. Dem unter anderem vom Bundesminister für Forschung und Technologie, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Fritz-Thyssen-Stiftung ab 1970 mit hohen Aufwendungen geförderten Projekt sei es gelungen, den Nachweis für die erfolgreiche Anwendbarkeit der von den Arbeitsgruppen des *Biographischen Handbuchs* entwickelten Methode einer biographischen „Mosaik“-Dokumentation(„Gruppen-Biographie“) gerade im Rahmen der zunehmend wissenschaftliches Interesse gewinnenden Erforschung moderner Zwangswanderungen (Refugee Studies) zu erbringen. Ferner dürfte mit der Veröffentlichung besonders des zweiten Bandes *(The Arts, Sciences, and Literature)* die von der Research Foundation for Jewish Immigration (Council of Jews from Germany) verfolgte Zielsetzung erreicht werden, neben der Darstellung von Akkulturationsvorgängen sowie von Kunst-, Wissenschafts- und Technologietransfer auch zum Verständnis und zur Würdigung der von ihr vertretenen Volksgruppe in den Vereinigten Staaten einen wirksamen Beitrag zu leisten.

Obwohl die wissenschaftliche Resonanz des *Biographischen Handbuchs* im angelsächsischen Kultur- und Wissenschaftsraum noch durchaus zu wünschen übrig läßt, ist die grundlegende und innovative Leistung dieses biographischen Nachschlagewerksinzwischen allgemein anerkannt — dies drückt sich nicht zuletzt in der Verleihung der Walter-Meckauer- Plakette 1986 an die Autoren, Herausgeber und Mitarbeiter des *Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration nach 1933* in Anerkennung des besonderen Engagements für die Werke verfolgter und vergessener Autoren aus.

Rund ein Viertel der in diesen Bänden aufgenommenen ca. 9000 biographischen Eintragungen — etwa 2200 — betreffen Österreicher: überwiegend Personen, die zwischen 1918/19 und 1938 bzw. nach 1945 die österreichische Staatsangehörigkeit besaßen und besitzen,

aber auch solche, die entweder als Angehörige des deutschsprachigen Kulturkreises, vor allem, aber nicht nur, aus den Gebieten der ehemaligen Österreichisch-Ungarischen Monarchie, im Österreich der Zwischenkriegszeit lebten und wirksam geworden sind oder als antinationalsozialistische deutsche Emigranten oder als österreichische Rückkehrer in den Jahren 1933 bis 1934 bzw. bis 1938 in Österreich lebten und wirkten.

Hier zeigt sich bereits eines der methodischen Grundprobleme, um die es bei der Entwicklung der Aufnahmekriterien für das *biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933* und analog für das biographische Lexikon *Österreicher im Exil* immer ging und geht: Die deutschsprachige Emigration nach 1933 und ihre Vorgeschichte, insbesondere seit dem Ende des Ersten Weltkriegs, stellen ein in jeder Hinsicht so vielschichtiges und komplexes Gebilde dar, daß es nicht möglich war, hier einfach von deutscher Staatsbürgerschaft in der Weimarer Republik bzw. — und hier wird das Problem noch eklatanter — der österreichischen Staatsbürgerschaft zwischen 1918/19 und 1938 auszugehen —, durch ein solches Aufnahmeraster wären allzu viele Personen gefallen, die wir ganz selbstverständlich zum deutschen bzw. österreichischen Kulturkreis rechnen. Kriterium kann im Fall des biographischen Lexikons *Österreicher im Exil* nur die Zugehörigkeit zum deutsch-österreichischen Kulturkreis sein, der aufgrund der Vorgeschichte der k.u.k. Monarchie ja wesentlich über die Grenzen Österreichs von 1919 hinausreichte, wenngleich die Wirksamkeit — nicht die Staatszugehörigkeit — in der Ersten oder Zweiten österreichischen Republik ein Aufnahmekonstituens bildet; im Fall des *Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration nach 1933* allgemein mußte ein wesentliches Aufnahmekriterium in der Zugehörigkeit zum und der Wirksamkeit im deutschsprachigen Kulturkreis sein, der früher vom Baltikum bis nach Südtirol und von Galizien bis an die Westgrenzen des deutschen Kaiserreichs reichte — als deutschsprachige Intellectual and Scientific Community, die den Ersten Weltkrieg, wenn auch lädiert, trotz aller staatsrechtlichen Umbrüche und Neuordnungen nach 1918/19 überstanden hatte und der erst der Nationalsozialismus und die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs den eigentlichen Todesstoß versetzten. Es braucht wohl — dies haben nicht zuletzt die Fallbeispiele in dem Beitrag von Erika Weinzierl gezeigt — nicht eigens konstatiert werden, daß es in der Zwischenkriegszeit so etwas wie eine eigenständige österreichische Wissenschaft nicht gegeben hat und nicht geben konnte.

9000 biographische Eintragungen, 9000 Einzelschicksale zwischen drei Buchdeckeln, ausgewählt aus rund 25.000 biographischen Dossiers — sicherlich ist das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933* in gewisser Weise ein Elitenhandbuch, für dessen Aufnahmekriterien leistungs- und funktionsbezogene Gesichtspunkte unabdingbare Voraussetzungen waren. Wir haben uns freilich — und das gilt ebenso für das biographische Lexikon *Österreicher im Exil* — nach Kräften bemüht, diesem Elitecharakter zumindest teilweise dadurch entgegenzuwirken, daß die Aufnahmekriterien je nach Tätigkeits- und Wirksamkeitssparte der für die Auswahl ins Auge gefaßten Emigranten möglichst flexibel und wirklichkeitsnah gestaltet und angewendet wurden, das heißt entsprechend der jeweils spezifischen Eigenart politischer, beruflicher, wissenschaftlich-künstlerischer usw. Rolle und vor allem auch der exilspezifischen Bedeutung. Da steht ein späterer österreichischer Bundeskanzler neben dem Schutzbündler aus Ottakring, der in den Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg als Major kämpfte, der kommunistische Schriftsteller Ernst Fischer neben dem ständisch-monarchistisch eingestellten Romancier Joseph Roth und dem sozialdemokratischen Journalisten Alfred Magaziner, der Exilkabarettist neben dem großen Dramaturgen und Theaterregisseur, der kleine Funktionär des sozialistischen Exils neben Geistesgrößen wie Sigmund Freud oder Karl Popper, der Rabbiner und Vorsteher der jüdischen Gemeinde Linz neben dem kleinen zionistischen Aktivisten aus Wien, der später in Israel General oder hoher Ministerialbeamter wurde.

Diese 9000 bzw. in letzter Linie 25.000 Einzelschicksale mit weltweiten Schauplätzen und mehr als vierzig Jahre nach den entscheidenden Ereignissen zu rekonstruieren, stellt zunächst eine dokumentarische Leistung dar, auf die die Forschungsteams in München (IFZ) bzw. New York (RFJI) mit einigem Recht stolz sein können. Der methodischen Tücken und Schwierigkeiten und vor allem der immensen Arbeitslast dieser transatlantischen Forschungsprojekts waren wir uns freilich alle anfangs nur höchst unzureichend bewußt: Als im Sommer 1973, ein dreiviertel Jahr nach Beginn des Handbuchprojekts, 61 Buch-

titel, die Jahrgänge von vier Emigrantenzeitungen und drei zentrale Nachlässe ausgewertet und daraus insgesamt über 4000 handbuchwürdige Emigranten ausfindig gemacht worden waren, schien die Publikation eines biographischen Emigrantenlexikons bereits in greifbare Nähe gerückt. Band I des *Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration nach 1933* mit rund 4000 Biographien aus den Bereichen Politik, Wirtschaft und Öffentliches Leben erschien schließlich im Jahre 1980, sieben Jahre nach Projektbeginn, Band II mit rund 5000 Biographien aus den Bereichen Arts, Sciences and Literature zehn Jahre nach Projektbeginn im Jahre 1983. Diese thematische Unterteilung ist ebenso wie die Tatsache, daß Band I nur in deutscher, Band II nur in englischer Sprache vorliegt, eine der leider unvermeidlichen Folgen der Notwendigkeit zu transatlantischer Zusammenarbeit, ohne die das Projekt wohl überhaupt nicht zu realisieren gewesen wäre.

Daß die biographische Dokumentation, trotz des aus Umfangsgründen unabdingbaren Telegrammstils mit seiner Unzahl von Kürzeln, im allgemeinen gelungen und vollständig ist, dafür darf ich als Zeugen unseren verehrten, leider im Jahr 1987 verstorbenen Professor Karl Rudolf Stadler anführen, der in Band I des Handbuchs mit einer ausführlichen Biographie vertreten ist.

Als ich diese Biographie vor Drucklegung, also noch im Manuskript, ihm mit der Bitte um allfällige Korrekturen und Ergänzungen zuschickte, schloß er seinen Antwortbrief, der einige marginale Unzulänglichkeiten richtigstellte, mit der — ich weiß nicht, ob mehr ironisch oder eher bissig gemeinten — Feststellung: „Damit“ — das heißt mit dieser biographischen Skizze — „haben Sie den Stapo-Leuten mehrerer Länder viel Arbeit erspart!“ (Brief an den Verf. vom 11. Dezember 1978)

Das *Biographische Handbuch...* ist freilich ganz entscheidend mehr denn eine bloße Kompilation von Lebensläufen, die Betroffenheit und Trauer ebenso wie Bewunderung und Zuversicht zu vermitteln vermögen. Es war darüber hinaus vor allem Ziel der Herausgeber, durch ein wissenschaftlich reflektiertes und überprüfbares Nebeneinanderstellen von Einzelschicksalen die Kollektivbiographie von Exil und Emigration zu schreiben — in der ganzen Vielfalt ihrer Bedingtheiten, Existenzformen und Wirkungen, als bedeutsamen Sektor des politischen und weltanschaulichen Widerstands und als Teil des Verfolgtenschicksals unter dem Nationalsozialismus, als Fortführung politischer, intellektueller und künstlerischer Traditionen des „Weimarer“ und „Vor-Weimarer“ Deutschlands bzw., im Fall Österreichs, der Ersten Republik und der k.u.k. Monarchie, als Abbruch gewachsener Bindungen an das kulturelle Leben des deutschsprachigen Raums, als Lern- und Entwicklungsprozeß unter Bedingungen erzwungener „Weltoffenheit" und „Internationalität“ sowie als Versickern von zeitgebundenen Strömungen in der Isoliertheit des Exils; aber auch als höchst produktiven Impuls beim Wiederaufbau der deutschen Nachkriegsgesellschaften, als Entwicklung von Wissenschaft und Künsten vermittels einer „Internationalisierung des Geistes“ und durch die Verbindung spezifisch mitteleuropäischer Traditionen mit dem Kulturleben überseeischer Immigrationsländer.

Gestatten Sie mir in diesem Zusammenhang eine allgemeine Bemerkung: Es ist im allgemeinen — und war auch hier bereits — viel die Rede von dem „unwiederbringlichen Verlust“, den die Emigration einer so hohen Zahl von wissenschaftlich, künstlerisch, politisch und ganz allgemein in ihrem beruflichen und gesellschaftlichen Umfeld aktiven Leuten für die geistige und intellektuelle Entwicklung in Deutschland und Österreich gebracht habe. Dies suggeriert auch deutlich der Titel „Vertriebene Vernunft“. Das Diktum vom „unwiederbringlichen Verlust“ trifft auch zweifellos zu, soweit damit die deutsch-jüdische intellektuelle Community in der Weimarer Zeit bzw. der Ersten österreichischen Republik, das definitive Scheitern der jahrhundertealten deutsch-jüdischen Akkulturation gemeint ist. Auch unser anfangs angesprochenes kleines Beispiel von knapp 100 österreichischen Emigranten, die auf dem Kongreß anwesend waren bzw. auf ihm thematisch abgehandelt wurden, scheint zumindest vordergründig diese Einschätzung zu bestätigen: nur 17, das heißt nicht einmal 20 Prozent dieser 92 emigrierten österreichischen Wissenschaftler und Künstler sind in absehbarer Zeit nach Kriegsende nach Österreich oder allgemein in den deutschsprachigen Kulturraum zurückgekehrt, die meisten beendeten ihre akademische Karriere in ihren jeweiligen Asyl- und Emigrationsländern. Dem stehen im Bereich Politik und Öffentliches Leben nicht weniger als 65 Prozent Rückkehrer gegenüber.

Dennoch, so scheint mir, muß diese Grundeinschätzung des „unwiederbringlichen Verlusts“ zumindest weiter differenziert werden. Auf der einen Seite ist zu berücksichtigen, daß die vertriebenen Wissenschaftler und Künstler, aber auch ein Großteil der politischen Emigranten, durch den Akt der Emigration selbst in ein ganz neues politisches, gesellschaftliches und wissenschaftlich-intellektuelles Umfeld geworfen wurden, das sie zunächst zwang, sich anzupassen und ganz bestimmte soziopolitische und intellektuelle Lernprozesse aufzunehmen und zu durchlaufen, es ihnen aber auch ermöglichte, ihrerseits — und zum Teil in maßgeblichem Grad — ihre wissenschaftlichen Kapazitäten und Erfahrungen in den wissenschaftlichen Prozeß der Gastländer einzubringen.

Dies galt neben den USA und Großbritannien vor allem auch für wissenschaftlich unterentwickelte Länder wie die Türkei, in die etwa 200 deutsche und österreichische Wissenschaftler emigrierten, die systematisch für die Entwicklung eines modernen Universitätslebens mit Lehre und Forschung in der Türkei genutzt wurden. Gleiches gilt — wenn auch noch weitgehend unerforscht — für Palästina bzw. Israel. Schon rein quantitativ am bedeutendsten war freilich die deutschsprachige wissenschaftliche und künstlerische Emigration in Großbritannien und vor allem in den USA.

Gerade diese Konstellation hatte andererseits, wie gerade aus dem wissenschaftsgeschichtlichen Rückblick deutlich wird, mehr oder minder rasch enorme Rückwirkungen auf den deutschsprachigen Kulturraum nach dem Krieg. Man denke hier nur an Paul Lazarsfeld und die amerikanische Soziologie und Politologie, an die Rolle der Frankfurter Schule im späteren Nachkriegsdeutschland oder die Rezeption des sogenannten „Wiener Kreises“. Auch wenn die betreffenden Emigranten in vielen Fällen zumindest nicht definitiv zurückkehrten, spielten sie — vermittels der Rezeption ihrer wissenschaftlichen, philosophischen, gesellschaftstheoretischen usw. Ergebnisse aus der Kriegs- und Nachkriegszeit, über Gastprofessuren, Austauschprogramme, Konferenzen, Übersetzungen oder die nicht seltene Rückkehr nach Abschluß der wissenschaftlichen Karriere im Gastland — doch eine maßgebliche Rolle in der Rückvermittlung von Fragestellungen, Paradigmen, von Wissenschaft und geistig-kulturellem Leben im deutschsprachigen Kulturraum nach dem Zweiten Weltkrieg.

Auch hier mag unser kleines Sample von knapp 100 Personen, bei aller Zufälligkeit der Auswahl, einiges Anschauungsmaterial bieten: 18 der hier vertretenen österreichischen Wissenschaftler und Künstler kehrten als Gast- oder zeitweise lehrende außerordentliche Professoren oder ähnliches nach Österreich, zum kleineren Teil auch in andere Regionen des deutschsprachigen Kulturraums, zurück — das entspricht 20 Prozent. 11 kehrten nach Emeritierung/Pensionierung oder zu einem späteren Zeitpunkt ihrer wissenschaftlichen Karriere zurück; wenn man berücksichtigt, daß weitere 11 aus unserem Beispiel vor 1945 oder unmittelbar danach, also vor einer möglichen Rückkehr, gestorben waren, würde der Anteil derjenigen, die definitiv und auch zeitweise nicht zurückzukehren bereit waren, vermutlich noch weiter abnehmen.

Sicher sind solche Zahlen, die aus einem kleinen und relativ zufällig zustandegekommenen Sample von Personen abgeleitet sind, nicht unbedingt repräsentativ. Die Versuche, hier genauer zu quantifizieren — und auch zu qualifizieren —, sind in der Bundesrepublik Deutschland, wenn auch noch ziemlich am Anfang, inzwischen im Gange. Ihre besondere Schwierigkeit besteht — darauf hat Hans Peter Kröner eindrucksvoll hingewiesen — vor allem darin, daß solche Untersuchungen sich methodisch vor einer vorschnell bilanzierenden Gewinn- und Verlustrechnung zu hüten haben und, um ein einigermaßen realistisches Bild zeichnen zu können, die wissenschaftlichen, gesellschaftspolitischen, ethnischen und persönlichen Umfeldbedingungen im Herkunfts- wie im Gastland mit einbeziehen müssen. Auch darf die angeführte Vermittlungswirksamkeit — oder besser Rückvermittlungs-Wirksamkeit — über Gastprofessuren oder ähnliches nicht im Sinne einer bloßen Wissensvermittlung oder als simpler „technologischer" Transfer von Fragestellungen und Methoden aufgefaßt werden. Ebenso selbstverständlich ist die Feststellung, daß es nicht genügt, die Nobelpreisträger unter den Emigranten zu zählen, sondern daß man vor allem sehen muß, daß die erzwungene Emigration von Wissenschaftlern und Künstlern aus dem NS-Machtbereich für die weit größere Zahl der Betroffenen das definitive Ende ihrer bisherigen beruflichen Karriere bedeutete, das heißt, daß die Geschichte der Wissenschaftsemigration bzw. der

Emigration von Wissenschaftlern auch und vor allem als Verlustgeschichte begriffen werden muß.

Dennoch muß die „Rück-Wirkung“ der Emigration, der „politischen“, aber auch der „wissenschaftlich-künstlerischen“, auf ihre Herkunftsländer bzw. die Nachfolgestaaten des Großdeutschen Reichs hoch eingeschätzt werden. Nationalsozialismus und Krieg hatten den deutschsprachigen Kulturraum gewissermaßen in einen von der geistigen Entwicklung der westlichen Welt völlig abgeschotteten Silo verwandelt. Vor allem die Emigranten, die aus angelsächsischen Asylländern nach Kriegsende definitiv oder zeitweise an deutsche Universitäten oder allgemein in das wissenschaftliche und öffentlich-politische Leben Westdeutschlands und Österreichs zurückkehrten, brachten mehr mit als nur neue wissenschaftliche Erkenntnisse, Forschungsparadigmata und Fragestellungen: Sie waren für viele die Repräsentanten einer ihnen unzugänglichen „großen weiten Welt“, die Verbindungsglieder zu geistigen Strömungen und Entwicklungen, von denen man in Deutschland jahrelang völlig abgeschnitten gewesen war, die Träger neuer, modernerer Gesellschafts-, Politik- und Wertvorstellungen, deren zunächst zögerliche Aneignung durch die neuen Frontstellungen des Kalten Kriegs ganz erheblich beschleunigt wurde. Die Wirksamkeit zurückgekehrter Emigranten kann also nicht allein nach Forschungsleistungen, Veröffentlichungen, Schülerzahlen und Nobelpreisen bemessen werden; sie liegt stärker noch auf interkultureller und gesamtgesellschaftlicher Ebene, in der Vermittlung von soziopolitischen Verhaltensformen und in der Einübung sozialer Diskussions- und Kompromißprozesse — auch und gerade in den Zeitläuften, in denen Remigranten, die nach 1933 auch oder vor allem aus Gründen ihrer damaligen linken politischen Positionsnahme hatten emigrieren müssen, die Tatsache ihrer Emigration selbst möglichst zu verschweigen oder niedrig zu hängen suchten, um nicht antikommunistischen Anwürfen ausgesetzt zu werden.

Diese Emigranten trugen aufgrund ihrer notwendig doppelten soziopolitischen und wissenschaftlichen Sozialisation zum Teil unter der Hand zur Entstehung und Beförderung eines neuen transatlantischen wissenschaftlichen Kosmopolitismus, eines wissenschaftlichen und geistigen Weltbürgertums bei, die freilich keineswegs allein auf sie zurückgehen, sondern in erster Linie Folge und Ergebnis der Entwicklung der Kommunikationstechniken und der erhöhten Mobilität in den letzten fünfzig Jahren sind.

Dennoch hatten — daran kann wohl kein Zweifel bestehen — Emigration und Remi- gration ihren gewichtigen Anteil, zumal in der frühen Phase, in der Besatzungsstatute Kommunikations-, Teilnahme- und Reisemöglichkeiten einengten. Muß unter diesem Aspekt — und dies scheint mir eine Frage, deren Behandlung wohl zu den genuinen Aufgaben dieses Kongresses gehört — die „Vertreibung der Vernunft“ in den Jahren 1933 bis 1945, bei aller nach wie vor vorhandenen Betroffenheit und aller legitimen Trauerarbeit, nicht nachträglich auch als List der Geschichte begriffen werden? Als eine List, die selbst Entwicklungen, die unter dem Gesichtspunkt von Humanität, individueller Freiheit und Aufklärung nur negativ bewertet werden können, in langer Perspektive doch wie immer positiv einzuschätzende Auswirkungen abgewinnt?

Anmerkungen:

1 Band I/Vol. I: *Politik. Wirtschaft. Öffentliches Leben* (in deutsch). LVIII, 875 S. München—New York—London—Paris 1980.
Band II/Vol. II: *Sciences, Arts, andLiterature* (in englisch). Teil 1 (A—K) XC1V,677 S., Teil 2(L—Z) 627 S. München u. a. 1983.
Band Ill/Vol. III: *Gesamtregister/Index* (zweisprachig), XX, 281 S. München u. a. 1983.

2 In diesem Biographischen Lexikon sollen die deutschsprachigen Österreicher-Biographien aus Band I sowie die — inzwischen ins Deutsche übersetzten — ursprünglich englischsprachigen Österreicher-Biographien aus Band II des *Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration nach 1933* aufgenommen werden. Zugleich soll dieser Band eine erhebliche Anzahl zusätzlicher, inzwischen neu recherchier- und dokumentierbarer österreichischer Emigranten aus den beiden Bereichen von Band 1 und Band II mit aufnehmen, sodaß es sich nicht einfach um einen Reprint der Österreicher-Biographien, sondern um eine erheblich erweiterte Neuauflage des *Biographischen Handbuchs* im Bereich der österreichischen Emigration handeln wird.

KONSTANTIN KAISER

Zur Diskussion um Kultur und Nation im österreichischen Exil

1.

Das Thema ist nicht nur komplex, die Fülle des dokumentarischen Materials kaum übersehbar.[1] Wir befinden uns darüber hinaus heute in einer gefährlich unklar und *trübe* geführten Debatte über „Patriotismus", die das in Österreich kaum erst begonnene Nachdenken über eine Neubestimmung von Begriffen wie „Heimat" und „Region" lärmend zu überdecken droht.[2] „Mitteleuropa" scheint mittlerweile zu einem Betrieb geworden, der seinen Mann nährt; und ein funktionierender Betrieb erweist seine Rationalität bekanntlich nicht mehr aus der Einsicht in die Notwendigkeit des Unternehmens, sondern aus der Effizienz seiner Veranstaltung. Vollends, wenn von „österreichischer Nation" die Rede ist, wird „links" und „rechts" emotional, das heißt in gut eingeschliffenen Reaktionsmustern reagiert, ehe noch Argumente vorgebracht sind. Die Art, in der die Diskussion geführt wird, spiegelt die öde Zerfahrenheit des Österreich-Denkens nach 1945 (oder besser: seit etwa 1948[3]) wider, der gegenüber die Denkansätze des antifaschistischen Exils in Erinnerung zu rufen wären.

Das führt zu einer weiteren Schwierigkeit meines Themas. Die Exil-Debatten über österreichische Nation und Kultur verliefen nicht als organisierte Diskussion, entbehrten einer fortschreitenden kritischen Sonderung und Präzisierung. Trotz einer Vielzahl kontroverser Stellungnahmen sind direkte — polemische oder korrektive — Bezüge auf die Publikationen anderer Exilautoren relativ selten. Eine Ausnahme bilden jene Schriften, in denen die Proponenten der Exilgruppen politischer Parteien ihre Standpunkte verfechten. Gerade diese Schriften weisen aber einen vergleichsweise dürftigen theoretischen Gehalt auf; die Inanspruchnahme von Theorie beschränkt sich oft auf deren sophistische Wendung gegen den politischen Widersacher.[4] Der Horizont der Fragestellung ist auf die Anerkennung oder Nichtanerkennung der Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich verengt; mit der Fortdauer des Exils und dem Bekanntwerden der Nachkriegsplanungen der Alliierten unterliegen diese Debatten naturgemäß einer Abmattung — was nicht ausschließt, daß die in ihnen akkumulierte Ranküne sich später und an anderem Ort ein Ventil schafft. Das Nachdenken des österreichischen Exils über Österreich ist mit dem Referieren der von den Exilpolitikern vertretenen Positionen jedenfalls nicht ausgeschöpft.[5]

Die Sammlung von Bekenntnissen zur österreichischen Unabhängigkeit von Deutschland erfüllt nach 1945 dann auch eine staatspolitische Rechtfertigungsfunktion — gegenüber den Siegermächten einerseits, gegenüber der Bevölkerung des Landes andererseits: Die bloße Existenz des österreichischen Staates erscheint, namentlich mit dem Staatsvertrag 1955, als eine teure Errungenschaft, die dem rastlosen Wirken kluger und vorausschauender Politiker zuzuschreiben ist. Die Summation der Bekenntnisse erfolgt ungeachtet ihres konkreten Inhalts, von Hugo Breitner bis Guido Zernatto.[6] Gegenüber dem Einfordern von Bekenntnissen zu Österreich behält der westdeutsche Germanist Gerd Müller aus Kiel recht, wenn er 1982 schreibt: *Eine nationale Kultur, die den politischen Anspruch auf Souveränität stützen soll, ist deshalb für Österreich überflüssig, weil niemand Anspruch auf das Staatsgebiet Österreichs erhebt.* Sie dennoch zu verlangen, liefe auf „nationale Borniertheit" hinaus.[7] Abgesehen davon, daß es nach wie vor unangenehm berührt, wenn die „deutschen Nachbarn" befinden, was für Österreich nötig oder überflüssig sein möge, wenn sie zum Beispiel erklären, wer von den Kandidaten zum höchsten Amt im Staat ein „Patriot" sei, abgesehen davon sind in der These Müllers zwei verschiedene Perspektiven unzulässig verknüpft: der Blick auf das Bekenntnis zur österreichischen Kultur aus staatspolitischer Notwendigkeit und der andere Blick auf die österreichische Kultur selbst, deren nationale Besonderheiten eine Frage der Kulturgeschichte und ihrer Beschreibung sind. In letzterer Hinsicht ist Müllers Äußerung von einer ziemlichen Gedankenlosigkeit.

Daß das abstrakte Österreich-Bekennertum an ein Ende gelangt ist, zeigt auch eine

Bemerkung des Botschafters Hans Thalberg (der in der NS-Zeit im Exil war) aus dem Jahre 1984: „Das Bekenntnis zur österreichischen Nation ist die nüchterne Feststellung einer Tatsache, nämlich der Zugehörigkeit zu dem österreichischen Staatsverband.“ Durch die historischen „Exzesse“ von Nationalismus und Chauvinismus hindurch seien die Österreicher zum „Begriff der Staatsnation" durchgedrungen, hätten die falsche „Gleichung Sprache = Nation = Staat“ ebenso überwunden wie die Illusion, einer „Kulturnation“ angehören zu müssen.[8] Für Wilhelm Filla, Mitautor einer Studie über österreichisches Nationalbewußtsein, zeichnen sich 1985 im „verspäteten Nationsbildungsprozeß" Österreichs „bereits Momente einer nachnationalen Entwicklung“ ab. Ausgangspunkt der methodisch auf einer Meinungsumfrage beruhenden Studie war übrigens ein „sozialwissenschaftlicher Nationsbegriff, der in Richtung Staatsnation geht“.[9] Das Spiel mit dem Begriff „Staatsnation“ ist, um mit Jura Soyfer zu sprechen, von einer gewissen astorischen Pfiffigkeit. Als Preis für diese Lösung des Staats- und Nationsrätsels bleibt Geschichtlichkeit ausgegrenzt.

Schon im Exil sind die eigentlich interessanten Beiträge zur Frage der österreichischen Nation abseits der vordergründig dominierenden Debatten über Wiederherstellung oder Nichtwiederherstellung des Staates Österreich zu finden. Differenziertere Vorstellungen werden insbesondere dann entwickelt, wenn es nicht bloß um die Behauptung der Eigenständigkeit der österreichischen Nation geht, sondern um eine zusammengesetzte Fragestellung wie eben das Verhältnis von Nation und Kultur.

Hier lassen sich auch Ansätze zu einer organisierten Diskussion registrieren. In Palästina bildete sich um Willy Verkauf und Kurt Blaukopf Ende 1940 eine Studiengruppe, die eine Schriftenreihe (in hektografierter Form) herausgab.[10] Vom 29. bis 30. August 1942 fand in London eine vom Free Austrian P.E.N. veranstaltete Kulturkonferenz statt, bei der — unter dem Vorsitz von Robert Neumann — David Josef Bach, Albert Fuchs, Georg Knepler, Oskar Kokoschka, Walter Hollitscher, Marie Jahoda, Alfred Magaziner, Friedrich Scheu, Siegfried Charoux und andere zu verschiedenen Themen referierten.[11] Das Protokoll dieser Konferenz ist, wie es den Anschein hat, leider ebenso verschollen wie das der II. Kulturkonferenz (London, 21. bis 22. Oktober 1944; Veranstalter: Free Austrian Movement). Bei dieser Konferenz unter dem Vorsitz von Ernst Buschbeck sprachen Richard Duschinsky, Egon Wellesz, Albert Fuchs, Hermann Ullrich, Herbert Herlitschka und andere. Einige der Referate der beiden Konferenzen sind uns aus nachfolgenden Veröffentlichungen in Exilzeitschriften, in der *Zeitung* und im *Zeitspiegel,* bekannt.[12] Die erste Kulturkonferenz fand noch unter Mitwirkung von Mitgliedern des sozialistischen Austrian Labour Club statt. Die eher beiläufige Berichterstattung in der *London Information of the Austrian Socia/ists in Great Britain* kontrastierte allerdings sehr mit der breiten Diskussion, die im *Zeitspiegel,* der Wochenzeitung des Austrian Centre, zur Frage der österreichischen Kultur entfacht wurde.[13] — Man könnte vielleicht auch die ab Ende 1942 in unregelmäßiger Folge erscheinenden *Österreichischen Kulturblätter* als einen Versuch würdigen, Kontinuität in die Diskussion über österreichische Kultur zu bringen. Freilich deutet schon der zweimalige Namenswechsel (1944 *Kulturblätter des FAM,* 1944 bis 1946 *Kulturelle Schriftenreihe des Free Austrian Movement)* auf erhebliche Diskontinuitäten in einem für die Stiftung von Kontinuität beanspruchten Unternehmen hin.[14] Eher noch dokumentiert der von Elisabeth Freundlich redigierte Feuilletonteil der *Austro-American Tribune* (bzw. *Freiheit für Österreich.* 1942 bis 1948) eine fortschreitende Verständigung über Fragen einer demokratischen Kultur — ohne vorgängige Einschränkung auf „österreichische Kultur“ und wahrscheinlich darum auch lebendiger und vielfältiger.

Trotz all dem: Der Nations-Diskurs des antifaschistischen österreichischen Exils ist fragmentarisch geblieben, fragmentarisch vor allem darum, weil er nach 1945 im befreiten Österreich nicht fortgeführt, konzentriert und vertieft wurde. Er wurde verdrängt; verdrängt nicht im Sinne eines simplen Verleugnens und Vergessens, sondern durch die Etablierung einer „Österreich-Ideologie“, die zwar etliche Berührungspunkte zu im Exil vertretenen Positionen (etwa zu denen von Hermann Ullrich, Raoul Auernheimer, Ernst Lothar, Franz Werfel) aufwies, im ganzen aber — unter Berufung auf Hofmannsthal und Wildgans — eine durch die Erfahrung *und* die Legende der „inneren Emigration“ gefilterte Fortschreibung von Elementen der Österreich-Ideologie des „Ständestaates“ darstellte. Die Filterung durch die Phase der „inneren Emigration“ ist besonders für die Verstärkung der resignativen Züge

dieser Ideologie verantwortlich. Es ist hier nicht der Ort, die „Österreich-Ideologie“ in ihren Elementen und Strukturen zu beschreiben.[15] Was jedoch selbst den restaurativsten Autordes Exils prinzipiell von ihr trennt, ist ihr völliges Zurückweichen von einer Einflußnahme auf die Ordnung der Dinge: ihre sich barock ornamentierende Ausschaltung des tätigen und arbeitenden Subjekts. Der der „Österreich-Ideologie" implizite Begriff der Normalität zielt nicht darauf ab, eine aus den Angeln geratene Welt einzurenken; er zielt auf die gelassene Hinnahme der Conditio humana und denunziert die Rebellion gegen die Schicksalhaftigkeit des Daseins als die Wurzel des Übels, das im Nationalsozialismus nicht zum ersten und nicht zum letzten Male die Welt zu usurpieren versucht hatte.[16]

2.

Ich möchte — nach dieser Einführung in die materiale und aktuelle Sperrigkeit der Thematik — die offene Spannung, die in der Frage einer österreichischen Nation lag, einmal nicht als Problem der Selbsterhaltung und des Überlebenseiner wie immer definierten Gemeinschaft von schicksalhaft verbundenen „Österreichern" beschreiben, sondern als einen produktiven, vorwärtstreibenden Impuls, den aufzunehmen und fortzubilden ein großes Verdienst des antifaschistischen Exils war.

Beginnen wir mit einer Trivialität: Erst mit dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie stellte sich für die Österreicher die nationale Frage in schroffer, unverhüllter Form. Wer aber waren diese „Österreicher" im Jahre 1918? Die Antwort, die der Publizist und spätere Nazigegner Karl Tschuppik darauf gab (und die, als Diagnose gelesen, gegenwärtig wieder betroffen machen mag), verweist durch die beißende Kritik hindurch auf die gemeinsam zu lösende Aufgabe:

Es ist eine verhältnismäßig kleine Gesellschaft, die, in alten Vorurteilen aufgewachsen, sich als die wahre und einzige Vertretung unseres Reiches fühlt: ein großer Teil der höheren Bürokratie, alte Familien, die keinem Volke, sondern nur der Gesellschaft angehören; Menschen, die mit Nebenmenschen nicht durch das lebendige Bewußtsein ideeller oder nationaler Zusammengehörigkeit, sondern durch Beziehungen verbunden sind: Intellektuelle und Politiker, die nicht in der wirklichen Welt, sondern zwischen Büchern und Einzelindividuen ihr Leben fristen: Beamte, Angestellte, Lakaien, die stets nur Wien gesehen, vom wahren Österreich aber keine Ahnung haben.[17]

Zum einen schrieb Tschuppik damit die gegen den Feudalismus gerichtete Kritik an den „Hundert Familien"[18] des österreichischen Hochadels, die das Reich als die ihnen durch die Vorsehung zugewiesene Beute nahmen, fort.

Zum anderen schien die mit dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie manifeste Zusammenhanglosigkeit der offiziellen österreichischen Gesellschaft für Tschuppik die Chance zu eröffnen, dem „wahren Österreich“ endlich zu seinem Recht zu verhelfen, auf dem Weg einer nationalen und demokratischen Entwicklung voranzuschreiten.

Extrapoliert man das Bild Österreichs, das Tschuppik in seinen Aufsätzen aus der Frühzeit der Ersten Republik zeichnete, resultiert etwa folgendes Panorama der Verhältnisse: Die verschiedenen Schichten, Stände, Klassen existieren in gleicher Unterworfenheit stumm nebeneinander; es ist keine gemeinsame Kultur und keine Öffentlichkeit vorhanden, in der die Lebenslagen der einzelnen vergleichbar, Verständigungsprozesse über politische Zielsetzungen herstellbar wären — ein „Zustand“, „in dem das Volksganze nicht ein einziger organischer Körper ist, sondern in ein Nebeneinander von ungleichgewerteten Volksteilen aufgelöst erscheint“.[19] Die gesellschaftliche Zusammenhanglosigkeit resümiert sich im Gegensatz Wiens zu den Bundesländern. Die Sonderstellung der einzigen Großstadt des Landes leitet sich ab aus ihrer Bedeutung für das untergegangene Reich, nicht aus einer vielfältigen Durchdringung des ländlichen und kleinstädtischen Umfeldes der Stadt: „Wien war niemals eine nationale Stadt, es hat sich vielmehr als der Umkreis des Hofes, ohne nationale Seele und Empfinden entwickelt."[20] Schließlich ist das „Denken" der „Deutschösterreicher" nicht von dem „einen Wunsch nationaler Freiheit und Höchstentwicklung erfüllt, sondern bewegt sich um die zufälligen Einrichtungen des Staates“.[21] Der letzte Satz bedarf einer Erläuterung.[22] Er richtet sich gegen den Bürokratismus der Intelligenz bzw. gegen deren bürokra-

tische Vereinnahmung: Der österreichische Intellektuelle tritt der Bevölkerung stets als Beamter, als Glied eines übergreifenden, hierarchisch gegliederten Mechanismus entgegen. Außerhalb dieser Stellung hat der Intellekt — mit Ausnahme seiner partiellen technischen Anwendung — keine Verbindlichkeit, ist entweder als Privatliebhaberei oder als Künstlertum dem sozialen Zusammenhang gegenüber würdelos.[23] Auseinandersetzungen, die die Intelligenz als solche betreffen, werden allenfalls im Vorfeld der Besetzung leitender Positionen publik.[24]

Tschuppik selbst griff, wie Klaus Amann anmerkt, „am Ende seines Lebens auf jene Welt des alten Europa vor 1914 zurück, deren Untergang er selbst einst mit den schärfsten Kommentaren begleitet hatte".[25] Seine Entwicklung verläuft damit parallel zu der seines Freundes Joseph Roth. Es wäre zu erörtern, in welcher Weise die Motive eines demokratisch- nationalen Aufbruchs in den späteren, von einer defensiven Ausgangslage mitgeprägten Überlegungen Tschuppiks fortgeführt und verwandelt werden. Glatt und bruchlos lassen sich Roths und Tschuppiks antipreußische Invektiven jedenfalls nicht einer einfachen restaurativen Rückwendung zum „habsburgischen Mythos" zuordnen. Ein Vergleich ihrer Anschauungen mit denen Ernst Karl Winters wäre naheliegend und würde zeigen, daß sie sich — in höchst eigenwilligen Gedankenbildungen — zumindest zeitweilig der Vorstellung einer antifaschistischen Volksfront angenähert haben.[26]

Die von Tschuppik in seiner früheren Kritik des alten, habsburgischen Österreich ex negativo formulierten Aufgaben eines nationalen *und* demokratischen Aufbruchs ließen sich *positiv* etwa so resümieren: Erst durch eine nationale Entwicklung werden die Interessen und Lebenslagen der verschiedenen Klassen miteinander vergleichbar (die nationale Entwicklung setzt hier das aus der Produktion von Tauschwerten herrührende Gleichheitsprinzip durch), werden der Zusammenhang, die gegenseitige Abhängigkeit der Individuen in dramatischer Weise durchsichtig und die Perspektive eines bewußten Zusammenwirkens überhaupt denkbar. Die Konstituierung der „Nation" ist insofern ein Hebel zur Zurück- drängung der blinden Spontaneität, des blinden Selbstlaufs, des sozialen Agierens. Die Demokratisierung ermöglicht den Individuen, ihre Interessen selbst wahrzunehmen, statt sie — ob in religiöser Verbrämung, ob im Glauben an eine unveränderbare Conditio humana — an eine dem Schein nach übergeordnete Instanz zu delegieren. Nationalisierung und Demokratisierung befördern einander. Das ist der „eigentliche nationale Sinn", den die „Deutschen ... in der Anbetung staatlicher Größe... vollends eingebüßt" haben.[27]

In seiner kleinen Schrift *Nationale Probleme der österreichischen Politik* (Jerusalem 1944) macht Kurt Blaukopf die „Anschlußideologie" dafür verantwortlich, daß der von Tschuppik erhoffte demokratisch-nationale Aufbruch nicht stattfinden konnte. Er fragt, „ob nicht die Anschlußideologie auf der Linken maskierter Defaitismus gewesen ist; ob nicht das Liebäugeln mit den demokratischen Ideen von Weimar den Verzicht auf die demokratische Praxis in Wien gefördert hat". Und: „Haben die kleinen Völker wirklich bloß zu warten, bis die großen Nachbarn sich zur Demokratie bekennen?"[28] Das Vertrauen in die eigene Initiative, so Blaukopfs Diagnose, wurde nicht gewonnen; und die „Anschlußideologie" erfüllte die Doppelfunktion, diesen Mangel an Selbstvertrauen zugleich zu rechtfertigen und zu verdecken. — Blaukopfs Überlegungen schließen in einer gewandelten historischen Situation an Tschuppiks große Erwartungen an. (Die Frage, ob Blaukopf sich speziell mit der Position Tschuppiks auseinandergesetzt hatte, ist in diesem Zusammenhang höchst zweitrangig, denn es geht hier um das Markieren von geistigen Strömungen anhand einzelner Äußerungen.) Was Tschuppik als einen Fortschritt erwartet hatte, erwies sich im historischen Ablauf als ein dringend Nötiges, das versäumt wurde. Das Österreich-Denken des Exils war eine Weiterführung der republikanischen Ideen nach 1918, nicht der „Österreich-Ideologie" des „Ständestaates". Der Hinweis auf Blaukopfs Schrift steht hier als ein Beispiel.

3.

Da ich selbst bei meinen Überlegungen zur österreichischen Nation eher von der Kenntnis der österreichischen Literatur des Exils und des antifaschistischen Widerstandes ausgehe, muß ich begründen, in welcher Weise die Thematik von besonderem Interesse für meine

Forschungen, meine Theoriebildung ist. Vorsichtig umgehen möchte ich mit dem Begriff (und gar der Konstruktion) einer österreichischen „Nationalliteratur“ — er bezeichnet lediglich ein inzwischen schon historisch gewordenes Erwartungsphänomen und weniger eine bestimmte Stufe oder Schicht innerhalb der Literatur selbst. „Nationalliteratur“ war eigentlich die Erwartung, daß mit dem Aufschwung des nationalen Lebens früher oder später ein künstlerischer Aufschwung der Literatur verbunden sein müsse — eine Erwartung, die insbesondere in Deutschland nach der Reichseinigung durch Bismarck, dem Sieg über Napoleon III. und angesichts der wirtschaftlichen Prosperität der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts gehegt wurde. Diese Erwartung und ihre wohl unvermeidliche Enttäuschung ist von großer Bedeutung für den weiteren Weg, den so entgegengesetzte Denker wie Franz Mehring und Friedrich Nietzsche in der Folge einschlugen. Die Unvermeidlichkeit der Enttäuschung beruhte zum einen auf dem Charakter der „Reichseinigung" selbst — eine „Einheit", „von oben" und zudem unter Hintanstellung von „Freiheit" vollbracht. Zum anderen wies schon Hegel in seinen „Vorlesungen zur Philosophie der Kunst“ auf die Ungleichzeitigkeit von geschichtlicher und künstlerischer Entwicklung hin (eine spezifische, nicht beliebige, selbst epochal bedingte Ungleichzeitigkeit). So ist der — in der Sekundärliteratur immer wieder auftretende — Trugschluß von der „Weimarer Klassik“ auf eine gleichzeitige beträchtliche Höhe der bürgerlichen Klassenbewegung, auf eine ebenso „klassische“ Lebenslage des Bürgertums durchaus verfehlt. Auch die „Nation", als eine zu bestimmende Schicht der politischen, sozialen und kulturellen Formierung, geht nicht unbedingt Hand in Hand mit dem Aufstieg der bürgerlichen Klasse, sie kann — wie Felix Kreissler meint[29] — sogar als Folge einer Reihe von Niederlagen zur Aufgabe werden, von Niederlagen, die die Prosperität des Bürgertums erheblich in Mitleidenschaft zogen. Schon im europäischen Raum divergieren die Prozesse der Nationswerdung zeitlich und in ihren sozialen Inhalten; der Versuch, die Nationswerdung an einem Idealtypus festzumachen und zu studieren (etwa an England und Frankreich) und aus dem Ausbleiben und Zurückbleiben der nationalen Entwicklung Schlußfolgerungen für die sozialpsychologische, kulturelle, geistige Disposition eines Volkes zu ziehen (zum Beispiel bei Georg Lukács und Perry Anderson, welcher modifizierend einen westlichen und einen östlichen Typus unterscheidet[30]), ist mit der Vorstellung verbunden, Nationswerdung sei — zumindest in Europa — an eine geschichtlich limitierte Periode gebunden, in der die Völker in einer Art „steeple chase“ nach nationaler Selbstbestimmung drängen, ehe die historische Möglichkeit, nationale Selbstbestimmung zu erlangen, endgültig vertan ist.

Wiewohl die Zusammenhänge zwischen Nationswerdung und Literatur keine direkten sind (von einer kausalen Determination kann keine Rede sein), lassen sich dennoch einige Momente angeben, durch die die Nationswerdung in die ästhetische Konstitution eingreift.[31] Ich habe oben schon davon gesprochen, daß „der Zusammenhang, die gegenseitige Abhängigkeit der Individuen in dramatischer Weise durchsichtig“ werden können: Die vormaligen „Stände" begeben sich mit der „Nation" auf ein Terrain, auf dem sie in einem Zug atomisiert und gezwungen werden, ihre zuvor aus einer höheren Ordnung abgeleiteten Privilegien als Ansprüche in einer gegenwärtigen sozialen und politischen Interaktion zu legitimieren. (In dieser Individualisierung liegt ja auch die Chance zur Demokratisierung.) Diesem Übergang und seinen Widersprüchen verdankt der Roman als „bürgerliche“ Literaturgattung par excellence wesentliche Voraussetzungen seiner Entstehung und seines anhaltenden Erfolges. Die dramatische Aktualisierung der Ansprüche, die die Individuen gegeneinander zu stellen haben, geht — wie schon Lukács zeigte — einher mit einer Vertiefung der geschichtlichen Dimension des Daseins: Geschichte ist nun auch als Vorgeschichte eines konkreten Gemeinwesens erkennbar und künstlerisch gestaltbar, ohne die menschliche Figur, aller Besonderheit beraubt, einer abstrakten Menschheit überantworten zu müssen.[32] Schließlich bietet Nationswerdung, sofern sie auch nur ansatzweise mit einer Demokratisierung einhergeht, die Handhabe zu einer entfalteteren Persönlichkeitsstruktur der Theater- und Romanfiguren: Der einzelne ist immer wieder in eine (im Vergleich zu früheren Perioden) unmittelbarere Beziehung zum Ganzen gestellt; sein Persönlichkeitsbild muß daher die Sorge ums alltägliche Dasein ebenso umfassen wie die Reflexion der übergreifenden Lebenszusammenhänge. Ausgehend von diesen, gewiß noch zu präzisierenden Umschlagpunkten zwischen Nationswerdung und Literatur kann die Erforschung

der Literatur sehr wohl Aufschluß über solche Momente des nationalen Prozesses geben, die im Vordergrund der politischen Bekenntnisse und Stellungnahmen verdeckt bleiben können.[33] Sofern der Literatur eine spezifische Wirkung im Prozeß der Nationswerdung zukommt, beruht sie auf dem Aufdecken und Bewußtmachen solcher verdeckter Momente.

Bietet die Literatur Aufschlüsse über den verästelten Verlauf, die Stockungen, Umwege, Verzerrungen im Prozeß der Nationswerdung, bliebe umgekehrt die Literatur in wichtigen Aspekten unverstanden, erklärte man sie nicht auch aus den nationalen Besonderheiten. So ist zum Beispiel der „Kosmopolitismus" eines Stefan Zweig nicht richtig zu beurteilen, wenn man die „österreichisch-jüdische Symbiose" und ihre Problematik nicht beachtet.[34] Das Zurückgehen auf die nationalen Besonderheiten ist vielleicht bei der österreichischen Literatur nur deshalb nicht selbstverständlich, weil sie der deutschen oder deutschsprachigen Literatur zugeschlagen wird, wobei implizite die Gemeinsamkeit einer deutschen Kultur unterstellt wird. Dagegen richtete sich der heute apodiktisch überzogen anmutende Satz Paul Reimanns: *Die österreichische Literatur war mit Österreich, seiner ökonomischen Entwicklung, seinem sozialen, politischen und geistigen Leben, seinen historischen Traditionen unauflöslich verknüpft, ... ein Spiegelbild der österreichischen Wirklichkeit, sie schöpfte aus ihr Stoff und Thematik...*[35] Was an diesem im englischen Exil geschriebenen Satz heute befremden mag, ist die Ausschließlichkeit, mit der die „österreichische Literatur" als Spiegelbild der österreichischen Wirklichkeit (und keiner anderen) statuiert wird. Dreht man jedoch den Satz um, erhält man eine „Definition" österreichischer Literatur, mit der man zwar nicht viel aussagt, wohl aber arbeiten kann: österreichisch ist die Literatur, die aus „Österreich, seiner ökonomischen Entwicklung, seinem sozialen, politischen und geistigen Leben, seinen historischen Traditionen" zumindest partiell erklärbar ist und umgekehrt wieder — ob nun in einem eher dokumentarischen Sinn, der sich erst aus der wissenschaftlichen Reflexion über das Werk erschließt, oder nach den inneren Maßstäben des Werkes selbst (also sozusagen auch „gefühlsmäßig") — Erhellendes über dieses Österreich vermitteln kann. Was für die „österreichische Literatur" reklamiert wird, kann demgemäß auch als Teil der deutschen, ungarischen, tschechischen Literatur genommen werden — die Definition erhebt keinen Ausschließlichkeitsanspruch.[36] Man könnte sagen, daß sowohl Paul Reimann als auch Ernst Fischer in ihren Exil-Studien über österreichische Literatur nach dieser Definition gearbeitet haben; wobei allerdings die Konzentration auf die mit Raimund, Nestroy und Grillparzer umschriebene typisch österreichische Literaturtradition durch die allzu evidente Deckung von Problemstellung und Gegenstand keine hinreichende Abgrenzung zum trivialen Vorverständnis eines Eigentümlich-Österreichischen[37] erlaubte — vielleicht wäre das Ausgehen von „Grenzfällen" (zum Beispiel der Prager deutschen Literatur) methodisch zielführender gewesen.[38]

Auch diese Skizze rund um die Definition „österreichischer Literatur" hat hier nur den Charakter eines Verweises: darauf, daß die literaturhistorischen Studien des österreichischen Exils als Beiträge zur Diskussion um die österreichische Nation zu lesen sind (als Beiträge, die von allzu vordergründigen Fragestellungen wegführen), und darauf, daß diese Studien weiterhin wichtige Lösungsansätze für die Literaturwissenschaft bieten.[39]

Wie ich eingangs schon erwähnt habe, scheint mir die relative Dürftigkeit (in Vergleich etwa zu Gramscis *Gefängnisheften)* der die politischen Stellungnahmen zur österreichischen Nation stützenden Theoriebildungen ein Spezifikum des österreichischen Antifaschismus zu sein; Differenzierteres findet sich dort, wo die Autoren vom unmittelbaren Reagieren auf politische Gegner und historische Ereignisse entlastet sind. Möglicherweise liegt dem Phänomen aber ein Geschehen von großer geschichtlicher Bedeutung zugrunde: nämlich die Verschiebung der durch die Auseinandersetzung mit dem Faschismus aufgeworfenen Fragen ins Kulturelle und Ästhetische. Das Scheitern der Volksfrontkonzeption, die, in welcher Schattierung auch immer, auf eine Überwindung des Faschismus „von innen" und „von unten" abzielte, die damit unvermeidliche Perspektive eines zur Niederwerfung des Faschismus führenden Weltkrieges verengten den offenen Horizont, der sich einer fortschrittlichen sozialen Aktivität noch Mitte der dreißiger Jahre bot; die Politik der kriegführenden Mächte diktierte nun die Alternativen des realen politischen Handelns der Antifaschisten. Der Rückzug ins Ästhetische ist damit als residuale Bewahrung des im antifaschistischen Widerstand Aufgebrochenen (der mit ihm verbundenen Hoffnungen) zu

deuten; zugleich als der Versuch, *hinter* den mittlerweile abermals verhärteten politischen Fronten nach einem Tertium zu suchen. Es entsteht ein *Interesse an einer Aufrechterhaltung „höherer Kultur", die in ihrer Abgehobenheit vom Alltag und der damit verbundenen Möglichkeit, weltanschauliche Gehalte ohne Rücksicht auf ihre aktuelle Praktizierbarkeit oder Realisation zu verhandeln, zum Medium einer Verständigung, einer Identitätsfindung wird, die in der gemeinen Alltäglichkeit nicht stattfinden kann.*[40] „Österreichische Kultur" — als programmatisches Stichwort des Exils — erhält damit eine zusätzliche, historisch-konkrete Dimension. Die Ambivalenzen einer sich vornehmlich aufs Kulturelle stützenden Rehumanisierung nach 1945 sind hier bereits vorgeprägt.[41]

Verhält es sich aber wirklich so, daß ein differenziertes Nachdenken über die österreichische Nation, über den Prozeß der Nationswerdung sich im antifaschistischen Exil aus dem Vordergrund der unmittelbar politischen Stellungnahmen in den „Hintergrund" des Ästhetischen und Kulturellen zurückzog, so ergibt die Anstrengung, den Nationsdiskurs des österreichischen Exils in seiner Allgemeinheit auch inhaltlich zu rekapitulieren, keinen Sinn als den, die Banalitäten, vor denen die Exilierten selbst die Flucht angetreten hatten, zu reproduzieren. Um vergessene, liegengebliebene Gehalte durchsichtig zu machen, bedarf es eines monographischen Vorgehens.[42] Verallgemeinerungen werden erst aufgrund einer Reihe von monographischen Studien möglich werden.

4.

Den in dem letzten Abschnitt aufgestellten Forderungen gerecht zu werden, liegt außer der qualitativen und quantitativen Reichweite dieses Beitrags. Ich möchte dennoch eine kleine monographische Skizze beifügen, vor allem um zu zeigen, daß es in der Interpretation der Schriften der Antifaschisten auf die richtige Perspektivierung ankommt, aber auch darum, weil ich den Lyriker, Regisseur und Essayisten Berthold Viertel (1885—1953) für einen schleunigst wieder zu entdeckenden Mann halte.

Viertel hatte, wie er selbst schrieb, 1914 seine Vaterstadt Wien in dem Moment verlassen, als er als Reserveoffizier eingerückt war; sein weiterer Weg (nach 1918) führte ihn über Prag, Dresden, Berlin, Düsseldorf, Hollywood Anfang 1933 wieder nach Berlin. Als er dann über Wien und Paris zu Fiimarbeiten nach London ging, war er nicht aus Österreich, sondern aus Deutschland exiliert; amerikanischer Bürger zudem; die österreichische Staatsbürgerschaft nahm er erst 1949 wieder an. Vom deutschen antifaschistischen Exil wurde er wegen seiner langjährigen Theaterarbeit in Deutschland als Deutscher angesehen. So firmierte er neben Oskar Kokoschka und Stefan Zweig als Mitbegründer des Freien Deutschen Kulturbundes in Großbritannien (und figurierte daneben als englischer Vertreter der in Frankreich aktiven „Ligue pour l'Autriche vivante"). Wieland Herzfelde, dem Spiritus rector des 1944 in New York etablierten Aurora-Verlags, mußte er erst nachdrücklich erklären, Österreicher (wie Ernst Waldinger) zu sein und nicht Deutscher. Ab 1944 datiert auch seine intensive Mitarbeit an der *Austro-American Tribune:* Viertel hatte bis dahin — mit Ausnahme seiner zahlreichen Publikationen 1910 bis 1914 in Karl Kraus' *Die Fackel* und in der Zeitschrift der Freien Volksbühne *Der Strom* — fast ausschließlich in in Deutschland erscheinenden Zeitschriften oder deren Fortführungen im Exil *(Die neue Weltbühne, Das Neue Tagebuch)* publiziert. Viertel meldete sich — anders als fast alle Exilösterreicher — wiederholt zu Fragen der deutschen Kultur und Geschichte zu Wort. Erst gegen Ende des Exils veröffentlichte er einige Aufsätze, in denen er explizit zu Fragen der österreichischen Nachkriegsordnung Stellung nahm.[43]

Das Scheinbild einer relativen Gleichgültigkeit dem Schicksal Österreichs gegenüber löst sich auf, wenn man die über 150 Notizhefte, die sich in Viertels Nachlaß finden, durchsieht, und wenn man die Gesamtheit seines Werkes, bzw. das, was man als Werkplan bezeichnen kann, in die Beurteilung einbezieht. So reagierte er auf die alarmierenden Ereignisse des Februar 1934 mit dem Gedicht „Der Februar" (in dem er den Einmarsch Hitlers in Wien als Folge der Niederwerfung der Arbeiterbewegung voraussieht); das Gedicht wurde dann in den Zyklus *Österreichische Elegie* (in dem Gedichtband *Fürchte dich nicht!,* New York 1941) aufgenommen. Der Untergang Österreichs motivierte ihn zur Inangriffnahme des Projekts

einer Autobiographie, die in verschiedenen Entwürfen den Titel *Stadt der Kindheit* trägt. Vielleicht läßt sich die Intention dieser Autobiographie durch Viertels Erwiderung auf Bertolt Brechts *Städtebauer aus Gesichten* beschreiben. Brecht hatte Viertel in diesem Text als den Mann geschildert, der, statt sein eigenes Haus zu bestellen, allen anderen mit Rat und Tat beim Bau ihrer Häuser (ihrer Werke) beiseite gestanden sei und dem schließlichen Preisgericht nur eine schöngemachte Tür vorlegen habe können: Das Gericht beschloß, gerade darum ihm den ersten Preis zuzuerkennen. Viertel erwiderte, selbst diese Tür sei nicht fertiggeworden: denn es handle sich um eine „Zaubertür", durch die man durch die Vergangenheit in die Zukunft treten könne.

Wiewohl Viertels autobiographische Fragmente als Rückbesinnung auf eine im Österreichischen wurzelnde Identität zu lesen sind (freilich nicht ohne Widerstände), blieb seine Einstellung zum „österreichischen Kulturerbe" zeitlebens ziemlich respektlos. So nannte er Grillparzer noch 1949 (in einer Hoch-Zeit bemühter Grillparzerverehrung) „Noch-Klassiker und Vor-Naturalist, am shakespearischsten im .Bruderzwist', sonst dem *liberalen Leitartikel* nahekommend". Wenige Zeilen weiter taxierte er Anzengrubers Theaterfiguren als „lackierte Holzpuppen-Menschen, liberalisierte Oberammergauerei".[44] Die Beispiele ließen sich vermehren. Die Ursache der Abneigung lag nicht darin, daß Viertel einem sehnsüchtigen Traum großer deutscher Kultur nachhing. Viertel verstand sich als Zeitgenosse und Protagonist einer Moderne, die in Österreich für ihn mit Altenberg, Rilke und Kraus anhob, einer Moderne also, die sich weniger durch formale Innovationen als durch eine gewandelte Lebenseinstellung (eine ethische Revolte) auszeichnete. In der Ahnenreihe dieser Moderne standen Kierkegaard und Strindberg, Dostojewski und Nietzsche. Die Widersprüche dieser Moderne, die Versuche, sie sowohl zu überwinden als auch ihre treibenden Impulse zu erhalten, lassen sich in Viertels Werk bis zu seinem Ende verfolgen.[45] Das nie über Österreich Hinausgekommene (wie die tiefe Gehemmtheit eines Grillparzer) hatte für Viertel den Geruch des Engen, Niedergedrückten, Katholischen. Der österreichische Katholizismus war ihm der Nachlaßverwalter der durch die Gegenreformation angerichteten Verheerungen.[46]

Die kritische Distanz zur österreichischen Tradition ließ ihn auch die österreichischen Wurzeln des Nationalsozialismus — ohne sie hysterisch zu dramatisieren — sehen. In seinen autobiographischen Fragmenten überlegte er, ob nicht aus genau denselben Schulen, die er selbst besucht hatte, ebensogut ein Hitler hätte hervorgehen können. Hitler galt ihm hier als Typus, nicht als dämonischer Demiurg einer Weltkatastrophe. Was Viertel über Hitlers Lehrjahre in Wien notierte, war schon damals (um 1939) nicht neu. Es ist jedoch aufschlußreich für die Haltung eines österreichischen Antifaschisten im Exil: *Dort hatte er freilich auch seine Lehrer gefunden, den Ritter von Schönerer und den Doktor Karl Lueger, den Deutschnationalen und den Christlichsozialen. Von dem einen hatte er das Los von Rom und den Anschluß ans Reich gelernt, von dem andern den Kleinbürgerputsch als Lösung der sozialen Frage und den Radauantisemitismus als demagogisches Mittel dazu. Was war einfacher und einleuchtender als dieses: man mußte den Börseaner auf den Hausierer überblenden und durch beide den vaterlandslosen, arbeiteraufhetzerischen Marxisten durchblenden, und man erhielt einen Kinderschreck, der auch Erwachsene, die keine Einsicht in sozial-ökonomische Bedingungen haben und auch keine haben wollen, gruseln machen konnte.*[47]

Skeptisch der „großen" Vergangenheit Österreichs gegenüber, sah Viertel doch gewisse Entwicklungsmöglichkeiten für die Zukunft voraus — unter bestimmten Bedingungen. Zunächst muß eine ideelle Voraussetzung erwähnt werden: *Ein befreit befriedetes Europa auf antifaschistischer Grundlage und ein europäischer Zusammenschluß, der auf kultureller Autonomie der Nationen, aber föderativer Gestaltung der Politik und Ökonomie beruhen sollte, waren wesentliche Vorstellungen der Widerstandsbewegung und des Exils.*[48] Wir finden sie — angesichts der Tatsächlichkeit der Nachkriegsordnung — in der Idee eines „dritten Wegs", einer „dritten Kraft" wieder, wie sie Jean Paul Sartre in Frankreich vertrat. Es wäre verfehlt, zwischen solchen Vorstellungen von einem vereinten Europa und dem Ziel der Errichtung eines freien und demokratischen Österreich einen ausschließenden Widerspruch zu konstruieren: denn auch geschichtlich sind die europäischen Nationalstaaten nicht nur Produkte ihrer inneren Entwicklung, sondern ebenso, untrennbar damit verbunden, Ereignisse der europäischen Entwicklung und Teile eines europäischen Staatensystems.

Die zusammenhängendste Stellungnahme Viertels zur Zukunft Österreichs war, was nach

dem bereits Gesagten nicht Wunder nehmen wird, zugleich eine Polemik gegen eine dem „Eigentümlich-Österreichischen“ verpflichtete Österreich-Apologie Ernst Lothars. Lothars Ausführungen bewegten sich zwischen den Polen einer überzogenen Abgrenzung von der deutschen Kultur, „Zivilisation“, ja Sprache, und der illusionären Erwartung einer besonderen Sendung Österreichs für die Erhaltung eben dieser deutschen Kultur: *Im deutschen Sprachraum der Zukunft ist das politisch auf unbedingte Neutralität angewiesene Österreich der Garant für die Erhaltung des zu rettenden und für das organische Wachsen neu entstehenden eigenständigen österreichischen und deutschen Kulturbesitzes. Die Gründe, die dafür sprechen, Wien, nicht Genf, zur Völkerbundstadt zu machen, gelten noch mehr für seine Zukunft als Kulturhauptstadt des gesamten deutschen Sprachgebiets. (...) Im neuen freien Österreich wird es... eine neue wichtige Institution geben müssen, eine Art Deutsche Kulturakademie.*[49]

Die besondere kulturelle Mission Österreichs wird aus seiner „Kultur“ (im Gegensatz zur deutschen „Zivilisation“) hergeleitet, die eine „organische Folge der Landschaft (und etwa noch der katholischen Kirche)“ sei usw. usf.[50] In seiner Antwort ging Viertel dem „Eigentümlich-Österreichischen“ weder positiv noch negativ auf den Leim:

Die Unterscheidung zwischen Kultur und Zivilisation, ein Schaustück neudeutscher Professorenphilosophie, tritt allzu gern als ein reaktionäres Symptom auf: man hüte sich vor ihr! Die Barockidylle von gestern, schon zu ihrer Zeit ein Anachronismus, wird sich nicht wieder herstellen lassen.[51]

Die entscheidenden Aussagen der Antwort Viertels beziehen sich aber auf die subjektiven Kräfte, denen einen Neugestaltung Österreichs zugetraut werden konnte: *... es häufen sich die Nachrichten, daß auch im Innern Österreichs heroisch und opferwillig gegen die Gewaltherrschaft angekämpft wird. Es gibt nationale Helden und Märtyrer in Österreich. Ebenso zweifle ich nicht daran, daß dort Leute zu finden sind, die den Plan einer progressiven Demokratie im Herzen tragen und ihn zur Ausführung zu bringen tatkräftig versuchen werden. Diese Menschenart bildet das Kernstück der österreichischen Hoffnung und eine Gewähr für ihre Erfüllung.*[52]

Die Tradition, auf die sich diese Kräfte stützen können, wird als eine Tradition demokratischer Kräfte und fortschrittlicher Reformen umschrieben, die abseits oder sogarin Opposition zur Repräsentativität österreichischer Kultur steht: *Sie* [die „Gewähr“ für ein besseres Österreich] *besteht in ihren* [sic! seinen] *kritischen und revolutionären Geistern, von denen es eine ansehnliche Reihe besitzt... In der österreichischen Arbeiterbewegung, die ihren Geist bewies, als sie sich im Februar 1934, wenn auch vergeblich, gegen den Bruch der demokratischen Verfassung zur Wehr setzte. In der bürgerlichen Erhebung von 1848. In großen wissenschaftlichen Leistungen. In den Wohlfahrtseinrichtungen der Republik* [gemeint ist wohl Wien; K. K.], *die für die ganze Welt vorbildlich wurden. Gewiß auch im österreichischen Natur- und Kunstsinn. Nur bedingt in der Liebenswürdigkeit eines schwer geprüften Menschenschlages, der von einer schwierigen historischen Entwicklung das Ertragen gelernt hat, und leider auch eine Frömmigkeit, die oft nur das Widerspiel der Unterdrückung war.*[53]

Gewiß sind die Aussagen Viertels zum Teil von der im Exil verbreiteten Überschätzung des inneren Widerstandes beeinflußt; doch darum ist es — und wir sind damit beim Problem der richtigen Perspektivierung angelangt — hier nicht zu tun. Viertels These lautet nicht: Der innere Widerstand ist so und so groß und daher wird sich, im Sinne einer mechanischen Kausalität, nach dem Zusammenbruch Hitlerdeutschlands die und die Entwicklung in Österreich ergeben. Viertels These ist vielmehr die, daß nur die Widerstandskräfte ein Garant für eine mögliche Demokratisierung Österreichs (und damit auch für eine nationale und kulturelle Entwicklung, die nicht bloß restaurativ ist) sein können. Die Widerstandskräfte sind die Achse, um die sich die Geschichte dreht. Erweist sich diese Achse als zu wenig tragfähig, wird der „Plan einer progressiven Demokratie“ nicht realisiert werden können. (Demokratie ist in dieser Formulierung übrigens nicht als ein Zustand, der nach formalen Kriterien konstatierbar wäre, sondern als Prozeß, als Demokratisierung angesprochen.) Wir wissen inzwischen, daß die Produzenten jener „großen wissenschaftlichen Leistungen“, von denen Viertel sprach, nicht zurückgerufen wurden, daß die Vertreter des Widerstandes schon in der Frühzeit der Zweiten Republik aus der politischen Verantwortung gedrängt worden sind. Wir beginnen aber auch einzusehen, daß sie in der Tat die Kräfte gewesen wären, von denen eine Erneuerung und Demokratisierung Österreichs ausgehen hätte kön-

nen. Die Niederlage einkalkulierend, beschreibt Viertel im Oktober 1934 die Leistung des antifaschistischen Widerstands und Exils als die der Herausbildung einer Subjektivität, einer menschlichen Instanz, an die die Hoffnung auf ein würdigeres Dasein appellieren kann: *Das Unheil nimmt seinen Lauf, und wir rennen mit, als wären wir an den Haaren mitgezogen. Wir haben die Machtverhältnisse, die zu der unseligen Konstellation geführt haben, geduldet.*

Wir" —: das heißt jenes „ Wir", das sich erst in den grauenhaften Krisen, die nun einander folgen werden, herauskristallisieren wird. Dieses „Wir" muß selbst zur Macht heranwachsen, wenn es tätig eingreifen und sich nicht nur auf das Erleiden beschränken soll. Oder es wird als ein Rest übrigbleiben: Es wird sich in den nächsten Generationen herausbilden, auf den Trümmern unserer Welt oder dessen, was wir als unsere Welt zwar nie anerkannt haben, aber doch hinnehmen mußten.[54]

Sehen wir von der Geschichtsmetaphorik einer negativen Eschatologie, die an mehreren Stellen des Zitats zutage tritt, ab (verständlich vielleicht unmittelbar nach Ausbruch eines unabsehbaren Weltkrieges, Ausdruck auch der „deutschen Professorenphilosophie", von der sich Viertel erst in den folgenden Jahren ganz zu distanzieren wußte[55]). Viel wichtiger dünkt mir, daß Viertel den Schwerpunkt in der Beurteilung des Antifaschismus von der unmittelbaren praktischen Wirksamkeit auf die Herausbildung eines neuen „Wir" verlegt hat. Wird das, was das Exil zu den Fragen der Nation und der Kultur zu sagen hatte, nicht in dieser Perspektive letztlich aufschluß- und lehrreicher sein?

Anmerkungen:

Einen ersten Überblick über Studien und Äußerungen österreichischer Exilierter zur Frage der österreichischen Nation gibt Felix Kreissler in: *Der Österreicher und seine Nation. Ein Lernprozeß mit Hindernissen.* Wien 1984, 249—354. Es wäre indes keine Schwierigkeit, eine Vielzahl von Publikationen namhaft zu machen, die bei Kreissler nicht erwähnt sind.

Vgl. z. B. Wolf In der Mauer, „Auf der Suche nach einer patriotischen Utopie", in: A. Pelinka/ E. Weinzierl (Hrsg.): *Das große Tabu.* Wien 1987, 114—126. In der Mauer, Herausgeber der nachgelassenen Österreich-Studien Guido Zernattos, unternimmt den nicht unproblematischen Versuch, Momente eines neuen Heimatbegriffs mit einem neuen Patriotismus zu integrieren; dies mit der durchaus legitimen Intention, das mit „Patriotismus" markierte emotionale Gelände nicht von vornherein einer im Grunde demokratiefeindlichen Reaktion preiszugeben.

Die Periode vom Mai 1945 bis 1948 muß noch als eine Periode „relativer Offenheit" vor „Ausbruch" des Kalten Krieges verstanden werden. Vgl. dazu zum Beispiel (im Hinblick auf das Theater) Peter Roesslers *Studien zur Auseinandersetzung mit Faschismus und Krieg im österreichischen Drama der Nachkriegszeit und der fünfziger Jahre.* Köln 1987, 39ft.

Vgl. Karl Czernetz (Pseudonym: Fritz Valentin), „Gibt es eine österreichische Nation?" in: *Der Sozialistische Kampf.* 10, Paris 8. Oktober 1938, 233—236. Auszugsweise wiederabgedruckt in: *Österreicher im Exil — Frankreich 1938—1945.* Eine Dokumentation. Hrsg, vom DOW. Wien— München 1984, 89f.

Über die von den Exilpolitikern vertretenen Positionen berichten unter anderem: Peter Dusek, „Nachkriegskonzeptionen für Österreich. Der Exilwiderstand und die nationale Frage", in: *Österreicher im Exil.* Wien 1977,230—236; Helene Maimann, „Der März 1938 als Wendepunkt im sozialdemokratischen Anschlußdenken"; Wolfgang Neugebauer, „Die nationale Frage im Widerstand"; beide in: H. Konrad (Hrsg.), *Sozialdemokratie und „Anschluß".* Wien 1978, 63—70 bzw. 88—93.

Vgl. die von Arthur Breycha-Vauthier für den „Weltbund der Österreicher im Ausland" herausgegebene Sammlung: *Sie trugen Österreich mit sich in die Welt. Eine Auswahl aus den Schriften der österreichischen Emigration.* Wien 1962.

Gerd Müller, „Einige Überlegungen gegen den Begriff der .österreichischen Literatur'", in: Bartsch/ Goltschnigg/Melzer (Hrsg.), *Für und wider eine österreichische Literatur.* Königstein/Ts. 1982, 12, 10.

Hans Thalberg, „Pangermanismus und die Folgen", in: *International* (Wien), 6/1984, 8.

Wilhelm Filla, „Nationalbewußtsein im 40. Jahr der Republik", in: *Die Österreichische Volkshochschule 36* (1985), 136,41.

Vgl. Willy Verkauf, „Die politische und kulturelle Tätigkeit der Freien Österreicher im Nahen Osten in den Jahren 1933—1945", in: *Österreicher im Exil.* Wien 1977, 229.

Vgl. „Kultur des Exils. Am Beispiel Großbritannien". Schwerpunktnummer der *Aufrisse. Zeitschrift für politische Bildung* 8/1987, Nr. 1, hrsg. von S. Bolbecher und K. Kaiser. 13, sowie Kon-

stantin Kaiser, „Kulturnation, Nationalkultur. Ansätze, sie im Exil neu zu bestimmen". Ebda.. 24f. Ein Bericht über die II. Kulturkonferenz findet sich in: *Zeitspiegel* (London) 43, 28. Oktober 1944, 8. ..

Albert Fuchs' Rede „Über österreichische Kultur" auf der I. Kulturkonferenz ist in einem Sonderdruck des Austrian Centre (DÖW 3061) erhalten, Walter Hollitschers Vortrag „Vom Kaffeehaus, der Gemütlichkeit und ihren Grenzen" im *Zeitspiegel* 48, 28. November 1942, 6 (auszugsweise ?) abgedruckt. Usf.

„Österreichische Kulturtagung", in: *London Information of the Austrian Socialists in Great Britain* 16, September 1942, 4.

Vgl. S. Bolbecher/K.-M. Gauß/K. Kaiser, „Kulturelle Ereignisse des österreichischen Exils. Chronologie", in: Bolbecher/Gauß/Kaiser, *Österreichische Exilliteratur und Literatur des antifaschistischen Widerstandes 1934—1945,* Forschungsbericht, Wien 1986 (unveröffentlichtes Manuskript). ..

Eine kritische Untersuchung der „Österreich-Ideologie" — die dem Eigentümlich-Österreichischen weder in positiver noch in negativer Fixierung auf den Leim geht — steht meines Dafürhaltens noch aus.

Als eine postfaschistische Ideologie weist die „Österreich-Ideologie" sogar einen höheren Grad der Enthumanisierung auf als aktivistische präfaschistische Ideologien. Vgl. dazu — in literarischer Hinsicht — Bolbecher/Gauß/Kaiser, wie Anm. 14, einführende Bemerkungen 3—8, bzw. K. Kaiser, „Von einer Ästhetik des Widerstandes zur Ästhetisierung der Verdrängung". Vortrag beim Symposium „Eine schwierige Heimkehr", Innsbruck, Juni 1988 (erscheint 1989).

Karl Tschuppik, *Von Franz Joseph zu Adolf Hitler.* Hrsg. und eingeleitet von Klaus Amann. Wien— Köln—Graz 1982, 33.

Tschuppik, ebda., 51 ff.

Tschuppik, ebda., 43.

Tschuppik, ebda., 38. Ob Tschuppik mit der Beurteilung Wiens historisch recht hat, soll hier nicht in Frage gestellt werden. Es geht um eine bestimmte Form des Gegensatzes von Stadt und Land, um seine als österreichisch-spezifisch erscheinende Verkrustung.

Tschuppik, *Franz Joseph...*, a.a.O., 45.

Da die Verachtung Hegels geradezu das Schibboleth des „kontingenten Österreich-Denkens" ist, sei die Reminiszenz auf Hegels *Rechtsphilosophie* (und auf Engels' *Anti-Dühring),* die in der Unterscheidung der „zufälligen Einrichtungen des Staates" von dessen notwendigen Momenten liegt, an dieser Stelle hervorgehoben.

Vgl. dazu Josef Langers Ausführungen in: F. Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I,* Wien— München 1987, 44ff. — Ich kann Langer freilich in der sich auf Max Weber berufenden Mythisierung des Protestantismus (als des Geburtshelfers moderner Subjektivität) ebensowenig folgen wie in seiner ins Äonische gehenden Unterscheidung „vormoderner" und moderner „Kulturmuster". Der mit diesen — im Sinne von äußersten Verallgemeinerungen — abstrakten Begrifflichkeiten konstruierte Raster erlaubt allerdings, wie ich zugeben muß, kritische Einsichten in das Verhältnis von wissenschaftlicher Rationalität und gesellschaftlicher Praxis; ins Positive gewendet führt er zu Entwicklungspostulaten, die die zuvor geleistete Annäherung an eine konkrete Analyse wieder rückgängig machen.

Belege dafür in Fülle bietet Eduard Winter, *Ketzerschicksale. Christliche Denker aus neun Jahrhunderten.* Berlin 1979. Keiner der theologischen und philosophischen Dissidenten im alten Österreich appellierte an das „Volk"; ihr Interesse galt vielmehr den Anstalten, in denen das Volk erzogen, gebildet, diszipliniert wurde. Niederlagen in institutionellen Kämpfen führten nicht zur offenen Auflehnung, sondern in eine Art „innere Emigration", wie sie Joseph Roth an der Figur Franz Grillparzers allegorisiert.

Klaus Amann, „Karl Tschuppik — der streitbare Bohemien", in: Tschuppik, *Von Franz Joseph zu Adolf Hitler,* a.a.O., 26.

Vgl. Karl Hans Heinz, *Ernst Karl Winter. Ein Katholik zwischen Österreichs Fronten 1933—1938.* Wien—Köln—Graz 1984.

Tschuppik, *Von Franz Joseph zu Adolf Hitler.* a.a.O., 42.

Kurt Blaukopf, *Nationale Probleme der österreichischen Geschichte.* Jerusalem 1944, 4f.

F. Kreissler, *Der Österreicher und seine Nation,* a.a.O.

Georg Lukács, „Über einige Eigentümlichkeiten der geschichtlichen Entwicklung Deutschlands", in: *Die Zerstörung der Vernunft I.* Darmstadt und Neuwied 1983, 37: „Allgemein gesprochen besteht das Schicksal, die Tragödie des deutschen Volkes darin, daß es in der modern-bürgerlichen Entwicklung zu spät gekommen ist." — Perry Anderson, *Die Entstehung des absolutistischen Staates.* Frankfurt/Main 1979.

Daß diese Fragestellungen nicht einer fernen Vorzeit angehören, sondern in der Gegenwart durchaus virulent sind, zeigen Erich Fried („Einige Worte zu Österreichs Eigenart", in: *Aufrisse* 1/1985,

5—9) und Michael Scharang („Vorbemerkung" in: *Geschichten aus der Geschichte Österreichs. 1945—1985.* Darmstadt und Neuwied 1984, 7—13). Dies nur als Hinweis, um dem Einwand schlichter Gemüter zu begegnen, „österreichische Literatur" sei eine Erfindung diensteifriger Germanisten.

Vgl. Georg Lukács, „Der historische Roman", in: *Probleme des Realismus* 3, *Werke* 6. Neuwied und Berlin 1965, 36ff (über Walter Scott).

Vgl. meine Skizze über die „abstrakten Humanisten" Zweig, Werfel, Musil, Canetti, in K. Kaiser, „Antifaschistischer Widerstand und Kultur", in: *das pult* 71/1984. Und: Gerhard Scheit, „Vom Habsburgischen Mythos zum Mythos der Masse. Über einige Voraussetzungen und Besonderheiten der österreichischen Exilliteratur", in: Koebner/Köpke/Krohn/Schneider (Hrsg.), *Fluchtpunkte des Exils und andere Themen. Exilforschung. Ein Internationales Jahrbuch.* Bd. 5. München 1987, 196—223. die österreichische Eigenart", so Scheit, „äußert sich bei Musil... gerade in einer immer entschiedeneren Ablehnung der österreichischen Eigenart..." Diese Pointe sitzt, nicht aber die folgende: „Dieser Prozeß der Abstraktion, der bei Musil... unmittelbar aus der Kritik der habsburgischen Ideologie entsteht, scheint mir typisch für die Entwicklung der österreichischen Exilliteratur..." (199) Typisch scheint dieser Prozeß nur, sofern man österreichische Exilliteratur mit Zweig, Werfel, Broch, Musil, Canetti umschreibt und auf Kramer, Viertel, Csokor, Bruckner, Fried verzichtet.

Vgl. Harry Zohn, „Stefan Zweig: der Europäer, der Österreicher, der Jude", in:... *ich bin ein Sohn der deutschen Sprache nur... Jüdisches Erbe in der österreichischen Literatur.* Darstellungen und Dokumentation von H. Zohn. Wien—München 1986, 98—128.

Paul Reim (Pseudonym für Paul Reimann), *Probleme und Gestalten der österreichischen Literatur.* London 1945, 4.

Vgl. Bolbecher/Gauß/Kaiser, „Einführende Bemerkungen, Österreichische Exilliteratur", a.a.O., 27 ff. ..

Das „Eigentümlich-Österreichische“ ist das „Medium des Schlecht-Allgemeinen": „... realhistorische Bedingtheit und weltanschauliche Beschränktheit" sind „zu einer behaupteten Eigentümlichkeit verwachsen ..... die die im internationalen Maßstab feststellbaren ideologischen Entwicklungen durchaus nachvollzieht, jedoch in einer für das Bewußtsein verdeckten Form." (K. Kaiser, „Kultur des Exils“, a.a.O., 22f.)

Anzumerken bleibt, daß Reimann in seiner Realismus-Konzeption eher an Tschernyschewski und Plechanow orientiert scheint als etwa an Lifschitz und Lukács. „Die Einstellung zum Leben" („daß das Leben selbst die einzige Quelle und Grundlage der Kultur sei") „... ist die eigentliche Grundlage dessen, was wir in Kunst und Literatur als Realismus bezeichnen." (Paul Reimann, „Der Realismus — Kultur unserer Zeit", in: *Zeitspiegel* 29, 18. Juli 1942). Diese Anerkennung der Positivität des Lebens erleichtert natürlich die Herstellung direkter Bezüge zwischen dem Leben und der Literatur, birgt aber die Gefahr, die Kunstwerke in ihrem vielfachen Lebensbezug bis hin zum Beispielhaften und Illustrativen zu partikularisieren. Eine ähnliche Tendenz zeigt sich bei Ernst Fischer im Ausgehen von Lebenseinstellungen. Dialektik findet bei Fischer und Reimann eher im Hermeneutischen denn im Theoretisch-Konzeptionellen statt; Fischer ist darum, um mit Hegel zu sprechen, auch ein besonders „geistreicher" Autor. — Die ästhetischen Auffassungen Reimanns und Fischers entsprechen einem radikal-demokratischen politischen Standpunkt.

So fordert auch der polnische Germanist Hubert Orlowski auf, Paul Reimanns Londoner Vorschläge zu studieren. (H. Orlowski, „Literaturanschluß" 1938. in: Bartsch/Goltschnigg/Melzer,*Für und wider eine österreichische Literatur,* a.a.O., 61 ff.

K. Kaiser, „Antifaschistischer Widerstand“, a.a.O., 15.

Vgl. zum Beispiel Oliver Rathkolb,..... für die Kunst gelebt“. Anmerkungen zur Metaphorik österreichischer Kunstschaffender im Musik- und Sprechtheater nach dem Nationalsozialismus“, in: Pelinka/Weinzierl, *Das große Tabu.* 60—84. — Leider stellt Rathkolb keinen Zusammenhang zwischen der von ihm scharf konturierten „Hochkultur"-Problematik und den Problemen der Rehumanisierung her (außer verdeckt in einer Bezugnahme auf eine Äußerung Kurt Blaukopfs, 63).

Karl-Markus Gauß hat diesen Weg in einer unveröffentlichten Studie (mit Ausführungen zu Ernst Fischer und Guido Zernatto) beschritten: „Nationale Frage — politische Debatten, kulturelle Auseinandersetzungen". Unveröffentlichtes Manuskript 1986.

Die nicht näher belegten Angaben zu Viertel stützen sich auf die Publikationen Friedrich Pfäff- lins und eigene Vorarbeiten zu dem 1989 erscheinenden Band: Berthold Viertel, *Die Überwindung des Übermenschen. Exilschriften.*

Bertold Viertel, „Choc-Wirkung im Theater". Manuskript im Nachlaß, 1949. Erstabdruck in: P. Roessler/K. Kaiser (Hrsg.), *Die Dramaturgie der Demokratie. Theaterkonzeptionen des österreichischen Exils.* Wien 1988.

Es scheint mir — trotz seiner Inszenierungen von Hasenclever, Stramm, Bronnen, Georg Kaiser, Sternheim u. a. — recht schwierig. Viertel als Expressionisten zu klassifizieren. Sofern die Klassifikation eine beschreibende Funktion erfüllt, trifft sie jedenfalls kaum auf die Stileigentümlichkeiten und den Tonfall von Viertels Gedichten und Prosa zu.

Dieses Geschichtsbild entspricht dem des von Viertel sehr verehrten Begründers der österreichischen Sozialdemokratie, Victor Adler: „Der an staatsmännischer Weisheit überragende Kopf der österreichisch-ungarischen Monarchie war... der Sozialist Dr. Victor Adler in seiner Besonnenheit.“ (B. Viertel, „Hitler und Österreich". Manuskript im Nachlaß, um 1939).

B. Viertel, „Hitler und Österreich", ebda.

Siglinde Bolbecher, „Österreichische Exilliteratur und Literatur des antifaschistischen Widerstandes. Notizen zu einem Forschungsprojekt", in: *Mit der Ziehharmonika* 5, 1, März 1988, 4. Ernst Lothar, „Zum Thema Österreich“, in: *Austro-American Tribune.* Dezember 1944.

Ernst Lothar „Zum Thema Österreich“, in: *Austro-American Tribune,* Dezember 1944.

Lothar, ebda. In einem späteren Artikel „Das neue Österreich. Irrtümer und Aufgaben“ *(Aufbau,* New York, 6. Juli 1945) nimmt Lothar seine grotesk überspitzte Position einigermaßen zurück.

B. Viertel, „Austria Rediviva“, in: *Austro-American Tribune,* Jänner 1945.

Viertel, ebda.

Viertel, ebda.

B. Viertel, „Notiz zur Lage der Antifaschisten“. Manuskript im Nachlaß, Oktober 1939.

Die Theorie — um nicht zu sagen: die Utopie vom Untergang des Abendlandes hat nach dem verlorenen Weltkrieg, vielmehr nach wiederum einer verlorenen Revolution Epoche gemacht. Man meinte, der cäsarische Professor beklage diesen Untergang. Man verstand nicht..., wie sehr dieser Untergang Spengler, als dem Vertreter seiner Klasse, zurecht und zustatten kam. (B. Viertel, „Deutsche Kultur in Vergangenheit und Zukunft". Manuskript im Nachlaß, um 1944.)

ERNST GLASER

Zum Problem der „Inneren Emigration“ am Beispiel von Hans Thirring

Die folgende Studie zerfällt in zwei Abschnitte: Im ersten wird das Kurzreferat wiedergegeben, das als Einleitung des Workshops gehalten wurde. Im zweiten, der den Charakter von Anmerkungen zum ersten besitzt, finden sich Ergänzungen und Details, die sich sowohl auf Thirring selbst als auch allgemein auf das Problem der „Inneren Emigration“ beziehen, wobei ausführliche, wenngleich keineswegs das Thema erschöpfende Literaturangaben vermerkt werden.

Das Problem der sogenannten „Inneren Emigration“, das bloß am Rande unseres Symposions Erwähnung finden kann, aber doch nicht völlig beiseite geschoben werden soll, wird von mir am Beispiel des Physikers und Pazifisten Hans Thirring behandelt. Die allgemeinen Fragen, die mit dem bekanntlich recht umstrittenen Begriff „Innere Emigration“ Zusammenhängen, werden daher zunächst nicht direkt diskutiert; sie bleiben eventuellen späteren Erörterungen Vorbehalten. Ich werde mir allerdings erlauben, in die Schilderung dessen, was über das Verhalten und Wirken Thirrings zu sagen ist, zwischendurch einige grundsätzliche Bemerkungen zum Thema „Innere Emigration“ einfließen zu lassen.[1] Mit einer derartigen Bemerkung möchte ich sogar beginnen.

Das Verhalten der Menschen, die zur „Inneren Emigration“ gezählt werden können, bewegte sich innerhalb der Spannweite, die durch die Begriffe „Anpassung und Widerstand“, oder besser durch die Übergänge zwischen „Anpassung“, „lautloser Opposition“ und den verschiedenen Formen des „Widerstands“ charakterisiert werden kann.[2] Die meisten Menschen der „Inneren Emigration" pendelten zwischen diesen Positionen, wobei die Angehörigen der Gruppe Wissenschaft — dieser allgemeine Befund sei gewagt — eher der Anpassung und der lautlosen Opposition zuneigten und nicht allzu weit in den gefährlichen Bereich eines aktiven Widerstandes vorrückten.[3] Hans Thirring war diesbezüglich keine Ausnahme, bezog aber schon 1938 aufgrund seiner bisherigen Biographie doch eine Sonderstellung.[4]

Er gehörte zu der nicht allzu großen Gruppe von Hochschullehrern, die nicht aus sogenannten rassischen, sondern aus anderen Gründen ihre berufliche Stellung verloren und in Pension geschickt wurden.[5] Dies geschah bereits im April bzw. Ende 1938. Hans Thirring stand damals im fünfzigsten Lebensjahr und hatte eine Frau und zwei Söhne im Alter von vierzehn und elf Jahren, also — wie man zu sagen pflegt — noch unversorgt. Für Männer seines Alters, die sich sowieso oft in einem labilen Zustand befinden, nämlich — um einen Ausdruck einer späteren Zeit zu verwenden — in der Midlife-Crisis, kann der Verlust des Arbeitsplatzes und die zweifellos damit verbundene „gesellschaftliche Ausstoßung" eine Katastrophe bedeuten.[6]

Den davon Betroffenen stehen in einer solchen Situation zur Bewältigung ihres Katastrophenschocks — um es vereinfacht auszudrücken — prinzipiell zwei auch biologisch fundierte Reaktionen zur Verfügung: der Totstellreflex und der Bewegungssturm, der aber in keine unkontrollierte Panik ausarten darf. 1938 ergab sich bei Thirring, aber auch bei anderen ähnlichen Fällen, eine Kombination von beiden Verhaltensweisen, die sowieso in einem ambivalenten Bezug zueinander stehen.[7]

Ein Widerruf der Disziplinierung durch die NS-Behörden war kaum zu erwarten. Es gab zwei Gründe für Thirrings Entfernung von der Hochschule, die ihn in eine Position schoben, die als völlig unvereinbar mit der nationalsozialistischen Welt- und Wissenschaftsauffassung begriffen werden mußte: Er galt als deklarierter Pazifist, der sich sogar im übernationalen Bereich exponiert hatte; und er war Anhänger und Popularisator der als jüdisch denunzierten Relativitätstheorie.[8] Als bei einer Hausdurchsuchung bei ihm persönlich gehaltene Briefe Albert Einsteins gefunden wurden, belastete das seine Lage beträchtlich. Er mußte also — Totstellreflex (!) — seine Harmlosigkeit hervorkehren, was im Falle seiner pazifistischen Aktivitäten deshalb nicht allzu schwer war, weil er bereits in den Jahren des

autoritären Ständestaates diese auf ein Mindestmaß reduziert hatte, also bereits vor 1938 schon gewisse äußere Anpassungen hatte vollziehen müssen.[9]

Tätig aber — Bewegungssturm (!) — wurde er in Hinsicht auf die zukünftige materielle Fundierung seiner Existenz. Er kämpfte gegen die Reduzierung seiner Professorenpension und hatte dabei, nicht zuletzt infolge der Intervention von Bekannten, Erfolg.[10] Aufgrund seiner vielseitigen physikalischen Interessen und Erfahrungen fand er dann auch bald einen ihm angemessenen Wirkungsbereich als „wissenschaftlicher Berater“ bei Firmen der Elektroindustrie. Im Gegensatz zu anderen gemaßregelten Wissenschaftlern verlor er also nicht völlig die Möglichkeiten, in seinem Fachgebiet weiter tätig zu sein. Er bekam auch kein Publikationsverbot wie manch anderer und veröffentlichte daher bis in den Anfang der vierziger Jahre wiederholt in Fachzeitschriften Artikel und Buchrezensionen, selbst über — aus heutiger Sicht — bedenkliche Themen, etwa über „Höchstspannungsanlagen für Atomforschung".[11]

Die sichtliche Kalmierung seiner äußeren Lebens- und Arbeitssituation ersparte ihm offenkundig, den Weg zu überlegen oder gar einzuschlagen, den sein Freund Erwin Schrödinger ging, nämlich aus der „Inneren Emigration" ins ausländische Exil hinüberzuwechseln.[12] Ein Fluchtloch wäre ihm unter Umständen vielleicht zur Verfügung gestanden, da seine Schwester seit Jahren in Schweden verheiratet war, was zu einem späteren Zeitpunkt für ihn noch von Bedeutung wurde, wie noch erwähnt werden wird.

Thirrings Existenz in dieser Zeit erwies sich für ihn sehr bald aus einem besonderen Grund als durchaus erträglich. In der Rückschau meinte er diesbezüglich: *Die unfreiwillige Muße meiner Pensionierung hat sich für mich als ein Segen erwiesen, weil sie mir Gelegenheit bot, endlich an die Ausführung eines Werkes zu gehen, das ich von Jugend auf als meine eigentliche und einzig bedeutende Lebensaufgabe betrachtet hatte.*[13] Speziell seit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs wandte sich sein reger Geist nämlich wieder dem Problemkreis des Pazifismus und den Fragen: Warum gibt es Kriege, wo liegen deren Ursachen, und was könnte man zu deren Vermeidung unternehmen? zu. Wir befinden uns damit am Beginn der Entstehungsgeschichte seines zweibändigen Werkes *Homo sapiens,* an dessen Manuskript er 1940 zu arbeiten begann. Das war ein gefährliches Unternehmen, in das er sich einließ und das ihn im Falle einer neuerlichen Hausdurchsuchung in arge Bedrängnis hätte bringen können. Er entschloß sich daher 1944, den abgeschlossenen Teil seines Buchmanuskriptes auf einem geheimen Weg — wie schon angedeutet — nach Schweden zu verlagern. Seine Überlegungen über diese politisch höchst brisanten Themen waren in dieser Zeit emotional vertieft worden, als seine beiden Söhne zur Wehrmacht eingezogen wurden und daher Gefahr liefen, Opfer des von ihm so verhaßten Krieges zu werden. Die Sorge darüber hat den Vater in seiner pazifistischen Überzeugung bestärkt, sodaß er sich noch intensiver als vorher in seine Theorien versenkte.

„Innere Emigration" bedeutet nämlich auch Rückzug in eine innere Welt des Fühlens und Denkens und dadurch Abkehr von der unleidlichen Realität des Lebens in der unmenschlichen Diktatur.[14] Um es in Begriffen der Widerstandsforschung auszudrücken, die zwischen politischer Opposition, gesellschaftlicher Verweigerung und weltanschaulicher Dissidenz unterscheidet:[15] Thirring war wohl nicht zum aktiven politischen Widerstand vorgestoßen, aber seine weltanschauliche Dissidenz wurde von ihm nicht bloß gedacht, sondern auch schriftlich formuliert. Im Schatten der Gewaltherrschaft arbeitete er an einem absolut hochverräterischen Werk, das ein beachtliches Zeugnis über die geistige Potenz der „Inneren Emigration" darstellt, in dem er seine Art der gesellschaftlichen Verweigerung ausdrückte und das im privaten, intimen Bereich auch noch das Element der „Trauerarbeit" aufgriff,[16] als der Familie mitgeteilt wurde, daß der ältere der beiden Söhne an der sich zurückziehenden Ostfront als vermißt gemeldet wurde; tatsächlich ist er nie mehr aufgetaucht, sodaß sein endgültiges Schicksal ungewiß blieb.

Die Arbeit an diesem Manuskript hatte den Physiker Thirring von seinem eigentlichen Forschungsgebiet weit weggeführt: Er war zum Sozialpsychologen geworden. In der letzten Phase des Krieges, der in Europa schon beendet war, wurde dann jedoch plötzlich abermals der Physiker aufgerufen, sodaß von diesem daher bereits 1946 eine der frühesten und besten Beschreibungen über die Geschichte, Wirkungsweise und Bedeutung der Atombombe publiziert wurde.[17] Darin kündigt sich schon die Verbindung zwischen dem Pazifismus

und der Entwicklungstendenz der Kernphysik an, die Thirrings spätere Ansichten bestimmte.

Obwohl er im Sommersemester 1946 wieder an das Institut für Theoretische Physik an der Universität Wien zurückkehrte, sah Thirring doch seine Hauptaufgabe nach dem Zweiten Weltkrieg darin, seine psychologisch-pazifistischen Erkenntnisse in den — wie er sich ausdrückte — „Allgemeinunterricht der höheren Bildungsanstalten aller Kulturnationen einzubauen". Darüber hatte er schon im Sommer 1945 beiden ersten Veranstaltungen des Österreichischen Kollegs in Alpbach und im Herbst desselben Jahres an der Universität Innsbruck gesprochen. Als Dekan der Philosophischen Fakultät an der Universität Wien hielt er dann eine Vorlesung über „Psychologische und ethische Grundlagen der Weltfriedensidee" und publizierte als „Vorrede zu einer Psychologie der kulturellen Entartungserscheinungen" die Broschüre *Der Weltfriede als psychologisches Problem.* Schließlich erschienen die beiden Bände seines Hauptwerkes *Homo sapiens.*[18]

Mit diesem hat er nicht nur die Tradition der österreichischen Friedensbewegung aus der Zeit des frühen 20. Jahrhunderts in glanzvoller Weise fortgesetzt — sein Werk ist in diesem Geiste Bertha von Suttner gewidmet —, sondern er hat nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges die Beschäftigung mit jenen Wissensgebieten eingeleitet, die wir heute als Friedens- oder auch als Konfliktforschung beziehungsweise als Überlegungen über die Friedenserziehung bezeichnen.[19] Gleichgültig in welcher Weise man das Werk Thirrings beurteilt, das in der „Inneren Emigration" entstanden ist, in seiner Struktur, seinem geistigen Inhalt und seiner Wirkung kann es durchaus mit ähnlichen Dokumenten aus dem Exil verglichen werden, wobei man unwillkürlich — um bloß österreichische Beispiele zu nennen — an Elias Canettis *Masse und Macht* und an Hermann Brochs *Massenpsychologie* erinnert wird.[20]

Dabei hatte es Thirring schwerer als die Genannten, in der Isolation seiner Existenz im Kriege sich etwa die notwendigen wissenschaftlichen Unterlagen zu beschaffen, die eine seriöse Untermauerung seiner Theorien garantieren sollten. Eine derartige Isolation verhinderte ja bei vielen Betroffenen des Exils und der „Inneren Emigration“ eine Weiterführung ihrer wissenschaftlichen Arbeiten. Diese Isolation war Thirring allerdings nicht bloß von außen auferlegt, sondern sie erklärt sich auch aus seiner merkwürdigen inneren Einstellung. Er fühlte sich schon lange vor der Konfrontation mit dem Nationalsozialismus im Dienst einer „Mission als Verkünder wichtiger neuer Ideen", die in ihm — wie er schrieb — als „eine Art einmaliger Genialitätsstoß" schon „in der Sturm- und Drangperiode der ersten Nachpubertätsjahre" aufgeblitzt waren. Aus Scheu und Schamhaftigkeit möchte man fast sagen, oder aus „Aberglauben", wie er es nannte, hielt er diese Ideen jedoch nach außen hin „streng geheim", selbst wenn er sich gelegentlich im Rahmen der Friedensbewegung über „weltanschauliche und kulturphilosophische Fragen" äußerte. Seit 1938 hütete er sicherst recht, mit anderen Menschen darüber zu sprechen. Dieses Schweigen brach er erst 1943, als er begann, darüber „vertrauliche Mitteilungen an einzelne inländische Freunde“ zu machen.[21] Hierzu rechnete er zum Beispiel den Psychologen Hubert Rohracher, von dem er einige Anregungen über psychologische Detailfragen erhielt und der seinerseits wohl mit Thirrings Gesinnung einverstanden war, jedoch eher zurückhaltend und skeptisch der in seinen Augen reichlich dilettantischen Psychologie seines Freundes gegenüberstand.[22]

In der Tat erhoben nach 1945 auch durchaus wohlmeinende Kritiker ihre Stimme, die Thirrings Ansichten und Hoffnungen nicht völlig zu teilen vermochten. Vor allem wurde sein Glaube, daß durch eine Erziehungsreform sehr bald die Abwendung der Menschen von der Bereitschaft, Kriege zu führen, erreicht werden könne, als unrealistisch bezeichnet. So schrieb zum Beispiel die kluge Tochter Thomas Manns, Elisabeth Mann-Borgese, in einer ausführlichen Rezension seiner beiden Bände: „Thirrings Optimismus zeigt gelegentlich deutlich Kennzeichen der Oberflächlichkeit und Übersimplifikation, welche für die Geschichte des optimistischen Denkens so charakteristisch sind.“ Und sie meint, daß pädagogische Bemühungen immer erst dann wirksam werden können, wenn auch die Lebensverhältnisse der Menschen und die politischen Institutionen verändert werden.[23]

Es scheint, als ob Thirring auf seinem weiteren Lebensweg, derartigen kritischen Stimmen folgend, tatsächlich Korrekturen oder Ergänzungen an seinen ursprünglichen Theorien vorgenommen hat.

Seine optimistische Grundeinstellung hat er wohl nicht verloren und ebenso nicht seine sozialpädagogischen Zielsetzungen. Aber die Stoßrichtung seiner pazifistischen Agitation verlagerte sich deutlich. Er wollte politische Wirkungen erreichen und stieg aus diesem Grunde sogar selbst in die politische Arena, wenngleich bloß in die wahrhaft bescheidene des österreichischen Bundesrates.[24] Gewichtiger wurde jedoch seine Tätigkeit in der österreichischen Sektion der UNESCO und in der Liga für Menschenrechte, besonders aber in der internationalen Pugwash-Bewegung, als deren österreichischer Repräsentant er wirkte und deren Konferenzen er mehrmals nach Österreich brachte.[25]

Er hatte sich seinerzeit von der Physik ab- und der Psychologie zugewendet. Die Entwicklung der Kernphysik und die Schrecken der Atombombe bewirkten, daß er beide Disziplinen nun wieder vereinigen konnte. So wie Alfred Nobel einst meinte, daß die Erfindung des Dynamits Kriege in Zukunft unmöglich machen werde, war es nun Thirrings Überzeugung und Hoffnung, daß die zu befürchtenden globalen Zerstörungen durch die Atomwaffen dies bewirken würden. Die Pugwash-Bewegung aber war bemüht, diese Einsicht speziell den politisch Mächtigen der Erde plausibel zu machen.

Es wäre eine der kritisierten Simplifikationen, zu glauben, daß dies die erwähnten Mächtigen heute schon begriffen hätten. Aber vielleicht würde die neueste Entwicklung auf dem Gebiete der internationalen Abrüstungsgespräche Thirrings Optimismus bestärken. Wenngleich nicht vergessen werden sollte, was er 1966 einmal über den von ihm so genannten „aggressionsfreien Neomilitarismus“ äußerte:

Neomilitarist ist einer, der gar nicht mehr selbst aggressiv ist und auch nicht mehr von Eroberungsplänen der eigenen Nation träumt, der aber von der Aggressivität einzelner Nachbarstaaten so fest überzeugt ist. daß er meint, nur eine glaubhaft starke Wehrmacht des eigenen Staates könne dem Vaterland Sicherheit und Freiheit gewähren...

Der von durchaus ehrenwerten patriotischen Gefühlen getragene Neomilitarismus wird zu einer halb religiösen Kraft, die universell ist und bei der eine unfreiwillige Kollaboration zwischen den Neomilitaristen aller Länder tritt, die alle die gleiche Grundtendenz haben, nämlich nur ja nicht die Spannungen zu unterschätzen oder das Verteidigungsmonopol des Militärs durchbrechen zu lassen.[26]

Mit den letzten Bemerkungen habe ich mich offenkundig vom Thema „Innere Emigration“ ziemlich weit entfernt. Dies ist jedoch deshalb zu rechtfertigen, weil nicht bloß die Leistungen der zu berücksichtigenden Wissenschaftler, sondern auch deren „Folgen für die Zweite Republik“ beachtet werden sollten. Über Hans Thirring war jedenfalls auch in dieser Hinsicht einiges zu sagen.

Anmerkungen:

1 Entgegen der weitverbreiteten Meinung, daß der Begriff „Innere Emigration“ erst nach dem Untergang des Dritten Reiches geprägt wurde und die bekannte Kontroverse zwischen Thomas Mann und Frank Thieß auslöste, hat Reinhold Grimm nachgewiesen, daß er schon 1933 Verwendung fand, ja daß Thomas Mann selbst 1938 von den „Deutschen der inneren und äußeren Emigration" geschrieben hat. (Reinhold Grimm, „Innere Emigration als Lebensform“, in: R. Grimm/J. Hermand (Hrsg.), *Exil und Innere Emigration.* Frankfurt 1972, 31ff.).

Andrerseits läßt sich nicht leugnen, *daß der Begriff durch den Bedeutungswandel, den er nach 1933 (auch im Exil) durchmachte, und durch diejenigen, die sich nach 1945 hinter diesem Symbol verbargen, für viele einen negativen zweideutigen Sinn erhielt.* (Gisela Berglund, „Einige Anmerkungen zum Begriff der ‚Inneren Emigration'“ ‚in: *Stockholmer Koordinationsstelle zur Erforschung der deutschsprachigen Exil-Literatur.* 1974, 23.)

Trotzdem lassen sich „Opposition und Innere Emigration“ als „zwei Aspekte des anderen Deutschland“ begreifen, wie Charles W. Hoffmann meint (in: P. H. Hohendahl/E. Schwarz (Hrsg.), *Exil und Innere Emigration II,* Frankfurt 1973,119ff.). Allerdings sagt dieserauch: „Aber es gibt viele Arten von Ungehorsam, die rechtmäßig die Bezeichnung Opposition verdienen“, von denen manche auch erforderten, sich „etwas getarnt auszudrücken und Kompromisse zu schließen.“ (134) 2

2 Vgl. hierzu: Erhard Frommhold im Katalog der Ausstellung *Zwischen Widerstand und Anpassung. Kunst in Deutschland 1933—1945.* Wien 1978.

Die Widerstandsforschung in Österreich entwickelte einen sehr weit gefaßten Widerstandsbegriff. (Vergl.: Wolfgang Neugebauer, „Widerstandsforschung in Österreich“, in: *Festschrift für*

Rudolf Neck. Bd. II. Wien 1981, 359ff, speziell 369.) Gerhard Botz hat diesbezüglich versucht, eine „Typologie der Erscheinungsformen des Widerstands- und Resistenzverhaltens“ zu skizzieren, in die in einem Extrem zum Beispiel „Bombenanschläge“ als hochorganisiertes, öffentliches und systemoffensives, im anderen Extrem aber zum Beispiel „Schwarzschlachten" als niedrigorganisiertes, nicht öffentliches und systemdefensives regimenichtkonformes Verhalten aufgenommen wurde. (Gerhard Botz, „Methoden- und Theorieprobleme der historischen Widerstandsforschung", in: H. Konrad/Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), *Arbeiterbewegung — Faschismus — Nationalbewußtsein.* Wien 1983, 145.)

Für diskretere und diffizilere Verhaltensweisen in der „Inneren Emigration" ist in diesem Schema allerdings kaum ein Platz zu finden. Willibald I. Holzers „Prozeßmuster politischen Widerstandes" passen hierzu wohl besser, wenn dieser etwa formuliert: *Aus der Besinnung auf Verlorenes und dem Zweifel an der Legitimität gegenwärtiger Gewalt erwächst in einer Phase der Sensibilisierung, sei's allgemein, sei's gruppenselektiv oder individual jenes Unbehagen, das die sich ausbreitende Ordnung als mehr oder minder rechtsverletzende erleben läßt und dergestalt die Differenzierung in Kritische. Uninteressierte und Akklamierende einleitet.* Holzer setzt dann fort: *Alsbald mit konkret gewordener und reflektierbarer Gefährdung konfrontiert, kann sich zu Widerstandshereitschaft verdichtetes Unbehagen in einer konspirativen Phase durch kommunikative Strukturierung zur festgefügten Opposition klären.* (Willibald I. Holzer, *Politischer Widerstand gegen die Staatsgewalt.* Wien 1985. 131)

3 Diese Vermutung deckt sich mit der allgemeinen Feststellung über antinationalsozialistische Aktivitäten, die etwa Klemens von Klemperer formuliert hat: „Der Übergang von der institutionellen Resistenz zum Widerstand ging allzu zögernd vor sich." („Sie gingen ihren Weg", in: J. Schmädeke/P. Steinbach (Hrsg.), Oer *Widerstand gegen den Nationalsozialismus.* München 1985, 1102.) Sie wird ergänzt durch eine Äußerung von Fritz Leist über die Situation an den deutschen Hochschulen. Im Ganzen betrachtet: *Aktiv konnte die Universität nicht Widerstand leisten, das wäre vielleicht 1933 möglich gewesen, vielleicht nicht einmal damals. Keine Fakultät konnte Widerstand leisten. Lautlos wären Dekane oder Professoren verschwunden. Aber größerer innerer Widerstand wäre möglich gewesen. Und da. möchte ich sagen, haben Lehrer und Schüler an der Universität versagt, mehr als notwendig gewesen wäre.* („Möglichkeiten und Grenzen des Widerstandes an der Universität", in: *Die deutsche Universität im Dritten Reich.* München 1966, 207.)
In bezug auf Österreich heißt es bei Radomir Luza: *Ebenso wie im übrigen Europa war der Widerstand gegen Hitler auch in Österreich die Ausnahme, Anpassung war die Regel. Der Widerstand lag in den Händen einer verschwindend kleinen Minderheit mit politischem Gewissen und Gespür. Man nimmt an. daß im echten Widerstand etwa insgesamt 100.000 Menschen tätig gewesen sind.* (Radomir Luza, *Der Widerstand in Österreich 1938—1945.* Wien 1983, 26 und 318.) Die erwähnte Vermutung widerspricht also wohl nicht den Ergebnissen der „quantitativen Analyse", die Luza an den Aktivisten des österreichischen Widerstandes vornahm (ebda., 325ff.). Dabei zeigte sich nämlich „das überwiegend hohe Ausbildungsniveau des Widerstandes", da Facharbeiter und Universitätsabsolventen die beiden größten Gruppen unter den Widerstandskämpfern bildeten. Studenten und Akademiker waren dabei vornehmlich „in der politischen Mitte und in der Rechten“ anzutreffen, also in den Gruppen der Gegner des NS-Regimes, die von Luza als Legitimisten, Traditionalisten, Militärs, Altösterreicher und Heimatschützer bezeichnet wurden. (Vergl.: Felix Romanik/Johann Wollinger, *Der Anteil der Akademikerschaft am österreichischen Freiheitskampf.* Wien 1946) Doch auch unter diesen war die Zahl der Wissenschaftler verschwindend klein, selbst wenn man nicht von dem etwas primitiven Grundsatz bestimmt wird, daß nur der als echter Widerstandskämpfer gilt, der ertappt, abgeurteilt und womöglich justifiziert wurde.

4 Der am 23. März 1888 geborene Hans Thirring stammte aus einer Wiener Lehrerfamilie. Bereits 1912 publizierte er seine erste wissenschaftliche Arbeit, 1915 wurde er Privatdozent für Theoretische Physik an der Universität Wien, 1921 a.o. Professor und Nachfolger seines Lehrers Friedrich Hasenöhrl, 1927 schließlich Ordinarius.
Ein datenmäßig aufbereiteter Lebenslauf und eine allerdings nicht vollständige Bibliographie findet sich in der Festschrift *Hans Thirring zum 80. Geburtstag.* Wien 1968. (Vergl. den Nachruf von Paul Urban im *Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.* Wien 1977,477ff. Umfangreicher und ins Detail gehend ist weiters: L. Flamm, „Hans Thirring zu seinem 70. Geburtstag“, in: *Acta Physica Austriaca.* Wien 1959.)
Eine bemerkenswerte Selbstdarstellung Thirrings stellt der *Tätigkeitsbericht Thirrings* dar, der im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands hinterlegt ist (Akten-Nummer 6504). Aus ihr wird im folgenden unter „Tätigkeitsbericht" zitiert.
Der umfangreiche Nachlaß Thirrings, der in der Bibliothek des Physikalischen Instituts der Universität Wien gelagert ist, konnte nur in Teilen benützt werden; aus ihm wird unter der Chiffre „Nachlaß" zitiert. Univ.-Prof. Dr. Walter Thirring, der Sohn Hans Thirrings, hat liebenswürdigerweise der Verwendung dieses Materials zugestimmt.

5 Wie groß diese Gruppe insgesamt und aufgegliedert auf die einzelnen österreichischen Hochschulen gewesen ist, müßte erst noch erhoben werden. Es trifft leider zu, was Willi Weinert schrieb: „Eine umfassende Analyse der Hochschulen und der Wissenschaft unterdem Hitlerfaschismus steht nach wie vor aus.“ („Die Maßnahmen der reichsdeutschen Hochschulverwaltung im Bereich des österreichischen Hochschulwesens nach der Annexion 1938", in: H. Konrad/W. Neugebauer (Hrsg.), *Arbeiterbewegung — Faschismus — Nationalbewußtsein.* Wien 1983, 127ff.) Außer der Literatur, die Weinert schon berücksichtigt hat, wäre noch zu nennen: Albert Massiczek, „Die Situation an der Universität Wien März/April 1938“; Engelbert Broda, „Das Jahr 1938 und die Naturwissenschaft in Österreich“. (Beide Aufsätze in: *Wien 1938. Sonderreihe der Wiener Geschichtsblätter.* Wien 1978) Weiters: Christine Klusacek, *Österreichs Wissenschaftler und Künstler unter dem NS-Regime.* Wien 1966; Gerhard Oberkofler, „Bericht über die Opfer des Nationalsozialismus an der Innsbrucker Universität“, in: *Zeitgeschichte.* 1981, 142ff.
Zahlenmäßig ergab sich aus diesen Erhebungen unter anderem, daß an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien, also dort, wo Thirring tätig gewesen ist, 97 von 297 akademischen Lehrern entfernt worden sind, also fast ein Drittel des Lehrkörpers. Zu den derart Gemaßregelten rechneten auch Personen, die als mehr oder weniger exponierte Parteigänger des autoritären Ständestaates galten und den Nationalsozialisten mißliebig waren.
Das öffnet den Blick auf die eigenartige Situation in Österreich, in der sich der Problemkreis „Verfolgung und Widerstand" innerhalb der wechselnden politisch-historischen Abläufe am Ende der Ersten Republik darbietet. Die beiden Begriffe werden nämlich nicht unabhängig von ideologischen Bezügen zu verwenden sein. Betrachtet man sie bloß formal, so ließe sich behaupten: Nicht nur die sozialistisch eingestellten Wissenschaftler wie etwa Otto Neurath oder Edgar Zilsel wurden nach 1934 verfolgt, sondern auch der nationalsozialistische Strafrechtler und Rassenantisemit Wenzel Gleispach wurde 1933 ins Exil, nämlich an die Universität Berlin getrieben, und der deutsch-nationale Historiker Alphons Dopsch wurde nach seiner Zwangspensionierung 1936 in die „Innere Emigration" gestoßen. Ja selbst wenn man „Verfolgung und Widerstand" bloß durch beziehungsweise gegen den Nationalsozialismus definiert, ergeben sich Merkwürdigkeiten. So wurde zum Beispiel 1938 auch der sogenannte „Spann-Kreis" aus politischen Gründen verfolgt, obwohl dessen Mitglieder als ideologische Wegbereiter aller autoritären Kräfte in Österreich auch den Nationalsozialismus stimulierten. Vergl. hierzu: Klaus-Jörg Siegfried, *Universalismus und Faschismus. Das Gesellschaftsbild Othmar Spanns.* Wien 1974, speziell 155, 195, 220ff.

6 Recht anschaulich schildert zum Beispiel Friedrich Engel-Janosi in seinen *Erinnerungen* die Lage eines derart Geächteten, dem im Staatsarchiv die Benutzungsbewilligung entzogen wurde und der erleben mußte, wie gutbekannte Personen ostentativ unter seinem Blick ihren „Kopf auf die andere Seite“ wendeten. (.. .*aber ein stolzer Bettler.* Wien 1974, 158ff.)

7 Die Vergleichende Verhaltensforschung spricht in dieser Hinsicht von einem „sukzessiv-ambivalenten Verhalten" und weist „auf die beiden gleichzeitig aktivierten Antriebe" hin. Allgemein beschreibt sie Vorgänge in der Situation einer Bedrohung folgendermaßen: „Mitunter ist eine auslösende Reizsituation so beschaffen, daß verschiedene Dränge gleichzeitig aktiviert werden, wie etwa der Drang, anzugreifen und zu flüchten." Außerdem: „Im Verlauf mit dem Verfolger entwickeln die Verfolgten immer neue Anpassungen in Körperbau und Verhalten, mit deren Hilfe sie sich wehren oder entkommen können." (Irenäus Eibl-Eibesfeldt, *Grundriß der Vergleichenden Verhaltensforschung.* Zürich 1978, 259 und 388).
Ähnliches bemerkt auch die Psychologie und Psychopathologie über die „Reaktion auf bedrohliche Ereignisse“, die Angstzustände erzeugen. Der „Angstbewältigung" stehen dabei Bemühungen zur Verfügung, „die darauf abzielen, entweder durch äußere Handlungen oder durch innere Verarbeitung" die Lage zu meistern. Dabei kann es geschehen, „daß sich aufdrängende Vorstellungen und Erinnerungen an die belastenden Erlebnisse mit einem Zustand der Gleichgültigkeit und Verleugnung abwechseln“. Das „fluchtartige Vermeidungsverhalten" führt manchmal dann zu einer „Panikattacke". Die emotionale Verarbeitung belastender Erlebnisse und die sie oft begleitenden „interkognitiven Prozesse" aber sind die Ursache für den Rückzug in die „Innerlichkeit". (Vergl.: F. Strian, *Angst. Grundlagen und Klinik.* Berlin 1983, 19,32ff und 54.) Schließlich läßt sich die Reaktion auf Katastrophen der verschiedensten Art in einem Syndrom zusammenfassen, in dem nicht nur „irrationales Fluchtverhalten" auffällt, sondern auch eine Tendenz zu einer „passiven Beantwortung" gemäß der Wunschvorstellung: „Wenn ich nicht reagiere, dann ist eigentlich nichts geschehen." (James Thompson, *Psychological Aspects of Nuclear War.* Leicester 1985, 12ff.) Diese zuletzt erwähnte Einstellung erklärt wahrscheinlich auch das gleichsam sorglos anmutende Verhalten, das manche Gefährdeten 1938 an den Tag legten. So veranstaltete, wie Stefan Wirlander berichtete, Käthe Leichter wenige Tage vor ihrer Verhaftung im April 1938 in ihrer Wohnung in Mauer noch ein „Hauskonzert". (Herbert Steiner [Hrsg.], *Käthe Leichter. Leben und Werk.* Wien 1973, 176) Und Engel-Janosi versammelte noch im März 1939 knapp vor seiner Abreise ins Exil seine Freunde, also wahrhaftig einen Zirkel der „Inneren Emigration", bei einem Nachtmahl

um sich, „die Damen im langen Abendkleid, die Herren im Smoking... und alle waren tapfer, ja heiter.“ (.. *.aber ein stolzer Bettler.* Wien 1974, 168f.)

8 Thirring hatte nämlich *Die Idee der Relativitätstheorie,* Wien 1921, publiziert, ein Buch, das in viele Sprachen übersetzt wurde.

9 Der autoritäre Ständestaat, dem der Pazifismus suspekt erschien, hatte bereits im Sommer 1936 die Einstellung der Tätigkeit der noch von Bertha von Suttner gegründeten Österreichischen Friedensgesellschaft verfügt, *mit der Begründung, daß in den Wohnungen von Personen, die in der Gesellschaft verkehrten, anläßlich von Haussuchungen verbotene Zeitungen gefunden wurden und daß ferner der Präsident der Friedensgesellschaft. Rechtsanwalt Bruno Schönfeld, der im Februar 1934 verbotenen sozialdemokratischen Partei nahe gestanden habe. (Die Friedenswarte,* 1937, 33)

Die Friedensfreunde zogen sich seither — gleichsam damals schon in der „Inneren Emigration" — in kleine private Zirkel zurück. Es entwickelten sich sogar internationale Kontakte auf dem Hintergrund, wie Viktor Matejka es genannt hat, „einer europäischen Friedensbewegung vor Österreichs Ende“. Der Mittelpunkt war eine Gruppe von Personen um Hans Thirring, der Verbindung zu einem Kreis aufgenommen hatte, der „als International Peace Campaign (IPC) oder Rassemblement Universel pour la Paix (RUP) wirksam wurde.“ Dem Präsidenten dieser Vereinigung, dem Engländer Lord Robert Cecil, wurde nun 1937 der Friedensnobelpreis verliehen und zu dessen Überreichung wurde auch eine österreichische Delegation unter der Führung Thirrings eingeladen. „Doch Thirring brachte Bedenken vor. Die oberste österreichische Sicherheitsbehörde würde es ihm dann wahrscheinlich an der Universität schwer machen", erklärte er und beauftragte Matejka, an seiner Stelle zu reisen, was dieser dann auch tat. (Viktor Matejka, *Widerstand ist alles. Notizen eines Unorthodoxen.* Wien 1984, 66ff.)

10 Aus den „Hauptakten zu den Personalakten der Lehrpersonen der Universität Wien", die im Österreichischen Staatsarchiv — Archiv der Republik — lagern, lassen sich die Stationen dieser Bemühungen Thirrings verfolgen. Er wurde zunächst „nach dem Umbruch von Amts wegen beurlaubt". Die Entscheidung darüber, was mit ihm weiter geschehen solle, zogsich bis in den Oktober 1938 hin. Dabei ließ er sich schließlich in einem Brief vom 6. Oktober 1938 „an das Ministerium für innere und kulturelle Angelegenheiten", das damals noch am Minoritenplatz seinen Sitz hatte, in Argumentationen ein, die besonders seine pazifistische Haltung verharmlosen sollten, und zitierte zu diesem Zwecke auch einen Brief, den er schon 1936 an Lord Cecil geschrieben hatte. In seinem Personenstandsblatt vom 26. November 1945 hielt er später fest, was sich daraufhin ereignete: „Ich wurde unter Androhung der Entlassung dazu verhalten, um meine Versetzung in den Ruhestand einzureichen.“ Tatsächlich findet sich in den Akten ein Vermerk vom 13. Oktober 1938, daß ihm „die Einbringung des Pensionierungsgesuches vom Büro des H. Staatskomm. Dr. Wächter nahegelegt" worden ist. An einer anderen Stelle heißt es dann, daß ein Doz. Dr. Reisch (?), der beim Reichsstatthalter saß, ihm nahegelegt habe, sein Ansuchen um Weiterverwendung vom 6. Oktober zurückzuziehen. Das tat er dann auch und suchte mit dem Datum vom 15. Oktober 1938 um seine Pensionierung an, die auch bewilligt wurde. Trotz warnender Stimmen, die ihm in diesen Tagen zugekommen sein dürften, konnte er sich nicht enthalten, in diesem letzten Ansuchen nach einer nochmaligen „Rechtfertigung" seiner „Friedensbestrebungen“ in deutlich süffisantem Ton zu schreiben: *Da es aber nunmehr zu den Pflichten eines akademischen Lehrers gehört, die Jugend zu höchstem persönlichen Einsatz und steter Kampfbereitschaft zu erziehen, besteht die Gefahr, daß eine mit pazifistischer Vergangenheit behaftete Persönlichkeit auf akademischem Boden als weniger geeignet betrachtet werden kann. Ich glaube deswegen, meinem Volke und meiner Heimat besser auf dem Gebiete technisch-physikalischer Entwicklungsarbeiten dienen zu können und ersuche mithin um Versetzung in den Ruhestand.*

Als interessantes Pendant zu Thirrings Maßregelung kann hier die von Othmar Spann geschildert werden. Dieser wurde „wenige Tage nach der Annexion Österreichs" verhaftet und in ein Münchner Gefängnis gebracht, nach wenigen Monaten aber bereits wieder entlassen. (Vergl. Anm. 5, Siegfried, *Universalismus,* 218ff.) Im April hatte man ihn aber als Professor an der Juridischen Fakultät der Universität Wien schon beurlaubt und im Mai 1938 in den Ruhestand versetzt. Im März 1939 wurde dann sogar der „Entzug der Pension aufgrund des Berufsbeamtengesetzes" ausgesprochen. Offenbar um die damit verbundene Härte zu lindern, wurde gleichzeitig an Spanns Gattin, die damals recht bekannte „katholisch-völkische“ Dichterin Erika Spann-Rheinsch, als „Gnadengabe" ein Betrag in der Höhe der Hälfte seines Ruhegehaltes überwiesen. In wiederholten Eingaben protestierte Spann gegen die Streichung seiner Pension, indem er argumentierte: „Es ist mir nie bekannt gegeben worden, was mir zur Last gelegt wird, sodaß ich auch nie in die Lage kam, mich gegen eine Beschuldigung zu verteidigen.“ Entscheidend wurde in dem von ihm darüber wortgewandt in die Wege geleiteten Rechtsstreit aber das formale Argument, daß ihm die Mitteilung über den Entzug der Pension infolge einer Änderung seines Wohnsitzes nicht rechtzeitig zugestellt wurde. Nach Durchlauf des gesamten Rechtsweges erreichte er daher, daß ihm ab Mai 1942 die Pension tatsächlich zuerkannt wurde. Während Thirring 1945 ohne Schwierigkeiten wieder als Professor an

die Universität zurückkehrte, erhielt Spanns diesbezügliches Ansuchen im Juni 1945 den Vermerk: „Derzeit nicht spruchreif." Später hieß es dann: „Eine Wiederverwendung Spanns kann nicht in Aussicht genommen werden." Die formalrechtliche Übernahme in den Stand eines Professors wurde jedoch vollzogen. Aufgrund eines Vorschlages des damaligen Unterstaatssekretärs Dr. Lugmayer, der formulierte: „Ich bin für vorläufige Beurlaubung!“, wurde Spann schließlich „zu Forschungszwecken von der Lehrtätigkeit freigestellt".

11 Eine nicht ganz vollständige Zusammenstellung seiner Publikationen zwischen 1938 und 1945 findet sich im *Nachlaß* (s. Anm. 4). Der erwähnte Artikel erschien in der Zeitschrift *Elektrotechnik und Maschinenbau.* 1942, 431ff.

12 Vgl. hierzu die Würdigung, die Thirring seinem Freund Schrödinger zu dessen 60. Geburtstag gewidmet hat: *Acta Physica Austriaca,* 1. Bd. 1947, 106ff.

13 Das Zitat ist dem *Tätigkeitsbericht* entnommen (s. Anm. 4). Es ist merkwürdig, daß man wiederholt Äußerungen begegnet, in denen trotz einsetzender Verfolgungen der beginnenden HitlerHerrschaft auch positive Seiten abgewonnen werden. So meint zum Beispiel Engel-Janosi, wenn er nur an sich persönlich dächte, müßte er eigentlich bereit sein, mit .„Heil Hitler' zu grüßen". Er hatte nämlich die Fabrik, von der er ökonomisch abhängig war und die ihm unanbringlich erschien, dennoch recht günstig verkauft und das Angebot für ihn, an einer amerikanischen Universität tätig zu werden, wäre „unter anderen Umständen“ wahrscheinlich nie an ihn gerichtet worden. (.. *.aber ein stolzer Bettler.* Graz 1974, 165.) Auch Karl R. Stadler sagte einmal, die Chancen, die ihm in der Emigration im Wissenschaftsbetrieb Englands geboten wurden, hätte er aufgrund seiner Herkunft und Einstellung in Österreich nie erhalten. Wolfgang Huber dürfte also recht haben, wenn er vermerkt: „So leidvoll das Schicksal der Emigration für die Betroffenen sein mochte, so wurde doch für nicht wenige, manchmal auch für ganze Disziplinen, der ungewollte Transfer in andere Länder ein Grundstein für die spätere Weltgeltung." („Zur Geschichte der Wissenschaften", in: E. Weinzierl/K. Skalnik, *Österreich 1918—1938.* Graz 1983 2, 584)

14 Zur Problematik des Rückzugs ins Private und die „deutsche Innerlichkeit“ vergl. zum Beispiel: Hans Mayer, „Innere und äußere Emigration", in: R. Grimm/J. Hermand (Hrsg.), *Exil und Innere Emigration.* Frankfurt 1972, 75ff, speziell 81.

15 Diese „drei Grundformen des antitotalitären Widerstandes" unterscheidet Richard Löwenthal, „Widerstand im totalen Staat“, in: R. Löwenthal/Von Zur Mühlen, *Widerstand und Verweigerung in Deutschland 1933 bis 1945.* Berlin 1984, 14. Vergl. in zit. Sammelband auch: Ralf Schnell, *Innere Emigration und kulturelle Dissidenz,* 21 Iff.

16 Es mag vertretbar erscheinen, bei der Charakterisierung von Thirrings damaligem seelischen Zustand auch den Begriff zu erwähnen, der nach dem Erscheinen des Buches von Alexander Mitscherlich *Die Unfähigkeit zu trauern.* 1967, in Hinsicht auf die „Verarbeitung" der Erlebnisse in der Diktatur viel diskutiert wurde und auch in der Gegenwart noch oft erörtert wird.

Die Beziehung zwischen dem Vater und diesem älteren Sohn beleuchtet übrigens eine bemerkenswerte Eintragung, die sich in einem im Jänner 1940 begonnenen Tagebuch des Sohnes findet. Der damals erst 15*/2jährige weist sich darin als vielseitig interessierter, wohl als frühreif zu charakterisierender Knabe aus, der offenbar die Ereignisse, die nach dem Ausbruch des Krieges sich um ihn herum abspielten, wachen Auges beobachtete. So schreibt er — übrigens, ohne Großbuchstaben zu verwenden: „ich will dieses büchlein für später haben, wenn ich mich nicht mehr so genau dieser schweren zeit erinnere." Über seine Zukunftspläne äußert er: „es ist nicht zufall, daß die ersten Seiten höhere Mathematik sind, denn mein hauptziel wird gelehrter sein, wenn auch nebenbei dichter und Soldat." Er berichtet von mehreren Gedichten, die er schon verfaßt hat oder zu schreiben plant. Ein Thema wird näher umrissen: „neu: .gespräch mit einem Gelehrten' oder ,bei einem gelehrten', der schrieb soll die große eines gelehrten darstellen, ich stelle es mir so vor. Ein junger Soldat besucht einen gelehrten und hält ihm die kameradschaft, die draußen an der front gehalten wird vor. Der gelehrte antwortet kühl: .auch ich gebe mein leben her, ich gebe es der Wissenschaft.' er erzählt dem krieger von der große des geistes und von der Schwierigkeit, neue entdeckungen zu machen, der Soldat wird immer nachdenklicher und schweigend verläßt er die Stube des Wissenschaftlers." Man benötigt nicht allzu viel Phantasie, um sich vorzustellen, welche Gespräche der Gelehrte Hans Thirring mit seinem Sohn damals geführt haben dürfte. (Das erwähnte Tagebuch befindet sich im *Nachlaß,* s. Anm. 4.)

17 *Die Geschichte derAtombombe.* Wien 1946. Darin legte Thirring dar, daß nach der A-Bombe ziemlich bald auch die H-Bombe entwickelt werden würde. Ein amerikanischer Politiker, der diese Voraussage öffentlich zitierte, wurde übrigens deshalb beschuldigt, militärischen Hochverrat zu begehen (s. Flamm, „Hans Thirring...“, Anm. 4). Die Popularisierung der Probleme der Atomforschung griff Thirring später noch einmal auf und zwar gemeinsam mit einem jüngeren Physiker in dem Buche: Hans Thirring/Hans Grümm, *Kernenergie, gestern, heute und morgen.* Wien 1963.

18 Die erste dieser Publikationen, eine schmale Broschüre, 1946 erschienen, bildet gleichsam einen Vorgriff auf das Hauptwerk, dessen Herausgabe sich verzögerte. Ähnlichen Charakter besitzt

auch noch die Schrift *Anti-Nietzsche — Anti-Spengler,* Wien 1947, aus der einige Kapitel in den *Homo Sapiens* übernommen wurden.

Homo Sapiens. Psychologie der menschlichen Beziehungen gliedert sich in zwei Bände, die 1947 beziehungsweise 1949 erschienen. Der erste heißt im Untertitel *Grundlagen einer Psychologie der kulturellen Entartungserscheinungen,* der zweite: *Vom Nationalismus zum Weltbürgertum.*

Der Physiker geht bei seinen Überlegungen von der „Stellung der Menschheit im Weltall“ aus, erörtert dann „die grundlegenden psychologischen Erkenntnisse", wobei er auf dem Hintergrund des Trieblebens und der „seelischen Kräfte" des Menschen „die Geleise unseres Denkens" skizziert und dabei „die versäumte Adaptation“ in den „Denkgewohnheiten“ als „Trägheit der Einstellung“ charakterisiert, der durch eine „Reform des Geschichtsunterrichts“ entgegengewirkt werden müßte. Der zweite Band versucht durch das Aufzeigen von historischen Fakten vornehmlich „die Entwicklungsgeschichte des militanten Nationalismus“ zu erläutern. „Die Verdrängung des Humanitätsideals“ und die Rolle der „Verführer der intellektuellen Zwischenschicht", zu denen er speziell Nietzsche und Spengler rechnet, scheinen ihm „die Erfolgsfaktoren des Nationalsozialismus" zu bilden, wobei auch die „Unterstützung durch das Großkapital“ Erwähnung findet. Der zweite Teil des zweiten Bandes ist dann dem bis heute aktuell gebliebenen „Problem der Atomkontrolle" gewidmet, wobei sich Thirring von den „Bemühungen um eine Weltregierung“ viel verspricht. Voraussetzung dafür ist ihm jedoch die Entwicklung eines „internationalen Erziehungsprogrammes“, auf dessen Grundlage sich „die Ethik des Homo Sapiens“ endlich verfestigen ließe.

19 Eine Geschichte der österreichischen Friedensbewegung wurde dargestellt in der Dissertation von Josef Bauer, *Die österreichische Friedensbewegung,* Wien 1949, und in dem Aufsatz von Christoph Gütermann, „Zur Geschichte der Friedensbewegung", in: A. Skuhra/H. Wimmer (Hrsg.), *Friedensforschung und Friedensbewegung.* Wien 1985, 199ff.

Derzeit wirken in Österreich mit derartigen Zielsetzungen unter anderem speziell folgende Institutionen: Das Institut für Friedensforschung, das an der Katholischen Fakultät der Universität Wien besteht; das Österreichische Institut für Friedensforschung auf Burg Schlaining, Burgenland, und das Institut für Konfliktforschung in Wien.

Vgl.: Andreas Maislinger, „Friedensbewegung und Friedensforschung in und aus Österreich. Eine Sammelrezension“, in: Skuhra/Wimmer (s. o.) 240ff. Weiters: Franz Kernic, „Anmerkungen zu einer Ideengeschichte des Friedens“, in: *Wiener Blätter für Friedensforschung,* November 1984,88ff. Karl E. Birnbaum, „Friedensforschung in Österreich. Aufgaben, Möglichkeiten, Perspektiven“, in: *Dialog,* Burg Schlaining 1984, 32ff; Peter Heintel, „Philosophie des Friedens, ein Unterrichtsgegenstand?", in: *Dialog,* 1. Jg., 210ff.

20 Das Kapitel 11 des ersten Bandes von *Homo Sapiens* heißt: „Die ideologischen Konflikte und die Wirkung der Massen“. Hier läßt sich eine Parallelität mit den Auffassungen Canettis herauslesen. Dieser erfaßt den Krieg als Aufeinanderprallen der „Doppelmasse": „Es ist die wachsende Masse der Nachbarn, der man im Krieg entgegentritt", heißt es. Und in dem Abschnitt über „Masse und Geschichte", worin es um die „Massensymbole der Nationen" und deren Bedeutung in „Deutschland nach Versailles“ geht, tauchen Gedanken auf, die im zweiten Band des *Homo Sapiens* in Hinsicht auf den deutschen Nationalismus erörtert werden. Im „Epilog" aber spricht Canetti die Meinung aus, die auch Thirring vertritt: *Der Krieg als Mittel zu rascher Vermehrung hat sich in einem Ausbruch archaischen Charakters im Deutschland des Nationalsozialismus erschöpft und. wie man wohl glauben muß, für immer erledigt... Der Krieg stirbt mit Sicherheit ab, und sein Ende wäre für bald vorauszusagen: nur hat man die Rechnung ohne den Überlebenden gemacht.* „Der Überlebende“ aber ist nach Canetti „die Bombe", deren Gefahr auch Thirring nicht unterschätzt. (Zitate bei Elias Canetti, *Masse und Macht,* 1. Bd., 1979,72 und 2. Bd., 1976, 216 und 218)

Enger noch scheint die geistige Kongruenz mit Broch zu sein. In den Kapiteln acht und neun des ersten Bandes von *Homo Sapiens* behandelt Thirring die Themen „Wertwachstum und kulturelle Entartungserscheinungen" und „Das kollektive Wertwachstum: Anwendung auf die Wissenschaftslehre". Damit nähert er sich nicht nur Brochs Theorie vom „Wertzerfall" und vom „Massenwahn", sondern bewegt sich auf dem geistigen Weg, den dieser zu gehen versuchte mit seiner „Wendung von der psychologisch und historisch angelegten Massenpsychologie zu Erkenntnistheorie und allgemeiner Wissenschaftstheorie“, wie es Wolfgang Rothe nennt. (Einleitung in Hermann Broch, *Massenpsychologie.* Zürich 1959, 13) Broch hat aber nicht bloß ähnlich wie Thirring seine „Massenwahntheorie als eine werttheoretisch gegründete Geschichtsphilosophie oder als eine geschichtsphilosophisch unterbaute Werttheorie" zu formulieren verstanden, sondern er wollte auch wie dieser in die politische Praxis eingreifen, als er seine „Völkerbundtheorie" entwickelte und zur Schaffung einer „internationalen Partei der totalen Humanität“ aufrief. (Vergl. auch Hermann Broch. *Politische Schriften.* Frankfurt 1978) Übrigens hat Broch Thirring persönlich gekannt, da er schon 1926 bei ihm ein Seminar über die Relativitätstheorie besuchte. 1950 trafen

sie einander noch einmal beim Kongreß für Kulturelle Freiheit in Berlin, (siehe: Paul Michael Lützeler, „Hermann Brochs politische Pamphlete", in: *Literatur und Kritik.* Mai/Juni 1971, 198ff.)

21 Die Zitate stammen aus dem *Tätigkeitsbericht* (s. Anm. 4)

22 Rohrachers Ansicht über Thirring wurde wiederholt in privaten Gesprächen in durchaus freundlichem Tone geäußert. Thirring hat übrigens neben Rohracher auch einen anderen seiner Kollegen an der Universität, nämlich Friedrich Kainz, im Vorwort von *Homo Sapiens* erwähnt und seinen Dank für wertvolle Ratschläge ausgesprochen.

23 Elizabeth Mann-Borgese, „History without Statesmen", in: *Bulletin of the Atomic Scientists.* 1952, 198ff.

24 Thirring war von 1957 bis 1964 Bundesrat des Landes Wien. Er war von der Sozialistischen Partei Österreichs (SPÖ) nominiert worden, obwohl er kein Mitglied dieser Partei gewesen ist. (Vergl.: Bruno Pittermann, „Hans Thirring als Bundesrat", in: *Hans Thirring zum 80. Geburtstag,* Wien 1968, 15f.) Er fühlte jedoch, daß seine Ansichten der Ideologie des österreichischen Sozialismus speziell auf dem Gebiet der politischen Ethik verwandt seien. Tatsächlich kann man sagen, daß sein „neuer Pazifismus" eine Nuance in der Tradition der Richtung der österreichischen Friedensbewegung, die von Sozialisten getragen wurde, darstellt. (Vergl.: Ernst Glaser, *Im Umfeld des Austromarxismus,* Wien 1981, 178ff, speziell 199ff.) In einer Propagandabroschüre der SPÖ mit dem Titel *Der Sozialismus und die jungen Intellektuellen,* in der auch Josef Hindels einen Aufsatz lieferte, hat er sich in diesem Sinne über „Der Mensch im 20. Jahrhundert" geäußert. Er wollte die SPÖ für seine pazifistischen Aktivitäten stärker mobilisieren. Aus diesem Grunde hatte er bereits 1951 dem damaligen Vizekanzler Adolf Schärf, der auch Vorsitzender der SPÖ war, vorgeschlagen, eine „internationale Aggressionsabwehrbewegung" zu gründen, die von Österreich aus ihre Tätigkeit beginnen sollte. Dieser Vorschlag wurde zwar nicht aufgegriffen, der österreichische Staatsvertrag 1955 und Österreichs Bekenntnis zur immerwährenden Neutralität gab Thirring jedoch diesbezüglich neuen Auftrieb. Es gelang ihm schon 1958, eine Konferenz der Pugwash-Bewegung nach Österreich zu bringen, bei welcher Gelegenheit die als sehr bedeutsam betrachtete „Wiener Deklaration" beschlossen wurde (s. Anm. 25). Der konsequente Pazifismus, den Thirring vertrat, kam jedoch bald mit der parteioffiziellen Haltung der SPÖ in der Verteidigungs- und Heerespolitik in Konflikt. Eine „Denkschrift an das österreichische Volk und seine gewählten Vertreter", die er 1963 unter dem Titel *Sicherheit ohne Waffen* vorlegte, stieß auf Ablehnung, weil er darin eine vollständige Abrüstung in Österreich vorschlug. Er wurde nicht müde, sich dagegen zu wehren, daß man seine Ideen als Illusion und unrealistische Utopie bezeichnete. So sagte er zum Beispiel am 17. Juli 1962 im Bundesrat: *Ich wünsche nur — ich selber werde es vielleicht nicht mehr erleben — daß viele von Ihnen den Tag erleben werden, wo es nicht nur bei uns. sondern überall auf der Welt kein Landesverteidigungsministerium mehr gibt.*

25 Helmuth Springer-Lederer, „Die Pugwash-Bewegung", in: *Skuhra/Wimmer, Friedensforschung und Friedensbewegung.* Wien 1985, 256ff.
Die österreichische Gruppe der Pugwash-Aktivisten konstitutierte sich 1960 noch unter Hans Thirring als „Vereinigung österreichischer Wissenschaftler". Diese veranstaltete 1974 in Baden bei Wien und 1987 in Gmunden neuerlich internationale Pugwash-Konferenzen in Österreich.

26 Zitiert in: *Die Friedensbewegung.* Hermes Hand-Lexikon. Düsseldorf 1983, 386.

KURT RUDOLF FISCHER

Remigration

Meine Remigration begann schon bald — allerdings nur in meinem Kopf —, als ich von Dr. Bleyer, einem entfernt verwandten Brünner Anwalt, in seinem Auto über die Grenze bei Nikolsburg gebracht wurde. Meine Eltern hatten sich gedrängt gesehen, mich außer Landes zu bringen, nachdem ich im April 1938, während einem der ersten Pogrome, von mehr als einem halben Dutzend Nazis heftig verprügelt worden war: Ich hatte eine leichte Gehirnerschütterung erlitten und ein Zahn war mir teilweise ausgeschlagen worden. Ich bekam kein Einreisevisum für die Tschechoslowakei, aber mein Brünner Onkel, Kommerzialrat Rudolf Schlesinger, konnte den Bürgermeister von Nikolsburg bestechen, mich über die Grenze zu lassen. Es war der Tag nach dem Sieg von Joe Louis über Max Schmeling durch K.o. in der ersten Runde. Daß dies einem „rassisch minderwertigen" Neger gelungen war, hat mich sehr beeindruckt.

In Brünn galt ich als Halbjude und durfte bis zu meiner Auswanderung am 1. Februar 1940 dort in die Schule gehen. Nach Wien kam ich dann kurzfristig wieder im Jahr 1939. Meine Klasse der deutschen Textilschule unternahm einen Schulausflug, und ich fuhr mit und besuchte Verwandte und Freunde. Ein zweites Mal kam ich in der ersten Februarwoche 1940 nach Wien, als meine Eltern und ich nach Triest fuhren, um uns von dort nach Shanghai einzuschiffen. Denn im November 1938 waren meine Eltern glücklich nach Brünn gekommen, mein Vater am Tag nach der Kristallnacht, meine Mutter etwa eine Woche später. Mein Vater, der als Vertreter Brünner Tuchfabriken zufällig ein tschechisches Visum hatte, war von seiner Sekretärin zu Hause angerufen worden, nicht ins Büro zu kommen, denn die Gestapo wäre dagewesen. Unter dem Schutz des Ehemannes unserer langjährigen früheren Hausgehilfin — der allerdings auch ein Nazi war — und dessen SS-uniformierten Freundes konnte mein Vater unbehelligt zur Bahn und in den Zug nach Brünn gelangen. Unsere Wohnung in der Albertgasse 3, Tür 11, im 8. Bezirk, wurde von den Behörden übernommen und versiegelt.

Anfang Februar 1940 also fuhren meine Eltern und ich auf der „Conte Rosso" von Triest nach Shanghai. Fast neun Jahre später, am 1. Jänner 1949, schiffte ich mich allein nach San Franzisko ein, um an der kalifornischen Staatsuniversität das in Shanghai begonnene Studium weiterzuführen. Meine Eltern wurden dann im April 1949 auf einer Yacht, die früher dem Kaiser Wilhelm gehört hatte, nach Europa gebracht. Ihre Fahrt ging über das Kap der Guten Hoffnung und dauerte etwa drei Monate. In Bari wurde angelegt, und dann ging es weiter nach Wien, wo sie in einem Hotel untergebracht wurden und warten sollten, bis ihnen eine Wohnung zugewiesen würde. Denn unsere Wohnung war von dem deutschen Beamten, der in ihr seit 1938 gewohnt hatte, gegen Kriegsende verlassen worden. Nach Kriegsende war die Wohnung einer Familie zugeteilt worden, in der der Großvater, ein Halbjude, im Konzentrationslager gewesen war. Nach österreichischen Bestimmungen konnte mein Vater keine Arbeitserlaubnis, also keine Lizenz als Textilvertreter, bekommen, solange er ohne festen Wohnsitz war. Und so saßen meine Eltern im Hotel, und mein Vater konnte nicht arbeiten, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. 1877 geboren, war er schon über 72 Jahre alt, als er sich entschloß, nicht länger auf eine Wohnung zu warten. Meine Eltern begaben sich in Untermiete, und mein Vater begann zu arbeiten. Aber damit mußten meine Eltern endgültig die Hoffnung aufgeben, innerhalb vorhersehbarer Zeit eine Wohnung zu bekommen. Da sie ohnehin in einer Wohnung wohnten — so hieß es —, sei ihr Bedürfnis nach Unterkunft nicht so groß wie das anderer. Erst nach dem Tod meines Vaters im Jahre 1965, also 16 Jahre nach seiner Rückkehr, bekam meine Mutter eine Einzimmerwohnung mit Kochnische in einem Gemeindebau am Albertplatz. Wir hatten in der Albertgasse eine FünfZimmer-Wohnung besessen.

Ähnlich schlimm ging es dann mir — viele Jahre später — in Wohnungsangelegenheiten. Ich war wieder österreichischer Staatsbürger geworden und unbefristeter Gastprofessor an der Universität Wien, als ich durch eine „Verbindung" daraufaufmerksam gemacht wurde,

daß ich ein Anrecht auf eine BUWOG-Wohnung (Wohnung für Bundesbedienstete) hätte. Die „Verbindung“ war „rot“. Es stellte sich aber heraus, daß ich die BUWOG-Wohnung nicht bekommen konnte, da ich kein richtiger Bundesangestellter war. Es wurde mir mitgeteilt, daß ich als Universitätslehrer auf Vertragsbasis kein Anrecht auf eine BUWOG-Wohnung hätte. Zuerst sollte dieses Manko dadurch behoben werden, daß meine Freundin, eine (zumindest provisorische) Bundesangestellte, zusammen mit mir die Wohnung bekommen sollte. Aber dann bedeutete der „schwarze" Chef meiner „Verbindung“, daß meine Freundin ja nur nichtpragmatisierte Universitätsassistentin wäre und ich zwar Professor, aber nicht staatlich angestellt, sondern nur Gastprofessor. Nun hatte meine Freundin ihrem CV-Bruder von unserer Misere erzählt, und dieser rief seinen Kollegen vom Carteilverband, eben den „schwarzen“ Chef meiner „roten“ „Verbindung“, an. Er entschuldigte sich beim Bruder meiner Freundin — er hätte ja nicht wissen können, daß sie seine Schwester sei —, und nun bekam sie die Wohnung. Daß ich als eine Art Vertragsbediensteter beim Bund im Prinzip die Wohnung hätte auch bekommen können und daß die Verfügung, daß nur reguläre Beamte BUWOG-Wohnungen bekommen können, ein „Schmäh“ war, das erfuhr ich durch versierte Freunde erst später. Und das wurde mir auch noch telefonisch von der BUWOG bestätigt.

*

In Berkeley begann ich im Jahre 1949 zu studieren — und da ich schon drei Jahre in Shanghai an der St. John’s Universität studiert hatte, erwarb ich sogleich den „Bachelor of Arts". Von und durch einen Österreicher, Professor Straubinger, wurde mir dann eine Assistentenstelle in der Germanistik angeboten. Da ich erstens kein Geld hatte und ohne diese Stelle nicht hätte weiterstudieren können und zweitens ein „Master of Arts“ oder ein Äquivalent für ein Doktorat mit dem Hauptfach Philosophie die Voraussetzung für dieses darstellte, akzeptierte ich. Ich wurde also Assistent für Germanistik und erwarb in zwei Jahren den „M.A.". Mein Studium und die Bedingungen, unter denen es stattfand, waren durchaus „großdeutsch“. Wir Emigranten an der Universität unterschieden nicht zwischen den verschiedenen deutschsprachigen Städten — sie waren ja doch deutsche Städte —, nur klingt das im Waldheim-Österreich nazistisch und daher auch komisch, besonders wenn es von einem Judenstämmling kommt. Nichtsdestoweniger ist es wahr. Ich erinnere mich, daß wir manchmal im Hause Olschkis aus Heidelberg — Leonardo Olschki, der große Renaissance-Gelehrte, war nunmehr Professor in Berkeley —, manchmal im Hause der Knights und auch in anderen Häusern uns zum Tee trafen, zu einem literarischen Tee, wobei nicht zwischen dem Deutschen Thomas Mann und dem Österreicher Hermann Broch unterschieden wurde. Max Knight war Direktor der University of California-Verlagsanstalt und Übersetzer Christian Morgensterns und erzählte uns viel von Karl Kraus; er war Wiener und hieß vormals Knecht. — Auch war ich Vorsitzender des „German Table“ im „International House“ geworden und lud, ohne an einen Unterschied zu denken, die Österreicher Brunswik, Ehrenzweig und Kelsen genauso wie die Deutschen Bendix, Edelstein und Landauer ein. Meine Sehnsucht nach Wien, wohin ich schon einmal auf ein Stipendium im Studienjahr 1954/55 als Student zurückgekehrt war, wo ich aber aus wirtschaftlichen Gründen nicht bleiben konnte — mein Vater, dem es wirtschaftlich nicht so sehr gut ging, hätte meine Frau, eine puertorikanische Mathematikerin, und mich erhalten müssen — wurde später wieder stark intensiviert, als Carl Schorske nach Berkeley kam und seine Vorlesungen und Seminare abhielt, in denen das Fin-de-siecle-Wien eine bedeutende Rolle spielte. Schorske ist ja auch nun derjenige, der das Wien der Jahrhundertwende entdeckt, oder besser: für die Welt wiederentdeckt hat. Ich lehrte dann in Harvard und an der City University of New York und kam neuerlich im Studienjahr 1966/67 nach Wien, diesmal auf ein Fulbright-Forschungsstipendium. Meine erste Frau war 1960 an Leukämie gestorben; ich hatte einen Sohn von ihr. Ich heiratete später wieder, und wir haben noch einen Sohn. Mit meiner neuen Familie fuhr ich damals nach Wien. Wir wohnten in meinem Heimatbezirk, der Josefstadt, unweit meiner Mutter. Mein Vater war mittlerweile im Alter von 87 Jahren verstorben. Beide Male, 1954/55 und 1966/67, fühlte ich mich freundlich aufgenommen, besonders von früheren Familienfreunden, aber auch von Studenten an der Universität. Das zweite Mal war auch ein großes Interesse am Ausland, an Amerika, bemerkbar. Bald sollte ja die Studentenrevolution

auch nach Österreich kommen, nicht als volle Revolution, sondern als ein „bisserl“ Revolution, so wie das halt in Österreich ist, wo alle Dinge, die in der Welt stark aufgetreten sind, nur schwächer vorkommen (mit wohl nur einer entsetzlichen Ausnahme: der Judenverfolgung). Wieder war es mir nicht möglich, Fuß zu fassen. Damals hegte ich wenig Hoffnung, als Philosoph jemals eine Anstellung in Wien zu bekommen. Die beruflichen Chancen für einen Chemiker etwa oder einen Psychologen schätzte ich wesentlich höherein. Am Wiener Philosophischen Institut, an dem die Deutsche Philosophie dominierte — um diese zu studieren, war ich ja ursprünglich nach Wien gekommen —, schienen sich für jemand wie mich, mit meinem philosophischen Background, kaum Möglichkeiten zu bieten. Daß meine Vertrautheit mit der zum Großteil aus Österreich stammenden Analytischen Philosophie von irgendeinem Interesse sein könnte, daß es dafür ein Bedürfnis gab, das war mir nicht eingefallen, und es war auch keinesfalls evident. Tatsächlich ist dieses Bedürfnis, glaube ich, in Wien paradoxerweise durch die Studentenbewegung und deren Interesse an ihren theoretischen Grundlagen, ihrer philosophischen Begründung entstanden. Die Frankfurter Schule, deren Vertreter wegen ihres geistigen Deutschtums in Amerika in den einschlägigen Fächern Philosophie und Soziologie nie richtig Fuß fassen konnten und nach Deutschland zurückgekehrt waren, setzte sich stark bei den Jungen durch. Einer der Frankfurter war in Amerika geblieben und wurde dort zusammen mit Hermann Hesse geistiger Vater der amerikanischen Studentenrevolution: Herbert Marcuse. Und ein weiterer — Nichtjude, etwas jünger, er gehörte sozusagen der nächsten Generation an — war direkter und wichtiger mit der deutschen Studentenbewegung verbunden als irgend ein anderer: Jürgen Habermas. Er sollte auch für ein paar Jahrzehnte der wichtigste Denker und Gesellschaftskritiker im deutschsprachigen Gebiet werden. Diese intellektuelle Situation, in der die neupositivistische und sprachanalytische Philosophie kritisch von einem neuen Idealismus vereinnahmt wurde — die gesellschaftliche Wirklichkeit wurde an der Utopie gemessen, denn Habermas absorbierte und integrierte die Analytische Philosophie — machte Amerika interessant. Besonders in Wien, das von einem rigorosen Neo-Idealisten, Erich Heintel, und einem Existentialisten, Leo Gabriel, philosophisch und hochschulpolitisch beherrscht wurden. Arthur Pap, der talentierte Analytiker europäisch-jüdischer Abstammung, der 1949 als Gastprofessor aus den USA (damals als Fulbrightprofessor) nach Wien gekommen war, wurde abgelehnt —, ich denke aus mehreren Gründen: Er vertrat eine Philosophie, den aus dem Wiener Kreis stammenden Logischen Positivismus, die abgelehnt wurde. Er war Jude und konnte von den Angehörigen der Wiener Institute nur schwer als einer der Ihren empfunden werden, und er war auch — so mein Eindruck von ihm — kein sehr angenehmer Mensch, der sich — möglicherweise zu Recht — verfolgt fühlte und das ihm widerfahrene Unrecht zeigte. Aus Wien kamen dann eine Reihe von noch nicht an der Universität angestellten Philosophen zu mir nach Pennsylvanien, wo ich Vorstand einer neugegründeten Philosophieabteilung wurde. Die Wiener waren allgemein beliebt und wurden als äußerst interessant erlebt. Sie waren oder wurden allesamt meine Freunde. Als ich Ende der siebziger Jahre wiederum auf eine Fulbright-Gastprofessur nach Wien kam, fühlte ich mich wirklich zu Hause. Auch schien ich gefallen zu haben und benötigt zu werden, sodaß ich für die übernächsten beiden Jahre als Gastprofessor an die Wiener Universität eingeladen wurde. In der Mitte des Studienjahres, das ich in Amerika verbrachte, kam ich auf ein paar Wochen nach Wien zurück. Während dieses Aufenthaltes lernte ich eine Frau kennen — ich war zu dieser Zeit schon einige Jahre geschieden —, deren Bekanntschaft für mich dann den Ausschlag gab, nach Wien zurückzukehren.

In den zwei Jahren der Gastprofessur wurde ich auch zum Honorarprofessor ernannt. Da entdeckte mein Freund Ludwig Nagl, derzeit Dozent am Institut, daß es so etwas wie eine unbefristete Gastprofessur oder Gastprofessur auf unbestimmte Zeit gibt. Ich wurde für eine solche Gastprofessur vorgeschlagen, und die Fakultät stimmte positiv für mich ab. Bald gab ich es auf, meine Wiener Aufenthalte durch ein Semester in Amerika zu unterbrechen und blieb in Wien. Inzwischen hatte ich auch die österreichische Staatsbürgerschaft wieder erworben. Aber dann begannen Schwierigkeiten. Es gab unsichtbare Widerstände. Zuerst wurde in aufeinanderfolgenden Jahren mein Gehalt gekürzt. Ich war aufgrund meines amerikanischen Einkommens relativ hoch eingestuft worden, wurde dann aber doch von Stufe 10 auf Stufe 8, von Stufe 8 auf Stufe 6 und dann auf 0 und wieder hinauf auf „Pauschale“

in der Höhe von Lehraufträgen gesetzt, um zuletzt auf Stufe 3 gesetzt zu werden. Meine Verträge wurden immer verzögert. Das erste Geld gab es meist erst nach einem halben Jahr; einmal wurde ich abgewiesen und durch Intervention meiner Freundin beim Minister — der Minister ließ durchblicken, daß „etwas gewesen wäre“ — behoben. Später stellte sich heraus, daß meine unbefristete Gastprofessur, die am 26. November 1980 in der Fakultät beantragt und in der Kommission am 23. Jänner 1981 positiv behandelt worden war und die ein Mehrheitsvotum in der Fakultät am 3. April 1981 erhalten hatte, am 22. Februar 1982 unter *Auslassung* von „unbefristete" oder „auf unbestimmte Zeit“ an das Ministerium weitergeleitet worden war. Vom Dekanat erhielt ich die Zusicherung der Korrektur am 11. November 1987. Der Kanzleidirektor Wanke hatte den Lapsus entdeckt, als er einmal an das Ministerium von mir als „unbefristet“ schrieb und als Antwort eine abweisende Antwort auf eben diese Formulierung kam. Wankes Recherchen im Protokoll ergaben dann die zur Korrektur führende Korrespondenz zwischen dem Dekan und mir. Angemerkt sei noch, daß auch nach dem Schreiben des Dekans an das Wissenschaftsministerium der zuständige Sektionschef noch immer nicht benachrichtigt wurde, sodaß er mir einmal telefonisch mitteilte, daß mein Fall ein anderer als der meiner sich in ähnlicher Lage befindlichen Kollegin Charlotte Teuber-Weckersdorf wäre, deren Gastprofessur ja wirklich „unbefristet“ wäre. Ich schickte dem Sektionschef eine Kopie des Briefes des Dekans direkt zu. Hatte man also wieder versucht, mich kaltzustellen? Es ist manchmal ungewöhnlich schwierig, zu wissen, ob ein bürokratischer Lapsus auf Schlamperei oder auf Gemeinheit beruht. Jedenfalls hatte ich auch von verschiedenen Seiten gehört, man hätte sich geäußert, man brauche diesen Juden — also mich — nicht. Ich muß sagen, daß ich das kaum glauben kann, zumindest nicht, daß ein höherer Beamter so etwas zu sagen wagt. Aber ich habe mich — wie andere auch — schon in früheren Zeiten so sehr geirrt und den Antisemitismus so unterschätzt, daß ich nicht weiß, was ich glauben soll.

Die Ministerien haben nun ihre Bereitwilligkeit gezeigt, mich für fünf Jahre auf der Gehaltsstufe 6 anzustellen. Dieses Studienjahr 1988 ist das erste der fünf Jahre, denn ich wurde von Gehaltsstufe 3 retroaktiv auf 6 überstellt. (Jemand hat sich nicht entblödet — das soll auch noch angemerkt werden —, den Vertrag auf 12 Monate zu limitieren, alle anderen Angestellten bekommen 14 Monatsgehälter! Ist das gerade für Gastprofessoren legitim, ist es Sparmaßnahme oder ist es Gemeinheit?)

Daß ich nun doch noch hier so lange remuneriert lehren kann, wie das in Amerika der Fall gewesen wäre, liegt wohl hauptsächlich daran, daß wir jetzt fünfzig Jahre nach dem Anschluß sind, und vor allem an dem Fall Waldheim. Der Bundeskanzler, ein Mann, dersich innen- und außenpolitisch um Österreich bemüht hat — er vereint Effizienz mit relativer Ideologielosigkeit, beides eine Wohltat hierzulande! —, scheint, so höre ich, diese Behandlung meines Falles durchgedrückt zu haben. Aber bei solchen Fällen wie meinem kommt viel an die Oberfläche, das bedeutsam ist, auch wenn es keine sonstige Rolle zu spielen scheint. Da sind vor allem die Studenten zu erwähnen, die sich in großartiger Weise eingesetzt haben. Und da waren manche Assistenten und Professoren!

Ohne ein großer österreichischer Patriot zu sein, sehe ich doch mit Freude und Wohlbehagen meinem Leben und Wirken an meiner Heimatstätte entgegen. Denn ein österreichischer Patriot alten Schlages war ich nie gewesen — mein Vater hatte mich schon immer damit geärgert, wenn er sagte: „Unter dem alten Kaiser war doch alles ganz anders.“ Auch sonst hielt sich mein Patriotismus in Grenzen — mit Ausnahme angesichts des „Wunderteams“, das seinerzeit allerdings ausschließlich aus Wiener Fußballspielern bestand. Manchmal fühlte ich mich als Jude oder als Katholik oder als Deutscher oder als Amerikaner, und oft als Wiener. Und doch habe ich nie eine Identität gesucht und nie geglaubt, eine haben zu müssen.

EDITH PROST

Vertriebene Frauen

Wo sind sie denn — die Frauen? Bei diesem Symposion finde ich ja wieder nur Männer! Man spricht von Emigranten und meint Männer!
Rose Laub-Coser[1]

Im Keller des Palais Palffy fanden sich einige Frauen und wenige Männer zum Workshop „Österreichische Emigrantinnen“[2] ein.

Am Podium im ersten Stock saßen die männlichen Vertreter der Naturwissenschaften. Die Ironie am Rande — gerade die erste und zweite Studentinnengeneration haben sehr häufig naturwissenschaftliche Fächer ergriffen.[3] Doch keine Zeitzeugin, keine Fallstudie wurde dieser Tatsache gerecht.

Die Frauen am Symposion fielen durch ihre Abwesenheit auf. Das Symposion spiegelte nur die gesellschaftliche und wissenschaftliche Realität wider. Nicht, daß es keine Wissenschaftlerinnen gäbe, aber ihre Namen werden weiter verschwiegen, ihre Arbeiten verniedlicht oder männlichen Kollegen zugeordnet.

Dieser Beitrag soll ein Nachtrag sein; ein Hinweis auf bedeutende Frauen, deren Biographie und deren Werk mit ebensoviel Recht Erwähnung verdient hätten.[4] Und im Sinne einer Emanzipationsgeschichte soll dieser Nachtrag als Auftrag verstanden werden.

Katharina Boll-Dornberger wurde 1909 geboren. Sie studierte in Göttingen. Nach der Machtergreifung durch Adolf Hitler in Deutschland kehrte sie nach Österreich zurück, promovierte und mußte 1938 aus Österreich nach England emigrieren. Sie kehrte nach 1946 nach Ost-Berlin an die Akademie der Naturwissenschaften zurück und habilitierte sich 1950. 1960 wurde sie zur ordentlichen Professorin für Naturwissenschaften ernannt.

Mitzi Fessler war Mathematikerin und gehörte zum sozialdemokratischen Kreis um Helene Bauer. Sie emigrierte 1933/34 mit ihrem Mann Josef Zach und ihrer Tochter in die Sowjetunion, wo sie seither verschollen sind.

Helga Francis Havas, geb. Höllering, wurde 1915 in Wien geboren. Von der Universität Wien, wo sie Medizin studierte, verwies man sie 1935 wegen sozialdemokratischer Aktivitäten. Sie studierte daraufhin ein Jahr in Prag. 1938 emigrierte sie nach England, war auch in Frankreich, und landete 1941 in den USA. Dort beendete sie ihre Studien in Chemie und Biologie; ihr Spezialgebiet wurde die Bakteriologie. Sie betrieb wesentliche Forschungen auf dem Gebiet der Immunologie und wurde 1972 zur Professorin für Mikrobiologie ernannt.

Gertrud Kornfeld wurde 1891 in Prag geboren, wo sie auch studierte. 1915 promovierte sie und ging anschließend nach Berlin, wo sie unter anderem auch mit Lise Meitner[5] zusammenarbeitete. 1928 bis 1933 war sie als Privatdozentin in Berlin. Von 1935 bis 1937 arbeitete sie in Wien mit Herman Mark zusammen. Sie emigrierte 1937 in die USA.

Gertrude Diane Maengwyn-Davies, geb. Zerner, wurde 1910 in Paris geboren. Sie studierte an der Wiener Universität Pharmakologie und Chemie. Nach dem Magisterium arbeitete sie am Pharmakologischen Institut als Assistentin. 1938 mußte sie nach Großbritannien emigrieren, 1940 ging sie in die USA. Sie ist heute Professorin für Pharmakologie und Biophysik an der George Washington University School of Medicine in Washington.

Marietta Blau arbeitete am Wiener Institut für Radiumforschung. Sie erhielt 1938 eine Ein-

ladung nach Norwegen und reiste „zufällig“ einen Tag vor Hitlers Einmarsch in Österreich ab, um nie mehr zurückzukehren.

Herta Regina Leng, 1903 in Wien geboren, studierte Physik und Mathematik. Sie promovierte 1926 und unterrichtete an einer Schule. 1938 aus dem Schuldienst entlassen, emigrierte sie 1939 in die USA. Heute ist sie Professorin für Physik am Rensselaer Polytechnical Institute.

Alice Therese Schalek wurde 1874 in Wien geboren. Als sie 18 Jahre alt war, hatten sich die Tore der Universitäten in Wien für Frauen noch nicht geöffnet. Alice Schalek machte als erste Frau in Österreich als Journalistin und Redakteurin Karriere. Sie arbeitete seit 1903 als Feuilletonredakteurin der *Neuen Freien Presse.* Währenddes Ersten Weltkrieges war sie die einzige weibliche Kriegsberichterstatterin. Für ihre Kriegsberichte erhielt sie die Eiserne Salvator-Medaille. Alice Schalek war das erste weibliche Mitglied des Presseklubs „Concordia“. Vor dem Ersten Weltkrieg unternahm Alice Schalek große Reisen nach Asien und Australien, worüber zahlreiche Bücher entstanden. 1938 emigrierte sie in die USA, wo sie bis 1956 in der Nähe von New York lebte.

Die Schriftstellerin und Übersetzerin *Grete von Urbanitzky* war auch publizistisch tätig. Sie wurde 1891 in Linz geboren. Ihre gymnasiale Ausbildung erhielt sie in Zürich, wo sie anschließend auch Vorlesungen an der Universität Zürich besuchte. In den späten zwanziger Jahren leitete sie in Wien ein Verlags- und Übersetzerbüro und arbeitete als Korrespondentin für mehrere ausländische Zeitungen. Sie ist Gründungs- und Vorstandsmitglied des Österreichischen Pen-Clubs. Grete von Urbanitzky emigrierte 1939 in die Schweiz und lebte bis 1974 in Genf. Sie schrieb zahlreiche Romane und Novellen.

Paula Arnold, geb. Keller, wurde 1885 in Wien geboren. Sie studierte an der Wiener Universität und war Lehrerin an einer höheren Mädchenschule. 1933 emigrierte sie nach Palästina, wo sie als Journalistin, Übersetzerin und freie Autorin lebte. In Israel schrieb siefürdieJeru- *salem Post* und die *Baltimore Sun.*

Hilde Mareiner wurde 1912 in Wien geboren. Sie war Mitglied der KPÖ und zwischen 1934 und 1938 wegen illegaler Tätigkeiten mehrmals in Haft. 1938 konnte sie nach London emigrieren. Dort leitete sie das „Austrian Self Aid“, eine kommunistische Hilfsorganisation. Sie war Redakteurin beim *Zeitspiegel* und Mitarbeiterin des „Free Austrian Movement“. 1946 kehrte sie nach Wien zurück und arbeitete in verschiedenen Funktionen in den Redaktionen der *Stimme der Frau* und der *Volksstimme.*

Anmerkungen:

1 Rose Laub-Coser ist Soziologin; aus Deutschland emigriert, lebt sie heute mit ihrem Mann Lewis A. Coser in den USA. Sie arbeitet an einer Studie zu „Emigrantinnen in den USA“.
2 Zu diesem Thema siehe den ausführlichen Beitrag: Edith Prost, „Emigration und Exil österreichischer Wissenschaftlerinnen“, in: Friedrich Stadler (Hrsg.), *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930—1949.* Wien 1987, 444.
3 Ebda., 451.
4 Zahlreiche Biographien von bedeutenden Wissenschaftlerinnen siehe ebda., 455 ff.
5 Zu Lise Meitner siehe Edith Prost, ebda., 446.

AUTORINNEN UND AUTOREN

Der Herausgeber:

Friedrich Stadler Geb. 1951 in Zeltweg (Stmk.). Studium der Philosophie, Psychologie, Pädagogik und Geschichte in Graz und Salzburg. Berufliche Tätigkeit an Mittelschulen, in der Erwachsenenbildung und im Bildungs- bzw. Wissenschaftsministerium. Mag.phiL, Dr.phil., Univ.Doz. für Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftstheorie, 1997 ao.Univ.Prof. an der *Universität Wien,* seit 2001 Vorstand des *Instituts für Zeitgeschichte* und bis Ende 2003 Mitglied des *Zentrums für übetfakultäre Forschung* der Universität Wien. 1991 Begründer und seitdem wissenschaftlicher Leiter des *Instituts Wiener Kreis.* Mitarbeiter des *Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte und Gesellschaft.* Gastaufenthalte an der *Humboldt-Universität zu Berlin (D)* und an der *University of Minnesota, Minneapolis (USA).* Publikations- und Forschungstätigkeit zur History and Philosophy of Science sowie zur deutschsprachigen Wissenschaftsemigration und Intellectual History. Mitarbeit, Planung und Leitung von einschlägigen Forschungsprojekten, sowie von internationalen Symposien im In- und Ausland. Autor von 2 Büchern, Herausgeber (mit Einleitungen/Beiträgen) von 18 Büchern und Autor von über 60 Artikeln im oben erwähnten Forschungsbereich. Herausgeber von drei Buchreihen (2 Deutsch, 1 Englisch). Projektleiter und Mitherausgeber der 12bändigen Moritz Schlick Gesamtausgabe, Wien-New York: Springer 2005ff.

Buch-Publikationen (Auswahl): *Studien zum Wiener Kreis* (Suhrkamp 1997, Sonderausgabe 2001). Englische Ausgabe: *The Vienna Circle* (Springer 2001). (Ed.), *Induction and Deduction in the Sciences* (Kluwer 2004); (Ed.), *The Vienna Circle. Re-evaluation an Future Perspectives.* (Kluwer 2003); (Hrsg.) *Vertriebene Vernunft. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft.* 2 Bde. (Jugend und Volk 1987/88.); *Kontinuität und Bruch 1938-1945-1955. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte* (Jugend und Volk 1988); alle 3 Bände als Reprint: LIT Verlag, Münster 2004; (Ed.) *The Cultural Exodus from Austria.* With. P.Weibel (Springer 1995); (Hrsg.), *Österreichs Umgang mit dem Nationalsozialismus. Die Folgen für die naturwissenschaftliche und humanistische Lehre* (Springer: Wien-New York 2004, im Druck).

Email: Friedrich.Stadler@univie.ac.at

Websites: http://www.univie.ac.at/zeitgeschichte und http://www.univie.ac.at/ivc/

Friedrich Achleitner ist Architekturtheoretiker und Schriftsteller in Wien und war zuvor Professor für Architekturtheorie an der Universität für Angewandte Kunst in Wien

Alexandra Adler, Tochter von Alfred Adler, war Psychiaterin, Neurologin und emeritierte Medizin-Professorin in New York

Robert Adler, Sohn von Max Adler, war Physiker und Techniker in verschiedenen Forschungslabors in den USA und ist Mitglied der National Academy of Engineering

Anton Amann ist Professor am Institut für Soziologie der Universität Wien

Mitchell G. Ash ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Wien

Ruth Aspöck ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Österreichischen Institut für Berufsbildungsforschung (ÖIBF) und Schriftstellerin in Wien

Kurt E. Baier ist Professor emeritus am Department of Philosophy der University of Pittsburgh, lebt derzeit in New Zealand

Ingrid Belke war Mitarbeiterin des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs Marbach/N. Sie lebt in Stuttgart (D)

Gustav Bergmann war Professor für Philosophie und Psychologie an der University of Iowa (USA)

Bruno Bettelheim war Professor für Psychologie an der University of Chicago und Leiter der Orthogenic School in Chicago (USA)

Kurt Blaukopf war Professor für Musiksoziologie an der Hochschule (jetzt Universität) für Musik und darstellende Kunst, zuletzt Projektleiter am Institut Wiener Kreis in Wien

Engelbert Broda war Professor für physikalische Chemie an der Universität Wien

Karl Corino ist Radiomoderator und Schriftsteller, u. a. Biograf von Robert Musil, und Autor in Tübingen (D)

Lewis Coser war Soziologe an der State University of New York (USA)

Hans-Joachim Dahms ist Philosoph und Wissenschaftshistoriker in Berlin (D)

Franz David war Arzt in Wien, Chefarzt der Wiener Gebietskrankenkasse bis 1967

Ernest Dichter war Psychologe, Pionier der Marktpsychologie und Begründer des Institut for Motivational Research in New York (USA)

Johann Dvořak ist Dozent am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien und im Planungsausschuss des Instituts für Wissenschaft und Kunst

Rudof Ekstein ist Lehranalytiker in Los Angeles und war mehrmals Gastprofessor an der Universität Wien

Peter Eppel ist wissenschaftliche Mitarbeiter und Restitutionsbeauftragter des Wiener Museums

Achim Eschbach ist Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Essen

Karl Fallend ist Psychologiehistoriker in Wien, Gastprofessor für Sozialpsychologie am Institut für Psychologie der Universität Innsbruck

Ernst Federn war Familienberater und Psychotherapeut in den USA und arbeitete vor seiner Pensionierung als Sozialpädagoge im Strafvollzug in Österreich. Er lebt in Wien

Günter Fellner ist Mitarbeiter des Bundesinstituts für Erwachsenenbildung in St. Wolfgang (Sbg./OÖ), lebt in der Stadt Salzburg

Kurt R. Fischer ist Honorarprofessor am Institut für Philosophie der Universität Wien und Psychotherapeut, Mitarbeiter des Institut Wiener Kreis

Christian Fleck ist außerordentlicher Universitätsprofessor für Soziologie an der Universität Graz, Leiter des Archivs für Geschichte der Soziologie in Österreich

Wilhelm Frank war Sektionschef im österreichischen Handelsministerium und unterrichtete Mathematik an mehreren österreichischen Universitäten

Elisabeth Freundlich war Schriftstellerin aus Wien

Hans Friedmann war Chemiker in der Industrie in Kolumbien, Schweden und in Österreich. Er lebt in Schweden

Siegwald Ganglmair war bis zu seiner Pensionierung Mitarbeiter der Exilabteilung des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes (DÖW). Er lebt in Wien

Alfred Gisel ist emeritierter Professor für Angewandte Anatomie an der Universität Wien, lebt in Wien

Ernst Glaser war Rundfunkintendant für Wien und Mitbegründer des Instituts für Wissenschaft und Kunst sowie der Sozialakademie. Er lebt in Wien

Franz Goldner war Rechtsanwalt in den USA und Verfasser zahlreicher zeitgeschichtlicher Aufsätze in den USA und Österreich

Helmut Gröger ist Arzt und Medizinhistoriker am Institut für Geschichte der Medizin der Universität Wien

Reinhard Grossmann ist Professor für Philosophie an der Indiana University (USA)

Rudolf Haller ist emeritierter Professor für Philosophie der Universität Graz

Bernhard Handlbauer ist Psychologiehistoriker und Psychotherapeut in der Stadt Salzburg

Fritz Hausjell ist außerordentlicher Professor am Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien

Rainer Hegselmann ist Professor für Philosophie an der Universität Bayreuth

Robert Heilig war Arzt und Universitätsprofessor in Indien, lebte zuletzt wieder in Österreich

Friedrich Heller ist emeritierter Professor für Musikgeschichte an der Universität für Musik und darstellende Kunst

Ingeborg K. Helling ist Wissenschaftshistorikerin, lebt in Deutschland

Gundi Herrnstadt-Steinmetz war im österreichischen Widerstand, zuletzt Literaturwissenschaftlerin, Schriftstellerin, Lehrerin in Wien

Otto Hoffmann-Ostenhof war Universitätsprofessor am I. Chemischen Institut in Wien und Mitbegründer der Widerstandsgruppe "Tomsk"

Robert Holzbauer ist Zeithistoriker in Baden bei Wien

Kurt Hoselitz war Industriephysiker, Research Professor und Maler in Großbritannien

Michael Hubenstorf ist Vorstand des Instituts für Geschichte der Medizin an der Universität für Medizin in Wien

Reinhard Kager ist Lektor am Institut für Musikwissenschaft der Universität Wien und freier Schriftsteller und Journalist mit dem Schwerpunkt Musik und Theater

Konstantin Kaiser ist freier Schriftsteller und Literaturwissenschaftler in Wien, Begründer und Leiter der Theodor-Kramer-Gesellschaft

Christian Kloyber ist wissenschaftlich-pädagogischer Mitarbeiter am Bundesinstitut für Erwachsenenbildung St. Wolfgang. (Sbg./OÖ)

Raoul F. Kneucker ist Sektionsleiter i.R. des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur, derzeit Gastprofessor an der Universität Innsbruck

Leo Kofler war Soziologe und Philosoph deutsch-polnischer Herkunft in der DDR und der BRD

Eckehart Köhler ist Dozent am Institut für Betriebswirtschaftslehre der Universität Wien, Mitarbeiter des Instituts Wiener Kreis

Leopold Kohr war Wirtschaftswissenschaftler und Philosoph und unterrichtete an Universitäten in den USA, Puerto Rico, Mexiko, England und Wales

Helmut Konrad ist Professor für Allgemeine Zeitgeschichte an der Universität Graz

Hilde Koplenig war Redakteurin und Schriftstellerin in Wien

Jenö Kostmann war Mitglied des Zentralkommitees der KPÖ, stellvertretender Chefredakteur der *Volksstimme* und danach freier Journalist in Wien

Henriette Kotlan-Werner war Journalistin in Wien

Bruno Kreisky war Staatssekretär, Außenminister und Bundeskanzler in der 2. Republik Österreich

Felix Kreissler ist emeritierter Universitätsprofessor und Gründer des Centre d'études et de recherches autrichiennes (CERA) in Rouen, lebt in Paris

Françoise Kreissler ist Professorin für Sinologie in Paris

Ernst Krenek war Komponist und Professor für Musik an verschiedenen amerikanischen Universitäten

Claus-Dieter Krohn ist Professor für Neuere Geschichte, lehrt im Fachbereich Kulturwissenschaften der Universität Lüneburg (D)

Hans-Peter Kröner ist Mediziner und Dozent am Institut für Theorie und Geschichte der Medizin der Universität Münster

Minna Lachs war Lehrerin und Direktorin einer Wiener Mittelschule sowie Autorin

Werner Leinfellner ist emeritierter Professor für Philosophie der University of Nebraska (USA) und unterrichtete an mehreren Universitäten in den USA und Europa, lebt in Wien

Paul M. Lützeler ist Professor für deutsche Literatur und vergleichende Literaturwissenschaft an der Washington University of St. Louis (USA)

Alfred Magaziner war Redakteur beim *Kleinen Blatt,* der *Arbeiterzeitung,* der *Sozialistischen Korrespondenz* und *Zukunft* in Wien

Herman Mark war Chemiker und Gründer der Polymer Section der International Union of Pure and Applied Chemistry (USA)

Hartmut Mehringer ist Leiter des Archivs im Institut für Zeitgeschichte in München (D)

Sebastian Meissl ist Literarhistoriker in Wien

Karl H. Müller ist Soziologe und Politikwissenschaftler in Wien, Leiter von WISDOM in Wien

Helmut Müssener ist Professor für deutschsprachige Literatur am Centrum för Multietnisk Forskning der Universität Uppsala in Schweden

Jürgen P. Nautz ist Wirtschaftshistoriker in Kassel und Wien

Paul Neurath war Professor für Soziologie am Queens College in New York und Honorarprofessor am Institut für Soziologie in Wien

Else Pappenheim ist Neurologin, Psychiaterin und Psychoanalytikerin an Universitäten und Krankenhäusern sowie in freier Praxis in den USA, lebt derzeit in New York

Andreas Pfersmann ist Professor für Komparatistik an der Universität Nizza (F)

Kristina Pfoser-Schewig ist Mitarbeiterin des ORF in Wien

Wilfried Posch ist Vorstand des Instituts für Raum und Design an der Kunstuniversität Linz

Othmar Preining ist emeritierter Professor für Experimentalphysik an der Universität Wien

Edith Prost (Leisch-Prost) ist Lektorin am Institut für Geschichte der Universität Wien und Historikerin in Wien

Oliver Rathkolb ist Co-Leiter des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte und Gesellschaft und Dozent am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien

Johannes Reichmayr war außerordentlicher Professor am Institut für Psychologie der Universität Klagenfurt und lebt als Psychotherapeut und Wissenschaftshistoriker in Wien

Wolfgang L. Reiter ist Physiker, Physikhistoriker und Lektor an der Universität Wien, war zuvor im österreichischen Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur

Peter Revers ist Professor für Musikgeschichte an der Universität für Musik und darstellende Kunst in Graz

Werner Röder ist Herausgeber (mit Herbert A. Strauss) des *Biographischen Handbuchs der deutschsprachigen Emigration nach 1933*

Peter Roessler ist Professor am Max Reinhardt Seminar der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien

Hans-Rudolf Schießer ist Gründer und Leiter des Manès-Sperber-Archivs in Frankfurt am Main (D)

Wendelin Schmidt-Dengler ist Professor für Germanistik an der Universität Wien und Leiter des Österreichischen Literaturarchivs an der Österreichischen Nationalbibliothek

Josef Schneeweiss war Freiwilliger im spanischen Bürgerkrieg, später Arzt und Schriftsteller in Wien

Reinhard Schuch ist in der Werbebranche in Graz tätig

Margarete Schütte-Lihotzky war Architektin, im österreichischen Widerstand, lebte zuletzt in Wien

Ernst Schwager ist AHS-Lehrer in Wien und Lektor für Geschichtsdidaktik an der Universität Wien

Egon Schwarz ist emeritierter Professor für deutsche Literatur und Schriftsteller in St. Louis (USA)

Martin Seiler ist Philosoph und Projektleiter am Institut Wiener Kreis in Wien

Wolfgang Speiser war Erwachsenenbildner und Generalsekretär des Verbandes österreichischer Volkshochschulen

Josef Steindl war Wirtschaftswissenschaftler im Oxford Institute of Statistics und danach Referent am Österreichischen Institut für Wirtschaftsforschung in Wien

Herbert Steiner war Gründer und langjähriger wissenschaftlicher Leiter des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes sowie Dozent am Institut für Geschichte an der Universität Wien

Kurt Steiner war Professor für Politikwissenschaft an der Stanford University und Gastprofessor an der Freien Universität Berlin und der Universität Wien

Olga Taussky-Todd war zuletzt Professorin für Mathematik am California Institute of Technology, USA

Hans J. Thalberg war österreichischer Botschafter in verschiedenen Ländern und danach Direktor des Österreichischen Instituts für Internationale Politik in Laxenburg (NÖ)

Walter Thirring ist emeritierter Professor für Theoretische Physik an der Universität Wien und Ehrenpräsident des Erwin Schrödinger Instituts in Wien

Erwin Trebitsch war Literarhistoriker, arbeitete vor seiner Pensionierung bei Austria Tabak in Wien

Theodor Venus ist Lektor für österreichische Medien- und Kommunikationsgeschichte sowie historische Forschungsmethoden an den Universitäten Wien und Salzburg

Willy Verkauf-Verlon war Publizist Zeitschriftenherausgeber, Verleger und bildender Künstler in der Schweiz, Frankreich und Wien

Robert Walter ist emeritierter Professor für Jurisprudenz der Universität Wien und Geschäftsführer des Hans-Kelsen-Instituts in Wien

Ernst Wangermann ist emeritierter Professor für Neue Geschichte des Instituts für Geschichte der Universität Salzburg

Erika Weinzierl ist emeritierte Professorin am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien

Victor F. Weisskopf war Atomphysiker und zuletzt Professor am Massachusetts Institute for Technology (USA)

Gabi Willenberg ist Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaft an der Universität Essen

Hans Würzner ist emeritierter Professor für moderne deutsche Literatur in Leiden, Holland

Hilde Zaloscer war zuletzt Kunsthistorikerin und Schriftstellerin in Wien

Hans Zeisel war Professor of Statistics, Law and Sociology an der University of Chicago (USA)

Paul Zilsel war Professor für Physik und ist freier Konsulent und Organisator für die Internationale Jüdische Friedensunion in den USA

PERSONENREGISTER

Namen in den Anmerkungen wurden nicht in das Personenregister aufgenommen. Kursiv gesetzte Seitenangaben beziehen sich auf die Namen in den Bildlegenden.

Abel, Emil 667f, 687f, 690,693,696, 709, 759
Abel, Othenio 685f
Abel, Paul 436, 834
Abeles, Sir Peter 1040
Achleitner, Friedrich 622
Ackermann, Manfred 324, 843
Ackerson, Luton 258
Adam 418
Adams, Peter 390, 392
Adams, Walter 142
Adenauer, Konrad 445
Adler, Alexandra 33, 271,288—292,*292*
Adler, Alfred 33, 141, 254, 268—292.293,300,346f, 361,566f, 569,820, 822, 962, 976
Adler, Friedrich 65, 67, 72f, 141, 361, 821, 947, 957
Adler, Guido 605, 618, 923
Adler, Hans 892
Adler, Kurt 272, 288, 290, 978
Adler, Lotte 892
Adler, Max 58, 63, 255, 299, 320, 324, 326, 458, 907, 918
Adler, Max Kurt 321
Adler, Raissa 289
Adler, Robert 37, 740—743
Adler, Valentine 291, 976, 978
Adler, Victor 65, 361, 916, 918—922
Adolf, Helene 575
Adolphson, Edvin 967
Adorno, Theodor W. 98, 261, 307, 521, 603, 613, 661, 902
Ady, Endre 865
Aichhorn, August 212, 233, 239, 280
Ajdukiewicz, Kasimierz 190
Albach-Gerstl, Rosi 1032
Alberti, Leone Battista 646
Alewyn, Richard 576
Alexander 288
Alexander, d. Gr. 397, 637, 936
Alexander, Franz 212, 263
Aiexich. Georg Maria 948
Alighieri, Dante 542, 898
Alker, Ernst 575, 965
Allaire, Edwin 170
Allais 420
Allan, Bob (Robin S.) 145
Allen, Hugh Sir 617
Allen, Woody 219
Allendy, Rene 239
Allers, Rudolf 238, 783
Allert de Lange 959
Allina, Heinrich 430
Allison 695
Allport, Gordon 258
Almond, Gabriel 442
Alt, Franz Leopold 33, 121
Altenberg, Peter 984
Althoff, Friedrich 410
Altman, J. 450
Altmann, Adolf 482
Alwin, Carl 1006
Amado, Jorge 1014
Amann, Anton 332, 434
Amann, Ernst 808
Amann, Klaus 1055
Améry, Jean (Hanns Mayer) 120, 163, 546—556, *556*, 957
Amonn 446
Amstler, Oswald 900
Anacker 540
Anäugl. Hilde 976
Anders, Günther 120, 661, 991
Andersch, Alfred 553
Anderson, Alan 129
Anderson, Carl Albert 967
Anderson. Carl d. 724
Anderson. Perry 1056
Andersen-Nexö. Martin 973, 848
Andräe, Wilhelm 58
Angel, Annie *246*
Ankwicz-Kleehoven, Hans 648f
d'Annunzio, Gabriele 540
Antal, Friedrich (Frederick) 659, 866
Anzengruber, Ludwig 1059
Apfelthaler, Franz 495ff
Apis, Dimitrijevic D. 795
Apsler, Alfred 485
Arago, D. F. J. 760
Ardelt. Rudolf 513
Arendt. Hannah 87, 96. 557, 562
Aric, Manfred 436
Aristoteles 147. 388, 393, 638
Arndt, Ernst Moritz 53
Arnheim, Rudolf 540, 863
Arnim 299
Arnold, Paula (geb. Keller) 1080
Arnold, Robert Franz 55, 576
Arntz, Gerd 191, 323, 962ff
Arntz, Marie 962
Arrow 420
Artin. Emil 121
Arzt, Leopold 775ff
Ascher-Nash, Franziska 950
Ash, Mitchell G. 252
Asher, Leon 703
Aspöck, Ruth 135, 998
Astor, David 430
Atatürk, Kemal 1018
Atkins 226
Auerbach, Erich 643, 936f
Auernheimer, Raoul 1053
Augenfeld, Felix 36, 623
Augustinus 398
Ausch, Karl 66
Ayer. Alfred J. 98, 129, 160, 164, 190
Axelrod 420, 423

Bach, David Josef 36, 601,851 ff, 915—928, 1053
Bachmann, Ingeborg 542
Back, Gerard Frank 948
Back, Kurt Wolfgang 321
Bader, Helene 280
Bader, Sophie 901
Badian, Siegfried 808
Baeck, Paul L. 436
Baerwald, Friedrich 335
Baerwald, M. 342f
Bahr, Hermann 579
Baier, Kurt Erich 119, 122, 125—131
Baird, Logic 760
Baker, G. 181, 183
Baker, H. F. 133
Balázs, Anna 868f, 878
Balázs, Bela 35, 595, 659, 833f, 848, 863—884, *884*
Balton, Bela 870
Balzac, Honoré de 634
Bamberger, Richard 848
Bárány, Robert 684
Barbic, Klaus 445, 504
Barbizon, Georges 230
Barker, Ernest 691
Barlach, Ernst 924
Barnes, Harry E. 343
Bartel, Anna 274
Barth, Frank 436
Barthun, Louis 936
Bártok, Béla 864f
Basch, Alfred 121
Baschwitz, Kurt 961
Bato, Ludwig Yomtov 486
Bauch, Bruno 156
Baudisch, Paul 969
Bauer, Albert Wilhelm 690
Bauer, Hans 672
Bauer, Helene 35, 967, 970, 1079
Bauer, Herbert
s. Balázs, Béla
Bauer, Jenny 864
Bauer, Julius 87f
Bauer, Nazi 808
Bauer. Otto 35, 63f, 72f, 190, 221, 232, 234, 324, 347. 361.366. 401. 478, 840, 910, 947, 960
Bauer, Robert 76
Bauer. Simon 864
Bauer. Wilhelm 482. 669, 682
Baumgärtel, Knut 280
Baumgarten, Wilhelm 623
Bauminger, Rivka 1023
Baxa, Jakob 58
Beardsley. E. T. 145f
Beaumont, Henry 258
Bebel, August 918
Becher, Johannes R. 864, 876, 878
Becher, Ulrich 1015
Bechmann 941
Beck, Guido 671
Beck, Samuel 263
Becke 683
Becker, Howard 343
Beckett, Samuel 555
Becquerel, Henri 711
Beer-Jergitsch, Lilli 977
Beethoven, Ludwig van 613, 919—922, 924
Behrens, Peter 622, 647, 652f
Beiglböck 52
Bekaert, Hermann 956
Bekes, Alfred Aladar Franz 784
Bekessy, Emmerich 867, 870
Belke, Ingrid 140
Bellac, Paul 833
Belnap, Nuel 129
Bendix, Reinhard 1076
Benedikt 693
Benedikt, Ernst Martin 486, 971
Benedikt, Heinrich 35, 474. 483. 487
Benedikt, Ilse 954
Benedikt, Otto 977
Ben-Ishai, Ruth 1023
Benesch, Edvard 838f
Benjamin, Walter 634, 1013
Benndorf, Hans 669
Bentley, Arthur 450, 455f
Bentwich, Norman 900, 980
Benussi 312
Berci, Kurt 1008
Berczeller, Richard 947
Berendsohn, Walter A. 102, 107
Berg, Alban 604, 924
Berg, Ludwig 968
Bergel 236, 238

Bergel, Egon Ernst 321
Bergel, F. 688
Berger 837
Berger, Arieh 1023
Berger, Gustav Adolf 1024
Berghahn, Marion 87
Bergler, Edmund *215, 246*
Berglund, Erik 967
Bergmann, Gustav 33, 97, 119, 121, 129, 169ff, *180*, 181, 189, 192, 417
Bergson, Egon 436
Bergson, Henri 334, 337, 342, 865
Berl, Arthur 949
Berlin, Isaiah Sir 185
Berman, Edgar 391
Berman, Silvia 214
Bermann-Fischer, Gottfried 541
Bernadotte 966
Bernal, John Desmond 696
Bernays, Paul 205
Bernfeld, Anne 976
Bernfeld, Edith 240
Bernfeld, Hans-Guenther 240
Bernfeid, Manfred 240
Bernfeld, Siegfried 33, 120, 218, 230—241, *241,* 361, 822
Bernhard, Gurli 967
Bernhard, Prinz der Niederlande 430
Bernhard, Thomas 23, 549, 644
Bernstein, Eduard 916
Bertalanffy, Ludwig 190
Bethe, Hans A. 671f
Berthold, Werner 102
Bethlheim, Stefan *246*
Bettauer, Hugo 572, 870
Bettelheim, Bruno 33, 212, 216—220, *220,* 990 f
Bettelheim, Kurt 955
Beveridge, William Sir 142, 687
Bevin, Ernest 66
Biach, Rudolf 957
Bibl 672
Bibring, Eduard *246*
Bibring-Lehner, Grete 212, 239, *246*
Bick, Josef 59
Bieber, Karl Augstinus 623f
Biedenkopf 695
Bielka-Karltreu, Erich 504
Bienenfeld, Frank R. 437
Bienenfeld, Ludwig 247
Bijleveld, Erven J. 962
Bild, F. 688
Billinger, Richard 924
Billiter, Hans (Jean) 667f, 709
Billroth, Theodor 772
Binding, Rudolf Georg 539
Bini 278
Birkenfeld, Ludwig 977f
Birnbaum, Ferdinand 268f, 277, 280f
Bischof, Norbert 948
Bismarck, Otto von 95, 970, 1056
Bittencourt, Paulo 1013
Bittner, Georg 77
Bittner, Julius 515,926
Bittner, Karl 968
Bittner, Ludwig 55, 57
Björling, Sigurd 967
Blackett, P. M. S. 688f
Blatt, Joachim 951
Blau, Jehoshua 1024
Blau, Markus 720
Blau, Marietta 37, 760, 673, 720—722, 726, 1010, 1079
Blau, Peter 321
Blau, Ulla 691
Blaug, Marc 380
Blaukopf, Kurt 36, 321, 601, 603ff, *605,* 950, 1024, 1953, 1055
Blei, Franz 959
Bleyer 1075
Bloch, Ernst 1044
Blum, Albert Victor 1009
Blum, Léon 501, 525, 910, 936f
Blumberg, Albert 160
Blumenberg, Hans 626
Bock, Fritz 76
Bodenstein, Max 694, 706
Bodenstein 694
Bodenwieser, Gertrude 1037f
Bodwyn-Bunzel, Gertrude 948
Böhm, Alois Robert 948
Böhm, Felix 244
Böhm, Johann 509
Böhm, Karl 36, 79, 800
Böhm-Bawerk, Eugen von 95, 396, 399, 404—407, 416, 516, 646
Böhm, Vilmos 868
Bognar 427
Bohr, Niels 239, 527, 699, 972
Bolgar, Hedda 34, 25 7, 262f
Bolgar, Imre 868, 870
Boll-Dornberger, Katharina 1079
Boltzmann, Ludwig 159, 174, 298, 513, 670, 689, 698, 711f, 717, 916
Bonaparte, Marie 212, 961
Bonatz, Paul 622
Bondi, Hermann Sir 37, 671
Bondy 844
Bonett, Sarah 226
Boring, E. G. 314
Borkenau, Franz von 127, 478, 553
Born, Max 157
Börne, Ludwig 935
Bornstein, Josef 940
Bornstein, Steff 238
Borodajkewycz, Taras 487, 636
Bosel, Siegmund 870f
Boskowitsch, 795
Botstiber, Hugo 601
Botz, Gerhard 513
Boulding, Kenneth 394
Boyer, Charles 950
Boyko, Elisabeth 1024
Braak, Menno Ter 961, 963
Bragg, W. L. 688, 696, 749
Brahms, Johannes 125, 922
Braithwaite, Richard Beven 190
Brand, Marianne 546f, 552f
Brandt, Karl 779
Brandt, Willy 104
Braun, Felix 970
Braun. Robert 969ff
Braun, Stefanie 406
Braun-Prager, Käthe 970
Brauner, Leo 1019
Brauner, Lizzi 808
Braunthai, Julius 35
Brecht, Bertolt 38, 69. 89, 197, 428, 507, 567, 587, 591 f, 875, 878,965, 1059
Brecht, Walther 55, 521
Brecka, Hans 922
Bredel, Willy 878
Bredig, Georg 718
Breitenbach 695
Breitner. Hugo 34, 66. 922f, 1052
Breitscheid, Rudolf 943
Brenner, Anton 623
Brentano, Franz 298, 308, 451, 646
Bretter, Gusti 971
Breth, Herbert 977, 979
Breton, André 1009
Bretschneider, Ludwig August 914, 918
Breuer, Josef 819
Breuer, Otto 624
Breycha-Vautier, Arthur 446, 955
Bricht, Walter 603
Brill 960
Bringolf, Walter 447
Brinkgreve, Christine 961
Brinkmann, Henning 53
Britten, Benjamin 604
Broch, Hermann 36. 206, 543,557—563, *563*, 754 f, 988, 1067, 1076
Broch, Josef 557
Broczyner, Eduard 940
Brod, Max 959
Brod. Otto 959
Broda, Christian 20, 443, 509f, 512, 527, 706—708, *708*, 908
Broda, Engelbert 37, 163, 665, 671, 673, 681, 690, 709. 757 ff, 840, 983
Broda, Ernst 706
Broda, Paul 706
Brodsky. Paul 270f, 278
Brokdorf-Randsau 795
Broszat, Martin 1044
Brouwer, L. E. Jan 204, 299
Bruckmann. Gerhart 418
Bruckner. Anton 917, 922
Bruckner, Ferdinand 36, 524, 577, 592. 959, 1008
Brügel, Fritz 941
Brügel, Ludwig 482
Brücke, Ernst Theodor 669
Brugger, Herbert 256
Brüll, Josef 977f
Brun, Vincens 959
Brunet, Raymond s. Heller, Otto
Brüning 989
Brundrett, Frederik 761
Brunner. Karl 623
Brunner, Otto 482, 487
Brunswik, Egon 34, 97, 120, 175, 190, 238, 240, 254, 257ff, 261, 263, 306—316, 709, 1076
Brupbacher, Fritz 935
Buber, Martin 1024
Bucharin, Nikolai 566, 795
Buchberger, Carl 67
Buchinger, Emanuel 868
Büchner, Georg 935, 969
Büdinger, Konrad 775
Bühler, Charlotte 33,98f, 175,235—238, 254—260, 262f, 267. 298. 30If, 307f. 346, 350f, 361 f, 709, 821, 873
Bühler, Karl 33,98f. 135, 175, 184, 234, 253ff, 258ff, 262 f, 267. 297—305,305. 307f, 311, 346f, 350ff, 36If, 603, 873
Bühler, Rolf 260
Buka, Magda 754
Bunzel, Joseph Hans 321, 950
Bunzl, 696
Burali-Forti 156
Burckhardt, Cari Jacob 542
Burger, Hanus 1044
Burke, Edmund 485
Burks, Barbara 258
Busch. Adolf 921
Busoni, Ferruccio 610
Buttinger, Joseph 35, 72f, 354, 356, 479, 910, 947
Buxbaum 691
Byron, George 612
Caldéron de la Barea, Pedro 534
Canetti, Elias 36, 499. 542. 555f, 983, 1067
Cantril, Hadley 367
Cárdenas, Lázaro IOO4f
Carmi, Aharon 1023
Carmichael, Leonard 259
Carnap. Rudolf 98, 119, 129, 131, 142, 156, 158—164, 169, 171 f, I76ff, 181, 184f, 189ff, 195, 197, 204, 298, 307—311, 313f, 333, 348, 417, 451 f, 454, 990
Carol, (von Rumänien) 867
Carpeaux, Otto Maria s. Karpfen, Otto Maria
Caruso, Igor A. 213

Cäsar, Julius 397
Cassirer, Ernst 626
Cassirer-Paret, Susanne 230, 240
Castiglioni, Camillo 870
Castle, Eduard 54, 575
Castro, Fidel 214
Cauchy, 752
Causey, Robert L. 309f
Ceiss, Ernst 1024
Celan, Paul 902
Cepin Benser, Caroline 616
Cerletti 278
Cesarec, August 566
Chadwick, James 707
Chaimowicz, Thomas 35, 485
Chain, Ernst Boris 85
Chamberlain, Arthur Neville 426, 502, 748, 839, 980
Champetier 696
Chaplin, Charlie 398, 872, 911
Chargaff, Erwin 37, 670, 687, 951
Charoux, Siegfried 980, 983
Chautemps 501
Chiavacci, Ludwig 777
Chick, Harriette 688
Christian, Viktor 52, 709f
Chruschtschow, Nikita 65
Churchill, Winston Sir 839
Chvostek, Franz 780
Chwistek, Leon 190
Claassen, Eugen 541
Clark, John B. 409
Cockburn, Claude 839
Coenen, Herman 338, 341
Cohen, Hermann 557, 626
Colles, Henry 616
Colijn, Henderikus 430
Colm, Gerhard 407ff
Comte, Auguste 336
Conrad, Victor 667f
Constantinowsky, Joseph 940
Cooley, Charles H. 334
Cooper 796
Le Corbusier, Charles 622, 632, 653
Corino, Karl 538
Corinth, Lovis 567
Corrada, Rafael 392
Cortázar, Julio 137
Coser, Lewis A. 93, 119, 408, 413, 991
Coser, Rose Laub 1079
Coudenhove-Kalergi, Richard 73
Courant, Richard 132, 161
Craig, David 366
Craver, Earlene 399
Cripps, Stafford Sir 65
Croce, Benedetto 325, 625 f
Curie, Irene 718
Curie, Marie 712f, 715, 719f
Curie, Pierre 712f
Curtius, Ernst Robert 576
Cvijic, Djuka 568
Czacks, Ludwig 1017
Czermak, Emmerich 653, 684, 908
Czernetz, Karl 357, 840, 982
Czernin, Ferdinand 986
Czokor, Franz Theodor 541, 924, 959
Czuber, Emmanuel 752f
Dadieu, Armin 686
Dahmer, Helmut 245
Dahms, Hans-Joachim 90, 118 f, 155, 992f, 1017
Daladier, Eduard 937
Dale, Henry Sir 669, 704
Dalziel, Margaret 145
Dan 910
Danneberg, Robert 888, 923
Dannecker, 943
Danziger, Lotte s. Schenk-Danziger, L.
Darwin. Charles 423
Daubrawa, Hans 926
David, Franz 766, 794—801,*801*, 977,979
David, Nina 796
Debey, P. 730
Debos, 938
Degenfeld-Schönburg 399
Delcour, Jacques 604
Delius, Frederick 921
Dembo, Tamara 262
Dempf, Alois 120
Demus, Otto 635
Dengel, Ignaz Philipp 56, 481
Dent. Edward 616, 618
Derleth, Ludwig 518
Deubler, Oskar 968
Deutsch, Danica 270ff
Deutsch, Felix 33, 671
Deutsch, Gitta 691
Deutsch. Gustav 977
Deutsch, Helene 33, 671
Deutsch, Julius 357, 630, 649f, 942, 947, 960, 978f
Deutsch, Leonhard 271 f
Deutsch, Marie 967
Deutsch, Martin 235, 671, 699
Deutsch, Max 36, 601
Deutsch, Otto Erich 36, 601, 604, 690f
Deutsch, Walter 321
Dewey, John 97, 310, 312f, 342f, 410, 450f, 454ff
Dichter, Ernest 34, 257, 293—296, *296*, 320, 992
Dick, Auguste 727
Dickens, Charles 530
Dicker, Friedl 901
Diederichs, Helmut H. 871 f
Diener, Karl 683
Dilthey, Wilhelm 325, 333, 625, 865
Dimitroff, Georgi 500, 795, 798f, 978
Dingler, Hugo 156, 159, 161
Dintenfass, Leo 1040
Disney, Walt 224
Dittier, Emil 667f
Döblin, Alfred 567
Dobretsberger, Josef 34f, 321, 400, 1018f, 1024
Dobrowen, Isaac 967
Doderer, Heimito von 542
Dohrn, Klaus 940, 1012
Dohse 694
Dollfuß, Engelbert 74, 290, 318, 320, 458ff, 477, 539, 616, 685, 695f, 777, 803, 891, 909, 940.959
Dombai 796
Dominici, H. 718
Donatello, Donato di Niccolò 813
Donath, 695, 954
Donath, Julius 802
Donnan, F. G. 689, 696
Dooley, Lucile 224ff
Doppler, Franz 37, 689
Dopsch, Alphons 476
Dorian, Frederick (Friedrich) 950
Dostal, Hans 897
Dostojewski, Fjodor 530, 567, 865, 1059
Dotan, Trude 1024
Drach. Albert 937
Dreifuß, Alfred 1028
Dreikurs, Rudolf 33, 230, 238, 269, 271 ff, 277 ff, 281, 291, 962
Drimmel, Heinrich 121, 636, 914
Drioton, Etienne 640
Drucker, Peter 35, 992
Drummond, Carlos 1014
Dübi, Ernst 447
Dubislav, Walter 161, 190, 192
Dubridge, Lee 699
Dubski, Bedrich s. Brügel, Fritz
Duhem, Pierre 189
Dulles. Allan F. 446
Dungern, Otto von 56, 320
Dunkel 694
Dürer, Albrecht 971
Durig, Arnold 782
Durkheim, Emile 334, 340f
Dürmeyer, 798
Dürrenmatt, Friedrich 644
Durzak, Manfred 108
Duschek, Adalbert 33, 121
Dvořak, Johann 886
Dvořak, Max 625f
Eban, Abba 635
Ebel 694
Eberstadt, Rudolf 645
Ebert 758
Eccles, John C. 145
Eckhard, Ferdinand 635
Eckhardt, 103
Eckhart, Ludwig 33, 121
Eckstein, Walther 299
Eco, Umberto 642
Edel, Emanuel 808
Edelstein, Wolfgang (Elston) 1076
Edwards, John 65
Edwards. Paul 120
Effenberger, Arne 640
Egli, Ernst 623, 631
Ehrenfels. Christian von 298
Ehrenfest, Paul 37, 666, 698
Ehrenfest-Egger, F. 688, 690
Ehrenhaft. Felix 667f, 672f, 709. 744
Ehrenstein. Albert 903
Ehrenzweig, 1076
Ehrlich, Georg 980, 983
Ehrlich, Leopold 184
Ehrmann, Salomon 774f, 780
Eibl, Hans 120
Eichholzer. Herbert 36. 623, 632, 977, 1017f
Eichmann. Adolf 69. 517, 980
Eichner, Hans 520
Eideiberg. Ludwig *246*
Eifler. Alexander 812, 843
Eigen, Manfred 420f, 423f
Einstein, Albert 142, 157, 181, 191, 195, 205 ff, 291, 309, 646, 665, 684f, 694, 696, 719, 721, 730, 960, 1010, 1065
Eirich, Fritz (Friedrich Roland) 671, 687, 690
Eisenberg, Robert 948
Eisenhower, Dwight D. 217
Eisenkolb, Helene 654f
Eisenstein, Sergej 873—876, 879
Eisler, Armand 436
Eisler, Hanns 36, 230,600, 603, 795.919. 927, 989
Eisler, Hede 567
Eliser, Lotte 69 I
Eisler, Max 647
Eliser, Robert 484
Eisner, 691
Eissler, Kurt 33, 216
Eitingon, Max 224, 228, 232. 823. 1025
Ekstein, Rudolf 33, 120, 212, 230, 987
Elat, Moshe 1024
Elder, Theo 760
Elias-Blanco 1010
Elias-Blanco, Friedrich 1010
Elisabeth I. 1039
Elizabeth II. 278
Ellenbogen, Wilhelm 822, 921
Elliott, Richard 258
Elliott. William Gandell 560
Elsevier. 960
Elster 711
Emich 689
Emminghaus, J. H. 640
Ender 693
Engel, Adolf 515

Engel, Erwin 1032
Engel-Janosi, Carlette 515, 517f
Engel-Janosi, Christiane 515, 518
Engel-Janosi, Friedrich 34,59,449,474, 48 3, 487. *494*. 515—518, 6l6f, 709
Engel-Janosi, Madelaine 517
Engel-Janosi, Rudolf 516
Engelmann, Hugo Otto 321
Engelmann, Paul 182, 1023
Engels, Friedrich 72. 140, 354
Enzinger, Moriz 520
Eppel, Peter 32, 69
Eppelsheimer, Hanns W. 102
Eppinger, Hans 780
Erdtmann 696
Ericson, Estrid 654, *658*
Erikson, Kai 321
Ermers. Max 630, 647, 649, 651 f
Eschbach, Achim 297, 299
Escher, Hans 501
Esslin, Martin 957
Ettinger, E. 436
Eltmayer, 299
Etzersdorfer, Irene 65
Eugen, (von Savoyen) 516
Euklid 638
Ewald, Oskar 59, 120, 668
Ewing, Alfred Cvril 142
Exner, F. S. 711f, 717, 724
Exner, Wilhelm 646
Fabri, Ernst 979
Fabris, Hans Heinz 832
Fadrus, Viktor 253, 650
Fahmi, 639
Fajans, Kasimir 698, 718, 725
Fallend, Karl 230. 242
Fanck, Arnold 875
Fanta, Ernst 33. 121
Farau, Alfred 271. 273, 279, 281
Farkas, Karl 942
Farner, Konrad 325
Faruk, (von Ägypten) 639
Fass, Hermann 977f
Fass-Wiesenfeld, Adele 977f
Falke, Rheinhardt 250
Federer, Herbert 121
Federn, Ernst 247
Federn, Paul 33, 219, 234, 238, 247, 249 f, 723, 820 ff
Feigen, Gerald 391
Feigl, Fritz 667f, 670, 68 3f, 68 7f, 706, 709, 7 58
Feigl. Herbert 33, 97, 119, 129, I41f, 160, 163f, 169f, 178, 181, 184, I89ff. 195, 204, 309, 417, 451, 684, 686
Feigl, Louis 926
Feilendorf, Jenny s. Frank, Jenny
Feitelberg, Sergei 233, 235
Feld, Friedrich s. Rosenfeld F.
Feldmann. Benno 958
Feilerer, Max 650
Fellner, Fritz 515
Fellner, Günter 474
Fellner, William 428
Felsenburg, Stephanie 270
Fenichel, Otto 33, 230, 242ff
Fermi, Enrico 63, 719
Ferrero, Guglielmo 325
Ferschl 418
Fessler. Marie (Mizzi) 977f, 1079
Feuchtersleben, Ernst von 225
Feuerlöscher. Herbert 1023
Feuerstein, 434
Feyerabend. Paul 159, I65f
Fichtl, Paula 247
Ficker, Rudolf von 618
Figdor, Walter 670, 968
Figdor. Wilhelm 716
Figl, Leopold 65.437,461.498,801.812, 951
Fikentscher 694
Filla. Wilhelm 1053
Fillipowitsch. Kornel 795
Findlay. John N. 145
Finger. Ernest 775
Finzey, Moses 426
Firnberg, Hertha 505, 908
Fischel, Richard 781
Fischer, Ernst 36, 76,524, 808,924—927, 977 f, 1048
Fischer, Fritz 485
Fischer, Heinrich 592
Fischer, Heinz 505, 513
Fischer, Hertha 969
Fischer, Irene 1023
Fischer. Kurt Rudolf 306, 829. 1075— 1078
Fischer. Liselotte 257. 262
Fischer. Otto 977
Fischer. O. W. 879
Fischer, Ruth 795. 877
Fischer, Walter 76, 808, 977, 979
Fischl, Fritz 270, 280f
Fishburn, 420
Fisher, Irving 409
Fithko, Lisa 525
Flamm, Ludwig 667
Flaubert, Gustave 530, 543
Fleck, Christian 303, 318, 434
Flemming 420
Flexner. Abraham 206
Floch, Joseph 939
Fogarasi. Béla 865 ff, 869
Foitzik, Jan 110
Fontana, Oskar Maurus 541
Fontes, Lourival 1014
Foot, Michael 65
Ford, Gordon Onslow 1010
Forel, August 262
Forman, Philipp 207
Forrester 357
Forstner, August 917, 920
Fraenkel, Josef 35, 484
Francesca, Piero Della 640
Franck, James 699f, 725
Franco, Francisco 75, 275. 502, 808, 1004
Franey, R. 760
Frank, Erich 87
Frank, Hedwig 645
Frank. Ignaz 645
Frank. Jenny 645
Frank, Josef 36. 120, 622ff, 624, 629ff, 645—658, 658. 971
Frank. Karl HO. 230
Frank, Ladislaus 868, 1033
Frank, Philipp 37. 119. 142, 171 f, 174, 181, 183, 185, 189, 197, 309, 645ff. 651
Frank. Rudolf 645
Frank. Walter 17, 54, 57, 59, 48 2
Frank. Wilhelm 37, 121, 734, 952—955, 955 9 79
Franke 693
Frankenstein, Georg (George) 73, 430
Frankfurth, Paul 951
Franz 11. 710
Franz Ferdinand 516
Franz Josef I. 95. 565, 776, 796
Fränzel, Elisabeth 523
Franzos, Emil 917
Franzos, Lotte 225
Fraser. P. M. 639
Frege, Gottlob Wilhelm 196
Frei. Bruno 1005, l007f, 1010
Freisler 511
Freisler. Roland 914
Frenkel-Brunswik, Else 34, 235, 237f. 255, 257, 263, 306—316
Freud. Alexander 247
Freud. Anna 33, 223, 226, 232f, 238f, 247—250, *250*, 822, 961
Freud, Harry 387
Freud. Sigmund 33. 71. 79, 140, 213, 217—220, 224f. 227 f. 230, 234, 238, 243, 245. 247—250,250, 268,272,274, 281, 288, 293. 300, 309, 346f, 515, 530, 537, 542, 548, 551, 562, 567, 627, 635, 689, 819—822, 840. 907, 910, 959, 96lf, 9 70, 9 80, 1048
Freudmann, Walter 808
Freund, Martin 702
Freundlich, Elisabeth 525—528, 673, 939, 1053
Frey, Josef 796
Frey. Gerhard 104
Freyre. Gilberto 1013
Fricke, Gerhard 53
Fried, Erich 36, 707, 840
Fried. Hans Ernest 989
Friedell, Egon 481, 634
Friedjung, Bruno 823. 1023
Friedjung. Heinrich 646
Friedjung. Josef K. 33, 784, 818—823, 1025
Friedjung. Walter 766, 823
Friedländer, s. Ewald, Oskar
Friedländer, Else s. Fischer, Ruth
Friedländer, Paul 230
Friedmann, Milton 405, 425
Friedmann, Alice 257, 270f, 273
Friedmann. Friederike 271, 273f, 278. 281
Friedmann, Hans 756
Friedmann, Siegfried 855
Friedrich, Carl J. 409
Friedrich Wilhelm III. 147
Fries, Margarethe 955
Frisch. Justinian 970
Frisch. Karl von 684
Frisch. Kurt Armand 503
Frisch, Max 542, 551. 554
Frisch, Otto Robert 37, 666, 670, 684, 687, 689. 691. 699, 719. 723, 972
Frischauer, Paul 1014
Frischauf-Pappenheim, Marie 243,1007, 1010. *1011*
Frischwasser, Heinz Felix s. Ra'Anan, Uri
Frisé, Adolf 539
Frishauf, Stephen 227
Fritz, Marianne 543
Fröbe-Kapteyn, O. 730
Frobenius, Leo 133
Fröhlich. H. 748
Fröhlich. Walter 449
Fromm, Erich 243
Fromm-Reichmann. Frieda 226
Fröschels, Emil 271, 274
Fruchter, Josef 1032
Fry. Varian 943
Fuchs, Albert 120, 479, 691, 1053
Fuchs, Georg 1025
Fuchs. Martin 387, 938, 940, 986
Fuchs, Richard 968
Fuchs, Wolfgang 761
Fuhs, Herbert 775f
Fülep, Lajos 865f, 869
Funder, Friedrich 461
Fürnberg, Friedl 76
Fürst, Bruno 541
Fürst, Sidonie 777
Fürth, Herbert 406, 449
Fürth, Paula 270
Furtmüller, Aline 223, 268. 275
Furtmüller. Carl 33. 238. 254, 268f, 271, 274f, 281
Furtwängler. Philipp 132, 204, 693, 723, 744

Gabor, Andor 868
Gabor, Laszlo 650 f,
Gabriel, Leo 120, 137, 1077
Gal, Hans 601
Galisworthy, John 924
Gamillscheg, F. 829
Gan 695
Gandhi, Mahatma 805
Gandhi, Indira 806
Ganglmair, Siegwald 1043
Garami, Ernst 868
Garbai, Alexander 868
Gard. Roger Martin Du 572
Gardiner, Muriel 73
Gasking, Douglas 128
Gassner, Hieronimus 120
Gatz, Felix Maria s. Felix Goldner
Gaulle, Charles de 390, 427, 503f, 810
Geber, Ed. 774
Gedye, G. E. R. 839, 844ff
Geiringer-Mises, Hilda 37, 121,230, 751, 755
Geiringer, Karl 601, 754
Geitel, Hans 711
Gentzen, Gerhard 205
George, Alfred K. 818
Gerngroß, Otto 1019
Gero, Josef 437
Gersch, Wolfgang 875
Gerschenkron, Alexander 35, 320, 380, 400
Gerstl, Bruno 88
Gesek, Ludwig 873, 879
Geyerhahn, Siegfried 436
Gicklhorn, Josef 230
Gicklhorn, Renee 230
Gide, André 530
Giedion, Sigfried 622
Giehse, Therese 955
Gielen, Josef 592
Giese, Fritz 349
Giese, N. 446
Giesel, F. 711
Gil, David George 321
Gildemeester, 900
Ginzburg, 955
Giradi, Alexander 921, 926
Gisel, Alfred 17, 815
Glaise-Horstenau, Edmund 55, 478
Glanz, Rudolf 484
Glaser 695
Glaser, Ernst 121, 848, 1065
Glaser, Hugo 538
Glaubauf, Fritz 976
Glaubauf, Hans 976
Gleditsch, Ellen 715, 719, 721, 729
Gleispach, Wenzel 459, 68 3, 907
Gleißner 696
Globke, Hans 445
Glöckel, Otto 34, 231, 253, 268f, 297, 650, 794, 836, 886f
Gluck, Christoph Willibald 924
Glück, Heinrich 635
Gobineau, Joseph Arthur 530, 920
Gödel, Adele 205f
Gödel, Karl 684
Gödel. Kurt 33. 97, 119, 121, 161, 163f, 175, 181, 189, 192, 204—210, 210, 709
Goebbels, Joseph 53, 248, 526, 528, 535, 970
Goecke, Theodor 645
Goethe, Johann Wolfgang von 216, 327, 394, 530, 547, 577, 591, 925, 970
Gold, Hugo 35, 484
Gold, Thomas 671
Goldberg, Albert 611
Goldberger, Edith 270
Goldmann, Emil 907
Goldner, Felix. 601
Goldner, Franz 35, 76, 43 6, 48 5, 495—498, 498, 952
Goldner, Lisi *498*
Goldscheid. Rudolf 35. 299
Goldschmidt, Adolf 659
Goldschmidt, Clara s. Meyer, Clara
Goldschmidt, Hans 977f
Goldschmidt, Victor Mordechai 711, 725
Goldschmiedt, Guida 703
Goldschmiedt, Guido 703
Goldstern, Walter 37
Goll, Iwan 1014
Golubitsch, Muika 795
Gombrich, Ernst H. J. 36, 84. 151, 625 ff
Gomperz, Heinrich 120, 135, 141, 175, 18 3f, 204, 298
Gomperz, Theodor 298
Göndör, Ferenc 867f
Goode, William 430
Gorbach, Alfons 461
Gorbatschow, Michail 327, 801
Gorge, Hugo 629, 648
Gorgese, Giuseppe Antonio 560
Göring, Hermann 686, 970
Göring, Mathias Heinrich 280
Gorki, Maxim 525, 592
Gorkic, Milan 568
Görres, Joseph von 53
Gossage, Howard 391
Gottfried, Kurt 671, 699
Gottlein, Arthur 1032
Gottschalk 956
Grab, Walter J. 35, 485, 1024
Grabscheid, Johannes 37
Grabbe, Christian Dietrich 925
Graf, 328
Graf. Max 601
Graf. Oskar Maria 540, 1043
Graff, Kasimir Romuald 667f
Gramsci, Antonio 1057
Grant, Joan 306f
Grassberger, Roland 780
Grassi, Wolfgang 184
Gratz, Leopold 17, 20
Gray, Hannah 700
Greffrath, Mathias 360, 362, 364
Gregory, R. 688
Greissle, Felix 601
Greiling, Kurt 156—159, 161, 164, 190, 192
Grenen, Esther s. Lazar-Strindberg, Maria
Griebichler, Peter 809
Griffith, David Wark 872
Grillparzer, Franz 520, 592, 830, 970, 1057, 1059
Grimm, Jacob 53, 218
Grimm, Kurt 446f
Grimm, Wilhelm 218
Groag, Jaques 624
Gröger, Helmut 819
Grogger, Paula 548
Groller 183
Gross, Berthold 756
Gross, Fritz 624
Gross, Maria 756
Gross, Philipp 667f, 686, 688, 706, 709, 744, 756—759, 1019
Gross, Theodor 1024
Grossmann, Fritz 635
Grossmann, Oskar 503
Grossmann, Reinhardt 169
Grossmann, Stefan 834
Grossmann, Walter 485
Groß, Lothar 59
Grosz, Wilhelm 874
Grübl, Raimund 140
Gruen. Victor 79
Gruess, William 436
Grünbaum, Adolf l28f
Grünberg, Carl 58, 399, 976
Grünberg, Karl Stephan 999
Grunberger, Richard 485
Grüneis, Paul 280
Grünewald, Matthias 971
Grunwald, Henry 995
Guisan, Heinri 953
Gulick, Charles Adam 653
Gumbs, Emile 393
Gundolf, Friedrich 53, 516, 576
Günther, Adolf 320
Günther, Hans F. K. 52
Günther. Otto 949
Günther. Paul 694, 706
Gürlich, Karl 926
Gurwitsch, Aron 98
Gustloff, 952
Gutenbrunner, Siegfried 55
Gütersloh, Albert Paris 650
Guth, Eugen von 671, 695
Gutmann. Enrique 1005
Gwatkin, Ashton 430
Haas, Arthur Erich 485, 670, 686
Haas, Felix 436
Haasz, Arpad 939, 943
Haber, Fritz 694, 696
Haberfeld, Magda 37, 722, 726
Haberlandt. H. 717
Haberler, Gottfried von 35. 95, 380, 399f, 402, 406, 409ff, 413, 417. 453f. 989
Habermas, Jürgen 310. 337. 375. 1077
Habsburg-Lothringen, Otto von 72, 75, 82, 431, 485, 506, 690, 938, 940, 946, 986, 993, 1005
Habsburg, Robert 73, 430
Hacha 839
Haerdtl, Oswald 650
Hägglund 696f
Hagen 420
Hahn 541
Hahn, *955*
Hahn. Hans 119. I32f. 142. 161. 173—177, 181, 183ff, 189f, 192, 195, 197, 204ff, 309, 451, 887
Hahn, Otto 694, 712, 718f, 972
Hahn-Neurath, Olga l20f, 181, 189,451
Hahnloser 955
Haid, Josef 393, 398
Haim, Josef 436
Hainisch, Ludovica 510
Hainisch, Marianne 510
Hainisch, Michael 648, 767f. 775, 777
Hajek, Markus 780
Haiasz, Nikolaus 426
Halban, Hans jun. 671, 684, 687, 689
Halban, Hans Sen. 446, 688f
Haldane, J. B. S. 688
Hall, Murray G. 870, 959
Hall, Phillip 133
Haller, Rudolf 119, 181, 308
Halm, Harry 955
Halpern, Leopold E. 671,673
Halpern, Otto 75, 671, 684, 757
Hamburger, Gerhard 760
Hamel, Georg 752
Hamerschlag, Gustav 37
Hammermann, Anita 808
Hammond, Kenneth R. 261. 315
Hampshire, Stuart Sir 185
Hamsun, Knut 173, 179, 567, 586
Hanak, Anton 650
Handke, Peter 543
Handlbauer, Bernhard 268
Hanfmann, Eugenia 262
Hannak, Jaques 479. 899
Hannibal 397

Hans Adam, (von Liechtenstein) 396
Hansen, Alvin 409
Hansen Max 968
Hantsch, Hugo 55, 59, 478, 481, 486, 507 f
Hanusch. Ferdinand 822
Harand, Irene 387, 784
Hardy, G. H. 133
Häring, Hugo 622f, 651
Harrison, Geoffrey Sir 66
Harsanyi, 420
Hartley, H. 688
Hartmann, F. 780
Hartmann, Heinz 33,222,226f, 238,347, 822, 948, 989
Hartmann, Ludo Moritz 55, 475, 477
HaSek, Jaroslav 984
Haschek, Eduard 667
Hasenclever, Walter 940
Hasenöhrl, Fritz 698, 712
Hass, Julius 780f
Hassel, Odd 695
Hatschek, Berthold 667
Hauer, Fritz 667f
Hauer, Joseph Matthias 924
Haug. W. F. 51, 59
Hauler, 299
Hauptmann, Gerhart 555, 577, 585, 925
Haurowitz, Felix 1019
Hausdorff, Felix 223
Hauser, Arnold 34, 36, 321, 603, 659—662, 662, 863, 865 ff, 869f, 873
Hauser, Ernst 694
Hauser. Nora 659
Haushofer, Karl 57
Hausjell, Fritz 832, 848
Hautmann, Friedrich 808
Hautmann, Hans 513
Havas, Helga Francis 947, 1079
Havas, Peter 950
Hawlicek, Hilde 17
Haworth, W, N. 688
Hay, Julius 878
Haydn, Joseph 924
Hayek, Friedrich August von 35, 84, 95, 150f, 184, 380, 396, 399ff, 403, 40 5ff, 409, 411, 414, 4l6f. 425, 45 3, 988, 992
Hebbel, Christian Friedrich 865
Hebra, Ferdinand 774f
Hecht, Robert 248
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 147, 149, 524, 595f, 625f, 867, 926, 1056
Hegemann, Werner 645
Hegselmann, Rainer 118, 188
Heidegger, Martin 177, 193, 335
Heil 760
Heilbrinn, H. 133
Heilig, Robert 802—806
Heiman, Nanette 306f
Heine, Heinrich 37, 138, 526, 536, 935, 970
Heine-Geldern, Robert 387, 635
Heinrich I. 51
Heinrich Walter 58, 321, 449
Heintel, Erich 120, 137, 1077
Heinz, Hans 967
Heinz, Karl 843
Heinz, Wolfgang 446, 524, 955
Heisenberg, Werner 299, 387, 393
Heissenbüttel, Helmut 547
Heitler, Oscar 436
Heitler, W. 748
Helbok, Adolf 55
Helen, Adolf 120
Heller, Friedrich C. 600
Heller, Fritz 1032
Heller, Hans Ewald 387, 601
Heller, Otto 946
Heller, Peter 120. 520
Helling, Ingeborg Katharina 449
Helly, Eduard 33, 121
Helmholtz, Hermann I56f
Heimsburg, Silvio Pizarello von 1005
Hempel. Carl Gustav 128, 155, 164, 169, 190ff, 309
Hengstenberg 694
Hennig, Adolf 17
Henninger, Josefine Anna 141
Herbrand 205
Herder, Johann Gottfried von 53
Herland, Richard 955
Herlitschka, Herbert 1053
Herma, Hans 257
Hernegger, Friedrich 727
Hemfeld, Fred, 273
Hernried, Robert 601
Herriot, Edouard Marie 938
Herrmann, Max 523
Herrnstadt-Steinmetz, Gundi 546, 956
Hertz, Friedrich 321
Hertz, Heinrich 156, 731
Hertz, Paul 157f
Herwig, Hans 958
Herz, Otto 136
Herz, Valerie 135
Herzfeld 693
Herzfelde, Wieland 1058
Herzig, ... 693
Herzl, Theodor 484, 1021
Herzog Herta 34, 357, 320
Herzog, Maria s. Gross, Maria
Herzog, R. O. 694
Herzog, Reginald 1019
Hesiod 397
Heß, Rudolf 57
Hess, Victor Franz 36, 136, 435, 669f, *680*. 686, 688 f, 724, 726, 731
Hesse, Hermann 535, 542, 1077
Hetzer, Hildegard 254, 262
Heublum 435
Heubner 819
Heuser 697
Hevesi, Sandor 865
Hevesy, Georg von 36, 699, 715, 718, 724 ff
Heydrich, Reinhard 901
Heyrovsky, Jaroslav 759
Heyting, Arend 184
Hibbert 697
Hickmann, Hans 639
Hilberg, Raul 484
Hilbert, David 132, 156f, 161, 190, 204f, 752
Hildebrand, Dietrich von 120, 616, 940, 946, 986, 1012
Hilferding, Rudolf 361, 943, 989
Hilferding-Hönigsberg, Margret 270, 280, 784
Hilfreich, Klara 687
Hill 226
Hill, A. V. 687
Hill, Christopher 507
Hillebrand, Franz 253
Himmler, Heinrich 51f. 57, 540
Hindels, Josef 968
Hindemith, Paul 103, 600, 924, 1017
Hindenburg, Paul von 891
Hirsch 299
Hirsch, Ernst 1017
Hirsch, Fred 321
Hirsch, Hans 849
Hirsch, K. A. 133
Hirsch, Paul 84
Hirsch, Rachel 89
Hirschfeld, Kurt 955
Hirschfeld, Robert 917
Hirt, August 52
Hitler, Adolf 51, 53, 57, 65f, 70, 73ff, 77, 96, 98f, 109, 131, 148, 160, 183, 197, 218, 247f, 250, 272, 276, 291, 293, 300, 324, 328, 397, 409, 440f, 460, 478, 481 f, 495f, 500—503, 506, 512, 517, 525f, 533, 535, 538, 542, 55lff, 557, 559, 565, 567f, 570ff, 606f, 610, 613,617,622f, 627,629,659f, 667,669, 68 2,686,689,694f, 698, 700f, 706,717, 725, 730, 8O3f, 807f, 810, 827f, 836, 838, 841, 846, 878, 891 f, 894, 899, 902, 907, 909ff, 940, 954, 956, 958f, 970, 980, 987, 999ff, 1004, 1009, 1017, 1022, 1058 ff, 1079f
Hitschmann, Eduard *215*, 231, *246*. 820
Hlawka, Edmund 727
Hochstein, Esrah 1023
Hochwälder Fritz 446f
Hacha, Emil 839
Hofbauer, Josef 965
Hofbauer, Raimund 298
Hofer Peter 949
Hoff, Hans 222, 802
Hoffer, Hedwig 230
Hoffer, Willi 239
Hoffmann, Ernst *246*
Hoffmann, Frederic de 671
Hoffmann, Josef 622, 646—652, 655
Hoffmann, Rudolph Stephan 601 Hoffmann-Ostenhof, Otto 37 Höflechner, Walter 669
Höfler, Otto 52, 54f, 57 Hofmann, Werner 625ff
Hofmannsthal, Hugo von 521,534,577, 579, 585, 1053
Hofmeister, Franz 702
Hogben, L. 688f
Hohenberg-Herz, Margarete 212
Hold-Ferneck, 459, 465
Holewa, Hans 969
Holl 418
Hollaender, Albert 483
Holland, Simon 420
Hollander, Hans 601
Höllering, Helga Francis s. Havas Helga Francis
Hollinger, Bernhard 1005f, 1010
Hollitscher, Walter 34, 120, 980, 105 3 Holmes 128
Holmes, Barbara 691
Holowatyi, Fritz 968
Holub, Arthur 280
Holub, Martha 280
Holz, Arno 587
Holzbauer, Robert 458
Holzknecht, s. Haasz, Arpad
Holzmeister, Clemens 622ff, 631 f, 650, 652ff, 1019
Homer 617
Hönigsfeld, Rudolf 624
Hönigschmid, Otto 713, 724
Hoor, Ernst 387
Hoover, Herbert 410
Hopf 694
Hopfner. Friedrich 33, 121
Hopkins, F. G. 688, 691
Horaz 617
Hörbiger, Hans 52
Horeischy 745
Horkheimer, Max 98, 118, 188, 196, 354, 357
Hornbostel, Erich von 256
Horney, Karen 219, 226f
Horowitz, Karl 683f
Horowitz-Etzioni, Eva 321
Horrmann, Charlotte 896
Horthy, Miklos 659, 794, 868
Horváth, Odön von 959
Horwitz 955
Hoselitz, Annemarie 749f
Hoselitz, Bert 34f, 321

Hoselitz, Kurt 37, 671, 743, 744—750, *750*, 760
Ho-Tschi-Min 796
Hubenstorf, Michael 37, 766
Huber, Leopold 952
Hubermann, Bronislaw 601
Hübner 483
Hudal, Alois 682
Hugeimann 459
Hugenberg, Alfred 849, 853
Hughes, H. Stuart 100
Hula, Erich 431,986, 989
Humboldt, Wilhelm von 146, 150
Hume, E. M. 688
Humm, Rudolf Jakob 542
Humphrey, Hubert 391
Hunger, Ulrich 53
Hupka, Josef 435, 907
Huppert, Hugo 876, 878, 976, 979
Hurdes, Felix 121, 636
Hursch, C. J. 315
Hursch, J. L. 315
Hürten, Heinz 1047
Husserl, Edmund 98, 175, 334, 336ff, 340ff, 450—45 3
Huxley, J. S. 688
Hynd, John 66
Ibsen, Henrik 515, 530
Ichheiser, Gustav 34, 259f
Ilies, Bela 877
Ingwer, Isidor 833
Irani, Paul 979
Isakower, Otto 221 ff, 228
Ives, Charles 607
Jabloner, Kurt H. 78
Jackson, Alexander Cameron („Camo“) 128
Jackson, Edith 223, 227
Jacobi, Heinrich 59
Jacobson, Edith 222, 242
Jacobsson, Sven-Eric 967
Jäger, Gustav, 693, 711
Jahn, Friedrich Ludwig 53
Jahnel, Fritz 320
Jahoda, Eduard 37,670, 722f, 726
Jahoda, Fritz 601, 723
Jahoda, Karl 723
Jahoda Marie 32, 34 235, 237f, 255, 268
320,344. 345—359, 360, 362,364,723, 1053
Jahoda, Rosi 723
Jahrreis, Walter 226
Jalowetz, Heinrich 601
James, William 342f
Jannings, Emil 590
Jarisch, Adolf 774
Jaspers, Karl 576
Jaszi, Oskar 865f, 868
Jaworcek 800
Jekels, Ludwig 33 246,
Jellinek, Hans 979
Jellinek, Paul 503
Jellinek, Max Herrmann 55
Jellinek, S. 688
Jelusic 539
Jemnitz, Alexander 601
Jensen, Fritz 808
Jentschke, Willibald 672
Jeppensen 618
Jerusalem 984f
Jerusalem, Wilhelm 135, 299
Jevons, Stanley 94, 404
Jirasek, Julius 651
Johannes XXIII. 427
Johansson, Gotthard 654
John, Ernst 400
Johnson, Alvin 430. 454, 989
Johst. Hanns 540, 970
Jokl, Norbert 59
Jokl, Robert Hans *215*
Joliot, Frederic 689, 715
Joliot-Curie, Pierre 719
Jonas, Oswald 601
Jones, Ernest 212f, 219, 230, 239, 244, 247, 249
Jones, Thomas 430
Jörgenson, Jörgen 185, 190
Josef II. 710
Joseph, Heinrich 668
Jossek, Helmuth 79
Joyce, James 543, 557f
Juhos, Bela von 119, 163, 184, 189, 192
Jünemann, Agnes 978
Jung, Carl Gustav 262, 732
Jungk, Robert 949
Kadecka, 908
Kafka, Franz 516, 575, 740, 932
Kafka, John S. 950
Kåge, Ivar 967
Kager, Reinhard 609
Kagerer, Anton 715
Kägl 898
Kahler. Erich 120, 558, 989
Kahlo. Frida 1009
Kahn, Herman 295
Kaila, Eino 175, 190
Kaindl, Raimund Friedrich 56
Kainz, Friedrich 301
Kainz, Joseph 702
Kaiser, Hans 808
Kaiser, Konstantin 32, 1052
Kåldor, György 400, 866, 869
Kalecki, Michael 400
Kallir, Otto 941
Kalmar, Joseph 840
Kalmar, Julius 650f
Kalmar, Stephen S. 1008,
Kamenjew, Lew 570, 796
Karnitz, Reinhard 400
Kamlah, Andreas 122, 161
Kammerer, Paul 670
Kammermann, Norbert 972
Kampe Norbert 770
Kampffmeyer, Hans 647
Kämpfner, Bernhardt 760
Kämpfner, Paula 760
Kandel. Erich 228
Kanitz, Ernst 602
Kanitz Otto Felix 268, 361
Kann, Robert A. 35, 429, 474, 484, 989
Kanner, Leo 225
Kannonier, Reinhard 513
Kant, Immanuel 135,142,147,173,195f, 207, 324, 334, 468, 557, 917, 970
Kantorowicz, Alfred 878, 940f
Kapfinger, Otto 652
Kapiza, Pjotr L. 799
Kaplan, Viktor 752
Kaposi, Moritz 774
Kappel macher 897, 907
Karajan, Herbert von 36
Kara-Michailova, Elisabeth 670, 717, 726
Karbach, Oscar 486
Kardos, Lajos 254
Kargin 695
Karl, (von Österreich-Ungarn) 816
Karlik, Berta 717, 719, 721, 727
Karner 808
Karoly, Michael 866
Karpfen, Otto Maria 485, 1012, 1013
Karplus, N. E. 1025
Karrer, Paul 696
Kaspar, Maria 181
Katscher, Ernst 759
Katz, Bronja 1010
Katz, Leo 946, 1005, 1007, *1011*
Kauder, Hugo 602
Kaufmann, Edward 436
Kaufmann, Felix 33f, 98, 119, 163, 175, 177, 189, 192, 321,334,400,449—457. 457, 989
Kaup, Ignaz 780
Kaus, Gina 959
Kaut, Josef 35, 478
Kautsky, Benedikt 320f
Kautsky, Karl jun. 784, 897
Kautsky, Karl sen. 140, 324, 916, 918, 960
Kayser, Rudolf 960
Keda, Nachum s. Kammermann, Norbert
Kegan Paul 185
Keller, Hans 602, 604
Keller, Paula s. Arnold, Paula
Keller Susanne 321
Kellner 747
Kelsen, Hans 35, 58, 120, 174, 179, 240, 325, 333, 450, 453f, 458f, 463-472, *472*, 516, 527, 907,955, 976,993, 1076
Kemeny 417
Kendrick 747
Kennedy, John F. 392, 408, 416
Kennedy, Joseph 989
Kent, Donald Peterson 991
Kent, Heinrich 808
Kepler, Johannes 237
Kepplinger-Perfahl, Brigitte 513
Keri, Paul 868
Kerillis, de 938
Kerl, Wilhelm 776
Kerr, Alfred 108, 538, 878
Kertesz, Mihaly 868, 870, 872f
Kesten, Hermann 940
Kestenberg, Judith 223, 226
Keynes, John Maynard 182f, 380, 400, 403, 408f, 413, 560
Khaum, Alfred 779
Khomeini 397
Kienböck, Viktor 400
Kienzl, Heinz 77
Kierkegaard, Sören 173, 1059
Kiesler, Frederick 624
Kießling, Wolfgang 104, 107
Kindermann, Heinz 36, 55, 523
Kingdon, Frank 367
Kirchhoff, Gustav Robert 156
Kirschläger, Rudolf 504, 806
Kirsch, Gerhard 672
Kirzner, Israel M. 414
Kisch, Bruno 82, 86
Kisch, Egon Erwin 35, 567, 569, 833, 940f, 959, 1007, 1009
Kisser, Joseph 667
Kissinger, Henry 994
Kiwe, Heinrich 1024
Kläber, Kurt 925
Klahr, Alfred 72. 946, 954. 978
Klammer *801*
Klanfer, Julius 951
Klatschko, Aline 274
Klauber, Olga s. Tandler, Olga
Klaus, Josef 682
Kieene, Stephen Cole 205
Kleiber, Erich 999f, 1006
Klein, A. 690
Klein, Ludwig 447
Klein, Melanie 249
Klein, Rudolf 602
Klein, Viola 321
Klein, Walther 602
Kleiner, Leopold 624
Kleist, Heinrich von 555, 577
Klemenc, Alfons 667, 756
Klimt, Gustav 646
Klingenstein. Grete 508

Klinger, Heinrich 515
Klinghoffer. Hans 1013, 1024
Kiofutar, Maria s. Zaloscer Hilde
Kloyber, Christian 1004
Klüger, Ruth 900
Klumb, Henry 391
Knecht, Max s. Knight, Max
Knepler, Georg 36, 602, 604, 980, 1053
Kneucker, Alfred W. 766, 827—830,*830*
Kneucker, Raoul F. 827
Knies, Carl 410
Knight, Max 1076
Knight, Robert 227f, 1076
Knoll, August Maria 58, 460
Knoll, Fritz 709
Knopf, Olga 271, 275
Knudsen, 523
Kober, Leopold 667
Köbler, 845
Köbler, Franz 486
Köbler, Fritz 88, 222
Koch. Karl Michael 17
Koci, Hans 511
Koczy, Fritz 720, 745
Kodaly, Zoltan 864
Kodicek, Egon 76
Koenig, Otto 857
Koestler, Arhur 553, 568, 570f, 940
Koffka, Kurt 98, 311
Kofler, Leo 34, 321, 324—327, 327
Köhler, Eckehart 204
Köhler, Wolfgang 98, 161, 311
Kohlrausch, Fritz 693, 726
Kohn, David 1023
Kohn, Felix 691
Kohn, Moritz 667f
Kohn, Rose 135
Kohn, Walter 698
Kohr, Leopold 374, 387—398, 398
Kokoschka, Oskar 225, 929, 941, 980, 983, 1053, 1058
Kola, Karl L. 1023
Kolbenheyer, Erwin Guido 521, 540
Kolisch, Rudolf 602, 610
Kollek 695
Kollek, Theodor („Teddy") 1024
Kollmann, Eric (Erich) 485
Kolmer, Eva 840
Komarek, Kurt 757ff
Kompfner. Rudolf 37, 671, 743, 760—763
Konetzny, Hilde 838
Konfuzius 387
König 977
König, Berthold 73
Königsberger, Karl 511
Konrad, Helmut 509, 513
Konstantinovsky, David Kurt 667f
Konta, Robert 602
Koopmans, Tjalling 412
Koplenig, Johann 796
Koplenig, Hilde 976
Körber, Lilly 949
Korda, Alexander 868, 870—873
Korjus, Milizia 1008
Korn, Karl 541
Körner, Theodor 485, 611, 737
Kornfeld, Gertrud 1079
Korngold, Julius 602
Korsch, Karl 159, 162
Koss-Rosenqvist, Agathe 727
Köstler, Marie 840
Kostmann. Jenö 834, 836—842, *842*
Koszy, Friedrich Franz 972
Kotarbinski, Tadeusz 190
Kottier, Friedrich 667f, 707
Kovacic, Ernst 17
Kowarski, L. 689
Kozlik Adolf 320, 400f, 449. 1005f
Kracauer, Siegfried 863
Krach 730
Kraft, Victor 119f, Ulf, 151, 162f, 177, 181, 184, 192, 451, 709
Krakauer, Leopold 1023
Kralik, Richard 579, 924
Kramer, Hilde 275
Kramer, Theodor 36, 460, 840
Krampflitschek, Hilde 268. 270f, 275
Kraus, Fritz Rudolf 1019
Kraus, Herbert 768, 772
Kraus, Karl 247, 475, 521, 548, 557, 576ff, 585, 588, 591 ff, 606, 635, 751, 924, 939, 984, 1007, 1058f, 1076
Krauss, Werner 590
Krausz, Erwin Otto 271, 275
Krausz, Tilde 279
Krebs, Hans 85
Kreisky. Bruno 31. 63. 68. 73, 77, 79, 329f, 446. 504,507,513,909,914,967f, 971
Kreismann, Harry 539
Kreissler, Denise 504
Kreissler, Felix 35, 479, 488, 499—505, *505*. 950, 1056
Kreissler, Fran^oise 1028
Kreitler, Hans 1025
Kremenezky 511
Krenek, Ernst 36. 103, 230, 600, 602f, 606—608, *608*, 834, 926
Kretky, Otto 694
Krieck, Ernst 193
Krips, Henry IO37f
Krips, Josef 1037
Kris. Ernst 33, 36. 226f, 238, 625ff, 989
Kris, Paul 937
Kritz, Leo 784
Krleza, Miroslav 566
Krohn. Claus-Dieter 90, 374, 402
Krommer, Anna 1025
Kröner, Hans-Peter 32, 82, 118, 439, 1050
Kronold, Eduard 242f, 246
Kropotkin, Pjotr 140, 566
Kubie, Lawrence 225
Kubin, Alfred 941
Kuhn, Richard 670
Kuhn, Thomas, S. 122, 165, 310, 378f
Kühnl, Reinhard 59
Kulka, Heinrich 624
Kumer, Leo 775f
Kun, Bela 566, 798, 876
Kundera, Milan 543
Kundt, Ernst 942
Kunewalder 1008
Kunfi, Zsigmund 867f
Kunschak, Leopold 767
Kunwald 248
Kuranda, Peter 482
Kurein, E. 1023
Kurella, Alfred 567, 876, 878
Kurrent, Friedrich 655
Kürti, Gustav 33, 37, 121, 670, 722ff, 726
Kurz, Otto 36, 625ff
Kurz-Delare, Gertrude 1010
Kurzweil, Edith 321
Kutsch, Arnulf 832
Lachenal, Paul 542
Lachs, Ernst 898
Lachs, Minna 891—906, *906*
Lachs, Thomas („Tommy") 906
Ladanyi, Armin 870
Ladner, Gerhard 483
Lagervail, Sture 967
Lagos, Otto 650
Lahr, Fritz 873
Lakatos, Imre 85, 375
Lammert. Eberhard 53
Lampl. Hans 233
Lamprecht, Karl 54
Landauer 1076
Landauer, Gustav 566
Landauer, Karl 961
Landsberger, Benno 1019
Landsteiner, Karl 36, 670, 684
Lang, Fritz 950
Langbein, Hermann 35, 479
Langer, Marie 33, 214, 221f, 808
Langer, Robert 986
Langhoff, Wolfgang 955
Langkau-Alex, Ursula 962
Lania, Leo 875, 950
Larisch, Rudolf 630, 650
Larisch-Ramsauer, 630
Lark-Horowitz, Karl 671
Lasker-Schüler, Else 22
Laski, Gerda 694
Laski, Harold J. 65f
Laub-Coser, Rose 1079
Laudan, Larry 375
Laue, Max von 694, 725, 730
Lausecker, Hans 777
Lawson, R. W. 688
Lazar, Eugen 868
Lazar-Strindberg, Maria 969f
Lazarsfeld, Marie s. Jahoda, Marie
Lazarsfeld, Paul F. 34f, 97ff, 230, 254f, 261, 263, 268, 270, 279, 320, 322, *344*. 350—354, 360—372, 418, 832f, 873, 931, 989, 992, 1050
Lazarsfeld, Sophie 33, 271, 275, 361
Leber, Hermann 635
Lebersdorfer, Sepp 811
Le Bon, Gustave 562
Lederer, Edgar 670, 683f, 687, 947
Lederer, Emil 35, 406ff, 430, 989
Lederer, Leo 949
Lehmann, Oscar Emil 486
Lehmann, Otto 475, 477
Leicht, Robert 303
Leichter, Käthe 34, 230, 320f, 351, 354, 527, 634
Leichter, Otto 73, 5 27, 994
Leinfellner, Elisabeth 422
Leinfellner, Werner 374, 416, 420ff
Leisching, Eduard 646
Leisegang, Hans 730
Leitenberger, Ilse 768, 770, 772
Leith-Ross, 430
Leitmeier, Hans 667 f
Lelewer, Georg 435, 437
Lemberger, Ernst 949
Lenard, Philipp 53
Leng, Herta Regina 1080
Lenhoff, Arthur 35, 449
Lenin, Wladimir I. 222, 552, 952
Lenzen 309
Leonhard, Susanne 978
Leonhard, Wolfgang 978
Leontief, Wassily 407
Leopold 1. 482
Leopold II. 710
Leopoldi, Hermann 387
Lepsius, M. Rainer 110
Lerner, Gerda 35, 480
Leser, Norbert 468
Leskoschek, Axel von 1015
Lesniewski, Stanislaw 190
Lessing, Gotthold Ephraim 524
Lessing, Theodor 89f, 924
Lester, Conrad H. 939—942
Lesznai, Anna 866
Letort 696
Leupold-Löwenthal, Harald 249
Leuscher, Wilhelm 67
Leuthner, Karl 836, 920
Levi, D. L. 757
Levi, Hilde 725
Levi, Primo 555

Levinson 307
Levinson, Margit 967
Lévi-Strauss, Claude 1012
Levit 797, 799 f
Levy, Albert 938
Levy-Sühl, M. 961
Lewin, Kurt 98f, 157ff, 161, 170, 261, 279
Leyen, Friedrich von der 53
Lichtblau, Ernst 36, 624, *624,* 629, 648, 651
Lichtenberg, Georg Ch. 575, 577f
Lichtenegger, Norbert 59, 668
Lichtenstein, Leon 754
Lichtenstern, Kurt s. Lester, Conrad H.
Liddel-Hart 66
Lieben, Adolf 716
Lieben, Fritz 87, 667f, 709
Lieben, Ignaz L. 721
Liebermann, Victor 1008
Liedtke, Harry 851
Lieser, Helene 400
Lifshitz, Eva 1023
Lindemann, Gisela 554
Linder, Anton 447
Lindfors, Viveca 967
Lindner, Paul 972
Lindtberg, Leopold 955
Lins, Alvaro 1013
Liszt, Franz 125, 618, 921
Llera, Humberto Pinera 137
Lobow 798
Loebl, Ernest 1023
Loerke. Oskar 539
Loewi, Anna (geb. Willstädter) 702
Loewi, Jakob 702
Loewi, Otto 36, 85, 669, 671, 686, 688, 702—705, *705*. 766. 769, 784, 986
Loewy, Albert 75, 994
Loewy, Ernst 102
Löffler, Berthold 646
Lohmann, Hans-Martin 228
London, H. 748
Loos, Adolf 622, 624, 630. 646. 648, 751
Loos. Walter 36, 624
Lorant, Stefan 35, 833
Lorenz, H. 752
Lorenz, Konrad 684
Lorenz, Reinhold 480, 482, 487
Lorentz, H. A. 670
Lorre, Peter 950
Loschmidt, Joseph 689, 698
Lothar, Ernst 935, 1053, 1060
Lothian, 430
Louis, Joe 1075
Lourie 511
Lovaszy, Martin 868
Lövy, Kurt 1023
Low (Löw), Hans 1023
Low (Löw), William 1023
Löw-Beer, Paul 696, 757, 759
Löwe, Adolf 407f
Löwe, Ferdinand 917, 920, 922
Löwenfeld, Berthold 257
Löwenstein, 817
Löwenstein, Heinrich 784
Löwenstein, Hubertus 109, 940
Löwenthal, Richard 105, 571
Löwy, Ida 270, 280
Lubasz, Heinz 485
Lubitsch, Ernst 855
Luce-Raiffa, 420
Ludloff, Johann Friedrich 667f, 709
Ludwig, Emil 539, 940
Ludwig, Paula 1013
Luebbe, Hermann 106
Lueger, Karl 95, 126, 579, 774, 776, 1059
Luft, Max 1008
Luft, Moritz 1005, 1007
Luhmann, Niklas 375, 381
Luick, 299
Luisada-Opper, Anita Victoria 947
Lukacs, Eugen 33. 121
Lukács, Georg. („Gyuri") 325ff, 659, 661, 884. 863—869, 874, 876, 878, 1056
Lukacs, Palko 540
Lukasziewicz, Jan 190
Lunenfeld, Bruno 1025
Luschan, Felix von 63
Lustgarten, Egon 602
Lustig-Prean, Karl 1013
Lützeler, Paul Michael 557, 755
Lux, Joseph August 478
Luxemburg, Rosa 222
Lynd, Robert 366ff

Maaß, Ferdinand 507
Maazel. Lorin 607
Mac Arthur. Douglas 128, 440
Mac Duffee, 132
Macek, Vladko 568
Mach, Ernst 159f. 174, 188, 190, 298, 309, 417, 451. 646. 689, 916, 963
Machlup, Fritz 35, 380, 399, 402, 406, 409—413, 417, 453
Maengwyn-Davies, Gertrude Diane (geb. Zerner) 1079
Magaziner, Alfred 834, 843—847, *847*, 1048, 1053
Mahalanobis 427
Mahler, Anna 983
Mahler, Gustav 515, 604, 635, 702
Mahler, Ida s. Rona Ida
Mahler-Werfel, Alma 525, 938, 959
Mahr, Alexander 417
Maierhöfler 841
Majakowsky, Wladimir 795, 878
Malche, 1018
Maldonado, Nacho 214
Malebranche, Peter 949
Malinowski, Bronislaw 426
Maller, Turi 949
Malraux, André 390, 569
Man, de Henrik 325
Mänchen-Helfen, Otto 976, 978
Mandel, Bruno 1006
Mandel, Terese l005f
Mandl, Felix 696, 1025
Mändl. Hans 971
Mandler 252
Manheim, Ernest 35, 833
Mann, Golo 525, 576, 941
Mann, Heinrich 33, 121, 588, 848
Mann, Thomas 108, 125, 248, 530, 560, 575, 637. 642f, 920. 1013. 1067, 1076
Mann, Stella 957
Mann-Borgese, Elisabeth 1067
Mannheim, Karl 259, 321. 659, 660f. 866f. 869
Mannoni, Oscar 962
March, A. 730
Marchet, Arthur 668
Marek, Siegfried 109
Marcu, Valeriu 940, 959
Marcuse, Herbert 851, 1077
Marcuse, Ludwig 571, 940
Marczell, Arthur 802
Mareiner, Hilde 840, 1080
Marek, Franz 503, 947
Margitai, Leo 868
Margulies 893f, 897
Marinelli, Wilhelm 17
Mark, Hans 693, 699
Mark, Herman 37, 71. 435, 666ff, 670, 68f, 693—697, 697 706, 709, 713, 744f. 748, 7 58f, 986, 992
Markus, Josef 954
Marschak, Jacob 407, 409, 410ff, 420, 426
Marshall, Alfred 334
Martin, Ernst
s. Braun Robert
Marwedel, Rainer 89
Marx. Karl 140, I47f, 268. 293. 324, 326. 354, 397f, 407, 425, 485, 526, 536, 561, 659f, 821. 867, 874, 935
März, Eduard 34f, 76, 320, 400, 425, 427f, *428*, 479, 1018
März-Szecsi, Maria 479
Masaryk, Jan 325, 460, 839
Mason, Peggy 760
Mason, R. A. K. 144
Maspero, Gaston 639
Matejka. Viktor 77f, 50, 510, 527, 611, 673, 873. 879, 994. 1026
Math. Heinrich 511
Matschek. Vladimir 844
Mattauscheck 222
Matzner. Egon 418
Mauksch, Hans 321
Maurer-Zenck, Claudia 600
Maurras. Charles 458
Mauthner, Fritz 917
Mautner. Erich 631
Mautner, Franz Heinrich 36, 520, *522,* 524, 575—583
Mautner-Markhof, Manfred 362. 364
Maxwell, James Clerk 688
May, Ernst 631, 650
Mayer, Anton E. 33, 121
Mayer, Hans 399, 401, 405f
Mayer, Hanns
s. Jean Améry
Mayer, Walther 33, 121, 169, 170
Mayerhofer, Karl 121
Maynard, John 560
Mc Allister 169
Mc Carthy, Joseph Raymond 150, 294. 370
Mc Cullers, Carson 594
Mc Guinness. B. 181, 183
Mc Kay. Gordon 753
Mead. George H. 334. 343
Mead, Margaret 294
Meek. Ronald 144
Mehring. Franz 1056
Mehring. Walter 460, 940
Mehringer, Hartmut 32, 1017, 1046
Meinecke, Friedrich 59
Meinl, Julius 362, 650
Meissl, Sebastian 55, 575
Meister, Richard 298, 303
Meitner. Lise 37, 163, 273, 435, 527, 666, 670, *680,* 689, 693f, 698. 711. 717, 719. 914. 967. 972. 1079
Mell, Max 924
Mendel. Gregor 689
Mendelsohn. Erich 622
Meng, Heinrich 240
Menger. Carl 94f. 205. 403f. 429
Menger. Karl 33. 119. 121, 124, 132.142. 161. 163. 174. 181. I83f, 189, 192.204. 2O5f, 208, 210. 396, 399, 400. 403ff, 684, 688
Menghin, Oswald 478, 686
Mennike, Carl 961
Merkel, Georg 939
Merleau-Ponty, Maurice 338
Merton, Robert 376
Merz, Carl 737
Messerschmidt, Franz-Xaver 627
Messner, Johannes 34, 321, 356
Métall, Rudolf 1013
Metternich, Klemens 485
Meyer. Adolf 224ff
Meyer. Agathe 715
Meyer, Anna 711
Meyer. Clara (geb. Goldschmidt) 711
Meyer. Frederic V. 714

Meyer, Gotthelf Karl 711
Meyer, Hannes 622
Meyer, Hans Horst 702, 711
Meyer, Herta 711
Meyer, Karl 447f
Meyer, Klara 711
Meyer, Kurt H. 694
Meyer, Stefan 37, 667, 670, 687—689, 693, 695, 698, 709—713, 715—719, 720f, 724ff, *729*
Meyer-Schapiro, 636
Meyerhoff, Otto 85
Meyerhold 878
Meynert, Theodor 224
Michel, Hermann 667
Michels, Thomas 6l6f
Migge, Leberecht 645
Mill, John Stuart 404
Miller, Arthur 594
Miller, Hans 511
Milskaia 387
Miltner, Franz 486f
Mintz, Ilse 430
Mirza, Ismail Sir 804f
Misch, Georg 160
Mischel, Theodore 120
Mises, Ludwig von 35, 95, 322, 333, 362, 380, 396, 399, 400,402—407, 409,411, 413f, 417, 955, 986
Mises, Richard von 33, 37, 85, 119, 121, 163f, 171f, 174, 185, I89f, 192, 299, 417. 425f, 431,450,453, 684, 688, 723, 750. 751—755, 963, 1017, 1019f
Mitchell, Wesley C. 410
Mitscherlich, Alexander 228
Mitterecker, Erich 306
Moberg, Ruth 967
Mock, Alois 17, 505
Mock, Wolfgang 735
Möhring, Bruno 645f
Mokre, Johann 34, 321
Moldauer, Peter 671
Molden, Fritz 446
Molnar, A. 866
Molnár, Franz 950
Molotow, Wjatscheslaw 801
Montenuovo, Alfred 515
Montesquieu. Charles de 485
Montessori, Maria 631
Monti 819
De Monzie 938
Moore, G. E. 182
Morelli 625
Morena. Camilo 635
Moreno, Jacob Levy 318
Morgan, George Walter 120
Morgenstern
s. Morgan, George Walter
Morgenstern, Christian 1076 Morgenstern, Oskar 35, 206f, 210, 362, 380, 400, 402, 406, 411 ff, 416—424, *424,* 449, 453
Morgenstern, Soma 940, 942
Morosow 800
Morris. Charles W. 98, 18 5, 190f, 306, 309
Morris, William 646, 652
Morrow, Edward R. 294
Morse, Marston 208
Moscoso, Theodoro 392
Moser, Gustl 968
Moser, Hugo 999
Moser, Jonny 35, 484
Möser, Justus 53
Moser, Simon 709
Moses 293
Moses, Leopold 482
Moss, Lawrence 414
Mott, N. F. 748
Motz, Hans 37, 66, 671, 695, 744, 762
Mozart. Wolfgang A. 8 78. 921, 924
Much, Rudolf 55
Mühlen, Hermynia zur 460
Muir, Kenneth 427
Müller, Emil 752
Müller, Ernst 120
Müller, Gerd 1052
Müller, Heiner 556
Müller, Hermann 695
Müller, Karl Alexander von 57
Müller, Karl H. 374, 434
Müller, Philipp 1006
Müller, Rudolf 775
Müller-Braunschweig, Carl 244
Müller-Main, Otto 566
Mulliken, Robert S. 695
Mumford, Lewis 560
Münzenberg, Willi 567, 571, 874f
Murad, Anatol 390
Murnau, Friedrich W. 588
Murphy, Gardner 262
Musial, Rudolf 511
Musil 752
Musil, Martha 538, 541
Musil, Robert 36, 538—545, *545,* 548, 661, 871, 873, 955
Müssener, Helmut 102, 965, 975
Mussolini, Benito 73, 75, 135, 247, 389, 409, 430, 503, 570, 696, 808, 1013
Muthesius, Hermann 645ff
Myrdal, Gunnar 427

Nachmanson, David 704
Nadler, Josef 36, 54f, 59, 520f, 578f
Naess, Arne 190, 313
Näf, Werner 447
Nagel, Ernest 183, 190, 342, 452, 454f
Nagl, Johann Willibald 54
Nagl, Ludwig 1077
Nagl-Zeidler 924
Napoleon I. 397, 612f, 638
Napoleon III. 1056
Nasko, Siegfried 737
Natansohn 635
Nathansky 897
Nathorff, Hertha 89
Natkin, Marcel 119, 181, 204
Natonek, Hans 940, 959
Natta, Giulio 695
Naumann, Hans 53
Naunyn, Bernhard 702
Nautz, Jürgen 429, 989
Naves 503
Nawiaski 446
Nehru, Jawaharlal Pandit 485, 8O5f
Neider, Heinrich 119
Neill, Alexander 244
Neimann 695
Neisser, Hans 407f
Nelböck, Hans 192
Nelson, Leola 170
Nelson, Leonard *131,* 156f, 161 f
Nemschak, Franz 401, 948
Nepallek, Richard 212
Nernst, Walther 694
Nestroy, Johann 575—579, 581, 1008, 1057
Netti, Paul 602
Nettlau, Max 962
Neubacher, Hermann 649f, 652
Neuberg, Carl 85
Neuburger, Max 781
Neuer, Alexander 271, 276, 278
Neufeld, Max 872f
Neugebauer, Otto 37, 121
Neuhaus, Rudolf !005f
Neumann 175
Neumann 942
Neumann, B. H. 133
Neumann. Eugen 1008
Neumann, Heinrich 780
Neumann, Isidor 774f
Neumann, Johann von (John) 184, 205, 208, 400, 411, 417, 419, 421, 718
Neumann, Julia 899
Neumann, Lisa 262
Neumann, Robert 983, 1053
Neumann, Theo 321
Neumann-Viertel, Elisabeth 232, 241
Neumark, Fritz 87, 1017
Neurath, Marie 962
Neurath, Olga
s. Hahn-Neurath, Olga
Neurath, Otto 32ff, 119, 142, 162—165, 169ff, 181, 185, 189ff, 195, 197, 234, 239, 298, 308—311, 320,347,350, 417, 451, 630, 635, 647, 649—652, 962 ff
Neurath, Paul 321, 360, 931
Newell 422
Newerly, Ernest 436
Newhall, Scott 391
Newman, Morris 134
Newton, Isaac Sir 142, 395
Nexö
s. Andersen-Nexö
Nicolai 90
Nierenstein-Mieses, Dora 635
Niessen 523
Nietzsche, Friedrich 138, 540, 567,577f, 1056, 1059
Nijhoff 960
Nirenstein-Kallir
s. Kallir Otto
Nissen, Rudolf 87, 1017
Nissl 224
Nitsche, Roland 954
Nixon, Richard 397, 515
Nobel, Alfred 1068
Noether, Emmy 132
Noorden, Carl von 702
Nordlund, Elsa-Brita 967
Nossal, Gustav Sir 1040
Noth, Ernst Erich 940
Novotny 222
Novotny, Fritz 635f
Novy, Franz 435, 968
Nowotny, Karl 280
Nunberg, Hermann 33, 226f, 231, 240

Oberhummer 299
O'Casey, Sean 593
Ochoa, Severo 704
Oerley, Robert 650
Olah 798
Olden, Balder 941
Olden, Christine „Mädi" 241
Olden, Rudolf 538, 940
Oliphant, M. L. 761
Oller, Olga 271, 276
Olschki, Leonardo 1076
Oncken, Hermann 57, 59
O'Neil, Hawkins 223
Ophuysen, Van 961
Opletal, Marie 511
Oppenheim Adolf Leo 426, 950
Oppenheim, David Ernst 280, 309
Oppenheim, Paul 207
Oppenheimer, Franz 158, 164
Oppenheimer, Robert J. 700f
Oprecht, Emil 447
Ordschonikidse, Grigori K. 799
Orel, Anton 458
Orgler, Hertha 962
Orman Quine, Willard v. 190
Ormian, Chayim (Hermann) 257
Ornstein, Wilhelm 1019
Orr, John Boyd 688
Ortega y Gasset, José 562
Ortner 539

Ortner, Gustav 672, 714f
Orwell, George 553
Ossegovitsch 845
Ossietzky, Carl von 874
Österreicher, Johannes 76, 946
Österreicher, Magnus Josef 7 lOf
Oswatitsch, K. 723
Ott 697
Otto III 56
Otto, Theo 955

Paalen, Wolfgang 1009f
Paar 695
Pabazzgi, Michael 694
Pabst, G. W. 875
Pächt, Otto 36, 542, 625, 627
Packard, Vance 294
Pagán y Ferrer, Gloria Maria 136
Pahlen, Kurt 36, 602, 888f
Pal, Jakob 775
Palma, Maria Gloria 136
Paneth, Friedrich A. 37, 666, 670, 684, 688f, 693, *708,* 715, 718, 724ff
Panofsky, Erwin 626
Pap, Arthur 1077
Papanek, Ernst 33, 269. 271, 276, 948
Papanek, Helene 33, 271, 948
Papen. Franz von 695, 1019
Pappenheim, Else 33, 212, 221—229, *229,* 243
Pappenheim, Martin 221, 1025
Pappenheim-Frischauf, Marie 940
Paracelsus, Theophrastus 393
Pareto, Vilfredo 334
Parsons Talcott 332—344, 456
Parton, Hugh N. 145
Paryla, Karl 446, 524, 95 5
Patat, F. 695, 757
Patera, Paul 973
Patzelt, Erna 478
Patzer, Ursula 896
Paul, George 128f
Pauli, Hertha 935, 940
Pauli. Wolfgang jun. 36, 666, 670, *680,* 684, 687f, 698, 730. 955
Pauli, Wolfgang sen. 688, 780f, 955
Pauling, Linus 695
Paumgartner, Bernhard 602
Paz, Octavio 1009
Pearson, Lester 388
Peidl, Katharina 868
Peierls, Rudolf Sir 672
Peiper, Robert 969
Pell Wheeler 132
Peiler, Lillie 226
Peiler, Sigismund 784, 1025
Pelz, Stefan 37, 670, 722, 726
Penners, Andreas 667
Penzias, Arno 762
Perl, Hugo 538
Pernerstorfer, Engelbert 921 f
Perret, Auguste 622
Perutz, Max F. 36, 666, 670, *680,* 687, 690, 696
Pestalozzi, Johann Heinrich 886
Pétain, Henri Philippe 136, 503, 525, 707
Peters, Wilhelm 1019
Petrowitsch, Lazar 795
Pettersson, Hans 719ff
Petzäll, Ake 190
Petzold, Alfons 848
Pevsner, Nikolaus 84
Pezet 938
Pfaundler, L. 717
Pfersmann, Andreas 1012
Pfoser-Schewig, Kristina 935
Phillip 511
Philippovich, Eugen 646
Philippi 693
Piaget, Jean 262
Pick 810
Pick, Anton 79
Pick, Ernst 817
Pick, F. J. 775
Pick, Karl 917
Pick, Walther 775
Piec 799
Pierce, John 761, 763
Pietschmann, Herbert 701
Piffig, Ambros 1012
Pilet-Golaz 953
Pinkus, Klaus 538
Pirquet, Clemens von 224
Piscator, Erwin 584, 586, 588, 874
Pisk, Gerhard (Piers) 221 f
Pisk, Paul Amadeus 602, 919, 924
Pisko 907
Pitcairn
s. Cockburn Claude
Piterski 800
Planck, Max 157, 299, 694, 712, 730
Plato 147, 484, 459, 617, 949
Placzek, Georg 671
Plessner, Helmuth 961
Plewa, Franz 270f, 276, 278
Pleyer, Kleo 482
Pleyl, Josef 968
Plischke, Ernst A. 36, 624, 651
Plöchl, Willibald 73, 75, 616
Plohn-Goldbaum, Helene 270
Pohl, Otto 948f
Poincaré, Henri 189, 754
Polanyi, Ilona 425
Polanyi, Karl 34, 320f, 426f, 868
Polanyi, Mihaly (Michael) 866
Polgar, Alfred 108, 234, 525, 938, 940ff, 959, 984
Politzer, Heinz 36, 520, 522, 575, 1025
Pollack-Parnau, Franz von 483, 507
Pollaczek, Felix 754
Pollak, Jakob 687, 709
Pollak, Jaques 59, 667f, 696
Pollak. Oscar 65f, 357, 459, 840, 845, 856f, 982
Pollak, Otto 321
Polt, Hildegard 958
Pontesegger, Karl 968
Poppe, Nils 969
Popper, Helene 968
Popper, Jenny 141
Popper, Karl R. 33, 119f, 129, 140—154, *154,* I61f, 164, 166, 183f, 417, 683f, 963, 1048
Popper, Simon Siegmund Carl 140
Popper-Lynkeus, Josef 140, 646f
Porges, Friedrich 35, 834
Porges, Otto 780
Pörner, Josef 783
Portheim, Leopold von 670, 688, 716
Posch. Wilfried 645
Pötzl. Otto 221, 271, 290, 299, 362, 780
Pound, Ezra 518
Powell, Cecil 748
Prager, Theodor 399, 840
Prager. Willy 1020
Prampolini, Enrico 925
Frankl, Friedrich 672
Pregl, Fritz 689
Preining, Otto 681, 706
Preuß, Hugo 645
Pribik, Franz 629
Pribram, Alfred Francis 35, 474, 482f, 516
Priester, Eva 478, 840
Primavesi, Otto 649
Pringsheim, Ernst 694
Prohaska, Karl 924
Prokesch-Osten 483
Protagoras 394f
Prost, Edith 991
Proust, Marcel 530
Przibram, Charlotte 716
Przibram, Erika 715
Przibram, Gustav 716
Przibram, Hans Leo 59, 667f, 670,687ff, 709, 716
Przibram, Heinrich 715
Przibram, Karl 37, 667f, 670, 673, 686—689, 698, 709, 712—717, 7191f, 723, 726, 729, 744, 957
Ptolemäus 638
Püchler 837
Pudowkin, 875
Pulzer, Peter 35, 484
Putnam, Hillary 309

Quak, Njusen
s. Ho-Tschi-Min
Qualtinger, Helmut 737
Quine, Willard Van O. 160
Quittner-Lande, Genia 977, 979
Quittner, Franz 736, 977f

Ra'Anan, Uri 1025
Racker, Ephraim 671, 687
Radakovic, Konstantin 58
Radakovic, Theodor 119, 181
Raddatz, Fritz J. 104
Rademacher, Hans 134
Rademacher, Lotte 321
Radermacher 299
Radnitzky, Gérard 166
Rado, R. 133
Rado, Sandor 212, 227
Radványi, Geza 879
Raff 695
Rager, Fritz 986
Rahon, Alice 1009
Raimund, Ferdinand 578, 1057
Raky, Hortense 446, 955
Ramsey, Frank P. 128, 182f, 186
Rand, Rose 119
Rank, Otto 232
Ranshofen-Wertheimer, Egon 986
Ranzenhofer, Henrico 808
Rapoport, Samuel M. 422, 671, 687
Rares, Sybil 940
Rascher 812
Rascher, Siegmund 52
Rathenau, Walter 58, 540
Rathkolb, Oliver 65, 434, 439
Rattner, Heinrich 1025
Raubal, Geli 540
Rauschnigg 430
Rausnitz, Jenny 1032
Rawls 420
Reagan, Ronald 390, 414
Rechberg 483
Reder, Albert 774
Redl, Fritz 218, 220, 298
Redlich. Fritz 221, 227, 671
Redlich, Hans-Ferdinand 602, 604
Redlich, Hugo 784
Redlich, Joseph 646
Redlich, Oswald 481
Redlich, Otto 687
Redwin, Eleonore 277
Reed, Allan A. G. 145
Rees, Alwyn 389
Regler, Gustav 940
Regner, Kurt 434
Reich. Annie 226, 228, 243, *246,* 1007
Reich. Emil 907
Reich, Luna 271, 276
Reich, Viktor 971
Reich, Wilhelm 190, 219, 231, 238, *241*, 242—246. *246,* 562, 567, 822, 969
Reich. Willi 36, 602ff
Reichel, Heinrich 780
Reichel-Dolmatoff, Gerardo 949

Reichenbach, Hans 98, 128, 156, 158f, 161 f, 164, 190ff, 1020
Reichhardt 418
Reichl 632, 696
Reichmann
s. Rickman, Hans Peter
Reichmayr, Johannes 212, 228, 230, 256
Reidemeister, Marie 191
Reik, Theodor 219, 231, 580, 961
Reimann, Friedrich 1019
Reimann, Paul 36, 1057
Reimann, Viktor 767
Reinhardt, Max 525, 585, 590, 1008
Reininger, Robert 135, 160, 184, 298f
Reiser, Morton 228
Reiss, Paul 1023
Reissberg, Arnold 978f
Reitbauer, Alois 968
Reiter, Wolfgang L. 664, 681, 709
Reitler, Joseph 602
Rembrandt 962
Renner, Karl 63, 72, 324, 357, 431, 463, 479, 513, 549, 630, 800, 912
Rescher, Nicholas 128f
Réti, Rudolf 602
Retschek, Anton 1000, 1013
Retzlaw, Karl 940
Reuß 819
Reuter, Ernst 1018
Revai 867, 798
Revers, Peter 616
Revueltas, Silvestre 1006
Rey, Abel 189
Rey, Julius 926
Rezek, Gerhard 954
Rhees, Rush 182
Rheinhard 445
Rheinhardt, Emil Alphons 939, 941, 943
Ribbing, Maria 967, 969
Ricardo, David 407
Ricciardi, Frank 391
Richard, Mark
s. Ra'Anan, Uri
Richards, Esther 224f
Richter, Elise 58
Richter, Elieser (Fritz) 1025
Richter, Oswald 908
Rickert 325
Rickman, Hans Peter 120
Rideal, E. K. 688, 696
Rie, Oscar 820
Rie, Robert 993
Riefenstahl, Leni 875
Riegl 625
Riehl, Anton jun. 775
Riehl, Anton sen. 775
Riehl, Gustav 775f
Riehl, Hans 58, 320
Riehl, Walter 58, 775ff
Riess, Curt 955
Rifczes, Rudolf 1005
Rilke, Rainer Maria 530, 532, 535, 752, 1059
Rindler, Wolfgang 671
Ringel, Erwin 280, 291
Riss, Egon 624
Ritter, Zeev 1024
Rivera, Diego 1009
Rjazanow 976
Robbins 453
Robinson, Joan 427
Robinson, Neville 761
Robinson, R. Sir 688, 696
Robitschek, Ernst 1007ff
Roda-Roda, Alexander 94If
Röder, Werner 32, 102, 306, 967ff, 1017, 1043, 1046f
Roeseler, Albrecht 103
Roessler, Arthur 647
Roessler, Peter 523, 584
Roger, Kurt Georg 602
Rogwin 695
Rohan, Karl Anton 300
Rohe, Mies Van Der 622
Rohracher, Hubert 302f, 1067
Rohrlich, Fritz 671
Röll 694
Rolland, Romain 604
Romain, Jules 503
Romdahl, Axel 967
Römer, Ernst 1006, 1008
Rommel, Otto 503, 520, 577, 1021
Rona, Elisabeth 37, 670, 717—720, 722, 726
Rona, Ida 718
Rona, Samuel 718
Ronai, Zoltan 868
Ronge, P. H. 962
Rooner, Charles 1007, 1009
Rooner, Ernst 1008
Rooner, Luise 1008
Roosevelt, Franklin Delano 75,144,275, 402, 408, 446, 460, 560, 580, 606
Roretz, Karl 120, 299
Roscher, Wilhelm 410
Rose 52
Rosé, Arnold 840
Rosen, Hahm 1025
Rosenauer, Michael 624
Rosenberg, Alfred 51, 57, 538, 970
Rosenberg, Arthur 949
Rosenberg, Emanuel 37
Rosenblith, Walter A. 671, 950
Rosenfeld, Friedrich (Fritz) 35, 834, 848—862, *862*, 926
Rosenkranz, Herbert S. 35, 484, 1023
Rosenkranz
s. Yaron, Reuven
Rosenqvist 715
Rosenqvist, Agathe (geb. Meyer) 715
Rosenstein-Rodan, Paul 399, 453
Rosin, Arthur 538
Rosner, Baruch 1023
Rosner, Jakob 968
Rösser, Barkley 205
Rosthorn, Arthur von 35, 481
Rostock, Paul 779
Roth, George E. 145
Roth, Joseph 36, 550, 939ff, 959, 1007, 1048, 1055
Rothbard, Murray N. 414
Rothberger, Julius 780
Rothfels, Hans 56, 59, 482, 983
Rothschild 776, 910
Rothschild, Kurt W. 400, 513, 938
Rothwein, Elly 268, 270f, 276, 278
Rott, Hans 73, 77, 430, 495, 498. 986, 994, 1005
Rottenberg 690
Roubiczek, Paul 949
Roughton, Alice 691
Rougier 184
Rubin, Marcel 36, 602, 950, 1006, 1011
Rubinstein, J. 507
Rudmin, F. 260
Rudofsky, Bernard 624
Rudolf IV. 459
Rufer, Josef 612
Rühle, Otto 255, 566
Rühle-Gerstel, Alice 270, 27 5, 566
Rühmann, Heinz 969
Ruskin, John 646, 652
Russell, Bertrand 98, 156f, 161, 179, 181f, 190, 196, 309
Rutherford, Ernest 687, 711, 713, 719f, 724
Ruzika 696
Ryle, Gilbert 160, 185, 190

Sabath 897
Sablik, Karl 815
Sacco 499
Sacher-Masoch, Alexander 879
Sachs 955
Sachs, Hanns 212
Sadger, Isidor 820
Sadron 696
Sailer, Hans 634, 843
Saliger 439
Salin, Edgar 324
Salin, Marshall 426
Salis, Jean Rodolphe von 447
Salmon, W. 156
Salomon, Ernst von 58, 538
Salpeter, Edwin E. 672, 699
Salten, Felix 445
Salter 430
Salzer, Felix 602
Samuelson, Paul A. 411
Sander 454
Sanford, Nevitt R. 307
Sartre, Jean-Paul 137, 550, 553ff, 593, 1059
Sauer, August 54
Sauer R. 752
Sauter, Johann 120
Saxl, Fritz 36, 84, 625ff
Saxl, Paul 802
Schachermeyr, Fritz 486f
Schacht, Hjalmar 400
Schächter, Josef 33, 119
Schackle, G. L. S. 380
Schaffer, Franz-Xaver 667
Schäffer, Hans 109
Schäffle, Albert 405
Schag, Wilhelm 439
Schalek, Alice Therese 1080
Schalit, Isidor 784
Schallmoser, Franz 1005
Schärf, Adolf 67, 273, 329, 801, 843, 949
Scharmer, Franz 268, 277, 280
Schatzker, Chaim 1025
Schebera, Jürgen 600
Schedling, Hans 745
Scheibelreiter 539
Schein, Harry 972
Scheler, Max 339—342
Scheltema, F. G. 961
Schenk, Erich 618
Schenk, Josef 298
Schenk-Danziger, Lotte 238, 252, 254, 351
Scherrer 696
Scheu, Friedrich 1053
Scheu, Gustav 647
Scheu, Josef 915f, 918f
Schey, Charlotte
s. Przibram Charlotte
Schey, Josef 716
Scheyer, Moritz 942
Schiele, Egon 929, 941
Schiesser, Hans-Rudolf 564
Schiff, Erich 449
Schiff, Käthe 37, 671, 758f
Schiff, Leonard 699
Schiff, Walter 35, 141
Schilder, Paul 212, 223, 271, 784
Schiller, Friedrich 530, 588, 591, 916f, 919, 924f, 970
Schiller, Otto 1024
Schiller-Marmorek, 634, 852
Schilling Erwin
s. Zucker, Erwin
Schilling, Max von 610
Schilpp, Paul Arthur 207
Schleicher, Kurt von 695, 713
Schlenk, 135, 693f
Schlenstedt, Silvia 587
Schlesinger, Edmund 271, 277
Schlesinger, Hermann 775

Schlesinger, Karl 406
Schlesinger, Rudolf 320, 978, 1075
Schletter, Edmund 271, 277
Schlick, Moritz 33, 90, 119, 135, 141 f, 151, 157, 159f, 163, 165, 171f, 174—178, 181, 183ff, 189—192, 204, 293f, 298f, 307ff, 311, 417, 449ff, 603, 646, 685, 751, 822
Schlögl, Friedrich 918
Schlosser, Julius von 625ff
Schmeling, Max 1075
Schmelz, Uriel 1025
Schmetteret, Leo 751, 754
Schmid, Erich 694
Schmidt, Franz 36, 603
Schmidt, Josef 446
Schmidt-Dengler, Wendelin 520
Schmiedeberg, Oskar 702
Schmitt, Carl 179, 466
Schmöller, Gustav 94, 404f, 410
Schnabl, Ludwig 968, 972
Schneeweiß, Josef 766, 807—813, *814*
Schneid, Otto 1025
Schneider, Franz 66, 435, 437
Schneider, Hans 121
Schnell, Hermann 913
Schnexes, José 809
Schnitzler, Arthur 521, 523, 550, 774, 828, 967
Schnitzler, Heinrich 36
Schober *801*
Schober, Herbert 672
Schober, Johannes 56
Von Schochor, H. M 1002
Scholz, Willi 840, 984f
Schönauer, Marianne 879
Schönbauer, Leopold 459, 800
Schönberg, Arnold 36, 93, 103, 602ff, 607, 609—615, *615*, 828, 915f, 923ff, 990, 1006f
Schönerer, Georg von 96, 126, 1059
Schönfeld, Thomas 453, 681
Schönthal, Otto 624
Schönthal-Ochoa, Ruth 1006
Schoof, Heinrich 918f, 926
Schopenhauer, Arthur 135, 920, 970
Schörner, Johann 496f
Schorske, Carl 1076
Schrecker, Paul 120, 949
Schreier, Fritz 436, 449, 465
Schreier, Maximilian 871
Schreker, Franz 923f
Schreyvogel, Friedrich 539
Schrödinger, Erwin 36, 163, 387, 394f, 435, 528, 666—671, 673, 684, 686, 689, 693f, 698, 709, 721, 724, 726, 730—732, *732*, 744, 1066
Schroeder, Max 594
Schubert, Franz 604, 607, 923ff
Schuch, Reinhard 659
Schujowitz, Erwin
s. Shimron, Shaul
Schüller, Richard *432*, 978f, 986, 989, 429—432
Schultz, Hans Jürgen 550
Schultz-Gerstein, Christian 552f, 556
Schumacher 430
Schumacher, Fritz 387, 389f, 390
Schumjatski, 877
Schumpeter, Joseph 35, 95, 325, 332 396, 399, 400, 403, 405, 409f, 412, 417, 427f
Schuppler 695
Schur, Max 247
Schuschnigg, Kurt 55, 5 7, 73, 75, 126, 222, 247, 248, 318, 320, 431, 440, 460, 477f, 495f, 500f, 510, 539, 685, 696, 817, 889, 891, 939, 992, 1018
Schuschnigg, Walter von 986
Schuster 694
Schuster 420f, 423f
Schütte, Wilhelm 976
Schütte-Lihotzky, Margarete 36, 624, 629—633, *633*, 948, 976, 1017f
Schütz, Adolf 967, 969
Schütz, Alfred 34, 98, 321 f, 332—344, 449, 456, 989
Schwager, Ernst 946
Schwartz, Philipp 1019
Schwarz, Balduin 120
Schwarz, Egon 36, 520, 529—537, *537*
Schwarz, Gerhart S. 782
Schwarzenbach 955
Schwarzenberg, Johannes 446
Schwarzkopf, Hans (White, John) 989
Schwarzschild, Leopold 571, 940
Schweidler, Egon von 711, 713, 726
Schwind, Ernst 459, 465
Schwinger, Julian 208
Schwödiauer, 418f
Scovil, Derek 762
Seaton-Watson, R. W. sen. 839
Sedlmayer, Hans 36f, 625
Seghers, Anna 569, 1007, 1010
Seidel, Ina 539
Seidler, Francis 436
Seidler, Regine 271, 277
Seidmann, Rosa 277
Seif 280
Seignobos, Ch. 949
Seiler, Martin 625
Seipel, Ignaz 458, 499, 682, 767
Seipka 837
Seitz, Karl 221, 465, 630, 796, 822, 843, 912, 920
Sekler, Eduard F. 652
Sela, Matityahu
s. Silberstein, Edmund 1025
Seliger, Kurt 954, *955*
Sellars, Wilfrid 129, 170
Selten 418, 421
Semaschko, 796
Sen 420
Sepp, Hans 540
Sessler, Thomas 949
Seuffert, Burkhard 56
Severin 461
Sexl, Roman 701
Seyfried, Josef 918
Seyric, Henri 642
Seyß-Inquart, Arthur 56, 73, 435, 478, 686
Sgalipzer, Max 1019
Shaked, Gerson 1025
Shakespeare, William 425, 591, 594f, 617, 639, 925, 1008
Shaw, Bernard 390, 593
Sherif, Nour 637
Shimron, Benjamin 1025
Shimron, Shaul 1025
Shubik, Martin 412, 419
Sicher, Lydia 271 f, 277f
Sickle, John van 407
Sieder, Joschi 501
Siegbahn. Manne 712, 972
Siegelberg, Mark 1033
Siemsen, Hans 940
Sigall, Oskar 808
Sigmund, Carl 774
Sijthoff, A. W. 960f
Silberpfenning, Judith
s. Kestenberg
Silberstein, Edmund 1025
Silone, Ignazio 553
Simkin, Colin 145
Simmel, Ernst 244
Simmel, Georg 298, 325, 659, 865
Simna 695
Simon 422
Simon, Joseph („Hasi“) 437, 994
Simpson, Esther 687
Sinclair, Upton 848
Singer, Franz 624, 632, 690
Singer, Josef 1024
Singer, Kurt 969f
Sinkó, Ervin 866f
Sinowatz, Fred 505
Sinowjew, Alexander 570, 795
Sinzheimer, Hugo 961
Sitte, Camillo 645
Skala 418
Skinner, Francis 182
Skrein 435
Smekal, Adolf 311, 693, 698
Smirnoff, Andrei 800
Smith, Adam 149, 412
Smith, Maynard 420f
Smithies, Yorrik 182
Sobotka, Walter 624, 650f
Söderberg, Elisabeth 971
Sokel, Walter H. 520
Söllner, Alfons 90
Sombart, Werner 325
Sommerfeld, Arnold 672f
Sonnenfeld 311
Sotriffer, Christian 643
Southern, Richard 507
Souza-Dantas, Luis de 1012
Soyfer, Jura 500, 1006, 1053
Spalt, Johannes 655
Spann, Othmar 57f, 121,319ff, 399,405, 459, 538
Spanner, Sepp *801*
Späth 693
Spaulding 988, 991 f
Speiser, Wolfgang 907—914, *914*
Sperber, Dan *574*, 572
Sperber, Jenka 572, *574*
Sperber, Manès 33, 270, 278, 553, 564—574, *574*
Spiegel, Tilly 949
Spiel, Hilde 36, 120, 873
Spiel, Oskar 268, 270, 277, 280f
Spiel, Walter 280, 291
Spiker, Toni 511
Spinner, Leopold 602
Spinoza, Baruch 138
Spira, Leopold 35, 479
Spira, Stefanie 1008
Spira, Viktor 990
Spitz, René 239
Spitzer, Leo 1017
Sponer 695
Springer-Lederer, Helmuth 681
Sraffa, Piero 182
Srbik, Heinrich von 54, 56f, 59,299,447, 478, 480ff, 486f, 686
Stadler, Friedrich 27, 118, 160, 449, 601, 681, 1046
Stadler, Gina 5lOff
Stadler, Ingrid 120
Stadler, Karl R. 20, 35, 479, 487, 508, 509ff, *514*, 977f,1049
Stadler Peter 447
Stadlmayer, Maria-Luzia *624*
Stalin, Josef 148, 291, 327, 426, 502, 552f, 568, 570, 622, 699, 796, 799, 800f, 8 76, 1004
Stammler, Wolfgang 53, 325
Stanislawski, Konstantin 584, 589f
Stanton, Frank 368
Starhemberg, Ernst von 248
Starhemberg, Rüdiger von 30
Stavaritsch, Karl Rudolf
s. Stadler, Karl R.
Stebbing, Susan 184, 190
Stefan 689
Stefan, Paul 602ff, 939, 942
Stegmüller, Wolfgang 165f, 192, 197
Stein, Ernst 35, 475ff

Stein, Erwin 602, 604
Stein, Robert Otto 777
Steinacker, Harald 56
Steindl, Josef 374, 382, 399—401, 449, 734
Steiner, Herbert 35, 480, 488, 842, 980, *985*
Steiner, H. 671
Steiner, Kitty 440
Steiner, Kurt 35, 434, 439—444
Steinhäuser, Walter 55
Steinherz, Samuel 682
Steinmaurer, R. 724
Stekel, Erich Paul 950
Stekel, Wilhelm 238, 244
Stekler, Alexander 977f
Stempel, Maxim 968f
Stempel, Paul 969
Stengel 221 ff
Sterba, Editha 33, 239
Sterba, Richard 33, 215, 222, 243, 246
Stern, Alfred 120, 135—139, 949
Stern, Günther
s. Anders, Günther
Stern, Guy 108
Stern, Hugo 947
Stern, Josef Luitpold 856, 920, 922, 988
Stern, Julius 135
Stern, Leo 34f, 320, 479, 977, 979
Stern, Max 949
Stern, Rose 136
Stern, Walter 1024
Stern, William 279
Sternberg, Fritz 567, 879
Sternfeld, Willi 102
Stetter, Georg 672
Steuer, Raphaela 960
Steuer, Robert O. 960
Stevenson, C. L. 313
Stiedry, Fritz 602
Stock, Alexander 690, 692, 694
Stöcker, Adolf 57
Stocker, Werner 897
Stockinger 969
Stockinger, Emmerich 511
Stoerk, Herbert Carl 947
Stoerk, Oskar 780, 940
Stoessl 955
Stoffella 819
Stöhr, Adolf 159
Stöhr, Emil 955
Stöhr, Richard 36, 602
Stolper, Gustav 399
Stolz, Otto 56
Storfer, Adolf Josef 212, *215,* 1033
Stössel, Otto 446
Stössinger, Felix 949
Stoughton, Amanda 226
Stourzh, Gerald 84, 988, 992
Stowasser, Otto 59
Strachey, John 560
Strachwitz, Kurt 430
Straschek, G. P. 102
Straubinger 1076
Strauß, Franz-Josef 104
Strauss, Herbert A. 86, 88, 306, 967ff, 1017, 1019, 1043
Strauß, Johann 1008
Strauss, Oscar 1006
Strauss, Otto 436
Strauss, Richard 585
Streeruwitz, Ernst von 362
Streicher, Julius 970
Streissler, Erich 399, 401
Streit, Clarence 388
Strelka, Joseph 36, 107
Stresemann, Gustav 943
Stridsberg, Gusti 969
Strigl, Richard 35, 362, 399, 453
Strindberg, August 1059
Strnad, Mathilde 630
Strnad, Oskar 624, 629, 646ff, 650, 652f, 655
Strobl, Karl Hans 521
Strobl, Othmar 947
Stroheim 873
Strouhal, Hans 667
Strzygowski, Josef 36 639f
Stürgkh, Karl 361, 821
Sturmthai, Adolf 34f, 321
Suess, Hans 757
Sulzer, Eva 1009
Sundström, Inga 967
Susich, Georg von 694
Süss 695
Sussmann, Heinrich 942f
Sutherland, Laurin George 145f
Suttner, Bertha von 1067
Svitanics 982
Swedberg 696
Sweezy, Alan R. 453
Sylvain, Jules 969
Syrowy 838
Szabo, Ervin 869
Szabolcsi 869
Szasz, O. 754
Szegö, Gabor 718
Szekely, Josef 870
Szeli, Georg 838
Szende, Paul 868
Szent-Györgyi, Albert 704
Szeps-Zuckerkandl, Berta 949
Szillard, Leo 63
Szold, Henrietta 823
Szondi, Peter 586
Szytta, Emil 949

Taberfeld, Magda 670
Taglicht, Israel 690
Tal, Uriel (Taubes) 484, 1025
Talich, Vaclav 838
Tandler, Julius 34, 90, 221, 226, 232f, 254, 686, 712, 766, 781, 784, 795, 802, *814,* 815—818, 818, 821f, 828, 907f
Tandler, Moritz 815
Tandler, Olga 815
Tandler, Rosalia 815
Tandler, Wilhelm 817
Tangl, Francis 718
Tansley, A. G. 688
Tarski, Alfred 160, 190, 205
Taubes
s. Tal, Uriel
Tauber, Alfred 33, 59, 121, 668
Tauber, Gerald Erich 1024
Tausig, Franziska 78
Tausig, Otto 78
Taussky-Todd, Olga 119, 121, 132—134, *210,* 755
Tauszky 435
Taut, Bruno 632, 1017
Taylor, Alan John 66
Teleky, Ludwig 780, 822
Temmer, George Maxine 672, 699, 950
Terzaghi, Karl von 37
Teuber-Weckersdorf, Charlotte 1078
Thalberg, Hans 434, 445—448, *448,*954, 1053
Thal le r 1002
Thälmann, Ernst 807f
Thalmann, Marianne 520, 575
Thanner, Erich 618
Thatcher, Margaret 397
Thiel, Christian 122
Thirring, Hans 121, 135, 175, 177, 204, 208, 667f, 670f, 687, 693, 698, 701, 709, 742, 744f, 1065—1074
Thirring, Walter 701, 730
Thomas, Adrienne 959
Thompson, Sir D'Arcy W. Sir 688
Thompson, Klara 227, 417
Thomson, G. P. 688
Thomson, J. J. 717
Thorn, Fritz 949
Thurner, Herbert 651, 655
Thurnwald 426
Tidl, Marie 510
Tiedemann, Eva 102
Tietze, Hans 36, 625, 635, 647
Tietze, Trude 226
Timasheff, Nicholas 342
Tinbergen, Jan 427
Tintner, Gerhard 399f, 402, 406, 411 f
Tischler, Hans 602, 604
Tischler, Viktor 939
Tito, Josip Broz 66, 76, 426
Tobis, Max 779
Todd, John 133
Toeplitz 179
Toledano, Vicente Lombardo 1008
Toller, Ernst 848, 940, 1004f
Tolman, Edward C. 258, 261, 306, 312
Tolnay, Charles de 866
Toman 796
Torberg, Friedrich 941
Toschek, Bruno 672
Townes, Charles 762
Toynbee, Arnold Joseph 430
Trappl 418
Tratz, Eduard 52
Trauberg, Leonid 878
Traum, Eduard 1024
Traven, B. 1005
Trebitsch, Erwin 1035
Trebitsch, Siegfried 445, 939
Treu, Emanuel 446, 954
Trillat 695f
Tritsch, Walter 939
Troch, Inge 755
Troeltsch, Ernst 158, 516, 659
Trotzki, Leo 244, 795 f, 1006
Trujillo, Leonidas 1004
Tschadek, Otto 913
Tschechow, Anton 589, 593
Tschitscherin, Georgi W. 795
Tschuppik, Karl 959, 1054f
Tuchmann, Emil 779f
Tulving 420
Tumlirz, Otto 301
Tungl, Elfriede 755
Tuppy, Hans 17, 19, 505
Turba, Gustav 55
Türkei, Helene 896
Turnheim, Fritz 977
Twardowski, Kasimir von 298
Tyndall, A. M. 747, 749

Übersberger, Hans 55, 478, 683, 908
Uhlirz, Karl von 56
Uhlirz, Mathilde 56
Uhse, Bodo 941, 1005
Ullmann, Ludwig 939, 942
Ullrich, Hermann 435, 602, 840, 983 1053
Ungar, Leopold 946
Unger, Josef 716
Urbach 233, 235
Urbach, Anna 670, 723f, 726
Urbach, Erich 776
Urbach, Franz 3 7, 668, 670, 713, 717, 722f, 726
Urban, Paul 701, 727
Urbanitzky, Grete von 1080
Uris, Leon 899
Vajda, Ladislaus 875
Vajda, Stefan 33, 121, 734
Valéry, Paul 660
Van-Stockum 963
Vanzetti 499
Vargas, Getúlio 1012, 1014

Varian 760
Veblen 132
Veblen, Oswald 205f
Veblen, Thorstein 94, 99, 205
Velde, Henry van de 647
Venus, Theodor 848, 851, 863
Verkauf-Verlon, Willy 76, 605, 1021, 1053
Verlon, Andrês. Verkauf-Verlon Willy
Vetter, Adolf 646
Vetter, Hans A. 624
Viertel, Berthold 36, 523, *524*, 584—598, *598*, 874, 994, 1058—1061
Vinci, Leonardo da 395
Vivanti, Paolo 389
Voegelin, Eric 35, 321, 334, 449, 518
Vögelin, Erich s. Voegelin, Eric
Vogelsang, Karl 458
Volk. Richard 1007
Volk-Friedland Else 1007, 1010
Volksheimer, Gerhard 89
Voltaire, Francois M. A. 393
Voltelini, Hans von 459
Vranitzky, Franz 22, 505, 738

Wacek, Anton von 694f
Wacek, Karl 926
Wagener, Hilde 428
Waggerl, Heinrich 548
Wagner, Gertrude 34, 320, 353
Wagner, Hans 508, 1024
Wagner, Helmut R. 335
Wagner, Ludwig 361
Wagner, Martin 645
Wagner, Otto 623
Wagner, Richard 506, 515, 916f, 919ff, 923
Wagner-Jauregg, Julius 269, 271, 28 8ff, 781
Waismann, Friedrich 33, 119, 129, 143, 163f, 171ff, 175—179, 181 — 187, *187*, 189, 192, 451
Waitzfelder, Frederic 612
Wald, Abraham 33, 121, 400, 411, 449
Waldbrunner, Karl 736, 977
Waldenfels, Bernhard 337
Wälder, Jenny 33, 239
Wälder, Robert 33, *215*, 225
Waldheim, Kurt 329f, 1078
Waldinger, Ernst 1058
Wallenberg, Raoul 484
WS llgren, Gun 967
Walling, John C. 762
Wallis, Kurt 1008
Walras, Leon 94, 404
Walsh, Don 762
Walter, Arnold 602
Walter, Bruno 141, 580, 616, 986
Walter, Hans s. Przibram, Karl
Walter, Hans-Albert 102, 108
Walter, Robert 463
Wambacher, Herta 672, 721
Wangenheim, Gustav von 1044
Wangermann, Ernst 35, 485, 488, 506—508, *508*
Wanke 1078
Warburg 694
Warburg, Aby 626f
Warburg Max 430, 989
Wärndorfer, Fritz 646, 649
Warynski, Stanislaw 325
Washington, George 612, 1079
Wasicky, Richard 73, 783, 942, 947
Wasservogel, Ernst 969
Watermann, August 961
Watson, John 312
Watson, Seaton 66
Weber, Alfred 516
Weber, Max 100, 324f. 334—33 7, 516. 659f
Webern, Anton von 915, 919, 924
Webster, Ronald 392
Wegscheider, 135. 689, 693
Wegscheider, Rudolf 756
Wehner, Herbert 106
Weidenholzer, Josef 324, 513
Weigel, Hans 941, 955
Weigl, Karl 602, 923f
Weinberger, Lois 800
Weingartner, Felix 923
Weinhandl, Ferdinand 120, 299
Weinreb, Leo 1024
Weinzierl, Erika 20, 31. 51, 476, 515 601, 915. 1048
Weiser, Max 949
Weiss, 695
Weiss, Alexander 965
Weiss, Armand 977, 979
Weiss, David Walter 1025
Weiss, Edoardo 247
Weiss, Erika 691
Weiss, Friedrich s. Wyatt, Frederick
Weiss, Joseph 671, 687
Weiss, Konrad 782
Weiss. Lore 691
Weiss, Paul 666, 670
Weiss, Peter 956, 965
Weißberg-Cibulski, Alex 736, 979
Weisselberg, Konrad 977. 979
Weissenberg, Karl 684, 688
Weisskopf, Victor F. 28, 37, 71, 666, 670f, 673, 684, *697*, 698, 719
Weisskopf-Joelson, Elisabeth 257
Weißmann, Emmerich 268, 270f 277f
Weisz. Benjamin 1025
Weixlgärnter, Arpad 971
Wellek, Albert 252
Wellesz, Egon 36. 84. 517, 601 f, *615*, 616—620, 709, 1053
Wellesz, Elisabeth *615*
Wellesz, Emmy *615*
Wenkart, Ernst 1024
Werfel. Franz 525, 587, 938—942, 986, 990, 1053
Werner, Eric 602
Werner, Heinz 256
Wertheimer, Max 98, 258, 311
Wertheimer, Samson 485
Wertig 292
Wertow, Dziga 877
Wessel, Klaus 640
Wessely, Paula 967
Westphalen, Ferdinand 58
Wexberg, Erwin 33, 234, 238, 268, 271, 277ff, 291
Weyl, Hermann 311, 730
Weywoda, Otto 736
Whale, J. S. 691
Wheeler 132
White, Frederick 145
White, John s. Schwarzkopf, Hans
White, Lynn 932
Whitehead, Alfred North 196, 342
Wickham, L. 718
Widmann, Horst 1017, 1019
Wiedmann, Albert 777
Wien, Wilhelm 156
Wiene, Robert 8721
Wiese, Benno von 576
Wiese, Leopold von 351
Wieser, Friedrich von 95, 396, 399, 404, 406, 417, 646
Wiesinger, Zoltan 271, 278
Wilde, Oscar 395
Wilder, Billy 950
Wildgans, Anton 539, 1053
Wilhelm 299
Wilhelm II 95, 853, 1075
Wilkes, K. V. 310
Willenberg, Gabi 297
Williams, Tennessee 594
Willmann, 224
Willstätter, Richard 90, 696, 702
Wilson, C. T. R. 717
Wilson, Harold 389
Wilson, Robert 762
Wilzin, Leo 603
Wimmer, Lothar 446
Wind, Edgar 626
Windelband, Wilhelm 325, 516
Winkler, Wilhelm 603
Winner, Peter 969
Winter 796
Winter, Ernst Karl 34f, 77, 321, *457*, 458—462, 485, 989, 1055
Winter, Max 852
Winternitz, Emanuel 449
Winterstein, Alfred 212, *215*
Wirth, Hermann 51 f
Wirth, Louis 259f
Wirtinger, Wilhelm 121, 133, 693, 744, 753f
Wischnitzer, Alexander 976, 978
Wittels, Fritz 212, 223, 226
Wittgenstein, Ludwig 33, 119, 128f, 161, 171 f, 178, 180, *187*, 204, 309, 417, 684, 688, 887
Wlach, Oskar 36, 624, 629, 646, 649
Wlassak, Moritz 516
Wodak, Walter 357
Wohlbrück, Adolf 967
Wohlgenannt, Rudolf 418
Wolf 693f
Wolf 237
Wolf, Friedrich 586
Wolf, Hugo 920, 923
Wolf, Karl 33, 121
Wolf, Käthe 257, 298
Wolfe, Lee 169
Wölfflin, Heinrich 659
Wolfram, Richard 52, 55
Wolfskehl, Karl 145
Wolloch, J. 690
Wolmut, Gerty 939
Wolters, Gereon 156
Wolzogen, Ernst von 610
Woodger, Joseph Henry 143, 184
Worbs, Dietrich 649
Worthis, Joseph 225
Wotruba, Fritz 445ff, 955
Wright, H. Myles 760
Wrong, George M. 388 f
Wulf, Joseph 539
Wulff. Moshe 224
Wunderer, Alexander 711
Würzner, Hans 959
Wyatt. Frederick 255, 257, 262
Wyneken, Gustav 230

Yaalon, Dan 1024
Yaron, Reuven 1025

Zach, Josef 1079
Zach-Fessler 978
Zalai, Béla 865
Zaloscer, Hilde 634—644, *644*
Zawirski, Zygmunt 190
Zawisch-Ossenitzs, Carla 783
Zechner, Leopold 17
Zeidler, Jakob 54
Zeisel, Eva 426
Zeisel, Hans 34, 321, 328—331, *331*, 350—353, 360, 364, 425, 931
Zeisel, Ilse 328
Zeissl, Hermann von 774
Zeller, Alfred 667
Zemlinsky, Alexander von 919
Zernatto, Guido 940, 986, 992, 1005, 1052
Zerner, Ernst 667f

Zerner, Gertrude Diane s. Maengwyn-Davies, Gertrude Diane
Zerner, Lisi 843
Zernik, Clementine 76
Zessner-Spitzenberg, Hans Karl 59, 616
Zilboorg, Gregory 227
Zilk, Helmut 23
Zilsel, Edgar 33, 98, 119, 142, 160, 163, 172ff, 183, 189, 192, 222, 320, 887, *928*, 929—932. 992
Zilsel, Paul Rudolf 119, 889, 929, 1024
Zimmermann 800
Zimmermann, Gideon 1024
Zwaniecki, Florian 334f
Zoitl, Helge 476
Zola, Emile 634, 848
Zucker, Erwin 76, 798, 837, 940
Zuckerkandl, Emil 815
Zuckerkandl, Victor 602
Zuckerkandl-Szeps, Bertha 938
Zuckmayer, Carl 941
Zunterstein, Gerti 691
Zunterstein, Paul 691
Zweig, Friederike 938, 940
Zweig, Stefan 36, 71, 93, 275, 539, 634, 840, 940f, 959, 970, 993, 1014f, 1058
Zyromski 910

BILDNACHWEIS

AK-Dokumentation, Wien: 750; Prof. Alexandra Adler, New York: 292; Oswald Amstler, *Solidarität zu Kindern in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern.* Wien: Sensen-Verlag 1982: 905, 906; Gerd Arntz, Den Haag: 323, 739; Aufrisse. Zeitschrift für politische Bildung 1/1987: „Kultur des Exils. Am Beispiel GB.“, hrsg. von S. Bolbecher/K. Kaiser: 985. Leola Bergmann, Iowa (USA): 180; Prof. Bruno Bettelheim, Los Angeles: 220; *Bildung bewegt. 100 Jahre Wiener Volksbildung.* Hrsg. U. Knittler-Lux. Wien: Verband Wiener Volksbildung 1987: 890, 914; Prof. Kurt Blaukopf, Wien: 605; Dr. Karl Corino, Bad Vilbel (BRD): 545; Prof. Ernest Dichter, New York 30; Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Wien (DOW): 139, 154,428,494,524,608,615,680,708,801,842,847,945,958,985,975, 997, 1003, 1011; Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur, Wien (DÖL): 522,563,598; Dr. Johann Dvořak, Wien: 890; Prof. Rudolf Ekstein, Los Angeles: 241; Dr. Karl Fallend, Wien: 246; K. Fallend/W. Kienreich (Hrsg.), *Zur Geschichte der Psychoanalyse.* Salzburg: Werkstatt — Buch im Umbruch 1986: 198, 250; Karl Fallend, *Wilhelm Reich in Wien. Psychoanalyse und Politik.* Wien—Salzburg: Geyer-Edition 1988: 246; Prof. Kurt R. Fischer, Wien: 830; Josef und Renee Gicklhorn, *Die österreichischen Nobelpreisträger.* Wien: Bergland Verlag 1958: 680, 705; Dr. Kurt Görlich, Wien: 522; Prof. Alfred Gisel, Wien: 793, 818; *Gödel Remembered.* Ed. P. Weingartner/L. Schmetteret. Napoli: Bibliopolis 1987: 124;Prof. Franz Goldner Richmond Hill: 498; *Arnold Hauser im Gespräch mit Georg Lukács.* München: Verlag C. H. Beck 1978: 662, 884; Dr. Fritz Hausjell, Wien: 862; Hochschule für Angewandte Kunst in Wien, Archiv: 658; 1 Robert Holzbauer, Wien: 457; Prof. Kurt Hoselitz Croydon (GB): 750; Dr. Adolf Hübner, Kirchberg/W. (A): 187; Prof. Marie Jahoda, Sussex (GB): 344; Felix Kaufmann, *The Infinite in Mathematics, Logico-mathematical Writings.* Ed. B. F. McGuiness/Introduction E. Nagel. Dordrecht—Boston—Lancaster—Tokyo: Reidel 1978: 457; G. Kerber/A. Dick/W. Kerber (Hrsg.), *Dokumente, Materialien und Bilder zur 100. Wiederkehr des Geburtstages von Erwin Schrödinger.* Wien: Fassbaender 1987. (Zentralbibliothek für Physik, Wien): 732; Alfred W. Kneucker, *Zuflucht in Shanghai. Aus den Erlebnissen eines österreichischen Arztes in der Emigration 1938—1945.* Bearb. und hrsg. von F. Gamillscheg. Nachwort K. R. Fischer. Wien—Köln—Graz: Böhlau 1984: 830, 1034; Prof. Leopold Kohr Wales/Salzburg: 398; Prof. Felix Kreissler Montreuil sous Bois: 505; Prof. Herman Mark, New York: 697; Octave Mannoni, *Sigmund Freud in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1984: 250; *Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 3: Exil in den USA.* Leipzig—Frankfurt/M.: Reclam 1979: 997; Prof. Marie Neurath, London: 131, 203; Prof. Paul Neurath, New York—Wien: 344; *Österreichische Musikzeitschrift 4/1988:* Wien: Lafite Verlag (Elisabeth Kessler—Wellesz): 615; Österreichische Nationalbibliothek Wien, Bildarchiv (ÖNB): 267, 305, 424, 432, 472, 494, 697, 732; Prof. Else Pappenheim, New York 229; The Proceedings of the British Academy, 46, 1960: 187; *Profil,* Wien 19. Jänner 1987: 633; *PSA 1970. In Memory of Rudolf Carnap.* Ed. R. C. Buck/R. S. Cohen. Dordrecht: Reidel: 197, 131; Karl Sablik, *Julius Tandler. Mediziner und Sozialreformer.* Wien: Verlag A. Schendl 1983. (Prof. Alfred Gisel) 793, 814; Dr. Wolfgang Reiter, Wien: 729; Schiller— Nationalmuseum und Deutsches Literaturarchiv Marbach/N. (BRD): *Marbacher Magazin:* 556; Dr. Werner Schimanovich, Wien: 124, 210; Dr. Josef Schneeweiss, Wien: 814; Prof. Egon Schwarz, St. Louis (USA): 537; Prof. Margarete Schütte-Lihotzky. Wien: 633; Kurt Seliger, Wien: 327,955; Prof. Johannes Spalt, Wien: 624, 658; Jenka Sperber, Paris: 574; Gina Stadler, Linz: 508, 514; Richard F. Sterba, *Reminiscences of a Viennese Psychoanalysist.* Detroit: Wayne State Univ. Press 1982: 215; Stiftung Bruno Kreisky-Archiv Wien: 68; Hans J. Thalberg, *Von der Kunst, Österreicher zu sein.* Wien: Böhlau 1984: 448; Prof. Willy Verkauf-Verlon, Wien: 1027; Prof. Hilde Zaloscer: 644; Prof. Hans Zeisel, Chicago: 331; Zentralbibliothek für Physik, Wien: 732; Prof. Paul Zilsel, Seattle (USA): 928; *Stefan Zweig 1881/1981. Aufsätze und Dokumente.* Hrsg. DÖL/Salzburger Literaturarchiv. Red.: H. Lunzer/G. Renner. *(Zirkular,* Sondernummer 2, Okt. 1981): 1016;

Dieser illustrierte Sammelband ist die Dokumentation des erfolgreichen internationalen Symposions – dem ersten seiner Art seit 1945 – über Emigration und Exil Tausender österreichischer Wissenschaftler/innen in der Epoche der Faschismen. Der Band vereint die Referate von meist jüngeren Vertretern der einschlägigen Exilforschung mit den autobiographischen Berichten von heute großteils weltberühmten Frauen und Männern der verlust- und folgenreichen Wissenschaftsemigration – als Zeitzeugen der Vertreibung und Vernichtung der Intellektuellen. In 129 Beiträgen werden der Untergang und die Vertreibung der Vernunft durch Austrofaschismus und Nationalsozialismus aus der Perspektive der wenigen noch lebenden Betroffenen und der gegenwärtigen Exil- und Emigrationsforschung eindrucksvoll vermittelt.

Zusammen mit *Vertriebene Vernunft I* als einer ersten Zusammenschau inländischer Forschung und mit *Kontinuität und Bruch 1938–1945–1955* – beides vom gleichen Herausgeber – ist *Vertriebene Vernunft II* somit eine umfangreiche Bestandsaufnahme des gewaltsamen kulturellen Exodus im Rahmen österreichischer Zeitgeschichte mit seinen katastrophalen Folgen für das geistige Leben der Zweiten Republik. Mit diesem Band wird ein bisher wenig beachtetes und kaum erforschtes Stück österreichischer Geistesgeschichte im historischen Kontext von Holocaust und Massenvertreibung bzw. Anpassung und Kollaboration als eine thematische Einheit präsentiert.

3-8258-7373-0
9 873825 873736
LIT VERLAG
www.lit-verlag.at